



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>







114 g. 2













# **Blätter für literarische Unterhaltung.**

---

**J a h r g a n g 1855.**

**Z w e i t e r B a n d.**





**B l ä t t e r**

für

**literarische Unterhaltung.**

---

**Jahrgang 1855.**

**Zweiter Band.**

**Juli bis December.**

(Enthaltend: Nr. 27 — 52.)

---

**Leipzig:**

**F. A. Brodhaus.**

**1855.**





## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 1. —

1. Januar 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Die Kritik und die producirenden Talente. Von Hermann Marggraf. — Ein Blick in die romanische Literatur Siciliens. Von Ferdinand Gregorovius. — Liebmann, Ein Jesuit. Roman in zwei Bänden. — Indische Dichtkunst. — Amerikanische Romane. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Die Kritik und die producirenden Talente.

Solange producirt und kritisiert wird, haben, wie es den Anschein hat, die producirenden Talente mit den kritisirenden Geistern stets auf einem feindlichen Fuß gestanden. Jene scheinen sich immer als die unverletzlichen, durch Himmelspeise genährten und Himmelspeise spendenden Götter des Olymps betrachtet zu haben, denen die Kritiker wie boshafte, hämische und neidische Dämonen ihren erhabenen Sitz und ihre Ausnahmestellung nicht gönnen wollen. Kaum Einer wußte sich zu einer Höhe olympischer Seelenruhe zu erheben, die, wenn auch nur im entferntesten Abstände, derjenigen gliche, welche der Welt-Schöpfer, an dessen Werken die Menschen nun schon so viele Tausende von Jahren zu mäkeln und allerlei auszuweisen haben, gegen seine unzufriedenen Recensenten beobachtet, ohne sich in der consequenten Fortführung seiner Werke und Welttragödien irgend stören zu lassen. Die irdischen Dichter, die eben nur einzelne Capitel aus der großen Weltichtung nachdichten und oft auch nur nachpfuschen, ja im Grunde auch nur zur Staffage dieses Weltpoems gehören, sind eben nur Menschen und mit allen Attributen menschlicher Schwäche ausgestattet, so wenig sie dies oft auch zugeben wollen. Aber selbst Goethe, der noch am meisten mit der einem Dichter geziemenden olympischen Ruhe ausgestattet war, blieb nicht immer seiner Gereiztheit Herr und rieth einmal in einem schwachen Augenblick menschlicher Aufwallung, einen Recensenten wie einen Hund todtzuschlagen, und ähnlich dachte Bürger bei seinem „Hunde aus der Pfennigschänke“ an einen jener kleinen Klaffer, die ihn aus dem Versteck irgend eines der damaligen Literaturblätter angebellt und nach seinem wohlverdienten Dichterlorber geschnappt hatten.

Auffallenderweise ist es nun aber in unserer Zeit schwer zu sagen, wo der Dichter anfängt und der Kritiker aufhört, und umgekehrt. Fast alle unsere Dichter haben zu Zeiten kritisiert und recensirt und, ihren eigenen Lorber in Ehren haltend, den Ehrenlorber des einen oder des andern Collegen zu zerpfücken gesucht. So that Schiller an Bürger, und auch Goethe folgte den Eingebungen echter Recensentenlaune, als er in den Jahren 1772 und 1773 eine ganze Reihe von Recensionen in die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ lieferte. Damals, in der vor-Götschen und vor-Berther'schen Periode, gährte es noch in ihm; er wußte noch nicht recht, was und wie er dichten sollte; aber er erkannte die Mittelmaßigkeiten, die auf dem deutschen Parnass häufig unverbient die Ehrenplätze eingenommen hatten, und was er gegen sie auf dem Herzen hatte, mußte er aussprechen. Zu der Zeit nannte er sich mit einem gewissen Selbstgefühl selbst einen „Recensenten“, ja an einer Stelle sogar einen „Polizeibedienten des Literaturgerichts“. Erst nachdem er sich von dieser Schärfe oder um so zu sagen kritischen Magensäure befreit, fühlte er sich in jene productive Stimmung versetzt, die es ihm möglich machte, den „Göt von Verlichingen“ und bald auch den „Berther“ zu schaffen. Doch griff er auch später zu Zeiten wieder zum Recensirhandwerke, wie namentlich in den Jahren 1804—6, wo er eine große Zahl Recensionen in die „Allgemeine Jenaische Literaturzeitung“ einrücken ließ. Auch die Goethe-Schiller'schen „Kenien“ sind im Grunde nur Recensionen, und zwar die galligsten, im kleinsten Rahmen. Ebenso sind Herder und Wieland, Legterer im „Deutschen Merkur“, ihren Antipoden oft genug mit dem Scalpirmesser der Kritik in die Perücken gefahren. Bei Lessing war die kritische Thätigkeit sogar

überwiegend, obschon man dessenungeachtet den Dichter der „*Emilia Galotti*“, des „*Nathan*“ und der „*Rinna von Barnhelm*“ zu unsern Dichtern ersten Ranges wohl rechnen müssen. Die Koryphäen der romantischen Schule, die beiden Schlegel, Tieck u. s. w. führten ein wahrhaftes kritisches Sprechregiment und etablierten einen Wohlfahrtsausschuß der Romantik, der, wenn er kritische Hinrichtungen zu decretiren hatte, gar nicht so sentimental und weichlich war, als wenn er die Klänge blühen und die Blumen klingen ließ.

Es ist es denn auch bis auf die jüngste Zeit in Deutschland geblieben und diejenigen unter unsern Dichtern und producirenden Schriftstellern, welche nicht zu Zeiten auch das kritische Handwerk geübt hätten, sind in der That zu zählen. Den verhältnißmäßig Wenigen, die sich dieser kritischen Thätigkeit gänzlich enthielten, fehlte es nicht etwa an dem nöthigen Quantum Olf und Galle und dem guten oder bösen Willen zu kritischer Thätigkeit, sondern sie waren sich bewußt, die zur Ausübung der Kritik gehörende geistige Ausbildung und die genügende Reife des Urtheils nicht zu besitzen; sie befürchteten, sich zu compromittiren in dem richtigen Instinct, daß zur Abfassung einer ordentlichen Kritik mehr Geisteskraft, gewiß aber mehr Logik gehört als zur Abfassung eines Gedichts in der vulgären Virtuosenmanier. Gedanken wollen geordnet sein und fliegen nicht so in der Luft umher, wie Gefühle, Empfindungen und phantastische Vorstellungen. Es gibt jetzt in der That genug Dichter, die keine Prosa schreiben, weil sie dies, ganz abweichend von unsern Dichtern ersten Ranges, angeblich unter ihrer Würde halten; aber man wird wol der Wahrheit näher kommen, wenn man behauptet, sie schreiben keine Prosa, weil sie keine schreiben können. Nichtsdestoweniger sind sie gerade die schärfsten Kritiker (wir erinnern z. B. an Nikolaus Lenau), nur daß sie zu ihren abschälligen Urtheilen die Zunge statt der Feder spitzen. Schnelldichter wie Raupach, dem es nicht an kritischer Schärfe fehlte, verzichteten auf die Ausübung der Kritik vielleicht nur aus Gewerbsrücksichten. Ihre Verse brachten ihnen eben mehr ein. Diese in letzter Zeit allerdings häufiger gewordenen Beispiele stoßen jedoch die Regel nicht um, daß gerade unsere bedeutendern Dichter auch dem kritischen Handwerk nicht abhold waren, in vielen Fällen und zu gewissen Zeiten ihm sogar mit großem Eifer und selbst mit Vorliebe oblagen.

Hier drängt sich nun die Frage dazwischen, ob es von Vortheil sei, daß producirende Dichter zugleich auch im kritischen Gerichtshof mitstigen, mitstimmen und ihr Urtheil öffentlich abgeben, oder ob es vorzuziehen sei, daß nur Nichtproducenten das kritische Richteramt üben. Man könnte gegen die Vereinigung beider Functionen in einer Hand einwenden, daß der Dichter und producirende Schriftsteller gewissermaßen in eigener Angelegenheit nicht zugleich Richter sein könne, daß er der Gefahr ausgesetzt sei, im eigenen Interesse und zur Aufrechterhaltung seiner eigenen Kunstprincipien ein parteiliches, selbstliebendes Urtheil abzugeben. Diese Gefahr ist vor-

handen, aber sie ist bei weitem nicht so groß als die Gefahren, die mit der Ausübung der Kritik von Seiten eines nichtproducirenden und der Production gänzlich unfähigen Autors drohen. Es ist eine alte Erfahrung, daß Kritiker, die aus einem Uebermaß an kritischer Schärfe und verständiger Mäxternheit niemals dazu gelangt sind, etwas Poetisches zu schaffen, entweder schon von Hause aus nicht fähig und bald genug waren, die ruhige Schönheit eines Dicht- und Kunstwerks zu genießen, oder diese Fähigkeit bei längerer Ausübung des kritischen Amtes allmählig ganz einbüßten, bis sie aller Production überhaupt abweisend und negirend gegenüberstanden. Der producirende Dichter, der zugleich Kritiker ist, wird wenigstens die ihm verwandte Richtung jederzeit gelten lassen, obschon er gewisse Mängel auch hier mit feinerem Tastsinn erkennen wird als Andern; und dann kennt er die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Production so genau, er ist so in die Geheimnisse der Technik eingeweiht, er überseht die Mittel, die ihm zugebote stehen, in so weitem Umfange und er hat ein so leises Gehör für innern wie äußern Wohlklang, einen so scharfen sich nicht entgehenlassenden Blick für verborgene, dem Laien weniger in die Augen fallende Schönheiten, daß er gewiß auch Talente, die in anderer ihm weniger zusagender Richtung produciren, bei aller Strenge billig beurtheilen und die verschiedenen Schönheiten in ihren Leistungen anerkennen wird. Jedenfalls ist es ein Erfahrungssatz, daß unsere größten Dichter im Allgemeinen zugleich auch unsere billigsten und der Sache der Kritik wie der Poesie förderksamsten Kritiker waren. Wir berufen uns hier auf die Worte, die der junge Goethe bei Gelegenheit einer Besprechung von Sulzer's „*Allgemeiner Theorie der Kunst*“ in den „*Frankfurter Gelehrten Anzeigen*“ aussprach:

Es enthält dieses Buch Nachrichten von einem Manne, der in das Land der Kunst gereist ist, allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin geliebt, nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt. Es ist Polybios der Historiker und nicht Thukydides und Xenophon der General, Hume der Scribent und nicht Burnet der Staatsmann, der schreibt.

Wie aber vereinbart man die eine Thatsache, daß unsere bedeutendsten Dichter an ihren Arbeitspflug neben den geflügelten Pegasus auch den breitstirnigen und hartnackigen Stier der Kritik ins Joch zu spannen pflegten, mit der andern Thatsache, daß sie trotzdem auf alle Kritiker und Recensenten zu Zeiten sehr schlecht zu sprechen waren? Einmal ist es ganz etwas Anderes, selbst an Andern Kritik zu üben, und etwas Anderes, sie an sich ausüben lassen zu müssen. Auch im gewöhnlichen bürgerlichen Leben gibt es sehr Wenige, welche nicht Dirsam oder Jenem Uebles nachsagen, aber sehr böse werden, wenn sie zufällig in Erfahrung bringen, daß dieses durch sie in den Mund der Leute gebrachte Individuum von ihnen selbst schlecht gesprochen hat. „Ja, Bauer, das ist ganz was Ander's!“ ist eine Fabelmoral, die in diesen und unzähligen andern Fällen stets ihre Geltung behalten wird. Alsdann ist auch nicht zu leugnen, daß nicht

nicht auf einem andern Felde als dem der Kritik so viele Unberufene mit Hand ans Werk legen — Leute, die ebenso wenig Wohlwollen für den einzelnen Autor haben als sie sich das Gedeihen der Literatur überhaupt am Herzen liegen lassen, die kein Gerechtigkeitsgefühl, keine genügende ästhetische Bildung, keine Einsicht in die Literaturentwicklung im Ganzen und Großen besitzen, weil sie sich nie die Mühe gaben, den Gang der Literatur mitforschend oder auch nur mitführend und mitgenießend zu verfolgen, denen die Literatur mithin nur als ein Conglomerat vereinzelter, unzusammenhängender und zufälliger Facten erscheint und die daher die literarische Erscheinung, über die sie zu urtheilen sich herausnehmen, ebenfalls nur wie etwas Vereinzelteres und Zufälliges besprechen, und zwar nur zu oft vom Standpunkt der Animosität, Privatgeheißigkeit oder des gerade waltenden Tagesgeschmacks aus, möge er auch noch so verderbt, falsch und verwerflich sein. Ist nun das literarische Product, welches das Object ihrer Kritik bildet, ein so unbedeutendes, daß es gleichgültig erscheint, ob es überhaupt in der Literatur existirt oder nicht, so mag man sich auch diese Art der Kritik gefallen lassen, weil dann wenigstens das Product nicht höher steht als die Kritik, die an ihm geübt wird; aber nicht selten erheben solche Kritiker oder Recensenten — denn zwischen beiden wird man wol einen Unterschied gelten lassen dürfen — gerade das Mittelmäßige, für das sie allein ein Verständniß haben, während sie das Bessere und Gute zu sich in den Staub, in dem sie selbst geboren sind und leben, herabzugiehen lieben. Da sie keine eigenen Gedanken haben und sich nicht einmal die Mühe geben, die Gedanken höherer Geister sich zueigen zu machen, so helfen sie sich mit jenen hohlen Phrasen, welche die Menge blenden und vom eigentlichen Kern ableiten und von denen es, heute mehr morgen weniger, gerade in der deutschen Journalistik wimmelt. Unselbständig und haltlos wie sie sind, bilden sie nicht selten den trompetenden und posaunenden Musiktrupp irgend eines industriösen Autors, der ihre Kunst zu gewinnen weiß; denn dieses Schloß läßt sich leicht imponiren. Auf ihre Treue wird der Gefeierte jedoch niemals für die Dauer rechnen können, wie sie nicht auf seine. Es sind die Winkelkritiker, die, oft in persönlicher Weise, zu kleinlich persönlichen oder zu Winkelcliquenzwecken in Winkeljournalen ihre Besen treiben, sich aber auch nicht selten durch Correspondenzen, kleine Privatmittheilungen, gelegentliche Recensionen und Notizen auch in geachteteren und einflussreicheren Blättern durch irgend ein Hinterspörchen einzuschleichen wissen. Wie sehr sie trotz ihrer eigenen Unbedeutendheit, die sie durch Bosheit wie durch ihre Menge ersetzen, Schaden und Vergerniß zu stiften im Stande sind, erkennt man ja am besten aus den gelegentlichen Ausfällen selbst unserer größten Dichter gegen diese Art Recensenten-thum.

Man handelt aber sehr unrecht, wenn man für die Sünden dieser kritischen Buschlepperei auch die ernste einem höhern Ziele nachstrebende Kritik büßen lassen will,

wenn Dichter, Künstler, Schauspieler, die sich nicht selten um das Lob dieser allerdings Lärm genug machenden Pseudokritik sehr eifrig bemühen und ihr dadurch eine Pflege und eine Art Anerkennung verschaffen, durch die sie allein am Leben erhalten wird, die höhere Kritik misachten, ignoriren, verunglimpfen und sich anstellen, als sei gerade sie der systematische und geschworene Todfeind aller Production und als würde es mit dieser viel besser stehen, wenn alle Kritik aufhörte, d. h. diejenige, die sich zu selbständig fühlt, um den producirenden Talenten in Allem zu Munde zu reden. Wobei noch dies zu beachten, daß fast Jeder den Tadel ebenso gern als das Lob ungern an des Nächsten Thür anklopfen hört. Das Lob, das man dem Einen spendet, empfinden Andere leicht als eine gegen sie gemünzte Rüge und Zurücksetzung, und im Grunde betrachtet Jeder nur die Kritik als die wahre, die ihm ebenso viel Lob spendet als dem Andern entzieht. Für das Lob ist Jeder zu jeder Zeit zuhause; rückt aber den Tadel an, so heißt es: bemühe dich doch hier in das Haus rechts nebenan; da wohnt Der, den du zu suchen kommst!

Von der unter den producirenden Talenten herrschenden Abneigung und blinden Wuth gegen alle und jede Kritik ist ein recht wunderliches Zeugniß eine außerhalb der Künstlerkreise sehr wenig bekannt gewordene Broschüre, eine gegen die „Kunstschreiber“ in Form eines Sendschreibens erlassene Kriegserklärung, zu der sich 1833 die bedeutendsten römischen Künstler: J. Koch, V. Weir, F. Catel, J. Ch. Reinhardt, die beiden Niepenhausen, F. R. Meyer und selbst Thorwaldsen zusammengethan hatten. Thorwaldsen bereute es freilich bald, sich zur Mitunterzeichnung bequemt zu haben, und der Bildhauer Wagner kreuzte sogleich den Tadel, womit die Broschüre bei ihrer Ankunft in Rom begrüßt wurde, mit seiner entschiedensten Mißbilligung. Es gibt ja unter einer Zahl unbesonnener und wild gewordener Männer immer Einzelne, welche bei Vernunft bleiben und zur Vernunft reden, und ein Mann wie Cornelius hätte sich niemals die Unterschrift zu einer solchen Schmähschrift abnöthigen lassen. Besagtes Pamphlet gibt uns seinem Inhalte wie seinem Ton nach an dieser Stelle zu ergiebigen Stoff, als daß wir uns versagen könnten, auf dasselbe mit einigen Worten zurückzukommen, zumal die Broschüre bei der ihr von ihrem Verfasser später selbst gewünschten Unterdrückung ohne Zweifel eine große Seltenheit und Curiosität geworden ist, deren vorübergehende Bekanntheit zu machen uns selbst in München nicht ohne Schwierigkeit gelang. Es ist ganz unbegreiflich, wie so namhafte Künstler ein solches Nachwerk nicht nur zusammenschreiben, sondern selbst unter der Flagge ihrer geachteten Namen vom Stapel laufen lassen konnten. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß selbst gebildete Deutsche, wenn sie ihrem Vergnügen Lust machen wollen, in einen Ton verfallen, der ihrer Stellung und Bildung wenig würdig ist und dessen sie sich auch meist sehr bald zu schämen Ursache haben. Auf dem von Reinhardt erfundenen Titelblatt



jener sehr schlecht stilisirten Broschüre erblickt man einen „Kunstschreiber“ mit seinem von einem Affen bedienten „Recensirkasten“ und darunter das Motto:

Der Doctor alhier sich präparirt,  
Daß er sein kritische Blätter schmirt. \*

In dieser Broschüre wird unter Anderm den Kunstschriststellern gerathen, nach Rom zu gehen und dort zu hören, „mit welcher Geringschätzung und Herabwürdigung die gesammten Künstler zu Rom von deren Journalartikeln reden“, und weiter heißt es:

Auf alle Weise sucht man die Kunstschreiber lächerlich zu machen, man betrachtet sie indessammt als eine einzige Person, die man nicht genug erniedrigen könne. Jeder, der Geringsste wie der Größte, verbraucht seinen Wisz an ihnen. Kaum haben die Künstler nur die Vermuthung von einem hier ankommenden Gelehrten, daß er über Kunst schreibt, so wird er gleich mit schelen Augen angesehen und Jeder hält sich fern von ihm.

Diese Stelle wird hinreichen, um die Tonart, aus welcher diese Broschüre geschrieben ist, zu kennzeichnen. Jeder „verbraucht“ seinen Wisz an den „Kunstschreibern.“ Das thut man auch jetzt noch in München wie in Düsseldorf; doch ist dieser Wisz, soviel man davon hatte, längst schon aufgebraucht. Schade nur, daß man ohne diese „Kunstschreiber“ nicht existiren kann, daß man immer wieder zu ihnen seine Zuflucht nehmen muß, wenn man das Bedürfnis fühlt, ein eben vollendetes Bild dem Publicum und den Kunstfreunden empfehlen oder seine Richtung gegen den verderbten Geschmack des Publicums oder gegen die drohende Concurrenz eines Nachbatalents in Schutz genommen zu sehen. Die ausübenden Künstler (Wenige wie Schnorr, Schadow, E. Förster, welcher Letztere früher wenigstens seinen Pinsel geführt hat, ausgenommen) besitzen nicht in hinlänglichem Grade schriftstellerische Fähigkeit oder zu wenig philosophische oder auch nur allgemeine Bildung, um die Feder führen zu können, man muß sich also an die verhassten „Kunstschreiber“ wenden, wobei wir übrigens bemerken, daß es zu einem richtigen und gebiegenen Kunsturtheil durchaus nicht nöthig ist, ausübender Künstler zu sein oder gewesen zu sein. Es würde uns zu weit von dem Gegenstande dieser Betrachtung abführen, wenn wir diese Behauptung näher motiviren wollten; wir heben daher nur die Thatsache hervor, daß die Malerei und die Bildhauerkunst wie die Musik in vielen Familien vom Großvater bis zum Enkel und zwar in steigender Zunahme der Meisterschaft erblich gewesen sind, daß man häufig von Künstlerfamilien aber niemals von Dichterfamilien gehört hat.jene Künste lassen sich also erlernen, und über etwas Erlernbares läßt sich von einem Laien, vorausgesetzt daß er das erforderliche ursprüngliche Gefühl für das Schöne besitzt, die nöthigen kunstgeschichtlichen Studien gemacht und seinen Blick durch vergleichende Anschauung zahlreicher Kunstwerke geschärft hat, mit größerer Sicherheit ein richtiges Urtheil fällen als über ein Unerlernbares. Denn wenn schon die Dichtkunst auch ihre Technik hat, die erlernt werden muß, so hat sie zuvörderst auch ein Inneres, ein unennbares Etwas, das von Keinem erlernt werden, das Keiner sich geben, Kei-

ner erben kann. Daher auch die Erscheinung, daß Windelmann, der die Kunst nicht praktisch ausübte und daher, wenn er jetzt noch lebte, von unsern Künstlern sehr wahrscheinlich zu den „Kunstschreibern“ gerechnet werden würde, auf die Kunst einen reformatorischen Einfluß gehabt hat, wie niemals ein bloßer Aesthetiker ihn auf die Entwicklung der Dichtkunst geübt hat und üben konnte. \*) Wir haben heutzutage keinen Windelmann mehr, aber wir haben doch eine Menge Federn, die auf dem Gebiete der Kunstschriststellerei Etwas leisten und fortbauend bemüht sind dem Publicum den Schlüssel zu dem genauern Verständniß der von unsern Künstlern geschaffenen Werke an die Hand zu geben. Ohne diesen kritischen Schlüssel würden der Menge die Compositionen von Cornelius wie Kaulbach nur ein unverständliches Durcheinander sein, aus dem sie wol einzelne Schönheiten herausfühlen würden, ohne jedoch zu wissen, was mit ihnen anfangen. Dem modernen Geschlecht ist ein so geringer Grad von Farben- und Formensinn angeboren, daß — zumal bei der sich in den Vordergrund drängenden Menge von Fragen und Caricaturen — mit dem bloßen blöden Anschauen von Kunstwerken noch sehr wenig gethan ist. Die Zahl Derer ist bei uns ungemein groß, denen, wie Schiller sagt, die Kunstgebilde wie den Vandalen „Stein“ sind, denen sie „ewig schweigen“, denen sie nie von den Gesteilen steigen „in des Lebens frischen Reichthum“, die, wie Shakespeare sagt, „keine Musik haben in sich selbst“, die, wie Goethe sagt, „die echten reinen Gesunden krank nennen, damit nur sie, die Kranken, gesund heißen“. Hölderlin nannte uns sammt und sonders „hyperboreische Barbaren“. Nun, wenn wir das sind, so sollten unsere ausübenden Künstler noch dem Himmel Dank wissen, wenn sich Leute finden, welche das Publicum an der Hand der Kritik wenigstens in die Vorhallen des Kunstverständnisses einführen. Wir leben einmal nicht mehr in den naiven Zeiten der Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Rafael und Albrecht Dürer; aber auch diese waren Gelehrte und kritischer und allseitiger gebildet als manche Künstler, die, wie früher beim Stubenvollbräu, so jetzt im Kaffeehause Schaffroth für ihre künstlerische Bildung genug gethan zu haben glauben, wenn sie gegen die „Kunstschreiber“ in der „Allgemeinen Zeitung“ und in andern Zeitungen ihrer Junge freien Lauf lassen.

Auch von Seiten seiner schriftstellerischen Kollegen möge der Kritiker, wie von Seiten der Künstler, Componisten oder gar Schauspieler und Virtuosen keinen Dank erwarten, er möge dafür Ersatz beim Publicum suchen, insofern ihm dieses die Anerkennung nicht versagt, ehrlich gestrebt und gesprochen und nach den Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit sein schwieriges

\*) Diese Behauptungen könnten allerdings mit dem weiter oben angeführten Ausspruch des jungen Goethe im Widerspruch zu stehen scheinen; aber es ist nicht außer Augen zu lassen, daß Windelmann in seiner Kunstkritik eben productiv war und Sulzer nicht. Windelmann war nicht bloß ins Land der Kunst „gereist“, er war darin „geboren“, hatte darin „gelebt, gelitten und genossen“, mehr als irgend ein ausübender Künstler.

Kant verhältet zu haben. Der Kritiker ist, praktisch ausgedrückt, nur der Vermittler zwischen dem Producenten und Consumenten; er ist dazu da nach bestem Gewissen und Dafürhalten dem consumirenden Publicum zu sagen, ob das von dem Producenten auf den Markt gelieferte Product etwas und wie viel es werth sei. Weiter geht seine Verpflichtung fürs erste nicht, und mehr haben Verleger und Producent nicht von ihm zu fordern, obgleich sie meist auch in den Fällen erwarten, das Product als ein preiswürdiges von ihm empfohlen zu sehen, wenn es seines Preises nicht würdig ist. Der Kritiker, vorausgesetzt daß er ehrlich und richtig zu urtheilen fähig ist — und wenn er beides nicht ist, verdient er eben nicht Kritiker zu sein —, hat also nach zwei Seiten hin die Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen: er darf das literarische Product eines Autors nicht unter seinem Werthe anschlagen, was den Autor, aber auch nicht über seinem Werthe, was das Publicum benachtheiligen hieße. Die Aufgabe, Publicum und Autor zu belehren und namentlich diesen auf seine Fehler aufmerksam zu machen, kommt, genau genommen, erst in zweiter Reihe. Jenes Verhältniß ist aber das einfache und ursprüngliche, nur daß es häufig verkannt und dann ohne Rücksicht auf Das, was das Publicum zu fordern hat, das Product aus dieser oder jener unreinen Nebenabsicht bald weit über seinen Werth angeschlagen, bald ungebührlich unterschätzt wird. Literarische Producte, an denen gar nichts lobend hervorzuheben wäre, sind vielleicht ebenso selten als Producte, an denen Alles ohne Ausnahme preiswürdig und tadellos wäre, und es hieße gegen den nach beiden Seiten festzuhaltenden Grundsatz der Gerechtigkeit verstoßen, wenn man im ersten Falle das Lobenswerthe, im zweiten das Tadelnswerthe verschweigen wollte. Nun gibt es aber freilich Autoren, welche anzunehmen scheinen, daß der Kritiker nicht um der Literatur und des Publicums, sondern allein um ihrerwillen, am allerwenigsten aber um seiner selbst willen da sei, sodas sie, seine Persönlichkeit für nichts achtend, zu verlangen scheinen, er solle allein ihren eigenen Vortheil vor Augen haben, selbst auf die Gefahr hin, seine Urtheilsfähigkeit bloßzustellen und sich in der Meinung des Publicums zugrunde zu richten. Sie verkennen in ihrer Blindheit, daß, nachdem der Kritiker sich so discreditt, auch sein Lob keinen Werth und für sie selbst keinen Nutzen hat. Wenn irgend etwas die bei Kritikern häufig hervortretende Geringschätzung entschuldigen kann, so sind es gerade diese zudringlichen Zumuthungen, die ihn erkennen lassen, daß er es mit bloßen Egoisten zu thun hat, die von ihm Opfer verlangen — selbst das Opfer der eigenen persönlichen Würde und Selbstständigkeit —, ohne selbst Gegenopfer zu bieten und bieten zu können.

Freilich würden die Leiter der Kritik in Deutschland eine ganz andere Stellung einnehmen, wenn sie mehr zueinander hielten, wenn sie weniger einander ignorirten und mehr Einer auf den Andern Bezug nähmen, wenn sie sich als Außenwerke an einer gemeinsam zu vertheidigenden Festung betrachteten, die so construirt sind, daß

jedes das andere mit vertheidigt. Abweichende Meinungen in Nebenfragen gibt es ja überall, und es sollte, meine ich, genügen, wenn man in den Hauptfragen, auf die es zumeist ankommt, miteinander übereinstimmt. Aber man vergißt diese über jene, entfremdet sich und geht immer weiter auseinander, bis man sich oft plötzlich sogar in feindlicher Stellung einander gegenüber erblickt. Mit dem den Deutschen eigenen individuellen Hochmuth und der Sucht, allein Recht zu haben, sucht man seinen Stolz in einer isolirten Stellung, inmitten seines kleinen Publicums. Allerlei Kleinliche Nebenrücksichten und Bedenken kommen hinzu, um diese Spaltungen hundertfältig zu machen, und aus bloßem Widerspruchsgeist, der mit dem nothwendigen „Aufeinanderlagen der Geister“, wie Luther sich ausdrückt, nichts gemein hat, nennt der Eine ein Ding krumm, wenn der Andere es gerade nannte, selbst wenn Dieser Recht hatte. Findet sich nun auch einmal ein Kritiker und Leiter eines kritischen Instituts, der seinen Collegen durch häufige Citate und Worte der Anerkennung seine Achtung und seinen guten Willen, mit ihnen zu halten, an den Tag legt, so verliert doch auch er allmählig hierzu die Lust, wenn er zu seiner Betrübnis wahrnimmt, daß ihm sein freundliches Entgegenkommen nicht vergolten wird, daß man von allen Seiten darauf hinarbeitet, ihn so zu isoliren, wie man selbst isolirt ist. Den Geist der Kamraderie habe ich hierbei natürlich nicht vor Augen, sondern nur die würdevolle Stellung der kritischen Streitkräfte im Allgemeinen, ihren Einfluß auf die Gesamtheit, ihr Zusammenwirken in den Hauptfragen. Die Kamraderie, bei der es sich nicht um literarische Interessen als solche, sondern um einzelne Persönlichkeiten handelt, ist beim Publicum so in Verruf gekommen, daß kein ehrlicher Leiter eines kritischen Instituts sich zu ihrer Förderung mehr offen hergeben mag, daß sie genöthigt ist sehr im Dunkeln zu schleichen und ihr Spinnengewebe anonymen Correspondenzen bald an dieses bald an jenes Blatt anzuknüpfen. Indes pflegt sie glücklicherweise an ihren geheimen Machinationen sehr bald erkannt zu werden.

Wenn der Kritiker sich einbilden wollte, die Schriftsteller und, insofern er sich ein weiteres Ziel setzt, die Menschen zu belehren und von ihren mancherlei Gebrechen zu heilen, so möchte dies wol ein bloßer Wahn sein und bleiben, ganz abgesehen davon, daß man an ihn die Frage stellen könnte, wer ihn dazu berufen habe. Gegen die Leidenschaft, den Eigensinn und den Egoismus ist im Allgemeinen sehr wenig auszurichten. Der Leidenschaftliche gesteht sich: „Sehr schön gesagt; aber die Befriedigung meiner Leidenschaft bedünkt mich noch schöner.“ Der Eigensinnige gesteht sich: „Sehr wahr gesagt; aber ich will einmal vor der Welt Recht behalten, ich darf mir nichts vergeben.“ Der Egoistische gesteht sich: „Sehr treffend gesagt; aber was habe ich davon, wenn ich danach handele?“ Trogdem hat die Kritik auch in unsern der höhern Literatur vielfach, wenn auch vielleicht nur scheinbar und vorübergehend ungünstigen Tagen immer noch eine bedeutende Aufgabe zu erfüllen; sie hat die

Voraussetzungen der Talente zu contrahieren, damit sie sich nicht zu bald erschöpfen; sie hat dafür zu sorgen, daß der geistige Verkehr zwischen Publicum und Schriftstellern in möglichster Unmittelbarkeit erhalten bleibe; sie hat hier anzuspornen, dort zu zügeln, damit die literarische Production weder in Schläffheit und Kraftlosigkeit versinke, noch sich künstlich zu einem ungesunden Schwall aufpustet; sie hat die Lüge in allen ihren Masken zu enthüllen, damit der Wahrheit und der Ehrlichkeit in der Literatur doch auch noch ein Plätzchen bleibe; sie hat die Arroganz zu kennzeichnen, damit dem bescheidenen Talente doch noch einige Aussicht bleibe sich geltend zu machen; sie hat fortdauernd über die früher durch unsere großen Geister gehobenen Culturschätze ihre sichernde Hand zu breiten, damit dem Andrang barbarischer Elemente, wie sie gewöhnlich unmittelbar nach glänzenden Literatur- und Civilisationsepochen das gewonnene und geklärte Culturland zu überschwemmen drohen, möglichst Einhalt gethan werde. Und bei aller ihr nicht mit Unrecht vorgeworfenen Anarchie sind die Leistungen der Kritik durchaus nicht gering anzuschlagen. Man blicke beispielsweise auf das Theater, das zwar bei weitem nicht ist, was es sein könnte und sollte, das aber, wenn die Kritik die Willkürherrschaft der Directionen, die Gelüste der Schauspieler und des Publicums und die unliterarische Fabrikthätigkeit der gewöhnlichen Theaterschreiber nicht fortdauernd unter Controle gehalten hätte, sich ganz gewiß auf einer noch tiefern Stufe der Entartung befinden würde. Die Kritiker selbst haben zwar von ihren Bestrebungen gerade den geringsten Lohn; Andere ernten die Früchte davon, ohne ihnen den ihnen gebührenden Dank zu zollen.

Was der Kritik für den Augenblick zumeist zu wünschen sein dürfte, wäre eine mehr sachliche Haltung im Sinne der englischen Kritik. Mit der sogenannten principiellen Kritik sind wir deshalb nicht viel weiter gekommen, weil Jeder seinen individuellen und subjectiven Standpunkt für das Princip ausgab, das die Kritik zu dem ihrigen zu machen habe. Daher die Anarchie, die unzähligen Widersprüche, der chaotische Wirrwarr! Wenn man über Dickens in dem einen Blatte wörtlich las: „Dies Brüsten mit unserer Literatur muß ein Ende nehmen, die Romane der Sue, der Vog — auch die schlechtesten darunter — sind noch immer so beschaffen, daß sie in Deutschland gar nicht hervorgebracht werden können, interessanter und wirksamer als alle deutschen Romane zusammengenommen, die Goethe'schen (die der Kritiker gleich darauf „sanfte mit souveräner Langweiligkeit behaftete Allgemeinmenschlichkeiten“ nannte) an der Spitze. Darum fein zu Kreuze gekrochen!“ und wenn gleichzeitig ein anderes ebenso angesehenes Blatt in dem genannten Vog nur „die gemeinste Kagebue'sche Wirklichkeit, verstoffte Ruffächer, schwefelpurgirende Schuljungen, aufgestellte Tugendhelden, die nur Ekel erregen können, aber keinen diese Tendenzen durchbrechenden Strahl eines höhern Lichts“ zu erkennen vermochte, so muß man fragen, wie soll sich das Publicum zwischen beiden ein-

ander aufhebenden Widersprüchen hindurchhelfen, ohne den Verstand zu verlieren oder alle Kritik zum Heuler zu wünschen. Jeder der beiden Kritiker, mit eingelegter Lanze im scharfen Nennen gegeneinander losfahrend, ritt eben sein „Princip“. Solche Widersprüche, die ebenso wohl auf ein Uebermaß individuellen Eigensinns als auf einen empfindlichen Mangel an nationaler Durchbildung in allen ästhetischen Fragen schließen lassen und nirgends häufiger angetroffen werden als auf dem Gebiete der Dramen- und Bühnenkritik, sind bei einer mehr sachlichen Kritik gar nicht möglich; wer sich an die Sache hält, wird niemals das Gute verkennen, das sich dem Schlimmen, und niemals das Schlimme, das sich dem Guten gesellt. Und wahrlich, es gibt ewige Principien, die heute noch so jung und frisch sind wie zu den Zeiten der alten Psalmisten und Propheten, der griechischen Tragödiendichter, Historiker und Philosophen, Dante's und Shakespeare's, Lessing's und Schiller's — Principien, die nicht nur mit der sachlichen Kritik verträglich, sondern ihr sogar wesentlich und nothwendig sind wie dem Giebel eines Tempels die Säulen, auf denen er ruht.

Hermann Marggraf.

### Ein Blick in die romanische Literatur Siciliens.

Trotz der unglücklichen politischen Verhältnisse hat Sicilien niemals aufgehört die Wissenschaften zu pflegen; man kann sagen, daß die Vaterlandsliebe ihre alleinige Quelle war. Denn während in den Städten Italiens mächtige Fürsten, welche Kunst und Wissenschaft aus eigenem Triebe oder aus Ruhmsucht liebten, zu allen Zeiten Akademien glänzender Geister um sich versammelten, und so der Literatur wirksame Impulse gaben, war dies in Sicilien nach der Zeit des Kaisers Friedrich II. kaum oder gar nicht der Fall. Und hier zeigt sich denn, was eine ehrwürdige Geschichte und eine alte Cultur für wohlthätige Nachwirkungen auf eine Nation fortdauernd ausüben. Der Sicilier betrachtet sich gleichsam als den Erben der Griechen von Syrakus und von Agrigent, und schon der einzige Gedanke an den Ruhm eines Archimedes, eines Empedokles, eines Etesichorus und Theokrit, ja der Blick auf die großen Tempeltrümmer der dorischen Städte schützt den Sicilier vor dem gänzlichen Verfall, wie Rom den Römer selbst unter der traurigsten Pfaffenherrschaft vor gänzlicher Entfesselung bewahrt.

So ist bis auf den heutigen Tag dieser classische Boden Siciliens der wahre Schirmvogt und der akademische Lehrmeister der sicilischen Literatur geblieben, welche ein ganz und gar nationales und patriotisches Gepräge hat und darum die größte Theilnahme und Achtung verdient. Diese Blätter sollen dazu dienen, den Entwicklungsgang und die hervorragenden Erscheinungen der romanischen Literatur Siciliens anzudeuten.

Das Zeitalter der Normannen und Schwaben war für die Cultur Siciliens zunächst das bedeutendste, durch

die Danksunft, die Anfänge der romanischen Poesie und die erste Pflege griechischer Literatur, welche man aus den Händen der Araber empfing. Diese Periode ist uns bekannter, als die folgenden es sind. Denn die nächstfolgenden Jahrhunderte waren rauh und kriegerisch; nach der Sicilischen Vesper war das Haus Aragon auf den Thron Siciliens gekommen und hatte sich unter unabhängigen Kämpfen mit Neapel befestigen müssen. Sicilien wurde damals zu einer gefürchteten Seemacht und entwickelte nach außen seine höchste nationale Kraft, aber für die Wissenschaften geschah nichts Namhaftes. Erst als unter den Castiliern seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts die Insel zu einer von Vicetönigen regierten Provinz herabsank und das Nationalgefühl zu reagiren begann, erwachte gleichzeitig mit der Literatur Italiens auch dort ein wissenschaftlicher Eifer. Unter Alfonso dem Großerzigen (1416—58), dem ritterlichen Erben von Neapel, dessen Minister, Antonio Beccabetti, genannt Panormita, durch Pflege der Wissenschaften sich große Verdienste erwarb, begann für Sicilien ein neuer Aufschwung. Man wandte sich wieder wie zur Zeit Friedrich's II. an die Griechen, sammelte viele Manuscripte und Codices, und vertiefte sich in die classische Literatur. Antonio Cafferino von Roto übersetzte den Platon, und der berühmte Giovanni Arispa den Plutarch in das Lateinische, Tommaso Schifaldo von Alcamo commentirte den Horaz und den Persius.

Von jetzt ab nahm Sicilien an der Literatur Italiens eifrig Antheil; eine Menge literarischer Akademien bildete sich wie hier so dort unter den wunderlichen Namen und Einrichtungen jenes geschmacklosen Zeitalters. Auf die Dichter des 16. Jahrhunderts, die in Sicilien blühten, komme ich später zu sprechen; es gab ihrer viele und nicht unbeachtenswerthe; aber noch bedeutender waren die Leistungen der Sicilier in der Geschichtsschreibung. Sie begannen mit dem 16. Jahrhundert, da die Herrschaft der spanischen Vicetönige das Vaterlandgefühl zu einem kräftigen Widerstande wachrief. Am entstanden zahllose Einzelgeschichten sicilischer Städte, wie in Italien, und es gibt keine nur legend namhafte Stadt Siciliens, welche nicht ihre Specialgeschichte besaß hätte. Zugleich wurden damit die Anfänge der Alterthumswissenschaft gemacht, die Aufmerksamkeit der Forscher begann sich da zuerst den dorischen Denkmälern zuzuwenden und auch ein Licht auf die Urgeschichte Siciliens zu verbreiten.

Hier tritt ein Geistlicher höchst bedeutend auf als eigentlicher Schöpfer der sicilischen Geschichte und Alterthumskunde. Es ist Tommaso Fagello von Ciacara. Dieser seltene Mann war im Jahre 1498 geboren und starb 1570; er war Dominicaner und hätte General dieses Ordens werden können, wenn er es gewollt hätte. Sein Wissen war von großer Ausdehnung, sein Fleiß reich; als Philosoph, Theolog, Dichter und Redner steht er seines Gleichen. Er faßte den Plan eine allgemeinen Geschichte und Geographie Siciliens zu schreiben, und während er 20 Jahre seines Lebens auf dieses Werk

„De rebus Siculis decades duae“ verwandte, durchwandelte er einmal ganz Sicilien, die Lage und die Alterthümer der Städte zu ergründen. Er beschrieb in der ersten Decade seines Werks die geographische Beschaffenheit der Insel und die Lage wie die Alterthümer der Städte; in der zweiten Decade gab er eine vollständige Geschichte des Landes von der fabelhaften Zeit bis auf das 16. Jahrhundert. Dieses hochwichtige Werk von großer Gründlichkeit und Sorgsamkeit ist nun die bleibende Grundlage der Geschichte, Geographie und Alterthumskunde Siciliens und ein wahrer Schatz seiner Literatur.

In derselben Zeit schrieb auch Claudio Mario Prezzo von Syracus, Historiograph Karl's V., sein geographisches Werk über die Lage Siciliens, und der berühmte Mathematiker Francesco Maurolico von Messina sein „Sicanarum rerum compendium“, eine Ergänzung des Fagello. Und so wurde die vaterländische Geschichtsschreibung in Sicilien geschaffen. Sie blühte seitdem in allen ihren Zweigen durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert und hat in dem unserigen Palmeri's „Geschichte Siciliens“ und Amari's treffliches Werk über die Sicilische Vesper hervorgebracht.

Im 17. Jahrhundert hatte Paruta auch den Grund zur sicilischen Numismatik gelegt und Pirri seine „Sicilia sacra“ geschrieben. Die höchste wissenschaftliche Blüte aber entwickelte sich im 18. Jahrhundert gleichzeitig mit dem Aufschwunge, welchen Neapel unter der Herrschaft des aufgeklärten Karl III. von Bourbon und seines Ministers Tanucci nahm. Sicilien blieb hier nicht hinter Italien zurück und hat Männer aufzuweisen, welche Maffei, Muratori und Tiraboschi würdig zur Seite stehen und ihrem beklagenswerthen Vaterlande zum höchsten Ruhme und zum besten Troste gereichen. Welch ein Verdienst erwarb sich nicht Giovanni Battista Caruso (1673—1724) durch seine „Bibliotheca historica regni Siciliae“, in welcher er 25 historische Werke über die Periode der Araber, der Normannen und Hohenstaufen zu einer Sammlung vereinigte. Nun entstand ein rechter Wettstreit in der Forschung über vaterländische Dinge, und bis auf die neueste Zeit gingen daraus die schätzenswertheften Arbeiten hervor, welche nach allen Seiten Aufklärung verbreitet haben; die politische Geschichte, die Kirchengeschichte, die Geographie, Diplomatie, Münzkunde, arabische Sprache, Antiquitäten haben zahlreiche Bearbeiter gefunden, und Sicilien gewährt den erfreulichen Anblick eines Volks, welches alle seine geistigen Kräfte einzig und allein der Durchforschung des Vaterlandes gewidmet hat.

Es ist nun eine eigenthümliche Wahrnehmung, daß die sicilische Wissenschaft fast ausschließlich von den beiden Ständen gepflegt wird, von denen man in andern Ländern am wenigsten literarischen Eifer erwarten würde: von der Geistlichkeit und von dem hohen Adel. Ihnen allein verdankt das gedrückte Land eine wissenschaftliche Cultur, deren Reichthum erstaunlich ist, und ihre Werke zeigen eine Gelehrsamkeit und einen Fleiß, welcher eher

dem deutschen als dem sicilischen Klima anzugehören scheint.

Der Grund, warum Geistlichkeit und Adel dort die alleinigen Träger der Wissenschaft sind, liegt in den politischen und socialen Verhältnissen der Insel. Beide sind auch die Träger der Geschichte Siciliens, seine alten politischen Stände; das bürgerliche Leben fehlt, die höhern geistigen Interessen werden nur durch die Kirche und die Baronie vertreten; der Patriotismus, der Haß gegen Neapel ist beiden Ständen gemein. Sie selbst sind wiederum meistens Zweige eines Stammes, weil die höchsten Kirchenstellen, weil die angesehensten Benedictinerklöster Adelspfünden oder Adelsinstitute sind.

So geschieht es denn, daß in Sicilien Kirche und Baronie, wie sie das politische Leben repräsentirt, so auch alle Intelligenzen vertreten muß. Beide Stände theilten sich gleichsam stillschweigend und ihrer Natur gemäß in die Pflege der Wissenschaften. Die classische Insel hat nothwendig solche von selbst erwecken müssen, welche als die einheimischen Producte ihres Bodens anzusehen sind: die Naturwissenschaft, die Geschichte, die Alterthumskunde in weitester Ausdehnung. Es nahm denn die Geistlichkeit für sich größtentheils die Geschichte und die Naturwissenschaft in Beschlag, der land- und städtebesitzende Adel aber im Allgemeinen das Studium der Alterthümer.

Die wichtigsten Werke über Sicilien sind so nach und nach aus den Klöstern der Benedictiner und Dominicaner und aus den Pfarreien hervorgegangen, und um von ältern Zeiten zu schweigen, wollen wir nur Hauptwerke aus der neuern Blütezeit sicilischer Literatur, aus dem 18. und 19. Jahrhundert anführen, welche alle von Geistlichen verfaßt sind: des berühmten Kanonicus Don Antonio Mongitore „Bibliotheca Sicula“, das Hauptwerk sicilischer Literaturgeschichte; die „Capitula regni Siciliae“ von Francesco Testa, dem Erzbischof von Monreale, Hauptwerk sicilischer Gesezskunde; Rosario's di Gregorio Geschichtswerke über die arabische und normännische Epoche; Caruso's „Bibliotheca historica regni Siciliae“; die Werke Domenico Schiavo's über verschiedene Gebiete sicilischer Geschichte und Diplomatie; de Blasi's „Geschichte der Vicetönige Siciliens“ und „Bürgerliche Geschichte Siciliens“; des Kanonicus Alessi „Kritische Geschichte Siciliens“; Pirri's kirchengeschichtliche Werke über Sicilien; endlich Domenico Scinà's naturwissenschaftliche Werke und seine „Literaturgeschichte der griechischen Periode und des 18. Jahrhunderts von Sicilien“.

Wetteifernd mit der Geistlichkeit hat nun auch der Adel Siciliens vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit sich der Wissenschaften angenommen. Seine einsame Lage auf der Insel, seine feindselige Stellung zu dem Hofe von Neapel, endlich das Glück der Entfernung von dem Hofleben selbst hat dazu beigetragen, den Baronen Siciliens die Wissenschaften lieb zu machen. Man denke sich nun diese Herren auf ihren einsamen Landschlössern oder in den ebenso einsamen, herabgekommenen Städten der Insel lebend, und man wird begreifen, daß bei dem Mangel an Zerstreuung

geistige Beschäftigung unerlässlich werden mußte. Die ländlichen Besitzungen bieten wenig Thätigkeit dar, kaum das Vergnügen der Jagd, und der Ackerbau liegt da nieder; in den Städten fehlt der Reiz einer großen Gesellschaft. So sehen wir denn in einem Lande, welches durch den crassesten Feudalismus verrufen ist, in eben diesen Feudalherren, wie in dem Adel Englands, die Triebfedern nationaler Bewegungen und die Beförderer nationaler Wissenschaft zugleich.

Viel und Herrliches hat dieser patriotische Adel Siciliens für das Vaterland gethan, und diese Erscheinung, welche ihn mehr als den Adel jedes andern Landes ehrt, verfährt mit ihm und gibt die Bürgschaft wie den Beweis von der noch unzerstörten Lebenskraft Siciliens. Die Wissenschaft ist dort wahrlich die Waffe, welche der Patriotismus gegen die neapolitanische Unterjochung in die Hand genommen, und sie schützt als ein heiliges Palladium den Volksgeist vor dem Untergange. Denn was hätte dieses arme Land wol an andern Schutzwehren übrig, wenn nicht seine nationale Wissenschaft und seine von den Dichtern gepflegte und unsterblich gemachte Nationalsprache?

Viele Namen sicilischer Großen, ja die ersten des Landes, haben sich durch literarische Verdienste einen neuen und dauernden Glanz gegeben. Meist sind es die Alterthümer, mit deren Erforschung sich diese Märfese, Grafen und Prinzen fleißig beschäftigt haben, weniger die andern Fächer der Gelehrsamkeit, obwohl sie auch darin nicht unthätig gewesen sind. Und so mögen auch hier die Hauptwerke genannt sein, welche sicilische Adelige zu Verfassern haben: vom Prinzen Torremuzza die „Siciliae urbium et regum numismata“, das Hauptwerk für die Numismatik Siciliens; des Prinzen Enea Jordano Biscari Schriften über Catania und sein „Viaggio per tutte le antichità di Sicilia“; des Grafen Cesare Gaetani archäologische Schriften und „Sicilia nobile“; des Märfese Gargallo vortreffliche und beste Uebersetzung des Horaz, welche die Italiener haben; des Grafen Villabianca großes Werk „Sicilia nobile“; die vielseitigen Schriften des Märfese di Villarena über Kunst, Alterthümer, Geschichte, Literatur, Mathematik; endlich das große Prachtwerk des Prinzen Serra di Falco über die Monumente Siciliens, welches in ganz Europa bekannt ist.

Es wird uns belehrend sein, in das Leben eines sicilischen Großen des 18. Jahrhunderts hineinzublicken und zu erfahren, auf welche Art ein solcher Feudalherr in der abgeschiedenen Einsamkeit seiner Insel erzogen wird, sich in der Stille zu einer wissenschaftlichen Richtung entschließt und endlich zu einem bedeutenden und Epoche machenden Gelehrten wird. Ich gebe deshalb eine Mittheilung von dem Leben des Prinzen Torremuzza, des berühmten Verfassers der sicilischen Inschriften und Münzen, welcher die Blütezeit der neuern sicilischen Literatur gleichsam einleitet und zu einer bedeutungsvollen Wissenschaft in seinem Vaterlande mehr als die Fundamente gelegt hat. Er hat in einer kleinen,

selten gewordenen Schrift: „Memoria della vita letteraria di Gabriele Lancellotto Castello principe di Torremuzza, scritte da lui stesso“ (Palermo 1804) sein Leben selbst herausgegeben, sodasß wir schon aus den ersten Blättern derselben Wesen und Charakter des seltenen Mannes erkennen. Er beginnt so:

Nicht aus hohler Prahlerei oder aus dem Geiste der Eitelkeit bin ich daran gegangen, die Denkwürdigkeiten meines literarischen Lebens zu schreiben, sondern aus gerechtem Pflichtgefühl gegen die Wahrheit, und um den Nachkommen die Mühe zu ersparen, hier und dort Notizen über mich aufzufuchen. Ich bin Autor verschiedener Werke gewesen, welche, mögen sie gut oder schlecht sein, gedruckt durch die Welt wandern. Die Lebensgeschichte der Schriftsteller ist immer der Gegenstand der größten Neugierde und der sorgsamsten Nachforschungen der Gelehrten gewesen, und es gibt keine gebildete Nation, welche nicht die Nachrichten von dem Leben aller ihrer Schriftsteller in jenen Büchern gesammelt hätte, die man gewöhnlich Bibliotheken betitelt. Auch wir haben solche in Sicilien mit dem größten Fleiße und Mühsal von dem berühmten Antonio Mongitore, Kanonicus der Metropolitankirche von Palermo, gesammelt, ein ausgezeichnetes Werk, welches im Verlauf der Zeit mehr als einen Zuwachs erhalten wird. Einst wird man darin sicherlich auch von mir reden, und nun — das ist denn der Gegenstand dieser Denkwürdigkeiten. Ich will, daß man sich nicht mit Nachforschungen über mich bemühe, daß man, ohne Furcht in Irrthümer und Falschheiten zu verfallen, schreibe, und daß die Nachwelt in Betreff meiner ungetäuscht bleibe. Ich habe also selbst die Denkwürdigkeiten meines literarischen Lebens geschrieben; ich lasse diese Schrift verschlossen und gesiegelt in meinem Hause mit dem Besche, sie zu öffnen und zu lesen, und durch den Druck zu veröffentlichen, nach meinem Tode.

Torremuzza wurde am 21. Januar 1727 in Palermo geboren. Mit sieben Jahren gab ihn sein Vater in das königliche Collegium Bourbonicum der Theatiner, wo die Kinder des höchsten Adels unterrichtet wurden. Er lernte hier, wie er sagt, die lateinische und italienische Grammatik, blieb aber nur drei Jahre in der Anstalt, da sein Vater für einige Jahre auf eine Feudalbesitzung ins innere Land hinüberzog. Geistliche besorgten dort die Erziehung des jungen Prinzen, und man höre nun, was der zehnjährige Knabe in vier Jahren an Wissenschaften absolviren muß: Rhetorik, Logik, Metaphysik, Physik, Geographie, Geschichte, römische Alterthümer und die Elemente der griechischen Sprache. Sein Vater starb indeß im Jahre 1741 und ließ den Sohn als Erben reiches Feudale und großer Titel zurück, denn nun wurde er Prinz von Torremuzza, Marchese di Capizzi und Motta d'Affermo und Graf von Gugliano. Seine Mutter bestand darauf, daß der junge Erbe auch die Institutionen des Civilrechts studire, die für den unerwählten seien, welcher Feudalgüter mit Vasallenschaften verwalten müsse, denn oft genug gäben diese zu Processen Veranlassung. In weniger als einem Jahre vollendete Torremuzza auch dieses Studium, und wie bei unserm Prinzen Alles recht schnell vonstatten ging, so vernahmte ihn seine Mutter schon in seinem sechzehnten Jahre mit Donna Anna Maria lo Faso, Tochter des Herzogs von Serra di Falco. Kann man sich nun Lebensverhältnisse denken, welche der Wissenschaft ungün-

stiger wären als diese: mit sechzehn Jahren Gemann, Feudalherr, im Besitze der größten Reichthümer? und möchte es nicht widersinnig scheinen, zu denken, daß aus einem solchen Prinzen ein Gelehrter hervorgehen werde, der Werke verfassen und mit unermüdblichem Fleiße sammeln sollte, welche nur die Aufgabe und Bestimmung eines im Bücherstaube geborenen und vom Büchermuff verdeckten Schulmannes sein können? Aber so wunderbar ist die Natur der menschlichen Anlagen, daß sie ebensovöl die goldenen Fesseln des Reichthums als die eisernen Ketten der Armuth zersprengt, um sich zu entwickeln; und so mußte im umgekehrten Falle ein Winkelmann der Schulstube entspringen und aus der Gesellschaft schmutziger Jungen in die der Cardinäle und Fürsten verpflanzt werden, um seine Schicksalsanlage zu erfüllen.

Die Verhältnisse wollten, daß der junge Prinz Motta d'Affermo verließ, um auf einem seiner Feudalgüter, Motta d'Affermo, zu wohnen. Hier war er eben im Begriffe aus Langerweile botanischen Studien sich in die Arme zu werfen, als ein Zufall sein ganzes Leben bestimmte. Ein Bauer, welcher in den nahe gelegenen Ruinen von Miesia ein Gefäß voll alter Kupfermünzen gefunden hatte, brachte dem Lehnsherrn diese zum Verkauf. Der junge Torremuzza kaufte sie aus Neugierde und ergözte sich damit die Namen einiger römischer Kaiser in lateinischer Schrift und die griechischen Namen einiger Städte herauszulesen. Plötzlich erwachte in ihm die Lust, sich mit den Alterthümern zu beschäftigen. Ein Geistlicher brachte ihm ein schlechtes Buch über die Trümmer des alten Catania, er verschlang es, und von diesem Augenblick an begann er sich in das Studium der Antiquitäten zu versenken. Er fand in jenem Buche einige Münzen abgedruckt, welche mit solchen übereinstimmten, die er gekauft hatte; seine Begierde wuchs, er gab nun Aufträge, ihm Münzen zu besorgen, er schickte Boten auf alle Märkte Siciliens; man trug ihm von allen Seiten Münzen in das Haus.

Er eilte nach Palermo und knüpfte eine Bekanntschaft mit einigen Gelehrten an, mit Domenico Schiavo, di Masi, Francesco Caruso, Francesco Testa. Von diesen Männern empfing er den ersten Unterricht in der Alterthümerswissenschaft und Bücher dieses Faches, und begann nun seine Studien mit der Leidenschaft eines Mannes, der die Bestimmung seiner Natur gefunden hat. Die wissenschaftlichen Freunde, deren größte Zahl aus Geistlichen bestand, stifteten in Palermo in der Wohnung eines Klosterprioris eine literarische Union; eifrig lernte hier Torremuzza von den ältern Männern und machte nun auch Fortschritte in der griechischen Sprache. Es bestand damals schon die palermitanische Akademie del Buon Gusto, welche regelmäßig zwei mal im Monat im Palast zu S. Flavia zusammentam. Hier las Torremuzza, damals 22 Jahr alt, sein erstes Product vor, eine Dissertation über eine römische Marmorstatue, die in den Ruinen von Miesia gefunden worden war. Bald darauf mißte er sich in den wunderlichen



Streit der Städte Palermo und Catania, ob die heilige Agatha hier oder dort geboren sei, mit einer witzigen Broschüre, und 1753 folgte sein erstes eigentliches Werk: „Storia di Alesu, antica città di Sicilia, col rapporto de' suoi antichi monumenti.“

Von Zeit zu Zeit durch Familienangelegenheiten oder durch Staatsämter abgezogen, hörte Torremuzza doch nicht auf, sein Studium zu verfolgen und über Alterthümer und sicilische Geschichte zu schreiben. Er sammelte die alten Inschriften von Palermo und gab sie in einem Bande heraus. Pedantisch und mit Gelehrsamkeit prunkend waren noch alle diese Schriften des Autodidakten, wie er selbst bekennt; aber mit kühnem Geiste vorschreitend faßte er schon die Idee zu einem Thesaurus, einem Sammelwerke, welches alle Alterthümer Siciliens umfassen und wozu alle Literaten seines Vaterlandes beitragen sollten.

Unterdessen foderten ihn seine literarischen Freunde auf, seinen Münzkatalog zu veröffentlichen; so entstand im Jahre 1767 das Werk: „Siciliae populorum et urbium regum quoque et tyrannorum numismata.“ Dasselbe gab Torremuzza vermehrt heraus im Jahre 1781 und zum dritten male im Jahre 1789, und leistete damit der Wissenschaft einen höchst wichtigen Dienst, denn was vor ihm im Fache der sicilischen Münzkunde gethan worden war, von Filippo Paruta und andern Gelehrten, wurde hier nun vervollständigt.

Im Jahre 1769 erschien denn auch Torremuzza's Werk: „Siciliae et adjacentium insularum veterum inscriptionum nova collectio.“ Diese beiden Werke sind es denn, welche dem Prinzen einen bleibenden Namen in der Literatur Siciliens und die Dankbarkeit auch der Wissenschaft überhaupt gesichert haben. Kleinere Schriften, die er verfaßte, seien hier übergangen.

Nicht geringer als die wissenschaftliche Thätigkeit des ungewöhnlichen Mannes war auch seine bürgerliche. Denn viele Ämter bekleidete er, die ihm die Gelegenheit gaben, in verschiedenen Richtungen höchst wohlthätig zu wirken. Er war nach und nach Gouverneur des großen Armenhauses von Palermo, Administrator der königlichen Münze in Sicilien, Director der öffentlichen Schulen von Palermo, Präsident der Alterthümer, und nachdem er in ruhmvoller Thätigkeit für das Vaterland sein Leben vollendet hatte, starb er am 27. Februar 1792 zu Palermo in einem Alter 65 Jahren, von ganz Sicilien beklagt und als einer seiner würdigsten Bürger geehrt.

Ein Mann wie Torremuzza glänzt doppelt in der Sphäre seines Standes, wo ihm gleiche Erscheinungen überall selten sind; denn wo fanden sich unter reichen Fürsten und Feudalherren leicht Männer von dieser stillen, starken Natur, von dieser uneigennütigen Liebe zu den Wissenschaften und zum Vaterlande, von dieser bürgerlichen Thätigkeit.

Doch hat Sicilien noch mehr Große dieser Art aufzuweisen, welche ihre Verstandeskkräfte und ihre Reichthümer zum Wohle der Gesellschaft rühmlich verwendet

haben, anstatt sie in eitelm Schein und nutzlosem Prunke zu vergeuden. Ich darf nur an Torremuzza's eben Zeitgenossen den Prinzen Discari in Catania erinnern.

Neben Torremuzza stelle ich nun die Erscheinung eines in andern Richtungen thätigen und hochgeachteten Gelehrten Siciliens aus neuerer Zeit, des Domenico Scinnà, eines Mannes von unermüdlicher Arbeit, von vielumfassendem Geiste und von so hohem Patriotismus, daß er eine der besten Pierden seines Vaterlands bleiben wird.

Ich benutze hier eine ausführliche Abhandlung des Marchese von Villarena, welche nach dem Tode Scinnà's geschrieben wurde.

Domenico Scinnà wurde am 25. Februar 1765 in Palermo geboren. Sein Vater, dessen Stand nicht bezeichnet ist, ließ den Knaben in frühen Jahren als Waise zurück; die Mutter Rosaria Romano bestimmte ihn für den geistlichen Stand. Nach vollendeter Schule ging Domenico auf die Akademie der Studien, welche zu Palermo in dem ehemaligen Jesuitencollegium nach Vertreibung der Väter Jesu gestiftet worden war. Obwohl er hier Theologie studirte, trieb ihn doch die innere Neigung zur Geometrie und zur Physik. Die Mathematik und Naturwissenschaft ist das älteste wissenschaftliche Erzeugniß des sicilischen Bodens und muß in dem Vaterlande des Empedokles und Archimedes mit Nothwendigkeit fort und fort die Geister beschäftigen. Der Kanonicus Rosario di Gregorio, ein berühmter sicilischer Gelehrter, erkannte in seinem Zöglinge bald einen eminenten Kopf, den er auf alle Weise zu fördern sich bemühte. Unglaublich war die Kernbegierde und der Fleiß des Jünglings. Leibniz, Wolf und Hume, damals auch in Sicilien die Philosophen des Tages, waren sein erstes speculatives Studium, aus welchem er jedoch, wie sein Lebensbeschreiber sagt, den bestimmten Entschluß faßte, sich fortan an die Naturwissenschaften als die einzigen positiven Resultate der Forschung zu wenden.

Es hatte damals der gelehrte Erzbischof von Heraclea, Alfonso Airolidi, königlicher Giudice, einen Literatenverein in seinem Hause versammelt, in welchen auch der junge Scinnà eintrat. In mathematischem Wissen bereits ausgezeichnet, fing er an die Augen der Gelehrten auf sich zu ziehen. Im Jahre 1796 wurde er Secretär der Recettoria di Malta in Palermo, nachdem er bereits mehre Jahre als interimistischer Professor der Mathematik an der Akademie gelehrt hatte. Zugleich wurde er Professor der Experimentalphysik mit einem Gehalte von 120 Scudi jährlich. Seine Vorlesungen verschafften ihm bald einen solchen Ruf, daß von allen Seiten ihm Zuhörer zuströmten und er als die Pierde der jungen Akademie angesehen wurde.

Scinnà schrieb nun im Jahre 1803 sein erstes Werk: „Introduzione alla fisica sperimentale“, welches seinen Ruf sicherte. Es war wegen dieser Einleitung, sagt Villarena, daß ganz Italien ihn feierte, daß Toscana ihn an sich ziehen wollte, daß er beim Großherzog Leopold in höchste Gunst kam, der sich ein Vergnügen



daraus machte, ihn um die damals noch nicht gedruckten Institutionen der Physik zu bitten, und daß er ihm die prächtige Ausgabe aller Poesien des Lorenzo Medicis schenkte.

Gleich darauf gab nun Scinà seine Elemente der allgemeinen Physik und im Jahre 1809 die der besondern Physik heraus. Scinà war überzeugt, sagt Villarema, und er sagte sich wol, daß ein Mann, der in Sicilien mit wenig Mitteln lebt und fern von jenen Völkern, bei denen die Naturwissenschaften in großer Bewegung sind, sich schwer jenen Männern der Wissenschaft beigesellen und mit ihnen den Ruhm und die Freude neuer Entdeckungen theilen kann; deshalb nahm er sich von nun an vor, sich an vaterländische und sicilische Stoffe zu machen, um mit der Mühe, die er auf diese verwandte, das Vaterländische aufzuklären und zugleich damit Ruhm einzuernten. Wie er nun ganz und gar in den Wissenschaften der Natur lebte, beschloß er den großen sicilischen Mathematiker Francesco Maurolico von Messina zu erläutern, und so schrieb er im Jahre 1808 sein „Elogio di Francesco Maurolico“.

Auf dieses Werk folgten seine Denkwürdigkeiten über das Leben und die Philosophie des Empedokles, eine höchst verdienstvolle Arbeit, welche ihm die Ehre eintrug, daß er im Jahre 1815 zum königlichen Historiographen ernannt wurde. Um diesem Titel nun auch wirklich Genüge zu thun, schrieb er im Jahre 1818 seine Topographie von Palermo, eine naturwissenschaftliche Untersuchung über den Boden Palermos, über die Höhe der die Stadt umgebenden Berge, über die Flüsse der Ebene und die Vegetation.

Es folgten im Jahre 1823 sein Discurs über Archimedes und im Jahre 1827 seine Fragmente des sicilischen Astronomen Archestratus. Nicht ohne das fleißigste Studium auch der griechischen Philologie vermochte der rastlose Mann solche Werke zustande zu bringen. „So viele Arbeiten“, sagt hier sein Lobredner, „hatten Scinà's Auf hoch erhoben, und so viele Werke hätten wol einem berühmten Autor ermüden und so großes Lob ihn künden und gleichsam zu einer ehrenvollen Ruhe auflockern mögen, aber sein unbegrenzter Fleiß zog neue Kraft aus der Mühe und neue Glut aus dem Ruhm; und deshalb rüstete er sich trotz alledem zu dem schwierigen Unternehmen, die gesammte Geschichte der Literatur Siciliens zu schreiben. Nun gehet und laßt euch sagen, daß das Klima Siciliens durch seine Hitze unsere Kräfte lähmt, und uns zu großen Werken der Arbeit und des Genusses unfähig mache. Möge man denn auf unsere großen Männer und unter ihnen auf Scinà sehen und dem Schluß ziehen, daß die Ursachen, welche unsere Fortschritte aufhalten, wol ganz anderer Natur sind.“

Wahrhaft schöpferisch und original betrat hier Scinà ein Gebiet seiner vaterländischen Wissenschaft, welches kaum vorher einen Bearbeiter gefunden hatte, und er sicherte sich mehr, als er es durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten vermochte, die Unsterblichkeit und die dauernde Dankbarkeit seiner Nation. Ehe sich Scinà

der Literaturgeschichte Siciliens annahm, lag sie sehr im Argen, oder es gab vielmehr nur die Grundlagen dazu, nämlich den ältesten Versuch einer Geschichte sicilischer Literatur von Giovanni Ventimiglia in drei Büchern (1663) und das wichtige Sammelwerk des Giovanni Galeani „Le muse siciliane“ (Palermo 1645), welches die besten antiken und modernen Dichter der Insel in vier Büchern zusammenfaßt und eine unentbehrliche Hülfquelle ist. Was man übrigens noch im 18. Jahrhundert in Sicilien in die Literaturgeschichte mit einbegriff, zeigte mir auf das ergößlichste ein Buch vom Jahre 1756, betitelt: „Memorie per servire alla storia letteraria di Sicilia“, wo das Titelpuffer eine zweiköpfige Riesgeburt vorstellt, die im Jahre 1755 in Palermo geboren wurde (Humanum monstrum natum Panhormi pridie nonas Decembr. an. 1755).

Mit einem erstaunlichen Fleiße hatte schon Rongitore seine „Bibliotheca Sicula“ zusammengestellt (1707—14), ein Lexikon der sicilischen Schriftsteller von den Griechen bis auf das 18. Jahrhundert in alphabetischer Ordnung; aber dieses wichtige Werk ist keine Literaturgeschichte. Nun unternahm es Scinà zunächst, die Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts, die Blütezeit des neuen literarischen Siciliens, zu behandeln, und gab vom Jahre 1824—27 seine drei Bände „Prospetto della storia letteraria di Sicilia nel secolo decimottavo“ heraus. Er gab in diesem vortrefflichen Werke, welches ihm und Sicilien zu großer Ehre gereichte, die Entwicklung der geistigen Cultur seines Landes in diesem Abschnitte nach allen Richtungen und schuf eigentlich eine neue Wissenschaft für sein Vaterland. Ohne Zweifel schwebte ihm als Muster die große Literaturgeschichte Italiens von Tiraboschi vor, und sein ungeheures Wissen in vaterländischer Literatur hätte ihn wol befähigt, Das für Sicilien zu sein, was jener Gelehrte für Italien geworden ist, wenn ihm der Tod Zeit gelassen hätte, seinen Plan vollständig auszuführen.

Denn nachdem er jenes Werk beendet hatte, beschloß er nun die Geschichte der sicilischen Literatur von dem Zeitalter der Griechen zu beginnen und über die Araber und das Mittelalter hinweg bis zum 18. Jahrhundert fortzuführen, um das Ganze also zu vollenden. Er schrieb demnach seine „Storia letteraria di Sicilia nei tempi greci“, von welcher er noch bei seinem Leben die erste und zweite Periode veröffentlichte, und die dritte eben bis auf Archimedes gebracht hatte, als ihn am 13. Juli 1837 die Cholera hinwegraffte, in einem Alter von 72 Jahren.

Das Werk, welches sich durch seine schon vorher beschriebene Abhandlung über Archimedes glücklich vervollständigt, wurde im Jahre 1840 in Neapel in einem Bande gedruckt.

Dies also sind Domenico Scinà's Werke und seine Verdienste um die wissenschaftliche Cultur Siciliens. Darf ich, der ich erst den kleinern Theil seiner literarischen Arbeiten kenne, mir ein Urtheil über ihren Geist und Charakter erlauben, so ist es dieses: sie zeigen uns

einen Gelehrten von ungeheurer Kenntniß seines umfassenden Gegenstandes, von einer schlichten Einfachheit der Behandlung, von angenehmer Darstellungsgabe; ein klares Denken und einen überschauenden Verstand, einen logisch ordnenden Kopf; aber es springen auch unlegbare Mängel in die Augen: nicht immer philosophische Auffassung, oftmals Mangel an tieferer Kritik, welcher vollends eine zu hitzige Vaterlandsliebe häufig schadet; endlich breite und oft bis zur Langeweile ausgespannte Wiederholungen schon gesagter Gedanken, ein Fehler, welchen Scinna mit vielen italienischen Gelehrten und zumal mit denen theilt, welche im Noth des Abbate schreiben.

Sein Plan zu einer vollständigen Literaturgeschichte Siciliens ist übrigens wiederaufgenommen worden, und man kündigt uns das umfassende Werk des Jesuiten Marbone an, von dem die bibliographische Einleitung in diesem Jahre bereits erschienen ist.

Ich will nun meinen Lesern das Bild des größten Nationaldichters der Sicilier, des Giovanni Meli von Palermo geben, welcher Scinna's Zeitgenosse war. Die locale wie sprachliche Abgeschiedenheit Siciliens ist schuld, daß Meli und die moderne Poesie der Sicilier, so auf dem italienischen Festlande wie bei uns, wenig gekannt ist; die großen Literaturwerke Italiens haben auf sie nur in der oberflächlichsten Weise Rücksicht genommen und fast nur das 12. und 13. Jahrhundert behandelt. Weil nun Meli der Gipfelpunkt und die nationale Blüte der Poesie Siciliens ist, ist es nothwendig, in der Kürze auch seine Vorgänger zu betrachten.

Die romanische Poesie der Sicilier hat drei Blüteperioden gehabt, im 12. und 13. Jahrhundert; im 16. und 17. Jahrhundert; endlich im 18. und 19. Jahrhundert, welchem Giovanni Meli angehört.

Die erste Periode ist die der normännischen und der schwäbischen Herrschaft auf jener schönen Insel, und wir wissen Alle, daß damals am Hofe Palermos, zumal unter dem Schutze des jungen Friedrich II., die poesia volgare der Italiener sich entwickelte. Der Hof von Palermo wurde wie einst Syrakus zur Zeit des Hieron ein Sammelpunkt der glänzendsten Geister. Aber wie seltsam anders waren die Zeiten geworden. Araber, Stammesverwandte der Punier, waren nun die Hüter, ja die Erklärer griechischer Literatur; die Weisheit der Hellenen lernte nachstammelnd ein unwissendes Geschlecht; die Poesie war erstorben, der Begriff von einer Tragödie des Aeschylus, Sophokles und Euripides, von einem Epos des Homer, von einer Erhabenheit des Pindar'schen Gesanges, der Begriff von dem Höchsten der Poesie war geschwunden. Die große Ordnung der natürlichen und sittlichen Dinge, welche den Griechen zum Gesang entzückte, ward nicht mehr begriffen. Der Mensch fing gleichsam von vorn an sich zu bilden, und begann seine innere Welt, sein lyrisches Gemüth in künstlichen Formen auszusprechen. Die Liebe hat ihn wie der platonische Erös wieder zur Kunst geführt, und die erotische Poesie der Sonette und Canzonen hebt eine neue Per-

riode innerer Cultur an. Die arabische Dichtung, die Madonna und Platon haben, so möchte ich sagen, die romantische Poesie erzogen.

Es ist nun allgemein bekannt, daß der Hof Friedrich's II. in Palermo die Wiege der italienischen Poesie wurde, daß Sicilien die ersten Dichter waren, welche es wagten in der italienischen Volksmundart zu dichten, welche deshalb auch die sicilische oder die höfische (aulico) hieß, weil sie durch die Aula von Palermo zuerst geädelt ward. Das haben alle Schriftsteller über die Geschichte der italienischen Literatur längst zugestanden, von Dante bis Tiraboschi und Maffei. Dante spricht darüber in seiner Schrift „De vulgari eloquentia“:

Alles, was die Italiener dichten, wird sicilisch genannt. Aber dieser Ruhm des Landes Trinacria scheint, wenn wir recht seine Bedeutung beachten, nur den italienischen Fürsten zur Schmach sich erhalten zu haben, welche nicht auf heroische, sondern auf plebejische Weise ihrer Hoffahrt folgen. Weil doch die berühmten Helden der Kaiser Friedrich und sein wohlgeborener Manfред dem Adel und der Gerechtigkeit ihrer Art huldigend, solange das Glück es erlaubte, der Menschlichkeit nachlebten und das Brutale verabscheuten, weshalb Alle, die mit einem edeln Herzen und mit Gaben der Grazien beschenkt waren, der Majestät so großer Fürsten nachzugehen sich bemühten. Weil nun Alles, worin zu ihrer Zeit ausgezeichnete Lateiner glänzten, zu allererst aus der Aula so großer gekrönter Herren hervorging, und weil Sicilien ein königlicher Boden war, so geschah es, daß Alles, was unsere Vorfahren in der Volkssprache (vulgariter) hervorbrachten, sicilisch genannt wird; und das haben wir beibehalten und auch unsere Nachkommen werden es nicht ändern können.

In derselben Schrift führte Dante einmal Verse des Siciliers Giulio an, ohne ihn zu nennen, nur um an ihnen die Verderbtheit dieser Sprache aufzuweisen. Und trotzdem singen doch Friedrich, Manfред, Enzius, Pier delle Vigne, die höchsten und weisesten Männer und der ganze Schwarm sicilischer Dichter in dieser lingua volgare! Jenes alte Sicilisch scheint übrigens dem heutigen Volksdialekt und der Sprache Meli's sehr nahe stehend, wenn man nämlich auch aus alten Urkunden den Schluß ziehen darf. Ich gebe eine der ältesten Urkunden, vom Jahre 1143, ein Document über den Verkauf von vier sarazenischen Bauern durch Pietro Marchesi an Teodorico Antiochenus für das Kloster des S. Niccolò, aus dem Archive der Kathedrale von Palermo (Rongitore, „Bullae“, 26, und Morso, „Palermo antico“, N. 6. 344). Der Urkunde geht der Text in griechischer und lateinischer Sprache voran, dann folgt ein Transumptum in die lingua rustica:

Et petro de marchesi videndo chi lu nobili muser Theodoro anthiocu edificao et fundao la ecclesia et monasterio, et per devotioni et servizio di lo omni potenti deo: et dilo glorioso sacerdote santto nicola fora la citati di palermo a la via di Corleoni et misichi abbati et devotissimi monachi per servizio di lo ditto monasterio. et eu petro di Marchesi per devotioni de quinto santto nicola et per servizio di la ditta ecclesia dugno et lasso di li mey servituri et scavi quattro scavi masnili, li quali si chiamano luno yoas, et laltro si chiama benenji: e laltro chusen; et laltro abdelaza tutti quisti li dugno et lasso ala supraditta ecclesia di santto nicola preditta per serviri sempri per parti mia et di la mia eredi in vita loro, chi son al presente

ma' dimandari ne eu ne'alcunu di li mei. heredi; e tutti quilli chi volissiro chercari et livari li ditti scavi di la supraditta ecclesia pozana haviri la maleditioni di lo omnipotenti deo, et di tutti li santi patri, et di lo glorioso sancto nicola, scripto ej lu presenti testamento innanti li nobili soprascritti testimonj.

Folgen die Zeugenunterschriften und das Zeichen des Kreuzes für die nicht schreibkundigen vier Araber. Diese Urkunde lehrt zugleich, daß man damals noch Leibeigene aus der freien Hand verkaufen konnte. Im griechischen Text ist die Verkaufssumme angegeben, nämlich 200 Larenen und ein Pferd.

Die Verwandtschaft dieser Sprache mit dem heutigen Sicilisch ist augenscheinlich, wie es auch interessant genug ist, sie mit der Sprache der ältesten sicilischen Dichter zu vergleichen. Es ist bei uns in Deutschland auch neuerdings, in den verworrenen Decennien, Manches für die altsicilische Literatur geschehen, und jene Gesänge sind auch besonders in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart herausgegeben, wie sie sich in Leon Attacc'i's und Crescimbeni's Sammlung und in den „Discorsi“ des Rosario di Gregorio finden. Von diesen ältesten sicilischen Sängern kennen wir also den Notar Arigo Testa da Lentini, den Ciallo von Alcamo, den Richter Guido delle Colonne von Messina, Odo delle Colonne, den Notar Giacomo von Lentini, Inghilfredi, Mazo di Ricco von Messina, Ranieri und Rugierone von Palermo, Stefano Protonotar von Messina, Tomaso Sazo von Messina und die Donna Nina. Palermo, Messina und Lentini sind hier allein vertreten, aber weder aus Syracus noch aus Agrigent läßt sich mehr eine Sangesstimme hören. Der fruchtbarste und lieblichste Sänger von ihnen ist der Notar Giacomo von Lentini, von dem mehrere Canzonen und 15 Sonette übrig sind, welche alle anbern an Grazie und Reizetät übertreffen. Sie bringen eine Wirkung hervor wie Bilder von Masaccio und Sandro Botticelli. Ich kann es mir nicht versagen, eins seiner Sonette (aus dem 13. Jahrhundert) hier zu übersetzen.

Ich hab's gelobt, von Herzen Gott zu ehren,  
Auf daß ins Paradies ich möcht' gelangen,  
Zum heil'gen Ort, von dem ich sagen hören,  
Daß eitel Lust und Wonne darin prangen.

Doch sollt' ich meine Herrin dort entbehren,  
Ihr blondes Köpfchen und die lichten Wangen,  
Von ihr getrennt in jenen sel'gen Sphären,  
Trüg' nach dem Paradies ich kein Verlangen.

Doch sag' ich dieses nicht mit solchem Weinen,  
Als wolt' ich eine Sünde dort begehen,  
Nur möcht' ich ihrer Augen holdes Scheinen,

Den süßen Leib, das klare Antlitz sehen;  
In diesem Blick würd' alle Lust sich einen;  
Säh' ich in Wonne meine Herrin stehen.

Der Gesang, den die helle Stimme Friedrich's und Manfred's von Sicilien, von dem leider kein Lied auf uns gekommen ist, gemacht hatte, schwand bald mit der Jugendblüte Siciliens und erstarb in den furchterlichen Zeiten der Anjou und jenes Kriege, welche die Sicilische Wesper über das schöne Land brachte. Die Poesie: schwand

sich über die Meerenge nach Italien, erweckte dort zuerst die Bologneser und Toscaner zum Gesange und vollendete sich im Petrarca. Sicilien hat den großen Ruhm, die neuitalienische Sprache und Poesie zuerst in höherm Geiste geädelt zu haben, aber es blieb dann hinter Italien zurück und trat in dasselbe secundäre Verhältniß zu seinem großen romanischen Mutterlande, wie einst zu seinem ältern Mutterlande Hellas; und wie in der dorischen Periode der eigenartige siklotische Dialekt Sicilien von den Hellenen trennte, trennt die Sicilier heute noch viel mehr von Italien der jetzige platte sicilische Dialekt. Wir werden bald sehen, daß die nationale Poesie Siciliens, welche ihre italienische Periode ebenso mit dem erotischen Liede und der künstlichen Strophe begann, wie sie ihre griechische Periode einst mit dem Strophensänger Stesichorus begonnen hatte, wiederum auch in der Lyrik und dem Hirtenliebe das Höchste geleistet hat, was sie überhaupt zu leisten vermochte, und dies eben in Giovanni Meli, dem Zeitgenossen Alfieri's.

Die zweite Blütenperiode sicilischer Poesie begann mit dem 16. Jahrhundert; die Anregung ging nun von Italien aus, wo die Dichtkunst ihr goldenes Zeitalter begonnen hatte. In dem nahen Neapel dichtete eben der berühmte Sannazar seine „Arcadia“ und schuf die bukolische Gattung, welche durch Theokrit Sicilien eigen thümlich angehörte. Auch daß Sannazar es nicht verschmähte im Dialekte Calabriens zu singen, war für die Sicilier bedeutungsvoll. Er übte eine nachhaltige Wirkung aus, und Guarini, Tasso, Molza, Baldi fanden in Sicilien zahllose Nachahmer. Die bukolische Dichtung, die Canzone, das Melodrama wurden nun eifrig gepflegt, und wiederum mußte Berni mit der poesia giocosa einen dauernden Einfluß auf den Charakter einer Nation gewinnen, welche schon zur Zeit Cicero's in dem Rufe scharfsinnigen Wises stand und wegen ihrer Reizung zum Burlesken allgemein bekannt war.

Die poetische Entwicklung Siciliens in jener Periode hat daher ganz dieselben Erscheinungen wie jene Italiens, nur ohne dessen Größen. Die Akademien wurden auch dort die Pflanzschulen der Rimatori, und vor allen war es die Academia degli Accesi, welche in Palermo um das Jahr 1568 gestiftet wurde unter der Regierung des Viceröy's Don Fernando de Avalos. Ihr Symbol war der wachsende Mond mit der Umschrift „Revertens colligit ignes“. Die Sammlung ihrer Dichter ist nicht minder zahlreich wie die der Reimkünstler der römischen Arkadia.

Hier nun erhob sich ein bedeutender, für Sicilien Epoche machender Dichter, welcher den Ehrenitel Poesis Siculae Magister et Princeps führt. Es war Antonio Veneziano von Montreale, aus dem edeln Geschlecht der Nor, im Jahre 1593 geboren. Das Leben dieses genialen Mannes gleicht einem Romane und könnte wol reichen Stoff zu einer romantischen Behandlung geben. Seine wissenschaftliche Ausbreitung und seine Talente machten ihn zu einem Wunder, und in allen italienischen Landen war er berühmt und gefeiert. Er dichtete in vier Sprachen: toscanisch, spanisch, lateinisch und sic-

lisch. Es ist eine im Charakter jener Zeit wohlbegründete Erscheinung, daß die Dichter Siciliens, obwohl ihr Vaterland einst die *lingua volgare Italiens* zur Sprache der Poesie erhoben hatte, doch aufhörten in ihr zu dichten und jenen Weg verließen, welchen *Giulio von Alcamo* und *Giacomo von Lentini* betreten hatten, und sich lieber an die lateinische, ja selbst an die spanische Sprache hielten. Denn nur äußerst selten sind vor *Veneziano* Gedichte in sicilischer Mundart. Er nun hat das große Verdienst um Sicilien, den einheimischen Dialekt fortan wieder zur nationalen Dichtersprache gemacht zu haben. Nachdem er lange in andern Sprachen gesungen hatte, ergriff er glücklich die sicilische Mundart, reinigte sie, machte sie poetisch dehnbar und wurde die bleibende Sprachquelle aller sicilischen Dichter der Folgezeit, selbst noch des *Giovanni Meli*.

*Veneziano* dichtete viele Epigramme und Canzonen, weltliche, geistliche, burleske Lieder, schrieb eine Sammlung von sicilischen Sprüchwörtern in Ottavreimen, in Terzinen eine Symbolik der Farben, und andere Gedichte, wie die „*Coronaria*“ und „*Il puttanesimo*“. *Montgitoro* und *Creascimbeni* sind voll seines Lobes und rühmen namentlich seinen geistreichen Witz, seine genialen Motive, die ihm andere Dichter abborgten, seine Majestät wie seine liebliche Grazie. Seine Satire war allgemein gefürchtet, und indem er sie auch an der Regierung ausließ, büßte er seinen Witz mehrmals im Gefängnisse. Er starb auch in Ketten und Banden. Eben wollte *Torquato Tasso* nach Sicilien hinüberschiffen, um die persönliche Bekanntschaft des berühmten Poeten zu machen, als er hörte, daß ihn der beleidigte Vizekönig, Graf *Albedelista* in den Thurm von *Castellamare* bei *Palermo* geworfen habe. Eines Tages nun fiel Feuer in die Pulverkammer dieses Castells, wo der Dichter gefangen saß, und unter den Trümmern der zerspringenden Mauern fand *Veneziano* seinen Tod, zwei Jahre vor *Tasso*, 1593. Man sagt, er selbst habe sein Ende prophezeit. Als man den Todten hervorzog, meinte der Vizekönig vor seiner Leiche, aber die Thränen weckten sie nicht mehr auf. Der Schädel des Poeten stand lange Zeit in der Kirche *Santo-Viti* in *Monteale* öffentlich aus mit der Inschrift: „*Hoc est caput bonae memoriae Antonii Venetiani de civitate Montis Regalis.*“ Er selbst aber hatte sich diese stolze Grabchrift gedichtet:

Exanimem tumulo sculptum qui cernis Olorem  
Hanc tumbam vates Vinitianus habet.  
At cum vate jacet bona Musa et docta Minerva,  
Tres vixere simul, tres tegit urna simul.

Obiit longiori aevo non indigna XIX Augusti anno ab orbe repar. MDXCIII.

*Veneziano* machte also in derselben Zeit für die Poesie Siciliens Epoche, in welcher *Tommaso Fazello* die geographische, historische und antiquarische Wissenschaft seines Vaterlandes schuf.

Neben ihm blühten auch noch andere Dichter, von denen einige bedeutend waren, wie *Mariano Bonincontro*, *Sebastiano Bagolino*, *Giovanni Virale* und *Fran-*

*cesco Potentiano*, Maler und Dichter zugleich wie *Salvator Rosa*, von *Marc Antonio Colonna*, dem Vizekönige Siciliens in *Palermo*, feierlich gekrönt, und von *Philipp von Spanien* berufen, die Säle des *Escorial* auszumalen. Er schrieb ein Heldengedicht: „*La destructione di Gerusalemme dall' imperatore Tito Vespasiano*“; ich nenne es nur deshalb, um zu zeigen, daß *Tasso* auf die Sicilier eingewirkt hatte. *Potentiano* schrieb es in toscanischer Sprache.

Nach *Veneziano* wurde nun der *Parnas Siciliens* von einer zahllosen Echar von *Rimatori* in sicilischer Mundart bevölkert, und das 17. Jahrhundert ist in Sicilien so reich an Poeten wie es Italien ist. Es sind lyrische Poesien in dem Charakter jener Zeit, *Pindar'sche* Hymnen, bukolische Gedichte, *Anacreontisches*, *Fischerlieder*, burleske Canzonen, Melodramen, geistliche Tragödien, *Pastoralkomödien*. Wohl uns, daß wir sie nicht zu lesen brauchen. An den Höfen der Vizekönige in *Palermo*, wo es an übertriebenem Pomp und schwelgerischen Festen niemals fehlte, wurden spanische, italienische, nationalsicilische Melodramen und Komödien aufgeführt; der einst berühmte *Lorenzo Arpo* dichtete für die Hochzeit des Vizekönigs *Carlo d'Orsini di Turfi* im Jahre 1650 seine *Pastoralkomödie* „*La pellegrina d'amore*“, und man sah damals die Rollen von den höchsten Baronen des Landes und den edelsten Frauen vorgestellt, wie es eben an allen andern Höfen jener Zeit Sitte war.

Besonders berühmt als Dichter solcher Komödien war der *Syrakusaner Francesco Antonio Arizzo* (gest. 1672), von welchem „*Amurat*“, „*Corinna*“, „*Lo schiavo*“ und andere Dramen herrühren, die sich in nichts von dem Charakter der italienischen dieser Periode unterscheiden. Aber auch nationale Stoffe machten sich bemerklich: so *Chiarenza's* „*L'incendio del monte Etna*“, ein allegorisches Gedicht in Ottavreimen; so *Spatafora's* Heldengedicht „*Rogiero in Sicilia*“, von *Ariosto* angeregt; so endlich des *Pier Fulloni* von *Palermo* episches Gedicht „*La Rosalia*“ in Ottavreimen und seine vielen andern Hymnen auf diese gefeierte Nationalheilige von *Monte Pellegrino*. *Fulloni* war ein berühmter Naturdichter, ursprünglich ein Steinhauer, mit einer unerschöpflichen poetischen Ader begabt und einer der fruchtbarsten Poeten Siciliens, welchen auch *Giovanni Meli* in einem seiner Gedichte rühmend nennt. Er starb 1670.

*Pier Fulloni* theilte den Ruhm mit seinem berühmten Zeitgenossen *Simon Marchese Rao* und *Requesenz*, einem edeln *Palermitaner*, der 1609 geboren war und 1659 als Bischof starb. Er war ausgezeichnet als Gelehrter, als Mathematiker, Astronom, Mediciner, Theolog und Redner, und dichtete zugleich toscanisch, lateinisch und sicilisch. Seine Canzonen in sicilischer Mundart haben ihn unsterblich gemacht, und wie *Veneziano* wurde auch *Rao* eine classische Sprachquelle des Dialects, woraus *Meli* schöpfte. Seine „*Rime*“ wurden vollständig herausgegeben in *Neapel* 1781.

Dies waren also die namhaftesten Dichter, welche *Giovanni Meli* vorausgingen, dem eigentlichen Natio-

naldichter Siciliens im vollen Sinne des Worts, der für jene Insel Das ist, was Dante, Tasso, Ariosto und Petrarca für das italienische Festland bedeuten. Wie die Verse dieser großen Dichter überall in Italien im Munde des Volks leben, leben die Gesänge Meli's in allen Thälern und Bergen Siciliens. Die Stanzas des Tasso hört man freilich kaum mehr wie ehemals am Eido und Rialto von Venedig, aber wo man auch in Sicilien sein mag, auf dem Golf von Palermo, oder im Hafen von Syrakus, überall kann man die reizenden Fischerlieder Meli's singen hören. Seine in wohlfeilen Ausgaben gedruckten Poesien sind das allgemeine Erbauungsbuch des sicilischen Volks, in dem es sein nationales Wesen, seine Natur und seine Cultur von den Hellenen bis auf das 19. Jahrhundert, seinen Ruhm wie sein Glend in einem poetischen Spiegelbilde wiedererkennt, und worin es zugleich des Reichthums seiner eigenen Sprache sich bewußt wird. Man kann sagen, daß Meli's Gesänge ein wahrer Tempel der sicilischen Nationalität sind, und daß Sicilien in ihnen wie seinen Ausdruck so seine Schutzwehr gegen die Zwingherrschaft Neapels gefunden hat; denn die Dichtungen des Giovanni Meli sind in ihrer populären Verbreitung, mehr noch als es die patriotische Wissenschaft sein kann, ein ideeller Act der nationalen Befreiung und Absonderung Siciliens von dem verhassten Neapel.

Dieser Mann nun wurde in Palermo am 4. März 1740 geboren. Seine Jugend fiel in jene denkwürdige Epoche, wo unter Karl III. von Bourbon und Ferdinand seinem Sohne die Geister Neapels aus einer langen Lethargie mit einem male zu einem bewundernswerth rüstigen Leben aufwachten. Wie wir schon gesehen haben, regte sich da auch in Sicilien ein neuer patriotischer Sinn, ein wissenschaftlich allgemeinthätiger Geist. Von dieser Strömung wurde Meli in den empfänglichsten Jugendjahren wohlthätig mit erglitten. Er studirte in Palermo die Medicin und beschäftigte sich eifrig mit der Philosophie Wolfs, welche damals auch in das heiße Sicilien gedrungen war. Seine naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien schimmern deshalb in vielen seiner Gedichte durch, in denen er im Sinne der damaligen Zeit moralische Fragen didaktisch oder scherzhaft abgehandelt hat. Bald entschied sich sein dichterisches Talent, das später in ewigem Kampfe mit seinem Berufe und mit seinen ärmlichen Lebensverhältnissen lag. Mit leidenschaftlichem Eifer wandte er sich an die italienischen Classiker, von denen seinem heitern Naturell Ariosto am meisten zusagte. Seine ersten Gedichte schrieb er auch in toscanischer Sprache; sie erwarben ihm Beifall und Ehre, und zu seinem Glücke die Aufmerksamkeit des Prinzen Antonio Lucchese Palli von Campofranco, eines glühenden Patrioten, welcher den jungen Poeten in die literarische Akademie hinein zog, die er in seinem Hause zu Palermo um sich versammelte. Seinem Gönner zu gefallen stand nun Meli von der Poesie in italienischer Sprache ab und entschloß sich zu seinem und Siciliens bleibenden Ruhme fortan nur im Dialekt des Volks zu dichten.

Die sicilische Mundart hat für ein toscanisch gewöhntes Ohr etwas durchaus Fremdes und Verwilderndes, sie steht von dem Hochitalienischen noch weiter entfernt als der Dialekt von Neapel und der von Calabrien, welcher zwischen dem Neapolitanischen und Sicilischen die gerade Mitte einnimmt. Alle drei Mundarten sind sich nahe verschwistert, sie sind eben die drei größern Sprachzweige von Süditalien, Mischlinge aus dem Italienischen, Griechischen, Arabischen und Spanischen, wie die Völker eben selbst, die vom Eiris herab bis zum Kanal von Afrika ansässig sind. In allen diesen Dialekten hat das Italienische eine große Ueberwältigungskraft und Assimilationsfähigkeit über die fremden Zusätze bewiesen, und namentlich ist es auffallend, daß trotz Jahrhunderte langer Herrschaft der Spanier diese Dialekte dem Spanischen so kräftigen Widerstand geleistet haben, während doch die Sprache der Sarden sehr stark hispanisirt worden ist. Ich nehme irgend einen Vers Meli's, um zu beweisen, daß sich das Italienische darin noch immer voll herausgehört:

'Nargintata l'acquazzina'  
'Ntra li pampini spicchia  
Lu so lumi, o Dori mia,  
Nesci preatu, e vinci ti.  
Jamuninni a lu to gratu  
Fertilissimu jardu, u,  
Tu lu sai quann' è mattinu  
I.a campagna piaci cchiù.

Einen auffallenden Contrast von Rauheit und Sanftigkeit zeigt eben dieser sicilische Dialekt; er ist ebenso hartklingend als wieder ungemein weich und graziös, sodaß er bisweilen sogar an die lieblichste Mundart Italiens, an das Venetianische erinnert. Die Sicilier verdoppeln gern einige Consonanten, wie die Calabresen und manche Stämme Sardiniens; sie haben sehr häufig das dd, welches ihnen nicht nachzusprechen ist, das nn, mm und cc. Wo der Italiener bb hat, verwandelt es der Sicilier in gg; das glia wird in das harte ggchia verwandelt; und wiederum wird das harte italienische gg in ein j, das nd in nn erweicht, das ll durchweg in dd abgeplattet. Viele Wörter, die im Italienischen mit pi beginnen, lauten im Sicilischen wie im Neapolitanischen mit chi, z. B. chianta statt pianto, più lautet stets cchiù in ganz Süditalien. Vorherrschend ist endlich die Abdumpfung des Stammvocal's o in u, und die Verbalendung ari, iri, weil der Sicilier nur zwei, nicht wie der Italiener drei Conjugationen hat.

Die sprachliche Fülle und schöpferische Bildungskraft des Sicilischen ist ungemein groß, wie die des neapolitanisch-calabresischen Dialekts. Diese Mundarten sprudeln über von geistreichen, humoristischen, phantastischen Wendungen und Tropen, wie man sie im Munde der Lazzaroni alle Tage hören kann; sie sind in charakteristischen Idiotismen unererschöpflich, welche keine Cultursprache nachzuempfinden vermag. Sie sind die wahrhaft komischen oder vielmehr mimischen Sprachen Italiens, und ich nenne das Sicilische eine mimische Sprache hauptsächlich auch in Erinnerung an jene alten Nimen des Syrakusaners Sophron,

des Schöpfers der Volkskomödie. Sophron's komödienartige Szenen oder Dialoge, welche Handlungen aus der gewöhnlichen Häuslichkeit und dem öffentlichen Verkehr darstellten, ahmten bekanntlich die dorische Redeweise des gemeinen Mannes nach. Ihre Lebhaftigkeit, Laune und poetische Kraft machten sie zu einer allgemein beliebten Ergözung des Volks, und Platon selbst war, als er nach Syrakus kam, von ihnen so sehr betroffen, daß er es nicht verschmähte sie zu studiren und für seinen Dialog zu benutzen. Nach seinem Tode fand man sogar die Mimen Sophron's unter seinem Kopfstiffen. Es ist unbezweifel, daß diese dorische Volkssprache sich zum Hochgriechischen des Platon und Euripides damals gerade so verhielt, wie sich der heutige Dialekt von Sicilien und Neapel zum Hochitalienischen des Tasso und Ariosto verhält, und daß jene Mimen im vollen Sinne Das waren, was heutzutage das Pulcinellatheater in Italien ist.

Nun griff Giovanni Meli mit dem allergrößten Glücke in die Sprachfülle des Volksdialekts von Sicilien. Er studirte seine berühmtesten Vorgänger Veneziano und Rao, und noch mehr lernte er von dem Volke selbst auf der Gasse und dem Markte. Er nahm die ausdrucksvollsten Sprachwendungen des gemeinen Mannes kühn in die Poesie auf, das Sprüchwortliche, Sentenziöse, Bilderartige; er veredelte zugleich die Sprache, und gab den Beweis, daß sie für alle poetischen Gattungen und Stile wohlgeegnet sei, daß sich der melodioseste Zauber des Liedes, der Ernst des Didaktischen und die Feierlichkeit selbst des Hymnischen in ihr wiedergeben lasse. So ist der Genius der Sprache in Meli ganz und vollständig, und das allein macht ihn schon zu einem großen Poeten und nun gar zu einem unsterblichen Nationaldichter Siciliens, denn der Sicilier findet in Meli's Poesien seine Sprache und Denkweise zu einer idealen Form gleichsam über sich erhöht. Die Sphäre, in der er sich bewegt, bleibt immer durchaus volksthümlich; seine Poesie wurzelt in der Natur und der Sitte des Landes, und die beiden großen Culturstämme, in welche Sicilien zerfällt, die griechische und die italienische, erscheinen in Meli in einer nationalen Einheit. Dies aber würde vom philosophischen Standpunkte aus die charakteristische Stellung Meli's sein; so würden wir Deutsche sie etwa bezeichnen, wenn wir eine Literaturgeschichte Siciliens schrieben. Es ist gewiß merkwürdig wie in Giovanni Meli Theokrit und selbst auch Sophron, endlich Anakreon wieder in romanischem Gewande ganz lebendig geworden sind, nicht als hohle arkadische Spielereien und Nachgeklänge, wie sie in Italien seit dem 16. Jahrhundert allgemein poetische Manier waren, sondern als wirkliche Lebensäußerungen des sicilianischen Wesens, welche im Charakter der Landesnatur ihren dauernden Bestand haben müssen.

Das bukolische Gedicht hat in dem einsamen, schönen Inselfelde seine Entfaltung und klassische Vollendung gefunden. Die Hirtengesänge der Sicaner und Siculer waren uralte; bei ländlichen Festen sang man sie zur begleitenden Sackpfeife und beim Tanz; da figurirte be-

ständig die Geschichte des schönen Daphnis, der in grauen Zeiten die bukolische Dichtung selbst soll erfunden haben. Wie sich nun aus den rohen ländlichen Poesien der Bacchusfeste die Komödie des Epicharmos zu einer Kunstgattung erhob, so bildete sich auch das Hirtengedicht künstlerisch aus. Seine kunstgemäße Gestalt aber schrieb man dem Stesichorus von Himera zu, dem größten lyrischen Dichter Siciliens, welcher zuerst die Liebe des Daphnis in bukolischen Liedern soll besungen haben. Endlich gab Theokrit von Syrakus den Hirtengedichten ihre klassische Form, und er wurde sowohl für die Römer als für das Mittelalter und die neuere Zeit, für Virgil, Tasso, Guarini, Sannazar, für Voß und Gessner und für Meli von Palermo das bleibende Muster.

Als Giovanni Meli geboren wurde, blühte die Schäferpoesie noch in aller Welt, zumal in Italien. Daphnis, Meliboeus, Irtis, Doris und Phyllis und wie alle diese verliebten Schäferinnen heißen mögen, füllten die Hoftheater und die Almanache; die Welt war zum Arkadien geworden. Wir wissen, wie lächerlich dies Arkadien war, wie Unschuld und Natur in gepuderten Haaren, im Keisrock, mit geschminkten Wangen und Schönplasterchen und mit den geistreichsten Phrasen in diesen Schäferäulen umherliefen. Man dichtete damals „polyphemische Sonette“. Weil nun der Schäferpoesie aller Grund und Boden in der Wirklichkeit fehlte, wurde sie lächerlich, und das Publicum endlich übersättigt, wie das unserige es nächster Tage von den Dorfgeschichten sein wird, die freilich eine andere Realität für sich haben.

Aber ganz anders war es und ist es in Sicilien, und wenn je ein Dichter das Recht gehabt hat, theokritische Idyllen zu dichten und seinem Volke zur Erquickung anzubieten, so meine ich, war es ein Dichter in Sicilien, in dem Vaterlande der Hirtenspoesie. Wenn man heute dieses wonnige Eiland durchwandert, wenn man jene braunen Berge und Thäler von Enna und von Segesta, und wenn man die umgrüntten Abhänge des Aetna durchstreift, so sieht man dort die Hirten unter ihren Heerden in derselben Gestalt wieder, wie sie Theokrit beschreibt, und horcht dem kunstlosen Spiel ihrer Flöte und ihrem Gesange. Im Angesicht solcher idyllischen Inselflandschaften und im Anblick der griechischen Tempeltrümmer „schauend die wimmelnden Schaf“ und das sicilische Meer“ muß man den Theokrit, muß man den theokritischen Gesang Meli's vernehmen, um zu erfahren, daß diese altdorische Dichtungsart Sicilien ewig angehöret. Denn wer kann wandern an dem „schlangenden Fluß Himera“ oder am Aetnagelüft und an Ais heiliger Quelle, ohne jauchzend in die idyllische Landschaft hinauszurufen: „Stimmet Gesang, o Mäusen, Geliebteste, Hirtengesang an!“

Meli's bukolische Gesänge, in Frühling, Sommer, Herbst und Winter getheilt, sind vortrefflich. Sie schweben nicht in der Luft; bis auf die althergebrachten theokritischen Namen sind sie sicilische Natur. Durch das leicht umgeworfene Gewand der alten Mythologie erscheint doch das volle natürliche Leben der Wirklichkeit

in allen seinen frischen Zügen; diese Hirten und Fischer leben wirklich; und Daphnis, Amor und Venus, Apollo nehmen sich in diesem Bildgarten der Poesie gerade so heimisch altherwürdig aus, wie die griechischen von Lianen umschlungenen Säulen in der Landschaft Siciliens. Meli verläßt niemals den Boden der Realität; die ewigen Genrezustände auf dem Felde, im Hirtenhaus, wo das Schwein zum Mahle geschlachtet wird, und in der Fischerhütte, wo das Neg bei Gefang ausgefickt wird, zeichnet er mit der derbsten Natürlichkeit und der rauhen, strogen Lebenskraft der Natur. Es gibt unter seinen Idyllen solche von einer so drastischen Naturwahrheit, daß eine feine Cultursprache verzagt, sie nachzusagen. An Theokrit reicht Meli nicht. Mit der durchsichtigen Schönheit und classischen Form des Syrakusaners hat er nichts gemein, und er darf danach auch gar nicht gemessen werden; denn wie sollte auch die italienische Sprache, zum gar der platte Dialekt des Siciliers hellenischer Formen und Nase fähig sein? Meli's Eklogen sind lose und gemischt in den Formen, entweder sind die Terzinen oder versi sciolti für Dialog und Erzählung, dann folgt der Gesang in den lyrischen Weisen der Italiener. Von Seiten der Form genügen sie schwerlich strenger Anforderung, auch haben sie oft den Fehler des Weitschweifigen, der leider zum Jammer aller Freunde italienischer Literatur bei den Italienern unausrottbar scheint.

Wie gern sich sonst Meli an Theokrit angeschlossen, beweist auch seine Farsetta „Li Palermitani in festa“, welche an Theokrit's Syrakusanerinnen beim Adonisteste erinnert. Hier ist er sehr glücklich in komischer Rede, wie in drastischen Motiven, und zeichnet Art und Wesen des Palermitaners so trefflich charaktervoll, wie Theokrit das der Syrakusaner in seiner Mime. Und diese Gattung wäre denn die der Mimen Sophron's, welcher ja auch eine Farce „Die Zuschauerinnen bei den iambischen Spielen“ gedichtet hatte. Eine Mime ist auch Meli's „Didiramma“, ein dithyrambisches, höchst ergötliches Gedicht, das Trunkenbolde in einer Weinschenke rufen und gestirren läßt, und schon allein hinreichen könnte, den sprachlichen Sprudel des sicilischen Dialekts aufschaulich zu machen. Als Vorbild diente Meli in diesem Stücke Redi's berühmte Dithyrambe „Bacchus in Locana“. Francesco Redi, ebenfalls Arzt (er starb 1694) und Paolo Rolli waren überhaupt diejenigen Italiener, bei welchen Meli seine ersten Studien machte, und selbst seine lyrischen Nase stimmen mit den ihrigen meist überein, wie er überhaupt die üblichen Formen für Ode und Canzone von Italienern aufnahm. Aber Meli übertrifft seine Vorgänger weit an Melodie und Grazie, und wo er durchaus lyrische Gesänge dichtete, ist er oft von einer bewundernden Schönheit. Auch hier erscheint in ihm Anacreon wirklich und lebendiger wieder als in allen jenen Anacreontisten, wovon der italienische Parnass wimmelt. Die Grille des Anacreon hat er so herrlich neu und eigen wieder umgedichtet, daß sie zu einem echt sicilianischen Liede geworden ist; auch ist ja die Cicade in der

sicilischen Landschaft die wahre Musenkönigin, deren Lieb in Berg und Haide unaufhaltsam, ich möchte fast sagen, flimmert, wie die sonnigshimmernde Luft jener himmlischen Zone.

In den Oden und Canzonen ist Meli am größten; da erreicht er eine Süßigkeit und einen Wohlklang, der dem Petrarca gleichkommt, und da wird auch der sicilische Dialekt in seiner reizenden Lieblichkeit schön. Weniger glückte Meli das Sonett, worin die Italiener unerreichte Muster sind; seine Elegien dagegen sind oft sinnvoll und ansprechend; seine Capitel, Gedichte vermischten Inhalts, belehrend, heiter, komisch und burlesk, sind durch Mannichfaltigkeit und witziges Spiel der Phantasie anziehend. Nicht ohne Lachen wird man sein Lob auf den Floß und auf die Fliege lesen. In der poetischen Literatur Italiens sind Flöhe und Muskiten mehrmals Gegenstand humoristischer Behandlung gewesen, was Den nicht Wunder nehmen wird, der im Süden lebt, wo diese kleinen Plagegeister unentrinnbare Dämonen des Klimas sind. Giulio Cordara hatte schon vor Meli solche Capitoli: „La pulce“, „La mosca“ und „La zanzara“, gedichtet; wie man es im „Parnasso italiano“ finden kann, wo die sehr zierliche Wignette dazu Herren und Damen in den graziösesten Entflohungsatituden dem Leser vorführt. Der heitere Sinn Meli's verschmähte auch solche Poffen nicht. Ueberhaupt nimmt er das Leben wie ein echter Südländer; er ist leicht, heiter und natürlich. Selbst in seinen Satiren herrscht der heitere Humor vor, und so sind auch seine „Moralischen Fabeln“ leicht und heiter, die sich jedoch nicht über das Gewöhnliche erheben, was in dieser breitgetretenen Gattung vor ihm auch in Italien gedichtet worden ist.

Ich begnüge mich hier, drei Lieder Meli's meinen Lesern vorzutragen.

#### Fischerlied.

Es flattert die Möve  
Ueber die Riffe,  
Komet zu Schiffe,  
Der Morgen bricht an.  
Liebliche Mädchen,  
Seht wie die Wellen  
Sich rosig erheben,  
Kun steigt in den Rahn.

Stoßt in die Rüsche  
Kräftige Löwe,  
Deans Söhne,  
Eritonen . . . Hallo!  
Wölfige Grotten,  
Laßt aus den Hallen  
Dröhnend erschallen  
Das Echo . . . Hallo!

Himmelische Klarheit  
Weithin entzündet,  
Seht, sie verkündet  
Den heitersten Tag.  
Ein frisches Lüftchen  
Wie kaum es säuselt,  
Die Welle sich kräufelt  
Und flutet gemach.



Komm, komm, o Doris,  
Reizende Holde,  
Stimmchen von Golde,  
Neus Peru.

Auf nun und sing' uns  
Deine Längsone,  
„Ein Ring, eine Krone,  
Und ach! was dazu.“

Nice, wohin doch?  
Mit diebischen Blicken,  
Den willst du berücken,  
Vollbusiges Kind?  
Ihr Antlitz erwecket  
Die Herzen zur Wonne,  
Weckt doch die Sonne  
Die Blumen geschwind.

Was soll ihr von Vinsen  
Das Kränzlein in Haaren,  
Wenn sie zu fahren  
Mit uns verschmährt?  
Sie läßt uns schiffen,  
Sie läßt uns wandern,  
Mit einem Andern  
Zum Fischfang sie geht.

Hauptmann Andrea  
Ist unser Führer,  
Der Klippendurchspürer,  
Da kommt er herbei.  
Er handhabt die Rege  
Von sauberen Raschen,  
Den Wal kann er haschen  
So schlant er auch sei.

Kommt denn zu schauen,  
Ob in den Reusen  
Sich Fischlein erweisen,  
Ein wimmelnder Wust.  
Da glitzern und flitzern  
Grundeln, Granelen,  
Krabben, Makrelen,  
O herrliche Lust!

Es locken die Wogen,  
Es lockt uns die Kühle  
Nach nächtlicher Schwüle,  
Der Morgen bricht an.  
Liebliche Mädchen,  
Seht wie die Wellen  
Sich rosig erheben —  
Nun steigt in den Kahn.

#### Die Philosophie des Anakreon.

Der ist weise, der sich nimmer  
Ueber seinen Stand erhebt,  
Und nicht buhlt um Glückes Lächeln,  
Vor dem Wechsel nicht erbebt.

Der die süßesten Minuten,  
Die das Leben uns geschenkt,  
Schnell genießt und alle andern  
In dem Malaga ertränkt.

In dem Saft des Syrakuser,  
Der die Wangen taucht in Blut:  
Und die Grillen und die Sorgen  
Niederschwemmt mit gold'ner Flut.

Ist das Schicksal unerbittlich,  
Was gewinn' ich denn dabei?  
Sei es gnädig, sei es grausam,  
Immer leb' ich frank und frei.

Einen Schild für seine Schläge,  
Plant geschliffen, stark und fein,  
Wehr und Waffen führ' ich bei mir,  
Flaschen, Becher und den Wein.

Selten ist die Lebensfreude  
Und die Seligkeit der Welt,  
Wie im Januar die Sonne,  
Wenn der Hagel niederfällt.  
Weil nicht Menschenwitz genügt,  
Böser Sterne böse Muth  
Zu bezähmen, liebe Seele,  
Bleibe frisch und wohlgemuth.

Ob' man keinen Trank erfunden,  
Keine bess're Arznei,  
Gram und Traurigkeit zu heilen,  
Weib' ich dir, mein Bacchus, treu.  
Und mit euch, ihr Hochgelahrten,  
Ob' ich gleich die Wette ein,  
Ob euch Bücher froher machen,  
Oder mich ein Becher Wein.

#### Die Stimme.

In den Lüften fliegt ein Stimmchen,  
Also lieblich, also lind,  
Daß das Herz es sanft empfinde,  
Leise, leise schwebt es auf.  
Auf der Amorinen Flügel  
Wie's im Gleichgewichte schaukelt,  
Steigt und fällt und zierlich gaukelt,  
Wieder stillhält im Lauf.

Gleich als hätte es den Schlüssel  
Aller Herzen und Gefühle,  
Öffnet, schließt es sie im Spiele  
Mit der Anmuth Laubertann.  
Bis hinab zur Seele schlüpft es,  
Hebt empor sie schmeichelnd leise,  
In so lieblicher Weise,  
Die man nicht beschreiben kann.

Wenn es wehmuthsvoll und klagend  
Körper leicht dem tiefem Gram,  
Gibt selbst Amor's wonnigsame  
Harfe nicht so bangen Schall.  
Wenn es lustig dann entklettert,  
Wenn es ruht und wenn es trillert,  
Scheint die Luft, als ob sie schillert,  
Glanz und Jubel überall.

Wenn es abbricht eine Note,  
Von den Grazien verführt,  
Wird's dem Hörer als verliert  
Er den Odem auch dazu.  
Wenn es endlich schwach und schwächer  
Schwindet, stirbt im leisen Halle,  
Reißt es um die Herzen alle,  
Sag' es, Amor, sag' es du!

Ein so hochbegabter Geist wie Meli, der die menschliche Seele und die Natur der Leidenschaft wohl ergründet hatte und die passivsten Lebenserfahrungen besaß, mußte sich wol auch über das Lyrische hinaus zu größern Compositionen berufen fühlen. Da zeigt sich nun zum Drama bei ihm kein einziger Ansat als in der mimischen Poesie. Die Sicilier sind über das Melodrama und die Volkstomödie nicht hinausgekommen, soviel sie an Tragödiendichtern auch in alter wie in neuer Zeit

aufzuweisen hatten. Selbst nicht zur Zeit des Selon und Hieron, als die Sikelioten durch den Sieg bei Himera sich in ihrer höchsten Nationalblüte entwickelten und ihr Land mit den herrlichsten Tempeln bedeckten, entstand dort eine nationale Tragödie. Sie waren für die tragische Poesie gleichwol sehr empfänglich, das beweist ihre Verehrung des Aeschylos, an dessen Grabe zu Gela noch lange sikelische Trauerspieldichter ihre Wettkämpfe hielten, und das beweist auch ihre leidenschaftliche Bewunderung des Euripides. Aber schon in dieser Liebe zum Euripides und seiner sentenziösen Rhetorik liegt das Wesen eines Volks ausgesprochen, welches den Gorgias und die geistreiche Redekunst der Sophisten überhaupt geschaffen hatte; natürlich mußte es sich der Poesie des Euripides nahe verwandt fühlen.

So sind, darf man sagen, die geistreichen Sicilier noch bis auf den heutigen Tag geartet; auch heute sind sie, und nicht allein aus Gründen des Dialekts, des höhern Dramas unfähig; die Idylle, das Lied und die Nymne sind wie im Alterthum so heute die Dichtungsarten, welche ihnen die Natur geschenkt hat.

Aber zu epischen Gesängen entschloß sich Meli. Er dichtete deren folgende in Ottavreimen: „Die Fee Calanti“; „Der Ursprung der Welt“; „Don Chisciotti e Sancier Panza.“ Alle drei sind scherzhafte Gesänge, oder vielmehr nur Stanzas, denn ihre innere Composition ist nicht strenge genug, um ein wahrhaftes Epos zu machen. Im ersten Gedichte schildert Meli seine Entwicklung zum Poeten in phantastisch-allegorischer Weise mit vielen Beziehungen auf griechisch-sikelische Mythen, unter denen er eine überaus komische, prächtige Schilderung des Polyphem entwirft. Die wichtige Lebendigkeit der Sprache zeigt sich hier glänzend. Im zweiten Gedichte behandelt er scherzhaft in der Weise Berni's einige Philosopheme über die Kosmogonie. Das dritte Gedicht endlich in zwölf Gesängen ist schon darum merkwürdig, weil es die Beziehung Siciliens zu Spanien beweist, mit welchem die Insel so lange Zeit politisch verbunden war. In einer burlesken Manier werden da Sancho Panza und Don Quixote in neue Abenteuer verflochten, welche oft sehr unterhaltend sind. Es lebt und wimmelt dieser sicilische Don Quixote von Burlesken, Fragen, derb volksthümlichen Joten, und ist eigentlich ein Don Quixote für das Pulcinellatheater.

Meli hat so den Ruhm, vollkommen und nach jeder Richtung hin das Wesen seiner Nationalität ausgesprochen zu haben, und deshalb hat er für das moderne Sicilien eine höhere Bedeutung als jeder andere Dichter seiner Zeit. Denn gleichzeitig mit ihm und wenig später hat Sicilien noch Dichter hervorgebracht, die aller Ehren werth sind, so Giuseppe Vitali da Gangi, welcher den glücklichen Gedanken hatte ein Epos „La Sicilia liberata dai Saraceni“ zu dichten, ferner Ignazio Sciannone und den herrlichen Domenico Tempio von Catania, einen hochbegabten Dichter, dessen Gesänge denen des Meli gleich geschätzt werden und mit dem die östliche Hälfte der Insel aus Localpatriotismus ausnehmend stolz

thut. Er starb vor etwa zwanzig Jahren; seine Gedichte sind noch nicht alle gedruckt.

Meli selbst starb am 20. December 1815 zu Palermo. Seine lateinische Grabchrift in der Kirche des heiligen Franciscus nennt ihn mit vollem Recht den Ruhm und die Lust der sicilischen Musen und den zweiten Theocrit und Anakreon. In dem seinen Werken vorgebrachten Lebensabriß heißt es sehr wahr: „Der Stolz des dankbaren Vaterlandes auf einen solchen Sohn ist um so größer, je trauriger das Elend der Gegenwart ist.“ Armes Sicilien, unglückliches, schönes Land! Wahrscheinlich, wenn irgendwo unter der Sonne das Streben irgend eines Volks in Kunst und Wissenschaft zu ehren ist, ist es hier in Sicilien. Ich habe eine tiefe Achtung vor dieser Nation, seitdem ich die Bettelarmuth ihrer Städte und den Reichtum ihrer patriotischen Literatur gesehen habe, mit der sie sich gegen Neapel zur Wehre setzt.

Männer wie Giovanni Meli sind ein wahrer Herzensstolz für jenes Volk. Was Wunder, wenn sie auf den Dichter so stolz sind! hat doch Sicilien seinen Nationaldichter, und das verhasste Neapel hat keinen!

Man errichtet jetzt Meli ein Denkmal in Palermo. Der Poet sitzt, um sich von Apollo krönen zu lassen, die Musen kommen herbei, Erato und Euterpe werden von Amor geführt; an einem Baumstamm aber ist die Zeit zu sehen, gefesselt und ihre Sichel zerbrechend.

Ferdinand Gregorovius.

Ein Jesuit. Roman in zwei Bänden von Oswald Tiedemann. Leipzig, D. Wigand. 1854. 8. 2 Thlr.

Wenn es Jemand gekümmert darauf anlegte, einen zu einem Romane in mancher Beziehung wohlgeordneten Stoff durch die Art der Darstellung und Einleitung um alle Wirkung zu bringen: so möchte er dieses Ziel schwerlich so leicht und so vollständig erreichen, als es der Verfasser des vorliegenden Romans gerade dadurch erreicht hat, daß es ihm vor allem darum zu thun gewesen ist, die Wirkung seiner Erfindung durch die Darstellung zu steigern und zu potenzieren. Zeugt auch der Stoff nicht gerade von einer besonders reichen und ursprünglichen Erfindungsgabe, noch auch von einer treuen, unmittelbar aus dem Leben schöpfenden Beobachtung, sondern trägt vielmehr den Charakter eines dem Verstande abgewonnenen Gespinnstes oder einer nach Vorzeichnungen entworfenen Nachzeichnung: so enthält doch derselbe manche neue oder so noch nicht zusammengestellte Elemente und eine Reihe von Verwicklungen und Conflicten, die als solche ganz dazu angethan sind, das Interesse und die Spannung des Lesers in höherm Grade zu erwecken. Besonders gilt dies von derjenigen Verwicklung, die als der ursprüngliche Knoten des ganzen Gewirrs anzusehen ist. Ein deutscher Maler, Reinold, gebraucht zu Rom eine junge Römerin, Maria Santini, als Modell und pflegt mit ihr noch vertrautern Umgang, dessen Frucht ein Sohn ist, welcher, fern von Vater und Mutter, zum Jesuiten erzogen wird. Als solcher erscheint er bei seiner Mutter in deren Todesstunde und versagt ihr, da sie ihm den Namen des Vaters nicht nennen will, die Absolution. Um seines besteckten Namens, um seiner entehrenden Geburt willen kühlt er sich zum Haß und zur Rachlust gegen die ganze Welt und namentlich gegen seinen Vater berechtigt, er eilt daher nach Deutschland, wo derselbe in einer Residenz als Director einer Kunstakademie lebt und sich eben als hochbejahrter Greis mit

einer jungen schönen Frau verheirathet hat, und häuft nun hier durch allerhand jesuitische Machinationen Jammer und Elend über ihn, seine junge Frau und andere ihm in den Weg kommende Persönlichkeiten, bis er zuletzt selbst darüber zugrunde geht.

Daß sich auf dieses Fundament ein ganz wirklicher Roman hätte bauen lassen, wird Niemand leugnen können; denn dem Jesuitismus war hier eine Seite abzugewinnen, von welcher aus er als eine wenn auch nicht moralisch, doch physisch berechtigte Reaction gegen die Verleugnung der natürlichen Verhältnisse, als ein Kampf der secundären Unnatur gegen die primitive Unnatur angesehen werden konnte, und dies mußte nothwendig nicht nur die Theilnahme für den Verlauf des Kampfes beleben, sondern auch einen tiefer ergreifenden tragischen Abschluß des Ganzen möglich machen. Der Verfasser hat aber diese ursprünglich gute Anlage nicht nur nicht zu benutzen verstanden, sondern sie durch die Art seiner Ausföhrung ganz und gar aus den Fugen gerissen und seinen in unnatürlichen Verhältnissen und Gefühlen sich bewegenden Personen durch eine ebenso unnatürliche Darstellung dergestalt den Stempel der verschiedensten Unnatur aufgedrückt, daß an eine Sympathie mit denselben nicht mehr zu denken ist. Je schneidender die Dissonanz, die man zu schildern unternimmt, an und für sich schon ist, umso mehr muß man sich hüten, dieselbe durch allerhand künstliche Mittel noch zu steigern; denn es entsteht sonst nur ein ohrzerreißendes Jammergeschrei oder Charivari daraus, das am wenigsten geeignet ist, wirkliches Mitgefühl zu erwecken. So wirkt denn auch hier die ganze Art und Weise, wie der Sohn erst gegen seine Mutter und später gegen seinen Vater verfährt, gerade darum, weil der Verfasser zu seinem Wilde die größten und schreiendsten Farben nimmt, auf den gebildeten Sinn schlechtthin gar nicht mehr, sondern nöthigt ihn, wie die outrirten Grausamkeiten auf den Gemälden der Marktschreier, gerade umgekehrt ein Lächeln ab. Dazu kommt, daß die Mittel, deren sich der Jesuit bedient, gar zu roh und plump erscheinen und ganz und gar jener Feinheit und Geistesüberlegenheit ermangeln, um dererwillen wir den Schülern Popola's bis zu einem gewissen Grade das Recht zu einer Beherrschung der Verhältnisse einräumen und ihnen wenigstens von dieser Seite unsere Anerkennung zollen müssen. Das uns hier vorgeführte Exemplar besitzt aber nur eine gehörige Portion Unverschämtheit, und wenn auch diese unter Umständen ein ganz wirksames Mittel zur Erreichung jesuitischer Zwecke sein mag, so tritt sie doch hier meistens theils in sehr ungeschickter und rein brutaler Weise auf, dergestalt, daß man nicht begreift, warum eine Person, die sich dergleichen erlaubt, nicht ohne weiteres zur Thür hinausgeworfen wird. Unter diesen Umständen vermag denn auch all das Unglück und Elend, das durch den Jesuiten herbeigeführt wird, keinen wirklichen Eindruck auf uns zu machen; denn wir sehen von vornherein seine Nothwendigkeit nicht ein, vermögen nicht daran zu glauben, und ebenso wenig fühlen wir uns durch die letzte glückliche Wendung der Dinge sonderlich erfreut; denn wir wundern uns nur, warum man mit einem so frechen Gesellen nicht schon lange kurzen Proceß gemacht hat.

Nicht ganz so outrirt als die Hauptfigur erscheinen die übrigen Personen; doch stehen auch sie zur Grundidee theils im Widerspruch, theils in gar zu loser und zufälliger Beziehung. Der Vater Keinau ist offenbar viel zu ideal gehalten, was sich weder mit seinem Verhältniß zu des Jesuiten Mutter, woraus der ganze traurige Conflict hervorgegangen, noch mit seinem Ende verträgt. Auf der einen Seite schließt der Dichter gar zu leicht über seine Schuld hinweg, auf der andern Seite läßt er ihn zu schwer dafür büßen. Außerdem läßt er ihn viel zu sehr als Nebenperson erscheinen, während er ihn, wenn die ursprüngliche Anlage festgehalten werden sollte, als die zweite Hauptfigur innerhalb des tragischen Conflicts hinstellen mußte. Infolge dieser Behandlungsweise hat er sich gerade die interessantesten und ausbeutungsfähigsten Elemente seines Stoffes, nämlich die Entwicklung eines an sich

reinen und edeln Charakters, den aber doch die Blut seiner der Sinnlichkeit nicht entbehrenden Künstlernatur zu einer an sich unsittlichen Handlung fortgerissen und in eine tragische Katastrophe verwickelt hat, entgehen lassen und dafür die Schilderung anderer Persönlichkeiten in den Vordergrund gestellt, welche auf eine solche Bevorzugung weder von Seiten ihres Verhältnisses zur Grundidee, noch von Seiten ihres eigenen Wesens irgend einen Anspruch haben. Die traurigste Rolle spielt unter diesen offenbar Eugen Wallor; denn Alles, was er im Roman treibt und that, zeigt ihn uns als einen völlig charakterlosen, schlotterigen, verächtlichen Menschen, und doch er daneben auch als eine edle, feurige Künstlernatur bezeichnet wird, kann uns über die Erbärmlichkeit seiner Erscheinung nicht hinwegheben, da wir davon auch nicht das Geringste zu sehen bekommen. Die Verächtlichkeit dieser Figur ist aber für die Wirkung des Ganzen um so zerstörender, als sie gewissermaßen als der Erbe und Repräsentant des geopferten Keinau und hiermit als der Mittelpunkt des Interesses, ja als der zuletzt den Sieg davontragende Held des Romans hingestellt wird und als mit ihr auch alle diejenigen Personen in unserer Achtung sinken müssen, die sich, wie Clarissa und Theresia, um feinetwillen in Liebesqualen verzehren, oder ihn, wie Keinau und Vorneben, einer aufopfernden Freundschaft für würdig achten. Den größten Anspruch auf unser Interesse hat noch Vorneben; denn er weiß doch noch in gewissem Maße sich, seine Gefühle und Verhältnisse zu beherrschen, und je dann und wann handelnd in die Sache eingzugreifen, aber eben darum sagt es dem sittlichen Gefühle gar wenig zu, daß gerade er sich mit einer von Eugen Wallor stehenden gelassenen und ziemlich abgestandenen Reize begnügen soll.

So unerquicklich wie die Personen und deren Geschichte ist nun auch der Stil und die ganze Darstellungsweise des Verfassers. Mit Ausnahme einiger Partien, welche natürlicher und lebendiger gezeichnet sind, erscheint Alles geschraubt und gequält; man merkt überall durch, der Verfasser will das Gewöhnliche vermeiden und fällt darüber in das Gesuchte. Dabei fehlt seiner Ausdrucksweise durchaus das leicht Eindringende, sich scharf Markirende. Man liest zuweilen Seiten lang und weiß zuletzt nicht, was man gelesen. Liegt man es dann noch einmal und analysirt sich den Inhalt, so findet man in der Regel, daß man die Mühe hätte sparen können. Aus allen diesen und noch vielen andern Gründen, auf deren Erörterung wir hier verzichten müssen, können wir diesem Roman kein erfreuliches Prognostikon stellen, und wir fühlen uns umso mehr veranlaßt, dies dem Verfasser zum Bewußtsein zu bringen, damit er sich entschließen möge, seinem Talente so früh als möglich eine andere Richtung zu geben. 17.

## Indische Dichtkunst.

Wir modernen Europäer bilden uns so unendlich viel ein auf unsere Civilisation, auf unsere aus den Schatzkammern aller Jahrtausende und aller Völker zusammengepörrte Bildung, auf unsere Aesthetik, Philosophie und Kritik, und doch müssen wir, wenn wir ehrlich sein wollen, gestehen, daß wir nichts hervorgebracht haben, was an reiner Auffassung und Darstellung zarresten Liebesgefühls jener Dichtung von der „Sakuntala“ gleichkommt, welche der indische Dichter Kalidasa vor wol schon zweitausend Jahren geschaffen hat. Man muß in der That Ehrfurcht haben vor der sittlichen und poetischen Bildung eines Volks, welches einen solchen Dichter aus seinem Schooße hervorgehen sah. Die edelsten Geister deutscher Nation haben denn auch die Dichtung, als sie zuerst in Europa bekannt wurde, mit Erstaunen und aufrichtiger Freude begrüßt, unter ihnen namentlich Goethe und Herder. „Mit Blumenketten“, sagt letzterer, „sind alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst, natürlich. Eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen

vergebens suchen würde; denn der indische Welt- und Menschengestalt selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht." Und an einer andern Stelle sagt derselbe feine, für die Auffassung alles Schönen, wo er es auch fand, mit so wunderbarem Tastgefühl begabte, jetzt so häufig verkannte Kesthetiker: „Die Sprache ist geschmückt blumenreich und doch nie übertrieben, das Betragen der Personen, seien sie Götter oder Menschen, ist so anständig und artig, daß in allem Diefen das Stück seines Gleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen.“ So coullissengerecht als die modernen Stücke aus der Scribe'schen Schule ist diese Dichtung freilich nicht und vor dem Tribunale unserer Theaterdirectoren und ihren Lesecomités würde es keine Gnade finden, aber dem Wesen nach weist es auf einen Bildungsstand hin, der den unsern an feinen, zarten und milden Elementen übertrage. Leider waren die bisherigen deutschen Bearbeitungen, so dankenswerth sie in anderer Hinsicht auch sein mochten, meistens doch nicht oder doch nur wenig geeignet, die Dichtung dem größern Publicum genießbar und zugänglich zu machen. Diesem Ziel strebt mit entschiedenem Glück folgende neue Bearbeitung nach:

1. Sakuntala. Nach dem Indischen des Kalidasa von Edmund Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 1854. 16. 24 Ngr.

Eine eingehende Kritik, die begreiflicherweise nicht ohne Herbeiziehung des Originaltextes oder wenigstens der früheren deutschen Bearbeitungen geschrieben werden könnte, liegt uns hier fern; statt dessen wollen wir hier als Probe, mit welcher Zartheit und in welcher fließenden Sprache Lobedanz das Original wiederzugeben weiß, die Schilderung mittheilen, welche der König von Sakuntala entwirft, als er ihrer zum ersten male ansichtig wird:

... eingehüllt  
In das Gewand von Baß, das auf den Schultern  
Besetzt ist, sieht man den Busen nicht,  
Der schamhaft jedem Blicke sich entzieht.  
Die Pracht des schönen Körpers ist verdeckt,  
Der Blume gleich, inmitten welker Blätter.  
Der Tugend kaum entspricht solch grobes Kleid  
Und dennoch sieht's ihr schön; denn lieblich bleibt  
Die Lotusblume, die gemein Gestrüpp  
Des Campfs bedeckt . . .

Gleichzeitig erschien von „Sakuntala“ folgende, wie aus dem etwas schwülstigen Vorwort hervorgeht, namentlich als Geschenk für Frauen und Jungfrauen bestimmte Bearbeitung:

2. Sakuntala. Lyrisches Drama von Christian Hoeypl. Wiesbaden, Ritter. 1854. 16. 24 Ngr.

Es war nicht des Bearbeiters Zweck, das ganze vielartige Drama des Kalidasa wiederzugeben, sondern allein „die unendlich zarte und reine Gestalt Sakuntala, wie sie Kalidasa geschaffen, allen für Reines und Schönes empfänglichen Seelen vorzuführen“. Der Bearbeiter hat eigentlich nur den Stoff herausgehoben und ein selbständiges Drama daraus gemacht, welches statt der sieben Acte bei Lobedanz nur drei Acte enthält.

Wer sich sonst über die eigenthümlich zarte, in späterer Zeit, wie dies allen Literaturen geht, freilich etwas in Künstlichkeit und Lastertheil ausgeartete Poesie der Indier unterrichten will, dem bietet sich dar:

3. Indisches Liederbuch in Proben aus alter und späterer Zeit von 1200 vor bis 1200 nach Christus. Aus dem Sanskrit übersetzt und erläutert von Ernst Meier. Stuttgart, Nebler. 1853. 16. 20 Ngr.

Diese indische Anthologie bildet den dritten Theil von dessen Verfassers „Die klassischen Dichtungen der Indier“, deren beide erste Theile die Verdeutschung des „Raj“ und ebenfalls der „Sakuntala“ enthalten. Das „Indische Liederbuch“ bringt „Hymnen aus dem Rig-Veda“, „Sinnprüche aus dem Hita-

padaga“, „Sprüche des Bhartrihari“, Proben aus dem „Balkenboten“ (dem Kalidasa zugeschrieben), aus „Gita-Govinda“ und aus „Somadeva's Märchenammlung“, außerdem Anmerkungen und Erläuterungen. S. M.

### Amerikanische Romane.

Die treffliche „Revue contemporaine“ bringt in ihrer dreiundfunfzigsten Lieferung (15. November) einen Artikel „Les romans américains“, worin folgende Romane besprochen werden: „The lamplighter“, „Speculation, or, the Glen-Luna family“, von Amy Lothrop; „The sunny side“ von S. Trusta; „The rifle rangers“, endlich „The scalp hunters“, vom Capitän Wayne Reid. Wenn James Fenimore Cooper mit großem Glück die classische Form des Romans cultivirte, wie Amerika ihn von Europa erhalten hatte, so haben die neuamerikanischen Romanschriftsteller diesen Weg fast ganz verlassen und mit den europäischen Traditionen gebrochen. Es handelt sich in ihren Romanen durchaus nicht mehr um ein Kunstprincip und Kunstwerk, sondern um einen moralischen Zweck; sie arbeiten dahin, die Menschheit oder zunächst ihre eigenen Landsleute zu bessern, aufzuklären, von ihren schädlichen Irrthümern abzubringen. Eine religiöse, selbst sectirische Absicht bricht, ehe man sich denkt, durch das Gewebe der Romanthatsachen hindurch und stellt sich prädominirend in den Vordergrund. Der Geist der Proselytenmacherei steigert sich oft bis zur Leidenschaft, wenigstens in den Romanen der gegenwärtig den Buchermarkt fast beherrschenden weiblichen Autoren. Der Harriet Beecher Stowe berühmter Roman: „Uncle Tom's cabin“, die Romane der pseudonymen Elisabeth Wetherell (Miss Suzan Warner): „Queechy“ und „The wide, wide world“ und der socialistische, in Nr. 48 d. Bl. f. 1854 unter London näher charakterisirte Roman „Fashion and famine“ sind Tendenzromane im eigentlichen Sinne, wenn auch von sehr ungleichem künstlerischen und moralischen Werth. Der seit „Onkel Tom's Hütte“ fast das meiste Aufsehen erregende Roman „The lamplighter“, von Miss Cumming, spielt schon ins Allegorische hinüber, was auch im Titel angedeutet ist; dieser Lampenputzer ist nicht bloß ein Lichtverbreiter seinem Metier nach, er ist es auch symbolisch genommen, nämlich Einer der die Seelen erleuchtet. Von diesem Romane sollen in Nordamerika selbst im Laufe von drei Wochen nicht weniger als 40,000 und in London von einer der verschiedenen zehn Ausgaben an einem einzigen Tage 15,000 abgesetzt sein. So wird uns wenigstens in dem Prospect versichert, welchen die Buchhandlung von Voigt und Günther der bei ihr erschienenen deutschen Uebersetzung beigegeben hat. \*) Der „Atlas“ sagt davon: „Der „Lampenputzer“ verkündigt große Wahrheiten, die nicht oft genug wiederholt werden können, und seine belehrenden und unterhaltenden Schilderungen wird Niemand lesen, ohne durch ihren milden Einfluß gebessert zu werden.“ Es ist also die didaktische Tendenz, die hier ausdrücklich hervorgehoben wird. Auch der zweite der von der „Revue contemporaine“ besprochenen Romane, die „Glen-Luna family“, theilt mit dem „Lamplighter“ dieselbe moralische Tendenz, wenn auch nicht dasselbe Talent, und zeigt in Memoirenform, daß und wie man in christlicher Weise Armuth und Unglück zu ertragen habe. Unter dem pseudonymen Autornamen Amy Lothrop verbirgt sich eine nahe Verwandte der Verfasserin von „The wide, wide world“. Der Roman „The sunny side“, ebenfalls aus einer weiblichen Feder, trägt ein noch entschiedeneres religiöses Colorit. Aus der civilisirten Welt mit ihren geheim zehrenden Leiden, gegen

\*) Der Lampenputzer. Deutsch von Treumund Welp. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. —

Außerdem erschien eine andere Uebersetzung unter dem Titel: Der Laternenmann. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kerschmar. Vier Theile. Leipzig, Otto Wigand. 1854. 8. 2 Thlr.

die sehr häufig nur mit zähester Passivität anzulämpfen ist, versehen und die beiden zuletzt genannten in Nordamerika vielgelesenen Romane des Capitán Reid mitten in jene uncultivirte Welt der amerikanischen Gindöden, der Prairien und Urwälder, wo noch das Faustrecht herrscht, wo es muthigen und oft verzweifelten Faustkampf gilt, um die wilde Natur unter des civilisirten Menschen Fuß zu bringen und wilden und verwilderten Menschen obzuliegen. Es sind abenteuerliche und oft blutige und furchtbare Scenen, die uns der Verfasser mit energischer Darstellungskraft vor Augen führt. Nichtsdestoweniger muß auch er der religiösen Richtung des nordamerikanischen Publicums Zugeständnisse machen, die er in folgenden Worten ausspricht: „Ich habe rauhe und wilde Sitten beschreiben; rauh war daher auch meine Darstellungsweise. Doch habe ich meine Helden so viel als möglich zu christianisiren gesucht.“

F. M.

### Notizen.

Zur populär-belletristischen und populär-wissenschaftlichen Journalistik.

Popularisirung der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft, der Literatur und aller Zeitfragen, wie sie auch heißen mögen, scheint jezt an der Tagesordnung zu sein. Es liegt uns unter Andern ein Vierteljahrsheft einer bereits Anfang vorigen Jahres ins Leben getretenen und vom Professor C. F. Hassenstein in Gotha geleiteten Zeitschrift vor, welche den Titel trägt: „Natur und Kunst. Illustrierte Zeitschrift für allgemein wissenschaftliche und gemeinnützige Mittheilungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendung für das Leben“ (Langensalza, Schulbuchhandlung). Der Titel spricht die Tendenz und Bestimmung des Blattes so deutlich aus, daß wir wol nichts weiter hinzuzufügen brauchen. Die dankenswerthen Illustrationen bestehen theils in dem Lerte beigebrachten Holzschnitten, theils in besondern lithographirten und wo es erforderlich ist illuminirten Beilagen. — Der wegen ihres vielfach belehrend unterhaltenden Inhalts schon früher in d. Bl. empfohlenen und ihrer Tendenz durchaus entsprechend geleiteten „Gartenlaube“ einigermaßen verwandt ist das im Verlage der literarisch-kunstlichen Anstalt zu Stuttgart erscheinende „Kunst und Unterhaltungsblatt“, das jedoch, abgesehen von dem vorzugsweise auf süddeutschen Geschmack berechneten Inhalt, mehr als die „Gartenlaube“ die reinnovellistische Unterhaltung bevorzugt, aber außer Novellen und Gedichten auch literarische Besprechungen und eine regelmäßige „Bücherchau“ liefert. Interessant war uns in den uns vorliegenden Lieferungen namentlich ein Artikel von Hermann Kurz über ein handschriftlich vorhandenes altdeutsches Gedicht „Der Minne Lehre“, dessen Verfasser der Küchenmeister eines Grafen von Hohenlohe, genannt Klein Hengelin von Kottenz, war. Jede Lieferung ist mit zwei Stahlstichen geschmückt und in jedem Jahre erhalten die pränumerandozahlenden Abonnenten des Blatts einen Stich als Prämie. Die Prämie für vergangenes Jahr bestand in einem wirklich recht schön, wirksam und sauber ausgeführten Stich: „Columbus im Gefängniß“, gemalt von Wappers, gestochen von F. Wagner. — Eine neue Unternehmung ist die seit einem halben Jahre in Basel gedruckte, von Johannes Sühr verlegte „Glocke der Gegenwart. Zeitschrift für Bildung und Humanität“, deren mannichfaltiger Inhalt aus meist kleinern Aufsätzen und Notizen besteht und deren Tendenz es ist, die wichtigsten Fragen der Zeit und Wissenschaft „mit dem Leben zu vermitteln“ und so auf Haus und Schule zu wirken. Ob nicht übrigens dies ewige „Vermitteln“, wie es in unsern Tagen getrieben wird, doch auch sein Bedenkliches hat, möchte wenigstens gefragt werden dürfen. Gerade das die Schweiz Betreffende war uns in den uns eingesandten Nummern das Interessanteste, z. B. die Aufsätze „Das Armenwesen in Basel-Land“, „Die Schweiz und die Erziehungs-ausstellung in London“, „Das schweizerische Polytechnicum“ (das-

selbe soll 1855 in Zürich eröffnet werden), „Der Charakteristik Ludwig Snell's“ u. s. w. — Zu den neuern periodischen Schriften gehören die bei Krabbe in Stuttgart seit Anfang dieses Jahres erscheinenden „Hausblätter“, herausgegeben von F. W. Hasländer und Edmund Hofer, deren Zweck jedoch über die Unterhaltung, wie Novellen, Reiseflügen u. s. w. sie bieten, nicht hinausgehen zu sollen scheint. In diesem Bereiche versprechen sie jedoch Gutes und den Freunden solcher Lectüre Willkommenes zu leisten. Die Beiträge in der vorliegenden ersten Lieferung sind von Hasländer, Edmund Hofer, Gerhards und Wolf Stahl. — Gleichzeitig hat Joseph Rant in Weimar ein „Weimarisches Sonntagsblatt“ begründet, in welchem die höhern Interessen der Kunst und Literatur ihre Vertretung finden sollen. Die leipziger Journalistik hat einige Aenderungen erfahren, indem sowohl die „Novellenzeitung“ als die „Europa“ in andern Verlag übergegangen sind; erstere erscheint fortan unter der Redaction Robert Eisfeld's, die „Europa“ zu einem um die Hälfte ermäßigten Preise und in geringerem Umfang. Endlich machen wir noch auf die Preisausschreibung aufmerksam, welche die Redaction des so beliebten vom Westreichischen Lloyd in Leipzig herausgegebenen „Illustrierten Familienbuch“ neuerdings erlassen hat, und zwar diesmal für die zwei besten naturwissenschaftlichen Originalaufsätze, welche, in allgemein ansprechender und faßlicher Form, Darstellungen aus der gesammelten theoretischen und angewandten Naturwissenschaft enthalten sollen.

### Gobineau über den Untergang der Völker.

Von M. A. de Gobineau erschien vor einiger Zeit ein „Essai sur l'inégalité des races humaines“ in zwei Bänden, worin es unter Andern heißt: „Wenn man wahrnimmt, wie nach der Zeit der Kraft und der Herrlichkeit alle menschlichen Verbände dem Untergang und der Auflösung verfallen, alle, nicht etwa dieser oder jener; wenn man wahrnimmt, wie beredt die Erde im fürchterlichen Schweigen und auf ihrer Oberfläche die Trümmer der Civilisationen zeigt, die vor uns gewesen sind, und zwar nicht bloß der uns bekannten Civilisationen, sondern auch anderer, für die wir keine Namen haben, und solcher, deren Steingerippe in Wäldern liegen fast so alt als die Welt und von denen in unsere Erinnerungen nicht einmal ein Schatten hineinfällt; wenn der Blick sich sodann auf unsere Staaten richtet, ihr geringes Alter erwägt und sich sagen muß, daß, obwohl erst gestern geworden, heute mehr aus ihnen schon hinfällig sind: dann durchdringt uns, nicht ohne philosophischen Schauer, die strenge Wahrheit, die in den Worten der Propheten über die Hinfälligkeit alles Irdischen, aller Civilisationen, Staaten, Völker und Individuen liegt, und wir beugen uns vor der Erkenntniß, daß jeder menschliche Verband, wie geschügt er durch die klügsten Verknüpfungen der gesellschaftlichen Einrichtungen auch sein möge, schon am Tage seines Entstehens und innerhalb seiner Lebensdauer selbst bereits den Keim des unvermeidlichen Todes mit in sich aufnimmt.“ Der Verfasser sucht nun in seiner jedesfalls interessante und beachtenswerthen Schrift nachzuweisen, worin der Keim dieses Todes bestehe. Ursachen, wie man sie sonst angegeben hat: Verweichlichung, Sittenverfall, religiöser Fanatismus und sein Gegensatz, Verfinstern in Gott- und Religionslosigkeit, unästhetische Genussucht u. s. w. erkennt er zwar als höchst verderblich an, aber sie gelten ihm nur als Zeichen und Folgen eines mächtigeren zerstörenden Principes. Die Ursache aller Entartung erblickt er in der Heterogenität der Menschenrassen, also in ihrer Vermischung; er sagt: „Das Volk entartet in dem Verhältniß als es nicht mehr das Blut seiner Urväter in den Adern hat; wird die Natur dieses Bluts durch die vielfältigsten Mischungen eine andere, so bildet sich auch eine andere Rationalität heraus; es stirbt und seine Civilisation mit ihm, sobald sein ursprüngliches ethnisches Element im Zuflaß der fremden ethnischen Elemente untergegangen ist.“ In man-

den Fällen trifft diese Behauptung allerdings zu, in andern aber wieder nicht. Die Germanen haben, um in nächster Nähe zu bleiben, im Norden die Wenden bis auf wenige wie Inseln zerstreute Reste und im Süden die keltischen Stämme weggekehrt, obgleich sich, beiläufig gesagt, manche Temperamentsähnlichkeiten, durch die sich der Süddeutsche vom Norddeutschen so wesentlich unterscheidet, noch jetzt auf die Ketten zurückführen lassen dürften. Diese Völkerstämme sind allerdings daran gestorben, daß ihr ursprüngliches ethnisches Element im Zusatz der fremden keltischen Elemente unterging. Dagegen hat im englischen Volk weder das normannische das angelsächsische, noch das angelsächsische Element das normannische vollkommen verdrängen können, sondern sie haben sich zu einer höhern gefändern Rationalität fruchtbar durchdrungen und verschmolzen. In den meisten, wenn nicht in allen Fällen wird sich aber nachweisen lassen, daß ein Volk in einem andern erst dann unterging, wenn es sich in sich selbst abgelebt hatte und durch eigene Schuld bereits im Verwesungsproceß begriffen war. So die untergegangenen Völker des Alterthums. Etwas Auffassendes hat es, wie gerade in den letzten Decennien so viele großtöne Männer sowohl in Frankreich als in England (z. B. Carlyle und die Carlylisten) und in Deutschland (z. B. Kiepert, Anselm von Feuerbach, selbst Goethe und der Freiherr vom Stein) Symptome der Hinfälligkeit und des Untergangs auch am lebenden Geschlecht wahrzunehmen glaubten und keinen Anstand nahmen, uns aus unserer Gemüthsruhe mit ihren düstern Prophetien aufzuschrecken.

• M.

## Bibliographie.

- Balsour, Clara Lucas, Arbeitende Frauen aus dem letzten halben Jahrhundert. Mittheilungen aus ihrem Leben. Aus dem Englischen. Zwei Hälften. Berlin, Schlawig. 1854. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Blüthen aus dem Treibhaus der Poesie. Eine Muster-sammlung. Leipzig, Barth. 32. 15 Ngr.
- Bodenstedt, F., Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. 2te gänzlich umgearbeitete und durch eine Abhandlung über die orientalische Frage vermehrte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Brüchner, B. B., Predigten gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr.
- Brüel, K., Dichtungen. Graß, Damian u. Sorge. 22. 25 Ngr.
- Büdingen, M., Ueber einige Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich. Wien, Braumüller. 1854. Lex.-8. 5 Ngr.
- Caspari, K. F., Erzählungen für das deutsche Volk. Sechste Ausgabe. 1. Mit 1 Stahlstich und Russl.-Beilagen. Stuttgart, S. F. Steinkopf. 8. 27 Ngr.
- Constant, W., Der Pagen des Kaisers. Ein Gedicht von der Treue. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1854. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Des Bordes, L. Freifrau v., Kinderlieder. Mit Illustrationen. Regensburg, Manz. 1854. Gr. 8. 15 Ngr.
- Edel, C., Untersuchungen über das intellectuelle Leben. Mit einer Nachschrift vom Ober-Medicinal-Rath Bergmann. Hannover, Hahn. Gr. 8. 15 Ngr.
- Frenzel, J. G. A., Die Kupferstich-Sammlung Friedrich August II. König von Sachsen, beschrieben und mit einem historischen Ueberblick der Kupferstecherkunst bearbeitet. Nebst einer chromolithographirten Abbildung. Leipzig, R. Weigel. 1854. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Göring, A., Don Quixote der Kleine. Wunderbare Thaten und Abenteuer des edlen Baronets Sir Arthur Duntz genannt der „Ritter vom Pony“ und seines getreuen

Willi Trim genannt der „Knappe vom Esel“. Leipzig, Raumburg. 1854. 4. 24 Ngr.

Göschel, C. F., Der Croy-Leppich in Greifswald. Ein Bild aus dem 17. Jahrhundert zur Erinnerung an das sechszehnte. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, Herg. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, C., Die Geschichte des Volkes Gottes, als Antwort auf die sociale Frage dargestellt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 20 Ngr.

Hleib, L., Hermannfried. Gedicht. Jena, Mauke. 1854. 16. 20 Ngr.

Klenke, Klein. Historischer Roman in drei Büchern. Eöthen, Schettler. 8. 4 Thlr.

Das Leben im Ernst. Sechs Vorlesungen über christliche Thätigkeit und christlichen Eifer. Nach dem Englischen. Berlin, Schlawig. 1854. 16. 13 Ngr.

Mommsen, Tycho, der Perkins-Shakespeare. Berlin, G. Reimer. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Pfaff, C. F., Lebenserinnerungen. Mit G. G. Nitzschii memoria Christophori Henrici Pfaffii und mit Auszügen aus Briefen von C. F. Kiehmeyer, Fried. Brun geb. Münster, dem Grafen Fr. Reventlow auf Emkendorf und Chr. F. Pfaff. Kiel, Schwes. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Schlaenbach, A., Weltseelen. Dichtungen. Leipzig, W. Engelmann. 8. 22½ Ngr.

Schufelske, F., Rußland's Politik in geschichtlichen Bildern. Der Bund. — A. u. d. T.: Rußland im Joch der Tataren, im Kampf gegen und um die Krim, in Demüthigung und Uebermuth gegen die Tümel. Geschichtliche Bilder. Dresden, A. Schaefer. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwarz, J., Sions Klänge. Religiöse Dichtungen. Leipzig, Hunger. 16. 12 Ngr.

Soden, F. Freih. v., Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderm Hinblick auf Christoph Scheurl II. Nach archivariischen und andern handschriftlichen Quellen bearbeitet. Mit Scheurls Bildniß nach Lucas Cranach und 1 Fac Simile. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Spick, A., Goethe's Leben und Dichtungen. Im Zusammenhang dargestellt. Wiesbaden, Kreidel u. Riedner. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Stoy, C. B., Haus-Pädagogik in Monologen und Ansprachen. Eine Neujahrs-gabe an die Mütter. Leipzig, W. Engelmann. 8. 22½ Ngr.

Trautmann, F., Die gute, alte Zeit. Münchner Geschichten. Drin frohe und ernste Kunde zu finden vom bösen Junker Saragin und dem Wettermacher von Frankfurt; vom Rathes-schreiber Burzel in der Schwedenzeit; vom gottlosen Rechtsfreund Galomäus; nächst vom Löwen Albertus des V. und allerley, was sich mit dem frommen, blinden Meister von Nürnberg zugetragen u. Für Alt und Jung erzählt. Frankfurt a. M., Bauerländer. Gr. 8. 24 Ngr.

Veronika. Schauspiel in drei Aufzügen von C. A. Münch, literarisch-artistische Anstalt. 1854. 8. 16 Ngr.

Bauer, Minna, Der Tod der Madabäer. Eine alttestamentliche Dichtung. Briesen, Roeder. 16. 10 Ngr.

## Tagesliteratur.

Fabri, C. F. W., Predigt bei der Trauerfeier für Ihre Majestät die Königin Mutter Theresie gehalten am 7. Novbr. 1854 zu Würzburg. Würzburg, Kellner. 1854. Gr. 8. 2 Ngr.

Franck, L. A., Hippocrates und die Cholera. Irthümer und Knebelvers. Wien, Callmayer u. Comp. 1854. 16. 8 Ngr.

Arnold von Winkelried. Eine Blüthenlese der schönsten Dichtungen. Bei Gelegenheit der Errichtung des Winkelried-Denkmal's herausgegeben von S. Fichtl. Jhnn. 1854. 16. 9 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene Correspondenten an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre Leitartikel suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den sächsischen Angelegenheiten wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin u., erhält die Zeitung durch telegraphische Depeschen. Die Interessen des Handels und der Industrie finden sorgfältige Beachtung. Ein Feuilleton gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, täglich in einem ganzen Bogen. Das vierteljährliche Abonnement beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9 1/2 Ngr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. Inserate finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf das mit dem 1. Januar beginnende neue Abonnement werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und baldigst erbeten.

Leipzig, im December 1854.

J. H. Brockhaus.

Bei Sandenhof & Ruprecht in Göttingen ist erschienen:

Armknicht, Fr., Die heilige Psalmodie oder der psalmobirende König David und die singende Urfirche mit Rücksicht auf den ambrosianischen und gregorianischen Gesang, nebst einer Anleitung zum Psalmobiren. Gr. 8. 1/2 Thlr.  
Bodemann, F. W., Biblische Geschichte. 6te Auflage. Gr. 12. 1/4 Thlr.

Bohly, A. W., Lessing's Protestantismus und Nathan der Weise. Gr. 8. 3/4 Thlr.

Diedhoff, A., Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter geschichtlich dargestellt. 1ster Band. Gr. 8. 3 1/4 Thlr.

Einz, Th., Kirchliche Skizzen aus dem evangelischen Frankreich. Bevormortet von Dr. Dörner. Gr. 8. 1/2 Thlr.

Meyer, H. A. W., Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. 3te Abtheilung die Apostelgeschichte. 2te Auflage. Gr. 8. 1 1/2 Thlr.

— Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament. 14te Abtheilung die drei Briefe des Johannes bearbeitet von Dr. J. E. Huther. Gr. 8. 1 1/2 Thlr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

### Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von Hermann Brockhaus. Ersten Bandes erstes Heft. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die erste in Europa gedruckte vollständige kritische Ausgabe des Hafis im Original, die unserer wissenschaftlichen Literatur bisher fehlte.

Im Verlage von J. H. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Wahrheiten im Volksaberglauben, nebst Untersuchungen über das Wesen des Netherismus.

In Briefen von

Dr. F. Mayo.

Nach der dritten englischen Originalausgabe deutsch von

Dr. F. Hartmann.

Mit einer Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein höchst interessantes, die weiteste Verbreitung verdienendes Werk, da es für Naturforscher, Aerzte und Juristen reichen Denkstoff, besonders aber für das große Publicum ebenso viel Belehrung als Unterhaltung darbietet. Der Zweck des Buchs, der deutschen Bearbeitung eines in England bereits in drei Auflagen verbreiteten Werks, ist der: auf naturwissenschaftlichem Wege nachzuweisen, daß manchem sogenannten Volksaberglauben wirkliche Erscheinungen zu Grunde liegen, deren Ursachen und Gesetze nachzuweisen der modernen Naturwissenschaft mit ihren riesigen Fortschritten vorbehalten blieb. Höchst interessant sind die Aufschlüsse, die der Verfasser, ein Naturforscher und Arzt, der bekannte englische Physiolog Dr. Herbert Mayo, z. B. über die Basis des Aberglaubens von der Wänschetruthe, vom Dampyrismus, über Sinnestäuschungen, Geistererscheinungen, Schlaf und Wahnfinn, Schlafwandeln und magnetische Kräfte, über das von Baron Reichenbach entdeckte Od u. s. w. ertheilt. Das Werk führt oft auf die Wahrheit jenes Goethe'schen Satzes hin: daß jeder auch noch so absurd scheinende Volksaberglaube an einer großen Naturwahrheit nahe vorbeistreife, und es ist so ein tüchtiger Schritt weiter auf der von der modernen Naturwissenschaft mit solchem Erfolge eingeschlagenen Bahn des Lichtstakens.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. H. Brockhaus in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 2. —

11. Januar 1855.

Inhalt: Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts. Von Friedrich Voigts. — Marguerite. Roman von Christian Birch. — Aus London. — Bücherchau. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts.

Im Jahre 1849 brachten die Nrn. 221 und 222 d. Bl. einen Artikel unter derselben Ueberschrift, welche auch für die nachfolgenden Mittheilungen in Anspruch zu nehmen ist. Beiden wurde nämlich die Aufgabe, über ein Werk zu berichten, dessen inmittels vom Tode abgerufener Verfasser an den Namen „Königsmark“ die sorgfältigsten Studien knüpfte, um das Hofleben des 17. Jahrhunderts in einem figurenreichen Gemälde voll Leben und Bewegung vor uns aufzurollen. Es ist dies das nunmehr in sechs Theilen vollständig vorliegende Werk:

Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von Wilhelm Friedrich Palmblad. Aus dem Schwedischen. Sechs Theile. Leipzig, Brockhaus. 1848—53. 12. 9 Thlr.

Den Inhalt der beiden ersten Bände hat bereits der oben gedachte Artikel gegeben, und die nachfolgenden Zeilen könnten sich lediglich auf die vier letzten Bände beschränken. Allein im zweiten Theile wird ein Ereigniß dargestellt, welches überhaupt wol als das bedeutendste des ganzen Werkes betrachtet werden darf und, obgleich Cabinets- und Justizmord in jenen Zeiten nicht eben zu den seltenen Ausnahmen gehörten, dennoch vom Beginn bis in unsere Tage viele Federn in Bewegung gesetzt hat, ohne daß damit alle Fragen vollständige Lösung gefunden hätten. Wir müssen daher nothwendig bei diesem Ereigniß noch einige Augenblicke verweilen. Es ist der Mord des Grafen Königsmark im kurfürstlichen Schlosse zu Hannover, welcher zuletzt auch noch die Druckschrift eines bekannten Ungenannten unter dem Titel:

Die Herzogin von Ahlden, Stammutter der königlichen Häuser Hannover und Preußen. Leipzig, F. D. Weigel. 1852. 8. 24 Ngr.

veranlaßt hat. Sie stellt sich die Aufgabe, alle bisher über das düstere Ereigniß erschienenen Druckschriften kritisch zu sichten, und in Verbindung mit sonstigen dem Verfasser zugänglich gewordenen Nachrichten Zweifel und Unklarheiten zu beseitigen, um damit das Ganze, soweit das möglich war, zu historischer Wahrheit zu erheben.

1855. 2.

Man kann dem Verfasser darin beistimmen, daß Königsmark's Mord nicht beabsichtigt, sondern zufällig herbeigeführt wurde. Aber was wollte man? Wollte man sich seiner bemächtigen, so konnte das nur auf Befehl des Kurfürsten geschehen, denn der Gräfin Platen, mochte sie übrigens auch über Vieles zu gebieten haben, war sicher nicht die Befugniß eingeräumt, selbständig über die Schloßwache zu verfügen. Der Verfasser sagt (S. 59): „Auf Wessen Befehl die Trabanten aufgestellt, bleibt ein unauflösliches Problem.“ Das scheint nur gesagt zu sein, um auf den Kurfürsten, weil die Hellebarde des Trabanten Königsmark, noch vorhandenen, Schädel zerschmetterte, keinen Schatten fallen zu lassen. Allein eben dies an sich edle Bemühen erweckt, was es abwenden wollte, den Verdacht, und die Parallele, der Mord des französischen Gesandten zu Rastatt, ist nur geeignet, ihn zu verstärken. Bleiben wir daher schlichtweg dabei: Königsmark's Mord war nicht beabsichtigt, vielmehr wollte man, da das Verhältniß desselben zur Kurprinzessin die Schranken des Erlaubten zu überschreiten schien, sich seiner Person und seiner Papiere versichern, um gegen die Kurprinzessin mit evidenten Beweismitteln auftreten zu können. Für diesen Zweck schlug man gegen die Kammerdame derselben, Fräulein von dem Knefbeck, ein Verfahren ein, welches kaum anders als „unerhört“ genannt werden kann. Man drohte mit der Tortur, um Aussagen zu erpressen, die einen Ehebruch außer Frage zu stellen geeignet wären. Die Kurprinzessin kam den Absichten, mochten sie übrigens sein, welche sie wollten, mit der Erklärung zuvor: daß sie zu ihrem Gemahl nicht zurückkehren, nicht mit ihm leben wolle, denn sei sie schuldig, so sei sie seiner nicht werth; sei sie unschuldig, so sei er nicht werth, daß sie ihm sein hartes und rücksichtsloses Betragen verzeihe. Daß ihr Verhältniß zu Königsmark die eheliche Treue nicht verletzte, darauf nahm sie das Abendmahl. Man versuchte durch geistlichen Zuspruch sie zu bewegen, nicht weiter auf der Ehescheidung zu bestehen, und das vom Abt Nolan aus den Paulinischen Briefen an die Korinther gewählte Thema seiner Ansprache konnte kaum einen andern Erfolg haben, als die Prinzessin in ihrer einmal abgegebenen Er-



klärung zu bestärken. Von Ehebruch konnte und durfte nun nicht weiter die Rede sein, und so ward denn die Scheidung mit dem Argument der „böslchen Verlassung“ motivirt. Die Acten des Processus sind bis jetzt unzugänglich geblieben; wir können daher nur das bekanntgegebene Erkenntniß vom 28. December 1694 einigen Bemerkungen zum Grunde legen. Da heißt es: Versuche friedlicher Ausgleichung seien mißlungen; die Kurprinzessin bestche auf ihrer Weigerung, mit dem Gemahle pflichtmäßig und gütlich vereinigt zu leben; diese Weigerung müsse als beabsichtigte böslche Verlassung erkannt werden. Demgemäß werde die Ehe aufgelöst und für nichtig erklärt, ihr, dem schuldigen Theile, die Wiedervermählung untersagt, dagegen dem Kurprinzen, als dem unschuldigen Theile, solche gestattet.

Die Prinzessin ward darauf nach dem Schlosse zu Ahlden gebracht und hier 32 Jahr lang gefangen gehalten. Selbst der Gottesdienst war unfrei. Man hat darüber verschiedentlich einige sentimentale Klagen lautwerden lassen; soviel jedoch Referent bekannt werden wollte, ist bis jetzt noch nirgend nach der Berechtigung gefragt worden, eine Frau, welche durch die Scheidung bis auf den Punkt der Wiederverheirathung durchaus selbständig geworden war, der Freiheit zu berauben. Ihre ganze Umgebung, auch die militärische, war von Hannover aus ihr mitgegeben, obgleich die Scheidung jedes Verhältniß zu Hannover aufhob; und der Vater der Prinzessin, Herzog Georg Wilhelm von Celle, ließ sich fremdes Militär auf seinem Territorium gefallen. Darüber mochte besondere Uebereinkunft getroffen sein; immer aber ist auch diese, wie so vieles Andere, ein Document der Schwäche dieses Fürsten, die um nichts besser durch den Zorn erscheint, welchem er bis zum Tode gegen seine Tochter sich hingab.

Man könnte sagen: Es lohnt sich der Mühe nicht mehr, über dergleichen längst begrabene Dinge noch ein Wort zu verlieren, vorzüglich, da sich gegenwärtig nach der auch in d. Bl. theilweise veröffentlichten Correspondenz der Kurprinzessin mit Königsmarkt ein gesetzlich strafbarer Ehebruch unwiderleglich herausstellt. Allein die Kurprinzessin hatte die eheliche Treue durch die heiligste kirchliche Handlung besiegelt, und das Scheidungserkenntniß sagt nichts vom Ehebruch, der allenfalls mit Entziehung der Freiheit zu bestrafen gewesen wäre. Solange daher die Acten des Scheidungsprocesses und wol auch noch sonstige Documente der Einsicht und Prüfung entzogen bleiben, ist die Beschuldigung durchaus ungerechter Gewaltausübung nicht zurückzuweisen, und diese erscheint um so kleinlicher, als es doch Mittel und Wege genug gibt, eine Frau, eine Verlassene zu überwachen, wenn man das für unumgänglich notwendig hält. Das ganze Verfahren ist nichts als ein Act der unbefugtesten Willkür, ein Car tel est notre plaisir, so weit gehend, daß man es selbst für überflüssig hielt, auch nur einmal den Schein der Gerechtigkeit, oder mindestens einer absoluten Nothwendigkeit zu retten. Das ist es, was hier hervorgehoben werden mußte als neuer

Beleg für die Nichtsnutzigkeit jener „guten alten Zeit“, und damit können wir der andern Seite dieses Lebensbildes einige Blicke zuwenden.

Es ist eben der Correspondenz der Kurprinzessin mit Königsmarkt gedacht worden. Der Verfasser der oben angezeigten Schrift bemüht sich, die eheliche Treue dieser Correspondenz gegenüber dennoch zu retten. Er legt ein vorzügliches Gewicht auf das Abendmahl, welches die Prinzessin vor Zeugen mit der eidlichen Versicherung genommen, sie habe die Pflichten gegen ihren Gemahl nie aus den Augen gesetzt, und schließt den Abschnitt VIII (S. 85) mit den Worten: „Wer anderer Meinung ist, der werfe den ersten Stein.“ Das zeugt von edler Gesinnung. Referent glaubt jedoch, es handle sich gar nicht darum, die Kurprinzessin zu verdammen, vielmehr einfach den Thatbestand zu ermitteln.

Der Ton dieser Correspondenz ist der Art, daß wir bei der Prinzessin leicht einen höhern Bildungsgrad erkennen, gegen welchen Königsmarkt tief herabsinkt. Dabei ergreift er sich mit einer Frivolität, die selbst das vertrauteste Verhältniß bei dem hier in Frage kommenden Standesunterschiede nicht gestattet. Eine Frau, die über die Blütezeit der Jugend hinaus ist; die sehr wohl weiß, daß an einem Hofe stets Ohr und Auge des Verraths offenstehen; die, weil ihr das anezogen ist, keinen Augenblick ihre höhere Stellung vergessen kann; die einsichtig genug ist, sich sagen zu müssen, daß wenig zu gewinnen wol aber Alles zu verlieren sei — eine solche Frau wird immer von äußerster Vorsicht sich leiten lassen. Sie wird wissen, daß Briefe aufgefangen werden, daß Chiffren und eine verstellte Handschrift sie nicht zu schützen vermögen. Die Kurprinzessin mußte daher ihrer Neigung zu Königsmarkt schon ein großes Opfer gebracht haben, wofür denn auch so manche Stelle ihrer Briefe und die Thatsache spricht, daß er sie heimlich in später Abendstunde besuchen durfte.

Beiläufig! Wenn Königsmarkt wirklich, wie S. 54, Anmerkung \*\* glauben läßt, das nachmalige Hotel de Strelitz am Neustädter Markte bewohnte, so ist der Besuch der Kurprinzessin, dessen man sie verdächtigte, schon aus dem Grunde sehr unwahrscheinlich, weil, obgleich der Weg vom Schlosse dahin nur kurz ist, doch das Reinthor dazwischenlag, welches Abends verschlossen wurde, und ein weiter Umweg nicht füglich vorausgesetzt werden kann. Die Aussage der Fräulein Knebeck: „Wenn nun ein Soldat auf dem Markte ihr (der Prinzessin) das Laten vom Kopfe gerissen, so wäre sie in Ewigkeit verloren gewesen“, erscheint nur dann weniger wunderbar, wenn etwa mit dem Soldaten eine Schildwache vor Königsmarkt's Quartier gemeint war. Aber auch in diesem Falle durfte die Aussage dem Inquirenten wenig befriedigend erscheinen, denn eine Schildwache ist leicht zu instruiren. Wurde übrigens mit dem „Markt“ schlichtweg wie noch heute nur der auf der Altstadt verstandene, so konnte Königsmarkt nicht in dem oben bezeichneten Hause wohnen, und die Möglichkeit eines Solda-

tenanfalls lag näher, weil auf diesem Markt eine Waise war. Der Verfasser sagt (S. 83 fg.):

Ohne uns auf den ausschließlichen Standpunkt eines der beiden Geschlechter zu versetzen, und ohne dem Einen oder dem Andern einen moralischen Vorzug beilegen zu wollen, stellen wir denjenigen Männern, die das Glück gehabt haben, eindringende Blicke in das gelungenste und edelste Werk der Schöpfung, wir meinen, in das weibliche Herz zu thun, die Frage: Ist ihnen nie ein Frauenherz, das dem Geliebten vollständig angehörte, vorgekommen, welches von jenem tiefen Gefühl, das im Leben nur einmal eintritt, getroffen war, und welches sich dennoch auf jener Grenze zu erhalten wußte, wo die eingegangenen ehelichen Verpflichtungen nicht überschritten werden?

Referent hat den reinmenschlichen Standpunkt des Verfassers, legt also durchaus kein Gewicht darauf, daß auch in dem angedeuteten Falle nach strenger Christenlehre die Ehe doch schon gebrochen ist. Allein dieser Standpunkt ist für jene materialistische Zeit, für das Hofleben im Allgemeinen, zunächst für den hier in Frage kommenden hannoverschen Hof, und für die Verhältnisse zwischen dem Kurprinzen und seiner Gemahlin nicht füglich einzunehmen. Ueber jene Zeit und das Hofleben in derselben soll hier kein Wort verloren werden. Man kennt sie zunächst schon aus Palmbach's vorliegendem Werke, aus den Briefen der Herzogin von Orléans, oder aus Behse's Schilderungen hinreichend kennen. Behalten wir daher nur das Verhältniß des Kurprinzen und seiner Gemahlin im Auge. Die Heirath war, wie gewöhnlich, eine politische, sodaß der Kurfürst Ernst August sogar sich herabließ, die Resalliance, welche der Prinzessin das Dasein gegeben, zu ignoriren. Den Liebhabereien des Kurprinzen und seiner starren Complexion war die Heirath als solche gleichgültig. Er begegnete der schönen Gemahlin wol mit einigem hergebrachten Anstande, der ihn jedoch an sonstigen Begehrlichkeiten in keiner Weise hinderte, den er sogar in manchen Augenblicken vergaß. Das Weib verzachtet den Mann, der seine Würde vergift. Die Prinzessin fühlte sich vereinsamt, verlassen, und ihre Jugend, ihr französisches Blut, das Beispiel ihrer ganzen Umgebung mußten das Verhältniß nach und nach bis zur Unerträglichkeit spannen. Der Gemahl wollte, konnte ihr nichts sein; die Kurfürstin Sophie hatte andere Dinge zu thun, als Familienmischguthheiten auszugleichen; der Vater in Celle wies Rath, Schutz, Hülfe zurück. Die Verlassene glaubte in Königsmarck einen rettenden Freund gefunden zu haben. Dieser war nach Allem, was wir von ihm wissen, dreist genug, um einen schwachen Augenblick, wo sie unter Thränen des Schmerzes, selbst des Zornes über die unwürdige Behandlung des Gemahls Rettung um jeden Preis ansprach, zu benutzen, und die Voraussagung ist gar nicht notwendig, daß ihr aufgeregter Zustand in das volle Bewußtsein ihres Falles bewahrt habe. Nimmt man von diesem Standpunkte aus die Correspondenz zur Hand, so wird man es aufgeben müssen, die Thatsache ungefehen machen zu wollen, die hier weder gerechtfertigt noch entschuldigt, aber auch nicht verdammt werden soll. Die Druckschrift „Herzog Georg

Wilhelm“ von Heimbürger (Celle 1852) macht es sich bequem. Sie weiß kurzweg von der ganzen Correspondenz gar nichts, und da ist es eine wohlfeile Proceßur, die Prinzessin so rein darzustellen, als es bei dem Umstande, daß der Verfasser Unterthan des regierenden Hauses und sogar Pastor ist, nur möglich zu machen steht. Heimbürger mag daher wirklich ein ganz guter Historiker sein, nur muß er keine Geschichte schreiben. Daß es dem Referenten nicht darum zu thun war, der Unglücklichen eine Schuld aufzubürden, darf er von unbefangenen Sinne wol anerkannt sehen, wenigstens weiß er sich nur von der Absicht geleitet, ein möglichst klares Verständniß zu vermitteln. Wie steht es dann aber um die durch das Abendmahl besiegelte Unschuldsbetheuerung?

Die gleich anfänglich sehr entschieden ausgesprochene Erklärung, mit dem Gemahl ferner nicht leben zu wollen, hatte die Kurprinzessin fein und gut begründet. Diese Begründung reichte jedoch da nicht aus, wo es um eine Ehescheidung zu thun war, und natürlich durfte der Kurprinz nicht der schuldige Theil sein. Damit stand sie allein, und der Einzelne hat bekanntlich Mehren gegenüber niemals Recht. Was von dem Versuche gütlicher Ausgleichung zu halten war, ist oben schon angedeutet; vor der Welt mußte der Schein gerettet werden. Die Prinzessin begriff sehr gut, daß jedes andere Loos besser sei als das, mit einem Manne zu leben, den sie nicht achten konnte, in einer Umgebung, die sie verachten mußte. Sollte sie dieser gegenüber sich schuldig bekennen? Sie, die jedenfalls trotz einer Verirrung sich besser fühlen konnte als alle Jene, deren ganzes Dasein vergoldeter Schmutz war? als alle Jene, die gewiß niemals an das Evangelium von der Sünderin dachten? Darauf aber konnte die Kurprinzessin sich berufen; sie konnte der Gnade Gottes und des Erlösers gedenken, welche für die Bedrängniß des schwachen Weibes einen andern Maßstab hat als Jene, die in Gottvergessenheit nur strafende Richter sein wollten. Damit ist ein strenges Moralgesez allerdings nicht zum Schweigen gebracht, und wie vor diesem das ganze vergiftete Hofleben des 17. Jahrhunderts nicht zu bestehen vermag, so gestattet es auch keine Ausnahme zu Gunsten der Einzelnen. Ebenso streng ist auch die Geschichte, welche Wahrheit und nichts als die reine Wahrheit will, dann aber auch nicht so spröde ist, um leugnen zu wollen, daß der Einzelnen, welcher nicht einmal der eigene Vater eine stützende Hand bot, gegenüber der Menge nur die Wahl blieb, dieser die ganze Kraft des verlassenem Weibes entgegenzustellen. Man kann das Troz nennen, jedenfalls ist der Kurprinzessin jene Kraft, die nur ein entschiedener Wille, ein Charakter zu verleihen vermag, nicht abzusprechen. Eine Heldin konnte, wollte sie nicht sein: sie wollte nur Jenen nicht unterliegen, die wahrlich auch keine Helden waren, und da blieb ihr keine andere Wahl als die Gnade Gottes. Wer weiß auch, wie vielen Einfluß die Mutter, die von der katholischen zur lutherischen Kirche übergetreten sein muß, und die Einzige war, welche der Verlassenen getreu blieb, auf

die Anschauungsweise der Kurprinzessin hatte? Ob also nicht Manches von der weitläufigen Absolutionscholaistik der katholischen Kirche sich als ein rettender Anker bot? Und endlich: Recht hatte man auf der andern Seite nicht! Das muß solange behauptet werden, als die Proceßacten verschlossen bleiben und daher lediglich nur eine Art Cabinetsjustiz angenommen werden kann. Die zu Führung des Proceßes berufenen Commissarien, geistliche und weltliche, waren angestellte Diener der beiden Fürstenhöfe Hannover und Celle, die allenfalls wol instruiren, schwerlich aber ein streng zu Recht bestehendes Urtheil sprechen konnten. Da dies aber einmal geschehen ist, und dieses Urtheil in keiner Weise eine Berechtigung gewährt, die persönliche Freiheit der Geschiedenen in dem Maße zu beschränken, wie es 32 Jahre lang geschehen ist, so bleiben wir bei unserm Ausspruch, daß hier lediglich unbefugte Willkür eingegriffen habe, um mindestens dem Recht des Stärkern eben da zu hulstigen, wo es einer einzelnen Frau gegenüber kleinlich und kläglich erscheint.

Damit nehmen wir Abschied von der „Herzogin von Ahlden“, dem Verfasser dieser Denkschrift die aufrichtigste Achtung für das in würdigster Weise an den Tag gelegte Bestreben bezeugend, die Verhältnisse historisch festzustellen und des Weibes Ehre aufrechtzuerhalten.

Nehmen wir nun Palmblad's Werk wieder zur Hand, so zeigt selbst schon ein flüchtiger Blick auf das Ganze, daß dem Hofleben zu Dsnabrück und Hannover das angeständigste Studium, und der Personalzeichnung ein Eifer gewidmet war, dessen Ergebnis fast überall Bedauern, Widerwillen, Abscheu erwecken muß. Allerdings stehen dieses Hofleben, diese Personen eben wegen Königsmark's Mord im Vorgrunde des ganzen Lebensbildes; allein es war mit der absoluten Sittenlosigkeit an andern Höfen, die wir nun auch noch zu besuchen haben, um nichts besser bestellt, und obgleich Palmblad auch ihnen keine Lorbern streut, so scheint doch eine vorwiegende Mißstimmung, und vorzugsweise die Annahme, daß Königsmark absichtlich ermordet sei, nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Dadurch ist den kleinen Höfen zu Dsnabrück und Hannover den Höfen zu London, Paris, Madrid, selbst dem dresdener Abgrunde gegenüber ein Relief gegeben, worauf ein Anspruch auch schon aus dem Grunde nicht eigentlich vorliegt, als die Familie Königsmark, und aus derselben die Hauptperson des ganzen Werkes, Aurora, in Hannover nur selten und stets für kurze Zeit erscheint; ein Relief, welches um so schroffer hervortritt, als ein in der Kurfürstin Sophie und Leibniz sich darbietender Gegensatz, wie es scheint, gänzlich ignoriert ist. Das ist um so auffallender, als mehrfach unbedeutenden Personen Raum geschenkt wird, als Leibniz; wenigstens in Deutschland einzig da stand in seiner Zeit, und als seine Neigung für das weibliche Geschlecht, in welcher er sich selbst durch den Besuch vornehmer Personen oder namhafter Gelehrten nicht stören ließ, von selbst Anlaß zu einer trefflichen Episode bot.

Das blutige Drama im Schlosse zu Hannover, der

unmittelbar ihm folgende Proceß, welcher die Mutter der Könige von Preußen und Hannover ins Exil brachte, gehören einer spätern Zeit an als diejenigen, mit welcher der dritte Band von Palmblad's Zeitbildern beginnt. Doch wie sie hier bereits abgeschlossen wurden, um für die Schicksale der Familie Königsmark Raum zu gewinnen, so sind sie auch in gegenwärtiger Relation vorangestellt worden, ohne eben ein Wort über die Frage zu verlieren, ob ein solches Verschieben historischer Facta vielleicht den Forderungen der Kunst geopfert sei? Denn der Verfasser hat weder einen Roman noch ein streng-historisches Werk geben wollen, um die Freiheit der Darstellung nicht zu beschränken, und darum auch das Ganze unter dem bescheidenen Titel „Zeitbilder“ vorgelegt. Einem Referenten bleibt daher kaum ein Anderes übrig, als neben dem Bericht über die vorggeführten Ereignisse darauf zu achten, ob die handelnden Personen und die in und mit denselben aufgestellten Lebensbilder der Zeit angemessen sind, in welche ihre Thätigkeit eingerahmt ist. Jene unbeschränkte Freiheit der Darstellung, welche der Verfasser sich vorbehalten, muß dann aber auch dem Referenten für seinen Bericht zugute kommen, wenn er mit dem gebotenen überreichen Material nicht über alle Grenzen, und den Leser ermüdend, hinausgehen will. Mit der bereits im Eingange gedachten Relation des frühern Referenten und Demjenigen, was oben über den Proceß am hannoverschen Hofe mitgetheilt wurde, kann daher von den beiden ersten Bänden der Zeitbilder Abschied genommen und zu den folgenden übergegangen werden, wenn wir aus dem dritten Buche des ersten Bandes uns nur erinnern wollen, daß der Familie Königsmark von Schweden herüber bedeutende Verluste drohten, und daher in Stade der Beschluß gefaßt wurde, unmittelbar am schwedischen Hofe die gemeinsamen Angelegenheiten der Familie zu überwachen.

Wir betreten nun ein Land, welches zunächst vom Dreißigjährigen Kriege her die eigenthümlichsten Schicksale erfahren sollte. Dieser Krieg hatte den Länderbesitz erweitert, ohne das Land reicher und kräftiger zu machen. Der Reichthum war nur einem Stande, dem Adel, zugute gekommen, theils in Kriegsbeute, theils in königlichen Belohnungen und Geschenken, die zusammen dem Einzelnen fürstlichen Glanz gestatteten. So unterhielt unter Andern allein der dem königlichen Hause verwandte Reichsdrost de la Gardie, dessen Tochter mit Aurora's Oheim verheirathet war, für seine weitläufigen Grundbesitzungen einen Hofrath, drei Hofprediger, Bibliothekare, Assessoren, Hofmeister, Stallmeister, Amtleute, ein zahlreiches Kanzleipersonal, Geometer, Bildhauer, Maler, Musiker. Er hatte 37 Kirchen erbaut oder doch wiederhergestellt, Schulen, Hospitäler und ein Krankenhaus gegründet, und die Königin mochte nicht Unrecht haben, wenn sie einmal äußerte: Im Nothfall könne er dem Könige die Krone vom Kopfe weglaufen.

Der Adel hatte Karl's XI. Minderjährigkeit benutzt, an Gütern und Rechten zu erwerben, was noch zu erlangen war. Freilich war schon während der Vormund-

schaft verschiedentlich von einer Reduction der seit der verschwenderischen Königin Christine verschleuderten Kron-  
güter die Rede gewesen, allein das geschah nur, um die übrigen drei Stände zu beschwichtigen. Karl XI. erwachte den Beinamen „Bauernkönig“, indem er mit Hülfe dieser drei Stände auf dem Reichstage von 1680 die den Adel schon 30 Jahre lang bedrohende Reduction, damit aber auch ein Verfahren ins Leben rief, welches einem Raubsysteme nahe genug verwandt war. Den Adel hatte er sich abwendig gemacht, und, wie wenig er auch einem glänzenden Hofe geneigt war, so kann doch kein Fürst einer ihm huldigenden Umgebung entbehren. Was daher die Reduction dem Adel entzog, ward zum Theil niedrigen, nichtswürdigen Creaturen mit vollen Händen zugewendet, und das Land stand sich um nichts besser, wenn auch der König nach außen hin den Schein einer gewichtigen Macht zu erhalten wußte.

So etwa standen die Sachen, als der Feldmarschall Otto Wilhelm von Königsmark mit seiner Schwägerin und ihren beiden Töchtern den schwedischen Boden betrat, und damit führt Palmblad uns in eine so zahlreiche Gesellschaft und in so vielfache Verhältnisse, daß wir uns nur auf das Nothwendigste beschränken dürfen, um nicht den Faden zu verlieren.

Zuerst die Reductionsangelegenheit. Die für dieselbe niedergesetzte Commission scheute weder Verjährung noch rechtlich erworbenen Besitz, noch dachte sie auf irgend eine Entschädigung in Fällen, wo ein Gut durch bedeutende Geldmittel einen Werth erhalten hatte, welcher den ursprünglichen weit überwog. Das Reductionsprincip entschied, indem man aus demselben Konsequenzen zu entwickeln verstand, die man ja überhaupt nicht eben selten da, wo es sich um Mein und Dein handelt, in Thätigkeit gesetzt sieht, und die dann als Machtspruch erscheinen. Viele der durch solchen Machtspruch mittellos gewordenen Gellente wanderten aus, um in fremden Diensten ihre Existenz zu sichern; Andere, die durch besondere Verhältnisse an den schwedischen Boden gefesselt waren, versuchten sich aufrechtzuerhalten, oder wieder zu heben, wie sie konnten und mochten, und unter diesen stand Herzog Johann Adolf, Oheim des Königs, obenan. Als Königin Christine die Krone niederlegte, berief sie ihren Better, den Prinzen Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, auf den schwedischen Thron. Sein Bruder, jener Herzog Johann Adolf, wird von Palmblad als einer der wunderbarsten Charaktere, als ein nordischer Don Quixote geschildert. Dem Throne nahe verwandt, war er von Souveränitätsideen erfüllt, die er in allen Verhältnissen zu verwirklichen strebte. Sein Schloß Stegeborg war eine förmliche Festung und etliche als Soldaten dressirte Diener mußten sich zum strengsten Festungsdienst bequemen. Da er nach außen hin nicht zu wirken vermochte, fiel er sich im Niederschreiben weitläufiger Deductionen, die seine militärischen Talente ins Licht stellen, vorzüglich aber die Rechtsansprüche auf seine Besitzthümer darlegen sollten. Dabei blieb es nicht. Er versuchte, Bekannte und Befreundete, welche durch

die Reduction vorzugsweise bedroht wurden, in einer eigens berufenen Zusammenkunft aufzurütteln, um Gewalt der Gewalt entgegenzusetzen. Daß dies nicht gelang, mag vielleicht darin begründet sein, daß der Verlauf einer Revolution möglicherweise die Krone auf ein Haupt setzen konnte, dessen Starrsinn wenig beliebt war und kaum Ersatz für den jetzt durch die Reduction bedrohten Besitz bot. Der Prinz zog sich daher auf seine Festung zurück, die er gegen die Reduction behauptet zu haben scheint. Hier mußten, während er sein Archiv mit immer umfangreichern Deductionen und vielfältigen Proceßschriften zu füllen bemüht war, alle Formalitäten eines souveränen Hofes streng innegehalten werden, in-  
des er seiner Gemahlin, einer mürrischen, abstoßenden, frommen Frau, das knappe Haus- und Wirtschafteregiment überließ, und darunter hatten die beiden Töchter Katharine und Anna am meisten zu leiden. Sie sollten durch eine Art Hungercur zu Solphiden herangebildet werden, und die Älteste blieb wirklich knochendürr, während jedoch Anna, die Jüngere, allem Hunger zum Trotz täglich mehr zu einem fabelhaften Umfange sich ausdehnte sah. Ihren fortwährenden Appetit suchte die Frau vom Kapellmeister des Herzogs, die ihre Amme gewesen, mit Allem zu befriedigen, was ihr beschränktes Besizthum darbot. Doch geschah das nur selten, weil es den Prinzessinnen schwer wurde, die strenge Aufsicht durch heimliches Verlassen des Schlosses und Parks zu täuschen.

Die armen Kinder sollten noch von einer andern Seite her gequält werden. Schweden suchte sich gegen den Einfluß der römischen Propaganda hermetisch zu verschließen. Diese aber wußte wie immer so auch damals Rath. Unverfänglich, unbeachtet bestand in Litz, also weit genug von Schweden, ein eigenes Collegium, welches vorzugsweise die Aufgabe hatte, Söhne schwedischer Edelleute standesmäßig auszubilden und nebenher in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Die Anstalt hatte zu leichterer Förderung ihrer humanen Intentionen einen verlorenen Posten weit vorgeschoben. In Schwerin, wo dergleichen Niemand suchte, hatte sie ein Seminar gegründet, welches theils die Correspondenz vermittelte, theils den jungen Schlachtopfern als Vorschule diente. Man findet über das ganze Institut weitere Nachrichten in einem oft belächelten, weis-schweifigen und jetzt wol ziemlich vergessenen Buche, nämlich in Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781“. Der wackere Nicolai ward damals in Scherz und Ernst vielfältig angezapft und mit dem Stichnamen „Jesuitenriecher“ behetzt. Alles aber, was er und die Herausgeber der „Berliner Monatsschrift“ als Warnungszeichen aushingen, muß doch gut begründet gewesen sein, denn wir sehen heutzutage genau dieselben bedrohlichen Erscheinungen auftauchen und sogar von einer blinden lutherischen Propaganda schwesterlichst unterstützt. Es ist natürlich, daß man eifrig Bedacht nahm, unmittelbar in Schweden selbst sich zu bethätigen, und da die Frömmigkeit der Herzo-

gin, die strenge Abgeschlossenheit der Prinzessinnen einen ertragfähigen Boden versprachen, so erschien auf Stegeborg denn auch unter dem vielversprechenden Namen „Melanchthon“ ein geistlicher Herr, welcher von der Herzogin als von Gott gesandt aufgenommen wurde. Die Prinzessinnen wurden nun förmlich gefangen gehalten, mußten Tag aus Tag ein salbungreiche Predigten anhören, auf den Knien ewig lange Gebete hersagen, sich kasteien und noch mehr hungern als früher. Dabei wurde die Ältere noch immer magerer, die Jüngere immer dicker. Der Herzog durchschaute bald genug das ganze trügerische Gewebe, und, wie unerhört es scheinen mag, er ließ den Pseudo-Melanchthon aus keinem andern Grunde gewähren, als um seinerzeit der Gemahlin mit diabolischem Hohn zu deduciren, sie sei ohne es zu wissen durch und durch katholisch geworden.

Ein weniger schroffes, immer aber betrübendes Bild entwickelt Palmblad in den letzten Lebenstagen des alten Reichskanzlers Magnus de la Gardie. Von dem Umfange seines Reichthums ist bereits oben Einiges angedeutet. Die Reduction hatte ihm bis auf ein kaum nennenswerthes Gütchen, welches seiner Gemahlin gelassen wurde, Alles genommen, und da nicht wenige Geldangelegenheiten, die bei ungeschmälertem Besizthum sich gewissermaßen von selbst ausgeglichen haben würden, devote Klienten in drängende Gläubiger verwandelten, so mußte zu deren Befriedigung auch das bewegliche Vermögen dreingeeben werden. Damit gerieth der alte Herr in wirklichen Nothstand. So drückend dieser aber auch war, so wenig mußte der Graf sich den Gedanken geläufig zu machen, daß er ein armer Mann sei. Er wollte den Abschied von der Herrlichkeit der Welt am 1. Mai celebriren und lud Befreundete zu einem Festmahl. Der Diener zeigt an, daß Küche und Keller nichts darbieten wollten. Der Graf sendet zur Stadt, um dem Mangel bei Kaufleuten auf Credit abzuwehren. Der Credit wird verweigert und der Festtag ist gekommen; jeden Augenblick müssen die Gäste erwartet werden. Da erscheint der alte gelehrte Professor Olov Rubbeck als Helfer in der Noth. Er hat dem König ein Prachtexemplar seiner „Atlantica“ überreicht und von diesem 100 Stück Carolinen empfangen. Damit geht er zu einem Kaufmann, der eben des Grafen Diener abweist. Rubbeck, der früher vom Grafen vielfältige Beweise von Anerkennung empfing, kauft den Wein, den er nun selbst bringen muß, weil des Grafen Diener Stockholm bereits verlassen hat. So kommt denn ein Fest zustande, bei welchem sogar poetischer Scherz nicht fehlt. Aber es ist der letzte Lichtblick des alten Reichskanzlers. Seine Witwe verlebt kümmerliche Tage auf dem ihr übriggelassenen Gütchen.

Betrachten wir nun den König, so begegnen wir einem tristen Leben. Von den verfallenen Herrlichkeiten, die in Deutschland bereits vieler Orten Raufgoldschimmer hervorgetrieben, war noch kein Strahl in die kimmerische Nacht gebrungen, und wenn das als ein Glück betrachtet werden konnte, so blickte doch aus dem eigenen

Geiste kein Licht hervor, welches den König und seine Umgebung zur Freude am Dasein emporgehoben hätte. Von lebendiger Freiheit der Kunst und Poesie war keine Rede; wo etwas der Art auftauchte, bewegte es sich ebenso schwerfällig-lateinisch, wie die Wissenschaft in Upsala oder im Kopse der Staatsmänner. Der König gefiel sich in einer seltsamen Sentimentalität. Er wies jede Vorstellung, jede Bitte, die durch die Gewaltmaßregeln der Reductionscommission veranlaßt waren, mit Entschiedenheit zurück; er hatte kein Ohr für die nächsten Verwandten, für die bedeutendsten Persönlichkeiten, für die wichtigsten Rechtsgründe; er schien keinen Begriff davon zu haben, daß die Betroffenen durch jene Maßregeln wirklich bethelarm wurden, überhaupt nur etwas verloren, oder daß mindestens die königliche Gnade, welche doch Landstreichern mit vollen Händen spendete, der vermeintlichen Gerechtigkeit, in welche das königliche Gewissen störend einzugreifen fürchtete, einigermassen die Wage halten könne. Dagegen führte er ein Tagebuch, worin er Klagen notirte über das harte Geschick, welches Diesen und Jenen traf. Wahrscheinlich glaubte er damit vor einem höhern Richterstuhle das heimliche Behagen an den auf unreinen Wegen ihm zufallenden Glücksgütern in das Kleid der Demuth hüllen zu können.

Die Königin Ulrike Eleonore war eine gute stille Frau, die außerhalb der Kinderstube selten sichtbar wurde, und die Königin-Mutter Hedwig Eleonore fand in der ihr gebührend erwiesenen Achtung und einigen Spieltischabenden ihre Ansprüche befriedigt. Da selbst der einst so mächtige Reichskanzler de la Gardie so wenig geschont wurde, daß der Tod ihm als Erlöser von tieffter Dürftigkeit willkommen sein mußte, so durfte die Familie Königsmark noch weniger auf irgend eine günstige Wendung ihres Reductionsprozesses hoffen. Wie überall, so fielen auch in Schweden selbst die wichtigsten Dienste aus früherer Zeit der Vergessenheit, wenigstens gleichgültiger Nichtbeachtung anheim, denn die Gegenwart ist an neue Interessen verpfändet, die, mögen sie auch Kinder jener Dienste sein, doch nun einmal auf das Recht ihres Daseins trogen, und wie die Wendenjöhne ihre altersschwachen Väter lebendig begruben, so drängen auch die neuen Interessen die alten gewaltsam ins Grab. Wenn man den alten Adel der Armuth preisgab, so mußte neuer creirt werden, und dieser versagt der Vergangenheit, wenn sie nicht etwa seinen Ansprüchen schmeichelt, jede Anerkennung, da er selbst nur eine Zukunft sicher für sich zu gründen hat. Der Feldmarschall Otto Wilhelm von Königsmark durfte umsonsten einen günstigen Erfolg für seine Ansprüche hoffen, als er persönlich beim Könige nicht beliebt war, da er den ungünstigen Ausgang des Feldzugs in Pommern verschuldet haben sollte, und er mochte es als ein prophetisches Vorzeichen betrachten, daß Nacht und winterlich stürmendes Unwetter den Schiffer zwang, möglichst schnell Land zu erreichen.

Die Reisenden finden Obdach bei einem alten Waldwärter im Thiergarten des Königs, und hier knüpft

Palmblad die Fäden für die Zukunft Aurora's. Sie ward uns früher schon als eine Ausnahme von der Regel geschildert, indem das Kind bereits als Jungfrau und der ältern Schwester geistig überlegen erscheint. Ein solcher Fall ist nicht selten, und kann hier umso mehr zugegeben werden, als von der ältern Schwester besondere geistige Capacität nicht bekannt geworden ist. Dann aber erwarten wir, sogar gestützt auf den alten Spruch: „Kluger Kinder werden nicht alt“, frühen Untergang, oder ein Leben, welches Voltaire's Ausspruch über Aurora, der sie zu einem Wunder ihrer Zeit macht, rechtfertigt. Wir würden einem Franzosen und Dichter, der in diesen beiden Eigenschaften vielleicht nur der Schönheit eine Huldigung widmete, wol nur bedingte Autorität zuerkennen, wenn ihm nicht die Bürgschaft des allgemeinsten Rufes zur Seite stände, und wollen daher sehen, inwiefern er gerechtfertigt ist.

Bei dem Waldwärter sehen die Reisenden einen jungen Mann, dessen unbekümmertes Gehaben auffällig, sogar als ungehobelter Trost erscheint, da seine Kleidung auf bauerlichen Stand, auf ein untergeordnetes Verhältniß zum Waldwärter deutet. Es ist Paktul, dessen tragisches Ende schon manche Feder beschäftigte und der Gegenwart auch von Gustow dramatisch vorgeführt ist. Unbekümmert darum, daß das an Schweden gefallene Livland eigene Stände hatte, unterwarf ein Beschluß schwedischer Stände die Güter des livländischen Adels der Abalienation. Paktul's Vater gerieth in den Verdacht revolutionärer Opposition gegen diesen Beschluß. Sein Proceß ward freilich niedergeschlagen und ihm die Freiheit geschenkt, allein die Güter blieben verfallen. Der Sohn, Lieutenant im Haffner'schen Regiment, ist heimlich nach Schweden gekommen, um für den Proceß des Verbannten eine Revision an erwirken und die Güter, wenigstens als ein Geschenk, wiederzuerlangen. Der Waldwärter ist ein geborener Livländer und steht in der Gunst des Königs, der bei Besuchen des Thiergartens gewöhnlich bei dem Alten einmal einzusprechen pflegt. Die Vermittelung des Alten, bei welchem Paktul jedenfalls sicheres Versteck findet, soll diesem geneigtes Gehör verschaffen. Damit ist seine Gegenwart in bauerlicher Kleidung erklärt. In der Nacht treffen Paktul und Aurora zusammen. Diese will 14 Jahr alt sein, obgleich Palmblad sie ein Jahr jünger annimmt. Da ihr Alter, wenn wir nicht etwa Cramer's „Denkwürdigkeiten“ diesen weiblichen Ehrenpunkt entscheiden lassen, überhaupt immer etwas zweifelhaft bleibt, so kann der Unterschied eines Jahres hier nur insofern in Betracht kommen, als Aurora's Angabe halbberauschten Verrath aufkeimender Liebe zu dem jungen Mann bethätigt, und nun finden wir uns in einem eigenthümlichen Falle.

Palmblad's Darstellungsweise bekundet überall die Neigung zu geschichtlicher Begründung der Personen und Thatsachen, und demgemäß ein sorgfältiges Durchmustern der ihm zugänglich gewesenem historischen Quellen. So verkennt er es auch niemals, oft unbedeutend Scheinendes in einer Anmerkung als „historisch“ zu bezeichnen.

Dagegen findet sich nirgends eine solche Andeutung in Bezug auf die von ihm vorgeführten Situationen zwischen Aurora und Paktul. Das Liebesverhältniß muß daher allein als Palmblad's Conception betrachtet werden, und es fragt sich, welchem Zweck es dienen soll? Werfen wir einen Blick auf Aurora's Leben, wie es schon in Cramer's „Denkwürdigkeiten“ aufgeblättert ist, so kann es kaum anders denn als ein verlorenes bezeichnet werden. Die Bildung, welche sie über viele Gleichgestellte erhebt und sich in einigen französischen Poesien, später auch in geistlichen Liedern kundgibt, war nur Emanation einer scharfen Fassungsgabe, nicht Eigenthum der Seele, des Herzens, nicht ein Durchdrungen-sein von geistiger Ueberzeugung. Wir wollen nicht behaupten, daß sie stolz auf ihre Talente, ihre Schönheit, ihre Geburtsstellung gewesen sei, und darum auf die Mehrzahl des Männerkreises kalt herabgesehen habe. Wol aber sehen wir uns zu der Annahme gedrungen, daß es ihr versagt sein sollte, das Verhältniß von Mann und Weib in seiner Tiefe, seinem ganzen Umfange zu erkennen, zu würdigen. So mag es gekommen sein, daß sie es zu nichts brachte, als einige flüchtige Wochen lang die Mätresse des weiberverachtenden Kurfürsten von Sachsen zu sein, in dem Marschall Moriz von Sachsen einem ausschweifenden undeutschen Helden das Dasein gegeben zu haben und nach jahrelangem unfrühen und erfolglosen Wanderleben bis zu ihrem Tode vergebens nach der Stelle der Aebtissin im Stift Quedlinburg zu ringen.

Daß sonach ihre ganze Existenz in der Luft stand, konnte Palmblad nicht entgehen. Ein Stützpunkt war unabwendliche Nothwendigkeit, und die Wahl desselben in dem jungen Paktul ergibt sich als eine durchaus zweckmäßige, denn da Palmblad der Geschichte möglichst getreu zu bleiben bestrebt ist, so mußte schon aus diesem Grunde die Liebe eine verlorene sein. Sie durfte Aurora's bekanntem Lebensweg nicht widersprechen, und Paktul's politische Thätigkeit legte demselben kein Hinderniß in den Weg; sein tragisches Ende steigert die Theilnahme für Aurora, weil sie, obgleich in dem bunten Gewirr ihres Lebens nur langsam, doch die wahrhaftige Liebe erkannt hat, die eben mit Paktul's Tode wie ein Silberbild sie durchleuchtet.

So etwa denkt Referent sich Palmblad's Wahl eines Mannes, der, soweit das bekannt ist, mit Aurora in keinem nähern Verhältnisse stand. Wir wollen damit auch Abschied von Paktul nehmen. Freilich gelang es ihm, durch den Waldwärter Audienz beim Könige zu finden; dieser aber verwies ihn an den Minister, den Grafen Bengt Drenstjerna, der die Kunst verstand, mit diplomatischem Geflüster scheinbar viel zu sagen, übrigens nichts eiliger zu thun hatte als sich von dem Eindringling loszumachen. Seine weitem Bestrebungen, von denen Aurora ihn einige male vergebens abzulenkten sucht, sind bekannt, und treten in dem vorliegenden Werke nur hin und wieder so aphoristisch, so flüchtig verloren hervor, daß sie als einflußlos nur noch so weit in Betracht



kommen, als er seine Ansprüche mit einer Unermüdlichkeit verfolgt, die der Gegenseite natürlich als gefährlicher Trog erscheint und sogar seine Hinrichtung in effigie veranlaßt.

Wie vorauszusehen war, kam die Familie Königsmark auch mit persönlicher und Jahre hindurch fortgesetzter Betreibung ihrer Ansprüche keinen Schritt weiter, doch ward sie an den Hof gezogen, und ein Geburtstag des Königs gibt Aurora Veranlassung, zum ersten mal ihre poetischen Talente zu bethätigen. Sie entwirft ein mythologisches Festspiel, in welchem sie selbst eine Rolle übernimmt. Ihr Costüm widerspricht allen stabilen Vorstellungen des Schicklichen und das Stück macht Fiasco, vorzüglich, da ein mit besonderm Wohlwollen der königlichen Familie bedachtes Hoffräulein Ingeborg, schon über die Jugendfrische hinausgehöft und von der Göttin der Schönheit ziemlich unbeachtet gelassen, durch Costüm und Action sich bei den jungen Hoffleuten den Spitznamen „die Ratte“ erwirbt. Sie verliert dabei nichts in der Gunst der königlichen Familie, die ihren Geist, mit welchem sie es sogar bis zum Prophetenthum bringt, sehr hochstellt. Da hierüber historisch nichts fest steht, so wird es dem Verfasser leicht genug, sie Dinge voraussetzen zu lassen, die er recht gut wissen konnte. Doch dient diese Erscheinung, die in dem ebenfalls prophetischen Idenkopf während eines von der Königin-Mutter eingeleiteten Besuchs der fürstlichen Stabkapelle einen hervorhebenden Hintergrund findet, das Bild der Zeit zu vervollständigen. Ueberhaupt hat man in Schweden das Prophetenthum, in mystischer Religionsanschauung wurzelnd, wie der etwas später auftretende Swedenborg bezeugen mag, lange mit gläubig vertrauender Scheu geachtet. Es gehört im Allgemeinen ja zu der nicht kleinen Gruppe menschlicher Schwächen, die sich aller Orten und solange noch bemerkbar zu machen weiß, als dem menschlichen Geiste Räthsel zu lösen übrigbleiben.

Wir heben, da aus der den dritten und vierten Band umfassenden Zeit der Anwesenheit Aurora's in Schweden das Meiste und Wichtigste bereits oben besprochen ist, nur noch eine, von Paktul eingeleitete, Doppelentführung besonders heraus, da hierbei briefliches Mißverständniß eine seltsame Verwechselung mit dem glücklichen Erfolge herbeiführt, daß die beiden hungernden Prinzessinnen, welche durch die Königsmark in dem ihnen vom König aufgetragenen gütlichen Wege nicht von der Stelle zu bringen sind, nun gewaltsam einem bessern Schicksal zugeführt werden. Die Entführung galt eigentlich Aurora. Wäre sie geglückt, so mußten die Geschicke der beiden Liebenden enger verflochten und damit die Geschichte verlegt werden. Palmblad scheint daher ein der Zeitrichtung entsprechendes Abenteuer nur deshalb für nothwendig gehalten haben, um Aurora's Neigung für Paktul das möglichste Relief zu geben, und nebenher die Geschichte der beiden Prinzessinnen, welcher ein bedeutender Raum im Buche angewiesen ist, zu Ende zu führen. Weiläufig zeigt der Verfasser auch den nachmaligen König Karl XII. schon im Kinde, und läßt den Achtjährigen unter Anderm

drei Hirsche im Thiergarten erlegen. Das ist möglich, indessen weiß man wol, daß bei dergleichen Extraordinarien, die sogleich ihren Weg in die Zeitungen zu finden wissen, gewöhnlich ältere Talente im Spiele sind.

Während des mehrjährigen Aufenthalts in Schweden erscheint auch ein hamburger Rathsherr de Lastrap, welcher als Haupt eines Bankierhauses in Geldgeschäften mit Aurora's Mutter steht. Er ist wahrscheinlich ein Jude, viel gereist, und scheint sich mit Naturwissenschaften zu beschäftigen, die ihn nun auch nach Schweden geführt haben. Indessen hindert das Alles ihn nicht, Aurora schön und gebildet zu finden und als das Ziel ehrenhafter Bestrebungen zu betrachten, die freilich auch in den durch die Reduction sehr geschwächten Vermögensverhältnissen einen Stützpunkt finden, vielleicht stark genug, den Standesunterschied zu nivelliren. Er bleibt hier unbeachtet, denn „Paktul oder Keiner!“ ist bereits Aurora's heimlicher Wahlspruch (IV, 223), und als der Geliebte nur durch schnelle Flucht der wirklichen Hinrichtung entgeht, ist Schweden für sie das Land des Grauens. Sie betreibt die Abreise und findet bei der Mutter und beim Oheim leicht Gehör, da die Familie hier kaum noch etwas zu verlieren und nichts zu gewinnen hat. Sie gehen nach Hamburg.

Hier feiert Aurora ihren ersten Triumph. Einer von den perückengeschmückten Vereinen jener Zeit, die Fruchtbringende Gesellschaft, deren Glieder sich die Aufgabe stellten, Kunst, Poesie und Wissenschaft zu pflegen, und wenn eines derselben ein opus zustande gebracht, dasselbe mit lobenden Sonetten und sonstigen Versen in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache vielseitig aufzupuzen, damit das Geisteskind ebenfalls, wie sein Vater in zierlich geträuselter Perücke mit würdevollem Anstande sich irgend einem Räten und der Welt zeige, hatte einen poetischen Wettkampf in Hamburg veranstaltet. Man hat dergleichen Gesellschaften vielfältig bespöttelt, und den Epigonen können sie auch kaum anders als lächerlich, mindestens einseitig und verkehrt in ihrer Thätigkeit, die lediglich in französischem Boden wurzelt, sich darstellen. Zu ihrer Ehrenrettung kann jedoch auch wol hervorgehoben werden, daß sie jedenfalls echte Kinder ihrer Zeit waren, und immerhin auch mitwirkten, den deutschen Geist aus langjährigem Schlaf aufzurütteln. Daß die Schriftsteller jener Zeit nicht unmittelbar auf deutschem Boden Früchte zu erzielen versuchten, ist leicht erklärlich. Wenn es sich einmal um Aeußerung einer Thätigkeit handelt, greift der Mensch überall nach dem Nächsten, was diese zu fördern geeignet scheint. Die Franzosen hielten Rom und Griechenland für das Nächste und holten von daher ihr Material; die Deutschen, die mindestens seit dem Westfälischen Frieden kein Vaterland mehr hatten und von den Schätzen ihrer verschlossenen Bibliotheken nichts wußten, fanden das Material, sogar schon in diensame Form gebracht, näher gleich jenseit des Rheins, wie das bekanntlich auch nach dem Jahre 1848 noch bemerkbar wird.

Aurora war gewiß keine schlechtere Dichterin als

Anderer ihrer Zeit, und so mag es ihrer von der Schönheit gefesselten Jugend, über die sie nun eigentlich schon hinaus ist, wol gegönnt sein, wenn der durch seine weißschweifigen Romane bekannte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, welcher das poetische Fest hauptsächlich eingeleitet, es sich angelegen sein läßt, als ein chevaleresker Herr der Jugend und Schönheit mindestens eben so sehr zu huldigen als dem Gott der Poesie. Aurora wird gekrönt und es findet ein pomphafter Aufzug statt.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, ein freudiger Seladon, den man hinter dem mecklenburger Wappenschild nicht erwartet, und ein ostfriesischer Graf, ein den Trunk liebender Käufer, haben sich zu dem Feste eingefunden, und wie Aurora Siegerin im poetischen Wettkampf ist, so werden die beiden Herren von ihrer Schönheit besiegt. Sie aber löst ihre Fesseln nicht. Der, dem sie Alles sein wollte, ist für sie verloren, und Andere können ihr nichts mehr sein. Ihre Schwester Amalie, nun eine Gräfin Löwenhaupt, ist anderer Ansicht. Jener de Lastrop, der schon in Schweden einmal Aurora sich zu nähern suchte, macht sich in Hamburg wieder bemerkbar. Er nimmt sogar an Aurora's Triumphzuge theil und zwar in so glänzender Weise, daß sie vollgültiges Zeugniß kaum geahnten Reichthums abgibt. Amalie, die sich in beschränkten Umständen bewegen muß, ist der Ansicht, daß ein solcher Reichthum Vieles vergessen laßt, und ein Stück Pergament sei einem Bankier leicht erreichbar, um seinen Geldsäcken auch als ein Mann von „Familie“ vorzustehen. Dann sei ihrer Familie geholfen und alle Noth zu Ende. Nun ja, Amalie ist eine kluge Frau, sie braucht ja nicht selbst den Bankier zu heirathen, und Aurora hat nicht viele Zeit mehr zu verlieren, wenn sie noch unter die Haube will. Aber sie will um einen Wechsel nicht verkauft sein, obgleich Fildbrand, der Secretär ihres Bruders in Hannover, mit der Nachricht von dem unenträthelsten Verschwinden des Herrn das Gesuch um schleunige Geldhülfe für zahlreiche Dienerschaft und den Marfball verbindet.

Hier also erst, im fünften Bande, kommt Königsmark's Tod, welchen der Leser bereits im zweiten Bande mit allen wirklichen und muthmaßlichen Umständen erfahren, als unsichere Kunde nach Hamburg. Wir müssen uns das gefallen lassen, da, wie schon früher angemerkt wurde, die Kunst ihre strengen Ansprüche aufzugeben genöthigt ist, und daher auch nicht nach dem gleichzeitigen Fortschritt der Handlung zu fragen hat. Ueberdies gewinnt der Verfasser mit der gewählten Anordnung den Vortheil ruhiger Entwicklung und den nothwendigen Raum für Darstellung eines nicht unwesentlichen Zwischenfalls.

Früher Steinbeck nämlich, ein junger Commis auf Lastrop's Comtoir, ist der großen Zahl Derrer eingereicht, die Aurora's Schönheit in Fesseln schlug. Wie soll der unbedeutende Mensch, obgleich vielleicht der Einzige, der wahrhaft liebt, wie soll er jemals nur dahin gelangen, sich ihr nahen zu dürfen? Dennoch geschieht es durch

die Hand des Verbrechens, durch Lastrop's steinalten Vater. Dieser waltet im Hause wie ein unheimliches Gespenst und wird vielfältig von Convulsionen heimgesucht, während welcher er Worte ausstößt, die auf irgend ein verbrecherisches Etwas hindeuten scheinen. Während eines solchen, sonst immer vom Sohn allein sorglich überwachten Zustands ist nur Steinbeck anwesend. Dem Alten entfällt ein Papier und Steinbeck erkennt mit flüchtigem Blick Königsmark's Handschrift. Er nimmt schnell Abschrift davon und drückt das Original dem noch immer bewußtlosen Alten wieder in die Hand. Nach diesem Briefe soll Königsmark dem Hause Lastrop fast eine halbe Million an Geld und Juwelen zugewendet haben, worüber in den Rechnungsbüchern nichts zu finden ist. Steinbeck's Kampf zwischen Liebe und Pflicht ist für die Liebe bald entschieden, da der junge Mann sich einredet, es lasse sich schön machen, daß die Ehre des Lastrop'schen Hauses und des jüngern Lastrop, den er unbetheiligt glaubt, der ihn stets mit freundlichem Wohlwollen behandelt, ungefährdet bleibe. Steinbeck gibt seine Abschrift in Aurora's Hände; er ist beglückt, daß sie ihm eines ihrer kleinen Landschaftsbilder schenkt; er ist beseligt, daß sie einen Kuß auf seine Lippen haucht. Die Scenen zwischen ihm, Aurora und dem Grafen Löwenhaupt, zwischen diesem und dem jungen Lastrop, zwischen Lastrop Vater und Sohn gehören zu den gelungensten. Sie enden demüthigend für Steinbeck; der Verblendete fällt in convulsivische Zuckungen und wird in das Haus seiner Mutter gebracht. Zugleich aber erheben diese Scenen die Absicht des alten, während derselben vom Tode hinweggerasteten Lastrop, jene bedeutenden Summen, welche Eigenthum der Kurprinzessin von Hannover gewesen sein müssen, und wol der beabsichtigten Flucht mit Königsmark dienen sollten, zu unterschlagen, zu mehr als moralischer Ueberzeugung. Sie geben ferner Anlaß, das frühere Leben des alten Lastrop aufzublättern.

Die Geschichte desselben füllt fast das ganze zweite Buch im fünften Bande und entrollt ein reiches Gemälde hartnäckigen Kampfs um Reichthum, eines Kampfs, dem keine Tugend, kein Gesetz, kein menschliches, überhaupt kein Lebensverhältniß heilig ist. Lastrop ist ein portugiesischer Jude. Sein Vater, von Afrika herübergekommen, hat mühsam erworbenes Vermögen in einem Augenblicke wieder verloren und ist spurlos verschwunden. Der Sohn beschließt, kräftig mit dem Unglück zu ringen, und verläßt Lissabon. Er ist guter edler Eindrücke fähig, aber im Vorgrunde steht der unerschütterlich zähe Voratz, Reichthum zu erwerben, der endlich in den wenigen Worten: „Reichthum um jeden Preis!“ sich abschließt. Palmblad wählt für die Entwicklung dieses Themas den kürzesten Weg, der aber zugleich zu den entsetzlichsten Scenen führt, die ihren Gipfelpunkt in der Dfisee und auf schwedischem Grund und Boden erreichen, wo Lastrop große Geldsummen verscharrt. Es kann hier, wo es sich lediglich um eine Episode handelt, die nur locker und flüchtig die Hauptaufgabe berührt, auch zu vielen



Raum hinnehmen würde, nicht darauf ankommen, ihr näher zu treten. Die Anzeige genügt vollkommen, daß Palmblad die Freibeuterei der Boucaniers und die davon unzertrennlichen Morde und Grausereien benutzt, um Lastrop's Streben nach Reichtum auf den Punkt nicht achtender, nichts schonender Habgier hinzuführen. Der Gewinn bleibt hinter seinen Erwartungen zurück; selbst die vergrabenen Schätze werden nicht wiedergefunden. Dennoch hat er genug erbeutet, um in Hamburg auf dem gewöhnlichen Wege der Geldspeculationen bedeutenden Reichtum zu gewinnen und als ein glücklicher Mann dazustehen. Er liebt seinen Sohn über Alles, und diese Liebe soll ihn mit dem Gewissen und der Welt versöhnen. Der junge Lastrop erfährt nichts von der blutigen Quelle seiner glänzenden Stellung in der Gesellschaft; er kommt der Sorgfalt, die der Vater seiner Ausbildung widmet, dankbar entgegen. Nur gelingt es diesem nicht, den innern Richter zum Schweigen zu bringen, und am Schlusse seines langen Lebens erwacht die alte Gier noch einmal, um Königsmark's bedeutende Geldsendung zu unterschlagen.

Die Familie des Legaten ist indessen bestrebt gewesen, über den Verschwundenen sichere Nachrichten zu erlangen. Warum Löwenhaupt nicht unmittelbar nach Hannover geht, ist nicht füglich anders als durch die Furcht erklärbar, in ein noch unentwirrtes Gewebe selbst verwickelt zu werden. Man will die Hülfe des Kurfürsten von Sachsen anrufen, da Königsmark zu diesem in einem vertrauten Verhältnisse stand. Dazwischen sucht vorzüglich Löwenhaupt Aurora einem entschiedenen Schritte aus ihrem jungfräulichen Stande heraus geneigt zu machen, und entwickelt neben einer getreuen Charakteristik der Zeit Lebensansichten, wie sie überall und zu allen Zeiten aus dem Boden nobler Ungebundenheit hervorwuchern. Ein glänzend lockender Schwöbling ist dann auch eine morganatische Ehe, mindestens ein Mätressenthron, und für Eines wie das Andere dienen Ludwig XIV. und die Maintenon als vorleuchtendes Beispiel. Ueberall schimmert Löwenhaupt's Absicht, sogar ein Einverständnis mit seiner Gemahlin, Aurora's Schwester Amalie, jene an dem dresdener Hof zu verlocken, um dann durch ihre Stellung die eigene, die im holländischen Militärdienste nur unzureichende Mittel für seine Lebensansprüche bietet, möglichst emporzuheben. Aurora's bestimmter Entschluß, nicht nach Dresden zu gehen, wird endlich durch einen Brief rasch aufgehoben, welchen die frühere Hofdame der Kurprinzessin von Hannover, Fräulein von dem Knebeck, aus ihrem Gefängnis zu Herzberg geschrieben haben soll. Er enthält die mit Ruß auf grobes Papier geschriebene Nachricht, daß Königsmark noch lebe, daß der Kurfürst von Sachsen allein die Mittel besitze, auch, wenn man ihn persönlich darum anspreche, gewiß in Thätigkeit setzen werde, den Bruder zu befreien. Aurora begleitete nun ihre Schwester nach Dresden, und jetzt, mit dem sechsten und letzten Bande, tritt sie eigentlich erst in den Vordergrund. Wie reichhaltig dieser Band auch ist, fast reicher als

irgend einer der frühern, so kann die Relation vom Inhalte desselben sich doch füglich beschränken, um für die Hauptperson den noch nöthigen Raum zu gewinnen. Es sei daher nur kurz angeführt, daß der Dheim der beiden nun in Dresden auftretenden Schwestern, dem in Schweden und Deutschland Alles verlorengegangen ist, in venetianische Dienste tritt, um ein Armeecorps in Morea gegen die Türken zu befehligen. Er erwirbt sich Ruhm aber auch den Tod, und Venedig widmet seinem Andenken ein Marmorepitaph. Es ist bekannt, daß an dem Kriegszuge auf Morea auch deutsche Truppen Theilnahmen, indem unter Andern die Herzoge von Hannover und Celle Soldaten an Venedig gegen lockende Geldsummen überließen. Dieser Handelszweig mochte leicht einigen Ersatz für die in frühern Jahren an Italiens Reize verschwendeten Summen gewähren. Er ist später noch von andern Fürsten als ergiebig erkannt und benutzt, z. B. im nordamerikanischen Freiheitskriege, wogegen ihre Vorgänger doch mindestens den einen Rechtfertigungsgrund für sich geltend machen konnten, daß es dem gefürchteten Erbfeind der Christenheit galt. Weniger bekannt ist es, und auch Palmblad mußte das nicht, daß der Herzog Georg Wilhelm von Celle sich bei dem Handel in eigenthümlicher Weise seiner fernen Landeskinder väterlich annahm. Diese nämlich mußten recht gut plattdeutsch sich verständlich zu machen, dagegen fiel ihnen das Neugriechische so schwer, daß alle ihre Versuche den Griechinnen barbarisch klangen: sie nahmen die Flucht vor ihren Nettern aus türkischem Joch. Da ordnete man in einigen Aemtern des Herzogthums Celle eine Art Conscriptio an, die jedoch nur frische und gesunde Haidemädchen traf, und den schwächenden Heiden auf Morea ward eine gute Schiffsladung dieses so schätzbaren als unentbehrlichen Lebensartikels zugesendet.

Man mag darüber urtheilen wie man will und kann, ehelicher, unschuldiger erscheint diese Fürsorge, die vielleicht ihre Quelle noch aus dem Dreißigjährigen Kriege herleitet, wo wenigstens bei den Truppen unter Tilly und Wallenstein Ähnliches, disciplinarisch geordnet, vorkommt, — ehelicher als der von Löwenhaupt eingefädelte Schacher, der Aurora unrettbar umgarnt, ihm dagegen erwünschten Nutzen gewährt, indem er in sächsischen Diensten beschäftigt wird. Ob die ganze Intrigue, welche Aurora dem Kurfürsten August zuführt, oder auch nur ein Theil derselben historisch begründet ist, darüber mag Referent kein entschiedenes Urtheil. Es läßt sich nur sagen, daß gegen ihre Möglichkeit wol nichts eingewandt werden mag, daß ferner Palmblad, der es als seine Aufgabe betrachtete, Aurora möglichst rein darzustellen, die Intrigue mit einem Aufwande von Scharfsinn, mit einem Geschick anlegt und durchführt, denen volle Anerkennung nicht fehlen kann. Der verschmitzte Grand Maître de plaisir Reichlingen und der zwischen den eigenen Nachsehn, wie in jeder Umgebung unter allen Umständen als echtes diplomatisches Meisterbild sich unverrückt waggerecht haltende Fürst Egon von Fürstenberg sind meistens gezeichnet. Dem Erstern ist jedes Mittel recht,

wenn es nur zum Ziele führt. Er fängt klein an. Zuerst eine den beiden Damen zur Verfügung gestellte Equipage; eine Ausfahrt, um ihnen Dresdens Herrlichkeiten zu zeigen; dann ein mit allem Nothwendigen und Wünschenswerthen ausgestattetes Haus; in demselben geschieht eingeleitete Verhandlungen, um Aurora's Widerstreben zu besiegen. Im Laufe dieser Verhandlungen werden auch Papiere sichtbar, welche des Kurfürsten Entschluß bezeugen, Aurora's Stellung zu ihm vor der Welt das Ansehen möglichster Rechtmäßigkeit durch das von den unberechenbaren Anstrengungen menschlicher Weisheit so glücklich entdeckte Auskunftsmittel einer morgantischen Ehe zu geben, und diese rechtfertigt vor dem Gewissen wie vor Gott eine Deduction, welche der hochwürdige Epener eigens für sie und den Kurfürsten niedergeschrieben, dabei auch sogar sich bereiterklärt haben soll, den Act einer solchen Verbindung selbst einzusegnen. Großartige, feierliche Festlichkeiten werden veranstaltet, deren Königin natürlich Aurora ist, und der rauschende betäubende Schluß ist ihr Fall. Der Verfasser läßt den Kurfürsten August überall in einem solchen Lichte erscheinen, daß er den schlauesten aber auch schlechtesten Rationationen Weichlingen's unbetheiligt gegenübersteht. Er will nur seine Lust büßen: das ist geschehen, und nun ist Aurora ihm nichts mehr. Er vernachlässigt sie; er hat überhaupt mehr zu thun; er verläßt Dresden, um dem Kriegsrühme gegen die Türken nachzujagen; dann muß er auch die polnische Krone erringen und kurz — er hat nicht Zeit weder für sie noch für ihren in Hannover verschwundenen Bruder. Wenn man dem in seinem Benehmen gegen die Gefallene kundgegebenen Leichtsinne auch ein möglichst großes Feld einräumt, so sollte man doch glauben, daß der um jene Zeit noch fortwirkende chevalereske Geist mindestens nicht zugelassen hätte, die Betrogene so schnell wegzuworfen und nur mit Widerstreben die Mittel ihrer Existenz zu gewähren. Es scheint daher ein noch fortlebendes Gerücht einigen Grund zu haben, welches andeutet, daß der Kurfürst durch einen natürlichen Willensschwäche verschluckt sei.

Aurora's Unglück erreicht das volle Maß, indem Fräulein von dem Knebeck, dem Gefangenen auf dem Schlosse zu Herzberg auf dem halbbrechenden Wege eines durch das Fenster herabgelassenen Strickes glücklich entflohen, sich bei ihr einfindet, Königsmark's gewaltsamen Tod verkündet, von einem an Aurora nach Hamburg geschriebenen Briefe nichts weiß, dagegen einen vom alten Lastrop amgestülkten Empfangsschein über die oben schon erwähnten Gelder und Summen mit der Erklärung überreicht, daß dieselben von der unglücklichen Kurprinzessin von Hannover Königsmark's Schwestern überwiesen seien. Das erscheint wie ein Hohn des Schicksals! Und was soll Aurora mit dem Papier eines Verstorbenen, welches der Ueberlebende so leicht abkneipen kann? Aber dieser Hohn erreicht erst seinen Gipfelpunkt, als nun auch der Ueberlebende, der jüngere Lastrop auftritt, die beim Umbau eines Zimmers in seinem Hause aufgefundenen Schätze mit einer Abrechnung, die etwa ein Viertel des

selben als Königsmark's Schuld bezeichnen, an Aurora mit der kühnsten kaufmännischen Gemessenheit übergibt, mit sichtbarer Genugthuung Steinbeck's Wiederherstellung verkündet und unter kalter Verbengung sich entfernt. Er also, der in ehrenhaftem Wege nach ihrem Besitze strebte, sieht jetzt in ihr nur eine Dame, bei welcher Ehre und Liebe nicht mehr in Frage kommen können, mit welcher nur noch ein Geschäft abgethan werden muß. Auch der junge Steinbeck, den die Liebe bethörte, hat sich wieder aufgerafft! Der Kurfürst hat einer Andern eine weniger flüchtige Reizung zugewendet, und Aurora ist vernichtet. Sie, die schon ein Diadem auf ihrer Stirn funkelte, sah, muß sogar die Folge ihres Falls wie ein gemeines Bürgermädchen verbergen, um heimlich in Goslar einem Knaben das Dasein zu geben, für den der Kurfürst nur zögernd einige Geldmittel anweist, der nichts von ihm erbt als außergewöhnliche Körperkraft, den Namen eines Markschalls von Sachsen und eine ausschweifende Lebensweise. Es ist ein tragisches Epos, welches Palmblad zum Theil mit fast dramatischer Lebendigkeit entwickelt. Es findet seinen Schluß in Aurora's Unthaten und ihres äußern Zwecks verfehlenden Reisen, die, ihr selbst ziemlich unbewußt, in dem beständigen Wechsel betäubendes Vergessen eines zerschlagenen Lebens, innere Ruhe gewähren sollen. Diese Ruhe ist ihr nicht beschieden. Selbst ihre erste Jugendliebe lobt bei der Nachricht von Paskul's wirklicher Hingebung nur noch einmal leuchtend auf, um sie mit dem Gedanken, daß nun Alles verloren sei, noch tiefer herabzudrücken. Ruhe findet sie selbst nicht im quedinburger Stifte: ihr Trachten nach dem Stuhle der Äbtissin, dem letzten Strohhalme für den Ehrgeiz, ist ein vergebliches; vergeblich ist das Mühen, das heranschreitende Alter durch Toilettenkünste zurückzudrängen. Es ist Flitterstaat, denn nach ihrem Tode am 16. Februar 1728 gebrach es sogar an Geld für ihr Begräbniß, und ein Jahr später erst konnte es beschafft werden. Von allen Reizen, welche die Zeitgenossen mit Entzücken priesen, ist nichts geblieben als eine kleine zusammengetrocknete Mumie, in der nur mühsam einige Spuren der bewunderten Schönheit zu entdecken sind.

Referent muß zum Schlusse eilen, wie Manches auch noch zu sagen wäre. Denn selbst an geringfügig scheinende Scenen, an Personen, die nur vorübergehend einmal aus dem Hintergrunde hervortreten, würden Relationen zur Charakteristik des Lebens jener Zeit, welche das ganze Buch umfaßt, zu knüpfen sein. Doch sind der Scenen, der Personen überhaupt so viele, daß man sich beim Hervorheben des Wesentlichsten nothwendig nur auf Andeutungen solcher Einzelheiten beschränken mußte, welche die bedeutendsten Momente anschaulicher zu machen geeignet scheinen, und auch dabei durfte man sich von den Königsmark nicht allzu weit entfernen. Ueberdies ist das Buch bereits vom Publicum mit so lebhaftem Antheile empfangen, daß es wenig Vertrauen zu dem Geiste des Lesers verriethe, wollte man — und das müßte so ziemlich bei jeder Blattseite geschehen — die vom Leser schon

selbst-gewonnene Ansicht als erläuternder Cicerone vorlaut störend durchkreuzen.

Nur auf Eins möchte Referent noch hinweisen. Palmblad hat, getreu der Wirklichkeit, die durch ihre Schicksale am bedeutendsten hervortretenden beiden Königsmark'schen Familienglieder in der Weise vorgeführt, daß die beiden Höfe zu Hannover und Dresden die Pole bilden, an denen sie zugrunde gehen. Das Verweilen beim hannoverschen Hofe, welches ein ämsiges Ausmalen aller Persönlichkeiten möglich machte — es nimmt ein gutes Drittel des ganzen Werks ein —, dringt die Wahrscheinlichkeit auf, daß Palmblad anfänglich mit seinem Plane noch nicht ganz im Reinen war und daher sich gehen ließ, um nichts von Allem zurückzulassen, was ein sichtbar sorgsames Studium aufgespeichert hatte. Allein bei näherer Betrachtung des ganzen Werks lassen sich die beiden ersten Theile desselben als ein selbständiges Werk ansprechen, mit welchem alles Folgende nur zufällig, willkürlich in einige Verbindung gebracht ist. Sobald drängt sich beim Abwägen des vollständig Gegebenen mit dem nur in weitem Umrissen Vorübergeführten doch auch der Verdacht hervor, daß Palmblad nicht so ganz frei von einem tiefen Groll bei der Farbenmischung war, welche den Persönlichkeiten des hannoverschen Hofes Leben und Bewegung gegeben hat. Stellen wir eine Vergleichung mit dem dresdener Hofe, wie er von Palmblad geschildert wird, an, so könnte man wol von Ungerechtigkeit reden. Soll hier wie in nicht wenigen andern Partien des dritten bis sechsten Bandes Alles befriedigend verständlich werden, so ist der Leser in dem Falle, sich nach anderweiten historischen Hülfsmitteln umzusehen, was in Bezug auf die ersten beiden Bände kaum nothwendig ist. Bleiben wir jedoch nur bei Hannover und Dresden stehen!

Das hannoversche Hofleben jener Zeit, sowie der Charakter einzelner Persönlichkeiten sind, wie die Geschichte bezeugt, allerdings nicht sonderlich zu loben. Auch sind Kunst und Wissenschaft so wenig gepflegt, daß sie die Hand der Versöhnung nicht bieten können. Freilich war Leibniz da: allein es fragt sich, ob er Hannover jemals gesehen haben würde, wenn nicht schon Herzog Johannes Friedrich ihn berufen hätte. Freilich wurden italienische Opfern aufgeführt: allein auch diese hatte Johannes Friedrich veranlaßt, und das Personal ward anfänglich von ihm und seinen Brüdern in Celle und Osnabrück wechselsweise unterhalten. Freilich kaufte Ernst August ein Duzend Büsten römischer Imperatoren von Ludwig XIV.: allein, obgleich sie theuer genug bezahlt wurden, der Zweifel an ihrer Echtheit scheint begründet bleiben zu wollen. Kunst und Wissenschaft waren also wenig geeignet, Mißliebiges auszugleichen, und endlich wirft Königsmark's Werd einen tiefdüstern Schatten auf das Ganze.

Stand es darum irgend besser am Hofe zu Dresden? Die französische Frivolität hatte sich auch hier in einem Grad eingenistet, der Palmblad keine Relation über die äußerste Tiefe desselben gestattet zu haben scheint. Nur als vorübergehende Episode beschäftigt ihn die Wirthschaft

der Reichshaus und ihrer kupplerischen Mutter, sowie der für die geistige Armfeligkeit der Richter zeugende Proceß gegen dieselben, wonach die Tochter eine Heze war, die den Kurfürsten selbst nach ihrem Tode noch mit Zauberbanden umstrickt hält. Der Nachfolger, Kurfürst August, an dessen flüchtiger Laune Aurora scheiterte, war um nichts besser als irgend ein Anderer seiner Zeit, und seine an sich schon unbedeutenden Kriegsthaten fallen nur noch leichter ins Gewicht, da sie für Sachsen lediglich die Folge hatten, daß es mit schweren Opfern den Polen einen König geben mußte, der seinem Vaterlande ein Fremdling blieb. Von Kunst und Wissenschaft konnte hier noch weniger die Rede sein als in Hannover, denn Alles, was Dresden den Namen Elb-Athen erwarb, gehört späterer Zeit an. Damals kannte man nicht viel mehr als das „Galante Sachsen“, und was dieses „galant“ sagen will, das weiß man ja wol.

Diese flüchtigen Andeutungen sollen nichts weiter bezwecken, als eine ungleichmäßige Darstellungsweise hervorzuheben, die immerhin den hannoverschen Hof in seiner mißliebigen Gestalt richtig zeichnen mag, aber insofern als eine ungerechte angesprochen werden muß, als ihr kein Gegenlag gegeben und das ganze Lebensbild im Vergleich zum dresdener — nebenher bemerkt selbst zum stockholmer — Hofe mit weit über die Nothwendigkeit hinausreichenden Nebenbingen überladet. Mindestens wäre in den politischen Bezügen immer wol einmal des Guten zu gedenken gewesen, welches ohne Frage Hannover seinem ersten Kurfürsten zu verdanken hat und worüber unter Andern Spittler's Geschichte weitere Auskunft gibt.

Referent, der sich frei von allem Voreingenommensein weiß, und seine Unbefangenheit schon im Anfange dieser Relation bethätigt zu haben glaubt, wollte mit dem eben Gesagten daran erinnern, daß ein Schriftsteller selbst bei Darstellung der tiefsten Versunkenheit auch die nie und nirgends ganz fehlende andere Seite nicht vergessen dürfe, von welcher ein milderndes Licht in die Nacht fällt. Im Allgemeinen hat Palmblad gerecht sein wollen; nur waren die Thorheiten, die Schiefheiten, das Schlechte ein zu mächtiger Reiz, und die Rehrseite wurde vergessen. Bekanntlich ist auch Alles, was aus dem tiefen Vorne der Leidenschaften zutage tritt, leichter zu zeichnen als das Gegentheil, wie unter Andern Milton's „Verlorenes Paradies“ bezeugen mag, in welchem der Himmel ziemlich nüchtern und farblos seinen Auserkorenen winkt, während die Hölle sich des buntesten Lebens in deutlicher Anschaulichkeit erfreut.

Wie dem aber auch in Bezug auf Palmblad's Werk sein mag, immer kann die Relation über dasselbe in voller Ueberzeugung dahin abgeschlossen werden, daß der Reichthum an Lebensbildern, an den verschiedenartigsten Charakteren auf allen Stufen der Gesellschaft dem Leser nicht allein einen seltenen Genuß, sondern auch eine kaum zu erschöpfende Fundgrube sowol zu ernsten und heitern Betrachtungen, als auch zu weiter orientirenden Studien darbietet. Auch die Uebersetzung kann, soweit sich das

beurtheilen läßt, und jedenfalls insofern als gelungen angesehen werden, als sie, wie man das sonst häufig findet, das Original nicht vermissen läßt und damit der deutschen Literatur ein Werk einbürgert, welches höher als die gewöhnlichen historischen Romane zu schätzen ist.<sup>\*)</sup>

Friedrich Heigelt.

**Marguerite. Roman von Christian Birch. Drei Theile. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1854. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.**

Dies Buch gehört jedenfalls zu den bessern Erscheinungen der neuesten deutschen Romanliteratur. Es zeichnet sich nicht allein durch eine sehr geschickte und das Interesse des Lesers fortwährend spannende Entwicklung, sondern auch durch Reichthum und psychologische Motivirung der Charaktere und durch blühende lebendige Schilderung sehr vortheilhaft aus. In Bezug auf die Anlage hatte der Verfasser die Schwierigkeit zu überwinden, daß er die Handlung, die in den beiden ersten Theilen in Beständen spielt, im dritten Theile nach Frankreich verlegen mußte, er also geschickt alle die Bindemittel aufzuheben hatte, wodurch die Einheit der Darstellung nicht verloren ging, und seine Charaktere gleich von vornherein so anzulegen genöthigt war, daß er sie auf einem neuen Boden weiter entwickeln konnte und mit ihrer Vergangenheit nicht zu brechen brauchte, ohne dem Ganzen den Schein der höhern poetischen Wahrscheinlichkeit zu nehmen. Die Anlage und Entwicklung trägt daher im Allgemeinen (auf Einzelnes werden wir noch aufmerksam machen) den Stempel der Wahrheit, des Ungefügten, was um so wohlher zu empfinden ist, als gerade das markirte, geschaubte Wesen durch das Vorwalten des französischen Romans auch bei uns sich gar oft in den Vordergrund drängt und bei einem gewissen Theile des Publicums zur Lieblingslectüre sich heraufgearbeitet hat. Wir haben schon mehrmals bei Besprechung von neuen Romanen in d. Bl. darauf aufmerksam gemacht, wie der Stil der französischen Romane von Sue und Dumas bei einer großen Menge der deutschen Productionen sichtbar, fast möchte es scheinen, absichtlich, nachgeahmt wird, um dadurch sich einen größern Leserkreis zu verschaffen. Wir können auch bei diesem Buche wieder, sowie bei „Der Irre von St. James“ von Philipp Salen, worüber wir in Nr. 47 d. Bl. f. 1854 berichteten, den, wir möchten sagen unwillkürlichen Einfluß des Stils erkennen. Wir sagen „unwillkürlich“, weil wir allerdings weit entfernt sind, bei beiden Büchern eine solche absichtliche Speculation anzunehmen, weil wir im Gegentheil die Selbstständigkeit der Entwicklung, das vorwaltende deutsche Element in Gefühlen und Empfindungen rühmlichst anerkennen, aber dennoch uns nicht verhehlen können, daß die Verfasser uns Situationen vorführen, in denen wir nicht den reinen einfachen Geist des deutschen Lebens zu erkennen vermögen, sondern das gleißende, schimmernde, aber nebelartige Gewebe überspannter Phantasiegebilde. Der Verfasser von „Marguerite“ hat zwar überall die Entwicklungspunkte, welche wir hier bei gerade im Auge haben, auf alle Weise zu motiviren gesucht, durch die Zeiten, Umstände, Charaktere zu erklären sich bestrebt, also das Maßlose der phantastischen Erfindung auf bestimmte Gesetze der Natürlichkeit zurückzuführen versucht, aber dennoch schlägt das kühne Wagniß solcher dichterischen Combinationen immer wieder das Gewand der Unmöglichkeit auseinander und wir sehen den gähnenden Abgrund, über welchen der Verfasser mit einem kühnen Sprünge hinüber gesetzt hat. Wir wollen hier, um die Leser d. Bl. in den Stand zu setzen, selbst urtheilen zu können, den kurzen In-

halt dieses Romans anführen, nur in der Absicht, daß diese knappe Inhaltsangabe das Publicum auf das Buch selbst aufmerksam mache.

Auf der Insel Guadeloupe lebte der Franzose Sericourt als reicher Pflanzer und stand mit einem Schiffscapitän, Don Diego, der für ihn den verbotenen Sklavenhandel trieb, in geheimer Verbindung. Sericourt war schon bei Jahren, als er sich entschloß zu heirathen; seine Wahl fiel auf die reiche Witwe Laboulaie, Herrin von Montrichard, die seine Bewerbung um deswillen annahm, weil sie zugab, „daß eine Verbindung mit ihm in manchen Beziehungen eine nicht unangenehme Erleichterung in ihrer Lage darbieten könne.“ Der Tag der Civilehe vor dem Maire von Anglade und seinem Schreiber Pivot war herangekommen. Es erschien zu gleicher Zeit noch ein anderes Paar, Sulpice Grap und Marguerite Donoso. Sulpice war der Sohn eines französischen Emigranten, der, aus seinem Vaterlande entflohen, im Innern der Insel sich angesiedelt hatte, Marguerite galt als die Schwester Bertrand's, Sohns des alten Donoso, Gutbesitzer im Bezirk Laval. Schon vor der Schließung der Civilehe hat uns der Dichter Blicke in das Innere und die Charaktere der beiden Brautpaare thun lassen, die zu der Ueberzeugung führen, daß die Paare nicht recht eigentlich zueinanderpassen — namentlich ist dies zwischen Sulpice und Marguerite der Fall —, aber dennoch kommt es zum Schlusse der Civilehe. Da erhebt sich plötzlich einer jener tropischen Stürme, die, ehe sie ausbrechen, unüberdringliche Wolken von Staub vor sich aufregen, wiederholte Erdstöße wurden gefühlt, Alles eilte voller Bestürzung aus dem Hause nach den Pferden, die Damen dicht und unkenntlich in ihre Staubmäntel gehüllt, in Hast und Angst sprengt Alles durcheinander und die Begleiter sowie die Paare verlassen eiligst, um noch vor Ausbruch des entsetzlichen Regens die Höhen zu erreichen, die Mairie; Niemand spricht, in stummer Flucht eilen sie ihrem Ziele zu. Am Ziele angelangt gewahrt man, daß Marguerite im Hause Sericourt's und Madame Olympia Laboulaie mit Sulpice angelangt ist. Der heftige misstrauische Sulpice vermuthet eine Intrigue Sericourt's und hegt Argwohn gegen Marguerite, worin er in seiner leidenschaftlichen Verblendung umso mehr Bestätigung zu finden glaubt, als Sericourt vor geraumer Zeit auf Kurbitte Marguerite's einer entlaufenen Sklavin Kleopatra die Freiheit geschenkt hat und als er sie im Hause Sericourt's antrifft, während sie von ihrer Begleiterin und Freundin Jeannette, die neidisch auf das Glück Marguerite's ist, mit den Schmuckstücken und Kostbarkeiten spielend und neckend behängt wurde. Das Mißtrauen Sulpice's glaubte darin Bestätigung der Antreue Marguerite's gefunden zu haben, der Bruch war vollendet; Marguerite wurde selbst von ihrem Vater, der die Ansicht Sulpice's theilte, verstoßen und irrte flüchtend aus dem Hause, auch Madame Olympia war nicht frei von dem Argwohn und so war die Doppelheirath mit dem Tage ihrer Schließung schon wieder getrennt. Marguerite, mit dem Fluche ihres vermeintlichen Vaters beladen, findet Aufnahme bei dem Statthalter des Gausages, wo sie denn auch von ihrer seitherigen Mutter erfährt, daß sie nicht ihr Kind sei, sondern daß sie durch einen französischen Seemann, der sie als Schiffbrüchige gerettet, dem Abte von St. Lazarus übergeben worden sei; da gerade ihr ein Mädchen gestorben sei, so habe sie dies Kind mitgenommen, und in Abwesenheit ihres Mannes, der vom Tode seines Kindes nichts erfahren habe, großgezogen; nach der Rückkehr habe sie die angenehme Täuschung ihrem Manne nicht nehmen wollen und so sei sie als ihre Tochter erwachsen. Mit Beginn des zweiten Theiles erhalten wir nun weitere Aufschlüsse über die Herkunft Marguerite's; durch die Schwester Seraphine erfahren wir, daß sie als Erzieherin Marguerite's, nachdem ihr Großvater, der Admiral und Grande von Spanien, Don Diego Ramirez, seine Schwiegertochter, ihre Mutter, geborene Marquise von Barialva, um in Besitz ihrer Reichthümer zu kommen, hatte umbringen lassen, mit diesen geflüchtet sei und

<sup>\*)</sup> Hier eine einschlägige Schrift von Heinrich Franke „Die Prinzipien des Romans“ werden wir aus der Feder des Verfassers obigen Aufsatz noch besonders berichten. D. Red.

ke durch Schiffbruch verloren habe. Der Admiral, der auf diese Weise seine Ansprüche auf die großen Güter vereitelt sah, und der so heruntergekommen war, daß er Seeräuberet trieb und Alles aufbot, die Documente, welche Schwester Seraphine über die Rechtsansprüche seiner Enkelin verwahrte, in seine Hände zu bekommen, hatte endlich mit Hilfe seines schlaun Dieners, eines Indianers Kotague, den Aufenthalt Seraphinens erfahren, aber alle seine Nachstellungen, um die Documente zu erhalten, waren vergeblich gewesen; Seraphine war bei dem Statthalter mit Marguerite zusammengetroffen und hatte ihr daselbst Auskunft über ihr Herkommen gegeben und ihr die Documente eingehändigt. Der Statthalter, sowie dessen Gattin, die sich für das Schicksal Marguerite's interessirten, boten nun Alles auf, die Rechtsansprüche derselben zu Geltung zu bringen; sie hielten es aber durchaus für nothwendig, daß sie zu diesem Zwecke die Insel verlasse, um in Paris wirksamer ihre Angelegenheit betreiben zu können. Dazu bot sich nun als zweckdienliches Mittel eine Verbindung mit Sericourt, der ebenfalls im Begriffe stand, die Insel zu verlassen, um sich in Paris um die Pairswürde zu bewerben. Bald schifften sich die Kuwerwählten ein. Sulpice hatte unterdessen auf der Insel Vereine gestiftet, um die Abschaffung der Sklaverei zu betreiben und eine bessere Organisation der Verwaltung zu erzielen. Madame Laboulaie hatte nach dem Bruche mit Sericourt alle ihre Sklaven freigegeben, und hatte sich später, als das Selbe Fieber auf der Insel ausgebrochen war, an die Spitze von Unterstützungsgesellschaften gestellt; sie war so mit Sulpice näher bekannt geworden und Beide wurden ein Paar. Sulpice trieb der Ehrgeiz, in Paris seine Pläne wirksamer zu verfolgen, ebenfalls zur Reise, und seine neue Gattin folgte ihm dorthin. Aus Furcht vor dem Selben Fieber, das entsetzlich wüthete, entschloß sich Pivot ebenfalls zur Auswanderung und ihm schloß sich als Gattin Jeannette an.

Mit dem dritten Theile versetzt uns der Verfasser in das rege Treiben von Paris, wo sich denn das Schicksal sämtlicher Personen, deren Leben unsere Aufmerksamkeit erregt hat, weiter entwickelt. Wir wollen ihm hier nicht in die einzelnen oft trefflichen Schilderungen weiter folgen, es genüge nur zu sagen, daß die Entwicklung eine dem poetischen Interesse entsprechende ist; Marguerite erlangt Anerkennung ihrer spanischen Abkunft und ihrer Güter, Sulpice wird Deputirter und stirbt später auf den Barrikaden, nachdem seine Gattin sich von ihm vorher losgesagt hat. Sericourt stirbt und Marguerite wird die Gattin Arthur's von Manfredonia. Die Entwicklung und Schilderung dieser Liebe ist gelungen, sowie man überhaupt alles Das, was man von diesem Buche lobend oder tadelnd sagen kann, vorzugsweise auf den auch seinem äußern Umfange nach stärksten dritten Theil anwenden kann. Das Interesse der Handlung ist gleichmäßig vertheilt, die Sprache frisch und namentlich in einigen Szenen, wo der Conversationston vorherrscht, gehoben und blühend. Rechnet man die trotz Sturm, Staub und Erdbeben immerhin etwas wunderbar klingende Trennung der Ehepaare in der Mairie zu Anglade, die eigenthümliche Sue'sche Figur des Kotague, die drehende Wand in der Wohnung Seraphinens, die Haisverwechslung in Paris und einige andere Szenen und Zwischenfälle, die ihre Berechtigung in einem allzu starken Suchen nach Schlageseffekten haben, hinweg, so wird man immerhin das Buch dem lesenden Publicum empfehlen können.

25.

### Aus London.

Die Palmerston'sche Agitation gegen das Tabakrauchen; Ausnahme des allenglischen Humors; die Schlacht an der Alma als Theaterstücken; dramatische Pöbel; Uebersetzungen aus dem Deutschen; Todesfälle; literarische Begebenheiten.

Lord Palmerston, der, nach den Ansichten der damaligen Conservativen, in den Jahren 1843 und 1844 alle Emeuten und Revolutionen, auf dem Continente entweder angezettelt oder doch

in jeder Weise gefördert und unterstützt haben sollte und gehastet war, als es Mazzini selbst je sein konnte, muß es sich nun selbst gefallen lassen, daß gegen ihn vor kurzem in Cambridge eine bedenkliche Emeute losbrach, deren Folgen, obgleich für den Augenblick durch Entfaltung polizeilicher Streikkräfte unterdrückt, sich nicht voraussagen noch voraussagen lassen. Lord Palmerston, der, wie weiter behauptet wird, hauptsächlich dazu beigetragen hat, die Flamme des jetzigen Kriegs, dessen Ende noch nicht abzusehen ist, zu entzünden, dieser „Lord Feuerbrand“ hat sich nämlich im eigenen Lande zur Aufgabe gemacht, soviel an ihm liegt, das Feuer brennender Cigarren und Pfeifenköpfe im Vereinigten Königreiche am Umsichgreifen zu hindern oder womöglich auszulöschen. Er hat den Bauern von Romney und Umgegend bei einer Preisvertheilung, bei welcher er den Vorfis führte, erklärt: der Mensch sei von Geburt aus gut (welcher Satz ihm übrigens die Ungnade der orthodoxen Gesellschaft zugezogen hat), schlecht werde er erst mit dem Tage, wo er den Anfang mit Biertrinken und Tabakrauchen mache. Selbstverständlich würde hiernach das weibliche Geschlecht, das wenig Bier trinkt und noch seltener Tabak raucht, immer gut bleiben müssen, wenn es auch nicht wollte. Indes versteht hier Palmerston gut und böse auch gar nicht im strict moralischen Sinne, sondern im ökonomischen. Er nennt die neugeborenen Kinder desphib „gut“, weil sie nichts verzehren und sehr wenig oder nichts kosten. Er will sagen, ein guter Hausvater lege, was Andere für Bier und Tabak ausgeben, zutrück, und darum sei er gut, wie, wer das Gegentheil thue, schlecht sei. Aber etwas will der Mensch für seine Mühe und Arbeit doch haben und da die Bauern von Romney schwierig von dem edlen Lord zu den Genüssen seiner diplomatischen Diners zugelassen werden dürften, so würden sie vermutlich, wenn sie dem Bier- und Tabakgenuß auch wirklich entsagten, zu dem Stimulationsmittel der städtischen Fabrikbevölkerung, dem noch viel verderblicheren Branntwein ihre Zuflucht nehmen. Wie dem auch sei, ein londoner Gentleman und zelotischer Tabakfeind hatte nun jenes von so hoher Autorität stammende Dogma aufgegriffen und war nach Cambridge gekommen, um den Studenten eine Vorlesung über die verderblichen Folgen des Tabakrauchens zu halten. Die Studenten erschienen in der Vorlesung mit Cigarren und Pfeifen, führten auch in ihren Taschen Raketen und Schwärmer mit sich, und begrüßten den Redner mit dem Rufe: „Ein dreimaliges Hoch für Sir Walter Raleigh.“ Der londoner Gentleman erklärte, als der Lärm immer ärger wurde, die Studenten seien „Blackguards“ und keine Gentlemen, worauf die jungen Herren ihre Cigarren und Pfeifen anzündeten, den Saal mit dichten Rauchwolken füllten und gegen die Plätze, wo die Honoratioren der Stadt saßen, Schwärmer und Raketen plagen und steigen ließen. Endlich erstürmten die Studenten die Tribüne und einer derselben schlug ein Amendement des Inhalts vor, daß das „Kraut“ nichts weniger als schädlich sei. Als die Studenten nun auch anfangen, die Bänke zu zerbrechen und andern bedenklichen Unfug zu treiben, auch die hinzukommenden Polizeimänner mit Faustschlägen zu tractiren, griffen diese zu ihren „Staves“, ließen sie auf die Köpfe der Studenten etwas unsanft niederfallen und nahmen, nachdem sie Verstärkung erhalten, einige der Auffständischen mit sich, die nun in dem zugleich als Gefängniß dienenden Keller des Stadthauses in Verwahrung gebracht und aus diesem wenig lieblichen Aufenthalt erst auf Veranordnung des Senior Proctor befreit wurden. Aber wie Revolutionen ihren regelmäßigen Verlauf von drei Tagen zu haben pflegen, entweder in zunehmender oder abnehmender Progression, so auch hier. Der Faustkampf erneuerte sich am folgenden wie am dritten Tage auf den Straßen und Plätzen der Stadt, obgleich die Proctors und Magistratium einen Umzug durch die Straßen in voller Amtstracht hielten. Wie schon bemerkt, die Emeute ist unterdrückt, die Anstifter sind vom Polizeigericht zu einer Geldstrafe von fünf Pf. Sterl. verurtheilt worden und der Senior Proctor hat für ihr künftiges gutes Betragen Bürgschaft ge-

hört. Die Sache ist soweit in Ordnung, aber es ist Valentin ebenso wenig gelungen, das Tabaksfenster zum Schweigen zu bringen, als bis jetzt wenigstens das russische Geschüßfeuer von Sewastopol zum Schweigen gebracht ist.

Die ganze Geschichte würde, wie uns dünkt, einen ganz guten Stoff für ein komisches Epos geben, vorausgesetzt, daß dieser Stoff in die rechten Hände käme. Leider aber scheint der allerschlimmste Humor ganz am Verfliegen zu sein, und die „Fidivicher“ waren im Grunde keine letzte glückliche und bedeutende Offenbarung. Nur in einzelnen Wasserblasen der Witzblätter, namentlich des „Punch“, dringt er noch an die Oberfläche; sie können aber nicht Ersatz leisten für das ersichtliche Aussterben des humoristischen Epos und namentlich des humoristischen englischen Romans, der eine so ganz eigenthümliche und ersichtliche Erscheinung in der Literatur bildete. Von dem berühmten „Old merry England“ kann heutzutage noch wenig die Rede sein als früher. Auch die englischen Romanautoren ergeben sich immer mehr dem intimen Genre, der Darstellung unheimlich düsterer Nachtseiten des socialen Lebens und der Durchführung abnorm psychologischer Probleme und Räthsel, deren versuchte Lösung zu einem neuen Räthsel wird. Schon seit geraumer Zeit hat kein englischer Roman entzückendes Glück gemacht, und selbst Dickens' „Hard times“ entbehrt, bei manchen trefflichen Einzelheiten, des gesunden frischen Lebens, das unmittelbar packt und ergreift. Der nordamerikanische Roman hat für den Augenblick den englischen überflügelt; denn obgleich auch er sich meist bestimmte Thematika stellt, die er tendenzmäßig durchführt, so geschieht dies mit einer gewissen anziehenden Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit und Klarheit, die nicht gemein haben mit jenem kühlen und abkühlenden künstlichen Calcul, der uns in den Compositionen der europäischen Romanautoren nur zu häufig und zu deutlich entgegentritt. Als classische Muster wollen wir damit den neuarnerikanischen Roman keineswegs empfohlen haben. Cooper und Washington Irving sind von keinem Landsmann und keiner Landsmännin später erreicht worden. In Beiden lebte noch ein literarisches Bewußtsein, welches den nordamerikanischen Romanschriftstellern und Romanschriftstellerinnen der Gegenwart fast gänzlich fehlt.

Wenigstens fristete der altenglische Humor bis jetzt noch in den Farcen und Burlesken, die auf den londoner Theatern zur Aufführung kamen, sein Dasein; aber gegenwärtig scheint auch in ihnen der alte englische Geist nicht mehr lebendig zu sein. Ende November kam auf dem Haymarkettheater eine Burleske unter dem Titel „The sentinel of Alma“ von E. Lear zur Darstellung, worin die ernste blutige Tragödie, welche gegenwärtig auf der taurischen Halbinsel spielt, in form einer Reihe burlesker Soldatenfarcen parodirt ist. Das „Athenaeum“ sagt bei dieser Gelegenheit: „Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Burleske eine die ihr gegemende Grenze weit überschreitende Ausdehnung gegeben worden ist. Die innigsten Freuden, die tiefsten Gefühle, die heiligsten Empfindungen sind in ihm von Farcen caricirt worden. Die komische Muse hat lernen müssen, über Alles und Jedes zu lachen. Je ernster der Künstler, der Dichter und der Weise ihren Beruf aufgefaßt und erfüllt haben, umsoher konnten sie darauf rechnen, daß die schamungslosen Spottes zu werden. Betrüben Schäden die Bühne und das Drama unter diesem Mißbrauch genommen haben, davon ist der Zustand beider auf den Bestentheatern der uns so traurige Beweis. Der Geschmack hat eine tiefergehende Richtung genommen, alles edle Streben ist in den Staub hingeworfen und Alles, was in der Kunst ein höheres Ziel zu ergreifen hatte, in höchst bedenklicher Weise entmuthigt worden. Humoralische Producte wurden von den pariser Theatern verbannt, und jeder selbständigen mit dem Rationalgeiste und den Rationalgewohnheiten in Uebereinstimmung stehenden Richtung ist selbst die Aussicht genommen, auch nur neugierig sich auf den Beifall des Publicums Rechnung machen zu dürfen. Man hat sich so sehr aller Schen begeben, daß ganze Abtheilungen mit dem Plane zu einem „Comédie parva-“

book gerade wie man etwa „comic histories“ hat, ganz ernstlich umgehen.“ Diese nur zu gerechten Klagen passen ganz gewiß ebenso gut und vielleicht noch mehr auf Deutschland als auf England.

Da wir gerade bei dem Theater und der dramatischen Poesie stehen, so erwähnen wir hier zwei Curiositäten, von denen es die eine unwillkürlich ist, die andere es zu sein ziemlich beabsichtigt. Henry Bligh, der sich auf dem Titel „one of Her Majesty's counsel“ nennt, gab heraus: „Robespierre, a tragedy.“ Die Wahl des Stoffes und des Helden war schon an sich eine unglückliche. Der unheimlich düstere, aller Anmuth und allen höhern Seelenadels bare Robespierre eignete sich sehr wenig dazu, der Held einer Tragödie zu sein. Was er allerdings besaß, war eine große Fülle und Schärfe sophistisch-advocatistischer Rhetorik, mit der man aber in der dramatischen Poesie nicht ausreicht. Henry Bligh aber läßt ihn nur in den allergeringsten Gemeinplätzen sprechen, die um so trivialischer erscheinen, da der Verfasser, ohne sich durch Dumas's mißlungenen Versuch abschrecken zu lassen, seine Tragödie durchweg gereimt hat. Alles in Allem genommen, bemerkt das „Athenaeum“ zum Schluß seiner Kritik, ist diese Tragödie eine literarische Curiosität. Eine Art Curiosum ist auch folgende Dichtung: „Firmilian, or the student of Badajos; a poemodis tragedy“, von E. Percy Jones. Diese Dichtung ist eine nicht ganz mißlungene Satire auf eine gewisse modern-poetische Richtung, die in übertriebenen Emotionen, in Ungeheuerlichkeiten und Abnormitäten ihren Schwerpunkt und Ersatz darin für ihre Hohlheit und innere Talentlosigkeit sucht. Firmilian ist ein junger Dichter, der gern ein großes poetisches Werk, eine Tragödie, schreiben möchte, zu der ihm aber der Stoff, die Thatfachen und die Erfahrungen fehlen. Um diese zu erhalten, stürzt er sich in einen wahren Ocean von Frevelthaten, er ermordet seine Geliebte, seinen Oheim, mehre seiner Freunde, deren einen er von der Säule des heiligen Simeon Stylites herabstürzt, unterminirt eine Kirche und sprengt sie mit allen darin zum Gottesdienste Versammelten in die Luft, und nachdem er dies Alles gethan und nun weiß, wie es einem Verbrecher im großen Stil zumuthe ist, hält er sich erst befähigt, die beabsichtigte Tragödie zu schreiben, womit die Satire schließt.

In letzter Zeit sind wieder mehre deutsche Werke ins Englische übertragen worden; wir nennen sie hier mit ihren englischen Titeln: „Athena and the Peloponnese; with sketches of Northern Greece. From the German of Hermann Hettner“, worüber die englische Kritik ein sehr beifälliges Urtheil fällt; „The popular works of J. G. Fichte, 2 vols. Comparing the Vocation of the scholar; the Nature of the scholar; the Vocation of the man; the Characteristics of the present age; the Way towards the blessed life; and in addition a memoir of Fichte, by William Smith“ (die in dieser Sammlung übersetzten Schriften sind auch einzeln im Buchhandel zu haben); „The history of Magic. By Joseph Ennemoser. Translated from the German by William Howitt. To which is added an appendix of the most remarkable and best authenticated stories of apparitions etc. Selected by Mary Howitt“ (3 Bde.); „The sphere and duties of government. Translated from the German of Baron Wilhelm von Humboldt, by Joseph Conkhard Jun.“ Ferner erschien aus dem Französischen übersetzt: „The philosophy of Kant. Lectures by Victor Cousin. Translated from the French. To which is added a biographical and critical sketch of Kant's life and writings. By A. G. Henderson.“

Aus dem Gebiete der deutschen Roman- und Dramenpoesie geht, was wenigstens die nachclassische oder die sogenannte Epochenperiode betrifft, auffallend wenig durch Uebersetzung in die englische Sprache über, und namentlich scheint die moderne deutsche Bühne von Gutzkow, Hebbel, Laube und Ludwig an bis zur Birch-Pfeiffer und zu Bernhardt herab für die Engländer, der sowohl als Franzosen gar nicht vorhanden zu sein, obgleich doch früher selbst Kotzebue und Alfand viel übersetzt, nachge-



ahmt und nachgebildet wurden. Der Grund davon liegt entweder sehr tief oder sehr auf der Oberfläche. Von deutschen Romanen jüngern Datums ist Rügg's „Afraja“ unter dem Titel „Afraja; or life and love in Norway: a Norwegian and Lapland tale. Translated from the German of Theodor Megge“ englisch erschienen. Daß dieser Roman ausnahmsweise übersezt wurde, hat vielleicht seinen Grund zum Theil in der interessanten Localität, auf der er spielt, zumal gerade Norwegen unter den englischen Touristen und Sportsmen viele enthusiastische Verehrer zählt.

Mehr ist man bemüht, die Blüten moderner deutscher Lyrik durch Bearbeitungen dem englischen Publicum zugänglich zu machen. Davon zeugen unter Andern zwei fast gleichzeitig erschienene Anthologien: „The poetry of Germany: consisting of selections from upwards of seventy of the most celebrated poets. Translated into English verse, with the original text on the opposite page, by Alfred Baskerville“ (Leipzig, G. Mayer; London, Williams und Norgate), und die von Miss Mary Anne Burt in Zürich herausgegebenen und bereits in d. Bl. besprochenen „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets“. Ueber die letztere erinnern wir uns noch in keinem englischen Blatte etwas gelesen zu haben, so erwünscht uns auch ein Bericht darüber aus der Feder eines competenten englischen Reviewer sein würde; über die erstere bringt das „Athenaeum“ eine Kritik, aus der jedoch für uns Deutsche nicht gerade sehr viel Neues und Interessantes zu entnehmen ist. Der Berichterstatter empfiehlt die Baskerville'sche Anthologie im Ganzen, obgleich er einige kleine Ausstellungen daran macht. Wir hätten bei diesem Anlaß gern die Ansichten eines Engländer's über die Entwicklung der deutschen Lyrik und über die Eigentümlichkeit der verschiedenen deutschen Lyriker kennengelernt; darauf läßt sich jedoch der Berichterstatter nicht ein, aber wol benutzt er diese Gelegenheit, im Sinne des „Athenaeum“ gegen die Versuche, den antiken Hexameter in englischer Sprache nachzubilden, Dpoptikon zu machen, und er freut sich, daß Baskerville wenigstens soviel zugestanden habe, daß die deutschen Hexameter in Deutschland nicht so populär seien als Bürger's und Schiller's Balladen. Manche Bürger'sche Balladen, namentlich „Lenore“, sind allerdings im eigentlichen Sinne populär, aber Schiller's Balladen sind dies in keinem höhern Grade als etwa Hoffmann's „Der siebenzigste Geburtstag“ und manche Distichen von Schiller selbst, die als Citate in aller Gebildeten Munde sind. Als am besten wiedergegeben und überhaupt als ein in seiner Art vorzügliches Stück scheint dem Berichterstatter in der Baskerville'schen Sammlung namentlich Seume's Erzählung „Der Wilde“ („The Indian“) gefallen zu haben.\*)

\*) Auch die französischen Journale kommen, wenn auch nicht sehr häufig, doch häufiger als wol früher, auf die deutsche Lyrik zu sprechen. So enthält das „Athenaeum français“ in Nr. 45 einen mit S. P. (S. Perez?) unterzeichneten Bericht über Gruppe's vorjährigen Masen Almanach, und wir möchten fast vermuthen, daß dem Franzosen, insofern der Bericht nicht aus deutscher Feder oder Vorlage stammt, nicht unbekannt geblieben sei, was wir selbst bei Gelegenheit einer Besprechung desselben Almanachs im vorigen Jahrgang d. Bl. (Nr. 28) gesagt haben. Nicht nur werden wir zu dieser Bemerkung durch einzelne Wendungen, die jedoch nur zufällig sein können, geführt (z. B. wenn wir die Masen Almanache „Remarque sur la der lyrique des Talents“ nannten und in der französischen Kritik ganz entsprechend gesagt ist: „Ces recueils ont pour ainsi dire, des rendez-vous-poétiques“), sondern noch mehr durch den Umstand, daß der französische Berichterstatter mit uns Gruppe's „Eulamith“ als das vorzüglichste Stück des Almanachs bezeichnet und außer ihm noch des Mailänder's Cajetan Gerri Gedicht: „Perre blieb bei uns, denn es will Abend werden“, unter Ausdrücken, die fast ganz die unsren sind, besonders hervorhebt. Wir sagten dort: „Man kann als gegner Deutscher unsere Sprache kaum gewandter und ausdrucksvoller handhaben als dieser Lombard“, und an einer andern Stelle bei

Englands Kunst, Literatur und Wissenschaft haben in der letzten Zeit wieder mehrere ihrer angesehensten Vertreter verloren: Charles Kemble, der berühmte Schauspieler, starb am 12. November in dem hohen Alter von neunundsiebenzig Jahren; die Schauspielerin Mrs. Warner, die vor ihrer Verheirathung Miss Hubbard hieß und auch wegen ihres Charakters beim Publicum in allgemeiner Achtung stand, ging, etwa 50 Jahre alt, im Monat September mit Tode ab; John Gibson Lockhart, nach Sibford's Tode (seit 1825) bis noch vor wenigen Jahren Herausgeber des „Quarterly review“, Verfasser der „Spanish ballads“, des „Reginald Dalton“, des „Valerius“ und einer im Ganzen preiswürdigen, doch nicht mit genügender Unparteilichkeit geschriebenen Biographie seines berühmten Schwiegervaters, Walter Scott, verstarb auf Abbotsford im einundsiebzigsten Lebensjahre; John Ritto, Kind armer Eltern, der, in Folge des Sturzes von einer Leiter früh seines Gehörs beraubt, eine traurige Kindheit theils im Arbeitshause, theils als Lehrling bei einem harttherzigen Schuster verlebte, bekannt durch seine auf die Schriften der Bibel bezüglichen Arbeiten und eine Reihe von Artikeln: „The deaf traveller“ im „Penny magazine“, welche die Aufmerksamkeit auf sich zogen, verstarb am 25. November in Kanstadt, wo er Genesung suchte; Edward Forbes, berühmt sowohl als Geolog wie als Botaniker, zumeist aber durch seine epochemachenden Untersuchungen über die Mollusken, starb als Nachfolger des ebenfalls erst vor kurzem dahingegangenen Jamieson an der edinburgher Universität im neununddreißigsten Lebensjahre; Frederick Knight Hunt, in seiner Jugend Druckergehilfe, früher zweiter Redacteur von „Illustrated London News“, dann der „Pictorial Times“, endlich (von Dickens dazu ausgewählt) von „Daily News“, Verfasser der bekannten Schrift: „The fourth estate: a history of the English newspaper“, war erst 40 Jahre alt, als ihn am 18. November der Tod ereilte.

Von Lord Brougham's Schriften wird bei den Herren Griffin in Edinburgh eine gleichmäßige Gesamtausgabe mit des Verfassers Verbesserungen letzter Hand vorbereitet; Köstly beabsichtigt, seine Briefe aus der Türkei, welche manche geheime Aufschlüsse enthalten dürften, und eine durchgesehene Auflage seiner Reden herauszugeben, und Maggini bemut, dem „Athenaeum“ zufolge, seine Ruhestunden, welche ihm seine politische Agitation und seine unstäte Lebensweise übriglassen, dazu, eine Geschichte der religiösen Frage in Italien und ihrer Entwicklung auszuarbeiten. Eine italienische Kirchengeschichte aus solcher Feder und nun gar in einer Zeit, wo man, katholischer als in Gregor's VII. und Leo's IX. Tagen, den Satz von der unbefleckten Empfängniß Maria zu einem Dogma erhebt, an das

Erwähnung des Jacowlew'schen „Religion“ (Nr. 21) bemerkten wir: „Jacowlew gedachte also, wie der Franzose Chamisso, wie der Italiener Cajetan Gerri, wie der Ungar Batoky, wie so manche Dänen, zu jener Zahl von Ausländern, die sich in die Art deutschen Fühlens und Empfindens und in die Formen deutscher Lyrik so hineingelegt haben u. s. w.“ Dafür liest man im „Athenaeum français“: „Ce poète, Italien de naissance, n'en manie pas moins la langue de Goethe avec une supériorité que pourraient lui envier beaucoup d'Allemands; mais ce n'est pas là un fait isolé dans la littérature allemande, car parmi les plus célèbres poètes qui aient écrit en cette langue dès le commencement de ce siècle on compte le Danois Adam Oehlenschläger et le Français Adalbert de Chamisso; dans le dernier temps le Hongrois Bakody et le Russe Jacowlew, qui se sont tellement inspirés du génie allemand qu'on ne retrouve presque plus chez eux aucune trace de leur génie national.“ Zu den „les plus célèbres poètes“ gehören freilich weder Batoky noch Jacowlew. Auch was S. P. über Peine's Dispositionen sagt, scheint er unserm Bericht zu verdanken, nur daß er fälschlich, wahrscheinlich weil er den Schwaben „Masen Almanach“ nicht kennt, Peine's in letztem abgedrucktes „Dohes Lied“ als ein Epigramm zu Gruppe's „Eulamith“ betrachtet, was es im entferntesten nicht ist.

jeder Katholik glauben muß, wo das Ablasswesen wieder in Schwung kommt und die mit Sündenvergehn haustren gehen- den Tegel wol nicht lange mehr auf sich warten lassen werden, wo die wunderthätigen Marienbilder wieder die Augen zu ver- decken und Thronen zu vergießen belieben — diese Kirchenges- chichte aus der Feder des unermüdlichsten Blutpriesters und Vor- kämpfers der Revolution und des Radicalismus wird eine je- denfalls höchst merkwürdige Erscheinung sein und ein sehr wun- derliches Gegenstück zu den Kirchengeschichten im Beuillot'schen Geschwade bilden.

§. M.

## Bücherschau.

### Zur Verfassungsgeschichte Baierns.

Die Sache der constitutionellen Repräsentativmonarchie ist durchaus noch nicht so aller Streiter entblößt, als ihre prin- cipiellen Gegner oder mehr zufälligen, d. h. der augenblickli- chen, einer gesunden Entwicklung des Verfassungswesens frei- lich nicht sehr günstigen Weltlage Rechnung tragenden Wider- sacher glauben. Der Geist der Völker trat aus seinen Ufern; von der andern Seite führte man künstliche Dämme und Wehren da- gegen auf — kein Wunder, wenn da das Verfassungswesen sein natürliches Bett noch nicht wiedergefunden hat, zumal da ihm durch die große Kriegsfrage eine Vielen vielleicht sehr will- kommene Ableitung gegeben wurde. Gelingt jedoch die Demu- thigung Rußlands, so werden sich gerade vielleicht alle Diejeni- gen am meisten getäuscht finden, welche den zeitweiligen Still- stand in der Entwicklung des Verfassungswesens für deren seliges Ende ansehen; die Früchte der gemeinsamen Anstren- gungen werden vielleicht zumeist gerade den Constitutionellen zufallen. Unter diesen Umständen begrüßen wir mit Freude folgende Schrift:

Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph I. Mit besonderer Beziehung auf die Entstehung der Verfassungs- urkunde. Von Gustav Freiherr von Lerchenfeld. Ber- lin, Zeit und Comp. 1854. Gr. 8. 2 Bdr. 10 Rgr.

Lerchenfeld gehört zu den unermüdlichsten und unerschrocke- nen Vorkämpfern der constitutionellen Repräsentativmonarchie in Deutschland, und als solcher hat er es unternommen, die Geschichte Baierns in jener denkwürdigen Zeit zu erzählen, in welcher König Max I. die Verheißung einer Verfassung erfüllte, die er selbst als den Anfang einer neuen besseren Zeit bezeich- nete — einer Zeit, welche, wie der Verfasser bemerkt, „mit der Entwicklung Baierns auf das innigste zusammenhängt, wozu die Geschichte jener Entwicklung nicht ohne jene der Verfassung selbst geschrieben werden kann“. Der Verfasserpricht in der Vorrede von seiner Befähigung für diese Auf- gabe mit einer Bescheidenheit, die unser Vertrauen zu ihm nur erhöhen kann. Er ergreift das Wort, weil, wie er bemerkt, „die Zahl der Zeitgenossen, welche von jener denkwürdigen Zeit Zeugniß abzulegen vermögen, von Jahr zu Jahr mehr zusam- menschrumpft, und die Männer, denen tüchtigere Bildung und umfassendere Hülfsmittel zugebote stehen, sich fortwährend in unüberbrückliches Schweigen hüllen“. Er fährt dann fort: „Drei Umstände waren es besonders, welche ihm (dem Ver- fasser) eine genauere Einsicht in die Verfassungsgeschichte Baierns möglich machten. Erstlich war sein Vater einer der Männer, welchen König Max die Ausführung seiner Beschlüsse hinsicht- lich der Verfassungsfrage übertragen hatte, und in dessen Pa- pieren fanden sich vielfache Notizen und Correspondenzen, welche Licht auf einzelne, bisher unbekannt gebliebene Verhältnisse werfen. Dann fiel seine erste Jugendzeit in jene Jahre und er erinnert sich aus seines Vaters und anderer Zeitgenossen Munde gar mancher Mittheilung, welche der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen dürfte.“ Mit diesen wenigen Andeutungen möge das inhaltreiche Werk den Verfassungsfreun- den in Deutschland bestens empfohlen sein — und auch den Verfassungsgeschehen.

1855. 1.

### Die Lyrik im Treibhause.

Daß die Lyrik nicht mehr in durchaus naturgemäßer Weise wächst und gedeiht, sondern zum Theil durch künstliche Mittel unter den Händen künstlich gewordener Dichter zu einer wuchernden Fülle getrieben wird, mit der sie den Boden der Literatur, viele ihrer edeln Reime ersickernd, quackendartig überzieht, wird Niemand leugnen wollen. Die Lyriker müssen sich nun mit ihren eigenen Waffen schlagen lassen. Schon R. Rodt hat in seinen „Ge- dichten in allerlei Humoren“ ihre Manieren und oft recht glücklich parodirt. Dasselbe geschieht jetzt von einem Anony- mus in dem Schriftchen:

Blüten aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. Leipzig, Barth. 1855. 32. 15 Rgr.

Auch hier werden die Manieren unserer Lyriker in oft recht ergötlich parodirender Weise, wenn auch nicht immer mit sehr geistreichem Witz nachgebildet. Freitragathisch ist z. B. das Gedicht „Träume sind Schäume“ mit dem Anfange:

Gedankenvoll für mich saß ich im Kaffeehause,  
Der Diener trat herzu: schwarz war sein Haar, das krause,  
Und seinen Hals umschlang ein scharlachrother Shawl.  
Er, dem in besserer Zeit dahim die Kalabasse  
In Ehrfurcht ward kredenzt, jetzt reicht' er mir die Tasse  
Zum Trank, der Mohr vom Senegal.

Der Dichter versetzt sich nun in die Zeit, als dieser Mohr noch Führer schwarzer Scharen war, als er von den weichen Armen der Sultanin umschlungen ruhte und die schwarzen Krieger ihm zuriefen: „Dem Djagga Heil von Saccatu!“ Da plötzlich:

Da glinz' der Mohr mich an: „Wie hier im Trank, dem heißen,  
Der Zucker schmilzt, so wird bereit das Volk der Weißen  
Im schwarzen Volke untergehn!“

Er sprach's; und mit Gedächtniß entfiel dem schwarzen Manne,  
Als wie von ungefähr, die schwere Silberkanne,  
Der edle Mostsaft beschwemmte rings den Raum.  
Erstreckt wandt' ich zum Tisch mein Angesicht, das blaße.  
Der weiße Zucker schmolz mit Macht im braunen Kaffe:  
„O Mohr, erfüllt sich schon dein Traum?“

Possirlich ist ein Scherzgedicht auf die halbkindischen, ein Nichts in bloße Wortklänge hüllenden lyrischen Spielereien, denen man jetzt so häufig begegnet, unter der Ueberschrift: „In die Sterne“, dessen letzte Etzoppe lautet:

Sie hat mich nie geliebet,  
Selbst hat sie mich nie;  
Nicht hat sie nie geliebet;  
Nicht hat geliebt sie nie!

Wenn es nun einerseits eigenthümlich ist, daß die moderne deutsche Lyrik so viele bequeme Handhaben für die Parodie und Persiflage bietet, so ist es doch auch ebenso eigenthümlich, daß sich Jemand die Zeit nimmt oder besser sie verliert, ein ganzes Bändchen mit Scherz- und Spottgedichten zu füllen, von denen doch keine Frucht übrigbleibt, weil sie meistens auf taube Blüten gepropft sind. Unter allen Dichtgattungen ist ohnehin die Parodie unzweifelhaft die alleruntergeordnetste.

§. M.

## Notizen.

Swan Turgenjew und sein französischer Uebersetzer.

In Nr. 34 d. Bl. hatten wir in einem Artikel über russische Literatur auch der dem Russischen des Swan Turgen- jew nachgebildeten „Mémoires d'un seigneur russe“ Erwäh- nung gethan und schon damals bemerkt, wie wenig es einzu- sehen sei, daß der französische Bearbeiter, E. Charricre, den ursprünglichen Titel „Mémoires eines Sägers“ so willkürlich verändert habe. Turgenjew hat nun im „Journal de St.-

6



Petersbourg" gegen die ganze Charrière'sche Bearbeitung förmlichen Protest eingelegt und in seinem Protest unter Anderm bemerkt: „Was die Uebersetzung des Herrn E. Charrière betrifft, wonach man sein Urtheil über mich gefällt hat, so glaube ich, daß es nicht viele Beispiele einer derartigen literarischen Mystification gibt. Es ist in der That nicht möglich, sich alle die Aenderungen, die Zusätze, die Einschüßel vorzustellen, denen man dort auf jeder Seite begegnet. Es ist für mich unmöglich, mich darin wiederzuerkennen. Ich versichere, daß in den „Mémoires d'un seigneur russe" nicht vier Zeilen hinter einander treu wiedergegeben sind. Außerdem hat auch Charrière sich die Mühe genommen, meinen Stil, der ihm wahrscheinlich zu trocken und mager war, auszusmücken." Charrière hat sich unter Anderm erlaubt, eine ganz neue Person in den Roman einzuführen und sie mit besonderer Sorgfalt zu schildern, einen Händler, der mit chemischen Feuerzeugen hantiren geht. „Von einer solchen Person", sagt Turgenjew in seinem Protest, „steht in meinem Buche kein Wort, aus dem einfachen Grunde, weil es ein solches Individuum überhaupt in Rußland nicht gibt." Noch ein Beispiel: Charrière läßt an einer Stelle seines Buchs im tiefsten und entlegensten Innern von Rußland Schwarze als Dienerschaft auftreten, was dort nirgends vorkommt. Charrière hatte nämlich das Wort arapnik, Jagdpeitsche, mit dem Worte arap, Keger, verwechselt. Turgenjew führt noch andere solche grobe Irrthümer und Fälschungen an, unter Anderm, daß Charrière einen Geistlichen einem General die Hand zum Kusse reichen läßt. Wenn man übrigens in dem Dicht unserer deutschen fabricirten hergestellten Uebersetzungen nach solchen von den Uebersetzern geschossenen Böden suchen wollte, so würde man deren dugend- und schwärze antreffen, arge und noch ärgere als Charrière sie geschossen hat. **Φ. M.**

#### Schiller als Aesthetiker.

Schiller ist der Liebling des deutschen Volks. Aber was er als Aesthetiker geleistet, ist noch wenig in allgemeinerer Kreise gedrungen, obgleich diese Leistungen nicht zu seinen werthlosesten gehören. Der Grund dieser Erscheinung liegt jedenfalls nicht in einer allzu esoterischen, den Laien zurückstoßenden Form; denn sie sind in einer nicht bloß populären und leichtverständlichen, sondern auch in einer anziehenden Sprache geschrieben. Vielmehr muß er darin gesucht werden, daß ihnen eine feste, einheitliche, systematische Entwicklung fehlt, so daß es nicht ganz leicht ist, sich aus ihnen ein Gesamtergebnis zu entnehmen. Daher wird es Manchem angenehm sein, durch eine kleine Schrift von Wilhelm Hefmen: „Schiller's Ansichten über Schönheit und Kunst im Zusammenhange gewürdigt" (Göttingen, Puth, 1854) hierauf hingeleitet zu werden, welche die hierher schlagenden Arbeiten Schiller's in übersichtlichem Zusammenhange charakterisirt, die leitenden Ideen scharf hervorhebt und zugleich ihr Verhältniß zu den Leistungen Kant's, Solger's, Schelling's u. A. in Erwägung zieht. Wir wollen daher hiermit auf dieses empfehlenswerthe Schriftchen aufmerksam gemacht haben. 17.

#### Bibliographie.

Abu Nuwäs', des größten lyrischen Dichters der Araber, Divan. Zum ersten Male deutsch bearbeitet von A. v. Kremer. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Bär und der Mond. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1854. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Bibliothek. Sammlung auserlesener Original-Romane. VI. Die Familie Ammer. Deutscher Sittenroman von E. Willkomm. Drei Abtheilungen. Frankfurt a. M., Weidinger u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Phönix oder Rapport der Seelen zwischen dem Diesseit und dem Jenseit. Beleuchtet durch E. v. F. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. 8. 16 Ngr.

Ischudi, G. v., Das Thierleben der Alpenwelt. 24 Illustrationen in Holzschnitten und Lithogr. Leipzig, Weber. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Billemain, Geist der alchristlichen Literatur im vier- ten Jahrhundert. Aus dem Französischen überf. von J. Köhler. Mit einer Vorrede vom Geh. Hofrath Zell. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. 17ter Band. — A. u. d. L.: Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen. Von F. B. Barthold. 1ster Theil. Leipzig, E. D. Weigel. 8. 1 Thlr.

Deutsche Volkslieder. Sammlung von F. L. Mittler. Marburg, Elwert. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Mit einer Russbeilage. Herausgegeben von H. Prohle. Wiesbaden, Focke. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Walther, P. A. F., Das Großherzogthum Hessen nach Geschichte, Land, Volk, Staat und Vortlichkeit beschrieben. Darmstadt, Songhaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Welker, P. F., Vogelherd-Klänge aus dem Thüringer Wald. Sonette. Gotha, Stollberg. 1854. 16. 10 Ngr.

Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten. Herausgegeben von L. Schücking. Berlin, Schindler. 16. 20 Ngr.

Wessely, A. F., Berlin von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Historisch, topographisch und statistisch nach den zuverlässigsten Quellen dargestellt. Mit dem neuesten Plane von Berlin und einer Uebersichtskarte der Einteilung der Residenz u. 1ster Band. 1stes Heft. Berlin, Lindow. Gr. 8. 4 Ngr.

Wiedke, J. v., Erzählungen eines österreichischen Veteranen. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, C. Hallberger. Gr. 8. à 1 Thlr.

Wuttke, H., Die Aechtheit des Auszuges aus der Kosmographie des Aithikos geprüft. Leipzig, Dyk. 1854. 4. 12 Ngr.

#### Tagesliteratur.

Die Abtretung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn an den Staat nach einer unbefangenen Ansicht besprochen von seinem Actionair. Bittau, Pohl. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutschlands Ausichten im J. 1855 und in den nächsten zehn Jahren. Eine Verkündigung aus der Vergangenheit. Schw. Hall, Haspel. 8. 3 1/2 Ngr.

Fischer, M., Die Sonne und das Rindhölzchen, ein Brief über die unbefleckte Empfängniß Maria. Lugern, Gebr. Häber. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Gengler, F. G. P., Ueber den Einfluß des Christenthums auf das altgermanische Rechtsleben. Akademischer Vortrag. Erlangen, Baeßing. 1854. Gr. 8. 2 Ngr.

Kneesebeck, General von dem, Denkschrift, betreffend die Gleichgewichts-Lage Europa's, beim Zusammentritte des Wiener Congresses verfaßt. Berlin, G. Reimer. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Krieg des Oesterreichischen Kaiserstaates ein Deutscher Krieg. 2te Auflage. Leipzig, Remmelmann. Lex.-8. 10 Ngr.

Krieg oder Frieden? 1855. Leipzig, E. F. Mayer. 1854. 8. 5 Ngr.

King, J., Die unbefleckte Empfängniß der seligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Schaffhausen, Hartner. 8. 10 Ngr.

Kobbe, K. F. A., Friedrich August der Vertrauensvolle, König von Sachsen. Eine biographische Skizze. Nebst einem poetischen Anhang. Leipzig, Brandstetter. 1854. Br. 8. 15 Ngr.

Kedner, L., Ueber den falschen und wahren Communismus. Vier Vorträge gehalten im St. Vincenz-Verein zu Danzig. Danzig, Weber. 1854. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Watzgraff.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

## Zeitungen und Zeitschriften,

die im Verlage von **B. W. Brockhaus** in Leipzig  
auch für 1855 erscheinen und durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden können.

### Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**.

Den erhöhten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene **Correspondenten** an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre **Leitartikel** suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den **sächsischen Angelegenheiten** wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin &c., erhält die Zeitung durch **telegraphische Depeschen**. Die Interessen des **Handels** und der **Industrie** finden sorgfältige Beachtung. Ein **Geniektion** gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, täglich in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Ngr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Insertate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

**Bestellungen** auf das mit dem 1. Januar 1855 beginnende neue Abonnement werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen.

### Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraf**.

Die Redaction dieser bekannten Zeitschrift hat seit vorigem Jahre **Hermann Marggraf**, ein langjähriger Mitarbeiter derselben, übernommen. Die Blätter für literarische Unterhaltung haben damit in Inhalt, Richtung und Erscheinungsweise keine wesentliche Aenderung erlitten; sie bestreben sich vielmehr, die Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutendern Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch, ihrem Titel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Bestellungen auf diese Wochenschrift werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

### Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Peug**.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefestigten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesern, Museen, Journalisten &c. kann das Deutsche Museum als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Das Deutsche Museum beginnt jetzt seinen fünften Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

### Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gupfow**.

In einer großen Auflage erscheinend, ist diese vierteljährlich nur 16 Ngr. kostende Unterhaltungsschrift ihrem Ziele, ein deutsches Haus- und Familienbuch zu werden, immer näher gerückt. Zwei Jahrgänge liegen vollendet vor. Es sind Sammelwerke der gediegensten und geistreichsten Lectüre. Ausgezeichnete Namen, wie Auerbach, Cotta, Förster, Fortlage, Frankl, Frenzel, Gebbel,

**Pettner, Klemm, Kohn, Kuhn, Müller, Orger, Schoeller, Steub, Strauß** und viele Andere, besonders auch jüngere Kräfte fördern durch den lebhaftesten Beifall das Unternehmen **Englow's**, der als Herausgeber auch für den neuen dritten Jahrgang denselben regen Eifer zeigt, welcher die beiden ersten Jahrgänge bereits zu einer Lieblingselectüre aller Gebildeten machte. Jeder der bisher erschienenen beiden Bände (von dem ersten Band ist bereits eine unveränderte zweite Auflage nötig geworden) kostet gepfeilt 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer, es findet aber auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Alle Buchhandlungen können Probenummern und Monatshefte zur Ansicht liefern. Inserate werden nicht angenommen. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

## Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Redacteur: **M. J. C. Volbeding**. Dritte Folge. Dritter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

## Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus**.

Neunter Jahrgang. 4 Hefte. 8. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

In meinem Verlage erscheint täglich die

## Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen kön. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz erhält sie auf telegraphischem Wege. Außerdem versucht die Zeitung die allgemeine Bildung des Volkes, so weit es in ihren Kräften steht, zu fördern, indem sie täglich einen klar geschriebenen naturwissenschaftlichen Artikel enthält und sonntäglich in besonderer Beilage auch Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich zieht. A. Diefierweg urtheilt in den Rheinischen Blättern über die Volkszeitung: „Kein deutsches Blatt hat für das Volk im engeren Sinne des Wortes Aehnliches geleistet; aber auch der gebildete Mann wird sie mit Vergnügen und Belehrung lesen. Es ist ein Volksblatt, das auf der Höhe der Zeit steht; denn sein Ziel ist die Belebung und Hebung des Volksbewußtseins, die Befestigung und Läuterung seines politischen Strebens, die Entwicklung und Steigerung seiner geistigen Befähigung.“

Anzeigen finden durch die Volkszeitung die weiteste Verbreitung, da sie unter der berliner Zeitungspreffe in Betreff der Abonnentenzahl eine der ersten Stellen einnimmt.

Berlin, im December 1854.

**Franz Duncker.**

Bei **J. M. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Preyer (Johann A.), Die Sulloten.** Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendasselbe:

**Canova.** Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. 1853. 16 Ngr.

Bei **J. C. B. Mohr** in Heidelberg sind folgende zu Festgeschenken geeignete Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Schmezer, C., Die Himmelsräume und ihre Welten.** Ein Lesebuch zum Selbstunterricht in der Astronomie. Mit 7 Tafeln. Elegant gebunden. 2 Thlr., oder 3 fl. 30 Kr.

**Thibaut, A. F. J., Ueber Reinheit der Tonkunst.** 3te Auflage mit einem Vorworte von Dr. Währ. Mit Palästina's Portrait. Geh. 1 Thlr., oder 1 fl. 45 Kr.

Im Verlage von **J. M. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Kaumer (Karl von), Beschreibung der Erdoberfläche.** Eine Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Das Erscheinen einer fünften Auflage eines solchen Schulbuchs ist gewiß der beste Beweis seines Werths und seiner Brauchbarkeit. Dasselbe wird bereits in vielen Schulen dem geographischen Unterrichte zu Grunde gelegt.

Von dem Verfasser erschienen früher ebendasselbe:

**Lehrbuch der allgemeinen Geographie.** Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1848. 1 Thlr. 18 Ngr.

**Palästina.** Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. 8. 1850. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser hat in dieser dritten Auflage seines klassischen „Palästina“ die Werke von Robinson, Schubert, Williams, Wilson, Schulz, Kraft u. A. sorgfältig benutzt. Eine sehr anerkennende Charakteristik des Kaumer'schen Werks lieferte Karl Ritter in dem 15. Bande seiner „Erdkunde“.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **J. M. Brockhaus** in Leipzig.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 3. —

18. Januar 1855.

Inhalt: Kuno Fischer contra Schenkel. Von Julius Franenstädt. — Karl Barth. Von Karl Schumann. — Zur neu-musikalischen Literatur. Von Eduard Siebert. — Unterhaltungsliteratur. — Die Idee eines nordischen Patriarchats im 11. Jahrhundert. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Kuno Fischer contra Schenkel.

Wir haben bereits früher mitgetheilt (in Nr. 30 d. Bl. f. 1854), wie Kuno Fischer in der Vorrede zu seiner „Geschichte der neuern Philosophie“ sich über das Interdict seiner Vorlesungen geäußert hat. Mit Beziehung auf diese Vorrede nun veröffentlichte die in Darmstadt unter der Mitredaction Schenkel's erscheinende „Allgemeine Kirchenzeitung“ (Nr. 12, Jahrgang 1854) einen anonymen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Das Christenthum und modernes Philosophenthum“, der den Charakter des Fischer'schen Buchs, das Interdict seiner Vorlesungen und den Inhalt seiner Lehre im Tone einer Schmähschrift behandelte.

Der invective Charakter des erwähnten Aufsatzes nun, sowie die in demselben angegebenen Motive, die das Interdict der Fischer'schen Vorlesungen unterstützt haben, endlich die Gewißheit, daß der anonyme Autor des erwähnten Aufsatzes derselbe Mann sei, den Fischer in der Vorrede seines Buchs als Denjenigen bezeichnet hatte, „der zuerst die geheime Anklage gegen ihn privatim insinuirte“, nämlich Schenkel, alles Dieses hat Fischer veranlaßt, sich aufs neue über das Interdict seiner Vorlesungen und die Motive, die demselben zugrunde gelegen, zu äußern, in einer Streitschrift, die den Titel führt: „Das Interdict meiner Vorlesungen und die Anklage des Herrn Schenkel, Director des heidelberger Predigerseminars, in der darmstädtischen Kirchenzeitung.“\*)

Diese Streitschrift Fischer's wirft ein helles Licht auf die Lattit, deren sich manche moderne Theologen bedienen, um den ihnen und ihrer Sache gefährlich scheinenden Einfluß der freien, von der kirchlichen Autorität sich emancipirenden Philosophie zu hemmen und womöglich zu vernichten. Nicht wissenschaftliche Gründe und Beweise sind es, die sie in Reihe und Glied stellen, um ihren Gegner zu überwinden, sondern — womit sie sich in wissenschaftlicher Hinsicht ein testimonium paupertatis ausstellen — Denunciationen, Verdrehungen, Verfälschungen

und gehässige Consequenzmacherei. Es ist unglaublich, in welche Widersprüche sich Schenkel — wie ihm Fischer Schwarz auf Weiß nachgewiesen — verwickelt hat, um die Anklage zu rechtfertigen, die er in seiner Beschaffenheit als Director des heidelberger Predigerseminars gegen Fischer anzustellen für gut gefunden. Sie machen die unglückliche Zahl dreizehn aus, wie aus Fischer's Schlußzusammenstellung zu ersehen ist.

Wir wollen nur einige der crassesten aus diesen dreizehn Widersprüchen hervorheben. Schenkel beginnt seinen anonymen Aufsatz in der darmstädtischen „Kirchenzeitung“ mit den Worten:

Als seiner Zeit in Heidelberg dem dortigen Privatdocenten der Philosophie Dr. K. Fischer in Folge höherer Anordnung die *venia legendi* entzogen wurde, haben wir uns, obwol der Gegenstand, um den es sich handelte, für unser Blatt ein nicht geringes Interesse darbot, dennoch jedes Urtheils enthalten. Es hatte dies seinen Grund theils in der leidenschaftlichen Gerechtigkeit, womit die Parteien den Vorgang auszubeuten suchten, theils in dem Umstande, daß die Druckschrift, welche so unangenehme Folgen für Dr. Fischer gehabt hatte, damals noch nicht vollendet vorlag und ein vollständiges Urtheil mithin noch nicht möglich war.

Nun gesteht aber Schenkel im weiteren Verlauf seines Aufsatzes ein, daß er bald nach dem ersten Erscheinen der Fischer'schen Schrift [also als dieselbe noch unvollendet vorlag \*)] in einem Privatgespräche gegen ein ihm befreundetes Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths das Bedürfnis der Berufung eines entschiedenen christlich gesinnten Philosophen nach Heidelberg lebhaft ausgesprochen und dieses Bedürfnis durch die pantheistische Färbung der Fischer'schen gedruckten Vorlesungen motivirt habe. Er habe ein kräftiges Gegengewicht gegen den ihm als nachtheilig, ja als verderblich erscheinenden Einfluß Fischer's gewünscht. Und die Folge dieser ersten Anregung von Seiten Schenkel's war die vom Oberkirchenrath gegen Fischer erhobene Anklage und alsdann das Interdict seiner Vorlesungen durch das Ministerium. Fischer ruft hier aus:

\*) Manheim, Bassermann und Rath. 1854. Gr. 8. 3 Bde. 1855. 3.

\*) Es war nämlich 1852 nur erst eine Abtheilung des jetzt ganz vorliegenden ersten Bandes erschienen.

Höre ich recht? Ein vollständiges Urtheil sei damals nicht möglich gewesen und dennoch sei das vollständigste aller Urtheile, die Verurtheilung erfolgt? Um einen Zeitungsartikel in einem Blatte von sehr beschränkter Oeffentlichkeit zu schreiben, dazu sei die Sache nicht reif, dazu sei das Material nicht ausreichend gewesen, und es hätte ausgereicht, um ein verdammen- des Urtheil an mir zu vollziehen, welches mein Leben angreift und vor aller Welt dem Glaubenshass preisgibt? Das wohlfeilste aller Urtheile, einen Zeitartikel, mußte man sorgfältig zurückhalten, aber das gewichtigste Urtheil, nämlich die öffentliche und thatfächliche Verdamnung, durfte man ohne weiteres aussprechen? Ich bin überzeugt, daß der Minister, der den Befehl des Interdicts unterzeichnet hat, sicher war, daß ein solches vollständiges Urtheil vorliege, sonst hätte der Minister einer gerechten Regierung den vernichtenden Befehl nicht unterzeichnet. Und nur der Mann, der die geheime Anklage zuerst gegen mich machinirt, der ein geheimes Votum (ich kann mir denken in welchen Ausdrücken) gegen mich ausfertigt, der jetzt öffentlich das Interdict und mehr als dieses vertheilt, nur dieser Mann war davon nicht überzeugt? Einen Artikel konnte er nicht schreiben; dazu war er zu gewissenhaft! aber anklagen, richten, verdammen, das konnte er; dazu war sein Urtheil vollständig und sein Gewissen nicht peinlich genug. O über den vorzüglichsten aller Zeitungsreiber! Ueber den gewissenlosesten aller Glaubensrichter, die sich jemals an dem „Nichtet nicht! verdammet nicht!“ versündigt haben!

Obgleich Schenkel, wie oben angeführt, gegen ein ihm befreundetes Mitglied des evangelischen Oberkirchenraths gleich anfangs das Bedürfnis der Berufung eines entschieden christlich gesinnten Philosophen nach Heidelberg lebhaft ausgesprochen hatte, weil er Fischer's pantheistische Lehre für nachtheilig, ja verderblich hielt und gegen seinen Einfluß auf der Universität ein kräftiges Gegengewicht wünschte: so fährt er doch jetzt fort, als ob er und die andern heidelberger Theologen keineswegs Fischer's Einfluß für so bedeutend und gefährlich angesehen hätten:

Keiner unter den heidelberger Theologen, so sehr dieselben alle Fischer's Richtung mißbilligten, hat einen Schritt zum Zwecke seiner Entfernung von der Universität gethan. Ganz abgesehen von der Frage nach der Zulässigkeit einer pantheistischen Richtung auf dem philosophischen Katheder, haben die heidelberger Theologen ihrer evangelisch-christlichen Glaubensüberzeugung und Wissenschaft noch soviel Kraft zugetraut, um Fischer's Einfluß auf die Theologen von sich aus unschädlich zu machen; sie waren auch überzeugt, daß der bereits sinkende Weisfall in kurzer Zeit noch viel mehr sinken werde, und daß es eines ziemlich wohlthätigen Märtyrertums nicht bedürfe, um eine pantheistische Richtung entgegenzutreten, die jetzt nur noch für den Fall einigen Effect hervorzubringen im Stande ist, daß sie sich mit der Pseudeologie unser moderner Literatenthums aufpumpt.

Also erst hält es Schenkel für nothwendig, eine neue philosophische Lehrkraft zu berufen, die dem nachtheiligen und verderblichen Einfluß Fischer's das Gegengewicht halte, und dann spricht er so verächtlich und geringschäßig von Fischer's Einfluß, daß es den Theologen auch von sich aus eine Kleinigkeit gewesen wäre, denselben, der überhaupt schon im Sinken begriffen gewesen sei, zu lähmen.

Ein weiterer neuer Widerspruch ist, daß Schenkel, obgleich er, wie oben angeführt, mit den andern heidelberger Theologen es nicht für der Mühe werth hielt, ernstlich auf Entfernung Fischer's vom Katheder anzu-

tragen, da sie sich selbst und aus eigenen Mitteln mit ihm fertig zu werden zutrauten, nun dennoch ausführlich die Anklage des Oberkirchenraths gegen Fischer als eine wohlbegründete rechtfertigt. Schenkel führt nämlich eine Stelle aus Fischer's Buche an, auf welche der Oberkirchenrath seine Anklage gestützt habe, und fährt dann fort:

Uns ist keine Stelle eines neuern philosophischen Schriftstellers bekannt, in welcher der den lebendigen Gott des Christenthums verleugnende Pantheismus nackter, crasser, hochfahrender und absprechender zu Markte getragen wurde. In der angeführten Stelle wird wie vom Dreifuß herab im Drakentone gesagt: 1) Daß es gar keine andere Philosophie gebe als pantheistische; jedes nichtpantheistische, also theistisch-christliche System wird verhöhnt und unter die vernunftlosen Schöpfungen gezählt, die man gar nicht zu bemerken habe. 2) Die Welt, d. h. der Zusammenhang des Welterscheinungen, wird als absolut betrachtet; die Welt regiert sich selbst und ist mündig. Eine überweltliche göttliche Regierung, wie das Christenthum sie lehrt, wird wieder verhöhnt mit den Worten: „man sei in diesem Falle freilich genöthigt, die Welt als eine Creatur und die Creatur als ein Mirakel zu nehmen“. 3) Die theistische Anschauung, wonach die Welt von Gott geschaffen und regiert, also Creatur ist, wird als unvernünftig bezeichnet, als ein Verleugnen der menschlichen Vernunft. 4) Sere Unterscheidung zwischen Welt und Gott wird damit als begriffswidrig und dem Vorwurfe der Vernunftlosigkeit anheimfallend dargestellt.

Nach diesen vier Anklagepunkten, meint Schenkel, nach solcher offenen Weltvergötterung habe Fischer kein Recht, in der Vorrede seines Buchs zu sagen: „Man möge mir doch einen Satz, ein Wort aufzählen, womit ich das religiöse Gefühl oder die Würde der Wissenschaft verletzt habe.“ Er könne nicht leugnen, daß die Welt sein Gott sei; „und kann er sich denn in der That einbilden, an seinen Sätzen werde ein christliches Gemüth keinen Anstoß nehmen, an Sätzen, welche nicht etwa in strenger, ernstester, wissenschaftlicher Form vorgetragen, sondern welche die vom Elende geschöpfte christliche Religionslehre undeutlich sammt Denen, die sie bekennen, zu verhöhnen bestimmt sind?“

Fischer rechtfertigt sich gegen diese Anklagen in einer ausführlichen Darlegung des wahren Sinnes der inculpirten Stelle seines Werks. Fischer hatte nämlich dort gesagt: „Eine Philosophie, welche damit anfängt, nicht begreifen zu wollen, also die menschliche Vernunft verleugnet, ist vernunftlos.“ Er fügt jetzt erläuternd hinzu:

Ich sage, es gibt eine Philosophie, die mit dem Irrationalen anfängt; es gibt eine andere, die mit dem Rationalen anfängt; beide sind nicht pantheistisch. Von der ersten heißt es, sie höre auf Philosophie zu sein; von der andern, sie sei vernunftlos oder ungerührt. Ist es jetzt wahr, was mein Ankläger mir Schuld gibt, daß ich alle nicht pantheistische Philosophie vernunftlos genannt habe? Der peinlichste Richter muß sagen: Nein, das ist nicht wahr! Senes Prädikat gilt nur von einer gewissen Philosophie und, setze ich hinzu, von einer solchen, die sich kaum seit gestern datirt und also noch kein geschichtliches Dasein behauptet, dem wir eine Art von historischem Rechte zugestehen könnten. Gewisse Materialisten, gewisse Sophisten, gewisse Rechtsphilosophen von heute, deren Namen und Schriften anzuführen ich augenblicklich bereit wäre, habe ich unter jener Philosophie verstanden, die damit anfange, nicht begreifen zu wollen. Es stünde mir nicht frei, diese Richtungen als vernunftwidrig zu bezeichnen, Richtungen, die Jeder-

man kennt, der mit den Tageschriften der philosophischen Literatur von fern vertraut ist, Richtungen, deren pathologischer oder vernunftwidriger Charakter Jedem einleuchtet, der sich mit dem geschichtlichen Bildungsgange unserer Philosophie in eine geringe Bekanntschaft gesetzt hat? Wenn mein Anklauger z. B. die Einleitung einer berühmten Rechtsphilosophie, die Vorrede eines noch berühmteren Mannes zu den Fragmenten eines französischen Philosophen, wenn er die Programmatik brutiger Materialisten über die Philosophie der Zukunft genannt hätte, so würde ihm ohne Zweifel mehr als ein Beispiel eingefallen sein für die Philosophie, die damit anfangte, nicht begreifen zu wollen. Eine solche Philosophie ist unter uns aufgetreten, sie redet hier die Sprache des äußersten Materialismus, dort die einer sogenannten neuen Offenbarung, sie spielt bald den Sophisten, bald den Propheten, und so viele Zungen für sie reden, so viele bekennen es wie eine neue Lehre, daß alle bisherige Philosophie Rationalismus gewesen, daß die rationalistische Weltperiode abgelaufen sei und jetzt eine neue Philosophie auftreten müsse, die mit dem Irrationalen beginnen wolle die Wahrheit als ein Irrationales aufzufassen solle, welches Irrationale dann Jeder nach seinem Interesse feststellt. In diesem Punkte existirt gegenwärtig eine merkwürdige Harmonie zwischen der äußersten Gegenköpfern.

Nach dieser Erklärung, welche Richtungen der Philosophie er vernunftlos genannt habe, vergleicht nun Fischer damit die Anklage seines Gegners, daß von ihm als vernunftlos bezeichnet worden sei: 1) jedes nicht pantheistische, also theistisch-christliche System („wohlgerichtet“); 2) die theistische Anschauung; 3) die Unterscheidung zwischen Gott und Welt; 4) alle philosophischen und theologischen Systeme, welche einen von der Welt unterschiedenen lebendigen Gott annehmen; 5) der Glaube an den lebendigen Gott u. s. w. Fischer widerlegt diese Consequenzmacherei ausführlich und sagt:

Es ist die Anklage des Mannes beschaffen, um derentwillen (nach Schenkel's Erklärung) meine Vorlesungen das Institut betreffen, um dieser Anklage willen, die erst meine deutschen Worte wesentlich verfälscht, dann die verfälschten Worte nach Willkür erklärt, zuletzt diese verfälschten und nach Willkür erklärten Worte verdächtigt, in ihren Absichten verdächtigt, in ihren unethischen Absichten verdächtigt.

Man mag über den Fischer'schen Pantheismus vom philosophischen Standpunkte aus urtheilen, wie man will, so viel ist gewiß, daß Schenkel's Urtheil über denselben kein philosophisches, kein vernünftiges, kein wahres ist, und daß Fischer Recht hat, wenn er sagt:

Das sind keine Urtheile, weder vollständige noch unvollständige; das ist die allzeit fertige Sprache der Verdammung, die ihr Opfer sucht und um das Wort nicht verlegen ist, womit sie es empakt.

Es kann wol kaum eine ungewisserfertiger, unwürdiger Anklage gegen ein strengwissenschaftliches Buch, wie das Fischer'sche ist, das auf gründlichen Studien beruht und nie auch nur mit einer Silbe dem Genuß und die Würde der Wissenschaft verleugnet, geben als die Schenkel'sche, daß es die Religion und ihre Vertreter verhöhne. Mit weit größerem Rechte könnte man sagen, daß Schenkel und seine Genossen die Philosophie verhöhnen und eben damit den menschlichen Geist lästern.

Wie wenig Schenkel's Taktik von erleuchteten Theologen geschätzt wird, geht unter Andern aus dem Urtheil

der berliner „Protestantischen Kirchenzeitung“ (Nr. 14) hervor. Dort heißt es in einer Besprechung der Fischer'schen Streifschrift:

Daß Fischer in ernstem, wissenschaftlichem Tone schreibt, ist augenscheinlich. Wir haben nie vernommen, daß er mit erbaulichem oder polemischem Salzadern, daß er mit dem banalen Kathedermiß, daß er mit abgegriffenen Kapuzinerpsälen oder gar mit gewöhnlichem Standal sich ein genüßsames und dankbares Publicum herangezogen hätte. Vergleichen geht aber bekanntlich noch auf vielen Hochschulen um und ist nach unserm Dafürhalten unendlich viel bedenklicher als das am meisten vorgeschrittene philosophische System. Das letztere wird anregen, vielleicht aufregen, in jedem Falle zum Denken reizen; jenes andere verflacht die Köpfe und vergiftet die Gemüther. Gehörten wir zu Denen, die bei Allem, was ihnen als akademisches Unkraut erscheint, sofort die Polizei zu Hülfe rufen, wir würden vor allem darauf antragen, die selbstgenügsamen Phrasenmacher, die Gewohnheitswizbolde, die Anecdoten- und Botenliebhaber aus dem akademischen Heiligthum gründlich herauszuküpern. Die schaden in jedem Falle mehr als alle Geschehen Dozenten zusammengenommen.

Wenn Schenkel Fischer die „Phrasologie des modernen Literatenthums“ vormüß, ihn mit der Jugend, die über Alles ohne Einsicht abspricht, zusammenwirft und ihn zu Denjenigen rechnet, die in der neuesten Zeit die Philosophie immer mehr in Verfall und Verruf gebracht, so beruht das Alles auf dem „Eindruck“, den die Lectüre des Fischer'schen Buchs auf ihn gemacht. Denn er sagt wörtlich:

Sollen wir nach dem Eindruck urtheilen, den wir von der Lectüre des Buchs erhalten haben, so hat es uns vorkommen wollen: es werde uns hier eine Geschichte der neuern Philosophie im modernen, etwas oberflächlichen, geistreichseiwollenen Literatentone geboten, und es bestrebe sich der Verfasser weit mehr, pikant als wissenschaftlich streng und quellenmäßig gründlich zu sein.

Aber, wie Fischer richtig dagegen replicirt, nach dem Eindruck soll Niemand urtheilen, am wenigsten ein philosophisch und christlich gebildeter Mann, der wissen muß, wie unsicher und trügerisch die Eindrücke der menschlichen Natur sind, und wie die Eindrücke allemal mehr von der Beschaffenheit ihrer Person als von der ihres Obiects abhängen.

In der That ist Schenkel's ganzes Urtheil über Fischer nicht samol ein objectives als vielmehr ein höchst subjectives, persönliches, das eine Sache anschwärzt und eine Person verdächtigt, weil beide dem Ego des Urtheilers ungleich und zuwider sind.

**Julius Frauenstädt.**

**Karl Barth.**

Schon Plutarch bemerkt; daß man die Palmen mit Steinen beschwere, weil alsdann dieser Baum desto kräftiger und gerader in die Luft steige. Daß es ähnlich mit manchen Menschen gehe, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen. Manches Talent, das in der Jugend gegen Druck und Hemmnisse mancherlei Art ankämpfen und sich mit Mühe und Noth die Mittel zu seiner Ausbildung beschaffen mußte, entfaltet seine Schwingen nur um so lebendiger und kräftiger und läßt oft Andere, denen die Mittel zur Vervollkommenung gleichsam im

Schlaf kamen und denen von der Wiege an jede Hülfe und Unterstützung zur Belebung und Erweckung ihrer geistigen Kräfte zugebote stand, weit hinter sich. Ich will damit nicht behaupten, daß Menschen, die in ihrer Jugend ohne Noth der Ausbildung ihrer geistigen Thätigkeiten entgegengeführt, die darin durch ein glückliches Geschick und durch Andere gefördert wurden, nicht auch tüchtig und brauchbar fürs Leben, ja selbst in ihrem Fache ausgezeichnete Männer werden könnten, aber noch häufiger wird man finden, daß Talente, die sich mühsam durch die auf ihrem Lebenswege liegenden Klippen und Schlingengewächse hindurchwinden mußten, sich ihre eigenen Bahnen brachen und in dem Streben per aspera ad astra eine Originalität bewahrten, die Manchem von jenen abgeht.

Auf diese Gedanken bringen mich die Lebensschicksale des im Jahre 1853 verstorbenen Kupferstechers Karl Barth, und wenn auch nicht diese selbst ein merkwürdiges Bild menschlichen Ringens und Strebens unter dem Drucke eines unerbittlichen Verhängnisses, dessen schwere Hand selbst bis zum Tode auf seinem Opfer ruht, darstellen sollten, so hoffe ich doch vielen seiner Bekannten und Freunde in der Nähe und Ferne, namentlich unter den ältern Künstlern, einen Gefallen zu erweisen, wenn ich ihnen in diesem weitverbreiteten Blatte einige skizzenhafte Züge aus seinem Leben mittheile und namentlich über seinen tragischen Tod Bericht erstatte.

Barth wurde im October 1787 zu Eisfeld, einem kleinen Landstädtchen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, wo sein Vater Goldschmied war, geboren. Schon in seinem zweiten Lebensjahre aber siedelten seine Aeltern nach dem nahen Hildburghausen über. Nachdem er hier die Stadtschule besucht und die dazu erforderliche körperliche Tauglichkeit erlangt hatte, wurde er von seinem Vater als Goldschmiedslehrling aufgenommen. Indessen zeigte er nur geringe Neigung zu diesem Geschäft, vielmehr erwachte schon damals in ihm die Liebe zu Kunst und Wissenschaft, und er benutzte jeden freien Augenblick, um sich mit Zeichnen, Malen, Lesen und poetischen Versuchen zu beschäftigen. Sehr zuvorkommend kam ihm dabei sein freundschaftliches Verhältniß zu einem jungen Manne, Namens Kummelmann, der sich ganz der Malerkunst gewidmet hatte und mit dem er sich häufig zu gemeinsamen Arbeiten verband. Aber sein Vater, ein strenger Mann, der diese Beschäftigungen nur als Spielereien betrachtete, die ihn seinem Berufe entzögen, suchte ihn auf alle mögliche Weise daran zu verhindern, sodaß ihm nichts Anderes übrigblieb, als sein kleines Atelier auf den Boden oder an irgend einen andern verborgenen Ort des Hauses zu verlegen, wo ihn der Vater nicht erspähen konnte. Im Jahre 1803, als in Weimar die vorlesende jener von Goethe veranlaßten und vom Herzog Karl August dotirten Preisbewerbungsausstellungen nach geschichtlichen Aufgaben gehalten wurde, begab sich auch Barth in Begleitung seines Freundes Kummelmann mit einem Theil seiner Zeichnungen dahin. Er legte die letztern dem Professor Johann Heinrich Meyer vor, der sich

zwar günstig darüber äußerte, aber, in der Meinung, daß es ihm an Farbensinn gebreche, ihm rieth, sich der Kupferstecherei zuzuwenden. Ungefähr in dieselbe Zeit fällt ein zwar an sich unbedeutendes Ereigniß, welches aber für Barth's ganzes künftiges Lebensgeschick von der höchsten Bedeutung geworden ist. Barth wurde dem Hofmarschall des damaligen hildburghausischen Hofes, von W., bekannt und von ihm, der wol die Fähigkeiten des jungen Mannes erkennen mochte, auf mannichfache Weise durch Mittheilungen von Zeichenmaterial, Kupferstichen, Kritistiren seiner Arbeiten u. s. w. unterstützt. Einst amüsierte man sich bei einer Theegesellschaft am Hofe mit Auflösen von Räthseln, unter denen sich eines (von Rosengarten) befand, das Allen sehr gefiel, aber von Niemand gelöst werden konnte. Von W. sagte darauf, er wisse Jemand, der es wol lösen würde, nahm es mit sich, legte es unserm Barth vor, und schon am darauf folgenden Tage kam dieser, ihm die Auflösung einzuhändigen. Alle am Hofe interessirten sich nun für Barth und von W. empfahl ihn bei dieser Gelegenheit sehr warm der damals zufällig anwesenden Fürstin Therese von Thurn und Taxis und erhielt von ihr die Zusicherung, daß sie für den jungen Mann Sorge tragen und ihm in der Ausbildung seines Talents behülflich sein wolle.

Die wohlwollende Fürstin hielt treulich ihre Zusage: sie schickte Barth zu dem berühmten Johann Gottlieb von Müller nach Stuttgart, unter dessen Leitung damals noch eine Schule für Kupferstecher, ein Ausläufer der berühmten Karlsakademie, bestand. Obgleich der in dieser Schule herrschende Geist nicht eben der beste gewesen zu sein scheint und neben der Arbeit manche Alotria getrieben wurden, von denen die hinterlassenen Papiere des Verstorbenen noch manchen ergöglichen Zug aufbewahrt haben, so rückte doch Barth in seiner Kunst merklich vorwärts, eignete sich die nöthigen technischen Fertigkeiten an und suchte schon damals die übliche breite französische Manier des Stiches zu verlassen und sich neue und freiere Bahnen zu brechen. Nachdem er hier von 1805—12 verweilt, begab er sich nach Frankfurt a. M., wo zu jener Zeit Peter Cornelius von Düsseldorf, Keller von Berlin und Mosler sich befanden und wo bereits damals die neue Kunstrichtung hervorzubrechen begann, welche auf die Vermählung der ältern deutschen mit der italienischen Malerei hinarbeitete.

Als Cornelius und Keller nach Rom gingen, zog Barth nach Stuttgart zurück. Hier übertrugen ihm Gotta und der Kaufmann Rapp den Stich einer in Bildern nach den berühmtesten Meistern bis auf Rafael dargestellten Kunstgeschichte. Von dieser ehrenvollen Arbeit waren erst zwei Hefte erschienen, als die Ereignisse der Zeit störend dazwischen traten: 24 schon vollendete Platten Barth's nach Berlin der nächsten großen Meister nach Giotto, sowie die sämmtlichen Zeichnungen von den Gebrüdern Niepenhausen (12 Hefte, jedes Heft zu 12 Zeichnungen) gingen spurlos verloren.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Hildburghausen und Nürnberg begab sich Barth gegen Ende des Jahres



1814 nach München, wo er im Verein mit Mosler, Amster, Riß, Fohr, H. Müller u. A. sich an der immer mehr sich entwickelnden neuen Kunststrichtung betheiligte, die dort zusammengebrachten reichen Kunstschätze fleißig benutzte, insbesondere aber die ihm noch mangelnde Fertigkeit in der Anatomie und im Zeichnen nachholte und sich in Nachahmung der Stochweisen theils gleichzeitiger, theils älterer Künstler übte. Auf diese Weise hinreichend vorbereitet, erhielt er von seiner Beschützerin, der Fürstin von Thurn und Taxis, die Erlaubniß und die Mittel, im Frühjahr 1817 nach Italien zu reisen. In Rom, wohin ihm Amster bereits ein Jahr zuvor vorausgeeilte war, fand er, außer Cornelius, Dverbeck, Thormaldsen u. A., auch die Dichter F. Rückert, W. Müller, A. Arnheim. Mit Rückert schloß er ein inniges Freundschaftsbündniß, das auch noch über die Jahre des Zusammenlebens in Rom, ja bis zu seinem Tode sich fortsetzte. Der belebende und belehrende Umgang mit den obengenannten Männern war für ihn ein heilsames Gegengewicht für die Entmutigung, die sich seiner beim Ansehen der ergreifenden und riesenhaften Werke des Alterthums bemächtigte, eine Entmutigung, zu welcher ungünstige ökonomische Verhältnisse nicht wenig beitrugen, die aber bald heiterern Gefühlen Platz machte, als ihm Thormaldsen den Stich seiner Statue des Gangmedes, der den Adler trinkt, nach eigener Zeichnung übertrug. Die Ausführung dieses Kunstwerks und der Stich des Porträts von F. Schlegel, sowie die Zeichnung des Porträts seines Freundes Fohr (später von Amster gestochen) verschafften ihm Anerkennung und eröffneten ihm trohe Wege in die Zukunft.

An die letztere Arbeit knüpften sich manche traurige Erinnerungen. Der hoffnungsvolle Künstler war kurz zuvor in der Tiber ertrunken und zwar im Beisein Barth's, der mit ihm gemeinschaftlich ins Bad gegangen war und ihn trotz der alleräußersten Anstrengungen nicht hatte retten können. Vergebens waren alle seine Bemühungen, ihn über dem Wasserspiegel zu halten und ihn so dem Ufer zuzuführen, ja er mußte ihn, der sich fortwährend bemühte, sich an Barth's Füße anzuklammern, endlich, bis aufs äußerste erschöpft, gewaltsam von sich stoßen, um mit Noth noch sein eigenes Leben zu retten. In jene Zeit fällt auch ein Ereigniß, das Barth meines Wissens nur einem seiner vertrautesten Freunde erzählt hat, das aber nichtsdestoweniger den Stempel der Wahrheit an sich trägt und zur Charakteristik zweier dabei Betheiligten wol hier erwähnt zu werden verdient. Barth ging mit einigen seiner Freunde in den Straßen Roms spazieren. Auf einmal ertönt der Ruf: „Der Papst!“ und schon sehen sie diesen in gerader Linie auf sich zukommen. Alles fällt auf die Knie, nur Barth geht aufrecht ihm entgegen, im jugendlichen Uebermuth seinen Begleitern zusehend: „Ein H — —, wer vor dem Papst den Hut abnimmt!“ Die Freunde fliehen, er aber geht unbeirrt weiter. Der Papst bleibt vor ihm stehen und sagt, ihm den Segen ertheilend: „Junger Mann, wenn auch der Segen des Oberhauptes der Christenheit nichts gilt, so

gilt doch wol der eines alten Mannes.“ Das erschüttert Barth's weiches Gemüth, er zieht den Hut, sinkt auf die Knie und Thränen rollen ihm über die Wangen.

In Rom begann auch Barth mit Amster den gemeinschaftlichen Stich des Titelblatts von Cornelius' Compositionen zum Nibelungenliede, ein Unternehmen, das nur dadurch möglich wurde, daß beide Künstler schon seit vier Jahren nach denselben Grundsätzen, in gleicher Manier und in einem Locale zusammen zu arbeiten gewohnt waren. Barth hatte zuerst begonnen und bereits zwei Felder seines Antheils radirt, als er sich am Grabe des alten Fugger in Monte Giaccone ein Fieber holte, das ihn aufs Lager warf und vier Monate untüchtig zu aller Arbeit machte. Alle Mittel, dieses Fieber los zu werden, waren vergeblich und er mußte sich endlich entschließen, im November die Rückreise nach Deutschland zu wagen. So kam es, daß Amster seinen Antheil zuerst in Rom vollendete, dann die Platte nach Deutschland an Barth sandte, der in Hilburghausen erst am Ende des folgenden Jahres auch seinen Antheil vollenden und auf Amster's eigenes Verlangen auch dessen vordere Figuren, um ihnen mehr Kraft zu verleihen und sie mit dem Ganzen in Einklang zu setzen, überarbeiten konnte. Je größer der Fleiß, die Mühe und Ausdauer gewesen waren, die Barth auf dieses schöne Kunstwerk verwendet hatte, um so schmerzlicher mußte es für ihn sein, kurz nach Erscheinung des Stichs im „Morgenblatt“ eine Recension zu finden, welche Amster auf Kosten Barth's belobte und ihn verunglimpfte, während sich doch herausstellte, daß der Recensent mehrere von ihm gestochene Felder für von Amster gestochen hielt und umgekehrt der damalige Redacteur des Blattes in einer Anmerkung ebenso irrig berichtete, aus dem einfachen Grunde, weil beide Berichterstatter nur Probedrucke gesehen, auf welchen die später eingestochenen Monogramme der beiden Künstler in den ihnen angehörigen Feldern noch fehlten.

Nach Vollendung dieser Arbeit und nach einem längern Aufenthalt in Nürnberg und Frankfurt a. M. folgte Barth einem Rufe als Director und Lehrer sämtlicher Eleven an der Herder'schen Kunstanstalt nach Freiburg, fand sich jedoch in seinen Erwartungen, seine Kräfte und Kenntnisse zur Förderung der Kunst und des Unterrichts zu verwerthen, getäuscht und verließ schon nach einem Jahre diese Anstalt wieder, nachdem er zuvor noch eine Zeichnung von einem durch ihn in der Hauskapelle eines adeligen Ritterhofes entdeckten Christusbilde nach Holbein genommen hatte, die er später im Stich ausführte. Von da an verweilte Barth abwechselnd in Heidelberg, Frankfurt a. M., Darmstadt und Hilburghausen (1826—30). In Frankfurt vollendete er eine seiner herrlichsten Arbeiten, die schwebende Charitas, nach einem Deckengemälde in Pilsnis von Vogel von Vogelstein. In Darmstadt brachte er längere Zeit in freundschaftlichem Verkehr mit den beiden Gelfing, den beiden Rauch, Schilbach, Dr. Kaup u. A. zu. Im Winter des Jahres 1843 ging er mit seinem



Freunde. Rückert nach Berlin, kehrte aber schon 1844 von da wieder nach Hildburghausen zurück, um fortan hier seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Hier lebte er still und eingezogen, nur mit wenigen Freunden verkehrend; sein Verkehr nach außen war fast ganz abgebrochen, die Welt schien ihn vergessen zu haben, was wol theils in seinem herannahenden Alter, theils darin seinen Grund haben mochte, daß ihn andere, jüngere Kräfte überflügelten. Nur sein Freund Meyer, Chef des Bibliographischen Instituts, hielt treu bei ihm aus, ließ ihn nie ohne Arbeit und schützte ihn vor Mangel, der ohne seine Unterstützung wol nicht ausgeblieben sein würde. Dennoch zeigten sich jetzt schon hier und da Spuren des Erlichns und der Unzufriedenheit mit der Welt, die, wie wir sehen werden, in der Folge eine solche Höhe erreichten, daß sie seinen Untergang nach sich zogen.

So kam das Jahr 1848 herbei. Barth war kein eingestrichelter Demokrat und nahm an öffentlichen Demonstrationen, Volksversammlungen u. s. w. wenig oder keinen Antheil, aber er genoß das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger und wurde deshalb nach dem Stürze des alten Magistrats zum Mitgliede der Stadtverordneten gewählt. Unter mancherlei Arbeiten, die hier zur Erledigung vorlagen, befand sich auch die Revision der alten Rechnungen, die sofort an Barth übertragen wurde. Gewohnt, nichts halb zu thun, und im Vertrauen auf seine bewährte Kraft, warf er sich auf das ihm gänzlich fremde Feld, rechnete Tag und Nacht und wähnte sich bald so bündigst im mathematischen Sattel, daß er sich sogar erlaubte, es mit einem anerkannt tüchtigen Professor der Mathematik aufzunehmen, und Behauptungen aufstellte, die dieser nicht besser abzuweisen wußte, als daß er Barth auffoderte, ihm die Beweise dafür schriftlich vorzulegen. Dieser versprach es, rechnete und rechnete mit solcher Anstrengung, bis er sich endlich über die Grenzen alles vernünftigen Denkens hinaus in das Gebiet des Wahns verirrete. Worte und Handlungen zeigten, daß es die höchste Zeit sei, ihn mit aller Kraft vom Rande des Abgrundes, an dem seine Seele stand, zurückzureißen. Dies gelang glücklicherweise einem Arzte, der zugleich sein Freund war und auf den er großes Vertrauen setzte. Bestimmte und energisch untersagte ihm dieser jegliche Beschäftigung mit mathematischen Gegenständen; schaffte ihm die Aeten vom Halse, löste sein Verhältniß zu den Stadtverordneten und suchte ihn durch öfteres Zutreten wieder zu seiner Arbeit mit dem Grabstichel zurückzubringen. Seine Bemühungen waren nicht umsonst, Barth fügte sich und nach kurzer Zeit war er wieder im alten Geleise, in welchem er ruhig verblieb bis zum Jahre 1853.

Ohne daß besondere nachtheilige Einflüsse auf ihn angewirkt hätten, wurde er nun verschlossen, leicht unzufrieden und gereizt; dabei bemerkten mehre seiner Freunde, daß er oft von den Jesuiten sprach und manche Zeiteignisse in der Nähe und Ferne, die nicht in der entferntesten Beziehung zu diesen standen, ihrem Einflusse

zuschrieb. In dieser gedrückten Seelenstimmung beschloß er endlich wieder eine Zeitlang bei seinem Freunde, dem Kupferdrucker Felsing in Darmstadt, zu leben. Dort angekommen, machten sich wieder die alte Unzufriedenheit und Gereiztheit, die Jesuitenfurcht und das Mißtrauen gegen seine Umgebungen bemerklich; ja er behauptete, schon auf der Reise fortwährend von einem Manne scharf beobachtet worden zu sein, und daß trug er sein Mißtrauen selbst auf seinen Freund Felsing über. Er kam nicht mehr zu ihm, verschloß sich in sein Zimmer, ließ die Gardinen herunter, verweigerte die Nahrung und schlief oft sitzend ein. Da sein Zustand Felsing bedenklich wurde, schützte dieser eine nothwendige Reise nach Hildburghausen vor und beredete ihn, mit ihm zu reisen. Anfangs verweigerte er dies hartnäckig, schützte vor, er werde keinen Reisepaß bekommen, und da dieser herbeigekauft wurde, behauptete er, er werde auf dem Bahnhofe festgenommen werden. Endlich gelang es doch dem vereinten Zureden seiner Freunde, ihn zum Bahnhof zu bringen und zum Einsteigen zu bewegen. Auf dem Wege klagte er über Unwohlsein und heftiges Kopfschmerz, sodaß sich Felsing bewogen fand, mit ihm in Guntershausen zu übernachten. Kaum im Gasthofe angekommen, benutzte er die augenblickliche Abwesenheit Felsing's, das Zimmer verlassen hatte, um eine Westelung zu machen, riß das Fenster auf und stürzte sich zwei Stosswerte hinaus auf die Straße. Blutend und schwer am Kopfe verwundet, wurde er aufgehoben, auf eine Tragbahre gelegt und in das Landkrankenhaus in Kassel gebracht, wo Felsing väterlich für gute Behandlung und Pflege desselben Sorge trug. Schweigsam, mit geschlossenen Augen, ohne auf irgend eine Frage Antwort zu geben, lag er da, mit stoischem Gleichmuth alle Schmerzen und jede für ihn nöthige wundärztliche Behandlung ertragend. Nur wenn man seine Beine bewegen wollte, schrie er laut auf vor Schmerz. Als ihn Felsing bat, nur noch ein mal ihm in die Augen sehen zu dürfen, riß er diese weit auf und fragte, wahrscheinlich in seinem Wahn irgend einen feindlichen Dämon vor sich sehend: „Kannst du diesen Blick erragen?“ Dies waren die einzigen und letzten Worte, die Felsing von ihm vernahm. Anfangs schien seine Kopfwunde keinen tödlichen Ausgang fürchten zu lassen, bald aber gesellte sich zu ihr ein weitverbreitetes Geschwür am untern Theil des Rückgrats und in dessen Folge Fieber, Delirien u. s. w., bis ihn am 11. September Morgens ein sanfter Tod von seinen Leiden befreite. Er starb in den Armen seines treuen Felsing, und noch ein alter Freund, Müller, geleitete ihn zu Grabe. Die Section hatte den Bruch des ersten Bauchwirbels und eine starke Verletzung des nächst angrenzenden ergeben.

Meine Kenntnisse im Kunstfache reichen nicht so weit, daß ich mit annäherndem dürfte, über Barth's Verdienste als Kupferstecher ein vollgültiges Urtheil abgeben zu können; indeß dürfte ich doch kaum einen Widerspruch zu erwarten haben, wenn ich behauptete, daß er zu seiner Zeit mit zu den vorzüglichsten dieses Kunstzweigs gezählt

jahr. „Ein Berichterstatter an dem „Conversations-Lexikon der Literatur, Völker- und Staatsgeschichte“ (Leipzig 1839) sagt über seine Streichweise:

Die Streichweise, welche Barth bei dem Titelblatte von „Gemaltes, Abbildungen“ befolgte, hat er später noch zu größerer Vollendung ausgebildet: es ist die enge und scharfe Behandlungsweise, wie wir sie, jedoch nicht mit solcher Fertigkeit und Bollendung, von den ältesten Kupferstechern, namentlich von Albrecht Dürer und Marc Anton, angewendet sehen. Viele Kupferstecher verwerfen diese Manier als hart und völlig unbrauchbar, um die weichen Fleischpartien und den farbenschwermel wiedergegeben; dagegen haben Amster, Stöckel und mehr neuere Stecher durch die That bewiesen, daß auch Gemälde von vielem Helldunkel, Farbenschwermel und Weichheit durch diese engen und geradlinigen Zäunen sehr trefflich und treu wiedergegeben werden können, und dann ist nicht zu leugnen, daß der Künstler durch diese einfache und anspruchslose Manier dem Ausdruck und den eigentlichen Zügen des Originals oft weit näher kommt, als es in jener glanzvollen und durch die Lage, den Schwung und durch die Stärke ihrer Linien weit mehr imponirenden Manier der neuern Franzosen geschehen kann. Eben diese Manier hat Barth in seinem Christuskopfe und in dem Brustbilde der Maria, beide nach Holbein, befolgt, und Niemand wird sich hier weder über Härte noch Abweichung vom Original zu beklagen haben; in mehreren Porträts (Chamisso, Alexander, Fürst von Thurn und Taxis u. A.) und besonders in dem großen Blatt von Overbeck, die sieben magern Jahre darstellend, hat Barth hinsichtlich der Streichweise die Mitte gehalten zwischen der altdeutschen und altitalienischen und zwischen der breiten, eleganten Manier der neuern Kupferstecher.

Unter den Kunstwerken, welche Barth hervorgebracht, sind außer den schon oben genannten noch folgende hier zu nennen: 1) Im historischen Fache: Abschied Rafael's von Perugia und seinen Mitschülern, zum „Leben Rafael's“ von Niepenhausen; 10 Blätter zu einer altödnischen Kunstgeschichte, Zeichnungen und Texte vom Professor Mosler; die Mutter mit dem Kinde, nach Correggio; Magdalena, nach eigener Zeichnung und Erfindung, Seitenstück zu F. Müller's Johannes; Mater amabili, nach Andrea del Sarto. 2) 24 Wignetten und Titelblatt nach eigenen und Zeichnungen von Cornelius, Ehm, Mosler, Kolbe, Anschütz, Feideloff u. A. 3) Zeichene und radirte Porträts: Rafael, nach dem von ihm selbst gemalten Bilde in München; P. Chamisso, Maler, nach ihm selbst; A. W. Schlegel; F. Rückert, in verschiedenen Lebensaltern, eigene Zeichnung; Goethe nach eigener Zeichnung; Kottke, Platen, Hegel, Esch, Heibig u. A., im Ganzen gegen 60. 4) Steinzeichnung zur ködner Kunstgeschichte. 5) Porträts in Radirmanier: Händel; Palestrina; Nigro u. s. w. 6) Radirungen auf Kupfer und Stahl: Hirtenmädchen in einer Landschaft; mehrere Porträts und Titelblätter. 7) Viele ausgeführte Radirzeichnungen auf Pergament und Papier. 8) Gegen 400 in Del, Pastell, Aquarell, Miniatur gemalte, mit der Feder, dem Pinsel oder Bleistift nach der Natur ausgeführte Porträts. In seinen letzten Arbeiten gehören einzelne Stücke zu einer noch nicht veröffentlichten Reihe der Reformatoren, nach alten Originalgemälden und Holbein'schen Zeichnungen, für den Verlag des Bibliographischen Instituts; vortreffliche Zeich-

nungen biblischer Gegenstände in verkleinertem Maßstabe und für den Stich bestimmt, nach Ehrhard's Catton; endlich eine noch unvollendete Madonna mit dem Kinde, nach einem alten Gemälde im Besitze des Herzogs von Meiningen. In diesen seinen letzten Werken fällt es auf, wie er noch, gleich einem Jüngling, mit scharfem Auge und sicherer Hand Feder und Strichstichel zu handhaben und die zarresten Linien auszuführen fähig war.

Nicht geringer als seine künstlerischen Verdienste waren die als Dichter und Schriftsteller. Unter seinen Freunden war sein ausgezeichnetes Talent als Erzähler und Vorleser allgemein anerkannt. Alles, was er vortrug, zeichnete sich durch Einfachheit, Wahrheit und Leben aus, ohne daß er sich bemühte, seine Vorträge durch künstlichen Schmuck und oratorischen Prunk zu verschönern. Er zeigte sich auch hier als einfacher Sohn der Natur, der er sein ganzes Leben hindurch geblieben war. Als Schriftsteller hat sich Barth durch seine vortrefflichen Erzählungen in den ersten Jahrgängen der „Dorfzeitung“, von denen manche in viele Jugendschriften übergegangen sind, durch mehrere Beiträge in Winter's „Rheinischen Hausfreund“, das „Ausland“ und das „Morgenblatt“ rühmlich bekannt gemacht, sowie auch durch seine Uebersetzung von Longhi's Werk über die Kupferstecherkunst (Hildburghausen 1837), wozu Barth den praktischen Theil sowie seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen selbständig hinzufügte. Was Barth's Beruf zum Dichter betrifft, so glaube ich mich auf eine Stelle eines Gedichtes seines Freundes Rückert beziehen zu dürfen, die dessen Ueberraschung ausdrückt, während er von Barth gezeichnet wurde und in dessen Gedichten las:

Als ich regungslos nun dir gegenüber  
Musste sitzen und die Unterhaltung  
Ausging, gabst du zur Entlangweisung,  
Daß sich nicht entspannte Aße dehnten,  
Mir in Handschrift die gesammelten Werke  
Eines mit ganz unbekannten Dichters,  
Deine eignen; und ich las und staunte.  
Welche Haltung soll ich dir gegenüber  
Nun behaupten? Wo ich dir, dem Maler,  
Kühn die Stirn als Dichter bot, erkenn' ich,  
Daß du selbst ein Meister meiner Kunst bist,  
Ich in deiner nicht einmal ein Pflücker.

Ein nicht minder glänzendes Urtheil fällt Künzel in dem „Liegenden Blättern“ (Frankfurt a. M. 1839), wo es heißt:

In Barth's Gedichten hat sich sein innerstes Wesen rein abgeprägt, und er hätte gewiß bei früherer Aufmunterung und Entwicklung seines Talents Ausgezeichnetes geleistet. Eine tiefe, ernste Weltanschauung, die sich zwar oft ins Düstere verliert, aber nicht durchaus des Jarten und Inniglichen ermangelt, ist Barth eigenthümlich. Sein poetisches Naturell hat einige Ähnlichkeit mit dem des Maler Müller.

Dieses sind nur einzelne Gedichte abgedruckt: in Menzel's Taschenbuch „Moostrofen“ für 1826, im „Frauentaschenbuch“ von 1821, im „Menselmannach“ für 1834 und 1840 und im „Weihnachtsbaum“ für 1848 und den folgenden Jahrgängen. Meyer hat eine kleine Samm-

lung derselben in seiner „Groschenbibliothek der deutschen Classiker für alle Stände“ (Bdchn. 285; Hildburghausen) mit einem ziemlich ähnlichen Bildniß des Verstorbenen nach einem Daguerreotyp zusammengebracht, unter denen sich einige ausgezeichnete befinden. Bedeutungsvoll und die sich durch das ganze Leben Barth's ziehende melancholische Stimmung desselben bezeichnend ist das kleine Gedicht „Vorgefühl“ am Schlusse:

Ich fühl's, es klopft der Tod nun an,  
Und gerne wird ihm aufgethan.  
D, einst versprach mir viel ein reiches Leben,  
Doch hat es weniger zuletzt als wenig mir gegeben;  
Ich sah durch Wolken Schleier Paradieses Pracht,  
Doch trieben Stürme nur zur Lebenschlacht,  
Und selbst im Sieg fand ich nur neues Kämpfen.  
Doch mochte nichts den Ruch, die Hoffnung dämpfen.

In der That war Barth's ganzes Leben ein stetes Ringen mit der Noth; denn wenn er sich auch immer soviel erwarb, um bei mäßigen Ansprüchen und bei sehr geringen Bedürfnissen vor Mangel geschützt zu sein, so hatte er doch selten etwas übrig. Er war fleißig, arbeitete aber nur langsam und mit großer Gewissenhaftigkeit, sowie ihn denn auch seine große Liebe zu den Wissenschaften nur zu häufig seinen Berufsarbeiten entzog. In den erstern hatte er sehr gründliche Studien gemacht und war besonders in den Fächern der schönen Literatur und der ältern und neuern Geschichte wohl bewandert, wobei ihm sein vortreffliches Gedächtniß sehr zu Statten kam. Noch in seinen alten Tagen hatte er ohne alle Unterweisung es in dem Spiel des Pianoforte so weit gebracht, daß er Choräle zu spielen vermochte, und sich soviel Kenntnisse in der französischen und englischen Sprache erworben, daß er J. J. Rousseau's, Corneille's, Racine's, Shakspeare's, Byron's u. A. Werke in der Ursprache lesen konnte.

Barth besaß einen sehr edeln Charakter, war, wie man zu sagen pflegt, ein echter, ehrlicher Deutscher, befeelt von dem Gefühle des Rechts und der Wahrheit, ohne Furcht, wo es galt, diese gegen Beeinträchtigungen zu vertheidigen, ein warmer Freund seiner Freunde, religiös im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes, frei von allen niedern Neigungen und Leidenschaften, mitleidig und wohlthätig, oft weit über seine Kräfte. Soll ich einen Fehler an ihm rügen, so war es eine Art von Rechthaberei und Kampflust, die ihm oft bei Andern falsche Beurtheilungen und bittere Stunden zuzog. Sie bestand nicht eigentlich in der Sucht, Streit hervorzurufen, sondern gründete sich zumeist auf eine eigenthümliche, originelle Anschauungsweise der Dinge, verschieden von der aller andern Menschen, wobei er sich indeß oft in der Hitze des Streits zu weit fortreißen ließ. Bei kühler Ueberlegung kam er jedoch bald von seiner Verirrung zurück.

Während ich noch mit der Aufzeichnung dieser Lebensstizze beschäftigt war, hatte ich einen seltsamen, sehr lebendigen Traum. Barth trat plötzlich in seiner alten, mir wohlbekannten Gestalt, nur etwas abgemagert und mit bleichen Gesichtszügen, in mein Zimmer. Ich erschrak, ermannte mich aber bald, begrüßte ihn mit meinen

Händen und fragte: „Sind Sie es und haben Sie Fleisch und Bein, oder ist es Ihr Geist?“ „Ich bin es“, erwiderte er. „Aber“, sagte ich, „ich weiß doch aus Ihres Freundes Felsing Munde, daß Sie in seinen Armen gestorben sind?“ „Ja, das war eben nur in der Thatheit!“ „Aber der Todtenschein der Behörden?“ „Nun, die haben sich eben auch getäuscht!“ Ich erwachte, froh, ihn, wenn auch nur im Spiegelbilde des Traums, noch ein mal gesehen und seine Stimme gehört zu haben, aber trauernd über die mir aus dem wachen Leben nur zu gewisse Ueberzeugung, daß er in Kassel in kühler Erde schlummere. Also auch im Traume der Geist des Widerspruchs, der ihn im Leben charakterisirte! In meinem Herzen wird sein Bild fortleben; möge dieser kurze Lebensabriß dazu beitragen, es auch in den Herzen seiner Freunde aufzufrischen, und sie dem unglücklichen Manne die Liebe bewahren, der er so würdig war!

Karl Hohnbaum.

### Zur neuromantischen Literatur.

1. Die Musik der Gegenwart und die Gesamtmusik der Zukunft. Von Franz Brendel. Leipzig, Hinze. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Richard Wagner und die neuere Musik. Eine kritische Skizze aus der musikalischen Gegenwart von Friedrich Hinrichs. Halle, Knapp. 1854. 8. 15 Ngr.

Außer der großen Anzahl Derer, welche das Gute und Schöne in Richard Wagner's Kunstschöpfungen genießen und dieselben einreihen in die Zahl anderer erfreulicher Werke der Kunst, gibt es bekanntermaßen eine kleine, aber rührige Schar, die Richard Wagner für das einzig würdige Object des Interesses hält und ihn als den ersten Menschen in einer „ganz neuen“ Kunstwelt fast paradiesisch isolirt. Es ist dieses Häuflein in Weimar, Dresden, Leipzig, Königsberg und einigen andern Orten verstreut und in den Selbstempfehlungen der „Neuen Zeitschrift für Musik“ ziemlich vollständig verzeichnet. Jedenfalls ist damit ein Zug in der Culturgeschichte der Gegenwart, vielleicht auch ein Symptom der „Zukunft“ (nur nicht in dem Sinne, wie es die Herren meinen) gegeben. Zweierlei zur psychologischen Erläuterung dieser Erscheinung möge hier zuvörderst gesagt werden.

Jedermann weiß, wie eine Fülle poetischer und künstlerischer Werke in der Gegenwart aufgespeichert vorliegt, wieviel Fleiß dazu gehört, um dieselben kritisch zu bewältigen und sie zu seinem wahren Eigenthum zu machen. Was gibt es da nicht Alles zu sehen und zu hören, zu lesen und zu denken, zu sichten und zu wachen! Der unbedingte Glaube an das „Gesamtkunstwerk der Zukunft“ überhebt uns mit einem male aller dieser Mühen. Wir verzichten auf die theuer zu erkaufende „Aristokratie des Geistes“ und halten uns an das „Urchöpoetische im Volk“, wir hüten uns sorgfältig vor aller „Einseitigkeit der Intelligenz“ und vor aller „Gelehrtenkunt“, und unsere Trägheit wird zur Tugend. Wir lesen Wagner's kritische Schriften; alle übrigen mögen verbrannt werden, wenn wir nur diese haben, als unsern Koran. Ohne Anstrengung mag es dabei nicht abgehen, aber nun sind wir auch fertig, und keine schlaflosen Studienächte gibt es mehr für uns. Rasch können wir nun mit „unmittelbarem Gefühlsverständnis“ über Alles absprechen, was die „überwundenen Sonderkünste“ geschaffen, und indem wir auf dem rasirten Naturboden uns mit bescheidenem Selbstgefühl herumtummeln, schwärmen wir über Das, was da kommen wird; wer möchte uns in diesem lustigen Fache corrigiren? Auch haben wir ganz treffliche Autoritäten für uns; dem weltberühmten Doctor Faust „erlebe vor allem Wissen“ und wi-

und Professor Kunsthat in Willensbedeutung den Dordorbat in den Sand und hat die Leute insändigst, ihn künftig nur „Richard Wagner“ zu nennen.

Außerdem war es einmal ein Zug der Zeit, Alles heruntermachen, ja das Geiste selbst mit unerbittlicher Kritik auf unheilvolle Schranken zurückzuführen. Mit sicherer Faust überprüfte sich diese Bestimmung: Erschöpfung mußte folgen. Man sollte das Bewußtsein zu bewundern, zu verehren, staunend niederknien und anbeten. Verschwinde, bleiches Geistes der Kritik, rothwangiger Enthusiasmus, tritt hervor! Ich konnte einen bedeutenden Mann, der bei Bruno Bauer und Max Stirner in die Schule gegangen war und sich angewöhnt hatte, nur noch zu lächeln über alle Versuche, künstlerisch etwas zu schaffen, — ich habe diesen Vertreter des lauffüßigen Beckenismus bei einer Vorstellung von Wagner's „Lohengrin“ heiße Thränen der Rührung vergießen sehen. Er sah so rührend kindlich aus, als er weinte, und jede Spur verführter Männlichkeit war von seinem hartlosen Gesicht verschwunden. Als man ihm am andern Tage die über jene Ausstellung gegen das Stück machen wollte, rief er, im schönen Jörn erglühend: „Nicht kalt kritisieren soll man, sondern warm sich hingeben und genießen!“

In den unbedingten Verehrern und Verehrten Richard Wagner's gehört bekanntermaßen Franz Brendel, Bedeutung der „Neuen Zeitschrift für Musik“ und Verfasser einer „Geschichte der Musik“. Neuerdings hat Brendel ein Buch „Die Musik der Gegenwart und die Gesamtkunst der Zukunft“ herausgegeben, das fast ganz wie ein Excerpt der letzten Jahrgänge der obengenannten Zeitschrift aussieht. Auffallend ist darin die Anordnung des Stoffs. Nach einigen Rathenemerkungen über die „Periode unserer klassischen Poesie“, in denen von allem Andern, nur nicht von klassischer Poesie die Rede ist, macht der Verfasser einen kühnen Uebergang zu Bemerkungen über unsere Musikalienhandeln, über Conservatorien, Concerte und Opernhäuser; dann erhebt er sich zu einem noch nicht volle dreißig Seiten umfassenden Ueberblick über alle möglichen Zukunftsvorstellungen der Gegenwart auf allen erdenklichen Gebieten, beugt sich dann zu einer Apotheose Richard Wagner's, um sich schließlich wieder mit seinen nächsten Bekannten, den Musikalienhändlern, den Concertgebern und Opernsängern, abzugeben. Damit der große Ethik des Werks im Schlusseindrucke nicht verlorengehe, ist noch eine allerletzte Appellation, „an den Staat“ beigegeben. Brendel ist eigentlich gar kein unverständiger und gar kein überwollender Mann. Er trägt unter Annehmlichkeit über die unglücklichen Eheverbindungen, welche so viele Künstler mit ungebildeten Frauen schließen; Andern wirft er ihren geschloffenen Salonklosterbau vor; noch Andern liest er ganz richtig den Text über die verpöhlenden Aneignungen. Aber was man denn gleich Himmel, Erde und Hölle in Bewegung setzen, um alle diese ganz vernünftigen Dinge zu sagen? Konnte der Verfasser denn nicht den ersten und letzten Abschnitt seines Buchs zu einer lehrreichen und ergötzlichen Kapuzinerpredigt verbinden, mit dem Motto: „Werkt's euch!“ Muske er unklare Bemerkungen über das Christenthum, die Götter Griechenlands, die jüdische Philosophie, das Jahr 1848 u. s. w. dazwischenstreuen, die gar nicht hineingehören? Wie so oft, hat auch hier Jemand die Schranken des Kreises verkannt, in dem er allein Thätiges zu leisten im Stande war.

Mit einem gewissen Selbstgeföhle läßt uns Brendel merken, daß er zu den Kritikern gehöre, deren Dasein Richard Wagner anerkennt. Leider ein Hinweis auf eine etwas kleinliche Seite des bedeutenden Mannes! Sich gern loben zu hören ist eine alte Künstlerschwäche; und wenn man „Liebe“ statt Lob verlangt, so ist das eben nur ein anderer, keineswegs ein besserer Ausdruck. Möglicher wäre für Wagner, er gäbe seinen besten Gegnern das Recht, auf ihn zu wirken, und dächte in Bezug auf Brendel: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Denn diese Freunde haben seine Kunstphilosophie, indem sie dieselbe in romische Appetitabfälle gerbrochen, zu einem Ge-

genstande allgemeinen Gutes gemacht, und es ist ein Zeugnis für den Werth und Gehalt der Kunstwerke Wagner's, daß trotz der unpassenden und danebenschießenden Beobachtungen eine unbefangene Theilnahme und Anerkennung im Publicum ihnen vorzuziehen ist. Sinn und Instanz erscheinen in Wagner's ästhetischen Revolutionsschriften dicht nebeneinander; man schneide den kleinsten Satz heraus, und man hat etwas von beiden. Aber dieses sonderbare Gemisch fließt aus von einem klassischen Sprit und wird durcheinandergesagt von der Hast und Hitze eines leidenschaftlichen Gemüths; daraus entsteht ein seltsames Ganges, dem es nicht an einer gewissen Größe fehlt, aus dem auch Handwerks zu lernen ist und das man immerhin einmal zwischen Nocturn und besten Bäckern lesen mag, wenn man Luste dazu findet. Aber Brendel und die Schar der „Neuen Zeitschrift für Musik“ haben Wagner den schimmern Dienst erwiesen, aus einem Ganzen, das nur als solches den Eindruck eines Kraftstücks voll des modernsten Sturms und Drangs zu machen geeignet ist, gewisse trivialisirte Werthwörter herauszuweisen, um sie als Scheidemünze ihres literarischen Verkehrs zu gebrauchen. Diese Werthwörter cursiren sehr eifrig unter diesen Herren, und längst wären sie abgegriffen, hätte nicht dann und wann das Sichelwasser der Satire sie wieder aufgeführt.

Die Musikschule der Zukunft ist sehr lobel auf die Kritik und auf die „Literaten“ zu sprechen, und es blüht diese Bestimmung ziemlich deutlich auch aus Brendel's neuester Schrift hervor. Wie könnten beschaft sein und sagen: Ihr habt nicht nötig, es so stark zu betonen, daß ihr keine Literaten von Fach seid; euer Schriftstücken verrathen es ohnedies. Aber erlauben wir uns vielmehr, was man eigentlich wünscht. Die Kunstwerke Wagner's, verlangt man, sollen durchaus nur „von seinem Standpunkte aus“ und „in seinem Sinne“, oder, wie es an andern Orten heißt, „aus sich selbst“ und „nach sich selbst“ beurtheilt werden. Die Forderung ist confus ausgedrückt und schwach deshalb sehr stark nach lächerlicher Annahme. Sie enthält indeß etwas ganz Wichtiges, das freilich nicht allein auf Wagner's Kunstwerke, sondern auf alle Schöpfungen der Poesie und Kunst seine Anwendung findet. Wir sollen nämlich — die Forderung ist im Grunde uralte, wie alles Vernünftige — ein Werk vollständig kennengelernt haben, ehe wir über dasselbe urtheilen. Dazu gehört die Empfänglichkeit des Gemüths, das leicht auf sich wirken läßt; dazu gehört ferner der energische Fluß des Kopfs, der alle Tiefen und Feinheiten des Werks aufsucht; die wachsende Erkenntnis reagiert auf das Gefühl, und es entsteht aus dieser Wechselwirkung eine Progression innerer Zustände, die wir insgesamt als das Erleben eines Kunstwerks bezeichnen möchten. Mit Recht hat man dem großen Haufen unserer Tageskritik vorgeworfen, daß ihm die Pietät, die innere Ruhe und Keuschheit, der Ernst, die Beharrlichkeit zu diesem geistig-sittlichen Acte fehle; aber die Partei der „Neuen Zeitschrift für Musik“ ist am allerwenigsten befangen, in die allgemeine Anklage einzustimmen. Denn wenn man über Goethe und Schiller abspriht mit einer Sachkenntnis, wie sie etwa ein Flötist sich erwirbt, der in Schauspielzirkeln die Musik machen hilft; wenn man die Strenge hat, den Stolz des Vaterlandes leichtfertig zu verleugnen und die ideale Aristokratie des Geistes zu schmähern, welcher anzugehören man niemals befähigt war; wenn man aus Unlust, ankommen mit lernen, behauptet, man sei mit Allem fertig; wenn man Eiferkeit für Licht, Fernsehen für Darübersehen, Sprachverwirrung für Philosophie ausgibt; so hat man doch wahrhaftig alle Sünden des „alten Literatenthums“. Man könnte nachweisen, daß die Präntension des „Neuen par excellence“ in der vielerwähnten Schule auch nach einer andern Seite, nach der musikalischen nämlich, eine nur äußerliche ist: es haben sich die Herren recht hübsch in den viel angefochtenen Apparat des Alten hineingefunden, und gar viele von ihnen beuten im Schatten eines großen Namens das Evangelium von Alich als eine Modestache aus; die Fehler und Gebrechen, welche Brendel, wie schon ge-

sagt, recht treffend charakterisirt, erscheinen an den Virtuosen und Lagescomponisten der Zukunft durchaus nicht als „überwunden“. Doch das bei Seite. Kehren wir zu unserer Kritik der Kritik zurück. Eine Art von Selbstverleugnung, das geben wir zu, ist zu jeder Aneignung von Fremdem nothwendig. Aber es folgt derselben auf dem Fuße ein erhöhtes Selbstgefühl, eine energische Thätigkeit des Selbst. Um dahin zu kommen, muß man ein tüchtiges, in sich selbst klares und festes Selbst mitbringen; es geht uns hier mit Kunstwerken, wie sonst mit Menschen, deren Freunde wir werden wollen. Aus einem Kunstwerke kann man nicht Alles lernen, ja die gesammte künstlerische Erfahrung — und wäre sie noch so vollständig — befähigt uns für sich allein noch nicht, den Act der Kritik abzuschließen. Die ewigen und allgemeingültigen Kunstgesetze sind kein Resultat der Erfahrung; sie sind vielmehr Postulate der Vernunft, die in abstracter Reinheit von der Speculation gewonnen werden, um von der Erfahrung ihre Bestätigung und ihr lebendiges Leben zu erhalten. Man mag mit Recht über jene Dugendkategorien sich ereifern, mit denen gewisse jugendliche Kritiker an Kunstwerke herantreten, um sie darauf zu beziehen, mag es sich schiefen oder nicht; man mag über den Vorrath steifer Formeln zürnen, deren sich so viele Helden des Feuilleton ohne alle Wahl bedienen und in die sie eine Fülle poetischen Lebens mit Gewalt eingewängt zu haben wähnen, obwohl ihnen dieselbe längst aus den knöchernen Fängen entschlüpft ist. Damit ist aber nicht das Geringste gesagt gegen die berechtigte Macht des Systems, zu dem sich eine jede Philosophie abzurunden pflegt, nicht das Geringste gegen die vernünftigen Sätze und Wahrheiten, die ein Kritiker von praktischer Sachkenntnis und von feinem, leicht rührbarem Gefühle mit weiser Auswahl anwendet. Hier haben wir den tranken Punkt unser zweiten Gegenstandes:

Friedrich Hinrichs in Halle, dessen kleine Schrift über „Richard Wagner und die neuere Musik“ uns vorliegt, gehört zu den „wohlmeinenden Feinden“ des vielbesprochenen Componisten. Das Buch hat ungefähr eine Stimmung, wie sie der König im „Hamlet“ bei seiner Hochzeit zu haben vorgibt. Wir haben es hier mit einem Beispiele zu thun, wie man der Sache ein allzu großes Recht einräumen, wie man in der vortrefflichen Absicht, recht Vieles zu entdecken und zu finden, in die Gefahr kommen kann, sich selbst zu verkieren. Der Gegenstand wird von allen Seiten, von allen Gesichtspunkten aus beleuchtet und betrachtet, und darüber schwindet die Einheit der Betrachtung. Es werden alle Register gezogen und alle Töne angeschlagen, freundliche und feindliche, lobpreisende und anklagende, und vor lauter Contrasten weiß man gar nicht mehr, was der Verfasser eigentlich will. Kurz, es ist eine missverständliche Objectivität, eine verirrte Gerechtigkeitsliebe. In dem circa hundert Seiten umfassenden Blüchlein steht, wie man sich nach dem eben Gesagten denken kann, vielerlei und die Fülle des Stoffes ist noch vergrößert durch zahlreiche Aporien über entlegene Dinge. Es findet sich darunter manches ganz Vortreffliche und Anregende, wie die Polemik gegen den Risibegriff der „tiefen“ und „geistreichen“ Musik, S. 44, das Raisonnement über das Verhältniß der Poesie und Tonkunst in der Oper, S. 70—76; aber auch Verfehltes und Halbwahres (was bekanntermaßen schlimmer und gefährlicher ist als das Grundfalsche), wie die lobende Auslassung über den Text des „Lohengrin“, von S. 26 an, und die als ein glücklicher und klühner Griff gepriesene Parallele zwischen Schiller und Wagner, S. 28. Durch solche Partien, die ganz in das Brendel'sche Fach schlagen, wird auch der Eindruck des Richtigen geschwächt, und die Stimmung des Verfassers ist am Ende seiner Schrift durch das stete Hinüber- und Herüberschwanzen dermaßen deprimirt, daß er sich damit begnügen muß, über alle Kritik hinaus Wagner „als eine historische Größe anzuerkennen, der er sich beugt“. Für jene Phantasten, welche der neuern Musik eine selbstverleugende Gewalt zutrauen, mag der Anblick eines Kritikers, der sich in Demuth beugt, sehr rührend sein, für uns hat er

etwas sehr Komisches: Der Kritiker hat sich vor Klammern zu beugen, wenn er nicht aus der Rolle fallen will: ganz wie der Dichter, solange er an einem Werke schafft, muß auch er mit der Musik der Unschicklichkeit reden und schreiben, welche ihm über feste Glaube an seine Grundsätze einigibt. Freilich wird man ihm dann Einseitigkeit vorwerfen, aber man wird klar erkennen, was er will, und seine Entschiedenheit wird stunde Entschiedenheit wachrufen. Damit ist die Bedingung für einen ehrlichen Kampf gegeben: aus diesem werden Resultate für die allgemeine Bildung gewonnen, die allerdings alle Einseitigkeiten abgestreift haben, die parteilos und ganz gerecht sind, die aber dafür auch nicht in Einem Kopfe, sondern in vielen Köpfen verbreitet sind und des Niederschreibens oder gar des Druckens nicht bedürfen.

Emst Liebert.

## Unterhaltungsliteratur.

1. Ein Diplomat. Roman von Ottilie. Leipzig, D. Wigand. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman gehört unstreitig zu den bessern und beachtenswerthen Erzeugnissen der weiblichen Muse. Zwar gibt er sich in Stoff und Darstellung sofort als ein Frauenprodukt zu erkennen; denn das Gebiet, auf dem er sich bewegt, ist das der höhern Gesellschaft, das Thema, um welches er sich dreht, bilden vorzugsweise die Leiden und Freuden, die Bestrebungen und Kämpfe des menschlichen Herzens, und die Form, in welcher die Verfasserin ihre Gedanken über diese Gegenstände niederlegt, ist in vorherrschendem Maße die der Reflexion und Expectoration. Dies aber gereicht, wie mich dünkt, dem Buche nicht sowohl zum Vorwurfe als zum Lobe; denn das Gepräge der Ungezwungenheit und Natürlichkeit können eben nur diejenigen Dichtungen tragen, die der Natur des Dichters angemessen sind, und es deutet stets schon auf einen gewissen Reichtum, wenn der Schaffende nicht das Bedürfnis fühlt, über die Grenzen seines ihm eigenthümlichen Gebiets hinauszugehen, oder es ist ein Beweis von Einsicht und Kraft, wenn er den Drang ins Weite zu bemätern und die von der Natur ihm gesteckten Grenzen innezuhalten weiß. Alles Dies bewährt sich auch an der vorliegenden Dichtung. Mag immerhin die Handlung in derselben nicht allzu rasch fortschreiten, mag überhaupt die Summe des Factischen und Dramatischen in ihr nicht allzu groß sein und das Ganze mehr den Eindruck eines innerlichen Gewebes von Nerven und Adern als den einer plastisch ausgebildeten und scharf umrissenen Gestalt machen: man fühlt sich darum doch durchweg von ihr angezogen und gefesselt, weil uns aus Allem der Hauch eines echt weiblichen Denkens und Empfindens entgegenweht, und man folgt selbst den allzu subtilen Gefühlsauspinnungen gern, wie man sich ja auch der in finigen Betrachtungen sich vertiefenden Unterhaltung einer geistreichen Frau gern hingibt, ohne dabei ein Bedürfnis nach derberer Geistesnahrung zu empfinden. In der That stellt sich aber auch der innere Fonds, aus welchem die Verfasserin schöpft, als ein so reicher dar, daß sie nicht aus fremder Sphäre zu borgen brauchte, und gerade dadurch, daß sie sich nicht verführen ließ, mehr leisten zu wollen, als dem wirklichen Naturell entsprechend ist, hat sie mehr geleistet, als sonst die Frauen in künstlerischer Beziehung zu leisten pflegen, d. h. sie hat ihrem Roman eine Einheit, planmäßige Durchführung und Abrundung zu geben verstanden, wie sie in Frauenarbeiten fast nie und selbst in männlichen Producten nur selten angetroffen wird.

Das hier abgegebene Urtheil scheint mit dem Titel des Romans in Widerspruch zu stehen, denn die Diplomatie — ob schon gerade ihre feinsten Fäden gar nicht selten von Frauenhänden gesponnen werden — dürfte nicht gerade als das der weiblichen Darstellungsgabe besonders naheliegende Feld erscheinen; in der That läßt sich aber auch die Verfasserin in das Innere der Diplomatie nicht ein, sondern schildert ihren Diplo-

man nur von Seiten seines in Herzebelanggegensätzen sich kundgebenden Verhaltens, also in jenen Regungen und Bewegungen, die gerade den innersten Pulschlag und das eigentliche Lebensmoment des Weibes ausmachen und für die es eine Fähigkeit der Beobachtungsgabe und einen natürlichen Takt der Beobachtungsgabe besitzt, wie man sie bei Männern nur ausnahmsweise findet. Daher ist denn auch der Selbstvernichtungsproceß, in welchem sie uns ihren Diplomaten vorführt, mit einem tief ins Innere dringenden Blicke in allen Stadien seines Verlaufs verfolgt und mit ebenso scharfer als treuer Feder nachgezeichnet, und der die ganze Entwicklung durchdringende Grundgedanke, daß die kalte, egoistische, mit dem heiligsten Gefühl nur ein verrätherisches Spiel treibende Berechnung des Verstandes dem reinen und wahren Gefühl gegenüber zuletzt an sich selbst irre werden und verzweifeln, dadurch in eine Art Verstandesparoxysmus, so verzehrend als der heiligste Gefühlsparoxysmus, verfallen und in demselben endlich zugrunde gehen müsse — dieser von Anfang bis zu Ende consequent sich haltende Grundgedanke des Romans liefert den Beweis, daß die Verfasserin ihre einzelnen Beobachtungen auch um einen einheitlichen Mittelpunkt zu concentriren und zu einem den ethischen wie den ästhetischen Anforderungen genugsamenden Ganzen zu gestalten verstanden hat.

Nicht ganz so gut als diese Schilderung des negativen, tragisch endigenden Entwicklungsprocesses des Diplomaten ist ihr die Darstellung des ihm gegenübergestellten positiven, harmonisch beschließenden Entwicklungsganges der von ihm verlassenen Geliebten Florentine und des Mannes ihrer zweiten Liebe, des Rechtsdocenten Rudolf, gelungen, denn sie selbst, wie dies bei der Zeichnung von Persönlichkeiten, die als Charakter hingestellt werden, gewöhnlich der Fall ist, etwas an jener allzu merklich hervortretenden Idealität, und die allerdings sehr fein angelegte Complication, wonach ihrer Liebe gerade dadurch Gefahr droht, daß sie allzu wenig egoistisch, allzu sehr nur auf das Heil des Anderen bedacht und deshalb wieder und wieder in nicht bloß selbstquälerischen, sondern unwillkürlich auch dem Andern zur Qual gereisenden Strapazen besungen ist, macht gerade durch die allzu große Feinheit ihrer Fäden einen nicht ganz befriedigenden Eindruck; denn man kann sich nicht von dem Gefühl losreißen, daß eine so weit getriebene Strupulosität der echten und wahren Liebe fremd sei, weil dieselbe nie ganz ihren instinctiven Charakter verleugnet und im festen Glauben, etwas Prädestinirtes zu sein, alle Zweifel und Reflexionsideen von sich fernhält. Troßdem enthält auch die Darstellung dieses Verhältnisses viele höchst treffende, dem inneren Gemüthsleben abgelaufte Züge; ja selbst die Stadien im Andern Lebensgange Rudolf's, der erst als idealistischer Rechtsdocent, dann als kleinstädtischer Rechtspraktikant, endlich als Rechtsanwalt in feinem und größtem Verhältnissen erscheint, sind mit richtigem Sinne, ja fast mit dialektischem Feingefühl entwickelt, wodurch auch diese Partie den Charakter einer einheitlichen, organischen Gliederung erhalten hat.

In sehr vortheilhaftem Lichte zeigt sich endlich das Talent der Verfasserin auch in der Zeichnung der Nebenpersonen und der ganzen Sphäre, in welcher sich die Geschichte bewegt. Besonders gelungen ist ihr unter diesen erstens Isabelle, die Verlobte des Diplomaten, an welcher derselbe aus dem eiteln Drama, die von ihm verlassene Florentine zu neuer Liebe zu reizen, seinen zweiten Verrath begeht; denn sie besitzt ganz jene rührende Unschuld und Ehrlichkeit, welche dazu geeignet ist, diesen Verrath einerseits als motivirt, andererseits als doppelt empörend erscheinen zu lassen. Zweitens der Lieutenant Max; der Graf Florentinos, der vorzugsweise dazu dient, dieselbe im schönsten Lichte zu zeigen. Denn wenn uns derselbe anfangs als ein Mann zum Haß sich erweisender Charakter entgegentritt, sehen wir ihn sich an der ästhetischen Erscheinung Florentinos sowie an der Milde, mit der sie ihn behandelt und doch stets sich gegenüber in den gebührenden Schranken hält, nach und nach unter schweren Klammern emporarbeiten, dann ganz und gar von seinen bisherigen

Verhältnissen sich losreißen und endlich in einer nützlichen, Geist und Gemüth befriedigenden Lebensbätigkeit sittlichen Halt und innere Festigkeit gewinnen. Die übrigen Personen, eine Weltbame, Gräfin Lisa, ein alter Major, in dessen Hause Florentine lebt, dessen zwei des Bräutigams harrende Töchter u. s. w., werden von der Verfasserin vorzugsweise im Lichte der Ironie gezeichnet, und auch hierfür zeigt sie eine glückliche Vergabung, indem sie stets der Schärfe jenen Aufsat von Milde gibt, durch den, wie schon Jean Paul sagt, die Satire allein poetisch wird. Diese ironischen Partien bringen in die sonst ernst gehaltene Erzählung eine wohltuende Abwechslung, ja nehmen ihr fast gänzlich jenen Charakter einer gar zu sehr vorherrschenden Sentimentalität, an welcher Frauenromane, die sich um Herzensinteressen drehen, sonst so häufig leiden.

2. Der Lannenschütz. Weihnachtsnovelle für 1851 von Otto Müller. Bremen, Schödtmann. 1852. 16. 22 1/2 Ngr.

Dem Dornstrauch entwächst die Rose, dem Haß entkeimt die Liebe — aber die Dornen und der Haß wuchern so mächtig empor, daß auch die Rose und die Liebe von ihnen erstickt und zerdrückt oder mit ihnen ausgerettet und der verzehrenden Flamme preisgegeben wird. Das ist die alte Geschichte von Pyramus und Thisbe, von Romeo und Julie — eine Geschichte, die in hundert Formen und Gestalten, zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen wiederkehrt, aber überall, wo sie uns entgegentritt, gleich rührend, gleich erschütternd auf uns wirkt, weil wir fühlen, daß keine Harmonie so rein und dauernd ist, daß nicht auch in ihr eine gleiche Dissonanz, die jeden Augenblick wach werden kann, schlummerte. Auch die vorliegende Weihnachtsnovelle vom Verfasser der „Charlotte Wermann“ ist eine solche Variation auf das Märchen von Berona; aber diesmal ist es, wie er selbst sagt, nicht das Haus fürstlicher Ähnen, nicht der stolze Palast des Nobili, in welchem das tragische Geschick der dem Haß entkeimten Liebe einkehrt, sondern es baut sich unter dem niedern Dache einer ländlichen Hütte, in dem beschränkten Kreise schlichter Beziehungen an; es stellt sich uns nicht in der Form eines auf der Bühne des Welttheaters spielenden Dramas, sondern im Gewande einer einfachen, bisher der Welt verborgenen geschriebenen Vorgeschichte dar. Natürlich erscheint in dieser Sphäre die Tragik von minder idealem, minder veredeltem Charakter, sie tritt uns noch in derber, herber Naturwüchsigkeit, ja nicht ohne Spuren einer nur vom Dichter gemilderten Roheit entgegen; aber hierdurch geschieht ihrer erschütternden Wirkung keineswegs ein Abbruch; sie ist packt uns mit doppelter Gewalt, weil uns leider die Erfahrung sagt, daß die Verhältnisse, die hier geschildert werden, der Wirklichkeit, in der wir leben und weben, nur allzu nahe liegen.

Die Geschichte spielt im Bogelsberge, dessen öder, düster-romantischer Charakter, von dem uns der Dichter eine anschauliche, lebendige Schilderung gibt, nicht wenig dazu beiträgt, die Wirkung der tragischen Geschichte zu erhöhen. Als die beiden feindlichen, sich mit tödtlichem Haß verfolgenden Elemente erscheinen hier zwei Bauern: der eine, Konrad Watz, eine verpönte, boshafte, rüchisch-rohe Natur, der andere, Heinrich Kall, ein sohn braver, friedliebender, gottesfürchtiger Mann und nur in dem einen Punkte, im Haß gegen jenen Konrad, von gleicher Halsstarrigkeit und Hartnäckigkeit. Die Feindschaft zwischen ihnen theilt sich dem ganzen Dorfe mit und zerpalte dasselbe in zwei sich meidende oder verfolgende Parteien. Nur zwei ihrer Kinder, Kall's Sohn und Watz's Tochter, werden nicht von ihr ergriffen, sondern fassen im Gegentheil eine innige heiße Liebe zueinander; aber sie vermögen mit dieser Liebe den Haß ihrer Väter nicht zu überwinden und müssen um ihren Willen einerseits die Qualen stummer, herzerreißender Wermüthe, andererseits die Schmerzen roher Mißhandlungen ertragen. Woher die Feindschaft zwischen den beiden Ältern stammt, weiß Niemand im Dorfe. Einst waren sie gute Freunde, wie zwei Brüder, und hielten zusammen, wie es recht ist. Später



erst kam der Hader zwischen sie, der bald soweit geht, daß sie und ihre Parteien sich sogar beim Abendmahl scheiden und ihren Blick in den Kelch werfen. In seiner Jugend war auch Konrad Wahl ein braver, friedliebender Mann; aber mit dem Alter kam der böse Feind über ihn, er wurde ein Streiter, ein Feinder und ein unbarmherziger Mensch dazu, gleich grausam gegen Knecht, Kind und Frau, dergestalt, daß er sein Weib vor der Zeit ins Grab ängerte. Woher dies Alles, was lange Zeit ein unerklärliches Geheimniß, bis die Liebe der Kinder zur Entdeckung führt. Da sie sich offen nicht sehen dürfen, so kommen sie zur Nachtzeit beim Tannenstern zusammen, einem verlassenen Orte im Walde, wo einst ein junger Hirt, der „Lannenschütz“ genannt, erschlagen gefunden ward und wo derselbe, wie man im Dorfe glaubte, noch jetzt als ein dem Dorfe Unheil verkündender Geist umging. Die Erscheinung der Liebenden an diesem Orte wird für die Erscheinung des Tannenschützen gehalten; das Gerücht hieron verbreitet Schrecken im Dorfe, der insbesondere Konrad Wahl ergreift und ihn veranlaßt, einen alten Hirschfänger, den er bis jetzt auf einer Bodenkammer verborgen gehalten, im Kuchstalle zu vergraben. Kimm, seine Tochter, sieht dies unwillkürlich mit an und theilt es in ihrer Herzensthuß ihrem Geliebten Rudolf mit. Dieser, von einer dunkeln Ahnung und einem dämonischen Drange ergriffen, hat nicht eher Ruhe, bis er das geheimnißvolle Ereigniß weiter verfolgt hat. Er gräbt den Hirschfänger wieder aus und überliefert ihn dem Gerichte. Konrad Wahl wird, als der Ermordung des Lannenschützen verdächtig, gefänglich eingezogen, er leugnet auch die That nicht, gibt aber seinen Feind als Ritschuldingen an, und auch dieser legt das Geständniß ab, vereint mit Konrad den Lannenschützen, der ihnen bei der Erwörung um ein von ihnen Beiden geliebtes Mädchen als begünstigter Nebenbuhler im Wege stand, gemeinschaftlich ermordet und dann um den Besitz des Mädchens gekocht zu haben. So entthüllt und zerstört die Liebe der Kinder den in einer Ritschuld wurzelnden Haß der Väter. Aber mit der Vernichtung des Hasses geht auch die Liebe zugrunde. Zwar gehen Kimm und Rudolf noch miteinander, aber von Liebe ist unter ihnen nicht mehr die Rede. Ihr Einverständnis trägt einen unheimlichen Charakter und endigt damit, daß Rudolf sich selbst ermordet und Kimm bald darauf am gebrochenen Herzen stirbt.

Die contrastirenden Elemente dieser tief einschneidenden Geschichte hat der Autor mit Meisterhand gezeichnet, sodaß man nicht sagen kann, ob ihm die Darstellung der beiden sich hasenden Mütter oder die Schilderung der beiden sich liebenden Kinder besser gelungen ist; denn die eine macht einen ebenso erschütternden als die andere einen tieferschütternden Eindruck, und beide Elemente sind so geschickt miteinander verflochten und verwoben, daß sich die Gegensätze, je nachdem es das Stadium der Erzählung mit sich bringt, einerseits ebenso sehr hoben und steigerten; als andererseits mildern und beschatteten. Ganz freilich hat er der Sage ihren für die Poesie fast allzu dissonirenden Charakter nicht ganz nehmen können, und namentlich erscheint die That Rudolf's bei seiner Eide zu Kimm als gar zu herzlos und unnatürlich, sodaß man wünscht, es möchte dieselbe noch in anderer Weise motivirt, durch Zwischenglieder vermittelt oder noch mehr aus dem Zustande eines bewußtlosen, fatalistischen Handelns hergeleitet sein; aber trotzdem weht über dem ganzen Gemälde, wie es der Verfasser vor uns aufgethelt hat, ein milder, verstehender Hauch, und namentlich ist dadurch sein düsteres Colorit in eine freundlichere Beleuchtung gestellt, daß ihm der Dichter durch Randzeichnungen aus dem traulich-heimlichen Leben einer der Geschichte nahestehenden, aber frei über ihr schwebenden Pfarrersfamilie eine in lichtern Farben ausgeführte Einrahmung gegeben hat, wodurch er es sich zugleich möglich macht, die Geschichte der Betrachtungsweise des dem Dargestellten fernstehenden Lesers näherzurücken und je dann und wann mit einer feinen, wohlthuenden Ironie über dem Objecte seiner Darstellung zu schweben.

3. Die Marquise-Insel. Eine Weihnachtsgabe von Götze von Hohenhausen. Bremen, Jan. 1853. Gr. 16. 15 Hgr.

Diese kleine lyrisch-epische Dichtung würde vielleicht mehr bestreben, wenn nicht ihr Anfang mehr verspricht, als Verlauf und Ende gewährt.

Hort aus Europa, in die Neue Welt,  
Hier werb' ich nimmer, was ich will — ein Feld.  
Wo lübt' ich hier für meine Thatkraft Raum,  
Wo würde Wahrheit meiner Liebe Raum?

Mit diesen und ähnlichen Worten, die „ein Jüngling voller Kraft und Muth“ spricht, beginnt das Gedicht; es ist also natürlich, daß man sich auf ein Gemälde von Heldenthaten, größer als sie in der Alten Welt möglich sind, gefaßt macht und daß man sich enttäuscht fühlt, wenn Alles, was dieser Jüngling in der Neuen Welt thut, daraus hinausläuft, daß er sich auf der Marquise-Insel in die schöne Kajaweh verliebt, mit dieser entfliehen will, vorher aber das Sögenbild der Wilden zerstört, auf der Flucht mit ihr getödtet wird und dadurch ohne sein Wissen und Willen Anlaß gibt, daß sich der Häuptling der Wilden zum Christenthum bekehrt. Abgesehen von der Geschichte, die als solche unbedeutend ist, enthält das Gedicht einige lebendige Schilderungen der südseeländischen Natur und des dortigen Lebens; doch tragen auch sie mehr den Charakter leicht hingeworfener Skizzen als künstlerisch ausgeführter Gemälde. Vom Standpunkte der Kritik ist daher gar Vieles daran auszusagen, vom Standpunkte des Dilettantismus aber kann man sich die kleine Weihnachtsgabe schon gefallen lassen; denn was eine geistreiche Dame aus dem Urmel schüttelt, ist immer noch anziehender, als was ein geistloser Pedant mit Mühe und Anstrengung aus dem Fingern saugt. 17.

## Die Idee eines nordischen Patriarchats im 11. Jahrhundert.

Das deutsche Volk, selbst der Theil, welcher sich sein gebildeter nennt, kennt die großen Männer seiner Vorzeit lange nicht in dem Grade als der Franzose, der Engländer, der Spanier, der Schwede, ja ich glaube selbst der Türke und Russe die seinigen. Der Deutsche weiß im Grunde sehr wenig von seinen alten Kaisern, selbst den mächtigsten, wie sollte er von andern großen Männern etwas wissen, die nicht Kaiser waren? Die Aufmerksamkeit wurde künstlich, geistlich und mit großem Erfolge im particulären Interesse von ihnen auf die Dynastien der einzelnen Volkstämme und Staaten abzuleiten gesucht, und was in dieser Hinsicht seit Jahrhunderten gesündigt wurde, das haftet und selbst jetzt noch an, obschon seit einigen Decennien patriotische Geschichtsschreiber, und im Einzelnen nicht ohne Glück, bemüht gewesen sind, den Blicken des deutschen Volks die mächtigen Heroengestalten seiner Vorzeit näherzubringen. Zu den großen deutschen Männern, die von Wenigen gekannt und selbst von Manchen unter diesen Wenigen, indem sie zu viel auf die Uebertreibungen von Parteischriststellern geben, auch wol mehr verkannt als gekannt sind, gehört Adalbert, Erzbischof von Hamburg und Bremen, vielgenannt in Kaiser Heinrich's IV. Jugendzeit, ein Mann, der allerdings mit manchen menschlichen Gebrechen, mit einem übertriebenen Hochmuth und unersättlichem Ehrgeiz behaftet war, dabei aber auch große und seltene Eigenschaften des Geistes und Charakters besaß und sich mit hochfliegenden Plänen trug, welche, wenn es ihm gelungen wäre, sie auszuführen, der ganzen Weltlage und namentlich den künftlichen Verhältnissen eine entschieden andere Richtung gegeben haben würden. Die größte Idee, der er nachjagte, war die Idee eines nordischen Patriarchats, und es freut uns daher, dem Publicum eine Skizze anzugeben zu können, die vortreflich geeignet ist, es mit diesem merkwürdigen Manne und seinem weittragenden Plane näher bekannt zu machen; wir nehmen die Schrift:



Walbert's Episthof von Hamburg, und die Idee eines aochd-  
schen Patriarchats. Von Colmar Grünhagen. Leipzig,  
Brochhaus 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Walbert's Patriarchatsidee wurde mit ihm zugrabe ge-  
tragen und von seinen Spättern wieder aufgenommen. Wo-  
zu und warum sie scheitern mußte, wird von Grünhagen wei-  
ter ausgeführt und mag bei ihm nachgesehen werden. Wäre  
er damit durchgedrungen, das Patriarchat zu erlangen, oder  
was dasselbe ist, wäre Kaiser Heinrich III. ein längeres Leben  
beschieden gewesen, so würden, wie Grünhagen mit Recht her-  
vorhebt, die Folgen für die Gestaltung der ganzen europäischen  
Geschichte unbeschreiblich gewesen sein. Der „Patriarch des Nor-  
dens“ würde sehr wahrscheinlich vom Kaiser während der Con-  
flikte in den nächsten Jahrzehenden zum Gegenpaps gewählt,  
Süd- und Nordeuropa damit auseinandergefallen, dem deut-  
schen Gegenpaps würde, wenn nicht das ganze Deutschland,  
doch der größte Theil von Deutschland sich unterworfen haben,  
die in fortschreitender Christianisierung und Germanisierung be-  
griffenen Slaven würden, wie die skandinavischen Reiche, die  
den Patriarchen schon anerkannten, in das Reich des Patri-  
archats mit eingetreten und endlich die Idee einer allgemein  
germanischen Kirche schon damals ausgeführt und dadurch die  
Reformation und die Zersplitterung Deutschlands verhindert wor-  
den sein. Denn unter einem deutschen und zwar norddeutschen  
Paps oder Patriarchen würde sich das Kirchenthum in ganz  
andere Wege haben fortentwickeln und reinigen können, als  
in der Abhängigkeit vom römischen Paps und Clerus. Doch  
auch von dieser Seite der Grünhagen'schen Schrift abge-  
hen, gewährt sie auch ein hohes biographisches Interesse.  
Das Leben des folgen Walbert schließt wie eine echte Tragö-  
die: unter dem Zusammenbruch seiner hochfliegenden Pläne stürzt  
plötzlich auch der ganze Mensch zusammen, der Gewalt des selbst  
herzugerufenen Schicksals erliegend, das doch mächtiger war als  
er. Walbert's innere und äußere Verfall wirkt in der einfachen  
Darstellung des Adam von Bremen, welche Grünhagen mit Recht  
den künftigen vorzugeweiht zugrunde gelegt hat, wahrhaft er-  
gänzend und erschütternd, und in der That können die Lamar-  
tin, Thiers und andere moderne Geschichtsschreiber, die mit sich  
nicht ihrem Publicum zu kollektiven lieben, von dem alten Ge-  
schichtsschreiber des hamburget Erzbisthums in den wesentli-  
chen Eckdaten historischer und biographischer Kunst noch sehr viel  
lernen. H. M.

## Notizen.

### Eine Schugrede für die Philosophie.

Die von Braniff beim Antritt seines Rectorats gehaltene  
Rede hat wegen des darin enthaltenen Protests gegen die Vor-  
rede zur dritten Auflage der Stahl'schen „Rechtsphilosophie“,  
nicht verfehlt, in den Kreisen der Universitätsbildung einiges  
Aufsehen zu erregen. Sie ist seitdem dem größern Publicum  
zugänglich gemacht worden und unter folgendem Titel im Buch-  
handel erschienen:

Ueber die Würde der Philosophie und ihr Recht im Leben der  
Mensch. Rede beim Antritt des Rectorats von C. S. Braniff.  
Berlin, Guttentag. 1854. 8. 5 Ngr.

Der Verfasser sucht in seiner sehr klar und präcis stil-  
förmigen Rede nachzuweisen, einmal daß die Philosophie, wenn  
auch für den Augenblick etwas in den Hintergrund getreten,  
doch nicht, wie man von gewissen Seiten behauptet, vergessen  
und verschwunden sei, sodann was sie für die geistige Ent-  
wicklung des deutschen Volks und der Menschheit geleistet  
und welche Aufgabe sie überhaupt zu erfüllen habe. Gegen-  
über der Versicherung Stahl's, daß, nachdem die öffentliche Re-  
ligion selbst die Wahrheit geworden, die Philosophie nur dann  
ein Nationalgut sein könne, wenn sie in Uebereinstimmung mit  
der öffentlichen Religion, wenn sie im Dienste der Kirche stehe  
— dieser Versicherung gegenüber fragt Braniff: ob denn die

Kluft zwischen Naturbewußtsein und Gottesbewußtsein ausge-  
füllt, ob sie nicht vielmehr größer, klaffender geworden sei?  
Ob zwischen den realen Wissenschaften und der Theologie tiefere  
Friede bestehe? Ob unsere Naturwissenschaft, unsere Geologie  
und Astronomie etwa mit der biblischen Naturanschauung über-  
einstimmen, oder ob auch sie vielleicht in den Dienst der Kirche  
zu treten hätten? Ebenso wenig als die Naturwissenschaft könnte  
aber die Philosophie dem ihr ertheilten Rath befolgen, in den  
Dienst der Kirche zu treten oder nach städtischem Ansehen  
„umgelenkt“. Braniff fragt mit Recht: ob es denn möglich  
sein sollte, den Beweis zu führen, daß Lessing in der deutschen  
Nation mehr für echte Frömmigkeit gewirkt habe als z. B.  
der Pastor Göge. Zum Schluß fordert der Redner seine Zu-  
hörer auf, es derer in ihrem Manneswirken durch die That  
zu bekunden, daß in ihrem Bildungsgange die Philosophie für  
sie nicht stumm geblieben sei, und erinnert sie daran, daß sie  
einem Staate angehören, welcher das Geburtsland Wolffs und  
Kant's und der Schauplatz ihrer Thätigkeit gewesen, in welchem  
Fichte und Hegel ihre zweite Heimat gefunden hätten und  
dem zuletzt selbst noch Schelling in seinen letzten Lebensjahren  
angehört habe. Wer sind ebenfalls der Ansicht, daß die Phi-  
losophie ewig sein werde, daß ohne ihr Alles vergriffenendes  
und durchdringendes Princip ein wahrhafter Fortschritt nicht  
gedacht werden könne; wir bedauern mit Braniff, daß auch  
von anderer Seite, von der der realen Wissenschaften, sich  
jetzt ein Widerstand gegen die Einwirkung aller und jeder Phi-  
losophie wahrnehmbar macht, der ebenfalls sein Bedenkliches  
hat, indem er sie einer zu materialistischen Richtung in die  
Arme zu führen droht; wir können und aber auch nicht ver-  
hehlen, daß die Philosophie eine zeitlang nach allen Seiten  
hin einen Druck auszuüben und mit ihren die reale Anschauung  
und die unmittelbare gesunde Schöpfungskraft nicht wenig benen-  
den Kategorien und Terminologien als Gebiete der Geistesthätig-  
keit, der Kunst, der Wissenschaft, selbst die Theologie und den  
Staat in einer Weise zu beherrschen suchte, daß ein Rückschlag  
unvermeidlich war. Wenn sie sich von diesem erst erholt hat,  
wird sie den rechten Weg, wie wir hoffen, schon zu finden, zu  
wandeln und Andern vorzuzeichnen wissen.

### Publicationen des Evangelischen Vereins.

Es liegt uns eine ganze Anzahl von den Publicationen  
des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke (Berlin, W.  
Schulze) vor, in denen zum Theil sehr wichtige oder wenigstens  
interessante Gegenstände besprochen werden, natürlich vom  
Standpunkte des Vereins, in dessen Dienste sie verfaßt sind.  
Doch wird auch Derjenige, der sich mit dem religiösen Ver-  
einsweisen nicht befreunden kann oder kein bedeutendes Resultat  
davon erwartet, Vieles daraus lernen können, was ihm von  
Nutzen sein oder zur Anregung dienen wird. Ohne uns auf  
eine gründlichere Prüfung oder ausführlichere Inhaltsangabe  
einzulassen, nennen wir die Titel der Schriften, die auf  
dem Titel sämmtlich als Vorträge bezeichnet sind, welche auf  
Veranlassung des Vereins vor dem betreffenden Publicum ge-  
halten wurden: „Das religiöse Leben im Islam“, von H.  
Abeken, worin der Verfasser einerseits die günstigen Wirkungen  
des Islam auf seine Anhänger hervorhebt, dann aber auch  
seine Schattenseiten beleuchtet und unter Andern interessante  
Bemerkungen darüber macht, woran es liegt, daß die bilden-  
den Künste außer der Baukunst gar keinen Vortheil und keine  
Befruchtung vom Islam gehabt haben, und daß außer bei den  
Persern nirgends die alte Heldensage in die Dichtungen des  
Islam übergegangen ist. Ferner: „Jerusalem, seine Vergelt, Ge-  
genwart und Zukunft in der Zeit und nach der Zeit und des  
evangelischen Christen Stellung zu ihr“, von Friedrich Liebe-  
trutz; „Die göttliche Stufenordnung im Alten Testament“  
(aus der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und  
christliches Leben“ besonders abgedruckt und erweitert), von  
dem Generalsuperintendenten und Hof- und Domprediger M.  
Hoffmann; „Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum und

in der christlichen Zeit"; von dem durch seine Briefe über englisches Schul- und Erziehungswesen bekannt gewordenen L. Wiese; „Das Gedächtniß der Gerechten bleibt in Ewigkeit“, ein Rückblick auf das Leben des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und seiner Gemahlin Sibylla, von K. F. Schökel; „Die Bewohner der Osthüfte Südafrikas“, vom Missionar Schultze, wobei wir bemerken, daß wir überhaupt die kleinsten Früchte des Missionswesens, wenigstens des deutschen, in dem mancherlei Material erkennen, welches dadurch unsern ethnographischen, geographischen und linguistischen Kenntnissen fortwährend zugeführt wird; „Das Handwerk und die Künste in der christlichen Gesellschaft vornehmlich in Deutschland“, von E. Firsich. In demselben Verlage erschien, sich durch Inhalt wie durch Format und Ausstattung jenen Vorträgen anschließend: „Die katholischen Widerlegungen. Eine Begleitungsschrift zur vierten Auflage meiner Vorträge über den Protestantismus als politisches Princip“, von F. J. Stahl. Der berühmte Verfasser widerlegt darin namentlich einen Artikel der „Volkschalle“ und zwei Schriften von Rintel und Reinkens, die gegen seine Vorträge „Ueber den Protestantismus als politisches Princip“ gerichtet waren. Unter Anderm bleibt Stahl auf seiner Behauptung bestehen, daß in der katholischen Theologie und ganz besonders im Jesuitenorden der Tyrannenmord gelehrt wurde und daß das Decret des Ordensgenerals Aquaviva diese Lehre nicht unbedingt, sondern nur in ihrem Extrem verbiete. **S. W.**

### Bibliographie.

- Baader's, F. v., sämtliche Werke. 7ter Band. — A. u. d. T.: Gesammelte Schriften zur Religionsphilosophie. 1ster Band. Herausgegeben von F. Hoffmann. Leipzig, Bethmann. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
- Bayer, J., Aethetisch für weitere Kreise. 1stes Heft. Prag, Mercy. Gr. 8. 8 Ngr.
- Bodemann, F. W., Gesammelte Briefe von, an und über Martin Boos nebst Auszügen aus seinen Tagebüchern und sonstigem schriftlichen Nachlasse. Ein Nachtrag zu seiner Lebensgeschichte. Frankfurt a. M., Hermann. 1854. 8. 10 Ngr.
- Brunner, C., Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Zwei Bände. Wien, Gref. 8. 2 Thlr.
- Bucher, L., Der Parlamentarismus wie er ist. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Demotrites oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Von dem Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“. 5te sorgfältig erläuterte Original-Auflage. Broß 6 Bände. Stuttgart, Kieger. 1854. Gr. 16. 7 Thlr.
- Egli, C., Wilde und zahme Rosen. Zürich, Kieseling. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Feger, J., Der katholische Pilger in Rom. Regensburg, Manz. 8. 2 1/2 Ngr.
- Genée, R., Das Wunder. Eine Komödie in vier Akten. Berlin, Besser. 1854. 8. 20 Ngr.
- Gengenbach, Pamphilus. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte der reformationszeit. Herausgegeben von K. Gödke. 1ste Lieferung. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Reßner. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Firsich, R., Fieber ohne Fieberfieber. 2te vermehrte Auflage. Wien, Gref. 32. 1 Thlr.
- Kugler, F., Geschichte der Baukunst. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

- Kugler, F., Handbuch der Kunstgeschichte. 3te vom Verfasser ganz umgearbeitete Auflage. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
- Marinelli, C., Des Sängers Pilgerfahrt. Wien, Fischer's Erbe u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Marx, A. B., Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege. Methode der Musik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Reßner, A., Reiseblätter gesammelt zwischen Venedig und Amsterdam. Zwei Bändchen. Innsbruck, Wagner. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Petersen, C., Ueber die Bedeutung mythologischer Darstellungen an Geschenken bei den Griechen. Eine Festgabe. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 8 Ngr.
- Potto, Elise, Russische Märchen, Phantasien und Skizzen. Mit Illustrationen in Holzschnitten nach Zeichnungen von J. C. Ködel und E. Schlied. 2te neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Barth. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Raumer, A. v., Die doppelte Recension des Textes von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Einige philologische Bemerkungen. Programm. Erlangen, Masing. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.
- Reuter, F., Räuschen und Riemels. Plattdeutsche Gedichte weiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart. 2te durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Anklam, Diege. 1854. Gr. 12. 1 Thlr.
- Reich, L., Wanderblüthen aus dem Gedächtnisse eines Malers. Mit 1 Titelblatt von A. Gleichauf und Bildern von L. Reich, auf Stein gezeichnet von S. R. Feinemann. Karlsruhe, Gessner. Br. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Reinkens, J., Clemens von Rom. Nebst drei kleineren Legenden. Breslau, Herbolz. 8. 1 Thlr.
- Schäfer, L., Lorenzbrüder. 10te Auflage. Berlin, Weid u. Comp. 16. 2 Thlr.
- Schleiden, M. J., Studien. Populäre Vorträge. Mit 1 Ansicht der Porta del popolo in Rom, 1 Karte und 3 lithographirten Tafeln. Leipzig, B. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.
- Schlichtkrull, Aline v., Chapell Gougain. Roman in zwei Abtheilungen. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Der Cardinal von Richelieu. Roman. Vier Bände. Götting, Heyn. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.
- Schwerin, Franziska Gräfin, Geachtet und Gedachtet. Roman. Zwei Theile. Berlin, Huber. 8. 3 Thlr.
- Siebert, C., Grundlagen zur ältesten Geschichte des bayerischen Hauptvolkstammes und seiner Fürsten. Mit 1 Karte. München, Franz. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
- Strauß, B. v., Erzählungen. Gesammelte und Neue. 2ter und 3ter Band. — A. u. d. T.: Lebensfragen in Erzählungen und Gesprächen. Zwei Bände. Heidelberg, K. Winter. 8. 2 Thlr.

### Tagesliteratur.

- Erklärung der theologischen Facultät zu Göttingen in Veranlassung ihrer Denkschrift „über die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens“. Göttingen, Dieterich. 1854. Hoch 4. 12 Ngr.
- Die polnische Frage vom deutschen Standpunkt betrachtet. Von einem deutschen Staatsmann. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.
- Die katholischen Interessen in den preussischen Kammern des Jahres 1853—54. Düsseldorf, Engels u. Tensch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
- Scheurl, C. G. A. v., Rede beim Antritte des Prorektorats der kön. bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 4. November 1854 gehalten. Erlangen, Masing. 1854. Gr. 4. 1 1/2 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2½ Ngr.)

## Neue im Jahre 1854 erschienene Verlagsbücher der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen.

- Ewald, H.**, Die Alterthümer des Volkes Israel. 2te Ausgabe. (Anhang zum 2ten und 3ten Bande der Geschichte des Volkes Israel bis Christus.) Gr.-8. Geh. 1 Thlr. 23½ Ngr.  
Ewald's Geschichte Israels. 2te Ausgabe. Band 1—4. 10 Thlr. 15 Ngr.
- Ewald, H.**, Geschichte des Volkes Israel. Band V. 2 Thlr.
- Grimm, J.**, Deutsche Mythologie. Zwei Theile. 3te Ausgabe. Gr. 8. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr.
- Pöhlgen.** Zeitschrift für das klassische Alterthum. Herausgegeben von F. W. Schneidewin. Jahrgang IX. Heft 1—4. 5 Thlr.
- Da Doreid's** genealogisch-etymologisches Handbuch. Herausgegeben von F. Wüstenfeld. Theil II. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Dieterich, Fr.**, Die drei Johanneischen Briefe. Mit einem vollständigen theologischen Commentar. Band II. Lieferung 1, den Commentar zu I. Joh. II, 20—V, 5 enthaltend. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Dasselbe. Band I. 2 Thlr.
- Eyler, H.**, Lehrbuch des Römischen Rechts. 1ster Band. Einleitung in das Römische Privatrecht. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.  
Dieses Werk ist für Juristen, namentlich auch für Studierende von großer Bedeutung.
- Grimm, J.**, Deutsche Rechtsalterthümer. 2te unveränderte Ausgabe. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.
- Haug, M.**, Ueber die Phelewi-Sprache und den Bundeseß. 8. Geh. 6 Ngr.
- Hausmann, J. F. L.**, Beiträge zur Kenntniß der Eisenstein-Schmelzen nebst einem geologischen Anhang. (Aus den Studien des Göttingischen Vereins u.) Gr. 8. Geh. 16 Ngr.
- Studen des Göttingischen Vereins** Beramännischer Freunde, herausgegeben von J. F. L. Hausmann. Band VI. Heft 3. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.
- Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde**, herausgegeben von J. W. Wolf. Band II. Heft 1—4. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Frauenbilder**, herausgegeben von H. Hofer. 16. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Recueil nouveau général de traités, conventions et autres transactions remarquables etc.** par Ch. Murhard et J. Pinhas. Vol. XII. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.  
(Martens Recueil, 40 Bände, 143 Thlr. 20 Ngr. kosten in herabgesetztem Preis 80 Thlr.)
- Berthold, A. A.**, Der Heerwurm, gebildet von Larven der Thomas-Trauermücke, Sciara Thomae. Mit 1 Kupfer-tafel. Gr. 4. 20 Ngr.
- Schneidewin, F. W.**, Ueber die Trachinierinnen des Sophocles. Gr. 4. 12 Ngr.
- Waltz, G.**, Ueber die altheutsche Hufe. Gr. 4. 16 Ngr.
- Conradi, J. W. H.**, Bemerkungen über die gastrischen Fieber. Gr. 4. 10 Ngr.
- Ewald, H.**, Abhandlung über des Aethiopischen Buches Henoch Entstehung, Sinn und Zusammensetzung. Gr. 4. 24 Ngr.
- Grotefend, G. F.**, Erläuterung zweier Ausschreiben des Königes Nebukadnezar in einfacher babylonischer Keilschrift mit Zugaben. Nebst 1 Steindrucktafel. Gr. 4. 20 Ngr.
- Erläuterung den babylonischen Keilschriften aus Behisun. Mit 1 Steindrucktafel. Gr. 4. 15 Ngr.
- Schneidewin, F. G.**, De hypothesibus tragoediarum graecarum Aristophani Bysantio vindicandis commentatio. Gr. 4. 12 Ngr.
- Wöhler, F.**, Ueber das Telluräthyl. Gr. 4. 5 Ngr.
- Denkmäler der alten Kunst, nach Auswahl und Anordnung von C. O. Müller. Zweite Bearbeitung durch Friedr. Wieseler. Band I. 5 Thlr.  
(Band II. Lieferung 1—4. 1ste Auflage. 4 Thlr.)
- Raff, G. Chr.**, Naturgeschichte für Kinder. 15te Auflage. Gr. 8. Gebunden mit schwarzen Kupfern 1 Thlr. Gebunden mit illuminirten Kupfern 1 Thlr. 16 Ngr.
- Dörner, J. A.**, Abwehr ungerechter Angriffe des Herrn Prof. Dr. Hengstenberg gegen zwei Mitglieder der theologischen Facultät der Georgia Augusta. Gr. 8. Geh. 5 Ngr.
- Grisebach, A.**, Grundriss der systematischen Botanik. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.
- Hilhorn, G.**, Die Homilien und Recognitionen des Clemens Romanus, nach ihrem Ursprung und Inhalt dargestellt. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Waltz, G.**, Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Bänden. 2ter Band. 2tes Buch. 2te Hälfte. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.
- Jahrbücher der Biblischen Wissenschaft.** Herausgegeben von H. Ewald. 6tes Jahrbuch. 1853—54. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
- Thöl, P.**, Das Handelsrecht. Band I. Auflage 3. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Boigtman, Prof.**, Das Gesetz der Polarität der Sprache. Ein Versuch, schwierige etymologische Fragen auf Grundlage dieses Gesetzes naturgemäß zu lösen. 4. Geh. 12 Ngr.
- Glossarium latinum bibliothecae Parisinae antiquissimum primum ed. et adnotationibus illustravit Prof. Dr. G. F. Hildebrand.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.
- Ueber die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens. Eine Denkschrift der theologischen Facultät in Göttingen. Lex.-8. Geh. 7½ Ngr.
- Erklärung der theologischen Facultät zu Göttingen in Veranlassung ihrer Denkschrift „Ueber die gegenwärtige Krisis“ etc. Lex.-8. Geh. 12 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen sind von nachstehenden für 1855 bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften **Probenummern** oder **Prospecte** zu erhalten:

### Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Margraff**.

4. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

Werden in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2½ Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thln. beigelegt.

### Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Venz**.

8. Der Jahrgang 12 Thlr.; das Halbjahr 6 Thlr.; das Vierteljahr 3 Thlr.

Wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2½ Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thln. beigelegt.

### Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow**.

Werden in wöchentlichen Nummern zu 1 Bogen oder in monatlichen Heften zu 4—5 Bogen ausgegeben. 8. Vierteljährlich 16 Rgr. **Insertate** werden nicht aufgenommen. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

### Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Redacteur: **M. J. C. Bolbeding**.

Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Rgr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

### für das lesende Publicum.

Im Verlage von **Paul Cotta** in Rötten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie in allen guten **Leihbibliotheken** vorrätig:

### „Glein.“

Historischer Roman in drei Büchern von **Klede**.

8. Drei Bände. Glog. broch. Preis 4 Thlr.

Dieser Roman reiht sich den von demselben Verfasser früher erschienenen literar.-historischen Romanen: „**Leising**“, „**Herder**“, „**A. S. Karstein**“, „**Parnas zu Braunschweig**“, an und schildert das freundschaftliche Zusammenwirken des Halberstädter Freundschaftsbundes. U. J. Klost, Hamler, Weiße, Sulzer, Leising, Klopstock, Lange, Gellert, Jacobi, Michaelis, Klammer Schmidt, Stolberg, Heine, Lavater, der Naturdichter Giller und Klein als Mittelpunkt dieser Gruppe treten darin auf. Das Ganze ist mit interessanten Episoden aus dem siebenjährigen Kriege durchwebt und mit der dem Verfasser eigenkönnlichen Lebendigkeit der Anschauung lebenswahr und technisch vollendet erzählt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Carriere (Moriz), Das Wesen und die

Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarisch-philosophischen Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Rgr.

Der als philosophischer und besonders ästhetischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser versucht in diesem Werke, aus der Blüte der deutschen Poesie die wissenschaftlichen Resultate zu ziehen, an der Hand der Literaturgeschichte eine Kunsttheorie aufzubauen und so Das, was Gervinus, Ditsch, Müller, Jakob und Wilhelm Grimm u. A. erbeutet haben, für die Poetik fruchtbar zu machen. Zur Erläuterung sind einige literarische Charakteristiken beigelegt und die drei Beilagen berühren das Epos, die Lyrik (Goethe) und das Drama (Schiller), so daß sich Alles zu einem planvollen Ganzen abrundet. Ein Hauptvorzug dieser Poetik Carriere's vor andern ähnlichen Werken besteht noch darin, daß er über Aesthetik auch ästhetisch zu schreiben, die Darstellung so zu halten sucht, daß die wissenschaftliche Gelehrsamkeit zugleich in geschicklicher Form und verständlich auftritt, ein Umstand, der das Werk dem größern Publicum noch willkommener machen wird.

## Das Deutsche Kunstblatt

unter Mitwirkung von **Kugler** in Berlin — **Passavant** in Frankfurt — **Waagen** in Berlin — **Biegmann** in Düsseldorf — **Schnaase** in Berlin — **Förster** in München — **Eitelberger v. Edelberg** in Wien.

Redigirt von **J. Eggers** in Berlin.

hat den sechsten Jahrgang seiner Wirksamkeit begonnen. Es verfolgt die Bewegungen auf dem Kunstgebiete der Gegenwart, sowie die Einwirkung der Kunst auf das Gewerbe, gibt die Resultate der mittelalterlichen Forschungen, bespricht die neuen Erscheinungen und ist das Central-Organ der deutschen Kunstvereine. Das mit ihm verbundene Literaturblatt, welches bisher eine eingehende Kritik der neuern poetischen Erscheinungen in bestimmter, charaktervoller Richtung verfolgte, wird im neuen Jahre auch gehaltvolle Aufsätze in Bezug auf frühere Entwicklungsperioden der schönen Literatur und die literar.-ästhetischen Fragen der Gegenwart bringen. Artistische Beigaben begleiten den Text je nach Bedürfnis. Der Preis des Quartals ist 1 Thlr. 20 Sgr., und kann das Blatt dafür durch jede Buchhandlung, wie auf allen Postämtern bezogen werden. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

**Heinrich Schindler** in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 4.

25. Januar 1855.

Inhalt: Moriz Carriere. Von Adolf Zeising. — Sprichwörter der Krimschen Latoren. Von Julius Witmann. — Bühnen-  
 reise und Bühnenkritik. Von Hermann Warggraf. — Bücherchau: Die Kunst Betreffendes. — Aus Paris. — Notizen.  
 — Bibliographie. — Anzeigen.

## Moriz Carriere.

Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarisch-kritischen Erläuterungen. Von Moriz Carriere. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ebenso bedeutend durch seinen Gehalt als anziehend durch seine Form, ist das vorliegende Werk eine für die Wissenschaft als solche wie für die Verbreitung derselben in weiten Kreisen gleich werth- und verdienstvolle Erscheinung. Dies hier von vornherein mit aller Bestimmtheit und Entschiedenheit auszusprechen, fühle ich mich umso mehr veranlaßt, als ihm ein Urtheil in den „Grenzboten“ nur die Bedeutung einer popularisirenden Schrift beilegt, ja geradezu erklärt hat, daß sein wissenschaftlicher Werth gleich Null sei. Carriere hat hierauf in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ (1854, Nr. 289) bereits selbst gebührend geantwortet und auf mehrere der Punkte hingewiesen, die allein schon hinreichen, dem Buche eine wissenschaftliche Bedeutung zu geben; nichts-  
 destoweniger wird es zweckmäßig sein, wenn auch ein Dritter in dieser Angelegenheit das Wort ergreift, ein mal weil jene Erwiderung nur sehr kurz gehalten ist und sich nur auf Andeutungen beschränkt, sodann weil ein Urtheil in eigener Sache leicht der Bemistragung ausgesetzt ist.

Auf eine eigentliche Begründung ihrer Ansicht lassen sich die „Grenzboten“ nicht ein. Sie hätte in dem Nachweis bestehen müssen, daß die wissenschaftliche Erkenntniß der Poesie durch alles Das, was Carriere darüber bringt, auf keine Weise gefördert werde, daß seine Ansichten sowohl von Seiten ihres Inhalts als auch von Seiten ihrer Entwicklung und Darstellung sämmtlich veraltet ausgesprochen und schon Gemeingut geworden, oder, sofern sie über das Bekannte hinausgingen, falsch und unhaltbar seien, daß Alles, was vom Verfasser ausgeht, bloß als vage Behauptung hingestellt, durch keine inneren Gründe unterstützt, durch keine Thatfachen der Erfahrung und Beobachtung bewahrt werden, daß in seinem Ideen keine Einheit, in seinem Vortrage keine Klarheit, in seinem Entwicklungsgange keine Planmäßigkeit herrsche u. s. w. Von einem solchen Nachweis findet sich in dem Urtheil der „Grenzboten“ nichts, oder sie müßten denn etwa darin eine Motivirung ihrer Ansicht geliefert zu haben glauben, wenn sie unter Anderm, um auf den Ideengang des Verfassers den Schein der Planlosigkeit zu werfen, die von der oberflächlichsten Kenntnißnahme zeugende, durch nichts zu rechtfertigende Behauptung aufstellen, der Verfasser habe sich bei dem Fortschritt seiner Entwicklung durch zufällig ihm einfallende Stellen von Dichtern oder andern Aesthetikern leiten lassen, während in Wahrheit die angezogenen Stellen nur als Unterstüzungen und Belege für eigene Ansichten und zwar stets an solchen Orten eingefügt sind, wo sie dem wissenschaftlichen Gedankengange des Verfassers entsprechen und nicht wenig zur Veranschaulichung und Belebung desselben beitragen. Allerdings ist die Einkleidung der Ideen nicht gerade eine schulgemäße oder streng-dialektische. Der Autor hat, weil er nicht bloß für esoterische, sondern auch für exoterische Kreise schreiben wollte, darauf verzichtet, die Ergebnisse seiner ästhetischen Forschungen und Untersuchungen in derjenigen Form und Reihenfolge zu geben, wie sie sich innerhalb des Denkprocesses nach Satz, Gegensatz und Vermittelung entwickeln; er hat darauf verzichtet, seine Gedanken zu denen seiner Vorgänger in scharfer Opposition zu setzen und zu einem einseitig für sich bestehenden System abzuschließen; er hat darauf verzichtet, die Fortschritte, welche die Aesthetik ihm zu verdanken hat, besonders hervorzuheben und dieselben durch ausführliche Raisonsnements und Beweisführungen zu erhärten. Aber darum behaupten zu wollen, der Entwicklungsgang seiner Schrift sei ein zufälliger und planloser und die ganze Form derselben sei eine unwissenschaftliche, kann nur Dem einfallen, der mit pedantischer Engherzigkeit und Einseitigkeit in jenen schulgemäßen Formen befangen ist und nicht die Fähigkeit besitzt, auch in der freieren Bewegung das ihr zugrunde liegende Gesetz und unter dem verhüllenden Fleiß die strengern und festern Fügungen des Knochenbaus zu erkennen, oder wer sich so sehr in die Luft zur Negation verlor, daß er, bewußt oder unbewußt, an allen

Erscheinungen gerade nur diejenige Seite ins Auge faßt, welche uns zum Bewußtsein bringt, was die Erscheinung als solche nicht ist. Eine solche Seite muß natürlich jede einzelne Erscheinung haben, weil sie eben als solche nicht Alles ist und nicht Alles sein kann. Vermag sie doch ohne eine solche Selbstbegrenzung, ohne eine solche Beschränkung auf alles Andere gar nicht dazu zu gelangen, auch für sich etwas zu sein und das Gepräge der Einzelvollkommenheit zu tragen. Wer also aus Lust zur Negation nur darauf ausgeht, die Rehr- oder Schattenseiten der Erscheinungen hervorzuheben, hat das leichteste Spiel von der Welt, und es gehört dazu bei weitem nicht soviel Scharfsinn, als manche Leute dahinter suchen. Braucht man doch z. B. von einem Sommerrock nur zu fordern, daß er auch die Dienste eines Winterrocks leiste, oder von ein paar Tanzschuhen, daß sie als Wasserstiefeln dienen, so wird man mit Leichtigkeit die Unbrauchbarkeit dieser Dinge, wenn sie auch der Bestimmung, der sie ihr Dasein verdanken, noch so gut entsprechen sollten, beweisen können. Viel anders ist aber das Verfahren der „Grenzboten“ dem Carrière'schen Werke gegenüber durchaus nicht. Obgleich es auf der Hand liegt, daß der Autor auf die strengere Form selbstbewußt und freiwillig verzichtet hat und daß ihn hierbei nicht etwa ein Haschen nach leichter Popularität, sondern das anerkennungswürdige Bestreben, die Darstellung mit dem Object der Darstellung in Einklang zu bringen, geleitet hat, so beurtheilen die „Grenzboten“ doch die von ihm gewählte Form gerade so, als sei er nur aus Unvermögen in dieselbe verfallen oder als sei die freiere Einkleidung wissenschaftlicher Ideen überhaupt eine schlechthin underechtfertigte oder wenigstens nur für einen sehr untergeordneten Zweck arbeitende, und fertigen sie mit der angenommenen Miene strenger Wissenschaftlichkeit ab. Daß es ihnen dabei um die Strenge der Wissenschaft wirklich und aufrichtig zu thun gewesen sei, diesen Eindruck gewinnt man aus der höchst saloppen Haltung der Recension wenigstens nicht; vielmehr fühlt man sich durch dieselbe zu der Meinung hingedrängt, daß sie im umgekehrten Falle wahrscheinlich gerade umgekehrt geurtheilt, nämlich von dem Buche, wenn es in schulgemäßer oder strengdialectischer Form geschrieben wäre, eine freiere, dem Schönen angemessenere und allgemein zugänglichere Darstellung verlangt haben würden; zu dieser Vermuthung wird man aber unter Anderm auch dadurch veranlaßt, daß sie sich vor kurzem in einer Besprechung der Wischer'schen „Aesthetik“, welche sich in jener strengen Form bewegt, vorzugsweise mit der Aufzählung kleiner stilistischer Mängel befaßt und der wissenschaftlichen Entwicklung gar wenig Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Unter solchen Umständen ist es denn freilich nicht leicht, dem Verdammungsurtheil der „Grenzboten“ zu entgehen, desto leichter aber, dieses Urtheil selbst umzuwerfen und seine Richtigkeit zu erweisen. Im vorliegenden Falle aber wird ohne Zweifel die allgemeine Stimme selbst als höhere Instanz die Nullification desselben übernehmen, da die unter allen Verhältnissen höchst schwie-

rige Aufgabe, dem Bedürfnis des Schönheitsgefühls und dem Begriffskreise der allgemeinen Bildung zu genügen, und zugleich auch die Forderungen der Wissenschaft im Auge zu behalten und wesentlich zu ihrer Förderung und Bereicherung beizutragen, kaum von einem ästhetischen Werke glücklicher und vollkommener gelöst werden kann als von dem hier in Rede stehenden. Um freilich nicht bloß die für die weitem Kreise darin niedergelegten Belehrungen daraus zu schöpfen, sondern auch Schritt für Schritt die speculative Bedeutung und die philosophische Entwicklung der Ideen herauszuerkennen und überall zu durchschauen, worin der Verfasser über die früheren Systeme hinausgeht und zur Lösung bisher ungelöster Probleme wesentlich beiträgt, muß man mit allen den Anstrengungen und Kämpfen, welche die Wissenschaft des Schönen von Platon ab bis jetzt durchzumachen gehabt hat, und mit den Gegensätzen und Widersprüchen, deren Ueberwindung ihr namenlos in neuerer Zeit als Ziel vorgeschwebt hat, auf das innigste vertraut sein, weil man sonst leicht eine von der Wissenschaft erst nach schweren Kämpfen errungene Wahrheit gerade darum, weil sie dem unmittelbaren Gefühl entspricht, als etwas längst Erkanntes und Begriffenes ansehen kann, während es bis dahin doch nur ein dunkel Geahntes; mit den Principien der Erkenntnis aber noch nicht in Einklang Gebrachtes war. Diese Verkenntnis wissenschaftlicher Errungenschaften ist aber für den Uneingeweihten um so eher dann möglich, wenn dieselben, wie in dem vorliegenden Buche, in einer dem unmittelbaren Gefühl näherliegenden und zugänglicheren Form mitgetheilt werden, weil der altkluge Verstand durch diese ihre entgegenkommende Form verführt wird, sich einzubilden, daß er Das, was ihm hier gesagt wird, schon lange gewußt habe, während er es in der That nicht wußte, sondern es nur dem Gefühl papagaienartig nachsagte oder allenfalls aphoristisch darüber raisonnirte. Der einseitige, in sich selbst befangene Verstand wird vielleicht geneigt sein, hiergegen zu erwidern: wenn die letzten Errungenschaften der Wissenschaft doch zuletzt nur auf Wahrheiten hinausliefen, die das Gefühl und er selbst mit ihm von Anfang an innegehabt hätten, so sei die ganze Wissenschaft etwas Unnützes, Entbehrliches; hiermit aber bricht der Verstand zugleich über sich selbst den Stab; denn indem er vom unmittelbaren Genuß des Schönen zum Raisonnement fortgeschreitet, reißt auch er sich bereits vom Gefühl los; und gerade um diesen Bruch von Verstand und Gefühl zu überwinden und beiden gerecht zu werden, ist die Wissenschaft nothwendig, und es ist daher auch ganz natürlich, daß die Wissenschaft, nachdem sie anfangs mit dem Verstande sich immer weiter vom unmittelbaren Gefühl entfernt, zuletzt wieder zu demselben zurückkehren und darthun muß, daß Dasjenige, was das Gefühl nur dunkel ahnte, auch vor dem Forum des klaren, selbstbewußten Geistes stichhaltig ist. Daher schließt denn auch jede wissenschaftliche Periode zuletzt stets mit solchen Arbeiten ab, welche das Bestreben haben, die Resultate der Speculation wie der Empirie

wieder mit dem Gemeinbewußtsein zu vermitteln und zugleich die letzten Gegensätze und Widersprüche innerhalb der herrschenden Systeme selbst zu überwinden, ähnlich wie das Wachsthum der Pflanze die Kreisläufe seiner Entwicklung damit beschließt, daß es zuletzt aus dem System des Stammes und des Zweigs wieder die Blüthe, Früchte und Samenformen herausstreift und somit zu derjenigen Form zurückkehrt, von welcher es ausgegangen ist, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß diese Form jetzt nicht mehr an den Schoos der dunkeln Erde gebunden ist, sondern in den freien Regionen des Lichts erhöht und vervielfältigt ins Dasein tritt.

In diesem Sinne ist auch die vorliegende Schrift aufzufassen. Sie gehört durch den Baum der Wissenschaft an, die wir die Philosophie des Schönen nennen, aber sie repräsentiert uns nicht sowohl einen einzelnen Ast derselben, sondern sie ist gewissermaßen über das Entwicklungsstadium der dialektischen Zweig- und fundamentalen Holzbildung hinaus, stellt sich uns nicht als trockenes Gerüst, sondern als die anmutige Bekleidung desselben, nicht als das Ansammelnwirken der Factoren innerhalb der Genesis, sondern als das schließliche Product, als Blüthe und Frucht des vorangegangenen Processes dar. Sofern nun während der letzten Entwicklungsperiode der Aesthetik vorzugsweise die Ausgleichung zweier Gegensätze angestrebt ist, nämlich einerseits der Kant'schen Ansicht, daß das Schöne etwas bloß Subjectives, nicht dem Dinge an sich Anhaftendes, sondern bloß innerhalb der Empfindung des aufstrebenden Geistes Existirendes sei, und andererseits der von Schelling ausgehenden Theorie, daß es den Gegenständen selbst inwohne und also eine objective Bedeutung habe: so bewährt sich denn auch der abschließende Charakter der Carriere'schen Schrift hauptsächlich darin, daß in derselben mit einer Entschiedenheit und Klarheit wie in keinem früheren System die Nothwendigkeit einer Mithingigkeit des Subjects und des Objects zur Erzeugung des Schönen anerkannt wird, indem der Verfasser entwickelt, wie das Schöne „im Zusammenwirken von Erscheinungen, welche eine Idee völlig ausdrücken, mit unserm auffassenden Sinnen und mit unserm Geist“ herbeigeführt werde. So einfach und einleuchtend dies scheint, so war es doch innerhalb der Philosophie eine bisher noch nicht ganz zum Durchbruch gekommene Wahrheit; denn selbst Hegel und seine Schule faßten das Schöne im Gegensatz zu Kant noch zu subjectiv, indem sie sich die das Wesen des Schönen ausmachende Einheit des Realen mit dem Idealen zunächst und vorzugsweise nur als die im Object selbst sich vollziehende Identität der Erscheinung mit der Idee vorstellten, dergestalt, daß noch der „Aesthetik“ Fischer's von einem Recensenten der „Literarischen Zeitung“ der allerdings nicht ganz gerechtfertigte Vorwurf gemacht werden konnte, daß er die nachträglich von ihm zur Sprache gebrachte Mitwirkung des Subjects bei der Erzeugung des Schönen nicht aus seiner Grundansicht wirklich entwickelt, sondern bloß erhebe. Ist nun auch, wie gesagt, dieser Vor-

wurf kein ganz gerechter, weil allerdings die Fischer'sche Grundbestimmung des Schönen die Anerkennung des subjectiven Elements bereits involvirt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Fischer diesem Elemente eine viel zu geringe Bedeutung beilegt und es in seinem System viel zu spät zur Entwicklung bringe, während Carriere vom vornherein die ihm gebührende Wichtigkeit hervorhebt und auf diese Weise beiden Elementen, dem subjectiven wie dem objectiven, sogleich am Ausgangspunkt seines Systems gerecht wird. Die ersten Worte seines Werks lauten:

Wir werden unter den Empfindungen von den Zuständen unsers eigenen Wesens auch eines Lustgefühls inne, in welchem unser Dasein erhöht, unser ganzes Gemüth durch ein sinnlich-geistiges Wohlbehagen im Genuße voller Gesundheit befriedigt wird; wir gewahren, daß solch eine Freude im Zusammenwirken bestimmter Gedanken und Eindrücke mit unserer Seele entspringt, wir ahnen, suchen und finden in dem Gegenstande, der sie erregt, dieselbe Harmonie des Geistes und der Natur, dieselbe Aneinsbildung des Idealen und Realen und nennen ihn schön. In der That aber ist die Schönheit weder eine Eigenschaft, die den Dingen an sich zukäme, noch eine Vorstellung, die allein von unserm Bewußtsein erzeugt würde, sondern sie entsteht im fühlenden Geiste, wenn in einem Gegenstande das volle mangellose Sein durch die innigste Vermählung von Geßez und Erscheinung, von Idee und äußerer Wirklichkeit, von Seele und Materie uns entgegenleuchtet, von unsern Sinnen wahrgenommen, von unsern Gedanken erfaßt wird und mit unserm eigenen Selbst verknüpft.

Da haben wir sogleich von vornherein eine die bisherigen Schwankungen so vollkommen ausgleichende und beruhigende Grundbestimmung des Schönen, wie sie kein bisheriges System geliefert hat, und zwar in einer Form, welche trotzdem daß sie mehr den Charakter einer Description als Definition trägt, doch ebenso durch ihre wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit wie durch ihre Wohlgefälligkeit und edle Popularität befriedigt. Ist nun der wissenschaftliche Werth eines Werks, das sich sogleich in seinen ersten Sätzen als ein wesentlicher Fortschritt über die bisherigen Leistungen hinaus, als die reife Frucht einer hundertjährigen wissenschaftlichen Entwicklung documentirt und das mithin auf einer von der Geschichte der Wissenschaft selbst gebauten und daher auf einer ebenso festen als wohlgefügen Grundlage ruht, auf Null anzuschlagen?

Ganz ebenso bedeutend ist aber auch der auf dieser Basis aufgeführte Bau selbst, sowohl in seinem allgemeineren Theil, der sich über das Schöne and die Kunst überhaupt verbreitet, als auch in denjenigen Abschnitten, welche den eigentlichen Gegenstand des Buchs, das Wesen und die Formen der Poesie, speziell ins Auge fassen. In jenem Theil gibt er zunächst eine nähere Darlegung des oben mitgetheilten Grundgedankens; er entwickelt daraus die für die Erzeugung des Schönen einerseits vom Subject, andererseits vom Object zu erfüllenden Bedingungen, z. B. dort die Formen der äußern und innern Wahrnehmung; hier die Eigenschaften der Einheit und Mannichfaltigkeit, der Nothwendigkeit und Freiheit, der Regelmäßigkeit, der Ordnung, des Uebmaßes, der Zweckmäßigkeit, der Verhältnißmäßig-



Zeit, der Geschlossenheit u. s. w., die er alle unter dem Namen der Harmonie zusammenfaßt; er deutet sodann auf die verschiedenen Modificationen des Schönen hin, welche aus einer verschiedenartigen Combination dieser Eigenschaften hervorgehen können, z. B. auf die Gegensätze von Anmuth und Würde; er erörtert sodann die Unterschiede des Naturschönen und Kunstschönen und findet auch hier die glückliche Lösung des Streits über den ästhetischen Werth beider; er geht weiter zur nähern Betrachtung der Kunst insbesondere über, bestimmt sie als die Thätigkeit der Phantasie und diese als die Gattungsgebe des Menschen, eigene Ideen in Formen der Sinne wahrnehmung zu kleiden und dadurch zu offenbaren, oder als die Geisteskraft, im Einzelbild den Gedanken des Ganzen anzuschauen und auszusprechen; erörtert sodann den Gegensatz der idealisirenden und charakteristischen Darstellungsweise und das Wesen des Kunststils überhaupt und wendet sich hierauf zu einer Eintheilung, Charakteristik und Vergleichung der einzelnen Künste, um endlich bei der Poesie als seinem eigentlichen Thema stehen zu bleiben.

Niemand, der überhaupt einen Plan zu verfolgen im Stande ist, wird in diesem Entwicklungsgange einen klaren, naturgemäßen und folgerichtigen Fortschritt vom Allgemeinen zum Speciellen erkennen; ebenso befriedigend wie die Anordnung ist aber auch der Inhalt und der Werth der einzelnen Bestimmungen. Da alles in dieser Abtheilung Zusammenge stellte nur die Bedeutung und den Umfang einer grundlegenden Einleitung hat, so kann natürlich das Meiste nur kurz berührt und angedeutet sein. Aber gerade in dieser kurzen Zusammenstellung zeigt sich, wie sehr der Autor Herr seines Stoffs ist, wie er aus der Masse des sich darbietenden Materials gerade die wesentlichsten und wichtigsten Punkte herausgehoben, wie er mit wenigen, aber bezeichnenden Worten über diese Punkte das Angemessenste und Stichhaltigste gesagt und seiner Darstellung zugleich durch glücklich gewählte Beispiele und stete Beziehung auf wirkliche Erscheinungen den Charakter der Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit verliehen hat. Eine besondere Hervorhebung verdient die Art und Weise, wie er die Künste gliedert, und er hat vollkommen Recht, wenn er seinem Kritiker in den „Grenzboten“, der hierüber völlig schweigt, den Vorwurf macht, es könne derselbe gar nicht verstanden haben, um was es sich hier handle; denn sonst würde er die Sache entweder bekämpft oder anerkannt haben; für wissenschaftlich werthlos könne jene Erörterung nur Derjenige halten, der nicht einmal wisse, wie schwankend und unbefriedigend auch noch Hegel und Vischer in dieser Frage seien. In der That ist dem so, und Carriere betritt wirklich in der von den bisherigen ästhetischen Systemen noch immer nicht befriedigend gelösten Frage über die Gliederung der Künste einen neuen Weg, dem ich umso mehr Verantwortung habe im Allgemeinen meine Zustimmung zu geben, als ich über diesen Gegenstand schon seit längerer Zeit dieselbe Grundansicht gehegt und dieselbe auch bereits in

einem besondern Aufsatze: „Ideen zu einer Classification und Charakteristik der schönen Künste“, in Roach's „Jahrbüchern für speculative Philosophie“ (1846), der dem Autor wahrscheinlich entgangen ist, niedergelegt habe. Der Gedankengang, welcher der Carriere'schen Gliederung zugrunde liegt, ist folgender: „Wenn die Kunst die Verkörperung der Natur, die Darstellung der Wahrheit des Wirklichen sei, so müsse auch das ganze innere wie äußere Sein, so müsse die Welt so gut wie das Reich des Geistes von ihr umfaßt werden. Man breite aber die Natur ihr Wesen in den Formen von Raum und Zeit aus, der Geist hingegen vermittele die äußere Anschauung und die innere Empfindung im Selbstbewußtsein. Die Kunst müsse also ein mal die Dinge in ihrem räumlichen Nebeneinanderbestehen, sie müsse das Nacheinander in der Zeitfolge und das in Raum und Zeit sich entfaltende Leben ergreifen, und sie müsse ebenso die Anschauungsbilder der Seele, ihre Gefühle und ihre Gedankenwelt auffassen. Da aber Natur und Geist für einander da seien und in der Schönheit gerade der Ausdruck ihrer Harmonie erkannt werde, so entsprechen auch beide Regionen einander und es ergebe sich eine Dreierlei von Künsten: die Offenbarung geistiger Anschauung durch die Gestaltung der Materie im Raume, oder die bildende Kunst, die Offenbarung der inneren Gefühle durch die Töne und ihre rhythmische, melodische Folge in der Zeit, oder die Musik, die Offenbarung des Lebens der Welt und der Gedanken des Selbstbewußtseins durch das Wort, oder die Poesie. Im Raume aber gewahre man wieder Dreierlei: die anorganische Materie, die freie organische Individualgestalt und die Wechselwirkung beider im Naturleben; und demgemäß erhalte man drei bildende Künste: Architektur, Sculptur, Malerei.“

Jedem, der mit den bisherigen Systemen genau bekannt ist, muß der Gewinn, den die Wissenschaft insbesondere durch die zuletzt erwähnte Eintheilung der bildenden Künste nach den natürlichen Kategorien des Anorganischen, des Organisch-Individuellen und der Wechselwirkung beider gemacht hat, einleuchten; denn es wird daraus deutlich, daß die Auseinanderlegung der bildenden Kunst in Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei keineswegs auf einem bloßen Zufall, sondern auf einem Gegensatz und dessen Vermittelung beruht, der ganz ebenso, wie in der künstlerischen, auch in der wirklichen Welt existirt. Ganz auf denselben Gegensatz habe auch ich die Gliederung der Kunst, soweit sie auf einer verschiedenen Fassung der Schönheitsidee beruht, basirt, nur daß ich ihn als den Gegensatz des Makrokosmos und des Mikrokosmos bezeichnet, die Vermittelung in dem aus dem Mikrokosmos sich entfaltenden Makrokosmos, d. h. in der Geschichte des Menschenlebens oder der Weltgeschichte gesehen und demgemäß die Architektur als die makrokosmische, die Sculptur als die mikrokosmische und die Malerei als die geschichtliche Plastik charakterisirt habe.

Weniger im Einklange befinde ich mich mit dem Verfasser rücksichtlich der von ihm als Haupttheilung vorangestellten Gliederung der Kunst überhaupt in bil-

denke Kunst, Musik und Poesie. Zwar den Gegensatz von Raum und Zeit und dessen Vermittelung nehme auch ich als Eintheilungsprincip an, wie denn seit Lessing's eidenter Entwicklung im „Laocoon“ über die Bedeutung dieser Grundformen der Erscheinungswelt für die Kunst kein Zweifel mehr obwalten kann. Aber ich weiche darin vom Verfasser ab, daß ich in der Poesie nicht schon eine Vermittelung dieses Gegensatzes, sondern nur eine an die Zeitform geknüpfte, also noch innerhalb des Gegensatzes verharrende Darstellung zu sehen vermag. Allerdings erweckt die Poesie auch räumliche Vorstellungen, aber doch immer nur in successiver zeitlicher Reihenfolge, gerade sowie uns die Malerei auch zeitliche Vorstellungen, jedoch immer nur im räumlichen Nebeneinander vergegenwärtigen kann. Die Poesie wirkt, ebenso wie die Musik und der Gesang, direct nur auf das Ohr, während die drei bildenden Künste direct nur auf das Auge wirken, sie steht also von Seiten des Materials, durch welches sie ihre Ideen zur Erscheinung bringt, durchaus auf Seiten der tonischen oder akustischen Künste und bildet mit ihnen gemeinsam einen Gegensatz zu den plastischen oder optischen Künsten. Halten wir aber dies fest, so gewinnen wir damit zugleich die Erkenntnis, daß sich die akustischen Künste ebenso wie die optischen in eine Trias, nämlich in die Instrumentalmusik, den Gesang und die Dichtkunst, auseinanderlegen und daß dieser Trias ganz das nämliche Eintheilungsprincip wie jener zugrunde liegt, dergestalt, daß die Instrumentalmusik in Analogie mit der Architektur als die makrokosmische, anorganische, der Gesang dagegen in Correspondenz mit der Sculptur als die mikrokosmische, organische, individuelle und endlich die Poesie in Uebereinstimmung mit der Malerei als die weltgeschichtliche, die Wechselwirkung des Individuums mit der Außenwelt zur Darstellung bringende Kunst zu fassen ist, und mithin der Unterschied dieser drei Künste von jenen nur darin besteht, daß sie diese verschiedenen Entwicklungsformen der Schönheits- oder Kosmosidee nicht wie jene innerhalb des Raums und sichtbar für das Auge, sondern innerhalb der Zeit und hörbar für das Ohr zur Erscheinung bringen. Die Analogie zwischen der Architektur und der Instrumentalmusik einerseits und zwischen der Sculptur und dem Gesange andererseits hat bereits Carrière selbst erkannt und treffend entwickelt; umso mehr aber wird er mit mir das Bedürfnis empfinden, auch der dritten bildenden Kunst, der Malerei, ein Analogon unter den akustischen Künsten gegenüberzustellen. Als ein solches bietet sich aber in jedweder Beziehung die Poesie dar, denn beide harmoniren darin, daß ihnen die Darstellung des aus dem Menschen sich entfaltenden oder mit ihm in Wechselverkehre tretenden Lebens als die eigentliche Aufgabe gilt, und ihr Unterschied besteht nur darin, daß jene dies durch optische, statuaire sich darstellende Farbenbilder, diese dagegen durch akustische, successiv sich entwickelnde Lautgebilde zu erreichen sucht, von denen jene die anschaulichen Reflexe, diese die vernehmbaren Wiederhänge der Welt- und Lebens Elemente sind. Die

Neigung, in der Poesie eine Kunst von allgemeinerem Charakter zu sehen, die als solche den Gegensatz von Raum und Zeit bereits überwunden habe, ist zuerst von Schlegel ausgegangen und hat sich seitdem fast in allen ästhetischen Systemen erhalten; man braucht sich aber nur die von Lessing im „Laocoon“ entwickelten Grenzen der Malerei und Poesie recht lebendig zu vergegenwärtigen, um sofort einzusehen, daß sie ein ebenso bestimmtes und besonderes Gepräge trägt wie die übrigen der genannten Künste; und dies ist im Bereiche der Kunst, wo Alles nach Besonderung und eigenthümlicher Gestaltung hindrängt, nicht etwa als ein Mangel, sondern im Gegentheil als ein Vorzug anzusehen. Die Erkenntnis des spezifischen Charakters der Poesie spricht sich auch in Allem, was Carrière über dieselbe insbesondere sagt, mit völliger Klarheit aus, und es ist daher der Gedanke, die Poesie als Vermittelung der bildenden und tonischen Künste hinzustellen, wahrscheinlich nur aus dem Bedürfnis hervorgegangen, innerhalb der Kunstsphäre auch die Vermittelung des Gegensatzes von Raum und Zeit repräsentirt zu sehen. Und an einer solchen Repräsentation fehlt es in der That auch nicht, sie ist aber nicht in der Poesie, sondern in den mimischen Künsten enthalten, welche die drei Kosmosformen durch räumlich-zeitliche, optisch-akustische Körperbewegungen darzustellen suchen und demgemäß in der Tanzkunst die tonischen Formen der Instrumentalmusik nach dem Typus der Architektur, in der Meloplastik (Oper) die tonischen Formen des Gesangs nach dem Typus der Sculptur und endlich in der Schauspielkunst die tonischen Formen der Poesie nach dem Typus der Malerei auch optisch und plastisch zur Erscheinung bringen. Diese Künste sind es daher, in denen die Sonderung der Künste wieder nach der Vereinigung zurückverlangt, und die Bühne, auf der sie sich darstellen, gilt uns daher nicht mehr als die Repräsentation einer einzelnen jener drei Kosmosformen, sondern als das Bild der Welt überhaupt und als diejenige Sphäre, in welcher sich zuletzt sämtliche Künste begegnen und sich zu einer gemeinsamen Totalwirkung gegenseitig die Hand reichen.

Noch weit unverkennbarer und handgreiflicher, weil entwickelter und ausgeführter als in dem bisher betrachteten fundamentalen Theil stellen sich die vielfältigen Bereicherungen, welche die Wissenschaft des Schönen durch diese Schrift erhalten hat, in den folgenden, der Poesie speciell gewidmeten Abschnitten dar. Mußten wir dort als eine Haupterrungenschaft hervorheben, daß Carrière den Gegensatz der Kant'schen und Schelling-Hegel'schen Auffassung des Schönen so vollkommen wie noch Keiner vor ihm zur Versöhnung gebracht, so müssen wir hier eine wesentliche Förderung der Poetik darin erblicken, daß der Verfasser in seine Darstellung nicht bloß die Resultate der philosophischen Speculation, sondern auch die der historischen Forschung aufgenommen, beide auf das innigste miteinander verwebt und so den sonst oft so grell und störend hervortretenden Widerspruch der apriorischen und der empirischen Anschauung auf das

befriedigendste versöhnt hat. Da er hierbei keineswegs bloß die unmittelbar auf die Geschichte der Poesie gerichteten Forschungen eines Herder, F. A. Wolf, Lachmann, Grimm, Servinus, D. Müller, Ulrici u. A. berücksichtigte, sondern auch die reichhaltigen Ergebnisse der Sprach- und Naturwissenschaft, soweit sie für die Erkenntnis der Poesie erspriesslich sind, mit umfassendem Blicke in das Bereich seiner Thätigkeit zog: so ruht seine Entwicklung durch und durch auf einer soliden Basis und hält sich von jeder Nebelei und Schweberei des Gefühls, sowie von allen einseitig-nüchternen Verstandesabstractionen mit gleich richtigem Takte fern. Ebenso befriedigend ist der den Entwicklungen zugrunde liegende Gedankengang, denn der Autor handelt zunächst von der Sprache als dem Körper der Poesie, von der dichtenden Phantasie als dem Geiste derselben und von der Vermählung dieser beiden Elemente im poetischen Kunstwerk durch die Bildlichkeit der Rede und die rhythmisch-harmonische Gestaltung derselben in der Versification. Sodann erörtert er die auf der historischen Entwicklung des Menschen beruhenden Unterschiede der Volks- und Kunstpoeie, wobei er eine ebenso große Empfänglichkeit für jene als für diese bekundet und beider Vorzüge mit gleicher Anerkennung und Liebe nachweist; und endlich wendet er sich zur Deduction und Charakteristik der drei Grundformen der Dichtkunst, der Lyrik, Epik und Dramatik, zeigt, wie diese wiederum auf natur- und vernunftgemäßen Gegensätzen beruhen, und verfolgt sie sodann mit gleicher Wissenschaftlichkeit in ihre innere Gestaltung und Gliederung, indem er die Erörterung über das Drama mit einer besondern Charakteristik der Tragödie, der Komödie und des Schauspiels beschließt. Ihm auf alle diese Gebiete zu folgen und den Leser mit allen darin enthaltenen aufschlußreichen Entwicklungen und feinen ästhetischen Beobachtungen bekannt zu machen, ist uns hier nicht möglich, und wir begnügen uns daher, einige seiner allgemeineren Bestimmungen mitzutheilen, aus deren Inhalt und Fassung man sich am besten einen Begriff von dem wissenschaftlichen Charakter und gesunden Sinne des Buchs wird bilden können.

Ueber die Bedeutung des Worts und der Sprache als des lebendigen Stoffs der Poesie sagt er:

Unser Bewußtsein umgibt sich nicht bloß mit Anschauungsbildern der Dinge, sondern es ist in ihnen thätig, es unterscheidet sie voneinander, es achtet auch auf die Unterschiede, und indem es gewahrt, daß ein Eichbaum von einer Linde anders unterschieden ist als von einer Rose oder einer Kachtigall, von einem Hause oder einem Säger, ordnet es das Wesensgleiche zusammen und bildet sich Schemata, bildet sich allgemeine Begriffe, die uns durch keinen besondern Gegenstand veranschaulicht werden können, die nun einen andern Träger und Ausdruck bedürfen, und diesen finden sie im Wort. Das Gefühl legt ursprünglich seine ganze Intensität, seinen ganzen Inhalt in einen Laut, will aber das Bewußtsein sich dasselbe klar machen, es in seine mannichfaltigen Elemente zerlegen, so wird schon eine Reihe von Lauten erforderlich, deren gegliederte Fülle sich zu einem Ganzen zusammenschließt. So entsteht die Sprache als die fortwährende That des Geistes, den Laut zu articuliren und ihn zum Ausdruck nicht bloß der Empfindung,

sondern auch zum Symbole der Anschauung, damit zum Leibe, zur organischen Offenbarung des Gedankens zu machen. Das Bewußtsein äußert und vernimmt sich durch das Wort; so wird es Selbst- und Weltbewußtsein; und das dunkle Weben seiner Unerschlossenheit kommt zur freiesten Klarheit des Gedankens durch die Sprache. Im Wort und seinem Verständnis haben wir das stets sich wirkende Band der Menschen untereinander, die Versiegelung ihrer gattungsmäßigen Einheit: der Sprechende gibt durch Luftschwingungen dem Ohr und durch dessen Erhebung der Seele des Hörenden die Anregung, um denselben Gedanken in sich zu erzeugen, der ihn selbst erfüllt; dies wäre nicht möglich, wenn nicht die gleiche Vernunft das Wesen beider wäre, beide in Einem Gottesgeiste lebten, von welchem sie das Gesetz der Sprachbildung und geschichtlichen Sprachentwicklung eingegeben haben, von welchem die Organe des Leibes mit vorschauendem Blicke dem Dienste der Seele entsprechend gebildet sind.

Ueber die im Dichter waltende geistig-göttliche Kraft, welche die Sprache zur Poesie gestaltet, spricht er sich unter Andern folgendermaßen aus:

Die Kunst bedarf der göttlichen Begeisterung, weil sie nicht Nachahmung der Natur, sondern Erschöpfung, Ideengestaltung ist und den Erscheinungen der Welt weniger ihr Abbild als ihr Urbild zur Seite stellt. Wie aber ist diese göttliche Einwirkung zu erklären? Nicht auf dem Wege des Pantheismus, dessen Gott das persönliche Selbstbewußtsein entbehrt, sodaß sein Ich in die Vielheit der Welt aufgelöst ist und er nur insofern etwas von sich selbst weiß, als der Mensch, ein Glied seines Lebens, ihn denkt, weshalb auch hier, folgerichtig Gott allerdings nur ein Gedanke des Menschen ist. Nur weist dagegen die Verwirklichung von Zwecken und zusammenfassenden Gesetzen in der Natur auf einen zweckgebenden und gesetzgebenden Geist hin; aber ich stelle ihn nicht neben die Welt, nicht außer uns hin, wie der dualistische Deismus, der dann nur einen Stoß von außen annehmen kann und die Brücke von dem Menschengeist zu dem göttlichen noch nicht geschlagen hat; sondern ich fasse Gott, den wahrhaft Unendlichen und Allgegenwärtigen, als das innerste Lebensprincip und die alldurchdringende Seele des Kosmos selbst, als das ewige Ich, in welchem die einzelnen Geister wie die Gedanken in unserm Gemüthe geboren werden, der sein unsichtbares Wesen durch die Schöpfung offenbart wie der Dichter im Werke, der in Allem waltet und über Allem er selbst bleibt, der Quell und das Meer aller Lebensströme als sich selbst erfassende Einheit, Freiheit, Liebe, Persönlichkeit!

Zur Charakteristik der epischen Poesie sagt er:

Der Epiker stellt also nicht die Innerlichkeit des Menschen oder das Seelenleben als solches dar, sondern er schildert den Weltzustand, in dem dasselbe sich ausgeprägt hat, und die Thaten, durch die es sich ein äußeres Dasein gibt; er malt die Natur nicht wie sie in den Stimmungen des Herzens sich spiegelt, sondern wie sie in ihrer eigenen Wesenheit und in festem Umriß vor Augen steht; er entwickelt Gedanken, aber nicht, wie der Geist des Menschen von ihnen im Wechsel der Gefühle erfüllt ist, sondern wie sie als allgemein gültige Ideen in ihrem eigenen innern Zusammenhange sich selbst tragen und bewahren.

Der denkende Leser wird schon hierin den weitem Begriff, den der Verfasser mit der Epik verbindet, und die Art und Weise, wie sich ihm die epische Poesie gliedert, zu erkennen vermögen; noch deutlicher aber erfährt er dies aus der weitern Ausführung, aus welcher hervorgeht, daß er neben dem That und des Ereignisses, welches das eigentliche Heldengedicht, die Götter- und Thiersage, die poetische Erzählung, die Ballade und

Romane, das Idyll, den Roman und die Novelle umfaßt, auch ein Epos der objectiven Naturschilderung und der objectiven Gedankendichtung annimmt, also die sogenannte bildliche Poesie, wie sie sich im Epigramm, im griechischen Lehrgedicht, in der Allegorie, in der Fabel, in der Parabel u. s. w. darstellt, aus ihrer verlorenen Stellung befreit und der Epik einverleibt, hierdurch aber zugleich der Epik eine Gliederung verleiht, die genau mit derjenigen harmonirt, welche er der Kunst überhaupt gegeben hat. Ganz in derselben Weise gliedert er denn auch die Lyrik, wenn er von ihr als der Poesie der Subjectivität oder Innerlichkeit sagt, sie könne erstens das innere Empfindungsleben unmittelbar ausdrücken; sie könne zweitens eine objectivere Form annehmen und die Stimmungen der Seele in Bildern der Natur und der Gesellschaft symbolisiren und deren eigenen musikalischen Gehalt offenbaren; endlich könne sie die Ideenwelt des Geistes darstellen, wie dieselbe zugleich das Eigenthum und die bewegende Macht des Gemüths sei; es sei demgemäß eine Lyrik des Gefühls, der Anschauung und des Gedankens zu unterscheiden. Das Drama endlich gilt ihm als die innige Durchdringung und Verschmelzung der epischen und lyrischen Poesie. Er sagt:

Erst nach Homer und Aiskylos treten Aeschylus und Sophokles auf, und in ihren Tragödien lagern sich die epischen Erzählungen in den Botschaften neben den lyrischen Chorgesängen. Das Drama ist objectiv wie das Epos, es stellt Begebenheiten dar, ebenso wie dieselben aus der Innerlichkeit der Charaktere hervorgehen; es ist subjectiv wie die Lyrik, es entschleiert uns die Tiefe des Gemüths, aber so, daß wir sehen, wie dieselbe sich zu Thaten erschließt und in die Außenwelt bestimmend eingreift. Jede einzelne Gestalt wird zum lyrischen Dichter, um sich selbst auszusprechen und die Welt im Spiegel ihrer Seele zu zeigen, der Schöpfer des Ganzen aber tritt hinter sein Werk zurück und läßt sich dasselbe in völliger Objectivität selbständig vor uns entwickeln.

Indem wir auf eine auch nur andeutende Verühnung des vielen Schlagenden und Trefflichen, was über die innern Elemente des Dramas, über die sogenannten Einheiten, über die Peripetien, über die charakteristischen Unterschiede der Tragödie, der Komödie und des Schauspiel u. s. w. gesagt ist, hier gänzlich Verzicht leisten müssen, machen wir schließlich nur noch auf die höchst werthvollen und interessanten „literarhistorischen Erläuterungen“, die der obigen Entwicklung beigelegt sind, aufmerksam. Sie bestehen aus einer ebenso tief- als scharfsinnigen „vergleichenden Darstellung des indischen, persischen, griechischen und germanischen Volksepos“, einer „Denkrede auf Goethe“ und einer längeren Abhandlung „Zur Würdigung Friedrich Schiller's“, die uns die Gesamthätigkeit dieses Dichters nach allen Seiten und Richtungen hin in einem trefflichen Charakterbilde abspiegelt und namentlich auch über seine philosophisch-ästhetischen Leistungen eine höchst dankenswerthe Auskunft gibt. Hiermit schließt das Buch und es kehrt also an seinem Ende zur wissenschaftlichen Erforschung des Schönen als zu seinem Anfangspunkte zurück und rundet sich damit zu einem Kreise von Betrachtungen ab, die der Absicht des Verfassers, durch dieselben

„den einsichtsvollen Genuß der Poesie zu fördern und zu dem Studium der Philosophie, das allzu sehr dem festgesetzten Geschlechte in den Hintergrund getreten ist, eine neue Anregung zu geben“, auf das vollkommenste entsprechen und die daher Keiner, dem es überhaupt um eine denkende Auffassung des Schönen zu thun ist, ohne das lebhafteste Interesse lesen und ohne die innigste Befriedigung aus der Hand legen wird.

Wolff Zeising.

### Sprichwörter der Krimischen Tataren.

Die Bibliothek des Heiligen Synod in Moskau bewahrt unter ihren typographischen und handschriftlichen Schätzen auch mehrere seltene Werke, die sich auf den alten Taurischen Chersones, die heutige Halbinsel Krim, beziehen. Einige der im Manuscript daselbst aufgehobenen Schriften — deren Einsicht dem Verfasser dieser Zeilen vor Jahr und Tag durch die Gunst der Verhältnisse gestattet war — mögen nur in wenigen Exemplaren zum Drucke gelangt sein, andere sind, weil in früherer Zeit der Unternehmungsgestirnt der russischen Buchhändler kein eben besonders reger war, vielleicht gar nie edirt worden. Unter diese letzteren gehört zweifelsohne die handschriftliche Beschreibung der Krim von einem gewissen Parmen Petrowitsch Boldyrew, die auf sehr vergilbtem, wurmfressigem Papier\*), ohne Orts- und Jahresangabe, auf 95 paginirten Foliosseiten in russischer Sprache abgefaßt ist und an sich wenige Daten enthalten dürfte, die nicht durch spätere Reisebeschreiber gleichfalls und vielleicht in verbesserter Gestalt mitgetheilt worden sind, die aber dennoch in einer Beziehung einen ihr unbestreitbar eigenen Werth in Anspruch nimmt. Nachdem sich Boldyrew nämlich in sehr nüchternem und langspurriger Weise über den Charakter des Landes und die Physiognomie der Bewohner (die er ganz allgemein Tataren nennt, ohne den wichtigen Unterschied zwischen eigentlich Krimischen Tataren und Nogaiern Tataren auch nur flüchtig ins Auge zu fassen), über ihre Feste, Bräuche und Sitten ausgelassen, theilt er als Belege dafür eine nicht kleine Zahl von Sprüchen und Sprichwörtern mit, die er daselbst will vernommen haben. Wie er zu denselben gelangt, gibt er leider nicht genauer an, obgleich

\*) Das Manuscript ist gleichwohl nicht alt. Aus einigen historischen Andeutungen im Texte darf man sich zu dem Schlusse berechtigt halten, daß der russische Reisende gegen das Ende der Regierungszeit der Kaiserin Katharina II. die Krim besucht habe. Im Jahre 1793 unternahm Johann Böhmer von Petersburg aus seine Reise nach der Krim, deren Georgi und Pallas gedenken („Neue nordische Beiträge“, VI, 236 fg.); 1793—94 machte Pallas selbst seine wichtige Reise nach dem südlichen Rußland, die ihn auch nach der Taurischen Halbinsel führte, und 1793—95 untersuchte gleichzeitig der Baron F. A. Markshall von Wittenstein die Flora der Krim. Möglicherweise, daß auch Parmen Petrowitsch Boldyrew um dieselbe Zeit die Krim, jenen Zeitpunkt aller russischen Reisen in damaliger Zeit, sah und zu erforschen sich bemühte. Da er jedoch nur ein sehr mittelmäßiger Gelehrter war, so geschieht seiner bei keinem der genannten ausgezeichnetern Reisenden Erwähnung, wie wir denn überhaupt sein Name sonst nirgendwo aufgetaucht ist.

es wichtig gewesen wäre, in Erfahrung zu bringen, ob er sonst, des tatarischen Idioms kundig, gewesen sei, daß er seine Sammlung an Ort und Stelle nach Mittheilungen aus dem eigenen Munde der Bewohner der Krim habe auflegen können, oder ob er einen Dramoman zur Seite gehabt habe, der ihm das Verständniß jener Sprichwörter erst vermittelte. Im letzten Falle dürfte manche Eigenthümlichkeit verwischt worden sein, da der Tatar, wie bekannt, zwar eine große Sprachfertigkeit besitzt, aber neben allen grammatischen Regeln auch alle feinen Begriffsunterscheidungen beiseite läßt, wenn er in fremden Sprachen redet. Der Verfasser dieser Zeilen weiß dies aus eigener Erfahrung; da er einst einen Tataren zur Seite gehabt, als er auf der großen Völkermesse von Nishni-Nowgorod die bunten Reichen asiatischer Stämme durchmusterte, wo ihm sein Führer, der deutsch, französisch, russisch, tatarisch, tsche, remnisch, bucharisch und noch verschiedene andere in sprachlicher Hinsicht himmelweit voneinander divergirende Idiome kanderweltsche, stets nur als halb genügender Vermittler diente, wo es sich darum handelte, die geistigen Eigenthümlichkeiten einzelner Völker schärfer zu erfassen.

Kehren wir zu Volbryens zurück, so steht fest, daß, gleichviel auf welche Weise derselbe zu jenen tatarischen Paromien gekommen ist, diese Geistesblüthen eines der russischen Sitte so fern stehenden Volkes immerhin ein Hauch individueller Auffassung umwehen werde, der schon durch die Uebersetzung ins Russische nothwendig hinzugekommen sein muß. Wenn der Unterzeichnete nun eine Verdolmetschung aus dem Russischen ins Deutsche übernimmt, so haben jene tatarischen Sprüche somit eine doppelte Wiederaufnahme erfahren und müssen auf den Anspruch ihrer Jungfräulichkeit durchaus verzichten, da dem Verfasser dieser Zeilen sehr wohl bewußt ist, daß das Wesen und die eigentliche Bedeutung eines Sprichworts oft in einer gar besondern, originellen, aller Uebersetzbarkeit spottenden Spracheigenthümlichkeit und Sprachwendung beruht, die gewissermaßen die Pointe des ganzen Sprichworts ist. Freilich ist dies nicht unbedingt und nicht immer der Fall. Es gibt Sprichwörter in Menge, die in jeder Volk- und in jeder Sprache übergehen könnten, ohne daß sie an Werth und Wichtigkeit verlorren. Ich rechne dahin namentlich die moralischen und sententiösen Sprichwörter, die die Wiederaufnahme von zehn Sprachen aushalten würden und hier sogar vielleicht manchen Läuterungsproceß bestehen möchten, je nach dem die Sprache, in die sie zu übertragen wären, als eine auf einer sehr hohen geistigen Stufe stehende sich documentirte. So mögen manche Sprichwörter, die wir aus dem Russischen, Lettischen, Esthnischen u. s. w. zu uns herübergenommen haben, in der deutschen Sprache sich durch feinere und schärfere Beziehungen, durch poetischere Bilder, durch überraschendere Wendungen kundgeben, als dies bei jenen minder cultivirten Völkern, wo sie zuerst auftraten, möglich war.

Volbryen theilt im Ganzen gegen 300 Sprichwörter mit, und der sechste Theil seines ganzen Werks ist mit der

Russiführung derselben gefüllt. Es sind manche darunter, denen nur eine geringe orientalische Originalität anhaftet, die fast ebenso vorrussische, deutsche, spanische Paromien sein könnten als tatarische. Ich lasse bei mehreren Vorübergehenden dieser Volbryenschen Sprichwörter nachhaken, jene allerdings gehaltenen beiseite liegen. Ebenso übergehe ich die, wo mir Zweifelhaft ist, ob die russische Paraphrase im Stande gewesen sei, den tatarischen Wortlaut zu treffen. Ich werde mich fast nur lediglich an die oben angezeichnete Classe von Sprichwörtern halten, die man als moralische, sententiöse oder auch als solche bezeichnen kann, denen das Floßsalz der orientalischen Dichtweise nicht abgeht, die also einen bestimmten Typus besitzen. Ein Theil dieser Sprichwörter ist ohne allen Zweifel aus einer sehr nahen Berührung der Krimischen Tataren mit Türken, Persern, Armeniern und andern Völkern des Orients hervorgegangen; manche erinnern sogar halbverdeckt an Sit Arati, des Dabestäners, goldene Sprüche. \*)

Hier aber befinden wir uns an den Grenzen eines Gebiets, wo alle die feinen Fäden der Kritik, die wir anspinnen möchten, in ein so verschlungenes Gewebe zusammenlaufen würden, daß dasselbe nicht anders als durch ein gorgonisches Schwert zu durchhauen, keineswegs aber einer Lösung entgegenzuführen sein möchte. Wer sieht selbst einem deutschen Sprichwort an, wofür es nicht ein historisches oder echt locales ist, aus dem die Geburtsstunde und die Geburtsstätte herabzuleuchten, — wer von den Deutschen sieht selbst einem deutschen Sprichwort an, ob es echt deutsch sei, d. h. ob es ähnlichen Sprichwörtern in andern germanischen Sprachen den Ursprung gegeben, oder ob es selbst seinen Ursprung von ähnlichen Sprichwörtern in andern germanischen Sprachen herzuleiten habe? Und was liegt zuletzt auch daran! Gewisse Untersuchungen haben etwas Ermüdendes und haben dies allezeit da, wo bei allem Aufwand von Zeit, Kraft und Gelehrsamkeit, bei der Herbeischaffung von unzähligen Citaten, Parallelen, Contraversen und gelehrten Ecceeras der Kern der Ermittlung dehnhoch in eine dubiose und unauslösbare Schale gehüllt bleibt.

So wollen wir in Erinnerung dessen, daß die Krim einst ein türkisches Besitzthum war, daß die Tataren und insbesondere die Krimischen (vgl. Hopp, Schott, Klaproth, Eichhoff u. A.), einen mit den Türken völkergeschichtlich und sprachlich sehr nahe verwandten Menschenschlag bilden, daß vielfache historische Beziehungen die Tataren und Türken aneinanderketten und gegenwärtig von neuem aneinanderketten, und auch nicht über Gebühr verwundern, daß wir oft aus diesen tatarischen Sprichwörtern Bilder und Gedanken herausla-

\*) Ich hoffe für diese interessante, aus fünf vollständigen und mehreren fragmentarischen Centrien bestehende Sammlung, von der ich in einer russischen Klosterbibliothek eine Abschrift nahm, noch einen Berleger zu gewinnen, da diese Anthologie orientalischer Geistesblüthen, die sich gleich sehr durch den Schwung der Poesie wie durch die Erhabenheit der Gedanken auszeichnen, der Veröffentlichung wohl werth sein dürfte.

ten, die wir Neigungstragen möchten, einem Türken selbst untergeschoben. Daß wir unter den vielen von Boldyrew mitgetheilten Sprichwörtern nicht ein einziges finden, welches sich mit der Schärfe des Witzes gegen die Russen als Feinde des Glaubens und Unterjocher des Landes waffnet, darf nicht befremden, da der Dichter selbst ein Russe ist. Daß dergleichen antirussische Sprichwörter vorhanden sind, ist nicht zu bezweifeln, wie ja dem Verfasser dieser Zeilen auch unter Letten und Esten genug solcher russenfeindlicher und unter den Russen selbst genug antitürkischer Paroimien aufgelesen sind, die freilich innerhalb des russischen Reichs selbst keine Veröffentlichung dulden würden, und wäre es selbst in den gelehrten Organen der literarischen Gesellschaften Deutschlands, Estlands oder Rußlands. Hält man sich einfach daran, daß der Tatar in der Keim sich der Rede weiß, „Sen Drus“ (Du bist ein Russe) oder „Sen Kosak“ (Du bist ein Kosak) zur Bezeichnung eines herben Schimpfs bedient, so läßt sich hieraus schon allein ahnen, mit welchen Blicken der Russe von dem Tataren betrachtet wird.

Es möge nun unmittelbar die kleine Lese tatarischer Sprichwörter, die ich aus der Boldyrew'schen größern zur Mittheilung bringen will, folgen. Die Sprichwörter lauten:

Esst du noch Arbusen; heute, wo du die Melone freiest, hast du den Geschmack der Arbusen vergessen. — Wer durch die Furt will, darf das Waten nicht scheuen. — Was sagt der Kranke nach dem Kamm (Stutenmilch), was der Schmachtende nach der Bosa (Pirscherei), wenn er von der Duelle trinkt. — Was läßt dem das Saathheil misrathen, der den Regen nicht das Erntetheil läßt. — Lamm, begib dich nicht zur Wohnung des Wolfs; Hahn, geh' nicht zum Hause des Falken. — Das Haus des Sultans lebt im Grunde Dessen, der einen Blick nach Stambul geworfen hat. — Willst du, daß der Dscham blase, dann lobe die Windfille. — Von der Schönheit des Meeres spricht nie mehr, wer einmal nahe daran war, Schiffbruch zu leiden. — Erst fällt man die Platane; danach nimmt man ihren Schatten. — Im Hause des Gepfählten darfst du selbst nicht den Gartenstäbe erwähnen. — Rahl ist der Hühner und doch blüht er sich. — Heulen gehört zur Stimme des Windes. — Die Zunge mit den schwarzen Locken verlor den Kamm, die Alte mit dem kalten Haupte fand ihn. — Wenn die der Stod steht, um die Pfaffen herabzuwerfen, laß du: Ihr Geschmach ist herbe. — Nicht jede Lanne ist eine Lein, jede aber hält sich dafür. — Die Trommel klingt nur anrücken für den Länger Ohr. — Mit seiner Mannheit prahlt am meisten der Verschnittene. — Wenn der Arme Dorfrichter wird, dann ist es für den Reichen Zeit, aus der Samana zu weichen. — Die Nachbarschaft der Palme, in welcher der Hühner nicht in den Augen desselben zur Blutsverwandtschaft. — Der Eine bohrt mit dem Messer in die Leerebinde, der Andere gipft das Del in den Krug. — Weiß ist auch die Wie im Garten des Gottesverächters. — Dem ersten Wunsch genügt das Kamel, dem zweiten nicht die Kamelhäute. — Wenn der Fisch nicht nach dem Wurm schnappte, läßt sich nicht in den Farnen beißen. — Es ist nicht immer ein kleines Frauentheil, welches durch den Schleier verdeckt wird. — Was beugen ist keine Unchre, aber sich beugen lassen. — Wenn die Hummel auch am Jasmin saugt, sie bereitet doch kein Honig. — Weiden wachsen nicht so hoch als Kesseln. — Schach würzt auch der Fette Liger. — Laß den Schwann an die Straße gehen, wenn du willst, daß die Sonne scheine.

1855. 4.

— Der kleinen Jungfrau hebt nicht einmal der Dscham den Schleier hinweg, der häßlichen Alten nimmt schon das Lächeln den Turban vom Haupt. — Wir loben den Hahn und wissen nicht, wie bald er uns bedecken wird. — Lege dein Geheimniß nicht in den Mund des Dscham, soch verräth er es den Ohren des Schwarzen Meeres. — Der Marmorkopf nennt den Bildhauer Bruder. — Duft entsteigt auch dem Kalb der zertretenen Nase. — Sprich nicht sammetne Worte, wenn du steinerne Thaten vollführen willst. — Nach dem Ramadan folgt der Beiram. \*) — Erbrich nicht die Thore eines fremden Harems, wenn du willst, daß die deinigen unversehrt bleiben. — Wenn der Sklave Sultan wird, geht das Gerail zugrunde (vgl. oben: Wenn der Arme Dorfrichter wird u. s. w.). — Höher steht die Welle nicht im Golf als im Meere. — Von des Reichen Ehepta (Schiffmatte) wird mehr Geschick gemacht als von des Armen Kis (Bollteppich). — Wenn der Arma zum Kis gelangt, so weiß er sich nicht darauf zu strecken. — Größer als der Beltberg hält sich das Sandkorn am Fuße des Baufurhügels. — Roth leitet den Hahn springen. \*\*) — Die Kruppe wollte der Karr fangen: die Schlinge ließ er zu Haus. — Wirf nicht den Stod, sondern den Knochen unter die Hunde, dann kannst du ruhig des Wagens sehen. — Der Schreckhafte sieht jeden Erdstöß für eine Lärmentel an. — Laß nicht die Bewohnerin deines Harems unbefucht, denn sie wird deine Enthaltsamkeit zu keiner ihrer Gefährtinnen rühmen. — Reich wird dir das Fleisch des alten Pelikans schmecken, wenn du zwei Tage hast hungern müssen. — Einmal aß der Karr von der Leber des Schnapels: heute noch ruht er den Geschmack des Fischfleisches. — Nicht aus jeder Duelle rinnt Blut. — Einmal nannte der Blinde den Sklaven Erblindet: heute noch wirft er den Kopf in die Höhe. — Dem Diebe ist selbst das Schloß verhasst. \*\*\*) — Der Schalma †) verräth wol das Meeresherthum, aber nicht die Frömmigkeit. — Kenne deinen Nachbar nicht Geli (Karr), damit er dich nicht Schaitan (Götze) heiße. — Weiß wird das Gefieder der Laube bleiben, die mit den Raben fliegt, aber schwarz wird ihr Herz werden. — Mit dem letzten Schritt ist erst der Schaitan-Dag erstiegen.

Mit diesem Sprichwort beschließen wir unsere kleine Sammlung von Documenten tatarischer Volksweisheit. Sollte jener „letzte Schritt“ vielleicht bald geschehen, sollte „der Schaitan-Dag“ vielleicht in Kürze der Zeit von dem Fuße der Engländer oder Franzosen erstiegen und der uralte Laurische Chersones mit seinen Denkmälern aus heiliger Vorzeit, mit seiner Bevölkerung aus der goldenen Zeit des tatarischen Reichs westeuropäischer Forschung und westeuropäischer Cultur zugänglich werden: dann dürfen wir hoffen, daß noch so manche werthvolle Geschichtslite im Garten der tatarischen Volkspoesie gepflückt werden wird und wir vielleicht Schätze heben, die heute von uns nicht geahnt werden.

Über die Erscheinungen der Volksdichtung im Auge hat und sich bemüht ist, wie dieselben anfangs meist un-

\*) D. h.: Auf Regen folgt Sonnenschein, auf Trauer Freude. Der Ramadan ist die Zeit der großen Fasten, der Beiram das Schmausfest, welches unmittelbar darauf folgt. Kehnlich reist sich bei den Russen die Ueppigkeit des Osterfestes an die Enthaltsamkeit der Fastenzeit und besonders der Karwoche.

\*\*) Anspielung auf den Terboa oder Springhasen, der in des Krim häufig ist.

\*\*) Mit einer Schloßschloßfeder kann sein Urthell geschrieben werden. †) Schalma, auch Dalkend genannt, ist ein weißer tatarischer Turban. Die zur Auszeichnung tragen dessen, welche die Pilgerreise nach Mekka gemacht haben.















Und bin ich denn in Wahrheit  
So ganz verloren? Lebt Ermda nicht?  
Du Morgenlächeln meiner Wollenswille,  
Du Perle Himmelschön auf meiner Brust  
Tiefglüh'nde Wunde, heiliges Verlassen  
All meiner Pein — den Himmel, Todter, traume  
Ach — ein mal noch dem Geiste in die Brust  
Und säuge ihn aus dieser dumpfen Nacht  
Das Sonnenland des Friedens und der Liebe

Wenn diese Dichtung eine poetische Verirrung ist, so ist sie wenigstens eine Verirrung in deutscher Richtung, nicht eine des kalt berechnenden und sich verrechnenden Verstandes, sondern des warmen Gefühls, der enthusiastischen Empfindung, der edeln, reimmenschlichen Gesinnung. Dem Geschmack wird vielleicht mehr gethan, aber das deutsche Gemüth nicht mit feingittrigen Stoffen insicirt. Der Figur des Jochs liegt wenigstens der Versuch zugrunde, der deutschen dramatischen Poesie wieder ein humoristisches Element zuzuführen; denn wie Joch selbst mit Recht einmal bemerkt, „Es kommt eine Zeit herauf, wo man den Humor mit der Laterne wird suchen und doch nicht finden. Ich mittlere Schwindsuchtluft in der Welt.“

Wird die deutsche Bühnenpoesie dieses Stadium angehen, der oder schon vorgerückter Schwindsucht überleben? Wir sind nicht so anmaßend, wie andere weise Männer, voraussetzen zu wollen, was das deutsche Drama in der Zukunft sein wird, wir haben vollkommen genug und übergenug daran zu wissen, wie es ist. Die Zukunft kümmert uns nicht, die Gegenwart macht uns vollank zu schaffen. Die Bühne der Zukunft wird eben sein, wie die deutsche Nation sein wird, und anders nicht. An Namen hatten wir nicht, auch wenn man uns jetzt unter den „dramatischen Meistern“ so gewaltige Dichter nennt, wie Ray, Hendrich, Prachtler u. s. w. Vor 20 Jahre und länger an der Entwicklung der deutschen Literatur nach Maßgabe seiner Kräfte mitgearbeitet und an ihren Freuden und Leiden, an ihren Hoffnungen und Täuschungen innigst theilgenommen hat, wer während dieser Zeit am Theaterhimmel neu aufstehende Sterne, neue Shakespeares und neue Garricks zu Duzen, den plötzlich wieder verschwinden sah, nachdem man sie kurz vorher als Sterne erster Größe in die astronomischen Tafeln der Tagesliteratur eingezeichnet hatte, der hat wol ein Recht, auf alle Namen und Prophezeiungen nichts zu geben, sich mit Gleichmuth zu wappnen und die kommenden Dinge in Geduld abzuwarten.

Hermann Margraff.

## Bücherschau.

### Die Kunst Betreffendes.

Kunstfreunde, die sich namentlich mit den Anfängen und Ursprüngen der christlichen Kunst beschäftigen und denen es von Wichtigkeit ist, Aufschluß zu erhalten über den Einfluß der byzantinischen Kunst auf die Bildwerke der germanischen Völker, machen wir auf folgendes Werk aufmerksam:

1. Epanvela, τὸς Λωρανοῦ. Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos, aus dem handschriftlichen neugriechischen Urtext übersetzt, mit Anmerkungen von Didron dem Jüngern und eigenen von Godeh. Schäfer. Trier, Ling. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der deutsche Uebersetzer und Bearbeiter dieses Codex byzantinischer Malerei hatte schon vor einigen Jahren, als er das „Manuel d'iconographie chrétienne grecque et latine“ von Didron (Paris 1845) gelesen, den Entschluß gefaßt, dies durch seinen Text und die reichen ihm beigelegten Noten so interessante Werk dem deutschen Publicum zugänglich zu machen; doch fand er bald, daß zu einer richtigen Uebersetzung des Werks ihm das neugriechische Manuscript nothwendig sei. Auf Verwen-

dung des Alterthumsfreundes Baron F. von Reiss auf Schloß Kärenz hatte Didron die große Gefälligkeit, dem Uebersetzer, welcher Stadtdirector in Trier ist, das Manuscript selbst zu überbringen und zu dem Zwecke der Uebersetzung auf eine Zeit zu überlassen. Diese liegt uns hier vor. Wenn der obige Band freundliche Aufnahme findet, so wird ein zweiter Band erscheinen, welcher 500 durch Didron vom Berge Athos mitgebrachte Zeichnungen in Holzschnitt und außerdem die seit 1845 in der Iconographie gemachten Entdeckungen enthält.

Diesem Werk ist ein elegantes Verständniß verbrieflichtes, Kautbach'schen Wandgemälde, und um einen großartigen Commentar zu den von Alex. Dürer herausgegebenen, nach den Gemälden ausgeführten Stichn zu thun ist, versehen wir auf nachstehende Schrift aufmerksam zu machen.

2. Die Wandgemälde Wilhelm von Kautbach's im Kreuzgang des neuen Museums zu Berlin. Von Max Schaefer. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses handbuchs ist ein belehrendes Studium des neuen Museums nebst der Disposition der städtischen Sammlungen.

Gewissermaßen im Anschluß an die im gleichen Verlage herauskommenden „Denkmäler der Kunst“ und das „Kaiserliche Handbuch der Kunstgeschichte“ erscheint:

3. Geschichte der Baukunst von Franz Augusten. 1ste Lieferung. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Die erste Lieferung dieses Werks liegt uns vor. Es soll die Aufgabe, von der künstlerischen Thätigkeit der Völker seit den frühesten und bekanntesten Anfängen geschichtlichen Lebens eine historische Uebersicht zu geben und die Weise darzulegen, in welcher die Völker nach ihrer Eigenthümlichkeit an diesem monumentalen Schaffen theilgenommen, die Zwecke, welche sie dabei verfolgt, die Ziele, welche sie erreicht haben. Jeder Abschnitt beginnt mit einer allgemeinen, den Gesamtcharakter der Gruppe zusammenfassenden Uebersicht, worauf stets die Bewahrung durch das Einzelne folgt. Unter dem Texte enthaltene Citate führen auf die Quellenchriften zurück, auch sind dem Texte zur unmittelbaren Erläuterung bildliche Illustrationen eingereiht.

Somit in dieser ersten Lieferung folgendes Werk:

4. Gotische Briefe von \*\*\* III. Wien 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Diese „Gotischen Briefe“ haben den doppelten Zweck, den Verlauf der Vorbereitungen und Arbeiten zur Herstellung der zum Andenken an das Wüthlingen des Attentats vom 18. Februar 1853 zu errichtenden Botivkirche im gotischen Stile berichtend und erörternd zu folgen und damit, wie namentlich von dem Verfasser versichert wird, eine wahrheitsgetreue, ungeschminkte Darstellung unserer künstlerischen und der damit zusammenhängenden wissenschaftlichen Einrichtungen und Zustände natürlich zu verbinden. Diese Briefe sind nicht bloß der Form wegen fingirt, sondern an bekannte Personen gerichtet.

Ein Bruchwerk im eigentlichen Sinne des Wortes ist folgendes:

5. Alterthümer und Kunstdenkmäler des bairischen Pfalzhauses. Herausgegeben von alterthümlichen Besch. v. Wal. des Königs Maximilian II. Erste Lieferung. München, Literarisch-kunstliche Anstalt 1854. Gr. Folio. 12 Ngr.

Außer einem Vorwort und einer genealogischen Tafel des Hauses Schöbern-Wittelbach enthält diese erste Lieferung an Abbildungen: die erste Seite aus dem Reichsbuch Kaiser Ludwigs IV. vom Jahre 1316, Schloß Trausnitz zu Landshut, die St. Georgskapelle auf der Trausnitz, Grabmal Herzog Rud-

und in weissenhof, Schloss des Herzogs von V. und  
 Oberst des kaiserlichen Karabiniers. Die Abbildungen sind  
 nach dem Leben gezeichnet und von einer in wahrhaft  
 überraschender Schönheit ausgearbeiteten und mit  
 der Natur.

Die deutsche Ausgabe des Werkes ist in zwei  
 Bänden erschienen. Der erste Band enthält die  
 Geschichte des kaiserlichen Karabiniers. Der zweite  
 Band enthält die Geschichte des kaiserlichen Karabiniers.  
 Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

Die erste Schrift knüpft an die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers an. Sie enthält die Geschichte des kaiserlichen  
 Karabiniers. Frankfurt a. M. Bräuners 1854. 12. 11. 11.

die wir die Aufmerksamkeit des europäischen Publicums, der  
 französischen und auswärtigen Journale und Verleger leiten  
 möchten, ist so außerordentlich, daß sie das Ansehen einer Fa-  
 bel hat. Der Leser urtheile selbst. Ein Dr. X. (soll dies  
 der Anfangsbuchstabe seines Namens sein oder nur eine unbe-  
 kannte Größe anzeigen?), der in der „haute industrie“ große  
 Erfolge gehabt hatte, kam im Jahre 1823 nach Paris, um  
 sich hier in Bezug auf Meubles, Equipagen und Pferde fürst-  
 lich einzurichten. Dieser Fabelmann gehörte dem Fabellande  
 Deutschland an, sprach außer seiner deutschen Muttersprache  
 noch französisch, englisch, spanisch und italienisch und zwar  
 „avec elegance“ und richtete eine Kämlichkeit für eine Bi-  
 bliothek ein, die jedoch nur aus den Werken zweier Dichter,  
 Goethe's und Walter Scott's bestanden, von diesen aber alle  
 vorhandenen oder irgendwie aufzutreibenden Ausgaben umfassen  
 sollte. Cabany's Vater erhielt den Auftrag, die nöthigen Bü-  
 cher aufzutreiben und es wurden ihm dazu sechs Monate Zeit  
 gelassen. Zugleich wünschte der eccentriche deutsche Industrielle  
 ein Manuscript von Walter Scott zu besitzen (eins von Goethe  
 besaß er schon), und es traf sich so merkwürdig, daß zu der  
 Zeit gerade Walter Scott nach Paris kam, um hier Studien  
 zu seiner „Geschichte Napoleon's“ zu machen; ja noch merkwür-  
 diger, er hatte gerade einen Roman liegen unter dem Titel  
 „Moreduin“, der zwar seiner ihm nach Paris begleitenden Toch-  
 ter sehr lieb war, den er aber nicht zu veröffentlichen beabäch-  
 tigte. Ein Engländer, William Spencer mit Namen, ein al-  
 ter Freund Walter Scott's und selbst Dichter und Schriftsteller,  
 wußte das Interesse der Miss Anne Scott für den wunderlichen  
 Deutschen zu gewinnen, und so kam das Manuscript in die  
 Hände des Hrn. X. und nach dessen Tode (die unbekannte Größe  
 X. starb angeblich 1830 aus Gram über ihre durch die politi-  
 sche Katastrophe von 1830 zerrütteten Finanzen) unter ebenfalls  
 etwas romanhaften, ausführlicher erzählten Umständen in die  
 Hände ihres jetzigen Besitzers. Es wird uns auch ein in die-  
 ser Angelegenheit von Walter Scott an William Spencer ge-  
 richteter Brief in französischer Uebersetzung mitgetheilt, worin  
 Scott von dem Romane „Moreduin“ sagt: es sei dies der erste  
 einer Reihe von Romanen gewesen, denen er Momente aus  
 der schottischen Geschichte zugrunde legen gewollt hätte; später  
 habe er aber dieses Project aufgegeben. Er habe den Roman  
 in den Händen seiner Tochter gelassen, weil er geglaubt habe,  
 daß eine einfache Erzählung, welche nur Begebenheiten und  
 eine Intrigue enthalte, sich unter Werken, in denen die Cha-  
 raktereigenthümlichkeit der höheren Noth sei, nicht theilhaftig aus-  
 nehmen werde. „Dies würde“, heißt es im Briefe weiter,  
 „ein Schritt nach rückwärts sein, was nicht der Fall sein darf.  
 Zudem habe ich mir darin, soviel ich mich erinnere, zahlreiche  
 Anachronismen und Freiheiten mit Personen und Localitäten  
 erlaubt, was nicht im Einklang steht mit dem Charakter eines  
 Geschichtsschreibers, dem ich jetzt nachstrebe.“

Dieser Brief gab in seiner französischen Uebersetzung dem  
 bekannten Philarete Charles Anlaß, die ganze Geschichte und  
 namentlich auch die Existenz des Briefs zu bezweifeln. In-  
 folge davon hat Cabany das Publicum seitdem auch mit dem  
 englischen Text bekannt gemacht, und Philarete Charles hat  
 nun im „Journal des débats“ zahlreiche Uebersetzungsfinden  
 dem Veröffentlicher nachgewiesen. Er übertrug J. B. constrai-  
 ned mit contrainte, amongst mit à la suite, ridiculous mit  
 vivement u. s. w., was wenigstens kein günstiges Urtheil  
 erweckt für die Uebersetzung, welche Cabany von dem Roman  
 selbst zu veranstalten gedankt und mit der er seiner Beschäf-  
 tigung nach beschäftigt ist, bei welcher Arbeit er, je mehr er  
 darin fortschreitet, auch immer mehr zu erkennen versichert,  
 daß dieses interessante Werk im höchsten Grade alle Merkmale  
 des dem berühmten Romanschriftsteller eigenthümlichen Talents  
 trägt. Trotz dieser Veröffentlichung des Briefs im englischen  
 Original führt, wie wir hier bemerken, das londoner „Athenaeum“  
 aus äußern und innern Gründen fort, das Ganze für  
 einen Puff zu halten und zu fragen: „Kann irgendwer diesen

Et Maurice Cabany findet selbst für erforderlich, seine  
 Erklärung mit den Worten einzuleiten: „Die Entdeckung, auf

Brief ohne das Gefühl lesen, daß die Geschichte ein ebenso plumper Versuch auf die Leichtgläubigkeit des Publicums ist als „Bortigern“ oder „Balladmer“?

Es war vorauszufragen, daß sich auch in Frankreich Stimmen gegen den politischen Libertinismus Heine's erheben würden. Eine solche hat sich unter Anderm in der „Revue des Paris“ gefunden, in deren erster Jahreslieferung der Pole Julian Klaczko, dessen Geist in den Bildungszuständen dreier Nationalitäten, der slawischen, deutschen und französischen, man kann selbst sagen auch der italienischen, wurzelt, die „Versmischten Schriften“ Heine's mit Schärfe, Geist und einem in diesem Falle nur zu gerechtem Unwillen beleuchtet. Die Klaczko'sche Kritik läuft im Grunde darauf hinaus, daß Heine nichts weiter liebe als sich selbst; „fogar das französische Kaiserreich“, sagt Klaczko, „liebt Heine nur darum, weil es sein eigenes Vaterland gebemüht hat“. Und weiter: „Bei Licht besehen mißachtet Heine Deutschland und Frankreich in gleichem Grade und der Unterschied ist nur der, daß er Deutschland sowol in französischer als in deutscher, Frankreich aber nur in deutscher Sprache insultirt.“ Klaczko geißelt auch die Ruditäten, Exnismen und die schamlosen Klatschereien Heine's. „Man kann sich eines Gefühls von Ekel“, sagt Klaczko, „bei gewissen Späßen nicht erwehren, die alle Grenzen des Erlaubten überschreiten und einen vollständigen Mangel an Takt und Geschmack offenbaren.“ Klaczko fährt fort: „Ich bin Dichter, ich, das wiederholt uns Heine in jedem Augenblick; ich bin ein Sohn Jupiters“, ich bin der Liebhaber der Frauen!... Wir könnten dem Verfasser der „Reisebilder“ antworten, daß man nur Dichter ist, wenn man einen ehrlichen Glauben und eine erhabene Leidenschaft besitzt; daß man die Menge nur erhebt, wenn die Seele ausschwillt von einer großherzigen Empfindung, und daß es der Liebe allein möglich ist, den unendlichen und guten Gott nachzuahmen und nach seinem Vorbilde zu schaffen. Aber Heine wird eine solche Sprache nicht verstehen und wird vielleicht sein Gespött mit Dem treiben, was er unsern Romantismus nennen dürfte. Vielleicht wird er uns besser verstehen, wenn wir ihm sagen, daß er mehr und mehr aufhört ein Dichter zu sein, und daß das geliebte Kind der Muse zu weilen nichts weiter ist als ein ungezogener Cassenbube.“ Zuletzt wendet sich Klaczko gegen die Franzosen selbst, denen er vorwirft, daß der bloße Esprit bei ihnen eine zu große Herrschaft übe, und er schließt: „Können wir nicht mehr einfachen Geistes sein, nun so laßt uns wenigstens ehrlichen Geistes sein. Und weil man doch heutzutage von allen Seiten soviel von dem Bedürfnis einer sittlichen Autorität und der Heiligkeit der Pflichten spricht, so laßt uns nicht dulden, daß das Talent charakterlos sei, so laßt uns selbst von den Schriftstellern Gewissenhaftigkeit fordern!“

Einen bessern Begriff als durch Heine's neuere wüste Schriften werden die Franzosen von deutschem Gemüth und deutscher Sittlichkeit durch den von J. S. Porchat ins Französische übertragenen neuesten Roman Otto Müller's erhalten. Die französische Bearbeitung erschien in Paris unter dem Titel: „Charlotte Ackermann. Souvenirs du théâtre de Hambourg au 18me siècle.“ Eine Kritik im „Athenaeum français“ rühmt an dem Verfasser, er sei ein „esprit fin, curieux et savant“, strebe selbst in einem Werke der Phantasie nach historischer Wahrheit und sei somit der Schule der Alfred de Vigny und Mérimée anzureihen. „In diesem Roman“, heißt es weiter, „hat Otto Müller eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens offenbart. Auf der einen Seite eine Schauspielerin, welche auf der Bühne ihre Empfindungen und Leidenschaften zu beherrschen weiß, aber im gewöhnlichen Leben sich ganz dem naiven Enthusiasmus ihrer Seele hingibt und sich von ihm fortreißen läßt; auf der andern Seite ein weltmännisch gebildeter Egoist, ein Roué, welcher die Empfindungen besser spielt als Charlotte die Diva, Minna von Barnhelm oder Emilia Galotti. Das war ein Stoff für eine schöne psychologische Studie und sie ist Müller vollkommen gelungen.“ Die Uebersetzung wird

als eine so treffliche gerühmt, als man sie von dem Uebersetzer von Rantle's „Französischer Geschichte“ erwarten durfte. Auch des Gerstäder'schen Buchs „Nach Amerika!“ gedenkt das „Athenaeum français“ mit vielem Lobe und wünscht ihm eine französische Uebersetzung, die es so gut verdiene als die jüngst übersehten Romane des Nordamerikaners Reid. Gerstäder's Gemälde seien ebenso lebendig und farbenreich, aber wahrer und in eine interessantere und wahrscheinlichere Handlung verflochten. Dabei besitze er eine Faune aus generis, die sich weder mit dem brittischen Humor, noch mit der französischen Munterkeit, noch selbst mit dem „gros rire allemand“ vergleichen lasse, sondern eine glückliche Mischung der naiven Bonhomie des deutschen Witzel und der energischen Kinesse des Yankee darstelle. Einige deutsche Ueberschwänglichkeiten im Stil werden gerügt und dann einige Bemerkungen über die deutsche Auswanderungslust gemacht, zu deren Schluß es heißt, das deutsche Sprichwort „Alle Wege führen nach Rom“ sei jetzt nicht mehr am Platz, die Deutschen könnten heutzutage sagen: Alle Wege führen nach Amerika!

Die „Revue des deux mondes“ bringt in ihrer ersten Jahreslieferung einen Nekrolog des früheren Ministers des Innern und Mitglieds der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, Leon Faucher, an welchem die „Revue des deux mondes“ einen ihrer hervorragendsten Mitarbeiter verloren hat. Faucher war am 8. September 1803 zu Limoges geboren, also kaum 51 Jahre alt, als er starb. Seine Aeltern lebten in keinen großen Glücksumständen, und Faucher sah sich daher ausschließlich auf seine eigene geistige und moralische Kraft angewiesen. Nachdem er seine Studien in Toulouse gemacht, ging er nach Paris, um sich durch Unterricht zu ernähren, und wurde Erzieher der beiden Söhne des Postmeisters Dailly, der ihn fast wie seinen eigenen Sohn behandelte. Die Julirevolution begrüßte er, jung und regsam wie er war, mit wärmstem Enthusiasmus. Bald wurde er Mitarbeiter und Redacteur am „Temps“ und gründete das Sonntagsblatt „Le bien public“, das jedoch keinen Erfolg hatte und einging. Ehrenhaft wie er war, verpöchtete er sich gegen die Actionäre, ihnen ihre Auslagen wiederzuerstatten; die Actionäre waren ungrasamüthig genug, das Anerbieten anzunehmen und alle Verluste auf dem Einzelnen haften zu lassen. Diese freiwillige Verpflichtung lastete freilich lange Jahre schwer auf ihm und nöthigte ihn zu verdoppelter Arbeit und Geistesanstrengung. Nach dem Tode Chatelain's übernahm er im Jahre 1839 die Oberleitung des „Courrier français“. Als jedoch dies Journal in andere Hände überging und die neuen Eigentümer anzeigten, daß an der Farbe desselben eine kleine Veränderung vorgenommen werden sollte, trat Faucher sofort ab und widmete sich hierauf fast ausschließlich nationalökonomischen Arbeiten, welche meist in der „Revue des deux mondes“ erschienen und ihm einen großen Ruf als nationalökonomischem und finanziellen Schriftsteller verschafften. Eine seiner vorzüglichsten Arbeiten auf diesem Gebiete sind seine „Recherches sur l'or et l'argent considérés comme étalons de la valeur“, die er im Institut vorlas. Inzwischen nahm er auch an der Redaction des „Journal des économistes“ und an den Bestrebungen des Freihandelsvereins theil und gehörte zu den eifrigsten und thätigsten Mitgliedern des letztern, ohne die Uebersetzungen zu billigen, in die manche Freihandelsmänner versielen. Im Jahre 1846 wurde er von der Stadt Rheims zum Deputirten gewählt. Den Gehalt der patriotischen Bankette mißbilligte er, weil derselbe seiner Meinung nach die revolutionären Leidenschaften zu heftig aufrege, aber er war inconsequent genug, die Anklageacte gegen die Minister zu unterzeichnen. Nach der Februarrevolution wurde er, bald nachdem er in der „Revue des deux mondes“ einen Artikel über die Organisation des Arbeit veröffentlicht hatte, in die Constituirende Versammlung gewählt, in welcher er sich als eifriger Vertheidiger der Demokratie bemerkbar machte und zu deren Vicepräsidenten & wiederholt gewählt wurde. Am ersten Cabinet des neuen Präsi-





Blum, G., Meerblumen. Lieberfranz für Seelente. 3te Auflage. Hamburg. 12. 12 Ngr.  
 Bruhin, G. W., Der Falbe. Nordlands-Sagen. Claustro. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.

Cassel, S., Irene. Eine sprachlich-exegetische Skizze. Erfurt, Villard. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsche Familien-Blätter. Erzählungen, Geschichten und Bilder aus dem Leben, der Natur und der Gesellschaft. Mit artistischen Beilagen. Neue Folge. 1ster und 2ter Band. Zwölf Hefte. Leipzig, A. Dürr. Gr. 4. à Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Frankl, L. A., Hippokrates und die moderne Medizin. Trimeter und Mittelvers. 3ter Theil: Hippokrates und die Cholera. 2te stark vermehrte Auflage. Wien, Callmayer u. Comp. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.

Goldschmidt, S., Die gesellschaftliche Stellung der Aerzte sonst und jetzt. Oldenburg, Schulze. 8. 12 Ngr.

Heusler, A., Der Bauernkrieg von 1653 in der Landschaft Basel. Basel, Neukirch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Hessisches Jahrbuch für 1855. Mit Beiträgen von R. Bernhart, H. C. Bezenberger, D. Braun, W. Falkenheimer, F. Grimm u. a. Cassel, Bertram. Br. 8. 1 Thlr.

Kaiser, F., Theater-Director Carl. Sein Leben und Wirken — in München und Wien, mit einer entwickelten Schilderung seines Charakters und seiner Stellung zur Volkshöhe. 2te Auflage. Wien, Callmayer u. Comp. 1854. 8. 15 Ngr.

Kirchhoff, A., Weitere Beiträge zur Geschichte des Handschriftenhandels im Mittelalter. Halle, Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

Köppen, F. v., Die Freiheitskriege. 1ster Gesang. — u. u. d. A.: Preußens Erhebung. Ein vaterländisches Gedicht. Berlin, Herbig. Gr. 8. 20 Ngr.

Kosarski, L., Hier und Dort. Lieder eines Erdenvägers. Berlin, Adolf u. Comp. 24. 22½ Ngr.

Krahmer, L., Die Mortalitätsverhältnisse der Stadt Halle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit Rücksicht auf den Einfluss, welchen Jahreszeiten und epidemische Verhältnisse auf die Mortalitätsgesetze, auf wahrscheinliche und durchschnittliche Lebensdauer ausüben. Halle, Schmidt. Gr. 4. 24 Ngr.

Die Lieder des dreißigjährigen Krieges nach den Originalen abgedruckt. Zum ersten Male gesammelt von E. Keller. Mit einer Einleitung von W. Wackernagel. Basel, Neukirch. Gr. 8. 2 Thlr.

Reubürger, C., Gedichte. Frankfurt a. M., Auffath. 16. 18 Ngr.

Vinamonti, S. P., Die Stellung der Reichen. Ober: Pflicht und Frucht des Almosens. Aus dem Italienischen übersetzt von F. Schmig. Regensburg, Manz. 1854. 24. 6 Ngr. Prechtler, D., Zeitlosen. Neue Gedichte. Wien, Grund. Gr. 16. 27 Ngr.

Reinöhl, F. v., Herzensklänge. Lyrische Gedichte. Jena, Mauke. 16. 1 Thlr.

Ribbeck, F., Glockentöne von Golgatha. Eine Pilgergabe für Mitpilger nach dem himmlischen Jerusalem. Elberfeld, Bader. Gr. 12. 15 Ngr.

Schenkel, D., Der Unionsberuf des evangelischen Protestantismus, aus der principuellen Einheit, der confessionellen Sonderung und der unionsgeschichtlichen Entwicklung desselben nachgewiesen. Heidelberg, R. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Ein Schriftsteller-Leben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Gastle (Frau Henriette Paalzow) an ihren Verleger. Mit dem Porträt der Verfasserin. Breslau, Max u. Comp. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Orde, M., Erinnerungen eines Militärgeistlichen. Aus

dem Französischen übersetzt von F. A. Baumgart. Den Theile. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Couvestre, C., Der König der Welt oder das Ich und seine Macht. Ein Roman der Vergangenheit und Gegenwart. Deutsch von A. Kerschmar. Vier Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 3 Thlr.

Spruner, K. v., Pfalzgraf Rupert der Cavalier. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. Festschrift zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs Maximilian II., gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 28. November 1854. München. 1854. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stiasny, C., Syphilis. Humoristisch-didactisches Gedicht. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. 3. 15 Ngr.

Stobwasser, C. H., Johann Heinrich Stobwasser's Lebensgeschichte. Hamburg, Agentur des Hauses Hanses. 12. 3 Ngr.

Szary, Graf v., Das Lischräden. [Fortsetzung.] Geistige Agapen. Psychographische Mittheilungen der Pariser Deutsch-Magnetischen-Schule. Paris. 1854. 8. 2 Thlr. Weber, R. M. Freih. v., Ein Ausflug nach dem französischen Nordafrika. Leipzig, C. H. Mayer. 8. 20 Ngr.

Willkomm, M., Die Halbinsel der Pyrenäen, eine geographisch-statistische Monographie, nach den neuesten Quellen und nach eigener Anschauung bearbeitet. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

#### Tagesliteratur.

Bahr, C., Der Heiland zieht in Zion ein! Predigt am 1. Advent 1854 in Woldegt gehalten. Neubrandenburg, Brunslov. Gr. 8. 2½ Ngr.

— Unseres Königs Advent oder Ankunft am Ende der Tage. Predigt für Zeit und Ewigkeit gehalten am 2. Advent 1854 in Woldegt und Pasenow. Ebendasselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Böse, C. B., Zwei Predigten als eine Weihnachtsgabe seinen lieben Gemeinden und als Liebesherflein den armen Ueberschwemmten dargebracht. Schwiebus, Wagner. 1854. 8. 4 Ngr.

Hegewald, L., Der Kreislauf des Verkehrs. Mannheim. 1854. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Kampf um die freie Hand. Berlin, Herbig. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Lubojakky, F., Johann König von Sachsen und sein bisheriges Wirken als Erster des Sachsenvolkes. Historische Skizze. Löbau, Balde. 1854. Gr. 8. 2 Ngr.

— Der Weltkampf gegen Rußland und seine großen Ereignisse. Verbunden mit den Schilderungen der Vorkämpfer, der Sitten und Lebensweisen der verschiedenen bei dem Kampfe beteiligten Völker, nebst den Biographien der hervorragendsten Persönlichkeiten aller Krieg führenden Parteien. Ein geschichtliches Gedächtnisbuch für alle Volkstassen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Ebendasselbst. 1854. Gr. 4. 2½ Ngr.

Preußen und seine Welt-Bedeutung im J. 1855. Denkschrift eines Deutschen Staatsmannes. Leipzig, Kossberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Denkwürdige Prophezeiungen aus der Schrift über Gegenwart und Zukunft. Leipzig, Kossberg. 16. 5 Ngr.

Die Stellung der Hansestädte. II. In näherer Beziehung auf Hamburg. Hamburg, Herold. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.

Stier, R., Bertheidigung der unlutherischen Theesen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Berny, Ein Zeugnis im Tode. Letzte Predigt zu Paris, bei deren Haltung er auf der Kanzel sterbend niedersank. Aus dem Französischen. Nebst: Bismarck des General-Superintendent Dr. Hoffmann und Brief mit Retrospekt des Pfarrers Kreiß. Berlin, Wigand u. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Druckschriften der k. Akademie der Wissenschaften in Wien.

In **WILHELM BRAUMÜLLER'S** Buchhandlung

des k. k. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien ist zu haben:

**Anser, Alois**, Director der k. k. Staatsdruckerei, *Tafeln zu dem Vortrage: der polygraphische Apparat.* 15 Ngr.  
**Boné, Aimé**, *Récueil d'Itinéraires dans la Turquie d'Europe. Détails géographiques et statistiques sur cet empire.* 2 Volumes. 4 Thlr. 20 Ngr.

**Schmidt, Dr. Adolf**, Actuar der kais. Akademie der Wissenschaften, *Die Grotten und Höhlen von Adelsbreg, Lutz, Planina und Laas.* Mit 1 Hefte von 15 Tafeln in Quer-Folio. 3 Thlr. 10 Ngr.

**Die feierliche Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1854.** Enthaltend den Vortrag der Herren **Br. Andreas Ritter v. Baumgartner**, **Dr. Anton Schrötter**, **Theodor Georg v. Karajan**, **Dr. Ernst Brücke**. 13 Ngr.

### A. Schriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe:

**Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften.** VII. Band mit 56 Tafeln. 16 Thlr.

**Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften.** XII. Band. 1. Heft mit 9 Tafeln. 1 Thlr. 3 Ngr. 2. Heft mit 7 Tafeln. 1 Thlr. 3. Heft mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 20 Ngr. 4. Heft mit 28 Tafeln. 2 Thlr. 7 Ngr. 5. Heft mit 8 Tafeln. 1 Thlr. 24 Ngr.

— **Register zu den ersten zehn Bänden.** 8 Ngr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

**Prügel, Karl**, Ueber das Steigen und Fallen der Lufttemperatur binnen einer analogen elfjährigen Periode, in welcher sich die Sonnenflecken vermindern und vermehren. 7 Ngr.

**Gruert, J. A.**, Theorie der Sonnenfinsternisse, der Durchgänge der untern Planeten vor der Sonne und der Sternbedeckungen für einen gegebenen Ort der Erde. 1 Thlr. 5 Ngr.

**Auer, Prof. Dr. R.**, Die Hypostomiden. Zweite Hauptgruppe die Familie der Panzerfische. (Loricata v. Gonistomata.) Mit 5 Tafeln. 2 Thlr. 10 Ngr.

**Reuss, Prof. Dr. W. E.**, Beiträge der Kreideschichten in den Ostalpen, besonders im Gosauthale und am Wolfgangsee. Mit 30 Tafeln und einer geognostischen Karte des Gosauthales und des angrenzenden Theiles des Russbachtals. 8 Thlr.

**Schmarda, Dr. Ludw. K.**, Zur Naturgeschichte Agyptens. Mit 7 Tafeln in Farbendruck. 2 Thlr.

**Seem, Eduard**, Ueber die Brachiopoden der Küssener Schichten. Mit 4 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Unger, Prof. Dr. Josef**, Beiträge zur Kenntniss der niedrigen Algenformen. Nebst Versuchen, ihre Entstehung betreffend. Mit 1 color. Tafel. 20 Ngr.

— **Fossile Flora von Gleichenberg.** Mit 8 Tafeln. 2 Thlr. 10 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten:

**Brücke, Prof.**, Ueber die Farben, welche trübe Medien im auffallenden und durchfallenden Lichte zeigen. 4 Ngr.  
**Czermak, Dr. Joh.**, Physiologische Studien. Erste Abtheilung. Beiträge zur Physiologie des Gesichtsinnes. Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.

**Czjick, Joh.**, k. k. Bergrath, Erläuterungen zur geologischen Karte der Umgebungen von Krems und vom Manhartsb. Mit color. Karte. 2 Thlr. 20 Ngr.

**Ellingshausen, Dr. C. v.**, Ueber die Nervation der Blätter. Mit 22 Tafeln in Natur-Selbstdruck. 9 Thlr.

— Ueber die Nervation der Blätter und blattartigen Organe bei den Euphorbiaceen. Mit besonderer Rücksicht auf die vorweltlichen Formen. Mit 8 Tafeln in Natur-Selbstdruck. 24 Ngr.

**Fitzinger, Dr. L. J.**, Bericht über die Untersuchung eines angeblichen Bastard-Kalbes von Hirsch und Kuh. 2 Ngr.

**Grunert, J. A.**, Ueber die Proximitäten der Bahnen der Planeten und Kometen. 10 Ngr.

**Haidinger, W.**, Der Partschin von Olahpian. 4 Ngr.

**Hauer, Franz Ritter von**, Beiträge zur Kenntniss der Carnicorner der österreichischen Alpen. Mit 3 Tafeln. 16 Ngr.

**Hornstein, Karl**, Adjunct der k. k. Sternwarte zu Wien, Bestimmung der Bahn des ersten Kometen vom Jahre 1847. Nebst Bemerkungen über den Uebergang von der Parabel zur Ellipse oder Hyperbel. 4 Ngr.

**Hyrtl, Prof.**, Bericht an die kais. Akademie. 4 Ngr.

**Kenngott, Dr. Adolf**, Mineralogische Notizen. Zweite Folge. 4 Ngr.

**Kollar, V.**, Bericht über die Abhandlung des Dr. Schneider, betreffend ein Insect, welches die Kartoffelkrankheit verursacht. 2 Ngr.

**Schweigger, Prof. in Halle**, Ueber die Auffindung der zwei ersten Uranustrabanten durch Lassell. 4 Ngr.

**Skoda, Prof.**, Geschichte einer durch mehrere Monate anhaltenden Katalapsia. 4 Ngr.

**Spitzer, Simon**, Ueber die Kriterien des Größten und Kleinsten bei den Problemen der Variationsrechnung. 10 Ngr.

### B. Schriften der historisch-philosophischen Classe:

**Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen**, herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kais. Akademie der Wissenschaften. XII. 1. Heft mit 1 Tafel. 25 Ngr. 12. Band, 2. Heft mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 10 Ngr. 13. Band. 1. Heft. 20 Ngr.

**Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften.** V. Band mit 8 Tafeln. 7 Thlr.

**Notizenblatt.** Beilage zum Archiv für Geschichte österreichischer Geschichtsquellen. 1854. 24 Nummern. 2 Thlr.

**Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften.** 12. Band. 1. Heft mit 5 Tafeln. 1 Thlr. 5 Ngr. 2. Heft. 1 Thlr. 3. Heft mit 2 Tafeln. 17 Ngr. 4. Heft. 15 Ngr. 5. Heft. 20 Ngr. — Complet 3 Thlr. 27 Ngr. — XIII. Band. 1. Heft mit 2 Tafeln. 17 Ngr. — **Register zu den ersten zehn Bänden.** 4 Ngr.  
**Fassel, Hirsch B.** *Das mosaisch-rabbinische Civilrecht*, bearbeitet nach Anordnung und Eintheilung der neueren Gesetzbücher und erläutert mit Angabe der Quellen. I. II. Band. 4 Thlr. 20 Ngr.

Als Separatabdrücke sind zu haben:

a) Aus den Denkschriften:

**Bergmann, Josef**, *Necrologium Angiae Majoris Brigantinae ordinis S. Benedicti Anno 1728 renovatum calamo P. Pauli Popelin ejusdem loci professi, quo die semet sortit nescii.* (+ 2. Junii 1763.) Mit Einleitung, historisch-topographischen Anmerkungen und Erläuterungen, wie auch Personen-Verzeichnissen. — De Monasterio Tubrensi. 1 Thlr. 20 Ngr.  
**Kremer, A. v.**, *Topographie von Damascus.* Im Auftrage der kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Mit 3 Tafeln. 1 Thlr. 20 Ngr.  
**Pfizmaier, Aug.**, *Vocabularium der Aino-Sprache.* 1 Thlr. 26 Ngr.  
**Prakesch-Osten, Anton Freiherr v.**, *Inedita meiner Sammlung altgriechischer Münzen.* Mit 4 Tafeln. 2 Thlr.  
**Stück, Jodok**, reg. Chorherr von St. Florian, *Das Leben des Bischofes Altmann von Passau.* 1 Thlr. 14 Ngr.

b) Aus den Sitzungsberichten und dem Archive:

**Arneht, Jos.**, *Archaeologische Analecten.* Mit 3 Tafeln. 20 Ngr.  
**Boller, Prof.**, *Die Declination in den finnischen Sprachen.* 14 Ngr.  
 — *Die interessantesten Schätze der ägyptischen Sammlung des k. k. Antiken-Cabinetes.* Nach ihrem inschriftlichen Gehalte. Mit 4 Tafeln. 17 Ngr.  
**Bergmann, Jos.**, *Leibnitz in Wien, nebst fünf ungedruckten Briefen desselben über die Gründung einer kaiserl. Akademie der Wissenschaften an Karl Gust. Heräus in Wien.* Mit Anmerkungen. 4 Ngr.  
**Bonitz, Prof.**, *Beiträge zur Erklärung des Thukydides.* 5 Ngr.

**Chmel, Josef**, *Beiträge zur Lösung akademischer Aufgaben.* II. 15 Ngr.

**Diemer, Josef**, Director der k. k. Universitäts-Bibliothek, *Kleine Beiträge zur älteren deutschen Sprache und Literatur.* II. Theil. 20 Ngr.

**Dudik, Prof.**, *Ueber die alten heidnischen Begräbnisplätze in Mähren.* Mit 2 Tafeln. 12 Ngr.

**Firnhaber, F.**, *Actenstücke der Aufhellung der ungarischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts.* Aus Privat-Archiven. 12 Ngr.

**Gryssar, Prof. Dr. C. J.**, *Der römische Mimus.* Eine literarisch-historische Abhandlung. 16 Ngr.

**Jäger, Prof. Albert**, *Ueber Kaiser Maximilian I. Verhältniss zum Papstthum.* 14 Ngr.

**Karajan, Th. G. v.**, *Bericht über die Leistungen der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften während des akademischen Verwaltungsjahres 1852 auf 1853, erstattet in der Classensitzung vom 10. Mai 1854.* 4 Ngr.

— *Ueber zwei Bruchstücke eines deutschen Gedichtes aus dem 13. Jahrhundert.* 4 Ngr.

— *Ueber eine bisher unerklärte Inschrift.* Ein akademischer Vortrag. 6 Ngr.

**Schleicher, Prof.**, *Lituanica.* 14 Ngr.

**Seidl, Joh. Gabr.**, *Beiträge zur Chronik der archaeologischen Funde in der österreichischen Monarchie.* IV. 15 Ngr.

— *Ueber den Dolichenus-Cult.* Mit 6 Tafeln. 1 Thlr. 6 Ngr.

— *Das Alt-Italische Schwergeld im k. k. Münz- und Antiken-Cabinete zu Wien beschrieben.* 16 Ngr.

**Schweigger, Dr. J. S. C.**, Prof. der Physik in Halle, *Ueber eine Cista Mystica, die bei Praeneste gefunden wurde.* Ein die alte mysteriöse Bilderwelt betreffender Anhang zur Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft. Mit 1 Tafel. 6 Ngr.

**Wolf, Dr. Ferd.**, *Vierundzwanzig eigenhändige Briefe der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Kaiser Karl's VI., an den Staats-Secretär Marquis de Rialp.* 6 Ngr.

**Wolny, P. Gregor**, *Excommunication des Markgrafen von Mähren Prokop und seines Anhanges im Jahre 1399, und was damit zusammenhängt.* Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Mähren. 5 Ngr.

Soeben erschien bei **H. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen.

Von **Carl Leo Cholevius.**

Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gracität. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie, der auch neben dem berühmten Werke von Servinus seine eigenthümliche Bedeutung behaupten wird, da er dasselbe in vielen Punkten ergänzt und selbst thatsächlich berichtigt. Das Werk von Cholevius (auf zwei Theile berechnet) wird eine empfindliche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte ausfüllen, da die Geschichte der deutschen Poesie von dem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser gewählt — der Einwirkung des antiken Elements auf dieselbe — noch nie behandelt worden ist, obgleich oft auf die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung hingewiesen wurde. Ueber viele wichtige Punkte gibt der Ver-

fasser ebenso neue als gründliche Aufschlüsse, wie es ihm z. B. gelungen ist, die Quellen von einem großen Epös des Mittelalters zu entdecken, denen bis jetzt Niemand auf die Spur gekommen. Hoffentlich, der das Manuscript des (in Königsberg lebenden) Verfassers gelesen, erklärt das Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinsten Geschmac ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung halber auch das größere Publicum fesseln werde.

Soeben erschien bei **H. W. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

## Magdala.

### Dichtung von Moriz Horn.

8. Heftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neueste Dichtung Moriz Horn's, der sich durch die von Robert Schumann componirte Dichtung: „Die Pilgerfahrt der Rose“ (geb. 20 Ngr., geb. 24 Ngr.), wozon bereits eine zweite Auflage erschienen, und „Die Lilie vom See“ (geb. 24 Ngr., geb. 1 Thlr.), beide in Miniatur-Ausgaben, bereits zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben hat.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **H. W. Brockhaus** in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 5. —

1. Februar 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Aesthetik des Hässlichen. Von F. Bröckers. — Duodezlyrik. Von Adolf zum Berge. — Das Leben und Treiben der Deutschen im fernem Westen. — Eine Friedensstimme in Angelegenheit der Kirche. — Poetik. — Bibliographie. — Anzeigen.

## Aesthetik des Hässlichen.

Aesthetik des Hässlichen. Von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebrüder Bornträger: 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

„Eine Aesthetik des Hässlichen? und warum nicht?“ fragt Rosenkranz, wie es scheint, einer zustimmenden Antwort gewiß. Wir erwidern indeß: darum nicht, weil diese Bezeichnung, wenn sie auch vielleicht keinen Widerspruch enthält, doch jedenfalls ganz unpassend ist. Ihre Anwendung kann unser Erachtens durch den Nachweis, daß der Begriff des Hässlichen von dem des Schönen untrennbar sei und deshalb auch in der Aesthetik eine Stelle finden müsse, nicht gerechtfertigt werden. Zugeben, daß das Hässliche einen vollkommen begründeten Anspruch darauf hat, in der Aesthetik zur Sprache gebracht zu werden, so folgt daraus doch keineswegs, daß es als ein unmittelbares Object dieser Wissenschaft betrachtet werden darf. Die Aesthetik ist ihrem Begriffe nach die Lehre vom Schönen und hat als solche das Schöne in allen seinen Beziehungen, daher auch die Begriffe und Erscheinungen, mit welchen es in einem nähern oder entferntern Zusammenhange steht, in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Aber eben weil sie das Schöne in seinem ganzen Umfange behandelt, ist es unzulässig, sie auf irgend ein einzelnes Moment desselben zu beschränken.

Die Lehre vom Guten kann allerdings nicht umhin, auch auf das Böse Rücksicht zu nehmen. Dennoch ist, soviel wir wissen, von einer Ethik des Bösen noch nicht die Rede gewesen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Untersuchungen über das Wesen der Gottheit auch auf die Natur ihres negativen Gegensatzes eingehen müssen. Dennoch hat, soviel uns bekannt geworden, bisher noch Niemand daran gedacht, eine Theologie des Unheils aufzustellen. Die Bedenken aber, welche in diesen und ähnlichen Fällen rege werden, lassen sich mit gleichem Rechte gegen die Aesthetik des Hässlichen geltend machen. Selbst wenn das Hässliche nicht bloß, wie in der Regel

1855. 5.

angenommen wird, dem Schönen als dessen Verneinung äußerlich gegenübersteht, sondern zugleich, wie der Verfasser zu zeigen sucht, innerlich mit ihm verknüpft ist, so daß es in das Schöne übergehen, als eine besondere Form desselben auftreten kann, darf die ihm gewidmete Theorie nicht mit dem Namen Aesthetik bezeichnet werden. Denn der Name einer Gattung paßt eben nur für diese selbst, nicht auf die einzelnen Arten oder Formen, in welchen sie sich individualisirt. Wenigstens ist er nur da anwendbar, wo die Art lediglich als solche, d. h. in ihrem Verhältniß zur Gattung, der sie angehört, in Betracht gezogen wird. Eine solche Beschränkung aber wird durch die Tendenz der vorliegenden Schrift ausgeschlossen. Ihr Zweck ist die Erörterung des Hässlichen überhaupt, und wenn sie, um diese ihre Aufgabe zu lösen, dasselbe vorzugsweise in seiner Beziehung zum Schönen ins Auge faßt, so geschieht das nur, weil der Verfasser überzeugt ist, daß es sowohl in seinem Begriffe wie in seinen mannichfachen Erscheinungsformen durch das Schöne bedingt wird. Was uns Rosenkranz bietet, ist nichts mehr und nichts weniger als eine vollständig durchgeführte Theorie und eben deshalb keine Aesthetik des Hässlichen.

Doch wichtiger wie das Wort ist die Sache, zu deren Bezeichnung es verwandt wird. Man kann nicht leugnen, daß das Hässliche im Leben wie in der Kunst eine höchst bedeutsame Rolle spielt, und wird daher keinen Anstand nehmen, eine specielle Untersuchung desselben für durchaus berechtigt zu halten. Ist es ja doch gerade für unsere Zeit charakteristisch, daß die negativen Erscheinungen des Lebens, welche man früher, falls es nicht möglich war, ihnen ganz auszuweichen, nur im Vorbeigehen oberflächlich zu berühren pflegte, gegenwärtig mit ganz besonderm Interesse verfolgt und selbst mit einer gewissen Vorliebe besprochen werden. Sehr möglich, daß Mancher geneigt ist, diese Thatsache aus dem steigenden Einflusse des Geistes der Verneinung abzuleiten. Nach unserm Dafürhalten beweist sie gerade

12

umgekehrt, daß die Macht desselben im Abnehmen begriffen ist. In der That, scheint es, beschäftigt man sich mit dem Negativen nur deshalb so angelegentlich, weil man es gründlich und für immer beseitigen möchte. Die scharfe Analyse, der es in seinen vielfachen Gestaltungen unterworfen wird, geht überall darauf aus, seine innere Gehaltlosigkeit ans Licht zu ziehen. Indem sie bis zu den Grundlagen seiner Existenz vordringt, liefert sie den Beweis, daß diese Basis hohl und gebrechlich und das Dasein, dem sie zur Stütze dient, nur ein Scheinbares ist. Ihr letztes Resultat ist immer die Einsicht, daß das Negative seinem Wesen nach mit dem Richtigen zusammenfällt, und daß, sofern es auf eine gewisse Realität Anspruch hat, diese Wirklichkeit nicht ihm selbst, sondern dem Positiven angehört, zu dem es im Gegensatz steht. Man überzeugt sich leicht, wie auf diesem Wege das Negative seiner vollständigen Auflösung zugeführt wird. Denn einerseits verliert es mit dem Scheine der Realität, den es bis dahin zu behaupten wußte, alle selbständige Bedeutung; andererseits wird durch den Nachweis, daß es nur insofern auf Wahrheit Anspruch hat, als es in sein Gegenteil übergeht, dieser Uebergang selbst nicht bloß als möglich und nothwendig dargestellt, sondern zugleich in directer Weise vorbereitet.

Wer an Gespensterfurcht leidet, dem gibt man bekanntlich den Rath, an die ihm schreckbaren Erscheinungen näher heranzutreten, um sie scharf und unbefangen ins Auge zu fassen; er werde dann finden, daß das Scheinwesen, vor dem er sich geängstigt, in Wahrheit nichts sei als ein dem bekannten Kreise der natürlichen Dinge angehöriger Gegenstand. Das sicherste Mittel, um sich vom Nichtsein der Gespenster zu überzeugen, ist die Erkenntniß Dessen, was sie sind. Und was von dieser, das gilt ebenso von allen andern Formen, in welchen das Negative sich verwirklicht. Auf welchem Gebiete es auch auftritt, welchen Namen es auch tragen mag, vor dem Blicke des forschenden Geistes sinkt die trügerische Hülle, in die es sich zu kleiden pflegt, um es in fetter einfachen Wahrheit hervortreten zu lassen. Der Irrthum verliert seinen Reiz, sobald er als solcher erkannt wird. Die Macht des Bösen ist da gebrochen, wo die Einsicht sich festgestellt hat, daß es sie vom Guten zu Lehen trägt. Man söhnt sich mit der Krankheit und selbst mit dem Tode aus, wenn man weiß, daß auch in ihnen die Kraft des Lebens, welche sie zu hemmen oder aufzuheben scheinen, noch wirksam ist. Ueberhaupt hat jedes Uebel nur so lange einen gesicherten Bestand, als es eine unabhängige Geltung bewahrt, der Grund seiner Existenz in ihm selbst gesucht wird. Die Erkenntniß seines negativen Charakters ist nicht bloß die Voraussetzung, sondern zugleich der Anfang seiner Heilung. Die theoretische Einsicht hat die praktische Ueberwindung zur unmittelbaren Folge. Man darf sogar behaupten, daß sie dieselbe einschließt.

Die sorgfältige Beachtung, welche gegenwärtig der negativen Seite zutheil wird, wurzelt in dem Streben, die positiven Elemente desselben zur ausschließlichen Herr-

schaft zu bringen. Nachdem der Geist der Verneinung aus dem Jenseits vertrieben worden, möchte man ihn auch aus dem Diesseits verbannen. Das Reich des Teufels mußte ein Ende nehmen, als das Wesen der Gottheit tiefer erkannt, lebendiger empfunden wurde. Indem sich die Gegenwart der Wahrheit des Lebens mehr und mehr bewußt wird, fühlt sie sich gedrängt, den Schein, wo immer er sich findet, zu zerstören. Erfüllt und getragen von einem reichen positiven Inhalte hat sie die Kraft und den Muth, von der bloßen Abwehr des Negativen, worauf die frühere Zeit sich beschränkte, zum directen Angriffe desselben überzugehen. Die realen Mächte des Lebens sind in einem Grade erstarkt, daß sie es wagen dürfen, den Gegner auf seinem eigenen Grund und Boden zu bekämpfen. Nur von einem sichern Standorte aus blickt das Auge fest und ruhig in die Tiefe des Abgrunds, der sich vor ihm öffnet. Wer sich der Betrachtung des Todes unbefangen hingeben will, bedarf eines reichen Maßes gesunder Lebenskraft. Man muß ein sehr lebendiges Bewußtsein des Guten in sich tragen, wenn man es unternimmt, die furchtbaren Geheimnisse des Bösen ans Licht zu ziehen. Auch wird Niemand im Stande sein, sich in die Anschauung des Hässlichen rückhaltlos zu vertiefen, der sich nicht zuvor mit dem Schönen vertraut gemacht, es als ein untrennbares Element seines Wesens in sich aufgenommen hat.

Die deutsche Philosophie hat unstreitig das Verdienst, durch ihre neuern ebenso tiefen wie umfassenden Forschungen die wissenschaftliche Erkenntniß des Schönen in hohem Grade gefördert und selbst zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben. Man darf sich nicht wundern, daß sie, nachdem es ihr gelungen war, sich das Wesen des Schönen anzueignen, nun auch den Versuch machte, in die Natur und Wirkungsweise seines bis dahin wenig beachteten Gegensatzes einzudringen. In der That „gehörte ihr“, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, „der Ruhm, zuerst den Muth gehabt zu haben, das Hässliche als die ästhetische Unidee, als ein integirendes Moment der Aesthetik anzuerkennen“. Namentlich war es Weise, der in seinem „System der Aesthetik“ (Leipzig 1830) auch dem Begriffe des Hässlichen eine bestimmte Stelle anwies, indem er zu zeigen suchte, wie derselbe einerseits mit dem Begriffe des Schönen, andererseits mit dem des Komischen in einem unmittelbaren innern Zusammenhange stehe. Rosenkranz trägt kein Bedenken, den Bestimmungen seines Vorgängers in den Hauptpunkten beizutreten. Er glaubt indes, daß „die Behandlung des Begriffs des Hässlichen bisher theils bei einer zu kurzen, wenig eingehenden Allgemeinheit, theils bei einer zu einseitigen, spiritualistischen Fassung stehen geblieben ist“, und hat sich eben deshalb entschlossen, die Untersuchung von neuem aufzunehmen, um sie in einem weitern Umfange und auf einer breitem Basis fortzuführen.

Wie das Negative überhaupt, so ist auch das Hässliche sowol in seiner Existenz wie in seinen wesentlichen

Merkmale von dem Positiven abhängig, als dessen Negation es auftritt. Der Verfasser gibt dieser Bedingtheit des Hässlichen einen sehr entschiedenen Ausdruck, wenn er sagt:

Das Hässliche ist nur, sofern das Schöne ist, das seine positive Voraussetzung ausmacht. Wäre das Schöne nicht, so wäre das Hässliche gar nicht; denn es existirt nur als die Negation desselben. . . . Das Schöne ist die göttliche, ursprüngliche Idee und das Hässliche, seine Negation, hat eben als solche nur ein secundäres Dasein. Es erzeugt sich an und aus dem Schönen. . . . indem dieselben Bestimmungen, welche die Nothwendigkeit des Schönen ausmachen, sich in ihr Gegentheil verkehren.

Rosentrans macht wiederholt darauf aufmerksam, daß das Hässliche keineswegs als die bloße Negation des Schönen — so bestimmt würde es einfach mit dem Nichtschönen zusammenfallen —, vielmehr als dessen negativer Gegensatz aufzufassen sei. Dieser Unterschied ist allerdings von großer Bedeutung; hält man ihn fest im Auge, so kann die genetische Erklärung des Hässlichen, wie sie vom Verfasser an der eben mitgetheilten Stelle versucht wird, nicht befriedigen. Es ist unsers Erachtens nicht möglich, daß von zwei Begriffen, die in einem wirklichen Gegensatz stehen, der Inhalt des einen aus dem Inhalte des andern vollständig abgeleitet werde. Die Glieder eines Gegensatzes können sich nicht wie Ursache und Wirkung oder wie Grund und Folge verhalten. Auch ist es unstatthaft, dem einen ein primäres, dem andern ein secundäres Dasein zuzuschreiben. Man mag ihnen immerhin, da eine Unterscheidung doch einmal nothwendig ist, die Merkmale des Positiven und Negativen beilegen. Nur darf man nicht vergessen, daß diese Bezeichnungen durchaus willkürlich sind und eben darum, sofern lediglich die bezeichneten Objecte in Frage kommen, nicht wohl miteinander vertauscht werden können. Streng genommen hat jedes Glied eines Gegensatzes in seiner Beziehung zu dem andern sowohl einen negativen wie einen positiven Charakter. Es verhält sich negativ, sofern es die charakteristischen Bestimmungen der Gegenseite aufhebt. Es verhält sich positiv, sofern seine eigenen wesentlichen Merkmale in dem andern Gliede negirt oder „in ihr Gegentheil verkehrt“ werden. So ist auch das Hässliche nicht bloß der negative, sondern zugleich der positive Gegensatz des Schönen oder, was auf Dasselbe hinausläuft, das Schöne ist zwar einerseits der positive, aber andererseits auch der negative Gegensatz des Hässlichen. Wenn dem aber so ist, so sieht man leicht, daß mit demselben Rechte, mit welchem der Ursprung des Hässlichen in das Schöne gesetzt wird, auch das Schöne aus dem Hässlichen erklärt und abgeleitet werden kann. Entsteht das Hässliche dadurch, daß die unterscheidenden Momente des Schönen sich in ihr Gegentheil verwandeln, so tritt andererseits das Schöne überall da hervor, wo die eigenthümlichen Momente des Hässlichen in die umgekehrten Bestimmungen umschlagen.

Die Erklärung des Hässlichen, wenn sie lediglich von ihrem Gegensatz zum Schönen ausgeht, bestimmt dasselbe nur insofern, als sie eben diesen seinen Unterschied vom Schönen feststellt. Sie gibt aber keineswegs Auf-

schluß über Das, was es an sich selbst ist. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß die Glieder eines Gegensatzes sich wechselseitig bedingen, so zwar, daß jedes derselben nur durch das andere und keines von ihnen ohne das andere zu bestehen vermag. Es ist indeß nicht minder gewiß, daß sie trotz dieser durchgreifenden Abhängigkeit doch zugleich eine ganz unabhängige Stellung behaupten, indem sie beide den Grund ihres Daseins in sich selbst tragen. Auch das Hässliche existirt nicht bloß, weil es außer oder neben ihm ein Schönes gibt, sondern ebenso sehr kraft seiner eigenen, ihm als solchem angehörigen Natur. Es ist daher unschwer einzusehen, daß der Versuch, es aus dem Schönen abzuleiten, nur einen scheinbaren Erfolg haben kann. Wie sehr man sich auch bemüht, bei der Erklärung des Hässlichen das Schöne ausschließlich im Auge zu behalten, man wird doch immer wieder auf das Hässliche selbst, wenn auch vielleicht auf einem Umwege, zurückkommen müssen.

Rosentrans sagt uns, daß das Hässliche entsteht, wenn die nothwendigen Bestimmungen des Schönen sich in ihr Gegentheil verkehren. Zugegeben, daß dem wirklich so sei, so fragt sich doch, wie denn diese Verkehrung zustande komme. Offenbar ist sie nicht die Folge eines äußern Einflusses, vielmehr die Wirkung einer Kraft, die dem Schönen selbst einwohnt. Nun unterliegt es aber keinem Zweifel, daß das Schöne als solches, sofern es eben das Schöne ist, sich nicht in sein Gegentheil verwandeln kann. Geht es dennoch in das Hässliche über, so ist das nur unter der Voraussetzung denkbar, daß es das Princip des letztern, seine virtuelle Möglichkeit bereits in sich enthält. Wenn somit das Hässliche aus dem Schönen vermöge einer Umbildung desselben hervorgeht, so hat es seinen Ursprung darum doch nicht in diesem, sondern in seinem eigenen Wesen, das sich aus dem Schönen heraus in selbständigen Formen verwirklicht. Man hat vielleicht nicht Unrecht, sich die Bildung des Hässlichen durch eine Verkehrung des Schönen vermittelt zu denken. Doch ist diese Verkehrung jedenfalls nur die Weise, in der das Hässliche zur Erscheinung kommt, keineswegs das Hässliche selbst. Wer sie eine mit dem andern identificirt, wird uns zwar das Hässliche beschreiben, nicht aber es erklären können. Er mag im Stande sein, die äußere Beschaffenheit des Hässlichen treu und anschaulich zu schildern; eine Einsicht in das Wesen desselben wird er nicht zu gewähren vermögen. Die eigensie Natur der Dinge hat immer und überall einen positiven Charakter. Es ist daher unmöglich, sie durch negative Bestimmungen in adäquater Weise auszudrücken. Wird aber das Hässliche im Sinne des Verfassers als die „Selbstverneinung“ des Schönen aufgefaßt, so hat diese Erklärung einen wesentlich negativen Inhalt.

Wir sagten schon, daß die Selbstverneinung des Schönen, wenn man sie einer schärfern Prüfung unterwerfe, sich als die Selbstbejahung des Hässlichen erweise. Das Hässliche bildet sich nur deshalb aus dem Schönen heraus, weil es in diesem bereits enthalten ist. Sofern aber das Schöne zugleich das Hässliche in sich begreift,

ist es weder das Schöne als solches noch auch das Häßliche, vielmehr die Einheit beider, welche als ein Drittes von ihnen unterschieden werden muß. Was für den wirklichen Gegensatz überhaupt, das gilt auch hier: die reale Einheit desselben, in welcher die Differenz seiner Glieder aufgehoben oder versöhnt erscheint, existirt zwar einerseits unabhängig von diesen ihren Momenten; zugleich aber ist sie in jedem von ihnen, unbeschadet seiner charakteristischen Bestimmtheit, rein und vollständig gegenwärtig. Die Möglichkeit, je eine von zwei entgegengesetzten Bestimmungen aus der andern herzuleiten, beruht eben darauf, daß sie beide die gemeinsame Wurzel, aus der sie entsprungen sind, das sie verknüpfende einheitliche Band in sich enthalten. Auf diese ihre Einheit muß zurückgegangen werden, wenn es gilt, Ursprung und Wesen der Glieder eines Gegensatzes zu ermitteln. Der Begriff des Häßlichen läßt sich weder aus dem des Schönen vollständig entwickeln noch auch kann er durch eine ganz isolirte Betrachtung genau und allseitig festgestellt werden. Vielmehr muß die Untersuchung desselben, falls sie zu einem befriedigenden Resultate führen soll, jenen höhern Begriff, in welchem die Momente des Schönen und Häßlichen zu einer realen Einheit verbunden sind, zum Ausgangspunkte nehmen. Es ist hier nicht der Ort, diesen Begriff, zu welchem die Begriffe des Schönen und Häßlichen sich etwa ebenso verhalten wie die der Arten zu dem ihrer Gattung, näher zu bestimmen. Wir beschränken uns auf die allgemeine Bemerkung, daß er seinem wesentlichen Inhalte nach mit der Idee des concreten, sinnlich-lebendigen Daseins zusammenfallen dürfte. Schön und Häßlich sind nichts weiter als unterschiedene oder, wenn man will, einander entgegengesetzte Erscheinungsformen des Wirklichen. Als solche aber werden sie durch die qualitative Bestimmtheit der Realität, an welcher sie hervortreten, bedingt. Das Wesen beider kann in letzter Instanz nur aus dem Wesen des Seins, in dem es seine Wurzel hat, begriffen werden.

Daß Rosenkranz nicht so weit zurückgeht, versteht sich bei der Beschränktheit des Standpunkts, den er für seine Untersuchung wählen zu müssen geglaubt hat, von selbst. Geht die Betrachtung des Häßlichen vom Schönen aus und gilt das Schöne von vornherein als das einzig Wahre und Positive, so muß das Häßliche nothwendig als das Unwahre erscheinen und die Erklärung desselben bei der Hervorhebung seiner negativen Merkmale stehen bleiben. Vom Gesichtspunkte des Schönen aus kann der Begriff des Häßlichen nicht füglich anders bestimmt werden wie es vom Verfasser geschehen ist. Wol aber, scheint uns, hätte er ihn, ohne sich selbst untreu zu werden, etwas genauer ausführen, seiner durch eine negative Definition einen positiven Ausdruck geben mögen. Wenn das Häßliche dahin erklärt wird, daß es der negative Gegensatz des Schönen sei, so sieht man leicht, daß diese Bestimmung noch ohne allen wirklichen Inhalt, eine rein formelle Bestimmung ist. Rosenkranz hat sich da, wo er auf die einzelnen Arten oder Gat-

tungen des Häßlichen näher eingeht, keineswegs damit begnügt, sie den correspondirenden Formen des Schönen einfach gegenüberzustellen. Vielmehr ist er zugleich bestrebt, ihren eigenthümlichen Inhalt, soweit derselbe aus diesem ihrem gegensätzlichen Verhältnisse erschlossen werden kann, möglichst scharf und bestimmt anzugeben. Er sagt uns z. B. nicht bloß, daß das Gemeine der negative Gegensatz des Erhabenen, sondern auch, was es als dieser Gegensatz an sich selbst sei. Wir erkennen gern an, daß damit das Verständniß der mannichfachen Formen, in welchen das Häßliche aufzutreten pflegt, in hohem Grade gefördert worden ist. Eben deshalb müssen wir es bedauern, daß der Verfasser sich nicht veranlaßt gesehen hat, bei der Erörterung des Häßlichen überhaupt, da wo er den allgemeinen Begriff desselben feststellt, ein gleiches Verfahren einzuhalten. Offenbar bleibt er hier auf halbem Wege stehen, wenn er das Häßliche lediglich als den negativen Gegensatz des Schönen bezeichnet, ohne die ihm in dieser Eigenschaft zukommenden bestimmten Merkmale genauer zu entwickeln. Und doch wäre es, scheint uns, nicht eben schwer gewesen, sie hinzuzufügen. Ist das Häßliche der Gegensatz des Schönen, das Schöne aber nach der Erklärung des Verfassers „die Idee, wie sie im Elemente der Sinnlichkeit als die freie Gestaltung einer harmonischen Totalität sich auswirkt“, so hat man, um den Begriff des Häßlichen in seiner abstracten Allgemeinheit festzustellen, diese den Begriff des Schönen constituirenden Momente nur „in ihr Gegentheil zu verkehren“. Was Rosenkranz bewogen hat, diese Verwandlung nicht vorzunehmen, kann füglich dahingestellt bleiben. Wir wenden uns zu einem zweiten, nicht minder wichtigen Punkte seiner Erörterungen, zu dem Verhältnisse, in welchem der Begriff des Häßlichen mit dem des Komischen steht.

Der innere Zusammenhang des Schönen mit dem Häßlichen als seiner Selbstvernichtung begründet die Möglichkeit, daß das Häßliche sich wieder aufricht, in die Einheit mit dem Schönen zurückgeht. Das Schöne wird in diesem Proceß als die Macht offenbar, welche die Empörung des Häßlichen ihrer Herrschaft wieder unterwirft. In dieser Versöhnung entsteht eine unendliche Heiterkeit, die uns zum Lächeln, zum Lachen erregt. Das Häßliche befreit sich in dieser Bewegung von seiner hybriden, selbstischen Natur. Es geht seine Ohnmacht ein und wird komisch. (S. 7.)

Es wurde schon oben bemerkt, daß neben seiner untrennbaren Verbindung mit dem Schönen dieser Uebergang des Häßlichen in das Komische es ist, der ihm eine Stelle in der Aesthetik zuweist, den Rang eines ästhetischen Objectes verleiht. Unser Erachten kann die Gültigkeit dieses Rechtstitels, falls die Principien, auf welche der Verfasser seine ästhetische Doctrin bafirt, richtig sind, nicht ohne Grund beanstandet werden. Ist die Aesthetik, wie Rosenkranz behauptet, die Lehre vom Schönen, und kann eben nur das Schöne den Inhalt der ästhetischen Anschauung bilden, so scheint es nicht zweifelhaft, daß das Häßliche, wenn es in der Form des Komischen auftritt, nur unter der Voraussetzung, daß das Komische unter den Begriff des Schönen falle, als ein Gegen-



stand der ästhetischen Betrachtung gelten darf. Der Verfasser aber hat nirgendwo den Beweis geliefert, daß das Komische, ähnlich dem Erhabenen, Gefälligen u. s. w., eine besondere Form oder Gattung des Schönen ausmache. Im Gegentheil erklärt er ausdrücklich, daß es nicht eigentlich für schön zu achten, sondern eben nur als „die Schönheit des Häßlichen“ aufzufassen sei, womit ihm denn freilich nichts weiter als die äußere Form oder der Schein der Schönheit zugesprochen wird.

Räumen wir indeß ein, daß das Häßliche in der That durch den Uebergang in das Komische dem Gebiete des Schönen oder der Aesthetik anheimfällt, so können wir Rosentrantz doch nicht bestimmen, wenn er diese Weise der Selbstauhebung des Häßlichen für die einzig mögliche ausgibt. Es bedarf, scheint uns, nicht gerade des Lachens, um uns mit dem Häßlichen auszuföhnen; die Thränen des Mitleids oder das Gefühl der Bewunderung, die es unter Umständen hervorzurufen vermag, sind mindestens in gleichem Maße geeignet, seine eigenthümliche Natur vergessen zu lassen. Das Häßliche erscheint keineswegs bloß in der Form des Komischen; es kann ebenso wol in der des Rührenden, ja selbst des Erhabenen auftreten. Man erinnere sich unter Anderm der hervorragenden Rolle, welche das Böse oder moralisch Häßliche auf dem Gebiete des Tragischen zu spielen pflegt. Wollte Jemand einwenden, daß es in diesem Falle nicht das Häßliche als solches, sondern ein anderes zu ihm hinzutretendes Moment sei, wodurch die in Rede stehende Wirkung hervorgebracht werde, so würde er vielleicht nicht ganz Unrecht haben. Nur könnte dieser Einwurf mit gleichem Rechte auch bei der Umbildung des Häßlichen in das Komische geltend gemacht werden. Der Verfasser meint zwar, daß das Komische an das Häßliche durchgängig gebunden sei, so zwar, daß es dasselbe zu seiner nothwendigen Voraussetzung habe und nur aus ihm hervorgehen könne. Diese Ansicht dürfte sich indeß schwerlich rechtfertigen lassen. Es ist keine Frage, daß auch das Schöne in jeder seiner Formen komisch wirken kann, ohne daß es zuvor den Durchgang durch das Häßliche zu nehmen hätte. Das Komische, wie das Tragische, unterscheidet sich vom Schönen und Häßlichen dadurch, daß es nicht wie diese eine den Dingen inhärente Eigenschaft bezeichnet, sondern eine bestimmte Beziehung derselben ausdrückt. Eben darum verhält es sich gleichgültig gegen die besondere ästhetische Qualität der Erscheinungen. Ob sie schön oder häßlich sind, das hat auf ihre Befähigung für das Komische keinen entscheidenden Einfluß. Welcher hängt diese lediglich von dem Charakter der Beziehung ab, in welche sie gestellt werden.

Die innige Verbindung, welche das Häßliche einerseits mit dem Schönen und andererseits mit dem Komischen eingeht, gibt ihm gerechten Anspruch darauf, von der wissenschaftlichen Aesthetik in den Kreis ihrer Untersuchungen aufgenommen zu werden. Sie ist es auch, welche die Stelle, die es innerhalb dieser Grörterungen einnehmen hat, schärfer umgrenzen, Form und Gang der ihm gewidmeten Darstellung genauer bestimmen muß.

Das Schöne und Komische sind die Grenzen des Häßlichen. Seine Aesthetik muß anfangen mit einer Erinnerung an den Begriff des Schönen, insofern als die Grundbestimmungen des Schönen anzugeben sind, aus und als deren Negation das Häßliche sich erzeugt. Enden aber muß diese Untersuchung mit der Umbildung, welche das Häßliche dadurch erfährt, daß es ein Mittel der Komik wird. Das Komische selbst ist hierbei insofern zu berühren, als der Nachweis dieses Uebergangs es erfordert. (S. 11.)

Man kann nicht leugnen, daß der Verfasser an dieser auf seinem Standpunkte allerdings ganz angemessenen Norm der Behandlung im Allgemeinen consequent festgehalten hat. Wenn er hin und wieder über die selbstgesteckten Grenzen hinausgeht und namentlich da, wo er die der Sphäre des Schönen angehörigen Begriffe und Erscheinungen zur Sprache bringt, die Darstellung zuweilen den Charakter einer selbständigen Untersuchung annimmt, so werden solche an sich ungehörige Excurse doch meist durch die unklare oder gar unrichtige Fassung der überlieferten Bestimmungen gerechtfertigt. Wir sehen uns nicht veranlaßt, den Verfasser aus dem Zuviel, das er etwa bietet, einen Vorwurf zu machen. Dagegen müssen wir auf ein Zuwenig, an dem uns seine Auseinandersetzung zu leiden scheint, umsomehr mit einigen Worten eingehen, als dieser Mangel unserm Erachtens von nicht geringer Bedeutung ist.

Rosentrantz hat sich, wie im Obigen bereits anerkannt wurde, mit gutem Erfolge bemüht, die mannichfachen Formen und Arten des Häßlichen genauer zu bestimmen. Diese Erläuterungen sind um so werthvoller, da die begrifflichen Bestimmungen, welche ihren wesentlichen Inhalt ausmachen, überall durch eine Reihe von meist sehr passend gewählten Beispielen begründet und verdeutlicht werden. Aber wie lehrreich und interessant die Darstellung des Verfassers auch sein mag, man kann doch nicht übersehen, daß sie nur die eine objective Seite des Häßlichen zum Gegenstande hat, während die subjective Bedeutung desselben so gut wie gar nicht berücksichtigt wird. Um das Wesen einer ästhetischen Erscheinung vollständig zu begreifen, genügt es nicht, ihre charakteristischen Merkmale zu kennen. Man muß zugleich mit dem Eindrucke vertraut sein, den sie auf Sinn und Gemüth des betrachtenden Menschen zu machen pflegt. Schön und häßlich sind nicht bloß Eigenschaften an den äußern, selbständig existirenden Objecten. Sie bezeichnen nicht minder eine eigenthümliche Bestimmtheit der subjectiven Empfindung, die zwar durch den ästhetischen Charakter des sie anregenden Gegenstands bedingt ist, doch aber mit diesem nicht verwechselt oder vermischt werden darf. Nun sagt uns Rosentrantz wol, wie das häßliche Object beschaffen sei, welche Merkmale ein Gegenstand an sich tragen müsse, damit der Begriff des Häßlichen auf ihn Anwendung finde. Darüber aber, worin die Empfindung des Häßlichen sich von andern Empfindungen unterscheide, über ihre allgemeine Natur wie über die besondern Modificationen, welche dieselbe durch die verschiedenen Gattungen des Häßlichen erfährt, gibt er nicht den mindesten Aufschluß.

Die kurze Erörterung des Verhältnisses, in welchem die Begriffe des „Negativen“ und „Unvollkommenen“ zu dem des Hässlichen stehen, kann hier füglich übergangen werden. Dagegen wollen wir aus den folgenden Abschnitten, welche eine allgemeine Charakteristik des „Natur-, Geist- und Kunsthässlichen“ enthalten, die eine oder andere unsers Erachtens minder richtige Bemerkung herausheben. So ist es, glauben wir, eine nicht zu rechtfertigende Unterscheidung, wenn der Verfasser von den Pflanzen behauptet, daß sie „ihrem Begriffe nach schön sind“, während das Thier seiner Ansicht nach „schon in seinem unmittelbaren Typus hässlich sein kann“. Zwar gibt Rosenkranz zu, daß es auch an hässlichen Pflanzen nicht fehle. Bei ihnen aber, meint er, sei die Hässlichkeit stets eine Folge äußerer Einflüsse oder innerer Verbildung; die Natur, welche manchen Thiergattungen von Hause aus den Stempel der Hässlichkeit ausdrücke, erzeuge keine an sich hässlichen Pflanzenarten. Wahr ist allerdings, daß wir das Epitheton hässlich den Erscheinungen der Pflanzenwelt nur sehr selten beizulegen pflegen. Auch kann man nicht leugnen, daß, sofern wir lediglich ihre Gestalt und Farbe ins Auge fassen, sie nur ausnahmsweise den Eindruck des Hässlichen in uns zurückerufen. Aber Gestalt und Farbe sind nicht die einzigen Momente, welche bei der ästhetischen Würdigung einer sinnlichen Erscheinung in Betracht kommen. Ebenso wenig ist das Auge das einzige Organ der sinnlichen Wahrnehmung, die über den ästhetischen Charakter ihrer Objecte zu entscheiden hat. Es scheint uns daher unzweifelhaft, daß wir vollkommen befugt sind, diejenigen Pflanzen hässlich zu nennen, welche durch ihre Einwirkung auf unsern Geruchs- oder Tastsinn eine diesem Begriffe entsprechende Empfindung hervorrufen.

Uebrigens ist es, fürchten wir, nur ein grundloses Vorurtheil, wenn man die äußere Bildung der Pflanzen unbedingt und ohne alle Einschränkung für schön hält. Diese Ansicht geht von der Betrachtung solcher Pflanzen aus, welche den höhern Arten oder Gattungen angehören. Nur bei diesen pflegen die einzelnen Individuen eine so selbstständige Haltung zu gewinnen, daß sie unserer Anschauung gesondert, abgelöst aus ihrer Umgebung entgegentreten. Es versteht sich aber von selbst, daß die höhern Entwicklungsstufen sich durch eine relativ größere Vollendung der äußern Form auszeichnen. Rosenkranz macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Hässliche in der Natur vorzugsweise den Organismen niederer Art, sodann auch denjenigen, welche den Uebergang von einer minder entwickelten Gattung zu einer höhern darstellen, eigen sei. Nur gilt das nicht bloß, wie er zu glauben scheint, von der Thierwelt; dieselbe Erscheinung dürfte sich auch im Pflanzenreiche nachweisen lassen. Wenn sie hier weniger auffallend ist, so liegt dies zunächst daran, daß die in Rede stehenden Bildungen sich unserer Betrachtung entziehen oder auch einer solchen nicht werth gehalten werden. Dazu kommt, daß, wo wir sie einmal schärfer ins Auge fassen, unser Blick sie nicht zu isoliren, sondern in größern Massen und in enger Verbin-

dung mit den umgebenden Erscheinungen der unorganischen und organischen Natur zu ergreifen pflegt. Rosenkranz bemerkt sehr richtig, daß uns die Thiere hässlich erscheinen, sei nicht selten eine bloße Folge der abstracten Isolirung, in der sie uns in der Regel vorgeführt werden. Umgekehrt läßt sich von den Pflanzen behaupten, daß sie gar oft nur deshalb für schön gelten, weil sie uns nicht isolirt, sondern als Theile eines größern Ganzen entgegentreten.

Indes soll damit diese Betrachtungsweise der Pflanzen nicht als ungehörig bezeichnet werden. Die Pflanze ist im Unterschiede vom Thiere Gattungswesen im prägnanten Sinne des Wortes. Man würde sie daher in ein falsches Licht stellen, wenn man sie als ein isolirtes Individuum vorführen wollte. Ebenso wenig ist es zulässig, sie von dem Boden abzulösen, auf dem sie emporsprießt, denn sie bildet, weil sie der freien Bewegung entbehrt, einen untrennbaren Bestandtheil desselben. Es gehört zum Wesen der Pflanze, mit ihrer organischen Umgebung wie mit ihrer unorganischen Grund- oder Unterlage in einem genauen Zusammenhange zu stehen. Eben deshalb aber darf dieser zwiefache Zusammenhang nicht außer Acht gelassen werden, wenn es gilt den ästhetischen Werth der Pflanzenwelt festzustellen. Nimmt man auf ihn die erforderliche Rücksicht, so wird man sich leicht überzeugen, daß das Pflanzenreich in ästhetischer Beziehung nicht jene privilegierte Stellung einnimmt, die ihm Rosenkranz vindiciren möchte. Unsererseits zweifeln wir nicht im mindesten daran, daß auch das Thier, ganz ebenso wie die Pflanze, „seinem Begriffe nach schön“ ist. Es kommt eben nur darauf an, daß dieser Begriff richtig bestimmt werde.

Der Abschnitt über „das Geisthässliche“ trägt seinen Namen eigentlich mit Unrecht. Er beschäftigt sich, wenn man etwa von der Erörterung des Wahnsinns und der ihm verwandten Erscheinungen absteht, nicht sowohl mit dem Geiste als mit dem Körper, der als solcher streng genommen noch dem Gebiet der Natur anheimfällt. Namentlich ist die Sphäre des objectiven Geistes, das Gebiet des Staats, der Religion u. s. w. vom Verfasser ganz übergangen worden. Und doch wird er nicht leugnen wollen, daß sie eine reiche Fülle hässlicher Bildungen darbieten. Die Betrachtung des „Kunsthässlichen“ beginnt mit dem Versuche, die Existenz desselben zu rechtfertigen. Daß die Kunst, welche doch das Schöne zu ihrem eigentlichen und einzigen Gegenstande hat, auch das Hässliche in den Kreis ihrer Darstellung zieht, erscheint auf den ersten Blick allerdings als ein unbegreiflicher Widerspruch. Es ist daher ganz am Orte, wenn Rosenkranz diese höchst auffallende Thatsache zu erklären unternimmt. Ob er aber seinen Zweck erreicht hat, ist eine weitere Frage, die wir nicht unbedingt bejahen möchten. Unser Erachtens löst er das Räthsel nur dadurch, daß er ein anderes an dessen Stelle setzt.

Beachten wir wol, daß die Kunst, nach der Ansicht des Verfassers, berufen ist, „das Schöne an und für sich, ohne Vermischung des Hässlichen, hervorzubringen“.

Erspringt sie doch aus dem Bedürfnisse des Geistes, das Schöne in seiner ungetrübten Reinheit zu genießen, ein Bedürfnis, das die Welt der Wirklichkeit nicht zu befriedigen vermag, weil hier das Schöne selten oder nie ohne irgend welche Beimischung des Hässlichen auftritt. Ist dem aber so, fodert das Wesen der Kunst, daß sie die Schönheit in reiner, fleckenloser Gestalt zur Darstellung bringt, und kann sie diese ihre Aufgabe nur dadurch lösen, daß sie das Hässliche unbedingt von sich ausschließt, so sieht man nicht ab, wie sie dem letztern, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten, innerhalb ihrer Sphäre einen wenn auch nur beschränkten Spielraum gestatten kann. Dennoch ist sie dazu nicht bloß berechtigt, sondern selbst verpflichtet. „Die Kunst“, sagt Rosenkranz, „muß das Hässliche in sich aufnehmen, weil sie die Erscheinung der Idee in ihrer Totalität zu schildern hat.“

Wir sind weit davon entfernt, gegen diese Definition der Kunst Einsprüche erheben zu wollen. Im Gegentheil scheint sie uns den wahren Zweck derselben weit angemessener auszudrücken wie die vorhin mitgetheilte Erklärung. Aber eben deshalb möchten wir bezweifeln, daß sie dieser ohne weiteres substituirt werden darf. Wenigstens vermiffen wir in der Erörterung des Verfassers einen überzeugenden Beweis dafür, daß die beiden von ihm gegebenen Bestimmungen, wiewol sie sich gegenseitig auszuschließen scheinen, doch in Wahrheit miteinander übereinstimmen. Auch anderwärts hat sich uns die Vermuthung aufgedrängt, daß Rosenkranz vom Wesen des Schönen oder vielmehr von der Form, in welcher es sich verwirklicht, keine ganz klare Vorstellung haben möchte. Gewiß ist, daß es ihm nicht gelingt, das Verhältniß der Idee überhaupt, die sich seiner Ansicht nach im Schönen realisiren soll, zum schönen Ideal, dessen Verwirklichung die Kunst anzustreben hat, in unzuwe有ntiger Weise festzustellen. Die eine wird mit der andern fort und fort verwechselt, so daß es den Anschein gewinnt, als handle es sich nur von zwei verschiedenen Ausdrücken für ein und dieselbe Sache. Zugleich aber werden sie doch auch wieder so scharf und bestimmt getrennt, daß man sich zu der Annahme genöthigt sieht, es bestünde unter ihnen ein wesentlicher Unterschied.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Grund dieses Schwankens in dem Umfande erblicken, daß der Verfasser sich nicht entschließen kann, das „einfach Schöne“, wie es den Inhalt des schönen Ideals ausmacht, als das hinzunehmen, was es in der That ist, als eine einzelne Form des Schönen überhaupt. Indem er darauf besteht, eine besondere Art des Schönen mit der Gattung desselben zu identificiren, doch aber zugleich anerkennen muß, daß die letztere über die erstere hinausreicht, wird er nothwendig zu Bestimmungen gedrängt, die einander geradezu widersprechen oder doch der nothwendigen Vermittelung entbehren. Auch die beiden vorhin erwähnten Definitionen haben in diesem Dualismus ihre nächste Quelle, während die eine der Kunst das einfach Schöne

zuweist, legt ihr die andere die Verpflichtung auf, das Schöne schlechthin darzustellen.

Nachdem Rosenkranz noch „das Verhältniß des Hässlichen zu den einzelnen Künsten“ in Kürze besprochen und das „Wohlgefallen“ an ihm mit einigen Worten berührt hat, wendet er sich zu einem wichtigern Punkte, der Gliederung des überaus reichen und vielseitigen Stoffes, dessen Behandlung er sich zur Aufgabe gemacht hat. Daß diese Eintheilung einen genetischen Charakter trage, d. h. mit der nothwendigen Entwicklung des ihrem Gegenstande zugrunde liegenden Begriffs identisch sein werde, ließ sich erwarten. Ist ja doch der Verfasser einer der rüstigsten Vorkämpfer der Hegel'schen Schule, welche bekanntlich die genetische Methode zu der ihr gebührenden Anerkennung gebracht hat. Ebenso ist es bei der durchgreifenden Abhängigkeit des Hässlichen vom Schönen natürlich, daß die Gliederung des einen sich der des andern auf das engste anschließt.

„Das erste Erforderniß des Schönen ist das Bedürfnis der Grenze. Es muß sich als Einheit in sich setzen und seine Unterschiede als organische Momente derselben.“ Die Negation dieser allgemeinen Einheit der Form ist die Formlosigkeit, die zwar an sich weder schön noch hässlich ist, aber überall da den Charakter der Hässlichkeit annimmt, „wo ein Inhalt eine Form haben sollte und derselben noch ermangelt oder wo zwar schon eine Form, aber noch nicht so gestaltet ist, wie sie in dem Begriffen des Inhalts gemäß sein sollte“.

Das Schöne erfordert Einheit des Inhalts und der Form in bestimmten Verhältnissen, die abstract genommen Maßverhältnisse sind. Aber

das Schöne hat wesentlich auch ein sinnliche Seite an sich, denn gerade als Form fällt es in die Natur. Die Natur enthält die Wahrheit der concreten Individualität, in welche die Existenz des Schönen eingehen muß. . . . Die Wahrheit der Naturformen gibt dem Schönen Correctheit. Sie besteht darin, daß in der Darstellung der nothwendigen Naturformen keine Fehler gemacht werden. Verstößt eine Gestalt gegen die Gesetze der Natur, so wird sie incorrect und damit hässlich. (S. 57.)

Eine dritte Form des Hässlichen, die man als den eigentlichen Grund der beiden andern betrachten darf, ist die innere Verbildung, welche „in äußere Disharmonie und Unnatur ausschlägt“. Um sie richtig zu verstehen, ist es nothwendig, auf das Wesen des Schönen und seine innere Entwicklung zurückzugehen.

Die Freiheit als die sich selbst bestimmende Nothwendigkeit macht den ideellen Gehalt des Schönen aus. Sie hat die Möglichkeit einer doppelten Bewegung, indem sie über das mittlere Maß der Erscheinung ins Unendliche hinaus oder unter ihm in das Endliche hineingehen kann. An und für sich ist sie die Einheit des Unendlichen ihres Inhalts und des Endlichen ihrer Form und als solche Einheit schön. Gebt sie aber die Endlichkeit ihrer Selbstbegrenzung auf, so wird sie erhaben; setzt sie ihre Verendlichkeit, beschränkt sie sich, so wird sie mit solcher Faßlichkeit gefällig. (S. 61.)

Bekanntlich weichen die Ansichten der neuern Aesthetiker über das Verhältniß der individuellen Formen, in

welchen der allgemeine Begriff des Schönen sich vermischt, sehr voneinander ab. So wird dem Erhabenen von Einigen das Häßliche, von Andern, wie z. B. von Wischer, das Komische gegenübergestellt. Rosenkranz setzt ihm, wie wir eben hörten, das Gefällige entgegen, eine Bestimmung, die unser Trachten den beiden andern vorzuziehen ist. Wie übrigens das Wesen des Schönen in der Freiheit, so wurzelt das des Häßlichen in der Unfreiheit. „Die Unfreiheit als Mangel der Selbstbestimmung oder als der Widerspruch der Selbstbestimmung gegen die Nothwendigkeit des Wesens erzeugt das an sich Häßliche, das dann auch äußerlich so erscheint.“ Auch darin entspricht sie ihrem Gegensatze, daß ihre Wirkksamkeit eine zwiefache ist. Entweder

setzt sie da eine Schranke, wo nach dem Begriffe der Freiheit keine sein sollte, oder hebt eine Schranke da auf, wo eine solche erforderlich wird. So erzeugt sich einerseits die Gemeinheit und andererseits das Widrige. Die Unfreiheit endlich, wie sie in der Form eines apodiktischen Urtheils sich mit ihrem Wesen, das sie freilich zum Unwesen verkehrt, mit der Nothwendigkeit der Freiheit selbst vergleicht, wird zur Verzerrung der Freiheit und Schönheit, zur Caricatur. (S. 64.)

Die nähern Bestimmungen des Begriffs der Caricatur dürften zu manchen Ausstellungen Anlaß bieten, auf die wir jedoch hier nicht weiter eingehen wollen, wie wir uns auch versagen müssen, eine Uebersicht der Rubriken und Unterrubriken anzufügen, obgleich sie in die Reichhaltigkeit der Schrift und ihre speciellere Gliederung einen nicht uninteressanten Blick eröffnen würde.

**J. Broekhoff.**

### Duodezlyrik.

Wieder einmal erhebt sich da vor uns eine Schicht jener niedlichen Wändchen, denen zu einem großen, wenn nicht größten Theile (denn die wenigen Ausnahmen zählen kaum) das Zeichen der „Maculatur“ schon auf die Stirn gedrückt ist. Was nicht der Einband verkauft, was sich nicht in die Hände von Verwandten, Bekannten oder der Kritiker verläuft, wird meist ungekannt, ungelesen dahin zurückkehren, von wo es ausging. Und das ist fast noch ein Glück. Denn würden alle diese meist so inhaltlosen Producte mehrfach gelesen, so würde bald auch der letzte Rest des guten Geschmacks und der Achtung vor der Lyrik, den die sogenannte Buchbinderliteratur noch übriggelassen, bei dem größern Publicum ausgegilt sein. Es steht so schon nicht zum allerbesten um diesen guten Geschmack, um einen gesunden, kräftigen Sinn für das wirklich Edle und Schöne. Wer die mancherlei Evolutionen ansieht, die dieser in den letzten Jahrzehnden gemacht, die Richtungen prüft, in die er hineingehegt ist, muß für ein baldiges Sicherholen bangen. Die Verzerrungen gehen zu weit vom richtigen Wege ab. Darum sollte es eine erste Pflicht aller Kritik sein, immer und immer wieder auf den richtigen Weg zu einer Besserung und Kräftigung des guten Geschmacks und Sinnes hinzuweisen, und der führt zurück zu den Producten unserer classischen Zeit, und den verhältnißmäßig Wenigen, die sich aus ihr und nach ihr gebildet haben.

„Weise Männer trauen der Dichtkunst das Vermögen zu, nicht nur den Ohren und Herzen der Edlen zu schmeicheln, sondern auch manche wichtige Kraft der Menschennatur zum Anbau und zum Genuß des Schönen und Guten zu erhöhen.“ So sagt Bürger in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe seiner Gedichte im Jahre 1789. Und daß die Dicht-

kunst diese ihr zugeschriebene Kraft wirklich besitzt, bezeugen tausend Thatfachen aus allen menschlichen Verhältnissen, kann noch heute Jeder empfinden, der einmal wieder einen Auszug in die dichterischen Producte jener Periode macht. Geht er anders mit gesundem Sinn daran, so wird er ein gehobenes Gefühl, eine ernstere und reiner Stimmung mit zurückbringen. Die Sorgen des Tags, der Druck der Lebensverhältnisse haben ihre verstimmende Kraft verloren, mit freierm Blick und frischem erstarcktem Streben wendet man sich dem Cultus des Edlen und Schönen zu — der Zauber des Geistes, der in jenen Schöpfungen weht, hat sein Werk vollbracht und jene genannte Kraft geltend gemacht.

Warum ist das jetzt so ganz anders? Warum finden wir unter hundert Producten unserer Lyriker von heute so wenige, an denen wir uns erfreuen, während die große Mehrzahl uns ermüdet und verstimmt? Und warum gelang es jenen frühern Dichtern, welche wir die classischen nennen, solch einen wirksamen Geist in ihre Dichtungen zu übertragen? Sie haben oft mehr gelitten, größeres Ungemach ausgestanden als unsere heutigen Lyriker, deren drittes Gedicht dennoch meistens ein Klage lied ist. Aber jene benutzten die Dichtkunst als ein Lebensmittel, um das Elend der Welt zu vergessen, sie sahen zu ihr auf, als zu der Göttin, die mit heilsamer Hand ihren Kummer milderte. Es wird so oft zur Entschuldigung des heutigen Zustandes unserer Lyrik auf das Drückende der Verhältnisse hingewiesen, denen unsere Dichter unterliegen. Es hat das etwas Wahres. Die Zerkahrenheit der ganzen socialen Verhältnisse wirkt auf Jeden, der ein noch einigermaßen warmes Herz in sich trägt, drückend, fast vernichtend. Aber dieser Grund ist nicht genügend, um alle diese Auswüchse, dieses hohle Phrasenwesen, diese trostlose Unbedeutendheit zu entschuldigen. Beispiele, wie z. B. Upland und einige Andere, die wie mächtige Eichen in diesen Stürmen stehen, widerlegen factisch schon, und beweisen, daß die Dichtkunst eine heilige, über dem Staub der Welt stehende ist. Leider ist es aber eine ansteckende Krankheit unserer Zeit, daß fast ein Jeder, der nur einen leidlichen Vers zu machen glaubt, sich auch berufen fühlt, mit plumper Hand die Saiten der Apolloneier zu rühren, unbekümmert darum, wie es stimmt, noch unbekümmert aber darum, ob er der Menschheit dadurch einen Dienst erweist, ob er irgendetwas etwas damit nützt oder nicht. Wer von ihnen hat jenes edle Streben vor Augen, dem wie in dem angeführten Bürger'schen Ausspruche und, noch schärfer pointirt, in folgendem Ausspruche desselben Dichters begegnen:

„Es ist gewiß keine Grimasse, sondern hoher und ungeheuchelter Ernst, wenn ich um die strengste, wieviel freilich auch besonnenste Beurtheilung, und für kein einziges dieser Gedichte, ja nicht für einen Vers, nicht für ein Wort, um unverdiente Schonung bitte. Für meine Person hingegen wünsche ich allerdings, daß der ehrwürdige Richter nicht mich selbst mit Verdruß und Unwillen ansehen wolle, wenn ich das Gefühl des Schönen und Guten irgendwo beleidigt haben sollte. Der Wunsch, meinem Vaterlande in diesem Zweige der Literatur, sei er nun viel oder wenig werth, keine Schande zu machen; ja womöglich es dahin zu bringen, daß die Edlen sich meiner ein wenig freuen dürften, dieser Wunsch wird erst mit meinem Leben erkalten. Von ihm beseelt, werde ich der Erste und Eifrigste sein, in das Grab der Vernichtung und Vergessenheit hinabzutreten Alles, was deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte.“

Hierin liegt der wahre Typus des echten deutschen Dichters ausgesprochen. Jene Dichter und die wenigen Helden der Zeitzeit besaßen oder besaßen, getragen durch eine vielseitige und tiefgehende geistige Bildung, durch ein ernstes, sittlich-ästhetisches Künstlerbewußtsein, einen edlen nationalen Stolz, einen gesunden und kernigen Volksinn, aus dem heraus und für den sie schafften und wirkten. Jener Schwarm der andern dagegen kennt keine andere Größe als sein eigenes, ausgeblühtes Ich, welches er je nach Kräften, entweder im augenblicklich

leuchtenden Brillantfeuerwerk der Phrasen, oder im spärlichen Lampenschimmer totaler Nichtigkeit auf der Bühne des Tages zu beleuchten strebt. Das Resultat wird immer dasselbe bleiben — traurige Vergessenheit:

Einen bedeutenden Stolz freilich besitzen unsere neuen Epiker auch. Aber leider ist es nicht jener schöne nationale Stolz, der unsern ältern Dichtern erst die wahre Weihe verlieh, der ihrem Streben ein gewaltiges Sporn war, der sie befähigte, eine schonungslose Selbstkritik auszuüben, „denn es galt, dem Vaterlande keine Schande zu machen“. Dieser Stolz ist uns jetzt zum Narren geworden: Wir haben ein viel wichtigeres, bedeutenderes Feld zu bearbeiten, aus dem wir die schönste Frucht unsers Stolzes ziehen — die Anerkennung und Bewunderung der Frau Wägen und Herren Reitern, ja des ganzen Philisteriums, welches auf der winzigen Erdscholle steht, die wir unsere Heimat zu nennen pflegen. Und mit diesem armseligen Stolze, der bei einer so kümmerlichen Nahrung groß geworden, treten wir vor die Welt, verlangend, daß auch sie bewundern, vergöttere, daß sie die Hände erhebe, um uns an der die Glanzsterne der Nation zu setzen. Und erhebt sich eine Stimme, um in gerechter Entrüstung diese Annahmen in ihre Schranken zurückzuweisen. So gibt's ein großes Geschrei, und ein ganzes Meer von Gift und Galle wird gegen die unglückliche Kritik ergossen, die entweder bestochen oder in Neid und Bosheit verkommen sein mag.

Möge doch Jeder singen, soviel er will, möge er keine Gelegenheit dazu vorübergehen lassen und alle Feiern und Festtage seiner Verwandten und Bekannten mit Sang und Klang gehend feiern, ja möge er sich selbst so oft besingen, wie ihn seines Herzens Drang dazu antreibt: — aber warum nun diese reinen Gelegenheitsgedichte, diese fade Vergötterungsposse des lieben Ich, für die sich Niemand, der außerhalb des persönlichen Verkehrs mit dem Dichter steht, interessieren kann, in ganzen Bänden gedruckt in die Welt schleudern? Alle diese Dichtungen haben ja ihren Zweck vollkommen erfüllt, wenn sie von den Angehörigen gehörig bewundert, von den Freunden, so oft wie es ihnen die Freundschaft derselben und die Rücksicht für sich selbst erlaubt, gehört, declamirt, gesungen und componirt sind. Es ist doch traurig, wenn man sich der Bemerkung nicht erwehren kann, daß alle Beispiele der Dichterheroen unserer und anderer Nationen so spurlos an diesen Epigonen vorübergegangen sind, wenn wir sehen, wie alles Mahnen unserer Literaturgeschichte 'so gänzlich fruchtlos' ist. Denn wie eifrig wagt dieselbe überall vor, der verderbten Geschmackrichtung jener Lohengrin'schen Periode, dem Gipfelpunkte aller lyrischen Nichtigkeit und Gahheit, wie scharf spricht sie ihr Verurtheilungsurtheil darüber aus — und sind wir nichtsdestoweniger jetzt nicht auf dem besten Wege, eine Periode zu erleben, die jener nicht nachsteht, ja werden jene Producte von vielen der jetzigen nicht geradezu an Sinnlosigkeit übertroffen! Aber gestehen wir es uns nur, so fabelhaft es klingt, es gibt leider so viele unserer jungen Lyriker, für die weder Glasfaser noch Literaturgeschichte existiren, die ja auch gar nicht einmal Zeit haben, an dergleichen Dinge zu denken; sie haben ja selbst so wenig viel zu thun — sie müssen dichten, immer dichten — mals dies eine Linie!

1. Blutende Lieder von Edward Maria Dettinger. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. 1854. 16. 1 Zhr. 10 Kgr.

Blutende Lieder! Mit Schrecken nimmt man das Buch in die Hand; es wäre doch möglich, daß beim Aufschlagen des eleganten Einbandes ein geheimer Mechanismus dem Leser einige Tropfen Blut spendete, um ihm: die zum Lesen notwendigen Weihe zu verleihen. Weshalb sonst der blutige Titel? Der Verfasser gibt uns in der Vorrede darüber Aufschluß:

„Ich übergebe hier meine letzten Lieder. Sie klopfen beiseite an die Herzen Derer, welche noch nicht verlernt haben, was Liebe ist. Diese Werke sind Merode Schmerzensfüller 1855. 5.

Seelen, Melodien gebrochener Herzen. Alle Phasen der Liebe und Treue, alle Uebergänge und Dissonanzen der Falschheit und des Verraths finden in diesem Buche ihr Echo und ihr Spiegelbild . . . sie wollen nichts Anderes sein als einfache Weisen, hervorgeleitet aus blutenden Herzen, die in den Liedern, welche sie ausströmen lassen, ihren Trast, ihren Balsam suchen. Wenn auch nur eines dieser Lieder so glücklich wäre, eine Thräne stiller Wehmuth zu lösen oder nachzuküssen, dann würde Der, welcher sie schrieb, sich reicher belohnt fühlen als durch alle Farsaren wohlwollender oder feindlichgehneter Kritik.“

Was diese phrasenhafte Vorrede verspricht, wird in den folgenden achtundneunzig Liedern glänzend gehalten, kaum auch nur eine Strophe, die nicht eine Trivialität oder dergleichen enthielte, kaum auch nur ein Lied, welches nicht in jedem Caricaturblatte zur Erheiterung abgedruckt werden könnte. Wir geben übrigens eine Probe, um nicht ungerecht zu sein. Möge Jeder danach selbst urtheilen. Es ist das „Erste Lied“, welches wir nehmen, weil die Wahl zu schwer sein würde, versichern aber, daß viele andere noch bessere Dienste für unsern Zweck geleistet, haben würden, keines aber einen höhern Rang einnimmt.

Eine Hebestrunke Mäde  
Wartet um ein bestes Licht,  
Das so mild wie Mondenschein  
Durch den Holsenscheiter bricht.  
  
Sie umkreist die lichte Flamme  
Und verdrängt die Flügel sich;  
Sterbend summt sie das Gedächtniß:  
„Höfles Licht, ich liebe dich!“  
  
Gönne der verhaunten Mäde  
Dieses süßen Todes Ruh'  
Frage nicht: Wer ist die Mäde?  
Wisse, dieses Licht bist du!

Das Versmaß ist beinahe stehend dasselbe, bis zur Bergweisung ermüdend. Doch genug.

2. Gedankenbilder von Theodor Laubach. Hamburg, Perold. 1854. 8. 20 Kgr.

Es ist viel mehr Ernst und guter Wille in diesen Producten als in den vorigen. Dettinger, der routinirte Schriftsteller, weiß sicherlich, wie leicht er sich's gemacht hat und wie er über das lesende Publicum denkt; er glaubt das Recht zu haben, sich denselben gegenüber Alles erlauben zu können. Theodor Laubach hat erstlich mehr guten Willen, aber ihm fehlt das Talent, die gestaltende Kraft. Er ist der Sprache und des Reims nicht Herr, ebenso wenig auch der Gedanken, die sehr häufig an Unklarheit leiden. Viele Lieder sind völlig nichtsagend. Am schlimmsten aber steht es um die Originalität. Wir finden viel Heine, Chamisso, Rückert, Nikolaus Lemau u. s. w. Fast jeder unserer hervorragenden Lyriker hat sein Contingent stellen müssen, nur haben sie ihre Schönheiten im matten Abklatsch eingebüßt und häufig wird, was bei ihnen Wahrheit ist, hier zur Phrase. Auch von diesem Dichter eine erhöhlige Probe:

Das Kind vor dem Spiegel.

Im Saale auf dem Teppich das Kindelein sitzt,  
Im Armeeu ihm gegenüber blüht;  
  
Die Mutter sich Leinad zu ihm beugt,  
Zum Spiel ihm eine Orange reicht.  
  
Der Kleine sie auf den Teppich rollt,  
Da steht er im Spiegel hell schimmernd ihr Geth  
  
Und schaut gar verständig länger hinein,  
Sieht hell sich selber im Tagescheit,  
  
Die Mutter und auch die Wärterin  
Im Grunde des Saales als Bilder darthn.

Er wehret sich drauf nach der Mutter parat,  
Es findet die Mutterin dann sein Blick.

Doch ein Kindelein zeigt auch des Spiegels Licht,  
Und das Kindelein das sieht er doppelt nicht;

Das sucht er nun rückwärts und überall,  
Und findet es nicht im großen Saal.

Und erkant er auf den Spiegel weiß,  
Es wird ihm verwirrt sein kleiner Geist.

Es wird ihm so ängstlich das kleine Herz,  
Und er weint in das Geißel, erkam Schmerz.

Schnell trägt da die Mutter hinweg das Kind,  
Und gleich versiegt seine Thränen find.

3. Eine Laube aus der Urche Rosk. Gedichte von Edmund Lobedanz. Altona, Lehmkopf und Comp. 1854. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Mythen und Novellisten haben nun bereits alle Naturreiche ausgeplündert, um ihren Sammlungen recht pikante, vorzüglich aber noch nie dagewesene Namen zu geben. Es scheint fast, als wollten sie durch den Titel ihren Werken einen gewissen Werth verleihen; denn oft wenigstens ist er das Originellste am ganzen Buch. Diese Spielereien sind aber nicht allein lächerlich, sie sind auch das Zeichen einer traurigen Geschmacklosigkeit, die sich jetzt nur zu häufig recht breit macht. Fangen wir jedoch die Lobedanz'sche Laube (der Dichter hat vergessen anzugeben, welche von den drei ausgesandten Lauben der Urche es eigentlich ist) ein und betrachten sie näher, so gewinnt sie übrigens an Ansehen. Lobedanz, ein Däne, hat Talent und Frische. Es sind manche schöne Sachen in der Sammlung, die vorzüglich dem Componisten hübsche Stoffe liefern würden. Auch steht er an Reichtum der Gedanken, Mannichfaltigkeit der Ausführung und Sprachfertigkeit bei weitem über den vorher besprochenen Dichtern. Freilich laufen nebenbei manche wertlose Gedichte, deren Ausmätzung dem Buche sehr zum Vortheil gereicht haben würde. Aber die Selbstkritik fehlt durchweg, auch liest Lobedanz noch gar zu sehr den unverarbeiteten Wilderschwall.

4. Erinnerungen. Gedichte von Ferdinand Schellenberg. Leipzig, F. Frische. 1853. 8. 7 1/2 Ngr.

Eine Sammlung von solchen Gelegenheitsgedichten, Freundschaften und Fremden, Abreisenden und Hochzeiten gewidmet, die höchstens für diese, aber nicht für Fremde ein Interesse haben können. Es befinden sich darunter auch einige Uebersetzungen, unter denen wir der Sonderbarkeit wegen einen versificirten Dialog des Livius nennen, die als Schulaufsätze gemacht zu sein scheinen.

5. Pyrische Klänge. Gedichte von Robert Rißke. Altona, Lehmkopf und Comp. 1853. 16. 1 Thlr.

Man darf die Producte des Dichters nicht mit der ganzen Strenge der Kritik behandeln, da derselbe als sogenannter Naturdichter mancherlei Rücksicht verdient. Es ist auch manches recht hübsche Liedchen in der Sammlung; Natur und Frische neben einem gewissen humoristisch-naiven Wesen sprechen sich häufig darin aus. Wäre die Sammlung etwas weniger zahlreich, wären vorzüglich viele längere Gedichte, Romane u. s. w. ausgemergelt, so würde sie offenbar sehr gewonnen haben. Zu poetischen Werken, die einen Fonds großer und mannichfacher Anschauungen oder eine stark plastisch gestaltende Kraft beanspruchen, fehlt dem Dichter die höhere Vorbildung. Er muß sich auf dem Felde des Liebes halten, wo sein natürliches Talent genügt. Uebrigens verdient ein gewisser Dünkel, der, wie es scheint, bei den Pyrisern epidemisch und auch über Rißke gekommen ist, ernsthaft gerügt zu werden. Dies ewige Herausstreichen der eigenen Sachen, diese Selbstvergötterung, die hier hockentlich noch auf einer gewissen Naivetät basiert, läßt

wirklich nicht schön. Diese Empfindlichkeit gegen guten Rath, der ihm gegeben zu sein scheint und gegen den er polemisiert, geziemt einem zum ersten male auftretenden Autodidakten nicht. Leider sprechen diese kleinen Ausfälle mehr gegen als für ihn. Wir setzen einige derselben her:

Kleine Geister.

Ich, die kleinen Geister  
Danken sich so große Meister:  
Sehen sie ein Mämelein sprechen,  
Statt es lieblich zu begreifen,  
Nennen sie's mit plumpen Fäßen.

Ich, ihr kleinen Geister,  
Danket euch so große Meister!  
Wolltet längst mich gar verscharren,  
Aber seht nun, sonder Farnen  
Stech' ich auf und ruf'! „Ihr Narren!“

Oder:

Daß ich noch Mängel habe,  
Ich weiß nicht darum;  
Wol aber, daß ein Nabe  
Wie singen lehren kann.

Wollt ich Jemand Folge schenken,  
Müß' ich wahrlich schweigen still;  
Supplikate, wollt bedenken,  
Daß ich eben auch was will!

Wie sehr sich der Verfasser hüten muß, einer modernen bis zum Ubel geschmacklosen Richtung zu verfallen, der auch er hier und da zu huldigen scheint, bezeugt folgendes Gedicht:

Die Salzenbrant.

Mein Liebster hängt am Galgen —  
Ich sing' es frei, und ruf' es laut:  
Ich bleibe des Erwürgten  
Versproch'ne und verlobte Braut —  
Mein Liebster hängt am Galgen!

Was brauch' ich's zu verschweigen,  
Daß mir der Liebste ward geküßt,  
Der nie sich mein geschämet  
Und nie im Leben mich geküßt? —  
Mein Liebster hängt am Galgen!

Mein Liebster hängt am Galgen,  
Was kümmert's mich, was er gethan?  
Und hat er was verbrochen,  
Vertragen's noch viel Laufend Mann —  
Mein Liebster hängt am Galgen!

Heut' Morgen in der Frühe,  
Ich kann es Jedem fest geküßt:  
Am Strom auf kahler Höhe  
Hab' ich ihn jach erwürgen seh'n —  
Mein Liebster hängt am Galgen!

Mein Liebster hoch am Galgen,  
Was starrst du wild zur tiefen Flut?  
Mein Liebster, ich verheirathe,  
Denn rasch ins Brautbett wohlgerath —  
Ins Wasser unterm Galgen!

Ins Wasser unterm Galgen,  
Draus sing' und ruf' ich Sterbend laut:  
Ich bleibe des Erwürgten  
Versproch'ne und getrene Braut —  
Mein Liebster hängt am Galgen!

6. Leierklänge. Gedichte von Friedrich Fettingner. Nürnberg, von Ebner. 1853. 16. 10 Ngr.

Es ist in der That eine Dual, sich durch einen solchen



Du, wie der hier gebotene, hindurcharbeiten zu müssen, zumal wenn man auf der ersten Seite schon wie folgt empfängt wird:

Der Säng' saß im gold'nen Abendseine,  
Die süße Leier in der sanften Hand:

und weiter:

Dann nahm er aus des blaffen Sängers Händen  
Die Leier sanft, und schlug sie hell und klar,  
Die Leier schlug er lang und kommt' nicht enden u. s. w.

7. Gedichte von Johann Pfeifer. Innsbruck, Wagner. 1853. Gr. 16. 10 Rgr.

8. Gedichte von Ignaz B. Bingerle. Innsbruck, Wagner. 1853. 16. 22 1/2 Rgr.

Diese Sammlungen enthalten in ihren Elementen viel Gleichartiges durch die katholisch-religiöse Richtung, die in den meisten Gedichten stark ausgeprägt ist. Nur hat Pfeifer dieselbe mehr durch das reinpriesterliche Lied zur Geltung zu bringen versucht, während Bingerle sich vorzüglich der poetischen Erzählung, der Legende, zugewendet hat. In den Pfeiferschen Gedichten ist viel Frische und Sprachgewandtheit und manche recht schöne poetische Gedanken sind darin ausgesprochen. Das Lied ist übrigens sein eigentliches Feld, während die größern Gedichte, deren indes nur wenige sind, den eigentl. lyrischen Ergüssen bedeutend nachstehen. Bingerle ist ein geringeres Talent. Seine Erzählungen sind breit und wirkungslos. Die Lieder, weniger frisch und originell als die Pfeifers, erheben sich nicht über das Alltägliche.

9. Die Alpenzither aus Tirol. Gedichte und Erinnerungsblätter aus den Jahren 1848 und 1850. Von Ritter von Alzenburg. Innsbruck, Witting. 1853. 16. 21 Rgr.

In diesem Dichter, der sich „Ritter von Alzenburg“ nennt und seine Sammlung Justinus Kerner gewidmet hat, ist etwas merkwürdig Einseitiges. Manche Schönheiten finden sich oft bei dem sinnlosesten Wortgeklingel, und es scheint fast, als hätten sich diese Schönheiten nur zufällig in diesen trivialen Schwallen verloren. Eine nicht unbedeutende Formgewandtheit ist zu rühmen; einige Schätzchen lieber zeichnen sich durch Frische und Melodie aus. Statt aber immer so recht vom Herzen weg zu schreiben, gibt er sich einer besondern Vorliebe zu einem hochtrabenden Pathos hin, die ihn in Sphären geführt hat, wo er völlig die Fägel aus der Hand verliert und Sinn und Verstand einem bombastischen Wortpomp zum Opfer fallen. Der Dichter hat sicherlich selbst nicht gemerkt, was er geschrieben, sondern aus Freude über die erfundenen tönenden Worte als Uebrige vergessen, z. B.:

Auf der Grenzwa'cht 1848.

Feisenbau zerfall'ner Größe Trümmer,  
Bormelttraumgestalten teuf und kalt;  
Ach der Morgenstra'hl erweckt auch nimmer,  
Nicht des Frühling's schaffende Gewalt.

Einam schwirrend, wie die Grabgedanken,  
Kreist ein Seiler dort im Wollenmeer,  
Tobtenblumen blüh'n bei Epheuranen  
Und — da denk' ich an das treue Heer.

Drüben, über Hirn- und Felsenwildniß  
Stürzt vielleicht der kühne Eisenbau,  
Deskreiß schügend, und der heißen Wildniß  
Gallen kumm die letzte Todtenschau!

Dorch! ein Schuß! der Seiler fällt bedächtig,  
Trüblich janchzt der Schuß durch's Alpenfeld,  
Klar ist's: kühne Thatkraft ist allmächtig  
Muth und Treu' besetzt die ganze Welt!

10. Des Invaliden Liederbuch von W. von Chappuis. Schwabach, Weigmann. 1853. 16. 1 Thlr.

Patriotisch, poetisch preussische Lieder eines gedienten

Kriegers, von denen eine Anzahl schon früher in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt waren. Die Sammlung sollte erst nach dem Tode des Verfassers erscheinen, ist aber jetzt veröffentlicht, weil der Verfasser „der nur an Kindern reich ist, durch das Büchlein einen ansehnlichen Beitrag zur Unterstützung armer, erwerbsunfähiger Kriegskameraden zu liefern gedachte, als er ihn in anderer Weise erschwingen könnte“. Der Beitrags ist nämlich zu wohlthätigen Zwecken bestimmt, vorzüglich zur Unterstützung verdiensteter Veteranen. Hat das Buch schon deshalb Anspruch darauf, empfohlen zu werden, abgesehen von seinem dichterischen Gehalt, so erfreut es umso mehr, auch diesem gewächte Anerkennung widmen zu können. Ist auch der Rahmen, der die Gedichte umschließt, durch die Wahl des Stoffes in gewisser Weise ein begrenzter, und wird dadurch das Interesse ein beschränkteres, so erfreut der frische, kräftige Geist, der sich in einfachen Worten gibt, doch auch jeden Nicht-Preußen. Selbst wo der Verfasser von seinem Standpunkte aus mit den historischen Thatsachen der Zeit in Conflict geräth, läßt er sich nie zu solch unedelm zelotischem Eifer hincleiten, dem wir sonst wol leider haben bezeugen müssen.

Edolf zum Berge.

## Das Leben und Treiben der Deutschen im fernem Westen.

Es kamen uns dieser Tage drei Decemberrummern einer in Ostdorf am Winnebago-See (Wisconsin) erscheinenden, von Gustav Strahl herausgegebenen deutschen Zeitung zu, welche den Titel trägt: „Phoenix aus Nordwesten. Eine Fortschrittszeitung am Winnebago-See.“ Schon dieser letzte Zusatz klingt nicht wenig. Ehe wir jedoch weiter von den Redactoren dieser Zeitung sprechen, wollen wir daraus einige namentlich für uns Deutsche im Heimatlande anziehende Nachrichten über deutsche Flüchtlinge und ihr literarisches Wirken im fernem Westen mittheilen. Selbstverständlich begegnen wir auch in dieser Zeitung zu wiederholten malen dem aufzuringelnden Namen Karl Heizinger's, wenn auch nicht gerade in sehr freundschaftlichem Sinne. Der „Phoenix“ theilt über ihn Folgendes mit: „Heizinger's „Pionier“ ist in Cincinnati gänzlich zu Tode gestorben. Der „Hochwächter“ setzt ihm folgendes Denkmal: Hier ruht der „Janus“, eine „deutsche Zeitung“. Er war ein „Pionier“ des „Völkerbundes“, der mit der „Schneepost“ abgefahren. So hießen nämlich die im Laufe von drei Jahren durch Heizinger redigirten Zeitungen.“ Heizinger hat, wie wir weiter aus dem „Phoenix“ erfahren, sich mit allen Koryphäen der deutschen politischen Flüchtlingsschule, mit Struve, Dulon, Rinkel und Hecker überworfen und es werden vom „Phoenix“ Heizinger'sche „Unterschiedsworte“ gegen Dulon angeführt, die so unsauber sind, daß wir die weiße Stelle im Papier, die sie bedecken würden, damit nicht besteden wollen. Der „Phoenix“ sagt: „Heizinger hat seine Talente unverantwortlich mißbraucht. Der Reid war sein Tod. Sein letzter Duellact mit Hassauer in Cincinnati und seine Herausforderung zu — man weiß selbst nicht zu was — drückt so viel Hinterlist und Vergewaltigung und Feigheit und Cavalierunfähigkeit aus, daß man wirklich an Heizinger's gesunden Sinnen zweifeln muß.“ Wenige Zeilen darauf finden wir mitgetheilt, daß ein Herr v. d. Heyden in Cleveland, „der den armen Heizinger in seinen literarischen Kämpfen verließ“, alle Schriftsteller vom „radicalen Gache“ auffodert ihm ihre Verlagswerke zum Kaufe und zum Drucke zuzuwenden. Die radicale Schriftstellerei scheint hiernach in Nordamerika förmlich als ein „Gach“ angesehen und betrieben zu werden. Der „Phoenix“ berichtet ferner, daß Struve's „Weltgeschichte“ fortgeschreite, und ist der Ansicht, daß er damit mehr geleistet habe als Heizinger mit seinen Verfeindungen und daß, was nun eben eine Privatmeinung des „Phoenix“ ist, jeder Vater eine solche Weltgeschichte für seine Kinder im Hause haben müsse. Großes Lob erfahren auch ein von den „Allwaukieschulen“ herausgegebenes „Deutsches Lese-

buch", und Fröblich's „Geschichte der politischen Parteien in den Vereinigten Staaten", deren zweites Heft den Zeitraum von und während der Colonialkriege enthält. Bedauert wird, daß Meier's „Monatshefte" eingegangen seien. Das sei ein großer Verlust für die „Damenwelt", da außer dem Thomas'schen Verlage in Philadelphia und außer den besagten Monatsheften in Newyork „noch keine eigentliche Bücher- und anständige Novellenliteratur für die Damenwelt erschienen sei". Rauchfuß, der Herausgeber der „Abendzeitung" in Newyork, hat, wie weiter mitgetheilt wird, den spannenden Roman „Empire City oder Newyork bei Tag und Nacht" von G. Lippard, deutsch von A. Strodtmann, in 32 Lieferungen à 10 Cents zum größern buchhändlerischen Vertrieb vorbereitet.

Ueber die Thätigkeit der Deutschen auf journalistischem Gebiete theilen wir aus dem „Phoenix" noch folgende Nachrichten mit: Daß von J. P. Estiloff redigirte und von ihm und J. Mayer herausgegebene Journal „Vorwärts" hat sich von Alton hinweg nach dem „vorwärtsschreitenden" Gallena, ebenfalls in Illinois, gewendet. Der „Damenport Demokrat" in Iowa hat sich bedeutend vergrößert, „nur bittet er um ordentliche Bezahlung und sucht einen Compagnon". Die „Wilwaukee Flugblätter" werden von nun an in Newyork erscheinen, „wo für artistische Ausstattung mehr gethan werden kann". Die Deutschen in Ohio haben ein englisches Blatt unter dem Titel „American Liberal" ins Leben gerufen, welches von Klippart, dem bisherigen Herausgeber des „Canton Transcript" und von Effellen, der sein Zeitungsengagement in Dubuque aufgegeben hat, redigirt werden soll, „um den Amerikanern Achtung vor unserm wissenschaftlichen Geiste abzunehmen". Ferner erscheint seit kurzem eine „Saul City Zeitung", welche ein „Blatt für Alle" und der Politik, den Tagesneuigkeiten und der Unterhaltung gewidmet sein soll. Einige dunkle Anspielungen für uns enthält folgende Mittheilung: „Die „Quincy Tribune" Möller's macht sich gleichzeitig über den amerikanischen Typus „Dr. Cadman" und über den „durchgeplumpten Senator" Schöffler vom Wisconsin-Banner sowie über den „unrepublikanischen Republikaner und Assemblyhelden" Warfchner lustig. Der Letztere ist spaßig. Er lobt das Cheboygan Co. auf, seine nunmehr bis zur asinianischen Länge erweiterte Zeitung, die sich ganz „respectabel" ausnehme, Mann für Mann zu halten."

Somit enthält der „Phoenix" manches Interessante für uns. Was seine Tendenz betrifft, so erscheint diese uns europäischen Deutschen immer noch radical genug, obgleich der „Phoenix" selbst, wie es den Anschein hat, nicht für radical gelten will, d. h. nicht für Feingensisch. Geizig ist ja den Deutsch-Amerikanern der Inbegriff alles Radicalismus, der Sündenbock Aller, und so radical sie auch sein mögen, schlagen sie doch an ihre Brust und danken dem Himmel, daß sie nicht sind wie dieser. Der Radicalismus des „Phoenix" ist aber in einem Grade naiv und kindlich, daß dadurch unser Widerwille fast entwaftet wird. So würden bei uns ungefähr Gymnasialschüler schreiben, wenn ihnen gestattet wäre, politische Journale zu redigiren. Eine Goethe'sche oder Herder'sche Prosa darf man in diesem „Phoenix" nicht suchen. Eine Stelle wie die: „Das ist starker Tobad", scheint fast Portorico zu sein. Aus einer gemüthlichen deutschen Pfelfe ließe der sich nicht rauchen", oder Ausdrücke wie „Hundesgeheubungspad" (mit Beziehung auf deutsche Kammer), „Prügelpad", „es kam zur Keilerei", „der türkische Gesandte ließ den Negyptern noch extra die Hosen stramm ziehen" — solche und unzählige andere Ausdrücke erinnern nicht gerade an die Classiker, deren Einfluß auf die Masse des deutschen Volks und die unzähligen Halbgebildeten leider bei weitem nicht so groß gewesen ist, als man sich einzubilden scheint. Der Radicalismus hat seine eigene Sprache, und diese ist diejenige, in welcher man sich am leichtesten den Massen verständlich macht, wenigstens bei uns, bei denen die Kluft zwischen hoher und niederer Bildung eine so ungeheure ist. „Hohe Beamte flehen wie die Raben", sagt der „Phoenix"

— so sprachen bei uns die radicalen Blätter im Jahre 1848 auch, und die Schattirungen dieser Sprache reichen oft weit in die für höhere Bildung bestimmten Organe hinüber. Dem nimmt wol ein Feigenblatt vor seine Wäffen, aber der alte Adam steckt doch immer dahinter.

Indeß darf man auch nicht außer Augen lassen, daß die Leute von dem bishen deutsch, was sie daheim etwa gelernt haben, in der Fremde allmählig noch viel vergessen. Die Infrate zeigen, was man dort für ein Deutsch schreibt und spricht, z. B. „Ihr deutsches Bitters ist hier sehr beliebt", oder „Deutsches Medicin-Store", oder „gänzlich zu Tode gekorben", oder das „gepolizeirte" Bremen u. s. w. Von Deutschlands Gegenwart und Zukunft erhalten die Leute da drüben ganz eigene Begriffe. Sie erwarten die Freiheit, d. h. wie sie sich die Freiheit denken, von dem Uebermaß des Militarismus und den Folgen eines allgemeinen europäischen Krieges. „Was das Volk 1848 nicht durchsehte", sagt der „Phoenix", „vollendet der monarchische Egoismus. Die Welt wird nicht durch Liebe, sondern durch Egoismus regiert. Laßt eure Angehörigen bei Zeiten herüberkommen, denn Deutschlands Schicksal werden zum Trauerplage des Krieges, Mordes und Raubes werden. Und die Schweiz wird ebenso wenig davon verschont bleiben." Die Nachrichten aus Deutschland sind denn oft auch ganz eigenthümlicher Art, oder wenigstens sehr eigenthümlich ausgedrückt. So liest man im „Phoenix" unter der Rubrik Württemberg: „Der bekannte Dr. Eisner hat es bis zum Irrenhaus in Winnetthal gebracht. Mit dem St.-Paulskirchen-Römer, dem Volksverräter, redet sein ordentlicher Mensch mehr" u. s. w. In der Nummer vom 19. December des „Phoenix" wird sogar schon des „Fechter von Ravenna" mit folgenden Worten gedacht: „Großes Aufsehen macht eine Tragödie „Der Fechter von Ravenna", ein Stück, worin selbst in Wien über die Zerrissenheit Deutschlands geklagt werden darf. Der Verfasser nennt sich nicht. Eine ungewöhnliche Bescheidenheit! Man schloß auf die Herren Palm, Gräpazzer, Weber, Rosing (?). Sie Alle sind es nicht. Wir wollen den Schleier lüften: Krueer in Madison ist der Bescheidene!" Was für ein Patton mag dieser Krueer sein, daß ihn ein amerikanischer Wigbold in diese Gesellschaft bringt? Interessant sind auch einige Proben amerikanischer Ruhmredigkeit, die der „Phoenix" citirt, wie die aus der „Washington Union", welche, wie der „Phoenix" versichert, kürzlich behauptete, „der mericanische Feldzug sei das genialste, größte und gelungenste Krieges-unternehmen seit Julius Cäsar gewesen und die Schlacht von Buena Vista seit zehn Jahrhunderten nirgends, auch nicht durch die Schlacht an der Alma übertroffen worden".

Auch in dem entlegenen Californien sucht sich das deutsche Element in seiner Weise durch journalistische Unternehmungen und durch die Stiftung von Bierkellern und Vergnügungsorten geltend zu machen. So haben J. A. Lafontaine und J. Behrends in S. Francisco eine „Abendzeitung" gegründet, aus der wir unter Anderm erfahren, daß es in S. Francisco sogar ein deutsches Theater gibt, auf dem mitten zwischen Lustspielen am 30. Sept. die Kerkerszene aus dem fünften Act des „Don Carlos" gegeben wurde, worin Herr Flour vom Stadttheater zu Breslau den Don Carlos und Herr Biered den Posa spielte. Dann gibt es noch andere vaterländische Vergnügungen: im Rußgarten; im Wein- und Billardsalon zur Felsenburg; im Dianasalon; im Cambrinusalon. Kamentlich lassen es sich die Mitglieder des Turnvereins angelegen sein, den Amerikanern Begriffe von deutscher Sprung- und Kletterfertigkeit beizubringen. Wir erfahren dies aus dem „California chronicle" vom 16. Mai 1854. Die deutschen Turner hatten das Maifest nach deutscher Gewohnheit gefeiert. Das „California chronicle" erlaubte sich darüber einige Bemerkungen, die, wie es fürchtet, mißverstanden werden könnten und die es in der uns vortiegenden Nummer wieder gut zu machen suchte, wie dies gleich aus dem Anfange des betreffenden Artikels hervorgeht. „Wir sind etwas besorgt", beginnt

der „Gorman May festival“ überschriebene Artikel, „daß einige unserer guten deutschen Brüder vielleicht den Sinn unserer gestrigen über ihr großes Jahresfest gemachten Bemerkungen mißverstehen könnten. Um Himmelswillen, mögen sie doch die ihnen etwa anstößigen Stellen noch einmal lesen. Sollte nicht Jemandem, der brüderlich mit ihnen fühlt, desensungsachtet ein kleiner Scherz über ihre nationalen Besonderheiten gestattet sein? Sollen wir etwa sagen, die Deutschen seien das mächtigste, lebhafteste, glänzendste und schönste Volk? Was wir aber in Wahrheit sagen können, ist, daß wir sie für das leutseligste, ehrenhafteste, freundlichste und zutraulichste Volk halten. Was wollen sie mehr? ... Lagerbier ist ein rechtschaffenes, solides und angenehmes Getränk und die Deutschen sind wie ihr Nationalgetränk.“ Der Berichterstatter erzählt nun, wie er am gestrigen Tage wieder im Aufgarten war, wo die Turner und ihre Landsleute ihre Spiele und Vergnügungen vom Sonntage wiederholt hätten. Bald habe er sich unter einem Trupp bestreuerter Deutschen befunden, die ihn herzlich bewillkommen hätten, und mit denen er bald tief ins Lagerbier gerathen sei. Kurz es scheint dem Amerikaner sehr wohl unter diesen gemüthlichen Turnern behagt zu haben und er drückt den Wunsch aus, daß sich seine eigenen Landsleute mehr als bisher in so angenehme, gesunde und unschuldige Erholungen mischen möchten, wie diejenigen waren, die am Tage vorher und am Sonntage im Aufgarten stattfanden.

Was nun den Bericht über das Hauptfest betrifft, so ist dieser allerdings in etwas scherzendem Tone gehalten, der für die Turner, die bekanntlich ihre Kunst wie eine Art Cultus pflegen und in dieser Hinsicht keinen Spaß verstehen, hier und da etwas Berlegendes haben mochte. Sie glauben den Amerikanern mit ihren Leibesbewegungen zu imponiren, und diese schüttelten den Kopf und begriffen nicht, wie ernsthafte Leute sich in solchen Künsten vor der Welt produciren und Geld, d. h. ihre Zeit, denn Zeit ist Geld, so verschwenden könnten. Ueber die Deutschen im Allgemeinen sagt das „California chronicle“: „Die Deutschen sind ein gemüthliches, geselliges Volk und mehr als andere Völker dazu geneigt, sich zu dem Zweck bloßen persönlichen Amusements von einfacher Art zusammenzutun. Ihre Nationalbesonderheiten tragen sie in die Fremde mit hinüber, und führen hier die Gebräuche und Vergnügungen ihres theuren Vaterlandes ein.“ Und an einer andern Stelle: „Andere Völker mögen wir wegen ihres größern Witzes und ihrer größern Lebhaftigkeit bewundern, aber für den deutschen Stamm hegen wir, wir bekennen es, herzlichste Liebe; sie mögen langsam sein, aber sie haben etwas Ehrwürdiges; sie mögen nicht glänzenden Geistes sein, aber sie haben gesunden Menschenverstand; ihren Gesichtern mag es an vollendeter Schönheit fehlen und ihre Formen mögen nicht die des Apollo und der Juno sein, aber es sind gedrungene Gestalten mit freundlichen Gesichtern, die stets von Gutmüthigkeit und guter Laune strahlen.“ Der Anblick der Turnproben selbst gibt dem Berichterstatter Anlaß zu folgender Bemerkung: „Niemand konnte diesen kleinen Trupp für etwas Anderes als Deutsche ansehen. Franzosen, Spanier, Amerikaner und selbst Engländer sind nicht mit ihnen zu verwechseln. Sie sind so ziemlich das letztgenannte Volk (wie schmeichelhaft!) und sind doch so ganz besonderer Art. Im Allgemeinen sind sie von Gesicht hübscher und an Gestalt weniger hoch als die Engländer. Gewiß sind sie aber artiger und höflicher und zugleich langsamer, dickköpfiger und einfacher als diese.“ Besonders lautet das Urtheil über die amwesenden deutschen Frauenzimmer. Sie hätten nicht schön, aber freundlich, harmlos und scharf ausgelesen und ihre bescheidenen Sitten und wohl auffallenden Angaje hätten im Ganzen einen wohlthuenden Eindruck gemacht als die Toilettenkünste schönerer Weiber. Im Betreff der Turndarstellung selbst heißt es: die Turner hätten ihre Leistungen im ernsthaftesten Schweigen vollbracht, kein religiöser Gottesdienst könne in feierlicherer Weise geleitet werden; ohne Zweifel seien sie dabei im Innern ganz

fröhlich gewesen, aber nur ein sorgsamer Beobachter habe davon eine Spur auf ihren Gesichtern wahrnehmen können. Von einer der dabei gehaltenen Turnreden gibt das Blatt eine englische Uebersetzung. Im Allgemeinen haben wir wol wenig Grund, uns als Nation durch die Schilderung des amerikanischen Berichterstatters sehr geschmeichelt zu fühlen, obgleich sie manches Treffende und Wahre enthält. Indes mag die Elite der deutschen Nation auch gerade nicht in S.-Francisco beisammen sein und was sich davon bei der Turnerei bezieht, mag sich durch die Anwesenheit der über dieses Springen und Klettern sehr verwunderten Amerikaner auch wol gedrückt gefühlt haben. Wer heißt sie aber auch, diesem geschäftsthätigen Volke unrentable Schauturnen zum Besten zu geben?

Vom fernern Westen auf den Osten der Vereinigten Staaten übergehend, bemerken wir, daß ein Deutscher, L. Feld, in Newyork das Problem gelöst hat, das vulkanisirte Kautschuk aufzulösen und durch einen einfachen und wohlfeilen chemischen Proceß die vulkanischen Bestandtheile so aufzuscheiden, daß der Gummi aufs neue gewalzt und verarbeitet werden kann, wodurch für Fabriken in diesem Artikel wesentliche Ersparnisse erzielt werden. In newyorker Fabriken sollen Versuche mit diesem Verfahren bereits vorgenommen worden sein und das zufriedenstellendste Resultat ergeben haben. Für Deutschland ist E. Hartmann in Newyork, ein geborener Leipziger, beauftragt, die Erfindung zu verwerthen. Für dergleichen Dinge, wenn sie sich als praktisch bewähren, hat man bei den Yankee's auf größere Anerkennung zu rechnen als für Schaugerichte und Schauturnen.

W. M.

## Eine Friedensstimme in Angelegenheit der Kirche.

Bei der bedauerlichen Schroffheit, mit welcher in der neuesten Zeit die Symbolgläubigen, oft ganz gegen das einfache, Allen verständliche und darum allein gültige Wort des Evangeliums, auftreten und ihre auf Umkehr zu veralteten Glaubensformeln hinauslaufenden Ansichten geltend zu machen versuchen, ist es dem „einfältigen“ Christen in Luther's Sinne doppelt dringendes Bedürfnis, sich aus dem unerschütterlichen Gegründe auf den sichern Boden der einfachen lauterer Schriftlehre zurückzuziehen und sich den Zustand der christlichen Kirche in der apostolischen Zeit zu vergegenwärtigen. Dazu aber bedarf es eines sichern, im Glauben und im Wissen gleich festen Führers, wenn wir uns nicht von Irrthum in Irrthum flüchten wollen, und wir freuen uns als einen solchen den deutschen Professor am Predigerseminar in Mercersburg in Pennsylvania, Philip Schaff und seine, soeben in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienene Schrift:

Geschichte der apostolischen Kirche, nebst einer allgemeinen Einleitung in die Kirchengeschichte. Leipzig, Folge. 1854. Gr. 8. 3 Thle. 10 Ngr.

bezeichnen zu können. Das Buch ist durch und durch von echt christlichem Geiste durchweht, wie es das Ergebniß der allerernstesten und gründlichsten Studien ist, frei von Phrasenmacherie, voll von Gedanken, durch welche hindurch, wie ein goldener Faden, der felsenfeste Glaube an den endlichen Sieg der evangelischen Wahrheit durch die Alles überwindende Kraft der Liebe hindurchgeht. Gerade dieser Vorzug des Buchs aber ist es, welcher uns die Veranlassung gibt, ja, die Verpflichtung auferlegt, es in den Spalten dieser Blätter zur Sprache zu bringen, weil das Bedürfnis des Friedens in der Kirche auf jenem Grunde ein allgemeines Bedürfnis ist, das sich inmitten des Schulgezänks der Theologen immer wieder aufs neue geltend macht. Hören wir darüber zum Beleg unser Urtheil über das Buch den Verfasser selbst: „Die Wahrheit kann nur Eine sein, wie Gott; das Christenthum ist wesentlichste Liebe, also einigend; die Kirche wurde immer gedacht als eine Gemein-

chaft der Heiligen; im Neuen Testament nimmt die Ermahnung zur Erhaltung der Eintracht im Geiste durch das Band des Friedens eine hervorragende Stelle ein, und die letzte hohepriesterliche Fürbitte unser Erders galt der vollkommenen Vereinigung aller Gläubigen. Angesichts dieser vielen theoretischen und praktischen Gebrechen und der zunehmenden Confusion des Protestantismus auf dem Gebiete der Lehre, des Cultus und der Verfassung wird wol Niemand behaupten wollen, daß derselbe schon vollendet und keiner neuen Reformation bedürftig sei. Die Reformation aber suchen wir nicht in einem Rückschritt auf einen bereits überwundenen Standpunkt — denn die Geschichte kann niemals rückwärts gehen, so wenig als ein Strom —, sondern in der endlichen Versöhnung zwischen Katholicismus und Protestantismus (hört! hört!), wo ihre beiderseitigen Wahrheiten und Tugenden, aber ohne ihre entsprechenden Irrthümer und Gebrechen, sich vermählen werden zur idealen Kirche der Zukunft, die aber keine neue Kirche, sondern das Endresultat und die reife Frucht der Kirche der Gegenwart und Vergangenheit sein wird. Als Vorläufer dieses dritten Zeitalters gilt uns Johannes, der Apostel der Liebe und der Vollendung. . . . Und was dasselbe herbeiführen wird, ist das vollständige Verständnis des Johanneischen Christusbildes und die Ausgießung des Geistes der Liebe, dieses sichersten Zeichens der echten Jüngerschaft, dieser Cardinaltugend, die da nimmer aufhört. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wir aber freuen uns, auf diese Friedensstimme aufmerksam machen zu können, während wir die wissenschaftliche Beurtheilung des Buchs Andern überlassen.

47.

## Notizen.

### Ungarische Bibliographie.

K. Kertbeny, der sich bereits vielfache Verdienste um die ungarische Nationalliteratur erworben hat, projectirt in Verbindung mit Julius Számmwald ein in seiner Art großartiges Unternehmen, eine „Ungarische Bibliographie“ (oder wie der Verfasser schreibt „Bibliografie“) nämlich ein Verzeichniß aller, in irgendwelcher Sprache, sowol in Ungarn selbst gedruckten als im Auslande erschienenen, doch durch ihren Stoff, Autor, Verleger u. s. w. auf Ungarn Bezug habenden Bücher, ferner aller in Ungarn ausgegebenen Journale, Wochen- und Monatschriften, mit detaillirter Angabe des Inhalts der einzelnen Jahrgänge, endlich aller Musikalien, Kunstartikel und Landkarten. Das Verzeichniß wird alphabetisch geordnet und mit deutscher danebenstehender Uebersetzung der ungarischen und slavischen Titel, mit genauem Nachweis der Druckorte, Verleger, Formate, Seitenzahlen und Verkaufspreise, sowie mit vielfachen Registern über Autoren, Uebersetzer und die einzelnen wissenschaftlichen Fächer versehen sein. Das Werk soll ferner eine Uebersicht der Literaturproduction der ungarischen Akademie der Kisfaludy-Gesellschaft und des Vereins zur Herausgabe guter und wohlfeiler Bücher, eine Bibliographie aller fremden Uebersetzungen ungarischer Belletristik, eine Bibliographie aller ungarischen Uebersetzungen griechischer und römischer Classiker (von Sankowicz und Toldy), eine Bibliographie aller Werke über ungarische Bäder, Heilquellen u. s. w. (von Löröf und Lengyel), eine Bibliographie der ungarischen Sprichwortsammlungen (von S. Erdélyi) u. s. w. enthalten. 6000 Titel sind bis jetzt bereits constatirt, und K. Kertbeny als Redacteur und Julius Számmwald als Herausgeber versichern in ihrem Programm, daß hier von einem Werke die Rede ist, wie die ungarische Literatur noch keines besitzt, und die europäische kaum in dieser Vollständigkeit. In diesem Programm werden die Verleger, Buchdrucker, Gelehrten und Institute dringend aufgefordert, der Redaction ein genaues Verzeichniß der in ihrem Verlage erschienenen oder von ihnen verfaßten Druckfachen einzusenden, mit genauer Angabe der Druckorte, der Jahres- und Seitenzahlen, Formate u. s. w. Die Emich'sche Buchhandlung in Pesth wird das Werk, bestehend aus 300 Prenumeranten beisammen sind, spätestens bis März 1855 ins Leben treten lassen.

## Bibliographie.

Altsfeld, F., Katechismuspredigten. 1fter Band. 2te Auflage. — A. u. d. L.: Predigten über das erste Hauptstück, gehalten zu Leipzig in den Mittwochsgottesdiensten der Jahre 1851 und 1852. 2te Auflage. Halle; Rühlmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1855. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.

Aus allen Wissenschaften das Interessanteste zur Belehrung für das gebildete Publicum. Herausgegeben von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern unter der Redaction von S. A. Romberg 1fter Band. Zwölf Hefte. Leipzig, Romberg. Per. 8. 3 Thlr.

Ein empfindsamer Besuch im Invaliden-Hotel zu Paris. Nebst historischen Notizen über dessen Entstehung, Fortgang und gegenwärtigen Zustand. Vom Verfasser von Frankreich unter dem Namen seines Onkels u. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Enslin, A., Ueber internationale Verlagsverträge mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Berlin, Th. Knaul. Gr. 8. 6 Ngr.

Griesheim, G. v., Vorlesungen über die Logik. Hinterlassenes Werk. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hase, K., Die Lübinger Schule. Ein Geschichtsbuch an Arn. Dr. Ferd. Ehn. v. Daur, erstem Professor der evangelischen Theologie an der Universität Lübingen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 12 Ngr.

Holtzmann, A., Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung. Stuttgart, Krabbe. 4. 1 Thlr. 26 Ngr.

Kerr, C., Ein Seelengemälde. Drei Bände. Königsberg, Samter. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Baldau, Max, Cordula. Graubündner Sage. Frühlingelied. 2te veränderte Auflage. Mit 1 Stahlstich. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

## Tagesliteratur.

Laboulaye, E., Die Frage der unbefleckten Empfängnis. Nach dem Französischen bearbeitet. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 Ngr.

Müller, S., Unsterblichkeitsglaube und Auferstehungshoffnung. Ein Vortrag gehalten in einem Verein zu wohlthätigen Zwecken. Halle, Rühlmann. 16. 6 Ngr.

Rüstow, W., Der Angriff auf die Krim und der Kampf um Sebastopol. Uebersichtlich dargestellt. Frankfurt, Verlag-Comptoir. Gr. 8. 8 Ngr.

Sachsens Klage und Trost. Sammlung von Gedächtnispredigten, auf weiland Sr. Maj. Friedrich August II. König von Sachsen u. am 2. Septbr. 1854 gehalten. Mit Genehmigung des Königl. Höchsten Ministerii des Cultus und öffentlichen Unterrichts herausgegeben von R. D. Stiechart. Freiberg, Wolf. Gr. 8. 20 Ngr.

Schussek, F., Oesterreich und Rußland. Ein Memorandum zur Befestigung von Beforgnissen und zur Abwehr von Vorwürfen. Leipzig, Seibel. Gr. 8. 15 Ngr.

Seyffarth, W., Die Universal-Anstellung in Paris Mai bis October 1855. Gotha, Scheube. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber den Bekenntnisstand der reformirten Kirche in Oberhessen. Nachtrag zu dem Bericht über die reformirte Synode in Frankfurt a. M. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 Ngr.

Wurm, C. F., Vier Briefe über die fidele Donau-Schiffahrt. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraf.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

In Minister-Ausgabe erschien soeben bei **J. C. Neumann** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Byron (Lord), Cain. Ein Mysterium. — Razeyra. Aus dem Englischen von Friedrike Friedmann. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.**

Die Uebersetzung dieser beiden berühmten Dichtungen Byron's erscheint hier aus dem Nachlaß der talentvollen Dichterin, deren bekannte frühere Uebersetzungen aus dem Englischen von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden sind. Die letztern erschienen in demselben Verlage unter dem Titel:

**Byron (Lord), Der Korsar. Erzählung. Aus dem Englischen überf. Miniatur-Ausgabe. 1852. Gebunden 20 Ngr.**

**—, Der Giant. — Hebräische Gesänge. Aus dem Englischen überf. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.**

**Scott (Walter), Die Jungfrau vom See. Romantischer Bericht. Aus dem Englischen überf. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.**

## Kunst und Literatur.

Aus dem Nachlasse des als Kunstkennner wohlbekannten Commerzienraths **J. P. B. Hüllesheim** in Emden sind folgende Gegenstände der gedachten Art entweder einzeln oder en bloc zu verkaufen, worunter als vorzüglich bemerkenswerth herausgehoben werden:

### 1. Kunstwerke.

Die bekannten Stenzen von Rafael (Bulpho), Leonardo's Abendmahl, Murillo's Magdalena, dieselbe nach Correggio, 2 Christusköpfe nach Caracci und Guido Reni, Madonna von Rafael (sämmtlich von den besten Kupferstechern).

### 2. Musikalien.

Violoncelle von Biotti, Robe, Kreutzer, Mestrino, Beethoven's Streichquartette von Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Spohr, Robe u. Opem, Sinfonien en quat., Studien, Duos u.

### 3. Musikalische Instrumente.

1 Bioline von Ant. Stradivarius 1736, 1 desgleichen von Nic. Amati 1642, 1 desgleichen von Franc. Guarinus; 1 desgleichen von Jakob Rainer in Absum prope Venigentum (Tiro), 1 desgleichen unbekannter Meister.

### 4. Literatur.

Eine Bibliothek, bestehend aus etwa 2500 Bänden, meistens Handschriften in elegantem Lederband, vollständig erhalten. — Ein Glossar, englische, französische und deutsche, desgleichen Schiller, Uebersetzungen, Philosophie, Rechtskunde, Staatsrecht, Criminalrecht, französisches Recht, Literaturgeschichte, Bibliographien u.

Die oben angeführten Gegenstände sind bei den Erben eingetragener. Verzeichnisse derselben werden verabsolgt.

## Preis-Herabsetzung.

In der Absicht, die Verbreitung der nachfolgenden wissenschaftlichen Organe zu fördern und dem gelehrten Publicum und den Bibliotheken deren Anschaffung zu erleichtern, beehrt sich die unterzeichnete Verlags-Handlung folgende Preisherabsetzung derselben anzuzeigen:

### Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. E. G. Gersdorf.

Jahrgang 1849—1854. Preis jedes Jahrgangs von 24 Hefen 10 Thlr.

Herabgesetzter Preis für diese 6 Jahrgänge statt 60 Thlr.: 30 Thlr.

### Serapeum.

Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft, Handschriftenkunde und ältere Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Rob. Naumann.

1. bis 15. Jahrgang: 1840—1854. Preis jedes Jahrgangs von 24 Nummern 4 1/2 Thlr.

Herabgesetzter Preis für diese 15 Jahrgänge statt 67 1/2 Thlr.: 36 Thlr.

Die Verlags-Handlung erlaubt sich indess hinzuzufügen, dass diese Preisherabsetzungen

**nur bis 30. Juni 1855 gültig**

sind und dass nach dieser Zeit die frühern Ladenpreise wieder eintreten.

Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, Exemplare zu diesem herabgesetzten Preise zu liefern.

Beide Zeitschriften werden auch fernerhin fortfahren, ihre geachtete Stellung in der periodischen Literatur Deutschlands einzunehmen; geeignete Mittheilungen werden erbeten und mit vielem Danke entgegengenommen.

Leipzig, 31. December 1854.

**T. O. Weigel.**

Soeben erschien im Verlage der v. Ebner'schen Buchhandlung in Rottenberg:

## Die Juden in Franken.

Ein unparteiischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte Frankens von Dr. L. Peßner. Mit 29 Urkundenbeilagen.

5 Bogen. 8. Preis 10 Ngr.

Abgesehen von seiner Bedeutung an sich für die Rechts- und Culturgeschichte, hat dieses Schriftchen noch besondern Werth durch die vielen beigegebenen, größtentheils hier zum ersten male gedruckten Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts.

# Anzeigen

in die bei **J. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden  
**Zeitungen und Zeitschriften.**

Anzeigen aller Art werden in nachstehende auch für 1855 erscheinende Zeitungen und Zeitschriften aufgenommen:

## Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.**

Dieselbe erscheint, mit Ausnahme des Montags, täglich in 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden der Deutschen Allgemeinen Zeitung nicht beigegeben.

## Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Wargraff.**

Werden in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thln. beigelegt.

## Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prug.**

Wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thln. beigelegt.

## Wienig-Magazin.

Verantwortlicher Redacteur: **M. J. E. Kolbeding.**

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

## Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.** Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

## Die Gegenwart.

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Weltgeschichte für alle Stände.

Von diesem Werke, das zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des **Conversations-Lexikon** betrachtet werden kann, erscheinen monatlich zwei Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

## Conversations-Lexikon. Zehnte Auflage.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Anzeigen u. dgl. abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

## Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Anzeigen u. dgl. abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 6. —

8. Februar 1855.

Inhalt: Deutsche Taschenbücher für 1855. Von Emanuel Kantz. Erster Artikel. — J. C. Kühne's neuester Memoiren-Roman. Von Adolf Jelling. — Größe und Verfall der deutschen Handels Herrschaft in Norwegen, Schweden und Dänemark. — Aus London. — Die Kritiker und das Publicum. Von David Wether. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Deutsche Taschenbücher für 1855.

#### Erster Artikel.

Die Almanache, diese chronologisch aufwachsenden Pflze, vergessen nie im Spätherbst pflichtschuldigst im deutschen Dichterwald zwischen dem Wurzelwerk der Epik und den Dornenranken der Lyrik ihre breiten, sich gern bemerkbar machenden Köpfe zu heben. So ein Pflz wird dazu geboren zu figuriren; dies ist sein höchster Lebenszweck, daher kleidet er sich gewöhnlich auffallend in Roth, Gelb oder Himmelblau. Dieser bunte Farbenstaub ist ganz natürlich leichte Waare. Seht Frau Lante knist spazieren im Unterholz der jüngsten deutschen Poesie, und tritt trotz ihrer scharfen Brille unversehens auf solch einen theatralisch geschminkten Pflz, o weh! dann staubt all seine Herrlichkeit luftwärts auseinander. Dies fürchterliche Schicksal schreckt jedoch die andern wohlgeborenen Pflze durchaus nicht ab, jährlich nach allen Regeln des Decorum ihren Familiencongreg zu halten. Es sind sogar einige darunter, welche zum alten Adel gehören, denn sie weisen stolz ihre 16 Jahrgänge, wie 16 Ahnen, auf. Diese edeln Geschlechter jedoch sind theilweise leider durch Vermischung mit plebejischen Elementen degenerirt — das Vollblut ist bei einigen sehr wässerig geworden, die „Fris“ ist sogar an der Wassersucht gestorben. Die Hauptfrage auf dem Familiencongreg der Pflze ist also immer ihre eigene Lebensfrage, denn die Schrecken der Jahre 1848 und 1849 haben das Blätterwerk ihres Stammbaums dermaßen geküßet, daß der Gedanke, ihr altes ehrenwerthes Geschlecht könnte bald ganz aussterben, die Gemüther der Pflze sehr beunruhigt. Dies wäre auch für ganz Deutschland ein sehr harter Schlag.

Es gibt nämlich eine Unzahl Damen, die ohne Almanache und Taschenbücher ebenso wenig als ohne Flacon leben können. Es hat also die Existenzfrage der Almanache einen sehr großen Hintergrund — der Fall ist denkbar, daß plötzlich halb Deutschland in Ohnmacht fiel; was hätte dann nicht die andere, die männliche Hälfte in die Arme aufzufangen? Es benehmen sich daher alle jene Kritiker, welche ihre Dampfstrahlen grimmig gegen die Almanachsliteratur

schleudern, nicht nur höchst ungalant, sondern auch un-diplomatisch; denn würde das Almanachsfieber plötzlich gewaltsam unterdrückt, so ignorirte die schwellende Damenwelt aus Rache den ganzen belletristischen Buchhandel. Man lasse daher schon aus Galanterie gegen das schöne Geschlecht die Taschenbücher dugendweise wie die Taschentücher, nach allen Regeln der höhern Waschkunst geglättet, sich häufen. Man gönne so einem Salonbäumchen die Seligkeit, ihrer Nachbarin zuküstern zu dürfen: à propos! wissen Sie schon, mein Julius ist geheimer Mitarbeiter der „Iduna“, und im nächsten Jahrgang hat ihm der Herausgeber versprochen seinen Namen durchschaffen unter seine Sonette zu drucken — aber, ma chère, machen Sie vor der Hand keinen Gebrauch davon, junge Autoren lieben das Geheimnißvolle. Wo sollte auch die Schar unserer Poetlein ihre Kusenkinder noch unterbringen, wenn plötzlich die Schleißen der Almanache zuklappten? Auf Ehre: Deutschland ist nicht Aegypten! Wo gleich andere Abzugskanäle für „Thänen und Sehnen“, für „Herzen und Schmerzen“ finden? Der so gartfühlend angefügungen Damenwelt bliebe nichts übrig, als diese Legion schwachtender Stoffeuffer: „An die Entfernte!“ diese Bataillone Ständchen mit obligater Mandolinebegleitung: „Unter ihrem Fenster!“ diese selbstmörderischen Drohungen einer „platonischen“ oder plutonischen Liebe auf eigene Kosten drucken zu lassen. Das wäre mehr als grausam. Keine Neuerungen! Respekt vor dem alten spätherbstlichen Adel der Pflze! Keine Revolution gegen deutsche Damengefühle! Keine Umwälzung der Almanachsliteratur! Poetische Freiheit und Gleichheit mit Rosa einband — geistige Gütergemeinschaft in Goldschnitt! Californien ist eine Bettelanstalt dagegen! Ja, noch einmal: poetische Freiheit und Gleichheit! es glänze der Name des kleinsten Lyrikers in vertraulicher Nachbarschaft mit Emanuel Geibel, nur ein Octavblättchen scheide sie von der Tafel der Unsterblichkeit! Welche Leserin wollte einem Herausgeber nicht dafür dankbar sein, wenn sie, noch betauscht von den rhythmischen Fluten eines Freiligrath, die Seite umschlägt, und bei der ersten Strophe des jungen Poeten R. R. einschläft? Nun kann sie doch

sans gêne im Fauteuil von Freiligrath Fuß weiterträumen; wäre das folgende Gedicht nur mittelmäßig gewesen, so wäre sie noch geblieben. Man muß auf derartige Verdienste obscurer Lyriker nie mit Geringschätzung herabbliden, ja wir schlagen sogar vor, sämtliche Salondamen Deutschlands möchten einmal eine Dankadresse der vollsten Anerkennung an alle jene begeisterten Jünglinge richten, die das erste mal im Phantasierad der Pseudonymität bescheiden in einem Almanach erscheinen. Man spotte darüber nicht — nur praktisch! aus dieser Dankadresse könnten die Herausgeber ganz sicher ihren Absatz berechnen; so viele Damenunterschriften, so viele Exemplare! das gäbe beim nächsten Jahrgang einen nicht zu verschmähenen Anhaltspunkt. Die Sicherheit der Speculation böte den Damen die Garantie, daß die Almanache von Jahr zu Jahr besser werden — welches hohe Ziel: Veredelung der Pilze! welcher Gewinn für die deutsche Nation in spe! welche Perspektive für die Literaturhistoriker! Wir sagen es rund heraus: die Taschenbücher würden wahre Schatzkästlein werden! die großen und kleinen Geister sammt und sonders spukten darin herum, und die Blaustrümpfe, als ätherische Flügelhauptleute der Damenliteratur, hielten über die Gespensflottille eine nächtliche Feierschau. Wer hat etwas einzuwenden? ist diese Idee nicht groß? nicht echt national? Wie armselig nähme sich dann neben dieser geschlossenen Phalanx der deutschen Almanache das zerstreute Häuflein französischer und englischer Taschenbücher aus! Wie höbe unsere metallergeugte Schar von geistreichen, außerordentlich herrlichen Bildern die Kupferstiche von der Seine und die Stahlstiche von der Themse aus dem Sattel! Die Westmächte würden total geschlagen. Bei allen Göttern! es wäre ein niedagewesener Nationaltriumph! In den Händen der Frauen liegt das Heil. Die Lösung sei: Almanache mit Allerlei! Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß dieses Walhallaunternehmen, wenn die Damenwelt mit gutem Beispiel vorangeht und die Männerwelt ins Schlepptau nimmt, gewiß zustande kommt. Nur keine kleinliche Bedenkenheiten — aller Anfang ist schwer. Wir sind der Meinung, man sollte zur Aneiferung Prämien aussetzen, z. B. wer einen neuen Almanach herausgibt, dem wird vom Damencomité, was sich natürlich bilden müßte, eine Entreekarte zu allen Soirées in ganz Deutschland eingehändigt. Dadurch böte sich den Herausgebern die schönste Gelegenheit, selbst jene bescheidenen Jünglinge, welche die Geliebte nur in der Stille anzusehen, und nicht den Muth haben, dem General-en-Chef eines Taschenbuchs ihre poetischen Erstlinge anzubieten, für das großartige Unternehmen zu gewinnen. Dieser Punkt allein verdient bei dem jetzigen Mangel an Lyrikern die höchste Beachtung. Jede Dame, welche auf diese Weise zur Entdeckung eines solchen stillen Lyrikers die erste Anregung gibt, bekommt mindestens den Orden pour le mérite. Nur so kann noch unsere Literatur gehoben werden — Almanache mit Allerlei! auf diese Grundlage laßt uns weiterbauen. Also, meine Damen, thun

Sie das Ihrige, wir haben das Unserige gethan. Hoffentlich wird 1856 die Sache in vollem Gange sein.

Dies Jahr müssen wir jedoch nach alter hergebrachter Weise die beträchtlich zusammengeschmolzene Schar der Taschenbücher besprechen. Da sie ihrer charakteristischen Haltung nach doch sehr verschieden sind, so glauben wir am besten zu thun, um Jenen, die sich dafür interessieren, die Uebersicht zu erleichtern, zwei Abtheilungen zu machen. Die erste derselben führen wir heute unsern Lesern vor:

1. *Thalia*. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von Johann Nepomuk Wogl. Zweundvierzigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dornböck. 1854. 8. 1 Zhlr. 24 Kgr.
2. *Gedenke mein*. Taschenbuch für 1855. Vierundzwanzigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch und Wogl. 1854. Gr. 16. 2 Zhlr.
3. *Iduna*. Taschenbuch für 1855. Fünfunddreißigster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Wien, Lienhart. 1854. 16. 1 Zhlr.
4. *Aurora*. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von Johann Gabriel Seidl. Einundzwanzigster Jahrgang. Wien, Lienhart. 1854. 8. 2 Zhlr.
5. *Aurora*. Herausgegeben von Hedwig von Biberach. Freiburg im Breisgau, Herder. 1854. 16. 21 Kgr.
6. *Wellenbüchlein*. Taschenbuch für 1855. Herausgegeben von Theodor Mügge. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. 1854. Gr. 16. 2 Zhlr. 7½ Kgr.

Nr. 1. „*Thalia*“ verknüpft mit ihrer diesjährigen Erscheinung einen wohlthätigen Zweck: zum Besten der Witwe des Schauspielers Ziegelhauser. Dies allein dürfte vielleicht manchen Beschüßer der Musesöhne bestimmen, durch den Ankauf dieses Taschenbuchs sein Schärfelein auf dem Altar der Kunst zu opfern. Unter den Gedichten begegnen wir einigen Namen guten Klangs. Wir heben den Matador Grillparzer füglich zuerst aus der Masse heraus. Er hat diesmal nur ein Gelegenheitsgedicht gespendet — also Etwas, was durch äußere Anregung, nicht durch innere, echtdichterische Begeisterung den Weg ins Leben fand. Das sind eben nur Verse, wie sie jeder Poet machen kann; jedoch von einem Grillparzer erwartet man etwas Anderes. Dazwischen gibt ein historisches Gedicht, das sich auf die Wartburg bezieht — dahin vertheilen sich Dichterschelten selten. Johann Gabriel Seidl, der Augewärtige, läßt, als Almanachsplagcommandant, fünf französische Volkslieder aufmarschiren, worunter uns das zweite (bretonisch) das beste zu sein scheint. Johann Nepomuk Wogl hat in „*Donna Anna*“, „*Vom Kloster Corvei*“, „*Das erste Bündel*“ wieder den Dolabenton in seiner bekannten Manier angeschlagen. Unter den novellistischen Beiträgen dürfte „*Die schwarze Höhle*“ von Söder Proskio der gelungenste sein. Zwar ist der Inhalt so grauen-erregend, daß sich diese Geschichte eher zur Lectüre für Männer als für Damen eignet; doch verlohnt vielleicht auch die letzten die hebenmüthige Liebe der Miß Arabella mit dem Ganzen. Der Ton der Erzählung ist schwungvoll, die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten ohne Fehl, aber mit der Fiction, daß Lieutenant Hollwell, um sich in den Qualen des Durstes Erleichterung zu verschaffen, den Schweif als seinem Femele gesogen habe, schloß der Verfasser einen ästhetischen Bod. Wir wollen ihm selbst die detaillirte Schilderung der fürchterlichen Marter, unter welcher der gewaltige Rabob Surajah Donsla den Geist aufgibt, nicht übernehmen; denn wo die Remesse gerecht auftritt, dagegen hat der Leser sicherlich nichts einzuwenden, jedoch mit einem elektrisirenden Blick wie das: mit Schweif den Durst zu löschen, kann sich der gute Geschmack durchaus nicht befremden. Nicht artig erzählt

ist auch der Schwank: „Leicht gebeßert“ von Rudolf Puff. Der „Steinbauersfinemier!“ und der bramarbasirende Pandurenhauptmann, der einmal ausruft: „Bei St. Joan, mich durstet wie einen Haifisch, der eine Alpenreise macht!“ sind ergötzliche Figuren. Die Scene, wo alle Bauern die Gespensterfurcht befeßt, wäre wol noch wirkungsreicher gerathen, wenn sie der Verfasser kürzer behandelt hätte; denn zieht man den Leser längere Zeit hindurch in solch spukhaften Kreis, so zwingt man ihn gleichsam dazu, auszurufen: Gespenster gibt es nicht! Noch findet sich unter den Erzählungen: „Was man nicht mit Gold kaufen kann“ von J. F. Castelli, „Ein Theaterabend in einem Gebirgsdorfe“ von Ludwig Scheyrer, „Ein Staatsgefängniß“ von Wilhelm Chegu u. s. w.

Nr. 2. Wir begegnen hier einer Biographie Johann Ludwig Deinhardstein's von J. G. Seidl. Nach einer kurzen Schilderung der ersten Periode seiner literarischen Laufbahn wird besonders auf seinen „Hans Sachs“ hingewiesen, dem Goethe bei der ersten Aufführung auf der Hofbühne zu Berlin die Ehre erwies, ihn mit einem Prologe einzuleiten, worin er sein Urtheil in folgender Strophe ausspricht:

Er hat hingeschrieben mit leichter Hand,  
Als händ' es farb'ig an der Wand,  
Und zwar mit Worten so verständ'ig,  
Als würde Gemalt's wieder lebendig.

Hierauf werden Deinhardstein's Verdienste um das Burgtheater in Wien hervorgehoben, das er bekanntlich als Nachfolger Schreyvogel's eine Reihe von Jahren hindurch leitete. Sein Porträt ist der Biographie beigegeben. Unter den drei poetischen Erzeugnissen, die aus seiner Feder flossen, dürfte das erste: „Vor dem Dichten“, das beste sein. Auch hier reist Seidl zum zweiten male in dem nichtsagenden Gedichte „Ein Blümchen“ seinen Namen an Deinhardstein an. Es sieht beinahe so aus, als ob er sich nicht genug gedruckt sehen könnte. Einem Dichterjüngling, der die ersten Spuren zu entdecken sucht, verzeiht man so etwas, jedoch ein reifer Mann bringt sich dadurch mindestens in den üblen Ruf der Eitelkeit. Unter den Spenden Dräcker-Manfred's befindet sich ein originales, epigrammatisch zugespitztes Gedichtchen, das wir als ein artotisches Sträußchen aus Arabien im Vorübergehen unsern Lesern zuwerfen wollen:

Der Arbeiter sagt:  
„Wer niemals gejagt,  
Sich nie der Liebe hingegeben,  
Nie bei Nacht gefühlt ein Weib  
Und nie die Blumenbüsche  
Einschlüpfend prüfte, —  
Ein Esel mehr  
Als Mensch ist der.“

Nr. 3. Constant lieferte: „Ein Fastnachtmärchen.“ Wir ermannen uns in diesem Augenblick, von diesem Rufensohn vor mehreren Jahren ein sehr schwaches Product besprochen zu haben, und ergreifen daher mit Vergnügen die Gelegenheit, seine diesjährige Sabe als die beste des ganzen Almanachs hervorzuheben. Das Kleinmenschliche spricht sich in diesem „Fastnachtmärchen“ so einfach, so schön, so rührend aus, daß jeder Dichter ersten Ranges darauf stolz sein dürfte, es geschrieben zu haben. Der Gegensatz zwischen der im Genuße schwelgenden Gesellschaftstheorie und der in fiesster Armuth lebenden Volksclasse ist in dieser kleinen Blumenveräußerin und in diesem vom Schicksal geschlagenen Sohn der Karpaten, der auf den Gedanken verfaßt, Selbstmord im Bräutigam öffentlich feitzubieten, meisterhaft durchgeführt. Wir können nicht umhin, wenigstens die beiden Helden, nach weicher Weide in der strengen Winterkälte der Nacht erscheinen und auf diese Weise von ihrem Elend erlöst werden, zu rufen:

Auf dem höchsten Marmormonument,  
Als seinen Stufen feststehend hingekauert,

Wo kumm der Sohn der Berge düster lehnt,  
Das arme Mägdelein ihm zur Seite trauert.  
Wen kümmern in dem Frost die Wellen blau,  
Ob drauf die Perlen Rell, ob Adrenanthau?  
Mit vorgehalt'nem Hute trägt der Mann  
Fruchtlos zum Kaufe seine Früchte an;  
Das Mägdelein ruft die Wellen aus, vergebend,  
Das Mitleid selbst hat sich verkühlt im Frost;  
So stehn die Wellen da ein Bild des Lebens,  
Der ew'gen Band'ung ohne Herz und Trost:  
Das Kind mit seinen Wellen duffig frisch  
Rag noch auf alle Hoffnung nicht verzichten;  
Der schwer geprüfte Mann mit bärren Früchten  
Ein Gaß an der Entfugung blankem Th.

Unter den prosaischen Beiträgen ist des Erwähnens werth: „Balpi“ von Friedrich Steinebach. Die Hauptfigur kann man eine gelungene nennen, was von ihrer Umgebung keineswegs gilt. Das Hineintragen hochgestellter Personen ist in einer „Dorfgeschichte“, wie der Verfasser selbst sein Product betitelt, durchaus nicht am Plage, der Leser wird durch sie aus der ländlichen Stimmung, in die ihn Landschaft und Staffage versetzt, plötzlich herausgerissen. Der Verfasser möge übrigens darauf bedacht sein, die Unebenheiten seines stark provincieell gefärbten Stils zu glätten. Die Dauern haben in einer solchen Geschichte natürlich das Recht, ihren Dialekt zu sprechen, jedoch wenn der Dichter vortritt, muß er zeigen, daß ihm die deutsche Grammatik kein mit sieben rothen Siegeln verschlossenes Buch sei — eine Bemerkung, die alle österreichischen Schriftsteller beherzigen sollten.

Nr. 3. Hier gibt derselbe eben genannte Novellist „Zilhouetten aus dem Künstlerleben“, worunter sich Anekdoten von Demofelle Lemaire, Haydn, Beethoven und der Catalani befinden. A. 2. Lisching macht seinem mitunter recht gesunden Humor in einer „Sommambülengeschichte“ Luft. Johann Gabriel Seidl, der allgegenwärtige, wendet diesmal seiner Geliebten, der Lyrik, den Rücken zu, und liefert in frei gewählten Versmaßen ein Dramalet: „Bertha Bellincioni“, die Kaiser Otto's IV. Ruf verschmähte, als er sich ums Jahr 1209 in der Nähe von Florenz von dem deutschen Ritter Guido (?) verlocken ließ, auf romantische Liebesabenteuer auszugehen. Noch enthält „Iduna“ eine von Herzen langweilige Novelle von J. A. Roschhammer, betitelt „Liebesopfer“, die er füglich hätte „Leseropfer“ nennen sollen. Die Gedichte stehen sämtlich unter dem Niveau der Kritik; einige derselben sind so ungewöhnlich albern, daß man nicht weiß, was man sich von einem Leserkreise zu denken hat, dem ein Herausgeber solche Todsfunden gegen den guten Geschmack aufzutischen wagt. Doch jedenfalls die Krone aller erotischen Lieber der gesammten deutschen Classiker ist „Der Trompeter“ von Theodor Klein — der Liebeseloge tutet auf diesem sanften Instrumente aus allen Leibeskräften, um die Entfernte zu einem Kusse herbeizuloden —; so etwas Herrliches ist uns noch nie vorgekommen! Das verbiente in der That zur Warnung für unberufene Dichter und schwachbedürftige Regimentsstrompeter an jedem Baum und an jede Straßenecke in Deutschland angeschlagen zu werden. O Iduna! laß dir die Retraite blasen!

Nr. 4. „Aurora“ geht bereits 31 Jahre in Oestreich auf, dessenungeachtet ist es dort noch nicht in allen Köpfen bekannt geworden. Von bedeutenden Namen erblicken wir einen einzigen: Hammer-Purgstall. Der berühmte Orientalist gab als Spende 10 persische Sprüche; der originellste darunter dünkt uns folgender zu sein:

Wären Flügel Kagen angemessen,  
Wären sie die Vögel alle fressen;  
Niedriger, der hoch aufstieg zu Ehren,  
Wird die Hand der Niedrigen verschren.

Ida Neves, geborene Lappe, flocht mit harter Frauenhand ein Kränzen von fünf Liedern, die schwedischen Dichtern nachgebildet sind. Darunter hat uns am meisten angesprochen: „Der Frühlingsmorgen“ (nach Runeberg). Auch hier haspelt Theodor Klein fünf Gedichte ab, die etwas besser sind als das Lied vom sehnüchtigen „Trompeter“. R. A. Kaltenbrunner hält eine Selbstschau in sieben Zeitartikeln in Versen, die dem Idealismus die Cour machen; sehr naiv ist das Geständniß, daß „seinem reichen Herzen nicht bald ein anderes an tiefer Bewegung gleichkommt“, worauf er die „gedanktnechtende“ Strophe losläßt:

Und was ich im Innern auch berge,  
Ich geb' es nach außen nicht kund;  
Nie spricht den geliebten Namen  
Der Knecht der Gedanken, der Mund.

J. G. Seidl gibt unter mehreren Beiträgen auch eine Ballade in niederösterreichischer Mundart: „Da Busch'n“. Er hat auf diesem Felde sowohl in Versen als auch in Prosa bereits Treffliches geleistet, ich erinnere hier nur im Vorübergehen, um ein einziges Beispiel zu geben, an den köstlichen, ausgezeichneten Schwanf: „Dö Mana ohne Kopf.“ Ludwig August Frankl hat unter allen poetischen Gaben des Almanachs mit dem Gedichte „Während des Gewitters“ den Preis davongetragen. Hätte er sich nicht verleiten lassen, in jeder Strophe den Bliß in einem Bilde, das manchmal gesucht ist, wiederzubringen: das Gedicht wäre ein Meisterstück zu nennen. So ist es unbedingt zu lang. Besonders schön ist der Schluß (S. 134):

Sowie der Bliß zu sein, das wäre Leben!  
Ein kühner, göttergleicher Athemzug:  
Ein Leuchten, ein Berklären, ein Verschweben.  
Ein voller Pulsschlag Dasein und — genug!

Moriz Reich ergreift sich in einem etwas schwülstigen Vaneegyrius: „Goethe's Schatten.“ E. Cerri spendet ein Bruchstück aus einem dramatischen Gedichte „Byron in Venedig“, worin auch die bekannte Gräfin Guiccioli eine Rolle spielt. Unter den Romellisten begegnen wir zuerst dem verwandten E. Paul. Sein „Spanischer Grabe“ ist ein interessanter Stoff, der von der Schürzung bis zur Lösung des Knotens in Spannung verlegt; nur möchten wir dem Verfasser raten, in der Zukunft „historische Romellen“ nicht mit einer Moralsentenz abzuschließen wie eine Fabel. Castelli erzählt eine einfache Geschichte: „Der Empfehlungsbrief.“

Franz Stelzhammer, der geniale Natursohn, dessen herrliche, fast an Goethe'sche Lieder mahnende Lieder in oberrheinischer Mundart ins Herz des Volks gedrungen sind, steuerte der „Aurora“ ein Märchen bei: „Die drei Voten.“ Stelzhammer besitzt neben einer — wie sollen wir sagen? — Ungeniertheit noch eine gewisse geschäftige Unverdorbenheit, den einmal gewählten Stoff, mag er nun der Wirklichkeit entnommen sein, oder poetischer Fiction seinen Ursprung verdanken, rasch zu bewältigen. Dies gelingt ihm jedoch nicht immer. Er hat zu viel in seinem gemütlichen Gerdigedialekt gesungen und sich dadurch dem Hochdeutschen entfremdet — er fühlt das selbst am besten. Er summt, sucht, ringt manchmal nach Ausdrücken, die er nicht finden kann, oder bemüht sich selbst, einem Sage, der ihm nicht gefällt, eine bessere Wendung zu geben. Diese Unsicherheit, diese sich selbst verrathende Wankelmuthigkeit benimmt seinem Stile den Fluß, zuweilen schleichen sich sogar grammatikalische Unrichtigkeiten ein. Wir raten ihm Lessing's oder Heine's Prosa zu studiren; bei seinen äußerst glücklichen Naturanlagen müßte er solche formellen Schwierigkeiten spielend überwinden. Bei dem eben genannten Märchen hat er sich jedenfalls auf einen zu subjectiven Standpunkt gestellt, abgesehen davon, daß die Pointe nicht neu, sondern nur eine Variation der Faust-Sage ist. Wir sprechen dies Alles ganz unumwunden aus, weil wir Stelzhammer für ein bedeutendes Talent halten, dem nur der feinere Schliß und einige Kunststudien fehlen, die Niemandem erlassen werden können, der als Schriftsteller aufzu-

treten die Absicht hat. Bei seinen Volksgesängen mag er seine Naturbursche bleiben, doch anderwärts geht das nicht. Noch ist seines humoristischen Anstrichs wegen erwähnenswertig: „Ein Bräutigamsputz“, Capriccio von A. L. Eising, allen Junggesellen und Brautleuten zu empfehlen.

Nr. 5. Deutschland hat mit einer „Aurora“ nicht genug; Rebing von Biberegg hat im Breisgau eine zweite aufgehen lassen. Glückliches Vaterland! Im Vorwort heißt es, „hätten die Mitarbeiter, sämmtlich unbekannte Größen, die sich zu einer Sängersfahrt zusammengethan, leicht einen berühmten Capitane erhalten können“ — ja wol ganz unbekannte Größen! als solche hätten sie jedoch flüchtig mit etwas mehr Bescheidenheit auftreten sollen. Freiherr von Nachwig, der das Buch mit einer Reihe von Gedichten betitelt: „Lavaglutun“, gewidmet Karl Beck, Alfred Reisinger und Ferdinand Freiligrath, eröffnet, hat in einer sehr bombastischen Vorrede für nöthig befunden, mit ungewöhnlich groß gedruckten Buchstaben auf sich selbst aufmerksam zu machen. Dieser Reflex der von nun an auf Stielen gehenden Verse läßt sich unter Anderm also vernehmen: „Was jene Titanen begonnen, diese bergthürmende Erhöhung der Gedanken, habe ich zum Gipfel der Vollendung gebracht. Meine „Lavaglutun“ sind die höchste Vollendung des Inhalts in der Form, sie sind das Ende aller Poesie.“ Apollo, merke dir es: mit dem Freiherrn von Nachwig hört Alles auf! In diesen „Lavaglutun“ offenbart sich eine fast wahnsinnige Sucht die schwülstigsten Bilder aufeinanderzupropfen. Theils um unsern Lesern ein Gelächter abzuwenden, theils damit sie sich nach dieser seiner außerordentlichen Vorrede ungefähr eine Vorstellung von der freiherrlich Nachwig'schen Muse zu bilden im Stande sind, citiren wir als Curiosum eine jener angeschwollenen „Lavaglutun“:

Dem Weltgeist.

II.

Ihr Ströme seid des Weltgeists Riesenthänen,  
Er weint auch in der Nächte stillen Wallen,  
Kaum mag er länger mit den Felsenjähnen  
Des Himmels lange Wolkenfetzen halten.

Er wühlt sich in des Waldes Tannenhaare  
Mit seiner Hande stürmendem Orlane,  
Dann aber mit dem wallenden Lale  
Erstreckt er auf der Sterne Goldkaskade.

Der Mond ist seines Turbans Lichtgraffe,  
Der Erde Blumen Stickeri am Saume;  
Der Dichter aber ist des Weltgeists Waffe,  
Mit der er fuchelt, wie der Held im Traume.

Keine Widerrede! das heißt wie der Held im Traum fucheln. Noch absurder ist folgende Stelle:

Du aber bleib  
Der Wuth der Empfindung!  
Legs hinweg  
Die Wäpfe des Wortes  
Und jage  
Heim den schnaubenden  
Jagdhund der Verse  
Und Reime!

Da kann man wol dem Verfasser seine eigenen Worte zurufen: „Ja, das ist das Ende aller Poesie!“ denn da fängt die Tollhändlererei an.\*)

\*) Und will es nach den von unserm Berichterstatter mitgetheilten Proben bedanken, als ob diese „Lavaglutun“ durchweg eine satirische oder parodische Tendenz hätten. Eine ernsthaft gemeinte Beschreibung und Feiert Brä's, Reisinger's und Freiligrath's würde wol auch von den Herausgebern eines, wie es scheint, vielfach mit strengkatholisch oder doch frommgesinneten Gaben angefüllten und bei Herber in Freiburg erschienenen Almanachs nicht zulässig gewesen.

Die zweite dieser „unbekannten Größen“, Franz Bonn, fñhet eine „Symphonie in Bechmoll“ auf, bei der man nicht weiß, ob die „Introduction“ oder das „Adagio“, ob das „Scherzo“ oder das „Finale“ am langweiligsten ist. Die dritte dieser „unbekannten Größen“ ist ein pietistischer Rader, die vierte ein Sonettensabrikant, der in diesem Damen-artikel nur ein gros Geschäft macht, und daher ein furchtbarer Rival des Herrn Julius von Rodenberg zu werden droht; die fünfte bramarbasirt in „Landsknechtliedern“ folgendermaßen:

Im Amor's Fahne schwör' ich nie,  
Mich treibt viel höheres Maaßen,  
Bin ein zu ehrsücht' Genie,  
Um so trodene Lieb' zu gewinnen.

Die sechste dieser „unbekannten Größen“ hat jedoch zu Amor's Fahne geschworen, und lebt in dem seligen Wahne, daß alle die verliebten Stoffeffer, genannt „Lose Blätter aus meinem Tagebuche“ das Publicum interessieren können. Die siebente ist zur Abwechselung wieder ein pietistischer Rader der reinsten Qualität, das Dugend zu 1 Fl. 24 Kr. Die achte zur Abwechselung ein Rader gröbern Korns, der in einer Trauertede Lammennais so anschnauzt:

Ich über den Mann, der sich selber zu schwer!  
Denn was er nur war, das war er zu sehr:  
Ein zu herber Prophet, ein zu schredlicher Christ,  
Ein zu schöner Poet, ein zu starker Eosophil!

Hierauf folgen „Botanische Studien“ vom Herausgeber, ebenfalls das Beste, was wir bis jetzt in der ganzen Sammlung entdeckt haben; doch ist diese lang „sprechende Eiche“, und diese auch etwas muckerische „Einde“, die ebenfalls eine Rede hält, so etwas Extravantes, daß der Verfasser, um die schwachner-vige Almanachseferin darauf vorzubereiten, lieber hätte als Titel nicht botanische, sondern: „Hyperromantische Studien“ wählen sollen. Freiherr von Nachtrag sattelt zuguterletzt noch einmal den Pegasus, und gibt dem Buche mit einer „Schluß-parabole“ den Geleitschein in die Welt hinaus — der Pegasus wolle zwar nicht pariren, er bochte bei jeder zweiten Zeile, doch der Mann der „Lavaglutin“ ist sattelfest. Begeistert rast er am Ende seines Ritts aus: „Leucht' froh nun hinein in die dämmende Welt, Aurora! Umarmmertes Vaterland, erblinde nicht vor diesem Glanzmeer! Deutscher Michel, drücke die Augen fester zu als die Winterfenster; mit Blindheit geschlagen sein ist etwas Schredliches! Jungfer Germania, laß dich von diesen „Lavaglutin“ nicht verführen, hüte dich vor „unbekannten Größen!“

Nr. 6. Wenn sich überhaupt ein Almanach in unsern Tagen noch halten soll, so muß sein Inhalt ein sehr mannichfaltiger sein; denn unsere Salondamen, deren Wesen in tausend Förmlichkeiten besteht, haben keinen Sinn für ein Ganzes. Sie wollen alle Minuten etwas Anderes, eine Kleinigkeit, die ihnen ein paar Augenblicke die Zeit vertreibt, die die todtschlagen hilft. Der Kippstisch ist der Grundstein dieses außerordentlich guten Geschmacks; die Herausgeber der Taschenbücher müssen darauf weiterbauen, oder die schönen Ektiramen schwören lieber der Leihbibliothek ewige Treue. Je mehr buntes Zeug darin zusammengewürfelt wird, desto besser, je mehr Autoren, desto mehr Abwechselung. Das „Biellische“ ist also der gerechte Vorwurf der Eintönigkeit, denn es bringt immer nur von einem und demselben Autor, Theodor Köger, ein paar Novellen. Die wenigen, gewöhnlich sehr schönen Beiträge zu den köstlichen Geschichten der Stäblistische gegen unsere obige Bemerkung nicht in die Wagschale legen. Dieses „Anfingen“ weiblicher Vortrats ist überhaupt eine Belohnung für die lebendigen Originale; gegen diesen

ist nicht zu sein. Auch der Name des angebildeten Verfassers, „Friedrich von Nachtrag“, was eine Bestimmung aus dem Namen „Nachtrag“, heißt, und in dieser Bestimmung, D. K. v.

ideallöbden Egidienst sollte das schöne Geschlecht öffentlich auf das schärfste protestiren, sollten die jungen Frauen das Panier erheben, die alten Jungfern amazonenhaft geschart, die Seiten der Silberstürmung zurückerufen. Ueber die zwei Erzählungen: „Schuld und Strafe“ und „Erinnerungen eines Diplomaten“, bemerken wir bloß, daß Ränge bereits bessere Novellen geschrieben hat. Emanuel Kamlf.

### F. G. Kühne's neuester Memoiren-Roman.

Die Freimaurer. Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert von F. Gustav Kühne. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1854. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Je größer leider von Jahr zu Jahr im Gebiet der schönwissenschaftlichen Literatur und namentlich des Romans die Zahl der fabrikmäßig oder salopp hingearbeiteten Producte wird, weil die große Masse Leser, welche sich dieser Thätigkeit zuwenden, hierzu nicht sowol durch echte Begeisterung für die Poesie und durch die unwiderstehliche Gewalt des innern Berufs, als vielmehr durch eine Scheu vor ernstem Studien und anstrengenden Arbeiten angetrieben wird, um so wohlthuernder und erfreulicher ist es, unter der Schar derartiger Erscheinungen auch einmal einem Erzeugniß zu begegnen, welches, wie das vorliegende Werk Gustav Kühne's, durch und durch den Charakter der Gediegenheit trägt und auf denjenigen Leser, der das Gediegene zu würdigen weiß, den befriedigenden Eindruck macht, daß der Verfasser bei Ausarbeitung desselben ununterbrochen von Liebe und Begeisterung für dasselbe, von Achtung für seinen Stoff, von Achtung für die Kunst und von Achtung für das ihm vorschwebende Publicum durchdrungen gewesen ist. An ein Publicum freilich, das nur liest, um mit dem Lesen jeder ernstem Beschäftigung, jedem Denken, jeder wirklichen Geistes-thätigkeit zu entgehen oder um eine abgestumpfte Phantasie mit geistigen Opianen aufzuregen, an ein Publicum, das nur liest, nicht um sich beim Lesen des Dufte und Wohlgeschmacks, der Kraft und Würze Dessen, was ihm der Dichter nach und nach für Zunge, Gaumen und Geist bietet, auch nach und nach mit Zunge, Gaumen und Geist zu erfreuen, sondern um nur so rasch wie möglich das ihm vorgelegte Gericht in den Magen zu bekommen und es alsdann seine Wege weitergehen zu lassen, an ein solches Publicum freilich hat der Verfasser wol schwerlich gedacht, vielmehr solche Leser vor Augen gehabt, denen es in und mit der Unterhaltung zugleich um eine nachhaltige Nahrung und Kräftigung ihres Geistes, um eine Erweiterung ihres Geistes- und Gedankenkreises, um eine Bereicherung und Läuterung ihrer Anschauungen zu thun ist; und solche Leser werden denn auch in seiner Schöpfung eine Quelle des reichhaltigsten Genusses und der vielseitigsten Belehrung finden und ihm wie der Redaction der „Deutschen Bibliothek“, die durch die Aufnahme dieser Arbeit aufs neue ihren Sinn für das Gediegene bewährt hat, umsomehr dankbar sein, als die Zahl gleich werthvoller Producte der Flut der ephemeren Erscheinungen gegenüber eine verhältnismäßig ziemlich geringe ist.

Wie einem Roman im gewöhnlichen Sinne des Wortes haben wir es also hier nicht zu thun; auch legt der Verfasser selbst seiner Arbeit diesen Namen nicht bei, sondern nennt es eine „Familiengeschichte“. Und eine solche ist es allerdings auch, nur darf man dabei nicht etwa an die Familienromane von Lafontaine und seiner Schule denken, denn mit diesen hat es schlechterdings gar keine Aehnlichkeit. Eher schon läßt es sich mit den „Lebensläufen in aufsteigender Linie“ von Hippel, mit einer Familiengeschichte wie sie Jean Paul im „Titan“ und „Hesperus“ und Steffens in der „Familie Walseth und Leich“ behandelt, vergleichen, namentlich insofern, als hier die Familie, ähnlich wie die der Pelopiden und Kadmeionen im griechischen Alterthum für die Tragödie, als Trägerin und Fortbilderin einer in ihr waltenden Idee oder eines über ihr waltenden Geschicks aufgefaßt wird. Jedoch geht die Kühne'sche „Familiengeschichte“ über die eben genannten darin hinaus, daß sie, wenn auch nicht im Einzelnen, doch im Großen und Ganzen weit entschiedener als jene auf einer historischen Unterlage ruht, und in und mit einer Familiengeschichte zugleich ein großartiges culturgeschichtliches Zeit- und Sittengemälde ist, in welchem uns eine der interessantesten und merkwürdigsten Seiten des vorigen Jahrhunderts, nämlich seine als Reaction gegen die nüchterne Aufklärerei sich geltendmachende Neigung zur Mystik, zur Magie, zu kosmopolitisch-religiösen Geheimbünden u. s. w. nach den verschiedensten Richtungen hin mit einer ebenso gründlichen, die sorgfältigsten Studien voraussetzenden Kenntniß des Detail als mit unbefangener, geistig-freier Auffassung abgepflegt wird. Bietet die Beschreibung dieser Richtung, die in den Logen der „Freimaurer“ und namentlich der Rosenkreuzer den eigentlichen Tummelplatz ihres esoterischen Treibens fand, schon in rein anthropologischer und psychologischer Beziehung eine Masse höchst interessanter Gesichtspunkte dar, so steigert sich das Interesse dafür bedeutend noch dadurch, daß die verschiedenen kirchlichen Fractionen und Confectionen, und zwar auf der einen Seite ebenso sehr der Protestantismus und Nationalismus wie auf der andern Seite der Katholicismus und Jesuitismus, ja neben, zwischen und über beiden auch das Judenthum, die Naturreligion der Waldenser, der Kosmopolitismus und das reine Menschenthum in innigsten Zusammenhang damit traten und die Macht und Bedeutung, welche jene geheimen Gesellschaften auf eine zeitlang sich errungen hatten, in ihrem Sinne zu gestalten und sie für ihre Tendenzen auszubenten suchten. Hierdurch erhalten jene für uns scheinbar in dunklem Hintergrunde liegenden Regionen des Lebens die nächste und unmittelbarste Beziehung zu denjenigen Fragen des Geistes und Herzens, welche den Menschen zu allen Zeiten am tiefsten ergreifen und am lebendigsten beschäftigen, um derentwillen er das Bitterste erträgt, das Süßeste preisgibt, um die er seine Freiheit verkauft und sich in Gefahren stürzt, für die er kämpft, leidet und selbst den Tod nicht scheut.

Dieser innige Zusammenhang der Religion einerseits

mit jenen geheimnißvollen Richtungen der Gesellschaft, andererseits mit dem unmittelbaren Wohl und Wehe des menschlichen Herzens, ihre Macht über die Gestaltung der natürlichen und socialen Verhältnisse, ihre Eingriffe in alle Angelegenheiten und Lebensbeziehungen, sowie die aus ihr selbst sich entwickelnden Gegensätze und Conflictte, das sind denn auch die eigentlichen Elemente und Grundbestandtheile des hier vor uns ausgefalteten Zeit-, Sitten- und Lebensgemäldes, und sie erhalten in ihm eine um so größere Wirkung und Bedeutung, als der Verfasser einerseits auf vollkommen freiem Standpunkte darüber schwebt, sodas er sämmtlichen Richtungen und Parteiungen, welche sich darin bekämpfen, gleich sehr gerecht wird, andererseits sich als Dichter und Künstler ganz in dieselben versenkt, und nicht von sich aus, sondern aus dem Innern seiner Schöpfung heraus sich Alles entfalten und gestalten läßt. An dieser Einkleidung des Ganzen in die Form dreier Selbstbiographien — zuerst zweier Brüder und dann ihres Vaters — wird vielleicht Einer oder der Andere Anstoß nehmen; und für den Standpunkt derjenigen Leser, denen es einzig und allein um Neugier und Spannung zu thun ist und welche die Verwickelungen und Gefahren einer Persönlichkeit nur dann spannend finden, wenn sie nicht wissen, ob dieselbe wol glücklich davonkommen werde, wäre vielleicht auch die gewöhnliche Form der Erzählung zuzugewesen; dagegen vom höhern Gesichtspunkte aus betrachtet muß die gewählte Einkleidung gerade als die allein für den Stoff passende, ja fast allein mögliche angesehen werden: denn wo es sich nicht bloß um Mittheilung äußerer Ereignisse und Handlungen, sondern ebenso sehr um eine Darlegung und Entfaltung innerer Seelenzustände und Lebensentwicklungen handelt, stellt sich die Erzählung in dritter Person stets als unwahr und unnatürlich dar, weil kein Dritter die rein innerlichen Bewegungen und Regungen so ins Einzelste und Feinste hinein zu verfolgen vermag wie Derjenige, welcher sie in sich selbst erlebt oder wenigstens mit der Person, die sie erlebte, in unmittelbarer, lebendiger Wechselbeziehung gestanden und das Erlebte mit durchempfunden hat. Freilich gehört zur künstlerischen Handhabung einer aus einem andern Geist sich entfaltenden Form eine ganz besondere Begabung: denn man muß einerseits im Stande sein, sich mit seiner Phantasie ganz und gar in die Seele derjenigen Person, in deren Namen man schreibt oder erzählt, zu versenken und Alles mit ihren Augen anzusehen, mit ihrem Herzen zu empfinden und vom Standpunkte ihrer Zeit und Lebensstufe aus zu beurtheilen; andererseits muß man auch die Sprache und den stilistischen Ausdruck der Gedanken dergestalt in der Gewalt haben, daß der Leser wirklich nicht den Autor, sondern den Träger der Geschichte reden zu hören glaubt und sich ganz in seine Anschauungs- und Darstellungsweise versetzt fühlt. Das hat aber gerade der Verfasser des vorliegenden Werks meisterhaft verstanden, und es zeichnet sich daher dasselbe nicht bloß durch die allgemeinen Eigenschaften eines in schönem Uebemaß



wohlgefälliger Gliederung und rhythmischer Bewegung dahinfließenden Stils, wie man ihn von Gustav Kühne nicht anders gewohnt ist, sondern auch durch einen ganz eigenthümlichen, charakteristischen Typus aus, der die Fähigkeit besitzt, uns sogleich mitten in die Sphäre der Geschichte und in den Seelenzustand Dessen, der sie niedergeschrieben, hineinzuversetzen.

Ueber diese jetzt sehr selten zu findende dramatische Färbung des in diesen Biographien angewandten Stils habe ich mich bereits vor mehreren Jahren einmal, als der Verfasser in einem Taschenbuche ein Bruchstück dieses Romans unter dem Titel „Mormona die Waldenserin“, welches jetzt den Anfang des dritten Buchs bildet, mitgetheilt hatte, auszusprechen Gelegenheit gehabt und schon damals nicht umhingebracht, ihm meine aufrichtige Bewunderung zu zollen. Es gibt, sage ich dort, einen gewissen Stil von ganz besonderm, eigenthümlich wirkendem Charakter, den ich nicht besser glaube bezeichnen zu können, als wenn ich ihn den Stil der Resignation nenne. Er ist kurz, ohne doch coupirte zu erscheinen, ja er macht selbst da den Eindruck der Kürze, wo er sich gehen läßt, wo er sich ausbreitet. Er stellt sich zugleich als hastig und als ruhig dar. Wer ihn schreibt, betrachtet den Stoff, den er behandelt, als etwas der Vergangenheit Verfallenes, Verlorenes, Abgethanes. Er hält es nicht der Mühe werth, lange dabei zu verweilen, großen Schmutz darauf zu verwenden, viel Kunst daran zu setzen. Kann ja das Vergangene damit doch nicht zurückgerufen werden! Darum eilt er mit einer gewissen Hast darüber hin; er spart sich, als sei es ihm nur darum zu thun, so schnell als möglich davon loszukommen, als ängstige es ihn, sich mit einem Todten, Abgestorbenen zu befassen. Aber bei alledem behauptet er seine Ruhe. Weiß er doch auch, daß ihm die Vergangenheit nichts mehr anhaben kann. Es liegt ja Alles im Rücken, es ist ja Alles vorüber, es ist ja nur noch der Schatten der Erinnerung, der vor ihm tritt; er kann also mit größter Gelassenheit darüber reden, er kann selbst darüber scherzen, darüber lächeln; er kann mit einer gewissen Ironie, mit einem gewissen Gefühl der Ueberlegenheit darüber schweben, und eben weil er dessen gewiß ist, darf er denn auch die Vergangenheit mit all ihrer Lust und Pein im kleinften Detail, im sorgfältigst ausgemalten Bilde vor sich hinstellen, sich in dasselbe versenken und endlich — sich mit all seiner Ruhe und Ueberlegenheit in demselben vergraben. Wer diesen Stil schreibt, muß viel erlebt haben. Es müssen heiße Kämpfe durch sein Herz gegangen sein, aber sie sind nun ausgekämpft, es ist der Friede eingekehrt, oder wenn nicht der Friede, doch die Ermattung, und mit der Ermattung die Resignation. Man schreibt diesen Stil nur aus der ersten Hand, in der ersten Person. Es ist kein Schriftstellerstil. Es ist ein Stil für hinterlassene Papiere, Selbstbekenntnisse, Memoiren. Man schreibt ihn nicht für einen Andern, nicht der Mittheilung halber, sondern nur, um die Sache loszuwerden, um einem rastlosen Denken endlich ein Ge-  
dachtes abzugewinnen. Man schreibt ihn, weil man

Das, was man schreibt, schreiben muß. Es ist keine freiwillige Handlung. Es ist ein Naturproceß, eine Entbindung von Dem, was man nicht mehr bei sich behalten kann. Er läßt sich schwer nachahmen; vollkommen nur von einem Dichter, der soviel Phantasie besitzt, sich ganz in eine solche Situation, aus welcher heraus er ursprünglich allein geschrieben wird, hineinzuversetzen, und der zugleich so sehr Meister der Sprache ist, daß er die von der Phantasie erzeugten und wiedergegebenen Vorgänge in seinem Innern mit photographischer Schnelligkeit und Treue wiedergeben kann. Es ist daher ein treffliches Zeugniß für Den, der ihn vom künstlerischen Standpunkte nachzubilden versteht, und wir würden daher den Verfasser der vorliegenden Selbstbiographie, die in diesem Stil geschrieben, unbedenklich zu den besten unserer Autoren zählen, auch wenn der Name Gustav Kühne noch völlig unbekannt und diese Arbeit das Letzte wäre, was er veröffentlicht hat.

In diesem Stil hat der Graf Giuseppe della Torre, der Vater, die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufgezeichnet, eines Lebens, so reich an Erlebnissen, so reich an inneren und äußern Kämpfen, so reich an herben und bitteren Erfahrungen, daß nothwendig die Darstellung desselben jenen resignirt ruhigen, die lebendigste Beweglichkeit des Herzens und die geheimnißvollste Gemüthstiefe klar und plastisch zur Anschauung bringenden Charakter annehmen mußte. Bewegter, jugendlicher, wechselnder ist die Darstellung in den Bekenntnissen seiner Söhne: denn sie werden — vom Altern mündlich, vom jüngern schriftlich — von einer Lebensstufe aus gegeben, auf der man noch nicht mit dem Leben abgerechnet, sondern sich zuerst eine feste Stellung und dem Schicksal die Gewährung der Forderung des Archimedes:  $\Delta\upsilon\varsigma\ \mu\omicron\iota\ \kappa\alpha\iota\ \sigma\tau\acute{\omega}\iota$  abgerungen hat, wo man also, wie Einer, der eben das Schiff verlassen, die Wankungen und Schwankungen eines dem natürlichen Boden entrissenen, dem Element der Ungewißheit preisgegeben Lebens nicht bloß treu in der Erinnerung bewahrt, sondern noch in voller Lebendigkeit wirklich nachempfindet.

Wir haben es also hier mit den unmittelbaren, naturgemäßen Selbstabspiegelungen dreier Menschenleben zu thun — dreier Menschenleben, die durch die Bande der Natur auf das engste verketten waren, aber durch das Schicksal, oder richtiger durch den Dämon des Dualismus, der gerade aus dem religiösen Oranget der Menschen nach absoluter Einigung unter sich und mit Gott, aus dem Triebe nach Einem Hirten und Einer Herde am mächtigsten emporstieft, auseinandergerissen und so lange in vereinsamer Trennung gehalten wurden, bis der in der Geschichte der Völker und der Individuen waltende Geist der Einheit und Ordnung sie wieder zusammenführte und mit dieser äußern Vereinigung zugleich den Zwiespalt im Innern jedes Einzelnen tilgte. Die Darstellung dieses aus dem Boden der Religion sich entwickelnden Zwiespalts im Schooße einer Familie und der endlichen Ueberwindung derselben einerseits durch Abschleifung der Gegensätze, andererseits durch Losreißung von einseitigen, beschränkten Gesichtspunkten ist dann of-

fenbar auch als die vom Autor dem Ganzen zugrunde gelegte Idee anzusehen, und sobald man sich dieses klar gemacht hat, gewinnt man zugleich über die einzelnen Elemente der Geschichte, über die in ihr sich bewegenden und sich durchkreuzenden Persönlichkeiten und Charaktere, über die Erlebnisse und Handlungen derselben, über den historischen und geographischen Hintergrund der Begebenheiten, sowie auch über die ganze Anlage und über die Construction der einzelnen Bestandtheile zu einem Ganzen den befriedigendsten Aufschluß.

Als der eigentliche Mittelpunkt und einheitliche Kern des Ganzen erscheint der bereits erwähnte Graf Giuseppe della Torre, alle übrigen Elemente lassen sich gewissermaßen entweder einerseits als Radien oder Sprößlinge seines von innen nach außen sich entfaltenden Wesens, oder andererseits als die verschiedenen Seiten der ihn umschließenden und von außenher auf sein Inneres einwirkenden Außenwelt betrachten. Sein eigentliches Selbst erscheint als der reine und in dieser Reinheit sich erhaltende mollen Mensch, als das Geschöpf, an dem Natur und Geist gleichen Antheil haben, das sich daher als die Einheit dieser Gegensätze fühlt und das Bedürfnis empfindet, in seiner Entwicklung sie gleich und ebenmäßig zur Entfaltung kommen zu lassen und eben hierdurch die dem Menschen eingeborene Gottesidee zu realisiren und seinen Trieb nach dem Göttlichen hin zu befriedigen. Aber dieses sein eigentliches Selbst erscheint schon in seinen frühesten Anfängen durch den Einfluß der besondern Verhältnisse getrübt. Sein Vater ist nicht der reine, freie Geist, sondern der einseitige, vom Wechselverhältnis mit der Natur losgerissene, die Natur verwerfende Geist des strengen Katholicismus; und so ist auch seine Mutter nicht die reine, freie Natur, sondern die vom Geist verleugnerte, auf sich verwiesene und in sich verwildernde Natur des waldensischen Christenthums. Zwar haben Natur und Geist nicht immer in diesem Verhältnis zueinander gestanden. Die Natur hat vielmehr von jeher wieder und wieder auf den Geist ihre Macht ausgeübt und ihn genöthigt, eine Verbindung mit ihr einzugehen, die Vordäter della Torre's haben von alten Zeiten her trotz ihrer katholischen Strenggläubigkeit nicht umhinge- konnt, sich ihre Frauen aus den Bergen der waldensischen Keger zu holen, und die Frucht einer solchen Verbindung ist auch unser Giuseppe. Aber hinterher ist der Bruch und Zwiespalt stets nur um so größer geworden, weil der Geist die Gleichberechtigung der Natur nicht anerkennen wollte und die Natur, selbst wenn sie dem Geist sich unterworfen zu haben schien, doch stets wieder zum Durchbruch kam. Dieser Doppelleinfluß zwieselt sich suchender und dann wieder sich stehender Elemente macht sich nun durch die ganze Entwicklung della Torre's geltend. Er empfängt eine strengkatholische, jesuitische Erziehung; der Vater glaubt ihn damit für immer gegen die verführerische Macht der Natur sichergestellt zu haben. Aber kaum ist er wieder auf dem Schlosse seiner Väter in Piemont, das an die Berge der Waldenser grenzt, so führt ihn das Verhängniß sofort mit

Mormona, einer reizenden Tochter der Berge zusammen, und er schließt mit ihr, während sein Vater in Rom weilt und nachdem sie sich zum Katholicismus bekannt, seine Vermählung. Eine zeitlang ist diese Verbindung eine Quelle des reinsten Glücks und selbst der zurückgekehrte Vater nimmt daran theil, weil ihm die waldensische Abkunft Mormona's verheimlicht ist. Aber im Zustande der Hoffnung lehren in ihr die natürlichen Regungen und Gelüste zurück, ihr Bruder Pirrho, der Repräsentant der verwilderten, in sich verhassten Natur, drängt sich dazwischen, und Mormona fällt, nachdem sie einen Sohn, Saverio, geboren, dem Rigorismus des strenggläubigen Vaters und eines finstern Dominicanermönchs zum Opfer. Der reine Mensch in Giuseppe möchte sich dem einseitigen Despotismus der Kirche entziehen und zugleich die einseitige Wildheit der Naturreligion überwinden; aber beide Gegensätze stehen einander zu schroff gegenüber, als daß sie ihn zu verstehen, als daß er sie einander zu nähern vermöchte. Indem er den Verfolgungen der Dominicaner zu entgehen sucht, fällt er den Jesuiten in die Hände, und indem er Pirrho der Kirche näher zu führen hofft, raubt er ihm all seinen Halt, muß ihn zugrunde gehen sehen und läuft Gefahr, selbst der Kirche zum Opfer zu fallen. Durch die Kirche des Genusses seiner Güter und seines — ihm als gestorben bezeichneten — Sohnes Saverio beraubt und bei der Inquisition der Ketzerei angeklagt, vermag er doch nur Heil und Rettung bei den Jesuiten zu finden, die wenigstens die Welt nicht schlechthin verdammen, sondern sich mit einer gewissen Freiheit über Kirche und Welt zu erheben suchten, ja selbst der Richtung zum reinen Menschenthum hin, wie es sich damals besonders in den Logen der Freimaurer, namentlich der Rosenkreuzer geltend zu machen begann, nicht ganz fern standen. Indem er daher Missionen des Ordens nach der Schweiz, Frankreich und Deutschland übernimmt, fühlt er sich besonders von der Idee des Maurerthums, das unter der Fahne der Menschheitsbeglückung Protestanten und Katholiken, ja selbst Juden und Heiden umfaßt, angezogen, ohne sich jedoch von dem mysteriösen Treiben derselben etwas Anderes anzueignen als den Glauben an die wunder- und heilkräftige Macht der im Magnetismus sich zusammenfassenden Menschennatur. So gelangt er nach Deutschland an den Hof eines protestantischen Reichsgrafen, der auf ihn durch die Unerkennung, Naturwüchsigkeit und Gesundheit seines Wesens einerseits eine große Anziehungskraft ausübt, andererseits aber durch die Einseitigkeit und Schroffheit, mit der er die Bedürfnisse des Gemüths zurückweist, und durch die Vorurtheile, die er gegen jeden Andersgläubigen hat, ihn wieder von sich zurückstößt, mit dem er aber doch ohne seinen und gegen dessen Willen indirect in Verbindung tritt, dadurch, daß er sich mit des Reichsgrafen sonnambulanten, von ihm aber durch magnetische Kraft geheimer Tochter vermählt und mit ihr einen Sohn erzieht, der dem Reichsgrafen zur Erziehung in strengprotestantischer Confession überlassen wird.

Es sind also aus dem reinmenschlichen Bestreben della Torre's, die Einseitigkeit und Exklusivität der katholischen Kirche einerseits mit dem naturwüchsigen Waldensthum, andererseits mit dem Nationalismus des Protestantismus auszusöhnen, zwei Triebe oder Sprößlinge hervorgewachsen, einmal Saverio, der Sohn der waldenstischen Mormona, und sodann Joseph, der Sohn der protestantischen Justine; beide Triebe aber sind weder untereinander noch mit ihm selbst von vornherein im Einklange, sie kommen ihm daher bald nach der Geburt wieder abhanden, Saverio, indem er ihm heimlich von der Kirche geraubt und strengkatholisch erzogen wird, Joseph, indem er ihn freiwillig freiläßt und einer exklusiv-protestantischen Erziehung überläßt. So erscheint, was von Natur Eins war und zusammengehörte, nach drei verschiedenen Richtungen hin durch den schismatischen Dämon der Confessionen auseinandergerissen und isolirt, die Zweige sind vom Stamme, der Stamm von den Zweigen getrennt und auch den beiden Zweigen ist Halt und Zusammenhang genommen. In diesem unnatürlichen, verlorenen Zustande vermögen sie natürlich nicht zu verharren und die naturgemäße Entwicklung selbst muß sie wieder zusammenführen. Daher entwickelt sich in Joseph gerade infolge seiner einseitig und schroff protestantischen Erziehung auf Commando des Reichsgrafen Justus Erich erst in einem abgelegenen Jagdhaufe, dann unter seiner speciellen Aufsicht eine geheime Neigung zum Katholicismus, als der Religion seines Vaters, und umgekehrt in Saverio zufolge seiner streng-klosterlichen katholischen Erziehung unter den Jesuiten ein unwiderrstehliches Verlangen nach einem freien Menschenthum, als der Religion seiner Mutter, während ihnen Beiden gegenüber der Vater Giuseppe fort und fort von dem Drange befehl ist, diese beiden widerstrebenden Richtungen miteinander und in sich zu vereinigen.

Diesen in allen drei voneinandergerissenen Theilen eines Ganzen sich bethätigenden Ergänzungsdrang und Wiedervereinigungsproceß hat nun der Autor zum eigentlichen Object seiner Darstellung gemacht, und hierin findet zugleich die Manchem vielleicht als hysterischen Proteus erscheinende Anordnung des Stoffs ihre ästhetische Begründung und Rechtfertigung. Jedes Kunstwerk soll einen Punkt in sich haben, nach welchem Alles drängt und hinstrebt. Dieser Punkt ist hier der End- und Zeitpunkt eines jeden der drei anfänglich isolirt erschienenen Elemente, und zwar zuerst der beiden sich einander zuneigenden und zuletzt verschlingenden Zweige Joseph und Saverio, sodann des einheitslichen Stammes Justine, dergestalt, daß Dieser in jenen die ihm abhanden gekommene Entfaltung und Ausbreitung seiner ursprünglichen Einheit, Jene aber in Diesem den einheitslichen Quell und Ursprung ihrer anfänglichen Zweifelt wiederfindet. Um uns also den Einheits- und Concentrationspunkt des Stammbaums, dessen Bild er uns ausmalt, recht scharf und deutlich ins Auge fassen zu lassen, lenkt er unsern Blick zuerst auf die äußersten Enden des jüngsten Zweigs hin, läßt uns dann durch diesen zum

ältern Zweige gelangen, der seinerseits vom entgegengesetzten Extrem aus demselben Punkte zustrebt, und endlich führt er unser Auge vom den Wurzeln den Stamm hinauf, damit wir erkennen, daß die Zweifelt der Verzweigung und die Einheit des Stammes wirklich in einem gemeinsamen Punkte zusammentreffen. Ist daher auch die Construction der vorliegenden Geschichte keine, wie wir sie gewohnt sind, so beruht sie doch keineswegs auf einer willkürlichen Umkehrung und Durcheinanderwürfelung des Vorher und Nachher, sondern auf einem wohl angelegten, den Einheits- und Zeitpunkt fest im Auge behaltenden Plane; denn es kam dem Verfasser nicht darauf an, zu zeigen, wie sich aus einer ursprünglichen Einheit das Verschiedenartige entwickelt, sondern wie das Zerstreute und Getrennte wieder nach Einheit verlangt.

Dieser allgemeinen Anlage gemäß ist nun auch das Einzelne in ebenso reicher und mannichfaltiger als zusammenwirkender Ausführung gestaltet. Die Charakteristik des Reichsgrafen — nächst della Torre mit seinen beiden Söhnen die hervorragendste Persönlichkeit im Roman — ist meisterhaft. Es ist eine Figur, die wie in Erz gegossen vor uns steht, und die man trotz ihrer schroffen Ecken und Kanten, trotz der despotischen Einseitigkeit, mit der sie schaltet und waltet, von Herzen lieb gewinnen muß. Wie prächtig erscheint er unter Anderem bei Lavater dem Grafen St.-Germain gegenüber, wie prächtig in der Schenke, wo er über die katholischen Bauern triumphirt, denen er mit Gewalt einen Abgabeler auf ihre Kirche gesetzt und diese dadurch vor den verderblichen Wirkungen eines sechs Kirchen in der Runde zerstörenden Gewitters gerettet hatte; wie prächtig in der Loge zu Nürnberg, wo er, zum würdigen Beschluß seines Lebens, die Gaukeleien und Charlatanerien der Rosenkreuzerei auseinanderbläst. Nicht minder gelungen ist die Schilderung Mormona's. Sie ist das echte Bild der reinen, unverfälschten, den Geist in sich abspiegelnden, sich für den Geist hingebenden und doch niemals sich treulos werdenden Natur, mit einem äußern Liebreiz und einer Tiefe des Gemüths ausgestattet, worin sich das lauterste Ideal des „Ewig-Weiblichen“ ausdrückt, und doch auch wieder so individuell und charakteristisch, daß ich mich keiner andern ihr ähnlichen Figur zu erinnern mußte. Und neben diesen Hauptfiguren — welch ein Reichthum von mitwirkenden Gestalten, immer im lebendigen, scharf individualisirenden Zügen vor uns hingestellt, mögen sie aus der Phantasie oder aus der Geschichte geschöpft sein. So, um nur einige zu nennen, das alte Pfarrerspaar im Walde Philemon und Baucis, der Magister Peterhagen, Wieland, die Oberhofmeisterin Fräulein Rinon, Lavater, Sommerlotte, Graf St.-Germain, Carlotta, der Jude Lasse, Vater Eusebio, Pirro, Papst Benedict XIV.; der „braune Professor“, nachthetischer Papst Clemens Sanganelli, der deutsche Vater Burkhardt u. s. w. Unter den Hauptpersonen dürfte die des Saverio am wenigsten befriedigen. Zwar verleugnet sich der Sohn Mormona's nicht in ihm, da er sich

aus dem Jesuitismus herausarbeitet und dem Calvinismus zuwendet. Aber trotzdem wünscht man ihn etwas better, naturwüchsiger, und namentlich zum Schluß möchte man gern eine That von ihm haben, die den Erwartungen, die er von seinem ersten Auftreten an erweckt, entspricht und irgendwie zur Lösung des Knotens mit beiträgt. Weit befriedigender wirkt in dieser Beziehung Joseph, obgleich man von ihm, dem Sohn einer so krankhaften, nervösen Mutter und eines damals schon nicht mehr ganz lebensfrischen Vaters, eher als von Saverio ein gewisses träumerisches Wesen erwarten sollte. Aber allerdings hat er sich unter ganz andern Einflüssen entwickelt; und daß diese Verhältnisse so auf ihn gewirkt haben, daß er trotz der Vorurtheile, die er anfangs gegen den Reichsgrafen hegte und hierzu in vielem Betracht berechtigt war, zuletzt doch mit ganzem Herzen auf seine Seite trat, muß als ein ebenso feiner als charakteristischer Zug zu Gunsten des alten Herrn und des Protestantismus überhaupt angesehen werden. Leser, die sich vorzugsweise für den Roman als solchen interessieren, werden vielleicht hier und da etwas zu viel historische und culturgeschichtliche Elemente in dem Buche finden; andere dagegen, denen diese von besonderm Interesse sind, werden vielleicht das Familiengeschichtliche ein wenig beschränkt wünschen. Dies aber beweist nur, daß das Buch mehr als bloße Unterhaltungslectüre und mehr als trockene Geschichte ist, daß es sich jenen Werken anreicht, die zugleich den denkenden Geist und das empfindende Gemüth zu befriedigen wissen. Was der Autor selbst dabei im Sinne gehabt hat, legt er am Schluß den Herausgebern der Memoiren, Saverio und Joseph, in den Mund. Es heißt hier unter Andern:

Leser dieser Zeilen, Kind einer spätern Zeit, Sohn und Genosse eines andern Geschlechts, wenn du vielleicht nicht ohne mitbewegt zu sein, diese Blätter prüfest, diese Geständnisse nach dem Maße deiner eigenen Erfahrungen und Erkenntniß abwägst: wirf in die Schale, die hier über Recht und Unrecht entscheiden soll, keinen Stein des Grolles, findest du, sei's hüben, sei's drüben, je nachdem du selber in deiner Lebensstellung Partei nimmst, Irrthum mitten in der Wahrheit, Wahn unter die heiligsten Ueberzeugungen gemischt! Was ist Wahrheit? An der Lösung dieser Frage arbeiten die gesammten Jahrhunderte; jedes Geschlecht hat sie von neuem sich zu stellen, sie mit seinem eigenen Thun und Denken, oft mit seinem Blut und Leben zu beantworten. Lassen wir uns genügen, wenn ein Menschenleben den heiligen Drang verräth, das Wahre vom Falschen zu sondern, die Erscheinungen der Welt ihrer Selbsttäuschungen zu entkleiden!

Und weiter unten heißt es:

Diese Familiengeschichte lassen dich hinter die Coulissen der Weltgeschichte blicken. Sie helfen dir im Kleinen die großen Actionen ergänzen, die Vorarbeiten begreifen, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts den gesammten Umsturz unserer Gefühle und Meinungen, unserer Staaten und Religionen hervorriefen.

In diesem Sinne ist das Buch geschrieben, und wer es in demselben Sinne liest, wird es sicherlich bereichern und befriedigt aus der Hand legen.

**Edoiff Zola.**

## Größe und Verfall der deutschen Handels Herrschaft in Norwegen, Schweden und Dänemark.

Es gab eine Zeit, in welcher deutsche Seefahrer und Kaufleute eine fast unumschränkte Gewalt über den skandinavischen Norden ausübten; der Stralsunder Friede vom 24. Mai 1370 enthielt unter Andern die Bestimmung, daß ohne Zustimmung der Hansestädte und ohne Bestätigung ihrer Privilegien Niemand als rechtmäßiger König von Dänemark anerkannt werden sollte. Gleichzeitig begründete die deutsche Hanse auch in Schweden und Norwegen ihre Handels Herrschaft: sie war die entscheidende Macht in den drei Reichen geworden. Seitdem hat sich Vieles geändert. In den Jahren 1849 und 1849 hat Dänemark Avarche genommen; mit zwei oder drei Kriegsschiffen sperrte es den deutschen Seehandel, kaperte die wehrlosen Kaufahrer, und die gemüthlichen Kopenhagener ergöigten sich nicht wenig an der guten Prise, die fleißig bei ihnen eingebracht wurde. Zwar nahm sich das gesammte Deutschland in derselben Zeit die Sache sehr zu Herzen; mit edler Begeisterung erfaßte es die Idee, eine deutsche Kriegsflotte zu schaffen; bereitwillig floßen von Reichen und Armen die Geldspenden zu diesem Zwecke, augenblicklich wurde Hand ans Werk gelegt; die Arbeit nahm einen rüstigen Fortgang und bald schwammen Kriegsfahrzeuge verschiedener Art auf den deutschen Gewässern. Das patriotische Unternehmen schien vortreflich zu gedeihen und es war gegründete Aussicht vorhanden, daß wir binnen wenigen Jahren im Stande sein würden, zur See auch ein Wort mitzureden und wenigstens unser Eigenthum mit Erfolg zu schützen. Ehe aber diese Jahre abließen, war schon wieder Alles vorbei; der junge Reeradler, kaum aus dem Ei gekrochen, ward gerupft und in den Kochtopf geworfen; ein Bundescommissar hielt deutsche Flottenauktion, die angebende Marine kam stückweise unter den Hammer und — ein Sarg, als letzter Ueberrest derselben, wurde dem Meißbietenden zugeschlagen. Der schöne Traum war mit eingefargt, und wer das Vaterland liebte, mochte sich wol bitter darüber härmern. Aber damit ist nichts gewonnen; frisches Handeln zu neuem Erwerbe ist nützlicher, als über das Verlorene zu seufzen; besser, die Sache noch einmal von vorn anfangen, als sie in unnußigem Verzagen für immer ausgeben. Darum sollte die Erbauung des Kriegshafens an der Zahde mit dem freudigen Vertrauen begrüßt werden, daß, was bei der deutschen Vießtaateri unmöglich war und an der Ungunst der Zeiten zugrunde ging, glücklich zustande gebracht werden kann, wenn es von einem einzigen Staate mit ernstem Willen und kräftigen Mitteln in die Hand genommen wird. Die Ausführung dieses Plans würde nicht nur dem preussischen Staate, sondern dem ganzen deutschen Vaterlande zum Heil gereichen; der deutsche Name, im großen Weltverkehr, jetzt bedeutungslos und fast verachtet, würde wieder zu Ehren kommen; statt der fesselnden Abhängigkeit, in die wir von allen Seiten gerathen sind, würden wir einen selbständigen, das wahre Volkswohl fördernden Standpunkt gewinnen und ein neues, kräftiges Leben würde die ganze Nation durchdringen.

Gedanken dieser Art mochten wol in der letzten Zeit bei Jedem auftauchen, der überhaupt noch nicht an der Zukunft unsers Volks verzagt; sie werden um so lebhafter erregt, wenn sich Veranlassung findet, einen Blick auf Das zu werfen, was die deutsche Seemacht in der Vergangenheit gewesen, wie sie einst mit siegender Gewalt aufgetreten ist und zur Zeit ihrer höchsten Macht auf den nordischen Meeren geherrscht hat. Eine solche Veranlassung bietet eine unlängst erschienene Schrift<sup>\*)</sup>, welche die Erinnerung an eine der interessantesten Seiten der deutschen Geschichte auffrischt und zu harter Anschauung bringt, was der Muth und die Thatkraft unserer

<sup>\*)</sup> Die letzten Seiten deutscher Uebermacht im skandinavischen Norden. Von Heinrich Handelsmann. Kiel, Schwed. Gr. 8. 1 Bdr. 15 Rgr.

Nur in verkloffenen Jahrhunderten geleistet, als der skandinavische Norden dem Gebot der Hanse unterworfen war. Diese hanseische Uebermacht, ihr Verfall und Untergang ist ein historisches Drama, welches an Merkwürdigkeit der Ereignisse und Situationen sowie der darin auftretenden Charaktere wenige seines Gleichen hat, daher ein ergiebiger Stoff für Geschichtsschreiber. Obgleich nun derselbe schon häufig bearbeitet worden ist, so läßt sich doch nicht sagen, daß der Verfasser des genannten Buchs damit etwas Ueberflüssiges geschrieben habe; denn er faßt nicht nur auf den schon vorhandenen Untersuchungen und Beschreibungen, sondern hat auch manche bisher noch unbeachtete Quelle (Urkunden und Briefe aus dem Lübecker Archiv, Handschriften der göttinger Universitätsbibliothek) benutzt; auch hat er die Thatfachen und Personen überall mit unbefangener Urtheil gewürdigt, was um so wichtiger ist, als die von den Genossen jener Zeit überlieferten Darstellungen fast durchgängig vom Parteigeiste gefärbt sind. Das Werk kann mithin als ein dankenswerther Beitrag zur historischen Literatur bezeichnet werden. Als besonderes Verdienst des Verfassers ist hervorzuheben, daß von ihm ein Moment, welches in früheren Bearbeitungen desselben Gegenstandes zu wenig Berücksichtigung gefunden hat, gehörig ins Auge gefaßt und zur Geltung gebracht worden ist, nämlich die handelspolitische Thätigkeit Christian's II. und Gustav Adolfs, und die Bestrebungen der skandinavischen Könige während der Jahre 1513—40, ihre bisher wesentlich ackerbaureibenden Völker auf die höhere Culturstufe industrieller und commercialer Thätigkeit zu heben. Hierdurch erlangt die Geschichte der Kämpfe zwischen der Hanse und den nordischen Reichen eine Vervollständigung, die um so wesentlicher ist, als daraus erhellt, daß die aus der richtigen Erkenntniß des Landesbedürfnisse hervorgegangene Sorgfalt der skandinavischen Könige für das Wohl ihrer Völker der kräftigste Hebel für deren Befreiung von fremdem Joch und allen schädlichen Einflüssen der Ausländer gewesen ist, eine Wahrnehmung, die eine für alle Zeiten und alle Fürsten beachtungswerthe Lehre in sich trägt.

Die deutsche Hanse hatte sich um das Jahr 1370 zur Schutrin des skandinavischen Nordens erhoben; in ihren Händen lag der innere und ausländische Handel der drei Reiche; durch ihre Kriegsmacht schrieb sie den dortigen Königen Gesetze vor; sie war die Schiedsrichterin Schwedens, Dänemarks und Norwegens geworden. Zwar schien ihre entscheidende Stellung bedroht, als Margaretha, Waldemar's Tochter, die drei Reiche unter ihrer Herrschaft vereinigte; jedoch fanden die Völker und ihre Bundesgenossen in den innern Zwistigkeiten Scandinaviens die beste Gelegenheit, ihre Handels Herrschaft zu behaupten und zu befestigen, indem sie je nach der Lage der Dinge der einen oder andern Partei ihren mächtigen Beistand zuwendeten. Auch im Laufe des 15. Jahrhunderts behauptete sich der hanseatische Handel in diesen Reichen auf der glänzenden Höhe, auf die er durch die großen Freiheitsbriefe im 14. Jahrhundert gestellt worden war.

Das Verfahren und die eigenthümliche Organisation, durch welche diese Handels Herrschaft mitten unter Ausländern fest zusammenhielt, lassen sich aus der Einrichtung des Contors zu Bergen erkennen. Nirgends hatte sich das hanseische Monopol so ausgedehnt wie in Norwegen; hier hatte das Contor zu Bergen den Handel des ganzen Landes in Händen, und von diesem war das glänzendste Zeugniß deutscher Bähigkeit und Macht. Denn Bergen war von jeher wie noch jetzt der Stapelplatz der ganzen norwegischen Fischerei; seine Bewohner, selber reich und geschäftslundig, versorgten einen großen Theil von Europa mit ihrer damals als Fastenspeise doppelt wichtigen Waare, handelten mit Isländern, Grönländern, Engländern, Deutschen, Dänen und Schweden. Daher fanden die Hanseaten, als sie eine bleibende Niederlassung zu gründen verstanden, hier einen Vortand wie nirgendwo; strenge Bestimmungen wurden gegen sie gegeben und deren Beobachtung von den Bürgern eifertig überwacht; wiederholt wurden sie gänzlich

aus der Stadt gewiesen. Aber immer kamen sie wieder, und der zweimalige Ueberfall Bergens durch den deutschen Freidenker Bartholomäus Bot 1428 und 1429 schaffte ihnen endlich das Uebergewicht; denn die Fremden wurden von dem Schrecken seines Namens weggeschucht, den Bürgern aber, deren Eigenthum durch Plünderung und Brand vernichtet war, der Muth gebrochen. Durch Kauf und Pfand kam jetzt die Brücke, der Mittelpunkt des hufeisenförmigen Bergens, in die Hände der Hanse; dort wurden jene 22 Höfe gegründet, aus denen von 1435 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts das Contor bestand, und an welchen die meisten Bundesstädte Antheil hatten, aber Lübeck, wie immer, den größten. Hier wohnten die Factoren der hanseischen Kaufherren, Wirthhe oder Meister genannt, mit ihren Gesellen, Boots- oder Stubenjungen in strenger klosterlicher Zucht; Niemand durfte — bei Todesstrafe, heißt es — verheirathet sein, kein Weib sich auf der Brücke sehen lassen, damit kein Familienband den fremden Kaufmann an den Eingeborenen knüpfe oder Letztern sogar den Eintritt in die Gesellschaft öfne. Die Regierung dieses Brückenstaats führte der große Kaufmannsrath, 18 aus der Zahl der Factoren erwählte Männer mit einem oder zwei Aeltermännern an der Spitze, von dessen Entscheidungen aber weiter appellirt werden konnte, in Rechtsachen an den Lübecker Rath und den Hansetag, in kaufmännischen Angelegenheiten an das Lübecker Bergensfabrercollegium. Eiferstichtig blickten die Bürger Bergens auf diesen Staat in ihrer Stadt; die Schimpfworte „Pfefferjunge“ und „Garp“ wurden zur gewöhnlichen Benennung der Hanseischen; oft kam es zu blutigen Kämpfen; aber die Contorischen zählten an 3000 Mann und waren ein kräftiges Geschlecht, denn die grausamen Proben, denen jeder Junge während der acht Jahre seiner Lehrzeit sich alljährlich unterwerfen mußte, dienten nicht nur dazu, den übermäßigen Andrang zu verhindern, sondern auch jeden Schwächling auszuschließen; und wer jene Proben überstanden, ward durch die schwere Arbeit und die rauhe Lebensweise nur noch mehr gekräftigt. Außerdem fanden die Contorischen an den deutschen Schustern Landleute und Bundesgenossen; diese waren schon seit längerer Zeit dort angesiedelt und im Besitz der Schusterstraße, hielten sich aber von den Eingeborenen ebenso fremd wie die Hanseischen und unterwarfen ihre Jungen ähnlichen, ja noch härteren Prüfungen. Diesen vereinten Fremdlingen vermochten die Bürger nicht zu widerstehen; ebenso wenig der königliche Lehnsmann, der auf dem Schlosse Bergenhuus saß; das hatte sich im Jahre 1455 gezeigt, als die Deutschen, von dem Lehnsmann Dlaf Nielsen beleidigt, nicht nur diesen, sondern auch den Bischof Lorkel, der ihnen mit dem Sacrament entgegentrat, erschlugen und ein Kloster niederbrannten. So machten denn die Deutschen den schonungslosesten Gebrauch von ihrer Uebermacht und banden sich nicht mehr an die Beschränkungen, welche etwa noch in den Privilegien enthalten waren.

Das waren die Zustände in der wichtigsten Stadt Norwegens und ihre Abhängigkeit von den Deutschen. In Schweden bestand zwar keine privilegierte Factorei; aber ein Recht, welches den Lübeckern vor 1251 zugesichert und theils durch Urkunden, theils durch den Gebrauch auf die andern Hansestädte ausgedehnt ward, gab dafür reichlichen Ersatz. Es ward den Kaufleuten nämlich gestattet, sich dort niederzulassen und nach schwedischem Gesetz zu leben, also alle Rechte der Eingeborenen zu genießen: sie sollten Sueni genannt werden, was (nach Sartorius' Vermuthung) Brennar, Knappen, die unterste Stufe des Adels, bedeuten soll. Früh schon machten die Deutschen von diesem Rechte Gebrauch; Wisby war mehr eine deutsche als eine schwedische Stadt, und überhaupt wurden in allen schwedischen Handelsstädten die deutschen Bürger nach und nach so zahlreich, daß sie dort, namentlich in Stockholm, das Recht errangen, die Hälfte des Rathes mit Deutschen zu besetzen. Dies und die große Zahl der ehelichen Kaufgesellen, welche die Geschäfte der Kaufherren vom Groß- bis zum Hausirhandel besorgten, gab der deutschen Bevölkerung von Stock-

holm, die hier ebenso wie an andern Orten jede Vermischung mit den Eingeborenen vermied, eine ansehnliche Macht, die unter günstigen Umständen sogar in Lysannei gegen ihre schwedischen Mitbürger ausartete. Unter diesen Umständen war die Herrschaft über den Handel den Hanfischen ebenso gesichert als durch ein Contor. Doch ihr Unternehmungsgeist beschränkte sich nicht darauf; sie suchten sich Antheil an der Ausbeutung von Schwedens reichen Naturhägen zu verschaffen; früh war ihnen das im Kupferberg bei Falun gefungen, denn schon 1344 bestätigte ihnen Magnus Erichson alles Besizthum und Einkommen, das sie dort „mit altem Recht“ innehatten.

Was die Verhältnisse in Dänemark betrifft, „wo der deutsche Kaufmann ebenso frei sein sollte wie der Eingeborene“ (Worte Christian's II.), so sind es wesentlich dieselben wie in Norwegen und Schweden. In den beiden wichtigsten Städten des Reichs, Kopenhagen und Malmö, sowie in einigen Kleinern waren die Hanfischen so zahlreich, daß sie dort deutsche Compagnien stifteten, welche zwar vorzugsweise einen geselligen Charakter trugen, aber auch gemeinsames Zusammenhalten gegen jeden Fremden, gegenseitigen Schutz und Vermeidung alles Zwiespalts zum Zwecke hatten; jede Vermischung mit Eingeborenen ward vermieden, wer sich mit einer Dänin verheirathete oder bleibend niederließ, aus dem Bunde gestossen.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts traten jedoch manche Umstände ein, welche die Macht der Hansa schwächten. Es lockerte sich das Band der Hansestädte (deren größte Zahl 85 betragen hatte) und in Folge der Zwiespaltheiten fielen mehre vom Bunde ab; auch brachte die Zunahme der fürstlichen Macht die Städte in größere Abhängigkeit; viele verloren ihre Selbstständigkeit; ihre Privilegien wurden beschränkt, die Bündnisse mit andern Städten, die Appellation nach Lübeck wurde verboten und die Verbindung mit der Hansa dadurch aufgehoben, so z. B. in der Mark Brandenburg. Andere, vornehmlich Landstädte, wie z. B. Krakau und Breslau um 1474, sagten sich freiwillig von dem Bunde los. Trotzdem bildete Lübeck mit den wenigen treu zu ihm haltenden Städten noch immer eine furchtbare Macht, wie die langjährigen und endlich siegreichen Kämpfe gegen den König Hans, den Vater Christian's II., beweisen. Als der Letztere den Thron bestieg, war es für seine ganze Stellung von entscheidender Wichtigkeit, wie er sich gegen die Hansa verhielt. Sein Vater, der sein Lebensziel einen fruchtlosen Krieg gegen diese geführt hatte, soll ihm auf dem Sterbebette den Rath gegeben haben, mit den deutschen Seestädten Friede und Freundschaft zu halten. Doch war es kaum zu erwarten, daß Christian dem Rathe folgen würde; denn wenn schon die fortwährenden Fehden seines Vaters mit der Hansa sein jugendliches Gemüth mit Abneigung gegen diese erfüllen mußten, so hatte er später während seiner Statthalterchaft in Norwegen Gelegenheit gehabt, den Druck kennenzulernen, mit dem ihr Monopol auf den Eingeborenen lastete, ja er hatte selbst den Uebermuth des deutschen Kaufmanns erfahren. Während seines ersten Aufenthalts in Bergen ward bei einem Auslauf der Contorischen sein Hofmarke erschlagen, und als er sich an Ort und Stelle begab, um die Sache zu untersuchen, schlossen die deutschen Schuster das Thor ihrer Gasse vor ihm zu, sodaß er unverrichteter Sache wieder umkehren mußte. Die Abneigung gegen die Hanfischen, welche alles Dieses in ihm hervorgerufen mußte, ist denn auch durch seine Regierungshandlungen genügend bewährt. Zunächst suchte er das deutsche Monopol durch Begünstigung der Holländer und Schotten zu brechen. Sodann verließ Christian den unterdrückten Bürgern von Bergen nicht nur das Vorkaufsrecht vor den Contorischen auf dem Markte, sondern auch das ausschließliche Recht zum Handel mit fremden Schiffen während der ersten 14 Tage nach deren Ankunft. Des Königs Bestrebungen, seine Unterthanen zu Concurrenten der Hanfischen zu machen, unterlag freilich großen Schwierigkeiten, denn Dänemarks Städte und Kaufmannsstand waren selbstständig und bedeutungsvoll; von dem Großhandel der Hansa unterdrückt, entbehrten sie selbst den Vortheil des Klein-

und Zwischenhandels, denn Bauern, Klerus und Adel verkehrten direct mit dem deutschen Kaufmann, und den beiden bevorrechteten Ständen hatte der König in seiner Handfeste ausdrücklich versprochen müssen, sie nicht daran zu hindern. Christian setzte sich jedoch über dieses Versprechen hinweg und untersagte den Hanfischen den Kleinhandel und das Hausiren auf dem Lande bei Strafe der Confiscation aller Waaren. Diese Maßregeln, durch welche Christian strebte sich von der deutschen Handelsherrschaft zu emancipiren, erbitterten zwar die Hanfischen in hohem Grade; doch vermieden sie den offenen Bruch; die Erinnerung an die schweren Kriege mit König Hans war noch zu frisch, die Nachwehen davon noch allzu fühlbar, als daß man sich gern in eine neue Fehde begeben hätte.

Der beschränkte Raum gestattet uns nicht, über die durch Christian II. und dessen Nachfolger bewirkte Schwächung und endliche Vernichtung der hanfischen Macht ins Einzelne zu gehen. Wie in Norwegen und Schweden, wo Gustav Vasa unablässig bemüht war, dem Volke Handelsfreiheit beizubringen, wobei er freilich mit dem A.B.C. anfangen mußte<sup>\*)</sup>, kam es auch in Dänemark durch das kluge Verfahren der Könige, welche die inländische Industrie und Handelsthätigkeit zu erwecken und die fremde Concurrenz zu verdrängen wußten, allmählig dahin, daß die Gewalt der Hansa gebrochen wurde; ihre ehemals so furchtbare Macht sank immer mehr und endlich war Christian IV. stark genug, auf die Beschwerden der Deutschen im Jahre 1622 den Bescheid geben zu können: „Die Privilegien seien seit etlichen dreißig Jahren gänzlich erloschen; von ihm hätten sie keine Confirmation aufzuweisen und er werde sich darauf niemals einlassen, ebenso wenig wie die Regenten von Schweden, England und Niederland, wo sie ja auch ihre Rechte verloren. Die Zeiten hätten sich eben geändert; man bedürfe ihrer nicht mehr; zur Versorgung seiner Reiche mit Waaren, wofür sie nach ihrem eigenen Geständniß vormals die Freiheiten erhalten, fänden sich jetzt außer ihnen Kaufleute genug.“ Dies ist die letzte und entscheidende Antwort gewesen, welche die Hansa von Christian IV. erhalten hat; er selbst und seine Nachfolger haben ernstlich dabei beharrt, und wenn auch einzelne Städte, namentlich Lübeck, Hamburg und Bremen, einige der frühern Freiheiten wiedererhalten und zum Theil bis auf die neueste Zeit bewahrt haben, so konnte doch von den alten allgemein hanfischen Privilegien in Dänemark fortan nicht mehr die Rede sein.

Somit war die Handelsherrschaft der Hansa im skandinavischen Norden zu Grabe geleitet; die einzelnen Pläze, an welchen der deutsche Kaufmann dort festen Fuß gefaßt hatte und welche die Centralpunkte seines frühern Monopols und die Denkmäler seiner vorigen Macht waren, gingen nacheinander verloren. Am längsten unter allen hanfischen Institutionen hatte das Contor zu Bergen fortgebauert; doch auch dies verlor mehr und mehr die alte Bedeutung, während zugleich wiederholte Feuersbrünste, namentlich am 6. April 1623 und 19. Mai 1702, seine äußere Gestalt veränderten. Die Zahl seiner Höfe sank von 22 auf 17 herab, seiner offenen Staven von 200 auf 9, seiner Vorsteher von 18 auf 8, zuletzt auf 2, seiner Mitglieder von 3000 auf 100. Der Bürger Bergens drängte Schritt für Schritt, wie seine Vorfahren von der Brücke gewichen, sich wieder auf derselben ein; durch Kauf oder Verpfändung erwarb der eingeborene Gläubiger oder der Factor des deutschen Kaufmanns, welcher sich in Norwegen niederließ, einen Theil nach dem andern, sodaß im Anfange des 18. Jahrhunderts von den 59 Handelsstuben 42 in den Händen der

<sup>\*)</sup> So z. B. bewiesen sich Lübecker Bürger zum Handel sehr ungeeignet, sodaß ihnen Gustav schrieb: „Wenn einige Schiffe an eure Stadt kommen, solltet ihr sie aber sie her, wie ein Hausen Schwamm, aufsaugen, was da einströmt.“ Er bedachte sie darauf, wie es besser zu machen hätten, um die Ausländer nicht durch übermäßigen Anhang zur Predelagerung zu reizen.



Näher waren und nur noch 17 dem Centur gehörten, darunter den Bremern 15, den Hamburgern und Lübeckern je eine. Das blieb der alte Rome, der Schatten des Besizes, bis im Jahre 1763 die drei Städte, der nutzlosen Unkosten müde, auch diesen Rest aufgaben und sich somit des letzten Denkmals der vormaligen deutschen Handels Herrschaft im skandinavischen Norden freiwillig entäußerten. 20.

### Aus London.

Barnum's. Eine amerikanische Touristik. Deutschland im Jahr 1848. Schadow's „Moderne Basari“. Geheime Hinduziehung. Todestille.

Barnum ist jetzt sogar als Geschlechter der von ihm mit so großem Erfolg praktisch geübten Kunst des Humbug aufgetreten und zwar in seinen Memoiren, die soeben unter dem Titel erschienen: „The life of P. F. Barnum. Written by himself.“ Die englische Presse beschäftigt sich mit dieser Curiosität ämlicher als mit irgend einem Product einheimischer Schriftstellerei. Und in der That, diese Memoiren sind in ihrer Art so lehrreich, unterhaltend und interessant, als in höherer Richtung die Memoiren Goethe's waren und die von George Sand zu werden versprochen. Sie sind charakteristisch für unsere Zeit, denn Barnum repräsentirt eine ganze Gattung, vielleicht ein Drittel oder Viertel seines Volks, ein gutes Theil der gesammten mildelebenden Generation. Der Puff, der Humbug, die Aufschneiderei, das Schwindelwesen, die Kunst, sich und seine Waare ausposaunen zu lassen und an den Mann zu bringen, die Virtuosität, sich durch geschickte Benützung der Ges- und Hörkraft und der Leichtgläubigkeit ohne viel Arbeit zu bereichern, die Geschicklichkeit, die Menschen zu dupiren und ihnen auf schlaue Weise und so, daß es ihnen selbst vielleicht Spaß macht, das Geld aus der Tasche zu ziehen — diese Dinge verstand man wol zu keiner Zeit besser als heutzutage und bei keinem Volke besser als bei den Yankee's. Es hat selber auch Goldmacher, Quacksalber, Schwindler und Charlatane mancherlei Art gegeben, aber diese trieben ihr Wesen entweder auf offenem Markt, den die ganze Quacksalberei perfiffilenden Videlharing zur Seite, oder ganz im Geheimen und in kleinen Kreisen, fast immer aber so, daß der wahrhaft Gebildete wußte, was er von ihnen zu halten und wie sich vor ihnen in Acht zu nehmen hatte, zumal sie sich auch meist schon durch ihr auffallendes Costüm kenntlich machten; heutzutage sieht so ein Charlatan ganz so gebildet aus wie diese Gebildeten selbst, er trägt kein Abzeichen an sich, er spricht so vernünftig, er lebt so fein bürgerlich und äußerlich ehrbar, er macht sich so gentlemännisch aufzuführen, er ist so solide in gesellschaftlichen Dingen, daß er in der Societät nicht nur gelitten, sondern oft auch gesucht ist. Renommée hat er sich zu verschaffen gewußt; er ist bis zu einem gewissen Grade geistreich, läßt sogar zuweilen etwas von Tiefe und Genialität durchblicken; er ist gewandt, unterhaltend, liebenswürdig, sogar mit einem Ansehen von Gutmüthigkeit und Wohlwollen; seine Unternehmungen haben Erfolg; er steht bei den Capitalisten in Gunst; es gelingt es ihm, wie dem Dr. Biron — der nur ein feinerer Barnum ist — seine Hand sogar in die Politik zu mischen, wo sollte da die Gesellschaft gegen ihn spröde sein? Nichtsdestoweniger benutzt er sie im Geheimen auf schlaueste aus, wobei nur das bemerkenswerth ist, daß sich die Menschen jetzt so ungemein klug halten, sich aber doch mystificiren und täuschen lassen und Rationationen zum Opfer fallen, die zwar kein Ansehn zu sein scheinen, aber bei Licht besehen sehr schwer Natur sind. Während die Goldmacher früherer Zeiten selber liefen, ihre abenteuerliche Laufbahn am Galgen zu beenden, der durch die Goldschäumlitter, womit er überflutet zu sein pflegte, um nichts von seinen Schrecken verlor, haben die modernen Goldmacher einen solchen Ausgang nicht zu fürchten. Unser Publicum ist nicht so grausam, wie die großen

Herren in früheren Zeiten, die ihre Leichtgläubigkeit getäuscht haben; es wendet gegen die, von welchen es gebummelt wurde, nicht einmal eine kleine Lynchung an. Das Humbuggeschäft ist in unsern Tagen ein ganz ungesühliches, in gewissem Sinne solides Geschäft, wie der Lebenslauf Barnum's beweist. In der That, man fühlt sich oft versucht, die Frage an sich zu richten: wozu überhaupt noch die Welt Dinge ernst nehmen? Es ist ja doch Alles Humbug und Spaß; der Moralist ändert daran nichts und spielt gerade durch seinen Ernst in der großen Komödie die eigentlich lustige Person.

Wenn die Charlatane, Gaukler, Schwindler und Humbugpraktikanten früherer Zeit den Kern ihres Treibens, ihre Person und ihre Lebensverhältnisse in mystisches Dunkel hüllten und sogar häufig falsche Namen annahmen und mit diesen wechselten, wenn sie nicht daran dachten, ihre Lebensläufe zu schreiben, mit ihren Geheimnissen vor das Publicum zu treten oder gar ihr Treiben auf Grundzüge der praktischen Moral zurückzuführen, so findet bei den Gauklern und Schwindlern unserer Zeit gerade das Umgekehrte statt. Sieh auf ihre Person und ihren Namen nicht wenig zugute thugend, treten sie mit edler Dreistigkeit vor das Publicum und legen ihm Rechenschaft von ihrem Leben und Treiben ab, gerade als ob ihr Geschäft das solideste, ehrenvollste und nützlichste von der Welt gewesen. Und gerade dies ist die eigentliche Schwachseite der ganzen Erscheinung, denn Leute dieser Art müssen von dem Zustande der öffentlichen Moral eine ganz besondere Ansicht und in dieser Beziehung ganz eigenthümliche Erfahrungen gemacht haben, wenn sie, statt sich mit dem Ertrage ihrer Gaukelen in die Stille zurückzuziehen, schließlich noch als Schriftsteller auftreten, theils um ihr Leben in ein glänzendes Licht zu stellen und mit ihren Verbindungen, Erfolgen und Grundrissen zu prahlen, theils um noch einen Autornamen und literarischen Kimbus zu gewinnen. Der Schwarzkünstler Haack hielt den allgemeinen Glauben, daß er mit den Mächten der Hölle im Einvernehmen stehe, geistlich aufrecht. Ganz anders Barnum. Dieser moderne Taschenspieler, welcher Meeremädchen und Monstra aller Art aus dem Nichts hervorrief, thut sich sogar mit seinem Christenthum breit und will als eine Art Heiliger gelten. Er sagt an einer Stelle: „Ich habe stets meine Zeiten der Einsamkeit und selbst des ernstesten Nachdenkens gehabt (vielleicht wenn ihm irgend eine Speculation nicht recht glücken wollte), und ich hoffe, daß ich sie immer haben werde, und obgleich Viele nicht werden einsamen wollen, wie mein Handwerk als showman hiermit verträglich sei, muß ich doch auf meinem Anspruch beharren, immer die christliche Religion respectirt zu haben. Dem Christenthum verdanke ich die glücklichsten Stunden meines Lebens und ich möchte seine Tröstungen mit nichts Anderem in der Welt vertauschen. Auf allen meinen Hin- und Herzügen als showman war die Bibel stets meine Begleiterin und ich habe sie wiederholt aufmerksam gelesen von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende.“

Freilich, eine steinalte Kegerin als Amme Washington's, einen fünfjährigen nicht recht ausgewachsenen Knirps als eisfahrgen Zwerger, ein Pferd mit Schafwolle, ein aus einem halben Hirschen und einem halben Fische zusammengefügtes Meerungeheuer und andere künstliche Monstra zu zeigen, das Publicum dadurch zu täuschen und zu betrügen, den Übergläubigen zu nähren, die Presse zu corumpiren und Alles, selbst die renommiertesten Künstler und Künstlerinnen für käuflich zu halten und käuflich zu machen — das gehört ja nur zum Handwerk eines „showman“, und jedes Handwerk hat seine eigenen Kniffe und Pfiffe. Barnum hatte schon frühe gelernt (wie er selbst erzählt) gebrannte Bohnen unter den Kaffee zu mischen, baumwollene Waaren für wollene und wollene für leinene zu verkaufen. „Fast Alles“, sagt er von seiner Lehrlingszeit bei einem Magazinier, „war ganz etwas Anderes, als was es seinem Namen nach vorstellte.“ Der Magazinier wurde ja von seinen Lieferanten auch betrogen, um zu seinem Schaden zu kommen, mußte er also seinerseits seine Abnehmer betrügen. „Jede

Partei erwartete, betrogen zu werden, wenn dies möglich wäre", sagt Barnum. Die Abnehmer werden sich ja wieder an Andern schadlos gehalten haben. Und Alle hatten, wie Barnum, dabei ohne Zweifel großen „Respect" vor dem Christenthum und vor der Bibel. Wer einen Affen und einen Fische zu einem Ceruregeheuer zusammenzunähen versteht, der wird auch die Bibel und die einträgliche Kartbudenauklei zu einem Konstrum zusammenzuflicken wissen. Indes hat ja Barnum seine Landleute so oft und in so großartiger Weise gehumbugt, daß seine Versicherung, ein Bibelgläubiger zu sein und in christlicher Erbauung seinen besten Trost gefunden zu haben, vielleicht auch nur ein Barnum'scher Humberg ist, von dem Jeder glauben mag, was er will.

Barnum hat in seinem Buche zehn Grundsätze praktischer Geschäftsmoral aufgestellt; es sind folgende: 1) Wähle immer nur ein solches Geschäft, welches deinen natürlichen Neigungen und deiner Gemüthsart entsprechend ist. 2) Dein versändertes Wort lasse dir heilig sein. (Das heißt wol, wenn man sich das Wort gegeben hat einen Humberg zu machen, so führe man ihn auch aus!) 3) Was du auch thust, das thue mit all deiner Macht. 4) Enthalte dich des Genusses jeder Art von geistigen Getränken. 5) Lasse die Hoffnung bei dir vorherrschend sein, aber gib dich keinen visionären Erwartungen hin. 6) Verschüttere deine Kräfte nicht. 7) Engagire geeignete Gehülfen (employés). 8) Annonce dein Geschäft. Stelle dein Licht nicht unter den Scheffel. 9) Vermeide die Extravaganz und lebe deinem Einkommen gemäß, soweit du es ohne zu darben vermagst. 10) Halte dich in Unabhängigkeit von Andern. Das sind die Barnum'schen Grundsätze, deren Befolgung den glücklichen Erfolg jedes Geschäfts sichern müssen; es sind die zehn, wohlgemerkte die zehn Barnum'schen Gebote, welche an die Stelle der zehn Gebote im christlichen Katechismus zu treten haben. Andere Götter anbeten, vor allem das goldene Kalb, ehebrechen, falsch Zeugniß reden, des Nächsten Haus, Knecht, Magd und Vieh begehren u. s. w., das verbietet der Barnum'sche Katechismus nicht, mit solchen Vorschriften darf man es so genau nicht nehmen, denn ihre zu gewissenhafte Beachtung könnte sogar zuweilen geschäftshindernd sein. Und wie im christlichen Katechismus ist auch im Barnum'schen jedem Gebote ein „Was ist das?" hinzugefügt, eine genauere Erläuterung jedes Gebots. Das siebente Barnum'sche Gebot wird z. B. von dem Moses des modernen Geschäftshumberg dahin erläutert, daß, wenn man einen „employé" engagirt hat, der sich in das Geschäft nicht gleich finden kann, man keine Zeit damit verliere, ihm die nöthige Geschäftskennntniß beizubringen, sondern ihn auf der Stelle laufen lasse. Das achte Gebot scheint sehr unversänglich und unschuldig zu sein und wird auch von den englischen und amerikanischen Geschäftsleuten im umfassendsten Sinne respectirt und befolgt, während es bei den deutschen Geschäftsleuten nicht die Beachtung findet, die es in der That verdient. Nur durch die zahlreichen Annoncen und Inserate werden der englischen und amerikanischen Presse jene unerschöpflichen pecuniären Hülfquellen zugeführt, durch die sie in der ihr eigenthümlichen Macht, Größe und Fülle besteht. Anders in Deutschland, wo die Geschäftsleute der ihnen eigenen Bescheidenheit, Beschränktheit und Akauferei gemäß sich meist damit begnügen, bloß in den kleinen Localblättern zu annonciren, woraus von selbst folgt, daß sie nur auf einen Localabsatz rechnen und mit diesem vollkommen zufrieden sind. Barnum bemerkt dagegen: „Es gibt Geschäftsleute, welche auch sagen werden, das Annonciren mache sich nicht bezahlt. Allerdings wenn man dabei spart und knauseret. Homöopathische Dosen helfen da freilich nichts." Und er fährt fort: „Bedenkt nur, daß wenn ihr schlaft oder eßt oder auch unterhaltet, eure Annonce für euch arbeitet und von Hunderten oder Tausenden gelesen wird, die euch niemals sahen; niemals von eurem Geschäft etwas hörten und auch niemals etwas hören würden, wenn nicht die Annonce sie auf euch aufmerksam machte." Dies ist ganz unversänglich, aber

der Humbergeist Barnum's macht sich gleich wieder in folgendem Zusatz geltend: „Stellt den Schein des Geschäfts ans Licht und gemeinlich wird die Resultat die Folge davon sein."

In welchem Sinne Barnum das Annonciren betreibt und betrieben wissen will, davon erzählt er in seiner dreiften Kapitel selbst folgendes Beispiel. Als die hundertjährige Regerin, welche er als die Amme Washington's sehen ließ, nicht mehr den rechten Zuspruch fand, ließ er in die Zeitungen ein „A visitor" unterzeichnetes Inserat einrücken, worin dieser Besucher, der eben kein Anderer als Barnum selbst war, das Publicum davon unterrichtete, er habe eine interessante Entdeckung gemacht; jene angebliche Regerin und Amme Washington's sei nämlich nichts als ein höchst künstliches Automat und was sie spreche, werde von einem Bauchredner gesprochen. Diese Annonce, erzählt Barnum weiter, habe sofort die erwartete Wirkung gethan; Hunderte, die Soire Geth noch nicht besucht, hätten sich beeilt, das merkwürdige Automat in Augenschein zu nehmen, während Viele von Denen, die sie bereits gesehen, zum zweiten male gekommen seien, um sich womöglich durch abermalige Anschauung zu überzeugen, ob sie wirklich getäuscht worden seien oder ob nicht.

Wir können von diesem jedenfalls merkwürdigen Kartenmacher nicht scheiden, ohne noch mit einigen Worten seines Verhältnisses zu Jenny Lind zu gedenken, zu jener „schwedischnen Nachtigal", die er, um so zu sagen, in die Vereinigten Staaten importirte. Der von ihm angegebene Grund, warum er gerade diese Sängerin für Amerika engagirte, macht sich in einem solchen Munde allerliebste; er sagt, er würde sie nicht engagirt haben, wenn es ihm nicht bekannt gewesen wäre, welchen außerordentlich wohlwollenden und generösen Charakter sie besäße. O, solche Leute wie Barnum lassen sich immer nur mit ehrenwerthen Personen ein; in ihrer Atmosphäre darf nur athmen, was tugendhaft, naiv und uneigennützig ist. In Naivetät freilich fehlt es auch Barnum nicht. So erzählt er mit der lebenswürdigsten Offenherzigkeit, daß als eines Abends in Philadelphia die Verehrer der Sängerin dieser zu ihrem Hotel folgten und sie auf dem Balkon zu sehen wünschten, deren Begleiterin, mit dem Schawl und Kopfaufsatz der Künstlerin auskuffirt, den Enthusiasten als Jenny Lind vorgeführt und von diesen als solche applaudirt wurde. Jenny Lind suchte sich nämlich an diesem Abende zu leidend und angegriffen und hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen. In andern Fällen mußte Miß Caroline Barnum diese Rolle übernehmen. Gewiß, dieser Barnum ist ein Prachtfuß! Aber die Reisen mit der Sängerin griffen ihn doch allzu sehr an, namentlich sein Aufenthalt in Havana, wo das Volk ihn einen „Dante-Beeräuber" nannte, wofür die Lebenswürdigkeit der Sängerin, die ihn, den Nichttänzer, am Neujahrsabend nöthigte, einen Cotillon mitzumachen und ihn ein ander mal freundlich scherzend „fat" und „lazy" nannte, nicht die genügende Entschädigung bot. Er gesteht daher, einigermaßen froh gewesen zu sein, als sich der Contract endlich auflöste, und er zeigte nun dem Publicum „Capitän Fremont's wolliges Pferd", bei welcher Schaustellung seine Leidenschaften weniger in Belagerungszustand und Aufregung versetzt waren. Barnum's Buch wird ohne Zweifel unter dem gehumbugten Publicum starken Absatz finden und mithin unter Barnum's Humbergspeculationen schwerlich den untersten Rang einnehmen.

Die Erwähnung der Jenny Lind bringt uns auf eine Schrift von einer Landsmännin Barnum's, die sich Grace Greenwood und ihr Buch „Haps and mishaps of a tour in Europe" nennt. Das Buch ist einigermaßen den „Sunny memoirs" der Mrs. Stowe verwandt, wodurch diese ihren literarischen Ruf bekanntlich gerade nicht erhöht hat. Die Mrs. Stowe macht Grace Greenwood namentlich Jagd auf berühmte Personen, die sie dann von Kopf bis zu Füßen mit echt weiblicher Geschwätzigkeit bespricht. Mit diesen Personal-

beobachtungen wird jetzt überhaupt ein häßlicher Mißbrauch getrieben, und gewiß kann man fragen: wer gibt Jemandem das Recht, sich in meine Häuslichkeit einzubringen, um dann meine Person und meine Umgebungen und Häuslichkeit in Journalen oder einem Buche haarklein zu beschreiben? Ueber solche zarte Bedenkllichkeiten sind jedoch unsere modernen Büchermacher und Büchermacherinnen hinaus, und es gibt gegen solche Einbrüche in die Häuslichkeit zuletzt kein anderes Mittel, als daß man nach dem Grundsatz, mein Haus ist meine Burg, solchen literarischen Freibeutern den Eintritt versagt. Freilich wird auch dieses nicht immer helfen; denn auch auf offener Straße, auf Dampfschiffen, Dampfwagen und an der Table d'hôte der Gasthöfe „erster Classe“ kann eine literarische oder künstlerische Berühmtheit mit solchen literarischen Wegelagerern zusammengetrieben und von ihnen zudringlich gemustert werden, um dann später in einem Buche oder Journal eine Personalbeschreibung über sich lesen zu müssen, mit welcher der Autor ein paar Kreuzer Honorar verdient hat. So trifft die (pseudonyme?) Grace Greenwood an der Mittagstafel auf einem Dampfschiffe mit Jenny Lind und ihrem Gatten zusammen, und rasch ist das Porträt fertig, freilich in den schmeichelhaftesten Farben ausgeführt, die überhaupt in den von der Verfasserin entworfenen Porträts vorkommen. Es kann der Welt ziemlich gleichgültig sein, zu erfahren, wie Hr. Otto Goldschmidt aussieht, aber das hilft nichts, Goldschmidt muß porträtirt werden, die Welt muß erfahren, daß er der Verfasserin „not only as a man of genius, but of rare refinement and nobility of character“ erschien, daß er „gute Formen“, einen „bemerkenswerth schönen Kopf“, ein „im besten Sinne schönes Antlitz“, ein „sanftes braunes melancholisches Auge“ u. s. w. hat, ja sie vergleicht ihn zum Schluß mit einer „korinthischen Säule“. Sollte Jenny Lind, die sich jetzt als Frau Goldschmidt an diese „korinthische Säule“ anlehnt, hierüber nicht eifersüchtig werden? Zum Troste mag ihr gereichen, daß die amerikanische Dame auch andere Männer mit demselben Blicke der Liebe und Bewunderung betrachtet und daß sie, wo ihr eine Laßz Bree gerichtet wird, sich auch gegen deren Frauen durch ähnliche Liebenswürdigkeiten dankbar beweißt. Am bequemsten hat sie es bei Dickens, wo sie gleich eine ganze Tischgesellschaft zu schildern Gelegenheit hatte, darunter den seitdem verstorbenen Charles Remble mit seiner Tochter Abelaide, verheirateten Satori, Barry Cornwall und seine Gattin, Walter Savage Landor und „Herr Devrient, the great German actor“. Von letzterem sagt sie: „Herr Devrient ist ein schöner, häßlicher Mann (Hamlet-ish man), mit einem melancholischen Anstrich in Stirne, Antlitz und Benehmen, in gewissem Grade rührend und poetisch, obschon für eine vergnügliche Abendgesellschaft nicht ganz geeignet.“ Dickens mit seinen „von Geist und Humor strahlenden Augen“, in denen sie freilich pathetische Tiefe und tragischen Schatten vermiste, mag allerdings ein vergnüglicheres Glied einer solchen Abendgesellschaft sein als ein deutscher Dichter, Künstler oder Schauspieler. Die Amerikanerin zeigt sich übrigens auch in diesem Falle für genossene Speisen und für die Aussicht auf das aus der Abendgesellschaft zu schlagende Honorar sehr dankbar, denn sie beschränkt nicht nur Dickens selbst, sondern auch seine Frau und Kinder mit enthusiastischem Lobe. „Kinder, wie diese“, sagt sie, „scheinen würdig, auf künftige Jahre die Schönheit der Mutter und den Namen des Vaters fortzuführen.“

Ohne den Namen des Verfassers (oder der Verfasserin) erscheint in London: „Germany during the insurrections of 1848.“ Der Titel verspricht viel, was der Inhalt jedoch nicht hält. Das „Athenaeum“ sagt davon: „Der Verfasser durchreißt das Land in ereignisvoller Zeit, durchreißt es, wie es scheint, etwas aufs Gerathewohl. Die Revolution wird als Gegenstand kaum berührt, und Deutschland ist nicht das einzige Subject des Buchs. Es beginnt mit Frankreich und geht

dann auf Rom und Neapel über.“ Aus dem tiefen „small talk“ des Buchs zieht das genannte Blatt als eine nicht uninteressante Episode einen Besuch des Verfassers bei Alexander von Humboldt in Potsdam aus. Der Verfasser (oder die Verfasserin) schildert die spartanische Einfachheit in den Einrichtungen seines Arbeitszimmers und bemerkt, daß auf dem Tische Humboldt's, des „high priest of modern sciences“, ein Buch gelegen habe — ein alter Bekannter des Touristen, das „Edinburgh review“, aufgeschlagen bei einem Artikel über den „Kosmos“ und am Rande mit zahlreichen Notizen in Humboldt's kleiner Handschrift versehen. Humboldt erzählte dem Verfasser, wie in der Nacht vom 18. März einige böse Buben in sein Zimmer gedrungen seien, ohne ihm jedoch etwas Schlimmes zuzufügen; „sie hatten Achtung vor meinem grauen Haar, obgleich sie vom „Kosmos“ nichts wußten“, habe er hinzugefügt. Dann sei er auf frühere Lebenserinnerungen zu sprechen gekommen, habe erzählt, wie er Pitt und Sheridan in derselben Abendgesellschaft im Hause der Gemeinen sprechen gehört, wie er der Einführung Talleyrand's in das Directorium beigewohnt, wie er noch Franklin gekannt, wie er Lafayette zuerst an der Tafel Friedrich's des Großen, der den jungen von seinen Erbsöhnen in Amerika noch trunkenen Franzosen viel nach Washington gefragt, kennengelernt habe. „Ich besand mich wie im Traum“ meint der Verfasser. In derselben Nummer des „Athenaeum“ werden aus Shadow's Buch „Der moderne Basari“ mehrere längere Auszüge mitgetheilt, denen der Berichterstatter das Lob beifügt, daß ihm dies Buch ein Vergnügen gewährt habe, wie es ihm bei der Lectüre deutscher Prosa nicht gerade oft zutheil geworden sei. In einer früheren Nummer hatte das „Athenaeum“ noch einen deutschen Profaiisten neuerer Zeit mit besonderm Lobe hervorgehoben, Friedrich Jacobs, den es auf Veranlassung des von Wülfemann herausgegebenen „Hellas“ einen Philologen ersten Ranges nennt, welcher damit zugleich das Verdienst verbunden habe, ein sehr geschmackvoller Profaiist zu sein.

In der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft vom 11. Dec. zeigte Professor Wilson eine Hindubeitlung vor, welche den Titel „Subhakar“ führt und in Benares erscheint. Wilson bemerkte, daß zwar in den hindostanischen Dialecten viele Zeitungen erschienen und auch zur Aufklärung der Eingeborenen Manches beitrügen, aber daß diese Zeitung durch einen gewissen wissenschaftlichen Geist sich besonders hervorthue, wie namentlich der Artikel eines gelehrten Hindu über einen alten Steinspfeiler beweise, der durch den Major Kitton von Shapur nach Benares gebracht und hier dem Neuen Collegium gegenüber aufgerichtet worden sei. Bis dahin hatten sich die Hindu um die Alterthümer des Landes noch wenig gekümmert und die Fürsorge dafür den Engländern überlassen.

Man meldet den Tod einiger Schriftsteller zweiten oder dritten Ranges. Es starben in den letzten Wochen L. R. Morgan, der mehr auf sociale Verbesserungen abweichende Schriften, z. B. „The revolt of the bees“, „The reproof of Brutus“ und „Hampden in the nineteenth century“, geschrieben, auch unter den enthusiastischen Anhängern socialer Reform sich durch den Plan eines sich selbst erhaltenden Dorfes einen Namen gesichert hat; Lord Robertson, der in Edinburgh einen ziemlich glänzenden Cirkel unterhielt, mehr Bände Gedichte in anmutiger Form verfaßt hat und dem eine jüngst in der „Times“ erschienene Lobrede auf Lockhart zugesprochen wird; endlich B. R. MacDonald, Verfasser mehrerer Kinder- und Controverschriften, früherer Ritzigenthümer und Herausgeber von „Bell's life in London“, „The Sunday-Herald“, „The British drama“ und „The literary humourist“.

## Die Kritiker und das Publicum.

In einem aus der Feder des Herausgebers geflossenen „Die Kritik und die producirenden Talente“ überschriebenen, längern Aufsatze in Nr. 1 d. Bl. erörtert der Verfasser mit Sachkenntnis und Schärfe das Verhältniß beider zueinander und gibt der einen wie den andern vortreffliche Winke. \*) Während ich nun, wie aus dem Vorhergegangenen leicht ersichtlich, in Allem was der Verfasser in jenem Aufsatze ausgesprochen, vollkommen mit ihm übereinstimme, bedünkt es mich doch, als habe er einen Punkt übersehen. Er hat zwar das Verhältniß der Kritik zum Publicum berührt, hat aber vergessen, das des Publicums zur Kritik zu berücksichtigen, und so sei es mir gestattet dieses letztere hier in einigen Worten zu beleuchten.

Wer liest Kritiken oder Recensionen, und wie werden sie gelesen? Unbedingt nur das gebildete Publicum, wird man sich auf das Wer antworten müssen. Das Wie bedarf einer nähern Auseinandersetzung. Man liest eine Kritik entweder mit oder ohne Bekanntschaft mit dem besprochenen Werke (sei dies nun ein Bühnenstück, Kunst- oder Druckwerk). Im letztern Falle hat der Kritiker freies Spiel, insofern der Leser durchaus unbefangen ihm gegenübersteht und Alles auf guten Glauben hinnehmen muß. Ob das Lesen in diesem Falle überhaupt erprießlich sein kann, lasse ich dahingestellt sein. Es wird hier lediglich darauf ankommen, ob die Abhandlung lehrreich geschrieben, ob der Kritiker von bestimmten ästhetischen Grundsätzen ausgeht und das vorliegende Werk danach beurtheilt, und ob er selbst mit dem Gegenstand vertraut ist oder ob er nur mit Unkenntnis desselben ins Blaue hinein schreibt und mit hohlen Phrasen um sich wirft.

Im erstern Falle indessen verhält es sich ganz anders. Hier hat der Leser in der Regel sein Urtheil bereits fertig und bringt es zur Lectüre der Kritik mit. Er liest sie jetzt zwar mit Interesse, aber in den meisten Fällen doch nur um zu sehen, ob das Urtheil des Recensenten mit dem seinigen übereinstimmt. Ist das der Fall, so wird man sicher dem Kritiker Beifall zollen, ihn für einen urtheilsfähigen Mann erklären, seinen Geschmack richtig finden und loben. Weicht sein Urtheil aber von dem des Lesers ab, so tritt fast ebenso sicher das Entgegengesetzte von alledem ein. Die menschliche Natur verleugnet sich nicht, und Recht haben wollen, trotz Allem, ist ja ein in derselben nur zu fest gewurzelter Fehler. Und wie sollte es auch anders sein? Ist der Leser wirklich ein Mann von tüchtiger, wissenschaftlicher und allgemeiner Bildung, so wird er nicht leicht seine Meinung zu Gunsten des Recensenten aufgeben, denn auch die seinige ist auf Einsicht begründet; hält er sich aber bloß für einen Gelehrten, d. h. ist er einer von denen, die zum Gelehrtenstande zählen, ohne jedoch ein selbstständiges Urtheil zu haben, und ohne eines tiefern Eindringens in die Wissenschaften, mit denen er sich beschäftigt, fähig zu sein, so stößt der Kritiker gerade bei diesem auf etwas der Ueberzeugung weit weniger Zugängliches und noch weit schwerer zu Ueberwindendes, nämlich auf Dünkel. Nicht besser ergeht es dem Kritiker bei der großen Classe von Halb- und Viertelgebildeten, deren Zahl unter uns jetzt leider Legion ist. Indessen kann bei diesen wie die Pöbe wuchernden und aus den scholastischen Treibhäusern hervorgegangenen Civilisationsmenschen von einer eigentlichen Meinung die Rede gar nicht sein; wie sie ihre geistige Nahrung aus Leihbibliotheken ziehen und oft nicht ein einziges Buch in ihrem eigenen Be-

sitz haben, so borgen sie auch ihre Meinungen und Urtheile, wenigstens insofern sie dieselben aussprechen, von der Zeitung die sie lesen, oder von demjenigen mehrwissenden Freunde, der in ihrem Kreise als das Orakel gilt. Hier also fände der Recensent wol Nachhelfer, hier stütze er auf eine Classe, die sich gern mit fremden „Federn“ schmückt. Im Grunde aber haben sie schon vorher nach ihrem Gefühle abgestimmt, lassen sich von diesem allein in ihrem Beifall oder Tadel leiten, und somit bilden sie den Uebergang zu der dritten Classe, zu den Naturmenschen, wenn ich sie so nennen darf, die bei weitem den gesündern Theil der Bevölkerung bilden. Daß bei diesen Menschen das Gefühl allein bestimmend ist, und die Stelle des Urtheils vertritt, wird mir Niemand abspornen, umsoweniger als wir ja Alle bei irgend einer oder der andern künstlerischen Leistung, der wir als Laien gegenüberstehen und zu deren tieferm Verständnis und Durchdringung uns die nöthige Ausbildung abgeht, dem unmittelbaren Eindruck, dem Gefühl uns überlassen müssen. Wo dieses aber abgestimmt hat, da läßt man sich schwerlich vom Kritiker eine andere Meinung oetropiren, da läßt man sich nicht durch die Phrasen eines Andern belehren, da ist selbst die feinste, wohl durchdachte Analyse, sei sie auch mit noch so schönen Worten ausgeschmückt, umsonst.

Wenn es so um das Schicksal der Kritik steht, was für eine Lehre ließe sich denn wol aus dieser Betrachtung für den Kritiker ziehen? Schon der Verfasser jenes oben erwähnten Aufsatze erinnert mit Recht daran, daß die Kritiker sich mehr nach Art der englischen an das Sachliche halten sollten. Auch hierin stimme ich vollkommen mit ihm überein, und wünsche nur der Anempfehlung etwas mehr Nachdruck zu geben, indem ich auf ein Beispiel zur Erläuterung hinweise. Ich habe nämlich, während ich diese Zeilen schreibe, Macaulay vor Augen. Es ist dieser große Schriftsteller den Deutschen noch immer mehr als Historiker denn als Kritiker bekannt, und doch gehören gerade seine Leistungen auf dem letztern Gebiete zu dem Glänzenden, was nicht nur die englische sondern irgend eine Literatur aufzuweisen hat. Während aber seine „Geschichte von England“ sofort nach ihrem Erscheinen in Deutschland zu Tausenden verbreitet und sogar drei oder vier mal übersezt worden, befinden sich seine „Essays“, denn von diesen rede ich hier, gewiß nur in den Händen der Minderzahl, der „happy few“ möchte ich sie mit dem Vicar nennen, obschon das allgemeine Interesse, welches sie unstreitig haben, das Gegenstück vermuthen lassen sollte. Bekanntlich entstehen diese „Essays“ ursprünglich in der „Edinburgh review“, und sollten, wenigstens dem Scheine nach (denn die Titel der besprochenen Werke bildeten die Ueberschrift) Recensionen oder Kritiken sein. In der Hand Macaulay's aber (und überhaupt ist dies der Charakter fast aller Recensionen in den englischen größern Reviews) wurden sie Abhandlungen. Der Kritiker stand hier nämlich entweder auf gleicher Höhe mit dem Verfasser der zu besprechenden Werke, oder wol oft noch über ihm; in jedem Falle aber hatte er den Gegenstand vollständig bemerkt und war mit der Sache innig vertraut. Daher die Reife der Kritik, die als vollgültiges Muster hingestellt zu werden verdienen. Wir haben zwar auch, und der Verfasser jenes Aufsatze in diesen Blättern hat nicht unterlassen sie zu erwähnen, unsern Windelmann, Lessing, Goethe, Schiller, Börne und einige andere ihnen ähnliche Kritiker, aber mit nur wenigen Ausnahmen muß man, mit Hinblick auf die gewöhnlichen Leistungen unserer heutigen Kritik, mit Bedauern sagen, wir haben sie gehabt. Entweder man hebt in den Himmel, oder man zieht in den Staub. Bei solchen Extremen wird der Leser bald die Parteilichkeit, sei es nun für die Person des Autors oder für seine Ansichten, herausfühlen, und natürlich verliert die Kritik dann fast allen Werth. Außer diesem Uebel der Parteilichkeit ist die heutige Kritik aber noch mit einem andern behaftet, denn einigermaßen zu streuen es wohlthut, nach einem Geleße oder vielmehr einem Fehler der mensch-

\*) Diese Worte hat der Herausgeber d. Bl. nicht geglaubt unterdrücken zu sollen, da das Lob mehr sachlicher Art ist und der beachtlichen Wirkung seines Artikels „Die Kritik und die producirenden Talente“ zu Hülf kommen. Für die nun im Manuscript weiter folgenden Zeilen ist der Verfasser dem Einsender obigen Aufsatze persönlich dankbar, er hat sich aber aus naheliegenden Gründen verweigern müssen, sie in d. Bl. zum Abdruck zu bringen.

lichen Natur, uns gerade gegen Denjenigen einzunehmen, dem zu baldigen wir aufgefodert werden; hingegen bewirkt verunglimpfender Tadel leicht das Gegentheil, selbst die verdiente Feinde erzeugt zuweilen eine Stimmung zu Gunsten des Gebildeten, der edlere Theil in uns wird angeregt, und der Stein, den der Kritiker auf den Autor geworfen, wälzt sich auf ihn selbst zurück. Es war besonders dieser letztere Punkt, der mich veranlaßte, diese Betrachtungen niederschreiben und sie den Kritikern zur Erwägung anheimzustellen, und ich kann nicht schiefen, ohne ihnen dringendst dasjenige Ratto anzuempfehlen, welches eben die „Edinburgh review“ nach langem Suchen, wie uns die Geschichte der Entstehung derselben berichtet, sich gewöhnt, und welches jeder Kritiker zu seinem eigenen Ruhm und frommen treu im Gedächtniß bewahren sollte. Es ist dem Publius Syrus entnommen und lautet: „Judeus damnatur, cum nocens absolvitur.“ **David Wsher.**

### Notizen.

#### Napoleon und Cathcart über den militärischen Geist der Völker.

Es ist noch nicht lange her, wo alles Napoleonische in England sehr unbeliebt war. Die Zeiten haben sich geändert; die Nationaltraditionen und Reminiscenzen von Waterloo sind in den Hintergrund getreten; man ist auf dem besten Wege, den ehemals so hochgefeierten Wellington über Napoleon zu vergessen und in diesem einen Nationalhelden zu verehren. Da hat ein Ungenannter, der sich auf dem Titel den Verfasser von „Blondelle“ nennt, in London eine Schrift herausgegeben, die den Titel führt: „The island empire; or the scenes of the first exile of the Emperor Napoleon I. Together with a narrative of his residence on the island of Elba, taken from the local information, the papers of the British resident and other authentic sources.“ Es werden darin viele Aeußerungen angeführt, welche Napoleon gethan hat oder gethan haben soll, und die das „Athenaeum“ kurzweg für Prophetien erklärt, mit dem Beifügen, daß Napoleon, wenn ihn die Leidenschaften nicht blind machten, immer wie ein Orakel gesprochen habe und der fernsichtige Mann seines Zeitalters gewesen sei. Hier nur einiges: Napoleon rühmte die Italiener, indem er sie mit den Deutschen verglich und behauptete, er wolle sich verpflichten, bis mit 20,000 Italienern 30,000 Deutsche zu schlagen. Die Deutschen seien einfältig, träge und hätten kein Gefühl des Stolzes; die Italiener, lebhaft und stolz, seien jetzt auch kriegerisch geworden. Wenn wir nun daran zurückdenken, daß das ganze vereinte Italien, an ein so wohlgeordnetes Heer wie das sardinische sich anlehnd, des unter den ungünstigsten Umständen kämpfenden österreichischen Heeres nicht Herr werden konnte, sondern von diesem aufs Haupt geschlagen wurde, so wissen wir nicht, wie man noch jetzt den Muth haben kann, den Worten Napoleon's eine besondere prophetische Tragweite beizulegen. Von den Franzosen sagte er auf Elba: das Hauptgefühl der Franzosen sei Stolz und Ruhm, und es sei ihnen unmöglich, bei dem Hinblick auf die vielen ihnen auferlegten Opfer ruhig zu bleiben. Sie seien durch die Uebermacht erdrückt, aber nicht gedemüthigt worden und sie hätten nicht in dem Grade, wie man wol glaube, gelitten, da ein großer Theil des Verlusts auf die italienischen, deutschen und andern Hülfsvölker gefallen sei. Man erkennt hieraus, wie sehr diese als bloßes Kanonenfutter gebraucht wurden. Die Deutschen verachtete Napoleon, wie man sieht, gründlich, obschon er unter ihnen zumeist wol die Deutlicher verstand, im Gegensatz zu den Italienern, zu denen er sich vermöge seiner Abstammung im Grunde seines Herzens immer noch mehr hingezogen fühlte als zu den Franzosen. Später er doch gelegentlich auf Elba von dem Plane, „Italien als selbständiges Königreich unabhängig von Frankreich herzustellen, und sein Sohn die schon in der Wiege „König von Rom“. Da wir oben Napoleon's Aeußerungen über die

Österreicher citirten, so mögen hier noch einige Aeußerungen des jüngst bei Inkerman gebliebenen Generals Cathcart erwähnt sein, die in seinen „Commentaries on the war in Russia and Germany in 1813 and 1814“ enthalten sind. Er meint, die eigentlichen Österreicher seien vortrefflich disciplinirt und auch tapfer, aber der Infanterie dieser Nation fehle es im Vergleich mit den Franzosen und Preußen an Energie zu fehlen. Die Böhmen schienen etwas gesünder und stärker zu sein, wichen jedoch in ihrem Charakter nicht sehr von ihren österreichischen Waffenbrüdern ab. Dies scheint uns gänzlich falsch; die Tiroler, die Steiermärker und selbst die Niederösterreicher gehören wol zu den gesündesten und stärksten Volksstämmen, und wenn es ihnen früher an Energie fehlte, so mag dies wol an ganz andern Verhältnissen gelegen haben. Die gesunde Gesichtsfarbe der österreichischen Gebirgsvölker findet man bei den Böhmen lange nicht in dem Grade, wie Jeder weiß, der Regimenter aus beiden Nationalitäten zu sehen und zu vergleichen Gelegenheit hatte. Vielleicht hat Cathcart beide verwechselt, was bei dem Völkergemisch Österreichs einem Ausländer wol geschehen kann. Interessant ist unter gegenwärtigen Umständen das Urtheil Cathcart's über die Russen, gegen die er, was er wol zur Zeit der Abfassung seines Buchs nicht ahnte, den Tod finden sollte. Cathcart meinte, die Russen seien weniger erregbar als die Franzosen, gleichwol würden sie beim Angriff an Tapferkeit und Ausdauer von den Truppen keiner andern europäischen Nation übertroffen, wobei sie den Vortheil hätten, daß sie des Schreckens unfähig schienen, und obgleich geworfen und geschlagen, niemals dahin gebracht werden könnten, in Verwirrung vom Schlachtfeld zu fliehen.

#### Australische Journalistik.

Man liest in englischen Blättern, daß die Eigenthümer des „Sydney Morning Herald“, „Sydney Empire“ und „Melbourne Argus“ und anderer australischen Zeitungen sich veranlaßt gesehen haben, den Abonnementspreis auf das Doppelte zu erhöhen, weil bei der nöthig gewordenen Vergrößerung dieser Zeitungen sich auch die Produktionskosten beträchtlich steigerten und die Ansprüche immer größer würden. Wir haben eine Nummer des in Sydney erscheinenden „Empire“ vor uns. Es ist ein Blatt von so stattlichem Format und solchem Umfange, daß selbst die größten in Deutschland dagegen nur klein erscheinen. Schon in diesem kolossalen Zeitungsformat und der zu einer solchen Zeitung täglich nöthigen Papiermasse spricht sich der großartige politische und handelspolitische Charakter der Briten aus. Und doch vertritt der „Empire“ zunächst nur die Bedürfnisse einer weitestgelegenen Colonie, die freilich berufen sein dürfte, einst der Kern eines großen Reichs zu sein; denn jedenfalls steht der indo-australischen Inselwelt dereinst eine glänzende Zukunft bevor. Der „Empire“ bringt wie alle großen englischen Zeitungen zuvörderst Leitartikel, und zwar deren drei bis vier an Zahl, welche zum größten Theil innere Angelegenheiten und Fragen der Colonie betreffen, sodann Correspondenzen aus der Nähe und Ferne, aus Kama, Benbiggo, Bathurst, Tahiti u. s. w., dann Mittheilungen aus dem Mutterland, meist Auszüge aus englischen Journalen, politischen und handelspolitischen, aber auch literarischen Inhalts (z. B. in der vor uns liegenden Nummer über den Dichter Robert Montgomery), und in reicher Fülle Polizeiberichte und Berichte aus den Hallen der australischen Gerichtshöfe. Daß es in Sydney nicht an Stoff hieran fehlt, läßt sich denken. Wir finden an einem Tage folgende Ueberschriften: „Drunkards list“ (11 Personen), „A juvenile offender“, „Street-robbery“, „Indecency“ (ein Mann, Namens Archibald Henry Austin, ließ sich nämlich in den Straßen der Stadt in fast völlig nacktem Zustande sehen und wurde dafür zu 14 Tagen Einsperrung verurtheilt), „Assault“, „Ill-using a horse“, „Poli-gamy“ u. s. w.; am nächstfolgenden Tage: „Murder“, „Drunk and disorderly“, „Violent assault“, „Street-robbery“ u. s. w. Besonders häufig sind in Australien Kinder- und

**Pferdiebstähle.** Unter den sehr zahlreichen Inseraten befinden sich mehrere längere, in welchen Mitglieder der Mormonengemeinde die Moralität dieser Sekte wider die gegen sie erhobenen Anklagen in Schutz nehmen, den blühenden Zustand der Salt-Lake-City mit verführerischen Worten schildern und sich über den „Sydney Morning Herald“ beschweren, welcher den Beschuldigungen ihrer Gegner, aber nicht den mormonischen Erwidlungen Eingang gestattete. Wie wenig der Engländer ohne Zeitungen leben kann, die sein nächstes tägliches Bedürfnis befriedigen, dafür zeugt der Umstand, daß selbst in den Diggings zwei Zeitungen erscheinen, die „Ballarat Times“ und das „Mount Alexander Mail“. Der in Melbourne erscheinende „Argus“, der, wie oben bemerkt, ebenfalls den Abonnementspreis verdoppelt hat, läßt das Publicum bei dieser Gelegenheit einen Blick in seine Ausgabebücher thun und behauptet, daß seine laufenden Ausgaben täglich 300 Pf. St. betragen. Für Egerlohn seien 27,000, für Bedienung und Abnutzung der Maschinen 12,000, für die Zeitungserpedition 3000, für die verschiedenen Honorare 10,000 und für das zum Druck nöthige Papier 30,000 Pf. St. im Jahresbudget angesetzt.

#### Ein Britte über die münchener Kunst.

Das „Athenaeum“ enthielt vor einiger Zeit aus der Feder eines reisenden englischen Kunstbesessen an der Ueberschrift „Modern buildings and monuments in Munich“ einen Artikel, worin über die modernen Bauwerke in München sehr misgünstige Urtheile gefällt werden. Der Britte bespricht namentlich diejenigen Bau- und Kunstwerke, welche er bei einem früheren Aufenthalt im Entstehen und bei einem Besuche Münchens im vergangenen Jahre vollendet sah. Er bedauert den großen Aufwand an Intelligenz, Kunstgeschicklichkeit und Handarbeit, weil doch „so wenig, so sehr wenig“ dabei herausgekommen sei, „was den Geist befriedige oder zum Herzen spreche“ („which satisfies the mind or touches the heart“). Nichts kann ihn befriedigen, weder die Lieblandsche Basilika als Ganzes, obgleich er vieles Detail daran als sehr schön anerkennt, noch die Bibliothek, die er „flach“ nennt, noch die „Ruhmeshalle“, noch die kolossale „Bavaria“ davor. Er findet diese Kolossalstatue, deren massige Größe allerdings mit der Größe und geschichtlichen Bedeutung Baierns in keinem ganz richtigen Verhältniß steht, mehr schwer als würdig in ihrer Form, mehr akademisch als national im Ausdruck ihrer Gestalt und mehr theatralisch als feierlich in ihrer Stellung. Er meint, die Bavaria habe eine gefährliche Nachbarschaft, gegen deren Konkurrenz sie nicht bestehen könne, die der südbairischen Alpen. Ihm wie etwa noch 50 oder 60 Beshauern sei es so gegangen, daß sie über die prächtige blaue Gebirgskette dieses „schwerfällige ausdruckslose“ Erzbild vergessen hätten, daß Aller Augen der Bavaria treulos geworden seien, um sich dem Anblick des erhabenen Gebirgspanoramas zuzuwenden. Am ungünstigsten lautet sein Urtheil über die neue Pinakothek, namentlich aber über die daran angebrachten Fresken, die er jedoch nicht sowohl vom moralischen Standpunkt, wie Schnorr, sondern einzig und allein vom künstlerischen Standpunkt bekämpft. „Längs der Fronte“, sagt der Britte, „sind sieben ungeheure Fresken angebracht, in denen die Entwicklung der bairischen Kunst dargestellt ist. Sie sind gezeichnet in jenem halb-historischen halb-allegorischen Stil, in welchem sich die deutschen Maler verkannt haben, ein Stil, worin es so leicht ist etwas zu leisten, der aber dem Laien das Betändnis so ungenießbar erschwert. Die Bilder selbst sind ohne Wirkung und zeichnen in sonderbarer Weise an die Materien, welche an den Wänden der Bräuterkuben auf Jahrmärkten angebracht zu sein pflegen, aber ohne die von letztern gewährte tröstliche Einsicht, daß, wenn der Dargestellte es würde ist, den Pegasus und den an der Pforte des Tempels Stellung nehmenden Herold länger anzuhalten, der Betrachter aufgeben und etwas wie ein wirkliches

Mysterium und ein wirklich Erholung bietendes Schauspiel sich vor ihm aufthun wird. . . Die Wirkung einer solchen langen Reihe von Gestalten längs einer weißen Wand, mit Fenstern dazwischen und Piesesgittern und Kränzen darüber, muß, von welchem nähern oder fernern Standpunkt man sie auch in Augenblicke nimmt, mehr artabisch als künstlerisch, mehr grotesk als grandios sein.“ Derselbe Britte, der sich mit Cuntze zeichnet, ergriff später die Flucht, zwar nicht vor diesen Fresken, aber vor der Cholera und nahm einen Aufenthalt in Lindau, über dessen landschaftliche Umgebungen er entzückte Briefe an das „Athenaeum“ schreibt.

#### Bibliographie.

- Deutscher Bühnen-Almanach. Herausgegeben von A. Heinrich. 19ter Jahrgang. Berlin, Cassar. 8. 1 Hft. 10 Kgr.
- Byron, Lord, Cain. Ein Mysterium. Nazepa. Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Kgr.
- Carlyle's, E., ausgewählte Schriften. Deutsch von A. Kressschmar. 1ster Band. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Hft. 10 Kgr.
- Cruskenkolpe, M. J. v., Der Versailler Hof vom Anfange des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Deutsche Original-Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Hft. 15 Kgr.
- Diez, Katharina, Joseph. Gedicht nach dem Alten Testamente. Mit 1 Titelbilde. Berlin, Decker. Gr. 16. 1 Hft.
- Heffner, L., Die Juden in Franken. Ein unparteiischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte Frankens. Mit 9 Urkunden-Beilagen. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 8. 10 Kgr.
- Palleske, C., Achilles. Drama. Göttingen, Wigand. Gr. 16. 15 Kgr.
- Röber, A. D. A., Grundgedanken und Bedeutung des römischen und germanischen Rechts. Zur Vermittlung der historischen und philosophischen Rechtsansicht und zur Empfehlung rechtsvergleichender Vorträge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 20 Kgr.
- Sämmtliche Romane der Verfasserin von Godwie-Castle (Henriette Haackow). 1ste Lieferung. Breslau, Nar u. Comp. Gr. 16. 5 Kgr.
- Stern, A., Poetische Erzählungen. Leipzig, Matthes. 16. 25 Kgr.

#### Tageliteratur.

- Denzinger, H., Die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis der seligsten Jungfrau Maria. Dargestellt für gebildete Katholiken. Mit einem Liederkranz zu Ehren der unbefleckten Empfängnis. Würzburg, Stabel. 8. 6 Kgr.
- Dorner, J. A., Abwehr ungerechter Angriffe des Hrn. Professor Dr. Hengstenberg gegen zwei Mitglieder der theologischen Facultät der Georgia Augusta. Göttingen, Dieterich. 1854. Gr. 8. 5 Kgr.
- Heffter, C. W., Der Christ und sein König. Schulrede, gehalten in Berlin am 15. Oktbr. 1854. Berlin, B. Schöne. 1854. 16. 4 Kgr.
- Die Isolirung. Drama. Götting. Nr. gr. 8. 5 Kgr.
- Käuffer, J. G. A., Was darf ein christliches Volk von seiner Landesversammlung erwarten? Predigt vor der kirchlichen Eröffnung des Landtages am 5. Jan. 1855 zu Dresden gehalten. Dresden, Adte u. Diebe. Gr. 8. 2 1/2 Kgr.
- Rangabé, A., Riva, Ausgrabung beim Tempel der Hera unweit Argos. Ein Brief an Prof. Ross in Halle. Mit einem Plane des Herkules. Halle, J. G. Schwetschke. Gr. 8. 5 Kgr.



# Identity

über die im Laufe des Jahres 1854  
im Verlage von

**J. A. Brodhaus in Leipzig**  
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

#### **A. IV, die Versendungen der Monate October, November und December enthaltend.**

**21. Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. In-8. Geh. Premier cours. 7me édition. 8 Ngr.**

Der zweite Versuch, (1854) bereits in vierter K

Der zweite Kursus, (1854) bereits in vierter Auflage erschienen, kostet 10 Rgr.; der dritte Kursus (1852) 8 Rgr.

**Zu dem ersten und zweiten Gange erschien:**

**Nouvelle méthode pour apprendre la langue allemande.** Traduction des thèmes français. Premier et second cours, in-8. 1864. 5 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

**A new, practical and easy method of learning the German language.** 8vo. First course. 6th edition, 1854. 10 Ngr. — Second course. 5th edition, 1854. 12 Ngr. — Third course. 1854. 10 Ngr.

**A Key to: the exercises of Ahn's new method of learning the German language.** First and second course. Second edition. 8vo. 1863. 5 Ngr.

2. Bremer (Frederikke), Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Sechster Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zutheil wurde. Freyherr Bremer schildert in diesem Werk ihren ausserordentlichen Aufenthalt in Nordamerika und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, so daß dieselbe nicht bloß von den wahren Freunden der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschien ebendasselbst:

**Stimmen aus dem Morgenlande.** Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Ofter bis zwanzigster Theil. 12. Bd. 6 Thlr. 20 Rgr.

Diese zwanzig Theile, wovon jeder 10 Rgr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

Die Kambarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter  
des Präsidenten. Vierte Auflage. — Nina. Dritte Auflage.

Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen.

— Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalmatien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Sommerreise. Drei Theile. — Reisen im Ost.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Namen (2 Bände) mit 6 Rgr. berechnet.

32. **Sälen (S.). Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Aufwurdigkeiten. Fünfter Band. 12. Geb. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis vierte Band dieses für die weitesten Kreise be-

stimmen und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

94. Burrow (Julie), Bilder aus dem Leben. 12. Geh.  
1 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfasserin, durch mehr als Romane und Erzählungen rasch zu bedeutendem Ruf gelangt, bietet in diesem Werke dem deutschen Publikum vier Novellen: „Ein Pfarrhaus in Rathenow“, „Die Verurtheilte“, „Die jüngste Vergangenheit“ (betrefflich von dem illustrierten Familienbuch des Österreichischen Völkch) unter allen ihm angebotenen Novellen für die beste erklärt und mit dem ersten Preise gekrönt; ferner: „Ein Grab an der Kirchhofmauer. Eine Jugend-erinnerung“, „Im Walde. Novelle“, „Der Weg in den Himmel. Novelle“. Das Bündchen verdient als unterhaltende und anregende Lectüre die allgemeine Beachtung, besonders der Frauenwelt.

95. **Carrière (Moriz), Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen. 8. Geh. 2 Tblr. 10 Mar.**

Der als philosophischer und besonders ästhetischer Schriftsteller rühmlich bekannte Verfasser verliert in diesem Werke, aus der Blüte der deutschen Poesie die wissenschaftlichen Resultate zu ziehen, an der Hand der Literaturgeschichte eine Kunsttheorie aufzubauen und so das, was Goethe, Schlegel, Hegel, Schelling, Schopenhauer u. A. erreicht haben, für die Poetik fruchtbar zu machen. Zur Erläuterung sind einige literarische Charakteristiken beigefügt und die drei Beilagen betreffen das Epos, die Epik (Goethe) und das Drama (Schiller), wobei ich Alles zu einem planvollen Ganzen abrundet. Ein Hauptvorzug dieser Poetik Carrière's vor anderen ähnlichen Werken besteht noch darin, daß er über Aesthetik auch ästhetisch zu schreiben, die Darstellung so zu fassen sucht, daß die wissenschaftliche Gelehrsamkeit zugleich in gewöhnlicher Form und verständlich auftritt, ein Umstand, der das Werk dem größern Publikum noch willkommener machen wird.

96. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. —** Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundfiebzig bis hundertundfünfundsechzig Hef. Gr. 8. Jedes Heft 5 Rth.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Rgr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Rgr., gebunden 1 Thlr. 20 Rgr. Von der **Prachtausgabe** kostet der Band 3 Thlr.

Der Reichthum des Materials, das sich in allen Kreisen des Lebens und der Wissenschaft seit dem Erscheinen der vorigen neunten Auflage des *Conversations-Lexikon* aufgehäuft, hat es der Redaction der jetztigen Auflage unmöglich gemacht, dasselbe in den ursprünglich gezogenen Grenzen zu bewältigen. Die Verlags-handlung sieht sich da durch genöthigt, eine nicht unbedeutende Anzahl von Bogen mehr zu

geben, wird dieses Mehr aber allen bisherigen Abonnenten des Werks **gratis** liefern, da sie beim Beginn desselben garantirt hat, daß der Preis des ganzen Werks 20 Thlr. nicht übersteigen werde. Demnach wird sie ein Universal-Register, das sie zwar nicht versprochen hat, zur Vollständigkeit des Werks aber für nothig hält, **gratis** zugeben. Der **funfzehnte** Band erscheint in **zwei** Theilungen, damit er durch die mehr zu gehenden Bogen für den Gebrauch nicht unbenutzt

wird. Dagegen werden die Hefte 113–120 (um die garantirte Anzahl 120 zu erhalten) in entsprechender Weise um mehr Bogen stärker gemacht werden.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Seite mit 5 Ngr. berechnet.

97. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Hausgebrauch.** (Enthaltend sämtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Hefen. Einundzwanzigstes bis vierundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Hefen, von denen jedes Heft 5 Ngr. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Seite mit 5 Ngr. berechnet.

98. **Die Gegenwart.** Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In 8 Hefen. Hundertunddreizehntes bis hundertundfünfzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in 8 Hefen zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis neunste Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geschätzte Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschluß. Noch etwa drei Bände werden erforderlich sein, um in dem Werke ein vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitgeistes anzufügen, jedes derselbe im Ganzen zwölf Bände umfassen und bis Ende 1855 in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Seite mit 4 Ngr. berechnet.

99. **Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. S. Gruber. Mit Kupfern und Karten. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A–G). Herausgegeben von R. S. E. Meier. Achtundfünfzigster und neunundfünfzigster Theil. (Genf – Georg III. König von England.)

Früheren Subscribenten auf die Allgemeine Encyclopädie.

Die seit Januar 1855 im Verlage von Alphonse Dürr in Leipzig erscheinende

## Novellen = Zeitung

herausgegeben

von

**Robert Giese**

gehört unbestritten zu den besten und gediegensten belletristischen Blättern der Gegenwart. Zu ihren bisherigen Mitarbeitern zählt sie C. von Soltei, J. Brehstein, E. Th. Mügge, Bernd von Eusek, A. Bölte, Fr. Gerstädter, M. Solitaire u. m. A., und wird auch im neuen Jahre kein Opfer scheuen, ihren alten Ruf zu bewahren.

In keinem Leserkreis wird dies Blatt zu entbehren sein, zumal der verhältnißmäßig billige Preis 5 Thlr. 10 Ngr. für den complete Jahrgang von 52 Nummern die Anschaffung erleichtert.

Probenummern sind in sämtlichen Buchhandlungen zu finden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. F. Brockhaus in Leipzig.

welche eine größere Reihe von Theilen stellt, sowie Geldes, die als Documenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

100. **Medicinalisch-chirurgische Encyclopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von Dr. H. Prosch und Dr. H. Ploss, praktischen Aerzten in Leipzig. Zweiter Band. Zweite und dritte Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufstätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwicklungsgehe seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werk ein Handbuch dar, welches ihm in lehrreicher Form und in gedrängter Kürze die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Stande vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationale Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertragen die Bearbeitung der verschiedenen Specialtheile praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologischen anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in drei Bänden oder neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Der dritte Band wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Das bisher Erschienene (Band 1 und 2, Abbinden – Buchlein) ist nebst ausführlichen Prospecten in allen Buchhandlungen zu erhalten.

101. **Gisela (H.), Johannes Nathenow.** Ein Bürgermeister von Berlin. Historisches Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

**Robert's Kämpfe.** Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite durchgesehene Auflage. 8. 1853. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman, anonym erschienen, war das erste Werk Robert Giese's und verschaffte ihm rasch einen gerechtem Platz unter den deutschen Romanschriftstellern der Gegenwart. In der jetzt vorliegenden durchgesehenen und an manchen Stellen veränderten zweiten Auflage verdient das Werk als eine geistvolle Schilderung der modernen Sitten- und Drangperiode die Beachtung aller Freunde des Romanes.

**Kleine Welt und große Welt.** Ein Lebensbild. Drei Theile. 8. 1853. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der neueste Roman Robert Giese's, der ebenfalls in den vorstehenden Reihen lebhaftes Interesse erweckt hat.

**Flur-Räuber.** Eine Hergeschichte aus unserer Zeit. Zweite durchgesehene Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Giese's „Flur-Räuber“, zuerst bei J. Schöbmann in Worms erschienen, ist von der Kritik wie vom Publicum besonders freundlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden zweiten Auflage, in beliebigem Miniaturformat, gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ekermann's „Gespräche mit Goethe“.

Im Verlage von J. F. Brockhaus in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Ekermann (J. F.), Gespräche mit Goethe** in den letzten Jahren seines Lebens. 1825–32. Erster und zweiter Theil. Zweite, mit einem Register versehene Ausgabe. 8. 1837. 4 Thlr.

Ekermann's, des kürzlich verstorbenen langjährigen Freundes Goethe's, „Gespräche mit Goethe“, in fast alle europäischen Sprachen übersetzt, bilden anerkanntermaßen einen der wichtigsten und unentbehrlichsten Beiträge zur Kenntniß von Goethe's innern Leben.

In demselben Verlage ist erschienen:

**Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel.** (1774–1832.) Zwei Theile. 8. 1851. 4 Thlr. 12 Ngr.

Der von den Freunden der Literatur seit Jahren mit Spannung erwartete, von Gubrauer herausgegebene Briefwechsel Goethe's mit seinem alten weimarischen „Urfreunde“, wie Goethe Knebel einmal nennt, ein Briefwechsel, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Zeit unserer Literatur gehört.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 7.

15. Februar 1855.

Inhalt: Max Baldau und sein Schwanengesang. Von Hermann Marggraf. — Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Sechster Jahrgang. Von Karl Zimmer. — Ohne Schule keine Bücher. Von Emanuel Kaulf. — Gräupner's „Sappho“ und „Der Fächer von Ravenna“ in England und Frankreich. — Englisch und Deutsch. — Miscellen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Max Baldau und sein Schwanengesang.

Wir beabsichtigen nicht, in Folgendem eine eigentliche Charakteristik Max Baldau's (Spiller von Hauenschild), den der unerbittliche Tod zu früh für die deutsche Poesie wie für seine eigene Vollenbung und entrisfen hat, zu liefern, noch eine erschöpfende Biographie des Verstorbenen zu schreiben. Zu diesem Zweck wäre es erforderlich, seine Schriften einem gründlicheren Studium zu unterwerfen, als die kurze seit seinem Ableben verstrichene Zeit gestattete. Aber der Eindruck seines Dahinscheidens ist noch frisch und diesem Eindruck glaubten wir entgegenzukommen und an seine letzte erst jüngst erschienene Dichtung anknüpfend, dem Dahingegangenen einige Worte der Erinnerung widmen zu sollen, zumal da er in d. Bl. seit Jahren eine Reihe von Aufsätzen niedergelegt hat, die ihm neben seiner Ehrenstellung als Dichter auch als Vertreter einer principellen, genetischen Kritik einen nicht unbedeutenden Platz anweisen und sichern. Ja, wenn man von einer Schwanenkritik sprechen kann, wie man von einem Schwanengesange spricht, so können wir sagen, er habe sein kritisches Schwanenlied in d. Bl. gesungen. Sein Artikel in Nr. 40 d. Bl. f. 1854: „Neuere epische Dichtung und Rudolf Gottschall“, war, soviel wir wissen, seine letzte bei seinen Lebzeiten veröffentlichte kritische Arbeit.

Wenn es nun, wie oben bemerkt, nicht im Plane dieses Aufsatze liegt, eine erschöpfende und umfassende Charakteristik und Biographie des uns Entrissenen zu schreiben, so freut es uns, wenigstens in Stand gesetzt zu sein, aus uns vorliegenden Briefschaften und handschriftlichen Papieren seinem künftigen Biographen mit einigen charakteristischen Beiträgen zu Hülfe zu kommen. Der Verstorbene stand mit der Verlagsbandlung d. Bl. in längerem literargeschäftlichem Verkehr, und wenn im Allgemeinen Geschäftsbriefe zwischen Verleger und Autor nicht gerade diejenigen sind, welche vorzugsweise Material, wie meinen öffentlich benutzbares Material, zur Kenntniss eines Autors liefern, so gibt es doch auch

Ausnahmen, zu denen die Max Baldau'sche Correspondenz entschieden gehört. Max Baldau schrieb gern lange und gründliche Briefe; er war ebenso gewissenhaft gegen sich als Andere; er war zu voll, zu warm in seinem Innern, als daß er sich in Geschäftsbriefen mit dem Nothwendigen hätte begnügen können; ein rein geschäftsmäßiger Stil lag ihm gänzlich fern; der Autor, der Dichter, der Mensch führte seine Feder; er motivirte, er drückte menschliche Empfindungen aus, er schweifte auf literarische Fragen ab, ja er lieferte, wenn ihm das Herz voll war, förmliche Charakteristiken von Autoren, die er liebte, die ihm befreundet waren.

Wir haben gesagt, daß wir keine Biographie des Verstorbenen liefern wollten, und doch ist das Erste, was wir aus seinen uns vorliegenden Papieren mittheilen, eine biographische Notiz über sich selbst, die er auf Ersuchen der Verlagsbandlung zur Benützung für die zehnte Auflage des „Conversations-Lexikon“ einsandte. Zwar knapp und gedrängt, war sie doch selbst in dieser Kürze so individuell gefärbt, daß sie, wie dies freilich bei solchen von den Autoren selbst ausgegangenen biographischen Notizen wol immer der Fall ist, nur als thatsächliche Grundlage bei der Anfertigung des ihn betreffenden Artikels im „Conversations-Lexikon“ benutzt, aber nicht vollständig mitgetheilt werden konnte. Allein die kleinen individuellen Züge darin sind so charakteristisch, daß wir uns nicht versagen können, sie hier vollständig zur Deffentlichkeit zu bringen. Sie lauten:

Ich heiße Richard Georg Spiller von Hauenschild und bin am 24. März 1822 zu Breslau geboren. \*) Mein Vater wie mein Großvater waren Militärs und ich selbst sollte meine Erziehung im Cadettenhause erhalten. Inzwischen starb mein Vater noch vor Ausführung dieses Plans, und meine Mutter, eine überaus gemüth- und phantasievolle, lebhaft Frau, konnte sich nicht dazu entschließen, sich von mir zu trennen. Sie zog

\*) Dies war ein eigenthümlicher Irrthum, in welchem der Verstorbene lebte. Der Todesanzeige seiner Hinterbliebenen zufolge war Max Baldau, wie man uns aus Breslau schreibt, erst 1823 geboren, mithin noch nicht volle 30 Jahre alt, als er starb.

mit mir und meinen beiden Schwestern nach Kattcher, einem sehr kleinen schlesischen Landstädtchen, in dem ihr Schwiegervater, mein Großvater, ansässig war. Unsere Verhältnisse waren sehr mäßig; einer der Ortsgeistlichen versah die Stelle eines ersten Lehrers bei mir, und als dieser zum Vater eines nahegelegenen Dorfes vorrückte, zog ich mit ihm. Ich lernte in den drei Jahren, die ich in Dirschel zubrachte, so viel, daß ich nach der Quarta kam, nebenbei aber auch eine unglaubliche Masse theologischer Specialitäten, Dogmatik und Patristik dergestalt auswendig, daß ich noch heute ins Fabelhafte Citate aus jenen Feldern schleudern kann. Inzwischen hob sich unsere Lage, Infolge einer Erbauseinandersehung erwarb meine Mutter mit einer unverheirateten Schwester, die mir stets eine zweite Mutter war, die bis dahin vier Geschwistern gehörigen Güter zu alleinigem Eigentume, und bedeutende Verbesserungen, die alsbald erstrebt wurden, mehrten die Einkünfte und machten mir die Aussicht in die Zukunft freier. **Gedichte** war mein Lieblingsstudium auf der Schule; ich betrieb es so eifrig, daß viel Anderes vernachlässigt wurde. Latein lernte ich erst, als ich den Tacitus lesen wollte; bis dahin schleppte ich mich eben nur von Classe zu Classe durch; Griechisch trieb ich nur *Chrysostomus* zu Lieb, denn der Homer wurde uns ungenießbar gemacht. So galt ich im Allgemeinen gerade meiner Anlagen wegen für nichts weniger als einen *Makenschüler*, und erst im letzten Jahre meiner Gymnasialzeit besiegte ich den noch dazu durch ein gewisses hochfahrendes Wesen gereizten Widerwillen der meisten meiner Lehrer so weit, daß einer derselben, ein sehr alter Mann, auf das lebhafteste für mich eintrat, als ein anderer mir die Freude über das glänzend bestandene Abitarenteramen durch eine Recapitulation alter Sünden vergällen wollte. Ich war inzwischen auf drei Gymnasien gewesen, wurde nicht gerade fortgelagt, aber als eine Art Lucifer überall mit Vergnügen entlassen. Ich bezog die Universität Breslau, um Jurisprudenz und Kameralwissenschaften zu studiren; nebenbei trieb ich neue Sprachen, da ich eine diplomatische Karriere einschlagen gedachte. Indes, that ich in Breslau nicht viel und mochte bald mit Handbitten und Institutionen nichts zu thun haben. Dagegen las ich viel und namentlich philosophische und historische Schriften; außerdem machte ich viele Verse, von denen leider später mehr als genug gedruckt worden. Erst in Heidelberg begann ich ein geregelteres Studium, das für die positive Kenntniß der Geschichte, der Philosophie durch ein Privatstudium (täglich zwei Stunden) bei *Reichlin-Meldegg* und für die Alten durch ein Privatstudium bei *Böcher* unterstützt wurde. Ich arbeitete so unausgesetzt und angestrengt, daß ich mitunter plötzlich umfiel und stundenlang betnimmungslos war. Anzeichen eines Herzleidens und später anhaltende Schlaflosigkeit waren die Folgen der Spannung, aber ich hatte das Rigoratum nun doch auch summa cum laude gemacht, und die Idee, mich als Dozent der Kunstgeschichte in Heidelberg zu habilitiren, nachdem ich erst in Italien meine Studien in dieser Richtung fortgesetzt, hob mich im Augenblicke über das physische Leiden hinweg. Ich hatte den wissenschaftlichen Gang in mir zum Fanatismus geschürt. Familienverhältnisse machten indeß diesen Plan unausführbar. Reisen in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Belgien und Italien stärkten und erfrishten mich, aber der nochmals aufgeführte Gehalts, in Breslau neuerdings juristische Studien zu treiben und eine diplomatische Laufbahn anzustreben, erwies sich bald und diesmal zum Theil aus politischen Antipathien haltlos. Nachdem ich einige Zeit in der Heimat verbracht, bezog ich die neuerrichtete landwirthschaftliche Akademie zu Prosslau, wo ich in freundschaftlichem Verkehr mit dem Director der Anstalt, Geheimrath *Heinrich*, und seinem Schollegersohn Dr. *Krafer* ein Jahr zubrachte und das Material für „Nach der Natur“ aus meinen Diarien zusammenstellte. Der Märzsturm und der gleichzeitige Tod meines Großvaters rief mich in das Haus meiner Mutter zurück und seitdem lebe ich mit geringen Unterbrechungen fast einsiedlerisch auf einem Familien Gute

nächst Bauernwisch in Oberschlesien. Erschienen sind von mir „Ein Elfenmärchen“ (Heidelberg, J. Groos, 1846), nämlich unbedeutende Spielerei mit poetischen Reflexen; „Blätter im Winde“, Gedichte, die von der Kritik gelobt wurden, die aber dies Lob nur sehr bedingt und stellenweise verdienen. Ich selbst nannte das Buch eine Musterkarte von Geschmacklosigkeiten. „Sirvente von Pappe Cardinal“, Wiederbildung nach dem Provenzalischen (mein bestes Gedicht), „Lanzonen“, „Die Zeit“, politische Lieder, „Corbula“, graubündener Sage; Uebersetzung von Silvio Pellico's „Francesca da Rimini“, „Nach der Natur“, lebende Bilder aus der Zeit (3. Theil, zweite Auflage, 1851); „Aus der Jüngerwelt“ (2. Theil, 1852). Alle diese Sachen mit Ausschluß des nicht mehr im Buchhandel existirenden kleinen „Elfenmärchen“ sind unter dem Pseudonym *Mar Waldau* erschienen und zwar im Verlage oder Besitze von Hoffmann und Campe in Hamburg. Campe wollte durchaus meinen Namen auf die erste Ausgabe von „Nach der Natur“ und basirte auf den Mangel eines Namens allerhand Einwendungen. Ich schrieb ihm damals: „Lassen Sie es ohne Namen laufen, der Verfasser von „Nach der Natur“ wird dafür sogar ein guter Name sein!“ Ich habe zum Glück Recht behalten, sonst schriebe ich Ihnen ja nicht jetzt diese Zeilen aus. Außer diesen selbständigen Arbeiten nahm ich theil an verschiedenen politischen Zeitungen, namentlich der „Neuen Dberzeitung“, ferner durch belletristische Aufsätze, Novellen und kritische Arbeiten am „Deutschen Museum“, den „Blättern für literarische Unterhaltung“ und den „Hamburger Jahrbüchern“. Seit Jahren beschäftige ich mich fast ausschließlich mit einer „Geschichte des Troubadourzeitalters“ nach den Quellen, ein Werk, für welches mir der bereits vielfach angezeigte historische Roman „*Amery der Jongleur*“, welcher eben jetzt bei Hoffmann und Campe in fünf Bänden erscheint, auch in den Kreisen Leser werben soll, die sonst nicht nach strengwissenschaftlicher Lectüre greifen. Der Roman stellt die culturhistorischen Elemente jenes Zeitalters plastisch dar.

Das Beste, was mir meine literarischen Bestrebungen eingetragen haben, ist die Keignung und das Vertrauen einer großen Zahl viel älterer und bedeutender Autoren. Durch meine Hände gehen oft die Fäden von Verhandlungen zwischen Autor und Buchhändler; nicht bloß mein Freund Campe, sondern viele Andere wenden sich mit Vertrauen an mich, und Autor und Verleger sind durch meinen Rath noch nie zu Schaden gekommen. Erhalten habe ich diesen, geschadet keinem; und darauf bin ich stolz. Mein Wahlspruch ist Goethe's: „*Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!*“ — Und nun nehmen Sie davon, was Sie brauchen können!

Er überschickte diese biographischen Notizen will einem vom 25. September 1852 datirten Briefe, an dessen Schluß es heißt: „*Endlich füge ich auch die gewünschten Notizen über mein Leben bei. Mein Leben ist sehr reich gewesen, so jung ich auch bin; schade nur, daß von alledem sich nichts erzählen läßt.*“ Seine mit der Brodhäuser'schen Verlagsbuchhandlung gewechselten Geschäftsbriefe, die freilich nur in beschränktem Sinne büssen Namen verdienen, gehören den Jahren 1852–54 an. Der erste der uns vorliegenden Briefe ist vom 2. Mai 1852, der letzte vom 17. November 1854; sämmtlich sind sie aus seinem Wohnsitz Eschdorf datirt. Die interessantesten Mitthei-

\*) Diese vom Verfasser selbst damals gegebene Noth, daß jener Roman „eben jetzt“ erscheine, veranlaßte (und erschwerte) wohl eben auch die irrtümliche Angabe in der zehnten Auflage des „*Handels-Lexikon*“, daß dieser Roman bereits erschienen sei, in welchem, der unter Anderem auch kürzlich in kleinen Artikeln der „*Wochenboten*“ überging. Der Roman ist auch jetzt noch nicht erschienen, soll aber, wie wir hören, nunmehr veröffentlicht werden.

lungen enthält ein als Privatbrief bezeichnetes Schreiben vom 24. Januar 1854, worin der Verstorbene sich für die in gewissen zugesagten Arbeiten eingetretene Verzögerung entschuldigt. Er schreibt der Verlags-handlung:

Als meine Frau Ihnen mein Befinden meldete, begann die Krankheit erst recht. Erst Anfang September schaffte eine Operation mir das Uebel vom Halse, dessen Nachwehen ich jedoch heute noch fühle. Ebenso war ich so streng vom Schreib-tische abgesperrt, daß ich thatsächlich erst seit Weihnacht wieder ganz meine eigenen dringendsten Geschäfte zu führen und die ankommenden Briefe zu beantworten begonnen habe. Wie sehr es auch anders sein, nachdem ich über vier Monate von den wahnsinnigen Schmerzen einer Knochenentzündung und Knochenresektion am Kopfe gekostet, unfähig geworden war, nur über die Stube zu gehen? Gottschall, der mich nur eine Stunde lang und nur von der Fahrt aufgeregt gesehen, als ich Mitte September nothgedrungen nach Breslau mußte, trugte ich sehr, ich blieb noch lange dem- und arbeitsunfähig. Zum Ueberflus starb am 15. December 1853 in Ratibor unser Arzt, Dr. Felko, dessen Frau eine Schwester meiner Mutter ist, und ich sah mich als einziger Mann der Familie mit den ganzen Witten und Nöthen belastet, die ein bedeutender zu ordnender Nachlaß im Bedorfe führt, wenn lauter minorennere Kinder vorhanden sind. Sie sehen, daß das Jahr 1853 für mich alle Schlägen gezogen hatte. Es wäre mir ein dauernder Schmerz, wenn zu dieser Reihe wahrer und schwerer Unglücksfälle, die mich selbst an den Rand des Grabes gebracht hatten und mit einem freuten, benötigten Freund getraut haben, sich nun auch noch nachträglich eine entschiedene Krümmung meines Verhältnisses zu Ihren literarischen Unternehmungen gesellen sollte. . . . Ich habe keinen Grund, 1854 für ein spezifisches Glücksjahr zu halten, hoffe aber, wie die Menschen nun einmal hoffnungsvoll sind.

Zweierlei mag man aus der hier mitgetheilten Stelle erkennen, ein mal, daß auch Max Waldau wie so viele hohe Begabte fortwährend mit körperlichen Leiden und Schicksalen mancherlei Art zu kämpfen hatte, was denn auch wirklich so manches Trübe in seinen Dichtungen erklärt; Sodann, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Umständlichkeit er zuwerkeht, wo es gilt, sich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Immer ist er besorgt, daß man ihn in Verdacht haben könnte, sich hinter eine „der Literatenwelt anhängende und bei ihr bewundene Leichtfertigkeit“ verschansen zu wollen, was jedoch zur Entschuldigung dieser „Leichtfertigkeit“ angeführt werden darf, daß die Schriftsteller immer nur mit dem eigenen Kopfe arbeiten und der Beihülfe eines Schreibebureaus entbehren müssen.

In demselben Schreiben macht Max Waldau das Verlagsanerbieten zu einer (jedoch nicht erschienenen und wahrscheinlich auch nicht fertig geschriebenen) Schrift in 25–30 Bogen: „Drei Briefe über Schrift und Kunst. Neue, neuer und neuester Literatur.“ Auch hier ist er in der Motivierung sehr gründlich. Er schreibt:

Ein Vorbrief dazu, der etwa an Prus zu adressiren wäre, bespräche die Gründe, welche die Kritik in unsern Tagen fast zu allen Einsätzen auf das Publicum wie auf die Autoren ge-  
braucht haben, und ich verhehle Ihnen im voraus nicht, daß es kein nicht wenig auf das unter dem Namen einer Literatur-  
geschichte sich brüstende Pamphlet gegen die neueste Literatur  
angeht; daß Julian Schmidt hinausgeschleudert hat. . . .  
wäre das Buch überhaupt werden, obgleich ich nicht  
die Absicht habe, „jenen um gestohlener Riesen zu schelten  
und sie selbst zu freffen“.

Aus dem übrigen Theile des Briefs, soweit er die-  
ses Verlagsanerbieten betrifft, fügen wir nur noch hinzu,  
daß der dritte Brief sich ausschließlich mit Richard Wag-  
ner beschäftigt und das Ganze nicht streng wissenschaft-  
lich, sondern ausdrücklich wie ein Feuilleton für das große  
Publicum gehalten sein sollte, „ohne darüber den ersten  
und ersten Zweck aus den Augen zu setzen“.

In einigen Briefen an die Verlags-handlung geht  
Max Waldau förmlich auf die Erörterung literarischer  
Fragen und, wie schon weiter oben angedeutet, auf die  
Charakteristik ihm bedeutend erscheinender oder befreundeter  
Autoren ein. In dem schon erwähnten Schreiben  
vom 25. September 1852 spricht er sich über Gutzkow's  
„Ritter vom Geiste“ aus auf Veranlassung eines Arti-  
kels, den er darüber für die „Neue Oerzeitung“ zu schreiben  
beabsichtigte. Er erwähnt: die ersten beiden Bände hät-  
ten ihn kalt gelassen, und erst als mehr seiner Cor-  
respondenten sehr gegen das Buch geeifert, habe er es  
weiter und dann bis zu Ende gelesen. Er setzt dann  
seine Ansicht auseinander, daß die Deutschen unter dem  
Titel „Roman“ immer nur ausgeführte, interpretirte  
und interpolirte Novellen geschafften, daß sie überhaupt  
gar keinen Roman gehabt hätten, soviel sie auch von  
der Kunstform „gefalschadert“; daß aber die „Ritter vom  
Geiste“ in allem Ernste ein „veritabler Roman“ seien,  
und er fährt dann fort:

Einen Roman mit „großartigen“ Verhältnissen haben die  
weisen Herren Ritter der Tradition und des angestammten  
Bosjes das Wort genannt. Dies Epitheton zeigt eben, daß  
ihnen das Wesen des Romans fremd ist, denn gerade die Groß-  
artigkeit, die möglichst widerlose Darstellung einer Zeit durch  
alle Phasen und Epochen sind erst die Bedingungen des Ro-  
mans. Es ist gar kein Roman möglich, ohne großartig zu sein.  
Ich will den Auftrag für die „Oerzeitung“ schreiben und mir  
nebenbei den Spaß machen, die heinlichen Gegner ein wenig  
zu schrauben. A tout prix verahre ich Gutzkow nicht, aber es liegt  
in meiner Natur ehrliche und freudige Anerkennung alles Be-  
deutenden. Ich freue mich, wenn etwas Gutes kommt,  
ich erwidere mich daran und trete dafür ein. Zum Glück  
stehe ich auch jeder cliquenhaften Verbindung so fern und so  
selbständig, daß selbst mein nächster Freund Stahr ohne Ein-  
fluß auf meine Anschauung bleibt.

In dieser Auslassung treten uns allerdings einige  
Ansichten entgegen, deren Haltbarkeit wir von unserm  
Standpunkt wenigstens bezweifeln müssen und die, wir  
glauben dies behaupten zu dürfen, dem Dichter selbst  
nicht wenig nachtheilig gewesen sind. Das ist erstens  
und vor allem seine Abneigung gegen alle Tradition,  
die ihm nur als „angestammter Bosf“ erschien. Aber  
die Tradition, richtig verstanden, hat auch etwas Heili-  
ges, Ehrwürdiges, Sicheres, Festes; es gibt keine Kunst,  
keine Poesie, keine Sitte, keine Geschichte ohne Tradition,  
es gibt im ganzen unendlichen Reiche alles Lebendigen  
nichts, was ohne Tradition wäre, was ohne seine Traditi-  
on nicht sofort seine Lebenskraft verlieren und in ein  
bedeutungsloses Nichts hinschwinden würde. Jeder Mensch  
hat seine Traditionen, und Niemand wird ungekraft mit  
ihnen brechen. Man tilge alle Traditionen im Weltall,  
und wir haben das Chaos. Die zweite bestreitbare An-



sicht ist seine Ansicht vom „Großartigen“, wie Mar. Baldau nämlich das Großartige verstand. Der Charakter des Großartigen knüpft sich aber nicht bloß an die großen kosmischen, an die großen geschichtlichen und socialen Verhältnisse, sondern auch an den kleinsten in sich vollendeten Organismus innerhalb derselben, er drückt sich nicht bloß in gewaltigen Leidenschaften, in massenhaften Verhältnissen, im gerauschvollen Ueber- und Durcheinandersturz aus, sondern auch im redlich errungenen Frieden des Herzens, in der Ruhe der auf feste Grundlage gestügten sittlichen Ordnung, in der Einfachheit eines harmonischen Daseins. Von seinem rigoristischen Standpunkt des „Großartigen“ sah Mar. Baldau weder den „Werther“, noch den „Wilhelm Meister“, noch die „Wahlverwandtschaften“ für Romane, sondern nur für „interpolirte und interpolirte Novellen“ an. Wie sehr diese Ansicht seiner eigenen Production schädlich gewesen, glauben wir bei der Betrachtung seiner „Nahab“ nachweisen zu können.

Anerkennenswerth ist aber immer das warme enthusiastische Gefühl, womit er Alles begrüßt, was ihm den Stempel der Großartigkeit zu tragen scheint, unter Anderm Leopold Schefer's Dichtungen, die er nicht mit dem Auge des Kritikers, sondern dem des schwärmerischen Liebhabers betrachtet. Am 30. März 1854 schreibt er:

Vorläufig nur die Notiz, daß ich Schefer's literarischer Menipotentiär bin und die Verzögerung meines Schreibens allein durch den Umstand herbeigeführt worden ist, daß Schefer mich total und für ihn dringend in Anspruch nahm, um zu gleicher Zeit drei Werke druckfertig zu machen, die meines Erachtens an Gehäbenheit und Großartigkeit, Klarheit der Weltanschauung und Bestimmtheit des Willens, aber auch an praktischer Bedeutung ihres Gleichen nicht haben. Daß Schefer auch formell so rein und frei von Saloperiearbeiten könnte, hat schwerlich Jemand für möglich gehalten. Thatsache ist, daß er wie bei der Hochzeit von Kana den besten Wein zuletzt gibt, daß er das Symphonie seines Lebens mit den reichsten, klarsten und fertigsten Spenden seiner Gabe schließt. Mar. „Basis in Hellas“, den der Auffag in Nr. 10 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ (Zahrgang 1854) so schön gelobt, ein Funkengeklüster vielartig, neckischer und schallischer Natur, so condensirt sich jetzt Gefühle und Anschauungen mehr und mehr bis zur großartigsten, reinsten Flamme, die über Schönheit und Liebe, Leben und Tod, sonnenhaft leuchtend ihre Scheine ergießt. So edel hat noch kein Lyriker das Leben erfährt, so mächtig resolut kein Mensch jemals den Tod besungen! Wie spricht da Schmerz und Leid, wie unendlich tief und doch wie greifbar einfach und wahr ist hier eine Welt, ja die ganze Welt gezeichnet! Ich glaube behaupten zu können, daß der „Koran der Liebe“, „Heitere Andacht“ und die „Stolien des Todes“ drücken sich nicht bloß in der Literatur Epoche zu machen, sondern nachhaltig in das Leben hinauszuvirken. Dichtungen sind darunter, von einer Kraft des Gedankens, Pracht der Diction und Vollendung der Form, daß sie Keiner vergessen kann, der sie nur einmal gehört. Diese Bücher sind in der That Niedergelassenes!

In dieser Apothekenschrift fährt er in einem am 9. April 1854 geschriebenen Briefe fort: Zwar gibt er zu, in literarischer Beziehung habe Schefer so wenig Selbstkritik als möglich, Schefer begreife sogar nicht recht, wie man das Lebenswichtige, Nutzbare irgend einer seiner Schöpfungen der unferligen Form wegen überhaupt be-

achten könne, wenn der Inhalt nur schlagend sei. Die Schuld davon trage seine lange Isolirung und der Mangel eines treuen kritisirenden Freundes. Aber er erkennt in Schefer „ein deutsches Culturmoment und Culturmoment“, und dies werde sich erst aus einer geordneten, geäußerten, und endgültig durchgeführten Ausgabe seiner Werke, mit ganzem Gemüthe ergeben. Er fährt fort:

Wie ist es rührend, daß Schefer alles Abgedruckte für eine neue Gesamtausgabe, die er mir zum Besten seiner Lächter zu veranstalten anvertraut, hält und vom Ueberrumpfen reinigt und nebenher noch immer neue Schätze herbeiführt. Ich wiederhole Ihnen, daß Mächtiges, Wunderbares in seinem neuen Bänden steht, und wie er selbst viel Stoff liegt noch ungedruckt da! Ich werde zu thun bekommen, denn meiner Ausrückung nach ist Schefer eine der großartigsten befähigten Naturen aller Zeit, ein Ding für sich, ein wahrer Dichter trotz mancher künstlerischen Unvollkommenheit. Ist nach Goethe's Wort Poetik ein hoher Wahnsinn, so ist Niemand holder wahnsinnig als der alte Jüngling, der jugendliche Greis von Muskau.

Wir haben diese dithyrambischen Ergüsse über Schefer mitgetheilt, weil sie für Mar. Baldau's schönen Enthusiasmus, da wir es nicht, wie für seine Darstellungsweltweise charakteristisch sind.

Seine Briefe gemäßen starker Einbildung in die mancherlei Intriguen, wie sie unter der Decke der Bitterkeit in den Kreisen der schriftstellerischen Welt gespielt werden, und gleichermassen in die Ehrenhaftigkeit, mit der er ihnen Widerstand leistete. So erzählt er, wie am Redacteur eines großen Feuilletons mehrere seiner Freunde angegangen habe, einem geachteten Autor das Roman schreiben zu helfen, da er doch so gar kein Talent dafür habe, und er sagt blühend:

Wisset, hat Niemand die Hand dazu gegeben, einen so gewünschten Artikel für sein Blatt zu liefern, und da ich seine Ansicht durchaus nicht theile, habe ich die Arbeit der Abfertigung eines solchen Artikels gänzlich vorbeugen (mündlich) mit dem Mar. Baldau besprochen, durch Veröffentlichung eines Artikels im entgegengelegten Sinne in den „Blättern für literarische Unterhaltung“.

Noch in seinem letzten Briefe vom 17. November 1854 klagt Mar. Baldau über die „wie geschrieben, aber zehn mal ausgesprochene“ Ausrufwörter, welche dem Schriftsteller vom bedeutendem Namen gegen Mar. Baldau gesagt habe und die ihm „natürlich“ nicht gethan worden sei. So hat auch Mar. Baldau die Erfahrung machen müssen, daß es keine großen Klatschgebatterien gibt, als die Schriftsteller und Schriftstellergelassen unsere „Dichter“ mit unbegriffen, die immer so ethabene und großartige Zielpunkte haben, so selbstbewußt über den Niedrigkeiten des Lebens stehen und doch sehr häufig den Frau Balan im Auge, im Klatsch und Intriguenwesen den Rang ablaufen. In demselben Briefe schreibt er: „Von mir erhalten Sie in Kürze eine Reihe von Rescriben.“ Welche „Rescriben“ gemeint sind, wissen wir nicht, da die in Aussicht genommenen Arbeiten der Verlagsabtheilung nicht zugegangen und auch wol ebenso wenig wie ein Auffag über Jordan's „Demurgos“, zu dem er sich selbst erbot, zugehen gekommen sein dürften.





meinenden und verständigen Lehrer der Jugend zur Gewissenssache machen, die mit seinen Jünglingen zu tractirende Bibellektüre nur auf vorsichtig gewählte Auszüge zu beschränken. Man muß selbst einmal in einer Volks- und Elementarschule unterrichtet haben, um zu wissen, wie wenig das Unheilige in solchen Episoden den Kindern entgeht und wie verderblich sie mitunter auf ihr Gemüth wirken. Schädliche Stoffe bleiben schädliche Stoffe, ob sie auch von einer heiligen Kapsel umschlossen sind. Der triviale Satz, daß den Reinen auch das Unreine rein sei, ist ein sehr bedenklicher; denn zuletzt müssen durch unreine Zuflüsse auch die reinsten Herzen verunreinigt werden. Man kann die höchste Ehrfurcht vor den Zeugnissen der Bibel haben und doch zugeben, daß sie sehr zahlreiche Elemente barbarischer Moral und Anschauung in sich schließt. Nicht diese Exabitionen sind es, die wir im Sinne hatten, als wir weiter oben von dem hohen Werth der Tradition und des Traditionellen sprachen. Weder war Rahab eine Heilige, noch handelte der Eroberer Jericho im Sinne der Heiligkeit. Er tödtete die Bevölkerung der Stadt Jericho, unter der sich ohne Zweifel auch sehr viele Gerechte und Unschuldige befanden, erbarmungslos mit Feuer und Schwert aus, aber das anrührende Weib, das ihm die Stadt in die Hand geliefert hatte, ließ er zum Lohn für ihren schmählichen Verrath sammt ihrer ganzen Sippschaft am Leben. Es ist schwer, es ist unmöglich, für diesen ganzen Vorgang eine moralische Rechtfertigung zu finden, oder man müßte zu einer Sophistik seine Zuflucht nehmen, die ärgerlicher und verderblicher wäre als selbst das Verfahren Rahab's und des Helden der Hebräer.

Wir stehen mithin bei der Beurtheilung der Mar Waldau'schen Dichtung durchaus nicht auf jenem orthodoxen Standpunkt, den sich der Dichter selbst verbittet, wenn er in seinem der Freifrau von Seherr-Thoß-Übersdorf gewidmeten Prologo sagt:

Was Innerlich vollendet ward vom Dichter,  
Hat außerhalb des Werkes keinen Richter.

Verwirf mein Lied, das dich zu freu'n geschaffen,  
Verwirf's, wenn Lücken gähnen im Gefüge,  
Doch taste nicht daran mit fremden Waffen,  
Reiß' nicht vom Exegeten deine Rüge,  
Laß nicht „historisch“ dir den Bogen straffen,  
Das Bild trägt einzig meiner Rahab Rüge,  
Mir wuchs das Lied mit Wurzel, Kelsch und Ranken —  
Der Bibel will's nicht Lob noch Tadel danken.

In Prosa motivirt er denselben Gedanken in einer der Dichtung angehängten „Notiz“ wie folgt:

Der Dichter ist der Exegete der Natur und des Menschenherzens, mit der Interpretation confessioneller Actenstücke hat er nichts gemein. Als solches existirt für ihn die Bibel gar nicht.

Also die Bibel existirt für den Dichter nur als Material, um daraus Stoffe zu entnehmen. Diese Stoffjägeri unserer Dichter hat ihr sehr Bedenkliches. Sie sind nicht erfüllt von einem großen allgemeingültigen Stoffe, wie ehemals Milton oder Klopstock waren, die, so langweilig sie auch den Neuern erscheinen mögen, doch

wenigstens mit hoher, aufrichtiger Begeisterung sich des ihnen liebgewordenen Gegenstandes bemächtigten. Die modernen Dichter suchen nach Stoff und blättern zu diesem Zwecke zu Zeiten wol auch in der Bibel, die sonst keinen Werth für sie hat. Sie finden ein Thema, das sie interessiert. Sie treten zu ihm heran, ohne Begeisterung, ohne Naivität und Unmittelbarkeit der Empfindung, sondern mit dem Raffinement der Neuern; sie haschen nach pikanter Motivirung und kneten den Stoff und die Personen im Nachtrag ihrer Subjectivität willkürlich um. Von Pietät ist da nicht die Rede; sondern um so zu sagen von einem bloßen „Stoffwechsel“. Wir wissen nicht, ob man dem Dichter der „Rahab“ die Behauptung, daß ein Dichtwerk „außerhalb des Werkes“ keinen Richter habe, so ohne weiteres gelten lassen dürfte. Die Geschichte, die Chronik, selbst die Legende und Mythologie haben etwas so Ehrwürdiges, daß der Grundsatz, der Dichter dürfe mit ihnen nach Belieben schalten und (wie Max Waldau sagt) „Barren und Schlagdumme selen für ihn nur dazu da, daß er sie überschreite“, nur in einer Zeit der vollkommenen Libertinage aufkommen konnte, in einer Zeit, wo es jeder Dichter für eine strafwürdige Verletzung seiner Majestät ansieht, wenn man ihn als Autorität nicht anerkenne, selbst aber jedes Autoritätsglaubens bar ist und sich über jede Autorität mit genialem Koboldsprunge hinwegsetzt. Einen Heiligen als Lasterhaften, einen Lasterhaften als Heiligen schildern, ist ihnen ganz dasselbe Ding. Es ist ihnen ja Alles nur Stoff und, wie gesagt, „Stoffwechsel“, der ja gerade jetzt eine so maßgebende Rolle spielt.

Was nun freilich Max Waldau's Dichtung speciell betrifft, so lag in dem von ihm gewählten Stoffe selbst gerade keine Aufforderung zu besonderer Pietät, denn er hatte weder mit einer Heiligen noch mit einem Heiligen zu thun. Für die Motivirung war ihm freier Raum gegeben, denn die Bibel sagt nicht, wie Rahab Das wurde, was sie war. Es reizte ihn, „eine rein menschliche Erklärung für einen in seiner grausen Großartigkeit durchaus vereinzelt stehenden Verrath zu suchen“, wie er selbst sagt. Also „zu suchen“. Die Dichtung ist mithin ein bloßes psychologisches Experiment; sie „sucht“ einen Charakter, den der Rahab, psychologisch zu entwickeln und eine That zu motiviren und dadurch zu rechtfertigen, die eine ganze Stadt ins Verderben stürzte. Es kann so zugegangen sein, wie der Dichter schildert, aber noch wahrscheinlicher ist es ganz anders zugegangen. Indes hierauf kommt es uns fürs erste nicht an; der Dichter wollte ja, daß die Kritik die Dichtung nur nach Gesetzen, die sie in sich selbst trägt, entwickle und beurtheile. Stellen wir uns also auf den Boden der Dichtung.

Was wir zu unserm Zweck von der Dichtung brauchen können, wird sich in wenige Worte zusammenfassen lassen. Rahab verräth die Stadt aus Rache. Ein hochgeachteter Mann, der sich später als das Haupt der Stadt und als den Anführer ihrer Streiter ausweist und bei der Erstürmung der Stadt bleibt, hat sie verführt, entehrt,

geschändet, verlassen; er hat sie nicht nur verlassen, er hat sie sogar noch vorher den Küsten und der Kurzweil seiner Begleiter preisgegeben. Wir erfahren dies aus einer Art Monolog, welchen Rahab hält und der nicht weniger als ein ganzes Drittel des Buchs, über 40 Seiten füllt. Sie wurde von ihrem schändlichen Verführer umarmt, gemacht, fand sich am andern Morgen bei ihm umarmen, „nach bei den Sklaven“, von „viehischen Lachen“ begrüßt:

Und es war kein Traum, wahrhaftig, es war kein Traumbild;  
Man warf mir, besudelt, zerrissen, die Kleider zur Ehre.  
Man jagte die Dirne hinaus in die sonnigen Straßen,  
Und ich eilte mit schlotternden Gliedern, gehet von Verzweiflung,

In ihren nachblühenden Menschen vorüber zum Stadthor.  
Dort kam in die Felder und fiel und verlor das Bewußtsein.

Als sie endlich zur Hütte ihrer Aeltern zurückkehrt, findet sie — wahrscheinlich infolge ihrer eigenen Hast und Nachlässigkeit, indem sie bei ihrer schleunigen Entscheidung von Hause die Lampe umstürzen ließ — die Wohnung niedergebrannt und in dem Schutt die verbleibenden Beine ihrer Aeltern. Ganz Jericho bezeichnet sie als absichtliche Brandstifterin und Mordbrennerin, und wo sie sich hiden läßt, wird sie verhöhnt, ausgehöhlet, mit Steinen geworfen. Nur um ihres kleinen Bruders willen, der ihr von den Ihrigen allein übriggeblieben, beschließt sie, zu leben — und zu betteln. Sie erzählt weiter:

Die Kutsche des Königs ergriffen die schweißende Diene,  
Das verrufenste Haus in verrufenster Gasse besah man  
Bei äußerster Pön der Betrübnen zu bleibender Wohnung,  
Was preis mich den Küsten und gab mir zur Ehre die Schande.

Sie brühet Rache und verräth die Stadt. Ihr eigener Bruder, selbst zum Tode getroffen, sucht ihr, als er erkennen muß, daß sie die Stadt verrathen. Nach der Eroberung und Ausrottung Jerichos verfällt sie in Selbstmord.

In schwerer Entfernung verharrten die Weiber des Lagers  
Da kamen und stiegen, denn allen gefiel zu betrachten  
Die prächtige feine Gestalt und das Antlitz, das stille,  
Die zählenden Blütenblätter der lebenden Blume,  
In deren Blättern sich ewig Vergessen geträumt lag.

Dies ist die Geschichte nicht der biblischen, sondern der Max Waldau'schen Rahab. Das Gedicht hat im Name und in der Anlage große Aehnlichkeit mit Adelf's Dichtung „Habana“. In der Böttger'schen Dichtung tritt die Heldin in ein Liebesverhältnis mit dem Spanier Gaspar de Ribeira, sie wird Mutter und wegen ihres Schicksals von ihren Landsleuten, den Indianern, so schändlich und schimpflich behandelt, daß sie aus Rache die verräth und den Spaniern in die Hände liefert, wozu sie wie Max Waldau's Rahab in Wahnsinn verfällt. Nur berührt Böttger's Dichtung nicht das dunkle Gebiet der Prostitution, das Colorit ist milder und das Ganze darum schon ansprechender, weil der Leser das Mädchen wirklich liebt und nicht verläßt, während in der Max Waldau'schen Dichtung der Verdacht, dem Opfer seiner Lust noch die bestialischste und brutale Gewaltthat und Beschimpfung zuzufügen. Auch

ist in Böttger's Dichtung die Mutterliebe mit ins Spiel gezogen, indem der Heldin ihr Kind, die Frucht jenes Verhältnisses, entrisSEN und gedödt wird.

Wir glauben, daß die oben mitgetheilte kurze Inhaltsangabe für den Leser hinreichen wird, sich selbst sein Urtheil zu bilden und zu bestimmen, inwiefern Max Waldau ein Recht hatte, seine Dichtung „ein Frauenbild aus der Bibel“ zu nennen. Es ist nicht ein Frauenbild „aus der Bibel“, sondern ein Frauenbild aus der Phantasie. Max Waldau's. Die Eroberung Jerichos ist für den Epiker kein ganz unergiebiger Stoff; dann aber mußte sich der Dichter streng an die Traditionen der Bibel halten, sogar bis auf den Mauerumsturz durch den Fall der Posaunen, er mußte Josua und die Eroberung der Stadt in den Vordergrund treten und die Episode von der Rahab Episode sein lassen, wobei es dem Dichter unbenommen blieb, das moralisch Nichtzurechtherrigende in den nächsten Dingen zu kennzeichnen. Die Geschichte der Rahab gibt den Stoff zu einer selbständigen Dichtung nicht her, und indem Max Waldau sie zur Hauptthema und zum Mittelpunkt seiner Dichtung erhob, mußte er auf Abwege geraten, auf dem die echte Poesie nicht zu wandeln gewohnt ist. Die modernen Dichter lieben aber solche Stoffe, solche Frauenbilder, die sie nicht wie Rahab getreue zum Himmel emporheben, sondern in wilder Leidenschaft, oder um doch eine Art Veröhnung zu haben, im Wahnsinn vergehen lassen. Wir könnten eine ganze Reihe moderner Dichtungen nennen, in denen das Weib unter dem Vorgeben, es zu feiern und als ein ganz wunderbar begabtes Wesen zu schildern, eine Rolle spielt, wie sie es zu diesem Zwecke in den Dichtungen keiner andern Nation und keiner andern Zeit gespielt hat.

Max Waldau's Dichtung ist in einer Art anapästischer Verse geschrieben, die sich aber nur wie corrumptirte Hexameter ausnehmen und anhören und die wir der Nachahmung keineswegs empfehlen möchten. Der Dichter hat sich in dem öfter erwähnten Artikel über neuere epische Dichtung, also erst im vergangenen September, gegen den deutschen Hexameter erklärt, weil er „klappere“ und dem Genius der deutschen Sprache zuwider sei; wir müssen aber gestehen, daß selbst ein mittelmäßig gebauter Hexameter auf die Dauer angenehmer für unser Ohr sein würde als diese hüpfenden, springenden, ruhelosen Anapäste, die allerdings von dem Dichter mit Virtuosität behandelt sind und einigermaßen mit dem durchaus stürmischen, ruhelosen Inhalt der Dichtung übereinstimmen. Das glänzende Talent des Dichters für die Darstellung schnell sich ablösender, wilder Leidenschaft und düsterer Szenen, die in dieser Dichtung nur zu vorherrschend sind und keinen Lichtblick aufkommen lassen, beurkundet sich ebenso wol im Ganzen wie namentlich in den mit sauberer und zugleich kräftigem Pinsel ausgeführten Details. Nur thut der Dichter in seinem Stroben nach „Großartigkeit“ häufig zu viel; die Materie ist nicht selten zu luxuriös und der Ausdruck nicht einfach genug, sogar bis zum Krampfhaften ge-

spannt. Schon die Schilderung der Mahab, welche den Eingang des Gedichts bildet, bezeugt dies.

Um zu wandern gerüstet seit lang und in Starrheit gebildet —  
Als wäre versteinert ein unruhigendes Leben  
Und zeigte für immer gebannt in den ewigen Marmor:  
Verbrändete Sturmflut, jetzt noch Bogen verrollend,  
Versprühte Gewitter, die jetzt noch Blitze verzischen —  
Lehnt über des offenen Daches geschwungene Brüstung  
Ein jugendlich Weib u. s. w.

Dahin gehören auch die mancherlei gesuchten Zeitwörter und Epitheta, wie „Fiebergestrafte“ Gelenke, sie „giert“ nach Betäubung, und unzählige andere. Wir würden diesen Tadel unterdrücken, da wir dem Dichter in seiner jetzigen Behausung doch nicht mehr nützlich sein können, ebenso wenig als wir ihm damit wehe thun, hätten wir nur den Einzelnen und nicht eine ganze Richtung dabei im Auge. Das Streben nach dem Effectvollen, Ungewöhnlichen, Hochtrabenden, Vikant-Gräßlichen läßt auch Andere gegen den Geschmack und den einfachen gesunden Menschenverstand sündigen und ist um so auffällender, da es mit unserm gesammten bläsierten, geleckten, großen Leidenschaften den Dürchbruch nicht gestattenden Bildungs- und Gesellschaftszustande und mit dem meist kühlen, reservirten und weichen Wesen unserer Dichter selbst im Widerspruche zu stehen scheint, jedenfalls aber nur die Folge künstlicher Erziehung, raffinirten Genußlebens in geistiger wie leiblicher Hinsicht und daraus hervorgehender Nervenabgespanntheit und Nervengereiztheit zugleich ist.

**Hermann Warggraff.**

**Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brodhäus. 1855. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wie ein gebildeter Bürger sich auf den neuen Kalender freut, den er als mit gutem Schrot und Korn angestrichelt seit einer längeren Reihe von Jahren kennengelernt und seiner kleinen Hausbibliothek einverleibt hat, und ihn erwartungsvoll zur Hand nimmt, wenn er erscheint, so geht es dem Freunde der Geschichtswissenschaft und geschichtlicher Lectüre mit dem Raumer'schen „Historischen Taschenbuch“, wenn er dessen sämtliche Jahrgänge zu beobachten Veranlassung gehabt und darüber Ausrufung hält, wieviel sein historisches Wissen jenen Jahrgängen verdankt und was er aus ihnen in seine eigene historische Notizbücher eingetragen hat. Und wenn auch das „Historische Taschenbuch“ seiner ursprünglichen Anlage nach für den wissenschaftlich gebildeten Freund der Geschichte bestimmt ist, so gibt es doch in fast allen einzelnen Jahrgängen Arbeiten, welche für die Geschichte als selbständige Wissenschaft einen mehr oder minder bedeutenden Werth besitzen, namentlich seit der Zeit, wo bei den einzelnen Monographien Quellen und Hülfsschriften verzeichnet sind. Und wer selbst als historischer Schriftsteller aufgetreten ist, wird in Erfahrung gebracht haben, daß er in dem einen und dem andern der 24 Jahrgänge — der fünfundzwanzigste liegt eben vor — unser Taschenbuch gar manches Goldkorn gefunden: wir sprechen nicht minder aus voller Ueberzeugung als aus Erfahrung, daß kein Band des Taschenbuchs solcher Goldkörner entbehrt; daß aber das Ganze bis auf die Gegenwart eine gewisse Frische behalten und vor Eintrocknung und Einsinkigkeit sich zu bewahren vermocht hat, verdankt es dem Umstande, daß die Redaction immer

neue Kräfte zu gewinnen im Stande gewesen ist, immer solche Männer herbeigezogen hat, die auf verschiedenen Gebieten der historischen Wissenschaft heimisch sind. Und gelingt dies der Redaction auch fernherhin, was wir ebenso aufrichtig als dringend wünschen, so hat das „Historische Taschenbuch“ namentlich auch aus dem Grunde eine ausrichtsvolle Zukunft zu erwarten, als historisches Wissen in gebildeten Kreisen eine immer größere Anerkennung finden und für dieselben ein immer unabweisbares Bedürfnis werden dürfte. Wenigstens ist so viel gewiß: wer von der Vergangenheit, d. h. von der Geschichte nichts weiß, warf leichtsinnig oder gedankenlos den Schlüssel weg, der die meisten Räthsel der Gegenwart aufzuspüren wir jedoch den Gegenstand fallen, der reichhaltig genug wäre, den ganzen Raum auszufüllen, der uns zugebort steht, und geben wir unsern Lesern zuvörderst im Allgemeinen die Monographien an, die in dem neuesten Jahrgange unsers Taschenbuchs enthalten sind:

1. Geschichte des Congresses von Verona. Von Adolf Friedrich Heinrich Schaumann.
2. Die neuern Forschungen über das alte Indien. Dargestellt von Albrecht Weber.
3. Sir Frederick Adam. Ein Lebensbild aus neuester Zeit. Von Alfred von Neumont.
4. England im Jahrzehnd 1830—40. Von Adolf Schmidt.
5. Persien seit dem Niedergang der Sefi. Von Karl Friedrich Neumann.
6. Die orientalische Frage in ihrer Kindheit. Eine geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von Johann Wilhelm Zinkeisen.

Schaumann, der sich zuerst als tüchtiger Historiker durch seine „Geschichte des niedersächsischen Volks“ (1837) und dann durch seine „Geschichte des zweiten Pariser Friedens“ (Göttingen 1844) befreundete, dem wir aber auch in unserm „Historischen Taschenbuch“ bereits mehr als ein mal begegnet sind, besitzt namentlich die Fähigkeit, schwierige historische Aufgaben, insbesondere die Bindungen diplomatischer Verhandlungen in ein klares Licht zu stellen und dem nicht eingeweihten Leser gleichsam den Faden der Ariadne in die Hand zu geben. Gelehrte Historiker werden dies wissen, die Schaumann's eben-geranntes Werk mit des ältern von Gagern „Der zweite Pariser Frieden“ (2 Theile, Leipzig 1844) zu vergleichen Gelegenheit gehabt haben. Eine ähnliche Erfahrung macht der fundige Leser bei der in Rede stehenden Monographie. Denn zur Vergleichung liegt vor: „Congrès de Vérone, guerre d'Espagne, Négociations, Colonies espagnoles par M. de Chateaubriand“ (2 Bde., Paris 1838). Nicht als ob der allbekannte poetische, mitunter phantastisch gestimmte Diplomat, der nach Montmorency's Abgange von Verona die diplomatischen Unterhandlungen im Namen und Interesse Frankreichs leitete, nicht klar zu schreiben vermocht hätte, wie können und müssen nur behaupten, daß Schaumann, der die französische Quelle vorzugsweise zu berücksichtigen genöthigt war, den ganzen Gang der Verhandlungen und die diplomatische Scenerie so klar und anschaulich geschildert hat, daß auch der gebildete Laie die wünschenswerthe Einsicht in das ganze Treiben jenes Congresses erhält und von der Erzählung ununterbrochen gefesselt wird. Wir halten sie für eine der gelungensten Abhandlungen in dem vorliegenden Jahrgange unsers „Historischen Taschenbuchs“ und empfehlen sie deshalb hier ganz besonders Aufmerksamkeit derjenigen Geschichtsfreunde, denen eine wahrhaft belehrende und zugleich anziehende Darstellung merkwürdiger Thatfachen aus der neuern Geschichte am Herzen liegt. Wir könnten damit über die Geschichte des Congresses zu Verona schließen. Allein im Interesse unserer Leser müssen wir noch eine besondere Erscheinung, die mit jenem Fürsten- und Diplomatenstage der Heiligen Allianz in Verbindung gebracht wird, zur Sprache bringen. Das Revolutionsprincip stand seit 1820 in vollster Blüthe: Griechenland, Neapel, Piemont, Portugal und Spanien liefern die

Beweise. Sollten denn die Fürsten und Diplomaten des Heiligen Bundes — und sein Haupt war Alexander von Rußland — die Grundsätze und Besorgnisse, die bereits auf den Tagen zu Karlsbad und Laibach so lebhaft sich kundgegeben hatten, auf dem Congresse zu Verona gänzlich in Vergessenheit begraben haben? Mit nichten, sagt Caspérus in seiner „Histoire de la Restauration“ (VII, 396) „quant aux questions de gouvernement, telles que la licence de la presse, l'agitation des esprits, elles furent plutôt le sujet des conversations que des délibérations précises du congrès“. Man schwelte eine Reihe von Jahren ganz im Dunkeln über diese Sache; da gab sich auf einmal 1834 Elliot in dem „American diplomatic code“ durch Mittheilung eines Secret treaty of Verona das Ansehen, als ob er dadurch jenes Dunkel zu zerstreuen vermöge. Wir glauben dieses merkwürdige, unfehlbar aus dem Französischen ins Englische übersehte Actenstück unsern Lesern darum nicht vorenthalten zu dürfen, weil es selbst nur wenigen Historikern von Fach vollständig bekannt sein möchte:

„The Undersigned, specially authorized to make some additions to the treaty of the Holy Alliance, after having exchanged their respective credentials, have agreed as follows: Art. 1. The high contracting powers being convinced that the system of representative government is equally as incompatible with the monarchical principles as the maxim of the sovereignty of the people with the divine right, engage mutually, in the most solemn manner, to use all their efforts to put an end to the system of representative governments, in what ever country it may exist in Europe, and to prevent its being introduced in those countries where it is not yet known. Art. 2. As it cannot be doubted that the liberty of the press is the most powerful means used by the pretended supporters of the right of nations, to the detriment of those of Princes, the high contracting parties promise reciprocally to adopt all proper measures, to suppress it, not only in their own states, but also in the rest of Europe. Art. 3. Convinced that the principles of religion contribute most powerful to keep nations in the state of passive obedience which they owe to their Princes, the high contracting parties declare it to be their intention to sustain, in their respective states, those measures which the clergy may adopt, with the aim of ameliorating their own interests, so intimately connected with the preservation of the authority of Princes; and the contracting powers join in offering their thanks to the Pope, for what he has already done for them, and solicit his constant cooperation in their views of submitting the nations. Art. 4. The situation of Spain and Portugal unite unhappily all the circumstances to which this treaty has particular reference. The high contracting parties in confiding to France the care of putting an end to them, engage to assist her in the manner, which may be least compromiss them with their own people and the people of France, by means of a subsidy on the part of two empires, of twenty millions of francs every year, from the date of the signature of this treaty to the end of the war. Art. 5. In order to establish in the Peninsula the order of things which existed before the revolution of Cadix, and to insure the entire execution of the articles of the present treaty, the high contracting parties give to each other the reciprocal assurance, that as long as their views are not fulfilled, rejecting all other ideas of utility, or other measures to be taken, they will address themselves with the shortest possible delay, to all the authorities existing in their states, and to all their agents in foreign countries, with the view of establish connections tending towards the accomplishment of the objects proposed by this treaty. Art. 6. This treaty shall be renewed with such changes as new circumstances may give occasion for, either at a new Congress or at the Court of one of the contrac-

1855. 7.

ting parties, as soon as the war with Spain shall be terminated. Art. 7. The present treaty shall be ratified and the ratifications exchanged at Paris within the space of six months. Made at Verona the 22d Nov. 1822. Metternich. Châteaubriand. Bernstedt (Bernstorff). Nesselrode.

Ist dieses Actenstück echt? Schaumann bezweifelt es aus innern und äußern Gründen und auch der amerikanische Historiker Bancroft erklärt es für eine Schöpfung von Elliot's eigener Phantasie. Doch möchten wir unter den Beweisen für die Unrechtheit den Umstand, daß Bernstedt statt Bernstorff geschrieben ist, nicht für so ganz unbedeutend halten, als Schaumann annehmen zu dürfen glaubt, man müßte denn Undeutlichkeit der Handschrift im Originale voraussetzen, wenn ein solches wirklich vorhanden gewesen sein sollte.

Was nun die nächstfolgende Arbeit „Die neuern Forschungen über das alte Indien“ betrifft — die deutsche Wissenschaft hat sich seit etwas länger als einem Menschenalter mit dem alten Indien beschäftigt, England dagegen seit ungefähr 70 Jahren —, so wird sie dem gebildeten Laien genügen, am meisten und verständlichsten allerdings Dem, der sich mit Dunder's „Geschichte des Alterthums“ (Berlin 1853) vertraut zu machen Gelegenheit gehabt hat. Uebrigens ist durch Weber's Monographie wenigstens ein kleiner Theil des Wunsches erfüllt, den wir an Dunder zu richten Veranlassung genommen haben: eine Geschichte der Entwicklung und Resultate der indischen Studien in England, Frankreich und Deutschland zu schreiben; die wissenschaftliche Welt würde gewiß sehr dankbar dafür sein.

Sir Frederick Adam, der von 1798—1815 die gewaltigen Reiterkriege an sich vorübergehen sah (+ 1853) und als Soldat auf dem Kriegsschauplatz jener Zeit eine nicht unbedeutende Rolle spielt — in dem heissesten Moment der Schlacht bei Waterloo tritt er sogar in die Reihen der Männer des Vorbergrundes — war ein Beispiel, wie unter glücklichen äußern Verhältnissen ein gesunder und stiller Charakter auch ohne ungewöhnlich glänzende Geistesgaben sich zu schöner, nach allen Seiten hin wohlthuernder Reife entwickelt, und wie ein reiches thätiges Leben unter dem unmittelbaren Eindruck großer weltgeschichtlicher Ereignisse, in der Jugend nicht gehemmt noch verklämmert durch kleinliche Hindernisse, zu jenem Gleichmaß der Eigenschaften führt, von dem man oft geglaubt hat, daß es schwer sei, es inmitten aufregender Thätigkeit zu erlangen oder zu bewahren, dessen wahrer Prüßkern aber eine mächtige, Alles in Anspruch nehmende und beherrschende Gegenwart ist. Und das Bild dieses Mannes hat Alfred von Neumann gezeichnet, eine Empfehlung, die für Alle genügend sein wird, die entweder überhaupt gern Biographien lesen oder der Specialgeschichte Englands ihre Aufmerksamkeit zuwenden. An der Bekanntschaft mit Quellen und Hülfschriften fehlt es dem gelehrten Verfasser auch hier nicht.

Wenn Adolf Schmidt England im Jahrzehnd 1830—40 charakterisirt, so hat er folgende Punkte in besondere Betrachtung gezogen: die Reformbewegungen, die sociale Bewegung, die Kolonialpolitik und den Antagonismus der englischen und russischen Politik in Asien. Der Verfasser beabsichtigte nur schon Bekanntes oder auch schon Vergessenes zu einer möglichst klaren Anschauung zu bringen: gleichzeitige Berichte, zusammenhängende und periodische dienten zur Grundlage. Wir haben die Arbeit mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen und empfehlen sie nicht bloß Denen, welche gern bei dem Studium der politischen Entwicklungsphasen unserer Kulturstaaten verweilen, sondern insbesondere auch Denen, welche als Geschichtsschreiber einen klaren Ueberblick über die Geschichte Englands in dem genannten Zeitabschnitt zu geben nöthig haben. Beide werden ein Bild, einen Eindruck von dem merkwürdigen Weltstaate empfangen, der ebenso befriedigend als der historischen Wahrheit entsprechend ist.

In der Monographie „Persien seit dem Niedergang der Sefi“ begegnen wir Neumann mit seinen ebenso ausgebreiteten



als gründlichen Kenntnissen der orientalischen Verhältnisse und Zustände; wir wenigstens kennen in Deutschland keinen Mann der Wissenschaft, der sich auf diesem Gebiete mit ihm messen könnte. Seine Arbeit hat aber gerade jetzt ein besonderes Interesse, weil sie bereinigend und erklärend ist für den Kampf, der im Augenblicke die Augen aller Kulturvölker der Erde auf sich lenkt. Und sehr wahr sagt der Verfasser: „Die Geschichte Asiens hatte in früheren Zeiten ein bloß gelehrtes Interesse; nur von diesem Standpunkte aus ist sie betrachtet, ist sie behandelt worden. Dies änderte sich vollständig im Verlaufe unseres Jahrhunderts, namentlich der letzten Jahrzehnte. Asien ward in die Weltbewegung, in das europäische Staatensystem hineingezogen. Seine Geschichte, im höhern Grade die neuere, hat für den Staatsmann, für alle denkenden Classen eine praktische Bedeutung; das europäische Gleichgewicht hängt an der Weltstellung der östlichen Länder, Wucht und Bedeutung der europäischen Reiche, die Hebel ihrer Industrie und Handelsbewegung können nur mittels einer genauen Kenntniß der asiatischen Staaten und Bevölkerungsverhältnisse begriffen werden. Im Gegentheil finden die Stellung und Verhältnisse der Völker und Fürsten Asiens nur in Beziehungen zu Europa ihre Erklärung.“ An welche Quellen hat sich nun der Staatsmann wie der Historiker in der hohen besprochenen hochwichtigen Angelegenheit zu wenden? Zumeist an die englische Parlamentsliteratur, namentlich an die von ihrem Einbande so genannten Blauen Bücher; sie bilden seit 1803 52 nicht weniger als 1721 Bänden. Und aus ihnen, „aus denen man die Einsicht der wechselseitigen Völker- und Staatenverschlingung erlangt, welche der Geschichtsfreiber des neuen Morgen- und Abendlandes niemals aus den Augen verlieren darf“ hat der Verfasser gründlich und umfänglich geschöpft. Außerdem verweist derselbe noch auf viele andere Schriftwerke des Orients und Occidentals, so daß seine Abhandlung eine Bedeutung, einen Werth erhält, den auch der Historiker von Fach sehr hoch anschlagen muß. Uebrigens wird sowohl dem Staatsmann als dem Geschichtsforscher aus des Verfassers Darstellung das Verhältniß recht klar werden, in welchem Persien zu Rußland und England steht, und daß die Perser selbst sich darüber keineswegs so unklar sind, als man bei uns wol anzunehmen gewohnt ist.

Nichten wir endlich unsere Aufmerksamkeit auf die letzte Monographie, „Die orientalische Frage in ihrer Kindheit“, so setzen wir uns auf ein Gebiet, das dem hohen besprochenen ganz nahe liegt, haben aber auch Gelegenheit, einen Historiker zu beobachten, der auf seinem europäischen Felde nicht weniger zu Hause ist als Neumann auf seinem asiatischen. Wir müssen offen bekennen, daß wir uns in gleichem Grade über die gesunden politischen Ansichten gestreut haben, die Zinkeisen ausspricht, als über den Fleiß der Forschung, aus welcher das Ganze hervorgegangen ist; die zahlreichen angeführten Quellen und Hülfsschriften legen Zeugniß dafür ab. Es ist aber, um auf die Sache selbst wenigstens etwas näher und zwar mit den Worten des Verfassers einzugehen, „die orientalische Frage kein Erzeugniß moderner Cabinetspolitik oder der europäischen Verwickelungen neuerer und neuester Zeiten. Sie ist mit den Jahrhunderten entstanden, ist durch Jahrhunderte großgezogen worden, hat Jahrhunderte überlebt und wird sie noch ferner überleben bis ans Ende menschlicher Geschichte und europäischer Weltgeschichte. Denn sie zählt nicht zu jenen Fragen des Tages, die mit dem Tage kommen und mit der Nacht verschwinden wie leichte Traumgebilde. Sie war niemals eine jener müßigen politischen Phantasien, woran sich Wis und Wahn der Väter übten, damit sie von ihren Kindern desto besser als Thoren belacht werden könnten. Die orientalische Frage gehört, wie sie ist, zu den großen weltgeschichtlichen Momenten, an die sich die Geschichte von Staaten und Nationen knüpft, welche mit ihrem ganzen Ernste, in ihrer tief einschneidenden Wahrheit als schweres, unveräußerliches Erbtheil auf den Geschlechtern lasten und welche, so oft auch schon die Weisheit der Weisesten daran zusehnden geworden,

am Ende doch immer wieder, ihr altes, verhängnisvolles Gesicht zeigen in der Aufeinandergeschichte der Menschheit. Das ist die orientalische Frage, die nur einen Theil der heutigen, vorliegenden, bildet, schon in der That, insbesondere dem Osten des Mittelalters war, an dem die Diplomaten und Staatsmänner sich vergebens verjühten, daß schon damals Eiferungskämpfe auftraten, ohne sich aus Eifersucht Erfindungen zu machen, daß nicht nur keine gemeinschaftlichen Angriffe seitens der christlichen Mächte auf die Türken erfolgten, sondern sogar Abhängen mit derselben geschlossen wurden, wie z. B. vom Franzosen, oder daß man aus Handelsinteresse sich so gut wie möglich mit dem Schiffe der christlichen Welt zu verständigen suchte, wie dies insbesondere die Venetianer lange Zeit gethan haben; das ist aus den Geschichtsbüchern bekannt und Zinkeisen hat der Sache dafür genug zusammengestellt. Uebrigens aber stimmt wir mit dem Verfasser die Hoffnung, daß seine Abhandlung geeignet sein werde, die Einsicht in die Verhältnisse und Zustände zu erleichtern, welche die frühesten Entwicklungsstadien der orientalischen Frage bedingten und folglich auch für die spätere Gestaltung, selbst bis auf unsere Tage herab, nicht ohne bedeutenden nachwirkenden Einfluß bleiben können.“

### Ohne Schule keine Dichter.

Sowie die Universitätsjahre jedem Gebildeten für sein ganzes Leben einen gewissen Stempel aufdrücken, der seinen Stempel, welcher nie eine Hochschule besucht, mag er diesen Stempel auch noch so sehr mit moderner Salonbildung verdrängen, so sieht man es auch jenen Dichtern zweiten und dritten Ranges der klassischen, romantischen und selbst noch jungdrückenden Periode an, daß sie eine Schule durchgemacht, sich an hervorragenden Meistern gebildet haben; ehe sie wagen ein Werk zu veröffentlichen. Sich ihrer eigenen Schwäche bewußt, schürten sie sich bescheiden um das Panier eines Meisters, von dem eben die ganze Richtung den Namen erhielt, und so errangen sie nicht selten einen mehr als gewöhnlichen Erfolg gerade dadurch, daß sie an den Principien einer Schule hielten. Ueber jenen Driller von heute jedoch finden es meist durchaus nicht notwendig, ja viele sogar höchst überflüssig, bei dem Studium der Nationalliteratur in die Lehre zu gehen. In dieser großen Eile ist jeder sein Privatgenie, genügt sich vollkommen. Sie verschmähen jeden gutgemeinten Rath, glauben, sich selbst anbetend, unschwer zu sein, überschreiten in ihrer hohen Arroganz die Grenzen des Anstandes, bespötteln nicht nur die „naiven“ Kritik, sondern stoßen mit hygienischen Gedächtnissen, wovon wir weiter unten eines citiren werden, die öffentliche Meinung geradezu vor den Kopf. Wir wollen allenthalben in den Kampfzügen Epigonen sogar die Kritik noch preisgeben, wenn sie uns zurufen: „Kritik! Kritik! Was ist eine Kritik? die subjective Ansicht desjenigen, der sie geschrieben, aber merthin noch kein Druckspruch!“ Gut, jedoch nicht, wenn die Meinung darf man nie insultiren. Selbst ein Dichter wagt es nicht wagen, über seinen bekannten Jurist, „Schlag ihn todt, den Hund!“ die Variation zu machen: „Schlag sie todt, die Hündin!“ Die öffentliche Meinung ist allein die „souveräne Kritik“, Niemand anders in der Welt. Wenn man bedenkt, wie sich vor diesem Tribunal die größten Meister aller Jahrtausende beugten, so ist es mehr als lächerlich, wenn so ein neugeborenes Poetlein ein Epigramm, dagegen wie einem Handschuh hinzuschleudern wagt, um gleichsam die öffentliche Meinung zu einem Duell herauszufordern.

Der Leser merkt wol schon, daß wir heute ein kleines Auto-da-fe halten und das damnatur zum Flammenfode über ein paar dieser sporenlosen Schildkroten aussprechen werden. Wir glauben, daß es seine gute Seite hat, wenn man von Zeit zu Zeit zur allgemeinen Warnung ein Exempel statuirt, denn wenn dies so fort-schritte, so müßte die Kritik es sich am Ende noch als eine Gnade annehmen, die Dienstmagd der Litteratur sein zu dürfen. Sie hat









kurze Mittheilung darüber, die unwirklich zu Vergleich auf fordert.

„Fast in allen großen und kleinen Reichsstädten“ schreibt er in dem Blatte vom 13. Mai 1788, „herrschen jetzt Parteien. Der Geist der Eintracht, dieser lieget ihrer Ruhe, ihrer altdeutschen Einfachheit und Sicherheit, scheint von ihnen gewichen zu sein. Bürgerschaft und Rath trennen sich immer mehr voneinander. Auf dem hageren Rumpfe steht ein monströser Oligarchenkopf, der die ehemaligen präbenedicten reichsstädtischen Formen zu Misgeburten umgestaltet. Auch in Nachen spukt der Geist der Uneinigkeit und spaltet die Stadt in zwei Parteien, — in Altgelehrte und Aufgeklärte. Eine hält ab den alten Gebräuchen und Verträgen der Stadt mannlich und standhaft; diese hält's mit der neuen, die die Rechte der Bürger merklich schmälert.“

Ueberall kriechen die Raubgeier. Vordrückt Sader und Jüngst darf ein altgesinnter Ehemann seine junge, neugesinnte Ehefrau, die sich auf den Straßen der Stadt und neugesinnte Dergels rückt sich auf den Straßen der Stadt. So bereiten sich die Freien Städte unsers Vaterlandes selbst zum traurigen Augenblicke vor, wo ihnen kein Reiter Baum und Gebiß ins Maul legt.

Wer selber seine Befehle nicht,  
Verdient des Weisen Mitleid nicht.

#### Eigentümliche Wirkungen von Dichtwerken.

Ein eigenes Capitel in der Geschichte der Seelenkrankheiten und Geistesverirrungen ließe sich den Wirkungen widmen, welche gewisse Dichtwerke bei einzelnen Individuen hervorbrachten. Man hat in der That die sonderbarsten Beispiele solcher Wirkungen. Nachdem Schiller mit seinem wilden und kraftgemäßen Erstlingswurfe hervorgetreten war, zogen leipziger Rufensöhne im Jahr 1785 in den Böhmerwald, um großmüthige Begelegerer zu werden, gleich jenem Gelden, dem vor dem tintenfleckenden Säckulum, ekelte. Auch wiederholte sich ein solches Nachspielen von Schiller's „Räubern“ noch ein mal im Jahr 1836. Die Folgen des „Werther“ sind bekannt. Was Jean Jacques Rousseau betrifft, so erkrankte sich einst ein dreizehnjähriger Knabe mit Hinterlassung eines Briefs, der anfing: „Meine Seele vermache ich Rousseau, meinem Körper der Erde.“ So versichert Esquirol, Arzt am Hôtel de Dieu in seinem Buche „Les maladies mentales, considérées sous les rapports médical, hygienique et médico-legal“ (2 Bde., 1838), und vor etwa 18 Jahren berichteten die pariser Tagesblätter den Tod eines Unteroffiziers, der sich erschossen hatte, und in seinem letzten Willen um die Grabinschrift bat: „Hier liegt ein Mensch, der an Victor Hugo geglaubt hat.“

#### Bibliographie.

Voelckel, F., Gedichtesammlung. 2te, veränderte Auflage. Rendsburg. 1854. 8. 12 Rgr.  
Candidus, K., Einleitende Grundlegungen zu einem Neubau der Religionsphilosophie. Leipzig, Ditzel. 8. 12 Rgr.  
Dischinger, W., Biographie in heiligen Remouren aus dem Leben berühmter und berühmter Personen seit Vater Adam bis auf die Zeitgenossen. „Eine Weltgeschichte in Anekdoten“. III. A. u. d. L.: Entstehung der Erde und des Menschen, Ursprung der Sprache und Bildung der Staaten. München, Finsterlin. 16. 3 Rgr.  
Forklage, K., System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Her Abteil. Leipzig, Brochhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.  
Freiligrath, F., Gedichte. Neueste Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Rgr.

Verlag, H., Präsentationsrecht auf Parteien. Rendsburg, 1854. 12 Rgr.

Hagen, A., Rott, das sind Rürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einem Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgegeben. Die durchgesehene Ausgabe. Leipzig, Weber. 8. 1 Rgr. 15 Rgr.

Hahn's, R., Liebhaber-Theater. Mit besonderer Rücksicht auf Gesellschafts- und Privat-Theater herausgegeben. Berlin, Gaudel's Verlag. 8. 1 Rgr.

Peller, G., Ueber Ernährung und Stoffwechsel, so wie über einige der vorzüglichsten Nahrungsmittel. Breslau, Wundt. 8. 1 Rgr. 15 Rgr.

Hefel, G., Patronatschenbuch. Neue Soldaten-Geliebten. Berlin, Gode. 8. 15 Rgr.

Kruger, S., Urgeschichte des Indogermanischen Völkerstammes. Leipzig, Brochhaus. Gr. 8. 1 Rgr. 15 Rgr.

Krumhaar, K., Die Grasschaft Mansfeld im Reformationszeitalter. Mit besonderer Rücksicht auf die Reformationsgeschichte aus den Quellen dargestellt. Gießen, Reichardt. 8. 1 Rgr. 6 Rgr.

Möller, H., Geschichte, herausgegeben durch den Herausgeber. 2te unveränderte Abdruck. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Rgr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Möller, H., Geschichte der Nibelungen. Not Bradischweil; Schwetachke u. Sohn. 4. 1 Thlr. 15 Rgr.

Verlagsgesellschaft von Hermann Knecht.





Blüten gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus erschen, wie der Verfasser sowohl alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reisergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr reiches Material umflüßig ausgebeutet den entschiedensten Nutzen für die Erschließung der Dichtkunst bietet.

109. **Neßkub (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. Siebente bis neunte Lieferung. 12. Geh.

Ludwig Neßkub's historischer Roman „1812“ hat sich eines großen Beifalls beim deutschen Publicum zu erfreuen gehabt: drei Auflagen sind davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die vierte Auflage. Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehrere fremde Sprachen übersetzt. Das er aber bleibenden Werth hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortbauenden Interesse der deutschen Leswelt für denselben. Der Roman schildert beinahe die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleons gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812“ bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften** von Ludwig Neßkub. Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die erste Folge (12 Bände, 1843–44) enthält: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst-Romane. — Romane. — Auswahl aus der Reisebildergalerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die zweite Folge (8 Bände, 1846–48) enthält: Agiter und Paris im Jahr 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

110. **Neßkub, (L.), Garten und Wald.** Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 12. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Neßkub bietet in diesen vier Bändchen der deutschen Leswelt, zu deren beliebtesten Erzählern er gehört, theils Erdichtetes, theils sehr Geliebtes: eine Sammlung von Novellen, Erzählungen und Biographien bedeutender Personen, mit denen der Dichter in nähere Berührung kam. Die drei ersten Theile enthalten: (I.) „Bergelme. Novelle“; „Der Deserteur. Novelle“; „Die Blume des Schicksals. Ein Reisebildchen“; „Habalut oder die große Sonnenfinsternis des 12. Mai 1836. (Ein sehr sonderliches Abenteuer.“) (II.) „Das diamantene Kreuz. Novelle“; „Familienkatastrophe. Novelle“; „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Eine novellistische Skizze nach einer wahren Begebenheit.“ (III.) „Die Geschwister. Novelle“; „Die leichtsinnige Ehe. Eine Skizze nach dem Leben“; „Kachbar Otolantius. Eine Skizze“; „Eine Skizze aus Johannes Kreifers Tagebuch“; „Reise durchs Karthol. Herbstreisbild.“ Der vierte Theil enthält folgende Biographien: „Jean Paul. Klein persönliches Bekanntwerden mit demselben“; „Beethoven. Ein Bild der Erinnerung aus meinem Leben“; „Ludwig Berger. Ein Denkmal“; „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Erinnerungsblatt.“

111. **Rosenfranz (K.), Aus einem Tagebuch.** Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Karl Rosenfranz veröffentlicht in dieser Schrift einen Theil seiner Tagebücher: ein kunstschriftliches, oft pikantes, stets aber interessantes Gemälde, keine Annalen der deutschen Philosophie und in epigrammatischen Witzellen eine Art Chronik königsberger allgemein interessanter Zustände. Die Schrift hat gleich bei ihrem Erscheinen viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt.

(Der Beschluß folgt.)

## Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

**J. S. Ersch und J. G. Gruber.**

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1854 neu erschienen:

**Erste Section (A—G).** Herausgegeben von **M. S. C. Meier.** Achtundfünfzigster und neunundfünfzigster Theil.

Diese zwei Theile enthalten unter Anderm nachstehende wichtige Artikel:

Genf von **Escher**; Genie, Genius von **Scheidler**; Genista, Genisteen, Gentiana, Gentianeen von **Garcke**; Genadius, Gentilis, Geoponica von **Bachr**; Genoveva von **Zacher**; Gent, Genua von v. **Woyna**; Gentilität von **Rein**; Gentz von **Hayn**; Geodäsie von **Wiegand**; Geognosie, Geologie von **Giebel**; Geographie von **Hasemann**; Geometrie von **Buchbinder**; Geometrie (descriptive) von **Schlömilch**; Georg (Könige, Kurfürsten, Herzöge, Fürsten und Markgrafen dieses Namens) von **Bell**, **Döring**, **Kölb** und **Röse**.

**KS** Früheren Subscribenten auf die **Allgemeine Encyclopädie**, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert. Leipzig, im Februar 1855.

**J. A. Brochhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brochhaus.** — Druck und Verlag von **J. A. Brochhaus** in Leipzig.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

## Der Parlamentarismus wie er ist.

Von **L. Bucher.**

Kl. 8. Eleg. geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Eine Schilderung der Entwicklung des Englischen Parlamentarismus und eine Kritik desselben von diesem geistreichen und scharfen Beobachter wird nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen; sie bietet zugleich eine mit wenigen, aber klaren Strichen entworfene Darstellung der englischen Rechts- und Verfassungsgeschichte.

Berlin, Januar 1855.

**Franz Duncker**

(W. Besser's Verlagsbuchhandlung.)

Soeben erschien bei **J. A. Brochhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

## Magdala.

Dichtung

von

**Moriz Sorn.**

8. Heftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neueste Dichtung **Moriz Sorn's**, der sich durch die von **Robert Schumann** componirte Dichtung: „Die Pilgerfahrt der Rose“ (geb. 20 Ngr., geb. 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, und „Die Lilie vom See“ (geb. 24 Ngr., geb. 1 Thlr.), beide in Miniatur-Ausgaben, bereits zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben hat.



Erscheint wöchentlich.

Mr. 8.

22. Februar 1855.

Inhalt: „Militärische Briefe eines Verstorbenen.“ Von Carl v. Scharf von Bernad. — Friederike Friedmann. Von Kiegan-  
bet Jung. — Wilhelm von Schadow's „Moderner Basari“. — Aus Paris. — Neugriechische Literatur. — Ketzgen. —  
Bibliographie. — Ketzgen.

## „Militärische Briefe eines Verstorbenen.“

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Drei Bände. Herausgegeben von P. J. Kessels Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 2 Bde. 24 Rgr.

Das Aufsehen, welches die „Militärischen Briefe“ sowohl ihrer originellen Grundidee als auch ihres gediegenen Inhalts wegen bei ihrem ersten Erscheinen machten, wird unserm militärischen Publicum noch in gutem Andenken sein. Man erschöpfte sich damals in Vermuthungen, wer der unbekante Verfasser sein könnte, und suchte ihn fast nur unter den höhern Offizieren der preussischen Armee, wo man abwechselnd den Herzog von Mecklenburg, commandirenden General des Generalcorps, den General von Radomiz, den General von Gänge, Verfasser der „Betrachtungen über die Thatsachen der Feldzüge“, und noch Andere dafür hielt. Es verführte dazu die gründliche Kenntniß und Beurtheilung des preussischen Heers und seiner Vergangenheit, von welcher aber, daß König Friedrich II. als Feldherr im Napoleonischen Kriege, welcher Ansicht unsere damaligen Bundesgenossen, die dem Fremden gern auf eigene Kosten Beistand und Letzter mehr noch schenken, bekanntlich abhold sind. Referent selbst glaubte damals an gewissen Eigenschaften des unabweislich den Verfasser errathen zu haben und war sehr überrascht, als er bald eines Anderen belehrt wurde.

Seitdem ist von dem trefflichen Werke, dessen starker Umfang Vielen die Anschaffung erschwerte, von dem aber einzelne Theile schon neue Auflagen erlebt haben, eine ganz neue Ausgabe nöthig geworden. Sie erscheint jetzt in höchst prächtiger Ausstattung, vom Verfasser mit Benutzung aller seitdem zugänglich gewordenen Quellen und neu erschienenen bedeutenden Werke bearbeitet und theilweise neu bearbeitet, allen Freunden des Kriegswesens eine hochwillkommene Erscheinung.

Der Name des Verfassers ist kein Geheimniß mehr, wir haben ihn schon mit Freuden in der dritten Auflage 1855. a.

lage seiner vielbenutzten „Taktik der Infanterie und Cavalerie“ (dritte, verbesserte Auflage, zwei Bände. Adorf, Verlagsbureau. 1852), in seiner von keinem andern Werke an praktischer Brauchbarkeit übertroffenen „Anleitung zur Reconnaissance und Beschreibung des Terrains“ und neuerdings wieder in der neuen Auflage seiner „Eisenbahnen als militärische Operationslinien“ (zweite Ausgabe. Adorf, Verlagsbureau. 1853) bezeugt, welches letztere auch für die Zukunft wichtige Werk anfangs von den Weisen als Phantasiestück vornehm belächelt, bald aber durch die Riesenfortschritte der Zeit glänzend gerechtfertigt worden ist.

Die „Militärischen Briefe“ stehen auf einer höhern Stufe, sie sind vorherrschend strategischen Inhalts. Wie aber die Strategie, die wir kurz als höhere Kriegsführung bezeichnen möchten, das ganze Gebiet des Kriegs beherrscht, die Kriegsmittel und ihre Organisation zur Kriegsmacht, deren Verwendung zum Zweck des Kriegs, welcher die Niederwerfung des Gegners ist, wobei wieder der Truppeneinsatz, die Taktik, den Schlag ausführt, wie sie endlich auch von der Staatskunst getragen sein muß, wenn sie günstige Erfolge erringen und dauernd sichern will, so finden wir in dem vorliegenden Werke die reichhaltigsten Aufschlüsse und Bemerkungen über alle diese Elemente, welche von so wesentlichem Einfluß auf die Kriegskunst sind. Daß der Verfasser dabei nicht für ein exclusiv militärisches Publicum, sondern auch für „Laien im Kriegswesen zur unterhaltenden Belehrung“ geschrieben hat, können wir ihm nur zum Verdienst anrechnen und seinem Werke daraus einen neuen weit verbreiteten Erfolg vorherzusagen. Möchte derselbe auch auf das erstere recht heilsam wirken! Es ist theilweise nur noch zu sehr in jenen Theorien befangen, deren Wichtigkeit der Verfasser so schlagend darthut.

Wenn wir auf den ebenso reichhaltigen als interessanten Inhalt des Werks, wie dasselbe es verdient, näher eingehen, so werden wir seinen zahlreichen ältern Freunden schwerlich etwas Neues sagen; einem großen Theile des Publicums, namentlich des Jüngern, ist es

aber nicht näher bekannt geworden, und wir hoffen ihm durch unsere Mittheilungen neue Freunde — möchten es recht viele sein! — zu gewinnen.

Die Grundidee des Ganzen ist dem Wesen nach dieselbe, welche in den hinterlassenen Werken des Generals von Clausewitz vorwaltet: das Streben, richtige Ansichten über die Natur des Kriegs zu verbreiten, daraus Folgerungen für dessen zweckmäßige Führung zu ziehen, zugleich aber einseitigen Theorien durch die siegende Beweis kraft der Thatfachen entgegenzutreten. Der Verfasser, der Clausewitz' Verdienste als Militärschriftsteller mit seltener Klarheit erkannte und sie noch immer in gewissen Kreisen nicht in ihrem ganzen Werthe gewürdigt sah, faßte den Gedanken, „die in seinen Schriften enthaltenen Goldkörner in gangbare Münzsorten auszuprägen“, wozu er eine Form wählte, an sich schon geeignet, die Phantasie und den Geist der Leser anzuregen. Er führte daher Clausewitz als „Verstorbenen“ ein, der nach seinem irdischen Abscheiden in einen höhern Weltkreis, den Olymp, versetzt, von dort aus, wie ihm durch besondere Vergünstigung und auf räthselhaftem Wege gestattet ist, Mittheilungen, „Briefe“, an seine noch lebenden Freunde richtet, um darin die großen Fragen über den Krieg und die Kriegsführung, deren Lösung seine Lebensaufgabe gewesen, im geläuterten Lichte des Jenseits, nach den Aufschlüssen, welche er hier von den Feldherren und Trägern früherer Kriege selbst gewonnen, ausführlicher und freier von Rücksichten zu besprechen, als es ihm auf Erden vergönnt war. Zwei Elemente hat der Verfasser in diesen Briefen walten lassen: ein ernstes, wissenschaftliches und ein humoristisches; er hat es mit guter Absicht gethan, denn er wollte, sein doppeltes Publicum im Auge, unterhaltend belehren. Mit seltenem Talent ist es ihm gelungen, diese beiden einander oft genug widerstrebenden Elemente auf die glücklichste Weise, ohne schroffe Uebergänge, harmonisch zu verbinden. Das nichtmilitärische Publicum, wie er ganz richtig erkannte, interessiert sich neben den Thatfachen auch noch für andere Dinge, welche ohne ein solches Auskunftsmittel gar nicht hätten besprochen werden können, und gestehen wir es nur ehrlich, auch die ältern, strengern Militärs (die jüngern haben sich ohnehin köstlich bei der Lectüre amüfirt!) sind oft genug, so sehr sie die „*Ultraria*“ schalten, von ihnen ergötzt worden, weil es ein gesunder Humor war und sich manche ernste Wahrheit darin ausdrückte. Auch diente er manchmal dazu, wie man zu sagen pflegt, bittere Pillen für Diesen und Jenen zu verülbern. Kein anderer transatlantischer Schauplatz eignete sich aber für die ange deuteten Zwecke besser als der Olymp mit seinen allbekannten, plastisch ausgeprägten Göttergestalten, denen schon die antike Welt unbewußt ein ironisches Element gegeben: der Verfasser hat auch darin den glücklichsten Takt bewiesen. So haben wir die eingestreuten olympischen Phantasmagorien niemals für ein überflüssiges Beiwerk angesehen, sondern uns ihrer stets wahrhaft erfreut.

In einem Punkte müssen wir jedoch dem Verfasser

widersprechen. Er glaubt nicht in seinen Mittheilungen eine Bereicherung der Kriegsgeschichte gegeben zu haben; wir sind anderer Meinung: wir halten sie nicht allein für eine Bereicherung der Militärliteratur im Allgemeinen, sondern auch ganz besonders der Kriegsgeschichte. Denn was kann für letztere wichtiger sein, als wenn die Beweggründe der Kriegshandlungen, der Einfluß, welchen die Charaktere der Feldherren auf dieselben haben, und noch viel andere Momente, die von den Geschichtsschreibern selten in das rechte Licht gestellt werden, weil die meisten von einseitigem Standpunkt ausgehen, so klar, oft so überzeugend vorgetragen sind, wie es in den „*Militärischen Briefen*“ geschehen ist? Ferner halten wir es jederzeit für ein verdienstliches Werk, „der Aferweitheit die Larve vom Gesicht zu ziehen oder ihr einen Spiegel der Erkenntniß vorzuhalten“. Der würdigen Tendenz endlich, ebenso wol die Zukunft als die Gegenwart und Vergangenheit in politischer und militärischer Beziehung im Auge zu behalten und als höchstes Ziel seiner Wünsche ein in Fürsten und Volk einigtes, großes und mächtiges Deutschland zu bezeichnen, wird wol Jeder, dem des gemeinsamen Vaterlandes Ehre und Glück am Herzen liegt, seine volle Anerkennung zollen.

Die erste Sammlung enthält 28 Briefe. Der „*Verstorbene*“ schildert im Eingange seine Ankunft im Olymp, wo er am äußern Thore die Lützower Jäger als Ehrenwache findet und durch den dienstthuenden Generaladjutanten, in welchem er mit Entzücken seinen Freund Scharnhorst erkennt, bei Jupiter vorgestellt wird. Dieser ertheilt ihm den Befehl, allen den Feldherren, über welche er sich in seinen Werken günstig oder ungünstig ausgesprochen hat, seine Aufwartung zu machen. So läßt er sich zuerst bei Friedrich dem Großen einführen. Charakteristisch für den Geist des ganzen Werks ist hier gleich die Aeußerung, welche der Verfasser dem großen Könige in den Mund legt.

Ueber meine Feldzüge haben viele Leute geschrieben und mir hinterher gute Lehren geben wollen, wie ich es hätte besser machen sollen. Ich bin aber vollkommen überzeugt, daß diese Herren an meiner Stelle, obgleich mit denselben Gewaltmitteln ausgerüstet, nicht halb so viel ausgerichtet haben würden, ungeachtet ihrer vielgepriesenen Operationsysteme. Meine ganze Kriegsführung war im Grunde sehr einfach, hatte nur die Sicherung Schlesiens und meiner Erbländer zum Zweck. Daß ich nicht warten durfte, bis alle meine Gegner sich gegen mich vereinigt haben würden, lag in dem großen Mißverhältniß der Streitkräfte, die wir gegeneinander aufbieten konnten; ich mußte also einen nach dem andern angreifen, schlagen, zurückschicken. Das war mein Kriegssystem, und meine vielgepriesene Weisheit bestand darin, daß ich dabei weder über meine Kräfte ging, noch im Siegeslaufe die Grenzen überschritt, die ich mir selbst gesetzt hatte.

Man hat mich oft getadelt, wo ich Lob verdiente, und oft gepriesen, wo man mich hätte tadeln sollen. Nur Er allein hat mich verstanden, weil es Ihm mehr darum zu thun war, die Beweggründe meines Thuns und Lassens zu erforschen, als sich vor den Leuten das Ansehen zu geben, Er verstehe das Kriegsführen noch besser als ich.

In diesen Worten spricht sich die Ansicht des Verfassers aus, wonach die Kritik bei Beurtheilung der

Feldherren und ihrer Strategie forschten wüßte, und wir können ihm darin nur beipflichten.

Der „Verstorbene“ trifft hierauf mit Seydlitz zusammen, macht Lurenne, Luxembourgen und Gustav Adolf seinen Besuch und berichtet des schwedischen Helden Aussprüche über philosophische Kriegstheorien. Es ist uns schwer zu errathen, auf welche „Theorie des großen Kriegs“ diese Aussprüche besonders gemünzt sind. Die Esammatiker werden darin Tanzmeistern verglichen, welche ihren Jünglingen die Touren mit Kreide auf dem Fußboden vorzeichnen; es wird ihnen vorgehalten, daß streng philosophisch gebildete Köpfe den Irrthümern noch mehr ausgesetzt sind als die Naturmenschen, daß das Streben der philosophischen Kriegsgelehrten, ihre Wissenschaft auf positive Wahrheiten zu gründen, eitel und nutzlos bleiben wird, solange der Krieg aus denselben Elementen zusammengesetzt ist, welche seine Verhältnisse stets in der größten Mannichfaltigkeit gestalten und sie dadurch aller Berechnung entziehen, daß man sich daher mit Andeutungen begnügen und die wenigen haltbaren Grundsätze als Themata bezeichnen müsse, auf welche jeder Handelnde nach Maßgabe der ihm zu Gebote stehenden geistigen und materiellen Hilfsmittel beliebige Variationen zu machen habe. „Eher wird man die Bellona am Spinnrocken sitzen“, schließt der Angriff heissend, „oder mit dem deutschen Strickstrumpfe in der Hand lustwandeln sehen, als daß der wilde Mars sich bequemen werde, nach der Melodie zu tanzen, die schlechte Musik mit verstimmt Instrumenten ihm aufspielen.“ Der Verfasser hat in dem ersten Briefe damit sein Programm gegeben.

Ergötzlich beginnt der zweite Brief mit einer Schilderung des geselligen Lebens im Olymp, wobei wieder mehr renommierte Strategen, nach ihren Systemen durch satirische Rüppchen unterschieden, zwar nicht genannt, aber treffend bezeichnet werden. Ihrem Spiel mit Steckendekken macht endlich Mars ein Ende, indem er sie durch den Cerberus nach dem Stalle des Augias treiben läßt, der ihnen zum Sommeraufenthalt angewiesen ist. Nach dieser scharfen Satire kommen ernste Fragen zur Erwägung. Ob der Angriff stärker sei als die Verteidigung, ist zu verschiedenen Zeiten ein Streitpunkt in der Kriegsführung gewesen; das Verhältniß beider wird hier von allen Seiten wiederholt beleuchtet, ihr Begriff in politischer, strategischer und taktischer Beziehung festgestellt und die Wahl einer dieser Kriegsformen von wesentlichen Bestimmungsgründen abhängig gemacht: eine der gründlichsten und belehrendsten Abhandlungen, durch viele historische Thatfachen belegt, welche zum Studium nicht genug empfohlen werden kann.

Der Empfang bei Napoleon gibt Gelegenheit, auch diesen Meister sich über sein Kriegssystem auszusprechen zu lassen:

Den gelehrten Formenmenschen da unten war meine Kriegsführung völlig ungreiflich, denn sie zeichnete sich durch nichts weniger aus als durch künstliche Formen. Alles war höchst einfach darin. Mein Geheimniß bestand vornehmlich in der

bessern Dekonomie mit Zeit und Kräften, ein Gegenstand, der gar nicht ins Auge fällt und doch von entscheidender Wichtigkeit ist. Ich kam zu rechter Zeit auf den entscheidenden Punkt und siegte im entscheidenden Momente durch meine Uebermacht. In strategischer Beziehung haben das andere Feldherren zu weilen auch gethan, die Dekonomisirung mit den Kräften in meinen großen Entscheidungsschlachten, durch welche ich ganze Königreiche mit Einem Schläge zertrümmerte, ist mir aber eigenthümlich und von dem Nutzen starker Reserven hatte vor mir kein Mensch eine Ahnung.

Man kann Napoleon's Kriegsführung nicht kürzer und treffender charakterisiren.

Zu den ergötzlichsten Figuren des phantastischen Theils gehört Münchhausen, der bekannte lügenhafte Baron, den der Verfasser nicht ohne Grund auftreten und in seiner Weise auch für das Kriegsmaterial experimentiren läßt. Seine Jagdpillen, sowie die sich daran knüpfenden Lucubrationen über den Einfluß von Ingrebienzien auf Geist und Gemüth des Menschen enthalten die schärfste Kritik unhaltbarer Kriegssysteme. Es heißt hier:

Wenn diese großen Geheimnisse erst ergründet sind, dann werde sich auch die Kriegsführung jener Einfachheit erfreuen, welche ihr einige neuere Kriegskünstler schon jetzt andichten; man brauche sich bloß in Besitz jener Häßer und Risten zu setzen, welche den ganzen Subgriff aller guten, physischen, moralischen und intellectuellen Eigenschaften einer Truppe enthalten; das ganze Geheimniß der Strategie, welches bis jetzt nur Wenige ergründet und die Wenigsten zur klaren Anschauung gebracht haben, werde alsdann darin bestehen: die Verbindung des Feindes mit seiner Feldapothek zu unterbrechen, und die Strategie selbst werde sich auf den einfachen Begriff einer Lehre von der Verbindung reduciren, während sie in unsern Tagen noch das Erhabenste der Kriegsführung enthalte.

Hier fühlt der Verfasser in einer Anmerkung selbst, daß er den Schriftsteller, welcher die lesterwähnte Definition gegeben und dem überhaupt die Polemik des Werks vorzüglich gilt, mit zu scharfer Laune begossen hat, denn sein System, wie sehr es auch gleich allen Systemen in dieser irrationalen Region an Einseitigkeit und Widersprüchen mit der Erfahrung der Kriege leide, verdient wol um seines Scharfsinns willen eine andere Würdigung als herbe Verhöhnung. Diese ernstere Würdigung wird ihm denn auch im ersten Briefe zutheil, wo das Wesen und der Zweck einer Kriegstheorie, wie sie allein möglich ist, erläutert wird. Die Hauptschwierigkeit derselben findet der Verfasser mit Recht in den Eigenthümlichkeiten der Natur des Kriegs, deren bemerkenswerthe aufgeführt werden, woraus dann wieder eine Reihe von Sätzen, unwandelbar an Geltung, und damit die Möglichkeit hervorgeht, wenn auch keine positive Lehre, was geradezu unmöglich, wol aber eine Anweisung zum Handeln, mit aller Freiheit der Combination, aufzustellen. Der Verfasser gibt hier in auge die Lehren des Verstorbenen wieder, weil sich schwerlich etwas Gediegeneres über den Gegenstand sagen läßt.

Eine Reihe von Betrachtungen über die kriegerischen Verhältnisse der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts füllt die folgenden Briefe. Die Feldherren der Zeit, Dessligner, Lurenne, Condé, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, Prinz Eugen, werden charakterisirt, einzelne

Kriegsbegebenheiten ausführlich dargestellt, besonders die Türkenkriege, welche durch die neuesten Ereignisse wieder ein großes Interesse gewinnen. Dazwischen werden Verhältnisse von allgemeiner Wichtigkeit mit klarer Auffassung besprochen: die gegenseitigen Beziehungen der Politik und der Kriegskunst, die Verschiedenheit der Kriegszwecke, Frankreichs Uebergewicht in jener Zeit und Deutschlands politische Bedeutungslosigkeit — schmerzlich zu lesen! — auch einzelne taktisch-strategische Fragen, z. B. über die Vertheidigung großer Flüsse. Der Verfasser hat diesem Thema seine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet und in der höchst objectiv gehaltenen Discussion seine eigene Ansicht in der des neunten Sprechers dargelegt, dabei auch der Eisenbahnen als Verstärkungsmittel der Flußvertheidigung gedacht. Vortrefflich ist der Rath, den er zum Schluß gibt:

Legt die Hände nicht müßig in den Schoos, sondern rüßt euch zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind mit allen Waffen, die Natur und Kunst, Wissenschaft und Industrie euch mit so großer Freigebigkeit darbieten. Das jezige Jahrhundert macht Ansprüche auf Großartigkeit, vergesse das nicht und meide die Gegenwart nicht mit der Krämerelle!

Wohl zu beherzigen, besonders die letzte Ermahnung!

Wenn sich in den „Militärischen Briefen“ überall ein selbständiges Urtheil, unbeirrt durch bisher geltende Meinungen, kundgibt, so ist das ganz besonders der Fall in Bezug auf die Kriegsführung Karl's XII. Der Verfasser findet diesen Helden in den meisten Geschichtsbüchern nur als Zerrbild gezeichnet, sein Verfahren nach dem Erfolge, also ganz schief beurtheilt und übernimmt es, die Richtigkeit dieser Urtheile zu beweisen. Allerdings hat man dem „Eisenkopfe“, der nach eigenem Willen, ohne fremden Rath zu suchen oder seiner zu bedürfen, handelte, der keinen Vertrauten besaß, welcher über die Beweggründe seines Handelns, wenn auch erst nach seinem Tode, Aufschluß geben konnte, vielfach Unrecht gethan und ein sonst gebiegener Historiker seine ganze Kriegsführung geradezu in das Gebiet des Abenteuers verwiesen. Der Verfasser läßt auf ihn nicht bloß, wie er in der Vorrede sagt, Streiflichter fallen, sondern übernimmt es, aus seinem Charakter und seiner Anschauung der Weltlage, die er eine großartige nennt, seine Handlungen zu erklären und ihm in der Meinung der Nachwelt dieselbe Gerechtigkeit zu verschaffen, welche sie ihm bis jetzt versagt hat. Aus diesem Streben geht eine ganz neue Auffassung des wechselvollen Nordischen Kriegs hervor, welche dazu dienen wird, das Urtheil über den Schwedenkönig vielfach zu läutern. Der bemerkbare Widerspruch zwischen seiner außerordentlichen Thätigkeit im Kleinen und auffallenden Unthätigkeit im Großen, welcher zu dem Schluß verführt hat, daß er nur nach augenblicklicher ritterlicher Laune, sonst aber ohne Plan und Zweck gehandelt habe, wird aus der Nothwendigkeit erklärt und gelöst, für den großartigen Plan, das russische Reich an seinem Fortschreiten gen Westen zu hindern, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen und doch zuweilen durch gewaltige Stöße in irgend einer Richtung die Kraft dazu zu befrachten, um die öffentliche Meinung für jenen Plan zu

gewinnen. Diesen Gesichtspunkt festgehalten, den der Verfasser durch ein tieferes Eingehen in die Kriegsbegebenheiten als den einzig richtigen darstellt, wird man Plan und Zusammenhang nirgends vermissen und die ungeheure Consequenz bewundern, mit welcher der König seinem fernen Ziele zustrebte. Karl XII. war ein Mitglied des Deutschen Reichs — wie verschieden würde sich, wenn er siegte, auch Deutschlands Geschichte gestaltet haben! Wir machen unsere Leser auf diesen Theil der Sammlung vorzüglich aufmerksam. Ein natürlicher Anknüpfungspunkt findet sich hier für den Angriff Napoleon's auf Rußland, dessen Besprechung die letzten Briefe der ersten Sammlung füllt.

Der zweite Band enthält deren 24. Die ersten fünf sind der Beleuchtung des Spanischen Erbfolgekriegs gewidmet, sie enthalten, 1840 geschrieben, zeitgemäße Mahnungen für Gegenwart und Zukunft. Auch über Coalitionen wird ein wahres Wort gesprochen. Die Charakteristik der französischen Feldherren, welche in jenem Kriege eine Rolle gespielt haben, ist scharf und treffend, nur ist Tallard etwas zu hart nach seinem allerdings verschuldeten Unglücke von Hochstädt beurtheilt, vorher hat er sich doch besser gezeigt, z. B. bei Speier. Was über den Werth des dreifachen Festungsgürtels an Frankreichs Nordgrenze gesagt wird, hat seine Bestätigung in unserm Jahrhundert erfahren. Hier möchten wir, den Werth und die richtige Anlage von Festungen betreffend, auf den Abschnitt in der vielbesprochenen „Theorie des großen Kriegs“ von Willisen, aufmerksam machen, welcher dies Thema — und zwar diesmal in gleichem Sinne — behandelt. Was Festungen als Hauptstützen der Landesvertheidigung leisten sollen, wo und wie sie anzulegen sind, der Werth der Festungsgruppen, der verschanzten Linien und Lager wird in einem ganzen Briefe ausführlich besprochen, und es ist interessant, damit zu vergleichen, was Willisen sowohl als General Bresse, der Chef des preussischen Ingenieurcorps und Generalinspector der Festungen, darüber sagen. Die Abhandlung des Letztern, zu Berlin in der Militärischen Gesellschaft vorgelesen, ist leider nur als Manuscript gedruckt und sehr selten geworden, sie enthält Ausgezeichnetes auch über die neuern Befestigungen und die Motive, welche sie, abweichend von dem Bastionärsystem, hervorgerufen haben. Die Ansichten des „Verstorbenen“ über die Befestigung der Hauptstädte wird man, selbst abgesehen von den Erfahrungen der neuesten Zeit, welche noch einen andern Grund in die Wagschale geworfen haben, nur theilen können, und allzu wahr ist, was er von der übeln Gewohnheit der Ingenieure und Artilleristen sagt, ihren Blick selten über das Operationsfeld ihrer eigenen Thätigkeit hinausstreifen zu lassen. Geistreiche und vorurtheilsfreie Offiziere dieser Specialwaffen haben selbst darüber geklagt, daß auch in maßgebenden Regionen diese technische Einmauerung eher befördert als bekämpft worden sei, und die sehr übelgenommene Schrift eines „Artilleristen, der Soldat geworden“, bekundet jene Klage ebenfalls. Im weitern Verlaufe der Vortragsun-

gen über den Spanischen Erbfolgekrieg lesen wir eine klare Darstellung und Kritik der Schlacht von Hochstädt, an welche sich lehrreiche Bemerkungen, in welcher Art ein Sieg zu benutzen sei, knüpfen. Napoleon stellt dem Feldzug von 1704 dann seinen eigenen von 1805 gegenüber, um die Größe des Einflusses zu ermessen, welchen die Einheit der Idee und der Macht auf den Krieg übt. Dieser Feldzug ist neuerdings in einem auch in d. Bl. besprochenen Werke von Rüstow trefflich dargestellt worden und die neue Ausgabe der „Militärischen Briefe“ nimmt auf dasselbe Bezug; die glänzenden Resultate, welche Napoleon gewonnen, werden auch hier der geschickten Combination der Bewegungen und vor allem der Präcision ihrer Ausführung, Früchte der Uebungslager, zugeschrieben. Gewiss ist dieser Feldzug einer der kunstvollsten, welche je geführt worden, und Napoleon wählt ihn stets, wenn seine Vorträge ihn zu dem Versuche führen, Napoleon's Kriegssystem, durch Thatfachen belegt, darzustellen.

Mit sehr gemischten Gefühlen liest man, was im siebenunddreißigsten Briefe über die wissenschaftliche Bildung der Officiere gesagt wird. Die Vorurtheile, mit denen hier zu kämpfen ist, sind nur allzu richtig erkannt, und der satirische Rath, den hier der alte Berenhorst gibt, geradezu das Lesen und Schreiben militär-wissenschaftlicher Werke zu verbieten, weil es dann erst geschehen würde, klingt sehr bitter. Leider ist die Gleichgültigkeit und das Vorurtheil gegen jenen „Lurusartikel“ auch da zu finden, wo man es nicht suchen sollte, und trotz aller Mahnungen, welche die unbestrittene Erfahrung über die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Bildung gibt, der Zeitpunkt noch sehr fern, wo sie als Ehrensache gelten wird. Der Verfasser kommt auf dies wichtige Thema und die nöthige Reform der Militärbildungsanstalten noch öfter zurück.

Nach einem Vergleich zwischen Gustav Adolf, Friedrich II. und Napoleon, in welchem dem Preußenkönige der Ehrenpreis als Feldherr gereicht wird, wählt dann der „Verstorbene“ den Feldzug von 1705, um zu beweisen, daß Politik, Strategie und Taktik im vollsten Einklange stehen müssen, wenn das Endresultat befriedigen soll. In gleicher Weise wird hierauf der Feldzug von 1706 behandelt und daran von Napoleon wiederum ein Vergleich mit seinem eigenen von 1796 angeknüpft, dessen Charakteristik ebenso scharfsinnig als gediegen ist. Bei der fortgesetzten Besprechung des Spanischen Erbfolgekriegs kommt der Verfasser auf die „gelehrte“ Kriegsführung des vorigen Jahrhunderts, welche den Positions- und Festungskrieg in erste Reihe setzte und selbst den berühmten Marschall von Sachsen zu dem Ausspruch veranlaßte: „Schlachten sind nur ein Auskunftsmittel für solche Vemerkte, welche nicht zu manoeuvreren verstehen.“ Die Wichtigkeit entscheidender Schlachten ist seitdem unabweislich bewiesen worden, ohne eine solche wird keine Operation mit vollem Erfolg gekrönt und gesichert: wir werden davon vielleicht in kürzester Frist einen neuen Beweis erhalten. In jenem Kriege war die Schlacht

von Malplaquet die letzte thatkräftige Handlung, nach ihr hörte alle Energie, durch die Politik gelähmt, auf; von ihr lesen wir eine auch in taktischen Details, wofür wir dem Verfasser sehr dankbar sind, ausführliche Beschreibung. Sie ist eine der blutigsten gewesen, wie denn überhaupt viele Schlachten des vorigen Jahrhunderts blutiger waren als die größten der neuern Zeit, trotz aller Verbesserung der Feuerwaffen und des Schießens. Der Verfasser beweist es durch die Verlustangaben im Verhältniß der Truppenzahl und Dauer des Kampfs. Die Ursache liegt in der damaligen Taktik. Ganze zusammenhängende Linien beschossen sich ohne alle Deckung des Terrains, welches jetzt, nächst dem vorwaltenden Gesecht in geöffneter Ordnung, viel Pulver unnütz verknallen läßt. Zornsdorf und Kunersdorf sind weit blutiger gewesen als selbst Borodino, obgleich hier auf die Gefechtsstunde 6000 Menschen Verlust kommen.

Des Verfassers hochherzige Gesinnung, sein warmes Gefühl für das große gemeinsame Vaterland der Deutschen tritt überall hervor, wo sich ihm Analogien in der Geschichte mit den Verhältnissen der Gegenwart bieten, wie es in dem letzten Stadium des Spanischen Erbfolgekriegs der Fall ist. Möchten die Worte, welche er im achtundvierzigsten Briefe so warm und überzeugend über das feste Zusammenhalten der deutschen Bundesstaaten und das gegenseitige Vertrauen, über die Eifersucht auf Oestreich und Preußen und das Verhältniß dieser beiden Mächte unter sich spricht, rechten Eingang und wahre Beherzigung finden!

Die letzten Briefe dieser zweiten Sammlung beschäftigen sich mit dem Oestreichischen Erbfolgekriege, welchem eine Beleuchtung des Feldzugs von 1741 und eine treffliche Parallele zwischen der ältern und neuern Kampfwelt der Infanterie vorangeht. Die Lineartaktik im Gegensatz der Tirailleur- und Colonnentaktik kann nicht besser gewürdigt werden. In der Fortsetzung heben wir besonders die Darstellung des zweiten Feldzugs Friedrich's des Großen und die der Schlacht von Gasselau hervor. Der zweite Band schließt mit dem Rückzuge des Marschalls Belleisle aus Böhmen und den gegenseitigen Rüstungen während des Winters, um den Krieg fortzusetzen. Im Ganzen tritt das phantastische Element in dem zweiten Bande mehr in den Hintergrund als im ersten, was dem aufmerksamen Leser auch leicht erklärlich sein wird; doch finden sich noch Intermezzi vom köstlichsten Humor genug, wie der Besuch auf Tenare, wo Münchhausen's Experimente, alle literarische Speise in „Blut und Saft“ zu verwandeln und dann auf ganz eigenthümliche Weise andere Menschen im eigentlichen Sinne mit Weisheit zu füttern. Wir versagen uns ungern, den Lesern dieser der literarischen „Unterhaltung“ gewidmeten Blätter Stellen solcher Art mitzutheilen, hoffen jedoch, daß sie sich durch unsere Mittheilungen angeregt fühlen werden, das Werk selbst, wenn sie es noch nicht kennen, baldigst zur Hand zu nehmen, und verbürgen auch denen, die nicht Militärs von Fach, wol

aber Grunde geschichtlicher Aufklärung sind, die ansprechendste Lectüre.

Der dritte Band bringt noch 25 Briefe und steht den beiden ersten weder an Reichhaltigkeit des Materials noch an Werth nach. Daß der Verfasser den Oesterreichischen Erbfolgekrieg nicht bis zu seinem Schlusse behandelt hat; ist nur zu bedauern, wir würden über die Feldzüge des Marschalls von Sachsen gern seine Analysen gehört haben; indessen lagen dieselben nun einmal nicht in seinem Plane und er hat dafür den zweiten Schleifischen und den Siebenjährigen Krieg, also die ganze Kriegslaufbahn Friedrich's II. (denn wir crachten diese mit 1763 trotz des Patrischen Erbfolgekriegs für abgeschlossen), um so erschöpfender betrachtet. In dies Hauptthema sind wieder belehrende und erheiternde Artikel eingeflochten, diesmal auch persönlich - polemische, wie der Föderkrieg mit Herrn Bader, welchen der Verfasser wol nur deshalb den Lesern, deren jetzige Generation wahrscheinlich gar nichts davon weiß, neuerdings mittheilt, weil sein Gegner aus dem wohlmotivirten Schweigen, durch welches Pz. die unersprießlichen Re- und Duplikten abbrach, öffentlich den Schluß zu ziehen sich erlaubte, Pz. sei besiegt vom Kampfplatze abgetreten. Jenes Hauptthema betreffend, möchten wir des Verfassers eigene Worte wiederholen: „Was uns in den Mittheilungen über Friedrich's des Großen Feldzüge am meisten angesprochen hat, ist die stufenweise Entwicklung seines Feldherrntalents.“ Diese wird uns in dem Werke besonders durch die strategischen Discussionen, in welche alle einflüßigen Führer verflochten werden, anschaulich gemacht. Doch ist der Verfasser nicht blind für seinen Helden eingenommen, er deckt auch seine Fehler auf, denn ihm war es ja nicht um eine Apotheose zu thun, sondern er wollte über Krieg und Kriegsführung belehren; darum eifert er vor allem um historische Wahrheit. Daß er Friedrich höher als Napoleon stellt, wissen wir bereits; im achtundfunfzigsten Briefe findet sich noch eine höchst interessante Parallele, in welcher auch über das Project einer Ehe zwischen Friedrich und Maria Theresia und deren mögliche Folgen für Deutschland gesprochen wird. Diese wären allerdings noch bedeutender gewesen, als wenn einst die Verbindung zwischen dem Erben von Brandenburg, dem nachmaligen Großen Kurfürsten, und der Erbin von Schweden, Gustav Adolfs Tochter, zustande gekommen wäre. Wichtiger für uns als diese nicht eingetretenen Fälle sind die folgenden militärischen Betrachtungen, in denen jetzt nicht allein die Operationen des Siebenjährigen Kriegs beleuchtet, sondern auch die bedeutendsten Schlachten in ihren tactischen Hauptmomenten geschildert werden. Ueberall (und das ist ein Hauptverdienst des Verfassers) werden uns die bewegenden Motive der Krieger, zu deren Erkenntnis neuerdings das Werk von Schöning durch die Originalcorrespondenz zwischen dem Könige und Prinzen Heintich so viel beigetragen hat, und die Ursachen des Selingens oder Scheiterns in der tactischen Ausführung gezeigt. Sehr dankenswerth ist in dieser Beziehung der vierundsechzigste

Brief; der, gleichsam als eine Station in den historischen, eine rein wissenschaftliche Abhandlung über die zweckmäßige Verwendung der Cavalerie, namentlich in größern Massen und in Verbindung mit reitender Artillerie gibt. Die letztere Frage, ein Lieblingssthema der Zeit, ist mit großem Scharfsinn betrachtet. Der Verfasser unterscheidet zwischen Cavaleriereserve, Cavaleriecorps und der Reservcavalerie einer großen Armee und erklärt es für unnöthig, der erstern Artillerie beizugeben, weil sie bestimmt ist, die Entscheidung gegen bereits erschütterte Truppen zu geben, diese Erschütterung aber nicht durch ihre Batterien bewirkt zu werden braucht und ein Gebrauch derselben den günstigen Moment, der mit Blitzschnelle zum Angriff benutzt werden muß, nur vorübergehen lassen könnte, ohne den Zweck zu erreichen. In der ganzen Auseinandersetzung zeigt sich, daß der Verfasser selbst in der Cavalerie gedient und seine praktischen Erfahrungen in der überzeugendsten Weise wissenschaftlich ausgebaut hat. Wie trefflich weiß er den wahren Sinn der Lehre von der gegenseitigen Unterstützung der Waffen zu geben, wie klar beweist er die Wichtigkeit der Cavalerie auf dem Gebiete strategischer Operationen, eine Wichtigkeit, welche unsere modernen Theoretiker eine zeitlang stark bezweifeln, bis sie die allerneuesten Erfahrungen doch über ihre vornehme Ueberflüssigkeitsklärung der Cavalerie in künftigen Kriegen beschämt haben. Ueberraschend für sie wird vielleicht auch die Behauptung sein, daß die Eisenbahnen eine Verwendung starker Reitereschen nothwendig machen werden.

Einer andern Partei wird es wieder sehr anstößig sein, was im folgenden Briefe über das Ansehen der Regierungen gesagt ist, sobald Ständerversammlungen das Recht haben, sie über jede Verwaltungsmaßregel zur Verantwortung zu ziehen und wol gar noch die Mittel zu beschneiden oder ganz zu verweigern, welche der Staat zu seiner Existenz bedarf. Wer kann aber des Verfassers klaren Blick in die Natur der Verhältnisse und deren nothwendige Folgen bezweifeln, wenn er den fünfundsiebzigsten Brief liest, der 1845 geschrieben, in einer prophetischen Phantasmagorie Scenen schildert, wie sie sich drei Jahre später in der merkwürdigsten Uebereinstimmung mit jenen in vielen Hauptstädten zugetragen, Zustände, die wir, seit uns jene Schilderung bei erster Lectüre frappirte, selbst erlebt haben!

Wer aber daraus den Schluß auf eine Parteilichkeit des Verfassers ziehen wollte und darin vielleicht durch seine neuesten in der „Allgemeinen Militärzeitung“ veröffentlichten Betrachtungen über die Operationen in der Krim bekräftigt würde, der lese nur, was im achtundsechzigsten Briefe über Rußlands Bestrebungen, sich zum Schutzherrn Deutschlands aufzuwerfen, gesagt ist, und er wird des Verfassers vollkommene Unabhängigkeit bei Ueberzeugung anerkennen. Vor allem aber, wir wiederholen es, ehren wir seine edle, für Deutschlands, unsern großen gemeinsamen Vaterlandes, Einigkeit, Macht und Ehre mit wärmstem Pulschlage belebte Gesinnung, die sich überall bekundet.



Wir schließen hiermit unsere Besprechung und empfehlen das ausgezeichnete Werk, dessen Besitz in vieler Beziehung eine kleine Bibliothek, einen wahren Thesaurus militaris ausmacht, unserm Leserkreise aufs wärmste.

Karl Gustav von Bernsdorf.

### Friederike Friedmann.

In Friederike Friedmann, deren Uebersetzungen aus dem Englischen in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf erlangt haben, ist unserm Literaturkreise in Königsberg, zumal was die Seite der Lebenden und nicht bloß Empfangenden angeht, eine der trefflichsten Persönlichkeiten durch den Tod entziffen worden. Wir wollen die erwähnte Vertlichkeit erst etwas näher in Betracht ziehen, um über die Verstorbene deutlicher zu werden. Sehr wünschenswerth wäre es, daß es Jemand unternehmen wollte — wie wir bereits Vorarbeiten dazu besitzen, z. B. in den so geist- und lebensvollen „Königsberger Skizzen“ von Karl Rosenkranz — die verschiedenen literarischen Abschnitte, Entwicklungen, Charaktere, welche sich seit Kant in Königsberg in Preußen geltend gemacht haben, in einem besondern Buche darzustellen. Es wäre auf jenem Gebiete mehr des Eigenthümlichen, Einflusstreichen nachzuweisen, als Mancher vielleicht meinen sollte. Eine gründlich durchgeführte, zugleich frisch gehaltene Monographie solcher Art würde die Uebersicht über die Gesamtcultur Deutschlands um ein nicht Geringes bereichern und abrunden.

Königsberg vereinigt in sich die seltsamsten Contraste, welche selbst dem überlegensten Topographen und Kritiker, dem es um vollständige Orientirung zu thun wäre, etwas zu schaffen machen könnten. Dürfte es schon schwierig sein, die Gegensätze alle zu bezeichnen, so würde die Aufgabe, den Grundcharakter anzugeben; noch Bedenklieheres entgegenbringen. Seewärts geöffnet durch weltweite Handelsverbindungen, die dem Orte ein großstädtisches, vielerfahrenes Gepräge aufdrücken, ist er landeinwärts trotz Universität und Eisenbahn zu sehr zurückgedrängt, um keine Absonderung nicht mißbehaglich zu empfinden. Umgeben uns wüßte Umgebung und Stadt, ungeachtet aller unternommenen Bauten, wenig Abwechslung, so sind im Gegentheil Klima und Temperatur sogar in den kleinsten Zeitstrichen einem Wechsel, einer Veränderlichkeit unterworfen, auf die selbst mitten im Sommer kaum Verlaß ist. Die Wettergläser steigen und fallen in Königsberg in jäher Abfolge mit den Papieren der Börsen und den Preisen des Korns um die Wette, überflügeln diese aber bei weitem; ein Umstand, der feiner organisierten Naturen immer einige Störung bereitet und Dispositionen veranlaßt.

Was nun den intelligenten Theil der Einwohner überhaupt betrifft, so geben sich in ihm die sich kreuzenden Interessen, die entgegengelegten Richtungen, bis zu den Extremen von hartnäckigster Abgeschlossenheit und Insoandringungslust, überall fund, mag immerhin eine gewisse, nur auf das Praktische bedachte Verständigkeit, die sich nur im Rüktern, Rüksten hält, vorherrschen.

Zwei Stände jedoch, die sonst nicht eben häufig in unmittelbare Berührung miteinander kommen, der Kaufmanns- und Gelehrtenstand, haben in Königsberg seit dem vorigen Jahrhundert sehr vortheilhaft aufeinander gewirkt; sie haben sich vor Einsichtigkeit bewahrt, sie haben auch nach andern Seiten hin reiche Bildungselemente abgesetzt. Schon Kant verkehrte am liebsten mit Kaufleuten, wie er von diesen sehr geistfentlich aufgesucht wurde. Der königsberger Universität hat es an ausgezeichneten Persönlichkeiten nie gefehlt. Andere Literaten reichten sich ihnen an, deren Leistungen bereits vorlagen, oder welche doch, an Johann Georg Hamann gemahnend, aus tiefer Verborgenheit, auch wol bei rastlosem Umschweifen — man denke an Zacharias Werner — Bedeutendes erwarten ließen. Solche kamen später dazu, die sich hier anfänglich machten und entweder einen Namen schon mitbrachten, oder ihn sich schnell hier erwerben. Aehnlich verhält es sich mit dem Kaufmannsstande. Er hatte hier immer einige Häuser aufzuweisen, einzelne Repräsentanten zu nennen, die nicht bloß durch kühne Handelspeculationen, sondern auch durch geistige Aufgeschlossenheit, durch vielseitige Bildung hervorragten. Wurde von der Universität her vorherrschend die Pflege der alten Sprachen mit dem Geiste der Wissenschaft als solcher auf die Wirklichkeit von Einfluß, so wurden von der mercantilen Welt die neuern Sprachen, zumal die englische, nicht bloß aus Nothwendigkeit betrieben, sondern auch als Schmuck des Lebens betrachtet, angeeignet und in Umlauf gesetzt.

Im Fortgange der neuesten Zeit sollte sich Vieles anders gestalten, um es auf beiden Seiten und auch anderweitig als Ungunst zu erfahren. Mit der steigenden Concurrenz auf allen Gebieten, mit der zunehmenden Parteilung und dem damit verbundenen Mißtrauen wurde die Herbigkeit der Zeit an einem Orte wie Königsberg doppelt und dreifach empfunden. Man fühlte die Isolirtheit wie noch nie. Selbst die vierziger Jahre, in denen eine publicistisch-socialie wie literarische Mührigkeit bei vielfachen Verirrungen Königsberg mehr hervortreten ließ, konnten die Tieferblickenden über den Rückstand nicht täuschen. Empfund es der Kaufmann nur schmerzlich, daß die Handelsverbindungen mit Polen und Rußland so gut wie abgeschnitten waren, so mußte es dem Freunde der Literatur ebenso fühlbar werden, daß man sich zu dem übrigen Deutschland meist nur aufnehmend verhalte, daß die wenigen Producenten von der deutschen Kritik nicht immer genugsam beachtet würden, daß es zu keiner rechten Gegenseitigkeit zwischen dort und hier kommen wolle. Verständig reflectirende und eben nur praktische Individualitäten fanden in der nächstern Atmosphäre des gewöhnlichen Tageslaufs ihre Genugthuung. Gemüthsmenschen stühteten sich zu größerer Erquickung in die Treuherrigkeit des Familienlebens oder gar in eine rübe Nyktit, poetisch Geartete fanden schon schwerer ihr Unterkommen, sie litten an der Eintönigkeit und phantasielosen Debe der städtischen Localität und Umgebung, der gesellschaftlichen Zustände und flüchteten sich nach-

rend des kurzen Sommers an den Ostseestrand oder in die Fernsicht einer Reise oder gar der Auswanderung. Wir konnten hier manchen poetisch bestimmten namhaft machen, welchen das Heimweh des Geistes in ein wärmeres Klima gezogen, ja einen unserer wackersten Genossen, der in Rom jetzt alles Das hat, was er hier so lange vermisse, heitern Himmel, weichern Sprachton und die Werke der bildenden Kunst.

In jener dem höher bedürftigen Menschen nicht gerade günstigen Umgebung zu Königsberg wurde Anna Auguste Friederike Friedmann am 20. März 1793 geboren. Ihre Aeltern gehörten der jüdischen Confession an, sie selbst trat später zum Christenthum über und wurde in die deutsch-reformirte Gemeinde aufgenommen. Durch glückliche kaufmännische Speculation wurden die Aeltern in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gesetzt, so daß auch ihr Geschäft an Umfang gewann. Man stand mit England in lebhafter Verbindung. Engländer verkehrten im älterlichen Hause, und schon damals mochte das vielfach begabte Kind manches von englischer Art in sich aufnehmen, die englische Sprache mit Vorliebe sich aneignen. Auch verwandtschaftliche Beziehungen reichten nach England und trugen das Ihrige dazu bei, die rege Phantasie des Kindes auf englische Zustände zu lenken. Ein Bruder des Vaters, in London ansässig, ebenfalls durch mercantilen Betrieb reich geworden, setzte durch Testament Friederike und ihren Geschwistern ein beträchtliches Legat aus, welches indessen ehestens 1830 gehoben werden sollte. Nach des Vaters Tode unternahm die Mutter 1817 mit unserer Freundin und deren ältestem Bruder eine Reise; man besuchte Berlin, Dresden, Prag und Leipzig. Der Aufenthalt in Berlin mußte besonders fesseln, man erfreute sich hier mancher gefelligen Verbindung und stand unter Andern mit dem damaligen Finanzminister Herrn von Klewiz in freundschaftlichem Verhältniß. Auch den Winter von 1819—20 brachten Mutter und Tochter in Berlin zu, lebten im Sommer in Karlsbad, im Herbst in Dresden und begaben sich dann nach Königsberg zurück, um diesen Ort nicht wieder zu verlassen. Die Mutter war während des ersten Verweilens in Dresden auch Christin geworden und hatte sich ebenfalls der reformirten Gemeinde einverleibt, wie dieselbe Stadt dem Kunstsinne der Tochter Erhebungen und Annehmlichkeiten gewährte, welche für ihr ganzes Leben entscheidend gewesen sind.

Echt patriotische Gesinnung, nicht bloß für Deutschland im Allgemeinen, sondern auch für Preußen im Besondern, war das Familienelement, in dem Friederike Friedmann erzogen worden war. Man bewies solches unter Andern in jener unglücklichen Zeit von 1806 und 1807; man bewies es durch Opfer, durch patriotische Darbringungen. Infolge dessen erhielt Friederike 1827 den Luifenorden. Während der Anwesenheit des königlichen Hofs zu Königsberg, in der Zeit von 1808—10, überreichte die Familie Friedmann der hochseligen Königin Luise einen „englischen Kleiderstoff von seltener Feinheit, der huldreich von der hohen Frau angenommen

wurde“. Die andere Hälfte dieses werthvollen Stoffs wurde im September 1840, bei Gelegenheit der Huldigung Ihrer Majestät der jetzigen Königin von Preußen überreicht, worauf Dieselbe vom 11. September 1840 folgende Worte an Friederike Friedmann ergehen ließ:

Durch den Mir überfandten schönen Stoff haben Sie Mir eine Aufmerksamkeit erwiesen, deren Werth Ich hoch anerkenne, da sich daran so merkwürdige und wehmüthige Erinnerungen knüpfen, die ein Zeichen treuer Anhänglichkeit sind, welche Sie und die Ihrigen für das königliche Haus empfinden. Empfangen Sie mit Meinem herzlichsten Danke die Zusicherung Meines Wohlwollens.  
Geg. Elisabeth.

Auch im Jahre 1848 offenbarte Friederike Friedmann für Preußen dieselbe patriotische Gesinnung.

Wenden wir uns jetzt mehr der eigentlichen Bildungsgeschichte der Verstorbenen, mehr denjenigen Veränderungen zu, durch welche sie zu Dem gelangte, was sie im Innersten war, was ihre Eigenthümlichkeit ausmachte, was sie aber auch sonst noch Andern zu erkennen gab, was sie in der Literatur geleistet hat.

Friederike Friedmann hatte ihre Bildung mehr ihrer natürlichen Aufgewecktheit, ihrer vielseitigen Begabung, mehr der häuslichen Erziehung und dem Umgange mit ausgezeichneten Menschen zu verdanken als der Schule. Der Unterricht, den sie anderweitig in der Jugend erhalten hatte, war durchaus mangelhaft gewesen. Ihre Anlagen richteten sich selbstthätig schon früh auf Handarbeit und Geistiges. In den feinern weiblichen Arbeiten erlangte sie schnell eine Geschicklichkeit, eine Kunstfertigkeit, die ihr darin sogar den Ruf entschiedener Virtuosität bereiteten; sie galt in ihrem Kreise auf dem Gebiete des Decorums, des guten Geschmacks als Autorität. Als sie sich später dem Uebersetzen aus dem Englischen zuwandte, bedauerten es ihre Freundinnen gar sehr, indem sie fürchteten, sie für abige Thätigkeit ganz und gar verloren zu haben. Auch in der Kochkunst, wie geistig auch ihr Wesen organisiert war, wurde sie in dem weitreichenden Kreise ihrer Bekanntheit als Meisterin gepriesen, wie sie denn trotz aller Geistigkeit und Genüge das Behagen an feinerer Nahrung, an schmackhaft zubereitetem zumal in spätern Jahren nicht leugnen mochte. Ueberhaupt gefiel sie sich in der schönen Zusammenstimmung des Ideellen mit der Erscheinung, des Inneren mit dem Aeußern. Sie hatte sich ihr Zimmer so heiter und anmüthig ausgestattet, daß diese kleine Welt ihrer häuslichen Umgebung, noch dazu mit der Aussicht auf eine reizende Garten- und Landpartie mitten in der Stadt, Jeden anmüthigen mußte, der die Schwelle ihrer Wohnung betrat, umsomehr als Friederike die liebenswürdigste Gesellschafterin war.

In frühern Jahren betrieb sie Musik mit ganz besonderer Vorliebe. Ihr Klavierspiel, ihr Gesang wurden überaus gern gehört. Sie nahm an vielen größern Ausführungen im Oeffentlichen, z. B. von Oratorien, ausübenden Antheil. Ihre Lieblinge waren Händel, Gluck, Mozart, Beethoven und Weber. Von jetzt ab ereigneten sich in ihrem Leben Misfälle härtester Art.

Sie sollte auch durch den Wechsel ihrer Vermögensumstände öfters Prüfungen erleiden. Ihr väterliches Erbe wie jenes von einem Unfall ihr jugendliche Legat gingen durch unglückliche Ereignisse verloren. Man fürchtete, da Friederike leicht im Gemüth zu erschüttern war, wie denn andere bittere Erfahrungen eine gewisse Schwerenuth bereits in ihr hervorgerufen hatten, für Friederike in hohem Grade. Wider jede Erwartung besiegte sie ihr Misgeschick mit aller Umsicht und Tapferkeit. Hatte die Musik ihrem Seelenleben bis dahin die edelste Nahrung zugeführt, so kam dieselbe Kunst nun auch ihrem leiblichen Dasein zu Hülfe. Friederike unterrichtete von jetzt ab in der Musik mit großem Erfolge. Sie war als Lehrerin überall gesucht. In der Eigenart ihres Unterrichts bewunderte man besonders, wie sie zeitig darauf hinkam, die Stimme mit Deconomie zu verwalten und auch an dem Orte jene Kunst anzubringen, die man so selten findet, jedes Wort, jede Silbe mit Deutlichkeit hören zu lassen. Diese Genauigkeit, Sauberkeit im Musikalischen ist später der Uebersetzung aufs ergiebigste zuflatten gekommen. So führt ein Vorzug den andern herbei.

Den Unterricht in der Musik mußte unsere Freundin sehr bald meiden, ja ihre zunehmende Kränklichkeit duldet selbst die eigene Ausübung zum Genuß der so geliebten Kunst immer seltener. Auch hier wußte sie sich, wenn auch unter Kämpfen, zu fassen. Aber auch ihre Schwerenuth steigerte sich, eine gewisse Leere wurde fühlbar, die gerade der gehaltvolle Mensch unter Umständen am ersten und tiefsten empfinden wird, da er innere Welt besitzt und sie auch äußerlich bilden und fortbilden möchte.

Es war ein Glück, daß damals ihre äußere Lage durch Familienvorgänge sich verbesserte. Sie durfte so um so leichter den Unterricht aufgeben, aber wie sollten die Anforderungen eines so reichen Gemüths beschwichtigt werden? Behemuthsvolle Erinnerungen hatten die Lebende im Geiste oft nach England gezogen, vielleicht sogar eine stille Herzensangelegenheit. Wie lieb und verträumt waren englische Sprache und Literatur ihr schon längst geworden! Hier fand der weise Arzt eine glückliche Abhilfe. Er lenkte seine Patientin auf die Thätigkeit des Uebersetzens hin. Sie erfaßte auch dieses mit ganzer Seele, mit Begeisterung, aber auch mit Gründlichkeit. Sie nahm noch in dieser Zeit eigens Unterricht in der Metrik, um englischen Dichtern und deutscher Sprache um so gerechter zu werden. Nun betrieb sie die Arbeit des Uebersetzens mit aller Lust und leistete in kurzer Abfolge darin Unglaubliches. Sie verfuhr unendlich genau und doch mit so vielem Geschmac, daß Freunde, Kenner, denen sie Stücke vorlas, in seltenster Weise befriedigt waren. Da sie Kränklichkeit halber ihr Zimmer wenig verlassen konnte, so ließ der Mangel an Bewegung neue Uebel fürchten. Der Arzt half ihr und ließ auch jetzt durch die früher schon empfohlene Thätigkeit. Er erwartete sie zu immer häufigerm Vorlesen

ihrer Uebersetzungen. So verschaffte er durch das Sprachorgan ihrem Körper Motion, die ihm trefflich bekommen sollte. Nun gewann sie wieder Frische, ihre Arbeiten um so ämfiger fortzusetzen. Noch dachte sie nicht an Veröffentlichung. Endlich befriedigte und überraschte das Geleistete Kenner in einem solchen Grade, daß sie auf Veröffentlichung drangen. Die wiederholt Aufgeforderte scheint sich nur schwer dazu entschlossen zu haben, wol aber unternahm sie nochmals die genaueste Feile. Schwer konnte sie sich genügen. Eine und dieselbe Stelle übersehte sie wieder und wieder, dann verglich sie ihre verschiedenen Weisen der Uebersetzung mit dem Original wie untereinander, prüfte grammatikalisch und musikalisch, prüfte mit dem feinhörigsten Ohre, bis sie sich endlich genug gethan hatte. Ihre erste größere Leistung war „Manfred“ von Byron. Außer den der Oeffentlichkeit vorliegenden Arbeiten, auf die wir sogleich zu sprechen kommen, übersehte unsere Freundin Byron's „Sardanapal“, „Marino Faliero“, „Der Traum“ und einzelne Sachen anderer englischer und amerikanischer Dichter.

Die ihr außer ihren Uebersetzungen noch übrige Zeit widmete Friederike Friedmann der Vervollständigung von Sammlungen sehr mannichfaltiger Gegenstände, wie der sorgsamten Pflege ihrer Blumen. Den Sammlerfleiß theilte sie mit ihren Brüdern. Gern und oft sah sie sich umgeben von zahlreichen Freunden, unter denen wir auch Gelehrte und Kaufleute finden, sodaß dieser Kreis auch hier Dasjenige vertrat, dessen wir oben als charakteristisch für Königsberg erwähnten. Das innigste Wohlwollen war ein Hauptzug in Friederikes Persönlichkeit. Sie empfand die lautere Freude über die Anerkennung, die Andern zutheil wurde. Sie achtete aber auch sorgsam auf die Kritik, welche ihre eigenen Arbeiten, ihre Uebersetzungen erfuhren. Sie lautete fast immer überaus günstig. Gegen eine ungerechte Beurtheilung war Friederike sehr empfindlich. Was ihre Lebensansichten betrifft, so huldigten diese durchaus dem conservativen Princip. Die Familienpietät, in der sie erzogen worden war, der aufrichtige Patriotismus für Preußen, welcher sie im Innersten befeelte, begründeten solches tief. Dennoch faßte sie keine Vorurtheile und pflog auch mit Solchen Umgang, die, bei edelm Sinne, von ihren Ansichten abwichen.

Wie sie nach der Erholung von Arbeiten am liebsten gelebt hatte, so starb sie auch: im Kreise ihrer Freunde. Eines jeden hatte sie in ihrem Testamente gedacht, zu dessen Vollstreckung sie ihren „ältesten und vertrautesten Freund Sieburger“ ernannte. Sie endete am 23. December 1853.

Ihre Uebersetzungen aus dem Englischen erwarteten ihr, wie bereits erwähnt worden, in kurzer Zeit einen ungewöhnlichen Beifall, einen weitreichenden Leserkreis. Bis jetzt erschienen davon folgende:

1. Der Korsar. Erzählung von Lord Byron. Aus dem Englischen überseht von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1852. 16. 20 Rgr.

2. Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht von Walter Scott. Aus dem Englischen übersezt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 1 Hft.
3. Der Giaur. — Hebräische Gesänge. Von Lord Byron. Aus dem Englischen übersezt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1854. 16. 20 Hft.
4. Cain. Ein Mysterium. — Kazeppa. Von Lord Byron. Aus dem Englischen übersezt von Friederike Friedmann. Leipzig, Brockhaus. 1855. 16. 24 Hft.

Wir erlauben uns noch Einiges darüber zu sagen, wie diese Friedmann'schen Uebersetzungen auf unser Gemüth und Ohr gewirkt haben, welche Stelle wir ihnen unter den verschiedenen Uebersetzungsweisen zuerkennen, und wie sich in der Wahl der Gegenstände zugleich die ganze Eigenthümlichkeit der Verfasserin mit ausdrückt. Das speciellere Urtheil überlassen wir gern Männern von Fach. Uns ist die Genugthuung zutheil geworden, daß die Uebersetzerin selbst unserm Urtheil beistimmte und Freude darüber empfand.

Ein mitdichtender Geist, ein nicht bloß das Original richtig auffassender, wiedergebender, sondern ein in alle Lebenskämpfe des Dichters eingeweihter gibt sich darin kund, in einer Weise der Mittheilung, der weiblichen Treue und Hingebung, daß man über das Naturwahre dieser Sprache erstaunt. Nirgends tritt die Verfasserin so stark hervor, daß man eine unwillkürliche Umdichtung vermuthen sollte, überall will sie eben nur übertragen, aber mit der ganzen Sinnigkeit ihres Wesens, mit der ganzen Wärme ihres Gefühls und zu voller Befriedigung ihres und unsers musikalischen Gehörs. Man möchte aus dieser Art des Uebersetzens den Schluß ziehen, daß das weibliche Wesen seiner Natur nach, wenn es anderweitig gebildet genug ist, ganz besonders dazu berufen sei, Uebersetzungen zu geben, zumal aus neuern lebenden Sprachen, eben weil beim Uebersetzen so viel auf Treue der Hingebung und Verwaltung des Vorhandenen ankommt. Man mache uns keinen Einwurf mit Frau Dacier und Frau Gottsched, denn die Zeit der Perücken und Keiströcke und so vieler Unwahrheiten des Zeitalters mußte auch beim Uebersetzen hindern.

Nun aber ganz abgesehen von Weib oder Mann. Es ist bekannt, daß nirgends mehr Mißbrauch mit der Sprache getrieben wird, daß sie nirgends in eine entschiedenere Geistlosigkeit ausartet als gerade auf dem Gebiete schlechter Uebersetzungen. Wir drücken den Mechanismus eines solchen Verfahrens, den Maschinendienst desselben sehr bezeichnend mit dem Worte Fabrikarbeit aus. Dieses Fabrikwesen, diese Thätigkeit der Maschine, mit allem Grausenerregen der Concurrnz, mit aller Dampfkraft des Expedirens, hat nirgends mehr um sich gegriffen als unter den Uebersetzern Deutschlands. Höchstens könnte jene Eilfertigkeit noch überboten werden, wenn man ganze Romane des Auslands durch Telegraphen übersetzen lernte. Es ist aber gar keine Frage, daß selbst die reichste Sprache eines Volks auf die Länge darunter leidet, wenn schlechte Uebersetzer, unbefümmert um den Genius des fremden wie ihres eigenen Idioms und nun noch gar

um den Genius, dessen Wert es gilt, höchstens nur tungeben, daß sie für den nothdürftigsten Tagesbedarf dolmetschen können, um in kürzester Frist Besessener zu schaffen. Auf der andern Seite jedoch ist es auch gewiß, daß die Sprache, in welche übertragen wird, an Mündigkeit, an Herrschaft noch gewinnt, wenn der Uebersetzer in dem Grade geistvoll verfährt, daß er sogar schöpferisch wird, ohne der Treue des Originals auch nur das Geringste schuldig zu bleiben. Wir Deutschen sind reich auch an schöpferischen Uebersetzungen. Luther, Hof, F. A. Wolf, Schleiermacher, die Schlegel, Kumpfleier, Gries, Adolf Böttger u. A. haben darin Außerordentliches geleistet. Dennoch gibt es noch eine dritte Art des übertragenden Verfahrens, welches, ohne überraschende Neubildung der Sprachformen, mehr in dem bereits bekannten Geiste der gebildeten Sprache sich bewegt und gleichwol durch Richtigkeit und Feinheit poetischer Anempfindung, durch Klarheit des Wiedergebenden, durch Gewandtheit und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks bis auf die Uebergänge in verschiedene Tonarten und den Wohlklang des Wortes Ausgezeichnetes zu leisten vermag.

Dieser letzten Weise der Uebersetzungen gehören auch die Uebersetzungen aus dem Englischen von Friederike Friedmann an. Sogleich fühlt und hört man es der Diction dieser Arbeiten im Allgemeinen und im Einzelnen an, daß die Uebersetzerin mit Hingebung, Hede und Treue, mit musikalischem Gehör, mit frischer Empfänglichkeit für alle Schönheiten die Werke der Dichter durchdrungen, daß sie deren Eigenthümlichkeit überhaupt, aber auch des jedesmaligen Gedichts im Besondern auf's tiefste erfaßt hat, und man freut sich, wie sie das Alles mit den bereits vorhandenen Mitteln unserer Sprache wiederzugeben weiß. Es verdient höchste Anerkennung eben dieses, etwas so Tüchtiges ohne einen neuen Aufwand von Spracherschfindungen geleistet zu haben. Man lernt wiederum daraus, wie viel man mit einfachen Mitteln vermag, auch wird Das, was von Sprachelement einer gebildeten Nation bereits gekannt ist, auch in neuen Figurationen ihr um so schneller mündrecht; es wird populär. Friederike Friedmann ist in ihren Uebersetzungen gleich geschickt in der Wiedergebend des Kräftigen wie des Zarten. Ihre Uebersetzungen vermögen uns glauben zu machen, daß wir deutsche Originale lesen, eine künstlerische Illusion, die stets der Beweis einer gelungenen Uebersetzung sein wird, zumal wenn, wie es hier der Fall ist, dem Feinhörigen doch immer auch die Grundeigenthümlichkeit des ursprünglichen Werks mitklingt.

So machen wir hiermit die Lesewelt auf diese Friedmann'schen Uebersetzungen aufmerksam, welche sich mit den besten Arbeiten der Art in gleicher Linie behaupten.

Fragen wir noch zu einiger Abrundung des hier Gegebenen, in dem wir es nicht bloß mit dem Talente einer Uebersetzerin, sondern auch mit dem Lebensschicksale einer der edelsten Wesen zu thun haben, ob es einen tie-

gen Grund hatte, daß Friederike Friedmann besonders gern bei Lord Byron, dann auch bei Walter Scott verweilte, so müssen wir dieses durchaus bejahen. Schon nach der Deutlichkeit ihrer Geburt, schon nach ihrem ährlichen Herkommen, nach Friederikens ersten Jugenddrücken, nach ihrem spätern Erfahren und der Ee-lebsstimmung, die bei ihr die vorherrschende war, ist die Wahl der Dichter, welche sie übersezte, mit denen sie besonders gern umging, charakteristisch. Wir haben gesehen, daß Königsberg in sich selbst eine Menge Contrast darbietet, wie es auch in seiner Abgeschlossenheit landrinnwärts, was lebhaftern Verkehr betrifft, mit andern Großstädten Deutschlands vielfach contrastirt. Die Beschäfte des Glücks, von blühendem Handel bis zu jämmerlichem Darniederliegen fast jedes ausgebreitern Geschäftes, trafen Friederikens Geburtsort ebenso, wie sie in ihrer Art jene auch selbst erfuhr. Der tiefere Mensch wird nie seines Herkommens uneingedenk bleiben, ob er noch so viele Wandlungen der Bildung durchmachte. Sogar die Traditionen, die über sein Erfahren hinausreichen, vollends die altherwürdigen Gebräuche, in denen er aufwuchs, bezeichnen ein Auerheiliges der Erinnerung, welches durch nichts Späteres verdrängt wird. Lassen nun Zeit und Deutlichkeit mehrfach das Höhere vermischen, so vermischt sich über ein ganzes Menschenleben leicht die Stimmung der Wehmuth, die vor allem solche Dichter kumpft, die Ausdruck dafür enthalten, die selbst im Contrast sich sattfam ergehen und das Ringen des edlern, deutschen Menschen mit der Unmöglichkeit oder gar mit demüthigen Mächten besonders erfolgreich darstellen. Niemand kann den Contrast zwischen Alt und Neu stärker empfinden als Der, welcher im 18. oder 19. Jahrhundert von israelitischen Aeltern geboren ward. Das Leben der Väter klingt fort in seiner patriarchalischen Großartigkeit, in seinen einfach erhabenen Grundtönen, wie unumwunden, aber auch wie complicirt und forcirt die Lebensweise der Modernen sein mag. Auch dafür hat Lord Byron einen unvergleichlichen, gerade in seiner grandiosen Einfachheit höchst ergreifenden Ausdruck gefunden in seinem „Hebräischen Gesängen“, welche Friederike mit ganz besonderer Innigkeit wiedergegeben hat. In diesen Gesängen Byron's ist Einsamkeit und Wehmuth, Kampf und Contrast mit der Weltwirklichkeit in Fülle. Da klingt es wunderbar wieder: „An den Wassern zu Babel setzen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die hinnen sind.“ Aber noch mehr als das. Byron stellt mit seiner Poesie den Contrast überhaupt dar wie noch nie ein Anderer, nicht blos von rellgösen Culten, sondern den des antiken und modernen Zeitalters im umfassendsten Sinne (er selbst im Zwiespalte beider), den Contrast von Qual und Grauß, Freiheit und Knechtschaft, Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle. Er wagt uns aber zu beruhigen, wenn wir einen Stärkeren, als wir sind, ebenfalls ringen sehen, und zwar auch mit stärkeren Mächten, als wir zu bekämpfen haben. Und ist dieses Ringen des Menschen mit dem Schicksale, mit

Gott selbst, wie es Byron im Beginn des modernen Zeitalters wiederbringt und hinreißend ausgestaltet, nicht schon im Alten Testamente in der mannichfaltigsten Weise unumwiderstlich ergreifend uns vor Augen gebracht, in Jakob, vor allem in Iob — in dessen Abgründen für Byron'sche Dichtungen ein ganzer Schöpfungsquell sprudelt — endlich in den Psalmen David's? So gehen die Vermittelungsglieder der ringenden Menschheit stetig fort von der frühesten bis auf unsere Zeit, und wenn für das Gesez der Geschichte Salomo Recht hat, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, so geschieht doch innerhalb des Gesezes in jedem Augenblicke etwas Neues.

Auch Friederike Friedmann wurde auf richtiger Fährte geleitet und folgte dem feinsten Anempfindungsvermögen, indem sie aus ihren alttestamentlichen Jugenderinnerungen, an welche sich der Umgang mit Engländern knüpfte, für ihre Herzensbetheiligungen und Lebenskämpfe, um diese zu überwinden, unter den Dichtern Byron zum Führer sich wählte. In ihrer selbständigen Art zu übersezen übte sie sogar eine Art Production aus und genügte sich so umsomehr. Der moderne Mensch hat Zweifel zu bestehen, die sich nicht gewaltsam niederschlagen lassen, die ein glücklicher Ausdruck des Dichters oft entschiedener besiegt als alle Weisheit der Schule. Das hatte Friederike Friedmann bei der Zartheit und Tiefe ihres Gemüths gewiß vielfach erfahren. Darum liebte sie Byron so und übersezte ihn mit solcher Liebe und softem Glücke. Und nun Walter Scott und gerade die „Jungfrau vom See“? Wie farbenreich und lebensfrisch diese Welt auch sein mag, wie spannend die Geschichte, wie munter an die Gegenwart fessend die Scenen der Jagd und der Vorüberflug der Gestalten, Wehmuth und Sehnsucht werden dennoch vorherrschend durch diese herrlichen Strophen in uns angeregt. Es sind die Geister Ossian's und Fingal's, die in dieser Deutlichkeit, im Schmettern der Hörner in uns wach gerufen werden mit dem aufgestörten Wilde. Wir gedenken des Frühern wie noch nie, des Lebens, der Thaten der Väter, und wie dennoch hierorts ihrer kein Bleiben war. Ob es die Harfe David's oder die Ossian's oder jetzt die Walter Scott's ist, es klingt aus ihr gleich ergreifend hervor die ewige Geschichte der Menschen und dennoch der Vergänglichkeit alles Irdischen. Wie wohl mußte auch das einem Gemüthe thun wie dem unserer Freundin! Sie machte sich dadurch stark, in ihren eigenen Leiden zu überwinden und das Leben unter allen Umständen als preiswürdig zu nehmen. So sprach sie das Alles aus mit vielbereiter deutscher Zunge. Möchten auch nach ihrem Tode Viele bei ihr einkehren und sich durch ihre Uebersetzungen erheben lassen!

Alexander Jung.

## Wilhelm von Schadow's „Roberner Basari“.

Der moderne Basari. Erinnerungen aus dem Künstlerleben.  
 Novelle von Wilhelm von Schadow. Berlin, Berg.  
 Ver.-S. 2 Bde. 16 Mgr.

Der Haupttitel des Buchs und der Name des Verfassers erregten die freudige Hoffnung, es sollte hier endlich von einem mitlebenden Genossen der Aufschwung der bildenden Kunst in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts nach eigenen Anschauungen in der reizenden Detailfülle geschildert werden, wie sie die Mitwelt oder das Memoire der Nachwelt überliefern muß. Aber schon der Zusatz „Novelle“ machte uns stutzig, und in der That ist das Werk weder Fisch noch Fleisch. Für eine freie Dichtung sind die Erzählungen von lebenden Bildern, Liebesintrigen und Wanderungen einiger Maler nicht poetisch, nicht anziehend genug, und die Einkleidung der biographischen Notizen und Urtheile über die Künstler unserer Zeit in die Gespräche zwischen zwei alten Herren, dem Maler und dem Inspector, ist mitunter recht hölgern und erinnert an Frage und Antwort im Katechismus, die Mittheilungen halten sich meist zu sehr im Allgemeinen und verweisen dann noch auf Ragler's „Künstlerikon“, und wir hätten dem Autor gern seine Tabakspfeife und deren blauen Dunst geschenkt, wenn er uns seine Erinnerungen an das Wiedererwachen der christlichen Kunst in Rom um das Jahr 1810, sowie seine Erfahrungen aus dem düstlerdorfer Leben treu und schlicht erzählt hätte.

Damit soll das Buch nicht als werthlos bezeichnet sein. „Ich bin wie ein alter Invalide, der die Kriegereignisse vor und zu seiner Zeit erzählt und der Helden gedenkt, welche theils schon im Grabe ruhen, theils noch auf dem Kampfplatz nach dem Siegespreise ringen“, sagt Schadow, und so nehmen wir dankbar an, was er für uns dictirt, während ein Augenleiden ihn am Malen hindert, und bedauern nur, daß wir nicht einfach seine Memoiren erhalten haben. Neben Dem, was Gott und der Geist der Zeit dem Künstler verliehen, ist in der Kunst auch Vieles lernbar und lehrbar; wer sollte nicht gern hören, was ein Mann, welcher ein Menschenalter lang Akademiedirector war, über die beste Weise des Lehrens und Lernens erörtert? Wer sollte ihm nicht bestimmen, daß eine Versöhnung von Glauben und Wissen für das Gedeihen der neuern Kunst nothwendig? Wer nicht mit ihm freudig anerkennen, wie viel jene jungen Maler in Rom, die Cornelius, Overbeck, Weitz, Schadow, Schnorr für die Erweckung des christlich-deutschen Sinnes gethan, auch wenn er sich mit uns wundert, daß der Letztere, der Protestant, von dem convertirten Genossen gar nicht mitgennant wird? Der Jugendbegeisterung getreu erkennt Schadow in der poetischen Idee immer die Seele und das Wesen des Kunstwerks, aber er gibt jetzt zu, daß im Gegensatz gegen die Außerlichkeit ihrer Vorgänger jene Männer auf die Verleiblichung des Gedankens, auf das Naturstudium, auf den Glanz der Darstellung durch den Zauber der Farbe zu wenig Gewicht gelegt und dies ein Mangel für viele ihrer Werke geworden sei. Sehr sinnig ist auch ein Wort, welches der Alte zu seiner Tochter sagt:

„Geh der Mensch durch Ungehorsam gegen die Gebote Gottes in den sündigen Zustand verfiel, lebte er in jenem Lande, wo die Poesie und Kunst heimisch sind. Seine angeborene Natur war das Leben im Guten und Schönen; erst als er durch die Schuld des Ungehorsams aus diesem seligen Orte vertrieben wurde, erkannte er den unendlichen Werth des verlorenen Schatzes, durch die Sünde die Jugend, durch die Häßlichkeit die Schönheit, durch das innere Gland den innern Frieden. Seit jener Zeit lebt in dem Herzen des Menschen eine unbefriedigte Sehnsucht, in diesem seligen Zustand zurückzukehren, und wenn du ein schönes Kunstwerk siehst, ein schönes Gedicht oder eine schöne Rustt vernimmst, so sind alle diese Dinge Klänge aus jener ursprünglichen Heimat, welche in der begeisterten Seele des Menschen wiedertönen. Der Baum der Poesie blüht zwar immerfort im Paradiese, doch neigen sich zuweilen bei günstigem

Wind einige Zweige desselben so tief zur Erde, um ihren Blüthen auf besonders begabte Seelen auszuhängen. Dann entstehen die klassischen Werke von ewigem Gehalt.“

Unter den Charakteristiken von Künstlern ist die ausführlichste und liebevollste die von Overbeck. Weniger homogen war ein Thorwaldsen für Schadow: Er sieht in demselben den Typus des Naturmenschen, eine Mischung großer und kleiner Eigenschaften, die er ganz unvermittelt aufzählt, statt sie durch Erzählung von Thaten oder Ereignissen recht zu veranschaulichen, statt uns den schöpferischen Künstlergeist in seiner Eigenthümlichkeit zu zeichnen und den Zusammenhang von Licht und Schatten, von Glanz und Flecken in demselben nachzuweisen. Mengs, Carlens, Flarman, David, Schid, Gottfried und Rudolf Schadow, Rauch und Tieck, Schwanthaler und Cornelius werden bald kürzer, bald ausführlicher besprochen; Schadow sucht ihnen allen gerecht zu werden; auch wo sein Urtheil im Allgemeinen geht, fühlt der Kundige wohl, daß es keine leere Phrasen ist, sondern auf Anschauungen ruht, aber ich hätte eben gewünscht, daß uns Schadow noch Künstlerart mehr die Fülle des Concreten aus dem Schatz seiner Erinnerungen geboten und statt der Reflexionen uns lebendige Bilder gegeben hätte.

Unter den das Buch schmückenden hübschen Illustrationen sind die Künstlerbildnisse eine sehr willkommene und wohlgelungene Zugabe.

## Aus Paris.

Literatur über russische Zustände und russische Celebritäten. Scribe's „Czarine“. Neue Oper von Adam und neue Theaterstücke. Der St. Cécilienverein. Letzte Literatur. J. Michels' „Trauen der Französischen Revolution“. Geschmückte altgriechische Manuscripte.

Überall hört man jetzt auf die Russen. Es gibt kein stilleres Plätzchen mehr, wohnen ein gemüthlicher Deutscher sich zurückziehen könnte, um sich selbst zu leben und sich selbst zu denken, ohne durch ein dazwischentreitendes russisches Phantom gestört zu werden. Hinter jedem Busche lauert ein Russe; an jeder Straßenecke erblickt man russische Leut'schläge. Russen hier und Russen dort; Russen zum Frühstück und Russen zum Abendbrot! Die Namen auf ow, en und in sind gangbar geworden in Europa und es gibt keinen populäreren Namen als den Namen Menschikow. Nicht bloß die Gelehrten des Kladderadatsch, auch jedes Kind weiß ihn auswendig.

Seiner Zeit war dies gerade ebenso mit dem Namen Kostoptschin der Fall; er war ebenso populär in Europa als der Name Blücher, den die Franzosen le plus cher zu nennen pflegten. Noch heutzutage ist Kostoptschin's Name in Frankreich nicht vergessen, ja er tritt lebhafter in den Vordergrund als jemals. Die Franzosen fragen sich: ist es möglich, daß er es gewesen, welcher Moskau in Schutt und Asche vermandelte? Und wäre es dann nicht denkbar, daß, wenn wir (die Franzosen nämlich, nicht die Deutschen) von Moskau Besitz ergreifen, sich ein neuer Kostoptschin fände, der uns die Häuser und die Paläste Moskaus, den Kremlin mit inbegriffen, über unsern Köpfen anzubaut, nachdem er die Spritzen und Spritzenleute entfernt hat? Einem französischen Gouverneur, und wäre er der fanatischste Patriot, würde es ja niemals einfallen Wänan, Paris, wenn es von dem Feinde besetzt wäre, in Brand zu legen zu lassen, denn mit Paris ginge ganz Frankreich in Flammen auf, weil Paris Frankreich und Frankreich Paris ist. Man bewundert die That des Moskowiters, aber man entsezt sich auch vor ihr.

Indeß ist es ja noch gar nicht so ausgemacht, daß Moskau wirklich auf Befehl Kostoptschin's eingeäschert wurde. Er selbst hat dies bekanntlich in Abrede gestellt; doch wieviel ist nur, um nichts in den Kreisen, in denen er sich bewegte, als Barbar zu gelten, oder auch aus andern Rücksichten, die wir nicht



kennt. Aber noch eine andere bedeutende Autorität hat sich gegen die Urheberhaftigkeit Rostoptschin's ausgesprochen, und zwar Admiral Schischagow, der sich, wie durch seine Kriegsthaten im Jahre 1812, so namentlich auch durch seine heftige und muthige Opposition gegen das Regierungssystem des jetzigen Zaren, welche ihm sogar seine Güter kostete, einen Namen gemacht hat. Das „*Athenaeum français*“ bringt unter dem Titel „*L'incendie de Moscou et le comte Rostoptchine*“ Auszüge aus einer Geschichte des russischen Kriegs, welche Schischagow geschrieben hat und die, wie uns von dem französischen Blatte in Aussicht gestellt wird, seinerzeit veröffentlicht werden wird. Schischagow behauptet, daß es durchaus keinen haltbaren Grund für Rostoptschin gegeben habe, Moskau einzufaschern, da sich die Franzosen auch außerdem in Moskau nicht hätten halten können. Er führt für letztere Behauptung mehrere Gründe an, unter andern den, daß die Stadt auf Befehl Rostoptschin's vor der Ankunft von der Bevölkerung geräumt worden und von den 240,000 Einwohnern der Stadt nur etwa 12–15,000 Menschen, meist aus der Gasse des Volks, zurückgeblieben seien. In einer so geleerten, fast aller Lebens- und sonstigen Hülfsmittel beraubten Stadt würden, nach der Ansicht Schischagow's, die Franzosen sich nicht haben halten können, auch wenn die Einfärschung der Stadt nicht dazu gekommen wäre. Man würde, behauptet Schischagow ferner, von einer etwa beabsichtigten Brandlegung sich durchaus nicht die Ausdehnung haben versprechen können, welche unter Hinzukunft besonderer Umstände die Feuersbrunst wirklich gehabt hat, denn die Häuser, Straßen und Quartiere Moskaus seien meist durch Gärten, weit gedehnte unbebaute Räume und Boulevards getrennt, und es habe einer der heftigsten Stürme hinzukommen müssen, um dem Brande eine Ausdehnung zu geben, welche außer aller menschlichen Berechnung lag. Außerdem sei ein Theil der Häuser vom Brande verschont geblieben und diese würden hingereicht haben, der französischen Armee, wenn nicht andere Umstände und Beweggründe ihr das Verlassen Moskaus zur Nothwendigkeit gemacht hätten, Obdach und Unterhalt zu gewähren. Man habe als Beweis für die populäre Ansicht, daß die Stadt auf Rostoptschin's Befehl in Brand gesteckt worden, namentlich den Umstand geltend gemacht, daß Rostoptschin die Spritzen und Spritzenleute mitgeführt habe. Diese Maßregel erkläre sich jedoch einfach daraus, daß Rostoptschin alle Civil- und Militärbehörden, um die Franzosen möglichst zu isoliren, aus der Stadt entfernt habe; warum hätte er nun gerade die Spritzen und Spritzenmannschaften in der Stadt zurück und zur Verfügung Napoleons lassen sollen? Auch eine andere Version, daß die Einwohner Moskaus selbst, ohne dazu Befehl erhalten zu haben, die Stadt angezündet habe, läßt Schischagow nicht gelten. So weit gehe der russische Patriotismus nicht. Der Russe hat wol eine angeborene Liebe zu seinem heimatlichen Herde, aber der Patriotismus in seiner höchsten Bedeutung sei ein zu habendes Gefühl, als daß es sich unter einer despotischen Regierung entwickeln könne. Die Feuersbrunst ist, nach Schischagow's Ansicht, durch Zufall oder dadurch entstanden, daß die abziehenden Russen, wie sie dies immer gethan, einzelne Magazine in Brand gesteckt hätten, damit die darin noch vorhandenen Vorräthe den Franzosen nicht in die Hände fielen. Der Feuer sei auch anfangs ganz isolirt und partial gewesen. Man habe sich ein außerordentlich heftiger Sturm erhoben und die Flammen hier- und dorthin getragen; die Franzosen, auf Veränderung verfallen, hätten an Löschen nicht gedacht; die Panik und Ordnung, alle Behörden, die Spritzen und ihre Mannschaften, die genügende Zahl bürgerlicher Personen, um Hilfe zu leisten, hätten gefehlt, und so habe sich der Brand nach und nach über den größten Theil der Stadt ausgedehnt. Schischagow erwähnt übrigens, daß Moskau schon mehrmals angezündet sei, so unter Iwan dem Schrecklichen, wobei auch der Kremlin in Flammen aufgegangen sei, und unter Iwan IV. In den Zeiten Godunow's seien bei einer abermaligen furcht-

baren Feuersbrunst nur der Kremlin und das Quartier der Adelligen vom Brande verschont worden.

Mit Bezug auf denselben famosen Rostoptschin kamen und ohne weiteres Begleitschreiben zwei französisch geschriebene Druckconvolute zu, von denen die größere, 56 Seiten umfassend und mit der Bleistiftsatz „*Projet d'article en placard. Bruxelles*“ versehen, den Titel führt: „*Rostoptchine (le comte Théodore). Notice littéraire et bibliographique sur ses ouvrages.*“ Wir erfahren daraus unter Anderm, daß Graf Rostoptschin handschriftliche Memoiren hinterlassen hat, von denen jedoch gesagt wird, daß es zweifelhaft sei, ob sie jemals veröffentlicht werden würden. Dies wäre nun freilich sehr zu bedauern, da diese Memoiren ohne Zweifel für die Geschichte des französisch-russischen Kriegs von höchstem Interesse sein würden. Weiter führt unsere Quelle die vom Grafen Rostoptschin verfaßten Schriften und Proclamationen auf; es sind folgende: 1) „*Myssli valoukh*“ („*Réflexions à haute voix sur le Perron rouge*“, wie der Titel französisch übersetzt oder paraphrasirt ist), zuerst im J. 1807 in Moskau gedruckt und in demselben Jahre in Petersburg zum zweiten male aufgelegt. Als Verfasser dieses Pamphlets legte sich Rostoptschin den Namen Sila Andreievitch Bogatirew bei. In dieser Schrift geißelte Rostoptschin die Vorliebe der Russen für alles Ausländische und verflocht in diese Strafpredigt die heftigsten Ausfälle gegen die Franzosen, wobei ihm nur die seltsame Inconsequenz bespottet, daß er selbst sich in der Schule des französischen Geistes gebildet hatte und sich später mit Vorliebe der französischen Sprache bediente. Von der Heftigkeit seiner Ausfälle gegen die Franzosen mag folgende Stelle eine Probe sein: „Großer Gott! Was für ein Volk, diese Franzosen! Sie sind keinen Centime werth. Es ist ein Unglück, daß unsere Jugend den Faublas liest und nicht die Geschichte; sonst würde sie erkannt haben, daß in jedem französischen Kopfe eine Windmühle, ein Hospital und ein Karrenhaus beieinander sind.“ Von dieser Schrift sollen seit ihrem ersten Erscheinen in Moskau allein 7000 Exemplare verbreitet worden sein. 2) „*Vesti ili oubitoi golov*“ („*Les faux bruits, ou l'homme vivant tué par les colporteurs de nouvelles*“), ein einactiges Lustspiel, 1808 auf dem kaiserlichen Theater zu Moskau aufgeführt und in demselben Jahre gedruckt. Die erste Ausgabe ist sehr selten geworden; doch wurde das Lustspiel zwei mal wieder aufgelegt, das letzte mal im Jahre 1853 in der von dem Buchhändler Smiridin zu Petersburg veranstalteten Gesamtausgabe der Schriften Rostoptschin's. Die Tendenz des Lustspiels, welches Bulgarin „ein ganz von russischem Geiste durchathmetes kleines goldenes Buch“ nannte, ist ungefähr dieselbe wie in dem „*Myssli valoukh*“. Uebrigens hatte Graf Rostoptschin, wie A. Bulgakov erzählt, noch zahlreiche andere Komödien geschrieben, die er in vertrauten Kreisen vorlas, dann aber stets ins Feuer warf, was ohne Zweifel sehr zu bedauern ist. Rostoptschin pflegte in diesen Komödien seine Galle gegen verschiedene zeitgenössische Personen auszulassen und sie lächerlich zu machen. 3) Proclamationen und Briefe aus dem Jahre 1812, die unter seiner Leitung ins Französische übersetzt und später öfter in russischen Journalen gesammelt und veröffentlicht wurden. Der Ton der Proclamationen ist höchst originell und einzig in seiner Art. Hier eine Probe. Er ließ im August 1812 eine Zahl ihm verdächtig erscheinender Franzosen aus Moskau auf einer Barke fortzuschaffen und gab ihnen einen Nachruf mit auf den Weg, dessen Schluß lautet: „Von jetzt an sollt ihr an den Ufern der Wolga wohnen, unter einer friedlichen, ihren Eiden getreuen Bevölkerung, die euch zu sehr verachtet, um euch Böses zu thun. Ihr werdet für einige Zeit Europa verlassen und nach Asien gehen. Hört auf, schlechte Unterthanen zu sein, und werdet gute! Schafft euch, die ihr bis jetzt französische Citoyens waret, in gute russische Bürger um! Verhaltet euch ruhig und unterthänig, oder fürchtet ein strenges Gericht! Besteigt die Barke, besteigt sie und hütet euch, daß sie euch nicht zum Charonsnachen werde! Gruß und glückliche Reise!“ In einer an-

dem an die Russen gerichteten Augustproclamation heißt es: „Man hat die Gerichtshöfe geschlossen, aber macht euch darüber keine Sorge; wir brauchen keine Gerichtshöfe, um dem Bösewicht (Napoleon) den Proceß zu machen.“ In einer Anrede an die Bewohner Moskaus bedient er sich einer ungewöhnlich selbst den Gebrauch russischer Sprichwörter nicht. Der Stil ist oft ungemein schlagend, kurz und lakonisch kräftig. „Muß gehandelt werden“, sagt er an einer Stelle, „so werde ich mit euch sein; muß in den Kampf gezogen werden, so werde ich der Erste sein; handelt es sich darum, auszurufen, so werde ich der Letzte sein.“ Rostoptschin wußte, wie man zum Volke, wie man zum russischen Volke sprechen muß. 4) „La vérité sur l'incendie de Moscou“ (Paris 1823; ins Russische übersetzt von A. Volkow, Moskau 1824). Ueber diese Schrift lauteten die Urtheile in Rußland selbst sehr verschieden; die Reisten vereinigten sich dahin, sowohl die Tendenz der Schrift als ihre Veröffentlichung zu mißbilligen. Der Verfasser der vor uns liegenden Druckchriften erinnert bei dieser Gelegenheit an einen Artikel „d'un haut intérêt“, welchen die „Blätter für literarische Unterhaltung“ in Nr. 120 f. 1851 über Wolzogen's Mittheilungen in Betreff des moskauer Brandes brachten. 5) „Quatrain français inédit.“ Rostoptschin machte folgendes Quatrain:

Je suis né Tartare,  
Et je voulais être Romain;  
Les Français m'ont fait barbare,  
Et les Russes George Dandin.

Sowas verkürzte als Gegenantwort ein Quatrain, das aber ziemlich fabelhaft ausgefallen ist. 6) „Mémoires du comte Rostoptchine, écrits en dix minutes.“ Die lakonischen, pikanten Epigramme, welche diese sogenannten Memoiren bilden, wie die Art ihrer Entstehung sind den Lesern d. Bl., insofern ihre Erinnerung oder ihre Bekanntschaft mit d. Bl. so weit reicht, bereits bekannt, indem die „Blätter für literarische Unterhaltung“, wie auch in den diesen Notizen zugrunde liegenden Druckchriften erwähnt ist, zwei Uebersetzungen davon gebracht haben, die eine in Nr. 200 f. 1839, die andere in Nr. 191 f. 1849. Der Verfasser der Druckchrift bemerkt: „Les rédacteurs des Feuilles littéraires de Leipzig en sont encore aujourd'hui à douter de l'authenticité de ces Mémoires, et à ne pas croire que le comte Rostoptchine en soit l'auteur!“ Ein Zweifel an der Authenticität dieser Memoiren, die wie gesagt nichts weiter sind als epigrammatische Einfälle, war wohl erlaubt in einer Zeit, wo mit dem Humbug so viele Geschäfte gemacht werden und man Grund zu allem möglichen Mißtrauen hat. Man erkennt zugleich aus jener Bemerkung wie überhaupt aus den zahlreichen Notizen, aus denen diese Druckchrift besteht, wie aufmerksam und gewissenhaft, ja wie peinlich ihr Verfasser Alles beachtet und registriert hat, was je in Bezug auf Rostoptschin's literarische Productionen erschienen und geschrieben ist. Die zweite Druckchrift, mit S. P. 1854 bezeichnet, bringt einen Wiederabdruck dieser Memoiren-Epigramme mit einigen Urtheilen darüber und unter Anderm folgende Notiz: „M. Oettinger, dans son excellent ouvrage «Bibliographie biographique», fait mention de la vérité sur l'incendie de Moscou (qui n'est pas précisément un ouvrage spécial de biographie) et qualifie de curiosité les Mémoires écrits en dix minutes.“ Im Ganzen macht uns Rostoptschin, der sich, beiläufig bemerkt, sehr gern seiner tatarischen Abstammung rühmte, den Eindruck, den sehr viele bedeutende russische Männer auf uns machen: ein großes Maß asiatischer Barbarei (man lese nur in den Druckchriften von S. P. den mit einer wahrhaft ekelhaft cynischen Phrase schließenden Brief Rostoptschin's an Wallay, welcher in einem satirischen Gedichte den Fürsten Kraputkin verspottet hatte), viel Kaustik, viel bissige Menschen- und Lebensverachtung, viel Energie, viel Originalität oder Sonderbarkeit und dann wieder viel Feinheit, Glätte, äußere Eleganz und Gepritsfirniß. Selbst Segur ließ übrigens dem Mosk-

weiter Gerechtigkeit widerfahren, indem er von ihm sagt: „C'est un homme rangé, bon époux, excellent père; son esprit est supérieur et cultivé, sa société est douce et pleine d'agrément; mais comme quelques uns de ses compatriotes il joint à la civilisation des temps modernes une énergie antique.“ Das Lob, welches Segur dem Charakter und der Bildung dieses Paschas von Moskau angedeihen läßt, nimmt sich zwar im Munde eines Franzosen sehr edel aus, steht aber gar sehr im Widerspruch mit Dem, was man sonst von Rostoptschin erzählt, namentlich mit den Mittheilungen Barnhagen von Ense's in dessen „Biographischen Denkmälern“. Dieser erzählt, wie Graf Rostoptschin einen vierundzwanzigjährigen jungen Mann, Werisbalin, welcher die Unklugheit beging, einer Gruppe von Leuten eine Proclamation Napoleon's ins Russische zu übersetzen, erst mit Stockschlägen zu bestrafen und dann dem moskauer Pöbel auszuliefern befohl, der den Unglücklichen förmlich in Stücke riß. Dieses brutale Verfahren sei denn auch die Ursache gewesen, daß Kaiser Alexander den Grafen später seines Dienstes entlassen habe. Rostoptschin sei seitdem von Gewissensbissen gefoltert gewesen, die er in Paris in einem Strudel von Vergnügungen und sinnlichen Genüssen zu betäuben gesucht habe, aber vergebens; namentlich habe er sich beim Anbruch der Nacht von düstern Phantasiegebilden gequält und gedrängt gefühlt. In Nr. 3 des diesjährigen „Athenaeum français“ hat J. Plachta diese Barnhagen'sche Erzählung in französische Uebersetzung mitgetheilt.

Dasselbe französische Blatt bringt aus einer neuer erschienenen Schrift von Ach. Gallet de Kulture: „Le Tsar Nicolas et la Sainte Russie“, interessante Auszüge, namentlich in Betreff Puschkin's und sodann der furchtbaren Prügelexpedition, welche auf einem öffentlichen Plage Petersburgs an Reimann, dem Mörder des Fürken Sagarin, vollzogen wurde. Wir denken auf dieses Buch ausführlicher zurückzukommen und bemerken hier nur vorläufig, daß nach der Versicherung des Verfassers, welcher den Vorfall ausführlich erzählt, General Miloradowitsch den damals noch jungen, eben erst in die Literatur eingetretenen Puschkin in sein Pöbel beschleiden und ihn für eine Dode politischen Inhalts, deren poetischen Werth Miloradowitsch übrigens offen selbst anerkennt, sofort in einem Nebenzimmer mit 30 Ruthenstreichen abstrafen ließ.

Alles ist russisch, so wenig man es sein will! Auch im Haß kann sich eine gewisse Juncigung offenbaren, wenigstens ein Interesse, denn man haßt nur, wofür man sich mindestens interessiert. Mit dieser Manie für oder gegen alles Russische hängt es auch wol zusammen, daß die französischen Schauspielerdichter gegenwärtig ihre Stoffe so gern aus der russischen Geschichte und namentlich dem russischen Pöbelleben entlehnen. So Scribe, dessen Stück „La Caarine“ jüngst zur Aufführung kam. Es sind darin Momente aus dem Leben der Kaiserin Katharina zugrunde gelegt und so sehr feivolen, Einige sagen unsittlichen Situationen benutzt. Diese Frivolität, auf altfranzösische Gewohnheiten und Privilegien sich stützend, geht ihren Weg, was auch die Ultramontanen für Versittlichung thun und wie sehr sie sich auch für das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä eccensern mögen. Von dem Scribe'schen Product sagt die „Illustration“ unter Anderm: „Das Stück ist ein Gemeinplatz in fünf Acten, ein mehr oder weniger dramatisches, aber keineswegs literarisches trompe-l'oeil, welches der Autor nach alter Gewohnheit mit historischen Namen ausstattet hat. Man weiß ja, daß Scribe in allen seinen Stücken die Geschichte herabgewürdigt hat, eine bloße Comparfentrolle zu spielen.“ Der Berichterstatter wirft Scribe mit Recht vor, daß er zwar sehr geschickt sei in dem Hin- und Herwerfen einer Intrigue, daß er aber niemals verstanden habe, einen Charakter zu zeichnen; überhaupt sei auf der modernen französischen Bühne kaum noch von Charakteren die Rede, sondern nur von Zufällen, Glückstausen und Combinationen. Man erkennt aus dieser Bemerkung wenigstens, daß sich in Frankreich selbst Opposition erhebt gegen eine Richtung, welche auch bei uns in den letzten Jahren nicht we-

nig kultiviert und geistigstehtlich protegirt wurde. Die Scribe'sche „Made“, wie man es nannte, galt auch bei uns Vielen als das höchste Ideal moderner Bühnenposse. Indes leben sich diese Richtungen stets von selbst aus, früher oder später, ohne daß, wenn dieser Zeitpunkt einmal gekommen ist, die Kritik noch viel dazu zu thun braucht.

Im Théâtre français wurde vor kurzem ein in Alexandriana geschriebenes Lustspiel „La dot de ma fille“ von Camille aufgeführt, welches für uns einiges Interesse dadurch hat, daß es in Deutschland spielt und die darin auftretenden Personen deutsche Namen tragen. Der Handlung fehlt es freilich an spannendem Interesse und den Personen an realem Lebensinhalt, aber die Versa sind, wie ihnen die Kritik nachrühmt, leicht und fließend, die Haltung ist sittlich und das Sentiment von einer Keuschheit, wie man ihr jetzt in französischen Bühnenstücken selten begegnet. Unter den übrigen Stücken, welche in letzter Zeit auf pariser Bühnen zur Aufführung kamen, sind noch zu nennen: „Le chapeau de l'horloger“ von Frau Girardin, ein Stück im leichten Baubevillestil, doch ohne Couplets, „L'école des agneaux“, von Dumanoir, ein lebenswürdiges Product, auf dem Théâtre du Gymnase (welches jetzt auch zur Aufführung von vier- bis fünfsätzigen Komödien ermächtigt ist) mit Erfolg aufgeführt, und das Lustspiel „Un conseil d'ami“ von Bourget, welches auf dem Odéon gegeben wurde.

Zur Musik übergehend, bemerken wir, daß die im Théâtre lyrique zur Darstellung gekommene neue komische Oper „Le muletier du Tolède“ mit Text von Dennery und Clairville und mit Musik von A. Adam sehr angesprochen zu haben scheint; man findet die Partitur in hohem Grade melodisch und die Instrumentierung außerordentlich geschickt. Im Herz'schen Salon kam das neue Oratorium von Berlioz: „L'enfance de Chanaan“, zur Aufführung. Es besteht aus drei Theilen: „Le songe d'Herode“, „La suite en Egypte“ (auch in Deutschland, z. B. im Leipziger Gewandhause bei der Anwesenheit des Componisten aufgeführt) und „L'arrivée à Sais“. Die Meinungen lauten sehr verschieden. Berlioz gehört zu denjenigen Componisten, welche, wie Wagner in Deutschland, von den Eltern entschieden verworfen, von den Andern als ein Non plus ultra gefeiert werden. Während es in der „Illustration“ heißt: „Den Erfolg, den Berlioz damit gehabt hat, wird Niemand im Stande sein ihm zu bestreiten“, sagt dagegen P. Scudo in der „Revue des deux Mondes“, daß, ein Duett zwischen Joseph und Maria ausgenommen, alles Uebrige nur ein kindisches und sinnloses, von gänzlicher Unfähigkeit zeugendes Lomphaos sei. „Wenn wir“, fährt P. Scudo fort, „öfters auf Berlioz zu sprechen kommen, so geschieht dies darum, weil wir Mann so recht jene industrielle Kunst versteht, die in hohem Grade unsere Epoche charakterisirt, die Kunst, sich herauszufinden zu lassen (de se faire prôner). Es sind schon 20 Jahre her, daß er mittels seines Feuilletons die Fiction eines ungemeinen musikalischen Ruhms aufrecht erhält, der nur in einem halben Duzend närrischer Köpfe wirkliche Existenz hat“ u. s. w. Seghers, der dem Publicum ein zu einseitiger Verehrer und Förderer der Wagner-Schumann'schen Richtung war, hat die Direction des von ihm ins Leben gerufenen und sonst trefflich geleiteten Sécilienvereins infolge innerer Zwistigkeiten nun wirklich aufgegeben. Sein Nachfolger ist Barberaux, unter dessen Leitung die diesmalige Winterfession durch ein Concert eröffnet wurde, in dem abermals Weber's Preciosa-Ruff den Glanzpunkt bildete. Dieses Werk („cette oeuvre enjouée, pleine d'Imagination, de tendresse et de charme“, sagt Scudo) reizt das Publicum des Sécilienvereins bei jeder Aufführung zu begeisterten Beifallsbezeugungen hin. Camilla Borg sang diesmal darin die Arie „Einsam bin ich, nicht alleine“ („Jusqu'ici ta douce image“ in französischer Nachbildung), welche Scudo eine „ballade adorable“ nennt, ganz auszeichnet. Sie ist Schülerin von G. Hénaut, von dem Scudo sagt, er sei einer jener Mitarbeiter an dem musikalischen Theile

der pariser Presse, welche von Dem, was sie verstehen, gut zu sprechen wissen.

Die Franzosen haben seit langem eine Befriedigung ihre Nationalitätlichkeit darin gefunden, daß sie sich rühmen, die besten Soldaten zu sein. Jedenfalls können sie sich nebenbei noch rühmen, die besten Tanzmeister, Koch- und Kleiderkünstler und die galantesten Liebhaber des weiblichen Geschlechts zu sein. Auch werden diese Richtungen in keinem Lande mit solchem Erfolge literarisch kultivirt als in Frankreich. Wir nennen einige dieser Literatur angehörnde, in neuester Zeit erschienene Schriften: „Histoire anecdotique et pittoresque de la danse“, von J. Bertault, und eine Schrift über die Cravatte und den Stock von G. de M., deren genauer französischer Titel uns gerade nicht gegenwärtig ist; wir erinnern uns nur, daß sich die Schrift eine „histoire philosophique“ dieser Gegenstände nennt. An einzelnen interessanten Angaben fehlt es dieser Schrift nicht, wohin wir z. B. die Untersuchung über den Ursprung des Wortes cravate rechnen. Die Meinungen sind hierüber getheilt. Einige führen das Wort auf carabatte, eine Art Koller, welchen die Carabiniers nach dem Muster des deutschen Reiterkollers trugen, Andere sogar auf die Kroaten zurück. Es sei nämlich nach dem Muster der während des Dreißigjährigen Kriegs im kaiserlichen Heere dienenden kroatischen Regimenter um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Corps gebildet worden, bei dessen Uniform selbst die kroatische Tracht zum Modell genommen worden sei. Diese Kriegsschar, die erst zur Zeit der Revolution aufgelöst wurde, sei vom Volke „Cravates“ genannt worden. Ein Capitel des Buchs ist den Bärten gewidmet. Ein echt französisches Product ist auch die Schrift von E. Deschanel, welche unter dem Titel „Le mal qu'on a dit des femmes“ in Brüssel und Leipzig erschien. Der Autor, Sohn eines beliebten, bereits vor Jahren verstorbenen Mitglieds der ehemaligen französischen Schauspielertruppe in Berlin, hat darin eine Auswahl geistiger, boshafter, witziger und geistreicher Sottisen zusammengestellt, welche von Salomo an bis auf unsere Tage über das weibliche Geschlecht gemacht worden sind. Unter den citirten Pointen befindet sich jedoch keine einzige, welche einem deutschen Autor entnommen wäre. Entweder kennt Deschanel die deutsche Literatur nicht, oder sie hat ihm — glücklicherweise — kein Material in seinem Sinne geboten. Die meisten der hier gesammelten Pointen rühren von französischen Schriftstellern her und sind wol auch vorzugsweise an das reizend-folette, anmuthig-frivole Geschlecht der Pariserinnen adressirt, denen die Liebe nicht viel mehr als ein unterhalten-des Gesellschaftsspiel ist.

Dies bringt uns auf ein Buch von S. Michelet über die Frauen der Revolution, welches von G. R. Dettinger gewandt und fließend ins Deutsche übersetzt worden ist.<sup>\*)</sup> Michelet schildert uns sowohl ganze Gattungen und Gruppen, z. B. die Frauen der Fédération, die Jakobinerinnen, die Venderinnen, die Frauen der Gesellschaftssäle, der Salons, der Frauencclubs, als auch einzelne Repräsentanten dieser verschiedenen Gattungen, wie Frau von Staël als Repräsentantin der Gesellschaftssäle, Frau von Condorcet als Repräsentantin der Salons, ferner Frau Roland, Théroigne de Méricourt, Rose Lacombe, Charlotte Corday, Danton's erste und zweite Frau, Lucile Desmoulins, die Götin der Vernunft u. s. w. Obschon Stil und Auffassung wesentlich französisch sind, verdient S. Michelet's Buch jedenfalls auch in Deutschland gelesen zu werden, weil man, wenn man dies nicht auch sonst schon wüßte, aus ihm den ungemein großen vorwärtstreibenden Einfluß erkennt, welchen die französischen Frauen auf den Gang der Revolution und selbst auf ihre tollsten Ausschreitungen ausgeübt haben. Ebenso sehr waren auch sie es wieder, welche, der vielen Bürgerfrauen überdrüssig, dazu behülflich waren, die Reaction ins Leben zu

<sup>\*)</sup> Die Frauen der Französischen Revolution von Jules Michelet. Frei bearbeitet und mit geschichtlichen Anmerkungen von Eduard Maria Dettinger. Brüssel, Schöne. 1854. 8. 1 Theil.

Soll dein Name verweh'n? Willst du gerthöhet aus  
Rufen vor Fremden? Und ist keiner der Mäler die,  
Dir dein eigenes Ohr nicht,  
Deine Sprache nicht Alles werth?

Sprich, mit welcher? o sprich, welcher begehrtst du  
Sie zu tauschen? Dein Herz, soll es des Geküßers,  
Des Kosacks, Kalmücken  
Pulkschlag fröhnen? Ermun're dich!

Ist diese Ode, die mit der Mahnung an ein preussisch-österreichisches Bündniß schließt, aus einem „kosmopolitischen Wahne“ hervorgegangen? In einem Epigramme „Die gebriefene Freiheit“ schildert Herder, wie jetzt freilich jede Feder schreiben dürfe, was ihr gefalle; aber, fährt er fort:

• Eins nur wagen wir nicht, rein aus zu sagen die Wahrheit,  
Wahrheit liebet man wol, aber kein würziges Salz.  
• Hört, ihr Mächtigen, hört! Die hochgepriesene Freiheit  
Unserer Feder sie ist knechtischer, schmeichelnder Dienst.

Herder war somit nicht bloß ein deutschgefinnter, sondern auch ein freigeinnter Mann; und es brist sich an seinem Genius, an Deutschland, an der Wahrheit versündigen, wenn man sich das Gegentheil versichert und einen ehrenwerthen Patrioten dadurch vor der Welt verleumdet, daß man leichtsinnig behauptet, er habe Gedichte „pider Deutschlands Ehre“ geschrieben.

#### Heinrich Heine.

Man liest in den „Archives du judaïsme“ einen aus einem andern Blatte (einem deutschen?) entlehnten hamburger Brief vom 9. November, der den Zweck hat, zu beweisen, daß Heinrich Heine, der immer von seinen jüdischen Vorfahren spreche, bis zu seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre selbst Jude war. Es heißt darin: „Ich habe ihn gekannt, als er noch in englischen Baaren Geschäfte machte. Er brachte den ganzen Tag im Alsterpavillon zu, und ich weiß nicht zu sagen, ob er zuletzt mit Hilfe seines Oheims Salomon Heine sich aus dem Staube gemacht hat. Ein Makler, Joseph Friedländer, hatte eine Klage gegen ihn eingereicht; dafür rächte er sich an dem Makler dadurch, daß er ihn in seinen „Reisebildern“ als den hamburger Baarenmakler darstellte, der noch nicht geheiratet sei. Später studirte er, und ich erinnere mich, daß der ihm wohlgekannte verstorbene Wohlwille unter Thronen erzählte (etwa kurz vor oder nach seiner Promotion), daß Heine sich habe taufen lassen. Lange Zeit betrachtete man ihn in Hamburg als nichts weiter als einen wüthigen Samin. Seine Mutter, wenn sie noch lebt, ist unzweifelhaft noch Jüdin, und seine Schwester, Frau Charlotte Moriz-Emden, ist gleichermassen noch Jüdin, ebenso wie ihre zahlreichen Kinder.“ Sollte diese Notiz einer deutschen Zeitung für die Judenwelt entlehnt gewesen sein und unsere Wiedergabe nicht wörtlich mit dem deutschen Originaltext übereinstimmen, so vergesse man nicht, daß wir, wie schon bemerkt, sie aus einem französischen Blatte entlehnt haben.

• R.

#### Bibliographie.

Denkwürdiger und nützlicher, rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms u. darstellt. Von einem Forscher in historischen Dingen (C. v. Stramberg). Mittelrhein. 3te Abtheilung. 2ter Band. 5te Lieferung. Coblenz, Pergt. 1854. 8. 20 Ngr.

Brugsch, H., Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem

Nilthale. Mit 1 Karte, 3 Schrifttafeln und 3 Beilagen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Cunibert, B.-S., Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu'à 1854. 2 vols. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Britta about Dora. Ein anonym Roman. Drei Bände. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauten Hauses. Gr. 12. 4 Thlr.

Rechner, G. T., Ueber die physikalische und philosophische Atomlehre. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Felice, G. D., Geschichte der Protestanten Frankreichs, seit dem Anfange der Reformation bis zur Gegenwart. Aus dem Französischen übertragen von R. A. Pabst. Leipzig, F. Fleischer. 8. 2 Thlr.

Strieben, H., Liebfraue. Kleines Liederbuch. 16. Stuttgart, Gammier. 7½ Ngr.

Heinzelmann, F., Sankt Johannes auf Patmos. Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen. Leipzig, F. Fleischer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krugsch, C. B., Arion. Schauspiel in vier Acten. Leipzig, C. F. Brisch. 16. 20 Ngr.

Kürnberger, F., Catilina. Drama in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Lemcke, L., Handbuch der Spanischen Litteratur. Auswahl von Musterstücken aus den Werken der klassischen Spanischen Prosaisten und Dichter von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, mit biographisch-litterarischen Einleitungen. 2ter Band: Die Prosa. Leipzig, F. Fleischer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kiendorff, R. A., Das Sudrum-Lied. Berlin, Barthol. 16. 10 Ngr.

Pocci, F., Gewatter Tod. Dramatisches Gedicht. München, Brauns u. Schneider. 16. 20 Ngr.

Reuter, F., Polterabendgedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart. Treptow. 8. 20 Ngr.

— Die Reis nach Welligen, poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart. Ebendasselbst. 8. 12½ Ngr.

Schroeder, R., Die Kreithlethiade. Ein heroisch-romantisch-episches Epos. Berlin, Barthol. 16. 10 Ngr.

— Die Verschwörung des Catilina. Drama. Ebendasselbst. 16. 1 Thlr.

Soldan, B. G., Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Thlr.

Strauß, B. v., Ein Oboles zur Philosophie der Geschichte. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Waife von Tamaris. Eine Langnovelle vom Verfasser des „Schief-Levinche“ und der „Lustschlösser“ (J. A. Bernays). Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Siegler, R., Strabbe's Leben und Charakter. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

#### Tagesliteratur.

Offener Brief eines Christlichen an seine Tochter, die für ihn eine verlorene ist, seit sie der durch die herkömmliche Theologie verfälschten Religions-Anschauung sich zugewendet. Eine Warnungstafel für die Zeitgenossen. Hamburg, G. B. Kirmeyer. 8. 4 Ngr.

Heinlein, H., Ein Reis in Sachsens Rautenkraut. Gedicht. Leipzig, C. L. Fritzsche. Hoch 4. 10 Ngr.

Napoleon III. und die gegenwärtige Weltkrise. Leipzig, Kimmelman. 8. 12 Ngr.

Wer ist ein Jude? Gespräche zwischen einem Ramen- und einem wahren Juden. Hamburg, Herold. Gr. 12. 3 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1854  
im Verlage von

**F. A. Brockhaus in Leipzig**  
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**Nr. IV**, die Verwendungen der Monate October, November und December enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 7.)

**112. Schoedler (F.), Die Chemie der Gegenwart** in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Der durch sein mitteleberrichtetes „Buch der Natur“ so vorthellhaft bekannt gewordene Verfasser bietet in diesem Werk dem deutschen Publikum eine populäre Darstellung des neuesten Standes der Chemie. Bei der Wichtigkeit dieser Wissenschaft für alle Lebensstufen und bei der anerkannten Fähigkeit des Verfassers wird diese Schrift den Gebildeten aller Stände gewiß willkommen sein und sich bald in allen Familienbibliotheken einbürgern.

**113. Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von F. von Raumer. Dritte Folge. Sechster Jahrgang. 12. 1855. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

I. Geschichte des Congresses von Verona. Von H. F. v. Schwaninger. — II. Die neuern Forschungen über das alte Indien. Bericht von H. Weber. — III. Sir Frederick Adam. Ein Lebensbild aus neuerer Zeit. Von H. von Reumont. — IV. England im Jahreshab 1850–51. Von H. Schmidt. — V. Verfall seit dem Niedergang der Göt. Von R. F. Neumann. — VI. Die orientalische Frage in ihrer Kindheit. Eine geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von J. W. Bartsch.

Die erste und zweite Folge des Historischen Taschenbuch (20 Jahrgänge, 1830–49) zusammen genommen kosten im ermäßigten Preise 10 Thlr.; der I.–X. Jahrgang (1830–39) 10 Thlr.; der XI.–XX. Jahrgang (Neue Folge I.–X. Jahrgang, 1840–49) 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster die fünfter Jahrgang (1850–54) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

## Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

**Strömer (H.), Das chemische Laboratorium der Universität Christiania und die darin ausgeführten chemischen Untersuchungen.** 4. Christiania. 1854. 1 Thlr.

**Dictionarium linguae Thai sive Siamensis, interpretatione latina, gallica et anglica illustratum auctore J. B. Fallogoix.** Parisiis, 1854. 20 Thlr.

**Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica.** Vol. XXV. (1853.) 8. — **Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1853.** 8. — **Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1853.** Folio. Roma. Pränumerationspreis 14 Thlr.

## Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Vervollständigt durch Nachträge bis Ende 1854.
2. **Catalogue de Livres au rabais, qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig.**
3. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von F. A. Brockhaus in Leipzig. Nebst einem Anhang werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.
4. **Verzeichniss von Büchern zu billigen Preisen, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind.** XIX — XXIV.

## Preisermässigungen.

Nachstehende bei **F. A. Brockhaus in Leipzig** erschienene Taschenbücher, mit Beiträgen der geachteten deutschen Schriftsteller, sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Urania.** Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **10 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexh (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Moser (2). — T. Mögge (3). — L. Rollstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Thereso (2). — L. Tieck (2).

Jahrgänge 1837 und 1838. à **6 Ngr.**

Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Schövel. — L. Tieck. — L. Rollstab. — F. v. Heyden.

**Taschenbuch dramatischer Originale.** Herausgegeben von J. Franck. 6 Jahrgänge. 1837–42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **3 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **15 Ngr.**

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Franck (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

**Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von F. v. Raumer. 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **18 Thlr.**

I.—X. Jahrg. (1830—39) **10 Thlr.**

XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I.—X., 1840—49) **10 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

## Wohlfelle Zeitschriften.

**Pfennig-Magazin für Kinder.** Erster, zweiter, vierter, fünfter Band. 4. Jeder Band (1 Thlr.) **10 Ngr.**

Im Verlage von **Franz Duncker** (B. Besser's Verlags-handlung) in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

## Das Wunder.

Eine Komödie in vier Akten

von

**Rudolph Genée.**

8. Geg. geh. 20 Sgr.

## Der Nordstern — L'Etoile du Nord

von **Meyerbeer.**

Oper in 3 Akten von **Scribe**, deutsch von **Reitstüb.**

Vollständiger Clavierauszug mit deutschem und französischem Text 12 Thlr., für Piano allein 5½ Thlr., für Piano zu 4 Händen arrangirt von Enke 8½ Thlr., für Violinquartett 4 Lieferungen à 1½ Thlr., für Flötenquartett 4 Lieferungen à 1½ Thlr., für 2 Violinen 4 Lieferungen à ½ Thlr., für Violine allein 4 Lieferungen à 20 Sgr., für 2 Flöten 4 Lieferungen à ¾ Thlr., für 1 Flöte 4 Lieferungen à ¾ Thlr. Partitur und Orchesterstimmen. Französisches und deutsches Textbuch à 10 Sgr.

Ouvertüre in allen Arrangements (auch für Piano zum

**Sonntags-Magazin.** Erster und zweiter Band. 4. Jeder Band (3 Thlr.) **8 Ngr.**

**Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Erster, zweiter, vierter, achter Band. 4. Jeder Band (3 Thlr.) **1 Thlr.**

## Sextant und Laktmesser,

vom

**Polytechniker Brandegger in Ellwangen**

durch **G. W. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

## Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitengrades — Nailand bis Schlewig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Belehrung und einem Kärtchen.

Im Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.;  
Lacten-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

## Laktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Laktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Lact genau und sicher für alle Temporen. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regeln sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

Concertvortrag von Ehrlich, für 2 Pianos zu 8 Händen, für Orchester etc.), der beliebte Walzer in allen Arrangements und 24 Gesangsnummern einzeln.

Compositionen über Lieblichkeitsthemas des „Nordstern“ für Piano von Billet, Kullak, Diabelli, Goldbeck, Lecarpentier, Ch. Voss, Oesten, Ch. Wehle, Musard, Haslinger, Conradi à 5—25 Sgr. Compositionen für Violine und Piano von Vieuxtemps und Kullak, von Leonard und Gregoir, von Dancla, von Louis à ¼—1½ Thlr. Comp. für Violoncelle mit Piano von Kummer, Gans. Comp. für Flöte mit Piano von Remusat.

Durch alle solide Musikalienhandlungen zu haben.

In Paris ist die Oper bereits mit größtem Beifall 100 Mal gegeben.

Verlag und Eigenthum der **Schlesinger'schen** Buch- und Musikhandlung in Berlin.

Sobald erschien bei **G. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Wilde (f. d.), Lesebuch** für die Schulen Deutschlands. Zusammengefasst. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Diese zweite Auflage des anerkanntesten seinem Zweck vollständig entsprechenden Wilde'schen Lesebuchs kann allen Lehrern zur Einführung in Schulen angelegentlich empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Georg W. Brockhaus.** — Druck und Verlag von **G. W. Brockhaus** in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 9.

1. März 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlen. jährlich, 6 Thlen. halbjährlich, 3 Thlen. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neue historische Dichtungen. Von August Gottschall. — Jeremias Gotthelf (Albert Böhms). Von Gottfried Keller. — Friedrich von Schiller nach seinen Selbstbekenntnissen. Von Hermann Marggraf. — Zur Chiropodomatologie. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Neue historische Dichtungen.

1. Johannes Huß. Ein Gedicht in neun Abtheilungen von F. Franz. Schwelm, Scherz. 1854. 16. 1 Thlr.
2. Sickingen. Eine Landsknechtsgegeschichte von Albert Lürke. Berlin, Wohlgemuth. 1855. 32. 8 Ngr.
3. Historische Gedichte, Lebensskizzen und Naturbilder von Edwyrau. Frankfurt a. M., Kettemb. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Die Gründung von Kloster Neuburg. Ein Gedicht von Julius von der Traun. Leipzig, Herbig. 1854. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Jung Friedel der Spielmann. Ein lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts von August Becker. Stuttgart, Cotta. 1854. 16. 1 Thlr.

Die Geschichte ist gewiß schon durch die Größe ihrer Perspektiven und durch die Energie steller Freiheit und Kraft, die sich in ihr offenbart, ein Versuchungsgegenstand für die Poesie, wenn diese durch die fortwährenden Congestionen der Empfindungen hektisch zu werden droht. Unser Empfindungslyrik bietet einen allzu monotonen Anblick dar. Ueberdies reflectiren wir zu sehr in unsere Empfindungen hinein, so daß ihr klarer Ausdruck fortwährend getrübt wird. Doch die Geschichte bedarf auch der poetischen Spiegelung; sie muß in die künstlerische Form hineingepaßt, von der Größe der Gesinnung und der Weltweite der Anschauung getragen, von den Schlacken dichterischer Elemente gekäutert werden, um überhaupt im Reiche der Kunst Zulassung zu finden. Der Dichter muß den Instinct haben für das menschlich Bedeutsame, das er zur künstlerischen Freiheit löst. Es gibt keinen größeren Mißgriff, als uns die Geschichte ganz roh vorzusetzen und diesen stoffartigen Eindruck allein wirken zu lassen. Das Rezept zu solchen Dichtungen ist sehr einfach. Man nimmt einen Abschnitt aus Becker's „Weltgeschichte“, etwa Johannes Huß oder Johanna Gray, setzt einige eigene Betrachtungen und Empfindungen

hinzuzugewinnen, schlägt das Ganze zu Phrasenschaum und bringt die Mischung in irgend eine metrische Terrine. So kann man mit Grazie in infinitum fortichten und vom Adam und Eva bis zur Belagerung von Sewastopol eine Weltgeschichte in Versen liefern, deren Bändzahl nicht abzusehen ist. Der Einzelne ist freilich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, aber es kommt dabei auch gar nicht auf die dichterische Individualität an. Das ist ein massenhaftes Produciren, und wenn es damit so fortgeht wie in jüngster Zeit, so wird es kaum eine Lücke in der Weltgeschichte geben, die nicht von dem poetischen Schlafmügen deutscher Autoren ausgestopft ist. Die geschichtliche Treue wird freilich von diesen Poeten mit großer Angestrengtheit gewahrt; aber das ist nur die Angst einer verzagten Talentlosigkeit, welche sich gleich zu verirren fürchtet, wenn sie nur einige Schritte vom geraden Wege abweicht; das ist nur der Mangel an jeder dichterischen Erfindungskraft, welche ihre schönsten Blüten nicht auf der breitgetretenen historischen Heerstraße pflückt. In der Empfindungslyrik kann sich eher ein Diminutivtalent mit seinen poetischen Nippstischfächeln hervormagen; die Geschichte erfordert stets einen großen gestaltungskräftigen Dichter, voll Weisheit, Schwung und Energie in Gebilden und Gedanken. Sonst erhalten wir nur ein historisches Wachsfigurencabinet, und der Poet geht mit dem Stäbchen umher, zeigt und erläutet mit hochtrabenden eingefärbten Worten, und die Gestalten mit den gläsernen Augen sehen uns leichenhaft an.

Von unsern geschichtlichen Dichtungen liefern die drei ersten nur Wachsfiguren, in den beiden letzten ist etwas frischeres poetisches Leben.

Wer sich über das Leben und Wirken des Johannes Huß näher unterrichten und es vorziehen sollte, die ge-

geschichtlichen Belehrungen in Versen, mit Goldschnitt und in eleganter Miniaturausgabe zu erhalten, dem empfehlen wir das Gedicht von Franz. Es ist durchaus vollständig; denn es beginnt auf der ersten Seite mit der Geburt des Helden und endet auf der letzten mit seinem Tode. Schon die erste Strophe zeigt, wie der Dichter an die geschichtlichen Daten erbauliche Betrachtungen anzuknüpfen weiß:

Wie mancher Mann, zum Werkzeug auserkoren —  
Der Gnade wie des Horns — in Gottes Hand,  
War Johann Fuß in Dunkelheit geboren,  
Der Aelteren Name selbst wird nicht genannt.  
Sein Vater, ein Holzträger, hat im Schweiß  
Des Angesichts sein täglich Brot gegessen,  
Und spärlich war dies Brot ihm zugemessen,  
Und karglich nährt' ihn seiner Hände Fleiß.  
Die Armuth ist ein Fluch, der in den Röhren  
Das Mark ausderret und Geist und Herz verheert,  
Den Muth verfehrt,  
Wie loher Waldesbrand das Leben frist der Höhlen.

Man achte auf diese Strophe, welcher im vorletzten Vers der Athem ausgeht; sie verschmauft in einem Zweifler, um dann auf den letzten sechs Füßen sich gemüthlich auszutragen. In solchen Strophen ist das ganze Gedicht geschrieben. Aehnliche Reflexionen, wie hier über die Armuth, sind überall ausgestreut und gähnen uns auf jeder Seite entgegen, z. B.:

Der Beifall dieser Welt, wie bald zerronnen!  
Und Ehr' und Ruhm, wie blüß'n sie kurze Zeit!  
Du hast dir Günst und Reizung schon gewonnen,  
So nact schon gift'ge Mißgunst, blaffer Reid.

Die folgende Strophe klingt wie ein verficirtes Protokoll, und besonders der casurlose Sechsfüßler am Schluß macht einen überaus gewichtigen Eindruck:

Darauf besuchten Fuß in seiner Zelle  
Drei Commissarien, vom Concil ernannt,  
Der Bischof von Lebus, der von Castelle,  
Wie auch der Patriarch von Griechenland.  
Die Drei erklärten, daß in ihrer Hand  
Die Klagartitel, eidlich aufgenommen;  
Doch zum Verhör ist's wieder nicht gekommen,  
Denn Fuß begehrte einen Rechtsbeistand,  
Und das Concil entschied nach altem frommen  
Gewohnheitsrecht: wer einer Ketzerei  
Verdächtig sei,  
Der dürfe keinen Rechtsbeistand gewährt bekommen.

Nach dieser Strophe sehen wir den Dichter aufathmen, die zerkaute Feder auspritzen und die göttliche Muse preisen, welche ihm half, diese Ungethüme von Worten, die nach vorn und hinten ausschlagen, ins Strophenjoch zu spannen. Die „Klagartitel“ und „Rechtsbeistände“ aber sehen sich verwundert an und begreifen gar nicht, auf welchen Füßen sie laufen, da sie sich bisher noch nie vom metrischen Standpunkte aus betrachtet und über die Kürze oder Länge ihrer Silben gänzlich im Dunkeln lebten. Die geschichtliche Treue unsers Autors grenzt bisweilen ans Komische. So wird von Fuß' Zurückung zum Scheiterhaufen erzählt: Sieben Bischöfe nahmen ihn in Empfang; der erste nahm ihm den Kelch aus der Hand:

Die andern zieh'n das Kleid ihm aus; sie scheeren  
Bon seinem Haupt die Stelle der Tonsur;\*

Man glaubt die Spur  
Der Salbung mit der Haut der Finger zu verschern.  
Doch im Begriff, die Platte zu enthären,  
Gerathen sie beinah' in großen Streit;  
Die Frage, ob des Ketzers Haupt zu scheeren  
Mit Messer oder Scheer', hat sie entzweit.

Bei dieser für den künftigen Gezeiten schwierigen Stelle verliert der Dichter sogar die Klarheit, die ihn sonst überall begleitet. Er ist besser zu Hause in den juristischen und theologischen Terminologie als in den Kunstausdrücken der Friseurs, denn sonst würde er dem armen Märtyrer nicht eine ganze Stelle vom Kopf scheeren und dann sogar noch die Platte enthären lassen, ein Experiment, zu welchem selbst die neuesten orientalischen Enthaarungsmittel nicht ausreichen dürften; denn wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren.

Die Metaphern in unserer Dichtung sind oft dem Thierreich entnommen. Illustrationen zu Rapp's „Naturgeschichte“ enthält folgende Strophe:

Sie glichen nicht dem Löwen, der mit Loben  
Nach ich entriß'ner Beute rast und brüllt;  
Sie wandten lammesfromm den Blick nach oben,  
Gleich wie der Wolf, in Schafsgewand geküllt,  
Dem Fuchselein gleich, das durch die Dämm'ung streicht.

Die Befinnung, in welcher das ganze Werk gebichtet ist, mag lobenswerth sein; sie gibt sogar der letzten Strophe dichterischen Schwung und dichterische Färbung. Dennoch bleibt solche historische Holzschnittpoesie ohne alle Berechtigung.\*)

In absichtlicher derber Holzschnittmanier ist die Landknechtsgeschichte „Sickingen“ von Albert Lürke gehalten; aber der Standpunkt eines Landknechts ist weder für die historische Auffassung des Helden noch für seine poetische Gestaltung ausreichend. Einzelne Striche sind recht markig und kräftig, selbst einzelne poetische Streiflichter fallen auf die im Ganzen rohen Bilder; doch entbehrt diese Volksthümlichkeit trotz ihres treuerzigen Anflugs zu sehr der künstlerischen Erhebung. Solche Verse und Constructionen wie:

Auch gab bald funder Klage d'rauf;  
Als wie ein müdes Kindlein nieder  
Amalig schlägt die Augenlider,  
Sein' tapfre Seel' Herr Sicking' auf.

oder:

Der Herr im Himmel sei gepreißt!

oder:

Womit die G'sicht dann schließen thut  
Bon deutscher Treu' und deutschem Muth  
Bon Sicking' und dem Landknecht gut.

\*) Wer sich über die Schicksale des Johann Fuß im Zusammenhang unterrichten will, den verwiesen wir, statt auf die oben besprochene Reimchronik, auf folgende vor kurzem herausgekommene Schrift: Johann Fuß. Dargestellt von Gustav Adolf Ebers. Rastatt. Neffste. 1864. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser ließ sich durch die freundliche Aufnahme, welche seinen auf Veranstaltung und Veranstaltung des kaiserlichen Gustav-Adolf-Berichts gehaltenen Vorträgen über denselben Gegenstand zu Theil wurde, zur Veröffentlichung seiner Arbeit bewegen. Der Ertrag ist zum Besten des Gustav-Adolf-Berichts bestimmt. D. Red.

sind doch zu geschraubt und übellautend, um für ein musikalisch gebildetes Ohr erträglich zu sein. Doch als curiose poetische Kleinigkeit, als Decorationswerk ohne weitere Ansprüche kann man sich das Heflein gefallen lassen.

Im gelehrten Format, etwa wie das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon“, treten die „Historischen Gedichte“ von Edwygrau auf und wollen offenbar durch ihr eigenes Gewicht wirken, indem sie auf jede einschmeichelnde Miniatureleganz verzichten. Der Verleger schreibt statt des pseudonymen Verfassers die Vorrede. Herr G. F. Kettembeil theilt uns mit, „daß ihn die dichterische Weihe und wahrhaft religiöse Erhebung, von der diese Gedichte sämmtlich durchdrungen sind, so sehr angesprochen habe, daß er es nicht für unverbienlich hielt, das deutsche Publicum mit diesem neuen reichbegabten Dichter bekannt zu machen“. Auch deutet er an, daß eine den höhern Ständen angehörende oder wenigstens „eine in höhern Kreisen lebende Dame“ (vielleicht eine Gouvernante?) diese Gedichte verfaßt habe. Herrn Kettembeil's Urtheil in Ehren — das Urtheil eines Verlegers ist sehr wichtig, mindestens für seine Kasse — können wir doch nicht ganz mit ihm übereinstimmen, obgleich die Spuren dichterischer Begabung unverkennbar hier und dort hervorleuchten. Das Ganze sind nur Studien in einer oft barocken Form, und man muß sich tüchtig durchs Strüpp hauen, ehe man eine poetische Lichtung findet.

„Lady Jane Gray“, ein historisches Gemälde, eröffnet die Reihe der Dichtungen. Eine junge und schöne Königin, die hingerichtet wird, ist jedenfalls eine interessante Erscheinung. Lady Jane Gray ist daher öfter hingewiesen worden von ihren Dichtern. Edwygrau wagt sich noch ein mal an diesen Stoff, nachdem er in einem poetisch und rhythmisch stillosen Vorwort den leidenschaftlichen Wunsch ausgesprochen, ein Dichter zu sein, und damit dieser Wunsch desto eher vom gütigen Schicksal erfüllt werde, zugleich all das Gute und Liebenswürdige angführt, was er dann als Poet singen würde. Unser optimistischer Dichter hat eine Eigenthümlichkeit, durch welche er sich von den Sangesgenossen unterscheidet. Er schickt jedem Gesang eine Fülle von Rottos voraus, die seine genaue Kenntniß der englischen Literatur bekunden und überdies für seine umfangreiche Belesenheit und vielseitige Bildung ein rühmliches Zeugniß ablegen. Das Schlimme dabei ist nur, daß der Gedankeninhalt der Gesänge durch die vorausgeschickten Rottos in erschöpfender Weise ausgesprochen wird, und daß hinter Shakspeare, Young u. A. hinter den mächtigen Tönen der Geistesgewaltigen Edwygrau's eigenes Stimmchen spurlos zu verhallen droht. Die Geschichte von Jane Gray wird uns nun mit vollkommener Treue theils in vierfüßigen Trochäen, theils in Hexametern, theils in anapästischen Versmaßen, theils in Jamben, Daktylen oder gar in Distichen erzählt, in dem die Pentameter durch ihre vollkommene Casuslosigkeit einen bestrebenden Eindruck machen. Was überhaupt die metrische Seite der Dichtung betrifft, so macht

Edwygrau von der Entdeckung, daß die deutsche Sprache keine quantifizirende sei, eine extravagante Anwendung. Daktylen wie „Flügelthür'n“, oder „Handschuh' nimm“, „Frühlingkleid“ oder ähnliche kolossale Molossen treten uns überall entgegen. Ein Beispiel dieser unschändbaren Distichen, über welche sich der selige Manfo im Grabe umdrehen würde, bieten folgende Verse:

Bitternd folgt nun das Weib dem Führer durch bogige Gänge,  
Endlich halten sie ein; weit thün sich Flügelthür'n auf —

Und im glänzenden Saal gar finster und kalt sitzt die Kön'gin;  
Bei ihr Gardiner steht und der Gesandte Renard.  
Ihre Feder scheint stumpf von blutiger Arbeit geworden,  
Zust verfaßt sie dem Strich zu fernem Todeurtheil.

Hier läßt sich nicht einmal annäherungsweise die metrische Absicht des Verfassers errathen. Jedenfalls erspart dieser monströse Pentameter, dem die ganze Montur schief sitzt und alle Knöpfe am Rocke hammeln, die weitere Inspection seiner Kameraden. Die Metrik des Verfassers laborirt daran, daß ihm der Begriff eines Daktylus nicht klar geworden. Die Geschichte der Johanna Gray ist bekannt genug; neue Enthüllungen gibt der Verfasser nicht, etwa den volksthümlich gehaltenen Monolog des Henkers und den Gesang der Engel im Kerker ausgenommen. Das Andere verläuft so rührend wie möglich, hin und wieder nicht ohne poetischen Anflug und überraschenden Ausdruck wahrer Empfindung, aber durch die Formlosigkeit überall anstößig und unbefriedigend.

Die protestantische Gesinnung und aufgeklärte Frömmigkeit des Verfassers spricht sich in dieser Dichtung deutlich genug aus, noch deutlicher aber in der nächstfolgenden: „Der Renegat. Lebensskizze aus dem 19. Jahrhundert.“ Ein so moderner Stoff gibt über Dicht- und Denkweise stets die beste Aufklärung. Wir wollen daher den Inhalt des Gedichts angeben, wenn auch in etwas anderer Weise als der Autor selbst, welcher der Dichtung eine genaue Inhaltsangabe vorausschickt, die sich von den Strochversen des Gedichts selbst nur durch ihre Ungereimtheit unterscheidet. „Vorklänge aus dem 16. Jahrhundert“ leiten die Dichtung mit einer Verherrlichung Martin Luther's ein: Daß Edwygrau eine Dame ist, geht aus diesen Vorklängen deutlich hervor. Denn nachdem sie die mächtigen Wirkungen des reformatorischen Wortes geschildert und sie näher „specificiren“ will, ruft sie aus:

Das Weib legt die Hand dann auf's Herze  
Und betet: „Herr, mach' mich so rein  
Wie das unverfälschte Wort Luther's,  
Mit der Wahrheit hellstrahlendem Schein.“

Der Mann schlägt sich fest an den Busen  
Und spricht: „D' erforsche mich, Gott!  
Das männliche Wort ew'ger Wahrheit  
Zerschmett're Trug, Lüge und Spott!“

Ein männlicher Autor hätte schmerzlich zuerst die Wirkungen Luther's auf das Weib geschildert; nur die protestantische Begeisterung einer Frau dachte zuerst an sich selbst. Nach diesem „Prolog im Himmel“ tritt unser „Faust“ selbst auf, ein Theolog des 19. Jahrhun-

der's. Er beginnt mit einer Elegie über die geistige Verwirrung unserer Zeit, über ihren wilden Gedankenstrudel — doch er tröstet sich damit, daß er weder überspannt noch indifferent ist.

— Doch mein Gehirn durchzuden and're Dingen:  
Ist es ein Wunder, wenn die heut'gen Zeiten  
Den zweiten Faust in ihrem Schooße bergen?  
Ich — zweiter Faust? — nein — trüg' ich mich doch selber.  
Ich haße dies Verlieren der Gedanken,  
Das mich und And're in den Abgrund jöge.  
Grund muß ich unter'n Geistesfüßen haben,  
Damit sie nicht auf Wahneswogen schwanken.

So läuft er immer weiter auf seinen „Geistesfüßen“, bis er anfängt, an Luther's Verdiensten zu zweifeln — was den Inhalt dieser zweiten Faustjode bildet. Er fragt:

Was hat der Ärmste Gutes jezt verrichtet?  
Zu dem unglaublichen Philosophentreiben  
Wär' ohne ihn vielleicht nie Bahn gebrochen!  
Und Eitte, Glauben wäre nicht gesunken;  
Ja, ohne ihn — — ha — schauerlich — mir grauet — —

Die schauerlichen Gedankenstöße zeigen an, daß unser Faust sich jetzt darauf besinnt, der Zeitpunkt sei gekommen, wo „der Mond sein Licht verbergen“ und die „Lampe schwinden“ muß, um die nöthige Geistesreinigung vorzubereiten.

Der Wind heult drauß' — — — ich glaub', ich bin im Fieber,  
Mein Haar sträubt sich — — — auf welchen Bahnen geh' ich? — —

Mein Auge düstert — wirr wird's mir im Haupte! —  
Wer klopft da?!! — — Gott! — — bleibt draußen, sag' ich — Himmel!

Es erscheint also ein Geist, an dessen ganzem Benehmen man bald entdeckt, daß er „in höhern Kreisen“ lebt und sich einer guten Erziehung erfreut; denn ein Geist, der „anklopft“, ehe er herelntritt, um nicht zu sehr in Schrecken zu versetzen, hat offenbar Alberti's „Complimentirbuch“ studirt und keine Gemeinschaft mit den geharnischten Geistern Shakespeares oder dem Erdgeist Goethe's, die durch die Winde kommen oder aus dem Boden aufsteigen, was freilich im civilisirten 19. Jahrhundert seine Schwermühsamkeit hat. Und welcher Geist könnte einem aufgeklärten protestantischen Theologen erscheinen? Vielleicht der Geist Luther's oder Melancthon's oder Hengstenberg's? O nein, „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“, ihm erscheint der Geist seiner verstorbenen Braut. Für arme Theologen, die keine Stelle finden können, pflegt dieser Geist bei Lebzeiten ein Quälgeist zu sein; die arme „Klotilde“ sucht indes nach dem Tode den Zweifelnden zu beruhigen, zu versöhnen. Sie singt ihm etwas vor:

O Zweifel,  
Du Teufel,

Was schleichst du um das Herz? — —  
Nahen Zweifel auch unzählig,  
O selig, selig, selig  
Wird das Befiegen sein.

Alles vergebens! Der Unglückliche zweifelt fort, nachdem er die „entnervten Arme“ nach ihr ausgestreckt. Wir sehen also, unser armer Renegat ist durch seine

aufreibenden Zweifel „entnervt“ und fischlos geworden, was weder einem Friedrich von Senz noch einem Friedrich von Schlegel passiert ist. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß arme kleine Wort „entnervt“ flößt eine Theilnahme für den Zweifler ein, welche seine Reflexionen nicht zu erwerben verstehen.

O Mannesstärke, Ironie im Leben,  
Wort, das sein ganzes Selbst kalt parodirt —

Das ist die Rache für Shakespeare's „Frailty, thy name is woman!“ Wer zweifelt noch, daß Edwygran eine Dame ist? Krum hat indes der Theolog des 19. Jahrhunderts an der Mannesstärke gezweifelt, so erscheint der Geist wieder, diesmal ohne anzuklopfen, und belehrt ihn, daß nur Demuth Stärke gibt. Das rüst in unsern Helden wieder eine lebhaftere Opposition hervor, die nur dadurch beschwichtigt wird, daß er sich das Bild seiner Klotilde in einer langen Antikrophe ausmalt. Dabei vergißt er seinen Uebergang zum Katholicismus so gänzlich, daß er anfängt, sich mit Heirathsgedanken zu beschäftigen.

Doch „Keine find' ich, die dir Engel gliche“.  
Die Einen, mit der Lünche der Verbildung  
Eitel befrischen, widern an den Willen.  
Die Andern mit dem handbauchnen Verstande  
Befriedigen ärmslich nur des Leibs Bedürfnis.

Für diese Wunden gibt nur die Kirche Balsam, heißt es dann weiter.

Luther'sche Kirche, kalter, ernster Glaube!  
Fast sollte man sich Romas Mutterkirche,  
Die glühend auf die Phantase einwirkt,  
Bürücke wünschen!

Diese allzu bescheidene Wendung, die selbst einen „Bunsch“ noch mit einem „fast“ einführt, läßt nicht vermuthen, welche Katastrophe in ihrem Schooße schlummert; denn nun geht es plötzlich mit Siebenmeilenstiefeln zum Ziele, indem sich unmittelbar an den schüchternen Stoßseufzer die Verse anschließen:

Der Luther'sche Glaube

Läßt kalt mich — und ich dürste nach der Wärme —  
Ich lasse dich! wohlan, ich bin entschlossen! —  
Empfange deinen Sohn, Romas Mutterkirche!

Nun erscheint aber der Geist „mit thränengefurchtem Antlitz“ und hält ihm eine Strafpredigt über den Wankelmuth. Der Theolog ist zwar „durch das schöne gramgefurchte Antlitz“ gerührt, verbittert sich aber doch jeden fernern Besuch mit einem höchst schlagenden Grunde:

Kehe nicht wieder, du bist ja gestorben!

Noch schlagender ist aber folgende Argumentation:

Ich will dich küssen, muß dein Bild ertränken;  
Denn And're müssen diesen Geist befeelen.  
Sichtbares muß, Sichtbares will ich haben —

als ob ihm die arme Klotilde mit ihrem thränengefurchten Antlitz nicht sichtbar gewesen wäre! Wie kann ein Theolog seine arme verstorbene Braut, die sich die Ruhe gegeben hat, ihm unter so erschreckenden Umständen sichtbar zu werden, mit so bitterem Hohne tranken? Sie kommt indes noch ein mal wieder:

D Schmerzen  
Im Herzen,  
Wenn, was wir liebten, uns verstoßt.  
Der trübe Arme  
In bitt'rer Harme  
Von seinem heil'gen Glück entblößt,

Phantastisch,

Sarkastisch.

Sagt er vom treuen Brauch sich los,  
Wird sich erst zum Sklav' erniedern  
Und sich später selbst anwidern:  
Vor sich selbst steht er ja bloß.

Nach diesem Monolog, der von metaphorischen Nuditäten wimmelt, nimmt die Braut Abschied von ihrem lastselbstigen Bräutigam, und gutmüthig, wie verstorbene Bräute zu sein pflegen, gibt sie ihm noch einen Glückwunsch auf den Weg. Leider hilft das nicht viel; denn aus dem Epilog, der einige Jahre später spielt, erfahren wir, daß ihm sein Renegatenthum weniger gut bekommen ist als einigen deutschen Romantikern:

„O könnt' ich doch erlassen!

Hast, Hölle, du nicht Rath?

Ich muß mich selber hassen!

Sch heiße — — — Renegat!

Nach dieser ausführlichen Berücksichtigung des zweiten Faust können wir „Die Nonne im irischen Kloster“ ihren Gedanken und Phantasien überlassen, von denen wir nur zwei hervorheben, zunächst ihre Ergebung in den geheimnißvollen Rathschluß Gottes in Betreff der Fledermäuse:

Die Fledermäuse fliegen, die Gesellschaft  
Schützt mir nicht; doch Gott hat sie erschaffen —  
Und nicht umsonst — das wolle mir genügen.

und dann folgende, rebusartige Sentenz:

O wenn sich mit der echten Poesie  
Solide Kräfte des Verstandes einen,  
So fehlt trotz Einsamkeit nie Sympathie,  
Und uns're Augen hören auf zu weinen.

Daß die Verfasserin diese „soliden Kräfte des Verstandes“ besitzt, zeigt die verhältnißmäßig beste Dichtung: „Anna von Kieve“, ein historisches Gemälde. Diese Königin Anna von Kieve wird durch eine Intrigue Thomas Cromwell's und durch ein Schmeichelsbild, das der Maler Holbein von ihr entwirft, mit dem königlichen Blaubart Heinrich VIII. von England getraut. Ueber die Motive des intriganten Cromwell gibt uns nur der folgende Monolog eine diplomatisch-geheimnissvolle Aufklärung:

Thomas Cromwell, Graf von Esser,  
Lehnt am marmornen Kamine;  
In politischem Getriebe  
Wälzen sich in seinem Geiste,  
Wie in einem guten Uhrwerk,  
Diplomatische Gedanken.

Halblaut spricht er mit sich selber:

„England — Kieve — Reformirung —  
Schuß nach innen und nach außen —  
Wichtige Gründe — Staateneinheit —  
So — Verträge und Contracts.“

Anna von Kieve erfreut sich nun einer soliden Heiligkeit. Heinrich VIII. ist bitter enttäuscht, als er das

Original mit Holbein's Copie vergleicht. Er tröstet sich indes bald durch den Umgang mit dem Hoffräulein Katharina Howard, läßt sich von der ihm angemalten und angetrauten Gattin scheiden und heirathet die Katharina. Anna tröstet sich mit gesonder, religiöser Resignation. Das Ganze ist eine Theodicee der Häßlichkeit. Denn als Anna eines Tags mit Gobelinstich eine reiche perlstrahlende Arbeit durchsticht hat und anfängt in ihren Büchern zu lesen, erfährt sie die Schreckenskunde, daß die neue Königin Katharina auf offenem Markte hingerichtet worden. Besser häßlich und geschieden als schön und hingerichtet!

Was uns bei dieser Dichtung anspricht, ist ein oft naiver und ungenirter Ton, ein Reichthum an kleinen materiellen Zügen, die oft wirklich humoristisch sind und für die wir gern die langweiligen erbaulichen Betrachtungen in den Kauf geben. Die Schilderung Englands durch den Maler Holbein hat, trotz der oft holperigen Verse, poetischen Reiz, wie überhaupt Edmundo in England zu Hause ist und sich an britischer Poesie genährt hat. Das deutsche „Wastiebchen“ Anna ist von Holbein porträtiert; die Ehrenfräulein drängen sich mit ihrer Kritik heran:

Und näher trat ein zimperliches Fräulein  
Mit blondem Haar und hellem, großem Aug',  
Ein echter Wastiebchen — — doch nicht gar gebaden.  
Sie blinzelt mit gezwängtem Augenlid,  
Streicht zwei mal langsam über ihre Haare,  
Dann spitzt sie leicht den aufgeworfenen Mund,  
Die weiße Haut zieht sich in kleine Falten,  
Und gleich dem jungen dürstenden Kameel  
Streckt sie den von Natur schon langen Hals u. s. w.

Die Begegnung des Königs mit seiner Braut ist ebenfalls echt humoristisch geschildert:

Doch die Thüre ward geschlossen.  
Anna steht im reichen Zimmer,  
Sie ist's selbst — er muß sie kennen,  
Hat er doch ihr Bild gesehen.  
Doch er steht wie festgemauert,  
Starrt in grobe, breite Züge,  
Die fremdartig, unbehaglich  
Ihrem süßen Bilde gleichen,  
Das durch Cromwell er erhalten  
Und das er so oft bewundert.  
Schwerfällig und langsam geht sie,  
Sieht umher mit klemmendem Lächeln,  
Spricht dann ohne jeden Wohlklang  
Wen'ge fremde, rauhe Worte,  
Streckt am wärmenden Kamine  
Sich bequem auf einen Stuhl hin,  
Und zwei ungeheure Füße  
Dehnen sich so wohlbehaglich,  
Daß der König unwillkürlich  
Seine eignen vorwärts kredet,  
Die in schweigender Betrachtung  
Im Vergleich ihm klein erscheinen.

Diese realistischen Züge sind ganz gut angebracht. Ebenso ist Heinrich VIII. in seinem Verhalten mit Katharina Howard anschaulich geschildert. Wir sehen den fetten, alten König, der die Abendluft und die Themse-  
nebel nicht mehr vertragen kann, und die kostete Schön-

heit, welche „mit den schneigweißen Fingerspitzen“ Trauben auf die Purpurlippen drückt.

Die übrigen Gedichte sind von geringer Bedeutung. Die Frauenbilder, keine Galerie Heine'scher Salonkönnheiten, sind zu sentimental verbläßt; in den „Amerikanischen Bildern“ spukt „Onkel Tom“; die Naturbilder sind zu kühn und formlos. Das ganze Werk ist „Frauen aus den höhern Lebenskreisen“ zu empfehlen, die eine behagliche Sittlichkeit und Religiosität lieben, unter der Voraussetzung, daß sie es mit der Metrik nicht zu genau nehmen und auch nicht ärgerlich werden, wenn ihnen ein Gedanke, der ihnen aus den „Ständen der Anbacht“ bereits bekannt ist, in jedem Versmaß wieder begegnet.

„Die Gründung von Kloster-Reuburg“ ist eigentlich ein dramatisches Gedicht aus der österreichischen Geschichte. Der Verfasser beklagt sich in der Vorrede, daß die „Babenberger“ bis jetzt so wenig von der Kunst berücksichtigt worden sind, und sucht diesem Mangel durch sein Gedicht abzuhelfen. Das Interesse dieser Dichtung concentrirt sich indeß um den Kampf zwischen dem greisen Kaiser Heinrich IV. und seinem Sohne, der mit einzelnen dramatisch kräftigen Zügen gezeichnet ist, während der babenberger Held Leopold nur eine passive, im Ganzen klägliche Rolle spielt. Die tragische Collision, in welcher er sich befindet, wird uns vom Verfasser gar nicht mit dramatischer Schärfe klar gemacht. So mangelhaft das Werk in dramatischer Beziehung ist, so hat es doch einzelne poetische Schönheiten, die allerdings in ihrer Art und Weise der österreichischen Dichterschule angehören. Hr. von der Traun theilt uns in der Vorrede mit, daß er einen ganzen Ektus von babenberger Tragödien zutage fördern wird. Dann beklagt er sich über Heinrich Laube:

In dieser Richtung könnte freilich die Leitung der ersten Bühne Oesterreichs, in wahrhaft künstlerischer und vaterländischer Richtung wirkend, die folgenreichste Unterstützung bieten. Doch haben uns vielfache Erfahrungen belehrt, daß von dieser Seite nichts zu hoffen ist, ja daß es den Anschein hat, als wäre dort der Grundsatz beliebt worden, das höhere Drama, wenn es aus der Feder eines Oesterreichers geflossen ist, beharrlich unter Anwendung stereotyper Phrasen wegzuwischen. So viel ist gewiß, daß durch Persönlichkeiten, die ebenso wenig unter Apollo's als unter Oesterreichs Söhne zählen, die Zeichen des Handwerks statt der Symbole der Kunst auf mit früherem Ruhme bedeckte Fahnen gesetzt worden sind. Und so ist thatsächlich für die dramatische Dichtkunst eine Epoche eingetreten, ganz gleich derjenigen, welche die lyrische Dichtkunst damals erlebte, als das Lied aus dem Herzen der Minnesänger in die Hände der Schuster, Seifensieder, Küper und anderer ehrlicher Handwerker, in die Hände der zumstößigen Meistersänger überging.

Zu welchen Resultaten ein Dichter kommt, dessen Stücke zur Aufführung nicht angenommen werden! Unser Sohn Apollo's und Oesterreichs bricht gleich über die ganze Epoche unserer dramatischen Dichtkunst den Stab, weil Heinrich Laube von seinen Babenbergern nichts wissen will. Auf der andern Seite wird dieser Autor von Norddeutschland aus angegriffen, daß er die österreichischen „romantischen“ Poeten auf Unkosten der „modernen“

Dichter protegiere. Es wird ihm deshalb wol nichts Anderes übrigbleiben, als wie bisher seiner eigenen resoluten Einsicht zu folgen, wenn er nicht, wie jener Mann der Fabel, den Esel auf den Rücken nehmen will. Uebrigens verstanden die Minnesänger noch weniger von dramatischer Composition als ihre modernen Nachfolger, während die geschmähten Meistersänger sich zuerst dem Drama und der Bühne zuwendeten.

„Jungfriedel der Spielmann“ ist Minnesänger und Meistersänger zugleich; er zieht durch die Lande mit seiner Fiedel, und Alles, was ihm begegnet, wird ein Liedel. Dies lyrisch-epische Gedicht ist weniger historisch als kulturhistorisch und führt uns in alle Kreise des deutschen Volkslebens. Der Bauernstand, der Bürgerstand, der Kriegerstand, die Ritter, Kaiser und Hof werden uns vorgeführt und mit allen ihren Interessen durchgefungen. Die epische Handlung ist sehr dürftig, besonders für die ausnehmende Breite des Gedichts; sie gibt nur den Faden für die Perlen einer volkstümlichen Liederpoesie, die sich daran reißen. Der Stil der Dichtung ist einfach, oft anmuthig, oft trivial, im Ganzen aber zu leicht für ein so umfangreiches Werk. Die Lieder sind meistens sangbar, oft ganz niedlich; aber „Des Knaben Wunderhorn“ tönt jeden Augenblick aus ihnen hervor und mit ihm die ganze unreife Poesie der Naturlaute. Eine Kritik läßt sich über das Werk weiter nicht schreiben. Freunde der sogenannten Volkspoesie werden sich an manchem frischen Klang gesunder Empfindung, an mancher gelungenen Schilderung, an manchem lieblichen Genrebild erbauen und sich auch durch die Längen und Wiederholungen nicht abschrecken lassen, auf diesen Dafen ausruhen. Andere, die weniger Geduld haben, werden die unermüdbliche Geige Jungfriedel's lange vor dem Schluß des Werks beiseite werfen und dem harmlosen Jungen im Uebrigen glückliche Wanderschaft wünschen. Denn eine Poesie ohne Gedankeninhalt ist mit ihren süßen lyrischen Baifern nicht auf die Länge zu ertragen. Der Hauch der Empfindung ist recht kühl und erquickend, wenn er uns aus dem Schoos der Natur entgegenweht; doch er wird lästig, wenn er künstlich wie durch einen Fächer erzeugt wird, der uns fortwährend ins Gesicht und um die Ohren geschwenkt wird.

**Rudolf Gottschall.**

### **Jeremias Gotthelf (Albert Bisping).**

Erlebnisse eines Schuldenbauers. Von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer. 1854. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Dies Buch zeigt die alten Tugenden und alten Fehler des unerschöpflichen Bisping im alten vollen Maße. Er bleibt sich immer gleich, und wenn man sein neuestes Werk liest, so hat man nicht mehr noch weniger als bei dem frühesten seiner Bücher. Es ist aber ein mächtiger Beweis von der Echtheit und Dauerbarkeit der Gotthelf'schen Muse, daß trotz aller Wiederholung, aller Einseitigkeit und Eintönigkeit man seine Werke, seien



se noch so breit und geschwäßig, immer mit der alten Lust fortließ; sie werden mit Ausnahme einzelner wirklich tapfster Tiraden (welche von dem sophistischen Tendenznationalismus herrühren) nie langweilig, weil die Natur und die wahre Poesie selbst eben nie langweilig werden. Die ethische und politische Grundlage, auf welcher auch dies Buch aufgebaut ist, ist falsch und gedankenlos, da sich wieder die Frage um den irdischen Besitz mit christlichen Lebensarten und mit der Verleumdung der Liberalen verbindet. Doch eigentlich gedankenlos nicht, denn es ist ein tiefgreifender Parteikunstgriff Gotthelf's, daß er in das leichte Geplänkel seiner stömmelnden und conservativen Schnurren und Ungezogenheiten immer diesen schweren Klotz des materiellen Besitzes, der Scholle und des Thalers hüllt: dieser ist es, welcher auf den Bauernmann wirkt, die wahre christliche Seligkeit der Gemeinde und ihres Herrn Pfarrers. Sieht man von diesem unsittlichen Parteikunstgriff ab, welcher die Grundlage bildet, so wird die üble Absicht sogleich im Einzelnen zur trefflichsten und wahrsten Ausführung; Berth und Helwigkeit von Arbeit, Ordnung und Ausdauer, den Haupttugenden des Ackerbauers, werden so dichterisch verklärt, wie wir es nur in wenigen besten Werken der ganzen Literatur finden können, und vorzüglich die Ehe, das Zusammenleben und Wirken von Mann und Frau, ihr gemeinschaftliches Arbeiten, Dulden, Hoffen, Sorgen und Gelingen weiß Gotthelf mit unübertrefflichem Reize zu schildern.

Auch in den „Ergebnissen eines Schuldenbauers“ ist wieder solch ein trefflich gezeichnetes Ehepaar in dem Aufbau seiner irdischen Welt, seines leiblichen Glücks mit jener Bedeutung und Schönheit geschildert, welche jüngst Hermann Hettner mit Recht als den Schwerpunkt in Defoe's Leben des „Robinson“ und als den ersten Reiz aller Robinsonaden nachgeriefen hat. Schon „Ali der Knecht“ und „Ali der Pächter“ besitzt seinen Hauptreiz in diesem Schauspiel, welches uns das Entstehen, Anwachsen und Gedeihen einer Familieneristenz fast aus dem Nichts unter günstigen und schließlichen Einflüssen vorführt, und das ständige Gelingen der Arbeit im unmittelbaren Boden, die sich sammelnden Vorräthe, der schließliche Besitz eines wohlbestandenen, in allen Ecken belebten und angefüllten Bauernhofs verursachen dem Leser das gleiche ursprüngliche Behagen wie jenes glückliche Gedeihen der Robinsone. Im „Schuldenbauer“ ist wieder der ganz gleiche Vorgang; indem ein Knecht und eine Magd sich heirathen und von unten auf anfangen, jedes mit einem individuellen hingugebrachten Charakter; allein der Verlauf ist ein verschiedener, indem der Verfasser hier zeigen wollte, wie sich die Kenntniß und Liebe der Arbeit und Ordnung — welche nichts weiter will und zu wissen glaubt, als sich selbst genügen und endlich durch sich selbst bestehen, welche nicht begreifen kann, wie sie dabei nicht bestehen sollte, während ein Anderer, der nichts thut und eigentlich auch nichts versteht, den Gewinn davon hat durch ganz einfältig und thöricht schwindenden Schwindel — zu eben diesem Schwindel, d. h. zur

Speculation mit müßigen Händen, verhält. Der Bauer arbeitet mit seiner Frau, ist betriebsam, kenntnißreich und fleißig von früh bis spät, Alles gelingt ihm, aber nicht für ihn, sondern für die Güterkäufer, Agenten, Speculanten und Halkanten, in deren Händen er ist und welche alle Radicale und liberale Lumpe sind, bis ein alter adeliger Grundbesitzer und Patriarch ihn rettet. Die wilden Bestien und Kannibalen, mit welchen Robinson sich herumschlägt, sind hier die civilisirten Menschen, die Elemente die Menschenkneiffe und gesellschaftlichen Verhältnisse und das Schauspiel mitten im alten Festlande, in der alten Republik Bern das gleiche wie auf jener Insel des Weltmeers, bis auf die innere Moral, durch welche Gotthelf's Schriften zu großartigen Parteipamphleten werden.

„Das Buch Hiob“ bestreitet in seinem prachtvollen und majestätischen Rhythmus und dialektischen Bogenschlag den altherkömmlichen Glaubenssatz, daß Gott ausschließlich und zum Kennzeichen die Rechtsschaffenen, Frommen auf Erden glücklich mache und mit Besitz und leiblichem Gedeihen ausdrücklich vor den Schlechten auszeichne, welchen es auch schlecht ergehe. Alle Gotthelf'schen Werke nehmen eben diesen massenhaften Glaubenssatz in ihrem Kerne gegen das tapfere „Buch Hiob“ in Schutz mit einer kleinen Modification. Nach ihnen sind alle Frommen und Gerechten entweder schon mit Wohlstand und Glück gesegnet und sind zugleich gut conservativ, oder sie verdienen es zu werden, und es ist ersichtlich, daß dies Gottes Absicht ist; aber die Schlechten, die Sünder, die Lumpenhunde, welche alle liberal, aufgeklärt, zugleich aber höchst miserabel, ärmlich, bettelhaft und unglücklich sind, hindern die conservativen Gerechten an ihrem irdischen Floriren und bringen sie fortwährend um das Thierge. Während also die drei jänkischen und kritischen Freunde im „Buch Hiob“ diesen grausamerweise damit trösten wollen, daß er schlechtweg an seinem Unglücke als Lump und Sünder zu erkennen sei, gibt die linnen-geschürzte Nase Gotthelf's zu, daß allerdings auch der Gerechte zuweilen unglücklich sein könne, daß aber hiervon nur die Aufgeklärten und Liberalen schuld seien. Sehen wir ab von dieser Modification, welche wir mit der apokryphischen Einnischung des Teufels im „Hiob“ vergleichen können, so stellen Digiuss' Werke vollkommen ein umgekehrtes „Buch Hiob“ dar, worin die drei streitenden Freunde mit ihrer Kritik Recht behalten, und zwar zu dem Zwecke, die liberale Hälfte der specifisch bernerschen Bevölkerung mit ihren Führern zu verdammen und zu stempeln. Aber der Weg, auf welchem der Dichter an dies komische kleine Zielchen gelangt, ist ein so schöner und reicher, daß er ein Genuß und Gewinn für uns Alle ist, und darum sei ihm verziehen.

Seit obige Zeilen geschrieben sind, ist die unerwartete Nachricht von dem schnellen Tode Jeremias Gotthelf's (22. Oct. 1854) eingetroffen. Obgleich wir die aufrichtigste Theilnahme empfinden an diesem unerseßlichen Verluste und obgleich man über einen Todten anders spricht wie über

den rüstig Lebenden, so mag doch obige Expectation unverändert stehen bleiben, da das Buch, gegen welches sie zum Theil gerichtet ist, mit seiner vehementen, munteren Polemik ja auch noch da ist und vermöge seiner Vorzüge wol länger bestehen wird als unsere flüchtigen Tadelheilen. Wer sich bewußt ist, unparteiisch zu sein, der braucht weder gegen Todte noch gegen Lebende eine wohlfeile Pietät hervorzukehren.

Einen Retrospekt können und wollen wir nicht schreiben, da uns dies nicht zukommt. Alles was wir von dem äußern Leben des verstorbenen Dichters wissen, ist, daß er am 4. October 1797 geboren, Theologie studirte und in der Gemeinde Lügelflüß in seinem Heimatcanton Bern als Pfarrer lebte \*); daß er erst gegen sein vierzigstes Jahr hin als Schriftsteller auftrat, aber dann eine solche Bedeutung gewann, daß sein berliner Verleger ihm schon vor einiger Zeit 10,000 Thaler für das Verlagsrecht seiner sämtlichen Werke anbot, nach seinem Tode aber seiner Witwe, wie wir hören, eine große süddeutsche Buchhandlung sogar 50,000 Gulden für das gleiche Recht.

Dagegen wollen wir versuchen, noch ein mal den Gesamteindruck zusammenzufassen, welchen Gotthelf und sein Wirken auf uns machte, und da müssen wir sogleich bekennen, daß er ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte. Jeder, der noch gut und recht zu lesen versteht und nicht zu der leider gerade jetzt so großen Zahl Derer gehört, die nicht einmal mehr richtig lesen können vor lauter Alexandrinerthum und oft das Gegenheil von Dem herauslesen, was in einem Buche steht, wird dies zugeben müssen. Man nennt ihn bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschriftsteller, bald einen ausführlichen guten Copisten der Natur, bald Dies, bald Das, immer in einem günstigen beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wol mögen Dickens und Andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zweckmäßiger im ganzen Thun sein: die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelf's, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Alterthum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht Keiner. In jeder Erzählung Gotthelf's liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea“, aber in keiner nimmt er auch nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte. Und hierin liegt die andere Seite seines Wesens. Kein bekannter Dichter oder Schriftsteller lebt gegenwärtig, welcher so sein Licht unter den

Scheffel stellt und in solchem Maße Das verachtet, was man Technik, Kritik, Literaturgeschichte, Aesthetik, kurz, Menschenschaft von seinem Thun und Lassen nennt in künstlerischer Beziehung. Und wenn wir uns nicht gänzlich irren, so liegt der Grund dieser seltsamen widerspruchsvollen Erscheinung weniger in einem unglückseligen Cynismus als in der religiösen Weltanschauung des Verstorbenen. In der That scheint es mehr eine Art ascetischer Demuth und Entsagung gewesen zu sein, welche die weltliche äußere Kunstmäßigkeit und Fierde verachten ließ, ein herber puritanischer Barbismus, welcher die Klarheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf. Es hängt damit zusammen, daß er nie die geringste Concession machte an die Allgemeingebbarkeit und seine Werke unverwundlich in dem Dialekte und Wize schrieb, welcher nur in dem engen alemannischen Gebiete ganz genossen werden kann. Er schien nichts davon nehmen noch hinzuthun zu wollen zu Dem, was ihm sein Gott gegeben hatte, und alles künstlerische Bestreben für eine weltliche That zu halten, welche weniger in die Kirche als vor die heidnische Dracheführer. Aber der gleiche Gott, der den Menschen die Poesie gab, gab ihnen ohne Zweifel auch den künstlerischen Trieb und das Bedürfnis der Vollendung, und wenn er schon in der Blume, die er zunächst selbst machte, Symmetrie und Wohlgeruch liebt, warum sollte er sie nicht auch im Menschenwerke lieben? Da müssen wir jene katholischen Dichter loben, welche ihren geistlichen Dichtwerken alle erdenkliche irdische Liebesswürdigkeit zu verleihen suchten ad majorem dei gloriam!

Es wäre hier noch auszuführen, wie diese übelangebrachte Ascese doch nur zum Theil der Grund von Gotthelf's äußerer Formlosigkeit gewesen, wie dieser Grund sich vervollständigte in einer nicht durchgebildeten, kurzathmigen Weltanschauung, insofern diese unser heutiges Thun und Lassen betrifft; wie aus diesem mangelhaften, vernagelten Bewußtsein von selbst ein mangelhaftes Formgefühl hervorgehen muß, da wir heutzutage zu tief mitleidend darin sterben, als daß ein schiefes und widersprechendes ethisch-politisches Princip nicht auf alle geistige Thätigkeit einwirken sollte. Es wäre ferner auszuführen, inwiefern manche der Uebelstände, welche Gotthelf der Zeit zuschrieb, allerdings in dieser vorhanden sind, wie aber gerade die Ungeheuerlichkeiten und Auswüchse, welche er in allen seinen Schriften als das Unglück des Bernervolks und als Liberalismus zeichnet, nicht sowohl die Kennzeichen und Attribute des Liberalismus als eben die Art und Weise sind, wie das kräftige, derbe, aber etwas ungeschickte Bernervolk in seinem Parteilieben den Liberalismus handhabte, verfolgt und bekämpfte; wie also in dem Umstande, daß Gotthelf dies nicht auseinanderzuhalten wußte, der Zeit zuschrieb, was im gährenden und ringenden Charakter gerade seines ausgewählten Volks lag, und daß er neulich noch zu den leidenschaftlichen Gegnern der sogenannten Fusion gehörte, d. h. der wahrhaft bewußten und im antiken Sinne tugendhaften Versöhnungsbewegung der bernaissen Parteien,

\*) Nähere Angaben über das Leben und die Schriften des Verstorbenen, nach dem von ihm selbst gelieferten Material bearbeitet, findet man in der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon“ in dem ihn betreffenden Artikel. D. Red.

welche in jedem Falle ein großer Fortschritt im dialektischen Parteeleben der Schweizer ist; wie also in allem Diesem der beste Beweis liegt, daß Gotthelf als Seher und Dichter nicht über den Gegensätzen stand, sondern tief in ihnen und unter ihnen steckte, dies Alles wäre zu lehrreichem Beispiel zu untersuchen; aber in diesen Dingen wollen wir dem geehrten Todten das letzte Wort lassen.

Wir können dies um so eher thun, als Jeremias Gotthelf bei aller Leidenschaftlichkeit kein Reactionär im schlechtesten Sinne des Wortes und mit allen gangbaren Nebenbedeutungen war. Trotzdem er in seinem Genie und in seiner gewonnenen Verbreitung die besten Mittel dazu hatte, that er nie den unschuldigsten Schritt, jenen schlechten Kreisen der großen Welt, welche für so viele literarische Reactionärlinge die Lebenslust liefern, entgegenzukommen; keinen einzigen derben oder unästhetischen Ausdruck strich er, um sich für den Salon der hochmögenden Residenzdame möglicher zu machen; nie schielte er mit servilem Blicke nach fremder Gunst und nie verleugnete er seinen angeborenen Republikanismus und das Schweizertum, welches er meinte, und nie lobte er Anderes auf dessen Kosten. Was er sündigte, sündigte er vollständig en famille und mit dem Wahlspruch: Euch Andern geht es nichts an!

Er monarchisirte nicht, er katholisirte nicht, jesuiterte nicht, pietisirte nicht (denn sein Frömmeln war wieder etwas Anderes und ungleich Frischeres und Reineres, gewissermaßen etwas handwerklich Praktisches), er brummete und grunzte manchmal, aber er pfiff und näselte nie.

Sehen wir nun davon ab, daß seine Werke für ihr ganzes Dialektgebiet eine reiche Quelle immer neuen Vergnügens bleiben und durch zweckmäßige Anwendung und Uebertragung, welche die Zeit früher oder später erlauben wird, auch für die weitesten Grenzen sein werden, betrachten wir dagegen, was dieselben als Literaturwerke insbesondere für ein bleibendes Gut darbieten, so dürfen wir uns freudig sagen, daß wir daran ein ganz solides und werthvolles Vermögen besitzen zur Erbauung und Belehrung; denn nichts Geringeres haben wir daran als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, vollsmäßigen poetischen Ur- und Grundstoffs, wie er dem Menschengeschlechte angeboren und nicht angeschuftert ist, und gegenüber diesem positiven Gute das negative solcher Mängel, welche in der Leidenschaft, im tiefern Volksgefühle wurzeln und in ihrem charakteristischen Hervortragen neben den Vorzügen von selbst in die Augen springen und so mit diesen zusammen uns recht eigentlich und lebendig predigen, was wir thun und lassen sollen, viel mehr als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens.

Um anzudeuten, was wir mit der Bezeichnung eines großen epischen Talents oder, wie man will, Genies eigentlich verstehen, mögen hier statt einer theoretischen Abhandlung nur ein paar empirische Aphorismen stehen. In den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in

vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwischen der registrirten Schilderung und der Geschichte hin- und hergeschoben zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehende ineinander aufgehen. Ein Beispiel bei Gotthelf. Nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den düffeldorfer oder Adalbert Stifter'schen Malermitteln (welche uns andern Allen mehr oder weniger ankleben und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen), und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der schönen Thäler und sehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe hereinziehen. Und wo er das Naturereigniß an sich selbst zum Gegenstande epischer Dichtung macht, wie in der „Wassernoth im Emmenthal“, da wird es zur lebendigen Person und in seinem gewaltigen Einherbrausen eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht, sowie überhaupt dies kleine Büchlein ein wahres Muster- und Lehrbüchlein zu nennen ist für unsere heutigen Pfscher und Producenten aller Art; denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffes selbst mit trefflich eingestreutem sachgemäßen Humor, und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum classischen, mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es und man wird uns Recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Dugende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma.

Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besizes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Hausthiere, der fest- und werktäglichen Gewandung, des Essens und Trinkens weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen satksam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen.

Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind; nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen thun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rath- Hilfe in der Noth oder Theilnahme an ihrem Wohle suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende durchaus gesunde und begründete Nüchternheit an die besten Zeiten der Poesie erinnert.

Ueberhaupt ist es der seltene Vorzug unsers Mannes, daß er seinen Stoff immer erschöpft und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugthuung zu krönen versteht, mit einer Befriedigung von solcher ursprünglichen, beseligenden Tiefe, daß sie mit der Erkennungsscene zwischen Odysseus

und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheint.

Welch rüstiges und liebliches Gestaltungsvermögen dem Verstorbenen zugebottet stand, zeigt er fast mehr noch als in seinen größern Sachen in kleinern Erzählungen und Bildern aus der Schweiz. Wie durchaus werth, an innerm Gehalt „Hermann und Dorothea“ an die Seite gesetzt zu werden, nur einen tragischen Vorlauf nehmend, ist seine schöne Erzählung „Eli die seltsame Magd“. In der aufgährenden Zeit der neunziger Jahre, als die Französische Revolution auch die Sitten und die Verhältnisse des Schweizervolks von Grund aus aufrührte, in dieser Uebergangszeit geht auch ein hundertjähriges Besitzthum zugrunde und der letzte der bäuerlichen Dynastien zieht als ein Lump in die Welt hinaus; mit ihm aber verläßt, eine andere Straße ziehend, seine Tochter das verlorene Ahnenhaus; deren Vorfahrinnen alle gewaltet, gefordert und geherrscht haben, geht im Land, wandert die erste als Magd ihre Straße, ihr Bündelchen unter dem Arme, alle guten Eigenschaften, alles Ehrgefühl und allen Besitzstolz der Mütter in der Brust, aber ohne Erbe und Vaterhaus, die Tochter eines Heruntergekommenen, eines Landstreichers. Daher beschließt sie in stolzem Sinne, den Namen des alten Hofs untergehen zu lassen, und Niemand ist im Stande ihre Herkunft zu erfragen. Alles ihr entgegenkommende Wohlwollen, alle Liebe weist sie zurück und hält ihr Geheimniß fest verschlossen, bis der sie liebende und wieder-geliebte Mann den Tod sucht in dem Feuer der andrängenden Neufrauzosen, welche die alte morsche Berner-republik mit blutiger Anstrengung über den Haufen werfen und das neutrepublikanische Wesen darauf pflanzen. Im Landstürme zogen bekammelt Greise, Weiber und Kinder gegen die Franzosen aus, und so fand es seine angemessenste Begründung in diesem „historischen Hintergrunde“, daß das edle Mädchen in seinem Leide mit auszog und den Geliebten im Gefecht aufsuchte, um an seiner Seite zu sterben. Will man die Echtheit des Gotthelf'schen Stoffes recht schäßen lernen, so vergleiche man damit den „Sonnenwendhof“, welchen Rosenthal daraus gemacht hat. Nachdem er erst die Geschichte in steirische Jodelrei übersezt hat, trug er mit eifrigster Wegwerfung aller guten und begründeten Gotthelf'schen Motive ein melodramatisches Effectsammlerium zusammen, wie es nur der Kram des gewinnlüsternsten und verschmitztesten Schacherjuden aufweist.

Auch die heitern Erzählungen Gotthelf's haben schon zur dramatischen Bearbeitung angeregt und mit Recht. Um aber die unsägliche Raisonerie der Herren Modedramatiker bei dieser Gelegenheit einmal recht deutlich zu sehen, müssen wir auf besagten „Sonnenwendhof“ und seinen Hauptspäß zurückkommen. In den Gotthelf'schen Schriften kommt im Dialoge oft die bernersche Redensart „He nu sode“ vor, welches ein Ausruf ist, den die Berner mit vieler Anmuth in ihrer Rede verwenden; in allen möglichen Fällen rufen sie „He nu sode.“ Bald hat es den Sinn von „also“, „gut denn“, „nun denn“, bald von „ei“,

„à la bonne heure“, „allons“, „vormwärts“, kurz, es ist ein an sich sinnloses Wörtchen, welches vollkommen so gebraucht wird wie etwa das „Na nu“ der Berliner. Manchmal hat Gotthelf die Laune, es hochdeutsch zu geben, nämlich „Je nun so dann“ und zwar ohne Komma nach dem „nun“, und dieser vollkommen sinn- und bedeutungslose Ausruf, wenn er nicht mit einer Rede verbunden ist, ist es, welchen Rosenthal herausgegriffen hat aus all den guten und bessern Dingen der Erzählung, und aus welchem er das Motto, die Pointe und Moral seines Dramas machte. Wie staunten wir, beim Aufzuge des Vorhangs das unschuldige bernersche „He nu sode“ als „Je nun, so dann“ groß über der Thür des steirischen Banernhofs geschrieben zu sehen. Es war gerade, als ob man über einem Rathhause die Inschrift „Na nu!“ angebracht hätte. Aus diesem „Je nun, so dann“ fließt die Lebensweisheit, die Maxime der Bäuerin und das Stück schließt bedeutungsvoll mit dem gleichen Wörtchen. Das heißt im Gebirge eine jener zierlich geschnittenen hölzernen Salatzgabeln kaufen und auf dem flachen Lande dieselbe als Theater-dolch verwenden und ist ein hinreichendes Beispiel von dem Geist und Gehalt unserer Propheten.

Wenn wir in diesen Zeilen alle Bedeutung des Gegenstandes in einer poetisch allgemeinem und höhern Bezeichnung suchten, so wollen wir damit nicht den Charakter Gotthelf's auch als Volkschriftsteller im engern und gewöhnlichen Sinne des Wortes verkennen, denn er hat zu absichtlich und zu ausdrücklich in diesem Sinne gewirkt, als daß es irgend zu verkennen wäre. Aber er war nur darum ein guter Volkschriftsteller, weil er ein guter, von innen heraus productiver Dichter war.

Gottfried Keller.

### Friedrich von Schiller nach seinen Selbstbekenntnissen.

Der Dichter erklärt am besten sich selbst durch sich selbst. Von dieser richtigen Ansicht ging A. Diezmann aus, als er es unternahm, in einem Supplement zu Schiller's „Sämmtlichen Werken“\*) dieses Dichters Bekenntnisse, Geständnisse und Urtheile über sich, seine Lebensverhältnisse, seine Werke und diejenigen Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kam, zusammenzustellen. Somit enthält diese dankenswerthe Schrift eine Biographie Schiller's, die gewissermaßen von diesem selbst geschrieben und in der jedes Wort aus Schiller's eigener Feder geflossen ist. Diese Schrift ist in hohem Grade dazu geeignet, des Dichters Bild von den vielen störenden Uebermalungen zu reinigen, mit denen es von Commentatoren, Biographen und Literargegeschichtschreibern überpinselt und verdorben wurde; denn nicht leicht sind über einen Dichter so viele falsche und schiefe Phrasen gemacht worden als über Schiller, Phrasen die sehr häufig mit Schiller's eigenen Ansichten über sich im entschiedensten Widerspruch stehen und von ihm, könnte er in die Angelegenheiten und Wirrnisse dieser Welt noch ein Wort mit drein reden, mit Entrüstung verworfen werden würden. Namentlich gilt dies von den Urtheilen Derer, welche aus Schiller einen Parteimann zu machen bemüht sind, was er doch nie-

\*) Friedrich von Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse über sein Leben, seinen Charakter und seine Schriften. Geschrieben von ihm selbst. Geordnet von A. Diezmann. Leipzig, Baumgärtner. 1861. 16. 24 Ngr.

mal gewesen ist. Wenn diejenige politische Coterie, welche noch immer gerade in den Extremen der Französischen Revolution das Heil der Welt erblickt, sich diesen Dichter als ihren Dichter zuignen möchte, so veründigt sie sich damit an Schiller's Namen. Im Jahre 1793 dachte Schiller daran, eine Schrift für Ludwig XVI. auszuarbeiten, und hatte sie bereits anzufangen, er ließ sie aber liegen, weil ihm dabei „nicht wohl“ wurde. Dieser Mittheilung fügt er hinzu: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln mich diese elenden Schinderknechte an.“ (8. Februar 1793.) Es war ein ganz anderes Ideal von Freiheit, welchem Schiller's freimenschlicher, von Parteidunst ungetrübter Blick sich zuwandte. Um nach dieser Richtung hin über Schiller's Charakter, Wesen und Wollen Aufklärung zu erhalten, darf man sich getrost an Diezmann's Schrift wenden. Die darin (aber nicht in Schiller's „Werken“) enthaltenen reichhaltigen Urtheile Schiller's über sich selbst wirken um so schlagender, da sie durch eigene Reflexionen des Sammlers nicht unterbrochen, geschwächt oder in ein verwirrendes, schiefes Licht gestellt sind.

Uns war es immer von größtem Interesse, bei einem Dichter zu beobachten nicht was er geworden ist, sondern wie er geworden ist. In dieser Hinsicht ist Schiller's Dichterlaufbahn von höchstem und lehrreichstem Interesse. Namentlich sollten sich die Dichter unserer Zeit an ihm ein Beispiel nehmen, wie man arbeiten muß, um etwas zu leisten und Werke aufzustellen, welche den Anspruch darauf haben, den heutigen Tag zu überdauern. Unsere Dichter von heute produciren oft mit unglaublicher Hast, und nicht selten sind die Fälle, wo ein Bogen mit noch nasser Tinte in die Druckerei wandert und, ehe der nächste Bogen fertig ist, der Mahnbote aus der Druckerei schon wieder an der Thüre steht, nicht begreifend, wie das Dichten bei aller Hast und Dampfseile doch immer noch langsamer von Ratten geht als das Sezen in der Druckerei. In der That mag es allerdings auch Fälle geben, wo Dichten und Sezen miteinander gleichen Schritt halten, wie Kneten und Backen in einer Dampfbackerei. Wer heutzutage bei der Vervielfältigung einer fassartigen Tragödie ein Vierteljahr zubringt, muß schon ein sehr langsamer, gründlicher Dichter sein, der nur Mitleid verdient. Ist doch eine der namhaftesten Tragödien neuerer Zeit, wie uns ein Herold des betreffenden Dichters bewundernd erzählt, in Folge einer Wette in vierzehn Tagen für und fertig geworden. Und solche Geschwindigkeiten sollen wir sogar noch als ein Zeichen von Genialität anerkennen!

Wett saurer ließ es sich Schiller werden. Das Dichten war ihm kein Improvisiren, kein aus dem Kermel Schütteln, sondern ein allmähliges überdachtes Aufbauen nach einem bestimmten Plane, nach bewussten Principien. Der Erfolg seiner Erprobung hätte ihn wol zum Schnellarbeiten verleiten können, denn es ist sehr verführerisch für einen Dichter, namentlich einen Theaterdichter, immer auf dem Plage zu sein; je mehr aber Schiller in den Jahren fortschritt, desto gewissenhafter nahm er die Aufgabe seines Lebens und Dichtens, desto weniger vernügte er sich, desto gründlicher arbeitete er, desto mehr feilte er. In seinem „Wilhelm Tell“ machte er nicht nur die umfänglichsten geschichtlichen, sondern selbst geographischen Studien, und nur dadurch wurde es ihm, der die Schweiz niemals mit einem Fuße betreten hatte, möglich, ein Stück Schweiz auf die Bühne zu pflanzen, welches mit der wirklichen in den meisten Punkten eine vielbewundernswürdige, fast täuschende Ähnlichkeit hat. Die erste Idee zum „Wallenstein“ faßte Schiller bereits im Jahre 1792, aber noch zwei Jahre später steht er, daß ihm vor dem Plane ordentlich angst und bange sei; im März 1796 ist er noch bei dem „Knochengebäude“ des Stücks und in „sonderbarer Bewegung“; wenige Tage später schreibt er, daß er nun wirklich und in allem Ernste bei seinem „Wallenstein“ sei und die letzten fünf Tage dazu angewendet habe, die von ihm in verschiedenen Perioden darüber niedergeschriebenen Ideen zu ordnen; im October 1796 beschäftigt ihn „Wallenstein“

„ernstlich und ausschließlich“, aber nur wenige Tage darauf, am 5. November schreibt er, daß er die Quellen zum „Wallenstein“ fleißig studire und daß er „ohne einen gewissen festen Glauben an sich selbst“ schwerlich würde fortfahren können. In dieser Weise geht es mit Studien der Geschichtsquellen und selbst kabbalistischer und astrologischer Schriften fort, und erst im November 1797, nachdem er sich im April vorher ein detaillirtes Skenarium entworfen, entscheidet er sich dafür, nun den „Wallenstein“ in Jamben zu machen, und im December spricht er die Hoffnung aus, daß, obgleich er bei seiner Kränklichkeit gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf bis sechs Tagen des Drucks und Leidens büßen müsse, er doch die Hoffnung nicht aufgebe, den „Wallenstein“ im nächsten Sommer spielen zu sehen. Am 9. März 1798 schreibt er: „Das Schwerste liegt hinter mir und drei Viertel der ganzen Arbeit sind absolviert.“ Aber noch mehrmals gesteht er, das Werk aus Unmuth wieder zurückgelegt zu haben, und noch ein ganzes Jahr bedurfte es, ehe es in allen Theilen fest und als vollendetes Ganzes dastand. Diese höchst interessanten Mittheilungen über das Entstehen und Werden des „Wallenstein“ umfassen in der Diezmann'schen Schrift nicht weniger als 30 Seiten. Einem solchen Arbeiter kann man den Ausspruch, daß der „Fleiß“ das Genie sei, wol gelten lassen, nur muß man diesen Ausspruch auch im richtigen Schiller'schen Sinne verstehen.

Und unter weichen oft quakvollen Störungen verfolgte Schiller die große Lebensaufgabe, die er sich gestellt hatte! In der Jugend bedrängten ihn Schulden; denn er war, wie Dichter wenigstens in der Jugend zu sein pflegen, sorglos und kein guter Haushalter, worüber er auch von seinem Vater tüchtige Lectionen erhielt. Der Frau von Wolzogen schuldete er im Jahre 1788 die Summe von 540 Gulden Rth., und man kann sich denken, wie drückend ihm diese Last war. Im September 1788 erbietet er sich, diese Summe in Termimen und zwar in den Büchermessen nach und nach abzutragen. Es war, aber jedenfalls ein Glück für die Literatur und die Nation, daß, während die Ration selbst für Schiller nichts that, doch einzelne Gönner sich fanden, die ihm in seiner Noth beistanden und Credit gewährten. Ohne Frau von Wolzogen und ohne die spätere durchaus uneigennützigte Hülfe von Seiten seiner leipziger Freunde, namentlich Körner's, würde sich Schiller vielleicht, trotz seines großen Talents, doch an der fortgesetzten Ungunst seiner äußern Lage und seiner dadurch heftiger und zerstörender wirkenden Kränklichkeit aufgegeben haben und zu der Classe derjenigen Dichter gerechnet werden müssen, die wie Lenz u. A. geniale Anläufe nahmen, ohne es zu dichterischer Vollendung zu bringen. Ein guter Stern, das Wohlwollen einzelner guter Menschen retteten ihn und die Nation vor diesem Mißgeschick. Aber auch noch später bedrängten ihn Noth und Sorgen, und es ist wahrhaft rührend zu lesen, wenn er einmal schreibt: er erinnerte sich, daß ihm einmal in Weimar alles Geld bis auf zwei Groschen Porto ausgegangen sei. Wie leicht denkbar ist es, daß dieser „Lieblingsdichter der deutschen Nation“ damals zuweisen einen Brief, von dem eine wichtige Entscheidung für sein Schicksal abhing, deshalb nicht zu rechter Zeit schreiben oder abschieben konnte, weil es ihm an dem nöthigen Gelde fehlte, auch nur das Porto dafür zu erlegen. Später freilich steigerten sich seine Ansprüche, und wir finden in einem Brief vom Jahre 1804 zu unserer Verwunderung die Bemerkung, daß, wenn er einem Ruf nach Berlin folgen solle, er in dieser so theuern Stadt unter 600 Friedrichsdor nicht mit Bequemlichkeit leben könnte, ja daß diese nicht einmal für seinen Haushalt hinreichen würden.

Ein Capitel in der Diezmann'schen Schrift ist überschrieben: „Kränklichkeit, kleine Leiden, Krankheiten und — Tod.“ Diezmann kann nicht umhin, diesem Capitel unter dem Texte die Anmerkung beizufügen: „Niemand wird diese fast ununterbrochene Kette von großen und kleinen Leiden überblicken können, ohne das innigste Mitleiden für den großen Dichter zu empfinden und zu

gleicher Zeit ihn zu bewundern, weil er trotz alledem so Vieles und so Herrliches zu schaffen vermochte." Schon im Jahre 1783 fingen Schiller's Leiden mit Fieberanfällen an. In den folgenden Jahren litt Schiller häufig an Unterleibsbeschwerden, Zahnschmerzen, Gesichtsgeschwulsten, Kopf- und Halschmerzen, Husten und Katarrhen, die öfters zurücktraten und den Grund zu dem leidenerischen Jahre 1791 legten. Vom Januar bis Ende October des genannten Jahres litt er fast ununterbrochen, abwechselnd an Lungenentzündung, Blutspen, Husten, Asthma und Fieber. Kein Jahr war seitdem leidensfrei, sodaß er im Februar 1797 von seiner „Fertigkeit im Uebelbefinden" spricht, die den Zustand weniger unerträglich mache. Sehr schlimme Jahre waren namentlich die Jahre 1797, 1798 und 1799, also gerade diejenigen Jahre, in denen er an seiner größten Dichtung, dem „Wallenstein", arbeitete. Jede Witterungsveränderung zog ihm während dieser Jahre peinigende katarrhalische Zustände, Verschleimungen, „Cholera", Fieber, Krämpfe und andere Leiden und in Folge davon schlaflose Nächte zu.

Zum Theil der durch diese unablässige Kränklichkeit erzeugten oder gesteigerten Reizbarkeit darf man es auch wol zuschreiben, daß Schiller's Urtheile über die Menschen und oft sehr bedeutende Persönlichkeiten und ihre Productionen nicht selten äußerst bitter und auch wol ungerecht lauteten. Goethe war in dieser Hinsicht viel milder, hielt sich auf einem höhern, unparteiischen Standpunkt, und es ist bekannt, daß unter den „Änien" gerade die schärfsten meist von Schiller herrühren. Diezmann hat in seiner Schrift einige solcher Schiller'schen Urtheile mitgetheilt, die Seidemann frappiren müssen. Man traue seinen Augen kaum, wenn man z. B. folgendes Schiller'sche Urtheil aus dem Jahre 1797 über Alexander von Humboldt liest: „Ueber ihn habe ich noch kein richtiges Urtheil, ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Ich kann ihm keinen Funken eines rein objectiven Interesses anmerken, und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuren Reichthum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinns, die bei dem Gegenstand, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte schneidende Verstand, der die Natur, die immer unsäglich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft und so fehlt ihm nach meinem Urtheile das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft" u. s. w. Noch niemals ist wol von einem großen Schriftsteller über einen auf andern Gebiete gleich großen Schriftsteller ein so schiefes, besangenes und herbes Urtheil gefällt worden. Hiermit vergleiche man Schiller's ebenfalls sehr gallige Bemerkungen über Bürger, Klopstock's „Hermannschlacht" (von der er „indignirt" ist und die er ein „kaltes, herzloses, fragenhaftes" Product nennt, während doch diese Dichtung, obgleich als Drama freilich gänzlich verfehlt, aus dem Geiste des reinsten Patriotismus hervorgegangen ist und wenigstens in dieser Hinsicht eigenthümlich kräftigend gewirkt und den Rationalismus wohlthätig befruchtet hat); ferner über Tieck und namentlich über Herder. Er verliert sich über diesen in recht gehässige und philiströse Klatschereien, wie sie in der deutschen Schriftstellerwelt von jeher nur zu sehr im Schwange gewesen sind und die wir schon deshalb lieber unterdrückt gesehen hätten, weil es leider so Viele gibt, welchen es erklecklichen Spaß gewährt, eine literarische Größe durch eine andere in den Staub herabgezogen zu sehen. Von Jean Paul weiß Schiller, dem freilich der Humor fast gänzlich fehlte und seiner ganzen Organisation nach fehlen mußte, nur zu sagen, daß er „manchmal einen recht tollen Einfall hat, sodaß er eine lustige Pectüre für die langen Nächte ist". Wohlthuend steht dagegen Schiller's Urtheil über Lessing ab, von dem er im Jahre 1799

urtheilt: „Ließ man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei, denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen!"

Die Bitterkeit, womit Schiller Andere beurtheilte, erscheint freilich im mildern Lichte, wenn wir sehen, einen viel strengern Maßstab er an sich legte und wie geneigt er war, seine frühern Leistungen zu verwerfen. Während er noch am „Geistfischer" arbeitete, schrieb er (im Jahre 1788): „Der „Geistfischer", den ich eben jetzt fortsetze, wird schlecht — schlecht, ich kann nicht helfen. Es gibt wenige Beschäftigungen, bei welchen ich mir eines sündlichen Zeitaufwandes so bewußt war wie bei dieser Schmiederei." Die beliebte und noch immer viel gesungene „Ode an die Freude" nennt er im Jahre 1800 ein „schlechtes" Gedicht und meint, sie habe die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden, weil sie einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegengekommen sei. Im Gebiete des „natürlichen" Dramas, wie er es nennt, erkennt er (1789) die Ueberlegenheit Goethe's und anderer Dichter über ihn an, und in Bezug auf die Lyrik bemerkt er in demselben Jahre: „Das lyrische Geld sehe ich eher für ein Eril als für eine eroberte Provinz an. Es ist das Kleinlichste und auch undankbarste unter allen. Zuweilen ein Gedicht, das lasse ich mir gefallen." Möchten sich unsere modernen Lyriker, die sich auf die Producte ihrer lyrischen Wasserfahrt so viel einbilden, diese Worte eines der größten unter unsern Lyrikern zu Herzen nehmen!

Wie über Personen, waren auch über ganze Localitäten und deren Bevölkerungen die Urtheile Schiller's in hohem Grade herb und schneidend. Nirgends will es ihm so recht behagen, überall findet er die Menschen im Widerspruch mit seinen idealistischen Ansichten. Aus Mannheim schreibt er im Jahre 1785: „Ich kann nicht mehr hier bleiben. Menschen, Verhältnisse, Eudreich und Himmel find mir zuwider"; aus Jena 1789: „Ich mache doch täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben. Alles ist so alltägliche Baare und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht"; aus Gohlis 1789: „Mein bisheriges Dasein in Gohlis war einsiedlerisch, traurig und leer"; aus Weimar 1804: „Es ist überall besser als hier, und wenn es meine Gesundheit erlaube, so würde ich mit Freunden selbst nach dem Norden ziehen." Berlin gefällt ihm besser als er erwartete, aber schließlich zieht er doch Weimar vor, weil er hier in absoluter Freiheit leben könne. Von seinen eigenen Landleuten will er auch nicht viel wissen, aber noch weniger gefallen ihm die Kurlaschen und nun gar die Dresdener; er nennt diese ein „seichtes, zusammengekrümpertes, unheimliches Volk, bei dem es Einem nie wohl wird. Sie schleppen sich in eigennützigen Verhältnissen herum" u. s. w. Doch genug von diesen gereizt-kränklichen, hypochondrischen Stimmungen, über die sich in ein freies Gebiet zu erheben Schiller in seinen Productionen eine Kraft zeigte, die im Gegensatz zu jenen trüben Gemüthszuständen nur umsomehr Bewunderung verdient. Den Idealismus Schiller's hat noch jüngst E. B. Weber, Professor am Gymnasium zu Weimar, in begeisterten Worten gewürdigt in einer Broschüre<sup>\*)</sup>, in welcher Schiller und Goethe nebeneinander gestellt werden. Wir möchten hierbei bemerken, daß das Bild des Freundschaftsbündnisses zwischen Goethe und Schiller vielleicht nicht in so reiner Belichtung vor uns stehen würde, wenn diesem ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Mit der Heirathung und überhaupt mit der spätern Haltung Goethe's würde, wie wir Schiller kennen, sehr wahrscheinlich eine Krübung in das schöne Verhältniß beider Männer gekommen sein. Solche Verhältnisse hatten in der modernen Welt in voller Reinheit selten bis zuletzt, bis zur Stunde der eigentlichen Prüfung aus, da fort-

<sup>\*)</sup> Der Freundschaftsbund Schiller's und Goethe's. Rede zur Feier des 2. Februar von E. B. Weber. Weimar. Böhl. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.



damernd feindselige Einflüsse daran zu arbeiten pflegen. Schüler und noch mehr Goethe standen lange Zeit mit Herder auf dem besten Fuße; dennoch blieb die Spannung, der Zwiespalt nicht aus. Was die Weber'sche Broschüre betrifft, so läßt sich in rühmender Weise freilich über Goethe und Schiller kaum noch etwas Neues sagen, dagegen möchten wir alle Schulmänner auf die vorangestellte Widmung an den Professor Kunze, Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Weimar, auf Anlaß der fünfundsingzigjährigen Amtsführung desselben aufmerksam machen, worin Weber ein sehr wichtiges Thema der pädagogischen Erziehungskunst in sehr verständiger und beherzigendwerther Weise abhandelt, das Thema von der Nothwendigkeit, bei der Erziehung möglichst auf die Verschiedenheit der Charaktere und Gemüthsseigenthümlichkeiten wie auf die Verhältnisse, unter denen der Einzelne aufwuchs, Rücksicht zu nehmen und jener „tyrannischen Bequemlichkeitsmanier“ zu entsagen, wonach Alle nach einer Form zugerichtet werden. Injunct wird man dadurch auch an Schiller's Erziehung erinnert, welche auf die Individualität dieses genialischen Menschen sehr wenig Rücksicht nahm.

**Hermann Marggraf.**

### Zur Chirogrammatomantie.

Im Fache der „Chirogrammatomantie“ erschien von dem namentlich als „Grammaturg“ der „Blutritzen Zeitung“ bekannten Hauptrepräsentanten dieser Wissenschaft oder Liebhaberei:

Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen mit 305 Facsimiles, kurzen Biographien und Schriftcharakteristiken. Ein Beitrag zu allen Classikern. Von Adolf Henze. Leipzig, Schilde. 1855. 16. 22 1/2 Ngr.

Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit die Chirogrammatomantie auf Zuverlässigkeit und Nützlichkeit Anspruch hat. Die Diagnose der Ärzte geht häufig fehl, dennoch besteht sie und wird mit allem Euge und Recht angewendet. Auch mit der Kunst, den Charakter von Personen aus ihren Handschriften zu deuten, mag es sich ähnlich verhalten. Jedenfalls haben die Schriftzüge berühmter und bedeutender Personen ihr ganz eigenthümliches Interesse, und gern verweilt auf solchen monumentalen Zügen unser Blick. Liebhaber von Facsimiles haben hier nun 305 Facsimiles der namhaftesten deutschen Dichter älterer und neuerer Zeit beisammen, und da nur vollkommen beglaubigte aufgenommen sind, ist Autographen-Liebhabern hier Gelegenheit geboten, die in ihren Sammlungen wesentlichen Autographen mit diesen Facsimiles zu vergleichen und ihre Authententicität zu prüfen. Henze hat jedem Facsimile kurze biographische und bibliographische Notizen über den betreffenden Dichter und außerdem „Schriftcharakteristiken“ beigefügt, bei denen er sich oft mit Witz und gutem Humor hervorgethän hat; denn leicht war die Aufgabe nicht, zumal da ihrer Lösung eine genaue Kenntniß der literarischen Eigenschaften und gewisser Charaktereigenthümlichkeiten der facsimilirten Dichter vorausgegangen sein mußte. Wir führen zur Erbaurung des Lesers und als Proben von des Verfassers Art zu charakterisiren einige der launigsten oder frappantesten an: Elisabeth von Armin (Bettina): „Eine im höchsten Grade ungenirte, emanirte, bloßhaltige Handschrift.“ Chamisso: „Curiose Schrift, drille mit scharfen Gläsern, Geschmack am Unsonderlichen.“ Dönhofslein: „An der ist doch eine Regentenschrift verdorben!“ Eichendorff: „Frischer Bergquell, aufsprudelnd, von Hängebächen überschattet, im Hintergrunde Mühlen und Ruinen.“ Freiligrath: „Züge mit Feuer und Raketen.“ Goethe: „Züge, die wie Blitze durch die Saaten fahren.“ Hebel: „Laute, milchbärtige Schrift, die den Frauen zusagt.“ Hoffmann: „Kleine, witzige, zugetrissene Augen, die durch Brillen beobachten.“ Jeremias Gotthelf: „Verständiger Dorfschulmeister.“ W. Haring: „Romantische Schrift, sie hat ein Schweizerhäuschen in dem anmuthigen Oßseebade

Heringsdorf.“ Georg Eppler von Hauenschild: „So etwas ganz Apartes!“ B. Hauff: „Eine sich gemächlich anlehende Schrift, und sei es an einen Pfeiler im Rathskeller zu Bremen!“ Amalie von Helwig: „Züge, die selbst einen General unter dem Pantoffel haben.“ Herlofsohn: „Gegen Jedermann freundliche Züge, das n schneit wol zu viel aus!“ Hippel: „Reichbegabte, ungezügelter, überspringende Plan- und Centralschrift.“ Sölderlin (oder Scardanelli, wie er sich im Bahnhofsinn schrieb): „Berrißene, stierblickende Züge, ein zertrümmertes Capitol!“ Kästner: „Starre, trockene Züge, ohne alle Toilette.“ F. Kind: „Echt sächsische Kinder, diese Buchstaben!“ E. von Kleist: „Mehr Major, oder mehr Dichter?“ G. Laube: „Zwar burleske, aber elegante Form.“ Freiherr von Rittig: „Biel Stammschloß!“ Adolf Müllner: „Zu viel Dualism!“ Dettin- ger: „Schöne Züge, aber noch schöner, wenn sie sich nicht so spreizten.“ Deurer: „Schmeicheltüchchen.“ Kaupach: „Elasticität mit Quasten und hosträthlichen Schwüren.“ G. Schilling: „Spallerbaumzweige.“ Spindler: „Biel Coulissen und Schminke.“ Wigleben: „Mehr Apollo als Mars.“ Zuweilen erscheinen die Charakteristiken wie Ironie auf die Schriftzüge selbst; der Verfasser findet z. B. in der krakelstüßigen Handschrift B. von Humboldt's „Klarheit und Abrundung und griechische Glätte“. Auch aus der geheimnißvoll mönchischen, orakel- und runenhaften Schrift Luther's ist, wenn auch nicht das „einfach und kräftig“, doch das „häuslich und klar“ schwer herauszulesen.

Eine andere von Henze herausgegebene Schrift trägt den Titel:

Das Handschriften-Lesebuch. Sammlung von 202 der interessantesten Handschriften. Für die Schulen bearbeitet und herausgegeben von Adolf Henze. Leipzig, Fübner. 1854. Br. 8. 10 Ngr.

Ueber die praktische Brauchbarkeit dieses sonst auch für Laien interessanten Buchs, welches eine Anleitung geben soll, die verschiedensten Handschriften aller Länder und Nationen u. s. w. lesen zu lernen, mögen eigentliche Fachmänner ihr Urtheil abgeben; wir verzichten darauf aus guten Gründen.

**H. M.**

### Notizen.

Buttke über Hammer-Purgstall's Literaturgeschichte der Araber und die Kosmographie des Alhifos.

Aus der Feder H. Buttke's brachte die „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft“ einen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Ueber Hammer-Purgstall's Literaturgeschichte der Araber.“ Das Hammer-Purgstall'sche Werk ist so weitschichtig und daher so Wenigen zugänglich, daß man es dem Verfasser nur Dank wissen kann, wenn er sich der Mühe unterzogen hat, aus dem voluminösen Werke einen auf selbständiger Kritik ruhenden räsonnirenden Auszug zu geben, in welchem die Hauptmomente der arabischen Literatur lichtvoll zusammengefaßt und ihr Verlauf und ihre besondern Eigenschaften charakterisirt sind. Es wird dem Laien hier eine ganz neue Welt aufgethan und ein Blick in einen bisher nicht gekannten Reichthum geistiger Entwicklung eröffnet, bei dem wir von Staunen ergriffen werden. Hammer's „Literaturgeschichte der Araber“ führt uns bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts nicht weniger als 5218 Lehrer, Dichter und Schriftsteller vor, und diese hohe Zahl ist noch zu niedrig, weil ein paar Hundert Uebersetzer und viele von Hammer gelegentlich erwähnte Schriftsteller in dieser Zählung nicht mit eingerechnet wurden. Buttke bemerkt mit Recht: „Die armselig muß uns dagegen (selbst abgesehen vom Gehalte der Leistungen) das gleichzeitige Schriftthum des christlichen Abendlandes erscheinen.“ Buttke steht überhaupt nicht auf Seite Derjenigen, welche der Ansicht sind, daß der Islam der

höheren Ausbildung der Völker im Wege stehe; er bemerkt z. B.: „Der Koran und die Sunna enthalten, was dem Evangelium und den apostolischen Briefen mangelt, das Lob der Wissenschaften und die Empfehlung des Landbaus.“ Bei manchem Anstößigen im Koran, meint er, komme es nur darauf an, daß eine geschickte Auslegung Hülfe bringe, wie dies ja auch der Bibel vornehmlich von Seiten der Rationalisten widerfahren sei. Die Araber waren von dem Element der Poesie viel inniger und lebhafter durchdrungen, als je eine christliche Bevölkerung des Abendlandes gewesen ist. Mohammed werden von den Arabern folgende Aussprüche zugeschrieben: „Lehret eure Kinder die Dichtkunst, denn sie schließt den Verstand auf und macht die Tapferkeit erblich“, und: „Von der Dichtkunst kommt die Weisheit.“ Auf die Gefälligkeit des Ausdrucks wurde großer Werth gelegt, und Buttkle bemerkt: „Während im Deutschen Reiche bis auf den heutigen Tag der Beamten-, Gerichts- oder Kanzleistil sich durch seine Ungelenkigkeit, Unreinheit und Unklarheit hervorthut, waren die Würdenträger der Araber beflissen, sich auch durch Sprachgewandtheit auszuzeichnen. . . . Die Vollkommenheit des Mannes, hatte der Prophet geäußert, besteht in der Wohlliebenheit.“ Diese Richtung mußte später freilich auch zu Ausartungen führen; indem man auf das bloß Äußerliche, auf die Künstlichkeit, die Virtuosität und das Wachen zu viel Werth legte. Die Poesie fing an zu Hufe zu gehen. Es war die Zeit, wo man auf der einen Seite die Dichter verschwenderisch belohnte, die nicht gefügigen aber aufs härteste verfolgte, in den Kerker warf, in die Verbannung schickte, ausschauen oder in ein Wasserfaß tauchen ließ u. s. w.

Von dem Verfasser des besprochenen Aufsatzes liegt uns eine Broschüre vor: „Die Aechtheit des Auszugs aus der Kosmographie des Althifos geprüft“ (Leipzig, DvK). Sie enthält eine Widerlegung Friedrich Kunstmann's in München und Roth's in Basel, welche den von Buttkle 1853 herausgegebenen Auszug aus der Kosmographie des Althifos nicht als echt gelten lassen wollen, und gelegentlich auch einen Ausfall gegen das Barnde'sche „Centralblatt“. Auf die Substanz des Streits können wir in d. Bl. nicht weiter eingehen; wir wollen das gelehrte Publicum hiermit nur auf diese Broschüre aufmerksam gemacht haben. Buttkle erwähnt unter Anderm auch einschlagender Erörterungen, „welche seitens der Finnisch-Kenner stattgefunden und ein schätzenswerthes Ergebniß geliefert haben“.

#### Zur Goethe-Literatur.

Ueber Goethe hat Saupe neuerdings eine fleißige Arbeit veröffentlicht unter dem Titel:

Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln für gebildete Verehrer des Dichters bearbeitet von Ernst Julius Saupe. Supplementband zu sämmtlichen Ausgaben von Goethe's Werken. Gera, Kauch. 1854. 8. 12 Ngr. \*)

Saupe's Schrift hat die Bestimmung, dem weitem Kreise gebildeter Leser Goethe's Werke, insbesondere seine Dichtungen, als „Confessionen“ aus seinem Leben in chronologischen Tafeln vor Augen zu stellen, und kann als interessant und brauchbar empfohlen werden. Die gleichzeitigen Weltbegebenheiten und literarischen Erscheinungen sind nur insoweit in der biographischen Abtheilung berücksichtigt worden, als sie Goethe's besonderes Interesse in Anspruch nahmen oder auf seine Productivität irgend welchen Einfluß übten. Willkommene Zugaben sind die Tafeln des Anhangs: eine Genealogie des großherzoglich sächsischen Hauses während Goethe's

\*) Als Pendant hierzu erschien soeben:

Schiller's Leben und Werke in chronologischen Tafeln für gebildete Verehrer des Dichters bearbeitet von Ernst Julius Saupe. Supplementband zu sämmtlichen Ausgaben von Schiller's Werken. Leipzig, Fr. Fleischer. 1855. Gr. 16. 8 Ngr.

Lebenszeit, eine Geschlechtstafel der Familie Tector, eine Geschlechtstafel der Familie Goethe und eine Zeittafel der Entstehung von Goethe's „Faust“. Auch hier gewinnen wir, wie bei Diezmann's Mittheilungen über Schiller's „Wallenstein“ (s. oben S. 162), einen interessanten und lehrreichen Einblick in die Art, wie unsere großen Dichter arbeiteten, und in das allmähliche Werden und Sichgestalten ihrer gewaltigsten Schöpfungen. Goethe's Arbeiten am „Faust“ war zwar insofern ein mehr fragmentarisches, als darin oft jahrelange Ruhepausen eintraten, wie in den Jahren 1790—96; dagegen umfaßt diese Schöpfung, die größte poetische neuerer Zeit, fast das ganze Leben Goethe's, indem die Anregung dazu schon in seiner Kindheit entstand, in Leipzig, Strassburg und Weimar genährt und unterhalten wurde und in den Jahren 1774 und 1775 zur Ausarbeitung der ersten Scenen führte, während der erste Theil erst 1808 und der zweite 1831 zur Vollendung kam.

#### Mar Waldau.

Mit Bezug auf unsern in Nr. 7 d. Bl. veröffentlichten Artikel über Mar Waldau (Hauenschildt) erhielten wir von einem der vertrauten Freunde des Verstorbenen eine Zuschrift, die von Liebe und Verehrung für den Geschiedenen überquillt und aus der wir zur Ergänzung unsers Artikels folgende Bemerkungen und Mittheilungen zu entnehmen uns gestatten. „Was an dem unvergesslichen Todten Schade war“, schreibt Mar Waldau's Freund, „ist gewiß dem Tode, den er stündlich in sich pochen fühlte, zuzuschreiben; sein Leben war in den letzten Jahren ein ununterbrochenes Ringen des Geistes mit dem Todesdämon, und rührend war es, wie Hauenschildt jede erträgliche Stunde dem Dienste seines Dichterberufs widmete — nicht für sich, sondern in Andern und für Andere. . . . Wir hätten ihn noch lebendig unter uns; wenn er mehr an sich gedacht, wenn er gemußt hätte, was Egoismus heißt. . . . Schon im Sommer 1853 schrieb er mir: „Ich erkaufe jede Secunde Halbruhe (ganz gibt es mir nicht) mit Morphium.“ Und so ist das nun mit wenig Unterbrechungen fortgegangen. Ich bewahre einen mit zitternder, wankender Hand an mich geschriebenen Sommerbrief wie eine heilige Reliquie auf, worin er unter andern Klagen — und er klagte selten — stöhnt: „Mein Leben kriecht zwischen Bett und Sopha, überall begleitet von entsetzlichen, rastlosen Schmerzen. Es ist ein furchtbares Leiden.“ Und doch so liebevoll, so hülfreich, so voll Leben und That! Es ist ein bitter schmerzliches Wesen um so einen zerronnenen Morgenraum, so ein Frühroth, das keine Sonne werden durfte.“ Es ist selten, es ist im hohen Grade selten, daß ein Dichter und Schriftsteller so viele warm-, enthusiastische Freunde zählt, welche sich an seiner Liebe in einer Zeit, die an Liebe gerade nicht sehr reich ist, wieder aufrichten, wie der verstorbene Hauenschildt sich dessen rühmen durfte. Frug theilt in Nr. 7 des „Deutschen Museums“ mit, es seien ihm so zahlreiche poetische Nachrufe an den Verstorbenen zugesandt worden, daß er sie nicht alle zum Abdruck bringen könne; er müsse sich daher auf nur wenige beschränken, die „hoffentlich den Freunden des Geschiedenen eine wehmüthige Freude, der Aesthetik aber wenigstens kein Aergerniß bereiten würden“. Es ist doch schön und nicht nutzlos, im Leben goldene Meinungen für sich eingesammelt zu haben; sie bilden einen Schatz, der über dem Grabe noch fortruchert und Rinsen trägt.

P. M.

#### Bibliographie.

Elsäßer, K., Afrika. 18es Bändchen. Zwidau, Verlagsbuchhandlung des Volkschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.  
Geisler, A., Geographisch-statistische Uebersicht und Bestimmung des russischen Reichs. Riga, v. Boetticher. Lex.-8. 9 Ngr.  
Kaschig, S., Blüten vom Lebensbaum. Vier Gaben. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, C. F. Neclam sen. 8. 20 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Zeitschrift

der

**Deutschen morgenländischen Gesellschaft.**

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des

Prof. Dr. **Hermann Brockhaus** in Leipzig.  
**Neunter Jahrgang. 1855.**

8. Geh. 4 Thlr.

Ercheint jährlich in 4 Hefen. Die Insertionsgebühren betragen 1 Ngr. für die Zeile. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

### Erstes und zweites Heft.

Ueber die Laute des Arabischen und ihre Bezeichnung. Von **G. A. Wallin**. — Beiträge zur phönikischen Münzkunde. Zweiter Artikel. (V. Münzen von Nisibis. VI. Münzen von Sinope.) Vom Vicekanzler **O. Blau**. — Aus Sa'di's Diwan. (I. Auswahl aus Sa'di's Kasiden.) Von Prof. **K. H. Graf**. — Ueber Hammer-Purgstall's Literaturgeschichte der Araber. Von Dr. **H. Wutke**. — Studien über das Zend-avesta. (5. Redaction und Abfassung.) Von Prof. **Fr. Spiegel**. — Aegyptische Studien. (I. Ueber einen Titel des Apis-Stieres und das Jahr der Wiedergeburt. II. Ein ägyptisches Dokument über die Hyksos-Zeit.) Von Dr. **H. Brugsch**. — Ueber den „Zweihörnigen“ des Koran. Von **G. M. Reddick**. — Zur Literatur der Araber im 11. Jahrhundert der Flucht unter Zugrundelegung des Werkes: Die Auswahl des Denkwürdigen über die ausgezeichneten Männer des 11. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. **G. Flügel**. — Inschriften aus Petra. Mitgetheilt vom Vicekanzler **O. Blau**. — Eine Legende des Catapatha-Brähmana über die strafende Vergeltung nach dem Tode. Mitgetheilt von Dr. **A. Weber**. — Vortrag über die Periodeneintheilung der Geschichte Ost-Asiens. Von Dr. **Käuffer**. — Ueber einige mohammedanische Münzen. Von Hofrath Dr. **Stickel**. — Ueber die Alphabete der Malaischen Völker. Von Dr. **Friedrich**. — Nachträgliches über den Monatsnamen **جمادى**. Von Prof. **Fleischer**. — Auszüge aus Briefen der Herren **Friedrich, Barth, Scott, Trumpp, Blau, von Kremer, Perthes, Smith und Chwalosohn**. — Bibliographische Anzeigen. — Protokollarischer Bericht über die in Altenburg vom 25. — 28. September 1854 gehaltene Generalversammlung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, nebst 4 Beilagen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichnis der für die Bibliothek der Deutschen morgenländischen Gesellschaft eingekauften Schriften u. s. w. — Nachträgliches zu S. 214, 217 und 261. — Prospect. Handwörterbuch der türkischen Sprache, von Dr. **J. Th. Zanker**. — Monuments de l'Egypte décriés, commentés et reproduits par le Dr. **Henri Brugsch**.

Bei **Hugo Schenke** in Gotha ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Wahrnehmungen in Paris

1853 und 1854.

Von

**Woldemar Senffarth.**

8. In eleg. Umschlag. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Augenblicke, wo so viele unserer Landsleute an den Besuch der ihrer Eröffnung sich nähernden Pariser Weltausstellung denken, werden die hier angekündigten *Wahrnehmungen* eines durch seine früher erschienenen, aus London und England bekannten, auch in Paris durch mehrmaligen und jahrelangen Aufenthalt heimischen Verfassers sicher willkommen sein. Allen bessern Leihbibliotheken und Lesezirkeln sei namentlich das Buch als eine zeitgemäße und interessante Neuigkeit empfohlen.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Stein und sein Zeitalter.

Ein Druckstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804 — 1815. Von **Dr. G. Stern**. 8. Geh. 2 Thlr.

Eine für die weitesten Kreise des deutschen Volks bestimmte Schilderung des um Deutschland so hochverdienten Ministers Freiherrn von Stein und seiner für Deutschland so verhängnisvollen Zeit! Es war die Absicht des Verfassers, den großen Mann im Rahmen jener merkwürdigen Zeit und die Zeit aus dem Geiste und dem Streben des großen Mannes zu erfassen und in ansprender Weise darzustellen. Strenge geschichtliche Objectivität und Zurückweisung jeder Parteilichkeit waren die ersten Erfordernisse. Die Charaktere und Situationen sind aber nicht nur mit gewissenhafter geschichtlicher Treue, sondern auch mit möglichster Beleuchtung der sittlichen und psychologischen Motive gezeichnet. Der Verfasser ist dabei von der gewiß richtigen Ansicht ausgegangen, daß die Geschichtsschreibung in dieser Richtung nicht hinter dem geschichtlichen Roman zurückbleiben darf, wenn sie neben demselben in der großen Lesewelt Platz gewinnen und der Wahrheit den gebührenden Sieg über die Dichtung sichern will. Für das größere deutsche Publicum ist aber das Werk vorzugsweise bestimmt: es will und soll ein Volksbuch sein, das dem deutschen Volke ein anschauliches Bild Dessen gibt, was Stein geschaffen und was er gewollt hat, ein Bild des gesammten Staatslebens, wie es sich nach der Idee des großen Staatsmannes gestalten sollte, das ihm aber zugleich auch eine der traurigsten Epochen der deutschen Geschichte, die Zeit des unseligsten Schwankens der preussischen Politik vor die Augen führt. Das berühmte ausgezeichnete Werk von **Perth** über Stein hat dem Verfasser natürlich oft als Quelle und Anregung gedient, doch ist sein Buch in keiner Weise ein Auszug oder eine Bearbeitung jenes Werks, sondern eine durchaus selbständige Arbeit.

# Conversations-Lexikon.

Von der zehnten, umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage dieses Werkes (vollständig in 15 Bänden zu 1 1/2 Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben die erste Abtheilung des funfzehnten Bandes (113.—116. Hest).  
Theiner — Vulpus.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.  
Leipzig, im März 1855. F. A. Brockhaus.

Vorrätig in allen Buchhandlungen:

## Der standhafte Gabriel.

Eine Erzählung für die Jugend von Mary Howitt.

Aus dem Englischen von J. Wallburg.

Mit Titeltupfer. Sehr elegant cart. 25 Ngr.

Jeder Knabe wird diese soeben erschienene Erzählung mit dem größten Interesse und Eifer lesen, da sie alle edlen Anlagen seines Geistes, Muth, Entschlossenheit, Selbstständigkeit, Rechtsgefühl und Sinn für Freundschaft anzufeuern geeignet ist.

Verlag von Franz Duncker (B. Besser's Verlag) in Berlin.

## Georg Forster's Schriften.

Im Verlage von F. W. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus. Neun Bände. 12. 1843. 9 Thlr.

Durch Gervinus, Heinrich Koenig und in jüngster Zeit durch Meißner ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums wieder mehr auf Georg Forster gelenkt worden, der jetzt gerade vor 100 Jahren das Licht der Welt erblickte. Am besten aber lernt man ihn aus seinen eigenen Schriften kennen. Dieselben erschienen in neun Bänden und enthalten: seine und seines Vaters „Reise um die Welt in den Jahren 1772—75“ (Band 1 und 2); „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich“ (Band 3); „Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens“ (Band 4, 5 und 6); Forster's reichhaltigen Briefwechsel nebst einer Charakteristik Forster's von Gervinus, endlich eine Uebersetzung der von ihm auf deutschen Boden verpflanzten indischen Dichtung „Safontala“ (Band 7, 8 und 9).

Forster verbindet in seiner Prosa französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht und wird mit Recht zu den klassischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert; die seinen Namen unsterblich machen.

Die im vorigen Jahre neu gegründete Zeitschrift:

## Deutschlands Mundarten.

Eine Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik, von welcher bereits sechs Lieferungen vorliegen, erscheint auch im Jahre 1855 in monatlichen Heften à 3 Bogen 8., und abwechselnd, um bei größeren Aufsätzen und Abhandlungen die öftmahlige Unterbrechung zu vermeiden, in Doppellieferungen à 6 Bogen.

Abonnementpreis halbjährlich 1 Thlr. 15 Ngr. oder 2 Rl. 42 St. 6.

Die Voraussetzung, daß eine Zeitschrift wie die vorliegende ein Bedürfnis unserer Zeit sei, hat sich bereits durch vielseitige thätige Theilnahme mittelst Einsendung von Beiträgen, theils in mundartlichen Sprachproben, theils in wissenschaftlichen Abhandlungen und Mittheilungen bestehend, als richtig bewährt. Wir glauben auf immer regere Theilnahme rechnen zu dürfen, da Jedermann, der die bisher erschienenen sechs Hefte mit Aufmerksamkeit durchsieht, sich überzeugen wird, daß die fragliche Zeitschrift von praktisch-wissenschaftlichem Standpunkte aus geleitet wird. Es bürgt dafür auch der Name des damaligen Herausgebers, Herrn Dr. Frommann's, Archiv- und Bibliothekar des Germanischen Museums hier.

Nürnberg, im Januar 1855.

v. Ebner'sche Buchhandlung.

## Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von F. W. Brockhaus in Leipzig erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

In allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich“, sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier“ und Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon soeben bereits eine vierte Auflage nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „In allen guten Stunden“, eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. W. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 10. —

8. März 1855.

Inhalt: Lebensläufe deutscher Gelehrten: 1. Georg Forster. Von Hermann Watzgrau. — Naturwissenschaftliches: Humboldt's Jugendjahre. Bräun. Von Heinrich Wundt. — Unterhaltungsliteratur. — Kufow, Untersuchungen über die Organisation der Heere. Von Karl Gustav von Berner. — Genrebilder aus dem russischen Volksleben. — Tyll's Lebenspiegel. — Notizen. — Bildographie. — Aneignen.

## Lebensläufe deutscher Gelehrten.

### 1. Georg Forster.

Wenn wir uns unter die alten Germanen, wie Tacitus sie schildert, zurückversetzen, so finden wir da keine Anzeichen und Symptome, die es sehr wahrscheinlich machen, daß aus diesem handfeste Waldfeschichte im Laufe der Jahrhunderte ein Volk hervorgehen sollte, welches mehr als jedes andere ein Volk der Bureau-, der Polizeistuben- und der Contorschreiberei, der Bücher-, Kanzel- und Rathesbergsamkeit ist. Wir Deutschen wollen nicht umsonst den Bucherdruck erfunden haben und heute wenigstens diese unsere nationalste Erfindung redlich anerkennen. Der deutsche Gelehrte wächst unter einem Bald von Büchern auf, welcher ihn gegen die Außenwelt absperrt; er lebt und stirbt unter Büchern und hinterläßt, wenn nichts sonst, doch wenigstens Bücher, die er selbst gemacht und mit denen er den Ocean des deutschen Schriftthums um einige Tropfen vermehrt hat. Er ist sogar dazu genöthigt, da bei seiner Besoldung meist schon im voraus darauf gerechnet ist, daß er sich das Uebrige durch Bücherschreiberei verdienen werde. Unser jungen Docenten müssen Bücherschreiber und Mitarbeiter an Journalen, Zeitungen und gelehrten Zeitschriften werden, sie mögen wollen oder nicht. Die Grenze zwischen einem Universitätslehrer und dem eigentlichen sogenannten Literaten ist daher in den meisten Fällen nur eine sehr schmale, und sie gleichen sich auch sehr häufig darin, daß sie nur zu oft zuletzt ganz in der verkappten Welt aufgehen, daß sie in gewissem Sinne verlorenen, Bürger und selbst Menschen zu sein, daß für sie nichts weiter in der Welt mehr Werth hat als die kleine Scholle Schriftstellerei, die sie selbst pflügen und bebauen. Mit dieser Scholle ver wachsen sie dann oft so, daß sie selbst hartnäckig werden und den Fernblick in die Höhen und Tiefen der weiten, reichen und schönen Gotteswelt verlieren. Freilich kann man dies, und gerade in Deutschland, auch von andern Berufsweisen mit demselben Rechte sagen, und es gibt bei uns Geistliche, Beamte, Soldaten, Kaufleute, Handwerker und Künstler in nur

zu großer Zahl, die nichts weiter sind als Geistliche, Beamte, Soldaten, Kaufleute, Handwerker und Künstler, deren Ohr taub ist für die Mahnungen allgemeiner Humanitätssumme, deren Auge blind ist für höhere und freiere Gesichtspunkte, die sich wie der Seidenwurm in ihre eigene Seide einspinnen, aber nicht wie der Seidenwurm ihre Seide für Andere hergeben.

Der Lebenslauf eines deutschen Gelehrten ist meist der, daß er, wenn er aufgehört hat auf der Zuhörerbank zuzuhören, ohne weiteren Uebergang das Rathesbergsamt bestiegt, um selbst vor mehr oder weniger gefüllten Zuhörerbänken zu lehren. Er wird anfangs vielleicht von einer Universität zur andern hin- und hergeworfen, gewiß aber findet er endlich eine, an der er hängen bleibt, um nun mit einigen gleichgekauften Professoren und Gelehrten intimer zu verkehren, mit den andern aber in einem offenen oder geheimen Kriege zu leben. Den Verkehr mit Leuten aus andern Ständen meidet er, namentlich in kleinen Universitätsstädten, und es ist richtig, daß er unter ihnen selten Jemand trifft, mit dem er sich verständigen könnte, der für seine Interessen Sinn und Empfänglichkeit hätte. Dann die gelehrte Bildung recrutirt sich bei uns immer aus sich selbst und so ins Unendliche fort.

In verschiedenen Zeiten haben freilich auch unsere Gelehrten in das öffentliche Leben eingegriffen, und zwar zu keiner Zeit mehr als zur Zeit der Reformation, wo die deutschen Gottesgelehrten die theologische Welt sowohl als wenigstens mittelbar die sociale und politische in Bewegung setzten und aus den Angeln hoben. Es war damals in ihnen ein mächtiger Impuls, der sie keine Gefahr, kein Unternehmen scheuen und sie instinctartig fühlen ließ, daß sie eine weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen hätten. Seitdem aber haben die deutschen Gelehrten (nur sehr wenige, z. B. Leibniz, ausgenommen) lange Zeit ein sehr isolirtes akademisches Leben geführt und durch ihre Beschränktheit, geistlose Pedanterie und plumpe Zanksucht nicht wenig dazu beigetragen, daß der Franzose Bonhours allen Ernstes die Frage aufwerfen konnte, ob

es denn überhaupt möglich sei, daß ein Deutscher Geist haben könne? Mit dem Erwachen der deutschen Nation in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schlug auch die akademische Gelehrsamkeit ihr Auge auf, und es war ein großes wunderbares Auge, dessen schärfste Blicke blickartig alle Tiefen und Höhen der Wissenschaft und der philosophischen Speculation durchdrangen. Aber das Leben dieser Gelehrten blieb doch unbewegt, wie Wasser, die tief, aber still sind. Der große Immanuel Kant kam nicht über zehn Meilen weit über das Weichbild Königsbergs hinaus. Er wie die Andern begehrt gar nicht, in eine andere Öffentlichkeit zu treten als in die der Bücherwelt, die ihre Heimat war; jede andere würde ihnen peinlich gewesen sein. Von ihrer einsamen Studirstube aus erschütterten und revolutionirten sie die Welt des Gedankens, und selbst wo sie auf praktische Fragen und Bedürfnisse Bezug nahmen, geschah dies von dem hohen, lustigen Standpunkte der philosophischen Speculation aus; ohne daß sie je aus dem Markt des öffentlichen Lebens hinabgestiegen wären, wo diese Bedürfnisse in leidhafter Gestalt einterschreiten und sich tummeln. Zur Zeit der Franzosenherrschaft allerdings haben deutsche Gelehrte muthig und unerschrocken nicht bloß lebende Worte zum Volk oder, was ihr Volk ist, zur akademischen Jugend gesprochen; einzelne haben selbst das Schwert angefaßt und sind mit in den Krieg gezogen. Selt es doch, die ideale Welt des deutschen Gedankens vor Zwang, Unterdrückung und Knechtung zu schützen! Als aber das große Werk vollendet und deutsche Wissenschaft und deutsches Denken sichergestellt schien, zogen sie sich wieder bescheiden in ihre Hörsäle und Studirstuben zurück und versorgten die Welt von neuem mit Büchern. Die Theilnahme unserer Universitätsgelehrten an den Ereignissen der jüngsten Jahre ist bekannt; es sind sogar einige Minister aus ihren Reihen hervorgegangen — was allerdings eine ganz neue Erscheinung in Deutschland ist — und einer und der andere ist sogar bis auf den heutigen Tag Minister geblieben; aber im Ganzen haben sie kein Glück gehabt; sie stehen wieder auf dem Ratheder und dociren und schreiben Bücher oder Journalaufsätze wie Anselmer. Diesen mag, was ihre Person betrifft, diese Wendung auch ganz willkommen sein, denn sie befinden sich wieder in ihrem ruhigen Fahrwasser und haben ihre Stellung innerhalb der deutschen „Gelehrtenrepublik“, die ihrem Wesen so sehr entspricht, wieder eingenommen.

Ob trotz aller scheinbaren Abweichungen und Anomalien recht deutsches Gelehrtenleben ist, das das Naturforscher Georg Forster, das uns früher schon Gerwinus in der neunbändigen Gesamtausgabe von Forster's Schriften (von dessen Lehrer herausgegeben; Leipzig, Brockhaus, 1843) und neuerdings Moleschott in einer besondern Schrift beschrieben hat. \*) Wir nennen For-

ster's Leben gerade deshalb ein echt deutsches Gelehrtenleben, weil Niemand so sehr danach rang, aus diesem Saubertreibe herauszutreten und zu öffentlichen und Staatsgeschäften thätig zu sein, weil Niemand so geringschätzig und wegworfend von der Schriftstellerei, als solcher doch als Forscher, und weil er doch immer wieder und gegen Willen und Absicht genöthigt war, das Leben eines deutschen Gelehrten zu führen und zu schriftstellern; ja aus Erwerbsrückichten selbst literarische Fabrikarbeiten zu liefern und seinen so reichbegabten Geist in das Joch anstrengender Uebersetzungspensa zu spannen. Aber er legte in die Flut nationalkonventueller Sturmpolitik Färsen, ging er tracht unter; dieser vorkantischen Postik war er nicht gewachsen, in dieser gährenden Bewegung konnte er nicht schwimmen, denn er war wohl blieb doch immer ein deutscher Gelehrter. Theoretisch begeisterte er sich für die Tendenzen des pariser Nationalconvents; er hielt vor ihm unter dem Beifall der Versammlung am 30. März 1793 jene bei den deutschen Patrioten wirksamen sagen berühmte Rede, in welcher er den Wunsch der Rheinprovinz aussprach, mit Frankreich vereinigt zu werden; als er aber nur kurze Zeit in Paris geweilt hatte, erschienen ihm die dortigen Zustände und Personen in ganz andern Lichte, als er, der deutsche Gelehrte, in der Fremde geahnt hatte. Er erklärte, nicht weiter gehen zu können, „mit Deutschen, mit heillosen Deutschen, wie sie hier sind“, es würde dies „nicht nur, eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne sein“; er sagt:

Die schmutzigen, unattraktiven Kanäle nachzugraben, in welchen diese Völke wühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenschaft, wo man Geist erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?

Wäre Georg Forster nicht in den eigenthümlichen, wenn auch aus ihrem weichen Quale stammenden Illusionen und Sinnentäuschungen, wie sie so vielen deutschen Gelehrten eigen waren und sind, befangen gewesen, so hätte er schon im Voraus und in der Ferne wissen können, was ihm in Paris bevorstand. Er würde dann diesen bitteren Enttäuschungen entgangen sein, welche seine letzten Lebensstage umhüllten und vielleicht selbst seinen Tod beschleunigten. Sein Ende war tragiischer als das mancher Revolutionsmänner, die durch die Revolution errettet. Diese erlitten, was sie erliden mußten; sie gaben Blut für Blut. In Georg Forster ging der Charakter aus seiner eigenen Meinung, Nobilität und Idealität zugrunde.

Wesentliche Abweichungen von dem gewöhnlichen Bilde des deutschen Gelehrtenmenschen begannen schon in seiner Jugendperiode. Als achzehnjähriger Knabe begab sich Georg bereits seinen Vater nach dem Ufern der Elbe und soll diesen schon damals in seinen literarischen Erwerbsquellen und Uebersetzungsarbeiten unterfängt haben; jedenfalls hatte er sich unter seines Vaters Leitung schon damals zu einem tüchtigen Botaniker ausgebildet. Dann folgte er seinem bis zum Eigensinn charakterfesten Vater nach England, widmete sich auf einem Contor eine zeit-

\*) Georg Forster, der Naturforscher des Volls. Zur Feier des 25. November 1831. Von F. Moleschott. Mit Forster's Porträt in Stahl geschnitten. Frankfurt o. M., Neuberger Sohn und Comp. 1834. 8. 1 Bdr. 18 Sgr.





es denn, daß diese in Deutschland so weit verbreitete Achtachtung der vortheilhaften Kräfte im Menschlichen überhaupt möglich ist? Liegt es an den Verhältnissen über den Menschen? Liegt es nicht auch an den Klagen selbst? Und hat es nicht Güte genug gegeben, wo sie selbst die so klagen, die ihnen geborene Unseligkeit ein besseres Beispiel zu geben und zu zeigen, daß dieser egoistische Indifferentismus kein Nationalfehler sei, ungeachtet dessen? Das, worauf Forster drang und wogte er das deutsche Wort erst schuf, der „Gemeingeist“, muß fern dabei an etwas Höheres als den bloßen Local-, Standes- und Sitzengeiste gedacht wird, fehlt und noch heute fehlt, und aus diesem Mangel entspringen so manche Gesellschaffungen über die man sich zwar mit Recht aber auch umsonst beklagt, solange die Wurzel des Übels nicht ausgezogen ist, was freilich bedacht schwerlich erscheint, weil es nicht leicht einem Deutschen gibt, der nicht wenigstens an einer Faser mit dieser Grundwurzel zusammenhängt.

Nicht bloß Gervinus und Moleschott haben Forster's Werk wieder in dem Andenken der mitleidenden Generation aufgeführt, auch Müllner und Heinrich Koenig, jener in seiner Schrift „Deutsche Männer und Frauen“ und dieser in „Die Clabisten in Mainz“ und „Haus und Welt“, haben sich bestrebt, die Verdienste und die Thaten dieses jedenfalls seltenen Mannes den Deutschen wieder in Erinnerung zu bringen. Es müssen also Elemente in Forster vorhanden gewesen sein, durch die er uns verbandt ist, er muß Punkte vor Augen gehabt haben, die auch die unsrigen sind. Er strebte nach politischer Freiheit und Bewegung, nach Begründung des Gemeinfinns und Gemeingeistes in Deutschland, und er that dies zu einer Zeit, wo ihm nur wenige Kämpfer zur Seite standen und diese wenigen noch fernher mit der Klarheit und Schärfe begabt waren, die Forster zugeborene waren. Dies allein schon führt ihn uns nahe und regt uns dazu an, wieder an ihn anzuknüpfen. Diese Seite ist es auch, welche Gervinus hauptsächlich an Forster hervorhebt, obwohl Forster sich die Freiheit, der er nach strebte, in etwas andern, mehr menschlichen Sinne verstand als die Anhänger des politischen Rigorismus von heute. Dasselbe zu machen durch künstliche Cliques und Coterien, durch künstliche Combinationen und Majoritäten, lag ihm, soweit wir ihn zu kennen glauben, gänzlich fern.

Eine andere an ihm mächtig hervortretende Seite war die des Naturforschers, welche wieder Moleschott in seiner Schrift besonders hervorhebt, ohne darüber die andern Richtungen, in welche sich Forster's vielgestaltiger Geist ausdehnte, zu vernachlässigen. Die Verdienste Forster's um die Naturwissenschaft beruhen freilich wol weniger auf einzelnen wichtigen Entdeckungen, mit denen er sie bereicherte, als in der Auffassung des Naturlebens im Ganzen und Großen, in seiner „Naturgeschichte“, und Moleschott dies sehr treffend bezeichnet. Forster hatte etwas Vorausahnendes. Er schuf das Wort „Gemeingeist“, weil er meinte, mit dem Namen werde die Sache schon kommen, und in seiner Naturforschung und Natur-

anschauung enthielt er Ansichten, die sich in letzter Zeit, nach wissenschaftlicher Begründung, mehr und mehr geltend machen und zur Herrschaft zu gelangen suchen. Forster war dieser Standpunkt aber um so berechtigter, weil er sich durch alle Stadien des Glaubens, durch das Zweifeln und das Beweisen, an seinem Glauben festgehalten hätte, wie es zum Wissen gehörte. Der Standpunkt, den er zuletzt einnahm, beruhte auf einem Glauben überwindender Gedankens und nicht auf einem Glauben und Qualvoll erwerbender, nicht ihm zugeordnet und angefliegen. Alles Material hatte sich in ihm zu einem festen, festen Grund im Physischen, aller Geistesgehalt, Operation des Geistes. Er kam zuletzt dahin, zu verfahren: „Zu vernünftigen von Dingen, wo über die Naturde. hinaus, sind. In der Natur, wenn wir auf die bloße „Werkzeuge“ ankommen, dies schließt sich, selbst nicht im Sinne Forster's, doch nicht nur, daß es etwas über die Natur hinaus liegendes gibt, was sich in der Natur nicht ausdrücken läßt, sondern, was nicht Forster bei dem Leben nicht, auch dieser materialistische Standpunkt überwinden, haben, sondern, Dinge, was eine zu künstliche Natur, was das nicht gegeben könnten, er würde bei diesem materialistischen Standpunkt stehen geblieben sein. Auch nach der theologischen Richtung griff Forster in die Zukunft vordringend hinaus, und sprach von einer „Mythologie der Schöpfungsgeschichte“, von einer „Mythologie des Christenthums“. Dabei hat er aber schließlich das Endige auch abgelehnt. Er hat erkannt, was im Begriff des Christenthums liegt, und hat über den metaphysischen Schatz ganz den ungeschätzten Lebensform des Christenthums nicht übersehen. Das war und so gegen alles Mythische, Gedankens und nichts Mythisches hervorzuheben, im Grunde. — außer etwa höchst lustige Paroxysmen, die er sonst überlieferte, brüskig bemerkt, jedenfalls für das Auge eine Kraft, die in der Jugend allgemein ist, und die wir in Kunst und Poesie vieler der herrlichsten Werke wahrnehmen. Wenn wir das Gebiet des Wirklichen und des realistischen Auffassung verlassen und uns auf dem Wege der Entwürfe unserer geistlichen Phantasie hingehen, bringen wir es dann noch zu etwas Unmöglichem, Einzigem und Schönem, um so sehr aber zum Paradoxen, Absurden, Unmöglichem und Absurden. Auch die moderne Ansicht, daß das Bewußtsein dem Untergehen verfallen und für nichts zu nehmen ist (obwohl jeder Einzelne vielleicht niemals seine Individualität so richtig gemessen hat, als heute, wo so viele Tag body sehr allgemein geworden), und daß nur die Ordnung ein Recht auf ewige Dauer habe (obwohl die Befahrung eines, daß auch Weltmächten nicht), und diese Ansicht hat schon von Forster andeuten, und auf erschütterndes und bestimmendes formiert worden. Wir werden übrigens gerade Forster'se und realistische Ansichten gern nachsehen, da sie seinen Humanitätsplan vielfach zugehen lassen, indem er sie mit der Menschheit wohlwollend und toleranten Standbittung, schon der rader'seigenen, und der schmerzlichen, und der



Die vorliegende literarische Arbeit ist eine dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaften entsprechende zweite Herausgabe derselben vermittelten Schriften des Verfassers, welche epochemachend für das Aufblühen der physischen Erdbeschreibung gewesen sind und daher auch Anspruch auf Gehaltung und Verjüngung machen können. Der Verfasser will durch eine eigene Bearbeitung das Erscheinen von unvollständigen Compilationen verhindern. Das ist vortheilhaft, und das tüchtige Zugreifen des großen Gelehrten erweckt ein sicheres Vertrauen auf die Möglichkeit der Durchführung des Ganzen. Aber das Werk zur Hand nehmen, muß stammen über die Selbstschätzung und Gemüthsstärke, über die Hülfe und Stütze des Wissens, welche Humboldt, der fünfundsiebzigjährige Mann, noch jetzt in derselben Kraft besitzt wie vor 30, 40 Jahren. Der gültige Himmel warte fern von so großem über dem Leben dieses von der ganzen Welt bewunderten Verfassers des Kosmos!

Der Inhalt des Buchs schließt sich sowohl dem Wesen als der Darstellungsweise nach den Ansichten der Natur des Verfassers an, so daß ebenso gut das gebildete große Publikum lebhaft davon gefaselt werden kann, wie die Männer von Fach ihm eine beifällige ernste Beachtung nicht versagen können. Daneben läßt sich das Werk aber auch noch als Commentar zum Kosmos betrachten. Es faßt manche dort nur in geneigter Kürze berührte Gegenstände besonders ins Auge und gibt Hingeworfene, welche Niemand unbeachtet lassen sollte, dem es wahrhafte Ernst ist, einen denkenden Blick in das All der Schöpfung zu thun. Poetische Namhaft und streng wissenschaftliche Verstandeskraft gehen hier vortrefflich Hand in Hand, wie wir es von unserm Alexander von Humboldt nicht anders gewohnt sind.

Der ehrwürdige Verfasser reißt in dieser Sammlung kleiner Schriften Neues an Altes, Fremdes an Eigenes und bewährt dadurch eine meisterhafte Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes aller Naturwissenschaften. Ganz neu sind die Abbildungen der vulkanischen Bergriesen der Andestete, welche nach Humboldt's Reisezeichnungen von J. Sted's genialer Hand gezeichnet und von J. Doppel ebenso ausgezeichnet gestochen sind. Das Auge weilt mit Wohlgefallen auf diesen Meisterwerken der Kunst.

Der vorliegende erste Theil besteht aus einer geognostischen und einer physikalischen Hälfte, von denen jede aus drei Abhandlungen zusammengesetzt ist. Fast Alles ist als die Frucht der denkwürdigen Reise des Verfassers zu den Höfen der Cordilleren Südamerikas anzusehen. Zuerst wird des Lesers Aufmerksamkeit auf den Vulkan Michincha gelenkt, den der Verfasser vor 50 Jahren selbst erklimmt und erforscht hat, der aber in neuester Zeit von Sebastian Bisse durch ein kühnes Hinabsteigen in den Krater und durch ein noch kühneres Aufsteigen zum Gipfel in dem feuerpeinlichen Innern noch viel genauer bekannt geworden ist. Daraus schließt sich die Beschreibung der so vielfach interessanten Hochebene von Bogota in Neugranada, wo in dem Schuttlande fossile Ries-

thieren von Elefanten und Mastodonten aufgefunden sind. Dann kommen Bemerkungen an die weitberühmten Denkmäler, den Gipsal des Chimborazo zu erheben, wobei auch Mittheilungen aus der Chimborazoforschung von August's zur Sprache gebracht werden. Alles ist so vortheilhaft und ist voll der interessantesten wissenschaftlichen Beziehungen. So der zweite Theil bildet ein geistreich durchgeführte Abhandlung über des Verfassers Theorie der Schwerkraft, den Anfang, hieran schließen sich die Untersuchungen über die Zusammensetzung der Atmosphäre, welche der Verfasser mit Gay-Lussac durchgeführt hat, den Beschluß bildet eine sehr interessante Untersuchung über die drei Machtstärken, zunehmende Barometrische Schallgeschwindigkeit, die sich zum Schallverhältniß verhalten.

Diese (man alle diese Gegenstände bekannnt die Grundsätze der Vertheilung Humboldt's sind und nicht nur der Verfassers, sondern der Natur, so tragisch demnach sehr vielfach, Spuren der Betrachtung und Ansprachen der gegenwärtigen Wissenschaften (nur noch als wichtige historische Grundlagen). Daher kann man sich freuen, daß sie eine nochmalige Durchsicht und eine Vergleichung mit der Gegenwart von ihrem vollen Wert herzuheben haben. Das ist ein Gewinn für die betheiligten Arbeiten selbst, ganz vorzuziehlich aber für die betreffenden Wissenschaften.

Die Bildung des Hochlandes von Durio, mit dem sich der Verfasser in der ersten Abhandlung beschäftigt, gehören zu denen, welche schon vor einem Jahrhunderte durch La Condamine, Bouguer und Pedro Malabran geographisch genau bestimmt, später aber auch geographisch sehr sorgfältig untersucht worden sind. Aber dieses hier als schon Vieles als bekannt vorausgesetzt und wählen wir einen charakteristischen Moment aus Humboldt's Beschreibung der Erhebung des Rucu Pichincha.

Groß war meine Aufregung, als ich zufällig habe vor mich auf einen Felsblock blinnte, der frey in einer Klüft hing, und als zugleich zwischen dem Steine und dem äußersten Ende der Schneedecke, welche uns trug, in ungeheurer Höhe ein Licht erhellte, wie eine kleine, aber fortwährend glühende Flamme. Ich war ganz in den Gedanken bei diesem Vorgange, als ich aus dem aus Lamapalle hervorkam, und an demselben Ort, wo ich mich befinden sollte, auf den Boden zu treten. Es war ein freies Felsenstück mit horizontaler Oberfläche von kaum 1 Fuß Länge und 7 Fuß Breite. Der Sidiener schien schon zu rathen, was die Vorsicht erheischen hatte. Wir traten nun vorsichtig ausgereckt auf eine Steinplatte, die über dem Felsen aus der Höhe gewölbt schien. Das durchsichtige tiefe Schmelz, das wie ausgebreitet vor unsern Augen, in schwebender Höhe ein Theil des hier senkrecht abgeflachten Schnees war mit wüthenden Dampfäulen erfüllt. Schüttelt über uns die Lufte, fingen wir bald an zu unterfahren, so wie uns das Leben.

Der Verfasser hat den Kraterand des Pichincha drei mal zu erklimmen gesucht, dabei eine Beschreibung von dem gefährlichen Wege gegeben und in wissenschaftlicher Hinsicht Alles gethan, was in seinen Kräften lag. Der stammende Licht in der graufigen Höhe des Bergs war nicht Aufklärung, sondern eine traurige, eingeengte, welche besonders schmerzhaft auf die Phosphor- und Licht einwirkte, so sie bis dahin das sichere Mannung geleitet hatten, daß der Pichincha über allemüthiger Nachbar, eine

ausführliche Beschreibung der Vulkane sei. In diese eigenen Ver-  
suche, den Fuchins zu zerlegen, schloß der Verfasser  
auch noch die von Gombamire und Bougure (1742) und  
die von Wolff und Moirans (1843) an. Von ganz be-  
sonderm Interesse sind die letztern. Die beiden Führer  
hatten begünstigt sich nicht bloß damit, den lebens-  
gefährlichen Berg zum Aussteigen zu machen, und von  
hier ohn die feurige Tiefe hinabzuschauen, sondern sie  
machten sich sogar hinab in den 1000 Fuß tiefen Schlund  
des Kraters und übernahmen darin zu wiederholten  
malen. Die erste Expedition führte sie am 14. Januar  
1843 an, um ihr Verweilen im Innern des Vulkans  
infolge dem andauernden Regenwetters und Mangel an  
Lebensmitteln nur kurze Zeit währte. Sie kamen an  
denselben Tage um 7 Uhr Abends in dunkler Nacht wieder  
oben zum Krateranbrennen und sahen nun mit großer Be-  
stürzung vom Berge herab bis zu ihrer Behausung.  
Die zweite Expedition begann den 11. August 1843  
von der Hütte Corral, die 11,308 Fuß über der Meer-  
essfläche gelegen ist. Wolff sagt bei dem Vertheilungen  
vom 12. August:

Ich zog von dem Krater in den östlichen Krater hinab,  
blos begleitet von einem Schiener, der einige Lebensmittel,  
Wein und ein Trug, das wir an den Fumarolen schmelzen  
lassen wollten, mit uns reines Trinkwasser zu verschaffen. Ich  
war um 2½ Uhr Nachmittags auf der Höhe des östlichen  
Kraters. Meine Reisegefährten, nachdem sie Wege versucht  
hatten, die sie bald unpassierbar fanden, schlugen endlich den  
Weg ein, welchen ich eben gegangen war, und langten um  
4½ Uhr bei mir an. Wir waren so 320 Metres herabgekie-  
ren. Dieser östliche Krater ist fast eine große Schlucht, deren  
Boden in einem Flusssette durchschnitten, das, wenn es nicht  
trocken, ganz trocken ist. Am darauf angetrockneten Flußbett  
in 400 Metres oberer Höhe, fanden wir einen 12 Fuß ho-  
hen hangenden Fels, den wir zu unserm Nachtlager unter  
seiner Decke auswählten. Wir bedeckten den Boden mit  
Loth und Kruttern und schliefen, in unsere wollenen Ober-  
kleider gehüllt.

Den 14. und 15. August benützten sie zu gelassenen  
chemischen und physikalischen Unter-  
suchungen des Innern ihrer unheimlichen Behausung.  
Von dem mal wurde Bismuth während seiner Arbeit von  
einem sonderbaren Schwindel befallen, so daß er sich nur  
mit Mühe auf den Füßen erhalten konnte. Er war  
unruhig, so als ob Folge der großen Anstrengung  
war, die er sich wiederholenden Erschütterungen  
des Bodens zugesprochen sei. Den schwermüthigen Aus-  
druck wollte er den sonderbaren Vorfall nicht zu-  
schreiben, weil er die aus den vulkanischen Spalten auf-  
steigenden Dämpfe ohne Beschwerde eingeathmet hatten.

Die Fumarolen, das Gipfel des Chimborasso zu erken-  
nen, bilden einen nicht minder interessanten, beströmten  
Berggipfel. Sie sind von Humboldt (1809)  
mit dem Berggipfel (1851) ausgeführt.

Die Fumarolen nach und nach an — erzählt Humboldt,  
daß er seinen Reisegefährten Campino und Alonsus be-  
zogen die Höhe von 17,300 Fuß, erliegen hatte — Alle an  
dieser Höhe zu leiden. Der Drang zum Erbrechen war  
mit dem Schwindel verbunden und weit stärker als die  
Schwierigkeit zu atmen. Ein farbiger Mensch (Reste von  
Gu-San) hatte bloß aus Schwermüthigkeit, keineswegs aber in

eigenen Ablicht, und nicht vertäufen wollen. Es war ein  
kräftiger amerindianer, der mehr als wir. Die blin-  
deten aus dem Zahnfleisch und aus den Lippen. Die Binde-  
haut der Augen war bei Allen ebenfalls mit Blut unterlaufen.  
Diese Symptome der Extravasate in den Augen, des Blut-  
ausströmens am Zahnfleisch und an den Lippen hatten für  
uns nichts Berauschendes, da wir aus mehrmaliger früherer  
Erfahrung damit bekannt waren. In Europa hat Hr. Zum-  
stein schon auf einer weit geringeren Höhe am Monte-Rosa zu  
bluten angefangen. Spanische Krieger kamen bei Eroberung  
der Equinoccialregion von Amerika (während der Conquista)  
nicht über die untere Grenze des ewigen Schnees, also wenig  
über die Höhe des Montblanc hinaus, und doch spricht schon  
Acosta in seiner *Historia natural de las Indias*, riper Art  
physischer Erdschreibung, die man ein Meisterwerk des 16.  
Jahrhunderts nennen kann, umständlich von Uebelkeit und  
Blagenkrampf als schmerzhaften Symptomen der Beräthung  
heit, welche darin der Elektricität analog ist. Alle diese  
Erscheinungen sind nach Beschaffenheit des Alters, der Con-  
stitution, der Bartheit der Haut, der vorhergegangenen An-  
strengung der Muskelkraft sehr verschieden; doch für einzelne  
Individuen sind sie eine Art Maß der Luftverdünnung und ab-  
soluten Höhe, zu welcher man gelangt ist. Nach meinen Beob-  
achtungen in den Cordilleren zeigen sie sich an weißen Men-  
schen in einer Höhe, wo der Barometerstand zwischen 14 Zoll  
und 15 Zoll 10 Linien gelegen ist. Es ist bekannt, daß die  
Angabe der Höhen, zu denen die Luftschiffer behaupten, sich  
erhoben zu haben, gewöhnlich wenig Glauben verdienen; und  
wenn ein sicherer und überall genauer Beobachter, Dr. Gay-  
Lussac, der am 16. September 1804 die ungeheure Höhe von  
21,600 Fuß erreichte (also zwischen den Höhen des Chimborasso  
und des chilenischen Llanquagua), kein Bluten erlitt, so ist dies  
vielleicht dem Mangel an Muskelbewegung zuzuschreiben. Nach  
dem jetzigen Stande der Eudometrie erscheint die Luft in jenen  
hohen Regionen ebenso sauerstoffreich als in den untern; aber  
da in dieser dünnen Luft, bei der Hälfte des Barometerdrucks,  
dem wir, gewöhnlich in den Ebenen ausgesetzt sind, bei jedem  
Athemzuge eine geringere Menge Sauerstoff von dem Blute auf-  
genommen wird, so ist allerdings begreiflich, wie ein allgemei-  
nes Gefühl der Schwäche eintreten kann.

Humboldt ist übrigens der Ansicht, daß das Aus-  
schlagen des Blutes aus Lippen, Zahnfleisch, Augen  
keineswegs allein durch Verminderung des Luftdrucks zu  
erklären sei, daß dabei noch andere, und aber noch nicht  
gehörig bekannte Ursachen mitwirken. Die starke Ermü-  
dung in den Beinen bei dem Steilimmen großer Höhen  
sucht er mit der Verminderung des Luftdrucks allein zu  
erklären und erinnert dabei an die denkmüthige Ent-  
deckung der beiden geistreichen Forscher Wilhelm und  
Eduard Weber, daß das schwebende Bein bloß durch den  
Druck der Luft am Kumpfe getragen werde. Um 1 Uhr  
Nachts erreichten sie die Höhe von 18,096 Fuß, fan-  
den den Barometerstand 13 Zoll 11½ Linien, die Tem-  
peratur 1° unter Null. Eine schroffe Thalschlucht von  
400 Fuß Tiefe und 60 Fuß Breite stellte sich ihrem  
Weitersteigen entgegen. Sie hätten nur noch eine Höhe  
von 1224 Fuß zu erringen gehabt. Der große Reisende  
war eine ganze Stunde in der Zaucherglocke unter  
dem Meere bei einem Barometerstande von 45 Zoll und  
nach der eben gegebenen Schilderung unter dem noch  
nicht ganz 14 Zoll hohen Barometerstande. Die Hiri-  
bilität der menschlichen Organisation erträgt also Ver-  
änderungen im Barometerstande von 51 Zoll. Boussin-  
gaull's Besteigung des Chimborasso theilt der Verfasser



auch mit; sie ist ebenfalls sehr kühn durchgeführt und interessant beschrieben.

In den Anmerkungen zu diesem zweiten Aufsatze ziehen ganz vorzugsweise einige hypsometrische Neugierkeiten die Aufmerksamkeit auf sich. Nach den neuesten Messungen sollen die drei größten Bergeisen des Himalaya, gebirgs, Dhawalagiri, Kinchinjinga und Deodangha, einen so geringen Höhenunterschied besitzen, daß man ungewiß ist, ob derselbe nicht dem Fehler der Messung zuzuschreiben sei; alle drei sind gewiß etwas über 28,000 engl. Fuß (26,272 par. Fuß) hoch. Dr. Joseph Hooker schrieb den 16. April 1849 an Humboldt: „Mr. Waugh concludes that there can be but little difference between Dhawalagiri, Kinchinjinga and Deodangha, that no other Peaks approach these.“ Dann theilt der Verfasser mit, daß man seit 1830–18 Jahre lang den Chimborasso für niedriger gehalten habe als den Nevada de Sorata und den Nevada de Illimani. Diese Bestimmung rührt von dem berühmten Reisenden Pentland her, ist aber 1848 bei der Herausgabe seines klassischen Werks über Peru und Bolivia von Pentland selbst als irrthümlich bezeichnet. Eine sorgfältige Revision seiner Höhenberechnung ergab den Sorata um 3716 und den Illimani um 2675 par. Fuß niedriger als 1830, wo der Chimborasso (nach Humboldt 20,100 par. Fuß) um volle 3592 par. Fuß niedriger sein sollte als der Sorata. Obgleich aber auch der Sorata und der Illimani dem Chimborasso an Höhe nachstehen, so kann dieser wahrscheinlich doch nicht mehr als der Culminationspunkt des ganzen neuen Continents betrachtet werden. Die Offiziere der Expedition der Adventure und des Beagle unter Anführung des Capitäns Fitz-Roy haben im August 1835 den Nevada Aconcagua im Nordosten von Valparaiso zwischen 23,000 und 23,400 engl. Fuß gefunden, sodas dieser 21,767 par. Fuß hoch ist. Auch gibt Pentland's schöne Karte östlich von Arica noch vier andere Pies an, welche alle die Höhe des Chimborasso übersteigen sollen.

Der Aufsatz „Von den Isothermen Milien“ und der Vertheilung der Wärme auf dem Erdkörper“ enthält sehr viele beherzigenswerthe Wahrheiten, welche aber schon lange der aufmerksamsten Berücksichtigung gewürdigt und ganz vorzugsweise von Dove und Räng weiter verarbeitet worden sind. Wir können die Arbeit Allen zum Nachlesen empfehlen, welche in Bezug auf die Wärmeverhältnisse unserer Erde eine klare Erkenntniß suchen und dabei nicht gerade den bloß wissenschaftlichen Weg gehen mögen. Dasselbe ist auch von den „Untersuchungen über die endometrischen Mittel und über das Verhältniß der wesentlichen Bestandtheile der Atmosphäre“ zu sagen. Beide sind reich an Ideen, welche für die Wissenschaften Epoche gemacht haben, beide sind mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Forschung neu bearbeitet, darum lesen sie sich vortreflich und sind überall belehrend, nur eignen sie sich hier weniger gut zu weiterer Besprechung. Der Aufsatz über nächtliche Verstärkung des Schalls ist auch ein alter Bekannter. Der Verfasser hat diesen Gegen-

stand mit ganz besonderer Vorliebe sein ganzes Leben hindurch verfolgt, und auch hier behandelt er denselben mit der größten Aufmerksamkeit; die neu hinzugekommenen Zusätze schließen sogar mehr Raum in sich als der Aufsatz selbst. Der Verfasser hat über diesen Gegenstand recht viel selbst geforscht und daneben auch sorgfältig Anderer Erfahrungen und Ansichten mit berücksichtigt. Es geht indeß aus der ganzen Betrachtung des Verfassers klar hervor, daß die Sache noch nicht ganz so ins Licht gestellt ist, wie sie es verdient, und dies besonders wegen der großen Ähnlichkeit zwischen den Bewegungen der Schallwellen und Lichtwellen. Wir theilen etwas davon mit.

Capitän Parry bemerkte auf seiner dritten Reise nach dem Nordpol mit den Schiffen Pecla und Fury (1824 und 1825), wie bei heftiger Kälte über einer einförmigen Eisfläche, die keine Luftströme ungleicher Dichte veranlaßte, der Schall in sehr großen Entfernungen auf eine außerordentliche Weite fortpflanzte. In Port Bowen hatte Lieutenant Forster von seinem Observatorium aus einen Matrosen auf die entgegengesetzte Seite des Hafens geschickt, um ein Meridianignal aufzustellen. Da nun die wohlgemessene Entfernung 6696 engl. F. betrug, so stellte er, um diesem ersten Matrosen Befehl durch Zurufen zu ertheilen, einen zweiten auf die Hälfte des Wegs, damit dieser das Gesprochene wiederholte. Nach dem ersten Versuche fand sich, daß die Zwischenperson (der Wiederholer) völlig unnötig war. Capitän Forster konnte sich mit dem ersten Matrosen in 6696 engl. F. Entfernung bequem unterhalten. Die Kälte war 18° Fahr. (— 7°, Cent.), der Luftdruck 30,11 engl. Zoll. Bei zunehmendem Luftdruck und zunehmender Kälte nahm in Port Bowen die Geschwindigkeit des Schalls in merkwürdiger Weise ab. Sie wurde bei einem Barometerstande von 30,11 engl. Zoll und 33°, Fahr. (+ 0°, Cent.) 1093 feet, bei 30,12 Zoll und — 38°, Fahr. (— 32°, Cent.) 1014 feet gefunden. Nach der Analogie anderer Versuche ist hier der wirksamere Einfluß nicht der veränderte Luftdruck, sondern die Erniedrigung der Temperatur gewesen. Alleinige Veränderung des Luftdrucks ohne gleichzeitige Veränderung der Temperatur scheint kaum bemerkbar auf die Geschwindigkeit des Schalls zu wirken. Diese nahm auf Franklin's merkwürdiger Reise in Kendall's Versuchen am Berensee mit der zunehmenden Kälte dergestalt ab, daß sie bei — 2° ½ Cent. 331<sup>m</sup>, bei — 40° aber nur 313<sup>m</sup>, betrug, ganz die Versuche von Metville's Insel und Port Bowen bekräftigend.

Der Verfasser gedenkt auch der Biot'schen schönen Versuche über die Fortpflanzung des Schalls in Röhren von 3000 Fuß Länge, wobei die leisesten Flüstermurmeln ganz ungeschwächt an das entgegengesetzte Ende gelangten. Das ist ein Gegenstand von praktischem Werthe, der bei weitem noch nicht so beachtet ist, wie er es in der That verdient.

Was der nächste Band dieser „kleinern Schriften“ enthalten wird, läßt der Verfasser noch ganz dahingestellt sein. Vielleicht bringt er auch wie dieser Reisejournal, in geognostischer und geographischer Beziehung wissenschaftlich fruchtbar gemacht, und redet daneben auch noch über Erdmagnetismus, über das Polarlicht und über die ältern galvanischen Versuche; wenigstens sind dies lauter Themata, in denen Humboldt bedeutend angeregt hat. Mag aber kommen, was da will, immer reich es uns willkommen sein.



2 Java. Seine Gestalt, Pflanzenwelt und innere Bauart. Von F. v. S. Jungbunn. Nach der zweiten, verbesserten Auflage des holländischen Originals ins Deutsche übersetzt von F. v. S. Jungbunn. Zwei Bände in drei Abtheilungen. Mit Atlas in Großfolio. Leipzig, Arnold. 1854. Gr. 8. 20 Bdr.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abtheilungen und umfaßt 100 Bogen. Als artistische Beilagen enthält dasselbe zwölf Höhenkarten, Profile, Situationspläne, sowie einen Atlas mit zwölf großen Landschaftsansichten in Buntdruck. Die erste Auflage kam 1849 heraus und wurde so rasch vergriffen, daß 1851 schon eine zweite erschien. Nach dieser ist die deutsche Uebersetzung veranstaltet, welche dem Originalwerke in Hinsicht der eleganten Ausstattung gewiß nichts nachgeben wird. Das Ganze macht auf den Eindruck, als wäre es durch und durch eine einheimische deutsche Pflanze. Es ist eine große Summe von geographischen, ethnographischen, geologischen, botanischen und zoologischen Nachrichten über Insel Java. Jedes Einzelne ist sehr gründlich erforscht, sehr klar dargestellt und mit besonderer Liebe für den Gegenstand behandelt; aber gerade diese Punkte, die in das Einzelne, hat dem Uebersetzer über das Ganze oft Abbruch gethan. Das Werk macht den Eindruck einer nur vorläufig geordneten guten Sammlung von Beisatzstücken, welche noch auf eine spätere gründliche Bearbeitung harzt. Aber auch in dieser, wie es scheint, nicht ganz vollendeten Form ist das Werk doch sehr willkommen; es füllt eine schon längst gefühlte geographische Lücke würdig aus.

Der Verfasser kam nach Java als Officier van Genadeheid der holländischen indischen Armee. Er lebte unter besonderer Begünstigung zwölf Jahre hindurch der wissenschaftlichen Erforschung der Natur der Insel und ihrer Bewohner. Durch diese anstrengende Lebensweise in dem tropischen Indien war die Gesundheit des Verfassers fast angegriffen. Er sehnte sich nach seiner heimischen Heimat zurück, um seinen Körper zu kräftigen und seinem Geiste die Ruhe zu verschaffen, welche im Denken und Bearbeiten des Materials seiner Forschung nöthig war. Ein dreijähriger Urlaub ward bewilligt. Im Jahre 1848 machte der Verfasser die Rückreise von Java nach Europa, deren interessante Beschreibung in III. schon besprochen ist. Jetzt weiß der Verfasser schon wieder, seit beinahe drei Jahren in seiner geliebten Tropenwelt.

Was der Verfasser in seinem Werke zur Sprache bringt, fließt von einem umfangreichen sichern Wissen im hohen Maße Natur und von einer begeisterten Liebe zu der Wissenschaft und erhabenen Tropenwelt. Verbindet sich mit der jahrelangen Verweilen des Verfassers in der schönen indischen Welt, so läßt sich leicht denken, wie reichlich glücklich das Werk ausfallen mußte und wie der Verfasser auch mit poetischem Feuer die Bilder Javas anschaulich und plastisch darzustellen versteht. In der freien Phantasie des Verfassers erhebt sich das Bild der unablässig blühenden und duftenden immergrünen Flur

in beständiger Lebendigkeit. In seiner niederländischen minterlichen Studirstube ruft der Verfasser aus:

Ich höre mit dem Sinne meines Gehirns den Gewind rauschen durch die Bananen und die Wipfel der Palmen, — die Wasserfälle donnern die von den hohen Bergwänden des Innern herabstürzen — ich athme die kühle Morgenluft und trete vor die gastfreie Pforte der Savannen, während noch ein tiefes Schweigen auf den meisten Höhen liegt. — Ich ziehe in der Luft, ziehe die Früchte der Kolosse nach Hause, — allmählig kühlt das Tageswölbe an sich zu regnen, — die Pfauen kreischen, — die Affen werden munter, das Echo der Berge wird noch von ihrem Morgenlied, — Lausen von Vögeln singet an zu jubeln — und auch ich der Sonne den östlichen Himmel färbt, erglühst schon der Majestätische Gipfel jenes Berges in Gold und Purpur, — er blüht aus seiner Höhe zu mir herab wie zu einem alten Bekannten, meine Sehnsucht wächst und ich verlange nach dem Tage, an welchem ich sagen kann: Seid mir gegrüßt, ihr Berge!

Auf Java richtet der Verfasser sein Hauptaugenmerk, verbindet aber damit einen beständig vergleichenden Hinblick auf Sumatra, so daß das Werk eigentlich die Verhältnisse beider Inseln klar ins Licht stellt. In der Einleitung gibt das Buch eine Uebersicht der politischen und administrativen Einteilung des Landes und bespricht dann den Zweck, die Einrichtung und den Gang der ganzen Darstellungsweise. Der erste hierauf folgende Abschnitt handelt von der Gestalt und Bekleidung des Landes, der zweite beschäftigt sich mit den Vulkanen und den vulkanischen Erscheinungen, der dritte mit den neptunischen Gebirgen.

Die Höhenkarten, welche dem Werke beigegeben sind, lassen den großen Reichthum der Insel Java an Regbergen so recht klar ins Auge fallen. Viele von diesen Bergen erreichen eine Höhe von 9 — 11,000 Fuß und sind thätige Vulkane. Zwischen diesen Erhebungen dehnen sich sehr fruchtbare cultivirte Ebenen aus, auf denen vorzugsweise viel Reis gebaut wird.

Die Ebene von Tobah ist in eine Grasflur verwandelt, in ein Weideland für Pferde und Rinder, das sich unabsehbar weit vor den Blicken des Reisenden ausdehnt. Eine kühle Luft athmet man dort ein, und gern bleibt der Battaer in seiner Hütte am wärmenden Feuer, wenn des Morgens früh sich eine Nebeldecke weiß wie Schnee auf dem Plateau gelagert hat. Nur kleine Dörfer liegen einsam in diesem Plateau gestreut. Ihre schwarzen Hütten mit spitzen zulaufenden Dächern bilden einen großen Contrast mit dem lichtfarbenen Grün der Ebenen und gewähren einen düstern Anblick. Ein bläulicher Rauch schwebt über ihren Hütten. Kein Baum beschattet sie. Keine Corob, keine Pinang, oder Arengpalme erhebt hier ihre Wipfel. Kahl, im schwarzen Colorit der Arengpalme (Sdj), die ihre Dächer deckt, und die wie die Hochebene selbst liegen sie da. Nur vom Palissaden umrammt und von Gräben umzogen halten sich ihre Bewohner gesichert, und nur bewaffnet wagen sie es ihre Felder zu betreten, die sich fast einzig und allein im Grunde der kanalartigen Nachflüsse befinden. Einsam, abgefordert, misstrauisch und fast ohne Verkehr miteinander bringen die Battaer ihr Dasein hin. Sie bauen nur eine sehr geringe Menge Reis in Sawahs, die sie im Boden der kanalartigen Plateaustrome anlegen. Im Plateau selbst bearbeiten sie höchstens ein kleines Götterfeld (Convulvulus Batatas) und lassen alle andern Räume der weiten Grasfläche unbebaut liegen als einen freien Sammelplatz für ihre Pferde und Rinder, deren Milch sie trinken und die sie nur des Nachts zwi-

schen die Pflaster der Dörfer zusammentreiben, die dann ängstlich verrathen werden. Das Schmauchen von Tabak aus langen kupfernen Pfeifen ist fast der einzige Genuß ihres Lebens, das sie in trauriger, einformiger Stille verbringen. Nur wenn die lange gedehnte Gierigkeit zwischen den Nadjas in offene Kette ausgebrochen ist, dann kommt der Battaer mit seinem Nachbarn in Berührung, dann entsteht Leben und Bewegung im Hochlande; dann gibt es Krieg, — dann lodert die Flamme auf über brennende Dörfer und färbt den Himmel mit unheimlicher Glut, dann hallen die Schläge des Krommeln und Gonggongs an den Bergwänden wieder, während ein armer Gefangener, an den Pfahl gebunden, seinen Brüdern zur schrecklichen Mahlszeit dient.

Das ist ein trauriges Bild von den freien Bergbewohnern dieses übrigen so reichbegabten Landes. Jedes Dorf ist hier eine Republik mit einem Nadjia, einem König, an der Spitze. Ganz anders fällt dagegen die Schilderung der Niederlande und ihrer Bewohner aus. Es herrscht hier keine republikanische Freiheit und dabei ist Alles unendlich viel glücklicher als dort.

Wenn dort in Tobak die Gonggongs nur bei der schrecklichen Feindkämpfe ertönen, so ertönen hier, an einem sanften Abend, wenn kein Lästchen mehr in den Cocospalmen und andern Fruchtbaumen des Dorfes rauscht, die harmonischen Klänge des Gamelan, — Krummeln (Schal aus Reismehl) bedeckt die Matten, die mitten im Dorfe auf dem Grunde ausgebreitet sind, — ein Jeder mag haben, ein Jeder wird gaffrei empfangen, und Alt und Jung, in festliche Gewänder gehüllt, strömt herbei, um unter fröhlichem Geplausch sich am Spiele der Tanzmädchen (Gonggongs) zu ergötzen.

Mit ganz besonderer Gründlichkeit behandelt der Verfasser die Beschreibung der Vulkanen auf Java. Die Insel ist bekanntlich sehr reich an feuerstehenden Bergen. Der Verfasser gibt fast von jedem dieser Vulkanen einen topographischen Ueberblick; eine Geschichte der Eruptionen, der Befuche von Reisenden und der Umlagestellungen. Die meisten hat er selbst erkletert und gewiß mit großer Lebensgefahr. Als er 1839 den 4. April den Gipfel des 9326 Fuß hohen Gunung Mandata wagt zum ersten male erklet, war er ganz ohne Begleiter. Nach der Versicherung der Japaner ist er der erste Europäer gewesen, welcher seinen Fuß auf die Höhe dieses Berges gesetzt hat. Auf Rhinocerospfaden in dichtbesetzten Gebüsch eines Urwaldes schritt er bis zu dem fahlen Grunde in der Mitte des Gipfels empor. Da lag ein Rhinoceros am Bache und ein anderes am Saume des Waldes. Schnaubend stiegen sie davon. Diese kolossalen Thiere und die kleinen Tigerkätzchen waren die einzigen vierfüßigen Thiere, von denen er auf dieser viertägigen Bergreise eine Spur bekam. Er hatte die große Freude, hier eine bisher noch nicht gekannte Pflanze zu entdecken, welche er *Primula imperialis* nannte. Bei diesen Beschreibungen erwähnt der Verfasser auch zu wiederholten malen J. R. Hassel's als Augenzeugen von Eruptionen, woraus hervorgeht, daß der Uebersetzer des Werks auch ein Holländer ist, der Java genau kennt. Von einigen Eruptionen theilt uns der Verfasser eine ebenso ausführliche als schöne Beschreibung mit. Dies ist z. B. mit der, am 8. October 1822 erfolgten Eruption des Gunung Selungung der Fall. Es war Mittagszeit, wo die ganze

belebte Schöpfung in tiefer Ruhe und Zurückgezogenheit lebte, um vor den brennenden Strahlen der senkrechten Tropenform geschützt zu sein. Die Arbeiter hatten ihre Felder verlassen und lagen sorglos auf den Decken in ihren Hütten ausgestreckt. In den Vorhallen der Häuptlinge versammelten allmählig die Schläge des Gamelan, unter deren sanftem, melodischem Getöse die jawaeschen Großen gewohnt sind einzuschlummern. Es war 4 Uhr. Da wurde der Gunung Selungung die Bewohner durch plötzliche Erdröße aus ihrem Schlummer. Alles entfloß den Hütten.

Ein donnerndes, brüllendes Getöse traf ihr Ohr, und Entsetzen bemächtigte sich ihrer, als sie ihre Blicke zum Gunung Selungung wandten und eine schwarze Rauchsäule von ungeheurer Umfange emporstiegen, sich mit Blitzesschnelle ausbreitete, den ganzen Himmel überzieht und im Nu den noch eben hellsten Sonnenschein in die finsternste Nacht verwandeln sah. Noch einige Sekunden später und ein paar Tausend waren begraben. Sie wurden theils bedeckt von Schlamm, der vom Krater ausgeschleudert, in ungeheuren Massen aus der Luft herabsiel, theils kamen sie in den Fluten von heißem Wasser um, das, mit Schlamm und Steintrümmern vermengt, dem Krater in ungeheurer Menge entquoll, das zehn Minuten weit im Umkreise Alles überströmte, alle Dörfer, Felder und Wälder vernichtete und in einen dampfenden Pfahl von bläulichgrauer Farbe verwandelte, der mit Cadavern von Menschen und Thieren, mit Häusertümmern und zerbrochenen Baumstämmen übersät war.

Diese furchtbare Vernichtungsscene dauerte bis 5 Uhr Abends, und vier Tage später, am 12. October, wiederholte sie sich von neuem. Die Kraft der Erderschütterung war so groß, daß sie durch ganz Java hindurch stark verspürt worden ist. Merkwürdigerweise sind auch einige Dörfer, die ganz nahe am Fuße des Bergs liegen, der Vernichtung ganz entgangen, während andere, zehn Minuten weiter entfernte unter dem Schlamme begraben wurden. Das donnernde Gefröl des Ausbruchs ist von der Sundastraße bis zur Ostspitze der Insel gehört worden.

Aus dem Mitgetheilten läßt sich zur Genüge erkennen, daß das Werk in der Literatur der Länder- und Völkertunde einen hervorragenden Platz einnimmt. Die Art der Darstellung und die Verarbeitung des Einzelnen zum Ganzen läßt wol noch einige Wünsche unbefriedigt. Das ist aber eine Eigenschaft, welche dasselbe mit vielen ähnlichen Werken gemein hat.

3. Blick in das Unterthum, mit specieller Beziehung auf unsere Erde. Bearbeitet von L. Gruson. Das 22 Holzschnitten und 3 lithographirten Tafeln. Regensburg, Baensch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift hat seine literarische Thätigkeit lange ruhen lassen, jetzt aber dennoch eine gar nicht geschwächte Sicherheit und Gewandtheit im Führen der Feder. Die inductiven Naturwissenschaften sind ihm seit vielen Jahren die liebste Beschäftigungsquelle gewesen. Er hat alle wichtigen Erscheinungen in diesem Zweige der Literatur sorgfältig beachtet und ist besonders durch das Erscheinen des „Kosmos“ Alexander von Humboldt's zu einem selbstständigen Forschen veranlaßt worden.

Das vorliegende Werk enthält nun die Resultate dieser Lieblingsbeschäftigung, welche ursprünglich nur Manuscript für die ihm nahestehenden Familienglieder, Freunde und Bekannte waren, später aber so bearbeitet wurden, daß sie auch für das gebildete große Publicum zu einer angenehmen, leichtfaßlichen Lektüre und Unterhaltung passen.

Unter den vielen populären Werken, welche zum „Cosmos“ eine vorbereitende und erklärende Stellung einnehmen, gehört das vorliegende unstreitig mit zu den besten. Das will viel sagen, wenn man bedenkt, wie viel und wie ausgezeichnet gerade in dieser Kosmosliteratur geschrieben worden ist. Es wählt sich nur einzelne Punkte aus der großen physischen Weltbeschreibung heraus und concentrirt darauf das ganze Nachdenken mit kurzen, nur zur Sache gehörenden würdigen Worten. Hier und da kommen auch mathematische Untersuchungen der Naturwissenschaften vor, welche aber nicht mehr voraussetzen, als man heutzutage bei jedem gebildeten Mann wohl begreifen anzukreiden pflegt, und übrigens den Zusammenhang des Ganzen nicht stören, wenn sie von dem einen oder dem andern Leser nicht benutzt werden sollten. Die Sprache ist gut; sie sagt mit wenigen Worten das Wichtigste des betreffenden Gegenstandes und sagt es klar und würdig; sie nimmt sogar auch manchmal eine begeisterte Färbung an, aber nie anders als da, wo dies durch die Natur der Sache nothwendig ist. Ueberhaupt bietet das Buch viele Eigenschaften, welche das denkende Publicum sehr hoch schätzt und womit es sich einen großen Reichthum von Freunden verschaffen wird.

In der Einleitung lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit seiner Leser auf unsere Erde als Ganzes, als den Theil vom Universum, welcher unserm geistigen Blicke am nächsten liegt. Er hat Recht, wenn er der Ansicht ist, daß Millionen von Menschen in völliger Unkenntnis über die Verhältnisse der Erde zum Weltenganzen blieben und sich damit begnügten, daß die Erde ihnen Wiege und Grab sei, daß dieselbe ihnen durch ihre Natur Speise und Trank, Schmerz und Freude und mancherlei andere nützliche Glückseligkeiten gewähre, daß sie aber alle höhern Beziehungen derselben, welche durch den Scharfsinn eines Copernicus, Kepler, Galilei, Newton, Laplace, Humboldt, Buch, Ritter u. A. herausgefunden seien, gar nicht kennen. Dies sei nicht gut. Daß es besser werde, sei das Streben von vielen Seiten, und der Verfasser wolle auch das Seine dazu thun. Er will Anbetung und Verehrung Gottes, aber auch der richtigen und klaren Erkenntnis der Weltanschauung des Schöpfers, und der richtigen und klaren Erkenntnis des Waltens im Universum nach ewigen, göttlichen Gesetzen. Es ist ein entschlossener Feind von bloßer Wortmacherei über Gottes Schöpfung, wie sie so oft dem großen Haufen als nahezu göttliche Epiphanie aufgedrängt werde, wobei aber der wahre Geist wie ein arger Säufer in Fesseln geknüpft verflummern solle.

Nach der Einleitung handelt der Verfasser in 20 Capiteln über Anordnung und Bewegung der Welten

unseres Sonnensystems, über die Wahrscheinlichkeit, wie jeder Planet, wie die Erde entstanden ist, und schließt das Ganze mit allgemeinen Betrachtungen.

Wir wollen nun irgend einen Gegenstand des Buchs speciell ins Auge fassen und dem Verfasser dabei das Wort geben. Im dreizehnten Capitel werden die astronomischen Verhältnisse des Mondes besprochen, wobei auch die Theorie der Ebbe und Flut mit wenigen, aber durchaus befriedigenden Grundzügen zur Sprache kommt. Zuerst wird diese Naturerscheinung auf das Meer bezogen, dann auf unsere Atmosphäre.

Wenn nun, wie wir bei den Betrachtungen der Ebbe und Flut des Wassers gesehen haben, der Einfluß des Mondes und der Sonne auf dieses Element von so bedeutendem ist, um wie viel mehr muß sich dieser Einfluß auf das noch ungleich beweglichere Element der Luft, besonders in den höhern Regionen, durch Erhöhungen von Luftströmen und Luftströmen von den Seiten her äußern. Doch haben wir bis jetzt von solchen Erscheinungen keine ganz genaue Kenntnis gewinnen können, indem wir uns auf dem Grunde dieses Luftmeers befinden; und wie die Bewohner der Meere auf dem Grunde derselben nichts von der über sie anstromenden Wasserflut merken, so ist es auch uns nicht möglich, von den Fluthbewegungen der Luft wirklich etwas wahrzunehmen, da diese immer nur in sehr weiten Entfernungen von uns vor sich gehen können. Neuere, seit einigen Jahren zu St. Helena angestellte Barometerbeobachtungen haben jedoch ergeben, die das Eintreten einer atmosphärischen Mondflut ganz außer Zweifel setzen. Die Anziehung des Mondes übt nämlich zu Singapur  $1^{\circ} 19'$  eine etwas größere Wirkung auf das Barometer aus als zu St. Helena  $15^{\circ} 57'$  Breite. Das Barometer am Aequator steht zur Zeit der Culmination des Mondes um 0,003 Zoll höher als zur Zeit, wenn er sich 6 Stunden vom Meridian entfernt befindet.

Ueber diesen Gegenstand scheint sich der Verfasser fast zu kurz ausgesprochen zu haben, indes darf dabei auch nicht außer Acht gelassen werden, wie ein tieferes Eingehen das Verlassen des populären und elementaren Grund und Bodens zur unmittelbaren Folge gehabt hätte. Die Untersuchungen Laplace's und Dove's über diesen Gegenstand sind Glanzpunkte der Wissenschaft, aber sehr schwer zugänglich zu machen für Alle, welche nicht Astronomen und Meteorologen von Fach sind; auch geben die vielfährigen Beobachtungen von Schüller, Eisenlohr, Bouvard u. m. A. so kleine Barometerdifferenzen in Bezug auf den Mond, daß es sehr schwer fällt, daraus schon auf ein regelmäßig wiederkehrendes Schwanken des Luftmeers zurückzuschließen. Die Streitfrage über die Mondatmosphäre und über das Mondwasser bejahet der Verfasser. Ueber Meteoriten bringt das Buch auch einen interessanten Artikel, wobei ganz vorzugsweise die Ansicht bekämpft wird, daß dieselben vom Monde fallen könnten. Die Entfernung vom Monde bis zu dem Punkte, wo zwischen Mond und Erde ganz gleiche Anziehung herrscht, wird auf dem Wege eines elementaren Calculs 4970 Meilen gefunden, es müßte also die Kraft, welche einen Stein vom Monde zu uns werfen könnte, dieselben erst 4970 Meilen hoch emporwerfen, ehe sie in die vorwaltende Anziehungssphäre der Erde gelangten. Mag die vulkanische Kraft des Mon-

des auch noch so groß sein, so würde sie doch so etwas nicht vermögen."

Den Schluß des Buchs bilden allgemeine Betrachtungen über das Weltall. Es wird hier auf Manches die Rede gebracht, was den denkenden Geist anzieht und bei dem er gern einige Augenblicke verweilt; aber auch Eitiges besprochen, das am besten mit Stillschweigen hätte übergangen werden können. So wird z. B. die Frage zu beantworten gesucht, ob die ewig thätigen Einflüsse der Vermittlung auf Erden nicht endlich allen Oberflächenunterschied so verwischen würden, daß ein vegetabilisches und animalisches Leben auf Erden nicht mehr möglich wäre. Wir wollen einige Worte Antwort aus des Verfassers eigenem Munde vernahmen.

Der bis jetzt erhärtete Theil der Erde ist in seinen Zwischenräumen bis zu einer unbestimmten Tiefe mit Wasser angefüllt, welches die ursprünglich und auf ihr vorhanden gewesene Wassermasse nach und nach je nach dem Fortschritt der Erstarrung hat abgeben müssen. Der augenblickliche Verdunstungsproceß, wovon Wasser und Wärme die beiden Factoren sind, ist, wie uns Augenschein und Erfahrung lehren, dem Unterhalt der jetzt lebenden Organismen aufs genaueste angepaßt; ohne einen nachtheiligen Einfluß auf diese auszuüben, dürfte er daher weder größer noch geringer sein. Wir sind daher auch zu der Annahme berechtigt, die jetzt auf der Erdoberfläche vorhandene Wassermasse sei durch das in die Erde eingedrungene Wasser genau auf das richtige, für die jetzigen Organismen notwendige Maß hingeführt. Gewähren die anfänglichen Folgerungen auch keine sonderliche Beruhigung, so sind sie doch keineswegs bedenklicher Art: Wissen wir doch, daß lange vor uns, unter ganz andern Einflüssen als den jetzigen, gleichfalls Wesen, wenn auch anderer und zwar unvollkommener Art als jetzt, existirten. Aus gleichen Gründen kann ja auch die jetzige organische Welt noch Umformungen entgegengehen, die den künftigen Einflüssen ganz gut zusage. Sehen wir daher freudigen Herzens und vertrauensvoll solchen künftigen Zuständen entgegen!

Wir kennen das großartige Walten der Naturgesetze auf der Erde noch so wenig und mit so geringer Zuverlässigkeit, daß es Unrecht wäre, auf die sorgenvollen Schredensträume über den einstigen sichern Untergang alles Lebens auf Erden viel Gewicht zu legen. Man kann, es beklagen, daß vernünftige Leute auch nur ein Wort verlieren, um die haltlosen Phantasmen überspannter Schwärmer zu bekämpfen. Die Leute, welche einmal an solchen finstern Bildern Geschmaß finden, behalten ihre Liebhaberei trotz aller vernünftigen Gegengründe. Die Welt, sagen sie, ist durch das gottlose Treiben der Menschen ein Vergerniß Gottes geworden, darum schickte der allmächtige Schöpfer die drohende Aussicht auf die Vertilgungsstrafe. Eine lichtvolle Logik voll christlicher Ehrfurcht Gottes!

Georg. Wiedemann.

### Unterhaltungsliteratur.

1. König Jérôme Napoleon und sein Capri. Historisch-humoristischer Roman von C. R. Dettlinger. Drei Bände. Dresden, Schöner. 1852. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Durch die Wiedergeburt eines französischen Kaiserthums ist der jetzt lebenden Generation neben sonstigen Napoleoniden

auch eine Persönlichkeit von neuem vorgeführt, die bis auf einige gelegentlich hier und da einmal wieder auftauchende Andenken längst schon der Vergessenheit verfallen war. In den Jahren 1813—15 kam der tiefbegründete allgemeine Fremdenhaß dem Eifer der Regierenden, welcher zu verwischen, zu vernichten sich angelegen sein ließ, was an die Erinnerung eines Parvenu erinnern konnte, trefflich zustatten, und der Parvenu selbst wurde so schnell verwischt, daß selbst einige um jene Zeit erschienene Flugblätter voll standesloser Andenken sein Andenken nicht zu erhalten vermochten. Der Verfasser des vorliegenden Romans war nicht Zeitgenosse: Sollte daher das Buch einmal geschrieben werden, so blieb nichts Anders übrig als die Vermittlung jener Flugblätter und einiger sonst etwa noch erreichbaren Actenstücke. Das ist denn auch geschehen, und die bekannte Belesenheit des als tüchtiger Bibliograph ebenso bekannten Verfassers bot seiner humoristischen Feder reiches Material. Nach Titel und Inhalt des Buchs kam es dem Verfasser lebhaft darauf an, den künftigen Bruder Napoleon's in seinem umhüßigen Streben mit Sufstrettern und Belbern vorüberzulaufen zu lassen. Wir werden zuerst nach Sizilien geführt, wo Preußen gerufen, Hirschen und Braunschwanz vernichtet, Hannover verdrückt werden muß, um für den Götzen des Romantismus Grund und Boden in dem neugeschaffenen Königreiche Neapel zu gewinnen. Dann sehen wir diesen Helden in Baltimore die Nachricht empfangen, daß sein Bruder sich zum Kaiser gemacht habe und ihn nach Paris berufe. Seine Frau, die bekannte Elisabeth Patterson, ist ihm nun im Wege, doch kann er es nicht vermeiden, sie bis Sizilien mitzunehmen; wo sein Factotum, Le Camus, es möglich macht, daß er sie zurücklassen und nach Paris eilen kann. Das Verhältnis zu Elisabeth ist so dargestellt, als habe eine förmliche Ehecheidung nicht stattgefunden, der König von Neapel also als nothmahliger Gemahl der Württembergin Katharina etwas Bigamie getrieben. Das würde nun bei diesem König eben nichts verschlagen; indessen war wenigstens sein kaiserlicher Bruder klug genug, das Dreckum zu beobachten und die kirchliche Ehedung zu befehlen. Wir sind nun in Rom und auf der Wittenshöhe, jetzt Napoleonshöhe, im Roman „Capri“. Wir müssen wohl oder übel den ganzen Cancan der Längerinnen und Jüngerinnen, der neugeborenen Minister und ihrer Frauen mit durchmachen, um am Ende Alles zerstreuen zu sehen wie Seifenblasen.

Welche Entschädigung wird uns dafür? Sehen wir irgend einen ehrenhaften Franzosen? Es gab deren doch auch. Sehen wir wackere Deutsche, die den in der Gaunerschwärze bedenklicher Lieberlichkeit immer höher anschwellenden Strom des Verderbens abzubäumen versuchen? Sehen wir vernünftige, für einen christlichen Mann? Es gab deren doch auch. Nichts als Gesindel gaukelt an uns vorüber, und es ist dem Buche vielleicht als ein Verdienst anzurechnen, daß es z. B. jene Wäcker der deutschen Aristokratie nicht vorführt, die nichts besser wissen als die französischen und italienischen Dattler und Dyrnhetären, nach dem Zerpfen des westfälischen Feuerwerks über an deutschen Höfen sich rasch wieder auf ihren alten Dandel besannen. Dennoch ist dem Verfasser sehr dringend die Nothwendigkeit eines einigermaßen nobilitirenden Gegenjahres erscheinend. Er wird durch eine junge Göttingerin vertreten, die Tochter eines Hospitalkräfters, die es in der französischen Sprache so weit gebracht hat, daß sie dem Könige, welchen von der deutschen kaum mehr als die seine Organe regelmäßig schließenden drei Worte „morgen wieder lustig“ papagayenartig eingelehrt hatte, die Geschichte ihrer ersten Liebe erzählt und diese Geschichte ist irgend Wahres an der sich abzeichnetenden Kokette, die wir hier in einem jungen aristokratischen Rebellin am Seciratsche kennen lernen müssen, so möchte man zweifeln, daß es eben damals wirklich eine romantische Poesie gegeben habe, deren Wirklichkeit doch die Gegenwart einen großen Einfluß auf die Bildung jener Zeit auszuüben will. Der König nimmt eben keinen besondern Anstoß an der G.





nichts wissen wollen, weil das, wie sie sagen, doch nur Erfindungen seien. Diesen engen Glauben ist man bei vorliegendem Buche sogar noch durch die Anzeige zu unterstützen genötigt, daß die Bezeichnung auf dem Titel wirklich nicht zur Gattung der Lachvögel gehört. Schon die ganze äußere Haltung spricht für Benutzung wirklicher Begebenheiten. Sie ist knapp, fast kronikartig und hält alles nicht unbedingt Rothwendige mit eiserner Strenge fern, so daß z. B. „Die Emancipirte“ kaum über die Anekdote hinausreicht. Dennoch gewähren die Sicherheit und Nähe, mit denen Personen und Ereignisse vor- und durchgeführt werden, den Lebensbildern einen um so mehr fesselnden Reiz, als meistens eine wol nicht unerwartete, doch eigenthümlich herbeigeführte Ueberraschung den Schluß bildet. Die Erzählung bewegt sich nämlich in gleichmäßigem Fortschreiten bis zu einem kaum beachteten Punkte, den wir jedoch mit den nächsten ihm folgenden drei, vier Worten schon als den entscheidenden Moment erkennen müssen. Die hier angebeutete Darstellungsform ist insofern nicht neu, als ältere Schriftsteller, z. B. Ludwig Friedrich Huber, in fast gleicher Weise verfahren und damit eine dem ruhigen deutschen Sinn analoge epische Form bereits anbahnten, die nur „Erzählung“ genannt werden konnte. Als die „Kopelle“ der Spanier und Italiener allgemeiner bekannt und beliebt wurde und die jährlichen Taschenbücher sich gegenseitig zu überbieten hatten, genügte das schlichte Lebensbild nicht mehr: man suchte nach künstlicheren Formen, denen die dramatische Haltung am willigsten entgegenkam, und für diese Darstellungsweise wird Bied wol lange noch Muster bleiben. Gegenwärtig, wo von einem vorzugsweise hervorragenden Romancisten kaum die Rede sein kann und überhaupt der Roman, welcher in Guckow's „Die Ritter vom Geiste“ seinen Gipfelpunkt erreicht zu haben scheint, bei der Leswelt in erster Reihe steht, gegenwärtig bleibt dem Romancisten kaum Anderes übrig, als im Einklenken nach der schlichten Erzählungsform den Deutschen wieder an die ruhige, trauliche Betrachtungsweise zu erinnern, die ihm doch eigentlich angeboren ist. Das wollen die vielen und mancherlei, von allen Seiten hervortretenden Bücher und Zeitschriften betheiligen, welche eigens dem Familienleben gewidmet sind, und das deutsche Familienleben ist ohne ruhigen, traulichen Sinn kaum denkbar. Dazu mögen denn auch die vorliegenden Erzählungen eine Stufe bilden, und es ist ihnen zugleich als besonderer Vorzug anzurechnen, daß sie es durchaus nicht im Sinne haben, jenseits Beschaulichkeit zu dem schlaffen Schenklaffen und resignirten Seitenlaffen herabzuziehen, in welchem eine frühere Zeit das eigentliche Lebenselement finden wollte. Man betrachte nur die zweite Erzählung: „Der Page“, die es mit einer wahrlich nicht beneidenswerthen Zeit zu thun hat, wo jeder Duodregierst nur in seinen Kammern zu Hause war. Zum Schluß noch die Bemerkung: daß außer den schon genannten beiden Erzählungen noch „Johanna“ und „Zwei Sylvestertage“ dem deutschen Grund und Boden angehören. „Die gefährliche Vermählung“ führt uns in das 17. Jahrhundert nach Loul, wo es einem Cardinal und Bischof gelingt, die Fesseln des Ehelibdes und der politischen Nothwendigkeit glücklich zu brechen. „Die neue Cassandra“ gehört Frankreich und der Zeit Ludwig's XV. an, die bekanntlich mit ihrem unerschöpflichen Stoffreichtum auch nicht beneidenswerth ist, eben deswegen aber nicht oft und nicht vielseitig genug vor Augen geführt werden kann. 50.

**Untersuchungen über die Organisation der Heere. Von W. Rüstow. Basel, Schweighauser. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.**

Wir haben es hier mit einem bedeutenden Werke zu thun, dem Ergebnis crasser Forschung und Ueberlegung. Referent gesteht, es nicht ohne Misstrauen in die Hand genommen zu haben; denn bei aller Anerkennung, die er den früheren Werken des Verfassers auch in d. Bl. schuldig war und ausgespro-

chen hat, was konnte von ihm, bei dem bekannten politischen Standpunkte desselben, über Heeresorganisation zu erwarten sein als eine wenn auch noch so geistreiche Apoptose der Volksbewaffnung? Allerdings findet man nun zwar in dem Werke das Rechtssystem als die natürliche Heeresform für die civilisirten Staaten der Neuzeit aufgestellt, so weit konnte der Verfasser seiner Stellung, die er eingenommen, nicht untrennbar werden, um eine andere gelten zu lassen, und von vornherein mag hier die Behauptung stehen, daß ich darin wie in manchem andern Punkte seine Ueberzeugung nicht theile; aber jede wirkliche Ueberzeugung ist zu ehren, und ich bekenne gern, daß ich das oben erwähnte Misstrauen, jemebr ich in das Werk eindring, schwinden gesehen und nicht an der Grundsätzlichkeit und dem möglichst objectiven Ernst seiner Untersuchungen wahrhaft erfreut habe. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, der auf das unzerstörlichste mit dem ganzen Staats- und Volklichen verflochten ist, wird eine Besprechung des reichen Inhalts für Jeden, der sich um mehr als sein Haus kümmert, von Interesse sein, da das Werk selbst allerdings nur von Wenigen gekauft werden dürfte, wie es nun einmal das Loos ähnlicher ernstlicher Bestrebungen ist.

Was der Verfasser in der Vorrede über gewisse Aeusserungen und eine gewisse Militärliteraturzeitung sagt, ist lehrreich; wir übergehen es aber hier, obgleich sich mancher Kommentar dazu geben ließe, besonders über den „glückseligen“ Vorhang, schwinden gesehen und nicht an der Grundsätzlichkeit und dem möglichst objectiven Ernst seiner Untersuchungen wahrhaft erfreut habe. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, der auf das unzerstörlichste mit dem ganzen Staats- und Volklichen verflochten ist, wird eine Besprechung des reichen Inhalts für Jeden, der sich um mehr als sein Haus kümmert, von Interesse sein, da das Werk selbst allerdings nur von Wenigen gekauft werden dürfte, wie es nun einmal das Loos ähnlicher ernstlicher Bestrebungen ist.

Der Stoff ist in zehn Capitel getheilt und in jedem der Gegenstand unter bestimmte Punkte gebracht, welche schon im Inhaltsverzeichnis kurz erläutert sind. Alles in der scharf durchdachten Systematik, welche diesen Schriftsteller charakterisirt. Hierdurch wird die Uebersicht ungemein erleichtert, was bei einem so weitverzweigten Gebiete, in dem es sonst schwer sein würde sich zu orientiren, als ein großer Vorzug zu rühmen ist, besonders für Laien, die über irgend einen besondern Theil der Organisationskunst forschen. Vielleicht hätte die Anordnung noch zu vereinfachen gewesen; auch die Reihenfolge noch consequenter zu stellen (z. B. hätte wol die Uebersicht als drittes Capitel stehen müssen, weil diese doch der Gliederung nach Waffenorganisationen vorangeht); aber der Verfasser hat immer seine Gründe, und wer ihn mit Bedacht liest, wird sie doch erkennen. Jedenfalls kann ein Schriftsteller von Dem, der sein Buch beurtheilen will, verlangen, daß er sich wenigstens die Mühe gibt, in seine Gedankenfolge einzugehen, wenn er selbst auch eine andere haben würde.

Im ersten Capitel wird von der Truppenbeschaffung und den Heeresformen gesprochen, wobei der Verfasser auf den Gegensatz demokratischer und aristokratischer Staaten zurückgeht (die reine Monarchie hält er für gar nicht existirend) und danach drei Formen der Truppenbeschaffung auf das Rechtsverhältniß zur Staatsgewalt begründet, die durch Wehrpflicht, Wehrpflicht oder Vertrag. Das erstere bringt in demokratischen Verfassungen Volksheere, in aristokratischen Bürgerheere, ergänzt durch die zum Wehrdienst gezwungenen Unterthanen (Conscription), herbei. Der Vertrag läßt Lehn- und Söldnerheere entstehen. Hören wir, was der Verfasser über die Conscription sagt, es bekundet zugleich den Standpunkt, den er selbst in der Anschauung unserer Verhältnisse eingenommen hat: „Da diese Art der Truppenbeschaffung zur Vergewisserung des Bürgerheeres anwendbar sei, hängt von den besondern Verhältnissen der Unterthanen zu den Regierenden ab. Wo sich die sozialen Unterschiede von Herr und Sklave bereits sehr betheilt haben, wie es in allen neuern civilisirten Staaten der Fall ist, läuft man dabei keine Gefahr. Obgleich die regierende Klasse überall vorwiegt, ist ihr Einfluß doch nicht so drückend, drängt sich nicht bei Schritt und Tritt den Regierten förmlich auf, und obgleich bei diesen ein wahres Interesse für



die Erhaltung des Staats, an dessen Conſtituirung ſie keinen Theil haben, nicht vorhanden ſein kann, iſt doch ein fictives, erzeugtes gewöhnlich da. Deshalb iſt in allen neuern civilifirten Staaten die Conſcription vorherrſchend und gilt als etwas ganz Natürliches. Gefahr für die herrſchende Claſſe iſt nur ſelten aus ihr hervorgegangen; ſie droht freilich, bisweilen in aufgeregten Zeiten und kann dann nur durch alle Kunſtmittel der Organization beſeitigt werden."

Dane hier eine Polemik, welche auf dem Gebiete der Poſitil nie zur Verſtändigung führt, zu beginnen, erklärt Reſerant nur ehrlich, daß er in den neuern civilifirten Staaten den Unterſchied von Herr und Knecht nicht bloß verſtaht, ſondern überhaupt aufgehoben findet, regierende Kaſten nicht zuzugeben kann, was Jedem der Weg, an der Conſtituirung des Staats theilzunehmen, wie zu allen Staatsämtern offenſteht, und endlich, daß er das warme Intereſſe an der Erhaltung des Staats, das Gefühl für des Vaterlandes Ehre und Gedeihen, das ſelbſt in den beſtoßenen, einer miſerablen Exiſtenz verfallenen Schichten des Volks herrſcht, kein fictives, erzeugtes nennen kann. Ich dachte, wenn der Verfaſſer nicht von der „Linie der Parthei", ſondern von ſeinen freien Bergen mit unbefangenen Auge in die von ihm verurtheilten Zuſtände manches monarchiſchen Staats ſchaute, wie ſie ſich z. B. in dem jetzigen Kriege kundgeben, er könnte jenes Gefühl nicht ſo herabwürdigend bezeichnen.

Wiel erſchütterlicher als dies Maniſteſt ſind die gleich darauf folgenden geſchichtlichen Beiſpiele, beſonders die Lacedämonier betreffend. Ueber die germaniſchen Urzuſtände und das Lehren haben die neuern Forſchungen noch beſſere Aufſchlüſſe gegeben; klar und anſchaulich iſt dagegen die Schilderung des ſlawiſchen Wehrdienſtes. Der Conflict der Germanen und Slawen, das Ausſchlüſſen der Städte und der Soldnerei wird mit hiſtoriſchem Blick dargeſtellt, ebenſo, wie im Feldlager der ritterliſchen Heergemeinden die ſchweizeriſche Demokratie geboren und herangewachſen iſt. Den Drdonnanzcompagnien thut aber der Verfaſſer ungerechtes Unrecht, wenn er ſie kein anderes Intereſſe als ihren Sold haben läßt — hier umſchleiert ihm die politiſche Abneigung den klaren Blick, ſonſt würde er jene Hommes d'armes, unter welchen auch der Fogabel ſeine Ehre ſuchte, richtiger beurtheilen. Wir verweiſen auf Barthold. Das die ſtehenden Heere verwirft und der Mißg, wie ſchon bemerkt, alle Vorzüge vindicirt, kann nicht beſtimmen. Wenn er aber einen Ausſpruch thut wie folgenden: „Wer Achtung vor Menſchenwürde, Unabhängigkeit der Völker und Staaten, politiſcher und nationaler Freiheit hat, muß, wie es ſcheint, für Mißgheere ſtimmen", ſo thut er ſich ſelbſt nur Schaden, denn viele Erler, die nicht mit ihm einverſtanden, ſich aber jener Achtung bewußt ſind, welche ihnen hier ohne Weiteres abgenommen wird, möchten wol das Buch, in welchem ſo ſchöne und extreme Behauptungen ſtehen, gleich beiseite legen. Ich weiß wohl aber entgegengeſetzte Anſichten zu bilden und hat davon — vielleicht um ſo mehr bewogen! — mit ruhiger Erwägung das Werk gründlich verfolgt, was er Allen, auch den kühnſten Gegnern des Verfaſſers anrath: ſie werden einigen Irrthümern zu überwinden haben, aber ſich dennoch dafür belohnen finden durch die reiche und faſt mathematiſch geſchickte Fülle des Materials, welche das Werk zu einem in ſeiner Art einzigen und beſſer verdienſtlichen macht. Wenn der Verfaſſer über die ſtehenden Heere, den Stab bricht, weil ſie eine üble Vergeſſenheit haben und nichts auf der Welt ſeinen Urſprung verdanken, ſo erweiſt ſich der letztere Satz durch tägliche Erfahrung ſowohl im Individuellen falſch, und was jene Vergeſſenheit betrifft, ſo hat der Verfaſſer in ſeinem Fürſtenhaß ignorirt, daß die ſie ihrer Entſtehung keinswegs diejenige geweſen, wie er ſie ſchildert. Gerade Ludwig XIV. entließ jene verdünkelten Schwärmer aber ſchickte ſie nach Portugal und Candia, um ſie zu unterwerfen, und andere Fürſten, z. B. der Grafe Kurfürſt, haben es ſchon vor ihm gethan. Die Kriege des franzöſiſchen Reichthums aber waren es, welche zu ſtehenden Heeren geführt haben, nicht jene ironiſch dargeſtellte Säuberung von der Land-

plage. Es würde weit über den Zweck d. Bl. und den zugemeſſenen Raum hinausgehen, wenn wir dem Verfaſſer auf das Gebiet der „Freiheit, welche den Volkswillen zur Geltung bringe", folgen wollten. Die daraus abgeleitete Verwerfung der ſtehenden Heere, welche der Staatszwang das Mittel geben, ſich über den Volkswillen zu erheben, begreifen wir als eine Conſequenz des Republikanismus, und wenn der Verfaſſer geſagt hätte: Für rein demokratiſche Staaten iſt das Mißgheer die beſte Form, ſo würde nichts dagegen einzumachen ſein. In der allgemeinen Faſſung aber hat Alles, was der Verfaſſer für ſein Syſtem ſagt, trotz der gewandten Dialektik weder meine politiſchen noch militäriſchen Anſichten gewinnen können, weil dieſe nicht auf blinden Autoritätsglauben noch auf Kaſtenvorurtheil, von dem ich mich frei weiß, ſondern auf ſelbſtändiges Urtheil baſirt ſind, und ich frage, was z. B. aus Oeſtreich 1848 mit einem Mißgheere geworden wäre? Der Verfaſſer wird freilich darauf antworten: „Das, was wir wünſchten! Dies Beiſpiel beweist gerade meine Saſ von der Schädlichkeit der ſtehenden Heere!" So ſehen wir, auf dieſem Gebiete iſt keine Verſtändigung möglich; wir verlaſſen es daher ein für alle mal, um letztere deſſo mehr auf andern Gebieten zu finden.

Das zweite Capitel gibt die Eintheilung der ſtreitbaren Mannſchaft nach der Art des Dienſtes und unterſcheidet hier das Operationsheer und den Landſturm, erſteres wieder in Auszug und Reſerve, letztern in Provinzialtruppen und eigentlichen Landſturm getheilt. Der Verfaſſer ſtellt hier Unterſuchungen über Stärke, Beſtimmung u. ſ. w. dieſer einzelnen Theile an und vergleicht die Wehrverfaſſung ſeines jetzigen Ayls, der Schweiz, mit der ſeines ehemaligen Vaterlandes, Preußen, wobei allerdings jene bei geringern Koſten ein bedeutend stärkeres Heer (verhältnißmäßig) ausbringen kann. Daß die Wehrverfaſſung der Schweiz den dortigen Verhältniſſen entſprechend eine gute iſt, wird man gewiß anerkennen, aber für Preußen würde ſie in keiner Beziehung poſſen. Das dritte Capitel handelt von der Gliederung des Heers im Allgemeinen und von der nach Waſſengattungen im Beſondern, das warz von der taktiſchen und adminiſtrativen Gliederung der einzelnen Waſſengattungen, das fünfte von der ſtrategiſchen der Heere (in Diviſionen und Armeecorps). Wir können mit dieſer Unterſcheidung nur einverſtanden ſein; die Charakteriſtik der einzelnen Waſſen iſt hiſtoriſch entwickelt, und was der Verfaſſer namentlich über die weittragenden Gewehre ſagt, verdient volle Verzeigung, auch hin ich vollkommen damit einverſtanden, daß mit ihnen wie mit den Verwendung der Compagniecolonnen zu weit gegangen wird. Nach läßt ſich dem weiten Schießen vorbeugen, was durch die neuſten preußiſchen Beſtimmungen (über Führung des zerſtreuten Gefechts und das Syſtem der Feuergruppen), die dem Verfaſſer vielleicht noch nicht bekannt ſind, erreicht wird. Ebenſo theile ich entſchieden ſeine Meinung über den Werth der Linienſtellung; gerade jene weittragenden Gewehre werden ſie bald wieder zu Ehren bringen, zum Theil iſt es ſchon in der Krim geſchehen. Die Cavalerie beurtheilt aber der Verfaſſer etwas einſeitig; ihren Hauptwerth, der ihr auf immer den Plaz ſichert: daß ſie allein den Stog zur vollkommenen Niederlage des Gegners machen kann, beſteht er gar nicht; auch dürften die Eiſenbahnen keinswegs eine Verminderung der Cavalerie herbeiführen, worüber das bekannte vortreffliche Werk von Pz. ſich ebenſo klar als überzeugend ausſpricht. Mit großer Aufmerkſamkeit verdienen dagegen die ſtatistiſchen Unterſuchungen ſtudirt zu werden, vorzüglich im fünften Capitel die auf ſtrategiſche und taktiſche Nothwendigkeit baſirte Heereintheilung in ſelbſtändige Körper: es werden hier Armeediviſionen (wo keine Corps zuſammengeſtellt ſind) und Corpsdiviſionen, unterſchieden und letztere ſchwächer beſtimmt. Der Verfaſſer will ein Corps in drei Liniendiviſionen von acht Bataillonen in zwei Brigaden (jeine Regimenter) mit höchſtens zwei Escadrons, einer Batterie von ſechs Geſchützen und einer halben Caporcompagnie thei-

len, außerdem die Reiter- und Artilleriereserve, vielleicht theilweise eine solche aus Scharfschützen und jedenfalls vier Guidencompagnien zum Ordnonanzdienst, wovon jeder Division eine beigegeben ist. Diese Einteilung hat allerdings den Vortheil, eine selbständige Avantgardendivision zu haben, welche nach Bedürfnis durch Hülfswaffen zu verstärken ist. Die Dreizahl erscheint überhaupt in vieler Beziehung zweckmäßig, daher der Verfasser auch die Brigaden der Reservecavalerie aus drei Regimentern zusammensetzt. Die neueste preussische Ordre de bataille hat dieselbe Einteilung.

Das sechste Capitel berührt einen der wichtigsten Gegenstände der Organisation: die Führung und deren Haupt- und Hülfsglieder. Der Verfasser gibt eine sehr eigenthümliche Einteilung der Truppenführer in drei Kreise, von denen er den ersten, der nur handwerksmäßige Fachbildung brauche, Unteroffiziere nennt; den zweiten, der kriegswissenschaftliche Bildung verlangt (Batailloncommandeure, Batterie- und Cavalerieregiments- und Brigadecommandeure), ausschließlich Offiziere, und endlich den dritten (Divisionsführer und Oberfeldherren), der die höchste militärische, politische und allgemeine Bildung mit überlegenem Talent verbinden soll, Generale. Er ist aber selbst überzeugt, daß man sich schwer zur Anerkennung dieser Einteilung verstehen werde, weil sie allen herrschenden Ansichten so sehr widerspreche; vom Standpunkte der Vernunft lasse sich aber nichts gegen sie einwenden. Trotz dieser apodiktischen Behauptung dürfte sich doch wol vernunftgemäß bezweifeln lassen, ob handwerksmäßige Fachbildung auch nur für einen Leutnant, der beispielsweise mit einer selbständigen Flankenabtheilung (wohl zu unterscheiden von bloßen Seitenbedeckungen!) zur Sicherung einer Operation betraut ist, ausreichen wird, ob er nicht kriegswissenschaftlicher Bildung bedarf, um alles Das richtig zu beurtheilen, wozu man ihn wegschickt hat. Und dennoch weist der Verfasser alle Subalternoffiziere und Hauptleute in die Handwerkerklasse der Unteroffiziere! Die heutige Kriegsführung macht höhere Ansprüche selbst an Führer der untersten Grade. Eine Kasteineinteilung von demokratischer Seite muß daher überraschen, umso mehr als der Verfasser alles Hinausstreben über den angewiesenen Kreis verwirft. Diese Lieblingsidee abgerechnet, welche schon in einem frühern Werke Rüstow's ausgesprochen ist, nimmt aber gerade dies Capitel durch seine geschichtliche Ueberschau und die bis ins Detail gehende Erörterung über die Organisation der Stäbe, vorzüglich des Generalstabs, ein hohes Interesse in Anspruch. Das siebente befaßt sich mit der Vorbereitung des Heers für den Krieg, die Ergänzung, Uebung und Ausbildung der Truppen, ihrer Führer und der Militärbeamten. Besonders was von der Uebung und Ausbildung gesagt wird, ist vortrefflich; dem theoretischen Unterrichte, der leider noch allzu mechanisch und eher geisttödtend als, was er doch soll, Intelligenz weckend betrieben wird, ist der rechte Weg gezeigt, und über die Entlohnung der höhern Soldateneigenschaften durch die Jugenderziehung kann man nicht gesündere Ideen hören, als sie hier entwickelt sind. Wer könnte auch leugnen, daß die Schule des Volks allein eine gute Schule für das Heer sei! Nur über Gehorsam und Disziplin könnte man mit dem Verfasser in manchem Punkte rechten, namentlich über die Leichtigkeit, in Milizheeren eine scharfe Disziplin aufrecht zu erhalten: die Erfahrung widerspricht dem. Was dagegen die wissenschaftliche Ausbildung der Führer betrifft, so wird man gewiß mit ihm einverstanden sein, auch über das gewöhnliche Gebrechen der meisten Offizierprüfungen, daß diese auf positives Wissen, oft reinen Gedächtnistram, zu viel Werth legen und nicht vielmehr auf die formale Gesamtbildung der Aspiranten. Sehr wahr und treffend hebt der Verfasser den Uebelstand hervor, daß die militärwissenschaftliche Bildung meist in sehr kurzer Zeit erworben werden soll — ich könnte hierzu einen reichen Commentar liefern! Fast alle militärischen Cursus sind der Zeit nach zu kurz bemessen und gar erst die Privatvorbereitungsanstalten, wo oft in wenigen Wochen das ganze Pensum für das Offiziersexamen

eingepaukt wird, um, nach dürftigem Bestehen, in viel kürzerer Zeit radical wieder vergessen zu werden! Und was fordert der Krieg an Wissen und Können! — auch an Wissen, ihr Herren, die ihr glaubt, mit bloßem Draufgehen sei es genug!

Die drei letzten Capitel umfassen die Ausrüstung, die Vorbereitung des Bodens für den Krieg, die Leistungspflicht der Landesbevölkerung, die Rechtsverhältnisse des Heers und im Heere, endlich die Kosten der militärischen Organisation und des Kriegs: Gegenstände genug noch von durchgreifender Wichtigkeit. Es genügt aber hier, auf ihren reichen Inhalt hinzuweisen, da derselbe vorherrschend technischer und materieller Art ist. Den Leser wird darin wiederum das historische Material interessieren, das der Verfasser zusammengetragen hat, er wird überall den praktischen Sinn, die mathematisch gebildete Verstandesschärfe desselben wiederfinden, die sich nicht mit allgemeinen Redensarten begnügt, sondern immer bestimmte Thatfachen und Zahlen setzt und dadurch allerdings mehr nützt, als durch rein theoretische Erörterungen geschehen könnte. Die Rechtsverhältnisse sind vom militärischen Standpunkte aufgefaßt; der Verfasser wünscht die Disciplinarstrafgewalt beschränkt und das Spruchgericht erweitert; wir sind mit ihm einverstanden, daß damit keine Gefahr verbunden sei. Sehr oft, wie Westerst auf Befehl eines Kriegsgerichts erfahren, laßt das Erkenntnis der Gemeinen viel strenger als das der Offiziere. Von dem Hinblick auf 1848 und den Ausfall auf Preußen, dessen Vermehrung des Offiziercorps er wahrlich falsche Motive unterstellt, kann billig ein Absehen genommen werden.

Das Werk ist jedenfalls, wir wiederholen es, von Bedeutung und verdient von Jedem, dessen Beruf ihn an der Heeresorganisation theilhaftig oder der sich für diesen Lebensnerv der Staaten interessiert, mit ernstster Aufmerksamkeit gelesen zu werden; wie sehr auch die Ansichten von denen des Verfassers in vielen Hauptpunkten abweichen mögen, man wird ihm zugestehen müssen, daß er seinen überreichen Stoff zu bewältigen und geistreich zu behandeln verstanden hat. Mehr Nutzen würde er freilich bei größerer Selbstüberwindung dadurch erreicht haben.

Karl Gustav von Berner.

### Genrebilder aus dem russischen Volksleben.

Aus dem Tagebuche eines Jägers, von Swan Turghentw. Deutsch von August Biedert. Berlin, Schindler. 1854. Gr. 16. 1 Thlr.

Der Titel dieses Buchs ist durchaus unglücklich gewählt, er offenbart nicht bloß nicht, er verbüllt, was in ihm enthalten ist, stellt es mindestens in Schatten. Wir erwarten „Jagdgeschichten“, die bei vollen Humpen erzählt ganz erträglich sein mögen, wo die Wahrheit, welche ihnen fehlt, im Weine ist; aber in einem Tagebuche? Ein Tagebuch bei einem Jägermann ist wol ein seltener Vogel und klingt selbst schon wie eine Jagdgeschichte. Es ist in der That kein Jäger, sondern nur ein jagdliebender Gutsbesitzer in Rußland, dem die Mittheilungen dieses Tagebuchs in die Feder gelegt werden; auch enthält dies nicht, wie sonst üblich, ein inneres Spiegelbild Dessen, der es führt, ist keine Selbstbiographie oder Lebenszustandsgeschichte eines Einzelnen. Es ist viel mehr und Besseres, was der Verfasser oder Dichter dieses Tagebuchs und bringt: es sind Naturhilderungen, Charakterzeichnungen, Erlebnisse, Reflexionen, kleine novellenartige Geschichten, die der Erfahrung und Beobachtung eines denkenden Mannes aus dem ihn umgebenden Lebenskreise in den Dufel kommen. Am besten könnten wir diese Aufzeichnungen als culturhistorische Genrebilder aus dem höhern und niedern Volksleben Rußlands bezeichnen. Es bedarf des darth die augenblickliche Weltlage und politischen Kämpfe erhöhten Interesses für (oder gegen) diese Nation nicht, um in diesem Werkchen einen höchst willkommenen Beitrag zur Vorbereitung genauerer Kenntniß dieses Nationallebens zu erblicken, wodurch sein bloß poetisches Verdienst einen eigenthümlich bestimmten höhern Werth erhält.

Die unter elf verschiedenen Ueberschriften gegebenen Mittheilungen eröffnen auf eine höchst lichtvolle und prägnante Weise einen Einblick in das mannichfaltige, meist sehr grell voneinander abgehende Leben und Treiben der verschiedenen Stände. Wir begreifen hier theils den aus täglichen Nachrichten wie aus Volksgeschichten bekannten Jagen, z. B. der durch das Besitzen der Edelgenschaft selbst und besonders durch die herrschende Schwärmerei der über die Unglücklichen eingelegten Beichte und „Bürstler“ entseßlichen und empörend bedrängten Lage einer großen Anzahl vom Anfang bis zum Ende des Lebens geknechteter, von keinem Lichtstrahl einer höhern Unternehmung erleuchteter, durch keine freie Bewegung des Gemüths in höherer sittlicher Freude veredelter Menschen; oder der aus der epidemischen Besessetheit aller Communal- und Staatsbeamten bis zur Verzweiflung qualvollen Bedrängnis und zum Ungehörigen des Lebens fast aller friedlichen und thätigen Staatsbürger; theils aber auch weniger bekannten und psychologisch tiefer beschauenden Verhältnissen der öffentlichen Bildung und Lebensführung, z. B. einer in den höheren Ständen grassirenden Sucht nach ideeller Feinheit des Tons, nach dem glanzvollen Schein westeuropäischer gebildeter Conversation, welche, auf unnatürlichem, treibhausmäßigem Wege erworben, das innere schon fränkende Wachsthum nur bis zu dem Schein der Blüthe, aber nicht bis zur Reife einer geisternährenden Frucht treiben können. In dieser Beziehung ist die letzte Geschichte: „Der Hebel des Stichtigroschen Kreises“, ein in seiner Art ausgezeichnetes Beispiel, wie die fast nur an dem äußersten Ende der Culturepoche eintretende Bläthezeit schon am Anfang über eigentlich vor einer solchen da nothwendig erscheint, wo die Bildung des Individuums, von fernher gewonnen, weder mit dem ihm eigenen Kern des nationalen Geistes vermischt ist, noch auch in dem heimischen Leben und Streben seiner Umgebung, welcher die Uebergangsstufen fehlen, eine lebensfähige Anknüpfung oder einen vorbereiteten Boden thätiger Theilnahme findet.

Die Darstellung zeichnet sich dadurch aus, daß sie, obwohl so allgemeine Charakterzüge zur Anschauung bringend, dennoch durchaus individuell gehalten und gestaltet ist. Es sind nicht allgemeine Schilderungen, sondern in echt poetischer Weise entworfene, ganz individuell gezeichnete Zustände, Charaktere und Ereignisse. Die Form ist streng realistisch, die Situationen, Reden, Verhältnisse sind genau nach dem Leben dargestellt. Dies erhebt den Werth derselben in Bezug auf den beabsichtigten Zweck ganz ungemein; auch in ästhetischer Hinsicht ist diese streng realistische Form höchst wirksam und ergreifend; es ist aber nicht zu übersehen, daß sie in ihrer Art zu weit getrieben ist. Indem nämlich der Verfasser die ideellen Schattungen vermeiden und nur eine naturgetreue Zeichnung geben will, unterläßt er es, die begonnenen Bilder zu vollenden. Wenn dies in Bezug auf bloße Schilderung von einzelnen Charakteren auch erträglich und gestattet sein mag, so wird es doch sehr häufig unangenehm und die Lectüre unbefriedigend, wo ein Anlaß zu einer Geschichte, zu einer Erzählung von Ereignissen genommen ist; wählt der Verfasser, und es ist offenbar, weil das Geschick, auch das Recht dazu, für seine Darstellungen die Form der Novelle, so muß er sich auch den Mängeln derselben unterwerfen und dem an- und aufgeregten Gemüth des Lesers durch Abrundung der Ereignisse wieder Ruhe und Befriedigung gewähren. Allerdings würde jedoch die realistische Schilderung eine ideale Gestalt gewinnen, da sie aber hierdurch von der Treue und Wahrheit der Charakteristik durchaus nichts einzubüßen genöthigt ist, so ist ihr ein wesentlicher Grund vorhanden, weshalb der Verfasser bei der fragmentarischen Form verharrt, welche er, freilich mehr als nöthig, selbst mit der des Tagebuchs bezeichnet. Selbst die Charaktere, oft mit interessanten und spannenden Eigenthümlichkeiten begabt, verschwinden nach flüchtig skizzirtem Auftreten wieder vor den Augen des Lesers, wie dies schon darauf deutet, daß über 50 früher in dem Büchlein auftauchen.

1855. 10.

Neben dieser rein realistischen Schilderung des Verfassers tritt freilich auch die idealistische Richtung seiner persönlichen Anschauung zutage; indem er zeigt, wie die Russen sind, weiß und läßt er auch merken, wie sie sein sollten. Dies zeigt sich nicht bloß in der Darlegung der Lichtseiten des russischen Lebens in einzelnen Gestalten, sondern auch in der belläugigen Enthüllung dessen, was in der russischen Nationalität, der er mit ganzer Liebe hingegeben scheint, Großes, Kräftiges und Hohes liegt und besonders dann erscheinen würde, wenn sie eine natürliche, regelmäßige und selbstgegene Entwicklung erlangte. Einzelne Züge sind psychologisch höchst interessant, mit feiner Beobachtung entdeckt und an einzelnen Fällen treffend zur Anschauung gebracht. So heißt es unter Anderem: „Werkwürdig stirbt der russische Bauer! Sein Zustand vor dem Ende ist weder Gleichmuth noch Stumpfthum. . . . Er stirbt, als ob er eine Ceremonie vollzöge, kalt und Anfsch.“ Ueber die russische Kunstliebe in den höheren Ständen schließt der Verfasser eine ausführliche Charakteristik mit den Worten: „Denn bei uns in Rußland ist es nun einmal Herkommen: an einer Kunst hat ein Mensch nicht genug: her mit allen zusammen!“

Wir dürfen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Verfasser mit allen literarischen und Kulturverhältnissen des gebildeten Europa, besonders Deutschlands, genau vertraut ist (selbst die Hegel'sche Philosophie scheint er an der Quelle geschöpft zu haben, und der verschiedene, aufklärende und verwirrende Einfluß derselben auf die mangelhaft vorgebildeten russischen Geister wird mehrfach auf charakteristische und belebende Weise dargestellt) und daß er umso mehr befähigt erscheint, die Zustände und kennzeichnenden Eigenthümlichkeiten seiner eigenen Nationalität bei der psychologischen Beobachtungsgabe und poetischen Phantasie, welche ihm gleichmäßig zustehen, treu sowohl vom poetischen als kritischen Standpunkte zu schildern und zu vergegenwärtigen. Mit Vergnügen haben wir am Schluß des Buchs die Worte gelesen: „Ende des ersten Bandes“, denn wir begrüßen die darin liegende Hoffnung sowie die vorliegende Erscheinung selbst mit theilnahmvoller Freude. 51.

### II. Mienpiegel.

Man kann wol sagen, daß der Charakter der hervorleuchtendsten literarischen Erscheinungen in Deutschland am Ausgang des 15. Jahrhunderts der der Opposition sei. „Reine Fuch“, „Mienpiegel“, Sebastian Brant machen Opposition gegen das bisherige Leben, gegen den bisherigen Geschmack. Man darf freilich Männer wie Sebastian Brant, Seiler von Kaisersberg u. A. nicht geradezu Vorläufer der Reformation nennen, sie stehen vielmehr noch ganz im Papstthum, sie vertheidigen mit Ernst die absolute Herrschaft des römischen Bischofs, den Ablass, den Mariencultus; aber indem auch sie die einzelnen Sünden des geistlichen Standes angreifen, lenken sie den Blick des Menschen auf sein Inneres und helfen so unabsichtlich die gewaltige Gährung herbeiführen. Dazu kommt, daß in ihrem Kreise das Studium des classischen Alterthums Pflege fand, dessen Geist, als er in ihren Schülern sich mit den reformatorischen Ideen verband, sie nicht mehr zu bannen vermochten. Die Unnatur, welche in dem Gebiete der Religion den Menschen von Gott entfernt hatte, die statt wahrer Frömmigkeit ihn unverständene Ceremonien lehrte, hatte auch in Sitte und Literatur um sich gegriffen, und gegen sie machen die Volksbücher Ghorus. Sie gehen darauf aus, die Natur wieder zu Ehren zu bringen, und thun dies mit dem Uebermaß, mit dem jede neue Richtung sich ankündigt. Die ritterlichen Abenteuerer verwandeln sich in Landkrieger, der übernatürliche feierliche Ernst in die tollste Laune. Sie spotten des Aberglaubens und Abergewisses, der Alltäglichkeit, der Phantasterei, sie wollen umfärben, ohne zu wissen, was sie aufbauen sollen. Und diese satirische Kraft, dieser Muthwille verjüngte die deutsche Nation, weckte sie aus dem Schlafe der Abgeschiedenheit, des Alters,

26

se tügte Scholastik und Papismus. Die Thorheit schaffte die Klugheit. Die Ironie, welche über alle Stände, über das ganze Leben ausgegossen wird, das ist es besonders, was das Blut des „Ulenpiegel“ gemacht hat, nicht bloß der traditionelle Witz der Handwerkersellen, der in dieser Form schon längst bekannt war. Es gibt kein Volksbuch, welches sich einer größeren Theilnahme erfreut hat als die Historie des Ulenpiegel. Kein Held ist so bekannt als er. Wer und wo man den Namen hört, Jeder versteht ihn und verbindet einen bestimmten Begriff damit, den des heitern Spottes und mehr oder minder harmloser Schalkhaftigkeit. Seit Jahrhunderten bezeichnen wir mit dem Namen Ulenpiegel, welche hochdeutsche Benennung die ursprüngliche niederdeutsche zurückgedrängt hat, einen gewissen Charakter; der Name ist mit dem Buche in mehrere Sprachen übergegangen, und wie bei uns die Ulenpiegelleute, haben bei den Franzosen die *espéguieries* und ein Haupt- und Beiwort *espéguier* ihr Bürgerrecht längst erworben.

Und trotz aller dieser Beweise der Verbreitung, der Beliebtheit, des Einflusses des Volksbuchs ist uns über den Helden so Weniges bekannt und in Bezug auf seine Epopöe so Manches noch unklar. Selbst der neueste Herausgeber (Lappenberg\*) hat nicht jedes Dunkel zu erhellen vermocht, so zahlreich auch die neuen Aufschlüsse sind, die wir seiner ausgezeichneten Belesenheit und seinem Scharfsinn verdanken.

Die Schwänke Ulenpiegels haben die Local alle in Niedersachsen, und den meisten Druck haben wir nach manchen Anzeichen wol in der niedersächsischen Sprache zu suchen. Und nun ist es merkwürdig, daß wir doch keinen plattdeutschen Druck haben, daß sogar in Norddeutschland der „Ulenpiegel“ nicht vor dem Jahre 1714 gedruckt worden ist. Daß dies nicht geschah, das verschuldete wol die strenge lutherische Lehre und geregelte Kirchenzucht, welche die Buchhändler abschreckte, so anstößige Geschichten drucken zu lassen. Das älteste erhaltene Exemplar einer Ausgabe des „Ulenpiegel“ ist die Strasburger von 1519, und diese ist, da die besten Erzählungen, welche das Buch erst werthvoll und beliebt machten, von ihm hinzugefügt sind, nicht bloß für eine Bearbeitung, sondern für ein eigenes Werk des bekannten Segners Luther's Dr. Thomas Murner zu halten, sodaß der neueste Herausgeber geradezu den „Ulenpiegel“ diesem Gelehrten vindicirt hat; jenes einzig erhaltene Exemplar aber befindet sich auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Es ist angegeben, daß schon 1483 eine Sammlung der Schwänke Ulenpiegels in niedersächsischer Mundart gedruckt war; diese beschränkte sich jedenfalls aber nur auf einen kleinen Theil des uns jetzt vorliegenden Buchs, nämlich auf die Erzählungen von der Jugend, den Handwerkerschwänken und den letzten Zügen des Volksnarren, unsers „Ulenpiegel“. Der Verfasser ist und bleibt Thomas Murner.

Schon Luther bediente sich des Namens Ulenpiegel als eines bekannten Begriffs, Hans Sachs benutzte einige Schwänke zu seinen dramatischen Arbeiten, die größte Auszeichnung aber, die Ulenpiegel je widerfahren ist, ist wunderbarerweise die unbekannteste geblieben, nämlich die ungewisseste Bearbeitung in deutschen Versen durch Fischart unter dem Namen Menker, welche Uebersetzung in das Jahr 1571 gesetzt wird. Früh kommen dann mehr oder minder treue Uebersetzungen in lateinischer, englischer, französischer, holländischer, slavischer, dänischer, polnischer Sprache vor; es gibt wenigstens 50 Ausgaben des „Ulenpiegel“.

Der Held der Geschichte wird bekanntlich als zu Mühl gestochen genannt und sein Grabstein dort noch gezeigt; der jetzt dort befindliche ist übrigens eine Erneuerung des alten, welcher wieder älter als 1519 gewesen sein muß. Dieser Stein wurde lange Zeit viel von reisenden Handwerksburschen besucht, da Uhl zum Heiligen, nämlich zum Patron gegen Zahnschmerzen gestempelt war; und deshalb wurde er in wohlgemeinder

Absicht von Magistrats wegen auch wieder erneuert. Epiker haben die Niederländer, nach der Ehre trachtend, den wunderlichen Heiligen zu ihrem Landsmann zu machen, angegeben, daß er in der Stadt Dämme begraben sei, aber das auf ihn gesetzte Grab war nach alten beglaubigten Nachrichten das des Dichters Jakob von Merlant, Stadtschreibers zu Dämme.

Der Name Ulenpiegel kommt als Familiennamen hie und da, sowohl in Westfalen als im Braunschweigischen. Der Schauplatz der Thaten unsers Helden ist Deutschland, und mit Ausnahme von Nürnberg, Frankfurt und Marburg liegen die Städte und Dörfer in Sachsen, alle kleineren Orte unsern Braunschweig. Rechnen wir dazu, daß aus andern Quellen nachher schon von Murner Mehreres auf Ulenpiegel übertragen ist, daß verschiedene Namen von Personen, die im Buch vorkommen, sich für das 14. Jahrhundert nachweisen lassen, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß, wenn auch nicht der Uhl Ulenpiegel wirklich gelebt haben sollte, doch ein wandernder Sängler im Anfang des 14. Jahrhunderts die Segen des Herges bereist und ihre Vertlichkeiten genau durchforscht habe, um sie possenhaften Erzählungen zugrunde zu legen; jenseit der Anfang des 14. Jahrhunderts, war gerade die Zeit der wandernden Handwerker.

Daß ein niedersächsischer Lept, der für uns verloren ist, 1483 geschrieben sei, hat, wie gesagt, nichts Unwahrscheinliches. In die alten Erzählungen trug schon Murner mehrer neue zu, zum Theil die besten ein, sodaß jetzt zu den Quellen unser „Uhl Ulenpiegel“ gehören der „Fass Amis“ des Striders, der „Fass vom Salenberg“ (welcher auch den Franzosen bekannt gewesen sein muß, denn von ihm schreibt sich das Wort Calenberg her), der Italiener Gonella, Hofnarr des Markgrafen Nicolo von Este und des Herzogs Borso von Ferrara (1430–70), Poggio von Florenz (gest. 1459), vielleicht auch die „Cento novelle antiche“ (aus dem Ende des 13. Jahrhunderts stammend), die Novellen des Boccaccio (1520 zu Neapel gedruckt), die Schwänke von Heinrich Hebel (1497–1514 Professor zu Tübingen, dessen „Facetiae“ 1505 zu Strassburg gedruckt sind), der Dichter Francois Billon zu Paris (geb. 1431). Berman mit „Ulenpiegel“ sind Johann Paul's (geb. 1455, Professor zu Strassburg, starb zu Thann um 1530), Schimpf und Ernst, diese beliebte Sammlung kleiner Erzählungen, die 1522 gedruckt ist und Einiges aus Murner's „Ulenpiegel“ entlehnt hat, der „Bruder Rausch“, von dessen niedersächsischer Bearbeitung ein Abdruck vom Jahre 1500 existirt, „Claus Rart“ (1496–1533 Hofnarr der Kurfürsten von Sachsen), verfaßt von M. Wolfgang Buttner, Pfarrer zu Balfersheim im Mansfeldischen, gedruckt 1572, und „Hans Clawert“ vom Stadtschreiber Wolfgang Richter zu Trebin 1567.

## Notizen.

### „Rythen aus der Zeit der Dämmerung.“

In Deutschland erscheinen häufiger als in jedem andern Lande aus der Feder von Leuten, die geistreich sind bis zu Verwirrtheit, wie im Traum geschriebene Schriften, welche es durch ihre subjective, confuse und wahrhaft chaotische Form recht darauf abgesehen zu haben scheinen, keine oder doch möglichst wenige Käufer und Leser zu finden. Dahin gehören folgende:

Cyloester und Herr von Polymar. Geschichten und Räthsel aus der Zeit der Dämmerung. Ein Roman, geschrieben im Herbst 1847 von J. G. B. Acker. Kassel, Naabe u. Comp. 1853. 12. 2 Hfte.

Es ist schon ein Mißgriff, ein im Jahre 1847 geschriebenes Buch sechs Jahre später erscheinen zu lassen. Wenn wir auch nicht gerade sagen wollen, daß in unserer künftigen, Geschmacksveränderungen außerordentlich ausgesetzten Zeit der Geschmack alljährlich eine andere Richtung einschlägt, so thut er dies doch gewiß nach dem Verlaufe eines Lusttrums. Vorliegendes Buch

\* Dr. Thomas Murner's Ulenpiegel. Herausgegeben von S. M. Lappenberg. Leipzig. E. D. Weigel. 1864. 8. 4 Hfte.

kommt uns jetzt fast spukhaft vor, und der Zufall auf dem Likt  
 „Nur aus der Zeit der Dämmerung“ bereitet diesen Ein-  
 druck vor. Das Buch ist ein Gemisch von Lebenserinnerungen,  
 Charakterbildern, Erzählungen und Unterhaltungen über Gegen-  
 stände der verschiedensten Art. Durch dieses Gemisch bricht  
 aber der Geist des Verfassers zuweilen in eigenthümlicher Weise  
 durch und manche goldhaltige Sentenz wird von der dunkeln  
 Welle ans Ufer gespült. Wir rechnen hierher folgenden Ge-  
 danken: „In das Herz, welches liebt, darf nur das Liebende  
 und die Geliebte blicken. Die Liebe muß ein Geheimniß blei-  
 ben, wenn auch alle Welt darum weiß. So ist es ebenfalls  
 mit der Religion: viel reden und schwätzen soll man darüber  
 nicht; und die alten Völker haben ganz Recht, wenn sie den  
 heiligen Handlungen nichts geredet werden durften; diese Vor-  
 sicht, dieses Schweigen ist kein Uebersand.“ Ein alter Kriegs-  
 mann sagt: „Besser, viel besser wäre das Gras grünen,  
 schöner würden die Bäume blühen und markiger würden an-  
 dere Knochen werden, wenn unser Boden einmal mehr Leben durch  
 eingesogenes Blut in sich zog: du weißt, daß der Kriegsmann aus  
 Liebe stirbt. Höre also, auch die Liebe wirbt, wie alle Welt, so  
 auch die matte Erde stark. Dedendat ist frisch, ist kein totes  
 Leidenblut. Wie der Leu, der Thiere König, des Wädes bedürftig  
 ist, auf daß sein edles Leben in ritterlicher Kraft erstarkt, so be-  
 dürfen wir des heiligen Blutes im Opferveld der Krieger: Wenn im  
 Blut ist Stahl und Leben.“ Vom Standpunkte der Jünger  
 Eilke Burritts löst sich hiergegen ohne Zweifel Manches ein-  
 wenden, aber der Gedanke ist kräftig und anschaulich bildnerisch  
 angedeutet. Trotz solcher einzelnen lichten Blitze und Augenblicke  
 mag doch das Buch als Ganzes den Eindruck eines Traum-  
 baus.

#### Die Schriftstellernden Frauen und der Humor.

Wir lesen soeben ein Urtheil der Vossow über Zimmer-  
 mann's „Münchhausen“, in welchem die Verfasserin das „Ged-  
 wie-Schick“ hervorgehoben, die „Gemeinheit einer Studentenlaune“  
 erwähnt. Doch wir setzen die ganze Stelle her: „Doch seine  
 (Zimmermann's) Schale, seine Straunierung, führen kann, sehen wir  
 an dem ersten Geiste, der verführten Zimmermann, doch selbst  
 „Münchhausen“ wird nicht die Winde nicht von den Augen  
 reizen, er, der den göttlichen Humor Schallprax's anbietet,  
 wird in der glatten (platten) Gemeinheit dieser Studentenlaune  
 auch einen gewissen Reiz finden und sich daran erfreuen können,  
 und darum — nicht weil es seinem höhern Geiste genügt —  
 sondern weil der über den besten Spötter sein Schüler ist.“  
 Man würde seinen Augen nicht trauen, wenn man dieses Ur-  
 theil liest, wüßte man nicht, daß es von einer Dame herrührt,  
 die gewohnt war, in vornehmen und höchst vornehmen Krei-  
 sen zu verkehren, in denen es zum guten Ton gehört, officiell  
 den aus natürlichem Quell frömmeren Humor der haut en bas  
 anzusehen, während man im Geheimen seinen „Kladderadatsch“  
 mit größtem Behagen liest und sich Abends im Theater eine  
 Pöse oder ein selbst zweideutiges französisches Lustspiel recht  
 gefallen läßt. In den Romanen unserer schriftstellernden  
 Frauen (aber auch in fast allen der Männer) nimmt man  
 gewöhnlich eine fast gänzliche Abwesenheit aller humoristischen  
 und satirischen Auffassung wahr, obgleich diese Auffassung,  
 sowohl in der germanischen Natur tief und ursprünglich wur-  
 zelt, vielleicht nie eine solche Berechtigung hatte als ge-  
 rade jetzt. Wir können wir nicht zugeben, daß, wie Manche  
 behaupten, der Humor ein den Frauen von Natur widerstre-  
 bendes Element sei, denn die germanischen Frauen wenigstens ist  
 es nicht; das Schalkhafte und Raiv-Spöttische ist ihnen von  
 Natur eigen und hat sich auch in der Darstellungsweise  
 unserer Schriftstellerinnen, denen man erlaubt, die conven-  
 tionellen Schwächen zu durchbrechen, in unüberleglicher und  
 ungeschämter liebenswürdiger Weise beurkundet. Es muß  
 also an ganz andern, von außen hinzutretenden, conventionellen

Bedingungen, grämlichen Gouvernanteinflüssen und künstlichen  
 Salonschönheiten liegen, wenn unsere schriftstellernden Frauen  
 dieses offenen schalkhaft-naiven Elements so gänzlich bar und  
 ledig erscheinen, daß man weiß nur der nach allen Seiten hin  
 eingeschnürten und in Reflexionen und sentimentalen Lebens-  
 arten Eingespinnenen oder der geistreichen geschminnten Koketten  
 oder der künstlich Schauspieler begegnet, wo man ein natürliches,  
 seiner fünf gesunden Sinne mächtiges naives Wesen zu finden  
 hofft.  
 S. M.

#### Bibliographie.

- Aristophanes, Die Ritter. Deutsch und griechisch von  
 E. Dorn. Berlin, Guttner. Gr. 8. 20 Ngr.  
 Arndt's, E. M., Schriften für und an seine lieben  
 Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Kones ver-  
 mehrt. 4ter Theil. Berlin, Weidmann. 9. 1 Zhr. 10 Ngr.  
 Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 1ste Abthei-  
 lung: Erläuterungen zu Goethe's Werken von H. Dünker.  
 1. Goethe's Hermann und Dorothea, erläutert. Jena, Hoch-  
 hausen. Gr. 16. 4 Ngr.  
 Galle, L., Kathedismus der elektrischen Telegraphie. Mit  
 107 in den Text gedruckten Abbildungen. [Weber's illustrierte  
 Kathedismen. Nr. 11.] Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.  
 Göschel, A. F., Die Tage von Parcial und vom Graf  
 nach Wolfram von Eschenbach. Ein Vortrag auf Veranlassung  
 des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am  
 8. Januar 1855. Berlin, B. Schulze. Gr. 8. 9 Ngr.  
 Sand's, George, (sämmliche Werke. 17ter Theil. —  
 A. u. d. L.: Geschichte meines Lebens. Deutsch von C. L. v.  
 G. G. G. 18. Leipzig, D. Wigand. 8. 15 Ngr.  
 Wie das Volk spricht: 524 sprichwörtliche Redens-  
 arten (herausgegeben von R. Hoefel. Stuttgart, Krabbe.  
 Gr. 8. 8 Ngr.

#### Tagesliteratur.

- In der Schwelle deutscher Prosa. Berlin, Herbst. Gr. 8.  
 5 Ngr.  
 Kreneth, A., Trauerrede auf den am 26. Dttbr. 1854  
 zu München erfolgten Hintritt S. Maj. Kaiserin, Königin von  
 Bayern. In der königlichen Hofkapelle zu Athen gehalten.  
 Bamberg, Biberlein. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.  
 Baumgarten, M., Eine theologische Nothwehr. Braun-  
 schweig, Schwesche u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.  
 Galle, E., Heiligkeit. Pabst Pius IX., über die dog-  
 matische Definition der Unbefleckten Empfängnis der Jungfräu-  
 lichen Gottesmutter. Anhang zur 1. Auflage der Lehre von  
 der unbefleckten Empfängnis der heiligsten Jungfrau Maria.  
 Von Denzinger. Würzburg, Stachel. Gr. 8. 2 Ngr.  
 Das himmlische Bürgerrecht, eine Predigt über Philppen  
 3, 20. 21. gehalten zu Lotte im Zellendurgischen 1809. Auf's  
 Neue gedruckt zum Besten des Deutschen Hospitals auf dem  
 Berge Zion in Jerusalem. Bremen, Straß. Gr. 8. 5 Ngr.  
 Civiltä cattolica. Deutsche Ausgabe. Bearbeitet und her-  
 ausgegeben von einem Kreise katholischer Gelehrten. 18ter  
 Jahrgang 1855. Beinh. 12 Lieferungen. Münster, Cöpppenrath.  
 Gr. 8. 3 Zhr. 10 Ngr.  
 Die napoleonischen Ideen. Zeitgemäßer Auszug aus dem  
 gleichnamigen Buche des jetzigen Kaisers der Franzosen. Als  
 Beitrag zur „preussischen Neutralität“. Ausarbeitung, Frankfurt.  
 Gr. 12. 5 Ngr.  
 Kramer, G., A. H. Franke, S. J. Rousseau, S. P.  
 Kallagzi. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen  
 Vereins für kirchliche Zwecke zu Berlin am 20. Febr. 1854  
 gehalten. Berlin, B. Schulze. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.  
 Die Resultate des ersten Kriegsjahres und ein Blick in die  
 nächste Zukunft. Wien. 1854. Gr. 8. 6 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2½ Ngr.)

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

## Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben  
von

**Friedrich von Raumer.**

**Dritte Folge. Sechster Jahrgang.**

12. Cartonirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

### Inhalt:

I. Geschichte des Congresses von Verona. Von A. F. F. Schaumann. — II. Die neuern Forschungen über das alte Indien. Dargestellt von A. Weber. — III. Sir Frederick Adam. Ein Lebensbild aus neuester Zeit. Von A. von Neumont. — IV. England im Jahrzehnd 1830—40. Von A. Schmidt. — V. Persien seit dem Niedergang der Sefi. Von R. F. Neumann. — VI. Die orientalische Frage in ihrer Kindheit. Eine geschichtliche Studie zur vergleichenden Politik. Von J. B. Zinkeisen.

Die Erste Folge des Historischen Taschenbuch (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im ermäßigten Preise 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) zusammen genommen 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erster bis fünfter Jahrgang (1850—54) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im März 1854.

**J. W. Brodhans.**

Bei J. W. Brodhans in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Fortlage (Karl), System der Psychologie**  
als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue, aus langjährigen Studien hervorgegangene Psychologie des bekannten Philosophen, die nicht bloß die Philosophen von Fach, sondern auch weitere Kreise interessieren wird, da sie in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist. Der zweite (letzte) Theil wird noch in diesem Jahre erscheinen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:  
**Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.** 8. 1852. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen

Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt. In unserer Zeit, in der zur Lösung der oberschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitem Kreisen bringend nothwendig wird, verdient dieses Werk auch von dem größten Publicum gelesen und studirt zu werden, zumal die Kritik allgemein anerkannt hat, daß es seinem Zwecke vollständig entspricht.

Für unsern Verlag befindet sich unter der Presse:

**Pathologische Untersuchungen**  
und  
**Klinische Erfahrungen**

von

**Dr. F. Th. Frerichs,**

ordentl. Professor und Director der medicinischen Klinik in Breslau.

Gr. 8. Mit Abbildungen in Stahl- und Holzstich.  
Braunschweig.

**Friedrich Vieweg und Sohn.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brodhans. — Druck und Verlag von J. W. Brodhans in Leipzig.



Inhalt: Ueber christliche Kunst. Von Moriz Carriere. — Lebensläufe deutscher Gelehrten: 2. Mykonius. 3. Paulus. 4. Canabich. 5. Baumgarten-Crusius. Von Hermann Marggraf. (Beschluß.) — Zur polnischen Literatur. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Ueber christliche Kunst.

1. Ueber Kunst. (Fragmente aus Briefen.) Eine Vorlesung. Von Alfred Graffunder. Berlin, Ernst und Korn. 1854. 8. 7 1/2 Ngr.
2. Christus und die Kunst. Eingeleitet durch Worte der Ermahnung an Ludwig Tieck. Von Albert Veip. Berlin, G. Reimer. 1853. 8. 7 1/2 Ngr.
3. Ueber die verschiedne Auffassung des Madonnenideals bei den ältern deutschen und italienischen Malern. Von H. Ulrich. Halle, Mühlmann. 1854. 16. 5 Ngr.
4. Ueber den Ursprung, die Entwicklung und Bedeutung der Basilika in der christlichen Baukunst. Von Joseph Anton Reimer. Leipzig, L. D. Weigel. 1854. 8. 24 Ngr.
5. Urtheil der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. Von G. M. Dursch. Tübingen, Laupp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Rimbbergs Kunstleben in seinen Denkmälen dargestellt. Ein Führer für Einheimische und Fremde. Von R. von Rottberg. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
7. Die christliche Kunst in Spanien. Von J. D. Passavant. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.
8. Düsseldorf Künstler aus den letzten 25 Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, R. Weigel. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.
9. Ludwig Gallait und die Malerei in Deutschland. Nebst einer Abhandlung über den Begriff des Malerischen und der Malerei. Von A. Reichlein. München, Kaiser. 1853. 8. 10 Ngr.

Ich verstehe unter christlicher Kunst nicht blos eine solche, die sich streng und ausschließlich an biblische Stoffe hält oder in ihrer Auffassungs- und Behandlungsweise eine bestimmte Kirchensatzung im Auge hat und mit dieser übereinstimmt; vielmehr wie ich im Christenthum ein neues Lebensprincip und in Christus den Mittelpunkt der Geschichte erkenne, so gilt mir auch als christliche Kunst diejenige, welche sich unter dem Einflusse seines Geistes unter den Völkern, die ihn bekennen, entwickelt hat und von der Kraft dieses Geistes wie von ihrem freien Bunde mit ihm auch dadurch Zeugniß gibt, daß sie die ganze Welt in den Kreis ihrer Darstellungen zieht, um kund zu machen, daß die Erde, daß Natur wie Geschichte überall des Herrn sei; nicht in dem Aussprechen einzelner Dogmen oder im Hängen am Buchstaben, sondern an dem Licht, das ihr

1855. 11.

scheint, an dem Sinne, mit welchem sie arbeitet, an der ganzen Auffassungsweise müssen wir den Charakter der Kunst erkennen. Das Christenthum ist als Religion vor allem That und Leben, gottinniges Leben der Liebe; als Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes oder des verlorenen Urbildes der Menschheit ist es nicht naturfeindlich, sondern naturverklärend, nicht weltflüchtig, sondern weltüberwindend und weltdurchbringend und dadurch dem Wesen der Kunst ebenso innig verwandt als durch seine Wahrheitsoffenbarung und Lehre in unmittelbarem Zusammenhang mit der Philosophie und ihrer Geschichte; ohne Kunst und Philosophie kann es empfunden und erlebt, aber nicht allseitig begriffen und wissenschaftlich verstanden werden.

Eine Reihe von Schriften, die uns zugleich ein reges Interesse bei vielen Zeitgenossen für die Frage nach dem Verhältniß von Kunst und Christenthum beweisen, wird uns zur nähern Beantwortung derselben Gelegenheit geben.

Die Sammlung für die weimarer Dichterdenkmäler war die Veranlassung, daß Alfred Graffunder eine Vorlesung in Erfurt hielt, die allerdings sehr wenig den Charakter einer zusammenhängenden Rede trägt, sondern wirklich wie eine Mittheilung aus Brieffragmenten dadurch erscheint, daß sie geistvolle Aphorismen gibt, die zwischen unausgesprochenen Voraussetzungen und Folgerungen in der Mitte schweben bleiben, aber oft durch ein einziges Wort, wie bei Menschen, die miteinander umgehen, ganze Gedankenreihen anzuregen hoffen und die freundliche Theilnahme erwarten, die sie selbst weiter spinnt. Sie enden und gipfeln im Begriff der christlichen Kunst und ihrer Zukunft. Wenn das Denken, so möchten wir den ersten Brief zusammenfassen, vorzugsweise die männliche, das Empfinden die weibliche Seite unserer Natur ausmacht, so genießen wir der Befriedigung, den Menschen in uns in seiner vollen Wesenheit zu erfassen, wenn der Dichter seine Gedanken empfindet, seine Empfindungen denkt. Ein zweiter scheidet die epische Erzählung, die das in der Zeit nacheinander Fol-

gende gleich dem Relief aneinanderreihet, und das Schauspiel, welches den Raum zu Hülfe nimmt und die Gestalten der Gruppe in ungleicher Entfernung perspectivisch zeigt. Wie dann der Raum sich theilt zwischen seine Füllungen und das Licht, das sie umfließt und sichtbar macht, so soll die Plastik die Kunst der Körperlichkeit, die Materie die des Lichts sein. Nach mancherlei sinnigen Bemerkungen über das Pathetische und Ethische, die ihm den Weg bahnen zur Charakteristik der antiken und christlichen Welt, sagt er dann: „Die antike stellt die Erscheinung des Geistes dar, die christliche sucht den Geist der Erscheinung“, ein Wort, das zu den mehr blendenden Antithesen gehört, da es gerade die christliche Kunst unmöglich machen würde, weil sie kein bloßes Suchen, sondern ein Können und Darstellen sein muß, und umgekehrt gerade die Entwicklungsgeschichte beweist, daß die Griechen von dem Leibe, von der Natur ausgingen und sich in den Geist und zum Ausdruck desselben erst erhoben, was namentlich des Phidias epochemachende That war, während die Körper der äginetischen Statuen schon meisterhaft durchgebildet sind; daß umgekehrt die christliche Kunst mit dem Geistigen, mit dem Gedanken beginnt und ihn zuerst durch Sinnbilder andeutet, dann aber das Seelenleben im Ausdruck des Auges, im Gesicht darstellen lernt und erst allmählig zur vollendeten Körperschönheit vorangeht. Das Sinnbild hält Alfred Graffunder gerade für die zukünftige Weise der christlichen Kunst; vielmehr wird solche die Verkörperung der Idee in der menschlichen Gestalt und dem geschichtlichen Ereignis sein. Auch möchte ich nicht behaupten, daß die Darstellung Gott-Vaters ebenso unmöglich sei, als sie verboten werde, weil sie zur Abgötterei führe. Der Mensch ist nach seinem Ebenbilde geschaffen, so kann in dem Urbilde der menschlichen Natur seine Erscheinung dargestellt werden, wie dies Michel Angelo, Rafael, Cornelius gethan haben, sie Alle unter dem Einflusse des Phidias und seines Zeus. Aber der hellenische Zeus, der Vater der Götter und Menschen, der Künstler des Alls, der in den andern Göttern die einzelnen Seiten seines Wesens ausstrahlen läßt und der Träger einer sittlichen Weltordnung ist, der dünkt mir auch kein absolut falscher Gott, sondern eine Offenbarung des wahren Gottes im Spiegel des hellenischen Gemüths. Auch das Heidenthum ist Religion, die Griechen namentlich hatten in ihrer Mythologie kein leeres Phantasiespiel, sondern eine Fülle tiefsinniger Ideen, die der Glaube des Volks ehrfurchtsvoll sich aneignete und nach ihnen das Leben richtete. Graffunder scheint mit das Wesen des Christenthums und seiner Kunst zu sehr in das Transcendentale, in die romantische Sehnsucht zu setzen; auch die Immanenz kommt jenem zu, denn das ewige Wort ist Fleisch geworden und die Natur soll verkört werden.

Mit Albert Peip fühle ich mich auf gleichem Boden, wenn seine Wissenschaft den ewigen göttlichen Gehalt des Christenthums in die Formen je gegenwärtiger menschlichen Bildung gießen will. Das, meint er frei-

lich, werde Denen mißfallen, die dermalen das Vortrecht der Gläubigkeit und Bekenntnistreue für sich ansprechen, der alten so ungenügsamen als selbstgenügsamen tyrannischen Schule, über die Hieronymus klagt, die aus dem Glauben ein Klauben an Worten und Wörtern, ein Wissen der Historien macht. Sein Schriftchen „Christus und die Kunst“ bespricht zunächst die Einsprüche, die sich von jüdischer wie von heidnischer Seite aus gegen die christliche Kunst erheben, zumal ja das Christenthum als das wiederhergestellte Menschenthum älter sei als Juden- und Heidenthum. Die Einen verwerfen die Kunst, die Andern das Christenthum. Buße und Gnade, göttliche Traurigkeit und Freude in Gott sind ernste Dinge und haben nichts zu thun mit dem Spiele der Kunst, sagen die Einen. Sie trennen Christenthum und Welt und eifern gegen die Sinnlichkeit und Natürlichkeit, die der Kunst anhaftet; sie klagen einen Nojart oder Goethe der Unchristlichkeit an, nicht nach dem Gebote der Erkenntnis an den Früchten, sondern nach der Uebereinstimmung mit Formeln und Formen. Eine mildere Richtung gestattet Kunst, aber nur insofern sie im Dienste der Kirche steht und für deren Zwecke wirkt, deren Gedanken und Thatfachen schildert. Aber ein Anderes ist christliche Kunst, ein Anderes Darstellung des Christenthums. Das Christenthum ist der Sauerteig, welcher das ganze Leben durchdringt, und wo immer das Schöne aufleuchtet, da ist es eine Wiederherstellung der Natur zu voller Reinheit, eine Versöhnung des Geistes mit ihr. Und wenn man die jetzt so vorzugsweise als christliche Künstler in den Zeitungen ausgerufenen Poeten ansieht und mit Shakespeare oder Schiller vergleicht, die doch Kunstwerke hervorgebracht, welche sich vor Gott und Menschen können sehen lassen, so wären die Künstler dieser Welt besser als die Künstler des Lichts, wenn wir unsere Helden nicht zu den letztern zählen dürfen. Recht gut entwickelt Peip, daß sich die Kunstlehre Schiller's nur mit dem Christenthume festhalten, nur in seiner Kunst begründen lasse:

Das in Einem Ueberfinnliche und Sinnliche, Unendliche und Endliche, Schöpferische und Geschöpfliche, das Gestalt und Leben in sich Einende, oder wie sonst die Begriffsbestimmung der Schönheit laute, ist ur- und vorbildlich in Christus gegeben.

Und ebenso wahr sagt er von den Theaterstücken, welche die Idee der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade verloren haben und die Harmonie durch Freigeisterei ersetzen wollen:

Ehedem flüchtete sich das Schöne, aus der Wirklichkeit verdrängt, gedichtet auf die Bühne, und der entzückte Zuschauer seufzte und sehnte sich danach wie in enger Hütte der kranke Schweizer nach Alpenluft; der Gegenwart geht es umgekehrt: ihre Fabeln sind häßlicher als die Wirklichkeit.

Das Schöne bezeichnet Peip als das vom Wahren und Guten durchsichtige Natürliche. Wenn er zu dieser Bestimmung hinzufügt, das Wahre sei das Reich des Vaters, das Schöne das Reich des Sohnes, das Gute das Reich des Heiligen Geistes, so ist dies schon etwas spielendes Theologifiren, das sich dann noch steigert in folgenden Sätzen:

Die Schönheit ist die Thür, durch die der Vater zum Geiste geht; das Schöne weder das Erste noch das Letzte, sondern der morgenrothe Durchgangspunkt zum Ziele, das Phönixfeuer, worin das Unendliche den Scheintod erduldet, das Einbild und Denkmal, dem Ewigen in der Zeitlichkeit errichtet zu seiner Verewigung.

Endlich machen wir den Verfasser darauf aufmerksam, daß die deutsche Wissenschaft so gut als die mittelalterliche oder kirchenväterliche das Recht haben muß, die Thatfachen des Christenthums auf ihre Art im Zusammenhang der Weltgeschichte wie der eigenen innern Erfahrung des Menschen zu begreifen, auf die Worte Christi in ihrer Art die weitere theoretische Entwicklung der Religionslehre zu gründen. Die Kritik ist in unsern Tagen weit weniger widerlegt als beiseite geschoben worden, die theologische Jugend findet es bequemer, mit einem salto mortale sich in die Orthodoxie zu stürzen, als mit dem Zweifel mannhaft zu ringen und durch seine Ueberwindung den begründeten Frieden zu finden, sie findet es bequemer, die Natur- und Geschichtswissenschaften unbeachtet zu lassen, als nach einer Fassung und Auslegung der Schrift zu suchen, die sowohl für diese selbst richtig als auch mit jenen in Harmonie sei. Wenn keine gründliche Versöhnung von Glauben und Wissen eingeleitet wird, dann wiederholt sich in der nächsten Generation die Ausbreitung des glaubenslosen Wissens im Gegensatz des wissenschaftslosen Glaubens.

Hermann Ulrici gehört zu den Männern, die der Religion wie der Philosophie mit gleicher Treue anhängen und zugleich der Kunst ein begeistertes Herz zuwenden, zu den Männern, in deren Geist die freie Forschung, das sittliche Gewissen, ohne das die Philosophie Sophistik wird, und die Lust am Schönen gemeinsam walten und einander durchdringen. Sein kleines Schriftchen über das Madonnenideal einiger großer Maler, der Abdruck eines Vortrages, hebt einleitend hervor, wie schon die älteste Zeit bei allem sonstigen Anschluß an die griechisch-römische Kunstübung doch in den von ihr bereit für alle Zeit festgestellten typischen Zügen von Christus und Maria ein ganz neues und eigenthümliches Schilde schuf, und bemerkt, wie seit dem 9. Jahrhundert die Darstellung der Mutter mit dem Kind ein Lieblingsgegenstand der Künstler wie des Volks geworden. Die Menschwerdung Gottes in Christo, dies war die religiöse Wahrheit, deren Anschauung die Malerei gewähren sollte; Maria ist ursprünglich dabei nur die Trägerin des fleischgewordenen Wortes, durch das auch wir wieder das Bewußtsein der Kindschaft haben. Wenn Goethe einmal sagt, die Mutter mit dem Kind sei der lieblichste Ausdruck reiner, einfacher Menschlichkeit, und daraus erkläre sich der allgemeine Anklang, den diese Darstellung früher gefunden habe und noch immer finde, so behauptet Ulrici dagegen mit Recht, daß sich bis tief ins Mittelalter hinein nichts von mütterlicher Zärtlichkeit finde, vielmehr thone das Kind wie ein junger König, die Weltkugel in der Linken, die Rechte segnend erhoben, auf dem Schooße der Maria, die ernst und kühl als Werkzeug

der göttlichen Gnade, als lebendiger Thron für den Fürsten des Lebens aufgefaßt sei. Vom 15. Jahrhundert an hob man das Kindliche in Christus neben dem tiefen göttlichen Ausdruck hervor und gab dem Antlitz der Mutter mehr theilnehmende Innigkeit und Hingebung. Das 15. Jahrhundert suchte in der Maria das Ideal der reinen Jungfräulichkeit darzustellen, und dies erreichte durch Leonardo da Vinci und durch Jugendwerke Rafael's (Ulrici hebt *la belle Jardinière* im Louvre hervor) seine Vollendung. Nun möchte ich behaupten, daß es doch eine Reihe von Madonnenbildern gibt, in welchen die mütterliche Zärtlichkeit zwar nicht allein walte, aber doch mit edler Befeligung hervortritt, indem Maria in ihrem Kinde doch immer zugleich ihren Herrn und Erlöser liebevoll umfaßt, wie auf dem Bilde aus dem Hause Tempi in München und der florentiner Madonna della sedia, die das Herrlichste dieser Auffassungsweise darstellt. Dann reiht sich das dresdener Bild als ein drittes und höchstes an: es lehrt zu dem Ursprung und zu der religiösen Weihe des altchristlichen Typus zurück, Maria ist die Trägerin des Heils, sie ist reine Jungfrau, aber sie, die als Mutter des Heilands ihn unter ihrem Herzen trug, hat ihn auch in ihre Seele aufgenommen, ist verklärt von seinem Geiste und durch ihn zugleich die Himmelskönigin. In Christus ist dabei die unergründliche Tiefe des Geistes, besonders im weltdurchschauenden Blick, mit den Formen und Zügen des Kinderantlitzes auf eine ganz einzige Weise verschmolzen: der göttliche Geist ist Kind geworden, um uns in die Kindchaft wieder einzusetzen, Kind und Jungfrau selbst sind das Sinnbild der göttlichen Liebe und der sie aufnehmenden, durch sie verklärten Menschheit. Ulrici erinnert an die Transfiguration, die Verklärung Christi, und stellt ihr diese Maria in der Verklärung oder Glorie zur Seite, indem er in ihr das Ideal der vom Christenthum ergriffenen und damit über das irdische Dasein erhobenen und geläuterten Menschenseele sieht. Der Himmel ist uns aber aufgethan, und die Bedingung, in ihn einzugehen, ist der Glaube, die rückhaltlose Hingabe an Gott. Doch hören wir ihn selbst die Composition des allbekannten Bildes weiter entwickeln. Er sagt:

Darum erscheint die Hauptgruppe von demjenigen Gestalten umgeben, in denen vorzugsweise der christliche Glaube zu seinem vollen Ausdruck auf Erden gelangt. Die erste derselben ist die Form, in der die Kindesseele noch ohne Verstandniß, ja noch ohne bestimmtes Gefühl für die Wahrheit des Christenthums, nur in unmittelbarer ahnender Hingebung von der göttlichen Gnade ergriffen und verklärt wird; sie ist durch die beiden zu Engeln verklärten Kindergestalten repräsentirt, die auf die Schwelle der Himmelspforte sich stützen. Die zweite Form ist diejenige, in welcher das Jünglingsalter und das weibliche Geschlecht das Heil empfangen. Das Weib, das innerhalb seiner natürlichen Bestimmung sich hält, himmt das Christenthum ebenfalls auf, ohne es mit dem Verstand erkennend zu durchdringen, aber auch nicht blos in kindlich instinktiver Hingebung, sondern in der Reinheit, Zartheit und Liebe des Gefühls. Dasselbe gilt vom Jüngling, nur daß bei ihm das Gefühl mehr im Drange der Seele nach dem Idealen, in der Begeisterung für das Schöne, Edle, Große sich äußert. Nur die jungfräulichen Seelen unter den Frauen und die ihnen

gleichenden Johannesseelen unter den Jünglingen werden diese Gestalt des Glaubens in höchster Vollkommenheit zeigen. Ihre Repräsentantin ist die heilige Barbara, in welcher der Künstler offenbar weniger eine Heilige im engeren Sinne des Wortes als eine zarte, keusche, gefühlvolle, vom Schmutz des Lebens unberührte, in die Huld und Schönheit der eigenen Seele gleichsam noch versenkte Jungfrau hat darstellen wollen. Im entschiedenen Gegensatz zu diesen beiden Gestalten des Glaubens ergreift der Mann das Christenthum mit den höchsten Kräften des Geistes: er durchlebt es mit dem forschenden Gedanken, mit dem schaffenden und kämpfenden Willen. Aber je länger er strebt und ringt, umso mehr erkennt er, daß die Fülle des Göttlichen nicht wollend und erkennend, sondern nur in rückhaltsloser Hingebung zu gewinnen ist: der Greis wird zum Kinde, er läßt das Streben und Ringen und hebt liebend und vertrauensvoll den Blick zum Himmel, um in stiller Erwartung das Heil von oben und damit den Schlüssel des Räthfels der Welt zu empfangen. Der Repräsentant dieser dritten Form ist Papst Sixtus IV., dessen schöner zum Kind emporgehobener Kopf ganz den oben bezeichneten Ausdruck trägt. Diesen Formen gegenüber, welche sonach die besondern Formen des vollendet christlichen Glaubens und Lebens darstellen, bezeichnet die Madonna selbst jene allgemeine schlechthin ideale Gestalt, die unser Glaube annehmen wird, nachdem er durch die göttliche Liebe und Gnade, durch das Kind auf ihrem Arme zum Schauen der Herrlichkeit Gottes gelangt ist. Sonach aber ruht die ganze Darstellung auf der festen Geschlossenheit eines ethnischen, ebenso tiefinnigen als reichhaltigen und schöngegliederten Gedankens. Und wie formell alle Figuren die vollendete Schönheit an sich tragen, in der jede Linie, jeder Zug schlechthin nothwendig erscheint, so daß keine Aenderung erdenkbar ist, die nicht eine Entstellung wäre, so prägt auch nach der Seite des Inhalts jene geschlossene Einheit der Grundidee dem Ganzen denselben Charakter innerer unveränderlicher Nothwendigkeit auf, der das Kennzeichen höchster künstlerischer Meisterhaftigkeit ist.

Neben dies Meisterwerk Rafael's stellt Ulrici das Kölner Dombild. Da ist Maria wie das jungfräuliche Abbild des Kindes auf ihrem Schoos gestaltet und mit dem Ausdruck reinsten Kindlichkeit die schönste Verinnlichung vom Worte des Herrn, das als Kern seiner Lehre wie als Angelpunkt unsers Lebens betrachtet werden kann, die Bezeichnung der Wiedergeburt durch den Spruch: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Die Einigung der Seele mit Gott in lauterer Kindlichkeit hat Meister Stephan vollendet dargestellt.

Das wunderbare Werk Hans Holbein's, das in der Dresdener Galerie auch die Nachbarschaft der Sixtina aushält, faßt Ulrici so, daß es eine Theophanie sei: Maria erscheint in der Familie des Bürgermeisters Meier zu Basel, um dieser das jüngste zu Tod erkrankte Söhnlein als von ihr gerettet wiederzugeben. Hier ist sie Frau und Mutter, aber zugleich die Mutter der ganzen Christenheit, die besonders wie ein Genius des Familienlebens über ihm waltet; die Verbindung mit der porträtmäßig realistisch aufgefaßten Familie und dabei die ideale Schönheit der Maria gibt dem Bild ein eigenthümlich deutsches Gepräge, das Ulrici wol hätte erwähnen und näher erörtern können. Die Nacht Correggio's ist in den Gestalten der Hirten noch naturalistischer, auch die Maria hat in ihren Zügen das Ansehen gewöhnlicher Wirklichkeit; aber die Verklärung des Angesichts durch

das von Christus ausgehende Licht und die Entzückung der Seele läßt uns dies Bild als die Darstellung der heilsbedürftigen, nach dem Heil sich Sehnenenden und mit staunender Freude es aufnehmenden Menschheit betrachten. In altvenetianischen Bildern sieht Ulrici einen hierarchischen Zug, Madonna erscheint wie die höchste Bürden-trägerin im Staate Gottes, und solch ein hochherziger Adel, solche selbstbewusste Würde bleibt ihr bei Tizian und seinen Zeitgenossen, die sie dabei mit der körperlichen Schönheit und Pracht des venetianischen Lebens umgeben. Bei Murillo findet er mehr das Pathos der Ekstase, ein vorübergehendes Feuer des Affects, als die gedankenklare Tiefe des Gemüths. Sein Büchlein gibt eine willkommene Anregung für das liebevolle Eindringen in Geist und Sinn der christlichen Kunst.

Mesmer behandelt die kirchliche Architektur. Im Widerspruch mit Denen, welche die ganze Gestaltung der Kirche aus dem christlichen Cultus allein ableiten und jeden Anschluß an das Heidnische ablehnen wollen, weist er mit vieler Quellengelehrsamkeit nach, daß allerdings die römischen Basiliken vorhanden waren und zu gottesdienstlichen Zwecken der Christen benutzt wurden, wodurch sie allerdings sogleich Modificationen erhielten, indem der neue Geist sich allmählig den neuen Leib haute. Aber die antike Technik, die antiken Formen waren vorhanden, und es war das Christenthum auch dem Heidenthum nichts absolut Fremdes, sondern wie prophetische Ahnungen und Weissagungen nach ihm hin die ganze alte Geschichte durchziehen, so hatten sich die Kunstformen der Griechen in Rom selbst für einen neuen Inhalt ausgebildet. Wie das Christenthum in die Welt einging, um sie zum Gottesreich zu gestalten, ebenso der baumeisterliche Geist der Kunst: er verwendete das vom Alterthum Gewonnene für seine Zwecke, und aus der für den Gottesdienst umgestalteten Gerichtshalle entwickelte sich in freier Entfaltung des neuen Lebens die romanische und gothische Architektur. Diese universale Kraft des Christenthums, in der jede Potenz des Menschen ihre Vollendung und Freiheit findet und die auf die mannichfaltigste Weise sich offenbart, ist von dem Verfasser richtig erkannt, und das treffliche Schriftchen gibt ebenso von gediegenen Kenntnissen als von ehrreligiösem wie echtwissenschaftlichem Sinne ein erfreuliches Zeugniß.

Der „Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland“ von Dursch liegt zunächst der zeitgemäße Gedanke zugrunde, die Principien der Kunstthätigkeit und Kunstwerke einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Volks an der Hand der Geschichte zu entwickeln, und man möchte vermuthen, der Verfasser werde im Unterschied von den blos subjectiven philosophischen Systemen einen Beitrag zu der objectiven oder geschichtlichen Philosophie liefern wollen, die das Wirkliche im Zusammenhange zu begreifen und aus der Natur des Geistes es abzuleiten, von dem Gegebenen aus

ihre Schlüsse auf die Wesenheit Gottes als des Grundes aller Dinge zu machen strebt. Allein dazu fehlt dem Verfasser das eigene Forschen im Reich der Erfahrung, die eigene Anschauungsfülle und die nothwendige Energie des Gedankens. Man kann die Kritik Lessing's wiederholen: „Dies Buch enthält viel Gutes und Neues, nur schade, daß das Gute nicht neu und das Neue nicht gut ist.“ Es gehört in eine Reihe mit den vielen Literaturgeschichten, die seit Servinus, Wilmars und Wackernagel erschienen sind, indem hier ein Gymnasial-, dort ein Mädchenlehrer das vorhandene Material auf seine Art sich zurechtlegte, aus den vorhandenen Urtheilen ein neues zusammenzubauen sich bemühte. So hat auch Dürsch die Forschungen auf dem Feld der Kunstgeschichte ausgebeutet, und zwar etwas freibeuterisch: was Schnaase, Ernst Förster, Kugler gesagt, dem begegnet man überall, aber nur selten oder ganz beiläufig wird einer dieser Männer genannt. Daß solche Bücher entstehen, zeigt eine erfreuliche Theilnahme des Publicums an der Kunstgeschichte, zumal der vaterländischen; und wenn der Verfasser des vorliegenden Werks einfach angegeben hätte, er wolle für die katholische Geistlichkeit und die von ihr geleiteten Kunstvereine eine Uebersicht der gegenwärtigen Kenntnisse und Ansichten über die Kunst des christlichen Mittelalters geben und dabei die Bücher von Schnaase, Ernst Förster, Kugler möglichst treu ausziehen, hin und wieder diese Brocken mit einer erbaulichen Brüh übergießen und damit sein Scherlein für die Förderung der Kunst und des Kunstverständnisses unserer Zeit beitragen, so wäre gegen sein Buch nichts zu erinnern gewesen. So aber müssen wir Mancherlei erinnern. Zuvörderst ein mal, daß er von der Kunst der neuern Zeit gar keine Vorstellung hat und beständig thut, als ob Cornelius, Overbeck, Kaulbach, Hess, Schraudolph, Dreger u. A. gar nicht existirten, sondern die Malerei noch völlig im Verfall der Popszeit sei, denn er will dahin wirken, „daß für die Kirche edlere und würdigere Werke geschaffen werden, als womit in der letztern Zeit christliche Kirchen geschmückt wurden“. Das waren aber doch wol die Ludwigskirche und Basilika in München, die Apollinariskirche am Rhein, der Dom zu Speyer, die Entwürfe für das Camposanto in Berlin! Wo aber ist das Unwürdige oder Uedle dieser Werke? Was jene Männer längst gethan, die Rückkehr zur altchristlichen Kunst und die Erneuerung derselben im gegenwärtigen Geiste, das gibt Dürsch den Künstlern als einen Rath für die Zukunft. Freilich fehlte noch der Schlußband von Förster's „Deutscher Kunstgeschichte“, sonst würde Dürsch wol auch von der Wiederbelebung unserer Kunst in diesem Jahrhundert etwas wissen.

Sodann muß ich die allgemeine Einleitung für durchaus ungenügend erklären. Die Frage, ob das Schöne objectiv als solches vorhanden, ob es bloß subjectiv sei, oder im Zusammenwirken des äußern und innern Lebens erzeugt werde, die ich in der Einleitung meiner Schrift über „Das Wesen und die Formen der Poesie“ beantwortet habe, diese Frage hat er gar nicht verstanden.

Er trennt Wissenschaft und Aesthetik voneinander, als ob die Aesthetik keine Wissenschaft wäre, und unterscheidet sich als christlicher Aesthetiker von dem heidnischen und philosophischen. Dadurch ist er allerdings auch recht unphilosophisch geworden; aber liegt denn das Christliche in solchen Verkehrtheiten, die allerdings die Heiden und Philosophen sich nicht zuschulden kommen lassen, in solchen Gedankenlosigkeiten, wie wir sie hier zahlreich finden? Zum Beispiel folgende: „Wahr ist, was existirt.“ Nun existirt die Lüge, leider, aber sie existirt, also ist die Lüge wahr. „Mit dem Unorganischen der Natur beginnt das sichtbare Reich der Wahrheit, mit dem Organischen das der Schönheit.“ Wir Andern haben auch wol im Sternenhimmel oder im Meer Schönheit gefunden, das Reich der Wahrheit aber im Geiste gesucht. „Die Kunst ist die Realisirung der subjectiven Kunstthätigkeit.“ Gewiß, Del ist ausgepreßter Delsamen, aber was ist mit dieser Definition per idem gewonnen? „Weil die wahre Kunst keine Naturnachahmung im engeren Sinne des Wortes ist, ist die Architektur eine wahre Kunst, da ihr die Natur nirgends ein Vorbild bietet.“ Aus diesem Grund würde auch folgen, daß die Schneiderei, die Töpferei wahre Künste seien, zumal sie nach Dürsch das Wahre darstellen! Die Architektur soll die unorganische Natur zum Abbild einer mathematischen Anschauung der Phantasie gestalten und doch die mathematische Figur verdecken. Dies mag genügen für das Philosophische; vom Heidnischen hat der Verfasser die Ansicht, daß seine Mythen „absurd“, seine Vorstellungen von den Göttern „rohsinnlich und unwürdig“ sind; und doch sagt er anderswo selbst, daß Zeus als Vater der Götter und Menschen, als gerechter Regent der Welt, dessen Macht durch Milde gemäßigt ist, als der Erhalter der moralischen Weltordnung gedacht und dargestellt worden sei. Ist das absurd, rohsinnlich, unwürdig? Den griechischen Tempel nennt er so eitel und bedeutungslos, wie die Vorstellung von dem Gotte nichtig und unrichtig gewesen sei; hernach gibt er eine Charakteristik der griechischen Architektur nach Schnaase, die ganz anders lautet, nur daß er Manches nicht versteht, wie wenn er den Hypäthraltempel für eine unbedeckte Cella hält, — aber das Götterbild war stets überdacht und in größern Tempeln im Mittelraume vor ihm das Dach für das Licht und die Luft offen; — oder wenn er vom Theseustempel behauptet, die Höhe der Säulen habe 17, ihr Abstand 3 Durchmesser betragen, — aber das Maß der Säulenproportion (der Modul) ist nicht der Durchmesser, sondern der Halbmesser, und die Höhe beträgt nicht 17, sondern 11 Halbmesser.

Wenn dann Dürsch sich anschickt, die bildende Kunst des christlichen Alterthums, des romanischen und gothischen Stils zu charakterisiren, und nach der historischen Darstellung die ästhetische und die religiöse Bedeutung erörtert, so folgen wir ihm gern, denn hier folgt er seinen guten Gewährsmännern, und das warme Interesse an der Sache, der religiöse Geist, die Einsicht, daß das Christenthum nicht bloß Lehre, sondern sittliches Heil und

Wiedergeburt des ganzen Menschen, Verklärung des ganzen Lebens sei, macht einen durchaus wohlthätigen Eindruck, und ich kann alle diese Partien als eine erste Einführung in das Studium der mittelalterlichen Kunst oder als eine zusammenhängende Uebersicht ihrer Leistungen wie des Geistes ihrer Werke und seiner Entwicklung empfehlen. Je weniger der Verfasser vom Seinen hinzuthut, je mehr er bald die Wahrheiten des Christenthums, bald die Resultate der Forscher und geistvoller Geschichtschreiber oder Aesthetiker treu und klar wiedergibt, desto gelungener ist seine Arbeit.

Dagegen ist die Schrift von Rettberg die Monographie eines gründlichen Kenners, die ihrerseits die allgemeine Kunstgeschichte fördert und zugleich in dem ausführlichen und treuen Bilde vom Kunstleben Nürnbergs, dieser vorzugsweise deutschen Stadt, eine Schilderung vom Wesen deutscher Kunst und ihrer Entwicklung gibt. Auch Rettberg ist von christlichem Sinne beseelt, aber dieser ist nicht der exclusiv confessionelle, sondern das Mittelalter wie die Reformationszeit und die protestantischen Künstler erhalten ihre gleich liebevolle und gerechte Würdigung, und wenn er um des Vaterländischen willen auch einmal der Antike oder den italienischen Meistern nicht ihre volle Ehre gibt, so ist das nur der Rückschlag gegen die frühere ausschließliche Hervorhebung derselben, und die warme Begeisterung, welche sich namentlich für Dürer ausspricht, wirkt durchaus kräftig und wohlthätig auf das Gemüth des Lesers. Das Buch ist mit einer Reihe trefflicher Holzschnitte geziert, die von der Architektur, Sculptur und Malerei für die Darstellungen des Textes eine erwünschte Veranschaulichung gewähren, zugleich aber die Brauchbarkeit der Schrift für das Studium der heimischen Kunstgeschichte erhöhen. Der innige Zusammenhang von Kunst und Handwerk während der Blütezeit des Mittelalters bis ins 16. Jahrhundert tritt überall hervor und zeigt, wie förderlich derselbe war, um eine das Volk durchdringende Lust am Schönen zu nähren, um den Künstlern die Beziehung auf das Leben zu erhalten und die nationale Richtung auszuprägen und zu bewahren.

Ueber die christliche Kunst in Spanien gibt die Schrift von Passavant in gedrängter Uebersicht ihrer Entwicklung eine auf die eigene Anschauung des Kenners gegründete Auskunft. Er hat vor einigen Jahren das Land bereist und verspricht uns eine ausführliche Darstellung dieser seiner Kunstreise, indem er die Kunstwerke im Zusammenhang mit der Natur und Geschichte des Landes schildern will. Aber auch der Ueberblick der historischen Aufeinanderfolge der bedeutendsten Werke und Meister, den er hier gibt, ist sehr dankenswerth. Abgesehen von dem Rationalen der Spanier, ist für uns die Verfolgung der Spuren deutscher Meister und deutschen Einflusses bei der Architektur wie in der Sculptur und Malerei von Interesse; bei den Domen im gothischen Stil waren hier wie in Italien deutsche Baumeister thätig, und die kirch-

lichen plastischen Werke gingen unter ihrer Leitung vielfach aus den Bauhütten hervor; die Schule von Gyps endlich war für Spanien ebenso von Bedeutung als das Studium seiner Maler in Italien oder die Arbeiten von Italienern in jenem Lande. In der Architektur kam das Arabeskenspiel der maurischen Ornamentik hinzu, das von der Neigung der Spanier zu Pomp und Pracht ergriffen und mit den gothischen Formen verbunden wurde, sodaß das Rankenwerk ganze Flächen phantastisch über-spinnen und mit schwerfälliger Leppigkeit auch die Bogen belasten konnte. Holzschnitzereien wurden bemalt, aber so fein, daß in der guten Zeit der gebildetste Kunstsinne befriedigt wird, während im 17. Jahrhundert der dem Spaniern eigene Naturalismus bei einem Juan de Valdes Real so stark hervortritt, daß dieser einen Christusleichenam wie in halbverwestem Zustand colorirte. Unter den Malern erhält Murillo den Preis. Ich theile das Allgemeine seiner Charakteristik mit.

Mit Delasquez fühlten wir uns bei männlicher Würde behaglich auf der Erde, Zurbaran riß uns in die hohen Regionen der Ekstase, Alonso Cano erfreute uns durch würdevolle Schönheit und Milde. Bartolommeo Esteban Murillo, von sanfterm Temperament, vereinigte in sich einigermaßen alle diese Eigenschaften und erklärte sie durch seinen frommen poetischen Sinn, sein tiefes Gemüth und den Zauber seines unübertroffenen Colorits. Betrachten wir das harmlose Leben seiner sevillaner Gassenjungen, das er uns aufs naivste vergegenwärtigt, so erfreuen wir uns an dieser glücklichen Gemüthsamkeit unter dem schönen Himmel Andalusiens. Beobachten wir das milde Walten seiner von göttlicher Liebe erfüllten Heiligen auf Erden, so stimmt er unsere Seele zu frommer Theilnahme. Gelangen wir zu seinen in heiliger Blut dem Irdischen entrückten Heiligen, wie in seinem heiligen Franciscus, den gekreuzigten Heiland umfassend, so werden wir hingerissen zu der edelsten Erhebung, die jedoch den höchsten Aufschwung in seinen Darstellungen der Conception findet, wo die reine Jungfrau, in demuthsvoller Gottergebung der Erde nicht mehr angehört, uns gleichwie die Engel, die sie umgeben, zu freudigem Jubel stimmt. Auf diese Weise finden wir in seinen Werken stets Friede und Erhebung, wie dieselben in seiner frommen Seele gewaltet. Als Spanier konnte er sich insofern nicht über einen gewissen Naturalismus erheben, und die höchste Blüte idealer Schönheit, wie wir sie bei Rafael verehren, blieb ihm verschlossen; selbst seine schönsten, geistig so überirdischen Marien erreichen nicht einmal die Schönheit, die er in dem ihm umgebenden Leben hätte finden können. Dagegen hat wol nie ein Künstler die bis zum Ueberschwänglichen gesteigerte Ekstase mit einem so reinen Adel bekleidet wie Murillo. Und überhaupt finden wir allen seinen Schöpfungen das Siegel einer edeln Seele aufgedrückt, wie denn auch in dem Zauber seines Hellbunkels sich die tiefe Harmonie seiner Seele offenbart.

Wolfgang Müller's Briefe über die huffeldorfer Künstler in den letzten 25 Jahren führen uns in die vaterländische Gegenwart. Der treffliche Mann, der unter den Malern gelebt, ihnen als Dichter und Kritiker zur Seite gestanden, faßte den Entschluß, als jüngst Wilhelm Schadow's fünfundschwanzigjähriges Directorjubiläum gefeiert wurde, ein Bild Dessen zu entwerfen, was unter der Leitung des Gefeierten in jenem Vierteljahrhundert geworden, und es ward ihm dies dadurch erleichtert, daß er selbst so viele einzelne Kunstwerke und mit ihnen ihre Urheber bei deren Erscheinen in öffentlichen



Blättern besprochen hatte; er ordnete und ergänzte das zerstreute und schrieb ein Buch, wie wir für München ein ähnliches von der Hand Ernst Förster's oder Reichlein's wünschen müssen; möge es wie das Müller'sche ein Denkmal der Freundschaft sein und die Kritik, mit Wohlwollen und Milde geübt, mehr sich bestreben, das wirklich Gute auszulegen und anzuerkennen, als das Mangelhafte zu zerlegen und das Verkehrte zu zerstören, aber ihm das Salz nicht fehlen, das im Künstlerleben selbst durch einzelne Kernworte, durch einschlagende Wisse geboten wird, scharfe Urtheile eines Meisters über den andern, die vielleicht ein Selbstgefühl der Persönlichkeit trüben, für die Einsicht der Mit- und Nachwelt aber belehrend und fördernd wirken. Dies haben wir bei Müller vermisst. Sein Buch bespricht eine große Schar von Künstlern, eine bunte Reihe von Bildern; wir können nicht sagen, daß er irgend in seiner Bewunderung das Maß überschritten, in seinem Tadel das Recht verlegt habe; eine strengere Darcharbeitung des Ganzen, der Stil des Geschichtswerts statt der Darstellungsweise der Zeitungen würde der Schrift ein anderes Gepräge gegeben haben, aber auch so ist sie uns willkommen. Müller schildert die erste romantische Periode der Düsseldorf, dann die Scheidung in eine mehr kirchlich-religiöse Richtung und in eine dem unmittelbaren Leben durch Geste und Landschaft zugewandte, die dann in Lessing, Kretsch, Leuze sich zur Darstellung auch des Weltgeschichtlichen erhebt, aber den genremäßig realistischen Ausgangspunkt nicht verleugnet. So stehen die Düsseldorfer in einer Art von Mitte zwischen den Münchnern und dem großen aufs Ideale und die Composition gerichteten Stile derselben und den Belgiern und ihrer frischen Lebensauffassung und glänzenden Farbe.

Das Wechselverhältniß der Münchner und Belgier hat uns A. Reichlein in der Broschüre über Gallait und die Malerei in Deutschland geschildert. Es ist der Gegensatz des Realismus und des Idealismus in der Kunst und die Nothwendigkeit, daß beide ineinander eingehen und voneinander lernen, ohne ihr Wesen aufzugeben, was uns hier einsichtsvoll auseinandergelegt wird. Reichlein sagt:

Wenn Franzosen und Belgier den lebhaften Menschen nicht allein mit äußerer Naturtreue, sondern den beseelten Menschen in der Schärfe individueller Charakterbildung und mit aller Feinheit des Ausdrucks malen, so werden wir uns hüten, ihre Kunst gehaltlos zu nennen, solange sie dabei, sei es in Darstellung einzelner Personen oder ganzer Versammlungen, nicht über die Ansprüche des Porträtmalers hinausgehen. Streifen aber unsere verehrten Nachbarn nach Gegenständen, bei welchen es darauf ankommt, mit innerlich und äußerlich bewegten Menschen eine gehaltvolle Handlung, d. h. eine Handlung, in welcher eine bedeutende Idee enthalten ist, darzustellen, dann wird es erlaubt sein zu fragen, ob sie auch die vollendete und ausdrucksvolle Realität ihrer Gestalten zur Darstellung des wahren Kunstgehalts der Handlung zweckmäßig verwenden, oder etwa nur eine malerische Außenseite des Vorgangs charakterisieren.

Reichlein findet nun, daß die Seele des Gegenstandes, das innere Wesen und die Bedeutung der Sache bei den Belgiern zu wenig ans Licht trete, aber bei Cor-

nelius und seinen Jüngern das Erste und Höchste sei, während diese über dem Componiren das Malen, über dem Zeichnen der Umrisse das Modelliren hintangestellt hätten und in dieser Hinsicht bei jenen in die Schule gehen könnten, daß es aber ein viel zu großer Verlust wäre, wenn sie für die Nachahmung des Fremden die eigene Stärke opfern wollten. Einen ähnlichen Anschluß an die deutsche Malerei hat Karl Grün von Belgien aus für die Belgier verlangt. Nicht die Verwischung der Eigenthümlichkeiten haben wir im Auge, aber einen Freundschaftsbund wie bei Schiller und Goethe: die Sättigung der Idee mit historischer Lebensfülle und Lebenswahrheit, die Verklärung der Wirklichkeit zur harmonischen Darstellung des göttlichen Gedankens, der sie befeelt.

Moritz Carriere.

## Lebensläufe deutscher Gelehrten.

(Schluß aus Nr. 10.)

### 2. Mykonius.

Der Leser muß sich in eine Zeit von ganz anderm Typus als die Georg Förster'sche versetzen, wenn er einen Charakter begreifen und richtig auffassen will, den wir ihm jetzt in kurzen Zügen vorzuführen gedenken. Ledderhose hat das Leben des Friedrich Mykonius geschildert<sup>\*)</sup>, der zu Luther's Zeit als Pfarrer und Superintendent in Gotha wirkte und starb und einen so beträchtlichen Antheil am Werke der Reformation nahm, daß Ledderhose ihn den „Apostel Thüringens“ nennt.

Einem Gelehrten der Reformationszeit gegenüber müssen wir allen Ansprüchen entsagen, die wir an einen modernen Gelehrten zu machen gewohnt sind. Im Verhältniß zu der Starrheit und Einseitigkeit eines Gelehrten aus dem Anfange und der Mitte des 16. Jahrhunderts erscheint der moderne Gelehrte, selbst der in unsern Augen in Einer Richtung veressenste und abgeschlossenste, noch vielseitig, flüchtig, beweglich und ohne jene festen bestimmten Umrisse, wie sie einem Manne nöthig sind, um Anspruch auf das Prädikat eines Charakters zu haben. Der Rücksichten, die der Gelehrte heutzutage zu nehmen, der Zugeständnisse, zu denen er sich herbeizulassen, der Gegenstände, mit denen er sich vertraut oder bekannt zu machen, der Bücher, die er zu lesen oder in die er wenigstens zu blicken hat, sind so viele und verschiedenartige, daß darunter die Einheit der Anschauung wie des Charakters selbst bei der entschiedensten Charakteranlage beträchtlich zu leiden hat. Alle Schroffheiten und Einseitigkeiten schleifen sich nur zu bald in dem Wellengetriebe des modernen Lebens kieselartig ab. Unsere diplomatisirende Gesellschaft verträgt keine Ecken, Schroffheiten und Einseitigkeiten, sie will den Menschen und auch den Gelehrten glatt, eben, welchmännlich, geschmeidig, und fügsam. Das Rauhe mag dieser wol herauskehren, aber beileibe nicht gegen Personen, die sich in höherer

<sup>\*)</sup> Friedrich Mykonius, Pfarrer und Superintendent von Gotha. Ein Leben aus der Reformationszeit von Karl Friedrich Ledderhose. Gotha, Perthes. 1851. Gr. 12. 24 Ngr.

Position befinden; eigensinnig darf er bis zu einem gewissen Grade wol sein, aber nur im Festhalten von Theorien, die einmal zu seinem wissenschaftlichen Systeme gehören, und selbst hier wird er veränderten Strömungen oft genug (um einen für unsere Zeit charakteristischen Ausdruck zu wählen) „Rechnung tragen“ müssen. Es kann nicht anders sein — denn auch der Gelehrte ist ein Product seiner Zeit — und wir sind weit davon entfernt, auch die vielen Richtseiten in Abrede zu stellen, die sich mit dieser großen Beweglichkeit und Vielseitigkeit, mit diesem mehr auf geistreiche als charaktervolle Ausprägung ihres Wesens gerichteten Trachten unserer modernen Gelehrten verbinden. Etwas Einseitiges wird man dabei in ihnen freilich immer noch erkennen, indem sie häufig nur zu leicht geneigt sind, die allgemein menschlichen Zielpunkte über ihren wissenschaftlichen aus den Augen zu verlieren, ihre Lebensaufgabe in den engen Kreis ihrer Katheder- und Schriftgelehrsamkeit zu bannen und sich dadurch mit dem praktischen Leben, das von ihnen im Allgemeinen wol nur wenig Befruchtung zu erwarten hat, außer Verbindung zu setzen.

Ganz andere Naturen waren die gelehrten Theologen des 16. Jahrhunderts, welche das schwierige Werk der Reformation unternahmen und durchsetzten. Sie waren bis zum Extrem einseitig, knorrig und knochig, starr und fanatisch; sie nahmen sehr wenig Rücksichten, sondern gingen gerade auf ihr Ziel los; sie waren Charaktere und die Willenshätigkeit daher bei ihnen bis zu einem außerordentlichen Grade entwickelt. Meist traten sie, voll Haß gegen das damals so verlebte und faul gewordene Leben in den Klöstern, unmittelbar aus der Mönchszelle in die Welt, der sie nichts schuldig waren, die nichts an ihnen abgeschliffen hatte, die sie nur von der einen Seite kannten, daß sie Rettung und Erlösung von dem Truggewebe herbeiführten, in welches sie eingesponnen war. Sie traten mit der ganzen Energie des mönchischen Fanatismus auf den Kampfplatz, nur daß sie ihn dazu anwandten, dem Mönchtum selbst ein Ende zu machen und die Kirche von den schreienden Mißbräuchen zu erlösen, die sie, welche am meisten darunter gelitten hatten, auch am besten kennen mußten. Es war ihnen bei all ihrer Gelehrsamkeit nicht um die Gelehrsamkeit zu thun; sie war ihnen nur Mittel zum Zweck und nur so viel werth, als sie ihnen behülflich war, diesen Zweck durchzusetzen. So wirkten sie auch praktisch und griffen unmittelbar in das Leben, in die Neugestaltung der kirchlichen und damit der politischen und socialen Verhältnisse ein. Menschenfurcht kannten sie nicht, vielleicht gerade deshalb, weil sie so viel Gottesfurcht besaßen; jetzt ist's häufig umgekehrt. Nicht wer das größte Talent, die bedeutendsten Kenntnisse, die geistreichste Auffassung, die diplomatischste Gewandtheit besaß, galt als der beste Kämpfer, sondern wer den unbeugsamsten Muth, die jäheste Energie, das entschiedenste Wollen, die größte, namentlich zu den Disputationen nöthige Schlagfertigkeit des Geistes und die populärste, auf die Massen wirkende Redegabe besaß. Diese Eigenschaften

fanden sich in Luther am glänzendsten ausgebildet und vereinigt, aber auch die meisten übrigen Reformatoren hatten etwas von Luther.

So unser Mykonius. Sein Leben sieht fast wie das Abbild des Luther'schen in kleinerem Rahmen aus. Er gehörte nicht zu den in der Weltgeschichte überhaupt seltenen Menschen der Initiative wie Luther, aber unter seinen Mittkämpfern und Schildknappen war er einer der thätigsten, rührigsten, kräftigsten und ausdauerndsten. Geschrieben hat er Weniges, aber doch Einiges; so im Jahre 1524 in Widau ein Büchlein: „Eine freundliche Ermahnung“ (an die Annaberger gerichtet), und namentlich im Jahr 1540 ein Schriftchen: „Wie man die Einfältigen und sonderlich die Kranken im Christentum unterrichten soll“, welches in Leipzig bei Wolrab erschien. Ledderhose sagt von ihm:

Er war mehr ein Mann der That, der unermüdeten That. Die Schriftstellerei lag ihm ferner. Wo er aber das Wort ergriffen hat, da spiegelt sich auch der ganze Mykonius in seiner Kraft und Gemüthlichkeit ab.

Mykonius selbst nennt sich einmal „der Allgeringstem Einer“.

Mykonius war am 26. December 1491 im Städtchen Lichtenfels geboren und der Sohn frommer und ehrbarer Bürgerleute, die den Namen Recum führten, den der Sohn später nach damaligem häufigen Gebrauch in Mykonius umtaufte. In seinem dreizehnten Lebensjahre kam er auf die Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg. Er war in seiner Jugend katholisch gläubig; er glaubte selbst an den Ablasskram. Aber gerade eine Begegnung mit Zegel erweckte in ihm, wenn auch nicht sofort Zweifel, doch die erste Unruhe. Zegel war auf seinen Hausreisen auch nach Annaberg gekommen und verkaufte hier Ablasszettel, an deren Schluß bemerkt war: „Die Armen mögen es umsonst empfangen um Gottes Willen.“ Der damals in seinem Gewissen beunruhigte Mykonius begab sich in Zegel's Wohnung (im Pfod'schen Hause), um Sündenvergebung zu empfangen, und berief sich dabei auf jene Schlussbemerkung. Man entgegnete ihm: Sündenvergebung könne nicht erlangt werden, man zahle denn Geld. Zegel und die Seinigen befürchteten nämlich, daß, wenn sie dem jungen Recum einen Ablasszettel umsonst gewährten, alle Gymnasiasten Dasselbe verlangen würden. Recum sagte, er habe kein Geld, verlange aber trotzdem einen Ablasszettel. Nun fingen die Zegelianer an zu handeln: er solle nur einen Groschen geben. Er habe keinen, erwiderte der Jüngling. Nur sechs Pfennige! Er besitze nicht einen Pfennig, war seine Antwort. Man wollte ihm nun sechs Pfennige schenken, damit er sich einen Zettel kaufen könne; auch das schlug Recum aus, und er mußte nun fortgehen ohne Zettel, in Thränen gebadet, mit vermehrten Gewissensqualen. Von diesem berühmten Ablasshändler Zegel und dem abscheulichen Humbug, den er trieb, erzählt Recum oder Mykonius die unglaublichsten Dinge. Zegel lehrte in Annaberg unter Anderm, daß der Papst Gewalt im Himmel und

auf Erden habe, auch die gräulichsten Sünden zu vergeben, z. B. wenn Einer Christi Mutter schände, so befreie ihn das Ablassgeld davon. Und wer war dieser Teufel? Er war früher schon vom Kaiser Maximilian I. wegen Ehebruchs verurtheilt worden, in einen Sack genäht und im Innfluß ersäuft zu werden. Nur die Fürbitte des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der sich gerade zu der Zeit in Innsbruck befand, hatte ihn gerettet.

Das Licht, welches Luther in Wittenberg angezündet hatte, fiel auch in Mykonius' Zelle im Kloster zu Annaberg und in seinen verbüßten Geist. Mykonius, im Jahre 1516 zum Priester geweiht, bekannte sich sofort zu Luther und blieb trotz aller Bedrückungen und Mißhandlungen von Seiten der Mönche fest in der erkannten Wahrheit. Man steckte ihn in das Kloster zu Eisenach, aber er ließ nicht ab, die neue Lehre zu predigen. Er bezeugt selbst:

Sechs Jahre lang bekannte ich das Evangelium unter den Mönchen, und wo es anging, Christum zu verkündigen, predigte ich, daß Sündenvergebung und ewiges Leben allein durch den Glauben gefunden werde, und ergriff so von Anfang den Mittelpunkt dieser Lehre.

Im Jahre 1524 wurde er wieder in das Kloster von Annaberg gethan, floh jedoch von hier, als er merkte, daß man ihn in die Hände des Herzogs Georg, des grimmigen Verfolgers der Evangelischen, zu liefern im Sinne hatte, nach Wittenach und folgte dann einem Ruf als Pfarrer und Superintendent nach Gotha, wo er bei der gründlichen Verderbnis der Reichen und Vornehmen viel zu thun und aufzuräumen fand. Zu Mykonius' Zeit übten die Geistlichen eine viel größere praktische Wirksamkeit aus als heutzutage; sie waren zugleich Censoren und Sittenbildner und verwalteten diesen Theil ihrer Amtsthätigkeit oft mit unerbittlicher Strenge.

Mykonius hat seitdem an vielen bedeutsamen Vorgängen theilgenommen. Im Bauernaufstande bewog er einen Haufen Aufständischer, welche die Schlösser Gleichen und andere Herrenburgen zu schleifen beabsichtigten, durch eine kraftvolle Rede, daß sie wieder auseinandergingen, ohne Schaden zu stiften. Im Jahre 1527 hielt er in Düsseldorf eine merkwürdige Disputation mit dem Franciscaner Johann Korbach, den er durch seine gründliche Bibelfenntnis gewaltig in die Enge trieb. Im Jahr 1534 nahm er persönlich an den Disputationen theil, welche mit den Strasburger Theologen, namentlich Bucer, wegen Vergleichung in der Lehre vom Abendmahl in Wittenberg stattfanden (die sogenannte „Wittenberger Concordia“). Luther ragte hier wie immer durch die Macht seiner concentrirten Persönlichkeit und die Gewalt seiner Rede über Alle hervor. Mykonius schreibt von ihm unter Anderm:

Zur Besper (am 24. Mai, am Tage der Himmelfahrt Christi) hat Luther gepredigt ganz herrlich und geistreich von den Worten Marii: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur u. s. w. Ich habe Luther zwar damals predigen hören, aber dazumal war mir nicht anders muth, denn als redete er nicht allein, sondern donnerte aus dem Himmel selbst im Namen Christi.

1535. 11.

Von Luther wird uns auch folgendes urkräftige Gebet aufbewahrt, mit dem er sich dem Herrn empfahl, als er auf dem Tage von Schmalkalden von schwerer, schmerzlicher Krankheit befallen wurde und zu sterben meinte:

Herr Gott, siehe, ich sterbe, ein Feind deiner Feinde, ein Fluch und Verbannter deines Feindes und Antichrists, des Papstes, auf daß dein Feind wieder sterbe in deinem Wahn, und wir beide an jenem Tage gerichtet werden, dieser zwar, dein Feind und Widersacher, zur ewigen Schmach und Pein, ich aber, deine arme Creatur, die deinen Namen und Majestät öffentlich bekannt, zur ewigen Glorie und Herrlichkeit.

Von welchem Kriegsgeist und zugleich Siegesmuth dieser Mann erfüllt war, selbst noch unter schrecklichen Leiden und Angesichts des Todes, davon zeugen diese Worte.

Im Jahre 1536 schickte König Heinrich VIII. von England Gesandte nach Wittenberg, um eine Vereinigung mit den Protestanten zu erzielen, und For, einer der englischen Gesandten, drang auf Absendung einer Gesandtschaft nach England, dann werde sein König der Lehre der Wittenberger gewiß zusallen. Die Gesandtschaft der Protestanten kam aber erst im Jahre 1538 zustande. Sie war gebildet aus dem kursächsischen Vicekanzler Franz Burckardt, dem Juristen und heftigen Edelmann Georg von Boyneburg und unserm Friedrich Mykonius. „König Heinz“ verordnete drei Bischöfe und vier Doctoren der Theologie, welche mit den protestantischen Gesandten die Confessio Augustana artikelweise verhandelten, und entließ später die Gesandten sehr freundlich mit einem Schreiben an den Kurfürsten, worin er ihre ausgezeichnete Klugheit und Gelehrsamkeit, ihre ungemeine Redlichkeit und ihren hohen Eifer für die christliche Religion anerkannte. Das spätere entgegengesetzte Verhalten des Königs, seine wüthtliche blutige Regierung und die Bannsprüche, die Luther gegen ihn schleuderte, kennt man. Indes waren Heinrich's Brutalität, Herrschsucht, Sinnenlust und Heuchelei schon vorher bekannt, und es fragt sich, ob sich die deutschen Protestanten mit diesem unreinen Manne überhaupt hätten einlassen sollen.

Auch an dem Reformationswerk in Leipzig nahm Mykonius lebhaften Antheil. Hier wüthete Herzog Georg der Bärtige gegen die evangelisch Gesinnten, vertrieb sie in Massen aus der Stadt (800 Köpfe), verordnete, daß, wer das Abendmahl nach Art der römischen Kirche zu empfangen sich weigere, nicht auf dem Gottesacker, sondern an einem unehrlichen Orte begraben werden solle, ja den Buchhändler Herrgott, welcher allerlei Schriften von Luther heimlich verkauft hatte, ließ er hinrichten und die bei ihm vorgefundenen Luther'schen Schriften öffentlich verbrennen. Aber Herzog Georg starb, nachdem ihn, wie Mykonius bemerkt, „die Rache des Herrn in seiner Familie schwer gezüchtigt“. Herzog Heinrich, des Verstorbenen Bruder, traf am Abend des 17. April 1539 in Leipzig ein. Mykonius erzählt:

Wie das Aprilwetter veränderlich ist, so war es auch mit der Dienerschaft des Verewigten. Alle drängten sich unter Freudenbezeugungen zu dem Wagen des Herzogs. Morgens

waren sie noch Anhänger der römischen Kirche und Abends fielen sie dem neuen Herrn zu. Manche hatten früher gesagt, sie wollten lieber aus dem Lande ziehen, ehe sie lutherisch würden, jetzt sprachen sie sich ganz anders aus. Es hieß nun, sie hätten das Evangelium schon längst begehrt und darauf gewartet.

Pfingsten 1539 wurde die Reformation in Leipzig eingeführt. Luther selbst predigte in deutscher Sprache in der St.-Thomaskirche, welche die Andächtigen nicht fassen konnte. Viele legten Leitern an die Kirchenfenster und hörten durch die zerbrochenen Fensterscheiben zu. Die Zuhörer waren von Freude und Dank so bewegt, daß sie auf ihre Knie sanken und reichliche Thränen vergossen. Unter den Männern, welche die Reformation der Kirche und Klöster zu besorgen hatten, befand sich auch Mykonius, dem Jonas das Zeugniß ausstellt, er sei „ein rechter und nützlicher Apostel der Leipziger“. Nichtsdestoweniger dauerte der Widerstand von Seiten der Römlinge, namentlich der Universität fort; doch auch diese wurde im August desselben Jahres reformirt. Vorher hatten die fanatischen Römlinge Cochläus und der abtrünnige Wigel die Flucht ergriffen; ebenso Melchior Müdel, welchen Mykonius einen Betrüger nennt und von dem Dr. Camig im Scherze sagte, daß er um seiner Leibesstärke willen geschickter sei, Holz zur Verbrennung der Keger zusammenzuschleppen als zu disputiren.

Im Jahre 1541 wurde Mykonius von einer schweren Krankheit befallen und erhielt einen trostreichen Brief von Luther, in welchem es unter Anderm heißt: „Der Herr lasse mich ja nicht hören, solange ich lebe, daß Ihr gestorben seid, sondern schaff's, daß Ihr mich überlebt.“ Mykonius gesteht, es sei ihm, als er diesen Brief gelesen, zumuthe gewesen, als hörte er Christum selbst zu ihm sagen: Lazare, komm heraus! Mykonius genas und schrieb seine Genesung dem Briefe Luther's zu, den er auch in der That überlebte: Luther starb am 18. Februar 1546 und Mykonius bald darauf, am 7. April desselben Jahres. Hatte Luther doch auch schon früher prophezeit: „Ich will's erleben, daß Herzog Georg und sein ganzer Stamm untergehen soll, und ich will noch Gottes Wort in Leipzig predigen“, was ja auch eingetroffen war. Ledderhose theilt in seinem Buche mehrere Briefe mit, welche Mykonius in seinen letzten sieben Tagen geschrieben hat und die an charakteristischen Stellen reich sind. Am 25. Januar 1546 schreibt er an Römer:

O Herr Jesu, wie können wir dir, wie können wir deinem treuen und klugen Knecht Luther, welchen du über dein Gefinde gesetzt hast, daß du uns also weidetest, für diese deine zahllosen Wohlthaten danken. Wir sagen dir Dank, nichts Anderes vermögen wir und nichts Anderes verlangst du. Lebt wohl, lieber Römer, und wenn Ihr hört von meinem Begräbniß, so wisset, daß nichts als Knochen und Haut, Sünde und Ungehorsam und jener widerspenstige alte Mensch begraben worden ist, auf daß auch er vollkommen befreit werde von Satans Gift, von Sünde und Tod.

Man erkennt aus diesen Briefen wenigstens, daß jene Gläubigen auf ihrem Krankenbette über etwas Anderes nachsannen als über die verlorenen Stunden der Lust und des Genusses, wie jener deutsche Poet auf seinem Krankenlager in Paris.

Wenn wir nun dieses Buch nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht für den Dargestellten aus der Hand legen, wenn wir einem so erfolgreichen Lebenslauf und einem so consequenten, wie aus Einem Guß dastehenden Charakter unsere Anerkennung nicht versagen können, ja wenn wir uns davon, auf gewisse mitzeitige Erscheinungen blickend, in vieler Hinsicht fast gebemüht fühlen, so können wir doch nicht leugnen, daß wir auch manchen Zügen an diesem Bilde begegnet haben, die uns weniger anmutheten. Stark, tapfer und kräftig waren die Charaktere jener Zeit, aber es fehlte ihnen dabei an jener Anmuth, Humanität und Liebenswürdigkeit, die zu einem wahrhaft ritterlichen Charakter doch auch gehören. Wir begreifen bei dem Anschauen dieses Bildes, daß, als die schwungvolle Zeit des Kampfs und naiven Heroismus vorbei war, die Nachfolger dieser Theologen so gänzlich entarten und verbumpfen konnten, um nur noch ein dogmatisches Geripp ohne lebendiges Fleisch und ohne Seele darzustellen. Wo diese Reformatoren haften, haften sie mit aller Gründlichkeit, und der Gott, den sie über sich anerkannten, war mehr der zornige, leidenschaftliche Gott der alten Juden als der Gott der Liebe und Veröhnung, den Christus verkündigte. Und Ledderhose schreibt fast in demselben Geiße. Ein Geistlicher in Leipzig, Johannes Ros, hatte gegen Luther „lästerliche“ Predigten gehalten und einer der Reformatoren, Urbanus Rhegius, wider ihn geschrieben. Ledderhose erzählt nun:

Ros lehrte sich nicht daran, sondern fuhr fort, in seinen Predigten Dr. Luther den schwarzen Teufel, seine Lehre das schwarze Evangelium und seine Anhänger die schwarze Kotte zu nennen. Einstmals wüthete er auch in solcher Weise auf der Kanzel, da fiel er plötzlich nieder und brüllte wie ein Dachs. In diesem Zustande nach Hause gebracht, fuhr er aus der Zeit in die Ewigkeit.

Um kräftig zu reden, braucht man nicht zu so deren Ausdrücken seine Zuflucht zu nehmen, wie man ihnen häufig in den Schriften der Reformatoren begegnet. So sagt einmal Mykonius: „Da fiel des Papsts und des Teufels, der ihn reitet, Kram in Dred.“ Diese Sprache mochte damals in Deutschland populär sein, aber geschmackvoll oder auch nur anständig ist sie nicht. Das dem Buche beigegebene Bildniß von Mykonius tritt uns ebenfalls in etwas harten, finstern, wenig anmuthenden Zügen entgegen.

### 3. Paulus.

Wir gehen nun von diesem Gottesgelehrten des 16. Jahrhunderts zu einem Theologen unserer Zeit über, zu Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, dessen Leben nach einem reichhaltigen literarischen Nachlasse desselben und persönlichem Verkehr mit ihm Reichlin-Meldegg beschrieben hat.\*) Wir haben es hier mit einer ganz

\*) Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit, nach dessen literarischem Nachlasse, bisher ungebrachtem Briefwechsel und mündlichen Mittheilungen dargestellt von Karl Alexander Freiherrn von Reichlin-Meldegg. Zwei Bände. Stuttgart, Verlags-Magazin. 1852. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

andern Erscheinung zu thun, das begreift sich. Von der Christus-, Bibel- und Symbolgläubigkeit im Sinne der alten Reformatoren ist bei Paulus wie bekannt nicht die Rede; er stand ganz auf dem Niveau des modernen Verstandes, der zu prüfen und zu wissen, nicht zu glauben begehrt; doch erkannte er, auf dem Boden des Christenthums stehend, die Thatfachen als Thatfachen an, er suchte das Wunderbare an ihnen nur zu erklären, er löste sie nicht in Mythen auf wie David Strauß. Er war auch ein Kämpfer, aber sein Kampf war mit keinerlei Gefahr verbunden, wie der, den die Reformatoren zu bestehen hatten, noch bedurfte es zur Verfechtung seiner Ansichten so vieler Mühsale und Geist und Körper aufreibender Anstrengungen und Aufregungen. Die literarischen Kechen, die er sich etwa zuzog, dienten nur zur Würze seines Lebens, das, wenn auch in der ersten Hälfte etwas unstät, doch im Ganzen äußerst behaglich dahinschoß, ohne besondere Trübungen und Störungen, welche eine Folge seiner wissenschaftlichen Richtung gewesen wären; denn seine Ausweisung aus Württemberg 1819 hing nicht damit zusammen, sondern mit dem Verdacht, in dem er gerieth, sich politische Einmischungen in die ständischen Handel erlaubt zu haben. Seine praktische Wirksamkeit läßt sich mit der der Reformatoren nicht vergleichen, selbst nicht zu der Zeit, als er Oberschul- und Studiencommissar in Bamberg war. Aber selbst diese Thätigkeit, so wenig umfangreich sie im Verhältniß zu der eines der alten Reformatoren war (freilich auch viel weniger segensreich und belohnend), dünkte ihm zu viel, machte ihm zu viele Unruhe, störte ihn zu sehr in seinen wissenschaftlichen Studien. Er war daher froh, als sich ihm die Gelegenheit bot, bei der Heidelberger Universität anzukommen, bei der er fortan bis zu dem Selbst an die Grenzen aller menschlichen Lebensfähigkeit hinausgeschobenen Schluß seiner Tage das ruhige und gleichmäßige Leben eines deutschen Universitätsprofessors führte, das er mit allen jenen modernen ästhetischen Genüssen verschönte, die einem Reformator des 16. Jahrhunderts als eine Entheiligung seines Standes, ja nahezu als trüffliches Werk erschienen sein würden. Sein Umgang beschränkte sich nicht wie bei den Reformatoren auf den Verkehr mit theologischen Genossen zum Zweck gemeinsamer theologischer Arbeit, sondern griff weit darüber hinaus in die Kreise von Schriftstellern, Dichtern und geistreichen Männern, deren Richtung mit der Theologie nichts zu thun hatte, ja ihr sogar nicht selten feindlich war.

Paulus war gerade nicht reich an eigentlich fruchtbaren und befruchtenden, dem idealen Inhalt der Menschheit zum Zuwachs zuführenden Ideen, er war kein produktiver Geist, wußt es ihm hierzu an dem genügenden Maß von Phantasie und künstlerischem Gestaltungsdrang (siehe \*); er war aber ein sehr verständiger, klarer, kriti-

\* Schiller schrieb einmal: „Paulus könnte mir viel sein, wenn er sich selbst mehr angehörte, aber er ist von Geschäften zerstreut und geräth wie ich, und mit freiwilliger Kraft sproßt nichts aus seinem Kopf.“

scher Kopf, fast nüchtern, und dabei aufrichtig und wahrheitsliebend und zum Auslegen und Ausdeuten, zum Erklären und Aufklären wie geboren. Als Geomet, Orientalist und vielseitiger Kopf, der auch über andere Gegenstände als bloß theologisch ein gesundes Urtheil abzugeben wußte, nimmt er denn auch eine wissenschaftliche Stellung ein, die man wol als eine centrolliterarische bezeichnen kann und die ihn mit fast allen bedeutenden Schriftstellern Deutschlands und auch mit mehreren des Auslands in persönlichen oder brieflichen Verkehr brachte. Davon liefert diese von Reichlin-Meldeg, der ihm jahrelang durch persönlichen Umgang nahe stand, zusammengestellte Lebensbeschreibung die zahlreichsten Beweise. Sie enthält Briefe von Goethe, Schiller, Jean Paul, Herder, den beiden Schlegel, Voß, Lavater, Fichte, Hegel, W. von Humboldt, Daub, Karl von Dalberg, Feuerbach, von Wessenberg, F. A. Wolf, Thibaut, de Wette, Bischof Grégoire, Uhland, Hufeland, Gesenius, Kotted, Radislaus Pyrker und sehr vielen andern bedeutenden Männern, deren Namen hier nur aufzuführen einen ansehnlichen Raum in Anspruch nehmen würde. Schiller und Goethe verkehrten bekanntlich gern im Paulus'schen Hause, wozu freilich die außerordentliche Liebenswürdigkeit der Gattin Paulus' das Ihrige beigetragen zu haben scheint. Goethe besuchte noch in den Jahren 1814 und 1815, als er in Heidelberg war, jeden Abend das Paulus'sche Haus, und immer stand für ihn, wie Reichlin-Meldeg erzählt, auf dem runden Tische des freundlichen Empfangszimmers eine Flasche guten alten Rheinweins bereit, den der Dichter am liebsten trank. Der an persönlichen Bezügen so reichen Stellung unsers Paulus kam der Umstand wesentlich zu Hülfe, daß seine frühere Wirksamkeit in eine Periode fiel, in welcher der Aufklärungsgeifer officiell und unter allen Gebildeten verbreitet war. An interessanten Mittheilungen ist daher diese Biographie und Nachlaßsammlung sehr reich, doch befindet sich darunter auch mancher Ballast, der das Buch unnöthig verdickt und besser über Bord geworfen worden wäre.

Wir wollen uns hier nicht auf einen ausführlichen Auszug einlassen, zumal da das Werk nicht mehr zu den eigentlichen Neuigkeiten des Buchhandels zu zählen ist, sondern nur einige der interessantesten Momente hervorheben. Dahin gehört die Mittheilung über seinen Vater, der Diakon war und ein gegen den bekannten oder berühmten General Rieger gerichtetes Pamphlet unter dem Titel „Der württembergische Solon“ verfaßt hat. Seitdem der Diakon aus der Leiche seiner Gattin eine Wundererscheinung wahrzunehmen geglaubt hatte, ergab er sich der Mystik im äußersten Grade, hielt Conventikel und hatte die wunderbarsten Visionen, die, seinem Vater zu gefallen, der siebenjährige Sohn nun auch zu haben vorgab. Durch die spätere, vielleicht gerade hierdurch geförderte ganz entgegengesetzte theologische Richtung unsers Paulus wurde ein Meinungs-spalt zwischen ihm und seinem Vater hervorgerufen, der sich immer bitterer und schneidender gestaltete, als der Sohn in die eigene

Verwandtschaft hinein heirathete, was nach des Vaters christlichen Begriffen unzulässig war.

In den Jahren 1787 und 1788 machte Paulus eine Reise nach England und Holland, wozu ihm Freiherr von Palm zu Kirchheim an der Tied ein Stipendium bewilligt, der junge Paulus dagegen die Verpflichtung übernommen hatte, alles Merkwürdige, was ihm auf seiner Reise an jedem Tage aufstößen würde, aufzuzeichnen. Aus diesem Reisetagebuche, welches manche anziehende Mittheilungen über damalige namhafte Gelehrte und Professoren, die nur hier und da etwas ins Klatschhafte übergehen, und recht anschauliche Schilderungen des geselligen Lebens in England zu jener Zeit enthalten, sind ausführliche Auszüge in diesem Buche mitgetheilt. Merkwürdig sind auch die darin enthaltenen Nachrichten über den Markgrafen von Ansbach, der, gleich dem Landgrafen von Hessen, mit dem Verkauf seiner Landestruppen nach Amerika gute Geschäfte machte, in Paris ein eigenes Etablissement hatte, hier jährlich vier Monate zubrachte und sich 18,000 Fl. „Reisekosten“ von seinen Unterthanen zahlen ließ.

Das größte Interesse erregt in dem ersten Bande die Schilderung der jener Periode, namentlich durch die Mittheilungen über die Koryphäen der deutschen Poesie und Kritik, über Goethe, Schiller, Herder und Wieland. Daß Paulus mit den beiden ersten in einem innigen geselligen Verkehr stand, ist schon oben bemerkt. Goethe genoss seiner besondern Verehrung. „Es kommt Keiner mehr wie Goethe“, pflegte Paulus später nach Goethe's Tode zu sagen, „ich habe Keinen wie Goethe kennen gelernt. Er war ganz anders als wir Andere. Bei ihm konnte ich mir denken, was Das sein muß, was man Inspiration nennt.“ Von Herder ist ein vortreffliches Gutachten mitgetheilt, welches er als Vorsigender des weimarischen Oberconsistoriums abgab, als Paulus durch die orthodoxe Partei verkehrt und bei der Regierung denunciirt worden war. Herder spricht sich darin aufs entschiedenste für die Principien der Lehrfreiheit und mit großem Freimuth dahin aus, daß die Gleichgültigkeit gegen die Religion ursprünglich nicht von den Lehrern der Religion herrühre, sondern von der Verderbnis der höhern Stände, „der Obrigkeiten, Vorgesetzten, Leuten von Rang, Stand und Ansehen“, wie im Allgemeinen von dem Verfall der Sitten und des Familienlebens. Dem Umsichgreifen dieses Verderbens könne nur durch „nützliche und reelle Anstalten, durch Abschaffung alter Mißbräuche zu rechter Zeit, durch stille Verbesserung öffentlicher Institute, durch Beförderung, Unterstützung und Begünstigung erprobter guter Lehrer und allgemein durch ein gutes Beispiel“ nach und nach entgegen gearbeitet werden. In Betreff Wieland's bemerkte Paulus gelegentlich: „Wieland ist überzeugt, daß mit ihm die Mäusen Europa verlassen.“

Aus seiner bairischen Periode wollen wir nur einiger interessanten Punkte gedenken. Zu Montgelas' Zeit war, wenn auch nicht das Volk, doch die Regierung in Baiern in einem Grade freisinnig und rationalistisch, daß

Paulus, der selbst an der Universität eines protestantischen Landes der Denunciation und Verkegung nicht entgangen war, an die würzburger Universität berufen wurde, um hier vor katholischen Studenten Vorträge zu halten. Die Ultramontanen schürten freilich den Fanatismus gegen ihn, der auch sofort zum Ausbruch kam, als Würzburg wieder für eine Weile von Baiern weggenommen und dem Großherzog von Toscana zugetheilt wurde. Die Studenten sammelten sich Abends vor Paulus' Wohnung und lärmten: „Bairische Saufschwänze, lutherisches Lumpenpack, fort!“ Baiern damals bei den Würzburgern im Geruche der Lichtfreundlichkeit und der lutherischen Kezerei stehend, welche Ironie! Hierauf kam Paulus als protestantischer Oberschul- und Studiencommissar nach Bamberg, dann nach Ansbach und von hier nach Nürnberg. Man intriguirte gegen ihn auch hier, und selbst der Graf von Thürrheim, der an seiner Berufung nach Würzburg eifrig mitgearbeitet hatte, entzog ihm seine Gunst und gab unter Anderm vor Paulus' Versegung nach Nürnberg ein sehr feindseliges Gutachten über sein Verhalten an der würzburger Universität ab. Er habe, hieß es darin, sich in Würzburg keineswegs als einen fleißigen Docenten documentirt, seine Präsenzen seien schwer zu befriedigen, sein collegialisches Verhalten nicht das verträglichste und uneigennützigste gewesen, und trotz seines großen Gehalts habe er beinahe alle seine Muße auf literarische Arbeiten verwendet. Wäre Paulus in den Stunden seiner „Muße“ zu irgend einem Brau gegangen, so würde ihm das schwerlich so übel gedeutet worden sein.

Im zweiten Bande sind namentlich die Mittheilungen über das Verhältniß seiner mit vielen Talenten ausgestatteten hochbegabten Tochter Sophie zu August Wilhelm Schlegel von allgemeinstem Interesse. Beider Ehe war bekanntlich eine sehr unglückliche; Sophie verlebte nur einige Wochen mit Schlegel und trennte sich dann von ihm. Schlegel ging auf den Vorschlag einer freiwilligen Scheidung nicht ein, man übergab die unangenehme Sache einem Advocaten, mußte aber den anfangs gehegten Gedanken, sie vor die bairischen Gerichte zu bringen, aufgeben, und so blieben Beide, wenn auch nicht geschieden, doch für immer getrennt. Dies war einer der härtesten Schläge, welche Paulus' Leben verdüsterten. Die Briefe, welche Schlegel nach seiner Verheirathung auf einer gleich darauf angetretenen Reise in die Rheinlande an Sophie schrieb, machen einen für ihn sehr ungünstigen, fast peinlichen Eindruck. So wurde etwa ein verliebter und doch nicht liebender Commis schreiben. Die trivialsten Redensarten drängen sich darin: „Lieber Engel! es ist eine grausame Sache mit diesem Auseinanderreisen. Ich finde es so traurig, wieder allein zu sein und nicht auf den Sonnenschein deiner Blicke hoffen zu können.“... „Ich sehne mich unaussprechlich nach dir, süßer Engel! Durch welche Sünden habe ich nur diese grausame Strafe verdient?“... „Dein Bild schwebt Nachts vor mir und läßt mich nicht ruhen. Wann wird mir wieder der Blick deiner himmlischen Augen



begegnen?" u. s. w. Dann erzählt er wieder von den Bewirthungen, die er an vornehmer Herren Tafeln genoß. So schreibt er aus Frankfurt, den 11. September 1818:

Gestern habe ich mit ein Stück dreißig Ordenssternen gekostet, heute werden wir ein lustiges Mittagmahl bei dem hamburgischen Syndicus Gries haben, morgen bei Reichard. . . . Gestern Vormittag habe ich ein langes und interessantes Gespräch mit Gens gehabt, der zum Aachener Congresse geht. Heute soll ich dem Fürsten Metternich aufwarten.

Auf diese Ehescheidungsgeschichte bezieht sich ein Brief Friedrich von Schlegel's, worin er als einzigen Rechtfertigungsgrund für seinen Bruder anführt, daß dieser selbst Paulus und Sophie oft genug an sein Alter erinnert habe. Uebrigens gehören Friedrich von Schlegel's und seiner Gattin Dorothea Briefe zu den interessantesten und charakteristischsten in diesem zweiten Bande. Von Werth sind auch die mitgetheilten Betrachtungen, die Paulus noch in seinen letzten Jahren über die politischen Wirren in Deutschland anstellte. Er zeigt sich darin ebenso erbittert gegen die Demokratie als gegen die Politik der Gothaner und der „Deutschen Zeitung“. Das, was damals in den Massen stürmte und gährte, führte er auf sehr materialistische Motive zurück, wie folgende sonderbare Zeilen beweisen:

Zwei Lustgüsse sind die Weltbeherrscher,  
Die Nahrungslust und die Begattungslust.  
So ist der Unterleib der Herr der Massen,  
Zweck sind die beiderlei Gelüste u. s. w.

Eine Weltgeschichte, von diesem Paulus'schen Standpunkt geschrieben, müßte sich ohne Zweifel sehr eigenthümlich lesen lassen. In unserer rein materialistischen Auffassung aller Dinge immer mehr und, wie es scheint, unaufhaltsam zusteuernden Zeit wird es künftig dieser Lehre nicht einmal an Anhängern fehlen, und es fehlt ihr vielleicht schon jetzt nicht daran.

#### 4. Cannabich. 5. Baumgarten-Crusius.

Zwei uns vorliegende biographische Schriften betreffen Gelehrte, die sich auf einem speciellern Gebiete der Wissenschaft und der praktischen Thätigkeit durch allgemein anerkannte Tüchtigkeit ausgezeichnet haben, den Geographen Cannabich \*), der, obschon bereits 1777 geboren, noch jetzt in seinem hohen Lebensalter rüstig genug ist, täglich seinen Mittags Spaziergang im fürstlichen Parke zu Sonderhausen, seiner Vaterstadt, zu machen, nachdem er bis zum Jahre 1848 das stille, segensreiche Leben eines Pfarrers geführt hat, und den als Rector der Landesschule in Meissen verstorbenen Baumgarten-Crusius \*\*), als Schriftsteller und durch seine pädagogi-

\*) J. G. H. Cannabich in seinem Leben und in seiner literarischen Wirksamkeit. Ein biographisches Denkmal für die Schüler, Freunde und Verehrer desselben von J. E. Keyser. Nordhausen, Hoffmann. 1854. Gr. 8. 5 Rgr.

\*\*) Leben des Rectors und ersten Professors der königlich sächsischen Landesschule zu Meissen, Dr. Detlev Karl Wilhelm Baumgarten-Crusius, beschrieben und nach den von ihm hinterlassenen Mittheilungen zusammengestellt von seinem Sohne Arthur Baumgarten-Crusius. Ditzsch, Oldesloe's Erben. 1853. Gr. 8. 20 Rgr.

sche Wirksamkeit bekannt, die über das sächsische Land vielen fruchtbaren Samen ausgestreut hat. Wir empfehlen beide Schriften den zahlreichen Freunden der Baumgarten-Crusius, auch Mittheilungen genug, die für ein weiteres Publicum Interesse haben. Dahin gehören besonders die Scenen aus der letzten Jugendzeit und aus den Kriegen von 1806 und 1813. Baumgarten-Crusius erzählt, wie sich nach der Schlacht von Jena das merseburger Domcapitel, darunter sein Großvater, auf das Schloß begab, um dem Kaiser Napoleon seine Aufwartung zu machen. Er fährt fort:

Die Herren mußten, ganz gegen ihre Gewohnheit, lange in einem großen Vorzimmer warten, wo eine Menge Officiere, namentlich von der Reiterei, die Helme mit Streifen von Zigerfell verbrämt und nickenden Rosschweiften, um einen Kachelofen herumstanden und sich höchst ungemirth bei dem kalten Octobertage den Hintern wärmten, sich auch sonst ziemlich unanständig expectorirten und manches kränkende Wort über das bestandene, nun aber durch die Schlacht gestörte Bündniß der Sachsen mit Preußen fallen ließen. Dieses beleidigende Benehmen konnten viele der Capitelsherren auch in der Folge nicht wieder vergessen. Sie erkannten nur zu gut den Uebermuth der Sieger und den Druck der Besiegten.

Wie ganz anders sahen Die aus, welche der Herrschaft dieser übermüthigen Herren in ihren prächtigen Helmen und Rosschweiften ein Ende machen sollten! Die preussische Wehrmannschaft rückte 1813 in Merseburg ein. Baumgarten-Crusius bemerkt:

Wie waren sie anders als die, welche zur jener Schlacht zogen! Leute aus allen Ständen waren in die Regimenter eingereiht, junge und alte, schöne und krumm gewachsene; Manche trugen bloße Sacken, Manche Nachtmützen auf dem Kopfe, aber Alle waren todesmüthig und gottergeben, von einem Enthusiasmus erfüllt, wie er schwerlich wieder vorkommen dürfte.

Das Interesse für biographische Schriften scheint fortdauernd im Zunehmen zu sein und, wenigstens bei dem männlichen Bestandtheile des Publicums, dem Interesse an Werken der Fiction Abbruch zu thun, die leider freilich nur noch selten einen kräftigen Nahrungstoff in sich, einen erhebenden und veredelnden Charakter an sich tragen. Diesen Ansprüchen wird in den Biographien bedeutender Persönlichkeiten in viel höherm Grade genügt. In Bezug auf poetische Production, wenn man von der geschmeidigen Virtuosität und dem Formtalent absieht, mag unsere mitzeitige Literatur der frühern classischen weit nachstehen; aber in Betreff der Biographie, der psychologischen Charakteristik und des hierzu nöthigen liebevollen und sorgfältigen Eingehens und Vertiefens in die Eigenschaften, das Werden und Wachsen der geschilderten Persönlichkeiten haben wir offenbar Fortschritte gemacht. Auf den Besitz, den wir uns auf diesem Gebiete gesichert haben, können wir mit einem Gefühle der Befriedigung hinweisen und dreist sagen, daß er unser eigen ist.

Hermann Warggraf.

## Zur polnischen Literatur.

### 1. *Epistolae, legationes, responsa, actiones, res gestae Ser. principis Sigismundi, ejus nominis primi, regis Poloniae. Posen 1853—54. Erster bis dritter Theil.*

Der Graf Titus Dziatyski, der auf seinem Gute Kurnik bei Posen eine für die polnische Geschichte höchst bedeutende Bibliothek gesammelt hat, ist nach dem Tode des bekannten Grafen Edward Raczyński der eifrigste Förderer des literarischen Lebens unter den preussischen Polen geworden. Aus seinen zahlreichen Manuscriptensammlungen zur polnischen Literatur und Geschichte hat derselbe in dem oben angegebenen Werke eine der wichtigsten Quellen der polnischen Geschichte zu veröffentlichen begonnen. Es sind die sogenannten „Acta Tomiciana“. Der Kanoniker von Krakau und Plock Stanislaw Górski, welcher das Amt eines Secretärs bei dem polnischen Kanzler Peter Tomicki unter der Regierung des Königs Sigismund I., später ebendasselbe bei des Königs Gemahlin Bona Sforza bekleidete, sammelte nämlich auf Anregung Tomicki's in Abschrift alle Briefe, Berichte, Erlasse, Verordnungen u. s. w., welche zu seiner Zeit aus der königlichen Kanzlei hervorgingen, und so entstand eine für die polnische Geschichte unschätzbare Actensammlung, welche die ganze Regierungszeit des Königs Sigismund I. (1506—48) umfaßt. Sie wird zwar gewöhnlich mit „Acta Tomioiana“ bezeichnet, enthält aber nicht allein vollständige Mittheilungen aus der Amtsthätigkeit Tomicki's, sondern auch aus der des Amtsvorgängers Tomicki's, Matth. Orzowiecki, und der Amtsnachfolger desselben, Johann Chojenski und des Bischofs von Krakau, Sam. Raciejowski. Die Documente sind sämmtlich in lateinischer Sprache, der damaligen Sprache der Diplomatie, abgefaßt. Diese aus 27 großen Folianten bestehende Sammlung war bisher nur handschriftlich vorhanden. Nachdem nun Graf Titus Dziatyski sie in seiner Bibliothek befindliche Handschrift mit andern in polnischen Bibliotheken aufbewahrten hat verglichen, aus denselben ergänzen und berichtigen lassen, veranstaltet er jetzt mit größter Sorgfalt den ersten Abdruck des großen Werks. Es sind bereits drei starke Theile in splendidem Drucke in Folio erschienen. Der vierte Theil wird sicher 1855 ausgegeben. Der erste Theil umfaßt die Jahre 1507—11, der zweite 1512—13, der dritte 1514—15. Das Werk wird auch im Abdruck mit der Zeit eine Seltenheit werden, da der Graf nur 300 Exemplare abziehen läßt.

### 2. *Teka Gabriela Junoszy Podolskiego, Arcybiskupa Gnieźnieńskiego. Erster Theil. Posen 1854.*

Dieses Werk enthält eine gleichwichtige Sammlung von Quellen zur polnischen Geschichte aus neuerer Zeit. Der Erzbischof von Gnesen Podolski, welcher diese Würde von 1767—77 bekleidete, hinterließ in Manuscript eine Sammlung von Documenten, die er sich wahrscheintlich, als er das Amt eines Kronreferendarius bekleidete, zu seinem Gebrauche angelegt hat. Sie ward von einem Erben dem Literaten Kasimir Zarochowski übergeben, der sie unter obigem Titel zu veröffentlichen begonnen hat. In ganz vollständiger Reihenfolge werden hier sämmtliche öffentliche Verhandlungen der polnischen Reichstage vom Jahre 1717—33 mitgetheilt, insbesondere findet man die Diarien dieser Reichstage, die Correspondenzen des Königs August II. mit den höchsten Staatsbeamten und dieser miteinander, den Briefwechsel der polnischen Großkanzler mit den ausländischen Gesandten, die Berichte der bei den fremden Höfen accreditierten polnischen Botschafter, ferner viele Verordnungen des Königs und der höchsten Würdenträger über innere Staatsverhältnisse und sogenannte Gazetki, d. h. Nachrichten über verschiedene Ereignisse im Lande, insbesondere in Betreff des Königs und des Hofes. Alle diese Documente, welche theils in polnischer, theils in lateinischer, französischer und deutscher Sprache verfaßt sind, gelangen hier zum ersten male zum Abdruck. Das Werk kann demnach als eine würdige Fortsetzung der berühmten und kostbaren Documentensammlung von Zaluski,

welche mit dem Jahre 1710 abbricht, angesehen werden; nach seiner Vollendung wird ihm dieselbe Wichtigkeit für die polnische Geschichte der Regierungszeit des ersten polnischen Königs aus dem sächsischen Hause zugesprochen werden müssen, welche des Zaluski'sche Werk für die erste Hälfte derselben erlangt hat, so daß auch jener Theil der polnischen Geschichte nicht mehr bloß nach den mehr oder weniger einseitigen Schriften eines Parthenay, Kasemann, Nordberg u. A., sondern aus den Quellen selbst wird dargestellt werden können. Die ganze Sammlung ist auf sechs Theile berechnet.

### 3. *Monumenta regum Poloniae Cracoviensia. Petersburg 1853.*

Dieselbe Bedeutung, welche die Bestminkterabtei für den Engländer hat, hat die krakauer Domkirche für den Polen. Wie der Engländer dort die Denkmäler seiner großen Männer zusammen findet, so findet der Pole im krakauer Dom die Denkmäler seiner Könige und berühmten Landesleute beisammen. So großen Werth nun auch diese Erinnerungen an des Vaterlandes Vorzeit für den Polen haben müssen, so sind doch bisher noch keine genauen, in größerm Maßstab entworfenen und der Gegenstände würdigen Abbildungen derselben vorhanden gewesen. Solche werden zuerst in dem genannten Werke dargeboten, welches nach vieljährigen Vorbereitungen und nach Ueberwindung mannichfacher Schwierigkeiten veröffentlicht worden ist. Den ersten Gedanken zu demselben faßte Michael Stachowicz, ein tüchtiger polnischer Maler, indem er in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts Zeichnungen nach den krakauer Denkmälern zu entwerfen begann. Da er die selbständige Vollendung des Unternehmens sich nicht zutraute, so wählte er den trefflichen Maler und Zeichner Jakob Sokolowski zu seinem Mitarbeiter. Nachdem nun beide Künstler die Zeichnungen vollendet hatten, wollte derselbe schon im Jahre 1818 der Buchhändler Matecki in Krakau auf Subscription herausgeben, aber seine Absicht fand damals sehr geringen Anklang bei den Polen und die Veröffentlichung unterblieb. Einige Jahre später erregte das Werk das Interesse des polnischen Staatsministers Grafen Stanislaw Potocki in Warschau; dieser übertrug die Veröffentlichung einer besondern Commission, bestehend aus dem Bischof Pragmowski, dem Grafen Sierakowski und dem berühmten polnischen Sprachforscher Linde, von welcher der deutsche Künstler Friedrich Christoph Dietrich für das Werk gewonnen ward. Nach fünfjähriger angestrengter Arbeit hatte derselbe im Jahre 1827 die Zeichnungen auf 27 große Kupferplatten sorgsam übertragen. Jedoch die Veröffentlichung unterblieb abermals, die politischen Verhältnisse Polens traten hemmend entgegen, und so kamen die gestochenen Platten zuletzt in den Besitz der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg. Da gestattete der Vorsteher derselben, Baron Korff, die Herausgabe dem Buchhändler Wolff in Petersburg. Letzterer reiste deshalb 1851 eigens nach Paris und hier erfolgte endlich der Abdruck der Platten in dem renommierten Lemercier'schen Institut. So ist ein gemeinsames Werk polnischen, deutschen und französischen Fleißes entstanden. Es enthält, wie bereits erwähnt ist, 24 große Kupferstücke. Auf den beiden ersten sind als die ältesten krakauer Denkmäler die der Herzoge Boleslaw des Frommen und Leszek des Schwarzen dargestellt; sie sind durch den Brand vom Jahre 1850 vernichtet worden, um so wichtiger sind daher ihre Abbildungen. Weiter wird das Innere der krakauer Domkirche vorgeführt, worauf der Reihe nach sämmtliche Grabkapellen des Wladislaw Kokietek, der Jagellonen, des Stephan Bathori, Sigismund's III., seiner Söhne und Johann Sobieski's folgen. Den Schluß macht ein Kupferstück, auf welchem der letzte polnische König Stanislaw August bei seinem Besuche dieser Denkmäler im Jahre 1787 dargestellt ist. Der Ernst des Augenblicks ist hier auf die würdige Weise erfaßt.

### 4. *Wzory sztuki irodnowiecznej. Warschau 1853—54.*

In diesem kostbaren, für die polnische Kunstgeschichte wichtigen Werke wollen die Herausgeber Alexander Przechycki und

Edward Kaskawicki in Abbildungen und Beschreibungen eine Uebersicht Dessen geben, was an kirchlichen und anterweitigen merkwürdigen Kunstschätzen aus dem Mittelalter und dem 16. und 17. Jahrhundert in Polen noch vorhanden ist. Das Werk soll 24 Hefte, jedes im Preise von 1 Rubel, umfassen. Die Abbildungen in Quart sind sämmtlich in Golddruck, getreu nach den Originalen und höchst sorgsam angefertigt. In den bereits erschienenen sechs Heften findet man zuvörderst einen einer Trinkschale ähnlichen Kelch nebst Patene, welchen Herzog Konrad von Masowien der Kathedrale in Ploetz geschenkt hat und welcher für den einzigen in Polen befindlichen überrest von der Goldarbeiterkunst aus dem 13. Jahrhunderte gilt. Wie weit es diese Kunst in Polen gebracht hat, ersieht man besonders aus einer Monstranz von sehr schöner Arbeit, die Stephan Bathori 1583 den Jesuiten in Riga geschenkt haben soll, die aber bei Besetzung der Stadt durch die Schweden von den Jesuiten nach Polocz gebracht und im Jahre 1850 von dem kaiserl. Vostrowitzsch dem Kapuzinerkloster in Pest übergeben wurde. Neben den Abbildungen kirchlicher Geräthe sind die Abbildungen der Commandostäbe (bulawy) der berühmtesten polnischen Großhetmans bemerkenswerth, welche meist mit Edelsteinen reich verziert und oben mit großen goldenen runden Knöpfen versehen sind. Die frommen Hetmans haben sie dem gemerkten Kloster vermacht, aus dessen reichem Schatze überhaupt manche Abbildungen sich hier finden. Von besonderem Interesse ist das Grabmal des polnischen Herzogs Boleslaw des Kühnen, des Mörders des heiligen Stanislaw, welches in einer Benedictinerabtei zwischen Feldkirchen und Wilna sich befindet. Dort beschloß Boleslaw als Büßender sein Leben. Es ist ein Pferd in Basrelief auf einer Tafel von cararischen Marmor mit der Inschrift: „Rex Boleslaus occisor Sti. Stanislaw“, welche die Mönche nach der Kanonisation des Stanislaw im Jahre 1253 setzen ließen. 52.

## Notiz.

### Ultramontane Literatur.

Man kann nicht leugnen, daß sich in neuerer Zeit dem Katholicismus oder vielmehr dem Ultramontanismus sehr talentvolle Schriftsteller, die auch bereit und glänzend zu schreiben wissen, zugewandt haben. In Deutschland sind namentlich Göttes, der eine förmliche Schule stiftete, sein Sohn Guido Göttes, Phillips, Jarde, Alban Stolz u. A., in Frankreich Montalembert, der sich aber in politischer Hinsicht einer freieren Richtung zuneigt, als sich mit den Tendenzen des Ultramontanismus verträgt, und Beuillot, der dagegen die Sache auf die Spitze treibt, wo sie brechen muß, in England vorzüglich Cardinal Wiseman und Newman, in Nordamerika Brownson, Herausgeber der angesehensten katholischen Zeitschrift in Nordamerika, der „Quarterly review“, zu nennen. Eine kölnische Buchhandlung hat es unternommen, aus der neukatholischen Litteratur Englands eine Auswahl von Schriften in Uebersetzung erscheinen zu lassen unter dem Titel:

**Sammlung von klassischen Werken der neuern katholischen Litteratur Englands in deutscher Uebersetzung.** Erstes und zweites Bändchen. Köln, Bachem. 1854. Gr. 12.

Das erste Bändchen enthielt:

Die Kärten in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Christenheit, von S. P. Newman. Aus dem Englischen von G. Schündelen. Mit 1 Karte. 18 Bgr.

Das zweite Bändchen erschien unter dem Titel:

**Sammlung von Schriften von Sr. Eminenz Nikolaus Cardinal Wiseman Erzbischof von Westminster.** Erste Abtheilung. 2 1/2 Bgr.

Diese erste Abtheilung der Wiseman'schen Schriften enthält die Abhandlungen: „Spanien“, „Spanische Kunst“, „Die

Agitation gegen die Frauenklöster in England“, „Die Maria“ u. s. w. Die zweite Abtheilung wird unter Anderm die Aufsätze über das Lesen der Heiligen Schrift in der Volkssprache über alten und neuen Katholicismus und über die Wunder und die Handlungen des Neuen Testaments als Erklärung der katholischen Lehre bringen. Bezeichnend für den Standpunkt dieser Vorkämpfer des Katholicismus zur Kunst ist Wiseman's Urtheil über die spanische Kunst, die er besonders deshalb rühmt, weil sie eine Tochter der Religion sei und niemals, wie die italienische und die blamische Schule, der Mutter den Rücken gekehrt habe, sondern stets ihr Kind und ihre „Kunst“ geliebt sei. „Es hat in Spanien (fährt Wiseman fort) nie eine profane oder, milder ausgedrückt, eine classische Kunstschule gegeben, das heißt: eine Schule der Kubitäten, der Mythologie, des Heidenthums und des Lasters.“ Diese leuchtende Manier der spanischen Maler, bemerkt er weiter, sei hauptsächlich dem beschränkenden Einfluß der Inquisition zuzuschreiben. So sei durch ein Decret dieses Tribunals die Verfertigung und Ausstellung unsittlicher Gemälde und Sculpturen unter Androhung der Excommunication, einer Geldstrafe von 1500 Dukaten und der Verbannung für ein Jahr untersagt worden. Da hätten wir ja das Mittel, unsere Maler im ultramontanen Sinne sittlich zu machen; denn darauf, daß die Sittlichkeit und die Scheu vor mythologischen „Kubitäten“ ein Act ihres freien Willens ist, kommt es ja nicht an. Bekanntlich befürwortet auch Beuillot in Frankreich ganz offen die Wiedereinführung der Inquisition. Wer weiß, was im Laufe der Jahre noch geschieht! Diese kölnische Sammlung katholischer Schriften erscheint übrigens, wie auf dem Titel bemerkt ist, „mit Guthesung hoher geistlicher Obrikeit“. Dieser Zusatz muß doch auch das zarteste Gewissen beruhigen! P. M.

## Bibliographie.

Guglow, R., Die Diakonissen. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Bgr.

Henze, A., Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen mit 305 Facsimiles, kurzen Biographien und Schrift-Charakteristiken. Leipzig, Schöcke. Gr. 16. 2 1/2 Bgr.

Hilbrand, Ein historisches Drama. Frankfurt a. M., Zuerländer. Gr. 8. 26 Bgr.

Pfeil, Clementine Gräfin, Gedichte. Zwei Theile. Breslau, Dülfer. 16. 2 Bgr.

Prug, R., Der Rusikantenturm. Roman in fünf Büchern. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Seyffarth, W., Wahrnehmungen in Paris 1853 und 1854. Gotha, Scheube. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Bgr.

Ungár, S., Kalifornien oder: das Mädchen und sein Kind. Roman. Drei Bände. Wien, Benedikt. 8. 2 Thlr.

Berner, R., Grundlinien der Philosophie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Bgr.

## Tageliteratur.

Cooper, C. F., Die Lehrfreiheit einer theologischen Facultät der evangelisch-lutherischen Kirche, veranlaßt durch die Göttinger Denkschrift und ihre Bertheiliger. Werden, Treffan. Gr. 8. 5 Bgr.

Crusius, F., Der Selbstmord eine Thorheit und ein Verbrechen. Zwei Predigten vor der Militairgemeinde im Dom zu Magdeburg am 3. und 5. Sonntag nach Epiph. 1854 gehalten und mit einem Nachwort zur Warnung und zum Trost für Jedermann herausgegeben. Magdeburg, Gebr. Barnsch. 8. 2 1/2 Bgr.

Hoffmann, W., Ueber den rechten Gebrauch der Bibel in Kirche, Schule und Haus. Ein Vortrag gehalten am 7. evangelischen Kirchentage zu Frankfurt a. M. [Septbr. 1854.] Berlin, Herz. 12. 2 Bgr.

Verlagsgesellschaft von Hermann Neumann.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Georg Forster's Schriften.

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Georg Forster's sämtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus**. Neun Bände. 12. 1843. 9 Thlr.

Durch **Gervinus**, **Heinrich Koenig** und in jüngster Zeit durch **Moleschott** ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums wieder mehr auf **Georg Forster** gelenkt worden, der jetzt gerade vor 100 Jahren das Licht der Welt erblickte. Am besten aber lernt man ihn aus seinen eigenen Schriften kennen. Dieselben erschienen in neun Bänden und enthalten: seine und seines Vaters „Reise um die Welt in den Jahren 1772–75“ (Band 1 und 2); „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich“ (Band 3); „Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens“ (Band 4, 5 und 6); Forster's reichhaltigen Briefwechsel nebst einer Charakteristik Forster's von **Gervinus**, endlich eine Uebersetzung der von ihm auf deutschen Boden verpflanzten indischen Dichtung „**Sakontala**“ (Band 7, 8 und 9).

Forster verbindet in seiner Prosa französische Leichtigkeit mit englischem Gewicht und wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und sittlich-politischer Art: die Völker- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

Im Verlage von **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist soeben erschienen:

### G. de Felice, Geschichte der Protestanten Frankreichs

seit dem Anfang der Reformation bis zur Gegenwart.

Aus dem Französischen übertragen von

**Dr. R. Th. Pabst,**

Director des Gymnasiums zu Arnstadt.

Gr. 8. 536 Seiten. Preis 2 Thlr.

Dies höchst interessante Werk hat in Frankreich in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt, und ist dessen deutsche Uebersetzung von den geachteten Seiten her dringend gewünscht worden. Es ist das erste, welches eine Geschichte des französischen Protestantismus und besonders dessen innere Entwicklung von seinem Ursprunge bis zur Gegenwart darstellt und die Gefahren zeigt, welche das unbedingte Fügen der Machthaber in die Grundsätze der römischen Hierarchie erzeugen kann. Erhebend für den Protestanten sind die Schilderungen der Standhaftigkeit der Märtyrer seiner Kirche; erhebend für den Katholiken zu erfahren, wie edle Katholiken — Priester wie Laien, dem blutdürstigen Treiben der fanatischen Römlinge mutig entgegen traten. Gewiß gibt dies Werk auch für die Jetztzeit eine Menge der reichlichsten Winke und Warnungen.

In Miniatur-Ausgabe erschien bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Die Pilgersfahrt der Rose.

Dichtung von **Moritz Horn**.

Zweite Auflage. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Eine liebliche Märchendichtung, die von **Robert Schumann** in Musik gesetzt worden ist und jetzt bereits in zweiter Auflage vorliegt. Von dem zuerst durch diese Dichtung bekanntgewordenen Dichter sind seitdem noch folgende zwei Dichtungen in gleicher Ausstattung erschienen: „Die Elfe vom See“ (geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.) und „**Ragbala**“ (geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.)

Bei **Kreidel & Niedner**, Verlagsbuchhandlung in Wiesbaden, erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

### Goethe's Leben und Dichtungen.

Im Zusammenhange dargestellt  
von **August Spitz**.

Elegant geh. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr. Ngr.

Das Buch ist nicht für Goethekenner geschrieben, sondern für ein gebildetes Publicum. Es gibt also keine trockene Kritik und Zerlegung Goethe'scher Dichtungen, sondern bringt Goethe's äußeres Leben in Zusammenhang mit jenen, und ist deshalb geeignet, den Dichter der Nation näher zu bringen. Die Darstellung ist ebenso anziehend, als die Sprache des Verfassers rein und gewählt.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist soeben erschienen:

### Sanct Johannes auf Patmos.

Religiös-epische Dichtung in zwölf Gesängen

von

**Friedrich Feinzelmann.**

Eleg. geb. mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Man hält sich überzeugt, daß bei näherer Prüfung der Werth dieser schönen Dichtung, welcher zum genauern Verständniß noch historische und geographische Erläuterungen beigegeben sind, bald erkannt werden, und man es sowol deshalb, als auch seiner prächtigen Ausstattung wegen, gern als eine sehr werthvolle Gabe an Gebildete benutzen wird.

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Stein und sein Zeitalter.

Ein Bruchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804–1815. Von **Dr. G. Stern**. 8. Geh. 2 Thlr.

Eine populär gehaltene Schilderung des um Deutschland so hochverdienten Ministers Freiherrn vom **Stein** und seiner für Deutschland so verhängnißvollen Zeit; ein **Volksbuch**, das die weiteste Verbreitung im deutschen Volke beansprucht und gewiß auch in vollem Maße verdient.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 12.

22. März 1855.

Inhalt: Barante's Geschichte des Nationalconvents. Von Edward Relef. — Ein Streifzug durch die deutsche Lyrik. Von Emanuel Mantf. — Drei Reisen um die Welt. — Aus London: John Mitchell's Kerkermemoiren; Caricaturenliteratur; Geschichte des Chartismus; Romanliteratur und Theater. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Barante's Geschichte des Nationalconvents.

Histoire de la Convention Nationale, par M. de Barante. Sechs Bände. Paris 1849—53.

In der Stelle, wo Tacitus in seinen „Annalen“ den Tod so vieler berühmten Römer beschreibt, welche die Grausamkeit Tiber's hinopferte, klagt er mit beredten Worten über die schauerliche Einförmigkeit seines Gegenstandes. Immerfort schände Angeberei, immerfort ein niederträchtiger Senat, der seine eigenen Mitglieder dem Verdachte des Kaisers ausliefert! Kaum ist eine Nordgeschichte außerzählt, so drängt sich eine andere in die Feder des Geschichtschreibers. Der Muth des großen Soldatenvolks, welches die Welt erobert, äußert sich nur noch in der Gleichgültigkeit gegen den Tod. Die Nachkommen des Camillus und der Scipionen wissen noch auf keine Weise sich die Adern zu öffnen, wenn sie sterben müssen; das ist der letzte Schimmer ihres alten Heldenfinns. Hoffkranzen und Feiglinge im Senat, finden sie in der Todesstunde noch einen Funken antiker Seelengröße, und selbst der berühmte Epikuräer Petronius (ein Liebling und Schlachtopfer Nero's) verleiht seine letzten Augenblicke unter Rosen und Buhlerinnen mit einer Gelassenheit, die manchen Heldenmuth verdunkelt.

Wie es damit auch sein mag und wie groß auch das Genie, welches Tacitus auf die Schilderung dieser entseßlichen Zeiten und Zustände verwendet, er hat Grund zu klagen. Seine Klage ist keine hohle rhetorische Floskel, er empfand gewiß den Widerwillen und Ekel, welchen er ausspricht. Auch der Leser wird müde und verstimmt; das Buch fällt ihm aus der Hand. Man kann den Tacitus nicht zu viel lesen; nur muß man nicht in einem Zuge, sondern stück- und absatzweise lesen, wenn man will, daß die Phantasie etwas Anderes behalten soll als die verworrene Erinnerung einer Unmasse von gräßlichem Einerlei, ein schwarzes und zerflossenes Bild von Knechtschaft und Tyrannei.

Der Geschichtschreiber des französischen Nationalconvents ist noch äbler daran, zumal wenn er bis zu dem grausen Augenblick gelangt, wo durch die Niederlage

der Girondisten das letzte Hinderniß, welches dem tollen Vernichtungssystem der Jakobiner entgegenstand, aus dem Wege geräumt ist und der pariser Pöbel sich täglich mit der Posaunenstimme des Lebens und des Todes als das souveräne Volk von Frankreich ankündigt, auf welchem alle Herrlichkeit der Nation und alles Glück der Welt ruhe. Wie Paris der Focus war, der seine Flammen allenthalben hinschickte, woher er die einzelnen Strahlen erhielt, so fühlte es den Brand auch am heftigsten, und nirgends vielleicht sind bei den Bürgern des Staats die Einwirkungen der verschiedenen politischen Umwälzungen wol größer gewesen. Jedes Schlimme zeigte hier seine teuflische Energie am thätigsten und ließ Spuren in den Gemüthern zurück, die bei Schwachen und Beugten unauslöschlich waren und noch jetzt ihren Kindern anhängen; der stärkere Mensch steht und besteht mehr durch sein Eigenes und handelt und leidet mit andern Ursachen und Wirkungen. Hier in dieser feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven sehr aufgelöst und die Gemüther selbst verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf, und die Provinzen sandten ihre markigen Ungeheuer, die Million von Weichlingen zu beherrschen, welche sonst nur Vergnügen geliebt und in der neuen Freiheit, wie sie Europa in ihrem schönen Anfange ehrte und bewunderte, die mildeste und sanfteste Tochter des Himmels angebetet hatte. Die Pariser fühlten sich verloren, als man nach Köpfen und blutigen Opfern schrie. Sie ließen das Schwert fallen, das die Mörder von Avignon und Marseille ergriffen, nebst dem niedrigsten Pöbel, der so gern meint, weil er nichts besitzt, ein Recht zu haben, Andere aus ihrem Besitz zu jagen. Das Volk, das im jungen Frühlingssonnenschein seiner gepriesenen Freiheit aufzustreben anfing, das harmlos und fröhlich der ganzen Welt seinen süßen Traum erzählte, ward leider des Rausches inne, der hier unterm Monde nichts festhält, und sah sich ohne die Bande der alten Gesetze und ohne die Ketten, woran ein mehr als hundertjähriger Despotismus es geschmiedet hatte, jedem Schurken und Schwärmer preisgegeben.

Die böse Gottheit siegte im ungleichen Kampfe über die gute, die Schranken fielen, die den König und die Repräsentanten schieden; Ludwig XVI. war, vielleicht ebenso sehr, weil er zu gut, als weil er zu schwach war, den höllischen Waffen nicht gewachsen und verlor mit größter Mühe und Ruhme das Diadem und den Kopf, als er sie getragen hatte. Sein Sturz riß Tausende ins Verderben. Nicht bloß seine Freunde fielen, sondern selbst diejenigen seiner Feinde, die bei dem blinden Parteihass doch noch nicht Menschenblut wie Wasser fließen sehen konnten. Es folgte Danton's und Robespierre's Regiment mit Septemberrächten und -Mordtagen, mit Pulver- und Wasserhochzeiten, die unter dem Namen der republikanischen von den Ungeheuern gefeiert wurden. Jetzt haben wir nur noch eine ungeheure Megelei, in welche die Verschiedenheit der Mordmittel ganz allein einige Abwechselung und Mannichfaltigkeit hineinbringt. In Paris wird guillotiniert, in Bordeaux füsiliert, in Lyon mitraillirt, in Nantes ersäuft. Wer die gefährlichen Dinge Wel, Reichthum und Menschlichkeit besitzt, muß wie ein Raubmörder für sein Leben zittern; denn es ist ein Verbrechen, ein Mensch zu sein, und ein größeres, ein reicher und edler Mensch zu sein. Man spielt mit Menschenleben wie mit Rüffen oder Kesseln und läßt Menschenköpfe wie Mohatköpfe abhauen, ohne eben etwas Schlimmes dabei zu denken. Es ist ein fabelhaftes Blutbad, ein sinn- und namenloses Rasen. Die Worte sind noch scheußlicher als die Thaten. Schwelgen und Morden halten gleichen Schritt. Wer, ich sage nicht einige Menschlichkeit, sondern nur einigen Menschenverstand in der Handhabung revolutionärer Mittel behält, wird verdächtig und bahnt sich den Weg zum Schaffot. In den historischen Schilderungen herrscht von nun an eine fürchterliche Einförmigkeit; es gibt keine Ruhe und Rast mehr, weder für den Geschichtsschreiber noch für den Leser; man muß durch ein Meer von Blut hindurch und über einen schmutzigen Strom hinüber, wo Leichen wie Stieschollen umhertreiben. Man kann sich nicht losreißen von diesem entsetzlichen Schauspiel, das uns durch seine Schauerhaftigkeit selbst fesselt, und steht Qualen aus, wie sie Diejenigen ausstehen, die einmal in ihrem Leben eine Hinrichtung haben mit ansehen wollen, wenn sie dem Blutgerüste gegenüber weder rück- noch vorwärts und die Augen weder wegwenden noch zumachen können, gebannt und geblendet von dem blutigen Auftritte.

Trotz der kunst- und geschmackvollen Darstellung des Historikers ist es schwer, nicht etwas Derartiges zu empfinden, wenn man den dritten Band des vorliegenden Geschichtswerks liest. Die beiden ersten Bände umfassen die Zeit, die gleichsam ein unheilvolles Vorspiel des Nationalconvents war. Die Gesetzgebende Versammlung und ihre für das Königthum so demüthigenden Verhandlungen, die Aufstände vom 21. Juni und 10. August und die Mordnacht vom 2. September füllen den ersten Band. Der Proceß und der Tod des Königs, welchem so viele innere Debatten im Convent voran- und zur Seite gingen, bilden den Inhalt

des zweiten Bandes. In diesen zwei ersten Bänden sind wenigstens noch einige Lichtblicke und Ruhepunkte. Es braust und stürmt zwar oft schrecklich und zerstörend, aber es ist doch noch zumellen Kampf und Leben darin. Die Schandthaten und Verbrechen folgen nicht ununterbrochen aufeinander; Gerechtigkeit und Billigkeit finden noch Vertheidiger; etwas mehr Nachdruck, und es ist sich manchmal an, als ob der teuflische Geist des Bösen der göttlichen Kraft des Guten weichen und die Hölle den Waffen des Himmels unterliegen solle. Das entsetzte Gemüth hat solche Anhalts- und Anknüpfungspunkte nöthig. Die Haft und Eier, womit man sich damals an den geringsten Schimmer von Hoffnung anklammerte, ist wahrlich nicht zu verwundern. Selbst wir, für die das Alles doch nur Geschichte ist, wie sich ein ruhiger Moment in dem gräßlichen All der Verwirrung darbietet, so greifen wir danach und verweilen dabei mit einer Art von Behagen; wir bilden uns fast ein zu meinen, was man damals meinte, die Revolution werde da einhalten und entweder in der Constitution von 1791 oder in der Republik der Girondisten ihre Hütten bauen. Solange wir einen Ueberrest von Mäßigung und Besinnung schimmern sehen, hoffen wir. Wir treten unwillkürlich auf die Seite Derer, welche die letzten Dämme der Cultur und gesellschaftlichen Ordnung gegen den brandenden Andrang der revolutionären Welen vertheidigen, und die Girondisten, die sich am 10. August so abscheulich und jämmerlich, am 2. September und 21. Januar meist so schwach und schnöde benehmen, wir ergreifen häufig ihre Partei, wenn sie sich am Ende gegen Robespierre erheben; wir wünschen, daß sie ihre Sache durchsetzen, wir stimmen mit ihnen und hätten mit ihnen sterben mögen, wenn sie nur nicht gar zu schauspielermäßig gestorben wären. So wurden damals die Leute von Illusion zu Illusion fortgezogen, immer in der Hoffnung, das Ende der Revolution zu erleben, bis zu dem fatalen Augenblick, wo Schrecken und Mord allein in Frankreich herrschten. Und doch hatte man noch eine gewisse Ruhe, eine verhältnißmäßig freie Bewegung zwischen dem 10. August und 2. September, zwischen dem 2. September und 21. Januar und zwischen dem 21. Januar und 21. Mai, dem letzten Datum des Widerstands, von welchem Tage an die besiegten und aus dem Convent vertriebenen Girondisten den Jakobinern freies Spiel ließen und starres Grausen als Gemüther ergrieff! Erst am 9. Thermidor sollte Frankreich wieder Athem schöpfen.

Wenn man die Revolution in die Hände der tollsten und verruchtesten Menschen, eines Carrier, eines Collot d'Herbois, eines Goussion und Consorten fallen und eine kleine Bande von Rasenden zwei Jahr lang und länger eine große Nation knechten und decimiren sieht, so staunt und fragt man, wie die honetten Leute, die gewiß nicht bloß Recht und Vernunft, sondern auch die bedeutendsten Mittel und Kräfte auf ihrer Seite hatten, sich so feig entwaffnen ließen, um ihre Köpfe dieser blutigen Bande und ihren Guillotinen preiszugeben, da



sie durch vereinte Kraft sie hätten erdrücken sollen. Ich meine nicht die träge und gedankenlose Masse von Capitalisten, Bankiers und sorglosen Rentiers, die Kaufleute, Fabrikanten, die städtischen Grundbesitzer, die Händler und Schacherer mit eingezogenen Ritter- und Kirchengütern, welche die Revolution als eine Quelle von Speculationen für ihre Habgucht und Eitelkeit betrachteten: man darf diese Menschenklassen, die durch ihren Charakter oder vielmehr ihre Charakterlosigkeit verdammt sind, allen Parteien zum Spielzeug zu dienen, nicht in Rechnung bringen, wenn von handelnden Wesen die Rede ist; man muß sie nur bis zum völligen Saldo ad notam beischräben. Ich meine die von Ideen und Leidenschaften bewegten Bürger, die aufrichtigen Freiheitsfreunde, und deren gab es damals in allen Ständen viele, die eine constitutionsmäßige Regierung für etwas Schönes hielten und zwar für die neuen Wirren und Unordnungen keine sonderliche Sympathie, aber gegen die alte Verfassung und Ordnung der Dinge eine entschiedene, leidenschaftliche Abneigung hatten. Wie ging es zu, daß diese große Menge von rechtlich gesinnten Bürgern aus allen Classen, die mit dem Kopfe und den Armen firmen helfen konnten und sollten, einer Rote von Vorfachern erlaubten, ungestraft und ungestört ihr entsehlisches Pfenkertum auszuüben?

Die Ursache davon ist leider nur zu einfach und tritt besonders in dem letzten Kampfe der Girondisten, welchen Hr. von Barante meisterhaft schildert, nur allzu deutlich hervor. Die Einsichtsvollsten und Wohlmeinendsten waren in heillosen Doctrinen viel zu sehr verstrickt und befangen, um nicht auf das Kirchensfeld zu gerathen und sich in die Nege zu verwickeln, die sie selbst gestellt. Das Dogma von der Volkssouveränität, welches den König zu einem befohlten, jederzeit absehbaren Beamten der Nation macht, die Uebertragung der höchsten gesetzgebenden Gewalt an den sogenannten allgemeinen Volkswillen, der das Recht hat, in jedem Augenblick den politischen Körper umzuwerfen; eine Freiheit, die in das Recht gesetzt wird, kein Recht zu achten; die Ränke einiger Umtriebskister, die als Ausfluß des Rationalwillens dargestellt werden; eine Staatswirthschaft, welche die Eigenthümer zu Sklaven klaploser Massen erniedrigt; eine Staatsverwaltung, deren Grundlage Aufruhr und wo die Herrschaft des Geistes eine Ausnahme von der öffentlichen Ordnung ist, nicht ganze politische Afterweisheitskram des 18. Jahrhunderts, der für unumstößliche Wahrheit galt, dieser ganze anarchische Identriss, worin die Gemüther wie von einem bösen Zauber festgebannt waren, schließt jede gesellschaftliche Organisation, selbst eine organisirte Debatte aus, und es lag in der Natur der Sache, in der Falschheit und Unwahrheit der zum Ausgangspunkte werdenden Theorien, Grund- und Lehrsätze, daß das revolutionäre Experiment, die Erschaffung eines auf Volkswillens basirten Vernunft- und Normalstaats, mißlingen und seine Urheber verderben mußte. Eben insofern ihre unglückseligen Lehren hatten sich die ehrlichen Leute zu tief mit dem Bösen eingelassen, als daß sie noch

wagen konnten, ihm gerade ins Gesicht zu sehen und es offen bei seinem Namen zu nennen. Selbst indem sie dagegen ankämpften, waren sie gezwungen, ihm noch zu viel einzuräumen, bei Strafe sich selbst das Verdammungsurtheil zu sprechen. Man forderte die Unterdrückung der Jakobiner, indem man zugleich ihren Stil, ihre Maximen, ihre Lasterungen gegen die Könige borgte. So versuchten die Girondisten den 2. September zu brandmarken und bestanden darauf, sich aus ihrem schmählichen Antheil am 10. August eine Ehre zu machen. Sie eiferten gegen die Demagogen und schalteten Ludwig XVI. einen Tyrannen! Sie räumten den Jakobinern die Gültigkeit ihrer Grundsätze ein und sträubten sich bloß gegen die Anwendung! Wenn es ihnen um diese Principien noch warm im Herzen gewesen! Es gibt, ich weiß wohl, hochsinnige Inconsequenzen, und verschrobene Köpfe müssen, glaube ich, nicht unfehlbar verrückte Köpfe sein. Leider ist schwer zu glauben, daß bei der anarchischen Verstocktheit der Girondisten nicht mehr eiler Hochmuth und schlechte Politik als wirkliche, ernstliche Ueberzeugung war. Der Geist, der sie trieb, war ein Geist des vermessenen Dünkels und Aufruhrs. Sie stürzten den König, fast ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, aus bloßer Rhetornarrheit und Rabulisten-sucht. Ihr ganzes Leben ist ein Prunken mit Redensarten, ein Declamiren, ein Schauspielen, kurz ein Theaterleben; selbst ihr Tod ist ein Komödiantentod. Ihre besondern Vorgänger, Bailly, Barnave, Lafayette, hatten sich übrigens ebenso unklug benommen. Auch sie behandelten die öffentlichen Angelegenheiten nicht sowohl als Staats- und Geschäftsmänner, sondern als Männer einer Sekte und Schule. Wie sie endlich einsahen, es sei hohe Zeit, den wankenden Thron zu stützen, bewiesen sie unstrittig Muth und Entschlossenheit. Bei der Meuterei auf dem Marsfelde bedachten sich Bailly und Lafayette nicht, die rothe Fahne aufzuziehen und auf die Meuterer schießen zu lassen. Wenn sie früher ebenso entschieden gehandelt, wenn sie in ihrer ausschließlichen Angst vor Hoscabalen die vorhergehenden Volksaufstände nicht allzu sehr geschont, so hätten sie vielleicht das Königthum gerettet, und ich glaube, die Freiheit wäre nicht so schlecht dabei weggekommen.

Aber unklugerweise hatte man aus Aufruhr und Meuterei ein constitutionelles und legales Princip gemacht; wie konnte man sie als Verbrechen behandeln? Das Volk hatte keine Vorstellung davon, und ich bin überzeugt, die Nichtsmüßigen, die den unglücklichen Bailly auf dem Schaffot marterten, waren nicht bloß von Barbarei und Grausamkeit besetzt; sie meinten wirklich, daß Bailly, weil er den Aufstand des Marsfelds mit Waffengewalt unterdrückte, das heiligste Recht des Volks angetastet habe. Unvernünftig hatten gar viele Leute aus den höhern Ständen alle Begriffe von Recht und Ordnung verwirren und verwischen helfen in jener verwirrten und aus den Angeln gerissenen Zeit, und das gemeine Volk war gelehriger, als man wünschte und erwartete, auf die vornehme Politik eingegangen. Die Schmach der Frevelthaten und des bösen

Gerücht jener Zeit, die ganz Paris trifft, sollte man also nicht auf das gemeine Volk allein werfen. Die Meisten seiner Classe litten und zitterten dabei eben nicht weniger als die andern ehrlichen Leute höhern Standes, und man sollte also nicht Einem beilegen, was Alle litten und lündigten. Aus allen Classen mischten sich Menschen in jenen unreinen Strom, der bald aus Leichen blutig floss. Man kennt die Octobertage zu Versailles und in Paris, wobei die Fischweiber und ihr Anhang eine so große Rolle spielten, man kennt die Septembernächte und den 10. August, ewig bejammernswerthe Tage der Anarchie und der Volkswuth. Aber war denn bei diesen Vorgängen der pariser Pöbel der einzige handelnde? Traten nicht die Truppen, ja selbst die Leibgarde des Königs zum Theil mit hinzu? Eiferten nicht wohlhabende und angesehene Bürger mit um die Ehre, für die Freiheit und Constitution, wovon man noch so hohe Hoffnungen nährte, selbst in diesem unedeln Kampfe ihr Blut zu vergießen?

Die Oppositionsmänner dieser ersten Revolutions-epoche, allerdings meist von den aufrichtigsten Gesinnungen, aber von den klüglichen Ideen geleitet, bildeten sich ein, es werde ihnen möglich sein, dem Schlechten sein Theil zu geben und es auf die Seite zu werfen, wenn sie es gebraucht und ausgenutzt hätten. Nur heute ein wenig Gewalt und Aufruhr; morgen soll Alles wieder hübsch ordentlich und fein gefeßlich zugehen. Laßt uns nur die Bastille stürmen, und damit ist Alles vorbei. Verzeiht noch die Auftritte in Versailles, man muß dem Hofe Angst einjagen; nachher soll nichts mehr angerührt und verbrochen werden. Menschlicher Überwitz! unselige Verblendung! Uebermächtig fiel das Schlechte zurück auf Die, welche es mit strafbarer Schadenfreude gelitten, und zermalmte sie mit der Gewalt eines Strafgerichts. Der Erste, der ungestraft den Kopf seines Mitbürgers auf die Spitze einer Pike steckte, rechtfertigte im voraus die Ströme Bluts, die später vergossen wurden. Heimlicher Vorbehalt und heimtückische Duldung erzeugen über kurz oder lang offenes Verbrechen und rücksichtslose Verfolgung. Wie Schade! In der Theorie verwirft Jeder den abscheulichen jesuitischen Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, und in der Praxis macht fast Jeder davon Gebrauch. Vermöge welcher seltsamen Geistesverwirrung hat man aus der Geschichte der Französischen Revolution eine Apologie des Verbrechens herausziehen wollen? Nie, im Gegentheil, folgte die Strafe schneller auf das Vergehen. Alle dabei Theilhaftigen wurden bestraft, wie sie es verdient hatten; die Einen für ihre Schwäche und Nachsicht, die Andern für ihren Hochmuth und Starrsinn, und Die, so das Herz wenigstens auf dem rechten Fleck behalten hatten, büßten ihre Sünden mit einem edeln Tode; Manche sogar starben als Märtyrer, Ludwig XVI. an ihrer Spitze. Das ist die Lichtseite der französischen Revolutionsgeschichte, die Ehrenrettung Frankreichs in den blutigen Jahren 1792 und 1793! Die Hallunken sind auch umgekommen und einer von der Hand des andern gefallen. Gott allein weiß, ob sie als reuige oder verstockte Sünder gestorben!

Der vierte Band bringt uns bis zum 9. Thermidor. Das Gemälde, welches er vorführt, ist, wenn man sich so ausdrücken kann, das Bild der stillen Schreckensregierung, — ein bestialisches Bild voll triefender Eiterwunden und Geschwüre. Vielleicht hat das alte Rom in den Tagen, wo ein Uiber, Nero, Caligula, Helio-gabal mit ihres Gleichen die Schicksale der Welt lenkten und sie zu einem großen Caprea ihrer viehischen und blutdürstigen Lüste machten, auch nicht viel menschlicher ausgesehen als Paris zur Zeit, wo Robespierre, Gouche, Saint-Just mit ihren Spiegelgesellen über Frankreich herrschten und es in eine große Pest- und Nordgrube verwandelten. Die überwundenen Girondisten sind todt oder landesflüchtig. Im Convent selbst ist kein Widerstand mehr. Henkersknechte füllen die Verwaltung und haben keine andere Verrichtung als die „Stimmen“ im Convent. Ausgefuchte Commissare haufen als Würgengel in den Provinzen. Lyon und Nantes sind mit Sturm eingenommen und ihre elenden Bewohner in Blut und Wasser ersäuft worden. In der Vendée dauert der Krieg noch, aber die Aussicht, auf Paris loszumarschiren und dort die Revolution im Herzen ihrer Macht zu überrumpeln, ist hin. Die Menschen der Hauptstadt sind ruhig und dürfen vor dem schwallen Strococwind des Terrorismus den Mund nicht aufthun: es ist ein Hause zitternder Sklaven, der, allenthalben von Peitschenvoigten umgeben, kein leises Wörtchen zu äußern wagt und zwischen Kerker und Schaffot mitten inne steht. Je weniger der Schrecken nothwendig scheint, desto ärger wird er. Je mehr die Leute zittern und kriechen, desto mehr häufen sich die Hinrichtungen und Verhaftungen. Die Männer vom Berge verbluten ihrerseits unter dem Henkerbeile, Ronfin und Vincent, die höllischen Quälgeister der Vendée, der Kapuziner Chabot, Hébert und Chaumette, die von Robespierre's höchstem Befehl nichts wissen und den Atheismus unter dem Namen des „Cultus der Vernunft“ einführen wollten, ja sogar Camille Desmoulins und Danton, die ein Ende des revolutionären Regierungssystems verlangten. Eine letzte Fehde entpinnt sich, und auch dabei kommt es nur darauf an zu entscheiden, wer fallen soll, ob Fouché, Tallien, Collot d'Herbois, Billaud-Varenne und andere als die wüthendsten Terroristen verrufene Jakobiner, oder Robespierre, dessen Namen diese ganze Blut- und Schreckenszeit resumirt!

Der Convent hatte, wie gesagt, weder von innen noch außen Feinde mehr zu fürchten; er hatte sie alle überwältigt. Nur eine Frage bleibt zu lösen, nämlich wie man, nachdem das Schreckenssystem einmal im Gange ist, aus ihm herauskommen, wie man, nachdem einmal Verbrechen und Wahnsinn an der Tagesordnung sind, etwas Gerechtigkeit und Menschenverstand in die tolle Wirthschaft hineinbringen soll, und um diese Fragen werden die letzten Gefechte geliefert, wobei Ströme von Blut fließen. Das Problem, ohne den Anschein einer rückgängigen Bewegung und reinigen Umkehr wieder in ein gemäßigtes Regiment einzulassen und einige Dre-

nung wiederherzustellen, war für die Männer des 10. August, des 2. September und 21. Januar ein unauf lösliches Problem. Da wo sie standen, konnten sie keinen Schritt zurückgehen, ohne sich ins Verderben zu bringen. Die öffentliche Meinung, wie man ihr nur einigermaßen freie Äußerung gelassen, mußte sie unfehlbar unter der unermesslichen Wucht ihres Hasses und Abscheus begraben. Gewiß fühlten das auch instinctmäßig Diejenigen, die sich am tiefsten mit dem Schreckenssystem eingelassen, und Robespierre klarer und deutlicher als Alle. Läßt sich bei soviel verbrecherischem Un- und Wahnsinn überhaupt ein politischer Plan oder Gedanke annehmen, so kann man sich allenfalls vorstellen, daß Robespierre die ärgsten Mittel nicht verschmähte, um bis zu dem Ziele zu kommen, wo er einhalten wollte, nämlich dann, wenn er alle Parteien so geschwächt und heruntergebracht, daß er ihnen seine Gnade angedeihen ließ und die übrige nicht nöthig hatte. Einstweilen tödtete er kategorienweise, sowohl Die, welche des Blutvergießens müde oder überdrüssig zu früh gemäßig sein wollten, wie Danton und Camille Desmoulins, als auch Die, welche ihrem Temperament und Charakter nach es nie hätten sein können, wie Hébert, Chaumette, Konfin und Blacnt. Und je mehr er sich dem Zeitpunkte näherte, wo, wie er sich selbst einbildete, die Mäßigung ansetzbar eintreten sollte, desto mehr versteckte er aus Furcht davor, daß ihm der Verdacht des Moderantismus an den Hals komme und der Scepter des Terrorismus aus der Hand gleite, seine Absicht hinter einem gräulich übertriebenen Rigorismus, indem er den Schreckensmännern die Köpfe von einigen der Verworfensten und Rasendsten ihrer Sippschaft mit Strömen unschuldigen Bluts abwasche! Bei diesem Plane, welchen Robespierre mit dem engherzigen Starr- und Eigensinn seines pedantischen Wesens verfolgte, hätten am Ende alle an die Reihe kommen müssen. Nach den Girondisten hatte er Danton und seine Anhänger aus dem Wege räumen müssen; nach den Dantonisten mußten Fouqué, Tallien, Collot d'Herbois noch beseitigt werden. Die ganze Bergpartei merkte, daß sie unter dem Messer der Guillotine verbluten sollte, und darum fiel Robespierre. Mit ihm schwand der Schrecken, und mit seinem Blute zerfloß das Regiment, welches mit seiner Person verwachsen war. Was von der Bergpartei übrigblieb, hatte wol Lust, aber nicht Muth genug, die Schreckenswirthschaft fortzusetzen. Bis zu einem gewissen Grade hatte Robespierre Recht, als er bei seiner Verhaftung ausrief: „Die Schufte siegen; die Republik ist hin!“ Allerdings war es mit der Republik aus, weil zwei Jahre von Mord und Verbrechen ihr Schicksal an das Schicksal des Schreckenssystems geknüpft hatten und ein gemäßigteres Regiment endlich wieder angehen sollte mit der Niederlage der Männer von 1793, die von ihrem Siege über Robespierre sich gerade das Gegentheil versprochen hatten. In dem Augenblick, wo der Kopf Robespierre's fiel, erscholl auf dem Revolutionsplatze lautes Jubelgeschrei. Der Schrecken hatte ein Ende. Die Flut

der Revolution war gebrochen; mit dem 9. Thermidor beginnt die Reaction, die Ebbe.

Das ist im Allgemeinen die Geschichte der acht oder zehn letzten Monate der Schreckenszeit, eine schauderhafte Geschichte, wobei der Geschichtsschreiber nicht etwa die Farben stark aufzutragen braucht, sondern sie beständig dämpfen und abtönen muß. Wer die Männer dieser kläglichen Zeit darstellen will, thut am besten, wenn er ihnen, nach dem Beispiel des Hrn. von Barante, durchweg die Sorge überläßt, sich selbst zu schildern. Keine Darstellung kann so sprechend sein als der Cynismus ihrer Reden und Geständnisse. Nur ist es schwer, daß man die Geschichte bis zu ihrer Sprache herabsteigen läßt, ohne sie herabzuwürdigen und zu besudeln. Dennoch ist einem die wüste Gemeinheit und Niederträchtigkeit der Terroristen zweiten Rangs und ihre Sprache von Leuten, die aus Zuchthäusern oder Bordells wegelaufen sind, weit lieber als die künstlich abgemessene Prosa von Barrère, der in drei Abschnitten den Convent belobt, daß er den König zum Tode verurtheilt, die Girondisten aufs Schaffot geschickt habe und jetzt den Danton an das Revolutionstribunal ausliefern wolle, oder die kalte, herzlose Phrasologie Robespierre's, der ebenso sehr darauf ausgeht, seinen Stil nach dem Stil Jean Jacques Rousseau's zu modeln, als seine Feinde köpfen zu lassen. Die belletristischen Terroristen sind die schlimmsten von der ganzen Rotte. Will man sich das Muster grenzenloser Bosheit, das Ideal revolutionärer Berruchtheit vorstellen, so darf man es nicht in der Kneipe der Septembermörder aufsuchen, sondern muß sich in Robespierre's Arbeitsstube versetzen, wenn er am andern Tage eine schöne Rede im Convent zu halten und von diesem einige ungewöhnlich hervorragende Köpfe, z. B. den seines Freundes Camille Desmoulins oder den seines Collegen Danton zu fordern hatte. Man denke sich ihn an seinem Schreibpulte, zierlich gepudert und sorgsam gekleidet, wie er seinen Rousseau liest und über eine Stelle im „Emile“ oder in der „Éloïse“ bis zu Thränen gerührt das Buch aus der Hand legt, zur Feder greift und seine ewigen Phrasen über die ewige Verschönerung zurechtdrehselt, in die er nach und nach Alle verwickelte, welche ihm mit ihrem Leben im Wege standen. Liebhaber des schönen Stils, wie sie sich leider selbst in den Jahren 1793 und 1794 zu Paris fanden, bemerkten an diesen menschenmörderischen Reden eine glückliche Nachahmung der Rousseau'schen Schreibart und entschiedene Zunahme eines nicht unerheblichen Schriftsteller- und Rednertalents, so sehr schmückte sich unter Robespierre's Feder das Blutgerüst mit seinen Redensarten und gestaltete sich die Schreckenszeit zum Morgenroth eines goldenen Zeitalters!

Saint-Just ging aphoristisch zuwerke. Seine Reden und die von Robespierre, welche Hr. von Barante sorgfältig zergliedert, schildern jene Zeit besser, als 100 Seiten voll Betrachtungen und Vermuthungen es thun würden. Großer Gott! was ging in der Seele dieser Männer vor? Glaubten sie auch nur ein einziges Wort

von Allem, was sie sagten? Dießen sie sich etwa von diesem schauerhaften Gaukelspiel bethören? Meinten sie, daß so etwas dauern könne? Was gedachten sie durchzusetzen und zu erreichen? Wenn Robespierre und Saint-Just von Tugend, Gerechtigkeit, Menschlichkeit sprachen in dem Augenblick, wo sie alle Laster, Gräuelt und Verbrechen losließen, was konnten jene Worte in ihrem Munde für eine Bedeutung haben? War es bei ihnen ein Fieberwahn, ein Rausch, der sie unvermeidlich und unentziehbar zog? Waren sie mehr Thoren und Wahnsinnige als Bösewichter und Schurken, die planmäßig und absichtlich das Böse einfädeln und weben? Stürzten sie, von dem Verhängniß ihrer ersten Verbrechen fortgerissen, blindlings vorwärts, ohne zu wissen, wo sie stehen bleiben und festen Fuß fassen sollten? Saint-Just hatte kein heißes Fieber wie mehrere von seinen Collegen. Seine Reden sind kalt und sentenzenreich. Robespierre war kein Tollhäusler. Wenn er Ludwig XVI. und Hebert, Pitt und Danton, Chaumette und den Prinzen von Koburg in einen Tiegel warf und in eine Verschwörung hineinmengte, so machte er sich über seine eigenen Lügen keine Illusion. Er kannte die Geschichte und wußte, daß vergossenes Blut nach Blut und immer nach Blut schreit. Wo wollte er hinaus? was hoffte er? Seine Herrschaft auf Vertilgung zu gründen? Für mich ist da ein psychologisches Problem, dessen Knoten mir entgeht. Ich weiß wohl, selbst bei seinen Lebzeiten hat Robespierre für einen großen Staatsmann, für einen moralischen Hercules gegolten und auf viele Leute im In- und Auslande diesen verwunderlichen Eindruck gemacht. Noch kurz vor dem 9. Thermidor, wo der feige Convent nur eine Minute Muth und Entschiedenheit nöthig hatte, um den ganzen Bau von Tyrannei und Schreckensherrschaft umzustürzen, hieß es, Robespierre hege tiefe Pläne und weite Absichten; ja es gibt bis auf diesen Tag Menschen, und zwar Menschen, die kein Kind traurig machen könnten, welche meinen, auch Robespierre's Zeit und Regiment seien nothwendig gewesen, um die französische Nation zu retten; aber man kann, meine ich, nur so von der Hyäne sprechen, wenn sie auf fremden Feldern brüllt und fremde Kinder verschlingt: zu einer so schwindelnden Höhe historischer Anschauung reicht mein schwaches Begriffsvermögen nicht hinan.

Die Schlachtopfer sind freilich nicht weniger unbegreiflich als die Henker. Ich verwundere mich ebenso sehr über Die, welche sich tödten lassen, als über Die, welche tödten. Es hat etwas Betäubendes, sich vorzustellen, daß ein ganzes Land sich von einigen Banditen, die selbst voreinander Angst hatten, so widerstands- und besinnungslos schlachten und umbringen ließ. Um diesem anhaltenden Norden ein Ende zu machen, brauchte man gewissermaßen nur nicht einzuwilligen und sich zu dem Spott von Geseßlichkeit, Justiz und Gerichtsprocedur nur nicht hetzgeben. Von dem Tage an, wo die 400 Remmen der Ebene den Muth gehabt hätten, den Männern des Bergs zu sagen: „Wir sind nicht frei, ihr seid Tyrannen!“ von dem Tage an, wo die Verur-

theilten, die scharenweise nach dem Schaffot gebracht wurden, nur nicht mit sich hätten machen lassen, was man wollte, nur ihre Hände zum Binden nicht bereitwillig hingehalten und den Scharfrichterknechten bloß passiven Widerstand geleistet, von dem Tage an wäre das Schreckensregiment von selbst zusammengefallen. Aber nein. Man erschien vor dem Revolutionstribunal und that, als hätte man mit ehrlichen Richtern und nicht mit feilen Bütteln im Solde des öffentlichen Wohlfahrtsausschusses zu schaffen gehabt; man antwortete ganz ernsthaft dem Fouquier-Tinville, als ob Fouquier-Tinville ein Justizbeamter und kein Blutsörge Robespierre's gewesen: er selbst nahm es mit sich nicht so ernst, wie seine grausamen Späße nur zu deutlich beweisen. Bloß ein sehr kleiner Theil der Argeklagten wagte ihn zu behandeln, wie er es verdiente. Zum Tode verurtheilt, ließ man sich, ohne ein Wörtchen zu sagen, alle Anstalten der Reife nach dem Richtplatz gefallen, und hatte sogar schon den Kopf verloren, ehe man ihn der Guillotine abließerte: denn sonst hätte man, da doch einmal das Messer an der Kehle stand, gewiß daran gedacht, unterwegs auf dem Schinderkarren selbst mit den Gendarmen, die oft nicht so zahlreich waren als die Schlachtopfer, sich in einen Kampf einzulassen, der wenigstens einigen zur Flucht verholfen und bei öfterer Wiederholung das Mordeu bald unmöglich gemacht haben würde.

Will man daher diese unerhörte Phase der französischen Revolutionsgeschichte studiren, so muß man sich vor die Schranken des Blutgerüstes und in den Umkreis des Blutgerüstes versetzen, wo man nach und nach alle Parteien, die ganze Generation des 18. Jahrhunderts, Sieger und Besiegte, gleich geduldig und gelassen ihre Sünden oder Verbrechen mit dem Tode büßen sieht. In dieser Unmasse von Schlachtopfern repräsentiren die einen — und man muß gestehen, das sind die rührendsten — die alten Sitten und Zustände, die alte katholisch-royalistische Gesellschaft und Bildung. Ein mal sind es 14 arme Nonnen, die ihr Salve Regina singend dem Tode entgegengehen, und der schändliche Vöbel, der bezahlt war, die Sterbenden zu schmähen, staunt und schweigt. Ein ander mal ist es ein katholischer Bischof, welchen diese Elenden höhnisch um seinen Segen bitten und der segnend für ihre Seelenheil betet. Nächst diesen christlichen Märtyrertöden interessieren besonders die stoischen Heldentode, unter andern der des Malesherbes, so standhaft, so sanft, fast heiter. Am häufigsten sind die frivolen Tode. Sorgenfreier Muth und schnippische Todesverachtung waren damals etwas sehr Gewöhnliches. Der alte Herzog von Viron bat, man solle ihn erst sein Frühstück verzehren lassen, ehe er zum Richtplatz reise. Man wird unempfindlich gegen den Gedanken an Hinrichtungen und gewaltsame Todesarten. In den Gefängnissen, wo sich damals so ziemlich Alles was reich, vornehm und gebildet ist, kurz die gute Gesellschaft beisammen findet, kommen allmählig die feinen und leichten Umgangsformen wieder auf. Man scherzt, plaudert, soupirt, musicirt und

macht Verse, bis der Schließmeister kommt und die Namen der Schlachtopfer des Tages abliest. Die Weggehenden kommen nicht wieder und die Zurückbleibenden setzen das unterbrochene Spiel oder Gespräch fort. Die Größttheilsten unterhalten sich über philosophische Gegenstände und trösten sich lieber mit dem Gedanken des Nichtseins als mit der Hoffnung der Unsterblichkeit. Der Unglaube war der echte Glaube der Zeit. Man geht zum Tode, eine Rose im Munde, macht sich Complimente vor dem Schaffot, flücht mit Anstand, Grazie, Geschmack, Einige sogar mit poetischen Reminiscenzen, und der Dichter Roucher, der auf dem Schinderkarren mit einem andern Dichter, seinem Freunde André Chénier zusammentrifft, citirt ihm um den Hals fallend zwei Verse von Racine.

Zuletzt kommen die theatralischen Tode, gewiß die unschönsten von allen. Im Allgemeinen sterben so die crassen Revolutionäre. Wenn diese entseßlichen Menschen in ihrer Verblüffung darüber, daß auch ihr Stündlein gekommen, nicht eiskalt und starr vor Ueberraschung waren; wenn sie nicht zitterten und bebten wie Hébert und Chaumette, oder nicht klagten und jammerten wie Camille Desmoulins, so äußerte sich ihr Muth oder ihre Wuth in Tiraden oder Effectphrasen. Einige, z. B. Saint-Just, starben jedoch mit hartnäckigem Stillschweigen. Danton stirbt wie ein Declamator oder ein Gladiator. Uebrigens benahmten sich diese Schreckensmänner im Angesichte des Todes meist nicht feig; es ist überflüssig, ihrem ohnehin schon so schwer beladenen Andenken auch noch diese Niederträchtigkeit aufzubürden. Sie wußten zu sterben. Im Convent fehlte es ihnen an Herz; Danton, der mit so schauerlicher Energie darauf hingearbeitet hatte, die Revolution in alle Verbrechen hineinzu stoßen, fand keine Kraft mehr, als es galt, seine Freunde und sich selbst zu retten. Camille Desmoulins allein wagte in dem „Vieux Cordelier“ die Stimme für Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu erheben, und die Nachwelt hat ihm diese vielleicht nicht ganz uneigennützig Aufwallung sehr hoch angerechnet. Sein Name ist von allen Namen jener Schreckensmänner der einzige, an den sich ein gewisses rührendes Interesse knüpft, und ein paar Tage Muth und Entrüstung gegen die fürchterliche Nordwirthschaft haben ihm für mehrere Jahre sträflichen Unfugs beinahe Verzeihung ausgewirkt.

Soll ich es sagen? Ich gestehe, daß selbst diese Blutmenschen mit am Ende eine Art Mitleid einflößen. Ich erblicke in ihnen mit Schrecken das Verhängniß der Revolutionen. Ich finde sie mehr wahnsinnig und unglücklich als verrückt und schuldig. Sie haben ihre Verbrechen schwer gebüßt durch die qualvolle Unruhe ihres Lebens und den grauenvollen Schauer ihres Todes! So ist leider die Menschheit, wenn gewaltsame Lebenslasten sie aus ihrer gewöhnlichen Bahn herausreißen. Robespierre ist der gehässigste von allen wegen seiner planmäßigen Grausamkeit; er war ein Mann von Bildung und Talent. Aber welche Todesqual! welches Ende! Was mich anbetrifft, wenn ich ihn stundenlang

regungslos und bluttriefend, mit zerschmettertem Kinnbacken und festgeschlossenen Augen, in dem Saal des Sicherheitsausschusses auf einen Tisch niedergelegt, dem Anblick der zuströmenden Menge preisgegeben und von zahllosen Menschen umringt sehe, welche dem Mörder so vieler Unschuldigen fluchen und untereinander streiten, ob er sterbend oder todt sei; wenn ich ihn plötzlich aus der Betäubung erwachend mit einer zuckenden Bewegung des aufgehobenen Arms um sich schlagen und bei diesem Schläge den dicht um ihn gedrängten Haufen bebend zurückweichen und der Thür zustrizen sehe, um sich nach und nach wieder zu nähern und ihn aufs neue mit schrecklichen Verwünschungen zu überschütten, während er, den starrten Blick auf seine Peiniger geheftet und alle Gedanken auf sein trauriges Schicksal gerichtet, unter den Qualen der Hölle athmet; wenn ich endlich den entseßlichen Schrei höre, den er auf dem Blutgerüste ausstößt, als ihm der Hentler den Verband seiner Wunde abreißt und die grausamsten Schmerzen verursacht, bis das fallende Beil den schwachen Rest seines Lebens vertilgt — so vergesse ich den abscheulichen Tyrannen und denke nur noch an den jämmerlich leidenden, elenden Menschen, der um so beklagens- und bemitleidenswerther, als er ohne Trost und Hoffnung stirbt!

Etwas noch Klägliches als das Schauspiel der Auftritte des Revolutionsgerichts und des Revolutionsplatzes ist bei dieser Geschichte, dünkt mich, das Schauspiel der Sitzungen des Convents zu der Zeit, wo Menschenblut wie Wasser floß. Man beschäftigte sich hier ganz ruhig mit philanthropischen Plänen. Hier herrschte anscheinend die größte Stille und Heiterkeit, ausgenommen an den Tagen, wo man Robespierre oder Saint-Just mit einer frisch ausgearbeiteten Rede ankommen sah, ein sicheres Zeichen, daß von den Mitgliedern der Versammlung wieder einige ausgemerzt werden sollten. An solchen Tagen zitterte Alles, und man wartete schauernd, bis der Dictator die Böcke bezeichnet, die er von den Schafen absondern wollte. War das Menschenopfer vollbracht, so begann der Convent mit stolischer Gelassenheit von neuem seine menschenfreundlichen Arbeiten. Einmal votirte er ein herrliches Gesetz über Wohlthätigkeitsanstalten, ohne sich, wie sich von selbst versteht, darum zu bekümmern, ob das Angeordnete auch ausführbar sei. Ein andermal beschäftigte er sich mit dem öffentlichen Unterrichtswesen, aus welchem alle classischen Studien verbannt wurden. Endlich stellte die Versammlung im Namen der Natur die unehelichen Kinder den ehelichen ganz gleich und verlieh dem Geseze eine rückwirkende Kraft auf die Erbschaften, die seit dem Anfange der Revolution fällig geworden. Traurig zu sagen ist, daß der Berichterstatter Cambacérès, der doch gewiß ein zu verständiger Mann war, um solchen Ideen die geringste Gültigkeit einzuräumen, sich anstellte, als ob er bedauerte, daß, nachdem einmal die unehelichen und ehelichen Kinder gleichgestellt seien, dieselbe Vergünstigung nicht auch auf die im Ehebruch erzeugten Kinder ausgedehnt werde, was ganz einfach die Ehe aufgehoben und die bestialische

Freiheit bei den Menschen eingeführt hätte. Zwei Schritte von der Rednerbühne, wo die Naturrechte so äußerst humane Fürsprecher fanden, mordete man achtzigjährige Frauen und altersschwache Greise, weil sie Verschwörungen gegen die Republik angestiftet!

Alle diese wunderlichen oder schrecklichen Verhandlungen, alle diese rührenden oder schauerhaften Mordgeschichten, die den größten Theil des vierten Bandes ausfüllen, erzählt Hr. von Barante ganz vortrefflich. Er versteht zu wählen, einzuhalten; er erregt bloß Abscheu und Ekel, wenn die Gerechtigkeit der Geschichte es verlangt, ohne je den guten Geschmack und Wohlstand zu verletzen. Es hält schwer, wenn man diesen Band einmal angefangen hat, ihn wegzulegen, ehe man ihn zu Ende gelesen. Der fünfte und sechste Band schildern die letzten Zeiten des Convents vom 9. Thermidor bis zum 13. Vendémiaire, wo zwar noch viel böses Blut in Umlauf war, aber doch so ganz ungestraft nicht mehr aufsteigen durfte. Nach Robespierre's Sturz hielt sich der Staat durch den Anstoß, den einzelne kräftige Männer in Kriegs- und Friedensgeschäften ihm gaben. Das Rad, das einige Jahre durch Blut rund getrieben war, konnte nun von sanftern Händen desto bequemer umgeschwungen werden; das Volk war froh, nur nicht erschäuft und guillotiniert zu werden, und ließ sich die äußerste Anspannung gefallen, weil man ihm in der Ferne immer Ruhe und Frieden zeigte. Im Convent ward mit dem herabgestimmten Revolutionschwindel der Ton immer sanfter und demüthiger. Die Menschen der Hauptstadt waren ruhig und lernten wieder schweigen und gehorchen, wie unter dem alten Regime. Nur in den Vorstädten gährte der alte revolutionäre Sauerteig noch fort und veranlaßte zuweilen Aufwallungen des unbändigen Freiheitsgeistes, die jedoch leicht gedämpft wurden, und die Meuterei der Sectionen zerstreute der General Bonaparte mit wirksamem Kartätschenfeuer.

Hr. von Barante gehört bekanntlich als Historiker zu der descriptiven historischen Schule, die den Ausspruch Quintilian's: „Ad narrandum, non ad probandum scribitur“, zum Motto hat und in der Geschichte nichts sieht als eben die Geschichte oder richtiger Geschichten, historische Facta, welche sie ohne alle räsonnirnde Zuthat und Beimischung zu geben sucht. Seine „Histoire des ducs de Bourgogne“ ist ein Werk, das mit Recht gleich bei seinem Erscheinen europäischen Ruf erlangt hat. Die Gelehrsamkeit, welche viele Geschichtswerke so trocken macht, gibt diesem seinen besondern Reiz. Barante erzählt nach den alten Chroniken, ja er geht noch etwas weiter und schildert die Dinge mit den Farben und in dem naiven Tone eines Zeitgenossen. Das vorliegende Geschichtswerk, obwol in Folge und unter dem Eindruck der Februarrevolution verfaßt, ist darum doch keine Partei- und Gelegenheitschrift. Sehr selten finden sich Anspielungen und Seltenblicke in seinem Buche, welches durchweg bloß den Gegenstand wirken läßt. Nach den Grundsätzen seiner Schule glaubte der Verfasser, daß die treue und gerade Schilderung der Vergangenheit be-

lehrend genug für die Gegenwart sein würde. Er ist so unparteiisch, als der Historiker sein muß, aber nicht von jener Unparteilichkeit, die nichts fühlt oder nicht auszusprechen wagt, was sie fühlt, und sich häufig anläßt, als moralische Complicität und eine geheime Lust die Begriffe von Recht und Unrecht zu verwirren. Hr. von Barante ist weder Girondist noch Montagnard, aber er ist von der Partei der ehrlichen Leute gegen die Schufte und für die Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Wenn er in der Schilderung der crassen Antriebe und Vorgänge bisweilen nicht ausreicht, so kommt es daher, weil es fast nicht möglich ist, sich als dramatischer Erzähler mit der Gräßlichkeit der Dinge und Menschen auf eine Höhe zu stellen.

Als edler und besonnener Geist verabscheut er die Verbrechen und Nichtswürdigkeiten der Revolution, läßt aber dabei als freisinniger Politiker ihre Principien bis zu einem gewissen Grade gelten. Von einem Staatsmanne, der eine so bedeutende Rolle gespielt als Hr. von Barante, ist es muth- und ehrenvoll, in jetziger Zeit die so arg verschriene und gedemüthigte Sache von 1789 nicht zu verleugnen. Hr. von Barante gehörte mit Guizot, Royer-Collard, Villamaïn und andern Notabilitäten unserer Zeit zu denjenigen Staatsmännern, welche unter der Restauration sich zwischen die liberale Opposition und die royalistische Reaction auf ein mittleres Gebiet stellten und nach der Julirevolution der constitutionellen Monarchie beitraten: er wirkte für sie als Diplomat und glaubte an ihre Dauer; aber zum zweiten mal überflutete die Anarchie, alle Dämme durchbrechend, das unglückliche Frankreich. Die constitutionelle Monarchie brach zusammen, und ihr Sturz entfernte aus den Staatsgeschäften alle Die, welche sich als die eifrigsten Freunde und Begünstiger dieser Monarchie bewiesen hatten. Hr. von Barante, als Schriftsteller ohnehin schon bekannt, denn als Staatsmann, greift wieder zur Feder und schreibt im Angesicht der siegreichen Republik, als die Doctrinen und Männer von 1793 aus dem Grabe wieder aufzustehen scheinen, die Geschichte des Convents. Er schreibt sie ohne Haß, ohne Leidenschaft, als treuer und gewissenhafter Berichterflatter, der seinen Zeitgenossen das wahre Gemälde einer uns noch so nahen und doch schon so verdrehten Epoche vorführen will. Seine Geschichte ist weder ein Roman noch eine Declamation, sondern eine möglichst getreue Darstellung der Menschen und Dinge. Wenn man dem Verfasser anmerkt, daß er ein abgeflagter Feind der Jügellosigkeit ist, so merkt man an ihm ebenso sehr den aufrichtigen, herzhaften Freund geregelter Freiheit, und sieht man auch durchweg entschieden den Vorsatz, die reine, pure Thatsächlichkeit darzustellen, so spürt man doch an der Haltung des Ganzen eine gewisse Absicht, die von falschen historischen Systemen gehöhlte Moral und Gerechtigkeit zu rächen. In der That ist in dieser Geschichte nichts belehrender als die einfache und treue Erzählung der Thatsachen, die der gute Geschmack kaum in ihrer ganzen Schauerhaftigkeit zu schildern gestattet. Es gibt Blut- und



Rachschüsse, die man selbst den Augen des Geistes vorzuenthalten muß, und man kann dem Verfasser nur Dank dafür wissen, daß er sich so wenig als möglich ausläßt über individuelle Jammerlichkeiten der Zeit und der Personen, womit die Feder eines ehrlichen Mannes sich nur fröhlich befaßt.

Hr. von Barante mischt in seine Erzählung keine willkürlichen Betrachtungen und bekämpft die falschen Ideen nicht durch prunkvolle Darlegung eigener Theorien: ein kerngesundes Kraftwort, an der rechten Stelle angebracht und mit dem gehörigen Nachdruck betont, ist für ihn genug, das Schiefste wieder gerade zu machen. Nichts ist von seiner Darstellungsart so entfernt als der Mißbrauch von Farben und das Haschen nach Effect. Deutlichkeit, gebogener Stil, geistreiche Bestimmtheit sind die Vorzüge, die zunächst an seinem Buche auffallen. Aber bei dieser Einfachheit und Schmucklosigkeit ist Beredsamkeit und Feuer, wovon der Leser zuletzt sich ebenso erwärmt und ergriffen fühlt. Man weiß, bis zu welchem hohen Grade von Vollkommenheit der Geschichtsschreiber der burgundischen Herzoge die Kunst des Erzählens gebracht hat. In der „Histoire de la Convention“ haben die Vorgänge allerdings etwas Erdrückendes; es ist schwer, an die Größe eines Gemäldes, wie es in der Lebensgeschichte Ludwig's XVI. sich darstellt, hinanzureichen. Auch scheint mir der militärische Theil der Begebenheiten von dem Verfasser etwas vernachlässigt zu sein, und ich mache ihm daraus eben keinen Vorwurf. Hr. von Barante wollte besonders die innere Geschichte des Convents schreiben und das ist ihm wunderbar gelungen. Er läßt den Debatten dieser Versammlung ihr ganzes dramatisches Interesse, und in der Art, wie er sie zergliedert und schildert, entwickelt er die ganze Schärfe und Feinheit seines Talents. Hat man sein Buch gelesen, so kennt man den Convent. Man ist mit bei den Verhandlungen gewesen, hat die Hauptredner gehört und mit eigenen Augen das Wogen und Brausen des vom Sturm empörten Meers gesehen, welches man damals eine Sitzung nannte. Um diese abscheulichen und wunderlichen Zeiten vollends zu schildern, hat der Verfasser den glücklichsten Gebrauch gemacht von einzelnen Zügen, die er aus dem Munde von Zeitgenossen gesammelt oder in ihren gedruckten Memoiren vorgefunden und mit der Umsicht eines geistreichen Geschichtsschreibers so ausgewählt hat, daß sie die damaligen Zeiten, Personen und Zustände in schlagender Anschaulichkeit und Kürze aussprechen. Seine Erzählungen sind einfach und bündig, seine Urtheile gemäßigt und rücksichtsvoll; er vergißt nicht, und er hat Recht, die mühsamen Umstände in einer Zeit, wo es so unendlich schwer war, keine Fehler zu begehen; auch weiß er mit kräftigen Worten die Verruchtheit zu brandmarken. Der vorherrschende Ton in seinem Buche ist jedoch der Ton einer beredten Behemuth, die eine solche Unmasse von Thorheiten mehr bejammert und anklagt, als über eine solche Unmasse von Verbrechen ächzt und tobt. Gewiß wird man auch nach Hrn. von Barante noch die Geschichte der Französischen Revolution

1855. 12.

und des Nationalconvents schreiben; ich glaube sogar, daß die Zeit und Möglichkeit, über alle Punkte dieser Geschichte ein Endurtheil zu fällen, noch nicht da sind. Einstweilen ist das Werk des Hrn. von Barante sicher dasjenige, welches man lesen muß und allen Lesern getrost in die Hände geben kann. Man liest diese Geschichte mit dem größten Interesse, und wenn man auch mit ebenso hinreißender Theilnahme und Spannung schon andere Geschichten der Französischen Revolution gelesen hatte, so ist doch die des Hrn. von Barante die einzige, die durch die latente Wärme und Moral, die sich durch das Ganze hindurchzieht, unserm Gefühle am vollkommensten entspricht. \*)

Edouard Reboff.

### Ein Streifzug durch die deutsche Lyrik.

Wie es unter den lebensfeurigen, sich mehr zur That hinneigenden Franzosen heutzutage beinahe zur Manie geworden ist, für das Theater zu schreiben, so ist es unter den gemüthlichen, sich gern Träumereien hingebenden Deutschen jetzt Mode, Gedichte zu machen, oder bezeichnender ausgedrückt Werke zu schmieden. \*\*) Ob die erstern oder die zweiten besser fahren, das wollen wir dahingestellt sein lassen; denn hier ist nicht der Ort, über nationale Charakterunterschiede einen Excurs zu machen; dies jedoch haben beide literarhistorische Erscheinungen gemein, daß sich hierbei der Dilettantismus in einer Art und Weise breit macht, wie er in keiner der frühern Perioden aufzutreten wagte. Auch ein nicht zu verschmähendes Zeichen unsers papierernen Zeitalters! Böge sich dieser in seiner Wirkung ansteckende Dilettantismus noch dann und wann selbst Schranken, so könnte man ihn, von seiner bessern Seite betrachtet, noch für eine gewisse Elasticität des Nationalgeistes halten; da er jedoch ins Maßlose, wie eine Ueberschwemmung ihre Gewässer, seine in der That nur allzu oft wässerigen Poesien hinausendet, so kann man ihn wol als eine moderne Krankheit betrachten, die aus der nervösen Ueberspannung der jüngsten Generation hervorstücht. Für manches Uebel gibt es keinen Arzt, weil auch der erfahrene, der klügste derselben dabei ganz ruhig ausruft: Hier muß sich die Natur selbst helfen! Dieser Dilettantismus scheint auch ein solches Uebel zu sein, welches nur der gesunde Sinn des deutschen Volks, dem man ihm trotz aller bedenklichen Anzeichen in den letzten Decennien nicht ablegen kann, ohne künstliches Einschreiten zu curiren im Stande ist. Ein kranker oder wenigstens krankeleider Organismus kann keine gesunden Früchte tragen; daher meistens bei einer Aehrenlese viel unpoetisches Stroh und wenig gehaltreiches Korn. Das verlockende Ausbeuten der bis auf die Spitze getriebenen Technik trägt keinen geringen Theil der Schuld bei den Sünden der Dilettantenlyrik. Seitdem man dahinter kam, daß es gerade keine Hererei ist, einen armseligen oder gar nichts sagenden Gedanken in den Mantel der pomphaften, metrisch gefalteten Phrase zu hüllen, um ihn so über die öffentliche Promenade stolziren zu lassen, seitdem hat sich auch eine Unzahl

\*) Dem obigen Werke sich als Fortsetzung anschließend erschien seitdem desselben Verfassers „Histoire du Directoire de la république française“ (3 Bde., 1855), die, wie Barante in der Vorrede hervorhebt, auch wesentlich eine Geschichte des Generals Bonaparte werden mußte. Wir hoffen aus derselben Feder, welche uns den obigen Bericht lieferte, auch eine Anzeige dieses neuesten Geschichtswerks Barante's bringen zu können. D. Reb.

\*\*) Wenn übrigens aus der Neigung zur Theaterpoesie ein Schluß auf die Thatkraft eines Volks gezogen werden dürfte, so würde man auch uns Deutschen diese Neigung zur That nicht absprechen können; denn die Lust, für das Theater zu schreiben, hat auch bei uns in jüngster Zeit einen hohen, fast bedenklichen Grad erreicht. D. Reb.

Poeten eingefunden, die lieber den Redactoren sämtlicher deutscher Zeitungen die Stiefel wuschen sollten, statt dem Publikum mit glanzreichen Sonetten einen blauen Dunst vor die Nase zu machen. Der Geist muß wieder in seine alten angestammten Rechte eingesetzt und alle irrationalen Empfindungen, die nur der hohlen Form Vorschub leisten, ins Exil gejagt werden. Da sitzt der wunde Fled der modernen Lyrik. Was soll uns alle Correctheit des Versbaus, was soll uns alle Grazie des Rhythmus, wenn sich darin nur blasierte Seelen oder gar Salongespräche in geschneigten Manschetten bewegen? Wir gehören keineswegs zu jenen griechgrämigen Aesthetikern, die den Erscheinungen der feinsten Culturepoche geradezu die Lebensfähigkeit absprechen, Stoffe zu liefern, die sich poetisch ausbeuten lassen. Jedoch eine Linie muß da gezogen werden, die der Dichter unter keiner Bedingung zu überschreiten sich erlauben darf; denn an jenem Punkte, wo die Schale unserer falschen modernen Salonbildung anfängt, da hört auch das Gebiet der Poesie auf, die es nur mit der echten, reinmenschlichen Bildung zu thun hat, wenn sie sich einmal bescheidet, ihre größern Reiche, den Boden der Geschichte und den allelebendigen Lummelpfad des Universums, beiseite liegen zu lassen.

Wir stellen heute den Lesern unserer Blätter eine Gruppe von Dichtungen vor, worunter sich manches Gute befindet, und lassen die beste derselben den Zug anführen:

1. Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1854. 16. 1 Thlr.
2. Das weiße Buch. Dichtungen eines Laien. Berlin, Löw. 1854. 8. 1 Thlr.
3. Seelenwanderung. Episches Gedicht von A. E. Brachvogel. Berlin, Cassar. 1854. Gr. 16. 20 Kgr.
4. Palmenblüten. Gedichte von Arnold von Weyhe. Bremen, Heyse. 1854. 16. 15 Kgr.
5. Eyrische Kleinigkeiten. Von \*\*\*. Dypeln, Clar. 1854. 16. 5 Kgr.
6. Alphabet des Lebens. Von Franziska Gräfin Schwerin. Breslau, Kern. 1854. Gr. 16. 18 Kgr.
7. Rathilde. Ein Gedicht von Jakob Rähly. Basel, Schweighäuser. 1854. Br. 8. 8 Kgr.

Nr. 1. Schon das kleine lebensfrohe Liedchen „Knabenfrühling“ war uns bei der Durchlesung dieser Lieder Sammlung hinreichende Bürgschaft für des Dichters Befähigung. Es ist so reizend, daß wir uns nicht enthalten können, es zu citiren — gewiß, das führt jedes Männerherz in seinen eignen Knabenfrühling zurück.

#### Knabenfrühling.

Horch, Märzwind und Lerchenschlag,  
Und keine Schule den Nachmittag!  
Die Hätze ohne Strumpf und Schuh  
Auf trockenem Weg den Wiesen zu!  
Zum Kletterbau'n und Wellenblüh'n,  
Zu Palmenweiden und Okergrün!  
Und spielende Mägdlein an dem Rain,  
Die möchten wol uns're Gefellen sein. —  
Die Felsen empor! wo der Bildbach braust,  
Daß den Mägdlein vor Schrecken und Freude graut!

Ueberhaupt ist der Verfasser mit der Durchführung eines just an sich nicht neuen Gedankens in kurzen, niedlich zugespitzten erotischen Liedern äußerst glücklich, wie z. B. „Der Preis“, „Gottessgabe“, „Rein und Dein“, und in dem etwas längern: „Ueber Nacht“, „Feuer und Flamme“. Besonders schön, das tiefste Gefühl verrathend, ist das Gedicht: „Ein Gott auf Erden“; ungemein zart darin die Stelle:

Wie leich, wie stille ist's umher!  
Und keine Seele kann uns laufen.  
Ich höre wie ein süßes Meer  
Die Säume deines Kleides rauschen.)

\*) Der Vergleich zwischen dem Rauschen der Säume eines Kleides

worauf nach dem schönen Vergleich vom „hohen Wipfel“ die pantheistische Schlussstrophe:

Ja wo des Lebens höchste Lust  
Ein Gott erfahren will auf Erden,  
Ein Mann der Liebe muß er werden  
Du Erdenkind an deiner Brust!

das ganze, aus einem Guß strömende Liebeslied künstlich abrundet. Recht artig ist auch das humoristisch gehaltene „Finkenlied“. Zuweilen jedoch ist der talentvolle Verfasser etwas gesucht, auch manchmal, wenigstens uns, nicht ganz klar, wie z. B. in dem Gedicht „Lerchenschlag“. Doch kommt das selten vor; in der Regel durchweht diese Lieder ein kerngesunder Sinn, ein offen-deutsches Gemüth, zu welchen Vorzügen sich noch ein fließender Versbau gesellt. Als die Krone der ganzen Sammlung bezeichnen wir das herrliche Gedicht „Sonnenwende“; in unsern Tagen der farb- und gestaltungslos ist so etwas eine Seltenheit geworden, und wir wollen es daher unsern Lesern nicht vorenthalten:

#### Sonnenwende.

Es hat die Sonne im Glutanzug  
Den höchsten Himmel erstiegen,  
Die Auen im Tausendfarbenglanz  
Und grünes die Berge liegen.

Hoch quillt die trunks Erbe jetzt  
Von schaffendem Leben über;  
Woh' ihrem Blühen kein Ziel gesetzt,  
Sie thäte noch Vieles drüber.

Es rührt der Wald so voll, so weich,  
Wie eine Jungfrau, die stirbt;  
Die Welt durchtönt ein ganzes Reich  
Unsagbar mächtiger Lieder.

Und höher immer die Säng' er reist  
Des eignen Liedes Klingen,  
Als wollten sie, voll vom tiefsten Geist,  
Ihr Herz in die Hölle singen!

Aufwogen in hoher Mittagsstut  
Die glüh'nden, sprühenden Rosen;  
Wer dachte zurück bei solcher Wut  
An der Welken schüchternen Rosen?

Es streckt, was heute auf Erden lebt,  
Zum Lichte die höchsten Ranken,  
Und zwischen Erde und Himmel schwebt  
Der Mensch mit den hohen Gedanken:

Dein ist, o Seele, dies Bonnemere  
Und all die unendlichen Räume,  
Dein ist der Frühling, so blütenstark,  
Und die irdisch-himmelschen Träume;

Und ewiges Grün und unendliches Blau  
Wird Erde und Himmel dir färben,  
Und irdische Blüthe und himmlischer Thau  
Läßt nie deine Jugend sterben! —

Starr, heilige Sonne, mir diesen Traum,  
O! du dem Abend begegnet,  
Und ob' du anderer Lande Saum,  
Rückwärtelnde, wieder segnet!

Laß nicht dein liebendes Kind nach dir  
Kuckstrecken die Hand vergebend,  
Und halte, du Ewig, fern von mir  
Die Sonnenwende des Lebens,

mit dem Rauschen eines frischen „süßen“ Meeres ist doch wol etwas im Lebenstheinen Geschmack, der sich überhaupt wieder in der modernen Lyrik einbürgern zu wollen scheint. D. Red.

Wo die Erde umher so seltsam schweigt,  
In des Nachts verblühten Gärten  
Die Seele ihr Kätzchen wundernd neigt,  
Wie es so stille geworden. —

So lang mir der Schmelz von Rosen glänzt,  
Und in vollen goldenen Tassen  
Der Heiligsten Haar mein Haupt umkränzt  
Unter warmen, lebendigen Küssen;

Im Rausch des Lebens laß mich schon  
Um die Krone des Liebes werden,  
Und eh' ich gefangen den letzten Ton,  
Im dufthigen Morgen sterben!

Da wir hier einem Dichter nicht zu viel Aufmerksamkeit schenken können, so bemerken wir schließlich nur noch, daß der Verfasser wol besser gethan hätte, das größere Gedicht „Bilder vom Bodensee“, worin uns der neunte Gesang der gelungenste scheint, dieser Sammlung nicht anzuschließen.

Kr. 2. Ganz anders verhält es sich mit diesen Gedichten. Die Verse klingen häufig hart, unmelodisch, streifen zuweilen an das Unschöne an. Der Verfasser gibt sich ferner einer Benommenheit hin, welche die schärfste Rüge verdient. Wir wollen in dieser Beziehung nur eine Stelle hervorheben. Er singt:

Ihr Hüttchen steht nun öde und leer,  
Sie wohnt jetzt einsam und ferne,  
Ihr Herzchen klingt vom Sange nicht mehr,  
Hat Freude und Liebe verloren.

Daß sich „ferne“ und „verloren“ nicht reimt, dies mußte sich ein Schulknaube merken; der Verfasser hätte es sich also wenigstens ersparen können, auf das Titelblatt zu setzen: „Dichtungen eines Laien.“ Das erste Heft enthält größtentheils trübannige Liebeslieder, worunter das Gedicht „Himmel Kreuz Klement!“ sehr trivial ist. Warum er mit zwei Bildern „Die Liebe“ und „Die Hoffnung“ die Reihe in Prosa schließt, sieht man nicht ein. Im zweiten Heft schlägt der Verfasser einen heitern Ton an, der ihm mehr zuzusagen scheint und den er sogar bis zur gefälligen Eshelmerci zu treiben weiß, wie z. B. in „Leder aus Erfahrung“. Zu den bessern Producten gehören noch: „Dämmernacht“, „Am See“, „Dämmerstunde“, „Des Auswanderers Lebenswohl“, „Das flüsternde Laub“.

Kr. 3. Das Ganze mahnt zwar etwas an „Queen Mab“ von Shelley, doch wollen wir damit keineswegs dem Verfasser seine poetische Ader absprechen, im Gegentheil, wir gestehen gern, daß wir dies Buch mit vielem Vergnügen gelesen haben. Nach einer der Exposition im „Faust“ nicht unähnlichen Klage über die Erbärmlichkeit alles menschlichen Wissens begibt sich der trübsinnige Verfasser auf das unermessliche Gebiet der altindischen Lehre und ruft wie ein strenggläubiger Anhänger des Buddha aus:

Vergangenheit wie Jetzt sind mir zuwider,  
Dem Nichts, dem ich entsprungen, drängt mich's zu;  
O senkt ihr Schwestern zwei euch auf mich nieder,  
Vergessenheit und unbedingte Ruh'!

Es würde uns hier zu weit führen, den naturphilosophischen Inhalt des auch den ägyptischen und griechischen Kultus berührenden Epos wiederzugeben, mit welchen Religionsformen überdies Jedermann in seinen Universitätsjahren mehr oder weniger vertraut wurde. Die Phantasie des Verfassers ergeht sich dabei in kühnen Bildern, die oft überraschend sind, ja sie streckt sogar vor den kühnsten nicht zurück, z. B.:

Platzweg! In dem Planetensysteme  
Ist jeder Stern ein Jammerkloß;  
Der ewigen Entbehrung Feme  
Durchschleicht aller Welten Schooß.

Mit besonderer Vorliebe hat der Verfasser den Kampf des

Vulkanismus mit dem Reptunismus geschildert, wobei er nicht nur an vielen Stellen beweist, daß es ihm nicht an jener Kraft fehlt, welche dieser gewaltige, urwüchsige Stoff fodert, sondern auch im Ueberschwänglichen — so seltsam dies auch Manchem klingen mag — besser Maß zu halten versteht als der zügel- und bürgerlos hinausstürmende Shelley. J. B.:

Schon erhält viel hundert Riffe  
Starrer Felsende Wucht,  
Die noch ein mal den gefang'nen  
Feuergott zu zähmen sucht.  
Da vorbei! — die Wunden lassen  
Reilenteil mit jähem Schlund,  
Und entseßelt, fliegjubein,  
Donnernd, zischend, aus dem Grund  
Hebt zu schwebelnd wilden Höhen  
Pluto ries'ger Berge Last,  
Schiebet Schicht auf Felsenschicht  
Mit fanatisch wilder Haft,  
Schleßt mit glühndem Lavastrudel  
Feuergarben hoch empor,  
Bis von Nordeslufte ermüdet  
Er verschleßt sein flammend Thor.

Hiermit empfehlen wir das Buch allen Freunden der Natur und orientalischen Mythologie, für welche zum bessern Verständniß der Verfasser am Ende 32 Noten hinzugefügt hat.

Kr. 4. In der ersten Abtheilung hat es der wahrscheinlich noch jugendliche Verfasser mit den Ereignissen von 1843 und 1849 zu thun, wobei er jede Gelegenheit benützt, seinen Loyalitätsgefühlen in langweiligen Versen Luft zu machen. Wir begreifen nicht, wie der Verfasser den Muth haben konnte, diese durchaus schwachen Producte der Doffentlichkeit zu übergeben. Für das politische Gedicht hat er viel zu wenig poetische Schlagkraft; in erotischen Gesängen wird er süßlich-sentimental, und in der Ballade erlahmt er gänzlich. Wie langweilig z. B. hat er die bekannte launige Geschichte, daß Bietzen einst an der Tafel Friedrich's des Großen eingeschlafen, behandelt! Der Verfasser schlage einmal die „Liederchronik deutscher Helden“ herausgegeben von Adolf Böttger auf und lese das gleichartige schöne Gedicht „Der alte Bietzen“ von Fontane, der überhaupt in der Behandlung kürzerer historischer Stoffe eine seltene Meisterschaft an den Tag legt.

Kr. 5. Der anonyme Barde dieser Gesänge entfaltet eine heitere, wenngleich nicht tiefe Weltanschauung, die sich mehr zum Idealismus als Realismus hinneigt, was jedoch nur im Hinblick auf das Ganze gesagt ist; denn einige dieser Lieder und gerade jene, die wir zu den besten der Sammlung zählen, könnten eher das Gegentheil unserer eben ausgesprochenen Ansicht beweisen. Wir lassen eines der so gestimmten, dem man einen gewissen originellen Anstrich nicht abprechen kann, hier folgen:

#### Der Becher.

Die Welt ist ein Becher  
Und wir sind die Becher,  
Ob jung oder alt;  
Wenn's Herz nicht mehr klappt,  
Wenn's Blut nicht mehr tropft,  
So machen wir halt.

Aus Liebe und Längen,  
Aus Liebern und Krängen,  
Aus Hoffen und Schein,  
Aus Sehen und Scheiden,  
Aus Sehnen und Weiden  
Besteht unser Wein.

Wir trinken in Eile,  
Wir trinken mit Weile,

Wir trinken im Traum;  
 Daß Becher oft sinken,  
 Zur Rechten und Linken,  
 Wir ahnen es kaum.  
 Doch muthig, ihr Becher,  
 Die Welt ist der Becher  
 Für Jung und für Alt;  
 Wenn's Herz nicht mehr klopfet,  
 Wenn's Blut nicht mehr tropfet,  
 So machen wir Halt!

Schön und zart ist das Gedicht „Nach Sonnenuntergang“, sowie auch in Frühlingsliedern, die er der Natur abgelauscht, sich einzelne Stellen finden, die des Verfassers lyrisches Talent bekunden. Er ist sehr bescheiden; denn er glaubte das niedliche Büchlein, dessen Ertrag den Ueberschwemmten in der Provinz Schlesien zukünft, dem Wohlwollen der Recensenten in einem Gedichtchen besonders empfehlen zu müssen. Da ihm dieses Liebchen gelungen ist — er schlägt darin mit vielem Glück einen kindlich-unschuldigen Ton an —, so werden uns nicht nur der Verleger und der alle Aufmunterung verdienende Verfasser, sondern auch die Nothleidenden in Schlesien gewiß dafür sehr dankbar sein, wenn wir es hier allen Kritikern Deutschlands ans Herz legen:

Der Blumentopf.  
 Zertrifsen die Blume,  
 Zerbrochen der Topf!  
 Es koste der Sturmwind  
 Die Armen beim Schopf.  
 O Sturmwind, du Censor  
 Im schrecklichen Wohn,  
 Was hat dir dies Pöschchen  
 Soll Lieder gethan?

Kr. 6. Ein Stück didaktische Poesie. Es bleibt fast immer etwas Unersprißliches, den Ton der Moral in Versen anzuhören; denn auf der einen Seite ist es kaum zu vermeiden, auf die Länge hin nicht trocken oder gar pedantisch zu werden, und auf der andern Seite kommt dem Dichter ein undankbares Publicum entgegen, da die Jugend, für die gewöhnlich derartige Bücher geschrieben werden, in der Schule von Lehrern und zu Hause von Vätern so viel Moral predigen hört, daß sie nicht ein mal, sondern zehn mal lieber ein Märchen oder eine Erzählung liest. Die Verfasserin, welche die Absicht hatte, mit diesem Buche „eine erste Weihnachtspende den großen Kindern“ zu liefern, benutzt bei den Initialen ein Schlagwort, z. B. Arbeit, Freiheit, Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe u. s. w., das den Grundgedanken jedes einzelnen Gedichts abgibt. Bei X und Y ist ihr, wie im voraus zu erwarten stand, der poetische Faden ausgegangen. Wir wollen hier als Probe, da ein ganzer „Buchstabe“ zu lang ist, wenigstens ein Bruchstück der Letter S einschalten, nicht nur, weil es uns seinem poetischen Gehalt nach eins der besten der ganzen Sammlung zu sein dünkt, sondern auch, weil darin die altabelige Verfasserin ihre Gesinnung über echt ritterliches Wesen in einer Weise ausspricht, daß nur zu wünschen wäre, es möchten alle Aristokraten solche Gesinnungen hegen. Aus dem Gedichte „Erelenadel“:

Stolz auf des Wappenschildes Glanz und Schimmer,  
 Stolz auf sein Ritterblut, auf Kreuz und Stern,  
 Stolz auf der Künigerrn Ruhm, so hab' ich immer  
 Den Edelmann gedacht und heug' mich gern  
 Vor solchem alten angestammten Adel!  
 So spricht der Mensch, doch der Gedanke steht  
 Vor ernst darrein und machet mit leisem Tadel,  
 Fragt erst: Ist denn auch edel sein Gemüth?  
 Ist echt sein Herz, ist ritterlich sein Wollen?  
 Ist auch sein Wappenschild von Flecken rein?  
 Und wird, wenn des Gerichtes Donner rollen,  
 Er werth der ew'gen Adelskrone sein?

Und spricht der Gott in eurer eignen Seele  
 Und in der Brüder Bild: ein Ja! o dann,  
 Daß auch der Ehrsucht Keuzerung nicht fehle,  
 Beugt euch vor diesem echten Edelmann.  
 Sein Wappenschild — am Throne Gottes kehrt's,  
 Denn göttlich ist dies S des Alphabets!

Kr. 7. Der Verfasser behandelt in diesem Gedicht, wo zu er die freie achtzeilige Strophe als Versmaß gewählt, eine jener Episoden der Französischen Revolution, in der keine einzige historische Gestalt thatkräftig auftritt, sondern nur Privatpersonen in allerdings nicht gewöhnlichen Situationen dem Leser vorgeführt werden. Hierin mag wol der Grund zu suchen sein, daß es dem kleinen, seiner ganzen Haltung nach sehr modernen Epos an jener Plastik fehlt, ohne die ein derartiges Gedicht, wenigstens für uns gilt diese Richtschnur, nicht nachhaltig wirken kann. Dem Verfasser fehlte schon der Muth, einen modern-pikanten Anlauf zu nehmen; revolutionäre Stoffe muß der Dichter fast anpassen, den Leser überrumpeln und mit ihm wie von einer Barrikade in medias res hineinspringen, damit er ihm augenblicklich für seine Leute ein Interesse einflößt. Dagegen kommt uns Nächst mit einer blassen Reflexionspoesie in den Schuß, die unbedingt ein zu langes Präambulum bildet. Ferner, wenn es auch nur Kleinigkeiten sind, die an einem andern Plage ihre Berechtigung haben, so wirken sie hier doch störend ein. Wir wollen nur auf eine derselben aufmerksam machen: Worte wie Marquis und Hôtel machen sich in deutschen Versen nie gut und sind ja leicht zu vermeiden; bei Hôtel hat der Leser unwillkürlich auch Kellner und Hausknechte vor Augen — wahrlich keine poetischen Gestalten! Damit der Verfasser jedoch nach dieser Rüge nicht glaube, daß wir in unserm kritischen Eifer so weit gehen, gar nicht Gutes in seinem Werke zu finden, so lassen wir jetzt eine alte Probe seines Talents folgen:

Um eines Gartens üppig reichen Raum,  
 Nicht fern vom Louvre, zog sich eine Mauer;  
 Im Hintergrunde bot ein Haus sich kaum,  
 Beschirm't vom Blätterwerke, dem Beschauer.  
 Und drinnen war es still, es regte sich  
 Kein Laut, nur spärlich durch die Zweige strich  
 Die Lust und säuselte herab vom Raum  
 Zum Boden nieder ihre Abendshauer.

Wer hört sie? — Unter einem Laubenzelt,  
 Umspunnen rings von farbenbunten Blättern  
 Und Silberreihen, die hier aufgestellt,  
 Von Marmor, sie zu schützen vor den Wetterm,  
 Saß eine Frau'ngestalt, schwarz von Gewand,  
 Von Haaren blond, ein Buch in ihrer Hand;  
 Doch scheint ihr Geist, indem das Haupt sie hält,  
 Entfernt von Abendluft und Marmorgöttern.

Auf einen Tisch von blendend weißem Stein  
 Lehn't sie den Arm, worauf ihr Haupt in Träumen  
 Sich stützt — geschlossen scheint ihr Aug' zu sein;  
 Still weh't's herüber von Gebüsch und Bäumen.  
 Gedöfnet hält das Buch sie auf dem Schooß,  
 Doch riß ihr Geist sich von den Blättern los  
 Und kämpfte sich in ein Gewühl hinein,  
 Wo Sturmmerreg und wild die Wellen schäumen.

Ist's Ernst der Zeit? — Der Frauen Herz begreift  
 Ihn oft mit des Gefühles heil'gem Ahnen.  
 Die Fluren auch, wo keine Liebe reift,  
 Wo Haß und Muth sich ihre Furchen bahnen.  
 Die seh'n sie ihre blut'ge Saat ans Licht  
 Erheben mit Prophetenangesicht;  
 Und sollt' es jetzt, wo Schuld auf Schuld sich häuft,  
 Nicht auch an nahendes Verderben mahnen?

Uebersichten wir schließlich noch ein mal flüchtig die ganze Dichterei, so ergibt sich daraus, daß sich jeder wohl vor Allem klar, was in den höhern Kreisen der Gesellschaft Anstoß erregen könnte. So beugt sich heutzutage selbst der Rufensohn nicht mehr vor den Rufen, sondern vor den Götinnen des Salons, als wären sie die letzte, die höchste Instanz, welche allein herrschend die öffentliche Meinung aller andern Schichten der Gesellschaft in Pacht genommen hat. Und wie wir unsern Bericht mit einem Blick auf Frankreich begonnen, so wollen wir ihn auch mit einer Parallele schließen: der französische Dichter huldigt der souveränen Mode, ohne sich als geborener Saloniermenschen dabei viel zu vergeben; der tieffinnigere Deutsche oder Tournaire huldigt ihr nur, weil sie einmal souverän ist, und läuft dabei Gefahr, als geborener Universalist sein bestes, edelstes Selbst zu opfern.

**Emanuel Rauf.**

### Drei Reisen um die Welt.

1. Reise um die Welt in den Jahren 1844—47. Von Karl Grafen von Sörg. Drei Bände. Mit einer Karte. Stuttgart, Gotta. 1852—53. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Reise um die Welt und drei Fahrten der königlich britischen Fregatte Herald nach dem nördlichen Polarmeere zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1845—51. Von Berthold Seemann. Zwei Bände. Mit 4 Lithographien in Fardruck. Hannover, Kümpler. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Rgr.
3. Eine Weltumsegelung mit der schwedischen Kriegsfregatte Eugenie. (1851—53.) Von R. J. Andersson. Deutsch von A. P. Kannegießer. Leipzig, Lorch. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Begierde fast des gesammten europäischen Publicums, von den Dingen und Personen und Zuständen des schnell erschlössenen Westens wie des nicht länger verschließbaren Ostens immer mehr zu hören, ist beständig im Wachsen und unterstützt das Erscheinen immer neuer Reisewerke in nicht geringem Grade. Aber nicht jeder Reisende ist zum Reiseschriftsteller geboren. Nichts sich das in Zukunft Verlagsbuchhandlungen wie Reisende gesagt sein lassen, sonst wird der Markt zu voll von nicht immer guter und tauglicher Waare. Daß aller Anfang schwer ist und auch der im geschickten Darstellen von Erlebnissen, sehen wir an dem ersten der obgenannten Werke. Das ist eine compendiöse Schrift von drei starken Bänden. Sie behandelt eine Reise in Nordamerika, in Westindien und Südamerika, in China, Java, Indien und die Heimkehr über Suez und das Mittelmeer nach Deutschland. Der Verfasser ist ein Deutscher, ein junger reicher Privatmann, der, von reiner, zweckloser Wanderlust getrieben, von dem aller Jugend eingeborenen wichtigen Drange nach der weiten Welt beherrscht, durch nichts gebunden und gehindert, im Gegentheil von einer vollen Kasse unterstützt, sich aufmachte, um nach der Weise englischer Lords hinein in die Welt zu reisen, nach Lust und Laune, zum eignen Vergnügen, zur eigenen Ausbildung. Kein wissenschaftlicher Zweck und kein mercantilischer treibt ihn, eine diplomatische Sendung ebenso wenig wie eine industrielle Unternehmung. „Ich bin nicht selten gefragt worden“, erzählt er im zweiten Bande, „was mich zu so ausgedehnten Reisen ohne einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck bewogen habe, und wenn ich mir selbst darüber klar zu werden suchte, so kam ich meist auf ganz geringfügige Anstöße zurück, die den entscheidendsten Einfluß auf meine Pläne gehabt haben: nach China mag mich der arbeits Befähigung einiger chinesischen Kleinigkeiten halb unbewußt getrieben haben, nach Westindien und vielleicht überhaupt nach Amerika trieb mich der eigenthümliche Reiz, den die Insel Martinique (weil der Schlangen halber) für mich besaß“ u. s. w. So geht er von Ort zu Ort, von Meer zu Meer, wie's ihm beliebt und seinem guten Genius.

Jedenfalls wäre es wünschenswert gewesen, wenn ihn dieser bei Abfassung des ersten Bandes mehr unterstützt hätte als es geschehen ist. Der Verfasser sagt zwar in der Vorrede, daß das Buch keine Lücke in der Literatur ausfüllen und keinem Bedürfnis abhelfen solle und nur für seine Familie und Freunde geschrieben sei, wie für die, welche sich durch dasselbe mit ihm zu befreunden vermögen. Er gesteht auch, daß es ihm aus mehreren einleuchtenden Gründen nicht angenehm gewesen sei, mit der Schilderung seiner Reise in den Vereinigten Staaten zu beginnen. Dies offene Geständnis bricht einer scharfen Kritik die Spitze. Aber die Schrift liegt einmal einem größten Publicum vor und ist auch für dasselbe geschrieben. Warum auch nicht demselben aus dem großen Schatz einer langjährigen Erfahrungsvollen Reise übergeben, was vielfach und Vielen dienen kann! Der Beginn der Reise datirt sich bis ins Jahr 1844 zurück. Wie reizend aber gerade Nordamerika von der besagten Zeit an bis zum Jahre 1852, in welchem der erste Band geschrieben ist, sich verändert und geradezu umgewandelt hat, ist bekannt, ebenso wie nicht wenige ganz vorzügliche Schriften von Deutschen erschienen sind, die gerade diesen Welttheil auf das ausführlichste und seine Eigenthümlichkeiten auf das gründlichste geschildert haben. Wäre der Verfasser mehr auf die Eigenheiten des damaligen amerikanischen Lebens eingegangen, hätte er sich mehr in die verschiedenen Schichten und Weisen des Nordamerika, wie es zu seiner Zeit war, eingelebt, überhaupt mehr geschildert und gezeichnet, als gewisse Dinge im Ganzen abgehandelt und im Allgemeinen besprochen, so hätte die Schrift mehr als ein Spiegel des damaligen amerikanischen Lebens in dem heutigen und umgekehrt gelten können und jedenfalls dadurch an Reiz gewonnen. Die Vereinigten Staaten sind jedoch überhaupt nicht das Land unsers Verfassers. Er ist ein Tory, ein scharf ausgeprägter, aber ein keineswegs fanatisch einseitiger Aristokrat; er liebt Romantik und wol auch Abenteuer; er sucht das dem europäischen Leben Fremde und Entgegengesetzte, das nationell Eigenthümliche, das noch naturwüchsig Ausländische; aber gleichwol liebt er es nicht, sich zu demselben seine Bahn mit eigener Faust durch Urwald und Urwald zu brechen. Er reist nur auf den bequemsten Dampfschiffen, er logirt nur in den fashionabelsten Hotels, er speist nur an den besten Tables d'hôte, er liebt nur den ausschließlichen Umgang der sogenannten guten Gesellschaft — was Wunder, daß er da gerade in Nordamerika nicht rechte Behaglichkeit und Befriedigung findet! Land und Leute bleiben ihm aber auch deshalb zum großen Theile unbekannt, und seine Beschreibung der Vereinigten Staaten entbehrt damit und zumal jetzt des besondern stofflichen Interesses. Der Verfasser wiederholt oft Gefagtes. In solchem Falle kann eine glückliche Form wol ersetzen, was dem Inhalte abgeht; wer da den rechten Ton trifft, kann längst bekannte Sachen noch ein mal erzählen und wird immer wieder seinen Hörerkreis finden. Unserm Reiseschriftsteller ist das im ersten Bande nicht besonders gelungen. Ihm mangeln Leben und Unmittelbarkeit, Beweglichkeit und Frische, Schwung und die Gabe fortzureißen und zu bannen. Dies liegt mit daran, daß er erst spät nach Vollendung seiner Reise die Tagebücher gesichtet und umgearbeitet, den uns vorliegenden Bericht aus mannichfachen Notizen und Etizzen zu einem Ganzen componirt hat. Damit ist der lebendige Hauch, der ein Reisewerk, zumal wenn es kein wissenschaftliches ist, so angenehm überweht, verloren gegangen und damit der Reiz, der uns unwiderstehlich anzieht. Auch stört es oft unangenehm, daß der Verfasser bei einer glücklich eingeleiteten Schilderung von Dingen und Personen gemäß den ersten Eindrücken und Erlebnissen sich plötzlich darin unterbricht und auf Auseinandersetzungen eingeht, die zwar in das Capitel gehören, aber nicht an die betreffende Stelle. Jedes ins rechte Licht zu stellen und passend zu verflechten und das Verschiedene anschaulich und gehörig zu gruppieren, verräth aber den geschickten Zeichner, mag er sich nun des Pinsels oder der Feder bedienen.

Der zweite Band ist besser geschrieben. Sein Inhalt selbst

bietet einen interessanten Stoff. Er und der dritte sind schätzenswerthe Beiträge zur Geschichte des außerafrikanischen Regervolks, wie zu der des gegenwärtigen Lebens der malayischen Race auf Java und der gemischten Bevölkerung Angloindiens. Westindien mit seinen verschiedenen französischen und englischen Besitzungen, mit seinen unabhängigen Regern und seinen Missionsstaaten, seinen Inseln und Städten, seinen Märkten und Producten, seiner Natur und seinen Bewohnern, dann das britische und holländische Guiana, ferner die Tour quer über den Isthmus von Panama, endlich ein längerer Aufenthalt an der Westküste des nördlichen Südamerika, eine Reise in die Anden — sie bilden die mannichfachen Gruppen, in denen der Verfasser seine Reise zusammenstellt. Mit Vorliebe hat er darin die Sklavenfrage abgehandelt und mit nicht zu verkennender Gründlichkeit und vorurtheilsloser Ruhe all die mannichfachen Thatfachen und Belege gesammelt und erörtert, welche uns den Charakter, die Sitten und Manieren, die Geistes- und Bildungsfähigkeit, das gesammte äußere und innere Leben der Regervölker vor Augen führen und uns zu einem Urtheil über diese schwierigste aller amerikanischen Fragen befähigen. Daß Mrs. Beecher-Stowe's „Onkel Toms Hütte“ nicht für alle Fälle gilt und daß ihr Raisonnement nicht überall richtig ist, wird hieraus wie aus den meisten Berichten neuerer und kompetenter Reisender immer klarer. Götz hat an dieser Stelle mehrere sehr anziehende kleine historische Skizzen aus der jüngsten Geschichte der amerikanischen Regerverölker, vorzüglich des haitianischen eingeflochten, und diese sind jedenfalls nicht unwichtige Blätter für die Kenntniß des außerafrikanischen Regervolks. Ihr Werth steigt umso mehr ins Auge, als die aus dem darin Nebergelegten gezogenen Schlüsse zum großen Theil in den spätern geschichtlichen Vorgängen sich bewahrheitet haben.

Der eigentlich interessante, der am meisten lesens- und lobenswerthe Band ist der dritte, und durch ihn namentlich scheint es gerechtfertigt, wenn der Verfasser es unternahm, das Werk überhaupt zu schreiben und der Öffentlichkeit zu übergeben. Der anziehende Stoff, eine Schilderung des chinesischen, japanischen und indischen Lebens der Gegenwart, die immer tiefer eingreifende Beziehung dieser Welttheile zu dem europäischen, die Wichtigkeit, welche einzelne der dargestellten Völker und Gegenden gerade heutzutage haben und immer mehr in nächster Zukunft erlangen werden, das gewisse mysteriöse Dunkel, was über einzelnen dieser Land- und Völkerstriche noch schwebt, die Unbekanntheit der Deutschen gerade mit den meisten derselben, weil Werke hierüber von deutschen Reisenden bisher sehr wenige geschrieben sind und unser Staatsleben und Deutsche in verhältnißmäßig geringer Verbindung mit den auswärtigen Völkern bringt — das Alles macht das Buch schon an und für sich anziehend. Der hohe gesellschaftliche Rang des Verfassers aber, der ihm und dem Leser hierbei ungemein zuflatten kommt, hat ihn durch die leichte Verbindung mit all den verschiedenen Residenten, Gouverneuren, Präsidenten, Fürsten, Regenten, Sultans u. s. w. in den Stand gesetzt, eine Menge von Dingen und Personen und Einrichtungen in ihrem echt nationalen Typus zu sehen und zu beobachten, wie solches nur selten dem gewöhnlichen, wenn auch noch so wißbegierigen Reisenden trotz großer Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit europäischer und nichteuropäischer Großen in den besagten Ländern zutheil werden möchte. Das Leben des jetzigen China in und an den englischen Plätzen der Ostküste, des gegenwärtigen Java fast in der ganzen Länge und Breite der an eigenthümlichen Producten und Bewohnern so reichen Insel, des heutigen Süd- und Nordindien unter der Oberherrschaft der Engländer und dem Nischamasch hindu-mohammedanischen Lebens — das Alles enthält sich hier unsern staunenden Blicken und wir glauben manchmal ein Märchen aus „Tausendundeine Nacht“ zu lesen oder uns in die Zeiten Timur-Lamerlans und seiner Zeitgenossen versetzt. Der Verfasser hat uns schon in dem letzten Theile seiner neuesten Reisebeschreibungen mit dem freundlichen Java bekannt gemacht. Durch das

Werk des Grafen Götz gewinnen wir ein noch innigeres Verständniß. Und als hätte der Verfasser mit den neuen, fremden, schönen, wunderbaren Ländern neue Augen zum Sehen, neue Sinne zum Beobachten, neuen Mund zum Sprechen bekommen: seine Weise zu schauen, zu merken, zu berichten ist damit eine ganz andere geworden. Seine Darstellung ist besser, ausführlicher, sinnlicher, plastischer. Jedenfalls ist dieser letzte Band einer der reichhaltigsten und lehrreichsten, den wir von einem Deutschen über diesen Theil des heutigen ost- und südasiatischen Lebens besitzen.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß sich in dem ganzen Werke der Charakter großer Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe ausdrückt.

Kein größeres Lob für eine Schrift, als wenn der Leser nur mit einem gewissen Jögern den letzten Zeilen folgt, wie um sich den gehabten Genuß noch im letzten Momente zu verlängern, und mit Bedauern, schon am Ende zu sein, das Buch beiseitelegt. Wir müssen gestehen, daß es uns mit dem obigen Werke Mr. Z nicht anders gegangen ist. Dem regen Interesse an dem reichhaltigen Stoffe, der uns aus dem Schape der Natur vorgelegt wird, mischt sich ein anderes bei, das tiefe Gefühl der Theilnahme an den Schicksalen des fernen, wahrscheinlich Mühen und Drangsalen schon längst erlegenen Sir John Franklin.

Der bekannte vermiste englische Seefahrer ist am 19. Mai 1845 mit zwei Schiffen und 138 Mann von der Themse ausgelaufen. Die letzte directe Nachricht von ihm datirt vom 26. Juli desselben Jahres, Melville-Bai. Drei Winter verstrichen und auch nicht die mindeste Mittheilung von ihm oder über ihn drang nach England. Das britische Ministerium rückte demzufolge die verschiedensten Expeditionen nach den Gegenden des polarischen Amerika und dem nördlichen Polarmeer aus, um den Verlorenen aufzufinden, wie bekannt, bisher vergeblich. Das erste dieser Schiffe verließ die Themse am 1. Januar 1848 und vereinigte sich mit der im Stillen Meere stationirten Fregatte Herald zu der ersten sogenannten Beßings-Strassen-Expedition. Diese drang von der genannten Straße nach Norden und Osten vor, unternahm bis zum Jahre 1850 drei Unternehmungsfahrten und kehrte 1851 nach England zurück, unverrichteter Sache mit Bezug auf Franklin. Sonst hat sie bezüglich der Erweiterung geographischer Kenntnisse ganz ungemeines geleistet. Der Grund zu dem letztern liegt in der frühern Bestimmung des Herald wie in den Persönlichkeiten, die sich auf der Fregatte befanden.

Der Herald war ursprünglich ein sogenanntes Inspectionschiff an den Westküsten Amerikas und mit der hydrographischen Verfassung dieses Erd- und Wasserstrichs vom Jahre 1845 an beschäftigt, vorzüglich was den Theil der Südsee von Chile bis hinauf zur Straße Juan de Fuca anbelangt. Der Capitän des Schiffs wie die übrigen Offiziere sind wissenschaftlich höchst gebildete Männer. Von ihnen ist Mr. Kellett, der Capitän, als eine nautische Notabilität zu erwähnen und neben ihm Lieutenant Bedford Pim, der in der neuesten Zeit viel von sich in den Zeitungen reden machte, als er in Petersburg bei dem Zaren vergeblich um die Erlaubniß nachsuchte, von den russischen Besitzungen aus eine Expedition zur Auffindung Franklin's unternehmen zu dürfen. Auch mehrere Naturforscher finden wir auf der Fregatte. Infolge des unglücklichen Endes, was den jungen Botaniker Thomas Edmonston an der Küste Peru's erlitt, ward Berthold Seemann aus Kew bei London als Naturforscher bei der Expedition angestellt und hat dieselbe auf jeder ihrer Fahrten nach dem Polarmeer begleitet. B. Seemann der Botaniker ist in der wissenschaftlichen Welt zu bekannt, als daß wir über ihn noch ein Wort verlieren sollten. Von ihm rührt die vorliegende Beschreibung der „Reise um die Welt“ im Großen und Ganzen her. Wir sagen im Großen und Ganzen, weil nicht das ganze Werk aus seiner Feder ursprünglich geflossen ist, sondern nur ein Theil, freilich der



größte und dem Gehalte nach wertvollste. Das Uebrige ist theils eine Uebersetzung vorliegender Reise- und Tagebücher, die von den Offizieren des Schiffs geführt wurden, theils eine wörtliche Benutzung ganzer Hauptstellen derselben. Dies mußte umso mehr geschehen, als die Mannschaft der Expedition nicht selten getheilt war und der Verfasser selbst an den betreffenden Stellen keine bessere Beschreibung als die ihm von seinen Reisegeossen vorliegende geben zu können sich im Stande erklärte.

Je bescheidenen aber der berühmte Botaniker das Werk dem Publicum in der Vorrede übergibt, desto unverbohlener will es die Kritik demselben empfohlen haben. Und je verführerischer es für den in England lebenden und angestellten Schriftsteller war, das Werk neben andern die Reise betreffenden, bereits erschienenen und in englischer Sprache abgefaßten wissenschaftlichen Schriften gleichfalls englisch niederzuschreiben, desto anerkannterwerth ist es, daß er dasselbe in deutscher Sprache abgefaßt und damit um ein bedeutungsvolles Buch die neueste deutsche Reiseliteratur bereichert hat. Diese ist in diesem Genre, wo sich wissenschaftliche Forschungen in anziehendem Gewande vereint mit interessanten Reiseerlebnissen in gewinnender Sprache und glücklicher Auswahl vorfinden, nicht gerade reich. Entweder mangelt das Eine, oder das Andere läßt viel zu wünschen übrig. Der „bestehende Reiz erdichteter Schilderungen“ und eine Menge bedeutender Abenteuer sind es nicht immer, die für eine gewisse Classe des Publicums eine Schrift anziehend und empfehlenswerth machen. Wo es sich um Thatfachen und Erlebnisse, um Fahrten und Forschungen, um Männer und Unternehmungen handelt, wie die in dem vorliegenden Werke beschriebenen, da würde es den Leser nur unangenehm berühren, Thatfachen mit Erdichtungen, einen kurzen, gemessenen, wissenschaftlichen Stil mit einem breiten Reiseschwätz, Mühen und Transports, im Dienste der Menschheit erlitten, mit der Schilderung von kleinen individuellen Affären und angebenden Münchhausen verflochten oder vertauscht zu sehen. Das Buch ist in der Gestalt, wie es der Öffentlichkeit übergeben ist, und mit keinem Inhalte gleich geeignet, das specifisch-wissenschaftliche Publicum zu befriedigen, wie das sogenannte gebildete Publicum im Allgemeinen, natürlich den einen und den andern Theil mehr oder minder in den einzelnen Partien. Vorzüglich aber werden Geographen, Botaniker, Geologen und zum Theil auch Ethnologen dieses Werk Seemanns mit Befriedigung als eine Bereicherung ihrer speciellen Studien zu rühmen wissen.

Abgesehen von den hydrographischen und statistisch-geographischen Notizen über einzelne Theile der Westküste Süd- und des californischen Amerika bis hinauf zu den Bancowert-Inseln und der daran stoßenden Meeresküste, wollen wir mehrere Berichte und Beschreibungen hervorheben, die sich durch ihre Genauigkeit und Reichhaltigkeit auszeichnen, wie dadurch, daß über die bezüglichen Landestheile in deutschen und wir glauben auch in ausländischen Werken nirgends etwas so Vollständiges geliefert ist. Physische Beschaffenheit des Landes, Menschen- und Thierfauna sind darin ungemein ausführlich behandelt, oft, was die beiden letzten Punkte anbelangt, so erschöpfend, daß darüber für den gegenwärtigen Status der Länder überhaupt nichts Anderes gesagt werden kann. Hierher gehören: 1) Die Beschreibung des nordwestlichen Theils von Peru und des daranstoßenden südwestlichen Theils von Ecuador. 2) Die in jeder Hinsicht vorzügliche allgemeine Uebersicht des Isthmus von Panama. Der Verfasser hat sich mehrere Monate daselbst aufgehalten und hatte den erwähnten Abschnitt eigentlich für ein selbstständiges Werk geschrieben, für seine „Geschichte des Isthmus von Panama“. Wegen der neu entdeckten interoceänischen Verbindung und der Bedeutung dieses kleinen Weltstücks für alle Zukunft ist ein wissenschaftlicher Bericht aus der Feder unsers Verfassers um so wichtiger und verdienstvoller. 3) Eine detaillierte Schilderung des bisher noch sehr unbekannten westlichen Eskimolandes (seine Geographie, Klima, Pflanzen, Thiere, die Eskimos selber, ihre Kleidung, Waffen, Nahrung, Sitten, Sprache u. s. w.), nebst

einer Beschreibung der Eisklippen in der Nähe der Behringsstraße und der in ihnen aufgefundenen fossilen Ueberreste. Auch eine Skizze über die russischen Forts und Handelsstationen an dem nordwestlichen Zipfel Amerikas ist hier nach den Berichten Pim's beigefügt. 4) Ein wenn auch nicht durchgängig gleich ausführlicher Bericht über die Fauna und Flora des ehemaligen nördlichen Theils von Mexico, der Sandwichinseln (Dahu), der Inseln Hongkong und Singapore, des Caps der guten Hoffnung und schließlich von St.-Helena und Ascension. Welche Reichthümer hier niedergelegt sind, kann Jeder schon nach dem Angeführten beurtheilen. Im Eskimolande, in Panama und Betaguas, auf Hongkong und den beiden letztgenannten Meeresküsten wächst keine Pflanze und lebt fast kein größeres charakteristisches Thier, das dem Verfasser entgangen wäre und dessen Erwähnung er verabsäumt hätte. Es geschieht das freilich nicht auf die Weise Aschudi's, aber ebenso wenig ermüdend und langweilig.

Auch über die Auswanderungsfrage, was Mittel- und Südamerika anbetrifft, sowie über das Indianer- und Negerleben, endlich über medicinische und Handelspflanzen der verschiedenen Erdtheile finden sich an den betreffenden Stellen schätzenswerthe Beiträge.

In das Werk selbst ist die Aufzählung sämtlicher Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's und ihrer Resultate von dem 1. Januar 1843 an, von dem bekannten Geographen A. Petermann zusammengestellt, sehr passend aufgenommen. Ueber die hier in Rede stehende Expedition äußert sich diese kompetente Stimme: „Die geographischen Entdeckungen dürfen zu den wichtigsten gezählt werden, welche durch die verschiedenen Aufsuchungs-Expeditionen gewonnen sind; denn die Südspitze des oft von den Russen berührten Polarlandes wurde entdeckt und auf der Karte festgestellt. Es war am 17. August 1849 unter 71° 20' n. Br. und 175° 20' w. L., als Capitän Kellett an eine beinahe ganz unzugängliche Granitinsel gelangte, die später den Namen Herald bekam und sich gegen 200 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt. Jenseit dieser Insel, in Westen und Norden, zeigte sich ein ausgebreitetes Hochland, „über dem die Wolken in dichtgefrängten Massen zogen, von Zeit zu Zeit aus ihrem zerfissenen Schleier sehr hohe Gipfel zeigend, die deutlich als Säulen und Pfeiler zu erkennen waren.“

Das Buch Nr. 3 ist von dem Schweden R. S. Andersson, ins Deutsche übersetzt von Kannegießer. Der Verfasser ist auch ein Naturforscher und gleichfalls ein Botaniker. Auch er reist auf höhere Veranlassung, nämlich ausersehen von der Akademie der Wissenschaften seines Landes, die schwedische Fregatte *Eugenie* auf ihrer Weltumsegelung zu begleiten. Die Tour, welche das Schiff dabei nimmt und von welcher demgemäß der Verfasser in ihren Hauptstationen zu berichten hat, ist ziemlich die nämliche, die neuerdings von allen Weltumseglern eingeschlagen wird und schon manchem wissenschaftlichen oder abenteuernden Reisenden den Stoff zu einer Reisebeschreibung hergegeben hat. Das Atlantische Meer, Rio, Montevideo und Buenos-Ayres, Südamerikas Westküste mit den nahe gelegenen Inselgruppen, Mittelamerika, S.-Francisco und das Goldlandleben, die Inseln der Südsee, Neuholland, China, Java, das Capland und schließlich die Heimkehr über Englands Küsten, das ist der Cyklus, in dem sich die Weltumsegelung mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren Erfahrungen und Abenteuern, mit ihren mannichfach wechselnden Physiognomien des Landes und der Menschen in dem Berichte des Reisenden abspiegelt.

Die Beschreibung selbst zeichnet sich vor mancher andern ihrer Art höchst vortheilhaft aus. Sie ist während der Reise selbst, noch unter dem Einflusse der jüngsten Erlebnisse entworfen und die Feder in all die verschiedenen Farbtöne getaucht, mit denen die Natur so reichlich allüberall anders sich und die Menschen zeichnet und schmückt. Die Schrift hat darum etwas

Frisches und Manieres, Flüssiges und leicht Bewegliches. Zugleich ist sie aus einer glücklich heitern Stimmung gestossen, die des Lesers Gemüth beim Lesen fesselnd überkommt. Sie hat nebenbei den Reiz der sinnlich vergegenwärtigenden Zeichnung. Strengwissenschaftliche, das botanische Fach angehende Auseinandersetzungen, trodene Raisonnements, aber auch das Eingehen auf tiefere, weitgreifende Fragen, z. B. über Geschichte und Reiche der einzelnen Völker, über Regierungsverhältnisse und Entwicklungsstufen der einzelnen Länder, sind dem Verfasser fremd, obgleich er kurze historische und interessante Skizzen dieses und jenes Volks an mancher guten Stelle keineswegs vermieden hat. „Nur einen verstoßenen Blick habe ich in ihr (der Völker) sociales, religiöses und häusliches Leben werfen können.“ Aber trotz des flüchtigen Blicks sieht unser Reisender gut, schnell und scharf, die Eindrücke prägen sich auf seine Seele lebendig ab, und da er gibt, was er gesehen und gesammelt, so gibt er nicht wenig und zugleich Genaues. Er liebt die Naturschilderungen, und wer in engem Rahmen, in leicht lesbarer Schrift eine lebendige Anschauung, ein recht hübsches Bild von den verschiedensten Gegenden, Küsten, Städten, Völkern der oben erwähnten Land- und Meeresküste haben will, die ja fast alle in der heutigen Zeit Knotenpunkte des riesig wachsenden Welt Handels und des immer enger werdenden Völkerverkehrs sind oder noch zu werden versprechen, dem ist das Buch sehr zu empfehlen. Wir können uns nicht erinnern, in den neuern Reisebeschreibungen ein genaueres Bild gefunden zu haben, als es Andersson z. B. von den Städten Montevideo, Buenos Ayres, Valparaiso, S. Francisco, Honolulu, Papiiti und deren Umgebung entworfen hat. Das Ganze ist um so anziehender, als die Reise selbst bis in die Jahre 1852 und 1853 hineinreicht. Die Berichte über Californien und Australien haben auch darum ihren ganz eigenen Werth, zumal für Auswanderer. Als ein größerer Reichtum andern Reisewerken gegenüber und als weniger bekannt sind anzuführen die Beschreibungen der Natur und des Lebens und Treibens auf Madeira, den Guano- und Galapagos-, den Sandwich-, Freundschafts- und andern Südeinseln, auf den Philippinen und Carolinen, auf Isle-de-France und auf der Ostküste Neuhollands. Wer aber Interesse an der vergleichenden Culturgeschichte nimmt, der wird manche höchst anziehende Vergleichungspunkte finden, wenn er dieses Werk mit dem unmittelbar ihm vorangehenden Seemann's oder andern ähnlichen zusammenhält. Seemann schreibt 1847 von dem Wege zwischen Callao und Lima, er sei trotz der Kürze einer der gefährlichsten und unangenehmsten an der peruanischen Küste und durch Räuber sehr unsicher gemacht, Andersson legt ihn in 20 Minuten im bequemen Waggon auf der Eisenbahn zurück. In des Erstern Werke heißt es vom 18. September 1846: „Wir liefen in die Bai von S. Francisco ein ... Ein Lieutenant kam an Bord und brachte uns die Nachricht, daß die Amerikaner von Californien Besitz genommen hätten und mehre Offiziere und Gemeine an der Küste beschäftigt wären, die Verteidigung des Landes zu organisiren. ... Einige von uns machten einen Besuch nach der Mission von S. Francisco. Ungefähr 20 zerstreut liegende Häuser waren in der Ebene, und das Einzige, was ein Anzeichen von Leben gab, war ein junger Ochse, der eingebracht wurde. Der Weg war ermüdend und eintönig, er führte durch Dickichte von niedrigen Bäumen und tiefem Sand.“ In dem Werke des Zweiten lesen wir von demselben Orte: „Hier liegt eine Stadt mit 70–80,000 Einwohnern, eine Stadt, strahlend in des Goldes und gewerblichen Reichthums Pracht ... und Alles darbietend, was menschlicher Kunstfleiß und Erfindungsgeist als das am meisten raffinierte und kostbarste hervorzubringen vermocht hat.“ 3.

## Aus London.

John Mitchell's Kerkermemoiren. Caricatureliteratur. Eine Geschichte des Charismus. Romanliteratur und Theater.

Gegenwärtig denkt wol noch kaum Jemand in Deutschland an den misrathenen Versuch der Herren Smith O'Brien, Meagher, John Mitchell, Manus und Donoghue, das „grüne Erin“ von dem vereinigten Königreiche loszureißen und eine irische Republik auf eigene Faust und eigene Kosten zu gründen. Ach, das grüne Erin war auch einmal in der Literatur und in der Zeitungspolitik Mode, wie Alles einmal Mode ist, um dann vergessen und beiseitegelegt zu werden. Es wimmelte in der Literatur von irischen Romanen, Erzählungen und Skizzen und in den Zeitungen von höchst grauslichen Mordgeschichten, agrarischen Freveln und Hungersterbeszenen aus Irland. Es gab Seiten, wo diese irischen Sammlerszenen das einzige Salz und Pfeffer waren, um damit die dünnen Zeitungsuppen zu würzen und schmackhaft zu machen. Jetzt ist von Irland kaum noch die Rede, gerade als ob der von der „Times“ einmal ausgesprochene höchst christliche Wunsch (denn die „Times“ steht immer von christlicher Gesinnung über), es sei für beide Theile, für England sowohl als Irland das Beste, daß das grüne Erin in den Schoos des Oceans versänke, in Erfüllung gegangen wäre. Irland ist jedoch, wie wir zur Beruhigung des Lesers hinzufügen, nicht vom Meere verschlungen worden; es ist auf den Landkarten noch immer verzeichnet; nur zählt es, mindestens gerechnet, 1,600,000 Einwohner weniger als vor 14 Jahren. Doch um solche Thatfachen und das bißchen Leid und Gram, was daran hängt, kümmert sich das Publicum nicht viel; solche Thatfachen sind nicht drastisch und pikant genug. Das Stück ist zu Ende; der Vorhang ist niedergelassen und verbirgt die Opfer, die einem grauen Berhängniß gefallen sind; das Schauspielhaus sieht öde und langweilig aus; das Publicum geht Späße machend nach Hause und erkundigt sich höchstens nur im Vorbeigehen beim Logenschließer, welche Tragödie etwa morgen in Scene gehen wird.

Die Art, wie die Erwartungen, welche man auf die Reueure der irischen Insurrection setzte, getäuscht wurden, war auch gar zu grob. Wenn man John Mitchell's „United Irishman“ oder die „Nation“ las, so mußte man glauben, Irland stehe wie Ein Mann unter den Waffen und werde England einen furchtbar blutigen Tanz aufführen. Als es nun zum Schlagen kam, war das Schlachtfeld, auf welchem sich die Geschichte Irlands entschieden, nicht größer als der Gemüsegarten der Witwe Kormak, die durch diesen Unfall eine Stelle in der Annalen der Weltgeschichte erhielt, auf die sie ohne Zweifel in ihren stolzeften Träumen nicht gerechnet hatte. Der Generalissimus der insurgirten Irländer, Herr Smith O'Brien, duckte sich hinter die Kohlköpfe, nicht etwa um die Truppeneinstellung der Feinde besser zu observiren, sondern um selbst nicht gesehen zu werden. Die ganze Geschichte war aus. Das Jahr 1848 hat manches Windei gelegt, aber kein solches wie die irische Insurrection. Die Häupter derselben wurden bekanntlich zum Tode verurtheilt, dann aber, um sie möglichst noch unschädlicher zu machen, zur Deportation und Kerkerhaft begnadigt.

Einer derselben, und zwar nicht der talentloseste, John Mitchell, dem es gelang, sich nach fünfjähriger Haft und Verbannung zu ranzioniren und als freier Ire den freien Boden Nordamerikas zu betreten, hat seine Verbannungsbleiden und sonstigen Erfahrungen in einer Schrift geschildert, welche in Newyork unter dem Titel, „Jail journal, or five years in British prisons“ herausgekommen ist. In schweren gewichtigen Thatfachen hat das Buch gerade keinen Ueberfluß, aber merkwürdig ist der Stil, in dem es geschrieben ist. Der jungirische Stil, wie wir ihn seiner Zeit aus dem „United Irishman“ und der „Nation“ kennengelernt haben, geht darin als Spuk um, grauslich wilde, fluchähnliche Worte und schauerliche Klagen töne hervorstosend. Mitchell wurde aus Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit von den Bermudasinseln nach dem

Cap versteht. Er schildert die Ueberfahrt, die er in Gesellschaft von noch etwa 200 irischen (nicht politischen) Gefangenen vollbrachte. Er hört sie Nachts auf dem Verdeck ihre vaterländischen Lieder singen. „Welch ein Schicksal“, ruft er aus, „welch ein trauriges Loos ist euch gewelt und gesponnen, meine Landsleute! Ich, diese Männer wurden geboren zu der Erbschaft unerschütterlichen Hungers, mitten unter der quellenden Ueberfülle ihres Mutterlandes; sie wurden hinweggeschwemmt wie schädliche Wesen von jedem Obdach, den des Mutterlandes Busen ihnen bot; sie wurden fortgetrieben, damit ihr schnappender Feind sich von Dem nüsse, was gewisse respectable wohlgenährte Leute ihr Eigenthum nennen. Und jetzt werden sie mit Gewalt der Bapennete über Meer geschafft, um wie Auskebricht an einem fremden Strande ausgeladen zu werden.“ So geht es fort, und John Ritchell schließt diese Schilderung mit den Worten: „Solche Gedanken kommen mir oft, wenn ich vom Bordercafe der Schiffe her irische Lieder singen höre, die mich in jene früheren Tage zurückversetzen, wo ich sie als summende Begleitung des schnurrenden Spinnrades vernahm; und dann verführe ich, o wie glühend, die britische Herrschaft. Reich der Hölle! wann wird dein Greuelreich voll sein?“ Eine gewisse milde Beredsamkeit wird man in diesen Worten nicht verken- nen. John Ritchell hat aber auch eine Art wild gewach- senen Humors, den er unter Anderm auch gegen Kossuth spielen läßt, welchem er es nicht verzeihen kann, daß er sich mit den Liberalen Englands verband, mit ihnen frühstückte, dinirte, Thee trank und sich von Lord Dubler Stuart bei ih- nem herumführen ließ; sie alle sind ihm nur ein „rascal crew“. Er beschreibt das Aeußere Kossuth's, mit dem er in Nordame- rika eine Zusammenkunft hatte, mit guter Laune, nennt ihn einen „most intellectual Kalmuck“ und schildert die Unter- redung als eine sehr komische. „Seinem Dixi stellte ich einfach und rund mein Dixi entgegen. Herr! wenn Ihr ihn da hät- tet sehen können! Zehnhundert Urquharts, in einen zusammen- gerollt, waren nichts gegen ihn. Ich bat ihn, die Sache Eu- ropas sei: und seines Landes wegen nicht zu überstürzen. Nicht hatte er doch Briefe, die ihm keinen Zweifel ließen, daß in drei Monaten in Frankreich Revolution sein würde und eine wechshafte Republik. Ich drückte, mich auf meine Erfah- rung berufend, meinen Zweifel in Betreff solcher Programme aus, namentlich was Datums anlangt. Wie John Martin stützte er sich auf das orthodoxe Dogma, daß ich ein „junger Mann“ sei — meine Erfahrung gelte ihm nichts. Habe er doch mit dem Blute von Nationen auf dem Schlachtfelde gespielt!“ \*)

Dies ist eine Probe jungirischen Humors. Vom altenglis- chen erhalten wir Proben durch ein in London erschienenes, mit 300 Holzschnitten ausgestattetes Buch: „Pictures of life and character. By John Leech. From the collection of Mr. Punch.“ Das „Athenaeum“ bemerkt auf Anlaß dieses Buchs: „Die Caricaturalerei hat nur einen großen Reprä- sentanten gehabt, Hogarth; denn die gemalten Späße von Lintot und Jan Steen sind mehr durch die Vortrefflichkeit der Ausführung als durch die Tiefe ihres Humors bedeutend. (?) Hogarth war zugleich Satiriker und Maler. Leech ist eine zu gemüthliche Natur, um sich bei den Schlägen, die er austheilt, einer härteren Waffe zu bedienen als einer Harlekinespritsche, die keine größere Wunde verursacht als der Backenstreich von der Hand eines herzlichen Freundes vom Lande. Doch was er zähmt, trägt den Stempel eines geborenen Humoristen.“ Welche gewichtige Stellung der Caricaturenzeichner in England einnimmt, davon zeugen noch folgende Worte: „Ein Caricatu- rist ist noch mehr ein Lehrer zu nennen als selbst ein Maler

in einer höhern Kunstgattung“; und: „In unserm Lande übt der Caricaturist eine politische Macht aus, und er, der sich an das Auge wendet, ist der populärste Sprecher. Die mächtigste Partei ist diejenige, welche, mit Recht oder Unrecht, die Lächer auf ihrer Seite hat, und das laute Gelächter, welches eine ge- lungene Caricatur erregt, kann ein Ministrium zu Falle brin- gen. Diese Macht vermag die Wahrheit, aber auch den Ver- stum zu kräftigen — unglücklich das Zeitalter, wo die Lächer Unrecht haben.“

Eine ähnliche verunglückte Unternehmung wie die oben erwähnte Jung-Irlands war die chartistische Bewegung in England. Gedächtniskarte Leser erinnern sich vielleicht noch an jenen 10. April 1848, wo die Chartisten in London einen großen Konsterumzug hielten, um bei dem Parlament eine Petition einzureichen und ihre Kräfte paradien zu lassen. Ganz London war auf den Beinen. Die Wohlgefinnten, die Besigenden, die londoner Epiciers zitterten nicht wenig, denn die chartistischen Führer hatten vorher wochenlang fürchterliche Reden gehalten von den unveräußerlichen Rechten der Mensch- heit, von der Nothwendigkeit des Umsturzes alles Bestehenden und von ihrem eigenen besten Willen, diesen Umsturz herbeizu- führen. Eine englische Republik mit einem chartistischen Prä- sidenten und einem chartistischen Nationalconvent — das war wol eine fürchterliche Perspektive, die Allen, welche noch etwas in der Tasche hatten, das Blut in den Adern gerinnen machen mußte. Der 10. April ging indeß ohne Abschaffung der Mon- archie und ohne allgemeinen Straßenkampf vorüber, obschon es einige Privatrauerereien und insolge davon auch einige blutige Köpfe gab. Kurz, die große chartistische Demonstration nahm ein fast ebenso klägliches Ende als die Insurrection Jung- Irlands. Aber es waren doch immer etwa 100,000 Köpfe und mehr beisammen gewesen, und eine solche Massenentfaltung hat immer etwas Imponirendes. Ueberhaupt kann man der chartistischen Doctrin, die freilich jetzt fast nur noch im Geheimen spukt und sich seit dem 10. April 1848 nicht offen an das Tageslicht wagt, nicht eine gewisse Bedeutung absprechen. O'Connor, der „Chartistenkönig“, ist freilich eine lächerliche oder vielmehr bemitleidenswerthe Figur geworden, denn sein Verstand hat unter Euratel gestellt werden müssen, und so- lange nur Habe- und vielleicht auch Laugenichte an der Spitze dieser Doctrin stehen, hat man von ihr keinerlei Gefahr zu befürchten. Man lasse aber zur Zeit einer jener großen innern Katastrophen, wie sie in dem Leben keiner Nation auf die Dauer auszubleiben pflegen, mächtigere Factoren hinzutreten und ehrgeizige Männer von Gewicht, Reichtum und Einfluß sich dieser Bewegung bemächtigen, um irgend einen politischen Zweck zu erreichen; man lasse das Parlament dann für einen Augenblick den Kopf verlieren und die Autoritäten nur für kurze Zeit gelähmt sein, und man wird nicht leugnen wollen, daß der jetzt über die Achsel angelehnte Chartismus bei der eigenthümlichen Lage Englands zu einem brohenden und gefähr- lichen Ungeheuer anschwellen könnte. Unter diesen Umständen wird man folgende Schrift über den Chartismus: „The history of the chartist movement, from the commencement down to the present time, by R. G. Grammont“, nur will- kommen heißen. Grammont gehört, soviel wir wissen, selbst der arbeitenden Classe, aber ihrer intellektuellen Schicht an und ist mit jenem natürlichen politischen Instinct begabt, wel- cher die Rämer dieser Schicht in England auszeichnet. Das „Athenaeum“, welches es tadelt, daß man diese Bewegung nur zu sehr gewohnt sei da haut en bas anzusehen, rühmt die Ruhe, selbst das oft überraschend verständige Urtheil, wo- mit dieses Buch geschrieben sei, und meint, es sei dies die einzige leidenschaftslose Schrift über diesen Gegenstand; es sei darin nicht auf eine Apologie, sondern blos auf eine geschicht- liche Entwicklung der Bewegung abgesehen.

Während vor noch nicht langer Zeit die Romanproduction in England in hoher Blüte stand und die auf diesem Gebiete thätigen Schriftsteller berühmten Namens weiterfertigten, der

\*) Auch Samuel Warren, der bekannte Verfasser des „Tagebuch eines Irises“, hat die Erinnerung an Jung-Irland wieder aufge- wühlt, und zwar in seinen jüngst erschienenen zwei Bänden „Mis- cellaneous, critical, imaginative and juridical“, worin sich unter An- dern ein Aufsatz „Trials of Daniel O'Connell and William Smith O'Brien“ befindet.

**Welt Schlag auf Schlag** Producte zu liefern, welche man gelesen haben mußte, um für einen leidlich gebildeten Menschen zu gelten, liegt diese Literaturgattung jetzt fast gänzlich darnieder. Der englische Roman wartet wol auf eine neue Gestaltung des öffentlichen Lebens und der Gesellschaft, denn den Kreis der Erscheinungen, welchen die bisherigen Zustände ihm boten, scheint er in der That durchlaufen zu haben. Die Koryphäen feiern, oder ihre Producte, wie die von Dickens, erscheinen gegen die frühern vergleichsweise matt, und ein neues Aufsehen erregendes Talent ist neben und nach ihnen nicht aufgetaucht. Neue Romane, von meist unbedeutenden oder unbekannten Autoren, werden zwar fortwährend in großer Zahl angekündigt, aber sie sind gewöhnliches Lesefutter und es würde die Mühe nicht lohnen, die Titel auch nur der bessern aufzuführen. Man überläßt den Amerikanern das Feld und ergötzt sich inzwischen an den Memoiren Barnum's (vgl. Nr. 6 d. Bl.) der, wir wollen nicht sagen, den Muth, aber die Dreistigkeit gehabt hat, dem Publicum ins Gesicht zu sagen, wie leicht und durch welche Mittel es sich betrügen läßt. Die Geschäftsleute wollen zwar mit ihm nicht auf gleiche Linie gestellt sein, was ihnen auch nicht gerade zu verdenken ist; aber ein großer Theil derselben muß sich im Geheimen doch gestehen, daß, was wenigstens seine Geschäftstheorie betrifft, Barnum vollkommen ihr Mann ist und ihre Grundzüge ausgeplaudert hat. Sonst verhält er sich freilich zu ihnen, wie etwa der Affe zum Menschen — als Caricatur. Ein londoner Correspondent des „Magazin für die Literatur des Auslandes“ versichert, daß von dem Barnum'schen Buche bald nach seinem Erscheinen in Nordamerika und England 66,000 Exemplare vergriffen worden seien, und meint, man solle ja Barnum studiren, wenn man amerikanische und englische Zeitungen und Ereignisse besser verstehen wolle; Barnum gehöre zu dem Beweise, „daß die westliche Civilisation verschiedenen Bankrotten nahe sei“.

Bei der Stagnation, in welche auch die dramatische Production in England verfallen ist, scheint man, aber erst in den letzten Tagen, den Theatervorgängen in Deutschland wieder einmal größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ueber die rhythmische Uebersetzung der Grillparzer'schen „Sappho“ und über die Auszüge, welche englische Blätter aus dem „Fechter von Ravenna“ gebracht haben, ist von uns bereits berichtet worden. Das „Athenaeum“ bringt in der Nummer vom 10. Februar folgende Notiz: „Herr Guxlow, der unermüdlige deutsche Dramatiker, hat ein neues Lustspiel „Lenz und Söhne“ vom Stapel laufen lassen, welches bei seiner ersten Aufführung in Dresden beträchtlichen Beifall fand, wozu jedoch die meisterhafte Darstellung einer der Rollen durch Emil Devrient sehr viel beigetragen haben soll. Nach seiner ersten erfolgreichen Aufführung wurde jedoch das Stück untersagt, wie man munkelt, auf Befehl des Monarchen selbst. . . Hat der Erfolg des „Fechter von Ravenna“ („The gladiator of Ravenna“) die Hofkreise darauf aufmerksam gemacht, daß es gefährlich sei, wenn man patriotischen Gefühlen gestatte, sich auf der Bühne Luft zu machen?“ Der Verfasser der Notiz scheint hiernach freilich den Inhalt des Guxlow'schen Lustspiels nicht zu kennen. Dasselbe londoner Blatt gab neulich ein Wochenrepertoire des Wiener Hofburgtheaters zum besten und knüpfte daran die Bemerkung: „Man vergleiche diese Mannichfaltigkeit, wie sie dem Einwohner Wiens oder Dem, der die Stadt für eine Woche besucht, geboten ist, mit dem Repertoire unserer besten londoner Theater in gleicher Frist, und man wird sich nicht mehr wundern, wenn gebildete Deutsche und Enthusiasten wie Eduard Devrient, die nur kurze Zeit in London zubrachten, über den gegenwärtigen Zustand der Bühne im Vaterlande Shakspeare's Briefe voll Staunen und Verzweiflung nach Hause schreiben. Um den Vergleich zu vervollständigen, möge der Leser sich erinnern, daß das Ensemble des Hofburgtheaters immer eins vom höchsten Range war.“ Welche Genugthuung, daß man uns wenigstens um unsere Theaterzustände beneidet! ☹. M.

## Notizen.

### Literarische Unsterblichkeit.

Washington Irving's „Sketch-book“ enthält unter Andern eine Skizze unter der Ueberschrift „The mutability of literature“. Der Verfasser schildert darin, wie er sich in der Capitallibothek der Westminsterabtei (in welcher unter Andern auch das „Dooms-day book“ aufbewahrt wird) befindet und an die dort aufgestapelten alten Schortelken Betrachtungen über die Vergänglichkeit literarischen Ruhs knüpft. Er fragt: Was man noch von jenem Robert Groteste von Lincoln wisse, der wir kein Anderer für die Unsterblichkeit gearbeitet und fast 200 Bände geschrieben habe? Davon hätten sich aber in einigen Büchersammlungen nur wenige Bruchstücke erhalten, nach denen selbst kein Antiquar mehr Nachfrage thue. Was wisse man noch von Geraldus Cambrensis, dem Geschichtsschreiber, Alterthumsforscher, Philosophen, Theologen und Dichten, der zwei Bischofsitze ausgeschlagen habe, um sich ganz der literarischen Thätigkeit widmen zu können und seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen? Was von jenem Henry von Huntingdon, der außer einer gelehrten Geschichte Englands einen Tractat über die Verachtung der Welt Dinge verfaßte, wofür sich die Welt an ihm dadurch rächte, daß sie ihn vergaß? Was von Joseph von Exeter, der in Bezug auf classische Schreibweise das Wunder seiner Zeit genannt wurde? Von seinen drei großen (lateinisch geschriebenen) Epöden sei die eine bis auf ein bloßes Fragment für immer verloren, die zwei andern nur wenig Genossenschaftsliebhabern bekannt, während seine Liebesgedichte und Epigramme gänzlich verschwunden seien. Was von John Bala, dem Franciscaner, der seiner Zeit den Beinamen „der Baum des Lebens“ erhielt? Was von William von Malmesbury, Simon von Durham, John Gavel von St. Albans? — Ah, wenn wir auch nur einen Rückblick auf die letzten hundert Jahre der deutschen Poesie und Literatur werfen, so haben wir den Eindruck eines Todtenfeldes. Wie viele Dichter und Schriftsteller, die zu ihrer Zeit einen bedeutenden Namen hatten und viel gepriesen und gelesen wurden, sind zu den Todten geworfen, sodaß ihr Name sich nur durch die Grabsteine fortpflanzt, welche ihnen die Literaturgeschichtsschreiber in ihren Büchern setzen und auf denen Geburts- und Todesjahr gewissenhaft verzeichnet sind. Wer liest noch die Dichtungen von Denis, Rastallier, Kretschmann, Nicolay, Urzinger? Wer die Schriften, Romane oder Schauspiele von Hermes, Sophie La Roche, Iselin, Jerusalem, Götter, Jünger, Stephan, Krüger, Abbt, Garvel? Wer manche der gefeiertsten Romane Wielands? Der Klopstock's „Messias“, die, und zwar mit Recht, epochemachend war? Wer die „Abdulen“ Oßner's, die in alle Sprachen überetzt wurden, oder die „Fischergebedichte“ Bronner's? Wer die „Satiren“ Rabener's, die für ihre Zeit so bedeutsam und charakteristisch waren? Ganze Gattungen, wie die Ode; die Hymne, die Fabel, das gereimte Epigramm, sind vom modernen Geschmack verdrängt. Romane und Dramen, die im Laufe unserer Jahrhunderte aufstauhten und bei ihrem Erscheinen verschlungen oder wenigstens als etwas ganz Besonderes gepriesen wurden, sind zu Hunderten totaler Vergessenheit anheimgefallen. Fouqué, der Verfasser der „Undine“, des „Rauberrings“ u. s. w., hatte mindestens ein eben so großes Maß poetischer Naturbegabung als die Geprisensten jetzt, und man nennt ihn kaum noch. Es gab eine Zeit, wo man Gräbe vorchriftsmäßig als Genie bewundern mußte, dem die Unsterblichkeit sicher sa — wie Wenige mögen es sein, die ihn jetzt noch lesen. Über diese literarische Unsterblichkeit, um die sich noch heututage so unzählige Aspiranten abquälen trotz des hohlen Warnungsrufs: Memento mori! der eigentlich als Motto jedem literargeschichtlichen Werke vorgebracht sein sollte!

### Fliegende Gedanken über Kritik.

Georg Forster schrieb im Jahre 1792: „Meine Art zu recensiren war immer, daß ich mich bemühte, den Geist des

Autors darzustellen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber sowohl in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ als in besseren gelehrten Zeitungen schleicht sich immer mehr der pedantische Ton ein. Man glaubt, man müsse im Ladeln seine Weisheit zeigen, oder man lobt blindlings; Beides ist freilich leichter als gewissenhaft recensiren und darlegen.“ Förster hielt es für die Aufgabe der schriftstellerischen Beurtheilung, „über die Richtung, welche die Schriftstellerei im Ganzen nimmt, mit Strenge zu wachen, den Fortschritt oder den Verfall ganzer Zweige der Wissenschaften anzuzeigen, das Subjective vom Materiellen, den Geist vom todtten Buchstaben zu unterscheiden, im Buche den Menschen, nicht im Menschen das Buch aufzusuchen.“ Wäre die Kritik immer in diesem Förster'schen Sinne geübt worden, wäre man nicht zu nachsichtig gewesen gegen die Verirrten, welche sich ganzer Richtungen bemächtigt, hätte man nicht im Schriftsteller nur zu oft bloß die Person und seine persönliche Stellung vor Augen gehabt und überhaupt nicht das Amt der Kritik zu einseitig zu bloß persönlichen Zwecken verwandelt, hätte man nicht das Maß der Kritik sich nur zu häufig bald durch diese, bald durch jene Rücksichten, die man auf den Schriftsteller, auf die Clique, auf den Tagesgeschmack, selbst den Leser nahm, beugen und krümmen lassen, so würde es besser um den Credit und den Einfluß der Kritik stehen. Nach Bransig hat die Kritik den Zweck, „das Unwahre zu enttöden und den schönen Schein zu zerstören“. Aber nur zu oft hat die Kritik dem schönen Schein gehuldigt und das Unwahre auf Kosten der Wahrheit gefeiert. Hierzu kommt in unsern Tagen die Parteikritik, die im Grunde gar keine Kritik mehr ist. Wenn man vorher weiß, daß man in einer Zeitung von einer bestimmten politischen Richtung das Werk eines Schriftstellers, welcher dieser Richtung angehört, unter allen Umständen gelobt, desjenigen aber, der nicht dieser Richtung angehört, unter allen Umständen getadelt finden wird, dann ist es ja überhaupt gar nicht mehr nöthig, eine Kritik zu lesen. Wir hören jüngst einen Schriftsteller ganz naiv seine Verwunderung darüber aussprechen, daß ein Blatt seiner politischen Richtung sein Buch nicht gehörig herausgestrichen habe, denn das verheißt sich von einem Organ der Partei, der er angehört, ja von selbst und es sei eine aller Parteitaktik zumiderlaufende Perfidie, daß dies nicht geschehen.

Der deutsche Gelehrte, Künstler, Schauspieler- und Dichterbüchse ist in aller Welt verrufen genug; der Recensentenbüchel stammt aus derselben Quelle; liegt es aber nicht im eigenen Interesse der Kritiker, ihre Meinung ohne verlegende Annahme und in den Formen einer Urbanität auszusprechen, welche der kritischen Gehaltskritik ihre zu herbe Schärfe nimmt und ihre Wirkung erhöht? Ausgenommen freilich die nicht seltenen Fälle, wo die Kritik die nur zu häufig mit Talentlosigkeit und Gehaltslosigkeit hand in Hand gehende Annahme oder eine dem Gemeinbesten und dem öffentlichen Anstand offenbar verderbliche Richtung zu bekämpfen hat.

Man kann im Herzen Liebe tragen

Und doch mit Schwertern drunter schlagen.

Dieser Wahlspruch Brangel's sollte auch das Motto jedes Kritikers sein. Der Geist der Ritterlichkeit, wie er in diesem Motto charakterisirt ist, würde der Kritik nur zum Vortheil gereichen. F. W.

## Bibliographie.

Die noch vorhandenen Abzeichen Nürnberger Häuser. Zusammengetragen und geordnet von einem Forscher in alten Dingen. Nürnberg, v. Ebner. 12. 9 Ngr.

Brithol von Böhlingen. Trauerspiel in fünf Akten. Mannheim, Köster. 8. 26 Ngr.

Reytenmiller, L., Raiglöcher. Zweiter Theil. Leipzig, Cohnrath, Boshuysen. 1854. 24. 15 Ngr.

Busse, F., Irrthum und Liebe. Lustspiel in vier Akten. Bremen, Strack. 8. 10 Ngr.

Curtius, E., Zur Geschichte des Wegebau bei den Griechen. Ein Beitrag zur Alterthumswissenschaft. Berlin, Hertz. 4. 1 Thlr.

Die Familienstube, eine illustrierte Monatsschrift für Eltern und Kinder, unter Mitwirkung von Freihof, Klumpp, A. Knapp u. A. herausgegeben von P. Pressel. 1ster Jahrgang. 1855. 12 Hefte. Reutlingen, Rupp u. Bauer. 8. 1 Thlr.

Gaust und Hamlet. Blätter an Bornhagen von Cise zu seinem 70. Geburtstage. Berlin, Stargardt. 8. 5 Ngr.

Fenzl, E., Bericht über die von Constantin Reitz, k. k. österreichischem Vice Consul für Inner-Afrika, auf seiner Reise von Chartum nach Gondar in Abyssinien gesammelten geographisch-statistischen Notizen. Mit 1 Karte. Wien. Gr. 4. 16 Ngr.

Friedrich, E., Die Heilgymnastik in Schweden und Norwegen. Nach eigener Anschauung für Aerzte und Turnlehrer dargestellt. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 10 Ngr.

Goldhann, L., Aesthetische Wanderungen in Sicilien. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Hoffmann, K., Glauben, Wissen, Leben. Ein Sonettentanz. Regensburg, Pustet. 1854. 8. 15 Ngr.

Isst, C., Gedichte. Frankfurt a. M., Jäger. 8. 1 Thlr.

Mathon's, Lord, Geschichte von England. Vom Frieden von Utrecht bis zum Frieden von Versailles 1713—1783. Deutsch von F. Steger. 1ster Halbband. Braunschweig, Westermann. 8. 12 1/2 Ngr.

Narr, P. S., Der Eid und die jetzige Eidespraxis. Theologisch-juristische Abhandlung. Eine gekrönte Preisschrift. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 18 Ngr.

Noriggl, A., Einfall der Franzosen in Tirol bei Martinsbrunn und Rauders im Jahre 1799. Aus verlässlichen Quellen geschöpft und nach Urkunden bearbeitet. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 15 Ngr.

Rieger, M., Zur kritik der Nibelunge. Giessen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr.

Riehl, W. F., Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Familie. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1854. Für Leser aus allen Ständen. Von \*r\*. Leipzig, Fests. 8. 18 Ngr.

Stelzhamer, F., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wagt, E., Kösterglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. Gießen, Ricker. 8. 15 Ngr.

## Tageliteratur.

Beust, F. E. Freih. v., Die Bedeutung des Freiburger Berg- und Hüttenwesens gegenüber der dasigen Eisenbahnfrage. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Eduard, D., Dem Friedensfürsten sein unveräußerlicher Vorzug bewahrt. Offenes Sendschreiben an den Hrn. Ober-Rabbiner Dr. Frankel mit Beziehung auf seinen jüngst gehaltenen Festvortrag. Breslau, Goshorsky. Gr. 8. 3 Ngr.

Erhard, J., Das Gehör und die Schwerhörigkeit. Offener Brief an das Publikum gegen den Chariataniemus. Mit 1 Abbildung. Berlin, Förstner. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

— Reform der Ohrenheilkunde. Sendschreiben an seine Collegen. Ebendasselbt. Gr. 8. 3 Ngr.

Meding, H. L., Fest-Bericht der zehnjährigen Stiftungsfeier des Vereins deutscher Aerzte in Paris. Breslau. 1854. Gr. 4. 27 Ngr.

Veranstaltet von Hermann Hartmann.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Bulan (8.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Fünfter Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Wallenstein und seine Katastrophe. — II. Aus dem Leben Johann von Werth's. — III. Johann Kreppler. — IV. Wald-Reine und Singendorfer in den Herrschaften Trebitz und Selowicz. — V. Die Königswahl in Warschau 1699. Nach einem deutschen Tagebuche. Von O. G. Oubrauer. — VI. Französische Gesandtenhändel in Rom. — VII. Noch etwas über d'Con. Von C. Köhler. — VIII. Graf Friedrich Ludwig von Solms. — IX. Dörnberg und der Aufstand in Hessen. Aus dem Nachlasse des Generallieutenants von Dörnberg. — X. Erinnerungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Chr. v. Rommel.

Der erste bis vierte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

**Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. J. C. Sigis und Dr. W. Häring (W. Aleris).

Hiervon erschienen 21 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die Erste Folge bildend, auf 12 Thlr. im Preise ermäßigt worden sind. Der 13. bis 21. Theil, der Neuen Folge 1. bis 9. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im März 1855.

**J. H. Brockhaus.**

## Confirmationsgeschenk.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

**Worte des Herzens von J. C. Lavater.** Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Gufeland (Königl. Preuss. Staatsrath, Leibarzt etc.). Achte und neunte Auflage. Miniaturausgabe. Geh. 12 Sgr. Geb. mit Goldschnitt 20 Sgr. — Octavausgabe geb. mit Goldschnitt, Lavater's Porträt in Stahlstich und farbtem Widmungsblatt; — Prachtausgabe in reich vergoldetem Einbände 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edeln Fürstin, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie Lavater's edelm Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann.

**Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung**  
in Berlin.

Bei **J. H. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Fortlage (Karl), System der Psychologie**  
als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue, aus langjährigen Studien hervorgegangene Psychologie des bekannten Philosophen, die nicht bloß die Philosophen von Fach, sondern auch weitere Kreise interessieren wird, da sie in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist. Der zweite (letzte) Theil wird noch in diesem Jahre erscheinen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

**Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.** 8. 1852. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und fasslich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergriffen zeigt. In unserer Zeit, in der zur Lösung der obsehenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitem Kreisen dringend notwendig wird, verdient dieses Werk auch von dem größern Publicum gelesen und studirt zu werden, zumal die Kritik allgemein anerkannt hat, daß es seinem Zwecke vollständig entspricht.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Watson (Th.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **Dr. J. H. Steinau.** Dritter Band. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studierenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, dass von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie **Watson's** Werk. Die vorliegende deutsche Uebersetzung des classischen Werks hat deshalb ebenfalls lebhaftest Theilnahme erregt. Der erste und zweite Band (1851—52) kosten 4 Thlr. 12 Ngr. Der vierte Band, mit dem das Werk schliesst, wird binnen kurzem erscheinen.

Leipzig, im März 1855.

**F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. H. Brockhaus in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 13.

29. März 1855.

Inhalt: Hermann Lingg. Von Rudolf Warggraf. — Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Von Adolf Wod. — Poesie des Glaubens. — Schottische Lieder von einem Schotten verdeutscht. — Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Hermann Lingg.

Beichte von Hermann Lingg, herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1854. 8. 24 Ngr.

Es liegt etwas peinlich Schmerzliches darin, und es dürfte wol kaum unsern krankhaften geselligen Zuständen allein zuzuschreiben sein, wenn unter uns jahrzehndlang ein geniales, schöpferisches Talent leben konnte, ohne von Jemand beachtet oder auch nur gekannt zu sein, und wenn der Zufall dazwischentreten mußte, um dies Talent aus seiner Verborgenheit zu reißen und der Öffentlichkeit, der es angehört, zurückzugeben; es liegt etwas peinlich Schmerzliches darin, wenn dann dieser Dichter, der ganz das Zeug dazu hat, auf eigenen Füßen zu stehen und mit dem Ausruf: „Hier habt ihr mich!“ Anerkennung und Kritik zugleich herausfordernd vor das Publikum zu treten, der Empfehlung eines schon bekannten Dichters bedarf, um sich bei ihm einführen zu lassen. Jede derartige Einführung bleibt stets etwas Mißliches, ein Stab für den Hinkenden, ein Zeugniß eigener Unzulänglichkeit, und selbst wenn Der, welcher sich ihrer bediente, diese Krücke zuletzt von sich wirft, wird die Erinnerung daran noch als Ballast an seinen Fersen hängen bleiben. Selten indeß war vielleicht ein Dichter einer solchen Empfehlung in dem Maße würdig, eben deshalb aber auch vielleicht so wenig benötigt als Hermann Lingg, und wir können es daher nur bedauern, daß er nicht zur rechten Zeit jene Mahnung, die er sich in einem seiner „Nachtgedanken“ zuruft:

Ungebrochen

Erhebe selbst die Hand zu deiner Krönung!

müßig befolgte, daß er vielmehr schon die Hand ausgebreitet hatte, um Alles, was er je productet, der reinigenden, aber auch zerstörenden Flamme zu übergeben, und es nur halb willenslos geschehen ließ, als der Freund den köstlichen Schatz ihm entriß, um ihn der Welt zu zeigen. Umfomehr fühlen wir uns daher Letztem zu Dank verpflichtet, da wir hier vor der Betrachtung einer Persönlichkeit stehen, die durch sich selbst sich nicht hätte emporbringen können, einer passiven, unent-

1855. 13.

schlossenen, thatenlosen Natur, die entgegretende Hemmnisse nicht zu durchbrechen, Widerwärtigkeiten zum Troß nicht Bahn zu gewinnen und sich vor der Welt Geltung zu verschaffen vermochte. In seinen „Nachtgedanken“ sagt er von sich:

Nie, nie beging ich unumschränkt und heiter  
Die großen, meines Lebens Kaiserwahlen.

Zu Thaten schreitet er nicht einen Schritt weiter, wo nicht  
Zufälle den Erfolg ihm stahlen.

Das Schicksal begünstigte ihn nicht:

Kein Schutzgeist unterband mir Goldsandalen.

Im Gegentheil, mit sich und der Welt zerfallen, war  
sein Leben und Streben stets nur

Ein Kampf mit Säulen eines Felsenbaues.

Er steht einsam und verlassen, sich in sich selbst ver-  
schließend:

Für meinen Durst, für meine Fieberbrände  
Fiel nie das Manna jenes Seelenthumes,  
Des Trostes, daß ein Herz mit mir empfände.

In dieser schwermüthigen, menschenfeindlichen Stimmung  
wähnt er sich von allen Seiten verkannt, für ihn gibt  
es keine Vertheidigung, jede That wird ihm zum Ver-  
brechen, und wo er hintritt, gleitet er aus:

Wüthend nagt an mir der Geier,  
Tief im Marke brennt der Speer.  
Fernhin fliegt ein blauer Schleier,  
Flattert und versinkt im Meer.

So entschwindet ihm auch das letzte Glück. Es ist aber  
ein räthselhaftes Leid, ein unbekannter Schmerz, eines  
Grams nur leiser Dufte, namenlos und schattenhaft, der  
den Frieden seiner Seele stört, der seine besten Kräfte  
aussaugt und den kein Lied in Schlummer singt („Stan-  
gen“, S. 89):

Nie zu rasten, nie zu ruh'n,  
Und doch nie ins volle Leben  
Einen festen Schritt zu thun;  
Zu erglühn im Bestreben,  
Zu erliegen im Versuch,  
Weh dir, Herz, das ist dein Fluch.

32

Und während nun so unter Schmerzen und Klagen „ein Strom von heißen Blutgefängen“ in seiner Brust unglücklich fortrollt, fühlt er, gleichwie an einem lange verschleierte Gemälde die Farben endlich bleichen und die Blüte welkt, die sich umsonst nach Licht und Sonne sehnt, keine Kraft zuhelflos versiegen, und mit Verhöhnung flüßert ihm des Nachts ein Geist zu („Nachtgedanken“, I):

Titanen nur sind nicht zu unterjochen.

Vergebens sehnt er sich aus dem lastenden Jammer des veralteten Europa in eine neue Welt, auf eine Insel milder Zonen im fernsten stillen Ocean („Lied“, S. 94):

Dort aber an den holden Brüsten  
Blickt lächelnd in den Lichttagur  
Die Zeit, ein Kind noch an den Brüsten  
Der unentweihten Gottnatur.

Doch verläßt ihn die Hoffnung nicht („Stanzas“, S. 91):

Vielleicht nur kurz, bevor es dunkelt,  
Daß auch noch mir ein Abend glüht,  
Ein müder letzter Strahl, und funktelt.  
Auf Tage, denen nichts mehr blüht.

Ja seine Brust durchleuchtet sogar ein Strahl dichterischen Ruhms, der ihm vorbehalten sei („Nachtgedanken“, III):

Es kommt die Zeit noch, die erfüllungsvolle,  
Sie kommt, wo du emporgerichtet mitten  
Durch deine Feinde gehst mit freien Schritten  
Und fragst, wer dich noch misachten wolle.

Die Härte, welche dieses von Dichtersang und Dichterruhm erglühende Herz sich vorwirft, ist nur eine scheinbare. Ringg ist eine weiche, mitempfindsame Natur, die den Puls des Sterbenden mitfühlt und daher umsonst glücklich sein kann, als ihn sein Lebensberuf — er war bairischer Militärarzt — häufig mit Leidenden und Sterbenden zusammenführte. Doch war seine Isolierung mitten in einer mannichfach belebten und bewegten Gesellschaft ebenso sehr eine selbstgewählte und in seinem Gemüth liegende als eine nicht ganz unverschuldete. Wir ahnen etwas dergleichen, wenn wir im „Frühlied“ lesen:

Die Blume meiner Freuden  
War irdisch ja, ich trank  
Vom gold'nen Kelch der Heiden  
Und trogte, bis ich sank.

Ich war ein wilder Jäger,  
Rein Haupt von Schuld nicht rein,  
Soll nie ein Würdeträger  
Der Silberlocke sein.

Doch haben wir hier nicht nach Anekdoten zu haschen, die über sein Leben und seine Schicksale umgehen; wir nehmen ihn, wie er uns in seinen Gedichten erscheint, und da tritt uns, entschlaft vom Rost gemeiner Wirklichkeit, das Bild einer edeln Persönlichkeit entgegen, die auf der Höhe idealer Welt- und Lebensanschauung stehen würde, hätte nicht das vergebliche Ringen mit den sittlichen Lebensmächten seinem Gemüth die bleibenden Spuren der Verbitterung eingebrückt.

Wir billigen die von Seibel getroffene strenge Auswahl, die, soviel wir wissen, nur einen kleinen Theil

eines viel größern Vorraths bildet, und können dem Herausgeber nur beistimmen, wenn er darin weder ein bloß äußerliches, der Originalität entbehrendes Formale noch jenen leicht befriedigten Dilettantismus erblickt, der schon poetisch zu schaffen meint, wenn er willkürlich ergriffene Stoffe in die erste beste Gewandung kleidet, sondern jene Vollberechtigung des Talents, die der notwendige Ausfluß und Ausdruck einer ursprünglichen Dichternatur ist und über die massenhaft wuchernde Mittelmäßigkeit durch Eigenthümlichkeit des Schaffens nach Form und Inhalt glänzend hinausragt.

Es dünkte den Griechen eine wunderbare Erscheinung, ihre Lieblingsgöttin, die olympische Vertreterin kunstreicher Werke, gewappnet aus des obersten Gottes Haupt hervorgehen zu sehen. Etwas Aehnliches bietet die Ringg'sche Muse; auch sie sehen wir urplötzlich aus dem Haupte des Dichters hervorgehen in fast vollendeter Reife und Schöne, in so fester Ausprägung nach Wahl des Stoffes, nach Auffassung und sprachlicher Einkleidung, daß in diesen Beziehungen an einen weitem wesentlichen Entwicklungsfortschritt des Dichters nicht zu denken ist. Innerhalb seiner Anschauungssphäre wird er jedoch neue Gegenstände und Ausdruckweisen, neue Versmaße und Rhythmen noch viele erfinden; und er unterscheidet sich von jeder dilettantischen Richtung eben dadurch, daß die Stoffe, die er wählt, ihm nicht zufällig angefliegen, sondern aus dem Innern seines Gemüths und seiner gesammten Welt- und Lebensanschauung zugleich mit der Form in notwendiger Einheit erwachsen sind.

Ringg's Lyrik ist eine durchaus objective; selbst da, wo er in lyrischer Aufgeregtheit oder elegischer Ruhe sich mit seinem eigenen Innern oder seinem Geschick beschäftigt, steht er seinem Gegenstande mit bewußter Freiheit gegenüber. Am liebsten jedoch wählt er geschichtliche Stoffe, und der geschichtliche Geist, das Interesse für menschliches und menschheitliches Streben, Wirken und Schaffen hat in solchem Maße sein lyrisches Denken und Empfinden durchdrungen, daß selbst in seinen Liebesliedern, wo er rein subjective Gefühle und Gemüths-lagen zeichnet, mehr noch in seinen Naturschilderungen dieser Antheil am Allgemeinen, am Geschick der Menschheit vernehmlich hindurchklingt.

Seine Weltanschauung ist wie sein ganzes Wesen eine tiefmelancholische, und es sind daher vorzugsweise die pathologischen Zustände der Völker, die seine dichterische Theilnahme erregen. Was als zerstörender Geist in Natur und Menschheit waltet, jene wilden finstern Mächte, die mit den Windsbräuten über Brack und Leichen, über zerstörte Thürme, zerfallene Burgen, beschneite Alpenkläusen einherfahren, oder mit wandernden Völkern, Rauben und Heuschrecken Hunger, Mord und Seuchen über die Länder austreuen und an wüsten Haiden und Steppen, an rauchendem Städteasch und Menschenjammer ihre Freude haben, all Das bietet ihm willkommenen Stoff, und darum schildert er auch lieber Könige und Heiden, welche die Welt, als diejenigen, welche die Freude des Menschengeschlechtes sind, darum schildert er lieber

den Verfall als die Erhebung der Völker, darum stört er ihn; wenn er Zustände des Verfalls besingt, blickt er in unerhöplicher Fülle und die vollsten Töne seiner Kunst umgibt zu, und darum tritt, gleichwie in Bezug auf sein eigenes Leben, die Hoffnung das Gringste und Letzte ist, wofür er Stimmung und Worte findet, seine tröstliche Ansicht, den Völkern und der Natur gegenüber, auch nur wie verloren und schüchtern auf. Ein so vereinzelt freudigeres Lied ist sein Sonett „Erlös der Natur“, und auch hier muß ein bloßer Gemüthsplag:

Das jahrelanger Krieg ein Land durchwüthet  
Und Noth verzehrt und Hagelschlag geschlagen,  
Dann kommt doch ein mal noch von Regentagen  
Ein Sonnenjahr, das jeden Schmerz vergütet.

tiefer Gedanken erhaschen.

Man kann im Grunde nicht sagen, der Dichter flüchte in die Geschichte, um sich über Das auszusprechen, was er von der Menschheit und ihren letzten Schicksalen erwartet und verlangt; seine gesammte Lebens- und Naturanschauung ist eine geschichtliche; er lebt und webt darin mit seinen Gedanken, seinen Empfindungen, seinen Phantasien, aber er benutzt die geschichtlichen Stoffe, um seine religiösen und sittlichen Ansichten in objectiver Weise daran zu knüpfen, und so gestalten sich seine poetischen Schilderungen aus dem Leben der Völker oft zu wirklichen Allegorien.

Was er will, in dem Geschichtsbilde „Dodona“ läßt er es die dortigen Eingeweihten und Glaubensboten aussprechen:

Von Aegyptens Pyramiden  
Bis zu Delphis Priesterin,  
Bis zu Ganges Tempelfrieden  
Herrsche einer Lehre Sinn:  
Kraft zu spenden, Schmerz zu lindern,  
Licht zu wecken weit und breit,  
Freiheit allen Erdenkindern,  
Freiheit, Liebe, Menschlichkeit.

Um das Haupt der Toten wünscht er Blumen, Blumen um Hölz und Schwert, und wie hier die Liebe, verheißt er anderwärts die Kraft. In dem schönen Gedichte „An der Däfer“ steht ihm der hünenmäßige Skalde offenbar höher als das Heergesind siegreicher Christenboten:

Da brach der drachengeflügelte Helm,  
Ins Meer sank Bertha's Wagn,  
Den Starcken zwang der kluge Schelm,  
Die Helden wurden erschlagen.

In „Mycein“, einem der vermischten Gedichte, schildert er die wohlthätigen Folgen fürstlicher Gerechtigkeit, Mäße und Weisheit im Gegensatz zu den erdrückenden Forderungen fanatischer Priester, die für den Schuldigen nur Strafe und Verdammniß, für das Volk nur Festsitz, für den Geist nur Finsterniß haben; und in „Atlantis“ träumt er von einem ewigen Frieden und dauern-der, auf Jugend und Recht gegründeter Völkerbeglückung und erblickt in Amerika das große Rettungsboot, zu welchem alle Völker mit gerissener Fahne hoffnungsvoll im Abendroth blauen. Darin wird auch die Erlösungsfunde

für den „Schwarzen“ schlagen. Im Sonett „Die großen Stämme“ spricht er also zu ihm:

Den Sand wirfst du mit heißer Sohle küssen,  
O Schwarzer, kniend vor dem weißen Manne,  
Doch einst wird auch dein Elend enden müssen.

Von einem Dichter, der mit der gesammten Leiden, den Menschheit sympathisirt, der für die Letzten vom Naturenkamm, für den letzten Skalden und den ver-schwachtenden Schwarzen heißes Mitgefühl im Herzen und im Munde trägt, konnte man billigerweise gleich kräftig gestählte und geschliffene vaterländische Gesänge erwarten. Aber entweder ist Ringg als guter Deutscher zu sehr Kosmopolitiker, oder was er Patriotisches gedichtet, hat man in die Sammlung nicht mit aufgenommen. Von deutscher Einheit, Macht und Größe konnte er nicht singen, und darum zog er es lieber vor zu schweigen. Wir finden in der ganzen Sammlung nur ein einziges Gedicht, das an Deutschland erinnert, und dies Gedicht ist ein bloßes „Fragment“, seinem Inhalt nach aber nichts als ein elegischer Weheruf über den Verfall des Landes. Was die christlichen Sendboten vereint in Deutschlands Gauen für den neuen Weltentraum einer reinern Sitte thaten:

Au Dies — ach, wie klingt verhallen!  
Wald und Stärke sind geküßt,  
Unser Denken, unser Wollen  
Ist vergiftet, ist vergällt;  
Welch ein Drängen und Verkümmern!  
Ach, und aus den neuen Trümmern  
Hebt sich keine neue Welt!

Die der ersten Abtheilung „Geschichte“ einverleibten Dichtungen sind wahrhafte Geschichtsbilder, nationell und zeitgemäß in der Färbung und von einer Anschaulichkeit in der Darstellung, die uns Personen und Sachen lebendig verkörpert vor Augen stellt. Ringg schildert, nicht aber wie andere moderne Dichter nur an die Oberfläche der Erscheinungen sich haltend und behaglich ins Breite malend, sondern Form und Farbe ins Enge zusammenziehend und mit dem Herzblut seelenvoller Empfindung belebend und durchdringend, und nirgends lernen wir die Tiefe seiner Anschauung, den Reichthum seiner Phantasie, den Schwung seiner Rhythmen, die edle und erhabene Schönheit seiner Sprache in dem Maße kennen und bewundern als hier, in diesen Gedichten, die uns die hauptsächlichsten Momente aus dem Geschichts- und Culturleben der Völker von Dodonas Priesterweihen an bis zur Seeschlacht von Lepanto in wenigen blickterischen Zügen vergegenwärtigen.

Eins der vorzüglichsten: „Dodona“, haben wir bereits erwähnt; ihm reiht sich in noch höherer Eigenthümlichkeit „Salamis“ an, ein Gedicht, das uns den Siegestaumel des befreiten Griechenlands aufs lebendigste veranschaulicht und in der zweiten Strophe sich machtvoll zu der überwältigenden Kraft dithyrambischen Gedanken- und Rhythmenschwungs erhebt:

Wir zerbrachen, o Meer, wir zerbrachen das Wand!  
Das der persische Fürst um den Rachen die Wand!

Du entrollst nun befreit, dich erbittert nicht mehr  
Das verhasste Gefekamp von den Rossen, die schwer  
Dein wogender Bug,  
Dein brüchengefesselter Jörn ertrug.

Könnte es aber von dem völkernechtenden, mitleids-  
losen Uebermuth der Römer ein grausenhafteres, in tief  
erschütternden Gegensätzen sich entfaltendes Bild geben,  
als der „Römische Triumphgesang“ ist? Die den  
Triumphator begleitenden Soldaten singen hier:

Wir werfen den Kranz und wir jauchzen dir zu,  
Wir umjauchzen dich laut, der die Könige du,  
Die gefangenen, bringst; sie folgen dir schon.  
In den Wagen geschnürt, Diademe zum Hohn  
Um den Stolz der geknechteten Häupter.

Sie schreiten einher nach zertrümmerter Nacht,  
Noch vom blutigen Staub der verlorenen Schlacht  
Die Gewänder bespritzt, die Sandalen bestäubt  
Und die Focden zerrauft und von Schmerzen betäubt,  
Wie Schatten zum stygischen Eingang.

Heil Cäsar und Herr! Wenn das Volk du erhörst,  
O so gib in den Kampf, gib die Parther zuerst  
In den Kampf mit dem Feu'n, denn es dürstet nach Blut  
Die Arena schon lang' in des Mittags Stur,  
Und der Löwe gebeknt, von Erinnerung erfüllt,  
Manch libyscher Jagd, er erhebt und brüllt  
Sein blutdürstlichzgendes Heimweh.

In kräftigen, ergreifenden Farben ist der Aufstand  
der Sklaven in „Spartacus“ und ihr lang unterdrückter  
Schrei nach blutiger Rache geschildert, zu welchem das  
„Lied der Städte“ im deutschen Mittelalter einen ent-  
sprechenden, nicht minder eigenthümlichen und bezeichnen-  
den Gegensatz bildet.

Am „Schwert Attila's“ sehen wir bereits das St.-  
Elmsfeuer germanisch-celtischer Sagenpoesie leuchten,  
während der Dichter im „Normannenzug“ ein überaus  
anmuthiges Bild von dem lebensfrohen, gesangreichen  
Süden gegenüber dem träumerischen Mondscheinleben der  
nordischen schneerigen Heimat vor unsern Blicken enthüllt.

In der Reihe dieser meisterhaften geschichtlichen Bil-  
der, die, wie wir sehen, mit einem Pinsel gemalt sind,  
den der Dichter jedesmal in die Farben der Zeit und  
des Volks tauchte, die er uns schildern wollte, ragt aber  
als ein großartiges Gemälde „Der schwarze Tod“ durch  
sein markiges, düsteres Colorit tiefergreifend hervor. Da  
dieses Gedicht jedoch bereits die Runde durch eine be-  
trächtliche Zahl von Blättern gemacht hat, so versagen  
wir es uns, es hier vollständig zum Abdruck zu brin-  
gen, und theilen nur den Schluß mit, um eine Bemerkung  
daran zu knüpfen. Dieser Schluß lautet:

An Nordlands legtem Felsenriff,  
In einen kleinen Hafen  
Warf ich ein ausgestorb'nes Schiff,  
Und Alles was mein Haupt ergriß,  
Das mußte schlafen, schlafen.  
Sie liegen in der Stadt umher,  
Ob Tag und Monde schwinden;  
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,  
Nach Jahren wird man ob' und leer  
Die Stadt der Todten finden.

Wir müssen gestehen, daß uns dieser Schluß, der Man-  
chem vielleicht als das Originellste am Gedicht erscheint,

vom ersten Lesen an nicht gefallen hat. Bei dem gro-  
ßen, gewaltigen Anlauf, den die Pesti nahm, konnte und  
durfte sie nicht in einem „kleinen“ Hafen an Nordlands  
„legtem“ unwirthlichen Felsenriff, wo schon vor der  
Seuche nicht viel mehr gewesen sein kann als Dede  
und Leereheit, endigen, sondern eher inmitten einer gro-  
ßen volkreichen Stadt, was die Wirkung des Ganzen  
sehr erhöht haben würde. So aber läuft das Gedicht  
aus wie ein gewaltiger Strom, der sich zuletzt im Sande  
verliert.

Die „Vermischten Gedichte“, welche die zweite Ab-  
theilung bringt, behandeln zum Theil auch noch ge-  
schichtliche Stoffe, jedoch in mehr allgemeiner Fassung,  
sonst Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, insbe-  
sondere Gemüthszustände und Stimmungen des Dich-  
ters selbst. Wie angedeutet, fehlt auch hier die Bezie-  
hung zum menschheitlichen, geschichtlichen Leben nicht,  
und das Individuelle, Subjective ist so sehr in seiner  
Wahrheit und geistigen Tiefe erfasst, daß es zum Spie-  
gel, ja zum Träger des Allgemeinen wird. Bei diesem  
vorherrschend geschichtlichen Sinne vermag daher der Dich-  
ter selbst die Natur nicht rein und heiter in ihrer nai-  
ven Schönheit zu genießen; es sind elegische, traurige  
Stimmungen, in die er sich bei ihrem Anblick versetzt  
fühlt, hervorgerufen durch geschichtliche Erinnerungen,  
die ihm das Einsicht schöner erscheinen lassen als das Jetzt.  
Beim aufgehenden

Mondgesicht,

Liebtlich, ein schlafendes Sonnenlicht,

gedenkt er der herrlichen Zeit, wo in Delphos Hainen  
und an der Isth Tempelchor der Mond gläubig verehrt  
wurde, Bäume und Steine tönten, Laub und Rohr  
flüsterten und die ganze Natur mit uns lebte und redete,  
mit uns jauchzte und weinte. Jetzt ist der Natur ihre  
Lippe verstummt:

Fern am tauben Himmel zieh'n  
Die entseelten Thiergerippe  
Leerer Sternennbilder hin,

und so ruft er dem Mond wehmuthsvoll zu:

Wandle dahin in erloschener Pracht,  
Klagende Seele der einsamen Nacht,  
Deine Geschlechter versanken.

Auf den öden ausgebrannten und verschlackten Lava-  
feldern des Vesuvius wie zwischen den vom Abendroth  
angestrahnten Tempelruinen Pästums findet diese elegi-  
sche Stimmung ihre volle Nahrung. Aber selbst in dem  
anmuthsvollen, zierlichen Pompeji ist es nicht die Lust  
an Dem, was untergegangene Geschlechter Schönes er-  
schufen, nicht die heitere Illusion, mitten unter ihnen zu  
leben und uns mit ihnen ihrer Kunst und Sitte zu er-  
freuen, sondern wehmuthiges, klagendes Empfinden, was  
seinen Dusen durchzittert:

Eine and're Menschheit baute  
Dieser Tempel heitern Raum,  
Und nur fremd steht die ergraute  
Ihrer Jugend fernen Traum.

Wir können nicht leugnen, daß in diesem wie in  
einigen andern Gedichten des Verfassers die auffallend

nahe Ideenverwandtschaft mit dem Schiller'schen Thema: „Schöne Welt, wo bist du?“ und den Genuß ein wenig getrübt hat; die Klagen nehmen kein Ende, und wie eine Dase in der Wüste begrüßen wir daher freudig das „Lied im Süden“, wo der Dichter gesteht, in dem tiefen stillen Frieden einer süßlichen Sommernacht, unter Ruinen und Cicadengeton sich ganz wohl, ganz glücklich gefühlt zu haben.

Zu den schönsten Hervorbringungen seiner Muse gehören aber unstreitig jene zarten, einfach als „Lied“ bezeichneten Naturlaute, die wie hingehauchte Empfindungen sich aus sich selbst erzeugt zu haben scheinen. Das ist der wahre Ton und die rechte Haltung des Liedes; in wenigen Zeilen entwickelt und schließt sich der Gedanke aus dem tieferregten Gemüthe zu einem wohlgefalligen, harmonischen Ganzen, zu einer kleinen, rhythmisch und sprachlich vollendeten Gefühlswelt in sich ab. Man höre nur das eine:

Kalt und schneidend  
Weht der Wind,  
Und mein Herz ist bang und leidend  
Deinetwegen, schönes Kind!  
Deinetwegen,  
Süße Nacht,  
Ist mein Tagwerk ohne Segen  
Und ist schlaflos meine Nacht.  
Stürme tosen  
Winterlich,  
Aber blühten auch schon Rosen,  
Was sind Rosen ohne dich?

Das schöne Gedicht „An meine Mutter“ ist von tiefempfundener kindlicher Liebe mild durchglüht; nur schade, daß der Schluß durch vernachlässigten Rhythmus und durch Anwendung von lauter Kleingehackten Versen sehr unmusikalisch geworden ist:

Schlaf' wohl, o Mutter, mein Trost ist,  
Daß, wie's auch kommt, nach kurzer Frist,  
Wo du jetzt bist, auch ich sein werde.

Im „Lanhäuser“ hat der Dichter den Ton des deutschen Volksliedes bei eigenthümlicher Benutzung meistens getroffen. Das Lied der Schiffersfrau, die sich um ihren in See gegangenen Gatten härmte, ist durch die vollendete Ausmalung der Situation, „Der junge Invalid“, welcher früh verwundet ohne das treue Ross ins Spital wandern muß und zum letzten mal die Trompete blasen hört, durch die schön und gefühlvoll ausklingende Stimmung am Schluß äußerst trefflich.

Für die eigenthümlich psychologische Lebensanschauung des Dichters aber und für die Art, wie er menschliche Lebenszustände bis in ihr feinstes Geäder zu verfolgen und rhythmisch zu schildern versteht, ist vorzüglich ein Gedicht bezeichnend, das wir eben deshalb nicht umhin können seinem ganzen Umfange nach hier mitzutheilen:

Gefang der Blinden.  
Horch, aus tiefstem Lebensabgrund,  
Dein kein Lichtstrahl je hinabtaucht,  
Sucht die Stimme frommer Blinden  
Aufzutönen  
Nach dem Schönen,  
Im Gefang ein Licht zu finden.

Klaglos in der dunklen Wohnung,  
Wo kein Bild die kahle Wand schmückt,  
Träumen sie hinab die Stunden

Still genügsam,  
Fromm und fügsam  
Und in Eintracht gramverbunden.

Lichtlos sitzen sie beim Nachtmahl,  
Wie die Schatten in der Grabnacht,  
Keiner Lampe trautes Leuchten

Kann der Kranken  
Nachtgedanken  
Mit der Hoffnung Thau besuchten.

Niemals können sie sich selig  
Blick in Blick und liebend ansch'n,  
Nur im Hauch, nur im Berühren

Kaben süße  
Seelengrüße,  
Wenn sie Hand an Hand sich führen.

Steigt vor ihrem Geist die Schöpfung  
Als ein Lönemeteor auf,  
Schmerzlich ringen sie nach Bildern,

Ihr Entzücken  
Auszudrücken,  
Ewiges im Wort zu schildern.

Wie im Sturm der Nacht durchathmet's  
Ihre Brust in wilder Andacht,  
Drängt ihr Herz, ein Bonnetoben

Auszuweinen  
Vor dem Einen,  
Den auch Sterne tönend loben.

In den Gedichten, die unter der Ueberschrift „Welt-leben“ zusammengefaßt sind, entfaltet der Dichter eine großartige Naturanschauung, die traulich mit den Geistern des Universums und den Wundern an Himmel und an Erde verkehrt und uns das Werdeleben junger, aus der Tiefe des Meereschooses aufsprossender Koralleneilande wie das Treiben der Menschenstämme in allen Zonen und Breiten der Erde schildert. Auch von diesen Gedichten würde eins oder das andere seine entsprechende Stelle unter „Geschichte“ finden.

Das erste darunter: „Windebräute“, ist originell, aber langweilig, noch eigenthümlicher, in gleichem Grade aber auch langweiliger der Gesang der „Weltumsegler“. Der Dichter hat namentlich in letztem gar zu viel aussprechen wollen und eine Menge thatsächlicher Beziehungen gehäuft, die sich einer harmonischen Behandlung durch das Gefühl entwinden. Der einheitliche lyrische Faden fehlt; der zu häufige Wechsel des Subjects in den Sätzen ist der Klarheit und Sicherheit der Mitempfindung hinderlich und der Vergleich mit der Sonne, daß die Weltumsegler wie sie alle Länder und Meere durchschweifen, nicht ganz glücklich und consequent durchgeführt. Auch im „Meeresfang“ bemerken wir das Ueberspringen von einem angeklungenen Gedanken zu einem davon ganz verschiedenen. Wir lassen es uns gefallen, daß statt des Meers der Sturm spricht, welcher über das Meer her Blütenstaub und Pflanzensamen nach der Koralleninsel trägt, gefallen, daß auch die Vögel, welche die Felsenjachen umflattern, statt des Meers ihren Gesang anstammen, aber tadeln müssen wir es, daß nun das Gedicht plötzlich in einen erzählenden Ton umschlägt und

berichtet, es seien Schiffer gelandet und hätten von der Insel Besitz genommen; wir müssen es tadeln, weil hierdurch Anschauung und Empfindung in eine andere Richtung gelenkt werden, die im Gedichte durch nichts formell vermittelt ist. In ähnlicher Weise beginnt der Dichter in der „Atlantis“ mit dem Jubel über die Herrlichkeit der friedlichen Palmeninseln im Stillen Ocean und endigt zu gleicher Zeit mit einer Rüge und mit einem Lobe des amerikanischen Freistaatenlebens.

Aus dem „Nomadenzug“ mögen nachfolgende sehr charakteristische Strophen hier ihre Stelle finden:

Wir gehen nicht hinter dem Pflug einher,  
Wir pflügen die Länder mit unserm Speer;  
Wir kommen wie Geier und Raupenschwarm,  
Ein siegreich Volk, ein rächender Arm;  
Wir bringen auf rauchendem Städteasch  
Der Freiheit den ewigen Schlachtentribut.

Und wenn wir gesiegt und die Beute erjagt,  
Und wenn der Feind die Gefall'nen beklagt,  
Wir klagen nicht, wir erbauen  
Nicht Hügel und Särge den Heiden der Schlacht,  
Es decke der Schnee, es verhülle die Nacht  
Die Leichen mit heiligem Grauen.

Wo früher es blühte, jetzt wirbelt der Sand,  
Es rauschen die Meere, wo früher das Land:  
Wo ruhen auf Erden die Todten?  
Sie ruhen im Liebe, sie wohnen im Sang,  
Im Ruhme der Zeiten die Länder entlang,  
Und wie sind ihre Boten.

Die fest ausgeprägte Originalität des Dichters macht sich auch in seinen Sonetten geltend. Es sind kleine Meisterstücke, charakteristische Bilder aus dem Geschichts- und Naturleben der Völker, eigenthümlich in Gegenstand, Auffassung und Durchführung und ganz in dem vollen pathetisch-elegischen Ton gehalten, der ihm eigen und den die Sonettenform so sehr begünstigt. Welch ein lebenswahres, schreckliches, doch zuletzt versöhnendes Bild rollt „Mexico“ vor uns auf, wenn es hier heißt:

Auf Leinwand Mexicos glüht im Verfinckn  
Die Sonne noch, was zaudert sie so lange?  
Sie lauscht der Priester blutigem Gesange  
Zum Opferfest beim Schall der hellen Sinken.

Auf die Gesang'nen scheidet sie. Federn winken  
Von ihrem Haupt, man hat mit gold'ner Spange,  
Mit Blumen sie geschmückt zum letzten Gange;  
Setzt nah'n sie, wo die Todesmesser blinken.

Wild jauchzt das Volk — des Opferaltars Kerzen  
Glüh'n höher auf, man hält die blut'gen Herzen  
Der Sonne hin; was zaudert sie noch immer?

Des Cortez Schiffe steht sie längs der Hügel  
Tabacos nah'n, der Waffen heller Schimmer  
Blitzt durch der Segel weiße Wackelflügel.

Doch werden hier die in der Ferne bligenden Waffen keine mit dem blutigen Opferritus der Mexicaner ästhetisch kontrastierende Empfindung, die doch der Dichter beabsichtigte, und wir hätten daher hier lieber „des Kreuzes hellen Schimmer“ als aufleuchtendes Wagnungszeichen und Sinnbild der Liebe dem Ocean entzücken sehen.

Die gewichtigen Schwerterschläge fallen die Gedanken, die er in dem Sonette „Verfall“ schwebt. Hier nur die Schlusstrophen:

Die Sitten tranken, todt sind Ruhm und Ehre,  
Die Kraft versiegt, man schlägt die freie Beute,  
Man schlägt voll Furcht das freie Wort in Bande.  
Entschleiert durch die Gassen wallt die Schande,  
Der Schönheit Blüte reißt gemeinen Lüsten,  
Und schuldig ist das Kind schon an den Brüsten.

An Shakespeares zauberhafte Sonette werden wir aufs anmuthigste erinnert in der „Kürzesten Nacht“:

Noch sprüht des längsten Tages warme Quelle  
Lebendig fort, es wagen sich verstoßen  
Die Träume nur und nur mit schreuen Söhnen  
Die Stern' auf dieser Nacht sapphirne Schwelle.

Raum sank der Abend in die Dämmerwelle,  
Da sucht ihn schon der Morgen einzuholen;  
Raum öffnen ihren Kelch die Nachtviole,  
Da hebt die Sonnenblume sich zur Helle.

In Furcht, daß sich schon hell die Berge schmücken,  
Singt schöner jetzt aus thaugenester Kehle  
Die Nachtigal ihr klagendes Entzücken.

In Furcht, daß bald das süße Dunkel fehle,  
Eilt Liebe, heißer Brust an Brust zu drücken,  
Und tauscht im Kusse lebend'seel um Seele.

Die der Ringg'schen Sammlung zum Schluß beigegebenen drei Proben aus dem „epischen“ Gedicht „Die Völkerverwanderung“, nämlich „Der Ausbruch der Huanen“, „Eudoria“ und „Caesars Ausbruch von Rom“, machen auf weitere Mittheilungen begierig, doch vermögen wir aus den vorliegenden drei Fragmenten nicht abzusehen, wie bei einer solchen abgerissenen Behandlung die einzelnen Gedichte zu einem „Epos“ verwachsen und sich abrunden können. Eine durchgehende Idee mag vorhanden sein; uns scheinen sie jedoch nur auf Vereinzelung angelegt zu sein. Uebrigens tragen diese Proben in allen Beziehungen den Stempel des Ringg'schen Geistes und der eigenthümlichen Art und Weise, wie er geschichtliche Stoffe aufzufassen und mit der Fülle lebensvoller, anschaulicher Bilder im entsprechenden Silbenmaße und Strophenbau zu umkleiden pflegt.

Die wunderbar fesselnde Wirkung verdanken die Ringg'schen Poesien, wie schon angedeutet, allerdings zumest dem Gegenstande, dem sie behandeln, und dessen eigenthümlicher Auffassung und Verarbeitung in Phantasie, Empfindung und Sprache, wodurch der Dichter jedem seiner Gedanken und Gefühle den voll entsprechenden Ausdruck in Worten, Bild und Ton zu geben vermag. Doch beruht ein vorzüglicher Theil dieser zauberhaften Wirkung in der glücklichen Wahl und Behandlung der Versarten und Silbenmaße, die überall den innigsten Einklang mit dem Gegenstande und seiner Auffassung bewerkunden. Hierin herrscht unwiderstehlich eine große Abwechslung und Mannichfaltigkeit, jedoch liegt es in der vorwiegend melancholischen, tief und trübsinnigen Gemüthsrichtung des Dichters begründet, wenn durch alle seine Dichtungen ein gleichmäßig pathetischer Ton hindurchgeht, der selbst auf ihren rhythmischen Charakter seinen ausgleichenden Einfluß ausübt.



Lingg kennt den leichtern Sockengang nicht; er wankt stets auf hohem Porphyr und erhebt sich nicht selten dithyrambischen Schwungs zur höchsten Erhabenheit des rhythmisch-sprachlichen Ausdrucks. Worte und Rhythmen legen sich gleich mächtigen, plastisch gefalteten Gewändern um den stolzen Leib seiner Gedanken und Empfindungen, daß sie wie aus weichem Marmor geformt zu sein scheinen. Der Gang seiner Rhythmen ist allzeit rasch und bewegt; doch im Auftritt schwer und gemächlich, und diese Eigenschaft verleiht seinen Gedichten in Verbindung mit der Ähnlichkeit des Stoffinhalts und der sprachlichen Ausdrucksweise ein dergestalt verwandtes und in Ton und Stimmung gleichartiges Gepräge, daß man sie sämmtlich für Theile eines einzigen größern Gedichts halten könnte. Lingg kennt und achtet die Nothwendigkeit der Bindung durch ein bestimmtes Versmaß, aber nicht in dem Grade, daß er nicht, wo der Gegenstand es gestattet oder fodert, in einem und demselben Gedichte verschiedene Rhythmen und verschiedenen Strophenbau anwendete. Dabei liebt er seltene und ungewöhnliche, doch stets bedeutungsvolle Reime, hierin an Freiligrath erinnernd, wiewol dieser selbst mit den volltönendsten und schwersten Reimen nur ein äußerliches, ästhetisches Spiel zu treiben pflegt, ohne damit einen höhern dichterischen Zweck erreichen zu wollen, wie dies jedoch durchgängig bei Lingg der Fall ist, der nicht wie der andere genannte Dichter nur ein Sklave seiner Phantasie, sondern mehr noch seiner Empfindung ist, weshalb er auch nicht in dem Maße wie jener von der Oberfläche, sondern aus der Tiefe seiner Anschauungen schöpft. Seine Phantasie gibt ihm rasch den rechten Reim, wie er dem Gedanken und dem Wohlklang entspricht.

Die Versmaße und Rhythmen, welche Lingg gebraucht, sind größtentheils die schon bekannten, wie wir sie namentlich bei Schiller, Bürger, Freiligrath u. A. finden, und wohl mag es zum Theil hiervon kommen, daß man Einzelnes schon ein mal glaubt gehört oder gelesen zu haben.

Ähnliche Rhythmen und Versmaße können aus ähnlichen Anschauungen und Empfindungen entspringen. Darum wäre es thöricht, uns durch weiteres Vergleichen die Freude und Bewunderung für diese Gedichte verleiden zu wollen. Eher möchten wir fragen, ob es nicht für unsere poetische Sprache und deren Einwirkung auf das Publicum ein Gewinn wäre, wenn wir uns lieber bekannter ausdrucksvoller und bedeutsamer Rhythmen bedienen und ihre Weiteranwendung und Vervollkommenung uns anlegen sein lassen, als auf neue, vielleicht schwächere und nichtsagende Jagd zu machen, und wir können in dieser Beziehung nur Dem beistimmen, was Herder in Bezug auf Klopstock's freiere, von den stereotypen antiken Formen abweichende Silbenmaße sagt, daß nämlich, wie gewisse Formen in der Sculptur und gewisse Proportionen in der Baukunst wiederkehren, wiederkehren müssen, solches auch bei den Silbenmaßen der Fall sei, und daß es für den Ausdruck gewisser Gedan-

ken und Gefühle nur eine gewisse Anzahl Bewegungarten und Melodien der Silben gebe, die ausschließend die schönsten zu nennen wären. Wir müssen es aber gerade als einen wesentlichen Vorzug der Lingg'schen Gedichte rühmen, daß in ihnen Silbenmaß und Strophenbau überall in vollkommenster Angemessenheit zu Gedanken und Empfindungen stehen, von dem leisesten Blüthenhauch des Gefühls bis zu den stürmischsten Aufwallungen der Leidenschaft, und daß darin ebenso überall das Wort musikalisch zum Silbenmaß stimmt.

Sonach hat sich Lingg durch diese ersten Proben seiner Muse als einen echten lyrischen Dichter bewährt, als einen Dichter, der, begabt mit einer jedes Eindrucks fähigen Empfindung, für das eigene wie für das fremde und allgemeine Leiden in jedem seiner dichterischen Gänge ein voll ergriffenes Herz, eine reiche Phantasie und einen lebendigen, frischkräftigen und reinen Sinn für Harmonie und Gesangeswohlklang mitbringt, die ihm Worte und Bilder und Melodien, wie er sie braucht, ungesucht auf die zuckende Lippe legen; und gern winden wir ihm hier jenen Lorber um das Haupt, der es einst zufällig umrankte, als er, umringt von alter Tempelpfacht, wo ein gestürztes Capital sein Rissen bildete, in süßlicher Sommernacht von künftigen Glück und Ruhme träumte.

Rudolf Mergesaff.

### Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Die Drangsale des sächsischen Volks und der angrenzenden Nachbarländer in den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, seine Helden, Staatsmänner und andere berühmte Zeitgenossen. Ein Beitrag zur innern Geschichte jener Zeit, nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet von E. F. Keller. Gotha, F. A. Perthes. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Ist der Titel des Buchs etwas umständlich, so ist er doch bezeichnend. Obwohl die Wertbetrommel und das Gewehrgeklatter während der ganzen Darstellung fast nie verstummen, wir beständig über rauchende Trümmer, zertrümmte Saatzen, zerissene Regengewänder, gestohlene Kelche, verflümmelte, geschändete, theilweis verbrannte, oft nur halb begrabene Leichen schreiten und nur selten einem menschlich fühlenden Feldherrn, einem Fürsten oder einer Fürstin, welche für ihre Unterthanen mit Aufopferung sorgen, selten einem lebenswürdigen, milden, gott-erhebenden Prediger begegnen und nur wenig ausscharrnde Treue und Redlichkeit finden, sind wir dem Verfasser gleichwol zu Dank verpflichtet, indem er außer den allgemein zugänglichen Quellen mit Sorgfalt aus den Archiven, aus aufbewahrten Tagebüchern, Briefen und Rechnungen, auch mit Glück aus den Kirchenbüchern und Predigten jener Zeit schöpfte und eine sich durch Unparteilichkeit, kritische Sorgfalt und geschickte Verwerthung des Fundes auszeichnende Specialgeschichte lieferte. Dieselbe bereichert uns um ein anschauliches Bild, vermehrt die Begehrlichkeit der gegenwärtig gewonnenen Sicherheit und enthält manches Material, auf den Entstehungsgrund bürgerlicher und kirchlicher Gebrechen zu gelangen, um deren Abstellung sich das lebende Geschlecht abmüht.

Das Kriegsgetöse begann um den Westerwald, als Herzog Christian von Braunschweig in Westfalen das Silber sammelte, woraus er die Thaler mit der Umschrift „Gottes Freund und der Pfaffen Feind“ prägen ließ, und gegenüber die lutherischen Truppen des Grafen Anhalt im Dillenburgerischen und Siegen'schen lagerten. Die Stürme wiederholten sich in steter Folge unter Werner von Silly, dem Better des berühmten Generals,

wie unter Herzog Adolf von Holstein, unter den Spaniern sowohl wie unter den Schweden, als ihre Mannszucht sich nach dem Tode ihres großen Königs lockerte, unter dem wegen unerhörter Bedrückungen später kriegerisch hingerichteten Freiherrn von Görzow wie unter den Truppen Bernhard's von Weimar und den Franzosen, welche Lurenne hereinführte. Hungersnoth und Seuchen wirkten mit, das Elend zu vervollständigen.

Wie in diesen Zeiten unglaublicher Noth selbst unmündige Kinder ohne Führer, weit entfernt von ihrer Heimat, umherirrten und elend umkamen, wie aber auch ganze Familien in kurzer Zeit von der Pest hingerafft wurden, das werden wir aus den Sterberegistern zu Dillenburg, von dem Pfarrer Gottlieb gebührt, gewahr. Da heißt es vom 31. Mai 1635: „Sind zwei Knaben, Gebrüder, ungefähr von zwölf und acht Jahren, arme Kinder, die keine Aeltern mehr hatten und aus dem Thüringer Lande zu Hause gewesen, hierher gekommen, in drei Stunden nacheinander an der Pest gestorben; auch noch an demselben Tage ein Mägdlein, so der zweien Knaben Schwester gewesen.“ Pfarrer Gottlieb selbst hatte acht Kinder, die ihm alle nebst seiner Frau und zwar diese nebst drei Kindern innerhalb drei Wochen hingerafft wurden. Sein letztverstorbenes Kind hat er mit diesen rührenden Worten in das Sterbeprotokoll eingeschrieben: „Den 17. October 1635, Abends 5 Uhr, ist mein noch übriges einziges herzliches Töchterlein, Marie Magdalene, so sich den vorigen Tag eben in der Stunde, in welcher mein Sohn Johann Philipp verschied, gelegt und schwach worden, sanft und selig verschied. Gott, der getreu ist und die Seinigen nicht will lassen versucht werden über ihr Vermögen, sondern der Versuchung also ein Ende machen, daß sie dieselbe sollen ertragen können; wolle dieser seiner Verheißung nach auch väterlich mit mir handeln, mich trösten und stärken, mir Geduld und auch fröhliche Ueberwindung verleihen, um meines lieben Herrn und Heilandes Jesu Christi willen.“ Bald darauf folgt eine andere Hand in den Sterberegistern und wird unter dem 29. October 1635 auch Gottlieb's Tod gemeldet.

Ein Geistlicher aus Niehlen im Amte Kasten, mit Namen Plebanus (Völter), erzählt, wie er, alle bereits bestandenen Bedrückungen abgerechnet, im November 1635 um seine beiden Pferde, Rind-, Schaf- und Schweinevieh, zwei Scheuern mit Früchten, darinnen allein über 30 Fuder Korn waren, und andere Nahrungsmittel gekommen; „auch haben mich“, fährt er fort, „die Bönninghaufischen Völter an ein Pferd gebunden, mich jämmerlich gefoltert, und habe ich mich mit 100 Thlrn., ohne in dem Haus erlittene Spolia, lösen müssen. Ich bin daher genöthigt worden, mich mit Weib und Kind und was ich mitbringen können, aus Niehlen nach St. Goar zu begeben, da sich auch viele nassauische Leute aus der Herrschaft Wiesbaden und Idstein aufhielten.“

Später heißt es weiter: „In meinem Hinübergehen bin ich auch nach Endlichhofen gekommen, darinnen nicht ein lebendiger Mensch gewesen, allein zwei starke Hunde vor Michelgen's Haus angetroffen, welche mich gräßlich angesehen, worüber ich mir die Gedanken gemacht, es würden todte Menschen in diesem Hause liegen, bin hinein, jedoch mit Furcht gegangen, da ich gleich vornen im Hause einen Menschen gefunden, dem der Hals, Achseln, Arme u. dgl. m. abgefressen waren, auch der Kopf nicht zu finden gewesen. In der Stube haben etliche Bücher auf der Erde, alte Kleider, Lumpen, dergleichen auch etliche Wein und Knochen von Kindern gelegen. Und sollen in diesem Hause drei Kinder von den Hunden sein gefressen worden; sind also in dem Dörflein acht Menschen in ihr bestialisches Gedärm begraben worden. Waren diesmal nur ein einiger Mann W. Epig und zwei Weiber, davon eine in Niehlen mit den andern Kranken communicirt, am Leben.“

So kam es, daß die Anzahl der Bürger in den Herrschaften Wiesbaden, Idstein und Wehen, die vor dem Kriege an 3000 betragen hatte, sich 1647 kaum noch auf 450 belief, 60—70 Witwen mitgerechnet.

Mit den Plünderungen und dem Gemetzel mischten sich die gewaltsamen und listigen Bekehrungsversuche der Jesuiten. Als Graf Johann der Jüngere von Nassau-Siegen, den die katholische Kirche dem Protestantismus wieder abgewann, es mit seinen Unterthanen glimpflich zu machen gedachte und, um eine Uebergangsstufe zu finden, sie zu bewegen suchte, vom Calvinismus zum lutherischen Bekenntniß überzutreten, verlangte dieselben, um der nicht ausbleibenden weitem Beunruhigung und dem fernern Wechsel zu entgehen, sogleich zum katholischen Glauben überzutreten. Wie zerrüttet die Familienvhältnisse waren, mag man daraus sehen, daß derselbe Graf Johann der Jüngere von Nassau-Siegen den Grafen Pappenheim aufsuchte, ins Nassauische einzubringen. Johann der Jüngere schrieb an Pappenheim: der Kaiser Ferdinand habe ihm (Johann) Schloß und Herrschaft Dillenburg zum Geschenk gemacht, weil der Besizer, sein Bruder Graf Ludwig Heinrich, in schwedische Dienste getreten sei. Pappenheim möge sich des Schlosses bemächtigen: er werde dort viel Artillerie und Vorräthe finden, die dem kaiserlichen Heere zufließen könnten.

Sehr merkwürdig ist, wie Kaiser Ferdinand II., der die größte Freude empfand, wenn er Hoch und Gering zur katholischen Kirche zurückführen konnte, den ursprünglich der reformirten Kirche eifrig ergebenen Grafen Johann Ludwig von Nassau-Sabamar bei der schwachen Seite, dem Ehrgeiz und der Prachtliebe zu fassen wußte, um ihn für die katholische Kirche zu gewinnen. Graf Johann Ludwig mußte vor dem Reichshofrath in Wien erscheinen, um sich wegen seiner Parteinahme für Kurpfalz im Anfange des Kriegs zu verantworten. Er wurde in der Kaiserburg mit Vorzugsbeachtung aufgenommen. Zur Grundsteinlegung eines neuen Mönchsklosters eingeladen, hatte er nach der Feierlichkeit die Ehr, mit dem Reichsvater Ferdinand's, Lämmermann (Lammormain), allein zur kaiserlichen Tafel gezogen zu werden. Bei Tafel war bald eine Disputation über den Glauben, welche der Graf sehr liebte, im vollen Gange, die Unterredung dauerte nicht weniger als sieben Stunden und Lämmermann vertrieb zur Freude seines hohen Herrn den Grafen aus einer Glaubensposition nach der andern. Nun wurde der Graf nicht mehr in sein Logis in Wien, sondern geradezu in das Professhaus geführt, damit er sich im dasigen „Fürstenzimmer“, fern vom Hof und der Welt, den Glaubenssachen ausschließlich widmen könne. Dort empfing ihn nicht zufällig der Jesuit Kaspar Willehm, ein geborener Nassauer, der die weitere Bekehrung besorgte. Geeignete Lectüre und Disputation wechselten ab. Der Eifer zur theologischen Unterhaltung war so groß, daß dieselbe auch während der Tafel geführt wurde, und als sich der Vater Willehm auf Befehl des Profectes während des Essens zurückziehen mußte, geschah dies nur, um den Eifer des Grafen mehr und mehr zu entflammen. Nachdem derselbe sieben Tage im Professhause verweilt, traf ihn Vater Willehm Morgens sehr niedergeschlagen. Seine Gesichtszüge waren verändert und er war unverkennbar in großer innerer Aufregung. Auf Befragen brach er in die Worte aus: „Ich habe kein geringes Bedenken, denn ich weiß wohl, daß die katholische Religion die wahre ist, und erkenne im Calvinismus viele Irrthümer, und doch ist es mir so schrecklich wie der Tod, zu einer fremden, meinen Brüdern und Verwandten verhassten Religion überzutreten.“ Er ließ darauf Messen für sich lesen, und schon nach der zweiten rief er dem vom Altare zu ihm auf den hohen Stuhl tretenden Priester zu: „Mein Vater, ich bin katholisch, ich bin katholisch und so will ich leben und sterben.“ Als er nach der Ursache seiner plötzlichen Entschließung gefragt wurde, schrieb er dieselbe einer unmittelbaren Gnadenwirkung Gottes zu, die er sich während der Wandelung durch ein äußeres und inneres Zeichen ersieht habe. Denn nachdem er inbrünstig gebetet, erzählt er, „überfiel mich ein Schauer am ganzen Leibe, alle meine Glieder wandten vor heiligem Schrecken, ich wurde warm und von solchem Licht durchfloßen, daß ich mich frei von allen Zweifeln über das Geheimniß fühlte und den gegenwärtigen Gott gleich-

„am mit Händen fühlte“. Der Graf beichtete und legte das katholische Glaubensbekenntniß ab. Bei Hofe wurde er nun mit solchen Ehren empfangen, als wenn eine Siegesnachricht eingetroffen wäre. Alle Gesandten der katholischen Höfe, viele Krongnaden und der päpstliche Legat wünschten ihm Glück, und Keiner konnte nicht Worte genug finden, des Grafen Schritt zu loben. Zum kaiserlichen Kämmerer ernannt zu werden, mußte von dem kleinen nassauischen Reichsfürsten als eine vorzügliche Ehre betrachtet werden. Bei der Firmelung übernahm der Kaiser selbst Patenstelle. So gefiel sich Graf Johann Ludwig ausnehmend in Wien, ohne daß Gemahlin oder sonst wer in der Heimat die wahre Ursache des langen Ausbleibens erfuhr. Endlich schrieb ein gräflicher Bedienter an einen Prediger im Lande, daß der Graf katholisch geworden sei. Die dortige Geistlichkeit berieth darauf, was zu thun sei und wie man der Gemahlin Johann Ludwigs, einer „eifrigen Liebhaberin der Ehre Gottes, seines Wortes und der wahren Religion“, die wichtige Nachricht mittheile. Da erbot sich Jakob Kiefener, reformirter Pfarrer zu Rennerod, „ein corvater Mann“, die Gräfin allmählig einzuweihen. So vorsichtig Kiefener jedoch seine Mittheilung vorbrachte, so fiel die Gräfin doch in Ohnmacht. Da sie sich erholte, ermahnte sie der Pfarrer zur Standhaftigkeit, und sie gab die Versicherung, Niemand in der Welt solle erleben, daß sie ihrem Glauben untreu werde, lieber wolle sie sich von ihrem Ehemann scheiden und das Land verlassen. Kiefener dürfe sich ihres Schutzes gewiß halten, und sollten er und die übrigen reformirten Geistlichen ihrer Pfarre entsetzt werden, so werde sie bei ihrem Bruder, dem Grafen von Lippe, für sie sorgen. Sie fand bald Gelegenheit, ihr Wort zu halten, und hielt es. Denn als Johann Ludwig endlich an die Rückkehr denken mußte, schrieb er seiner Gemahlin über den gethanen Schritt; er gab die Versicherung, sie dürfe ihren freisprecher beibehalten und die Töchter in der protestantischen Religion erziehen lassen; bei seinem persönlichen Eintreffen befehle er Bereitwilligkeit genug, die Gräfin zu beschwichtigen; aber zum Berührungswerke mußte geschritten werden: aus Koblenz traten zwei Jesuiten ein, welche auf dem Schlosse Logis und Tisch einrichteten, und für den Fall, daß militärische Hülfe nöthig sei, hatte der Kurfürst von Baiern dem Grafen Lilly Weisung ertheilt, zur Unterfütterung bereit zu sein, übrigens aber das Land Hadamar mit Einquartierung und Kriegspresuren zu verlassen. Zwölf reformirte Pfarrer mußten das Land verlassen, doch wurden zur Befestigung des Volks selbst noch ziemlich milde Mittel, gegen die Hofsleute zum Theil seine Mittel angewendet, wie sie gegen den Grafen selbst gebraucht worden waren.

Eine eigenthümliche Kriegerscheuung ist der berühmte Melander, der um 1633 als Generalleutnant und Geheimrath in Landgraf Wilhelm's von Hessen-Kassel Dienste trat. Er hieß eigentlich Peter Eppelmann und war 1585 von geringer Herkunft zu Niederhadamar geboren. Peter Melander machte unter Moriz von Dranien seine Kriegsschule durch; dann nahm er in Bafel und Venedig Dienste. In den kleinen Kriegen von Friaul bewies er sich sehr tapfer gegen die Kaiserlichen und Lskoten und maß sich mit Glück vor Mantua 1629 mit Pappenheim. Auf deutschen Boden zurückgekehrt, trat er überall seiner kirchlich-politischen Richtung gemäß gegen Oesterreich und Spanien auf. Sein erster Sieg in heftigen Diensten war die Schlacht vor Oldendorf in Westfalen, worin hauptsächlich durch seine Tapferkeit die Kaiserlichen und Lskisten unter Merode und Gronsfeld geschlagen wurden. Später schlug er die kaiserlichen Obersten Disterhold und Ermitz, besetzte einen großen Theil von Westfalen, stand dann mit 42 Compagnien unter Weilburg bis Rengerskirchen, bis er von Drensterna die Aufforderung erhielt, an den Rhein vorzurücken.

Ueber den Generalmajor Jakob von Ramsay, der, Schotte von Geburt, 1630 in schwedische Dienste getreten war, nach der Eroberung der Festung Hanau in Gefangenschaft gerieth und in Dillenburg als Kriegsgefangener starb, war der Verfasser nach sorgfältiger Untersuchung der Archivalacten im Stande, 1855. 13.

milddere Ansichten aufzustellen, als bisher galten, und er tritt in dieser Hinsicht namentlich den Schriften von Dachs, Barthold und Wolfgang Mengel entgegen.

Ramsay befehligte seit der Schlacht bei Nördlingen in der Festung Hanau und war geraume Zeit eine Geißel der dortigen Limgend. Seine List fügte Kurmainz und Trier viel Schaden zu und das von ihm geplünderte Aschaffenburg weiß davon zu sagen. Endlich gelang es Johann von Werth, Hanau mit bairischen Truppen einzuschließen; doch da sich der Kurfürst von Mainz auf Unterhandlungen mit Ramsay einließ, wurde die Belagerung wieder aufgehoben. Herzog Bernhard von Weimar mißbilligte diese Unterhandlungen, ohne jedoch Hanau Hülfe schicken zu können, und Ramsay erlangte höchst günstige Bedingungen. Er erhielt das Versprechen, daß er in den Besitz der ihm vom König von Schweden in Mecklenburg geschenkten Güter gelangen solle; sei es unthunlich, so werde er andere im Reiche gelegene Güter bekommen. Außerdem sollten ihm 50,000 Thlr. als Entschädigung für die in Hanau persönlich geleisteten Auslagen an jedem Orte und an jede Person, die er bezeichne, ausgezahlt und dafür, daß er selbst unangefochten in das schwedische Lager gelange, katholischerseits Geißeln gestellt werden. Der Vertrag wurde, da es den Segnern mißlang, falsche Urkunden unterzuschreiben, rechtsgültig vollzogen und vom Kaiser bestätigt; allein Kurmainz hatte nicht vor, die Versprechen zu erfüllen. Der Graf von Hanau kehrte ohne weiteres in seine Stadt zurück, um alle Regierungsrechte zu beanspruchen, und Ramsay nahm ihn deshalb gefangen. Man beilegte sich darauf in Mainz, den General wissen zu lassen, die ihm zugesprochenen 50,000 Thlr. lägen in Amsterdam für ihn bereit; allein er lehnte dies Anerbieten ab, weil es im Vertrage hieß, daß er Ort und Person zu bestimmen habe, an welche ausgezahlt werden solle. Inzwischen rüstete sich Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, kaiserlicher Generalmachmeister, Hanau mit Gewalt zu nehmen; er gelangte in die Stadt und es kam dort zu einem erbitterten Kampfe, in welchem Ramsay verwundet und sich zu ergeben genöthigt wurde. Graf Ludwig Heinrich, Oberst Metternich und andere Offiziere erschienen am Bett des tapferen Generals, um ihm ihre Hochachtung zu bezeugen; aber als er genesen, wurde er als Kriegsgefangener nach Dillenburg gebracht. Er wurde dort in anständiger Haft gehalten, und sein Aufenthalt auf dem dortigen Schlosse ist durch manchen Zug damaliger Sitte charakterisirt. Ueber seine Freilassung wurde vielfach unterhandelt, aber der zur Unthätigkeit verurtheilte Krieger zehrte sich auf und erlag dem Gram der Gefangenschaft. **Holst Rod.**

### Poesie des Glaubens.

Bilder aus dem innern Leben. Gesammeltes und Neues in Erzählungen von C. G. Barth. Heidelberg, K. Winter. 1853. 8. 24 Ngr.

Das besondere Gebiet der Novellistik, dem sich der Verfasser des vorliegenden Werks zuwendet, ist unter uns so wenig angebaut, daß es füglich für eine fast neue Entdeckung gelten kann. Die deutsche Novellistik hat die sogenannten historischen Stoffe reichlich ausgebeutet, die Charakternovelle (Tied) zu hoher Ehre gebracht, die Kunstnovelle hat eine zeitlang reiche Blüten getragen, die fantastische Erzählung im Geiste Hoffmann's und Weißflog's, zwischen der Wirklichkeit und der Märchenwelt in der Schwärbe erhalten, und die Frommli, van der Velde, Blumenhagen, Brentano, Eichendorff, Spindler, Arnim, Hoffmann, Tied und Fouqué haben ihre Ehrentage gehabt, an denen sie so ziemlich alle Gestaltungen des Novellenstoffes, welche zwischen jenen Hauptrichtungen noch liegen möchten, versucht und mit Glück bearbeitet haben. Nur eine Materie hat sich ihnen allen entzogen, wol eben nur deshalb, weil ihre Zeit an diesem Stoff nicht gerade fruchtbar war: wir meinen das innere Glaubensleben in der Brust der Zeitgenossen. Diesen Stoff nun hat der Verfasser zum Gegenstand seiner Darstellungen gewählt.

Bevor wir jedoch auf eine nähere Beleuchtung dieser eigenthümlichen Leistungen eingehen können, haben wir uns mit dem Leser über einige Präliminarien zu einigen, ohne deren vorgängige Erörterung wir einander unverständlich bleiben würden. Der Glaube gehört allerdings als ein untrennbares Glied in die himmlische Trias Glaube, Liebe, Hoffnung, die er gewissermaßen erst erzeugt, mindestens aber vermittelt. Allein wir nehmen einen zweifachen Glauben an, einen Kindsglauben, der da glaubt, weil er glauben will, und einen Mannesglauben, der da glaubt, weil er muß, oder besser, weil er weiß. Der letztere ist für uns der höhere, weil er unabhängig von der Empfindung, also von der Sinnenwelt ist; dem Verfasser aber scheint der erstere, der dem Gefühlsleben unmittelbar entsprossene, also bloß sinnlich vermittelte Glaube höher zu stehen. An und für sich ist diese Differenz der Auffassung ohne objective Wichtigkeit: die subjective Bedeutung und Wirkung des Glaubens ist in beiden Fällen, in beiden Formen dieselbe. In der concreten Anwendung jedoch, bei unserm Urtheil über die einzelne Situation des Individuums, über seine Bestimmungsgründe, über den Werth seiner geistigen That, wird sich der große Unterschied herausstellen, daß wir tadeln, wo der Verfasser zu loben scheint, und umgekehrt, daß wir unsere Zustimmung aussprechen, wo er sie zurückhalten muß. Alles Dies spricht aber an sich weder gegen sein System, noch gegen seine Kunst, noch endlich gegen seine Situation, sondern es gibt nur einen andern Gesichtspunkt her für die Auffassung seiner „Bilder aus dem innern Leben“.

Worin beruht nun die ästhetische Aufgabe dieser Bilder? Was macht ihre Eigenthümlichkeit aus? Und worin sind sie neu? Das dem Verfasser angehörige Neue dieser Novellenbilder besteht zunächst darin, daß er den Grundstoff der Novellen, die Begebenheit, obwohl er auch diese meistens mit Geschick und glücklich behandelt, doch nur als eine Nebensache hinstellt, die Wirkung auf den Seelenzustand der handelnden Personen aber als die Hauptsache und zwar eben im Besondern die Wirkung auf ihre lebendige, gesunde oder kranke Glaubensfähigkeit. Das innere Drama, also, die Thaten der Seele gleichsam sind recht eigentlich sein novellistischer Stoff, und darin ist er neu: die äußere Begebenheit ist nur ihre Umhüllung. Dies nun vorausgeschickt, können wir unsern Lesern sowohl den Verfasser selbst als unser Urtheil über seine Erzählungen verständlich zu machen hoffen, ohne der Hochachtung zunächstzutreten, die wir auch da für ihn nicht verleugnen, wo wir ihn für etwas allzu ascetisch oder für übergläubig halten möchten. Es ist eben eine neue Bahn, die er uns eröffnet: die ganze unüberschaubar reiche deutsche Novellistik hat kaum etwas dem Wesen dieser Erzählungen Verwandtes aufzuweisen, und auf neuen Wegen ist es leicht, zu irren. Aber er hat, wie dem auch sei, den ernstgestimmten Seelen, den leidenden und trauernden Gemüthern, den gebrochenen Herzen ein Buch des Trostes und der Erhebung in die Hand gegeben, den Ringenden und Irrenden einen Weg des Siegs und der Wahrheit gezeigt, den Wankenden eine Stütze geboten, die ihnen allen nicht genug empfohlen werden kann. Indem er die zartesten Saiten unsers Gemüthslebens anschlägt und die arbeitenden Kräfte des Geistes zur Ruhe bringt oder ihnen doch den Hafen zeigt, sänsigt und beschwichtigt er die schiffbrüchige Seele und bringt harmonische Bewegung in die Wogen der arbeitenden Gemüthskräfte. Sein Ziel liegt hoch, ja so hoch, als dies in der Literatur überhaupt liegen kann, aber er verfehlt es nicht leicht; der Totaleindruck fast aller seiner Bilder ist vielmehr der Art, daß er uns in eine sanfte Träumerei versenkt, in der wir den Faden seiner Geschichte fortspinnen und ihn zu einem mindestens befriedigenden Abschluß bringen, indem er uns läutert und über uns selbst erhebt. Daß wir es hiernach mit ganz eigenthümlichen Leistungen zu thun haben, wird der Leser schon aus dem Vorstehenden erkennen: es fragt sich nun, wie das ästhetische und das Kunstinteresse bei diesem an sich gewiß sehr achtbaren Bestreben des Verfassers zu stehen kommt.

Wir übergehen die beiden ersten Erzählungen des Bandes:

„Der Pfarrer von Trongray“ und „Dienst und Gegendienst“, nicht deshalb, weil sie der nähern Erwähnung unwürdig, sondern deshalb, weil sie dem Verfasser nicht selbst angehören, vielmehr aus englischen oder amerikanischen Quellen entlehnt zu sein scheinen. Beide Erzählungen zeigen einfach, wie wir irrt oder verwilderte Seelen durch die Wege der Botschung — Schicksale — zur Frömmigkeit geführt werden, und haben, obgleich anziehend vorgetragen, hierin doch nichts Neues oder Hervorstechendes. In der Erzählung „Hinauf und Herab“ aus der Zeit Ludwig's XIV. läßt der Verfasser schon einen großen Fortschritt wahrnehmen. Die äußern Ereignisse sind gemein spannend und wirkungsvoll vorgetragen, und die innere Gestaltung, das psychologische Drama, das sie umhüllen, gewinnt von Blatt zu Blatt ein höheres Interesse. Es ist schwer, die reiche Doppelgemalte in einem Auszug zusammenzufassen; denn das „Hinauf und Herab“ bezieht sich ebenso wol auf den Wechsel wunderbarer Geschichte, die zwischen Hoch und Tief, Glück und Leid auf- und abzuwiegen, als auf den Glaubensstand der Seelen, welche Beides erfahren. Hiervon nur so viel, daß uns die fetsamen Schicksale Remy Millet's und Annettes mit allem Reiz einer wirklichen und in allen Details thatsächlichen Begebenheit ansprechen, ohne den poetischen Blütenkranz jemals von sich abzustreifen, und daß eben diese Begebenheit mit in hohem Grade spannt und unterhält, während sie über die höchsten Interessen unsers unsterblichen Theils Aufschluß und Lehren gibt, die kein denkender Geist geringschätzen kann. Von den beiden Hauptpersonen der Geschichte heißt es dann am Schluß: „Sein Glaube ward der der Freigeister; sein Wandel, obgleich vor Menschen untadelhaft, geführt in dem stolzen Geiste, der nichts nach Gott fragt, wiewol er insoheim noch manchmal vor ihm zittert. Während es mit Annette immer höher hinaufging zu dem Aste der Lichtreinheit und Seligkeit, sank Remy immer tiefer hinab in die Wege des natürlichen Menschen, der ohne Gott fertig zu werden meint. Was fernher aus ihm geworden, weiß ich nicht, wol aber, wohin der Weg führt, muß, den er damals ging. Es gibt kein wahres Unglück als die Sonnenferne und kein wahres Glück als die Sonnennähe. Der Weg ins Perihelium ist der Weg hinauf, zur Seligkeit; der Weg ins Aphelium ist der Weg hinab, ins Verderben. Wohl denen, die der Herr nicht läßt, die ihn nicht lassen können.“ Dieser Schluß hat einen etwas grellen Klang, der Leser wird aber mit wirklichem Vergnügen sehen, wie die ganze reiche Ausstattung der Erzählung ihn sanft vermittelt und ihn nothwendig macht, indem sie zugleich die ungeschölichen Forderungen des strengen Katholicismus leidenschaftlos und mild, aber mit sicherer Hand zurückweist. Wir haben hierbei zu bemerken, daß überhaupt kein einzelner dogmatischer Standpunkt den Gesichtskreis des Verfassers ausfüllt und daß vielmehr das Gemeinsame aller Kirchen und aller Lehren, die Glaubenskraft überhaupt, sein Thema, und zu zeigen, welche Wirkungen von ihr ausgehen, seine Aufgabe ist.

Die Erzählung „Die Reise in den Krebs“ trägt einen Jean Paul'schen Farb und schildert uns zwei Gottesgelehrte, von welchen der eine immer höher in gläubiger Kraft emporsteigt, weil er diese Kraft in dem Gesez der Selbstbeschränkung bindet, während der zweite, welcher anfangs als der Erleuchtete erscheint, im Reiche des Glaubens den Krebsgang geht gerade durch die Anstrengungen, welche er macht, den Rationalismus und Kriticismus gründlich zu überwinden. Auf diesem Wege, der uns an Schiller's Julius in den „Philosophischen Briefen“ erinnert, vertritt er sich endlich in so vollendeter Ekstase, daß er bei eintretender Seegefahr in totaler Freigebung seinen geistlichen Stand verläugnet, seine Berufspflichten, zu welchen er aufgerufen wird, von einem glaubensvollen Laien erfüllen läßt und somit in die äußerste Verachtung seiner selbst versinkt, während der Andere, der das Glaubenswollen allein auf sich wirken läßt, zu der seligen Ruhe gelangt, welche das Bewußtsein des Besizes der Wahrheit gibt, soweit ein solcher Besitz schon hier möglich ist. Eine zweite

abschließende Begebenheit ist dieser ersten Erzählung eingeordnet, wir übergehen sie aber, da diese Erzählung eben keine glückliche ist. Die folgende Erzählung „Die Feuerkaufe“ ist bestimmt, die Frage von der Nothwendigkeit der Taufe der Kinder ins Licht zu stellen. Die Lehre lautet bekanntlich: „Wer da glaubet und getauft wird u. s. w.“, und hiermit scheint die Taufe der Kinder so gut wie ausgeschlossen. Die Deutung des Verfassers stellt die Frage jedoch etwas anders und wir lassen uns seinen Satz, daß die Taufe der Kinder mehr um der Ältern willen, der Bildner des Kindesgeistes, denen sie zum Segen gereicht, erforderlich sei, gern gefallen. Die ausgeführteste und die gelungenste unter allen ist die Schlusserzählung „Ein Stück Leben aus den christlichen Kreisen unserer Zeit“. Die Begebenheit selbst ist durchaus prägnant und wichtigsvoll vorgetragen: sie stellt in sich selbst eine reiche Galerie von Seelenbildern auf, von der seligsten Sicherheit und Ruhe im Glauben bis zum verzweiflungsvollen Seelenkampf, und läßt fast keine der mittleren Temperaturen, Zweifelsucht, Pietismus, Ringen nach höherer Zuversicht, Quietismus, fatalistische und providentielle Richtung, unerörtert. Diese Gegenstände sind trefflich ins Spiel gesetzt und erwecken durch sich selbst lebhaftes Interesse. Dem Pietismus mit seiner halb fatalistischen Sicherheit scheint der Verfasser im Ganzen keineswegs hold zu sein, obgleich sein Ideal, glaubensvolle Hingebung, feststeht; dagegen spricht er in entschiedener Weise seine Ueberzeugung aus, daß der Goethe'sche Satz umgekehrt zu fassen sei, und daß die Bäume, welche Gott gepflanzt hat, allerdings in den Himmel wachsen sollen, ja daß sie gar nicht anders können, als in den Himmel wachsen. Die Gräfin Alwine z. B. in dieser Erzählung gehört zu den Beseu, die, nachdem sie einmal die Macht des Glaubens an einer gefährlichen Stelle ihrer Lebensbahn erprobt haben, ihr durch nichts in der Welt mehr entzogen werden können, wenn auch rauhe Schicksale sie auf Augenblicke der Gewalt, der sie einmal geweiht sind, zu entreißen drohen möchten. Sie fallen ihr immer wieder zu, sowie der äußere Druck nur nachläßt. Andererseits aber finden solche Seelen eben in der Festigkeit ihres Glaubens Schutz und Sicherheit gegen jede fanatische Inflammation, die nichts Anderes ist als Atonie und geistige Abspannung. An dem Glaubensideal Alwinens aber mißt der Verfasser den Werth aller übrigen Personen in den verschiedensten Abstufungen der Glaubensfähigkeit und weist ihnen hiernach ihre Stelle richtig an.

Man kann diese Erzählung nicht, ohne eine große Hochachtung vor dem Streben des Verfassers zu empfinden, durchlesen: er erscheint hier als ein voll ausgebildeter, fertiger Geist, als ein tüchtiger Führer im Glaubensgebiete. Die Fremden, vor allem die Engländer, haben uns Norddeutschen oft den Vorwurf gemacht, daß der Kriticismus in Glaubenssachen bei uns zu der Höhe gediehen sei, daß wir ein vollständiges Bewußtsein davon hätten, was sich gegen jeden dogmatischen Standpunkt, gegen jede Glaubensform sagen lasse, ohne jedoch im Stande zu sein, irgend einen Standpunkt für uns selbst zu wählen oder ihn zu behaupten. Dieser Vorwurf trifft wenigstens den Verfasser nicht, der einen ganz bestimmten, höchst positiven und sehr berechtigten Standpunkt im Glaubensgebiet einnimmt, festhält und mit aller Kraft einer hohen geistigen Begabung vertheidigt. Ueberzeugt er nicht alle seine Leser, so überzeugt er doch einige und versucht oder befestigt viele, und das ist ihm genug! „Eine vollständige Lebensgeschichte“, sagt er, „vermag Niemand zu geben: bei Allen reicht die zweite integrierende Hälfte des Lebens hinter den Vorhang der unsichtbaren Welt hinüber, und allen Biographen, die ein Mensch schreiben kann, fehlt der zweite Band, der nicht geschrieben, nur gelebt wird. Um so wichtiger muß uns das sein, was wir im Allgemeinen vom dem Inhalt seiner Capitel wissen können. Wer etwas mehr davon weiß als andere Leute, der soll es sagen.“ In dem der Verfasser seinen Beruf so auffaßt, gibt er zugleich ein Probe seiner Bescheidenheit, und in der That begegnen wir

nirgends in seinem Buch zelotischem Eifer oder Dünkel, und alle Fragen, die er aufwirft und seiner Erörterung unterzieht, werden als offene Fragen von ihm behandelt, wenn auch präcis abgeschlossen. In dieser Weise versucht er auf dem Gebiete der Novelle Dasselbe, was Lessing mit seinem großen Werke „Albrecht Holm“ auf dem weiteren Gebiete des Romans versucht hat, mit dem Unterschied jedoch, daß hier das innere Drama des Kampfes zwischen den Kräften des prüfenden Geistes und des unmittelbaren Glaubens noch viel mehr das Wesentliche der erzählten Begebenheit ist wie dort, wo die Begebenheit an sich ihre besondern Ansprüche geltend macht. Die gleichzeitige Erscheinung beider verwandter und doch verschiedener Arbeiten deutet doch darauf hin, daß noch soviel Schaum und Dunst, wie ihn die deutsche Novellistik aufwirft und versprüht, wieder einmal ein etwas ernsteres und würdigeres Ziel von ihr ins Auge gefaßt werden möchte.

Der Stil unsers Autors ist nicht frei von Mängeln und namentlich leidet er an gehäuften Bildern und Gleichnissen, die nicht immer zutreffen. Allein er ist auch reich an erhabenen und schönen Stellen, an begeisterten und poetischen Wendungen, die uns ungesucht entgegenreten. Wir glauben das Werk mit der Gewißheit empfehlen zu können, eine der besten Gaben der jüngsten Zeit für Gemüth und Geist in die Hand der Leser gegeben zu haben. Möge der Verfasser, wie er denn in der That von dem Abschlusse seiner Gedankenreihe noch ziemlich weit entfernt zu sein scheint, diesem ersten Bande seiner Erzählungen recht bald einen zweiten folgen lassen. \*) 2.

### Schottische Lieder von einem Schotten verdeutschet.

Aus Schottland wurde uns vom Verfasser folgendes, mit englischer Gediegenheit gedrucktes und ausgestattetes Buch zugeschickt: „Ten Scottish songs rendered into German. By W. B. Macdonald of Rammerscales. Scottish and German“ (Edinburgh 1854), und mit dem gegenübergedruckten deutschen Titel: „Zehn schottische Lieder verdeutschet von W. B. Macdonald von Rammerscales.“ Dieses kleine interessante Buch liefert einen neuen, recht schlagenden Beweis dafür, wie die Theilnahme unserer sprachverwandten englischen und schottischen Vetter für das centralgermanische Idiom, dem das ihrige sein Bestes und Schönstes verdankt, noch immer im Wachen ist, und welches eindringliche Studium die schottischen Germanisten der gemeinsamen Ursprache widmen. Die Schotten mit ihrem gemüthvollen, innerlichen, ruhigen, für poetische Eindrücke empfänglichen Wesen, das sich noch ursprünglicher und reiner germanisch gehalten hat als das englische oder doch weniger als dieses in einseitiger Gewerbsthätigkeit und pecuniärer Gewinnsucht ausgegangen ist, eignen sich für den Anschluß an deutsche Literatur ganz besonders, und schottische Autoren und Dichter, Walter Scott und Carlyle voran, waren es auch zumeist, welche den Engländern und ihren nähern Landsleuten die Tiefen der zu neuem echt germanischen Leben erwachten deutschen Literatur aufschlossen. Die „Edinburgh review“, die jetzt freilich nicht mehr den regen Geist besitzt wie früher, hat sich namentlich in dieser Hinsicht große und anerkennenswerthe Verdienste erworben. Der so gepflanzte Geist hat Früchte getragen, und Macdonald's Buch ist eine derselben. Ist es nicht wunderbar, daß ein Schotte in Schottland selbst Lieder aus seiner Muttersprache ins Deutsche übersezt, und zwar in einer so gewandten, verständigen Weise, wie schwerlich ein Deutscher

\*) Der Wunsch unsers Berichterstatters hat bereits seine Erfüllung gefunden. Der zweite Band ist erschienen und enthält: „Biographisches“, darunter: „Sage aus dem Leben der seligen Maria Isabella Egge in Hongkong“; „Ein Besuch bei Oberlin im Jahre 1834“; „Aus dem Leben des Grafen Galeazzo Caraccioli, Marquis von Bico“; „Sage aus dem Leben der Lady Johanna Grey“; „Die Knechte Christi auf den Mikobarischen Inseln“ u. s. m. Die meisten dieser biographischen Mittheilungen sind früher schon in Knapp's „Christiaterpe“ mitgetheilt worden. D. R. d.

im Stande sein würde, Lieder seiner Muttersprache ins Englische oder Schottische zu übersetzen? Auch verdient bemerkt zu werden, daß die dem schottischen Originaltext gegenübergestellte deutsche Uebersetzung in Edinburgh mit deutschen Typen gedruckt ist. Was die Uebersetzung betrifft, so gibt sie im Ganzen sehr gut den Geist, die Rhythmik und die Eigenthümlichkeit der Originale wieder, und selbst einzelne Scotticisms und Malvetäten verleihen ihr einen ganz eigenen Reiz. Die zehn von Macdonald verdeutschten schottischen Lieder sind von Burns, Hogg, W'Neil, Mrs. Grant und Mrs. Adam, außerdem ein altschottisches Lied. Hingugefügt sind noch Heber's „Christmas hymn“ (englisch) und das seltsame Gedicht „The raven“ („Der Rabe“) von dem Amerikaner Poe. Hier einige Proben. Die erste Strophe des altschottischen Liedes „Our gudoman came home at e'en“ übersetzt Macdonald:

Nach Hause spät kam der Gutmann  
Und lehrte im Stalle ein.  
Und da fand er ein Reithpferd,  
Wo sollte Leides sein.  
Und was gibt's nun, Gutweib?  
Was fällt ins Auge mir?  
Und wie kam denn mir unbewußt  
Das Pferd gefastelt hier?  
Ein Pferd dünkt's dich?  
Ja, ein Pferd dünkt's mich.  
Du alter, blinder, dummer Kerl  
(You auld, blind, dommer'd carle),  
Es fehlt das Auge dir,  
Es ist die schöne Milchkuh.  
Die Mutter schenkt' sie mir.  
Eine Kuh, fürwahr!  
Ja, offenbar!  
Nun, weit und breit bin ich gereist  
Zu Fuße und zu Pferd,  
Doch eine Kuh gefastelt sah  
Ich noch nicht auf der Erd'.

Der „gudoman“ findet darauf einen Ueberrock, einen Krämpenhut, ein Schwert, ein paar Stiefel, eine Perücke, eine silberne Uhr, endlich einen Cavalier im Hause. Die Frau gibt den Ueberrock für ein Deckbett, den Krämpenhut für einen Suppentopf, das Schwert für einen Bratpfieß, die Stiefel für ein paar Milcheimer, die Perücke für eine Henne, die Uhr für ein Radellissen, den schnurrbärtigen Cavalier für ein junges Mädchen aus. Der Schluß lautet:

Nun leise, leise guter Mann,  
Ich jürne nicht so sehr.  
Es ist nur Bitter Macintosh  
Aus dem Hochlande her.  
Macintosh dünkt's dich?  
Ja, Macintosh dünkt's mich!  
Du sagst, ich bin ein blinder Mann,  
Doch hab' ich klar entdeckt,  
Du haßt den Fürsten Karl im Haus  
Mir unbewußt verdeckt.

Es gibt ein deutsches Volkslied, offenbar aus dem vorigen Jahrhundert, welches auch in Simrock's „Deutschen Volksliedern“ (S. 375) abgedruckt ist, mit dem Anfange:

Ich ging in meinen Stall, da sah ich, ei, ei!  
In Krippen standen Pferde, eins, zwei, drei;  
Herzliches Weibchen, tief ich; was will mein Schatz? sprach sie;  
Wo kommen diese Pferde her? ich weiß nicht wie.  
„Doch Gimpel und kein Ende, wer sieht denn Pferde hier?  
Milchkühe sind es, die Mutter schickt sie mir.“  
Milchkühe? mit Säugeln? Wind über Wind!  
Ich bin ein Mann, Gott besser's, wie and're Männer sind u. s. w.

Dieses deutsche Volkslied ist wol ohne Zweifel dem schottischen Gesange nachgeahmt und ein echtes Schelmenlied in der Weise deutschen Volkslieds, der sich gern ein kleines Bößchen

erlaubt. Im deutschen Volksliede erhält das buhlerische Wes, das mehrere Reiterleute zugleich eingelassen hat, zuerst von ihrem erboften Ehemanne eine Tracht Prügel.

Die erste Strophe von dem Liede „I canna, mauna marry yet“ lautet in Macdonald's Verdeutschung:

So lieb du bist mir, Hand, mein Herz,  
Die Heirath hat nicht Eile noch,  
Die alte Mutter hat viel Schmerz,  
D'rum warten wir 'ne Weile noch.  
Sie schlummert sie in Ruhe ein,  
Die Nacht ist eine Nacht voll Pein  
(Nicht's just a lang lang nicht o' pain),  
Kann nicht sie lassen ganz allein —  
Heirathen darf und kann ich nicht.

Poe's wunderbares Gedicht mit seinen eigenthümlichen Reimverschlingungen wiedergegeben war keine leichte Aufgabe; zur Probe, wie Macdonald sie gelöst hat, setzen wir die erste Strophe englisch und deutsch hierher:

Once upon a midnight dreary, while I pondered, weak and weary,  
Over many a quaint and curious volume of forgotten lore,  
While I nodded, nearly napping, suddenly there came a tapping,  
As of some one gently rapping, rapping at my chamber door —  
„Tis some visitor“, I muttered, „tapping at my chamber door —  
Only this and nothing more.“

Es ist um Mitternacht so trübe, brütet' ich, recht matt und müde,  
Ueber manchem Bande seltsam, voll der lang vergessnen Lehr'.  
Schläfrig nickt' ich mit dem Kopfe; plötzlich hört' ich ein Geflosse,  
Als käm' Jemand nach dem Kneipe meiner Thüre tappend her.  
„Kommt ein Freund und wol“, murrt' ich, „klopfend an die Stur-  
benthüre her —

Das allein ist's und nichts mehr.“

Im Vorworte bemerkt der Verfasser, daß einige dieser Lieder, nachdem sie in verschiedenen Zeitschriften erschienen, unter seinen Freunden circulirt hätten und von diesen gesungen worden seien. Diesen Freunden (unter denen sich vielleicht auch Deutsche befunden haben mögen) verdanke er manche richtige Kritik und gütige Verbesserungen. Er habe diese „Kleinigkeiten“ hauptsächlich herausgegeben, um die nahe Verwandtschaft in Klang, Rhythmus und Musik zwischen der Schottischen und deutschen Sprache zu beweisen, und er wage zu hoffen, daß diese Versuche für den Philologen nicht ohne Interesse sein würden. Datirt ist das Vorwort: „Rammerecales, Lockerby, Juli 1854.“

## Brochhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Briten haben mit ihrem praktischen Blicke zuerst begriffen (oder wenigstens sind sie zuerst mit der Realisirung dieses Gedankens hervorgetreten), daß die Eisenbahnen und Dampfschiffe, die in so erstaunlichem Grade zur Förderung und Beschleunigung des Personen- und Güterverkehrs beitragen, auch ein neues vorzügliches Communicationsmittel für Ausbreitung und Förderung geistiger und literarischer Bildung abgeben könnten. War das Bedürfnis schon vorhanden oder wurde es erst durch sie hervorgerufen — kurz, die wohlfeilen „Traveller's libraries“ und „Railway libraries“, zunächst durch den Scharblick eines Mannes wie Macaulay angeregt, fanden sehr bald ein zahlreiches und dankbares Publicum und in Belgien wie Frankreich Nachahmung. In der That scheint auch zur Handhabe, die Kenntniß gewisser wissenschaftlicher Fächer, der Völker- und Länderkunde, der Statistik und Nationalökonomie, der Naturwissenschaften, der Geschichtskunde, namentlich der vaterländischen, der Culturgeschichte, des Auswanderungswesens und gleichzeitig auch die Neigung zu geschmackvoller novellistischer und überhaupt unterhaltender Lectüre in weitesten Kreisen zu verbreiten, nichts so sehr geeignet als diese wahrhafte Völker-



wanderung, welche unablässig und ununterbrochen sich auf den Linien bewegt, die ihr durch Eisenbahnen und Dampfschiffe gekennzeichnet und vorgezeichnet sind.

Die Verlagsbandlung von F. A. Brochhaus hat soeben ein ähnliches, aber speciell für deutsche Verhältnisse und die Bedürfnisse des deutschen Publicums berechnetes Unternehmen vorbereitet und in Angriff genommen, über dessen Tendenz und Einrichtung wir durch einen uns vorliegenden Prospect unterrichtet werden. Die Verlagsbandlung macht sich darauf gefasst, daß sie dem Einwurfe begegnen werde, ein Unternehmen ins Leben rufen zu wollen, für das eigentlich in Deutschland gar kein Bedürfnis vorhanden sei. Allerdings, heißt es im Prospect, lasse sich die Thatfache nicht in Abrede stellen, daß man in Deutschland nur selten Reisende finde, die selbst in wenig anregender Gesellschaft oder interessloser Gegend sich die Zeit durch Lectüre zu vertreiben suchen; der Grund davon liege jedoch sicher nur in zufälligen äußern Umständen. Nachdem diese Umstände namhaft gemacht worden, wird dann im Prospect weiter nachgewiesen, daß das Erwachen des Lesebedürfnisses auf Reisen sich auch in England, Frankreich und Belgien erst in neuester Zeit gezeigt habe, in Folge der veränderten Art des Reisens und der gegen früher in kaum gekannter Weise vermehrte Anzahl der Reisenden. So sei denn in England Longman's „Traveller's library“, von der bereits 73 Theile erschienen, und Murray's (bis 1854 26 Werke umfassende) „Railway reading“ entstanden, in Frankreich L. Hachette's „Bibliothèque des chemins de fer“, die auf 500 Bände berechnet sei und es bereits auf 150 gebracht habe, und in Belgien das gleichnamige Unternehmen von Wanderauwera in Brüssel. Mit Recht wird weiter im Prospect gefragt, ob man nicht voraussetzen dürfe, daß bei dem reisenden Publicum in Deutschland das Bedürfnis nach geeigneter Reiselectüre jetzt mindestens in demselben Grade vorhanden sein müsse als bei dem Publicum jener Länder? daß das deutsche Publicum, das sich mit Recht vorzugsweise seiner literarischen Bildung, seines unablässigen Strebens nach Bereicherung seiner Kenntnisse rühme, ein derartiges für Deutschland berechnetes und von den besten deutschen Schriftstellern unterstütztes Unternehmen mit lebhafter Theilnahme begrüßen und fördern werde? Die Verlagsbandlung erklärt dieser Ueberzeugung zu sein und verwahrt sich sodann gegen die mögliche Beschuldigung des Nachahmungstriebes und der Nachbildung einer fremden Idee. Vielmehr habe sie sich mit dieser Idee schon längst beschäftigt, ja schon bald nach Erfindung der Eisenbahnen und noch bevor ähnliche literarische Unternehmungen im Auslande begannen, habe sie daran gedacht. Nur sei sie damals vor andern wichtigen Unternehmungen nicht zur Ausführung ihres Plans gekommen, und es liege nur in der Natur äußerer Verhältnisse, daß diese Idee in Deutschland später als in andern Ländern, deren Verhältnisse sich rascher steigerten, realisiert werde.

Die Brochhaus'sche „Reise-Bibliothek“ wird in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, nämlich in solche topographisch-ethnographische Schriften, welche, ohne je in eine bloße trockene Aneinanderreihung von Notizen zu verfallen, dem Publicum während der Reise gleichzeitig den Dienst von Reisehandbüchern leisten können, dabei aber auch für dasselbe noch später als Erinnerung an das Gesehene und Erlebte ihren Werth behalten werden; sodann in Schriften allgemein belehrenden und unterhaltenden, theils populär-wissenschaftlichen, theils novellistischen Charakters. Die Verlagsbandlung hat die nöthigen Schritte zur Begründung dieser „Reise-Bibliothek“ bereits gethan und wird schon in nächster Zeit mehrere von bekannten Schriftstellern bearbeitete Bücher von jeder der beiden Hauptabtheilungen erscheinen lassen.

Wir von unserm Standpunkt heißen das Unternehmen willkommen als ein neues Beförderungsmittel der Cultur und literarischen Bildung wie als Abhülfsmittel und Präservativ gegen drohende Geistes- und Gemüthsverflachung, welche bei der jetzigen Art zu reisen leicht um sich greifen könnte, wenn

ihr nicht bei Zeiten — und gerade diese Wirkung versprechen wir uns von diesem Unternehmen — Kanäle geöffnet werden, um sie auf ernstere Gegenstände abzuweichen. **H. M.**

## Notiz.

### Die Industrie als welt herrschende Macht.

Die „Revue des deux mondes“ brachte in einem ihrer letzten Hefte einen von E. Montégut verfaßten Artikel unter der Ueberschrift: „Perspectives sur le temps présent. De la toute-puissance de l'industrie.“ Die bevorstehende Eröffnung der großen pariser Industrieausstellung scheint den Verfasser hauptsächlich zu seiner Betrachtung angeregt zu haben; er will nicht, daß mit der Industrie Gögendienst getrieben werde und es dahin komme, daß alle Tempel, in denen bisher ein Ideal verehrt wurde, vor dem Industriealtare in Staub sinken müßten. Für uns Deutsche ist namentlich die Anknüpfung an Goethe's „Wilhelm Meister“ interessant. „Es gibt ein Buch“, sagt E. Montégut im Eingange, „dessen Lectüre ich gern allen intelligenten jungen Leuten unserer Zeit empfehlen möchte; dieses Buch ist Goethe's „Wilhelm Meister.““ Montégut nennt dieses Werk ein „livre merveilleux“, das Gegenstück des „Werther“, und weist auf die darin ausgesprochene Lehre hin, daß, wenn wir gelernt haben werden, stüthartig und arbeitsam zu sein, wenn wir Vertrauen fassen zu uns selbst wie zu dem göttlichen Geiste, der das Weltall erhält, wir auch unsererseits Wunderthaten sein werden: „Des roses écloreont dans nos mains, des lis jailliront sous nos pas.“ Goethe habe sich von der beginnenden Herrschaft der Industrie nicht schrecken lassen; er habe geglaubt, daß sich die alten Gottheiten, welche die Menschheit bis dahin verehrt, in diese Herrschaft theilen würden, aber wider sein Ahnen seien diese alten Gottheiten zu Gottheiten zweiten Rangs erniedrigt worden, und der Gott, der den modernen Olymp beherrsche, sei das Rußbare und Rußenbringende. Er erinnere warnend an das alte Rom, in welchem zuletzt auch Industrie und Luxus herrschend geworden, aber nicht als Werkzeuge des Fortschritts, sondern des Ruins. Montégut stellt uns die Möglichkeit eines gleichen Schicksals vor Augen, wenn wir dieser Macht die Allherrschaft gestatten wollten. „Wir sind“, sagt er, „an der äußersten Grenze angekommen, welche dieses Fieber der Interessen ohne ernstliche Gefährde für das sittliche Leben nicht überschreiten darf.“ Er charakterisirt das moderne Leben wie folgt: „Die ganze moderne Gesellschaft lebt nur von einem Tag zum andern und in einer überaus precären Lage; sie erhält sich nur durch Speculationen, Pflisse und künstliche Combinationen vielfältigster Art. In dieser Gesellschaft ist das Leben schwieriger als in irgend einer andern, denn kraft der neuen Vorurtheile, welche viel bedenklicherer Natur sind als die Formen des alten Aberglaubens, wird die Armuth allgemein als eine schändende Lebenslage betrachtet. Jeder trachtet daher danach, reich zu werden oder wenigstens zu scheinen, und Glauben und Vertrauen, ja selbst die Ehre sind um diesen Preis feil. Die Industrie hat den modernen Luxus erzeugt, über welchen alle gedankenlosen Klaneure in Bewunderung ausbrechen und der doch eine der bejammernswerthesten Erfindungen ist, die man sich vorstellen kann. Dieser Luxus hat nichts Menschliches mehr. Unsere modernen Wohnungen haben nichts Edles in ihrer Erscheinung, sind ohne Geschmack und ohne alle Kunst. Ihr ganzer Reichtum besteht in ihrem Ameublement und ihrer innern Decoration. Da sitzt der Mensch ganz vergraben in einem Wust von Draperien, Vorhängen, Tapeten und Kronleuchtern, unter denen er selbst verschwindet. Es ist eine Verschwendung von Reichtum, eine insolente Vergeudung, wodurch unserm Luxus jedes Kennzeichen des Schönen genommen wird.“ Montégut ruft den jetzt herrschenden mittlern Classen zu, daß sie nicht im Stande sein werden, die Gesellschaft zu retten, wenn sie nicht begreifen wollen, daß sie die Repräsentanten einer mora-

lischen Idee und nicht bloß einer materiellen Thatsache sind, wenn sich der öffentliche Geist nicht dahin richtet, über diese Macht der Luxusindustrie eine strenge Controle auszuüben; damit sie nicht eine Ausdehnung erlange, welche verhängnisvoll werden könne. Was werden die „classes moyennes“ thun? Sie werden als Antwort auf die Montégut'sche Frage fortfahren, soweit es ihnen möglich ist, sich mit noch mehr Luxus zu umgeben und noch tiefer in Draperien, Vorhänge und Tapeten zu vergraben. Folgt einmal eine Zeit in ihrem frivolen Egoismus einer solchen dämonischen Richtung, so helfen auch die edelsten Warnungen nichts, bis sich die Zeit erfüllt hat und aus dem Chaos der Materie, wenn auch unter Schmerzen, sich wieder die Idee des Guten, Wahren und Schönen losringt und zur Herrschaft gelangt. Als ein Zeichen der Zeit bleibt es aber immer von Interesse, wenn sich mitten aus dem Strudel des affyrisch üppigen pariser Lebens in der „Revue des deux mondes“, diesem literarischen Organ der „classes moyennes“, eine solche Stimme vernehmen läßt. **G. M.**

### Bibliographie.

Amphitheatrum, Ueber das Verhältniß der Kirche zu den Christen. Predigten. Aus dem Russischen, nach der 2ten Ausgabe übersetzt von Jansschen. Wiesbaden, Ritter. Gr. 8. 20 Ngr.

Barum, der Kaufmann, Journalist und Maritätenmann. Ober: So macht man Geschäfte und so wird man reich. Eine Selbstbiographie. Deutsch von A. Kressschmar. Leipzig, D. Wigand. 8. 20 Ngr.

Breier, C., Die beiden Grafen. Roman. Zwei Bände. Wien, Sasper's Bwe. u. Hügel. 1854. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Bruch, C., Zur Physiologie der Sprache. Academische Einladungsschrift. Basel. 1854. Gr. 4. 15 Ngr.

Calmet, D. A., Ueber Geistererscheinungen. Nach dem Französischen bearbeitet. Zweite sehr vermehrte Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deschanel, C., Was man den Frauen Böses nachgesagt hat. Leipzig, Bengler. 16. 10 Ngr.

Giesen, G. L., Harfentöne christlicher Dichtung. Mainz, Runge. 8. 1 Thlr.

Guskow's, K., Dramatische Werke. 8ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. L.: Lenz und Söhne oder die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 25 Ngr.

Hackländer's, F. W., Werke. 1ste Gesamt-Ausgabe. Mit dem Portrait des Verfassers. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 4 Ngr.

Hefele, C. S., Conciliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Altdeutsche und altnordische Helden-Sagen. Uebersetzt durch F. H. v. d. Hagen. 2te verbesserte Auflage. Zwei Bände. — A. u. d. L.: Wilkina- und Rislunga-Saga oder Dietrich von Bern und die Nibelungen. 2te verbesserte Auflage. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 Thlr.

Herold, W., Ueber die Stellung der bildenden Kunst in der Gegenwart. Ein Beitrag zur Kultur und Kunstgeschichte. Zwei Vorträge. Halle, Berner. 8. 12 Ngr.

Holzmänn, A., Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmanns Nachtreter. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 8 Ngr.

Horn, Otto, Theresie Kronen. Roman aus Wien's jüngster Vergangenheit. Fünf Bände. 2te Auflage. Wien, Sasper's Bwe. u. Hügel. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— Ferdinand Raimund. Roman aus Wien's jüngster Vergangenheit. Drei Bände. Ebendasselbst. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Pfeiffer, F., Zur deutschen Literaturgeschichte. Drei Untersuchungen. Stuttgart, F. Köhler. Gr. 8. 20 Ngr.

Leben und Wirken Sr. Majestät Friedrich Wilhelm des Vierten, Königs von Preußen. 1ter Theil. Leipzig, Herbig. 2er-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, E., Elisabeth. Ein erzählendes Gedicht. Einbeck, Eggeling. Gr. 16. 12 1/2 Ngr.

Münchmeyer, A. F. D., Harfenlänge. Göttingen, Bandenhoeck u. Ruprecht. 12. 10 Ngr.

Schambach, G., und W. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben. Göttingen, Bandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Severus, Der Eidgenossen Helbentage. Epische Bilder. Mit einer lyrischen Zugabe. St. Gallen, Huber u. Comp. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

Stier, R., Vertheidigung meiner Thefen über Veränderungen im Kirchenliede gegen Hrn. Herm. Scholz. Braunschweig, Schwetfke u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Waldstein, M., Gedichte. Wien, Sasper's Bwe. u. Hügel. Gr. 16. 1 Thlr.

Zunz, Die synagogale Poesie des Mittelalters. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

### Tagesliteratur.

Beleuchtung der Königl. hannoverschen Denkschrift überreicht in der Sitzung der hohen Bundesversammlung am 18. Novbr. 1854 betreffend die Beschwerden einiger Ritter- und Landschaften über Entziehung ihrer Rechte. Bremen, Strack. Gr. 8. 10 Ngr.

Czeraski, J., Offenes Sendschreiben an Papst Pius IX. Schneidemühl, Eichstädt. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutschlands sociale Noth und der Orient. Frankfurt a. M., Brönnner. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Orientalische Frage und die Deutsch-Babylonische Sprachverwirrung. Für Zeitungsleser, nicht für Staatsmänner. Hamburg, Rittler. Gr. 8. 4 Ngr.

Furter, F., Rom. Eine Skizze. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 9 Ngr.

Ist die katholische Kirche in Preußen durch Staatszuschüsse bevorzugt? Beleuchtet an dem Ausgabe-Etat der Provinzial-Geistlichen und Unterrichts-Verwaltung im Regierungsbezirk Münster. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Krause, H., Der russische Krieg vom Beginn der Bemerkungen 1852 bis zum Schluß des Jahres 1854. Nebst einer chronologischen Tabelle der übrigen Ereignisse des letzten Jahres. Stade. 8. 10 Ngr.

Prolog und Epilog zum Festspiel: Die Huldigung der Künste. Am 50jährigen Erinnerungsfeste des feierlichen Einzugs Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Grossherzogin-Grossfürstin Maria Paulowna. 9. Nov. 1854. Weimar. Gr. 4. 4 Ngr.

Sausse, Die Freimaurerei und Prof. p. o. et Dr. theol. SS. Hengstenberg in Berlin. Offene Antwort auf dessen Angriffe gegen den Orden der Freimaurer. Leipzig, Deckmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Schiel, G. E., Herr Rudolph Birsing und das Leipziger Stadttheater. Ein statistisch-humoristischer Rückblick. Dessau. 8. 3 Ngr.

Der alte Schulmeister und der in der Pädagogik vorherrschende Geist. Duisburg, Ewich. Gr. 16. 5 Ngr.

Veit, M., Die Erweiterung des Schutzes gegen Nachdruck zu Gunsten der Erben verdienter Autoren. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Von Stammbüchern und Rebus. Festschrift zum 17. Februar 1855. Berlin, Herbig. Gr. 8. 6 Ngr.

Zur europäischen Politik im Jahre 1854 in geschichtlichen Uebersetzungen zusammengestellt im Januar 1855. 2te Auflage. Berlin, Kiegel. 8. 10 Ngr.

# **Zeigen.**

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Kgr.)

## **Preis-Novelle**

**für das Feuilleton des Hannoverschen Couriers,**  
täglich erscheinendes Journal für Politik, Kunst, Literatur und Unterhaltung.

Berlegt von **Carl Rümpler.**

Redigirt von **Adolf zum Berge.**

Der Hannoversche Courier erfreut sich seit der kurzen Dauer seines Bestehens einer so außergewöhnlichen Gunst des Publicums und verdankt dieser Gunst einen so raschen Aufschwung, daß sich die gezeichnete Verlags-Handlung veranlaßt sieht, dem Publicum durch erneuerte Anstrengungen Beweise der Dankbarkeit zu liefern und zu zeigen, daß sie kein Opfer scheut, um allen, auch den größten Anforderungen desselben gerecht zu werden. Zu diesem Zweck hat dieselbe sich entschlossen, zwei Preise auszusetzen für die beiden besten, dem Feuilleton bestimmten Novellen im Betrage von

### **vierzig und fünfundzwanzig Dukaten,**

indem sie dadurch theils den guten Ruf, den sich das Feuilleton bereits durch treffliche Originalnovellen erworben, noch mehr zu befestigen gedenkt, theils aber auch der angestrebten Verbesserung deutscher Originalproduction, gegenüber der verderblichen Uebersetzungsliteratur, Rechnung zu tragen vermeint.

Und somit ergeht an

### **alle deutschen Schriftsteller,**

soweit sie sich dazu veranlaßt finden möchten, die Aufforderung zur Einlieferung einer nach Format der allgemein bekannten „Gartenlaube“ (Leipzig, Ernst Keil) drei bis vier Bogen starken Novelle, von der verlangt wird, daß sie ein reines Kunst-product, frei von jeder in der Tagesgeschichte wurzelnden politischen oder religiösen Parteilärung sein muß (also keine sogenannte Tendenznovelle). Der, durch Auspruch noch näher zu bestimmender, den Koryphäen unserer Schriftsteller angehörenden Schiedsrichter, gekrönten Novelle wird der obengenannte Preis von vierzig Dukaten, der zweitbesten der Preis von fünfundzwanzig Dukaten zutheil. — Dafür beansprucht die Verlags-Handlung das Recht außer den preisgekrönten auch die übrigen der eingesandten Novellen, welche die Redaction zu behalten wünscht, gegen das bisher eingehaltene Honorar von 10 Thlr. für 1000 unserer Zeilen abzufragen und für alle zum Druck zurückbehaltenen das Eigenthumsrecht auf drei Jahre.

Die Manuscripte müssen bis spätestens **31. Juli 1855** der Redaction des Hannoverschen Couriers frankirt eingesandt werden und in einem beigeschlossenen, versiegelten und mit einem Rotto versehenen Bettel den Namen des Verfassers enthalten.

Hannover, den 15. März 1855.

### **Die Verlags-Handlung von Carl Rümpler.**

Das, mit Ausnahme des Sonntags, täglich erscheinende, vollkommen unabhängige Journal wird ganz in der bisherigen unparteiisch referirenden Weise fortgeführt werden. Außer dem politischen Theil — der in gedrängter Kürze, aber erschöpfend alles Erwähnenswerthe der Tagesgeschichte umfaßt — dem das Neueste und Wichtigste auf telegraphischem Wege zugeht, und der durch eine Menge von in- und ausländischen Correspondenzen bereichert wird — enthält das Blatt ein reiches und höchst interessantes Feuilleton, das theils der Unterhaltung, theils der Belehrung gewidmet ist. Neben Novellen und Erzählungen (fast sämmtlich Originalien der besten deutschen Schriftsteller) werden Mittheilungen aus den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, dem nationalen Leben der Völker, Schilderungen aus der Heimat und Fremde, wobei durchweg interessante und allgemein verständliche Darstellung angestrebt wird, dasselbe füllen. Ferner gibt das Blatt werthvolle Illustrationen, welche theils zur Erläuterung des Feuilletons dienen, theils in Darstellungen anderer Art, in dieser Zeit vorzüglich von den Kriegsschauplätzen, bestehen.

Die Kurse verschiedener Börsen, sowie Markt- und Handelsberichte haben ihren bestimmten Platz. Das Sonntagsblatt für Gewerbe und Landwirthschaft (das für den jährlichen Preis von 2 Thlrn. auch apart zu haben ist) wird dem Hannoverschen Courier gratis beigegeben.

Der ungemein billige Preis des so reichhaltigen Blattes beträgt vierteljährlich nur 1 Thlr. excl. Postzuschlag. Alle Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an; in Hannover die Expedition, Marktstraße Nr. 62.

Erneuerung des Abonnements sowie neue Bestellungen bitten wir bei den löbl. Postämtern, für hier in der Expedition zeitig abzugeben, da vollständige Nachlieferungen späterhin leicht unmöglich sein dürften.

### **Die Verlags-Handlung von Carl Rümpler.**

# Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene Correspondenten an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre Leitartikel suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den sächsischen Angelegenheiten wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin u., erhält die Zeitung durch telegraphische Depeschen. Die Interessen des Handels und der Industrie finden sorgfältige Beachtung. Ein Feuilleton gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, **täglich** in einem ganzen Bogen. Das **vierteljährliche Abonnement** beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Sgr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. **Inserate** finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

**Bestellungen auf das mit dem 1. April beginnende neue Abonnement** werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und **baldest** erbeten.

Leipzig, im März 1855.

J. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Franz Duncker** in Berlin erscheint täglich die

## Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen k. preuß. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — In-  
scriptionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Mit Recht darf diese Zeitung als in ihrer Art einzig dastehend bezeichnet werden. Kein anderes Blatt gibt auf so gedrängtem Raume und für so geringen Preis eine gleiche Menge von Stoff. In Leitartikeln werden vom volksthümlichen Standpunkte aus klar und scharf die Tagesfragen besprochen; die gedrängte Kürze der politischen und Kriegsnachrichten machen es dem Geschäftsmann, dem Handwerker, dem Bauer, dem Arbeiter möglich, sich täglich ohne großen Zeitverlust über den Stand der Weltbegebenheiten zu unterrichten. Außerdem versucht die Volkszeitung in unausgesetztem Streben für die Verbreitung allgemeiner Bildung täglich durch klar geschriebene naturwissenschaftliche Artikel, so wie durch literarische, historische oder anderweitig belehrende Erzählungen und Aufsätze ihre Leser nützlich zu unterhalten. Zur gegenwärtigen Zeit, wo Alles gespannt dem Gang der Weltbegebenheiten folgt, muß ein solches Blatt doppelt willkommen sein. Die Bewohner der Provinzialstädte und des flachen Landes machen wir daher ganz besonders auf diese Zeitung aufmerksam und ersuchen sie, die Artikel derselben doch lieber aus erster Hand zu lesen, statt aus zweiter, da sehr viele Provinzialblätter die Leitartikel, sowie die naturwissenschaftlichen Aufsätze der Volkszeitung meist ohne Angabe der Quelle nachdrucken.

Bestellungen auf das zweite Quartal 1855 werden schleunigst durch die löbl. Postämter erbeten.

Sieben erschien bei **J. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Ästhetische Wanderungen in Sicilien.

Von Dr. Ludwig Goldhann. 8. Geh. 2 Thlr.

Stellen wird in den zahlreichen Schilderungen Italiens meist nur kurz und flüchtig behandelt, weil das übrige Italien zu reichen Stoff darbietet oder die Reisenden Sicilien nur wenig Zeit widmen konnten. Die vorliegende Schrift beschränkt sich ganz auf Sicilien und bietet dem deutschen Publicum eine umfassende Schilderung der merkwürdigen Insel in geistreicher Auffassung und lebendiger Darstellung. Die ästhetische Betrachtungsweise waltet vor, doch finden auch alle übrigen Seiten gebührende Beachtung. Die Wanderungen haben zwei Centralpunkte: Palermo und den Aetna. Von Palermo aus werden die Umgebungen der Stadt, der Monte Pellegrino, La Favorita, La Bagaria, Selinunt, Segeste, La Flora geschildert; vom Aetna aus: das innere Land und Syrakus, die Ostküste mit Catania, Taormina, Messina. Die Schrift bildet somit eine wesentliche Ergänzung der berühmtesten Werke über Italien und wird allen Freunden der Kunst und Natur dieses Landes wahrhaften Genuß gewähren.

Sieben erschien bei **J. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Wilke (J. A.), Lesebuch für die Schulen Deutschlands. Zusammengestellt. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Diese zweite Auflage des anerkanntesten seinem Zweck vollständig entsprechenden Wilke'schen Lesebuchs kann allen Lehrern zur Einführung in Schulen angelegentlich empfohlen werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

# literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 14. —

1. April 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thln. jährlich, 6 Thln. halbjährlich, 3 Thln. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

**Inhalt:** Das antike Element in der deutschen Poesie. Von Karl Rosenkranz. — Dramatische Bücherchau. — Ein Erziehungsroman. — Die Prinzessin von Ahlden. Von Friedrich Heigts. — Aus Paris: Gérard de Nerval's tragisches Ende; die Rachel, Legouvé und Dr. Véron; literarische Miscellen; die französische Ausgabe der Heine'schen Werke; das „Athenaeum français“ und die deutsche Literatur. — Uebersetzungen aus dem Lateinischen und ins Lateinische. — Eine theologische Beweisführung. Von H. W. Kypke. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

## Das antike Element in der deutschen Poesie.

Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen von Karl Leo Cholevius. Erster Theil: Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gracität. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Rgr.

Die Geschichtschreibung unserer deutschen Literatur rückt langsam vorwärts. Das große, bewundernswürdige Werk von Gervinus hatte so sehr alles vorhandene Material in ebenso gründlicher als geistvoller Weise erschöpft, daß mit ihm eine gewisse Ruhe unvermeidlich eintreten mußte. Es begann für die Abfassung der Compendien damit allerdings eine neue Epoche. Die Resultate der Gervinus'schen Forschung mußten für die verschiedensten pädagogischen Bedürfnisse handgerecht gemacht werden, und die Anzahl von Lehrbüchern der deutschen Literatur, welche sich diese Accommodation zum Zweck machten, ist im letzten Decennium zu einer mit jedem Jahr größern Menge angewachsen. Es liegt in der Natur solcher Abrisse, daß sie die Auffassung der Sache selbst wenig verändern. Dazu bedarf es eines tiefern Eingehens, einer selbständigern Erkenntniß, als ihre Tendenz erheischt, der es nur darum zu thun ist, das anerkannt Richtige in einer leichtfaßlichen Uebersicht darzubieten. Nunmehr scheint aber wieder ein größerer Fortschritt sich vorzubereiten. Wir rechnen dahin die neueste Ausgabe, die Robertson von seinem Lehrbuch macht und die es aus dem Kreise der Compendien weit heraushebt. Wir rechnen dahin das treffliche Buch von H. Kurz, das, vollkommen selbständig in seinem gediegenen Urtheil, Geschichte und Beispielsammlung in einer musterhaften Weise verbindet. Wir rechnen dahin auch das vorliegende Buch von Cholevius, welches unsere Literatur von einem besondern Gesichtspunkt aus durch-

zuarbeiten begonnen hat. Es sucht einen Wunsch zu erfüllen, den Herder, F. Schlegel und Tiedt lebhaft geäußert haben. Es sucht Rechenschaft zu legen von einem der merkwürdigsten Proceße, denen wir in der Literaturgeschichte begegnen. Es ist dies mit so gründlicher, umfassender Gelehrsamkeit, mit einer so treffenden, anspruchlosen Darstellung, mit einem so unbestochenen, stets der Sache mächtigen Urtheil geschehen, daß dies Werk immer einen bleibenden und ehrenvollen Platz in der Literatur behaupten wird.

Wie der Verfasser dazu gekommen, sich seine Aufgabe zu stellen, hat er in seinem Vorwort selbst gerechtfertigt. Er hat eine Schuld abtragen wollen, welche die literarische Kritik noch einzufordern hatte. Die deutsche Literatur befindet sich in einer andern Lage als die anderer Nationen. Andere Literaturen sind entweder vollkommen selbständig oder für die Aufnahme des Fremden in einer Weise empfänglich, die dasselbe leichter mit dem Eigenen verschmilzt. Vollkommen selbständig ist die chinesische, die indische, die altarabische und die griechische Poesie. Die Verarbeitung fremder Elemente beginnt mit Rom, welches die eoische, etruskische und griechische Poesie in sich aufnahm, in dieser Assimilation aber durch die Analogie seines Paganismus mit der griechischen Mythologie, sowie durch die Verwandtschaft seiner Sprache mit der griechischen unterstützt ward. Die romanischen Völker, die aus der Mischung celtischer, römischer und germanischer Elemente hervorgingen, hatten an der römischen Sprache und Literatur ein natürliches Band, das sie mit dem Alterthum verknüpfte. Spanien, Gallien, Britannien waren gänzlich romanisirt. Zahllose Erinnerungen des antiken Lebens ragten in diesen Ländern aus Bauwerken, Ortsbenennun-

gen, bürgerlichen Einrichtungen, geselligen Gebräuchen auch noch in die Periode hinüber, welche durch die Einwanderung der Gothen, Sueven, Franken, Angelsachsen begründet ward. Die Gesetzbücher der Longobarden, der Sueven, Westgothen, Burgundionen und Franken wurden lateinisch abgefaßt. Anders war es mit Deutschland selbst. Auch hier hatte die römische Macht tief eingegriffen. Den Rhein und die Donau entlang hatte sie aus stationären Feldlagern allmählig Städte begründet, die römischen Markteinrichtungen eingebürgert, römisches Kriegswesen und römische Sprache verbreitet. Aber die Eigenart der deutschen Sprache erhielt die nationale Selbständigkeit, und die Reaction des Deuththums blieb fortdauernd lebendig, wie Arminius zwar selbst die Schule römischer Kriegeskunst durchmachte, aber um die Römer zu schlagen.

Betrachtet man nun die geographisch-historische Lage der Deutschen, so erkennt man in der Centralität derselben eine natürliche Vorausbestimmung zu einem universellen Verkehr mit allen übrigen europäischen Völkern. Nach Süden hin sind sie von Italien durch die Alpen abgeschieden; allein schon die Cimbern und Teutonen überschritten diese mächtige Naturgrenze, und die Römer gewöhnten sich daran, in ihr kein Hinderniß des Verkehrs zu sehen. Mit der geographischen Centralität im Herzen Europas war das Schicksal der deutschen Literatur von vornherein gegeben, sich nur durch Aneignung der nachbarlichen Literaturen selbständig erhalten zu können. Der Deutsche kann sich der Anregung nicht verschließen, die ihm von außen her zutheil wird. Er kann es nicht, weil er der unmittelbaren Berührung mit dem Fremden nicht auszuweichen vermag, aber er will es auch nicht, weil das Fremde für seine auf das Universelle angelegte Natur einen großen Reiz hat. Es lockt ihn als ein Wunder, bis er durch gänzliche Hingabe an dasselbe es sich eingelebt hat. Er unterwirft sich dem Fremden zunächst als einem gegen Das, was er selbst ist und hat, Höherem. Hat er aber dasselbe durch seine passive Entäußerung sich angeeignet, so geht er keineswegs, wie es den Anschein hatte, schlechthin darin auf, sondern dann tritt bei ihm die Enttäuschung ein. Das, was er gewonnen hat, genügt ihm nicht. Er hat noch Kraft genug übrigbehalten, nunmehr in die eigene Tiefe hinabzusteigen und eine eigenthümliche, wesentlich deutsche Production hervorzubringen.

Dieser Proceß ist der allgemeine deutsche Bildungsgang. Während desselben hat es oft das Aussehen, als würde der Deutsche sich gänzlich an das Fremde verlieren, und wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir in unserer Verausländerung nur zu oft unsere Rationalität in die äußerste Gefahr gebracht und uns zum Spott der andern Nationen herabgewürdigt haben. Allein wie Arminius, schon römischer Hauptmann, endlich doch das Schwert gegen die Römer wendete, so kommt der Deutsche aus dem italienischen, gallischen, britischen Wesen endlich doch wieder in sich zurück, wiederum nicht ohne in seiner Reaction bis zur Affectation eines für ihn unmöglich gewordenen Purismus auszuschnellen.

Nun haben wir Deutsche mit den romanischen und slawischen Völkern folgende Voraussetzungen unserer Bildung gemeinsam: 1) die hebräische, wie sie in den Schriften des Alten Testaments, 2) die christliche, wie sie in den Schriften des Neuen Testaments gegeben ist; 3) die griechische und 4) die römische, wie sie sich uns in den Bauwerken, Bild- und Schriftwerken dieser Völker erhalten hat.

Die Art und Weise, wie diese Schriften auf uns einwirken, ist eine ganz verschiedene von derjenigen, welche aus der Wechselwirkung mit einem noch lebenden Volk entspringt. Als eine fertige, in sich abgeschlossene Welt, als Vermächtniß einer in ihrer Wirklichkeit untergegangenen Cultur haben sie sofort einen idealen Charakter, der über alle Beziehungen des Egoismus hinaust liegt. Die Schriften des Alten und Neuen Testaments wirken auf uns vorzüglich durch die Universalität ihres Inhalts, die der Griechen und Römer durch die Universalität ihrer Form, welche wir vorzugsweise die classische nennen. Das Verhältniß, welches die modernen Nationen dazu haben, ist im Allgemeinen dasselbe. Die absolute Wahrheit des Inhalts soll auch die absolute Schönheit der Form gewinnen. Im Besondern aber bedürfen die Deutschen der stets wiederholten Anschauung der antiken Formschönheit, weil sie durch die energische Innerlichkeit, die ihnen stammthümlich einwohnt, eine große Neigung zur Maßlosigkeit haben. Ganz instinctiv haben die Germanen in dieser Hinsicht von jeher schon dem Romanischen sich zugewendet, das formenklarer ist als das gährende Gemüth des Deutschen, welches in seiner Sehnsüchtigkeit nur zu leicht in das Gestaltlose und Unbestimmte verfällt. Noch bis diesen Augenblick, vom Mittelalter ab, imponirt daher dem Deutschen die französische Literatur durch die verständige Abgeschlossenheit ihrer Formen, sowie dies auch der Grund ist, weshalb eine Untersuchung über den Einfluß des Antiken auf das Deutsche gar nicht zu trennen ist von einer Untersuchung des Einflusses des Französischen auf das Deutsche.

Sholevius ist sich dieser allgemeinen Verhältnisse bei Abfassung seines Werks vollkommen bewußt gewesen. Er hat aber als strenger Historiker sich aller Deductionen enthalten, die ihm irgendwie das Urtheil zuziehen könnten, nach philosophischen Constructionen verfahren zu sein. Er schließt Betrachtungen allgemeiner Art nicht aus, allein er sucht sie nicht und er geht auch nicht von ihnen aus. Er läßt vor allem die Thatfachen selbst sprechen und begnügt sich, dieselben übersichtlich zu gruppieren. Gewiß wird ihm der Beifall der Historiker deshalb nicht entgehen, allein leugnen wollen wir nicht, daß wir zuweilen ein schärferes Zusammenfassen der Resultate, ein stärkeres Accentuiren der Wendepunkte gewünscht hätten. Sholevius hat nämlich eine Aufgabe zu lösen, die ihn von der Verfolgung eines als particular erscheinenden Elements beständig in die allgemeine Geschichte hinüberführt. Es ist unendlich schwer, hierbei die nöthigen Schranken einzuhalten. In der europäischen Literatur herrscht ein so großer, so weitreichender



den Zusammenhang, daß die Untersuchung eines einzigen Punktes den Forscher bald durch die verschiedensten Zeiten und Völker hindurchführt. Es ist unmöglich, das antike Element in der deutschen Poesie zu betrachten, ohne nicht auch auf die Literatur der übrigen Völker einen Blick zu werfen. Soll nun die besondere Hervorhebung des Antiken innerhalb des Deutschen recht interessant und lehrreich werden, so muß der Historiker uns deutlich machen, worin sich die deutsche Assimilation des Antiken von derjenigen Reproduktion desselben unterscheidet, die wir bei den andern europäischen Völkern finden. Eine solche Vergleichung wird die rechte Würze solcher Untersuchungen. Nicht weniger aber muß nun innerhalb des Deutschen gezeigt werden, wie die verschiedenen Momente in der Entwicklung des antiken Elements untereinander in Verhältniß stehen. Das ist ja der unendliche Reiz des Geschichtstudiums, daß es uns da, wo wir zuerst nur zerstreute Einzelheiten erblicken, bei tieferm Eindringen das Auge schärft, den Zusammenhang zu entdecken, in welchem die Thatfachen miteinander stehen und in dem zunächst zufällig scheinenden Gange des Geschehens das Walten einer höhern Nothwendigkeit erkennen lassen. Der Proceß der Aneignung des Antiken bildet im Deutschen eine bestimmte Stufenfolge, und die Einsicht in das Verhältniß, worin die einzelnen Stufen zueinander stehen, versöhnt uns einigermaßen mit dem Widrigen, Häßlichen und Unnatürlichen der Erscheinungen, die bei uns oft damit verbunden waren. Cholevius verkennt nun keineswegs, die individuelle Modification anzudeuten, welche das antike Element bei uns empfangen hat, sowie er auch die Unterschiede der besondern Epochen sehr wohl kennt und charakteristisch zu schildern versteht. Aber man thut ihm gewiß nicht Unrecht, wenn man, bei aller Anerkennung seiner Forschung wie seiner Darstellung, den Wunsch hegt, daß jene doppelte comparative Anatomie bei ihm lebendiger und häufiger zum Vorschein kommen möchte. Im Detail ist Cholevius jedesmal vortrefflich, aber das Herausgehen zu allgemeinen Resultaten wird ihm schwieriger. Selbst wo er allgemeine Betrachtungen anstellen will, z. B. über den Unterschied der antiken und der deutschen Mythologie, des antiken und des deutschen Epos, zeichnet er mehr durch eine Fülle gleichartiger Einzelheiten, als daß er es zu vereinfachen, begrifflichern Bestimmungen brächte.

Dies ist es wol eigentlich, was bei Cholevius gewünscht worden ist, wenn man seine Methode getadelt und gesagt hat, daß er lieber monographisch hätte verfahren sollen. Cholevius hat sein Buch „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“ genannt. Dies hat er unstreitig in dem Bewußtsein gethan, daß die Darstellung des Antiken als eines besondern Elements sich gar nicht von der der allgemeinen Entwicklung trennen läßt. Es fragt sich aber, ob er das Problem, das er lösen wollte, nicht richtiger bezeichnen hätte, wenn von ihm gesagt wäre: „Das antike Element in der Geschichte der deutschen Poesie.“ Gewöhnlich tritt im Titel die deutsche Poesie zu sehr in

den Vordergrund und das Antike wird in einen unbestimmten Plural aufgelöst. Es wird dieser kleine Mangel an Präcision der Wirksamkeit des vorzüglichen Buchs keinen Eintrag thun, allein eine correctere Fassung seines eigentlichen Inhalts würde es vielleicht vor mancher äußerlichen Mißauffassung geschützt haben, namentlich vor der, als ob es mit Servinus rivalisiren wolle, zu welchem es eher in dem Verhältniß eines Supplements und einer Revision steht. Daß Cholevius dem allgemeinen Gange der Geschichte folgte, kann man ihm wol nicht zum Vorwurf machen. Wie sollte er seinen Stoff monographisch behandeln? Sollte er z. B. ein Capitel schreiben von der Einwirkung des antiken Epos auf das Deutsche, so konnte er dabei nicht vermeiden, alle Perioden unserer Poesie durchzugehen. Dasselbe hätte er aber bei der Lyrik, Didaktik und Dramatik thun müssen. So wäre er in unabwendbare, höchst lästige Wiederholungen verfallen. Oder man denke sich, daß er einen speciellern Punkt, z. B. die Metrik, hätte monographisch darlegen wollen, so würde sich der nämliche Uebelstand fühlbar gemacht haben. Wir glauben daher, daß von dieser Seite die Methode des Verfassers keinen Tadel verdient und daß, was mit demselben eigentlich hat ausgesprochen werden sollen, darauf zurückkommt, daß die specifische Thätigkeit des antiken Elements von Cholevius nicht genug nach ihren Resultaten und Stufen auch für die Reflexion hervorgehoben ist, denn thatsächlich ist dies von ihm auf die ausreichendste Weise geschehen. Was Cholevius für die Aufdeckung des wahren Verhältnisses unserer Fabel mit der der Alten, unserer Behandlungen der Alexander-Sage zu Kallisthenes und Curtius, der Veldeke'schen „Gneit“ zur Virgilianischen „Aeneis“, unserer Gedichte vom Trojanischen Kriege zu Homer, Dares, Virgil und Statius, unsers Dramas im 16. Jahrhundert zu Terenz und Plautus, unserer Erotik in der zweiten Schlesi'schen Schule zu den römischen Elegikern gethan hat, solche und ähnliche Untersuchungen wird jeder Literaturfreund mit dem größten Vergnügen lesen.

Cholevius hat in diesem ersten Bande das antike Element von den ersten Anfängen im Mittelalter bis zur französischen Gracität Wieland's hin in folgenden Perioden abgehandelt. Erste Periode bis 1180: „Anschluß an die römische Literatur und Dichtungen in lateinischer Sprache.“ Zweite Periode bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts: „Behandlung antiker Dichtungsstoffe im Geist der Romantik.“ Dritte Periode, das 16. Jahrhundert: „Einfluß des Alterthums auf die geistige und sittliche Bildung im Zeitalter der Humanisten.“ Vierte Periode, das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts: „Die antike Poesie als Muster für die Form mit der Beschränkung auf das Technische. Die stoisch-christliche Moral als Kern der Humanitätsbildung. Der frivole Anakreonismus.“ Fünfte Periode seit 1740: „Vollendete Dichtungen im antiken Stil. Theoretische Forschungen bis zur Entdeckung des Kunstschönen. Der Paganismus und die Sokratische Moral.“

Die Aufgabe für die in diesen Perioden enthaltene Geschichte besteht nun darin, den allgemeinen Proceß, der ganz Europa mehr oder weniger in der nämlichen Phasen durchlief, nach seiner deutschen Gestalt aufzuzeigen. Tausend Jahre verfloßen, bevor die deutsche Sprache sich des Inhalts wie der Form des Alterthums in dem Grade bemächtigt hatte, daß sie deutsche Stoffe mit griechischer Idealität und Freiheit behandeln konnte! Die Wandelungen, welche in diesem Proceß vorkommen, lassen sich kurz so ausdrücken: 1) Der unbefangene Gebrauch der noch sehr lebendigen lateinischen Sprache auch für nationale, nicht bloß für kirchliche Gegenstände; 2) die Auffassung antiker epischer Stoffe in den Formen der mittelalterlichen Romantik; 3) die technisch correcte Nachbildung antiker Formen in lateinischer Sprache; 4) die Nachahmung der antiken Poesie zwar nach den Gesetzen ihrer Formen, allein in modernen Stoffen und moderner Sprache; 5) die Reproduction der antiken Formen in modernen Stoffen; 6) die Reproduction des antiken Geistes in freien Nachbildungen.

Die erste Gestalt entsprang noch aus dem unmittelbaren Uebergange der römischen Sprache und Literatur in das germanische Mittelalter. Das Lateinische war nicht nur die Sprache der römischen Kirche, sondern auch noch auf lange hin die Sprache der Bildung überhaupt, auch der diplomatischen. Als die Kirche bei den Kelten und Germanen erst befestigt war, nahmen die Geistlichen mit der Volksgeschichte auch Volksagen in ihre Schriften auf, wie Jornandes, Paul Warnefrid, Saxo Grammaticus u. A. Sie dichteten auch wol die epische Sage in lateinischer Sprache metrisch aus. Saxo Grammaticus in den ersten acht Büchern hat seiner Prosaerzählung viele Verse in sehr verschiedenen Versmaßen eingemischt. Das schönste Denkmal unserer Poesie aus dieser Zeit wird immer der Waltharius bleiben, weil er in seinen lateinischen Hexametern den Geist der alten Heldensagen am treuesten bewahrt hat. Die Analyse, die Cholevius gibt, weist auch die Eigenthümlichkeit, Unentlehtheit vieler seiner Bilder für die Kampfschilderung nach. Man könnte diese Periode die lateinisch-nationale nennen.

Im Gegensatz zu ihr dichtete die zweite Periode nicht mehr lateinisch, sondern deutsch und eignete sich in dieser Form die epischen Traditionen der Alten Welt an, indem sie dieselben jedoch zugleich ihrem eigenen Standpunkt gemäß organisirte. Ward also in der ersten Periode der einheimische Sagenstoff ziemlich harmlos lateinisch erzählt, blieb der Inhalt der Sagen dabei mehr oder weniger in seiner Integrität erhalten, so veränderte man jetzt die aus der antiken Welt aufgenommenen Stoffe nach dem romantischen Typus, um sie damit der ritterlichen Welt, in der man lebte, völlig adäquat zu machen. Die Byzantiner machen ein wichtiges, noch nicht völlig erkanntes Uebergangsglied in dieser Metamorphose aus, die für Deutschland von Frankreich ausging. Wir Deutsche haben hier den Franzosen nur nachgedichtet, was sich immer mehr herausstellt, je mehr

wir die nordfranzösische Epik kennen lernen. Einer der wichtigsten und fruchtbarsten Dichter war hier Chretien de Troyes, wie uns die gründliche Monographie über denselben von Dr. Holland erst leztlich von neuem dargethan hat. Unsere deutschen Dichter, Lamprecht, Bodelo, Herbort von Triglir, Konrad von Würzburg, haben bei der Alexander-Sage, bei der „Aeneis“ und bei dem Trojanischen Kriege beständig, wie sie dessen auch ganz aufrichtig selbst eingeständig sind, welche Medien vor sich gehabt. Antike Stoffe sind uns also zuerst durch französische Vermittelung zugefloßt worden, und wir können diese zweite Periode die romantisch-antike nennen. Cholevius hat ihr eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, namentlich dem Virgil und Homer und der Art und Weise, wie die antike Mythologie in unserm Mittelalter zur Erscheinung kommt. Cholevius bringt zu solchen Untersuchungen außer der unerlässlichen Gelehrsamkeit eine phantasievolle Auffassung und gesunde Verständigkeit mit, die in der Combination des Verwandten die rechten Grenzen zu wahren weiß.

Die dritte Periode wird zwar, wie auch Cholevius hervorhebt, die humanistische geheißen, weil sich in der That an das damals entstehende philologische Studium eine größere Humanität anknüpft. Was indessen bei uns Deutschen die Einwirkung desselben auf die Poesie betrifft, so war dieselbe zunächst die einer völligen Entfremdung der Gebildeten von unserer nationalen Literatur. Man dichtete in den Formen, in der Mythologie und in der Sprache der Römer, denn das Studium des Griechischen wurde zwar nicht vernachlässigt, allein für die Dichtung darin beschränkte man sich doch auf Epigramme. Die Italiener fühlten sich damals ganz in die antike Sinnesart zurück. Ihnen gelang in ihrer dem Lateinischen zunächst stehenden Sprache der poetische Ausdruck, auch der zärtliche, am meisten. Ein Polizian und ein Pontan, ein Sannazar und G. Bruno schienen ganz aus dem Alterthum wiedergeborene Menschen zu sein. Die Deutschen blieben schwerfälliger und ließen sich in dem Schwünge der Latinität von den nachbarlichen Holländern und Polen übertreffen. Die reformatorische Polemik hinderte die poetische Erhebung, und selbst das Drama, welches man dem Terenz nachahmte, mußte, wie bei Frischlin, der Polemik gegen Rom dienen. Cholevius hätte hier vielleicht mehr auf das deutsche Element in den lateinischen Dichtungen der damaligen Deutschen eingehen können. Der Aesopischen Fabel, aber mehr nach der Seite ihres orientalischen Ursprungs als nach der Genesis der deutschen aus der griechischen und lateinischen Formation, ist eine ziemlich erschöpfende Analyse gewidmet. Die Darstellung der „Gesta Romanorum“ hat uns nicht befriedigt. Nach dem Material, welches Keller 1837 seiner Ausgabe hinzugefügt hat, konnte dieselbe anders ausfallen. Dagegen ist Das, was Cholevius über die Uebersetzungen und Nachbildungen des Plautinischen und Terentianischen Lustspies sagt, vortrefflich. Der Fortschritt, den diese Periode machte, bestand hauptsächlich darin, daß die Nachahmung der antiken Poesie

als eine gelehrte Kunstdichtung, auch in der Sprache, von der volksthümlichen sich trennte und hierdurch einerseits ebenso wol die trübe Vermischung des Antiken mit dem Romantischen, die in der vorangehenden Periode geherrscht hatte, aufhob, als auch andererseits eine höhere Vermischung des antiken ästhetischen Ideals mit dem modernen Geist anbahnte. Man kann diese Periode auch als die philologische bezeichnen.

Die vierte Periode enthält diejenige Formation des antiken Elements in unserer Poesie, die hauptsächlich durch die Franzosen hervorgerufen wurde und lange Zeit das gebildete Europa beherrschte. Die Franzosen wädhnten die Geseze erkannt zu haben, nach welchen die Griechen und Römer in ihren poetischen Compositionen zu Werke gingen. Sie stellten eine Theorie der dichterischen Production auf, durch deren Praxis sie sich den Meister-schöpfungen des Alterthums glaubten an die Seite stellen zu können. Die Regeln des Aristoteles und Horaz, des Longin und Quintilian wurden von ihnen als kanonische proclamirt und mit mißverstehender Einseitigkeit interpretirt. Dennoch gewann ihre Literatur hierdurch eine solche Klarheit und Festigkeit der Formen, daß ihre Werke allen europäischen Nationen imponirten und von diesen als Muster nachgeahmt wurden. Doch behielten die Franzosen eine gewisse Freiheit, die Boileau geschickt zu rechtfertigen wußte. Sie konnten sich in der Metrik den Alten nicht anschließen; sie blieben stolz auf ihre eigene Sprache; sie entnahmen viele Stoffe ihrer eigenen Geschichte und ihrem eigenen Leben. Was der unseligen Zerrissenheit der Deutschen nie möglich gewesen wäre, gelang ihnen. Sie popularisirten die antiken Formen in einer ihnen gemäßen, nationalen Weise und hoben die Trennung auf, die zwischen der Volksdichtung und der antik gelehrten Kunstpoesie bestand. Wie sie im Mittelalter den Inhalt der antiken epischen Traditionen romantisirten und damit ihrem Standpunkt homogen gemacht hatten, so verfuhrten sie nun auch mit der Form. Und wie die Deutschen ihnen damals nachgeahmet hatten, so geschah es auch jetzt wieder. Man glaubte in der Nachahmung der Franzosen die Alten selbst nachzuahmen. Es war das Verdienst von Dpiz, vom ältern Strappius, von Haller und von dem schon attisch gestimmten Hagedorn, selbständiger durch ein Zurückgehen auf die Quellen in das Wesen der antiken Poesie einzudringen, allein bis auf den Sturz Gottsched's durch die Schweizer herrschten die französischen Ansichten als Autorität vor. Cholevius hat Dpiz und Strappius in die volle, ihnen gebührende Beleuchtung gestellt und vieles Merkwürdige, das bisher weniger beachtet worden, hervorgehoben. Diese Periode kann man die pseudoantike nennen.

Die fünfte Periode würde vielleicht besser in zwei zerlegt sein, in eine kritische und in eine productive. Die kritische, die in Lessing culminirte, setzte die Bestrebungen von Dpiz und Hagedorn fort, eine richtigere Erkenntniß des Antiken im Unterschied von der französischen Pseudoantike zu erlangen; die productive wurde

einerseits durch Klopstock, andererseits durch Wieland repräsentirt. Jener hatte es mit der Form, dieser mit dem Inhalt des hellenischen Geistes zu thun. Jener, in der Form völlig antik, war im Inhalt völlig national, denn auch seine Christlichkeit hatte, als protestantische, eine nationale Physiognomie. Dieser, in der Form französisch geschwäbig, war dagegen im Inhalt antik, aber nicht mehr im Sinne der stoischen Herbeheit der ersten Schlesiſchen Schule und auch nicht in dem frivol Anacreontischen, eigentlich Martialischen der zweiten, vielmehr im Sinn wirklicher hellenischer Grazie. Wieland ist seiner Lusternheit und Schwaghastigkeit halber leicht zu verurtheilen, und manche unserer neuern Literatoren haben sich ans seiner Verbammung ein rechtes Fest gemacht. Allein er ist schwerer zu fassen. Als der Gegensatz zur Erhabenheit Klopstock'scher Verhimmelung konnte er sich oft der zweideutigen Komik der Crébillon'schen und Grécourt'schen Frivolität nicht erwehren und statt zum Cultus der uranischen Aphrodite brachte er es oft nur zur Huldigung einer geistreich-wollüstigen Hetäre. Dies zu sehen und ihn deshalb zu tadeln ist, wie gesagt, leicht, zumal heutzutage, wo wir ganz andere Maßstäbe in Händen haben. Aber man muß auch das Positive in ihm nicht verkennen wollen, wodurch er seine Zeit entzückte. Dies bestand darin, daß er gegen die Plumpheit, mit welcher das sinnliche Element im 16. Jahrhundert, gegen die Unnatur, mit welcher es im 17. Jahrhundert bei uns behandelt war, ahnen ließ, mit welcher Wahrheit und Anmuth die Griechen die Natur erfaßt hatten. Bis auf Wieland hin herrschte im Begriff des Antiken das römische Moment vor; er machte die Deutschen mit der Weichheit und Feinheit des hellenischen Geistes vertraut, wenn er auch von der sittlichen Zartheit und Hoheit desselben noch keinen Begriff hatte und die Grazie Sokratischer Ironie noch häufig mit der Kahlheit schadenfroher Stepsis verwechselte. Cholevius hat zwischen Klopstock und Wieland Lessing in die Mitte geschoben, was uns nicht zweckmäßig scheint, da Klopstock und Wieland eine wesentliche Antithese bilden. Die äußerliche Chronologie sagt uns freilich, daß Klopstock 1724, Lessing 1729, Wieland 1733 geboren worden, allein diese Abfolge kann eine andere Anordnung nicht hindern, welche den sachlichen Zusammenhang besser übersehen läßt. Oder Lessing hätte auch nach Klopstock und Wieland behandelt werden können, wenn man seine weitreichende Einwirkung auf das Theater ins Auge faßt. Von diesen Dreien hat, unserer Meinung nach, Cholevius Klopstock am besten dargestellt. Die Wärme, mit welcher er seine auf das Große gerichtete Natur anerkennt, hat hier seine Darstellung sehr vortheilhaft gehoben. Der specielle Nachweis des Zusammenhangs, in welchem Klopstock's Odenbildung mit der Horazischen steht, ist äußerst interessant. Wieland ist mit Gerechtigkeit behandelt, Lessing aber nicht tief genug gegriffen, wenn auch nichts Wesentliches übergangen und die ungeschminkte Darstellung bei unserm Autor uns viel angenehmer ist als die bombastische Phrase, mit welcher

man seit längerer Zeit schon den einfachen Lessing glaubt schildern zu müssen, um das schöne Bild, das Gervinus von ihm gezeichnet hat, scheinbar zu übertreffen.

Blicken wir nun von hier noch ein mal zurück, so hätten sich folgende Stufen ergeben: 1) die lateinisch-nationale; 2) die romantisch-antike; 3) die philologisch-humanistische; 4) die pseudoantike; 5) die antik-kritische; 6) die einerseits in der Form, andererseits im Inhalt hellenische. Für die erste war die Geistlichkeit der römischen Kirche, für die zweite die höfische Aristokratie, für die dritte der Stand der Gelehrten, für die vierte der pariser Hof, für die fünfte die in Deutschland sich entwickelnde ästhetische Kritik, für die sechste die Humanität der protestantischen Aufklärung der Mittelpunkt.

Man erkennt in diesen Stufen einen progressiven Gang des antiken Elements. Schritt für Schritt mußte die eigentliche Wahrheit seines Wesens erobert, es selbst von mannichfacher Verleumdung befreit und der deutsche Geist von den Verirrungen emancipirt werden, denen er für jene Assimilation bis dahin sich nicht hatte entziehen können. Die ersten drei Perioden bilden unter sich wieder ein Ganzes. Sie fangen lateinisch an und hören lateinisch auf. Immer ist es bei ihnen ein besonderer Stand, der dem antiken Element seine Gestaltung gibt: die Geistlichkeit, der Adel, die Schulgelehrten. Die drei letzten Perioden machen unter sich abermals ein Ganzes, denn es ist immer das nationale Moment, was darin hervortritt: das französische, das deutsche, das hellenische.

In den drei ersten Perioden verhält sich die deutsche Poesie passiv, in den drei letzten activ, denn gerade an der Verarbeitung der französischen Pseudoantike wird sie, in Verbindung mit einem gründlichen Zurückgehen auf die Classiker selbst, der Erhebung zu einem nationalen Selbstgefühl mächtig und erst hiermit fähig, das Antike nicht mehr nur im römischen, sondern im ursprünglich griechischen Sinn zu verstehen. Sehr merkwürdig ist in diesem Proceß auch der Umstand, daß die Deutschen vom Antiken, solange sie es noch im römischen Sinn erfassen, immer auch in das Romanische zurückgehen. Auf den Latinismus der römischen Geistlichkeit folgen die welschen, d. i. französischen Epen. Auf die lateinische Poesie der Humanisten folgt die Nachahmung der Formen der französischen Poetik. Auf die an die Alten selbst schon sich anschließende Kritik derselben folgt die Nachahmung des französischen frivolen Romans und der Natürlichkeit des Diderot'schen Theaters, wenn auch schon wesentlich gebrochen durch eine tiefere Anschauung des hellenischen Geistes, die von Lessing und Winckelmann ausging.

Wer will nun leugnen, daß eine Untersuchung dieses Bildungsgangs unserer Poesie nicht ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen dürfte? Eine solche Untersuchung hat so viele Seiten, daß es an Mängeln im Einzelnen nicht fehlen kann. Namentlich wird man im Detail über das Zuviel oder Zuwenig streiten können. Gervinus hat in steter Rücksicht auf Gervinus gearbei-

tet, wie das unerläßlich war, wenn er nicht Dasselbe wiederholen wollte. In dieser Rücksicht aber hat er da, wo Gervinus nur Andeutungen gibt oder allgemeine Voraussetzungen macht, aus den Werken selbst instructive Auszüge gegeben, theils als Ergänzung, theils, z. B. bei E. Dach, zur Berichtigung. Sein Werk ist an sich ein durchaus selbstständiges. Vergleichen wir es aber mit dem von Gervinus, so ist es für das antike Element in unserer Poesie eine kritische Erweiterung desselben. In dem folgenden Bande wird Gervinus jedoch weit über den Zeitraum hinausgehen, mit welchem Gervinus seine Geschichte abschließt. Er wird zeigen, wie sehr wir der wahrhaften hellenischen Wesens zur ästhetisch-ethischen Befreiung unsers Geistes bedurften und wie es doch unserm an sich unversessenen Standpunkt nicht zu genügen vermochte. Mit großer Erwartung sehen wir gerade diesem Bande entgegen. **Karl Rosenkranz.**

### Dramatische Bücherschau.

1. Die Portenser, dramatisches Gedicht von Albert Lürke. Berlin, Wohlgenuth. 1853. 8. 24 Rgr.

Gen Pforta zieht des Herrn Gobanus Hefius, Magnificus zu Erfurt, Schwestersohn Justus Hergott, allda als Scholer der Gelahrtheit sich zu befeßigen und eine Leuchte des jungen protestantischen Glaubens zu werden, wie einst sein Vater es war, der den Märtyrertod für des muthigen wittenberger Königs evangelische Lehre starb. Frisch und fröhlich, wie der himmelansteigenden Lerche, ist dem jungen Scholer ums Herz, denn ihm durchleuchtet die Sonne des verjüngten Christenthums die reine, kindliche Seele, und all seine geistigen Fibern dehnen sich gewaltig nach voller freudiger Mannesthat im Kampf des Wissens und des Lebens. Im Ränzlein trägt er als kräftigen Schild die verdeutschte Bibel und an der Hand ein goldenes Ränzlein, das einst Luther's Rätzchen seiner Mutter schenkte und von dieser dem Sohne beim Abschiede angetraut worden war. Auf dem Wege nach dem Tempel der Weisheit zu Pforta geräth Justus mit seinem Geleitsmann Pharetratus, des Herrn Gobanus getreuem Famulus, zu Kösen in eine gar lustige Soldatenwirtschaft: da feiern die evangelischen Kriegsgleute von Kurfürst Moriz nicht eben allzu apostolisch der Pfingsten freudlichen Feiertag — aber der gestrenge Herr Wachtmeister meint, gut luthersch könne man so gut in der Kirchen als im Krüge sein, und trotz des Herrn Pharetratus bedenklichem Kopfschütteln spricht Justus ein kräftiges Ja zu dieser Soldatenmoral. Bald aber gibt's Streit: der pfortaische Herrschaftejäger Konrad, ein eifriger Katholik und heimlicher Söldling des ehemaligen, nunmehr abgesetzten Abts von Remleben, schmätzt die Kriegsgleute und das neue Evangelium und würde von den erbitterten Soldaten getödtet worden sein, wenn nicht Justus die Wüthenden zurückgehalten hätte. Nun aber zieht der Herr Scholer seine Straße fürbaß gen Pforta und verabshiedet den ehrlichen Famulus. So kommt Justus in den Wald zu Pforta, und wie er so des grünen Laubdoms Herrlichkeit bewundert, fährt ihm ein Schuß hart an dem Lockenkopfe vorbei und — ins Herz, d. h. in das unsichtbare seelische Herz. Denn ein holdes Mägdelein — Cölestine, des Abts von Remleben Mündel und des katholischen Försters Hildebrand Verwandte — steht mit dem noch dampfenden Rohre, dessen Blei einem stattlichen Hirsche galt, vor dem Betroffenen, und wie sie ihn so lieblich um Berzeihung bittet und so ämsig um ihn besorgt ist, da hat der arme Junge den Pfeil Amor's so tief in der Brust, wie ihn ein frisches Blut nur immer haben kann, und es ist bei so verwandten Umständen sehr natürlich, daß er, der nun doppelt

Mittelungsbedürftige, sich inniger denn je nach einem mitfühlenden Freunde sehnt, der ihm noch fehlt. Sein guter Engel führt den Ersuchten ihm bald entgegen: dem Frig von Trotha ist's zu eng geworden unten zwischen den Bücherchränken und Antiquitäten; drum hat er sich hinausgemacht in den freien, fröhlichen Wald, seines Vaters gewaltiges Ritterschwert zu schwingen und abzuschütteln den Schweißstudenwusch. Das ist ein Ruchse nach Ritter Gödens Art, — ganz Feuer und ganz Schwert. Thut! nur Thut, und zwar die frische, lustige Reiterthat! das ist sein Dichten und Trachten. Denn — meint er — das Vaterland braucht Männer. Aber Justus fragt ihn, ob Luther und Hutten und Reuchlin nicht auch Männer seien. „Ja!“ — sagt Trotha — „die fochten schreibend! das waren Männer!“ Und die Bruderschaft reichen sich beide Jünglinge und Eine Sehnsucht begeistert ihre Herzen: Männer zu sein im Kampf für des Glaubens Licht und des deutschen Vaterlandes Ehre.

Zu Pforta wird der Justus bald die Krone der Scholaren, die Ehre der Prima, ein Muster in Sittlichkeit und Geistesbildung, der Stolz seiner Lehrer und die Liebe seiner Mitschüler. Aber unter dem scheinbaren Frieden des traulichen Schullebens zu Pforta wühlt der Berrath und brüht die Lüge. Denn der abgelehnte Abt von Remleben weilte in der Nähe, und seine Creaturen, der Förster Hildebrand und dessen Jagdbub Konrad, hießen ihn insgeheim treulich zur Wiedererlangung alles dessen, was er und sie verloren haben. Zu diesem Zwecke ist es dem Abt gelungen, den Portenscholar Detwin von Altenburg zur Rückkehr in den Schoos der katholischen Kirche zu bewegen. Detwin's Vater, der, einst ein gewaltiger Degen, alt und gichtbrüchig auf seiner Burg zu Almerich sitzt, hat des Abts Rache dadurch sich zugezogen, daß er das Weib als Gattin heimführte, das ihrer leidenschaftlich liebte, und so genügt der stolze Priester diesem seinem Rachedurst, indem er den einzigen Sohn des greisen Ritters abtrünnig macht vom protestantischen Glauben, welchem dieser Letztere sein ganzes Leben gewidmet hat und mit vollster Ueberzeugungsfreudigkeit angehört; zugleich wird durch den Uebertritt Detwin's der einzige Sproß und Erbe eines ebenso reichen als vornehmen und angesehenen Geschlechts — die Altenburg find mit dem kurfürstlich sächsischen Hause verwandt — dem „alleinseligmachenden Glauben“ mit all seiner Macht und seinem Einfluß gewonnen: eben kein unbedeutender Fang. Um diese seine tüchtigen Pläne zu verwirklichen, hat der Abt durch des Portenpfortners schmucke und kostene Dirne den leicht erregbaren Detwin in das Netz der Kokerei verstricken und ihm, nachdem er um den Frieden seiner Unschuld gebracht war, durch zugesetzte Schriften katholische Beredsamkeit den Zweifel an Luther's Lehre einimpfen und die römische Kirche als eine Macht erscheinen lassen, die allein den innerlich und äußerlich Bekleckten wieder zu Ehren bringen könne. Da nun so der Boden gehörig bereitet war in dem gutmüthigen und durchaus nicht unedeln, aber schwachen und kindlichen Gemüthe des Junkers, wird ihm ein Muttergottesbild als Gegenstand seiner Andacht zugesteckt, das die lieblichen Züge von des Abts im nahen Försterhause weilendem Mädel Cölestine trägt, und die aufgeregte Phantasie des Jünglings zu wilder Leidenschaft für das schöne Mädchen entflammt. Ihre Hand nun sagt ihm der Abt als den Erdenlohn der Rückkehr zum Glauben Roms förmlich zu, nachdem der schöne Priester ihre hohe Abkunft bestätigt und Detwin's tante Sutta und der gleich dieser heimlich zum Katholicismus zurückgetretene Hauskaplan der Altenburg Detwin's Gemüth vollends den Plänen des rachsüchtigen und ehrgeizigen Pfaffen verknüpft haben.

Aber Cölestine, bei einer protestantischen Nüchternheit und der neuen Lehre im tiefsten Innern zugethan, durchschaut ihres Vormunds lichteheue Zwecke, beschließt, Detwin — den sie zwar nicht liebt, aber aufrichtig bemitleidet — zu retten, und nimmt sich vor, Justus, der mit Trotha des Verführten Stubengenosse ist, um Hilfe bei diesem Christenwerke anzugehen. Der

sitzt gerade in der Nähe des Försterhauses, mit Zeichnen beschäftigt, und Cölestine hebt freudig zusammen, als sie ihr Bild unter des jungen Scholaren gewandtem Griffel entstehen sieht. Sie trägt nun dem freundlichen Zeichner ihr Anliegen vor, und gern verspricht er, ihr treulichst zu willfahren und fortzusetzen, was er bereits kräftig, wenn auch erfolglos begonnen hat; denn auch ihm ist über Detwin längst Klarheit aufgegangen. Wie aber Justus und das Mädchen so traulich kosen, löst sich das Geheimniß ihrer Herzen, und daß sie sich lieben, sagt ein Auge dem Andern und würde eine Lippe der Andern bekannt haben, wenn nicht ihr Gespräch durch den Förster und den Abt gestört worden wäre. Es kommt nun die Nacht heran, in welcher Detwin das förmliche Gelöbniß seiner Rückkehr zu Rom ablegen soll. Kurz vorher führt ihn sein guter Engel noch ein mal zu Justus, und schon dringt dessen ernstes, überzeugendes Wort tief in seine leidenschaftlich hin- und hergerissene Seele, da hört er die Pfortenmuhre Jahn schlagen. Es ist die verabredete Stunde einer heimlichen Zusammenkunft des Junkers mit dem Pater Urban in der Pfortenkapelle; zu kommen hat Detwin als Edelmann versprochen und sein Versprechen will er nicht brechen — er geht. Justus hat Gelegenheit, diese Zusammenkunft zu belauschen; er sieht, wie sich eine verborgene Thüre im Fußboden öffnet und den Pater Urban einläßt, erfährt so die Stunde, welche Detwin auf immer zum Katholiken machen soll, und entdeckt zugleich, daß diese Mönchserscheinung den alleinigen Grund zu düstern Spitzgeschichten gegeben hat, mit welchen die jüngsten Scholaren geängstigt wurden. Nun bereitet er sich mit seinem Trotha und noch einigen wackern Genossen, mit bewaffneter Hand dem Pfaffenverrathe zu begegnen und die Ehre der Pforta zu wahren. Zu diesem Zwecke versteckt sich Trotha mit den Andern in der Kapelle, um Detwin's sich zu bemächtigen, während Justus in einer Blende des untern Kirchgangs, der zu der von Pater Urban benutzten geheimen Thüre führt, auf den Mönch lauert. Als dieser nun hereintritt, wirft sich ihm Justus mit gezogenem Schwerte entgegen; aber der Priester drückt auf ein nur ihm von alter Klosterzeit her bekanntes Werk in der Mauer: ein eisernes Gitterthor raffelt nieder und Justus ist abgeschnitten von den weitem Räumen der Kirche. Was hilft es, daß Trotha, der inzwischen Detwin's sich bemächtigt hat, mit den Genossen die Treppe in den untern Gang hinabstürzt: das wohlberechnete Eisengatter trennt ihn von dem Freunde, der von dem mit seinen Helfershelfern herbeigeilten Abte in wilder Hast als Gefangener zunächst ins Försterhaus abgeführt wird, von wo ihn die Priester gen Raumburg schleppen wollen. Aber Cölestine flieht bei der Kunde von dem traurigen Ereignisse nach Pforta und berichtet an Trotha, wohin man den kühnen Scholar zu bringen gedenke; ihr folgt das Aufgebot von ganz Pforta, den theuern Genossen mit der Waffe in der Hand zu befreien.

Inzwischen ist Kurfürst Moriz in die Altenburg eingezogen und nicht eben gar freundlich vom Herrn der Besten, seinem Verwandten, empfangen worden; denn dem schneidet's tief ins Herz, daß der Sachsenherzog abgefallen ist von der evangelischen Sache und das schöne Amt übernommen hat, gegen das protestantische Magdeburg die kaiserlich katholische Macht zu vollstrecken. Als jedoch Moriz dem Greise enthüllt, daß er nur zum Schein diesem Auftrage sich unterzogen habe, um, ohne Verdacht zu erregen, sein Volk an sich zu ziehen und um so sicherer nun den Feinden der evangelischen Sache auf den Leib zu rücken — da lebt der alte Franke Ritter noch ein mal zu neuer Jugend auf. Ein Reitender bringt einen Brief des Portenrectors Mählhorn, worin dieser von dem Priestercomplot berichtet und Detwin's Theilnahme daran, sowie des Justus Gefangennehmung durch die Pfaffen meldet. Armer Ritter von Altenburg, das ist ein Donnerschlag aus dem heitern Himmel deiner Glaubensfreude! Und wüßtest du gar noch, daß mitten in deiner Lutherveste der römische Lizer seine Zuflucht gefunden und sein Opfer zu zerreißen im Begriff ist! Denn der Herr Abt von Remleben hat, gedrängt von den ringsum schwärmenden

Reitern des Kurfürsten, seinen Plan, gen Raumburg zu ziehen, geändert und hat sich mit dem gefangenen Justus und mit Konrad, dem Jagdbuben, geradewegs in die Altenburg zu seinem Confrater und Mitverschworenen, dem Hauskaplan dieser Feste, begeben, indem er sicher schloß, daß man hier im Neste des alten Glaubenshelden ihn und sein Gelichtert am wenigsten vermuthen werde; unter dem Vorwande, altenburgische Reiter brächten einen entsprungenen Dienstmann in die Feste zurück, war denn auch das Bubenstück wohl gelungen. Auf der Burg nun in einem alten entlegenen Thurne von dem Kaplan gut geborgen, stellt der Abt Justus die Wahl, zu sterben oder römisch zu werden. Justus wählt natürlich das erstere und bereitet sich zum letzten schweren Gange für seinen Glauben und seine Ehre. Schon hebt Konrad, der Jagdbub, der für Cölestinen glüht und deshalb Justus den glücklichen Nebenbuhler haßt, auf des Abts Geheiß die Hellebarde gegen den muthigen Bekenner des Evangeliums, da bricht dieser vom alten Mauerwerke einen wuchtigen Stein los und schmettert mit verzweifelter Wurfte der Abt todt zu Boden; wieder aber schwingt zum letzten Stoße der Jagdbub die Partisane — da fährt Trotha's Schwert dem Schurken durch den Leib und Justus ist gerettet. Der Kaplan nämlich, von Gewissensangst getrieben, hatte Zutta, der Schwester des Herrn von Altenburg, des Abts gräßlichen Plan verrathen und diese gab sofort dem Kurfürsten davon Kunde; indessen war auch Trotha mit Cölestinen und den Portensfern angelangt, um des Sachsenherzogs Hülfe zu ihrem Zuge gen Raumburg, dem vermeintlichen Haftorte ihres Freundes, zu ersuchen, und wurde so der Retter seines Justus. Ueber den Leichen aber der von Gottes Gericht getroffenen Bösewichter reicht Cölestine dem Geliebten die Hand der Treue, und reuig sinkt Detwin zu seines verfohlten Vaters Füßen. Morig jedoch ruft Justus und Trotha an seine Seite, mit ihm auszukämpfen den heiligen Kampf des Glaubens und des deutschen Vaterlandes und nach gethaner Eisenarbeit auf seiner hohen Schule zu Wittenberg den Delzweig der Wissenschaft zu pflanzen:

Der Lober grünt, der Delbaum ist im Treiben!  
Zum Siege! Sa! — Durch jeden Wall hindurch,  
Den Fürstenwiz und Pfaffenzug geschaffen?  
Zum Siege! Sa! — Denn gar ein' feste Burg  
Ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen!

Es ist keineswegs bloß das Einzelschicksal einzelner Menschen, sondern das Schicksal einer ganzen Zeit und eines ganzen Volks, das in diesen so harmlos und bescheiden gebotenen „Portensfern“ vor unsern Blicken vorüberzieht. Wir sehen die Versuche der aus ihrem Kimbus herabgestürzten Priesterschaft des alten Dunkeltums, von neuem das verlorene Jerusalem sich zu gewinnen, und diese Versuche sind nicht kleinlich und nicht leichtfönnig angelegt, vielmehr von der schlauesten Berechnung und weitreichendsten Intention; auch werden Mittel dazu ins Werk gesetzt, vor deren Scheußlichkeit jede menschliche Regung erstarrt: natürlich, wo man im Kampfe das Vertrauen in den Adel und die Reinheit seiner Absichten verloren hat und sich, wie hier, bewußt ist, daß man nur der eigenen Selbstsucht dient — da versagt sich die Sittlichkeit jede Mitwirkung und nur die Bosheit findet ein freundliches Gehör. Aber es waltet eine ewige göttliche Macht über der Menschheit edelsten Gütern, die sich immer und immer wieder der blutenden, leidenden, ringenden Kämpfer annimmt und ihre Kräfte stählt, ihre Augen schärft. Diese Macht ist eben nichts Anderes als die reine sittliche Ueberzeugung des edeln Willens, und ihr unterliegt endlich doch der finstere Feind des Lichts und der Wahrheit. Das ist die historische, das die sittliche Moral dieses trefflichen Schauspiels. Wem vor der Deutscher dieses Justus Hergott, dieses Trotha, des greisen Glaubenshelden auf Altenburg, dieser gelehrten Herren von Erfurt und Pforta, des alten Kriegsmanns Wiprecht, des Wachtmeisters, der Cölestine — dieser lieblichsten Wächtergestalt — das Herz nicht aufgeht, als wenn er in die trauliche Lenzesfrische einer deutschen Landschaft blickt, der möchte

wol für immer den deutschen und den poetischen Pulsschlag verlernt haben.

Daß unser Dichter in seinem Morig, unbeschadet des deutschen Kerns, dennoch den Witz der die nationale Eigenthümlichkeit nicht eben im edeln Sinne auslösenden und verallgemeinernden Staatsweisheit des 16. und aller weiteren Jahrhunderte zur Geltung bringt, in Justus und Trotha den Geist der neuern Zeit in seiner ganzen unverschatteten Sonnenpracht sich verwerten läßt, in den meisten der gelehrten Notabilitäten den verpedantisirten, noch immer etwas mittelalterlich verlassenen Protestantismus, im alten Burgherrn das im Gegensatz zu Morig, ich möchte sagen, modernem diplomatisch-politischen Staatsstume deutsch mittelalterliche Reformations-Mitterthum dramatisch verklärt, — all Das gibt dem schon durch den Gang seiner Fabel an und für sich genugsam interessanten Schauspieler nur noch kräftigere, mannichfachere und charakteristischere Lebendigkeit und Wahrheit. Der Humor, der diese tiefsten Begebenheiten durchweht, ist keineswegs aus der Kumpellammer längst verbrauchter Wortdrehereien und langweiliger Narrenstreiche hervorgeholt, sondern voll frischen und gesunden Athems und durchaus in die Handlung des Stücks als integrierender, unentbehrlicher Mitarbeiter verwebt. Wer wird man einwenden, er erinnere zu sehr an Shakspeare: mag sich der junge Poet diese Vorwürfe recht freudig gefallen lassen; denn er ist nirgends zum bloßen nachäffenden Handlanger des großen Briten geworden. Möchte allen Dichtern durch das unerreichten Heros gründliches Studium so viel Eigenartiges in ihrer Künstlerbrust geweckt werden, wie dies hier der Fall ist — sie dürften sich wahrlich nicht schämen, auf jeder Seite an Shakspeare zu erinnern.

Und überhaupt: wo sollen denn die deutschen Poeten gefunden Stoff für Volksszenen und humoristische Volkscharaktere höherer als bloß possenhafter Natur hernehmen, sonderlich da sich's — wie hier — um historisch nationale Verhältnisse handelt, wenn sie nicht aus dem Wunderborne schöpfen, aus welchem auch Goethe und Schiller schöpfen mußten und gern schöpfen — aus Shakspeare? Solange bei uns jeder Keim volkthümlicher Gestaltung von Staats, Religions und Polizei wegen unterdrückt wird, solange die deutsche Wissenschaft und Kunst sich aristokratisch einpuppt, oder besser, wolle sie oder wolle sie nicht, in majorem dei gloriam einpuppen muß, solange mit einem Worte bei uns Volk und Dichter zwei Dinge sind, die sich einander gar nichts angehen, gar nichts anehen dürfen — nun, solange bleibt für den deutschen Poeten Shakspeare eben die einzige Fundgrube und das einzige Studium für Volksszenen. Darum hat der Verfasser der „Portensfern“ Recht gethan, sich an diese unverfügbare Schatzkammer zu wenden, und die Art, wie er von diesem Rechte Gebrauch macht, stellt sein unsträbbar sehr bedeutendes poetisches und dramatisches Talent nur in noch helleres Licht: man lese die prächtigen charakteristischen Soldatenszenen des ersten Acts, die überaus ergötzlichen Unterredungen zwischen dem Pfortencastellan und seiner Diener, die Würfelszene der portenser Scholaren u. s. w.; will man sich aber an so recht echter deutscher Herzenspoesie erquicken, dann schlage man die lieblichen Gespräche zwischen Cölestine und Justus auf. Einzelne Charaktergestalten unter den mehr oder weniger als Nebenfiguren auftretenden Persönlichkeiten sind dem wirklichen Leben mit frappanter Treue abgelauscht. Recter Reihhorn — dieser mit seinem „Was geht uns Deutschland an? Wir sind Weltbürger!“ und mit seinen lateinischen Floskeln und Wendungen so recht deutsche Schulheban; der grunbeftige Pharetratus, einem vergilbten Pergamente gleichend, das alt und räucherig aussehend, aber viel köstliche Dinge in seinem Hieroglyphen birgt; der alte Knappe Wiprecht, der rechte Rüstertypus so eines alten Hausguts und Erbstücks von trauern Diener, der spiritus familiaris des gesammten Hauses, der sich ohne seinen Herrn nicht denken kann und der daher, wenn er von ihm oder sich redet, nie anders als „wir“ sagt; Hans Dümmling, der Wachtmeister, der Fahnenjunker, der Corporal



und endlich der greise Freiherr von Altenburg, der körperlich zwar ergraut und zusammengebrochene, aber innerlich durch die Macht seiner begeisterten Ueberzeugung jugendfrische „alte Glaubensheld“, dem der dankbare Blick in Gottes lachende Natur ein Hebet gilt und „dessen treues, gottesgegebenes Herz die Lutherische Fortschritt bis in den Tod“: — in all diesen Gestalten ist eine überraschende Fülle sprudelnden Lebens und echter Menschenempfindung.

Bekannt aber darf hierbei nicht werden, daß die Nebenfiguren dem Helden entschieden über den Kopf wachsen und daß besonders die mit großer Liebe angelegte Natur Trotha's das Interesse, welches sich in Justus, der offenbar der persönliche Mittelpunkt des Stücks sein soll, mit einer gewissen Ausschließlichkeit concentriren mußte, schon deshalb lebhaft beeinträchtigt, weil Trotha's Charakter viel realer und plastischer ausgearbeitet ist als Justus, der zuweilen in eine gewisse declamatorische Monotonie verfällt. Auch Detwin entzieht dem Helden des Dramas insofern dramatischen Antheil, als er ebenfalls dessen zu viel für sich selbst in Anspruch nimmt; denn es ist — und in dem Tadel liegt allerdings zugleich ein Lob — dem Poeten die düstere, unheimliche, grauenhafte Verwirrung, die in Detwin's ursprünglich edelm Gemüthe die Leidenschaft angereizt hat, so kräftig gelungen, daß man dem wilden Prozesse in des unglücklichen Junkers Brust mehr, als zum für das Interesse an Justus, nachhängt. Endlich müssen wir das noch tadeln, daß unser Dichter, dem es offenbar darum zu thun gewesen ist, die geistigen Hauptfactoren jener Waise der Reformationszeit dramatisch zu fixiren und aufeinander wirken zu lassen, die historische Treue und eine gewisse sittlich-poetische Gerechtigkeit nicht dahin geführt hat, auch dem Katholicismus einen edeln Vertreter zu gewähren und damit in der That das Thema zu erschöpfen, soweit das in fünf Acten möglich. Wir können den Poeten, da dieser Mangel seines Werks zu sehr auf der Hand liegt, um von ihm übersehen worden zu sein, von einer gewissen Parteilichkeit nicht freisprechen und warnen ihn ernstlich vor derartigen präoccupirten Stimmungen, die der freien, unbefangenen Künstlerthätigkeit sofort eine Fessel anlegen und um so gefährlicher sind, weil diese Fessel nur selten rechtzeitig erkannt wird.

2. *Joseph*. Tragödie in fünf Acten von Rudolf Kenger. Stuttgart, Saunier. 1854. Gr. 8. 15 Mgr.

Das ist ein schauerliches Ritter- und Pfaffen-Rachstück, in welchem der Dichter allen möglichen Graus und Sammer Himmels und der Erde recht absichtlich zusammengehäuft hat und alle Leuselien vollständig zu übersteifen sucht. Ein armes Indemädchen wird in dem Stücke ohne jegliche Schuld ihrerseits — denn daß sie dem Einziggeliebten an die Brust sinkt, ist keine menschliche Schuld, sondern ein menschliches Recht — von aller Welt, sogar vom eigenen Bruder mit Klühen und Grausamkeiten jeder Art förmlich zu Tode gesetzt, und beim Delali dieser Parforcejagd schließt über ihrer Leiche der bis dahin im wüthendsten Hasse gegen jeglichen Menschen rasende Bruder mit dem Geliebten des armen Opferlammes, den er noch eben in Stücke reißen wollte, einen erhabenen Freundschaftsbund. Keim, das ist nichts als krankhafte Ausartung einer überquellenden, in crassen Bildern schwelgenden Phantasie und ein Nachspectakel, wie es für die Kunizer, Reibehand und Haßkari unserer vormaligen Bühne ein gutes Zug- und Kassenstück gewesen wäre. Und dennoch: wir hätten wahrlich dieser „Joseph“ höchstens mit einem „Apagel“ gedacht, wenn nicht die stellenweise hochpoetische Sprache, der nicht selten erhabene Schwung der Empfindung und einzelne ganz charakteristisch gestaltete Nebenfiguren Grund böten, dem Verfasser, wenn auch nicht gerade dramatisches, so doch lyrisches Talent entschieden zuzuerkennen. Der hoffentlich noch junge Dichter möge sich am delphischen Orakelenthum seine verdüsternde Phantasie abklären und nicht eher wieder den Pegasus besteigen, als bis er über die Mittel, mit welchen er wirkt, einigermaßen Herr ist und

1855. 14.

nicht mehr in Gefahr kommt, Nachtgespenster eines aufgeregten Hirns für wirkliche Wesen auszugeben. Nonum prematur in annum, lieber Herr!

3. *Die Sulioten*. Trauerspiel in fünf Acten von Johann K. Preyer. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 16 Mgr.

Wir freuen uns, über diese Arbeit Preyer's und günstiger äußern zu dürfen als über sein Drama „Canova“. Unstreitig ist in den „Sulioten“ von der unbramatischen Verinnerlichung des „Canova“ zum Frommen einer kräftigen äußern Handlung Abstand genommen worden und das Bestreben, zu individualisiren, tritt unverkennbar vor, sodaß hier und da so Handlung als Charakteristik dramatisch recht brav zusammenzureißen. Allein es ist das eben doch nur hier und da, und während „Canova“ zu innerlich, sind die „Sulioten“ zu äußerlich ausgefallen; die Hauptpersonen entwickeln zu wenig innere Bedeutsamkeit und die Handlung geht nur zu oft ins völlig Breite und Verschwommene. Auch scheint der Autor seine Charaktere nicht eben allzu gründlich durchdacht und in sich selbst motivirt zu haben; sonderlich leiden die beiden Hauptfiguren, Zavelas und Georg Bogaris, an innerer Unklarheit, die zur Phrase als zum Helfer in der Noth greift und kein rechtes Interesse an der betreffenden Persönlichkeit auskommen läßt. Möchte Preyer, dessen poetisches Talent wir nicht leugnen, zur epischen Reier greifen; alles Zuständliche, Alles was zum Terrain gehört, gelinge ihm offenbar; doch scheint das dramatische Motiviren und scharfe Individualisiren außerhalb seiner Begabung zu liegen. Es wäre zu bedauern, wenn dieses an und für sich erfreuliche Talent sich länger auf einem Gebiete abarbeitete, wo es doch stets im Kreise sich bewegen dürfte, statt auf dem ihm angemesseneren Felde der Lyrik und Epik zu gesunder Entwicklung zu gelangen. Der Dichter spricht überall aus den „Sulioten“, der Dramatiker kaum hier und da, und endlich trägt die ganze Arbeit insofern einen etwas leichtfertigen Charakter an sich, als sie einen solid durchgesonnenen Plan vermissen läßt; man fühlt den künstlerischen Grundgedanken nicht kräftig heraus, und ohne diesen ist beim heutigen Stande der Cultur ein Kunstwerk nicht recht möglich.

4. *Der Wettlauf*. Lustspiel in einem Aufzuge von Heinrich Kruse. Bremen, Heyse. 1854. Gr. 16. 6 Mgr.

Es bietet Einer drei jungen Mädchen, unter welchen ihm die Wahl schwer wird, seine Hand an, und obwohl alle drei Nein sagen, merkt er doch, daß das Nein der Einen nicht eben allzu ernst gemeint, sondern nur jüngerliche Prüderie sei. Da kommt er auf den originellen Einfall, den Mädchen einen Wettlauf auf einem Gartengange anzubieten, an welchem ein Rosenstock etwas vorsteht: diejenige der Damen, die er im Laufe überwinde, müsse seine Frau werden. Die Mädchen nehmen den Vorschlag, heiter wie sind, um so lieber an, als der Vorschlagende lahm ist und also zuversichtlich der Besiegte sein wird. Zwei der Damen bleiben denn auch Siegerinnen, nur die mit dem schwachen Bein stolpert und fällt über den Rosenstrauch und muß nun des Siegers Frau werden, der ihren Fall mit ziemlicher Zuversicht vorausgesehen hatte. Der Papa des besiegten Dirndchens wittert das Richtige und fragt ganz naïv: „Sage mal, Klärchen, ist der Rosenstrauch zu Dir gekommen oder bist Du zum Rosenstrauch —“

Dies der heitere Inhalt des munteren, frischen Schwanks, der ebenso seiner leichten und lebendigen Charakteristik wegen als um seiner harmlosen Fröhlichkeit willen bestens zu empfehlen ist. Nur das denn doch wol endlich in seiner verwerflichen Kofetterie gebrandmarkte Neben ad spectatores streiche der Autor, wenn er sein Stückchen nicht für das Puppentheater bestimmt hat.

5. *Hölty*. Dramatisches Gedicht in drei Acten von einem Hammelburger. Augsburg, von Jenisch und Stage. 1854. 16. 8 Mgr.

Edler Hammelburger, entschuldigen Sie: das ist denn doch

zu arger Knafter, der sich in anständiger Gesellschaft nicht wohl rauchen läßt und den die Kritik daher ungebraucht dem hameiburger Poesie-Verschleißsamte mit bestem Danke zurück-  
erstatet.

6. Der spanische Student. Ein Schauspiel in drei Acten von Henry Wadsworth Longfellow. Aus dem Englischen übersezt und mit einigen Bemerkungen versehen von Karl Böttger. Dessau, Baumgarten u. Comp. 1854. 8. 15 Ngr.

Es ist gewiß viel Schönes und Poetisches, viel lyrisch Gellungenes in diesem „Spanischen Studenten“, allein besondere charakteristische Persönlichkeiten in den Hauptträgern des Stücks, welche durch ihre innere Bedeutsamkeit fesseln, und eine anziehende, eigenartige Fabel sucht man vergeblich darin, vielmehr sind die Hauptfiguren nicht mehr und nicht weniger, als wie man sie eben auf der Alltagsstraße der Sentimentalität antrifft, und die Handlung gibt ein sehr gewöhnliches Räuber- und Rigeunermärchen ab, wie wir es in unserer „Preciosa“ der Begebenheit nach bereits ebenso gut oder ebenso mittelmäßig haben. Einige Nebenfiguren, wie der Padre Cura, der Alcalde Crespo, Chispa der Studentendiener, sind dem Autor jedenfalls ganz brav gelungen, bekunden, daß es ihm an Individualisirtungstalent gar nicht gebricht, und sind in der That ganz spanisch charakteristisch gehalten; sie beherrschen daher die Handlung, die keine einigermaßen bedeutende Fabel entwickelt. Und weil nun der Autor um jeden Preis spanisch sein will, so überladet er seine Dialoge mit spanischen Provinzialismen, die doch eben nur dem tiefsten Kenner des Castilischen geläufig sind und das Stück gewaltig stören und hemmen.

7. Herodes der Große. Trauerspiel in fünf Acten von Rudolf Reumeister. Leipzig, Gebhardt und Reißland. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist auffallend, daß seit längerer Zeit unsere Poeten, und zumeist begabtere, ihre dramatischen Stoffe mit einer gewissen Absichtlichkeit in der vorchristlichen Zeit oder doch in Kreisen suchen, die dem Christenthum fremd und feindlich geblieben sind. Wir möchten darin eine theils bewusste, theils mehr unbewusste Opposition erkennen, einer Richtung gegenüber, die auch auf dem Gebiete der Poesie durch ihre zelotischen Machinationen manch hoffnungsvolles Talent zu blenden und für ihre Zwecke zu benutzen wußte. So griffen die Gegner dieser Richtung, theils um damit eine Demonstration ins Werk zu richten, theils um widerlichen Controversen auszuweichen, zu Stoffen, die schon an und für sich der christlichen Anschauung entrückt waren, und gefielen sich in einer tendenziösen Ignorirung des christlichen Princip, das ihnen durch jene pfäffische Dogmatik gleichsam verleidet worden war. An und für sich ist in dieser Lektüre, die mehr oder weniger bewußt geschah, eine gesunde Reaction anzuerkennen und die Intention zu würdigen, dem poetischen Schaffen die vollkommenste Unabhängigkeit in Wahl des zu verarbeitenden Stoffes zu sichern. Allein hierbei wird vergessen, daß, wenn der dramatische Dichter seine Handlung in Zeiten, Anschauungen und Zustände verlegt, die, unsern Auffassungen völlig fremd, außer jeder innigen seelischen Beziehung zu uns stehen, sein Stück uns eben auch fremd und kalt bleiben wird. Denn um in ganz heterogenen Existenzen auch für unser Verständniß und Gefühl den menschlichen Pulsschlag recht warm und voll schlagen zu lassen, ist eine großartige Kraft, wie sie eben nur einem Genie zugebote steht, erstoberlich; Talente — und wir leben in einer Zeit der Talente — thun wohl, vom Ufer ihrer Zeitanschauungen nicht allzu weit fortzuschwimmen, denn sie können sich derselben doch nicht entschlagen, und was sie uns dann von den Völkern ferner Inseln erzählen, das sind eben nicht jene Völker, sondern sie selbst mit einer Löwenhaut behangen und mit seltsamen Farben bestrichen. So manche gepriesene und nach vielen Beziehungen hin mit Recht gepriesene Dramen der Neuzeit trübseligen diese Behauptung und lassen uns entweder ganz

kalt und kritisch oder finden nur deshalb einen Weg in unser Herz, weil es eben unsere Anschauungen und Empfindungen sind, von Menschen ausgesprochen, die der historischen Wahrheit nach doch nimmermehr so sprechen könnten.

Der Verfasser des Trauerspiels „Herodes“, das uns zu diesen Reflexionen veranlaßt, scheint die Bedrängniß, in welche bei der Wahl so entlegener und isolirter Stoffe, wie der seine ist, ein Poet, der kein Genie, offenbar gerathen muß, richtig vorausgesehen zu haben und war bei seiner Arbeit unzweifelhaft von dem ernststen Streben befeelt, ohne der Zeit, Sitte, Auffassung und Nationalität seiner Gestalten zuzukreten, sie unserm Ich möchte sagen „herzlichem“ Verständnisse zu assimiliren. Zuweilen ist ihm dies sehr glücklich gelungen, im Allgemeinen aber läßt er da, wo er dem historischen Geiste treubleibt, kalt, oder er wird zu Notizen und Consequenzen hingerissen, die zwar unsern vollen menschlichen Antheil erregen, aber eben in jener Zeit und in jenen Persönlichkeiten durchaus unmöglich sind. Deshalb macht eine sehr merkbare Berissenheit und Verfahrenheit in dem Stücke sich fühlbar — es fehlt die harmonische Seele und man wird weder zum Glauben an die Dichtung und ihre Gestalten noch zu einer befriedigenden ethischen Lösung der dramatischen Entwicklung geführt. Es ist eine gewisse althebraische Herbigkeit und Häßigkeit in dem Helben dieses Dramas — und diese Momente stoßen, da sie menschlich unvermittelt in historisch-nationeller Rachttheit dastehen, entschieden ab; es ist aber auch eine sentimentale Romantik in diesem Charakter, die, offenbar dazu bestimmt, ihn zu vermenschlichen und unserm Empfinden näherzurücken, seine innere Wahrheit und Möglichkeit auflöst und ihn nach Art des ganzen Dramas in zwei Hälften zerlegt, die auch nicht in einem Punkte sich harmonisch verschmelzen. Im Anfange seines Auftretens gewinnt das chevalereske Wesen dieses Herodes und seine romantische Liebe zu Mariamne offenbar die Herzen, allein bald erkennt man, daß dieser Herodes keine in sich wahrhafte Persönlichkeit, sondern nur ein personificirtes Experiment ist, den mittelalterlichen Ritter mit dem altjüdischen Despoten zu einer einzigen Individualität zu verschmelzen. Ebenso unselbständig erweist sich Mariamne. Diese schwärmende, schmelzende deutsche Märchenhaftigkeit macht einen fast komischen Eindruck inmitten dieser Rastabäer, dieser Römer und Pharisäer; man vermischt, eine Maskerade vor sich zu sehen, wo alle Zeiten, Sitten und Völker in buntem Wirrwarr durcheinanderrutschen, und da versteht es sich denn von selbst, daß all das Schöne, Liebliche und echt Menschliche, was an und für sich in unserm Dichters' Mariamne sich vernünftigt findet und mit poetischem Schimmer überhaugt ist, unbeachtet bleibt und nur umso mehr dazu dient, die Unmöglichkeit dieser Gestalt auf solchem Grunde ans Licht zu stellen. Glücklicher ist unser Autor in seinen andern Persönlichkeiten gewesen; der greise Oberpriester Hyrcanus, Josephus und Costobartus, diese dienstbereiten Sklaven jeder Laune des jüdisch-römischen Despoten, die Pharisäer Pillo und Samias, sehr gelungene Vertreter des jüdischen Stoicismus, und der hebräische Platoniker Menachemus. Mariamnes Bruder Aristobul mit dem stolzen, unverföhllichen Rastabäerherzen, Alexandra, seine Mutter, an Geschlechtsstolz ihm gleich, an ränkefüchtiger Schlaubeit ihm weit überlegen, und des Herodes Schwester Salome, die falsche lauende Schlange, die dennoch ein wenn auch nur schwacher Hauch von Geschwister- und Sattenliebe vermenschlicht: das Alles sind Persönlichkeiten, in welchen unser Autor eine reiche und sichere Gestaltungskraft und ein tüchtiges historisches Studium verwertbet hat, wie denn das Stück an trefflichen, echt dramatischen Scenen nicht eben Mangel leidet. Der Conflict des Stücks, der Zwist zwischen freier Herzensliebe und altem haßgeschwängerten Familienvorurtheil wird mit dramatischer und tragischer Kraft und Würde durchgekämpft, und dieser Vorzug läßt um so lebhafter bedauern, daß der Verfasser in unglückseliger Anwandlung weiß Gott welcher närrischen Geille seine Dichtung opern-

artig schließt und himmlische Heerscharen Choräle singen läßt, die in ihrer schwächlichen Fassung recht widerlich mit der sonst kräftigen Sprache der Dichtung contrastiren. Abgesehen in-  
dessen von diesem Schlusse und den Ausstellungen, die wir vor-  
hin an dieser Dichtung zu machen nicht umhin konnten, spricht  
sie offenbar eine dramatisch-poetische Begabung aus, die bei  
glücklicher Wahl des Stoffs unfehlbar Gelungenes und Er-  
freuliches zu schaffen in jeder Beziehung befähigt ist.

8. Bernhard von Weimar. Ein Trauerspiel von M. Grohe.  
Berlin, Schneider und Comp. 1853. 8. 15 Rgr.

Sehnsuchtsvoll erharren die Truppen des Herzogs Bern-  
hard im Lager zu Hünningen den Marschbefehl ins Innere  
Deutschlands, denn Pest und mancherlei seltsame beunruhigende  
Gerüchte über des Heerführers Verhältnis zu Frankreich äng-  
stigen die Herzen der Obersten und Soldaten. Dem offenen  
Bundesvertrage mit Ludwig XIII. ist mit Bernhard's Wissen  
ein Geheimvertrage angeschlossen worden, wonach der Letztere  
Elsaß und Hochburgund zum Eigenthum erhalten soll, und  
nun fordert Frankreich gegen neuen Beistand mit Geld und  
Truppen vom Herzoge den schriftlichen Verzicht auf diese Lande  
und die Anerkennung gallischer Oberherrschaft. Richelieu hat  
schlau genug operirt, denn jene Clausele, die er, scheinbar  
um Bernhard zu schonen, als Geheimartikel behandelt hatte, gibt  
dem Herzog völlig in seine Hand, weil mit der Veröffentlichung  
dieses Punktes Bernhard als offener Reichsfeind proclamirt  
und seiner deutschen Fürstenehre verlustig gehen würde. Man  
weiß in Paris sehr gut, wie sehnlich der Fürst die Zeit  
herbeiwünscht, diese Ketten zu brechen und sich als deutscher  
Kann zu rechtfertigen; und nicht allein politische Gründe be-  
wegen den Cardinal Richelieu, dem in seinem Sold befindlichen  
weimarischen General Erlach, welcher Bernhard's Vollver-  
trauen besitz, unter verkappter Weisung die Ermordung des  
Herzogs aufzugeben, sondern auch persönlicher Haß gegen den  
deutschen Fürsten, der die Hand seiner Richte ausgeschlagen  
hat und das Haupt der französischen Hugenotten, den gedäch-  
ten Johan, nebst dessen Tochter, gastfreundlich in seinem Schutze  
beherbergt. Schwer und qualvoll lastet auf Bernhard die  
Schuld, durch jenen Geheimartikel seine Ehre an Frankreich  
verkauft zu haben und damit ein Räuber an seinem Vater-  
lande geworden zu sein. Zwar beruhigt er sich mit dem Ge-  
danken, Elsaß und Burgund ja eben nur als deutscher Reichs-  
fürst beherrschen zu wollen; allein das Ansehen Frankreichs,  
auf diese Kronen zu verzichten, wälzt ihm die volle Wucht sei-  
ner Schuld aufs Herz und wühlt in ihm zugleich den wilden  
Brand tief beleidigten Stolzes auf. Da ersehnt der heftige  
Gefahrte und bietet dem Herzoge zugleich mit der Hand sei-  
ner Gebieterin deren Land und die Hauptmannschaft des deut-  
schen evangelischen Fürstenbundes. Aber Bernhard liebt Ma-  
ria, die Tochter Johan's — Johan's, der für sein Kind den  
Opferdod stirbt, weil er meinte, nur seine Person sei der Grund,  
warum Richelieu einer Verbindung seiner Marie mit dem Wei-  
marer entgegen sei. Liebe und Politik kämpfen in Bern-  
hard; aber Marie führt ihn als Sieger aus diesem Kampfe,  
indem sie, ihre Liebe zu ihm verbergend, in ihm den Glauben  
erweckt, als erwidere sie seine Gefühle nicht, und kräftig das  
Wort redet für seine Verbindung mit der heftigen Fürstin,  
eine Verbindung, die seine Ehre und das Heil der deutschen  
und evangelischen Sache fodere. Es gelingt ihr, den Herzog  
umzustimmen, und indem er vor seinen Heerführern offen und  
raumthig die Schuld bekennt, die er durch jenen unseligen  
Geheimartikel auf sich geladen, fñhlt er sich hierdurch entschñt,  
gewinnt aufs neue die begeisterte Liebe seiner Truppen und  
zerstört jedes Band, das ihn etwa noch an Frankreich fesseln  
konnte. Aber Erlach — der Vollstrecker des tragischen Ge-  
schicks — zögert nicht: sein Gift findet den Herzog, dieser  
stirbt in den Armen Mariens — an der „Pest“ und Richelieu  
triumphirt über den deutschen Helden.

Wir fragen zunächst: Ist dieser Grohe'sche Bernhard wirk-

lich ein historischer Held, der, indem er ein großartiges Stück  
Geschichte in sich vertritt, das Geschick seiner Zeit und seines  
Volks in sich erlebt, in sich auskämpft und unter diesem Ge-  
schicke in energischem Ringen tragisch zusammenbricht? Ist die-  
ser Herzog selbst nur ein Charakter, der als solcher unsern in-  
nigen Antheil und unser lebhaftes Mitleid aufregt? Wir müs-  
sen die Frage verneinen; denn Grohe's Bernhard ist keine  
dem Herzen ihrer Nation und Zeit organisch entwachsene, that-  
gewaltige Persönlichkeit, welche sich aus sich selbst heraus be-  
stimmt und wirklich eine rechte bewußte Schuld aus der eige-  
nen Machtvollkommenheit sich tragisch erzeugt. Dieser Herzog  
ist ursprünglich nichts weiter als ein ehrgeiziger Abenteurer,  
der einen gewissen Anflug von Ritterlichkeit und Romantik an  
sich trägt, dessen Patriotismus aber eben nur so weit reicht, als  
sein Ehrgeiz nicht tangirt wird. Dieser Bernhard muß es  
erst Schwarz auf Weiß sehen, daß seine sogenannten Bundes-  
genossen ein schmähtliches Spiel mit ihm getrieben haben, um  
sich scharf bewußt zu werden, daß auch er ein solches Spiel  
mit diesen, mit seinem Vaterlande, seinem Glauben und sich  
selbst gespielt habe; er schwankt von einem Rathgeber zum  
andern und hat seinen Centralpunkt gänzlich an die Um-  
stände und die äußern Zufälligkeiten verloren. Ja, so we-  
nig Kraft trägt er in sich, so todt sind in ihm, dem va-  
terländisch und historisch sein sollenden Helden, alle Gefühle  
für Ehre, Pflicht, Glauben, für sein Volk und seinen eigenen  
Ruhm, daß erst ein französisches Mädchen ihm sagen muß, was  
seiner, des deutschen Fürsten, würdig ist. Durch diese unwürdige  
Lenksamkeit bringt sich der Herzog um alle ethische Reputation,  
und da wir zu seiner eigenen selbständigen Reaktionskraft hier-  
durch jegliches Vertrauen verlieren, sind wir auch außer Stande,  
in dem offenen Bekenntnisse seiner Schuld vor allem Volke  
und in seinem Bruche mit Frankreich eine wahrhaftige und  
durchgreifende Entschñung seiner Schuld anzuerkennen; denn  
es ist eben nicht seine selbständige originelle That, sondern  
eine Art Kaufs, in welchen das begeisterte Mädchen ihn hin-  
eingeschwagt hat; wir glauben der Ehrlichkeit und Dauerhaf-  
tigkeit seines neuen Entschlusses nicht, weil wir keine Zuver-  
sicht in das Motiv haben, das ihn dazu bewegt. Seine De-  
clamationen beschwichtigen diese Zweifel und Besorgtheiten  
nicht, sondern stempeln ihn nur noch mehr zum Maulhelden.  
So, unsers Mitleids unwürdig, stirbt er durchaus untragisch.  
In dem einfach schönen Prologe seines Dramas verspricht un-  
ser Dichter nicht eben Kleines, und doch ist der Held seiner  
Tragödie nur eine kleinliche Gestalt, die, wie die gesammte Ar-  
beit, den Anfänger erkennen läßt. Die poetische Behandlung  
des Ganzen, das Geschick, welches einzelne Scenen und Neben-  
personen verrathen, und eben jene offenbare Anfängerschaft las-  
sen uns indeß nicht ohne lebhaftes Hoffnng für dieses junge  
Talent, dem sein Dichterberuf Ernst zu sein scheint.

9. Dramatische Schriften von Hermann I. Schmidt.  
Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1853. 8. 3 Thlr.

Von eigentlich dramatischem Werthe sind diese Arbeiten  
gerade nicht, denn es fehlt ihnen die edle Sinnlichkeit, das  
unmittelbare Leben und die individuelle Gestaltungsfrische, ohne  
welche die Bühnendichtung sich in einen bald matten, bald  
schwülstigen Declamationston verliert. Ernst mag es der Ver-  
fasser mit seinen Arbeiten im Sinne gehabt haben, aber seine  
Natur ist ohne alle dramatische Ursprünglichkeit. Das Kernige  
fehlt seinen Farben durchaus, und wenn er einmal im Gefühle  
dieser Schwäche versucht, eine festere und markigere Pinselfüh-  
rung in Anwendung zu bringen, dann verfällt er leicht in  
Uebertreibung und sundigt gegen alle und jede Natur. Lyr-  
ische Empfindung gelingt ihm am ersten und ist ihm poetische  
Amuth und Innigkeit, die auch der Sprache einen höhern  
Schwung verleiht, nicht abzuspochen; wo aber die eigentliche  
Arbeit des schöpferischen Gedankens und des praktischen künst-  
lerischen Verstandes in Kraft treten soll, erinnert er an eine  
dramatische Manier, die vom gegenwärtigen Culturstande längst

überwunden ist und uns — die wir bis jetzt von D. Schmid nichts wußten — zunächst glauben machte, es finde hier eine Art Mystification statt, unter deren Mantel man alte Gespenster aus ihrem Grabe wieder ans Tageslicht citirt habe. Sehen wir nun die einzelnen Stücke mit raschem Blicke durch.

In dem Trauerspiel „Camoens“ herrscht lyrische Empfindung und viel Declamation, aber von echter Handlung und Charakteristik sind darin nur sehr oberflächliche Spuren. Die Sprache ist zuweilen schön, meist aber schwülstig und eraltirt. Liegt der Gedanke, daß Pegasus nicht gedeihe in der feinen Gistluft des höfischen Treibens — wie wir zum Lobe des Dichters vermuthen — der Arbeit zugrunde, so hätte das tiefer gefaßt und nicht lediglich auf Grund einer gewöhnlichen diplomatischen Intrigue und einer sentimentalen Liebelei zur Anschauung gebracht werden müssen. Mit dem Namen Camoens verbindet sich für jeden gebildeten Geist sofort viel zu lebhaft der Begriff des Poeten, als daß man sich mit dem bloßen Phantasten abspießen ließe. Wenn dieses Stück in München vor einem kunstverständigen Publicum wirklich Beifall gefunden hat, so verdienen die Darsteller das Prädicat der höchsten Meisterschaft, denn sie mußten aus Worten und Gefühlen wirkliche Menschen machen; in der Dichtung selbst sind eben keine.

„Bretislav“ ist eine Schauer- und Gräueltragödie, vollgepumpt mit Romantik vom reinsten Wasser. Dieser „blutdürstige Wüthrich“ Sobieslav und Blaska, der Henserknecht in optima forma, verleugnen ihre Blutsverwandtschaft mit Hinfö dem Freiknechte seligen Andenkens in keinem Zuge. Dennoch ist dieses Stück insofern gegen das vorige ein Fortschritt, als darin wenigstens Persönlichkeiten auftreten, an deren Existenz sich glauben läßt, und als sich darin Scenen, wie das Gelage auf Porta's Burg, finden, die nicht ohne Leben und poetische Wahrheit sind. Die mißlungene Gestalt ist offenbar der Held des Stückes selbst in seiner romanhaften, unklaren Verschwommenheit, während als gelungenere Figuren die böhmischen Vlodiken zu nennen sind. Die Fabel der Dichtung bietet dramatischen Conflict genug, aber der Autor hat sich seiner nicht energisch zu bemächtigen gewußt und die natürliche Tragik der historischen Fabel in ein verzerrtes Nordspectakel verbrocht.

„Karl Stuart.“ Nein! so barbarisch mit der Geschichte umzugehen und aus dem wollüstigen, charakterlosen und launischen Karl Stuart, der freilich kein Teufel war, einen schwärmerischen Werther und einen martyrisirten Heiligen zu machen und Cromwell, der freilich kein Engel war, als ganz gemeinen, niederträchtigen Bettliger und Schuft auftreten zu lassen, das überbietet denn doch Alles, was sich jemals poetische Lizenz erlaubt hat. Und auch in dieser völlig unhistorischen Gestalt ist Schmid's Stuart schon an und für sich eine in sich selbst unmotivirte, nur declamatorisch angelegte Persönlichkeit, die in ihrer ewigen Passivität, in ihrer langweiligen Sucht, die lange Liste der Martyrer zu vermehren, in ihrer völligen Unfähigkeit, sich zu einer recht kräftigen, wahrhaften Leidenschaft zusammenzufassen, weder dramatisches noch menschliches Interesse für sich zu beleben versteht. Gestalten wie die Stafford's, die aller echten Natur ins Gesicht schlagen, Tomliesson's, dessen dieses Cromwell plumpe Künste nicht sofort durchschauende Dummheit wirklich kolossal ist, sind vollends ganz geeignet, ein Stück zur Caricatur zu machen und in ihm jede freiere Bewegung zu ersticken.

„Rafael“ ist nichts als ein Declamatorium, das nicht ohne lyrischen Schwung und sprachliche Schönheit ist, aber von dramatischer Handlung keine Spur aufzuweisen hat.

In „Herzog Christoph der Kämpfer“ erhebt sich der Poet offenbar über die vorigen Arbeiten, und es gelingt ihm, im Anfange seines Stückes die Hoffnung zu erregen, als werde man endlich ein Drama zu lesen bekommen. Allein schon in der Mitte verliert er, vom romantischen Schwindel erfaßt, den frischen Wind und fährt gründlichst auf den Sand. Der Kampf zweier fürstlichen Brüder, von welchen der eine aus

der Ferne — ein stattlicher Kämpfer — heimgekehrt ist, um sein ihm vertragsmäßig zustehendes Recht an der Mitregierung des Landes vom Bruder zu fordern, und nun, da ihm dieser das Recht theils aus Herrschsucht, theils aus anerkennungswürdigen politischen Gründen verweigert, mit dem Schwerte sich einzuringen will — ein solcher Kampf rechtfertigt die Erwartung, daß man hier einem kräftigen, männlichen Stile und einer sichern und festen Charakteristik begegnen werde. Aber statt dessen bemächtigt sich gar bald eine schwächliche Sentimentalität der rüstig und tüchtig begonnenen Handlung, und statt eines gefunden historischen Lebens verläuft sich das Ganze in hohles Pathos und endet geradezu trivial, so rührend vielleicht für gewisse empfindsame Seelen der gesuchte und fränkische Schluß sein mag.

Wäre der Verfasser dem einfach-natürlichen, gefunden und humoristischen Tone treu geblieben, den er in den ersten Scenen anzuschlagen so glücklich war, so hätte er ein recht wackeres grunddeutsches Drama liefern können; statt dessen aber hat er eine ganz gewöhnliche antediluvianische Ritterkomödie zusammenconstruirt und seinen schönen Stoff von der romantischen Aftersmuse sich verhungen lassen, ein Schicksal, das die Tragödie „Strasburg“ zu theilen sich angelegen sein läßt. Es macht einen entschieden unangenehmen Eindruck, in einem Drama, das den Fall von Strasburg, Deutschlands westlichem Bollwerke, und die Erniedrigung des germanischen Adlers vor dem gallischen Hahne verlebendigt, in einem Drama, das demnach in jeder deutschen Brust den brennendsten Schmerz und die bitterste Scham erweckt, so viel beißliches Nebenwerk, soviel engstirnigen unbedeutenden Wust angebracht und zwar so angebracht zu sehen, daß die Haupthandlung dadurch an allen Ecken gehemmt und in das kleinliche Treiben allergehörlichster Trivialität gezerrt wird. War in des deutschen Dichters Brust nicht soviel deutsches Feuer, um den Fall seines Vaterlandes mit Würde zu verschaulichen und denselben an und für sich als so bedeutend zu erachten, daß ihn mit Rippstichguthat aufzuputzen ihn entwürdigend heißt? Liegt denn nicht in jener traurigen Begebenheit Tragik genug, um für sich selbst eine Tragödie zu füllen? Es ist manches Gute im Einzelnen an dieser Arbeit, ja wir tragen kein Bedenken, eine und die andere Scene vortrefflich zu nennen; allein es fehlt der edle, sichere, würdevolle Schritt der historischen Tragik, und in Momenten, wo der Poet Miene macht, sich zu dieser Höhe aufzuschwingen, zieht ihn seine Schwäche wieder in den gewöhnlichen Komödienhandwerksbrauch hinab, den alle Sentimentalität und alle Declamationsparade aus seiner Trivialität nicht herauschwagt. Zudem scheint eine rechte Klarheit, eine tüchtige Disposition in Behandlung seines Stoffes dem Autor nicht eben eigen zu sein; sein Drama würde sonst nicht so wußt zusammengeschichtet und nicht so locker in seinen einzelnen Persönlichkeiten und Situationen motivirt sein.

Um endlich noch von dem Lustspiele der vorliegenden Bände ein Wort zu reden, so ist dieser „Theuerdank“, welcher Kaiser Max I. auf natürlich sehr romantische Manier — und aufs Romantische hat es der Autor in diesem Stücke ganz besonders und eingeständlich abgesehen — in einer schwarzwalder Dorfgeschichte als Troubadour und Eheprocurator auftreten läßt, zwar nicht ohne eine und die andere halbwegs ergögliche Scene und hier und da nicht ohne poetische Anmuth, bringt es aber nicht über einige magere Körnchen Spas und hat dem echten Humore jeglichen Eintritt in seine heiligen Hallen versagt; das wäre ja auch gar zu unromantisch! 19.

### Ein Erziehungsroman.

Anfänge. Zwei Bände. Berlin, Gärtners. 1853. 8. 2 Thle.

Die „Anfänge“ sind halb Erziehungs-, halb Andachtsbuch, mehr aber letzteres, da auch die der Erziehung gewidmeten Abschnitte zumeist die religiöse Erziehung ins Auge fassen und die in denselben gegebenen Vorschriften zum größten Theil in Form erbaulicher Betrachtungen dem Leser ans Herz gelegt

werden. Der Titel „Anfänge“ scheint im Hinblick auf den am Schluß des Werks ausgesprochenen Satz gewählt zu sein, daß bei Freilassung des Herzens in christlichem Sinne nie ein Abschluß gewonnen werden könne, sondern daß jeden Tag, jede Stunde von neuem angefangen werden müsse. Die Herausgeber, die, wie die Verfasserin, nicht genannt sind, erklären im Vorwort, daß das Werk von letzterer nicht zum Drucke bestimmt gewesen sei und erst Jahre lang nach deren Tode erschienen. Sie bemerken weiter: „Geschrieben ward es als geistige Erfrischung in anhaltenden körperlichen Leiden und in dem immer regen Trieb nach eigener Bildung und innerer Verklärung; zur Mittheilung war es nur an einige jüngere geliebte Fremdinnen bestimmt. Zum Vorlesen im gesellschaftlichen Kreise eignen diese „Anfänge“ sich nur theilweise; besser schließen sie sich unmittelbar dem Gebete im stillen Kämmerlein an. Wie man sie aber auch betrachten möge, ob mehr als Erziehungs- oder als Andachtsbuch, dürfen sie wol in jeder Sammlung weiblicher Schriften eine würdige Stelle einnehmen. Das Manuscript ist umfangreicher, als es hier erscheint, weil die Hand sorgender und prüfender Liebe es vielleicht zu ängstlich beschnitt.“ Wir wollen dem Urtheile der Herausgeber über den Werth des Buchs nicht unbedingt entgegen treten, denn es hat viele Lichtseiten; dagegen können wir nicht sagen, daß die Hand sorgender und prüfender Liebe zu ängstlich beschnitten habe. Vielmehr würde das Werk bedeutend gewonnen haben, wenn die Herausgeber dieser Pflicht noch in weit größerem Maße nachgekommen wären, da es nicht frei von häufigen Wiederholungen und ermüdenden Ausführungen ist, welche letztere häufig die Betrachtung an Stellen, wo das Thema bereits erschöpft und der Kern gefunden ist, noch weiter fortspinnen, den richtigen Abschluß verwischen und somit den Eindruck schwächen.

Die Form des Vortrags ist theils die der Erzählung, theils die des Dialogs oder der Reflexion in Tagebuchsniederchriften, und die Verfasserin führt uns zu diesem Zwecke in zwei Familien ein, deren Glieder nebst einigen Nebenpersonen die Träger ihrer Ideen sind. Die eine ist die eines preussischen Grafen und Gutsbesizers, die andere die des Ortspfarrers. Der Graf ist Oberst, hat an den Befreiungskriegen theilgenommen und wird während des Verlaufs der Erzählung zu einer wichtigen militärisch-diplomatischen Mission in den russisch-griechischen Kämpfen gegen die Türken berufen, von der er ruhmgekrönt heimkehrt. Die übrigen Familienglieder sind die alte Gräfin, seine Mutter, die junge Gräfin, seine Gemahlin, die beiden Kinder, Moriz und Leonore, und die Nichte Marie, die Tochter eines bei Eigny gebliebenen Bruders und vater- und mutterlose Waise. Die Trennung der Familie vom Gatten, Sohn und Vater infolge jener Mission und später eintretende Vermögensverhältnisse geben Gelegenheit, die hierdurch bedingten Pflichten in christlicher Auffassung zur Anschauung zu bringen und zugleich das lebenswürdige Stillleben der gräflichen Familie zu schildern, die sich auf ein kleineres Gut zurückgezogen hat, was sie leicht bewirtschaftet. Im Pfarrhause finden wir den Pfarrer und seine Gattin, Adelheid, seine Tochter, Suschen, seine Pflegetochter, und ein paar kleinere Kinder. Die Confirmation Leonorens und Mariens ist der Schlupunkt der Erzählung. Eine Episode bildet das Auftreten der Gouvernante, Fräulein Dubois, im gräflichen Hause. Sie offenbart sich im Verlaufe der Handlung als Jesuitenmissionarin, die den Auftrag hat, Leonore und Marie in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen. Sie hofft, die Mädchen, namentlich die etwas schwärmerische Leonore, durch augenblickliche Ueberraschung zu gewinnen, und bringt sie bei Gelegenheit einer katholischen Feierlichkeit, der Firmung einer größeren Anzahl von Kindern, zu ihrem Rheim, dem die kirchliche Handlung vollziehenden Bischof, der in der Meinung steht, daß die Mädchen aus freiem Antriebe ihren Glauben ändern wollen, und der von seiner Nichte selbst geleitet ist. Die Bemühungen der Gouvernante sind aber völlig erfolglos, und der Bischof bringt nicht weiter in die zu Be-

lehrenden, nachdem er sich von ihrer wahren Herzensmeinung überzeugt hat.

Mit Ausnahme der Dubois und Adelheid sind alle erwähnten Charaktere in christlicher und menschlich edler Sefinnung durchaus ideal gehalten und schier über das Maß idealisirt. Der Oberst ist das Muster eines Vaters und Gatten und eines für Humanität in der Verklärung des Christenthums begeisterten Mannes, Gräfin Clara und die alte Gräfin, von welchen die letztere hauptsächlich Mariens Erziehung übernommen hat und hier und da auch das weltliche Element im Erziehungswerke, unter Citirung mannichfacher Aussprüche Friedrich's des Großen, in ansprechender Weise vertritt, sind selbst vollendete Vorbilder ihrer Lehre, und der Pfarrer ist ein trefflicher Hirte seiner Gemeinde in Wort und That und zur Ausübung praktischer Liebespflichten durch das große Vermögen seiner Gattin im weitesten Umfange befähigt. Nur Adelheid, seine Tochter, die mit Leonore und Marie im gleichen Alter steht, bildet einen Contrast. Sie ist als selbstsüchtiges, lieb- und gefühlloses Kind geschildert, das seine Religion im Gedächtnisse, nicht im Herzen hat.

Die Einkleidung, in welcher die Verfasserin in der ange deuteten Weise ihre Ideen entwickelt, bietet allerdings den großen Vortheil dar, daß sie frisch und lebendig und gleichsam in körperlicher Veranschaulichung vor die Seele des Lesers treten. Sie hat aber auch manche und zwar nicht geringe Schatten-seiten im Gefolge. Hierher rechnen wir zunächst eine gewisse, den Stoff gummiartig ausdehnende Breite, die namentlich in den Gesprächen, wie wir bereits oben bemerkt haben, oft auf sehr ermüdende Weise hervortritt. Wir erinnern nur an die Katechisation des Pfarrers mit sämtlichen Schulkindern, wo alle Kinder zusammen oft Antworten eine Viertel- und eine halbe Seite lang geben, und an die Unterredung des Pfarrers mit Adelheid, wo es bei den Paraphrasen des Pfarrers zu den von Adelheid citirten Schriftstellen fast den Anschein gewinnt, als ob Beide die Rollen miteinander verwechselt hätten, und wo, nachdem das Thema: „Wie führt Gott die Menschen zum Glück?“ in dem Sage: „Mache glücklich, so wirst du glücklich sein!“ einen schönen Abschluß gewonnen hat, von diesem Grund- und Schlusssatz wieder abgegangen und so die Bemerkung Adelheid's möglich gemacht wird: „Dachte ich mir es doch gleich, daß wir die Anweisung zum Glückselig-sein nicht finden würden.“

Ein anderer Uebelstand ist der, daß den Kindern hier und da Auseinandersetzungen und Entwicklungen von Ideen in den Mund gelegt werden, die in solcher Form und Ausdehnung über den Horizont des Kindes hinausgehen. Das schlagendste Beispiel hierfür ist die Unterredung Leonorens und Mariens mit dem katholischen Bischof, wobei Leonore hauptsächlich das Wort führt. Ein noch nicht confirmirtes Mädchen, wenn es auch als geistig sehr befähigt und als heranreifende Jungfrau dargestellt wird, ist kein passendes Organ, um einem greisen katholischen Bischof gegenüber die protestantische Confession zu vertreten, und wenn es, wie hier, in einer auf der Seite des Mädchens und des protestantischen Lehrbegriffs sehr überwie-genden Weise, zugleich aber einem Manne gegenüber geschieht, der so geschildert ist, daß man ihm die vollste Achtung nicht versagen kann, so tritt der Mißgriff in der für den Zweck gewählten Form noch deutlicher hervor. Ja, als ob es die Ver-fasserin ganz eigen darauf angelegt hätte, diesen Mangel recht fühlbar zu machen, lesen wir unmittelbar nach Schluß jenes Abschnitts im nächst darauffolgenden als ersten Satz: „Die alte Gräfin hatte es vor, sich heute über den nun festzustellenden Religionsunterricht der Kinder mit dem Pfarrer zu besprechen.“

Von wenig Takt zeugt die Art und Weise, wie die Pflichten einer Ehefrau abgehandelt werden. Nach der Trauung führt die Mutter der jungen Frau diese hinweg aus dem Kreise der Hochzeitsgäste, schickt den Pfarrer zu ihr, und nun beginnt zwischen vier Augen eine förmliche Katechisation über den



Beruf des Weibes, welche sich 19 Seiten hindurch fortspinn!

Takt- und geschmacklos möchten wir es nennen, wenn der Geistliche der Verheiratheten schreibt: „Sie haben nicht anders sich zu betrachten, denn als die Magd ihrer Schwiegermutter, die Dienerin ihres Willens, die geschäftige Ausführerin ihrer Wink. Läßt Ihre Frau Schwiegermutter Ihnen scheinbar Macht und Gewalt im Hause, so ist das eine Gnade.“

Endlich findet man Ideen, die in Gesprächen verhandelt worden waren, in Tagebuchniederschriften und umgekehrt Reflexionen, die hier niedergelegt waren, in Gesprächen anderweit in Erörterung gezogen, ohne daß man dabei zu wesentlich neuen Gesichtspunkten oder zu schlagenderer Beleuchtung gelangte; ja, man stößt wol rücksichtlich einzelner Punkte hier und da auf verschiedene Auffassungsweisen, ohne daß schließlich eine Entscheidung über die vorzuziehende gegeben wäre.

Der störendste Mangel in der Einkleidung ist aber der, daß gerade der einzige Charakter, dessen vollständige Entwicklung für den Zweck des Buchs unerlässliche Forderung war, nämlich der Adelheid's, völlig abgebrochen liegen gelassen worden ist, sodaß er mitten aus der Handlung heraus geradezu verschwindet. Das letzte Wesentliche, was wir von ihr hören, ist die Aeußerung des Pfarrers gegen die alte Gräfin: „Ich neide Sie um der zwei frischen Blüten willen, die das Leben Ihnen erschließt, und — Gott helfe meinem eigenen armen Kinde!“ Wenn es nicht möglich wäre, unter Verhältnissen und Umgebungen, wie den hier geschilderten, das Gemüth eines Kindes, auch wenn sein Charakter noch so viele Schwierigkeiten darbietet, vollständig zu gewinnen, so wäre Erziehung und christliche Erziehung ein Wort ohne Inhalt, ein eitles, hohler Schein, und es verlohnte sich nicht der Mühe, sich damit zu befassen. Bot das Manuscript für diese Lücke keine Aushilfe dar, so war es Pflicht der Herausgeber, die ganze Adelheid und Alles, was sie betrifft, zu streichen. Allerdings ist es leichter, die Kraft christlicher Erziehung an idealisirten Kindescharakteren zu veranschaulichen, aber immerhin war es für ein Erziehungswerk besser, sich blos diese Aufgabe zu stellen, als die schwere Aufgabe, die Kunst der Erziehung an einem unliebenswürdigen Charakter zu versuchen, in Angriff zu nehmen und — diese Aufgabe völlig ungelöst zu lassen.

Den religiösen Standpunkt der Verfasserin glauben wir durch die Bemerkung, daß sie mit Vorliebe der Schriften von Aherese von Jesu, Cypoli, François de Sales, Fénelon, Winet, Kempis, Sailer, Lauler, Barten u. d. gedenkt und häufig daraus citirt, am besten veranschaulichen zu können. Die Tendenz, überall „dem Sinn und dem Buchstaben nach“ auf den Grund der Heiligen Schrift zu fußen, zieht sich sichtbar durch das ganze Werk hindurch. Ziel und Zweck des Evangeliums ist der Verfasserin, uns zu befehlen und zu erneuern.

Sie verlangt aber, daß das Dogma bei dem Religionsunterrichte der Kinder in den Hintergrund trete. „Das Dogma“, sagt sie, „wird stets für die Jugend nichts Anderes sein als auswendiggelernte Religion, als ein Schall ohne Begriff; und nichts tödtet so unerweckbar des Spruches Geist als dies Festhalten des Buchstabens, sobald es ein unfreiwilliges, ein knechtisches Festhalten ist. Noch nehmen diese kindlichen Gemüther ihres Gottes Wort als persönlich und direct zu ihnen geredet einfach hin, noch liegen Glaubenslehre und Sittenlehre ungetrennt und unzertrennbar für sie da. Soll ich methodisch sie auseinanderreißen? dem göttlichen Glauben, der lebendig des Gottes Lippe entströmt, unter der Aufschrift «Moral» die untere Stelle anweisen und des Menschen eigenmächtiger Classification des inhaltschweren Bibelworts unter der Aufschrift «Glaube» die höhere? Soll ich des Theologie todtes Dogma, abgelöst von dem innern religiösen Leben, ihnen darreichen an der Stelle des ganzen, ungetrennten Christus, des lebendigen, wahrhaften Christus, dessen warmen Hauch des Geistes unsichtbares Wesen auf jedem Blatt der Bibel ihnen zuführt?“

Und ebenso spricht sie sich mit großer Entschiedenheit gegen

allen Autoritätsglauben aus. „Wer minder der religiösen Wahrheit glaubt als dem Menschen oder der Gesellschaft, die ihm den Glauben aufbewahrt, hat keinen wahrhaftigen, keinen lebendigen Glauben: er hat den Autoritätsglauben. Solch ein Glaube vernachlässigt stets die innerlichen, die eigentlich religiösen Wahrheiten, die er aufheben soll, und hängt sich an das äußere Dogma, das ihm Lehre und Vorschrift an die Hand gibt, ihn befähigt, auszusprechen, was er gelernt hat. Bald ist die Unterwerfung unter die Autorität sein ganzer Glaube, die Nothwendigkeit der Autorität seine ganze Philosophie, die Demonstration der Autorität seine ganze Theologie; und der Mensch, unaussprechlich von der Hauptsache durch das Zufällige zerstreut, bringt sein Leben hin, ein Haus zu bauen, das er niemals bewohnen wird. Laßt uns wiederholen: das Evangelium wird erst alsdann geglaubt, wenn es für uns von der bloß äußern Wahrheit zum Rang der innern übergegangen ist, wenn es uns kaum mehr möglich ist, ihre Offenbarung von des Gewissens Offenbarungen zu unterscheiden.“

Wie nun dieses innerlich empfundene und in Fleisch und Blut übergangene Christenthum mit seiner Kraft alle Lebensverhältnisse, auch die kleinsten und geringsten durchdringen und unsere gesammte Thätigkeit in Beruf und Familie und im Verkehr mit dem Nächsten regeln müsse, darüber ergeht sich die Verfasserin an verschiedenen Orten in recht treffenden und praktischen Erörterungen, die sich bis auf das Detail der alltäglichen Dinge erstrecken, und die um so beherzigenswerther sind, weil wir, wie die Verfasserin richtig bemerkt, gerade in diesen kleinen Dingen oft so unchristlich handeln und „in unserm gefährlichen Wahne meinen, dennoch nicht unser Selbste gebrochen zu haben, das wir nur mit dem großen, unbestimmten Namen Glauben, Glaube, Frömmigkeit, Heiligung bezeichnen“. Der Raum gestattet es nicht, hierzu Belege anzuführen; nur aus des Pfarrers „Tagebuch“ wollen wir noch eine Blumenlese geben: „Wollt Ihr eine Grenzlinie ziehen zwischen dem Irdischen und dem Himmlischen, so habt Ihr zuvor schon Beides in seinem Grundfesten zerstört.“

„Ich war ein Knabe, als ich in einer der Kirchen Berlins einen berühmten Geistlichen, den man fast heilig sprach, das Abendmahl austheilen sah am Altar. «So brach der Herr das Brod den Jüngern zu Emmaus!» rief es mir aus der Seele heraus, und ich erbeute im gewissen Gefühl des nahen Zuganges zum Gottes. Da tritt, nach dem Hinwallen der berühmten Männer und der Frauen in verbrämten Gewändern, ein Weib schlichten Anzugs heran, hinter sich ein Weiberhäuflein in gleich unscheinbarer Kleidung, — und plötzlich ist des Geistlichen Art und Wesen verwandelt; sein Auge sieht Christus nicht mehr; seine Seele ist nicht länger bei der Handlung zugegen; sein friedvoll verklärter Blick ist in Gleichgültigkeit zusammengesunken; sein Geist herausgerissen aus der göttlichen Himmelsarbeit zu dem ermüdenden Erdengeschäft herab. Er eilt; er spricht eintönig und dumpf die hochheiligen Worte; er sagt es deutlich und laut: «Was seid ihr gegen die!» Ich verhalte das Antlig; ich rannte hinaus ins Freie; ich nahm als schauerliches Geheimniß mit, was ich gesehen, und trug schwer an der fürchterlichen Erfahrung. Ward ich doch Jahre lang noch blutroth, wenn ich meinen Vater den Mann loben hörte. O, kam es so leicht gesehen, von der Liebe zu weichen; kann es geschehen, den Herrn zu verlassen am Tische des Herrn; kann es geschehen, ihn zu verleugnen mitten im Darreichen seines Leibes und Blutes, — so laßt uns keiner trügerischen Sicherheit fern jemals uns hingeben, so laßt uns nicht ruhen, nicht rasten, nicht essen, nicht schlafen, bis wir Alles aufgeboren haben, uns ein menschlich Bruderherz im Leibe zu schaffen, und dann laßt uns an die Brust schlagen und sprechen: Gott sei mir Gnad' gnädig!“

„Bestern wollten die Leute Anstoß daran nehmen, daß ich der einsamen Leiche folgte, der außer mir Niemand das letzte Geleit gab. «Sehen Sie genauer zu, was Sie thun, Herr Pfarrer», rief der Amtmann von der Hausthür mir nach, «es



„Ein arger Mensch gewesen, und Sie thum ihm noch eine Ehre an!“ Eine Ehre! Thut doch Gott mir die Ehre an, daß er, kraft meines Amtes, es mir gestattet, den Leid zur Erde zu legen, dessen Seele eben vor ihn tritt, und mein armes Geht durch das Schmettern der Gerichtsposaunen hindurch noch weiter machen zu dürfen. O, daß ich der schwerbeladenen, der schwerer rüstigen Seele nicht weiter zu folgen vermag, bis an des Richters Thron! daß ich nach Beilegung der Hülle an ihren Ort nur mit dem Bangen der Sehnsucht, nicht mit dem entschlossenen Schritt weiter noch folgen darf und nichts mehr kann, als nur noch empor schauen und bittend ihr nachblicken! Nein, das geschehe nimmer, daß ein Gemeindeglied den letzten Gang gehe ohne mich! Wenn es mir verboten würde von Laut wegen, wenn die Leidtragenden mich nicht bulden wollten im Juge, — ich müßte, müßte dennoch mit, müßte in der Befriedigung dieses letzten, tiefen Herzenszugs zu dem theuern Bruder hin die Befänstigung suchen für die tiefe Reue, ihm im Leben zu fern geblieben zu sein! War es ein „arger Mensch“, war es ein unbußfertiger Sünder: nun, so bedurfte es ja des Gebets mehr denn der Gerechte. Wer aber jene lange Nacht über betete mit dem „argen Mann“, wer in fester Zuversicht ihn rufen hörte: „Gott nimmt die Sünder an!“ der weiß es, daß es kein arger Mann, daß es ein reuiger Petrus war, der hinausgeht und bitterlich weint, wenn mitten in der Verkündigung der Herr ihn nun anblickt.“

„Nein, das ist nicht Unglaube, sondern Glaube, daß ich die Eingekerkerten der Hölle nicht glaube! D, seid gewiß: Gott ruhet nicht, bis er auch den letzten Sünder heraus hat! — Selig sein, während auch eine Seele nur noch in Qualen ränge und verloren auf immer in der Finsterniß da läge, — das thuen Menschen vielleicht, Gott kann es nimmer.“

„Ob ich etwa zur römischen Kirche übergetreten sei? fragte mich heute spottend der Antisbruder, als beim Definieren des Botschafts sein Blick auf den Kempter, den Sailer und die „Irregeirigen“ fiel. Das eben, meine ich, ist Frucht und Blüte des Protestantismus, daß wir Evangelischen die Gaben des Geistes nicht theilweis, nicht bedingt und einsilbig, zerstückelt nur anschauen, wie der Katholik, sondern daß keine Erden- noch Himmelsgewalt uns verbietet, sie ganz und ungetheilt dahin zu nehmen, ein heilig unbefruchtetes Erdtheil.“

„Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten? sprachen zu den Jüngern die Engel in glänzenden Kleidern. Was suchen wir Christum in starrer, beengender Form, während sein Geist, der lebendig, lebt und lebendig macht Seden, der ihn sagt! Nun, bei den Lebendigen laßt uns suchen das Leben des Lichts, das Leben der Kraft, das Leben der Wahrheit!“

Dann und wann verliert sich die Verfasserin etwas zu weit in Gefühlen; auch fehlt es nicht an Uebertreibungen in Bezug zu großer Strenge in sittlichen Anforderungen, wie z. B. das Verlangen, dem ersten besten Fremden einen Einblick in unsere geistigen Beschäftigungen zu verstatten, indem es als ein Verstoß gegen die Wahrhaftigkeit dargestellt wird, wenn man ihm den Anblick derselben entzieht; oder das Verlangen, sich auch auf ungerechte Anklage nicht zu rechtfertigen, weil, wenn man auch in dem Einen unschuldig sei, man doch in andern Dingen Schuld habe. Wir wiederholen es jedoch, daß das Werk bei allen gerügten Mängeln viel Treffliches enthält.

30.

## Die Prinzessin von Ahlden.

Als Nachtrag zu dem in Nr. 2 enthaltenen Artikel „Aus dem Schloß des 17. Jahrhunderts“\*) möge man die Angelegender Schrift betrachten:

\*) Dieser Artikel lag, wie man sich erinnern wird, Pathe's „Lorena Königsmantel und ihre Verwandten“ und die Schrift „Die Prinzessin von Ahlden“ zugrunde. D. Red.

Die Prinzessin von Ahlden, oder drei Prophezeiungen. Ein Roman der Weltgeschichte von Heinrich Freese. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 1 Bdr. 15 Ngr.

Fürzog Anton Ulrich von Braunschweig, welcher in seiner Nobessie die hannoversche Nordgeschichte in Romanform beim Publicum einfühete, war der Erste, welcher den Versuch wagte, seinem Gegenstande ein künstlerisches Interesse abzugewinnen. Er hatte trotz des wegen der von der jüngern Welfenslinie hinweg genommenen Kurwürde zwischen Braunschweig und Hannover fortbestehenden gespannten Verhältnisses doch manche Rücksichten zu nehmen, die ihm in freier Bewegung sehr zuflattenkamen, sodaß er weder sich selbst noch den Verwandten etwas vergab, diesen dagegen einen Spiegel vorhalten konnte, ohne sich irgend einer Verantwortung bloßzustellen. Anders stand die Sache mit ungekrönten Schriftstellern, und überdem war das Ereigniß zu neu, zu roh selbst für die im Laufe des vorigen Jahrhunderts zahlreich auftauchenden Fabrikanten von Nord- und Ritterromanen. Für die Bühne war der Stoff schon deshalb nicht zu verwenden, weil wol keine Direction ihre Existenz an die Darstellung gewagt haben würde. Ließ man doch in Hannover einmal den bekannten Schauspieldirector Großmann durch Soldaten von offener Bühne abführen, weil er in einer Rolle einige mißliebige Worte improvisirte, und ein Trauerspiel, welches im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts aus der Feder eines dem Welfenstande angehörenden Schriftstellers den Nord im hannoverschen Schlosse darzustellen versuchte, ist so spurlos verschwunden, daß dem Referenten weder der Titel des Stückes noch der Name des Verfassers ins Gedächtniß zurückkommen will.

Die in das Gebiet der Geschichte gehörenden Relationen verzeichnet die bereits in Nr. 2 besprochene Druckchrift: „Die Herzogin von Ahlden.“ Sie alle führen so wenig zu vollgendem Abschluß, daß der schaffenden Phantasie immer noch ein großes Feld bleibt. Palmblad hat es zuerst wieder versucht, an der Hand der Geschichte die Phantasie ein Bild herstellen zu lassen, dem das Publicum gerechte Anerkennung zollen kann, und ein vor diesem fast ganz in Vergessenheit versunkenes Ereigniß ist damit wieder zu frischem Leben erweckt.

Das hat denn auch der Verfasser der eben gedachten Schrift nicht unbenutzt vorübergehen lassen können, und die Bezeichnung derselben als „Roman der Weltgeschichte“ weckt Erwartungen, die zu bedeutenden Ansprüchen berechtigen. Indessen scheinen manche Schriftsteller für die Wahl der Titel ihrer Emanationen ein eigenthümliches Talent zu besitzen, denn leider sind die Erwartungen, dem Referenten wenigstens, unerfüllt geblieben. Das Eingele, dem Anerkennung nicht versagt werden kann, ist das Geständniß am Schlusse der „Geschichtlichen Einleitung“, wo es heißt: „Das Verdienst des Verfassers bei diesen Schilderungen ist weniger die Originalität und die eigene Erfindung, als das Verschmelzen vieler Bücher in ein einziges.“ Nun ja, das pflegt man „ein Buch machen“ zu nennen, und bethätigt der Verschmelzer Einsicht und Geschick in Wahl und Mischung seines Materials, so weiß man ja, daß das Publicum, dem das Lesen nun einmal „eine süße freundliche Gewohnheit des Daseins“ geworden, sich leicht und gern befriedigt findet. Sehen wir nun das Schmelzproduct einmal etwas näher an.

Die „Geschichtliche Einleitung“ wollen wir, obgleich sie im Grunde nicht zur Sache gehört, doch in der Hoffnung auf sich beruhen lassen, daß Niemand sie sich einprägen werde, um als Kenner der Welfengeschichte aufzutreten. Der „Roman der Weltgeschichte“ selbst wird in den beiden ersten Abtheilungen: „Das Abenteuer in Venedig“; „Die Prinzessin von Ahlden“ entwickelt. Indessen zerfallen diese doch wieder in mannigfaltige Bruchstücke, die durch Zahlen, Striche und besondere Ueberschriften markirt sind, wie es eben aus der Feder kommen möchte; und wie diese Ausbeute schon bezeugen, daß dem Buche kein einigermaßen durchdachter Plan zugrunde liegen könne, so überzeugt man beim Durchlesen selbst sich gar bald, es handle sich

bei den XXIV Seiten Einleitung und 346 Seiten Text lediglich darum, ein Buch zu machen; ohne Wahl und Prüfung Personen vorzuführen, von denen man nicht erfährt, was sie sollen und wollen; ebenso ohne Wahl und Prüfung Dies und Jenes als geschichtliches Factum aufzugreifen, was näher befehen sich als unrichtig, oberflächlich oder gar schief ausweist. So soll z. B. gleich nach S. 23 Ernst August's Vorgänger, der Herzog Johannes Friedrich, kinderlos gestorben sein. Sind etwa Prinzessinnen keine Kinder? Die jüngste Tochter war Gemahlin Kaiser Joseph's I. und starb 1741. Doch nehmen wir die beiden Hauptabtheilungen in möglichster Kürze durch.

„Das Abenteuer in Benedig“ kann den Glauben erwecken, dem Buche liege doch wirklich eine durchdachte Disposition zugrunde. Kurfürst Ernst August, seine Tochter, die nachmalige Königin von Preußen, der Kurprinz und dessen junge Gemahlin Sophie Dorothea werden einem unter jesuitischen Einflüsse stehenden Abenteuerer zugeführt, der Jedem sein künftiges Geschick verkündet. Die „drei Prophezeiungen“ werden einer Clairvoyante in den Mund gelegt. Wir wollen nicht weiter unterfragen, ob sich das so ganz unbedingt mit der Zeit vereinbaren läßt. Kurz, der große San-Gennaro, an dessen Statt der vielbewanderte Verfasser füglich einen gleichzeitigen und noch lange Jahre, auch als Adept, fortspukenden Vorläufer des Grafen St.-Germain, Namens Pietro Gualdo, benutzen konnte, prophezeit durch den Mund der Hellscherin den Kurhut und die englische Krone und fertigt die Kurprinzessin Sophie Dorothea mit einem Wortspiel ab, vor dem sie erschrickt: „Anmuthiges Mark englischer und deutscher Könige, hüte dich vor schwedischem Königsmark!“ Referent erschrickt ebenfalls davor. Indessen sind das die drei auf dem Titel des Buchs angekündigten Prophezeiungen, die unverrückt im Auge behalten, immer schon ein ganz leidliches Romangebäude ergeben konnten. Allein wie wir als überflüssige Beilage noch eine vierte Prophezeiung uns gefallen lassen müssen, um in Ernst August's Tochter die nachmalige Großmutter König Friedrich's II. von Preußen verehren zu können, und wie das Wortspiel in einer Note kurzweg erklärt wird, so ist die Hoffnung auf den Anblick eines solchen Gebäudes schon zum Problem abgeschwächt.

Was wir nun soeben mit einer kurzen Note abgethan hielten, nämlich das Verhältniß der Prinzessin Sophie Dorothea zu Philipp von Königsmark, wird aber doch in der zweiten Abtheilung: „Die Prinzessin von Ahlden“, ab ovo vor Augen geführt, und nun macht der Verfasser sich es möglichst bequem. Warum auch nicht? Wir begegnen in dieser Abtheilung denselben Scenen, welche das Publicum längst schon durch Palmbiad kennen gelernt und lieb gewonnen hat. Es ist dabei nur an pragmatischen Organismus gar nicht zu denken, und manche Scenen unterscheiden sich von denen Palmbiad's lediglich dadurch, daß die dramatische Darstellung des Letztern gehörig abgeschwächt oder geradezu in dürre Relation umgewandelt ist. Und nun geht Alles bunt durcheinander. Von S. 86—173 müssen wir die Abenteuer von Königsmark's Bruder Karl Johann, die mit der Prinzessin von Ahlden gar nichts zu schaffen haben, uns gefallen lassen, und dann finden wir uns 1682 mit Königsmark wieder am celler Hofe ein, wo eine chevalereske Nebenbuhlerfreundschaft mit dem Erbprinzen August von Wolfenbüttel, der, beiläufig bemerkt, schon 1676 vor Philippsburg den Tod fand, anknüpft. Nach dem Buche scheint diese Erbprinz noch heute wohlgemuth fortzuleben. Nach S. 86 ist die Familie Königsmark einmal sehr reich gewesen; S. 139 erfahren wir aus einer Note, daß sie es noch sei. Das hilft aber dem jungen schönen Mann nichts: Ernst August schickt seine Gemahlin als Brautwerberin nach Celle und Sophie Dorothea wird Gemahlin des Erbprinzen Georg Ludwig, der hier ebenso bronzefarnt und kalt vorgeführt wird wie bei Palmbiad. Die Reise nach Benedig und die Prophezeiungen haben wir schon vorweg, sonst wäre es nun eben die rechte Zeit dazu.

Bei dem Leben und Treiben am Hofe zu Hannover wol-

len wir uns nicht aufhalten; wir haben es uns schon von Palmbiad erzählen lassen. Nur Einzelnes, wie es eben sich findet, mag kurz angemerkt werden. S. 196 wird in einer Note auf eine Beilage über das Reichskammergericht in Boplar Hoffnung gemacht. Der Seher scheint sie vergessen zu haben: sie findet sich nicht, und es mag auch wol nichts daran verloren sein. Was soll auch ein Roman der Weltgeschichte sich mit dergleichen Dingen schleppen? S. 233 erfahren wir, daß die Fenster einiger Gemächer im Platen'schen Hause nach dem Schloßhofe hinausgingen. Richtig! Nur war das zufällig nicht der Hof, wo noch heute der Haupteingang ins Schloß, wo also die junge Gemahlin des Kurprinzen abgestiegen sein muß, sich befindet. Die Gräfin Platen und ihre Schwäger müssen daher anderswo hinter Saloufien gelauscht und geplaudert haben. S. 239 soll eine Mondfinsterniß von der Platenform des Schloßes aus beobachtet sein, obgleich eine solche gar nicht vorhanden war. S. 255 lehrt die Kurprinzessin von Celle über Herrnhausen zurück. Das ging ohne einen sehr bedeutenden und beschwerlichen Umweg durch Moor und Saab durchaus nicht. S. 276 soll Königsmark im Hôtel d'Honneur an der Kalenberger Straße abgestiegen sein. Ein Hôtel dieses Namens gibt es dort erst seit 1803. Nach der in Nr. 2 d. Bl. bereits besprochenen Druckschrift „Die Herzogin von Ahlden“ soll Königsmark in einem nachmaligen Hôtel de Strelitz am Kreuzbader Markte, also in unmittelbarer Nähe des eben genannten Hauses gewohnt haben, und wie Referent nachzuweisen versuchte, daß in diesem Falle ein der Kurprinzessin zur Last gelegter Besuch beim Geliebten kaum einmal wahrscheinlich sei, so hört derselbe nun auch zufällig von einer Tradition, welche Königsmark's Wohnung auf die Altstadt und nach einer Straße verlegt, die auf den Markt geht, sobald die Aussage der Anesebed auf die richterliche Frage gar nichts Auffälliges hat.

Dergleichen Dinge wären mehr noch nachzuweisen. Es sind an sich nichtsbedeutende Kleinigkeiten in einem Roman. Wenn dieser aber überall ein historisches Ansehen zu behaupten trachtet, so verlangt man auch gehörige Befanntschaft mit den Verhältnissen, vorzüglich wenn der Titel desselben ein *Le publicum* anlockt, welches dergleichen Dinge controliren kann. Uebrigens kann man, wie schon erwähnt, alle Scenen, die hier bunt durcheinander gewürfelt sind, in Palmbiad's Werke wiederfinden. Nur die Einrichtung Wolke's hat der Verfasser eingelegt, ohne daß man von ihrer Nothwendigkeit in diesem Buche irgend Verlässliches erfährt, oder sich selbst konstruiren kann, es müßte denn als Rechtfertigungsgrund betrachtet werden, daß die Nothwendigkeit des ganzen Buchs auf geschicklichen Füßen steht, wo es dann auf eine Handvoll mehr oder weniger nicht ankommen kann.

Königsmark, ein Schönheitswunder, von den edelsten Sitten (!), überhaupt ein glänzender Cavalier, wird schnell der Günstling des Hofes, aber seine Jugendgefühle und Schwärmereien sind längst von ihm gewichen. Und nun heißt es S. 296 wörtlich: „Indessen litt er damals an einer Krankheit, die an allen Höfen stark grassirte und von der selbst fürstliche Personen nicht frei blieben; eine Krankheit, die ihn wol in den Stand setzte, eine Dame zu compromittiren, ihn aber völlig unfähig machte, sich auf ein zärtliches Verhältniß mit einer Prinzessin einzulassen, die von ihrem Gemahl vernachlässigt und gebrückt ward. Sophie Dorothea mochte ihm immer noch theuer sein. Vielleicht auch erinnerte er sich mit Freuden, was er als Knabe einst für sie geküßt hatte. Jetzt aber war sie ihm eine sehr nützliche Freundin, denn sie war die reichste Prinzessin in Deutschland, und er befand sich in der entsetzlichsten Geldnoth.“

Referent hält Alles zurück, was zu und über diesen horribeln Passus, der alle bisherigen historischen und romantischen Consequenzen über den Haufen wirft, zu sagen ist. Möge der Leser sehen, wie er sich wenigstens mit Königsmark's „edelsten Sitten“ abfinden kann. Und die Leserin? Frauen pflegen Bücher dieser Art schon nach den ersten 50 Seiten langweilig

zu finden und gelangen daher nicht bis zu dieser das ganze Buch in die Luft schleudernden Explosion.

Wenden wir uns zu der blutigen Katastrophe und damit zum Schluß dieser unerquicklichen Relation. Mit gezogener Eichel betritt Königsmarck den Ritteraal. Hier verlarvte Bewaffnete treten ihm entgegen. Er verteidigt sich gegen drei Eichel und einen Stoßbogen. Vom Antlig des Stoßbogenfesslers fällt die Maske. Es ist der Kurprinz. Kurz, dieser ist eigentlich der Mörder und bethätigt im Stoßfesseln — denn ein Prinz kann mehr als andere Leute — die absonderliche Geschäftlichkeit, einen Eichel einzuschlagen, wie noch heute gesehen werden kann. Uebrigens wird der vom Kurprinzen Verwundete in ein Faß gelegt, mit Wasser erstickt und in eine Kloake geworfen. Das Alles ist wol nur so dargestellt, um doch einmal etwas Anderes zu sagen als historisch Feststehendes und von Palenblad bereits Gesagtes. Nur darin hat der Verfasser sich zu einer gewaltigen Kühnheit erhoben, daß er den Kurprinzen zu einem beabsichtigten und vorbereiteten Morde herbeigerirt. Was auch gegen den Kurprinzen zu sagen sein mag, so kann Referent sich doch der Meinung nicht entschlagen, daß der Prinz doch wol etliche Grade klüger gewesen sein dürfte, als hier den vierten Hellebardirer, denn deren waren es, abzugeben. Oder sollte seine Reise nach Italien so nutzlos gewesen sein, daß er nicht einmal gelernt hätte, wie Leute von Distinction nur insofern eine Hand zum Mordanschlag haben, als sie Geld in die andere Hand legt? Sollte er — doch genug! Daß Königsmarck's Tod nicht beabsichtigt war, vernünftigerweise nicht beabsichtigt sein konnte, ist an einer früheren Stelle dieser Relation bereits angemerkt, und jedenfalls war der Kurprinz unschuldiger als ein Schriftsteller, der weiter nichts will, als, möge es reissen oder brechen, aus andern Büchern ein Buch zusammenwerfen; und wirklich zeugt es für einen unheimlichen Grad von Kühnheit, auch ein Buch zu plündern, das unsern Tagen angehört und in Ibsenmanns Händen ist, wie Palenblad's Werk. Der einzige Entschuldigungsgrund für diese Piraterie wäre etwa, daß die Freese'sche Compilation doch sehr instructiv für Alle sei, welche sich unterrichten wollen, wie ein Buch nicht gemacht werden darf.

Friedrich Reitz.

### Aus Paris.

Gerard de Kerval's tragisches Ende. Die Rachel, Legouvé und Dr. Bern. Literarische Mittheilungen. Die französische Ausgabe der *Prime* von Baste. Das „*Athenaeum français*“ und die deutsche Literatur.

In einem traurigen kalten Januartage (20. Januar) wurde die literarische Welt von Paris durch die erschütternde Kunde in Bewegung gesetzt, daß ein geachteter talentvoller Schriftsteller, Gérard de Kerval, bei frühem Morgengraun in einer verlassenen Gasse an einem Fenstergitter, außerhalb des Gehäuses, erhängt gefunden worden sei. Der Unselige war nicht einmal in der Lage, sich innerhalb seiner vier Pfähle zu erhängen, denn er hatte, wie es scheint, zuletzt keine Wohnung, und sein Freund J. Rornard, der ihm in der „*Illustration*“ einen Nachruf widmete, vergleicht ihn daher mit einem kernlosen Hunde, der zur Nachtzeit in den Gassen umherirrt. Rornard versichert, daß Gérard zuletzt sein Nachlager meist in den schmuzigsten Spielunten und unter Individuen der gefährlichsten Sorte aufgeschlagen habe.

Ein anderer Freund Gérard's, Willot, hat in der „*Indépendance*“ sein letztes Zusammentreffen mit dem Unglücklichen am 24. Januar geschildert in einer Skizze, die sich sehr traurig lesen läßt. Gérard war als Odbachlofer von der Polizeimannschaft aufgegriffen und im Châtelet in Gewahrsam gebracht worden. Von hier schrieb er an Willot und bat ihn, ihn sofort im Châtelet zu besuchen. Willot kam, Gérard wurde unter der Verwahrung, sich nicht wieder aufzusehen zu lassen, aus dem Gefängnis freigegeben — er ging leicht gekleidet wie zur Sommerzeit, denn er hatte sich genöthigt gesehen, seinen Man-

tel ins Bersehamt zu tragen. Was that nun Willot? Statt die Freunde Gérard's und die Redacteurs der Blätter, für die er arbeitete, von der entsetzlichen Lage Gérard's in Kenntniß zu setzen, führte er ihn in eine Restauration der Rue des Prouvaires, bewirthete ihn mit einem Frühstück und glaubte damit seiner Freundespflicht Genüge gethan zu haben. Allerdings bot ihm Willot an, mit ihm nach seiner Wohnung zu kommen und hier von ihm Geld in Empfang zu nehmen, aber es drängt sich hierbei die Frage auf, warum er nicht gleich Geld ins Châtelet mitnahm, da er voraussetzen konnte, daß Gérard gerade hleran Mangel leiden werde. Gérard schlug dies aus und bemerkte, er werde ins Théâtre français gehen und dort ohne Zweifel von Verteuil Geld erhalten. Er bestand übrigens auch, daß Houffaye (Director dieses Theaters) und Théophile Gauthier schon öfter ihm denselben Dienst geleistet und durch ihre Fürsprache ihn aus polizeilichem Gewahrsam befreit hätten, sonst würde er an einen von diesen geschriben haben. Wie es scheint, war Willot ein entfernterer Bekannter von Gérard, und daß ihm die Sache peinlich und unangenehm war, läßt sich begreifen.

Während des Frühstücks sprach Gérard in der eraltirten Weise, die ihm schon seit einiger Zeit eigen und seinen Freunden bereits auffallend geworden war; denn sonst war Gérard mehr still und in sich gekehrt. Er plauderte namentlich und fast unausgesezt von einer angefangenen Dichtung über Traum und Leben und bemerkte, er sei trostlos, sich in eine Idee eingelassen zu haben, in der er sich verliere. Er werde damit nie zustande kommen, denn er bedürfe oft ganzer Stunden, um sich wieder zu sammeln, und vermöge in einem Tage kaum zwanzig Zeilen zu schreiben; und als er dieses sagte, nahm sein Gesicht wie sein ganzes Wesen den Ausdruck der tiefsten Hoffnungslosigkeit an. Nach dem Frühstück verließen sie die Restauration, Gérard begleitete seinen Freund noch eine Strecke Wegs und sagte dann, er wolle noch einen Augenblick ins Kaffeehaus eintreten und dann ins Lescabinat gehen, um dort zu arbeiten. Er trat ins Kaffeehaus, und Willot verließ ihn.

Was nun Gérard bis zu dem Augenblicke, wo er Hand an sich selbst legte, getrieben hat, davon hat Niemand etwas erfahren. Wahrscheinlich trat infolge der Noth, der Hoffnungslosigkeit, der Verlassenheit, der Verzweiflung an seinem Talent und seiner Zukunft eine Art Geistesverwirrung ein, die ihn von Straße zu Straße und von Cabaret zu Cabaret jagte. Der Stolz der Verzweiflung mochte ihn abhalten, sich abermals einem literarischen Freunde anzuvertrauen. So legte er Hand an sich selbst, nachdem er seine letzten drei Francs, die er am Mittwoch noch besaß, ausgegeben hatte. Er entkleidete sich in demselben Ballcostüm, das er sich (angeblich) vorlängst in München zu den Hoffesten angeschafft hatte, an denen er dann Arm in Arm mit deutschen Notabilitäten und mit dem französischen Gesandten, Marquis von Ferrière, gewandelt war. In der Tasche des Fracks befand sich der Entwurf zu dem zweiten Theile seiner bereits zur Hälfte im Druck erschienenen letzten Dichtung.

Das war das Ende Gérard's. So ging dieser geist- und talentvolle Mann unter mitten in der Stadt des Luxus, des Genusses, des Zusammenflusses aller bedeutenden Geister Frankreichs. Es ist nicht unser's Amts, zu untersuchen, ob und inwieweit Gérard an seiner verzweifelten Lage Schuld war. Er fühlte, daß es mit seinem Talent zu Ende ging, daß es erschöpft oder daß es nicht von der Art war, um dem Geschmack der jetzigen Generation zu genügen. Wenn dieser Zeitpunkt bei einem Schriftsteller eintritt, so tritt mit ihm auch die Verzweiflung oder die gänzliche Resignation ein. Die ganze Vergangenheit erscheint wie ein unnützes Stück Papier, nur werth, es zu zerreissen; man hat ein Grauen vor sich selbst, wie vor der Menschheit und ihrem egoistischen Treiben; man fühlt sich von ihr abgestoßen und stößt sie wieder ab. Gérard's Skizzen aus dem pariser Leben, die in der „*Illustration*“ erschienen, fanden zwar Beifall, aber Gérard, scheint es, war von

der Einbildung beseffen, ein tief sinniger Dichter zu sein, oder er war von zwar erhabenen, aber unklaren poetischen Vorstellungen erfüllt, welche in eine geordnete Form zu bringen es ihm an Gestaltungskraft fehlte. Die Literatur des zu seinem Subsistenzgewerbe zu betreiben, dazu war er nicht der Mann; hierzu arbeitete er viel zu gewissenhaft. Außerdem fehlten ihm alle jene Eigenschaften, die gerade einem pariser Schriftsteller nöthig sind, um sein Glück zu machen. Sein gerades, offenes Charakter hinderte ihn daran, Hintertreppensclische einzuschlagen; er buhte nicht um Auszeichnung; er wagte nicht sich Hervorzuhängen und den großen Mann zu spielen; er war, wie seine Freunde ihn schildern, von Herzen ein sehr braver Mensch, uneigennützig, mied die tonangebenden Gesellschaftskreise und blühte stets seinen Uebertreibungen treu. Damit macht man in Paris sein Glück nicht — und anderswo vielleicht auch nicht. Wo die Kron Erfolg haben, konnte Gérard keinen haben.

Das „*Athenaeum français*“ widmete ihm einen Nachruf, dem wir Folgendes entnehmen: „Die Kunde von diesem Tode wurde von ganz Paris wie eine gemeinsame Trauerkunde aufgenommen, und in der That, seit Voltaire's Tode hat kein härterer Schlag die Literatur treffen können. Die ersten, hohen Eigenschaften Gérard's de Neval, seine uneigennütige Liebe zum Schönen und Bollenden, die ihn die Früchte seiner Erfolge einzusammeln vergaßen und immer nur seinem Ideal nachstreben ließ; seine Ehrfurcht vor der Kunst, die sich in der Sorgfalt zeigte, womit er seine kleinsten Productionen ausarbeitete; sein so ausgezeichnet würdiges und bescheidenes Verhalten in einer Zeit, wo die Kunst sich selbst herauszukehren einen so hohen Grad von Unverschämtheit erreicht hat, oder wo so Viele, um nur nicht in der Dunkelheit zu bleiben, es vorziehen, sich auf dem Stundal zu werfen; endlich der Anstand, womit er über seine Lage schwieg, sodaß seine Freunde gar nicht ahnten, wie verzweifelt sie sei: alles Dies steigerte den wachenden Ruf Gérard's zu einem Grade ganz besonderer Hochachtung. Er starb mitten in der Arbeit und hinterließ zwei Werke unvollendet, von denen das eine in der „*Revue de Paris*“, das andere in der „*Illustration*“ in Fortsetzungen erschien. In Gemeinschaft mit Maquet bereite er ein Drama für die Porte Saint-Martin vor. Man fragt vielleicht verwundert, wie ein Mann, dessen Talent und Bestrebungen seit langem mit dem Nimbus des Ruhs umgeben waren, so plötzlich „*mutilé*“ werden und zu gleicher Zeit seinen Freunden, seinen Hoffnungen und seinen begonnenen Arbeiten entsagen konnte. Gérard de Neval war 47 Jahre alt. Siebenundvierzig Jahre! Das ist sonst das Lebensalter der Belohnungen und Resultate, der in Ruhe gedachten Arbeit, des Gefühls der Sicherheit beim Blick auf die Zukunft. Aber diese Resultate waren, man muß es sagen, ausgeblieben. Gérard de Neval hatte, es ist wahr, sich um sie nicht bemüht, aber man muß es doch bedauerndwerth finden, daß sie ihm trotzdem nicht zufließen. Die Zeichenfeler Gérard's war die eines Mannes, der sich im Besitz der öffentlichen Hochachtung befindet. Zahlreich war die Begleitung, die von der Morgue ausging, und religiöses, gemessenes Schweigen herrschte dabei. Unter der Menge, welche seinen Leichen das Geleit gab, befand sich mehr als ein unbekannter Dichter, welcher sich freiwillig dem Zuge anschloß, um öffentlich die Achtung zu bezeugen, die dem Schriftsteller gebührt. Den von Francis Mey am Grabe gesprochenen Worten horchte man in feierlicher Stille an. Und der Witz, mit dem man sich um dies Grab drängte, gewährte wenigstens den trostlichen Gedanken, daß sich in Frankreich immer ein Publikum findet, welches bereit ist, seine Charaktere und edle Bestrebungen zu verheerlichen.“ Auch Hippolyte Karr nannte ihn im „*Sibole*“ einen Mann vom unabhängigen Charakter und aufserordentlichster Herzengüte, der seinen Freunden unverwundlich treu gewesen. Unter den nieblenden Ständen soll er sehr beliebt gewesen sein, und nie sollen die Damen der Halle ein Fest gegeben haben, ohne ihn dazu einzuladen. Ein Correspondent der „*Allgemeinen Zeitung*“ versichert, Gérard habe nie-

mals mehr als nur ein Hund beseffen. Das stimmt freilich nicht sehr zu dem münchener Ballspiel. Vielleicht ist Bede, jenes einzige Hund und dieser hoffentlich Frau, eine Fabel. Der „*Illustration*“ zufolge waren Gérard's Gesichtszüge von ausnehmend sanftem, offenem und intelligentem Ausdruck. Schon bei seinen Lebzeiten war unter seinen nähern Freunden, die ihn sehr lieb hatten, dabow die Rede, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten, um seiner Lage aufzuhelfen. Dm Zweifel wird dieser Plan nach Gérard's Tode um so gewisser zur Ausführung kommen.

Bei uns Deutschen muß Gérard's Schicksal ein um so tieferes Bedauern und Mitgefühl erwecken, da er zu denjenigen Franzosen gehörte, welche am meisten mit deutschen Bildungselementen verflochten waren und das Meiste dazu beitrugen, den Franzosen Empfindlichkeit und Verständniß für deutsche Literatur und Poesie beizubringen. Schon in sehr jungen Jahren, noch zu Lebzeiten Goethe's, übersetzte er den „*Faust*“ und namentlich die lyrischen Partien darin in einer im Ganzen so gelungenen Weise, daß Goethe ihn in einem eigenhändigen Schreiben seinen Dank und seine Anerkennung ausdrückte. Diese deutsche Strömung Gérard's veranlaßte das „*Pays*“ zu folgender Bemerkung: „Gérard ging in früher Jugend nach Deutschland und machte später wiederholte Reisen dahin, und es war dies einer der glücklichsten Einflüsse auf die Gestaltung seines Schicksals. Man muß einen starken Kopf und ein festes Gleichgewicht haben, um ungekräft in den Born der germanischen Wissenschaft abzutauchen, da aus ihm herausfließende und umhüllende Dünste emporsteigen. Deutschland ist das Land der Selbsthallucinationen. Noch immer umdüstert der Schatten der alten Dämonen, von denen Tacitus spricht, seinen Genius, indem er in ihm noch tiefe Spuren von Schwermel und Finsterniß zurückgelassen hat.“ Diese Worte rühren von Paul de St.-Victor, her, der, wie es heißt, ohne Deutsch zu verstehen, der Einladung der münchener Theaterintendant Folge lassend, nach München ging, um über die „*Dramatengestaltung*“ in französischen Blättern Bericht zu erstatten.

Gérard war allerdings in seiner ganzen Erziehung mehr Deutscher als Franzose, ein speculativer Träumer, welcher sich in seinem Kopfe eine Welt aufgebaut hatte, die mit der wirklichen sehr wenig im Einklang stand. Es ist auch richtig, daß in der deutschen Speculationsweise viel Verwunderliches liegt, wie denn auch wol in keinem andern Lande die Beispiele von Talenten, welche an dem Conflict ihrer inneren Welt mit der äußeren untergehen, so zahlreich sind als in Deutschland. Cyprian Kreyer, Lem, Wegel (seine Aufschrift: „*Opera Dei Weseli*“) auf seinen Manuscripten ist bekannt, Heberlein, Nikolaus Lemm, welche in Dörmann und zum Theil in thierische Stumpfheit versanken; Freiherr von Sonnenberg, Heinrich von Meiß, der Novellist Eschmann, Ernst von der Burg, der Rösch, Lustschneider und Dichter, Ferdinand Reimund, Alexander Fischer, der Dichter des „*Masaniello*“ und des „*Rauschlaa*“, Julius Winding, talentvoller Dichter (er vergrößerte sich in Neupoes), die Sünderode, Luise Brachmann, Charlotte Stieglitz, welche sämmtlich ihrem Leben freiwillig ein Ende machten; Günther, Gräbe und mehr Andere, die durch ein müßes Leben Körper und Geist fast systematisch zugrunde richteten und ihre Tage abkürzten — stehen als warnende Beispiele vor uns und bezeugen, daß an den oben citirten Worten des Franzosen etwas Wahres ist. Dagegen haben gerade unsere größten Dichter und Denker es nicht nöthig gefunden, sich ihrer für Deutschland und die Menschheit so kostbaren Gaben zu berauben. Es sind also immer nur schwächere Geister, welche sich von den Dünsten germanischer Speculation bis zur Geistesstörung hinan und hinunter lassen. Aber es scheint fast so, als ob dann und wann solche bedauerliche Opfer sollen müßten, um die Uebigen von ihrer Privatheit auf eine höhere Betrachtung abzuheben und so auf die deutschen Räucher aufmerksam zu machen, welche allerdings auf dem tiefen Grunde des so vielfach geklüfteten, unharmonischen und da-

bei so geräuschvollen modernen Lebens lauern. Wie Paris jetzt nach Gerd's Tode, wurde London vor nahe einem Decennium durch den Selbstmord des bejahrten Historienmalers Haydon erschreckt. Haydon, der in den höchsten aristokratischen Circeln verkehrte, hatte mit dem Franzosen Gérard das gemein, daß er ebenfalls einer Richtung huldigte, die in ihren höchsten Epochen mit der Gesamtheit und dem Geschmack seiner Zeit nicht im Einklang stand; sie war mehr deutsch-idealistisch als englisch-realistisch.

Der „Morning post“ zufolge wird Fräulein Rachel auf ihrer Durchreise nach Amerika auch in London einige Vorstellungen geben. Bis jetzt scheint sie noch in Paris durch ihren Prozess mit Graf Regouvé zurückgehalten worden zu sein, da dieselbe sie bekanntlich wegen ihrer Weigerung, in seiner auf ihre Uebersetzung gedichteten und jetzt im Druck erschienenen Tragödie „Médée“ aufzutreten, auf eine Entschädigungssumme von 40,000 Francs verklagt hatte. Der Prozess wurde von beiden Seiten mit Aufbietung aller nur immer möglichen Rechtschikanen geführt und ist erst ganz kürzlich dahin entschieden worden, daß die Rachel zwar nicht die volle eingeklagte Summe, aber eine Entschädigungssumme von 5000 Francs zu zahlen habe und außerdem in die Kosten zu verurtheilt sei. Wir wissen nicht, bezweifeln es aber, ob es in Deutschland einem dramatischen Dichter möglich sein würde, auf dem Rechtswege ein solches Resultat zu erzielen, gegenüber einer Schauspielerin, welche sich weigerte, in einem seiner Stücke aufzutreten, und nicht es tausendmal auf ihre Anregung entstanden sein. In Deutschland, wo der Schriftsteller nur sehr mäßigen Rechtschutz genießt, kommen vielleicht täglich ganz andere Beeinträchtigungen der Autoreninteressen vor, ohne daß der betroffene Autor daran denken dürfte, den Rechtsweg einzuschlagen, wie er dies in Frankreich thun würde, wo das Gesetz eines civilisierten Staats würdiger, sich in viel entscheidenderem Grade auf Seiten des geistigen Producenten gestellt hat.

Da wir gerade bei der Rachel stehen, so wollen wir bemerken, daß die Kritik fortwähret, ihre Leistungen mit scharfer Zunge zu begreifen. Ihre Annahme schien zuletzt auch in der That untrüglich geworden zu sein. Die Kritik hat sich dies freilich selbst zuguschreiben, denn sie hat früher Alles gethan, um diese Künstlerin zu verwöhnen. In ihrer Weise mag das auch die Rachel, wenn auch nicht für die Kritik, doch für die Kritiker sehr viel gethan haben, was sie noch ferner zu thun für sehr überflüssig halten mag. Aber auch das Publikum hat allmählig eingesehen, daß die Rachel, ähnlich unsern deutschen Schauspielern, die auf Gastrollen reisen, sich ein Duzend oder auch nur ein halb Duzend Paraderollen eingelehrt hat, in denen sie allerdings Meisterin ist, wie irgend ein Virtuose in seinen Halbduzenden eingeübten Variationscompositionen, daß ihr Talent aber nicht Produktionskraft und Beweglichkeit genug besitzt, auch neuere Rollen dazu zu schaffen. Das Publikum ist daher der Monotonie und der entritzen Manier in ihren Darstellungen ziemlich überdrüssig, und es hilft ihr nichts, wenn sie eine organisierte Winterverlosung für sich hat, welche unermüdlich noch jede dieselben Effectstücken bekräftigt, die sie schon vor 15 oder 18 Jahren bekräftigt hat. Diese Claque thut ihre Pflicht, wo es gilt, einen Künstler, oder eine Künstlerin beliebt zu machen, aber sie in der Kunst des Publikums zu erhalten, das vermag sie nicht. Für die Rachel hat diese förmlich dissimulirte Claque vordem ihr Meiststück gethan, und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn ein Deutscher bei einem bekannten und einflussreichen Chef dieser Claque außer Briefen von Meyerbeer, Berlioz, Dumas und Ruben auch Willems von der Rachel fand, wenn sie ihn entweder um seine Unterstützung bittet oder ihm aufs verbindlichste für geleistete Dienste dankt. Nur hat man in Frankreich nicht jene in Deutschland so gebräuchlichen persönlichen Phrasen von „einer Kunstbegeisterung“, „Aufsperren der Kunst“, u. s. w., man weiß recht wohl, daß die Rachel nicht in das Land der Dollars geht, um der Kunst Opfer zu bringen und den Reuten der Begriffe von europäischer Schau-

spielkunst und dem französischen klassischen Drama heizubringen; zu einem solchen Zweck, wenn dabei nicht noch ein anderer zu erreichen wäre, würde die Rachel nicht einen Fuß aus dem Hause setzen. Uebrigens war es Beron oder besser „Dr. Beron“, der für sich das Verdienst in Anspruch nimmt, zu dem Emporkommen der Rachel das Meiste beigetragen zu haben. Er erzählt in seinen Memoiren, daß die Rachel anfangs, um eines deutschen Kunstausdrucks zu bedienen, gar nicht recht „ziehen“ wollte. Um nun die anderthalbtausend Leute, die nach Beron's Versicherung die öffentliche Meinung in Paris machen und leiten, für die Rachel zu gewinnen, fing er es so an: bevor er seinen Bekannten guten Tag bot, fragte er sie: „Habt ihr sie (die Rachel) in den „Paratiern“, in der „Andromache“ gesehen?“ Die Weissen wußten gar nicht, wovon er sprach, dann wurde er zornig und sparte weder Vorwürfe noch selbst Beleibigungen. Die Leute mußten nun schon das Theater besuchen, um die Rachel zu sehen, die ihnen von Beron als etwas noch nie Dagewesenes geschildert worden war. Die kleinen Beron in Deutschland bedienen sich ganz derselben Manoeuvres.

Von dieses Mannes „Mémoires d'un bourgeois de Paris“ sind soeben der fünfte und sechste Band erschienen und damit das Werk geschlossen. Sie reichen über das Jahr 1848 hinaus bis zur Katastrophe vom 2. December. Auf das politische Urtheil eines im Schlamme der Theaterfrivolität aufgewachsenen Mannes wie Beron wird man begreiflicherweise nicht viel geben können, aber er läßt uns hinter die Coulissen, wo ja ein großer Theil unsers sogenannten öffentlichen Lebens spielt, oft interessante Blicke thun, auch theilt er manche bisher nicht veröffentlichte Details und Briefe mit, z. B. einen Brief des Herzogs von Orleans und die Correspondenz de Morny's aus den Decembertagen. Bekanntlich hat sich Beron durch seine indiscreten Veröffentlichungen mit Thiers in eine Fehde verwickelt, die in Paris nicht geringe Aufmerksamkeit erregt. Interessante literarische Erscheinungen sind ferner Dupin's „Mémoires“, wovon der erste Band erschienen ist, die drei andern demnächst folgen werden, ohne Zweifel interessant als die Bekanntschaft eines Mannes, der 25 Jahre lang an der innern Politik Frankreichs und den parlamentarischen Kämpfen lebhaften Antheil genommen; „Histoire des négociations diplomatiques relatives aux traités de Lunéville et d'Amiens, faisant suite aux Mémoires du roi Joseph“, „Sur les hommes d'état d'Angleterre au 19me siècle“ und „Sur la politique de la Russie“, von Alfred de la Guéronnière; „Correspondance inédite de Stendhal“, zwei Bände, mit Erinnerungen an Stendhal von Prosper Mérimée; „Etudes sur l'histoire du gouvernement représentatif en France, de 1789 à 1848“, von Louis de Carné; „Louis David, son école et son temps, souvenirs“, von E. S. Delécluse; „Histoire d'Alsace“, von Boyer (erster Theil); „Mélanges historiques et littéraires“, von Prosper Mérimée; „Le bien qu'on a dit des femmes“, von E. Deschanel. Letztere Schrift bildet das interessante Seiten- und Gegenstück zu desselben Verfassers „Le mal qu'on a dit des femmes“, welches wir bereits in Nr. 8 d. Bl. besprochen haben.

Von der französischen Ausgabe der Heine'schen Werke sind bereits zwei Bände „De l'Allemagne“, worin die frühere Schrift Heine's über Deutschland, gänzlich umgearbeitet und mit manchen bisher nicht gedruckten Fragmenten bereichert ist, und „Lutèce“, erschienen, welche Schrift B. de Cinq-Mars in der „Revue des deux mondes“ nicht besser zu empfehlen weiß, als mit den Worten: „M. Heine aime la France.“ „Les Romanciers“, „La France“, „Les ballades et légendes“ u. s. w., werden rasch folgen. In der „Bibliographie“ der „Revue des deux mondes“ hieß Jacques Olivier unsern Landsmann bei dieser Gelegenheit förmlich in eine Wölfe von Weisbrauch ein; es heißt darin unter Anderm: man habe gesagt, Heine sei ein deutscher Voltair, doch das sei nicht hinreichend; er habe ebenso viel von Byron als von Voltaire. Wie sich aber Voltaire und Byron in Einer Person vereinigen sollen, ist schwer zu sagen; jedenfalls ist jedoch damit constatirt, daß Heine wenig Deutsches

hat. In einem größern Artikel der „Revue des deux mondes“ von B. de Mars wird ihm zwar auch alles mögliche Lob gespendet und von ihm gesagt, er sei „le plus Français de tous les Allemands, le plus Allemand de tous les Français“, aber doch bemerkt: Seine sei nicht hinlänglich dem guten Geschmack entgegengekommen, er habe, statt die Spuren so mancher alten Tügellosigkeit zu vertilgen, noch neue hinzugefügt. Bekanntlich ist Seine seit langem ein Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“, und von ihr protegirt. Auch das „Athenaeum français“ kommt auf diese französische Ausgabe in der Nummer vom 3. Febr. zu sprechen, thut uns dabei die Ehre an, einige Stellen aus unsern Aufsätzen über Seine's „Aveux“ und „Bermischte Schriften“ (Nr. 43 und Nr. 50 d. Bl. für 1854) in französischer Uebersetzung mitzutheilen und bemerkt dann: „Die Deutschen beklagen sich besonders über die ewigen Spötereien, welche Seine über sein Vaterland und seine Landsleute ausgießt, und versichern, daß der deutsche Poet, aus Interesse Franzose geworden, Deutschland verspottet, um sich in Frankreich beliebt zu machen. Sie irren sich hierin. Das geistreiche und poetische Talent Seine's behagt sicherlich dem französischen Publicum, aber seine antipatriotischen Schnurren werden in Paris nicht mehr bewundert als in Berlin.“ Der Berichterfasser spricht dann von Seine's Lazzi, „dont le goût est toujours contestable, la malignité jamais“, von seinen „mauvaises plaisanteries“ und „anecdotes suspectes“ und bemerkt dann, daß in der französischen Ausgabe nicht nur die mancherlei boshaften Ausfälle gegen die Franzosen unterdrückt, sondern auch die allzu cynischen Stellen dem französischen Geschmacke zuliebe gemäßigt oder weggelassen seien.

Das „Athenaeum français“ fährt übrigens in dankenswerther Weise fort, der deutschen Literatur seine Theilnahme zu schenken, und selten geht eine Nummer vorüber, worin nicht eine oder mehrere neue deutsche literarische Erscheinungen in unparteiischem, verständigem Tone besprochen würden. In derselben Nummer vom 3. Febr. gedenkt das französische Blatt der Uebersetzung der Racine'schen „Phèdre“ von Adolf Böttger, „poète original honorablement connu en Allemagne“, mit großem Lobe und rühmt namentlich Böttger's Meisterschaft in der Handhabung des Verses; in der darauffolgenden Nummer kommen Heinrich Leo's Schrift „Des deutschen Volks und Reichs Ursprung und Werden“ und Mehlen's „Geschichte der Gewerbe“ zur Besprechung; auch wird darin Max Waldau's Lob angezeigt mit dem Bemerkten: „Il était l'un des principaux rédacteurs de l'excellente revue publiée à Leipzig sous le titre de Blätter für literarische Unterhaltung.“ Hervorragende Mitarbeiter von Journalen scheinen in Frankreich überhaupt in die Kategorie der Redaktionsmitglieder mit eingereicht zu werden.

§. II.

### Eine theologische Beweisführung.

Im Jahre 1773 kam zu Schwabach eine Schrift heraus unter dem Titel: „Versuch eines Beweises, daß der reiche Mann gegen den Lazarus nicht unbarmherzig gewesen, daß er vielmehr gegen ihn barmherzig gewesen, und daß er folglich wegen einer Unbarmherzigkeit könne nicht verdammt worden sein, mitgetheilt von Samuel Wilhelm Dettler. Gedruckt und verlegt von S. G. Nigley.“ Gewiß ein eigenthümlicher Gegenstand! Noch eigenthümlicher aber ist die Beweisführung des erkrankten Verfassers; sie ist einzig in ihrer Art, und wir können uns nicht versagen, den Lesern einige Stellen aus diesem Curiosum mitzutheilen. „Wer hat aber“, sagt der Verfasser unter Andern, „den armen Lazarus hintreiben lassen? Gewiß Niemand als der reiche Mann. Dieser hat ihn aus Barmherzigkeit vor seine Thür tragen lassen. Woraus kann man dies schließen? Aus folgenden Umständen: Wie lange lag er da? Nicht einen Tag, nicht etliche Tage lag er vor der Thür des reichen Mannes. Zettelbens lag er da. Woraus ist dies zu schließen? Aus diesen Umständen: Wovon hat Lazarus ge-

lebt, solange er vor der Thür des Reichen lag? Er konnte weder gehen noch stehen. Er konnte also auch nicht betten. Wovon hat er dann gelebt? Hungers ist er nicht gestorben. Davon sagt der Heiland kein Wort. Dies wäre aber wirklich geschehen, wenn ihm der reiche Mann nichts hätte geben lassen. Der Heiland würde sodann diese große Unbarmherzigkeit nicht verschweigen haben. Und wenn auch der Lazarus hätte gehen können, so hätte er sich doch dem Lische des reichen Mannes nicht nahen dürfen. Sein Anblick hätte den Säcken Elend erweckt. Lazarus ist also eines natürlichen Todes gestorben. Andere Menschen haben ihm nichts zugebracht. Denn hiervon sagt der Heiland auch nichts. Wäre dies geschehen, hätten ihm andere Menschen etwas zu essen gebracht, so würde es der Heiland gesagt haben. . . . Wovon hat denn also Lazarus gelebt? Nothwendig von den Brocken, die von dem Lische des reichen Mannes fielen. Diese hat ihm der reiche Mann nicht versagt. Da er hat sie ihm noch dazu hintreiben lassen. Der Lazarus konnte sie nicht selbst nehmen oder selbst holen. Er lag vor dem Thor und nicht unter dem Lische des reichen Mannes. Wenn sie ihm hätte der reiche Mann nicht zutragen lassen, so wäre ja Lazarus Hungers gestorben. Dies geschah aber nicht. Folglich sind ihm die Brocken nicht versagt, sondern noch dazu hingetragen worden. Es können auch keine schlechten Brocken gewesen sein. Denn auf dem Lische eines reichen Mannes und noch mehr auf dem Lische eines Königs werden keine schlechten Speisen aufgetragen. Es werden auch nicht wenige Speisen aufgetragen. Es können also auch keine kleinen Brocken gewesen sein. Folglich hat Lazarus dabei keinen Hunger leiden dürfen. Sowie nun der reiche Mann alle Tage herrlich und in Freuden gelebt hat: eben so hat sich der arme Lazarus alle Tage mit den Brocken gesättigt, welche von dem Lische fielen und ihm zugebracht wurden. Dies muß viele Tage, dies muß eine lange Zeit geschehen sein. Denn Lazarus starb (sic!) vor den Thoren des reichen Mannes. Sonst wären die Hunde mit dem armen Lazarus nicht so bekannt geworden, wie unten wird zu vernehmen sein.“

Ferner heißt es: „Ein Mann, welcher alle Tage Gastmahl anstellt, ein Mann, welcher alle Tage soviel auf seine Gäste verwendet hat, kann ein solcher Mann unbarmherzig gewesen sein? Und noch mehr. Ein Mann, welcher so viele kostbare Speisen auftragen lassen, der kann einem Armen unmöglich Das versagt haben, was er und seine Gäste unter den Tisch fallen lassen, und was man also nicht geachtet hat. . . . Der reiche Mann kann unmöglich unbarmherzig gewesen sein, dies veroffenbart sich ferner aus den Brocken, welche er unter seinen Tisch fallen lassen. Was man unter den Tisch fallen läßt, das achtet man nicht. Was man nicht achtet, damit kann man unmöglich geizig umgehen, oder das kann man Niemand versagen.“ Man ist gleichgültig, es mag selbiges bekommen, wer da will.“

In einer Anmerkung wird auch die Frage entschieden, warum Herodes Deutsche unter seiner Garde gehabt habe: „Es geschah gewiß durch Gottes wunderbare Schickung, daß der König Herodes und auch seine Söhne deutsche Soldaten in ihrem Dienst hatten. Diese Deutschen haben den jüdischen Gottesdienst kennen lernen. Sie haben auch Alles gehört, was sich mit unserm Heilande zugegetragen hat. Unsehlbar sind einige davon nach Deutschland zurückgekommen und haben ihren Landsleuten erzählt, was sie im jüdischen Lande gehört und gesehen haben. Desto eher fand nachgehends die Lehre von Christo bei ihnen Eingang. Wemach die Deutschen in das jüdische Land gekommen, das ist leicht zu begreifen. Da man konnte der Herodes genug Deutsche bekommen, denn er kam in diese Stadt.“

Ein merkwürdiger Ausspruch ist noch folgender: „Lazarus Seele ist getragen worden von den Engeln in Abraham's Schoos. Was bedeutet dies? Was bedeutet das Liegen in Abraham's Schoos? In einigen Büchern, in welchen Abraham und Lazarus in Kupfer abgebildet worden, sitzt Abraham auf einem



Stahl und hält den Lazarus in Lebensgröße in seinem Schoos, wie ein kleines Kind. Eine große Unbequemlichkeit für den Lesenden! Eine schlechte Erquickung für den Lazarus nach dem Tode! Man muß die Sache anders verstehen."

Der Verfasser sandte auch noch zwei andere Schriften in die Welt: „Versuch eines Beweises, daß der Heiland nicht Hans mit einem verklärten Leibe auferstanden sein, angestellt von Samuel Wilhelm Dittler“, sowie „Fortsetzung des Beweises, daß der Heiland nicht könne mit einem verklärten Leibe auferstanden sein, in einem Schreiben an Se. Hochwürden Herrn R. Wilhelm Bernhard Christlieb, hochverdieneten Superintendenten der Herrschaft Freydenheim."

**J. W. Cyprian.**

## Uebersetzungen aus dem Lateinischen und ins Lateinische.

Professor F. W. Newman hat den Versuch gemacht, die „Oden“ des Horaz in nicht gereimter metrischer Bearbeitung ins Englische zu übertragen. Seine Uebersetzung trägt den Titel: „The odes of Horace translated in unrhymed metres, with introductions and notes.“ Der Uebersetzer hat von vornherein darauf verzichtet, die Metra des Originals streng nachzubilden, sondern sich damit begnügt, gewissermaßen nur ein Echo derselben zu geben und sie durch rhythmischen Tonfall nur leise anzudeuten und anklingen zu lassen. Es ist mehr das Gefühl als das Gehör, wodurch er sich dabei leiten ließ. Ein Beispiel wird dies am besten darthun. Die Ode „Quis desiderio sit pudor aut modus“ gibt er folgendermaßen wieder:

Who for one so dear would measure sorrow!  
 Who's ashamed to weep? Melpomene teach us  
 Mournful chants; oh thou, on whom the father  
 Melting voices with the harp bestow'd.  
 So! Quasitulus slumber never-ending  
 Crashes. Ah, shall ever truth unvarnish'd,  
 Noble bashfulness, and, justice sister,  
 Faith unsullied, his equal find? u. s. w.

Im Allgemeinen sind ihm die Bearbeitungen der Oden im sapphischen Versmaß besser als derjenigen im choriambischen, alcaischen und andern Versmaßen gelungen. Man erkennt aber sehr bald, daß der gelehrte Herr kein Dichter ist und daß bei ihm nicht nur die metrischen Eigentümlichkeiten des Originals, sondern, was schlimmer ist, auch dessen dichterische Vorzüge, die Grazie, die „curiosa felicitas“ der Horazischen Diction vermischt und zum Theil gänzlich verloren gegangen sind. Und bei aller Freiheit, womit Newman die Horazischen Versmaße behandelt, stößt man bei ihm doch auf zahlreiche häßliche Snobismen, Härten und Verrenkungen, womit er dem englischen Diction Gewalt anthut und ihm Ranchelei zumuthet, was es nicht leisten kann. Die oft hervortretende Kraft und Fülle des Ausdrucks kann für die mangelnde Eleganz, welche ein Hauptvorzug der Horazischen Diction ist, keinen entsprechenden Ersatz leisten. Zu bemerken ist noch, daß Professor Newman seine Methode an Stelle der namentlich durch Boß ausgebildeten deutschen Uebersetzungsweise empfiehlt. Er sagt von letzterer in der Einleitung: „Deutsche Uebersetzer griechischer und lateinischer Dichtungen versichern häufig, das Metrum der Alten vollständig reproduirt zu haben, während sie doch in der That nur ein ganz neues (?) rhythmisches System erfanden, welches höchstens eine gewisse Analogie mit demjenigen hat, von dem es abgeleitet ist. Dieses Experiment mag sein Verdienst haben, aber es sollte nur nach seinen besondern Verdiensten gewürdigt und acceptirt werden; es kann nicht beanspruchen, zu sein, was das Original ist.“ Um die Vorzüge der deutschen Uebersetzungen vollkommen zu würdigen, fehlt es dem britischen Professor sehr wahrscheinlich an dem dazu nöthigen tiefern Verständniß der deutschen Sprache, obgleich es allerdings (seit und durch Boß) in Deutschland bisher nur die epischen, namentlich die

Homerschen Dichtungen in einer Weise zu übertragen gelungen ist, daß diese Nachbildungen allenfalls den Eindruck des Originals gewähren, wogegen die Verdeutschungen antiker Dramen und Oden bei allen Verdiensten noch immer viel zu wünschen übriglassen.

In dieser Ansicht kann mich auch die sonst vielfach dankens- und anerkennenswerthe Uebersetzung des Horaz von Ernst Günther (Ausgabe letzter Hand von R. F. Günther; Leipzig, Voigt und Günther, 1854, 16., 1 Thlr. 15 Ngr.) nicht wanden machen, wenigstens was denjenigen bei weitem zahlreichern Theil der Horazischen Oden betrifft, welche der Uebersetzer in deutschen Reimversen nachgebildet hat. Diese mit großer Gewandtheit und vielem Geschmac verficirten Uebersetzungen lesen sich zwar glatt, geben aber doch nur einen sehr abgeschwächten Eindruck des Originals, obgleich einzelne wie Ode XXV des ersten Buchs („Ständchen“) verhältnismäßig mit sehr großem Geschick nachgebildet sind. Ein gereimter Horaz kann von dem antiken immer nur ein schwaches oder falsches Abbild geben, ähnlich wie in antiken Versmaßen abgefaßte Nachbildungen von den kleinen zarten Goethe'schen Liedern geben würden. Die wenigen Oden, welche Günther im Versmaße des Originals wiedergegeben hat, machen auf den Kenner einen ganz andern Eindruck. Man vergleiche z. B. die Ode an Rācen:

Esprößling edelen Stamms tuschischer Könige,  
 Du mein schätzender Hort, wanniger Stolz, Rācen!

mit der Ode an Olycera:

Der thebischen Gemele Sohn,  
 Die grausame Mutter der Liebe,  
 Und äppige Gröblichkeit droh'n  
 Zu wecken erstorbene Liebe.

Die Satiren und Briefe hat der Uebersetzer im Versmaße des Originals wiedergegeben, und zwar ebenso gewandt als charakteristisch, sodaß wir hier, soweit dies möglich, den vollen Eindruck des Originals haben. Auch kann man es nur billigen, daß Günther diese hexametrischen Bearbeitungen nicht mit gezwungenen Spondeen und Kiossen beladen hat, welche, bei der Consonantenhäufung im Deutschen, der Leichtigkeit und dem Wohlklang in empfindlicher Weise Abbruch zu thun pflegen.

Eine dankenswerthe Arbeit ist folgende:

Des D. Junius Juvenalis sechste Satire. Mit Einleitung und Uebersetzung von Eduard Kaspar Jakob von Siebold. Braunschweig, Bieweg und Sohn. 1854. Lex. 8. 15 Ngr.

Wir haben hier im Originaltext und in deutscher Uebersetzung (im Versmaße des Originals) jene berühmte Satire Juvenal's vor uns, in welcher er die Zuchtlosigkeit der römischen Weiber zur Kaiserzeit geißelt und in aller Radikalität schildert. Wer einen Einblick in die gräßliche Sittendegradation des kaiserlichen Rom gewinnen will, mag und muß diese Satire lesen, obgleich wir der Ansicht Niebuhr's beistimmen müssen, wonach Jünglingen die Lectüre und das Studium dieses wirklich furchtbaren Sittengemäldes möglichst vorzuenthalten sei; denn die Lectüre ist selbst für Männer ein ziemlich starkes Stück. Wer erklärt uns aber das Räthsel, daß ein großartiges Volk, das noch kurz zuvor an großen Staatsmännern, Feldherren und Rednern, welche die Bewunderung und das Muster von Jahrtausenden sind, und edeln Frauen so reich gewesen war, das sich durch Patriotismus, moralische Kraft und Charakterstärke ausgezeichnet hatte, und zur Kaiserzeit selbst noch eine so hohe Stufe in den Künsten, in der Sculptur, im Bauwesen, in der Mechanik und in verschiedenen Zweigen der Schriftstellerei einnahm, in sittlicher Hinsicht einer so wahnsinnigen, fast bestialischen Verberbnis anheimfallen konnte? Unsere Geschichtschreiber haben uns dieses Räthsel, wie überhaupt den Untergang aller antiken Völker und Culturen noch nicht hinlänglich und im Zusammenhange erklärt, obgleich Juvenal selbst uns einen Schlüssel dazu gibt, indem sich in ihm die höchste

geistige Bildung, die raffinierteste Cultur und die glänzendste Bewunderung für die alte bessere Zeit mit den Elementen einer wahrhaften Barbarei und entsetzlich cynischen Schamlosigkeit mischen.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit eines dicken Buchs von 16 Duodezseiten, welches man in mancher Hinsicht als eine Art Curiosum bezeichnen könnte. Es trägt den Titel:

*Varia Variorum Carmina latinis modis aptata adjectis archetypis offert Henricus Stadelmann. Ansbach, Summi. 1854. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.*

Es sind darin, außer einigen altgriechischen und englischen Originalien, namentlich eine große Menge deutscher Gedichte in die Sprache und die Metra des Horaz übertragen und, wie wir zugeben dürfen, mit großer Gewandtheit und Feinheit des echt römischen Ausdrucks. Aber obschon wir uns recht gern gefallen lassen, wenn Goethe'sche, Hölderlin'sche und Ernst Schulze'sche Elegien, wenn Schiller'sche, Herder'sche und Platen'sche Distichen in lateinische Hexameter, wenn Klopstock'sche, Voß'sche und Hölty'sche Oden in entsprechende Horazische Oden-versmaße übertragen werden, so macht es doch einen fast wunderlichen Eindruck, Goethe'sche, Schiller'sche und Uhland'sche Balladen oder gar spielende Liebeslieder von Bürger oder Rückert oder Heine, die oft nur wie hingehaucht sind, in schweren lateinischen Hexameter daherkommen zu hören. Namentlich wunderbar nehmen sich Heine's saloppe Strophen in dieser majestätischen Gewandung aus; z. B.:

Gekommen ist der May,  
Die Blumen und Bäume blüh'n,  
Und durch die Himmelsbläue  
Die rosigen Wolken zieh'n.

*Majus adest: laeto pubescunt paeua flore,  
Arbor et a Zephyris jam rediiva vires.*

*H. M.*

### Notizen.

Schiller und die Jugend seiner Zeit.

Daß die Jugend zur Zeit unserer Classifier für wahrhaft poetische Eindrücke empfänglicher war als in unsern Tagen, wo die junge Welt schon vor der Zeit der nur erst beginnenden Reife in Folge der ihr zugänglich gemachten ästhetischen und geselligen Genüsse und der gemischtesten Lectüre meist zerstreut, kritteln und blasirt erscheint, dürfte wol eine ausgemachte Sache sein. Wir erinnern uns einer Schrift von dem schon vor Jahren als Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin verstorbenen Köpke (wir glauben, es war ein Schulprogramm), worin er den warmen, reinen, hingebenden Enthusiasmus schildert, womit die Jugend zur Zeit, als er jung war, jede neue Offenbarung des Genies unserer großen Dichter aufgenommen und welche Schwunghafte, gehobene Stimmung überhaupt damals unter ihr geherrscht habe. Er klagt dann über das Erlöschen dieses Geistes bei der Jugend unserer Tage, die er ja vermöge seiner Stellung als Schulmann durch fortwährenden Verkehr mit ihr genau kennen mußte. In der in Nr. 11 d. Bl. angezeigten Schrift über Baumgarten-Crusius begegnen wir Mittheilungen, welche diese Wahrnehmung bestätigen und in einem Briefe enthalten sind, den Baumgarten-Crusius im November 1802 an einen schon vor ihm auf die Universität gegangenen Freund geschrieben hat. Er erinnert ihn darin an die schönen Tage, als sie einige Jahre früher auf der Fürstenschule zu Grimma die Dichtungen Schiller's und Goethe's lasen, was freilich meist heimlich geschehen mußte, da das Lesen deutscher Bücher damals auf dieser Schule so gut wie verpönt war. Diese heimliche Lectüre war, wenn man zu ihr gelangen konnte, gewissermaßen eine verbotene Frucht und schmeckte daher nur um so süßer. Schiller's „Räuber“ las Baumgarten-Crusius, da ein gedrucktes Exemplar in keiner Weise zu erlangen

war, in einer Abschrift, welche ein Mitschüler während eines Streifens mit Aufopferung mancher erwünschten Scholung für sich und seine Freunde gefertigt hatte. „Nach ein Jahr lang“, schreibt dann Baumgarten-Crusius, „blieb es am Schiller's Gedichte, soniet wir davon verhalten konnten, abzusprechen und zu sprechen, verstanden und nicht verstanden, ohne Unterschied der Zeit und des Orts, der Veranlassung und Verhältnisse... wir wußten und erfahren nicht, ob der Dichter und wo er lebe; für uns war er gestorben bis auf die Erinnerung an die mächtigen Eindrücke, die er auf uns gemacht hatte. Vor einigen Monaten bekamen wir nun Kunde von ihm, und welche Kunde. Einer unserer Mitschüler brachte den „Wallenstein“ mit von der Reise in die Vaterstadt, und selbst ein Vorleser, wie sie wol selten sein mögen, mit einem Feuer, das sich leicht und glühend in eigenen Dichtungen ausströmte, mit dem einzigen Verlangen, für die Bühne oder auf der Bühne sich einst den Preis der Auszeichnung zu verdienen, versammelte er nun in allen Erholungsstunden einen erwählten Kreis von Zuhörern um sich, die an seinen Lippen hingen, wie Griechenland an den Vorträgen der Rhapsoden. Der Genuß war so schön, die Aufmerksamkeit der Hörer so dankbar und ermunternd, und aus den Vorlesungen selbst entwickelten sich so angenehme und zum Weiterforschen anregende Unterhaltungen, daß nun bald „Maria Stuart“, dann die „Jungfrau von Orléans“ herbeigeschafft und in gleicher Weise vorgetragen wurden. Während der ersten Begeisterung wurde Alles Andere, auf die Seite gehoben, und es dauerte lang, bis irgend etwas Gedichtetes und Geschriebenes galt und geduldet wurde, als was von Schiller ausgegangen war.“ Dieser Enthusiasmus litt an Uebertreibung, jedenfalls aber wird der „Wallenstein“ für die damaligen Jünglinge der grimmischen Fürstenschule ein reinerer und nachhaltigerer Quell der Begeisterung gewesen sein als die Liebeständeleien des Estaf, Tibell und Prosper oder die „Metamorphosen“ Ovid's. Jener Vorleser war übrigens kein Anderer als der jetzige Hoftheater-Abschüß in Wien.

*H. M.*

Englisches Urtheil über ein zur Goethe-Literatur gehöriges Werk.

Indem das „Athenaeum“ (Nr. 1404) „Goethe's Liebes- und Liebesgedichte“ von Lehmann einer ausführlichen Besprechung unterwirft und besonders darauf hinweist, daß jene kleinen Gedichte, „die, selbst ohne Bekanntschaft mit ihren speciellen Beziehungen, so glänzend vor unsern Augen hervortreten, doppelt reizend sind, wenn wir die Veranlassung zu ihrer Entstehung wissen“, äußert es sich anerkennend über die Verdienste der Männer, welchen wir Aufklärungen über die bezüglichen Privatverhältnisse Goethe's verdanken. Das „Athenaeum“ sagt unter Anderm über das Werk Lehmann's, daß die Nebeneinanderstellung der verschiedenen Liebesverhältnisse des großen Dichters dem Buche in den Augen der Mehrzahl der Leser den größten Reiz verleihe, während der, welcher mehr auf specielles Studium bedacht ist, es hauptsächlich als eine wohl commentirte Anthologie classischer Gedichte schätzen werde. Es findet, daß der Verfasser in den erklärenden Notizen, welche er den Gedichten beifügt, sich als tüchtiger Sprachforscher zeigt. „Mancher fashionable Leser unter den Deutschen, der sich einbildet, Goethe's kleine Gedichte vollständig zu verstehen, dürfte in schwerer Bedrängniß geraten, wenn er aufgefordert würde, gewisse Stellen auf dem Wege der grammatischen Analyse zu erklären. Nun aber hat Lehmann nicht nur offenbar schwierige Stellen erläutert, sondern auch jene tiefer verborgenen Schwierigkeiten hervorgehoben, welche der Beobachtung des sorglosen Lesers entschlüpfen.“

23.

## Bibliographie.

Luer, J. C., Kaiser Julian der Abtrünnige im Kampfe mit den Kirchenvätern seiner Zeit. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Blüthen aus dem Herubimischen Wandersmann des Angelus Silesius: herausgegeben von J. W. J. Braun. Trier, Braun. Gr. 16. 20 Ngr.

Boelz, H., Polsterabendgespräch und Stammbuchverse. Pösch. 8. 6 Ngr.

Schloß Carrow. Roman vom Verfasser von Minnigrey, Dagley Römer u. Dem Englischen frei nachgezählt von G. Clever. 1ster bis 3ter Band. Leipzig, Kohnmann. 8. 2 Thlr.

Ederty, H., Ueber Gut und Böse. Zwei Vorträge gehalten am 7. und 21. Jan. 1866. Berlin, Bohn u. Haude. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Eduard, Sechs humoristische Vorlesungen. Die verbesserte Auflage. Leipzig, Beyer. 16. 3 1/2 Ngr.

Eyfel, A. v., Das Kaiser Alexander Bernadotte-Regiment. Darstellung seiner Entstehung als Regiment, Entwicklung seiner Stämme, Geschichte desselben und seiner Friedens- und Kriegsthatigkeit als Regiment. Zwei Theile. Berlin, Sanke. 8. 4 Thlr.

Das Evangelium der Natur. V. Das Reich der Physik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 14 Ngr.

Gesclert, J. V., Die Ergebnisse der in Oesterreich im vorigen Jahrhundert ausgeführten Volkszählungen im Vergleich mit jenen der neuern Zeit. Wien, Lex.-S. 4 Ngr.

Hammer, J., Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. 4te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Hammer-Purgstall, Freih., Ueber die arabischen Wörter im Spanischen. Wien, Lex.-S. 8 Ngr.

Hefert, J. J. C. R., Was ich vom Satan verblendet da ich katholisch wurde? Ein Beitrag zur Symbolik von einem ehemaligen lutherischen Geistlichen, jetzt katholischen Laien. Duxen. 1854. Gr. 8. 25 Ngr.

Heinrichs, Emilie, Kaleidoskop. Novellen, Erzählungen und Gedichte. 1ster Band. Hannover. 8. 25 Ngr.

Heyden, J. v., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. 5te Auflage. Leipzig, Brandstetter. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, W., Die letzten Dinge des Menschen. Eine Rede von Predigten und Betrachtungen. Berlin, Wegandt u. Grieben. 1854. Gr. 8. 25 Ngr.

Hübner, A. J., Friedensklänge aus dem Evangelio im Kampfe. Sechsf. Predigten. Rerol, Kluge. 1854. Gr. 8. 24 Ngr.

Jamin, A., Gedanken über die Trübsal der Zeit. Aus dem Griechischen frei übersetzt von B. J. Bruck. Gossel, Wilmersdorf Sohn. 8. 16 Ngr.

Kapff, Erziehung und Ehe, behandelt in vier Predigten. Stuttgart, Bader. Gr. 8. 4 Ngr.

Köhler, J. C., Der Weg zum Leben. Predigten. Wiesbaden, Koch. Gr. 8. 24 Ngr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. B. Hufeland. 3te Auflage. Berlin, Dümmler. 16. 12 Ngr.

Lugge, A., Gedichte. Neue Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Dichters, nach der Pariser Photographie, in Stahlstich. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 1 Thlr.

Maffson, H., Gedächtnis-Gedächtnisse. 1ster Theil. — A. u. A. L.: Zur Ehre von den Bedingungen. Bonn, Henry u. Sohn. 1854. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Martensen, H., Die christliche Dogmatik. Aus dem Dänischen. 3te verbesserte Auflage. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 27 1/2 Ngr.

Mayer, G. J., Der Mensch nach der Glaubenslehre der allgemeinen Kirche und im spekulativen Systeme Schopenhauers.

Theologische und philosophische Studien. I. und II. Gr. 8. Hamburg, Lübeck. 1854. 8 Ngr.

Mittler, F. L., Herzog Heinrich von Braunschweig Klageged. Mit einem Nachwort über das Leben und die Dichtungen des Burkard Waldis. Cassel, Bertram. Br. 8. 10 Ngr.

Mönnich, Herder's Eid und die spanischen Eidromangen. Tübingen, Fues. 1854. Gr. 4. 15 Ngr.

Mühling, C. S. J., Christliches Denkmal 25jähriger pfarramtlicher Wirksamkeit zu Handschuhsheim. Vierter heimlicher Beitrag zur weiteren Beantwortung der gegenwärtigen Zeitfragen. Heidelberg, C. Mohr. Gr. 8. 17 Ngr.

Mund, H., Gedichte. Leipzig, D. Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.

Cartori, A., Die christlichen und mit der christlichen Kirche zusammenhängenden Secten. Lübeck, Erdmann. Folio. 2 Thlr.

Schliephake, J. B. L., Die Grundlagen des sittlichen Lebens. Ein Beitrag zur Vermittlung der Gegensätze in der Ethik. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 15 Ngr.

Scholl, C., Auf dem Wege zur Wahrheit. Gedichte. Zürich, Kiesel. 12. 24 Ngr.

Schubart, J. H. C., Bruchstücke zu einer Methodologie der diplomatischen Kritik. Cassel, Bertram. Gr. 8. 20 Ngr.

Schulze, C., Sämmtliche poetische Werke. 3te Auflage. Fünf Bände. Mit dem Bildnisse des Dichters. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Thlr.

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von H. Warggraf. Mit dem Bildnisse C. Schulze's. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Simrock, K., Legenden. Bonn, Weber. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thiersch, J. B. J., Ueber christliches Familienleben. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Seyder u. Zimmer. Gr. 16. 20 Ngr.

Ustrialow, N., Historische Uebersicht der Regierung Kaiser Nicolaus I. Aus dem Russischen übersetzt von A. Andrejanoff. Mitau, Reyher. Gr. 8. 20 Ngr.

Warnoffrid, Das Roß des Schlosses zu Cammarwerk. Historisch-romantische Erzählung. Nebst einem Anhang: Queckenberg. Mit 1 Stahlst. Leipzig, Goldsch. 8. 15 Ngr.

Widenhahn, A., Evangelisches Laienbrot. Leipzig, Gebhardt u. Neisland. 16. 20 Ngr.

Zöpl, H., Grundsätze des allgemeinen und deutschen Staatsrechts, mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Zeitverhältnisse. 1ster Theil. 4te durchaus umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Heidelberg und Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

## Lageeliteratur.

Geiger, J. R., Sendschreiben an Hrn. Dekan Luz in Oberroth über die Gefahren unserer Zeit, die Wiederkunft unsers Herrn und die Ankunft des Antichrist. Augsburg, Kohnmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Geiger, J., Besinnen bei dem Falle der Synagoge zu Frankfurt a. M. I. Frankfurt a. M., Kuffarth. 1854. 8. 4 Ngr.

Köller, C., Der Sächsische Prinzenraub. 3te verbesserte und vermehrte, dem 400jährigen Andenken gewidmete Auflage. Leipzig, H. Fritzsche. 8. 5 Ngr.

Krabbe, C. F., Wem steht das Eigenthum der vormaligen Jesuiten-Güter, beziehungsweise das Recht zu, sie zu verwalten und zu den stiftungsmässigen Zwecken zu verwenden? Münster, Ibsing. Gr. 8. 10 Ngr.

Die deutsche Politik Preussens und das Berliner Central-Preßbureau. Hildesheim, Fink. Gr. 8. 15 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Guckow's „Lenz und Söhne“.

Soeben erschien bei **H. W. Brodthaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel in fünf Aufzügen.  
8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Guckow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Es bildet zugleich die zweite Abtheilung des achten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Guckow**. Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten:

I. Richard Savage. Berner. — II. Paktul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Jopf und Schwert. — IV. Paktul'sche. Das Urtheil des Kartäuser. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Bullenweder. — VII. Diebst. Der Königsleutnant. — VIII. Dittfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzelne sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage oder der Sohn einer Mutter.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Berner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Paktul.** Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Die Schule der Reichen.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Jopf und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

**Uriel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

**Diebst.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liebfern von C. G. Reißiger. 25 Ngr.

**Der Königsleutnant.** Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

**Dittfried.** Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielschertz in einem Aufzuge. 25 Ngr.

**Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erseien in **Miniatur-Ausgabe**:

**Uriel Acosta.** Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Soeben erschien bei **H. W. Brodthaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Magdala.** Dichtung von **Moriz Horn**. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die neueste Dichtung **Moriz Horn's**, der sich durch die von **Robert Schumann** componirte Dichtung: „Die Pilgerfahrt der Rose“ (geh. 20 Ngr., geb. 24 Ngr.), wovon bereits eine zweite Auflage erschienen, und „Die Lilie vom See“ (geh. 24 Ngr., geb. 1 Thlr.) beide in Miniatur-Ausgaben bereits zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben hat.

## Ein neuer Roman von Robert Prug.

Im Verlage von **H. W. Brodthaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Prug (R.), Der Musikantenthurm.

Roman in fünf Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

**Robert Prug**, dem deutschen Publicum durch die vielseitige literarische und dichterische Thätigkeit rühmlichst bekannt, hat sich bereits durch seine früheren Romane:

**Das Engelen** (3 Theile, 5 Thlr.) und **Felig** (2 Theile, 3 Thlr. 10 Ngr.)

auch unter den deutschen Romanchriftstellern eine geachtete und ehrenvolle Stellung gesichert. Sein neuester Roman: „Der Musikantenthurm“, mit seinen düstern Geheimnissen und spannenden Verwickelungen, mit seinen an ergreifenden Contrasten reichen Schilderungen aus den Kreisen der höhern wie der niedern Stände und seiner energischen Auffassung der eigenthümlichen Konflikte, wie sie die gegenseitige Reibung moderner Lebensverhältnisse erzeugt, wird nur dazu dienen, ihm die alten Freunde unter den Liebhabern gebiegener Romanlectüre zu erhalten und neue zuzuführen.

Im Verlage von **H. W. Brodthaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Raumer (F. v.), Vermischte Schriften.

Drei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. 10 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen dritten Bande sind die „Vermischten Schriften“ **Friedrich von Raumer's** geschlossen. Dieselben enthalten: Reden, staatswissenschaftliche Aufsätze, Erzählungen, geschichtliche Scenen (erster Band); geschichtliche und kritische Aufsätze, darunter zwei Aufsätze über Polen, wovon der zweite im Auftrage **König Friedrich Wilhelm's III.** von Preußen verfaßt und jetzt zum ersten male veröffentlicht (zweiter Band); Recensionen, „Theater und Musik“ (Briefe, Berichte, Beurtheilungen) und die unter dem Titel „Spreu“ 1848 anonym erschienenen Aphorismen (dritter Band). Nicht bloß die zahlreichen Freunde und Verehrer **Friedrich von Raumer's**, sondern auch weitere Kreise werden aus seinen „Vermischten Schriften“ mannichfache Anregung schöpfen.

In demselben Verlage erschienen folgende bekannte

## Geschichtswerke von Friedrich von Raumer:

**Vorlesungen über die alte Geschichte.** Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr.

**Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1840—42. 12 Thlr.

Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.  
**Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

**Erscheint wöchentlich.**

**Tr. 15.**

**12. April 1855.**

## Autobiographien und Lebenserinnerungen.

1. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Christoph von Schmid. Zwei Bändchen. Augsburg, Wolf. 1853. S. 1 Thlr. 3 Ngr.
2. Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich von Schubert. Erster und zweiter Band erste Abtheilung. Erlangen, Palm und Enke. 1854—55. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.
3. Lebenserinnerungen von Christoph Heinrich Pfaff. Mit Gregorii Guilielmi Nitzschii memoria Christophori Henrici Pfaffii und mit Nutzlosen aus Briefen von C. F. Kiemper, Friederike Brun, geb. Münter, dem Grafen F. Krentlow und Chr. F. Pfaff. Kiel, Schwes. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Bohrer? Bohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Von Sebastian Brunner. Zwei Bände. Wien, Gref. 1855. 8. 2 Thlr.
5. Meiner Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin und anderswoher. Zusammengefaßt von F. Tieß. Berlin, Lassar. 1854. 8. 1 Thlr.
6. Warum der Kaufmann, Journalist und Karitätenmann. Der so macht man Geschäfte und so wird man reich. Eine Selbstbiographie. Deutsch von A. Kressschmar. Leipzig, D. Wigand. 1855. 8. 20 Ngr.

Homer hat bekanntlich keine Memoiren hinterlassen. Und das ist Schade, denn da es zu seiner Zeit keine Geburts-, Trau-, Verhaltungs-, Gestaltungscheine und andere Cheine gab, ohne die heutzutage kein ehrlicher und selbst kein unehrlicher Mensch ehrlich durchs Leben kommen kann, so wußten schon die alten Griechen von seinem Leben so gut wie gar nichts, nicht ob er verheirathet und mit wem er verheirathet war, ob er Schulden gemacht hat, ob er Kinder hinterließ, ob er ein gutes Glas Wein liebte, wer seine Vettern und Nichten waren und mit wem er Umgang pflog. Auch Aeschylus, Sophokles und Pindar, Ossian und Shakspeare haben der Nachwelt nicht erzählt, ob sie in ihrer Jugend ungarisch, Dänen waren und die Schule schwandten; wie

schuell oder langsam sie buchstabiren lernten, wie oft sie sich verliebten oder wie ihre ersten poetischen Versuche vom Publicum aufgenommen wurden. Daher haben sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn man von ihrem Leben nicht so viel weiß als von dem Leben Vidocq's, Dammann's oder Herrn Sebastian Brunner's, des Verfassers der berühmten Werke: „Das deutsche Reichsvieh“, „Die Prinzenschule zu Rößelglück“, „Geschichte von Wiener Neustadt“, „Die katholischen Festtage“, und anderer schönen Schriften, die in Wien und Regensburg erschienen sind und ohne Zweifel Denjenigen, welche sie nicht gelesen haben, mehr Unterhaltung oder Belehrung gewähren als Denjenigen, welche sie gelesen haben.

In unserer Zeit ist aber die Memoirenmanie oder, wie ein pariser Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“ auf Anlaß der George Sand'schen Memoiren sich ausdrückte, „die Wuth der Selbstbeschauung und Selbstbesprechung“ so gemein und epidemisch geworden, daß sie grassirt wie der Schnupfen bei nasstalttem Wetter. Diese Epidemie beruht ohne Zweifel bei den Meisten in einer krankhaften Reizung der Schleimhäute der Eitelkeit und Selbstvergötterung, viel seltener in der löblichen Absicht, den Mitmenschen dadurch nützlich zu werden und ihnen an dem eigenen Beispiel zu zeigen, wie man es anzufangen hat, um etwas zu werden und etwas zu leisten, oder was man zu vermeiden hat, um seine Lebensaufgabe nicht zu verschlen. So sehr auch gerade jetzt — und dies wird im Laufe der Zeit immer mehr der Fall sein — der einzelne Mensch gegen die Summe der Menschheit verschwindet wie der Tropfen im Ocean, so nimmt sich doch jeder Tropfen ungemein wichtig, als ob gerade er es sei, der den Ocean erst vollmache und ohne den es einen Ocean nicht gebe. Und vorzugsweise ist dies in Deutschland der Fall, wo die ganze Erziehung und Lebensweise, die gesellschaftlichen Verhältnisse den Einzelnen so leicht dazu verführen, in sich hinein zu grübeln und zu brüten, sich selbst von unten

nach oben, von hinten nach vorn zu beschauen und sich darauf etwas zugute zu thun, daß er es unter seiner Wettertschaft so herrlich weit gebracht. Ausländer haben die Beobachtung gemacht und ausgesprochen, daß der Deutsche, mag er anfangs auch noch so bescheiden aussehens, doch ungemein gern von sich und seinen Leistungen, seinem Verufe, seinen Verdiensten oder seinen Familienangelegenheiten spricht, seine selbsteigene Meinung parabiren läßt und jede Wendung des Gesprächs mit Eifer ergreift, die es ihm gestattet, das Gespräch auf seine eigene Person zu lenken. Bei andern Völkern gilt dies als ein Verstoß gegen die gute Sitte. Man sage aber in Deutschland nur zwei oder drei Stunden mit einem Schuster oder Schneider zusammen und man kann zehn gegen eins wetten, daß der Schneider sehr bald von seinen erhabenen Leistungen mit Nadel und Schere und der Schuster von Pech und Kalbleber sprechen wird, sogar noch lieber als von den Operationen der Alliierten und Russen und über die politische Weltlage überhaupt, obgleich er sich auch über diese eine sehr entschiedene und unumsstößliche Meinung gebildet hat. Er hat sie zwar anderswoher, aber das thut nichts. Das Kalbleber, das er verarbeitet, hat er ja auch nicht gemacht, und doch ist es sein Stolz. Mutatis mutandis begegnet man solchen Erscheinungen auch unter den andern Ständen in Deutschland und nicht bloß unter Schustern und Schneidern. Die Wichtigthuerei, das Renommistische und Großsprecherische gehört zu den Erbübeln des Deutschen. In einer Charakteristik der Deutschen aus der Feder eines Engländers fand ich jüngst angeführt, daß der Deutsche „boastful“ (prahlhaftig) sei. Er kann allerdings auch bescheiden, ja ein wahres Ideal von Bescheidenheit sein, aber man bringe ihn nur unter die richtigen Leute, denen er sich gewachsen oder überlegen zu sein glaubt, und man wird Wunderdinge an ihm erleben.

Unter den männlichsten Völkern Europas — wir nennen beispielsweise die Engländer und Spanier — sind Autobiographien sehr selten, um so häufiger unter den Franzosen (namentlich seit Rousseau's „Confessions“), den Deutschen und Dänen, welche Letztere es bekanntlich in Betreff der Eitelkeit mit allen Völkern der Erde aufnehmen. Wie verkennen auch das bedeutende Interesse und den großen Nutzen nicht, den Autobiographien haben können; wir verwerfen überhaupt keine Gattung; jede Gattung ist uns vielmehr willkommen, wenn in ihr etwas Löbliches, Gesundes und Nützliches geleistet wird. Wenn Goethe seine Memoiren schrieb, so wünschen wir uns dazu Glück, denn Niemand hätte sie so schreiben können. Dann gibt es auch wunderliche und lehrreiche Lebensläufe, im Rückblick von unten auf, durch Dick und Dünn, über alle nur immer denkbaren Hindernisse hinweg. Auch diese möge uns Derjenige, der sie durchgemacht hat, selbst beschreiben; denn diese Lebensläufe sind oft interessanter, immer aber lehrreicher als jeder Roman, vorausgesetzt, daß der Autobiograph wahrheitsliebend und ehrlich genug ist, nichts zu beschönigen und

an sich und den Verhältnissen, in denen er lebte, nicht zu idealisiren. Mehrere Autobiographien des vorigen Jahrhunderts, wo man freilich aufrichtiger gegen sich und Andere zu sein pflegte als heutzutage, können hierin als Muster gelten, z. B. die des Dichters Schubart, des Professors Mönig (Anton Meiser), des Schauspielers und Schauspielers Brändes u. A. Grabbe gehört zu Denjenigen, welche ihr Leben nicht beschrieben haben und welche es doch hätten beschreiben sollen, um Andern zur Warnung die abschüssigen, in dunkle Tiefen führenden Wege bloßzulegen, auf denen auch ein reichbegabtes Talent untergehen kann oder, hat es sie einmal betreten, untergehen muß. Freilich hätte er zu diesem Zweck mehr Momente jener Ruhe, Selbstverleugnung und Gemüthsammlung haben müssen, die dazu nöthig sind, um sich selbst mit der pathologischen Strenge eines Selbstarztes zu beobachten und zu behandeln, die aber ihm, dem bis zur tiefsten Wurzel seiner Seele Verstorbenen und Zerrissenen, gänzlich fehlten. Auch verlangen wir nicht, ja wir halten es nicht einmal für ganz taktvoll, daß Männer, welchen es daran liegt, ihr Leben selbst zu beschreiben, damit noch bei Lebzeiten vor das Publicum treten; es erscheint viel schicklicher, wenn sie die Materialien gesammelt und geordnet ihrem literarischen Testamentvollstrecker hinterlassen und es diesem anheimstellen, sie nach ihrem Tode zu veröffentlichen, falls der Testamentvollstrecker der Meinung sein sollte, daß das Publicum daran Interesse nehmen werde und der Welt damit ein Dienst geschehe. Auch wenn Männer von reich Erfahrung und eigenthümlicher Lebensstellung und Lebensanschauung wie die Verfasser von Nr. 1 und 2 im hohen Alter, also in einem Augenblick, wo sie mit ihrem Leben abschließen zu können glauben, ihre Geständnisse veröffentlichen, werden wir dies nicht geradezu mißbilligen, ja unter Umständen willkommen heißen; wenn aber ein vergleichsweise noch junger Mann, wie der Verfasser der Schrift Nr. 4, der wenig zu erzählen hat, was nicht auch tausend Andere aus ihrem Leben erzählen könnten, mit seinen Memoiren sich dem Publicum aufdrängt, so erscheint uns dies als das Symptom einer maßlosen Selbstschätzung und Selbstüberhebung, die allem literarischen Anstand zuwiderläuft und die schärfste Rüge verdient.

Der Verfasser von Nr. 1, der als liebenswürdiger Jugendschriftsteller bekannte Domherr Christoph von Schmid, schrieb seine Lebenserinnerungen noch in seinen letzten Lebensjahren und zwar auf Veranlassung des Cardinals von Diöpenbrock. Sie bilden den Abschluß, das letztwillige literarische Vermächtniß Schmid's, denn bald nach ihrer Abfassung erlag er einem Choleraanfall. Das erste Bändchen beschäftigt sich mit seiner Jugendzeit, das zweite ist einzig dem Andenken seines verehrten Lehrers Gatter gewidmet. Nur dem ersten Bändchen wollen wir hier einige Worte widmen. Es führt uns in das Leben einer Familie des vorigen Jahrhunderts, wo, wenigstens in entlegenern Städten, noch alte Sitte



und Zucht und christlicher Glaube dem Familienleben eine feste Form und Haltung gaben, die ihm jetzt fast überall entwichen sind. Die innere Unruhe und um so zu sagen psychische Angst der Neuern waren den Menschen der damaligen Zeit noch unbekannt; sie führten ein beschränktes, aber in sich sicheres, auf Gottvertrauen begründetes und auf gesundem Menschenverstand ruhendes, wohlgeordnetes Dasein. Und doch sind gerade aus diesen engagierten Verhältnissen unsere größten Geister, denen unsere Wissenschaft, Poesie und Philosophie ihr Bestes verdanken, hervorgegangen. Auf den kleinen Christoph Schmid scheint gerade der Vater und nicht, wie dies sonst häufig der Fall ist, die Mutter den größten Einfluß gehabt zu haben. Dieser Vater, Friedrich Schmid, Beamter in Dinkelsbühl, scheint auch in der That ein in seiner Art vortrefflicher Mann gewesen zu sein, und mit wahrhafter Bewunderung stehen wir namentlich an seinem Sterbebette. Als er sein Ende nahen fühlte, brachte er mit größter Seelenstärke und Gewissenhaftigkeit seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung, erklärte dann, es sei dieser Welt nun genug geschien, und verbrachte seine letzten Tage bis zur endlichen Auflösung unter erassen und religiösen Betrachtungen. Diesem trefflichen Manne verdankte unser Schmid jene Grundzüge christlicher Humanität und gemüthvoller Verständigkeit, die dieser später unter Säler's Leitung weiter ausbildete, durch sein ganzes Leben bekundete und in seinen Jugendschriften ausprägte. Es wurde dem jungen Schmid von seinem Vater stets aufs nachdrücklichste eingeschärft, nichts zu verspotten und zu verlachen, vielmehr zu achten, was einem Menschen heilig und ehrwürdig sei, welcher Confession er auch angehört. Schmid hat sich diese Lehre zunutze gemacht und immer zu den liberal und human denkenden Katholiken älterer Richtung gehört, gegen welche die jüngere französische, zu hierarchischen Propagandazwecken agitierende, der man aber das künstliche Schauffement sehr deutlich ansieht, einen höchst unerfreulichen Contrast bildet. Diese ganze Kindheitsgeschichte läßt sich selbst wie eine lehrreiche, eng umrahmte, speciell für die Jugend geschriebene, in sich abgerundete und abgeschlossene Erzählung und ist reich an den liebenswürdigsten und gemüthvollsten Zügen, in die sich auch viele erheiternde hineinverflechten. Es gab zu der Zeit noch viele originale, humoristische, harmlos witzige Räuge, welche den alten deutschen Schall, aber im bessern Sinne, im Nacken hatten. Ein solcher Schall war ein Bruder von Christoph's Mutter, welcher Blechwaaren aller Art verfertigte und seine Stärke namentlich in getriebenen Arbeiten aus Kupfer oder Messing hatte. Schmid erzählt:

Einst kam eine Nachbarin in die Werkstatt und sagte: „Ich habe da eine Ampel, welche rinnt. Ich bitte sie zu verlöthen.“ Der Meister untersuchte die Ampel und fand, daß sie nirgends eine Öffnung hatte, durch die das Del austreten könne. Er bemerkte aber, daß das Röhrchen, das für den Docht bestimmt ist, auf dem Rande der Ampel anliegt, und bog, ohne daß die Bäuerin es bemerkte, das Röhr-

chen in die Hände. In seiner heitern Laune sagte er: „Die Ampel braucht nichts, als daß man sie ein paar mal überspringe.“ Er stellte die Lampe auf den Boden und sprang darüber hinüber und wieder herüber. „So“, sagte er, „jetzt rinnt sie nicht mehr.“ Die Bäuerin wollte dieses nicht glauben. Er aber sprach: „Wenn sie noch rinnt, so bringe sie mir wieder und ich gebe Euch eine ganz neue dafür.“ Das Weib fragte etwas ungläubig: „Was habe ich für die Mühe zu bezahlen?“ Er sagte: „Das kostet nichts“, und sie ging. Nach einiger Zeit kam sie wieder mit der Ampel und sagte: „Einige Wochen hat das Hin- und Herspringen schon gut getan; aber jetzt rinnt sie wieder. Kein Mann und ich und meine Kinder und Knechte und Mägde sind auch darüber hin- und hergesprungen; aber es half Alles nichts.“ Nun erklärte ihr der Meister: das Röhrchen mit dem Dochte dürfe auf dem Ampelrande nicht aufliegen, sonst rinne das Del am Rande herab. „So gibt es“, sagte er, „noch viele kleine Vortheile, die man, wenn man aufmerksam ist, leicht entdecken und manchen Nachtheil in der Haushaltung verhüten kann.“

Da haben wir einen köstlichen Hans Sachs'schen Schwank nebst der dazu gehörigen hausbäckeren Moral. Aehnliche Stückerchen finden sich noch viele im Buche, und da Schmid gewohnt war, auf solche Züge von Klein auf zu merken, lernte er, wie man für die Jugend und das Volk und überhaupt im Dienste des gesunden praktischen Menschenverstandes schreiben müsse. Schon früh richtete sich sein Sinn auf diese Gattung der Schriftstellerei. Er erzählt, wie er in einer ansehnlichen Familie, deren Kinder er unterrichtete, Campe's „Robinson“ und mehrer Stücke aus Weiße's „Kinderfreund“ vorlas, woran die Mutter (welche Mutter dieses Standes thäte dies noch jetzt!) und Kinder gleichen Antheil nahmen, und fügt dann hinzu: „Ich bedauerte, daß wir Katholiken damals an zweckmäßigen Schriften für die Jugend noch Mangel hatten.“ Schmid hat diese Lücke ausgefüllt. Seine bescheidenen, einfachen, schlichten Bücher werden nicht in den Bücherschränken der Gelehrten und auf den Toiletentischen vornehmer Damen prunken, nicht in den Literaturgeschichten eine hervorragende Stellung angewiesen erhalten, aber sie werden fortfahren, im Stillen segensreicher zu wirken als so manche vielgepriesene Werke, in denen eine Unsumme von Geist oder unendlich viel Gelehrsamkeit, aber sehr wenig praktischer Menschenverstand und gesunder, nutzbar zu machender Lebensstoff enthalten ist.

Die Richtung des Verfassers der Schrift Nr. 2 ist bekannt und spiegelt sich auch in dem Buche getreulich wieder. Es ist Schubert's Lehrer und Vorbild Schelling gewidmet, welcher der einzige unter den akademischen Lehrern Schubert's war, der zur Zeit der Abfassung des Buchs noch lebte, seitdem aber auch heimgegangen ist. Schubert beabsichtigt die „Hauptstationen seines Lebens in ebenso vielen Bänden“ dieses Buchs zu beschreiben, davon der erste die Geschichte seiner Jugend umfaßt, während die übrigen über die spätere Lebenszeit berichten sollen. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes schließt mit Schubert's Berufung nach Nürnberg als Director am dortigen Realinstitute, welche er der Fürsprache Schelling's verdankte.

In sittlicher Hinsicht und in Bezug auf didaktische Tendenz ist diese Autobiographie der Schmid'schen verwandt, aber in Bezug auf Form, innerliches Leben und Bearbeitungsweise des Materials von ihr sehr abweichend. Schmid reißt in populär-naivem Tone ganz objectiv Thatsache an Thatsache, Anekdoten an Anekdoten, etwa wie man ein Buch für gute, verständige Kinder schreibt; Schubert verarbeitet sein Leben philosophisch und innerlich und deutet, was ihm geschah, sogar allegorisch und symbolisch, so daß selbst mystische Tiefblicke durchschlagen. Schmid ist gedrängt und ökonomisch, gibt nur das Nöthigste und Schlagendste, vermeidet alle und jede Spur prunkender Gelehrsamkeit und rundet sein Leben zu einem Bilde im kleinen Rahmen, das auf uns als ein Ganzes, Fertiges wirkt; Schubert verliert sich bisweilen in ziemlich weitläufige, wenn auch in geistreicher und eigenthümlicher Weise anregende und mit Kenntnissen aller Art reich beladene Excursionen, auf Nebenpfaden, die vom geraden Wege abliegen, und zu Nebengruppen, und so leidet seine Biographie an dem gewöhnlichen Fehler der Autobiographien, an Breite und Weitschweifigkeit. Wer aber sein Leben beschreibt, sollte bedenken, daß dem Leser nicht Alles interessant, was für Den, der es erlebte, sein hohes Interesse haben konnte. Trotzdem kann man das anregende, inhaltsreiche und psychologisch bedeutsame Werk strebenden Jünglingen und wohlgesitteten Familienkreisen zur Lectüre mit gutem Gewissen empfehlen. Auch sind diese Selbstbekenntnisse mit jener Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit geschrieben, die wir von Autobiographien verlangen, wenn sie Gutes wirken wollen oder sollen.

Wir wollen, da uns für unsern Bericht noch soviel Stoff vorliegt, hier nicht von dem Lebensgange des Verfassers sprechen, sondern uns nur auf Mittheilungen über einige bedeutende Männer beschränken, mit denen Schubert in Berührung kam. Die hervorragendsten unter ihnen und zugleich diejenigen, denen Schubert seine innigste Verehrung bewahrt, sind Herder, Schelling und Werner der Mineralog. Schubert war Schüler am Gymnasium zu Weimar, dem Herder als Ephorus vorstand; er wurde Herder's Tischgenos und hatte so Gelegenheit, diesen seltenen, jetzt häufig absichtlich verkannten Genius aus unmittelbarer Nähe auf seinen pietätsvollen jugendlichen Geist wirken zu lassen. Wir geben hier nur einen Theil seiner Schilderung:

Man sagt von einzelnen Fürsten und Gewaltigen: dieser war, dieser ist zum Herrschen geboren, denn selbst im Außern hat ihnen die Natur das Gepräge einer Hoheit, einer Würde gegeben, das schon den jungen Cyrus unter den Hirtenknaben, die von dem Adel seiner Geburt so wenig Kunde hatten als er selbst, zum gebietenden Herrscher erhob. Ein solcher Adel des Geistes war in Herder's ganzem Wesen in einem so augenfälligen Maße ausgeprägt, wie ich es bei keinem andern Menschen gesehen. Es war nicht die gewaltthätige Naturkraft eines Herrschers, wie sie an Goethe sich aussprach, sondern es war die stille Größe und Würde eines Fürsten, der, was er ist, von Gottes Gnade geworden. In seiner Stellung, seiner Stimme, seinen Mienen, wenn er auf der Kanzel oder als Ephorus zu uns in der Schule sprach, war

eine Macht, welche Schweigen und Ehrfurcht gebot; sie war verwandt mit jener Macht, welche in dem Wesen eines andächtig betenden Menschen liegt, denn Herder's vorherrschende Stimmung und Stellung des Geistes und Gemüths war, so scheint es mir, die der Ehrfurcht vor einem Etwas, das seinem Geiste nahe, aber höher als dieser war.

Diese Worte, kurz zusammengefaßt, besagen, daß Herder eine priesterliche Natur war, und gerade solche priesterliche Naturen sind es, welche in unserer sehr weilsch gewordenen Zeit auf Würdigung kaum noch rechnen dürfen. Im Herder'schen Hause lernte der junge Schubert auch Jean Paul kennen, der um 18 Jahre jünger als Herder, wie Schubert wieder 18 Jahre jünger als Jean Paul war. Jean Paul, von der ehrfurchtsvollsten Liebe zu Herder durchdrungen, zeigte sich zunächst nur als dankbarer Hörer, verstand es aber, „durch beschreibende Fragen und durch Worte der warmen Theilnahme die Thüre zu der geistigen Schatzkammer seines reichen Wirkthums aufzuthun und diesen zu bewegen, daß er daraus hervorlangte, Altes und Neues“. Diese Kunst zuzuhören ist jetzt leider ziemlich verloren gegangen; unsere jungen Leute sind so entsetzlich klug geworden, daß sie mit ihrer durch Debauchen vor der Zeit alt gewordenen blaffen Weisheit aufs ungeschickteste und arroganteste überall dreinfahren und die alte spartanische Vorschrift, daß die Jugend unter allen Umständen vor dem Alter Ehrfurcht zu bezeigen habe, dahin abändern, daß im Gegentheil das Alter vor der Jugend den Hut ziehen und auf ihre Worte wie auf Orakelsprüche hören müsse.

Auch die Mittheilungen Schubert's über seine Universitätszeit in Leipzig und Jena bieten vieles Interessante. Dort lebte er in engem Freundschaftsbunde mit dem wackern patriotischen F. G. Hegel, dessen schönes Talent unter dem Druck seiner Lebensverhältnisse nicht zur vollen Entfaltung gedeihen sollte. Auch die Charakteristik des originellen Prälaten Burscher wird man mit Vergnügen lesen, ebenso die Mittheilungen über mancherlei renommitistische Erscheinungen auf der jenen Universität. Der letztern gedenkt er übrigens mit großem Lobe. Im Gegensatz zur leipziger Universität fand er hier etwas Naturwüchsiges, Ursprüngliches und Unverdorbenes. Der herrschende Ton sei ein ehrenwerth wissenschaftlicher, das Studentenleben, im Vergleich mit andern Universitäten, im Ganzen ein sittlich-lebendes, nüchternes und mäßiges gewesen, und von Kleiderstaat und Zierlichkeit, wie etwa in Leipzig, habe man nicht viel wahrgenommen, eher von allerhand phantastischem Aufputze. Seine Haupterinnerung gilt seinem Lehrer und Meister Schelling, der seinen Jahren nach ein Jüngling unter den seinen Worten laufenden Jünglingen war, der aber durch eine in seinem ganzen Wesen liegende Würde, durch den mächtigen Inhalt seiner „wie mit mathematischer Schärfe im Lapidarstil abgemessenen“ Rede den Jünglingen imponirte. Schubert gesteht, es sei ihm öfters so zumuthe geworden, als ob er „Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte“.

Im zweiten Bande sind namentlich interessant: aus

Schubert's eigenem Leben die Schilderungen seiner bedrückten häuslichen Lage in Altenburg, wo er Armenarzt war und seine Baarschaft bisweilen so zusammenkam, daß er nicht wußte, wovon er andern Tags das für seinen Haushalt nöthige Quantum Holz und Brod bezahlen sollte; aus seiner freiberger Periode die oft sehr dankenswerthen Mittheilungen über den berühmten Mineralogen Werner, A. W. von Herder, Lampadius, M. von Engelhardt und Karl von Raumer; aus seiner gesellschaftlich recht bewegten dresdener Periode die über den originellen Landschaftsmaler Friedrich, von dessen glühendem Patriotismus und Franzosenhaß hier manche interessante Züge mitgetheilt werden, über Karl Dippold, Heinrich von Kleist, die Gebrüder Schlegel, Gerhard von Kugelgen, der seinem Zwillingesbruder, ebenfalls Maler, so täuschend ähnlich sah, daß er in Petersburg, wenn er gerade in voller Arbeit vor der Staffelei saß, diesen in Uniform zu Hofe sendete, wo derselbe die Rolle seines Bruders vor dem Kaiser zur vollkommenen Befriedigung spielte.

Schubert gehört zu den jetzt immer seltener werdenden Männern älterer Zeit, die unablässig an ihrer moralischen Vervollkommenung arbeiteten und in dieser Hinsicht nicht streng genug gegen sich sein konnten. Neigungen zum Schlimmern waren auch in ihm, wie in jedem Menschen, vorhanden, aber er strebte danach, sie zu erkennen, und hatte er sie erkannt, so ging er auch mit heiligem Eifer daran, ihrer Herr zu werden. Alle frühern Bedrücknisse des Lebens konnten ihn gegen die Menschheit nicht verbittern, sondern wurden von ihm nur als Prüfungen betrachtet, die zu seiner Selbstreinigung dienen sollten. Christliche Pietät und Milde bezeichnen sein ganzes Wesen wie sein Buch, welches ein reiner Ausfluß dieses Wesens ist. Man kann vielleicht sagen, daß er wie Christoph von Schmid in dieser Richtung zu weit gehe, daß er zu ängstlich vermeide, die Schlechtigkeiten und Unvollkommenheiten der menschlichen Verhältnisse aufzudecken und zu bekämpfen; dies kann jedoch seiner persönlichen Achtung vor ihm keinen Eintrag thun, sie vielmehr nur erhöhen. Zudem darf man nicht außer Acht lassen, daß Schubert sowol als Schmid in einer Zeit jung waren, wo die Menschen einander mehr Glauben und Vertrauen schenkten und dazu auch mehr Grund hatten, als dies jetzt unter zerrissenen Verhältnissen und entwickelten Impulsen des Egoismus der Fall ist und sein kann.

Ein schon ganz andern Eindruck macht Christoph Pfaff's Selbstbiographie, die er in der ihm durch Erblindung auferlegten Ruße dictirte und kurz vor seinem Ende vollendete, deren Veröffentlichung er aber nicht mehr erleben sollte. Die Herausgabe besorgte nach Pfaff am 23. April 1852 erfolgten Tode H. Ratjen in Kiel.

Wenn die Entstehung irgend einer Autobiographie durch besondere Umstände motivirt war, so gewiß die Entstehung dieser von Pfaff in die Feder dictirten. Im

hohen Alter und erblindet suchte der gesellig wie wissenschaftlich ungemein rührige Mann seinem immer noch thätigen Geiste dadurch Beschäftigung zu geben. Sein lebhaftes Gedächtniß kam ihm dabei zuflatten, sodaß die Personen, mit denen er auf seinem langen Lebenswege zusammentraf und die er in seinen Memoiren schildert, wie recht lebendig ausgeführte Porträts uns aus dem Rahmen seines Buchs entgegentreten. Und diese Porträts bilden eine sehr ansehnliche Reihe, da Pfaff auf seinen Reisen in Deutschland, der Schweiz, Italien, Dänemark, Frankreich, den Niederlanden und England als Mann von allgemeiner und vieler jovial-geselligen, mit politischen Elementen durchwirkten Bildung wie als einer der Hauptrepräsentanten seiner speciellen Wissenschaft, der Natur- und Arzneiwissenschaft und besonders der Chemie, Gelegenheit hatte, die zahlreichsten Bekanntschaften zu machen, zumal er sie nicht einfach an sich kommen ließ, sondern sie mit großer Betriebsamkeit aufsuchte und überall das Handwerk zu begrüßen liebte. Daher sind auch Pfaff's Memoiren nach dieser Seite hin für den Höhergebildeten interessanter und stoffhaltiger als diejenigen Schmid's und selbst Schubert's, aber sie sind dafür auch professorenmäßiger und zugleich weltmännischer, sie sind nicht so naiv und einfach treuherzig wie die des Erstern und nicht so in die Tiefe dringend, psychologisch motivirend und auf allgemein menschlichen Gefühlen ruhend wie diejenigen Schubert's. Von einem gewissen Anfluge von Eitelkeit ist diese Autobiographie wol nicht frei zu sprechen; der Verfasser wiegt sich, namentlich im letzten Drittel des Buchs, mit sichtlichem Behagen in dem Genuß der mancherlei Anerkennungen, die ihm in seinen höhern Jahren für seine akademische Wirksamkeit zutheil wurden; doch wollen wir dies, sowie die auch hier nicht selten hervortretende und ermüdende, Autobiographien meist anhaftende Breite und Unständigkeit dem hohen Alter zuguterechnen, in dem er sie verfaßte.

Auf die wirklich große hier aufgehäufte Fülle von Material, wie namentlich auf Pfaff's eigenen Entwicklungsgang, der gerade nicht viele Momente von frappant psychologischer Bedeutung bietet, können wir hier nicht ausführlicher eingehen. Die langen Mittheilungen über seine Familie von väterlicher wie mütterlicher Seite hätte Pfaff dem Publicum jedenfalls erlassen oder auf wenige Punkte beschränken sollen. Interessant war es uns wahrzunehmen, wie sich die verschiedenen Phasen, welche die sittliche und geistige Bildung des deutschen Volks während der Zeit, in der Pfaff lebte, durchgemacht hat, an den Wandelungen seiner Empfindungs- und Anschauungsweise deutlich wahrnehmen lassen, wie der noch den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eigene, vielleicht überschwängliche, aber schöne und reine Enthusiasmus sich verliert, um der verstandeskühlen Ausdruckweise der neuern Zeit Platz zu machen. Im Jahre 1794 schrieb er an Kiehmeyer in Göttingen aus Kiel:

Entschießen Sie den steifen, ceremoniösen Circeln von Göttingen, um ganz die Sonne des Umgangs, in dem sich die

Seelen lieblich miteinander vermischen und die Unterredung sich nur über Gegenstände von höherm Interesse, über das Glück der Menschheit, Aufklärung und Freiheit ausbreitet, genießen zu können u. s. w.

Diese Sprache war damals allgemein; jetzt kommt sie ohne Zweifel nur noch selten vor, aber auch schwerlich die Empfindung, deren Ausdruck sie war. Auf uneigennützigem Sympathien gegründete Freundschaften gab es damals ohne Zweifel in größerer Zahl als jetzt; man hätte sonst auch so Großes nicht leisten, noch hätte jener Literaturperiode ein so gemeinsamer Grundcharakter aufgedrückt sein können.

Aus Pfaff's Jugendzeit sind namentlich die Mittheilungen über die Karlschule, über die revolutionären Kundgebungen und Sympathien, denen sich infolge der Französischen Revolution die Karlschüler trotz oder wegen der über sie verhängten scharfen Disciplin hingaben, über des wegen dieser Sympathien bedrohten Landschaftsmalers Koch heimliche Flucht und über Pfaff's Umgang mit Cuvier von besonderm Interesse. Cuvier war damals ganz deutsch gebildet; als Pfaff ihn später, im Jahre 1829, in Paris besuchte, fand er ihn ganz zum Franzosen und Baron geworden und alles deutschen Gemüths bar und ledig. Auch an andern Franzosen seiner Bekanntschaft, die emigriert waren, z. B. an dem ältern Portalis, hatte Pfaff Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, wie leicht der Franzose sich durch äußere Ehren, Vortheile und Decorationen bewegen läßt, aus dem Anhänger des einen Systems zu dem willigen Diener und Handlanger des ganz entgegengesetzten zu werden. Ueberhaupt möchten wir auf die Mittheilungen aus dem Auslande, aus Kopenhagen, das Pfaff 1795 und 1798 besuchte, aus Paris, wo er zwei mal, 1801 und dann wieder 1829 war, und aus London besonders aufmerksam machen. In allen diesen Hauptstädten verkehrte er mit den bedeutendsten Notabilitäten namentlich seiner speciellen Wissenschaft. Hier aus Paris nur folgende charakteristische Anekdote. Portalis, der Vater, bekam den Auftrag, das Concordat für Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes durch seine Beredsamkeit vor dem Gesetzgebenden Körper zu vertreten. Seine Rede wurde in vielen Exemplaren gedruckt und im Lande unentgeltlich vertheilt. Eines Tags fand Portalis den Portier in der Lectüre dieser Rede begriffen und vertraulich fragte er ihn: „Qu'en dis-tu?“ „Ah, monsieur!“ antwortete der Portier, „ce n'est ni pour vous, ni pour moi, c'est bon pour le peuple.“

Unter Pfaff's Mittheilungen über deutsche Gelehrte und Notabilitäten sind namentlich die über Baggesen, der ja mehr in deutscher als dänischer Bildung wurzelte, über Schelling und Jacobi interessant. Von Jacobi sagt er:

Die Persönlichkeit Jacobi's mußte den angenehmsten Eindruck auf Jedem machen; er stellte den Philosophen und seinen Weltmann in harmonischer Verbindung dar, ohne Pedanterie wie ohne Arroganz, in Allem, in seinem Auftreten, seinen Bewegungen, seinen Gesprächen das richtige Maß, wie durch den Eros geleitet, haltend, mit wie ein moderner Plato erscheinend, von der edelsten Physiognomie im schönsten Ebenmaß aller Theile u. s. w.

Mit Schelling, den er zuerst in Leipzig kennen lernte, dauerte sein freundschaftliches Verhältniß nicht lange; es trat ein tiefer Riß zwischen ihnen in Pfaff's Herzen ein durch Schelling's feindseligen Angriff gegen Jacobi, den Pfaff, wie er selbst sagte, „so unendlich verehrte“ und für welchen Schelling früher eine gleiche Verehrung ausgesprochen. Ueberhaupt trugen die Dichter, Kritiker und Philosophen, welche mehr oder weniger der romantischen Richtung angehörten, einen feindseligen, capriciösen und zänkischen Geist in die Literatur hinüber, der auf die einen zersetzenden Einfluß ausübte und sie durch Räthen und eigenliebiges Besserwissenwollen ihres bis dahin großen Charakters beraubte. Pfaff lernte auch noch Schiller, der übrigens sein Lieblingsdichter bis zum Ende seiner Tage blieb, persönlich kennen, fand sich aber durch die Art seines Auftretens überrascht, indem sich in seinem ganzen Benehmen eine gewisse Verlegenheit kundgab und Schiller bei Pfaff's Besuche beständig die Augen senkte.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß aus dieser Autobiographie eine gewisse, wir möchten sagen etwas professorlich gefärbte Eitelkeit hervorschimere, obgleich Pfaff sich dagegen vorsorglich verwahrt, indem er selbst in den Einleitungsworten bemerkt:

Wenn Autobiographien nur zu leicht der Verlockung der Eitelkeit anheimfallen, ihren Werth, ihre Bedeutung und Anerkennung in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen — ein Vorwurf, an den man bei der Durchlesung der dahingehörigen Erinnerungen Steffens' und Dehlenischläger's nur zu sehr gemahnt wird —, so soll mich das Bewußtsein dieser Gefahr bei Niederschreibung der folgenden Blätter hoffentlich nie verlassen.

Indes scheint ihn dieses Bewußtsein doch ein wenig verlassen zu haben, als er das Capitel über sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum, worin auch ein an ihn, „den Imponderabeln“, gerichtetes Festgedicht mitgetheilt ist, und die langen Capitel über seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer und Schriftsteller und die ihm gewordenen literarischen Auszeichnungen verfaßte. Vergleichen mitzutheilen sollte man billigerweise einem Andern überlassen.

Noch einen auffallenden Schnitzer wollen wir hier citiren. Pfaff kam auf einer längern Reise im Jahr 1838 auch durch München und erzählt hier unter Anderm:

Einen zauberischen Eindruck machte auf uns die mit der Residenz in Verbindung stehende Heilige-Geist-Kapelle im byzantinischen Stile mit ihren unnachahmlichen Frescogemälden auf mattem Goldgrunde rund um den Fries der Kuppeln von Cornelius.

Unter dieser Heiligen-Geist-Kapelle ist die Allerheiligen-Hofkirche zu verstehen, deren Frescogemälde aber nicht von Cornelius, sondern, wie allbekannt, von Heinrich Hess herrühren. Nun, ein Professor kann nicht Alles wissen; aber zwei Professoren, Pfaff und sein Herausgeber, zusammen sollten doch wissen, was Jedermann weiß, auch ohne Professor zu sein, daß Heinrich Hess und nicht Meister Cornelius die Allerheiligen-Hofkirche mit Fresken geschmückt hat, zumal die Manier beider Meister voneinander sehr verschieden ist.

Das Laufbuch der wiener Pfarre zu St.-Laurenz am Schottenfeld enthält folgende wichtige Notiz: „Sebastian Brunner, ehelicher Sohn des Jakob Brunner, Hausinhabers und bürgerlichen Seidenzeugfabrikanten, und seiner Gattin Anna, geborenen Statter. Geboren wurde derselbe am 10. December 1814 und getauft durch den Herrn Pfarrcuraten Celestin Hauer; zu Pathe gestanden ist der Hausinhaber und Seidenzeugfabrikant Sebastian Kargl.“ Hierdurch beweist der Verfasser der Schrift Nr. 4, daß er nicht allein und zwar ehelich geboren, sondern sogar getauft ist. Der Verfasser steht diesem Laufzeugniß zufolge in einem Lebensalter, in welchem Schriftsteller an alles Andere eher als an die Abfassung ihrer Memoiren zu denken pflegen. Und wer ist Sebastian Brunner? Wir haben bereits in den Einleitungsworten zu dieser Betrachtung einige seiner Schriften erwähnt, unter denen namentlich die mit dem Titel „Das deutsche Reichthum“ (zweite Auflage, Wien 1849) geschmückte sehr viel Schönes und Anmuthiges verspricht. Brunner hat aber noch viel mehr geschrieben, gegen 30 Schriften, die alle auf dem Umschlage des zweiten Bandes verzeichnet sind, darunter „Der Rebellionen-Lied“ (dritte Auflage, Regensburg 1852), eine gegen die Junghegelianer gerichtete Satire; „Blöde Ritter, Galerie deutscher Staatspfeife“; „Des Senes Malheur und Glück“; „Schreiberknecht“ (worunter er, wie es scheint, Recensanten und vorzugsweise unglückliche Theaterrecensenten versteht), außerdem sogar Predigten; auch redigirt er die „Wiener Kirchenzeitung“ seit 1848. Wir erwähnen dies, damit der Leser im protestantischen Deutschland doch etwas von ihm weiß und vor seiner literarischen und polemischen Fruchtbarkeit einigen Respekt bekommt; denn bei der ultramontanen Propaganda scheint er allerdings sich einiges Rufs zu erfreuen, und ihr beifälliges Kopfnicken mag ihn wol auch in die Täuschung gewiegt haben, daß er ein Mann von großem Gewicht sei, daß er es vielleicht gewesen, der den österreichischen Kaiserstaat und mit ihm die katholische Kirche beim letzten Haare aus dem Sündflutwasser von 1848 gezogen hat.

Jedoch müssen wir uns den Mann doch etwas näher ansehen; als Verfasser von 30 Schriften (ungerechnet vorliegendes Buch und mehrere kleinere Pamphlete, mit denen er im Jahre 1848 die Revolution in Wien bekämpfte) und als ein Mann, der bei lebendigem Leibe seine Memoiren geschrieben hat, erweckt er jedenfalls unser Interesse. Wir schlagen den ersten Band S. 226 auf und finden da einen Erguß über Goethe, worin es z. B. heißt:

Wie großartig sind seine Dichtungen, was für ein nobler, fast eiskalter, neuhelbischer Geist durchweht sie! Wie jämmerlich ist hingegen Goethe als Mensch; er war gemein, neidisch gegen Jedem, von dessen Talent er für seine Glorie Gebrauch machte . . . er war eitelhaft und anmaßend; sein Benehmen, als ihm der Tod des Großherzogs von Weimar, seines Gönners und Wohlthäters, gemeldet wurde, zeigt ihn als einen Menschen eben so herzlos als gefühllos, ebenso gemein als niedrig.

Aber auch Schiller ist ein verlornener Mensch; Schiller hat einmal im Jahre 1788 in sein Tagebuch die

Worte geschrieben: „Ach, wenn ich beten könnte!“ Dieser augenblickliche Einsall und einige andere Gesandnisse, daß er niemals recht glücklich gewesen, reichen hin, auch Schiller unter die Frides zu werfen; denn er fühlte wohl das Bedürfnis zu beten, aber er konnte nicht beten. Schiller, dessen herzloses Benehmen gegen seine (erste) Frau, welches diese ins Wasser jagte, von uns keineswegs auch nur entfernt entschuldigt werden soll, Byron, Nikolaus Lenau müssen weiter zum Beweise herhalten, daß nur Männer vom Gepräge Franz Assi's oder Ponce's de Leon der Welt zum Heile reichen können. Gewiß, wir wissen diese Männer ebenso gut in ihrer christlichen wie Goethe in seiner „heidnischen“ Erhabenheit zu würdigen, aber Franz Assi und Ponce de Leon waren Männer, die nicht wie Sebastian Brunner sich darauf etwas zugute gethan haben würden, dem Fürsten und der Fürstin von Metternich und andern erlauchten Personen vorgestellt zu werden und auf dem Landgute des Barons Hügel öfters zu Mittag zu speisen und, auf dem Balcon eine Cigarre schmauchend, mit einiger Verachtung auf das unten wandelnde plebejische Volk herabzuschauen. Der Verfasser erzählt, daß ein „genialer“ Schriftsteller, früher Israelit und Verfasser des „trefflichen“, 1848 in Wien erschienenen Buchs „Der Jude mit dem Barte“, ihm gestanden habe, „daß es besonders ein wesentlicher Theil des Typus des modernen Judenthums sei, auf eine ganz wüthende Weise sich mit der Freundschaft und Bekanntschaft hoher und höchster Herrschaften ein Ansehen zu verschaffen“. Nun, diese „ganz wüthende Weise“, finden wir im höchsten Grade bei diesem Sebastian Brunner ausgeprägt. Er führt ein Gesandniß Nikolaus Lenau's an, das dieser während seines Bahnstuns in einem lichten Augenblick ablegte: daß Gott ihn sehr barmherzig behandelt, indem er ihn durch die Natur und nicht durch das Gesetz bestrafen ließ, denn er habe gegen Beides gefehlt, er habe das Talent über das Sittengesetz gestellt, und dieses sei doch das höchste. O gewiß, wir fühlen tief das Gewicht dieser Selbstanklage, aber wir können einem Sebastian Brunner, der in seinem Buche selbst das Gesetz der Liebe und Humanität und mithin auch das Sittengesetz vielfach verlegt, keineswegs gestatten, sich dieser Selbstanklage zu seinen Beweisführungen zu bedienen, zumal sein Fanatismus und sittlicher Rigorismus uns ein etwas erkünstelter und echauffirter zu sein und hauptsächlich auf moderner Bissigkeit und Scheelsucht zu beruhen scheint. Wollt ihr uns Franz Assi und Ponce de Leon zum Muster aufstellen, nun so schmerzhaft nicht bei vornehmen Leuten herum, so lebt selbst wie sie, handelt wie sie und schreibt, wie diese Männer in jetziger Zeit schreiben würden. Wer aber auf buchhändlerische Bestellung wie Sebastian Brunner (und er erzählt dies selbst) als „Schreiberknecht“ seine literarische Laufbahn damit beginnt, gegen Honorar ein katholisches Gebetbuch zusammenzuschreiben, wer darin eine Festbedingung seiner Eitelkeit sucht, daß er seine Person am Pranger einer von Selbstüberschätzung aufgequollenen Autobiographie dem Publicum bloßstellt, der hat kein Recht, solche Ge-

halten herauszubeschwören und sie Goethe und Schiller gegenüber als Muster aufzustellen.

Wir können von Sebastian Brunner noch nicht loskommen; er ist uns in gewisser Hinsicht wichtiger als Schmid, Schubert und Pfaff, weil an ihm eine Menge Erscheinungen zutage kommen, welche Vielen in unsern Tagen anhaften. Er ist, um so zu sagen, ein ultramontaner Heinrich Heine. Nicht als ob er dasselbe poetische Talent, denselben graciösen Stil und denselben Witz hätte, obschon er leidlich zu schreiben weiß und auch wol alle 50 Seiten einmal einen beachtenswerthen Gedanken ausspricht; aber wir finden in ihm dasselbe lieberliche Hin- und Herfahren von einem Gegenstande zum andern, denselben Gang zu Persönlichkeiten, dieselbe Lieb- und Rücksichtslosigkeit, denselben Hohn über das Misgeschick seiner Gegner. Hat doch auch Heine dem Athetismus abgefagt und in seinen letzten Schriften mehrfach vor der katholischen Kirche seinen Respekt ausgesprochen, ja selbst die Jesuiten in Schutz genommen. Also auch in dieser Beziehung gibt es zwischen Beiden Berührungspunkte. Um von der Schadenfreude Brunner's einen Begriff zu bekommen, lese man nur seine Mittheilungen über Küster, über den deutsch-katholischen Geistlichen Pauli, von dem er mit sichtlich Genugthuung in gesperrten Lettern meldet, daß er „total verrückt“ geworden; über das Misgeschick des jüdischen Redacteurs des radicalen „Freimüthigen“, als diesem eine Abordnung conservativer wiener Bürger auf die Stube rückte und ihn mit den Worten anredete: „Glender, nichtnuziger Schurke, verworfener Jude!“ und ihm eine Ohrfeige applicirte; über Ronge, von dem er folgendes Bild entwirft: „Kleine Gestalt, ein Bald von kohlschwarzem Haar und Bart um sein Gesicht, welches eine wahre Saharawüste von geistiger Leereheit und Unbedeutendheit darstellt“ u. s. w. Wenn man von der wohlthuenden Lectüre der Memoiren Schmid's, Pfaff's und Schubert's kommt, so fallen diese Beschäftigungen nur um so peinlicher auf; man erkennt, daß doch wol so manche köstliche innere Güter verloren gegangen sind, für die alle Vortheile der modernen Welt vielleicht keinen genügenden Ersatz bieten, und daß jetzt in Vielen eine Fülle von häßlichen Stoffen vorhanden ist, die, wenn ihnen nicht Einhalt geschieht, uns einer vollständigen Gemüthsentartung in die Arme zu führen drohen.

Der erste Band, der sich mit des Verfassers Jugend- und Studienjahre beschäftigt, ist außerordentlich leer an Stoff und Inhalt. Einige gute Andeutungen enthält jedoch dieser Band über die bedenklichen Gefahren und Folgen jener bunten, unregelmäßigen Lectüre, welcher sich unsere Jugend hinzugeben pflegt. Ein trauriges Ergebnis dieser Lectüre war ein Dichterclub, welchen die Mitzöglinge Brunner's bildeten und dessen Mitglieder sämmtlich Genies sein und nichts lernen wollten. Solche Dichterclubs sind meist die rechten Pflanzstätten maßloser, ins Wilde schießender und mit Faulheit gepaarter Eitelkeit und Geniesucht. Ein Clubmitglied, Namens K., der später Theaterfänger geworden ist, verfertigte mühsam ein dick-

leibiges Heldengedicht, schrieb es sauber ab und laserte ganz ernsthaft zu Brunner: „Mit diesem Gedichte muß ich unsterblich werden!“

Der zweite Band ist interessanter. Wir rechnen dahin nicht einmal Brunner's Verkehr mit dem Fürsten Metternich, der ihm unter Anderm den General von Radowicz mit den Worten empfahl: „Ich will, Sie sollen den Mann näher kennen lernen. Sie werden an ihm große Freude haben. Er ist ein sehr gescheiter und sehr braver Mann, dabei auch Preusse und das letzte bißweilen zuers.“ Auch rechnen wir dahin nicht seine sehr lakonischen Berichte über eine Reise nach Norddeutschland, worin er über Berlin nichts weiter zu sagen weiß, als daß es sehr geradlinige Straßen hat, während er Leipzig wie folgt abfertigt: „Auch ergözte mich Leipzig, die Stadt, die ihren Papier- und Druckerfchwärzgeruch über das ganze uneinige Deutschland seit einem Jahrhundert verbreitet.“ Dagegen enthalten die Mittheilungen über die wiener Octoberrevolution in der That recht viel Interessantes, und wir würden dem Verfasser dafür uns zum Dank verpflichtet fühlen, wenn er einen anständigeren Ton beobachtet und uns nicht genöthigt hätte, so entseßlich viel über seine eigene werthe Person mit in den Kauf nehmen zu müssen. Auch wollen wir ihm die Anerkennung für den Muth nicht versagen, womit er zur Bekämpfung der Revolution die „Wiener Kirchenzeitung“ gründete, obschon diese sogenannte Kirchenzeitung in ihrer burlesken, grob wisselnden Haltung ihren revolutionären Ursprung selbst nicht verleugnete. Ergreifend schildert Brunner einen Besuch im Allgemeinen Krankenhaus, in dessen Leichenhofe er ein halb Tausend Leichname gefallener Revolutionskämpfer in Reihen liegen sah, nur nothdürftig mit Lumpen bedekt, mit klaffenden Wunden, meist mit geöffneten Augen, oft mit geballten Fäusten oder wie zum Ringen ausgebreiteten Armen, die stehenden geblickenen Zuckungen des Todes Schmerzes um den geöffneten Mund. Anderes ist ergötzlich, z. B. die Aufzählung der meist höchst burlesken Titel der zahlreichen im Jahr 1848 in Wien herausgekommenen radicalen Blätter und Blätchen. Wir nennen nur einige der schlagendsten: „Der Stadttrompeter“, „Der Satan“, „Schwefelkatheter“, „Kaiser Joseph“ (als Titel eines radicalen Waffensblatts!), „Der wiener Krakehler“, der es jedoch, obschon spassiger und unverschämterweise dazu geschrieben war: „Redigirt von Pius IX.“, nur bis auf zwei Nummern brachte, „Der Höllenstein“, „Der Barbier von Kraxendorf“, „Der Dampfpfeife“, „Der politische Esel“, „Der wiener Flegel“, „Der Wäschertonerl“. Der Redacteur des „Freimüthigen“ besaß die eiserne Stirn, im Programm zu seinem Blatte mit großen Lettern drucken zu lassen: „Wir müssen von gestern auf morgen leben. Was wir heute erwerben, muß morgen verpraßt werden. Doch lebe die Lumperei!“ Niemals hat sich eine städtische Bevölkerung, niemals eine so hoch entwickelte Civilisation wie die unserige ein entwürdigenderes Armuthszeugniß ausgestellt. Auf der einen Seite die Repräsentanten der radicalen



Lumperei, auf der andern Verfechter der conservativen Interessen wie dieser Brunner, Böhlinger und Ubersberg! Die Conservativen waren froh, auch nur Bäumle's „Heutezeitung“ einigermaßen zu ihren Organen rechnen zu dürfen. Wie sehr ist auf solche Zustände die Frage angewandt, welche Brunner zum Titel seines Buchs gewählt hat: Wohin? Wohin?

Die Schrift Nr. 5 gehört nicht im eigentlichen Sinne hierher, da sie weit davon entfernt ist, eine Autobiographie zu sein, sondern nur aus einzelnen Gedächtnissen aus dem Leben des Verfassers besteht, welche ohne alles gemeinsame Band nebeneinander gestellt sind. Aber diese Lebenserinnerungen sind meist recht interessant und wenn auch etwas flüchtig, doch auch anspruchslos und dabei lebendig geschrieben. Die meisten derselben betreffen Berlin, als es noch das „lustige Berlin“ war, was es jetzt nicht mehr ist, und namentlich jene Periode, als sich um Dörrich in der Weinstube bei Lutter und Wegener jener muntere Kreis gebildet hatte, dem auch F. Liez angehörte und von dem die Berliner noch zu erzählen wissen. Den Berlinern empfehlen wir daher die Schrift besaß, sie werden, wenigstens die ältere Generation, mit Vergnügen von so manchen ehemals vielgenannten Stadtfiguren lesen, von dem Oberstlieutenant von Treßow in seinen stadtkundigen gräulich-grünen Pantalons, vom Billy, „der Mensch“ genannt, von dem „Lindenläufer“ (auch „Demoiselle Fischer“ genannt), von der originellen Madame du Titre, sie werden mit dem Verfasser gern noch ein mal den alten anspruchslosen Schulgarten besuchen, der freilich neben dem unfernen Kroll'schen Palast jetzt eine heruntergekommene Größe ist, und sich gern über die Entstehung des Namens „Otto Bellmann“ unterrichten lassen. Wir erfahren ferner aus diesem Buche, daß Lorenz Kindlein, der arme Poet, wirklich gelebt hat, und zwar in Berlin, wo ihn der Verfasser durch Zufall aufgefunden haben will; ob und inwieweit des Verfassers Phantasie das Ergebnis ausgeschmückt hat, sind wir freilich nicht im Stande, ihm nachzuweisen. Von vorzüglichem Interesse sind die Mittheilungen über Das, was während der Schlacht bei Großbeeren in Berlin vorging, die der Verfasser seinem Vater verdankt, dann die über den Besizer von Großbeeren, Rudolf von Beyer, den Erfinder der „Schafsköpfe“, jener kurzgeschorenen Frisur, die bei den Herren in den Jahren 1841—42 unter der Bezeichnung à la brebis Mode war. Der abenteuerlich-unstäte Elegant verlor sein Vermögen, heirathete später in Ungarn eine reiche Erbin, betheiligte sich an der ungarischen Insurrection und starb in Brüssel als politischer Flüchtling in Armut und Elend. Lebensstizzen, die Beyer unter dem Namen Rupertus in mehrere wiener Blätter lieferte, wurden seiner Zeit gern gelesen. Eine münchener Erinnerung betrifft den unentbehrlich gebliebenen Morbanfall auf den Komiker Lang, und eine russische Reiseerinnerung: „Die Nacht an der Beresjina“, beweist, daß der Verfasser auch auszuführen und spannend zu erzählen weiß. Sie

1855. 13.

war ursprünglich in des Verfassers „Bunten Stizzen aus Ost und West“ mitgetheilt und ist hier auf eingeholte Erlaubnis des Verlegers, F. A. Brockhaus, aus dem 1838 erschienenen Buche wieder abgedruckt.

Ueber die Memoiren des Caritätenmanns Barnum haben wir bereits in Nr. 6 d. Bl. einige Mittheilungen gemacht. Damals lagen uns jedoch nur erst einige Auszüge in englischen Journalen vor, und diesem Umstande möchten wir es zuschreiben, wenn wir diese Bundergeschichte vielleicht mit einem Tone größerer Bitterkeit besprachen, als sie in der That verdient. Lieft man sie im Zusammenhange, so wird man für den durchtriebenen „showman“ günstiger gestimmt, da er seine pfliffigen Unternehmungen mit einem gewissen ergötzlichen Humor und der Hauptsache nach auch mit genügender Offenherzigkeit und Ehrlichkeit behandelt. Nachmachen wird es ihm so leicht Keiner, denn Barnum ist ohne Zweifel ein Genie im Fache des Humbug, das nicht wohl zu erreichen ist. Dagegen könnte sein Buch das Gute haben, das Publicum gegen Schaustellungen der Barnum'schen Art vorsichtiger zu machen, und dazu beitragen, daß es sich seiner Leichtgläubigkeit und seinem Hange zum Aberglauben fortan nicht mehr so blindlings überläßt wie bisher. Die „showmen“ werden es nach Barnum schwer haben; er verdirbt ihnen das Handwerk; er deckt rücksichtslos die Kniffe und Pisse aller Taschenspieler, Charlatane und Caritätenmänner auf; er ist durch dieselben Kniffe und Pisse reich geworden; ob es noch Einer nach ihm durch sie wird, ist ihm gleichgültig, ja er warnt sogar vor ihnen. Was ihn selbst betrifft, so sucht er sich dadurch zu rechtfertigen, daß ja in der Welt so ziemlich Alles nichts als Humbug, Gaukelei und gegenseitiger Schwindel sei, daß die Welt betrogen sein wolle und daß sie froh sei, wenn sie in einer Weise betrogen werde, die ihr wenigstens Spaß mache. Er hat sich in das Studium des Schwindels so vertieft, daß er, wie er in einer Anmerkung ankündigt, mit der Abfassung eines Werks beschäftigt ist, worin er den Humbug durch das ganze Gebiet der Geschichte zu verfolgen und eine vollständige und unparteiische Darstellung dieser „allgemeinen Wissenschaft“ zu geben beabsichtigt. Dieses Werk dürfte ohne Zweifel interessant werden, wenn Barnum ehrlich genug wäre, den Humbug auch bis in seine geheimsten Schlupfwinkel auf dem Gebiete der Politik und Religion, der Literatur und Kunst zu verfolgen.

Aber es ist anzunehmen und zu fürchten, daß er diese Ehrlichkeit nicht besißt. Denn Barnum — und dies ist uns die widerliche Seite an seinem Buche — hat doch einige Gegenstände, die er mit großem, fast sittlichem Ernste behandelt, was ein Mann von seinem Handwerk und seiner Richtung nicht thun sollte. Es ist dies freilich auch eine Art Humbug, aber kein harmloser Schwindel mehr. Barnum beabsichtigt hiermit wirklich dem Publicum Sand in die Augen zu streuen. Er scheint ganz ernstlich zu wollen, daß die Welt ihn für einen Bibelgläubigen und einen echt religiösen Menschen halte, der

38

nicht zum Schein, sondern aus wirklichem Bedürfnisse zur Kirche geht und in der Bibel liest; er zählt mit großer Ernsthaftigkeit und mit stolzem Selbstgefühl die Wohlthaten auf, die er seinen Landsleuten „als Beförderer ihrer Ausbildung und ihres Lebensglücks“ erwiesen haben will; er hört einen Mäßigkeitsvereiner eine Rede halten, die ihn so ergreift, daß er des Nachts nicht schlafen kann, daß er nächsten Morgens seinen Champagnerflaschen die Hälfte abschlägt und ihren Inhalt auslaufen läßt, daß er verspricht, je noch einen Tropfen geistigen Getränks über die Lippen zu bringen, und daß er sich fortan mit größtem Eifer an dieser Propaganda betheiligt, auf seine Kosten in verschiedenen Städten Mäßigkeitsapostel Reden halten läßt u. s. w. Hiermit fällt Barnum aus seiner Rolle und schmälert die Anerkennung, die wir der Konsequenz, in welchem Fache es auch sei, zu zollen uns immer gedrungen fühlen. Wir sehen nicht ein, zu welchem Zweck er diesen neuen Humbug mit sich und mit der Welt treibt. Seinen Hauptzweck, Geld zu verdienen, hat er im vollsten Maße erreicht; von seinem prächtigen Landfige „Franken“ kann er mit erhabenster Verachtung auf die Lächerlichkeiten dieser Welt niederblicken; in einer solchen Lage muß einem Manne wie Barnum Alles Humbug sein. Indem er den Vorurtheilen seiner Nation in Bezug auf Bibeltgläubigkeit, Kirchengängerei, Mäßigkeitsvereinswesen u. s. w. schmeichelt, kurz allen jenen Convenienzen, hinter deren Vorhang der Yankee-schwindel seine Kunststücke und Gaukeleien um so schamloser betreibt, sinkt Barnum in unsern Augen gerade ebenso tief, als er sich dadurch in unserer Achtung zu heben meint. Mit einer angeblich hunderteinundsechzigjährigen Negerin, die aber nur 30 Jahre alt ist, mit einem Knaben, dessen Alter, um ihn als echten Zwerg produciren zu können, um sechs Jahre höher angegeben wird, mit zusammengefügten Seesungsfern und dergleichen läßt sich das Publicum wol täuschen, denn es hat dafür seine paar Kreuzer ausgegeben; aber von dem Humbug erheuchelter Frömmigkeit und Uneigennützigkeit, für den es nichts bezahlt hat, an den es um seiner selbst willen glauben soll, von diesem läßt es sich nicht irre führen. Wenn uns ein „showman“ wie Barnum seinen Spaß vormacht und das Beden an die Eingangstür setzt, dann drängen wir uns in seine Bude und zahlen gern unsern Groschen, aber wenn er uns Moral predigen will und sogar den Anspruch erhebt, als Förderer der öffentlichen Moral angesehen zu werden, dann wenden wir ihm verächtlich und gelangweilt den Rücken. Von einem Manne, welcher sich selbst mit genialer Keckheit den Titel „Fürst des Humbug“ beilegte, hätten wir einen solchen trivialen, für Jedermann durchsichtigen Humbug nicht erwartet. Auch der Franzose Béron hat seinen Humbug getrieben, namentlich auf dem Gebiete des Theatrowesens und der politischen Journalistik, und es ist ihm sogar gelungen, sich eine Art von politischem Nimbus anzugewöhnen; aber er kokettirt in seinen Memoiren nirgends mit der Bibel, noch erklärt er den Champagnerflaschen den Krieg, und wenn er ihnen die Hälfte

abschlägt, so geschieht dies zu ganz andern Zwecken, als um ihren Inhalt auslaufen zu lassen.

Auf die Einzelheiten des Barnum'schen Buchs, mit dem belläufig gesagt, Barnum seine 75,000 Dollars verdient haben soll, wollen wir nicht ausführlicher eingehen, sondern uns nur noch auf wenige Bemerkungen beschränken. Jedermann wird das Buch, obschon es auch seine zahlreichen Breiten und Langweiligkeiten wie alle Autobiographien hat, mit großem Vergnügen lesen, namentlich da es so reich an Zügen ist, welche uns die Yankees als Masse in ihrer ganzen Charaktereigenthümlichkeit kennen lehren. In dem Dorf Bethel, wo Barnum geboren wurde, war der bewunderte Hauptheld Der, welcher den Andern am besten und schlauesten beschwindeln oder auf gut mannshausenisch anlügen konnte. Barnum's Großvater war namentlich eine echte Eulenspiegelnatur. Es will uns fast scheinen, als sei das Münchhausen-Eulenspiegel'sche niederländische Element, in England selbst durch besondere Umstände und durch das normannische Element zurückgehalten, in jenen Breiten wieder in seiner ganzen Humoristik aufgetaucht, weil es dort zu seiner Entfaltung Alles vorfindet, was es bedarf. In dieser Schule wuchs unser Phineas Barnum auf und gedieh zum Hauptmeister in allen Gaunerkünsten, auch den journalistischen, obschon der Schulunterricht, den er genoss, gleich Null war. Nur ein mal ließ er sich hinter's Licht führen, und zwar von einem Deutschen, Namens Proler, den Barnum als einen schönen Mann von angenehmen Manieren, aber als einen Laugenichts ersten Grades schildert. Barnum entritt mit ihm irgend ein Compagniegeschäft, aber Proler ging ihm mit einer bedeutenden Summe durch und ließ ihn als Schadloshaltung vier Recepte zur Anfertigung von Eau de Cologne, Stiefelwische, wasserdichtem Led und Bärenfett zurück. Zur Gemüthsergözung der Leser theilen wir die Nachschrift zu dem letztern Recepte mit (nämlich Bärenfett ohne Bären zu machen):

Dies ist das wirkliche, echte Bärenfett, welches einen solchen Kopf mit schönem, glänzendem, lockigem Haar bedeckt — wenigstens ebenso rasch als irgend eine andere bis jetzt erdachte Composition. NB. Um den Kunden die Sache noch plausibler zu machen, stelle man einen lebenden Bär vor dem Kaufladen aus und versehe den Käfig mit der Ueberschrift: „Wird nächstens geschlachtet.“ Folgenden Tags stellt man wieder dasselbe Thier hin. Dann und wann versehe man die Ankündigungen mit der Ueberschrift: „Gestern wieder zwei Bären geschlachtet.“

Barnum erzählt uns nicht, ob er von diesem Recept jemals Gebrauch gemacht hat.

Wir wissen nicht, ob wir uns in politisch-respectable Gesellschaft auf Karl Feinzen berufen dürfen; indes können wir nicht umhin, folgende charakteristische Bemerkung mitzutheilen, die wir in seinem in Cincinnati erschienenen „Monier“ vom 1. Januar gefunden haben:

In Frankreich konnte ein Bidocz Geschäfte mit seinen Remoiren machen, aber aus einem Spitzbuben zu einem Spitzbubensänger geworden, nützte er mit seinem Buche wenigstens durch Aufdeckung des Diebs- und Banditenlebens; in America kann ein Barnum, nachdem er durch Humbug schon zum Kröten und großen Manne geworden, mit seinen Remoiren nicht bloß ein besseres Geschäft machen als alle Glaswerer der Welt, sondern

er kann auch, aus einem Practicus des Humburg zu einem Professor des Humburg geworden, unter dem Applaus der Nation den Betrug zur öffentlichen Moral erheben. Barnum als Präbendatskandidat würde den Gipfel der biesigen Entwicklung bezeichnen, und die Majorität der Deutschen würde für ihn stimmen, wenn er ein Demokrat wäre.

Erst unserer Zeit war das Beispiel eines Mannes vorbehalten, der durch fortgesetzten, als Gewerbe öffentlich betriebenen und offen eingestandenen Schwindel nicht nur aus den Taschen seiner Landknechte und europäischer Nationen Reichthümer zusammenscharret, um fortan zur Belohnung seiner Gaukeleien wie ein Fürst leben zu können, sondern der auch einen von Vielen fast angestaunten, durch den Verkehr mit illustren und angesehenen Personen sanctionirten Namen und als Journalist und Memoirschreiber eine Art literarischen Ruf erwirbt und sich in seinen Bekenntnissen auf die Verdienste berufen darf, die er seiner Nation geleistet haben will. Gewiß ein verführerisches Beispiel für die Vielen, die sich das Leben sauer werden lassen, ohne Aussicht zu haben, für ihre arbeitsvollen oder in Sorgen durchwacherten Nächte jemals durch sorgenlose Feiertage entschädigt zu werden. Vielleicht erleben unsere Nachkommen noch die Zeit, wo man auf den Betrieb des Schwindels einen Gewerbschein lösen kann und Privatdocenten und Professoren des Humburg in dieser „allgemeinen Wissenschaft“ Unterricht erteilen.

**Hermann Marggraff.**

### Reiseerinnerungen aus Spanien und Italien.

Die moderne Reiseliteratur ist in der Regel sehr monoton; sie folgt den Wegen der Bequemlichkeit und des Amusements, hört sich auf diesen zur Ungebühr und bietet mit Wohlgefallen Alles im neuen Kleid, Gesehenes mit Erlebtem vermischt. Paris und London, London und Paris und höchstens zur Abwechslung einmal ein Stück Schweiz und Italien sind die beliebtesten Zielpunkte unserer literarischen Reisenden. Von ihnen ab variiert sich nur ausnahmsweise Einer, am seltensten ein Solcher, der das Reisen versteht und seine Erfahrungen den Zeitgenossen wirklich nutzbar zu machen weiß. Besonders vernachlässigt ist und bleibt aber das Land der maurischen Romane, obwohl es von fern mit allen Reizen und Genüssen der Natur, der Kunst und geschichtlichen Erinnerung lockt, Spanien; und wer es zu studiren auszog, wer es schildert und malt mit all dem Licht und Schatten, in dem es ihm in eigenen Eindrücken erschienen, der sollte heute von vornherein und schon aus der Ungewöhnlichkeit seines Unternehmens halber mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme bei unserm Lesepublicum finden als die Bergnügungsreisenden nach Paris, die (nicht immer dem gebildeten Literaturfreunde zum Vergnügen), gleich als müßten sie eine Pflicht erfüllen, so heiser ein Buch über die bekannten Schablonen: Boulevards, Louvre, Tuilerien, Champs Elysées, Marsfeld, Damen der Halle, Grisetten, Chiffoniers u. s. w., aus dem Marmel schütteln. Wenn aber das Land der Alhambra und der Stiergefechte, des süßen Weins und der Guerrillas durch eine so überaus anziehende, an neuem Material reiche, die Kenntniss wesentlich erweitern und dabei dem Gemüth überall wohlthuende Durchforschung und Beschreibung, wie sie in den

1. Reise-Erinnerungen aus Spanien von C. A. Kosmähler.  
Mit zwei nach der Natur ausgenommenen Landschaften in  
Zondruck und Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände.  
Leipzig, Costenoble. 1854. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.  
geboten ist, unserm Interesse nähergerückt wird, dann ist die.

seiten des Kritikers und seiten des Lesers laut kundgegebene beifällige Theilnahme eine Pflicht, bei deren Erfüllung im Grunde Diejenigen, welche sie üben, nur am meisten gewinnen können. Ich habe mich in diesen Tagen sehr anhaltend mit der Lectüre neuer Reiseschilderungen beschäftigt und bin, da ich meine Stubenwanderung im Norden mit Schottland begann, nach all den ziselischen Genüssen des englischen und französischen großstädtischen Lebens sehr matt und müde an den Pyrenäen angelangt. Aber das Kosmähler'sche Buch verjüngt und hat mich, wie auf einem Zaubermantel ruhend, weitergetragen, sodaß ich dem Führer zu innigstem Danke verpflichtet bleibe. Es ist eine vortreffliche Arbeit, deren Reiz durch die gesunde Geradheit des Autors, durch seine tiefe Bewunderung und Verehrung für Spaniens Natur, durch seine warme Liebe für das spanische Volksleben wesentlich erhöht wird. Was andern Reisebeschreibern groß und interessant und also der Mittheilung werth erschien, erschien Kosmähler nach seinem eigenen Bekenntnisse oft nicht so oder er wollte nicht schon Bekanntes wiederholen. Deshalb vermied er gekünstelt, Fremdes zu entlehnen; vielmehr beschrieb er nur Das, was seine Reise an ihm bemerkenswerth erscheinenden Eindrücken in ihm zurückgelassen hat, und Manches war hier seiner Beachtung und Mittheilung werth, das Andere unerwähnt gelassen. Abbildungen von Kathedralen und Schlössern, Beschreibungen von Bibliotheken und Gemäldegalerien, Aufzählung von Seeresmacht und Handelsstatistik wollte er nicht geben, alles Dies lag dem Plane seines Buchs fern; wer aber davon etwas wissen möchte, wie es auf einem spanischen Wochenmarke, in einer schwazigen Venta, mit einem Worte im spanischen Alltagsleben aussieht; wer die staunenswerthen Contraste zwischen den spanischen Steppen und den Begas kennen lernen will; wer sich überhaupt gern und recht lebhaft an die Stelle eines schlichten, mit offenem Auge und Herzen beobachtenden Reisenden versetzt sehen möchte, dem wird das Kosmähler'sche Werk, das sich vorzugsweise mit Spaniens Natur und Volksleben beschäftigt, wie eine Wohlthat erscheinen. Die Schilderung einer Besteigung des Montserrat bildet in ihrer Einfachheit einen Glanzpunkt des ersten Bandes und entzückt namentlich durch die prunklosen Naturbilder, die in den kleinen Reiseumen und Abenteuern eine anmuthige Belebung des Vordergrundes erhalten. Was aber den Beschreibung des Kosmähler's einen besondern Werth verleiht, ist der bedeutsame Umstand, daß der Autor nicht bloß Naturenthusiast, sondern auch Naturforscher, Gelehrter ist und nicht bloß Angenehmes, sondern Nützlich-angenehm vorträgt. Sein Reisezweck war zunächst ein streng wissenschaftlicher; er wollte für ein seit langen Jahren vorbereitetes Werk über die europäischen Land- und Süßwasser-Mollusken in einem südlichen Lande Materialien und Beobachtungen sammeln. Man wird an diese wissenschaftliche Tendenz durch die sauberen Abbildungen in Holzschnitt erinnert, welche in den Text eingedruckt sind und neben einigen lithographirten, nach der Natur von C. Wodich aufgenommenen Landschaften in Zondruck und einer Bewässerungskarte das Werk zieren.

Das gegenwärtige Reisen in Spanien anlangend, versichert der Autor, daß, wenn gleich es sich nicht so bequem als in Italien reise, die Unbequemlichkeiten doch nur solche für verwöhnte Männer und für zaghafte Frauen seien. Die Gefahr, von Straßenräubern angefallen zu werden, sei kaum so groß, ja viel geringer als in Deutschland die Gefahr, auf der Eisenbahn zu verunglücken. Die Wanderung selbst hält er für Leben lohnend, da Spanien den unennbaren Reiz einer Paradore hat, den der wunderbarsten Verschmelzung hoher Vereinerung und kunstloser, fast wilder Natürlichkeit sowohl in der Natur wie im Volksleben. Deshalb empfiehlt er, um den Genuß der Reise zu erhöhen, man möge vorher Cervantes' Meisterwerk lesen; denn man komme oft in Situationen, wo man jeden Augenblick glaube, Don Quixote müsse ganz in der Nähe sein. Hauptsächlich aber wünscht er, sein Werk möge dazu beitragen, „das majestätische Spanien und sein kernhaftes

Bolk", welches eines bessern Looses würdig sei, näher in das Reich deutscher Beachtung zu ziehen, da keine europäische Nation den spanischen Sympathien näher stehe als die deutsche, und zwar ohne daß dort Deutschland gekannt sei. „Ans Deutschen fehlt Beides, Sympathie und Kenntniß, Spanien gegenüber, noch gar sehr. Beides würde sich aber lohnen.“

Ich gehe auf Einzelheiten des Buchs nicht ein, da ich dem Leser die Lectüre nicht sparen, sondern ihn vielmehr zu ihr anregen möchte. Eine Bemerkung aber kann ich nicht unterlassen: die untern Classen des spanischen Volks finden bei Rossmäppler eine überraschend günstige Beurtheilung — überraschend nicht bloß, weil sie mit den gewöhnlich verbreiteten Ansichten, sondern auch weil sie mit den eigenen tatsächlichen Mittheilungen des Verfassers zu contrastiren scheint. Trotzdem beharrt letzterer bei seinem Urtheile und unterscheidet die Ausnahmen von der Regel. Eine gute Anzahl solcher Ausnahmen sind in dem Presidio correccional von Valencia versammelt, das Rossmäppler zu besuchen leider unterlassen hat. Die Lücke seines Buchs ergängt er indeß durch Auszüge aus einer bisher in Deutschland in weiten Kreisen wol kaum bekannt gewordenen kenntnißreichen Schrift: „Sistema penitenciario del Presidio correccional de Valencia por D. Vicente Boix.“ Don Manuel Montefinos ist der große Reformator der spanischen Gefängnißwissenschaft und Vorstand des Gefangenenhauses in Valencia, dessen Insassen Boix selbst als einen gefährlichen Bundesgenossen, einen furchtbaren und unverföhnlichen Feind, einen Bänker in seinem Dorfe, einen ausgelerten Räuber und ein theueres Werkzeug für Den bezeichnet, der sich für ein gutes Geld seiner zu geheimer Rache an einem Feinde bedient. Befand sich ein Freund oder ein Jünger eines solchen Mörders im Anklageproceß und wurden an die betreffenden Gemeinden die obrigkeitlichen Anzeigen gesandt, so erschien derselbe im selben Augenblicke im Schatten der Nacht bei dem angegebenen Zeugen, blickte mit drohendem Auge den entsezten Spießbürger an, zeigte ihm sein Messer, und sein Gruß war hinreichend, eine jener Drohungen auszubrüden, auf welche nichts zu antworten und an deren Wahrmachung kein Zweifel zulässig ist, und verschwand dann in der Luft der Nacht. Die Zeugen wissen dann natürlich nichts Gewisses; sie haben nichts auszusagen. Unter den Ursachen des Verfalls der Sittlichkeit ist die übergroße Anzahl der kirchlichen Festtage mit zu nennen. Es gehen mit ihnen eine Menge Arbeitstage und ein großer Theil des Arbeitserzeugnisses für die Nation verloren: „zahlreiche Festtage vermehren die Versuchungen des Volks.“ Eine stete Pflanzschule für Lüste, zu jedem Verbrechen bereite Abenteurer ist aber vor allem das Schmugglerwesen, für das ganz Spanien Fehler zu sein scheint. Ein frappantes Curiosum ist in dieser Beziehung, daß 1845 in Barcelona ein Spengler ein fast 200 Ellen langes unterirdisches Bleirohr legte, wobei er die dicke Stadtmauer durchbrechen mußte, um — Weingeist darin in die Stadt fließen zu lassen. Gegenüber alle Dem steht Rossmäppler gleichwol sein mildes Urtheil durch die glänzenden Erfolge des Montefinos bestätigt, dessen Verdienst um sein Volk in um so hellerem Lichte strahlt, je tiefer die Armen gefallen zu sein scheinen, die er gebessert der Gesellschaft zurückgegeben hat. Das große Gebäude des Presidio steht auf einem freien Plage der Stadt, und kein einziger Soldat, kein Ueberfluß von bewaffneten Wachen, keine schweren Riegel wehren den Eintritt in dasselbe. Im Vorhof hält sich bloß ein alter grauköpfiger Sergeant und ein Aufseher, der selbst Sträfling ist, auf. Durch das Gitterthor sieht man die freundliche Halle des Innern; nichts hört der Besucher als das Geräusch von Werkzeugen und den Gesang der Vögel. Vorhanden sind: eine Zimmermannswerkstatt, eine Saitenfabrik, eine Holz- und Metallschneiderei, Werkstätten für Stuhlmacher und Matragengewebe, eine Schuhmacherei, eine Werkstatt für Bürsten und Fangbälle, eine andere für Wagen und Gewichte, ferner für Fächer, für Riemenwaaren, für Sattlerarbeit, für Sandalen, für Leisten- und Schnitzerei, für Koffer, für Commerzzeuge, für Lein- und Baummollenspinnerei, für Korbmachergewaren,

eine Sparto- und Flechterei, eine Schneiderei, eine Fabrik von Silberarbeiten, eine Waffenschmiede und Schlosserei, eine Weberei für wollene Decken, 28 große und drei kleine Spinnstühle mit zwölf Paar Wollsträmpeln, 40 Spinnstühle für Hanf, 84 Webstühle und 26 Spinnstühle, eine Buchbinderei, eine Fabrik feinerer Strümpfe und Hüte, eine Posamentierwerkstatt, 18 größere Werkstätten für Fabrication von Belpel, Sammt, Damast, Webebäume für die Seidenweberei, eine Hutmacherei, zwei geräumige Schmieden, eine Böttcherei und Wagenbauerei, eine Blei- und Zinkschmelze, Werkstätten für Möbelmaler, eine Schokoladenfabrik, eine Bäckerei, eine Färberei, eine Buchdruckerei. Die kleinen Kinder der Sträflinge werden in der Anstalt erzogen und der Vater darf vor dem Schlafengehen „ihre Küsse genießen“. Aus ihnen macht die Menschenliebe Montefinos' ehrenfesten Bürger, während er ihre Väter bessert. Ein großer Theil des Cräftes aus den Arbeiten wird, beim Austritt aus dem Presidio den Leuten ausgehändigt, stets ausreichen, um den Grund zu einem ehrenhaften Gewerbe zu legen. Bei seiner Aufnahme wird jeder Sträfling einzeln vor Montefinos geführt, der sich durch eine ruhige Unterredung über den Bildungsstand des Ankömmlings unterrichtet. Dann kommt er in eine saubere Barbierstube, wo er rasirt und sein Haar verschnitten wird; darauf erfolgt die Einkleidung. Man führt den Ankömmling durch die schweigende Menge von mehr als 1000 arbeitenden Genossen an sein Lager; einen Tag bleibt er so ohne Arbeit, aber ohne sprechen zu dürfen. Dann kommt er einige Zeit in die nummerlose brigada de deposito, die für die Ordnung und Reinigung der Anstalt zu sorgen hat, und trägt solange eine Kette oder Eisenkette. So erwacht in ihm das Bedürfnis, das minder unglückliche Loos der Andern zu theilen, welche ein Handwerk lernen, arbeiten und verdienen. Endlich kommt er in eine numerirte Brigade, deren Glieder bereits Neue und gute Aufführung zeigten. Es erwacht in ihm wieder die Hoffnung der ersten Nacht, aus diesem nur wenig befestigten Gefängnisse zu entfliehen. Aber sie verschwindet, Dank der unveränderlichen Disciplin der Anstalt, bald wieder; denn Niemand mag ihm beistehen, da Niemand dem Commandanten diesen Kummer bereiten will. Die Hausordnung athmet neben unerbittlicher militärischer Strenge die sorgsamste Rücksicht für das leibliche und sittliche Wohl der Sträflinge, die von dem nach dem Abendessen stattfindenden gemeinsamen Gebete bis zum Schlafengehen miteinander sich unterhalten dürfen. Durch die unfehlbarste Beachtung auch der geringfügigsten, vom Uebertreter vielleicht selbst kaum bemerkten Uebertretung der Ordnung erreicht es Montefinos, daß die Sträflinge dann umsoweniger sich größere Uebertretungen zuschulden kommen lassen. Die Einheit und Unausgesetztheit des Regiments aber war nur dadurch zu erzielen, daß Montefinos von Morgens früh noch vor der Reveille bis nach dem Niederlegen der Sträflinge immer und überall persönlich gegenwärtig ist. Alle Befehle gehen nur von ihm selbst aus; dabei vermeidet er in der Behandlung jede Bevorzugung und — er tadelt nie öffentlich. Das Verbot, miteinander zu sprechen, läßt die Sträflinge einander gleich, d. h. eben nur als fleißige Arbeiter erscheinen. Keiner kennt die Schuld des Andern. Nur die Verworfensten werden als zu besorgender Anstehungsstoff abgesondert und ihnen eine besondere Sorgsamkeit in der sittlichen Behandlung gewidmet; ebenso sind die Jünglinge von den ältern Verbrechern getrennt. Bemerkenswerthe Betgehen innerhalb der Anstalt kommen äußerst selten vor. Nur ein mal fand ein Diebstahl von einer Unze (22 Lbr.) im Presidio statt: nach wenigen Minuten indeß hatte der Inspector von der That und dem Namen des Thäters Kunde. Sicher, daß Niemand erfahren werde, wer der Dieb sei, lieferte derselbe alsbald selbst dem Director die Unze ab. Damit aber auch Niemand hierüber etwas erfahre, ward der Dieb zu einem kleinen Betgehen gegen die Betordnung verurtheilt und deswegen mit Einsperrung bestraft: nach vier Jahren kehrte dieser Räuber als ehrlicher Mann in den Schoos seiner Familie zurück. Die Grundpfeiler des Systems von Montefinos sind: 1) Absonderung der

Besten und der Schlechtern voneinander; 2) unverbrüchliches Festhalten an der Disziplin; 3) ununterbrochene Beschäftigung; 4) unausgesetzte Ueberwachung; 5) Belohnungen und Strafen. Letztere bestehen in Arresttagen, Entziehung des Frühstücks auf einen Tag, Behinderung, die Seinigen zu sehen oder zu sprechen. Die höhere Belohnung besteht in der Erhebung zum Meister, der eine Blouse trägt und materielle Vortheile hat. Seit Montefinos gibt es im Presidio kaum mehr Rückfällige. Früher betrug deren Zahl 40 %, 1836 10 %, 1849 ½ %. Im Jahre 1844 war unter 1466 Eingelieferten ein Rückfälliger.

Ich habe mir nicht verkagen können, bei dieser merkwürdigen und beachtenswerthen Institution ausführlich zu verweilen, und ich meine, daß mein juristisches Interesse an derselben nicht größer sein werde als das humane jeden Menschenfreundes.

Von minderm Werthe als Rossmäyler's Buch, aber elegant und sesselnd geschrieben ist ein gleichfalls einen spanischen Stoff behandelndes Heft:

2. Sevilla von Wilhelm Wackernagel. Basel, Schweighauser. 1854. 8. 27 Rgr.

Dasselbe enthält drei öffentliche Vorträge, die vom Verfasser „im Zenner und Hornung“ zu Basel gehalten wurden, und trägt die Spuren dieser Veranlassung an sich. Mit Vorliebe verweilt sich Wackernagel in die Vergangenheit der stolzen spanischen Stadt und verfolgt andeutend die Reihe der wechselnden Geschicke, denen Sevilla unterlegen ist, von der Zeit an, da die Römer hier geherrscht haben, bis auf unsere Tage, und dann sanftlich ausgeprägte Spuren in den großen und öffentlichen Bauwerken. Seine Beschreibung der letztern zeigt das gründlichste Verständniß und eine auf eigenem Studium ruhende Gesinnung. Die Seite der Vergangenheit ist für Sevilla nie für Rom die bedeutungsvollere, für die Betrachtung ergiebiger; es gilt von Andalusien's Hauptstadt, was Schlegel von der Hauptstadt der Welt gesagt hat: „gewesen“ ist Roms Behauptung, nennt welches Bestreben ihr wollt. Aber dies Wort gilt, wie von Rom, auch von Sevilla nur mit Einschränkung. Soviel des Alten, des Großen vorübergegangen ist, immer neue Geschlechter sind in die halbverwischten Spuren der Jähren eingetreten, und bis auf heute entrollt sich auch in Sevilla ein Bild von weltgeschichtlicher Inhaltsfülle, und immer schimmert dabei durch das neue Leben der altarabische Grund. Dies zeigt Wilhelm Wackernagel, und mit einer Schilderung des Volkscharakters und der Volksvergügungen schließt er seine mit sichtlichster Liebe gepflegte Studie.

Von Sevilla sagen die Spanier: „Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla“ („Wer Sevilla nicht gesehen hat, hat keine Wunder gesehen“). Dies stolze Sprichwort erinnert an das italienische „Napoli vedere e poi morire“, wie ja schon die Hauptstadt Andalusien's in ihrem Verfall und den Trümmern ihrer Größe an Rom erinnerte. Es bedarf deshalb keines Sprungs, wenn an den Italien so vielfach verwandten spanischen Stoff

3. Bilder aus Italien von Siebert Freiherrn Vincke. Dessau, Gebrüder Ras. 1854. 16. 16 Rgr.

hier noch in Kürze angeschlossen werden. Auch diese kurzkapitelligen, niedlichen Reiseerinnerungen sind anmuthig gezeichnet, aber mehr Skizze als Studie; ohne wissenschaftlichen Ausdruck, aber nicht ohne poetischen Anflug; nicht geistreich, aber immer lebendig; weniger durch scharfe Beobachtung als durch feine Schilderung interessirend; eine Sammlung von Feuilleton-artikeln, die als solche auf Beifall Anspruch haben. Ein hübscher Beitrag für die Charakteristik der italienischen Volkszustände wird bei Erwähnung des erstaunlich ausgebildeten Bettelwesens gegeben. Unser deutscher Freiherr unterscheidet zwei Hauptklassen der italienischen Bettler, von denen die Mitglieder der ersten eben nichts als Betteln, während die in der andern Klasse zwar etwas, aber möglichst wenig thun, um auf Grund dessen zu betteln. Die erste Classe lebt, um zu betteln, die zweite

bettelt, um zu leben. Jene sind die Professionisten, diese die Künstler, jene vertreten die Prosa, diese die Poesie des Bettel-lebens. Voll tiefen Mitleids sah Vincke eines Morgens vor San-Agostino einen Armen, welcher auf Händen und Füßen fortgeritten mußte, weil ihm die verkrüppelten Beine nur diese Bewegung gestatteten, und verabreichte ihm einige Bajocchi. Nachmittags auf der Spanischen Stiege kam derselbe Unglückliche wieder herangefahren, aber plötzlich, den Fremden erkennend, zog er sich bescheiden zurück mit den Worten: „Verzeihung! Excellenza waren heute in San-Agostino.“ Diese höfliche Wendung verfehlte nicht ihre Wirkung; später aber ward unser Autor über die Verhältnisse unsers diplomatischen Bettlers unterrichtet. Kein geborener Römer, sollte er unter dem neuen Regiment Pius' IX. wie viele Andere in seine Heimat zurückgewiesen werden. Allein dagegen ward von ihm begründeter Protest erhoben, indem er sich auswies als ansässiger Bürger, als Besitzer dreier Häuser in Rom. Zu seinem Gewerbsbetrieb hielt er sich einen Esel, welcher ihn täglich nach der Spanischen Stiege trug. Dort wartete bereits ein dienstbarer Geist, half ihm aus dem Sattel und brachte den Langohr im Stall unter, der reitende Bettler aber lag nun auf den Stufen und sonnte sich und machte namentlich bei den Engländern glänzende Geschäfte. Inmitten der Trümmer seiner großen Vergangenheit hütet Rom seine privilegierte Bettlerromantik! 22.

## Zur musikalischen Literatur.

Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Von Eduard Hanslick. Leipzig, R. Weigel. 1854. Gr. 8. 15 Rgr.

Die Relativität der Musik hat von jeher den Leuten viel Kopfzerbrechens gemacht; die Unfaßbarkeit des Materials einerseits und die Unfähigkeit zur begrifflichen Bestimmtheit andererseits haben in der Tonkunst einem bloßen Symbolisiren und traumdeuterischen Construiren Thür und Thor geöffnet, und die Anforderungen an die Wirkung und Möglichkeit des durch Töne Darzustellenden sind über alle Beschreibung widersprechend und von keiner Norm gebändig. Ein Theil der Componisten will z. B. dem Mangel an Concretion unter die Arme greifen und sagt: man muß beim Produciren immer eine bestimmte Situation vor Augen haben, die man in Tönen abbildern soll; oder anders ausgedrückt: man muß von einem außer der Tonkunst Liegenden ausgehen und die Erscheinungswelt zum Ausgang seines Schaffens machen. Andere wieder verdammen dieses Verfahren als materialistisch und grobsinnlich; sie kückten sich in die Welt der Ahnungen und Träume, huldigen einer transcendenter und spiritualistischen Richtung und hüllen sich in einen Schleier von Gemüthsmythicismus und grauem Weltchmerz. Eine dritte Partei erhebt das bloß äußerlich Gefällige und sinnlich Reizende aufs Schild und verläßt alle Bestrebungen, die nicht auf den reinen Effect hinielen.

Das Verhältniß des Genießenden gegenüber dem musikalischen Kunstwerk gestaltet sich nun natürlich ebenso vielfältig zerplittert und gespalten: ein Theil der Hörer hat nur Sinn für das Descriptive; er freut sich kindisch über das wohlklanggeahmte Rauschen der Meereswogen, das Flöten der Nachtigall und überhaupt über die gelungene Schilderung dieses oder jenes Naturereignisses, das ihm im Programm verheißen worden. Wieder eine Masse zermartert sich mit Hineintragungen in das Gehörte und mit geistreichen Hypothesen über Das, was wol der Componist im Allgemeinen und Besondern hat ausdrücken wollen, und so geht es fort in unendlichen Schattirungen und Begriffsverwirrungen. Das eigentliche Musikalisch-Schöne ist bei diesem geistigen und materiellen Experimentiren immer am schlechtesten weggekommen; man hat über die Verkörperungs- und Veranschaulichungsfrage der Schönheit diese letztere selbst fast immer vernachlässigt, und unsere Aesthetiken declamiren zwar viel über die Schönheit an sich, aber die musika-

lische Schönheit wird mehr oder weniger mit der Schönheit in den andern Künsten zusammengeworfen. Zwar gibt es nur eine Schönheit und unter deren Joch müssen sich alle Künste beugen; aber es gibt auch Schönheiten, die durch das Material jeder einzelnen Kunst bedingt sind und deren Zusammenfluß und Vereinigung, je nach den Gesetzen der jeder Kunst eignenden speciellen Darstellbarkeit, der Ausgangs- und Zielpunkt für den schönen Inhalt sein muß. Der Verfasser des obengenannten Werks zieht nun gegen die bis jetzt gäng und gäbe gewesene Ansicht zu Felde: daß neben dem Zweck und der Bestimmung die musikalische Kunst auch ihren Inhalt in der Darstellung „schöner Gefühle“ suchen müsse. Er setzt sehr scharfsinnig auseinander, daß die ältern Schriftsteller über Musik den Unterschied zwischen Gefühl und Empfindung nicht festgehalten und beide Begriffe in einem fort verwechselt haben; dann weist er nach, daß nicht das Gefühl, sondern die Phantasie, als die Thätigkeit des reinen Schauens, das Organ sei, mit dem das Schöne aufgenommen werde. Unter Anderm sagt er in dieser Beziehung: „Aus der Phantasie des Künstlers entsteigt das Tonstück für die Phantasie des Hörers. Freilich ist die Phantasie gegenüber dem Schönen nicht bloß ein Schauen, sondern ein Schauen mit Verstand, d. i. Vorstellen und Urtheilen, letzteres natürlich mit solcher Schnelligkeit, daß die einzelnen Vorgänge uns gar nicht zum Bewußtsein kommen und die Täuschung entsteht, es geschehe unmittelbar, was doch in Wahrheit von vielfach vermittelnden Geistesprocessen abhängt.“ Ueber die Haltlosigkeit der bloßen Gefühlsbasis bei musikalischen Kunstwerken ist wol folgende Stelle hervorzuheben: „Sehe Zeit und Gesittung bringt ein verschiedenes Hören, ein verschiedenes Fühlen mit sich. Die Musik bleibt dieselbe; allein es wechselt ihre Wirkung mit dem wechselnden Standpunkt conventioneller Befangenheit.“

Im zweiten Capitel leugnet der Verfasser geradezu, daß die Tonkunst Gefühle oder Affecte aus eigenstem Vermögen darstellen könne, indem „die Bestimmtheit der Gefühle von concreten Vorstellungen und Begriffen nicht getrennt werden kann, welche letztere außer dem Gestaltungsbereich der Musik liegen“. „Die Musik kann von den Gefühlen nur das Dynamische darstellen. Sie vermag die Bewegung eines psychischen Vorgangs nach den Momenten: schnell, langsam, stark, schwach, steigend, fallend nachzubilden. Bewegung ist aber nur eine Eigenschaft, ein Moment des Gefühls, nicht dieses selbst.“ Es ist dieses Capitel überhaupt jener in unserer Einleitung angeführten Partei von somnambulen Musikern sehr zum Studium anzupfehlen; vielleicht lernen sie daraus, daß die subjective Verhimmelung und zugespitzteste Empfindenlei beileibe nicht Endzweck der Musik sei; ebenso können die Materialisten und ewig nach Concretion Strebenden daraus ersehen, daß sie über ein bloßes Symbolisiren doch nicht hinauskommen und ewig der Relativität wieder in die Hände fallen müssen. Das bisherige negative Verfahren vertauscht nun der Verfasser im dritten Capitel mit einem positiven und stellt die Natur des Musikalischen-Schönen als ein specifisch Musikalisches hin. Er versteht darunter ein Schönes, das, „unbedürftig und unabhängig eines von außen her kommenden Inhalts, einzig in den Tönen und ihrer künstlerischen Verbindung liegt“. Es ist dieses Capitel wol der Cardinalpunkt des ganzen Buchs und am meisten geeignet, darüber aufzuklären, was die musikalische Kunst eigentlich bieten soll und kann, und widerlegt am siegendsten und methodischsten die verrotteten Vorurtheile und nebulösen Ansichten, die in den musikalischen Ansichten noch ihr Wesen treiben. Hier finden Die ihre schärfste Züchtigung, die hinter jeder etwas ungewöhnlichern Accordverbindung oder Melodiewendung gleich die sublimsten Motive in der Seele des Compositors wittern, die jede Scurrilität und Unform mit geistreichen Wendungen vertheidigen und plausibel machen, und die, weil sie nicht richtig musikalisch hören können, zu allerhand außermusikalischen Hülfsmitteln greifen, um nur ihre dialektische Escamotage nicht aufgeben zu müssen.

Einige Stellen über das rein Musikalische-Schöne mögen hier noch Platz finden. „Wenn man die Fülle von Schönheit nicht zu erkennen verstand, die im rein Musikalischen lebt, so trägt die Unterthänigkeit des Sinnlichen viel Schuld, welcher wir in alten Festzeiten zu Gunsten der Moral und des Gemüths, in Jagd- und Gumpen der Ideen begegnen. Jede Kunst geht vom Sinnlichen aus und webt darin. Die „Gefühlstheorie“ verkennt dies, sie übersieht das Hören gänzlich und geht unmittelbar aus Fühlen. Die Musik schaffe für das Herz, meinen sie, das Ohr aber sei ein triviales Ding; — ja, was sie eben Fühlen nennen; — für das „Labyrinth“ oder die „Eustachische Trompete“ dichtet kein Beethoven. Aber die Phantasie, die auf Gehörsempfindungen organisiert ist und welcher der Sinn etwas ganz Anderes bedeutet als ein bloßer Trichter an der Oberfläche der Erscheinungen, sie genießt in bewusster Sinnlichkeit die klingenden Figuren, die sich aufbauenden Töne und lebt frei unmittelbar in deren Anschauung.“ — „Ein bestimmter musikalischer Gedanke ist ohne weiteres durch sich geistvoll, der andere gemein. Mit voller Richtigkeit bezeichnen wir ein musikalisches Thema als großartig, grazios, innig, geistlos, trivial u. s. w.; all diese Ausdrücke bezeichnen aber den musikalischen Charakter der Stelle.“ — „Was unterscheidet eine Beethoven'sche Symphonie von einer Verdi'schen Musik? Etwa, daß die eine höhere Gefühle oder dieselben Gefühle richtiger darstellt? Nein, sondern daß sie schönere Tonformen bildet.“

Von den noch übrigen vier Capiteln wollen wir bloß noch die Ueberschriften geben, da es nicht in der Absicht dieser kurzen Besprechung liegen kann, dem Verfasser in alle Abzweigungen seiner Abhandlungen Schritt für Schritt zu folgen; zudem sind diese vier letzten Capitel gleichsam nur ausgeführtere Erläuterungen der drei ersten und kommen nach verschiedenen Abschweifungen in verschiedene Gebiete doch immer wieder auf das specifisch Musikalische und auf das Werwerfen der Gefühlsästhetik zurück. Die Ueberschriften lauten also: „Analyse des subjectiven Eindrucks der Musik“; „Das ästhetische Aufnehmen der Musik, gegenüber dem pathologischen“; „Die Beziehungen der Tonkunst zur Natur“; „Die Begriffe Inhalt und Form in der Musik“.

Zum Schluß können wir nicht anders, als den lebhaften Wunsch ausdrücken: das vorliegende Buch möge von vielen Musikern und Kunstfreunden, recht aufmerksam gelesen werden, damit doch endlich einmal die vage Begrifflosigkeit und das Umbertappen im Nebel bei der Beurtheilung musikalischer Kunstwerke aufhöre. Dem Verfasser scheiden wir mit der dankbarsten Anerkennung und Hochachtung für Das, was er ausgesprochen, und für die Art, wie er es ausgesprochen hat, und hoffen, daß er es nicht bei dem bloßen „Antragen einiger Grundsteine“ — wie er in seiner Vorrede sagt — bewenden lassen, sondern daß er bis zur Vollendung des musikalisch-ästhetischen Neubaus nicht aufhören wird, Hand und Auge dem Werke fortwährend zu schenken.

53.

### Erinnerungen eines Militärarztes.

Erinnerungen aus den Feldzügen 1806—15. Aus den hinterlassenen Papieren eines Militärarztes. Karlsruhe, Müller, 1854. Gr. 8. 18 Rgr.

Das Vorwort belehrt uns, daß der Verfasser dieses in mancher Beziehung interessanten Werks der im Juni 1853 verstorbenen großherzoglich badische Generalstabsarzt Dr. Wilhelm Meier gewesen ist, welcher darin die reichen, schwererzankten Erfahrungen aus sechs Napoleon'schen Feldzügen, denen er bri-gewohnt, niedergelegt und ausdrücklich bestimmt hat, daß sie erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten.

Noch immer strömen die Beiträge zur Geschichte jener großen Zeit von Denen, die sie als Mitbetheilte oder Mitleidende durchlebt haben, reichlich zu; wir werden Gelegenheiten haben, in diesen Blättern noch mehrere kürzlich erschienene Werke solcher Art zu besprechen. Das vorliegende gibt seinen Theil



in dem Feldzuge des badischen Contingents gegen Preußen (1806 und 1807), gegen Oesterreich (1809), zu dem russischen Feldzuge (1812), zu dem von 1813, endlich zu denen von 1814 und 1815 gegen Frankreich und schließt mit einigen Bemerkungen zur Charakteristik Napoleon's.

Eine Beschreibung der Kriegsgeschichte wird man billigerweise in den Erinnerungen eines Militärarztes nicht suchen; die kriegerischen Ereignisse werden darin nur kurz in ihrem Erlasse als leitender Faden für die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen des Verfassers fortgeführt. Aber sehr interessant und lehrreich ist die Darstellung des Sanitätswesens jener Zeit, und die daran geknüpften Bemerkungen über die im Kriege vorkommenden Krankheitserscheinungen, ihre Ursachen und ihre Behandlung verdienen gewiß alle Beachtung. Für den Laien ist nur das Verständnis zuweilen durch die allzu strenggehaltene medicinische Sprache erschwert. In allen Schilderungen aber bekundet sich nicht nur der denkende und erfahrene Arzt, sondern auch der von tiefem Gefühl für die Leidenden durchdrungene Mensch. Viele haben gesagt, das weiche Mitgefühl sei ein Unglück für den Arzt, es müsse unterdrückt werden — wir sind nicht dieser Meinung. Mag es dem Arzt seinen edeln und schweren Beruf auch erschweren, so ist es doch eine Wohlthat für den Kranken, wenn an dessen Schmerzenslager ein theilnehmender Helfer tritt und nicht bloß ein kalter Receptmensch, welcher den Fall höchstens interessant für die Wissenschaft findet und vielleicht noch darüber schlechten Spaß machen kann.

Einer besondern Krankheit, welche der Verfasser namentlich im sächsischen Feldzuge 1813 Gelegenheit gehabt zu beobachten und kennen zu lernen, widmet er vor andern seine Aufmerksamkeit: es ist die *Bivouac- oder Feldlagerkrankheit*. Thatsache sind die großen Verluste, welche die Heere neuerer Zeit außer dem Gesichts durch die Anstrengung infolge der raschen Operationen und namentlich durch die fast zur Regel gewordenen Lager unter freiem Himmel erleiden. *Bivouacs* sind durch die Art der neuern Kriegsführung bedingt, sie haben ihre großen taktischen und strategischen Vorzüge, aber bei längerer Dauer auf den Gesundheitszustand der Truppen den übelsten Einfluß. Hören wir, was der Verfasser darüber sagt: „Sowie der Mensch durch lange Entbehrung der freien Luft die Zimmerfarbe und ein krankliches Ansehen bekommt und bei der Einsperrung und Einzwängung vieler Menschen in engen Räumen eigenthümliche Krankheiten, die unter dem Namen der Kerker-, Schiffsfieber u. s. w. bekannt sind, — so umgekehrt durch das andere Extrem die sogenannte *Bivouac- oder Feldlagerkrankheit*. Die Krankheit charakterisirt sich durch ein blaßes, erdfarbes, schmutziges Ansehen, einen kläglichen, mittelstregenden Blick der tief in ihren Höhlen liegenden, halb erstorbenen Augen, hohle Wangen, weit hervorstehende Jochbeine, heisere, oft unverständliche Sprache, rauhe, trockene, pergamentartige Beschaffenheit des Hautorgans, wankenden Gang mit zitternden Knien, aakhaften Geruch, besonders beim Lächeln der über das wandernde Gesicht herabhängenden Kleidung, colliquativen Durchfall — allgemeinen Colapsus der Kräfte und des ganzen Körpers.“

So entsetzlich diese Schilderung ist, so wahr werden sie unsern ältern Leser finden, die sich noch der Sommergestalten im französischen Heere von 1813, besonders unter dessen Traineurs, erinnern. Mit dieser Krankheit, welche unter freiem Himmel durch kalte Kälte und Nachtlust entsteht, vergleicht der Verfasser denn eine zweite, die Kriegspfeist, und nennt sie eine *Arbeitspflanze*, in engen, eingeschlossenen Räumen durch die verdorbene Luft und Ofenwärme unter gedrängt zusammenwohnenden Menschen erzeugt.

Aber der Verfasser weiß auch andere Scenen gut zu schildern, und wenn das Erschütternde allerdings vorwaltet, so bringt es sein Stoff mit sich. Für das badische Militär, dessen Zustände das Werk natürlich folgt, wird dasselbe ein besonderes Interesse haben, aber auch andere Leser werden sich von dem warmen, edeln Gefühl, von der tüchtigen deutschen Er-

finnung, welche darin waltet, und mancher gelungenen Schilderung des Augenzeugen angesprochen finden. 54.

### Berliner literarische Zustände.

Die norddeutsche Hauptstadt an der Spree ist trotz der geringen Aufmunterung, Unterstützung und Hülfe, die ihnen dort geboten wird, von einer ziemlich bedeutenden Anzahl literarischer Geister bewohnt. Sie nennen sich alle Deutsche und schreiben, denken und dichten durchweg deutsch; das dürfte genügen, um die Eintracht und Einigkeit unter ihnen zu begreifen, welche ganz genau derjenigen des weiland römischen Reichs entspricht. Ueberall Coterie, Particularismus, Sonderinteresse und Sonderbündnisse, welche selbst bis in den von Saphir gegründeten Linnelverein gedrungen sind und diesen einzigen Vereinigungsort der literarischen Geister nach und nach verpönt und verlassen gemacht haben. Es ist, als sollten deutsche Kunst und Literatur keine Eintracht finden und dadurch einen national imponirenden Charakter gewinnen; es hängt ihnen im Gegensatz zu der Wissenschaft immer etwas von Egoismus und uncollegialischem Geiste an, welchen die Literatur nicht eher abstreift als im Studierstübchen, beim Zintenfisch und beim Brennpunkt eines Capiteils, wo sie Worte hervorzaubert, um die Eintracht und die Einigkeit zu — roman-tisiren. Man erblickt deshalb auch die meisten der berliner Schöngelster nur inmitten engbrüstiger Coterien oder gänzlich abgesondert untereinander. Nur hin und wieder nehmen jene Particularvereinigungen den Charakter eines geselligen Zusammenseins an, der indessen immer Elitue und Privatgemüthlichkeit bleibt. Dieser Mangel des Bindungselements unter den Trägern der Literatur selbst findet sich indessen fast in ganz Deutschland und womöglich in noch höhern Grade als in Berlin. Es ist dies ohne Zweifel der Grund, weshalb die productive deutsche Nationalliteratur ewig nur Spitterwerk, einseitig und richtungslos bleibt; oder diese zerpfitterte Nationalliteratur ist Ursache der Isolirung unter den literarischen Factoren. So fehlt uns eine Grundidee, eine Schule, eine Krystallisation der mannichfachen Kräfte in der literarischen Welt, welche dem Bodensatz der leichten und mit starkem Pfeffer überpogenen Literatur des Auslandes Eingang, Vorzug und Verbreitung gewährt.

So heilsam demnach eine stabile Einigkeit unter den Schriftstellern wäre, so wenig Erfolg würde sie trotzdem im Ganzen und Großen haben, da eine Gesamtheit der heutigen Literatur fremd ist. Alles ist mannichfaltig, theils originell, theils dem alten Principe huldigend, welches Form und Regeln nach althergebrachter Weise beobachtet wissen will. In diese Kategorie der Aufrechterhaltung des Principis muß man Willibald Alexis vor Allen hinstellen. Der berühmte Romanschreiber hat, indem er volksthümlich und geschichtlich zugleich alle strengen Formen und Regeln der classischen Schule bewahrt und sichtet, eine Lücke in der literarischen Administration in einer Weise ausgefüllt, die dankbar anerkannt werden muß. Aber man sieht auch diesen Mann isolirt und wenn auch nachgeahmt, copirt und von der ganzen deutschen Lesewelt als Autorität und Celebrität anerkannt, dennoch ohne Schüler, ohne Jünger, denen er seine Kunst einhauchen könnte. Indessen scheint die Schwierigkeit dabei an dem Mangel geduldiger Kräfte zu liegen. Die Literatur ist heute kein Ackerfeld mehr, wo man säet und erntet, sie ist Speculation, eine Börse mit Baissen und Haussen, und die Speculanten haben keinen Muth, den Gewinn abzuwarten. Willibald Alexis zeigte sich jedoch fast zuvorkommend gegen das Publicum, indem er den Volkstheater im vorigen Jahre begründete, welcher, mit so großem Beifall aufgenommen, eine Schule für junge Talente zu werden berufen ist. Die Kalender waren bei ihrem alten Publicum nach und nach in Miscrebit gekommen; die Concurrerenz trieb sie schon sechs Monate vorher aus der Offizin des ungeduldigen Buchhändlers, und Niemand glaubte mehr, daß die Kalender der Paradeplatz für junge Talente sein sollten. Unter der Firma

Willibald Alexis stellte sich der Kalender diesen alten eigentlichen und edeln Zweck.

Der Roman in Berlin hat noch das elegante Salonparfum des Freiherrn A. von Sternberg aufzuweisen. Diese Eleganz und dieser Salonduft sind das Element, in welchem sich der russische Emigrant bewegt. Alles Uebrige ist Kosmopolitismus, bald Politik, bald Skandal, bald Märchen, bald Geistergeschichte; eine politische Windfahne, welche das Lintensaß bezeichnet, aus welchem ein neuer Roman geschrieben werden soll. Isolirter als fast jeder Andere, fast menschenfeindlich, sieht man diesen großen und schönen Mann in seiner Wohnung, welche halb traulich, halb elegant und im phantastischen Künstlergeschmack sich darbietet. Der Herr derselben entspricht selbst diesem fremdartigen Eindruck, und wenn man diesen Mann in seinem halb modern-eleganten, halb orientalischen Morgenkostüm gesehen hat, findet man es ganz natürlich, daß seine Romane den ihnen eigenthümlichen Charakter tragen.

Sowie Sternberg den Eindruck des Vornehmen und Ueppigen hervorruft, zeigt Scherenberg vollständig das Gegentheil davon. Der Dichter von „Waterloo“ ist die Einfachheit selbst, und wenn man ihn sieht in seinem tagtäglichen Rock, so möchte man wol, ohne ihn zu kennen, ausrufen: „Das ist ein Poet!“ Wahrhaftig, das deutsche Poetenleben besitzt in ihm einen aufrichtigen Repräsentanten, das heißt, mit seiner Armuth, Zurücksetzung und Bagatelbehandlung. Es ist ein Stolz, diesen Becher des deutschen Wermuths geleert und einen muntern, frischen und lebendigen Geist bewahrt zu haben. Von einer ziemlich zahlreichen Familie umgeben, fristete er ein wahres Patriarchenleben, indem er, ohne Namen, ohne Geld und ohne Brod, oft bei einem qualmenden Rienspan seine Dichtungen schrieb, welche er damals in Ballen zusammen schnürte und dem Staube einen Schleier darüber zu decken befohl. Die Welle von 1848 hob ihn endlich empor. „Waterloo“, vorher ein Gedicht, ward jetzt ein Feldgeschrei, ein Triumph und ein Lohn. Seit der Zeit datirt sich auch eine Sincere königlicher Munificenz für ihn, und fern jeder Speculation, genügt seine Arbeit jetzt, ihn vor Noth zu schützen. Seine Arbeiten sind originell, zugleich aber nicht minder gebiegen. Die Verköstige gehen die Form der gebundenen Rede verschwinden bei Scherenberg fast in der reichen Fülle der Worte, die, wie die Krieger beim Sturm, sich häufig gegenseitig zu überflürzen scheinen. Seine kleinern Gedichte zeigen noch mehr die Originalität seiner Auffassungsweise. Ganz so ungezwungen und gemüthlich, wie in letztern, ist er im Umgange. Trittschwinden in seine bescheidene Wohnung, so empfängt er ihn im solidesten Reglgasse eines Poeten, und hört man ihn in seiner Arbeit, so bittet er seine intimsten Freunde mit der offenherzigsten Freundlichkeit, ihn in Frieden zu lassen. Niemand nimmt es ihm übel, denn diese Offenherzigkeit ist eine aufrichtige Liebenswürdigkeit; aber dieser Zug charakterisirt vollständig den Mann, welcher erst in den letzten Jahren die Anerkennung fand, die er schon längst verdient hatte.

Ich erlaube mir nach diesen halb biographischen Notizen von einem Zweige der modernen Literatur zu sprechen, welcher mehr und mehr in den letzten Jahren an Ausdehnung gewann. Es ist das Feuilleton. Die leichte Literatur, die Kritiken und Tagesbesprechungen riefen es zuerst in Paris ins Leben, um nach den langweiligen, verwirrenden und verknotteten politischen Artikeln, Nachrichten und Geheimnissen dem erschöpften Leser den Genuß einer ruhigen und abplättenden Lectüre zu verschaffen. Deutschland ergriff diesen Zweig anfangs mit Vorliebe und bezeichnete ihn als eine Pflanzschule der jungen Literatur und als einen Sammelpfad der schreiblustigen Talente. Mit der Zeit ist indessen diese schöne Wirsicht theilweise untergraben und vernichtet worden und hauptsächlich durch die Schuld der Zeitungen. Die Feuilletonliteratur ist weit entfernt dem Buchhandel Schaden zuzufügen; das Feuilleton soll: dazu dienen, den Sinn für Lectüre und Kunst zu heben, und bei richtiger Behandlung ist dasselbe be-

rufen, eine wichtige Stelle in der Nationalliteratur aufzufüllen. Diese Stelle hat es in Deutschland indessen nicht erreicht, auch in Berlin nicht; nur hin und wieder ist es den politisch geleitartikelteten Berlinern möglich, einen Lichtstrahl angenehmer und leichter Feuilletonliteratur zu erfassen; aber der Beispender ihnen eben nur so viel, daß sie nie satt davon werden. Liegt dies an zu weit getriebener Honorarökonomie, oder ist es der Glaube an den Genuß ewig polemisirender, doctrinärer und am Ende ermüdender, dreispaltenlanger Leitartikel, welchen die Redactionen dabei huldigen?

Die Zahl der Feuilletonisten ist deshalb auch nur eine sehr kleine in Berlin. Außer E. Kossak, dem Redacteur der „Berliner Morgenpost“, dürfte schwerlich noch einer von Fach gefunden werden. Adolf Stahr und F. Ulrich sind an der „Nationalzeitung“; aber Beide beschränken sich leider nur auf ganz seltene Kunstberichte oder kurze Recensionen. Letzter flattert bald hierhin, bald dorthin und theilt seine Berichte zwischen der „Berliner Feuerspritze“ und „Nationalzeitung“. Kossak schreibt ewig von seinen Reisen und kann vor lauter Büchern nie zu Recensionen kommen; die Spener'sche Zeitung bringt nur kurze Notizen und die Kreuzzeitung macht Reisen. Die Zeitungen haben keine Feuilletonisten und die Feuilletonisten keine Zeitungen; die Politik ersticht und apoplektirt Alles, die Politik, welche von den Zeitungen selbst oft zum Fenster geworfen wird, die Abonnenten verwirrt macht und ihnen die gesunde Ansicht wegpolemisiert, die sie noch gehabt haben. Es ist schlimm, wenn man des Guten zu viel thut, aber ebenso schlimm ist: des Guten zu wenig. Das Feuilleton ist nicht wie in Paris eine Fundgrube, eine Goldquelle für die Autoren; und doch bräut es, wenn man es richtig anzufangen wüßte, eine Schule für die Schriftsteller, ein Kampf- und Ringplatz junger Talente werden und sowohl den Autoren als den Redactionen nur von Vorthail sein.

Eduard Schmidt.

## Schriften über die Liebe.

Ein Anonymus hat es unternommen, in einem Schriftchen: Aphorismen über die Liebe. Von einem Greise. Liegnitz, Kuhlman 1854. 16. 6 Ngr.

den Liebenden seinen Rath zu ertheilen, wie sie und nach welchen Grundsätzen sie lieben und was sie dabei vermeiden sollen. Der „Greis“ theilt seine Aphorismen in die Rubriken: „Wesen der Liebe“, „Entstehung der Liebe“, „Nahrung der Liebe“, „Verkümmern, Ersterben der Liebe“, „Eifersucht“, „Seltsamkeit wahrer Liebe“ und „Täuschungen der Liebe“. Es wirt mit den von unserm gutmeinenden „Greise“ ertheilten Rathschlägen Wenigen gedient sein, denn die Liebe ist gerade diejenige Angelegenheit, in welche sich die Menschen am wenigsten dreinreden lassen.

Eine andere gründlichere Schrift über die Liebe trägt den Titel:

Geschichte der Liebe, oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen. Eine Festgabe an die Schönen von Friedrich von Schenck. Stuttgart, Hallberger. 1853. 16. 21 Ngr.

Der Verfasser knüpft seine Betrachtung an die (im höhern Sinne) erotische Literatur an, die er bis auf die neueste Zeit verfolgt. Wir vermessen darin die Bezugnahme auf mehrere Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die in der Philosophie und Dialektik der Liebe eine hervorragende Stelle einnehmen; aber in Dem, was der Verfasser gibt, ist vieles richtig Gedachte und wenig Empfundene. Sehr treffend charakterisirt er unter Anderm jene Periode, wo „jeder junge Mann von leidlichem Aeußern, von einigem formellen Talent sich zu einem geistreichen Feine, zu

einem interessanten Byron aufblühte, sich mit dem philosophischen Wissen Hegel's oder mit der aristokratischen Lebenskunst Goethe's weihen wollte". Auch die Liebe ist jetzt — Dank namentlich der Händel von Romanen und Theaterstücken — insofern ein demokratisches Gemeingut geworden, daß das Bürgermädchen bestmögliche in Stand gesetzt sieht, gerade mit eben solchen subjectiven oder raffinierten Gefühlen zu lieben wie eine Baroness oder Comtesse. Dies ahnt der Verfasser, aber er geht auf diese sehr besprechenswerthe Seite seines Themas nicht gründlich genug ein; dafür verliert er sich zum Schluß in philosophische Lebensarten, wie die, „daß der abstracte Idealismus und die raffinierte Sinnlichkeit, die bis zur Vernichtung aller Objectivität sich geltend machende Subjectivität und die jetzt Individualität aufhebende Gleichförmigkeit der praktischen Tendenz zu überwinden seien", und daß, wenn dies geschehen und wenn es dahin gekommen, daß alle Lebensverhältnisse ihre werthbeurtheilende äußerliche, materielle Grundlage erhalten und von dem ebenso notwendigen Hauch der selbstbewußten geistigen Bildung getragen werden, „das ganze Leben unter das Gefäß der Schönheit fallen, überall das Geistige: Sinnliche realisiert sein und Liebe und Schönheit ihre höchsten Feste feiern müßten". Was fangen wir mit diesem Ende seines Buchs an? Gonthier sagt Ehe und Liebe immer noch zu sehr von der bloß öffentlichen Seite und als bloßes artistisches Ornament des Lebens auf. Diese Auffassung kommt aber den zahlreichsten Volksschichten nicht zugute und hält nicht Stand gegen die Rache und bösen Wetter des modernen Daseins. **P. M.**

## Notizen.

### Störtebeker.

Die Bemerkungen, mit denen die Redaction in Nr. 35 d. Bl. f. 1854 die Bedeutsamkeit dieses von der Sage gefeierten Helden hervorhob, fanden noch frisch in meinem Gedächtnisse, als ich zufällig bei Lessing (XI, 354) die Angabe fand, daß auf der hamburgischen Bühne im Jahre 1701 eine Oper aufgeführt sei, die sich mit Störtebeker und seinem Genossen Jödge Michaels beschäftigte. Außer der kurzen Notiz, die Lessing über das Leben der beiden Seeräuber beibringt, fand ich ähnliche Angaben bei Raabe: „Allgemeines plattdeutsches Volksbuch" (Bismar 1854), wo unter der Ueberschrift „Klaus Störtebeker an Söde Michael" ihr Leben und Ende kurz geschildert werden. Da Raabe seinem Zwecke gemäß seine Quellen nicht nennt, ist es mir auch nicht möglich, von der am Eingang stehenden plattdeutschen Strophe\*), in der sich unter Anderm die Anspielung auf die Bezeichnung Liebenheimer — ein Ausdruck, der im Verlauf der Erzählung selbst auf die gleiche Deutung der Beute gedeutet wird — findet, irgend Näheres zu berichten. Einen Händelfängerton verräth eine hochdeutsche Wendung gegen den Schluß mitgetheilte Strophe, die mit den Worten beginnt: „Der Büttel, der hieß Rosenfeld." Zielte, daß Raabe seine Angaben aus der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte" (II, 43, 93, 594) schöpfte. Dort finden sich nämlich nach Koner's „Repertorium" (I, 1, 157) — das citirte Heft des verdienstvollen Werks behandelt unter den Hilfswissenschaften der Geschichte insbesondere auch die Biographie — Mittheilungen von Laurent über Klaus Störtebeker mit Zusätzen von Lappenberg.

Wenn übrigens Lessing die citirte Stelle mit den Worten beginnt: „Störtebeker und Jödge Michaels, erster und zweiter

\*) Die letztere vollständig, theilweise wol mit dialektischer, aus dem Zwecke des Buchs erklärlicher Umgestaltung:

Störtebeker an Söde Michael

Rowten leid tau glitte best

Leu Walter un tau Saaden.

Sei rowten so lang, daß't Gott verdrös.

Da wärrten sel tau Schanden.

Theil. Gottsched hat diese beiden Stücke erst unter dem Jahre 1707; sie sind aber bereits 1701 gedruckt und aufgeführt worden, so findet sich diese richtige Angabe auch bei Gottsched selbst. In der von ihm herausgegebenen „Deutschen Schaubühne" nämlich findet sich Band 2 (1741) auch ein Register der in Hamburg aufgeführten Opern und daselbst unter dem Jahre 1701 das Stück: „Störtebeker und Jödge Michael", zwei Theile (Nr. 98 und 99).\*) Was ihn etwa bestimmt haben mag, diese Angabe in dem von Lessing angezogenen, später (1757) herausgegebenen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst" zu modificiren, wird vielleicht, aber auch nur vielleicht, aus Einsicht des betreffenden Werks erhellen, das ich selbst augenblicklich nicht habe vergleichen können. Vorausgesetzt wird sich aber ein solcher Grund gar nicht finden lassen, braucht wenigstens nicht gesucht zu werden. Die verschiedene Schreibweise des Namens Störtebeker bei Lessing und Gottsched einerseits, wie bei Raabe und Koner andererseits ist jedenfalls ohne tiefere Bedeutung. 55.

### Die Denkwürdigkeiten Agrippa d'Aubigné's.

In einem von Sasonoff unterzeichneten Artikel spricht sich das „Athenaeum français" über eine jüngst erschienene deutsche Uebersetzung der Denkwürdigkeiten Agrippa d'Aubigné's\*\*), was die Einleitung betrifft, sehr anerkennend, was aber die Uebersetzung selbst betrifft, mißbilligend aus. Der Uebersetzer, sagt Sasonoff, offenbare die besten und loblichsten Absichten; er erkläre in einer sehr lesbar geschriebenen Einleitung, daß ihm die Lectüre der Denkwürdigkeiten d'Aubigné's in dieser Zeit des Nismuths und der Beklemmung vielen Trost gewährt und daß er es daher für zweckmäßig erachtet habe, eine deutsche Uebersetzung zu veranstalten und dadurch dazu beizutragen, daß das Jahrhundert sich von dem Zustande der Ruthlosigkeit, in welchen es versunken sei, wieder erhebe. Der Uebersetzer, S. B. Baum, würdige nicht ohne Wichtigkeit das Verdienst d'Aubigné's als Geschichtschreiber und Charakterist selbst sehr glücklich den hugenottischen Poeten und Kriegsobersten, indem er an dessen Person den deutlich erkennbaren Uebergang aus der Ritterzeit zur neuern Kriegskunst zeige. „Dies Alles", fügt der französische Kritiker hinzu, „ist sehr gut und man kann solche gute Gesinnungen und solche richtige Ideen nicht genug loben. Unglücklicherweise ist aber das Verdienst dieses Buchs mit den ersten 30 Seiten erschöpft." Was nämlich die Uebersetzung betrifft, so erklärt Sasonoff, daß dieselbe in hohem Grade ungenügend sei, den Text entsetze und häufig sogar Sinnlosigkeiten enthalte, was zum Theil daher rühre, daß Baum mit dem Französischen des 16. Jahrhunderts nicht genügend vertraut zu sein scheine. Auch die von dem Uebersetzer beliebte künstliche Eintheilung in Capitel vermag Sasonoff nicht zu billigen. „Kurz, die Denkwürdigkeiten Agrippa d'Aubigné's (schließt der französische Kritiker) sind noch nicht ins Deutsche übersezt, und das ist für die deutsche Literatur ein glücklicher Zufall; denn der künftige Uebersetzer wird den neuen Text und die Noten der sorben bei Charpentier erschienenen Ausgabe zu seiner Verfügung haben." **P. M.**

\*) Im Jahre 1852 kam eine Oper in Hamburg zur Aufführung, die ebenfalls den berühmten Händel zum Gegenstand hatte. Wir müssen jedoch offen gestehen, daß uns der Name des Componisten, dem wir seitdem nirgends wieder begegnet sind, entfallen ist, obgleich er in Hamburg selbst ziemlich bekannt ist. D. Red.

\*\*) Denkwürdigkeiten Theodor Agrippa d'Aubigné's. Der Hugenott von allem Schrot und Korn. Deutsch mit Erläuterungen, Zusätzen und einer Einleitung über d'Aubigné als Geschichtschreiber von Johann Wilhelm Baum. Leipzig, Weidmann. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

### Die Stellung der Frauen.

Bei der an und für sich und nach einzelnen geschichtlichen Beispielen besonders einleuchtenden Wichtigkeit der Frauen für die Bildung und Entwicklung des Menschengeschlechts mag es umsonst gefragt sein, auf den am 6. März 1854 auf Veranlassung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke in Berlin von L. Wiese gehaltenen Vortrag: „Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum und in der christlichen Zeit“ (Berlin 1854), mit einigen Worten hinzuweisen. Der Verfasser läßt der Stellung der Frauen bei den Griechen und Römern die gebührende Gerechtigkeit widerfahren; aber er weist zugleich aus dem Wesen des Christenthums selbst klar und deutlich nach, daß die Stellung der christlichen Frau eine ganz andere und naturgemähere, vornehmlich aber eine auf das Leben in der Familie und dadurch auch auf die Kreise außerhalb der Familie weit einflußreichere geworden sei, als sie im alten Griechenland und Rom war und sein konnte. Was in dieser Hinsicht und namentlich, unter Bezugnahme auf Lu-

ther's treffliche Ansichten über die Ehe und über die Frauen, von der germanischen Frau gesagt und gerühmt wird, ist vorzugsweise für unsere Zeit von tiefer Bedeutung; für unsere Zeit, die auch auf dem Gebiete des Frauenlebens und der Ehe, wie auf dem der Familie, die traurigsten Erscheinungen nicht nur grundsätzlich, sondern auch in thatsächlicher Wirklichkeit, ganz im Widerspruche mit dem christlichen Ideale, erlebt hat. Denn es bleibt wahr, was gesagt worden, und es gilt auch namentlich für unsere Gegenwart: „Deutsche Frauen werden die deutschen Männer bessern und unsere Geschichte retten müssen, nicht durch Amazonenzüge, aber durch die Macht edler Herzen und gewaltiger Wirklichkeit. In dem Leben der Familie, in der Ehe liegt unsere Hoffnung, welche Bahnen wir erstreben möchten“; und „alle Volkskraft und alle Volkswohlfahrt wurzelt in der Familie“, schon nach der deutschen Nationalen, der urdeutschen Ansicht, als Glaube und Sitte, aber das Christenthum verstärkt das Nationale und bringt es erst zu voller Wirksamkeit.

### In Angelegenheiten der „Blätter für literarische Unterhaltung“.

Die deutsche Presse gefällt sich häufig in der Aufstellung von Muthmaßungen und Verdächtigungen, die mit einer Raschheit in die Welt geschleudert werden, welche deutlich zeigt, daß man sich nicht die Mühe genommen hat oder nehmen will, die eigenthümlichen Verhältnisse, die man dabei berührt und beziehungsweise verlegt, genauer zu prüfen.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“, dessen Werth und geschichtliche redactionelle Anordnung wie den auf Bearbeitung des Stoffs verwendeten Fleiß wir gewiß zu schätzen wissen, läßt in Nr. 21 in einem Artikel „Palmlab's romantisirte Geschichte“ die Vermuthung durchblicken, als ob die in Nr. 2 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ veröffentlichte Recension des Palmlab'schen Werks mit Rücksicht auf die Verlagshandlung geschrieben und daher nicht ganz unbefangen sei. Wir glauben dreist alle Mitarbeiter an diesen Blättern auffodern zu können, öffentlich zu erklären, ob von Seiten der Verlagshandlung jemals ihrem Urtheil irgend Zwang angethan, oder auch nur durch Andeutungen auf ihre Kritiken einzuwirken gesucht worden sei. Sämmtlich werden sie bekräftigen müssen, daß ihnen von jeher bei ihren kritischen Besprechungen vollkommene Unabhängigkeit gewährt war. In demselben Artikel wird gesagt, daß sich die „Blätter für literarische Unterhaltung“ unter der gegenwärtigen Leitung verjüngten und vom Einflusse des Verlegers möglichst emancipirten. Es kann aber davon, daß der gegenwärtige Herausgeber diese von ihm geleitete Zeitschrift von dem Einflusse der Verlagshandlung möglichst emancipire, gar nicht die Rede sein, denn dieser Einfluß in dem Sinne, wie er in dem genannten Artikel verstanden zu sein scheint, ist nichts weiter als eine Fiction; eine Einwirkung auf des Herausgebers kritisches Urtheil oder auf das der Mitarbeiter besteht nicht. Zwischen dem Herausgeber und dem Verleger waltet vielmehr das Verhältniß des vollkommensten gegenseitigen Vertrauens ob. Aber allerdings hat jedes ältere Blatt (und ohne Zweifel auch das „Magazin für die Literatur des Auslandes“) seine besondere, aus seiner historischen Entwicklung hervorgegangenen Verhältnisse, seine eigenthümliche, mit seiner Existenz selbst verflochtene, technische und geschäftliche Organisation, seinen mehr oder weniger festen Kreis von richtungs- und gesinnungsverwandten Mitarbeitern. Diese Bedingungen müssen respectirt werden, wenn nicht statt der Organisation die Desorganisation eintreten, das Blatt seinen Richtweg verlieren und das Publikum an dem Blatte irrewerden soll. Man vergesse doch nicht, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung“ seit länger als 30 Jahren Eigenthum der Buchhandlung F. A. Brochhaus sind und sich vermittelst der reichen schriftstellerischen Kräfte, mit denen sie in Verbindung steht, im Grunde fortbauend verjüngt,

aber freilich auch gewisse feste Normen angebildet haben, von denen sie nicht ablassen können, möge ihr Leiter sein wer er wolle.

Auf noch einen Vorwurf, den wir wol bisweilen hören mußten, möchten wir hier zu sprechen kommen, nämlich auf den, daß die Besprechung der Werksverthe der Buchhandlung Brochhaus in diesen Blättern einen zu großen Raum beanspruche. Bei diesem Vorwurfe scheint man aber gänzlich außer Augen zu lassen, daß die genannte Verlagshandlung gerade in großer Zahl solche Werke verlegt, die durch Inhalt und Form ganz eigentlich in die kritische Sphäre dieser Blätter fallen. Sollen nun zum Schaden der Literatur und Literaturfreunde und zur Beeinträchtigung der betreffenden Autoren gerade diese Werke in unsern Blättern unbesprochen bleiben oder zurückgesetzt werden, weil die Verlagshandlung dieser Blätter und jener Werke zufällig eine und dieselbe ist? Die Redaction kann gewiß mit bestem Rechte von sich sagen, daß sie es sich von jeher angelegen sein ließ, eine möglichst vollständige Uebersicht aller literarischen Erscheinungen von allgemeinerer Bedeutung zu bringen, daß sie sich nicht wie die Redactionen der meisten übrigen kritischen Institute mit der Anzeige bloß derjenigen Bücher und mit der Aufnahme bloß derjenigen Recensionen begnügt, die ihr eingeschickt werden, und daß, wenn trotzdem ein und das andere Buch unbesprochen bleiben sollte, dies gewiß an Umständen und Zufälligkeiten liegt, die nicht von der Redaction abhängen. Den Brochhaus'schen Werksverthe geht es ja infolge solcher von der Redaction selbst nicht verschuldeten Hindernisse oft nicht besser, wie dem z. B. die beiden frühern Romane von Robert Prug: „Das Engeldien“ und „Helix“, denen man doch gewiß ein allgemeineres Interesse nicht wird absprechen wollen, bisher in unsern Blättern keine kritische Besprechung gefunden haben.

Eine andere, von der „Revue des deux mondes“ erhobene Beschwerde geht eigentlich den gegenwärtigen Herausgeber direct nichts an, denn sie betrifft eine Periode unserer Blätter, wo er noch nicht in seinem jetzigen Verhältnisse zu ihnen stand. Das französische Journal beklagt in seiner Nummer vom 15. Januar, daß im Jahrgange 1852 dieser Blätter einige der „Revue“ entlehnten Artikel mitgetheilt wurden, ohne Angabe der Quelle und des Namens der betreffenden Verfasser, ja daß einer dieser Artikel in die „Allgemeine Zeitung“ überging und hier statt des französischen Blatts die „Blätter für literarische Unterhaltung“ als Quelle genannt wurden. B. de Cinq-Mars, der Verfasser der Reclamation, fügt seiner Beschwerde einige für den gegenwärtigen Herausgeber schmeichelhafte Bemerkungen hinzu und sagt dann: „Ce n'est-là nous est garant que nous n'aurons plus à l'avenir de pareilles réclamations à faire.“ Wir danken dem französischen Kritiker und Reclamanten für seine gute Meinung, müssen aber gestehen, daß es für uns

etwas Feinliches hat, unsere Leitung - in dieser besondern Hinsicht auf Kosten der frühern gelobt zu sehen. Das Verhältniß ist jetzt eben ein anderes; die Bearbeitung und Ausbeutung der ausländischen Zeitschriften liegt jetzt einzig und allein in den Händen des gegenwärtigen Herausgebers; darum können und werden solche Quellenverfälschungen, die auch dem Princip der frühern Leitung durchaus zuwiderliefen und ganz gewiß von ihr nicht beabsichtigt waren, allerdings nicht mehr vorkommen. Sollten einzelne Fälle dieser Art wirklich stattgefunden haben, so erklärt sich dies wol einfach daraus, daß die betreffenden Mitarbeiter die Anweisung erhielten, aus der „Revue des deux mondes“ nicht bloß einfach zu übersetzen, sondern sie in Verbindung mit andern Zeitschriften und selbst den einschlägigen Werken als Material zu selbständigen Artikeln über den betreffenden Gegenstand zu benutzen. Es kann man wol hindeuten gesehen sein, daß die damit beauftragten Mitarbeiter die richtige Grenze zwischen selbständiger Benutzung und bloßer Reproduction nicht eingehalten haben, wofür jedoch die Redaction nicht verantwortlich zu machen ist. Es ist auch schon begegnet, daß französische Blätter, freilich noch häufiger deutsche, namentlich österreichische, Mittheilungen der „Blätter für literarische Unterhaltung“ benutzt haben, ohne die Quelle zu nennen; aber es fiel

uns nicht ein; die Redaction jener Blätter als solche dafür verantwortlich zu machen. Mit herzlichster Freude heißen wir aber die Bemerkung willkommen, womit B. de Einq-Mars seine Reclamation schließt: „Die europäischen Literaturen haben sich mehr und mehr zu einem gemeinsamen Werke verbrüderet: es ist ihre Pflicht einander zu controliren, aufzuklären, eine der andern den Weg zu weisen. Mögen sie daher vor allem den Respect beobachten, den sie der Arbeit Anderer schuldig sind; es ist dies die erste Bedingung des Bündnisses; es ist dies das erste Gesetz der literarischen Verbrüderung.“ Wir hoffen — und wir glauben Beweise dafür zu haben —, daß unsere französischen Freunde erkennen und mehr und mehr erkennen werden, wie sehr gerade diese „fraternité littéraire“, diese Wechselwirkungen der europäischen Literaturen aufeinander uns am Herzen liegen. Wir können sagen, daß nichts uns größere Ermunterung gewährt als die mancherlei Beugnisse; daß unsere Bemühungen in dieser Richtung bei gleichgesinnten ausländischen Literaturgenossen Beachtung finden, nichts einen größern Trost in dieser trostbedürftigen Zeit, als die belohnende und angenehme Mühe, die wir uns geben, die Spuren jener literarischen Wechselwirkungen mit Liebe und Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Dr. M.

## Bibliographie.

Wum der Schüler zu Kloster Kofleben von 1742 bis 1854. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. Gr. 4. 20 Ngr.

Atharva Veda Sanhita, herausgegeben von R. Roth und W. D. Whitney. 1ste Abtheilung. Berlin, Dümmler. Hoch 4. 8 Thlr.

Bluntschli, J. C., Ueber den Unterschied der mittelalterlichen und der modernen Staatsideen. Ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten zu München am 5. Febr. 1855. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 8 Ngr.

Busch, G. F., Maria von Kahlenburg und Leuthold von Ansburg, oder: Das blutende Schwert an der Lieb frauenkirche zu Halberstadt. Eine Schauer Geschichte aus der alten Zeit nach einer vaterländischen Volks Sage. Zwei Theile. Mit 2 Illustrationen. Leipzig, Goldsch. 8. 1 Thlr.

Dittmar, P., Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der weltgeschichtlichen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfnis dargestellt. 1ster Band. 3te Auflage. Heidelberg, A. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dudumi, D., Klänge aus dem Osten. Ungarische Dichtungen frei übersetzt. Pesth, Seibel. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dunder, R., Geschichte des Alterthums. 1ster Band. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frank, P., Blüten im Winter. Eine einfache Gabe. Leipzig, Schmid. 8. 15 Ngr.

Gebets-Bücher für das Arbeitsfeld der innern Mission, insbesondere zu segnetem Gebrauch vor, bei und nach den Besuchen des kirchenältesten Collegiums. Nach älteren und neueren Quellen bearbeitet; und eingeleitet durch ein Vorwort von C. Blumhardt. Stuttgart, Beller. Gr. 8. 9 Ngr.

Geschichte von einem Kurländer. Mitau, Keyher. 1854. 16. 20 Ngr.

Grimm, J., Ueber die namen des donners. Eine academische abhandlung vorgelesen am 12. mai 1853. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Herzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. Im Stambulgefangnis und im Sibiren. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Herold, L., Geschichte der von der Familie von Willeben gestifteten Klosterschule Kofleben von 1554 bis 1854. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. Gr. 4. 20 Ngr.

Hessel, J., Der Inspector Unger. Düsseldorf, Rettungs-Anstalt. Br. 12. 10 Ngr.

Liefde J. de, Die Diligence, oder: Die Reise nach der Stadt der Erbschaft. Aus dem Holländischen. Düsseldorf, Rettungs-Anstalt. 1854. 8. 2 1/2 Ngr.

Miklosich, F., Ueber die Sprache der ältesten russischen Chronisten, vorzüglich Nestor's. Wien, Braumüller. Lex. 8. 8 Ngr.

Rilton's, S., Abhandlung über Lehre und Wesen der Ehecheidung mit der Zueignung an das Parlament vom 3. 1644. Nach der abgekürzten Form des George Burnett deutsch von F. v. Holtendorff. Berlin, Jonas. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

## Tageblitteratur.

Denkwürdigkeiten zur Regierungs- und Lebensgeschichte Kaiser Nikolaus I. 1stes Heft. Berlin, Gebr. Scherl. Gr. 8. 6 Ngr.

Käuffer, J. G. R., Predigt bei Vollendung der 25jährigen Amtswirksamkeit an der evangelischen Hofkirche zu Dresden den 4. März 1855 am Sonntag Reminiscere gehalten. Dresden, Adler u. Diege. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Kohlshütter, C. B., Zwei Predigten bei seiner Amts-Veränderung in Glauchau und Dresden gehalten. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Kriegsführung im Orient. Der Feldzug in der Krim. Denkschrift der Regierung. Gr. Majestät des Kaisers Napoleon III. überreicht von einem hohen Offizier. Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Schussek, K., Preußen als Großmacht und die Nondum merides-Politik beleuchtet. Anhang: Der Tod des Kaisers Nikolaus. Leipzig, Seibel. Gr. 8. 12 Ngr.

Ueber die Kriegsführung im Orient. Krim-Expedition. Denkschrift an die Regierung. Gr. Majestät des Kaisers Napoleon III. Von einem General. Aus dem Französischen vom Grafen von D... Dresden, R. Schäfer. Gr. 8. 10 Ngr.

Wiedede, S. v., Die militärischen Kräfte Deutschlands und ihre Fortschritte in der neueren Zeit. Stuttgart, C. Hallberger. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Margraf.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Ernst Schulze's sämtliche poetische Werke.

Sieben erschienen bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Sämmtliche poetische Werke von Ernst Schulze.** Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.

Der fünfte Theil auch unter dem Titel:

**Ernst Schulze.** Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von **Hermann Marggraf.** 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

**Ernst Schulze** ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes Lieblingsdichter geworden. Dies beweisen die zahlreichen Auflagen, welche namentlich seine „Begauberte Rose“, aber auch seine „Cäcilie“, die als phantasiebelebte, in sich geschlossene romantische Epopöe in der neuern deutschen Literatur bis auf den heutigen Tag noch unübertroffen geblieben ist, wie seine zarten, anmuthigen und melodischen „Gedichte“ erlebt haben. Die fortwährend lebhafteste Theilnahme für Ernst Schulze hat jetzt auch eine dritte Auflage seiner „Sämmtlichen poetischen Werke“ nöthig gemacht. Diese tritt vor das Publicum in Begleitung einer erschöpfenden Biographie des Dichters, von Hermann Marggraf verfaßt, welchem zu diesem Zwecke ein sehr reichhaltiges Material: das eigene ausführliche Tagebuch des Dichters, seine nachgelassenen Briefschaften und höchst dankenswerthe Mittheilungen seiner nächsten Verwandten und Freunde, zur Verfügung gestellt waren. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hier über des Dichters Bildungsgang und innere Entwicklung, über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid, über seine kurze aber interessante Kriegsperiode und über seine letzten Lebensstage ausführliche und meist ganz neue Aufschlüsse, die auch zum Theil als interessante Beiträge zur Kenntniß des damals unter dem deutschen Volke so energisch auflebenden nationalen Geistes, der Kriegereignisse und namentlich auch des göttlinger Gelehrtenkreises (Bumfen, Bachmann, Brandis, Rüdte u. s. w.) zu betrachten sind. Die Verehrer des Dichters werden diesen aus seinem Tagebuche und seinen Briefen von mancher ganz neuen Seite und vornehmlich auch als glänzenden Prosafikern kennen lernen.

Von einzelnen Dichtungen Ernst Schulze's erschienen in demselben Verlage folgende elegante Ausgaben:

**Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht.

Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Geb. 1 Thlr.

Octav-Ausgabe. Achte Auflage.

Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.

Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

**Cäcilie.** Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile.

Geb. 3 Thlr.

**Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.)

Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Benfey, Kurze Sanskrit-Grammatik

zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geh. 3 Thlr.

Dem Verfasser ist mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, eine kürzere Bearbeitung seiner „Vollständigen Grammatik der Sanskritsprache“ für Anfänger zu veranstalten. Er hat dies in dem vorliegenden Werke gethan, das sich in Allem an seine größere Grammatik genau anschließt.

Letztere bildet einen Theil des nachstehenden in demselben Verlage erschienenen Werks:

**Handbuch der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von Theodor Benfey. Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 14 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besondern Titeln:

Erste Abtheilung: **Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.** 1852. 5 Thlr.

Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Erster Theil: Text, Anmerkungen, Metra. 1853. 4 Thlr. Zweiter Theil: Glossar. 1854. 5 Thlr.

Ein vollständiges Handbuch zum Erlernen der Sanskritsprache von dem berühmten Orientalisten. Die Grammatik wird in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen. Die Chrestomathie, nebst Glossar, lehrt alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmäßig ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk bildet somit für den Lernenden wie für den Kenner gleichmäßig einen unentbehrlichen Begleiter beim Studium der Sanskritsprache.

Sieben erschienen bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Geschichte des Protestantismus

in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Von

**Dr. W. G. Solban.** Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein ausgezeichnete Historiker schrieb der Verlagsband über dieses Werk unter Andern:

„Nach meiner innigen Ueberzeugung ist das Werk ein höchst werthvolles, ja bedeutendes: werthvoll und bedeutend zuerst als das Resultat gründlicher und ganz rigorer Forschung, womit ein tüchtiges Quellenstudium verbunden ist, wie dieses wieder mit einer Kritik, die, weit davon entfernt, eine ins Blaue gehende und umfängliche zu sein, manches Irrthum gewordenen Unwahrheit, Halb Wahrheit und Unsichere theils aufscheidet und sichtet, theils als ungewiß der künftigen Forschung und genauern Erörterung überläßt und empfiehlt. Die Darstellung ist dem Ernste und der Würde der Geschichte angemessen. Der Verfasser ist überall seines reichen Materials sehr Herr geworden, daß er die Darstellung keineswegs schleppt und ermüdend macht und ihr nirgends die Beschränkung der Untersuchungen anmerken läßt.“

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

**Dreißig Jahre des Protestantismus in Sachsen und Brandenburg.** Mit einer Einleitung. 8. 1845. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. W. Brockhaus in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 16.

19. April 1855.

Inhalt: Der Goethe-Resner'sche Briefwechsel. Von Bernhard Rudolf Werten. Dritter Artikel. — Deutsche Taschenbücher für 1855. Von Emanuel Rausk. Zweiter Artikel. — Naturwissenschaftliches. Von Heinrich Birnbaum. — Aus Amerika: Der Know-Nothingismus und die amerikanisch-deutsche Presse; Feinzen und Strube als dramatische Dichter; Die Bull's Académie de musique; Gerhard's „Begleiter für deutsche Einwanderer“; die Amerikanische Gesellschaft für Geographie und Statistik. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Der Goethe-Resner'sche Briefwechsel.

Dritter Artikel. \*)

Wenn ein Buch innerhalb weniger Monate zwei Auflagen erlebt, so ist das ein Zeichen, daß es von dem Publicum freudig aufgenommen, daß seine Erscheinung etwas Bedeutendes ist. Und so darf auch der Verfasser der gegenwärtigen Anzeige hoffen, daß ein dritter Artikel, den ersten beiden zugegeben, den Lesern d. Bl. nicht unwillkommen sein werde.

Als Goethe im Frühling 1787 in Neapel verweilte, ersuchte ihn eine Dame, von der er schon früher Begünstigung erfahren, sich Abends Punkt 5 Uhr bei ihr einzufinden. Es wolle ihn ein Engländer sprechen, der ihm über den „Werther“ etwas zu sagen habe. Goethe folgte dem Ruf, kam aber bei der Länge des Wegs eine Viertelstunde zu spät und fand den Engländer, einen schönen Mann in mittlern Jahren, schon an der Schwelle, im Begriff das Haus zu verlassen. Er sagte:

Ich konnte keinen Augenblick länger warten. Was ich Ihnen aber zu sagen habe, ist ganz kurz und kann ebenso gut hier auf der Schilfmatte geschehen. Ich will nicht wiederholen, was Sie von Tausenden gehört; auch hat das Wort nicht so bestig auf mich gewirkt als auf Andere. So oft ich aber daran denke, was dazu gehörte, um es zu schreiben, muß ich mich immer aufs neue verwundern.

Auch wir fragen, und zwar durch unser Büchlein angeregt, wie der Engländer: Was gehörte dazu?

Das Erste und Letzte freilich ist das Genie; und daß dieses sich in der Zeit, da der „Werther“ empfangen und geboren ward, in vollem Maße bei Goethe offenbarte, darüber kann kein Zweifel stattfinden. Er selbst spricht sich im sechzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ so mächtig als anmutig aus:

Die Ausübung der Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden, aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor. Auch beim nächsten Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein Lebernes

Wamms machen zu lassen und mich zu gewöhnen, im Finkern, durch das Gefühl, Das, was unvermuthet hervorbrach, zu firkeln.

Man wird nicht ohne Erbauung das Folgende lesen. Einen etwas rohen, deshalb aber kräftigen und bedeutenden Ausdruck dieser Eigenthümlichkeit haben wir in den ersten Zeilen des Fragments vom „Ewigen Juden“:

Um Mitternacht wol fang' ich an,  
Spring' aus dem Bette wie ein Foller.  
Wie war mein Bufen seelenvoller,  
Zu singen den gereiften Mann.

Und hab' ich auch die Gabe nicht  
Von wohlgeschliffnen, leichten Reimen,  
So darf ich doch mich nicht versäumen;  
Denn es ist Drang; und so ist's Pflicht.  
Und wie ich dich, geliebter Leser, kenne —  
Den ich von Herzen Bruder nenne —  
Willst gern vom Fleck und bist so faul,  
Kimmst wol auch einen Luder Gaul;  
Und ich, mir fehlt zu Nacht der Riel,  
Ergreif wol einen Besenstiel.

Dieses Gedicht fällt in die Periode des „Werther“, dem „Göz von Berlichingen“ schon vorausgegangen war. Und wer, wenn er in jenem die Briefe vom 10. Mai, vom 18. und 30. August 1771, vom 15. November des nächsten Jahres gelesen, wird nicht in tiefster Seele empfinden, daß hier der lebendige Quell ursprünglicher Dichtung sich ergießt, daß hier das Genie waltet?

Ein Zweites, was dazu gehörte, um ein Werk wie den „Werther“ zu schaffen, war Erfahrung. Zwar erkennt Goethe eine Anticipation im Dichter an; er thut dieses bei Gelegenheit der Uebersetzung seines „Egmont“, da es ihm auffallend ist, „daß man eben jetzt in Brüssel die Scene spiele, wie er sie vor zwölf Jahren aufgeschrieben“ (Brief aus Rom vom 9. Juli 1787). Aber mit der Liebe ist es ein Anderes. Wie will ein Dichter eine Leidenschaft schildern, die er selbst nicht empfunden hat? Und von Liebe ist das Herz, die Seele des Dichters, namentlich unsers Dichters, so durchdrungen, daß er an Frau von Stein, der er das Innerste seiner Seele

\*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 43 u. 40 d. Bl. 1854. D. Red.

darzulegen gewohnt war, schreibt: „Wenn ich nur leben könnte, ohne zu lieben!“ und: „Die Liebe gibt mir Alles, und wo die nicht ist, dresch' ich Stroh“ (17. und 22. Juli 1776). In demselben Briefe heißt es: „Einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter.“ Da spricht Goethe aus Erfahrung; er hatte sie gemacht, um Käthchen's nicht zu gedenken, in höhern Grade, in vollerm Maße bei Friederike; und daß die Liebe zu Lotte eine mächtige, eine leidenschaftliche war, das sagen uns so manche Briefe unsers Buchs, so manche im „Werther“, die nicht zweifeln lassen, daß sie Ergüsse eigener Empfindung, des eigenen Herzens sind, eines Herzens, das von Dem, in welchem es schlägt, ein „liebebedürftiges“ genannt wird.

Aber auch von andern Erfahrungen zeugt der „Werther“. Goethe erzählt in seiner Selbstbiographie, daß auch ihn, wie das die damalige empfindsame Zeit mit sich brachte, ein Lobselüft angewandelt, wie er, der völlige Contrast von Werther, dasselbe abgeschüttelt habe. Davon war schon im ersten Artikel die Rede. Mit diesem Selüste verwandt ist die Ansicht von der Natur, die Werther in dem Briefe vom 18. August ausdrückt, die auch Goethe in trüben Stunden mag getheilt haben. Den „Werther“ schreiben zu können, kostete ihn etwas. Im Herbst 1779, als ihm in Genf von Franzosen viele Complimente über den Roman gemacht wurden, sagte er: „Gott möge mich behüten, daß ich je wieder in den Fall komme, einen zu schreiben und schreiben zu können“ (Brief an Frau von Stein vom 2. November). Beiläufig bemerken wir, welche Stufen Goethe hinter sich zu lassen hatte von einer Zeit an, wo er in der Natur „ein ewig verschlingendes, ewig wiederläuendes Ungeheuer“ fand, bis zu der, da er seiner „Morphologie“ das Motto aus dem Buche Hiob vorsezte: „Siehe, er geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ich's merke.“ Doch konnten auch in jener Zeit Ansichten wie die im „Werther“ ausgedrückten in einer von Haus aus so gesunden Seele nicht lange haften.

Wenn, um auf das liebebedürftige Herz zurückzukommen, der Dichter die Liebe in ihrer Fülle genoss, wenn das Bedürfnis immerfort Nahrung und Stillung verlangte, so können wir freilich auch die Schattenseite nicht übersehen. Die Treue ist nicht immer Begleiterin der Liebe, und auch unser Dichter erfährt, was er in seinen „Maximen und Reflexionen“ bemerkt: „L'amour est un vrai recommenceur.“ Die Liebe zu Lotte trat ein, nachdem er kaum vor einem Jahre Friederike verlassen, und das Verhältniß zu Lili, das in eine Verlobung ausging, begann in demselben Jahre, da er den „Werther“ schrieb. Wir loben das nicht, indem wir es in der Natur des Dichters liegend finden; die Natur und das Sittliche sind zwei Welten, die wol oft congruiren, oft aber auch nicht. Selbst der Dichter Dante, der ernste, gewaltige — wiewol seine eigentliche Liebe himmelweit von der Liebe Goethe's verschieden war — mußte

eine Strafrede Beatrice's im Paradiese hinnehmen, und Goethe sang gewiß auch aus seiner Seele:

Wie entgleitet schnell der Fuß  
Schiefem, glattem Boden?  
Wen berührt nicht Blick und Gruß,  
Schmeichelter Odem?

Doch vergessen wir hier auch nicht, daß Goethe tief empfand und bereute, was er an Friederike gethan; und freuen wir uns — hier kommen wir auf Das zurück, was uns das Nächste ist, was uns beschäftigt —, „daß er, wenn auch nicht ohne Schmerz von Lotte sich trennte, doch mit reinerm Gewissen als von Friederike“ („Wahrheit und Dichtung“, Buch 12), ja beseligt von dem edelsten Bewußtsein.

Wir haben oben von der leidenschaftlichen, auf Einen Gegenstand gerichteten Liebe geredet. Aber noch eine andere Liebe, eine allgemeinere, gehörte dazu, um ein Buch wie den „Werther“ schaffen zu können, und diese ist das Dritte, was hier in Betrachtung kommt. Wir meinen die Liebe, mit der die Seele die Welt und ihre Erscheinungen mit der Freude in sich aufnimmt, in der, wie der erste Dante sich ausdrückt, der ewige Schöpfer sie schuf.

Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken,  
Und Welt und ich wir schwelgten im Entzücken.

So Goethe; und wer kann den zweiten Brief im „Werther“ lesen, ohne in ihm den lebendigsten Ausdruck dieses Entzündens zu finden? Und so umfaßt diese Liebe nicht bloß die leblofe Natur, wenn hier von einer leblosen die Rede sein kann; auch die Menschen werden mit dieser Liebe, mit der gesunden Gemüthern natürlichen Gutmüthigkeit umfaßt. Die Briefe an Lottens Bruder, die Anhänglichkeit an die ganze Familie, die Weise des Umgangs mit den frankfurter Freundinnen, Alles zeugt von ihr; und selbst aus leicht hingeworfenen Worten, wie aus denen, mit welchen er ein von Esenheim an Salzmann geschicktes Billet schließt:

Behüt' mir Gott meine lieben Aeltern,  
Behüt' mir Gott meine liebe Schwester,  
Behüt' mir Gott meinen lieben Actuarius  
Und alle frommen Herzen.  
Amen.

leuchtet sie hervor.

So möchte denn das hauptsächlich Dessen, was dazu gehörte, ein Werk wie den „Werther“ zu schaffen, aufgeführt sein. Und für alles Dieses finden wir Belege in unserm Buche. Kommen in ihm auch keine Ergießungen vor, die recht eigentlich das Genie zum Gegenstande haben, oder die Thätigkeit desselben bei der Schaffung des Romans — wer erkennt das Genie in dem in seiner einfachen Werkstatt von heitern Götterbildern umgebenen, den Augenblick ergreifenden, sich ihm hingebenden und ihn auf das Papier zaubernden Jüngling? in dem frohen Selbstbewußtsein, womit er auf seinen „Söz“ blickt und erkennt, „daß er gut ist“? in seinem Genuß der Natur und dem Ausdruck desselben, wenn der Tag sich in die Nacht verliert? in so manchen Zügen, an denen seine Briefe so reich sind? Von seinen Erfahrungen zeugen

eben dieselben; sind sie doch recht eigentlich das Document für seine Liebe zu dem im Roman gefeierten Mädchen. So findet Das, was wir über die allgemeinere Liebe, die in Goethe's Seele waltete, sagten, in ihnen die reichste Bestätigung.

Hier müssen wir noch besonders der Freundschaft, die ihn mit Kestner verband, gedenken, dieser aufrichtigen, neidlosen, von Argwohn und Unmuth entfernten, dieser, nach den schönen Worten des Herausgebers, „reinen und hohen Freundschaft, welche Kestner mit dem Vollgehalt seines dafür empfänglichen Herzens dem jüngern Goethe entgegenbrag, von diesem in seinem großen Seelenvermögen erwidert wurde und in Beiden einen so seltenen Eudemuth entwickelte“. Wir erinnern an die Stelle des im ersten Artikel mitgetheilten Briefes: „Und was thut dieser? (Goethe, da ihm Kestner's über die Veröffentlichung des *«Werther»* zürnender Brief zugekommen ist.) Weist er übermüthig die Vorwürfe ab und tröstet sich über dieselben in dem Gefühl über sein gelungenes Werk? Wie viele Dichter, besonders unserer Zeit, hätten diese Probe bestanden? Wie manche hätten wol, ohne Gefühl für das Eble, was auch in diesen Vorwürfen lag, Kestner einen Philister genannt! Nicht so Goethe.

Ich muß auch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erjärrten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist gethan; verzicht mir, wenn ihr könnt. Ich schweige; nur die frohe Ahnung muß ich euch hinhalten; ich mag gern wännen, und ich hoffe, daß das ewige Schicksal mir das zugelassen hat, um uns fester aneinanderzuthüpfen. Wie ich in deinem letzten Brief dich ganz erkenne, Kestner, dich ganz erkenne, Lotte, so bist ich, bleibe! Gott im Himmel! man sagt von dir, du hast Alles zum Besten.“

Und nun den folgenden Brief, von dem in unserm zweiten Artikel die Rede gewesen ist. Daß die Freunde sehr aneinandergeknüpft blieben, das beweisen die spätern Briefe Goethe's, die uns deshalb so lieb sind, die so durchaus zu dem Buche gehören. Das Große in dem ganzen Ereigniß ist die Selbstüberwindung, die Entsagung Goethe's; aber das Schönste das dauernde, ungetrühte, neidlose Verhältniß der theilhaftigen Personen. Sehr schön beschließt die Reihe der Briefe der Vers, den Goethe in ein von ihm Kestner geschenktes Exemplar des *„Deserted village“*, dieses geliebten Gedichts, schrieb:

Wenn einst nach überstand'nen Lebensmüh' und Schmerzen  
Das Glück dir Ruh' und Wonnetage gibt,  
Beyß nicht Den, der — ach! von ganzem Herzen  
Dich und mit dir geliebt.

Was die zweite Auflage des Buchs betrifft, so bestehen die Veränderungen nur in anders geordneter Reihenfolge einiger Briefe und in Zufügung weniger Anmerkungen. Sollte eine dritte folgen — und das ist wol zu erwarten —, so würden wir vorschlagen, daß man die Briefe aus den Jahren 1768—70, die in der gegenwärtigen Redaction einen Anhang bilden, gleich auf die Einleitung folgen ließe. Sie würden dann das folgende sehr passend und schon vorbereiten, man würde mit der Familie bekannt und vertraut werden, in der so Interessantes und Schönes sich ereignen sollte; auch scheint

dies, dem in unserm ersten Artikel mitgetheilten Briefe zufolge, der ursprüngliche Plan gewesen zu sein.

Der Familie Kestner haben wir für die Veröffentlichung dieses Schatzes gedankt, mit dem schmerzlichen Bedauern freilich, daß der treffliche Redacteur der Sammlung das Erscheinen derselben nicht erleben, die Freude und den Dank des Publicums nicht genießen sollte.

Bernhard Rudolf Weber.

## Deutsche Taschenbücher für 1855.

### Zweiter Artikel. \*)

Da wir die unten folgende Reihe mit den sogenannten *Rufenalmanachen* zu eröffnen gedenken, so dürfte es wol nicht überflüssig sein, diesen Rekruten „mit sehr viel Furcht und noch mehr Tadel“, die aus allen Länderwinkeln zur Stellung auf dem Parnas zusammengetrieben werden, vor Eröffnung des eigentlichen Feldzugs einige Worte als Vorpostenordnungen vorauszuschicken. Lieber den Sisyphusfelsen wälzen als einen *Rufenalmanach* herausgeben! Dies ist das undankbarste Geschäft, was je ein Sterblicher unternommen hat. Das waren andere, schönere, bessere Zeiten, als der Göttinger Dichterbund mit jugendlich-lecker Zuversicht seinen Erstgeborenen auf gut Glück in die Welt hinausgeschickte; denn damals hatten die *Rufen* noch nicht die Risire wiederzukehren. Der Herausgeber eines *Rufenalmanachs* ist eigentlich ein *Marquis*, der zwar nicht von *Apollo* gesunden, jedoch von allen deutschen Verseschmieden so lange gequält wird, ihre unpoetischen Findelkinder und misgeburtartigen Wechselbälge in seiner Versorgungsanstalt unterzubringen, bis er endlich aus Verzweiflung Ja sagt. Um sich natürlich vor dem Publicum nicht gänzlich zu blamiren, sucht er so viele Namen guten Klangs für sein Unternehmen zu gewinnen und steckt sie, wie die größten Rosinen in einem Pudding, mit so echt väterlicher Umsicht in den Vorbau, in die Mitte und an das Ende, daß sich der fertige Rosinenkloß wenigstens seiner Außenseite nach nicht vor der Welt zu schämen braucht. Der ästhetische Geschmack ist dabei Nebensache, also hier Sauce. So ehrenvoll es für die Verseschmiede bleibt, sich in so guter Gesellschaft blicken lassen zu dürfen, ebenso nachtheilig wirkt ihre Umgebung auf die Namen ersten oder zweiten Rangs ein; denn um ein gutes Gedicht zu würdigen, muß man sich in einer gewissen Stimmung befinden; wenn man jedoch schon ein paar Duzend schlechte Gedichte durchgeackert hat, daß es einem im Hirn wüßt herumholpert, dann macht auch ein gutes Lied keinen Eindruck mehr, — man ist schon stumpf. Uebrigens kommt auch der Fall gerade nicht selten vor, daß die *Matadore* schwache Producte liefern. Adolf Hötter — also ein gefeierter Sänger — brachte es, als er das *„Buch deutscher Lyrik“*, nur Originalgedichte enthaltend, herausgab, nur durch große Anstrengung, durch

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 6 d. Bl.

D. Red.

bedeutende Zeiteopfer dahin, dasselbe über das Niveau der gewöhnlichen Sammlungen zu erheben. Man begreift nicht, warum solch ein Beispiel nicht abschreckend wirkt. Die Herren scheinen zu glauben, daß Deutschland ohne Musenalmanache nicht existiren könne. Es ist wirklich schmerzlich zu sehen, welch eine Flut von mittelmäßigen Gedichten da dem Publicum für sein gutes Geld hingegeben wird. Man könnte ja doch so leicht einem derartigen Werke wenigstens eine halbwegs erträgliche Haltung geben, wenn man bei der Anordnung mit kunstgeübtem Censurblicke das Schlechteste beiseite räumte und statt 400 Druckseiten nur 200 gäbe. Dieses Verfahren wäre doch gewiß höchst einfach. Kerntuppen muß ein Musenalmanach haben, Kerntuppen des schönsten Schlags, welche die Rekruten in die Mitte nehmen müssen; dann kann der Dichterzug vor dem geistigen Auge des Lesers vorbeiziehen; wenn jedoch Rekruten allein daherkommen, da verliert man die Geduld. Jede Halbheit ist ein Weilenzeiger, der auf den Krummpfad der Caricatur hinweist. Wenn der „Kladderadatsch“ wüßte, welcher Fonds für ihn in diesen Musenalmanachen steckt, er würde sich darüber hermachen, um all diese Schätze mit den Spießhaufen und Fangzangen der Perisfrage für sich zu gewinnen. Es hat sich, wie auf allen Gebieten des geistigen Lebens, so auch im Rundbereich der Poesie eine schale Mittelmäßigkeit breitgemacht, und diese sich gegenseitig lobhübelnde Dilettantenclique, die ohne Begeisterung dichtet, ist es, welche dem Ansehen der deutschen Literatur so empfindlichen Schaden bringt. Oder sollte sie sich — wovon uns ein günstiges Schicksal behüte — erst ganz ins Wüste verlieren müssen, damit erst dann Hoffnung vorhanden sei, daß es zum Proceß der Regeneration komme, wie auch oft aus Fäulniß ein neues Leben entsteht? Der Wahnsinn des Eigendünkels hat in unsern Tagen den Culminationspunkt erreicht, der Hoffartsteufel ist in alle Gemüther gefahren; wenn sich so ein obscures Dichterlein nirgends anderswo gedruckt sehen kann, so schwänzelt es so lange um einen Musenalmanach herum, bis es sein liebes Ich in diese papierenen Pforten der Unsterblichkeit einschmuggelt — denn für unsterblich hält sich das Dichterlein dann. \*) Genug! wir schreiten zum Einzelnen.

\*) Die bessern Dichter, welche zu den beiden Musenalmanachen Beiträge lieferten, dürfen sich durch diese mörderische Einleitung, aus der wir noch einige der grimmigsten Kraftstellen wegzulassen uns erlaubt haben, nicht bange machen lassen, unser Berichterstatter entzieht diesen Wenigen seine Anerkennung nicht, wie man bei seiner Besprechung der einzelnen Almanache sehen wird. Das Urtheil, welches unser Berichterstatter im Allgemeinen über die Musenalmanache fällt, steht freilich mit der von uns im vorigen Jahre ausgesprochenen Ansicht einigermaßen im Widerspruch, indem wir in unserer Anzeige der vorjährigen Musenalmanache sie wenigstens als harmlose Kennegegnungsplätze der Epiker gelten ließen und an ihnen das interessant fanden, daß sie einen Ueberblick über die vorhandenen lyrischen Kräfte und zugleich ihre geographische Vertheilung über Deutschlands Boden gewährten; es war jedoch immer Princip der Redaction d. Bl., ihre Mitarbeiter, jeden nach seinem Standpunkt, frei sich auszusprechen zu lassen und ihrem Urtheil in keiner Weise Zwang anzuthun.

D. Red.

1. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1855. Herausgegeben von Christian Schäd. Fünfter Jahrgang. Mit dem Bildniß Leopold Scherer's und einer Musikbeilage von Andreas Hüller. Würzburg, Stachel. 1855. 16. 28 Rgr.
2. Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1855. Herausgegeben von D. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1854. 16. 1 Thlr. 15 Rgr.
3. Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1855. Herausgegeben von C. Dräxler-Mansfeld. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Bauerländer's Verlag. 1854. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Rgr.
4. Hessisches Jahrbuch für 1855. Mit Beiträgen von Mehren. Kassel, Bertram. 1855. Br. 8. 1 Thlr.
5. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1855. Herausgegeben von J. W. Appell. Bierziger Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. Darmstadt, Lange. 1854. Gr. 16. 2 Thlr.
6. Libussa. Jahrbuch für 1855. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Vierzehnter Jahrgang, mit dem Porträt Alfred Meißner's und drei gestochenen Kunstblättern. Leipzig, Hübner. 1854. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Rgr.

Kr. 1. Bekanntlich geben die Musenalmanache nie Erzählungen und Novellen, sondern nur Gedichte. Müde um der Leser auf einer Rundschau begleiten; wenn wir auch zuweilen auf lyrische Sandbänke stoßen oder gar momentan sitzen bleiben sollten, wir werden unser Schiffelein doch bald wieder flottmachen. Wir steuern auch hier zuerst deshalb an dem unermüdblichen J. H. Vogl, der Balladen aus dem Armeel schüttelt, dem immer sanglustigen J. G. Seidl und dem gewandten L. A. Frankl ganz flüchtig vorüber, da wir diesen österreichischen Dichtern in unserm ersten Artikel größere Aufmerksamkeit schenkten. Es mag daher diesmal bloß bei der Erwähnung ihrer Namen bleiben. Hierauf deutet Karl Marx seine Schweizerreise poetisch aus. Einige dieser Gedichte an die berner Alpen sind nicht übel; sie verrathen einen warmen Herzschlag für Naturschönheit, doch möge sich der Verfasser vor Lächerlichkeiten hüten; denn wenn er von einem „an das Posthor angemagelten Falken“ singt:

Die Luft, die diesen Starcken trug,

Vermißt mit Behmuth seinen Flug —

sympathisirt der Leser mit dieser lustigen Behmuth durchaus nicht. Das Uebertragen menschlicher Gefühle auf Elemente dürfte wol überhaupt nur zulässig sein, wenn die letztern personificirt vom Dichter eingeführt werden. Wie Ludwig Storch einen „Konnengürtel“ zehn Seiten lang besingen kann, das einzusehen war uns nicht möglich, unserer lichtbesehrten Zeit sind alle Konnengürtel und Klosterjungfern der Welt höchst gleichgültig. Julius von Rodenberg winselt auch 14 Sonette, worunter „Die schöne Sünnerin“, „Gesang der Nonnen“, „Chor der Engel“ u. s. w. schon durch ihre Ueberschriften andeuten, welcher Geistesrichtung sie angehören. Solche Stoffe, und dazu die Form des Sonetts! Unter den Beiträgen Günther Nicol's zeichnet sich besonders aus „Der alte Matrose“. Dieses schöne Lied voll Kraft und Frische ist eins der besten im ganzen Buche. Das „Lied“ von Friedrich Pröhle ist in der Form läppisch; solche gedankenarme Wortklappereien gehen aus übertriebener Keuerungs sucht hervor, erzielen nicht einmal einen Knalleffect, umsoweniger eine nachhaltige Wirkung. In dem Gedichte „Die Einseln“ übt sich ebenfalls ein Herr A. F. Schurz in neuen Wortbildungen, z. B. „Oceandurchwaten, Jubelüberflügelung, Bogenwurfepod“ u. s. w. Unter den Gedichten, die Julius Sturm gesendet, hat uns „Das Winterfest in Fusum“ angesprochen; diese hübsche Anekdote wurde glücklich von ihm behandelt. Hoffmann von Fallersleben bewegt sich in Gemeinplätzen, die schon hundert mal dagewesen. Julius Kraus zeigt in seinen „Baterländischen Gedichten“ echtdeutsche Kraft, biedern Sinn und, was

hien Verbau betrifft, einen schweren, volltönigen Vortlaut. Diese Otto's „Rufensturm“ ist nicht übel, der „Freihut“ ist ihr minder gelungen. Ernst Minneburg gibt 18 „Sinesische Volkslieder aus dem Shi-king des Confucius“, worunter sich „Das Frühlingsest“ und „Die heilige Linde“ durch eine große, an die Einfachheit auszeichnen. Dazwischen reiht Minneburg noch zwei „Altarabische Lieder“, deren erstes schon zu nennen ist. Friedrich Otto hat den interessanten Stoff „Das Pentekostmahl“ zwar nicht durchweg künstlerisch bemerkt, doch bewegt sich seine poetische Erzählung vom treuen Knecht flott fort auf der Woge des Rhythmus. Der Erwähnung würdig ist auch Ludwig Schreyer's Ballade „Die Heimkehr von Kreta“. Jegor von Eiders spendete zwei Lieder, deren erstes uns wegen seines zu idealen Schlusses nicht recht behagen wollte, während wir das zweite „Soldatenluft“ für sehr gelungen halten; es ist ein kerngehafter Erguß, als ob er wirklich aus einer muthigen Soldatenbrust, im Hui des Augenblicks gezeugt, hervorspränge. Johannes Kindwig hat mit seinem prachtvollen Gedichte „Titus“ den Preis erobert; es ist wol unbedingt das beste historische Produkt der ganzen Sammlung; er entwickelt darin beinahe eine hellenische Wortplastik. Da das ganze Gedicht zu lang ist, um es hier einzuschalten, so wollen wir wenigstens unsere Leser mit folgender herrlichen Strophe erfreuen:

Etaabgeborener römischer Cäsar, Herr der größten Erdenmacht,  
Kriechthiere sind Eroberer, Alger nur in Menschenhaut!  
Was sie bau'n, stürzt jach zusammen, wie ein buntes Kartenhaus,  
Ihre leichteste Spur im Sande löschen Völkerthränen aus.

Von dem leider zu früh in den drückendsten Verhältnissen gestorbenen echten Poeten August Schnegler finden wir, aus seinem von Ignaz Hub mitgetheilten Nachlasse, noch mehrere schöne Blüten seines sinnigen Dichtergemüths. Folgender kürzer, ihn selbst ganz charakterisirender Ausruf aus seinem tiefen Herze klingt wie sein Sterbefeuergesang:

Ich sterbe.

Ich sterbe aus Sehnsucht  
Nach lebendigem Leben;  
Ich sterbe am Himmel  
Nach ewiger Schönheit!

Von Ignaz Hub ist „Der Schutzgeist“ ein gutes Gedicht; es gehört auch das Trinklied „Der Kreislauf“ von Braun von Braunthal zu den besten Producten der Sammlung. Wenn E. Cerri singt: „Ich küßte deiner Haare Goldgewinde“, wird man unwillkürlich an Pomade erinnert; die Stirne der Geliebten darf in solchen Situationen der Dichter küssen lassen, die Haare jedoch nie. Unter den Beiträgen Leopold Schefer's dankt uns der werthvollste zu sein: „Am Morgen und zu Nacht.“ Schefer ist nur deshalb nicht einer der größten Dichter unserer ganzen modernen Zeitrechnung geworden, weil er zu viel Philosoph ist und zu wenig Sinn für Formenschönheit hat. Uebrigens gehören wir zu denen, die sein „Laienbrevier“ sehr hoch stellen. Adolf Doerr gibt einige anmuthige Reisebilder aus seinem „Album aus Italien“.

Nr. 2 eröffnet „Die Wettfahrt“ von Achim von Arnim, mitgetheilt aus seinem handschriftlichen Nachlaß. Wir enthalten uns hier absichtlich, ein Urtheil über dieses längere Gedicht abzugeben — die Literaturgeschichte ist das Feld der Todten, in einem Journal kann man sie nicht sanft begraben. Hermann Grimm führt eine „Violinphantasie“ in Versen auf — ein seltsames Vorhaben! Friedrich Otte singt ein hübsches, frisches Lied „Auf dem Zürchersee“. Balthasar Reber ruft Freigedacht zu:

Doch, Freiligrath, ich schwur es, nie,  
Das Lesen deiner Poesie  
Bis Nachts mehr auszudehnen.

Unter den drei schönen Liedern des Livländers Jegor von Eiders verdient einer besondern Erwähnung der tiefgefühlte ero-

tische Erguß „Seitdem“. Die talentvolle Gertrude von Hopfenhausen, geb. Hartung, lieferte unter Anderm ein kleines Gedichtchen, dessen Stimmung jedoch so objectiv groß ist, daß es in jedes Epos eingeschaltet werden könnte. Es ist unter den zahlreichen kürzern Spenden des Almanachs ohne Frage das beste; ein hoher reinweiblicher Adel durchweht das Ganze. Es ist ein natürlich-heiliges Gebet von seltener Schönheit. Der Leser urtheile selbst:

An die Natur.

O nimm mich an dein Herz so reich,  
Erhab'ne Bettenmatter du!  
Dah' ich an Größe, Milde, Ruh',  
An heil'ger Schöpfkraft dir gleich.  
Wie nach der innern Stürme Drang  
Gekütert und verschönt du stehst,  
In stillem Walten vorwärts gehst:  
Sei ruhig auch fortan mein Gang!

Friedrich Stromberg wird nicht müde, die Welt mit seinen Epigrammen zu beglücken; er scheint nicht zu wissen, was Selbstironie ist, denn sonst hätte er schwerlich folgendes, seine eigene Nase treffendes Epigramm veröffentlicht:

Heißeres Lieb.

Wollt ihr denn Alles nur erzwingen?  
Soll auch der Kabe endlich singen?

In dem Liede „Der Flüchtling“ von Julius Schanz spielt sich Kindesliebe schön ab; mit seinen Sonetten jedoch können wir uns nicht befreunden; diese jungen Dichter treten mit Platen und Adolf Böttger in die Schranken, als ob das gar nichts wäre. Hermann Kette sollte in der Wahl seiner Titel etwas vorsichtiger sein, denn z. B. die Ueberschrift „Eine Hundegeschichte“ kann doppelt gedeutet werden und den Leser gleich vornweg in eine unglückliche Stimmung versetzen. Günther Nicol's Lied „Von der treuen Lampe“ gehört unstreitig zu den bessern Producten des Almanachs, dessen mittelmäßige und schlechte Waare wir größtentheils mit Stillschweigen übergehen, um unsere Leser nicht zu ermüden. Erwähnenswerth ist die süßliche Sage „Der Becher“ von Karl Schmard. Unter den schönen Beiträgen Heinrich Reife's zeichnet sich ganz besonders aus das gewaltig tonende, wogenartig rauschende Lied „Ich hörte einst von Nordlandsbrecken“. Es thut einem wohl, doch wenigstens manchmal auf kerngesunde Producte zu stoßen, die beweisen, daß es in unserer verweichlichten Generation noch Kraftnaturen gibt. Wunderschön ist die Schlusstrophe:

Hochherzig waren Nordlands Krieger,  
Die Söhne hehren Schlachtenruhms,  
Sie waren die erhab'nen Wächter  
Des freien, stolzen Heidenthums.

Wilhelm Dönniges gibt in geglätteter Form „Dänische Volkslieder“, deren poetische Stimmungen bekanntlich Herder glücklich in der Uebersetzung abzuspiegeln wußte; jedoch hat er „diese Lieder nicht genau, ja mit einigen Fehlern und Auslassungen wiedergegeben“, wie sich Dönniges ausdrückt. Unter den historischen Gedichten von D. F. Gruppe dünkt uns „Attila's Grab“ das bedeutendste zu sein, nur ist es zu lang. Wie kurz dagegen, wie plastisch abgerundet ist das einen ähnlichen Gegenstand (des Gothenführers Alarich Grab) in demselben Versmaße behandelnde Gedicht von Platen: „Das Grab im Busento“.

Nr. 3. Das „Rheinische Taschenbuch“ eröffnet die biographische Skizze des trefflichen Malers Ludwig Richter, dessen Porträt das Titelblatt zielt, worauf sein schönes Bild: Die Ueberfahrt nach dem Schreckenstein, sehr nett gestochen von L. Eichling, folgt. Noch ist unter den Bildern bemerkenswerth: Der junge Goethe, das Märchen „Der neue Paris“ erzählend, von W. von Kaulbach, gestochen von D. Holz. Gedichte sind in diesem Almanach gar nicht enthalten, wor-

über wir nach diesem lyrischen Waldgeranke, durch das wir uns soeben mit dem Leser durcharbeiteten, herzlich froh sind. Unter den prosaischen Beiträgen steht obenan „Ein Wappenstück“, Familiengeschichte, von E. Dräxler: Manfred fließend erzählt. Daran reiht sich „Das Turnier im Speßart“, Novelle von F. J. Englerth. Die schriftstellernden Damen, die 1855 bedeutend mehr in den deutschen Almanachen als in den österreichischen mit Apollon kokettiren, sind im „Rheinischen Taschenbuch“ durch Cläre von Glümer und Auguste Linden vertreten. Erstere spendete die Novelle „Berufen, aber nicht ausgewählt“, Letztere „Welle-Grande“, dem Leser in diesem stolzen Schloß der Normandie ein Stück Geschichte vor Augen aufröhlend. Noch finden wir „Die Verwandelten“, Novelle von Ewald Biehn, und „Der Deutsche und der Pole“, historische Erzählung von Wilhelm Müller, welche in die Zeiten des alten Fritz und der Kaiserin Maria Theresia zurückgeht. Das „Rheinische Taschenbuch“ dürfte also seines überwiegend historischen Inhalts wegen allen Freundinnen der Geschichte eine willkommenen Gabe sein.

Nr. 4. K. Bernhadi gibt eine culturgeschichtliche Skizze: „Kassel ums Jahr 1580“, worin er nach einer interessanten Einleitung mit schriftstellerischer Gewandtheit „Kassel als Festung und als Residenz“ schildert, und zwar bis ins kleinste Detail, denn „zum Beschluß“, sagt Bernhadi, „lassen wir noch für unsere verehrten Leserinnen — die Herren Leser dürfen es überschlagen — ein genaues Verzeichniß aller derjenigen Suppen, Gemüse, Beissen, Braten, Salate und Backwerke folgen, welche vor 300 Jahren in der Hofküche zu Kassel bereits bekannt und in Uebung waren.“ Wir empfehlen dieses sehr ausführliche Register insbesondere allen deutschen Hausfrauen und — Gourmands. Karl Lynker setzt seine im vorigen Jahrgang dieses Taschenbuchs begonnenen historischen Skizzen aus den Zeiten des Königreichs Westfalen fort mit „Serdome's Leben bis zu seiner Thronbesteigung (1794—1807)“, worin E. M. Dettinger von Lynker einen theilen Theil bekommt wegen seines Romans „König Serdome Napoleon und sein Capri“. H. L. Bezzenberger erzählt „Konrad von Boineburg (Kurt vom Bommelberg) der kleine Hesse“, W. Falkenheimer „Spriensängers Aennischen“, eine Dorfgeschichte aus Niederhessen, die mit den bessern Auerbach'schen nicht in die Schranken treten kann. Dagegen spenden wir unbedingtes Lob dem ausgezeichneten Aufsatz „Blicke in die altgermanischen Zustände“ von G. Landau. Der müßte kein Deutscher sein, der das in diesem Buche überblättern könnte. Unter den poetischen Beiträgen übertrifft alle andern an Werth der herrliche „Gesang des Piraten“, den Otto Braun aus dem Spanischen im Vermaße der Originaldichtung des Don José de Espronceda meisterhaft übertrug. Prachtvoll ist die mit dem feinsten Sinn für Schönheit fünf mal in das längere Gedicht eingestochene Strophe, die auch das Ganze trefflich beschließt:

Ja, mein Schifflein ist mir Alles —  
Freiheit schirmt's mit harter Hand, —  
Mein Wesen sind Wind und Wellen  
Und das Meer mein Vaterland!

Von Bedeutung ist ebenfalls das armenische Volkslied „Afti und Ayarem“ von Hermann Grimm; weniger wollte uns sein „Trost in Einsamkeit“ bezaubern. Ein eigenthümliches Interesse gewährt der Vorbericht zu „Hans Hoose und der Landgraf Karl“, eine schwäbische Dorfgeschichte in Versen von Karl Schmitt. Es heißt unter Anderm darin: „An der obern Schwalm, in der Umgegend der altheßischen Festung Siegenhain, siedelt ein Bauerkamm, der durch eigenthümliche Tracht und Sitten, durch ein besonderes Gepräge des Charakters vor den angrenzenden ober- und niederheßischen Bauern sich scharf auszeichnet. Dies sind die nach dem eben erwähnten Flusse genannten Schwäbmer. Sie schliefen in der Regel nur unter sich Eben. Im Ganzen mag der Stamm der Schwäbmer

etwa 10,000 Köpfe haben“, u. s. w. Wir können hier nur flüchtig darauf hinweisen. Was jedoch diese oben genannten schwäbmer Gedichte anbelangt, glauben wir nicht zu irren, wenn wir dem Verfasser die Rüge vorhalten, daß er sie zu breit behandelt habe. Einzelnes Schöne erkennen wir gern darin an, z. B. das originelle Liedchen „Wo seid ihr hin, ihr Sternelein!“ Uebrigens stellt der Verfasser in Aussicht, daß „er vielleicht später eine besondere Arbeit über den Stamm der Schwäbmer“ veröffentlichen werde, wofür ihm gewiß Jeder, der sich für Culturgeschichte und vaterländische Volkswissenschaften interessiert, dankbar sein wird.

Nr. 5. Die „Cornelia“, diesmal ihren vierzigsten Jahrgang feiernd, bewährte auch damit ihren alten wohlverdienten Ruf. Sie trifft stets eine gute Auswahl unter den Novellen und wird sich dadurch sicherlich die Gewogenheit ihres Leserkreises zu erhalten wissen, selbst dann noch, wenn die Mehrzahl der deutschen Taschenbücher, eines blaffen Todes verklüht, im Strome der Zeit spurlos verschwunden sein wird. Wir finden zuerst „Ein Herz von Stahl“, Novelle von Bernd von Gusef. Die erste Hälfte dieser historischen Erzählung, die auf dem Schloße Altenreiff in Altbaiern spielt, hat der Verfasser ihrem gerade nicht reichen stofflichen Gehalt nach zu gedehnt behandelt. Der verstickte Hauptzug des Ganzen, daß Albrecht der Arge ist und nicht Mar, genannt „der Schwarze“, hätte mehr zur Seelenmalerei Gelegenheit geboten, als sie vom Verfasser in dieser Hinsicht ausgebeutet wurde. Wer zuletzt einem Heuchler die Maske abnimmt, muß ihn doch früher schon so hinstellen, daß der Leser etwas mehr Verdacht gegen diese Persönlichkeit schöpft, als er es hier zu thun geneigt ist. Dagegen bemüht sich der Verfasser ängstlich, alles Mögliche zu Mar's Nachtheil in die Waagschale zu werfen. Ob dieses „Herz von Stahl“ selbst das Aeußerste, die Beschuldigung, einen Mord verübt zu haben, ohne seine männliche Ehre mindestens mit Worten, wenn auch nicht durch die That zu retten, auf sich als schwarzen Flecken sitzen lassen darf, darüber wollen wir hier, um nicht zu weitläufig zu werden, mit dem Verfasser nicht rechten. Doch diese Gerichtsscene, wo Herzog Wilhelm vorzeitig das Urtheil über den Unschuldigen fällt, hat stark den Anstrich eines theatralischen Coups. Bernd von Gusef wäre freilich in Verlegenheit gekommen, ohne diesen Coup seine Geschichte so weit hinauszuspinnen. Mehrere schöne Episoden verwischten uns jedoch diesen unangenehmen Eindruck. Im Allgemeinen sind dem Verfasser die Männergestalten besser gelungen als die Frauen. Uebrigens hat er als gewandter Novellist seinen Stoff bewältigt und in formeller Hinsicht künstlerisch abgerundet. Hierauf folgt „Es ist nichts so fein gesponnen“, Novelle in zwei Abtheilungen, von L. Reilhab. Diese sonderbare Criminalgeschichte hat sehr viel Spannung. Die volkstümlich gehaltene Eingangsscene ist trefflich charakterisirend, so plastisch wirksam, daß wir uns nicht des Gedankens erwehren konnten, der Verfasser habe sie aus dem Leben gegriffen. Die Fortentwicklung ist ebenfalls gut, nur fiel uns dabei eine Unwahrscheinlichkeit auf, die ohne Motivirung wol Niemand hinnehmen möchte. Oberst Schulz, mit Ertrapost vor einem Gefolge anhaltend, dessen sämtliche Räumlichkeiten zu einem Balls benutzt werden, willigt ein auf den Vorschlag des Wirths, ein paar kleine Stübchen, welche unmittelbar in der Nähe des Orchesters freiständen, zu beziehen, trotz der unangenehmen Perspektive, die ganze Nacht schlaflos zubringen zu müssen. Jeder Reisende hätte da wol geantwortet: „Nein, unter diesen Umständen fahre ich bei einem andern Hotel vor.“ Der Verfasser ist uns also den triftigen Grund angegeben, warum Oberst Schulz seine Nachtruhe so bereitwillig opferte, schuldig geblieben. Dies ist jedoch der einzige schwache Punkt der Erzählung, welche die ganze Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nimmt und durch die Ueberraschung eines verhofften Schlafes, den man bereits für unmöglich hält, vollkommene Befriedigung gewährt. Reilhab hat damit neuer-



hängt plägend gezeigt, wie tief er in die geheime Werkstätte der menschlichen Seele blickt. Seine Novelle ist ohne alle Frage das beste Product dieses Almanachs. Einzelne Dialoge sind meisterhaft, das Fortschreiten der Handlung bis zum Gipfelpunkt, das Zerhauen des Knotens von beinahe dramatischer Schlagkraft. Da uns die Spalten d. Bl. nicht gönnen, jede Erzählung speciell kritisch zu beleuchten, so begnügen wir uns, schließlich bloß die Andeutung zu geben, daß die allen Damen warm zu empfehlende „Cornelia“ für 1855 noch eine Novelle von Jeanne Marie: „Form und Geist“, enthält.

Nr. 6. Eingedenk des alten Spruchs: Das Letzte ist das Beste: weisen wir der „Libussa“ diesen Ehrenplatz an; denn sie hat, wie es uns scheint, bei dem diesjährigen ästhetischen Wettbewerfe nicht nur unter den österreichischen, sondern auch unter sämtlichen deutschen Almanachen den Preis gewonnen. Sidor Prokopsky's Erzählung ist eine sehr nette Anekdote aus dem Zeitalter Kaiser Joseph's II. Unter den „Nordböhmischen Volksmärchen“ von J. Virgil Grohman heben wir besonders hervor „Das Kuchelbrot“ und das durch seine schlagende Kürze organische „Schreckengerät“. Friedrich, Fürst von Schwarzenberg, als Schriftsteller schon lange vortheilhaft bekannt unter dem Namen: der Landknecht, macht wichtige Bemerkungen über das „Rauchen“ und entscheidet sich selbst nicht für die moderne Cigarre, sondern für die alte treue Hufarenpfeife, die, nach Pfeffel, vom Kriegermann getragen wird:

... wie ein Heiligthum,  
Wir mögen weichen oder siegen,  
Im Stiefel mit herum!

Uffo Horn lieferte einen ausgezeichneten Beitrag zur Geschichte des deutschen Humors, betitelt „Drei Schälke“. Diese sind Aul Eulenpiegel, Eppelstein und Thomas Murner, der Franciscanermönch, Doctor der Gottgelahrtheit und poeta laureatus, geb. 1475. Uffo Horn stellt diesen Murner hinsichtlich des Verdienstes, den Hauptanstoß zur Läuterung der deutschen Sprache gegeben zu haben, dem großen Reformator Luther an die Seite. Wilhelm Kandler gibt aus seinem Tagebuche ein paar lebendige Skizzen: „Eine Stunde in der Sirtina“, und „Der Carneval in Rom“. Karl Hugo Köhler spendete einen humoristischen Reisebericht aus dem Tagebuche eines Fremden, und macht unter Andern bei den Faltlandsinseln, nach der Bemerkung, daß alle französischen, spanischen und englischen Colonien auf diesen unwirthbaren Eilanden spurlos verschwunden seien, den guten Witz: „Auch das zahme Schwein ist dort wieder zur ursprünglichen Jean-Jacques-Anekdoten Glückseligkeit zurückgekehrt.“ Der Herausgeber Paul Wags klar theilt aus dem Wanderbuche eines Künstlers mit „Die Eiskerkern“, eine sehr interessante Skizze, der wir zur Charakterisirung dieses merkwürdigen Bergvolks folgende Stelle entlehnen, in der sich der tiefste Schlagschatten der Gemeinheit mit dem grellsten Lichte der Moral seltsam paart: „Es ist unter den Eiskerkern der bitterste Hohn, sofern es von einem heißt, er sei nicht fähig, eine Kuh zu stehlen. Eine kleine Einrichtung, welche die Schrecknisse der Blutrache mildert, ist bei ihnen das Gesetz der Gassfreiheit; es ist genug, daß ein Fremder den Namen einer Person angebe, unter deren Schutz er sich stellt, so wird er gut behandelt; sein Beschützer nimmt den Titel Kunal an und ist bei Strafe der Ehrlösigkeit und körperlicher Bückigung verpflichtet, denselben wie seinen eigenen Hohn zu vertheidigen.“ Von P. A. Labaky finden wir eine biographische Skizze: „Alfred Reiskner“, dessen gelungenes Porträt das Titelblatt der „Libussa“ ziert. Legis-Glückselig theilt ferner trefflichen Artikel ein, betreffend „Das Kaufstügelhaus in Prag und die Quellen der Kaufstügel in Böhmen samt einem netromantischen Anhang“. Es ist eine solche Menge von geistenthells guten Prosaisten da, daß wir uns begnügen müssen, nur noch einige Namen anzugeben: Friedrich Weinbach, Ferdinand Siegmund, „Reminiszenzen an Wenzel

Zanatscher“ von Karl Victor Hansgirk, „Das Pfingstfest in der Tropfsteingrotte zu Adelsberg“ von J. von Vogelstein und endlich Euard Pokorny. Unter den poetischen Beiträgen dürften die besten sein, und zwar vor allen andern das herrliche Gedicht „Auf den Bergen“ von Joseph Bayer, „Sonnenruß“ von Burzbach, der köstliche ausgezeichnete Schwanke „Der erlöste Protokollist“ von Karl Hugo Köhler, und allenfalls noch „Kreislauf“ von Holzer, „In der Laube“ von J. G. Seidl und „Abau“ von F. A. Frankl. So wie die Libussa muß ein Almanach redigirt werden, wenn er auch denkenden Männern ein Interesse einflößen soll. Klar, der unter mehreren Beiträgen auch die „Darstellung der Karolinischen Stiftungsbulle der prager Universität“ geliefert, scheint ein sehr trefflicher Mann zu sein, den sich alle Herausgeber von Almanachen zum Vorbild nehmen sollten. Wir glauben unsern Bericht über die „Libussa“ nicht besser schließen zu können als mit seinen eigenen Worten: „Der Ertrag ist der Versorgung- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen gewidmet.“

Emanuel Rauf.

### Naturwissenschaftliches.

1. Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Friedrich Schoedler. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr

Wir eröffnen unsere literarische Revue zunächst mit einer vortrefflichen Schrift. Sie enthält einen reichen Schatz von Wahrheiten, wofür sich jeder Denkende lebhaft interessiert. Und dabei ist Alles in eine so anmuthig schöne Form gebracht, mit so edler Freimuthigkeit und Heiterkeit durchwoben, daß man dem Buche seine ganze Zuneigung schenken muß.

Unsere Literatur hat in neuerer Zeit schon oft das Glück gehabt, mit Werken bereichert zu werden, welche so recht eigentlich dazu befähigt waren, den Sinn des gebildeten großen Publicums für das Aufblühen der Naturwissenschaften anzuregen und dauernd wach zu erhalten. Dürfen wir dies im Allgemeinen von allen Richtungen der Naturwissenschaften dankbar anerkennen, so gilt dies doch ganz besonders von der Chemie. Sie verdient es aber auch am allermeisten. Ihre zauberartig rasche Entwicklung hat jetzt die ganze Welt begeistert. Chemie ist das Lösungswort für jeden denkenden Freund der Natur, in ihr reichen sich Gelehrte und Ungelehrte einander die Hand und bilden eine innig zusammenhaltende Gemeinschaft. Das ist eine schöne Einigkeit, und diese verdankt sie hauptsächlich ihrer allseitig praktischen Tendenz, wodurch sie sich Ansehen und Vertrauen erworben hat in Fabrik und Küche, in Staat und Haus, bei Gesunden und Kranken, bei Bauer, Bürger und Edelmann. Sie ist stolz darauf, im Dienste des ganzen Volks zu stehen, ohne ihrer höhern reinwissenschaftlichen Geltung etwas zu vergeben. Und sie steht jetzt nicht mehr allein auf diesem das Wohl aller Menschen im Auge behaltenden Standpunkte, sie hat den ganzen Kreis ihrer gesammten naturwissenschaftlichen Schwärmer thatkräftig zur Seite. Dies Alles macht die vorliegende Schrift zum Gegenstande ihrer Betrachtung. Sie ist voll Begeisterung für die Chemie, aber mit Würde und tieferfühlter innerer Ueberzeugung geschrieben, schmälert jedoch die wahren Verdienste der andern Wissenschaften nie, sondern stellt sie, wo es sein muß, immer in das offene Licht der Unparteilichkeit.

Das Buch ist für Alle geschrieben, welche sich mit den Naturwissenschaften befreundet haben. Und wer könnte jetzt zu den Gebildeten gehören, ohne ein Herz zu haben für den naturwissenschaftlichen Aufschwung unserer Zeit! — Das Buch gibt Stoff zum Denken. Es führt ein in die Wissenschaft, zeigt mit gewinnender Sprache ihren vielseitigen praktischen Entwicklungsengang und macht aufmerksam auf ihre Bedeutung für

alle Verhältnisse der Gegenwart und Zukunft. Es ist voll feuriger Liebe für die edle große Sache und bleibt dabei doch schlicht und gerade und ehrlich. Es spannt und fesselt seine Leser, aber nicht durch Kunstgriff und Absicht, sondern bloß dadurch, daß es mittheilt, wofür sich Jeder interessiert, daß es sich kurz faßt und scharf und präcis ausspricht, was zu sagen ist. Solche Bücher sind Perlen für die Wissenschaft, für das Volk. Ihre Hilfe ist viel werth. Sie befruchten und bestellen zugleich den Boden zu einer allgemein gesegneten Ernte. Sie geben Geistesfrucht für den Mann vom Fach und für den denkenden Praktiker.

Daß der Verfasser dazu berufen ist, eine populäre Darstellung der Chemie als Wissenschaft und in ihrer Beziehung zum Leben gründlich und allgemein befriedigend durchzuführen zu können, hat er vielfach an den Tag gelegt, ganz besonders aber durch sein „Buch der Natur“, welches so sehr der Liebling des Volks geworden ist, daß es in kurzer Zeit acht Auflagen erlebt hat. Bei der vorliegenden Schrift steht der Verfasser ganz ausschließlich auf dem Boden seines eigentlichen Fachs, auch ist er ein Mann von reiferer Erfahrung geworden; das Alles wird dazu beigetragen haben, den Anforderungen genügen zu können.

Wer es noch nicht wissen sollte, daß Schoedler ein Schüler Liebig's ist, dem bleibt es bei der vorliegenden Schrift sicher nicht verborgen. Das ganze Buch lebt und webt im Geiste und in der Berechnung des großen Meisters. Diesem ist es gewidmet, und jede Seite gibt Zeugniß von der innigen Bekanntschaft zwischen Schüler und Lehrer. Das chemische Laboratorium zu München sowohl seiner äußeren schönen Ausstattung als seiner innern zweckmäßigen Einrichtung nach dient bildlich dem Buche als Schluß.

Nach der Einleitung, welche sich über den Werth und Einfluß der heutigen Chemie im Allgemeinen ausspricht, bringt das Buch zunächst die Wissenschaft in ihren Grundzügen selbst. Darauf werden die epochemachenden Entwicklungsmomente der Geschichte der Chemie gegeben, woran sich das Hauptthema des Buchs schließt, nämlich die Beziehungen der Chemie zu den andern Wissenschaften, zur Kunst, zu den Gewerben, zum Ackerbau und zur Schule.

Wir wollen nun zur bessern Würdigung des Buchs selbst einige Mittheilungen aus demselben machen und wählen dazu den Abschnitt, welcher die Ueberschrift trägt: „Die Chemie in ihrem Einflusse auf Kunst, Gewerbe und Ackerbau.“ „Ich stand an der Ecke von Trafalgar-Square und wartete auf eins der vielen Fuhrwerke, die in London zur Glorienzzeit des Krystallpalastes in mehr als gewöhnlicher Zahl ihre Richtung nach Hyde Park nahmen.“ So munter und gleich tief in die Sache einführend leitet der Verfasser seinen Vortrag ein. Der erwartete Omnibus kommt, nimmt den Passenden auf seiner Außenseite auf und fährt dann im Trabe weiter. Der Wagen ist gedrängt voll Menschen. „Verkehr mit dem Nachbar ist der Natur der Sache nach eben nicht ein Reiz jener Ausfahrten, denn jeder Fahrende achtet mit mehr oder weniger Spannung auf den Punkt, wo er den Wagen wieder zu verlassen gedenkt. Den Fremden macht die Reugierde, den Einheimischen das Geschäft stumm oder einsilbig. Zu jener Zeit war jedoch in dieser Beziehung eine Abweichung herrschend geworden, die „Ausstellung“ war das Quecksilber, das die sprödesten Metalle rasch amalgamirte. Der Krystallpalast erschien als das allgemeine Menstruum, in welchem selbst die zähesten Geschäftsseelen sich auflösten und redselig wurden. Kaum hatte ich daher dem Kutscher, meinen Bestimmungsort bezeichnend, jene Bauberformel ausgesprochen, als die Zungen gelöst waren und es sogleich sich herausstellte, daß meine nächsten Nachbarn demselben Ziele zueilten. „Ist denn wol“, fragte der Eine, „dieser Krystallpalast kein londoner Puff, sondern wirklich das erstaunliche Wunder der Gegenwart?“ „Gewiß, das ist er“, erwiderte lebhaft der Andere; „Sie werden die allgemeine Bewunderung, mit welcher ein Jeder von diesem Gebäude erfüllt wird, umsomehr theilen, je mehr Sie dasselbe zum Gegen-

stand wiederholter und sorgfältiger Betrachtung machen.“ — „Sie kennen, wie es scheint, bereits den Glaspalast?“ fragte ich. „Sehr genau“, fuhr mein Nachbar fort, „und ich betrachte denselben als den triumphirenden Beweis, daß die Mechanik es ist, die eine neue culturgeschichtliche Epoche begründet und der Welt eine andere Physiognomie verleiht!“ — „Und glauben Sie nicht, daß es eine Wissenschaft gibt, welche diesen Beruf zu theilen, ja der Mechanik die soeben zuerkannte Palme streitig zu machen berechtigt ist?“ warf ich ein. — „Unmöglich, Herr, was wollen Sie damit sagen?“ — „Kun, ich denke, daß zum Beispiel die heutige Chemie . . .“ „Die Chemie? Herr“, unterbrach mich der Mechaniker mit einer so ironischen Betonung, daß ich eine große Verwundung verspürte, denselben mit einem Ruck auf die Straße zu befördern, — „ich bitte, was hat die Chemie mit dem Glaspalast zu thun?“ — „Nicht mehr und nicht weniger, als daß ohne ihren Einfluß, ohne ihre Entwicklung die ganze Erreichung des Wunderbaus eine Unmöglichkeit geblieben wäre.“ — „Ich begreife nicht.“ — „Lassen Sie mich erklären. Sie werden zugeben, daß ohne Glas . . .“ „Der Glaspalast eine Chimäre wäre“, fiel der Mechaniker in seinem frühern Tone ein; „sicherlich, das wäre er. Aber Sie halten doch wol das Glas nicht für eine Entdeckung der heutigen Chemie? Ein Material, so alt, daß man es in den Ruinen von Ninive gefunden hat, daß auf Wandgemälden des alten Aethen schon Glasbläser abgebildet sich finden.“ — „Und gerade in diesem Lande (England) von jeher so theuer“, erwiderte ich, „daß noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts Englands reichster Fürst, der Herzog von Northumberland, die Fenster seines Schlosses zur Schonung herausnehmen ließ, so oft er verreiste, daß zu Ende des 17. Jahrhunderts nur die Hauptgebäude der königlichen Paläste mit Fensterweiben versehen waren; daß noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts derselbe Mechaniker, der den Plan zur Aufführung eines solchen Gebäudes entworfen und zu dessen Ausführung in derselben Zeit sich verbindlich gemacht hätte, unfehlbar reif für Bedlam erklärt worden wäre. Ich wiederhole Ihnen, nur unter dem Einflusse der Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte war es möglich, dieser Aufgabe zu genügen.“ — „Es scheint, Herr, Sie sind Chemiker und sprechen pro domo!“ — „Wie Sie als Mechaniker Dasselbe zu thun scheinen. Aber da sind wir. Lassen Sie uns sofort einen Vergleich anstellen. Es wird mir ein Leichtes sein, überall den erstaunlichen Aufschwung nachzuweisen, welchen die Gewerbe der Chemie verdanken, überall zu zeigen, wie die Produkte der Chemie an Reichthum, Glanz und Fülle hervorstrahlen!“ — „Angenommen“, rief mein Gegner lebhaft einschlagend, „und da Ihre Aussprüche den Deutschen nicht vernehmen läßt, so werde ich Sie sogleich zu der chemischen Ausstellung Ihres Landes führen.“ — Sie traten nun ein in die Räume des Krystallpalastes. Der Eindruck war bewältigend groß. Der Mechaniker führt den Chemiker ohne Aufenthalt zunächst zu dem Saale, in welchem die Chemikalien aufgestellt waren. Auf flachen Tischen steht dicht zusammengedrängt ein Chaos von Gläsern, Flaschen, Glöcken, Basen, Cylindern, Büchsen, Kästchen und Schachteln, groß und klein bunt durcheinander. Damit ließ sich nicht imponiren. Alles, was dem Chemiker von Fach in seinem Studierzimmer, in seinem Laboratorium der Herz erfreute, stand da übersehen und verschwinnend klein im Vergleich der im prächtigsten Glanze strahlenden unendlichen Menge der großartigsten Maschinen, im Vergleich der bezaubernd schönen Stoffe von Lyon, der Bronzen von Paris, der Basen von Sivres, der Waffen von Lüttich . . . Jeder Andere hätte den Streit für beendet erklärt und dem Mechaniker ohne weiteres den Preis zuerkannt. Der Chemiker war aber zähe und hatte weit tiefer liegende Gründe, als der Glaspalast sie in oberflächlicher Beschauung seiner Schätze ahnen läßt. „Seht nur durch diese ungeheuern Räume“, ruft er aus, „angefüllt mit den Schätzen der Welt, bewundert den Glanz und die Farbenpracht jener Stoffe von Seide, Wolle und Baumwolle, betrachtet die farbigen Papiere und Tapeten, diese Malereien von Sivres,

Berlin und Dresden, die Kryalle aus Böhmen, jene Lampel und Statuetten aus Stearin, diese Pyramiden und Kryalle von Jüder — weit ab von den Fischen der chemischen Präparate. Erforscht sodann, was diese Gegenstände so herrlich, so brauchbar, so wohlfeil, so verbreitet und so zugänglich gemacht hat, und die Antwort wird euch zurückführen ins stille Cabinet, wo der Chemiker seine Stunden verbringt, die Oscillationen der Zunge seiner Wage mit hingebender Geduld beobachtet!"

Nach einer solchen die Aufmerksamkeit des Lesers spannenden Einleitung schreitet nun das Werk zu einer genaueren Darstellung der Beziehung der Chemie als Wissenschaft zum praktischen Leben; es zeigt dann den Einfluß der gegenwärtigen chemischen Theorie auf das Denken über die Natur, auf Verurteilung des Aberglaubens, auf Blossstellung der Betrüger und Betrüher und auf die Fabriken und Gewerbe; es bespricht speziell die chemischen Fabriken und besonders die des Deutschen Reichs. Und erst nachdem dies Alles erwogen, wendet sich der Verfasser wieder an die gründliche Beantwortung der oben einstweilen verlassenen Streitfrage über den Werth der Chemie im Haushalt. Er führt dies auf eine sehr befriedigende Weise durch, läßt aber den nicht gut passenden Vergleich mit der Mechanik fallen, woran er sehr wohl thut, da ein solches Abwägen der Verdienste zweier ganz ungleichartigen Wissenschaften immer resultatlos bleiben muß und gar leicht heißes Blut setzen kann zwischen den betreffenden Parteien. Obnehin ist Chemie in ihrer Anwendung auf das praktische Leben ein ohnmächtiges Almes, wenn sie der Mechanik entbehren sollte, sowie die Mechanik in ihrer praktischen Lebensbeziehung verkümmern müßte, wenn sie an der Chemie nicht eine treue, mit Rath und That zur Seite stehende Lebensgefährtin hätte. Vergessen wir nicht, daß alle Naturwissenschaften ein innig zusammengehöriges Ganzes ausmachen, welches der Mensch nur getheilt hat, weil er zu beschränkt ist, Alles in sich aufzunehmen, weil er, vom praktischen Standpunkte geleitet, nur Einzelnes brauchen kann. Den Beschluß dieses Abschnitts bildet „Die Chemie und der Mensch“. Da ist der Verfasser als Schüler Liebig's so recht in seinem Elemente. Damit soll aber ja nicht angedeutet sein, daß hier über alle andern Ansichten und Erfahrungen der Stab geschlagen wird, im Gegentheil berücksichtigt der Verfasser in dieser Abhandlung, wie überhaupt in seinem ganzen Buche, auch fremde Leistungen mit Würde und Unparteilichkeit; nur misst er sich da, wo man in der Landwirtschaft gar nichts von Chemie wissen will, und da ist er im vollen Rechte.

Den Beschluß des Buchs macht ein Aufsat, der „Die Chemie und die Schule“ überschrieben ist. Unter Schule werden hier alle Lehranstalten, die Universität nicht ausgeschlossen, verstanden. Deman könnte man glauben, daß die Arbeit auch ziemlich umfangreich auftreten müßte; dies thut sie aber nicht, sie schließt nur sieben Seiten in sich und berührt bloß die allerwichtigsten Punkte. Wahrscheinlich geht der Verfasser von dem ganz richtigen Gesichtspunkte aus, daß den Schulmännern, welche sich für Chemie interessieren, das ganze Buch gehört. Wer die Jugend fürs Leben bilden will, darf nichts unberücksichtigt lassen, was die Thätigkeit der Menschen befeuert, und da steht denn die Chemie obenan.

2. Chemische Bilder aus dem Alltagsleben. Von James Johnston. Aus dem Englischen. Leipzig, Eord. 1854. 8. Die Chemie des täglichen Lebens von James F. W. Johnston. Deutsch bearbeitet von Th. D. G. Wolff. Berlin, F. Dunder. 1854. 8. Chemische Bilder aus dem täglichen Leben. Nach Johnston's Chemistry of common life von Wilhelm Hamann. Leipzig, Weber. 1854. 8.

Der hohe Werth des Johnston'schen Werks hat rasch hinter-  
 ander obige drei Uebersetzungen hervorgerufen, deren Preis,  
 um ihnen eine recht weite Verbreitung im Volke zu sichern,  
 möglichst niedrig gestellt ist. Der Inhalt der Johnston'schen  
 1855. 14.

Schrift ist sehr praktisch gewählt und so recht mundgerecht für das denkende große Publicum verarbeitet. Fehlt es nun auch unserer deutschen Volksliteratur nicht an ganz gleichen Werken, so läßt sich doch nicht leugnen, daß wir von den Engländern noch Vieles lernen können, so oft es sich darum handelt, unser Wissen praktisch zu machen und tief einzuführen in den großen Haufen. Das Buch bespricht „die Luft die wir athmen“, „das Wasser das wir trinken“, „den Boden den wir bebauen“, „die Pflanzen die wir ziehen“, „das Brot das wir essen“, „das Fleisch das wir kochen“, „die Aufgusgetränke (Thee, Kaffee, Chocolate)“, „die Zuckerstoffe“, „die geistigen Getränke“, „die narcotischen Stoffe“, „die Wohlgerüche“, „die übeln Gerüche“, „den Athmungsproceß“, „die Verbauung“, „den menschlichen Leib“, „den Stoffwechsel“. Schon das bloße Durchlesen des Inhaltsverzeichnisses festsetzt und erweckt die Lust zu einer nähern Prüfung des Ganzen. Noch mehr wird aber das Interesse regt, sobald man angefangen hat, das Buch selbst zu lesen. Ueberall bringt es nur Das zur Sprache, wofür sich Jedermann interessiert, Alles ist kurz gefaßt und dabei doch sachverständig gründlich, Alles ist aus-  
 geschlossen, was für das alltägliche Leben nicht unmittelbar Nutzen bringen kann.

Man wird den Geist des Buchs am besten durch einige Mittheilungen kennen lernen. Wir wählen zunächst eine Stelle des fünften Capitels, welches die Ueberschrift „Unser tägliches Brot“ führt. „Frischgebackenes Brot besitzt eine eigene Weichheit und Zähigkeit, welche den meisten Menschen bekannt ist, und wird von Vielen geliebt, obgleich man es als weniger verdaulich zu betrachten pflegt. Nach zwei bis drei Tagen verliert es diese Weichheit, wird kurz und krümelig und dem Anscheine nach trockener. In dieser Zeit pflegt man es altbacken zu nennen. Man nimmt allgemein an, daß diese Veränderung daher rühre, daß das Brot durch den allmählichen Verlust von Wasser wirklich trockener werde; dem ist aber nicht so. Altbackenes Brot enthält fast genau dieselbe Wassermenge wie frisches Brot nach vollkommenem Erkalten; die Veränderung liegt nur in der innern Anordnung der Atomtheilchen des Brots. Der Beweis dafür läßt sich leicht dadurch führen, daß man einen altbackenen Brotlaib in einen festverschlossenen Blechbehälter legt, ihn eine halbe bis eine ganze Stunde lang einer Hitze aussetzt, welche die des siedenden Wassers nicht übersteigt, und ihn darauf aus der Blechform nimmt. Sobald das Brot erkaltet ist, wird man finden, daß es das Aussehen und die Eigenschaft des frischen Brots vollständig wieder erlangt hat.“ — Der Verfasser faßt den Begriff des täglichen Brots etwas allgemein und versteht darunter auch alle Gemüsearten, wie Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Rüben, Kohl u. s. w. Von der Zwiebel wünscht der Verfasser, daß man dieselbe mehr als dies bis-  
 jetzt der Fall gewesen ist als Nahrungsmittel benutzen möchte, sie besitze ungewöhnlich viel ernährende Kraft, fast vier mal so viel als die Kartoffel. „Die getrocknete Zwiebelwurzel“, sagt der Verfasser, „enthält nach meinen Analysen 25—30 Procent Kleber und steht in dieser Beziehung mit der nahrhaften Erbse und dem Gram des Morgenlandes auf gleicher Stufe. Der wandernde Spanier verzehrt daher seine Zwiebel nicht bloß als Würze zu seiner bescheidenen Brotrinde, wenn er sich zum Ausruhen an die erfrischende Quelle setzt, sondern weil eine lange Erfahrung erwiesen hat, daß sie, wie der Käse des englischen Landarbeiters, auch seine Kräfte erhalten hilft und mehr als ihr Umfang schließen lassen würde zu der Nahrungsquantität beiträgt, welche ihm seine einfache Mahlzeit liefert.“ — Auch auf den Kohl wird in Hinsicht seiner Nahrungsfülle ein sehr großes Gewicht gelegt. „Das getrocknete Blatt enthält, meiner Analyse nach, 30—35 Procent Kleber und ist daher in dieser Beziehung nährender als irgend eine andere Pflanzenspeise, welche in größerer Quantität von Menschen und Thieren verzehrt wird. Wir sind hiervon nur zwei Ausnahmen bekannt, — der Pilz, welcher in getrocknetem Zustande zuweilen bis 56 Procent Kleber enthält, und der getrocknete Blumenkohl, in welchem

der Klebergehalt mitunter bis auf 64 Procent steigt. Kohl ist eine von denjenigen Pflanzen, aus deren Blättern wir durch das Kochen den größten Theil des für den Geschmack Unangenehmen entfernen und die wir dadurch in eine schmackhafte Speise verwandeln können, ohne ihre Ernährungsfähigkeit merklich zu vermindern. Ich habe gefunden, daß nach dem Kochen getrockneter Kohl immer noch 33 Procent Kleber enthielt. Wenn diese Blätter jedoch häufig und in großer Menge gegessen werden, so haben sie, wie fast alle Kleberreichen Nahrungsmittel, einen verdauungshemmenden Einfluß auf die menschliche Constitution und sind daher vorzugsweise geeignet, mit fetten Speisen gegessen zu werden. Kohl mit Speck ist ebenso wie Schweinefleisch mit Erbsen eine Zusammenstellung der Speisen, welche ihre Beliebtheit weder dem Herkommen noch bloss dem Geschmack des Epikuräers verdankt, — sie ist in Wirklichkeit eine Verbindung, welche die Erfahrung als für das nachfolgende Wohlbefinden des Nahrungskanals jedes gesunden Individuums passender, wie eine Art von diesen Speisen allein gegessen, vorgeschrieben hat."

Solche Bücher zu besprechen ist ein Genuß. Man rechnet ihn um so höher an, je seltener er geboten wird. Die Herren Schriftsteller sorgen aber sehr für Abwechslung. So ist das nachfolgende Schriftchen ein Nachwort, worüber man sich herzlich betrüben kann.

3. Enthüllungen. I. Lischkrüden, Elektromagnetismus und Rotation der Himmelskörper. Neues System der physischen Astronomie, nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft. Von Ribet. Dresden, Adler u. Diege. 8 Ngr.

Auf der Rückseite des Titelblatts steht noch folgende Verwarnung als Löffel für die Käufer: „Der Verfasser wird demnächst diese Schrift in französischer und eine Uebersetzung derselben in englischer und italienischer Sprache in den betreffenden Ländern erscheinen lassen, behält sich daher als Autor das alleinige Recht dazu hiermit ausdrücklich vor.“ Wir möchten am liebsten ganz von der Sache schweigen; zur Abwehr ähnlicher Verschrobenheiten liegt uns aber die Pflicht ob, noch Einiges hinzuzufügen.

Der Autor dieser Enthüllungen, wahrscheinlich ein französischer Sprachmeister, gehört ganz in die Classe unserer deutschen Herren Schmitz und Schöpfer, welche mit dem Stande und den Resultaten unserer heutigen, durch Copernicus, Kepler, Newton und Laplace ins Leben gerufenen Astronomie unzufrieden sind. Er hat mit ihnen denselben widerlichen Hochmuth, dieselbe Eigenliebe und höchst wahrscheinlich auch dieselbe jähre Zudringlichkeit gemein. Sie haben die Gabe zu schwätzen, finden ihren Kreis offener Ohren, denen Wortgellingel ein Labfal ist, sobald dasselbe nur hübsch abweicht von Dem, was die vernünftige Welt für einen Geistesgenuß hält; auch brauchen sie nicht in Sorge zu sein um Verleger, Veger und Drucker, da diese gern zugreifen, wo mit Ungewöhnlichem ungewöhnlich leicht Geld zu verdienen ist.

Nach dem Titel des Buchs sollte man glauben, es enthielte wieder eine Reihe von den Wunderlügen des Lischkrüdens und Lischklopfens; indeß man irrt sich, das Phänomen dieser Lischgeschichte wird wenig oder gar nicht besprochen; die Rotation der Himmelskörper bildet den Kernpunkt, von ihr wird die Ursache enthüllt und von dieser meisterhaften „Enthüllung“ eine gelegentliche Anwendung auf das Lischkrüden gemacht. Der Autor hat aber zwei Gründe, den Titel seiner Schrift mit jener Wanderbewegung zu schmücken. „Erstens deshalb, weil die Sonne, wie hier an den Hauptbewegungen der Erde umständlich nachgewiesen wird, auf die Himmelskörper eine Wirkung ausübt, welche mit der des Magnetismus in der Erzeugung des sogenannten Lischkrüdens nicht ohne Aehnlichkeit ist. Ein zweiter Grund lag darin, daß eben dieses seltsame Phänomen des Lags den Verfasser zu dem Gedanken leitete, daß alle Weltkörper sich, sowie die Atome der einzelnen Körper, je nach ihren Temperaturzuständen, vermöge besonderer Polari-

itätsverhältnisse nicht nur einander anziehen, sondern auch abstoßen können.“ — „In dem weitem Verlauf dieses Gedankens ergab sich denn auch, daß sich auf diese Art sowohl diejenigen Hauptbewegungen und Erscheinungen, welche nach der Newton'schen Theorie auf künstliche Weise und nur mit Hülfe zahlreicher grundloser Hypothesen erklärt werden, als auch wichtige Phänomene, welche bisher als unaufklärliche Räthsel betrachtet worden, ohne weitere Hypothesen in ihrem innigsten Zusammenhange erklären lassen.“

So, das sei genug von dieser literarischen Verschrobenheit. Wer mehr davon wünscht, wird das Buch selbst lesen müssen. Wir wünschen guten Appetit dazu.

4. Skizzen aus der Mappe eines Arztes. — H. u. d. L.: Volksmedizin im nordwestlichen Deutschland. Von Goldschmidt. Bremen, Heyse. 1854. Gr. 12. 18 Ngr.

Im Laufe des Jahres 1853 hatte der Verfasser in der „Beferzeitung“ eine Reihe von Aufsätzen über Volksmedizin im Herzogthume Oldenburg drucken lassen, welche so viel Beifall gefunden haben sollen, daß man von allen Seiten ihre Fortsetzung gewünscht hat. Der Verfasser war aber der Meinung, daß Das, was er noch zu geben hatte, für kein politisches Blatt passe, und er entschloß sich daher, das Ganze zu einem selbstständigen Schriftchen zusammenzustellen. Er macht sich nun die Hoffnung, daß sein Büchelchen auch außer Oldenburg sich Freunde erwerben könne. Wir wünschen ihm Glück dazu, haben aber wenig Glauben zu ihrer Verwirklichung. Die Arbeit hat wenig bleibenden Werth.

Der Inhalt des Buchs ist eine Darstellung der ärztlichen Selbsthilfe des oldenburgischen Bauers, wobei aber hauptsächlich viel Gewicht gelegt wird auf den plattdeutschen Dialect des Herzogthums. Es läßt sich nun denken, wie dadurch mancherlei komische Unterhaltung zutagekommen kann. Auf dies komische Element ist aber vielleicht etwas zu viel Gewicht gelegt. Man erwartet von einem solchen Buche nicht bloß Spaß, sondern vielmehr den geistigen Ernst, welchen ein ruhiges Denken über den Werth und den Nachtheil der Volksmedizin in jedem Menschenfreunde erwecken muß. Das Volk zu schädern in seinen rohen Sitten und Gebräuchen ist gut, aber bei weitem noch nicht Zweck eines Mannes, der es wahrhaft ehrlich meint mit der Veredelung seiner Mitmenschen.

„Fühlt Jemand, dessen «Hart» gesund ist“, sagt der Verfasser in einem Abschnitt, der die Ueberschrift «Verhohlen Gebild» führt, „das heißt, dessen Appetit ungefüßt ist, «Bisigkeit in alle Knochen» (Schwere und Abgeschlagenheit in allen Gliedern) und ist er «trübselig» (von trullen, leicht zittern), dann ist das «Gebild» bei ihm zu dick und «swart», oder «verhohlen», letzteres namentlich dann, wenn eine gewohnte Blutung ausgeblieben ist, wenn z. B. die «Verännerung, Geschicht, Gebild» von flauen ist.“ Treten zu den obengenannten Krankheitserscheinungen noch Schwere des Kopfs, wird Patient «dügg, dwillisch, triselschast», d. i. schwindelig, dann ist «de Brögen» (wie das englische brain, Gehirn, auch Schädel) mit «Blod beloopn». Diese «Dick» und «swartblidigkeit» ist auch objectiv erkennbar an den aufgetriebenen «swarten» Adern auf dem Handrücken und «de Doorn» (Blutadern am Unterarmen). Das Hauptmittel bei diesem Uebel ist, die «schlechte Blutung» durch Schröpfklopf und Aderlässe zu mindern. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts wurden die Aderlässe sowohl als Präservativ wie als Heilmittel bei den meisten chronischen Krankheiten angewandt; doch sind sie seitdem fast ganz und gar aus der Mode gekommen. Seitdem durch das Brown'sche System am Ende des vergangenen Jahrhunderts die wissenschaftliche Medicin weniger blutgierig geworden ist, begnügt sich die Volksmedizin auch mit viel weniger Blut.“ In ähnlicher Weise ist das ganze Buch durchwoven mit plattdeutschen Ausdrücken und hochdeutschen ärztlichen Bemerkungen. Für Freunde der niederd. deutschen Mundart ist es vielleicht eine willkommene Gabe.

3. *p. Harting's Skizzen aus der Natur. Aus dem Holländischen übersezt von J. C. W. Martin. Mit einem Vorworte von R. S. Schleiden. Nebst 18 Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Engelmann. 1854. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.*

Von demselben Verfasser hat uns Schleiden selbst schon ein Schriftchen: „Die Nacht des Kleinen“, deutsch bearbeitet, welches mit sehr großem Beifall aufgenommen worden ist. Die später erschienene Reihe populärer naturwissenschaftlicher Aufsätze Harting's sollte nun auf demselben Wege beim deutschen Publicum eingeführt werden, als Herr Martin mit demselben Plane umging und denselben gegen den Professor Schleiden, den berühmten Verfasser der deutschen Rueterschrift über „Die Pflanze und ihr Leben“, aussprach. Dieser war froh, die Arbeit in wackeren Händen zu wissen und ließ sich gern gezeig finden, dieselbe mit einem empfehlenden Vorworte einzuführen. Schleiden glaubt versichern zu können, „daß die Aufsätze allerdings durch diese Uebersetzung nichts von ihrem ursprünglichen Reize eingebüßt haben“. Uebrigens bemerkt er in dem Vorwort die Gelegenheit, sich darüber zu freuen, daß von allen Seiten der Sinn für die Natur und ihre Wissenschaft lebendig werde, bemerkt aber zugleich, daß noch viel daran fehle, bis unser Wissen in der Natur ebenso allgemein und gründlich sei wie in der classischen Zeit der alten Griechen. Darin hat er vollkommen Recht.

Das Buch selbst ist nun eine sehr glücklich ausgestattete literarische Erscheinung, welche alle die Eigenschaften besitzt, ein Liebling des gebildeten großen Leserkreises zu werden. Mit niederländischer Gemüthlichkeit versenkt es sich in die einzelnen Themata und theilt mit, was es über den betreffenden Gegenstand weiß und denkt; es fesselt seine Leser durch seine eigene Liebe zur Sache und durch die vortreffliche Wahl des Stoffs selbst. Die Sprache ist einfach und geräuschlos, wie ein langsam fortgleitender tiefer Wiesenbach; Alles ist klar und scharf gedacht und lieblich in Worte gefaßt. Man merkt es dem Verfasser an, daß er die Natur nicht bloß genau kennt, sondern daß er sie auch von ganzem Herzen liebt, und daß ihm die Natur die Gabe verliehen hat, das Gemüth Anderer zur Mitfreude und geistigem Mitgenuß zu bewegen. Diese Wirkung macht die deutsche Bearbeitung auf den Leser, und man wird durch Nichts daran erinnert, das Original nicht selbst vor Augen zu haben.

Der Inhalt ist rasch angegeben; er besteht nur aus vier Abtheilungen. Den Anfang bildet ein Naturgemälde: „Der Pflanzenwuchs in den Tropengegenden“; darauf ein Gegenstand aus der Naturlehre: „Der Hagel“; „Das Leuchten der Thiere“ und „Etwas über Fischzucht“ sind die beiden letzten Beiträge des Buchs. Man sieht, die Wahl ist bunt, wie Gelegenheitsbeiträge; mehr sollen sie aber auch nicht sein, der Verfasser benimmt sie ja selbst Skizzen.

Um nun noch Einiges zur Unterhaltung aus dem Buche mitzutheilen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf den zweiten Aufsatz. Er enthält eine Jedem verständliche wissenschaftliche Untersuchung über Wesen und Entstehungsweise des Hagels und kommt zuletzt auf die Versuche der Anlegung von Hagelableitern. „Nach dem Vorangehenden werde ich kaum noch haben“, sagt der Verfasser am Ausgange seiner Betrachtung, „daß mir alle diese und ähnliche Vorschläge, die sich auf die Ursache gründen, daß der elektrische Zustand der Wolken die vorzüglichste Ursache der Hagelbildung sei, völlig zweifellos erscheinen. Das Hagelwetter, das am 6. September 1852 Nacht war, liefert gewiß den sprechendsten Beweis dafür. Denn volle zehn Minuten im Südosten der Stadt war es wolkenlos und gutes Wetter; etwas näher nach der Stadt hin regnete es; im südlichen und südöstlichen Theile der Stadt fielen Hagelkörner von 2/3 — 4/5 Linien im Durchmesser, aber in der Mitte und nördlich im nördlichen Theile und darüber hinaus fielen noch größere Hagelkörner, manche von 9 Linien im Durch-

messer. Obendrein entlud sich das Wetter nicht allein über der mit zahlreichen hervorragenden Spitzen versehenen Stadt, während das benachbarte flache Land verschont blieb, sondern es war gerade in der Nähe des 100 Ellen oder 318 rheinische Fuß hohen und mit einem Blitzableiter versehenen Domburms, wo viel große und schwere Hagelkörner fielen, sodaß ich selbst die Meinung aussprechen hörte, der Dom könne wol das Wetter angezogen haben. Dafür ist nun sicherlich ebenso wenig Grund vorhanden, als für die entgegengesetzte Ansicht, daß durch einen hohen Thurm ein Wetter sollte abgehalten und die Hagelbildung verhindert werden können. Aber aus dem angeführten Beispiele, dem man gewiß noch viele andere hinzufügen könnte, geht deutlich hervor, daß von sogenannten Hagelableitern durchaus keine Hülfe zu erwarten ist. Ich füge selbst hinzu, daß nach Allem, was wir vom Hagel wissen, zu urtheilen, gar keine Aussicht vorhanden ist, daß jemals Mittel sollten gefunden werden, um seine Bildung zu verhindern.“ Darin liegt nicht viel Trost für den Landwirth, aber auch durchaus kein Grund, der Wissenschaft darüber einen Vorwurf machen zu wollen, daß sie nicht helfen kann. Allerdings bleibt es hart für den Einzelnen, den das Hagelwetter trifft; „aber“, fügt der Verfasser hinzu, „vergessen wir nicht, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen ist und daß er in einer Gesellschaft lebt. Versäumt er, von diesem ihm verliehenen Vorrechte Gebrauch zu machen, wer trägt dann die Schuld? Schon seit vielen Jahren ist ihm die Gelegenheit geboten, seine im Felde stehenden Früchte für einen verhältnißmäßig sehr geringen Preis gegen Hagelschaden zu versichern. Thut er dies, so kann der Schaden dadurch, daß er unter sehr Viele vertheilt wird, fast auf Nichts zurückgeführt werden.“

Der Aufsatz über das Leuchten der Thiere bringt manches längst Bekannte, aber auch Vieles was ganz neu ist. Besonders ist die Untersuchung über die wahrscheinliche Ursache des Leuchtens interessant durch des Verfassers eigene Ansichten. Er ist geneigt, dieses merkwürdige Licht der Thiere im Meere und auf dem Lande aus einer sogenannten langsamen, oder dunkeln, oder halben Verbrennung zu erklären, wie sie bei faulendem Holze, beim Phosphor, bei stark erwärmtem Fette vorkommt, und verbindet damit eine elektrische Thätigkeit. „Stützt man sich auf derartige Thatfachen, so ist die Vermuthung nicht unbegründet, daß eine ähnliche langsame Verbrennung auch die Ursache des lichtgebenden Vermögens der Thiere sein kann, und dies umsoweniger, da schon das Athemholen, wodurch die Luft mit dem Blute in Berührung kommt, eine Art langsamer Verbrennung ist, durch welche die thierische Wärme hervorgebracht und unterhalten wird. Daß es gleichwol das Athemholen selbst nicht ist, welches das Licht verursacht, wird durch die schon oben mitgetheilte Thatfache bewiesen, daß man bei den Insekten die lichtgebenden Organe vom Körper trennen kann, ohne daß sie dieses Vermögen verlieren. Es ist daher in solchen Fällen ein besonderer durch das Thier abgeschiedener Stoff, der, wenn er mit der Luft in Berührung kommt, sich mit dem in ihr wohnenden Sauerstoff verbindet und auf diese Weise langsam verbrennt, und zwar so langsam, daß die gleichzeitig entwickelte Wärme zu gering ist, um dem Thiere zu schaden. Und daß diese Erklärung wenigstens in Hinsicht auf manche der lichtgebenden Insekten wirklich die wahre ist, haben die Versuche verschiedener Naturforscher (Spallanzoni, Humboldt, Racaire, Mattrucci) fast außer Zweifel gestellt. Besonders sind es die zuerst von mir erwähnten Lampyrisarten gewesen, die diesen Versuchen unterworfen worden sind, und dabei hat es sich im Allgemeinen gezeigt, daß das Licht im Sauerstoff stärker wird, aber in Kohlenstoffsauregas, Wasserstoffgas, Stickstoffgas aufhört, um wieder zum Vorschein zu kommen, wenn die Thiere aus diesen Gasen in die Luft gebracht werden.“

Der letzte Aufsatz über Fischzucht verdient ganz vorzugsweise Beachtung. Er enthält mehrere historische Notizen, die Jedermann interessieren, zugleich aber auch praktische Winke.

die wichtig sind für die Männer, denen die Fürsorge für das Wohl des Volks anvertraut ist. Es kann durch die neue Fischzucht der Bohlfahrt der Menschen um ein Bedeutendes erhöht werden, das lassen die glücklich durchgeführten Versuche in Frankreich und England mit Bestimmtheit voraussehen! Darum ist es wünschenswerth, daß von allen Seiten Hand angelegt wird, damit diese Angelegenheit wirklich eine Sache des Volks werde. „Daß selbst die Eier von Lachsen und Forellen über große Entfernungen verschifft werden können, mag daraus erhellen, daß Cotte am 26. Januar 1852 der französischen Akademie junge Lachse vorzeigte, die er aus Eiern erlangt hatte, welche ihm von Mühlhausen durch Berthot und Degen zugesandt worden waren. Das Folgende aber beweist, daß es möglich ist, die Eier von Fischen noch über viel größere Entfernungen zu verschiften.“ Berthot und Degen hatten nämlich schon vorher künstlich befruchtete Eier von Lachsen in hölzerne Schachteln zwischen dünnen Lagen nassen Sandes gebracht. Die Schachtel wurde zwei Monate lang in einem kalten Zimmer aufbewahrt, wo es jedoch nicht gefror. Nach Verlauf dieser Zeit zeigten sich die Eierchen runzelig, und bevor man sie aus der Schachtel nahm, stellte man diese in Wasser, um die Eier durch den Sand hin langsam wieder feucht werden zu lassen. Cotte, der auch dieses mittheilte, brachte dieselben in seinen oben erwähnten Apparat und sah die jungen Lachse daraus geboren werden.“

6. Die Bergkrankheit oder der Einfluß des Ersteigens großer Höhen auf den thierischen Organismus. Von Conrad Meyer-Ahrens. Leipzig, Brodhäus. 1854. Gr. 8. 24 Kgr.

Eine mit sehr vielem Fleiße zusammengestellte Sammlung der Erfahrungen über einen Gegenstand, wofür sich die Naturforscher schon seit einer Reihe von Jahren lebhaft interessieren. Diesen wird sie eine sehr willkommene Erscheinung sein. Aber auch für das denkende große Publicum fehlen die Anknüpfungspunkte zur Belehrung und Unterhaltung nicht. Wer ein Freund der Natur im Allgemeinen ist, und wer könnte jetzt zu den Gebildeten gezählt werden ohne dies zu sein, der wird das Buch gern zur Hand nehmen und mit Freude lesen. Gerade für den Kreis der Gebildeten überhaupt hat das Lesen der Bergreisen immer das anregendste Interesse gehabt. Das Besteigen großer Höhen ist Das, was Wenige selbst ausgeführt haben, was aber von den Wenigen mit dem höchsten Triumphe erzählt wird. Das Ungewöhnliche reizt am meisten zur allgemeinen Beachtung.

Das Buch zerfällt in zwei Theile. Im ersten werden die Beobachtungen mitgetheilt, während der zweite Theil die Resultate gibt, zu denen die wissenschaftlichen Untersuchungen geführt haben. Dabei werden die Wirkungen auf den Menschen ganz vorzugsweise ins Auge gefaßt, indes bleiben auch die auf die Thiere nicht unbeachtet. Das Ersteigen der Höhen bezieht sich auch nicht bloß auf Berge, sondern auch auf die Luftfahrten. Auch bleiben die Erfahrungen beim Steigen in die Tiefe nicht unberücksichtigt, sobald das Tauchen mit der Taucherglocke und das Hinabfahren in tiefe Schächten interessante Vergleichspunkte abgeben.

Sehr merkwürdig sind die krankhaften Zustände der Reisenden, welche zuerst auf den peruanischen Hochebenen ankamen und daselbst einige Zeit verweilen. Nach Pöppig fühlen sie sich von einer unerklärlichen Müdigkeit ergriffen, dann folgt eine peinliche Beschränkung des Athmens, Kopfschmerz und Congestion, lauter sichere Zeichen, daß man sich der Puna nicht mehr entziehen kann. „Versucht man auch, sich durch einen festen Entschluß gegen das zunehmende Uebelbefinden gleichgültig zu machen, so gewinnt doch bald der Körper die Oberhand und unter seinem mächtigen Einfluß erliegt auch die stärkste Willenskraft. Wie in den heftigsten Anfällen der Serrkrankheit leidet der Geist in dem Maße, daß Abstumpfung, üble Laune und hypochondrischer Kleinmuth den Muthigen, Leb-

haften und Muthigen zu einem sich selbst höchst unähnlichen Wesen umschaffen. Beim Gehen ist man genöthigt, fast bei jedem einzelnen Schritte auszuruhen, und man versucht vergeblich, durch tiefe Inspirationen und möglichste Erweiterung der Brust die Lungen mit Luft zu füllen. Man glaubt sich im leeren Raume zu befinden und das Gefühl der Angst steigert sich mit dem Mislingen aller Versuche, die Kraftlosigkeit zu bekämpfen. Kaum vermögen die Füße die Last des Körpers zu tragen; die Kniee knicken ein und jede Gelegenheit auszuruhen, selbst wenn sie sich nach wenigen Schritten zeigt, ist willkommen.“ In ähnlicher Weise werden nun alle die Leiden aufgezählt, welche diese Art von Bergkrankheit, die den Namen Puna führt, zur Folge hat. Merkwürdig ist die große Ähnlichkeit derselben mit der Seekrankheit. Nur kommen noch mehrere andere Uebel hinzu, z. B. die ungemeine Reizbarkeit der Augen, das Aufspringen und Bluten und Entzündungen der feinen Haut an den Rippen, Augen, dem Zahnfleisch. Auch weiß man, daß diese Krankheit sogar den Tod zur Folge haben kann.

„Die nächste Ursache der Bergkrankheit“, sagt der Verfasser, „suche ich in der, in Folge der absoluten Abnahme der Sauerstoffmenge und der starken Wasserverdunstung gestörten Blutumwandlung, Blutbildung und veränderten Blutmischung und einer gleichzeitigen, durch die Einwirkung des Lichts bedingten Störung der Gehirnfunktion, welche ihrerseits wiederum auf den Blutbildungs- und Blutumwandlungsproceß zurückwirken kann... Man hat, gestützt auf das Weber'sche Experiment, jene merkwürdige Ermattung der Bergsteiger auf Rechnung der unmittelbaren Wirkung des verminderten Luftdrucks setzen wollen; allein abgesehen davon, daß nicht nur die großen Muskeln, welche große Knochen bewegen und in ihren Gelenken halten helfen, ermüden, sondern auch kleine Muskeln, wie diejenigen der Zunge und vielleicht auch des Kehlkopfs (Parrot und Hamel), so wäre wahrscheinlich, wie K. Bogt andeutet, das Phänomen noch allgemeiner und allgemein stärker, wenn der verminderte Luftdruck die directe Ursache davon wäre, als es wirklich der Fall ist.“ Uebrigens ist der Verfasser der Meinung, daß der verminderte Luftdruck recht gut eine stark mitwirkende Ursache abgeben könne.

Heinrich Birnbaum.

### Aus Amerika.

Der Know-Nothingismus und die amerikanisch-deutsche Presse. Pringen und Struve als dramatische Dichter. Die Bull's Academie de musique. Gerhard's „Begeister für deutsche Einwanderer“. Die Amerikanische Gesellschaft für Geographie und Statistik.

Wie man auch von den Excentricitäten Karl Pringen's denken mag, so muß man doch den Muth anerkennen, womit er den Know-Nothingismus, jene neueste Ausgeburt des Nationalismus, bekämpft und die deutschen Einwanderer auffodert, am Palladium deutscher Sprache festzuhalten, sich stolz zu fühlen im Hinblick auf die großen Leistungen deutscher Literatur und Wissenschaft und sich jener aggressiven Bewegung gegenüber fest zusammenzuschließen. Dabei hat er auch den Muth, der freilich wenig Dank und Lohn einträgt, den deutschen „Philistern“ die schärfsten und, wie wir fürchten, auch die verdienstesten Wahrheiten zu sagen, in der ohne Zweifel richtigen Annahme, daß dieser verrufene Know-Nothingismus zu keinem Einfluß gelangen und nicht die geringste Gefahr befürchten lassen könnte, wenn nicht unter den in Amerika so zahlreichen Deutschen die philisterhafteste Engherzigkeit und das bloß an der Scholle liebende Schwung- und ecklose Pfahl- und Spießbürgerthum so weit verbreitet wären. Sie kommen fastlich meist als gedrückte, beschränkte und kleingeistige Menschen hinüber; was sollen sie auch dort anders sein? Sie sind arbeitssam und sparsam, bringen auch wol unter Umständen etwas vor sich; aber damit allein erringt man die Achtung der Anglo-amerikaner nicht; denn es fehlt den deutschen Einwanderern



das praktische, freie, frische, energische, rücksichtslos darauf und zusehendes Element, welches die Art des Yankee ist. Dies ist bei uns, weil es sehr disciplinirt ist, freilich beliebte Jahre, jäh-duldwillige Wesen, das nicht durch kräftige That, sondern nur durch schleichen, mühevollen Fleiß zu etwas gelangt und sich dann häufig doch wieder mit hohler, ungekunder Krammoge und lächerlicher gedankhafter Prahlhaftigkeit paart, gefällt einmal dem Amerikaner nicht. Man muß auch billig sein und zugeben, daß der Amerikaner im Allgemeinen an seiner Einwanderung wenig Freude hat. Denn wenn die einwandernden Deutschen mit einzelnen trefflichen Ausnahmen etwa so sind, wie wir sie oben geschildert haben, zeigen sich die Iren, die nicht oder neben den Deutschen den Hauptbestandtheil der Einwanderung bilden, faul, leichtsinnig, schwüzig, zänkisch, trübselig, händel-, zerföhrungs- und eameutsüchtig und ohne allen Sinn für Gesetz, Ordnung, Disciplin und geregelte Arbeit.

Wenn wir den von Heizingen in Cincinnati herausgegebenen „Pionier“ lesen und darin den deutschen „Philister“ in den besten Zügen charakterisirt finden, so begreifen wir vollkommen, daß dieser „Philister“, wenn er schon einem Deutschen widerwärtig ist, dies einem Angloamerikaner in noch viel höherm Grade sein muß; wir begreifen aber auch zu gleicher Zeit, warum Heizingen von den sogenannten deutschen Demokraten in Amerika selbst so viel angefeindet wird, mit allen Koryphäen der deutschen Einwanderung zerfallen ist und kein journalistisches Unternehmen recht in Gang bringen kann. Heizingen's antichristlicher und materialistischer Standpunkt ist es nicht, der ihnen mißbegeugt, denn diesen theilen sie mit ihm; er kann ihnen also kein Stein des Anstoßes sein; aber was sie verdrüßigt, ist der Umstand, daß er ihnen selbst die Wahrheit sagt und in ihnen die Philister richtig erkennt die sie sind. Der „Philister“, um bei Heizingen's Bezeichnung stehen zu bleiben, ist eben ein ganz eigenes Geschöpf; es ist ihm nichts recht, denn er ist außerordentlich geistig; er räsonnirt über Alles, er weiß Alles besser; aber gerade daraus folgt, daß, wenn ihn Jemand in diesem Bewußtsein stört, er im höchsten Grade vor sich wird. Die Monarchen, sagt man, könnten keine Wahrheit vertragen, aber der deutsche Philister (diesen immer im Heizingen'schen Sinne aufgefaßt) kann dies noch viel weniger, und Niemand will so wie er seinen Vorurtheilen geschmeichelt leben. Nun sagt aber Heizingen selbst: „Zwischen hier und drüben besteht unter Anderm der bemerkenswerthe Unterschied, daß es dort doch ein Publicum neben den Philistern gibt, hier aber die Philister zum Publicum emancipirt sind. Hier bilden die Philister nicht bloß die Majorität, sondern auch die herrschende Klasse und die öffentliche Meinung. Man kann sie ebenso wenig umgehen wie verdrängen.“ Er schreibt also für ein Publicum, welches aus lauter „Philistern“ besteht, und er macht sie doch unausgesetzt schlecht. Kein Wunder, wenn die „Philister“ ein Blatt nicht halten oder sobald als möglich aufzuhängen, in welchem sie täglich ein so unisenes Lob über sich lesen müssen. Die Aristokratie läßt sich noch viel eher die Wahrheit sagen als der „Philister“, denn sie steht auf einem höhern, unbefangenern Standpunkte. Nur muß man es recht anfangen wissen, man muß dabei elegante Toilette machen und die Wahrheit pomadifiren und parfümiren, wie dies z. B. der Kaiser von Stenroberg zu thun weiß; wollte jedoch Jemand in das für Aristokraten bestimmte Blatt schreiben, aber jeder Nummer ein nacktes Schanden- und Verbrechenregister der Aristokratie vorausschicken und ihr rund und nett erklären: sie kommt und sonderst taugt nichts, so möchte das Blatt in aristokratischen Kreisen sehr wenig und bald gar nicht gelesen werden und seines Zwecks verfehlen. Auch der „Philister“ ist der Wahrheit nicht ganz unzugänglich, wenn sie nur in die rechte Form gekleidet wird; aber hierzu ist Heizingen nicht der Mann.

Der „Pionier“ bemerkt weniger neu als richtig: „Die Schwäche ist das Universalgalt, von dem die Völker leben wie die Fürsten. Diesen wird es gereicht von den Pöhlungen

und jenen von den Demagogen“, obschon es für uns eine Uebersetzung ist, aus der Feder Karl Heizingen's, welcher in Europa aus der Demagogie ein Geschäft machte, einem solchen Ausspruch zu begegnen. Er ist also jetzt selbst „Demagogenriecher“ geworden und betrachtet Jeden, der an seiner Autorität zweifelt und den „Pionier“ nicht liest und hält, als einen Demagogen. So sehr liegt dergleichen im deutschen Blute. Es ist in Heizingen's Ansichten sehr häufig eine einseitige Wahrheit, z. B. wenn er in einem „Die deutsche Sprache im Ausland“ überschriebenen und eine schöne Betrachtung von Philarete Chasles über die Herrlichkeit der deutschen Sprache zugrunde legenden Artikel sagt: „Jetzt, wo das patriotische Bandenthum der Know-Nothings Miene macht, in selbstmörderischer Blindheit alle die Schätze mit Füßen zu treten, welche die Einwanderung Amerika zugebracht hat, um dessen rohe, einseitig materielle Entwicklung zu veredeln, wäre vielleicht eine günstige Zeit, die gebildeten und humaner denkenden Amerikaner umsomehr für die geistige Bereicherung zu interessieren, welche sie namentlich aus einer würdigen Schätzung der deutschen Sprache und des deutschen Geistes schöpfen könnten.“ Aber man muß auch billig sein. Neben einer Klasse tüchtiger und gediegener Arbeitskräfte werden auch sehr viele verdothene nichtsnutzige Elemente fortbauern aus Europa an der amerikanischen Küste ausgeladen, welche den Amerikanern zur Last fallen und namentlich in den großen betriebssamen Städten des Ostens verderblichen Corruptionsstoff anhäufen. Wenn schon in Europa selbst Land gegen Land, ja Gemeinde gegen Gemeinde sich mehr als billig absperrten und der Freizügigkeit und Ansässigmachung Hindernisse auf Hindernisse in den Weg zu legen suchen, wer kann es da den Amerikanern im Grunde so ganz verdenken, wenn sie endlich anfangen, über diese unausgesetzte Einschleppung von Corruption, Unglauben und Raserei bedenklich zu werden?\*) Es heißt im „Pionier“: „Ein Vaterland haben wir nicht, Ansehen haben wir nicht, Macht haben wir nicht, Reichthümer haben wir nicht, aber wir haben die Wahrheit. Geben wir auch sie preis, so sind wir nichts mehr als der Fußwisch der Nationen.“ Es ist allerdings richtig, daß es in Amerika sehr vielen Humbug und sehr viele Lüge gibt, aber die Amerikaner betreiben diesen Humbug und diese Lüge wenigstens mit einer Art Genialität und Humor, während jene „Wahrheit“, soweit sie von dem größten Theil der deutschen Presse in Amerika repräsentirt wird, in abschreckend nackter, widerwärtiger Gestalt auftritt. Man gewinnt die Amerikaner nicht, man kößt sie ab, wenn man ihnen zuruft: „Wenn sie (die Amerikaner) bedenken, daß ihr Protestantismus kein Rativ-Amerikaner, sondern ein deutscher Emigrant ist, werden sie es für weniger schrecklich halten, daß ihm auch sein Sohn, der deutsche Unglaube oder Radicalismus, nachwandert, und sie werden ihm vielleicht dankbar sein, daß er ihnen die Mühe spart, ihn selbst zu hosen. Wenn ihr Luther acceptirt, dürft ihr Feuerbach nicht zurückweisen.“ Kein Wunder, wenn bei solchen Ansichten sich der Redacteur des „Pionier“ gestehen muß, daß er sich nie in Amerika heimisch gefühlt habe. Für Leute mit solchen Ansichten gibt es auf der ganzen weiten Erde keinen Punkt, auf dem sie sich jemals heimisch fühlen könnten. Und welche ein erbauliches Beispiel geben die Vertreter der deutschen Presse den Amerikanern durch ihre journalistischen Klopffechtereien! Die Heide zwischen dem „Hochwächter“ und dem „Pionier“ zu Anfang dieses Jahres bietet ein schauerliches Muster von dieser barbarischen Art zu polemisiren. Dabei beruft man sich aber nichtsdestoweniger den Amerikanern gegenüber auf die Schätze deutscher Literatur, Wissenschaft und Sprache.

Ein rechttes Curiosum ist das im Heuilleton des „Pionier“

\*) Auch die „Times“ erkennt im Know-Nothingismus eine Art Nothwehr und in den Ausschreitungen des nichtsnutzigen irischen Journalismus, in der papistischen Agitation und in den Extravaganzen der Koffuth-Neben die zunächst liegenden Ursachen dieser Bewegung.

abgedruckte fünfstückige Lustspiel von Karl Heinen: „Der deutsche Professor und das Leben.“ Es treten darin unter andern folgende Figuren auf: Dr. Gift, Philologe, „Klein und bucklig, lange, geröthete Nase“; Polizeidiener Rasenisch; Gertrud Winterhohl, „die blühende Haushälterin des Professors, früher Viehmagd gewesen“ u. s. w. Heinen glaubt ganz ernsthaft an die Aufführbarkeit des Lustspiels, denn er fordert in einer Anmerkung solche Theaterdirectionen, welche das Stück zur Aufführung für geeignet halten, auf, mit ihm in Verbindung zu treten, und erbietet sich zu Aenderungen, falls diese für nöthig erachtet werden sollten. Die Ranie, Theaterstücke zu schreiben, scheint überhaupt unter den deutschen Flüchtlingen eingereißt; auch Gustav Struve hat in Compagnie mit seiner Frau Amalie ein Stück verfaßt: „Abälard und Heloise“, welches auf einem deutschen Theater in Newyork zur Aufführung gekommen ist. Man lobt die Sprache des Stücks, tadelt aber, daß es zu wenig Handlung enthalte. Es kann wol nichts Wunderlicheres gedacht werden, als einen so sanftmüthigen Stoff von dem ehemaligen Freischarenführer Struve und der Amazone Amalie behandelt zu sehen. Struve's Ehrgeiz scheint somit sehr herabgestimmt zu sein. Man gebe ihm ein Engagement als Theaterdichter an einer deutschen Bühne, und Deutschland wird ein glückliches und friedliches Ehepaar mehr haben.

Die Bull hat es in seiner von ihm gegründeten norwegischen Colonie Deana nicht lange aushalten können und sich ebenfalls dem Theater zugewendet; er hat sich mit dem böhmischen Kapellmeister Maxeß verbunden, um in Newyork unter dem Namen „Académie de musique“ ein Opernunternehmen zu begründen, auch hat er einen Preis von 1000 Dollars für die beste, ein streng amerikanisches Sujet behandelnde Originaloper von einem amerikanischen Componisten ausgesetzt. Die Concurrenzopern müssen bis zum 1. August d. J. eingereicht sein. Wir meinen, daß eine oder die andere Episode aus Barnum's Leben hierzu ein sehr passendes Sujet sein würde.

Ein in seiner Art eigenthümliches, aber empfehlenswerthes Unternehmen ist Friedrich Gerhard's in Newyork gedruckter „Unentgeltlicher Wegweiser, Adergangsgeber und Geschäfts-empfeher für deutsche Einwanderer in die Vereinigten Staaten“, wovon uns die erste Nummer vorliegt. Dieses Blatt wird jährlich in 150,000 Exemplaren gedruckt und unentgeltlich ausgegeben; die Basis seiner Existenz ist einzig und allein der Gewinn an den Inseraten. Es hat den Zweck, die Einwanderer, die bisher meist ohne alle Kenntniß des amerikanischen Lebens und der amerikanischen Verhältnisse hinüberkamen, in populärer Weise darüber zu unterrichten, was sie in Amerika zu erwarten, zu vermeiden und zu thun haben. Der Unternehmer war selbst vor einiger Zeit wieder in Europa und stellte in denjenigen europäischen Häfen, welche direct oder über England deutsche Auswanderer nach Amerika senden, nämlich in Bremen, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen und Havre, Agenten an, welche von ihm einen festen Gehalt beziehen und verpflichtet sind, den „Wegweiser“, den er von Newyork immer mit den Steamern hinüberfendete, vor der Abreise persönlich und unentgeltlich zu behändigen.

Die erst vor wenigen Jahren gegründete Amerikanische Gesellschaft für Geographie und Statistik hat für dieses Jahr den durch seinen Eifer für die geographischen Wissenschaften rühmlich bekannten Geistlichen Hawks zu ihrem Präsidenten gewählt, nachdem Bancroft auf die Ehre der Wiederwahl verzichtet geleistet hatte. Der neue Präsident eröffnete die erste Jahresversammlung (am 4. Januar) mit einem Vortrage, worin er sich über die Fortschritte der geographischen Wissenschaft im vorigen Jahre verbreitete. Interessant waren darin namentlich die Angaben über die auf Kosten der Regierung veranstaltete Expedition des Lieutenant Gilliss und des Herrn Mac Rae nach Chile. Für die Kosten waren ursprünglich nur 18,000 Dollars ausgesetzt, die jedoch allmählig bis auf 200,000 Dollars erhöht wurden. Dafür sind aber auch die Resultate, die in mehreren starken Quartbänden veröffentlicht werden, sehr bedeu-

tend. Edmond Rouel Smith, welcher der Expedition beigegeben war, hat später auf eigene Kosten das bis dahin wenig bekannte Gebiet der Anden durchforscht. Schreier, der Kartograph der Gesellschaft, hat zwei Karten in Arbeit, von denen die eine aufs genaueste alle neuern Entdeckungen in den ostlichen Regionen, die andere die bisher aufgestellten den Projekte zur Verbindung beider Ozeane mitten durch die Rocky Mountains hindurch verdeutlichen wird. Von Wichtigkeit ist auch der auf Veranstaltung und auf Kosten der Regierung veröffentlichte Bericht des Capitans Standbury über seine Erforschung des Thals und des großen Sees Salé d'Utah. Der Reisende hatte auf seinen Wanderungen durch unermessliche Eiden, die vielleicht noch nie ein menschlicher Fuß vor ihm betreten hatte, viele und große Gefahren zu bestehen. In der Hauptstadt der Mormonen brachte er einen ganzen Winter zu und lernte hier die Sitten und Gebräuche dieser merkwürdigen Sekte gründlich kennen. Die beigegebenen Karten sind von bewundernswerther Ausführung. P. M.

### Notiz.

Robert Giese's „Pfarr-Röschen“ englisch.

Bei Parry und Whillan in Philadelphia erschien eine englische Uebersetzung von Robert Giese's „Pfarr-Röschen“ unter dem Titel: „The rose of the parsonage: an idyll of our own times. Translated from the German of Robert Giese, author of the romance „Moderne Titanen“. Der Uebersetzer (oder die Uebersetzerin) spricht sich in der Vorrede über deutsche Novellistik und Romanliteratur im Allgemeinen aus und bemerkt: die deutschen Schriftsteller zeichnen sich entweder vermöge einer besondern geistigen Eigenthümlichkeit oder vermöge des großen Reichthums ihrer Sprache gemeinlich als Wortmalers aus und besäßen in seltenem Grade die Fähigkeit, in einigen kurzen Sentenzen eine Scene darzustellen, deren kleinste Details durch die in den Worten selbst liegenden Grundelemente ausgemalt würden. Der bewundernde Leser finde oft in einem einzigen dieser dehnbaren Worte, welche zugleich der Reiz und der Reichthum der deutschen Sprache seien, Ideen verkörpert, deren Fülle im Englischen durch weitfewerige, verwickelte Phrasen kaum auch nur annähernd wiedergegeben werden könne. Die Vortheile, welche die Romandichtung von dieser Eigenthümlichkeit deutscher Sprache und deutschen Geistes habe, seien so bedeutend, daß die deutschen Autoren ebenso sehr auf diesem Gebiete wie im Gebiete der Wissenschaften in erster Reihe stehen würden, wenn diese Vortheile nicht an gewissen dem deutschen Geiste ebenso tief anhaftenden Mängeln ihr Gegengewicht hätten. Der Deutsche habe aber einen zu überwiegenden Hang zur Kleinlichen und peinlichen Motivierung, eine krankhafte Neigung zur Sentimentalität, einen ungeläuterten Geschmack und eine fast ehrfurchtslose Kühnheit in der Aufdeckung solcher heiligen Geheimnisse, welche das Herz in seinem unentweihbaren Zustande in sein Innerstes zu verschließen und vor jeder unsaubern Berührung zu schützen liehe. Daher könnten deutsche Romanschriftsteller nicht darauf rechnen, die Gunst amerikanischer Leser zu erwerben. Nur zwei nimmt der Uebersetzer hiervon aus: Aschode (Aschotte) und de la Motte Fouquet, die beide, namentlich aber der letztere (wegen der „Undine“?), bei dem amerikanischen Publicum beliebt seien. Zu denen, welche auf diese Popularität in Amerika Anspruch haben, scheint der Uebersetzer nun auch Robert Giese zu rechnen, dessen Name, obschon selbst in Deutschland erst seit kurzem bekannt, „occupies already a distinguished position“. In „Pfarr-Röschen“ fänden sich, bemerkt der Uebersetzer weiter, die der deutschen Feder eigenthümlichen Reize und Liebesswürdigkeiten in reicher Fülle, freilich auch manche ihrer Unformitäten, obschon doch gerade nicht viele. Die Scenerie, die Charaktere, die landseseigenthümlichkeiten seien nicht einfach und der Natur getreu; die Begebenheiten seien weniger

künstlich, als dies sonst in deutschen Romanen der Fall zu sein pflegt, und hätten eine dramatische Kraft und Lebendigkeit, wie man sie bei einem solchen dem gewöhnlichen Leben entnommenen Stoffe nicht erwarten sollte. Die umgestaltende Wirkung, welche eine große Leidenschaft auf verschiedene Charaktertypen ausübt, sei bewundernswürdig dargestellt. Kurz, der Roman enthält nicht wenige Züge, welche einen Künstler vom ersten Range, einen Mann bezeichnen, dessen Stimme zum Herzen sprechen müßte, da sie frisch vom Herzen kommt („a man, whose voice must reach the heart, since it comes freshly from it“). **P. M.**

## Bibliographie.

- Abel, D., Theodat, König der Ostgothen. Stuttgart, Nebler. Gr. 8. 4 Ngr.
- Andersen, H. C., Gesammelte Märchen. Vollständige vom Verfasser besorgte Ausgabe. 6te Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers nach Prof. Stahl. Leipzig, Pöschel. 1854. 8. 1 Thlr.
- Andt, E. M., Geistliche Lieder. Berlin, Weidmann. 12. 12 Ngr.
- Augier, E., Gift! Lustspiel in zwei Acten und in Versen, bearbeitet von A. Chard. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 16 Ngr.
- Bännele, A., Wien vor zwanzig Jahren, oder: Baron Rothschid und die Tischlerstochter. Roman. Zwei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.
- Baumgarten, R., Ein Denkmal für Claus Harms. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.
- Beibtreu, K., Lebensbilder aus der Geschichte der christlichen Kirche vor und nach der Reformation. Duisburg, Erich. Gr. 16. 8 Ngr.
- Cappe, H. P., Die Rungen der Stadt und des Bisthums Hildesheim, nach der Zeitfolge geordnet und beschrieben. Mit 20 Kupferstein. Dresden. Gr. 8. 4 Thlr.
- Charpentier, J. P., Studien über die Kirchenväter. Aus dem Französischen frei übersetzt und herausgegeben von Dittmer. Mainz, Kupperberg. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.
- Conscience, J., Die Dorf-Plage. Aus dem Flämischen von H. Scheler. Mit 4 Original-Illustrationen von J. Bertow. Antwerpische Ausgabe. Brüssel, A. Schnez. Br. 8. 16 Ngr.
- Cornelius, C. S., Die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus. Versuch einer theoretischen Ableitung der gesammten magnetischen und elektrischen Erscheinungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Chetling, F. B., Sieben Bücher französischer Geschichte. Nach gedruckten handschriftlichen, theilweise unbenuzten Quellen. 1ter Band. Tübingen, L. F. Kues. Gr. 8. 1 Thlr.
- Hoffmann, W., Die christliche Litteratur als Werkzeug der Mission unter den Heiden. I. Die Bibelübersetzung. Ein Vortrag auf Veranlassung des evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 12. Febr. 1855. Berlin, B. Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.
- Die Linderherberge. Eine wahre Dorfgeschichte aus dem schlesischen Volksleben. Breslau, Dülfer. 16. 5 Ngr.
- Kinkler, W., Dorfgeschichten aus dem nord-östlichen Thüringen. Berlin, Wallerstein. 8. 24 Ngr.
- La Guéronnière, Graf A. de, England's Staatsmänner im 19. Jahrhundert. Sir Robert Peel, Lord Aberdeen, Benjamin Disraeli, Lord Palmerston, Sir James Graham, Lord John Russell, William Gladstone. Mit einem Seitenbild auf England und seine Politik. Nach dem Französischen von F. von Biedenfeld. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.
- Littensfeld, A., Eine Reise um die Welt. Marburg, Neß. 1854. Gr. 8. 12 Ngr.
- Mitgabe auf die Lebensreise. Blüthen christlicher Dichtung aus allen Zeiten der Kirche. In einem Gedicht auf jeden

Tag des Jahres. 3te umgearbeitete Auflage. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 15 Ngr.

Monod, A., Könnt ihr ruhig sterben? Frankfurt a. M., Brönnert. 24. 4 Ngr.

Rufenalmann der Ostseeprovinzen Russlands. 1ter Jahrgang. Für das Jahr 1855. Herausgegeben von R. Graf Rehbinder. Mitau, Rejher. 16. 18 Ngr.

Rormann, F., Eldorado oder das Goldland. Schauspiel in 4 Aufzügen. Hamburg, D. Reifner. 8. 28 Ngr.

Otto, B., Die Sprache der Verstorbenen oder das Geister-Klopfen. Stimmen aus dem Jenseits und enthüllte Geheimnisse des Grabes. Ein unumstößlicher Beweis für die Fortdauer der Seele nach dem Tode und deren Wiedervereinigung mit ihren Lieben. Nach gesammelten authentischen Thatfachen dargestellt. Leipzig, E. S. Schmidt. 8. 18 Ngr.

Frische Quellen. Schönwissenschaftliche Jahrbücher. Unter Mitwirkung vieler Literaturkräfte herausgegeben von R. Bedl. 1fter Jahrgang 1855. Zehn Lieferungen. Pest, Edelmann. Hoch 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Scherenberg, E. F., Abufir die Schlacht am Ril. 1te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1er-8. 20 Ngr.

Steinthal, H., Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältnisse zu einander. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wartburg-Bibliothek herausgegeben von L. Boeckstein. I. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 20 Ngr.

Weber, A., Ueber den Zusammenhang indischer Fabeln mit griechischen. Eine kritische Abhandlung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Wiedede, S. v., Die französische Armee im Jahre 1854 — 55. Ergänzung der Schrift „Die französische Armee in ihrem Verhältnisse zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen.“ Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Wohlmuth, L., Der Kaiserdom zu Speier. Ein deutsches Lied. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 16. 10 Ngr.

Zugswerdt, J. B., Das Bankwesen und die privilegierte österreichische Nationalbank. Wien, Braumüller. 1er-8. 2 Thlr. 16 Ngr.

## Tagesliteratur.

Ein Blick auf Schlesiens Noth. Zwei Familienbriefe aus Schlesien. Zum Besten der unglücklichen Armen Schlesiens herausgegeben. Leipzig, Dürr. 1854. Gr. 8. 7½ Ngr.

Politische Briefe. Nr. 1. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 1er-8. 6 Ngr.

Dietrich, J. A. B., Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! Drei Predigten vom christlichen Hausstande, gehalten, und christlichen Häusern dargeboten in einer Zeit, wo es Noth that. Breslau, Dülfer. 8. 3½ Ngr.

Eberlin, Die Integrität der Pfarrfründen und des Pfarrfründe-Genusses vom kanonischen und ökonomischen Standpunkte beleuchtet. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Schrift und Bekenntniß oder die Grundbedingung der Kirchenvereinsung in Baden und ihrer Befestigung. Der Generalsynode von 1855 zur Berücksichtigung und Jedermann zur Prüfung vorgelegt. Ebendasselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Hefel, G., Die die von Wittenberg'sche Klosterschule zu Koblentz das 300jährige Jubelfest feierte. Im Auftrage der am 5. und 6. Juli zu Kloster Koblentz versammelt gewesenen Commissionen herausgegeben. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1854. Gr. 8. 20 Ngr.

Heflein, B., Kaiser Nikolaus I. Dreißig Jahre aus der Geschichte Russlands. Berlin, Sacco. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Niederlassung des Lehrers Baner in Lwenzberg. Ein Beitrag zur Kenntniß der preussischen konstitutionellen Verhältnisse. Hamburg. Gr. 12. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Metzger.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2½ Ngr.)

## Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Erster bis achter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Berner. — II. Paktul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Jopf und Schwert. — IV. Pagarischeff. Das Urbild des Kartäufers. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Bullenweber. — VII. Kiesel. Der Königsleutnant. — VIII. Dittfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzelne sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage oder der Sohn einer Mutter.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Berner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Paktul.** Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Die Schule der Reichen.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Jopf und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

**Uriel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

**Kiesel.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von E. G. Reiffiger. 25 Ngr.

**Der Königsleutnant.** Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

**Dittfried.** Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielsstück in einem Aufzuge. 25 Ngr.

**Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Anßerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:

**Uriel Acosta.** Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr. Leipzig, im April 1855.

*F. A. Brockhaus.*

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie** depuis 1804 jusqu'à 1850. Par le Docteur **Barthélemy-Sylvestre Cunibert**. 2 volumes. In - 8. Broché. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertraueste Rathgeber des Fürsten **Nikola Obrenowitsch** war, gibt eine lichtvolle Darstellung der politischen Zustände Serbiens unter der Regierung dieses Fürsten, und stellt durch Herbeibringung vieler neuen Thatfachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei der wichtigen Stellung, die Serbien in den gegenwärtigen Verwickelungen im Oriente einnimmt, wird das Werk nicht verfehlen, überall Aufsehen zu erregen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Brugsch (H.), Reiseberichte aus Aegypten.

Geschrieben während einer auf Befehl Seiner Majestät des Königs **Friedrich Wilhelm IV.** von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Niltale. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser — den das „Ausland“ in einer höchst anerkennenden Besprechung (1855, Nr. 11) „einen der grössten Aegyptologen diesseit und jenseit des Rheins“ nennt — bietet in vorliegender Schrift dem grössten deutschen Publicum die Frucht seiner unter Humboldt's Auspicien begangenen und von den werthvollsten wissenschaftlichen Erfolgen gekrönten Reise nach Aegypten. Das Ziel seiner Wanderungen war nicht das jetzige Aegypten, sondern das alte monumentale Niltal, und er gibt in dieser Schrift dem Nichtgelehrten eine getreue und allgemein verständliche Schilderung des alten Aegypten.

## Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

**In allen guten Stunden.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich“, sind mit vollem Recht Leopold Schfer's „Laienbrevier“ und Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon soeben bereits eine vierte Auflage nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „In allen guten Stunden“, eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Stein und sein Zeitalter.

Ein Bruchstück aus der Geschichte Preussens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. Von **Dr. G. Stern**. 8. Geh. 2 Thlr.

Eine populär gehaltene Schilderung des um Deutschland so hochverdienten Ministers Freiherrn vom Stein und seiner in Deutschland so verhängnisvollen Zeit; ein Volksbuch, das die weiteste Verbreitung im deutschen Volke beansprucht und gewiss auch in vollem Maße verdient.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

**Inhalt:** Bunsen's „Hippolytus und seine Zeit“. Zweiter Artikel. Zweiter Band: Die Herstellung. — „Der neue Rath“ des Emil von Pardubitz. Skizze aus der böhmischen Literatur des 14. Jahrhunderts. Von Joseph Menzig. — Ein literarhistorischer Roman. — Aus London: Der „Royal literary fund“ und andere literarische Unterstützungsverträge; Irving's neueste Eigensammlung; der apokryphe Walter Scott'sche Roman „Moredun“; Uebersetzungen aus dem Deutschen und deutsches Theater; Shakespeare's Dramen nicht von Shakespeare. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Bunsen's „Hippolytus und seine Zeit“.

**Hippolytus und seine Zeit.** Anfänge und Ausichten des Christenthums und der Menschheit. Von Christian Karl Josias Bunsen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1852 — 53. Gr. 8. 7 Thlr.

#### Zweiter Artikel.\*)

#### (Zweiter Band: Die Herstellung.)

Es ist eine geraume Zeit verflossen, seit wir in einem ersten Artikel das Buch Bunsen's über den Hippolyt besprachen. Wenn wir so spät noch ein mal darauf zurückkommen, so mag das seine Rechtfertigung darin finden, daß das genannte Buch wahrlich nicht bloß ein vorübergehendes, temporäres, ebenso wenig wie ein bloß kritisch-gelehrtes oder literarhistorisches Interesse in Anspruch nimmt, sondern weit über seinen Titel hinaus ein lebendiges kirchengeschichtliches Bild als ein bleibendes Ganzes aufstellt und zugleich in die tiefsten und wichtigsten Fragen nicht nur der Gegenwart, sondern der ganzen Entwicklung der Kirche vielfach anregend eingreift. Bloß kritische Untersuchungen — wenngleich sie von zu Vielen in Deutschland als der letzte Zweck behandelt werden — dürfen in Wahrheit immer nur Mittel sein und darum, wenn sie zu einem Resultate geführt haben, als abgethan gelten, sodaß sie höchstens für den Fachgelehrten nur noch als eine Stufe, die er auch überschritten haben muß, gelten können — gelten sollten, während eine in sich abgeschlossene und vollendete Darstellung von auch nur einem Stück Leben aus der Welt- oder Kirchengeschichte zu einer bleibenden Bedeutung und Geltung berechtigt ist. Leider pflegt es in Deutschland geistiger Welt und Literatur nicht immer so gehalten zu werden. Jeder neue Autor, der über irgend einen Gegenstand schreibt, glaubt immer ganz von vorn wieder anfangen zu müssen; seine Vorgänger sind, selbst wenn er schließlich zu demselben Resultat wie sie kommt, nur zum Widerlegen für ihn da; ihr ganzes Gewebe, ja jeder einzelne Faden muß bis in alle seine Fasern

aufgebrochelt und zerlegt werden, oft nur um zuletzt daselbe Gewebe mit einer ein klein wenig nach einer andern Seite hin schillernden Farbe wieder zusammenzusetzen.\*) Wir möchten dies eine Caricatur von Lessing's tiefem und wahren Wort vom Wege zur Wahrheit und der Wahrheit selbst nennen.

Ein solches unerquickliches Schauspiel bieten wir müssen es leider gestehen, die bisherigen Untersuchungen über den Verfasser des neu aufgefundenen Buchs der „Philosophumena“ dar. Bunsen war der Erste, der die Frage — nach vorläufigen kürzern Untersuchungen Anderer in wissenschaftlichen Zeitschriften — zum Gegenstande einer umfassenden und gründlichen Behandlung machte. Wir glaubten in unserm ersten Artikel das Resultat seiner Untersuchungen, soweit es den Hippolytus als Verfasser der Schrift betrifft, im Wesentlichen als feststehend und gesichert ansehen zu dürfen. Wir haben uns, was die gelehrten Theologen angeht, geirrt. Seitdem schon ist eine ganze Anzahl neuer Bearbeitungen erschienen, welche die Sache immer ganz von vorn anfangen und Alles wieder in Frage stellen. Zwar daß Diejenigen, welche von vornherein anderer Ansicht waren, ihre Meinung nicht änderten, begreift sich; daß z. B. Baur seine Hypothese vom Presbyter Cajus als dem Verfasser nicht aufgibt, sondern seinen ganzen, wirklich bewundernswerthen Scharfsinn und sein gründliches Wissen zu ihrer Befestigung, obwohl fruchtlos, anbietet, ist natürlich, umsomehr als es ihm wirklich an Argumenten nicht fehlt. Aber eines kleinen Lächelns kann man sich nicht erwehren, wenn man andere Gelehrte mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit unschwerflich Bunsen in eigenen Werken bestreiten sieht, um schließlich zu demselben Resultat über den Verfasser zu gelangen, wie Bunsen! Nur ja nicht aus demselben

\*) Eine so richtige, zutreffende, die deutsche Manie des Mittelalters bloß um des Mittelalters willen so scharf kennzeichnende Bemerkung, daß wir nicht umhinkönnen, sie unferretzt, auch den Kritikern auf anderm als bloß gelehrts-theologischem Gebiete aus Herz zu legen. D. Red.

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 34 d. Bl. f. 1853. D. Red. 1855. 17.

Gründen, umsomehr als Bunsen kein theologischer Fachgelehrter ist! Hat er auch das Rechte gefunden, so darf er es doch nicht auf dem rechten Weg gefunden haben; das wäre ja der Ehre der Fachgelehrten zuzugerechnet, bei denen der Apparat wichtiger ist als Das, was durch den Apparat erzielt werden soll!

Diese Betrachtungen wurden uns hauptsächlich durch zwei seither erschienene Bücher erweckt: Döllinger's in München „Hippolytus und Kallistus, oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts“ (Regensburg 1853) und Volkmar's in Zürich „Hippolytus und die römischen Zeitgenossen“ (Zürich 1855).

Döllinger zwar hat noch ein anderes Interesse als das der Gelehrsamkeit und ein auf seinem Standpunkt allerdings höheres und berechtigteres: das Interesse der katholischen Kirche, welche es allerdings nicht gleichgültig mitansehen konnte, einen ihrer heiligen Päpste von einem andern Heiligen so schmähtlich bloßgestellt und die tiefen und frühen Schäden im Centrum der katholischen Christenheit so scharf und offen dargelegt zu finden. Unsere Leser wollen sich freundlich (nach so langer Zeit vielleicht eine etwas starke Zumuthung) des kurzen Ueberblicks erinnern, den wir in unserm ersten Artikel über das Verhältniß von Hippolytus und Kallistus gegeben haben. Für den katholischen Theologen lag hier die schwere Aufgabe vor, den einen zu rechtfertigen, ohne den andern zu verurtheilen. Sein kritisches Gewissen — und das ist höchlich anzuerkennen — macht es Döllinger unmöglich, die unbequeme antipäpstliche Schrift dem Hippolytus abzusprechen; es bleibt ihm also nur übrig, den Verfasser selbst zu einer Art von Gegenpapst zu machen, natürlich jedoch so, daß derselbe erstlich in dem damals noch unentwickelten Zustande des Dogmas und der Disciplin einige Entschuldigung finde und sich dann auch mit der Kirche versöhne, die in seinem Märtyrertum die hinreichende Buße und Sühne finden konnte. Döllinger nämlich nimmt an, daß damals in Rom Differenzen über die Trinitätslehre, welche bekanntlich von der Kirche noch nicht festgestellt war und in der sich daher eigenthümliche und auseinandergehende Ansichten, sofern sie nicht die Grundlage selbst betrafen, noch ohne Häresie nebeneinander bewegen konnten — und über strengere oder laxere kirchliche Disciplin, namentlich in Betreff der Wiederaufnahme der nach der Taufe Gefallenen — welcher Punkt ebenfalls erst durch Sitte und Gewohnheit der einzelnen Gemeinden, noch nicht durch kirchliche Autorität entschieden war — stattgefunden hätten. Hippolyt vertrat in beiden Punkten die strengere Auffassung und klagte den Kallistus als Sabellianer und Zerrütter der kirchlichen Disciplin an; Beide waren von ihren Anhängern zum Bischof gewählt, und so entstand eine förmliche Spaltung, welche auch gegen des Kallistus Nachfolger, Urban I. und Pontianus, fortbauerte. Letzterer wurde, nach Döllinger, zugleich mit Hippolyt 235 nach Sardinien verbannt; dort wurde die Versöhnung durch Abdankung Beider und hierauf durch die Wahl des Anerkenners in Rom bewirkt. Pontian und Hippolyt starben

Beide in Sardinien; um die Versöhnung zu besiegeln, wurden die Leichname Beider zusammen nach Rom gebracht und dort am selben Tage, wenn auch an verschiedenen Orten beigesetzt und ihr Gedächtniß am selben Tage (13. August) gefeiert. So die Darstellung Döllinger's; und es ist in der That unterhaltend — wenn gleich wir unsere nichttheologischen Leser damit verschonen müssen — wie er diese ganze Reihe von Hypothesen scharfsinnig zu begründen und immer eine durch die andere wahrscheinlich zu machen versucht. Denn bis auf das Factum, daß in der ältesten römischen liturgischen Sammlung im Natale Sanctorum Hippolyt und Pontian auf denselben Tag verzeichnet ist, ist eben Alles Hypothese; geistreiche und scharfsinnig durchgeführte Hypothese, aber „man merkt die Absicht und man ist verstimmt“.

Daß Döllinger seinem Gegner einige Fehler nachgewiesen hat, wollen wir gern zugeben. Wir rechnen aber nicht dazu Bunsen's Ansicht von den Suburban-Bischöfen als Presbytern der römischen Kirche; diese Ansicht ist in der allgemeinen und richtigen Auffassung von dem Verhältniß des Episcopats und Presbyterats und der ganzen Verfassung der alten Kirche so wohl begründet und durch manche einzelne Notizen, die Bunsen aus seiner genauen Kenntniß der ältern römischen Verhältnisse, deren Spuren sich noch jetzt in dem Collegium der Cardinäle finden, geschöpft, so gut gestützt, daß wir sie für ganz unzweifelhaft halten. In das spätere hierarchische System, welches Döllinger nothwendig in die älteste Zeit hineintragen muß, paßt sie freilich nicht.

Anerkennen aber müssen wir, daß in dem Buche Döllinger's sich eine gründliche Gelehrsamkeit (namentlich eine nur bei einem katholischen Theologen mögliche und nur einem solchen hinreichenden Lohn darbietende Belesenheit in dem Wust von Martyrologien und Legendarien, in dem doch manches Goldkörnchen steckt), eine oft höchst unbefangene und vorurtheilsfreie Auffassung, die man von Rom aus schwerlich billigen, nur ignoriren kann, und eine ganze Reihe von werthvollen Untersuchungen und Erläuterungen aus der ältern Kirchen- und Dogmengeschichte findet. Wir sprechen gern unsere große Achtung vor dem Verfasser aus und können der katholischen Kirche nur viele solcher Theologen wünschen! Wenn wir oben der deutschen Fachgelehrsamkeit manches Böse nachsagen mochten, so wollen wir hier gern den Werth deutscher Wissenschaft auch auf dem Gebiete der römischen Kirche anerkennen.

Weniger von allgemeinem Interesse ist das zweite der oben angeführten Bücher von Volkmar. An Gelehrsamkeit und Scharfsinn fehlt es dem Verfasser auch nicht, welcher wesentlich auf dem Standpunkt der tübinger Schule in Betreff des Urchristenthums steht, aber eine unbefangene und unparteiische Forschung zeigt, die sich nur zum großen Theil in kritischen Minutien bewegt und sich selten zu einer allgemeinen Anschauung und zu einem geschichtlichen Bilde erhebt, sobald es oft schwer ist, seine eigentliche Meinung von der Wirklichkeit der Dinge zu entdecken. Was die Stellung des



Hippolytus betrifft, so scheint er Döllinger's Ansicht über sein schismatisches Bisthum von Rom anzunehmen; es ist ihm hauptsächlich nur um die Frage von dem Verfasser der „Philosophumena“ zu thun und um dessen Verhältniß zu andern Schriftstellern jener Zeit, namentlich dem vielbesprochenen und wenig aufgeklärten Presbyter Cajus, der fast zu einer mythischen Person geworden war, dem man Alles aufbürdete, und über den Volkswörter nüchterne und verständige Untersuchungen gibt, die sehr dankenswerth sind, sowie die Untersuchungen über Theodor's Schrift gegen die Häretiker und ihr Verhältniß zu den „Philosophumena“. Wir können ihm hier natürlich nicht in diese philologisch-historischen Irrgänge folgen, die nur für den gelehrten Theologen von Werth sind, und bemerken nur, daß, nachdem er Bunsen's und Döllinger's Gründe zerstört hat, er doch schließlich auch den Hippolytus für den Verfasser erklärt — aus einem einzigen Grunde, der aber von Kennern der leider zu sehr vernachlässigten Archäologie christlicher Kunst schwerlich anerkannt werden wird. Er hält nämlich das Zeugniß der Statue des Hippolyt in Rom, auf deren Sessel das Buch verzeichnet ist, für durchschlagend, ein Zeugniß, auf welches allerdings auch Bunsen und Döllinger Gewicht legen, ohne sich jedoch allein darauf zu stützen. Leider aber ist diese Statue fast ganz Restauration und nur der Sockel alt; es läßt sich also gar kein Urtheil über ihr Alter und ihre Herkunft fällen, somit auch nicht über den Werth des an ihrem Sessel angeschriebenen Zeugnisses. Wir können auch Bunsen nicht von dem Vorwurf freisprechen, dies übersehen zu haben; bei ihm ist aber die Statue nur ein einzelnes Moment in der Reihe der vielen andern, wie das überhaupt Bunsen's Vorzug ist, daß er von einer lebendigen Gesamtanschauung ausgeht, in welcher einzelne Fehler vorkommen, einzelne Stützen dem Bau entzogen werden mögen, ohne daß das Ganze darum zusammenfällt.

Mögen unsere Leser uns diese Rückblicke auf den ersten kritischen Theil verzeihen und uns freundlich zu dem zweiten Band des Bunsen'schen Werks folgen, welcher das allgemeine Interesse in erhöhtem Grade in Anspruch nimmt, da er aus den Untersuchungen des ersten Bandes nur die Resultate zieht, um ein anschauliches Bild der christlichen Kirche selbst in jenen ersten Jahrhunderten zu geben.

Der vorliegende deutsche Band umfaßt Band 3 und 4 des englischen Werks, hier zu Abtheilung 3 und 4 geworden.

Die dritte Abtheilung macht es sich zur Aufgabe, ein urkundliches Bild des gemeindlichen Lebens der Hippolytischen Zeit, also der zweiten Hälfte des 2. und der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts darzustellen, durch Vorlegung eines zusammengedrängten volkswässigen Textes der Denkmäler des Urchristenthums, in welchen sich das Gesamtbewußtsein und das gemeindliche Leben jener Zeit abspiegelt, in Schule und Gemeinde, im Gottesdienst und in den geselligen Verhältnissen des Lebens. Diese Bilder selbst machen den ersten Abschnitt aus; die Auslegung und Anwendung derselben versucht

der zweite Abschnitt zu geben. Er führt zu dem Zwecke zuerst jedes der vier aufgestellten Bilder erklärend vor Augen, läßt dann die anderthalbtausendjährige Geschichte sich darin spiegeln, welche uns von jener Urzeit trennt, und beleuchtet hierauf unsere Gegenwart mit dem ausgesprochnen Zwecke, aus jenem Bilde eine praktische Anwendung für die Verbesserung unserer Zustände zu geben.

In dem ersten Abschnitt bietet uns der Verfasser zwei Texte dar, die er als urkundlich zu bezeichnen sich berechtigt hält: „Das Kirchen- und Hausbuch der alten Christen“ und das „Gesezbuch der vornicänischen Kirche“. Die Untersuchungen des ersten Bandes hatten hierfür den festen Boden gewonnen. Er hatte in dem verstorbenen Wust der apostolischen Constitutionen und Kanones als Grundlage die Sammlung der Gewohnheitsrechte der ältesten Kirche erkannt, wie sie in jeder einzelnen Gemeinde, zurückgeführt auf apostolische Anordnungen und Ueberlieferungen, aber nach localem Bedürfnis in Einem Geiste ausgebildet und individualisirt, daher in allem Wesentlichen überall gleich und vielleicht nur hier und da ein wenig abweichend, aufgezeichnet, aufbewahrt und zuletzt als eine heilige Urkunde geehrt waren. Spätere absichtliche Ueberarbeitung hatte sie entstellt und mit hierarchischem Puz überkleidet. Von diesen Rathen sie zu befreien, das Echthe, Ursprüngliche herauszufinden, war des Verfassers kritisches Bemühen, wobei ihm für die Kanones besonders die koptische Sammlung zu Hülfe gekommen war. Er hatte sich bei dem kritischen Ergebniß aber nicht begnügt, sondern sucht nur die echte Ursammlung, wie sie eben in allen Gemeinden wesentlich dieselbe sein mußte, als ein Ganzes vor Augen zu führen, und das ist es eben, was sein Buch auch für den Laien so interessant macht. Denn, sagt er mit Recht,

welcher klar und redlich forschende Geist, dem das Christenthum ein Leben und die Wiederbelebung desselben die Bedingung aller Hoffnungen für die Zukunft der europäischen Menschheit ist, fühlte in unsern schweren und fast apokalyptischen Zeiten nicht das Bedürfnis, sich wo möglich in Lebensgemeinschaft zu setzen mit dem Geiste jenes Urchristenthums? Wer wäre so an die kanonischen Formen seiner Kirche geknüpft, daß er nicht deren angebliches Vorbild in seiner Wirklichkeit anschauen möchte? Er ist dabei weit davon entfernt, den Buchstaben dieser alten und ehrwürdigen Ordnungen zu knechtischer Dienstbarkeit als ein allein maßgebendes Vorbild aufzustellen; im Gegentheil besteht für ihn gerade darin hauptsächlich ihre große Bedeutung, daß sie neben dem positiv evangelischen Geist in seiner ersten Anwendung auf das Leben zugleich auch das Princip der evangelischen Freiheit in seiner ersten Anwendung entfalten; sie sind ihm wichtig durch Das, was sie enthalten als apostolische Anschauung, und nicht weniger wichtig durch Das, was sie nicht enthalten, sondern im Glauben an die Wirkung des Geistes in der Gemeinde der evangelischen Freiheit überlassen. Er will also keine Uebertragung jener Formen und Ordnungen auf unsere Zeit.

Denn kein noch so ursprüngliches Zeitalter, nicht einmal das der Apostel selbst (das 1. Jahrhundert oder die beiden ersten Geschlechter), ist in seiner Erscheinung, in seinen Einrichtungen

tungen und Formen vollkommen und maßgebend für alle Zeiten. Erstlich deswegen, weil es mit zu dem Guten und Nützlichsten desselben gehört, Ausdruck der Bedürfnisse jener Zeit zu sein; zweitens, weil kein Zeitalter ohne seine Schwächen und Gebrechen ist.

Wir müssen nun freilich unsern Lesern überlassen, sich aus dem Buche selbst mit diesem anziehenden Bilde der Sitten und Gewohnheiten der ältesten Kirche vertraut zu machen, und können hier nur eine kurze Andeutung des Inhaltes geben, gleichsam die Capitellüberschriften, aus denen doch hinreichend ersichtlich werden wird, wie reich und umfassend dieses Bild ist. Das können wir ihnen versprechen, daß sie aus diesem Büchlein eine lebendigere und wirklichere Anschauung des urchristlichen Lebens gewinnen werden, als aus vielen frommen und weisläufigen Kirchengeschichten.

Dies „Kirchen- und Hausbuch der alten Christen“ nun zerfällt in vier Bücher. Das erste betrifft die Schule und enthält Verordnungen über Aufnahme, Unterweisung, Gelübde und Zulassung der Katechumenen, nebst der Taufordnung der alten Kirche. Wir finden in diesen Verordnungen viel einfältige christlich-pädagogische Weisheit und in schlichter Sprache unter andern einen „Moralischen Katechismus“, den man, sowie das „Alte Gebet der Kirche zu Antiochien für die Katechumenen“ nicht ohne Erbauung lesen wird. Wir weisen dabei sogleich auf die „Nuganwendung für die Kirche der Zukunft“ hin, bei welcher der Verfasser von der historisch gewordenen und berechtigten kirchlichen Entwicklung der Kindertaufe ausgeht, wonach die Taufe jetzt der Schule vorangehen muß, zugleich aber eine Umgestaltung fodert, wodurch die Beibehaltung der Kindertaufe mit dem Bedürfnis der Heranbildung der Jugend zu bewußten, bekennenden Christen und der Auferbauung der Kirche aus dieser letztern ausgeglichen werde. Er legt dabei das Hauptgewicht auf die Confirmation, welche ausgebildet zu haben das besondere Verdienst der deutschen evangelischen Kirchen ist. Wir können seine sehr beherzigungswerthen und nicht unpraktischen Vorschläge hier nicht im Einzelnen verfolgen; unser Bedünken geht er etwas zu weit, wenn er „die Taufhandlung als ein Ganzes auffassen will, dessen Anfang die Besprengung und Namensgebung des Kindes, dessen Ende das durch den Segen besiegelte Gelöbniß der erwachsenen und unterwiesenen jungen Christen ausmacht“. Die Taufhandlung, als ein Act der Kirche und des Heiligen Geistes, ist auch ohne dieses Gelöbniß ein Ganzes; und wie wichtig jenes Gelöbniß oder der Segen der Confirmation auch sein mag, als Ende oder Ergänzung der Taufe können sie nicht aufgefaßt werden, ohne der Würde und Bedeutung derselben Eintrag zu thun.

Das zweite Buch enthält die Verfassung der alten Kirche, zunächst die der Kirche in Aegypten und den mit ihm zusammenhängenden Ländern, denn es hat hier die koptische und äthiopische Sammlung zugrunde gelegt werden müssen, aus welchen die Verordnungen über die Gemeindeglieder, Bischöfe, Presbyter, Diakonen, Vor-

leser und auch Jungfrauen und Witwen, sowie mit Heilskraft Begabten entnommen sind. Der Verfasser bemerkt dazu mit Recht:

Die christliche Kirchenverfassung ist, wie die politische der germanischen Stämme, ausgegangen von der Gemeinde; aber das Grundbewußtsein dieser Gemeinde ist, daß sie sich unter einer göttlich-sittlichen Ordnung weiß und eben deshalb sich frei und zur Freiheit berufen fühlt.

Die Thätigkeit der Gemeinde aber, obwohl sie ihren Bischof noch selbst wählt und nur die Bischöfe der benachbarten Orte einladet, ihn zu weihen, d. h. mit Gebet und Handauslegung einzuführen in sein Amt, ist schon bedeutend zurückgetreten; es hat sich schon entschieden ein geistlicher Stand gebildet. Auch haben sich schon um die Mittelpunkte der Provinzen Sammelgemeinden gebildet. Mit Recht behauptet der Verfasser, daß die hier vorliegenden Data sowohl die Hypothese, der Bischof sei nur als primus inter pares aus den Presbytern hervorgegangen, als die ganz den modernen Zuständen entlehnte Ansicht ausschließen, daß die Geistlichkeit ursprünglich der Lehrstand der alten Kirche gewesen sei. Daß die Geistlichen verheirathet sind, bedarf kaum der Erwähnung, doch hatte man schon aus dem Brief an Timotheus (III, 2) den Widerspruch gegen eine zweite Ehe des Bischofs und Presbyters, ja schon den Gedanken abgeleitet, daß, wer einmal ledig in den geistlichen Stand getreten, in demselben nicht heirathen dürfe, welchen Hippolytus im Widerspruch gegen den römischen Bischof Kallistus als Kirchengesetz geltend machen wollte. In der Nuganwendung des Verfassers können wir es nur billigen, daß derselbe in unserer Zeit nur die großen Principien des Bisthums (nicht im hierarchischen Sinne einer mystischen Weihe, sondern im evangelischen Sinne persönlich lebendiger Regierung) und des Gemeinderechts festhält und die einzelnen Formen freier Entwicklung überläßt.

Das dritte Buch, die Liturgie oder die allgemeine Ordnung des Gottesdienstes enthaltend, gibt, wie sich erwarten läßt, nur das wesentliche Schema desselben, mit den feststehenden Formeln und der Ordnung der Handlung, welche durch die freien Gebete des Bischofs oder Presbyters noch eine reiche Ausfüllung erhielt. Wir werden darauf bei Besprechung der vierten Abtheilung noch zurückkommen müssen und erwähnen hier nur, daß gerade in dieser Uebersicht der Charakter des alten Gottesdienstes als wesentliche Handlung der Gemeinde, That der Anbetung, besonders deutlich und klar hervortritt. Von besonders großem Interesse ist hier die „Spiegelung“ oder die Vergleichung der verschiedenen im Laufe der Zeit historisch entwickelten Gottesdienstordnungen mit diesem uralten Bilde, worin sich ein reiches und sorgfältig zusammengestelltes, sowie einfach und gewürdigtes Material, namentlich auch über die unter den protestantischen Kirchen am reichsten ausgebildete englische Liturgie findet. Für die Nuganwendung stellt Bunsen „die alte Kirche als apostolisches Vorbild und Muster hin durch zwei

Item: die eine ist, daß das geistige Opfer des Christen der Gipfel- und Zielpunkt der christlichen Anbetung und die leitende Idee der Liturgie sei, die andere, daß der christliche Gottesdienst nicht eine Lehre oder Betrachtung, sondern eine Handlung sei, und zwar eine gemeinsame des Geistlichen und der Gemeinde". Daß Bunsen diese Principien in eigenen liturgischen Entwürfen bereits angewandt hat, dürfen wir als bekannt voraussetzen und können nur den Wunsch aussprechen, daß dieselben (wie sie namentlich in dem im Rauhen Hause erschienenen Gesang- und Gebetbuch zusammengestellt sind) immer mehr Beachtung und Beherzigung finden mögen bei Geistlichen und bei Laien, und daß namentlich die letztern immer mehr zu dem Bewußtsein kommen mögen, daß sie im evangelischen Gottesdienste selbst etwas zu thun haben, daß der rechte Gottesdienst nicht für sie, sondern durch sie geschehen müsse!

Im vierten Buche würde man sich etwas getäuscht finden, wenn man nach dem Titel: „Allgemeine Verhaltensregeln für alle Glieder der Gemeinde, oder das Haus-, Gemeinde- und Gesellschaftsleben der alten Christen“, darin irgendwie bemerkenswerthe Anfänge einer christlichen Ethik erwarten wollte. Diese sind eher in dem schon oben erwähnten „Moralischen Katechismus oder Lehre von den zwei Wegen“ des ersten Buchs zu suchen, in freilich sehr unentwickelter Gestalt, aber reiner, tiefer Gefinnung und schönem, einfachem Ausdruck. Die Verhaltensregeln des vierten Buchs beziehen sich mehr auf das gemeindliche Leben und sind zum Theil äußerlicher und formaler Art; es zeigt sich darin sehr das dringende Bedürfnis, die Gemeinde als eine der Welt entgegengesetzte zusammenzuhalten, sowohl durch positive Lehren als eine strenge Negation des Fremdartigen. Der Verfasser sagt mit Recht:

Das Gemeindeleben bildete für jene Christen nicht sowohl die Vermittelung des häuslichen und öffentlichen Lebens, sondern es war recht eigentlich das erweiterte häusliche und das einzige dem Christen werthe oder zugängliche öffentliche Leben.

So finden wir Regeln über die Sonntagsfeier, die Fasten, die Theilnahme am Gottesdienst, über die häusliche Andacht in ihrer Verbindung mit der öffentlichen, über die Liebesmahle, über die dem Andenken der Todten zu widmenden Feiern und nur wenige Andeutungen über die ehelichen Verhältnisse und das ganze häusliche Familienleben. Die ehelichen Verhältnisse werden sehr streng aufgefaßt, in bedeutsamem Gegensatz gegen die heidnische und jüdische Sittenlosigkeit jener Zeit; der oft anerkannte Segen des Christenthums, daß es selbst erst die Frau zu der Ehre gebracht, die ihr gebührt „als Mitbin des Himmelreichs, als gleiche Verantwortlichkeit wie gleiche Hoffnung in sich tragend“, bestätigt sich auch hier in diesen Andeutungen. Im Allgemeinen aber findet sich in der Sitte, wie dies Buch sie darstellt, eine noch unklare Mischung von reiner, sittlicher Liebe und von Resten einer alten, ja auch von Anfängen einer neuen, hierarchischen Gesellschafft, die zum Theil selbst den Charakter der alten, von Dämonenfurcht besessenen

Welt trägt, welche in Angst vor dem Zauber auch nach äußerlichen Bewahrungsmitteln vor dem Bösen suchte und dem Gebete äußere Zeichen und Geberden beifügte". Diese Elemente sind im Laufe der Zeiten nebeneinander fortgegangen, und weder in der alten noch in der mittelalterlichen Kirche ganz zur Scheidung gekommen; vollzogen hat diese Scheidung auch die Reformation noch nicht ganz, sondern sie der Entwicklung der evangelischprotestantischen Kirchen vorbehalten. Den Grund aber zu dieser Entwicklung hat die Reformation gelegt, indem sie den Menschen wieder in Dasjenige zurückführt, was der Verfasser mit Recht bezeichnet als „den innersten Mittelpunkt der geistigen Kraft des Christenthums, das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit, der geistigen Selbständigkeit aller seiner Mitglieder, Armer und Reicher, Gebildeter und Ungebildeter, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen“.

Von demselben Gesichtspunkte aus ist das sich unmittelbar an das vierte Buch des „Kirchen- und Hausbuch der alten Christen“ anschließende „Gesetzbuch der vornicanischen Kirche“ oder die kirchenrechtlichen Kanones der Apostel zu betrachten. Was dieser letztere Name bedeutet, hat der Verfasser bereits im ersten Bande festgestellt: geistliche und ethische Rechtsbestimmungen, welche ihrem wesentlichen Inhalt, wenn auch nicht ihrer Form und Entwicklung im Einzelnen nach auf die Apostel zurückgeführt werden konnten. Er unterscheidet zwei Sammlungen, von denen die älteste etwa dreißig solcher Bestimmungen enthielt, welche von einem Kundigen im 2. Jahrhundert zusammengestellt wurden, als Zusammenfassung Dessen, was im Bewußtsein und der Erfahrung der Christen als leitende Norm sich herausgestellt hatte. Die zweite Sammlung, welche von der römischen Kirche nicht anerkannt, aber für die kirchliche Entwicklung des Orients besonders wichtig geworden ist, trägt schon mehr entschieden den Charakter eines Rechtsbuchs für die innere Zucht der Geistlichkeit, mit Strafbestimmungen; in ihr finden sich denn auch schon die Anfänge einer hierarchischen Entwicklung der Priesterkirche — eines eigentlich kanonischen Rechts.

Wir haben bei Darlegung des Inhalts des ersten Abschnitts dieser dritten Abtheilung des ganzen Werks schon immer auf die Gegenwart und Zukunft beleuchtenden Andeutungen des zweiten Abschnitts Rücksicht genommen. Was die speciell theologische Gelehrsamkeit berührt, so den präsumtiven griechischen Urtext der erwähnten Kanones, die Formulare des Glaubensbekenntnisses, die Originale einzelner liturgischer Formeln u. s. w., hat der Verfasser mit Recht in die Anmerkungen verwiesen. Wichtig wie diese sind, nehmen sie in dieser Abtheilung doch nur einen verhältnismäßig kleinen Theil ein. Wir wünschen unsern Lesern durch unsere kurze Darstellung die Ueberzeugung gegeben zu haben, welchen reichen, weit über jedes speciell theologische Interesse hinausgehenden Inhalt das Buch für jeden wahrhaft gebildeten und nach kirchlicher und christlicher Bildung strebenden Laien darbietet, und hoffen gern, daß gerade unter

diesem Kreise, der sich nicht mit Unrecht vor theologischen Discussionen fürchtet, Bunsen's Werk eine weite Verbreitung finden möge. Dasselbe gilt in ebenso hohem Maße von der vierten Abtheilung (dem vierten Bande der englischen Ausgabe), welche zwei Abschnitte enthält, von denen der letzte das Interesse einer gründlichen und gelehrten Forschung und für den Forscher ein reiches Material darbietet, der erste dagegen ganz vorzugsweise ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt.

Mögen unsere Leser zunächst einen flüchtigen Blick auf den letzten Abschnitt werfen, der doch keineswegs nur gelehrt ist, sondern von tiefeingreifender Wichtigkeit und Bedeutung für das lebendigste Leben der Kirche. Die Kritik, die sich vorzugsweise mit des Verfassers Ansicht über Hippolyt beschäftigt hat, scheint sich unserm Wissens an diesen inhaltreichen Theil noch nicht herangewagt zu haben. Er behandelt die echten Liturgien der alten Kirche, und zwar nach des Verfassers schaffender und constructiver Weise nicht nur mit der negirenden Kritik, welche von protestantischer Seite zu sehr gegen diese ehrwürdigen Denkmäler des christlichen Alterthums geübt worden, sondern mit der Ueberzeugung, daß aus dem uns vorliegenden Material sich noch ein treues und wahrhaftiges Bild des Gottesdienstes der Kirche des 3. selbst des 2. Jahrhunderts herstellen und in demselben nicht nur manches köstliche Goldkorn christlichen Lebens, sondern auch die rechten Anknüpfungs- und Haltpunkte für eine liebevolle und besonnene Reformation und Restauration unsers evangelischen Gottesdienstes finden lassen, deren Bedürfnis von so vielen Seiten so lebhaft empfunden wird.

Die Sichtung und Kritik des reichlich genug vorliegenden Materials war allerdings die erste Aufgabe des Herstellers. Sie wird von Grundsätzen der historischen Kritik geleitet, welche, wir dürfen es wol sagen, bisher schon fast auf allen Gebieten der Historie, dem der Kirchengeschichte leider ausgenommen, sich Anerkennung und feste Geltung gewonnen haben. Der Verfasser hatte sie schon vor 35 Jahren einem Codex liturgicus ecclesiae universae zugrunde gelegt, an dessen Vervollständigung und Verbesserung er seit jener Zeit unablässig gearbeitet hat, während die Grundsätze sich im Lauf der Jahre ihm durchgängig bestätigt haben. Diesen Codex bietet er nun hier unter dem Titel „Reliquiae liturgicae“ dar; er enthält fünf Capitel, von denen das erste die Liturgie der alexandrinischen, das zweite die der antiochenischen, das dritte die der konstantinopolitanischen Kirche enthält, das vierte die Liturgien der afrikanischen, malländischen, gallischen und spanischen Kirche, das fünfte endlich die der römischen Kirche, welche in ihrer spätern Entwicklung als römische Messe alle übrigen abendländischen Liturgien verdrängt oder verschlungen hat. Der Text dieser Liturgien darf in der vom Verfasser gereinigten Gestalt wol unbedenklich als das 4. und 5. Jahrhundert repräsentirend angesehen werden, während die Ordnung und die Grundzüge desselben ganz unzweifelhaft viel weiter hinaufreichen, ja auch bestimmte Formulare, z. B. die Fürbittgebete der

alexandrinischen Kirche, fast mit Sicherheit für das 3. vielleicht für das 2. Jahrhundert in Anspruch genommen werden können. Wenn die hier gegebenen griechischen und lateinischen Texte zunächst für den gelehrten Theologen bestimmt sind und eine Analyse derselben dem Zweck d. Bl. schon an und für sich ferner liegen wird, so können wir es uns nur schwer versagen, näher auf die geschichtlichen und principiellen Einleitungen des Verfassers zu diesem Abschnitt einzugehen. Da uns hier aber der Raum verbietet, so müssen wir umso mehr gerade unsere Leser dringend bitten, diesen Theil des Buchs selbst nachzulesen. Sie werden in demselben namentlich auch eine Uebersetzung des wichtigsten und ältesten Stücks finden, nämlich die „Abendmahlordnung der Kirche von Alexandria oder die Liturgie des heiligen Marcus“, welche Bunsen, wie wir glauben, mit voller Berechtigung als „eine urkundliche Probe der Abendmahlordnung in der alexandrinischen Kirche im Zeitalter des Polykarp um die Mitte des 2. Jahrhunderts“ bezeichnet. Die apostolische Schönheit und Einfachheit der alten ursprünglichen Form spricht am besten für sich selbst, und wir glauben, daß Niemand diesen Ausdruck uralter gemeinsamer Frömmigkeit der Christen ohne tiefe Rührung und Erbauung aus der Hand legen wird, Niemand vielleicht ohne einige Sehnsucht, aus dem Kanzelunwesen unserer Zeit zu dieser einfachen That der Anbetung der Gemeinde zurückzukehren.

Soviel uns bekannt ist, gebührt Bunsen das Verdienst, zuerst wieder auf die rechte Bedeutung des christlichen Gottesdienstes als einer gemeinsamen That der Anbetung hingewiesen und dieselbe nicht nur historisch und ideell begründet, sondern auch in seinen eigentlichen liturgischen Entwürfen durchgeführt zu haben. In dem Verlust dieser Idee, welche sich in unsern Bekenntnisschriften doch noch deutlich genug vorfindet, ist der Gottesdienst der protestantischen Kirchen erkrankt; verhehrt hat man sie durch die Beredsamkeit der Kanzel (wobei wir übrigens in ihrem wahren Werth der Verehrung und Erbauung keineswegs anzusehen gemeint sind und gegen deren Alles verschlingenden Mißbrauch wir uns protestiren müssen) und in neuerer Zeit durch ästhetische Zuthaten und musikalische Kunstgenüsse zu ersetzen gesucht. Die letztern namentlich haben vielfach die genannten liturgischen Andachten auf gefährliche Abwege geführt und sie geistlichen Concerten nahegebracht. Eine wahrhafte Restauration des evangelischen Gottesdienstes kann nur dadurch herbeigeführt werden, daß man an dem von Bunsen vielfach angedeuteten Wege die That der Anbetung oder des Opfers, wie Bunsen sie in einem freilich vielfach gemißdeuteten, aber an sich ganz richtigen Namen bezeichnet, der Kirche wieder zu lebendigem Bewußtsein bringt und sie jeglicher Verwahrlosung zugrundelegt. Dann wird das Ueberwachen des Lebens, in welchem sich die Persönlichkeit vieler Menschen so sehr gefällt, ebenso bald verschwinden wie die unnützen Spielereien der Aesthetik und wie jede Verwahrlosung mit der katholischen Kirche bald in eine (von dem Jesu-

en besonders ausgebildete) Wirkung auf die Sinne, bald in den todtten Aberglauben eines ex opere operato mechanisch für die bloß Assistirenden wirkenden Messopfers zu verfallen. Ernst und Würde, Erbauung und Erhebung, Vollständigkeit und Befriedigung sind nur auf diesem Wege zu finden, und die Kirchen werden sich von selbst dann füllen, wenn die Gemeinde erst wieder erkennt, daß der Gottesdienst ihre eigene That, die höchste That ihres gemeinsamen Lebens ist.

Wir haben uns durch das Interesse an dieser Sache, die billig jedem Gliebe der christlichen Gemeinde am Herzen liegen sollte, weiter führen lassen, als wir gewollt, und müssen unsere Leser nun noch in den ersten Abschnitt dieser zweiten Abtheilung führen und sie einladen, in einen „Kreis von Freunden zu treten, versammelt in London an den Idon des August 1851“, um „eine Vertheidigungsrede des Hippolyt, gerichtet an das englische Volk“, aber auch vom deutschen Volke wohl zu beherzigen, anzuhören. Die hier gewählte Form der Darstellung mag wol Manchen auf den ersten Blick stutzig machen. Um sie zu begreifen, müssen wir uns suchen in den Gedankengang des Verfassers hineinzuversetzen, in welchem sich ihm seine Aufgabe darstellte. Wir haben hier eine Dichtung vor uns, bestimmt, anschaulich zu machen, welches Bild unsere eigene Zeit in dem persönlichen Bewußtsein des Hippolytus abwerfen würde, wenn man ihn ihr gegenüberstellt. In dem Spiegel, welchen uns in der dritten Abtheilung das Kirchen- und Heidenthum der apostolischen Zeit vorhielt, sahen wir die christliche Schule und die christliche Gemeinde, die christliche Tugend und das christliche Leben: vier kindlich einfache Bilder, welche doch nichts Eeringeres darstellten als das Vorbild fast alles Großen, Edeln und Heilsamen, welches aus dem Grabe der Alten Welt neu verjüngt und veredelt hervorgeblüht ist und das Angesicht der Erde erneut hat. Es fehlten in diesem Bilde nur noch die christliche Wissenschaft und Weltanschauung der alten Kirche. Denn neben dem vom tiefften Grunde der gesellschaftlichen Verhältnisse heraus die neue Welt vorbereitenden und vorbereitenden häuslichen und Gemeindegelben ist durch die alte Kirche eine tiefe Gedankenentwicklung her, ohne deren Darstellung das Bild jener Zeit nicht allein unvollständig, sondern in seinem tiefften Grunde unverständlich bleiben würde; und den innern Zusammenhang der christlichen Anschauungen und der theologischen Lehren der alten Kirche in dem Gegensatz zu unserer Zeit und zu unsern Zuständen hervortreten zu lassen, ist die Aufgabe dieser Dichtung, welche die vierte Abtheilung eröffnet.

Der Zweck des Verfassers ist dadurch klar genug gekennzeichnet; er ist, wie in seinem ganzen Werk, ein doppelter: einmal, das vollständige Bild jener alten Zeit in sich abgemauert und unserm Bewußtsein verständlich darzustellen; sodann, zugleich den Reflex davon auf unsere Zeit setzen zu lassen und unser Bewußtsein in dem Bewußtsein der alten Kirche zu messen, nicht in slavischer Nachahmung und Uebertragung des letztern, sondern um

das Gemeinsame des christlichen Geistes in beiden und in diesem Geiste die Begründung wie das Regulativ der christlichen Freiheit in der Gestaltung des jeder besondern Zeit Angemessenen und Eigenthümlichen zu finden.

Er wünscht zwei Fragen zu beantworten: „Was würden wir zu diesem christlichen Zeitalter sagen, wenn wir es mit unsern Augen sähen? Und was würde Hippolyt von unserer Zeit sagen, wenn sie ihm vorgeführt würde?“ (Band 1, Vorrede zur englischen Ausgabe, S. XLVII). Auf solche Fragen könne man ohne einen gewissen Grad von Erbsichtung keine Antwort geben; denn wer wirklich redete und schrieb, sprach und schrieb für sein Zeitalter; und es muß sich ein Act der dichterischen Anschauung mit dem conquirenden Denken verbinden, um zu ahnen, was Hippolyt für unser Zeitalter gesagt haben würde.

Lassen wir den Verfasser zur Vertheidigung seiner Vertheidigungsrede des Hippolyt selbst reden:

Sie beruht auf der Annahme, daß Hippolyt nach England gekommen wäre, um sich zu beklagen, daß man ihm die Verfälschung des jüngst entdeckten Buchs entzogen, und daß er fodere anerkannt zu werden, als was er in Wahrheit war, Bischof der Hafenstadt von Rom und Mitglied des Presbyteriums der Hauptstadt, vor allem aber als ein denkender Christ und rechtsgläubiger Theolog in einer Zeit, die noch unverfälschte Ueberlieferungen hatte und deren Heiden und zahllose Blutzeugen für das Christenthum lebten und starben. Ich nehme an, daß Hippolyt diese Selbstvertheidigung vor einer ausgewählten englischen Versammlung nach einigen Monaten der Bekanntschaft und Erörterung mit gelehrten Theologen halte. In der Durchführung dieser Dichtung habe ich versucht, mich so eng wie möglich der Form der platonischen Vertheidigungsrede des Sokrates anzuschließen und in aller Befcheidenheit jene Mischung der Ironie und des sittlichen Ernstes nachzuahmen, die vom Namen des Sokrates unzertrennlich ist. Ich fühle wohl, daß Hippolyt kein Sokrates war, und noch weniger mache ich den Anspruch, ein Plato zu sein. Doch habe ich versucht, etwas von seinem Charakter als Denker und Schriftsteller zur Anschauung zu bringen.

Daneben verwahrt sich der Verfasser gegen den Vorwurf, als habe er versuchen wollen, seinen religiösen Ueberzeugungen und philosophischen Meinungen unter der Maske des Hippolyt Eingang zu verschaffen, und erklärt sich nur dafür verantwortlich, „daß er den Hippolyt, was seine Zeit betrifft, nach seinen bekannten Meinungen und Grundsätzen reden lasse, über die unsrige in seinem Geiste, wiewol mit dichterischer Freiheit“.

Wieweit ihm das gelungen sei, müssen wir dem Leser selbst überlassen zu beurtheilen. Wir glauben genug gesagt zu haben, um sein Interesse für diese eigenthümliche Form der Darstellung rege zu machen. Einen Auszug läßt die Vertheidigungsrede nicht wohl zu; wir bemerken nur, daß in derselben in der That die wichtigsten Fragen der Gegenwart besprochen werden, von dem Standpunkte einer Zeit und eines Geistes aus, welcher, in lebendiger Gemeinschaft mit dem apostolischen Geiste, noch unberührt ist von den mannichfachen conventionellen und conventionell nöthigen Formeln und Gewändern, welche die einfache Wahrheit im Laufe der Zeit angezo-

gen hat, und sich barm im Stande fühlt, das Conventionele und Formale, welches uns zu oft beherrscht, auf seinen wahren Werth zurückzuführen.

Daß die Apologie dadurch hier und da zu einer Polemik wird, ist unter diesen Umständen natürlich. Diese Polemik ist zum Theil gegen englische starre Auffassungsweise gerichtet, welcher gegenüber der alte Kirchenvater in seiner hellenischen Gedankenbildung oft auf dem Standpunkt des tiefern deutschen Geistes zu stehen und diesen gegen die englische Beschränktheit zu vertreten scheint. Aber wir dürfen dem Verfasser zugestehen, daß er dabei nicht aus der Rolle fällt, sondern daß diese Erscheinung in einer realen Geistesverwandtschaft begründet ist. Wir machen unter Andern nur auf die schöne Erörterung über Inspiration, inspirirte Männer und inspirirte Bücher aufmerksam. Für den deutschen Leser, namentlich für den einigermaßen mit englischen Zuständen bekannten, dürfte die Apologie des Hippolyt durch dies Wesen des deutschen Geistes ein besonderes Interesse und einen besondern Reiz bekommen.

Dies Wesen des deutschen Geistes zeigt sich, wie in dem ganzen Buche in dem edeln Streben nach lebendiger Geistesfreiheit und dem Kampf gegen jeden äußerlichen und innerlichen Gewissenszwang eines todten Formelglaubens, so besonders in dem prophetischen Ausblick am Schluß der Apologie, wo der Verfasser in begeisterter Rede gegen die scheinbar so mächtige Reaction in Kirche und Staat protestirt und das Heil der Zukunft in treuem Festhalten an Wahrheit und Freiheit erkennt. Wir können uns nicht versagen, einige Worte daraus anzuführen, die als Probe dazu dienen mögen, den Leser zum aufmerksamen Studium des Ganzen einzuladen:

So bleibet denn würdig eurer Väter und euch selbst treu und fürchtet nicht den Ausgang des großen religiösen und gesellschaftlichen Kampfes, der da herannahet. Die Feinde der Gewissensfreiheit, die eure so theuer erkauften bürgerlichen Freiheiten benutzen wollen, um priesterliche Anmaßung und Tyrannei einzuführen, sind ohnmächtig, wenn ihr sie mit den Waffen des Lichts und des Geistes bekämpft. . . . Ihre Niederlage und Gericht ist mit blutiger Schrift in der Geschichte bis auf den heutigen Tag geschrieben. . . . Sie säeten die Segenreformation vor 300 Jahren, und sie haben Revolutionen geerntet, wo nur immer der Same Wurzel faßte. . . . Sie unterdrückten oder verdarben die erste Reformation, die sich in der Nothwendigkeit befand, sie mit dem spärlichen Lichte zu bekämpfen, das sie geschaffen, und mit den verkümmerten Hülfsmitteln, die sie dem Menschengesitt gelassen hatten. So blieb die erste Reformation selbst verkümmert und krüppelhaft, bei euch wie überall. . . . Aber die Zeiten haben sich geändert. Die Apostel der Finsterniß können der zweiten Reformation nicht Stand halten, die da naht in der Rüstung des göttlichen Lichts und mit den Waffen der ewigen, ihrer selbst bewussten Vernunft, die sich verstärkt hat mit Wissenschaft, Philosophie und zuverlässiger Geschichte, und deren Rufen vorempfunden und jauchzend begrüßt wird von der allgemeinen Sehnsucht der Völker, die da nach Christus und evangelischer Wahrheit und Freiheit schmachten. . . . Ihr aber, Kinder des Lichts, schreitet furchtlos voran! Von einer Rückkehr der Menschheit zu träumen in den Kinderzustand, in welchem Ueberlieferung und Offenbarung als dem Menschen äußerliche Dinge angenommen werden, heißt Christus in der Wüste suchen, der bei euch und in euch ist. Solch eine Rückkehr ist weder wünschenswerth noch möglich. Ihr habt

nicht zu wählen zwischen Glauben und Vernunft, noch zwischen Aberglauben und Unglauben, sondern ihr habt die Wahl zu treffen zwischen Licht und Finsterniß. Auf der einen Seite ist Gleichgültigkeit, Zweifelsucht und Knechtschaft, auf der andern sittliche Würde, treue Forschung, Freiheit und alle sie begleitenden Geister des Lichts.

Ein Seitenstück zu dieser Vertheidigungsrede des Hippolyt bildet das den ersten Band eröffnende „Vorwort des Verfassers zur deutschen Ausgabe“, welches in dem englischen Werk natürlich fehlt und als eine höchst wichtige Zugabe für die deutsche Uebersetzung zu betrachten ist. Es kann in der That als eine Rede des Verfassers an die Gebildeten deutscher Nation betrachtet werden, in welcher derselbe sein Herz ausstößt und mit all der Wärme eines glühenden Patriotismus und eines gläubigen Gemüths seine Hoffnungen und seine Wünsche, seinen Schmerz und seine Befürchtungen, sein Vertrauen und seine Zuversicht ausspricht. Wenn er in den Worten selbst wesentlich als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber auftritt, so spricht er hier als Deutscher und als evangelischer Christ, als Staatsmann und als praktischer Philosoph, mit tiefem Ernst, mit dem offensten Freimuth, mit jener Liebe, die auch die bittere Wahrheit nicht scheut und nie das Vertrauen zu seinem Volke verliert. Wir können nur flüchtig seine Gedanken andeuten und müssen diesem Theile des Buchs vor allem wünschen, daß er in den weitesten und höchsten Kreisen gelesen und beherzigt werde.

Bunsen, den vollständige Unkenntniß seines Charakters und seiner Bestrebungen in früherer Zeit wol die Förderung hierarchischer Tendenzen beschuldigt hatte (!), tritt hier auf als unermüdlicher Kämpfer für geistige Freiheit, in welcher allein er das Heil der jetzigen und der kommenden Geschlechter erblickt und deren Verwirklichung er als den eigentlichen Beruf des deutschen Volks erkennt, welches er um dieses Berufs willen „das Bundesvolk der Neuzeit“ nennt. In drei großen Lebensäußerungen hat dieser deutsche Geist in der Vergangenheit die Welt umgestaltet. Diese sind der Umsturz des römischen Weltreichs und die Verjüngung Europas im Mittelalter; die Abschüttelung des priesterlichen Jochs Roms und die kirchliche Reformation im 16. Jahrhundert; endlich die Herstellung einer lebendigen Poesie, einer freien Philosophie des Geistes und einer aufbauenden Forschung in den letzten 80 Jahren. Diese letzte Bewegung, wie Großes sie schon erreicht, glaubt der Verfasser noch in lebendigem Fortschreiten begriffen zu sehen, und für innig verbunden erachtet er mit ihr das Streben nach nationaler und politischer Freiheit, welche er als untrennlich von der geistigen Freiheit ansieht. Niemand kann schärfer als er die Frevler der revolutionären Umstürzung jenes Jahres, das alle schönen Hoffnungen so schmachvoll getäuscht hat, verdammen; aber er gehört nicht zu den Verzagten und Kleinmüthigen, die im Schrei darüber den Glauben an die politische Zukunft des Volks verloren haben, das sich im Anfang dieses Jahrhunderts im Kampf gegen fremde Gewalt, soldatische Usurpation und imperialistische Willkürherrschaft so groß und stark



bewährt hat. Er ist fest überzeugt, „daß von der Nation, und namentlich in Preußen, kein romantischer Luftbau von oben, kein selbstfüchtiges Spiel streitender Persönlichkeit angestrebt wird, sondern eine naturgemäß von unten durch Selbstregierung in den städtischen und landchaftlichen Sphären begründete germanische Monarchie, welche die einzige redliche Abfindung mit der Republik ist“. Diese Erkenntniß, in welcher ihn, den Protestant, die reife Erfahrung eines langen und bewegten Lebens auf dem politischen Gebiet mit dem edeln Katholiken Radowicz zusammengeführt, aber freilich von manchen frühern Freunden getrennt hat, bezeichnet seinen politischen Standpunkt. Dies Zusammentreffen des protestantischen und katholischen Staatsmannes in den nationalen und politischen Bestrebungen und Hoffnungen ist ein glückliches Charakterzeichen des deutschen Wesens; wir dürfen darin eine Bürgschaft dafür sehen, daß die deutsche Nation bei aller confessionellen Trennung dennoch im innersten Mittelpunkt ihres nationalen Lebens sich immer wieder zusammenfinden wird. Und auch den Katholiken Radowicz dürfen wir unter die Kämpfer für geistige Freiheit zählen; sein Katholicismus war nicht Priesterthum und Hierarchie, sondern innerliches Leben; und wenn wir mit Bunsen fest überzeugt sind, daß der innerste Kern und der Beruf der deutschen Nation auf dem Gebiet der evangelisch-protestantischen Kirche liegen, so ist es eben ein schönes Vorrecht dieser freien, sichtbaren Kirche, daß sie Alles, was auch auf dem Gebiet ihrer Gegner der Wahrheit und Freiheit dient, sich selbst zurechnen und annehmen darf.

Man verzeihe uns diese doch nicht ganz seitab liegende Erwähnung eines edeln Todten, über den so viele verschiedenartige Stimmen laut geworden sind und bei dessen unwillkürlich sich aufdrängendem Gedächtniß wir uns nicht versagen konnten, unsere Bewunderung und Verehrung für einen der besten und reinsten Männer deutscher Nation, dem nur der treueste Glaube das zu früh gebrochene Herz heilen konnte, auszusprechen.

Den rechten Mittelpunkt aller nationalen Lebensäußerungen in Deutschland hält Bunsen im höchsten Sinne nicht für einen bloß politischen; er findet ihn vielmehr in dem sittlichen Bedürfniß, die Wirklichkeit mit der Idee der aufrichtig geglaubten sittlichen Weltordnung zu versöhnen. Er erkennt an, daß die Wissenschaft sich zeitweilig dieser Aufgabe entfremdet habe, und kann den Vorwurf, der unserm Volk so oft gemacht wird, nicht als ganz unbegründet abweisen: „daß wir Deutschen über dem Denken so oft das Leben vergessen, über Theorien das Handeln, über Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft, daß wir träumend der Wissenschaft das Leben opfern, der Menschheit die Gemeinde.“ Aber er ist weit entfernt davon, nun, gleich Andern, die durch diesen Vorwurf erschreckt sind, der Forschung, der Wissenschaft, der Kunst den Abschied geben zu wollen. Er will im Gegentheil der Wissenschaft wie der Kunst die freieste, selbständigste Entfaltung gesichert wissen, nur will er ihr die nothwendige Ergänzung des Le-

bens zur Seite stellen; er ist überzeugt, daß die innigste Verbindung des Gedankens und der Forschung mit der religiös-kirchlichen Verwirklichung als einem Theile des öffentlichen Lebens uns jetzt mehr als je nothwendig sei.

Wie mangelhaft es mit dieser Verwirklichung noch stehe auf allen Lebensgebieten, das weist er nach in einer nur kurzen, aber scharf einschneidenden Betrachtung unserer Zustände auf dem Gebiete der Kirche, der Kunst, der Schule und der Wissenschaft selbst. Mit edelm Freiuth sagt er Regierenden und Regierten bittere Wahrheiten, nicht ohne das Heilmittel anzudeuten, welches er überall in der wahren geistigen Freiheit findet.

Wir hören hier harte Worte, wie wenn er von der Kirche sagt: „Polizei und Cäsaropapismus sind die Grundelemente des bisherigen Kirchenregiments und Polizeidruck und Verfolgung seine unvermeidlichen Folgen“; oder von den jetzigen Poeten das geistreiche Wort Goethe's: „Oberleder bringen sie, aber keine Sohlen“, gebraucht; von unserm vielgerühmten und von uns selbst mit Stolz, von Fremden mit Reiz bewunderten nationalen Unterrichts- und Erziehungswesen „mit Schmerz, aber wohl überlegt“ behauptet, „wir seien darin augenblicklich entschieden im Rückschritt“. Wir können unserm Autor nicht in die einzelne Schilderung der Mängel und Gebrechen auf diesen verschiedenen Gebieten folgen; seine kurze und gedrängte, aber berebte und von dem Unwillen der Liebe durchwärmte Darstellung läßt seinen Auszug zu. In manchem Einzelnen mag er vielleicht etwas zu stark auftragen, im Unmuth, der große Geister bei den Gebrechen des geliebten Vaterlandes am meisten beschleicht; aber können wir ihm Unrecht geben, wenn er zusammenfassend sagt:

Wir haben mehr ausgezeichnete philologische Schulmänner als das übrige Europa zusammengenommen, aber eine ins Leben dringende classische Erziehung, die bei den gebildeten Engländern so allgemein ist und den englischen Staatsmann vor allen andern auszeichnet, empfängt bei uns nur der Philolog von Fach; dieser aber nicht wie jener zum Leben, sondern um sich damit in seinen Büchern und Forschungen zu vergraben. Unsere ersten Gymnasien sind eingerichtet, als wären öffentliche Erziehungsanstalten nur da, um Schulmänner zu bilden, und classische Bildung nur, um sie im Augenblicke zu vergessen, wo die Universität bezogen wird. Die Begeisterung für das Alterthum macht mehr und mehr einer tödtenden Gleichgültigkeit, ja einem Widerwillen Platz. Die Junker hassen und die reichen Bürgerlichen verachten die classischen Studien. Die Universitäten entsprechen so wenig dem Bedürfniß und dem Verlangen der Zeit als die gelehrten Schulen, und so ist es nicht zu verwundern, daß die Nation sich hinsichtlich des Lesens mehr und mehr den Literaten zuwendet statt den Professoren und hinsichtlich der Erziehung den Realschulen statt den classischen. Darin liegt aber eine entschiedene Gefahr der Barbarei und also der Sklaverei und des Untergangs.

Möchten Schulmänner und Leiter des Schulwesens, Gelehrte und Staatsmänner diese ernstesten Worte beherzigen! Wer etwa fürchten möchte, der Verfasser überschätze hier die nur angedeutete englische Erziehung und unterschätze die unserige, den verweisen wir auf Biese's „Deutsche Briefe über englische Erziehung“ (von wel-

dem trefflichen Buche die längst ersehnte zweite Ausgabe, wie wir hören, nun endlich zu erwarten steht; er wird darin, mit Milde und Unparteilichkeit zusammengestellt und in echt deutschem Geiste aufgefaßt, die Mittel finden, sich ein eigenes Urtheil zu bilden.

Wir haben unsern Lesern hier die Klagen und den Tadel unsers Autors vorgeführt; seine Hoffnungen und deren Begründung müssen wir sie bitten bei ihm selbst nachzulesen. Denn daß er durch das trübe Bild, welches er furchtlos sich und uns vor Augen stellt, sich nicht entmuthigen läßt, das brauchen wir wol kaum erst auszusprechen. Unererschüttert steht seine Hoffnung auf das deutsche Volk, in dessen Herzen er den geistigen Altar des Tempels Gottes in der Menschheit aufgerichtet sieht und von dessen treuem Dienst in diesem Tempel er die Versöhnung aller Gegensätze, die Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben, die Verwirklichung der Idee und damit die höchste Blüte des Christenthums erwartet.

Die bürgerliche Freiheit christlich zu weihen, das Christenthum volksthümlich und menschheitlich, also staatlich auszubilden und zu vervollständigen, das ist die Aufgabe der Gegenwart und vorzugsweise der Beruf der germanischen Völker. Für dieses Werk haben die Deutschen wiederum den ersten Beruf und die tüchtigste Vorbereitung.

Wir schließen hiermit unsere Anzeige des merkwürdigen und inhaltreichen Buchs, deren Zweck erreicht ist, wenn sie unsern Lesern Lust macht, sich selbst näher mit demselben vertraut und bekannt zu machen. Zur Charakteristik desselben wolken wir noch kurz die Namen bezeichnen, denen Bunsen die einzelnen Theile seines Werks gewidmet hat: Julius Pare, an den die kritischen Briefe des ersten Theils gerichtet sind, der englische Uebersetzer Niebuhr's und vielleicht der geistig freieste Theolog Englands; Richard Rothe, der philosophische deutsche Theolog, der Begründer christlicher Ethik, einst auf dem Capitol Bunsen's erster Genosse in dessen liturgischen Arbeiten; Thomas Arnold\*), der größte englische Schulmann, der mehr als irgend ein Anderer jene Vereinigung der Wissenschaft und des Lebens in sich darstellte und der wie kaum irgend ein anderer Name in England von der Verehrung aller Parteien und aller Stände mit einem Nimbus der Verklärung umgeben ist; Christian August Brandis, der bonner Philosoph und früheste römische Freund Bunsen's; endlich „der große Name Niebuhr's“, der keines Beinamens noch weitem Wortes bedarf.

56.

### „Der neue Rath“ des Emil von Pardubitz.

Skizze aus der böhmischen Literatur des 14. Jahrhunderts.

Wie furchtbar auch die Zeit und der Mensch in der alten böhmischen Literatur gewaltet, es sind noch genug Ueberreste des merkwürdigen Gebäudes vorhanden, um Zeugniß zu geben von dem Geiste und der Kraft der Erbauer, und so mancher

\*) Wir ergreifen gern diese Gelegenheit, um auf das ebenso interessante als lehrreiche „Leben Th. Arnolds“ von seinem Schüler Arthur Stanley, in der deutschen Bearbeitung von Heinz, hinzuweisen.

glückliche neue Fund, hilft die Lücken ausfüllen, das Schöne hier und da ergänzen. Das Interesse wächst, wenn das Bauwerk mit ähnlichen Bauwerken anderer Länder und Völker in Vergleich gebracht wird; auch wird es nur durch solche fortgesetzte Forschungen und Comparationen möglich sein, die europäische Literaturgeschichte zu vervollkommen, die, sowie die Geschichte überhaupt, noch gar manchen leeren Raum und noch Vieles enthält, was nicht an seinem rechten Platze steht. Ich begnüge mich vor der Hand, bevor meine wenn auch schon ziemlich ausgebreiteten Arbeiten in diesem Fache nicht noch weiter gediehen sind, eine böhmische Dichtung aus dem 14. Jahrhundert: „Der neue Rath“ des Emil von Pardubitz, für sich allein, ohne weitere Beziehungen hinzustellen, indem ich den deutschen Lesern hiermit keinen unangenehmen Dienst zu erweisen hoffe, da ihnen von der alten böhmischen poetischen Literatur kaum mehr als die Königinhofer Handschrift bekannt sein dürfte.

Emil von Pardubitz, mit dem Beinamen Flaška, dem böhmischen Herrenstande angehörig, ein Neffe des berühmten prager Erzbischofs Arnošt, Freundes Karl's IV., wird in der Geschichte von Böhmen (vgl. „Výbor z literatury české“, I, 339, und Palacký's „Geschichte von Böhmen“, III, 1) schon 1384 als gelehrter Mann erwähnt. Im Jahre 1386 trat er dem Herrenbunde gegen König Wenzel bei und wurde später zum Oberlandes-Schreiber ernannt, welches hohe Amt er, obwohl nicht ohne Unterbrechung, bis zu seinem Tode versah. In den stürmischen Kämpfen der damaligen Zeit war er auf der Seite Sigmund's, wodurch er in häufige Keden mit den böhmischen Städten gerieth. In einer solchen Gehe, und zwar mit den Bürgern von Kuttenberg, die König Wenzel auch während seiner Gefangenschaft zu Wien ergaben blieben, fand er 1403 sein Ende zwischen Kuttenberg und Glatz. Seine Bildung verbürgt nebst dem hohen Amte, das er bekleidete, auch der Titel eines Baccalaureus, den er an der prager Hochschule sich erworben hatte. Es haben sich mehr Werke von ihm erhalten, von denen ich hier eins besprechen will.

„Der neue Rath“ ist eine Dichtung, in welcher nebst dem Löwen 44 Thiere redend auftreten. Sie sollte wahrscheinlich ein Rath sein für den jungen König Wenzel, als er, mit natürlichen Fähigkeiten reichlich ausgestattet, sodas sich damals noch, trotz seiner schon bemerkbaren Fehler, Bedeutendes vor ihm hoffen ließ, nach dem Tode seines Vaters, Karl's IV. (1378), die Regierung antrat. Andeutungen von Wenzel's Charakter, sowie Anspielungen auf Karl IV. und dessen Vorgänger Johann von Luxemburg sind in der Dichtung undeutlich. Warum aber die Dichtung gerade den Titel „Der neue Rath“ führe, ob in Bezug auf eine andere Arbeit desselben Verfassers, welche „Der Rath des Vaters für den Sohn“ überschrieben ist, oder in Bezug auf eine ähnliche Arbeit eines andern Verfassers, läßt sich, sowie die nähern Umstände der Dichtung überhaupt, wol nicht mehr ermitteln.

Um zuerst den Kunstwerth dieses literarischen Produkts aus dem 14. Jahrhundert zu bestimmen, will ich den Stoff in treuer Erzählung wiedergeben und, da ich das Ganze nach dem im „Výbor z literatury české“ (Th. 1) vorliegenden böhmischen Originale deutsch bearbeitet habe, der größern Klarheit wegen einige Stellen meiner deutschen Bearbeitung einfließen lassen.

Der junge Löwe, als er nach dem Hinscheiden seines Vaters zur Regierung gelangt, findet es angemessen, die Großwürdenträger seines weiten Reichs zu berufen, um mit ihnen Rath zu pflegen, wie er nach dem Beispiele seines erlauchten Vorfahren glorreich und erspriesslich herrschen könne. Auf sein Wort versammeln sich Thiere, Vierfüßler und Vögel, in Haufen aus allen Enden der Welt. Der Löwe zeichnet am meisten den edeln Nar aus, zu dem er in einem besondern Gewandtschaftsverhältnisse steht, und fordert ihn zuerst zum Sprechen auf. Doch dieser, mehr ein Bewohner der himmlischen lustigen

hoben als der festen Erde unten, zögert, indem er vorgibt, zu wenig Belterfahrung zu besitzen, bis er, von neuem gedrängt, kühn und unbesangenen beginnt:

#### Der Adler.

Mein Herr und König! Beil' du's begehrt  
Und gnädig meine Worte hörst,  
So sei darauf vor allem bedacht  
Und sorgsam nimm es stets in Acht,  
Es sei im Glück, in Kräft'als Schmerzen:  
Daß du bewahrest Gott im Herzen.  
Denn er vor so Vielen in der Welt  
Hat dich auf solche Höhe gestellt  
Und Güter dir und Ehren geschenkt,  
Weil seine Macht das Ganze lenkt;  
Denn er kann geben und nehmen wieder,  
Lebendig machen und tödten die Ueher,  
Dich führen zu Himmels Seligkeit  
Und auch verderben für alle Zeit.  
D'rum fürcht' und ehre ihn mit frommem Sinn,  
Furcht Gottes ist der Weisheit Beginn.  
Doch fürcht' ihn nicht nach Art der Thoren,  
Der Knechte, die feig den Kuth verloren,  
Der Sünd' gar: — nein, ihm's in Liebe!  
So liegt's ja in des Menschen Liebe,  
Daß, ob er Greis sei oder Kind,  
Wo einen holden Freund er gewinnt,  
Er ohne Falch' aufrichtig ihn liebt,  
Für Gutes Dank zurück ihm gibt;  
Und weich' Geschoß' hält' aus Gottes Händen  
Erhalten nicht die reichsten Spenden!  
Wie bist du selbst durch ihn beglückt!  
Doch weil er mit Gaben dich so geschnitten,  
So sei nicht laß mit Dem, was du haßt,  
Und hat's nicht ängstlich als todt Laß:  
Von Dem, was dir zufällt, gib auch Andern,  
Laß keine Fülle die Län' durchwandern;  
Denn Geiz nicht rehet dem Herrscher an,  
Besser, freigebig wohlgehen!  
Und haß du Ehre vor Gottes Thron,  
Ist ja der größte Reichthum dein Lohn.  
Dies, König, wollt' ich kurz dir sagen.  
Verzeih' mir solches lähne Wagn!  
Und was ich in schlüpfr' Einfalt rieth,  
Fähr' es in Gnaden dir zu Gemüth!

Der Löwe ist von dem Rathe des Adlers sehr erbaut, ja er bietet ihm den Sitz neben sich und wendet sich nun zu dem ihm gleichfalls hochwerthen Leoparden, dem treuen Schützer seines Gutes und Lebens, wie er ihn nennt.

#### Der Leopard.

Mein König, ich lobe vom Feuersgrund,  
Was du gehört aus des Adlers Mund.  
In deinem Weisheit Alles liegt,  
Das jedes and're überwiegt,  
Und darum mußt an Gott du halten,  
Und aller Augen den Glor zu entfallen.  
Doch dir's zu erleichtern, sei's dein Streben,  
Nicht mit schlimmen Rät'hen dich zu umgeben;  
Sie bringen dich in Verruf bei den Leuten,  
Die dir's dann und nicht ihnen deuten!  
Die bösen Rät'her, halt' sie fern,  
Nach seinem Diener nimmt man den Herrn.  
Und wähle der Rät'her die nicht viele,  
Laß Fremde und Pagen aus dem Spiele;  
Wo viele Köpfe, da gibt's viel Streit,  
Ist keine rechte Einigkeit,  
Und Unheil wächst früh oder spät:  
Ein weites Reich, 'nen engen Rath!

Doch nach der Berathung, dann magst im Saale  
Du sitzen beim königlichen Raths,  
Wo edle Gäste sich um dich reih'n;  
Lab' auch der Kirche Prälaten ein;  
Und verlangt dann Jemand bei dir Gehör,  
Sei freundlich, daß sich die Welt nicht beschwer',  
Und nie sei, was du einmal versprochen,  
Nach Kaufmannsart von dir gebrochen:  
Ueber jedes Wort sei Königswort,  
Im Schwanken der Ding' ein fester Port!  
Dies mein' ich, o König, zum Heil dir und Frommen;  
Doch sind viel' And're auch gekommen  
Und harren, bisjezt noch unvernommen.

Da hat der künste, muthige, hoch- und weitschwebende Falke seine Ruhe.

#### Der Falke.

Es meldete sich der Falk' sogleich:  
Ja, König, sei hold und gnadenreich  
Und laß die Deinen nicht betrüben;  
Doch mußt d'rum über die Grenze blicken.  
Wenn die Bedrückung von dorther droht,  
Gewalt sie äben mit Feuer und Tod,  
Wenn sie durch Hochmuth' es verschulden,  
Dann darfst du's bei deiner Ehr' nicht dulden.  
Fall' über sie her in deiner Macht  
Und bewinge sie, noch eh' sie's gedacht;  
Doch wenn sie dir willfährig sich beugen,  
Widst wieder hold dich ihnen beugen.  
So greif' stets weiter in Born und Gnab'  
Randum bis zu des Meers Gestab'!

Es meldet sich auch in sehr charakteristischer Art und Weise der Bär.

#### Der Bär.

Aus jedem sein eigen Wesen spricht,  
Es trifft die Andern mein Tadel nicht.  
Ich, König! kann dir den Rath nur geben,  
Nach deinem Gefallen stets zu leben,  
Süß getrunken und süß gegessen dazu,  
Auch fleißig gepflegt der süßen Ruh',  
Und wem's von den Deinen nicht recht sein mag,  
Berst' ihm einen verden Schlag,  
Daß er schweige oder jerschell' zu Splittern;  
Vor deinem Willen sollen sie zittern,  
Und was du thust, das sei gelobt:  
Dadurch sich ein tüchtiger König erprobt.

Hiermit hat der Dichter eine Verschiedenheit der Parteien in der beratenden Versammlung angedeutet und führt nun das Gemälde immer weiter aus. Vorerst läßt er den weisen Kranich mit seiner Stimme einfallen:

#### Der Kranich.

Mein Rath ist: Sei mehr zum Hören bereit,  
Als zum Sprechen in Borelligkeit!  
Das Sprechen hat schon viel Schaden gemacht,  
Das Schweigen selten noch Reu' gebracht.  
Wer die Kunst zu reden lernen will,  
Der übe sich früher zu schweigen still.  
Zwei Ohren hat Jeder, nur einen Mund;  
Er höre mehr, als er spricht! — ist der Grund.  
Laß And're lernen, wie's ihnen gefällt,  
Du schweig' und merk', was die Red' enthält.  
Nizlich Ding vom König gesprochenes Wort,  
Es klingt noch nach Jahrhunderten fort,  
Es wandert bis in das zehnte Land,  
Bleibt selbst in Rom nicht unbekannt.  
Sprich wenig, aber handle viel!  
Das fördert dich zu deinem Ziel.

Sieh' nach, wie's an deinem Hof hergeht,  
Bei den Kämtern dort in Ordnung steht;  
Denn nah' betrifft das deine Ehre,  
Mußt sorgen, daß dein Ruhm sich mehre,  
Und seh'n sie, du sehest fleißig nach,  
Trägt's gute Früchte mannschaft.  
Wagst weiter forschen und nicht leiden,  
Daß ungerecht die Richter entscheiden,  
Damit nicht die Wittwen und Waisen und Armen  
Gefränkelt aufschrei'n um Erbarmen,  
Und die Schuld mit ihrer Schwere sich  
Nicht wälze, mein junger König, auf dich;  
Denn zumest durch deiner Gerichte Walten  
Uebst du die Macht, die von Gott du erhalten.

Allein trotzdem daß der Löwe den Kranich außerordentlich belobt und dadurch deutlich zu erkennen gibt, wie sehr er sich zur guten Seite hinneige, wagen der Wolf und der Geier dennoch den Versuch, ihn für ihre Ansichten zu gewinnen.

#### Der Wolf.

Wer Nüchternes möcht' in der Welt vollbringen,  
Leid' Hunger nicht vor allen Dingen;  
Kann's aus der eig'nen Erfahrung sagen,  
Der Muth, die Kraft kommt von dem Magen.  
Und was, o König, hindert dich?  
Kein größerer Herr ist sicherlich,  
Kannst überall nehmen, was dir beliebt.  
Drum wink' nur, wo's zu thun was gibt,  
In Höfe brech' ich, in Kammern ein  
Und bringe dir Wissen, die dich freu'n.  
Komm' dann, wer mag, um Klage zu führen.  
Du weißt ihn weg von deinen Thüren;  
Wer den Schaden hat, trägt die Schuld,  
Verschwend' an ihn nicht deine Geduld.  
Auch sind wir Wölfe im ärgsten Falle  
Zum offnen Kampf gerüstet alle,  
Und wen wir umschweifen, den faßt Graus,  
Seh'n furchtbar in unsern Kapuzen aus.

#### Der Geier.

So lob' ich mir's! Auch forsch' umher  
Nach Kobten in die Läng' und Quer,  
In welchem Hause wer verstorben,  
Der groß Besitztum sich erworben.  
Dazu taug' ich und thu' es gern,  
Witt're die Leich' schon aus der Fern'  
Und zeh' es an mit grellem Pfeifen:  
Da gilt's bei der Erbschaft zuzugreifen.  
In der Landtafel ohnehin  
Verwirrung herrscht, und zum Gewinn,  
Wenn vieles Gut wird hinterlassen:  
Wir können erraffen und verprassen.

Doch der junge Löwe ist zu edel, um auf solche frevelhafte, erbärmliche Vorschläge einzugehen, er hat genug vernommen, und erzürt wehrt er dem Geier weiter zu sprechen. Da bekommen auch die sanftern, furchtsamern Thiere Muth, ihre Stimme zu erheben. Es rath der Firsch zur Friedfertigkeit und erinnert den König, wie herrlich so manche von dessen Thnen gerade durch Werke des Friedens geworden. Der Fische benützt gleichfalls die Gelegenheit sich geltend zu machen, durch seine Bemerkung die reiche Ader von Wis und Laune verträthend, die in des Dichters Werken überhaupt fließt.

#### Der Fische.

Wo nicht Geseht und Balgerei,  
Da bin auch ich recht gern dabei,  
Und König merk': der Auge Heil  
Sich auch den Rückzug offen hält,  
Und wer am Ende nicht siegen kann,  
Bei dem kommt's doch aufs Laufen an.

Der geschmeidige Papagai widerräth den Eigensinn. Aus der Höl, ungeachtet seiner langen Ohren, getraut sich zu sprechen.

#### Das Eselen.

Wo hohe Herren zu tagen beschloßen,  
Bin ich mit Bettlern und Genossen  
Zu solcher Ehre selten erkoren,  
Man spottet unsrer langen Ohren.  
Nun, meine Last, wenn sie auch nicht klein,  
Zu tragen, muß gesetzt ich sein.  
Auch, König, du hast auf deinen Rücken  
Eine Last genommen, schwer zum Ertraden;  
So trage sie geduldig auch  
Nach meiner Eilt' und meinem Brauch.  
Die große Würden auf sich nehmen,  
Müssen sich alle dazu bequemen;  
Nur daß sie's manchmal bequem sich machen,  
Des Leibes pflegen vor andern Sachen  
Und nicht d'rauf achten, wo Jemand schon  
Gefolpert unter Feindeshohn.  
Sobald sie Schaden dadurch erfahren.  
Davor, gleich mir, mögt du dich wahren!

Die Laube warnt vor Jähzorn, das Lamm vor Hochmuth. Der schlaue durchtriebene Fuchs ist nicht weit von ihnen. Im sagen weder die letzten Rathschläge noch die frühesten zu; er hat sich ein eigenes Plänchen ersonnen, mit dem er zu seinem und seines Anhangs Vortheil die Pläne der ganzen übrigen Versammlung zu durchkreuzen hofft. Wie vortrefflich schildert ihn der Dichter!

#### Der Fuchs.

Rein theurer König, in Ruhmes Prangen  
Aus Königsblut hervorgegangen,  
Bist schon, bist jung, hast im Ueberfluß,  
Was nur das Herz begehrt zum Genuß;  
Bist auch so klug, so gelehrt und weise,  
Wozu da die vielen Rathher im Kreise?  
Die großen Herren, die du berufen  
Vor deines erhabenen Thrones Stufen,  
Sie wollen ja nur ohnehin,  
Du sollest handeln nach ihrem Sinn,  
Und belügen dich noch obendrein.  
Wozu soll diese Hefel sein?  
Entlaß sie und handle, wie dir's beliebt!  
Und brauchst du just wen, der Rath dir gibt,  
So haß du uns kleine. Wir wollen späh'n  
Und genau dir berichten, was geschäh'n;  
Und vertraut du uns was, wir wollen's bewahren.  
Es keiner Seele offenbaren,  
Und spähen von neuem willig nach,  
Und vertrau' dir's wieder im stillen Gemach.  
Da gab dem Fuchse das Wadergescheh  
Und die Otter und mancher Andre noch Recht.

Allein die Partei des Kriegs und der Gewalt hat ihren Muth noch nicht verloren. Sie sucht den Löwen nach der Rede des Fuchses, dessen Hinterlist ihr nicht entgangen sein mag, abermals, nur durch andere Motive, für sich zu gewinnen. Die Weihe fodert ihn, solange er noch Jugendkraft besitze, zum ritterlichen Heldenthume auf; der Pfau rath ihm äußerliche Pracht an, damit er durch sie dem Volke gehörig imponire; das Roß ergiebt sich in das Lob glanzreicher Turniere; auch macht ihn der Szel in Kürze aufmerksam, daß er seine Burgen und Festen mit dem Nöthigen verproviantiren möge, und der kluge Fuchs ertheilt ihm eine Anweisung, wie er seinen Angriff auf den Feind einzurichten habe. Nach Kriegstrapazen ist Erquickung nöthig; daher ladet ihn der Adler zu Bädern ein und rath ihm, zu diesem Behufe seine Wohnung lieber im Thal, am Wasser zu bauen, und zwar aus Holz, da sie dann, wenn beschädigt, leicht wiederhergestellt werden kann.

im, wogegen jedoch die Schwalbe bemerkt, mit Mörten und Stein zu bauen sei besser. Hiermit aber erhält die Sache eine andere Wendung. Die friedlichen, gemüthlichen Thiere beginnen sich wieder zu regen. So zuerst die behagliche Gans:

#### Die Gans.

Ich rathe dir, dich umzuschau'n  
In den Gärten und auf den Au'n.  
Es ist ergötzlich, so zu spazieren,  
Nur darfst du dich nicht zu weit verlieren;  
Eine Meil' aus's höchste dich entfernen',  
Dann kehre wieder nach Hause gern,  
Und daß auf dem Weg kein Durst dich plage,  
Ein Gläschen Wein stets bei dir trage.

Aber wie schön lassen sich die Lerche und die Nachtigal vernehmen, um dem Könige in dem betäubenden Gewirr von Rathschlägen Trost und Muth in die Seele zu flößen!

#### Die Lerche.

Sei heiter und bleibe bei frischem Muth,  
Ergeht es dir auch nicht immer gut;  
Es kann auf der Erde nicht anders sein,  
Da wechselt Regen mit Sonnenschein.  
Tief unter uns die Hölle klast,  
Wo das Elend waltet grausenhaft;  
Hoch aber uns breitet der Himmel sich,  
Wo die Freude wohnt gar wunniglich,  
Und zwischen die Hölle: und Himmelsweit  
Ist uns're Erb' in die Mitte gestellt.  
Es ist auf ihr nicht so wunnig und schön  
Wie dort in des Himmels gold'nen Höh'n;  
Doch ist's auf ihr auch so traurig nicht  
Wie dort in der Hölle ohne Licht.  
Sei heiter d'rum und nimme vorlieb,  
Und nicht aber's Kleinste dich gleich betrüb';  
Und wird dir zu bang' im Weltgetümmel,  
So blick' empor zum blauen Himmel!

#### Die Nachtigal.

Hab' immer gern um dich Gesang  
Und süßer Instrumente Klang,  
Wo sich zum Ganzen bunter Art  
Einig ein Ton mit dem andern paart;  
Besonders wenn die Frühlingszeit  
Den Strauch belebt, den Menschen erfreut,  
Und wenn mit Blumen allerlei  
Das ganze Land verklärt der Mai;  
Wenn der Wind in sanftem Fluge zieht  
Und hold erschallt der Vögel Lieb,  
Des Tags, bei Nacht, im Morgengrau,  
In Wald und Hain, auf Feld und Au.  
Das spricht gewiß auch zu deinem Herzen  
Und lindert deine Sorgen und Schmerzen.  
Und wenn dein Herz erleichtert schlägt  
Und froher sich dein Muth bewegt,  
Vergiß nicht, Dem auch Dank zu bringen,  
Der dich erquickt mit dem Blühen und Klingen! —  
Die Nachtigal hatte kaum geendet,  
Ward vom Stillsitz und Zeig' Lob ihr gesendet,  
Und lustig schmetternd stimmten die Reih'n  
Der sammtlichen kleinen Vögelein  
In das Lob und den Preis der Nachtigal ein.

Wenn noch ist eine höchst gefährliche Partei vorhanden, die, um zu ihrem Ziele zu gelangen, auf den von der Gans angeregten Gedanken der Behaglichkeit eingeht und den jungen unerschrockenen König zu schnödem Sinnenvergnügen zu reizen trachtet. Diese Partei wird durch den einsamen, verbühten Auerhahn, durch die des Nachts schwärmende Eule, durch das unkluge Schwein repräsentirt, bei dessen Rede jedoch der bei

aller Lebenslust und Fröhlichkeit tugendfeste Dichter, in eigener Person hervortretend, verschämt abkürzt, gleichwie der edle Königsjüngling früher dem Geier das Wort genommen. Da erheben das fleckenreine Einhorn und das nette Turteltaubchen ihre Stimme und ermahnen den König zu Bucht und Keuschheit. Es sagt der muntere Hahn:

#### Der Hahn.

Ich rathe dir, König, schlaf nicht lang,  
Und fröhne nicht des Leibes Gang;  
Im langen Schlaf ist Teufels Hint',  
Er führt dich im Traum von Sünd' zu Sünd':  
Früh auf, früh auf und ans Geschäfte,  
Daß dich die Trägheit nicht entkräfte;  
Und all' die Schläfer, weck' sie auf  
Und bringe sie in Gang und Lauf,  
Mit Wort und That, durch gute Bucht:  
Das trägt dem ganzen Reiche Frucht.

Der gesellige, sprechlustige Staar rath ihm, nicht zu viel für sich allein zu bleiben, sondern sich lieber unter die Menschen zu mischen, um mit ihnen recht bekannt zu werden; auch möge er in der Gesellschaft lernen, seine Worte gehörig zu stellen. Das auf Wintervorrath denkende Einhorn ermahnt ihn, dauerhafte, bleibende Schätze zu sammeln, bis sich der vorwitzige Affe mit seinem Rathe herandrängt.

#### Der Affe.

Ruht dich umtreiben in allen Sachen,  
Auch lernen zaubern und Gold machen  
Und allerlei Sprachen, die unbekannt,  
Das Wappen von jedem fremden Land;  
Ruht dich in alle Ding' einlassen,  
Mit jedem Handwerk dich befassen;  
Und sagen sie, du verständest's nicht. —  
Dich kamm're nicht, was ein Andern spricht.  
Auch Kleider von neuem Stoff und Schallt,  
Reich schaff' sie dir an und pug' dich damit.

Noch ein mal erhebt sich im goldblühenden Greif das böse Princip und stachelt den Löwen zur Habsucht; allein das gute Princip scheint immer mehr und mehr die Oberhand zu erlangen. Die genügsame Reise widerlegt den Greif und preist den als den Glückseligsten, der am wenigsten begehrt. Es läßt sich auch das getreue Hausthier, der Doh, vernehmen.

#### Das Dohlein.

Erwäge zuvor gewissenhaft,  
Dann aber setz' es durch mit Kraft,  
Und keiner Macht soll es gelingen,  
Von solchem Beschluß dich abzubringen.  
Nur gute Absicht stets dich leit',  
Sei laut're Wahrheit und Redlichkeit!  
Doch dem Lobe Aller mußt entsagen.  
Kannst Guten und Schlechten nicht gleich bezaugen.

Die im Lande überwinternde Krähe, welcher der Rabe, die Elster, der Spatz und die Ammer beistimmen, ermahnt den Löwen, wohl auf die Zukunft Bedacht zu nehmen, doch zuerst das Nächste ins Auge zu fassen und seine Angelegenheiten daheim gehörig zu besorgen; der Hund empfiehlt ihm, sich überall mit treuen Wächtern zu umgeben, auch beim Schmause, wo der Rathgeber natürlich selbst Ranges zu erhaschen hofft, sowie der Jagd als eines herrlichen Vergnügens zu pflegen; die Rabe fordert ihn auf, den besonders gern bei Nacht umher-schleichenden Uebelthätern nachzuspüren, indem der gravitatische Storch auf die Wichtigkeit hinweist, daß das Strafrichteramt nur tüchtigen Männern von gediegenem Charakter anvertraut werde.

#### Der Storch.

Doch Sorge, daß des Gesetzes Rächer  
Selbst ärger nicht als die Verdreher;

Daß sie, statt nach des Gutes Dieben,  
Nicht nach dem Gut zu haschen belieben,  
Und statt den Schuldigen zu säuen,  
Aufs Blut nicht den Unschuld'gen kneipen.  
Wähl! Reute aus zu solchem Amt,  
Die ehrlich und wacker insgesammt,  
Daß sie die Räuber auf den Wegen,  
Brandstifter und Mörder tilgen zum Segen  
Und ahnden jeglicher Bosheit Wäthen;  
Gib Wölfen nicht die Schafe zu hüten!

Noch legt dem Löwen das geduldige Kameel Mitleid und  
Rähigung, der gegen seine Zungen zärtliche Elefant die Sorge  
für dessen Kinder ans Herz, damit diese gottesfürchtig auf-  
wachsen, worauf der Dichter in seiner Laune nicht umhinkann,  
im Gegensatz zu dem riesigen Elefanten auch das kleine Wiesel  
ein paar passende Worte sprechen zu lassen.

#### Das Wiesel.

Mögt nur noch Eines nicht vergessen  
Und nicht nach der Elle Alles messen.  
Es ist so mancher kleine Mann,  
Der auch was versteht, der auch was kann  
Und, fehlt es ihm an Leibesgröße,  
Durch seine Gewandtheit deckt die Blöße.  
Drum sei der Kleine auch geehrt,  
Besitzt er irgend einen Werth.

Zum Schluß singt der Schwan sein inhaltschweres  
Schwanenlied:

#### Der Schwan.

O König, o König, sieh' vorwärts hin  
Mit prägendem Geist, mit ernstem Sinn:  
Wohin dein Leben, wohin es fließt,  
Wie's plötzlich vielleicht ins Grab sich ergießt,  
Und wie jenseit des Grabs ein zweites Leben,  
Wo du vom ersten mußt Rechenschaft geben:  
O König, o König, sieh' rückwärts hin  
Mit prägendem Geist, mit ernstem Sinn:  
Ob du die unerfegliche Zeit  
Auch immer dem wahren Guten geweiht;  
Und daß du's nicht, so wein', so wein'  
Und beginn' ein and'res Wesen zu sein;  
Wein' später noch oft, bis du's begonnen:  
Wer in Thränen sit', wird ernten in Boanen.

Dies in gedrängter Uebersicht die ganze Dichtung. Ich  
setze ihren Kunstwerth, der, wie der aufmerksame Leser bios  
nach dem hier Gebotenen wol selbst zugeben wird, nicht gering  
anzuschlagen ist, nicht sowol in die Erfindung als vielmehr in  
die Zusammenstellung, Behandlung und Ausführung. Was  
die Erfindung betrifft, so mochte diese dem Dichter durch die  
Fabel, welche, wie aus der vom Fuchs und dem Krüge (vgl.  
„Vybor z literatury české“, I, 227) zu schließen, schon im  
13. Jahrhunderte gepflegt wurde, und durch die weitverbreitete  
Thiersage dargeboten sein. Aber wie schön ist die Arbeit ange-  
gelegt! Wie interessant entfaltet sich allmählig das Ganze und  
schürzen und lösen sich die einzelnen Knoten! Welch lebendiger  
Kampf der Parteien von wahrhaft dramatischer Wirkung! Wie  
mannichfaltig sind die Rollen, wie zweckmäßig zur Durchfüh-  
rung der Idee vertheilt, wie psychologisch wahr die Charaktere,  
oft nur mit einigen Strichen, und wie fest und sicher gezeich-  
net! Wie weiß der Dichter die verschiedensten Töne des Scher-  
zes und Ernstes, vom spielend leichten bis zum tragisch ge-  
wichtigen, zu beherrschen! Wie sinnig und gemüthlich ist er,  
und wie witzig und satirisch dabei! Wie fugsam und willig  
gehört ihm die Sprache, von der Ausmalung bis zur sprach-  
wörtlichen Kürze! Und nirgends etwas Gefuchtes, Gezwungenes,  
Gefschraubtes; überall, im Parten wie im Derben, unverdor-  
bene, kerngesunde Natur.

Nebst ihrem Kunstwerthe besitzt aber die Dichtung auch  
historische Bedeutung. Ich meine nicht jene historische Bedeu-  
tung, die oft auch unerheblichen Schriften zukommt, inwiefern  
sie ohne alles Zutun des Verfassers, da sich kein Schriftsteller  
den Einflüssen seiner Zeit ganz entziehen kann, ein gewisses  
Zeitgepräge an sich tragen, sondern jene historische Bedeutung,  
die der Verfasser mit Bewußtsein und Absicht in sein Werk  
legt. Dazu war unserm Emil von Pardubitz auf seinem hohen  
Posten allerdings die Möglichkeit geboten. Er hatte da hin-  
längliche Gelegenheit, seine Mitwelt genau kennen zu lernen,  
mit ihr in die mannichfaltigsten Berührungen zu kommen, sich  
eine vollkommene Ein- und Uebersicht zu verschaffen. Für seine  
Zeitgenossen mußte in dieser Hinsicht sein literarisches Product  
natürlich noch größeres Interesse haben als für uns; denn wie  
unter dem Löwen der junge König Wenzel vorgestellt wird, so  
steden vermuthlich unter den übrigen Thieren andere damals  
lebende Personen verborgen, und Emil's Zeitgenossen mögen  
so manche Beziehungen bekannt gewesen sein, die uns gegen-  
wärtig nicht mehr klar sind. Allein dessenungeachtet besitzt  
„Der neue Rath“ auch für uns des historischen Interesses noch  
genug: wir sehen Böhmen in seiner ganzen damaligen Be-  
fassung, in seinen äußern und innern Beziehungen, seine Äm-  
ter und Stände, seine Sitten und Gebräuche, die Vorzüge  
und Mängel des Zeitalters; das Werk liefert ein sprechendes,  
in allen seinen Zügen, Linien und Punkten bedeutungsvolles Ge-  
sichtsbild.

Nomit aber der Dichter seinem Werke die Krone auf-  
setzte, das ist dessen sittliche Tüchtigkeit, die sich mit reifer  
Lebensklugheit paart; denn welchen selbständigen Werth auch  
ein Kunstwerk für sich als schöpferisches Product besitze, das  
unterliegt doch keinem Zweifel, daß jedes Menschenwerth, je mehr  
Vorzüge es in sich vereint, um desto vollkommener ist, und daß  
sittliche Bedeutung der höchste Vorzug ist, den es mit seinen  
übrigen Vorzügen vereinen kann. Das Horazische Sprüchlein:  
„Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci“, bleibt un-  
widerlegbar, wenn es gehörig aufgefaßt wird. Doch ist  
die Sittlichkeit, die sich in dem Gedichte ausdrückt, keine  
metaphysisch-ideale, sondern mehr eine verständig-praktische,  
die sich daher auch gern in kernigen Sprichwörtern äußert, aber  
gleichwol eine voll tiefer Wahrheit, aus des Herzens Grunde  
geschöpft nach bestandener Feuerprobe der Erfahrung. Es  
sind in dem Gedichte Grundsätze und Ansichten zu einer  
Perlschnur aneinandergereiht, Grundsätze und Ansichten, die  
von Regenten und Jedermann sonst alle Beherzigung verdienen.

Wie weit nun mußte die böhmische Literatur im 14. Jahr-  
hundert schon gediehen sein, um ein solches Werk hervorbrin-  
gen zu können, da es beim Werden überhaupt keine Sprünge  
gibt, da stufenweise Entwicklung in der Literatur wol ebenso  
nothwendig bedingt erscheint als z. B. bei der Erdbildung!

**Josef Wenzig.**

#### Ein literarhistorischer Roman.

Der Parnas zu Braunschweig. Historischer Roman in drei  
Büchern von Klenke. Kötten, Schettler. 1854. 8.  
4 Thlr.

Es ist bekannt, daß der Verfasser seit einigen Jahren Per-  
sonen, welche in der Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts  
eine bemerkbare Stelle einnehmen, als Material zu mehrbändigen  
Romanen benutzte. Eine wesentliche Unterstützung bei dieser  
Arbeit gewähren ihm ältere und neuere Biographien, aus denen  
dann nach Erfoderniß ganze Seiten in den Roman übergehen,  
wie ihm z. B. in seinem „Lefing“ Daniel sehr zuvorkam. Am  
Anecdoten, wie deren meistens von bedeutenden oder sonst an-  
sehnlichen Persönlichkeiten umzugehen pflegen, werden eingeschoben,  
und da diese leicht ein Moment bieten, woran epistolisches Ma-  
terial zu knüpfen ist, so steht im Umsehen ein Buch da, welches  
als historischer Roman Geltung haben wird. Nach einem dem



dritten Buche des vorliegenden Romans beigefügten Anzeige-Blatte soll es mit dieser Geltung sogar so weit gekommen sein, daß dergleichen Bücher in Gymnasialbibliotheken eingeführt sind und in Prima empfohlen werden. Die Vorseher solcher Gymnasien werden wissen, was sie zu thun haben; wenden wir uns daher dem „Parnass“ zu.

Jedes der drei Bücher führt noch einen besondern Titel an der Stirn, nämlich: 1) „Die Arkadier an der Oker“; 2) „Die Titanen“; 3) „Der Abzug der Götter“. Selbst Derjenige, welcher mit der Geschichte deutscher Literatur einigermaßen vertraut ist, wird bei Betrachtung dieser Titel einen Augenblick lang stutzen und nach Momenten in Braunschweig umhersuchen, die so bedeutenden Titeln das Wort reden könnten. Es wird ihm vielleicht gar Tieck's „Die verkehrte Welt“ mit ihrer Parnass-bierbrauerei von einem netischen Dämon vor die Augen geschoben. Er denkt auch wohl an die Zeiten des poetischen Herzogs Anton Ulrich, welcher gar wunderbare Stücke in Salzbadlum der Kobleffe vortellen ließ; Salzbadlum selbst war ja eine parnasstische Anlage, mit französischer Schere zugeschnitten. Wir haben jedoch nicht nöthig, uns so weit zu versteigen. Schon in der zweiten Zeile des ersten Capitels im ersten Buche ist klar und deutlich „Collegium Carolinum“ und etliche Zeilen weiterhin das Jahr 1771 zu lesen. Wir finden uns also in einer Zeit, die der Verfasser überhaupt als ergiebige Fundgrube für seine Feder ausgetrocknet hat. Da tauchen denn auch richtig allerlei literarische Namen auf, wie Jerusalem, Gärtner, Ebert, Leisewitz, Hedderfen, Zacharia, Eschenburg u. A., und vom nahen Wolfenbüttel muß notwendig auch Lessing dann und wann herbeigeht werden, um, als eine bekannte Laroffigur kommend und verschwindend, sich zu manifestiren.

Fragen wir nun, was das Buch eigentlich will oder soll, so versteht uns das in einige Verlegenheit. Wir müssen zugeben, daß mit den genannten und den übrigen Personen im Buche immer schon etwas anzufangen war. Ihre literarische Thätigkeit, ihr Einfluß auf die Flot des obengenannten Instituts, ihr freundschaftliches Verhältniß zum herzoglichen Hofe, ihr Einfluß auf die Gesellschaft bieten Stoff genug für eine ansprechende, befriedigende Darstellung. Allein von Demjenigen, auf diese Personen auf dem Felde der Literatur und damit auf die Bildungsentwicklung der Gesellschaft gewirkt, erfährt der Leser so bluternig, daß er an die stolze Behauptung, von Braunschweig sei das Licht über Deutschland ausgegangen, nicht recht glauben kann, wenn er auch zugeben muß, daß die Herzogin Amalia von Weimar eine braunschweigische Prinzessin und Gönnerin von Wieland, Goethe, Herder u. A. war. Dagegen sehen wir Ebert, den Uebersetzer von Young's „Nachtgedanken“, überall und bis zum Ueberdruß als Feinschmecker und Galanthomme umherzüngeln und -schwänzel; wir sehen Gärtner als trockenen lateinischen Goliathen, und Jerusalem thut nie den Mund auf, ohne daß nicht eigens vorgemerkt wäre, er thue das mit feinem Takt. Ob Eschenburg zuerst den Shakespeare übersezt oder nicht, kommt nicht weiter in Frage. So geht es mit allen Uebrigen. Beireis, den der Verfasser bekanntlich als Adepten von Helmsedt auch durch einen Roman hindurchgezerrt hat, muß expresse nach Braunschweig herüberkommen, um an der herzoglichen Tafel Horusprocu zu machen und dann auf Kimmerwiedersehen zu verschwinden. Nebenher sei bemerkt, daß nirgends im Buche getafelt wird, wo nicht ein Brief gebracht würde. Wie das Historische aussieht, mag ein Beispiel zeigen. Als die Nachricht von Weplar nach Braunschweig kommt, daß der junge Jerusalem sich erschossen, wußte man auch sogleich, die Liebe zu Charlotte Buff sei Schuld daran. Es kommt also nun endlich an den Tag, woher Goethe dieses Verhältniß erfahren, und was der kürzlich veröffentlichte Kestner'sche Briefwechsel darlegt, kann nur rein aus der Luft gegriffen sein. Ehe noch, außer etwa Goethe, irgend Jemand in Deutschland eine Ahnung von den Leiden des jungen Werther haben konnte, hat die Hyperfemimentalität in Braunschweig schon mächtig Wurzel geschlagen, und ein

junger Edelmannssohn schießt sich aus purer nachahmungsfüchtiger Liebesverzweiflung geradezu todt. Es ist daher Verleumdung, daß Goethe's „Werther“ so manche Blutschuld auf sich geladen habe. Die englischen Nachtgedanken und empfindsamen Reisen und Lorenzodosen hatten allerdings bereits die sentimentale Richtung in Deutschland hervorgeleitet, die durch Miller's Romane bedeutend gefördert wurde; davon aber sagt der Verfasser kein Wort.

Aber — wo bleibt der Parnass? Gut, daß daran erinnert wird! Im Jahre 1745 hatte Herzog Karl das Collegium Carolinum als eine Art Zwischenglied zwischen die Universität Helmsedt und die Gymnasien eingeschoben, um zunächst jungen Edelmannsöhnen Gelegenheit zu verschaffen, sich standesmäßig auszubilden; doch waren Nichtadelige nicht ausgeschlossen. Das Institut war lobwürdig und wirkte bald in weitem Kreise wohlthätig ein. Unter den Beisetzern jener Zeit war Dazjenige, was wir heutzutage Bildung nennen, noch ziemlich selten. Die Mehrzahl derselben residierte auf den Landgütern, oder war dem Portepée verfallen, und wenn ihre Jugend einen Informator gesehen, so war dieser in den Augen der Väter und Mütter kaum mehr als ein Kireebedienter. Man kann darüber in Rabener's „Satiren“ weitere Auskunft finden und darf nicht glauben, daß hier die Farben zu dick aufgetragen seien. Die Informatoren selbst traten aus einem Dunstkreise hervor, wie Zacharia's „Renommist“ ihn schildert, und mochten sie wirklich auch etwas gelernt, mochten sie sich sittlich reiner erhalten haben als viele ihrer Commilitonen, so hatten sie doch in jenem Dunstkreise drei Jahre lang athmen müssen, und das blieb nicht ohne Folgen. Pauthard's Leben weiß viel davon zu erzählen. Jenes Collegium diente nun dem Zwecke, Söuglinge mit Kenntnissen auszustatten, welche ihnen eine angemessene Stellung im Leben, in der Gesellschaft erwerben und sichern konnten. Sollten oder wollten sie sodann noch irgend einer besondern Fachwissenschaft sich widmen, so waren sie dazu mit reichen Mitteln versehen und mochten dann auf der Universität den Cursus leichter und rascher durchmachen. Das war im Allgemeinen die Grundidee, welche das Carolinum ins Leben rief, und da man für den Ausbau derselben geachtete Lehrer zu gewinnen mußte, so konnte es nicht fehlen, daß das Institut ehrenvoll bekannt und für die strebsame Jugend benutzt wurde.

Da konnte es denn aber auch nicht fehlen, daß diese Jugend sich höher hielt als die gewöhnlichen Gymnasialisten, daß sie sogar den helmsedter Studenten sich gleichstellte; und da diese zur Anerkennung einer solchen Gleichheit nicht geneigt waren, so entwickelte sich eine Rivalität, die sich nicht anders Luft zu verschaffen wußte als durch gelegentliche Pauereien. Mit einer solchen glaubte denn auch der Verfasser seinen Roman eröffnen zu müssen. Der hier zugemessene Raum, sowie Werth und Haltung des Buchs selbst verstaten keine pragmatische Darlegung seines Gangs und Verlaufs. Nur im Allgemeinen sei angemerkt, daß wir von Scene zu Scene, meistens in langweilender dialogischer Form, fortgezogen werden, ohne die Nothwendigkeit derselben zu klarer Uebersetzung aufleuchten zu sehen; und wenn auch manche Einzelheit ein ganz gutes Lebensbild abgibt, so steht sie doch immer nur als Einzelnes da, etwa wie in einer Musterkarte tausend grobe und feine, helle und dunkle, einfarbige und bunte Fäden aneinandergereiht sind. Bei einem Roman jedoch, der doch immer als ein Kunstwerk gegeben wird, jedenfalls als ein solches betrachtet werden muß, führt ein so buntes Durcheinander nur zu dem Resultate, daß man sich für nichts interessieren kann. Man will eine Einheit, zu welcher alle Einzelheiten zurückführen; man will damit zugleich einen Standpunkt, von welchem aus man das ganze Lebensgemälde ruhig und klar übersehen kann. An dem Allen gebricht es hier. Nur mühsam construiren wir uns die Zeit von 1771 bis zum Ende des Jahrbunderts zusammen, und wer mit dieser Zeit nicht sonst schon einigermaßen bekannt ist, tappt von einem Räthsel zum andern. Hat er noch dazu Einiges von den Richtungen der Philosophie, von den Kämpfen auf

dem Gebiete der Theologie unserer Tage erfahren und begegnet nun im Buche denselben Gedanken, Worten und Figuren, so muß er nothwendig nicht wissen, wo in der Welt er eigentlich ist. Ähnliches finden wir freilich damals bei Rauvillon, Lesing u. A.; allein Ähnliches ist nicht das Gleiche, und jene Männer wollten auch etwas Anderes als die Kämpfer unserer Tage. Daß es übrigens dem Verfasser auf Anachronismen und dergleichen nicht ankommt, ist oben schon nachgewiesen, und da es ihm, wie seine sogenannten historischen Romane klar genug darthun, hauptsächlich nur darauf ankommt, unter allen Umständen ein Buch in mehreren Bänden herzustellen, so ist über dergleichen Dinge kein Wort weiter zu verlieren.

Wie endlich das Buch von Druckfehlern strotzt, so begegnen wir neben denselben auch jener nachlässigen Schreibart wieder, wie man sie aus den frühern Werken des Verfassers schon kennt. Gleich Seite 9 im ersten Bande sehen wir einen „mächtigen Knochenbau bleicher Gesichtszüge und eines fahlen Bartes“, und wie lange auch schon ein Sopha in Deutschland neutrius generis gewesen sein mag, so steht es in diesem Buche doch als ehrenfestes masculinum. Dergleichen Sachen könnten zu Tugenden aufgewiesen werden. Ueberhaupt, sollte auch dieses Buch in eine Symnasialbibliothek gerathen und Primanern empfohlen werden, so könnte das etwa nur in der löblichen Absicht geschehen, um ein Muster, wie man nicht deutsch schreiben soll, zur Hand zu haben. 50.

### Aus London.

Der „Royal literary fund“ und andere literarische Unterstützungsvereine. Irving's neueste Stizzenammlung. Der apokryphe Walter Scott'sche Roman „Moredun“. Uebersetzungen aus dem Deutschen und deutschen Theater. Shakespeare's Dramen nicht von Shakespeare.

Am 14. März hielt der von David Williams gestiftete, unter dem Namen „Royal literary fund“ bekannte Verein seine jährliche Generalversammlung, welcher diesmal eine so große Zahl literarischer Celebritäten bewohnte wie niemals früher. Anwesend waren unter Andern E. Bulwer-Lytton, Charles Dickens, Sir J. Forbes, Sir J. Ellis, der Dechant der Paulskirche, Dr. Arnott, dann eine Anzahl der angesehensten Buchhändler, unter denen wir nur Murray, Longman, Chapman, Bentley, Colbourn und Bohn nennen. Die Ueberzeugung, daß die Verwaltung und die Verfassung dieses Unterstützungsvereins dringender Reformen bedürftig sei, hatte sich schon längst fühlbar gemacht, und die längere Zeit vorher zu diesem Zwecke in den öffentlichen Blättern betriebene Agitation drang an diesem Tage in den Schoos der Gesellschaft selbst. Namentlich scheint diese Agitation durch Bulwer und Dickens, die Stifter eines andern literarischen Unterstützungsvereins, der „Guild of literature and art“, und die Männer ihrer Färbung betrieben und geleitet worden zu sein. Zuvörderst wurde der Versammlung Rechnung über die Finanzen abgelegt, und man erfuhr, daß die Einkünfte der Gesellschaft, die hauptsächlich in den Zinsen eines Capitals von 45,000 Pf. St. bestehen, im vergangenen Jahre etwas über 2119 Pf. St. betrugen, wozu noch der Ueberschuß von 1853 mit etwas mehr als 452 Pf. St. kam. Die Ausgaben an Unterstützungen für hilfsbedürftige Autoren und Gelehrte beliefen sich im vergangenen Jahre auf 1470 Pf. St. und an Verwaltungs- und andern Ausgaben auf nicht weniger als 643 Pf. St. Die Opposition galt namentlich dieser kostspieligen Verwaltung, die außerdem in unliterarischen Händen ist, sodaß die davon verschlungene Summe, ganz dem Zwecke der Stiftung entgegen, verdienten Schriftstellern und Gelehrten entzogen wird und Männern zugute kommt, welche nichts für die Literatur gethan haben.

Diese stellte den ersten Antrag: „Die Versammlung wolle erklären, daß die Verwaltungskosten des „Literary fund“ ungerechtfertigt und übermäßig groß seien und daß in der Verwaltung große Aenderungen getroffen werden müßten.“ Er

wies darauf hin, daß im Jahre 1802 fast alle Beamte des Vereins ihre Dienste umsonst geleistet hätten, daß dann später ein „clerk“ mit 40 Pf. St. Gehalt dabei angestellt, daß aber aus diesem „clerk“ jetzt ein Secretär geworden sei, welcher ein Jahrgehalt von 200 Pf. St. erhalte, während dasselbe Amt bei dem „Artist's general benevolent fund“ jahrhlang für 50 Pf. St. verwaltet worden sei. Im Laufe der zehn Jahre 1844–53 hätten aus diesem Fonds 429 Individuen Unterstützungen erhalten, wofür die Kosten (ungerechnet die Kosten für Annoncen und für das jährliche Festmahl) nicht weniger als 5094 Pf. St., die Kosten des „Artist's general benevolent fund“ dagegen, aus welchem 559 Individuen Unterstützungen erhalten hätten, in denselben Jahren nur 904 Pf. St. betrügen (wobei wir bemerken, daß, wie es scheint, beide Stiftungen miteinander im Zusammenhange stehen). Dilke's Antrag, welchen Edward Bulwer unterstützte, wurde zwar verworfen, aber nur mit der geringen Mehrheit von vier (32 gegen 28) Stimmen. Auch ein weiterer Antrag, daß man einen Mann schriftstellerischen Charakters zum Präsidenten wählen müsse, wozu von Seiten der Opposition Hallam vorgeschlagen wurde, ging nicht durch, nachdem der Dechant der Paulskirche bemerkt hatte, er glaube nicht, daß die Verwaltung des Vereins ausschließlich Solchen anzuvertrauen sei, welche Bücher geschrieben hätten.

Hierauf ergriff Dickens das Wort und beantragte: es möge ein Ausschuss ernannt werden, welcher den Auftrag haben solle, eine neue Verfassung für den Verein zu beraten, zu entwerfen und einer zu diesem Zwecke auszuschreibenden allgemeinen Versammlung vorzulegen. Unter den von ihm als Mitglieder dieses Ausschusses vorgeschlagenen befindet sich Dickens selbst, dann Bulwer, Thackeray, Bell, Sleig, Ellis u. A. Dieser Antrag wurde nach kurzer Discussion einstimmig angenommen und somit der eigentliche Zweck der Bulwer-Dickens'schen Opposition, eine durchgreifende Verwaltungsreform des Vereins herbeizuführen, im Wesentlichen durchgesetzt. Was uns bei diesen Verhandlungen namentlich wohlthuend war, ist das einmüthige Hand in Hand Gehen der Verleger mit den Schriftstellern, die Ruhe und Räßigung, womit die Debatten geführt wurden, und die durchaus praktische Weise, womit sich die Redner aller Parteien und hohen Redensarten enthielten und sich allein an die Sache hielten.

Erwägen wir überhaupt die zahlreichen Vereine, welche in England zur Unterstützung von Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern bestehen, wie die Pensionen, welche jährlich vom Parlamente und Staats wegen an verdiente Männer und ihr Hinterlassenen vergeben werden, so müssen wir mit Beschränkung gestehen, daß wir auch in diesem Punkte hinter England sehr weit zurückstehen. Im vorigen Jahre wurden vom Parlamente an solchen Pensionen 1200 Pf. St. bewilligt, z. B. 50 Pf. St. an Mrs. Glen, Witwe des Dr. Glen, der das Alt Testament ins Englische übersezt hat; 100 Pf. St. an Mr. Moir, Witwe des Chirurgen Moir, in Anbetracht seiner Verdienste um die Chirurgie, seiner poetischen Talente und der unglücklichen Lage seiner Witwe mit acht Kindern; 50 Pf. St. an Mrs. Hogg, Witwe des bekannten Ettrick-Schäfers; 40 Pf. St. an die Tochter des verstorbenen James Renney, in Anbetracht seines literarischen Talents u. s. w. Auch die „Royal society of literature“ und fast alle Vereine „for the advancement of science“, wie der in Liverpool, verbinden mit ihrer sonstigen Aufgabe ebenfalls Unterstützungsziele. Die „Artist's benevolent fund society“ nahm bei ihrem letzten Festen an freiwilligen Beiträgen 332 Pf. St. ein, und ihr Präsident, Lord Yarborough, theilte mit, daß im vergangenen Jahre 769 Pf. St. an Witwen und 162 Pf. St. an Waisen in der Form von Dividenden vertheilt worden seien. Hierzu kommt die in jüngster Zeit bekanntlich von Bulwer, Dickens und Terrolld ins Leben gerufene „Guild of literature and art“, welche jetzt Corporationsrecht erlangt hat und für die mit jenem schönen Gemeinfinn, welcher die Briten auszeichnet, sich namentlich auch viele Verleger interessieren. Unter

Andern haben sich folgende Buchhändler bereit erklärt, Subscriptionen in Empfang zu nehmen: Murray und Sohn in Glasgow, G. Simms in Manchester, Webb und Hunt in Liverpool, Evans und Arrowsmith in Bristol, M'Garhan in Dublin, dann mehrere Buchhändler in Newcastle, Sheffield und Hamburg. Man hat eben in England andere Begriffe von Genossenschaft, Rationalhegegefühlt und Nationaldankebarkeit als anderwärts. Und doch hat man auch in Deutschland einen schwachen aber erfreulichen Anfang mit dem Leipziger Unterstützungsfonds gemacht, der im Stillen nach Maßgabe seiner Kräfte manches Gute gewirkt hat, und noch kürzlich schlug Dingeldey die Stiftung eines Fonds vor zur Unterstützung der nachgelassenen dramatischer Autoren; aber meist bleibt dergleichen in Deutschland bei bloßen Anläufen, Anfängen und selbst nur Vorschlägen, die in der Nation selbst keinen genügenden Widerhall finden, nicht einmal in ihrem gebildeten Theile. „Kalt wie ihr Himmel“ nannte der Franzose Eschudier die Deutschen, indem er sie an das peinvolle Leben erinnerte, welches sie Beethoven führen ließen. O ja, man fühlt zuweilen etwas von dieser Kälte. Indes haben uns die Franzosen nicht viel vorzuwerfen. Man muß auch bei ihnen den Salon-, Literatur- und Staatschwindel verstehen, um etwas vor sich zu bringen, und talentvolle Männer wie Gérard de Nerval, welche Nichts aus sich zu machen wissen, verkommen bei ihnen auch. Eigentlichen Gemeingeist im Sinne des englischen gibt es unter den Franzosen vielleicht in noch geringerem Grade als unter den Deutschen. Der wäre verloren, der ihn bei den Repräsentanten der pariser Presse suchen wollte!

Bei der gegenwärtigen Dürre auf dem Gebiete der Romane ist es kein Wunder, wenn des greisen Washington Irving letzte Skizzenammlung „Chronicles of Wolfert's Roost and other papers“ von der englischen Kritik mit herzlichster Freude begrüßt wird. „Man kann diese amerikanische Skizzenammlung kaum genug loben,“ meint das „Athenaeum“. Und in der That bilden Washington Irving und Fenimore Cooper mit einigen Lyrikern, wie Longfellow, die eigentliche klassische Literatur der Nordamerikaner. Die Beecher-Stowe, die pseudonyme Beecherell und wie sie alle heißen mögen diese geschwätzigen Nymphen der nordamerikanischen Neuromantik, haben von dieser Elasticität kaum noch eine Spur. Den Irving'schen Skizzen ist in der That ein fast unbeschreiblicher Reiz eigen. Ihr Inhalt läuft oft fast auf nichts hinaus, aber die Kunst der holländischen humoristischen Genremalerie bis ins Kleinste, mit dem sorgfältigsten Pinsel und im classischsten Sprachcolorit ausgeführt, bezieht auf literarischem Gebiete wol Keiner in solchem Grade als Washington Irving.\*)

Mit derselben und mit noch größerer Freude würde man den von Cabany angekündigten angeblichen Walter Scott'schen Roman „Moredun“ begrüßen, wenn man sich irgend der Uebersetzung hingeben könnte, daß es sich dabei um mehr als um einen literarischen Puff handle. Wir haben die wunderliche Weise, wie Cabany in den Besitz des Manuscripts gelangt sein will, bereits in Nr. 4 d. Bl. erzählt. Personen, die noch mit Scott in vertrautem Verhältnisse standen, fahren in englischen Blättern fort, die Authenticität des Manuscripts und die Möglichkeit, daß es auf diese Weise in Cabany's Hände gelangt sein könne, aufs entschiedenste zu bestreiten. James Ekene in Drford, der mit Walter Scott sehr intim bekannt war, versichert, daß Walter Scott durchaus nicht in der Lage gewesen, ein Manuscript zu verschenken. Er erzählt bei dieser Gelegenheit, wie ihn eines Tages Walter Scott nach Constable's

Bancroft zu sich habe rufen lassen und ihn dann angetroffen habe: „Ekene, ich bin an den Bettelstab gebracht.“ „Wie und durch wen?“ habe Ekene gefragt und Walter Scott geantwortet: „Durch Drucker und Buchhändler und Bancroft'sche, die uns arme Autoren opfern.“ Dann habe er auf Stöße von Manuscripten hingewiesen, die auf dem Tische lagen, und gesagt: vermittlest dieser hoffe er sich seiner Verpflichtungen zu erheben. Dies sei ihm denn auch gelungen, und schon im Laufe des ersten Jahres habe er 20,000 Pf. St. eingekassiert. Unter diesen Umständen sei ihm aber jedes Manuscript zu kostbar gewesen, um es in so lächerlicher Weise zu verschenken. James Ekene citirt in seiner Erklärung ein Schreiben der noch lebenden Nichte Walter Scott's vom 17. Februar 1835, worin diese versichert, mit Walter Scott's Tochter Anna unmittelbar vor deren Reise nach Paris in Abbotsford zusammen gewesen zu sein und genau zu wissen, daß sie ein solches Manuscript nicht besessen habe. Niemals, versichert Ekene ferner, habe sich Walter Scott in der Unterschrift seiner Briefe der bloßen Initialen W. S. bedient, wie in dem angeblichen Walter Scott'schen Schreiben, worauf sich Cabany beruft. Immer habe er seinen Namen ausgeschrieben. Wie dem auch sei, so dürfen wir doch auf das Erscheinen des Romans gespannt sein, wäre es auch nur, um zu sehen, wie es dem Verfasser gelungen sein wird, die Romanmanier Walter Scott's nachzuahmen, und ob sein Fabrikat in dieser Hinsicht mit „Balladmor“ in die Schranken treten kann.

Großes Glück scheint in England Gregorovius' Buch über Corsica zu machen. Es ist unter dem Titel „Wanderings in Corsica; its history and its heroes“ von Alexander Muir übersetzt worden, und die Journale bringen aus dieser englischen Bearbeitung lange Auszüge und theilen dem Buche ein so gutes Zeugniß, wie sie es selten einem deutschen Buche dieser Art ausstellen. Mit ähnlichem und wo möglich noch größerem Beifall begrüßt man „Hellas, or the home, history, literature and art of the Greeks. Translated from the German of Friedrich Jacobs, by John Oxenford.“ Der Uebersetzer ist einer der gründlichsten Kenner des Deutschen in England, und seine Uebersetzung wird als ausgezeichnet gerühmt. Hackländer's „Der geheime Agent“ ist in einer Nachbildung unter dem Titel „The secret agent“ auf dem Haymarkettheater aufgeführt worden; doch scheint der Bearbeiter nicht das Stück selbst vor sich gehabt, sondern nur die Inhaltsangabe, wie sie „Blackwood's magazine“ von Hackländer's Lustspiel enthielt, zugrunde gelegt zu haben. Die englische Bearbeitung soll scheinbar sehr geschickt arrangirt, aber auch fast ohne allen Witz, ohne alle Poesie und tiefen Gedankeninhalt sein. Wir haben schon früher erwähnt, daß man seit dem Erfolge des „Fechter von Ravenna“ in England der deutschen Bühne wieder größere Aufmerksamkeit schenkt als früher. Das „Athenaeum“ erwähnt die Aufführung des neuen Geibel'schen Lustspiels und beginnt seinen kurzen Bericht mit den Worten: „Another star at the dramatic horizon of Germany!“ meint aber doch, das Stück habe nur einen succès d'estime gehabt und könne die jüngst von ihm, dem „Athenaeum“, über den Zustand der deutschen Bühne ausgesprochene Meinung nicht umstoßen. In seiner Nummer vom 17. Februar hatte das englische Blatt nämlich bemerkt, es sei eine merkwürdige Erscheinung, daß seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs von Preußen (welchen Zusammenhang hat aber jene „merkwürdige Erscheinung“ mit dieser Begebenheit?) fast alle jüngern deutschen Dichter sich dem Drama gewidmet hätten, in der lobenswürdigen Absicht (bloß in dieser?), diesen lange Zeit vernachlässigten Zweig der Literatur wieder zu Ehren zu bringen und in ihrem Vaterlande eine wahrhaft nationale Bühne zu gründen. „Doch“, fährt das englische Blatt fort, „wie wenig ist im Verhältnisse zu der vergeudet Zeit und dem vergeudetem Talent durch all diese wohlgemeinten Bestrebungen erreicht worden! Diese Tragödien und Komödien kommen und verschwinden wie die Sternschnuppen,

\*) Demnach erscheint bei G. A. Brockhaus eine neue Uebersetzung der ausgedehntesten Irving'schen Erzählungen aus dem „Sketch book“, „Bracebridge Hall“ u. s. w. mit Illustrationen von Henry Ritter, aus dem Nachlaß dieses in Canada geborenen bairischen Genremalers, und von W. Camphausen.

mit vollen Baden ausposaunt, sind sie ebenso schnell vergessen als gesehen, und «der Stuhl, den Schiller leer gelassen» («the chair which Schiller left vacant»), wartet noch immer auf Den, der ihn besetzen soll. Und doch ist erst ein halbes Jahrhundert verfloßen, seit Schiller todt ist! Die Mühe, den Deutschen eine Nationalbühne zu schaffen, werde (meint das „Athenaeum“) vergeblich sein, solange die Deutschen keine große Nation seien.

Wir schließen unsern heutigen Bericht mit einem literarischen Curiosum. Eine amerikanische Dame, Miss Bacon, hat die Behauptung aufgestellt, daß ein Mann von Shakespeares Geburt und Erziehung die Stücke, die seinen Namen tragen, unmöglich geschrieben haben könne; die meisten derselben rühre ihrer Behauptung zufolge von Lord Francis Bacon (die Verfasserin führt denselben Namen!) und Sir Walter Raleigh her. Uebrigens soll es ihr gelungen sein, ihre Behauptung in recht sinnreicher Weise mit den allbekannten Lebensmomenten beider Männer in Zusammenhang zu bringen und ihr dadurch einen Schein von Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit zu geben. **H. M.**

## Notizen.

### Hamburg sonst und jetzt.

Wir erhielten in diesen Tagen eine Correspondenz aus Hamburg, die wir jedoch aus mehrfachen Gründen nicht zum Abdruck bringen können. Die Tendenz dieser Correspondenz, in welcher unter Andern auch der hamburger Journalist ein nicht sehr schmeichelhafter Spiegel vorgehalten wird, läuft darauf hinaus, daß sich Hamburg vorzüglich eigne, um kaufmännische Geschäfte zu machen, gut zu essen und zu trinken, kurz in Hamburg zu leben, wie Gott selbst in Frankreich nicht lebt, daß aber der geistig strebende Mensch dort sehr einsam stehe und nothwendig verkümmern oder, falls er die nöthigen pecuniären Mittel dazu besitze, sehr dickbauchig werden müsse, was ja auch vom Uebel ist. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit diese Charakteristik zutreffend ist, so viel ist aber richtig, daß Hamburg die Stelle innerhalb der geistigen Entwicklung Deutschlands gegenwärtig nicht einnimmt; welche es im vorigen Jahrhundert behauptete. Auf diese Thatsache hat schon der „Hamburger Correspondent“ im Jahre 1853 aufmerksam gemacht. Barthold H. Brodes, Friedrich von Hagedorn, vor Allen Klopstock, der in Hamburg dreißig Jahre lang lebte und wirkte und hier den französischen Bürgerbrief empfing, sind ohne Zweifel Namen, die sich in der Geschichte der deutschen Literatur ganz stattlich ausnehmen. Die Hamburger begruben auch ihren Klopstock unter Feierlichkeiten; wie sie sonst nur einem gekrönten Haupte widerfahren. Es wurde mit allen Glocken geläutet, alle Geschäfte standen still und Alles, was in Hamburg Bildung besaß oder darauf Anspruch machte, nahm an dem Leichenzuge theil. Einem der jetzt in Hamburg lebenden Dichter würde eine solche Ehre schwerlich geschehen; wir wissen freilich auch nicht, ob sich ein Klopstock unter ihnen befindet. Auch Matthias Claudius, der in dem nahen Wandsbeker seinen berühmten „Wandsbeker Boten“ schrieb, und Gerstenberg, der Verfasser des „Ugolino“, der lange Zeit in dem angrenzenden Altona lebte und dichtete, kann man wohl zu den Hamburgern rechnen. Eine ebenso bedeutende Stellung nahm Hamburg im Gebiete der Musik, Dramaturgie und Schauspielkunst ein. Die hamburger Oper, welcher der große Handel fünf Jahre lang vorstand, zeichnete sich seiner Zeit durch eine in Deutschland unerhörte Pracht aus, während die große reiche Stadt nur mit Mühe ihr Theater aufrechterhalten kann. Auch Mattheson, der die Theorie der Musik umgestaltete, war ein Hamburger. In Hamburg schrieb Lessing seine „Dramaturgie“, und durch die Adermann, Echhof, Borchers und Schröder wurde Hamburg die Hauptpflanzstätte der deutschen Schauspielkunst. Diese Traditionen, namentlich von dem frühern Theaterdirector Schmidt fortgepflanzt, sind noch jetzt so mächtig, daß von Hamburg die

bedeutendsten Posttheater sich zu rekrutiren pflegen und daß viele der namhaftesten deutschen Schauspieler selbst der neuesten Zeit in Hamburg ihre Schule machten; wir nennen nur, weil sie uns gerade einfallen, Emil Devrient, die beiden Dahn, Joff, Dawson, Gräulein Seebach. Friedrich Boigt theilte vor einigen Jahren im Prugschen „Deutschen Museum“ einige Briefe Hütys mit, in denen einem an seinen Vater geschriebenen es unter Andern heißt: „Ich halte Hamburg für den bequemsten Ort, mich daselbst so lange aufzuhalten, bis sich eine Gelegenheit zur Beförderung bietet. Der Gelehrte wird daselbst sehr geehrt und findet Zutritt zu angenehmen Gesellschaften, wo er Menschenkenntniß einsammeln kann.“ Gegenwärtig zeichnet sich Hamburg hauptsächlich nur durch seine berühmten Reisenden aus, unter denen vor Allen Barth und Overweg, dann Gerstädt zu nennen sind. Es ist eigenthümlich, wie die Herrschaft in Ton, Geschmack, Bildung und Literatur in Deutschland niemals an einem Orte haftet, sondern in raschem Wechsel von einem zum andern überspringt, von Nürnberg nach Leipzig oder Hamburg, von hier nach Weimar und dann wieder nach Dresden oder Berlin; bald wählt sie eine große, bald eine sehr kleine Stadt, bald eine im Mittelpunkte, bald eine am entferntesten Rande gelegene. In theologischer Hinsicht bot einmal selbst das unansehnliche Wittenberg dem mächtigen Rom Trost und sah Gesandtschaften mächtiger ferner Reiche in seinen Mauern.

### Die turiner Presse.

Die in Mailand erscheinende Wochenschrift „Il Crepuscolo“ enthält über die in Turin erscheinenden Revuen und Journale folgende interessante Angaben. In der Hauptstadt von Piemont erscheinen vier politische und literarische Revuen: 1) „La Rivista contemporanea.“ Dieses Journal wird von Ghisla redigirt und hat mehrere der bedeutendsten Schriftsteller Italiens zu Mitarbeitern, unter Andern Rosmini, Tommaso und Rovere, der darin unter der Ueberschrift „Proccaccio di Torino“ und mit der Unterschrift Cecco d'Aecoli geistreiche Monatsübersichten veröffentlicht. Das Blatt beschäftigt sich auch viel mit auswärtiger, namentlich französischer Literatur und soll gegen 2000 Abonnenten zählen. 2) „La Rivista enciclopedica italiana“, von Predari geleitet, doch bis jetzt ohne sonderlichen Erfolg, obgleich Männer bekannten politischen Namens, wie die Cicilieri Amari und La Farina und die Toscaner Montanelli und Mazzoni Beiträge liefern. 3) „Il Cimento“, geleitet von Esfari und eine Sammelschätte junger, gut vaterländisch gesinnter, nach Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens in Italien trachtender Gelehrten. Hauptmitarbeiter sind Bertrando Spaventa, ein junger, in Hegel's Schule gebildeter Philosoph, der ein größeres Werk über Giordano Bruno zum Druck vorbereitet; Antonio Gallenga, Mitglied der Deputirtenkammer, der lange Zeit in England gelebt hat; Constantino Negro, beachtenswerther Dichter, welcher mit einer Sammlung piemontesischer Volkslieder beschäftigt ist. 4) „La Ragione“, vor erst kurzer Zeit von Ausonio Franchi, einem frühern Mitarbeiter des „Cimento“, gegründet und, wie man aus dem bereit geschriebenen Programm erfährt, ausschließlich für Fragen der philosophischen Wissenschaften bestimmt. Viel zahlreicher als die Revuen sind die eigentlichen Journale, und zwar: 1) „Il Piemonte“, ministerielles Journal, welches seit Anfang des Jahres den „Parlamenten“ ersetzt hat, mit nahe 2000 Abonnenten; 2) „L'Opinione“, gemäßigtes Journal, mit 800 Abonnenten; 3) „La

\*) Die erste Jahresnummer dieser Revue, die gegenwärtig einen erhöhten Aufschwung nimmt, liegt uns vor, und wir bemerken vorläufig als für uns Deutsche besonders interessant, daß in der Rubrik „Bibliografia straniera“ auch mehr deutsche Schriften, z. B. Mommsen's „Römische Geschichte“, Schmitz' „Die Religion und die Naturforschung“, Diez' „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprache“ und Reichebarts „Die Insel Cardinale“ kurz aber empfehlend besprochen sind.

Gazzetta del popolo", Volkszeitung, mit 7000 Abonnenten; 4) „L'Armonia", Merikal; 5) „L'Unione", Organ Bianchi Giovinati; 6) „La Voce della libertà", von La Cecilia und Brofferio redigirt, mit etwa 5000 Abonnenten; 7) „Goffredo Mameli", mit 300 Abonnenten; 8) „L'Espresso" mit 500 Abonnenten; 9) „Il Diritto", von jungen unabhängigen Schriftstellern geleitet, mit fast 500 Abonnenten; 10) „Il Fischietto", der piemontesische „Kladderadatsch", mit 350 Abonnenten; 11) „Il Campanone", eine Art Merikaler „Kladderadatsch", mit 2900 Abonnenten, wie wenigstens die richtungsverwandte „Armonia" behauptet.

3. M.

## Bibliographie.

Altentümliche zur orientalischen Frage. Nebst chronologischer Uebersicht zusammengestellt von S. von Jasmund. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Biberhofer, G., Der Unbekannte. Große Oper in drei Aufzügen, mit Zugrundelegung eines Dramas, nach dem Französischen. Musik von J. J. Bott. Cassel, Göttop. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.

Elben, D., Der volkstümliche deutsche Männergesang, seine Geschichte, seine gesellschaftliche und nationale Bedeutung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Erdmann, Ernst. Spiele. Vorträge, theils neu theils längst vergessen. Berlin, Herz. 16. 1 Thlr.

Jane Eyre, die Waise von Lowood. Nach dem Englischen der Currer Bell. Zwei Bände. 2te Auflage. Altona, Feilbott. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Flourens, P., Das menschliche Leben in seiner Dauer von mehr als hundert Jahren. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, C. F. Neclam sen. 8. 9 Ngr.

Forbes, S. D., Norwegen und seine Gletscher. Nebst Reisen in den Hochalpen der Dauphiné, von Bern und Savoyen. Aus dem Englischen von C. A. Zuchold. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten, 2 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Abel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Krauß Fremden-Führer in Paris. Mit Plan von Paris. Leipzig, Bengler. 16. 10 Ngr.

Reibel, C., Gedichte. 36ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Uebersetzt von R. Simrodt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hamberger, J., Die Cardinalpunkte der Franz Baaders'schen Philosophie. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 6te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 15 Ngr.

Komper, L., Am Pflug. Eine Geschichte. Zwei Bände. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Landgrebe, G., Naturgeschichte der Vulcane und der damit in Verbindung stehenden Erscheinungen. Zwei Bände. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Lau, T., Lucius Cornelius Sulla. Eine Biographie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Lowell-Weiden. Von dem Verfasser von „Sir Frederick Tempest", „Fabians Thurm" u. Deutsch von C. C. Semml. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Lobstein, H., Die Geheimnisse des Herzens. Fünfzehn Betrachtungen über biblische Texte. Bern und Paris. Gr. 12. 20 Ngr.

Molière, Die Plagegeister. Lustspiel mit Ballet in drei Acten nach dessen Facheux. Oldenburg, Schulze. Gr. 16. 12 Ngr.

Morton, Caroline, Die Frauen in England unter dem Geleite unseres Jahrhunderts. Aus dem Englischen. Berlin, Besser. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ranke, W., Die Verirrungen der christlichen Kunst. Breslau, Geiser. Gr. 8. 10 Ngr.

Riffel, C., Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Eine Beleuchtung der alten und neuen Anklagen wider denselben. 3te vermehrte Auflage. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 26 Ngr.

Schultze, S. H., Reise in's Norgerland, unternommen im Jahre 1847. Schaffhausen, Schulz. 1854. 8. 24 Ngr.

Storm, A., Immensee. 3te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Erste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau. 4te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Duncker. 1854. 16. 15 Ngr.

Sturm, J., Fromme Lieder. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Thierry, A., Erzählungen aus den merovingischen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs. Aus dem Französischen. Zwei Theile. Elberfeld, Friedrichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Weichen. Taschenbuch für das Jahr 1855. Mit Beiträgen von G. F. Daumer, C. Ebersberger, C. Weiß und C. v. Besterhagen. Herausgegeben von R. K. d. Nürnberg, Stein. Gr. 16. 18 Ngr.

Biehoff, H., Schiller's Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt, nebst Varianten-sammlung und Nachlese. 1ster Theil. Neue, größtentheils umgearbeitete Auflage in drei Bänden. Stuttgart, Besser. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

## Tagesliteratur.

Auswanderung nach Hoch-Veras. 1ster und 2ter Theil. Zürich, Drell, Füßli u. Comp. 8. 9 Ngr.

Beust, F. C. Freih. v., Der sächsische Metallbergbau in seiner Beziehung zu den Staatsfinanzen. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Bodemer, H., Die Abhilfe des Nothstandes im Erzgebirge. Ein Beitrag. Meissen, Goedsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Bruno, R., Der Festungskrieg. Mit Bezug auf die gegenwärtige Belagerung von Sebastopol. Allgemein faßlich dargestellt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 1/2 Ngr.

Guhl, E., Der Krystalpalast zu Sydenham und dessen Kunstsammlungen in geschichtlicher Uebersicht. Ein Vortrag, gehalten am 24. März 1855 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Guttentag. 8. 6 Ngr.

Härter, F., Gesetz und Evangelium. Eine Betrachtung über Matth. 22, 34—46. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Hase, R., Die Entwicklung des Protestantismus. Eine akademische Rede. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 Ngr.

Mahr, C. C., Denkschrift zur Jubelfeier des fünfzigjährigen Doctorats des königlich dänischen Staatsraths und Herzoglich Oldenburgischen Leibarztes Franz Hermann Hegewisch, Honorar-Professor u. Begleitet von einigen Erinnerungsworten an den schwarzen Tod in den Herzogthümern Schleswig und Holstein vor nunmehr 500 Jahren. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 12 Ngr.

Noeder, A., Die Eheverung, ihre Ursachen und Abhilfen, land- und staatswirtschaftlich beleuchtet. Briesen, Noeder. Gr. 8. 10 Ngr.

Steinmann, C., Des Herrn Gaben für die Großen durch die Kleinen. Predigt über Ev. Matth. 18, 2—6. Berlin, W. Schulze. 1854. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

— — Thut Buße! Predigt über Jak. 1, 13—16. Auf Veranlassung eines vierfachen Kindermordes zu Berlin gehalten. Ebendasselbst. 1854. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraf.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Biographie des Dichters der „Bezauberten Rose“.

Soeben erschien bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Ernst Schulze.** Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Marggraf. Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Biographie Ernst Schulze's, der ein Lieblingsdichter des deutschen Volks geworden ist. Dem Verfasser stand ein reichhaltiges Material an: das eigene Tagebuch des Dichters, aus dem bisher noch nie etwas veröffentlicht wurde, sowie zahlreiche Briefe desselben und werthvolle Mittheilungen seiner Freunde. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hierdurch ganz neue Aufschlüsse über den Dichter, namentlich auch über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid.

Diese Biographie Ernst Schulze's bildet zugleich den fünften Theil der eben erschienenen dritten Auflage seiner „Sämmtlichen poetischen Werke“ (5 Theile, geheftet 6 Thlr., gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.).

Von einzelnen Dichtungen Ernst Schulze's erschienen in demselben Verlage folgende elegante Ausgaben:

**Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht.  
Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Geb. 1 Thlr.  
Octav-Ausgabe. Achte Auflage.  
Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.  
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.  
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

**Cäcilie.** Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.  
Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile.  
Geb. 3 Thlr.

**Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.)  
Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

**Graeser** (Charles), The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language. Adapted from the 75th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

**Ahn** (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.  
First course. Seventh edition. 1855. 10 Ngr.  
Second course. Sixth edition. 1855. 12 Ngr.  
Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Soeben erschien bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Geschichte der deutschen Poesie

nach ihren antiken Elementen.

Von **Carl Leo Cholevius.**

Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittelalters bis zu Wieland's französischer Gracität. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Poesie, der auch neben dem berühmten Werke von Servinus seine eigenthümliche Bedeutung behaupten wird, da er daselbst in vielen Punkten ergänzt und selbst thatsächlich berichtigt. Das Werk von Cholevius (auf zwei Theile berechnet) wird eine empfindliche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte ausfüllen, da die Geschichte der deutschen Poesie von dem Gesichtspunkte aus, den der Verfasser gewählt — der Einwirkung des antiken Elements auf dieselbe — noch nie behandelt worden ist, so gleich oft auf die Nothwendigkeit einer solchen Untersuchung hingewiesen wurde. Ueber viele wichtige Punkte gibt der Verfasser ebenso neue als gründliche Aufschlüsse, wie es ihm z. B. gelungen ist, die Quellen von einem großen Epos des Mittelalters zu entdecken, denen bis jetzt Niemand auf die Spur gekommen. Rosenkranz, der das Manuscript des (in Königberg lebenden) Verfassers gelesen, erklärt das Werk für die höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feinsten Geschmac ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstellung habe auch das größere Publicum fesseln werde.

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Tristan und Isolde.

Von **Gottfried von Straßburg.**

Uebersetzt von Karl Simrock.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

„Tristan und Isolde“, das berühmte Liebesepos Gottfried von Straßburg, eine der reichsten und lebensvollsten dichterischen Schilderungen der Liebe, erscheint hier in einer für die weitesten Kreise des deutschen Publicums bestimmten (sehr elegant ausgestatteten) Uebersetzung von Karl Simrock, dem übertriebenen Uebersetzer und Wiederhersteller älterer deutscher Dichtungen. Bis jetzt war dieses Meisterwerk der ersten Blüthezeit unserer Poesie der heutigen Sprache noch in keiner Uebersetzung wieder angeeignet, die darauf Anspruch machen könnte, den natürlichen leichten Fluß des Originals zu erreichen. So recht sagt Simrock in einem Schlusswort zu dem Werke: „Gottfried hat zuerst von der Minne mit jener Inbrunst des feinsten vollsten Gefühls und in der naivsten Sprache auch mit der hohen Schwung gesprochen, welche des Liebes das höchste würdig sind und für die ihm der Kranz gebührt, ihm seine Zeit gerecht hat und den ihm auch die Nachwelt nicht versagen wird.“



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 18. —

3. Mai 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen. Von Hermann Marggraf. Erster Artikel: Ernst Schulze. — Die hussitische Bewegung und die europäische Revolution. Von Karl Zimmer. — Empfindsame Reisende in Paris. — Ein Tourist des 17. Jahrhunderts. — Bibliographie. — Anekdoten.

### Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

#### Erster Artikel.

##### Ernst Schulze.

Ernst Schulze. Nach seinen Tagebüchern und Briefen, sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Marggraf. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. — Auch als fünfter Band der „Sämmtlichen poetischen Werke“ von Ernst Schulze. Dritte Auflage. Fünf Theile. 6 Thlr.

In Deutschland und auch wol anderwärts kommt nicht selten die merkwürdige Erscheinung vor, daß das Publicum oder wenigstens ein sehr beträchtlicher Theil desselben gerade solche Dichter und Autoren zu seinen Lieblingen macht, welche bei der Kritik in Ungnade stehen oder von ihr ignoriert werden. Romane, welche die Kritik vernichtet und todtesgeschlagen hat oder todtesgeschlagen zu haben glaubt, führen hinter dem Rücken der Kritik das flotteste Leben in den Leihbibliotheken; und Kogebue, Pfand, Müllner, Raupach und die Birch-Pfeiffer üben über die Bühne gerade dann am unbestrittensten ihre Herrschaft aus, wenn sie aus den Lauf- und Schanzgräben der Kritik am heftigsten und von allen Seiten mit Brandkugeln, Granaten, Voss- und Hohlkugeln überschüttet wurden.

Ich bin nicht gemeint, Ernst Schulze mit der Birch-Pfeiffer und sein Publicum mit dem Birch-Pfeiffer'schen Publicum auf eine und dieselbe Linie zu stellen; denn es ist ein ganz anderer Geist, der uns aus seinen Dichtungen anweht, und es ist ein ganz anderes Publicum, welches von seinen beliebtesten Dichtungen immer neue Auflagen und jetzt von seinen sämmtlichen Poesien die dritte Auflage nöthig gemacht hat. Das Publicum, dessen Liebling Ernst Schulze bis auf den heutigen Tag geblieben ist, fragt und hascht am wenigsten nach Birch-Pfeiffer'schen Theatereffekten und Coullissenmalereien. Es ist im Gegentheil ein Publicum, welches von leidenschaft-

lichen Emotionen und drastischen Nerven- und Muskelerschütterungen nichts wissen, sondern nur seine zarteren Gemüthsaffecte leise angeregt und zugleich gestillt und beschwichtigt wissen will. Aber das Loos theilt Ernst Schulze mit den oben Genannten und nicht Genannten, daß die moderne Kritik ihn entweder vornehm von oben herab oder sogar feindselig behandelt und ihm selbst einen schädlichen Einfluß auf den Geschmack des Publicums und die Literatur beigemessen hat.

Aber Dichter, welche eine verderbliche und mit dem Geist und dem Charakter ihrer Nation im vollkommenen Widerspruch stehende Richtung einschlugen, haben sehr selten oder nie über eine sehr beschränkte Zeitfrist und über ihren Tod hinaus Bestand gehabt. Befriedigten sie nur einen gewissen Zeitgeschmack, so vergaß man sie in der Regel sehr bald und warf sie zu den Todten. Hier aber haben wir die Thatsache, die wie jede Thatsache nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die sämmtlichen Werke eines Dichters beinahe vierzig Jahre nach seinem Tode in dritter Auflage vor das Publicum treten, und zwar zum ersten mal in Begleitung einer ausführlichen Biographie, die nur in der Voraussetzung geschrieben werden konnte, daß für den Dichter ein hinreichendes Interesse vorhanden sei, um dieser Biographie beim Publicum Eingang zu verschaffen. In dieser einfachen Thatsache scheint mir der Beweis zu liegen, daß dieser Dichter eine Seite seiner Nation aufgefaßt und angebaut hat, die zu ihrem innersten Wesen gehört und eine Seite ihres Charakters und ihres geistigen Lebens selbst bildet. Wäre diese Seite eine vergängliche, eine der Nation bloß durch den Tagesgeschmack angeflogene, so würden auch diese Dichtungen, welche sie widerspiegeln, schon längst vergangen und vergessen sein. In Schulze's Dichtungen drückt sich aber jene weiche, zarte, die Natur-objecte selbst vergeistigende, auch wol träumerische und phantastische lyrische Grundstimmung aus, die den Deut-

sehen eigen ist und neben den kräftigern Aeußerungen ihres Nationalcharakters zu Recht besteht. Von den Minnesängern bis Flemming, von Flemming bis Hölty, von Hölty bis Goethe, von Goethe bis Matthiſſon oder Ernst Schulze und von Matthiſſon oder Ernst Schulze bis Geibel, ganz abgesehen von manchen wehmüthig-zartern Liebesliedern, die im Munde des Volks leben, können wir diese weiche lyrische Grundstimmung genau verfolgen. Oder man wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß Schulze im deutschen Volke erst die Stimmung hervorgerufen habe, die zum Genuſſe seiner Dichtungen nöthig ist? Wollte man dies behaupten, dann freilich legte man ihm einen Einfluß und eine Bedeutung bei, wie man sie selbst Dichtern vom ersten Rang zuerkennen kaum wird wagen dürfen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß diese weiche lyrische Stimmung bei Schulze des Gegengewichts einer gesunden Sinnlichkeit und eines plastischen Realismus zu sehr entbehrt, daß das Gefühl zu sehr in Einem Tone, statt in wechselnden vollen Accorden fort klingt, daß er in seinen Dichtungen fast ebenso häufig die Schaumünze verschwimmender Empfindung, als die vollgültige Goldmünze des Gedankens ausdrückte, und daß er, wo er Gestalten schaffen wollte — und das wußte er selbst am besten —, nicht selten bloße Nebelgebilde, denen nicht der Umriss der Gestalt, aber wol der greifbare Körper fehlte, zutage förderte. Indes sind dies Gebrechen, aber kein Verbrechen am heiligen Geist der Poesie, als welche man sie wol zuweilen ausgegeben hat. Es sind doch ästhetisch zarte Formen, es ist doch eine edle gehobene Sprache, es sind doch reine lautere Stimmungen, denen wir bei ihm fast im ununterbrochener Folge begegnen. Wie diese verderblich wirken können, sehe ich nicht wohl ein. Denn verderblich wirken kann doch nur eine gemeine Gesinnung, eine unlautere Lüsterheit, ein rohes Haschen nach Effecten bloß des Effects wegen, ein wildes Sturmlaufen gegen Takt und Geschmack, ein diabolisches Gelüſt, das Feinste und Edelste im Menschen zu verspotten. Diesen Elementen begegnen wir aber in Schulze's Dichtungen nicht; es ist in ihnen nichts Boshaftes, nichts Neidisches, nichts Hämische; er dichtete nicht aus Speculation auf den Beifall des Publicums im gewöhnlichen Sinne, es fiel ihm sogar fast schwer, etwas drucken zu lassen, er dichtete, wie es ihm ums Herz war.

Durch die Frage, ob Schulze zu den Dichtern zweiten oder gar nur dritten Rangs zu zählen ist, will ich mir die Freude, welche mir diese Lauterkeit seiner Motive gewährt, nicht verkümmern lassen. Ueberhaupt will mir diese jetzt so beliebte, aber im Grunde zu nichts führende Rängeintheilung der Dichter in Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3 u. s. w. nicht recht gefallen. Dieses Nummeriren hat immer etwas Schwanekendes, richtet sich gar sehr nach Zeit und Nationalität und hat manche Unbilligkeiten im Gefolge. Ein Dichter zweiten oder selbst dritten Rangs kann vor einem Dichter ersten Rangs oft Vortrefflichkeiten voraus haben, die deshalb nicht minder schätzenswerth sind, weil ein Dichter geringerer Ordnung sie besitzt. Die Partien in unsern Mittelgebirgen, in der

Sächsischen oder Fränkischen Schweiz, im Thüringerwalde, im Taunus, im Harz, können sich mit den Alpenlandschaften an Erhabenheit und Majestät entfernt nicht vergleichen, und doch besitzen sie Reize und Schönheiten, welche diesen fehlen, und sind manchen Stimmungen viel zusagender; ja, wenn man längere Zeit in einem noch so großartigen, aber eng umschlossenen Alpenthal gewohnt hat, thut sogar der Anblick der Ebene, etwa einer holländischen Flachlandschaft, wohl und spricht eigenthümlich zu unserm Gemüth. Seiner Zeit war Ditz Nummer Eins in Deutschland; der jetzige Zeitgeschmack zieht ihm als Lyriker Flemming bei weitem vor. Im vorigen Jahrhundert galt, bis zum Auftreten Goethe's, Klopſtock als der erste und genialste Dichter Deutschlands, und er wurde in einer Weise gefeiert, verehrt und bewundert, wie später kaum Goethe oder Schiller. Die beiden Letztern nennt man jetzt nebeneinander, vielleicht zum Theil nur aus Convenienz; denn es gibt gewiß nur Wenige, welche Beide in gleicher Weise bewunderten und nicht entweder den Einen oder den Andern von Beiden für Nummer Eins hielten. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber doch immer möglich, daß im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einfluß besonders günstiger Zeitverhältnisse ein deutscher Dichter austauschen wird, gegen welchen nach dem Geschmack der dann lebenden Deutschen beide Dichter in den Schatten treten und mehr oder weniger veraltet erscheinen werden. Die Ditz-Verehrer hätten seiner Zeit auch nicht geglaubt, daß dieser Dichter jemals in Deutschland übertroffen werden könne. Die Anhänger der classischen Richtung in Frankreich halten Corneille und Racine auch jetzt noch für unübertrefflich und unübertraffen, während der echte katholische Spanier seinen Calderon Allen voranstellen und der Perser seinen Fäsi für den ersten Dichter halten, Shakespeare und Schiller aber höchst ungenießbar finden wird. \*)

Ich kann mir übrigens vorstellen, daß wenn Ernst Schulze, der mit den schwäbischen Romantikern ja manche Verwandtschaft zeigt, statt in Gelle etwa in Tübingen oder Plochingen oder Geislingen geboren worden wäre, die Kritik ihm mehr den Hof gemacht haben würde. Denn der norddeutsche Dichter hat schon als solcher den norddeutschen Kritikern gegenüber einen schweren Standpunkt und den süddeutschen gegenüber eigentlich gar keinen. Auch die kritischen Angriffe gegen Matthiſſon gingen trotz

\*) Gesprächsweise äußerte einmal Chamisso zu A. Rebenstein (vgl. das jüngst in Berlin erschienene Buch: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen“, Bd. 1: „Da war der Goeth, das ist Nummer Eins; nun kamen die Schlegel, und was haben die gemacht! und es kam doch kein Nummer Eins bis auf den Uhland (Uhland). Und was war der Uhland? Ein unbekannter junger Mann, aber ein Dichter Nummer Eins. . . Und nun kommt der Schöb und der Körner, und Aie, worunter ich auch, Aie kein Nummer Eins, und das ging so fort. Da kam der Heine (Heine). Da, der Heine, der Heine, es ist ein Dichter, ein Dichter.“ Man sieht schon aus diesen Worten, wie schlimm es mit dem Nummeriren der Dichter ausfällt; denn Nummer Eins, Primus omnium, kann doch immer nur Einer sein, und wenn Goethe es ist, so kann es nicht neben und mit ihm Uhland oder Heine sein.

des ihm vom Schiller, also einem Schwaben, gespendeten Lobes hauptsächlich von dem Siege der schwäbischen Dichterschule aus. Nun will ich Matthiſſon's oft trübselige oder schwächliche Sentimentalität durchaus nicht rechtfertigen, aber als gefälliger sauberer Landschaftsmaler hat er ohne Zweifel seine eigenthümlichen Verdienste, die ihm eine Stellung in der Literatur sichern müssen. In einem ehemals berühmten schwäbischen Literaturblatte nannte man ihn „ein Schwelm, welches sich mit einem Battistuch die Thränen trocknet“. Gewiß hat Matthiſſon durch seine Sentimentalität der deutschen Poesie weniger geschadet, als Kritiker, welche sich einen solchen Ton zuschuldenkommen ließen, der Kritik und dadurch dem poetischen Empfindungsvermögen überhaupt geschadet haben.

Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich allein schon vor den Dimensionen eines Epos in zwanzig Gesängen wie „Cécilie“ einige Ehrfurcht habe. Man muß wissen oder doch sich einigermaßen vorstellen können, welche Energie, welcher Fleiß, welche Liebe zur Sache, welche Zähigkeit dazu gehören, um zwanzig Gesänge eines Epos zu schreiben, die von Anfang bis Ende mit gleicher Sorgfalt und in gleicher liebevoller Stimmung ausgeführt sind. Ich habe umsomehr Achtung davor, weil Schulze dieses Epos nicht unmittelbar für die Veröffentlichung durch den Druck, für Honorar oder mit Rücksicht auf andere Vortheile schrieb, sondern um einem Herzensbedürfnisse zu genügen und das Manuscript als Liebesdenkmal in die Hände der Tyſchen'schen Familie niederzulegen. Schon in dieser Entstehungsweise des Gedichts glaube ich ein echt poetisches Motiv zu erkennen, das unter allen Umständen Achtung verdient. Nun ist aber dieses Epos, was man gegen dasselbe als Ganzes auch einwenden möge, sehr reich an einzelnen Schönheiten, und es hat Epochen von solcher Rundung, solcher Kraft der Schilderung und des Colorits aufzuweisen, daß wenigstens die spätere romantische Epik ihnen nichts an die Seite zu stellen hat. Das Ganze mag etwas verschwommen im Rehel liegen, aber diese einzelnen poetischen Gebilde treten doch mächtig hervor und bezeugen die Hand des Künstlers und Poeten, der zu Größern und Großem berufen war, wenn es ihm gelungen wäre, endlich einmal aus den beschränkten Gesellschaftskreisen von Gelle und Göttingen fortzukommen und dadurch seinen Gesichtskreis zu erweitern. In der „Cécilie“ behandelte er übrigens den Sieg des Christenthums über das Heidenthum (und beziehentlich des Deuththums über das Dänenthum) als Façade, wie es ja in der Geschichte feststeht, nicht aber zu Tugend- und Agitationszwecken; er trug den christlichen Sinn, der seine geliebte Cécilie Tyſchen befeelte, gewissermaßen als ihr Mandatar auf seine Dichtung über. Was seine „Bezauberte Rose“ betrifft, so muß ich, obgleich Ernst Schulze's Biograph, doch offen gestehen, daß sie mir im Laufe der Jahre allmählig fernergeückt ist, obwohl ich nicht verkenne, daß der lebhafteste und bestechendste Klang ihres Colorits und die Musik ihres Verses für Alle, welche noch nicht durch das Gegefeuer der Kritik gegangen sind, also für alle empfänglichen Leserinnen und

für jugendliche Leser etwas Derauschendes haben. Dabei vergesse man nicht, daß Schulze diese Dichtung bei hinfiehemdem Körper und zunehmenden Leiden schrieb; in einem Zustande, aus dessen Druck sich in das freie Reich der Poesie schaffend zu erheben bei Dem, der dieses vermag, ein nicht geringes Maß Seelenstärke und einen nicht gewöhnlichen Schaffensdrang voraussetzen läßt. Daß diese Dichtung eine eigenthümliche Stellung in der deutschen Poesie einnimmt und ein eigenartiges Werk ist, beweisen die vielen Nachahmungen, die sie hervorgerufen hat und fortdauernd noch hervorruft, beweist der Umstand, daß sie ins Englische und vielleicht auch in andere Sprachen übersezt und als Sujet einer Operncomposition benutzt wurde.

Die stärkste Seite an Schulze's Talent war und blieb allerdings die reinlyrische; wie denn auch Robert Prug, der in Nr. 15 des „Deutschen Museum“ ein strenges Urtheil über die epischen Gedichte Schulze's fällt, willig anerkennt, daß seine lyrischen Gedichte, wiewol im Publicum weniger bekannt und beliebt, ungleich reicher an Poesie und lebensvollern und kräftigern Charakteren seien, daß man sie kennen müsse, um den Dichter wahrhaft lieb zu gewinnen. In der That haben seine Lieder, in denen er Liebe und Natur feiert und den einfachsten Stimmungen des Herzens Worte leiht, so viel innerer wie äußere Melodie, so viel Zartheit in Gefühl und Ausdruck, so viel ungezierte Naivität und einen so natürlichen leichten Gang, sie sind mit einem Worte so wenig gemacht, daß sie sich dem Schönsten und Besten, was auf lyrischem Gebiete in Deutschland geleistet worden ist — und die deutsche Poesie ist gerade in dieser Gattung sehr reich — getrost zur Seite stellen dürfen. Den Preis möchte ich aber seinen in vollen, runden und wohlklingenden Distichen geformten und anmuthig und fast empfundenen Elegien ertheilen. Für den Ausdruck männlicher und kräftiger Gedanken eignete sich seine Art und Weise weniger. Was Schulze im kriegerischen Geiste der Zeit dichtete, reicht nicht an den muthigen und feurigen martialischen Geist der Kriegsmuse Körner's und Arndt's oder an die patriotische Tiefe Marx von Schenkendorf's. Schulze war kein kriegerischer Geist, obgleich ihm im schildernden Genue manche Schlachtgemälde in der „Cécilie“ ganz vortrefflich gelungen sind; er war der Dichter der Keuschheit, Lieblichkeit und Anmuth. Seine Gedichte sind frei von allen gehässigen polemischen Anklangen, von aller koketten Zerrissenheit, von aller cynischen Rohheit, von allem das Schöne und Edle begriffenden und ironisirenden Hohn, von aller geschmacklosen Verzerrung und Uebertreibung, die dadurch, daß sie die Linie des einfach und natürlich Schönen unter convulsivischer Anspannung aller Kräfte überschreitet, für genial gelten will.

Ich begnüge mich mit diesen kurzen Andeutungen und wende mich nun zu dem Leben des Dichters, das man kennen muß, um seine poetischen Productionen ganz zu verstehen und in richtigem Sinne aufzufassen. Denn es ist mir — um mich meiner eigenen Worte aus der Vor-

rede zu der von mir verfaßten Biographie zu bedienen — „kaum ein Dichter neuerer Zeit bekannt (Goethe selbst nicht ausgenommen), dessen Dichtungen so sehr aus Gelegenheitsursachen hervorgegangen sind und dessen dichterische Entwicklung so innig mit seinen Lebensschicksalen und innern und äußern Erfahrungen zusammenhängt, als Ernst Schulze“. Dies gilt nicht nur fast ohne Ausnahme von allen seinen kleinern lyrischen Gedichten, sondern selbst von seinen größern Epen. Seine „Cäcilie“ ging ursprünglich einzig und allein aus dem Wunsche und der Absicht hervor, Cäcilie Tychsen ein Denkmal zu setzen und ihre Erscheinung, wie sie im Leben wandelte, wie das Bild ihrer Schwester Adelheid, im Gedichte festzuhalten und zu feiern, und selbst die „Besauberte Rose“ war, wie Freiherr von Schleinitz in einer handschriftlichen Mittheilung bemerkt, „ein letzter Versuch, in sein Verhältniß zum Tychsen'schen Hause Klarheit zu bringen“.

Zur Abfassung der Biographie war mir ein sehr reichhaltiges Material zur Verfügung gestellt: zuvörderst die „biographische Vorrede“ Bouterwek's, die allen bisherigen Ausgaben der Schulze'schen Werke vorangestellt und auch durch Einfügung an den betreffenden Stellen in meine Biographie fast vollständig übergegangen ist, die aber, so Dankenswerthes sie enthält, doch nur eine bloße biographische Skizze genannt werden muß, welche nur das Nothwendigste und selbst dieses oft nur in bloßen Andeutungen gibt; sodann ein kurzer Lebensabrisß des Dichters, eine handschriftliche Hinterlassenschaft seines ältern als Oberstleutnant in Hannover verstorbenen Bruders August; briefliche Mittheilungen von Schulze's Schwester, der Frau Superintendentin Hornbofel, geborene Schulze, im Kloster Wienhausen; Briefe seines Vaters auf Anlaß der „Besauberten Rose“, an den Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus gerichtet; ein Convolut von Briefen des Dichters an Karoline Gräfin von Egloffstein und den Oberforstmeister von Beaulieu-Marconnay, damaligen Oberstleutnant; namentlich aber, außer fragmentarischen Mittheilungen seines Freundes, des jetzigen Obermedicinalraths Bergmann in Hildesheim, ein reicher Vorrath von Briefen an diesen, welche für die frühere Dichterperiode Schulze's von besonderm Interesse sind; und als Hauptquelle das voluminöse Tagebuch des Dichters, aus dem bis dahin noch nichts mitgetheilt wurde und in welchem auch die Briefe an Cäcilien's Schwester Adelheid aufbewahrt sind. Ich kann also durchaus nicht sagen, daß ich durch die Kärglichkeit und Lückenhaftigkeit des mir zugebotenen Materials, eher durch seinen Reichthum und seine Fülle in Verlegenheit gesetzt worden bin — nämlich in die für einen Biographen freilich nur angenehme Verlegenheit, bei der Auswahl nichts Wesentlichen und Charakteristisches auszulassen, und doch auch nicht zu ausführlich und dadurch ermüdend zu sein.

Bei den folgenden Mittheilungen halte ich es für zweckmäßig, mich vornehmlich auf solche Momente seines Lebens zu beschränken, die Bouterwek entweder gar nicht berührt oder nur in einer Weise angedeutet hat, die dem Leser zu rathen gibt und zwar ein Streiflicht auf die

Stimmungen wirft, welche durch dieses oder jenes Lebensverhältniß in dem Dichter hervorgerufen wurden, dieses Verhältniß selbst aber im Dunkeln läßt. Bei der Auswahl der aus seinen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen mitzutheilenden Auszüge werde ich namentlich solche im Auge behalten, welche geeignet sind, dem Dichter in einem neuen und oft unerwarteten Lichte erscheinen zu lassen, oder von seiner vorzüglichen Art zu stilisiren und zu schildern einen Begriff zu geben, oder seine Ansichten über Leben, Gesellschaft und sich selbst zu enthüllen, oder zur Kenntniß der damaligen allgemeineren Zustände beizutragen.

Ueber seine frühesten Knaben- und Jugendzeit enthalten seine Briefe an Adelheid, Cäcilien's Schwester, eine Reihe von Mittheilungen, denen ich hier Folgendes entnehme:

Ungefähr bis in mein vierzehntes Jahr wurde ich zu Hause für ein ganz gutmüthiges, aber höchst unnützes und zu allen Dingen unbrauchbares Geschöpf gehalten, weil meine Kleider immer in den ersten Tagen zerrissen, meine Bücher, sobald ich sie erhalten hatte, verloren waren, weil ich alle Aufträge verkehrte besorgte, nie etwas Neues wußte, das Rechnen nicht lernen konnte und über keine Sache im gewöhnlichen Leben vernünftig zu reden verstand, ausgenommen über die Kochkunst, deren großer Verehrer ich von jeher war. ... Da ich allgemein für so ganz unbedeutend gehalten wurde, glaubte ich am Ende selbst, die Leute müßten doch wol Recht haben, und betrachtete mich immer als einen Menschen, aus dem nie etwas werden würde. Diese Idee gab mir eine gewisse Scheu und ein lunkelndes Wesen, das mich nie verließ, solange ich nicht bei meinen Spißgesellschaften, sondern in der Gesellschaft meiner Hausgenossen war.

Von meiner Gutmüthigkeit hatte man deswegen einen großen Begriff erhalten, weil ich die jüngere Schwester meiner jetzigen Mutter, ein sehr geistreiches, gebildetes, aber durchaus unpösisches Mädchen, die mich ewig zur Zielscheibe ihres sehr pitanten Witzes machte, dennoch aufs zärtlichste liebte und ihr jeden Gefallen erzeigte, wenn es auch auf eine halbbrechende Art geschehen mußte. Unter meinen Bekannten genoß ich aber im Gegentheil ein großes Ansehen, theils weil ich die meisten an geistlicher Bildung, die ich zu Hause verlor, übertraf, theils weil ich immer der Erste auf dem Eise war, wenn es nur mit Mühe hielt, der Höchste auf den Bäumen und Dächern, und der Letzte, der fortließ, wenn wir Fenster einwarfen oder den Jungfern und Bedienten der alten Damen, die von einem Thee zu Hause kamen, die Laternen ausbliesen. Ueberhaupt reigte mich Alles, womit ich Gefahr verbunden sah, und viele alte Matronen schalten mich oft einen heillosen Buben und tollkühnen Waghals, während man in meiner Aeltern's Hause nichts davon ahnte. Dort saß ich gewöhnlich ganz ruhig und las entweder Romane und Gedichte oder träumte von Dem, was ich gelassen hatte. Man glaubte, ich sei höchstens zum Pastor gut, der auf dem Lande die Hände in den Schoos legen und im erbaulichen Müßiggang die schöne Natur betrachten könne.

Indessen erwachte zwischen meinem fünfzehnten und sechzehnten Jahre eine mir ganz neue poetische Welt in mir, über deren ordnungslose Gebilde ich nicht Herr werden konnte und mich deshalb mehr als je in die Einsamkeit zurückzog. Ich verbrachte oft ganze Monate auf einem abgelegenen Landgute, einige Meilen von Celle, zu. Das Herrenhaus, worauf ich ganz allein wohnte, lag weit von dem Wirtschaftsgebäude entfernt in einem verwilderten Park, den ein Fluß durchschnitt, der mehrere kleine Teiche und Inselchen bildete. Das Haus selbst war groß, alte und fast ganz verfallen und wurde seit 30 Jahren nicht bewohnt. So oft der Pächter mir auch ein Zimmer in seinem Hause anbot, ließ ich mir doch nie meinen großen Saal mit dem hohen Kamin, den kleinen Scheiben und den vielen Bildnissen in Lebensgröße nehmen, obgleich man fast bei jedem heftigen Schritt den vermoderten Fußboden durchtrat und Laute

einen Tisch finden konnte, der nicht längst zu den Invaliden gehört hätte. Wenn ich in dem großen Himmelbette von rothem Tuch mit gelber Stickerei lag, oder an einem stürmischen Abend mitten im Zimmer an dem wackeligen Tische mit Drachenbeinen und dem getäfelten Schachbret auf der Platte bei einem Buche oder in Gedanken saß, dann war es mir ein so schauerlich-angenehmes Gefühl, ganz allein zu sein in der Nacht und der Furcht zu trogen, die mich oft grausig genug beschlich. Selbst während des Winters war ich dort einmal 14 Tage und froh lieber am Kamin, als daß ich mich an den warmen Ofen in der Pächterwohnung gesetzt hätte. Am Tage war ich gewöhnlich in der kleinen französischen Bibliothek, die sich dort befand, oder ich streifte durch Moor und Haide und lag unter den Lärchen, an den wüsten Dertern. Seit jener Zeit sind mir solche nach der gewöhnlichen Ansicht trostlose Gegenden unbeschreiblich theuer geblieben, und ich kann nie ohne Wehmuth und Sehnsucht an ein wildes, mit Fichten bewachsenes Moor, oder an eine weite Haide, worauf die Luft so schauerlich säufelt, zurückdenken. Ich schrieb damals nie etwas nieder, aber ich lebte ganz in meinen Phantasien und war auf dem Wege, ein ganz unheilbarer Schwärmer zu werden.

Für die Zeit seiner frischesten naiven Jugendkraft ist namentlich der mit seinem Freunde Bergmann geführte Briefwechsel interessant, der im Jahre 1810, als der Dichter im einundzwanzigsten Lebensjahre stand, am lebhaftesten war, aber schon im Jahre 1811 spärlicher fließt und endlich ganz aufhört. Diese Briefe haben einen durchweg munteren frischen Ton, und sind oft mit einem Anfluge von Humor geschrieben, von dem seine Dichtungen selbst nicht die geringste Spur verrathen. Der Stil, in welchem diese Briefe geschrieben sind, ist fließend und ungezwungen, die Schilderung lebhaft, und ein Vorrath gelehrter Anspielungen, die jedoch ohne alle Pedanterie auftreten, gibt Zeugniß, daß es ihm auf der Universität nicht an Fleiß und diesem Fleiß nicht an Früchten fehlte. Doch betrieb er die philologischen Studien ohne Wärme und Liebe zu ihnen und nur, weil es so sein mußte; er erklärt mehrmals, daß es nichts Trockeneres und Unfruchtbarerres geben könne als diese grammatischen Subtilitäten; er sei durch sie kalt geworden wie gefrorenes Quecksilber, und werde, wenn dies so fortgehe, „einen hohen Grad von Stupidität erreichen als ein Perilograph“. Auch als er bereits Dozent war und vor den Studenten, ohne jedoch gerade viel Beifall und Zuspruch zu finden, griechische Dichter interpretirte, war er nicht ganz bei der Sache. Er beneidet z. B. in einer am 24. Juli 1812 niedergeschriebenen Tagebuchbemerkung J. und R., die sich mit L. im G.... Holze amüsirten, während er auf dem Katheder stehe und seinen Zuhörern den „Prometheus“ und die Metris vielleicht ebenso langweilig mache, als sie ihm ist. Doch galt diese Abneigung eben nur den eigentlichen philologischen Spitzfindigkeiten; denn die griechischen Dichter konnten keinen größern Verehrer haben als Ernst Schulze. Die „Iliade“ trug er während des kurzen Feldzugs, den er mitmachte, in der Tasche, in Stunden des Larmes und Unglücks suchte er Trost bei dem Stoiker Seneca, und seine Briefe an Bergmann sind vielfach mit Citaten aus Horaz und Virgil durchwebt.

Seine Lebensweise scheint jedoch damals nicht ganz die gezeigteste gewesen zu sein, indem er bald nach der

einen, bald nach der andern Seite zu viel that, oft wochenlang keinen Fuß aus dem Hause setzte und über den Büchern brütete, während die Woche darauf wieder, wie er schreibt, „lustig gezecht und gezecht ward“. Als er im Jahre 1814 ein Verhältniß mit einer verheiratheten adeligen Dame anknüpfte und dieses Verhältniß, obschon es die Grenzen einer bloßen Länderei nicht überschritt, ihn zu ängstigen anfang, suchte er seine Unruhe durch häufigen und starken Genuß von Punsch und Champagner zu betäuben. Später, nachdem er Cäcilie kennen gelernt hatte, scheint er sich dieser Debauchen gänzlich enthalten zu haben. Seine Lebens- und Arbeitsweise und seine literarischen Projecte im Jahre 1810 lernt man am besten aus einem Briefe kennen, den er am 22. Januar desselben Jahres an Bergmann schrieb.

Sollte es dich vielleicht interessieren, etwas Näheres von mir zu erfahren, so melde ich dir, daß ich mich bei ganz gutem Geistes- und Körperzustande befinde, nach meiner Weise faul und fleißig bin, alle Sonntage tanze, alle Wochen zwei mal in verschiedene Thees gehe, die griechische Grammatik mit vielem Widerwillen und vieler Gründlichkeit studire, alle Abende eine französische Komödie statt des Schupfstaßacks zur Aufseiterung der Geisteskräfte lese und an der lateinischen Literaturgeschichte, an dem romantischen Heldengedicht, an einem orientalischen Heldengedicht (welche Stoffe beiden Gedichten zugrundeliegen, erfährt man nicht), an einer poetischen Reise nach dem Broden, an einer Comédie larmoyante von zwei Personen und einer Sammlung von Elegien an die W. arbeite.

Er meint dann, so heterogen auch alle diese Beschäftigungen seien, gingen sie doch recht gut nebeneinander.

Wie man aus den Briefen von Bergmann erkennt, war Ernst Schulze durchaus nicht sehr eingenommen für die abenteuerlichen Uebertreibungen der romantischen Dichterschule; denn er empfiehlt seinem Freunde gelegentlich, Baggesen's „Klingklingel-Almanach“ zu lesen. Er schreibt:

Hier findest du Alles, was mystischer Unsinn und romantische Naserrei in ihrem äußersten Paroxysmus hervorgebracht haben, übertroffen. Es ist wahrlich ein Meisterstück der Parodie.... Wenn dieses Helleborum nicht hilft, so sind die Kranken ohne Rettung verloren.

Uebrigens kommt Ernst Schulze in seinen so zahlreichen Briefen äußerst selten auf mitzeitige literarische Erscheinungen und Fragen zu sprechen, obschon es ihm keineswegs an einer kritischen Ader und scharfem Urtheil fehlte. Dies beweist unter Anderm eine interessante Kritik der Goethe'schen „Wahlverwandtschaft“, die in einem Briefe an Bergmann vom 19. März 1810 enthalten ist und in der es z. B. heißt:

Ich glaube, daß nur Goethe so etwas schreiben konnte, daß aber Goethe auch etwas Besseres hätte schreiben können. Der Stil ist noch reiner als in irgend einem Werke von Goethe, viele Reflexionen vortrefflich, die psychologische Tiefe der Bemerkungen göttlich, viele Charaktere höchst anziehend, aber der Eindruck des Ganzen für mich wenigstens schwach, unbefriedigend und gar zurückstoßend.

Dieses Urtheil motivirt er dann in längerer Ausführung.

Was man am wenigsten bei Ernst Schulze anzutreffen meinen wird, indem es in seinen Dichtungen nirgends anzutreffen ist, ist eine gewisse satirische Laune,

mit der er gegen die Flachheit der göttinger Gesellschaften, denen er sich zu entziehen doch wieder nicht Kraft genug hatte, aufbegehrt. Wie dieser Sarkasmus sich gerade bei solchen sonst zart empfindenden und bescheidenen Naturen wie Ernst Schulze ausbilden kann, ist nicht eben schwer zu sagen. Man gilt vielleicht als Mann von Geist, Kenntnissen und Talent; aber in den Gesellschaften, wie sie einmal in der Regel sind (denn auch hier gibt es Ausnahmen wie überall), wird von wissenschaftlichen Fragen, von höhern Menschheitszwecken, von Philosophie, Geschichte und Kunst, sobald diese über Theater und Concert hinausgeht, nicht oder in meist höchst flacher conventioneller Weise gesprochen. Oberflächliches Geschwätz über die gewöhnlichsten Dinge waltet vor. Ein Mann von Geist und Kenntnissen kann sich hierzu nicht hergeben; schweigt er aber, so spielt er eine sehr traurige Rolle, und die Mitglieder der Theatersammlung sehen einander schnippisch an und fragen: dieser simple Mensch soll nun ein Mann von Geist sein und magt kaum den Mund aufzuthun; er hat ja nicht einmal soviel Geist als wir. Man legt sich also, um nicht eine stumme verachtete Rolle zu spielen, auf die Gottische, auf maliciöse und sarkastische Bemerkungen über Dies und Jenes, und plötzlich ist man ein Mann von Geist, gefürchtet und bewundert. Die zarten sanftmüthigen Theaterschülerinnen merken dabei gar nicht, wie dies eigentlich nur Nothwehr gegen ihre Flachheit und Leichtgläubigkeit ist und welche boshafte, schadenfrohe und auf Verachtung gegründete Rache darin liegt. Ernst Schulze schreibt an Bergmann:

Man nennt mich überall in Göttingen den Dichter aus Caprice, und ich ertheile den Schönen wieder den Namen der Pfahlbürgerinnen auf der Maskerade. Wenn sie mich kennen, wie ich eigentlich bin, so würde ich ein höchst langweiliges Leben führen. Jede würde mit mir von Kunst, von Gefühl, von Poesie u. s. w. reden wollen, und bei Gott, so gern ich mich über solche Sachen mit Menschen von Geschmack und Empfindung unterhalte, so unausstehlich ist es mir, wenn mir jemand einen Katalog von Nachdrücken und eine Probekarte von soi-disant englischen Zeuchen vorlegen will. Meine Fertigkeit in sarkastischen Ausfällen, die, wie ich glaube, mir nicht natürlich sondern erworben ist, kommt mir hier vortreflich zu statten, und wenn man mich auch nicht liebt, so habe ich doch den Vortheil, gefürchtet zu werden.

Und ein andermal:

Wenn einmal die Abneigung vor dem Guten, Großen und Schönen zur Wasserscheu geworden ist, da kann man wohl schwerlich mehr auf Besserung denken, und es bleibt nichts übrig, als dem Heraklit oder dem Demokrit nachzuahmen. Die letztere Partie ist doch amüsanter, und da in den hiesigen Gesellschaften ein Jeder einen stehenden Charakter haben muß, um etwas zu gelten, so habe ich den des zügellosen Spötters angenommen, der alles Heilige unter die Füße tritt, um nur seine Lanne zu befriedigen und sich lieber die Daumenschrauben anlegen lassen als eine boshafte Bemerkung verschweigen will.

Solche Worte wird von dem Dichter der „Cäcilie“ Niemand erwartet haben, und doch ist diese Erscheinung psychologisch motivirt. Der moderne Gesellschaftscharakter bei all seinem Scheinflitter von Tournee und conventionellem Anstand treibt diesen schadenfrohen Hohn,

diesen beißenden, zuweilen fast giftigen Spott, der nie Rost zuletzt auch den Stahl des edelsten Charakters bleicht und zerfrisst, aus seinem Schooße heraus, und Mephistopheles, der den Idealismus Faust's in den Schlamme herabzieht, ist sowohl eine Lieblingsfigur als ein Erzeugniß neuerer Zeit, und zwar ein deutscher. Schulze kannte die Gefahren dieser Richtung sehr genau und lernte sie später noch besser kennen. Am 23. September 1813 schreibt er an Cäciliens Schwester:

Ich habe diese ganze erbärmliche Schule durchgemacht und wenigstens Das dadurch gewonnen, daß ich mich nicht leicht in einer solchen Beurtheilung (von Gesellschaftscharakteren) irre mache. Manches scheint eine Thorheit und hat doch schlimme Folgen auf das Herz als ein Verbrechen.

Keine Bemerkung kann wahrer, treffender und beherzigenswerther sein.

Zwar lehrte er in diese Gesellschaftskreise, die er so sehr geringschätzte, immer wieder zurück, aber von Zeit zu Zeit machte er doch kleine Ausflüge in den Harz, in die Wesergegenden oder in die ihm liebgewordenen Emden der Lüneburger Heide, deren poetischen Reiz er verstand und öfters in seinen spätern Briefen schildert und in denen er namentlich gern zur Nachtzeit umherstreifte. Auf einer seiner Harztouren lernte er ein junges reizendes Geschöpf kennen, das in seiner Biographie als „Brockenmädchen“ auftritt und von ihm nach seiner Art in Liedern und Elegien gefeiert wurde. Nach einem vornehmen adeligen Herrn und Spießling eine Seitenliebschaft wurde sie hier in prächtiger Vergewaltigung im Hause eines Försters erzogen. Die anmuthige Erscheinung verfehlte auf den Erregbaren nicht ihren Glanz, und nur um ihn nicht zu mächtig werden und sich fesseln zu lassen, scheint er den Aufenthalt in dem einsamen Hause früher abgebrochen zu haben, als er wol anfangs beabsichtigte. Doch geschieht er in einem Brief an Bergmann vom 26. Juli 1810, durch dieses romantische Verhältniß besser geworden zu sein. Die Schilderung dieser Begegnung bildet in seinem Briefwechsel mit Bergmann eine sehr reizende Episode, die wahre Harzidylle. Wir können uns daher nicht versagen, einige Stellen hier mitzutheilen. Ernst Schulze schreibt aus dem Harz an Bergmann (7. Juli 1810):

Wir saßen so traulich um den runden Tisch; ich zwischen dem Alten und seiner Frau, Adelheid mir gegenüber. Des Alten Ansehen von Holzschäden und Wilddieben und Rehböden und Tannenwäldern und der Himmel weiß es wovon noch. Er hatte ganz nie einen ruhlgern, aber auch gewiß nie einen unaufmerksamsten Zuhörer gehabt. Ich antwortete wechselweise Sol und Sat und hatte meine Blicke unverwandt auf die schönen Augen gerichtet, die mir gegenüber funkelten.

Nach Tisch zündeten wir unsere Pfeifen an und gingen noch etwas hinaus, weil der Mond so herrlich schien. In einem wunderbaren Zauber umflossen lag die wilde Landschaft um uns da. Gigantisch hoben sich die Felsen gleich den Schutten alter Helden, die Berge lagen halb dunkel halb weiß wie graufige Sagen der Vorzeit um uns her; schäumend rauschten die Bächen, schaurig säuselte der West, der ungenüßlich immer machte die ganze Gegend zum wüsten Chaos, dem der lebende Athem des Schöpfers noch kein Leben eingehaucht, dem seine Hand noch keine Form gegeben hatte; es schien, als ob



hi ich so ganz allein in diese gestaltlose Wüste geworfen, und ich hätte zittern können, wäre das holde Mädchen nicht an meiner Seite gewesen.

Am 9. Juli 1810.

Da, wie der Sturm braust und der Regen niederprasselt. Draußen ist es fürchterlich und kalt, aber drinnen warm und freundlich und heimlich. Es ist doch hier eine phantastische Wohnung; hoch im Walde zwischen Felsen und Bergen, fern von der Stimme, von der Hülse der Menschen. Ich komme mit wie Robinson in seiner Hütte vor, oder wie ein Räuber in seiner Berghöhle. Sturm und Regen sind rechte Beförderer der Geselligkeit. Wir saßen nach Tisch um den warmen Ofen und erzählten Märchen. Der Alte erzählte von dem kaiser Friedrich Rothbart, ich erzählte von den vier Haimonskinder und Weltheid von der Melusine. Als sie an die Stelle kam, wo Melusine von dem Grafen Abschied nahm mit den Worten: „Ach, wann soll ich dich nicht wiedersehen, mein lieber Gemahl, und meine kleinen Kindlein nicht und deinen Mund nicht mehr küssen und nicht mehr an deiner Seite ruhen!“ da fuhr es mir so süß und so schaurig durchs Herz.

Am bekanntesten ist aus des Dichters Leben sein Verhältnis zu Cécile Typhsen geworden, über dessen Aufzuehung und Fortgang man aus diesem Buche Neues und Ausführlicheres erfahren wird, da der Darstellung dieses Verhältnisses des Dichters eigenhändige Mittheilungen zugrundegelegt sind. Cécile war dem Dichter bei der ersten flüchtigen Begegnung in einem Theaterviertel zwar als ein sehr reizendes Wesen erschienen, aber er glaubte damals Grund zu der Annahme zu haben, daß die Waise der Frauen Kokett, flüchtig und selbstsüchtig sei, und er meinte, auch Cécile nicht unter die Ausnahmen rechnen zu dürfen; ja er begegnete ihr bei seinem ersten Zusammentreffen mit verletzender Bitterkeit. Bei näherer Bekanntschaft hatte er sehr bald Grund, sein Urtheil und sein anfangs über sie ausgesprochenes Urtheil bitter zu bereuen. Eine tiefe Neigung nahm in seinem Herzen Platz. „Cécile ist ein himmlisches Mädchen“, schreibt er am 22. August 1812, „o warum mußte ich sie erst spät so ganz kennen lernen!“ Und ein andermal gesteht er: sein Gefühl habe sich in dieser Liebe erschöpft, alle seine frühern Verbindungen hätten nur auf Eitelkeit und Eitelkeit beruht. Cécile scheint allerdings ein edles, hochbegabtes Geschöpf gewesen zu sein. Sie las Französisch, Englisch und Italienisch und auch das Spanische angefangen, als ihre Krankheit sie heftete. Sie spielte mit Fertigkeit und Ausdruck Klavier und Harfe, verstand sogar vollkommen die Theorie der Musik und besaß auch Talent für die Malerei. Auch ging ihre Richtung nach dem Hohen und Ernsten. Sie malte Heiligenbilder und verehrte unter den Dichtern am meisten Klopstock und unter den Componisten den tieffrommen Bach. Sie war eine schwärmerische Patriotin und hatte die Franzosen aufs glühendste geliebt, in der kosmopolitischen Schule der Bourgeoisen im Kosmopoliten herangebildet, scheint sich bis dahin den noch, unter welchem Deutschland damals schmachtete, so sehr zu Herzen genommen zu haben und hatte deshalb Cécile mancherlei Kämpfe zu bestehen, indem sie wiederholt seinen Geschmach für das Ausländische verworf und seine Ansicht, daß die Idee des Schö-

nen an keine Zeit und kein Land gebunden sei, von ihrem patriotischen Standpunkt aufs lebhafteste bestritt. Ernst Schulze lernte erst jetzt wahrhaft deutsch fühlen und sich vor diesem edeln Wesen seines Indifferentismus schämen; sein ganzes Wesen vertiefte sich, sein poetisches Talent nahm eine ernstere Richtung und trachtete nach erhabenern Gegenständen.

Es möge gleich hier bemerkt sein, daß es zweifelhaft ist, ob Das, was Cécile für den Dichter empfand, wirklich das Gefühl der Liebe war, oder nur das der Achtung, die sie seinem Talent, seinem Geist und seinen Kenntnissen zollte, oder das der Dankbarkeit, welches sie ihm für die zarte Sorgfalt schuldig zu sein glaubte, mit der er die letzten Lebenstage der mehr und mehr Hinsiehenden durch Lectüre und anregendes Gespräch zu erheitern und ihr Gemüth aufzurichten suchte. Zu einer Erklärung zwischen Beiden ist es nicht gekommen. Vielleicht trat der Tod dazwischen, der die Dulderin am 3. December 1812 von ihren langen Leiden erlöste. Der Dichter stand wie vernichtet an der entseelten Hülle und sah mit Schauern, „wie die ewige Einsamkeit des finstern Grabes schon jetzt ihre Züge härter gemacht hatte“. Drei Monate lang war er unfähig, an seinem Tagebuche etwas zu schreiben, nur in einzelnen Briefen an Freunde und in einem durch seine Einfachheit rührenden, hier zum ersten mal aus seinem Tagebuche abgedruckten Gedichte ergoß er seinen Schmerz. „Das Schöne ist nur ein Traum, ein muthwilliger Spott des Zufalls“, ruft er in einem acht Tage nach Céciliens Tode geschriebenen Briefe aus.

Nur an dem Gedanken, ein Werk zu dichten, in dem er seine Geliebte auf dieselbe Weise feiern will, „wie Dante seine Beatrice oder Petrarca seine Laura“, richtete sich sein Geist wieder auf, und an einer neuen Liebe, der Liebe zu Céciliens Schwester Adelheid. Schulze hatte ein zu liebebedürftiges Herz, als daß er hätte leben können ohne zu lieben, ohne einen körperlichen Gegenstand für seine Liebessehnucht. Drei Jahre hindurch bestürmte er Adelheid in zahlreichen, in seinem Tagebuche aufbewahrten und zum Theil gar nicht übergebenen Briefen, von denen in unserer Biographie nur die charakteristischsten mitgetheilt sind, mit den glühendsten Bitten, ihm ihre Neigung und Gunst zu schenken, und obschon wiederholt abgewiesen, erneuerte er sie immer wieder, indem er sich an jedes kleine Hoffnungszeichen mit wahrhaft verzweifelter Hast klammerte. Ich will offen gestehen, daß diese Briefe — die übrigens sehr vieles Anziehende und namentlich auch manche herrliche Naturschilderungen, manche treffende Bemerkungen und Beobachtungen enthalten — für mich zum Theil etwas Peinliches hatten, und ich verdanke es dem Leser nicht, wenn sie auch für ihn hier und da etwas Peinliches haben sollten. Sie sind indeß psychologisch interessant und bilden ein wichtiges Moment im Leben des Dichters; auch darf ihr aufgeregter Ton wol mit der krankhaften Reizbarkeit entschuldigt werden, welcher der Dichter bei seiner schon längst untergrabenen Gesundheit immer mehr verfiel.

Andererseits sind wir auch dieser Liebe großen Dank schuldig; denn solange er noch glaubte hoffen zu dürfen, verlieh sie seinem Wesen höhern Schwung und richtete ihn aus seinem dumpfen verzweiflungsvollen Zustande wieder auf. Nur unter dem Einfluß dieser Liebe und der durch sie anfangs angeregten Hoffnungen konnte sein großes Heldengedicht mit dieser Raschheit fortschreiten, denn er dichtete es zum Theil mit Hinblick auf Adelheid, die er neben Cäcilie darin feiert, ja die manchmal ihrer schwesterlichen Nivalin den Platz scheint streitig machen zu wollen.

Mit größerer Befriedigung wenden wir uns von dieser Episode zu der seines freilich nur kurzen Kriegsdienstes. Schulze war kein sehr kriegerischer Geist, und der Entschluß, dem Vaterlande statt mit der Leier auch mit dem Schwerte zu dienen, scheint ihm manche Kämpfe gekostet zu haben. Der vaterländische Sinn war zwar in ihm durch Cäcilien's Einfluß erweckt und der allgemeine Kriegseifer riß auch ihn hin, als er bei der siegreichen Annäherung der Allirten mit eigenen Augen wahrnehmen konnte, wie nach und nach Jedermann von ihm ergriffen wurde; aber zu seinem Entschluß scheint ihm doch auch die sich ihm immer mehr aufdrängende Hoffnungslosigkeit seiner Liebe getrieben zu haben, vielleicht auch der Wahn, sich dadurch die Dame seines Herzens geneigter zu stimmen und mit ihrer Achtung auch ihre Liebe zu gewinnen. Doch hören wir den Dichter selbst. Er schrieb aus Celle nach dessen Befestigung durch die Allirten an Adelheid:

Es muß ein schönes Gefühl sein, für sein Vaterland zu kämpfen; ich würde außerdem noch für Cäcilien's Wünsche und für Ihren Beifall gekämpft haben. Sie wundern sich vielleicht, daß ich jetzt so lebhaft an den politischen Angelegenheiten theilnehme, da ich mich vorher nie darum zu bekümmern schien. Aber ich verdiene ja nicht ein Mensch zu sein, wenn mir das Schicksal der ganzen Menschheit gleichgültig gewesen wäre. Nie würde ich mich geweigert haben, meine ganze Existenz zum Opfer zu bringen, wenn ich der gerechten Sache dadurch hätte nützen können; aber es schien mir der Wichtigkeit des Gegenstandes zu wenig angemessen, mich zu den gewöhnlichen Politikern zu gesellen, die, nach Art der Puppenspieler, Kaiser und Könige auf einem sehr unsichern Theater aus Zeitungspapier gegeneinander auftreten lassen, und sich bemühen, das dunkle allgewaltige Schicksal an dem zerbrechlichen Spinnfaden ihrer kurzfristigen Meinungen zu lenken. Auch hatte ich noch einen andern Grund, alle solche Unterhaltungen zu vermeiden. Es gibt zwei Dinge auf der Welt, die ich für die schrecklichsten und empörendsten halte: Unrecht dulden und Unrecht sehen. Warum sollte ich diese vernichtenden Gefühle täglich mit Vorsatz und doch zwecklos in mir zu erregen suchen? In einem Zeitalter, wo die Menschheit auf eine immer tiefere Stufe der Verächtlichkeit und Erniedrigung herabsinkt, wo es Mode wird, fremden Uebermuth geduldig oder sogar lächelnd zu ertragen, wo man sich die Sklaverei gern gefallen läßt, wenn sie mehr zu verdienen gibt als die Freiheit, wo die schändlichsten Beispiele der Tyrannei, die zerreißensten des Elends nur zur größern Furcht, nicht zum kräftigen Widerstande reizen — ist es für jeden Einzelnen eine heilige Pflicht, das wenige Schöne, das sich aus der allgemeinen Zerstörung noch erretten läßt, sorgfältig in seinem Innern zu bewahren und den Samen für künftige bessere Tage nicht ausgehen zu lassen. Nichts aber macht den Geist so frei und so schlaff,

nichts untergräbt mehr die Wurzel aller heiligen und großen Gefühle, als die Erbitterung gegen die Welt und der Haß mit dem Schicksale. Das weiß ich zu gut aus eigener Erfahrung.

Von Schulze's Talent für frische und lebendige Schilderung, ja selbst für humoristische Auffassung bewegter Volksscenen mag folgender noch vor der Einnahme Celles durch die Allirten geschriebener Brief eine Probe sein (Celle, am 24. September 1813):

Es ist ein recht lustiges und betäubendes Leben hier. Am Montag, als gerade Jahrmärkte gehalten wurde, überfielen die Westfalen einen Trupp Allirter, die sich etwas zu göttlich gethan hatten und an allen Ecken umher schliefen. Das Geschäft in den Straßen dauerte einige Stunden mit gegenseitigem Belust, bis endlich die Allirten aus der Stadt gejagt wurden. Am andern Tage zogen die Westfalen ab, und die englischen Truppen kommen jetzt täglich in kleinen Haufen von zehn bis zwölf Mann in die Stadt, um verdächtige Personen aufzuheben oder auch bloß um ihre Bekannten und Verwandten zu besuchen; denn sehr viele sind aus Celle selbst. Dann streift wieder ein feindlicher Zug vorbei und man ist oft am Morgen Französisch, am Abend Englisch. Dieser Wechsel erstreckt sich sogar auf den Schattenspielmann, der vom Markte hier noch zurückgeblieben ist. Bald zeigt er mit vielem Pathos in der Erklärung den Eintritt der Königin von Preußen ins Elysium, wie sie von ihren Ahnen und den großen Feldherren ihrer Nation empfangen wird und ihnen den wiederauflebenden Ruhm des preussischen Volks und den Sturz Frankreichs prophezeit; bald läßt er mit ebenso vieler Beredsamkeit den König von Preußen wegen seiner Bundbrüchigkeit zur Hölle fahren und auf eine sehr appetitliche Weise in einem großen Schmortopf von den Küchenthefeln zur Mahlzeit Satans appetitirt werden. Bald liegt der Adler in der Gasse, bald wird das R mit Füßen getreten. Indes hofft man in diesen Tagen auf eine Entscheidung, weil einige Tausend Mann verbündeter Truppen erwartet werden. Uebrigens machen alle diese Umstände in dem hiesigen Leben wenigstens keine unangenehme Veränderung. Man geht nach wie vor in die Thees und besucht die Besuchungsorter vor der Stadt, als wenn ein allgemeiner Frieden im Lande wäre. Doch ist es dann ein sehr lustiger Anblick, wenn sich eine plötzliche Nachricht von der Erscheinung feindlicher oder freundlicher Truppen verbreitet, oder wenn man gar in der Nähe einige Schüsse vernimmt. Dann sieht man große Herden von Damen und Herren gleich den Krähen mit langgestreckten Beinen und wehenden Kleidern über die große Allerbrücke ins Thor ziehen und überall schnarrt ein das unharmonische Geträusch der durcheinander Fragenden und Rufenden ins Ohr. An allen Ecken wird polliciert, aus allen Wirthshäusern schallt das Geschrei betrunkener Patrioten, die sich ihrem König zu Ehren unter den Fischen und Bänken umherwälzen; die geschäftigen Wirthsgänger rennen von Thor zu Thor, von Straße zu Straße, und die gaffenden Tagelöhne finden am Markte auf der Rathhaustreppe ihr pays de Cocagne. Besonders ist unser Haus ein wahrer Laubenschlag, wo fast die ganze Bürgerschaft täglich aus- und einzieht, um Rath und Befehle zu holen oder Nachrichten zu bringen und Anerbietungen zu thun. Einige können sich dann in ihrer Freude bei einer guten Rede nicht enthalten, meinem Vater um den Hals zu fallen und ihn mit patriotischen Küffen und Händedrücken aus einer Ecke in die andere zu treiben. Andere, die nichts zu berichten wissen und gierig nach Neuigkeiten schnappen, schleichen mit langen Halsen und lauernden Blicken ums Haus herum und spähen auf Erden, der heraustritt, wie der Tiger auf seine Beute zu. Auch hat hier das Zeitalter der Poesie und Beredsamkeit nicht so sehr geblüht als jetzt. Jeder Einzelne wird zum Dichter und sucht die uninteressante Wahrheit durch ein ideales Gewand zu verschönern. Freilich schütteln einige alte Freunde

der ungeschwankten Natur bei solchen poetischen Ausschmückungen bedenklich den Kopf und sagen: Alles Dichten und Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf; aber die Mehrzahl rath, wenn von funfzig Mann die Rede ist, indem sie sich gleichfalls auf die Bibel bezieht: Setze dich flugs und schreibe fünfzigtausend! Nicht so allgemein, aber mit größtem Kraftaufwande des Genies und der Zunge, wird die Beredsamkeit getrieben. In jeder Schenke wird Der zum Volkstreiber, der sich durch seine Possamentstimme und besonders vermöge seiner kräftigen Hände das Recht zu unwiderleglichen Demonstrationen erworben hat. Häufig eignen sich aber auch die Wirthe selbst dieser Art zu, weil es ausgemacht ist, daß der Redner die Herzen der Zuhörer lenken kann, wie er will, und sich oft eine Schmeichelei darbietet, in der Beschreibung kriegerischer Scenen einen feinen Uebergang zu einem allgemeinen Ehrentrunk auf das Wohl des Vaterlandes zu machen. Ich hatte gestern das Vergnügen, einer solchen Versammlung von ferne beizuwohnen. Der Redner, ein vierschrötiger, dickhäuchiger und rothnäsiger Brantweinbrenner, hatte sich den Alsch zur Tribüne erwählt. In der einen Hand hielt er das Glas, in der andern ein Zeitungsb Blatt und einen Privatbrief, der die neuesten Nachrichten von der Elbe enthielt. Um ihn her saß eine Menge halbberauschter Gesinnadeln, das mit einem unaufhörlichen Gelächern Stille gebot. Als aber der Demosthenes auf dem Tische mit einer wahren Löwenstimme anfang: „Hört, meine Herren! Einmal Extraneus!“ da schwieg Alles wie bei einem plötzlich daherkommenden Donner. Jetzt las er die Neuigkeiten vor, begleitete jede wichtige Stelle mit weitläufigen Digressionen über den Stand der Armeen, mit politischen und historischen Bemerkungen und mit Kernsprüchen aus der Bibel, und unterbrach seine Rede alle Augenblicke mit dem Ausrufe: „Setzt ein Glas für unsern allergnädigsten König! Setzt eins für unsere braven Landsteute! Setzt eins für unsern Herrn Maire!“ Dann klopfte er an die große Flasche, die neben ihm auf dem Tische stand, und fuhr nicht eher fort, bis alles Volk mit einem lauten Wivat die Rügen in die Höhe warf und dem Vaterlande und seinem Kellervorrathe den geziemenden Tribut bezahlte. Endlich schloß er seine Rede mit den Worten: „Darum haltet eintönig zusammen, so wird euch der Teufel nichts anhaben!“ gerieth aber gleich darauf mit einem seiner Zuhörer wegen eines unbegreiflichen Großworts in einen so handgreiflichen Hader, daß ich mich in der größten Eile entfernte.

Es war Schulze vergönnt, an einigen Gefechten, welche bei der Einnahme Hamburgs stattfanden, theilzunehmen, bis die Einnahme von Paris dem nur in Schanzengraben bestehenden kurzen Feldzug ein Ende machte. Der Dichter kehrte nun nach Göttingen zurück und wurde hier Mitglied eines schönen, aus den besten jugendlichen Kräften gebildeten Cercles, dem Lachmann, Lütz, Red, Bunten, Brandis, Jacobs, Klenze und Ulrich angehörten. Schulze erzählt in seinem Tagebuche, wie an einem fröhlichen, bei Wein und Gesang verbrachten Abend Alle auf seine Anregung geschworen hätten, etwas Großes in ihrem Leben zu vollbringen, und fährt dann fort:

Mein Kreis wurde in der Mitte des März durch das schicksalhafte Hinscheiden des liebenswürdigen und genialischen Herrn verlassen. Eine allgemeine Offenherzigkeit belebte jene herrliche Zeit, die tiefsten Geheimnisse des Herzens traten verschämt zu Tage hervor und erschienen in Gedächtnis und traulichen Mittheilungen als die Grazien der heitern Feste. Es war ein herrlicher Cirkel, worin ein zerbrüchtes Herz wol wieder ein neues ansetzen konnte: Bunten mit dem königlichen, herrlichen Geiste, der alle Zweige des Lebens und der Erkenntnis wie als Mittel ansah, um zu einem einzigen großen Ziele zu gelangen, der, für jeden Eindruck zu jeder Zeit empfänglich,

1855. 10.

mit unbeschreiblicher Kraft auch das Widersprechendste sich zuzueignen wußte, der mit der höchsten, zuweilen schauerhaften Klarheit das tiefste Gemüth verband und bei unaufhörlicher, getheilter Regsamkeit dennoch nie seinen Zweck aus den Augen verlor; Brandis, dem das treue, fröhliche Herz aus dem Gesicht blickte, und der bei soviel Scharfsinn und Wissen doch einen so schönen Sinn für behagliche Gefälligkeit bewahrt hatte; Lachmann, fein, kritisch, spöttisch und wichtig, und doch bei dem unbestimmten und sehnüchtigen Schwanken seines erwachenden Herzens äußerst zart und beinahe fieberhaft gestimmt; Lütz, in der Glorie der glücklichen Liebe und der religiösen Begeisterung, gerade, fest nach einem großen Ziel des Wirkens strebend, aber auch sinnig und beinahe mystisch; endlich der treue Red, der ewig für seine Freunde sorgte, ewig guten Rath gab, eine sehr klare, verständige, aber immer politische Ansicht vom Leben hatte und seinen Mangel an Empfänglichkeit für manche Art des Schönen und seine Entfernung von der Tragie des Lebens durch vielen Eifer und durch die treueste Anhänglichkeit ersetzte. Der Bund unter uns Allen ward in dieser Zeit auch für immer geschlossen, und ich hoffe, daß unser Vaterland die Verbindung empfinden wird.

Auf Lachmann kommt der Dichter später noch ein mal zu sprechen und erzählt, wie derselbe Göttingen verlassen habe, um als preussischer Volontär den Krieg von 1815 mitzumachen, nachdem er eine zeitlang in eine träumerische Schlassheit versunken gewesen, in ein Schwärmen und Schwanken, in eine krankhafte Reizbarkeit, die ihn zu jedem Geschäft untauglich gemacht habe. Wir erwähnen diesen Charakterzug, weil wol nur Wenige, welche Lachmann später kennen lernten, ihn dieser träumerischen Weichheit für fähig gehalten haben mögen.

Im Herbst desselben Jahres nahm Schulze einen Aufenthalt in der ihm lieb gewordenen Lüneburger Heide und machte dann einen Ausflug nach Hamburg, von wo er am 20. October folgenden kurzen aber charakteristischen Brief schrieb:

In Hamburg ist ein recht regsam Leben und Treiben. Man drängt und stößt sich auf allen Gassen, um zu gewinnen und zu schaffen, und die Gedanken gehen freilich wol weit genug durch Land und Meer umher, aber nicht höher darüber als ein belasteter Fruchtwagen oder der volle Raum eines Schiffs. Unserer, dessen Geist wenigstens über den sieben Stockwerk hohen Häusern der engen Straßen sich zu erheben gewohnt ist, läuft daher oft Gefahr, auf der Erde über den Haufen geworfen zu werden, während er in der Luft keinen Stein des Anstoßes zu finden fürchtet. Aber beide Arten des Lebens sind nothwendig, wenn das große Leben recht zusammengehalten werden soll; deshalb tröstet man sich über solche Stöße ebenso gern, als über die Erschütterung, wenn einem ein Apfel von einem recht reichen Fruchtbaume auf den Kopf fällt, während man unten im Schatten träumt und dachtet. Heute war ich zum Frühstück auf ein Schiff eingeladen, welches morgen nach Amerika absegelt. Wir wurden nach der gewöhnlichen Sitte anfangs mit Schiffszwieback und Brantwein, nachher aber mit einer sehr köstlichen Mahlzeit beschenkt. Jeder war so geschäftig, so lebendig, so hoffnungsvoll, daß auch mich die fröhliche Luft des Reisens und Wagens ergrieff. Ich wäre in diesem Augenblick gern mitgegangen über das Meer und in ferne Länder; aber ich zweifle doch, daß ich mit großem Gewinn wiedergekommen sein würde, denn der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschengattung bleiben, und es gehört auch Shakespeares Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erfinden.

Um nicht zu ausführlich zu werden, übergehe ich den Rest: seine Abschiedsbriefe an Adelheid Lychnen und

sein Zernwürfnis mit dem Tydchen'schen Hause, worüber uns hier seine eigenen Geständnisse und Klagen vorliegen; seine ergreifende Schilderung eines Todesfalls, durch den ein ihm neuerdings liebgewordenes Mädchen, Thetia S., den Hiren aufs plöglichste und unter sehr merkwürdigen Umständen entrisen, in ihm aber manche düstere Ahnung hervorgerufen wurde; seine Reise in die Rhein- und Maingegenden im Herbst 1816, die vielleicht, da er seiner Gesundheit dabei wenig Acht hatte, seine Todeskrankheit beschleunigte; sein italienisches Reiseproject; seine letzte Krankheit, in die noch die Kunde, daß seine „Bezauberte Rose“ unter den Concurrenzgedichten für Brochhaus, „Urania“ den Preis erhalten habe, als letzter Lichtstrahl fiel; und seinen Heimgang am 29. Juni 1817. Ueber alle diese Momente wird man hier neue Aufschlüsse erhalten, die sich theils auf Schulze's eigene Geständnisse, theils auf Mittheilungen seiner Freunde gründen, welche, wie Bergmann und Freiherr von Schleiniz, ihm in gesunden und kranken Tagen treulich zur Seite standen.

In diesem Bericht so wenig wie im Buche selbst habe ich geglaubt, die Schwächen, mit denen Schulze eben auch wie jeder Sterbliche behaftet war, verschweigen zu dürfen. Doch werden sie von seinen liebenswürdigen Seiten bei weitem überwogen. Auch haben wir die Zeugnisse seiner Freunde, die ihn als einen durchaus treuen, freigesinnten, Lüge und Heuchelei hassenden, im höchsten Grade uneigennütigen, edeln Menschen schildern. Sein Lebenslauf macht einen so ganz andern Eindruck als die Lebensläufe fast aller andern deutschen Poeten, die nur vor Augen gekommen sind. Er lebte nur nach innen, nicht nach außen; er verschmähte gänzlich die gewöhnlichen Mittel, sich bekannt und seinen Namen genannt zu machen; er bewarbt sich nicht um den Beifall der Literaturblätter; er hielt sich — unerhört in Deutschland! — außer allem Verkehr mit literarischen Vettern, er ging weder um, noch correspondirte er mit den mitlebenden Dichtern und Autoren, die zu seiner Zeit an der Tagesordnung waren; er hielt sich fern von Neid, Gehässigkeit und literarischer Intrigue. Ein literarisches Gewerbe aus der Dichterei zu machen, fiel ihm nicht ein; er sprach sich gegen Freiherrn von Schleiniz dahin aus, daß nichts gefährlicher sei als dieses. Es erzeuge sich dann eine äußere, und, was noch schlimmer, eine innere Unwahrheit, und wie alles Unwahre nicht dauern könne, sondern den Keim des Untergangs in sich trage, so entstehe bald zwischen Leben und Dichtung ein Zwiespalt, für den keine Versöhnung zu finden sei, der immer schneidender werde und das Individuum in einen Kampf mit sich selbst verwickle, in welchem es untergehe oder doch den innern Frieden für immer oder auf längere Zeit einbüße. Wir werden schon im nächsten Artikel Gelegenheit haben, den schauerlichen Lebensgang eines mit den ursprünglich genialsten Anlagen begabten Dichters zu verfolgen, welcher an diesem Zwiespalt zugrunde ging, weil dieser Zwiespalt bei ihm nicht bei unschädlichen gelegentlichen Sarkasmen stehen blieb, sondern

sich gegen die sittlichen Bedingungen und Grundlagen alles Seins und Lebens überhaupt richtete — ein fortwauernder Zerstörungsproceß, der, weil er gegen die Welt nicht gewonnen werden konnte, sich in den Menschen selbst verlegte und ihn von innen heraus auftrieb und vernichtete.

Die Behandlung, welche dieser neuesten Biographie Ernst Schulze's von Seiten der meisten deutschenblätter zu theil werden wird, ist unschwer vorauszusehen. Die wenigsten werden sich die Mühe geben, ihre Leser davon zu unterrichten, was in ihr wirklich steht, sie auf die mancherlei interessanten psychologischen Momente, an denen Schulze's Leben ohne Zweifel sehr reich war, aufmerksam zu machen und seine geistige und dichterische Entwicklung auf ihre tiefsten Motive und auf die Gesellschaftsbildung der Zeit, in welcher Schulze lebte, zurückzuführen. Die meisten werden sich damit begnügen, ihre auswendig gelernte Lektion über Ernst Schulze aufzusagen und an ihm wie an einem Popanz ihr Mäcchen zu fühlen; denn einen Popanz müssen die Menschen ebenso wie auf dem Gebiete der Religion und Politik auch auf dem der Literatur und Poesie immer und unter allen Umständen haben, um die unselbstständigen Kinder dieser Welt mit ihm schrecken und ihm die Sünden Anderer bequem aufladen zu können. \*)

Hermann Warggraf.

\*) Einen Vorwurf gibt uns ein flüchtig hingeworfener Bericht im Feuilleton der „Mainzer Zeitung“, deren Urtheilen freilich wol Niemand eine kritische Autorität wird beilegen wollen. Nach dem darin zuerst gesagt worden, daß ein Dichter wie Ernst Schulze, „mehr eine dichterische Persönlichkeit als ein Dichter“, neben Esßing, Jean Paul, Goethe und Nikolaus Lenau, eine Biographie im Grunde gar nicht verdaue, wird dann doch wieder gesagt, daß eine Schilderung seines Lebens allerdings „nothwendig“ gewesen, „um zu erklären, wie seine Dichtungen wenigstens eine zeitlang ein solches Renommee in der Leswelt genießen konnten“. Daß sie es aber noch genießen geht wol aufs unzweideutigste aus der Thatfache hervor, daß es möglich und nöthig geworden ist, eine dritte Auflage von ihnen zu veranstalten, und daß Schulze's einzelne Dichtungen fortwauernd neue Auflagen erleben. Freilich muß der Lesfall der „Mainzer Zeitung“ doch wieder zugeben, daß Schulze's Lespublicum noch immer ein „ziemlich zahlreiches“ sei, selbst heute, „wo ein Heine, ein Lenau, Kerner, Geibel die Seele mit ihren tiefpoetischen, ursprünglichen Poesien entzündet und für wahre Empfindungen empfänglich gemacht haben“. Sollten hierunter jene, bei Ernst Schulze allerdings nicht anzutreffenden „wahren“ Empfindungen gemeint sein, wie sie in Heine's „Wintermärchen“, „Romanzen“ und noch in seinen jüngsten, in den „Vermischten Schriften“ enthaltenen Gedichten so zahlreich angetroffen werden und der Art sind, daß Heine sie in der französischen Ausgabe zu unterbrechen für nöthig findet, weil er wußte, daß man einem gebildeten französischen Publicum nicht wie dem deutschen solche Conzinnen und Subtilitäten appetitbar darf? Wenn ferner Ernst Schulze mit Redwitz zusammengestellt wird, so versteht man ganz, daß Redwitz ein Landensdichter im katholischen Sinn ist, während Schulze von nichts so fern war als von Landensgen. Was die von mir verfaßte Biographie betrifft, so möchte ich nur bemerken, daß es anfangs allerdings nur auf eine ausführliche biographische Einleitung, nicht auf ein Buch abgesehen war, daß wir inzwischen das so reichhaltige Tagebuch Schulze's, welches nicht ohne Mühe zu erlangen war, zur Benützung übergeben wurde, und daß ich es nun für das Zweckmäßigste hielt, selbst nur soviel hinzuzusetzen als nöthig war, um durch den fortlaufenden biographi-

## Die hussitische Bewegung und die europäische Revolution.

Huß und Hieronymus. Studie von Joseph Alexander Heller. Prag, Calve. 1853. 8. 2 Bde.

Der historische Grund und Boden, auf welchem sich das Buch des Verfassers bewegt, ist in der neuesten Zeit vorzüglich biographisch angebaut worden. In dem wir die größten Werke von Aschbach und Palacky als allgemein bekannt und ihrem Werthe nach als richtig gewürdigt voraussetzen, glauben wir hier im Interesse unserer Leser folgende Schriften verzeichnen zu müssen: „Johann Huß auf dem Concil zu Konstanz, nebst einem Anhange enthaltend Hussens denkwürdigste Briefe geschrieben während seiner Gefangenschaft. Herausgegeben von Jem“ (Leipzig 1836), „Hieronymus von Prag. Dargestellt von Heller“ (Lübeck 1835), eine Schrift, die aus Quellen geschöpft ist; „Oswald von Wollenstein und Friedrich mit der letzten Lasko“ (Sinnbrück 1850), ein Werk, das namentlich eine lehrwerthe Charakteristik des Treibens und Thuns in Konstanz enthält; „Johann Huß. Dargestellt von G. A. Lüders“ (Küstrin 1854); „Die deutsche Politik Friedrich's I., Kurfürsten von Brandenburg. Aus den Quellen dargestellt von Otto Franklin. Eine gekrönte Preisschrift“ (Berlin 1851). Friedrich spielte in Konstanz eine hervorragende Rolle; er stimmte gegen die Hinrichtung von Huß. Daran knüpfen wir die auf eine aufmerksame Beobachtung unserer neuesten Geschichtsliteratur sich stützende Bemerkung, daß man katholischerseits — wir erinnern an Höfeler, Heller, Hurter, Schröder; Barthold als Protestant steht vereinsamt da — vielfache Anstrengungen gemacht hat, protestantische Urtheile über Thatsachen und hervorragende Männer entweder zu reformiren oder auch gänzlich zu beseitigen. Und an diese Anstrengungen reiht sich der Verfasser mit seiner „Studie“ an; die kirchlichen Reformationsbestrebungen fallen auch ihm unter das Revolutionsprincip und Johann Huß starb als „Märtyrer für Lüge und Ungehorsam“. Dessenungeachtet aber würden wir dem Verfasser Unrecht thun, wenn wir ihn unbedingt in die Reihe der vorhergenannten katholischen Historiker stellen wollten; er hat das *audiat et altera pars* vom katholischen Standpunkte aus mit ungleich größerer Mäßigung und Besonnenheit zur Geltung zu bringen gesucht; seine Urtheile sind nicht Ausflüsse einer kirchlich-religiösen Parteilichkeit, sondern Ergebnisse der individuellen Interpretation und Auffassung geschichtlicher Quellen und der Zeit, der jene böhmischen Reformatoren angehörten; er ist nicht blind gegen die Tugenden dieser Männer und findet ihre Verbrechen nicht sowohl in Dem was sie wollten, als vielmehr in der Ueberschreitung des richtigen Maßes und in dem Mangel an Berechnung zu einer Erklärung, die sie der Kirche, gegenüber einnehmen zu dürfen glaubten; daher der Verfasser ebenso wie Aschbach den Kaiser gegen die Schuld der Wortbrüchigkeit auch von diesem Gesichtspunkte aus verteidigt; er verschweigt allerdings nicht die Gebrechen der Kirche, und zwar ebenso wenig als die Fehler, die man kirchlicher- und weltlicherseits beging. Sehr gut hat der

Verfasser die Rolle hervorgehoben und gezeichnet, welche die ezechische Antipathie und Reaction gegen das Deutschthum in dem ganzen Kampfe spielte; er bespricht zu diesem Zwecke in ebenso interessanter als aufklärender Weise Männer und Thatsachen, die als Vorläufer des hussitischen Dramas betrachtet werden müssen. Daß Huß' Verhältniß zu Bieliste mehrfach und ausführlicher bei dieser Gelegenheit zur Sprache gebracht wird, versteht sich von selbst; der Verfasser stellt übrigens dieses Verhältniß als ein ursprünglicheres und einflussreicherer dar, wie wir wenigstens in Bezug auf Huß selbst in der deutschen Geschichtschreibung nicht anzunehmen gewohnt sind. Die Darstellung des historischen Stoffes in 42 Abschnitte erleichtert den Ueberblick über das Ganze in erwünschter Weise; die sprachliche Darstellung ist sehr gut. Mit einem Worte: der Verfasser hat der Geschichtswissenschaft ein höchst nütliches Buch geliefert, und trotz seiner im Wesentlichen doch gegen den Protestantismus polemisirenden Tendenz wird der ruhigprüfende protestantische Historiker es mit größerer Anerkennung und Befriedigung lesen als diejenigen Katholiken, welche der Fahne Hurter's und Genossen entweder blindlings zu folgen gewohnt sind oder sich dazu als Ueberzeugung für verpflichtet ansehen. Heben wir jetzt einige Stellen hervor, die theils unser ausgesprochenes Urtheil zu begründen, theils unsere Leser zu interessieren und zu belehren vermögen.

Bekanntlich waren die Angriffe der frühern Reformatoren anfangs weniger gegen das kirchliche Dogma als gegen die sittliche Verderbnis der Kirche und ihrer Diener gerichtet. Darum hatte auch „die religiöse Bewegung in Böhmen eine reine Quelle. Sie nahm ihren Anfang mit jenem Ruße nach Verbesserung der sittlichen und nach Reform der kirchlichen Zustände, welcher in dieser Zeit von den frommsten und gelehrtesten Männern, von den treuesten und gehorfamsten Söhnen der Kirche erhoben wurde. Der Oestreicher Konrad Waldhauser und der aus Mähren gebürtige Milicz von Kremsier ließen in diesem Geiste von den Kanzeln Prags herab ihre gewaltigen und eindringlichen Reden erschallen. Der kräftige und feurige Konrad zog gegen den Hochmuth, gegen die Eitelkeit und Verschwendung, gegen den Leichtsin und die Genußsucht der Prager los. Je heftiger er eiferte und donnerte, je unnachgiebiger er tadelte und strafte, desto mehr strömte ihm das Volk zu, desto höher stieg er in der allgemeinen Achtung und Verehrung, desto zahlreicher und erstaunlicher werden die Zeichen von Besserung und Buße, die seine Feuerreden zuwege brachten. Wie einst der heidnische Pythagoras durch Lehren und Beispiel die verweichlichten Einwohner von Kroton zur Einfachheit und Sittenstrenge zurückführte, so daß selbst die Weiber allen Schmuck ablegten und der Göttin Juno zum Opfer darbrachten, so bewirkten die Sittenpredigten des christlichen Konrad, daß die Frauen Prags ihre kostbaren Schleier, ihre reichgezierten Kleider, ihr Geschmeide an Gold und Perlen ablegten und in einfachen Gewändern einhergingen. Dagegen wendete der gefähvolle und schwärmerische Milicz dem Verfall der öffentlichen Sittlichkeit seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu und erzielte hier nicht geringere Erfolge. Der verrufenste Winkel in Prag, das sogenannte Benedig, verödete infolge seiner eifrigen Sittenpredigten ganz und gar, und wo früher die feile Schamlosigkeit der sündhaften Magdalena ihren Tempel aufgeschlagen hatte, da erhob sich jetzt ein Haus frommer Bäterinnen mit einer Kapelle der heiligen Magdalena; der verächtliche Name „Benedig“ verschwand und wurde in den biblischen Namen „Jerusalem“ umgeschaffen.“ Wie aber diese Sittenprediger auf die große Menge zu wirken suchten, so bestrebten sich Matthäus von Janow und der Ritter Thomas von Seitzny durch wissenschaftliche Schriften auf den kleinern Kreis der Höhergebildeten in reformatorischem Sinne zu wirken und über die bedenkliche Lage der Dinge Aufklärung zu verbreiten; man kann sie die kirchlichen Publicisten des 15. Jahrhunderts nennen.

In dem hussitischen Kampfe drängte sich unverkennbar sehr bald das Beleidigte und nach und nach selbst mit Ingrimme er-

eben haben die einzelnen Theile in Verbindung zu setzen, während ich nur für die Kenntniß seines Charakters wie seiner Zeit und Umgebungen so interessanten eigenen Mittheilungen und Gesinnungen bedürfte den Rücktritt ließ. Der erste Biograph eines Dichters — und als solcher darf ich mich in Betreff Schiller's trotz der früheren Bouterweck'schen Mittheilungen wol ansehen — scheint mir überhaupt mehr die Aufgabe zu haben; auf gewissenhafte Mittheilung und ihre Anordnung eines reichhaltigen Materials, als auf Auffertigung eines „Rücktritts“ Bedacht zu nehmen, wenn auch nicht die Erfahrung lehrt, daß Das, was man heutzutage „Rücktritt“ nennt, nur zu häufig mit der Kunst sehr wenig oder nicht gemacht ist. Die mann'sche biographische Arbeit über Schiller besteht aus nichts weiter als aus eigenen Bedenken Schiller's, und doch schließt sie ein französisches Blatt, das „Athenaeum-français“, veranlaßt hat von zu sagen: „Où la première biographie vraie de Schiller.“

füllte Nationalgefühl der Czechen in den Vordergrund; dieser Ingrimm bedeckte Böhmen mit Trümmern des lateinisch-italienischen Wesens und des Deutschtums und brachte Verheerung und Sammer aus Raube selbst über die benachbarten Länder unsers Vaterlandes; die letzten Könige des nationalen Königshauses hatten nicht minder als nachher die deutschen Luxemburger das Fremdentum befördert und endlich zu einer Herrschaft gebracht, die in alle Verhältnisse eingriff. „Denn wenn gleich der glorreiche Karl IV. der böhmischen Nation ausreißig zugethan war, so waren doch einerseits die römische Kaiserkrone, deren Glanz Prag zur zeitweiligen Hauptstadt des deutschen Reichs machte, andererseits die zu Prag neugestiftete Hochschule (1347), welche als die erste Mitteleuropas über alle umliegenden Länder ihre Anziehungskraft wirken ließ, nichts weniger als geeignet, die Verbreitung der fremdländischen Elemente in Böhmen zu hemmen. So ward um die Mitte des 14. Jahrhunderts ein Zustand herbeigeführt, der, was das öffentliche Leben betraf, den Zuständen nach der Josephinischen Zeit wenig nachgab, und wenn ihm durch die folgenden Ereignisse nicht eine Schranke gesetzt worden wäre, das nationale Element sicher auch im Privatleben durch alle Schichten der Gesellschaft mehr und mehr verdrängt hätte. In allen Städten des Landes waltete mit Uebermacht das Deutschtum vor; das prager Stadtbuch war in deutscher Sprache abgefaßt, die städtischen Urkunden wurden in deutscher Sprache aufgesetzt, die städtischen Einrichtungen ließen fast nur Deutsche zu dem Amte der Schöppen und in den Ausschuß der Gemeinde gelangen. Die Verhandlungen vor Gericht und in den Ämtern wurden nach deutscher Weise gepflogen, deutsche Prediger ließen sich von den Kanzeln der Stadtkirchen herab vernehmen, deutsche Sitten und Formen, deutsche Namen und Wahlsprüche beherrschten die bessere städtische Gesellschaft. Und wie in den Städten überhaupt, so hatten an der Universität zu Prag die deutschen Elemente entschieden die Oberhand gewonnen. Die drei fremden Nationen, die sächsische, bairische und polnische, machten beinahe fünf Sechstel, die einheimische böhmische wenig mehr als ein Sechstel von der Zahl der Studenten, Baccalaure und Magister aus; und da jede der vier Nationen eine Stimme hatte, befanden sich die Eingeborenen des Landes mit einer gegen drei Stimmen verständig im Raththeil. Die Folge davon war selbst in materieller Beziehung empfindlich, da die fremden Nationen nicht nur die Universitätswürden fast ausschließlich an ihre Glieder vergaben, sondern auch Pfründen und Stiftungsplätze, deren Vergebung der gelehrten Schule zustand, mit rücksichtsloser Vertüzung der Landesöhne einander zutheilten.“

Wir bemerken oben, daß dem Verfasser die reformatorischen Bestrebungen und Bewegungen unter das Princip der Revolution fielen. In dem zweiundvierzigsten Abschnitte, der überschrieben ist: „Welche Stellung nimmt die hussitische Bewegung in der Geschichte des neuern Europa ein“, hat der Verfasser, wie dürfen uns dieses Ausdrucks wol bedienen, seinem Herzen gleichsam Luft gemacht, doch keineswegs ohne die Mäßigung, die durch sein ganzes Buch hindurchgeht. Es ist nicht ohne Interesse ihn zu hören. So heißt es S. 260: „Die Zeit der hussitischen Unruhen steht nicht bloß chronologisch als das erste der furchtbaren und in ihrer Furchtbarkeit bedeutungsvollen Revolutionschaufspiele da: der innere Zusammenhang, in welchem die Erschütterungen der spätern Jahrhunderte sich aneinander anreihen und auf ihre Vorläufer zurückweisen, stellt sie vielmehr als den eigentlichen Ursprung und Anfang derselben hin. Das Auftreten Luther's in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bietet in äußerlichen Momenten so viel Anknüpfungspunkte und Aehnlichkeiten mit dem Auftreten Fuß' zu Anfang des 15. Jahrhunderts dar, daß man dem Letztern in späterer Zeit die vorherrschenden Worte in den Mund legte: „Jetzt verbrennt ihr eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den ihr nicht werdet vernichten können.“ Während sich in Böhmen der Faden der in noch fortdauernder Währung befindlichen Ereignisse fortspinnst und wiederholte Katastrophen

herbeiführt, werden Deutschland und die angrenzenden Länder durch die Reformation in einen Zustand der Aufregung und Parteilung, des Kampfs und Bürgerkriegs hineingetrieben. Zu gleicher Zeit finden die Ideen, die vor anbersthalb Jahrhunderten aus England nach Böhmen getragen worden waren, ihren Weg von da über Deutschland zurück nach England, und ein lästerner und eigenmächtiger Herrscher gibt in kurzfristiger Verblendung durch einen Rechtspruch selbst den Anstoß zur kirchlichen Revolution.“ Genug, der Kreislauf der Revolutionsgeschichte des neuern Europa, meint der Verfasser, führt uns, wenn wir von der gewaltigen Erschütterung des Jahres 1848 nach Ursachen und Analogien forschend rückwärtsgehen, durch eine Reihe von Umwälzungen bis hinauf zu jener Revolution, deren Urheber Fuß und seine Gesinnungsgegenossen waren.

Während wir noch beiläufig bemerken, daß der Verfasser seinem Buche 22 urkundliche Mittheilungen beigegeben hat, theils noch nicht bekannt waren, theils wenigstens nicht in deutscher Sprache eine Veröffentlichung erfahren haben, müssen wir schließlich noch über einen Punkt mit dem Verfasser in kurzen Worten rechten. Er beklagt sich nämlich darüber, daß Palacky's bekanntes Werk über die böhmische Geschichte in Deutschland weder allgemein genug bekannt sei, noch diejenige Würdigung und Benützung erfahren habe, die es verdiene, und aus seinem Munde müsse diese Klage wol um so parteiloser und begründeter erscheinen, da er nicht auf gleichem kirchlichen Standpunkte mit Palacky stehe. Die vom Verfasser beklagte Erscheinung erklärt sich ziemlich leicht aus des böhmischen Geschichtschreibers Schroffheit, mit der er besonders für König Ottokar gegen Rudolf von Habsburg in die Schranken tritt; und der Schweizer Kopp in seiner „Geschichte der eidgenössischen Bünde“ (1845, Bd. 1) hat denn doch nachgewiesen, daß der böhmische Historiker nicht ohne Parteilichkeit gegen die Deutschen zuwerkgegangen sei; die ziemlich empfindliche Berichtigung, die Palacky gegen diese Anschuldigung in der ausgebauten „Allgemeinen Zeitung“ (1846, Beil. Nr. 123) erscheinen ließ, ist nicht im Stande gewesen, ein gewisses Mißtrauen der deutschen Historiker gegen den czechischen Geschichtschreiber völlig zu beseitigen, obgleich es keinem Deutschen, welcher der Geschichtskunst mächtig ist, einfällt, Palacky's Tüchtigkeit und Verstand in Zweifel zu ziehen.

Karl Zimmer.

### Empfindsame Reisende in Paris.

„Aus dem heutigen Paris“ hat eine begabte deutsche Schriftstellerin ein ziemlich enggedrucktes Zwanzig-Bogen-Buch in die Welt gesandt, das den Glauben an ihre Begabung ziemlich hart auf die Probe stellt und kaum das Loos erfahren wird, von einem Landsmann „durchgelesen“ zu werden — ich meine Blatt um Blatt und mit dem vollen Bewußtsein eines Lesenden. Ob es plauderhafte, neugierige Landsmänninnen gibt, die der Verfasserin des abenteuerlich zusammengesehten Feuilletonwerkes

Aus dem heutigen Paris von Emma Riendorf. Stuttgart. München. 1854. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

durch die und dünn und über die unzähligen Hemmnisse eines dem guten Geschmack Schrauben ansetzenden Logebuchstils zu folgen vermögen, will ich dahingestellt sein lassen; gewiß aber weiß ich, daß Emma Riendorf diejenigen ihrer Freunde zu den treuesten wird zählen dürfen, die ihre pariser Selbstbekenntnisse nicht näher kennen gelernt haben. Ein Kritiker muß offen sein, und so verhehle ich es nicht: ich habe aus purer Gewissenhaftigkeit nicht unternommen, was ich andern Leuten nicht zutrauen und zumuthen würde, nämlich das ganze Buch nach Zeilen zu lesen. An Geduld hätte es mir nicht fehlen sollen, wol aber an ruhigem Blute. Es gibt trübselige Abende, wo man sich nachmittags, an denen man eine anständige Plauderei selbst dann mit Wohlgefallen hinnimmt, wenn das einzig gebotene Genre des langweiligen breitspurig durch dieselbe sich hindurchzieht. Das Eine aber bleibt dann Bedingung: die



erträgliche Unterhaltung; das kleine Verdienst muß sich einfach und schlicht, ohne Prätension, ohne die hölzernen Stelzenbeine aufstehender Genialität geben. Emma Riendorf würde ein höchst liebenswürdiges Buch geschrieben haben, wenn sie das rohe Material des jetzigen Druckwerks mit Geschmack gefichtet, die Haufen Epren resignirt in den Kamin gelegt und den Rest aus dem Stille nachlässig hingeworfener Reisenotizen in den Rahmen einer gebildeten Buchsprache gefaßt hätte. Ein kleines Heft von vier bis fünf Bogen hätte dann die beifällige Aufnahme verdient, und wenn dasselbe durchaus im Sommer erscheinen sollte, konnte das Befestigte ja nöthigenfalls seinen Weg zum Kamin aufschallicker Weise durch die Hände einiger theetrinkenden Freudenbinnen nehmen, denen dann wenigstens der Genuß zuthellgeworden wäre, im Stillen zu erfahren, wie weise die Dersesserin Selbstkenntniß zu üben verstehe. Es ist indes anders gekommen, und das Lesepublicum, das sich für die gemüth- und talentvolle Schriftstellerin interessirt, befindet sich in der Lage, selbiger eine literarische Uebereilung vergeben zu müssen, die indes Manchem doch noch eine interessante Seite, ein charakteristisches Bild lebhaften, halb dem Sentimentalen halb dem Uebermuth zugeneigten, rasch urtheilenden und ohne Auswahl jedes Vorurtheils als Erlebnis aufnehmenden weiblichen Temperaments bieten wird. Se geneigter ich bin, das Talent und die literarische Thätigkeit der Emma Riendorf mit verdienter Anerkennung zu betrachten, umso mehr befürworte ich jene Vergeltung und löse aus meinem Schuldregister die Bekümmerniß, welche die aufmerksame Lectüre von nahe zwei Dritttheilen ihres pariser Buchs mir verursacht hat.

Ein Beispiel, wie Emma Riendorf reist, aufsaßt, beschreibt! Sie ist auf dem Wege nach Paris: „Die kleinen Häuser von Reau glühen in der Dämmerung hölzernen aus der Spielmannschachtel. Selbstsame Bäume, Wolken, Aurora. Auch der Himmel, möchte man sagen, großartiger ausgespannt über der einen Nationalität. Jetzt Gold und Rosenroth: die Sonne von Paris! Ein Horizont von Häusern. Ein Gewitter von Hütern.“ So steht es im Buch zu lesen. Hat Emma Riendorf in dem modernen Babylon ihre Muttersprache verlernt? Den kleinen Unvorsichtigkeiten der im Reisen unpraktischen Poetia werden unendlich viele Worte gewidmet, aus deren Labyrinth sich der Leser mit Sehnsucht in das Atelier der Gräfin d'Aguant flüchtet. Wir empfangen von dieser unter dem Namen Daniel Stern schiffstellersnden Dame ein Bild in superlativ Lamartine'schen Farben: „Im blaßgrünen Kleide; kräftige Gestalt, strenger Stil, freie und gemäßigte Bewegungen; immer gewissermaßen schon, wenn auch matronenhaft, mit silbernem, höchstem Haar, auf welchem Edelsteine einen Schleier beschützen. Uebergewicht in der Erscheinung, doch nicht erdrückend. Man fühlt, daß sie gekämpft, geblutet, aber auch überwunden hat; indes zu der ganz männlichen Lichtigkeit, wie wir sie auch aus einigen ihrer Werke kennen, nun noch sanftigend „das ewig Weibliche“ tritt.“

Als das Eigenthümlichste und Merkwürdigste von Paris erscheinen der deutschen Dichterin die Straßen und ihr Treiben. Ein Wahrzeichen dieser Straßen sind die Schuhmagazine; „jeder Schuh ein Meisterstück. Ein solcher unbeschreiblich leichter, grazioser Schuh ist eigentlich schon Paris, die ganze Pariserin. Man sieht ihren Fuß, ihren unnachahmlichen Gang. Noch mehr, dieser Schuh gibt den Rhythmus der französischen Beweglichkeit und ist historische Studie. Die kleinsten Dinge erläutern uns oft die großen. Feinschube bis zu den Alaspuppenschühchen herab, die in einer Nusschale Raum haben. Daß man jetzt zugezwungen wieder Schuhe trägt, charakterisirt die Epoche im Gegensatz zu der des Stiefelchens.“ Ein anderes Wahrzeichen von Paris sind die Puppen. „Jede ein Modejournal, wie jede Dame eine Puppe. Puppen in der Straße, Puppen hinter den Fenstergläsern der Magazine. Kinder in ihrem weißen Ruchelkleide wie Puppen.“ ... „Wie lustig überhaupt die Laden voll Kinder Spielzeug! Auch charakteristisch. Alles hier nach etwas weiterem Zuschnitt wie bei uns; nicht so kleinlich, liebevoll;

aber mehr Stil, launiger, mehr Luxus. Lebensgroße Papagaien aus farbiger Wolle. Geschmackvolle Bilderbogen, gleich spanischen Wänden oder gothischen Altarbildern. Komische Scenen ebenfalls in einer Art buntem Relief. Caricaturen fast. Kurz, Alles ungemüthlicher, aber mit einer gewissen Vollenbung.“ Und Beschreibungen dieses Genres 315 Seiten lang!

Emma Riendorf verleugnet natürlich nicht überall die liebenswürdige deutsche Frau. Nach dem Louvre lenkt sie „zu ersehnter Heimath“ die Schritte und erzählt aus dem Museen manches Anmuthige, Fesselnde. Der Stoff beherrscht sie hier vielleicht noch mehr, als umgekehrt sie ihn. Aber sie ist eine geschmackvolle Interpretin und denkt im Plaudern, regt im Plaudern Gedanken an. Auch die historischen Erinnerungen sind ihr ein günstiges Terrain; ein Terrain, das freilich nicht zu verderben ist, wie es in Theaterstücken Rollen gibt, die auch der mittelmäßige Schauspieler effectvoll und mit Glück spielen muß. In Paris reden die Steine eine stumme Sprache, die für eine phantasievolle Deutsche, der die erforderlichen historischen Notizen zur Hand sind, wohl verständlich und leicht zu paraphrasiren ist. Aber auch hier bleiben die Anschauungen, wo sie auf eine Charakteristik der Gegenwart überspringen, bedenklich subjectiv: „Paris ist ein Ball, tanzt, jagt vorüber. Die Leute sind hungrig neugierig. Sie werfen ihre Augen ordentlich an einen hin. Und jede Spur von Rücksicht, ja man möchte sagen Menschlichkeit verschwindet. Das roßte Puffen. Reib, zumal bei Männern, selbst bei Knaben, die sich in Schuluniformen brüsten. Ein verächtliches Volk; historische Pese, und selbst als Sauerteig jetzt schlecht.“

Mit den Berühmtheiten von Paris hatte Emma Riendorf wenig Glück. Aber sie hat die George Sand gesehen und seine Hand gedrückt; das lohnt der Erinnerung. Da sie die pariser Celebritäten „außer der Saison“ zu besuchen versuchte, hatte sie sich theilweise mit einer Sammlung von verschlossenen Thüren und von Portierlogen zu begnügen. So lernte sie den Concierge von Alfred de Vigny kennen, der ihr erzählte, der Graf bewohne sein Schloß Raine-Straud und werde drei Jahren vergebens in Paris erwartet. Bei Beranger fand sie gleichfalls nur dessen Concierge: der Dichter war in Balence und ward erst in ein paar Monaten zurück erwartet. „Glück genug, wenn man den Concierge von Notabilitäten nur noch findet; wie viele haben keinen mehr in Paris, nicht Fuß breit Absteigequartier.“ Auch Lamartine war fern und hatte in seiner ehemaligen Wohnung einen Concierge hinterlassen, der, während er von Lamartine redete, Thränen vergoß und auf seine Klage: „Cet homme est tout ce qu'il y a de bon et de grand, mais on n'a pas su l'apprécier“, von unserer deutschen Dichterin mit der Bemerkung getroffen ward, „Europa würdige ihn, wenn auch la France sich ihm entfremde.“ Dem Menschen sprach die Treue aus dem Gesicht. Eine Behmuth faßte mich. Nicht bloß, daß ich Lamartine nicht erblicken soll, auch über die Geschichte. Behmuth um das Ideal, das auf der Erde keine bleibende Stätte haben darf. Lamartine war sein Repräsentant, nicht bloß des Genies, auch des Charakters im Genie. Der wackere alte Mann aus dem Volke, mit dem ich mich unterhielt, aus der bonne bourgeoisie, dächte mir fast wie eine symbolische Figur — Allegorie von Frankreich, der Menschheit. Schade, daß ich kein Album für Portiers angelegt habe. ... Lamartine und George Sand, Beide haufen bei ihren Bauern, Wiesen, Wäldern, finden nur da Treue, Wahrheit, Poesie. Es bleibt nichts übrig, als auf die Alpen unter die Käse zu gehen.“ Cousin traf sie mit der guten alten Höflichkeit, für Deutschland lebhaft interessirt und in diesem Interesse anangenehm naiv. Er fragte einmal: „Madame, de quoi s'occupe l'Allemagne à présent?“ Unsere Dichterin aber saß verblüfft und erzählt uns nichts von ihrer Antwort, indem sie entschuldigend ihrem Leser nur bemerkt, die Frage lasse sich nicht so rund für Deutschland beantworten, als etwa für Frankreich, das heißt für Paris; denn wir haben keine solchen centralen und abfordrenden Interessen.

George Sand fand Emma Riendurf viel kleiner als sie gedacht, doch nicht sehr stark, die kurze untersehte Gestalt älterer Französinen. „Alle Bilder von ihr sind zu kolossal, zu pathetisch. Sie sieht weiblicher aus. Dunkle große Augen, aber bleich, trauernd. Ernst und Ruhe im Wesen, vollkommen schlicht und natürlich. Ganz bekannt, als hätte ich sie schon hundert mal gesehen. Das geschieht uns immer mit dem Genius. Vor lauter Heimlichkeit erscheint er uns fast alltäglich.“ Auf den glattgeschneitten Haaren trug sie ein schwarzes Schleierstücklein; den grau-grünen Damast des Gewandes mit etwas groteskem Rococostoff verzierte schwarzer Sammet. Sie war verdrießlich, abgehebt von häuslichen Geschäften, „maussade“, und als ihre deutsche Besucherin ihr von unsern Thälern erzählte und sich selbst eine paysanne de la Forêt noire genannt hatte, legte sie das Gesicht in die Hand, schrie darüber, als wolle sie etwas vernünftigen und sprach wie eine recht müde Frau: „Il y a longtemps que je ne m'amuse plus.“ Heinrich Heine sah Emma Riendurf nur einen Augenblick. „Ich kann nicht sprechen vor Schmeizen“, sagte er, aber im ruhigsten, gleichgültigsten Tone, wie wenn ein Anderer von ihm redete oder vom Wetter; „ich bin außer Stande, mich zu unterhalten, etwas zu hören; besuchen Sie mich ein andermal.“ Zu dieser Scene commentirt Emma Riendurf: „Auch er ein Blutzuge der Wahrheit, wie Lenau. Auf seinem Golgatha hat Heine beten gelernt. Der jetzige Heine ist größer als der frühere. Wie in einer Gruft von Stein liegt er.... Es gehört mit in das heißblutende Weh dieser Epoche, jener Herbst- und Scheidestage, den Molodienzauberer so zu erblicken, und doch ist es etwas Erhabenes, der Beistehenden.“

Ich habe hier von der Art des Riendurfschen Buchs, von Dem, was es Amüsantes und Unerquickliches enthält, ein kleines Abbild geben wollen. Als die Verfasserin dasselbe abschloß, scheint ihr ein kritischer Strahl, ein flüchtiges Leuchten der Selbsterkenntniß durch die Seele gedrungen zu sein. Sie sagt entschuldigend: „Ich wollte nur Denen, die nicht Zeit haben, nach Paris zu reisen, ein Kleines von der Mühe abnehmen.“ Sei es drum. In Jahr und Tag wird von dem Buche Riemand mehr etwas wissen, und um doch mit einem hübschen und guten Wort darüber zu schließen, hebe ich hervor, daß die Beschreibungen auch da, wo sie frauenhaft breit sind, ein Colorit der Frische, des unmittelbaren Eindrucks an sich tragen, welches selbst bessere und werthvollere Darstellungen als die der Emma Riendurf vermissen lassen.

Aus den hier gegebenen Citaten wird sich entnehmen lassen, daß Emma Riendurf eine „empfindsame“ Reisende ist. Es bedarf deshalb keines Sprungs, wenn ich noch mit einigen Worten eines weniger voluminösen, im Stoff begrenzten, aber interessanten Schriftchens gedenke, das den Titel führt:

Ein empfindsamer Besuch im Invalidenhôtel zu Paris. Nebst historischen Notizen über dessen Entstehung, Fortgang und gegenwärtigen Zustand. Vom Verfasser von „Frankreich unter dem Kissen seines Onkels“, „Frankreich immer das Alte“ u. s. w. Berlin, A. Dunder. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Mit der Empfindsamkeit ist es hier allerdings nicht weit her; sie ist fohelt und umsonstiger am Mann einnehmend. Der gewandte, pikant schreibende anonyme Verfasser hat mit einer anonymen Marquise, deren Pächterin in Richemont ihren Sohn, einen in Afrika schwerverwundten jungen Soldaten, im Invalidenhôtel liegen hatte, diesem Hause einen Besuch abgestattet, der durch ein für den Leser sehr gleichgültiges Wagen-Älter-Älter mit der schönen Freundin eingeleitet ward. Bemerkenswerth ist, daß ein Veteran, der mit dem General Bonaparte in Aegypten gewesen war, in dem bonapartistischen Frankreich ohne Gne gegen die Besucher zu äußern wagte: „Freilich liebte der Kaiser den Soldaten, aber bloß solange es gut ging; fragen Sie nur Die, welche ihn bei der debâcle in Rußland gesehen haben, ob er damals den Soldaten liebte? Ich weiß sehr gut, daß man heute, wo er nicht mehr die Böhne zeigen kann,

Vive l'empereur! laut ausruft; aber bei Lebzeiten schimpfte man oft genug auf ihn, an der Spitze wir vieux de la vieille. Wir schimpften am heftigsten, und meiner Aen, er verdiente es; denn ich wiederhole es, er liebte nur solange den Soldaten, als es gut ging, und mit allen seinen Ziegen hat er uns doch am Ende die Kosaken nach Paris gebracht.“ Die Hauptstücke bei dieser Schrift sind die historischen Notizen, die in der That dankenswerth erscheinen. Ludwig XIV. war es, der die definitive Stiftung des Invalidenhauses 1674 feststellte, und nach den gemachten Berechnungen sind für dasselbe bis 1715 aus den Fonds des Kriegsministeriums 60 Millionen Livres verwendet worden, welche Summe jedoch noch nicht hinreichte. Für den Bau interessirte sich der König aufs lebhafteste. Als er sich denselben in strengem Incognito besichtigte, redete Mansard den König mit dem Titel Majestät an. „Die Gewohnheit der Ehrerbietung ist so mächtig“, entschuldigte der Künstler sein Versehen, „aber da Sie es wollen, so gibt es hier fürwahr keine Majestät.“ „Que dites-vous“, rief da Ludwig, „contraire, mes yeux sont frappés de la Majesté du génie qui a conçu et qui exécute ce Dome à jamais majestueux.“ Der Uebersiebelung der kleinen Militärcolonie aus dem Hosp der Croix rouge nach dem neuen Hôtel wohnte Ludwig bei; unter den Invaliden befanden sich damals zwei beinahe hundertjährige Greise, die fast noch als Kinder den Anstehen beizugehen hatten, in welchen Heinrich IV. sein eigenes Königreich sich erbaut. Das Hôtel der Invaliden war die erste Merkwürdigkeit, die Peter der Große bei seiner Anwesenheit in Paris 1717 aufsuchte und nach allen Richtungen in Augenschein nahm. Inmitten der alten Krieger ergriff er das in den Epistola übliche Kränkgefuß und leerte auf ihre Gesundheit ein halbes Quart Wein in einem Zuge. In der Revolution dachte man an Auflösung der Stiftung, aber der Abbe Maury besiegte am 27. Mai 1791 den Auflösungsantrag und sicherte die Erhaltung der Institution des großen Königs. Napoleon besuchte jedesmal nach Beendigung eines Feldzugs das Invalidenhaus und bestimmte gern dessen Kirche für die Abhaltung hoher Feierlichkeiten. Einer der interessantesten Bewohner des Hôtel ist gegenwärtig die Witwe Brulon, die kürzlich zum Vize der Ehrenlegion ernannt ward. Geboren 1771 und mit 21 Jahren in das vierzigste Infanterieregiment eingetreten, in welchem ihr Mann stand und auch ihr Vater noch diente, zeichnete sie sich durch ihr ehrenvolles Betragen als Frau wie als Militärin so aus, daß sie trotz ihres Geschlechts ernächtigt wurde, im Dienst zu bleiben. Sie hat sieben Jahre als Häufelzer, Corporal, Fourriercorporal und Sergeantmajor gedient und sieben Feldzüge unter dem Kriegsnamen Liberté mitgemacht. Bei mehreren Gelegenheiten bewies sie eine wahrhaft heldenmüthige Tapferkeit. Bei der Vertheidigung einer Bataillon ward sie durch das Stück einer Bombe am linken Bein schwer verwundet und am 24. Prairial des Jahres VII in das Hôtel der Invaliden aufgenommen. Im Jahre 1822 erhielt sie den Charakter eines Unterlieutenants. Unser ebenso neugieriger als empfindsamer Anonymus fand in dieser Witwe Brulon, über 80 Jahre alt, auf ihrer zweihundertjährigen Tochter. „Alles, was ich that“, sagte sie zu ihm, „that ich rasch. Mit 17 Jahren heirathete ich; mit 18 bekam ich ein Kind. Raum war mein armer Mann geblieben, so trat ich sofort fort seiner ein, und zwar nicht aus Patriotismus oder Heldennach, sondern weil ich ihn rächen wollte. Mit 23 Jahren hatte ich meine ganze militärische Laufbahn vollendet und mir durch meine Blessuren eine Stelle in dem Invalidenhaus erworben, wo ich seit 53 Jahren geblieben bin, aber Gott sei Dank nicht unthätig.“ Unter Anderm erzählte der weibliche Chevalier Brulon, daß er, oder vielmehr daß sie dem Gouverneur des Invalidenhauses, Jérôme Napoleon, in Corsica als siebenjährigem Kinde Unterricht im Lesen erteilt habe. Da er sich aber: keine jungen damaligen Lehrerin jetzt nicht mehr zu erinnern vermöge, so habe sie es schließlich gefunden; darüber zu schweigen. Eine interessante Erinnerung an ihr Geschlecht bilden die neben ihr liegenden Kinderstumpfen, die sie für ihre

Urnkel strickte. Diese Beschäftigung und die zarten und liebevollen Ausdrücke, in denen sie von ihren Anverwandten sprach, zeigten auf eine sehr wohlthuende Weise, daß sie sich in ihrer männlichen Kleidung, umgeben von allen Spuren einer militärischen Laufbahn, ein schönes weibliches Gemüth zu erhalten gewußt hatte.

Wenn der Anonymus seine Besuche historisch denkwürdiger Gebäude in Paris fortsetzen wollte, würden wir ihm im vor- und unsere Aufmerksamkeit zusagen. 22.

### Ein Tourist des 17. Jahrhunderts.

Ein durch alterthümliche Raivetat recht anziehendes, interessant zu lesendes Buch liegt uns vor unter dem Titel:

Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nach einer von ihm selbst hinterlassenen Handschrift bearbeitet und mit Anmerkungen nebst einem Anhang versehen von Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner. 1854. 8. 1 Thlr.

In einer Ansprache an die Leser sagt der Herausgeber, ein Abwärtung des Chronisten: „Einhundertundfünfzig Jahre sind verstrichen, und diese Aufzeichnungen kamen nur einigen Wenigen zur Kenntniß. Im bescheidenen Kreise der Familie vererbte sich die Handschrift fünf mal vom Vater auf den Sohn.“ Der Schreiber des Tagebuchs gehörte, wie der Herausgeber bemerkt, seiner Zeit zu den bedeutendsten Gelehrten des Vaterlandes und hat sich zumal als Statistiker, Genealog, Theolog und Chronist durch eine Reihe geschätzter, zum Theil noch jetzt bekannter Werke seinen Namen gemacht. Er hat auch im Jahre 1691 mit Leibniz in einem lateinisch geführten Briefwechsel gestanden, veranlaßt durch das Project Lucä's, eine deutsche Kirchengeschichte zu schreiben. Lucä war Theologe, scheint aber ein etwas unrechtes Blut gewesen zu sein, wie seine vielen Reisen in jüngern Jahren und der häufige Stellenwechsel in spätern darzuthun scheinen. Er war erst zweiter Superintendent zu Brieg, dann erster Hofprediger in Liegnitz, sodann Pfarrherr und Metropolit in der Neustadt Kassel, begab sich hier jedoch nicht, scheint auch die Gunst des Landesherren verloren zu haben, ging als Geistlicher nach Siegen, dann als Metropolit nach Spangenberg, endlich als Oberpfarrer nach Stolburg, wo er 1708 im vierundsechzigsten Jahre seines Lebens starb. Er war zu Brieg geboren, studierte in Heidelberg, dann in Rinteln, Utrecht und Leyden, machte von hier einen Ausflug über Amsterdam nach Hamburg und setzte sodann seine Universitätsstudien in Frankfurt an der Oder fort. Was er auf diesen für die damalige Zeit bedeutenden Reisen, wie auf seinen spätern Ausflügen von Liegnitz nach Pissa und ins Riesengebirge und auf seiner Reise von Liegnitz über Leipzig nach Kassel sah und erlebte, hat er mit der derben Raivetat seiner Zeit und mit einem gesunden Blick für städtische Merkwürdigkeiten und Volkseigenschaften in seinem Tagebuch geschildert. So sagt er von Hamburg: „Die Stadt ist über die Maßen volkreich, präsentirt die köstlichsten Kramladen und hat wegen der großen Zufuhr zu Wasser und Land großen Verkehr an Waaren. Doch ist es in den Wirthshäusern zu Hamburg wohlfeiler leben als hier, wie denn die Hamburger in vielen Dingen mehr auf den unbilligen Gewinn bedacht sind als die Holländer, insofern ihr Pracht, Stolz und Ueppigkeit gar viel erfordert. Bei manchem Prahl hingegen, den man hier sieht, heißt es freilich: fachte! denn da man hier Alles für Geld sehen kann, so präsentirt Mancher dem Fremden gegenüber einen reichen Mann oder vornehme Dame und ist selbst ein Bettler. Von der Hamburger Sonntagsfeier haben wir selbst kein sonderlich Wert. Das öffentliche Arbeiten unter der Predigt in Läden und Werkstätten ist gar gemein. Auch wird in den Wirthshäusern des Herrn Tag schändlich

profaniert, insofern die vielen Bierbrauereien dazu leicht aufzufodern. Das Bier derselben ist übrigens sehr fett, und da die meisten an den Kanälen stehen, da die Cloaken hineinschießen und daraus ihr Wasser nehmen, so kann dies einem ekelhaften Bärtling leicht den Appetit benehmen.“ Ueber Leipzig, über welches ihn als jungen Mann der Weg nach der Universität Heidelberg führte, sagt er sich sehr kurz: „In Leipzig gefiel es uns schon besser (als in Strahlen nämlich); nur daß wir bei dem dort herrschenden Pennalismus, weil wir keine Tractamente geben wollten, auf der Straße Manches durch Schimpfreden der Herren Pennaler zu dulden hatten. Unter andern Merkwürdigkeiten besuchten wir daselbst der Curiosität wegen auch den Querbacher Rathskeller.“ In Betreff Berlins heißt es in diesem Tagebuche: „Die Bürgerschaft Berlins bekennt sich zum Lutherthum, und sind die Meisten mit ihren Predigern ziemlich grob und ungesalzen“ u. s. w. Der Herausgeber erbietet sich, Allen, welche etwa an der Authenticität des Manuscripts zweifeln möchten, Einsicht in das Original zu gewähren, auch könne er sich auf das Zeugniß der Bibliothek zu Kassel berufen, welche eine wörtliche alte Abschrift des Originals besitze. Unstreuenwegen darf der Herausgeber unbesorgt sein, wir werden weder zu ihm nach Frankfurt noch nach Kassel reisen, um die Echtheit der Handschrift zu prüfen; wir glauben ihm aufs Wort, denn so etwas macht sich nicht so leicht wie eine fingirte Handschrift rein novellistischen Charakters, wovon wir ja in Deutschland mehre Beispiele gehabt haben. Wie viel der Herausgeber an dem Manuscript geändert, ausgelassen oder vielleicht selbst zugefügt hat, können wir freilich nicht wissen. Er selbst versichert, mit seinen Notizen so sparsam als möglich gewesen zu sein, aber doch bei der Bearbeitung des Manuscripts dem Standpunkte der heutigen Bildung „einige Rechnung“ getragen zu haben. S. M.

### Bibliographie.

- Freitag, G., Söll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.  
 Friedhoff, K., Katholische Dogmatik. 1ster Band. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 7/4 Ngr.  
 Gedendbuch an Friedrich Schiller. Herausgegeben vom Schiller-Verein in Leipzig am 9. Mai 1855. 1ste Lieferung. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 6 Ngr.  
 Loewe, J. H., Das speculative System des René Descartes, seine Vorzüge und Mängel. Wien. Lex. 8. 10 Ngr.  
 Kühlbaw, E., Historisches Bilderbuch. Zwei Bände. Berlin, Sanke. 8. 3 Thlr.  
 Binet, A., Ueber die Aufgabe der weiblichen Bildung. Aus dem Französischen überfetzt und mit Anmerkungen begleitet von R. Roenig. Oldenburg, Schulz. 8. 5 Ngr.

### Lagesliteratur.

- Beders, H., Frdr. Wilh. Joseph von Schelling. Denkrede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, zur Feier ihres 96. Stiftungstages am 28. März 1855. München. Gr. 4. 17 Ngr.  
 Begräbnissfeier des theuren Gottesmannes Dr. Claus-Harms Oberconsistorialrath Probst und Pastors emer. an der Nicolaikirche zu Kiel, A. v. D. und D. M. geboren den 27. Mai 1775, gestorben den 1. Februar 1855. Kiel, Schwes. Gr. 8. 6 Ngr.  
 Das Corps der Zuaven im französischen Heere. Seine Entstehung, Ausbildung und Kriegsthaten. Ein Skizze. Nach dem Französischen der Revue des deux Mondes. Berlin, Springer. 8. 7 1/2 Ngr.  
 Schuele, C., Die Apocryphen und die Puppentheater. Bibeldgesellschaft. Barmen, Langewiesche. Gr. 12. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Haugmann.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

Sieben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX. Von Dr. W. G. Solban. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein ausgezeichnete Historiker schrieb der Verlagshandlung über dieses Werk unter Anderm:

„Nach meiner innigen Ueberzeugung ist das Werk ein höchst werthvolles, ja bedeutendes: werthvoll und bedeutend zuerst als das Resultat gründlicher und ganz eigener Forschung, womit ein tüchtiges Quellenstudium verbunden ist, wie dieses wieder mit einer Kritik, die, weit davon entfernt, eine ins Blaue gehende und umstürzende zu sein, manches stereotyp gewordene Unwahre, Halbwahre und Unsichere theils ausschheidet und sichtet, theils als ungewiß der künftigen Forschung und genauern Erörterung überläßt und empfiehlt. Die Darstellung ist dem Ernste und der Würde der Geschichte angemessen. Der Verfasser ist überall seines reichen Materials so sehr Herr geworden, daß er die Darstellung keineswegs schleppend und ermüdend macht und ihr nirgends die Beschwerde der Untersuchungen anmerken läßt.“

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

**Dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig.** Mit einer Einleitung. 8. 1845. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **Franz Duncker** (W. Besser's Verlags-handlung) in Berlin sind sieben erschienen:

## Am Pflug.

Eine Geschichte von

Leopold Kompert.

Zwei Bände. 8. Eleg. geh. 2 Thlr. 22 1/2 Sgr.

Die

## Frauen in England

unter

dem Gesetze unseres Jahrhunderts.

Von

Karoline Norton.

Aus dem Englischen. 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien sieben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

## De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore disquisitio.

Scriptit **Richardus Adelbertus Lipsius**, Theol. lic. phil. d. aa. ll. mag. theologiam in academia Lipsiensis privatim docens.

8. Geh. 1 Thlr.

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in Berlin ist sieben erschienen:

## Sammlung englischer Schriftsteller

mit deutschen Anmerkungen herausgegeben

von

**Ludwig Herrig.**

Neuntes Bändchen: **Byron's Childe Harold**. Dritter und vierter Gesang, erklärt von **Fr. Brockerhoff**. 16 Ngr.

Die früher erschienenen acht Bändchen enthalten:

- I. Band: **Shakspeare's Macbeth**, erklärt von **Herrig**. 10 Sgr.
- II. Band: **Byron's Marino Faliero**, erklärt von **Brockerhoff**. 15 Sgr.
- III. Band: **Shakspeare's Romeo and Juliet**, erklärt von **Stievers**. 10 Sgr.
- IV. Band: **Shakspeare's Othello**, erklärt von **Stievers**. 10 Sgr.
- V. Band: **Shakspeare's Merchant of Venice**, erklärt von **Herrig**. 10 Sgr.
- VI. Band: **Tennyson's Gedichte**, erklärt von **Fischer**. 10 Sgr.
- VII. Band: **Byron's Childe Harold**, 1. 2., erklärt von **Brockerhoff**. 12 Sgr.
- VIII. Band: **Shakspeare's Julius Caesar**, erklärt von **Stievers**. 10 Sgr.

Die obige unter der Redaction des Professors **Herrig** erscheinende Sammlung ist von allen Freunden der englischen Sprache mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommen worden. Die zahlreichen erklärenden Anmerkungen erleichtern das Verständniß sowohl des Inhalts wie der sprachlichen Eigentümlichkeiten, und sind obige Ausgaben deshalb ganz besonders für das Privatstudium geeignet.

Der Verleger hat für eine elegante Ausstattung und wohlfeilen Preis Sorge getragen und empfiehlt allen Denjenigen, welche sich mit englischer Sprache und Literatur beschäftigen, die **Herrig'sche** Sammlung angelegentlich.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien sieben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Handbuch

der

## Englischen Umgangssprache.

Eine ausgewählte und umfassende Sammlung von Redensarten über die gewöhnlichsten Begriffe und Gegenstände des Lebens. Nach einem neuen und vereinfachten Plane bearbeitet von **Oscar Busch** und **Henry Estlin**. 8. In englischen Einband. 1 Thlr.

Dieses Handbuch, welches in einer Auswahl von ungefähr 10,000 Redensarten und Wörtern den ganzen Reichthum der englischen Sprache und die Feinheiten derselben in einer neuen und systematischen Anordnung umfaßt, bildet ein unentbehrliches Hülfsmittel das Englische in kürzester Zeit richtig und geläufig sprechen und schreiben zu lernen, und wird auch denen, die der englischen Sprache bereits mächtig sind, behufs der Repetition wesentliche Dienste leisten.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 19.

10. Mai 1855.

Inhalt: Anselm Feuerbach's Nachlaß. Von Anton Springer. — Jordan's „Demiurgos“. Von Rudolf Gottschalk. — Robert's Romanbibliothek. — Aus Paris: Dupin's und Villemain's Memoiren; erbliche Schriftstellerei in der Guizot'schen Familie; die Jury für die Kunstausstellung; „Le demi-monde“; das Excenthüm; George Sand. — Die dresdener Schillerkistung. — Bibliographie. — Einzelgen.

## Anselm Feuerbach's Nachlaß.

Nachgelassene Schriften von Anselm Feuerbach. Vier Bände. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1853. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Rgr.

Wenn jene Bücher die längste Lebensdauer hoffen dürfen, welche den gleichen Eindruck tüchtiger harmonischer Durchbildung zurücklassen, mag man in einem Anlaufe sie durchlesen oder mit bedächtigem Sinne bei den Einzelheiten verweilen, so werden Anselm Feuerbach's „Nachgelassene Schriften“, durch deren Herausgabe H. Pottner sich die deutschen Kunstfreunde in hohem Maße verpflichtet, kein geringes Alter erreichen. Ich hatte dieselben gleich nach ihrer Veröffentlichung zur Hand genommen und eifrig gelesen. Unter dem mächtigen Eindrucke, welchen die Schilderung der Lebensgeschichte Feuerbach's auf mich übte, verlor sich die Lust zur kritischen Zergliederung seiner Schriften. Damals konnte die Theilnahme für den Verfall der Beifall für seine Werke gefangennehmen und das Urtheil über die letztern trüben; doch nachdem Monate verfloßen sind und der psychologische Reiz viel von seiner frischen Kraft verloren hat, nehme ich, an ein längst gegebenes Versprechen gemahnt, die Bände wieder vor, prüfe und grübele, und finde, daß viele Ostermessen vorübergehen werden, ehe Feuerbach's Schriften an neuere Erscheinungen ihre Anziehungskraft abgeben. Mit dieser Lust scheint das geringe Geräusch, welches ihre Veröffentlichung machte, das gleichgültige Verhalten des großen Theils der Presse in Widerspruch zu stehen. Nach diesem Stillschweigen zu schließen, besäßen Feuerbach's Werke nur den Werth des einfachen Grabsteins. Für Freunde reicht ein bloßes Zeichen hin, die Erinnerung an den Verstorbenen zu wecken; der humane Fremde aber geht mit achtungsvollem Schweigen an dem Denkmale der Welt vorüber. Wer unsere kunstliterarischen Zustände näher kennt, wird an diesem Schicksale Feuerbach's nicht Befremden besorgen. Wir haben die goldene Regel: „Ueber die Kunst nicht zu schreiben“, längst vergessen und seit Jahren die Fähigkeit, das Schöne mit den Augen der Phantasie zu betrachten, verloren; wir

sind grimmige Geschichtsgelehrte, aber jämmerliche ästhetische Stümper geworden. Einer überdies nur halb begründeten gelehrten Grille zuliebe möchten wir die griechischen Tempel am liebsten von der Sima bis zum Stylobate herab mit schreienden Farben übertünchen, und weil wir gründlichere Kenntnisse über die Kunstbestrebungen des tiefern Mittelalters besitzen, glauben wir uns berechtigt, Alles, was dießseits der Trecentisten liegt, Rafael und Michel Angelo mit eingeschlossen, zu verachten. Solchen Bestrebungen gegenüber konnte Feuerbach's gediegen-einfache und ästhetisch-reine Anschauungsweise nur mühsam Eingang gewinnen. Er hat keine neue Hypothese über die Zusammenstellung des amykläischen Throns in Bereitschaft; er kennt nicht den pomphaften Namen des „Responsionschema“ für die einfache Thatsache, daß wenn drei Figuren nebeneinander gestellt werden, die eine die Mitte einnimmt, die andern ihr zur Seite bleiben; er zieht gegen die Mysterienmarotte zahlreicher Archäologen scharf auf, und spottet der Ansicht, welche aus jedem Kopfmalter einen tief sinnigen Religionsphilosophen macht; ihm ist die Schönheit der Antike „das Organ seines poetischen Gefühls, welches durch Natur und äußere Verhältnisse nach innen gedrängt, nicht als ausschließendes Kunsttalent durch wirkliche Dichtwerke an das Licht treten konnte“: lauter Dinge, die heutzutage ungewöhnlich, in einzelnen Kreisen sogar unwissenschaftlich erscheinen.

Die in den letzten Seiten angeführten Worte, so vortrefflich Feuerbach's Sinnesweise bezeichnend, entlehnte ich der kurzen biographischen Abhandlung, welche dem ersten Bande der „Nachgelassenen Schriften“ vorgebrucht ist. Ihr Verfasser ist die Witwe Feuerbach's. Der Liebe scharfes Auge, des Schmerzes Tiefinn machten sie zur Lösung der Aufgabe trefflich befähigt; mit feiner Beobachtungsgabe werden des Verstorbenen seltsam verschlungene Seelenzustände zergliedert, mit Verständniß ist seine wissenschaftliche Wirksamkeit geschildert, mit ergreifender Begeisterung der herbe Ausgang des Lebens uns vorgeführt. Wo jeder Andere zur unmuthigen Borneslage gegen die Zeitverhältnisse, gegen die empörende Unterdrückung der

besten Talente sich hätte hinreißen lassen, da wird mit edler Zartheit ein mildernder Schleier vorgezogen; wo Jedermann die volle Berechtigung, derbe Geißelhiebe zu führen, zugegeben hätte, da wird nur die geläuterte Resignation laut. Bewunderungswürdiger als die formengewandte Behandlung der Sprache erscheint die klare harmonische Stimmung der Seele, die hier zum Ausdruck kommt und sich mit Kraft alles Pathologischen in den Gedanken wie im Stille erwehrt. Von einem so sinnig und poetisch organisierten Wesen geschrieben, verliert die Lebensgeschichte Anselm Feuerbach's alles Bittere; sie bleibt tragisch auch in dem einen Merkmale, daß sie schließlich einen ruhigen, versöhnenden Eindruck zurückläßt. Es konnte ja diese gewaltsam verkümmerte Lebenskraft doch nicht aller Früchte beraubt werden; des Verstorbenen wissenschaftliche Thätigkeit strahlt um so glänzender, je mehr die Widerwärtigkeiten im persönlichen Leben sich häufen, je geringere Anregungen das letztere bot.

Feuerbach's Biographie ist eine ununterbrochene Lebensgeschichte, ein stätiger Kampf gegen ungünstige äußere Verhältnisse. Daß dieselben an einer eigenrhumlichen Geistesverfassung unsers Helden den besten Bundesgenossen fanden, steigert nur unser Mitleiden.

Zwei Jahre vor dem Beginn unsers Jahrhunderts geboren, als Kind und Knabe vielfach wandernd, vom Ufer der Nordsee plötzlich auf die flache münchener Ebene geworfen, entwickelte Anselm Feuerbach zwar frühzeitig den wissenschaftlichen Sinn und die künstlerische Anlage, gewann aber nicht die kindliche Harmlosigkeit, die ungetrübte Sphäre der Anschauungen, welche nur dort von der Kinderseite Besitz nehmen kann, wo ein festbegründetes Haus, ein altbewährter Herd für das Kinderauge von seiner Stelle unerrückbar vorhanden ist. Schon in den Kinderjahren zeigten sich die Spuren einer krankhaft erhöhten Einbildungskraft, einer felsamen Mischung von Trug und Weisheit. Sie wurden durch die Sendung des Jünglings leider nicht bestritten. Er bezog 1817 die Universität Erlangen; des bekannten Professors Ramme, der sich persönlicher Erscheinungen des Heliand bediente, „Diktirhschreien“ zerstörten Anselm's geistige Gesundheit und legten den Keim zu späteren trüben Stimmungen. Er nennt sich, indem er dem Vater seinen Entschluß, Theologie zu studieren, verkündigt, den „Wiedergebundenen, dessen Herz vor unendlicher Liebe glüht“, verliert sich aber in Wahrheit so weit, daß er „die Dämonen in wahnsinnigen Gebeten durchdringt“, einer Offenbarung entgegenharrt, und die Selbstqualerei zur höchsten Epigee treibt. Seine Tagebuchblätter aus dem Jahre 1819 lassen ihn als einen glänzend Verirrten, schwer Kranken erscheinen und bezeichnen schauerlich den Abgrund, in welchen reizbare Jünglinge durch verbucherten Nachdenkungsverstand herabgezogen werden. Eine schwere Krankheit, die ihn Erlangen zu verlassen zwang, die darauf folgende Reise nach Dresden, wo er im Kreise Ulke's von der Rede lebte, sowie die wieder aufgenommenen Pflege der archaischen und ästhetischen Studien führten ihn langsam vom Rande des Verderbens ab; aber

noch in Heidelberg regten sich zeitweilig die Spuren des alten Uebels und zeigten sich leise Rückfälle. Der Eintritt in große Verhältnisse allein hätte den Selbstmarter retten können; wo sind aber die großen Verhältnisse, die einem deutschen Gelehrten zugänglich wären? Ein „Schulbuchrevisorat“, am ansbacher Lyceum bezeichnend, Feuerbach's Eintritt in das praktische Leben. Kein Wunder, daß auch die Liebe ihre Wunderkraft hier scheitern sah, gerade der Liebende an der krankhaften Reizbarkeit des Gemüths heftig litt. Von Frankfurt aus, wohin er sich, dem inneren bösen Geist fliehend, plötzlich geflüchtet hatt, schickte er in einem von der Witwe mitgetheilten Briefe dem Vater die durchlebte Vergangenheit, die verkehrte Behandlung, die ihm zutheil wurde, die Selbstmordgedanken, mit welchen er umging, aber er läßt die Hoffnung zu gefunden am Schlusse noch durchblicken. Gleichgültig gab er der Geliebten das bindende Wort und setzte den Plan, den Apollo vom Belvedere zum Mittelpunkt einer literarischen Arbeit zu machen. Die Liebe und die Wissenschaft wurden seine Heilmittel. Armer Feuerbach! Das Schicksal hatte es mit der Wirkung dieser Argenden anders bestimmt. Kaum vier Jahre vermählt, im Himmel des häuslichen Glücks sich wiegend, steht er seine Gefährtin sterben, alle Träume einer seligen Zukunft gemeinsam vernichtet. Der Altar aber, an welchem er der Wissenschaft opfern sollte, waren die untern Classen am späteren Gymnasium.

Warum das? Warum es nicht wagen, an einer Universität die Laufbahn beginnen, für die Natur und Geist ihn bestimmt hatten? Er mußte versorgt werden. Dies die traurige Antwort, welche die Grabchrift so manches jugendlich frühen Geistes geworden ist.

Nothwendig verzögerte sich die Vollendung des „Nationalen Apollo“; daß Feuerbach überhaupt den Plan durchführte und trotz aller äußern Hemmnisse und innerer Trübung nicht allein eine wissenschaftlich tüchtige Arbeit, sondern ein reines Kunstwerk, auf die Anregung der Phantasie des Lesers kaum weniger berechnet als auf verständige Belehrung, schuf, kann nicht hoch genug eingeschlagen werden. Er bewies so durch die That, daß der Trostsporn des Vaters an dem Partgetroffenen: „Dignum deorum spectaculum vir fortis mala cum fortuna“, auf den rechten Mann angewendet war.

Mehr als 20 Jahre sind seit der Veröffentlichung des „Nationalen Apollo“ verfloßen. Zahllose Werke haben seit dieser Zeit den kunsthistorischen Bucherlassung zugefügt, andere und neue Größen in den Bucherglanz sich gestellt. Wie sind gewohnt, auf die frühern Jahrgänge mit Mitleid herabzublicken und sie als das Kindsalter der überhaupt noch jungen kunsthistorischen Wissenschaft zu betrachten; die Grundidee des Feuerbach'schen Werks stellt die Auffassung der Statue, als das Helion der Menschheit, „Kommeniden“, gilt gegenwärtig und nicht mit Unrecht als veraltet. Und dennoch lebt Feuerbach's Buch noch heute als ein Fundamentaltwerk unserer Wissenschaft. Es gewaltigen Fortschritte, welche die Kunstgeschichte in der letzten Zeit gemacht, wegzulegen zu müssen, wäre lächer-





trug viel dazu bei, die ohnehin nur schlummernden bösen Geister wieder zu wecken. Schweres Nervenleiden, theilweise Lähmungen begannen seit 1847 auch seine geistige Lebendigkeit zu untergraben. Es linderten zwar verständige Heilmittel und liebevolle Pflege auf kurze Zeit das arge Siechthum, doch nur schlimmer lehrte die Krankheit zurück. Sie brach den Hartgeprüften am 7. September 1851.

Einmal, als Feuerbach während seiner Krankheit von Trost- und Hoffnungslosigkeit übermannt wurde, gab er seiner Stimmung in folgenden Worten Raum:

Als ich ein Knabe war, da legte ich meine Zeichnungen einem Maler vor; der sprach: das wird ein großer Künstler. Als Jüngling las ich meine Gedichte vor; er wird ein großer Dichter, sagte man. Als ich den „Apollo“ geschrieben hatte, hieß es: er ist ein großer Gelehrter. Was bin ich nun? ein elender kranker Mensch!

Diese Worte werden hier nicht angeführt, weil wir mit dem trübsinnigen Mann, der sie aussprach, den Glauben an sein verlorenes Leben theilen. In einer andern Weise bilden sie den Schlüssel zum Verständnisse Feuerbach's. Seine Freunde, welche seine künstlerische Anlage bewunderten, trafen ebenso sehr das Rechte, wie die andern, welche seine wissenschaftliche Bedeutung priesen. Selten findet sich in der Gegenwart tüchtige Gelehrsamkeit mit einem feinen Künstlerinne so innig gepaart wie bei Feuerbach. Welchen Werth gerade durch diese Vereinigung Feuerbach's kunsthistorische Arbeiten gewinnen, wurde bereits früher erwähnt. Auch die „Geschichte der griechischen Plastik“, welche, von Hettner besorgt, den zweiten und dritten Band der „Nachgelassenen Schriften“ bildet (der vierte Band wird durch mehrere kleine Abhandlungen über einzelne Marmorwerke und Vasen ausgefüllt), erscheint namentlich durch die durchgebildete künstlerische Fassung verdienstlich. Von strenghistorischem Standpunkte beleuchtet, macht das Werk nur auf den Titel einer Skizze Anspruch. Es fehlt Vieles zur Vollständigkeit, die man bei einer die Forschungen vorläufig abschließenden Geschichte der griechischen Plastik voraussetzen darf (so sind z. B. die wichtigen lykischen Monumente vom Verfasser unerwähnt geblieben), und auch sonst werden nicht wenige Fragen der historischen Kritik nur nebenbei berührt. Desto gründlicher und sorgfältiger sind die ästhetischen Partien, jedenfalls mit die anziehendsten des Buchs, gearbeitet. Gleich die ersten Capitel, dem allgemeinen Wesen der griechischen Plastik gewidmet, gehören zu dem Besten, was über die Kunstanschauung der Alten geschrieben wurde, und orientiren vortrefflich in dem Kreise der antiken Phantasie. Man erkennt, wie der Verfasser feinsinnig auseinanderlegt, ihre Richtung auf das rein Plastische aus der Art und Weise, wie bei den untergeordneten mythischen Gestalten Menschliches und Thierisches vereinigt wird, aus dem Festhalten am bekannten griechischen Profil, das allerdings nicht erst von Künstlerhand erfunden zu werden brauchte, aber durch sein kanonisches Aussehen über den ästhetischen Sinn der Hellenen wichtige Aufklärungen gibt, und schließlich aus der üblichen Form der Darstellung.

Nichts oder sehr wenig ist vom ehernen Schneidwerk zu erblicken. Dem Stoff ist blos der einfachste, gleichsam natürlich architektonische Umriss gegeben oder vielmehr gelassen, das Viereck, die Kreislinie. Er ist nicht erst zu vielfachen Fugen zerrissen, zerschnitten und dann erst wieder zu conventionalen Form zusammengefügt, gespannt, gedreht, durchlöchert, geknüpft; er wird nicht eine Art technisches Kunstproduct oder in der Kunstsprache eine Art Meisterstück für sich, sondern er wird erst etwas in dem Momente, für den er bestimmt ist, er wird erst durch den Gebrauch, die Anwendung.

Bei der griechischen Gewandung kann der bloße einfache Act des Ankleidens und Auskleidens, welcher durchaus kein anmuthige Bewegungen des Körpers zuläßt, nicht selten so begünstigt, der Gegenstand eines gefälligen, sinnlich und gemüthlich befriedigenden Bildes werden. Wie lieblich ist die kleine Statue einer Nymphe in Reapel, welche den Fuß mit der Sandale bedeckt, wie reizend die Bewegung der Arme an jener Längerin ebendasselbst, welche eben den Chiton über die Schulter zusammenheftet u. s. w. Bei unserer modernen Gewandung kann Aehnliches nur vorkommen, wo ihre Theile mehr oder weniger an Antikes erinnern, beim Umwurfe des männlichen Mantels oder des weiblichen Chablis. Dagegen fehlt man sich die Vollziehung der Schnurartförmigkeit, das Ziehen und Schlagen eines Strumpfs in Marmor gemeißelt vor, oder einen Helden, der mit gestreckten Beinen in die hohen Hosenständer fährt, stöhnend und stuchend die Stiefel an den Ohren, den Stulpen emporzieht, und Abends den treuen Stiefelknecht nicht zu vergessen! Man sage nicht, dergleichen hat mit der Kunst nichts zu thun, es hat keine Bedeutung, keinen Sinn. Spricht sich nicht aus der Mühe und Noth des bloßen lumpigen Ankleidens und Entkleidens vollständig das Gefühlste, mühselig Gemachte, Beengende unserer Zustände aus, und dort die freie natürliche Begehrlichkeit des antiken Lebens.

Diese Stellen mögen hinreichen, das Beziehungslose, Frische und Anregende in Feuerbach's Schreibweise zu charakterisiren. Einem kleinen Kreise ist allerdings das Gesagte selbstverständlich; Andern jedoch, und ihre Zahl ist leider nicht gering, können ähnliche Bemerkungen nicht oft, nicht eindringlich genug wiederholt werden. Man thut wohl daran, sich die Verschiedenheit des modernen und antiken Lebens zu Gemüthe zu führen, welche nicht aufhören, uns die Antike als das absolute, unbewegliche nachzuahmende Vorbild in allen Gattungen der bildenden Kunst vorzuhalten. Bei aller Anerkennung desselben muß man sich fragen: was sollen die Künstler mit einem Ideale, welches dem wirklichen Leben gegenüber todt und vollkommen fremd erscheint, welches sie daher nicht mit glücklichem Erfolge äußerlich nachahmen, niemals aber mit unbefangener Freiheit nachschaffen können? Man kann über das Unkünstlerische in der modernen Kunst klagen, man soll aber nicht einen Weg des Heils suchen, welcher den Hauptmangel der modernen Kunst, das Beziehungslose zum wirklichen Leben, nur verewigt.

Am Schlusse des allgemeinen Theils berührt Feuerbach ein Thema, welches nach einzelnen Anzeichen eine praktische Bedeutung zu gewinnen droht: die Chronologie der Plastik. Bekanntlich hat der englische Maler Gibson zu Rom zu wiederholten malen die Antike nachzubilden versucht und seine Nachahmung mit farbigem Schmaße versehen. Ob dieser Nachahmung jetzt eine weitere Nachahmung gefunden ist, ist unbekannt, steht aber bei dem Umstande, daß in der modernen

Kunst ein viel kürzerer Weg zum Irrthum als zur einsichtigen Wahrheit führt, immerhin zu fürchten.

Von jener seltsamen Anschauungsweise, welche die plastischen Kunstwerke nur für den Tastsinn geschaffen sein ließ, kann natürlich bei Feuerbach nicht die Rede sein; ebenso streng hält er sich von einer neuern Ansicht entfernt, welche eine ziemlich ausführliche Bemalung der antiken Statuen annimmt. Immerhin hätte die Summe aller Zeugnisse und untrügllicher Monumentenreste, welche für die Anwendung der Polychromie in der alten Kunst sprechen, bedeutend vermehrt werden können. Außer den bekannten Afroskithen und Chrysoelephantinen verdienen namentlich die feinunterschiedenen Bildwerke einer besondern Erwähnung. Die nackten Theile der Frauen an denselben sind aus Marmor, die Frauengewänder dagegen, wie die mannlichen nackten Körper aus gröberem Steine gearbeitet.

Man sieht aus diesem Beispiele, wie sehr die antike Kunst auf die Individualisirung des Stofflichen, sei es organischer oder unorganischer Natur, auch bei der Wahl der Materialien Bedacht nahm und kann den weiteren Schluß auf die Bestimmung der Farbe an Sculpturen nicht ziehen. Eigentlich malerische Wirkungen, eine empfindende Naturnachahmung im Sinne der mittelalterlichen Holzschnitzerei wurde nicht beabsichtigt; wo nicht die Farbe als Schmuck, wie bei den Waffen, auftrat, oder durch die Natur des dargestellten Gegenstandes, wie bei Krampsen, Tigressen, bedingt war, da dient sie zur lebhaften Hervorhebung der Formen, ohne das Maß des Plastischen zu überschreiten. Wer das in der antiken Kunst verfolgte Farbensystem, so gänzlich verschieden von den Anforderungen an das Colorit, kennt, kann kaum Zweifel über die gänzliche Unterordnung des Malerischen unter die reine Formschönheit hegen. Wäre ihm nicht auch in der antiken Kunst eine ausgebreitete Wirklichkeit gegönnt, darin hat Feuerbach vollkommen Recht, wenn er der modernen Bildneri die Farblosigkeit als ihr größtes Lebenselement zuspricht. Gerade die unaufhörliche Sorge, von der uns ungleich befreunden und von den Malern Materie auf ihrem eigenen Gebiete bedrängt zu werden, zwingt die Plastik, sich schärfer zu betheiligen und ihre Wirkungsmittel vorsichtig zu gebrauchen. Bei den mannichfachen malerischen Motiven, welche natürlich in die neuern Sculpturwerke sich einmischen, wäre das Hinzufügen von Farbe nur vom Uebel, die Wirkung des ohnehin schon allzu mächtigen malerischen Effects, während die festbegrenzte griechische Kunst nicht den Schaden für die Rechte des Plastischen beizubringen.

Der Uebergang zur Geschichte der Plastik bilden Bemerkungen über die Composition, zunächst über die Vertheilung der Composition bei einer einzelnen Statue, dann über das allgemeine Verhältniß, welches den schöpferischen Sinn der Kunstwerke, die durchgängige Klarheit und Anschaulichkeit, wie die diesem Beispiele der modernen Plastik zu Grunde liegende Grabmonument für den Herzog von Leuch-

tenberg) dazu, durch den Gegensatz zu antiken Werken die Eigenthümlichkeit der letztern in ein scharfes Licht zu stellen.

In den formlosen symbolischen Zeichen, an welche der fromme Glaube der Vorzeit die Gegenwart der Götter knüpfte, liegt der erste, allerdings ärmliche, kaum bewusste Anfang der künstlerischen Thätigkeit der Griechen gegeben. Wie aber ist die weitere Stufenfolge zu denken bis zur Enthüllung der reinen Menschengestalt aus den mannichfachen symbolischen Schleiern? So etwa, daß man an den rohen Pfeiler einen Kopf ansetzte (Perme), mit Stumpfen zur Seite, um daran Kränze anzuhängen, die Stumpfe später in Arme verwandelte und schließlich das untere Pfeilerstück in Beine theilte, anfangs festgeschlossen, später fortschreitend? Feuerbach ist anderer Meinung.

Die Kunstgeschichte überhaupt schreitet nicht vor nach den Regeln einer Zeichenschule, wo man auch erst Nasen und Augen, dann Köpfe, dann Füße und Hände und endlich ganze Figuren machen lernt. Die Kindheit der Kunst ist eben Kindheit; in ihrer Unbefangenheit kennt sie keine Schwierigkeiten, die nicht nur in der Führung der Hand und der Instrumente liegen. Hier waltet noch der richtige Glauben, Alles zu können, und die kindische Lust, Alles zu wollen. Das Kind fängt mit ganzen Figuren an und hat Götter gebildet, wenn es auch nur Fragen zustandebringt. Sene Herminen ferner sind bloße Abstractionen; alles Abstracte aber ist später als das Concrete. Ihre Symbolik ist endlich eine bloße Abbeviatur, aber man fängt nicht mit Abbeviaturen zu schreiben an. Die Kürze eines Tacitus ist das späteste Product.

Offenbar hat der Eifer gegen die Systemsucht in der Geschichte den Verfasser zu weit geführt und den Herminen eine Stellung angewiesen, gegen welche sich ähnliche Einwendungen vorbringen lassen, wie gegen die denselben bis jetzt zugeordnete am Anfange der Kunstbildung, zumal als die Abstraction auch den einfachen symbolischen Pfeilern, den 30 Pfeilern zu Phara, den durch Quersäulen verbundenen Balken zu Sparta, welche die Distikuren bedeuten, vorgeworfen werden kann. Dennoch hält auch Feuerbach dieselben für echte untrüglige Kunstansätze. Mit Recht, denn abstract sind sie nur vom Standpunkte einer spätern, ausgebildeten ästhetischen Anschauung, welche sich nicht mehr in die Möglichkeit, lebendige Gedanken mit formlosen Gestalten zu verknüpfen, hineindenken kann. Gerade so könnten wir auch die uralte symbolische Kunst aus dem Anfange in das Ende der Kunstentwicklung versetzen, weil für uns alle Symbolik in eine nüchterne berechnete Allegorie sich aufgelöst hat, die Allegorie aber regelmäßig nur in der Verfallzeit der Kunst herrscht. Deshalb soll aber durchaus nicht das Irrige der Annahme bestritten werden, die Herminen seien eine allgemeine, unbedingt notwendige Durchgangsform der griechischen Kunst, welche die symbolischen Steinpfeiler vor sich, die Holzpuppen als nächste Entwicklungsstufe hinter sich hat. Namentlich die letztern fallen zweifellos noch in den Kreis primitiver Kunstbildung und erfüllen den Kreis der streng kirchlichen Kunst. Auf ihre Erscheinung, wie überhaupt auf die altgriechische Kunst, nimmt Feuerbach den ägyptischen Einfluß maßgebend an. Daß alle Streitlust, welche die Archäologen in sich bergen, in der Behandlung der

Frage nach dem heimischen oder fremdländischen Ursprunge der griechischen Kunst zur höchsten Steigerung aufklimmt, und die Sache trotz endlosen Untersuchungen noch immer nicht eine allgemein befriedigende Entscheidung gefunden hat, ist bekannt genug. Röh's Schülerkreis, des Wortes mächtiger als des Gedankens und in der Aufstellung neuer Hypothesen vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend, hat allerdings das Ziel überschossen und nur dazu beigetragen, daß die Gegner mit doppelter Hartnäckigkeit an der entgegengesetzten Meinung festhalten. Auf der andern Seite ist es aber wahrhaft kindisch zu nennen, wenn die Anhänger der Aoriginercultur jede Hinweisung auf orientalische Einflüsse für eine frevelnde Beleidigung der griechischen Größe nehmen und am Ende die Zumuthung stellen, die Hellenen als erhaben über die gewöhnlichen Entwicklungsgesetze der Geschichte, als ein Kunstvolk von Gottes Gnaden zu verehren. Die ägyptische oder im Allgemeinen die orientalische Frage ist für die antike Kunst derselbe Quälgeist, den die byzantinische Frage für die mittelalterliche Kunst abgab. Nur hat sich die letztere, trotzdem daß sie ausgiebig meist nur von Dilettanten durchforscht wird, rascher von ihm zu befreien verstanden als die classische Archäologie. Auch dort galt lange Zeit alles Frühmittelalterliche, Alles, was sich sonst nicht unterbringen und einordnen ließ, als Ausfluß der byzantinischen Kunst. So sprach man von einer byzantinischen Architektur im Norden, welche erst von der gotischen Baukunst abgelöst wurde; so entdeckte man einen byzantinisch-niederrheinischen Stil in der deutschen Malerei (und wenn ich nicht irre, hat derselbe noch immer die Ehre, in dem Kataloge der münchener Pinakothek als eine historische Thatsache zu leben); so fand man, daß Italien Jahrhunderte lang seinen Kunstbedarf von Byzanz bezog. Auf dem Wege des allgemeinen Raisonnements ließ sich die Sache nicht zur Entscheidung bringen. Man traf aber sogleich das Richtige, als man die Untersuchung auf specielle Gebiete verlegte, nicht alle Kuppelkirchen und dunkelgebräunten Bilder als byzantinisch zusammenwarf, sondern Kuppel gegen Kuppel abwog, die Unterschiede in der technischen Ausführung studirte, die Composition der Gemälde, die Zeichnung, den Farbauftrag sorgfältig auseinanderlegte. Gegenwärtig gehört die byzantinische Frage zu den am wenigsten räthselhaften Erscheinungen in der Kunst des Mittelalters. Eine so rasche Lösung hat aber die Frage nach dem orientalischen Elemente in der griechischen Kunst nicht zu hoffen, solange man sich mit der abstracten Grörterung begnügt, ob die Werke des Dädalides ein griechisches oder ein ägyptisches Aussehen hatten; und die undeutlichen, oft widersprechenden Zeugnisse alter Schriftsteller, die im Geiste ihrer Zeit über die vergangene Kunstbildung dachten, nicht durch eine eingehende Kritik der Monumente ergänzt. Jedes Volk construiert sich nachträglich auf die ihm zuzugewandte Weise die Entwicklungsgeschichte seiner Bildung; eine besonders strenge objective Auffassung darf man von dieser Unternehmung nicht erwarten, muß vielmehr neben zahlreichen, den historischen Kern treffenden Sagen auch mannichfache

Knechtoten, die die Bildung der Zeit, in welcher sie erzählt worden, richtiger charakterisiren als jene, auf welche sie sich beziehen, mit in den Lauf nehmen. Daß in dieser Hinsicht die literarischen Quellen der alten Kunstgeschichte häufig noch einer allzu unbedingten Autorität genügen, haben einzelne neuere Werke sattsam dargezogen.

Es ist hier nicht der Ort, schrittweise die Schilderung der Schicksale der griechischen Bildnerei, wie sie Furtwängler in gedrängten Zügen gibt, zu verfolgen. In Gelegenheit würde es nicht fehlen, Bemerkungen und Gegenbemerkungen anzubringen, versuchte Emendationen fruchtbarer Lesarten, z. B. die berühmte Stelle im *Phidias* über Myron, nach welcher derselbe allen übrigen Schmisse zum Troge im Ebenmaße noch über Polyzelos gesetzt wird, zu erwägen; chronologische Bedenken zu äußern, z. B. über *Phidias'* Berühmtheit bereits zur Zeit der marathonischen Schlacht; Einzelheiten zu berichtigern, z. B. die Angabe, daß die sitzende *Minerva* Statue des Dädaliden Endōus aus einem Delbaume geschnitten sei, welchen Feuerbach übrigens in eine viel zu frühe Zeit verlegt, falls es mit der Bemerkung *Mangabe's* über die Richtigkeit hat, daß die Buchstabenform einer erhaltenen Inschrift von einem Werke Endōus' in die niedrigste Olympiade falle; schließlich auch Druckfehler zu verbessern, wie z. B. nicht die späte Form des Kinos, sondern des Knies ein charakteristisches Merkmal des äginetischen Stils bildet u. s. w.

Es wurde aber bereits früher erwähnt, daß Furtwängler's Buch keineswegs mit dem Anspruche auftritt, die Geschichte der griechischen Plastik in einer abschließenden Gestalt zu liefern, daß es sich beschränkt, die Entwicklung der antiken Kunst in großen Zügen zu zeichnen und die ästhetische Bedeutung der hervorragenden Werke zu erörtern. Beides ist ihm in vortrefflicher Weise gelungen. Werden wir auch nicht durch sachliche Unschärfen über den verschiedenen Kunstcharakter der einzelnen Zeitalter orientirt, so lesen wir doch denselben aus den Schilderungen selbst ganz deutlich heraus und werden mit wünschenswerther Klarheit über den natürlichen Lauf der Kunstentwicklung von dem strengen typischen Zeitalterstil bis zur virtuososen Handhabung der Formen und der mächtig wirkenden Naturalismus in der letzten Periode der griechischen Kunst belehrt. Gerade daran müssen wir festhalten, daß auch in der griechischen Kunst im Allgemeinen und Ganzen jene Gesetze sich abzeichnen, welche das kunstgeschichtliche Leben jedes andern Volkes bestimmen. Bei den mannichfachen Geschwankungen, die welchen die antike Kunst stets mit dem gleichzeitigen Kunstbetrachte wurde, war es begreiflich, daß sie eine unvollständige, isolirte Stellung einnahm und ihre Entwicklung in die allgemeine Kunstgeschichte einem gewissen jähem Widerstreben begegnete. Seitdem auch das Studium der mittelalterlichen Kunst, zu mächtiger Ausdehnung emporgewachsen, die gesammte Kraft des einzelnen Forschers in Anspruch nimmt und ihn in ihrem Kreise fast ausschließlich festbannt, ist die Absonderung nur noch größer, der gleichmäßige Ueberblick des ganzen Kunstgebiets schwieriger.

und isoliert gemoohten. Aus über diese Zustände zu ber-  
 zagen, liegt kein Grund vor, da dieselben durch den  
 Gang der wissenschaftlichen Entwicklung bedingt werden.  
 Nur durch eine einseitige Beschränkung konnte die tiefe  
 Durchdringung der einzelnen Gebiete erzielt werden. Doch  
 darf das letzte Ziel darüber nicht vergessen bleiben, der  
 Weg, der die verschiedenen Disciplinen zu einer Wissen-  
 schaft wieder vereinigt, nicht versperrt werden. Es wird  
 noch lange währen, daß man an unsern höhern Lehr-  
 anstalten die Kunstgeschichte nur als ein pitantes hors  
 d'oeuvre duldet; im Kreise der allgemeinen Bildungs-  
 fächer jedoch nimmt dieselbe von Tag zu Tag eine hervor-  
 ragendere Stellung ein. Gerade hier aber gilt es, dem  
 Wald nicht vor lauter Bäumen zu verbergen und die  
 tiefere gesammelte Einheit aller Kunstformen in den  
 Hintergrund zu stellen.

Denn ein Wunsch während der Lesung des Feuer-  
 bach'schen Werks laut wurde, so war es der, den An-  
 merkungen des geistvollen Herausgebers unter dem Texte,  
 namentlich mit Bezugnahme auf die neuesten Entdeckun-  
 gen, häufiger zu begegnen. Jedenfalls ist Feuerbach's „Ge-  
 schichte der griechischen Plastik“ zur Einführung in das Stu-  
 dium der Kunstgeschichte und zur Belebung des ästhetischen  
 Sinns im höchsten Grade empfehlenswerth.

Katon Springer.

### Jordan's „Demiurgos“.

Demiurgos. Ein Mysterium von Wilhelm Jordan. Drei  
 Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 6 Thlr.

Die Franzosen haben Mysterien von Paris; unsere  
 deutschen Mysterien sind himmlische Hof- und Staats-  
 actionen. Die vorliegende Dichtung in drei Theilen,  
 deren erster bereits in Nr. 19 d. Bl. f. 1853 in ein-  
 gehender Weise besprochen wurde, ist ein echtdeutsches  
 Mysterium, welches sich nicht, wie die französischen, mit  
 den Sadgassen verlorenen Stadtviertel beschäftigt, son-  
 dern mit der absoluten Sadgasse des Bösen in dieser  
 Welt, und mit der Frage, wie diese Sadgasse in den  
 ewigen Grundriß des himmlischen Jerusalem  
 eingezeichnet ist. Wir haben es also mit einem metaphysischen  
 Problem zu thun, das seit uralten Zeiten denkende  
 Philosophen und priesterliche Denker beschäftigt hat und das  
 hier, zu einer umfangreichen Dichtung ausgedehnt,  
 seine Lösung zu gewinnen sucht. Auch ist die  
 Sprache des Gedichtes keineswegs eine künstlerische; der  
 Dichter sagt selbst im „Vorgesang“:

„Wahr, es scheint ein süßes Unterfangen  
 In solcher Zeit, so durch und durch verstimmt,  
 Nachher für eine Dichtung zu verlangen,  
 Da sich nun Ziel das schwerste Räthsel nimmt,  
 Das dessen Lösung jemals Menschen rangen,  
 Die hätten mit dem Schwere der Reinigung schwimmen  
 Und frei davon, es bildet ihre Wendung  
 Und führt zu einer großen Selbsterleuchtung!“

Der Dichter tritt also mit der Reformationsmühsal vor uns  
 und will einen Umwurf der Denkweise des Jahrhun-  
 derts hervorbringen; er will das Problem nicht bloß

dichterisch erklären, er will es in einer befriedigenden  
 Weise auch als Denker lösen; kurz, wir haben nach der  
 eigenen Ankündigung des Autors, eine metaphysische Ten-  
 denzdichtung vor uns, eine optimistische Theodicee, deren  
 äußerlicher Umfang schon über das triviale Maß der  
 Alltagspoesie hinauswächst, deren Inhalt aber bedeutend  
 und commentarbedürftig genug ist, um zunächst ein aus-  
 führliches Eingehen auf den Zusammenhang der Dich-  
 tung zu rechtfertigen, ohne welches jede Kritik derselben  
 unverständlich bleiben müßte. Schon der Ernst dieses  
 großen poetischen Unternehmens und das philosophische  
 Piedestal, auf das sich der Dichter stellt und von dem  
 er auf die Eklipser der Duodezibände als ein Prognos-  
 tiker des Gedankens vornehm herabsieht und sich als  
 jüngster Dichter einer Divina commedia an die Pro-  
 metheus-, Job- und Faustpoeten, an alle die geistigen  
 Größen der Menschheit mit möglichster Ebenbürtigkeit  
 anzuschließen sucht, machen, abgesehen von der hervor-  
 ragenden Befähigung und Originalität des Dichters, eine  
 genauer eingehende Analyse seines Werks wünschenswerth.

Mit Freuden liest man zunächst die Zueignung an  
 den ritterlichen und edeldenkenden Herzog von Sachsen-  
 Koburg-Gotha, der nach der ruhmvollen That von Ebern-  
 förde bei seiner Begegnung mit dem Dichter den schlum-  
 mernden Gedanken dieser großen Dichtung in ihm weckte  
 und durch den rechten Bild und die rechte Frage zur  
 vollen Form und ins Leben hervorlockte. So knüpft  
 das Poem an eine bestimmte historische Begebenheit an;  
 Färbung und Stimmung jener Zeit sind treu wieder-  
 gegeben, und die Bedeutung jener furchtlichen Erscheinung  
 tritt in das schönste Licht:

Die schwarzrothgold'ne Flagge wehte  
 Hoch über mir so hoffnungreich!  
 Kein Fühlen wurde zum Gebete:  
 Erneue, Herr, das deutsche Reich!  
 So fühlend trieb es mich zu dir  
 Nach Altenhof ins Hauptquartier.

Doch was ich dort in dir geschaut,  
 Als dich mein erster Blick getroffen,  
 Das mach' ich nie in Worten laut;  
 Es war, es bleibt ein schönes Hoffen.

Ein Lichtblick war dein schöner Sieg,  
 Der einzige in tiefer Nacht.  
 Schon hoch vom Horizonte kieg  
 Das Wetter auf, durch dessen Nacht,  
 Was damals unser Herz erweitert  
 Verheißungsvoll, so rasch gescheitert.

Gemeinsam suchten wir den Trost,  
 Den kein Vulkan demiedertoff,  
 Gemeinsam wollten wir „erwachen  
 Aus den zertrümmten Hoffungsstaaten  
 Den Gotteschritt im Weltgeschick“,  
 Den ew'gen Werth im Augenblick.  
 Da thatest du die rechte Frage,  
 Da warst du mir der rechte Mann;  
 Da warst du mir mit einem Schlag  
 Entschleiert, was ich soll und kann.  
 Ich wünschte damals dir vor Allen  
 Durch klare Worte zu gefallen;  
 Dein Auge wurde mir zum Sporn —  
 Und sprudelnd floß der Dichtung Born.

Schon lange spann' ich zwar die Fäden —  
Sie schienen hoffnungslos verwirrt:  
Nach jener Stunde Wechselreden  
Verwob ich Alles unbeeirrt.

Was ist aus jener Zeit geblieben?  
Mir wenig mehr als jener Span \*)  
Und was ich hier von ihr geschrieben:  
Nimm, was du wecktest, freundlich an!

Dir blieb, o Herr, was du gethan.  
Im Volke lebt es unvergessen,  
Daß du mit seinem Herzen zogst,  
Weil du mit deinem Herzen wogst,  
Statt kalt zu rechnen und bemessen.  
D'rum weiß der Dichter sich entschuldigt,  
Indem er nicht für sich allein  
Dir, edler Herzog, dankbar huldigt;  
Denn Millionen stimmen ein!

Nach der schönen und kräftigen Widmung folgt der  
gleich kräftige „Vorgefang“, der ebenfalls an jene Zeit  
und ihre schönen Hoffnungen anknüpft:

Wir sah'n uns schon zur altreig'n Sitte,  
Zur alten Form, vom neuen Geist verklärt,  
Zum alten Ruhm als Herrschervoll der Mitte  
Nach langem Zwischenreich zurückgekehrt,  
Der halben Welt zum Trost mit ew'gem Ritte  
Geeinigt durch ein mächtig Kaiser Schwert  
Und meergewaltig wie die edeln Ahnen  
Im Panjabund auf allen Ozeanen.

Die optimistische Tendenz des ganzen „Demiurgos“  
spricht der Dichter, mit vollkommener Klarheit in den  
beiden stolztonenden Schlusstropfen aus:

So geh' denn hin, du Schöpfung sel'ger Mächte,  
In denen ich das reinste Glück empfand,  
Als alles Böse, alles Ungerechte  
Im Weltenplan vor meinem Blick verschwand,  
Und eben Das am sterblichen Geschlechte  
Als höchsten Gnadenquell mein Geist erkannt,  
Was man verwünscht als Keim von allen Qualen  
Und blind vertauschen will mit Idealen.

Geh' hin und hilf den Widerspruch verklären:  
Der Lauf der Welt geht stets die beste Bahn,  
Und jeder Wunsch, den wir dagegen nähren,  
Erweise sich, erfüllt, gewiß als Wahn;  
Doch wenn wir thätlich dieses Glaubens wären,  
Dann wär's um unser Menschenthum gethan:  
Es muß die Menschheit ringen nach dem Ziele,  
An welchem angelangt die Welt zerfiele.

Nach dieser klaren Angabe des Inhalts tauscht der  
Vorhang des Mysteriums in die Höhe, und es beginnt  
der Prolog im Himmel oder vielmehr der Prolog auf  
der neuentstandenen Erde. Der Geist des Guten und  
der Geist des Bösen, Agathodämon und Lucifer, fahren  
auf einem Stern mit langen Strahlenruthen zum Er-  
denrund. Lucifer, der Geist der Verneinung, der Be-

\*) Diese Worte beziehen sich auf folgende vorhergehende Verse:  
Dann war es mir ein freud'ger Schreck,  
Der Götter zerstoß'ne Wohlen  
Runmehr als deuthches Kriegesverbed  
Du fühlst unter meinen Sohlen.  
Ich träumte schön, ich träumte stolz  
Von meines Vaterlandes Ruhm  
Und harg, ein Stück von ihrem Holz  
Auf meinet Brust als Heiligtum.

schränkung, des Rasest, der dem „Ocean von Gnade“,  
den Agathodämon ausströmt, Grund, Boden und Ge-  
stade gibt, wettet mit Agathodämon, daß er weit eher  
noch eine in sich zusammenhaltende Welt zustandbringen  
würde als jener, und wünscht mit dieser Erde eine Probe  
seiner Schöpfungskraft zu machen, nur müsse Agatho-  
dämon von diesem Stern sich selbst und seine Rich-  
tern halten:

Denn was davon ich brauchen kann,  
Enthält er schon von Anfang an.

Nach dem ersten Acte der Schöpfung soll dann Agatho-  
dämon entscheiden, wer die Wette gewonnen hat, und  
der Verlierer soll dem Andern ein Götterjahr als Besal  
dienen. Agathodämon geht darauf ein, und ist am  
höchst begierig, „wie die Vernichtung schaffen sollte!“  
Lucifer aber erscheint als ein Riesengeier, der mit seinem  
gewaltigen Flügeln über dem Weltenei brütet, und hin-  
geschleicht:

Das uns in alle Ewigkeit Geheime,  
Der Werdensanstoß für des Lebens Keime.

Er erscheint als der Demiurgos.

Nachdem die Zeit um ist, sitzen Beide auf dem höch-  
sten Grate einer Alp und beschauen die Erde, das Werk  
des Demiurgos, die in außerordentlich schönen Strophen  
geschildert wird. Lucifer rühmt sich sein lächelnd seine  
Arbeit. Agathodämon sagt zwar:

Dein Werk, das muß ich eingesteh'n,  
Ist schön und herrlich anzuseh'n.  
Doch schau'n wir hinter die Coulissen!  
Da gibst gewiß zerbroch'ne Köpfe.  
Mir kommt dies Wimmeln der Geschöpfe  
Von vornherein verdächtig vor.  
Wie anmuthsvoll für Aug' und Ohr  
Das Alles auch erscheint und klingt,  
Ich weiß doch, es ist deine Brut  
Und fürcht', ich finde minder gut,  
Was sie zu ihrem Treiben zwingt.  
Auch scheint mir Manches ganz verkehrt.  
Und klein des Bessermachens Räthe.  
Woju zum Beispiel wird das Gras verhoert  
Durch jene ungeschlachten Kühe?

Lucifer theilt ihm mit, er werde noch ganz andere  
Dinge sehen. Nun beginnt eine kräftige Schilderung  
der zerstörenden Naturgewalten. Agathodämon fährt in  
hellem Born auf, und erklärt, gegenüber dieser sich selbst  
verschlingenden Welt, diesem Nachwerke von Lucifer's  
List, seine Wette für gewonnen. Lucifer protestirt da-  
gegen; er will ihm vom Leben der Menschen den Schleis  
heben, ihn mit treuer Auswahl durch Glück und Un-  
glück führen, und erst nach dieser Erdenfahrt will er als  
Basall dem Agathodämon dienen, wenn er dann noch  
im Stande ist, diesem Sterne zu fluchen. Damit er  
aber selbst fühle, „wie dies Dasein schmeckt“, will er  
bald ein passendes Subject als irdisches Kleid für den  
Geist Agathodämon's ermitteln, in welchem dieser seine  
Erdenwallfahrt antreten könne. Schön und erhaben ist  
die Schilderung von Lucifer's Fahrt:

Er sprach's und gab der Wolke einen Wink,  
Die dunkel über einem Gletscher hing.



Sie hält ihn ein; ihr blutgeschwanger Schoos  
 Reißt sich vom Alpenhaupte los.  
 Und wie sie die schwarzen Fittiche regt,  
 Knarren und seufzen die Tannen,  
 Mit wachsender Sturmesbeile setzt  
 Sie über die Lände vordann.  
 Wälder liegen wie Halme gemäht,  
 Da die Windebraut gegangen,  
 Umzuckt in flammender Majestät  
 Von den brüllenden (?) Himmelschlangen.  
 Doch rieselt und rauscht es hinterdrein  
 Erquickend, segnend, beglückend,  
 Und jurelisch durchfunkelt vom Sonnenschein  
 Den Bogen des Friedens brückend.

Bir werden nun mitten ins Menschenleben hinein-  
 geführt, in ein gräßliches Schloß, in welchem der junge  
 Graf Heinrich im Sterben liegt. Heinrich ist ein ver-  
 zogenes Muttersohnchen, das nur lernt und betet. Luci-  
 fer tritt auf als Doctor Lucas aus der Residenz, ver-  
 trübt durch einige Sarkasmen den Arzt, der den Kran-  
 ken behandelt, und beschwört Agathodämon herbei, der  
 bisher auf eigene Faust die Erde durchschwefelt und dies  
 fluchbeladene Werk kennen gelernt hat. Die Schilder-  
 rung des Verderbens, das auf ihr waltet, ist wieder  
 mehrerhaft; ebenso schwunghaft werden die in der Men-  
 schenrauß lebendigen Künste des Guten dargestellt,  
 welche den Agathodämon bestimmen, die Erde von den  
 Fesseln des Bösen zu erlösen und selbst zum Erdenge-  
 nossen zu werden. Doch als Agathodämon gleich das  
 Regiment verlangt, sträubt sich Lucifer dagegen, indem  
 er bis jetzt noch im klaren Vortheil sei.

Rein, Bruderherz, das geht mitnichten!  
 Auch willst du ja den Stern erst dann,  
 Wenn er durch nichts genesen kann,  
 Aus Mitleid schnell zugrunde richten.  
 Doch eben das geschieht gleich,  
 Ich will's mit jedem Eid beschwören,  
 Versuchtest du auf einen Streich  
 Das Böse völlig zu zerstören.  
 Die Wurzeln sind so weit verwebt,  
 Daß, wenn man sie mit einem Ruck enthebt,  
 Ein kolossaler Erdenkloß  
 An ihnen mitgerissen bleibt,  
 Und gar in diesem unserm Fall  
 Weiß ich, er wäre ganz genau so groß  
 Wie der gesammte Erdenball.  
 Es frommte nie, dem ersten Eifer  
 Zu übertragen volle Macht.  
 Du schenkst gewiß die Frucht des Glückes reifer,  
 Daß du zuvor das Leiden durchgemacht.

Agathodämon entschließt sich dazu und fährt in die  
 Land der sterbenden Grafen Heinrich, mit dessen Wesen  
 er ganz und gar in Eins verwechselt. Der gute sanft-  
 erzogene Heinrich, von dem eine zarte mütterliche Hand  
 alles Gefährliche und Bedenkliche, alles nicht anmuthig  
 Entsetzende ferngehalten hat, ist allerdings ganz geeignet,  
 als leibliches Gefäß für Agathodämon's Menschwerdung  
 zu dienen. Vortrefflich sind die pädagogischen Ermah-  
 nungen Lucifer's, welcher der verzärtelten Erziehung  
 der Mutter Schuld an der gefährlichen Krankheit des  
 Sohnes gibt:

1855. 12.

Ihr selber habt ihn sich gemacht  
 Und ihn im Kreidhaus schlaff emporgetrieben,  
 Und was ihn nicht ans Grab gebracht,  
 War nichts als euer maßlos Lieben.

Hierauf folgt eine Art „Spaziergang“ und dann  
 ein moderner Faust-Monolog. Während im Goethe'schen  
 Spaziergang das tendenzlose Behagen der harmlosen  
 Sonntagswaller ausgesprochen ist, gähren hier im Bürger-  
 und Bauernstand die modernen sozialen Tendenzen. Der  
 alte Bauer spricht die engherzig conservative Gesinnung  
 dieses Standes mit einem verbrühtigen Humor aus.  
 Heinrich tritt auf, von Universitäten heimgekehrt, als der  
 vollendete Idealist, der in der Welt vergebens das Voll-  
 kommene sucht, überall Heuchelei und grelle Mißgestalt  
 erblickt, sobald man dem Schein der Anmuth näherrückt.  
 Alle schönen Träume der Phantasie erbleichen in der  
 Wirklichkeit. Er hat die Welt sich angesehen: auf den  
 Universitäten herrscht ein rohes oder ganz seelenloses Le-  
 ben; die Kunst geht nach Brot; aus allen Ständen ist  
 die Freude am Dasein verschwunden; Glaube und Le-  
 benskraft sind von der Wissenschaft verschmätzt worden.  
 Aber Heinrich fühlt mit aller Klarheit, daß er nur ein  
 Faust-Epigone ist und seine Qual mit den Leiden jenes  
 Riesengeistes nicht vergleichen könne. Kein unerhörter  
 Geist, keine Magie, keine Zauberzeichen gibt es mehr;  
 überall nur „müßende Atome“, vom Einmaleins regiert,  
 nach Pfund und Pferdekraft begriffen. Der fessellose  
 Menscheng Geist hat die Glaubensform aufgelöst; dafür  
 herrscht in der räthsellosen Welt nur eine prosaisch-platte  
 Entdeckungs- und Erfindungswuth. In Heinrich's Brust  
 ist nun das heiße Verlangen „nach Dem, was nirgends  
 wirklich ist“, lebendig, der leere Idealismus. Doch  
 dies Verlangen muß irgend eine tiefere Begründung ha-  
 ben; vielleicht offenbart sich ihm doch die Vollendung  
 im Jenseits. So versucht er sich das Leben zu nehmen,  
 woran er indeß von Lucifer verhindert wird. Dieser deutet  
 ihm zunächst an, daß das „grellgeschminkte“ Ideal von  
 der Wirklichkeit lernen könne und daß gerade die Seh-  
 such nach den Idealen die mächtige Triebfeder der mensch-  
 lichen Entwicklung sei, während in der Thierwelt die  
 rasch zugreifende, stets sorglose Kraft jede Entwicklung  
 ausschließt. Das weibliche Ideal, das in Heinrich lebt,  
 weil es ihm Lucifer selbst während des Genesungsschlum-  
 mers vor Augen geführt, existirt indeß auch in der  
 Wirklichkeit; Lucifer verspricht, den lebensmüden Blasir-  
 ten zu diesem Ideal von Fleisch und Blut zu führen.

Helene, die Tochter eines Fürsten, der dies Kind in  
 kunstgeschaffenen Zaubergärten aufgezogen, ist eine naive  
 Blüte der hellenischen Cultur und ihrer harmonischen  
 Gestaltung; das weltfremde Wesen des Idealismus ver-  
 steht sie nicht; ihre Gedanken schweifen nicht über das  
 Vorhandene hinaus, die Thätigkeit und Regsamkeit im  
 häuslichen Alltagsleben, das rührige Schaffen und Pfl-  
 egen nimmt ihr ganzes Interesse in Anspruch. Heinrich  
 erblickt sie zuerst im Bade wie eine Marmorgöttin, von  
 allem Zauber der schönen Sinnlichkeit umgeben. Seine Sinne,  
 seine Seele werden gefangen und gefesselt; bald schlägt ihm

48

ein Herz voll Liebe entgegen; aber mitten in ihren Freuden quälen ihn idealistische Lebensfragen, auf welche die harmlose Geliebte keine Antwort weiß. Die olympische Heiterkeit des unbefangenen Daseins wird durch eine schwunghafte und schöne Dichterbithyrambe gefeiert, die wie eine Parabase den Rausch der feurigen Liebe auslöst. Denn nur zu bald erblaßt das Ideal der Geliebten in Heinrich's Seele; sie genügt nicht seinem idealen Streben; sie kommt ihm profaisch und nüchtern vor und versteht nicht den Schwung seiner Seele. Sie findet Gefallen am Tanz, „am dargestellten Sinnenbrand“, und an „den haushaften Erbärmlichkeiten“; ja ihre menschliche Natur und irdische Bedürftigkeit tritt ihr selbst in derbeynischen Konsequenzen entgegen, die der Dichter nach dem Muster der Walpurgisnacht nur durch Punkte anzudeuten wagt. Lucifer entführt ihn daher aus diesem unbefriedigenden Liebesleben, in welchem er nur versauern könnte.

Nach einer etwas mystisch-dunkeltönenden Allegorie, in welcher die Versöhnung der irdischen und göttlichen Liebe, der Venus und Madonna, in specularischen Dageklängen anklingt, führt Lucifer nun Heinrich in die sociale Welt, in das von den Tendenzen der Weltverbesserung aufgeregte Leben. Zuerst sehen wir ein Kleinbürgerliches tragisches Genrebild, die Familie des Tischlers Hobelmann, zerrüttet durch das Streben nach materiellem Genuß, welches von dem Meister mit der principiaten Begeisterung der modernen Socialisten erfaßt wird. Durch das andächtige Besessen in dies Evangelium, das allabendlich in den Bierstücken gepredigt wird, hat der Meister sein Geschäft vernachlässigt und verdrumt und sich in Schulden gestürzt. Das Elend der Familie, die Wechselgeschulden, Execution, Arrest, die Aufopferung der Tochter, die den Vater zu retten sucht, indem sie sich einem einflußreichen Mann hingibt — das sind Alles mit Flambrandtschen Farben aufgetragene Familienbilder. Heinrich hat diese Scenen des socialen Elends behauptet; es erglöh in ihm ein revolutionäres Feuer:

Fort, laß uns geh'n in die Spelunken,  
Das Elend suchen graulich nacht,  
Und schüren jeden Hordenfunden,  
Damit das Feuer endlich paßt!

Lucifer führt ihn in die Kreise Derer, welche bereits beschäftigt sind, den Funken zu schüren, in die Kreise der modernen Atheisten, Egoisten, Socialisten und Radikalen. Die geistigen Richtungen der vorrevolutionären Epoche, der modernen deutschen Encyclopädisten, werden aufs schärfste in allen ihren Nuancen enthüllt; auf keine dieser geistigen Champagner- und Liqueurflaschen wird ein vorletztes Etikette aufgelegt. Der Kosmopolit Arnold (Ruge) verspottet das Deutschthum und die engbrüstigen Nationalitätschranken; die heilige Familie, das Trifolium der drei Gebrüder (Bauer), die Hartensteinburger Kritik tadeln ihre absolute Weisheit in derbeynischen Ausdrücken aus; der „Eingige“ (Max Stirner), der seine Sache auf nichts, oder vielmehr auf sich selbst gestellt hat,

solettirt mit seiner Systemlosigkeit und mit der erhabenen Gleichgültigkeit gegen „den Spul und den Sparren“:

Denn wie wir eine Cigarre schmauchen,  
So müssen wir uns selbst verbrauchen.  
Zum Stehlen bin ich nur zu schlaue,  
Sonst nähm' ich's damit nicht so genau,  
Das Morde macht mir keinen Spaß,  
Sonst würd' ich mir's gewähren.  
Betrachte Alles als einen Krach,  
Wovon ich gedenke zu zehren  
Soviel ich irgend bewältigen kann  
An Speise, Plaisir und Leuten,  
Und bin ich satt — nun, ein todter Mann  
Hört nicht sein Grabesläuten.

Darauf tritt Hofscheid auf, ein radikaler Volksherr, „mit ungeheuerem Befall“, da er gewaltige Stichwörter wie Granitblöcke herniederbrennen läßt. Lucifer verhöhnt dies schale Zeug!

Das Schwurgericht, die freie Presse,  
Die Bürgerwehr, ein Unterhaus!  
Das ist die ganze Freiheitssache,  
Die pred'gen sie tagein, tagaus.

Dann tritt der Europamüde mit der Sehnsucht nach Amerikas unentweichten Urwäldern auf; der Enttäuschte, der auch dort in der Republik nur schöne Geldgier und Böbelwillkür entdeckt hat und daher nur im Untergange der Erde ein radikales Heilmittel sucht; der Frater Jacarius, der die undämonistischen Theorien des Bruderbundes, des allgemeinen Menschheitsfriedens, die Organisation der Arbeit predigt. Heinrich fühlt sich von diesen Lehren am meisten angezogen. Ein Volksaufstand stört die weltverbessernden Betrachtungen. Die Tochter des Tischlers Hobelmann hat sich einem hohen Herrn hingegeben, um durch sein Geld und seinen Einfluß den Vater zu erretten; der Bräutigam überrascht sie und wird dafür von dem hohen Herrn erschossen. Dies jündet auch in Heinrich's Gemüth:

Hinaus zum Kampf, das Volk wird frei,  
Ein Schuß, wer nicht zum Schwerte greift!

Am Schluß erscheinen die Gendarmen.

Wir haben jetzt den ersten Theil, die Hölle der neuen Divina commedia hinter uns, treten nun in den zweiten Theil, das Purgatorium, während der dritte, als das Paradies, in der Ferne steht. Zuerst wehrt sich der Dichter gegen die Mißverständnisse der Kritik und wahrt die Rechte der Gedankendichtung, tritt den Mißgeburtskindern mit dem gelehrten Aplomb einer aus der Gnose stammenden Mysticismeisei gegenüber, obgleich seine Verdammung gegen die Entlage der Commentarbedürftigkeit offenbar mangelhaft ist. Denn eine Dichtung mag noch so viele geistige Voraussetzungen haben, es wird immer ein großer Fehler bleiben, wenn sie sich nicht selbst ohne Commentar klar zu machen vermag. Mit der Berufung auf den zweiten Theil von Goethes „Faust“ ist wenig angedeutet; denn der geklebten Wahrheit der Epigonen und dem Bombast der Apotheken zum Trotz hat der gesunde Gesinnung der Nation ihn mit vollem Rechte verworfen. Am Schluß der einleitenden Parabase bekennt der Dichter seine eigene Klüftung auf

„einem Jünger der Elanenschule“ zu einem Anhänger des Wunderwaltens im Laufe dieser Welt; er behauptet, daß man seinen Lebenswandel excentrisch stellt und meint, je größer die Sonnenferne, desto größer die Sonnenwärme, wenn der Trieb der Umkehr erwacht ist.

Nachdem der Dichter durch diesen Begegnungsprotokoll sich mit dem Publikum vom hohen Pferde der Enose herab auseinanderzusetzen und einige biographische Aufhellungen über das Aphelium und Perihelium seiner kometarischen Geistesbahn gegeben, fühlt er das Bedürfnis, auch die Biographie seines Helden, des Demiurgen, etwas zu erläutern. Dieser beklagt in einer Elegie seine verlorene Seligkeit. Daß es dieselbe dramatische Person ist, die sich im ersten Theile als Lucifer einführt, wird uns aus der Angabe des Dichters klar. Doch paßt der weinerliche Ton und der den Nachwächter nach der Zeit fragende Erlösungsschmerz wenig zur Gestalt „des Fürsten dieser Welt“. Heinrich hat indeß im Kerker eine mythologische Vision, welche ihm die Göttergestalten aller Zeiten vorführt, die altägyptischen und altdeutschen Götter und den heiligen Omal der Tempelstein. „Ein ganz unglücklich schönes Paar“, das aus unerreichter Höhe herabsteigt, gibt dem Gefangenen die Ahnung, daß er geschnitten wird, wenn er das himmlische Wesen dieser Diodoren zur Führung seines Lebens wählt.

Ich weiß es, euer Bild bezwänge  
Die neue Welt, wenn's mir gelänge,  
Es ändert deutlich vorzumalen  
Im vollen Zauber dieser Strahlen.

Der Revolutionär Heinrich also fühlt auf ein mal nach dieser visionären Beglückung den Trieb in sich, Mühsalstifter zu werden. Auch die Heidin Helene, abgesperrt durch ihren Vater in ein hellenisches Reich des Sinnengenußes, wird, nach der Zerstörung des Schlosses durch anarchische Volksmassen, durch die Heidenpforte über die Grenzen ihres Gebiets hinausgeführt, beim Anblick einer Kathedrale wunderbar ergriffen, ein Eindruck, der sich bei dem Eintreten in den Dom durch die priestertliche Frier und den Kirchengesang noch mächtiger steigert. Wir verlassen also das schöne Heidenkind in den ersten Dämmer- und Gnabedämmerungen des Christenthums.

Das folgende Buch führt uns nach Frankfurt in der Epoche des Parlaments. Heinrich, ein Radikaler und Kaiserlicher, wird durch den Fürsten Felix (Lichtwacht), seinen Freund, für das conservative Interesse gewonnen. Der Dichter entrollt uns nun Lebensbilder aus jener Zeit; Gesellen, Dienstmädchen, Schreiber, Soldaten beginnen den Reigen; dann werden uns Brustbilder aus der Paulskirche vorgeführt, deren Unterschriften in etwas grobem Stile abgefaßt sind. Der Ausgang des frankfurter Parlaments, die Ermordung seines Freundes Felix haben unsern Idealisten wieder um eine höhere Fassung, um die Wiedergeburt des Deutschen Reichs betrogen. Müde von diesem babylonischen Thurm, angeekelt von dem Eimerlei der Existenz, will er sich wieder das Leben nehmen. Lucifer erheitert ihn an

seine Vision im Kerker, an das „unmöglich schöne Paar“. Heinrich hatte ganz darauf vergessen; jetzt geht ihm wieder die lichtvolle Ahnung auf:

Halt ein! Ich will noch einmal ringen;  
Ja nun ein Gottesbild kann unser Volk versüßen.

Jetzt gilt es indeß zuvor einen geistigen Kampf mit den „Titanen des Gedankens“, die ihre Waffen aus dem Arsenal der Wissenschaft entnommen. Ein berühmter Gelehrter, Alexander, theilt dem Fürsten, Helenens Vater, der nach dem Jaum des Bösen, nach dem Damm für die losgebundenen Volkseelster fragt, seine naturwissenschaftlichen Ueberzeugungen mit, in denen der Fürst zu wenig ethische Elemente und allgemeingültige Volksmoral findet. Die Rede Alexander's ist außerordentlich schön und gedankenreich, die poetische Paraphrase eines Aufsatzes, den Jordan einmal für die „Eptagonen“ schrieb, und in welchem er die Auflösung der Philosophie in die Naturwissenschaften proclamierte. Das Disputatorium nimmt indeß seinen Fortgang; Heinrich und Lucifer theilnehmen sich daran; Heinrich findet die kosmische Harmonie langweilig, und geräth auf einmal in eine so verzweiflungsvolle Stimmung, daß er diesen Stern und seinen Schöpfer verflucht. Donner rollen, Heinrich sinkt betäubt in eine Wolke, aus der Agathodämon hervortritt und sein Spiel für gewonnen erklärt. Lucifer läßt indeß einen wilden Pöbelhaufen in das Zimmer des Gelehrten stürmen, um ihn zu morden. Da ertönt Agathodämon's Nachwort; er entseßelt den Geist des Guten und lähmt die bösen Kräfte. Jetzt will er zwar noch in Heinrich's Gestalt, aber als Herrscher auf Erden weilen. Der Versuch dieser Herrschaft des Reinen und Guten wird in Nirgandheim gemacht, eine humoristische Parodie aller Utopien, die zu den anmüthigsten, dem Grundgedanken am meisten entsprechenden Partien des Werks gehört. Agathodämon wird des selbstgeschaffenen Glücks rasch müde:

Es hungert ihn nach einer Lebenslang.

Heinrich-Agathodämon sehnt sich nach dem höchsten lieben Bilde seiner Helene; da tritt sie ihm bleich, erschöpft mit einem Kinde entgegen:

Hinweg zu ihr — sehr' hin, o Welt!

Zu dem erscheinenden Lucifer sagt er:

Die Welt ist dein,

Du siegest, laß mich schnell von dannen.

Und Lucifer entgegnet:

Ich will, daß du als reiner Geist  
Am Ziele mir begegnest,  
Und frei von Leidenschaften seist,  
Wenn du die Erde sehnest!  
Du sollst mich kennen, hochbejahrt,  
Wenn dir die Augen brechen,  
Im Rückblick auf die Pilgerfahrt  
Und frei dein Urtheil sprechen.  
Empfange nochmals nun die Schenkung,  
Die deine Ungeduld zerriß:  
Daß du unendlich bist, vergiß,  
Und freue dich der menschlichen Beschränkung.

So soll denn Heinrich-Agathodämon, nachdem er in Schlaf gefallen, zum Glück durch Schmerz und Noth

und auf Helenens Spur erwachen. Lucifer stiftet indes etwas Ordnung bei den Nirgendheimern, die in Platon'schen Anapästien über ihr langweiliges Paradies jammern, aber doch Einiges davon gern behalten möchten:

Wir sehnen uns freilich nicht durchaus in der alten Weise  
zu schwißen,  
Nur möchten wir lieber auf dem Gaul und rittlings im  
Sattel sitzen,  
Nachdem wir, erhdret im Uebermaß, Ratt hinauf, hinüber-  
geegelt,  
Und manches Geschenk behielten wir gern, nur ein bißchen  
gemäßigt, geregelt.

Lucifer verlangt, daß sie mit Stimmeneinheit beschließen sollen, was sie zu behalten wünschen. Als sich darauf ein ungeheueres allgemeines Geschrei erhebt, eint sie Lucifer rasch ohne große Kunst, indem er eine Feuersbrunst entstehen läßt.

Einer aus der Menge.

Ein Haus am Markte steht in Flammen.

Ein Anderer.

Ihr Bürger, helfet, rettet schnell!

Ein Dritter.

Der Pöbel raßt das Geld und Gut zusammen.

Ein Vierter.

Schon bläst man Bürgerwehrappell.

(Alle strömen hinaus.)

Lucifer.

Sie sind bekehrt. Doch wird es lange dauern?  
Ob sich wol je so hoch die Menschheit schwingt,  
Nicht mehr als Fluch die Quelle zu betrauern,  
Aus der das Leben selbst entspringt?

Der dritte Theil des „Demiurges“ beginnt mit arabischen Klängen, welche sich in ihm öfters wiederholen und dem Ganzen eine paradiesische versöhnende Färbung geben. Wir verlieren immer mehr den festen Boden unter unsern Füßen und bewegen uns in einer phantasmagorischen Traumwelt, welche große Gedankendramen in kunstvoller Reubildung vor uns enthüllt. Heinrich liegt träumend in einer von idyllischem Zauber überflogenen Gegend; das Bild der Geliebten erfüllt ihn ganz:

Hinweg, hinweg aus meinem Geiste,  
Verführerischer Irrwischglang!  
Ich folgte dir, mein Herz vereiste,  
Du fliehst — es fühlt sich warm und ganz.

Hinweg mit euch, ihr Bilder alle,  
An denen ich das Leben maß,  
Daß mir durchaus die Welt gefalle,  
Sobald ich ganz von euch genäß.

Hinweg, du Traum vom Vaterlande,  
Hinweg, du Freiheitsgötzenbild,  
Das unter strahlendem Gewande  
Mit Blut den Molochshunger stillt.

Mein Glück, mein Lieben sind die Pole,  
Um die fortan mein Leben schwingt,  
Nun jene lockenden Ideale  
Ersehnte Finsterniß verschlingt.

Nun will ich lieben und genießen  
An ihrer Brust, an ihrer Hand,  
Und bis ich sterbe fest verschließen  
Die Aussicht in das Geistesland.

Er will allem idealistischen Streben entsagen und sich nur einem beschränkten selbstgenügsamen Glücke weihen. Eine Vision belehrt ihn indes eines Bessern. Das weibliche Ideal, das er in Helene gefunden zu haben glaubte, sieht er durch einen Schwarm scheußlicher Dämonen in den Abgrund hinuntergezerrt: ein Schauspiel, auf das ihn mahnend die Gestalten der großen Offenbarter und Gotteslehrer hinwiesen. Es ruft ihm zu:

Kannst du mich lassen? Wie willst du leben?  
Wie willst du leben ohne zu streben?

Er aber ruft:

Himmliche, hab' Erbarmen,  
Du ja nur bist meine Seligkeit!  
Willst du mich denn auf ewig verdammten?  
Bin ich denn unwiederbringlich verflucht,  
Weil ich, berauscht von irdischen Flammen,  
Dich in der sterblichen Hülle gesucht?  
O neige dich wieder  
Erdenwärts,  
Steig' hernieder  
Ins reinere Herz!  
Leihe mir lebenslang  
Weihe zum Strebensdrang,  
Daß ich dich echter  
Und echter gewinne,  
Daß die Geschlechter,  
Deiner minne  
Künftig entspringen,  
Höher und reiner  
Immer nach deiner  
Vollendung ringen.

Da fliehen die Dämonen und seine Heilige ruht als fernes unerreichtes Ideal im Kreise der Edeln, ähnlich der Madonna. Nach dem Verschwinden dieser Vision erscheint Lucifer in einer Lustgondel und schwebt mit ihm, um ihn vom Herüber- und Hinüberschwanken in die Extreme zu heilen, zu einer elysäischen Gedankenbühne, von der Heinrich die rechte Art lernen soll.

Nun wird uns in drei Abtheilungen die Divina commedia vorgeführt. Die Muse spricht den Prolog, voll Begeisterung für Homer und Hesiod, Dante und Milton, und mit einem achselzuckenden Seitenblick auf „den großen Briten“, der dies ganze Streben nach Handgreiflichkeit, nach dem getreuen Konterfei der Alltagswelt verursacht. Die Muse ist, da sie mit den „großen Unsterblichen“ spricht, des Beifalles sicher, den ihr ein gleichgestimmtes Publicum spendet. Die große Gedanken- und Glaubenspoesie nenne man heutzutage ein Schattenspiel, ein Nebelbild, doch kein Gebicht:

Ihr lachet, ihr Unsterblichen, daß euern Ruhm,  
Der leuchtend schon Jahrtausende durchdauert hat,  
Ein blöder Sinn mit solchem Qualm verbunkeln will,  
Daß Einer, der naturgetreu Lorettin malt,  
Die Achseln juckt bei Rafael's Madonnenbild;  
Daß Einer, der 'ne Mißgeburt in Wachs pouffirt,  
Sich ausgeblasen reiben mag an Pheidias,  
Der seinem Zeus ein hundertgrätig Stirnbein gab.

So, lacheln dürft ihr wohlgerath. Ihr wißt ja, wer  
Als Götterbildner vorbestimmt der Menschheit Bahn,  
Durch Nebelbild und Schattenspiel in diesem Sinn.

Doch laßt nun vor Einem, der Verlangen trägt,  
Einhalt zu thun dem Bildersturm der Gegenwart  
Bergsteig'n, was dienen mag, das letzte Grau  
Des Staates, der sein Auge trübt, herauszuglüh'n.

Nun intonirt der Chor der Unsterblichkeit ein Lied  
von der ewigen Einheit des Glaubens in Vergangenheit  
und Zukunft. Die Ahnungslichter vom Gottessohn spie-  
len schon in den Sang des Aeschylus hinein und in die  
Theodicee des Mannes von Uz, während Goethe als  
Doctor Marianus die Verklärung der Zukunft preist.  
Es geht durch den Prometheus, der zum Theil in antiker  
Form dramatisch neugebildet und vorgeführt wird, und  
durch das Buch Hiob, dessen poetische Paraphrase dem  
Sange des Originals genau folgt, dies Sehnen nach  
Erlösung, dies Ringen mit Schmerz und Qual, mit der  
Macht des Negativen, das rastlose ideale Streben, das,  
nach den Offenbarungen Faust's des Jüngern, im Chri-  
stenthum seinen ewigen, den Fortschritt der Menschheit  
verbürgenden Ausdruck gefunden hat. Alle diese Blüten  
des Gedankens vereinigt die neue Divina commedia  
zum Kranz und der Chor der Unsterblichen beschließt sie  
mit einer Apotheose des Christenthums:

Wem dereinst mit allem Fleische dieser Erdenkern verglüh't  
Ist in riesigem Flammengleiche den metall'nen Kern ver-  
sprüht;

Röge durch die Himmelsweiten zu des Welteneilands Grenzen  
Nedend siegbeholdenes Streiten hell das Kreuz des Heilands  
glängen.

Die folgenden Bücher sind nicht viel mehr als das  
höllische Aesthen der ganzen Dichtung. Heinrich, mit  
Helene vereint, lebt glücklich und Gutes wirkend im  
Arbe seiner Familie. Märchen und Visionen umschlin-  
gen das arkadische Gemälde mit ihren Arabeskenranken.  
Heinrich stirbt versöhnt, nachdem ihm die künftige Herr-  
lichkeit des Deutschen Reichs noch ein mal in einem Traum-  
bilde vor Augen getreten und segnet die Erde:

Von allen Millionen Sonnen

Beleuchtet keine solchen Stern.

Das Spiel ist aus, du hast gewonnen,

Du stehst gerecht vor Gott dem Herrn!

Agathodämon entpuppt sich aus der irdischen Chry-  
solide und will sich dem Herrscher Lucifer beugen; doch  
bist begrüßt ihn als sein Zwillingswesen; Beide strah-  
len nun in gleicher Verklärung. Sie waren früher  
eins; doch als Lucifer fiel, wurde auch Agathodämon  
wunderbarerweise mitbestraft:

Auf Gottes Spruch

Gesah der Bruch,

Der uns in Zwei geschieden,

Neonenlang

Berschied'nen Gang

Und fern vom alten Frieden

Durchs All zu zieh'n,

Su meiden ihn

Und uns zu zieh'n

Ward uns zur Pön beschieden.

Doch die Entzweiung soll aufhören, sobald

Eines Kraft

Dem Stern erschaft,

In dessen Creaturen

Der Widerpart  
Nach kurzer Fahrt

Von seiner Art

Erkennen muß die Spuren.

Mit dieser Versöhnung schließt das Mysterium und  
unsere getreue Inhaltsangabe. Wir müssen aber zur  
Dichtung und zum Dichter zurückkehren, nicht um einen  
Commentar zu liefern, sondern um eine Dichtung, deren  
unleugbare Bedeutung noch von den Prätexten, mit  
denen sie auftritt, überwogen wird, einer eingehenden  
Kritik zu unterwerfen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Rudolf Gottschak.

### Kober's Romanbibliothek.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten  
Schriftsteller. Herausgegeben von S. L. Kober. Prag,  
Gerbabel. 1854—55. 16. Jeder Band 20 Kgr.

Für die Mühen des Recensenten gibt es einen schönen Er-  
satz, der in der Verfolgung und Beobachtung einzelner sich  
mehr und mehr entwickelnder Talente liegt. Nichts ist erhe-  
bender und erfreulicher, als eine geistige Potenz, eine Größe,  
sich aus kleinen Anfängen wie aus einem unscheinbaren Keim  
entwickeln, eine Seele ihre Schwingen allgemach entfalten,  
ihre Kräfte prüfen und wachsen zu sehen. Es ist dies derselbe  
Reiz, der die Erziehung des Kindes oder die Naturforschung  
begleitet. Diese Freude wird dem Recensenten durch die Ver-  
fasserin der ersten in der vorliegenden Reihe von Erzählungen \*)

\*) Die vorstehende Recension bezieht sich nur auf den ersten bis  
fünften Band des neunten Jahrgangs des „Album“. Der neunte Jahr-  
gang ist seitdem mit dem vierundzwanzigsten Bande geschlossen und von  
dem zehnten Jahrgang sind bereits sieben Bände erschienen. Diese  
weiteren Bände enthalten unter Anderm: „Die Freunde“, von J.  
Kant, eine der besten und einfachst stilisirten Erzählungen dieses  
durch Keuschheit und Reinheit der Empfindung sich vorthellhaft aus-  
zeichnenden Schriftstellers; die spannende Handlung spielt zur Zeit  
der Franzosenherrschaft und der Wiedergeburt Deutschlands, und  
der Verfasser hat dadurch Gelegenheit, seiner echtdeutschen Ge-  
fession Ausdruck zu geben. Ferner nennen wir noch „Kemel“,  
Roman von Johannes Scherr, mit offenbarem Talent, namentlich  
in den Natur Schilderungen, geschrieben, auch voll interessanter Re-  
flexionen über Zeit- und Literaturfragen, die nur mit den etwas materia-  
listischen Effecten der wilden Märchen und dabei nicht gerade sehr wahr-  
scheinlichen Haupthandlung wenig im Einklang stehen; „Familien-  
bilder“, von Levin Schädling und Luise von Gail; „Der Held der  
Zukunft“, Roman von Levin Schädling; „Ein Nord in Riga“,  
Erzählung von Karl von Holtei, zugleich ein interessanter Beitrag  
zur Charakteristik russischer Sittenverhältnisse; „Das Forthaus“, von  
Amely Blöte; „Aus der See“, drei Erzählungen von Friedrich  
Gerbader; „Vortleben eines Künstlers“, nach dessen Erinnerungen  
herausgegeben von Siegfried Kapper u. s. w. Unter den letzter-  
s erschienenen Bänden erwähnen wir noch besonders: „Ein französisches  
Landstübchen“, Novelle von Theodor Mundt, die mit der Sicherheit  
eines noch in einer literarischen Schule aufgewachsenen Autors er-  
zählt ist und gewissermaßen die schauerliche Ansicht einer der Haupt-  
personen der Novelle, „daß es in der Welt und Gesellschaft nichts  
gebe, was nicht in seiner innersten Faser mit dem Verbrechen zu-  
sammenhänge, daß die heutige gesellschaftliche Bildung keinen gesun-  
den Ausweg mehr kenne und nur noch im Laster ihre Adhärenz zu  
beweisen vermöge, daß unsere Verbrecher zugrundegegangene oder in  
ihrem Keim verdorbene Helden seien und unsere Helden zu Ver-  
brechern würden, weil sie jetzt nur noch durch eine Empörung gegen  
das bestehende Gesetz zur That und zum Handeln gelangen könnten“,  
an dem dunkeln Lebensschicksale eines Verbrechers und seiner in sein

geboren, welche durch glückliche Auswahl, Originalität und andere Vorzüge sich ihren Platz auf dem deutschen Büchermarkte erworben haben. „Ein Arzt in einer kleinen Stadt“, Roman von Julie Burrow (franz. Pfannenschmidt), welcher den ersten und zweiten Band dieser Reihe erfüllt, ist eine neue Probe von dem nach allen Seiten hin sich entwickelnden und immer freiere Gestaltungen annehmenden Talent der Verfasserin, welche die psychologische Aufgabe des Novellisten dermalen unter allen ihren Rüstwerkzeugen wohl am besten löst. Bisher konnten wir sie als eine ausgezeichnete, tiefe und kunstgerechte Darstellerin stiller, in den engen Familienkreis eingeschränkter Verhältnisse, voll wahren Gemüths, voll echter Religiosität. Diese sinnige, milde, tiefe und echt menschliche Auffassung kleiner aber poetischer Familienverhältnisse hat neben großer Kunst der Darstellung ihrem „Leben eines Glücklichen“ einen Werth und einen Reiz gegeben, wie ihn wenige Frauenromane ansprechen können, die englischen nicht ausgenommen. Hier nun geht die Verfasserin aus ihrem engeren Kreise heraus; in „Ein Arzt in einer kleinen Stadt“ versucht sie sich in der phantastischen, außerordentlichen Verhältnisse umspannenden Erzählung, freilich immer mit dem Grundton an der psychologischen Aufgabe festhaltend. Eine zweite kleine Erzählung: „Der Weg in den Himmel“, gehört aber ganz dem Gebiete des Phantastischen an. Dieser neue Versuch der Dichterin ist gelungen, obwohl wir nicht behaupten möchten, daß sie wohl daran thun würde, ihr früheres Gebiet für ein geringeres zu achten oder gar es ganz aufzugeben. Sie ergreift und festelt auch hier durch schöne und kräftige Darstellung an sich bedeutender Verhältnisse; allein die natürliche ruhige Klarheit ihrer Seele scheint sich doch nur unwillig und mit Zwang gewissen dunkeln Beziehungen zu fügen und dem Walten dämonischer Charaktere, wie sie hier vorkommen, nicht mit voller Freiheit zu folgen. Es ist dies kein Vorwurf, vielmehr gereicht es einer Seele, wie die unserer Erzählerin ist, nur zur Ehre, daß sie nicht alle Abgründe und Finsternisse des Verbrechens durchblickt; allein es folgt hieraus, daß sie eine solche Schilderung nicht zu ihrer Aufgabe machen sollte. Das Bedeutende und das Rührende ringen auch in dieser Erzählung wieder um den Vorrang. Die Verfasserin verlegt in den engen, stillen und anfangs so einfach erscheinenden Kreis eines kleinen Bürgerhauses in einer kleinen Provinzialstadt einen so mächtigen, anziehenden, ergreifenden Kampf von Charakteren und Leidenschaften; sie weiß diesen mit so neuen und gewaltigen Zügen zu bekleiden, Leses und Bedeutendes so einfach und naturwahr zu berichten, daß uns ihre Kunst von neuem lauten Beifall abgewinnt. Ergreifend tritt uns von vornherein die wahrhaft poetische Gestalt der unglücklichen Jakobine, der Schwester des Bürgers Frank, entgegen, bei dem der Arzt seine Wohnung nimmt. Die Arme gilt der ganzen Stadt, ja ihrem eigenen Bruder, trotz ihrer Freisprechung nach langer Kerkerhaft, für eine Giftmischerin an ihren Stiefältern, während, wie der Verlauf der Erzählung uns eben entwickelt, sie nur die Schuld eines geliebten Bruders zu offenbaren nicht über sich gewinnen kann. Wie geben zu, daß das Ereigniß selbst an einiger Unwahrscheinlichkeit leidet und anders herbeigeführt werden konnte; allein, den Gang der Begebenheit einmal zugegeben, ist die Zeichnung Jakobines in jedem ihrer Züge originell und ein Meisterstück seiner Charakteristik. Diese stille, meist lautlos dahinschleichende, herrnhutische Jungfraumatrone hat im Orte nur eine Freundin, Maria, die Gattin eines Beamten, die Mitwifferin ihres Geheimnisses,

Schicksal mitverwickelten, indes schuldlosen Tochter geistreich commentirt, während doch verschöndete Sonnenblicke genug durch das düstere Gewebe fallen und das Problem auch in ein anderes Licht rufen. Man begegnet, wie man sieht, in diesem „Album“ einer Reihe ganz geachteter Namen und interessanter Arbeiten, die jedoch in der Mehrzahl mehr die Psychognomie der Novelle und der Erzählung als des Romans an sich tragen.

D. Red.

in allem Uebrigen ihr. Gegentheil: Maria, schön, fein, geistig belebt, scheint glücklich als Gattin und Mutter und ist doch namenlos elend. Auf das Herz des jungen Arztes macht sie einen tiefen Eindruck; im Kampf für ihre schwere Pflicht entwickelt sich vor uns die reinste Seele, nie wankend, das Opfer ihres Gemaltes bis zum letzten Augenblick der Welt zu verbürgen. Als dieser endlich erliegt, wahrt sie die Widwittenschaft und verweist den Liebenden an ihre Tochter. So schließt sich diese Erzählung, da auch Jakobines Unschuld glänzend an den Tag tritt, in ihrem psychologischen Theile vollkommen befriedigend und unter immer wachsendem Reize ab. In dem andern Theile der Erzählung dagegen, in der dämonischen Verirrung ihres Bruders und ihrer mütterlichen Familie geht es für die Kräfte der Verfasserin zu wild und maßlos zu, um ein vollkommenes Bild künstlerischer Gestaltung und Beherrschung darzubieten. Auch das Phantastische hat seine Kegele; hier also stoßen wir auf Unglaubliches, wenn auch nicht Unmögliches. Auf Schönheit hat dieser ganze Theil der Erzählung keinen Anspruch, und ein so weicher und feiner Pinsel wie der der Verfasserin wird wol schwerlich jemals mit einem Gemälde im Stil Salvator Rosa's gut auszubekommen. Wie dem auch sei, die im Ganzen treffliche Erzählung dient dazu, das Kunstgebiet der Verfasserin zu erweitern und dem Beifall, den ihre Begabung schnell gewonnen hat, ein neues Motiv hinzuzufügen. So humoristische Gestalten, wie die des Regiments und Astronomen Semmler und seiner Schwester Sabine, läßt nicht leicht eine andere Frauenhand.

Die kleine und ganz phantastische Erzählung: „Der Weg in den Himmel“, ist eine zweite Probe von dem wachsenden Talent unserer Verfasserin. Da, wo die Sonne über dem Meeresspiegel zwischen beiden Horizonten in Gold und Purpur verschwindet, da denkt sich das verwaiste lithauische Lootherkind den Eingang zum Himmelspalaste, da will es eintreten zu seinem verstorbenen Vater, um seine Sehnsucht nach ihm zu stillen, dahin endlich schiffet es in ruderlosem Kahn! Es das nicht eine poetische Vorstellung von seltener Schönheit! Und diese Vorstellung verfinstert jene kleine phantastische Erzählung. Es fehlt ihr bloß, daß sie nicht in Versen ist, so reizend ist dies poetische Lebensbild, von dem wir uns, zu weidm gedrängt, mit Mühe losreißen. Wir vermuthen hiermit das Beste zu verlassen, was die fünf Bände des „Album“ uns darbieten können. Die Gestalten der Dichterin hoffen nicht und fürchten nicht den Tod; denn sie kennen den „Weg in den Himmel!“

Eine Sammlung wie die vorliegende fordert unwillkürlich zu Vergleichen auf. Kommt eine der nachfolgenden Arbeiten den vorangegangenen an Kunstwerth gleich? Wir glauben nicht — womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß die Arbeiten J. Raaf's, L. Schücking's und Luise von Gall's, welche die folgenden Bände einnehmen, auf den Beifall des Lesers keinen Anspruch hätten. Der Novellist hat vor allem die Aufgabe, was in das Leben der Erscheinung einzuführen und Raaf's „Sage von Lauffen“ erfüllt diese Aufgabe. Nur soll das Leben ein wahres, die Bilder sollen schön oder doch bedeutsam sein. Mit beiden Forderungen nimmt Raaf es nicht so genau, wie wir oft wünschen möchten; er sucht uns zu oft für das Unbedeutende zu fesseln und zu gewinnen. Hiernächst ist von vornherein viel gegen die Darstellung zu sagen, welche Damer, Körner, Wildbiche, Köhler zu Trägern von Gedanken und Gefinnungen macht, die den denkenden, lesenden Schichten der Gesellschaft einen Spiegel vorhalten sollen. Der Versuch ist gewagt, die Grenzlinie fein, das Mißglück leicht, nichtsdestoweniger haben fast alle Arbeiten Raaf's männliche Kraft der Erfindung und viel Plastik der Bilder als entschiedene Vorzüge aufzuweisen. Mit der Motivierung seiner Charaktere ist es schwächer, und gewöhnlich muß irgend ein Eigensinn, ein Caprice oder auch eine nicht weiter erklärte Naturanlage als Charakter seiner Helden gelten. So denn auch hier in der



„Sage von Lauffen“, wo der Hauptcharakter, der alte Weiss, als auf einem bloßen Eigensinn basiert erscheint, während es nicht gewesen wäre, ihm eine tiefere Begründung dadurch zu geben, daß der alte Mann etwa sein Klärchen dem armen Kinde, seinem Pflegling, zugebracht hätte. Oder soll der Leser dies vermuten? Wie dem auch sei, die Geschichte ist unheimlich und wie gewöhnlich bei Rank trefflich erzählt, wenn wir das etwas gewalttätige Bild in der Einleitung von dem „laufenden Städtchen“ nicht loben können. Ein gewisser Ernst und tüchtige Lebensstudien fehlen in keiner Arbeit dieses Erzählers, und so gibt er auch hier unter Spiel und Neckerei zuweilen ernster Betrachtung Stoff und Rahmen. Gegenüber dem Bilde, wie Reid und Laune uns um viel Lebensfreude bringen können, stellt er in der Skizze „Behäbige Rauschen“ dar, wie das übergroße Streben nach Ruhe und die Scheu vor einer kleinen Mühe, geringer Anstrengung und kurzen Kampf Unheil und Trostlosigkeit über ein ganzes Leben bringen können; eine Lehre, ganz in dem praktischen Geiste dieses Romanisten, der uns besonders dadurch anzieht, daß er fast mit selbstkürfundenem Stil seinen selbstgewählten Weg geht, auf dem er wie im Spiele Gedanken ausstreut!

Es ist eben nicht ganz leicht, mit und neben Erzählern, wie die hier genannten, gleichen Schritt zu halten; inzwischen eine Sammlung wie die vorliegende ist gerade eine Art geistigen Turnierplatzes, in dem jedem verdienstvollen Streiter sein Preis, größer oder geringer, gebührt. Um solchen Preisen denn auch die nachfolgenden Arbeiten L. Schücking's und Luise von Gall's nicht ohne Erfolg. Als kräftigen, erfindungsreichen und in dem hauber spannender Situationen ungemein erfahrenen Erzähler zeigt sich der Erbauer in der reizenden Novelle: „Die Bilddiebin“, die zugleich ein treffliches Zeitbild liefert. Zwar misshagte uns in der ersten Hälfte die seltsame Benennung, mit der sich alle Handeleiden ohne Ausnahme zu einer großen und wunderlichen Sage vereinigen, um den verkommenen Erben der Barone Windschrot glauben zu machen, er sei noch im Besitz seiner Baronie; indes ist die Lösung der Verwickelung doch gelungen und das ganze spannende Ereignis hinterläßt einen befriedigenden Eindruck, den die charaktervollen Porträts der flüchtigen französischen Prinzen verstärken und bedeutend machen. Nicht minder schätzbar ist „Die Frau“ von Luise von Gall im vierten Bande. Doch sagt die Verfasserin einmal: „Die Männer begreifen nicht, daß eine Frau alle Gefühle errathen kann; weil sie Alles durchleben, mit Händen greifen müssen, dünkt es ihnen unmöglich, daß ein begabtes weibliches Gemüth durch Divination reich an Erfahrung sein kann, ohne selbst in das Meer des Lebens untersinken zu sein. Die Frauen sind wie die Dichter: sie wissen auch von Dem, was sie nie geschaut haben.“ Nun wohl, das heißt denn doch sich einer gründlichen Selbsttäuschung hingeben! Die Sache ist die, daß die Frauen mitunter zu wissen, zu begreifen glauben, was sie nicht wissen und nicht begreifen. Doch diese Einbildungen und dies Aristokratenhumor im Potchoulivollen abgerechnet, ist auch Luise von Gall eine angenehme Erzählerin. Zwar zieht sich durch alle Arbeiten dieser Schriftstellerin eine überaus bittere Stimmung gegen das Geschlecht der Männer hin und ihr Hauptthema ist recht eigentlich die geistige Überlegenheit der Frauen über das erst Geschlecht zu verstanden und darzutun. So, sie bringt in dieser Beziehung wirklich sehr seltsame und merkwürdige Sachen dar, von denen wir nur noch eine erwähnen wollen. Der Übermuth der Männer und ihre Selbstüberhebung geht so weit, meint sie, daß sie annehmen, keine Frau könne sie beleidigen. Da sie uns nur als Geschöpfe zweiten Rangs betrachten, so glauben sie von und gar nicht beleidigt werden zu können, sie schätzen nur zu unserm Lorn. Das ist empfindlich meint Schücking in der „Künstlerlaufbahn“. Nun fragen wir den Leser oder die Leserin, ob das nicht ein seltsames Axiom sei? Wenn ein Mann einem Mann beleidigt hat, so weiß der Beleidigte, wie und von wem er seine Satisfaction zu begehren

hat. Allein wir bitten die verehrte Verfasserin \*), und doch belehren zu wollen, wie ein von einer Frau beleidigter Mann zu seiner Genugthuung gelangen soll, falls er die Beleidigung wirklich als solche empfindet? Soll er sich schämen oder schlagen und mit wem? Mit der Beleidigterin, ihrem Ehemann, ihrem Liebhaber? Oder, was soll er sonst thun, die Beleidigung zu sühnen? Nein, eben weil die von einer Frau ausgehende Beleidigung keiner Sühne fähig ist, darum bringt die Natur der Dinge es mit sich, daß wir annehmen müssen, von einer Frau nicht beleidigt werden zu können. Ihre „Künstlerlaufbahn“ hat uns wegen ihrer Gespreiztheit nur wenig gefallen, obgleich sie Proben eines denkenden Geistes und Stils enthält.

Eine kleine Perle wirkungsvoller und spannender Romanistik endlich ist im fünften Bande L. Schücking's Erzählung: „Die Regelbahn“, der ein tiefer Gedanke poetischer Gerechtigkeit zugrundeliegt. Die Erfindung ist im hohen Grade reizvoll und die Charakteristik der Hauptperson, Gräfin Juliane, überaus tief, sicher und maßvoll; kurz, die kleine Arbeit erscheint als eine der gelungensten dieses glücklichen Erzählers, dem Ernst und Tiefe vor vielen Rebenbuhlern den Vorrang sichern.

Die Verlagsbehandlung des „Album“ hat das Verdienst, zu einem sehr mäßigen Preise uns eine Reihe bedeutender und anziehender Originalien deutscher Romanistik zu bieten; möge es ihr gelingen, immer oder doch recht oft auf so werthvolle Arbeiten zu treffen, wie „Die Bilddiebin“, „Ein Arzt in einer kleinen Stadt“ oder Schücking's gepensigte „Regelbahn“ sind, dann wird ihre Unternehmung des dauernden Beifalls der Leserschaft sicher nicht entbehren.

## Aus Paris.

Dupin's und Billemain's Memoiren. Erblühte Schriftstellerei in der Subjektivsten Kamille. Die Jury für die Kurzschrift, „Le demi-monde“. Das Geckenhum. George Sand.

Im Mai.

Zwei Erscheinungen, beide von Männern ausgehend, die sowohl in der Politik als in der Literatur einen Namen haben, sind das Ereignis der letzten 14 Tage: „Les cent jours“ von Billemain und der Anfang der „Mémoires“ von Dupin.

Niemand ist den großen Persönlichkeiten der französischen Magistratur des 17. Jahrhunderts, einem de Thou, l'Hôpital, Pasquier, Lamoignon ähnlicher als Dupin. Unter ersten Studien ausgewachsen, von unermüdlicher Thätigkeit, alle Arten wissenschaftlicher Thätigkeit vereinigend, mit gründlicher Geseßkenntnis ausgestattet, Schriftsteller, Magistrat, Advocat, Politiker, hat er wie jene großen Männer eine überaus thätige und glänzende Laufbahn hinter sich. Nachdem er sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, erweist er dem Publicum einen großen Dienst, indem er dieser Arbeit seine Zeit widmet. Dupin schickt dem ersten Bande seiner Arbeit „De vita sua“ die Bemerkung voraus, daß er nicht beabsichtige, historische Memoiren zu schreiben, sondern daß er nur seine Erinnerungen aufschreibe. Das ist bescheiden — aber unmöglich. In allen Phasen seines vielseitigen Wirkens hat der Verfasser in das politische Leben eingegriffen, und auf jedem Schritt werden seine Werke zu historischen Documenten. Er stellt sich zuerst als Advocat dar, und erinnert an die zahlreichen Prozesse, denen er fabelhaft Ansehen verdankt. Die Mehrzahl derselben sind politische, z. B. der des Marschall Rey, de Pradt's, Beranger's und Montlosier's.

\*) Die Verfasserin ist inzwischen bekanntlich ihrem Gatten, Louis Schücking, and der Literatur durch einen zu frühen Tod entrissen worden. Die Bitte kommt mithin zu spät, wie auch mancherlei Rathschläge, die unser Mitarbeiter im Laufe seiner Kritik der Verfasserin zu erhalten für gut sah, und die wir deshalb weglassen haben, weil Diejenige, an die sie speciell gerichtet waren, leider nicht mehr in der Lage ist, sie befolgen zu können.

D. Ned.

Auch wo er von den Privatgeschäften des Hauses Orleans spricht, tritt in dem Rechtsgelehrten zugleich der Staatsmann hervor, und er zeigt sich bis zum letzten Augenblick seinen königlichen Freunden treu ergeben.<sup>\*)</sup> Nach dem Advocaten werden wir nun den Deputirten, den Präsidenten beratender Versammlungen erscheinen sehen, der nach seinem eigenen Ausdruck „portait sa robe d'avocat sous celle de magistrat“, und der in der Republik wie in der Monarchie eine bedeutende Theilnahme der beratenden Versammlungen an der Gesetzgebung verlangte. Durch einen sonderbaren Zufall trifft es sich, daß die beiden Kammern, in denen die parlamentarische Laufbahn Dupin's begonnen und geendet, gewaltsamen Todes gestorben sind. Seine Ruhe hat der Verfasser seitdem wohl angewendet, die „Mémoires“ beweisen es.

Villemain's „Les cent jours“ sind eine Fortsetzung, hoffentlich nicht der Schluß der „Souvenirs“, deren erster Theil, vor nicht eben langer Zeit veröffentlicht, den Leser bis zum Fall des ersten Kaiserreichs führt. Hier verlassen wir die Literaturgeschichte gänzlich; der elegante und geistreiche „dilettante“ macht hier dem ebenso eleganten Erzähler Platz, der uns mit Ruhe und Leichtigkeit die bewegteste Epoche der Geschichte des 19. Jahrhunderts schildert. Die Darstellung oder vielmehr das Bild dieser kurzen Periode füllt den ganzen Band und beginnt mit dem 20. März; im Salon der Witwe des großen Lavoisier, die jetzt Madame de Rumfort geworden, sind durch einen Zufall, der eben nur Männern wie Villemain begegnet, alle ersten Größen der damaligen Gesellschaft versammelt: Lafayette, Benjamin Constant, Sismondi, Lemercier, Guizot, der Philosoph Maine de Biran, B. Ramond, Madame de Staël u. s. w. Die letzte Scene spielt am Bord des Northumberland, der den hohen Gefangenen von Europa fort nach seiner einsamen Insel führt. Vom Tage nach jenem 20. März, vom Verfasser „une révolution prétoirienne“ genannt, geht die Handlung schnell und mächtig vorwärts. Zuerst öffnet uns der Verfasser einen Blick in den Wiener Congreß und zeigt uns den Sturm, der von außen her das neue Kaiserreich bedroht, indem er so den Anfang und den Schluß geschickt nebeneinanderstellt. Nach der Rückkehr von Waterloo, während jener acht Tage, die der Lebenskampf der zweiten Kaiserherrschaft sind, ist die belehrende und sittliche Wirkung am vollkommensten. Wir bedauern nur, daß der beredte Erzähler selbst so wenig von seinem Stoffe ergriffen zu sein scheint. Was den Stil betrifft, so ist es wie immer jene herrliche Sprache des 18. Jahrhunderts, deren Traditionen Villemain treu geblieben, sowie Cousin die des 17. Jahrhunderts wieder aufgefunden hat. Einige Phrasen des Villemain'schen Buchs jedoch tragen ein wenig den Stempel der Effecthascherei und des Gesuchten.

Es gibt Familien, in denen Wissenschaft und Talent erblich zu sein scheint. Zu diesen gehört die Familie Guizot. Obgleich noch sehr jung tritt Guillaume Guizot bereits in die Fußstapfen seines Vaters. Und ihnen hat sich soeben Cornelis de Witt, Schwiegersohn Guizot's, angeschlossen, der durch eigenes literarisches Talent den historischen, von seinen Ahnen ererbten Glanz noch erhöhen will. Aus diesem Kreise sind seit kurzem mehrere Erscheinungen ausgegangen, die, obgleich verschiedener Natur, jede einzeln auf Beachtung Anspruch haben.

Zuerst Guizot der ältere. Er bietet uns eine neue Ausgabe seiner „Etude historique sur Washington“ als Einleitung zur „Histoire de Washington“ seines Schwiegersohns Cornelis de Witt. Der Werth dieser zu rechter Zeit wieder erscheinenden Arbeit ist bereits im Jahre 1840 allgemein gewürdigt worden, als sie der Briefsammlung Washington's beigegeben ward, zu deren Veröffentlichung der Congreß

selbst Guizot aufgefodert hatte. Das Werk de Witt's ist in größerm Stil ausgeführt als die Guizot'sche Arbeit, die man ein Redaktionsportrait nennen möchte, und beruht auf der fleißigsten und gewissenhaftesten Quellenbenutzung. Die Darstellung des Verfassers ist durchgehend von größtem Interesse. Die Begebenheiten sind in einfacher und natürlicher Weise entwickelt und der Stil paßt zu dem Helden: mehr Klarheit als Wärme, mehr Höhe als dramatische Bewegung, mehr Scherz als Gemüth. Wo de Witt die Kämpfe zwischen England und Amerika erzählt, ergreift er zwar entschlossen für das Recht und gegen die Usurpation Partei; aber in der Darstellung der Parteikämpfe zeigt er eine gewisse Vorliebe für die eine Seite. Hamilton, der Aristokrat und fast Royalist genannt werden darf, erscheint bei ihm immer in einem günstigen Lichte, während Jefferson, der Führer der demokratischen Partei, oft mit übermäßiger Strenge behandelt wird. Trotzdem ist das Buch de Witt's die beste französische Arbeit über den Gegenstand.

Guillaume Guizot, Schwager des letztgenannten Verfassers und Sohn des berühmten Staatsmanns, hat seine Studien eiam ganz andern Gegenstände zugewandt. Im Jahre 1852 setzte die Académie française einen Preis aus für die beste Arbeit über die Komödien des Menander. Guizot der Sohn sandte eine Arbeit ein, die zugleich mit der Renoit's, Decan der philosophischen Facultät in Nancy, den Preis erhielt. Der junge Schriftsteller hat mit seltenem Glücke allen Anforderungen des Programms entsprochen.

Inzwischen überläßt der Vater dem Sohn nicht allein das Feld. Der Minister Ludwig Philipp's beschäftigt sich namentlich mit seinen Memoiren. (Wir sind wieder bei der Memoirenzeit angelangt! Wir sprachen bereits von den Memoiren Dupin's und Villemain's. Auch der Graf Ségur hat seine Memoiren beendet und es sollen dieselben nächstens erscheinen.)

Während Guizot, wie bemerkt, an seinen Memoiren arbeitet, hat er einen Roman herausgegeben — der Verfasser der „Histoire de la civilisation“ einen Roman! Wer sollte es glauben! Darum nicht; wenn der Roman auch ein Geschichtswerk ist! Der Verfasser sagt: „Man will Romane; warum betrachtet man die Geschichte der Menschen nicht genauer? Dort auch findet man das menschliche Leben in seiner Innigkeit, die mannichfachen und ergreifendsten Begebenheiten, das menschliche Herz mit seinen gewaltsamen Leidenschaften und mit seinen feinsten Empfindungen, und alles dies beseelt von dem unendlichen Licht der Wirklichkeit.“ Die Geschichte, die Guizot in „L'amour dans le mariage“ erzählt, ist die einer berühmten Frau, Lady Russell, deren Gatte (der Ahnherr des Ministers Lord John Russell) im Jahre 1683 unter Karl II. enthauptet ward. Zudem er mit innigem Antheil, das der Leser theilt, jene Frau verheißt, „die, so rein in ihrer Leidenschaft, mit gleichem Eifer ihren Empfindungen und ihren Pflichten ergeben war“, ist es Guizot gelungen, eine anziehende und moralische Erzählung zu liefern.

Die Rede, mit der Prinz Jérôme Napoleon die Sitzungen der Jury für die Kunstausstellung eröffnete, hat die Künstler und Schreien erfüllt. Er sagte, man würde streng sein. Man w dem Versprechen treugeblieben. Wenn auch die Conferenzen so geheim sein sollten als die des neuen Wiener Congresses, so sind sie doch wie das Geheimniß in der Komödie, das Niemand ausplaudert und das alle Welt kennt. Ich kann sagen, daß die Geschworenen selbst gegen renommierte Künstler äußerst streng gewesen sind, und daß nur wenige Maler alle die von ihnen eingekündeten Bilder aufgenommen sehen werden. Die Bilder, die von den ausländischen Commissionen zugesandt wurden, sind keiner neuen Prüfung unterworfen worden. Man hat nur über die Zusendungen der Länder berathen, in denen keine Commissionen ernannt worden sind. Die Thätigkeit der Jury hat sogar damit begonnen. Es sind sehr viele verworfen worden.

Die französische Administration wird die Zusendungen fremder Länder nur in Gegenwart eigener, von diesen dazu ernannt

<sup>\*)</sup> So zeigt sich auch Béron in seinen „Mémoires d'un bourgeois de Paris“, und es ist dies eine liebens- und lobenswürdige Seite seines bänderreichen Buchs, die mit dem vielen leichten und eiteln Geplauder und Theatergeschwätz Béron's einigermaßen versöhnt.

in Empfang nehmen. Die Akten werden in dessen Gegenwart geöffnet, und die Gegenstände in einem demselben zur Disposition gestellten Saale niedergelegt. Eine Anzahl Arbeiter, die nur von dem fremden Commissären Beisungen zu empfangen haben, werden ihnen bei der Aufstellung der Gegenstände behülflich sein. 57.

Die obige Correspondenz, die wir fortan öfter direct aus Paris zu erhalten gedenken, beschäftigt sich, wie man aus dieser Probe erkennen wird, namentlich mit Erscheinungen der neuesten Literatur. Es bleibt uns jedoch noch eine kleine Nachlese übrig, die wir auf dem Felde der Journalistik halten und die zum Theil Erscheinungen betrifft, welche für das sittliche Leben von Bedeutung sind.

Seit langem hat kein Theaterstück ein so großes Aufsehen erregt als die Komödie „Le demi-monde“ von Dumas dem Sohn, die auf dem Théâtre Gymnase zur Aufführung kam. Ist dies Stück ein unpfütliches, wie deutsche Blätter es genannt haben? Wir mögen dies nicht geradezu behaupten, theils weil uns nur die dürftige Inhaltsangabe, wie sie französische Blätter geben, vorliegt und der unmittelbare Eindruck der Aufführung uns fehlt, theils weil man sich erst über die Frage verständigen müßte, wie weit der Lustspielbichter als Sittenschilderer in der Auffassung gegebener Zustände gehen darf. Das Stück ist ein Griff in das pariser Leben. Der Verfasser schildert eine Anzahl jener Existenzen, deren moralische Basis mehr als zweifelhaft und deren Eldorado die Hauptstadt an der Seine ist; aber es mag richtig sein, daß der Verfasser den Kern der Frage in eine frivole Schale, den an sich häßlichen Körper in ein mehr verführerisches als abschreckendes Gewand gekleidet hat und daß es somit die Moral in seinem Stücke ebenfalls nur zu derselben zweideutigen Existenz bringt, an der die Hauptpersonen des Stückes leiden. Indes man hat an der Seine andere Begriffe von Moral als an der Elbe; die vornehmere Welt, die freilich nicht immer sehr vornehmen Impulsen folgt, hat sich prächtig an dieser Zweideutigkeit unterhalten; Prinz Napoleon hat dem Verfasser zum Zeichen seiner Anerkennung einen kostbaren Diamantschmuck zugesendet, und es hätte nicht viel gefehlt, so würde der Verfasser mit dem Orden der Ehrenlegion beehrt worden sein. Wenn dies nicht eine Ermutigung für die Dichter Frankreichs ist, auf dem von Dumas dem Sohn eingeschlagenen Wege fortzufahren, so gibt es keine! Auch die Kritik, selbst in so ernsten Blättern wie die „Revue contemporaine“ und „Athenaeum français“, drückt dem Verfasser die Hand. In dem erstern heißt es: „Le demi-monde“ bezeichnet einen neuen Wendepunkt und Ausgangspunkt in der Verlorenheit; er hat damit das parabolische Genre verlassen und sich freilich und frei der Wahrheit zugewendet. Es ist dies eine Komödie der Epoche selbst; der Verfasser legt unsere Finger in die Wunde, welche die moderne Gesellschaft zerfrißt, und wenn er auch nicht das Mittel angibt, sie zu heilen, so untersucht er doch dem Moralisten nicht, es zu finden.“ Im „Athenaeum français“ heißt es: „Das Publicum hat dem Stücke einen entzückenden Beifall zu theil werden lassen; der Verfasser, wie die Interpreten seiner Intentionen auf die Scene gerufen, mußte mit ihnen erscheinen. Es befand sich in seinem Werke eine mächtige Lebensfülle, ein bedeutendes Bühnenverständnis und eine vollkommene Beherrschung aller dramatischen Hülfsmittel. Es ist eine nach dem Leben gemachte Sittenstudie, von einer überwältigenden Genauigkeit der Beobachtung; sie daguerreotypirt das Leben. Der lebhafter, geistreiche, aus dem Leben geschöpfte Dialog ist nichtsdestoweniger nüchtern, verliert sich nirgends in unnütze Weiterschweifigkeiten, und wenn er auch hier und da über den Bildungsstand der Personen hinausreicht, so ist er doch immer der Situation entsprechend, ja er selbst ist die Situation.“ Jedoch vermißt der Kritiker an dem Dumas'schen Stücke Herz und Gefühl: es sei glänzend, aber kalt, geistreich, aber erbarmungslos. Zugleich meint der Kritiker, daß ein Weib, mit dem man nur einige Worte der Liebe gewechselt, dem Manne

für immer heilig sein müsse u. s. w. Anders und mehr vom Standpunkt germanischen Moralitätsbegriffs spricht sich die englische Kritik aus. Der pariser Correspondent des londoner „Athenaeum“ nennt das Stück eine „Tragi-comedy of corrupt manners“, eine „exhibition of ill fame struggling to arrive at a social position“, lobt zwar den Dialog und das geschickte Arrangement, bemerkt aber weiter: „Der Eindruck, den das Stück auf uns selbst hervorbrachte, war mehr widerwärtiger und melancholischer als ansprechender Art, und wir kamen aus dem Stück mit dem Gefühl, als hätten wir einen Abend in jener schlechtesten aller Gesellschaften zugebracht, in welcher Rohheit und Grausamkeit des Herzens und Barbarei mit dem feinsten nobeln Scheins übertüncht werden.“

Die „Revue des deux mondes“\*) enthält in der Nummer vom 15. April einen interessanten Aufsatz von Saint-René Taillandier unter der Ueberschrift: „L'histoire et l'historien de la Bohême“, dem die Schriften des „Historien de la Bohême“, Franz Palacky, zugrundegelegt sind. Wir können hier auf diesen Artikel nicht ausführlich eingehen, weil wir uns damit in ein Labyrinth verfanglicher politischer Fragen verwickeln würden, aus denen wir uns selbst an Taillandier's Hand nicht wieder ans Tageslicht hinauszufinden wüßten. Wir erwähnen nur, daß der Franzose Destréich beschwört, den nationalen Ansprüchen der Böhmen gerecht zu werden (etwa ein geistliches Nationalparlament zu constituiren?), weil sonst der Tag nicht ausbleiben werde, wo den Czaren „Rußland als eine befreiende Macht erscheinen wird“, und wenn dieser Tag gekommen, „dann würde weder die Autorität der österreichischen Regierung noch würden die Ermahnungen Palacky's im Stande sein, dem Strom der öffentlichen Meinung einen Damm entgegenzusetzen; das Oberhaupt des russischen Volks würde bald genug der Suzerän Böhmens sein“. Das sind ungefähr dieselben Ansichten, wie sie in einer Denkschrift ausgesprochen wurden, welche in dem im Jahre 1849 zu Paris erschienenen Werke „Politique et moyens d'action de la Russie, par P. de B.“ veröffentlicht wurde. Sie war von einem Beamten im russischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verfaßt und nach der Februarrevolution dem Kaiser überreicht worden. Sagte doch Sankt schon im Jahre 1841: „Böhmen wird nicht eher im Besitz seiner selbst sein, bis Rußland wieder in den Besitz Galiziens getreten ist.“ Schmeicheln sich etwa die Wortführer des Ezechenthums damit, von Rußland ein nationalböhmisches Parlament als Morgengabe zu erhalten?

Außer den von unserm pariser Correspondenten oben aufgeführten literarischen Arbeiten Guizot's hat dieser jedenfalls merkwürdige, wenn auch verunglückte Staatsmann eine interessante Beichte in einem Artikel abgelegt, welcher unter dem Titel „Nos mécomptes et nos espérances“ in der „Revue contemporaine“ veröffentlicht ist. Guizot stellt sich an, als ob kein Grund vorhanden sei, den Hoffnungen auf einen politischen und moralischen Fortschritt in Europa entgegen zu müssen, und er findet Spuren davon selbst in Rußland, dessen verstorbener Herrscher sich zur Lebensaufgabe gemacht habe, den socialen Zustand im Innern seines Reichs zu entwickeln und zu verbessern, die stufenweise Emancipation der Leibeigenen zu bewirken u. s. w. Den Irrthum der Männer der Juliregierung findet Guizot darin, daß sie den ewigen, von Gott ausgehenden Gesetzen nicht hinlänglich Rechnung getragen und sich eingebildet hätten, ihre eigenen Gesetze an deren Stelle zu setzen, daß sie die Menschheit für besser und auf dem Wege der Civilisation und der wahren Freiheit für fortgeschrittener gehalten hätten als dies der Fall sei, und daß sie blind gewesen seien gegen die „ignorance générale“ und die Anarchie, welche an die Pforten klopfte. Es würde ein interessantes Schauspiel sein, Guizot wieder als ersten Minister Frankreichs zu erblicken und

\*) Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß der Redacteur dieses Blattes der Vicomte de Mars ist (nicht B. de Cinq-Mars, wie wir ihn einmal früher infolge eines Gedächtnißfehlers nannten).

zu beobachten, in welcher Weise er seine jetzigen Grundsätze mit seinen noch immer zur Schau getragenen constitutionellen Principien verbinden würde. Die Aufgabe ist verwickelter, als sie ihm in diesem Augenblicke unfreiwilliger Rufe erscheinen mag.

George Sand scheint die Süßigkeiten buchhändlerischen Honorars sehr gut zu würdigen; ihre Memoiren haben schon ein halb Duzend Bände und mehr erreicht, und doch ist darin nur erst von ihren Müttern, Großmüttern und Urgroßmüttern die Rede. Jetzt ist sie im Begriff, eine „Histoire des amants illustres“ in 30 Bänden zu schreiben, wofür sie bereits im voraus von einem Verleger 80,000 Francs erhalten hat.

§. 22.

### Die dresdener Schillerstiftung.

In Dresden ist in den letzten Tagen auf Anregung des rühmlich bekannten Dichters Julius Hammer und im Hinblick auf den funfzigjährigen Todestag Schiller's (9. Mai) eine Schillerstiftung gegründet worden, die wie die Guild of literature and art und der Royal literary fund in England den Zweck hat, den verlassenen darlebenden Angehörigen eines würdigen Dichters und diesem selbst in Fällen unverschuldeter Noth Unterstützung und Zuflucht zu gewähren. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ hat in Nr. 102 und 103 über die Vorverhandlungen, an denen sich namentlich die Herren von Langenn, Carus, Major Serre, Redacteur Siegel, Hofrath Binfiler, Guskow, Hammer, Auerbach theilgenommen, längere Berichte gebracht. Wir freuen uns umsomehr von unsern dresdener Kollegen in so energischer Weise die Initiative zu einer solchen wohlthätigen Stiftung ergreifen zu sehen, da auf unsern (damals von Ernst Willkomm unterstützten) Antrag vor mehr als einem Decennium der leipziger Hilfsfonds zustande kam und wir seitdem wiederholt — namentlich in ziemlich zahlreichen in der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten Artikeln — für die Stiftung eines literarischen Unterstützungsfonds auf breiterer Basis das Wort geführt haben. Mit Betrübnis glauben wir wahrzunehmen, daß wir mit unsern Ansichten und Vorschlägen ziemlich vereinzelt ständen, denn sie schienen in der Presse wenig Anklang zu finden und wurden sogar hier und da bitter bemäkelt und bekämpft. Hauptsächlich wurde dagegen eingewendet, daß es der schriftstellerischen Ehre zuwider sei, diese Frage vor dem Forum der öffentlichen Meinung zu besprechen und an die große Glocke zu hängen. Als ob wir deutsche Autoren und einer Discussion schämen müßten, deren sich zu schämen einem Bulwer, einem Dickens, einem Douglas Terrold nicht in den Sinn kommt! Als ob diese Nachtseite des literarischen Lebens nicht hinlänglich bekannt sei und als ob nicht die Achtung vor dem schriftstellerischen Stande einen wesentlichen Zuwachs erhalten muß, wenn man weiß, daß er in seinem eigenen Kreise die Mittel findet, würdige Schriftsteller und Dichter wie ihre Hinterlassenen wenigstens vor dem Hungertode sicher zu stellen. Oder könnte es wol dem Ansehen eines Cornelius, eines Kaulbach, eines Schnorr oder Schadow Eintrag thun, wenn sie sich an einem Unterstützungsfonds für hilfsbedürftige Kollegen und deren Hinterlassenen theilnehmen? Wir freuen uns, daß wir, wie wir jetzt erkennen, mit unsern Bestrebungen nicht vereinzelt standen; wir freuen uns aufrichtig, daß unsern Worten die That gefolgt ist; wir freuen uns über die dresdener Stiftung, selbst wenn man uns jetzt sagen sollte, daß unsere unablässige Discussion der Frage keinerlei Einfluß darauf gehabt hätte, obschon wir glauben, daß eine beharrliche Discussion stets vorangehen muß, um für solche Stiftungen die Gemüther offen und empfänglich zu machen.

Nur einige Bemerkungen wollen wir uns noch gestatten. Wir von unserm Standpunkte wünschen, daß der Bereich der Schillerstiftung nicht auf Poeten beschränkt bleibe, sondern überhaupt auf verdiente Schriftsteller ausgebeht werde, und wir geben zu bedenken, ob man nicht einen Anschluß an den leipziger

Unterstützungsfonds erstreben, andererseits aber auch mit Discretion sich in Verbindung setzen sollte, der vor einiger Zeit die Gründung eines Unterstützungsfonds für die Angehörigen hilfsbedürftiger dramatischer Autoren in Vorschlag brachte und als Theaterintendant in der Lage ist, diesen Zweck wesentlich zu fördern. Auch in der schriftstellerischen Welt Deutschlands würde man, wie wir aus Privatbriefen wissen, Anknüpfungspunkte finden. Freilich kann es andererseits auch sehr bedeutende, wahrscheinlich sogar überwiegende Vortheile bieten und ist vielleicht überhaupt dem parcellirten Zustande Deutschlands angemessener, wenn mehr Vereine dieser oder ähnlicher Art nebeneinander bestehen und wirken.

§. 23.

### Bibliographie.

Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller, nebst einer Auswahl ungedruckter vertraulicher Schreiben von Goethe's Kollegen, Geh. Rath v. Voigt zum 50sten Jahrestage des Todes Schiller's herausgegeben von A. Diezmann. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 15 Ngr.

Blanqui, A., Grundzüge der politischen Oekonomie. Aus dem Französischen. Luzern, J. u. A. Stöcker. 8. 20 Ngr.

Bodemeyer, P., Die Zahlen des römischen Rechts. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 20 Ngr.

Castrén's, M. A., Wörterverzeichnis aus den Samojedischen Sprachen. Im Auftrage der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften bearbeitet von A. Schiefner. Petersburg. Lex.-8. 2 Thlr.

Considerant, B., Ueber die Erlösung der Menschheit in ihrem wahren Sinn. Zürich, Kieseling. Gr. 8. 12 Ngr.

Edner, J. P., Lied und Leben. Vermischte Gedichte. Halle, Schmidt. 16. 7½ Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Robert und Guiscard. Leipzig, Voigt und Günther. 16. 15 Ngr.

Gruppe, D. F., Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Helmholtz, H., Ueber das Sehen des Menschen; ein populär wissenschaftlicher Vortrag gehalten zu Königsberg in Preussen am 27. Febr. 1855. Leipzig, Voss. Gr. 8. 9 Ngr.

### Tagesliteratur.

Die Gräfin Louise Danner, geb. Rasmussen, Dänemark Genies. (Februar 1855.) Aus dem Dänischen. Hamburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Kriegsführung im Orient. Der Feldzug in der Krim. Denkschrift, der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Napoleon III. überreicht von einem hohen Offizier. 2te, durchgesehene Auflage, vermehrt mit der Erwiderung der Französischen Regierung im Moniteur. Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Lamont, Denkrede auf die Akademiker Dr. Thaddäus Söder und Dr. Georg Simon Ohm. Im Auszuge vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 96. Stiftungstages am 22. März, 1855. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Oppermann, F. A., Zur Geschichte des hannoverschen Verfassungsgesetzes vom 5. Septbr. 1848 namentlich in Beziehung auf die Anträge des Reclamationsausschusses vom 15. März betreffend die §. 33 und 36 dieses Gesetzes. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Unmaßgeblicher Vorschlag, wie die Staatsschulden, ein Grundübel unserer Zeit, sicher und ohne besondere Lasten der Bürger getilgt werden können. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraf.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855  
im Verlage von

**J. A. Brochhaus in Leipzig**  
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**N. II**, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

### 1. Deutsche Allgemeine Zeitung. Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brochhaus. Jahrgang 1855. 4.

Den erhöhten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größten politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene Correspondenten an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den vornehmsten bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre Leitartikel suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den wichtigsten Angelegenheiten wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Hörsenreise von London, Paris, Wien, Berlin u., erhält die Zeitung durch telegraphische Depeschen. Die Interessen des Handels und der Industrie finden sorgfältige Beachtung. Ein Heftlein gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. f. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Monats, täglich in einem ganzen Bogen. Das vierteljährliche Abonnement beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 2½ Ngr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. Inserate finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

Bestellungen werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen.

### 2. Blätter für literarische Unterhaltung. Herausgegeben von Hermann Marggraf. Jahrgang 1855. 4.

Die Redaction dieser bekannten Zeitschrift hat seit 1844 Hermann Marggraf, ein langjähriger Mitarbeiter derselben, übernommen. Die Blätter für literarische Unterhaltung haben damit in Inhalt, Richtung und Erscheinungsweise keine wesentliche Aenderung erlitten; sie bestritten sich vielmehr, die Stellung, die sie in der deutschen Journalistik seit langer Zeit einnehmen, auch ferner zu behaupten, alle bedeutenden Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur in einer Vollständigkeit wie kein anderes deutsches Blatt zu besprechen und dadurch ihrem Ziel gemäß, literarisch zu unterhalten.

Diese Zeitschrift erscheint in Lieferungen von 2—3 Bogen und werden von allen Buchhandlungen und Postämtern Bestellungen darauf angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thln. beigelegt.

### 3. Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Robert Prung. Jahrgang 1855. 8.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Zeitschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und begiehungstheuersten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die geachteten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesern, Journalisten u. dgl. kann das „Deutsche Museum“ als eine der vornehmsten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Das „Deutsche Museum“ wird in wöchentlichen Lieferungen zu 2—3 Bogen ausgegeben. Bestellungen auf dasselbe werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Der Preis beträgt vierteljährlich 3 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thln. beigelegt.

### 4. Unterhaltungen am häuslichen Herd. Herausgegeben von Karl Gutzkow. Wöchentlich 1 Bogen. 8. Vierteljährlich 16 Ngr.

In einer großen Auflage erscheinend, ist diese vierteljährlich nur 16 Ngr. kostende Unterhaltungsschrift ihrem Ziele, ein deutsches Haus- und Familienbuch zu werden, immer nähergerückt. Zwei Jahrgänge liegen vollendet vor. Es sind Sammelwerke der begiehungstheuersten und geistreichsten Lectüre. Ausgewählte Namen, wie Auerbach, Cotta, Förster, Fortlage, Frankl, Frenzel, Hebbel, Pettner, Klemm, Kohl, Maass, Müller, Orger, Schoedler, Streub, Strauß und viele Andere, besonders auch jüngere Kräfte fördern durch den lebhaftesten Willen das Unternehmen Gutzkow's, der als Herausgeber auch für den neuen dritten Jahrgang denselben regen Eifer gezeigt hat, welcher die beiden ersten Jahrgänge bereits zu einer Lieblinglectüre aller Gebildeten machte. Jeder der bisher erschienenen beiden Bände (von dem ersten Band ist bereits eine unveränderte zweite Auflage nöthig geworden) kostet geheftet 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

Unterzeichnungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Wöchentlich erscheint eine Nummer, es findet aber auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Inserate werden nicht aufgenommen. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

### 5. Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung. Dritte Folge. Dritter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser von M. J. C. Wolbeding redigirten Zeitschrift erscheint wöchentlich 1 Bogen, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der I.—V. Band des Pfennig-Magazins (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (XIII. Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der XVI.—XX. Band (XIII. Folge VI.—X. Band, 1848—52) 4 Thlr.; der I.—XX. Band zusammengekommen 13 Thlr. 10 Ngr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Dritten Folge erster und zweiter Jahrgang (1853 und 1854) kosten jeder 2 Thlr.

### 6. Ahn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language. 8. Geh.

First course. 7th edition. 1855. 10 Ngr.

Second course. 6th edition. 1855. 12 Ngr.

Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. 8vo. Geh.

First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. In-8. Geh.

Premier cours. 7me édition. 1854. 8 Ngr.

Second cours. 4me édition. 1854. 10 Ngr.

Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français. In-8. Geh.

Premier et second cours. 1854. 5 Ngr.

**7. Benfey (T.), Kurze Sanskrit-Grammatik zum Gebrauch für Anfänger.** 8. Geh. 3 Thlr.

Dem Verfasser ist mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, eine kürzere Bearbeitung seiner „Vollständigen Grammatik der Sanskritsprache“ für Anfänger zu veranlassen. Er hat dies in dem vorliegenden Werke gethan, das sich in Allem an seine größere Grammatik genau anschließt.

Letztere bildet einen Theil des nachstehenden in demselben Verlage erschienenen Werks:

**Handbuch der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von Theodor Benfey. Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 14 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besonderen Titeln:

Erste Abtheilung: **Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.** 1852. 5 Thlr.

Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Erster Theil: Text, Anmerkungen, Metra. 1853. 4 Thlr. Zweiter Theil: Glossar. 1854. 5 Thlr.

Ein vollständiges Handbuch zum Erlernen der Sanskritsprache von dem berühmten Orientalisten. Die Grammatik wird in Reichtum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen

Vorgänger übertroffen. Die Chrestomathie, nebst Glossar, legt alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmäßig ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk bildet somit für den Lernenden wie für den Kenner gleichmäßig einen unentbehrlichen Begleiter beim Erlernen der Sanskritsprache.

**8. Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Sechster Theil.** 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Aufnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zu Theil wurde. Frederike Bremer schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in Nordamerika und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntnis dieses Landes und seiner Bewohner, so daß dasselbe nicht bloß von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern ja noch vielen andern Lesern gelesen zu werden verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig-Lerschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhang von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von J. H. Kalkschmidt.** Dritte Auflage. 8. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in sechs Heften zu 10 Ngr. zu beziehen.)

**Handwörterbuch deutscher sinuverwandter Ausdrücke von Ch. F. Meyer.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

(Auch in fünf Heften zu 8 Ngr. zu beziehen.)

Beide Wörterbücher zeichnen sich durch Vollständigkeit, zweckmäßige Anordnung, gute Ausstattung und billigen Preis vor ähnlichen Werken aus.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Leipzig.  
Seeben erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

**Des Kindes Wartung und Pflege  
und  
die Erziehung der Töchter  
in Haus und Schule.**

Ein Handbuch für Mütter und Erzieher

von

**Julie Kurow.**

(Frau Pfannenschmidt.)

Kl. 8. Brosch. 27 Ngr.

Allen gebildeten Müttern, insbesondere allen Müttern, Erzieherinnen und Lehrern können wir vorstehendes Werk auf das wärmste empfehlen!

Die gefeierte Verfasserin hat in demselben den reichen Schatz ihrer Erfahrungen als Gattin, Mutter und Erzieherin niedergelegt und es ist darum durchaus praktisch. Das Werk zerfällt in vier Bücher: Erstes Buch: Die Wartung und Pflege des Kindes und seine früheste häusliche Zucht. Zweites Buch: Schule und Haus. Drittes Buch: Das Familienleben und sein Einfluß auf die Töchter. Viertes Buch: Stellung des weiblichen Geschlechts in der bürgerlichen Gesellschaft. Schluß: An die Mütter.

Seeben erschien:

**Aus dem Tagebuche eines Jägers**

von

**Iwan Turghenew.**

**Zweiter Band.**

Deutsch von **August Volk.** Kl. 8. Geh. 1 Thlr.

Turghenew's klassisches Buch, welches bereits durch die Uebersetzung in vier Sprachen in ebenso viele Literaturen eingebürgert ist, hat schon beim Erscheinen des ersten Bandes in seltenem Grade die Theilnahme auch der deutschen Lesewelt erregt, indem es mehr als je ein Werk vor ihm für die Kenntnis der gesellschaftlichen und politischen Zustände Rußlands gewirkt hat. Mit diesem zweiten Bande bekommt der Leser das anziehende Buch vollständig in Händen.

Berlin, im Mai 1855. **Heinrich Schindler.**

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Kapper (Siegfried), Christen und Türken.**

Ein Skizzenbuch von der Save bis zum Euxina

Thor. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der durch seine „Südslawischen Wanderungen“ und andere Schriften bekannte Verfasser, mit den Zuständen der ultiern Donaugegenden durch eigene Anschauung und längern Aufenthalt innig vertraut, bietet in diesem Werke eine Reihe lebhaft gehaltener, getreuer Schilderungen des Lebens und der Zustände jener Länder, die gegenwärtig die Aufmerksamkeit Europas und besonders Deutschlands in so hohem Grade auf sich ziehen. Sein „Skizzenbuch“ wird deshalb gewiß große Theilnahme erwecken.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

**Die Gesänge der Serben.** Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Dieses Werk bietet zum ersten mal kritisch und nach den einzelnen Helden geordnet in Anknüpfung an „Die Volkssagen der Serben“ von Kalvj (neue umgearbeitete und vermehrte Auflage, 2 Theile, 1853, geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 4 Thlr.) den reichen Niederschlag des serbischen Volks, vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf die serbische Revolution, in trefflicher deutscher Uebersetzung und bildet somit einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis des Südslawentums und insbesondere der serbischen Literatur, wie es zugleich allen Freunden echter Volksepoeie hohen Genuß gewährt.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **J. W. Brockhaus** in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 20.

17. Mai 1855.

Inhalt: Beigke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege. Von Karl Gustav von Bernsd. — Jordan's „Demiurgos“. Von Adolf Gottschalk. (Beschluß.) — Liebmann, Aus der Welt des Herzens. — Kirchenfürsten des Mittelalters. — Das goldene Grün bei Goethe und Schiller. — Mezzofanti. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Beigke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege.

Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Von Heinrich Beigke. Erster Band. Berlin, Ducker und Humblot. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Zeit den legerstehenenen, die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch im Ganzen behandelnden Werken sind eine Menge von neuen Materialien zugeflossen, welche bisher unbekannte Aufschlüsse, Bereicherungen und Berichtigungen der Thatfachen geben: es kann daher eine neue Bearbeitung des großen nationalen Stoffs nur willkommen genannt werden.

Werkwürdig ist es und leider wahr, was der Verfasser in der Vorrede sagt, daß der gewaltige Kampf, der die Befreiung unsers Vaterlandes herbeiführte, dem Volke auffallend wenig bekannt ist. Vom großen Krieg und dem Siebenjährigen Krieg weiß dasselbe im Ganzen noch weit mehr. Ich kann dazu aus eigener, sich oft wiederholender Erfahrung hinzufügen, daß die meisten jungen Leute, welche die Gymnasien aus Secunda verlassen, von der vaterländischen Geschichte überhaupt fast gar nichts wissen, eine Folge der stiefmütterlichen und unbegreiflich zerstückelten Behandlung, welche die Geschichte dort zu erdulden hat. Alte Geschichte und immer wieder alte Geschichte — da sind Dozenten und Schüler auf ihrem Terrain, da können besonders erstere aus dem Vollen schöpfen, ohne erst Studien zu machen. So wird einer der wirksamsten Hebel zur Erweckung eines vaterländischen Sinns, eines Nationalgefühls und echten Patriotismus in der Jugend ganz vernachlässigt. Wir begreifen daher auch in dieser Beziehung mit Freuden ein Werk, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, die herrliche Zeit deutschen Aufschwungs und glorreichen Kampfs gegen Fremdherrschaft in einer allgemein faßlichen und ansprechenden Darstellung zu schildern. Unserer Zeit der Zersplitterung, der eigensüchtigsten und engstirnigsten Interessen hat es noch, daß ihr zur Beschämung wie zur Erleuchtung ein Spiegel vorgehalten werde, in welchem sie sehen kann, wie es einst anders war und wie es auch jetzt anders sein könnte! Vollste Anerkennung verdient das

1855. 20.

Verfassers warmes Gefühl für Deutschlands Macht und Wohl; leider ist es hier und da so weit gekommen, daß ein solches für des allgemeinen Vaterlandes Ehre und Einigkeit wie ein halb revolutionärer Makel betrachtet wird, ohne zu bedenken, daß es sich mit dem glühendsten „spezifischen“ Patriotismus nicht allein verträgt, sondern diesem auch eine Granitbasis gibt, die nur politische Blindheit verkennen und verdächtigen kann.

Um das vorliegende Werk richtig zu würdigen, muß man das Vorwort lesen, in welchem der Verfasser den Zweck angibt, den er verfolgt hat. Er wünscht durch seine Darstellung Das für seine Zeit zu werden, was Archenholz durch die seinige für die des Siebenjährigen Kriegs war; er ist sich bewußt, keine Mühe gescheut zu haben, um sich selbst erst durch ein Studium bis zu den ersten Quellen hinab gründlich zu belehren, und will keine Kriegsgeschichte, sondern eine Geschichte vom deutsch-nationalen Standpunkte geben. Die Kriegsactionen mußten darin freilich einen beträchtlichen Raum einnehmen, weil er einen gewaltigen Krieg beschreibt, aber die Darstellung enthält nur den Geist derselben mit den geltenden Momenten, nicht ohne begleitende Kritik der Kriegskundigen, zugleich, wo es nöthig ist, mit Charakteristik der Feldherren und hervorragenden Führer, der Truppen, der Nationalitäten. Dabei durften auch die historischen Zustände, die politischen und diplomatischen nicht vernachlässigt werden. Der Verfasser schließt sein Vorwort:

Soviel an mir lag, habe ich mich bemüht, jedem Theil gerecht zu werden und „Wahrheit“ ist überall mein Leitstern gewesen. Die Zeit liegt 40 Jahre hinter uns, die Periode ist vorüber, wo bornirter Patriotismus galt, wo nothwendig wir allein Recht und der Feind allein Unrecht hatte.

Betrachten wir denn das Werk nicht als eine Kriegsgeschichte von 1813 und 1814, sondern als eine Geschichte der deutschen Freiheitskriege vom deutsch-nationalen Standpunkte aus. Der erste Band umfaßt in vier Büchern die Zeit bis zum Schlusse des Waffenstillstandes. Ein Motto, wie es glücklicher nicht hätte gewählt werden können, gibt schon den Geist der Bearbeitung an: „Nichtswürdig ist die

50

Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!" Es ist nur, beiläufig gesagt, falsch abgesetzt, wodurch das schöne Vermaß verdorben ist. Die vier Bücher enthalten: die Darlegung der allgemeinen historischen Zustände bis zum Zuge Napoleon's gegen Rußland; die Erhebung Preußens und dessen Vereinigung mit Rußland; den Kampf bis zum Waffenstillstande und die Zeit des Waffenstillstandes. Das erste Buch beginnt mit der geographischen Lage Deutschlands; gewiß höchst zweckmäßig, denn die geographischen Verhältnisse bedingen die Entwicklung der nationalen, socialen und politischen. Der Verfasser hat die Erdkunde bereits früher zu seinem besondern Studium gemacht und gibt uns davon überzeugende Belege. Er stellt Deutschland als geographisch vortheilhaft ausgestattet dar und erklärt durch kurze Andeutungen, wie es deffenungeachtet zu keiner einheitlichen Macht erstarkte, sondern durch die Gewalt historischer Zustände in viele Einzelherrschaften aufgelöst und schließlich von Napoleon so unterworfen wurde, daß es überhaupt kein Deutschland mehr gab.

Deutschland war Frankreich und in Vorbereitung, allmählig in dem französischen Kaiserreiche aufzugehen. Man konnte sagen, Frankreich greife im Osten an Rußland und die Türkei.

Sehr interessant ist der Abschnitt, welcher die Stimmung der Völker zu dieser Zeit behandelt; interessant aber traurig zu lesen, was unsere Nation betrifft, in welcher die Idee eines gemeinsamen großen Vaterlandes längst untergegangen war. Nur der Druck, welchen die französische Herrschaft übte, konnte allmählig den Unwillen über die Erniedrigung bei der Waffe rege machen, auf welche bisher die Bestrebungen der Edeln im Volke ohne Einfluß geblieben waren. Jener Druck lastete am schwersten auf Preußen. Sind auch die meisten Thatfachen, welche der Verfasser anführt, schon bekannt, so war doch ihre Zusammenstellung nöthig, um das Elend und die Noth zu schildern, in welche Preußen nach dem Frieden von Tilsit gesunken war. Um so gloriereicher die Erhebung! Stein's und Hardenberg's Reformen, Scharnhorst's Verdienste um das preussische Kriegswesen werden ausführlich dargestellt; die biographischen Notizen und die Charakteristik dieser ausgezeichneten Männer sind dem Leser eine willkommene Zugabe. Das erste Buch trägt das Motto von Schiller: „Und das Band der Länder wird gehoben, und die alten Formen stürzen ein“; für das zweite, welches die Erhebung Preußens und seine Vereinigung mit Rußland behandelt, ist das Körner'sche: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ gewählt. Es beginnt damit, die Hoffnungen und Befürchtungen zu schildern, welche sich in Europa an Napoleon's Kriegszug nach Rußland knüpften und den Eindruck, den die Vernichtung seiner großen Armeen machte. Dann kommt der Verfasser noch ein mal auf Preußens ungünstige Verhältnisse zurück und bespricht dieselben, wie sie zu Anfang 1813 waren. Auf 2780 Quadratmeilen mit  $4\frac{1}{2}$  Mill. Einwohner herabgekommen, seine Hauptfestungen von den Franzosen besetzt, an der Westgrenze von Rheinbunds-  
festungen bedroht, nur berechtigt, ein Heer von 42,000 Mann

zu halten, während sieben Etappenstraßen für fremde Truppen das Land durchschnitten, ausgezogen bis auf das Mark durch die Kriegsteuer an Frankreich und die Erpressungen der feindlichen Befehlshaber, von der Schmach seiner Niederlage bedrückt — das war der Zustand, aus welchem sich „das kleine zertretene Preußen zu einer Kraft und Glorie erhob, wie es kaum ein Beispiel in der Geschichte gibt.“ Ist Scharnhorst der deutschen Freiheit Waffenschmied genannt worden, indem er das stumpfgeordnete Schwert schloß, so ist York der Erste gewesen, der den Schild gegen Frankreich erhob. Droysen's treffliche Biographie hat uns den Helden, „scharf wie gezacktes Eisen“, und die Bedeutung seines Schritts, den er auf Gefahr seines Kopfs that und der den Geschicken unsers Erbtheils die entscheidende Wendung gab, so vorzüglich dargestellt, daß der Verfasser nichts Besseres thun konnte als sich ihr anschließen; interessant ist, was derselbe über York's Herkunft und Familie aus eigener Erkundigung hinzufügt. York's Wirken in Königsberg, wo er seine frühere Stellung als Generalgouverneur von Preußen selbstverständlich noch vor der königlichen Entscheidung wieder einnahm, die Erhebung dieser Provinz, welche, die erste von allen, eine Landwehr errichtete, die ursprüngliche Organisation dieses Instituts, das später der Kern der preussischen Wehrkraft werden sollte, werden ausführlich dargestellt, zum Theil nach Friccius, der seine „Geschichte von 1813“ seitdem noch durch neuere Arbeiten, die ostpreussische Landwehr betreffend, ergänzt hat („Belagerung von Küstrin und Danzig“, auch in d. Bl. besprochen). Hierauf betrachtet der Verfasser die Maßregeln Preußens, deren Schwankungen er freimüthig darlegt: sie erklären sich aus den waltenden Verhältnissen sowohl zu Frankreich, dessen Truppen noch einen großen Theil des Landes besetzt hielten, als auch zu Rußland, gegen dessen Aufrichtigkeit ein gewisses Mißtrauen nach frühern Vorgängen, wie nach dem neuesten Geschehen seiner Befehlshaber in Ostpreußen gerechtfertigt war. Der Vertrag von Kalisch, ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Rußland, machte der Ungewissheit ein Ende.

Ein besonderer Abschnitt ist den Rüstungen Preußens gewidmet, welche so übersichtlich und klar zusammengestellt sind, daß auch der militärische Leser dadurch im hohen Grade befriedigt wird. Die Ergänzung der stehenden Truppen auf Kriegstärke und die Errichtung von 52 Reservebataillonen war durch Scharnhorst's großartige Maßregel, seit 1808 durch stetes Ausbilden, Entlassen und Wiedereinziehen von Mannschaften, unbemerkt von den französischen Bevollmächtigten, weil der Etat nicht überschritten wurde, im Volke eine Masse waffengeübter Leute zu haben, leicht möglich geworden. Die Staatskassen konnten dazu die Mittel nicht mehr liefern, daher wurde dem Lande die Verpflichtung auferlegt, sämtliche neu zu errichtende Truppen zu besolden, mit Ausnahme der Waffen auch auszurüsten und sämtliche Remonten selbst zu stellen. Die Errichtung der freiwilligen Jäger zu Fuß und zu Pferd (10,000 Mann), dreier National-Cavalieregimenter, der Landwehr (149 Ba-

raillone und 124 Escadrons) brachte das Heer, das nach den Verlusten im russischen Feldzuge vielleicht nur 33,000 Mann betrug, auf eine Stärke von 253,350 Mann; eine Rüstung, von welcher der Verfasser mit Recht sagt, daß ihre Energie in der ganzen Geschichte ohne Beispiel sei. Und nun der hohe Aufschwung im Volke, die Begeisterung, mit welcher alle Stände Blut und Leben, Hab' und Gut, die Frauen ihren Schmuck bis auf den Trauring der heiligen Sache des Vaterlandes zum Opfer brachten: wahrlich, der Verfasser verdient den wärmsten Dank, das Alles unserer heutigen Generation in so eindringlicher, von der Gewalt des Stoffs getragener Darstellung wieder vor Augen zu bringen; Alles durch Zahlen und Thatfachen belegt! Dann folgen die weiteren militärischen Maßregeln, wobei die großen Verdienste des Generals von Bülow um die Organisation neuer Streitkräfte hervorgehoben werden, von denen bereits in d. Bl. bei Besprechung von Barmhagen's Biographie des Feldherrn die Rede gewesen ist.

Die Russen waren unterdessen mit ihren leichten Truppen schon bis gegen Berlin vorgerückt; welche Demoralisation unter den früher unbezwinglichen Scharen der Großen Armee eingegriffen, beweist, daß 1500 Mann mit sechs Geschützen vor 42 Kosaken, welche die Tollkühnheit, man könnte sagen Frechheit hatten, sich auf sie zu stürzen, im panischen Schrecken auseinanderstoben, daß einige Haufen Kosaken es wagen konnten, durch Berlin, wo eine Garnison von 6000 Mann mit 40 Geschützen größtentheils schlagfertig blühte, zu sprengen! Ueber dies Ereigniß hätten noch manche interessante Einzelheiten, die sich hier in frischem Gedächtniß erhalten hat, angeführt werden können. Wittgenstein's Einzug, nachdem die Franzosen Berlin geräumt hatten, ist sehr lebendig geschildert, mit größerem Antheil noch der des York'schen Corps. „Es war eine Zeit, wo jedes menschliche Herz auf den Grund erregt war und Thränen der Rührung und Freude in Aller Augen glänzten.“ Welche Schritte nun geschahen, um Oestreich zu gewinnen, um das deutsche Volk für die große gemeinsame Sache zu begeistern, der Eindruck, welchen der „Aufruf“ machte, besonders der an die Sachsen, ist im folgenden Abschnitt erzählt. Hier aber läßt der Verfasser dem König Friedrich August, der durch viel edlere Beweggründe als „durch lange Gewohnheit“ die Liebe seines Volks in seltenem Maße besaß, nicht die Gerechtigkeit widerfahren, welche wir sonst in seinem Werke überall finden. Er würdigt die Verhältnisse, welche die Lage Sachsens und seines ehrenwürdigen Monarchen zu einer der schwierigsten machten, nicht unparteiisch genug; namentlich schlägt er die Motive, welche sich äußerer Conkordanz entgegen, nicht hoch genug an, sondern läßt sich durch das unglückliche Resultat zu einer Bitterkeit reizen, welche weder der Fürst noch sein Volk verdient haben. Das warme deutsche Gefühl, das hier mit Schmerz beachten muß, wie sich weder das deutsche Volk noch seine Fürsten nach Preußens Vorbild erhoben, mag diese Bitterkeit erklären; es spricht sich erfreulicher in dem nächsten Thema aus: dem Schriftenthume der Zeit, wel-

chem Elemente, als von wichtigem Einfluß, eine besondere Betrachtung gewidmet wird. Hier treten uns gefeierte Namen, wie Arndt, Schenkendorf, Rückert, Körner, entgegen; auch populäre Kriegsklieder, deren Verfasser minder und gar nicht bekannt, werden uns in das Gedächtniß gerufen. Die Maßregeln Napoleon's, um den Kampf von neuem aufzunehmen, in ihrer grandiosen Ausdehnung und dem bewundernswürdigen Resultate beschließen das zweite Buch.

Das dritte Buch ist den kriegerischen Begebenheiten von Tettensborn's Zuge nach Hamburg bis zum Waffenstillstande gewidmet. Wir können uns darüber um so kürzer fassen, als der Autor selbst, seinem Plane getreu, die eigentlichen Kriegshandlungen nur kurz in ihrem Zusammenhang und ihren Folgen, ihrem Geiste nach schildert und mehr die allgemeinen Zustände, besonders die Kriegsleitung, zum Kerne seiner Darstellung macht. Dabei wird ihm aber jeder Leser vom Fach die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, wenn er auch absichtlich keine Kriegsgeschichte im eigentlichen Sinne gegeben hat, seine Behandlung der kriegerischen Ereignisse auch vor strenger militärischer Kritik vollkommen bestehen kann; daher wir keinen Anstand nehmen dürfen, das Werk ebenso zur Militärliteratur zu rechnen, als es durch seine Bedeutung Ansprüche hat, allerdings noch mehr der allgemeinen Literatur eingereiht zu werden. Wo es irgend charakteristisch für die Anschauung des großen Kampfs und der gegenseitigen Verhältnisse der Organisation der Truppen, ihres moralischen Elements, ihrer Kampfweise u. s. w. erschien, hat der Verfasser nicht verschmäht, selbst einzelne Gefechtsacte im taktischen Detail zu schildern, und hier bekundet sich vorzugsweise sein richtiger militärischer Blick und Takt, überhaupt der gediente Militär. Daß er die besten, auch die neuesten Quellen für das dritte Buch benutzte, versichert er selbst in der Vorrede, und wenn er nur einzelne anfährt und Angaben besonders der letztern nicht immer benutzt zu haben scheint, so mag er seine Gründe dafür haben. Wir vermiffen aber das treffliche, an Zuverlässigkeit von keinem andern übertroffene Werk des Obersten Schulz: „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792“, das nicht einmal als gelegentlich zurathengezogen angeführt wird; allerdings ist gerade dieser Abschnitt darin kürzer behandelt als die folgenden, und der Verfasser vergleicht vielleicht später dessen auf die gründlichste Kritik basirte Angaben mit andern. In der Darstellung der Schlachten und Gefechte wird immer eine Terrainbeschreibung vorangestellt, ohne welche die Waffenhandlung nicht gut verstanden werden kann. Die localen Verhältnisse sind darin stets mit großer Klarheit anschaulich gemacht, sodaß sie in ihrem Einflusse auch von dem militärischen Leser zu würdigen sind, was als ein besonderes Verdienst des Werks anzuerkennen ist. Bülow's Feldzug unterwirft der Verfasser einem Tadel, den wir in dieser Ausdehnung nicht für begründet halten können, selbst dem Gefechte von Luckau widerfährt nicht die Gerechtigkeit, die es verdient; die Kritik hat sich hier wol durch einseltige Quackn bestimmen lassen. Wie sehr

aber sonst auch der Feind eine gerechte Würdigung erfährt, beweist das Bild, das uns von dem gefürchteten und gehaßten Davoust entworfen wird bei Gelegenheit seines Wankens in dem unglücklichen Hamburg; wir erblicken hier doch manchen Zug, der ein milderes Licht auf diesen stahlharten Charakter wirft. Einen besondern Abschnitt erhält zum Schlusse die Lüzower Freischar; es wird gezeigt, wie dies Corps, „die schwarze Schar, die Schar der Rache“, nach der ursprünglichen Idee, daß ganz Deutschland gegen die Franzosen in Brand kommen werde, einen Kern bilden sollte, an den sich alle vaterlandsglühenden, franzosenhassenden jungen Deutschen anschließen könnten; man glaubte, daß dies Corps bald zu einem ganzen Heere anschwellen werde. Das geschah aber nicht, die Freischar wuchs zu groß für Parteigängerzwecke und war doch zu klein für ein selbständiges Corps; Thaten blieben aus vielen Ursachen aus, welche der Verfasser einsichtig auseinanderlegt; nach dem Waffenstillstande wurde die Reiterei, gewiß nicht ohne Schuld des Führers, vernichtet, und das ganze Freicorps, dem Wallmoden'schen Corps zugetheilt, nahm an dem großen Kriege der Hauptarmeen nicht einmal Antheil. Traurig, wie so herrliche Elemente unbenutzt blieben und in Nichtachtung geriethen!

Das vierte Buch, das letzte im ersten Bande, schildert die Zeit des Waffenstillstandes, beschäftigt sich also vorzugsweise mit den diplomatischen Verhandlungen, welche den Anschluß Oesterreichs an die Verbündeten bewirkten. Der Verfasser ist hier von einer gewissen Animosität gegen diesen letztern Staat nicht frei zu sprechen, er hat sich wol allzu sehr von Hormayr's „Lebensbildern“ leiten lassen. Welche Stellung aber Hormayr zuletzt gegen sein engeres Vaterland einnahm, ist bekannt; seine Schriften sind von dem Hasse und der Leidenschaft inspirirt, wovon außer den „Lebensbildern“ vorzüglich auch seine „Anemonen“ Kunde geben. Mit dem Ausspruche, daß der Krieg seit dem Hinzutritt des „erzabsolutischen, aristokratischen, völkerfeindlichen, in alten Formen erstarrten Oesterreichs“ nur ein Cabinetkrieg geworden, kann man unmöglich einverstanden sein. Auch ist die Charakteristik der österreichischen Kriegsführung seit 1792 ungerecht: der glänzenden Erfolge von 1795 wird mit keiner Silbe, der Siege des Erzherzogs Karl nur mit schwacher Concession gedacht. Rühmen wir an dem Verfasser die Freimüthigkeit, mit welcher er die schwankende Heeresleitung der Verbündeten tadelt, die volle Anerkennung, die er auch dem Gegner widerfahren läßt, vor allem dem Genius Napoleon's, so wünschen wir auch, daß er nach allen Seiten gerecht werde. Eine Charakteristik der hervorragenden Diplomaten am Prager Congreß und der bedeutendsten Heerführer, endlich eine Darstellung der gegenseitigen Streitkräfte nach ihrer Organisation und Formation beim Ablauf des Waffenstillstandes beschließt den ersten Band dieses Werks, wovon soeben auch der zweite erschien. Wir versparen uns ein Gesamturtheil, empfehlen das Werk aber vorläufig zur allgemeinen Beachtung, deren es in weitesten Kreisen würdig ist.

Karl Gustav von Berner.

## Jordan's „Demiurgos“.

(Schluß aus Nr. 18.)

Wilhelm Jordan, der Sänger des „Demiurgos“, der modernen Faust-Messias, ist ein geborener Ostpreuse, der auf der Universität Königsberg das Studium der Theologie mit dem der Hegel'schen Philosophie vertauschte, ein Schüler von Karl Rosenkranz. Er debütierte mit einem Gedichte: „Glocke und Kanone“, in welchem die Selbsterleuchtung mit einer sehr revolutionären und kirchenfeindlichen Symbolik auftrat, während er in einer andern Dichtung in kräftigem Tone die deutsche Gesinnung Ostpreußens aussprach und verherrlichte. Später dichtete er „Irdische Phantasien“ in etwas herber Form, doch nicht ohne Gedankenschwung; Träumereien von der selbständigen Macht des Menschengesistes und der Herrlichkeit des Diesseits. In Leipzig, wohin er übersiedelte und wo er wegen eines atheisistischen Traktates, dessen crasse Form die Anklage der Blasphemie nicht ganz ungerechtfertigt ließ, zur Gefängnisstrafe verurtheilt wurde, gab er die Dichtungen seiner Sturm- und Drangperiode unter dem Titel „Schaum“ gesammelt heraus; ein Titel, der allerdings den echten Champagner des Geistes erwarten ließ. Inzwischen schäumte die Sucht, Bedeutendes zu leisten, in mehreren Aufsätzen der Wigand'schen „Epigonen“ aus, die ihn mit dem sächsischen Pressegesetz in Conflict brachte. Obgleich er sich in Lindenau bei Leipzig angekauft, wurde er aus Sachsen verwiesen und siedelte nach Bremen über, bis ihn die Märzrevolution nach Berlin rief, wo er alsbald als Volkredner in dem demokratischen und constitutionellen Club auftrat und sich in der Mitte der revolutionären Kreise bewegte. Nach Frankfurt von constitutioneller Seite gewählt, saß er dort auf der äußersten Linken, was eine befremdende Adresse von Seiten seiner Wähler zur Folge hatte. Mannichfache Einwirkungen bestimmten ihn, sich von seiner Partei zu sondern, und Differenzen in Betreff der Polenfrage, über die er eine scharf einschneidende Rede hielt, machten den Bruch vollkommen. Die Ermordung des ihm befreundeten Fürsten Felix Sichnowsky, an dessen Grab er als Leichenredner auftrat, trieben ihn immer weiter auf die rechte Seite hinüber, bis er als Reichsmarinerrath eine schwarzrothgoldene Anstellung fand, welche sogar längere Zeit den Untergang des deutschen Parlaments und der deutschen Flotte überlebte. Diese biographischen Andeutungen sind für das Verständnis einer Dichtung unentbehrlich, in welche der Dichter so viel aus seinem eigenen Leben hineingeheimnist hat und welche alle geistigen und politischen Entwicklungsphasen umfaßt, deren Cursus der bildungsfähige Poet mit einer seltenen Kunst der politischen und gedanklichen Färbung durchgemacht. Alle diese abgelegten Schlangenhäute der Entwicklung sind im „Demiurgos“ poetisch ausgehaucht und ausgestellt, und diese Sammlung geistiger Wechselwirkungen gibt dem Werke fast ein größeres Interesse, als seine künstlerisch gemölbte Kuppel und seine gothischen Glaubensthürme.

Ueber den Begriff und historischen Entstehungsgrund der „Mythien“, über die metaphysischen Dramen, welche Vorgänger des „Demiurgos“ sind, über den Demiurgos selbst und seine Bedeutung nach der Auffassung der Enklystiker hat sich der Recensent des ersten Theils (in Nr. 19 d. Bl. f. 1853) bereits erschöpfend ausgesprochen, und können wir hier nur auf jene Beurtheilung zurückverweisen.

Der Dichter ergeht sich selbst mehrfach in schwungvoller Rhetorik über die hohe Bedeutung einer metaphysischen Poesie gegenüber der Alltagspoesie und ihren Gestalten von Fleisch und Blut; ja er hat nicht übel Lust, ihr für alle Zeiten eine götterzeugende, religions-schöpferische Kraft einzuräumen. Auch der „Demiurgos“ soll eine große Geisterwendung hervorrufen; das ist wenigstens die Absicht des Dichters. Unleugbar hat jede von Gedanken getragene Poesie eine höhere Berechtigung als gedankenloses lyrisches Getändel oder märchenhafte Arabesken- und Nipptischbilder. Das haben nicht blos Hiob, Aeschylos, Dante, Milton und Goethe gezeigt, das zeigen auch Shakespeare und Schiller, deren Poesie sich freilich nicht in überirdischen metaphysischen Collegien bewegt, aber dagegen mit festen Umrissen und in energischem Gestalten die lebendige Philosophie der Geschichte mit ihren Triebädern vor unsern Augen entrollt. Eine Poesie kann indeß nur in naiven Zeiten dem Volke seine Götter schaffen; für eine Zeit der allgemeinen Bildung ist auch der poetische Bilderkultus antiquirt; uns interessiert nicht mehr das Bild, sondern nur die Auslegung, und die Phantasie des Dichters, die in solchen Zeiten nicht wie die Volksphantasie ureigene Gestalten heraufbeschwören kann, sondern nur aus den mythologischen Garterobeladen aller Zeiten ihre Masken zusammenborgt, ränzt sich über ihre Fähigkeit, wenn sie eine neue Religion aus dem Aermel schütteln will. Die Phantasie ist nur götterzeugend, wenn sie selbst an ihre Götter glaubt; diese modern-reflectirende Phantasie, die sich ihre Göttergestalten am Schreibtische aus allen möglichen gedruckten Glaubensurkunden zusammensucht, ist trotz aller Allegorik glaubensleer und hat das volle Bewußtsein, zu allegorisiren und den Gedanken absichtlich zu maskiren. Das Symbol, das Glaubenszeichen einer naiven Zeit, ist die dumpfe Einheit von Bild und Bedeutung; die Allegorie ist die bewusste raffinierte Rückkehr zur Symbolik, welche diese Einheit kunstvoll erzeugt. Ihre Berechtigung bleibt auch für die moderne Gedankenpoesie problematisch, und sie mit Hiob und Aeschylos auf eine Stufe setzen zu wollen, heißt sich gegen den Geist der Geschichte versündigen. Wir fragen immer erst mit Recht, warum der klare Gedanke in das unklare Bild zurückgezaubert wird; denn die Zweideutigkeit eines phantastischen Farbenspiels, so bunt es schillert, gibt im Element des Gedankens keinen Ersatz für die einfach-verständliche Wahrheit. Ebenso wenig dürfte das Zusammenrühren aller Religionen in einen religiösen Urbrei eine dem Gedanken und dem bestimmten Glauben genehme Versöhnung anbahnen.

Der Gedankeninhalt des „Demiurgos“ ist schon deshalb zur Stiftung einer neuen Religion wenig geeignet, weil er sich blos um eine einzelne, bestimmte, metaphysische Frage dreht, um die Idee des Bösen und Guten. Auch liefert die Behandlung derselben keine neuen und überraschenden Resultate, indem sie im Ganzen mit der optimistischen Richtung der Philosophie seit Leibniz übereinstimmt. Wenn der Verfasser daher von einer großen Geisterwendung spricht, die er durch seine Dichtung hervorrufen will, so kann er dies nur im Allgemeinen darauf beziehen, daß er eine in den Materialismus versunkene Zeit zu einer idealistischen Weltanschauung zurückzurufen oder vielmehr den falschen Idealismus zu widerlegen sucht. Denn in der That ist es mit der materialistischen Gesinnung unserer Zeit nicht so arg; gerade das letzte Decennium, das auch Jordan uns in seinen berliner und frankfurter Guckkastenbildern vorführt, zeigte, welche Elemente eines gedankenvollen Strebens, des Aufschwungs und der Begeisterung für die verschiedensten Ideale in der deutschen Nation lebendig sind, und wenn der Materialismus Geltung gewonnen, so ist er ganz woanders zu suchen als in jenen Kräften und Trieben der Bewegung. Auch ist Jordan selbst nicht so einseitig, die großartige Blüte der Cultur, des Handels und der Industrie, die gewaltigen Fortschritte der Civilisation in unserer Zeit für einen Abfall vom idealistischen und christlichen Princip zu halten, im Gegentheile, der jüngere Faust findet darin eine Erfüllung der in der christlichen Gottesdichtung vorgezeichneten Wunder. So spricht er vom Gottesohn:

Ein Bild der Allmacht und Allwissenheit,  
In dem die Jugend vorgeahnt  
Die künftige Menschenherrlichkeit,  
Ein Bild, das uns den Weg zu sich gebahnt,  
Das wie ein Kompaß festhielt uns're Richtung,  
Ein Bild vom Riesenbaum, geträumt vom Samen:  
So steht er da im Arabeskenrahmen  
Bedeutungsvoller Wunderdichtung.

So lernten wir mit Allmacht uns bewehren,  
Die Kräfte der Natur in Muskeln zu verwandeln,  
Die riesenstark nach unserm Willen handeln,  
Und unsern Erdenball zum Menschheitskleid verklären.

Wie, wenn sich wie auf ein Gebot  
Millionen Arme hastig regen  
Und eine weite Hungerknoth,  
Der sonst sie scharenweis erliegen,  
Bekämpfen mit vereinter Macht,  
Und nun auf hunderttausend Wegen  
Zusammenströmt die Segensfracht,  
Bis von der Erde fernsten Enden:  
Wer spürte da nicht in den Menschenhänden  
Das Wirken von dem Heilandsgeiste,  
Der die Hünstaufen speiste?

Der Dichter ist also keineswegs ein Gegner des neuen lebenskräftigen und lebensschaffenden Materialismus; er sucht sogar ihn durch das Christenthum und das Christenthum durch ihn zu verklären. Die Gedankenwendung, welche im Cultus des „Demiurgos“ liegt, hat daher noch einen Sinn. Die Geister sollen nicht verzagen, wenn ihre Ideale scheitern; sie sollen die Nothwendigkeit der Schranken, die sich ih-

nen entgegenshürmen, begreifen; denn gerade das Ringen nach dem Ideal ist die schönste lebenszeugende Mitgift der Menschheit; die erreichten Ideale sind der Menschheit Todtenmale, das Erreichen des idealen Ziels wäre der Weltuntergang. Darin liegt die Berechtigung des Negativen, des Maßes, der Schranke, des Leidens, deren Repräsentant eben der Werkmeister des Schöpfers, der Demiurgos ist, jene ältere und edlere Gestalt, welche durch das mittelalterliche Teufelsbild entstellt worden. Diese negative Kraft, die wir das Böse nennen, ist also ein nothwendiges Moment der göttlichen Heilsordnung; für das Weltganze gibt es kein Böses; die Welt, wie sie ist, ist die bestmögliche Welt. Dennoch, trotz dieser Erkenntnis, ist der Trieb in den Menschen gelegt, der über das Bestehende in die Zukunft hinausweist: das Streben, Ideale zu verwirklichen und die Welt neu zu gestalten. Der wesentliche Inhalt unsers Mysteriums ist nun die Versöhnung dieser besten Welt, dieser vernünftigen Wirklichkeit mit ihrem scheinbaren Widerspruche, mit der Nothwendigkeit des idealistischen Weiterstrebens, der unaufhörlichen Fortentwicklung der Menschheit. Diese Ueberzeugung ist freilich nicht neu, wenn auch ihre poetische Gestaltung bis jetzt noch nirgends in so eingehender und umfangreicher Weise durchgeführt worden ist. Abgesehen von den Ansichten der Neuplatoniker, der geistvollern Kirchenväter, z. B. eines Origenes, und der Scholastiker, hat in neuerer Zeit der Optimismus in Leibniz einen begeisterten Apostel gefunden, während im Hegel'schen System die beiden Seiten des Jordan'schen Mysteriums und ihre Versöhnung aufs vollkommenste und ausgiebigste enthalten sind. Von den Neuplatonikern hat Proklus das Wesen des Bösen am tiefstinnigsten erklärt, indem er behauptete, daß im Bösen, da dasselbe nichts Selbständiges sei und nur aus der Schranke der Kraft entspringe, noch Gutes sei.

Leibniz behauptete, daß Gott das Böse nicht wolle; es liege in der Beschränkung der Natur, es fließe indirect aus dem Begriff der Welt und werde von Gott zugelassen, damit ein größeres Gutes erreicht werde. Shaftesbury, Rousseau u. A. vertheidigen diesen Optimismus, daß Alles für das Ganze gut ist, obgleich sie im einzelnen Falle in ihrer Beweisführung in Lächerlichkeiten verfielen, welche Voltaire mit scharfem Witz in seinem „Candide“ aufgedeckt. Hegel dagegen feiert in der Rechtsphilosophie sowol die Vernünftigkeit des Wirklichen, als er auch in seiner „Philosophie der Geschichte“ den Fortschritt des menschlichen Geistes zum Bewußtsein der Freiheit anerkannte und die List der Vernunft pries, welche sich der Leidenschaften der Menschen zur Erreichung ihrer Zwecke bediene. Die ganze Philosophie Hegel's ist eine große Theodicee, welche den Sieg des Guten und die Allgegenwart des Vernünftigen preist, freilich nicht in starren Organisationen und fixen Begriffen, sondern im beständigen Flusse der Entwicklung. Im Hegel'schen System, nicht im Meschyslos und Hios, am wenigsten in den Uebersetzungen des christlichen Glaubens liegen die Gedankenhebel des Jordan's-

chen „Demiurgos“. In letzter Instanz ist aber der Beweis des Optimismus doch nur für die Gläubigen vorhanden; das quod erat demonstrandum leuchtet nur Denjenigen ein, welche von Hause aus dieselbe Anschauung theilen. Einem pessimistischen Philosophen wie Arthur Schopenhauer gegenüber wird diese ganze Beweisführung ohnmächtig bleiben. Wer den Optimismus eine ruchlose Gefinnung nennt, wer das Ding an sich, das Absolute, in dem blindwaltenden Willen findet, der sich die Intelligenz nur als eine Fackel für seine Hade zur Beleuchtung der höhern complicirten Organismen ansetzt, den zu bekehren wird alle christlich-philosophische Bereitschaft des „Demiurgos“ nicht hinreichen, der aber wol in den Kreis seiner geistigen Richtungen diesen principiellen Pessimismus, welcher seiner Tendenz anschnorfften gegenübersteht, mit hätte aufnehmen sollen. Wir haben es in der That in der ganzen Dichtung mit lauter Optimisten zu thun; der schnorffte Geist der Verneinung, der das Princip leugnet, fehlt gänzlich.

Erweist sich der Optimismus mithin als eine Glaubenssache, so geht Jordan noch einen Schritt weiter, indem er auch die Form des Glaubens für ihn in Anspruch nimmt. Er deutet mehrfach an, daß nur ein neues Glaubensbild unser Volk verjüngen könne; er will im Vereine mit seiner elyrischen Muse dem Bilderstrome der Gegenwart wehren; die Vision des „unsaglich schönen Paares“ im Kerker scheint das neue Gottesbild anzudeuten. Wir bekennen aufrichtig, aus dieser Partie des Werks, aus dem mystischen Geschwebel des dritten Theils nicht recht klug geworden zu sein, und müssen die künftigen Commentare des Werks abwarten, um zu erfahren, ob Jordan die praktische Tendenz hat, einen religiösen Cultus des Demiurgos zu begründen und den Doppelstern des Guten und Bösen zur Verehrung für die Gläubigen an das Firmament der neuen Religion zu verlegen.

Wir haben schon aus der Darlegung des Inhalts unserer Dichtung gesehen, wie Jordan die Grundidee zu gestalten sucht. Lucifer, der Demiurgos, gestaltet die neuentstandene formlose Erde; von Agathodämon sagt er etwas mystisch:

Du hältst fortan von diesem Stern  
Dich selbst und deine Liebe fern,  
Denn was davon ich brauchen kann,  
Enthält er schon von Anfang an.

Agathodämon überläßt Lucifer diese gestaltende Thätigkeit, obgleich er nicht begreift, wie der Geist der Verneinung schaffen kann. Er will, wenn er selbst Lucifer's Werk gelungen preisen muß, ihm ein Götterjahr diana; im entgegengesetzten Falle soll Lucifer ihm gehorchen. Die Dichtung schildert nun Agathodämon's Menschwerdung und des guten Geistes Erdenwallen. Er fadet natürlich überall die Schranken des bösen Lucifer, nitzende Harmonie und Vollendung. So in der Natur, in der Liebe, im Kampfe für die Freiheit und das Menschenthum, im großen nationalen Streben. Im geistigen



Herzlehren dieser Schranken triumphirt nicht nur Lucifer, sondern auch Wilhelm Jordan, der die Schale eines souveränen Hohen über alle Bestrebungen der Zeit ausgießt, und aus der Vogelperspective der Aeonen herab auf das idealistische Gewimmel und Getümmel des 19. Jahrhunderts einen mitleidigen Blick wirft. In der That entrollen diese Partien des Werks ein mit grellen Farben und Schatten ausgemaltes Zeitpanorama, das durch die meisterhafte Handhabung der sarkastischen Form und die poetisch-schlagende Bezeichnung der einzelnen Richtungen und Standpunkte auch für die Zukunft Werth und Interesse haben wird. Heinrich-Agathodämon, überall von irdischen Schranken zurückgestoßen, will sich mehrmals das Leben nehmen. Einmal aber fährt er im souveränen Zorn über Lucifer, der sich plötzlich in seinen Vasallen zu verwandeln scheint, im wahren Sinne des Wortes aus der Haut, nimmt die Herrschaft auf Erden in Anspruch und schafft nun ein schattenloses Utopien, das Nirgendheim, in welchem es die Bewohner vor lauter Glück nicht aushalten können. Das ist vortrefflich; ebenso die paradiesische Strebenlosigkeit, in welche Heinrich dann versinkt und die ihm bald als unhaltbar erscheinen muß.

Soweit ist die Composition des Ganzen geistvoll und dem Grundgedanken angemessen. Mit der „Göttlichen Komödie“, so reich sie an poetischen Schönheiten ist und so meisterhaft Jordan die Form handhabt und meistert, wissen wir wenigstens in Bezug auf Agathodämon nichts anzufangen. Es soll ihm die rechte Art, das rechte Maß gelehrt werden. Uns werden große Welt dichtungen vorgeführt, welche sich mit der Frage über das Verhältniß des Bösen und Guten beschäftigen: der „Prometheus“, der „Job“, der „Faust“. Das Christenthum selbst wird mit einer stark orthodoxen Wendung ausgeschlossen.

Heinrich.

Er zeigt mir nicht, was gottgeschah  
Auf Golgatha?

Chor der Unsterblichen.

Wer Das versucht, allein und ganz,  
Erzeugt nur gold'ne Kälber.  
Man malt die Welt im Sonnenglanz,  
Doch nie die Sonne selber.

So wenig das „Paradies“ des Dante seiner „Hölle“ an Werth gleichkommt, indem dort Alles in Glanz und Klang und Gloria verschwebt, so wenig erreicht der dritte Theil des „Demiurgen“ die beiden frühern, indem gerade Lucifer, der verneinende und gestaltende Geist („Omnia determinatio est negatio“, sagt Spinoza) hier nur die Rolle eines Zeichendruckers übernimmt, und die Verführung mit der Erde und dem Leben in visionären und märchenhaften Accorden ausklingt. Offenbar beeinträchtigt hier an vielen Stellen der Theolog den gestaltenden Dichter, und da wir es hier mit keinem naiven, sondern mit einem außerordentlich kunstvoll zurechtgemachten Glauben zu thun haben, so wird die theologische Wendung oft zur leeren Phrase und das Glaubensbild verschwimmt in höchst phantastischen Umrissen. Ueberhaupt macht an

einzelnen Stellen der überschwängliche Mysticismus einen komischen Eindruck; denn man merkt die Absichtlichkeit, mit welcher der jüngere Goethe, der Faustdichter, seinen Commentatoren einige taube Rüsse zum Aufknacken vorwirft.

Was nun die gestaltende Kraft des Dichters betrifft, so wehrt seine erhabene Muse selbst den Einwand ab, als wolle sie alltägliche Gestalten schaffen. Sie beruft sich auf die Gedankenpoesie aller Zeiten, sie will nur die „reine Form der Urgestalt“ liefern und nicht die schlechte Handgreiflichkeit der modernen Tagespoeten. Wir wollen gern der Form eines „Mysteriums“ Rechnung tragen, welche alle gesonderten Dichtungsgattungen in die mystische Einheit der Urpoesie versenkt, Lyrisches, Episches und Dramatisches in eine allerhöchste Welt- und Gottpoesie auflöst; aber deshalb dürfen wir weder auf dichterische Gestaltung, noch auf dichterische Erfindung verzichten. Jordan's „Demiurgos“ ist nun Metaphysik mit lebenden Bildern; seine Muse bewegt sich nur in Reflexionen und Schilderungen, deren Ausdehnung durch drei Theile bei größter Vorzüglichkeit im Einzelnen ermüden muß. Dies ist keineswegs durch den Stoff bedingt. Die dichterische Urkraft muß in Himmel und Erde gestalten, und ihren Gestalten nicht nur den Lebensodem, sondern auch die vollkommene Consequenz und individuelle Sicherheit verleihen, ohne welche wir kein dauerndes Interesse an ihnen nehmen können. Es sind und bleiben dramatis personae, von denen wir vollkommene Klarheit der Erscheinung und Bestimmtheit der von ihnen verfolgten Zwecke verlangen. Das mag bei metaphysischen Gestalten schwieriger sein, ist aber deshalb nicht minder nothwendig. Je klarer, greifbarer, consequenter sie auftreten, mit einem Worte, je weniger allegorisch, desto größer ist die Meisterschaft des Poeten. Hierin läßt Jordan viel vermissen. Die Doppelmasken taugen nichts. Lucifer, der sich auf einmal in den elegisch-klagenden gefallenem Engel mit seiner feufsenden unausgehoehrenen Lyrik verwandelt, fällt ganz aus dem Stil heraus, in welchem wir den Geist der Verneinung als dramatische Person zu vernehmen gewohnt sind. Die Doppelmaske des Agathodämon-Heinrich wird ebenfalls am Schlusse unklar. Das Verhältniß Lucifer's und Agathodämon's ist keineswegs durch die Schlussdithyrambe aufgeheilt; denn wozu in aller Welt wurde Agathodämon mißbestraft? Ebenso wenig ist das Verhältniß beider Geister zu Gott, zu Christus u. s. w. durch die einzelnen Andeutungen in volles Licht gesetzt, sondern absichtlich mystisch verschleiert. Auch über die Beziehungen des dienstbaren Geistes Mephistopheles zu Lucifer walidet keine zweifellos bezeichnende Klarheit. Wir sehen, das überirdische Personal der Dichtung ist in seinen meistens vom Dichter selbstgeschaffenen Beziehungen nicht mit hinreichender Gestaltungskraft in sichern Umrissen dargestellt. Aber auch den Erdenbewohnern fehlt es vollkommen an individueller Klarheit, auch bei ihnen löst sich die Gestalt oft in einen allegorischen Fischschwanz auf. Diese hellenische Helene, die am Anfang wenig-

flens in bestimmten Zügen vor uns hintritt, wenngleich sie von Haus aus das Griechenthum symbolisirt, wird nach ihrer Velehrungsgeſchichte als beſtimmte Geſtalt völlig unklar, erploſirt mehrmals als viſionäres Saſ, und muß mit großer Mühe der Phantaſie, welcher vom Dichter überhaupt viel zu viel zugemuthet wird, wieder in die menſchliche Form zurückgerufen werden. Ebenſo wenig kann man über den helleniſchen Fürſten ins Klare kommen, der ſpäter nach einem Präſervativmittel gegen revolutionären Drang ſucht, und ſich gegen einen „Glauben ohne Sünden“ erklärt. Alle dieſe Geſtalten haben gar keine menſchlichen Handhaben der Charakteriſtik, ſie flöſen auch nicht auf einen Augenblick ein menſchlich-warmes Intereſſe ein; es ſind nur Organe des Dichters, Repräſentanten irgend einer Gedankenrichtung, tendenziöſe oder metaphyſiſche Trompeten. Die genrebildlichen Figuren, der Bauer und ſein Sohn, und die am meiſten dramatiſch geſchloſſene Gruppe des Werks, der Tiſchlermeiſter Hobelmann und ſeine Familie, ſcheinen auf den erſten Blick mit realiſtiſch-berben Zügen ausgeführt zu ſein; dennoch iſt auch bei ihnen das individuelle Gepräge nur ſchwach; es ſind Stände und Zuſtände, die unter gewiſſen modernen Gedankenreflexen erſcheinen, es ſind Charaktertypen, keine Charaktere. Mit einem Worte, die Charakteriſtik und Geſtaltung iſt in dieſem Myſterium nur metaphyſiſch; alle Geſtalten im Himmel und auf Erden ſind nur, was ſie bedeuten; alle Erſcheinung, alle Begebenheit, alle Handlung hat nur eine über ſich ſelbſt hinausweiſende Bedeutung und artet oft in eine verſchmommene Allegorie aus. Man kann den „Demiurgos“ nur mit dem zweiten Theile von Goethe's „Faust“ vergleichen, denn zum beſtimmten dramatiſchen und traagiſchen Intereſſe des erſten bringt er es nirgendſ.

Ob aber ein ſolches „Myſterium“ ſich nothwendig in ein reinſpeculatives Drama verwandeln muß, in welchem die ganze Welt nur Couliſſe und Decoration iſt; ob ſich die Dialektik der Ideen nur in ſtrengdialektiſcher Weiſe, in der Form eines himmliſchen Disputatoriums, das einzelne Menſchen- und Lebensbilder nur wie Beweisſtücke aufgreift, vorzeigt und wieder fallen läßt, ausſpinnen muß; ob dieſe ganze breibändige theologiſche Doctorpromotion des Lucifer, dem nur hin und wieder aus der Corona der Menſchenwelt opponirt wird, durchaus nur Grau in Grau malen und die Einförmigkeit der Reflexion nur durch einige prächtige viſionäre Schauſtücke und die bengaliſche Beleuchtung glänzender Naturbilder unterbrechen muß: das möchten wir umſomehr bezweifeln, als das „Myſterium“, ſelbſt nach Jordan's Anlage, zu einer ganz andern Behandlung Gelegenheit bot, indem die vollkommene Menſchwerdung Agathodämon's ihn in dramatiſche Verwickelungen führen konnte, aus denen in objectiver Thatsächlichkeit der Beweis von der Herrlichkeit und lebenszeugenden Macht des Negativen hervorleuchtet hätte. Wir müſſen vom Dichter, auch wenn er die höchſten Gedanken behandelt, immer die concrete Geſtaltung der Idee verlangen, und von der dramatiſchen Form, wenn ſie ſich über das Dia-

logiſche erheben ſoll, mindeſtens einen Mittelpunkt des Intereſſes. Jordan hat es vorgezogen, den Helden ſelbſt mehr zum Zuſchauer kaleidopſtiſcher Bilder zu machen, in deren zuſammengeſchüttelten Figurationen die Idee ihr eigenes Bild wieder begreift. Nehulich iſt der Goethe'sche „Faust“ des zweiten Theils ganz an die Peripherie der Handlung gedrängt. Heinrich verliebt ſich zwar in Helene, er theilſt ſich an einem Auſlauf, er theilſt ſich am frankfurter Parlament; aber das ſind Alles nur Begebenheiten, das iſt keine ineinandergreifende Handlung, die das Herz zu erwärmen, die uns zu ſpannen vermöchte. Die überirdiſche Maſchinerie mit ihren viſionären Tröſtungen und ihren chyiſtiſchen Rectificationstragödien läßt kein menſchliches, überhaupt kein beſtimmtes Intereſſe am Fortgang der Handlung aufkommen; der Dichter ſelbſt unterbricht ihn mit fortwährenden Interpellationen; und was Geſtalt gewinnend ſich loſondern will, wird immer wieder in einen myſtiſchen Urgrund verſenkt. Wie klar tritt der Mephiſtopheles im erſten Theil des „Faust“ vor uns hin; wie unklar bleibt und der Jordan'sche Lucifer! Nach ſeinem erſten Auftreten als Doctor Lucas nimmt er gar keine beſtimmte perſönliche Erſcheinung mehr an! Er iſt zu ſchemenhaft gehalten, nur der bildloſe Advocat ſeines Principes, zu ſehr „reine Urgeſtalt“, wie der Dichter die Geſtaltloſigkeit entſchuldigend will. Der Poet, der einen Bildercultus mit neuen Phantaſietypen einzuführen wünſcht, vergißt darüber die Menſchwerdung ſeiner eigenen Geſtalten.

Wenn wir trotz aller dieſer weſentlichen Ausſtellungen den Jordan'schen „Demiurgos“ dennoch für eine der bedeutendſten Schöpfungen der Neuzeit erklären, ſo müſſen ſeine Vorzüge nach der andern Seite hin mächtig ins Gewicht fallen. Und ſo verhält es ſich in der That. Die ſtrengmetaphyſiſche Form ohne alle Pластик, die Berechtigung der Reflexion und der Schilderung einmal zugegeben, iſt der „Demiurgos“ in Wahrheit ein Hohes Lied des Geiſtes, mit einer Fülle der erhabenſten Schönheiten, der tiefften und ſchlagendſten Gedanken ausgeſtattet, die ſich auf jeder Seite drängen. Die Jordan'sche Kernnatur mit ihrer lithauſchen Erdschwere gibt allen ſeinen Gedanken eine originelle Wucht. Dennoch iſt die Grazie der Form ſo groß, ihr Fluß ſo gleichmäßig, daß das ſchwerbeſchaffene Gedankenſchiff niemals umſchlägt. Allerdings geht der eigenthümliche Hauch Goethe'scher Poeſie, beſonders der Art und Weiſe der mephiſtopheleiſchen Sarkasmen, antönend durch das Ganze hindurch. Der Dichter ſagt ſelbſt:

Ich frage, wann gebiehn  
 Je Formen fort, die Einer ſich erdacht?  
 Hat Goethe ſelbſt die ſeine nicht entliehn  
 Und ſeinen Faust dem Hiob nachgemacht?  
 Den alten Weg, den Reiſterbau, zu fliehen,  
 Das wird mit Recht als Eigenſucht verlaſt,  
 Und heute dachtend Goethe's Weiſe meiden  
 Heißt Athemluſt ſich erſt aus Erde ſcheiden.

Dies iſt zwar allzu ſchroff und einſeitig ausgeſprochen; Goethe's Dichtweiſe iſt keineswegs die Lebensluſt.

in der unsere moderne Literatur athmen muß, ohne die sie nicht aufblühen könnte; sie hat in Epik und Drama ganz andere, und keineswegs unberechtigte Tonnarten angeschlagen. Daß die Dichter neuer „Faustiaden“ in Goethe'sche Anklänge und Nachklänge hineingerathen, ist freilich nicht zu verwundern; doch hat die Jordan'sche Poesie eine eigenthümliche Kraft, und was er der Schablone des „Faust“ nachgearbeitet, gereicht seiner Dichtung nicht gerade zum Vortheil. So wenig Jordan die Poesie in dramatischer Handlung zu gestalten vermochte, so sehr gelang es ihm, im poetischen Ausdrucke alles Abstracte zu vermeiden und ihm bei aller Schärfe der Bezeichnung wahrhaft dichterische Klarheit zu geben. Die Nacht und Tiefe der Gedanken zwang den Dichter, oft despotisch und sprachschöpferisch im Kühnen, aber stets gemäßen Neubildungen und Wortfügungen aufzutreten. Nirgends finden wir ihn in ausgetretenen sprachlichen Gleisen; alle Wendungen zeugen von einem originellen Geiste. Nur hin und wieder stört eine gewisse Heftigkeit und Schroffheit des Denkens, die bald in Paradoxen gipfelt, bald sich in Cynismen niederschlägt. Die Jote ist die notwendige Reaction gegen die sublimen Selbstgenügsamkeit des Denkens und darf daher auch in dieser Symphonie des Gedankens nicht fehlen. In- des scheinen uns gerade die Joten zu sehr dem Goethe'schen Rephiskophelos nachgeklefft.

Hervorzuheben ist vor allem die Pracht und Lieblichkeit der Naturschilderungen, jene Bilder des „Kosmos“, die der Dichter mit einer kundigen, in allen Einzelheiten exacten Hand vor uns entrollt. So z. B. die Schilderung der vom Demiurgos gestalteten Erde:

Noch liegen tief in Schlaf versunken  
Ringsum die Fluren dämmergrau,  
Und hier und dort als bleicher Funken  
Glimmt noch ein Stern im lichten Blau.

Des Meeres weiter Fläche gleicht  
Das Land, verhüllt vom Nebelflor,  
Und wie ein einsam Eiland steigt  
Der Felsenkegel d'raus empor.

Der Blick des Einen scheint zu fragen:  
Damit soll ich zufrieden sein?  
Die Massen, die uns rings umragen,  
Sind noch der alte Schlackenstein.

Noch immer glutenvoller glänzen  
Die Rosen um des Tages Thor,  
Die Schatten bannen sich in Grenzen,  
Das Reich der Formen taucht hervor.

Nun steigt der Ball von Glammengold  
Und stüzt Licht ins Panoramia,  
Und majestätisch langsam rollt  
Der Vorhang von dem Lebensdrama.

Der Rebellschleier reißt in Stücke  
Und flattert, wogt und steigt und fällt,  
Und vor dem überraschten Blicke  
Erschließt sich eine Wunderwelt.

Wie Rauch entwölgt es sich dem Thale,  
Verdampfend vor der Sonne Ruß,  
Und silbern blüht in ihrem Strahle  
Am fernen Horizont der Fluß.

Im Kreise, der sich endlos ründet  
Und den das Leben grün umspinnt,  
Vom Zauberstab des Lichts entzündet,  
Der Farben Schattenspiel beginnt.

Die Kannen an der Bergwand zittern,  
Zur Daseinswollust aufgewacht,  
Von Thau besät mit tausend Glittern,  
Wie Diamanten auf Smaragd.

Die Gense springt auf Schwindelsfaden  
Und pfeift in frohem Lebensmuth;  
Wie Saugzen donnert der Kaskaden  
In weißen Schaum zerstäubte Flut.

Die Blume dankt mit Dopschülsten,  
Daß wiederum die Nacht entfloß,  
Der Adler wagt in blauen Wästen  
Die schlanken Flügel daseinsfroh.

Das wür'ge Geas der Alpenhänge  
Vom glatten Rind gekhornt wird;  
Harmonisch in die Glockenklänge  
Stimmt die Schalmel der junge Hirt.

Dort weitet sich der Strom verendend  
Zu einem dunkelgrünen See,  
Die Felsenhöfner spiegeln blendend  
In seiner Flut den ew'gen Schnee.

Auf freies Uferlands Terrassen  
Erbaute sich der Mensch sein Haus;  
Paläste bilden lange Gassen,  
Und Münster streben hoch hinaus.

Die Dächer glüh'n im Morgenrothe  
Hier lachend neu, dort alterdgrau,  
Und senkrecht wirbeln tausend Schote  
Den Rauch empor ins reine Blau.

Ein Dampfer, der die schwarze Feder  
Des Qualmes stolz zur Seite trägt,  
Die schaumumbligten Floßenträder  
Energisch durch die Fluten schlägt.

Sie seh'n im Thal von ihrem Eise  
Das Moosblatt auf dem Hüttendach,  
Das Grilichen auf des Halmes Spitze,  
Das Stigern im Fossellenbach.

Die Spitzmaus wagt ihr feines Köpfchen  
Hervor aus ihrem kleinen Bau,  
Und schlürft vom Begeblatt ein Tröpfchen  
Vom unvermischten Morgenthau.

Es thun sich über kleinen Schläfern  
Des Blumenkelchs Gardinen auf,  
Ein Schwarm von goldiggrünen Käfern  
Umnäht den Staub vom Samenknäuf.

Vortrefflich stimmt zur Matutine,  
Die fern vom Dom zum Sabbath mahnt,  
Das Blumenklostersied des Blens,  
Die nichts von Feiertagen ahnt.

Auf jedem fußbreit Erde schüren  
Die Strahlen tausend Wesen nach;  
Es ist ein Regen und ein Nähren  
Überall unendlichfach.

Der Urzeit wüßte Felsenburgen,  
Mit dieser Gegenwart verknüpft,  
Erfreu'n den Sinn des Demiurgen,  
Daß ihm das Herz vor Wonne hüpf.

Ebenso vortrefflich ist die Schilderung des Savannenbrandes und Erdbebens, die Agathodämon entwirft,

die Schilderung der habenden Helene und ihrer Umgebung, die Rede des Astronomen Alexander, in welcher Schilderung und Gedanken zu ergreifender poetischer Macht verschmelzen, die Darstellung der Idylle und Luftfahrt am Anfange des dritten Theils. Von den mehr mystischen Partien des Werks scheint uns das eingeschobene kleine Mysterium im ersten Theile:

Als Gott die Götter überwunden,  
Aus ihrem Heiligthum verbannt,  
In einem Tempel Aphroditens  
Das Kreuz des Menschensohnes stand.

von der größten Schönheit und den hymnenartigen Ton am besten zu treffen. Die Vision im Kerker hat ebenfalls majestätische Klänge; der Prolog der Muse, die Chorgesänge der Unsterblichen auf der Wolkenbühne und die Reudichtungen des „Prometheus“ und „Job“ tragen den Stempel classischer Formgewandtheit und einschmelzender Vollendung. Als Proben der ernstesten Gedankenpoesie können der Monolog Heinrich's und die Dithyrambe des Dichters im ersten Theile, die Dialoge zwischen Alexander und dem Fürsten und Agathodämon's Reden vor der Schöpfung des Nirgendseins und nach seiner Auflösung im zweiten Theile gelten.

Die Vorzüglichkeit der humoristischen Genrebilder, die schlagende Kraft in den Sarkasmen des Lucifer, die Meistererschaft, mit welcher der Dichter die einzelnen geistigen Richtungen und Persönlichkeiten sich selbst zeichnen läßt, haben wir schon bei der Inhaltsangabe der Dichtung gerühmt. Die Verse haben die freie Bewegung der Faustverse, erheben sich oft zu reimlosem hymnenartigem Aufschwunge oder tanzen leichtgeschürzt auf kurzen Füßen mit raschverschlungenen Reimen im Stile der Faust'schen Geisterchöre. Diese freie Bewegung des Rhythmus ist bei einer so umfangreichen Dichtung unentbehrlich.

Gegenüber dem Reimgeltingel der gedankenarmen modernen Anakreontiker, welche die ganze Poesie auf einige armfellige Empfindungen beschränken möchten, verdient ein so großes und erhabenes Gedankenpoem, wie der Jordan'sche „Demiurgos“, trotz aller gerechten Bedenken, die man gegen einen Theil der Composition und gegen den durchgängigen Mangel an Plastik und markiger Bestimmtheit der Charakteristik aussprechen darf, laute und bereitwillige Anerkennung. Die gesammte Tagespresse hat die Verpflichtung, solche hervorragende Erscheinungen in die Debatte zu ziehen und sie der Theilnahme des großen Publicums näherzubringen. Denn wie sollen die Dichter Muth fassen zu bedeutenden Leistungen, wenn nur die elegante Nippitispoesie von der journalistischen Annoncenkritik empfohlen wird, während Schöpfungen von mächtiger Architectonik, allerdings nicht für flüchtigen Durchblick und phrasenhafte Besprechung geschaffen, unberücksichtigt bleiben? Mit den Spänen, die von der geistigen Hobelbank des „Demiurgos“ fallen, können sich noch hundert Miniaturpoeten elegante lyrische Schifflein zurechtimmern, auf denen sie glücklich in den Hafen kritischer Anerkennung einlaufen. Ohne die beiden Hauptfactoren, Geist und Bildung, gibt es

heutzutage keine echte und bedeutende Poesie; beide finden sich, neben ursprünglichem Talente, in reichem Maße in Jordan's „Demiurgos“. Rudolf Gottschal.

Aus der Welt des Herzens. Roman von Oswald Tiedemann. Zwei Theile. Zwickau, Gebrüder Thost. 1854. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine geschmacklosere Verirrung der dichtenden Phantasie oder vielmehr des sich als Surrogat für sie einschmuggelnden raffinirten Verstandes als dieser Roman ist mir seit lange nicht vorgekommen. Man höre. Der Held der Geschichte ist ein Schauspieler Selbern. Er wird uns von vornherein als ein von einem höchst tiefen, unaussprechlichen und unausligbaren Weh durchdrungener junger Mann producirt, den jenes Weh vermocht hat, seiner Stellung an der Bühne einer großen Stadt zu entsagen und sich in das Stilleben eines kleinen Baderorts zu flüchten. Dies Weh hat seinen Grund in einem entsetzlichen Erlebnis; worin aber dies Erlebnis bestanden, hält er in ein tiefes Geheimniß, das er selbst seinem vertrautesten Freunde nicht aufdeckt. Nun so viel erfährt man, daß es ihm von seiner frühern Geliebten widersfahren, daß er sich deshalb von ihr getrennt und daß dieselbe jetzt als eine der gefeierten Künstlerinnen am Berliner Theater Furore macht. Dieses schreckliche Geheimniß ist es nun, was den eigentlichen Kern, Angel- und Zielpunkt der ganzen Geschichte ausmacht und womit der Verfasser den Leser, wenn er so geduldig ist ihm zu folgen, von Blatt zu Blatt, von Buch zu Buch bis in die Mitte des zweiten Theils hinein ködert; es ist also nichts natürlichlicher, als daß man der Lösung des Räthfels mit ganz besonderer Spannung entgegensteht, daß man sich auf etwas ganz Außerordentliches, tief Erregendes, einem so gewaltigen Anlauf Entsprechendes gefaßt macht und — doch was ist das Ende vom Liede? Nun, etwas ganz Außerordentliches, Unerwartetes, wobei der Verstand, wenn er es liest, auf eine Weile stillsteht, ist es in der That, was man erfährt: denn das entsetzliche Ereigniß besteht in nichts Geringerem als darin, daß die Geliebte Selbern's aus Eifersucht die Schwägerin desselben so lange gekigt hat, daß dieselbe — wie wenigstens Selbern glaubt — infolge dieser Thatfache gestorben ist! Ich glaube, ich brauche dieser einfachen Mittheilung nichts weiter hinzuzufügen; denn sie genügt für einen gesunden Geschmack, um sich mit Ekel oder Hohnlachen von einer so verführerischen, outirten, jeder Schönheit baren und ledigen Erfindung abzuwenden, obgleich sie in dieser trockenen Mittheilung bei weitem noch nicht so ekelregend wirkt als in dem vom Autor ausgemalten Bilde.

Und ganz ebenso jeben ästhetischen und ethischen Halts er mangelt sind auch die übrigen Elemente des Romans. So abgestorben für die Welt, so sittlich entkräftet über die Unstlichkeit der Menschen und insbesondere der Weiber der edle Selbern auch geschildert wird, so hält ihn dies doch durchaus nicht ab, sich sogleich auf seinem ersten Gange im Baderort Hallan in eine junge Dame zu verlieben, die als ein Musterbild echter Weiblichkeit hingestellt wird. Und dieses Musterbild echter Weiblichkeit kommt ihm denn auch ihrerseits, trotzdem daß sich hinterher herausstellt, daß sie bereits verlobte Braut ist, mit einer so naiven Hingebung entgegen und ihre Schwester, eine als sehr stolz und vornehm bezeichnete Geheimrätthin, läßt ihr dabei so viel Vorschub, daß man auf wer weiß was für Gedanken kommt, um sich ein so ungewöhnliches Benehmen zu erklären gegenüber einem Schauspieler, dessen Bekanntheit man kaum erst gemacht hat; denn die von ihm in einem Concert declamirten Gedichte, die zuerst ihr Herz erobert haben sollen, sind wahrhaftig nicht geeignet, dem Phänomen das Verwunderliche zu nehmen. Allerdings befinnt sie sich hinterher eines Bessern und will dem ihr Anverlobten ihre Treue bewahren; der edle Selbern aber, statt dies zu billigen, ist hierüber gar sehr entkräftet, bietet Alles auf, sie zu einer Fortspinnung des pflicht-

widrigen Verhältnisses zu bewegen und läßt es sie gar hart empfinden, als sie diesem Anfinnen beharrlich Widerstand leistet. Indessen ist es doch auch mit seiner Liebe nicht allzu weit her; denn als seine frühere Geliebte Lucinde in Gallan erscheint, um den wild gewordenen davongelaufenen Bären wieder zu besänftigen und an die Kette zu legen, zieht er sich zwar ein wenig, läßt es sich doch aber bald gefallen, folgt ihr, in der Absicht, sich von ihrer Unschuld zu überzeugen, nach Berlin, und hier kommt denn auch durch Entlarvung eines für einen Grafen sich ausgebenden Schufes von der erbärmlichsten Sorte, dem die Rolle des Sündenbocks zugetheilt ist, und durch Anwendung von Mitteln, bei denen man es mit der Moral wieder nicht allzu genau nehmen darf, die zärtliche Ausöhnung und Verbindung der beiden Liebenden zustande, obschon Lucinde eigentlich nicht von der entsetzlichen That, sondern nur von den Folgen derselben freigesprochen erscheint.

Wahrhaft widerwärtige, obschon auf Komik berechnete Figuren sind auch die Nebenpersonen des Romans, ein gemeiner Schauspieler Wappner und eine noch gemeinere, auf Männerjagd ausgehende Radame Dorbach, und als die einzige wenigstens erträgliche Erscheinung des Romans ist der Baron, Geldern's Freund, zu nennen. Ebenso unnatürlich, gemacht und gequält wie die Geschichte und die Charaktere der Erzählung ist mit Ausnahme weniger Stellen auch die stilistische Darstellung. Man sieht, der Verfasser will hierin etwas Besonderes leisten, er steift sich auf eine geistreich und tief sein sollende Seelenmalerei; aber Alles trägt das Gepräge der Gezwungenheit, als hätte er es mit Hebeln und Schrauben aus sich herauspressen müssen. Daß ihm unter solchen Umständen die Production wirkliche Freude macht, ist kaum zu glauben; daß er Andere damit beglücke, darf entschieden in Zweifel gezogen werden; wir glauben ihm daher keinen bessern Rath erteilen zu können, als die Romanschreiberei Verusenern zu überlassen und sich ein anderes Feld der Thätigkeit zu suchen. 17.

### Kirchenfürsten des Mittelalters.

Es liegen uns folgende, die Lebensläufe berühmter Kirchenfürsten betreffende Werke vor, die jedoch zu speziellen Inhalts sind, um in diesen Blättern auf eine ausführlichere und eingehendere Besprechung Anspruch zu haben:

1. Rotherius von Verona und das 10. Jahrhundert von A. I. bracht Vogel. Zwei Theile. Sena, Mäke. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Wibald von Stablo und Korvei (1008—1158), Abt, Staatsmann und Gelehrter. Von S. Janssen. Münster, Copenrath. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Der ermeländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hosius. Vorzüglich nach seinem kirchlichen und literarischen Wirken geschildert von A. Eichhorn. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1854—55. Gr. 8. 4 Thlr. 5 Ngr.

Rather, im Lüttichschen um das Jahr 890 geboren und 974 gestorben, nimmt als Staatsmann, Kirchenfürst und Gelehrter unter der Regierung Kaiser Otto's I. namentlich in den italienischen Angelegenheiten eine hervorragende Stelle ein. Sein Leben war sehr bewegt, denn die Kirchenfürsten der damaligen Zeit hielten immer auch eine politische, oft sogar eine kriegerische Rolle. Die Bevölkerung von Verona, dessen Bischof Rather war, empörte sich mehrmals gegen ihn und das eine mal nahm sie ihn sogar gefangen. Der Verfasser des über ihn handelnden Werks (Nr. 1), Privatdocent der Theologie in Sena, legt Rather eine hohe Bedeutung bei. Ein mal sei sein wechselvolles Schicksal mehrfach mit der Geschichte Deutschlands, Italiens und Lothringens verflochten gewesen und seine meist feindliche Berührung mit fast allen Schichten der menschlichen Gesellschaft, besonders mit dem Klerus, führe uns tief in die Zustände seiner Zeit ein. Sodann habe sich Rather durch eine große, im 10. Jahrhundert seltene literarische Fruchtbarkeit

ausgezeichnet; da man von 56 selbständigen literarischen Zeugnissen desselben wisse. So sei denn Rather durch seine Schriften, Handlungen und Leiden bereits zu einer der Persönlichkeiten geworden, in welchen man die Signatur der Zeit zu erkennen und aufzuweisen gewohnt sei, und er verdiene einen Platz neben den leuchtendsten Erscheinungen, welche in der Kirche des 10. Jahrhunderts auftraten, neben einem Odo von Cluny, einem Ulrich von Augsburg, einem Dunstan von Canterbury, einem Bruno von Köln, einem Otto von Verceil, vielleicht sogar neben einem Adelbert von Prag und einem Hilus. Der erste Theil enthält die Geschichte Rather's und seiner Zeit, der zweite handelt von den Quellen zur Geschichte Rather's.

Wibald, Abt von Stablo und Korvei, dessen Geschichte in der Schrift Nr. 2 behandelt ist, zeichnete sich ebenfalls als Staatsmann und durch sein reiches Leben aus, nahm an den staatsmännischen Geschäften unter mehreren deutschen Kaisern Theil und war namentlich auch bei der Wahl Konrad's III. und Friedrich's I. thätig. Im Jahre 1136 war er unter Lothar III. sogar Admiral der kaiserlichen Flotte auf dem Festzuge in Italien. Später vollführte er mehr diplomatische Sendungen, so im Jahre 1146, 1147 und 1151 an den Papst und 1155 und 1158 an den Hof des griechischen Kaisers. Im Jahre 1147 nahm er an dem Wendekreuzzuge und 1154 im Gefolge Friedrich's I. am Feldzuge in Italien theil.

Die Schrift Nr. 3, deren Verfasser Domcapitular zu Frauenburg in Ermeland ist, behandelt das Leben des ermeländischen Bischofs und Cardinals Stanislaus Hosius, der im Jahre 1504 zu Krakau geboren wurde, jedoch von deutschen Aeltern abstammt. Er war mehrmals in Rom und als päpstlicher Legat auf dem Concil zu Trident. Er starb im Jahre 1579. Seine Schriften waren seiner Zeit sehr berühmt, erschienen noch während seines Lebens in 36 Auflagen und wurden in mehrere Sprachen übersezt. Gegen die neue Lehre Luther's zeigte er sich überaus fanatisch, nannte Luther Maleficus, im Gegensatz zum heiligen Bonifacius, Luther's Lehre den Satanismus und die Augsbургische Confession die Confusio. Ja, er billigte sogar die Todesstrafe gegen die Häretiker, weil die Häresie das größte Verbrechen sei. Sein jehiger, dem 19. Jahrhundert angehörender Biograph findet dies jedoch gar nicht befremdlich, „wenn man nur des Cardinals große Liebe zur Kirche in Betracht ziehen wolle“. Obschon nun die Schriften Nr. 2 und 3, namentlich aber die letztere, gar sehr vom Standpunkte der strengkatholischen Kirchengeschichtsschreibung verfaßt sind, wird man ihnen doch, wenn auch im geringern Grade als dem Vogel'schen Werke über Rather, ein großes Interesse nicht absprechen dürfen, da solche mit eingebendem gewissenhaftem Fleiße gearbeitete Specialbiographien von hervorragenden Kirchenfürsten, welcher Tendenz sie auch sein mögen, für die Kenntniß der Periode, in die sie fallen, immer von beträchtlicher Wichtigkeit sind. Aus der Vorrede zu Nr. 3 theilen wir noch eine Notiz mit, die für Manche von Interesse sein möchte, daß nämlich ein historischer Verein im Entstehen ist, welcher sich die Aufgabe stellen will, die merkwürdigsten Ereignisse aus der Geschichte Ermelands dem Dunkel der Archive zu entreißen und von Zeit zu Zeit ans Tageslicht zu bringen. F. M.

### Das goldene Grün bei Goethe und Schiller.

Wenn die Weisen und Schriftgelehrten die aufmerksame Jugend vor der Zusammenstellung unpassender Bilder in der Poesie warnen wollen, so führen sie gewöhnlich die zwei bekannten Beispiele aus Schiller und Goethe an, von der „gold'nen Zeit der jungen Liebe, die ewig grünen möge“, und von dem „Grün an des Lebens gold'nem Baum“, als schauerliche Mahnung, wie selbst Helden straucheln können, wenn sie nicht hübsch aufmerksam und fleißig sind. Alle Jahre wenigstens ein oder zwei mal sieht man irgend einen der höhern Kritik befähigten, literarhistorischen oder ästhetischen Schullehrer sich an besagten beiden Lekturbissen delectiren, und zuletzt wurden sie

richtig wieder aufgetischt in einer für dies ganze Genre charakteristischen kleinen Mahlzeit: „Aesthetische Studien“, von F. Th. Bratranek. „In der That“, sagt er in seinen „Betrachtungen über die lyrische Poesie“, „kann der dichterischen Halbschönheit nichts leichter als ein solcher süßlicher Schwulst gelingen. Schon die gewöhnliche Sprechweise kann dazu verführen, nicht Zusammengehöriges in Einem Bilde zusammenzustellen; wie es denn selbst wirklichen Genien begegnet ist, daß sie (wie Schiller im „Lied von der Glocke“) von einer „goldnen Zeit“, die „ewig grünen“ möge, oder (wie Goethe im „Faust“) von dem Grün des goldenen Lebensbaums sprechen, was freilich zu jenen Verstößen gehört, die von Horaz auch an Homer entschuldigt werden“ u. s. w. Horaz hat aber hier gar nichts zu entschuldigen, und zum Schrecken aller Trivialen sei hier das noch Trivialere gethan und feierlich erklärt: jene beiden verrufenen Stellen seien nichts weniger als Verstöße, sondern ganz in der Ordnung sich befindende, ebenso ausdrucksvolle als ansprechende poetische Bilder! Ich weiß nicht, ob dies von irgend einem oder mehreren Verrückten schon ein mal ausgesprochen worden ist; da aber die vermeintlichen Sünder immer aufs neue wieder angeklagt werden, so mag auch die Verteidigung noch ein mal stattfinden; vielleicht trägt sie dazu bei, den zwei Unglücksstellen endlich zu ihrer Würdigung wie zu ihrer Ruhe zu verhelfen. Allerdings hat die „gewöhnliche Sprechweise“, wie Bratranek sich ausdrückt, nämlich die uralte Volkssprache der Deutschen, unsere beiden unsterblichen Dichterlinge verleitet, grün und golden zusammenzustellen, unerhörterweise in Einem Bilde! Sie haben es gethan in Erwägung, daß wenn der madere deutsche Sprachgeist z. B. von einem goldenen Liebchen spreche, er damit durchaus nicht ein gelbes Liebchen „andeuten“ wolle, sondern ein kostbares, glänzendes, tugendhaftes, gediegenes, glückseligmachendes, goldwerthes Liebchen darunter verstanden wünsche; in Erwägung ferner, daß wenn dies goldene Liebchen seinen Liebhaber volkstümlicher Weise einlade, sich zu nähern und an seiner grünen Seite zu sitzen, um zu kosen, damit nicht im mindesten gemeint sei, die eine Seite des guten Mädchens sei grün angestrichen, sondern ihre nahe Gegenwart sei frühlingegrün, hoffnungsgrün, jugendfrisch, sommerlich freudig für den glücklichen Erwählten; in Erwägung schließlich, daß ein goldenes, d. h. köstliches Liebchen und seine frohe, gleichsam wie ein grüner Baum selig überschattende Nähe gar wohl etwa in einem Werd unterzubringen oder „anzudeuten“ wären, wie: „Gold'nes Lieb, an deiner grünen Seite.“

Eigentlich hat nur Schiller so erwägt, indem er die Verwegenheit hatte, zwei in der deutschen Sprache seit Urzeiten fix und fertig vorhandene blühende Ausdrücke, denjenigen von einer goldenen Zeit und den vom immer grünen, immer jungen Gegenwärtigen, kurz vom Immergrün zusammenzubinden, d. h. ein zusammengesetztes Bild zu fabriciren. Dabei kommt freilich der Uebelstand vor, daß die Farben Gold und Grün in unserer Vorstellung durcheinanderschimmern und -wirthschaften, was ordentlichen, gesetzten und bescheidenen Leuten unangenehm sein mag. Hätte Schiller noch von einer immergrünen Rosenzeit der jungen Liebe gesprochen, so hätte man doch wenigstens an die grünen Blätter der Rosen denken können, obgleich diese selbst, als die Hauptsache, auch eine rothgefärbte Vorstellung erwecken.

Goethe aber, der immer der Unversöhnlichere ist, hat geradezu die Verwegenheit gehabt, auch im sinnlichsten, augenscheinlichsten und trivialsten Sinne wahr zu sein, indem er das Leben erst mit einem goldenen Baume in obigem gediegenen und schäßbaren Sinne verglich und dann erst noch das Gleichniß eines Baums dahin ausdeutete, an einen grünen, von der Sonne durchstrahlten, vergoldeten Baum zu denken. Hat man noch nie von dem grünen, vom Sonnengold durchscheinenden Laub eines Buches gehört? von dem grünlichen Goldfeuer der Waldeswipfel? oder einen grünen Goldkäfer, eine spanische Fliege u. s. w. gesehen? Und wie steht es mit dem rothen Golde der Röhrlungen? Ich glaube kaum, daß Jemand profaisch

genug wäre, dasselbe auszuzeichnen und überall gelbes Gold hinzulegen.

Ueberhaupt ist in beiden Stellen vom Grün die Rede, und zwar nicht vom Schweinfurtergrün, sondern vom Grün der Vegetation, als dem Symbole des Wachstums, Werdens, Seins. Mit der Vorstellung des vegetativen Grüns ist aber unzertrennlich diejenige der Sonne verbunden, welche als Gold zu denken ziemlich gang und gäbe ist. Pflanze und Sonne, Grün und Gold leben und wehen durcheinander, und dies Durcheinander ist es, was in den beiden fraglichen Stellen geradezu den sinnlichen beabsichtigten Reiz hervorbringt; denn man malt nicht nur direct, sondern auch indirect, und ist vorzüglich bei der Malerei, welche durch das Gehör gesehen werden muß, darauf angewiesen. Die Sache ist nun die, daß merkwürdigerweise dies Zusammenkloppeln von zwei Farben gerade nur in diesem Falle, wo die eine durch Gold ausgedrückt wird, möglich war, weil einerseits das Gold einen sonstigen allgemeinen Sinn hat und es andererseits seiner metallischen Natur nach geeignet ist, mit allen andern Farben, um deren erhöhten Glanz oder ein gewisses Schimmern auszudrücken, verbunden werden kann, wie man denn auch in Wirklichkeit über Vergoldungen durchscheinende Farbenlagen anbringt. Von Goethe kann man versichert sein, daß er sehr wohl wußte, was er that, als er jenen Vers schrieb, und wenn Bratranek hinzusetzt, der „Verstoß“ rühre sich füglich an andere, z. B. metrische Fehler, wo Goethe einen Verstoß zu viel machte, so ist dies, fast hätte ich gesagt — eine ungeheure Dummheit. Im Punkte der Färberei muß er Goethe nicht kommen. \*)

24.

### Mezzofanti.

Die „Edinburgh review“ brachte im ersten Jahrestheft einen Artikel über den Cardinal Mezzofanti, mit Benutzung der folgenden drei Schriften: „Esquisse historique sur le cardinal Mezzofanti. Par A. Manavit“ (Paris 1853); „On the extraordinary powers of Cardinal Mezzofanti as a linguist. By Thomas Watts“ (London 1852); „Catalogo della libreria dell' Eminentissimo Cardinal Giuseppe Mezzofanti“ (Rom 1851). Es ist bekannt, daß die englischen Reviere sehr gründlich schreiben, und man kann annehmen, daß nicht leicht irgend ein Besucher Mezzofanti's, welcher jemals über sein Zusammentreffen mit ihm etwas in die Oeffentlichkeit gelangen ließ, in diesem Artikel der „Edinburgh review“ übergegangen worden ist. Was Stewart Rose, der Mezzofanti im Jahre 1817 besuchte, als dieser erst 37 Jahre alt war, in seinen „Letters from the North of Italy“, was Byron, Morgan von Sach in der „Correspondance astronomique“ (Februar 1820), Lady Morgan, Blume in seinem „Iter italicum“, der Däne Rolben, Friedrich Jacobs in seinen „Vermischten Schriften“, Gled in seiner „Wissenschaftlichen Reise“, Mrs. Poget, eine geborene Siebenbürgerin, in einem ungarisch geschriebenen Reisejournal, Guido Görres im Jahre 1846 in den münchener „Historisch-politischen Blättern“, der anonyme (russische) Verfasser der Schrift „Remakiya Pisma“, Miß Mitsch in ihren „Recollections of a literary life“ über ihn, in welcher Sprache es auch sei, mitgetheilt haben, wird von dem Reviere mit einer Gewissenhaftigkeit citirt oder benutzt, die ihres Gleichen sucht. Wie vieler Sprachen und Dialecte Mezzofanti eigentlich mächtig war, weiß man nicht, er wußte es vielleicht selbst nicht recht; es scheinen zwischen 40—50, wenn nicht mehr gewesen zu sein. Einem Russen, welcher ihn fragte, in wieviel Sprachen er sich ausdrücken könne, sandte er den Namen Gottes, mit eigener Hand geschrieben, in 36 Sprachen zu. Manavit gibt ein Verzeichniß der von Mezzofanti gesprochenen Dialecte und Sprachen, wonach deren Zahl 38 betragen

\*) Soviel wir wissen, ist „goldener Baum“ ein der alchemischen Terminologie entlehnter Ausdruck, wodurch sich Goethe's Bild noch mehr rechtfertigen würde.

D. K.



hätte; ja in der „Civiltà cattolica“ ist die Zahl dieser Sprachen auf 78 angegeben. Die vielen Sprachen des österreichischen Kaiserstaats lernte er zumeist von österreichischen Soldaten auf ihren Durchzügen durch Bologna; ja als er einmal hörte, daß sich unter einem eben angekommenen Regimente ein Bageuner befände, ließ es ihm nicht eher Ruhe, bis er den Bageuner erwischt hatte, der ihm nun in der Sprache seines Landes unterrichten mußte. Baron von Zach war überrascht von der Kleinheit, mit welcher Mezzofanti das Ungarische sprach, und auch das Dänische sprach er, wie Molbeck bezeugt, zwar nicht so fließend wie das Deutsche und Englische, weil es ihm dazu an Übung gefehlt hatte, aber vollkommen correct. Molbeck erzählt, daß Mezzofanti für die deutsche Poesie eine große Vorliebe hatte und diese Liebe den vornehmen Damen in Bologna mittheilen mußte, „sodas Goethe und Schiller, die den Römern kaum dem Namen nach bekannt sind, in Bologna im Original gelesen werden und daß ihre Werke in den Bibliotheken zu haben sind“. Das Deutsche sprach er etwas weich und läppelnd, wie etwa gebildete Hamburger, und er hatte ein so feines Ohr für den oft wenig bemerkbaren Unterschied zwischen nahe verwandten Dialecten, daß er, ohne je über die Grenzen des Kirchenstaats hinausgekommen zu sein, im Stande war, den Hamburger von dem benachbarten Hannoveraner an der Aussprache zu unterscheiden. Das Deutsche (Kymrische) lernte er in wenigen Wochen aus der Grammatik; doch scheint er, wie dies wol auch begreiflich ist, in solchen Sprachen, die er bloß aus Büchern gelernt hatte, keine Conversation haben führen zu können. Der Reviser führt als Beweis von der Schnelligkeit seines Geistes und dem Vocabelreichtum, der ihm sowohl im Deutschen als im Englischen zugebote stand, folgende Anekdote an, welche dem Reviser von einem der dabei Anwesenden mitgetheilt wurde: An einem heißen Sommertage gingen zwei Engländer, von denen der eine jetzt einen ausgezeichneten, der andere einen der ersten Plätze in der englischen Literatur einnimmt, mit Mezzofanti spazieren und unterhielten sich dabei in deutscher Sprache. Einem der Engländer verfiel im Laufe des Gesprächs der deutsche Ausdruck für „sweltering day“, und er wendete sich an seinen Gefährten mit der Frage, wie der deutsche Ausdruck dafür sei. Ehe dieser sich besonnen hatte und ohne allen auch nur augenblicklichen Verzug fiel Mezzofanti ein: „Schwülzig.“ (Freilich sagen wir im gebildeten Deutsch „schweißig“, nicht „schwülzig“; doch ist dies vielleicht ein Versehen des Revisers oder Dessen, der ihm die Anekdote erzählt hat.)

H. W.

## Notizen.

### Politischer Weltspiegel.

Zu Anfang des vorigen Saeculums erschien ein Büchlein des Titels: „Politischer Welt-Spiegel, oder neu vermehrter politischer Rath-Lich, darinnen alle Reiche und Staaten der ganzen Welt curieux und gründlich in Fragen und Antworten vorgekeltet werden. Reicht einem Anhang von aller Kayser, Könige, Päpste, Churfürsten, Fürsten und der vornehmsten Herrscher in der Welt Leben und Thaten, herausgegeben und bis auf gegenwärtige Zeit continuirt x. x. Dresden und Leipzig, bey Gottf. Lescher 1716.“ Es ist dies ein in Fragen und Antworten abgetheiltes Hand- und Hülfbuch für Zeitungsleser und eine Art Guide diplomatique für die „politische Jugend“, der, wie man aus der Vorrede erfieht, schon frühere Auflagen erlebte. Indem wir das Büchlein durchblättern, finden wir manche wohlgenommene und im Sinne der damaligen Zeit verständige Bemerkung. Ranges klingt jedoch überaus neu und ergötzlich. So z. B. S. 320, wo auf die Frage: „Weshalb sind doch wohl die Quankäten der Engländer?“ folgende Charakterskizze zu lesen ist:

„Es ist diese Nation gemeiniglich bey wohl disponirtem und zu den Exercitiis fähigem Leibe; gestalt sie auch fast zu allen

Künsten und Verrichtungen geschickt ist. Sonst aber sind die Engländer sehr lecherhaftig und lieben die Debauchen, in-gleichen den Kleider-Pracht. Wenn sie zum Kriege gewehnt worden, gehen sie gute Soldaten ab; an der Beständigkeit im Felde hat es manchmal fehlen wollen, sonderlich wenn es bey langwieriger Arbeit nicht viel zu essen giebet.“

„Es ist diese Nation etwas unruhig, und wider ihren König leicht aufzubringen. Wegen der temporirten Luft sind die Engländer, vornehmlich das Frauenzimmer, schön von Angesicht, wohl gewachsen, und insgemein brauner Augen und Haare; vor dem Tode fürchten sie sich nicht sehr; verbergen ihr Gemüthe gerne, und vertrauen sich niemand, als ihren besten Freunden, daher sie sich nicht so bald zu vertraulicher Freundschaft bewegen lassen, welche aber hernachmals desto beständiger ist. Die Freyheit lieben sie sehr, und haben einen sonderbaren Abscheu vor denen Franzosen. Mit denen Ausländern gehen sie etwas verächtlich um; die Eltern sind allzu gütig gegen ihre Kinder, und die Männer zu geduldig gegen ihre Frauen, daher pflegen die Italiäner zu sagen: Wenn eine Bräute über den Canal von Engelland wäre, so würden alle Weiber in Europa hinüberlaufen. Weil nun das Weiss-Weiß in grosser Freyheit lebet, und sich dahero gemeiniglich in die Wohlüste vertieft, so saget man im Sprichwort: Engelland sey der Weiber Paradies.“

Von den Russen heist es (S. 563): „Die Moscoviten sind zur Sklaverey gebohren, und thun nichts freywillig, sondern müssen stets mit den ärgsten und grausamsten Schlägen darzu getrieben werden. Das Laster des Geizes und der Trunkenheit ist bey ihnen sehr gemein, und verfaullen etliche gar das Hemde vom Leibe, daß sie alsdenn nackend nach Hause gehen müssen.“

Das erste Capitel handelt viel billig von „Deutschland und dem Römischen Reiche“ und die erste Frage lautet (S. 71): „Warum wird Deutschland allen Europäischen Ländern vorgezogen?“ Worauf die Antwort gegeben wird: „Es geschieht solches vornehmlich aus folgenden Ursachen; das Land darinnen ist portreflich fruchtbar, und giebet nicht nur denen Teutschen sattem Unterhalt, sondern lästet auch vor die Ausländer ein großes übrig. . . . Die Einwohner sind tapffer, künstlich, gelehrt. Es sind in Deutschland mehr Künste erfunden worden, als in andern Ländern, z. E. die Buchdruckerey, des Pulver u. Es ist darinne die reine Lehre durch den seligen Lutherum wieder hervorgebracht. Es ist das mächtigste Reich, wenn es sich seiner Macht nur recht bedienete. Es hat das größte Haupt unter denen Christlichen Potentaten, nemlich den Römischen Kayser. Es hat so vornehme und mächtige Stände, als kein Land in Europa, dergleichen die Chur- und andern Fürsten sind, daher man auch zu sagen pflegt: Der König in Spanien herrsche über Pferde; der König in Frankreich über Esel; der König in Engelland über Krücken; der Römische Kayser aber über Edelsteine (oder gar über Könige).“

48.

### F. H. Hegewisch und der Schwarze Tod.

Auf den ersten Blick gewiß eine sonderbare Zusammenstellung, die sich aber aus dem Titel folgender Schrift erklärt: „Denkschrift zur Jubelfeier des fünfzigjährigen Doctorats des königlich dänischen Staatsrath und herzoglich oldenburgischen Leibarztes Franz Hermann Hegewisch. Begleitet von einigen Erinnerungsworten an den Schwarzen Tod in den Herzogthümern Schleswig und Holstein“, von C. E. Nahr (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1855). F. H. Hegewisch, Sohn des bekannten Geschichtsforschers H. H. Hegewisch, Hegewisch, ist unter dem Schriftstellernamen Franz Baltisch, unter welchem er z. B. im Jahre 1832 in Leipzig die Schrift „Die politische Freiheit“ herausgab, dem größern Publikum fast mehr bekannt als unter seinem bürgerlichen. Bemerkenswerth ist, daß gerade die Anatomie, die er unter Schimmering studirte, in ihm am meisten die Ueberzeugung zur Reife brachte, „daß es zwei Bestandtheile des Menschen gebe, Leib und Seele,

daß zwei Principien in ihm wohnen, daß es ein Endliches und Unendliches, Geschöpfe und einen Schöpfer gebe". Die Nationalistischen Ansichten, die in der Hauptsache auf den Satz hinauslaufen, daß die Vermehrung der Bevölkerung alle 25 Jahre in der geometrischen Progression 1, 2, 4, 8, 16, die Production der Nahrungsmittel dagegen nur in der arithmetischen Progression 1, 2, 3, 4, 5 wachse, verteidigte er in der unter dem Namen Franz Baltisch in Kiel 1846 erschienenen Schrift: „Eigenthum und Vielkinderei." Seinen vielen philanthropischen, meist anonym in Archengolz, dann in Bran's „Minerva", in den sogenannten „Kieler Blättern" und in der ausburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Aufsätzen lag immer die Maxime zugrunde: „We live to improve, or else we live in vain." Für die Verbesserung der Stadt Kiel in sanitätlicher Hinsicht hat Hegewisch viel gethan, auch hat er niemals einen Thaler Gehalt aus der Universitätskasse empfangen, noch je von den Studirenden ein Honorar verlangt oder angenommen. Dankenswerth sind die von dem Verfasser, praktischem Arzte in Altona, angehängten Notizen über den furchtbaren Schwarzen Tod, der von 1348 an mehrere Jahre auch die Bevölkerung der Herzogthümer decimirte, und was gerade jetzt von Interesse sein wird zu erfahren, zuerst aus der Krim nach Sicilien und Marseille verschleppt worden sein soll. Ganze blühende Ortschaften, deren Stelle seitdem dichte Hölzung eingenommen hat, starben damals aus, und es verdient angeführt zu werden; daß sämtliche Dörfer, welche die Herzogthümer gegenwärtig besitzen, schon vor dem Schwarzen Tod, außerdem aber noch ziemlich viele mehr vorhanden waren. Eine der Schrift beigegebene Abbildung stellt uns einen Pestarzt in seiner schauerlichen mittelalterlichen Tracht, mit seiner Wachsmaske und dem dem Specereien enthaltenden „Inspirationsschnabel" vor Augen.

#### Der Know-Nothingismus.

In Cincinnati ist leider ein blutiger Conflict zwischen den Deutschen und den eingeborenen Amerikanern entbrannt. Unter diesen Umständen sollte es uns doppelt-leid thun, wenn Jemand aus unsern in Nr. 16 d. Bl. gemachten Bemerkungen über den Know-Nothingismus den Schluß ziehen wollte, daß wir uns irgendwie zum Advocaten dieser neuesten amerikanischen Bewegung aufgeworfen hätten. Der Nativismus in dieser seiner übertriebenen Form ist uns ebenso zuwider wie er jedem Freunde der Humanität und Civilisation zuwider sein muß. Doch müssen wir auch heute noch wiederholen und nachdrücklich hervorheben, daß wir den Gang, den die deutsch-amerikanische Presse genommen, schon seit langer Zeit mit größter Besorgniß verfolgt und davon, wie von dem ebenso unvernünftigen, fanatisch papistischen Gebahren der irischen Presse in Nordamerika, nur die traurigsten Folgen erwartet haben. Nicht nur, daß viele, wenn nicht die meisten deutschen Blätter den rohesten Atheismus und Communismus fortdauernd zur Schau tragen — sie haben auch den maßlosen Ausbrüchen des Know-Nothingismus mit denselben Maßlosigkeiten geantwortet, Schmach gehäuft auf Alles, was amerikanisch heißt, den Charakter und die Bildung der Nordamerikaner im Allgemeinen, ohne Ausnahmen zu gestatten, aufs empörendste verunglimpft und das Gastrecht fortdauernd aufs schändeste verlegt. Ramentlich haben die deutschen Zeitungsschreiber in Cincinnati, der alte Wähler Heizingen voran, durch die schroffe Auffassung des Know-Nothingismus die Leidenschaften geschürt und beide Parteien aneinandergehetzt, und so ist denn der Haß auch zuerst in Cincinnati zum blutigen Ausbruch gekommen. Bei solchen Conflicten ist das Unrecht meist auf beiden Seiten.

Es ist ferner die Frage, ob man selbst von einem Lande wie Nordamerika verlangen darf, daß es sich gefallen lassen müsse, der Abzugskanal für die Unreinigkeiten aller übrigen Länder zu sein. Gegen die Einwanderung fleißiger solider Leute

wird man in Nordamerika natürlich nichts haben, man wird sie vielmehr willkommen heißen; aber es hat Fälle gegeben, daß deutsche Gemeinden ihre Proletarier auf Gemeindefasten zwangsweise nach Amerika geschickt haben und sie mit unerträglich Unmenslichkeit nackt und hüßlos, von vornherein die Bente der hinlänglich überfüllten Armenhäuser, als Bettler an der amerikanischen Küste aussetzen ließen. Wenn sich die Nordamerikaner gegen solche gewaltsame Einschleppung von Bettlern, Tagelöhnen und vielleicht selbst Verbrechern zu sträuben anfangen, so haben die Deutschen (und das ist auch die Angst der Nordamerikaner) wahrlich am wenigsten das Recht, über ihre Unbuddsamkeit Klage zu führen — sie, in deren Heim bei Uebersiedelungen von Land zu Land, ja von Stadt zu Stadt die größten Pladereien oder Umständlichkeiten geschildert sind, ist selbst ein bloß provisorischer Umzug von der Stadt aufs Land oder vom Land in die Stadt mit Erschwernissen mancherlei Art verbunden zu sein pflegt. Wenn die Nordamerikaner das Recht der Reciprocität in Anspruch nehmen und ganze Schiffsladungen ihrer Armenhausinsassen an der deutschen Küste landen wollten, was würden die Deutschen sagen? F. M.

#### Bibliographie.

- Appell, J. B., Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.  
 Beck, F., Theophrast. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.  
 Berlyn, G., Gedichte. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
 Berthold, G. A., Der sächsische Prinzenraub. Zur Erinnerung an den 7. und 8. Juli 1455. Dresden, Brer. 8. 6 Ngr.  
 Bornemann's, W., humoristische Jagdgedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters gesammelt und herausgegeben von C. Bornemann. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.  
 Brugsch, F., Wanderung nach den Natronklüften in Aegypten. Vorlesung gehalten am 10. März im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Dümmler. 16. 6 Ngr.  
 Girard, H., Die norddeutsche Ebene insbesondere zwischen Elbe und Weichsel geologisch dargestellt. Nebst einer geologischen Karte der Gegend zwischen Magdeburg und Frankfurt a. d. O. und 2 Tafeln Profilen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.  
 Märker, F. A., Demosthenes und Aeschines. Vortrag gehalten zu Berlin am 17. Febr. 1855. Mit 1 Kupfertafel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.  
 Mohl, R. v., Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographien dargestellt. 1ster Band. Erlangen, Enke. Lex.-8. 3 Thlr. 14 Ngr.  
 Putzig, G. zu, Luana. Berlin, A. Dunder. 16. 24 Ngr.  
 Steinmann, K., Der Lehrer Proceß in Lehrer-Mundart. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen. Nebst dem Freiheitsbriefe. Lehr, Geiger. Gr. 16. 6 Ngr.  
 Witte, K., Engadin. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 26. Febr. 1855. Berlin, W. Schulze. Gr. 8. 6 Ngr.

#### Tagesliteratur.

- Heusinger, C., Die Auswanderung. Ein Mahnwort für Alle die es angeht. Braunschweig, G. M. Meyer jun. 8. 10 Ngr.  
 Weber, L., Setzt euch vor vor den falschen Propheten! Predigt am Sonntage Quasimodogeniti 1855 in der reformierten Kirche zu Stendal gehalten. Stendal, Franzen u. Groß. Gr. 8. 3 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 1/2 Ngr.)

## Ernst Schulze's sämtliche poetische Werke.

Soeben erschienen bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Sämmtliche poetische Werke von Ernst Schulze.** Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.

Der fünfte Theil auch unter dem Titel:

**Ernst Schulze.** Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von **Hermann Marggraf.** 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

**Ernst Schulze** ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes Lieblingsdichter geworden. Dies beweisen die zahlreichen Auflagen, welche namentlich seine „Bezauberte Rose“, aber auch seine „Cäcilie“, die als phantasiebelebte, in sich geschlossene romantische Epopöe in der neuern deutschen Literatur bis auf den heutigen Tag noch unübertroffen geblieben ist, wie seine zarten, anmuthigen und melodischen „Gedichte“ erlebt haben. Die fortwährend lebhafteste Theilnahme für Ernst Schulze hat jetzt auch eine dritte Auflage seiner „Sämmtlichen poetischen Werke“ wichtig gemacht. Diese tritt vor das Publicum in Begleitung einer erschöpfenden Biographie des Dichters, von Hermann Marggraf verfaßt, welchem zu diesem Zwecke ein sehr reichhaltiges Material: das eigene ausführliche Tagebuch des Dichters, seine nachgelassenen Briefschaften und höchst dankenswerthe Mittheilungen seiner nächsten Verwandten und Freunde, zur Verfügung gestellt waren. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hier über des Dichters Bildungsgang und innere Entwicklung, über sein Verhältniß zu Cäcilie und deren Schwester Adelheid, über seine kurze aber interessante Kriegsperiode und über seine letzten Lebensstage ausführliche und meist ganz neue Aufschlüsse, die auch zum Theil als interessante Beiträge zur Kenntniß des damals unter dem deutschen Volke so energisch auflebenden nationalen Geistes, der Kriegereignisse und namentlich auch des güttinger Gelehrtenkreises (Bunsen, Lachmann, Brandis, Lücke u. s. w.) zu betrachten sind. Die Verehrer des Dichters werden diesen aus seinem Tagebuche und seinen Briefen von mancher ganz neuen Seite und vornehmlich auch als glänzenden Prosaisten kennen lernen.

In anderen Dichtungen Ernst Schulze's erscheinen in demselben Verlage folgende elegante Ausgaben:

**Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht.** Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Geb. 1 Thlr. Text-Ausgabe. Achte Auflage. Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr. Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

**Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.** Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

**Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Brugsch (H.), Reiseberichte aus Aegypten.

Geschrieben während einer auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Niltale. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. 8. Geb. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser — den das „Ausland“ in einer höchst anerkennenden Besprechung (1855, Nr. 11) „einen der größten Aegyptologen dieses und jenseit des Rheins“ nennt — bietet in vorliegender Schrift dem grössern deutschen Publicum die Frucht seiner unter Humboldt's Auspicien begonnenen und von den werthvollsten wissenschaftlichen Erfolgen gekrönten Reise nach Aegypten. Das Ziel seiner Wanderungen war nicht das jetzige Aegypten, sondern das alte monumentale Niltal, und er gibt in dieser Schrift dem Nichtgelehrten eine getreue und allgemein verständliche Schilderung des alten Aegypten.

## Germanisches Museum.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Organismus des germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg.** Nürnberg, im Verlage der literarisch-artistischen Anstalt des germanischen Museums. Leipzig, bei Friedrich Fleischer. 6 Bogen Text mit Beilagen und Noten, 8 lithographirten Tabellen und Grundriss der Kartause in Nürnberg. Imperial-8. In Umschlag geheftet. Preis 12 Ngr., oder 42 Kr. Rhein.

## Dichtungen von Julius Hammer.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

**In allen guten Stunden.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich“, sind mit vollem Recht Leopold Scherer's „Laienbrevier“ und Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon soeben bereits eine vierte Auflage nöthig geworden ist. Dieselbe freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „In allen guten Stunden“, eine Art poetischer Kalender, Gedichte, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

# CONVERSATIONS-LEXIKON.

Verlag von **F. A. BROCKHAUS** in Leipzig.

Die zehnte Auflage des Conversations-Lexikon ist jetzt vollständig erschienen.

Der anfänglich garantirte Preis (120 Hefte zu 5 Ngr.) ist auf das strengste festgehalten worden, obwol gegen 40 Bogen gratis geliefert werden mussten. Diese völlig umgearbeitete, binnen vier Jahren erschienene behabte Auflage des Conversations-Lexikon, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem Nationalwerk der Deutschen geworden ist, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann in allen beliebigen Terminen folgendermaassen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlrn.;

in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;

in 120 Heften zu 5 Ngr.;

in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.

Von der letztern Ausgabe, einer

**neuen Ausgabe in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.,**

erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai an, sodass sie bis Ende 1856 vollendet ist.

Der erste Viertelband nebst ausführlichem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Gleichzeitig und in denselben Terminen erscheint von dem

## Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon eine dritte Ausgabe in 60 Lieferungen zu 12 Ngr.

Die erste Lieferung nebst ausführlichem Prospect ist in allen Buchhandlungen vorrätig.

Der Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuternden Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges, höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann fortwährend auch auf einmal ganz (24 Thlr.) oder allmählig (nach Abtheilungen oder Lieferungen) in allem beliebigen Terminen bezogen werden. Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

- I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
- II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
- III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
- IV. Völkerkunde der Gegenwart. (43 Tafeln.) 2 Thlr.
- V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
- VI. Schiffbau und Seewesen. (39 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
- VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- IX. Schöne Künste. (36 Tafeln.) 1 Thlr.
- X. Gewerbwissenschaft (Technologie). (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Kappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. Prachtbinden der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

## Ein neuer Roman von Robert Prutz.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien  
soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Prutz (R.), Der Musfikantenthurm.

Roman in fünf Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Robert Prutz, dem deutschen Publicum durch die vielseitigste literarische und dichterische Thätigkeit rühmlichst bekannt, hat sich bereits durch seine frühern Romane:

**Das Engelchen** (3 Theile, 5 Thlr.) und

**Wegig** (2 Theile, 3 Thlr. 10 Ngr.)

auch unter den deutschen Romanschriftstellern eine geachtete und ehrenvolle Stellung gesichert. Sein neuester Roman: „Der Musfikantenthurm“, mit seinen düstern Geheimnissen und spannenden Entwicklungen, mit seinen an ergreifenden Con-

traften reichen Schilderungen aus den Kreisen der höhern wie der niedern Stände und seiner energischen Auffassung der eigenthümlichen Conflicte, wie sie die gegenseitige Reibung moderner Lebensverhältnisse erzeugt, wird nur dazu dienen, ihm die alten Freunde unter den Liebhabern geistiger Romanlectüre zu erhalten und neue zuzuführen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien  
soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### CLEMENTIS ALEXANDRINI DE AOTQI DOCTRINA

Scriptis **Hugo Lacmper**, philosophiae docto-

Commentatio historica theologica ex decreto a-

theologorum Lipsiensium ordinis die sacrorum in-

stauratorum A. MDCCCLIV. Praemio regio-

nata. 8. Geh. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 21. —

24. Mai 1855.

**Inhalt:** Populär-naturwissenschaftliche Schriften: Müller; Klenke; Reimann; Büstmann. Von Heinrich Wiedemann. — Emil August von Schaden. Von Alexander Jung. — Miniaturlyrik. Von Adolf zum Berge. — Aus London: Charles Bener's „Cain“ und Uebersetzung der „Naturstudien“ von Rastus; über Heine und die münchener literarische Tafelrunde; Remoires; Lady Blessington; Todesfälle. — Schülerbeste und Schülerliteratur. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Populär-naturwissenschaftliche Schriften.

Müller; Klenke; Reimann; Büstmann.

Die Studien- und Lesefrüchte auf dem großen Gebiete der Naturwissenschaften sind in unsern Tagen zu einer sehr beliebten belehrenden Unterhaltungsllectüre geworden. Das Neueste, das Interessanteste wird gesammelt, verarbeitet, in Rahmen gefaßt und dem gebildeten großen Publicum in Form von anmuthigen Bildern vorgeführt. Wer wollte sich darüber nicht freuen! Spricht sich doch darin ein Geist der Zeit aus, der auf einem vernunftgemäßen durch und durch gesunden Bildungsbedürfnis ruht. In einem solchen Umgange mit der Natur und ihren Wissenschaften werden die Menschen selbst natürlich und praktisch, sie erkennen dadurch erst mit klarem Bewußtsein das richtige Verhältniß zu ihren Mitmenschen, zur Welt und deren Schöpfer. Man kann daher nichts sehnlicher wünschen, als daß die genialen Fachmänner der Naturkunde ihr Wissen immer noch mehr allgemein zugänglich zu machen suchen, damit dasselbe durch alle Sphären der Bildung hindurch zu einem Gemeingut des ganzen Menschengeschlechts werde. Die heutigen Zeichen der Zeit berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Alles legt Hand an, den Bau zu fördern. Selbst die Könige der Wissenschaften verschmähen es nicht, den ausbauenden Dienst der Kärner mit zu verrichten und allseitig zu beleben. Und es stehen ihnen hierbei die rührigsten Kräfte zur Seite. Viele davon sorgen für die naturwissenschaftlichen Wohnungen aller Gewerstände, Andere verlieren Staat und Kirche nicht aus dem Auge und noch Andere nehmen sich der Schule an. So stehen Alle in gegenseitiger Unterstützung auf ihrem Platze. Einigkeit regiert und erhält das Ganze. Möge es noch lange so bleiben!

Unsere heutige literarische Unterhaltung wird Zeugnis geben von der populären Thätigkeit auf dem überall schon bestellten Felde der Naturwissenschaften. Wir lenken die Aufmerksamkeit zuerst auf folgende Schrift:

1855. 21.

1. Ansichten der Natur aus allen Reichen und Zonen. Eine Sammlung physisch-geographischer Specialschilderungen in ästhetischer Form und gemüthlicher Darstellung zu Lust und Lehre für Leser aller Stände, herausgegeben von Karl Müller. Mit einem Titelfupfer. Stuttgart, Müller. 1855. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser ist eine belebende rührige Natur auf dem Gebiete der geographischen Naturgeschichte. Er arbeitet etwas rasch, aber mit einer Begeisterung und Hingebung, die bewundernswürdig ist und gern übersehen läßt, was dabei Flüchtigtes mitunterlaufen sollte. Das vorliegende Werk schließt sich an die bekannten Leistungen von Vogel, Grube, Gude, gibt Aehnliches und ergänzt, wo jene noch unvollständig sind. Die physische und physikalische Erdkunde interessirt in unsern Tagen einen jeden denkfähigen Gebildeten. Das benutzte der Verfasser und er theilt mit, was er bei seinem Studium allgemein Belehrendes gefunden hat. Die hierbei zugrundeliegenden Werke sind meistens englische Reisebeschreibungen. Viel Selbständigkeit besitzt also die vorliegende Arbeit nicht; das ist aber auch nicht, was man von ihr erwarten kann. Sie ist eine gute Sammlung vortrefflichen Materials für die erdkundliche Naturwissenschaft. Und dies will sie auch nur sein, nicht mehr und nicht weniger.

Was den Titel betrifft, so verwahrt sich der Verfasser gegen jeden Schein der Annäherung; er nennt Humboldt's ebenso benanntes Meisterwerk eine unerreichbare literarische That, zu der man nur in demuthsvoller Bewunderung emporsehen könne. Dem Verfasser fiel eben kein bezeichnender Titel für Das ein, was er mit seinen Schilderungen bieten wollte, nämlich „Ansichten der Natur von einem sinnigen Gesichtspunkte aus, in abgegrenztem Rahmen und in einer überschaulichen ästhetischen Form, welche anregende Unterhaltung mit positiver Belehrung verbinden sollte“. Und will es scheinen, als wenn es einer solchen Verwahrung kaum bedurft hätte. Der Verfasser ist schon längst als solcher bekannt, dem schriftstellerische Ueberhebung nicht eigen ist. Ohne

52

hin hat auch Humboldt sich des genannten Titels nicht zuerst und allein bedient; schon Georg Forster, das geniale große Vorbild unsers gefeierten Nestors der Naturwissenschaften, machte davon Gebrauch und erweckte dadurch eine literarische Mode, wie wir sie jetzt in den schreistellerischen „Bildern“ haben und wahrscheinlich bald auch wieder gehabt haben werden. Der Name thut hier wenig zur Sache. Das Werk ist gut und verdient mit Beifall aufgenommen zu werden.

Der Inhalt des Buchs zerfällt in drei Hauptabschnitte, wovon der erste sich auf die Gebirgswelt bezieht, der zweite ein Gemälde der Zonen gibt und der dritte Mittheilungen aus der Welt der Gewässer bringt. Nach dieser Eintheilung könnte man leicht zu der Vermuthung kommen, als brächte das Buch Dasselbe, was die Bilder von Vogel, Grube, Gude u. A. schon lange in anmuthige Rahmen gefaßt haben; dies ist aber nicht der Fall und man wird sich sogleich davon überzeugen, sobald man nur tiefer eindringt. Schon der erste Abschnitt bespricht die Wunderwelt der Gletscher vom Standpunkte der Naturlehre aus, und so erhalten auch die andern Abschnitte bald mehr bald weniger eine der Physik der Erde angehörnde Grundlage. Dabei sind nun allerdings die ethnographischen Beziehungen nicht unberührt geblieben, in-deß bilden sie doch nicht die Hauptsache.

Die Schneeberge der Erde führt der Verfasser in übersichtlicher Kürze vor die bewundernden Augen seiner Leser. Nach diesem Eingange verweilt er dann mit besonderer Vorliebe bei den Gletschern, bespricht die verschiedenen Theorien von Saussure, Charpentier und Agassiz, und weist nach, wo dieselben unhaltbar sind. Der Verfasser sagt dann:

Forbes hat eine neue Theorie aufgestellt; er betrachtete einen Gletscher nicht als eine feste Eismasse, sondern als ein Gemisch von Eis und Wasser, das je nach seiner größeren oder geringern Rasse oder Weichheit mehr oder weniger nachgiebig ist und ein unvollkommenes Fluidum oder eine zähe Masse bildet, welche durch den wechselseitigen Druck ihrer Theile an Gehängen von gewisser Neigung hinabgetrieben wird. Er vergleicht den Gletscher einem dicken Mörtel, oder dem Inhalte einer Theertonne, der in einen geeigneten Kanal ausgegossen wird. . . . Forbes hat sprechende Zeichen dieser Art der Bewegung an den Gletschern wahrgenommen. Sie bestehen aus Curven und Bogenlinien, welche quer über die Oberfläche des Gletschers hinkommen und sich von einer Seite bis zur andern erstrecken. Die Convexität dieser Curven ist dem untern Ende der Abdachung zugekehrt. Solche Bogenlinien können sich nur bilden, wenn eine unvollkommen flüssige Masse einen sanften Abhang hinabgleitet.

Dieser Ansicht wird dann noch weiter das Wort geredet; indeß bleiben auch die möglichen Zweifel nicht unberührt. Die Theorie paßt für den Sommer, aber nicht für den Winter, und es geht aus Forbes' Beobachtungen hervor, daß das Fließen der Gletscher selbst in der kältesten Jahreszeit nicht aufhört, daß dasselbe im Winter nur sehr wenig langsamer ausfällt als im Sommer.

Den Farnen wird in dem ersten Abschnitte dann auch eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie werden eingetheilt in Sturzlawinen, gleitende Lawinen, schlei-

chende Lawinen und Gletscherlawinen. Von den letztern meint der Verfasser, daß sie mehr im Sommer als zu andern Jahreszeiten auftreten und daß sie in der Regel keine Unglücksfälle anrichten, weil sie meistens in den obersten unbewohnten Gebirgsgegenden vorkämen. Doch wird auch ein Beispiel entgegenge-setzter Art mitgetheilt. Ein furchtbares Ereigniß dieser Art kam 1819 im Bisthale im Wallis vor, wo das Dorf Randa durch eine Gletscherlawine zerstört wurde. Dieses Dorf stand nicht weit vom Fuße einer Gebirgsmasse, die von ihrer Basis an beinahe senkrecht zu einer Höhe von mehr als 9000 Fuß emporsteigt und einen Theil des sogenannten Bishorns bildet, einer Schneekuppe, welche überall von hohen Gletschermassen umgeben ist. Einer dieser Gletscher hatte sich bis über den Rand des Abgrunds vorgeschoben; als sich auf ein mal ein ungeheures Stück von ihm ablöste und mit furchtbarem Krachen in das Thal stürzte, wo es einen Flächenraum von 2400 Fuß Länge und 1000 Fuß Breite bis zu einer Höhe von 150 Fuß mit Eis, Geröll und Felsstücken bedeckte. Diese Masse fiel auf eine unbewohnte Strecke, aber das in ihrer Nähe liegende ebengenannte Dorf wurde durch den Luftdruck zerstört, welcher den Sturz der ungeheuern Masse begleitete. Die Gewalt des Stoßes, den dieser Druck verursachte, war so groß, daß sie Mühlsteine vom Boden aufhob und auf eine Anhöhe trug, welche mehrere Meilen über der Stelle erhoben war, auf der sie gelegen hatten. Sie schleuderte Gebälke von Häusern auf eine Viertelstunde weit in den Wald und zertrümmerte einen massiv aus Steinen erbauten Kirchthurm. Solche Beispiele der furchtbaren Verheerung durch Lawinen werden mehr mitgetheilt. Sieht man schon hieraus eine große Lebensgefahr der Bergbewohner, so erkennt man sie noch deutlicher durch die Bergstürze, womit unmittelbar darauf der Verfasser seine Leser bekannt macht.

Doch wir verlassen jetzt die Gebirgswelt, um noch Platz zur Besprechung des Zonengemäldes zu behalten. Nach einer allgemeinen Darstellung der Ebenen und Wüsten der Erdoberfläche schildert das Werk speciell die Landes, die Wüste Sahara, die Pampas, die Llanos, die Prairies, die Urwälder Brasiliens, die Waldwüste am Amazonasstrom u. s. w. Hierüber besitzen wir allerdings schon eine große Reihe Sammlungen der interessantesten Schilderungen, indeß weiß das Buch dies Bekannte in einer so ansprechenden Form zu bringen, daß man es sehr gern wieder liest. Wir richten, um dies nachzuweisen, die Aufmerksamkeit auf die Bewohner der Gegend am Amazonenstrom. Der Verfasser nennt diese Gegend den Garten der Schöpfung und wundert sich, daß dieselbe fortwährend noch in den Händen der rohesten Menschen geblieben ist.

Die Miranhas wohnen an den Ufern des Napura, oberhalb der Wasserfälle von Supati. Ihnen ist der Anbau des Bodens zwar nicht fremd, aber sie legen sich nicht stark darauf und bauen meistens nur Mandioca, Bananen und Knetz; die Bestellung der Felder liegt, wie jede härtere Arbeit, den Indiern ob, die eigentlich nur Sklavinnen sind; die Männer verbringen ihre Zeit mit Ganszungen, Essen, Trinken, Tanzen und



**Schlaf.** Manchmal gehen sie auf die Affenjagd oder auf den Fischfang. Beachtigt einer von ihnen einen Angriff auf einen Nachbarstamm, so findet er leicht einige Verbündete. Ihre Kleidung besteht nur in einem Stück Borke von der Rinde eines Baums um die Hüften; beide Geschlechter bemalen sich am ganzen Leibe. Männer und Weiber durchbohren sich die Nasenhöhle und stecken kurze dicke Holzpflöcke in die Löcher, wodurch sich diese Theile so ausdehnen, daß sie dieselben bis an die Ohren zurücklegen können, was für eine besondere Schönheit gilt. In ihrer Nahrung sind sie nicht sonderlich wählerisch; sie genießen aber außer Kuchen aus Kassaramehl und einigen Bananen keine Kost aus dem Pflanzenreiche. Haben sie Affenfleisch oder Fische, so verzehren sie dieses; da dieses ihnen aber wegen ihrer Faulheit und ihres Mangels an Vorsicht oft fehlt, so verzehren sie auch Alligatoren, Schlangen, Kröten, Frösche, Ameisen, Raupen, Schmetterlinge u. dgl. Ihre Hütten bestehen nur aus etlichen in den Boden gesteckten Holzpflöcken, die oben und an den Seiten mit Palmblättern gedeckt, ziemlich geräumig sind und mehreren Familien zum Obdach dienen. Ihre wenigen Kochgeschirre sind von der rohesten Arbeit, und ihr übriges Geräth besteht nur aus Hängematten, welche von den Frauen geflochten werden. . . Sie haben gar keinen Begriff von einem Gott, sondern wägen ihr Geschick von der Laune eines bösen Dämons abhängig, dessen Günst man sich weber durch gute noch durch böse Thaten noch überhaupt erwerben kann. Sie leben nur für den Augenblick und kümmern sich nicht um die Zukunft. . . Das Leben hat für sie keinen Werth und selbst der Tod ist ihnen gleichgültig. Die Geschlechter sind nicht durch Liebe miteinander verbunden, der Mann nimmt sich ein Weib und verköst es nach Belieben. Das Zusammenleben beider ist gleich dem von Raubthieren. Der Mann sorgt nicht für seine Familie, solange er selbst befriedigt ist, und sieht in seinen Kindern nur eine Last, die er abzuschütteln sucht. . . Diese Stämme haben keine Häuptlinge und folgen keinem Befehle außer im Kriege, wo sie sich Demjenigen unterwerfen, der den Kriegsplan entworfen oder der durch seine That sich auszeichnet.

So schildert der Verfasser die rohen Sitten dieser wilden Stämme sehr speciell. Die gegenwärtigen Ansiedelungen der Europäer am Amazonasstrome haben einigen Verkehr angeknüpft. Der begehrteste Handelsartikel ist Branntwein, wofür sie die von den Weibern geflochtenen Hängematten und übrigen wenigen Kunstfertigkeiten hingeben. Auf ihren Raubzügen sind sie furchtbar verdeckt und hinterlistig wie Jaguare. Der Verfasser erzählt:

Wenn sie nach vieltägigem Marsch sich der Ansiedelung eines feindlichen Stammes nähern, legen sie sich in Wälder und Gebüsch in Hinterhalt und fallen erst, wenn sie sehen, daß Niemand ihre Nähe ahnt, plötzlich über die arglosen Einwohner her, erschlagen Alle, die sich ihnen widersetzen, machen die Weiber zu Gefangenen und nöthigen sie, die Waffen, Geräthe, Lebensmittel und andere Beute, die sie finden, in ihre Heimat zu tragen. Sind sie in ihre Niederlassung zurückgekehrt, so kochen sie in Essen und Trinken, in Tanz und Festlichkeiten. Früher bezehrten sie bei solchen Gelegenheiten ihre Kriegsgewalt; jetzt ist aber dieselben vortheilhafter als Sklaven in die europäischen Ansiedelungen am Amazonasstrom verkaufen lassen, verzehren sie nur einzelne und verkaufen die übrigen ihrer gegen Branntwein und andere Lebensbedürfnisse.

Der dritte Abschnitt bespricht die Wasserwelt, wobei vorzugsweise dem Golfstrome eine sehr specielle Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die ganze Auffassung ist von der in den heutigen Lehrbüchern der physischen Geographie allgemein für richtig angenommenen

nicht verschieden, sie ist aber in eine anziehende, leicht verständliche Form gebracht.

Der Verfasser ist nicht abgeneigt, diesem ersten Bande seiner „Ansichten der Natur“ noch einen zweiten nachfolgen zu lassen, sobald sich nur ein ermunternder Beifall dazu an den Tag legen sollte. Dieser zweite Band soll sich auf die Welt der Atmosphäre, der Vulkane und der Pole beziehen. Unsererseits haben wir es an dem ermunternden Beifall nicht fehlen lassen.

2. Die Schöpfungstage. Ein Naturgemälde von H. Klenke. Mit vier urweltlichen Landschaftsbildern und einem Profildurchschnitt der Erdrinde. Leipzig, Weber. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Buch nimmt eine sehr imponirende Miene an. Für Alle, die sich gern imponiren lassen, wird es sicher mit lautem Beifall aufgenommen werden. Wir sind nicht gerade geneigt, zu dieser Classe von Lesern gezählt zu werden. Die Natur des Verfassers ist schon seit Jahren viel zu üppig mit den häßlichen Wucherblumen bombastischer Redensarten überwachsen, sie entspricht unserer Liebe zur Einfachheit und Wahrheit nicht. Aber auch abgesehen von dieser in unsern Tagen vielgeübten Schriftstellermanier, wobei man fed, grob, verschmigt, unwahr — überhaupt Alles, nur um des Himmelswillen nicht bescheiden sein darf, besitzt das Buch Etwas, was die Männer von Fach sehr dagegen einnehmen wird. Nämlich ihre erhabensten wissenschaftlichen Ideen, welche sie bei ihrem Vertiefen in die Phantasie über die Urgeschichte unserer Erde mit anspruchsloser Bescheidenheit als Hypothese aufzustellen gewagt haben, werden hier mit theatralischem Prunk an die Öffentlichkeit gezogen und mit Pausen und Posaunen für unumstößliche Wahrheiten ausgerufen. Klenke ist ein Mann, der seine Phantasie nicht bändigen kann; davon zeugen alle seine vielen literarischen Früchte. Wenn nun ein solcher Kopf, dem die Wahrheit ohne Dichtung eine reine Unmöglichkeit ist, sich auf das Hypothesenfeld der Schöpfungsgeschichte der Welten wirft, so läßt sich denken, wie schwindelnd hoch Alles aufgefaßt und wie leichtfertig kühn alle Zweifel und Bedenklichkeiten beseitigt worden sind. Doch dürfen wir dem Verfasser darüber keinen Vorwurf machen. Er bleibt seiner schon längst gekannten Natur ganz getreu. Mehr kann man nicht verlangen. Sein Publicum wird auch in der vorliegenden literarischen Leistung sehr mit ihm zufrieden sein, und dies Publicum ist in der That gar kein kleines. Wir wollen das schöne Einvernehmen nicht stören.

Das Buch besteht aus elegant stillirten Briefen, welche an Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin von S. . . gerichtet sind. Nach dem brieflichen Vorworte sind diese Mittheilungen über die großen Entwicklungsperioden unsers Erdbodens zuerst privatim in die Hand der Frau Fürstin gekommen, welche dieselben mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und dann von Hand zu Hand im Umkreise ihrer hohen Bekanntschaft gehen ließ, bis allgemein gewünscht wurde, daß das ganze Werk veröffentlicht auch einem großen Leserkreise nützlich werden möchte. Die

dem Buche beigelegten Zeichnungen sind nach „Unger's Composition entworfen“, sie sind, wie überhaupt die ganze Ausstattung des Buchs, so ausgezeichnet, daß das Auge nicht anders als mit dem größten Wohlgefallen darauf ruhen kann. Dies Alles wird dem Werke zur besten Empfehlung dienen. Aber auch selbst der Inhalt entspricht diesem schönen Aeußern. Er ist durchweg fesselnd, weil er immer nur Das zur Sprache bringt, wofür sich jeder Gebildete und zugleich Denkfähige am lebhaftesten interessiert. Nur darf man keine gründliche Zurückführung auf Ursachen erwarten; wo diese nothwendig wird, springt der Verfasser in seiner Darstellungsweise ab und gibt schöne Redensarten. Darauf ließe sich nun erwidern, daß in einer durchaus populären Behandlung des Gegenstandes eigentlich nirgends eine wissenschaftliche Tiefe und Gründlichkeit erwartet werden darf, und wir wären dadurch zum Schweigen gebracht, wenn wir mit unserm Ausspruche dies gemeint haben könnten. Bei einer populären Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände darf man sich nicht bloß mit Blumenpflücken und Blumenschmücken begnügen, sondern man muß auch zeigen, wie die Blumen entstanden sind, wie sie auf dem Wege der Erfahrung und mit Hülfe des Verstandes von jedem Denkenden selbst gezogen werden können. Wir haben gerade bei dem vorliegenden Werke die weltberühmten Euler'schen „Briefe an eine deutsche Prinzessin“ in Gedanken. Darin herrscht ein Ton, der jedem Gebildeten genügt. Solche Briefe liest der Mann der Wissenschaft mit demselben Interesse und demselben Nutzen, wie jede gebildete Dame. Doch wir haben ja nicht zeigen wollen, was Klencke's Schrift nicht ist, sondern was sie ist, und indem wir uns jeder weitem Beurtheilung enthalten und dem Verfasser allein das Wort geben, wird er sich und seine Arbeit bald in dem günstigsten Lichte zeigen. In seinem ersten Briefe sagt der Verfasser:

Als Sie auf einer Wanderung zwischen Saarbrück und Kreuznach eine kleine Steinkohle aufhoben und überrascht eine schwarzglänzende, strahlige gestreifte Muschel darin entdeckten, sahen Sie mich mit unglaublicher Verwunderung an, da Sie zweifelhaft schienen, ob ich auf Ihre Frage in Scherz oder Ernst redete. Ich nannte jene kleine niedliche Muschel eine *Terebratula* und legte dieselbe in Ihre Hand mit den Worten zurück: „Dieser Ueberrest früherer Zeiten ist in den Steinkohlen ein nicht seltener Fund, aber diese Muschel erscheint uns durch ihr Alter als eine heilige, ehrwürdige Reliquie, denn sie mag über hunderttausend Jahre alt sein.“ Hunderttausend Jahre! Wie wagt es der schwache Mensch, dies Geschöpf, das der unerbittlichen Zeit kaum 80—90 Jahre abzugewinnen vermag, über hunderttausend zu bestimmen, die vor ihm, ja vor seinem ganzen Geschlechte waren, das doch, den Urkunden nach, etwa seit sechs tausend Jahren den Erdboden bewohnt! Wie kann der Mensch das Alter der Trümmer erkennen, die einer Welt angehören, welche vor aller menschlichen Zeitrechnung untergegangen ist? Aber noch mehr, wie darf der Sterbliche sich erkühnen, von Jahrtausenden zu reden, wo die Heilige Schrift von einer Woche berichtet. . . . Es ist mein Wunsch, Sie mittels dieser Briefe in jene Zeiten und Räume einzuführen, mit Hülfe der Phantasie die um uns zerstreut liegenden Trümmer und Reste der Vergangenheit wieder nach dem Plane, wie ihn die Schöpfungskraft verwirklichte und die Naturwissenschaft wieder entdeckte, aufzubauen, die Jahrtausende inmitten

ihrer Scenen, Gestalten und Wandelungen zu durchleben und mit unsern geistigen Sinnen Augenzeuge der nach Jahrtausenden zählenden Schöpfungstage zu werden; denn der Mensch begreift Dasjenige am klarsten, was er entstehen sieht.

So ergreift er seine Leser und bringt sie in eine Spannung, als wenn er ihnen die Welt eines verwinkelten Romans zu eröffnen hätte. Wir wollen ihm nun noch etwas weiter folgen und wählen dazu eine Stelle aus dem dritten Briefe, in der er sich zu beantworten bemüht, wie viele Jahrtausende wol dazu nöthig gewesen sein mögen, die mächtigen Lager der Steinkohlen zu bilden.

Lassen Sie mich diese Frage durch einen Vergleich beantworten. Ein französischer Naturforscher hat den Humusuntergrund der Hochwälder von Buchenbestand in 63 Jahren lieferten, als mittlere Zahl seiner Berechnung gebraucht, und dabei das Resultat gewonnen, daß alle unsere Wälder der Gegenwart in 100 Jahren mit dem in ihnen enthaltenen Kohlenstoffe nur eine Steinkohlenschicht produciren können, welche auf jedem Raume von circa vier preussischen Meilen nur eine Dicke von sieben pariser Linien beträgt.

Damit ist der ganze Beweis geliefert, daß zur Bildung der Steinkohlenlager viele Jahrtausende gehört haben. Eine gründlichere Besprechung wird nicht für nöthig erachtet. Der Verfasser fährt fort:

Beurtheilen Sie nun, welche Zeiten die alten Steinkohlenwaldungen gedauert haben müssen, um die Masse Kohlenstoff zu liefern, welche sie zurückgelassen haben. Man hat es versucht, die Zeitdauer dieser Wälder aus ihrem Kohlengehalte zu bestimmen. Sie kennen die Steinkohlenlager bei Saarbrück, wo ja eine von Ihnen in einer Kohle gefundene Muschel, die ich als eine der ältesten Reliquien unserer Erde bezeichnete, die Veranlassung zu diesen Briefen wurde. Haben Sie wol berechnet (?), wie lange dort die Waldungen, welche einst auf jener, zwischen der Saar und Blies vorhanden gewesen waren, gestanden haben müssen, dauerten und lebten? Sie erinnern sich, daß der Bergbeamte, welcher Sie führte, den Gehalt dieser Steinkohlenfläze auf 90  $\frac{1}{2}$  Millionen Pfund ansetzte, in welchem 72  $\frac{1}{2}$  Millionen Pfund Kohlenstoff zugegen sind. Es ist ein ganz einfaches Rechenexempel, wodurch man zu der Annahme kommt, daß jene alte Insel beinahe an siebenhunderttausend Jahre lang ihren Urwald getragen haben muß.

Dies Rechenexempel soll Ihre Durchlaucht in höchst eigener Person berechnen; der Verfasser hält es wenigstens nicht der Mühe werth, sich selbst mit solchen Lapalissen weiter zu befassen. Ihn treibt es, seiner Bewunderung freien Zügel zu lassen.

Welch eine unübersehbare Periode in der Schöpfungsgeschichte unserer Erde, eine Ewigkeit für unsere Vorstellung und doch nur ein Tag für den Schöpfer! Und nach den Ereignissen und Ueberresten späterer Epochen zu schließen, die gleichfalls ihre Zeit gefordert haben, muß die Zeit, die zwischen dem Untergange jener Steinkohlenwälder und heute an unserer Erde vorüberstrich, noch länger gedauert haben, als das damals Walbleben selbst; — nach den Wahrscheinlichkeitsberechnungen mehrer Naturforscher, von denen ich nur S. Bischof anführen will, trennt uns ein Zeitraum von neun Millionen Jahren von dem Untergange der Riesensaur, Siesel- und Schuppenkriecher. Sollte man nicht jedes Stückchen Steinkohle mit andächtiger Bewunderung betrachten?

So fliegt die Phantasie über alle Schwierigkeiten mit tänzelnder Leichtigkeit hinweg.

Am Schlusse spricht der Verfasser die bezeichnenden

werthe Wahrheit aus, daß die bloße Weltbeschreibung dem denkenden Menschen nicht genügen könne, sondern die Vorstellung des Werdens und Entstehens, ein klares Verständniß zwischen dem Sein und Werden der Dinge. Wir stimmen ganz mit ihm überein, nur möchten wir den kühnen Aufbau der Phantasiefeschöpfung, wie sie die vorliegenden zehn Briefe zur Darstellung bringen, nicht als Beweis der Bewahrheitung dieses vortrefflichen Satzes ansehen. Wie unendlich groß ist noch die Kluft unserß Wissens zwischen Dem, was unsere Erde ist und Dem, wie sie Das geworden ist, was sie ist. Wer mit dem leichtfertigen Spiegelbilde der Phantasiefeschöpfung sich begnügen will, der baut sich leicht eine Brücke über jene Kluft, für den gibt es kaum eine wissenschaftliche Verantwortung der gesagten Worte. Doch nun zu einem andern Buche.

3. Das Naturleben des Vaterlandes. Von Ernst Julius Reimann. Mit einem Vorwort von Moriz Fürbringer. Berlin, Dunder und Humblot. 1854. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Vorwort des Herrn Schulraths Fürbringer, welches derselbe auf den besondern Wunsch des Verlegers dem Werke zur Empfehlung mitgibt, ist zugleich eine sehr günstige Beurtheilung der Arbeit. Der Herr Schulrath ist gewiß, daß durch die Veröffentlichung dieser vaterländischen Naturbilder den Freunden der bessern und edlern pädagogischen Bestrebungen unserer Tage überhaupt, namentlich aber allen Denjenigen, welche den bildenden Einfluß des naturkundlichen Unterrichts in unsern Volksschulen weder durch hochmüthiges Meistern der Wale und Geschöpfe Gottes, noch durch eine trockene und unfruchtbare Systematik, noch durch eine weiche Sentimentalität verkümmert sehen wollen, ein wesentlicher Dienst geleistet worden ist. Diese wahren Freunde der deutschen Jugend, meint der Herr Schulrath, erhalten durch das vorliegende Werk ein Lesebuch für die Naturkunde, welches unserer vaterländischen Jugend eine edlere höhere Naturanschauung ausschließt und ihrem religiösen Sinn durch die ernsten, klaren und gehaltvollen Schilderungen eine kräftige Nahrung zuführt. Dieses und noch Anderes spricht der Herr Schulrath zum Lobe des Buchs offen und frei aus. Wir sind nun weit entfernt, daran zu denken, daß diese Worte nicht aus inniger Ueberzeugung gekommen wären, auch zweifeln wir nicht einen Augenblick daran, daß der Herr Schulrath ein sehr vernünftiger Pädagog ist, der genau weiß, was der Schule unserer Tage am allermeisten noththut. Daran zweifeln wir nicht. Aber dennoch haben wir eine Bedenkenheit, nämlich die, daß der Herr Schulrath auch genug Naturkundiger sei, um von der Wichtigkeit alles Dessen überzeugt sein zu können, worüber das Buch belehrend spricht. Es thut uns leid, das aussprechen zu müssen. Das Buch ist ausgezeichnet, wenn man die Art der Behandlung und den Umfang und die Auswahl des Materials ins Auge faßt. Wer dasselbe zur Hand nimmt, das Vorwort liest und dann flüchtig durchblättert, der ist ganz dafür gewonnen. Es ist

nicht zu umfangreich, bespricht gerade die Gegenstände der Naturwissenschaften, worüber Jeder Belehrung wünscht und Niemand unbelehrt bleiben sollte; es redet mit ruhiger, allgemein faßlicher Sprache und zeigt auch Wärme und verständige Begeisterung, wo die Werke der Natur den Schöpfer loben. So in rascher Uebersicht gefällt das Buch sehr und es wird auch gewiß vielfach sein Glück in Schule und Haus machen. Indes genauer geprüft, kommt doch Vieles darin vor, das offenbar unrichtig, Vieles, das Niemandem klar werden kann, weil es dem Verfasser selbst nicht klar geworden ist. Das sollte in einem Buche, welches übrigens so herrlich dazu geeignet ist, ein sehr beliebtes Volksbuch zu werden, nicht vorkommen. Doch nun zu dem Inhalte der Schrift selbst.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, wovon der erste „Die Erscheinungen im Luftkreise“, der zweite „Das Leben der Pflanzen und Thiere“ bespricht. Dort eröffnet ein erdrunderlicher Ueberblick in unserm deutschen Vaterlande das Feld der Naturkunde unserer Atmosphäre, hier bildet eine Betrachtung über Erde und Wasser die Grundlage zur Beschreibung des Naturlebens in unserm Vaterlande.

Die geographische Einleitung ist ganz, wie man sie nur wünschen kann. Was nun aber die Naturlehre unserer Atmosphäre betrifft, so läßt es sich nur beklagen, daß dieselbe nicht so sachkundig ausgefallen ist, wie man es billigerweise wünschen muß. Diese hätte von einem sachverständigen Gelehrten noch ein mal revidirt werden müssen. Der übrige Werth des Buchs läßt es recht sehr beklagen, daß diese Vorsicht versäumt worden ist. Wir wollen nur Einiges mittheilen, das unsern Ausspruch rechtfertigt. Auf S. 25 bespricht der Verfasser die atmosphärische Luft im Allgemeinen und sagt dann:

Kun denke ich, du wirst mir gern folgen, lieber Leser, wenn ich jetzt versuche, dir einige allgemeine Irrthümer über den Dampf, die du vielleicht noch theilst, zu widerlegen. Das, was man im gewöhnlichen Leben Wasserdampf nennt, ist nicht der Wasserdampf der Naturforscher. Was sichtbar wie Nebel oder Wolke aus heißem Wasser aufsteigt, nennen die Leute Dampf, weil das Unsichtbare, der wirkliche Dampf, für sie eben nicht da ist. Denken wir uns nun, es werde an einem Kessel mit siedendem Wasser das Ventil geöffnet. Das verflüchtigte Wasser strömt in die Höhe, und ein paar Zoll über dem Ventil sehen wir gar nichts, ja die Luft ist hier ungemein klar und durchsichtig; darüber aber bildet sich eine dichte Wolke, durch die man kaum die Sonne erblickt. Wo nichts ist, wo eben der Siededampf noch durchsichtig ist, da ist der Wasserdampf der Naturforscher; wo die Wolke sich bildet, da ist der Wasserdampf des gewöhnlichen Sprachgebrauchs oder der sogenannte Bläschendampf.

Wer so verworren über Dampf sprechen kann, hat es in der Erforschung der Natur der Dämpfe noch nicht weit gebracht. Auch ist es gar nicht wahr, daß die Naturforscher etwas Anderes unter Dampf verstehen als der gemeine Mann. Die Männer von Fach reden von sichtbarem und unsichtbarem Dampf, von Dampfäulen, Dampfswolken; aber von Bläschendampf redet nur der Verfasser. „Wo nichts ist, da ist Dampf“ — !? Ein wunderlicher Ausspruch; eine köstliche Aussicht auf Umformung des bekannten Sprichworts: „Wo nichts ist,

da hat der Kaiser sein Recht verloren.“ Auf S. 47 heißt es:

Auffallend ist die Erscheinung des sogenannten Grundeises, das sich besonders stark in den sibirischen Flüssen, aber auch in unsern bildet. Dieses Eis entsteht nicht an der Oberfläche, sondern auf dem Boden an Steinen, Holzspänen u. dgl., löst sich dann ab und kommt herauf; auch ist es nicht fest, sondern schwammig. Man hat zum Versuch einen Korb in den kalten Strom versenkt, als man ihn nach einiger Zeit heraufzog, war er mit schwammigem Eise bedeckt. Vielleicht ist diese Erscheinung dadurch zu erklären, daß das Wasser zuweilen unter dem Gefrierpunkte erkaltete, ohne fest zu werden, und dann erst bei der Verührung eines kalten Körpers erstarrte.

Das Grundeis ist ein Gebilde des Aberglaubens. Man sollte denken, daß davon kaum noch die Rede sein könnte, nachdem Arago die Sache so reiflich erwogen und gründlich widerlegt hat. Daß an den in einen kalten Strom hinabgelassenen Korb sich Eis ansetzt, spricht nicht für die Bildung des Grundeises, sondern bloß dafür, daß der Korb vor dem Eintauchen schon mehrere Grade unter Null abgekühlt gewesen sein muß. Hugi in Solothurn hat ähnliche Experimente gemacht, die auch nichts beweisen, was der Sache einigen Halt geben könnte. Der Verfasser scheint in diesem Theile viel ohne Selbstwissen aus allerlei Büchern gesammelt zu haben.

Haben wir nun ein paar Proben aus dem Theile des Buchs gegeben, welcher noch Manches zu wünschen übrigläßt, so ist es jetzt auch unsere Pflicht, die gute Seite des zweiten Theils sehen zu lassen, welcher sich auf eine sinnige Behandlung der Naturgeschichte unsers Vaterlandes bezieht. Hier scheint der Verfasser auf dem eigentlichen Boden seiner Heimat zu sein. Der Ton, in welchem er schreibt, erinnert oft an Wegener, Masius, Grube, Ischudi u. A.

Wie der Fuchs als ein Ausbund von List, so wird die Raze als Beispiel der Falschheit genannt. Indes nicht ganz mit Recht. Man hat Ragen bei der Wiederkehr ihrer Herren oder solcher Personen, die sich vorzüglich um sie verdient gemacht haben, offenbare Freude an den Tag legen sehen. Man weiß auch, daß Ragen ihr Möglichstes thaten, das Eigenthum ihres Herrn ebenso zu schütten wie ein Hund. Die wichtigste Eigenschaft aber, durch welche die Raze für den Menschen Werth erhält, ist ihr Hang, lebende Thiere zu tödten. Zählung verstilgt diesen Hang nicht, denn auch mancher wohlgenährte Ratinhaber unsers Stübchens vergißt nicht seine nächtlichen Streifzüge durch jeden Theil des Hauses zu machen, wo es etwa Mäuse gibt. . . Zur Schilderung der Schlauchheit, mit der die Raze ihre Beute erhascht, wird folgender kleine Zug genügen. Mit wachsamem Auge bemerkte eine Raze eine Maus, welche am Eingange ihres Lochs in Bewegung zu sein schien, sich aber nicht herauswagte, weil sie ihre Feindin erblickte. Die Raze, der die Furchtsamkeit der Maus alle Hoffnung raubte, verließ schnell ihren Posten und legte sich auf die Erde mit einer gleichgültigen Miene, den Rücken nach dem Loch der Maus hingekehrt. Durch diese anscheinende Ruhe getäuscht, wagte das Thierchen herauszukriechen und setzte sich zitternd in einige Entfernung von der Raze. Diese blieb unbeweglich. Dadurch bekam die Maus Muth, noch ein paar Schritte zu versuchen. Die Gleichgültigkeit der Raze dauerte fort. Nun war die Maus herzhaft genug, einen kleinen Lauf zu wagen. Augenblicklich sprang die Raze auf, aber nicht nach der Maus, sondern nach dem Loch, welches sie mit ihrer Pfote verstopfte, durch welche List sie sich ihrer Beute verschaffte.

In ähnlicher Weise wird von allen uns nahestehen-

den Thieren ein charakteristisches Lebensbild entworfen. Auch den Pflanzen schenkt der Verfasser dieselbe gemüthvolle Beachtung. Die ganze lebende Natur wird hier in ihrem Frühlingserwachen, in ihrer Sommerlust, Herbstfürsorge und in ihrem Winterschlaf zur bildlichen Anschauung gebracht. Das Alles ist vortrefflich. Dazu paßt das Vorwort.

Den Beschluß des Buchs macht ein Blick in die Vorzeit. Die geschichtlichen Epochen unserer Erde bilden dabei die Hauptgrundlage, woran sich dann wieder das Thier, die Pflanze und der Mensch schließen. Der Verfasser sagt:

Die Menschen waren in der Vorzeit nicht merklich größer und kraftvoller. Die ägyptischen Mumien und Bildwerke zeigen uns, daß die Einwohner Aegyptens bei ihrer frühen Größe geblieben sind. Auch die alten Deutschen hatten keine besonders höhern Gestalten, als unsere Regimenter sie aufweisen; nur das Eine mag man zugeben, daß im noch unentwickelten Zustande die Menschen mehr gleichmäßig, untereinander übereinstimmender sein mochten als jetzt. Es hat Völkereskizzen gegeben und gibt deren noch, die sich durch Größe und schlankte Figur, oder umgekehrt durch Kürze und Stämmigkeit auszeichneten; die Germanen waren größer als die Hunnen; aber noch jetzt ist der Patagonier von höherer Gestalt als der Kosack oder Lappländer. Aus solchen Gegensätzen darf man keine vorsiligen Schlüsse ziehen. Daß unsere Vorfahren bedeutend stärker gewesen seien, wird oft aus den alten Rittersrüstungen gefolgert, welche unsern Soldaten sehr beschwerlich sein würden. Aber sie waren schon damals sehr lässig, und wenn leichtes Kriegsvolk, wie dies in den Schweizerkämpfen geschah, die Reihen der Ritter durchbrach, vermochten diese sich kaum zu verteidigen. Die großen Schwerter, die man hier und da aufbewahrt, wurden oft, gleich den ungeheuern alten Humpen, mit beiden Händen geführt, oder dienten nur zum Prunk, um bei feierlichen Gelegenheiten vor dem Zuge getragen zu werden. Die wirklichen Schwerter dagegen, die man in alten Hünengravern antrifft, zeigen uns, daß die Stärke der Menschen in vorigen Zeiten nicht größer war als in unsern Tagen. Ja, wir können getrost sagen: wir sind gesünder und werden im Allgemeinen älter als unsere Vorfahren vor einigen Jahrhunderten.

Das Buch hat ganz den äußern Zuschnitt zu einem beliebten Volksbuche und erlebt gewiß bald eine neue Auflage, in der dann die mancherlei Schwächen der Naturlehre nicht mehr zu finden sein werden. Das Ausmerzen und Verbessern thut aber noth, wenn das Buch in der Hand der Jugend und des denkenden Volks nicht verkehrte Naturanschauungen und Aberglauben verbreiten soll. Der Verfasser scheint mehr in Naturgeschichte als Naturlehre sicher zu Hause zu sein; daher möchten wir ihm rathen, sich noch mit einem Sachverständigen in Verbindung zu setzen.

4. Unterhaltungen aus der Alten Welt für Garten- und Blumenfreunde. Drei Vorträge, gehalten in den Versammlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus in Gotha von Ernst Friedrich Wüstemann. Gotha, Gläser. 1854. Gr. 8. 12 Rgr.

Das ist ein vortreffliches Büchlehen. Das darf Niemand ungelesen lassen, der sich für Blumen und überhaupt für den Gartenbau interessiert. Man sieht daraus, wie genau die Alten die Schönheiten der Natur schon kannten und wie sie derselben durch sorgfältiges Be-

schien schon Manches abgelautet hatten, was in unfern Tagen hohe Bewunderung erregen würde, wenn wir es noch wüßten.

Der Verfasser hat das Büchlehen „seinem geliebten Freunde Edward Jacobi“ gewidmet. Die Dedication ist ein edles Bild der treuesten Freundschaft mit liebenswürdigster Auspruchslosigkeit gepaart. Der Verfasser sagt:

Unter deinen Tugenden, durch dich veranlaßt, entstanden auch einige kleine Vorträge, die ich in unserm Gartenbauverein hielt. Mit großer Rücksicht sind sie in dem Reife, für welchen sie zunächst bestimmt waren, gehört worden, ja mit einer Theilnahme, die mich über den wahren Werth derselben täuschen würde, falls ich nicht den Grund dieses Antheils in dem regen Interesse zu suchen hätte, den meine Zuhörer selbst dann für alles Wissenschaftliche hegen, wenn es auch nicht für einen Joden von ihnen einen unmittelbaren praktischen Nutzen zu haben scheint. Nimm denn auch du diese Vorträge mit gleicher Rücksicht auf und lasse sie Zeugniß ablegen von der innigen Verbindung, die zwischen uns besteht, die für mich eine wahre Quelle der reinsten Lebensfreuden geworden ist und für welche meine Dankbarkeit gegen dich keines Zuwachses fähig ist.

Der erste Vortrag bringt Einiges über das Veredeln der Bäume bei den Alten. Nach diesem Vortrage unterliegt es keinem Zweifel, daß die Römer, auf deren Uebersetzungen der Verfasser sich zunächst beschränkt, nicht nur das heutige Pfropfen, Copuliren und Oculliren kannten, sondern daß sie auch noch manche andere Arten der Kunst des Veredelns in Anwendung gebracht haben. Er schöpft aus der sogenannten Naturgeschichte des ältern Plinius.

Auf den Ahornbaum lassen sich nach der Versicherung der Alten alle Obstsorten veredeln und er nimmt diese Veredelung sehr leicht an; ebenso die Art Eiche, welche Robur genannt wird. Doch wird auf beiden der Geschmack der Früchte verdorben. Auch der Feigenbaum und der Granatapfelbaum lassen sich mit allen Arten von Früchten beimpfen. Manche Bäume werden sehr dadurch veredelt, daß sie mit ihren eigenen Reizen gepropft werden. So erzählt uns Plinius, daß ein römischer Ritter Corellius im neapolitanischen Felde einen Kastanienbaum mit seinem eigenen Reize gepropft und dadurch eine der besten Kastanienarten erzielt habe, die von ihm den Namen führte.

In Virgil's Zeiten war man nach des Verfassers Forschung schon dahin gekommen, daß man Nüsse auf den Erdbeerbaum (*arbutus*), Äpfel auf Ahorn und Kirsch auf Ulmen propfte. Plinius erzählt, er habe bei Tullia einen Baum gesehen, der mit allen Arten von Obst besetzt war. An einem Zweige fand man Nüsse, an einem andern Steinobst, hier sah man Trauben, dort Feigen, Granatäpfel und andere Sorten von Äpfeln; doch, setzt Plinius hinzu, der Baum wurde nicht alt.

Der zweite Vortrag bezieht sich auf die Papyruslande und auf die Fabrication des Papiers bei den Alten. Das Papiergras gehört zu den Schilfpflanzen, hat einen dreieckigen Stengel von etwa Fingerdicke und besitzt ausgewachsen eine Höhe von sechs bis zehn Fuß. Aus ihm bereiteten die Alten ein höchst dauerhaftes Schreibmaterial.

Dicht unter der Rinde des Papyrusstammes liegen bastähnliche Häute bis zu 20 Lagen übereinander. Diese werden

durch ein nadelartiges Instrument gelöst und abgewickelt, aber nicht in der ganzen Länge des Schaftes, sondern in kürzern Abschnitten, in Streifen von der Breite etwa eines Fingers. Die innersten Häutchen sind die feinsten und besten und gaben die Sorte Papier, welche in Aegypten wegen ihrer Verwendung zu den heiligen Schriften die hieratische genannt wurde. Die Streifen oder Häutchen wurden, nachdem sie behutsam abgelöst waren, der Länge nach eines neben dem andern auf einer Tafel, die mit Nilwasser benetzt war, befestigt. Sodann wurden sie mit andern in die Quere durchflochten, so daß eine Art Gewebe entstand, indem die nach der Länge gelegten Häutchen den Zettel, die andern querliegenden den Einschlag bildeten. Die so ausgebreiteten Häutchen oder Baststreifen wurden zu wiederholten malen mit Nilwasser begossen, welches die Papierflächen, die man füglich Bogen nennen kann, wie Leinwand fest miteinander verband und bleichte. Hierauf wurden dieselben gepreßt. . .

Die Zeit der Erfindung des Nilpapiers ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Soviel steht aber fest, daß Champollion guterhaltene Papierrollen entdeckt hat, welche in das 18. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung fallen. Das ist also schon ein Alter von viertheiltaufend Jahren. Schließlich bemerkt der Verfasser noch, daß der Gebrauch des ägyptischen Papiers, ungeachtet der Verbreitung des Pergaments, doch noch bis in das 9. Jahrhundert nach Christi Geburt und für officielle Urkunden sogar bis in das 11. Jahrhundert fortgedauert hat. Die ersten Spuren unsers Lumpenpapiers zeigen sich nach der Ansicht des Verfassers im 14. Jahrhundert. Auch berichtet derselbe, daß die Einrichtung der ersten Papiermühle zu Nürnberg 1390 ausgeführt wurde.

Der dritte Vortrag bespricht die Rose mit besonderer Rücksicht auf deren Cultur und Anwendung im Alterthume. Darüber haben schon sehr viele Sachverständige geforscht und mit Begeisterung geschrieben; aber unser Verfasser thut es doch Allen zuvor, wenn es darauf ankommt, sich mit ganzer Liebe in diesen Gegenstand zu vertiefen. Er scheint ein sehr warmer Rosenfreund zu sein und hält mit Goethe die Rose für die vollendetste Schönheit unserer deutschen Blumenatur. Mit behaglicher Gemüthlichkeit führt er seine Leser in seine Forschung hinein und weiß ihr Interesse ununterbrochen wach zu erhalten. Er unterbricht seinen Vortrag als guter Philologe allerdings sehr viel mit Citaten und Noten, indessen stört dies die Leser, welche wie gewöhnlich den Text vorher im Zusammenhange und nachher mit Rücksicht auf die Glossen lesen, durchaus nicht. Wir theilen nun auch von diesem Vortrage etwas mit, versteht sich ohne Noten.

Am meisten wurden die Rosen zu Kränzen verwendet. Möchten diese je nach dem verschiedenen Gebrauch oder nach der Jahreszeit aus verschiedenen Blumen zusammengesetzt sein, stets liebte man die Begabe von Rosen; am gewöhnlichsten war die Verbindung von Veilchen, Myrten und Rosen. Nach der Meinung des Cypio, der unter der Regierung des Kaisers Liborius lebte, eignete sich die Centifolie, vermuthlich ihrer Größe und Schwere wegen, weniger zu Kränzen und sollte nur zum Schmuck an dem Ende derselben angebracht werden. Ein besonderes Raffinement des Luxus bei diesen Kränzen war es, daß nicht die Blumen ganz eingeflochten wurden, sondern die Blätter schuppenförmig übereinandergelegt, einen dicken Wulst

bildeten. Um den so eingereihten Blättern einen Halt zu geben, befestete man sie auf Lindenbast.

Die Römer, erzählt uns der Verfasser, hätten den Duft der Rose über Alles hochgeschätzt. Bei Gastgelagen hätten sich die Gäste nicht bloß mit Rosenkränzen geschmückt, sondern auch der Fußboden des Zimmers und die Tafel sei mit Rosenblättern dick überstreut gewesen; sie hätten am Schlusse des Mahls sogar einen besondern Genuß darin gefunden die Blätter der Rosenkränze in den Wein zu thun und mit diesem zu verzehren. Bei dieser Gelegenheit erzählt der Verfasser dem Plinius eine interessante Anekdote nach.

Antonius, welcher sich bekanntlich durch die Reize der Kleopatra hatte fesseln lassen, war zuletzt, da er sich zu dem entscheidenden Kampfe gegen Augustus rüstete, auch gegen die Geliebte mißtrauisch geworden, und hatte es eingeführt, daß die Speisen und Getränke, die er in ihrer Gesellschaft genoß, von einem Diener vorher gekostet wurden. Von diesem Argwohn, welcher der Königin nicht verborgen bleiben konnte, wurde er auf folgende Art geheilt. Sie hatte vor einem Mahle die Blätter eines Kruges, welchen sie auf ihr Haupt setzte, mit einem starken Gift bestreichen lassen. Als die Fröhlichkeit der Tischgenossen bei dem Genuß des Weins sich steigerte, schlug sie dem Antonius vor, daß sie auch die Kränze trinken wollten, das heißt, die Blätter in die Becher werfen und dann den Wein mit den Blättern trinken. Wer sollte da etwas Arges vermuthen. Sie warf die Rosen in die Becher, hielt aber gleich die Hand vor den Mund des Antonius, als er ihn an die Lippen brachte. „Ich bin es, lieber Antonius“, rief sie, „die du so ängstlich fürchtest, daß du dir meine Speisen und meine Schalen kredenzen läßt; aber siehe, so wenig fehlt es mir an Gelegenheit, mich deiner zu entledigen, wenn ich ohne dich leben könnte.“ Sie ließ dann einen zum Tode verurtheilten Verbrecher herbeiführen und befahl ihm, aus dem Becher zu trinken, worauf er alsbald den Geist aufgab.

So ist der ganze Vortrag durchweg belehrend und unterhaltend.

Sollte es wahr sein, woran aber noch sehr zu zweifeln ist, daß die Humanisten der Gegenwart in den Anhängern der Naturwissenschaften ihre feindlichen Gegner erkennen und heftig bekämpfen, so hätten wir in dem vorliegenden Werke eine höchst lebenswürdige Ausnahme.

Heinrich Birnbaum.

### Emil August von Schaden.

Erinnerungen an Emil August von Schaden. Herausgegeben von Heinrich W. S. Thiersch. Mit von Schaden's Bildniß. Frankfurt a. M., Seyder und Zimmer. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist schon an sich von großer Wichtigkeit, auf einen so eigenthümlich gearteten Philosophen wie August von Schaden hinzuweisen, aber noch um so wichtiger, als er noch lange nicht genug für den Weiterbau der Gesamtwissenschaft beachtet worden ist. Auch das treffliche Buch, welches ihm ein so würdiges Denkmal setzt, ist, wie es scheint, bis dahin von der deutschen Kritik übersehen worden. Deutschland ist immer noch so reich an originellen Naturen, daß man vor Reichtum manchen Einzelnen in die literarischen Jahrbücher einzutragen völlig vergißt; aber auch die Springflut des Mittelmäßigen, des Nichtbedeutenden ist so unverschämt aufdring-

lich, der literarische Markt von Büchern so überschwemmt, daß auch aus dem Grunde bisweilen das Beste unermahnt bleibt. Franzosen und Engländer sind gegenwärtig viel umsichtiger auf ihrer Warte, um sich keine der bedeutendern Erscheinungen entgehen zu lassen.

Wir wollen hier den Versuch machen, einzelne Züge, die Schaden eigen waren, zu einem kleinen Gesamtbilde zu vereinigen. Gerade die Mangelhaftigkeit dieses Bildes wird diejenigen Leser, welche sich noch Interesse für Philosophie bewahrt haben, anreizen, auf die hinterlassenen Schriften des leider so früh Dahingegangenen einzugehen, um eine vollständigere Anschauung von einem Manne zu empfangen, den man in unserer Zeit kaum noch für möglich halten sollte. August von Schaden legt wieder einmal den wohlthuenden Beweis ab, daß, wenn die einzelnen Perioden der Culturgeschichte auch einseitigen Richtungen huldigen, das Wesen der Menschheit in seiner Gesamtheit durch einzelne Erscheinungen immer auch noch vertreten wird. Dies geht so weit, daß hervorragende Gestalten der Jetztzeit an frühere und gemahnen, die jedoch in den Jetztigen immer auch noch anders geartet wiederkehren. In Schaden's Bildungsgeschichte müssen der Dichter und der Denker lange miteinander gerungen haben. Endlich siegte der letztere. Wie Plato den Dichter aus seinem Staate verwies, so hatte Schaden den Muth, je klarer er sich wurde, aus dem Plane seiner Lebensverfassung, aus seinem eigentlichen Berufe den Dichter zu verbannen. Das dichterische Element, die Wärme der Auffassung, die Sinnigkeit der Beobachtung, die phantasievolle Darstellung verblieben ihm Zeit seines Lebens und gereichten ihm zu großem Vorzuge.

Der eben erwähnte Umstand nun hatte zur Folge, daß wir in unserer sehr materialistisch gearteten Gegenwart in Schaden einen der überlegensten Verfechter des Idealismus besäßen, ohne welchen auch kein wahrer Philosoph, ebenso wenig wie der Künstler oder Religiöse auszukommen vermögen. Dennoch drängte es unsern Denker aufs stärkste auch nach der realistischen Seite. Er wollte beiden gerecht werden. Er machte auch auf diesem Gebiete die gründlichsten Studien. Hier und dort aber begegnete ihm dieses. Wie sehr er sich die vor ihm Gewesenen mit pietätvoller Aneignung zum Vortheile gereichen ließ, wie freudig er die bereits erworbenen Methode der speculativen Wissenschaft unterschrieb und in seiner Weise ausübte, überall gewahrte er noch unerschöpfene Tiefen, von allen Seiten machten sich ihm neue Welträtsel geltend; die ideelle wie materielle Fülle auf nur einigermaßen zu bewältigen, mußte er sich für Geschichte und Natur nach einem ganz andern Standpunkte umsehen. Die rationalen Principien und Gesetze, die Offenbarungen des Christenthums, vor allem die Sprache, durch welche der Mensch erst zum Verständniß aller Dinge gelangt und welche seine Einzigkeit wie seinen Beruf für das Höchste außer Zweifel setzt — alles das sollte mit gleicher Treue verfolgt werden. Es war und vorkommen, als wenn Schaden in dem ganz neuen



Lichte, welches ihm über das Wesen der Sprache aufging, zuerst einen Haltpunkt, eine Beruhigung gefunden habe, daß er seinen Weg auch weiter werde vollenden können, sodaß er Muth gewann, um in der Masse der ihn in Anspruch nehmenden Probleme nicht zu verzagen und sogar für die Philosophie als Gesamtwissenschaft eine ganz neue Construction zu finden. Und in der That sehen wir ihn seinen Weg zurücklegen mit einer Tiefe und Schärfe des Denkens, mit einer, wenn auch nicht überall genugsam aus dem Dunkel des Mysticismus herausgearbeiteten Objectivität, doch mit einer solchen Sinnigkeit und Kühnheit der Zusammenfassung, überall auf die bestimmte Gestalt eines letzten Gesamtergebnisses bedacht, daß wir ihn den größten Philosophen der neueren Zeit — zumal was Genialität der Anschauung betrifft — beigesellen müssen. Aus dem inhaltschweren Ausspruch des Alten Testaments, Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, aus dem bekannten Worte der Griechen, der Mensch sei das Maß aller Dinge, endlich daraus, daß die Sprache als solche das vollständige Analogon des Geistes ist, scheint uns die merkwürdige Verfahrungsweise Schaden's, wie die ganze Eigenthümlichkeit dieses Philosophen zu erklären zu sein. Wie weit er noch über die Erde, deren Reichthum in den Disciplinen der Natur- und der Geschichtswissenschaften er aufs fleißigste cultivirte, hinausdrang: es ist der Mensch, den er außer Gott (aus Gott ihn empfangend, wie auf Gott wieder zurückführend) überall wiederfindet, sodaß selbst aus dem Bau des Himmels (man vergleiche Schaden's „Theodicee“) die Gestalt des Menschen ihm entspringt. Schaden ist insofern der gerade Gegensatz zu Feuerbach, im Verhältniß des kolossalen und heiligen Ernstes zum Minutiösen oft bloßer Ironie. Dort Wiederschöpfung, hier Auflösung, dort Anbetung, hier Betrachtung wenigstens aller bisherigen und wol — nämlich nach Feuerbach — auch allein möglichen sogenannten Theologie. Die Anthropologie bringt Schaden so sehr zu Ehren, daß er sie durch das Christenthum und den ganzen Weltbau erst recht bewährt und verklärt findet, wogegen Feuerbach darin den Aberglauben und die Dohnmacht aller Gotteswissenschaft nachweist. Der Anthropomorphismus, recht verstanden, ist Schaden die Zusammenziehung des Universums und aller Offenbarungen Gottes in den kleinst möglichen Ausdruck des Organismus und der Intelligenz, durch das Christenthum bis zur Vollendung verklärt; wogegen sich bei Feuerbach hinter dem Anthropomorphismus das Nichtwissen des Menschen versteckt, oder auch der Widersinn, etwas wissen zu wollen, was gar nicht existirt.

Durch keinen andern Philosophen kann Feuerbach mehr verlieren als durch Schaden. Dieser Philosoph ist stets Dessen eingedenk geblieben, daß seine Wissenschaft sich nicht abspreden lassen dürfe, wie schwer es auch sei, ihre Idee zu verwirklichen. Es fiel ihm nie ein, sich bei dem bereits Ausgemachten zu beruhigen, oder gar bei so widersinnigen Versicherungen, die Materie sei ewig und sei auch das einzige Gewisse, stehen zu bleiben, bei jenen Redens-

1855. 21.

arten von einer Substanz, die Alles gebäre und wieder verschlinge und über die nicht hinausgegangen werden könne. Es trieb Schaden unablässig, den ungeheuren Natur- und Geschichtsproceß immer wieder in Angriff zu nehmen, ihn in allen seinen materiellen wie ideellen Sphären zu verfolgen, über alle seine Gegensätze hinauszugelangen, und lieber mit Hülfe der kühnsten Hypothesen die Philosophie zu einem Universum abzurunden, Gott als das Licht zu erschauen, das alle Finsternisse durchleuchtet und jenen Proceß zum Endgewinn bringt, als im Proceß selbst einen gedankenlosen Halt und Zweck zu wäghen. Bei allem solchen Verfahren unsers Philosophen auf allen Gebieten, die er berührt, wird der Leser seiner Schriften noch dazu mit einem Reichthum neuer Gesichtspunkte, seiner Beobachtungen, interessanter Entwürfe, scharfer Unterscheidungen, großer Gedanken, erhabener Anschauungen bedacht, die, um sie zu verarbeiten und in ihren Folgen einzusehen, stets neuer Anläufe bedürfen. Der Verfasser dieses gesteht mit allem Danke ein, daß, so oft er eine Seite in einem Schaden'schen Buche las, er noch jedes mal von dem ganz eigenthümlichen Gang der Untersuchung, von der gedankenfrischen Darstellung unendlich gefesselt wurde. Es ist ein wahrhaft Platonischer Geist, der sich in den Arbeiten Schaden's mehr oder weniger kundgibt, obwol der Berichterflatter weit davon entfernt ist, alle Behauptungen Schaden's zu unterschreiben. Endlich sei alles Weitere darin zusammengefaßt: Schaden ist ein Denker, der alle Gegenstände, alle Gesetze der Natur und Geschichte — seien es die bekannten oder die von ihm entdeckten — in einem ganz und gar andern Lichte betrachtet als dem der groben oder feinen Empirie, dem es daher auch gelingt, sie mit den Offenbarungen der Religion und der Künste in Einklang zu bringen, und der sich daher nie damit begnügt, bei Materie und Geist, Licht und Finsterniß, Gut und Böse, Schön und Häßlich, Wahr und Falsch als ewig sich bedingenden Gegensätzen stehen zu bleiben, sondern der den endlichen Sieg des Seinsollenden über das Nichtseinsollende als ein Ultimatum kommen sieht, in seiner Lehre überall verkündet und daher eine Philosophie lehrt, die es nicht bloß mit der Natur und der Geschichte, sondern mit dem Gott zu thun hat, der die Macht und nicht die Dohnmacht ist, der den Weltproceß zu Ende führt, um ihn in allen Gesetzen und Verheißungen zu einer ewigen Erfüllung hinüberzuführen.

Schaden's bisher bekannt gewordene Schriften sind folgende: 1) „Ueber das natürliche Princip der Sprache“ (Nürnberg 1838); 2) „System der positiven Logik“ (Erlangen 1841); 3) „Ueber den Begriff der Kirche“ (Erlangen 1841); 4) „Orion oder über den Bau des Himmels“ (Karlsruhe 1842; „Theodicee“, eine Reihe von Dialogen, erster Band); 5) „Vorlesungen über akademisches Leben und Studium“ (Marburg 1845; dieses Buch ist Docenten wie Studenten nicht genug zu empfehlen, es ist eine Idealität der Gesinnung, eine Höhe der Weltbetrachtung darin ausgeprägt, die Jeden bereichern

53

mit); 6) „Ueber den Gegensatz des theistischen und pantheistischen Standpunktes, Sendschreiben an Hrn. Dr. Ludwig Feuerbach“ (Erlangen 1848); 7) „Ueber die Hauptfrage der Psychologie für die Gegenwart“ (Erlangen 1849).

Wir wenden uns dem oben in seinem Titel angegebenen Buche zu, welches uns „Erinnerungen“ an August von Schaben bringt.

Es kann uns Dasjenige, was nach dem Tode eines ausgezeichneten Menschen von den Hinterbliebenen für ihn noch geschieht, im ersten Schmerze oft unerheblich dünken, und doch, wenn wir uns wieder fassen lernen, wenn das Denkmal ein würdiges ist, so werden wir das letzte nicht hoch genug anschlagen können, ja unser Schmerz wird an demselben erst wahrhaft das rechte Maß gewinnen, wir werden jetzt versöhnt mit dem Tode sein, und werden nun die volle Zuversicht erhalten, daß der Werth des Dahingegangenen auch bei der Nachwelt geborgen sei. Solches bei dem Leser zu bewirken, müssen wir dem vorliegenden Buche mit großem Danke zuerkennen. Es wird allen Freunden Schaben's und Schaben'scher Schriften eine Todtenfeier erfolgreich für das Leben vermitteln; es wird dem so früh Verstorbenen neue Freunde zuführen, die sich auch an Schaben's eigenen Schriften davon überzeugen müssen, daß oft Diejenigen in Deutschland zu den eigenthümlichsten, reichsten Naturen gehören, von denen am wenigsten Lärm geschlagen wurde.

Die ganze, mit allem Geschmack der Anordnung durchgeführte Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen: I. „Worte der Freundschaft zum Gedächtniß Schaben's“; II. „Aus Schaben's Nachlaß.“ Die erste Abtheilung bringt uns: a) „Schaben's Lebensgeschichte. Von dem Herausgeber“; b) „Beitrag zur Charakteristik Schaben's. Von Sigmund Baumler“; c) „Elegie auf Schaben's Tod. Von Heinrich Puchta.“ Die zweite Abtheilung: a) „Briefe aus Italien 1845“; b) „Briefe aus London und Paris 1850“; c) „Drei Vorträge über Geschichte der italienischen Malerei“; d) „Ueber die Musik und ihre Entwicklung im Alterthum“; e) „Gebichte.“

Das Leben des Philosophen wird uns von Heinrich Thiersch mit großer Geschicklichkeit der Behandlung mitgetheilt. Wir bekommen hier einen tiefen Einblick in den alten Jammer deutscher Zustände an Universitäten und in der Literatur, nachdem uns vorher die allmähliche Entwicklung des mit glänzenden Anlagen ausgestatteten Knaben vorgeführt worden ist. Welche Missethungen, welche Verhältnisse, welches Sichsträuben todter schwerfälliger Doctrin, eine frischer Geistesnatur, im Wissen nicht minder gewiegt, aber im Schwunge, im Hange nach dem Ideal die Philister weit hinter sich lassend, anquerkennen! Ueber theologische Verhältnisse und Lehmeinungen, über kirchliche Conflicte werden uns die fruchtbarsten Bemerkungen zutheil, wir werden mit dem großartigen Plane und dessen Ausführung bekannt, wie ihn sich nur je ein nach den höchsten Idealen ringender

Docent entworfen haben kann. Persönlichkeiten werden genannt, die Alles nur um so lebhafter in Scene setzen. Während der Verfasser mit aller Gerechtigkeit Kritik übt, weiß er die Strenge mit der Milde in schärfster Weise zu vereinen und in Allem einen feinen Takt zu beobachten. Auch in das System Schaben's, in das Weltumfassende seiner Probleme, in die Genialität seines Gedankenprocesses werden wir mit weiser Vorsicht eingeleitet, auf daß die Stärkern zu weiterm Verfolge angeregt, die Schwächern, deren Scheu vor den Ideen der Verfasser sehr genau zu kennen scheint, einigermaßen gesöhnt werden. Kurz, diese Biographie des Dahingegangenen, obwohl sie nur 53 Seiten beträgt, ist von einem so edeln Geiste durchhaucht, wird von einer solchen Mannichfaltigkeit des interessantesten Inhalts belebt, daß sie uns schon allein für August von Schaben in hohem Grade einnimmt. Aus Allem ersieht man: ungeachtet Schaben festhielt an den Ideen christlicher Vorzeit, ungeachtet er in der Zukunft des Christenthums die alleinige Weltüberwindung im erhabensten Sinne des Wortes deutlich erkannte und demgemäß auch die gesündeste Freisinnigkeit in aller Politik sich bewahrte, so ist er, was unsere Zeit und Das, was sie herbeiführen dürfte, betrifft, fast einem Pessimismus menschlicher Vorgänge ergeben, der ihm aber den Optimismus Gottes zur Folge haben sollte. Nicht ohne Schauer liest man das Prognostikon, welches Schaben unserer Gegenwart, wenigstens für Deutschland und Europa stellt. Es lautet nach dem Ausdrucke des trefflichen Biographen unter Anderm so:

Seine Aussichten waren sehr trübe. Er hatte tiefe Studien in der Geschichte der ersten französischen Revolution und des Kaiserreichs gemacht. Er sah in jener Epoche die allherrlichste ungeheure Anticipation der letzten Zeiten. Er sah die demokratische Auflösung in den südwestlichen Völkern Europas. Er erwartete, daß der ganze Welttheil sich in zwei Heerlager halten werde: das demokratische im Westen, das despotisch-monarchische im Osten. Die Trennungslinie habe werde, wie ein Riß durch das Herz Europas, schräg durch Deutschland gehen; der Nordosten von Deutschland werde dem despotischen, der Südwesten dem demokratischen Princip heimfallen. Deutschland sei zum Schlachtfelde des unvermeidlichen Weltkampfes bestimmt. Wenn auch momentan der Despotismus des Ostens in diesem Kampfe siegen würde, sei doch der Sieg des Radicalismus zuletzt kaum vermeidlich und jeder von beiden Fällen gleich traurig. Dann würde eine zeitlang alle Kraft der Ausgleichung der materiellen Uebel gewidmet werden, endlich aber würde der geistige und zwar der religiöse Zwiespalt hervortreten und Alles überwiegen; ein allgemeiner antichristlicher Volkshaß gegen die Religion werde der Kirche ihre letzten und größten Leiden bereiten, auf welche die in den heiligen Schriften geweissagten Gerichte folgen müßten.

Halte sich Deutschland in sich einig und muthig, um auf dem Grunde des lebendigen und gesunden Christenthums, komme die Zukunft wie sie komme, den Sieg des Guten über das Böse herbeizuführen und zu bekämpfen! Auch die andern beiden Beiträge zur Feier des Verstorbenen fallen würdig in den erhabenen Ton ein, welchen der Biograph in seiner so scharfsinnigen Weise angedeutet hat. Ein solcher Erzähler und Freund wie

Sigmund Baumler war werth der Lehrer eines solchen Jünglings zu sein. Und ist je aus eines Dichters Brust ein voller Herzstrom gesprungen, um Schmerz und Liebe um einen Todten mit der innigsten Wärme kundzugeben, so ist das von der Elegie Ducha's zu sagen. Daß auch der tiefste Schmerz noch gedankenvoll und beredt und süß sein kann — Jeder, der sich auf das herbste Leid der Erde und die Poesie versteht, wird das jenem schönen Gedichte einräumen. Was soll ich nun aber im kurzen noch vom Nachlasse des Philosophen bemerken? Bin ich mit einer besondern Vorliebe für August von Schaben befaßt und hat man wol gemeint, die Liebe mache partiisch, so kann mich doch nichts bestimmen, Dem zu misstrauen, was mir mein wohlgeprüftes Urtheil wieder und wieder sagt. Ich finde in dem Nachlasse Schaben's (in der zweiten Abtheilung) eine solche Fülle von Adel des Gemüths, Scharfsinn, ästhetischer Bildung, daß ich mit keinem andern Wunsche das Buch aus der Hand gelegt habe, als dem, der Herausgeber hätte noch mehr aus dem Schabe des noch Vorhandenen mitgetheilt! Welches Leben, welche Frische und Sicherheit der Handzeichnung in den Reisskizzen! Welches sich zusammenbrängende und zugleich gestaltende Darstellungstalent in der Geschichte der italienischen Malerei! Man lese und erwärme sich an diesen Charakteristiken Leonardo da Vinci's, Michel Angelo's, Rafael's. Endlich die Gedichte Schaben's wird Jeder unvergleichlich nennen, der noch ein anderes Heimweh kennt als etwa das nach den Schweizerbergen.

Alexander Jung.

### Miniaturlyrik.

I. Gedichte von Wilhelm Pieper. Insterburg, Wilhelmi. 1883. 12. 20 Rgr.

Das Büchlein macht auf den ersten Blick und ehe man auf eine nähere Prüfung eingegangen, einen nicht unverständlichen Eindruck. Ein Jüngling, der, natürlich verliebt, nun seine ersten Liebespoesien in die Welt hinausfängt, etwas wild zwar und den Mund ein wenig voll nehmend, indeß frisch und natürlich. Manche von den Liedern sind, ohne etwas Außerordentliches zu sein, doch ganz hübsch; z. B. S. 93 „Vielleicht“, abgesehen davon, daß die zweite Strophe hier und da etwas leidet:

Im Frühling, wenn der Sonne Gold  
Die heiligen Funken streut,  
Wenn die Natur sich grün entrollt  
Und ihre Pracht erneut,  
Dann kommen Berch' und Nachtagal,  
Die singen Tag und Nacht,  
Und wecken mit dem Liebesfall  
Der Blumen holde Pracht;  
Denn solche Nacht besitzt ihr Lied  
Überall, wo's klingt,  
Daß jede Blume schöner blüht  
Und jede Knospe springt.

Sieh' nur, du holde Blume du,  
Singsvogel bin ich auch,  
Ich hab' von Lieben keine Ruh'  
Und Singen ist mein Brauch.

Und bin ich keine Nachtagal,  
Auch eine Berche nicht —  
Was thut's? Wenn nur mein Liebesfall  
Die recht zum Herzen spricht;  
Wie leicht das doch zur guten Stund'  
Ein Lied dich, Blume, gerührt,  
Und sich so recht aus Herzensgrund  
Dein Lieben mir erschließt.

Andere Lieder dagegen stehen unter dem Mittelmäßigen, sind weder klar empfunden noch gedacht, und bergen außerdem viele Reminiscenzen; z. B.:

Ich schaue dir ins Auge  
Schönmadchen: Angesicht,  
Und heimlich wird es trübe  
Um meiner Augen Licht.

Ein Wörtlein will ich sprechen  
Nur leise dir ins Ohr —  
Und heile Thränen brechen  
Aus meiner Wimper vor.

Du bringst in mich mit Fragen,  
Was mir denn sei geschehn —  
\*) Ich kann das Wort nicht sagen  
Und muß von bannen geh'n.

Eine starke Anlehnung an Heine sieht häufig hervor, oft fast wörtlich; z. B.:

Wenn ich dich vor mir sehe  
So rein, so schön, so hold —

Die Sprache ist oft fließend, oft aber auch hart und unschön. Verse wie diese z. B. kommen nicht selten vor:

Bis doch einst wird der Zauber weichen.

Wenn solche reine Liebespoesien schon an sich einen sehr untergeordneten Werth haben, so werden sie geradezu lächerlich, wenn sie auch noch den Reiz der Anspruchslosigkeit und Raivetät verlieren. Und das ist es, was uns bei Pieper so sehr misfällt, indem er an einer so maßlosen Selbstüberschätzung leidet, daß es dahingestellt bleibt, ob man sie bemitleidenswerth oder lächerlich finden soll. Daß diese Krankheit unter den Lyrikern von heute leider epidemisch ist, wurde schon oft von Allen ausgesprochen, die sich näher mit ihren Producten beschäftigt haben, kann ihnen aber nicht oft genug wieder vorgehalten werden. Deutschland kann sich gottlob in Betreff seiner Lyrik allen Nationen zur Seite stellen; soll nun die Kritik nicht fort und fort ihr Veto einlegen, wenn sie sieht, wie hundert plumpe Hände sich bemühen, diesen königlichen Dichtertempel durch allerlei jämmerliche Anbaue zu verunstalten? Daß das freilich den Herren Lyrikern, die sich gewöhnlich von vornherein als „Gottgesandte und Gottbegnadete“, „vom himmlischen Feuer Durchglühte“, „von Gottes Odem Befesselte“, „mit ihrem Herzblut Schreibende“ u. s. w. ankündigen und mit verächtlichem Stolz auf alle Andern, selbst auf ihre Brüder gleicher göttlicher Sendung herabschauen, nicht gefallen will, läßt sich denken. Deswegen ist ihr tödtlichster Haß zunächst auf alle und jegliche Kritik gerichtet, als deren ungerechte Opfer sie sich hinstellen lieben, ja die sie von vornherein herausfordern und verdächtigen, nur um einen gewissen Märtyrerschein um sich werfen zu können. Auch Pieper gebraucht diesen abgenutzten Kunstgriff:

Quand même!

Ihr Jäger in dem großen Reich der Geister,  
Ein neues Bild ist los auf eurem Grund  
Und schreist todt euch, ihr patentirten Reisser,  
Burchtlos um euren Kritikkrautern.  
-Hörst! Ihr braucht nicht lange euf zu spüren  
Nach einer Fährte — bläst nur d'rauf und d'ran!  
Das Bild ist da; es gilt nur zu probieren,  
Wer besser das Gaißel blasen kann.

\*) Im Original gedruckt gedruckt.

Leider nach einer Fährte braucht man nicht lange zu spüren, um das „Halali“ zu blasen! Blind in die Masse hineingegriffen und eine Strophe herausgezogen, und man wird nicht eine finden, die einer strengen und scharfen Kritik ganz genügen könnte. Uebrigens macht man heute nur Parforcejagd auf niederes Wild, und es ist wenigstens anzuerkennen, daß bei dieser Gelegenheit sich Pieper mit zur niedern Jagd zählt. Andere pflegen wol sich einem Edelhirsch zu vergleichen.

An diesem „Quand même“ ist es dem Dichter aber noch lange nicht genug. Er hat noch einen ganzen Abschnitt anderer schöner Sachen, die wir uns näher ansehen wollen; denn wir weisen noch ein mal darauf hin, daß alles Dieses nicht blos für Pieper allein, sondern für den größten Theil des ganzen jungen Lyrikerkreises von heute charakteristisch ist. Bei Allen findet sich Aehnliches und für Alle möge das hier Gesagte gelten.

In dem Abschnitt „Poet und Welt“ stoßen wir zunächst auf einen „Fehdebrief“. Er beginnt:

Ein Lieberbuch? Ja, ja, ihr Nichtpoeten,  
Ein junger Säng' er kühmet in die Welt,  
Der eben recht in dieser Zeit voll Rhythmen  
Frei in die Lüfte seine Fahne hält;  
Ein junger Streiter, der in diesen Tagen,  
So voller Roth und Ellenkrämertum,  
Sich nie und nimmer läßt in Fesseln schlagen  
Und sel's auch nur um den Rebellenruhm.  
Nur um den Ruhm, daß seine junge Seele  
Sich diesem seligen Weltkran nicht gebeugt,  
Daß seine frische unverdor'ne Kehle  
Euch lauten Ruf den wahren Gott gezeit.  
Den wahren Gott! Ihr Seligkeitskrämer,  
Die ihr selbst diesen Gott verspeculirt,  
Ihr Epigonen der verderbten Krämer,  
Die ihr das Heiligste zum Schandpfahl führt;  
Ihr Jesuiten, ihr bigoten Peter,  
Ihr Don Quixotte in dem Geisterkreit —  
Auf euch, auf euch ein taufendfältig Peter!  
Und aber euch den Jammer dieser Zeit!

In diesem Tone offener Poltronerie geht es noch durch mehrere sehr lange Strophen, in denen noch viel von Sinnen, Agio, Kabatt, Krämervolk, Bilanzen, Geisterfreiheit u. s. w. die Rede ist, und wir erfahren, daß das

Dichterherz sein demant'nes Gefieder  
Ausspannt zum rechten echten Sonnenflug!

Was aber dies ganze Klagelied eigentlich soll, bleibt unenträthelt; der Dichter scheint es selbst nicht gewußt zu haben. Von Krämervolk und Speculanten ist viel die Rede; aber was haben alle Krämer der ganzen Welt mit Pieper's Gedichten zu thun? Weshalb fühlt er sich veranlaßt, ihnen obige Ehrentitel so freigebig zu bewilligen und ihnen so schöne Herzenswünsche darzubringen? Es fällt diesen guten Krämern gar nicht ein, gegen die Geisterfreiheit unserer jungen Poeten aufzudeuziehen oder das „demantene Gefieder“ derselben beschneiden zu wollen. Oder ist Pieper so choquirt, weil er voraussetzt, daß jene Krämer seine Gedichte nicht lesen werden? Da möchte er allerdings wol nicht unrichtig vermuthen, und wir verdenken es jenen Krämern gar nicht, wenn sie sich mit etwas Interessanterem beschäftigen. Ernstlich gesprochen aber sollte Pieper sich schämen in einer Zeit, wo Jeder ernstere Interessen verfolgen sollte, die ihm vielleicht eher irgend „einen Namen“ eintrügen, einen solchen Windmühlkampf zu unternehmen und noch dazu so viel Wesen davon zu machen. Damit wird auch nicht der kleinste Schritt gethan, um unsere socialen Verhältnisse in etwas zu heben. Und damit wollen wir Abschied von dem Buche nehmen und nur noch bemerken, daß der Rest der Abtheilung „Poet und Welt“ noch mehrere sehr lange derartige Nachwerke enthält: „Apologie“; „Mannesswürde“; „Ein geharnischtes Lied“, die alle nach derselben Tonart gehen, nur oft in einem noch unverständlicheren Jargon zusammengepöppelt sind. So z. B. in „Das geharnischte Lied“:

Mein Lieb, mein Lieb, nun rüße  
Dich stark zum Janzenlauf,  
Die Judasklippe küste  
Den Bornesquell mir auf;  
Die setze Judasklippe,  
So giftig und so scharf.  
Die eine Krummendelippe  
Mir vor die Nase warf.

Und so geht es immer im Galopp fort, im schönsten poetischen Schwung, wie denn überhaupt dem Dichter eine nicht unbedeutende Vers- und Formengewandtheit und eine gewisse Bortfülle nicht in Abrede gestellt werden sollen. Die „Diamanten auf dem zu diesem rechten echten Sonnenflug ausgespannten Gefieder“ sind: Lumpenpack, Schwächer, hohle Schadel, Fuchschwanz und Zopf, Lumpenregiment, Laffen — Affen, Ribadohren, ausgebranntes Hirn, Gemeinheit u. s. w.; eine allerdings prächtige Sammlung!

2. Gedichte von Maria Cannot. Brandenburg, Müller. 1854. Gr. 16. 20 Ngr.

Die junge Dame meint es recht gut; aber der gute Will reicht nicht aus, um das mangelnde Talent zu ersetzen. Ein weibliches Herz hat so allerlei kleine Schwächen, über die es sich auszupressen liebt, und zwar so recht erschöpfend. Meist es beim Sprechen, so kann Niemand etwas dagegen haben; wird das Alles aber niedergeschrieben, so verfällt es dem öffentlichen Urtheil. Und die Damen haben heute nun einmal diese Schreibewuth. Auch Maria Cannot „betet“ sogar („Gebet“, S. 7):

Schreiben ist die Sehnsucht meines Herzens,  
Schreiben möcht' ich Alles, was ich denke.

Und sie hat es gethan, hat Alles niedergeschrieben, was sie gedacht, noch dazu in Versen; aber sie hat meist leider nur Worte gedacht, und die Gedanken suchten ihr vergebens. In den meisten dieser Gedichte steckt die gewöhnlichste Prosa, die durch die bekannte weibliche sentimentale Gefühlschwermel etwas aufgepußt ist. Sinnige poetische Empfindung und Tiefe vermissen wir gänzlich, einige Wärme und Wahrheit findet sich in einigen Liebesliedern. Die Form ist mit weiblicher Naivität behandelt. Am schwächsten ist der kleine Anhang von „Sinngebichten“ ausgefallen, die in Distichen, Sinnsprüchen, Ritornellen u. s. w. bestehen. Es sind ihrer zum Glück nur wenige, und von den sieben Distichen sind drei der Bitte um Vergeltung an die Griechen gewidmet, daß die Dichterin es gewagt, sich in ihrem Berzmaße zu verluchen. Diese Bescheidenheit ist recht hübsch, aber auch nicht unnöthig, wie z. B. folgender Hexameter beweist:

Doch wie viel öfter noch müßt ihr ohne solch' Bitten vergehen.

Das die Spielereien der Ritornelle und Triollette betrifft, so läßt sich nichts darüber sagen. Es sind so kleine Verknüpfungsstücke, die gerechterweise immer mehr der Vergessenheit anheimfallen. Die „Sinnsprüche“ entbehren ebenfalls der Kraft des Gedankens und des treffenden prägnanten Ausdrucks. Die Verfasserin wird sich selbst nicht klar, z. B.:

Des Himmels Farbenbogen deutet uns den Frieden,  
So wird durch Augen die Zufriedenheit beschieden.

3. Aus dem Haus. Lieder und Bilder aus dem Familienleben von Rudolf Reither. Ansbach, Gummi. 1853. 32. 15 Ngr.

Des Verfassers Poesie beschäftigt sich rein mit dem Familienleben und vorzugsweise mit der Kinderwelt. Alle Phasen des kindlichen Lebens werden besungen vom ersten Laufen, Zucken bis zu den kleinen Drolerien, die man so gern bei den Kindern sieht. Für einen glücklichen Vater, eine gärtliche Mutter hat das gewiß tausend Reize. Wir müssen nur gestehen, daß es so etwas weit schöner erlebt als gedruckt liest. Das Ergötzen und Ergötzen des kindlichen Treibens läßt sich doch in seiner ganzen natürlichen Wirkung in Versen nicht wiedergeben, und so kommt es, daß sich in den fast 40 Gedichten eine gewisse Eintönigkeit des Stoffes geltend macht, dem der Verfasser

vergebens einen fesselnden poetischen Reiz zu verleihen versucht hat.

4. Das Alphabet des Lebens von Franziska Schwerin. Eine Weihnachtsgabe für große Kinder. Breslau, Kern. 1854. Gr. 16. 18 Rgr.

Die Dichterin will uns großen Kindern auch einen Christbaum herauspuzen, der aber statt des Spielzeugs ernste Gedanken tragen soll, die uns Anregung zum Nachdenken und ernstem, moralisch gutem Streben geben sollen. Dazu soll dies Alphabet dienen. Sie hat unter jedem Buchstaben ein Wort mit betreffendem Anfangsbuchstaben herausgesucht, welches durch den in ihm ausgedrückten Begriff am meisten geeignet ist, zu rein menschlichen und sittlichen Anschauungen Anregung zu geben; z. B. Arbeit, Beten, Denkkraft, Freiheit, Liebe u. s. w. Die Aufgabe ist sinnreich gelöst. An Gedanken fehlt es nicht, und das Gewand derselben ist mit geübter Hand geordnet. Als besondern Vorzug möchten wir noch hervorheben, daß die Dichterin sich mit Gewandtheit vor jeglichem einseitigem Moralpredigen bewahrt, dem zu verfallen bei der Behandlung eines solchen Stoffes nur zu nahe liegt. Als Beispiel diene:

Glaube, du ewiger Fels! Bist wol die sicherste Stütze  
für unser Herz, das so oft unsicher schwanket und bebt;  
Bist unser einziger Trost in des Lebens Drangsal und Noth,  
Kein deine Kraft und empor über die Erde erhebt;  
Aber dann mußt du auch all wieder hernieder uns senken,  
Da in den Kreis unsrer Pflicht, dem unser Dasein gehört,  
Nicht immer werden in uns ein unfruchtbar Grübeln und Denken,  
Nicht eine Liebestraft sein, die sich durch Thaten bewährt!

5. Der gute Hirt. Ein Gedicht von Friedrich Eckart. Mit einem Bilde von Otto Speckter. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1853. Gr. 4. 7½ Rgr.

Der Name des Rauhen Hauses genügt vollkommen, um über die Tendenz dieser Dichtung genügenden Fingerzeig zu geben. Weiteren Beleg liefert die Unterschrift des Bildes: „Die Innere Mission.“ Eine Kritik dieser Tendenz liegt hier außerhalb unsers Zwecks, und über den poetischen Gehalt können wir nichts sagen, da diese Poesie mit ihrer mystischen vernebelten Ausdrucksweise außer dem Bereiche unsers Verständnisses liegt. Dazu gehören „Geweihte des Herrn!“ Warum diese Dichtung den Titel „Der gute Hirt“ führt, scheint in den folgenden Versen ausgedrückt sein zu sollen, deren Inhalt übrigens an Klarheit, soweit überhaupt davon die Rede sein kann, das meiste Uebrige weit übertrifft.

Hast du den Ruf vernommen?  
O selig, wen Er fand!  
Und bist du zu Ihm kommen?  
O selig, wen Er band.

Das Lamm, das sich verirrt  
In Stab' und Todeschmerz,  
Das trug der gute Hirt  
An seines Vaters Herz.

Nun Hallelujah ewig!  
Kein Lob, vor dem mir graut.  
In meinem Heiland leb' ich,  
Sein Lamm und seine Braut.

6. Epigramme (und Elegien). Von Johann Jakob Mohr. Frankfurt a. M., Wölk. 1853. 16. 7½ Rgr.

Die Zeit unserer Epigrammatiker scheint fast vorüber zu sein. Den unsern ältern Dichtern wurde in dieser Form Ausgezeichnetes geleistet, während wir heute auf diesem Gebiet mit geringen Ausnahmen nur auf Unbedeutendes und Worthloses sitzen. Daß es nicht genügt, einen beliebigen Gedanken in den Rahmen eines Distichons zu fassen, um ein Epigramm hervorzubringen, sollte doch allgemein bekannt sein; dennoch scheint es,

als gingen viele unserer Lyriker, die sich in dieser Form versuchen, von dieser falschen Annahme aus. Mit den vorliegenden Epigrammen ist es nicht viel besser bestellt. Schlagende, scharf pointirte oder mit Wiß gegebene Gedanken finden sich nicht. Auch eine andere, dem Epigramme höchst notwendige Eigenschaft, die Originalität, fehlt fast durchgehend. Etwas allgemeines Gedachtes und Empfundenes, wie es theils im portifischen Gewande, theils im prosaischen Ausdruck schon häufig dagewesen ist, kann kein Interesse erwecken. Und solches finden wir hier sehr häufig, z. B.:

Voss der Geschaffenen.

Auch der gewaltige Kar, der himmlische Räume durchklettert,  
Senket sich endlich einmal müde zur Erde herab.

Die Anziehungskraft.

Ach, wie hoch du dich schwingst, nicht kannst du entfliehen der Erde:  
Überall fühlst du die Macht, die zu dem Staube dich zieht.

Ebenso wenig paßt ein reinlyrischer Gedanke in die Form des Epigramms, wenn er nicht etwa durch große Plastik des Ausdrucks sich auszeichnet. Wo aber auch diese fehlt, erscheint die Wahl dieser Form immer ungerechtfertigt; z. B.:

Glückliche Fahrt.

Ueber mir Blau des Himmels und unten im Wasser gespiegelt;  
Tief in dem Herzen verwahrt, trag' ich ein köstliches Bild.  
Und so gleite denn hin, mein Kahn, um Eines noch keh' ich:  
Sei mir ein freundliches Lied auch auf die Lippe gelegt.

Die folgenden Elegien erheben sich ebenfalls nicht über das Niveau des Alltäglichen, erscheinen aber noch matter, da eine oft peinliche Inhaltsleere zu dem Gewande des antiken Versmaßes scharf contrastirt. Es kommt noch hinzu, daß die Bildung des letztern hier schwächer ist als in den Epigrammen und oft unangenehm berührt. Wer seiner Sprache nicht in hohem Grade mächtig ist, sollte sich überhaupt hüten, ein antikes Versmaß zu wählen; denn gewöhnlich leidet dieses oder jene auf Unkosten der einen oder des andern.

7. Phantasien und Lieder. Von Joseph Weilen. Wien, Redl und Pirrer. 1853. 32. 1 Thlr.

Berlegen wir den Inhalt des Buchs in die beiden Theile, die der Titel angibt, so möchten wir den erstern, die Phantasien, gern vermissen, während der letztere, die Lieder, wirkliche Perlen birgt. Der Dichter ist ungewisselhaft mit Allem ausgerüstet, was ihm den Stempel des Talents verleiht. Ein echt poetisch empfindendes Gemüth, melodisch glatte Sprache neben großer Formgewandtheit, wie sie den österreichischen Poeten besonders eigen, zeichnen ihn aus; Jugendfrische und Männlichkeit geben einen wohlthuenden Gegensatz zu der leider immer noch so häufig zu findenden Sentimentalität. Seine Phantasie, so üppig, glühend und bilderreich sie ist, hat der Dichter jedoch nicht in seiner Gewalt; er läßt sich von ihr fortreißen und über die Grenzen der Schönheit und Wahrheit hinausführen, wie es seine „Pustabilder“ beweisen. Auch schimmern mannichfache Anklänge an Beck, Hartmann u. s. w. durch. Am schwächsten sind jedenfalls die balladenartigen Gedichte; in diesen verläßt ihn selbst sein sonst gesunder Sinn. Was sagt der Leser z. B. zu folgender Ballade? Ein Mädchen, von einem ungeliebten Manne entführt, der trotz ihrer Bitten nicht von ihr lassen will, ihrer wunderschönen Augen wegen, sticht sich diese mit einer Nadel aus und überreicht sie ihm in einem krySTALLenen Becher mit den Worten:

Die Augen — der Liebe beglückenden Preis,  
Hier steht sie im Becher: ein Hebriges Weis!

Wer wendet sich hier nicht mit Abscheu und Ekel ab, und leider wird selbst der Eindruck, den die innige Empfindung in den Liedern macht, durch ähnliche Spuren von Unnatur beinahe aufgehoben. Möge der Dichter beim einsamen Liede bleiben und er wird sich einen Kreis dankbarer Freunde erwerben.

8. Junge Möven. Seebilder und Matrosenlieder von Th. Grab. Wien, Red und Pöcher. 1854. 32. 20 Kgr.

Der Inhalt der Lieder ist einseitig. Er dreht sich aber und abermals nur um das Schiff und was mit demselben in Verbindung steht. Die Sprache ist, wie bei Nr. 7, gewandt und klangreich, Gedanken sind nicht viel vorhanden, und wir laien werden durch die uns fernliegenden Motive nicht dauernd angeregt. Für Seeleute ist die Sammlung gewiß eine erfreuliche Gabe, zumal den Liedern eine gewisse Frische und Kraft nicht abzusprechen sind.

9. Elegien von Julius Schrader. Berlin, Krowitzsch und Sohn. 1854. 16. 10 Kgr.

Elegien und Hexameter streben beide etwas gegen den Geschmack der Jetztzeit; jedoch würde das Schöne auch in diesen Formen immer noch willkommen sein. Die vorliegenden Produkte müssen wir leider als unbedeutend bezeichnen, indem wir in ihnen großer Gedankenunklarheit und Inhaltsleere begegnen.

10. Gedichte von Ludwig Leiß. Mainz, v. Zabern. 1853. 8. 20 Kgr.

Der Dichter gehört, was seine Empfindungen und seine poetische Anschauung betrifft, in die den Romantikern vorhergehende Periode. Wir finden nichts von der jetzt so gebräuchlichen (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) Salonkritik, sondern die einfachste Natürlichkeit, wie sie Gleim, Hölty u. s. w. vertreten. Die Gedanken sind, wenn auch nicht sehr tief, doch richtig durchgeführt und völlig klar, die Lieder ansprechend und gemüthvoll. Die Stoffe sind dieselben wie bei den schon genannten Dichtern, meist aus der Natur genommen — Abend, Wald, Hütten, Bach u. s. w. Auch im Vermaß und der Diction lehnt sich die Dichtung ganz und gar jener Zeit an. Der Dichter muß ihr unbedingt mit seiner poetischen Anschauung näher stehen wie der Jetztzeit; hat man sich aber mit dieser Richtung erst verständigt, so wird man seine Gabe als eine durchaus schätzenswerthe willkommen heißen.

Schloß zum Berge.

### Aus London.

Charles Boner's „Cain“ und Uebersetzung der „Naturstudien“ von Rastus. Ueber seine und die mancher literarische Lasten. Remoken. Lady Dieffington. Todesfälle.

Zu den Engländern, welche sich am innigsten in deutsches Fühlen und Empfinden eingelebt haben, gehört Charles Boner, der gegenwärtig in Regensburg lebt und sich schon früher durch ein von der englischen Presse mit Beifall aufgenommenes Buch „Chamois hunting in the mountains of Bavaria“ wie durch die gewiß schwierige rhythmische Uebersetzung von südbairischen Schnadahüpfn und Kobell'schen Dialektgedichten bekannt gemacht hat. Neuerdings erschien von ihm in gebiegender, echt englischer Ausstattung: „Studies from nature. By Hermann Mastus. Translated by Charles Boner. Illustrated by E. Hasse of Leipzig“ (London 1855). Im Vorwort spendet er unserm Rastus warmes enthusiastisches Lob, und er rühmt an ihm außer der Plastik in den Naturschilderungen namentlich einen gewissen Humor, „der wie der Goldsand im Bette der Flüsse nur gesehen wird, wenn man seinen Blick in die Tiefe des klaren Wassers senkt“. Auch die Notizen, „not the least interesting part of the book“, hat Boner vollständig übersezt und dadurch Gelegenheit gehabt, sein Talent für die rhythmische Uebersetzung deutscher Gedichte, deren Rastus bekanntlich mehr in seine Reiten verflochten hat, neuerdings zu bekunden. Wir führen der Kürze wegen nur das bekannte Heine'sche „Ein Fichtenbaum steht einsam“, hier an:

There stands a fir-tree northward,  
On a bare height all alone.  
He stumbers; a white cloak round him  
Of snow and of ice is thrown.

He of a palm is dreaming,  
In the East, far, far away,  
That lonely and silent mourneth  
On a rock in the sun's hot ray.

Charles Boner ist aber jetzt auch als Originaldichter aufgetreten, sowohl in einer Ode an den Tod des Kaisers Nikolaus, die uns als fliegendes Blatt zugeht und den Titel trägt: „On hearing the news of the Emperor of Russia's death“, als namentlich in einer Tragödie „Cain“ (London 1855). Es ist dies ein metaphysisches Drama von der Gattung, wie sie namentlich durch Goethe's „Faust“ in die europäische Literatur eingeführt wurde, und Chöre gefällener wie himmlischer Engel, Chöre von Erdgeistern lassen darin ihre Stimmen vernehmen. Die Sprache des Stücks ist fließend, lebhaft und einfach, und zeigt sich ebenso geschickt für den Ausdruck der höhern Leidenschaft als der sanftern Empfindung. Hier nur zwei Proben, die wir in deutscher Uebersetzung wiedergeben versuchen wollen. Als Cain seinen Bruder starr und bewegungslos — die erste Leiche — vor sich liegen sieht, ruft er:

Wie, Alles still? Bewegungslos liegt Alles  
Gleich ihm. Wer lauscht? Rings um mich seh' ich Augen.  
Die auf mich schau'n. Die Erde wie die Luft  
Sind voll von Augen, starr auf mich gerichtet!  
Die Felsen und die Bäume all verfolgen  
Mit ihren Blicken mich. O Schrecken, Schrecken!  
Bergossen hab' ich menschlich Blut! Darum  
Starr bin die Welt in Angst und Todes Schlaf;  
Darum die Schreckensstufe: Cain! Cain!  
Und ich — o toller, stolzer, eifriger Narr!  
Das war das Ende deines Trachtens! Nicht'ger Gott!  
Du, du allein bist groß — und ich bin nichts!

Ein schöner echtmenschlicher Zug ist es, daß Eva den Bruder mörder nicht zu lieben aufhört; sie sagt, nachdem bei Cain die Reue und eine Annäherung an Gott bereits eingetreten ist:

Cain, noch immer liebt' ich dich!  
Du bist ja doch mein Kind. An meinem Busen  
Trug ich und nährte' ich dich; und meine Augen  
Erzeugten dich an meinem süßen Schmelze  
Wie an dem Schmelze meines andern Kindes.  
Och ich nicht Weide mein? Cain! mein Sohn!  
Niemals, niemals stirbt einer Mutter Liebe!  
Auch siehst du jetzt ihm ähnlich. Wunderbar  
Verwandelt hast du dich: mild blüht dein Auge.  
Du bist so sanft, so weich. Hast schmerz, als wäre  
Sein Geist auf dich gekommen — jener süße,  
Der wie des Vogels lieblicher Gesang  
In Frieden uns're Seele wiegt. . . .

Das „Athenaeum“ brachte vor einiger Zeit eine längere Besprechung der „Verschiedenen Schriften“ Heinrich Heine's, die jedoch wenig Neues für uns enthält; doch kommt der Dichter darin im Allgemeinen noch besser weg als wir erwarten hätten, wenn schon der Verfasser Heine's Gesinnung und die Aufrichtigkeit und Wahrheit seiner Buße in Zweifel stellt und ihn mit denjenigen ironischen Personen im Gesellschaftlichen vergleicht, welche im Anfang ganz unterhaltend sind, aber bei längerem Verkehre langweilig und selbst unangenehm werden. Seinem Talent, mit wenigen kühnen Strichen ein charakteristisches Bild hinzustellen, wie seiner originellen Manier, in seinen Gedichten den Ernst mit der schillernden Disposition der Satire ironie auszubreiten zu lassen, wird gebührende Anerkennung gesollt. Von dieser Art Gedichte, meint der Kritiker, sei Heine nicht bloß der Typus, sondern der Gefinder. Andere Dichter möchten wol im Verlaufe eines Werks vom Ernsten ins Scherz haften übergegangen sein; aber die Kunst, so consequent und Naturn zu zeigen und zwar innerhalb der engen Grenzen des vielschicht drei Liedertreffens, sei Heine vorbehalten gewesen. Im interessantesten an diesem Bericht waren uns die rhythmischen



Uebersetzungen einiger der neuesten Gedichte Heine's, worunter das „Die Libelle“ überschriebene (mit dem Schluß: „Die schöne falsche Canaille“) in der englischen Uebersetzung mit folgender Strophe schließt:

Ah, was is me, that with the sight  
Of that blue charmer, false as bright,  
I dar'd my eyes to giv' —  
The lovely, faithless oh!

Auch über Paul Heyse's „Meleager“ und „Novellen“ enthält dasselbe Blatt einen längeren Artikel, dessen Hauptinteresse jedoch mehr in den Mittheilungen über den münchener „Dichterbund“ und König Maximilian's Pflege der Dichter und der Dichtkunst als in der Kritik selbst zu suchen ist. Der Berichtsteller will wissen, daß der gegenwärtige bairische König als Kronprinz im Jahre 1841 durch Eduard von Schenk an die bedeutendsten Dichter Deutschlands ein Rundschreiben adressirte und sie aufgefordert habe, sich um ihn zu scharen und unter seiner Protection einen Dichterbund zu bilden. Es habe ein Aufsammanach und ein kritisches Journal aus dem Schooße dieser Dichter-Lafelrunde hervorgehen sollen, goldene Becher und goldene Lorberkränze seien als jährliche Preise den Verfassern der besten epischen, lyrischen und dramatischen Productionen zugetheilt worden, und König Ludwig selbst habe sich erboten, unter den Preisrichtern zu sitzen. Dieser Plan sei damals nicht zustande gekommen. Umland habe etwas barock zurückgeschriebenen, daß heutzutage die Könige und Poeten nicht gut miteinander gehen könnten. Andere eingeladene Poeten hätten in ähnlicher Weise geantwortet. Dieser Plan sei daher damals aufgegeben worden; aber Max habe sich nun als König in anderer entsprechender Form doch eine poetische Lafelrunde geschaffen, und wenn die Werke und Thaten der literarischen Ritter dieser münchener Lafelrunde in späterer Zeit nicht denjenigen der geistigen Ritterschaft des weimarischen Karl August gleichgestellt werden sollten, so werde die Schuld daran nicht den Absichten und dem guten Willen des königlichen Alarinas beizumessen sein. Der Berichtsteller fährt dann fort: „Sicherlich hatte es der Dichter in den Tagen Goethe's und Schiller's bequemer als jetzt, fürstliche Huld zu empfangen; denn heutzutage wird er nicht sobald von den Fürsten ausgezeichnet, als er auch schon von dem Volke mit Risikung angesehen wird, während andererseits die Höfe und Regierungen ihn beiseite schieben oder selbst hassen und verfolgen, wenn die Menge ihn in ihrem Günstling erhebt. Wir können nicht umhin zu denken, daß hierin — vielleicht ihnen selbst unbewußt — etwas liegt, was auf den jungen Männern von München schwer lastet bis zu dem Grade, daß es sie an der freien Entfaltung ihrer Talente hindert. Der von Maximilian II. neugeschaffene Orden für literarisches Verdienst glänzt auf der Brust der Herren Dingeldeit, Bodensiedt, Heyse und Geibel; aber Umland, dem man trotz seiner Weigerung im Jahre 1841 wieder den Hof nicht, sandte den Orden mit dem ihm eigenen hartnäckigen Unabhängigkeitsfinne auf höchst unceremoniöse Weise wieder zurück.“ Einer Berichtigung so mancher in diesen Mittheilungen enthaltenen, vielleicht auffallenden Angaben erinnern wir uns nicht bei Begegnung zu sein.

Am 14. Mai war von der Buchhandlung Sampson der von dem Verfasser der Baverley-Novellen zugeschriebene Roman „Mormon“ angekündigt. Der Titel lautet vollständig: „Mormon: a tale of the twelve hundred and ten. By W. S. A. M. S. recently discovered, the property of the Directeur-général de la Société des archivistes de France“ (S. 20.). Die drei Bände machen uns noch mehr stutzig: ein Manuscript von drei Bänden verschenkt man nicht so leicht, als um der Geille eines Conderlings zu genügen.

Die Memoiren ist auch in England viel seltener als in Deutschland, in Frankreich, wenigstens veröffentlicht ihre Verfasser sie nicht bei Lebzeiten, sondern überlassen ihre Veröffentlichung

Dem, welcher mit der Besorgung ihres literarischen Nachlasses beauftragt ist, was uns auch ganz das Richtige zu sein scheint. Zu den Ausnahmen von dieser Regel gehört jedoch die „Autobiography of James Silk Buckingham; including his voyages, travels, adventures, speculations, successes and failures, faithfully and frankly narrated“ (2 Bde., London). Der Verfasser, ein abenteuerlicher Mann, der eine zeitlang auch in einer Druckerrei beschäftigt war, erzählt darin seine mancherlei Aventuren, die er als Seemann erlebte, und seine vielen oft mißglückten Speculationen, wobei er denn stets bemüht ist, die Ursache des Nichterfolgs von sich ab und Andern zugumäßen. Specieell in die Memoirliteratur gehören die „Memoirs of the Right hon. Lalor Shiel“, die wir vorläufig nur anzeigen, und das von Madden herausgegebene dreibändige Werk: „The literary life and correspondence of the countess of Blessington.“ Diese drei Bände enthalten viel unnützes und müßiges Zeug, aber auch viele Mittheilungen, die für die Kenntniß gewisser modernen Zustände und Gesellschaftscharaktere von großem Interesse sind. Die Gräfin Blessington hieß ursprünglich Margaret Pomer („la belle Marguerite“) und war 1790 geboren. Ihren ersten Gatten, Capitän Farmer, wurde sie, noch sehr jung, zu heirathen genöthigt. Er war ein roher trunksüchtiger Mann, mißhandelte sie, schlug sie ins Gesicht, schloß sie ohne Nahrung ein u. s. w. Später führte sie ein abenteuerliches Leben und heirathete mitten im Strudel ihrer Lüste den Grafen von Blessington, welcher eine Jahresrente von 30,000 Pfd. Sterl. und mehrere feste Einkünfte besaß. Nun folgte ein Leben voller Gaus und Brans, bald in England, bald in Italien. Als Graf Blessington starb und aus dem Rest des Vermögens dem Mann von Blessington's Tochter erster Ehe, dem bekannten Gourmand und fashionablen Geden Grafen d'Orsay, 100,000 Pfd. Sterl. zugewiesen waren, blieb ihr nur ein jährliches Einkommen von 2000 Pfd. Sterl., womit die Verschwenderin nicht auskommen konnte. Mit demselben Grafen d'Orsay führte sie nun von 1831 an ein höchst flottes Leben, legte sich auch auf die Schriftstellerei, und soll in manchen Jahren an 2000 Pfd. Sterl. mit der Feder verdient haben. Ihre Gesellen waren sogar eine zeitlang Mode, weil sie es verstand, literarische Hungerleider gut zu bewirtheten und sich von ihnen ausposaunen zu lassen. Aber der Bankrott brach aus. Graf d'Orsay, der mit ihr ein und dasselbe Haus (Gore-House) bewohnte, durfte sich außer Sonntags und in den Abendstunden nicht auf der Straße sehen lassen, um nicht den auf ihn lauernden Gerichtsdienern in die Hände zu fallen, und auch Gräfin Blessington führte ein sehr sorgenvolles Leben; so war sie z. B. für unbezahlte Seidenwaaren allein 4000 Pfd. Sterl. schuldig. Beide ergriffen heimlich die Flucht nach Paris, wo sie auf Credit sich wieder glänzend einzurichten begann — denn das Schuldenmachen verstand sie meisterhaft —, als ein plötzlicher Tod sie vor einem neuen Bankrott und weiteren Demüthigungen rettete.

Zwei Schriftstellerinnen ehrenwerthen Charakters hat in jüngster Zeit der Tod hinweggerafft: Currer Bell, die bekannte Verfasserin von „Jane Eyre“, „Shirley“ und „Villette“, welche eigentlich Bronte hieß, die Tochter eines Landpfarrers war und im achtunddreißigsten Lebensjahre starb\*), und Miss Mary Russell Mitford, geboren 1796, die sich — noch lange vor Erfindung der modernen Dorfanelle in Deutschland — nament-

\*) Der „Belmont Mercury“ enthält eine Mittheilung, der zufolge der Vater der pseudonymen Currer Bell eigentlich Patrick Prunty hieß. Ein Geistlicher habe diesen in seiner Kindheit in Protection genommen, da ihm aber der Name seines Schützlings mißfiel, ihn bestimmt, den Namen Bronte anzunehmen, in der phantastischen Meinung, daß durch dieses griechische Wort der hervorragende Verstand und die merkwürdige geistige Regsamkeit seines Schützlings angedeutet würden. Außer Charlotte Bronte haben auch ihre beiden ebenfalls bereits verstorbenen Schwestern unter dem Namen Acton und Ellis Bell einiges geschrieben. Derselben Mittheilung zufolge hat Charlotte Bronte ihren Verwandten in der Grafschaft Down noch vor ihrem Tode 120 Pf. Sterl. und Exemplare ihrer Werke geschenkt.

lich im Gebiete der Dorfnoyellistik durch ihr treffliches Werk „Our village“ auszeichnete, ferner „Recollections of a literary life“ und mehr Dramen schrieb, die sie erst im vorigen Jahre in Begleitung einer autobiographischen Einleitung unter dem Titel „Dramatic works“ (2 Bde.) gesammelt herausgab. Ueber letztere brachten wir in Nr. 39 v. Bl. f. 1854 eine Anzeige, in der wir auch einige Stellen aus ihrer Tragödie „Otto of Wittelsbach“ mittheilten. **P. M.**

### Schillerfeste und Schillerliteratur.

Ein ausführlicher Bericht über das schöne Fest, welches am 9. Mai zum Andenken an den vor 50 Jahren erfolgten Tod Schiller's in Leipzig gefeiert wurde, würde den Kreis und Zweck d. Bl. überschreiten; aber wir freuen uns, in Stand gesetzt zu sein, Heinrich Wuttke's Festrede hier in einem ausführlichen Auszuge mittheilen zu können.

Nachdem der Redner an Schiller's Tod und Bestattung \*) erinnert, bezog er sich auf die im Schilleralbum (s. weiter unten) enthaltene Aeußerung, welche Schiller bei der Aufführung der „Braut von Messina“ zu Vöttiger gethan hatte: alle seine bisherigen Leistungen seien nur Versuche, der Köcher sei ihm noch voll und ihm strahle ein höheres Ziel. So sprach Schiller, bewußt seines Emporschreitens auf höheren Stufen der Kunst. „Die Räuber“, deren Erscheinen, nach dem Ausspruche des Engländers Carlyle, eine Aera in der Literatur der Welt bildeten, und „Cabale und Liebe“ verkündeten seine Kraft, seine Macht persönlichen Gestaltens wie seine Beherrschung der dramatischen Mittel. In „Fiesco“ und „Don Carlos“ mühte sich Schiller schon, an das Geschick eines Menschen ein großes Ereigniß von allgemeiner Bedeutung zu knüpfen. Was ihm damals nur halb gelang, vollführte er im „Wallenstein“ ganz und noch herrlicher im „Tell“, dem Gemälde der befreiten Schweiz. Aus den Briefen an Körner führte der Redner an, wie Schiller selbst dieses Vorhaben eine „vertraufelte Aufgabe“ nannte, und wendete sich sodann einer nähern Betrachtung des „Tell“ zu, wobei er eine bisher noch nicht bekannte Aeußerung Napoleon's I. mittheilte, die der Redner von dem Herrn, gegen den Napoleon sie gethan, erfahren. Napoleon verwunderte sich nämlich, daß „Tell“ auf den Bühnen Deutschlands Glück machte, daß die Deutschen den Abfall der Schweiz beklagten; das sei ja gerade, als ob die Franzosen einer Darstellung der Loslösung der Bretagne von Frankreich Beifall schenken wollten. Der Redner bezeichnete dies als einen Irrthum; „denn der Abfall vom Reich war es nicht, den „Tell“ vorführte. Die Freiheit, die Schiller in seinem Erstlingswerke „Die Räuber“ suchen ließ und nicht finden konnte, durchbricht im „Tell“ das umnachtende Gewölk, und von allen seinen Tragödien ist diese die einzige, die nicht im irdischen Untergange des Helden abschließt, sondern im reinen Einklang voller Befriedigung sich auflöst. „Demetrius“ endlich, den zu vollenden ihm nicht gönnt war, war so hoch gegriffen, daß selbst Goethe von dessen Fortsetzung, die er anfangs auf sich genommen hatte, abstand. So hob sich mit Adlersfluge Schiller zum Aether empor.“

„Schiller's Laufbahn endete“, wie der Redner weiter bemerkte, „kurze Zeit vor der jener Schlacht. Kriegsgetöse überläutete die Klagestimmen. Zertrümmert zerfiel des alten Reiches Bau und die Scharen fremder Eroberer durchzogen Deutschland. Gebrochen, niedergeschmettert lag die Stärke der nach Souveränität lüsternden Staaten, und geschehen war es um Deutschland, wenn in seinem Volke nicht die Kraft lebte und

der feste Wille, seine angekommene Art zu wahren. Und das nun inmitten tiefer Schmach diese Gesinnung wach wurde und einigte, daß mächtig das Deuththum sich erhob, als das Deutsche Reich zugrundegegangen war und die deutschen Fürsten zitterten, daß hohe todesmuthige Begeisterung das Volk bewegte, das fremde Joch abstoßend, daß wir noch Deutsche sind, das verdanken wir der Sinnesumwandlung, welche unsere großen Schriftsteller glücklich hervorgebracht hatten, den Gefühlen, die sie genährt, den erhabenen Anschauungen, die sie erweckt und belebt — nicht Schiller allein, wol aber ihm und seinen mitstrehenden Geistesgenossen, und ihm vor Allen, der noch zuletzt den Mahnruf gegeben, ans theure Vaterland sich anzuschließen. Seines verstummten Mundes letzte Worte hallten nach in tausendfältigem Wiederhall, anschwellend zum aufrüttelnden Demos. Von seinem Geiste ward das Volk erfasst; von seinen Gedichten genährt, entflammte der junge Körner als deutscher Lyrtäus den Kriegsmuth. Und so ermannten sich unsere Väter in einem heiligen Kampfe zur alten Kraft, und eine herrliche Geistesfaat ging auf in leuchtenden Thaten. Aber Jünger Körner hatte auch gemahnt im Siegesglanze: „Die treuen Todten nicht zu vergessen.“

„Die Hoheit des Classischen“, fuhr der Redner fort, „bewährt sich darin, daß seine Wirkung nicht vorübergehende Art in einem vergänglichen Abschlusse vollendet ist, sondern daß es mit schöpferischer Lebenskraft forttreibend immer frische Reime legt, aus denen ein junges Grün neuer Hoffnungen emporsprießt, daß es ein ewig sprudelnder Quell edler Erfrischung bleibt, daß an seiner lichten Flamme sich fortwährend die Geister entzünden. Als nun im zweiten Jahrzehnt nach Schiller's Pöngang eine trübe Wendung der öffentlichen Verhältnisse eintrat, verderbliche Einflüsse sich geltend machten und die Sinnesart sich vergrößerte, da diente zum heilsamen Gegengewichte die aufgeschlossene Geisteswelt, die ideale Anschauung, die ihren schärfsten Ausdruck in Schiller erreicht hatte. Dem welcher gebildete Deutsche hätte nicht die eine oder die andere von seinen Schriften gelesen? nicht ein Schiller'sches Schauspiel oder auch alle gesehen? Und wer hätte sie gesehen, ohne bei et was daraus in sein inneres Leben übergeströmt wäre? Danken Schiller's berührten wahrlich Alle. Auf den Schwingen seiner Lieder theilte der Sinn dem Staube. Fast zu Gemeinplätzen wurden viele seiner Aussprüche, und die Ideen, die er gegeben, von Andern aufgefaßt, weiter verarbeitet, in neue Fassung, in anderer Gewandung herumgetragen. Dem Schiller'schen Genius ging etwas in Geist und Herz der Nation über. Seine Idealität war keine träumerische, sondern die thatkräftige, welche Sein und Sinnen in edeln Streben einigte. Die Wahrheit in seinen Schöpfungen, ein Abglanz des ewigen Lichts, rief die Edelsten und Besten zur Begeisterung. Das ist das große Verdienst Schiller's, daß er das abgewichenen halbe Jahrhundert hindurch die Gesinnung des deutschen Volks hob und beflügelte; daß er, eine gereinigte Lebensansicht aufzuheben haltend und Theilnahme am Allgemeinen weckend, die Nation bildete, welche des Vaterlandes wahre Stützen sind.“

„Ein kurzes, aber reiches Leben gleicht einem langen: das Schiller solchen Lebensreichtum besaß, beweist der vielfache Anstoß, der aus seinem Wirken kam. Er hat nur Anregungen hinterlassen, diese jedoch in sehr mannichfaltiger Richtung. Solches gerade bedurfte Deutschland, weil vermöge der schädlichen Einflüsse der Fortschritt des classischen Zeitalters nicht fortgesetzt wurde und der Fluß seiner Entwicklung in Stoden gerathen war. Es galt nun die höhere geistige Regsamkeit zu unterhalten.“

Indem der Redner die schöngeistige Literatur des letzten halben Jahrhunderts in einer kurzen Skizze vorführte, fuhr er nachzuweisen, daß Schiller wirklich diese Einwirkung ausgeübt hat, und daß die Mängel nachfolgender Schöpfungen keineswegs zu Klagen Anlaß böten, sondern daß man sich freuen müsse, wie so viele Kräfte sich versuchten und wie der Geist der Nation in einer auf das Höhere gerichteten Thatigkeit

\*) Ueber die einzelnen Umstände bei Schiller's Beerdigung wie bei der Beisetzung seiner Gebeine erhält man bekanntlich die ausführlichsten actenmäßigen Auskunft durch die Schrift: „Schiller's Beerdigung und die Aufführung und Beisetzung seiner Gebeine. (1803, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar Karl Leberecht Schwabe von Julius Schwabe“ (Leipzig 1863).

stetig fortgearbeitet. Einbiegend zu der in den Vordergrund gestellten Auffassung, hob er wieder hervor, „daß im Volke sein Sehnsucht fortwähre, daß dieses ihm unter allen Bandlungen seiner Stimmung zugehörig blieb und daß er dessen Willensrichtung beeinflusst. Die Idee der Schönheit zur Anerkennung zu bringen, war der ernsthafte Plan seines Lebens. Freuen wir uns, daß eine ästhetischere Anschauung unter uns Eingang gefunden hat, daß, woran Schiller arbeitete, wirklich ein gesteigerter Ausruf und ein richtiges Verständnis der Geschichte gewonnen ist, daß der Sinn wieder heller, freier, belebter ist und die Zurechtweisung einer kommenden Mütze gewährt. Ja, vielleicht liegt der eigentliche Fortbau am Werke seines Lebens viel weniger im schongeistigen Spiele als in der ernstesten Gedankenthätigkeit. Noch ist nicht der ganze Gehalt seiner Leistungen erschöpft, noch steht der Zukunft eine reiche Ausbeute bevor. Zahlreiche Erklärer mühen sich in unsern Tagen, den Inhalt seiner Weltanschauung klar zu machen, zu entwickeln und hinüberzuleiten ins Allgemeinbewußtsein der Nation. Zusehends wird ein tieferes Verständnis seiner Schriften aufgeschlossen, und nach andern 50 Jahren wird die Rückschau neue Lorbern in seinen Ehrenkränzen reichten.“

„Ja früh“, sagte der Redner, „starb Keiner, der auf Erden Hohes vollendete, der Saaten der Unsterblichkeit streute. Genug hatte der Held der deutschen Sänge geschaffen, jugendfrüh lebt in den Herzen der Deutschen sein Geist fort. Mit freudigem Stolze gedenken wir seiner in dieser Stunde und seine Todtenfeier erhebt uns, da die Macht der Wahrheit und Schönheit, die an ihm sich so herrlich erwies, uns durchdringt mit dem heiligen Schauer der Ewigkeit!“

Dies der Gedankengang des Redners, bei dessen Darlegung wir in die Lage gesetzt waren, uns möglichst genau an des Redners Ausdrucksweise halten zu können. Die rein vaterländischen Gesichtspunkte walteten in Buttke's Rede vor, während in den Reden, welche von Goglow, Wolfsohn, Auerbach bei dem Pflanzen der Schiller-Eiche und der Körner-Linde in Leipzig gehalten wurden, die mehr literarischen Gesichtspunkte und Interessen, doch immer mit vaterländischem Hintergrunde, in den Vordergrund traten. Eine Bemerkung drängt sich uns hierbei noch auf. Von gewissen Seiten her schweigt man förmlich darin, das „Literatenthum“, das freilich je jeder Stand auch manche faule Elemente in sich schließt, in aller Weise zu verdächtigen und sogar der Nützlichkeit zu zeihen. Nichtsdestoweniger hat es sich bei diesen leipziger und dresdener Schillerfesten wie auch bei andern Gelegenheiten gezeigt, daß die Pflege der idealen Güter deutscher Nation hauptsächlich von diesem verpönten und zurückgesetzten Literatenthum unterhalten wird, und Niemand wird leugnen wollen, daß in den in Leipzig wie in Dresden gehaltenen Reden eine gehobene ideale Stimmung, eine edle vaterländische Gesinnung und ein schöner Schwung der Gedanken in wohlthuendster Weise zutage getreten sind.

Wir empfehlen zugleich als ein interessantes literarhistorisches Denkmal das oben erschienene Buch:

Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Am 9. Mai 1855 fünfzig Jahre nach dem Tode Schiller's herausgegeben vom Schillerverein zu Leipzig. Leipzig, Eigenthum des Schillervereins. 1855. 8. 1 Thlr.

Es bestehen davon zwei Ausgaben, eine in Octav und eine im kleineren Format in fünf Lieferungen (à Lieferung 6 Ngr.). Man findet hier so ziemlich Alles beisammen, was bei den leipziger Schillerfesten seit 1840 gesprochen und gesungen worden ist. Wir begnügen darin einem interessanten Stück deutscher

\*) Wir verweisen auf die dresdener Berichte über das lotholizer Schillerfest in Nr. 110 und namentlich 111 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ und ertheilen zugleich diesen Anlaß, einer edeln Gabe, Johanna Fehske aus Hamburg, welche die anfängliche Summe von 1000 Thalern für die Schillerstiftung beisteuerte, an dieser Stelle aus anerkennend unsern Dank zu sagen.

1855. 21.

Beredtsamkeit, einer Reihe von Vorträgen, gehalten von Robert Blum, Kühne, Buttke, Herkoffsohn, Laube, Heller, Freitag, Goglow, Gottschalk, Hammer, Hermann Schulze, Platze, Hegdrich, Köberle, Reclam, Jille, und einer als Ausdruck der Zeitstimmungen kaum minder interessanten Reihe von Poesien (Lafelliedern, Trinksprüchen), worin sich ebenfalls viele sehr geachtete Namen vertreten finden. Wenn man die Einladung des ersten Comités vom Jahre 1840 mit den spätern Ansprüchen vom Jahre 1850 und 1853 vergleicht, so wird man unbedenklich zugeben müssen, daß die Bedeutung des Vereins gegenwärtig viel tiefer und des Mannes, den man feiert, würdiger aufgefaßt wird als zur Zeit der Stiftung des Vereins. Diese Auffassung durchzieht und durchtränkt gleichsam auch das warmgeschriebene Vorwort aus Buttke's Feder, in welchem namentlich hervorgehoben wird, wie jetzt von manchen Seiten daran gearbeitet werde, die Pietät für unsere Classiker, diese Säulen unserer Cultur, zu untergraben; wie aber ein Volk, sobald es an der Tagesordnung sei, „die idealen Ziele des Strebens zu befeuern“, von Entmannung, gänzlichem Verfall und endlich Untergang bedroht sei. Jenen schleichenden Machinationen entgegen hat der Schillerverein am 7. August 1853 in seinen Sitzungen sich die Aufgabe gestellt, soviel an ihm liegt „die Wirkksamkeit der deutschen classischen Literatur in der Nation lebendig zu erhalten“.

Angefügt sei hier noch die Schrift:

Aus Weimars Glanzzeit. Ungedruckte Briefe von und über Goethe und Schiller, nebst einer Auswahl ungedruckter vertraulicher Schreiben von Goethe's Collegen, Geh. Rath von Voigt. Zum fünfzigsten Jahrestage des Todes Schiller's herausgegeben von August Diezmann. Leipzig, Hartung. 1855. Gr. 8. 15 Ngr.

Die hier mitgetheilten Briefe, unter denen namentlich ein vom höchsten Enthusiasmus für Schiller als Mensch und Dichter erfüllter Brief Wilhelm von Humboldt's an Körner (Wien, 28. Januar 1811) hervorzuheben ist, stammen aus den hinterlassenen Papieren des Professors und Rechtsgelehrten Gottlieb Hufeland, welche in den Besitz des Verlegers übergingen. Vieles Interessante enthalten namentlich auch die Auszüge aus den Briefen Voigt's, worin man auch mehrere sehr bemerkenswerthe Urtheile über die politischen Zustände im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts, über die französische Revolution, über die Feindseligkeit gegen die Franzosen, über die jener Studentenhandel im Jahre 1792 u. s. w. antrifft. Angehängt sind einige interessante, von Diezmann zuerst wieder aufgefundenene Rezensionen Schiller's über ein von D. Schatz aus dem Französischen übersetztes Werk über Goldoni, das er zwei mal recensirte, in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ und im „Leutschen Mercur“ (August 1788). Voigt schreibt einmal an Hufeland, ob er nicht über Das, was etwa zu thun sein möchte, um Hufeland in Jena zu erhalten, auch Goethe etwas vertrauen möchte? Und er setzt dann hinzu: „Er hat sehr oft einen guten Gedanken.“ Die Welt meint auch wie der selbige Voigt (der übrigens ein sehr reiblicher, wohlmeinender und ungemein thätiger Mann war), daß Goethe sehr oft einen „guten Gedanken“ hatte.

H. M.

## Notizen.

Eine Erstigung des Montperdu.

Die Schweizer Gebirgsriesen, soweit sie überhaupt erstiglich sind, werden häufiger erstiegen als die den Touristen weniger im Wege liegenden Hochgipfel der Pyrenäen. Ein Deutscher hat sich jedoch im vergangenen Jahre auf den Montperdu gewagt und diese Besteigung wie überhaupt seine Reise unter dem Titel beschrieben:

Ausflug in die Pyrenäen und Erstigung des Montperdu im Sommer von 1854 von H. K. Brandes. Mit einer Karte. Lemgo, Meyer. 1855. 8. 15 Ngr.

54

Der Reisende ist Professor und Rector des Gymnasiums zu Lemgo. So belohnend die Aussicht vom Montperdu ist, so viele Beschwerde ist mit der Erstigung des Bergs verbunden, wenigstens wenn sie über die Rolandsbreite unternommen wird. Der Verfasser muß bekennen, daß — obgleich er fast alle Gebirge Deutschlands durchwanderte und von ihren höchsten Gipfeln hinabblitzte, das Gaulthorn erklimmte, als es noch ungangbar war und kein Gasthaus oben stand, den Snowdon in Wales erstieg, vor 30 Jahren über den Gotthard bei ununterbrochenen Regengüssen wanderte, als nur eine Saumstraße hinüberführte, den mühsamen Weg zum Rheinwaldgletscher machte und den Zellerberg und den Bernina überstieg — er doch in seinem Leben keinen so beschwerlichen Weg gemacht habe, als den über die Rolandsbreite zum Montperdu. Brandes ist übrigens von seinem Aufenthalt in den Pyrenäen sehr entzückt. Er sagt am Schluß: „Das schöne Thal von Luchon, der See Seculejo mit seiner glänzenden Cascade, das kolossale Felsentheater von Gavarnie, der Montperdu mit seinen majestätischen Gelfensäulen umher, das reizende Thal von Luz sind Glanzpunkte, nach denen ich mich immer wieder umschaue. Aber die Krone ertheile ich dem Thale von Luchon, das inmitten des Hochgebirgs die anmuthigste Lieblichkeit mit der erhabensten Natur des Alpenlandes verbindet. Wie ich mich freue es gesehen zu haben, so wünsche ich jedem meiner freundlichen Leser, daß er es auch sehen möge.“ Solch ein Wunsch ist freilich leichter ausgesprochen, als er sich beim besten Willen immer ins Werk setzen läßt.

#### Eine Karte der Berühmtheiten Frankreichs.

Cortambert, Generalsecretär der Société de géographie, hat den sinnreichen Gedanken gehabt, eine Karte zu zeichnen, auf welcher die Franzosen, die sich auf irgend einem Gebiete geistiger Thätigkeit ausgezeichnet haben, nach den verschiedenen Localitäten, in denen sie geboren wurden, vertheilt sind, wobei er sich jedoch nur auf die bereits verstorbenen Celebritäten beschränkt, die noch lebenden ausgeschlossen hat. In einer der Karte beigegebenen „Note sur la carte des célébrités de la France et la distribution géographique des Français qui se sont illustrés dans tous les genres“ spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß ein geheimnißvolles Band zwischen der natürlichen Vertheilung des Bodens und der Vertheilung der Intelligenz und Fähigkeiten bestehe. Hiernach würde das Gebiet der Manche die meisten Poeten, Geschichtschreiber, Philologen und Künstler, das (germanische) Gebiet der Nordsee (die Becken des Rhein, der Mosel und Schelde) verhältnismäßig die meisten Krieger, das des Mittelmeers die meisten Redner, Naturforscher, Ärzte und Erfinder hervorgebracht haben. Die Philosophen, Staatsmänner und Rechtsgelehrten vertheilen sich auf das der Manche und des Mittelmeers auf ziemlich gleiche Weise. Das Becken der Garonne und das der Loire zeichnen sich in keiner Gattung besonders aus, rivalisiren aber in Bezug auf Staatsmänner und Rechtsgelehrten fast mit den Gebieten der Manche und des Mittelmeers. Der Herausgeber d. Bl. hat schon vor Jahren einen ähnlichen Plan in Bezug auf die Vertheilung geistiger Größen über Deutschlands Boden gehabt und darüber gelegentlich auch mit Buchhändlern Rücksprache genommen, aber wie viele Ideen muß ein deutscher Schriftsteller nicht ungenutzt liegen lassen, bis irgend ein Späterer zufällig auf denselben Gedanken geräth und ihn unter dem Einfluß günstigerer Umstände ausführt.

H. M.

#### Bibliographie.

Andresen, K. G., Ueber deutsche orthographie. Mainz, Kunze. Gr. 8. 27 Ngr.

Demidoff, Fürst A. v., Neu-Rußland. Ein Auszug aus der Reise nach dem südlichen Rußland und der Krim, in zwei Bänden, deutsch herausgegeben von S. F. Reigebaur.

Mit 10 Illustrationen nach Raffet. Breslau, Kern. Gr. 8. 15 Ngr.

d'Elvert, C., Die Culturfortschritte Mährens und Oesterreichs-Schlesiens, besonders im Landbaue und in der Industrie, während der letzten hundert Jahre. Brünn. 1854. 8. 20 Ngr.

Feuchterleben, C. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 14te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 1854. 12. 20 Ngr.

Grande, F., Zur Gründungsgeschichte von Johanningstadt. Mittheilungen aus archivalischen Quellen. Erst den bei der 200jährigen Jubelfeier am 23. und 24. Februar 1854 gehaltenen kirchlichen Vorträgen. Schneeberg. 1854. Gr. 8. 7½ Ngr.

Friedrich, C., Hans Baldmann. Ein Drama in fünf Akten. Winterthur, Steiner. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Gärtner, P., Geschichte der bayerisch-rheinpfälzischen Schloßer und der dieselben ehemals besitzenden Geschlechter nach den sich daran knüpfenden romantischen Sagen. 1ster Band. Speyer, Lang. 8. 1 Thlr.

Thüringische Geschichtsquellen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Chronicon ecclesiasticum Nicolai de Siegen, O. S. B. Namens des Vereines für thüringische Geschichte und Alterthumskunde zum Ersten Mal herausgegeben von F. X. Wegele. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Thlr.

Glaubrecht, D., Die sibirische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte der innern Mission des vorigen Jahrhunderts. Darmstadt. 16. 5 Ngr.

Gottschall, R., Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt. 1ster Band. Breslau, Trevendt u. Granit. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gryphius, A., Das verliebte gespenst, gesangspiel, und die geliebte Dornrose, scherzspiel, mit einleitung herausgegeben von H. Palm. Breslau, Trewendt u. Granit. Gr. 8. 20 Ngr.

Hartung, J. A., Ungelehrte Erklärung des Goethe'schen Faust. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Allgemeine Industrie-Ausstellung zu Paris. 1855. Redigirt von A. W. Lemme. 12 Nummern. Leipzig, C. F. Mayer. Gr. 8. 18 Ngr.

Kayser, J., Delphi. Vorträge im geographischen Verein zu Darmstadt gehalten mit erläuternden Noten. Darmstadt, Dietzsch. Gr. 8. 27½ Ngr.

Koloff, C., Paris. Reise-Handbuch. 1te vollständig umgearbeitete Auflage, mit einem Plane von Paris. Braunschweig, Westermann. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kacintosh, A. F., Militärische Reise durch die europäische Türkei, die Krim und an den östlichen Ufern des Schwarzen Meeres. Mit strategischen Bemerkungen über den Schach der Operationen der verbündeten Expeditionen. Aus dem Englischen. Mit Karten. Riga, v. Boetticher. Gr. 8. 2 Thlr.

#### Tagesliteratur.

Baur, F. C., An Hrn. Dr. Karl Hase, Professor der Theologie an der Universität Jena, F. C. A. G. Kirchrath u. Beantwortung des Sendschreibens: die Lützinger Schule. Lützen, L. F. Fues. 8. 12 Ngr.

Diplomatische Mystificationen und Volksleichtgläubigkeit oder das englisch-französische Bündniß. Aus dem Englischen. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 12 Ngr.

Trendelenburg, A., Machiavell und Antimachiavell. Vortrag zum Gedächtnis Friederichs des Grossen gehalten am 25. Januar 1855 in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Widenmann, C., Politik und Kirchthum des Arablands in ihrem Verhältniß zum Orient. Korbilingen, B. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Hergroff.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855

im Verlage von

**J. A. Brodhaus in Leipzig**  
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**N. II**, die Besendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

9. **Brugsch (H.), Reiseberichte aus Aegypten.** Geschrieben während einer auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Niltale. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. 8. Geb. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser — den „Das Ausland“ in einer höchst anerkennenden Besprechung (1855, Nr. 11) „einen der größten Aegyptologen dieser Zeit und jenseit des Rheins“ nennt — bietet in vorliegender Schrift dem größten deutschen Publicum die Frucht seiner unter Humboldt's Aufsicht begonnenen und von den werthvollsten wissenschaftlichen Erfolgen gekrönten Reise nach Aegypten: das Ziel seiner Wanderungen war nicht das jetzige Aegypten, sondern das alte monumentale Niltal, und er gibt in dieser Schrift dem Nichtgelehrten eine getreue und allgemein verständliche Schilderung des alten Aegypten.

10. **Busch (O.), Manual of German Conversation,** a choice and comprehensive Collection of Sentences on the ordinary Subjects of every-day Life, with a copious Vocabulary; on an entirely new and simple plan. 8vo. In Leinwand gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

11. **Osar Busch und Henry Estelton, Handbuch der englischen Umgangssprache.** Eine ausgewählte und umfassende Sammlung von Redensarten über die gewöhnlichsten Begriffe und Gegenstände des Lebens. Nach einem neuen und vereinfachten Plane bearbeitet. 8. In Leinwand gebunden 1 Thlr.

Das erste dieser beiden Conversationsbücher ist für Engländer bestimmt, um die deutsche Sprache zu erlernen, das letztere für Deutsche, welche sich mit dem Studium der englischen Sprache beschäftigen. Beide zeichnen sich vor andern ähnlichen Schriften dadurch vortheilhafter aus, als ein jedes den Geist und die Eigenthümlichkeiten der begünstigten Sprache wiederzugeben sucht, und in einer systematischen Anordnung und sorgfältigen Ausarbeitung ein reiches Material der Umgangssprache, wie sie im Munde der Gebildeten lebt, darbietet, um richtig und gut sprechen zu lernen.

12. **Byron (Lord), Cain. Ein Nothexerium. — Mazeppa.** Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Friedmann. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung dieser beiden berühmten Dichtungen Byron's erscheint hier aus dem Nachlaß der talentvollen Dichterin, deren bekannte frühere Uebersetzungen aus dem Englischen von der Kritik den besten, die unsere daran nicht arme Literatur besitzt, an die Seite gestellt worden sind. Die letztern erschienen in demselben Verlage unter dem Titel:

**Byron (Lord), Der Korsar.** Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1852. Gebunden 20 Ngr.

**Der Giaur. — Hebräische Gefänge.** Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1854. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

**Scott (Walter), Die Jungfrau vom See.** Romantischer Gedicht. Aus dem Englischen übersetzt. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

13. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Hundertundsechzigstes bis hundertundneunzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der Prachtausgabe kostet der Band 3 Thlr.

Der Reichthum des Materials, das sich in allen Kreisen des Lebens und der Wissenschaft seit dem Erscheinen der vorigen neunten Auflage des Conversations-Lexikon aufgehäuft, hat es der Redaction der zehnten Auflage unmöglich gemacht, dasselbe in den ursprünglich gezogenen Grenzen zu bewältigen. Die Verlagsanbahnung sieht sich dadurch genöthigt, eine nicht unbedeutende Anzahl von Bogen mehr zu geben, wird dieses Mehr aber allen bisherigen Abnehmern des Werks gratis liefern, da sie beim Beginn desselben garantirt hat, daß der Preis des ganzen Werks 20 Thlr. nicht übersteigen werde. Ebenso wird sie ein Universal-Register, das sie zwar nicht versprochen hat, zur Vollständigkeit des Werks aber für nöthig hält, gratis zugeben.

Der fünfzehnte Band erscheint in zwei Abtheilungen, damit er durch die mehr zu gebenden Bogen für den Gebrauch nicht un bequem wird. Dagegen werden die Hefte 113—120 (um die garantirte Anzahl 120 festzuhalten) in entsprechender Weise um mehr Bogen stärker gemacht werden.

Das Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

14. **Kleineres Brodhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Fünfundzwanzigstes und sechsundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das kleinere Brodhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. — 4 Gr. = 18 Kr. Rd. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

15. **Die Gegenwart.** Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertundsechzigstes und hundertundsiebzehntes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis neunte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Nach Vollendung des im Erscheinen begriffenen zehnten Bandes werden nun noch zwei

Bände erforderlich sein, um in dem Werke ein vollständiges, abgerundetes Bild unseres Zeitgeistes hinstellen, (obwohl dasselbe im Ganzen zwölf Bände umfassen und ungefähr binnen Jahresfrist in die Hände des Publicums gelangen wird.

Litterarische Anzeigen werden auf dem Umschlag abgedruckt und für den Raum einer Seite mit 4 Ngr. berechnet.

16. **Cunibert (B. S.), Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu'à 1850.** 2 volumes. In-8. Broché. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertrauteste Rathgeber des Fürsten Milosch Obrenowitsch war, gibt eine scharfe Darstellung der politischen Zustände Serbiens unter der Regierung dieses Fürsten, und stellt durch Herbeibringung vieler neuen Thatsachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei der wichtigen Stellung, die Serbien in den gegenwärtigen Verwicklungen im Oriente einnimmt, wird das Werk nicht verfehlen, überall Aufsehen zu erregen.

17. **Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français. — Vollständiges Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache.** Von J. G. Kalkschmidt. Vierte Auflage. 8. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

**A complete Pocket-Dictionary of the English and German languages. — Vollständiges Taschen-Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Von Ludwig Albert. Zweite Stereotyp-Ausgabe. 8. 1854. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 6 Ngr.

**Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Vierte Auflage. 8. 1849. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

18. **Forstlage (R.), System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes.** Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine neue, aus langjährigen Studien hervorgegangene Psychologie des bekannten Philosophen, die nicht bloß die Philosophen von Fach, sondern auch weitere Kreise interessieren wird, da sie in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist. Der zweite (letzte) Theil wird noch in diesem Jahre erscheinen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:  
**Geneetische Geschichte der Philosophie** seit Kant. 8. 1852. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die In-

teressen der Gegenwart in einer gedrängten, schlichten und leicht durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihrem innern Zusammenhänge, worin sie als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens regieren zeigt. In unserer Zeit, in der zur Lösung der abschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verhältniß der Gemüther unserer größten Denker in weiteren Kreisen dringend notwendig wird, verdient dieses Werk auch von dem größten Publicum gelesen und studirt zu werden, zumal die Kritik allgemein anerkannt hat, daß es seinem Zwecke vollständig entspricht.

19. **Goldmann (L.), Kesthetische Wanderungen in Sicilien.** 8. Geh. 2 Thlr.

Sicilien wird in den zahlreichen Schilderungen Italiens meist nur kurz und flüchtig behandelt, weil das übrige Italien zu reichen Stoff darbietet oder die Reisenden Sicilien nur wenig Zeit widmen konnten. Die vorliegende Schrift beschränkt sich ganz auf Sicilien und bietet dem deutschen Publicum eine umfassende Schilderung der merkwürdigen Insel in geistvoller Auffassung und lebendiger Darstellung. Die literarische Darstellung ist malter vor, doch finden auch alle übrigen Seiten gebührende Beachtung. Die Wanderungen haben zwei Centralpunkte: Palermo und den Aetna. Von Palermo aus werden: die Umgebung der Stadt, der Monte Pellegrino, La Favorita, La Cava, Selinunt, Segeste, La Flora geschildert; vom Aetna aus: das innere Land und Syrakus, die Diktate mit Catania, Taormina, Messina. Die Schrift bildet somit eine wesentliche Ergänzung der bekannten Werke über Italien und wird allen Freunden der Kunst und Natur dieses Landes wahrhaften Genuß gewähren.

20. **Goethes Briefe von Straßburg, Trißan und Jalta.** Uebersetzt von Karl Simrod. Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

„Trißan und Jalta“, das berühmte Liebesepos Goethes vom Straßburger, eine der reichsten und lebhaftesten dichterischen Schilderungen der Liebe, erscheint hier in einer für die weitesten Kreise des deutschen Publicums bestimmten (elegant ausgestatteten) Uebersetzung von Karl Simrod, dem unübertroffenen Uebersetzer und Herausgeber älterer deutscher Dichtungen. Dieser war dieses Werk von der ersten Stützezeit unserer Poesie der heutigen Sprache noch in ihrer Uebersetzung wieder angeordnet, die darauf Anspruch machen. Die natürlichen Leiden des Originals zu erreichen. Mit Recht sagt Simrod in einem Schlusswort zu dem Werke: „Goethe hat zuerst von der Kanne mit seiner Trunkenheit des sechsundzwanzigsten und in der nächsten Sprache auch mit dem hohen Schwunge gesprochen, welcher das Element der Liebesdichtung würdig ist und für die ihn der Franz gebührt, den ihm seine Zeit geriet hat und den ihm auch die Nachwelt nicht verlagern wird.“

(Die Fortsetzung folgt.)

## Eisenhuth'sche Stiftung.

Der im Jahre 1826 verstorbene königl. sächs. Postath und Kreisamtmann **Wilhelm Christoph Eisenhuth** hat, mittels eines bei dem Kreisamte Leipzig niedergelegten Codicills d. d. 27. März und ins. den 23. Mai 1822, ein Capital von 2500 Thaler zu einer Stiftung akademischer Preisaufgaben für angehende Juristen ausgesetzt und dessen Verwaltung dem unterzeichneten Collegium übertragen, dabei aber, neben andern nicht hierher gehörigen Bestimmungen, Folgendes verfügt:

a) Der Preis für diejenige Schrift, welche die aufgestellte Preisfrage sowohl in Ansehung des Ausdrucks als der Sache selbst am genügendsten beantwortet hat, soll, für jetzt und von einer möglicherweise künftig eintretenden Erhöhung desselben abgesehen,

**Funfzig Thaler im 20-Guldenfuß**

betragen.

b) Wer um diesen Preis sich bewerben will, muß wenigstens drei Jahre und unter diesen zwei Jahre in Leipzig die Rechtswissenschaft studirt, darf jedoch nicht über zwei Jahre die Universität, welche er zuletzt frequentirt hat, verlassen haben. Auf den persönlichen Aufenthalt in Leipzig zur Zeit der Bewerbung kommt nichts an. Auch die bereits erfolgte Anstellung des Bewerbers in irgend einem bürgerlichen Verhältnisse ist kein Hinderniß, wenn nur zur Zeit, in welche die Bewerbung fällt und deren Anfang nach dem Tage der Aufgabe zu beurtheilen ist, nach nicht zwei Jahre seit der Beendigung der akademischen Laufbahn verfloßen sind.

c) Die eingereichten Abhandlungen müssen in lateinischer

Sprache abgefaßt, reinlich und leserlich geschrieben sein und dürfen bei nicht allzu weitläufiger, aber auch nicht allzu enger und kleiner Schrift, nicht über zwölf geschriebene Zeilen in gewöhnlichem Schreibpapierformat betragen. Widrigensfalls können sie, wenn sie auch des Preises würdig befunden werden, sofern nicht außerordentliche Umstände eintreten, wenigstens nicht zum Abdrucke auf Kosten der Stiftung befördert werden.

Wir bringen daher zur öffentlichen Kenntniß, daß für dieses Jahr als Gegenstand der Preisaufgabe eine Abhandlung

**De Actione Pauliana**

bestimmt worden ist. Dabei wird bemerkt, daß die zu fertigenden Arbeiten bis zum letzten Mai 1856 bei dem Facultätssecretär Weber unter dessen Adresse versiegelt eingebracht oder mit der Post an denselben portofrei eingeschickt werden müssen, daß das erste Blatt mit einem Motto zu beschreiben, das Vor- und Zuname des Verfassers aber nebst der Angabe seines Vaterlandes und gegenwärtigen Aufenthalts, auch nach Befinden seiner dormaligen Anstellung, in einem besonders und zweifach versiegeltem Zettel dem Aufsatze unmittelbar beizulegen ist, indem Derjenige, welcher diese Vorschrift nicht befolgt, nach §. X des fraglichen Codicills sich des Anspruchs auf den Preis verlustig macht; endlich daß im Monat September 1856 die Preisvertheilung vorgenommen werden wird.

Leipzig, den 8. Mai 1855.

**Die Juristenfacultät zu Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **J. G. Brockhaus** in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 22.

31. Mai 1855.

Inhalt: Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen. Von Hermann Marggraf. Zweiter Artikel: Dietrich Christian Grabbe. — Volkskalender für das Jahr 1855. Von Emanuel Rauff. — Julie Bürow, Bilder aus dem Leben. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Zweiter Artikel. \*)

Dietrich Christian Grabbe.

Grabbe's Leben und Charakter von Karl Biegler. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 1 Thlr.

Als im Jahre 1836 der Tod Christian Grabbe's in den Blättern gemeldet wurde, schrieb ich einen kurzen Artikel über ihn im „Berliner Conversationsblatt“, an dessen Schlusse ich äußerte: „Vieles dürfte in Grabbe's Bildungs- und Verwüstungsgänge dunkel sein. Wir wünschten von seinem künftigen Biographen, der Alles nur nicht vornehm sein darf, Aufklärung.“

Diesem Wunsche ist nun nach nahe zwanzig Jahren durch Karl Biegler, der Grabbe's Eigenthümlichkeiten durch genauen, bis zu seinem Tod fortgesetzten persönlichen Umgang gründlich kannte, Genüge geschehen. Karl Biegler schreibt nicht vornehm, im Gegentheil ziemlich vulgär, wie es der Persönlichkeit des Geschilderten vielleicht angemessen ist, und er verschafft uns über den ebenfalls merkwürdigen Dichter Aufklärung in größerer Fülle und Ausdehnung, als uns selbst fast lieb ist. So schauerlich hätten wir uns die Abgründe in Grabbe's Wesen und Lebenslauf, selbst nach Duller's und Immermann's fragmentarischen Mittheilungen über Grabbe, nicht einmal gedacht. Ob freilich ein Biograph die Befugnis und das Recht habe, so rücksichtslos und ungeachtet die Geheimnisse des Privatlebens einzudringen, die Familien- und Ehemisterien bloßzulegen und uns so mit den widerwärtigsten und gemeinsten häuslichen Zuständen nicht zu verschonen; das weiß ich nicht und glaube ich nicht. Doch ist dies ein Punkt, auf den ich noch im Verlaufe dieser Betrachtung zu sprechen kommen werde.

Insbesonderst drängt sich die Frage auf, ob Grabbe überhaupt noch eine so ausführliche Biographie verdiene, ob damit der Welt und der Literatur ein Dienst geleistet werde.

Der Verfasser dieser Biographie gesteht sich selbst, daß der günstigen Aufnahme derselben Manches entgegenstehe; denn, fügt er hinzu, „seine Schriften sind in neuerer Zeit sehr in den Hintergrund getreten und eigentlich mehr nur den Literaten und Literaturhistorikern bekannt“. Aber mit vollkommenem Recht bemerkt er sodann:

Gleichwol mag diese Biographie, wenn sie in die Welt hinaustritt, doch noch an vielen Stellen willkommen heißen werden und sollte es auch nur aus einem psychologischen Interesse geschehen, um nämlich einmal einen tieferen Blick in die innere Entwicklung der Seelenzustände Grabbe's zu thun und dadurch sich zugleich das eigentliche Wesen jener excentrischen Geister, wie Richard Savage, Hölderlin, Heinrich Kleist und Nikolaus Lenau \*) zu erklären, das noch immer ein Räthsel geblieben ist. Ueberdies bin ich überzeugt, sie kann einen wahrhaft tragischen Eindruck kaum verfehlen, da sich hier ein Leben in Verirrungen und Kämpfen müde ringt, das, mit den glänzendsten Gaben ausgestattet, zu dem Höchsten und Größten berufen schien und deshalb trotz aller Bizarrieten eine wunderbare Anziehungskraft behielt, sodaß der stille Beobachter desselben sich ebenso wenig wie Ophelia bei Hamlet des Schmerzensrufs enthalten konnte: „Ach, welcher große Geist ist hier untergegangen.“

Ein Lebenslauf wie der Grabbe's ist unter allen Umständen psychologisch interessant und lehrreich, und verdient beschrieben zu werden, selbst wenn Grabbe minder begabt gewesen wäre. Grabbe ist uns nicht aber bloß als Einzelercheinung interessant, sondern auch als Repräsentant einer ganzen excentrischen Richtung im Leben und Dichten, die freilich Keiner so wie er bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgte. Sein Einfluß war seiner Zeit durchaus nicht gering, und wenn man ihm glauben will, ist er selbst auf die eigenthümlich witzige Manier Heine's, mit dem er ja in Berlin in nahen

\*) Die Zusammenstellung Grabbe's mit den genannten Dichtern ist wol keine ganz glückliche. Die Unverträglichkeit mit dem Leben wie es ist, das Genialitätsfieber und eine gewisse geistige Narbe hatte wol Grabbe allerdings mit Hölderlin, Heinrich von Kleist und Nikolaus Lenau gemein; sonst aber waren diese Drei von ganz anderer Charakterbildung und auch andern Lebensgewohnheiten; sie gehörten einer idealern Welt an.

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 18 d. Bl. — Lit. Rev. 1855. 22.

und vertrauten Beziehungen stand, nicht ohne Einfluß geblieben. In der That sind jene grellen und schneidenden, ganz unvermittelt aufeinandergefügten Contraste zwischen Ernst und Ironie, Erhabenheit und Cynismus, jene diabolischen und oft schmutzigen Selbstverhöhnungen des Gefühls, wie wir sie nur in mehr lyrischer und gräßlicher Form bei Heine treffen, echt Grabbe'sch. Jenes Ringen und Streben nach dem Kolossalen, Gewaltigen, Uebermenschlichen, dem wir bei manchem Jüngern der Zeitgenossen Grabbe's begegnen (z. B. bei Georg Büchner und Friedrich Hebbel, der ihm wol am nächsten kommt, ihn aber an künstlerischer Durchbildung übertrifft), läßt sich ebenfalls auf Grabbe's Einfluß zurückführen. Es ist wahr, daß Grabbe kaum Etwas geschaffen hat, was als Kunstwerk dastände und als Ganzes irgend einen befriedigenden Eindruck gewährte; man müßte denn das von wirklich übermüthiger Laune und prächtigem Humor übersprudelnde Lustspiel: „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, ausnehmen, welches uns nur bedauern läßt, daß er diese Seite seines Talents nicht mehr cultivirt hat. Die anspruchsvolle Mittelmäßigkeit zu geisteln war Keiner so ausgerüstet als Grabbe. Gerade für unsere gegenwärtigen Literaturzustände fehlt uns diese scharfe Grabbe'sche Hechel. Aber auch in seinen Tragödien, so bizarr, so fragmentarisch, so zerrissen und zerklüftet sie vor uns stehen, waltet doch immer eine großartige geschichtliche Auffassung und zum Theil selbst eine prägnante, echt dramatische, derbe Charakteristik, namentlich in seinem Entwurf gebliebenen „Marius und Sulla“, in den Höhenpausentragödien und im „Hannibal“, der in einer höchst wirksamen dramatischen Kell- und Lapidarschrift hingeworfen ist. Wir begegnen bei ihm oft überraschend gewaltigen, großartig wirkenden einzelnen Scenen und Gedanken, die nicht verbieten, daß man diese knorrigen aber kernhaften Urwaldstämme über dem jüngern, allerdings von größerer Cultur zeugenden dramatischen Nachwuchs vergißt. Das Pathos ist oft ebenso wahr als schön und aus dem Innersten quellend; wir greifen nur auf Gerathewohl folgende Stelle aus dem „Herzog von Sachland“ heraus:

Sieh, ringsum wird's mir Nacht — ausgelöscht  
Sind mir die Leuchthürme des Lebens:  
Die Liebe, die die Gegenwart umglänzt,  
Die Hoffnung, die die Ferne rasig schmückt,  
Des Ruhmes Kränze, welche funkeln an  
Den Sternen hängen, Jugend, die  
Den Märtyrer im Sterben noch verküßt,  
Die Sonnenberge der Unsterblichkeit,  
Auf die der Erdewand'ler blickt  
Im Unfluchsturm — sie alle leuchten mir nicht mehr. — Und  
Ich weine nicht? So stürzet euch,  
Ihr Felsen, die ihr um mich herseht,  
Zermalmend auf mein eh'nes Herz,  
Bis daß es Weh empfindet!  
Berstet es, ihr Stämme des Gewissens  
Und laßt es zu einer Wüste!  
Hör du mir weinen, Meer!

So etwas kann nur ein echter Dichter schreiben, der sich auf mehr versteht als auf die bloße elegante Fäçon

und den glatten Firniß erkünstelter Leidenschaft. Ueberhaupt möchten wir bemerken, daß Grabbe zwar leider in seinen Producten ziemlich oft gottelasterlich cynisch, aber niemals eigentlich frivol und lasciv ist, daß vielmehr ein grandioser Ernst und ein wahrhaft tragischer Schmerz, wenn auch mit zunehmender und schneidender Ironie gepaart, ihnen den Stempel der Größe ausdrückt; einer Größe, wie man sie etwa bei dem Anschauen gestürzter und durcheinandergeworfener mächtiger Tempeltrümmer empfindet.

Sehen wir nun zu, wie es kam, daß dieser Dichter im Grunde nur gewaltige Fragmente und Trümmer hinterlassen hat, welche in ihrer Durcheinandermischung zeigen, daß es sich hier um ein zwar mächtiges, aber in sich zusammengebrochenes Talent und ein verunstaltetes Dasein handelt, das in sich versank, weil es eines im höhern Sinne sittlichen Standpunktes entbehrte oder vielmehr aus Genialitätscaprice entbehren wollte.

Grabbe war der Sohn des detmolder Nachtmeisters und auf dem Buchthofe geboren. Die Wohnzimmer lagen neben und über den Zellen, in welchen Verbrecher eingesperrt saßen, und um zu ihnen zu gelangen, mußte man an Schildwachen und mit eisernen Stangen verriegelten Thüren vorübergehen. Solche Umgebungen haben, wie man weiß, etwas Unheimliches und Drückendes, und sind nicht sehr geeignet, das Gemüth zu einer heitern Anschauung des Lebens zu stimmen. Grabbe äußerte später einmal zu Immermann: „Ach, was soll aus einem Menschen werden, dessen erste Erinnerung die ist, einen alten Wächter in freier Luft spazierengeführt zu haben.“ Seine Aeltern waren wackere Leute; sein Vater, der noch lebt und an der er stets mit großer Ehrfurcht hing, hatte etwas Energisches, Thätiges, Rühmendes, doch auch Hartiges und Leidenschaftliches. Die Bezeichnung Duller's, daß sie dem kleinen Christen des Nachts beim Schlafengehen betäubende geistige Getränke einflößt habe, um ihn einzuschläfern, stellt Ziegler entschieden und mit Enttäuschung in Abrede. Eine Erzählung, wie sie etwa einem frankfurter Patriciersohn erzählt wird, konnten seine Aeltern ihm begreiflicherweise nicht geben; doch besuchte er das detmolder Gymnasium, und zeichnete sich hier bald durch Intelligenz, Phantasie, selbst originellen Witz und als feuriger Declamator aus. In einer der oberen Classen den Schülern die Stellung gestellt war, ein Märchen zu schreiben, lieferte er eine so phantastische und sinnvolle Arbeit, daß der Lehrer, der auch als pädagogischer Schriftsteller bekannt war, ganz verwundert ausrief: „Grabbe, haben Sie das her? Es ist ja, als ob man etwas von Shakespeare oder Calderon läse.“ Schon damals mußte er sich an die Ausarbeitung einer Tragödie: „Der Schatzprinz“, aus der später manche geniale Stellen in dem „Herzog von Sachland“ übergegangen sein sollen. In gleicher Zeit blühten sich aber bei ihm auch manche Wunderthätigkeiten und Sonderbarkeiten aus, die schon damals Allen auffielen, welche mit ihm persönlich in sehr unterhielten.

Im Jahr 1820 ging er nach Leipzig, mit der Absicht die Rechtswissenschaft zu studieren. Er studierte aber sehr wenig, trieb sich vielmehr in den Kaffeehäusern umher, machte schlechte Witze über Theater und Schauspieler; mag sich dem Genuß spiritueller Getränke und Künste, wie sein Biograph bemerkt, „auf seine Gesundheit los in einer Weise, die auch die stärkste Natur schien ruinieren zu müssen“. Wir halten aus mehrfachen Gründen gerade Leipzig für den unglücklichsten Ort, den ein junger Mensch von den Charakteranlagen und literarischen Präensionen wie Grabbe überhaupt wählen konnte. Eine kleine gemüthvolle Unversitätsstadt in anmuthiger landschaftlicher Umgebung, fern von literarischem Klatsch und leichtem Theatergeschwätz, ohne Kaffeehäuser und ohne überall sich aufdrängende belletristische Journalisten würde ihm viel ersprießlicher gewesen sein. Sie in der modernen Welt überhaupt wunderbar weit verbreiteter krankhafter Ehrsucht wird von allen Seiten umhüllt, ohne doch Befriedigung zu finden; man hält sich mindestens für einen Ebenbürtigen Shakespeares oder Goethes; man glaubt überall um sich her bloße Mittelmaßigkeiten zu erblicken; man möchte Bewunderung finden, ohne noch etwas geleistet zu haben; man fühlt sich zurückgesetzt und verkannt — zumal wenn man schon auf dem Gymnasium von dem Lehrer der deutschen Sprache mit Shakespeare und Calderon zusammengestellt wurde —; man rächt sich dafür an der Menschheit durch nachtheiligen Spott und Hohn und man sucht sich durch den Genuß berauschender Getränke in eine Ekstase zu versetzen, in welcher die angeborene Genialität zum vollen Ausbruch kommt, um zuletzt in Stumpfheit und Trägheit zu versinken.

Grabbe hatte in Leipzig den wunderlichen Einfall, Schauspieler zu werden, und trug diesen Wunsch dem Professor Amadeus Wendt vor, dem es jedoch glücklicherweise gelang, ihn von diesem Gedanken wieder abzubringen. Indes wurde dieser Versuch Veranlassung, daß ihm Grabbe von seiner Tragödie „Der Herzog von Gothland“ Mittheilung machte, deren Kühnheit Wendt lebhaft interessirte. Er wurde durch Wendt bei Bölig und Hammer eingeführt und war auf dem besten Wege, sich zu leipziger Literaten auszubilden, als er plötzlich, man weiß nicht warum, im Jahre 1822 Leipzig verließ und nach Berlin übersiedelte.

In Berlin wurde er der Abgott eines Kreises von Dilettanten, die seinem Genie in einer Weise schmeichelten, daß er an seine Kellern schreiben konnte: „Mein Werk („Der Herzog von Gothland“) fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirbelig vor Bewunderung werden.“ Bald wurde er auch mit Dilettanten und Literaten vom Handwerk, darunter Köchy, Ludwig, Robert, von Nechtrig und Heintich Felne bekannt. Die einzigen derselben führte er nun ein toll-geniäles Leben, für das sich jedoch in den damaligen Verhältnissen wenig und in der herrschenden Stimmung wenige Erleichterung finden läßt. Die Romantiker hatten dem Dilettanten manchen Trost versetzt und unter den jün-

geren Talenten die Ansicht zur Geltung gebracht, daß man, um genial dichten zu können, auch genial leben müsse. Die humoristisch-poetischen Bechgelage Hoffmann's, Ludwig Devrient's und ihrer Kumpane galten dabei den jungen Leuten als Vorbild. Es gab höchst ordentliche Rächte und Geheimeräthe in Berlin, welche von diesen tollen Nächten ganz entzückt waren, wenn sie es einmal über ihren Geldbeutel und ihren bürgerlichen Verstand gewonnen hatten, an einem Eckisch in der Trinkstube von Lutter und Wegener Platz zu nehmen, einen solchen Schoppen zu schlürfen und diesen Wigen und genialen Einfällen in stiller Andacht und Bewunderung zu lauschen. Man muß in diesen Umgebungen, selbst noch in späterer Zeit, gelebt haben, um begreifen zu können, wie sich dieser Ton auf die jüngern Talente fortpflanzen konnte, wenn freilich auch vergeßert und häufig aus der Trinkstubenorgie in die Straßenorgie übergehend. Hierzu denke man sich den Gegensatz der nüchternsten Philisterhaftigkeit, der dünnsten ästhetischen Verfeinerung und des häufig geschraubtesten, verschönertesten und dabei anspruchsvollen Gesellschaftslebens, um sich solche Erscheinungen naturgemäß erklären zu können. Wenn ein junger talentvoller Mann diesem oder jenem Autor von Namen seinen Besuch machte und auf ein menschliches Entgegenkommen rechnete, statt dessen aber auf eine Kühle, abweisende, jedes Wort auf die Goldwaage legende Goethe'sche Vorurtheilhaftigkeit stieß, die eben nur einem Mann wie Goethe wohlanständig war, so ist es kein Wunder, wenn er in exceptionellen Kreisen Erholung und Erfrischung suchte, in denen sich doch ein wenig auch immerhin stürmischer, doch lebendiger Wellenschlag offenbarte. Wenn man sich eine Einzelercheinung wie Grabbe psychologisch nicht erklären zu können scheint, wie will man sich da das Schauspiel erklären, welches unsere großen Städte in einigen Momenten zur Zeit der politischen Aufregung boten? oder die unzähligen Abnormitäten in der Weltgeschichte überhaupt? Oder wie will man nur manche Gewohnheiten und Gebräuche unserer Studenten, die man ganz naturgemäß findet und als ein sich von selbst Verstehendes mitmacht, obgleich sie mit der eigentlichen Aufgabe des Studirenden in directem Widerspruch stehen, in die allgemeine bürgerliche Ordnung einpassen? Das Leben ist für Jeden lang genug, Thorheiten zu begehen, aber nicht für Jeden lang genug, sie wieder gutzumachen. Für die meisten von Grabbe's Genossen war jene berliner Studierzeit nur eine Durchgangsperiode, vielleicht sogar ein reinigendes Purgatorium; in Grabbe brannte sie wie ein höllisches Feuer nach, das ihn allmählig verkohlte. Wenn wir ihn eines Mangels an sittlichem Halt zeihen, so trifft dies nicht sowohl jene leipziger und berliner Dilettanten, als vielmehr seine spätere Lebensperiode, die ihn in Verhältnisse stellte, welche nur zu geeignet sind, Jedermann zur Verirrung zu bringen. Der Drang der Genialität, sich auszutoben, kann nur für gewisse Perioden, in denen man noch halb oder ganz außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft steht, zur Entschuldigung gelten.

Um von dem Ton, der in jener Genossenschaft herrschte, eine Probe zu geben, theilt Ziegler ein paar Briefe von Gustorff und Ludwig Robert mit, welche dieselben an Grabbe richteten, als er Berlin verlassen hatte und nach Dresden gegangen war. Folgende Stelle aus einem Briefe Gustorff's möchte einigermaßen von allgemeinerem Interesse sein:

Lange lag Heine in seinen erfindungsreichen Netzen, die Tage zählend und wiederzählend, schmachtend gleichsam nach dem Augenblicke, da seine Tragödien bei Dümmler zum Fenster hinausgucken. Endlich gucken sie und zwar, wie wir vermutheten, nicht um Gotteswillen, und da sah man nun am Tage dieser Offenbarung Heinrich's ungefallige Gestalt selbstgefällig unter den Linden mit Armenfünderwänglein, über welche neidische Glat sich ergoß, sobald er vor dem Duodez, Brodhaus vorbeipariphetisirte u. s. w.

Manche Stellen dieser Briefe sind in unsern Blättern gar nicht mittheilbar.

Grabbe's bekannten, halb verrückten Brief an den damaligen Kronprinzen von Preussen und seinen Aufenthalt in Dresden, wo er, wie es scheint, sich Hoffnung darauf machte, durch Tieck's Vermittelung als Regisseur am Theater angestellt zu werden (Grabbe als Regisseur!), übergehen wir, da man ohnehin von seinem dresdener Aufenthalt nicht viel weiß. Von Dresden kam er im Juli 1823 wieder nach Leipzig. Er hatte, wie er an seine Aeltern schreibt, vom königlichen Theater in Dresden 40 Thaler Reisegeld erhalten, um in Leipzig, Berlin und Braunschweig Buchhändlergeschäfte für sich und Tieck abzumachen. Man kann sich denken, wie Grabbe sich des ihm gewordenen Auftrags entledigte! Er blieb sechs Wochen lang in Leipzig liegen, bis das Geld verthan und er genöthigt war, seine zu nachsichtigen Aeltern wieder um fünf Louisd'or zu bitten. Dem Rath Blümner, der Interesse an ihm gefunden und ihm Aussicht auf eine Anstellung in Leipzig eröffnet hatte, falls er sein Rechtsexamen machen wolle, begegnete er im höchsten Grade ungezogen; und entschuldigte sich dann gegen seine Freunde damit, die Tochter Blümner's habe eine harte Leinwand zu ihm gesagt, man habe ihn fesseln wollen, und das sei ihm zuwider gewesen. Aehnlich behauptete er später, Tieck habe ihm seine Tochter verheirathen wollen und fügte dann hinzu: „O die! Aber klug ist sie! Die schreibt alle das Zeug, was Tieck herausgibt. Wenn ihr Tieck heute die Idee angibt, so hat sie morgen zwei Bogen fertig.“

Kleinlich, geknickt und verwüthet kam er nach seiner Vaterstadt zurück. Schon in seinem Aeußern verräth sich eine betrübende Gleichgültigkeit und sein Costüm war auffallend vernachlässigt. Wenn ihn einer seiner Bekannten herzlich begrüßte, pflegte er mit einem gelangweilten und gleichgültigen Gesicht zu sagen: „Sieh, ich möchte, du wärest schon längst gestorben.“ Dennoch ermannte er sich so weit, um wirklich sein Examen zu machen; aber die Bemühungen seines Vönners, des Archiduch's Klostermeier, ihn als Gehülfen bei der Bibliothek anzubringen, scheiterten, und es war nun, als habe er allen Lebensmuth verloren. Oftmals schrieb er nieder:

„Wäre ich todt, es wäre mir lieb; lebte ich nie, es wäre besser.“ Es mußte weit mit seiner Zerrissenheit gekommen sein, wenn er, der von seiner Begabung in so hohem Grade eingenommen war, doch den Glauben an seine Mission verloren hatte und lieber nie geboren zu seih wünschte. Er war sich bei all seinem Talent doch selbst zur Last, und aller literarische Ruhm, den ihm gerade jetzt seine rasch aufeinanderfolgenden dramatischen Productionen eintrugen, konnten ihn für den gestörten Hausfrieden seines Innern nicht entschädigen. Vielleicht mochte er sich doch in manchen Augenblicken im Geheimen gestehen, daß, ganz abgesehen von selbstverschuldeter Verwüstung, sein Talent von Hause aus Lücken und Brüche habe, die ihn immerdar hindern würden, jemals die Harmonie und Vollendung zu erreichen, ohne die ein Dichter bei dem größten Genie doch niemals etwas wird schaffen können, was der Prüfung und dem Geschmack von Generationen muthig ins Auge zu sehen wagen darf.

Grabbe erhielt, wie man weiß, um diese Zeit eine Anstellung als Auditeur bei dem lippe'schen Militär, lebt in auskömmlichen Verhältnissen, war „sehr elegant und nobel“ eingerichtet und genoß eines Ruhms, der sogar die guten Detmolder blendete, sodaß er an allen öffentlichen Orten der Gegenstand der Aufmerksamkeit war und auf ihn wie auf das Wunder der Stadt hingewiesen wurde. Aber Grabbe achtete die Detmolder zu gering, um sich hiervon sehr geschmeichelt zu fühlen. Sein Streben ging noch über die natürliche Grenze seines Talents hinaus; er genügte sich nicht, und fühlte auch nicht das Vermögen in sich, den Anforderungen, mit denen er sein Talent quälte, jemals genügen zu können. Immer wählte er kolossale, womöglich auch militärische Stoffe (Grabbe bildete sich bekanntlich auch ein, ein bedeutendes Feldherrntalent zu besitzen), die dramatisch zu bewältigen ganz unmöglich war, wie dies unter Anderm sein „Napoleon“ beweist. Die Resultate seines durch Debauchen und vielleicht auch geheime Vorwürfe gestörten Denkens sprangen nur noch fragmentarisch und ruckweise heraus, wie wie metallische Steine bei dem Ausbruch eines Vulkan. Man stand damals in der Byron'schen Periode; die Byron'sche Zerrissenheit war Mode geworden; jeder literarische Hungerleider in Deutschland wollte etwas von Byron in sich haben, leider aber fehlte die Lordschaft in jedem Sinne des Worts. Man hatte Grabbe's vielfach mit Byron verglichen. Grabbe aber fühlte die ungleichere Luft, die zwischen einem englischen Lord, der in den Genüssen Venedigs schwelgte, und einem Auditeur in Detmold lag, und er suchte sich nun an dem Schicksal und der Menschheit durch Cynismen zu rächen, die er nach allen Richtungen der kleinen detmoldischen Welt hinausgeschleuderte. Er malträtirte die detmolder Schauspieler in bissigen Recensionen, er fand z. B. an Lörping, dem später so beliebte gewordenen Componisten, nur eine gewisse „marqueurartige“ Gewandtheit zu loben, und die Schauspieler rächten sich an ihm dadurch, daß sie ihn in seiner ganzen wunderlichen persönlichen Erscheinung auf der Bühne copirten. Dies war ein tödtlicher Schlag

für den stolzen Grabbe, und vergebens verlangte er während der Aufführung des Stücks von der Intendantur, daß sie die Aufführung sistire. Bald darauf brachten ihm aber dieselben Schauspieler eine Nachtmusik, und nun lud er sie zu sich, ließ Burgunder und Rheinwein reichlich fließen, und die größte Vertraulichkeit trat an die Stelle der Feindschaft. Grabbe hatte allen Halt verloren, wenn er ihn je befehlen hatte. Die burlesksten Joten und cynischen Witze, mit deren Mittheilung Ziegler das Papier seines Buchs verunreinigt, drängten sich in seinen Unterhaltungen, und doch fand er für sie ein Publicum, welches sich daran ergözte und ihn in seiner Liebhaberei befestigte. Doch mischen sich auch in diesen widerwärtigen Wust manche wirklich drollige Scenen ein, die von einer gewissen genialen Gutmüthigkeit zeugen, deren Mittheilung wir uns jedoch aus gebieterischen Raumrücksichten versagen müssen. Mit den Briefen seiner ehemaligen Freunde, z. B. Uechtritz, sprang er sehr unglücklich um; in der Regel legte er sie ungelesen und unbrochen beiseite, was freilich der kürzeste Weg war, sich der Mühe ihrer Beantwortung zu überheben. Offenbar war die Thätigkeit seines Gehirns, trotz der vielen wunderbar durchschlagenden Lichtblicke, in Confusion, sein ganzes Körpersystem zerrüttet. Nicht nur die gebrannten Wasser waren ihm zu Kopf gestiegen, auch sein Egoismus, seine Selbstvergötterung, weil er keinen andern Gott konnte neben oder über sich. Hiermit stand er freilich nicht allein. Es gab und gibt auch Andere, denen bei ihrer productiven Thätigkeit nur die Glorification ihres eigenen Ich am Herzen liegt, denen es gleichgültig ist, wie sich die Literatur im Großen und Ganzen entwickelt, die sich kaum darum kümmern, was um sie anflüht, gedeiht oder abwelkt und die daher bei dem letzten Zuge ihrer Feder nicht viel weiter sind als beim ersten. Sie gleichen den vielen Schauspielern der jetzigen Zeit, jenen dramatischen Musterreitern, die, ohne Rücksicht auf das Ensemble und selbst zu seinem Schaden, nur danach trachten, ihre Rolle im hervortretenden Hantelief auszuarbeiten; und leider hat sich das Publicum nur zu sehr daran gewöhnt, in Kunst und Literatur die im Augenblick renommierten Virtuosen allein zu beachten und zu applaudiren, der Gesamtentwicklung und dem Ensemble aber keine Beachtung zu schenken. Selbst die Kunst- und literaturreisenden Frauen zeigen sich von diesem Geiste des Egoismus ergriffen, wie unter Anderm der im Druck erschienene Briefwechsel zwischen der Verfasserin von „Gedwies-Castle“ und ihrem Verleger beweist, welcher den Gegenstand unseres nächsten Artikels bilden wird. Auch diese Dame hat fast immer nur den Blick auf sich gerichtet, und was sie sonst liest und beachtet, sind höchstens Schriften, welche ihr aus befreundeten Kreisen empfohlen und zugetragen oder von ihrem Verleger aus dessen Officin geschenkt werden.

Die Urtheile Grabbe's über mitstreubende Autoren, soweit er sich um Autoren überhaupt bekümmerte, lauteten daher meist sehr bitter und wegwerfend, so namentlich über Heine und Börne. Von Freiligrath weiß er nur

zu sagen: er sei noch aus der Matthiessen'schen Schule, oder: er sei wirklich „ein guter Junge“, mache aber auch Phrasen. Doch mag man sich dies noch gefallen lassen; wenn er aber Goethe's Faust einen „Lump“ nennt, oder einmal in die Worte ausbricht: „Ja, Tied; ja, ich bin größer als er, ich steige mit jedem Tage, er sinkt hinab“, so grenzt dies an Geistesverrückung.

Grabbe kam inzwischen auf den curiösen Einfall zu heirathen; wir müssen ihn curios nennen, denn zum Ehemann war wol Niemand so wenig geschaffen als Grabbe. Er verlobte sich erst mit einer jungen hübschen Detmolderin, Henriette, die es aber in seiner Gesellschaft nicht lange aushalten konnte, das beste Theil erwählte und die Verbindung löste. Grabbe erneuerte hierauf ein älteres, Henriettens wegen jedoch aufgegebenes Verhältniß mit dem Fräulein Klostermeier, nachdem deren Vater, der Archivrath, gestorben war. Diese Verbindung erneuerte sich, wie Ziegler erzählt, in folgender Weise:

Fräulein Klostermeier war von der Zeit her, wo der Vater des Dichters Freiligrath als Unterlehrer am Gymnasium zu Detmold stand, mit dessen Familie sehr nahe befreundet, und hatte im Sommer 1831 vom jungen Dichter, der dazumal noch im „Mindener Sonntagsblatt“ seine Löwenmenagerie ausstellte und sich ein größeres Feld für seine literarische Thätigkeit wünschte, mehrere Gedichte, unter Anderm einen Traum von Konradin und Friedrich von Oestreich zugesandt erhalten, um sie Grabbe vorzulegen und dessen Empfehlung für einen größern literarischen Markt zu vermitteln. Sie hatte dieselben bei Uebersendung an Grabbe mit einem um so verbindlicheren Schreiben begleitet, da sie inmitten ihrer Mutter durch den Tod verloren und sich nun in ihrem Hause, welches sie allein bewohnte, etwas einsam fühlen mochte. Grabbe war dadurch gewonnen, und hatte das ihm gewordene Vertrauen dadurch erwidert, daß er seiner Freundin ein von ihm verfaßtes Gedicht „Barbarossa“, welches so recht seine damalige verzweiflungsvolle Weltansicht ausdrückte<sup>\*)</sup>, mittheilte. Seine persönliche Aufwartung war bald darauf erfolgt. . . .

\*) Dieses merkwürdige Gedicht ist nach dem Originalmanuscript, welches sich im Besitze des verstorbenen Schriftstellers Friedrich Schöf befand, in meiner literarhistorischen Sammlung: „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit“ (Leipzig 1848), abgedruckt worden, und zwar soviel mir bekannt zum ersten mal. Es ist ein Gedicht, wie es mit dieser zermalnenden Ironie nur Grabbe schreiben konnte. Dem Kaiser Barbarossa führt ein Traumgeist die Hauptbegebenheiten der Geschichte in rascher Folge vor. Er macht zu jeder seine Glossen, die seine ganze Verachtung gegen alles menschliche Treiben ausdrücken, und begreift nur zu schlafen. Endlich zeigt sich ihm auch im Traumgeist die Julirevolution von 1830. Barbarossa meint, schon halb in Schlaf versinkend:

Ja, Freiheit gut,  
Verlockend schön —  
Die Völker erheben sich, —  
Die Meere gebären vielleicht —  
Die Seelen der Erden,  
Der Sonnen  
Brechen empor und streiten vielleicht —  
Neue Götter,  
Unennbare Welten  
Dringen herein —  
Doch nie sind Gott und Welt und Mensch des Glüdes werth,  
Solang' Keiner sich selbst bekehrt!  
Breche die Welt —  
Ich will schummern — besser todt als erwachen,  
Solang' ich selbst nicht besser bin als — Barbarossa.

Die so eingeleitete Erneuerung des Verhältnisses führte zu einem Ehebündniß, welches für beide Theile höchst peinliche, für Grabbe fast vernichtende Folgen hatte. Wir haben schon erwähnt, daß uns Karl Ziegler mit einer fast beispiellosen Indiscretion und Rücksichtslosigkeit in alle scandalösen Scenen einweicht, welche zwischen beiden Ehegatten vorfielen, ohne den widerwärtigen und oft empörend rohen Ton irgendwie zu mildern, dessen sich beide Ehegatten in ihren Disputen beileigten. Ziegler gibt zwar zu, daß auch Grabbe dabei nicht von Schuld freisprechen war; aber offenbar ist die ganze Darstellung mit einer Animosität gegen Grabbe's Frau geschrieben, die ihresgleichen sucht und ihre Rechtfertigung nicht darin finden kann, daß die frühern, der „Hermannschlacht“ vorangestellten Mittheilungen Duller's mit einiger Animosität gegen Grabbe's Mutter, also mehr im Sinne der Lucie Klostermeier, Grabbe's Frau, geschrieben waren. Es ist möglich, daß eine andere Frau von liebevollem, hingebenderm Gemüth manche Klippen in Grabbe's Charakter und Lebensgewohnheiten glücklich umschiffen haben würde, aber sie würde doch früher oder später auf Klippen gestoßen sein, an denen sie bei der größten Vorsicht, sie zu umschiffen, gescheitert sein würde. Beide Naturen, immer mehr das Rauhe und Schroffe herauskehrend, stießen um so heftiger aneinander, da die Ehe kinderlos, mithin ohne versöhnendes und bindendes Mittelglied blieb. Namentlich handelte es sich, wie Ziegler behauptet, bei dem Bestreben der Frau Grabbe darum, die Ausschließung der Gütergemeinschaft herbeizuführen, weil, wie sie fürchtete, sonst von dem ganzen, ohnehin knappen Vermögen nichts übrigbleiben würde. Hierüber mußte Grabbe fast täglich Vorwürfe hören. Indes wollen wir unsererseits nicht dazu beitragen, alle Scandalgeschichten, die sich an dieses Ehegerwürfniß knüpfen, vor dem Publicum auszubreiten; obgleich wir, da wir sie ja bereits gedruckt vorfinden, dabei weniger Verantwortung hätten als der Verfasser, der zuerst von diesen Familiengeschichten öffentlichen Gebrauch machte; aber eine mehr scurrile Scene, die für Grabbe's halbtolltes Wesen in hohem Grade bezeichnend ist, können wir uns nicht enthalten mitzutheilen. Hier ist die Stelle, die zugleich von der derb-naturalistischen, auf allen stilistischen Reiz verzichtenden Darstellungsweise Ziegler's eine Probe sein mag:

Grabbe hatte lange Zeit viel Wesen aus einer Gule und einem Paar Enten gemacht, besonders von jener sprach er viel. Seher, der ihn besuchte, mußte das Thier betrachten. Als ich nun zu ihm kam, war er bereit, auch mich damit bekannt zu machen und lief in seinem rothgestreiften Nachteamisol mir voraus in die Küche. Hier nahm er von dem Fleische, welches zu Beefsteaks bereitet war, ein großes Stück, unbekümmert ob für den Mittagstisch etwas übrig war, ergriß eine Gabel und dann ging es in den gepflasterten Hof. Die Gule saß hier im Holzkast in einem Bauer; er nahm sie heraus. „Sieh mal, was der Satan für Augen macht, gerade wie meine Frau. Sie soll zu fressen haben, komm, komm, süßes Kind!“ Und damit stopfte er ihr unbarmherzig ein großes Stück Fleisch in den Hals, das er, als sie es nicht sogleich verschlucken konnte, mit der Gabel hinunterdrückte. Dabei sprach er, vor Vergnügen lachend: „Sieh, was der Teufel die Augen verdreht, aber — und er faßte sie unsanft — ich kann dich zwingen, ha,

ha, ha!“ Dann fiel ihm ein, sie solle spazierengehen, und er setzte sie auf die Erde, indem er sie an einer Schnur festhielt. Darauf wieder rief er: „Wart' einmal, da haben wir die Gule, nun wollen wir sie copuliren!“ Und er holte die letztere herbei und stellte beide Thiere nebeneinander. In carikierter Weise recitirte er eine Copulationsformel und verlangte von der Gule, sie solle „Ja“ sagen. „Krad!“ sagte sie. „Hör! Grabb, Grabb! Das ist ein Stich auf mich!“ „Ja“ sollst du sagen, versuchte Bestie!“ Und nun erhielt die letztere mit einer Holzsplatte unbarmherzige Schläge. Als er dies überdrüssig war, rief er: „Jetzt aber sollst du bei die Gule ins Bauer, wart', wart', ich will dich schon kriegen!“ und er setzte auch beide Thiere zusammen, in Folge dessen die arme Gule von der Gule übel zu gerichtet wurde. „Gehen Sie geschwind (rief Grabbe) einmal zu dem Herrn Pastor, er solle eine Copulation vornehmen; es ist eine Sünde und Schande, eine solche wilde Ehe!“ Mittlerweile war seine Frau in den Hof getreten und blickte mit einem stehenden schadenfrohen Lächeln in sein Treiben hinein. „Ja, ja, meine Frau geht gerade wie eine Gule, komm! — und hierbei griff er ihr nach dem Kopfe — komm, Ziegler, meinst Frau will dir gern einen Kuß geben, nun küß sie mal!“ u. s. w.

Es thut uns fast leid, dieser unheimlichen Narrenschaffen hier gedacht zu haben, da sie nur zu geeignet sind, alle Illusionen, die man etwa in Betreff Grabbe's noch haben könnte, zu zerstören. Diese müßte Abart von Humor, diese thier- und menschenquälerische Scurrilität bildete aber in Grabbe's Charakter einen so hervorstechenden Grundzug, daß wir glaubten, auch von ihr eine Probe geben zu müssen. Diese Züge, an denen das Buch fast überreich ist, erwecken vielleicht nur Schauder, während sie doch zugleich Mitleid mit einem so verwüsteten Gemüth erwecken sollten. Es war in den Tagen Grabbe's Brauth geworden, sich jeder gefühlvollen Aeußerung zu schämen und alle Sentimentalität, mit der freilich viel Mißbrauch in der Literatur getrieben worden war, zu verspotten und zu verhöhnen. Das Heilmittel dagegen wollte man in einer zur Schau getragenen Abwesenheit aller tiefern Empfindung erkennen. Als sanftern Regungen, Pietät, Mitgefühl, Menschenliebe im höhern Sinne wurden eines „großen Geistes“ nicht für würdig gehalten, was jedoch nicht hinderte (man denke an Heine!) seine individuellen Schmerzen und Leiden zu hätscheln, vor der Welt zur Schau zu tragen und ihr zuzumuthen, daß sie diesem gegenständ- und inhaltslosen Liebesjammer, mit dem der Dichter vielleicht sein Austerfrühstück würzte, ihre innigste Theilnahme schenke. Grabbe ging noch einen Schritt weiter, und er war darin ehrlicher. Er haßte diese kokette Emailmalerei des Schmerzes auch an sich. Er ersuchte jedes bessere weichere Gefühl durch rohen oft frechen Cynismus, der ihm dann freilich mehr und mehr zur zweiten Natur wurde. Er setzte die Stärke in die Gefühlslosigkeit und wurde darüber häßlich. „Aber jeder Mensch liebt eigentlich aus einem Doppelmenschen; wobei es denn auch kommt, daß wir oft an einem Menschen, den wir bis dahin für einen durchaus milden und sanften Charakter hielten, irre werden, wenn plötzlich in einem unbewachten leidenschaftlichen Moment etwas Dämonisches an ihm zum Ausbruch kommt, das uns scharf gegenübertritt, während wieder rohe und cynische Natur



ren und oft plötzlich ebenso sehr durch Ausrufungen eines edlern welchtern Gefühls überraschen. Diese Regungen der bessern Natur fehlten auch bei Grabbe nicht. Wir erkennen sie in der Bescheidenheit, zu der er, wenn man ihn richtig behandelte, sich außerordentlich geneigt zeigte; in mancher gemüthlicheren Aufwallung mitten unter den Fragen, die er dem Gemüth schnitt; in der augenblicklich aufrichtig gemeinten unbedingten Hingebung an Männer, die ihm in seiner Verwüstung Theilnahme zeigten oder heuchelten; und namentlich in der Anhänglichkeit, die er bis zu seinem Lebensende seiner Mutter treu bewahrte. In seinen Dichtungen feierte er in seiner Weise vorzugsweise hohe und große Charaktere; er begegnete ihnen im Leben nirgends, er erblickte keine, so weit er in der Geschichte der Mitwelt um sich sah; er fühlte sich abgestoßen; er verachtete die Welt wie sie war, und er trieb mit ihr sein höhnisches cynisches Spiel. In Ermangelung größerer Verhältnisse schlug er in der kleinen betrumelten Welt um sich, ärgerte seine Umgebungen und ließ, wie wir sahen, selbst an unschuldigen Thieren seinen tollten undarmherzigen Humor aus.

Es ging nun mit Grabbe in immer beschleunigterer Weise abwärts. Seine unordentliche Geschäftsführung, die einen förmlichen „Geschäftsbankrott“ (wie Ziegler sagt) zur Folge hatte, war Ursache, daß man ihm einen Substituten beordnete und später den ihm erteilten Urlaub in einen förmlichen Abschied verwandelte, um den er übrigens in ungeschicktester Weise selbst nachgesucht hatte. Grabbe verließ nun Weimold und ging nach Frankfurt, wo ihm der nähere Umgang mit Duller einigen Trost gewährte. Aber auch hier war ihm der Verkehr mit einer gewissen Sorte von Schönggeistern nachtheilig, die seinen Bigarrieren und Originalitäten als Ausbrüchen einer genialen Natur schmeichelten und an seinen Cynismen ihre Freude hatten. Und auch in Frankfurt mußte er Jemand haben, den er peinigte. Dies war seine Wirthin. Wenn sie auf seine Stube kam, schloß er ab, legte zwei Pistolen auf den Tisch und nöthigte sie, ihm aus Gesangbuch und Bibel stundenlang vorzulesen, während er auf dem Sopha saß und mit der ernsthaftesten Miene von der Welt die gottlosen Fragen dazwischenwarf. Die arme Frau suchte jetzt bei einem Bekannten Schutz gegen diese Quälereien, die auf einen durch und durch verführten Geisteszustand schießen lassen.

Auch in Frankfurt konnte es Grabbe nicht lange anhalten; er ging, wie man weiß, nach Düsseldorf zu Immermann, der sich in seiner Weise anfangs ganz anders gegen ihn benahm. Aber Immermann, eine vornehm gesehene Natur, war kein Umgang für Grabbe. Er führte ihn in seine Gesellschaften ein, und Grabbe zeigte sich eine zeitlang so gut es eben ging, ja manche Aufmerksamkeit, die man ihm erwies, scheinen ihm anfangs ein ganz neuer Reiz gewesen zu sein und ihn mit dem Gefühl eines gewissen Stolzes erfüllt zu haben. Auch vollendete er hier seinen „Hannibal“, in welchem eine dramatische Genialität noch ein mal mit siegender

Gewalt durchbrach. Er schrieb darüber an einen Freund: „Wir Deutschen verachten die französische Gelehrsamkeit so oft, und bei Gott, weist du, wer wir am meisten ausgeholfen hat? Der alte Rollin... Ich habe zu meinem Zweck mehr darin gefunden als im Schloffer. „Hannibal“ ist drei mal besser als Napoleon.“ Diesem Selbsturtheil Grabbe's kann man nur beistimmen.

Bald aber fühlte Grabbe, daß man ihn in diesen vornehmen Kreisen nur duddete, daß man ihn schonete, daß man sich zu ihm herabließ und höchstens an ihm wie an einer Specialität Interesse nahm. Immermann fing an schulmeisterlich gegen ihn aufzutreten, gab ihm, um ihn durch mechanische Beschäftigung vor Unstätigkeit zu retten, Rollen zum Abschreiben — wobei übrigens zu bemerken ist, daß Grabbe in einer Anwandelung selbstsamer Laune ihn einmal selbst darum gebeten hatte —, zeigte gerade keine große Sympathie für Grabbe's Dichtungen und benutzte ihn, um durch ihn das düsseldorfer Theater als eine Musteranstalt in ganz Deutschland empfehlen zu lassen. Zu diesem Zweck schrieb Grabbe unter Anderm bekanntlich eine selbständige Broschüre. Grabbe mit seiner gründlichen Verachtung aller deutschen Theaterzustände, mit seinem hochfliegenden Geist besaß sich als Leihposaunist Immermann's in einer gänzlich schiefen Stellung. Je mehr er merkte, daß Immermann ihn nicht als einen Ebenbürtigen, sondern als seinen ihm zur Dankbarkeit verpflichteten, tief untergeordneten Familiars betrachtete, desto mehr empörte sich sein Inneres gegen ein Verhältniß, das ihm von Tag zu Tag peinlicher wurde. Grabbe fiel abermals den Schönggeistern und Glaneuren in die Hände und machte sich in ihrem Kreise über Immermann lustig, um sich für das Drückende seiner Stellung zu entschädigen. Seine Sottisen wurden, wie dies so geht, Immermann hinterbracht, der darüber in den Proben oft wie außer sich gewesen sein soll, während dieselben Leute wieder Grabbe zutrugen, was Immermann über Grabbe gesagt hatte oder gesagt haben sollte. Ist das verächtliche Klatzschwesen schon unter den deutschen Literaten unerträglich, so ist es dies womöglich in noch höherm Grade unter Allen, welche mit dem Theaterwesen in Berührung stehen. Kurz, es kam nun zum offenen Bruch zwischen beiden Dichtern, und Immermann schrieb an Grabbe einen Brief, worin er ihm die ihm erwiesenen Wohlthaten vorrückte und ihn daran erinnerte, daß er, um seine Angriffe zurückzuweisen, die Gerichte anrufen könne.

Grabbe trug sich zwar zu der Zeit mit manchen Plänen: mit einem „Eulenspiegel“, der, wie er schrieb, „ein tolles lustiges Thier“ werden sollte; mit einem „Alexander dem Großen“, den er im „besten Verstand“ zu halten gedachte; und sogar mit einem „Christus“, von dem er versicherte, er werde in „erhabener Art“ gedichtet sein. Wir wollen in der That glauben, daß dies der Fall gewesen sein würde, wenn Grabbe zur Ausführung dieses Plans gekommen wäre. Denn Grabbe hatte trotz gelegentlicher Cynismen eine wirklich großartige Auffassung weltgeschichtlicher Charaktere und Katastrophen;

er dichtete nicht, wie er im Wirthshause unter den Schöngeistern sprach, um diese zu amüsiren. Aber diese Pläne sollten nicht zur Ausführung kommen; Grabbe versank in ein wüstes ödes Wirthshausleben, seine Krankheit nahm zu und zehrte seine äußere Hülle immer mehr ab; sein einziger, ihm noch übriggebliebener Freund, der Componist Burgmüller, eine in Denk- und Lebensweise ihm verwandte Natur, starb; seine belletristischen Freunde, treuloses Volk, liebten ihn gänzlich; er gerieth in die äußerste Selbstnoth, und so entschloß er sich zu dem schweren Schritte, „sein Ende, das ja doch nicht mehr lange ausbleiben könne, in seiner Heimat abzuwarten“. Nur gänzliche Hoffnungslosigkeit und Erschöpfung konnten ihn bewegen, diesen Schritt — zugleich den Schritt in sein Grab — zu thun.

Vollkommen gebrochen — was sich schon in seiner äußern Erscheinung ankündigte — kehrte Grabbe im Frühsommer 1836 nach Detmold zurück. Als man ihn sah, hieß es: „Der lebt keinen Monat mehr, es ist aus mit ihm. Er hat offenbar die Schwindsucht. Der verfluchte Rum!“ „Sieh, er fällt vor Märrigkeit um“, sagte der Eine. „No, no“, antwortete der Andere, „es geht noch ein mal. Ach, grad' wie ein Landläufer!“ Man sah es ihm an, daß er es nur noch wenige Monate machen würde; man hätte nun erwarten sollen, daß man ihn als einen Todtkranken behandeln würde; statt dessen verbrauchte man seinen Witz an ihm und machte sich über ihn lustig. Er war weicher als sonst; er hielt sich maßig, weil er nicht anders konnte; aber gerade weil er nicht mehr im Stande war, die Gesellschaft mit seinen Lazzi zu unterhalten, weil er nicht mehr die Kraft besaß, durch augenblickliche und treffende Replikten jedem Angriffe, jeder Neckerei zu begegnen, weil man einen abgelebten, gebrochenen, sterbenden Menschen vor sich hatte, gerade darum gab man dem Löwen Gelestritte und weidete sich an seinem Schmerz. Diese Gemeinheit ist von Karl Ziegler ohne Rückhalt und höchst charakteristisch und treffend geschildert. Zahlreich waren die Demüthigungen, die Grabbe zu erdulden hatte. So eines Abends, als er, von Einigen dazu aufgemuntert, auf den unglücklichen Einfall gerieth, im Gastzimmer seines Hotels unter Zechenden, Spielenden und Lärmenden die „Hermannschlacht“ vorzulesen, nachdem er vorher in seiner charakteristisch-originellen Weise bemerkt hatte: „Ja, Hermann's Thunselba wird wie die Meierfrau vom Sültehof, die Sache gefällt mir außerordentlich, und Alles ganz lebensfrisch; Detmold kommt auch darin vor, und wahrhaftig auf brillante Art.“ Man unterbrach die Lecture: „Setz doch das Lesen aus! Trinkt lieber; es ist ja doch nur Alles dummes Zeug!“ u. s. w. Er nahm verzweifelt sein Manuscript vom Tische, knöpfte es unter den Rock, brütete dumpf vor sich hin und sagte mit fast ins Weinen umspringender Stimme zu Ziegler, der zuletzt allein bei ihm geblieben war und ihm gerührt die Hand drückte: „O dieser Händedruck ist mir lieber als die ganze Welt! All meine Schreiberei ist Quark! Ich habe die Welt satt; ich wollte, daß ich todt wäre!“ Ein

neben Grabbe Wohnender hörte ihn dann noch in der Nacht in seinem Zimmer herumrasen und die schrecklichsten Verwünschungen ausstoßen; hörte, wie er den Fingern an einer Pistole in Bewegung setzte, hörte, wie er mit dem Rufe: „Rein, das wäre gemein!“ die Pistole gewaltsam auf die Erde schleuderte, hörte endlich, wie sich Grabbe aufs Bett warf und laut schluchzte und weinte.

Grabbe sollte den Kelch seiner Demüthigungen bis zur Reize leeren. Er wurde veranlaßt, aus dem Hotel, in welchem er bis dahin logirte, zu seiner Frau zu ziehen; er that dies aber erst, nachdem sich auf seine Veranlassung ein Polizeibedienter zu ihr begeben und ihr vorgestellt hatte: Grabbe sei so krank und elend; ob sie es denn dulden wolle, daß er unter fremden Händen oder ganz verlassen sterbe? Ueber seine letzten Augenblicke wollten wir kurz hinweggehen und nur einiges Charakteristische anführen. Man schickte einen Geistlichen zu ihm, um ihn an den Himmel zu erinnern. „Ja so, der Himmel!“ sagte Grabbe. „Herr Pastor, wissen Sie, wo's im Himmel aussieht? Ob wol' die Dämonen, Geister und die Kameele auch in den Himmel kommen? Ich glaube es, sie haben ja auch Seelen. Das wird einmal ein Leben im Himmel sein! Welch ein Gefraß und Gefrabbel, wenn sich das Alles durcheinander fragt und beißt und stößt und schlägt, all dies Gethier!“ Und so ging es in echt Grabbe'scher Weise fort. Grabbe's Mutter, welche kam, um ihrem Sohn die letzten Augenblicke zu erleichtern, wurde erst von seiner Frau mit heftigen Worten abgewiesen, kehrte aber dann unter dem Schutz des Kanzleiraths Petri, der sich um Grabbe in der letzten Zeit hochverdient machte, zurück; auch seine Frau gewann es über sich, an sein Sterbebett zu treten und ihn auf die Stirn küßend, von ihm Abschied zu nehmen. Seinen letzten Augenblicken wohnte sie nicht bei. Aber die Mutter saß an seinem Bett und sagte in ihrer plattdeutschen Mundart: „Sui Christian, Dui bist ja muin leuwe Christian — sui man getroßt, dui trigt a ja niu baule wuit bedder — sui, diu kümmt ja nit tom Vaddern — muin leuwe, leuwe Christian!“ Grabbe schien die Nähe seiner Mutter sehr wohl zu thun und er wandte sein sterbendes Auge nicht von ihr ab, gleich als ob er ihr seinen letzten Dank aussprechen wollte. Er starb am 12. September 1836 Nachmittags gegen 3 Uhr. Seine Witwe aber drückte ihre Freude aus, daß der „Unhold“ nun todt sei, obgleich sie ihm, als er in den Sarg gelegt wurde, das Haupt mit einem Lorbeerkranz schmückte und reichliche Thränen vergoß!

Selbst wenn es sich in diesem Buche nicht um das Leben und Sterben eines einst vielgenannten Dichters handelte, so würden wir an ihm doch ein interessantes Nachflut, eine schmerz- und lehrreiche Familiengeschichte aus dem bürgerlichen Leben, ein Stück Sittengeschichte haben.

Um eine Erscheinung wie Grabbe richtig zu beurtheilen; ist es nöthig, einen pathologischen Standpunkt zu nehmen und sich dabei an Goethe's Aeußerung zu

waren: „Man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Weise betragen sollen.“ Vieles, vielleicht das Nichtverschuldeten Grabbe's besondere körperliche Anlage, sein ihm angeborenes, von früh auf zu Wunderlichkeiten, Einbildungen und allerlei Capricen geneigtes Temperament und die eigenthümliche Organisation seines Talents; Vieles verschuldeten dann noch die Verhältnisse, die Umgebungen, in denen er geboren wurde, die Erziehung, die ihm zutheilwurde und gerade nicht die beste gewesen zu sein scheint, die Kreise, in welche er gerade zu der Zeit gerieth, wo sich der Charakter des Menschen zu entwickeln und eine festere Form anzunehmen beginnt, die Einflüsse, welche die in der schriftstellerischen Welt damals herrschenden Anschauungen auf ihn ausübten, der im Ganzen ziemlich energielose Charakter: der Zeit, gegen den auch geordnetere Geister als Grabbe in Opposition traten. Wäre Grabbe, selbst mit seinen körperlichen und geistigen Anlagen, der Sohn eines berliner Schmeichlers, oder eines weimarer Hofraths, oder eines frankfurter Bankiers, oder eines österreichischen Standesherrn statt der Sohn des Zuchtmeisters von Detmold gewesen, so würde er eben sich anders entwickelt haben und etwas Anderes geworden sein. Neben ihm haben manche Andere, ohne es vielleicht selbst zu wissen, am Rande desselben Abgrunds gestanden, Manche sind wie Grabbe in ihn versunken. Dies beweist doch, daß in der damaligen Bildung, die, außen geleckt und gefirnisset, innerlich gar sehr zum Cynismus und mephistopheischen Sarkasmus neigte, etwas Krankhaftes lag; denn wo es viele Ausnahmen von der Regel gibt, da ist anzunehmen, daß die Regel selbst nicht gesund ist. Das moderne Leben hat wol überhaupt Formen, gewisse Ceremonialgesetze, die man respectirt, aber keine einheitliche Grundform, welche die Menschen von selbst nöthigte, edel und gut zu sein und bei allen übrigen Fortschritten fehlt noch viel, daß die Vor des sittlich wie des künstlerisch Schönen das Leben durchdringen hätte. Daher die Unruhe, das Ungenüge, daher die vielen verlorenen Existenzen, die sich an dem Weltconflikt und zuletzt in sich selbst vergehen und diefer Ursache, diesem unausgeglichensein der Gegensätze bald auf politischem, bald auf religiösem, bald auf literarischem, bald auf socialem Gebiete zum Opfer fallen. Keinenfalls wollen wir, auf einem Lebenslauf wie den Grabbe'schen blickend, wie jener Pharisäer selbstbewußt an die Brust schlagen und rufen: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie Dieser!“ Und wenn wir uns schon glücklich preisen wollen, daß jetzt ein wüster oder sogenannter „geistlicher“ Lebenswandel nicht mehr zu den Hülfsmitteln gehört, um in gewissen Kreisen ein poetisches Interesse für sich wachzurufen, so wollen wir oder sollten wir uns doch hüten, in einen andern Fehler zu verfallen, nämlich den, die wenn auch sonderbaren doch großen und charakteristischen Leistungen eines Talents bloß deshalb geringzuschätzen, zu vergessen und verwerflich zu finden,

1855. 22.

weil man den Lebenswandel, den es führte, allerdings zu verwerfen und als abschreckendes Beispiel aufzustellen Ursache hat.

Germann Warggraf.

### Vollskalender für das Jahr 1855.

Das Volk als solches ist eine incommensurable Größe. Es handelt nicht mit Ueberlegung, sondern instinctartig; es läßt sich daher nie an sein Thun und Treiben der Maßstab des Verstandes anlegen. Die echten Propheten waren beinahe alle Männer des Volks; sie schämten sich des Geständnisses, dem Grund nicht angeben zu können, weshalb sie just so und nicht anders handelten, und versteckten sich hinter der Phrase: „Wir thun es aus göttlicher Eingebung.“ Das Volk, das sich selbst nie über sein Benehmen Rechenschaft zu geben weiß, ließ sich diese Deutung gefallen. Es ahnte und verehrte in einer solchen höherbegabten Persönlichkeit etwas Gleichartiges und doch Unausprechliches, und das ist eine alte Geschichte: gleich und gleich gesellt sich gern. Die Masse steht mit dem Genies, der just die Saite anzuschlagen weiß, deren Ton an der Zeit ist, in einem gewissen Rapport. Der Volksgeist in seinen tausend Abstufungen, vom nomadisch-reisenden Beduinen bis hinauf zum culturfinnigen Indogermanen je nach Verschiedenheit der Planetenstelle, aus der er speciell pflanzenartig hervordrückt, ist identisch mit dem Zeitgeist. Diese einfache und doch doppelte Größe spiegelt sich fortwährend in sich selbst. Es blicken viele in diesen Riefenspiegel, und leben dann in dem Wahne sagen zu können, was sie darin gesehen; vergessen jedoch dabei den Umstand, daß Spiegelbilder sehr häufig täuschen; da sehen nur Seher! Es bleibt daher der apodiktische Ausspruch: „Ich kenne mein Volk“, wer ihn auch immer im Munde führen mag, mehr oder weniger eine Annäherung; denn es lebt in der Vereinstkraft der Masse ein Etwas, dem gegenüber das geistreichste, schlagfertigste Individuum zum Unbedeutenden zusammenkrumpft. Dies stellt sich am klarsten heraus, wenn man die von einzelnen höchst energischen Männern erzielten Resultate mit dem historischen Auftreten der sich unerwartet erhebenden Volkskraft vergleicht. Man denke, um ein einziges Beispiel anzuführen, das wir hierorts freilich nicht weiter verfolgen können, an die urgewaltige Erscheinung der Völkerveränderungen. Kein Napoleon mit einer zahllosen Armee wäre im Stande, auch nur eine einzige, die kleinste derselben ins Leben zu rufen; so etwas kann nur die Volkskraft, der Volksgeist. Er macht die Weltgeschichte.

Es ist daher nach unserer Meinung eine ganz irthümliche Redeweise, zu sagen: „Das Volk ist ein Kind“, obwohl sie sich in der Umgangssprache eingebürgert hat. In diesem sogenannten Kinde schlummert mehr als sich die Gelehrten in ihrer souveränen Weisheit träumen lassen. Zwar haben mehrere derselben die Kluft, welche die mit der Hand und die mit dem Kopf arbeitende Classe voneinander scheidet, zu überspringen versucht, und insolge dessen ist von halbgebildeten Laien der Büchermarkt mit einem ganzen Schwall populär-wissenschaftlicher Werke, vorzüglich naturhistorischen Inhalts, übersät worden; ob jedoch diese gelehrten und ungelehrten Herren dabei die richtige Methode erwählt, ob sie den rechten Ton getroffen haben, das ist eine andere Frage. In der Regel stellt man sich dies viel zu leicht vor; es steckt gewöhnlich in diesen Büchern viel zu viel Universitätskram, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Diese Bücher sind ihrem stofflichen Gehalt nach unbedingt zu reich für das Volk. Man müßte dabei einfacher zu Werke gehen; diese Herren jedoch bauen fort und fort, ohne einen sichern Grundstein gelegt zu haben. Sehr häufig setzen derartige Bücher Kenntnisse voraus, die das Volk eben noch nicht hat. Es wäre manchem dieser populären Schriftsteller zu rathen, sich eher in den Volkskalendern ein bißchen umzusehen, bevor sie die Feder in die Hand nehmen. Ein Buch, das dem Volke nicht mündrecht gemacht wurde, wird ihm stets

ungenießbar bleiben. Bei dem oft ausgesprochenen Vorwurf, daß sich in unsern Tagen besonders die untersten Volksschichten, stark dem Materialismus zuneigen, wird also doppelt nothwendig auf die Erhebung und Läuterung des Gemüths dieser Classe hingearbeitet sein. Jedoch alle diese Bücher naturwissenschaftlichen Inhalts appelliren an den Verstand; man gibt sich einem Irrthum hin, wenn man glaubt, daß die profane Masse auf diese Weise aus dem Sumpfe des Genußes gezogen werden könne. Sie muß bei der Herzensseite gepackt werden; kein Volk ohne Herz, kein Volk ohne Gemüth! In Bildern und Gleichnissen muß zu ihm gesprochen werden; gesunder Witz und handgreiflicher Humor müssen dabei das Ihrige thun. Man erinnere sich an den allgemein beliebten Volksprediger Abraham a Santa Clara; warum war er seines Erfolgs gewiß? Weil er nie dem Fassungsvermögen seines Publicums eine zu harte Nuß aufbeißend gab; so muß mit Proletariern gesprochen werden, jedoch nicht, wie unsere populären Gelehrten mit ihnen reden: sie setzen ihnen Ideen in den Kopf, die ihr Gehirn nicht verdauen kann. Das Volk blickt im Vollgefühl seiner Kraft alles Gelehrtenthum ebenso verächtlich über die Achsel an, als ihrerseits die Großwüdrenträger der altersgrauen Pergamente auf die unwissende Masse stolz herabschauen.

Zwischen diesen zwei sich schroff gegenüberstehenden Parteien fehlen bis jetzt die rechten Organe der Vermittelung. Vielleicht ließen sich die Volkskalender dazu benützen. Sie erfreuen sich bereits einer großen Verbreitung; schon dieser Punkt allein fällt schwer in die Waagschale. Besonders die untersten Classen haben viel Vertrauen zu diesen Büchleichen, denen es gelungen ist, eine große Zahl von Almanachen zu verdrängen. Wer sich in den Volkskalendern etwas umgesehen, kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß sich manche ihrer Mitarbeiter die derbe Manier Abraham's a Santa Clara zum Muster genommen haben. Alles Nachahmen auf diesem Felde bleibt bekenntlich; abgesehen davon, daß es Schwachheit verräth, die nicht auf den eigenen Beinen zu stehen vermag, hat es noch die schlimme Seite, daß es bei ganz populären Themas leicht einen cynischen Anstrich gewinnt. Da jedoch in der Regel das Volk ohnedies ein Verlangen am Gemeinen und Häßlichen hat, so muß natürlich Alles vermieden werden, was dieser Reizung neue Nahrung geben könnte; denn es ist auf dem ganzen Erdenrund noch keiner Religionsform gelungen, diese alles Völkerverleben heimlich durchkriechenden Wurzeln auszuroden. Hierin liegt der Hauptgrund, warum es so schwer ist, dem Volke gegenüber den richtigen Ton anzuschlagen; denn dieser Ton muß kräftig, voll und derb klingen und darf doch nicht die oben angebeutete Linie passiren. Die Träger der neuen Richtung, die man wol, als letzten Zweig der jungdeutschen Schule, die jüngstdeutsche nennen darf, mögen dies nie außer Acht lassen. Der oppositionelle Geist dieser Jüngsten hat in den kaum hinter uns liegenden Jahren viel gesündigt, sogar einmal das Kind mit dem Bade ausgegossen. Es ist keine kleine Aufgabe, Lehrer oder wenigstens Belehrer des Volks sein zu wollen; wer sich die Kraft zutraut, dies sein zu können, der muß das Volk förmlich studiren, so gut wie Einer, der das Doctorat zu erwerben die Absicht hat, sich eher die Studien an einer Univerſität anlegen sein läßt. Vielleicht gibt es im nächsten Jahrhundert Doctoren des Volks, wie wir in unserm selbstamerweise sogar Doctoren der Musik haben; jedenfalls müßte für die ersten der Rector magnificus Niemand anders sein als der Deutsche Michel in höchst eigener Person.

Wir machen von diesen allgemeinen Vorbemerkungen nun den Uebergang zur Besprechung einiger Volkskalender, die so zahlreich erschienen, daß wir unsern Lesern nur eine kleinere Reihe derselben vorführen können. Wir wollen dabei, wie bei unsern letzten Aufsätzen über die Almanache, auch diesmal die Destrreicher den Zug eröffnen lassen:

1. Humoristisch-satirischer Volkskalender für das Jahr 1855. Herausgegeben von M. G. Saphir. Mit Illustrationen

von Cajetan und Rampus. Fünfter Jahrgang. Erste und zweite Auflage. Wien, Jasper's Bzw. und Hggl. 1854. 8. 12 Krgr.

2. Oesterreichischer Volkskalender für 1855. Herausgegeben von Johann Nepomuk Vogl. Erste bis dritte Auflage. Wien, Commer. 1854. 8. 12 Krgr.
3. Krippen-Kalender für 1855, mit Illustrationen. Dritter Jahrgang. Wien, Prandel und Meyer. 1854. Hoch 4. 20 Krgr.
4. Weber's Volkskalender für das Jahr 1855. Leipzig, Weber. 1855. Gr. 8. 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Krgr.
5. Der schweizerische Hausbote, Kalender auf das Jahr 1855. Herausgegeben von Theodor Meyer-Merian. Dritter Jahrgang mit 47 Holzschnitten. Basel, Schweighauser. 1854. 8. 15 Krgr.

Nr. 1. Selbst Saphir's Gegner, deren er nicht wenige zählt, müssen dennoch zugeben, daß er einer der glänzendsten Witzköpfe der Neuzeit sei. Sein Witz ist zwar nicht so harmlos wie der des großen Jean Paul, doch weiß er so scharf zu pointiren, den Nagel so mitten auf den Kopf zu treffen, daß es ihm hierin schwerlich ein Zweiter unter den lebenden Satirikern gleich thun dürfte. Freilich ist ihm dabei der Vorwurf zu machen, er wolle mit seinen scharfgespitzten, mit Sennep vergifteten Pfeilen diese oder jene Persönlichkeit abhichtlich in ihrem innersten Herzen verwunden; dies liegt jedoch mehr oder weniger in der Natur des Witzes. Gleich in der Einleitung zu seinem Volkskalender, die den Titel führt: „Proclamation des Jahresregenten Mars-ikoff beim Einrücken in das Jahr 1855“, stoßen wir auf folgende Stelle: „Indem wir in das Jahr 1855 einrücken, wollen wir es nur als Pfand, in zwölf Monaten geben wir es wieder zurück; darum seid ruhig, Bewohner des Jahres 1855, wir wollen nichts als Das, was ihr wollt! Ihr wollt euer Geld und euer Eigenthum in Sicherheit besitzen, das wollen wir auch!“ Unter einigen mit sehr guten Bildern versehenen Satiren auf die jüngsten politischen Ereignisse in der Gestalt des astronomischen Ephemeres machen wir besonders folgende namhaft: „Die Zwillinge oder die Bestmächte“, „Der Schuß oder Rothschild, der Borschießer der Frau Europa“, „Die Jungfrau, oder Silistria, die unteroberte“, „Scorpion oder der deutsche Einheits-Scorpion“, „Der Steinbock, oder Daniels in der Mädhengrube“, „Der Bessermann, oder Kapiar auf dem Schiffsverdecke.“ Hierauf folgen: „Poetische Monatsprüchelein für das Jahr 1855“, die wir zu den schwächern Producten dieses Kalenders zählen; während der „Akademische Vortrag über den Status quo der österreichischen Reichsweisen“ ausgezeichnet ist; freilich muß man Wiener sein, um alle diese köstlichen Anspielungen ganz verstehen zu können. Es zieht uns unwiderstehlich, wenigstens eine derselben unsern Lesern zum besten zu geben, da die darin vorkommenden Reichsweisen auch im Norden Siedermann bekannt sind: „Was ist ein englischer Plumpudding gegen einen österreichischen Milchrahmstrudel? Wenn ich mit einem Milchrahmstrudel ein zärtliches Lechtelmehel angefangen habe, wie Ferdinand und Luise, so sage ich zu dem englischen Plumpudding, wie Ferdinand zu Lady Milford: „Umgürte dich mit dem ganzen englischen Staat, ich verachte dich, ein deutscher Jüngling!“ Daran reiht sich ein improvisirter Schwank in österreichischer Mundart: „s Lehrbüchl von die verschiedenen Busseln“ (Küssen). Nachdem die Süßigkeit der Küsse, die sich Berliebte geben, in aufsteigender Rangordnung gehörig gepriesen, heißt es:

Ein Schwesterkuß steht dem Bruder nur so weit an,

Daß er dabei an ein ander's Mad'l denken kann.

Ein Kuß, den zwei Männer sich geben, zur Rechten und zur Linken,

Schmeckt grad' wie zwei Semmelschnitten und mitten im Schinken.

Auch die „Physiologie der Loge“ enthält einige treffliche

Empfindungen, wie z. B. „Bei einem classischen Stück“ und „Eine Familienloge“. In der „Schilderschau“ dagegen haben sich nicht nur einige sehr gesuchte Witz, sondern auch ganz schlechte eingeschlichen. Kein Wunder! Warum soll dem Capitul nicht auch ein mal der Faden ausgehen oder die Nadel stumpf werden? Lob verdient wieder die „Generalversammlung der Wiener Kunststabilitäten des Jahres 1854“. Es heist unter Anderm darin: „Der öffentliche Geschmach hat umgefaltet; Apollo ist als arabischer Hengst im Pantheon zuständig geworden.“ Erwähnungswürdig ist die Illustration „Interessantes Portrait“. Es reihen sich daran noch verschiedene Kleinigkeiten, worüber sich die Lachmuskeln des Lesers wol leicht in Bewegung setzen konnten. Auffallend war uns folgender Gedanke: „Rosenthal's «Deborah» heirathet «Kathan den Weisen», sie lassen sich in Steiermark nieder und der «Tempelherr» wird emeritirter Hausfreund.“ Wir bemerken dazu, daß die „Deborah“ allerdings bei dieser Mariage gut wegkäre, jedoch um so schlechter „Kathan der Weise“; jedenfalls würde er sich schönstens für die ihm zugedachten „tempelherlichen“ Hörner bedanken; denn die Weisen tragen gewöhnlich keine Hörner. Wir nehmen nach allem bereits Gesagten nicht den mindesten Anstand, den Sapphirischen Volkskalender den Freunden des guten Humors aufs beste zu empfehlen. Es wird darin Jeder etwas nach seinem Geschmach finden.

Nr. 2 hat beinahe durchweg eine ernste Haltung. Der Herausgeber nennt seinen Kalender ein „Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung“. Daß er dabei nicht nur die Deutsch-Österreicher, sondern auch die andern Nationalitäten, welche die große Monarchie familienartig beherbergt, im Auge hatte, versteht sich von selbst. So finden wir z. B. gleich anfangs eine Geschichte aus dem Volke von Johann Kepomuk Vogl: „Im Henslag“, worin die große ungarische Rohrwüste zwischen der wiesburger und ödenburger Gepsanschaft an den Ufern des Neusiedlersees mit ihren seltsam gestalteten Sumpfkäutern, ihrem Schilf- und Binsenwuchs schön geschildert wird. Der Han-Skof (Moos-Stephan) ist zwar als ein an der Grenze zwischen Thier und Mensch stehendes Wesen für den Psychologen von hohem Interesse; das lesende Volk jedoch wird schwerlich über diesen „Sumpfmenschen“ mit sich ins Klare kommen. Ein dert aber gut aufgegriffenes Lebensbild aus dem Volke ist „Das Dehstler-Kanari“. Hierauf folgt eine Novelle: „Die Hirschjunge“, in der sich das gemüthliche Gebirgsleben der Anwohner des Gmundnersees abspiegelt. Zur Abwechslung wurde hier in den Kalender ein musikalisches Intermezzo eingereiht: „Der Gesang“, Gedicht von Johann Kepomuk Vogl, componirt von P. von Kadpaintner. Zu der kurzen Beschreibung des neuerbauten k. k. Theaters zu Wien ist der Holzschnitt beigegeben. Unter den kleineren Erzählungen finden wir: „Der Reichtum des Armen“ und „Die Geschichte eines alten Pandurenwachmeisters“, die dem Wortlaut des alten Kerkermeisters Laczy entnommen ist. Die „Wiener Straßengestalten“ sind ebenfalls aus dem Leben gegriffen, nur wünschten wir dazu etwas bessere Holzschnitte. Hierauf gibt Johann Kepomuk Vogl einige Balladen: „Zwarowsky, polnische Kleide“, „Der Frauentag zu Kirchschlag“ und „Guschen von Gerding“. Diese letztere, sich auf Johannes Kepler beziehend, dünkt uns die beste zu sein. Unter den „Haus- und Zeitsprüchen“, die das Buch beschließen, ist der originellste folgender: „Das Leben ist ein wilder Baum, dem man frühzeitig gute Pfropfe einlegen muß, wenn man dertink gute Früchte davon haben will.“

Nr. 3. Dieses den Frauen vorzugsweise gewidmete Jahrbuch eröffnet ein darauf hinweisendes Sonett der talentvollen Betty Paoli. Hieran reihen sich die „Andeutungen über die Erklingsercheinungen bei Kinderkrankheiten“, von Gerhard von Breuning, praktischem Arzt in Wien. Unter dem Titel „Frauenpiegel“ macht sich ein Panegyricus auf das zarte Geschlecht bemerkbar, dessen Verfasser sich Simplicius Freundlich nennt. Franz Ritter von Geinil äußert sich in populärer

Weise über das „Wetter“. Die Wolkenformationen werden darin am ausführlichsten behandelt; der Engländer Howard hat sie bekanntlich auf vier Grundgestalten zurückgeführt, was der Verfasser in vier Landschaften mit verschiedenen Wolkenbildungen seinen Leserinnen anschaulich zu machen sucht. Dazu citirt er selbstamterweise jene Stellen aus „Tell“ und „Faust“, die sich auf Sturm und Wetter beziehen, worauf eine große Zahl jener besonders in Oesterreich üblichen Bauernregeln, für die sich wol auch alle norddeutschen Dekonomen interessieren dürften, den Aufsatz beschließt. Was den poetischen Theil anbelangt, begegnen wir einigen Namen guten Klangs, die jedoch nicht das Beste geliefert haben; dies dünkt uns zu sein: „D' Ewigkeit“ (Oberösterreichisch) von Kaltenbrunner, ein originelles Gedicht, und „Fels und Thal“ von A. Sch. In der historischen Novelle von G. Paul: „Der Marquez de Arconches“, ist ein spannender Stoff gut erzählt; Geiger hat dazu eine sehr schöne Illustration entworfen. Auch etwas Dramatisches läuft mit unter: „Im Alter“, häusliche Scenen in einem Aufzuge nach Octave Feuillet, von Bauernfeld, worüber wir uns des Urtheils enthalten, da es bereits über die Bretter gegangen. Den Beschluß macht „Ein Ausflug auf den 7175 Fuß hohen Hochschwab in Obersteier“, von einem Touristen. Diese Alpenwanderung ist lebhaft geschildert, doch schien uns, als hätte sich der Verfasser noch nicht oft in solchen Regionen befunden.

Nr. 4. „Weber's Volkskalender“ ist jedenfalls einer der bedeutendsten. Zwar eignet er sich seiner ganzen Haltung und glänzenden Ausstattung nach mehr für die feinern Classen als für die Mittelschichten der Gesellschaft, doch finden auch die letztern darin zur Genüge das Ihrige. Es bietet sich uns eine solche Fülle von lezenswerthen Artikeln dar, die mit ausgezeichneten Holzschnitten versehen sind, daß uns fast die Wahl schwer wird, dies oder jenes hervorzuheben, um nicht gegen den Ueberrest ungerecht zu werden. Wir wollen es versuchen, mit dem Leser aus der Vogelperspective einen Blick auf das Ganze zu werfen. Im „Geschichtskalender“ verdienen einer besondern Erwähnung: „Das Lessingdenkmal in Braunschweig“, wozu der berühmte Bildhauer Ernst Rietschel, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Dresden, im Jahre 1849 das Modell vollendete, dessen Guß Georg Hernaldt in der Eisengießerei in Braunschweig glücklich leitete. Hieran reiht sich das für jeden kunstsinnigen Deutschen nicht minder wichtige „Kopernicusdenkmal in Thorn“. An dem Modell arbeiteten gemeinschaftlich die Bildhauer Professor F. Tied und Wittig in Berlin, den Ergruß und die Eiselirung besorgte der dortige Bronzegießer Fischer. Hierauf folgt die Beschreibung des Kaisergrabes in der Invalidenkirche zu Paris, welches der Baumeister Visconti ausführte. Einer der schönsten geschichtlichen Aufätze ist „Die fünfshundertjährige Jubelfeier des Eintritts von Bern in die Eidgenossenschaft“, wie überhaupt aus dem ganzen Kalender des Herausgebers Vorliebe für die Schweiz ersichtlich ist. Aus den „Politischen Belehrungen“ heben wir hervor: „Die Kadettenschulen“, wobei wir das reizende Bildchen: Die aargauer Kadetten, nicht mit Stillschweigen übergehen können. In der Abtheilung „Länder- und Völkerrunde“ dürften den Leser besonders interessieren: „Das Schwarze Meer und seine Umgebungen“ und „Der Volkspalast in Spandham“. Die „Naturhistorischen Belehrungen“ schildern in populär-amuthiger Weise die Wunder des Himmels und der Erde. Der Aufsatz „Die Koralle“ wird des Lesers ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Abtheilung „Gemeinnützige Belehrungen“ enthält Artikel über die Volksernährungsmittel, die Pflege der Zähne und einige Andeutungen über die neuesten Erfindungen und Verbesserungen. Ausgezeichnet ist der „Unterhaltungskalender“; er beginnt mit einer wunderschönen Erzählung aus der Alpenwelt: „Die Gembjagd“; hierauf folgt eine treffliche Beschreibung: „Die Besteigung des Montblanc“, deren Lectüre wir allen Freunden des Hochgebirgs warm empfehlen. Unter der Rubrik „Männichfaltigkeiten“ steht der Artikel: „Der Mund als äußerer Ausdruck des innern Charakters“, wo-

ein der Mund der Oh der Leidenschaft, der Verdrüsser niederer Begierden, der Spiegel des sinnlichen Begehrungsvermögens genannt wird, und der Verfasser behauptet, daß man sich beim Anblick jeder Mundform ein ziemlich sicheres Urtheil über die hervorragenden Reigungen des Menschen bilden könne. Diese Behauptung entbehrt freilich aller wissenschaftlichen Grundlage, wie überhaupt die Physiognomik; jedoch läßt sich deshalb noch nicht apodiktisch absprechen, ob nicht an der Sache etwas Wahres sei. Im „Hand- und Hilfskalender“ ist bemerkendwerth: „Ein Blick in den menschlichen Rdeper“, worin die Verrichtungen des Magens, der Milz und der Nieren dem Lesern anschaulich gemacht werden. Den Schluß bildet das „Kriegslexikon“, ein alphabetisches Ortsverzeichnis des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes enthaltend, welches, da jetzt alle Blicke der Westbewohner Europas dorthin gerichtet sind, gewiß Jedem eine sehr willkommene Beigabe sein wird. Zwei nette Folgschnitte, Kronstadt und Sebastopol, verfinstlichen bildlich das Ganze. Dieser reiche, feinausgewählte Inhalt überhebt uns jeder Empfehlung des „Weber'schen Volkskalender“, von dessen diesjährigem sechssten Jahrgange bereits eine zweite Auflage nöthig wurde.

Nr. 5. „Der schweizerische Hausbote“ ist, wie es schon der Titel sagt, ganz und gar für die Bewohner jenes herrlichen Alpenlandes berechnet. Dort wurzeln die alten patriarchalischen Sitten und Gewohnheiten viel fester als in den Flachländern. Was uns als Lectüre zu einfach, zu alltäglich erschein, wird dort gefallen, wenigstens bereitwillig hingenommen werden. Daher dominiert in diesem Kalender die Familiengeschichte, schlicht und harmlos, ohne allen äußern Wortprunk erzählt, wie z. B. „Die Landwehnmusterung“, „Dank Peter“, „Aus einem Stübchen“. Als Intermezzo sind Anekdoten aus dem Leben Arnold Winkelried's und Friedrich's des Großen eingeschoben. Der Artikel „Von der Diplomatie“ beginnt mit dem originellen Vergleich: „Mit der Diplomatie ist's schier wie mit dem Koffhandel, wo Anknüpfen und Anführen mit schlechter Waare und schönen Worten auch nichts Böses ist, sondern in der Ordnung.“ Einer der besten Aufsätze ist: „Was den alten Sapper auf der Wetteralp und die Elisabeth im Fröschgäßlein der Welthandel angeht.“ Es macht sich darin eine Naivität Luft, die eben deshalb um so schöner ist, weil sie den Beweis liefert, daß in der Schweiz noch die ursprünglich menschliche Einfachheit zu Hause zu sein scheint, die man inmitten der Civilisation andernwärts vergeblich sucht.

Emanuel Kaulf.

Bilder aus dem Leben. Von Julie Surow. Leipzig, Brochhaus. 1854. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bis jetzt ist es stets eine Sache innerer Befriedigung für uns gewesen, eine neue Arbeit der begabten Verfasserin dem Publicum vorzuführen. Auch jetzt wird uns bei der Anzeige dieser „Bilder aus dem Leben“ diese Befriedigung zutheil, obwohl das Gebiet der Novelle — und hier liegen nur solche vor — diesem Talent weniger zusagt als das des Romans, dessen Interesse mehr in psychologischer Entwicklung bedeutender Charaktere als in künstlerischer Gestaltung einer einzelnen spannenden Begebenheit, einer einzelnen charakteristischen Situation wurzelt. Die Behauptung, daß der Roman aus einzelnen Novellen besteht, würde falsch sein; er ist nach Zweck und Inhalt von der Novelle völlig getrennt. Nichtsdestoweniger versteht sich die Verfasserin auch auf die Technik der Novelle gut und beobachtet in ihrer Architektur Regel und Gesetz zu voller Wirkung. Die Naturschönheit ihrer Diction, das Reize und Ungesuchte ihrer Erfindung, die fesselnde Andeutung der Situation — Eigenschaften, welche im Verein mit reichem Gedankenausdruck ihre Feder schnell beliebt gemacht haben — feiern auch da stille Triumphe, wo ihr der Raum zu großen Charakterzeichnungen versagt oder doch nur spärlich zugemessen ist. In der Cultur

der Sprache aber scheint uns auch hier wieder ein Fortschritt bemerkbar, wie er ernststrebenden Talenten bei jeder hehren Arbeit nicht wohl fehlen kann, und ein milder, die Grenzen meidender oder sie doch verschleiender Geist, der nicht so wenig tief sieht und scharf erkennt, spricht auch aus diesem Lebensbildern liebenswürdig und anmuthig zu uns. Wir halten die Erzählerin für eines der reifsten und feinsten Talente ihres Zeit in der Gegenwart.

Die Erzählungen sind es, die uns hier geboten werden; fesseln entweder durch glückliche Darstellung sittlich-wediger Lebensverhältnisse oder durch glückliche Lösung einer ganz poetischen Aufgabe. Zur der letztern Gattung gehört die Novelle „Der Weg in den Himmel“, eine der poetischsten und zartesten Dichtungen dieser Art, die uns seit langem geboten worden sind, die wir jedoch, als andernwärts in d. Bl. besprochen, hier zu übergehen haben würden, drängte es uns nicht gerade von hier eine Probe vom dem Erzählertalent der Verfasserin mitzutheilen. Das reizende Kindergespräch (S. 25) zwischen Margeita und Juragis an der lithuanischen Küste mag uns dazu dienen.

„Juragis“, sagte die kleine achtjährige Margeita, „sieh die einmal den Himmel an: Gold, lauter Gold und rother Himmel — wer dahin könnte“. „Unser Vater ist dort“, flüsterte Juragis. „Du weißt, wie er uns jetzt küßte und sagte: „Ich gehe von euch, Kinder, aber im Himmel kommen wir wieder zusammen.“ „Unser Vater ist ja todt“, sagt das Mädchen und wuschte die Augen. „Ja, aber er ist doch im Himmel“, sagte Juragis, „und wenn man über das Meer fährt, weit, immer weiter, so muß man zuletzt auch in den Himmel kommen. Liegt doch da, wo das rote Gold flamm, der Himmel auf der Erde fest, und wo die Sonne untergeht oder der Mond, da muß eine Thür sein, und ich sage dir, Margeita, ich werde in den Himmel gehen, den Vater zurückholen; denn ich kann die Mutter doch nicht immer weinen sehen.“ „Ja, Juragis, aber da mußt du erst groß und alt werden“, erwiderte die Schwester; „erst wenn man alt geworden ist, kann man in den Himmel kommen, und da ist noch sehr lange hin.“ „Ich bin alt genug, in den Himmel zu gehen“, sprach Juragis. „Was willst du? Ich habe Arme, schau nur, wie lang, und ich kann des Donaleitis großes Boot regieren und brauche ja nur das kleine Boot zu nehmen und werde doch in den Himmel kommen; je kleiner das Boot ist, in dem ich fahre, um so leichter kann ich durch die kleine Thür schlüpfen, durch welche die Sonne hineingeht. Laß mich nur machen, Margeita.“ „Aber, wer in den Himmel gegangen ist, kehrt ja nicht wieder, Juragis.“ „Ich werde das wiederkehren, Margeita, und den Vater mitbringen, verlaß dich darauf. Ich werde vor den Herrn Gott hintreten; er kann nicht böser aussehen wie der rauhe Apotheker in Kleipeda, und der schenkte mir doch die Medicin, wie die Mutter krank war, und ich werde sagen: Herr Gott, laß meinen Vater zur Mutter zurückkehren und behalte mich hier — die Mutter weint gar zu sehr.“ „Aber wenn du nicht bei uns wärst, würde sie auch weinen, Juragis.“ „Laß gut sein, Margeita“, sagt der Knabe mit einem schlauen Blick, „ich sage nur so, unser Herrgott ist viel zu gut, der läßt uns Beide zurück, wenn ich's ihm nur recht vorstelle.“ „Ach, wenn das wäre“, seufzte das Mädchen. Und so schiffte Juragis der Abendsonne zu und kommt — zwar nicht in den Himmel, aber in die Welt! u. s. w.

Die Erzählung „Ein Pfarrhaus in Kathangen“ hat durch die glückliche Behandlung eines wohlgewählten und anziehenden Stoffes Anspruch auf die Theilnahme, die sie erweckt, still Wetteben und Stillleben in wirksamen Contrast zusammen und findet einen erhebenden und befriedigenden Abschluß in der Milde eines Herrschers, den solche Züge der Menschlichkeit anzeichnen. Die Verfasserin aber gibt mit dieser Erzählung ein psychologisches Räthsel auf. Ob eine Blinde Dessen, was wir im natürlichen Wortsinn Liebe nennen, fähig sei, ob eine solche Liebe ohne die Vermittelung des Augenblicks in der Seele eine



blinden bis zum äußersten der Opferfähigkeit emporwachsen kann — wir möchten daran zweifeln; das bloße Wohlwollen, das Wohlgefallen an der Gesellschaft eines niegelesenen Wesens aber erhebt sich wol kaum bis zu dem hier geschilderten Grade der Selbstaufopferung. Indessen nicht bloß das Geschehene und das Wahrscheinliche, sondern auch das Mögliche gehört zur Domäne des Dichters, und so lassen wir die Dichterin, die uns den Hergang ja so anmuthig vorzutragen weiß, billig außer Anspruch.

Die zweite Erzählung: „Ein Grab an der Kirchhofsmauer“, ist eine bloße Phantastie und steigt überdies in Lebensverhältnisse hinauf, die der künstlerischen Vertikation zwar nicht unfähig, aber doch in der Regel kaum würdig sind. Vor dieser Stellung ist daher eher zu warnen. Deslo tiefere geistige Interessen erweckt die Novelle „Im Walde“. Die Erfindung ist nicht bloß neu, sie ist in gewissem Grade sogar selten, durchweg aber voll poetischen Schmucks und eine wahre Probe des Talents der Erzählerin. Was dieser Erzählung ihren besondern Reiz verleiht, ist die völlige Umkehr der gewöhnlichen Romanelemente, der Gegensatz zwischen äußerer Weltbildung und der wahren Kultur der Seele. Rahel, eine junge, in Pracht und Ueberfluß der Residenz erzogene Jüdin, wird von dem Verhältnissen zu ihrer Mutter, der Pächterin einer einsamen Waldschänke (in Posen oder Preußen), zurückgeführt. Hier fügt es sich, daß sie Walter, einen jungen vornehmen Jäger, der, auf der Jagd verwundet, in der Schenke krank zurückbleibt, nicht und seine Liebe gewinnt. Die höhere Kultur ist auf der Seite der Jüdin, die gleichwol im Gerande einer Wäldung erwacht und die ihrem Herzen zum Trost weder den Glauben ihrer Väter lassen noch durch eine Untreue dieser Art Walter's Herz gewinnen will. Diese ganze anziehende Situation verliert im Dufte eines dichten und einsamen Föhrenwaldes, den die in stillen Naturgemälden ausgezeichnete Erzählerin wirklich mit magischem Hauber bekleidet. Da nun auch Walter im Kampf mit dem Elemente eines Bergwassers zugrunde geht, so bleibt die ganze wirkungsvolle Erzählung sich im Charakter einer tragisch ergreifenden, in unversöhnlichen Contrasten sich verschlingenden Begebenheit treu und verfehlt nicht, uns einen ungewöhnlichen und tiefen Eindruck zurückzulassen. Die Vorzüge der Verfasserin vor vielen ihrer Mitbewerberinnen im Gebiete des Romans: ihre Befähigung nämlich an positiven und tatsächlichen Verhältnissen ungesucht poetisch und schöpferisch anzuschöpfen und ihre echte Liebe und echte Kenntniß der Natur in allen ihren Erscheinungsformen, werden vorzüglich an dieser Erzählung klar. Dagegen vermeidet sie trivialen Reizmittel, gemachte Rührung oder künstlichen Pathos, den Pomp der Schilderung oder die hohle Phrase der Betrachtung gänzlich, indem sie sich ausschließlich an Natur und Einfachheit hält. Das Salondeben scheint für sie gar nicht vorhanden zu sein, um so entschiedener aber hält sie das Dramatische ihres Erzählungsstoffs fest. So haben wir sie bisher immer kennen gelernt, und so möge sie bleiben. Die über dem Meereshorizont voll unterstinkende Sonnenglut malt sie uns in der Phantastie eines lithauischen Knaben als die Goldspalte zum Eingang in den Himmel; ein großer Theil ihrer Erzählungen aber erscheint als eine geöffnete Pforte in das Reich des Schönen und Guten. Diesem Symbole, diesem Charakter möge sie stets treu bleiben.

## Notizen.

### Von unserm Büchertisch.

Um ein wenig aufzuräumen, was in jedem Geschäft zu weilen nothwendig ist, werden wir unter dieser Rubrik von Zeit zu Zeit eine Zusammenstellung solcher Schriften geben, die entweder wegen ihres broschürenmäßigen Charakters oder zu speziellen Inhalts, oder als zweite Auflagen oder als erste Lieferungen begonnener Werke, oder als bloße Uebersetzungen sich

in d. Bl. mit kurzen Hinweisen begnügen können. Broschürenmäßigen Charakters sind: „Der Groy-Teppich in Greifswald. Ein Bild aus dem 17. Jahrhundert zur Erinnerung an das 16. Von E. F. Göchel“ (Berlin, Herz, 1855); eine Schrift, welche an einen bei der Universität zu Greifswald bewachten, aus dem Nachlasse der letzten geborenen Herzogin von Pommern, Namens Anna (sie farb als verwitwete Herzogin von Groy), herrührenden Wandteppich mit einer Darstellung aus der Zeit der Reformation historische und biographische Erinnerungen knüpft; „Faust und Hamlet, Blätter an Barnhagen von Enke zu seinem siebenzigsten Geburtstag“ (Berlin, Stargardt, 1855), worin einige Ansichten Eckardt's widerlegt werden und behauptet wird, „Faust und Hamlet seien weder Titanen noch Philosophen, sondern leidenschaftliche Menschen, die sich selbst ihren Untergang bereiten“. Als Verfasser der Schrift nennt sich unter der Vorrede Salomon Levinstein. „Wanderung nach den Mäonklöstern in Aegypten von Heinrich Brugsch“ (Berlin, Dümmler, 1855), eine am 10. März im Wissenschaftlichen Verein in der Singakademie zu Berlin gehaltene Vorlesung. Den sehr interessanten historischen Bericht dieser Wanderung findet der Leser in dem soeben bei F. W. Brodhaus in Leipzig erschienenen Werke: „Reiseberichte aus Aegypten“, von demselben Verfasser. „Theobald, König der Ostgothen. Aus dem Nachlasse von Otto Abel“ (Stuttgart, Nebler, 1855) behandelt auf noch nicht 20 Seiten die Schicksale Theobald's, dessen Wankelmuth dem gothischen Reiche den Untergang bereitete. Als zweite, neu überarbeitete und vermehrte Ausgabe kündigt sich an: „Graf Johann von Spork, k. k. General der Cavalerie. Eine Biographie von Georg Joseph Rosenfranz“ (Paderborn, Wesener, 1854). Der darin Geschilderte ist jener Spork, berühmter Reitergeneral im Dreißigjährigen Kriege, dessen Kriegsthaten jüngst von Löher in einem nicht ohne Beifall aufgenommenen lyrisch-epischen Gedicht behandelt worden sind. In zweiter durchgesehener Auflage erschienen die im Jahre 1851 unter dem Titel „Norica: or tales of Nürnberg from the olden time“ auch ins Englische übersetzten, frischen und heiteren Novellen aus dem alten nürnbergischen Künstlerleben: „Norika, das sind nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen“ (Leipzig, Weber, 1855). Lieferungsweise erscheinen: „Deutsche Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Eingeweisen. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter und Radirungen nach F. Rothbart. Die vierstimmige Bearbeitung der Melodien von R. M. Kunz“ (Stuttgart, Hauberg, 1855); „Das Rheinbuch. Landschaft, Geschichte, Sage, Volksleben. Von Wolfgang Müller von Königswinter“ (Leipzig, Nequardt, 1855), lebendige Schilderung des Rheinflaßes und Rheingebiets, mit Illustrationen; „Meinete Fuchs. Dem Originale frei nachgedichtet von Julius Eduard Hartmann. Mit 36 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Heinrich Leutemann“ (Leipzig, Payne, 1855). Die neue Bearbeitung ist in sechszeiligen gereimten Strophen; ihr Verfasser, namentlich durch mehrere auch zur Aufführung gekommene Theaterstücke bekannt, starb im vorigen Jahre zu Leipzig. Den sich für die orientalische Frage Interessirenden empfehlen wir: „Actenstücke zur orientalischen Frage. Nebst chronologischer Uebersicht zusammengestellt von S. von Sasmund“ (Berlin, Schneider und Comp., 1855), und den Liebhabern oder Verehrern königlicher Worte: „Reden und Trinksprüche Sr. Majestät Friedrich Wilhelm des Vierten, Königs von Preußen. Mit dem Bildnisse Sr. Majestät“ (Leipzig, Herbig, 1855). Außer den Reden und Trinksprüchen sind auch diejenigen Cabinetsordres mit aufgenommen, welche zur Herstellung des innern Zusammenhangs und einer redlichen Uebersetzungstreue unerlässlich schienen. Jedemfalls kann man diese Sammlung als einen interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte bezeichnen.

F. W.

Parubig' „Neuer Rath“.

Bei der Lectüre der in Nr. 17 d. Bl. enthaltenen interessanten Mittheilung von Joseph Wenzig über das böhmische Gedicht „Der neue Rath“ kam es mir vor, als sei mir Aehnliches schon anderswo aufgestoßen. Als ich der Sache näher nachging, fand ich, daß dies Gedicht bereits vor 300 Jahren eine lateinische Uebersetzung erfahren hat. Vor mir liegt ein Büchlein: „Theribulua, sive animalium de regis praecoptis consultatio. Ad Ludovicum Hungariae et Bohemiae Regem. Auctore Joanne Debravio, Episcopo Olomucensi. J. C. et Eq. Aur. Breslao, Typis Baumannianis, Impensis Johannis Eiringi et Johannis Perfecti 1614.“ Diese Ausgabe ist ein durch Kaspar Conrad besorgter Abdruck der ziemlich 100 Jahre älteren ersten Ausgabe. Es ist dieses lateinische Gedicht den von Wenzig gegebenen Proben sehr getreu nachgebildet, und Debravio selbst sagt in seiner Vorrede an den (1526 bei Mohacz gefallenen) König Ludwig: „Accidit opportunissime, ut in manus meas veniret libellus patrio sermone scriptus, titulo et rhythmis animalium consilia praeferebat, quibus consiliis ipse Leo in usum boni Regis ab avium et quadrupedum genere formabatur. Hoc ergo libello atque adeo occasione, quam tam diu quaerebam, tempestive mihi tandem oblata mirifice sum delectatus. Denique delectandi voluntatem ad ineptiam, ut Ausonius dixit, transtuli, pœtandi lemma duntaxat secutus, quod nulli aequae alii atque Maj. tuae congruere adnotaveram etc.“ Das lateinische Gedicht ist meist in jambischen Trimetern geschrieben, zuweilen aber sprechen einzelne Thiere in Horaz'schen Dodekasyllabon. Es enthält 80 Seiten, ohne Angabe der Seitenzahl und dem Leser zu Gefallen ist noch Raret's „Institutio puerilis“ beigefügt.

58.

### Bibliographie.

- Arany, J., Soldi. Portische Erzählung in zwölf Gesängen. Aus dem Ungarischen im Vermaas des Originals übersetzt von M. Kolbenheyer. Mit einem Brief von Frdr. Hebbel. Pesth, Beckenast. 16. 20 Ngr.
- Ariadne. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Dessau, Gebr. Ras. 16. 10 Ngr.
- Bauerle, A., Die Enkelin des Freimanns. Roman aus dem Jahre 1772 in Wien. Drei Theile. Wien, Partleben. 8. 1 Thlr.
- Beneke, D., Gedichte. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Börjesson, Erich der Bierzehnte. Tragödie in fünf Akten nach dem Schwedischen bearbeitet von A. v. Winterfeld. Berlin, Behr. 8. 20 Ngr.
- Brandes, H. R., Ausflug in die Pyrenäen und Erfreigung des Montperdu im Sommer 1854. Mit 1 Karte. Lemgo, Meyer. 8. 10 Ngr.
- Daumer, G. F., Polydora, ein weltpoetisches Lieberbuch. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Dittes, F., Ueber Religion und religiöse Menschenbildung. Plauen, Neupert. Gr. 8. 18 Ngr.
- Ferzog Ernst. Original-Trauerspiel in drei Akten. Frankfurt a. d. D., Fromig u. Sohn. 8. 15 Ngr.
- Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Am 9. Mai 1855 funfzig Jahre nach dem Tode Schiller's herausgegeben vom Schiller-Verein zu Leipzig. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.
- Drei Invaliden. Lustspiel von mehreren Mitgliedern des Hamburger Künstler-Vereins. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Br. 8. 18 Ngr.
- Karoline Luise, Fürst und Dichter. Lyrisch dramatisches Gedicht in fünf Akten. Berlin, Schneider u. Comp. Br. 8. 20 Ngr.

Koenig, H., Gesammelte Schriften. 2ter Band. — A. u. d. L.: König Jerome's Carneval. Geschichtlicher Roman. In drei Theilen. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das häusliche Leben mit seinen verborgenen Tiefen. Gatin, Böckers. Gr. 12. 24 Ngr.

Leben und Abenteuer des Baron Friedrich Arndt. Leipzig, D. Wigand. 32. 5 Ngr.

Menzel, W., Zur deutschen Mythologie. I. — A. u. d. L.: Ddin. Stuttgart, Reff. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Paris. Ein Führer durch die Stadt, die Umgebungen und die Industrie-Ausstellung. Mit einem Plane von Paris. Berlin, Barthol. 16. 15 Ngr.

Redenbacher, W., Der Maronite. Eine Erzählung auf geschichtlicher Grundlage. Greiz, Henning. 8. 13 Ngr.

Schneider, R., Der Prinzenraub im Jahre 1455. Zum Gedächtnissjahre 1855 dem Volke neu erzählt. Zwickau, Verlagbuchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 4 Ngr.

Stark, K. B., Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich. Nebst einem Anhang über Antwerpen. Mit 7 lithographirten Grundrissen. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Thlr. Bogt, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rud. Wagner in Göttingen. Mit einem Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Richter. Gr. 8. 20 Ngr.

Wachenhufen, H., Paris und die Pariser. Ein unterhaltender Fremdenführer. Mit einem Plane von Paris. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Neuer zuverlässiger Wegweiser in Paris und dessen Umgebungen. Nebst Anhang: Die Reise von Deutschland nach Paris, Führer durch Strassburg, Brüssel, Lüttich und die übrigen auf diesem Wege berührten Ortschaften. Nach eigener Anschauung und den besten Hilfsquellen bearbeitet. Mit illustrirtem Plan von Paris und dessen Umgebungen in Farbendruck. Berlin, Th. Grieben. 16. 22 1/2 Ngr.

Wiese, L., Deutsche Briefe über Englische Erzählung nebst einem Anhang über Belgische Schulen. 2te Auflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 25 Ngr.

Zedlig, J. C. Freih. v., Gedichte. 5te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 1/2 Thlr. 20 Ngr.

### Tagesliteratur.

Antwort auf die Beleuchtung der Denkschrift über die Beschwerden der hannoverschen Land- und Ritterschaften. Hannover, Kümpler. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Badow, G. F., Nikolaus der Erste, Kaiser von Russland. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Kaisers. Berlin, Spaeth. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Das Einkommen des Arbeiters vom nationalökonomischen Standpunkte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Der Feldzug in der Krim 1854 von der Landung der Verbündeten bis zur Schlacht von Inkerman dargestellt in einer Sammlung von fast ausschließlich officiellen Berichten beider kämpfenden Parteien. Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Girardin, E. de, Der Friede. Nebst Auszügen aus Napoleon's I. Memorial de St.-Hélène, und den Schriften des jetzigen Kaisers der Franzosen Napoleon's III. Nach der dritten Auflage aus dem Französischen. Dresden, A. Scherfer. 8. 10 Ngr.

Hopf, A., Brennecke in Paris zur Welt-Ausstellung. Humoristische Genre-Bilder aus dem Pariser Leben. 1stes Heft. Berlin, Kaubel. 8. 2 1/2 Ngr.

Müller, K., Rothgebrungene Reklamation zur Abwehrung eines Plagiats. 1841. Neuer Abdruck. Betreffend das Gedicht: Der Eroberer. Mit einer erläuternden Nachschrift. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Einige Worte zur Neutralitäts-Frage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Die Gegenwart.

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Der soeben erschienene zehnte Band (Heft 109—120) enthält folgende Aufsätze:

Die Vulkane nach den neueren naturwissenschaftlichen Forschungen. — Bayern unter den Uebergangsministerien von 1847—49. Zweiter Abschnitt. Vom Regierungsantritt König Maximilian's II. bis zum Ministerium Pfordten. — Die deutsche Flotte von ihrer Gründung bis zu ihrer Auflösung. — Oesterreich seit der Märzrevolution bis zur Eröffnung des Reichstags. — Die Vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrer neuesten politischen Entwicklung. — Oesterreich von Eröffnung des Reichstags zu Wien bis zur Octoberrevolution. — Lebensmagnetismus. — Magie. (Von Karl Gustav Carus.) — Das Eisenbahnwesen. — Algerien nach seinen gegenwärtigen Zuständen. — Thuringen. — Die neuere Physiologie in Bezug auf Fortpflanzung der Thiere, insbesondere der Menschen. — Die religiöse und culturhistorische Bewegung im Judenthum. — Das Königreich Hannover in seinen öffentlichen Zuständen. — Aegypten nach seinen gegenwärtigen Zuständen. — Die große und kleine Industrie. (Von Wilhelm Roscher.) — Oesterreich seit der Octoberrevolution bis zur Auflösung des Reichstags.

Die „Gegenwart“ nähert sich immer mehr ihrem Abschlusse. Nach Vollendung des zehnten Bandes werden nur noch zwei Bände erforderlich sein, um in dem Werke ein vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens hinzustellen, so daß das ganze Werk zwölf Bände umfassen wird.

Monatlich erscheinen in der Regel 2 Hefte (deren 12 einen Band bilden), die zwei Schlußbände werden also binnen Jahresfrist erschienen sein.

Jedes Heft 5 Ngr., jeder Band geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Mai 1855.

**F. A. Brockhaus.**

### Julius Sturm.

Von Julius Sturm erschienen bei F. A. Brockhaus in Leipzig und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Gedichte.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

**Fromme Lieder.** Zweite Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

**Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 12 Ngr. Gebunden 16 Ngr.

Julius Sturm's „Gedichte“ haben sich durch Innigkeit des Gefühls, Klarheit und Frische der Gedanken, verbunden

mit einer seltenen Meisterschaft der Form, schon so viel Anerkennung und Theilnahme erworben, daß davon rasch eine zweite vermehrte Auflage nöthig geworden ist. Ebenso haben seine jetzt in zweiter Auflage erschienenen „Frommen Lieder“ viel Aufmerksamkeit erregt. „Diese Lieder — sagt ein Kritiker zur Charakterisirung von Sturm's Lyrik — eine Korallenschnur echter schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Ausblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es, seine Welt durch seinen Himmel zu verhären.“ Sturm's neuester Liederzyklus „Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe“ hat dem Dichter zahlreiche neue Freunde erworben.

# Veri t

über die im Laufe des Jahres 1855  
im Verlage von

## F. W. Brockhaus in Leipzig erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**N. I.**, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

21. **Graeser (Charles)**, *The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language*. Adapted from the 78<sup>th</sup> edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr. **Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language**. With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

22. **Guplow (K.)**, *Die Ritter vom Geiste*. Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Zehnter und elfter Halbband. 8. Geh.

Guplow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen deutschen Literatur, wovon binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigeren Preise, in einer wohlfeilen Ausgabe von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatleser mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist noch auf äußerster Vollständigkeit in allen Buchhandlungen zu erhalten.

23. **Guplow (K.)**, *Dramatische Werke*. Achter Band. Zweite Abtheilung. — A. u. d. L.: *Lenz und Söhne* oder *Die Komödie der Besserungen*. Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Guplow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten: I. Richard Savage. — II. Paskul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Pöps und Schwert. — IV. Pugschschell. Das Urbild des Zerküßten. — V. Der dreizehnte November. Urtel Acosta. — VI. Wuldenweder. — VII. Riehl. Der Königsleutnant. — VIII. Dittfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Singeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage** oder *der Sohn einer Mutter*. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.  
**Berner oder Perz und West. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.**

**Paskul**. Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Die Schule der Reichen**. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Ein weißes Blatt**. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Pöps und Schwert**. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Der dreizehnte November**. Dramatisches Zeitgemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

**Urtel Acosta**. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

**Riehl**. Ein Welttrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Bildern von C. G. Meißner. 25 Ngr.

**Der Königsleutnant**. Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

**Dittfried**. Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück**. Spielführer in einem Aufzuge. 25 Ngr.

**Lenz und Söhne** oder *Die Komödie der Besserungen*. Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem erschien in Miniatur-Ausgabe:  
**Urtel Acosta**. Trauerspiel. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

24. **Hammer (J.)**, *Schau um dich und Schau in dich*.

Dichtungen. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendasselbe:

**Su allen guten Stunden**. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich“, sind mit soeben **Karl Heppel's** „*Charaktere und Mährchen*“ die Beliebtheit des Dichters an die Spitze gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, bei denen dieses eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Dieser freundliche Theilnahme verdienen seine neuesten Dichtungen: „*In den guten Stunden*“, eine Art poetischer Kalender, Gedichte, mit feinen Stimmungsmalereien, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

25. **Heinrich (H.)**, *Allgemeines Bücher-Lexikon* u. *Elfter Band*, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Nachtragungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von H. Schiller. In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste Lieferung. (Lith. buch—Schrotter.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis sechste Band dieses Werkes, die Jahre 1840—1846 umfassen, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1848—50 enthaltend — bilden unter dem Titel: *Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon* u. auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammen genommen für 16 Thlr. erschienen.

Einzelne kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

26. **Laemmer (H.)**, *Clementis Alexandrini de AOTU doctrina*. Commentaria historica theologica ex decreto s. v. theologorum Lipsiensium ordinis disputationum instauratorum A. MDCCCLIV. Praemio regio ornata. 8. Geh. 20 Ngr.

27. **Lipsius (H. A.)**, *De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore disquisitione*. 8. Geh. 1 Thlr.

28. **Prug (R.)**, *Der Ruffantenthurm*. Roman in fünf Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Robert Prug, dem deutschen Publicum durch die vielfach in der vorerwähnten Zeitschrift rühmlichst bekannt, hat sich durch diese seine früheren Romane:

**Das Engelchen** (3 Theile, 5 Thlr.) und **Heiß** (2 Theile, 5 Thlr. 10 Ngr.)

auch unter den deutschen Romanchriftstellern eine geachtete und ehrenvolle Stellung gesichert. Sein neuester Roman: „*Der Ruffantenthurm*“, mit seinen düstern Geheimnissen und spannenden Begebenheiten, mit seinen anregenden Contrasten zwischen Schilderungen aus den Kreisen der höhern wie der niederen Stände und seiner energiegelassen Auffassung der eigenthümlichen Konflikte, die sie die gegenwärtige Stellung moderner Lebensverhältnisse erzeugt, wird nur von dem, ihm die alten Freunde unter den Hochherren gelehrten Lectüre zu erhalten und neue zuzuführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. W. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 23. —

7. Juni 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thln. jährlich, 6 Thln. halbjährlich, 3 Thln. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Karl von Holtei. — Dramatische Bücherschau. — Berliner literarische Zustände. Von Edward Schmidt. II. — Die Streifzüge des Generals von Colomb. — Ferdinand Sauter. — Aus Paris: Deutsche Literatur und Kunst in Frankreich; Baron Lamotte Langon; Gérard de Nerval's literarischer Nachlaß; Zur Auswanderungsfrage. — Die Ruinen von Babylon. — Eine französische Münchhausiade. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Karl von Holtei.

1. Ein Schneider. Roman von Karl von Holtei. Drei Bände. Breslau, Trevenant und Granier. 1854. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.
2. Der Obernigler Bote. Gesammelte Aufsätze und Erzählungen in drei Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Trevenant und Granier. 1855. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Auch unser liebenswürdiger, naiver, bescheidener Holtei, der Schöpfer des deutschen Singspiels, scheint leider ein Opfer der Kritik zu werden, ein Opfer freilich in einem ganz neuen Sinne des Wortes. Die Urtheile in d. Bl. über seine selbstbiographischen „Vierzig Jahre“, über „Die Bagabunden“ und über „Christian Lammfell“ haben mit vollem Recht die seltene Gemüthsfülle, die reizende Natürlichkeit seiner Darstellungen, den heitern, gesunden und anmuthigen Geist seiner Betrachtungen und den echten Humor seiner Erfindungen hervor; allein sie wiesen auch hin auf die Grenzen seines Talents und warnten oft und ernstlich vor einem Uebermaß des Laissezaller und vor der Neigung, Alles, was dem Autor in die Feder kam, sofort in den Druck zu geben, harmlos, aber auch prüfungslos. Aus diesen Urtheilen scheint nun unser Autor nur das lobende Element herausgelesen und sich ad notam genommen, über Warnung und Bedenken aber sorglos hinweggelesen zu haben. Wir ahnten diese Gefahr für ihn, die ihm in dem Maße näherrückte, als er in den spätern Arbeiten immer kritischer als in den vorangehenden zuwerklegte, und verstärkte daher den warnenden Zuruf in demselben Maße. Umsonst, er ist in die Schlinge seiner eigenen Vorzüge gefallen und hat in dem Buche „Ein Schneider“, wenigstens in dessen erstem Theil, ein seltsam kritikloses, dem Adel und der Würde des Schriftthums fast wie absichtlich entfangendes Buch geschrieben, dem wir in jeder Beziehung,

1855. 22.

sowol seinem Inhalt als seiner Darstellung nach, unsere Theilnahme entziehen müssen. Ein Kunsturtheil kann über eine solche in äußerster Sorglosigkeit dahingeschriebene Erzählung, die ihren Inhalt aus der Niedrigkeit des allgerwöhnlichsten Handwerkerdaseins schöpft, ohne von vornherein der Trivialität des Stoffes durch Intention oder Charakter zu Hülfe zu kommen, eigentlich gar nicht gefällt werden; genug, daß wir es für eine sehr schwere Aufgabe erklären müssen, diese ersten Bände, die weder sittlichen Ernst noch künstlerischen Plan und Composition erkennen lassen, mit wachen Sinnen zu durchlesen.

Es schmerzt uns wahrlich, dies der Wahrheit zur Ehre aussprechen zu müssen, da es dem Verfasser, den wir, wie er weiß, hochschätzen, vielleicht nützlich ist. Schon andere und größere Talente als er sind von liebgewordenen Irrpfaden durch den Ruf einer ernsten, aber befreundeten Kritik zurückgeführt worden: warum sollten wir daher die Hoffnung aufgeben, den schmiegsamen und anmuthsvollen Geist Holtei's von dieser Entäußerung seiner Naturgaben zurückzubringen, oder ihm die Erkenntniß des schönen Maßes, ohne das keine Kunstleistung besteht, für immer entrückt zu glauben? Er darf ja nur seinen eigenen Maßstab, wie ihn beispielsweise „Die Bagabunden“ darlegten, wieder zur Hand nehmen, um zu sehen, wie der „Schneider“ an diesem Maße zusammen-schrumpft.

In seiner ganzen Strenge gilt das hier Gesagte zwar nur von der ersten Hälfte der Erzählung, indem die letzte allerdings würdigere Dimensionen anzunehmen und einen bessern Ton anzuschlagen strebt. Und eben hierauf gründet sich denn auch unsere Hoffnung für den Autor, welcher in diesem zweiten Theile uns die Vorführungen anschaulich macht, durch welche die Ackerweisheit, socialistischer Träumer und Weltreformer den ver-

trauensvollen Geist junger Handwerker zu verschwundenen Weltverbesserungsplänen und zu jenem Geheimbündlerthum verlockt, bei dem man vergißt, welcher Segen dem Fleiß und der Arbeit folgt. Diese Intention ist löblich, und da in dem derselben gewidmeten dritten Bande auch etwas mehr Handlung und weniger leeres Geschwätz vorherrscht als in der ersten Hälfte des Romans, da uns derselbe sogar manche gute und nützliche Lebenslehre anschaulich macht, so wollen wir dem Verfasser die Gerechtigkeit nicht versagen, ihm für den Schluß seines Buchs unsere Anerkennung zu bezeugen. Es bleibt nur zu bedauern, daß wir an diesen bessern Abschnitt seiner Arbeit durch die ersten Bände so abgemüdet und verstimmt anlangen, daß es ihm schwer fällt, uns mit einem neuen Interesse für eine schon aufgegebenen Sache zu erfüllen oder darin Ersatz zu finden für so und so viel verlorene Stunden. Genug, sein vielgeprüfter Demwald gewinnt endlich seine vielgeprüfte Braut Helene und schneidert beseligt weiter, überzeugt, daß dem fleißigen Handwerker, der seine Zeit im Auge behält — die Welt gehört!

Es gereicht uns zur Freude, nach dieser allerdings mißglückten Arbeit unseres Autors in der zweiten oben angezeigten Sammlung eine Reihe älterer und zum Theil trefflicher Arbeiten desselben, die ihm einen Namen gemacht haben, vor uns zu sehen und in ihnen den Ton und Stil wiederzufinden, welche ihm unsere aufrichtige Anerkennung gewinnen mußten. Hierbei entfaltet in ihnen eine Durchsichtigkeit des Gemüths, eine Harmlosigkeit und Kindlichkeit der Seele und eine poetische Gleichstimmung seines innersten Wesens mit Allem, was es Gutes und Schönes in der Natur gibt, daß wir ihn durchaus liebgerinnen, ihm gern zuhören müssen. Er ist hiermit der Vorgänger Stifter's, aber er ist mehr Naturalist und weniger studirt als dieser. Der Verfasser weiß es, daß seine größern Versuche im Gebiet des Romans keine eigentlichen Kunstwerke sind, daß ihnen die Tiefe fehlt, daß sie sich oft in löstiger Breite verlieren, daß er seiner sentimentalen Regungen nicht Herr ist — so sagt er uns selbst; aber er verurtheilt mit Unrecht seine kleinen Erzählungen und mißkennt die Gaben eines kindlich-reinen und von keiner Präntension gekünstelten Talents für eine humoristische Weltanschauung und eine völlig naive Lebensdarstellung. Mit diesen Gaben hat er in den „Wagabunden“, den „Wierzig Jahren“, dem „Christian Demuwel“ vielen Lesern mit uns viel Freude bereitet und, da dies der Charakter aller seiner ältern Arbeiten ist, auch mit der vorliegenden Sammlung früherer Versuche unsern vollen Dank gewonnen. Er braucht daher nicht zu hoffen, daß er jenseit die Töne finden werde, die ihm auf Erden versagt blieben; vielmehr hat er schon hier Töne gefunden, die ihm Viele beneiden können, da sie uns oft zu müßem Mißgefühl und zu sanften Thränen bei fremdem Leid, zur thätigen Menschenliebe, zu genügsamem Frieden mit der Welt, zu frommer Selbstverleugnung und Selbsthingabe für Andere stimmen.

Der Verfasser erkennt nun wol, daß er an uns

einen strengen Kritiker und einen Freund hat, und damit muß er wie der Leser zufrieden sein. Unter dem Titel, den wir dieser Sammlung vorgesetzt finden, begann er im März 1822 eine Zeitschrift, die einen Theil seiner Erzählungen, Märchen, Novellen und Aufsätze enthielt, welche er hier gesammelt uns vorführt. Es ist viel Reizendes und Liebliches darunter, einiges Schmahe und Veraltete, nichts Schlechtes oder nach Geist, Ziel und Inhalt Verwerfliches. Ein poetischer Hauch durchweht fast ohne Ausnahme diese zahlreichen kleinen Arbeiten, die wir Blumenstücke nennen möchten, wie sie gerade in unsern Tagen, nach dem Vorgange Stifter's, die Lesewelt von neuem besonders ansprechen. Seltsam in der That, der Vorgänger wird mit ihnen gleichsam der Nachgänger seines Vorgängers, sein eigener Jünger! Solche kleine Phantasien, wie „Die Rose ist erblüht“, „Der Baumstempel“, „Das Bild ohne Gnade“, „Das Märchen vom Monde“ und viele andere, bestehen gerade aus den Elementen, welche die Muse Stifter's, Ram's, Jeremias Gotthelf's zu Ehren gebracht haben und die in unserer Zeit weithinaus gewachsen sind über den bescheidenen Kreis der Leser des „Übernigter Boten“ — Beweis genug, wie vergeßlich und wie ungerecht die Welt ist! Dies „Bild ohne Gnade“ zum Beispiel, welches eine originelle, inhaltschwere und geistvoll neckende Phantasie, die die Besten in die Schranken fordert, es ihr nachzuthun und dabei in wenigen Blättern die Entzückung eines dreibändigen Romans zusammenfaßt! Dies „Märchen vom Monde“, wie lieblich, warm, innerlich wahr! Dieser „Heilige Abend“, wie reizender Phantasie voll, wie stoff- und geistverwandt dem Besten aus Büttner's Feder! Fürwahr, diese Frühlingearbeiten unsers Poeten ließen einen prächtigen Sommer erwarten, und wir haben es innaig zu beklagen, daß die unglückliche Rami, einen Schauspieler aus sich selbst zu pressen zu wollen — ein Ziel, das nie zu erreichen war, weil ihm die Verleugnung seiner innersten Natur, seines Subjects die Unmöglichkeit war und blieb — den jungen Poeten auf eine hoffnungslose Bahn verlockte, gerade zu einer Zeit, wo ihm ganz andere Kränze winkten. Es ist die traurige Geschichte von der Verleugnung des Berufs bei geistig ausgezeichneten Leuten, der wir hier wieder begegnen.

Aus dem Inhalte des zweiten Bandes haben wir die anziehenden biographischen Skizzen A. Seidelmann's, P. A. Wolff's, K. M. Weber's und vor allem diejenige E. Raupach's hervorgehoben, der zwar „besüßig und widerhaarig“, wie er sich der Welt erwieß, doch seinen innersten Wesen nach ein wirkliches kindliches Gemüth und allezeit ein braver deutscher Mann war. Seine angeborene Leidenschaft war nur, wie der Verfasser sagt, ein permanentes „Hinfemmeln“ — von dem bekannten, welches in Italien bekümmerten Reiseführer des Hinfemmelns so genannt — gegen jede Erscheinung, die seine Aufmerksamkeit beanspruchte. Von dieser seiner Leidenschaft ließ sich nichts verschonen und selbst der König mußte sich gefallen lassen, als die „Antigone“ dargestellt werden sollte, ihm zu hören, daß dazu Alles und Jedes fehle: Schan-



spieler, Theater und Zuschauer, wie er sagte. Dem immer „Kunststücken“ Goethe gegenüber spielte Raupach mit dieser seiner Neigung daher eine äußerst spasshafte Figur: dafür nannte Goethe aber auch Raupach's natürliche Tochter in Weimar einfach „die Tochter der Lust“. Holtei rügt es als einen Irrthum, daß Raupach durch seine dramatischen Arbeiten, mit welchen er sich allerdings ganz absichtlich die berliner Bühne untersuchte, reich geworden sei; sein Vermögen stammte aus andern Quellen her. Auch von R. W. Weber wird uns viel Anziehendes berichtet. „Der lebenswürdige Geist haßte nur einen Menschen, und das war Rossini: er wollte blind gegen ihn sein. Lablache und Ambrogio sangen in der *«Ceinere-tola»* zu Dresden; der Verfasser wohnte mit Weber der Vorstellung bei. Plötzlich nach dem Duo des Dandini und Magnifico im zweiten Act war Weber verschwunden. *«Waren Sie unwohl?»* fragte ihn meine Frau am andern Tage. *«Nein»*, erwiderte er, *«ich konnte nur nicht länger bleiben. Denn wenn diese verfluchten Kerls es schon so weit bringen, daß solches nichtswürdiges Zeug mir zu gefallen anfängt, da mag der Teufel dabei aushalten.»* Er selbst lachte dann über seinen Ingrimm mit uns.“

Der dritte Band liefert einige größere Arbeiten aus dem Gebiete der Novellistik, auf dem Holtei einheimisch und bewandert, aber niemals vollständig glücklich ist. Fast alle seine Stoffe, denen es oft gar nicht an Originalität und Neuheit fehlt, senken an einer gewissen Stelle, mit Recht oder mit Unrecht, zum Tragischen oder besser zum Sentimentalen und Larmoyanten um, wenn ihre Anlage dies auch keineswegs bedingt. Auf Szenen schönen Gefühls, ebenso wie auf Szenen voll des glücklichsten Humors kann der Leser hierbei indeß immer rechnen. Dies gibt seinen Arbeiten dieser Art ein buntes, wunderbar schillerndes Gewand, bei dem die Einheit des Gefühls zu kurz kommt, wenn sich auch die plastischen Formen gut hervorheben. Nach den Novellen macht eine Skizze „Die literarische Gesellschaft in Wien 1818“ den Schluß des dritten Bandes; aber selbst diese larmige Darstellung muß — so will es Holtei's Geist — mit der Vanitas vanitatum und dem Grabe enden. Er kann nicht anders. Aber in seinem „Können“ ist er uns liebenswürdig und immer ein prächtiger Gesellschaftler!

2.

### Dramatische Bücherschau.

1. Agnes Bernauer, ein deutsches Brauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel. Wien, Teubler u. Comp. 1865. 8. 1 Zhl. 10 Ngr.

Unter den Dürren von Augsburg ist große Betrübnis und Schöpfung; denn alle Burschen bliden, der andern Mädchen vorgehend, nur auf Agnes Bernauer, des geknickten Baders Tochter, weit und breit als „Engel von Augsburg“ bekannt. Beschäftigt des Hauses wartend und den strengen, ernstlichen Vater pflegend, ist es ihr ein Kummer, daß ihr strahlendes Angesicht soviel Unheil schafft und ihr die Herzen der neidischen Brautinnen raubt; so will sie auch nicht auf's Turniere gehen, sondern still in ihrer Kammer bleiben, um nicht erst wieder zum Bergerniß zu geben; aber der Vater treibt sie fort, und

da geschieht es denn, daß der schöne und ritterliche Baiernprinz Albrecht sie erblickt und in glühender Liebe für sie entbrennt: „wie Meerestleuchten“ traf ihn der Strahl ihrer Augen, „wie Meerestleuchten, das plötzlich fremd und wunderbar aus dem sanften blauen Elemente aufkuckt und ebenso plötzlich wieder erlischt!“ Umsonst bemühen sich die Ritter seines Erfolgs, ihn dem Banne dieser gefäßlichen Liebe zu entrücken, umsonst erinnert ihn Bernberg an seines gestrengen Vaters, des regierenden Herzogs Ernst zu Baiern-München, Gesicht, „daß er hat, wenn er Einem einen Wunsch nicht bloß abschlagen, sondern in den Hals zurücksagen will, sodaß man ihn, wenn man um Honigbrinen gekommen ist, um Stochsprügel anspricht!“ — umsonst mahnen die Freunde vor der Gefahr der Enterbung, wenn Albrecht das Badermädchen freie, und vor des Volks Unfall. „Wer weiß, was geschähe, wenn ich mein Volk zum Spruch aufriefe“, entgegnet Albrecht; „wer weiß, ob sich dann nicht der letzte Bauer in einen Ritter verwandelt und ob die Sense nicht gegen das Schwert schlägt, das das ganze Deutsche Reich zu wackeln anfängt und der große Karl zu Aschen erschrocken in seinem Sarg nach der Krone greift!“

Aber auch Agnes' Herz ist dem süßen Zwange der Liebe erlegen. Der alte Vater merkt es im Innersten, aber er will noch sein Möglichstes thun, die in seiner wortfargen, aber treuen Seele hochgeliebte Tochter vor dem drohenden Verhängnisse zu bewahren. „Heirathe den Theobald“, sagt er, „den redlichen Gehülfen, der dich über Alles liebt, und so bist du geborgen vor des Herzogs Bewerbung.“ „Ihn nicht und Keinen — aber ins Kloster gehen will ich“, antwortet die Tochter. „Und deinen Herzog draußen lassen?“ gegenfragt der Vater, und das „Nein“ des Mädchens macht ihm ihre Liebe zu dem Fürstensehne zur Gewissheit. Da tritt einer von Albrecht's Rittersn ein und will, um wenigstens der verderblichen Hochzeit zwischen seinem jungen Gebieter und dem Bürgermädchen zu wehren, den alten Bernauer bewegen, seine Agnes dem Herzoge zur Duhlin zu überlassen. O wie da trotz des unehrenwerthen Antrags des alten Herz im Innersten aufkuckt! „Daß meine Tochter in keine Schmach willigen würde, wußte ich!“ ruft er, und Agnes bejaht es — nun ist ihm ja sein theures Kind wiedergeschenkt. Da erscheint Albrecht selbst, und Agnes mahnt ihn im Wohlgefühl ihres Werths: „Auch mich hat Gott gemacht, auch aus mir kann er mehr machen, wenn es sein heiliger Wille ist, auch aus Euch weniger, denn Alles auf Erden ist nur Probe, und Hoch und Niedrig müssen einmal wechseln, wenn sie nicht vor ihm bestehen! Gnädiger Herr, thut Keinem wieder so weh wie mir, man erwartet es nicht von Euch, darum ist es doppelt bitter! Mein Vater, jetzt ins Kloster! Nun nehme ich von der Welt nichts mehr mit über die Schwelle als einen ewigen Schauer!“ Aber da klärt sich es auf, daß Albrecht ja gar nichts von dem schmachlichen Antrage weiß, den jener Ritter ganz auf seine eigene Hand in vermeintlich guter Absicht gewagt hatte, und nun vermag Agnes dem Herzog, der alle ihre Bedenken mit dem einzigen Worte entkräftet: „Die zu entsagen wäre mein Tod“ — nicht mehr zu widerstehen. In schmerzlicher Ueberwindung segnet der alte Bernauer das Paar, ein Priecker verbindet gegen das Versprechen möglichster Verschweigung des heiligen Actes die Liebenden durch das Sacrament der Kirche und Albrecht führt das geliebte Weib auf sein festes Schloß Dohburg.

Das Gerücht dieses Ehebundes meldet der Kanzler Preising dem Herzoge Ernst von Baiern-München, seinem Gebieter, gerade als dieser, vertieft in die trostlose Herstückelung des einst so mächtigen Hauses Baiern, den Mitteln nach Befestigung dieses heillosen Zustandes nachsinnt. Ernst lacht bei seines Kanzlers Nachricht und hält es für ein Leichtes, den Sohn von der Ehebrecherin mit der Baderin, die höchstens seine Waise sei, zu heilen; er hat für ihn bereits die Aufgabe der Hand von Erich's, des Herzogs von Braunschweig, Tochter. Diese Hofschafft man soll der Kanzler an Albrecht bringen und ihn zugleich zum Turniere nach Regensburg beistehen, wofür der

57\*

alte Herzog den leichtsinnigen Sohn schon zur Vernunft bringen werde. Preisung schüttelt den Kopf und kehrt mit der von ihm vorausgesehenen Nachricht zurück, daß Albrecht die Braunschweigerin verschmähe, weil er sie nicht liebe, daß ihn nichts von seiner Agnes trennen solle, daß er aber in Regensburg sich einfinden werde. Da steigt dem alten Herzog der Jörn zu Kopf. Und als nun Albrecht zu Regensburg vor die Turnierschranken tritt, versagt ihm auf Befehl des alten Herzogs der Marschall nach Wappentrecht die Theilnahme am Turnier, weil er angeklagt sei, „auf Schloß Hohburg mit einem Schwabenmädchen in Unehren zu leben“. Da, um des geliebten Weibes Ehre zu retten, löst Albrecht das Geheimniß und nennt Agnes öffentlich seine rechtmäßige Gattin. Nun erklärt Herzog Ernst ihn des herzoglichen Erbes für verlustig und ernennt seines Bruders Franken Sohn, Adolf, das Kind, zu seinem Nachfolger. Albrecht aber widersteht sich diesem Beschlusse, greift zur Waffe, ruft in höchster Erbitterung Bürger und Bauern zu seiner Hülfe heran und zieht sich nach diesem Acte der Gewalt in die Feste Straubing zurück, nur lebend für seine Agnes, in deren Busen es indeß wie ein düsteres Ahnen des Todes aufsteigt, wie ein Mahnen des Gewissens an irgend eine Schuld die sie begangen, an irgend ein Unheil das sie gestiftet, für welches sie werde büßen müssen. Und unter des Kanzlers Preisung Hand zittert auch schon das Todesurtheil der schönen Baderstöchter; den wackern Mann schmerzt es tief, daß Agnes, die er als eine Unschuldige erkannt hat, des Verbrechertodes sterben soll, und er dringt in den alten Herzog, andere Mittel zu ergreifen, um sich und dem Lande den Sohn wiederzugewinnen; denn das kranke Kind Adolf ist gestorben und die Erbfolge wieder frei.

Herzog Ernst ist gern bereit, andere Wege zu versuchen, aber er kann nach seiner Ueberzeugung keinen andern finden, auf welchem seines Hauses und Landes Heil — und das ist ja seines Lebens Inhalt — nicht gefährdet wäre. Einem seiner beiden Brüder sein Land vererben, heiße den andern zum Schwerte drängen; Agnes entführen und nur in Gewarthsam halten, scheide die Ehe nicht, und dem alten Fürsten gilt sie als ein heiliges Sacrament; Albrecht im Besitze seines Weibes lassen, würde seine Kinder — noch hat er keine — unebenbürtig machen und eine Unzahl feindlicher und fremder Erbanprüche waffen; kurz, um dem Lande den Bürgerkrieg zu ersparen und Noth und Elend Allen fern zu halten, möge Agnes zum Opfer fallen. Auch Ernst hat sie als unschuldig erkannt, aber seine Regentenpflicht gebietet seinem Herzen Schweigen, und Preisung wird zur Vollziehung der grauenvollen Execution nach Straubing gesandt. Marschall Pappenheim überfällt, während Albrecht zum Turniere gen Ingolstadt zieht, das Schloß und Agnes wird in den Kerker geworfen. Preisung beschwört sie, daß sie, um ihr Leben zu retten, dem Herzog Albrecht feierlich entsagen solle; Agnes bleibt unerschütterlich fest. „Tragt ihn“, erwidert sie, „ob er lieber eine Unwürdige verfluchen als eine Todte beweinen möchte! Ich kenne seine Antwort! Nein, nein, Ihr bringt Euer Opfer nicht so weit, daß es sich selbst befreit. Rein war mein erster Hauch, rein soll auch mein letzter sein! Thut mir, wie Ihr müßt und dürft, ich will es leiden! Bald weiß ich, ob es mit Recht geschah!“ Und so empfängt das Grab der Fluten sein schönes Opfer. Als aber Albrecht die grauenhafte That vernimmt, da wirft er sich mit seinen Rittersn wie ein Rasender auf die Geschwader seines herzoglichen Vaters und Brand und Tod folgen seinem Nachzuge. Und das freut den alten Herzog: „Laßt ihn nur ausrufen, das ist Hülfe der Natur. Was er da niederbrennt, ist bald wieder aufgebaut, aber eines Bürgerkriegs Unheil macht kaum ein Jahrhundert wieder gut!“ Alles sieht vor dem gewaltigen Arme Albrechts, und gefangen sieht der Prinz den eigenen Vater vor sich, dem er infanticidisch die Freiheit gibt. Es naht der Vöte der Reichsacht, der Vöte des Bannfluchs, was kummert es ihn und seine Rache! Als aber der Vater den Sohn, der zur Verbrennung Münchens zu entleeren im Begriff ist, gemahnt: „Recht

so! dann wird der Baier sie doch gewiß verfluchen, sonst hätte er sie vielleicht beweint!“ da senkt Albrecht vor dem Gemüthe dieser traurigen Wahrheit sein Nachschwert; und als Ernst den Herzogsstab in seine Hand drückt, rufend: „Trage ihn ein Jahr in der Furcht des Herrn, wie ich! Kannst du mich dann nicht losprechen, so rufe mich und ich selbst will mich strafen, wie du es gebüht! Im Kloster zu Andechs bin ich zu finden!“ — da kniet der Sohn bezwungen vor dem Vater nieder und bekant: „Vater, nicht vor Kaiser und Reich, aber vor dir!“

Wir haben deshalb den Inhalt dieser ergreifenden Dichtung ausführlicher verhandelt, weil es den Lesern d. Bl. gewiß von besonderem Interesse sein wird, gründlicher benachrichtigt zu sein, auf welche Art ein so origineller und selbständiger Geist wie der Hebbel's die in älterer und neuerer Zeit vielfach dramatisch behandelte Geschichte von der schönen augsburger Baderstöchter aufgefaßt und dargestellt hat. Wie man sieht, hat unser Dichter die Begebenheit in ihrer äußern Form der Hauptsache nach einfach gelassen und auch in dem innern Zwiegespräch, in der Motivirung und Charakterisirung unmittelbar aus der Zeit des geschichtlichen Vorgangs heraus geschaffen und gedichtet. Den bedeutenden Fortschritt, der den früheren Arbeiten Hebbel's gegenüber in dieser Verleugnung der subjectiven Caprice sich Bahn bricht, begrüssen wir mit um so lebhafterer Freude, als wir, ohne gegen die Diktionen desselben blind gewesen zu sein, doch von jeher Hebbel's Edele mit besonderm Nachdrucke in d. Bl. vertreten haben, und als darin die Zuversicht sich offenbart, dieser kräftige Geist werde sich nun endlich von sich selbst und seinen düstern Launen für immer befreit haben. In dieser „Agnes Bernauer“ ist mit Ausnahme des Schlusses und der nicht genügenden tragischen Verwicklung der Heldin nichts, was noch an jene crasse hypochondrische Manier erinnerte, durch welche Hebbel die fahlen Verlen seines Genies so oft mit trübem Nebel umwidelte. Kein psychologisches Kunststückchen und Raffinement, kein gleichsam am äußersten Rande eines gähnenden Abgrunds mit absichtlichem Hohne herangezerrte Situation, kein ethischstes Grauen, kein Leichengeruch und keine Grabesstille, keine hypertendenziose Aufstrotzung von Motiven, Vorgängen, Stimmungen u. s. w., die nur im Kreise modernster Bildung und Verbildung sich bewegen und, auf andere Zeiten und Verhältnisse übertragen, eine unwahre, lügnertische krankhafte Engherz fristen. Gleich von Anfang an bannt Hebbel mit großer Kraft das Gemüth in die Eigenthümlichkeit der geschichtlichen Zeit, aus welcher die einzelnen Persönlichkeiten dieser Dichtung herauswachsen wie der frische Baumstamm aus seinem Erreich, mit welchem er unverwundbar verwurzelt ist. Und welche echt mittelalterliche individuelle markige Gestalten! Sieht in Herzog Ernst, dem Charakter von blankem Stahl, das landesherrliche Pflichtgefühl seine äußersten furchtbaren Konsequenzen, sieht in Albrecht's Rittersn und im Kanzler Preisung die mittelalterliche Lehnstreue, in Theobald die bürgerliche Treue ihren ehrenden Triumph, hat sich im alten Bernauer der Stolz des reichsfreien Bürgers und die Rebligkeit des deutschen Hausvaters zu einem ebenso eisenfesten Typus zusammengeschmolzen wie in Herzog Ernst der Regentenberuf mit dem Ritterthum, so erhebt sich in Albrecht dieses letztere zu reinmenschlicher Bekämpfung und tritt in des jungen Herzogs Liebesbund mit der Tochter des Volks, deren Leibes Schönheit und Seelenadel sie über jede engherzige Schranke erhebt, als unübersteigliche Bar in die Erscheinung. Nur fehlt dem Ethik die Verklärung. Die Tragödie schließt mit einer um so schmerzlichen Diktion, als zugleich die tragische Schuld in der Heldin des Amorspiels zu keiner menschlich anerkennbaren Gestalt sich entwickelt. Denn daß Agnes sich dem Geliebten zuergibt, als sie die Gewissheit hat, sie allein sei sein höchstes Glück, Trennung um ihr sein Verderben, als der Priester bereit steht im Namen der Kirche und ihr eigener Vater segnend seine Hand auf ihr und Albrecht's Haupt legt, das darf wol Agnes selbst in dem ängstlichsten Gewissensstreue sich wie eine Schuld dorthin werfen, nicht

aber das menschliche Gesetz, das zum allerhöchsten einen schwachen Schatten von Schuld darin erblicken könnte. Ist nun Agnes somit ohne tragische Verschuldung, hat sie somit gar keine ethische Rethung, ein behangenes Unrecht zu sühnen, so wachst die Erschütterung, die ihr entsetzliches Geschick in uns weckt, zur völligen Empörung unsers sittlichen und menschlichen Gefühls an gegen ein Geschick, in welchem keine Gerechtigkeit waltet, sondern das sich als nackte erbarmungslose Grausamkeit geltend macht. Der Charakter eines reinen Opfers, welches dem Gögen Vorurtheil in den geringen Schlund geworfen wird, steigert sich noch dadurch, daß in den beiden andern wesentlichen Hauptpersönlichkeiten des Trauerspiels die tragische Schuld sich sehr faßlich hervorthut. In Albrecht ist es das Vergessen der Pflicht für sein Land, Haus und Volk, das seine Ehe mit der Bürgertochter in das namenlose Unheil eines Bürgerkriegs über kurz oder lang verwickeln mußte, ist es die Verletzung der Pietät gegen den Vater, ist es die Empörung mit Wassengewalt zu Regensburg, ist es kurz gesagt die Geltendmachung des Individuums zum Nachtheile der Gesamtheit, die noch dazu mit ganz besonderm Nachdrucke an den jungen Herzog gewiesen war; in Ernst das umgekehrte Extrem, das völlige Aufgehen der Menschheit und des Individuums im Gesamtinteresse, im Gesetz, in der Sitte. Diese beiden Extreme, in so nahe Beziehung zueinander gesetzt, wie hier in Vater und Sohn, mußten sich in einem furchtbaren Conflict mit innerster sittlicher Nothwendigkeit treffen und sich versöhnen, es sei denn, daß der streitige Punkt zwischen ihnen versinkt würde, und so wurde Agnes das Opfer, aber nicht, wie es in unserm Drama offenbar gemeint ist, ihr Tod die Versöhnung zwischen den Kämpfenden. Das letztere hätte nur sein können, wenn sie den Conflict aus eigener Freiheit heraus verschuldet hätte, statt wie hier nur in denselben vom Verhängnis hineingerissen worden zu sein. Der Kanzler Preising spricht es selbst aus, worin ihre Schuld bestehe: „sie trug keinen Schleier und schnitt sich die Haare nicht ab.“

Und darum ist es gegen alles menschliche Gefühl, daß, im Hinblick auf diese eben erst schmachvoll gemordete Unschuld, die noch überdies keine höchste Liebe war, Albrecht sich dem Vater versöhnen konnte. Möchte er den Vater nicht als Gefangenen sehen wollen, möchte er, als dieser ihm den Herzogsstab in die Hand drückt und damit sich dem Gerichte des Sohnes unterwirft, von der Bedeutung dieses ernstesten Moments erschüttert, den Gluch zurücknehmen, den die beleidigte Menschheit gegen den Vater auf seine Lippe gewälzt hatte, und Den ungekränkt ziehen lassen, der seiner Lage Urheber war und einst in der Schlacht ihm das Leben rettete; Versöhnung aber, so schnelle wenigstens (denn noch spielen die Wellen mit dem heiligen Opfer), ist in diesem Augenblicke, unter diesen Umständen gerade bei einem Charakter wie Albrecht menschlich durchaus ungerechtfertigt, er beleidigt das noch mit tiefster Bewegung an der gemordeten Schönheit und Unschuld haftende Gemüth aufs empfindlichste und vernichtet Albrecht in unserm Herzen, in unsrer Achtung. In der Leiche seines im Kampfe gegen des Sohnes Krieger gefallenen Vaters, da konnte Albrecht im Angesichte des Todes, der über den blutigen Richter selbst so schnelles Gericht gehalten, sich mit dem Andenken an den Vater und mit diesem versöhnen: denn der Tod versöhnt nach altem Menschengefühl; auch lag dann die blutige That des Vaters in dessen Leiche als eine gesühnte, der Vater selbst als einer, der seine Schuld mit seinem Herblute bezahlt hatte, vor den Augen Albrecht's; Beide, der Feind und das Opfer, waren nun todt, über Beiden wölbte sich das dunkle Haus der Ewigkeit und hinter den Güssen Rieg der Genius des Baiernlandes herauf und rief Albrecht zu seiner Pflicht als neuen Landesheeren. Albrecht war, der Verlassene und Isolierte, sich ganz seiner Herzogspflicht und seinem Volke ergebend, möchte seines Lebens Inhalt darin erkennen, in dem Geiste sein Regentenamt zu verwalten, der zu Agnes, Agnes zu ihm geführt und der in sich die

Sonne einer schönern, menschlichern Zukunft trug. • Das wäre dann allerdings eine Versöhnung gewesen.

2. Meleager. Eine Tragödie von Paul Heyse. Berlin, Perg. 1854. 16. 20 Mgr.

Sie standen mit ungelocktem Haar,  
Eiserne Kränze über den Stirnen.  
Die Augen, ohne Lieb' und ohne Bärnen,  
Mit ruhig brennenden, wimperlosen Sternen,  
Sah'n wie in unerschöpfte Fernen;  
Ihr Wuchs war zart, nicht übermenschlich groß.  
Graue Gewände flossen herab  
In wenig Falten, regungslos.  
Es war kein Zug, der Reiz und Wechsel gab,  
Doch eine Klarheit, die mich ganz bezwang.

So schildert Althäa, Meleager's Mutter, ihrer Brudertochter Kleopatra, der Braut ihres Sohnes, die Parzen, da sie vor die zitternde Mutter hintreten und eine von ihnen, in des Herdes Flammen fassend, der Mutter glühenden Wünschen zurief: „Bis dies verbrannt ist, lebst dein Kind!“ Nun weiß Kleopatra, die mit Meleager wie dessen Schwester aufgewachsen, den schönen Jäger glühend liebt, um das dunkle Geheimnis, welches das Leben des Geliebten in der Mutter Hand gab, und lebt in ahnungsvollen Schauern des in diesem grauenvollen Mysterium verhaltenen Verhängnisses; fühlt sie doch mit weiblichem Takte im tiefsten Herzen, daß Meleager sie nur wie eine Schwester liebt; denn er unterwirft sich dem Willen der Mutter und ihres Bruders, des Loxeus, daß er die Kleopatra als Weib nehmen solle, so ruhig und gleichmüthig, als läge darin gar keine Veränderung des Verhältnisses, daß nun aus der Schwester ihm eine Gattin erwachsen sei. Nun geht es zur Jagd auf den Kalydonischen Eber, nun kommt Atalanta, die kühne Jägerin, und

Ueber die Welt kommt Stille,  
Das Dunkel wiegt sie ein.  
Geschätze mir mein Wille,  
Stille, ach, Stille,  
Wie gerne wollt' ich sein!

Je stiller die Vögel schweigen,  
Je lauter schreit mein Herz.  
Sanft geht der Sterne Reigen,  
Ach, und sie neigen  
Sich fremd herab zu meinem Schmerz.

Schlagt auf, ihr Sternensammen!  
Im Dunkeln seh' ich so klar  
Seine Augen, die mich verdammen,  
Ach, und zusammen  
Bricht Alles, was mein Leben war!

So klagt Kleopatra mit Recht; denn Meleager's Herz hatte zum ersten male der Pfeil der Liebesgöttin getroffen und Atalanta glühte sein Herz entgegen. Ihr spricht er, heimgekehrt, den getödteten Eber zu und um ihreuwillen trifft seine Waffe tödtlich den Dhm, der sich ihm widersetzte. Nun flucht die Mutter dem Sohne; in die Blut des Altars, der zur Dankfeier der glücklich beendeten Jagd bezugerichtet worden, wirft sie das verhängnisvolle Holz, und Kleopatra ersticht sich an der Leiche ihres Vaters. Wahnsinn der Liebe umhüllt Meleager's Seele; so findet er die Mutter, so rührt er sie unbewußt, und im wiedererwachten Muttergeföhle will sie theilen, das unselige Holz aus den Flammen zu reißen; er hält sie gewaltsam, ohne um das Geheimnis zu wissen, zurück, bis sie mit dem Schrei: „Mörderin! Mörderin!“ sich losreißt. Atalanta tritt auf, sich von Meleager zu verabschieden, dessen blutige That für sie ihre Bewunderung, ihre Liebe erregt hat. Meleager ergreift sie in wilder Liebesglut, sie stößt ihn von sich; da bricht er zusammen und nun ist ihr Stolz überwunden: sie wirft sich

im heißem Eubessschmerz über den Geliebten, der selig in ihren Armen verhaucht. Denn die Mutter fand den Sparrten bereits verhaucht; verzweifelt stürzt sie sich, Atalanta wegdrängend und sich als des Sohnes Mörderin bekennend, auf den schönen Leichnam; Atalanta zückt raschglühend den Speer gegen die Mörderin des Geliebten, da senkt eine Wolke sich nieder und die Parzen stehen in der Halle und singen:

Es ist gesöhnet!

Wer uns die Ehre  
Beigert — vergebens  
Trotzt er der Schwere des Lebens.  
Wer sich entrückt  
Dem Bettenringe,  
Ihn erdrückt  
Der Sturz der Dinge!

Das ist denn freilich auch ein Drama aus entlegener Zeit, aber es ist uns von alters her durch die Poesie vermittelt, es ist kein realhistorischer, sondern ein ideallmythischer Stoff, es ist ein Märchen, und der Glaube an Märchen hat mit den Menschen begonnen und wird auch nur enden mit ihnen; am Märchen geht die Zeit sanft und ohne Spur vorher, in seinem Gebiet sind ewig dieselben Tage, ewig dieselben Feste und die Gemüther der Menschen fühlen sich darin heimisch ohne alle Bedingung. Darum hatte Heise mit seinem „Meleager“ gut arbeiten, und es ist ihm denn auch eine so tiefe, bald helle und liebliche, bald düstere und grauenerregende hochpoetische Dichtung aus dem Herzen gequollen, daß man Roth hat, aus den Säubern dieser berausenden Zeit das kritische Urtheil unbeirrt herauszuwickeln. Von der poetischen Schönheit jener Scene, in welcher Athäa der Kleopatra das Geheimniß von dem verhängnißvollen Geschenke der Parzen anvertraut, fühlt man sich mächtig ergriffen; allein Meleager, der nominelle Held der Tragödie, wird dadurch als freie Persönlichkeit sofort in unserer Schätzung vernichtet und zum Spielball in der Hand der Mutter, welche hiernach als die eigentliche active Hauptperson des Dramas, als dessen wirkliche Heldin auftritt, herabgewürdigt; auch nistet sich — in dem Bewußtsein, wie die Mutter gleichsam das Verhängniß ihrer Sohnes geworden sei, die deren glühende, leidenschaftliche Liebe zu dem fast sinnlich von ihr geliebten Kinde mindestens keinerlei Bürgschaft für die besonnene Bewahrung jenes grauenhaften Pfandes gibt — eine gewisse Angst in unser Herz ein, die lähmend auf den freien Genuß des Kunstwerks wirkt und das selbständige Handeln der einzelnen Persönlichkeiten zu ersichtlich unter den unentrinnbaren Bann eines thatsächlichen, sozusagen bereits verhängten Verhängnisses gestellt sieht. Der gesammte tragische Verlauf der Begebenheit ist an ein von innen heraus unvermitteltes, rein äußerliches Schicksal, an eine höhere Gattung von Zufall gebunden, sodaß gewissermaßen die ganze Dichtung in den ersten Scenen schon fertig ist. Ob ferner der Reim mit seinem mittelalterlich-modernen Charakter für Darstellungen aus der antiken Welt so recht geeignet ist, und ob er nicht die Farben trübt, das treue Colorit äußerlich und sonach mittelbar auch innerlich verwischt, möchten wir dem Dichter zu bedenken geben, der nicht leugnen wird, daß in seiner Kleopatra das lebende Gefühl zu einer Romantik sich ausgebildet findet, wie sie die heitere Welt des alten Hellas nicht kannte. Dies unsere speciell dramaturgischen Ausstellungen! In reinpoetischer Beziehung darf diese Tragödie des gefühnten Eingriffs menschlicher Unbesonnenheit in das göttliche Walten, die den Satz verkörpert: „Der Mensch versuche die Götter nicht!“, dem Besten zugerechnet werden, was die deutsche Literatur in der Gattung des lyrischen Dramas aufzuweisen hat, und die edle, einfache, klugvolle Sprache, der hohe sittliche und künstlerische Geist sind Vorzüge dieser Dichtung, die nicht rückhaltslos genug in einer Zeit anerkannt werden können, in welcher soviel Schwulst

für Poesie, soviel psychologisches Raffinement für Kunst, soviel Hirnge spinns für Moral angeboten werden.“)

3. Heinrich Laube's Dramatische Werke. Siebenter Band. — A. u. d. A.: Prinz Friedrich. Schauspiel in fünf Acten. Leipzig, Weber. 1854. 8. 1 Hft.

Unstreitig eines der besten und packendsten historischen Schauspiele! Laube hat in diesem „Prinz Friedrich“ die geschichtliche Situation mit ungemein glücklichem Walle und mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit dramatisch zusammenzudrängen und zu gestalten gewußt und die geschichtlichen Charaktere, ohne der historischen Wahrheit wesentlich Eintrag zu thun, auf eine Weise poetisch und künstlerisch zu verwenden und zu heben verstanden, daß sich darin Wahrheit und Dichtung auf innigste und erquicklichste verschmelzen und aus ihrer Vereinigung ein Gesamtbild hervorgeht, das eine wahrhaft ergreifende und erhebende Wirkung ausstrahlt. Der Conflict der alten absterbenden Zeit mit dem neuen geistigen Interesse baldigenden Jahrhundert, wie er in Friedrich Wilhelm I. und dem jungen Friedrich dramatisch ausgekämpft wird, ist in beiden Persönlichkeiten aufs edelste gefaßt und aufs tiefste begründet und läßt unter der pedantischen Formalität des alten Königs ein kerndeutsches warmes Gemüth und unter dem schwebenden Leichtsinne und Frivolitätsumme Friedrich's den erhabenen und großartigen Geist des größten Fürsten nicht bloß seines Jahrhunderts mit voller dramatischer Frische und Ueberzeugungskraft vor uns aufblühen. Wenn Laube in seinem „Moritz, oder die alten Herren“ eine wahre Musterkarte der Emancipation aufstellt, so scheint er sich im vorliegenden Drama — wo wir loben ihn deshalb freudig — zur Aufgabe gestellt zu haben, soweit es irgend möglich, alle Persönlichkeiten seines Schauspiels auf einen edeln Urfern zurückzuführen; selbst Grunow und Evermann unterliegen diesem Princip, und zwar so, daß dadurch in keiner Art ihrer Persönlichkeit Gewalt angethan wird. Es weht durch die derbe soldatische, in den bestigsten innern und äußern Krisen ringende Welt dieses Dramas ein erquicklicher Hauch warmen und edeln Menschenthums und ein begeistertes patriotisches Gefühl. In diesem Patriotismus, in dieser glühenden Liebe zum preussischen Vaterlande laufen die nach völlig entgegengesetzten Richtungen ausstrahlenden Lebenswege des Königs und des Prinzen wieder zusammen, in diesem Patriotismus vergehen Beide, was sie ewig trennt und schadet, in diesem einen Gefühle versöhnt sich in ihnen das Drama zu harmonischem Schluß. Der König hat seinen Sohn offen gelernt, hat in ihm etwas entdeckt, davor er sich innerlich beugt, obwohl er es nicht begreift; Friedrich hat in dem König endlich den Vater erkannt, den liebenden, und so haben sich denn Beide im Herzen gefunden und versöhnt. Wenn Friedrich einst in gerechtem Zorne über des Vaters Anbitt gegen ihn rief: „Ich bin kein Knabe, König, und will dies beweisen, so es durch meinen Untergang. In dieser Stelle hier habe ich vor einer Stunde mit mir gerungen, wie ich meinem Vater und Vater genügen könne. Ich hielt es für möglich.“

\*) Wir führen aus einem Bericht des londoner „Atheneum“ über diese Dichtung folgende Bemerkung an: „Heise hat seine Tragödie nicht in den Vermaßen des Iseholas und Sophokles, nicht in unsern eigenen edeln „blank verso“, sondern in einem mannichfach wechselnden rhythmischen Maße nach dem Muster von Goethe's „Faust“ geschrieben. Das ist unserer Meinung nach entschieden ein Mißgriff (mistake). Wir wollen nicht Atalanta wie Griechen Frauen haben. Dies rhythmische Schwellengestalt, welches um sich schüttelnd klassischen Gestalten klingen, macht auf unser Gefühl wenigstens einen Eindruck, demjenigen verwandt, welches das auf die Unmöglichkeit der Donnerer'schen Ariadne in der Villa Beckmann zu Frankfurt fallende Kofakisch auf uns hervorbringt. Es ist schön, aber bloße Schandekel. Auch beschränkt sich der Dichter nicht allein. Was uns die Heise'schen Charaktere vorbestimmen, ist zum Theil ebenso modern dem Gefühle als der Form nach.“ D. R.

ist unmöglich, wenn ich nicht aufhören will, eine Person zu sein. Sie wollen Alles befehlen, Alles! Schritt und Rhythmus, Leib und Seele soll sein, wie Sie es wollen, ja der innerste Gedanke des Menschen, der Verkehr mit Gott, soll sein und werden, wie er Ihnen gut dünkt. Da schreit die geängstigte Seele endlich in Verzweiflung: Nein! sie schreit endlich: Leben oder Tod! — und der alte König nur Ungehorsam und Empörung in diesen Worten sah, so schlug ihm doch das Herz vor Freude, als Friedrich auf des Vaters großmüthiges Wort: „Kann ich als Fürst des Landes gewissenhaft anders beschließen, als ich beschloffen habe, daß solch ein Prinz nicht nach mir regieren kann, solch ein Prinz, der doch ein Franzos ist außen und innen?“ nicht minder heftig als früher antwortet: „Franzosen und immer Franzosen! weil ich fremde Bildung werth halte neben heimatlicher Noth, die Ihr verewigen wollt! Fürwahr, die Deutschen, die seit funfzig Jahren leben und regieren, sind angethan, mich so zu scheitern! die Deutschen, die sich Strassburg rauben ließen und die dem Räuber goldene Brücken bauten! Wenn es ein Scheltwort sein soll, dann seid ihr Franzosen, die ihr es gebildet und zu Recht bestehen laßt, und unter euch bin ich, der Frankreichs Geist verehrt, der einzige Deutsche, denn bei meinem dir verfallenen Haupte, König! das deutsche Dorf, das mir der Nachbar rauben wollte, das könnte er nur mit meinem Leichnam haben, für Strassburg aber, unsern stärksten Wall, da hätte ich 100,000 Leben hingegeben, so sehr bin ich Franzos!“ „Das ist mein Sohn! das ist mein Sohn!“ jubelt der deutsche König; bald danach reicht er selbst dem Prinzen den Degen mit den Worten zurück: „Du wirst ihn führen zu des Reiches Ehre!“ Und Friedrich antwortet: „Wenn es nöthig, gegen die ganze Welt!“

So entrollt uns Laube die traurige Jugendzeit unsers großen Friedrich, künstlerisch zusammengedrängt in ein kräftiges und farbenreiches Bild, mit sich von Scene zu Scene steigendem Interesse und mit ergreifender Gewalt der Charaktere. Es ist geradehin meisterhaft, wie er in dem alten König das barsche, crasse Soldatenhumor und den unbeugsamen Despotismus über Leib und Geist in Einklang zu bringen weiß mit einem Herzen voll Wärme und Liebe, ja mit einer Innigkeit und Bartheit des Gemüths, die an und für sich dem brutalen Stoßregimente des Corporals von Potsdam durchaus fern liegt; die so edel vermenslichte Gestalt des alten Soldatenkönigs, in welcher sich das warme Menschenthum Luft macht wie die Lava durch einen Felsenkrater, thut im Ganzen des Dramas eine vortreffliche Wirkung, die durch die jugendlich-ritterliche, großartig-irre Verwundbarkeit des Prinzen Friedrich, dem die Begeisterung des Moments die Adlerfärbung seiner großen Seele löst, sodas der Fingerring des künftigen Sonnenkugels ansetzt, in ein harmonisches Gleichgewicht gerückt wird. Die beiden lieblichen Mädchengestalten der schwärmerischen, extravaganten Prinzessin Wilhelmine und der sanftweiblichen, aber in ihrer heiligen Jungfräulichkeit sich bis zur Höhe des Ideals erhebenden Geliebten Friedrich's, der Doris Mitter, bringen ein sanftes lyrisches Element in das aufgeregte stürmische Treiben, während die Königin mit ihrer britisch-pathetischen, hochmüthig-aristokratischen Manier dem Hausvater Königthume Friedrich Wilhelm's ein verachtem bösisches Königthum entgegenstellt. Im alten Bundesknecht ist jenes harte brandenburgisch-preussische Soldatenhumor älterer Zeit vertreten, welches nur eine Furcht kannte, die Furcht Gottes, und Laube hat dasselbe in recht ergreifender Befähigung zur Erscheinung gebracht. Endlich wird in Ratt jene oberflächliche, nur zu sehr zur Eksepsis und zur Verpöthung alles wahrhaft Edeln und Menschlichen aufgelegte sogenannte höhere Weltbildung, wie sie in jenen Tagen sich zu erheben begann, dramatisch gerichtet, indem hierdurch das Reuebekenntniß ihres Trägers und dessen Tod geführt wird. Wenn wir nun noch sagen, daß der Scenabau und die Scenenfolge so dramatisch als bühnlich in jeder Art trefflich sind, und sich in den einzelnen Charakteren und Situationen für die Schauspieler die dankbarsten und belehrendsten Aufgaben darbieten, wenn unter Hin-

weisung auf die Proben, die wir vorher gaben, die Sprache als eine durchweg edle, höchst charakteristische, je nach Persönlichkeit und Stoff bald schwunghaft erhabene, bald derbmännliche, bald einfach rührende gerührt, und wenn endlich das Zusammengreifen der Handelnden als ein energisches und durchaus in den Brennpunkt der Begegnung concentrirtes anerkannt wird, so ist eben Alles gesagt, was der beschränkte Raum d. Bl. zum Rabe eines Dramas zu sagen gestattet, das leider von der deutschen Bühne verschwunden zu sein scheint, während es diese als dauerndes Repertoirestück zu beleben in aller Art würdig ist. Man erhebt immer soviel Geschrei nach deutschen patriotischen Stücken: nun ja, wer stimmte nicht freudig mit in diesen Ruf ein; aber ist dann einmal eins gebichtet, so hängt man sich an hunderterlei erbärmliche Formalien, erhebt ein Herr rein conventioneller Quisquilien und geht dann nach guter deutscher Philisterart einfach zur Tagesordnung über, statt jedem rein und edel empfundenen und gestalteten patriotischen Stoffe, wenn er dem künstlerischen und bühnlichen Decorum nicht zuwiderläuft, alle Thore zu öffnen. Fährt man in dieser ängstlichen Gouvernantenmanier noch lange fort, so wird die deutsche Dichtung, die sich mit entschiedener Vorliebe in neuerer Zeit der vaterländischen Geschichte zugewandt hat, sehr bald wieder der Fremde ausschließlich sich widmen und darf dann sagen, daß sie dazu gezwungen worden sei.

4. Ein Rebellkampf in Florenz. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von Levin Schücking. Berlin, Schindler. 1854. 16. 20 Rgr.

Ein Rebellkampf! ominöser Titel für ein Drama, das mit Thaten, nicht mit Worten kämpfen soll! Und so nahmen wir diese Dichtung nicht ohne lebhaftes Vorurtheil in die Hand, fanden uns indes für das erste angenehm enttäuscht. Faustina Salverte, eine edle Florentinerin, hat, in den classischen Studien wohlbevandert, den Entschluß gefaßt, mit dem hochgelahrten Doctor Landino aus Bologna in der Akademie von Florenz öffentlich über den Werth und die Würdigkeit der Frauen zu disputieren, denen sie den Vorrang vor den Männern eingeräumt wissen will.

Das aber ist es ja, was mich empört,  
Daß Achtung vor den Frau'n sich in die Dichtung  
hat flüchten müssen, daß im Leben aber  
Vor dem engherzigen Vorurtheil der Männer  
Wir still uns beugen sollen! O wie gern  
Wüß' ich mit feurigen Zungen reden können,  
Vertheidigen mein Geschlecht! Und o, ich wüß',  
Vertheidigen will ich's vor der ganzen Welt.

Drängst dich Kling mein Herz bei dem Gedanken,  
Daß ich vor Hunderten erscheinen sollte  
Und messen mich mit dem berühmtesten  
Gelehrten Männer in der Krone; —  
Nun aber wag' ich's gern! Erfüllt, gehoben  
Von einem heil'gen Hie, kann' ich kein Wanken —  
Und siegen werd' ich, weil ich siegen muß!

Schon drängt sich erwartungsvoll das Volk in den Hallen der Akademie und bewundert die Schönheit der muthigen Vertheidigerin ihres Geschlechts, als sich plötzlich der Signor Dottore frant melden läßt. Der Grieche Konstantin Laslaris, ein feuriger Anbeter der Faustina, hat, um seine Göttin vor einer möglichen Niederlage zu sichern, hinter ihrem Rücken dem gelehrten Herrn bange gemacht vor dem heimlichen Dolche der zahllosen Verehrer seiner schönen Gegnerin und wußte es so anzustellen, daß Landino ihn als seinen Stellvertreter in die Akademie sendet. Natürlich erklärt er sich galant schon im voraus als besiegte. Aber in der Menge hat ein seltsamer Saug gesteckt, der jetzt plötzlich hervortritt und Faustina den Handschuh zur rednerischen Fehde hinwirft, der junge Graf Leone Finasco. Dieser Jungling ist von seinem Vater zum

Weiberfeind förmlich erzogen worden und macht seinem Lehrmeister in der That alle Ehre. Wenn Faustina sagt:

Das viel und gern wir reden, leugn' ich nicht;  
Die Männer dürfen kämpfen, Schlachten schlagen —  
Wir führen nur bescheid'nen Zung'entrieg;  
Ihr habt die Keulen, Schwerter, Lanzen, Dolche —  
Wir haben nichts als einzig uns're Zunge,  
Den Dorn der Rose, der ihr uns vergleicht;  
Das ist des Himmels gnädiges Geschenk,  
Die einzige Gerechtigkeit, verlassen  
In unser „blumenhaftes“ Sein. O möchte  
D'rum dieser Dorn zu jeder Zeit bereit,  
Geschärft und stark sein, um uns zu vertheid'gen;  
Denn bei dem Himmel, wir bedürfen seiner!

wenn sie den Vorwurf der Herrschsucht zurückschleudert auf das Geschlecht der Männer, so erwidert Leone:

Der Sphinx der dunkler schweigenden Natur  
Entrissen Männer ihre Räthselworte.  
Sie waren's, die den Raum des Himmels durchforschten,  
Die neue Reiche, neue Welten fanden,  
Die Religionen stifteten und kürzten,  
Die, um der Wahrheit blut'ge Banner führend,  
Siegreich der Menschheit große Schlachten schlugen!  
D'rum sag' ich es: dem Mann gehört die Welt  
Mit Allem, was sie trägt, auch mit den Weibern!

Kurz, Leone besiegt Faustina vollständig, und während der Herzog von Florenz ihm als Siegespreis den Lorber reicht, ergibt Faustina an ihn ihr Herz. „O welch ein Geist!“ ruft sie, hingerissen von der Kraft seiner Beredtsamkeit —

Ihr habt gesiegt, Graf von Finasco, ja.  
In unserm Kampf mit Worten; doch vielleicht,  
Hätt' es gegolten eine schwere That  
Der Ueberwindung, der Entsagung, Demuth. —  
Wer weiß, wer da der Sieger wäre, ob  
Das Weib, das Ihr verachtet, ob der Mann!  
Dem Himmel dankt' ich, wenn er mir erlaubte,  
Durch eine solche That Euch zu beschämen,  
Mehr als Ihr's heute mich durch Worte konntet!

Bis hierher ist die Dichtung trefflich: in diesen beiden ersten Acten weht die sonnige Luft Italiens und der freie poetische Geist jener klassischen Florentinertage; trotz aller Bewegtheit der Stimmungen und Vorgänge ist dennoch über sie eine so heitere Ruhe, eine so reine Harmonie ausgegossen, daß das Behagen, welches den Dichter bei Schaffung dieser Scenen durchströmt hat, sich dem Leser unwillkürlich mittheilt und man sich unter der Regie eines echt künstlerischen Geistes fühlt. Die Charakterzeichnung entspricht dieser frischen, das eigenthümliche und besondere Colorit der geschilderten Zustände äußerst glücklich wiedergebenden Färbung, und sonderlich anziehend und tief angelegt ist die höchst poetische Persönlichkeit der Faustina: diese edle und jungfräuliche Natur, gewachsen und erzogen unter der leuchtenden Sonne classischer Geistesbildung, sieht sich umworben und umkrochen von einem Heere von Verehrern, von welchen sie angebetet wird und von welchen sie doch fühlt, daß sie keine Ahnung von ihrem eigentlichen Werthe haben. Das, was ihr Männer an den Frauen lobt und liebt, ist zumeist Das, was diesen nicht zur Ehre gereicht: wohl an, ich will euch vor allem Volke lehren, was Frauenwürde heißt und was sie werth ist! Dieser Gedanke läßt ihr nicht Ruhe noch Rast und treibt sie auf die Rednerbühne, auf welcher zu liegen sie gewiß sein darf; denn sie kennt ihre Gegner und darf sie verachten. Aber da tritt ihr einer entgegen, den sie nicht kennt, ein ganzer voller Mann, ein Geist, vor welchem der übrige erbebt, erbeben darf; denn er überwächst den übrigen. Zum ersten male fühlt sie sich wirklich als Weib in ihrer Schwäche, denn die gewaltige echte Mannesstärke tritt ihr gebietend und imponirend ge-

genüber. Welchen andern Ausdruck kann solch ein Gefühl, solch eine Niederlage bei einem Weibe, bei einer Faustina finden, als das Bekenntniß: zum ersten male zu lieben. Doch nicht in ihrer Erniedrigung vermag Faustina dieses Bekenntniß auszusprechen, sie muß sich erst wiedergewinnen, sie muß sich das Recht auf dasselbe erst erwerben durch die That der echten und hohen Weiblichkeit, durch die That der Demuth, der Ueberwindung, der Aufopferung. Sie geht von der Stätte ihrer Niederlage und seines Triumphs, sich die Liebe und mit ihr den Selbsten zu verdienen, und dazu hilft ihr das dunkle Gefühl, als müsse dem glücklichen Sieger mitten im Triumph die selbe Sonne in ihr aufgegangen sein, die mitten in der Niederlage ihr in ihm sich offenbart hat. Und wahrlich, sie liebt Leone nicht glühender als dieser sie, ob auch seine Seele in falscherständener Männlichkeit dagegen ringt mit allen Kräften. Bis hierher, wie gesagt, ist das Drama eine treffliche Dichtung. Aber nun ist es, als wenn ein Dämon sich dem armen Poeten auf die Schwingen setzt und hegt ihn die Quere und die Länge; denn nun verliert sich das so schön und geistvoll begonnene Werk in eine ganz gewöhnliche Banditen- und Intrigenkomödie des allerabgebrauchtesten Schlags. Mordversuche, Fälschungen, Verleumdungen, Hinterlistigkeiten spielen ordentlich Versteckens miteinander und bringen dann endlich unser Pärchen unter die Haube. Der im Anfange des Stücks so dichterisch hoch und klar vorleuchtende Gedanke, zwei edle und bedeutende Naturen verschiedenen Geschlechts gerade im Mißverstehen des eigenthümlichen Geschlechtsberufs und Geschlechtswerts sich finden, sich lieben und zu reinstem Verständnisse sich ergänzen zu lassen, diese poetisch durchaus berechnete und originelle Idee bleibt ihre geistige und künstlerische Lösung schuldig und verpufft matt und trivial in erbärmlichen Komödiantenstückchen, die einer Banditenballade mit bengalischer Flammenbeleuchtung und obligaten Pulverdampfe entlehnt zu sein scheinen. Der Dichter des „Rebekampf“ hat die erste Hälfte seines Dramas zu schön und wacker gearbeitet, als daß man ihm die Verhöhnung der zweiten nicht ernstlich verweisen und übelnehmen sollte. Beg mit dem Hocuspocus und den dritten und vierten Act in traurig und poetischer Hingabe an den leitenden Gedanken ganz hinzugebichtet: das ist der einzige Rath, den wir geben können und dessen Befolgung den Poeten nicht reuen dürfte.

5. Die Montenegriener. Trauerspiel von J. M. Gutierrez. Arier, Troschel. 1853. 16. 15 Mgr.

Wir begrüßten mit Vergnügen diese Tragödie des Barfässers, dessen „David“ wir in Nr. 38 d. Bl. f. 1852 zum nicht ohne ersten Adel, aber mit der Uebersetzung, einer echten Dichterkraft darin begegnet zu sein, besprachen. Der Inhalt dieser neuen Tragödie ist folgender: Zwei junge befreundete Montenegriener, Stanco und Saphem, werden um das Herz Aidens, der schönen Tochter des reichen Türken Achmet, welche bereits dem Harem des Bezierr von Moskau vom Vater zugesagt ist. Da nun ihre Neigung sich für Saphem entscheidet, so bietet Stanco diesem den Zweikampf an um des Mädchens Besitz und Saphem erschießt bei diesem Streite den Nebenbuhler. In des Vaters Garten aber harrt Aidens des Geliebten:

Der Tag neigt sich zu Ende, das Gesträuch  
Wirft weit und weiter seine leichten Schatten,  
Und Saphem summt noch. Wehe! wenn ein Zufall  
Dahin ihn hielte eben heute; kam  
Er doch noch immer, wenn ich sein geharrt,  
Und war's auch nur, um einen Gruß zur Nacht  
Mir zuzufächeln, eine Rose, die  
Mein Mund berührt, als Kuß sich heimzutragen;  
Und heute eben, wo er als sein Weib  
Mich heimzuführen mir versprochen, heute  
Verhindert ein Zufall ihn, zu kommen!  
Kein Zufall, ein Verhängniß war's von oben.  
Er weiß ja nicht, daß schon der Vöte da.



Dem Herrn des Regiers mich zu geleiten,  
Und er mich morgen nicht mehr finden werde,  
Nicht er, nicht sie und Keiner mehr, sie suchten  
In jenem Weithen denn nach der Verlor'nen.  
O muß denn Alles heute an die Zeit  
Der ersten Kinderjahre mich gemahnen!  
Am Rand des Weithers blühte eine Lilie,  
Weiß wie der Schnee auf Montenegro's Höhen;  
Ich sah von fern sie stehn — die Amme war  
Im düst'gen Grase eingenickt — und rasch  
Gill' ich Hinaus, die Lilie mir zu brechen;  
Da schauet plötzlich aus dem Wasser mir  
Ihr Spiegelbild entgegen — ich erschrecke,  
Und unerschöpflich, wohin ich greifen soll,  
Sieht es mich nieder in die Flut. Die Amme  
Erwacht von meinem Schrei, und so  
Ward ich gerettet noch. Die Ketten aber schlossen  
Mit weißen Stüben rings den Weithen ein,  
Daß sie ihr Kind vor weiterm Unglück wahrten.  
Die Lilie stehn noch dort, sie haben tren  
Des Kind geschickt, doch werden sie der Jungfrau  
Noch nimmer wehren, wenn es sie gelüsten  
Nach einer Lilie wieder möchte. Geh'  
Ich dir die Kreuze breche, süßer Freund,  
Geh' ich dort unten mir aus Weithers Grund  
Die bleiche Lilie holen.

Über Saphrem kommt und entführt Jaiden nach Montenegro.  
Der ergrimnte Regier rüstet nun sein Volk und zieht vor den  
„Berg“, sich die entrißene Beute zu holen und Rache zu neh-  
men an dem Räuber. Aber in Montenegro stehen Alle für  
Einen und Einer für Alle, und wie einst vor Troja gilt es den  
den Kampf um die Schönheit. Insofern tritt des erschossenen  
Stanco Bruder Gyko zu Saphrem und fragt: „Wo hast du  
den Gefallenen bestattet?“ Saphrem erbleicht: in der Hast  
der Flucht und Liebeleidenschaft hat er der heiligen Pflicht  
der Leichenbestattung schwächlich vergessen, und nun liegt auf  
ihm die Blutschuld, welche auf Leben und Tod zu rächen nach  
montenegrinischer Sitte des Hinterlassenen Pflicht. Gyko, der  
nach des Bladika Willen dazu ausersehen ist, mit Saphrem,  
dem die Commandantenschaft der Besatzung Branina übertragen,  
den Ort zu verteidigen, verlegt die Vollstreckung seiner Pflicht  
bis nach dem allgemeinen Kampfe und hofft edel, in diesem  
Kampfe vielleicht selbst getödtet und so vom Gescheh' ver-  
hindert zu werden, Saphrem's und Jaiden's Glück zu stören. Jaiden  
erfährt das unselige Verhältniß zwischen Gyko und ihrem Gat-  
ten, und von Letztem auf ihre flehentlichen Bitten mit nach  
Branina genommen, beschließt sie, das Leben Saphrem's zu ret-  
ten. Das aber ist nur möglich, wenn Gyko vor ihm stirbt;  
denn unerbittlich ist der Blutrache Gesetz. Da steht sie nun  
im heißen Kampfe mit sich selbst: aus den weichen Mutterar-  
men hat sie sich losgerissen aus Liebe, der Mutter Fluch, des  
Vaters durch ihre Flucht verschuldeten Tod hat sie ertragen  
aus Liebe, dem Glauben der Väter hat sie entsagt aus Liebe.  
Wie! meint man vielleicht, so gar schnell? Aber konnte sie denn  
anders? Sie versteht wol Vieles nicht im Christenthume, aber  
das Wort Liebe, das versteht sie glühend und warm, sie, die  
ganze Liebe ist und nur Liebe lebt: durfte sie denn laudern, dem  
Glauben der Liebe sich hingugeben, der ja vor allem auch sein  
Glaube, sein von ihm selbst selig und feurig bekannter Glaube  
ist? Wo er glücklich ist, muß sie es ja auch sein und kann es  
auch nirgends anders sein, denn sie ist ja nur, soweit er ist.  
Nun kann natürlich ihr Christenthum eben kein Christenthum  
genannt werden, denn sie begreift und übt es nur in Rücksicht  
auf Saphrem; darum ist alle christliche Moral, ja alle Moral  
überhaupt für sie nicht da, soweit sie nicht zu seinem Heil und  
zu seinem Glück gereicht. Hier nun gibt diese Moral sein Le-  
ben preis; das streitet gegen ihre Moral und Gyko muß ster-  
ben! Wie von ihrem Engel gesandt, tritt als Unterhändler ein  
Agas des Regiers in die Besatzung und ihm verräth sie, was sie

1855. 22.

soeben erfahren, daß nach der Seeseite Branina am wenigsten  
verwahrt und dort der günstigste Punkt zum ersten Angriff  
für den Türken sei; Gyko führt dort das Commando, er wird  
fallen. Aber wenn nun Branina auch fällt? Ist denn Gyko  
das Vaterland? ruft sie — sein Tod wird die Andern nur noch  
mehr entflammen — die Rache wird sie erst recht siegen lassen,  
und der Sieg ist dann sein und einzig sein, Saphrem's, der  
für sie ja wirklich das Vaterland ist. Aber kaum hat sie den  
Verrath begangen und damit ihre Schuld auf sich geladen, da  
beginnt auch das Schuldbewußtsein in ihr zu dämmern und  
nähert sich dem Schicksal's rächenden Schlag. Der Türke  
stürmt jene schwache Mauer und Jaiden wird von Gyko selbst  
vor Saphrem des Verraths angeklagt. Umsonst fodert Saphrem  
das Wort der Unschuld von Jaiden's Lippen, sie gegen eine  
Welt zu vertheidigen — sie schweigt und endlich bekennt sie ihm  
laut ihre That und daß sie für ihn begangen ward. „Unselige,  
du mußt sterben!“ ruft Saphrem verzweifelt, „sterben durch  
meine Hand, so will es das Vaterland, das du verräthst!“ Sie  
aber entgegnet:

— — — o Dank!  
Für solch Gebot dir, Montenegro! Sag'  
Mir's ein mal noch — durch deine Hand! und das,  
Das nennst du Sterben?  
Wenn du den Dolch ins Herz mir senkst, das nennst  
Du tödten? Süßer, sel'ger Tod, den mir  
Die Liebe gibt! o süß und selig wie  
Ihr Kuß. Steh' nicht so kumm, so finster da!  
In meiner Seele ist es Licht und Klar,  
Als tage mir ein zweiter Hochzeitsmorgen,  
Und mit dem Lichtglanz, den aus jener Welt  
Der Kuß des Friedens mir herüberfandet,  
Ist eine Wahrheit in mir aufgeblüht:  
Es ward der Liebe ihre Schranke auch  
Gesezt, und jenseit dieser Schranke lauert  
Das Unheil ihrer, das Verderben.  
Die meine schweifte über jene Grenze  
Und das Gesez ward offenbar an mir!  
Da! nimm den Dolch! es war dein erst Geschenk —  
Nimm ihn zurück! sich', er ist fleckenlos  
Noch, wie das Herz, das er durchbohren soll.

Und mit dem Aufse: „Ja, fleckenlos, wie Engel sind vor Gott!“  
drückt Saphrem die Mordwaffe in der Geliebten Brust, eilt in den  
Kampf und verhaucht, mit tödtlicher Wunde rückkehrend, an Jai-  
den's Leiche sein Leben; Montenegro aber siegt über den Türken.

Eine gewisse schablonenartige Kritik wird dem Dichter  
vorwerfen, daß die Schuld Saphrem's, welche doch die Mut-  
ter von Jaiden's Vergehen sei, zu gering wiege, um die furcht-  
bare Tragik des Schlusses zu rechtfertigen und eine harmoni-  
sche Versöhnung zu erzeugen. Dieser Anklage ist entgegenzu-  
setzen, daß hier ein specifisch nationales Leben vom Porten an-  
gestrebt und meist sehr glücklich zur Erscheinung gebracht ist,  
daß die nationale Sitte in ihrer landesüblichen Bedeutung den  
Ausschlag gibt, daß die Pflicht, den im Zweikampf getödteten  
Nebenbuhler im Tode nicht zu verlassen, sondern mindestens  
seine Gebeine ehrlich zu bestatten, bei den Montenegrinern wie  
bei mehreren andern Völkern eine höchste, heiligste Satzung  
ist und jede Sünde dagegen als ein religiöses Verbrechen an-  
gesehen wird, daß endlich diese Pflicht in ihrer tiefen innigen  
Sittlichkeit und poetischen kindlichen Parteilichkeit hohe allgemein  
menschliche Würde und Bedeutung in sich trägt. Der Egois-  
mus der Minne entwickelt in dieser Dichtung aus reinsten zar-  
tester Knospe heraus seine dämonische Gewalt. Und von so  
allgemein menschlichem Interesse dieser Proceß der Leidenschaft  
ist, unser Dichter hat ihm eine durchaus individuelle, nationale  
Farbung gegeben, obschon wir keineswegs behaupten wollen, daß  
der Autor jede gerade diesen innerlichen Vorgängen so nahe  
liegende Verführung zu lyrischer Sentimentalität immer über-  
wunden habe, und daß nicht hier und da eine tiefere und

58

gründlichere Kritik der von seiner Arbeit manche störende Dunkelheit und Schroffheit würde ferngehalten haben. Weil es jedoch dem Verfasser im Ganzen gelungen ist, ohne wesentliche Beeinträchtigung des innern Conflicts den äußern mit immer energischerer Steigerung thatsächlich bis ans Ende zu verkörpern, so erheben wir diese „Montenegriner“ im Verhältniß zu dem „David“ unsern Verfassers, in welchem diese Consequenz sich nicht fand, für einen Fortschritt, wenn auch jene Tragödie, soweit ihr erster Theil zur Frage kommt, im Einzelnen den Vorzug einer sorgfältigern Vertiefung in den spezifisch geistigen Organismus des dramatischen Kunstwerks voraus hat.

6. König Monmouth. Ein Drama von Emil Palleske. Berlin, F. Duncker. 1853. 16. 25 Rgr.

Karl II. von England ist gestorben und die Todeskunde trifft seinen verbannten Bastard, Herzog James von Monmouth, wie er im Haag bei seinem Vetter Dranien die Herzen der Damen erobert und die Hiebe aller Feste und Ritterspiele ist. Nun soll er dem Vetter Dranien, der ein Eidam des neuen Britenkönigs, geloben, nicht nach England zu gehen und dort nirgends die Ruhe zu stören. Monmouth gelobt es in die Hand des Freundes, der anernfalls sein Feind werden würde, und zieht sich zurück nach Brüssel, wohin seine schöne Geliebte, Lady Harriet Wentworth, aus England ihm nachsteilt, seine Verbannung großmüthig zu theilen. Aber tief im süßen Arme der Liebe träumt James den Königstraum von England, denn er glaubt an die Erfüllung einer schwarzen Kapsel zu London, welche den solennen Ehevertrag zwischen seinem Vater und seiner Mutter und somit sein Erbrecht auf den Thron von Albion enthält. Der ganze Schwarm misvergnügter Edelleute und vertriebener Cromwellianer, die ein Asyl in den Niederlanden gefunden, umgibt ihn daselbst, ihn mit dem Wahne erfüllend, ganz England liebe, ersöhne ihn und werde ihn als rechtmäßigen König jubelnd begrüßen. Warum hatte er doch so unüberlegt in Dranien's Hand gelobt, die Küste seiner Heimat nie wieder zu betreten? Er wird den Königstraum nicht los, und die mit ihm verbannten Landsleute dringen immer aufs neue in ihn; er schwankt, Harriet soll entscheiden, und sie, die ohne daß er es gewahrte, den Königstraum für ihn, entsagend, mitgeträumt hatte, heißt ihn nach England ziehen. Monmouth zieht dahin, aber sein anfangs ausleuchtendes Gestirn sinkt nur zu bald in die Tiefe: es war nicht England, das ihn ersöhnte, und unter dem Henderheile haucht er, im Angesichte des Todes sich zu edler Freiheit erhebend, sein Leben aus.

Wir müssen zunächst an den Autor dieselbe Frage richten, die wir im Laufe unserer Besprechungen schon so oft selbst an begabte Talente zu thun genöthigt waren: ist denn der Held dieses Dramas wirklich auch nur im entferntesten ein Held? Das ist ein junger Salonmann, der sich das abgeschmackte Märchen von der schwarzen Kapsel, ohne viel darüber nachzusinnen, aufbürden läßt, der sich auf Grund des Veredes und des Gesalbaders um ihn her für den von der Vorsehung bestimmten politischen und kirchlichen Reformator Englands hält, der dann in einer momentanen Laune gelobt, dieses England nie zu betreten, und doch wieder, abermals in einer bloßen Anwandlung, nicht selbständig, sondern durch seine Geliebte, jenes Gelübde bricht, nach England zieht, dort den Mund sehr voll nimmt, auch wol persönlich brav ist, aber schließlich kleimüthig die Büchse ins Korn wirft und sich dem Henker übergibt. Ist das ein dramatischer Held? Wo liegen da die Manifestationen eines Charakters? Geht nicht vielmehr Alles, was er manifestirt, den Begriff des Charakters auf? Mochte er an die Kapsel glauben, aber aus andern, aus triftigen Gründen, die doch wol nicht schwer zu erfinden waren, mochte er sich für den zu Englands politischer und kirchlicher Befreiung berufenen Reformator halten, das ist gewiß höchst dramatisch und ethisch, aber dieser Glaube muß eine auf eigene Begabung und

Befähigung, auf eigent im Drama sich thatsächlich umgebende Charaktergröße fundirte großartige Ueberzeugung sein. Man glaubt diesem Monmouth die Erhebung nicht, die er kurz vor seinem Ende über sich selbst gewinnt, sie erscheint vielmehr als bloße Phrasen, als klingende rhetorische Paraden. Und so, ohne ethische und charakterielle Befähigung und Betätigung, wie Held Monmouth sich geberdet, hat man kein dramatisches, kein tragisches Interesse an ihm; er ist eben nichts Anderes als ein etwas modernisirter Champion des sehrenden Ritterthums, und das kann wol als Satire, nicht aber als positives Kunstwerk den Antheil denkender Köpfe gewinnen. Es erscheint in der That höchst befremdlich, daß ein Mann von dem Urtheile, der theatralischen Erfahrung und der entschiedenen Dichterbegabung wie Palleske, sich so arg über seinen Helden hat täuschen können.

Haben wir so unserm Autor die sehr ernsten und gewichtigen Gravamina nicht verhehlt, die seine Dichtung in uns erregte, so wollen wir nicht länger zaudern, ihm das Lob zu spenden, welches seine Arbeit andererseits reichlich verdient. Eine gewisse Kritik, die consequenterweise auch Goethe und Schiller nicht mehr als Originale stehen lassen dürfte, wird nicht ermangeln; Palleske der Shakespeare zu beschuldigen; wir unserselbst rechnen ihm aber die Art, wie er Shakespeare, zu hohem Lobe an. Denn indem er seine Poesie und sein inneres Wesen durchdringt mit dem gewaltigen Selbstbewußtsein britischen Riesen, weiß er doch durchaus selbständige und eigenartige Gestalten und Zustände aus diesem Proceß zu erzeugen. Seine Gestalten sind, mit Ausnahme des verunglückten Helden, voll individuellen Lebens und reich an charakteristischer Ausprägung: dieser Dranien ist bis auf jedes Wort, das er redet, der ernste, schweigsame, sich stets verbüllende Mann, dem die Anwartschaft einer großen Zukunft auf der verschlossen in sich hineinarbeitenden Seele liegt und der sich sittlich durchdringen von seiner inneren Berechtigung zu dieser Anwartschaft fühlt; wie groß steht daher diese in sich selbst gefestigte Persönlichkeit dem weichenlichen Träumer Monmouth gegenüber! Die Gesetze des Regens sind mit großer Sicherheit gezeichnet und in jeder hat sein besonderes charakteristisches Gepräge. Bedenkt man hierzu die edle, schwungreiche Sprache, die Frische, Lebendigkeit und Farbenfülle der Scenerie und Situation, auch die echt künstlerische Art, mit welcher unser Autor das historische Colorit zu erzeugen verstanden hat, und den geistlichen Wurf der Arbeit, so wird man uns keiner Uebertreibung zeihen, wenn wir in diesem Drama, trotz seines verunglückten Helden, das Document eines wahrhaften Talents erblicken, welches in Folge des historischen Dramas ausgezeichnetes zu leisten verspricht. Wir bitten deshalb Palleske recht dringend, sich durch die leicht entzündbare Liebe eines poetischen Gemüths für eine Persönlichkeit seiner Phantasie über den wirklichen dramatischen Werth dieser Persönlichkeit nicht fädeln täuschen zu lassen; an dieser Art von Täuschung, die unser Autor an Andern schon oft bemerkt haben wird, kränkt so manche in allen ihren übrigen Theilen schöne und edle Dichtung, und es scheint hier eine Art von geistigem Magnetismus stattzufinden, der selbst die klarsten Köpfe hierin nicht selten in die Irre führt. Dies Irregehen aber federt stets eine köstliche Dosis Zeit, und wir achten unsern Autors Talent zu hoch, um nicht zu wünschen, es möge niemals wieder soviel Geist und Poesie in einen Schemen vergehen.

## Berliner literarische Zustände.

II. \*)

Berlin ist oftmals, und gewiß nicht mit Unrecht, die nordische Metropole der Intelligenz genannt worden. Das Leben jeder Intelligenz ist die Selbstanschauung, die Beobachtung \*

\*) Bgl. Nr. 15 S. 21.

in eigenen Thätigkeiten; Berlin wird demnach etwas erschrecken, wenn seine Intelligenz, der Wahrheit gemäß, wie Freund Gattum mit einem Pferdeschuß gezeichnet wird. Die Intelligenz documentirt sich am hauptsächlichsten auf der Bühne, und die Bühnen Berlins, welche die Intelligenz und die Kunst vertreten sollen, haben seit einem Decennium mehr Licht von ihrem Gesammtleben als von der Kunst erhalten. Die Hofbühne war einst eine der ersten und vorzüglichsten Deutschlands; heute hängt sie die classischen Firmen von Schiller, Shakspeare und Goethe aus und vermeint nun die classische aller Bühnen zu sein. Dies kann aber unmöglich das Streben einer Bühne sein, welche vor allem berufen ist, auf die Bildung des Volks einzuwirken. Wenn dies einerseits wol durch Repräsentation des Stüde erster Meister geschieht, so ist doch das vornehmste Princip einer Bühne, zugleich befruchtend auf die Productivität der Gegenwart einzuwirken. In dieser Beziehung hat die berliner Bühne ihre Aufgabe gar sehr verfehlt. Eine fast unglaubliche Taktlosigkeit bei Annahme und Aufnahme neuer Stücke hat in den letzten Jahren das Publicum scheu gemacht, und mit Ausnahme einzelner wurden alle diese Novitäten zu den Antiquitäten des Repertoire gelegt. Die Herren Gutzkow, Köpfer und Freytag hatten nicht das Glück, Liebhaber der classischen Theaterintendanz zu sein, obgleich sie seit Jahren Lieblinge des Publicums gewesen. Die Taktlosigkeit, welche die Bühne durch solche feingreifende Zurücksetzungen den dramatischen Schriftstellern einflößt, rechtfertigt ihren Ausspruch: „Wir haben keine Dramatiker, welche gute Stücke schreiben können.“ In Wahrheit aber haben unsere guten dramatischen Schriftsteller keine Bühne, am wenigsten die „classische“ Berlins, die ihre Stücke aufzuführen und zu würdigen vermöge. Die Aufgabe der Bühne ist es nicht, dem Geschmack, besonders dem verhassten Geschmack des Publicums zu huldigen, sondern selbst mit Opfern ihn zu läutern und auf seine Sittlichkeit einzuwirken.

Ein anderer Schmutz unserer Hofbühne sind dessen viele invidiöse Mitglieder, welche in ihrer Zusammensetzung dem Pöbel-möke-Ministerium von Spanien oder Rußell-Überbeeren ähneln. Es gibt mehr künstlerische und gediegene Capacitäten darunter, aber untereinander haben sie keine Harmonie und keine Einheit. Hendrichs, früher der Liebling der Frauen und jetzt in ihrer Kunst wie seine Handschrift im Album mancher Dame verblüht, ohne daß er es ahnt, wird plötzlich Katastor der Charakterrollen, obgleich Hendrichs immer Hendrichs und nicht als Hendrichs bleibt. Die Bühne hat einen Döring, welcher als Künstler alle Hochachtung verdient, wenn er die leidige Gewandtheit des Hiskens à la Mephisto, die immer Döring erkennen läßt, unterlassen könnte. Dessen scheint fast nur leidenschaftlich zu werden; sobald er seinen Collegen Döring mit auf den Brettern sieht; Liebtke in seinen Liebhaberrollen trachtet zu sehr danach, mit den jungen Damen zu kokettiren und selbst à la courtoise zu machen. Einige jüngere Mitglieder der Bühne bieten viel angenehmere Erscheinungen dar, aber im Allgemeinen ist das Ensemble des Personals immer ein leidiges, das nur die Lünche der Comtisse hat.

Jeder Leser dieses Aufsatzes, welcher die Theaterkritiken in den berliner Zeitungen letzter Zeit gelesen hat, kann getrost die Ausrufung hegen, daß diese Kritiker, aus geheimen Ursachen, noch sehr glimpflich und viel zu nachsichtig mit dem Kunsttrampel Apollis und seinen Rufen umgegangen sind. Ueberhaupt steht die berliner Kritik groß und in ihrer Art einzig da. Ihr Platz in den Organen der Politik, die sie nur allein noch beschützen, ist dicht hinter China und Australien, oder hinter den Unglücksfällen von Berlin, was naiven Zeitungslesern oft Anlaß zum Nachdenken gegeben, das sie durch die Zeichnungen bereits verlernt hatten. Andere literarische oder bühnische Organe hat Berlin nicht aufzuweisen; alle machen in Politik, mit Ausnahme des demokratischen „Intelligenzblatt“. In diesen politischen Organen sind nach einer ziemlich langen Erfahrung und genauen Berechnung etwa 18 Quadratfuß

wöchentlich, für die Besprechung und Kritik der Kunst, des Theaters, der Gemäldeausstellungen und der Literatur des In- und Auslandes bestimmt, 700 Quadratfuß dagegen für die Maculaturpolitik und 278 für Curs-, Handels- und Börsenberichte. Es folgt daraus, daß man sich mit Politik in Berlin am wenigsten, mit der Industrie schon mehr und mit dem Kunstleben am meisten beschäftigt, da stets von Dem am meisten geschrieben wird, was sich die Aufmerksamkeit erst erobern soll. Man hat demzufolge die Kritiker auch eben nicht weit her verschrieben, weil die Berliner gründlich und allein en masse zu kritisiren verstehen. Die alten Herren sind dagegen Muster in der Anfertigung von Schablonenkritiken und ihr Geheimniß ist bereits ins Publicum gedrungen. Sie lesen das Vorwort, den Anfang und das Ende eines Werks, das der Autor mit Mühe und Fleiß gearbeitet, und geben in wenigen Zeilen weiter keine Recension als den Titel und eine Empfehlung oder eine Bosheit. Die andere Schablone der ergrauten Kritiker Berlins von Fach besteht darin, vor allem Anderen etwas Gelehrtes zu sagen, aber von dem zu recensirenden Werke nur drei Worte. Die Buchhändler jammern nun über das Recensionseremplar, das sie der Zeitung eingeschickt, und die Autoren bedauern ihre dürftige Lage, die ihnen nicht gestattet, mit „Golde blank und Golde fein“ die theure Feder der Kritiker à la chablone bezahlen zu können.

Am allermeisten und ausführlichsten beschäftigt sich die „Spener'sche Zeitung“ mit Recensionen, die ihr, obgleich nur kurz und andeutend, dennoch unter allen berliner Zeitungen in dieser Hinsicht die meiste Achtung verschaffen müssen. Außer der Feder Rötcher's erheben sich aber alle Kritiken nicht über das Niveau einfacher Referate, welche in den allerersten Fällen Uebelwollen in sich tragen. Das kritische Trifolium der „Bos'schen Zeitung“ ist wesentlich gutmüthiger Natur, trägt eine gemeinsame kritische Brille, durch welche es alles in rosenfarbenem Lichte sieht, und liebt nichts mehr, als wenn man ihm von den schönen vormärzlichen Zeiten spricht, wo jede neu auftauchende Notabilität es als nothwendig erachtete, einer oder der andern der damals allein herrschenden Kritikerautoritäten seine Aufwartung zu machen.

In dem vorigen Briefe habe ich unter den Feuilletonisten schon die Namen genannt, die vorzüglich in den jüngeren Zeitungen auch als Kritiker sich geltend machen und theilweise ihre trefflichen Federn nach dem kleinen Raume der nach Quadratfuß besteuerten Zeitungsbogen zuschneiden müssen. Die „Nationalzeitung“, in deren Redaktionsweisheit sich oftmals entsetzliche Lichtstrahlen Bahn brechen, hat, ohne daß sie es glauben will, seitdem sie mit Kritiken zu zeigen angefangen, an Abonnentenzahl verloren. Die anfangs so ritterliche Amazone hat ihren Helm mit einer Epille vertauscht und selbst ihr ausgezeichnetster londoner Correspondent ist bis zum Halse schon doctrinär geworden. Trotzdem hat sie aber die tüchtigsten kritischen Kräfte herangezogen. Professor Adolf Stahl, der Gatte von Fanny Lewald, ist gewiß einer der ausgezeichnetsten Kunstkritiker, obgleich ihn der Vorwurf treffen könnte, daß er die Literatur mit einem zu vorherrschenden Sinn für plastische Kunst betrachtet und bespricht. Titus Ulrich verbindet mit einer gründlichen und ästhetischen Kritik selbst im Adel jenes wohlwollende Gefühl, das eher wie ein gutgemeinter Rath als wie ein Angriff aussieht, und er von Allen scheint mir am wenigsten zu jener Clique zu gehören, die bei der Beurtheilung eines Werks sich an einer mangelhaften Formstelle festhält und mehr einen Satz als ein Werk recensirt.

Besondere Achtung verdient als Kritiker Hermann Lessing, dessen Chiffre Lq. viele Artikel der „Nationalzeitung“ und „Feuersprige“ tragen. Im vorigen Jahre erschienen in der Allgemeinen deutschen Verlagsanstalt von A. Wolff seine „Pariser Spaziergänge“, die ganz jene lebenswürdige und naive Darstellung besitzen, welche wegen ihrer Leichtigkeit und Regligance sich so ungemein zu dergleichen Schilderungen eignet. Dieselbe frische und lebendige Coloratur zeichnet auch seine

Recensionen aus, die stets mit wahren Interesse für die Sache selbst verfaßt sind.

Einen der geistreichsten und fleißigsten Kritiker hat Berlin in dem Redacteur der „Montagspost“, E. Kossak. Die „Montagspost“ ist wie die „Feuersprige“ ein Blatt, welches eine Hermaphroditennatur hat und anderthalb Foliosseiten zur Politik, die letzte Seite zur Börse und zu Annoncen verbraucht, sodas noch anderthalb Seiten für die Kritik oder kleinen Skizzen verbleiben. Beide Blätter sind überzeugt, daß sie ohne Politik nicht bestehen können; aber beide Blätter müßten schon lange gelernt haben, daß ihre Politik bereits bei der Ausgabe Maculatur ist und am nützlichsten sofort den Stubenmädchen zum Fensterputzen übergeben werden sollte. Kossak als Kritiker ist geistreich, ohne Zweifel, ehrlich und aufrichtig; aber er ist Pessimist durch und durch, seine Launen sind vergällt und der Spott ist ihm zur zweiten Natur geworden. Wie recht er auch in den meisten Fällen haben mag, so erblindet doch oftmals seine kritische Brille durch seinen stereotypen Pessimismus, der Alles tadelt und dem es an der Rücksicht der echten Kritik fehlt, auch das Gute im Ladelnswerthen anzuerkennen. Die Kritik darf nicht blos in dem Scharfsinn bestehen, an einem Producte Fehler aufzudecken; nichts ist undankbarer und unpriesterlicher als diese einseitige Richtung der Kritik, sondern ihr eigentliches Wesen ist, wie Windelmann sagt, „Schönheiten früher und brünstiger als die Flecken aufzufuchen“; nur das Unwahre und Häßliche darf sie geißeln.

Es ist eines der sonderbarsten und merkwürdigsten Phänomene, daß in Berlin reinliterarische und ausschließlich der Literatur und Kritik gewidmete Blätter nicht bestehen können. Fast jede andere intelligente größere Stadt ist reich an dergleichen (wir nennen beispielsweise nur Leipzig), Berlin aber hat deren kein einziges gezieltes aufzuweisen. Nichtsdestoweniger ist der Absatz der auswärtigen literarischen Blätter nach hierher so stark und in allen öffentlichen Lesecirkeln das Verlangen nach solchen so groß, daß ein Bedürfnis nicht abzuleugnen und jedenfalls nur Geschick zur Redaction eines solchen Blattes in Berlin nöthig ist. Es liegt ganz nahe, daß ich hierbei jene entsetzliche Colportagenliteratur mit anzuführen genöthigt bin, welche in Berlin durch die Monatshefte der „Verlen“, „Kata Morgana“, „Novellenflora“, „Monatsrosen“, „Pfennigblätter“, „Freimüthige“ u. s. w. vertreten werden. Es ist durchaus nicht zu leugnen, daß diese Blätter die einzigen sind, welche in Berlin die belletristische Literatur repräsentiren, mit einiger Ausnahme des Kleinen, aber trefflichen „Berliner Rodenspiegel“, der sämmtlichen Lesecirkeln für die Belletristik genügt. Die erwähnte Colportagenliteratur ist unleugbar eine blühende und gewinnbringende und für ihren Zweck oft mit ganz passenden Romanen gefüllt; aber für jeden echten Literaturfreund ist es ein Schmerz, die schönste Seite der Literatur auf solche Weise profanirt zu sehen. Nicht allein, daß diese Blätter sich hauptsächlich aus den furchtbaren Räuberromanen der französischen und englischen Literatur rekrutiren und damit den Geschmack des Publicums zu Gunsten ihrer Säckel allein zu verderben sich bestreben, sondern es steht ihnen auch eine große Schar schreiblustiger Literaten zugebote, welche mit der barbarischsten Manier Originalromane zusammenflicken, die ihnen denn auch nach Verdienst mit ein paar Thalern für den Druckbogen honorirt werden. Man kann sich demnach einen Begriff machen, wie diese Talente schreiben müssen, um leben zu können — und doch verdienen sie im festen Engagement bei solchen Blättern mehr als andere Autoren, die nicht blos fürs Geld schreiben. Es gibt unter dieser Schar gewiß ganz schöne und dem Lesern zugewandte Talente, die allein des Lebensunterhalts wegen sich zu dieser Fabrikarbeit hergeben und allem jedem Streben innerwohnenden Ehrgeiz Valet gesagt haben; sie sind ohne Zweifel zu beklagen, aber die Literatur noch viel mehr, welche in so unedler und ausbeuteinder Form wuchert, während die bessern edlern Knospen derselben seit einiger Zeit infolge des jetzt herrschenden Materialismus ver-

kümmern müssen. Populär-wissenschaftlich, das ist heutzutage das Stichwort, aber zum Aukal! wer kann immer populär-wissenschaftlich schreiben und welcher Genius hat jemals danach gefragt, welches das Feld sei, das er beackern könne?

Mit Anerkennung muß man deshalb jene wenigen, der bessern Sache allein dienenden Geister hervorheben, die zwar oft unter dem Druck materieller Bedürfnisse leiden, aber fest das Ziel ihrer in sich gefühlten Aufgabe im Auge behalten. Zu diesen noch der jungen Pflanzschule angehörigen Geistesrechner ich Th. Fontane und Hermann Grimm; in dieselbe Kategorie darf man auch wol den Verfasser von „Aus zwei Betten“, Fritz Beringer, rechnen. Es ist gewiß traurig, wenn die Potenz der Bildung, die Literatur, mit dem verwerflichen Schachergeiste handwerksmäßig fabricirt wird; aber es ist doch ein Stück dabei, daß diese literarische Fabrication niemals oder doch selten so hoch sich zu vermaßen erlaubt, nach Ope zu ringen.

Edward Schmidt.

## Die Streifzüge des Generals von Colomb.

Aus dem Tagebuche des Rittmeisters von Colomb. Streifzüge 1813 und 1814. Mit einem Croquis und zwei Facsimile. Berlin, Mittler und Sohn. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Der am 12. November 1854 verstorbene General von Colomb hat kurz vor seinem Tode noch aus seinem Tagebuche vorstehende Schilderung seiner Streifzüge im Rücken des Feindes veröffentlicht und damit zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814 einen höchst interessanten Beitrag geliefert. Immer mehr lichtet sich die Schar Derer, welche an den Feldzügen der Napoleon'schen Zeit theilgenommen haben und aus eigener Anschauung schildern können, was sie erlebt; um so dringender wird der Wunsch, daß sie mit ihren Erfahrungen und Erlebnissen nicht zurückhalten mögen, denn noch Vieles ist aufzuklären und in bestimmtere Form zu bringen, und manche Rücksicht, welche bei jüngstverstorbenen Begebenheiten Schwere auferlegte, mag nach so langem Zwischenraume wol ebnlich wegsallen.

In der Kriegsführung haben die Parteilgänger, welche durch ihren kleinen Krieg auf den Communicationen des Feindes demselben empfindliche Verluste zufügten, von jeher keine unwichtige Rolle gespielt. Bei den raschen Operationen Napoleons und seinen entscheidenden Schlägen traten sie eine weile lang in den Hintergrund; als aber der große Krieg im Feldzuge von 1813 längere Zeit auf demselben Kriegstheater zum Stehen kam, erschienen sie wieder zahlreich, und ihre kleinen Streifzüge thaten den Franzosen und ihren Verbündeten Abbruch genug. Unter ihnen war Colomb einer der glücklichsten; er schildert uns in dem vorliegenden Werkchen, was er gethan und wie er es gethan, einfach, anspruchslos, klar, mit jener ungekünstelten Sprache, die nicht nach Worten sucht, und einem Soldatenhumor, der den Leser oft wahrhaft ergötzt.

In der Einleitung sagt er uns, daß er schon in den Feldzügen von 1793–94 beim Vorpostendienst die Ueberzeugung gewonnen habe, wie sich einem Parteilgänger gegen die Franzosen bei deren Sorglosigkeit ein günstiges Feld eröffnen konnte, und daß nur die schnelle Beendigung des Kriegs von 1806–7 ihm die schon verheißene Gelegenheit, den Parteilgängertrupp damals schon zu führen, geraubt habe. Dann wird die Errichtung der freiwilligen reitenden Jägerdetachements 1813 geschildert, welche schwadronweise den Ainen-Cavaliereregimenten beigegeben wurden; Colomb übernahm die Führung einer solchen Escadron und hatte für seine schwere Mühe, sie kühnlich zu machen, die Genugthuung, daß er aus ihr 30 Mann zu dem Streifcorps wählen konnte, mit welchem er, nach unsam errungener Genehmigung Blücher's, aus dem Lager am Reußen am 8. Mai aufbrach, um in den Rücken des Feindes zu gehen. Es bestand aus einem Offizier, sechs Unteroffizieren, 72 Jägern und zehn Husaren.

Wir können ihm nicht auf seinem ganzen Zuge folgen, vermögen vielmehr auf das Buch selbst, das in seinen praktischen Beispielen besser als jede theoretische Abhandlung über die Art und Weise, wie der Parteidämon sich zu benehmen hat, um in den schwierigsten Lagen noch glückliche Erfolge zu erringen, belehrt. Es kann darin als Muster aufgestellt werden. Nur Einiges sei uns erlaubt mitzutheilen, um zugleich daraus den Leser zu lernen.

Nachdem er in Böhmen die Hoffnung, den König von Sachsen auf der Heimkehr in seine Staaten zu fangen, vereitelt gesehen und, wie er wohl gekonnt, den Vicekönig Eugen, der von Napoleon entlassen war, um in Italien für den Kriegssatz gegen Oesterreich zu rüsten, auf der Reise aufzuheben versäumt hatte, ging er nach Thüringen, wo er Reustadt a. d. Orla zum Mittelpunkt seiner Unternehmungen wählte. Hier gelang es ihm, mehrere glückliche Ueberfälle auszuführen, unter Anderem einen württembergischen Train von zwölf vierspännigen, mit Bekleidungsgegenständen, Zwieback und Reis beladenen Wagen zu erbeuten und dabei 54 Mann gefangen zu nehmen. Die Munitionswagen wurden größtentheils verbrannt, der Zwieback den zufliehenden Bauern preisgegeben, Reis, Wagen und Pferde verkauft, der Erlös unter die Säger und Husaren vertheilt, die Gefangenen mit Gelddniß, nicht wieder gegen die Allirten zu dienen, in ihre Heimat entlassen. Wichtiger war der Gang in der Gegend von Zwickau, der ihm nach einem sehr hitzigen Geheiß — vortrefflich geschildert — 18 Kanonen, 6 Haubizen, 36 gefüllte Munitionswagen, nebst anderm Material, zusammen 72 Fahrzeuge mit 398 Pferden nebst 6 Offizieren und 300 Mann Gefangenen in die Hand spielte. Vergessen wir nicht, daß er selbst nur 90 Pferde stark war! Das vermag im Kriege die Thatkraft; darum entziehen sich eben die Erfolge aller Borausicht und spotten der Regeln, welche eine einsame Theorie aufstellen will. Die erbeuteten Munitionswagen wurden in die Luft gesprengt, alle Fahrzeuge verbrannt, die Geschützröhre unbrauchbar gemacht, viele Pferde erschossen, einige den Bauern geschenkt, welche nun aber selbst zugriffen und an 200 Stück entführten. Die halbe Bevölkerung von Zwickau war herausgeströmt und bewirthete die kühnen Parteidämonen. Der Waffenstillstand machte aber bald darauf dem ersten Act ihrer Thätigkeit ein Ende. Nach der Schlacht bei Austerlitz erhielt Colomb auf königlichen Befehl ein Commando von 150 Pferden zu einem neuen Streifzuge. Daß ein solcher keine schlechte Schule für den Krieg ist, mag der Umstand beweisen, daß von diesem Commando außer seinem Führer noch zwei Officiere (von Steinacker und von Hirschfeld) später commandirende Generale geworden sind. Die Unternehmungen des zweiten Zugs waren nicht minder glücklich, besonders die im Jahre 1814 in Holland, wo Colomb mit seiner Schar in unermüdlicher Thätigkeit Bülow's Operationen unterstützte. Hier tritt in der Darstellung das eigentliche Wesen des kleinen Kriegs recht klar hervor; eben deshalb legen wir dem „Lagebuch“ eine Bedeutung bei, welche uns veranlaßt, dasselbe vorzüglich allen Officieren der leichten Truppen angelegentlichst zu empfehlen.

54.

### Ferdinand Sauter.

Unter den zahlreichen Opfern, welche die Cholera in Wien gefordert hat, finden wir auch einen Dichter, dessen Name bisher kaum über die Mauern Wiens gedrungen sein möchte und der gleichwol vor Vielen die weiteste Verbreitung verdiente. Oesterreich hat nie Mangel gehabt an sangeslustigen und reimfertigen Reclen, Dichter wie Sauter hat es wenige aufzuweisen. Er hat nie Verse gemacht, um das Papier zu füllen, er hat überhaupt nie Verse gemacht, sie entquollen ihm unwillkürlich, er improvisirte fast wider Willen, die Gedanken verfließen auf in Rhythmus und Reim, als ob es nicht anders sein könnte. Und wie Schaumperlen ließ er sie auch unbekümmert verschwimmen,

verschwinden. Während rund um ihn her die armseligen Reimschmiede sorgfältig jede im Schweiß ihres Angesichts fabricirte Strophe notirten und registrirten, um sie der Nachwelt zu erhalten, war er weder von Freunden noch — höre es Welt! — von zahlbereiten Verlegern zur Sammlung seiner Gedichte zu bewegen. Wir suchen daher seinen Namen vergebens in den Reskatalogen; österreichische Blätter haben hin und wieder einen Beitrag von ihm gebracht, das Beste lebt nur in dem Gedächtniß seiner Freunde.

Und so sorglos und geringschätzig wie seine Geistesproducte betrachtete und behandelte er auch die Güter dieses Lebens — er wäre ein Minnesänger geworden in einer bessern Zeit, für unser Jahrhundert kam er zu spät oder zu früh. Das fühlte er wohl, und daher jenes tiefe Misvergnügen mit sich und der Welt, die Unbefriedigtheit, die schwarze Lebensanschauung, welche mit Haislaune abwechselte. Zwei kurze Strophen, vielleicht die bekanntesten, charakterisiren diese Doppelnatur besser als die sorgfältigste Physiologie und mögen darum auch hier stehen:

Aber Eins bedenke Jeder,  
Was er immer thut und treibt,  
Ob mit Hammer oder Feiler  
Brot er schmiedet oder schreibt:  
Daß die Mühsal des Erwerbens  
Ihm sein Bestes untergräbt  
Und am Tage seines Sterbens  
Niemand weiß, daß er gelebt.

Und dagegen die Grabchrift, welche er bereits vor Jahresfrist in Nordmann's „Salon“ abdrucken ließ und die denn auch seinen Grabstein schmücken soll:

Viel genossen, viel gelitten,  
Und das Glück lag wol inmitten  
Viel empfunden, nichts erworben,  
Freisch gelebt und leicht gestorben,  
Frag' nicht nach der Zahl der Jahre,  
Kein Kalender ist die Wähe,  
Und der Mensch im Leichentuch  
Bleibt ein zugeklapptes Buch;  
Deshalb Wand'rer, geh' doch weiter,  
Denn Beroesung stimmt nicht heiter.

Hoffentlich lassen sich seine nähern Freunde die Mühe nicht verdrießen, zu sammeln, was von seinen Gedichten überhaupt noch zu haben ist; freilich sind es lauter Gelegenheitsgedichte, aber solche wie Goethe sie meinte, und sie wiegen ganze Schränke golddrändiger Lyrik auf.

50.

### Aus Paris.

Deutsche Literatur und Kunst in Frankreich. Baron Lamotte Rangon. Gérard de Nerval's literarischer Nachlaß. Zur Auswanderungsfrage.

Kein deutsches Buch, selbst nicht der „Faust“ mit seinen zum Gemeingut der Welt gewordenen Gestalten Mephistopheles, Faust und Gretchen, hat in Frankreich gleich nach seinem Erscheinen so viel Eindruck gemacht und so viele Eindrücke hinterlassen als „Werther“. Kein Wunder daher, wenn der Göthe-Resner'sche Briefwechsel sofort auch in Frankreich lebhaften Antheil erregt, ja bereits in Armand Baschet einen Bearbeiter gefunden hat, und zwar in der Schrift „Les origines de Werther“. Dasselbe Thema ist in einer Zugabe zu einer trefflichen Uebersetzung des „Werther“ von Louis Enault behandelt worden. Ueberhaupt können wir Deutsche uns nicht beklagen, daß diejenigen Erzeugnisse deutschen Geistes, welche den Stempel echtdeutscher Eigenthümlichkeit tragen, in Frankreich keine Beachtung fänden, wogegen freilich alle Producte, die mehr oder weniger den Einfluß französischer Vorbilder ver-

rathen, gänzlich unbeachtet bleiben. Es liegt begreiflicherweise den Franzosen gar nicht daran, sich mit denjenigen deutschen Dramen oder Romanen bekannt zu machen, welche schwächliche Copien der Erzeugnisse Schiller's oder George Sand's sind, es interessiert sie, zu wissen, wie der Deutsche deutsch fühlt und empfindet, aber nicht wie er französische Leidenschaft und französischen Stil copirt. Seines echtdeutschen Charakters wegen darf sich auch der „Freischütz“ von Zeit zu Zeit immer wieder auf der französischen Bühne sehen lassen, wie noch jüngst auf dem Théâtre lyrique. Mit warmer Begeisterung berichtete darüber Scudo in der „Revue des deux mondes“ und nannte Mozart's „Don Juan“ und Weber's „Freischütz“ die beiden vollendetsten musikalischen Meisterwerke der deutschen Bühne; ja er ging sogar so weit, den „Freischütz“ das „résultat d'une phase nouvelle de l'esprit humain“ zu nennen; es spreche sich in ihm der deutsche Geist ganz rein aus, die Naturreligion und der Waldsinn, welche den Deutschen von alters her eigen seien. Scudo führte in seinem Berichte selbst Verse aus dem Freischütz-Buche in deutscher Sprache an. Man kann als gewiß annehmen, daß unter den jetzt in Paris versammelten deutschen Kunstwerken die aus deutscher Kunstanschauung und Kunstweise unmittelbar hervorgegangenen mehr Aufmerksamkeit erregen werden als diejenigen, welche Spuren der Nachahmung französischer oder belgischer Kunstweise verrathen.

A. Weill, dessen elassische Dorfgeschichten unter dem Titel „Histoires du village“ jetzt auch französisch erschienen sind, hat sich an die Aufgabe gemacht, eine Reihe Biographien unter dem Titel „Vies des grands hommes d'Allemagne“ herauszugeben. Der erschienene erste Band enthält die Biographie Schiller's, die jedoch nicht den unbedingten Beifall der französischen Kritik erhalten zu haben scheint. Die „Illustration“ sagt: Weill zeige sich in dem Buche zu sehr als bloßer Biograph und zu wenig als Porträtmaler; die darin mitgetheilten biographischen Thatsachen seien nur insoweit interessant, als sie den Kampf des Genies mit der Armuth und selbst der Verfolgung ans Licht stellten, einen Kampf, dem gerade der Dichter des „Fiesco“ und des „Wilhelm Tell“ so sehr ausgesetzt gewesen wäre. Karl Etachel bemerkt im „Athenaeum français“, in das er viel über deutsche Literatur schreibt: der Verfasser habe darin gefehlt, daß er dem Dichter die Stelle, die er in der Literatur einnimmt, anzuweisen und das moralische und intellektuelle Resultat seines Wirkens eindringlicher zu charakterisiren versäumt habe, wozu ihm ja Servinus als Muster habe dienen können. Ein industriöser Schriftsteller ist A. Weill jedenfalls. So hat er fast gleichzeitig mit seiner Biographie Schiller's eine Schrift herausgegeben: „Mystères de la création“, die aus dem Hebräischen und angeblich aus dem Geheimmanuscript des talmudischen Professors Rabbi Lazarus Ben-Aaron übersetzt ist. Die Vorliebe für mystische Schriften scheint überhaupt in Frankreich im Zunehmen zu sein. In diese Gattung mystischer Literatur gehört unter andern eine im prophetischen Stil gehaltene Schrift von F. Delaage: „Les résuscités au ciel et dans l'enfer.“ Die Färbung dieser Schrift scheint eine strengkatholische zu sein.

Mit ganz besonderer Anerkennung erwähnt der genannte Karl Etachel Henge's Schrift „Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen“; er sagt: „Henge's kleine Biographien der Dichter und Dichterinnen Deutschlands sind allerliebst und seine Charakteristiken ihrer Schriftzüge ebenso pikant als originell. Alle diese kleinen Notizen verdienen als Muster eines concisen Stils, um sozusagen des Lapidarstils und als Proben treffender und clairvoyanter Kritik gelesen zu werden.“ Wir führen diese staublosen Worte Karl Etachel's einfach nur an. Adler-Mesnard gab in zwei Bänden heraus: „La littérature allemande au 19me siècle. Morceaux choisis des auteurs allemands les plus distingués de cette époque.“ Der Verfasser hat die mitgetheilten Literaturproben, die der „Revue des deux mondes“ zufolge mit Geschmack gewählt sind, mit erklärenden Anmerkungen begleitet und dem Buche als Einleitung

eine gelungene Uebersicht über die Entwicklung der deutschen Literatur von ihren ersten Anfängen an bis auf seine und Börne vorangestellt.

Für die militärische Welt von Interesse ist die Schrift „Campagnes du Feld-Maréchal comte Radetzky en 1848–49, racontées par un ancien officier supérieur des gardes impériales russes“. Verfasser ist der Fürst Trubezkoi. Die Schrift reicht von der Erhebung Mailands bis zur Schlacht von Novara und ist mit Plänen und Karten zur Orientirung versehen.

Einen Absteher auf das Gebiet der dänischen Literatur machen wir an der Hand F. Rasmussen's, welcher eine Anzahl dänischer Novellen, die J. E. Heiberg herausgegeben, vermuthlich auch selbst verfaßt hat, unter dem Titel „Nouvelles danoises“ übersetzt. „Nicht die Kunst der Verwickelung ist es, sagt die „Illustration“, „was diese nördlichen Compositionen charakterisirt, aber was sie auszeichnet und rühmend und liebenswürdig macht, das ist ihre Einfachheit, der natürliche Gang der Erzählung und die Reinheit der Erzählung.“

Während in England gegenwärtig durch eine große Zahl von Unterstützungsvereinen dafür gesorgt zu sein scheint, daß durch hohes Alter oder längere Krankheit productionsunfähige geordnete Schriftsteller wenigstens nicht dem äußersten Elend und der Bettelarmuth verfallen, ist der französische Schriftsteller, der sein Talent nicht beizuteilen als eine Staffel zu großen Erfolgen im Staatsdienst und andern Branchen zu benutzen das Geschick hatte, denselben Wechselfällen ausgesetzt wie der deutsche. Die Blätter melden einen schlagenden Fall dieser Art. Baron Ramothé-Rangon, der unter dem ersten Napoleon eine zeitlang das Amt eines Unterpräfekten von Loulouk verwaltete, lebte später vom Ertrage seiner Feder und gehörte zu der Classe derjenigen Schriftsteller, welche Dugendwaaren fabriciren: er mag an 100 Bände geschrieben haben. Literarische Dugendwaare wird auch in Frankreich schlecht honoriert, und der Ertrag davon reicht wie bei uns eben nur hin, um von der Hand in den Mund und von einem Tage zum andern zu leben. Solange ihm sein Publicum treubleib und er sich big war zu produciren, litt der Baron keine Noth; aber der Geschmack des Publicums änderte sich gänzlich, und es kamen die Tage, von denen es heißt, daß sie Niemandem gefallen, die Tage des Alters, in denen sich die Phantasie zur Ruhe setzt. Ramothé-Rangon verscholl gänzlich, Niemand wußte, Niemand kümmerte sich darum, ob er verstorben oder gestorben sei. Plötzlich fand man ihn, wie es scheint durch Zufall, wieder auf als hochbetagten Greis in einer eintöndigen Behausung und in einem Armenviertel von Paris. Es wurde nun sofort für ihn gesorgt, aber, da es in Frankreich an einem gemeinsamen Fonds für Schriftsteller und an Collegialität und Hülfsbereitschaft unter den Literaten überhaupt fehlt, von Seiten des Staats, dieser allgemeinen Versorgungsanstalt in Ländern, denen der bürgerliche Gemeingeist fehlt, und namentlich des Ministeriums des Innern, welches ihm die Mittel zu einer begreiflicherweise bescheidenen, aber doch vor Mangel geschützten Existenz gewährte.

Das Schicksal Ramothé-Rangon's erinnert uns noch ein mal an das Loos Gérard's (de Rerval), der, wie wir in Nr. 14 d. Bl. ausführlicher erzählten, durch Selbstmord ein so trauriges Ende nahm. Er stammte von einer deutschen Mutter und sein Typus soll auch ganz deutsch gewesen sein. Uebrigens wird von mehreren Seiten in Abrede gestellt, daß es äußere Noth gewesen sein könne, welche ihn zu seinem letzten Schritte veranlaßt habe; er habe sich aber vergnügt, verträumt, sei im höchsten Grade unpraktisch und zuletzt von tiefer Hypochondrie und Zerrissenheit erfüllt gewesen. Seine Freunde mögen Vieles über ihn gefabelt haben, nämlich jene Freunde, an denen es im „Athenaeum“ heißt: „Da kommen nun plötzlich die Faiseurs de feuilletons“, sagen: Gérard war mein intimster Freund! und machen nun aus allerlei Anekdoten einen feuilletonartigen Artikel über ihn zurecht. Solche Freunde finden sich freilich, sobald ein glänzendes literarisches Licht erloschen ist.“ Gérard



verdient die Theilnahme der Deutschen, weil er sich in der That um die Ausbreitung und Anerkennung der deutschen Literatur in Frankreich manche Verdienste erworben. Nicht nur: hat er, wie wir schon mittheilten, als sehr junger Mensch Goethe's „Faust“ übersetzt; er gab auch später (1830) eine Anthologie heraus unter dem Titel: „Choix des ballades et des poésies de Goethe, Schiller, Bürger, Klopstock, Schubart, Körner, Uhland etc.“, wozu er als Nachtrag im Jahre 1833 eine Bearbeitung von Bürger's „Lenore“ lieferte. Im Jahr 1839 erschien von ihm und A. Dumas eine Compagniearbeit, das Drama „Leo Borchardt“, mit einer Sammlung von Reminiscenzen und ungedruckten Actenstücken in Betreff der geheimen Gesellschaften in Deutschland; 1948 lieferte er einen lobpreisenden Artikel über Heinrich Heine in die „Revue des deux mondes“ in Begleitung einer in Prosa abgefaßten Uebersetzung des „Eyrischen Intermezzo“. Soeben erschien nun in der Buchhandlung von B. Lecou eine von George Bell verfaßte Studie über Gérard, aus der man ohne Zweifel Genaueres und Beglaubigteres über sein letzten Lebensstage erfahren wird, und gleichzeitig das letzte dichterische Erzeugniß Gérard's unter dem Titel „Le rêve et la vie“, woran Gérard die letzten Seiten noch kurz vor seinem Tode schrieb. Auch enthält dieses Buch die oben erwähnte Studie über Heine, Bruchstücke aus einer Reise nach Konstantinopel und nach dem Norden, sowie Anderes.

Das von Guillaume redigirte „Annuaire“ enthält ein namentlich auch den Deutschen zur Lectüre zu empfehlendes, mit ergreifenden Farben ausgeführtes Gemälde der „Emigration européenne au dix-neuvième siècle“ von Horace Say, wozu der „Illustration“ Anlaß zu der Bemerkung gibt: „Diese immer mehr zunehmende Auswanderung macht Europa und besonders dem feudalen Deutschland wenig Ehre. Aber ist nicht der Nachdruck der Gegenwart der, daß eher die Menschen als die Regierungen zugrunde gehen mögen?“ In dem „humanen“ und „gemäßigten“ Deutschland haben sogar einzelne süddeutsche Communalbehörden unter Zustimmung ihrer Regierungen in der Weise die Auswanderung befördert, daß sie die Armen schwebende hinkerschafften, nach der Auslieferung aber noch die letzte Großmuth hatten, den Unglücklichen 10 Gulden ausstatten zu lassen! Die natürliche Folge davon ist, daß die großbritannische Regierung in Bezug auf Canada einen Riegel vorgeworfen und daß auch die Vereinigten Staaten dagegen ihre Maßregeln treffen, namentlich durch die Erschwerung des Verbot des öffentlichen Ausschanks von Getränken. Wir wissen recht gut, daß ein großer Theil des deutschen Volks (und auch des irischen) in der Heimat lieber hungert, als anderswo darfstet. F. M.

## Die Ruinen von Babylon.

Julius Oppert, Mitglied der französischen Expedition, die seinerzeit nach Mesopotamien ging, hat soeben einen sehr interessanten Bericht über seine jüngste Untersuchung Babylons veröffentlicht, bei welchem schwierigen Unternehmen er durch die Herren Fresnel und Thomas aufs freundschaftlichste unterstützt wurde. Die Schätze Ninives hatten nämlich die Aufmerksamkeit der genannten Gelehrten auch auf Babylon gelenkt, welches bisher noch gar nicht ausgebaut und somit von der Expedition als das Hauptziel der Untersuchung bezeichnet wurde. Nebenbei sollte aber auch Media und Ekbatana, heutzutage Hamadan genannt, besucht werden, welche Stadt die einzige in jenem Theile Asiens ist, die, wenn auch nicht den Glanz und Reiz der persischen Könige, so doch ihre strategische und commerciale Wichtigkeit bewahrt hat. Der Aufenthalt und die wissenschaftlichen Excursionen in Babylon waren für die Expedition von sehr beschwerlicher und gefährlicher Art. Die glückende Füge, im Verein mit den härtesten Entbehrungen, wozu die Begleiter Oppert's auf das Krankenlager, und er hatte es nur seiner vorzüglich starken Constitution zu danken,

daß er den Eindrücken des Klimas und jenen der ungewohnten Lebensweise widerstand. Oppert wohnte allein in Babylon und begann damit, die Ruinen der Hängenden Gärten, heute die Hügel von Amran-ibn-Äli genannt, zu untersuchen, wo er eine Masse interessanter Objecte fand, die gegenwärtig im Museum des Louvre aufgestellt sind. Hierauf ging Oppert an eine trigonometrische Aufnahme des Umfangs der Stadt Babylon, wodurch sich herausstellte, daß derselbe 23 Quadratkilometer beträgt, wobei sich aber von selbst versteht, daß dieser ganze Flächenraum nicht überall bewohnt und mit Häusern besetzt war. Es befanden sich darin ausgedehnte Fruchtfelder, welche die Einwohner im Falle einer Belagerung hinreichend mit Korn versorgten und sie so vor den Schwere einer Hungersnoth bewahrten. Die eigentliche Stadt mißt nur 20 Quadratkilometer, was so ziemlich drei Vierteln der Ausdehnung von Paris gleichkommt. Man kann noch heute die genannten Felderstreifen von der eigentlichen Stadt unterscheiden, auf deren Ruinen sich jetzt die blühende Stadt Billaah erhebt. Diese letztere, auf beiden Ufern des Euphrat erbaut, trägt überall die Spuren ihres glorieichen Ursprungs. Es gibt kein Haus, kein Zimmer, welches nicht Ziegel und Steine enthält, in welchen der Name des Zerstörers von Jerusalem eingegraben ist, und jedes arabische Weib trägt in ihrem bunten Collier Steine und Ringe aus den Zeiten der Größe Babylons. Ja, es scheint fast, als hätten sich selbst die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner nicht geändert; denn obgleich man dem orientalischen Glanz und Luxus gegenwärtig nicht mehr begegnet, so erinnern doch die abscheulichen Laster der heutigen Einwohner an die bekannte Sittenverderbnis ihrer Vorfahren. Außerhalb der bewohnten Stadt, von den formidablen Befestigungen Rabodonosor's umschlossen, befindet sich die königliche Residenz, welche hinsichtlich ihrer Ausdehnung selbst mit einer Stadt verglichen werden könnte, und unsern derselben die weltberühmte Ruine des Babylonischen Thurms. Derselbe ist unstrittig die imposanteste der ganzen Gegend und liegt in der Nähe des Stadtwertels Bersippa, was zu deutsch „Sprachenthurm“ bedeutet. Die Stadt, auf beiden Ufern des Euphrat gelegen und von einer dreifachen Mauer umgeben, mißt ihrem Umfange nach sieben Quadratkilometer und enthält die interessantesten Baudenkmale. Hier erblickt man das königliche Schloß, die Festungswerke und die Hängenden Gärten, welche trotz der Zerstörung, die sie getroffen, noch ganz gut ersichtlich sind. Diese Ruinen haben vorzüglich die Aufmerksamkeit Oppert's erregt, und es ist ihm mit vieler Mühe und Arbeit gelungen, eine plastische Copie derselben mit allen Details anzufertigen. Oppert hat auch eine kostbare Vase mitgebracht, welche nach seinen historischen Erläuterungen aus der Zeit des Chaldäischen Königs Narambel stammen dürfte, der nicht lange vor der assyrischen Epoche regierte. In dieser Zeit versuchte Babylon auch mehrmals sich von der Vormundschaft Ninives zu befreien, verblieb jedoch, durch die Verheerungen der Könige Sargon und Sennacherib (702 und 708 v. Chr.), sowie durch innere Revolutionen zerrissen, unter der Herrschaft Ninives, bis endlich Nabopolassar den Thron Nimrod's umstürzte und das neue babylonische Reich gründete. Unter Nabodonosor erreichte dasselbe den höchsten Grad der Größe und des Glanzes; aber die Perser Cyrus und Darius unterjochten für immer die chaldäischen Stämme. Das Project des macedonischen Helens, Babylon zur Hauptstadt seines ungeheuren Reichs zu machen, konnte durch den Tod des Eroberers nicht ausgeführt werden, und kurz darauf traf Babylon der tödtlichste Schlag. Die Stadt wurde nämlich zerstört, das kostbare Material weggeschleppt, um nach und nach zur Erbauung Seleucias, Antiochens und Bagdads zu dienen. Die Juden allein ließen sich an der verfallenen Stätte nieder und schrieben dort das bekannte Buch, welches man den Babylonischen Talmud nennt. Sie wohnten dort völlig abgeschlossen bis zum 11. Jahrhundert, zu welcher Zeit sich auf den Trümmern Babylons die muslimanische Stadt Billaah erhob. Oppert hat auch neben

seiner Ausbeute von antiken Objecten aller Art eine Menge der interessantesten persischen Inschriften gesammelt, deren Erläuterungen er in einem eigenen Bande mit den Resultaten seiner Reise zu veröffentlichen verspricht. 60.

### Eine französische Münchhausenade.

Zuerst erschien in Paris: „La nouvelle fabrique des excellents traits de vérité, livre pour inciter les roaveurs tristes et mélancoliques à vivre de plaisir, par Philippe d'Alcriste, sieur de Neri en Verbos.“ In dem der „Revue contemporaine“ beigegebenen „Répertoire universel de la bibliographie française et étrangère“ heißt es von diesem jedenfalls merkwürdigen Buche: „Hier hat man ein Werk, welches man nicht ohne Vergnügen lesen wird. Es war so selten geworden, daß kein einziges Exemplar der ersten Ausgabe mehr bekannt war und daß man sich für die gegenwärtige Ausgabe eines im Jahr 1732 veranstalteten Abdrucks bedienen mußte. Man findet darin alle Arten sehr sinnreich combinirter Abenteuer und Späße. Offenbar ist dies das Muster, welches die Autoren des „Baron von Münchhausen“ nachgeahmt haben; mehrere Erzählungen sind in beiden Büchern ganz dieselben. Frankreich gehört die Erfindung dieser Gattung, welche auch dem Ernste des deutschen Geistes ganz und gar nicht entspricht. Diese wunderbaren und unglaublichen Geschichten sind normannischen und gascongnischen Ursprungs. Die „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité“ setzt dies außer Zweifel, und wir können mit gutem Gewissen sagen, daß die Leser aller Classen und Lebensalter ihren Spaß daran haben werden.“ Wir hatten in der That bisher geglaubt, daß der Baron Münchhausen so gut wie der Eulenspiegel niedersächsischen Ursprungs sei, und daß er es nicht sei, soll, trotz der französischen Versicherung vom Gegentheil, noch erwiesen werden. Es ist freilich schwer, dem Ursprunge solcher Volksgeschichten auf den Grund zu kommen; sie entstehen, man weiß nicht wo, und pflanzen sich fort, man weiß nicht wie. Wir geben dem französischen Verfasser jener Notiz zu bedenken, daß das Ausschneiden zum Handwerk jedes echten alten deutschen Jägers gehört, wie Jeder wissen wird, der einmal Gelegenheit hatte, mit Jägern und Förstern von altem Schrot und Korn zu verkehren und ihren Abendunterhaltungen beizumohnen. So haben sie aufgeschnitten, schon lange bevor der „Münchhausen“ gedruckt erschien, vielleicht solange es überhaupt Jäger in Deutschland gibt, und die Vermuthung liegt wol nicht so fern, daß diese Ausschneideereien durch Landsknechte und anderes fahrendes Volk auch im Auslande verbreitet worden sein können, wie andererseits auch die gascongnischen Ausschneideereien ihren Weg nach Deutschland gefunden haben mögen. Man gehe nur in irgend eine deutsche Kaserne, und man wird finden, daß man in Deutschland, alte Geschichten und eigene Erfindungen zusammenmischend, ebenso gut aufzuschneiden versteht als in der Gascogne. „Baron Schlump“, vielleicht noch Einzelnen unserer Leser in persönlicher Erinnerung, ein würdiger Nachfolger des weltberühmten Baron Münchhausen aus Bodenwerber, lag sich zuletzt in eine Irrenanstalt hinein, ohne sich leider wieder hinauslösen zu können. Wenn-es in jener französischen Notiz heißt: dergleichen sage dem Ernst der Deutschen nicht zu, so ist dies ein gewaltiger Irrthum. Gegenwärtig macht die deutsche literarische Production freilich ein sehr mürrisches, grämliches Gesicht; aber es war nicht immer so in Deutschland; die humoristische Literatur hat hier zu Zeiten geblüht wie in keinem andern Lande, so sehr, daß die „Edinburgh review“ im Jahre 1827 versichern konnte, vier Fünftel des Volkshumors, welche im 16. Jahrhundert in Europa gefunden wurde, stammen aus Deutschland. Hierzu kommt, daß unsere Literaturgeschichten fast sammt und sonders von sehr humorlosen Gelehrten und Kritikern geschrieben werden, welche dieser höchst wichtigen Seite des deutschen Volksscharakters gar keine oder nur sehr geringe und durch den Kram der Universitätsgelahrtheit aller Frische beraubte Be-

achtung schenken. Ueber Bücher wie „Baron von Münchhausen“, die „Johanne“ u. s. w., die wir für sehr wichtig halten, um den deutschen Volksscharakter kennen zu lernen, erfährt man aus ihnen so gut wie gar nichts, und über unsere alten Volkswitze, unsere ältern Humoristen höchstens die gewöhnlichen literarhistorischen Notizen und schulmeisterlichen Bemerkungen. Kein Wunder, wenn wir da dem Auslande in einem Lichte erscheinen, als ob in Deutschland jeder Spaß polizeilich verboten sei. \*) Uebrigens wäre zu wünschen, daß die „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité“ einen geschickten Uebersetzer fände; doch würde dazu wol die Bekanntschaft mit dem ältern französischen Idiom nöthig sein. S. M.

### Notizen.

#### Zur russischen Literatur.

Das londoner „Athenaeum“ enthält die Bemerkung: „Barbaren halten immer etwas auf ihre Genealogie, und es überrascht uns daher nicht zu hören, daß das einzige Zeichen intellectueller Thätigkeit in Petersburg in zwei Bänden besteht, worin ihr Verfasser, Fürst Dolgoruki, die Genealogie der ganzen russischen Adelschaft entwickelt und zugleich über den Ursprung ihrer Familien, ihren Antheil an der Geschichte und die von ihnen dem Throne und dem Lande geleisteten Dienste berichtet. Die Schweinegächter von Sonnenmara zeigen sich in Betreff des Rußs ihrer Familien fast ebenso eifersüchtig. Indes fehlt es in Rußland doch nicht so ganz an literarischen Bestrebungen, und es ist nicht die Genealogie allein, worin sich seine literarische Arbeit erschöpft. Unter Anderm ist die vollständige Sammlung der russischen Schriftsteller, die bereits vor mehreren Jahren begonnen wurde und seitdem rüstig fortgeschritten, um einen neuen Band vermehrt worden, welcher den Werken Gribojedow's und Krutowski's gewidmet ist. Der Letztere ist ein nur mittelmäßiger Schriftsteller; dagegen verdient Gribojedow sowohl als Charakter wie als Talent Beachtung. Sein tragischer Tod in Teheran, wo er sich als Gefandter befand, ist bekannt. Man erzählt von ihm folgende bezeichnende Anekdote: In einem Treffen gegen die Perser befand er sich zur Seite des Fürsten Suworow, als eine Kugel neben ihm einschlug und der Fürst vom Pferde sank; Gribojedow vermochte nicht, seines Schreckens Herr zu werden. Er schämte sich dessen, stellte sich folgenden Tags einer feindlichen Batterie gegenüber und setzte sich geradezu den feindlichen Kugeln aus. Sie thaten ihm aber nichts, und er kehrte, nachdem er eine Anzahl Salven ausgehalten, unverletzt und vom Kanonenfeuer gänzlich geheilt ins Lager zurück. So erzählt ein moskauer Correspondent, S. del Rattine, im „Athenaeum français“. Gribojedow ist der Verfasser einer satirischen Comödie, worin er die Sitten und Albernheiten der großen Welt geißelt. Bekanntlich haben die Russen eine starke satirische Ader, und wir wissen selbst vom Grafen Rostoptschin, daß er die vornehme Welt in einem satirischen Lustspiele verpöthete; aber bei Wenigen, vielleicht bei Keinem ist die Satire so tief als bei Gribojedow. Eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke von Puschkine wird durch den talentvollen Anninoffow besorgt.

\*) Wir machen darauf aufmerksam, daß von Ignaz Hub's achtzig leinwandvertheilte Werke „Die komische und humoristische Dichtung der Deutschen“ das zweite Buch erschienen ist, welches das 17. Jahrhundert umfaßt. Auch das „Athenaeum français“ spricht von dieser Sammlung mit großem Lobe und bemerkt dabei: „La poésie comique allemande au 16me siècle offre des rapprochements quelquefois inattendus avec Rabelais et des contemporains.“ Als Verdant dazu wird aus demselben Verlage (Göbner in Nürnberg) gegen Ende des Jahres „Die komische und humoristisch-satirische Literatur der Deutschen seit Geiler von Kaysersberg bis auf die neuere Zeit“ hervorgehen.

Es sind bereits zwei Bände erschienen, wovon der erste, nebst einem Facsimile, eine Biographie Puschkins, seine französisch geschriebenen Bemerkungen über seinen „Voris Bodunow“, einige Uebersetzungen, einige Kritiken und eine rührende Schilderung der letzten Augenblicke des Dichters aus der Feder Schukowskij's, der zweite seine leichteren Dichtungen enthält. Seine Jugendverfasse wie seine Nachahmung des komischen Epos „La guerre des Dieux“ und der „Pucelle d'Orléans“ werden aus guten Gründen ausgeschlossen bleiben. Bei Gelegenheit der hundertjährigen Stiftungsfeier der moskauer Universität hat Professor Schewirow eine Geschichte der Universität veröffentlicht; auch erschien ein Wiederabdruck des ersten Jahrgangs der ersten russischen Zeitung, die im Jahre 1703 auf Befehl Peter's des Großen gegründet wurde. Es gab davon nur zwei Exemplare, die sich im Besitze des bekannten russischen Bibliophilen Poltoratzki (s. unten) befanden, aber von diesem der kaiserlichen Bibliothek zum Geschenk gemacht wurden. Graf Solohub, jetzt in Lissib lebend und bisher durch Novellen bekannt, schrieb, wie das „Raspis für die Literatur des Auslandes“ berichtet, ein Leben des Generals Kotlécovskij, der sich als tüchtiger Russenführer im kaukasischen Kriege auszeichnete; Staffulewitsch eine „Historische Untersuchung über die Belagerung und Einnahme Konstantinopels durch Mohammed II.“; Kottschow von echt russischem Standpunkt ein Buch: „Wahrheit über England“; der Maler Sacharow „Reisenotizen eines russischen Künstlers“. Professor Solowjew in Moskau ließ den vierten Band seiner russischen Geschichte erscheinen; Rai dichtete ein Trauerspiel „Cecilia“, welches zur Zeit der Diocletianischen Christenverfolgung spielt, und Alferjew, ein früh verstorbener Dichter, hinterließ die Tragödie „Diagoras“. Im „Athenaeum français“ wird, wie wir hier bemerken, gegen eine auch von uns früher mitgetheilte Erzählung Gallet de Kulture's, daß Puschkine für eine politische Ode auf Befehl des Generals Miloradowitsch mit Kupferstrichen bestraft worden sei, von russischer Seite einhelliger Protest eingelegt.

#### Deutsche Dichtungen in der Beleuchtung englischer Kritik.

Es ließ sich erwarten, daß die letzten Dichtungen Leopold Scher's den Beifall englischer Kritiker nicht finden würden; dem britischen Geiste sagen solche erotische Schwelgereien wenig zu. Das „Athenaeum“ z. B. meint vom „Koran der Liebe“ und von „Dafis in Hellas“: „Wir hätten von dem Veteranen Leopold Scher etwas Besseres erwartet als eine solche Masse langweiliger Rhapsodien über Schönheit, Liebe und Genuß“; und: „Die mannichfaltigsten Versmaße sind darin angewendet, aber obgleich sie mit der Virtuosität eines geliebten Meisters gehandhabt sind, ist der Gesamteindruck doch nur der der ermüdendsten Monotonie.“ Das „Athenaeum“ meint weiter: „Eine gewisse Gattung deutscher Denker, welche in einer fortwährenden Verblendung des Epikuräismus den höchsten Grad von Weisheit und Glückseligkeit erblickt, wird velleicht zu diesem neuen Versuch, die reflective Ungebundenheit der westlichen Welt mit einem Anstrich orientalischer Ueppigkeit zu verschmelzen, mit hoher Verehrung aufschauen; aber diese Bekehrer werden entweder sehr junge Leute oder, was noch wahrscheinlicher ist, ältere Herren sein, welche sich den Schein geben, noch wie sehr junge Leute zu empfinden. Diejenigen, welche von der Erfahrung Nutzen gezogen haben, werden von der Vergänglichkeit sinnlicher Genüsse zu sehr überzeugt sein, um sich durch irgend ein metrisches Geschützfeuer aus ihrer Ueberzeugung herauszuschlagen zu lassen.“ Eine längere Anzeige bringt dasselbe Blatt über Max Waldau's „Rahab“ mit den einleitenden Worten: „Es ist dies das letzte Erzeugniß eines erst längst verstorbenen Dichters, den man als einen der vorzüglichsten unter den revolutionären (!) Barben Deutschlands ansah. Gemeinhin darf der Name der Verlagsbandlung Hoffmann und Campe als ein Zeichen betrachtet werden, daß der

Verfasser des Buchs, auf dessen Titelblatt er steht, den bestehenden Gewalten feindlich ist.“ Der Kritiker theilt mehrere Stellen der „Rahab“ in englischer Uebersetzung mit und zwar in derselben athemlosen anapästischen Form, in welcher das deutsche Gedicht geschrieben ist. Hier eine kurze Probe, damit der Leser wisse, wie sich dieses Versmaß im Englischen ausnimmt:

The storm is proclaim'd from without by the psalm and the trumpet,  
And howling, and stamping, and clatt'ring raise billows to heaven.  
She rises in haste, and in haste girds her garment around her;  
She sweeps from her forehead her hair and her dark meditations,  
And hurriedly bends herself over the parapet, watching,  
Until with a wild-flaming glance, she has found out the sought one: —  
The bravest of all, who tow'rs o'er the rest on the rampart.  
Down, down, ever cleaving their skulls, does he hurl the assailants;  
Now whirling his axe in the air, and now dashing it downwards.  
Not a blow does he deal but a life by the weapon is shatter'd;  
If all were like him in the battle, the foe would ne'er conquer.

Der englische Kritiker rühmt das Feuer, womit der Dichter zu schildern weiß, nennt aber die Dichtung als Ganzes „eine bloße Schöpfung moderner Reflexion“.

#### Der Bibliophile Poltoratzky.

Der Redaction wurde, nebst andern damit in Beziehung stehenden Drucksachen und Flugblättern, eine Broschüre eingesandt, die den Titel trägt: „Notice sur M. Serge Poltoratzky bibliophile et bibliographe russe, membre honoraire de la bibliothèque de Saint-Petersbourg“ (Paris 1854). Die Broschüre ist ein besonderer Abdruck eines im ersten Bande der „France littéraire“ enthaltenen gewesenen Artikels und nur in 200 Exemplaren abgezogen worden. Sie unterrichtet uns zuvörderst über S. Poltoratzky's Großvater, Marc Poltoratzky, der wegen seines Gesangstalent's zum Oberdirector der kaiserlichen Kapelle zugleich unter Ertheilung eines hohen Ranges ernannt wurde; über seinen Vater, den Staatsrath Dmitri Poltoratzky, welchem Rußland mehrere Verbesserungen im Ackerbauwesen zum Theil nach englischem Muster und den Kartoffelbau im großen Maßstabe verdankt; endlich über seinen Oheim, den Generalleutnant Konstantin Poltoratzky, der bei Gamppeaubert gefangen wurde und mit Napoleon, welcher ihn zu sich beschreiben ließ, eine sehr lange, auch von General Michailowitsch-Danilewski in dessen bekanntem Werke über den Feldzug von 1814 mitgetheilte interessante Unterredung hatte, die Poltoratzky neuerdings in einem besondern Schriftchen „Conversation de l'empereur Napoleon avec le général russe Constantin Poltoratzky“ nach den eigenen Worten des Generals in authentischer Fassung mittheilt. Sodann kommt der Artikel auf S. Poltoratzky zu sprechen, „cet amateur pétilant d'esprit, qui trouva la vivacité française, la grâce parisienne sous le ciel de la Russie“. Aus dem Militärdienste, dem er sich zuerst gewidmet hatte, trat er 1827 als Stabsoffizier aus, um sich ganz industriellen Bestrebungen, namentlich aber seine Bücherliebhaberei zu widmen. Seine acht geräumige Säle füllende Büchersammlung in Wotchkurino, 12 Werste von Kaluga, umfaßt womöglich Alles, was über Rußland, seine Literatur, seine Geschichte und seine Berühmtheiten geschrieben worden ist. Poltoratzky sammelt so fleißig in diesem Departement, weil er damit beschäftigt ist, nach dem Muster der „Bibliothèque historique de la France“ ein „Dictionnaire bibliographique de tous les auteurs russes, ainsi que des auteurs étrangers qui ont écrit sur la Russie“ herauszugeben. Gegenwärtig steht er mit dem „Athenaeum

francais" in Verbindung, dem er Mittheilungen und Notizen über die Geschichte seines Vaterlandes zukommen läßt. Mehrere Aufsätze bibliographischen Charakters hat Poltoraksky im „Bulletin du bibliophile belge" dann auch besonders veröffentlicht. Auch das Druckenvolut, aus dem wir in Nr. 8 d. Bl. unsere Mittheilungen über den Grafen Kostoptschin, namentlich über seine literarische Wirksamkeit entlehnten, rührte, wie wir aus dieser Broschüre erfahren, von S. Poltoraksky her. Die andern uns mitüber sandten Drucksachen, z. B. „Notice sur le premier opéra russe (en 1755)" \*), „Notice sur quinze traductions françaises de l'hymne du poëte russe Derjavine intitulée Dieu" u. s. w. sind Fragmente des großen von Poltoraksky beabsichtigten bibliographischen Werks. Poltoraksky lebt, soviel wir wissen, gegenwärtig in Pomburg. **S. M.**

\*) „Gephalus und Prokris." Kroja componirte, ohne ein Wort russisch zu verstehen, den vom Obersten Sumarokow verfaßten Text, nachdem man ihm denselben Wort für Wort erklärt hatte. Die Kaiserin, welche bei der Aufführung selbst in die Hände klatschte, beschenkte noch eilichen Tagen die Darsteller und Darstellerinnen mit schönen Stoffen zu neuen Kleidern.

### Bibliographie.

Brocchi's Briefe über Dante's göttliche Komödie. Aus dem Italienischen von B. K. S. Bonn, Gentry u. Cohen. 8. 18 Ngr.

Der Buchhandel vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1843. Bausteine zu einer spätern Geschichte des Buchhandels. 2te Abthl. — H. u. d. L.: Der Buchhandel vom Jahre 1813 bis zum Jahre 1853. Altona, Verlags-Bureau. 8. 15 Ngr.

Dinge die zu bedenken sind. Von der Verfasserin der „Kleinen Dinge". Kiel, Schröder u. Comp. 32. 6 1/2 Ngr. Gedichte. Von H. F. S. Greifenberg. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

Erfrörer, A. F., Urgeschichte des menschlichen Geschlechts. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Fansen, L., Die lutherische und reformirte Kirchenlehre von der Kirche. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Fengstenberg, Der Prophet Jesaias. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 12. März 1854. Berlin, W. Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Hurter, F. v., Zur Geschichte Wallensteins. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebig, J. v., Die Grundsätze der Agricultur-Chemie mit Rücksicht auf die in England angestellten Untersuchungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Lorinser, F., Reiseskizzen aus Spanien. Schilderungen und Eindrücke von Land und Leuten. Zwei Theile. Regensburg, Mang. S. 2 Thlr. 6 Ngr.

Rauch, F., Bilderschau im Kaisersaal zu Frankfurt am Main. Leipzig, D. Wigand. Gr. 16. 5 Ngr.

Patiss, G., Die lyrische Dichtkunst in ihrer vollständigen Entwicklung theoretisch und praktisch bearbeitet. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Roquette, D., Hans Faidelkudde. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr.

— Das Hünengrab. Historische Erzählung. Dessau, Gebr. Kag. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— Das Reich der Träume. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. 2te Auflage. Berlin, Schindler. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

St. John, Percy P., Die Engländer in Paris. Humoristische Reiseskizze. Leipzig, D. Wigand. 32. 10 Ngr.

Schücking, L., Oeconomiche Briefe. Frankfurt a. M., Brönnert. Gr. 12. 20 Ngr.

Schwerin, Agnes Gräfin, Gedankenmarkt in Bildern. Berlin, Grobe. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Shakespeare, W., Ein Sommernachtstraum. Uebersetzt von C. Abel. Leipzig, Reil. 16. 15 Ngr.

Sklavensleben in Amerika: oder wunderbare Lebensgeschichte eines auf britisches Gebiet entkommenen, ehemaligen Kegerklaven, Namens John Brown. Nach dessen eigenen Worten deutsch wiedererzählt, sowie mit einer Einleitung über den dormaligen Stand der Sklaven-Frage versehen von C. F. Grieb. Stuttgart, Besser. 8. 15 Ngr.

Thiele, P. C., Schattenspiele der feinen Welt. Eine Sammlung interessanter Biographien berühmter und beachteter Menschen der Gegenwart und der Vergangenheit. In historisch-romantischen Bildern bearbeitet und herausgegeben. 1tes bis 7tes Heft. Berlin, Bieler u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Von den heyligen drey Königen. Nach einer alten Handschrift herausgegeben von I. V. Zingerle. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 4 Ngr.

Wagner, A., Naturwissenschaft und Bibel im Gegensatz zu dem Köhlerglauben des Herrn Carl Bagt, als des wiedererstandenen und aus dem Französischen ins Deutsche übersehten Dory. Stuttgart, C. S. Riesching. Gr. 8. 8 Ngr.

Wagner, J. R., Die Geschichte der Chemie. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Zingerle, P., Leben und Wirken des heiligen Simon Stylites. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 12. 18 Ngr.

### Tagesliteratur.

Das Corps der Zuaven im französischen Heere. Eris Entstehung, Ausbildung und Kriegsthaten. Eine Skizze. Nach dem Französischen der Revue des deux Mondes. 2te Auflage. Berlin, Springer. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Gramsch, G., Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Montag, das Buch: „die Bibel und ihre Geschichte" betreffend. Basel, Bahnmair. Gr. 8. 2 Ngr.

Die katholische Gemeinde auf Nordstrand und der Sanktismus. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 4 Ngr.

Sersdorff, C., Non suum cuique! Ein Rechtshilf aus Preußen. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Die letzten Lebensstunden des Kaisers Nicolaus des Ersten. Nach seinem Testament. Aus dem Russischen übertragen von R. Joel. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, J., Ueber Ehescheidung und Wiederverheirathung geschiedener Gatten. Zwei Vorträge. Berlin, Herp. Gr. 8. 6 Ngr.

Schramm, A., Der Norddeutsche Staat. Das Aufkommen des weltlichen Gewissens der deutschen Nation. Wirkungen. — Gegenwirkungen. — Zwecke. 1tes Heft: Die Rebellion des hannoverschen Feudalismus gegen Preußen's Kriegshafen am Jadebusen. London, Schramm. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahl, F. J., Ueber christliche Toleranz. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 29. März 1855. Berlin, W. Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Stahl, J., Ausführungen über das Ehescheidungs-Gesetz. Berlin, Herp. 8. 4 Ngr.

Ueber Alter und sittlich-religiösen Charakter der ältern und eigentlichen Freimaurerei. Sendschreiben an Herrn Dr. August Knobel, ordentl. Professor der Theologie in Gießen. Auf Anlaß der deistenriecherischen Fengstenbergischen Angriff auf dieselbe von Sannes Sambres Missipporus. Bremen, Estrad. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Zum hundertjährigen Geburtstage Samuel Hahnemann's. Reden und Erinnerungsblätter an die Feier des 11. April 1855 in Meissen, herausgegeben von B. Hirschel. Nebst einer Beilage: Hahnemann und seine Gegner von C. Müller. Dessau, Gebr. Katz. Gr. 8. 6 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Rgr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855  
im Verlage von

**J. A. Brodhaus in Leipzig**  
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**N. I.**, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

**29. Neßke's (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Rgr. Dritte und elfte Lieferung. 12. Geh.

**Neßke's historischer Roman „1812“** hat sich eines großen Erfolgs beim deutschen Publikum zu erfreuen gehabt: drei Auflagen hat davon vergriffen worden und er erlebt jetzt die vierte Auflage. Bei seinem Erscheinen, vor nunmehr zwanzig Jahren, ward dieser Roman mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und selbst — ein seltener Fall bei deutschen Romanen — in mehrere fremde Sprachen überetzt. Das er aber die bleibende Berühmtheit hat und stets eine rühmliche Stelle in der deutschen Literatur einnehmen wird, erhellt aus dem fortbauenden Interesse der deutschen Lesewelt für denselben. Der Roman schildert detaillirt die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleons gegen Rußland und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Besten Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812“ bildet den Anfang von **Samuel's** Schriften von **Andreas Neßke's** erste und zweite Folge. Vollständig in zwölf Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die erste Folge (12 Bände, 1843—44) enthält: 1812. Ein historischer Roman. Die erste Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunst- und Novellen. — Auswahl aus der Reise- und Reisebeschreibungen des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Vermischte Geschichten. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die zweite Folge (8 Bände, 1846—48) enthält: Algier und Paris im Jahr 1830. Neue Auflage. — Erzählungen. — Dramatische Werke. — Musikalische Beurtheilungen.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage:

**Sagen und Wald. Novellen und vermischte Schriften.** Vier Theile. 12. 5 Thlr. 10 Rgr.

**Neßke's** bietet in diesen vier Bänden der deutschen Lesewelt, zu dem reichsten Erzählern er gehört, theils Erzählungen, theils selbst Geschichtes: eine Sammlung von Novellen, Erzählungen und Biographien bedeutender Personen, mit denen der Dichter in nähere Berührung kam. Die drei ersten Theile enthalten: (I.) „Vergeltung. Novelle“; „Der Deserteur. Novelle“; „Die Blume des Geistes. Ein Aelchbildchen“; „Gadafut oder die große Sonnenfinsterniß des 12. Mai 1830. (Ein sehr sonderliches Abenteuer.“ (II.) „Das diamantene Kreuz. Novelle“; „Familienidylle. Novelle“; „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Eine novellistische Skizze nach einer wirthlichen Begebenheit.“ (III.) „Die Geschwister. Novelle“; „Die leichtsinnige Ehe. Eine Skizze nach dem Leben“; „Nachbar Stalactitius. Eine Skizze“; „Eine Skizze aus Johannes Kerschler's Tagebuch“; „Ritt durchs Karthol. Herdweidbild.“ Der vierte Theil enthält folgende Biographien: „Jean Paul. Mein persönliches Bekanntwerden mit demselben“; „Beethoven. Ein Bild der Erinnerung aus meinem Leben“; „Ludwig Berger. Ein Denkmahl“; „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Ein Gedenkbild.“

**Schulze (Ernst), Sammtliche poetische Werke.** Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. 20 Rgr.

**Ernst Schulze** ist in weiten Kreisen des deutschen Volkes Liebling geworden. Dies beweisen die zahlreichen Auflagen, welche namentlich seine „Desambert'sche“, aber auch seine „Gedichte“, die als dramatische, in sich geschlossene romantische Epopee in der neuern deutschen Literatur bis auf den heutigen Tag noch unübertroffen geblieben

sind, wie seine arten, anmuthigen und melodischen „Gedichte“ erlebt haben. Die fortbauend lebhafteste Theilnahme für Ernst Schulze hat jetzt auch eine dritte Auflage seiner „Sammtlichen poetischen Werke“ nöthig gemacht. Diese tritt vor das Publikum in Begleitung einer erschöpfenden Biographie des Dichters, von Hermann Marggraf verfaßt, welchem zu diesem Zweck ein sehr reichhaltiges Material: das eigene ausführliche Tagebuch des Dichters, seine nachgelassenen Briefschaften und höchst dankenswerthe Mittheilungen seiner nächsten Verwandten und Freunde, zur Verfügung gestellt waren. Ernst Schulze's Verehrer erhalten hier über des Dichters Bildungsengang und innere Entwicklung, über sein Verhältniß zu Gellert und deren Schwester Adelheid, über seine kurze aber interessante Kriegsperiode und über seine letzten Lebensstage ausführliche und meist ganz neue Aufschlüsse, die auch zum Theil als interessante Beiträge zur Kenntniß des damals unter dem deutschen Volke so energisch auflebenden nationalen Geistes, der Kriegsergebnisse und namentlich auch des göttinger Gelehrtenkreises (Duncker, Lachmann, Brandis, Lücke u. s. w.) zu betrachten sind. Die Verehrer des Dichters werden diesen aus seinem Tagebuche und seinen Briefen von mancher ganz neuen Seite und vornehmlich auch als glänzenden Prosaischen kennen lernen.

Von einzelnen Dichtungen Ernst Schulze's erschienen in demselben Verlage folgende elegante Ausgaben:

**Die bewährte Rose. Romantisches Gedicht.**

Miniat.-Ausgabe. Fünfte Auflage. Gebunden 1 Thlr.

Deuts.-Ausgabe. Erste Auflage.

Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Rgr.

Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr.

Pracht-Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.

Gedichte. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Miniat.-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

Gedichte. Miniat.-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geheftet

1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Rgr.

**31. Ernst Schulze.** Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Marggraf. Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Rgr. Gebunden 1 Thlr. 20 Rgr.

Eine besondere Ausgabe des fünften Theils der dritten Auflage von Ernst Schulze's „Sammtlichen poetischen Werken“.

**32. Soldan (B. G.), Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karl's IX.** Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein ausgezeichnete Historiker schrieb der Verlags-Handlung über dieses Werk unter Anderem:

„Nach meiner innigen Ueberzeugung ist das Werk ein höchst werthvolles, ja bedeutendes: werthvoll und bedeutend zuerst als das Resultat gründlicher und ganz eigener Forschung, womit ein tüchtiges Quellenstudium verbunden ist, wie dieses wieder mit einer Kritik, die weit davon entfernt, eine ins Blaue gehende und umfängliche zu sein, manches Heretotop gewordene Unwahre, Halb wahre und Unsichere theils ausschleibt und sichtet, theils als ungewiß der künftigen Forschung und genaueren Erörterung überläßt und empfiehlt. Die Darstellung ist dem Ernste und der Würde der Geschichte angemessen. Der Verfasser ist überall seines reichen Materials so sehr Herr geworden, daß er die Darstellung keineswegs schleppend und ermüdend macht und ihr nirgends die Bewerbe der Untersuchungen anmerken läßt.“

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

**Dreißig Jahre des Protestantismus in Sachsen und Braunschweig.**

Mit einer Einleitung. 8. 1845. 1 Thlr. 10 Rgr.

33. **Stern (S.), Stein und sein Zeitalter.** Ein Buchstück aus der Geschichte Preußens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. 8. Geh. 2 Thlr.

Eine für die weitesten Kreise des deutschen Volks bestimmte Schilderung des um Deutschland so hochverdienten Klinkers Reichthums vom Stein und seiner für Deutschland so verhängnisvollen Zeit. Es war die Absicht des Verfassers, den großen Mann im Rahmen seiner merkwürdigen Zeit und die Zeit aus dem Geiste und dem Streben des großen Mannes zu erfassen und in ansprechender Weise darzustellen. Strenge geschichtliche Objectivität und Zurückweisen jeder Parteilichkeit waren die ersten Erfordernisse. Die Charaktere und Situationen sind aber nicht nur mit gewissenhafter geschichtlicher Treue, sondern auch mit möglichster Beleuchtung der sittlichen und psychologischen Motive gezeichnet. Der Verfasser ist dabei von der gewiß richtigen Ansicht ausgegangen, daß die Geschichtsschreibung in dieser Richtung nicht hinter

dem geschichtlichen Roman zurückbleiben darf, wenn sie neben dem in der großen Lesewelt Platz gewinnen und der Wahrheit den gebührenden Sieg über die Dichtung sichern will. Für das ganze deutsche Publicum ist aber das Werk vorzugsweise bestimmt: es soll und soll ein Volksbuch sein, das dem deutschen Volk ein anschauliches Bild dessen gibt, was Stein geschaffen und was er gewollt hat, ein Bild des gesammten Staatslebens, wie es sich nach der Zeit des großen Staatsmannes gestaltet sollte, das ihm aber zugleich auch die traurigsten Epochen der deutschen Geschichte, die Zeit des unglücklichen Schwankens der preussischen Politik vor die Augen führt. Das Werk ist natürlich oft als Quelle und Anregung gebient, doch ist sein Zweck in keiner Weise ein Auszug oder eine Bearbeitung jenes Werks, sondern eine durchaus selbständige Arbeit.

(Der Beschluß folgt.)

## An die Deutschen.

Der funfzigjährige Todestag unsers Friedrich von Schiller hat in allen Gauen des Vaterlandes dankbare Erinnerung an den Aufbruchsvollendeten und an vielen Orten gemeinsame Huldigung durch Gesang, Bild und Rede geweckt. Ein Kreis von Ehrenmännern unserer Stadt trat mit den Unterzeichneten zusammen, um einer solchen auch hier veranstalteten Gedenkfeier durch Gründung einer Stiftung einen noch umfassendern Ausdruck zu geben. Der zunächst durch einen Rückblick auf Schiller's eigenes Leben veranlaßte, sonst aber auch durch die traurigsten Erfahrungen auf dem Gebiete der Literatur immer mehr als Nationalpflicht sich aufdrängende Zweck derselben ist, solchen Schriftstellern, welche dichterischer Formen sich bedienend dem Genius unsers Volks in edler, die Mehrung der Bildung anstrebender Treue sich gewidmet haben, für den Fall ihres verhängster eigener schwerer Lebenssorge oder den Fall der Hüflosigkeit ihrer nächsten, auf ihr Talent angewiesenen Hinterlassenen einen thatkräftigen Beistand zu leisten. Nicht mehr die bereits unter uns organisierte Form, wohl aber das kräftigere Erblühen und zeitigere Beginnen der Wirksamkeit dieser

## Schiller-Stiftung

hängt von dem Widerklange ab, den unsere Anregung in gleichgesinnten Gemüthern findet. Wir lassen deshalb an Alle, dem die Erhaltung, Mehrung und Würde der Nationalliteratur ein theurer und werthvoller Gedanke ist, hiermit einen Aufruf erganzen zur lebendigsten Ergänzung unsers Unternehmens. Wir bitten Freunde der Literatur, aller Orten zu gleichen Schiller-Stiftungen zusammenzutreten und die Verwendung der Ergebnisse ihrer Thätigkeit mit der unsrigen in einer künftig näher zu bezeichnenden Weise in Verbindung zu bringen. Wir bitten diejenigen, die die vorherige Bildung von Schiller-Stiftungen an ihrem Wohnorte nicht abwarten wollen, die Spende, die sie unserm Beginnen für ein mal oder periodisch entweder selbst zugebracht haben oder durch entsprechend in Bewegung zu setzende sonstige Förderangsmittel, Concerte, Theatervorstellungen, Bildausstellungen u. s. w. zu wirken hoffen, unmittelbar an die Herren Löge & Thomassche hier selbst, gegen später erfolgende öffentliche Quittung durch die ausgburger Allgemeine Zeitung einzusenden. Nicht hoch oder gering, nicht der Fürst, der in der Förderung eines künftigen Zeitalters seinen schönsten Ruhm erblickt, nicht der Bürger, der nach Vollendung seines segneten Tagewerks am rühmlichen Quell deutscher Dichtung sich zu erquicken liebt, Niemand, der eine, wenn auch kleine Gabe bereit halten kann für humanitätswerte, die nicht sein eigenes, nächstes Wohl berühren, wolle sich ausschließen, eine Stiftung zu fördern, die es durch Veranstaltung und Zweck verdient, schon am hundertjährigen Erinnerungstage der Geburt Schiller's, den 11. November 1855, Ergebnisse veröffentlichen zu können, die aufs neue die Thatfache feststellen, daß unsere Nation sich am einigsten steht in der Pflege und Wahrung ihrer unveräußerlichen geistigen Güter.

Dresden, den 10. Mai 1855.

## Der prov. Vorstand der Schiller-Stiftung.

Dr. C. G. Carus, geheimer Medicinalrath.

Dr. Karl Gukow.

Dr. Julius Hammer.

Dr. Gustav Klemm, königl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar.  
Major Serre auf Maxen.

v. Wietersheim, königl. sächs. Staatsminister a. D.  
Hofrath und Directer Karl Winkler.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von H. W. Brockhaus in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 24.

14. Juni 1855.

Inhalt: Kritik der politischen Zeitideen. Von Friedrich Müllan. — „Dante“, ein dänisches Trauerspiel. Von Carl Ludwig Kannegiesser. — Beitrag zur Geschichte des ungarischen Revolutionskriegs. Von S. E. Horn. — Aus Paris: Ubicini über die Türkei; A. Grün über Montaigne; Charton's „Relations de voyages“; Sauvage's Reisebericht aus Rußland; die Ausstellung; Fremdenführer. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Kritik der politischen Zeitideen.

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat. Von Baron Joseph Eötvös. Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersezt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Als wir den ersten Theil dieses Werks (Wien 1851, jetzt in denselben Verlag übergegangen) in Nr. 18 d. Bl. f. 1852 besprachen, behielten wir uns ein definitives Urtheil bis nach dem Erscheinen des zweiten Theils vor, sprachen aber jedenfalls die gespannte Erwartung aus, mit der wir der Vollendung eines Werks entgegenzusehen, das eine Menge von Fragen und Zweifeln angeregt, eine tief einschneidende Kritik gegen lange Zeit herrschende Ideen der Menschheit und deren Schöpfungen gerichtet hatte, nun aber zeigen sollte, was an deren Stelle zu treten habe und auf welchem Wege die auch von dem Verfasser anerkannten Streben der Zeit besser zu erreichen und zu verburgen seien als auf den jetzt eingeschlagenen. Der Verfasser verwarf nämlich keineswegs die Zwecke der modernen Bewegungen im Völkerleben; er sympathisirte mit den besten Gesinnungen, die ihnen nur immer zugrunde liegen können; aber er hielt dafür, daß die Bewegung sich in den Mitteln vergriffen habe, daß sie in mancherlei Irrthümern, Täuschungen, Mißverständnissen verfallen sei und eben dadurch vielfach das Gegentheil von Dem bewirkt und erlebt habe, was sie bezweckte. Der Verfasser bemühte sich, zu zeigen, was eigentlich der Sinn und die Kraft der Lösungsworte der Zeit gewesen und daß ihre Anwendung vielfach in ganz anderer Weise erfolgt sei. Er versprach, die wahren Wege zur rechten Verwirklichung des Angestrebten zu eröffnen, und dieser Aufgabe mußte vornehmlich der zweite Theil gewidmet sein.

Es wird auch diesen zweiten Theil Niemand ohne Interesse lesen, der überhaupt an ernstern Dingen Interesse nimmt, und Niemand ihn aus der Hand legen, ohne Nutzen daraus gezogen, ohne vielfache Anregung daraus schöpfend, ohne erhöhte Achtung für den klaren, unbefangenen,

männlichen Geist des Verfassers und die Biederkeit seiner Gesinnung gefaßt zu haben. Ob man sich nach Vollendung der Lectüre aber vollkommen befriedigt finden, ob man sich dann gestehen wird, daß nun das Räthsel gelöst, daß die Lösung eine völlig neue, überraschende, noch nie versuchte, daß sie die unbedingte rechte, erschöpfende, überall ausreichende sei — um in diese Frage einiges Licht zu werfen, müssen wir doch auch über den Inhalt dieses zweiten Theils kurze Referate und Extracte beibringen.

Nach einer Einleitung, worin sich der Verfasser darüber verbreitet, daß, gewisse Sätze zugegeben, die Aufgabe für uns nicht in der Begründung einer neuen Civilisation, sondern in der Vollendung derjenigen liegen müsse, unter der wir uns bis jetzt entwickelt hätten, verbreitet er sich in dem ersten Buche wieder über den Sinn, der den Begriffen der Freiheit, Gleichheit und Nationalität durch „die Mehrheit der Menschen“ — später sagt er auch „allgemein“ — beigelegt werde. Er untersucht zunächst, wie man den Sinn erkennen könne, welchen das Volk gewissen Begriffen beilege. Denn, bemerkt er:

Das Volk ist sich seiner Begriffe selten klar bewußt; statt seine Ueberzeugungen zu analysiren, erfaßt es gewisse Worte, an denen es mit aller Begeisterung des Glaubens festhält. Hat es sich einmal für eines derselben ausgesprochen, so ist es ihm der Inbegriff alles Dessen, was es für recht und gut hält; alle Hoffnungen sind damit verbunden; es ist das Ziel aller Bestrebungen, der Trost für jedes Leid. Ueber die richtige Bedeutung jener Worte, die wir auf jedem Banner und in allen Herzen finden, pflegt sich das Volk nie Rechenschaft zu geben; ja es wird dieselben auf das Geheiß seiner Führer oft verändern, ohne seine Ansichten und Wünsche verändert zu haben, oder mehr oder etwas Anderes erringen zu wollen als früher.

Das mag wahr sein, und wollen wir nur dazu bemerken, daß die Zustände, die der Verfasser im Auge hat, auch einem Schein unterliegen, und daß nicht selten der Schlachtruf wol auf Aller Munde, aber nicht in Aller Herzen ist, nicht alle Völker zu allen Zeiten bereit sind, dem „Inbegriff alles Dessen, was sie für recht und gut

halten“, auch andauernde Opfer und Anstrengungen zu widmen. Doch der Verfasser will nun dem Sinne, in welchem jene Begriffe allmählig zur Herrschaft über die Gemüther der Menschen gelangt sein sollen, zunächst auf geschichtlichem Wege beizukommen suchen. Die Freiheit anlangend, so war es im Alterthume die Theilnahme an der Herrschaft, um die man im Namen der Freiheit rang. Er bemerkt aber nicht ohne Grund, daß in der Zeit, wo das Christenthum auftrat, die Nothwendigkeit, die Freiheit des Individuums gegen die Allgewalt des Staates zu schützen, schon gefühlt worden sei. Die Freiheit, welche im Staate zuletzt keinen Raum mehr gefunden, habe ein anderes Gebiet suchen müssen, und die Grundsätze der stoischen Schule, wonach Jeder das Glück in der Tugend, in der Kraft seiner Seele suchen sollte, hätten dem Christenthum vorgearbeitet. In dem letztern sei der Begriff der individuellen Freiheit allgemein geworden, indem es dem allmächtigen Staate des Alterthums in der religiösen Ueberzeugung die erste unübersteigliche Schranke entgegengesetzt. Ebenso habe das Christenthum dem Begriffe der Gleichheit erst seine praktische Bedeutung gegeben, und selbst der Begriff der Nationalität habe sich, wenn auch nicht unmittelbar durch das Christenthum, doch im Verlaufe der christlichen Civilisation und mittelbar durch diese entwickelt. (Hier muß man jedenfalls wol hinzufügen: wieder entwickelt.)

Wie haben zu diesen Sätzen zunächst folgende Bemerkungen zu machen. Sollte es in der That eine bloße Verwechselung der Begriffe gewesen sein, wenn man im Alterthum den Kampf um die Herrschaft mit dem Namen des Kampfs um die Freiheit schmückte? Gewiß ist, daß der Ehrgeiz oft, ja sehr oft sich dieser Maske bedient oder sich in einen entsprechenden Selbstbetrug eingewiegt hat. Aber wenn die Völker des Alterthums wie die neuern solche Staaten, in denen ein größerer Kreis an der Herrschaft theilnahm, vorzugsweise freie nannten, so dürften sie doch in der, sei es wahren oder falschen, Ansicht gehandelt haben, daß in solchen Staaten auch die individuelle Freiheit gesicherter sei. Ferner dürfte Das, was der Verfasser über die Nationalität sagt, nur im Gegensatz zu dem römischen Weltreiche eine Wahrheit haben, während an sich der Staat des Alterthums ein vorzugsweise nationaler, in keiner Weise ein nach abstrakten Begriffen gebildeter, sondern ein ganz und gar durch Wesen und Verhältnisse der Nation bedingter und nur auf diese bezogener war. Den hohen und wohlthätigen Einfluß des Christenthums endlich auch auf diese Beziehungen wollen wir in keiner Weise herabsetzen, sind vielmehr überzeugt, daß, wie Großes es auch schon von seinem ersten Auftreten an gewirkt hat, wir doch noch immer nur in den ersten Anfängen seiner eine unermeßliche Zukunft in sich schließenden Wirkbarkeit stehen. Das scheint auch des Verfassers Ansicht, wie sich mehrfach ergibt. Wir hätten aber gewünscht, daß er deutlicher hervorgehoben hätte, wodurch hauptsächlich das Christenthum gleich von vornherein der antiken Auffassung entgegentrat. Fast scheint es, als hätte er nur die

Bedeutung der religiösen Ueberzeugung dem Willen der weltlichen Staatsmacht gegenüber im Auge, wovon dann noch die allerdings wichtigen Gleichheitsmomente kommen. Uns scheint das Wesentlichste, daß das Christenthum überhaupt den einzelnen Menschen als Selbstzweck auffaßt und ihm eine über das irdische Leben hinausreichende Bestimmung gibt, ebendeshalb aber dem Staate das Recht nimmt, sich allein als den Zweck des Daseins zu betrachten, ihm vielmehr die Grenze setzt: daß sein Recht nicht weiter geht als seine Pflicht, daß er mit all seiner Macht und seinen Ansprüchen doch nur ein Mittel ist für Anderer Zwecke. Aber für wessen? Das ist ein Punkt, um welchen sich Klippen reihen, die der Verfasser nicht gesehen oder umschiffen haben dürfte. Die Compendien sagen uns: der Staat habe jeden Menschen als Selbstzweck zu behandeln und er bestehe für die Zwecke seiner einzelnen Glieder. Das Leben spricht anders und auch die tiefere Betrachtung kommt auf andere Resultate. Wir wollen nicht darauf ein theoretisches Gewicht legen, wie praktisch bedeutsam die Sache auch sein mag, daß, soweit die geschichtliche Erfahrung rückwärts und um uns in allen Staaten, zu allen Zeiten uns Kunde gibt, viel Menschenstreben und Menschen Glück den Begierden und Leidenschaften, den Launen und Umtrieben der Mächthaber oder falschen, eingebildeten Interessen der Staaten geopfert wurden, nur hier mehr dort minder, hier bewußt und dort unbewußt. Das sah eben Mißbräuche und Irrthümer, Unvollkommenheiten irdischer Zustände. Aber wer mag es leugnen, daß der Staat ein anderes Ziel verfolgt und verfolgen muß als das Wohlbefinden seiner jetztlebenden Volksglieder, sei es dem Namen nach ihrer aller, oder ihrer Mehrzahl, oder irgend einer jener Minoritäten, welche, solange es Staaten gibt, deren Schwerpunkt gebildet haben — wer mag es leugnen, der da sieht, wie die Menschen in den Staat hineingeboren werden, in ein altes, meist schon von den Vätern der Jahrhunderte erfülltes, ihre eigenen Richtungen vielfach bestimmendes und beherrschendes Verhältniß, das sie im Ganzen und Einzelnen acceptiren müssen, das die Wenigsten mit einem andern Staate vertauschen können, während Keiner dem Staate selbst zu entinnen vermag; wie der Staat durch eine Masse von Einrichtungen, Gesetzen und Maßregeln, welche, im günstigen Falle, auf das eigene gedeihliche Bestehen und Wirken des Staats für das bleibende Volkswohl oder unmittelbar auf dieses letztere gerichtet sind, in die Freiheit, die Selbstbestimmung, das Vermögen, das Leben der Einzelnen eingreift; welche Summe menschlicher Kräfte diese riesige Maschine mit ihren zahllosen Rädern consumirt und in welcherlei Theilzwecke ihres eigenen Gangs; wie gewaltig der Einzelne oft in seinem ganzen Schicksal die Willkürsamkeit von Maßregeln empfindet, die er nicht genehmigt hat, die er vielleicht nicht billigt, deren Gewalt über ihn einen seltsamen Gegensatz zu der schimmernden Utopie bildet, daß der Staat um seinetwillen da sei, einem Gegensatz, der sich nur durch künstliche Schlüsse und Fiktionen verdecken läßt; wie der Staat in Nothfällen in

größten Opfer von seinen Volksgliedern fordert und selbst die Gegenwart des Volks an die Rettung seiner Zukunft setzt; wie endlich der Staat es nicht unternimmt noch unternehmen kann, dem Einzelnen überall da zu helfen, wo dieser Hilfe begehren mag und wo sie ihm nicht recht dienlich sein möchte, wie er vielmehr nur da für den Einzelnen einschreitet, wo es im Interesse des Ganzen ist, daß dem Einzelnen, der in solchem Falle begriffen ist, vom Staate aus Beistand werde? Man sieht, es muß ein Höheres und Allgemeineres sein als das Wohl der Einzelnen, das der Staat sich zum Ziel nimmt, und ein großes Ganze muß ihm die Richtschnur seines Wirkens, die Quelle seines Rechts, die Weihe seines Strebens bieten. Was kann das anders sein, und was ist es anders als das große, organische Volk? Nicht die so und so viel Einer gerade jetzt im Volke lebenden Individuen, aufgelöst aus all ihren natürlichen Ordnungen, Gliederungen und Verhältnissen in nackte Zahlenmengen, sondern das dauernde, gegliederte, wirkliche Volk, wie es vor uns steht in Geschichte und Leben, das Band der Jahrhunderte. Dieses Volkes Wohl und Bestimmung ist der Zweck des Staats, und was es fordert, dazu ist er berechtigt, weil er es zu leisten verpflichtet ist, findet aber auch eben in dieser Verpflichtung die Grenze seiner Berechtigung. So ist nirgends in gebildeten Staaten die persönliche Freiheit und Selbstbestimmung ungeschwächer als in England, wo selbst die rechtliche Präsomption für die Freiheit des Einzelnen und wider das Recht des Staats spricht, und doch ist auch dort die Omnipotenz des Staats für den Fall des zeitlichen Bedürfnisses sorglich und wirksam gewahrt.

Dies eben erinnert uns an eine fühlbare Lücke, die wir in der geschichtlichen Darstellung des Verfassers, von der wir ausgingen, bemerkt zu haben glauben und die vielleicht in seiner Nationalität ihren Grund hat. Er führt die beginnende Umgestaltung der antiken Staatsansicht lediglich auf das Christenthum zurück, und auch in dem zunächstfolgenden beschäftigt er sich lediglich mit dem Verhältnisse, in welchem die Kirche des Mittelalters zu den Begriffen von Freiheit und Gleichheit stand, und da er dieses Verhältniß als ein dem im mittelalterlichen Staate bestehendes analoges erkennt und kein Wort darüber sagt, wie und woher es in diesen gekommen, so liegt es dem Leser wenigstens sehr nahe, das letztere aus dem ersten abzuleiten. Wir verkennen wie gesagt den Einfluß keineswegs, welchen gewisse christliche Auffassungen auf die allmähliche Zerstörung der antiken Staatsansicht gehabt haben; aber unmittelbarer und sichtbar im Vordergrund wirkte doch noch ein anderes Moment, dem das Christenthum vielfach harmonisch entgegenkam: das germanische Volksthum. Das war doch sicher von hoher Bedeutung eben für die vom Verfasser besprochenen Fragen, daß das römische Weltreich durch Nationen gebrochen ward, in deren Schmat die dem antiken Staate entgegengegesetzte Anschauungsweise vorherrschte: die höchste Werthsetzung der persönlichen Freiheit, das Ausgehen von ihr, die Beschränkung des Staats auf den Stand-

punkt einer fast feindlichen, mit Mißtrauen betrachteten Nothwendigkeit, der man, soweit es sich nicht um das kaumgänglichste handelte, nur auf den Grund freier Zustimmung etwas leistete.

Doch fahren wir in unserm Berichte über den Vöbergang des Verfassers fort. Während des Mittelalters nahm, so berichtet er, die Kirche als Ganzes dem Staate gegenüber das Princip der Freiheit in Anspruch; nach der Reformation thaten es Einzelne in Glaubenssachen. Auch das Princip der Gleichheit, im Gegensatz zu der Hierarchie, ward nun anerkannt. Allen auch damals hätte, so meint der Verfasser, die Mehrheit der Menschen die Begriffe Freiheit und Gleichheit nicht in dem Sinne verstanden, in dem sie äußerlich angestrebt worden, und das Princip der Nationalität habe zwar einen wesentlichen Einfluß auf die Reformation geübt, sei aber durch deren Kämpfe mehr in den Hintergrund gedrängt als gefördert worden. Aber auch die französische Revolution habe die Staatsmacht aufs äußerste steigern müssen, statt die individuelle Freiheit zu fördern, und habe das Princip der Gleichheit stets nur als Mittel, nie als Zweck behandelt. Aus der nun folgenden Erörterung über die neueste Zeit heben wir folgende Stelle aus:

Nachdem man sich davon überzeugt, daß der Genuß der individuellen Freiheit für Alle durch die constitutionelle Anerkennung des Princips noch nicht gesichert werden könne, ja daß die freie Concurrenz, die eine notwendige Folge der individuellen Freiheit ist, bei der unendlichen Verschiedenheit der Kräfte und Mittel, welche den Einzelnen zugebote stehen, für Viele selbst den Verlust der Freiheit zur Folge haben könne, so mußte der Gedanke entstehen, daß das Princip der Freiheit für sich allein nicht genüge, sondern gewisser Vorbedingungen bedürfe, durch welche der Genuß der Freiheit Allen gesichert wird, und es war nicht schwer, das Volk davon zu überzeugen, daß diese Vorbedingungen in der Verwirklichung des Princips der Gleichheit zu suchen seien. Betrachtet man aber die lebhafteste Begeisterung, mit der das Volk auch jetzt noch an dem Princip der Freiheit festhält, hat man erfahren, wie es sich eben nur darum so lebhaft gegen die Ungleichheit ausspricht, weil es sich durch dieselbe der Freiheit beraubt glaubt, während es oft, wo dies im Interesse der Freiheit nöthig scheint (z. B. in der Ausübung seiner politischen Rechte, bei Arbeiterverbindungen), sich der Ungleichheit fügt; beobachtet man, wie sich das Volk eben gegen jene Einrichtungen des Staats am lebhaftesten ausspricht, wodurch seine Freiheit beschränkt wird: dann muß man zu der Ueberzeugung gelangen, daß sich auch das Proletariat unserer Tage nur darum für das Princip der Gleichheit begeistert habe, weil es dasselbe als ein Mittel, ja als das einzige Mittel, um zur Freiheit zu gelangen, betrachtet, und daß der Gedanke, die Freiheit der Gleichheit zum Opfer zu bringen, selbst dem Proletariat immer ferngeblieben sei.

In weiterer Betrachtung hebt der Verfasser hervor, daß die Bewegung von 1848 ihr Ziel, soweit es in angeleglichen Freiheitseinrichtungen bestand, vollständig erreicht gehabt, daß aber dasselbe Volk, in dessen Namen man triumphirte, sich nicht als Sieger gefühlt, daß es, nachdem man ihm Alles gewährt, worin die Freiheit nach der Behauptung seiner Führer bestehen sollte, sich noch weiter nach der Freiheit gesehnt und sich doch Dasjenige, was man seine Errungenschaften nannte, ruhig haben nehmen lassen. Wie wolle man das erklären, wenn

man nicht annehme, daß das Volk unter der Freiheit etwas Anderes verstanden habe und verstehe, als was seine Führer im Namen derselben eingeführt hatten? Nun, man könnte es dahin zu erklären versuchen, daß das Volk gar nicht die Freiheit allein und als Zweck, sondern irgend etwas Anderes, wozu ihm die Freiheit helfen solle, gesucht habe: materielles Wohlfsein, überhaupt allseitige Verbesserung seiner Lage, und daß es sich dann freilich durch die bloße Erlangung politischer Rechte, deren Ausübung nur seinen Führern zugute kam, unbefriedigt gefunden habe. Der Verfasser selbst hätte auf diesen Gedanken kommen mögen, wenn er die Erscheinung, die er gleich darauf selbst zum Beweis seiner Ansicht hervorhebt, nach dieser Seite hin bedacht hätte. Er meint nämlich: wenn das Volk wirklich in Institutionen, wie allgemeines Stimmrecht, absolute Gewalt der Volksvertretung, Jury, Pressefreiheit, Versammlungsrecht, die von ihm gesuchte Freiheit erblickt hätte, so müßte eine Reaction in Betreff jener ebenso unmöglich gewesen sein, wie sie es in Betreff der bürgerlichen Verhältnisse sein würde. Nun, die Sache ist, daß in all jenen Rechten zunächst doch nur gewisse Glieder der gebildeten Classen einen unmittelbaren Vortheil für sich sehen, während an der Emancipation des Landvolks diese ganze zahlreiche Volksmasse direct und reell interessirt ist. Dazu kommt noch etwas. Wohl mögen Freiheitsrechte, welche in der That das Wohlbefinden der Massen erhöhen, überhaupt ein Zustand der möglichst vollkommenen freien Bewegung im persönlichen Leben antirevolutionär wirken, wie uns England beweist. Sie thun es, indem sie die herbsten Beschwerden beseitigen, eine wahre Anhänglichkeit an die öffentlichen Institutionen, die man oft als Beschützer, selten als Beschränker empfindet, möglich machen und durch die Uebung der Selbstkraft das Volk zu praktischer Tüchtigkeit, zu politischer Reife erziehen. Die persönliche Freiheit ist für die Massen die wahre Vorstufe der politischen, nicht umgekehrt. Auch das zeigt England; auch das hat Nordamerika gezeigt. Aber auch die reellen Freiheitsrechte werden diese Wirkungen nicht sofort äußern können, nachdem sie im Sturme einer Revolution erobert worden; vielmehr wird in Revolutionen das Volk nach jeder Errungenschaft neue begehren; es wird nicht absehen, warum es nicht das Eine so gut wie das Andere begehren und erlangen solle. Wir reden hier von Revolutionen, bei denen es sich um Rechte und Interessen der Massen handelt, nicht um den bloßen Wechsel der Machthaber. Auch die Freiheit kann ihre beruhigende, erhaltende Wirksamkeit erst äußern, wenn sie zur festen Ordnung, zur Gewohnheit geworden ist.

Nachdem nun der Verfasser noch auf einer Anzahl Seiten dasselbe Thema varürt und zu beweisen gesucht hat, daß aller politischen Bewegung der Neuzeit in Wahrheit eine Reaction der individuellen Freiheit gegen die Allgewalt des Staats zugrunde gelegen habe, wirft er die Frage auf: „ob man dem Einzelnen ein bedeutend größeres Maß individueller Freiheit einräumen könne, als derselbe gegenwärtig im Staate genießt, ohne daß

dadurch das Bestehen größerer Staaten gefährdet oder gar unmöglich gemacht würde?“ Wir sollten meinen: auch wenn man sich nicht auf Nordamerika berufen wollte, spräche schon England für die Bejahung dieser Frage, in welchem jedweden Falle der Einzelne ein größeres Maß individueller Freiheit genießt als in den meisten Staaten des europäischen Festlandes, während doch England sicherlich zu den großen Staaten zu rechnen ist. Es richtig es ferner ist, daß der Verfasser namentlich die Bedingung stellt, die individuelle Freiheit müsse sich mit dem Bestehen größerer Reiche vertragen, so scheint uns doch auch hierbei einige Unklarheit obzuwalten. Es scheint nämlich diese Aufstellung den Gedanken nahelegen, als sei die individuelle Freiheit in großen Staaten mehr gefährdet als in kleinen, mit kleinen besser verträglich als mit großen. Die Erfahrung scheint uns das Gegentheil zu erhärten. In kleinen Staaten hat das, was man die politische Freiheit nennt, mehr Gehalt und ist leichter durchzuführen gewesen als in großen; bei der größern Gleichheit der Verhältnisse, der innigern Beflechtung der Interessen und der größern Vertraulichkeit Aller mit Allen konnte man in kleinen Gemeinwesen einen gleichmäßigen Einfluß Aller auf das Regime vermitteln und ihn weit directer und reeller gestalten als in Großstaaten, und eben der Umstand, daß manche politische Theorien den Zuständen kleiner Staaten, vor allem Städterepubliken, entlehnt sind, macht sie für Großstaaten unanwendbar. Dagegen dürfte die individuelle Freiheit in kleinen Gemeinwesen, deren Leben alle Glieder in gleicher Stärke berührt, wo sich alle Einzelnen nähergerückt, wo die Ansprüche an jeden Einzelnen gesteigert sind, weit leichter beengt werden als in großen Reichen, in denen Millionen, wenn sie bestimmte einfache Pflichten erfüllen, im Uebrigen ihrer Selbstbestimmung folgen können und mit der im Staate herrschenden Gewalt nicht in Verührung kommen. Eben in den Städterepubliken des Alterthums und des Mittelalters ist die von dem Verfasser bekämpfte Verwechslung der politischen und der persönlichen Freiheit erfunden worden, bei welcher die letztere nur zu oft der erstern geopfert wurde.

Doch der Verfasser geht viel weiter zurück, um die Lösung seiner Frage beizukommen. Das zweite Buch beschäftigt sich mit einer Untersuchung über den Zweck des Staats. Da er aber dabei von der Ansicht ausgeht, daß zwar der gesellschaftliche Zustand ein Ergebnis der menschlichen Natur, der Staat aber ein Ergebnis der Gesittung sei, da er versichert, man habe zwar überall die Menschen im gesellschaftlichen Zustande, nicht aber überall im Staate gefunden, da er also einen bedeutsamen Unterschied zwischen gesellschaftlichem Zustand und Staat macht, so hätten wir vor allem eine genaue Begriffsbestimmung dieser beiden Momente gewünscht, die wir gänzlich vermissen. Uns ist der Staat der Inbegriff der öffentlichen Einrichtungen eines Volks, und überall, wo wir bei einem Volke eine Gemeinschaft öffentlicher Einrichtungen finden, wie roh, unvollkommen, brach-

artig sie auch sein mögen, nehmen wir einen Staat an, den wir also nicht erst von einer gewissen Stufe der Entwicklung dieser Einrichtungen an, für die wir kein sicheres Kriterium sehen, zu datiren vermögen. Daneben aber betrachten wir alles übrige Gemeinsame, was das betreffende Volk hat, sein Zusammenleben in Sitte, Glauben, Bildung, Geselligkeit, Verkehr u. s. w., zusammen mit seinem Staatswesen, als sein gesellschaftliches Leben constituirend. Dagegen wollen wir dem Verfasser darin nicht widersprechen, daß für das Bestehen des Staats ein vernünftiger Grund gesucht werden müsse, wenn wir auch dem Grunde dieser Forderung nicht beistimmen können, den er in den Worten ausdrückt: „weil der Staat bloß als Ergebnis der bis auf einen gewissen Grad entwickelten menschlichen Vernunft anzusehen ist.“ Uns scheint das Bestehen öffentlicher Einrichtungen bei einem Volke zunächst auch eine Folge natürlicher Nothwendigkeit. Die höhergebildete Vernunft bethätigt sich in der Vervollkommenung dieser Einrichtungen. Seine höhere Reife aber erlangt das Verhältniß, wenn es zugleich als ein ethisches Postulat, als eine Forderung der sittlichen Pflicht, als eine der Bedingungen erkannt wird, unter denen allein der Mensch seiner Bestimmung nachstreben und seine Pflichten gegen sich und Andere erfüllen kann. Wenn der Verfasser weiter die Theorien, die über den Rechtsgrund des Staats aufgestellt werden, in zwei Classen abtheilen zu können glaubt; je nachdem sie den Grund, wodurch das Bestehen des Staats gerechtfertigt werden soll, in einer historischen Thatsache oder in der der Vernunft zu finden glaubten, so können wir das wenigstens für den heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht für erschöpfend halten. Uns scheinen die heutigen Theorien sich besonders danach zu unterscheiden, je nachdem sie den Staat als ein Product des menschlichen Willens, oder je nachdem sie ihn als eine Nothwendigkeit der Natur und als eine Forderung der sittlichen Pflicht auffassen, je nachdem sie daher, in consequenter Durchführung ihres Principes, auch für seine weitere Behandlung den Willen seiner Angehörigen, oder die bestmögliche Erfüllung seiner Aufgaben zur Richtschnur nehmen, das Recht des Staats auf den Willen des Menschen oder auf seine Pflicht gründen. Der Verfasser scheint weiterhin dem menschlichen Willen ein höheres Recht beizulegen, als wir zu thun geneigt sind, will ihn aber mit der Bedeutung der Vernunft und Sittlichkeit versöhnen, indem er meint, daß der Mensch „im reinen Zustande immer dasjenige wollen müsse, was er zu wollen oder zu sollen glaube“. Weil der menschliche Wille durch seine Vernunft und sein moralisches Gefühl bestimmt werde, sei er deshalb nicht weniger irksam. Nun, abgesehen davon, daß erfahrungsmäßig im Mensch sich fortwährend bloß von reiner Vernunft und edler Sittlichkeit bestimmen lassen dürfte, vielmehr jeder seine Schwächen, Begierden und Leidenschaften hat, die sein Urtheil trüben und seinen Willen irreführen, leugnen wir auch die factische Bedeutung des Willens keineswegs, sondern behaupten nur, daß er der

Vernunft und Sittlichkeit gegenüber kein Recht hat, und daß der Staat darauf hin organisiert sein soll, der Vernunft und der Sittlichkeit den Sieg zu verschaffen. Wir können weiter mit dem Verfasser auch darin nicht übereinstimmen, daß er meint, es lasse sich gegen die Theorie, welche den Staat auf einen Vertrag gründen will, insofern damit bloß das Bestehen des Staats erklärt werden soll, wenig sagen, meinen vielmehr, es liege in dem Standpunkte, auf dem man sich das Recht des Staats gar nicht anders erklären zu können glaubt als durch die Annahme eines Staatsgrundvertrags, eine principielle und folgenschwere Verkenntnis. Im Uebrigen bekennt der Verfasser selbst, „daß die Theorie des Staatsvertrags in der Wissenschaft zu keinen befriedigenden Resultaten, im praktischen Staatsleben aber zu den verderblichsten Folgen geführt“ habe, „in den meisten Fällen mit unleugbaren Thatsachen im Widerspruch“ stehe, zuletzt dazu gekommen sei, „um das Entstehen des Staats zu erklären, einen nicht existirenden Vertrag zwischen nicht existirenden Menschen“ anzunehmen, und fast „allen Irrlehren, welche man in neuerer Zeit über den Besitz und andere wichtige Dinge aufgestellt“, zur Begründung gedient habe. Mit Recht legt aber der Verfasser den Theorien, welche das Entstehen des Staats erklären sollen und fast durchgehends einer in gewissen Staaten gemachten einseitigen Erfahrung allgemeine Gültigkeit zuschreiben, keine sonderliche praktische Bedeutung bei. Ihm scheint die Frage ungleich wichtiger: „wodurch das Bestehen des Staats vor unserer Vernunft gerechtfertigt erscheine?“ Der Rechtsgrund des Staats sei gefunden, sobald man gezeigt habe, daß irgend ein Zweck, nach dem der Mensch, sobald er eine gewisse Stufe der Gesittung erreicht habe, streben müsse, nur durch den Staat erreicht werden könne, daß mithin der Staat für die auf eine gewisse Stufe der Gesittung gelangte Menschheit ein Postulat der Vernunft sei. Wir stimmen diesen Sätzen bei, mit dem schon oben erklärten Abzug der Beschränkung „auf eine gewisse Stufe der Gesittung“, welchen Abzug wir machen müssen, da wir nun einmal nicht an einen vorstaatlichen Naturstand glauben können, von dem der Verfasser selbst sagt, daß „er vielleicht niemals bestanden, oder daß man ihn wenigstens nirgends gesehen“, in seinem vorstaatlichen gesellschaftlichen Leben aber bereits den Staat erkennen.

Der Verfasser beschäftigt sich nun mit einigen gangbaren Theorien über den Staatszweck. Er vermischt die Lehren, welche den Zweck des Staats in die Verwirklichung der Herrschaft des Sittengesetzes, oder in die Begründung eines allgemeinen Wohlbefindens, oder bloß in die Gewährung von Rechtsschutz und Rechtssicherheit, oder in die Verwirklichung allseitiger Unterstützung zum Behufe allseitiger Entwicklung, oder in das Bestehen des Staats selbst setzen. Sollte der Zweck des Staats darum festgestellt werden, damit daraus die Aufgabe und die Grenzen der Staatsgewalt bestimmt werden könnten — und dies sei es ja, was den Untersuchungen über den Staatszweck ihre praktische Wichtigkeit gäbe —, so müßte man alle jene Ansichten als gleich unbestriedi-

gend erkennen, weil sie den Zweck des Staats in Dingen suchen, die weder ausschließlich als die Zwecke des Staats betrachtet werden könnten, noch durch denselben allein zu verwirklichen seien. Der Verfasser glaubt nun, man müsse nicht Dasjenige suchen, worin einzelne Gesehete den höchsten Zweck des Staats zu finden glaubten, sondern Dasjenige, worin die Mehrheit des Volks den nächsten Zweck des Staats zu suchen pflege. Wir zweifeln, ob dies der richtige Weg ist, da er uns doch nur, im günstigsten Falle, die nächste und allgemeinste, die meisten Menschen unmittelbar berührende Aufgabe des Staats zeigen, keineswegs aber die Gesamtheit seiner Pflichten erschöpfen kann. Wir hätten gemeint, der Verfasser hätte, um zu seinem Ziele zu kommen, fragen müssen, was der Staat sich in seinen verschiedenen Gestaltungen wirklich zur Aufgabe gemacht habe und nach Lage der Umstände dazu habe machen müssen.

Doch begleiten wir den Verfasser auf seinem Wege weiter. Er macht dabei zuvörderst auf zwei „Thatsachen“ aufmerksam: 1) daß der Einzelne den Staat nie als Zweck, sondern immer nur als Mittel betrachte, wodurch er gewisse persönliche Zwecke zu erreichen suche, und sich daher jedem Opfer, welches die Erhaltung des Staats in Anspruch nehme, nur insofern unterziehe, als er diese persönlichen Zwecke nur durch den Staat erreichen zu können glaube; 2) daß sich Niemand zur Erreichung seiner Zwecke entfernterer Mittel bediene, bis er diejenigen, die ihm näher stehen, als ungenügend erkannt habe, und daß mithin der Einzelne bloß zur Erreichung jener Zwecke seine Zuflucht zum Staate nehme, von welchen er glaube, daß dieselben durch eigene Kraft oder andere Mittel, die er sich mit geringen Opfern verschaffen könne, nicht zu erreichen seien. Beide Sätze sucht er nun in näherer Ausführung zu begründen, ohne jedoch in dieser auf einige Einwendungen zu stoßen, welche uns in Betreff beider Sätze nahezu liegen scheinen. In Betreff des ersten Satzes möchten wir nämlich auch an eine Thatsache erinnern, die uns festzusetzen scheint: daß nämlich der Staat die Einzelnen gar nicht fragt, ob sie sich den Opfern, die er zu seiner Erhaltung braucht, unterziehen wollen, sondern daß er sie zu diesen Opfern nöthigt. Kann er das nicht mehr, dann muß er eben seine Erhaltung aufgeben. Wir sind auch nicht der von dem Verfasser hier nochmals bekämpften Ansicht, daß der Staat Selbstzweck sei; wir halten ihn auch für ein Mittel für die Zwecke des Volks; aber er ist ein Mittel, das seinem Wirken und Bestande allerdings vielfach die Interessen zahlreicher Einzelnen, ja diese selbst zum Opfer bringt, und das vor allem sich selbst behaupten muß, bevor es seine Aufgabe lösen kann. Auch können wir dem Sage nicht unbedingt beistimmen, den der Verfasser bei dieser Gelegenheit aufstellt: der Staat sei in allen Zeiten und bei allen Völkern nur als ein Mittel betrachtet worden, wodurch Diejenigen, von denen die Regierung des Staats abhing, ihre persönlichen Zwecke zu erreichen strebten. Der Verfasser fällt hier, ohne es zu wollen, ein übertrieben hartes, ein ungerechtes Urtheil

über alle Regierungen der verschiedensten Art. Man kann höchstens sagen, daß Diejenigen, von denen die Regierung des Staats abhing, vielfach durch den Staat ihre persönlichen Zwecke zu fördern gestrebt, auch und nicht selten diesen den Vorrang vor den Zwecken Andern und des Ganzen zu sichern gesucht hätten. Ueberall aber sehen wir, daß Regierungen und Obrigkeiten vielfach für Zwecke wirkten, die mit ihren persönlichen Interessen nichts gemein haben. Was aber den zweiten der oben angeführten Sätze anlangt, so will es uns scheinen, daß die Menschen sehr oft geneigt wären, sich lieber von Andern besorgen zu lassen, was sie sich selbst schaffen könnten, und nicht das nächste, sondern das ihnen bequemste Mittel zu suchen.

Weiter folgert der Verfasser aus jenen Sätzen: daß der Zweck des Staats in einem Interesse gesucht werden müsse, welches allen Einzelnen gemeinsam sei und jedem derselben persönlich betreffe; sowie daß nur Dasjenige als allgemein anerkannter Zweck des Staats betrachtet werden könne, was nach der Ansicht Aller durch die Kraft des Einzelnen oder die Thätigkeit kleinerer Gesellschaften, zu welchen sich mehrere Einzelne freiwillig vereinigten, nicht erreicht werden könne. Der Verfasser glaubt nun dieses Etwas gefunden zu haben und nennt es: die Sicherheit. Der Staat, der dem Einzelnen diese geboten, habe ihm Alles gewährt, was die Mehrheit von demselben in Anspruch nähme; derjenige, der ihm keine Sicherheit gewähre, habe in den Augen Aller seinem Zwecke nicht entsprochen. Nun, man kann das letztere wenigstens insofern zugeben, als der Staat, welcher andauernd keine Sicherheit mehr zu gewähren vermag, jedenfalls einem seiner Zwecke nicht mehr entspricht, wobei aber die Erfahrung vorliegt, daß Staaten, welche wie das im Mittelalter sehr häufig und später noch in Polen und Ungarn der Fall war, weder nach außen noch im Innern Sicherheit boten, dennoch fortbestanden haben, folglich wol auch der Mehrheit ihrer Angehörigen immer noch werth und wichtig gewesen sein mußten. Und gar nicht vermögen wir zuzugeben, daß der Staat, der den Einzelnen Sicherheit bot, ihm Alles gewährt habe, was die Mehrheit von demselben in Anspruch nahm. Allerdings nicht bloß die Mehrheit, Alle suchen Sicherheit im Staate; es mögen auch Ketten und Fesseln denkbar sein, wo man weiter nichts in ihm sucht; in der Regel wird man aber behaupten können, daß schwerlich Jemand im Staate lebt, der nicht noch weitere Ansprüche an dessen Wirksamkeit richtete. Auch lassen sich die eigenen Argumente des Verfassers gegen ihn wenden; denn auch von der Sicherheit gilt Das, was er gegen die andern Angaben der Staatszwecke geltend gemacht hat: daß sie nicht allein durch den Staat zu verwirklichen sei. Im Uebrigen erklärt er weiterhin, daß es sich nicht um Sicherung der Person, sondern vor allem auch um Sicherung der Güter handle, und daß daher das Obiect, auf welches sich die Thätigkeit der Staatsgewalt erstreckte, je nach der Verschiedenheit der Güter, die zu sichern sollte, ein verschiedenes sein müsse. Auch handle



es sich nicht bloß um materielle, sondern auch um moralische Güter, und so erweitert sich allmählig der von dem Verfasser angegebene Begriff dahin, daß es ihm keine größere Schwierigkeit machen wird, so ziemlich alle gangbare Thätigkeit des Staats unter denselben zu bringen, als es andern Theoretikern gemacht hat, dasselbe hinsichtlich der von ihnen beabsichtigten Staatszwecke zu thun. Der Verfasser legt freilich allen Accent darauf, daß der Staat „dem Einzelnen nicht den Genuß aller materiellen und moralischen Güter zu verschaffen, sondern nur ihn darin zu sichern habe“. Nun, wir meinen, der Staat hat es niemals versucht, „dem Einzelnen den Genuß aller materiellen und moralischen Güter zu verschaffen“, und würde auch damit eine Unmöglichkeit versucht haben; er kann aber auch dem Einzelnen nur diejenigen Güter zu sichern versuchen, welche dieser besitzt, und auch dies nur so weit, als es eben durch Staatsmittel möglich ist. Wol aber dürfte der Staat doch wol auch veranlaßt sein, dem Einzelnen die Erlangung materieller und moralischer Güter zu erleichtern, wo nämlich der Einzelne sich gewisse dazu erforderliche Hülfsmittel nicht zu schaffen vermag, es aber gleichwol im Interesse des Volks ist, daß dem Einzelnen diese Beihülfe verschafft werde. Der Verfasser hat offenbar nach einer sichern Richtschnur für die Competenz des Staats gesucht. Wir können nicht zugeben, daß er sie gefunden habe, und wir sind der Meinung, daß er sie gar nicht finden konnte, weil es das Hauptmoment außer Augen ließ: das Volk, das organische Ganze. Darin liegt das Kriterium für das Einschreiten des Staats für und wider die Einzelnen: daß und ob es im Interesse des Volks ist, daß er einschreite, daß und ob sich ein Interesse nicht einer Minorität oder Mehrheit, sondern des organischen Ganzen daran knüpfe, daß der Staat in dem betreffenden Falle handle. In dem Staate sehen wir die Gesamtkraft des Volks unter geordnete Leitung gebracht und der Gesellschaft zur Verfügung gestellt. Der Staat soll sie überall verwenden, wo er vernünftige und sittliche Zwecke des Volks damit fördern kann und wo diese auf solchem Wege am besten gefördert werden. Vielleicht in allen Fällen wird er nicht allein ausreichen, sondern noch einer mithelfenden Beihülfe durch andere Mittel bedürfen; aber jedem vernünftigen und sittlichen Zwecke des Volks wird auch der Staat fördernd, ermunternd zur Seite stehen können.

Inletzt zeigt sich, daß der Verfasser gar nicht nöthig hatte, die Begründung seiner Tendenzen gerade auf diesem Wege, gegen welchen sich starke Einwendungen erheben dürften, zu suchen. Was er eigentlich will, ist, wie sich mit dem dritten Buche ergibt, eine Beschränkung des Vielregierens unserer Staaten im Interesse der persönlichen Freiheit. Das ist aber eine Forderung, die sich, auch bei ganz anderer Formulierung des Staatszwecks, auf Recht und Staatskunst wohl begründen läßt. Das Recht des Staats kann vor der Vernunft nicht weiter gehen als seine Pflicht, da er eben nur ein Mittel zur Lösung bestimmter Aufgaben ist, und eine unnö-

thige Bevormundung des Volks entwerde dieses und trübt sein Verhältniß zum Staate. Aber freilich der Staat muß auch die Mittel haben, die er zur Erfüllung seiner Pflicht braucht, und der Einzelne darf selbst sein Recht nicht als ein unübersteigliches Hinderniß in den notwendigen Weg des Staats werfen. Auch lehrt die Erfahrung, daß mit der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung und Verwickelung der Verhältnisse die Aufgaben des Staats immer schwieriger werden und stärkere Mittel erfordern. Der Verfasser bemerkt selbst, daß auch in England, dem rechten Asyl der persönlichen Freiheit, in den neuern Zeiten mehrfache Uebergänge zu selbstständigen Regierungsmaßregeln bewirkt worden seien. Das dürfte aber nicht aus veränderten Ansichten, sondern aus unabwiesbarem Bedürfnis geflossen sein.

Doch kommen wir nun zu den eigenen Vorschlägen des Verfassers. Sein drittes Buch überschreibt er: „Die Garantien der individuellen Freiheit“, und handelt zunächst von den „allgemeinen Bedingungen jeder zweckmäßigen Staatsverfassung“. Die erste Bedingung, damit der Staat seinem Zwecke zu entsprechen vermöge, sei die vollste Selbstständigkeit nach außen, die zweite das nothwendige Maß der Macht, um die Güter der Einzelnen gegen jeden Angriff beschützen zu können. Der Staat bedürfe daher vor allem der Kraft und jede Untersuchung über die dem Staate zu gebenden Einrichtungen müsse mit der Frage beginnen: wie und wodurch man dem Staate die zur Lösung seiner Aufgabe nothwendige Macht verschaffen könne. Er untersucht nun zunächst die Mittel, durch welche die Staaten ihre äußere Selbstständigkeit erhalten könnten, und betrachtet dabei zuvörderst die Föderation kleinerer Staaten und deren Bedingungen, kommt aber dabei zu dem Schusse, daß die Garantie der Selbstständigkeit in Europa für die Gegenwart nicht in einer Föderation zu suchen sei, vielmehr jeder Staat die Garantien seines Bestehens in sich selbst suchen müsse. Der Einfluß, den die Verfassung des Staats auf seine äußere Macht auszuüben befähigt sei, bestehe bloß in zwei Dingen: 1) darin, daß die Verfassung der Erweiterung und Cohäsion des Staats und dem Entstehen eines gemeinsamen Bewußtseins in den Staatsgliedern nicht hindernd entgegenstehe (was denn freilich etwas seltsam ausgedrückt ist: ein Einfluß, der darin besteht, daß man nicht hindert); 2) soll die Verfassung als Mittel dienen, wodurch die im Staate bestehenden Elemente der Kraft zum gemeinsamen Zwecke verwendet werden. (Wir sollten meinen, das wäre mehr Sache der Verwaltung, während die Verfassung mehr dafür zu sorgen hätte, daß die rechten Zwecke des Staats und die besten Mittel dafür richtig erkannt und treulich verwirklicht werden.) Jede Verfassung könne nur insofern ihrem Zwecke entsprechen, als durch dieselbe die Centralisation des Willens und der Kräfte des Staats möglich werde. Nur wer die Nothwendigkeit des Staats leugne, könne die Nothwendigkeit der Centralisation überhaupt in Zweifel ziehen. Doch sei es ein nicht weniger verwerthlicher Irrthum, wenn man glaube, daß das Be-

sehen des Staats die beständige Centralisation aller Kräfte unter den Willen der Gesamtheit erheische. Die Grenzen, bis zu welchen das Princip der Centralisation angewendet werden müsse, seien nur dann richtig zu bestimmen, wenn man über die Grenzen, bis zu welchen sich die Thätigkeit des Staats erstrecken solle, ins Klare gekommen sei. Auch könne sich die Thätigkeit des Staats nur so weit erstrecken, als eine Centralisation des Staats möglich sei. (Wir müssen hier allerdings bemerken, daß sich hieraus ein engerer Begriff des Staats ergibt, dem der Verfasser huldigt und der keineswegs alle öffentliche Thätigkeit umfaßt, sondern nur die von der Staatsregierung geleitete Thätigkeit zu begreifen scheint. Ferner, daß der Verfasser den Ausdruck Centralisation nicht in seinem wissenschaftlichen Sinne, wo er bloß die Unterordnung aller Staatsverwaltung unter eine Centralleitung bedeutet, zu nehmen, sondern die Verwaltung durch den Staat, im engeren Sinn des Worts, theilweise auch die Uniformität und zuweilen das Zwielregieren darunter zu verstehen scheint.)

Der Verfasser sagt weiterhin: jeder Staat brauche Einheit der Gesetzgebung, der Regierung, der Vertretung, folglich auch Centralisation in diesen drei Punkten. Er erklärt sich gegen die Theilung der Gewalten, womit er das System der getrennten Gewalten meint. Wir freuen uns, daß er bei dieser Gelegenheit ebenso das Verdienst Montesquieu's anerkennt, wie ihm dessen schwache Seiten nicht entgangen sind; bedauern aber, daß er auch hier nicht auf die Praxis geblickt hat, wo ihm die Bemerkung sehr zufluten gekommen sein würde, daß ein Geheimniß der englischen Verfassung nicht in der Trennung, sondern in der Mischung der Gewalten besteht, so wie ihm auch eine Betrachtung der norwegischen Verfassung und der Verfassungen der ersten französischen Revolutionsepöche lehrreich geworden sein dürfte. Weiter bemerkt er: auch der Einzelne bedürfe des Staatsgewalt gegenüber gewisser Garantien. Er könne dieselben finden durch die innere Organisation der Staatsgewalt, durch die Abhängigkeit der Staatsgewalt vom Volke, endlich dadurch, daß man der Staatsgewalt gewisse Grenzen ziehe, über welche hinaus ihre Macht sich nicht erstrecke, und beleuchtet nun jeden dieser drei Wege, behandelt jedoch den ersten davon in einer Weise, wo er so ziemlich mit dem zweiten insammenfällt. Denn er faßt bei der „inneren Organisation der Staatsgewalt“ wesentlich nur die gesetzgebende Gewalt ins Auge. Dieser schreibt er überhaupt eine so vorzügliche Bedeutung zu, wie sie mit der praktischen Erfahrung, welche uns so oft zeigt, daß die Gesetze immer noch dem Ermessen der Verwaltung einen sehr weiten und für die einzelnen Volksglieder sehr wichtigen Spielraum lassen müssen und daß die Gesetze selbst in der Anwendung häufig etwas ganz Anderes werden, als der Gesetzgeber beabsichtigte, nicht immer übereinstimmen dürfte. Wir würden bei der „inneren Organisation der Staatsgewalt“ hauptsächlich an die Mäßigung der Verwaltung durch sich selbst, d. h. durch die innere Einrichtung der Behörden denken.

Der Verfasser handelt von der „constitutionellen Bedeutung des Königthums“, wobei er nicht ohne Grund darauf aufmerksam macht, daß die Stellung, welche das sogenannte constitutionelle System dem König anweist, sich mit der ihm gleichwohl zugeschriebenen Eigenschaft des Oberhauptes der vollziehenden Gewalt keineswegs vertrage, weshalb der Verfasser ihn nicht mehr als einen mitregierenden Theil der gesetzgebenden Gewalt betrachten will. (Hier scheint es uns freilich, als wenn ein Theil der von dem Verfasser selbst erhobenen Einwendungen sich auch gegen die von ihm angegebene Erklärung anwenden ließe. In England dürfte der König in keinem höhern Grade, mit nicht stärkerer Wirklichkeit mitregender Theil der gesetzgebenden Gewalt, wie Oberhaupt der vollziehenden Gewalt sein. Wo aber ist er auch dort der Inhaber der obersten Würde im Staat, der Erste im Volke, der höchste Repräsentant aller Staatsgewalt, des geschichtlichen Principes, des Primats der Stetigkeit und Dauer im Staat, ein Organ für gewisse, das Eintreten eines Einzelnen bedingende Functionen, ein Träger des patriarchalischen Principes, dessen gänzliches Erlöschen im Staat ein fühlbares Uebel im Würde, und je nach den Umständen und der Möglichkeit auf Gesetzgebung und Verwaltung, größerer oder geringerer Einfluß übt.) Ferner über die Aufgabe eines Oberhauses, welche er, nach einer langen Debatte gegen andere für dieses Institut angeführte Gründe, darin setzt, „daß es im Gedränge der wirklichen und eingebildeten Bedürfnisse des Augenblicks das historische Recht vertritt“. Nun das Zweikammersystem wird auch noch manchen anderweiten Nutzen stiften können, den vielleicht seine Begründung nicht für sich selbst aufzählen könnte, der aber die Wohthatigkeit des Landes begründeten erhöht. (Vgl. Bülow „Wahlrecht und Wahlverfahren“, Leipzig 1849.) Wenn übrigens der Verfasser, der sich für die Erblichkeit des Oberhauses ausspricht, dabei bemerkt, daß sich gegen die Erblichkeit der Pairie nichts anführen lasse, was sich nicht auch gegen die Erblichkeit des Königthums anführen ließe, so möchten wir doch entgegenen, daß man nicht ohne Pair verantwortliche Minister zur Seite setzen kann, deren Contrasignatur sein Wirken gebunden wäre. Durch die Abhängigkeit der Staatsgewalt von dem Volk erstrecken Garantien der Freiheit, welche, nach unserer Ueberzeugung, in gar mannichfaltigen Momenten liegen und wesentlich auch durch den Gesamtcharakter der Institutionen, durch Bildung und Richtung des Volks, durch das Gewicht einer wahren öffentlichen Meinung und Gesinnung begründet sein können, sucht der Verfasser lediglich in dem Princip der Wahl und in der Verantwortlichkeit. Auch bei der Wahl scheint er die gesetzgebende Gewalt im Auge zu haben. Wir würden übrigens bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die wir vollständig mittheilen müssen:

Der große Irrthum, den man in neuerer Zeit in beiden Fragen begangen, besteht darin, daß man, wenn es sich um die praktische Anwendung des Principes der Wahl handelt,

den, ausschließlich den Gesichtspunkt des Rechts, bei der Annahme des Principes der Responsabilität aber fast immer nur den Gesichtspunkt der politischen Convenienz vor Augen behält, während doch die Frage, wem das Recht der Wahl zu übertragen sei, vor allem eine Frage der Zweckmäßigkeit ist, wobei die Begriffe der einzelnen Völker, der Grad ihrer Bildung und überhaupt die besondern Verhältnisse des Volks und der Zeit zu berücksichtigen sind, die Frage der Responsabilität aber wie jede Frage des Strafrechts vor allem, ja ausschließlich als Frage des Rechts zu behandeln ist, und die Verantwortlichkeit nur insofern als eine Garantie der bürgerlichen Freiheit und einer zweckmäßigen Verwaltung des Staats betrachtet werden kann, als man streng an diesem Gesichtspunkt festhält.

Es liegt hierin, wie in vielen andern Sätzen des Verfassers, viel Wahres; indeß ist doch wenigstens hinsichtlich des zweiten Punktes zu bemerken, daß, wenn man in neuern Zeiten die Verantwortlichkeit der Minister mehr aus dem politischen als aus dem juristischen Gesichtspunkte zu behandeln pflegt, man ihr doch auch keine juristische, sondern nur eine moralisch-politische Folge gibt, d. h. sich mit einem Rücktritte des Ministers begnügt. Ueberhaupt versteht man jetzt unter der Verantwortlichkeit der Minister gar nicht eigentlich diese, sondern das Verhältniß, wonach die Minister vor einem Misstrauensvotum der Majorität der Vertretung zurückweichen, folglich stets der Ausdruck der letztern sein sollen. So ist das ein neuer Beweis der wunderlichen Sprachverbreitung, die sich in dem constitutionellen Systeme eingebürgert hat, wo selten ein Wort, ein Satz das bedeutet, was er nach gewöhnlichem Sprachgebrauch bedeuten müßte. Auch unser Verfasser sagt darüber:

Die größten Verwirrungen ganzer Jahrhunderte sind bloß dadurch entstanden, daß man viele Dinge mit falschen Namen bezeichnet und, ohne weiter über die Richtigkeit der Benennung nachzudenken, das falsche Wort als Grundlage einer ganzen Reihe von Schlussfolgerungen genommen. Die politische Geschichte der meisten Völker ist eine wahre Komödie der Irrungen und Mißverständnisse.

Der Verfasser stellt übrigens in Abrede, daß das Wahlrecht und die Verantwortlichkeit den Einzelnen zu sehr wirksamen Garantien ihrer Freiheit dienen könne, und kann dies umsoher, da er beide Befugnisse lediglich in ihrer Beziehung auf die Centralregierung betrachtet hat. Er wendet sich nun zu den Garantien der Freiheit, die durch die Beschränkung der Staatsgewalt auf einen bestimmten Kreis beschafft werden sollen. Er bemerkt jetzt überhaupt folgendermaßen: Der Freiheit des Individuums kann man in den westlichen Staaten des heutigen Europa nur dadurch mehr Garantien verschaffen, daß man entweder den Einfluß des Individuums auf die Leitung des Staats vergrößert oder die Gewalt des Staats über das Individuum verringert. Das erstere erscheint dem Verfasser in jenen Staaten nicht wirklich möglich; folglich meint er, daß der zweite Weg eingeschlagen sei. So widmet er denn sein viertes Buch der Untersuchung, ob die Gewalt des Staats über das Individuum oder, wie er sich ausdrückt, das Princip der Centralisation in seiner Ausdehnung beschränkt werden könne. Die Nothwendigkeit einer gewissen „Centralisation“ gibt er zu, will sie aber nicht unbegrenzt und

1835. 24.

verbreitet sich nun in ausführlichen Erörterungen, daß die zu weit getriebene Centralisation die Sicherheit der Staatsgewalt nicht erhöhe, sondern vermindere, daß sie bei dem Unterricht, bei der Rechtspflege, wo er unter Centralisation die Uniformität zu verstehen scheint, bei der eigentlichen Administration mehr Schaden als Nutzen stifte, den Staat weder im Innern noch gegen außen wirksam sichere, die individuelle Freiheit wesentlich gefährde, ohne daß hinreichende und unbedenkliche Schutzmittel beständen, und keineswegs einen wohlthätigen Fortschritt vermittele. Könne auch ein höherer Grad der Befestigung ohne das Bestehen einer kräftigen Staatsgewalt, „d. h. ohne Centralisation in Hinsicht jener Dinge, welche in den Kreis des Staats gehören“, nicht erreicht werden, so habe doch die Befestigung immer dort die bewundernswürdigsten Fortschritte gemacht, wo das Princip der Centralisation diese Grenzen nicht überschritten habe. Man müsse „den Kreis, in welchem sich die ihrer Natur nach untheilbare und im Interesse der Gesamtheit unwiderrückliche Staatsgewalt bewegt, auf die Leitung des gesamten Staats und jener Interessen beschränken, welche allen Angehörigen des Staats gemeinsam sind“. (In letztem scheint uns das wahre Kriterium zwar geahnt, aber nicht richtig ausgesprochen. Es gibt manche Angelegenheit, deren allgemeine Erledigung im Interesse Aller ist, deren Betreibung im Einzelnen aber recht füglich den Kleinern, innern Kreisen im Volke überlassen werden kann. Es gibt andere Angelegenheiten, welche unmittelbar nur Einzelne berühren, während es doch im Interesse des organischen Ganzen, folglich mittelbar aller Staatsangehörigen liegt, daß ihre Besorgung nicht der Willkür jener Einzelkreise überlassen bleibe. Es dürfte darauf ankommen, ob es im Interesse des organischen, dauernden Ganzen liegt, daß die Sache durch den Staat im engeren Sinne, d. h. unter Leitung der Staatsregierung durch deren eigene Organe besorgt werde.) Weiter meint der Verfasser, es müsse auch dafür gesorgt werden, daß der Einzelne der Staatsgewalt nicht vereinzelt gegenüberstehe. So bestehe denn das einzige Mittel, durch welches man sich gegen die Allmacht des Staats in unserer Zeit schützen könne, darin, daß man der Gemeinde, der Provinz und überhaupt jenen Organismen, welche sich im Staate befinden und durch welche das Individuum mit dem Staate zusammenhänge, einen gewissen Kreis der selbständigen Thätigkeit anweise und dadurch der Staatsgewalt praktisch feste Grenzen setze.

Das fünfte Buch handelt nun darüber: „durch welche Mittel das Streben der einzelnen Theile des Staats nach vollkommener Selbständigkeit und das Streben der Staatsgewalt nach unbefränkter Herrschaft in den gehörigen Schranken gehalten werden“ könne. Man müsse zunächst, indem man die Thätigkeit des Staats auf Dasjenige beschränke, was direct den Staat betreffe oder nur durch den Staat geleistet werden könne, alle Aufmerksamkeit einer festen und zweckmäßigen Organisation der Gemeinden zuwenden. Als Gegengewicht gegen die Uebergriife der Gemeinde aber müßten dem Staate (nicht

auch den Einzelnen?) ihrem Zwecke und ihrer Ausdehnung nach von dem Staate verschiedene Affectionen dienen, die der Verfasser aber in einem besondern Capitel sorgfältig von den Clubs unterscheidet. (Gewiß ist ein solches Gegengewicht nöthig, da der Einzelne zumellen mit der Gemeinde schlechter fahren dürfte als mit dem Staate, und jedenfalls nicht besser daran sein würde, wenn die Gemeindebehörden eben auch in dem Sinne des gewöhnlichen Beamtenthums verfahren. Das natürlichste Schutzmittel für die Einzelnen gegen die Gemeindegewalt dürfte aber der Staat sein.) Außerdem empfiehlt er Achtung vor wohlverordneten Rechten. Weiter hebt er die Nothwendigkeit eines höchsten Gerichtshofs hervor und legt hohes Gewicht auf den Einfluß der Religion auf den Staat. Bei letzterer Gelegenheit spricht er aber zwei sehr beherzigenswerthe Sätze aus:

Die Religion, die, wenn sie ein Ergebnis unserer edlern Gefühle ist, dem Menschen die höchste Kraft gibt, ist für Denjenigen, der sich ihr nur aus Furcht zuwendet, bloß ein Grund der Schwäche mehr.

Und:

Nur solange der Staat die Religion als das Höhere erkennt, solange er ihre Gebote als Richtschnur seiner Handlungen betrachtet, kann sie ihm als Stütze dienen; will er sich ihrer als Mittel bedienen, als Institution, welche die Aufrechterhaltung des Staats zum Zwecke hat, so wird und muß er sich dieser Stütze eben dann betraut sehen, wenn er ihrer am meisten bedarf.

In dem sechsten und letzten Buche endlich sucht der Verfasser zu zeigen, daß die Verwirklichung seiner Wünsche auch in den allgemeinen Gesetzen des Fortschritts liegt. Gewiß hat der Verfasser ein sehr bedeutsames Ziel ins Auge gefaßt, und in seiner Beweisführung bringt er viele wahre und treffende Bemerkungen bei. Weniger will uns, wie schon aus dem Vorstehenden erhellt, die eigentliche theoretische Begründung seiner Sache ausagen und natürlich erscheinen. Vielleicht ist er durch die besondern Verhältnisse seines Vaterlandes darauf und namentlich dazu gekommen, dem Begriffe der Centralisation mehr unterzulegen, als er eigentlich umfaßt. Auch mag es aus seiner Nationalität und seiner, wie es scheint, hauptsächlich auf classische Studien und französische Literatur basirten Bildung fließen, daß er die für das neuere Europa so wichtige geschichtliche Entwicklung des germanischen Staatswesens und selbst England fast ganz aus den Augen läßt. Was er will: eine mehr objective Beschränkung der Staatsgewalt, statt der in neuerer Zeit beliebten subjectiven, das lag in dem Grundcharakter des germanischen Staats und hat sich in den kleinern deutschen Staaten bis zu der Zeit der französischen Revolution erhalten, war aber so einseitig ausgedehnt, daß es zu einem Hinderniß des Fortschritts wurde, theilweise auch sein inneres Leben verkör und nur noch als todt, hemmende Form bestand. In England erkannte man ungleich früher die Omnipotenz des Staats an, wußte sie aber theils subjectiv und direct: durch das Parlament, theils objectiv: durch Beibehaltung der Selbstbestimmung der Einzelnen in ihren eigenen Angelegenheiten, theils indirect: durch die Organisation der Staats-

thätigkeit, in der Jury und dem Friedensrichterlichen Amt, zu mäßigen. In Frankreich hatte sich die Omnipotenz des Staats ungezügelt entwickelt und tief vorwärts in die Revolution hinar, seit welcher die politische Bewegung in Richtung nahm, die Gewalt des Staats zu brechen und in einer subjectiven Beschränkung der Mächte, durch die ihr gegenüberstehende Volksvertretung, über die indirecten Wahl der Staatsämter durch das Volk ein Gegengewicht zu suchen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß eine sichere und stetige Wirkthätigkeit dieser Institutionen höchstens für die großen Fragen, welche das Leben des Staatslebens bewegen, nicht für das tägliche Leben der Verwaltung fruchtbar sein kann, und daß das Volk zu leicht daran gewöhnt, den Staat für sich handeln zu lassen, darüber aber auch nur zu leicht zu Unbilligkeit zum Selbsthandeln verleit. Der Verfasser hat nicht das Recht in seinen Wünschen; wenn wir aber bedenken, wie lange schon ganz veränderte Verhältnisse in der deutschen Wissenschaft von einzelnen Publizisten vertreten worden sind, ohne daß dies irgend getragen ist, wie anerkannt manche dieser Sätze allgemein sind, wie das ihnen praktische Folge gegeben würde, welchen Widerstand jene Gewalt, die man unter dem Namen der Bureaucratie begriff, jedem derartigen Bestreben, ob activ oder passiv entgegenzusetzen pflegt, wie Wandel, das in jener Richtung begangen worden, wie Unmöglichkeit, Trägheit, Unbeholfenheit gescheitert ist, und wie unausgesetzt der neuere Entwicklungsgang die den Wünschen des Verfassers gerade entgegengesetzte Richtung verfolgt, so können wir in Betreff der Ausdehnung für die Zukunft wenigstens nicht so sanguinisch denken, wie der Verfasser allerdings thut. Möge sein Werk dennoch beitragen, unsere Hoffnung zu beleben!

### „Dante“, ein dänisches Trauerspiel.

Die Schriften über Dante haben sich abermals um eine vermehrt, und zwar um eine nicht unwichtige und eigenthümliche. Das Leben berühmter Dichter ist bereits öfter als Stoff zu Bühnendichtungen benutzt, z. B. Goethe's Jugend in dem „Königslustentant“ von Guckow, Schiller's in den „Karlsschülern“ von Laube; unter den Titeln der Dichter haben wir einen „Camont“ von Friedrich Palm, „Petrarca“ von Zimmermann, „Lasso“ von Goethe und Raupach u. s. w., einen „Dante“ erhalten wir jetzt zum ersten male durch den Dänen Wolbeck in einem Trauerspiel „Dante“ (Kopenhagen 1852) von fünf Aufzügen, das die letzte Zeit seines Priorats und seine Verbannung zum Inhalte hat, eine für die Bühnendichtung so einladende Aufgabe, daß man über die Nichtbeachtung derselben bei Dante's Landsleuten sich wundern müßte, wenn das Schauspiel nicht bekanntlich die schwache Seite der italienischen Dichtkunst wäre und ihre neuere bedeutenden Bühnendichter, z. B. Alfieri, ihre Stoffe nicht lieber aus der Fremde hergeholt hätten. Wolbeck, als Schriftsteller auch in andern Fächern in seinem Vaterlande wohl bekannt, hat in dieser Hinsicht nicht bloß den Anfang gemacht, sondern seinen Stoff so glücklich bewältigt, daß es schwer sein möchte, ihn zu übertreffen, und daß sein Schauspiel eine etwas nähere Betrachtung verdient.

Das Stück beginnt mit der berühmten Inschrift über der Hölle'spforte, welche Dante eben gedichtet hat, sie sich selbst



Verliebe für Ungarn, einer gerechten, oft sogar enthusiastischen Würdigung der ungarischen Revolution und ihrer Vertreter zu begegnen. Der „österreichische Offizier“ ist eine mehr oder weniger fingierte Persönlichkeit, welcher der Verfasser seine eigenen Schilderungen und Ansichten unterzieht. Diese Persönlichkeit ist ziemlich stark idealisiert. Ein „österreichischer Offizier“, welcher im Momente eines heißen Revolutionskampfes, wo der Thron seines Kaisers auf dem Spiele stand, den Krieg überhaupt in Cobden's Burrit'scher Weise tadelnswürth findet, Windischgrätz' Verfahren beim Einzuge in Wien als „Schlachterelei“ bezeichnet, an der nicht theilgenommen zu haben er sich gratulirt, und die ungarische Schilderhebung durch „ausgezeichnete Gründe“ gerechtfertigt findet: ein österreichischer Offizier dieses Schlages mag sehr schätzens- und liebenswerth sein, nur glauben wir kaum, daß die kaiserliche Armee ihn als ihren Vertreter anerkennen möchte. Zum großen Theile wurde der Verfasser wol durch äußere, in den gegenwärtigen Preßzustand den gelegenen Gründe veranlaßt, seine ungarnfeindlichen Schilderungen unter der schützenden Verhüllung eines k. k. Offiziers in die Öffentlichkeit zu schicken. Die Noth kennt kein Gesetz und darf es auch mit der politischen Verantwortlichkeit nicht zu streng nehmen.

Aufgabe und Zweck der vorliegenden „Scenen“ sind wol am besten in folgenden Zeilen bezeichnet. „Nichts“, bemerkt der „österreichische Offizier“, nachdem er einige interessante Lagererlebnisse mitgetheilt, „erinnert hier an die Zustände, die Leidenschaften, die Interessen des westlichen Europa, noch weniger an den gegenwärtigen Stand unserer raffinierten Gesellschaften. Diese heroische Willkür, diese Gegenstände von Großmuth und Muth, von Wildheit und Dürst, bilden den eigenthümlichen Charakter des ungarischen Kriegs. So liebe es, diese oft vernachlässigten und trotzdem beachtenswerthe pittoreske Seiten der Geschichte so gut als möglich zu bewahren. Man vernachlässigt, wie ich glaube, zu sehr diese vorübergehenden Farben, diese interessanten Nebenumstände, diese Sittenanecdalen, ohne welche die große Geschichte bloß und fast leblos ist. Die Thaten gleichen einander im Ganzen und Großen, nur in den Nuancen unterscheiden sich die Charaktere, nur in den Einzelheiten differenzieren und sondern sich die großen Geschichtslinien.“

Der „österreichische Offizier“ hat die erste Hälfte des Revolutionskrieges im Zeitalterischen Lager mitgemacht, wird dann, schwer verwundet, wochenlang in einem magyarischen Hause gepflegt und fällt, als er dieses verläßt und zu seiner Armee stoßen will, den Ungarn in die Hände, die er, als angeblicher Fugler, jedoch wegen seiner Wunden nur beim Fußwischen verwenden, mehrere Wochen hindurch auf ihren Streifzügen begleitet. Er hat in dieser Weise Gelegenheit, das ungarische Privat- und Lagerleben aus eigener Anschauung gründlich kennen zu lernen, umso mehr als er der ungarischen Sprache von früher her vollkommen mächtig und auch des Landes schon kundig war. So weit die Fiktion. In der That aber entlehnte Herr Chastel den Stoff und die Farben seiner Scenen den seit einigen Jahren in Deutschland und England über Ungarn und dessen Revolution erschienenen Schriften, die er in der Vorrede gewissenhaft angibt.

Diese Quellen sind nicht immer sehr zuverlässig; es konnte nicht fehlen, daß aus denselben manche Irrthümer auch in das vorliegende Buch übergingen. So ist z. B. General Guyon an der Spitze einer kleinen Kaiserarmee und nicht als jüdischer Schwefelhölzchenverkäufer in Komorn eingebrungen; die Ungarn bezeichnen sich niemals als „enfants de soieil“; das bekannte „Ejen“ ist kein „Abschiedsgruß“; es wurde keine einzige Diebesbande in die ungarische Armee aufgenommen; Kossuth hat auf seinem Rückzuge nach Debreczin kein einziges Dorf in Brand gesteckt; Pesth wurde nie besetzt und noch weniger verbarrikadirt; die Deßteiner haben im Januar 1849 keineswegs Pesth räumen und nach Debreczin ziehen müssen, sie haben erstere Stadt bis Ende April ungestört behalten und sind letzterer im Winter nie bis auf „zehn Meilen“ nahe gekommen.

Diese andächtige Irrthümer, die wol bedeutend mehr zu tadeln waren, als der eigenthümlichen Entstehungsweise des Buchs kaum vermeidlich; dem Verfasser fehlte die eigene Willkür und die persönliche Kenntniß Ungarns, um an dem ihm vorliegenden Material eine frische kritische Schätzung vornehmen zu können. Doch hat er es verstanden, mit Lust und Eifer zu wählen und sich dadurch vor Entstellungen und falscher Auffassung zu wahren.

Wäre nicht das Selbstgeständniß des Verfassers in der Vorrede, man würde es dem Buche selbst kaum anmerken, daß es einer fremden Feder entstammt; daß es in der That nach bloß literarischen Mitteln gearbeitet worden, so daß es und lebendvoll sind die Lagererlebnisse, so richtig und anschaulich getreu die Sitten- und Lagererlebnisse! Auch die herrlichen Porträts der hervorragenden Persönlichkeiten des kaiserlichen und des ungarischen Revolutions sind vorzüglich interessant. Am meisten ist namentlich Sellinet's Bild sehr gelungen; unter dem Namen gegen scheint uns nur das Gengel'sche geschildert. Wie seltsam, daß der Verfasser, wenn er Gengel's Name, Gengel's Bild, es anderwärts glücklich gezeichnet hätte! Der „österreichische“ bringt einen richtigen, aber kessenden Blick der Genie auf den Verlauf der ungarischen Revolution; schließt die politische Unterlage der vorangehenden Darstellung ab.

**Aus Paris.** H. Grün, über Manizac, „Relations de voyages“ Sauvage, Kassel, 1849. Die Ausstellung, Frankreich, 1849.

In Frankreich trägt die Literatur seit dem Sturz der Tagesereignisse. Seit zwei Jahren ist eine literarische Thätigkeit über die Welt, die Kultur, Geschichte, den Orient erschienen. Aber die guten Arbeiten über alle Gegenstände sind selten, und unter all diesen literarischen Erscheinungen kann hier oder fünf auf bleibenden Erfolg zu zählen. Die tragen kein Bedenken, die, Antiquar zur La Tour, und Ubbin's letztern zuweilen. Ubbin's ist, allerdings, ein „Beiter“, und sein Lob aus unserer Feder. Bante, daher, doch, dächte, sein. Aber unsere Urtheile bedürfen sich, mag, dem, Publikum, das sich durch einen mäßigen Erfolg in Frankreich und eine Uebersetzung in England am Ende, und, dem, (Batum ist in Deutschland nicht, keine Uebersetzung erschienen). Ubbin's, Briefe, werden, doch, unter, „Almanach de Gatha“ als das einzige brauchbare Buch, die, (Hefen) angeführt. Ein neues Buch, dessen, „La Turquie actuelle“, hat die, Geographie, noch, nicht, dem, wir können, daher, unsere Meinung nicht, mit, der, Freiheit, ausprechen, und, müssen, und, diese, Werke, auf, wenige, Andeutungen, in, Betreff, seiner, Inhalts, beschränken. „La Turquie actuelle“ ist, eine, von, den, Händen, der, geist, und, nützlichen, Sammlung, welche, die, Herrn, Pochter, dem, Titel, „Bibliothèque des sciences et des arts“ veröffentlicht. Das neue Buch ist eine Art Pendant zu zwei andern ähnlichen Werken, die sich beide eine große und wichtige Bedeutung erfreuen: „La Russie contemporaine“ von, L. de, Lamoignon, und „La Grèce contemporaine“ von, E. de, Lamoignon. Der, „Turquie actuelle“, sowie, der, Gegenstand, der, dem, von, dem, der, „Lectures“ gänzlich, verschieden. Nach, dem, Verfasser, und, die, politische, Lage, der, Türkei, dargestellt.

\*) Gegenwärtige Correspondenz ist wie der Anfang der in der Welt mitgetheilten passiver Correspondenz hin, gemeinlich, richtig, und, eines, Aufschusses, angesehenen, französischer, Schriftsteller, nur, darum, zu, thun, ist, das, deutsche, Publikum, mit, dem, und, gebildeten, Richtungen, und, Behauptungen, der, französische, Natur, bekannt, zu, machen.





Bau- und Kunstwerke, Bergwerksgüter, Studienfalten, Ver-  
waltung, Industrie und Handel vor.

Der Graf Kiewelerke, Generaldirector der Russen, hat,  
wol in der Absicht, die Fremden, die die Ausstellung nach Pa-  
ris führt, an seiner hingebenden Gastfreundschaft theilnehmen  
zu lassen, seine Freitagssitzungen eröffnet, die sonst nur im Win-  
ter stattfanden. Wie immer sind diese glänzenden Gesellschaften  
von den hervorragendsten Männern der officiellen Kreise der  
Kunst und Wissenschaft besucht. 57.

## Notizen.

### Fromment's genfer Chronik.

Ein eigenthümlich interessantes Buch ist das zu. Erst im  
vorigen Jahre erschienene: „Les Aetes et Gestes merveilleux  
de la Cité de Geneve. Nouvellement capuverte à l'Evangille  
faits du temps de leur Reformation et comment ils l'ont  
receus redigés par escript en fourme de Chroniques Anna-  
les ou Hystoires commençant l'an MDXXII. Par An-  
tholme Fromment. Mis en lumiere par Gustave Revilliod.“  
Die „Revue des deux mondes“ sagt davon: „Fromment  
war einer der ersten Reformationsprediger in Genf. Die Hand-  
schrift der nun zum ersten male von G. Revilliod veröffentlichten  
Chronik befindet sich auf der genfer Stadtbibliothek. Die  
Geschichte Genfs im 16. Jahrhundert wird von Fromment mit  
einer originellen Kraft und Klarheit beschrieben.“ Diese Klar-  
heit wird auch besonders von den genfer und schweizer Blät-  
tern hervorgehoben; die „Revue critique“ meint zwar, Fromment  
sei gerade kein gewandter Schriftsteller; sein Stil sei incorrect  
und habe etwas Rauhes; aber, bemerkt das Blatt weiter: „sans  
cette écorce grossiere cirons une sève vigoureuse.“ Die  
„Revue suisse“ bemerkt: „Diese Chronik ermangelt weder der  
Anmuth noch der Kraft; die Aesthetik der Sprache ver-  
merkt ihren Reiz, ohne doch das Verständniß zu sehr zu erschwe-  
ren.“ Auch das „Journal de Genève“ preist das Buch typog-  
raphisch sehr schön ausgestatteten Buch mit großem Lobe  
und meint, die Fremden würden die Genfer darum wie um  
ein Kleinod begehren. Daß die strengkatholischen Blätter von  
dieser Publication sehr wenig erbaut sind, und daß z. B. die  
„Annales catholiques de Genève“ davon in ihrer Ameri-  
schen Sprache sagen: „Ein Krieger Amerian's würde im tran-  
senen Zustande weder besser noch schlechter schreiben“, wird dem  
Buche bei der entgegengesetzten Partei schmerzlich zum Nachtheil  
gereichen.

### Eine protestantische Märtyrerin.

Das „Bremer Sonntagsblatt“, das sich fortwährend durch  
F. Meyer's geschickte Redaction und manche treffliche Beiträge  
auszeichnet, bringt in Nr. 20 einen Aufsatz von Karl Geisart:  
„Die Märtyrerin Anna Askewa. Eine geschichtliche Skizze.“  
Der Verfasser des Aufsatzes leuchtet bei dieser Gelegenheit auch  
die Gräfin Ida Fahn-Fahn beim, indem er aus ihrem bekann-  
ten Buche „Von Babylon nach Jerusalem“ folgende in ihrem  
letzten Satze absurde Behauptung anführt: „Von dem Märtyr-  
erthum geht eine regnerische Kraft für die Erde, die Fied,  
den Glauben aus. Märtyrer aber haben die Protestanten  
nicht gehabt.“ Karl Geisart bemerkt hiergegen: „Was soll  
man dazu sagen? Trotz der Geschichte der spanischen und nie-  
derlandischen Inquisition, den Geschichtsbüchern des Ehemals,  
trotz des Ercius großem Martyrbuch, welches auf mehr als 1500  
Seiten protestantische Märtyrer von Johann Fuß bis auf  
Reichard Waldfar erzählt, und trotz Thomas Wrie's „Ge-  
schichte der Fortschritte und der Unterdrückung der Reformation  
in Italien und Graubünden“ fällt es einer romantischen Dame  
ein, in die Welt hineinzu schreiben, der Protestantismus habe  
keine Märtyrer gehabt!“ Anna Askewa, Tochter eines gebil-  
deten Edelmanns Wilhelm Askewa in Lincolnshire, gehört zu

dieser großen Zahl der protestantischen Märtyrer, und ihr bi-  
den füllt ein blutiges Blatt in der Geschichte Englands unter  
dem grausamen Heinrich VIII., der, je nachdem, bald den Refor-  
mator spielte, bald den altgläubigen Katholiken bekehrte. Ihre  
Verfolgung fiel nun gerade in eine Zeit, wo der König und seine  
Katholikern, welche Faune die Gegner der religiösen Reform auf  
besten benutzten, um Andersdenkende in den Kerker oder auf den  
Schlichterhausen zu bringen. Mit bewundernswürdigem Muth  
und großem Schachspiel verteidigte sie ihre zu der Zeit gerade  
heftigen Ansichten von Messe und Abendmahl vor dem in-  
donesen Bischof Bonnet, und ließ die Qualen einer bis zu dem  
Grade heftigsten Folter, daß die Fenster erklangen, es nicht  
einmal gethan werden, wenn die Inquisitor nicht nach  
wenigen Minuten den Kopf aufgeben sollte. Bonnet, der  
Widerruf nicht ertragen. So fest blieb er auch im Inneren.  
Die Gefährten, welche den Gebrauch ihrer Glieder nicht wieder  
gewinnen, mußten nach Schlichterhausen hinaus-  
tragen werden. Noch auf dem Holzstoß blickte ihr verklärtes  
Auge gegen die Bläue des Himmels, bis der Rauch sie mit  
schwarzer Nacht umhüllte und der Hölle sie überlief. Die  
Mächten der Gräfin Fahn-Fahn und Allen, welche der Götter-  
mühen glauben, recht angelegentlich rathen, diese schmerzliche  
schütternde Erzählung im „Bremer Sonntagsblatt“ nicht un-  
gelesen zu lassen.

## Bibliographie.

- Auberlen, C. A., Das Geheimnis der Welt. 10 Bde.  
Jehn Predigten. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 10 Ngr.  
Bittner, F., Lebensbild der katholischen Mission.  
Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr.  
Auer, A., Die Entdeckung des Neoliths.  
oder die Erkennung, von ganzen Herbarien, Stollen, Grotten,  
Stokereien und überhaupt allen Originale und Nach-  
wenn sie auch noch so karte Erhabenheiten und Ver-  
legen an sich haben, durch das Original selbst auf  
und schnelle Weise Druckformen herzustellen, und  
sowohl weisse auf gefärbtem Grunde drucken, und  
als auch mit den natürlichen Farben der Originale  
Abdrücke, dem Originale identisch gleich, zu  
ohne dass man eine Zeichnung oder Gravure  
her übliche Weise durch Menschenhände bedarf.  
sen in der mathematisch naturwissenschaftlichen Classe  
kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien.  
1854. Imp.-4. 3 Thlr. 10 Ngr.  
Cronen, E., Frankreich und der Niederrhein, eine  
Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln seit dem  
Kriege bis zur französischen Occupation, meist aus archaischen  
Documenten. Ihre Lieferung. Köln und Reuß, Schöner-  
Gr. 8. 10 Ngr.  
Fahne, A., Die Bibliotheken in Lübeck. Köln, Schöner-  
Gr. 8. 20 Ngr.  
Servinus, G. G., Geschichte des Evangeliums  
hundert's seit den Wiener Verträgen. Wien, Schöner-  
Gr. 8. 10 Ngr.  
Petzholdt, J., Urkundliche Nachrichten über die  
Geschichte der sächsischen Bibliotheken. Dresden, Schöner-  
Gr. 8. 16 Ngr.  
Plato, H., Machiavelli's religiöse und politische An-  
sinnung durch ausführliche Citate aus den „Discorsi“  
gestellt. Frankfurt a. M. Gr. 8. 10 Ngr.  
Sagalli, Elisabeth, Bremen. Leipzig, Schöner-  
Gr. 8. 15 Ngr.  
Schmidt, C., Ror-Atta. Ein Buch. Leipzig,  
derer. 16. 15 Ngr.  
Stadtgeschichten. Aus den Erzählungen eines  
meißers mitgetheilt von G. A. Stuttgart, C. Schöner-  
Gr. 8. 15 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855  
im Verlage von

**F. A. Brockhaus in Leipzig**  
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**1. Die Versendungen der Monate Januar, Februar und März** enthaltenb.

(Beschluß aus Nr. 23.)

**34. Grimm (J.), Prognostische. Zweite Auflage.**  
8. Geb. 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Der dem Verfasser nachfolgende Inhalt:

Schiller, zweite Auflage. 8. Geb. 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Hefen über das hohe Lied des Helden, Minutianus, Aus-  
gaben: 1. Gedichte in 10. Gebunden 16 Ngr.

Julius Sturms „Gedichte“ haben sich durch Innigkeit des Ge-  
fühls, Klarheit und Reife der Gedanken, verbunden mit einer seitens

der Kritik der Nation, schon so viel Anerkennung und Teilnahme er-  
reicht, daß man sich eine zweite vermehrte Auflage nichtig ge-  
achtet hat. Diese zweite Auflage ist in zweifacher Auflage erschienen:

1. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
2. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

3. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
4. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

5. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
6. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

7. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
8. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

9. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
10. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

11. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
12. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

13. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
14. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

15. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
16. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

17. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
18. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

19. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
20. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

21. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
22. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

23. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
24. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

25. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
26. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

27. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
28. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

29. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
30. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

31. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
32. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

33. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
34. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

35. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
36. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

37. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
38. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

39. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
40. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

41. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
42. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

43. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
44. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

45. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
46. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

47. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —  
48. Eine Auflage, die die Aufmerksamkeit erregt. Die Hefen —

## Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten:

1. Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.

2. Verzeichniß von Büchern zu billigen Preisen, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind. XIX. — XXIV.

3. Catalogue de livres relatifs à l'étude de langues orien-  
tales. Verzeichniß von Werken der orientalischen Li-  
teraturen, zu beziehen von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nebst einem Anhang werthvoller Werke zur Kunde  
occidentlicher Sprachen und Literaturen.

Ferner ist durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen:

Bericht über die im Laufe des Jahres 1854 bei F. A.  
Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und  
Fortsetzungen.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1855 von  
F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Preisermässigungen.

Nachstehende bei F. A. Brockhaus in Leipzig  
erschienene Taschenbücher, mit Beiträgen der geach-  
tetsten deutschen Schriftsteller, sind zu den  
dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buch-  
handlungen zu beziehen:

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen.

8. (18 Thlr. 20 Ngr.) 3 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 10 Ngr.

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden  
Schriftstellern: W. Alexis (3 Bde.). — B. Ansbach

(2). — Franz Barthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingel-  
stedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K.

Gutakow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Franz  
Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). —

J. Moen (2). — T. Mügge (3). — L. Reilstab. — L.  
Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (3).

— Therese (2). — L. Tieck (2).

— Jahrgänge 1837 und 1838. à 6 Ngr.

Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern:  
L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola.

— L. Tieck. — L. Reilstab. — F. v. Heyden.

## Commissions-Artikel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen  
Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsfüh-  
rern unter der verantwortlichen Redaction des Professor

Dr. Hermann Brockhaus. Neunter Band. Vier Hefte,  
8. 1855. 4 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.  
Bislang 1855 (1. u. 2. Hefen) mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Annuaire de la nation de France et des maisons  
souveraines de l'Europe, publié par Borel d'Hauterive.

1855. 12me année. In-12. Paris. 3 Thlr. Avec planches  
colorées 3 Thlr. 4 Ngr.

Annuaire de la nation de France et des maisons  
souveraines de l'Europe, publié par Borel d'Hauterive.

1855. 12me année. In-12. Paris. 3 Thlr. Avec planches  
colorées 3 Thlr. 4 Ngr.

Annuaire de la nation de France et des maisons  
souveraines de l'Europe, publié par Borel d'Hauterive.

1855. 12me année. In-12. Paris. 3 Thlr. Avec planches  
colorées 3 Thlr. 4 Ngr.

Annuaire de la nation de France et des maisons  
souveraines de l'Europe, publié par Borel d'Hauterive.

1855. 12me année. In-12. Paris. 3 Thlr. Avec planches  
colorées 3 Thlr. 4 Ngr.

Annuaire de la nation de France et des maisons  
souveraines de l'Europe, publié par Borel d'Hauterive.

1855. 12me année. In-12. Paris. 3 Thlr. Avec planches  
colorées 3 Thlr. 4 Ngr.

Annuaire de la nation de France et des maisons  
souveraines de l'Europe, publié par Borel d'Hauterive.

**Taschenbuch dramatischer Originalien.** Herausgegeben von J. Franck. 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) 3 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Franck (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebenau. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Wechselbaumer. — J. B. v. Zahlhas.

**Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von F. v. Raumer. 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) 18 Thlr.

L—X. Jahrg. (1830—39) 10 Thlr.

XI—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X. 1840—49) 10 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kolloff (2). — A. Kutzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorentz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Soldan (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Waagen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachsmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

**Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.**

## Wohlfelle Zeitschriften.

**Pfennig-Magazin für Kinder.** Erster, zweiter, vierter, fünfter Band. 4. Jeder Band (1 Thlr.) 10 Ngr.

**Sonntags-Magazin.** Erster und zweiter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 8 Ngr.

**Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Erster, zweiter, vierter, achter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 1 Thl.

## Sextant und Laktmesser,

vom

**Polytechniker Brandegger in Ellwangen**  
durch **J. K. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

## Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitengrades — Mailand bis Schottwig — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Bezeichnung und einem Rärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.;  
Lacten-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu können.

## Laktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Laktmesser nach Mälzel's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Takt genau und sicher für alle Tempoa an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel vermag sich die Schläge in der Zeitminute von 50—160. Die beigegebene Bezeichnung besagt das Weitere.

Im Verlage von **J. K. Brockhaus** in Leipzig erschienen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Der Musikantenthurm.

Roman in fünf Büchern

von

**Robert Prus.**

Drei Theile.

8. Geh. 5 Thlr.

**Robert Prus**, dem deutschen Publicum durch die vielseitigste literarische und dichterische Thätigkeit rühmlichst bekannt, hat sich bereits durch seine früheren Romane:

**Das Engelsen** (3 Theile, 5 Thlr.) und  
**Zeitig** (2 Theile, 3 Thlr. 10 Ngr.)

auch unter den deutschen Romanschriftstellern eine geachtete und ehrenvolle Stellung gesichert. Sein neuester Roman: „Der Musikantenthurm“, mit seinen düstern Geheimnissen und spannenden Verwickelungen, mit seinen an ergreifenden Contrasten reichen Schilderungen aus den Kreisen der höhern wie der niedern Stände und seiner energischen Auffassung der eigenthümlichen Konflikte, wie sie die gegenseitige Reibung moderner Lebensverhältnisse erzeugt, wird nur dazu dienen, ihm die alten Freunde unter den Liebhabern gediegener Romanlectüre zu erhalten und neue zuzuführen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **J. K. Brockhaus** in Leipzig.

## Lecture di famiglia.

Opera illustrata con incisione in acciaio. Collaboranti principi: Ambrosoli, Cesaro cav. Cantù, Carrara, Carrara, Ciconi, Cusani, Cempini, Dandolo, Fasola, Gatta, Giotti, Leoni, Maffei, Mazza, Mazzoldi, Mutinelli, Nicolini, Occioni, Odorici, Pagani, Piazza, Raffaele, Rosini, Rovani, Rovida, Selvadico, Thonar, Villani, Vitti, Vollo, Zambelli, Zonca etc.

Sowol als Lectüre für Freunde der italienischen Literatur, wie zur Erlernung der modernen italienischen Umgangssprache bietet dieses wohlfeile Werk, an welchem die ersten Schriftsteller mitarbeiten, eine vorzügliche Gelegenheit. Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen vorrätig. Drei Jahrgänge sind bereits complet erschienen.

**Direction der literarisch-artistischen Abtheilung des Oesterreichischen Lloyd in Triest.**

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

**Quelques mots sur les Communions occidentales**, à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe.  
8. Geh. 12 Ngr.

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 25.

21. Juni 1855.

Inhalt: Ein Roman, der das deutsche Volk bei seiner Arbeit sucht. Von Hermann Marggraf. — Karl Rosenkranz. — Die deutsche Sprache. — Österreichisches Militärwesen. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Roman, der das deutsche Volk bei seiner Arbeit sucht.

Ein und Haben. Roman in sechs Büchern von Gustav Marggraf. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 1855. 8.

„Von Lessing's dramatischen Proben hat man wol gesagt, daß sie gewissermaßen nur als die Proben zu betrachten seien, die er gemacht habe, um die Wichtigkeit seiner kritischen Untersuchungen zu prüfen. Ähnliches kann man von dem Redaktionspersonal der bekannten kritischen grünen Blätter in Leipzig behaupten, nur daß die kritischen und productiven Fähigkeiten hier nicht an ein, sondern an zwei Individuen vertheilt sind. Das kritische Redaktionsmitglied stellt einen theoretischen Satz auf und das Productive führt ihn in einem Dichtwerk durch. Julian Schmidt hat einmal gesagt (und dies Dictum prangt als Motto auf dem Titel des vor uns liegenden Roman's): „Das Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es seiner Thätigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“ Und Gustav Marggraf macht sich daran, die Thätigkeit und Sinnvollheit dieses Satzes in seinem Roman „Ein und Haben“ nachzuweisen. Das ist das Buch, „soll“, wissen wir aus dem vorangehenden Motto, was wir aber an ihm „haben“, das nach bestem Gewissen zu prüfen ist nun unsere Aufgabe.

Der Arbeiter gibt es mancherlei: man arbeitet mit dem Kopfe oder mit den Händen, mit dem Pfluge oder mit der Feder, zu Hause oder im Felde; man arbeitet in der Druckerei, in der Fabrik, im Contor, im Studierstube, auf dem Schiffe und auf den Schiffswerften; der Schreiber, wenn er unterrichtet, arbeitet so gut wie der Bauer, wenn er die Acker handhabt; der Philosoph, wenn er über ein System sinn, welches dem menschlichen Geiste neue Bahnen bricht, der Poet (d. h. der beste priesterliche), welcher in geweihten Nächten eine Dichtung schafft, die auf Generationen befruchtend und lebend wirken soll, der Künstler, der ein seinem Geiste verschwebendes Urbild von Schönheit mit dem Meißel aus dem Marmor schlägt — sie arbeiten so gut wie der

Zimmermann, der ein Gebäude richtet, das wahrscheinlich nicht so lange bestehen wird als das System des Philosophen, das Dichtwerk des Poeten und das Marmorgebilde des Künstlers. Gutenberg, als er über die Anfänge der Druckkunst, Columbus, als er über die Wahrscheinlichkeit, einen neuen Welttheil zu finden, Copernicus, als er über das Sonnensystem, Stephenson, als er über die Construction der ersten Musterlocomotive nachsann; Humboldt, als er mit physikalischen Instrumenten bewaffnet den Chimborasso erstieg; Franklin, als er auf seiner Entdeckungsfahrt im ewigen arktischen Eise den Tod fand; Barth während seiner fünfjährigen gefährlichen Wanderung durch brennende ungasliche Wüsten; Ehrenberg, mit dem Mikroskop eine neue, ungeahnte Thierwelt erschließend — sie und die übrigen Erfinder und Entdecker haben gearbeitet und eine Arbeit vollbracht, die an Riesenmäßigkeit jede mit der bloßen Hand oder mit dem bloßen Schreibefinger übertrifft. Auch das Weib arbeitet, und nicht bloß mit der Nadel. Was das Weib im Hause schafft, ist seine Arbeit, und wenn es für den Sängling sorgt und ihm mit einer unermüdlischen Geduld, die uns Männern kaum faßlich ist, die Ruhe seiner Nächte opfert, so verrichtet es eine der schönsten Arbeiten, die dem menschlichen Geschlechte überhaupt zugewiesen sind. Jene weiblichen Wesen, welche die Krankenpflege zu ihrem Berufe machen, jene praktischen Menschenfreunde, welche, ungeschreckt von Schmutz, Sünde und Elend, verlorene Armenviertel durchforschen — auch sie verrichten eine Arbeit und zwar eine Arbeit, die ihnen nach allen Seiten hin wenig Dank einträgt. Denn für die Wissenschaft der Menschenliebe — und warum sollte sie sich nicht, wie Alles was auf Wissen beruht, zu einer Wissenschaft erheben lassen? — gibt es in Deutschland keine Lehrstühle, und was bei uns nicht vom Katheder gelehrt wird, das steht in der Regel auch in keiner besondern Achtung.

Der Umfang der menschlichen Arbeit ist mithin, wie man sieht, ein sehr großer und ihre Arten und Gattungen, von denen wir oben beispielesweise nur einige angegeben haben, sind von der mannichfaltigsten und ver-

schiedensten Art. Es ist klar, daß ein Roman, und wäre er selbst ein dreibändiger, nicht Raum genug dazu bietet, um jeder Art menschlicher Arbeit darin eine Stelle anweisen zu können. Wir sind nun begierig zu erfahren, welche Arten der deutschen Arbeit — die ja kaum minder mannichfaltig ist als die menschliche überhaupt — als die für den deutschen Arbeitsgeist charakteristischsten in dem Freytag'schen Romane eine Stelle gefunden haben.

Der erste Band, der zugleich unter allen drei Bänden der umfangreichste ist, machte uns nicht wenig stutzen. Wir glaubten, der Verfasser würde uns gleich von Anfang an recht in den Mittelpunkt deutscher Arbeit versetzen, in ein Klopfen und Hämmern, in ein Pochen und Sägen, in ein Messen und Wägen, in ein Mähen und Bauen, in die laute Werkstatt der Handarbeit wie in die stille Arbeitsstube des Forschers und Denkers. Aber auf 453 Seiten trafen wir zu unserer Ueberraschung kaum auf eine Spur wirklicher Arbeit. Allerdings werden wir in ein kaufmännisches Contor eingeführt, in das von E. D. Schröder; der Verfasser beabsichtigt, wie es scheint, das Contorleben mit einer poetischen Aureole zu verklären, er schreibt eine Kaufmanns- oder vielmehr eine Commisibylie, wie Geßner Schäfer- und Bronner Fischeribyllen geschrieben hat; aber wir glauben kaum, daß die Herren Specht, Vir, Liebold und selbst Anton Wohlfahrt es zu einer poetischen Wirkung bringen als Geßner's Mirtyl und Daphnis, trotzdem daß sie nicht im zopfigen Pöcogeschmack wie diese, sondern echt modern philiströs gehalten sind und ihren Grad ohne Zweifel mit Anstand tragen. Auch als Vertreter der Arbeit können sie nur einen schwächlichen Eindruck machen.

Keinenfalls will ich in Abrede stellen, daß auch das kaufmännische Geschäft etwas Großartiges und Poetisches haben und Stoff zu dichterischer Behandlung herleihen kann. Anton Wohlfahrt sagt im Roman sehr geistreich:

Ich weiß mir gar nichts, was so interessant ist als das Geschäft. Wir leben mitten unter einem bunten Gewebe von zahllosen Fäden, die sich von einem Menschen zu dem andern, über Land und Meer, aus einem Welttheil in den andern spinnen. Sie hängen sich an jeden Einzelnen und verbinden ihn mit der ganzen Welt. Alles was wir am Leibe tragen und Alles was uns umgibt, führt uns die merkwürdigsten Begebenheiten aller fremden Länder und jede menschliche Thätigkeit vor die Augen; dadurch wird Alles anziehend. Und da ich das Gefühl habe, daß auch ich mitthue nach, so wenig ich auch vermag, doch dazu beitrage, daß jeder Mensch mit jedem andern Menschen in fortdauernder Verbindung erhalten wird, so kann ich wohl vergnügt über meine Thätigkeit sein. Wenn ich einen Sack mit Kaffee auf die Waage lege, so knüpfe ich einen unsichtbaren Faden zwischen der Colonisistentochter in Brasilien, welche die Bohnen abgepflückt hat, und dem jungen Bauerburschen, der sie zum Frühstück trinkt; und wenn ich einen Zimmstengel in die Hand nehme, so sehe ich auf der einen Seite den Malayen kauern, der ihn zubereitet und einpackt, und auf der andern Seite ein altes Rüttelrädchen aus unserer Werkstatt, das ihn über den Meereswellen reißt.

Das ist sehr schön räsönnet und combinirt, vom

Standpunkt des Beobachters, aber ein Commis räsönnet und combinirt so nicht, oder wenn er es thut, ist er auf dem besten Wege, wie Freiligrath unter die Literaten und Dichter zu gehen. Selbst für einen Poeten ist diese Combination viel zu weit hergeholt. Wenn ich mir die Metamorphosen vorstelle, muß, wie der Kaffee von dem Augenblicke an durchgeschwungen hat, wo ich eine Colonisistentochter in Brasilien unter wahrscheinlich sehr trübseligen Gedanken pflückt (und in der That, eine Colonisistentochter, welche unter der sengenden tropischen Sonne eine solche Arbeit eigenhändig verrichten muß, kann nur in höchst unergütlichen Umständen leben), bis zu dem Augenblicke, wo er durch Brennen, Mahlen und Filtriren in den Stand gesetzt ist, als eine misfarbige Brühe, welche Kaffee heißt, aber nicht ist, das Frühstück eines Bauerburschen zu werden, so vergeht mir sowohl aller Geschmack am Kaffee wie an der Poesie. Wenn doch unsere Schriftsteller sich abgewöhnen wollten, gar so geistreich zu combiniren und um etwas Superfeines zu sagen, gerade das Fernligendste miteinander zu verknüpfen! Solchen verzwickten Combinationen wird man niemals bei Woz begegnen, dessen Einfluß auf den Freytag'schen Roman doch fast so unverkennbar ist.

Wohlfahrt sagt dann weiter: „Der Kaufmann bei uns erlebt ebenso viel Großes, Empfindungen und Thaten, als irgend ein Reiter unter Arabern oder Indianern.“ Wellacht sagt uns der Verfasser einmal später: auch ebenso viel Großes als die Helden Homers. Da Homer für diese modernen Homerischen Helden wahrlich kaum so wol gefunden. Und weiter: „Je ausgebreiteter sein Geschäft ist, desto mehr Menschen hat er, denen Glück oder Unglück er mittheilen muß, und desto öfter ist er selbst in der Lage, sich zu freuen oder Schmerzen zu empfinden.“

Mag dem so sein; obgleich es den Chef eines Handlungshäuser wol meist so geht wie den Keryx, die sich eine etwas harte Haut zulegen müssen, um nicht bei dem Anblick so vieler Leiden aus Mitleid erblich mit zugrunde zu gehen. Jedenfalls ist es lächerlich, daß der Verfasser den Kaufmannsstand von dieser an ihm oft vermißten gemüthlichen Seite aufgefaßt hat; denn aber mußte er den Chef des Hauses E. D. Schröder in Verhältnisse bringen, die ihm erlaubten, von seiner Generosität und Menschenliebe glänzende Beweise zu geben, und die zugleich geeignet waren, uns davon zu überzeugen, daß ein moderner Kaufmann ebenso viel Großes, nämlich poetisch Großes, erleben könne als irgend ein Beduinenhäuptling, der auf flüchtigem Fuß die Wüste durchstreift. Mit einer bloßen Versicherung, eine bloße Reflexion ist uns in einem Romane niemals genügt; ein Romanschreiber muß uns Alles erleben lassen. Daß Freytag-Schröder im Verlaufe des Romans einmal in einer polnischen Stadt (unter der wir uns mit Recht ausdenken dürfen) mit polnischen Insurgenten in Conflict bringt, ist ein ärmlicher Nothbehelf, welcher uns auch gerade diese Einsicht, so sorgsam und mit aller Hülfsmitteln literarischer Kunst sie auch ausgeführt ist



doch genüßlich, salbst und uns zuletzt fast langweilig wird.

Zu seinem Zweck mußte der Verfasser nicht ein binnländisches, wie es scheint, dreisäuer Handelsgeschäft in den Mittelpunkt seines Romans stellen, nicht ein Haus, welches seine Mandeln und Rosinen und Korinthen erst aus weiterer Hand empfängt, sondern etwa ein breiter oder hamburiger Haus, das mit den transatlantischen Häusern in directem Verkehr steht, welches für großen Gewinn Großes einsetzt und wagt, selbst auf die Gefahr mothet Einbuße hin, und welches den Verlust einiger Schiffe weniger fühlt als das Haus L. D. Schröder den drohenden Verlust einiger Frachtwagen, zu deren Wiedererlangung der Chef die bedenklliche Reise nach Madag unternimmt. Gegen ein solches Seegeschäft verhält sich das L. D. Schröder'sche etwa nur wie ein wohlconcentriertes Sortimentsgeschäft zu einer großen Verkaufshandlung. Schaffpeare hat dies besser verstanden; er stellt uns Antonio als den Besitzer zahlreicher Galeonen hin, als einen mächtigen Handelsfürsten, der seine Capitalkraft mit den Elementen Hazard spielen läßt. Aber Ernst Schulte mag wol Recht haben, wenn er gelegentlich in einem Briefe äußert: „Der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenschaffe bleiben, und es gehört auch Schaffpeare's Genie dazu, um einen solchen Charakter zu finden.“

Der Chef des Handlungshauses L. D. Schröder ist von Zweck ein, im gewöhnlichen bürgerlichen Sinne genommen, sehr wackerer Mann, der unsere ganze Achtung verdient; aber er zeichnet sich auch durch gar nichts Besonderes aus, nicht durch den leisesten Zug von Originalität; er hat sogar, vom poetischen Standpunkt, etwas Phälistisches und Langweiliges. Ähnlich verhält sich mit Anton Wohlfahrt, der im Grunde der eigentliche Held der Geschichte ist. Ich muß zu meiner oder Wohlfahrt's Ehre gestehen, daß mir dieser sonst ja ganz ehrenwerthe junge Mann fast den ganzen Roman hindurch als ein wahrer Ausbund von Langweile erscheint. Man darf ihm das Glück gönnen, dessen er sich am Schlusse des Romans zu erfreuen hat, aber um der Leser hat er es wahrlich nicht verdient. O gewiß, er wird jenseit des Romans seine Rechnungsbücher vortrefflich in Ordnung halten, er wird ein ausgezeichnetes, geübter Schreiner sein, er wird keine Schulden machen, kann Tropfen über den Dusch trinken, er wird kaum ein Astorblatt anrühren; aber er wird auch keinen einzigen tragischen Einfall haben, er wird langweilig zu sein fortfahren, er wird sich auch in der bürgerlichen Tugend nicht überheben. Seine Jugend ist keine productive und reiche. Weil Jemand getadelt keine Renne ist, ist er deshalb noch nicht Feind, und weil Jemand vom Ernst entfernt ist, ist er darum noch nicht komisch. Ebenso wenig ist Jemand schon deshalb langweilig, weil er nicht lesterhaft ist, langweilig ist er über langweilig, wenn er nicht langweilig ist. Was etwa ein Wohlfahrt's Tugendhaft gemannt werden darf, ist gewissermaßen mit ein Geschenk der

Natur, nicht durch jene furchtbaren Prüfungen und innern Kämpfe erworben, in denen es schwer ist, Steig zu bleiben. Selbst seine Liebe zu dem Fräulein von Rothfattel war gegenwärtig nur eine Jugenillusion; die Illusion verschwindet, und Anton tritt von ihr zurück, um einer ihm passenderen reinbürgerlichen Neigung zu folgen, wie sich denn auch ihrerseits Renore von Rothfattel standesgemäß verheirathet, nach dem alten Sprichwort, daß Gleich und Gleich sich gern geselle. Innere gewaltige Kämpfe hat Anton auch dabei nicht zu bestehen. Nur ein mal, als er das Schröder'sche Geschäft für eine Zeitlang verläßt, um sich den zerstreuten Angelegenheiten der Rothfattel'schen Familie zu widmen, sehen wir etwas wie einen wirklichen Kampf in seiner Seele vorgehen. Es ist dies jedoch durchaus kein Kampf, der den innern Menschen mit sich selbst in einen innern Conflict bringt, der, je nachdem das gewählte Loos ausfällt, ihn aufzureiben und mit sich selbst zu überwerfen droht.

Der Verfasser scheint selbst gefühlt zu haben, daß er den vielen langweiligen Personalkräften des Schröder'schen Geschäfts auch einen originellen Charakter zur Seite stellen müsse; und er hat hierzu adelliges Fleiß genommen, einen Herrn von Fint, der als Dolmetscher im Schröder'schen Hause dient oder vielmehr herrscht; denn er treibt mit Allen seine „Schwürerfeierchen“, wie Guplan in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ Fint's zum Theil ziemlich ungezogene Späße genannt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Individuum, welches übrigens stark an frühere Freytag'sche Lieblingsfiguren erinnert, mit großer Liebe und offener Vorliebe ausgeführt ist und auch unter den vielen langweiligen Comis einen ziemlich erfrischenden Eindruck macht. Was aber diesen Eindruck wesentlich wieder beeinträchtigt, ist der Umstand, daß Fint eine specielle Ausgeburt der Freytag'schen Einbildungs- oder Wirkkraft ist, daß wir uns vergebens im Leben nach einem Analogon umsehen, daß er mit einem Worte der Realität entbehrt. In einem Romane aber, der sich ganz auf die Realität veressen hat, wie dieser, sind bloße Phantasiefiguren unzulässige Anomalien. Ich verstehe hier unter Phantasiefiguren solche, zu denen wir im realen Leben keine Demant's erblicken, an die wir als etwas Wirkliches glauben sollen, während sie nicht einmal den Schein des Lebens haben, weil sie mit einem Worte unwahr in sich selbst sind. Wir glauben an Reineke den Fuchs, wir glauben an Münchhausen, wir glauben an Hieronymus Jock, aber wir glauben nicht an Fritz von Fint. Seine Sentimentalität und sein Humor sind gemacht und gekünstelt. Wir verlangen von einer humoristischen Romanfigur etwas Anderes, als daß sie ihre Umgebungen bloß gelegentlich neckt; denn zum bloßen Necken ist der Humor nicht da. Hat der Humor erst eine solche, freilich nur künstliche Höhe erreicht wie bei Fint, dann darf er nicht bei bloßen Neckereien stehen bleiben, sondern er muß zu einem humoristischen Gegenpiel des Lebens überhaupt werden, er darf mit der Wirklichkeit nicht capituliren, er darf in diesem Augenblicke nicht „Nein“ und im andern

nicht „Ja“ sagen, denn das ist eine „schlechte Religion“; er muß mit der ganzen Welt, wenn es nicht anders geht, zuletzt zum Teufel fahren. Freilich, Hieronymus Sabs wird Nachtwächter und zuletzt sogar Pfarrer, aber das ist eben der Humor davon; gerade in diesen Gegensätzen steckt der Humor, und ein ganz treffender, den deutschen Wunderlichkeiten vollkommen gemäßer. Dieser Fritz von Fink treibt aber nur modernen Cavalier- oder vielmehr Scedenhumor, in Handschuhen, welche von der neuesten Modifarbe und im vornehmsten Baarenmagazin der Provinzialhauptstadt gekauft sind. Wo wir mit ihm im Roman zusammentreffen, befürchten wir immer, einen Schlag von ihm mit der Reitgerte, aus bloßem gedehnten Uebermuth, zu erhalten und in die Verlegenheit versetzt zu werden, den Schlag mit einer Grobheit oder Herausforderung erwidern zu müssen. Er treibt es auch in der That so arg, daß selbst der nüchterne, leidenschaftslose Anton Wohlfahrt einmal auf den curiosen Einfall geräth, ihn zu fodern, was sehr spaßhaft sein würde, wenn man nicht voraus wüßte, daß aus dem Duell nichts werden wird. Aber diese possirliche Angelegenheit wird von dem Verfasser des Romans mit dem strengsten Ernst des gewissenhaftesten Historikers behandelt, und dabei soll der Humor gesund bleiben! Nun ist aber dieser Herr von Fink im Grunde ein ganz ordentlicher Geschäftsmensch, der, wenn er auch sehr guten Punsch zu bereiten weiß, sich doch nach keiner Seite hin eigentliche Ausschreitungen gestattet, nicht viel Gutes, aber noch weniger Böses thut und bei Licht besehen ebenso solid ist wie Anton Wohlfahrt. Er ist auf dem Gebiete des Humors wie im Geschäft L. D. Schröter „Volontär“, er geht weder mit diesem noch mit jenem ein inniges Verhältniß ein. Er wird Gutsbesitzer und verlobt sich mit Lenore von Rothsattel. Was zwischen diesem Zeitpunkt und seinem früheren Commisjunkte liegt, ist nicht sehr der Rede werth, außer einem verunglückten Aufenthalt in Amerika. Hierüber berichtet er nach seiner Heimat in Briefen; als Handelnden sehen wir ihn in Amerika nicht auftreten. Auch Fink verspricht ein guter Ehemann zu werden, nur daß er hier und da auch an seiner Frau seine Capricen auslassen und nebenbei auf seine Cigarren, schöne Reitperde und saubere Handschuhe halten wird. An kleinen häuslichen Scenen dürfte es aber bei der Liebhaberei Fink's für Schnurren und bei dem Naturell seiner Verlobten doch nicht fehlen, und wir müssen fast bedauern, daß uns der Verfasser das Drama dieser Ehe nicht vor Augen führt, sondern uns vor dem heruntergelassenen Vorhange sigen läßt. Wie der Roman einmal ist, bligt Fink's Humor ab und verpufft wie Knallpulver; eine tiefere Wirkung bringt er nicht hervor.

An der schon genannten Familie von Rothsattel zeigt uns der Verfasser, wie man nicht arbeiten soll. Der Freiherr geräth in die Hände jüdischer Bucherer, läßt sich von ihnen zu Hypotheken- und Pfandbriefenspeculationen und selbst zu wenig ehrenhaften Schritten verleiten, die ihn an den Rand des Verderbens und zu

dem Entschlusse bringen, sich das Leben zu nehmen. Der Versuch geräth nicht; er bleibt am Leben, aber er erblin- det infolge des unglücklichen Schusses. Nebenbei hat er auch eine Kunkelrübenzuckerfabrik angelegt, die nicht ge- deihet, was zu der Vermuthung berechtigt, daß der Ver- fasser die Fabrikthätigkeit nicht zu den Gattungen von Arbeiten rechnet, die er empfehlen möchte, oder er hält sie wenigstens eines echten Edelmanns nicht für würdig, nicht für die Aufgabe eines Grundbesizers. Der erblindete Freiherr, dessen schlesisches Gut unter Subhastation ist, sieht sich genöthigt, ein vermahrlostes polnisches Gut zu kaufen, um eine hohe Hypothek nicht zu verlieren, die er auf demselben stehen hat. Die allmähliche Zerrüttung dieses adeligen Familienwesens ist trefflich und mit eno- gischen düstern Farben geschildert. Wir fühlen an der dumpfen Schwüle schon lange vorher, daß ein Gewitter heraufzieht und daß der Donnerkeil einschlagen wird. Der Schlag findet uns nicht unvorbereitet, und doch macht er auf uns einen erschütternden Eindruck. Wir zählen diese Partien zu den gelungensten des Buchs. Gutsbesizern und Landwirthen, welche gewarnt sein wollen, es nicht dahin zu bringen, „daß der Grund un- ter ihren Füßen fremden Gewalten verfällt“, sind diese Partien zur Lectüre und Beachtung in der That ange- legentlichst zu empfehlen; namentlich machen wir sie auf die schönen beherzigenswerthen Reflexionen aufmerksam, welche sich über diesen Gegenstand im zweiten Bande auf S. 113—118 befinden.

Ueberhaupt rückt der zweite Band in seiner zweiten und der dritte in seiner ersten Hälfte der eigentlichen Aufgabe des Romans, den Werth und Segen tüchtiger Arbeit zu schildern, bedeutend näher. Anton Wohlfahrt und der aus Amerika zurückgekehrte, durch das dortige Schwindelwesen abgestoßene Fritz von Fink nehmen sich des durch „polnische Wirthschaft“ heruntergekommenen polnischen Guts aufs geschickteste und thätigste an und versetzen es wieder in einen blühenden Zustand. Es ist dasselbe Gut, welches Fink später selbst übernimmt, wäh- rend Anton Wohlfahrt wieder in das frühere Geschäft zurücktritt, Compagnon des Hauses L. D. Schröter wird und sich mit Schröter's Schwester, einem edeln, jungen Wesen, verlobt. Der Verfasser zeigt sich in diesen Par- tien zugleich bemüht, das Uebergewicht deutscher Thä- tigkeit, deutschen Fleißes und deutschen Ordnungssinns und Arbeitsinns über slawische Trägheit, Unordentlichkeit und Lieberlichkeit zur Anschauung zu bringen. Er zeigt uns den Slawen, unter Anerkennung seines feurigen Natu- rells und seiner ihm eigenen äußern Liebenswürdigkeit, in all seiner Verschie, seiner Genußsucht, seiner mit lan- ten Culturklappen behängten Barbarei, seinem wider- windlichen Miswollen gegen die Deutschen. Er zeigt uns unter Anderm auch in den Mittelpunkt einer über- mäßigen Insurrection, die er dazu benutzt, einige Szenen seines Romans mit kriegerischem Schmuck zu füllen. Die polnischen Insurgenten machen einen Angriff auf das Herrenschloß; die deutschen Ansiedler der Umgegend ver- theidigen es aufs kräftigste, sie stehen aber im Beginn

zu unterliegen, da sie eine zu bedeutende Uebermacht gegen sich haben, als im gefährlichsten Augenblicke die bewaffnete Macht ihnen zu Hülfe kommt und die Insurgenten zerstreut. Auch diese kriegerischen Scenen sind mit der dem Verfasser eigenen Sauberkeit ausgeführt, aber es fehlt ihm, um eine wirkliche Spannung damit zu erzielen, die lebendige Anschauung, vielleicht auch das rechte kriegerische Feuer; des Verfassers Talent befindet sich hier nicht auf dem ihm zusagenden Terrain, wie wir auch schon in der Schilderung des krakauer Insurrectionsspectakels zu erkennen glaubten. Die rechte Spannung fehlt auch hier schon deshalb, weil wir mit Gewißheit voraus wissen, daß im letzten gefährlichsten Augenblicke die Erlöser in Waffenröcken eintreffen werden. Die meisten Hauptpersonen des Romans sind im Schlosse versammelt. Geschehe ihnen ein Unglück, würden sie massacrirt, so wäre es mit dem Roman ja überhaupt aus, und daß er mit einem solchen Massacre nicht schließen kann, das ist und von vornherein klar.

Theils seine markirte Parteinahme für alles germanische Element, theils sein Widerwille gegen alle schwindelhaften Speculationen und alle Thätigkeit, die nicht auf soliden Arbeit beruht, hat den Verfasser bewogen, mehrere jüdische Personen als Repräsentanten der Geld- und Gutswuchererei in den Vordergrund zu stellen: Hirsch Ehrenthal und Weitel Izig, die ihm Gelegenheit geben, das jüdische Wucherwesen aufs grellste zu beleuchten. Der Verfasser scheint es sich zur besondern Aufgabe gemacht zu haben, diese schlimmste Sorte des Judenthums zu studiren und aufs getreueste zu copiren. Weitel Izig, wie er als junger Bursche in die Provinzialhauptstadt kommt, arm, verachtet, scurril, schlau, frech, aber entschlossen es zu etwas zu bringen, wie er dann im Kleinen schwächert und wuchert, den geringsten Gewinn nicht verschmähend, wie er durch faule Geschäfte, gewissenlosesten Wucher, schleichende Intrigue, frechen Betrug und gemeinste Schlechtigkeit sich allmählig zu einem Capitalisten emporarbeitet — dieser allmählig zum Manne reisende Judenbursche ist eine vortrefflich ausgearbeitete, höchst wirksame, unser Interesse lebhaft fesselnde Figur. Dieses Interesse für ihn verringert sich freilich von dem Augenblicke an, wo er sich als Capitalist und Gutswucherer im großen Stile etablirt hat. Der Verfasser weiß nun selbst nicht recht, was er mit ihm anfangen und wie er ihn für seine Schlechtigkeiten bestrafen soll. Er macht ihn zum Mörder an seinem moralischen Mitschulbigen, dem verdorbenen Advocaten Hippus, weil er fürchtet von diesem verrathen zu werden, und läßt ihn dann selbst in einem Kanale ertrinken, an derselben Stelle, an welcher er sein Opfer ins Wasser drängte. Indes ist die Seelenangst, von welcher Weitel Izig zuletzt befallen wird, mit großer Energie geschildert. Auch der vornehmere Hirsch Ehrenthal, der am Schlusse im Wüthsturm verfällt, sodaß auch er sein gebührendes Theil wegbekommt, ist trefflich und im Grunde noch wirkungsvoller durchgeführt als Weitel Izig.

Man hat den Verfasser des zu offenbaren Juden-

haffes beschuldigt; wehn es sich jedoch so verhält — und es scheint sich wirklich so zu verhalten —, daß der so vieles Elend über die Menschen bringende herzlose Geld- und Gutswucher hauptsächlich in den Händen von Juden sich befindet, so läßt sich nicht wohl einsehen, warum gerade diese verderbliche Menschenorte bloß deshalb geschildert werden soll, weil sie jüdischen Bluts ist. Der Verfasser verfehlt es nur darin, daß er es vermieden hat, diesem Weitel Izig, diesem Hirsch Ehrenthal, diesem Löbel Pinkus, diesem Schmeim Zinkels ein edleres Gegenbild gegenüberzustellen. Die ganze Familie Ehrenthal, Vater, Mutter und Töchter, werden uns theils als innerlich gemeine, theils als lächerlich prätentiose Persönlichkeiten geschildert. Nur der kränkliche, nervenschwache, gutmüthige, bloß in Büchern und Studien lebende Sohn Ehrenthal's, Bernhard, macht hiervon eine Ausnahme; aber auch er ist von einem leisen Hauch der Scurrilität angeweht. Wir erwarteten, daß uns der Verfasser in diesem Bernhard einen jener stillen, anspruchslosen, ernstesten jüdischen Gelehrten, welche dem Judenthum mehr zur Ehre gereichen als die sich vorlaut vordrängenden, nach Esprit und Wig haschenden jüdischen Schöngelster, zur Anschauung bringen und ihn demgemäß durchführen werde, aber er schneidet ihm sobald als möglich den Lebensfaden durch und legt ihn als eine unnütze und überflüssige Person, als einen bloßen Büchermurm ins Grab.

Somit bleibt die ideale geistige Arbeit, durch die sich gerade die Deutschen in einer Weise ausgezeichnet haben, daß sie sich dadurch trotz ihrer zweifelhaften und untergeordneten politischen Stellung die Hochachtung der Welt eroberten, in diesem Romane ohne alle Vertretung, und von allen übrigen Sattungen menschlicher Arbeit sind es nur das Materialwaarengeschäft und die Landwirthschaft, die vor des Verfassers Augen Gnade finden. Von den Formen, in denen sich die Arbeit des Weibes bewegt, namentlich aber von den segensreichen Arbeiten der Mütter, ist nun darin gar nicht die Rede. Der „Literatenroman“, wie man das Ding zu nennen beliebt, soll jetzt plötzlich über Bord geworfen werden. Es mag richtig sein, daß von den Literatur-, Kunst- und verwandten Interessen früher in Romanen ein unmäßiger Gebrauch gemacht worden ist, aber warum nun plötzlich das bare Gegentheil? Geschieht dies — was wir jedoch kaum glauben können — aus innerem übermächtigen Drange, oder um den materiellen Gewalten der Zeit zu schmeicheln und ihnen ein Zugeständniß zu machen, durch das man sich die Gunst der Lesewelt zu erobern hofft? Ei, ihr Herren, wodurch seid ihr denn Das, was ihr seid? Etwa durch kaufmännische Thätigkeit, durch industrielle oder landwirthschaftliche Arbeit? Habt ihr selbst etwa Rosinenfässer gepackt, oder ein Maschinenrad gedreht, oder den Pflug gehandhabt, bis euch der Schwweiß von der Stirne rann und die Hand schwielig wurde? Nicht daß ich wüßte. Also noch ein mal, wodurch seid ihr Das, was ihr seid? Gewiß nur durch eigene geistige Arbeit wie durch die geistige Arbeit Derer, welche vor euch auf

demselben Gebiete literarischer Production thätig waren. Bedeuten auch die ideal geistigen, die literarischen, die philosophischen und künstlerischen Interessen so gar nichts mehr, wie ihr euch anstellt, ei nun, so zieht doch eure Handschuhe aus, meldet alle literarischen Gesellschaften und Gespräche, legt die Feder nieder und greift zum Hammer, zur Art, zum Pfluge, zum Dreschflegel. Es wird euch freilich sauer ankommen, ich gebe es zu, aber es wird euch ja doch zuletzt nichts weiter übrigbleiben, wenn ihr in der bisherigen Weise daran fortarbeitet, die geistige Arbeit um ihre Geltung zu bringen, zu ignoriren und dadurch gegen das eigene „Geschäft“ zu wüthen, welches euch Subsistenz oder doch eine schöne Zubuße zu eurer Subsistenz gewährt. Eure Romane, mögt ihr euch auch geberden wie ihr wollt, bleiben ja doch immer nur „Literatenromane“, und was ihr über Handel, Industrie und Ackerbau schreibt, hat ja doch keine höhere Bedeutung als die einer bloßen Studie.

Wenn Vincenz Nolte die Denkwürdigkeiten seines langen erfahrungreichen kaufmännischen Lebens schreibt, so wünschen wir uns dazu Glück; denn er schöpft aus dem Vollen, er hat erlebt, worüber ihr euch nur mühsam aus der Ferne, auf dem Wege der Erkundigungen oder zufälliger flüchtiger Blicke ins „Geschäft“ unterrichtet habt. Es ist ja Schade genug, daß sich bei uns so selten Männer vom Fache finden, die gebildet oder muthig genug wären, ihre Geschäftserfahrungen literarisch zu verarbeiten. Schriebe ein zugleich geist- und erfahrungreicher, unparteiischer Kaufmann einen Roman mit kaufmännischen Tendenzen, so würden seine Urtheile gewiß in vielen Punkten ganz anders lauten als die Freytag'schen. Wenn ein solcher um sein früheres Commisleben und das kaufmännische Treiben überhaupt in demselben durchaus rosenfarbenen Lichte darstellte, mit welchem die Freytag'sche Phantasie diese Lebenskreise überzieht, so würden wir ihm, seine Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit vorausgesetzt, Glauben beimessen; ein nicht kaufmännischer Mann wie Freytag wird uns aber erlauben, wenn wir seine Darstellung nur mit Vorsicht und selbst mit Zweifel aufnehmen, obschon wir nicht in Abrede stellen wollen, daß ihm einzelne geistreiche Blicke in die allgemeine Bedeutsamkeit des kaufmännischen Geschäfts zugebote stehen, welche man bei dem Kaufmann vielleicht vermissen würde. Aber auch das kaufmännische Geschäft hat, namentlich in unserer Zeit, seine eigenthümlichen Gefahren und Schattenseiten, und diese ignoriert Freytag in seinem Romane gänzlich.

Es ist zwar unter den deutschen Kritikern im Allgemeinen durchaus nicht Brauch, sich einer auf die Autorität und das Urtheil des andern zu berufen, obschon die Beispiele nicht ganz selten sind, daß man sich das Urtheil eines andern aneignet, es aber so kalfatern und mit neuem Lakelwerk aufstuft, daß man es allenfalls als eigenes Segelschiff vom Stapel laufen lassen kann, was mir, beiläufig gesagt, eine ärgere, weil verdecktere Veruntreuung zu sein scheint als ein buchstäblicher Ab-

druck bei Verschweigung der Quelle. Ich bemerke dies, nachdem ich, von diesem Gebrauch abweichend, schon weiter oben einen einzelnen Ausdruck Baykon's citirt habe und nun im Begriffe bin, den Ausdruck noch eines kritischen Collegen, Robert Offelt, anzuführen. Dieser erblickt, laut Nr. 20 der „Novellenzeitung“, in dem Freytag'schen Buche einen „Roman der Restauration“, wundert sich aber, daß man von dieser Wiederherstellung der Gesellschaftszustände selbst nichts in demselben sehe; es biete uns nur eine bereits wiederhergestellte Gesellschaft oder vielmehr jene Gesellschaft, welche noch nicht in Frage gestellt und von dem socialen Drange der Gegenwart noch nicht berührt sei. Bei solchem Anachronismus sei es viel leichter, ein abgerundetes und Befagen erweckendes Gemälde hervorzubringen, als es dem Dichter werden müsse, der die wirkliche historische Gegenwart mit ihrer Auflösung und Gährung künstlerisch zu gestalten strebe. Man könne doch nicht der Thatsache die Augen verschließen, daß die Reibung der verschiedenen Gegensätze sich zu Conflicten gesteigert habe, die eine Lösung um so dringender verlangten, je schwieriger sie sei.

In der That hat es sich Freytag in dieser Hinsicht wunderbar bequem gemacht. Obschon der Roman in den bewegtesten Jahren der letzten Vergangenheit spielt, erleben wir davon in dem ganzen Romane doch weiter gar nichts als einige insurrektionelle Analeffekte in Polen, bei denen die kaiserlichen politischen Motive, die dabei doch auch in Betracht kommen sollten, mit fast bewundernswerthem diplomatischer Geschicklichkeit umgangen sind. Auch den socialen Conflicten, die in jenen Tagen eine so bedeutende Rolle spielten und noch keineswegs ausgespielt haben dürften, geht der Verfasser mit einem Satz aus dem Wege, den wir unvergleichlich und auch nachahmlich finden. Von den Parteispaltungen jener Tage ist nirgends die Rede. Doch nein! Der Verfasser erwähnt eines bedeutsamen Parteikampfs, von dem auch die ämstligsten Zeitungsleser wahrscheinlich noch gar nicht gehört und gelesen haben, nämlich des Kampfs zwischen den „Braunen“ und „Grünen“. Wer sind sie, die Braunen und Grünen? Junge halbreife, zwischen Kindheit und Jungfrauschaft stehende Mädchen adeliger Geburt, welche sich bei einer Tangereunion in zwei Bundesgenossenschaften getheilt haben, von denen die eine als Bundeszeichen an einem Strauße weißer Camellien ein braunes, die andere an einem Strauße rother Camellien ein grünes Band trägt. Diese Parteikämpfe sind mit einer historischen Gewissenhaftigkeit geschildert, wie ein Ranke und Wachsmuth Ihre machen würde. Der Roman ist dem Herzoge von Koburg gewidmet. In der That, es können ihn alle Herzoge der Welt lesen, ohne auf irgend etwas zu stoßen, wodurch ihnen unangenehm berührt fühlen könnten.

Der Roman wird ohne Zweifel seine Freunde und Liebhaber finden, denn er steht ganz auf dem Boden der Zeit. Es ist weniger der moralische Werth der Arbeit, der darin gefeiert wird, als ihr materielles Resultat, der Erwerb, aber der eheliche, solide, bürgerliche Erwerb, dessen Auge

tissen ein gutes Gewissen ist. Die Warnungen vor dem unsoliden Erwerb sind eindringlich und scharf und in ergreifenden Beispielen ausgesprochen. Dies ist die moralische Seite des Buchs, die wir nicht verkennen dürfen. Die Hauptfrage der Zeit, die Geldfrage, steht im Vordergrund; es wimmelt im Buche von Schuldverschreibungen, Wechseln, Pfandbriefen, Hypotheken. Wir wollen und können dem Verfasser dies pecuniäre Element nicht zum Vorwurf machen; unsere Dichter der classischen Periode hatten freilich nicht nöthig, in diese niedrige Region hinabzusteigen; aber der Zeit, der wir angehören, fehlt jene heitere Atmosphäre des freilich etwas sorglosen Idealismus, in der sie frei und stolz wie Götter athmeten. Die Glücklichen, welche wagen durften zu glauben, daß der ästhetische Idealismus und die humane harmonische Durchbildung die Aufgäbe des jungen Geschlechts sei, daß Nathan der Weise etwa das Urbild sei, an welchem sich die Weitel Tzig und Hirsch Ehrenthal unserer Zeit zur reinsten Humanität läutern wurden, daß die Westasiamer keusch und idealer Schönheit auf den von ihnen aufgerichteten Altären von einer spätem Priesterschaft sorgsam genährt und gepflegt werden würde! Die Geschichten einfacher Werther'scher Helden sind von den Geschichten complicirter Geld- und Erwerbsleiden verdrängt worden; denn was wir an Leidenschaften etwa besitzen, hat in der Geld- und Erwerbsfrage seinen Brennpunkt. Die Altäre, welche unsere Classiker errichtet, stehen wol noch, aber das Feuer, das von unseren literarischen Priestern auf ihnen unterhalten wird, ist dünnflüßig, betäubend und erstickend.

Freitag's Roman leidet an breiten Ausführlichkeiten und Umständlichkeiten, denn es ist ein dreibändiger, und man kann drei Romanbände nicht füllen, ohne hier und da breit zu werden. Aber er hat auch manche treffliche, selbst ausgezeichnete Partien, und wenn sich Dickens'scher Einfluß hier und da auch etwas stark spüren läßt, so wollen wir dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen, da die Dickens'sche Weise für diese Art Roman einmal typisch geworden ist. Das Tiefmenschliche und Volksgemüthliche, was uns bei Döb so innig anspricht, fehlt freilich bei dem ein wenig aristokratischen Deutschen. Die Charakterzeichnung ist sorgfältig, zuweilen bis zum Peinlichen sorgfältig, aber nicht eben originell. Es fällt in unserer Zeit schwer, in Deutschland noch originelle Charaktertypen aufzufinden; doch ist es dem Verfasser gelungen, auch ein originelles Riesengeschlecht ausfindig zu machen, die Aufpäcker, die er mit besonderer gemüthvoller Hingebung behandelt. Auch die Zeichnung einiger jüdischer Personen, die wir schon genannt haben, kann auf Originalität wohl Anspruch machen. An sinnvollen Lebensbeobachtungen fehlt es nicht. Die Sprache des Romans ist zwar etwas künstlich, doch im Ganzen delicat und maßvoll, selbst in den Schilderungen tragischer Situationen; doch ist uns hier und da ein allzu rhythmischer Tausch, der in der Prosa immer störend ist, aufgefallen. Manche Stellen lassen sich geradezu in Verszeilen abtheilen; z. B. trochäisch Vb. 3 auf S. 213:

„Graue schattenhafte Kerlechen  
Kommen aus den Ofenschächern“;  
oder hexametrisch auf derselben Seite:

„(und fahren um den)  
alten Pluto herum, der neben dem schlafenden Haus-  
knecht“;

dann gleich darauf:

„(und mit)  
Knurren und leisem Gebell auf die Arbeit der Heim-  
lichen hinblickt“;

S. 244:

„Das ist stolz und schimpft durchs Schlüsselloch auf die  
Rage“;

wenige Seiten darauf:

„Und es gibt viel solches Zeug in dem fleißigen  
Haufe“;

und in der nächsten Seite:

„Und in der Mitte sitzt die Rage, schnurrend und  
glänzend“ u. s. w.

Also fünf complete Hexameter auf noch nicht zwei Seiten!

Ich muß gestehen, daß unter allen literarischen Erzeugnissen gerade ein dreibändiger Roman dasjenige ist, welches kritisch zu besprechen mir gemeinlich die wenigste Freude macht. Man wird es ihren Verfassern, bei aller Bemühung anzuerkennen, was daran anzuerkennen ist, selten recht machen. Meist treten diese voluminösen Romane mit Prätensionen auf, als seien sie unsterblich wie Homer's „Iliade“. Ach wie viele solcher dreibändigen „Iliaden“ sieht ein Kritiker während einer langjährigen Thätigkeit ins Grab sinken, und es ist ihm selbst nach einem Decennium wie ein Traum, daß er sie kritisch besprochen und vielleicht sogar als eine verhältnißmäßig bedeutende Erscheinung empfohlen hat. Solche Erfahrungen stimmen im Laufe der Jahre allerdings etwas ruhig, kühl und vorsichtig. Gerade weil ich die Gründe kenne, warum man den „Werther“ und den „Dicke von Batefeld“ auch jetzt noch mit Interesse, wenn doch auch schon nicht mehr mit der warmen Hingebung von ehemals liest, gerade darum bin ich überzeugt, daß Freitag's Roman in nicht zu ferner Frist zu den vergessenen gehören wird. Er wird keine siebente Auflage erleben wie die „Johanna“, dieser komische Roman in Knittelversen, er wird schwerlich so lange bestehen wie die Streiche Calenspiegel's und die Münchhausen'schen Abenteuer, oder wie Engel's „Lorenz Stark“, nicht einmal so lange wie „Sophiens Reise von Menzel nach Sachsen“ oder Knigge's „Reise nach Braunschweig“. Geistreicher als letztere fehlt ihm doch ein Etwas, wodurch erst ein Buch populär wird. Auch der Freitag'sche Roman „riecht nach Sterblichkeit“. Er ist eine Welle, die uns durch ihr Plätschern einen Augenblick lang recht angenehm unterhält, im nächsten Augenblick sich aber am Ufer zerflüßt, um andern Wellen Platz zu machen, die wir schon in der Ferne herankommen sehen, lärmhaft und tosend wie jede dieser Wellen im weiten Ozean der Romanliteratur. Wir unsererseits bebauern, daß sich das Publicum selbst gegen unsere bessern Romane, in

denen ohne Zweifel ein Vorrath von Geist und schätzbaren Ideen enthalten ist, im Allgemeinen so vergesslich zeigt; und wenn wir uns diese Abschweifung gestattet haben, so geschah dies nur, um gewissen Präntensionen, die bei den meisten Autoren mit der Zahl der gelieferten Bände zu wachsen pflegen, mit der Mahnung an eine Vergänglichkeit gegenüberzutreten, welche nur zu geeignet zu sein scheint, jene Präntensionen auf ein bescheideneres Maß herabzustimmen.

**Hermann Marggraf.**

### Karl Rosenkranz.

Aus einem Tagebuch. Königsberg Herbst 1833 bis Frühjahr 1846. Von Karl Rosenkranz. Leipzig, Brochhaus. 1854. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch regt uns auf und von allen Seiten zu unendlicher Gedanken- und Werdelust an. Es ist das aber um so überraschender, als es von einem Philosophen, und noch dazu von einem der Hegel'schen, und noch dazu von einem der althegeleschen Schule kommt. Nicht als wenn uns Bücher von Philosophen nicht mächtig ergreifen könnten, nicht als wenn die Hegel'sche Philosophie keine Gedanken anzuregen, unsere Freude am Dasein nicht zu erhöhen vermöchte. Wahrlich, der Alte, der jetzt vielfach hart angegangen und für einen Denker ausgegeben wird, der nur das Aschgrau aufzutragen, metaphysische Knochengerüste aufzustellen geliebt hätte, war auch darin bewundernswerth, daß er es immer verstand, mit seinen dialektischen Regnen die zappelnde Beute des Lebens selbst heraufzubringen, ja daß er sogar, wo er außerhalb des Systems in einer Kritik, in einem sonstigen Journalartikel, in einem Briefe, in Aphorismen auf Erlebnisse, auf Persönlichkeiten kam, das Alles mit einer so grandiosen Gravirkunst und Sprachmalerei kurz, fest und treffend hinzuzaubern wußte, daß man — und wenn es eine Sängerin war — die sonntagfrische Wirklichkeit vor sich hatte. Es war ein Nadebrechen und Räsonniren mit einem ewig schwindstüchtigen „Also“, und siehe, es stand doch Alles auf gesunden Weinen. Aber Wenige haben es von dem großen Todten geerbt. Die Nege waren ihnen geblieben, auch flochten sie neue mit viel künstlichen Maschen, aber kein gesunder Fisch wollte sich mehr fangen lassen. Ja die Negweberei der Philosophen nahm so überhand, daß eine ganz neue Art und Sprachtäuscherei des Stils erfunden wurde. Man entwickelte so speculativ, man schritt auf dem phänomenologischen Rothurn mit so prächtigen Worten einher, daß man sich um Gedanken und vollends um das Leben gar nicht mehr zu kümmern liebte. Es entstand eine sehr berühmt gewordene Diction, ein Gewältsche, das gar keinen specifischen Inhalt mehr brachte. Man hatte sich so sehr entäußert, daß das Äußere von gar keinem Innern mehr zeugte. Kurz, so viele dieser Philosophen waren aller Eigenthümlichkeit bar, sie, die über die Religion, über die Moral, über die Psychologie, über den Staat von Amts wegen Aufschluß geben sollten, kannten selbst kein Ringen mit Gott, kannten keine Zweifel, keine Kämpfe, hatten selbst keine Seele, keine Offenherzigkeit

für Politik mehr. Dies Alles war auch mit eine Folge des ewigen Dringens auf Objectivität. Jetzt suchte man sich in der Gegenständlichkeit zu übertreffen, man schämte sich aber bereits, sich selbst ein Gegenstand der Beobachtung zu sein. Man hatte Grund sich dessen zu schämen, denn um das Selbst hatte man sich gebracht, das innere Leben hatte sich dialektisch verpufft.

Daß demnach ein Philosoph ein Tagebuch auch nur für sich schreibt, ist schon ein gutes Zeichen; daß er den Muth hat, es zu veröffentlichen, da man wohl weiß, wie, namentlich in unserer Zeit, dergleichen aufgenommen wird, spricht schon aufs neue für ihn. Unser Verfasser also hat für Beides Ausdauer und Entschlossenheit genug gehabt. Wir danken ihm dafür und sicher Viele mit uns. Es wird durch das vorliegende treffliche Buch Mancher in seinem Zagen ermuntert, in seinem Streben bestärkt, auf seinem Wege beschleunigt werden, und in einer Eiturbreite ohne Ende wird es ihm unendlich wohlthun, daß einer wieder einmal mit einer Schrift austritt, die keinen Effect beabsichtigt, die ihre Confessionen macht, weil der Bekenner ihnen innerlich nicht ausweichen konnte, mit einer Schrift, die mit all der Unbefangenheit, Wahrheitsliebe, Uneingenommenheit, wenigstens beabsichtigten Gerechtigkeit gegen sich und Andere abgefaßt ist (wenn auch hier und da mit Uebereilung), daß man sie auch danach wird beurtheilen müssen. Denn das ist ein Haupterforderniß für ein Tagebuch: es muß jene Frische athmen, jene Geradheit der Gesinnung, die während des Niederschreibens daran schon genug hat, daß sie Rechnung über sich und ihre Zeit ablegt und auch, wenn sie in späterer Zeit die Ueberzeugung gewinnt, daß auch Andere davon Nutzen ziehen, Unterhaltung daraus gewinnen könnten, nichts Wesentliches an der Sache ändert. Es wird bei der Veröffentlichung hier und da sicher etwas fortzulassen, vielleicht auch Manches dem Verständniß näher zu bringen sein, nur muß es frei von jeder Ostentation sich beweisen. Und dieses ist der Grundzug des Vorliegenden. Diesen Gesichtspunkt wird auch Derjenige festhalten müssen, der der Beurtheilung eines Tagebuchs gerecht werden will. Ist der solche Abfassung aus reiner Gesinnung hervorgegangen, so darf man unter Umständen Dies und Jenes fortlassen, man wird von dem Verfasser vielleicht in manchem Punkte abweichen, man wird Manches sogar tadeln dürfen, aber man muß, Alles in Allem genommen, für ein solches Gedankbuch die liberalste Umgebung und Beurtheilung mitbringen.

Der Verfasser gibt uns eine sehr mannichfaltige Zurückspiegelung seines innerlich und äußerlich Erlebten unter sieben Abtheilungen. Sie lauten den Ueberschriften nach: „I. Speculation“; „II. Kleine Annalen unserer Philosophie“; „III. Schöne Literatur“; „IV. Politik“; „V. Pädagogik“; „VI. Aekese“; „VII. Miscellen.“ In den beiden ersten Abschnitten wird sehr Vieles zur Sprache gebracht, was nicht bloß als Moment innerhalb bestimmter Systeme der Philosophie von Wichtigkeit ist, sondern auch Vieles, was sich in den verschiedensten Kreisen der Wirk-



lichteit geltend gemacht und ohne Prüfung irrtümlich fortgeschleppt hat. Mag immerhin der Verfasser als *gegebener* bezeichnet werden und sich selbst als solchen bezeichnen, aus Allem ersieht man, daß er einen solchen Ueberfluß des Reinmenschlichen in sich besitzt, um immer noch weit über jedes System hinaus zu leben, von Dingen eines reichen Gemüths erfasst zu werden, um Zweifel, Beunruhigungen zu bekennen, die ein streiter Mann, der mit einem System abgeschlossen hat und also bei lebendigem Leibe bereits gestorben und begraben ist, gar nicht mehr haben darf, die aber unsern Betrachter um so liebenswürdiger machen und gerade die Urfische seines Denkens, den Ernst um die Sache aufs lebhafteste bekräftigen. Dahin gehört z. B. das sehr interessante Geständnis, dem wir zwei Mal begegnen, in dem sich die unendliche Gemüthstiefe des Verfassers, so etwas von Schwermuth des Dinges Hamlet, zu erkennen gibt, die sich über „Sein oder Nichtsein“ viel ernstlicher den Kopf zerbricht, das Herz daran theilhaftig, als es für gewöhnlich die „Beinlichkeit“ zu thun pflegt. Es ist die „nagende Qual“ darüber, „was denn sein würde, wenn die Welt nicht wäre“, und dann wieder „die zerschmetterndste Vorstellung, daß überhaupt etwas ist“, und wiederum derselbe erscheinende Qualgeist, „was nun sein würde, wenn diese Welt nicht Ich wäre.“

Ich gestehe, ich weiß mich auch in diesem Punkt mit dem Fragenden in der innersten Sympathie und weiß keinen Schmerz zu ermessen und kann mir die Belegenheit der Philister denken, die solche kostbare Qual des Geistes gar nicht begreifen. Die beruhigende Antwort bedürfte freilich einer weiten Auseinandersetzung. Hier nur Dieses. Jene Fragen stammen aus einem Scepticismus des Gemüths, nicht aber aus einem des Verstandes, aus einem Gemüth, dessen Zweifel für den Moment ein für alle Mal beweist, daß Gott kein bloßer Begriff ist und daß die handgreiflichste Wirklichkeit, d. h. die Materie, für sich noch gar keine Gewissheit gewährt, wie denn auch der Verfasser in denselben Stellen, trotz aller materiellen Wirklichkeit, ganz folgerichtig das „Nichts“, freilich auch das Sein als Qual empfindet. Aber es ist nicht bloß die Materie, nicht bloß das Nichts, es ist in der Wirklichkeit der Welt etwas, was nicht sein soll, was die eigentliche Ursache jener Qualvorstellung ist. Die Qual ist jenes Etwas schon selbst, nämlich das Uebel. Wäre die Welt nicht mit dem Uebel behaftet, so würde unser Philosoph und kein Mensch auf jene Selbstqual der Vorstellung kommen. Wäre keine Welt, nun die Welt einmal ist, so wäre auch kein Gott; wol aber könnte Gott an sich ohne die Welt sein. Nun aber die Welt einmal ist — und zwar als That Gottes —, so kann auch Gott nicht mehr sein ohne die Welt, und so ist nur das das Qualvolle an ihr, daß noch etwas Dunkles, was uns das Nichts scheint, und alles Das mit in ihr ist, was wir nicht unmittelbar aus Gott herleiten können; wogegen ihr Entgegengesetztes die ganze Herrlichkeit Gottes offenbart. Kurz also: es ist in jener qualerischen Vorstellung des

Verfassers unbewußt die Bangigkeit des Gemüths enthalten, ob auch Gott noch bliebe, wenn es keine Welt gäbe, oder wenn sie in das Nichts zurückginge; worauf wir, trotz Lichtenberg, der S. 4 citirt wird, antworten, daß Gott vor allem jenes Sein ist, welches wir denken müssen, aber auch des höchsten Wohlsinns inne werden, indem wir es denken, da solches Sein das vollkommene ist. (Vgl. die ausgezeichneten Worte Lessing's: „Zur Theologie“; „Das Christenthum der Vernunft.“) So wie Gott gedacht wird — und er muß gedacht werden, da in der vernunftgemäßen Unterscheidung von Seinsollen und Nichtseinsollen das Sein und die Vollkommenheit auf die Seite des ersten fallen —, so ist auch die Welt Gottes als eine vollkommene durch solches Denken schon außer Zweifel, und von Uebel und von Nichts kann in Bezug auf Gott gar nicht mehr die Rede sein. Wenn aber der treffliche Lichtenberg behauptet: „Sein und Nichtsein stehen einander, wenn vor empfindenden Wesen die Rede ist, nicht entgegen, sondern Nichtsein und höchste Glückseligkeit. Ich glaube, man befindet sich gleich wohl, in welchem von beiden Zuständen man ist“, so ist von dem letzten zu sagen: Mitnichten! Denn Gottdenken und Wohlsinns sind positive Zustände, befriedigend, erfüllen das Seinsollen; Gottnichtdenken, Nichtsein sind auf der Höhe des Geistes gar keine Zustände, können gar kein Wohlsinns veranlassen, wie sie denn auch dem Nichtseinsollen entsprechen. Das Nichtempfinden der Existenz hält schlechterdings nicht die Wage der Anschauung des Schönen, des Erhabenen, den Entzückungen durch beide, ja nicht einmal dem Gefühle physischer und psychischer Gesundheit, die als solche kein einzelnes Organ, kein einzelnes Vermögen mehr empfinden lassen, sondern nur die Lebenswärme des Ganzen, das Behagen in ihm, das Sein in der unendlichen Befriedigung des Seinsollens. Und so hält auch Gottdenken und Gottnichtdenken gar keinen Vergleich aus, und es ist durch jenes, daß es die vollkommene Welt sogleich mitsetzt, die „zerschmetterndste Vorstellung“, daß „überhaupt etwas ist“, in die höchstmögliche Freude verwandelt, sowie auch für die Frage kein Raum mehr vorhanden, „was sein würde, wenn diese Welt nicht wäre“.

Freilich ist der Proceß des Werdens, also des natürlichen und geschichtlichen Lebens, ein solcher, daß der Zweifel des Gemüths, das Bangen der Seele auch zu ihm gehört, wie etwa in der Geschichte der Liebe der Zweifel an der Gegenseite, ungeachtet aller Ueberzeugung, sich immer wieder geltend machen wird, und ohne ihn die eigenthümlichsten und fruchtbarsten Gedanken gar nicht zum Ausdruck gelangen. So finden wir auch in dem Tagebuche unsers Verfassers, und zwar bereits in den ersten beiden Abschnitten, viele Stellen, die mit jenen Fragen in geheimnißvoller Verbindung stehen und eine innere Regsamkeit, eine Uner schöpfligkeit fruchtbarster Seelenstimmungen, Gesichtspunkte, Unterscheidungen, feiner Beobachtungen beweisen, welche die Lectüre unsers Buchs zu einer so fesselnden machen, sodaß der Leser selbst den höchsten Reiz der Gedankenthätigkeit empfindet und ihn auch da

empfindet, wo der Verfasser sich auf die Beweisthätigkeit fremder Standpunkte, auf Das einläßt, was ihm die Literatur, was ihm die Vorgänge des Tages gebracht haben. Mit welcher Liebe und Bereitwilligkeit anzuerkennen, was anzuerkennen ist, aber auch mit Rücksichtslosigkeit auszusprechen, wo Differenzen abzuwalten, wird hier über Schelling, Herbart, Schopenhauer, Trendelenburg u. A. geurtheilt, ja Mancher, der sich vielleicht längst über gängliche Nichtbeachtung beklagte, oder dem es auch recht geworden, daß er so durchgeschlüpft ist, wird hier mit Anerkennung begrüßt oder auch mit gutem Rathe abgefertigt.

Man glaube aber nicht, daß unser Philosoph an dem Geschmacke, zu dem er uns geladen hat, immer nur mit solchen Sängen und regalen sollte, welche den Geschmack wieder nur des Philosophen oder doch des Theologen, dem Freund des innern Lebens zu befriedigen vermöchten. Wie unser Wirth selbst von dem vielseitigsten Interesse des Geistes beherrscht wird, so weiß er auch in Dem, was er uns darreicht, die größte Mannichfaltigkeit zu beobachten. In der nächsten Folge über schöne Literatur lenkt vor allem ein Gespräch über George Sand mit einem Professor der Medicin, einem einstigen Collegen des Verfassers, unsere höchste Aufmerksamkeit auf sich. Wir finden es in dem Tagebuch mehrfach ausgeprägt, daß besonders da, wo die Darstellung zum Dialog ansteigt und in ihn übergeht, die Sprache eine Klarheit, eine stilistische Schönheit gewinnt, welche uns den Inhalt, die Personen aufs lebhafteste vergegenwärtigen. An dem Gespräche über George Sand könnte man, wie einfach und kurz gehalten es ist, nach vier Seiten hin Studien über unsere Zeit machen: ein mal in Betreff einer Gerechtigkeit liebenden Kritik, in unserm Fall des geraden und sehr geschickten Sachwalters der Dubevant; dann was den Todfeind derselben angeht, der, obwohl ein Professor, dennoch in seinem Urtheile in der ganz vulgären Weise vom Hörensagen lebt und auf bloße Kritik sich beruft; ferner was das schadenfrohe Volk der Lächer belangt, die der Schmäler natürlich auf seiner Seite hat, und endlich das Opfer solcher Schmähsucht, Madame Dubevant selbst, die trotz der Ueberlegenheit ihres Vertheidigers die dorbsten Schlappen hier abbekommt. An diesem Gespräche kann man es recht erkennen, bis zu welcher glänzenden Sophisterei und Gewissenlosigkeit des Urtheils sich die moderne Gesellschaft hinaufgeschraubt hat. Dennoch bleibt die Remesse schon jetzt nicht aus. Wir, die wir den Dialog jetzt lesen, werden, auch im Fall uns die Schriften der genialen Frau gänglich unbekannt wären, von ihrem Rechte durch den edeln Apologeten derselben durchaus überzeugt, während uns ihr Lektorer völlig kalt läßt, ungeachtet er die äußersten Anstrengungen macht, warm und brillant im Angriffe zu sein. Das Gespräch ist so lebenswahr und durchsichtig gehalten, daß uns aus den leichtesten Contouren die ganze Figur des Verunglimpfers plastisch hervorspringt. Wir sehen einen Mann vor uns — wir haben es in dieser Kritik natürlich nur mit seinem literarischen Charakter

zu thun —, in dem die bedeutendsten Anlagen sich vorfinden, in dem eine ansehnliche Größe sich andeutet, der nicht unbekannt mit ernstern, christlichen Wandlungen zu sein scheint, der aber im Wiederben über Andere kaum sich genugthut und durch gesellschaftliche Huldigungen versetzt worden ist. So ist er, der — seine Worte verachtet es — allen Stolz eines Sittenredners besitzt, auch wol den eines exacten Doctrin, in die bloße Geistlichkeit und Wigbolderei der Salons heruntergesunken. Es sind, ohne auf das Gewichtvolle seines Segners viel zu achten, bloße Experimentalwege, die er macht; dann und wann fährt ein Medicinalblitz dazwischen und das Willkürchen der Zuhörer freut sich, wie der gelehrte und geistreiche Herr so schön Gewitter hervorbringt, daß es in die Kartenkönigin George Sand einschlägt und ihr Auflichter abrennt; wir aber mittern Kolophonium und wissen, woran wir mit dem Manne sind, den wir an dem Furor der Schelsucht und des Reides aufs ärgst leidend erkennen und den mit Recht sein siegender Segner zuletzt mit den Worten stehen läßt: „Dana habe ich natürlich nichts mehr zu sagen.“

Wir wünschten sehr, es hätte dem Verfasser des Tagebuchs gefallen, den Dialog mit jenem selbstgefälligen Manne noch über andere Gegenstände auszudehnen. Er hätte an diesem Rameau verbuhlter Geistlichkeit und malitöser Verbißtheit zum Diderot werden können. Wir ersehen aber unsern Philosophen, in Uebereinstimmung mit Bienen, dringend, uns in einer etwaigen Fortsetzung seiner Tageshefte mehr solcher pikanten Sachsenspiegeleien zu spenden. Denn da jener Mann eine zeitlang der geistreich doctrinäre Löwe der Königsberger feinern Gesellschaft war, dessen Brüllen Alles fürchtete, was seine zuckersüßwasserbedürftigen Schwächen literarischer Eitelkeit nicht kannte, so würden fernere Mittheilungen, bei denen die sonstige Größe und Trefflichkeit des Mannes auch stark hervorzuheben wäre, das schätzenswerthe Memoire für gesellschaftliche Zustände Königsbergs sein aus einer Zeit, in der diese Stadt so viel Aufsehen erregt. Es lebt ohnehin, wie der Tag sie zeugt und wieder hinnimmt, selbst im Gelehrtenstande des heutigen Deutschland, eine Zunftgenossenschaft solcher Gösen der Gesellschaft, welche auf den Ruf hin, wichtig zu sein, keinen guten Namen schon und am wenigsten dann, wenn er sie an Witz übertrifft. Dann überflügelt die Bedrängung bei weitem die Untersuchung des Sachbestandes. Der Verfasser des Tagebuchs würde durch fernere Mittheilungen über einen Vertreter solcher Species, zur Bereicherung des Gelehrtenlexikons, den Beweis liefern, daß, wenn der Gelehrte in den Geschmack gefälliger Gesellschaft kommt, ihn alle historische Prüfung und Gewissenhaftigkeit verläßt, die doch sonst den Gelehrtenstand auszeichneten, sodaß es noch sehr fraglich erscheint, ob die althergebrachte Stubenhockerei dem Menschen im Gelehrten so gefählich wird wie der ganz gemeine Klatsch, dem es um den Klatsch des Weisfalls zu thun ist. Das aber tadelt keinen Zweifel, daß derselbe Mann, den wir in jenem so glücklich charakterisirenden Dialoge mit dem

gegen das Ende hin verzerrt werdenden Affecten als den größten Verleumdern George Sand's auftreten sehen, auch wieder Eigenschaften im geselligen Verkehr und auch sonst als Mensch — heilsäugig gesagt — darbot, die zu den seltensten, edelsten gehören und werth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden; wie denn derartige Naturen oft, wo es keinen Nebenbuhler an Geist gibt, wo man sie noch gar auf ihre Idole zu sprechen bringt, einen Adel der Gesinnung, eine Tiefe und Schärfe des Geistes entwickeln, die in Erstaunen setzen.

Noch gedenken wir in demselben Abschnitte, außer vielem Andern des Ansprechendsten, z. B. der höchst nöthigen Rüge, wie man heutzutage belletristisch in der Naturwissenschaft sich ergeht, eines sehr anmuthig gehaltenen Berichtes über Himmel's Operette „Fanchon“, deren Auf- führung der Verfasser beirathet, wobei er uns auf eine neue Kundt gibt, was wir freilich längst an ihm kennen, mit welcher Sinnigkeit und Gefühligkeit der Beobachtung, der nicht das Kleinste verborgen bleibt, er auch so leicht händelnden Theatererscheinungen zu folgen weiß, wie denn der Philosoph stets im Besitze der Kunst sein müßte, Nahrung für den Geist aus Allem, selbst aus dem Schädlichen zu ziehen. In der Abtheilung von Tagesaphorismen, welche der Politik gewidmet sind, werden Dinge und Verhältnisse besprochen, die nicht bloß in seiner Zeit, in der die Ansichten des Verfassers zu Papier gebracht wurden, sondern auch jetzt noch der Wiederhall der Gemüther und nationaler Stimmungen sind, von unsern Philosophen aber mit einem Freimuth besprochen werden, der hoch über den Parteien steht, wie das denn auch des Denkers würdig ist. Man sucht jetzt meistens derartige Äußerungen zu vermeiden, man findet es bequemer, ein öffentliches Wort darüber zu unterdrücken, wir aber müssen den Verfasser loben, daß er es nicht mit dieser passiven Lebensweisheit und sehr zweideutigen Klugheit zu halten für gut fand. Seine Art vergleichen zu behandeln ist ihm so wohlthuender und muß nur so reichere Früchte bringen, als er die Rechte der Menschen nicht vor dem Tribunal eines abstracten Gesetzes herleitet, welches, ehe man es oft glaubt, in den Terrorismus willkürlichen Verfahrens überschlägt, sondern daß er an Ordnungen festhält, die höhern Orts sind, aber so auch eine Entschiedenheit des Urtheils gewinnt, die keine Meinungsfurcht kennt und unter seiner Behandlung Verwilderung hat. So kann es auch in anderweitigen Beziehungen nicht ausbleiben, daß manches Litzungelind der Jüngling für einen Wasserkopf erklärt, manche Vorliebe der Gegenwart der Hartnäckigkeit und Kleinlichkeit gegen Anderes beschuldigt wird; aber man muß einen solchen Richter moderner Zustände und ungeschlicher Kategorien sich gefallen lassen, der an vielen Stellen seines offeneren Tagebuchs auch sich selbst nicht schonen und mit all der Heiterkeit und Selbstent- wicklung sich preisgibt, die immer Zeichen eines gesunden, überlegenen Weltbewusstseins sind, welches den Fortschritt des Allgemeinen, der öffentlichen Institutionen durch die Einwirkung und das Besserwerden des

Einzelnen bedingt. Es ließ sich erwarten und die Erwartung täuschte nicht, daß der Verfasser des „Pädagogis als System“ (1848) auch in unserm Buche in dem Abschnitt über „Pädagogik“ Aufzeichnungen machen würde, die sehr lohnend für weitere Betrachtungen und Schluss- folgen sind. Auch hier begegnen wir einem kleinen Dialog (S. 278), der für den Psychologen und Erzie- arzt, umfomehr, als die Mittheilung auf einem Erzie- nist beruht, von großer Ersprießlichkeit ist. Hier ist es denn ein Irrer selbst, der, wie ihn der Philosoph im Gespräche auf die höchsten Stadien der Vernunft zurückzu- führen sich bemüht, in die tiefsten Abgründe wieder zu- rückfällt, deren labyrinthische Gollgruben er selbst spre- chend vor uns aufdocht. Der Abschnitt „Kese“ greift seinem innern Wesen und der Form des Lebens nach in die erste Abtheilung zurück. Wie sehen auf- neue, über wie reiche Fonds des inneren Lebens unser Philosoph zu gebieten hat und wie er, bei aller Tiefe und Zartfühllichkeit des Schmerzes, doch einer der glück- lichen Menschen nach ist — die sich in unserer Zeit nicht zu häufig vorfinden dürften —, welche stets zu Ge- danken aufgelegt sind und durch solche Gedankenfreude und Fruchtbarkeit Alles und Jedes auch inniger genießen und sich doch immer mehr von sich selbst befreien. Es werden in diesem Abschnitte mit sicherer Hand die ergie- bigsten Einschnitte in den Organismus des innern Men- schen gemacht, für dessen Präparate wir noch so wenig ausreichende Sammlungen haben. Sehr beachtenswerth für unsere heutige Art miteinander umzugehen, bis auf die unendliche Volltut und nie auch im Stich las- sende Phrasenfestigkeit, ist folgende Äußerung des Ver- fassers:

Daß unsere Sünden feinere, glattere, freundlichere, ich möchte wirklich mit gutem Aug sagen, tugendhaftere Sünden annehmen, kann uns doch nur eine zeitlang täuschen, bis wir uns diese eleganten, sophistischen Formen der Verstellung, der Nothlüge, des sogenannten Mißverständnisses und Irrthums angeeignet haben. Die Intensität des Sündigens wächst eigent- lich mit dieser Verfeinerung, und somit nimmt unsere Schuld eher zu, als daß sie sich vermindert.

Wir sind zu dem siebenten Abschnitte gekommen und bedauern bei unserer Lectüre (da so geartete Bücher sel- ber nur selten erscheinen), daß das Ganze sich zu Ende neigt. Es sind diese Miscellen das mit wenigen Aus- nahmen sehr ausgesuchte Dessert unsers Gastmahls. In einem solchen Nachsch gehören, außer dem Weinen und größern Nachverkaufsfällen, dann auch kleinere Zucker- gebäcke, Ananasmücheln, Bonbons, Rosinen, Confecte, vielleicht auch königsberger Marzipane, mit artigen, die Naderen, den Schmerz anwendenden Drogen, die wir zu Anecdoten, Bonmots veranlassen sehen, die wieder die kleinen Unterhaltungsgüter und Palanette aufwecken und umströmen, und da muß man auch für manchen derbern Spas laune und Toleranz haben. Da wird an unserm Gastmahle eine „Druckschere“ zum besten gegeben, da machen „Provinzialplannamen“ die Runde, da kommt man auf „Wasserschiffchen“; auf „Kausge- sprochene Klapperte“, auf „Kauschenklapperte“, auf

„Pulsgehwörter der Russen“, auf ein „Englisches Beneficium beim Hängetrod“ zu sprechen; da werden „Co-recturen auf David Stranz“ herbeigeholt, da trägt unser Wirth gar den „Gesang eines Maniacus“ vor und erzählt, indem man den Kaffee kredenzt, eine allerliebste Anekdote von dem altern Fichte, die denn auch in einem Kaffeehause spielt; einer der Gäste kommt auf „Liszt“, den „Doctor der Musik“ zu sprechen, ein Anderer gibt eine „Eintheilung der Theologen“; unser Philosoph, der unerschöpflich ist, entwirft eine überaus frisch gehaltene Stütze von „Bogumil Golz“, und sehr passend zu dem Finale der knallenden Champagnerflaschen beschließt das Gastmahl ein „Frühlingsrausch“. Blicken wir nun auf das Ganze unsers Buchs zurück, so müssen wir sagen, wenn hier auch mancher Tag ohne Linie gewesen ist, so bekundet doch Alles einen Mann, dem die innere und äußere Cultur der Menschheit wahrhaft am Herzen liegt, der noch Idealist des 18. Jahrhunderts genug ist, um das Verlangen eines Zwiesgesprächs mit sich aufs Innigste zu empfinden, und Unbefangenheit und Ausdauer genug hat, um darüber Rechnung zu führen, und der uns in sehr eigenthümlicher, gedankenreicher, oft sogar schöner Weise des Ausdrucks Dinge offenbart, die es reichlich verdienen, in ihren Consequenzen weiterverfolgt zu werden.

Aber wir sind es einem solchen Verfasser und einem solchen Buche doppelt schuldig, nun auch kleinere und größere Ausstellungen nicht unerwähnt zu lassen. Ist für ein Tagebuch, wie wir bereits oben bemerkten, der weiteste Spielraum der Aufnahme zuzugeben, und muß immer daran festgehalten werden, daß der Moment des Aufschreibens so dringlich, so einzig bedingt sein kann, daß ein Rechts darüber von anderer Seite stets im Rückstande bleibt, so darf die Kritik doch auch in der Abweichung ihr Urtheil nicht schuldig bleiben.

Zuerst sei denn das an sich Unerhebliche hier bemerkt, daß der S. 140 genannte Schriftsteller Oswald, der noch aus den Ruge'schen „Jahrbüchern“ Manchem im Andenken sein dürfte, soviel wir wissen, Engels und nicht Jung heißt. Der Verfasser dieser Kritik hat solche Verwechslung hier umso mehr in Aufnahme zu bringen, als er weder die Lebensansichten Engels' noch die Georg Jung's unterschreiben kann, ebenso wenig wie sie der treffliche Verfasser des Tagebuchs unterschreiben wird. Wenn es S. 154 von Friedrich Ludwig Zacharias Werner heißt, er könne mit Abraham a Sancta Clara gar nicht verglichen werden, ferner bleibe „im Zwispalt mit sich und Gott“, so scheint uns das letzte zu hart und auch irrihmlich zu sein. Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß der Dichter der „Söhne des Thals“ in seiner ganzen Lebensweise so den Extremen unterworfen gewesen, daß er aber in der letzten Zeit zur innern Ruhe gekommen, muß uns unter allen Umständen erfreulich sein, und daß es der Fall gewesen, versichert uns Werner selbst wieder und wieder, und zwar in einer hinreichenden Weise, wofür ich die Vorrede und den höchst eigenthümlichen Prolog gar „Mutter

der Mattabäer“ als Beweis anführe. — S. 171 heißt es:

Ich fürchte, daß die Anhänger des Jungen Deutschland doch keine klassischen Schriftsteller werden, weil sie die Literatur aus Rücksicht auf Geldgewinn zu sehr als Metier behandeln. Der Ruhm gilt ihnen nicht sowohl von Seiten seiner geisternden Idealität, als von der Seite, für Buchhändlerunternehmungen ein Capital zu sein. Selbst bei der Kritik lassen sie eine mercantillische Rivalität merken. Sie beobachten einander, ob nicht der eine dem andern mit einem glücklichen Erfolg den Markt verdrängt. Sie beobachten auch die Strömungen der Zeit nur, um ein „zeitgemäßes“ Fabrikat aufzufinden, das so fort „eines großen Anklangs“ sicher sein könne. Sie haben ihren Lohn dahin.

Diese Stelle hätte der Verfasser allerdings anmerken sollen, sie kann zu den größten Mißverständnissen führen, sie kann von gewissen Leuten, die ihrer Eckenfreude gern freien Lauf lassen und die dabei gar nicht an sich denken, auf die kleinlichste Weise benützt werden, sie kann die hochherzige und selbst so idealische Natur ihres Verfassers, die keinem Zweifel unterliegt, einem Augenblick verkennen lassen, sie thut endlich, ohne daß sie es will, Denen Unrecht, die mit ihrer Zeit und ihrem frühern Schicksal hart haben ringen müssen und dennoch zu so lebensfrischen, höchst werthvollen Leistungen durchgedrungen sind. Der gewissenhafte Bedacht, der noch dazu auch oft die Anforderungen des Ideals stark in sich fühlt und doch seinem Denken und Dichten soviel Zeit versagen muß, ist uns stets ein Gegenstand der Bewunderung gewesen, aber nicht weniger auch der, welche auf andere Bahnen des Lebens gewiesen sind und recht eigentlich für das Ideal kämpfen müssen, und noch dazu um das tägliche Brot. Diesen Schmerz, diesen äußersten Conflict zwischen Dem, was des Himmels, und Dem, was der Erde ist, kann selbst der edelste Beamte, der in seiner äußern Stellung gesichert ist, gar nicht ermessen, ja er kann ihn kaum ahnen. Und dann, bei Concurrenzen, zumal in unserer Zeit, nicht überall! Kommen nicht auch im Beamtenstande Berechnungen um das Mein und Dein, ängstliche Erwägungen der größern oder geringern Ehre vor? Könnte man nicht auch hier sagen: „Sie haben ihren Lohn dahin“? Und nun gar, wenn die Kunst nach Brot geht und doch auch gehen muß? Und ist nicht jeder Arbeiter seines Lohnes werth? Und wird nicht gerade die wahrhaft geistige, die schöpferische Thätigkeit am allerschlechtesten abgefunden? Und — was die Hauptsache ist und was wir oben schon andeuteten — haben jene Schriftsteller nicht auch darin Wort gehalten, daß sie sich mit der leidigen Kritik keineswegs begnügen, sondern wirklich Tüchtiges hervorgebracht haben? Niemand kann einen auf geschlosseneren Sinn, ein zarteres Mitgefühl besigen als Standpunkte, die der Schriftsteller in seiner Entwicklung zurücklegt, für Metamorphosen, welche er durchmacht, gerade der Verfasser des Tagebuchs, und Niemand wird geneigter sein zuzugeben, daß es ein wahres Glück ist, eine Erscheinung, die erhebt, wenn in unserm Auge bloßen Nüchternheitsbetrieb verlassenen Schalter des Materialismus immer einzelne Begabte noch den Muth ha-

den, auf sich zu berufen, durch die schöpferische Kraft des Geistes als Schriftsteller zu bestehen. Es sind die doch zuletzt triumphirenden Märtyrer der Cultur. Die Kämpfe, die z. B. Guplow hat durchmachen müssen, von den kleinlichsten Neidern, von den boshaftesten Feinden und noch bis auf den heutigen Tag verfolgt, wie ihm der Boden der Subsistenz sogar unsicher gemacht und trotz unermüdeten Schaffens neuer Werke des Geistes Gift und Galle entgegengepriesen wurde, Niemand, wir wissen es, kann solche Verdienste mit freudigerer Bereitwilligkeit, mit reinerer Gesinnung anerkennen, als gerade Karl Rosenkranz, so daß Diejenigen in Betreff der Gesinnung dieses Ehrenmannes sich sehr irrten, die da meinen könnten, seine Billigung zu erfahren, wenn sie obige Stelle gegen irgend welchen Schriftsteller einer Richtung (des Jungen Deutschland), die längst aufgehört, die als Geschlossenheit nie existirt hat, hämißchenweise benutzen wollten. Ferner sind wir der Meinung, unser Philosoph hätte gut gethan, diejenigen Stellen seines Tagebuchs fortzulassen, welche sich auf gewisse Angriffe beziehen, die er selbst mitunter von den allerfeindschaftlichsten Lesern erfahren hat. Ein Schriftsteller, der so hoch steht wie Rosenkranz, hat derartige Erbärmlichkeiten ihrer eigenen Richtigkeit mit Schweigen zu überweisen, aber sich nicht noch ihnen gegenüber zu vertheidigen. Dasselbe gilt denn auch von manchen Bonmots, Scherzreden, Anekdoten, die dem Verfasser in geselligen Kreisen mitgetheilt werden. Hier kann es unserm so geistvollen Autor begegnen, daß er dergleichen, zumal wenn es von anderweitig berühmten oder doch bekannten Personen kommt, viel zu hoch anschlägt; der weniger theilhaftige Leser empfindet dann einen Frost und muß den schmerzhaften Witz jener Notabilitäten einen erkünstelten nennen; beim Mittheilenden aber erklärt es sich daraus, daß er seinen eigenen Geist hinzubracht und durch die große Milde seines Herzens, durch persönliche Zuneigung sich täuschen ließ. So wären auch einige anekdotische Anspielungen, die Anstoß erregen könnten, schon aus dem Grunde besser fortgeblieben, als die Reinheit in der Auffassung, in der Deutung bei der Lectüre nicht immer in dem Grade verbürgt werden kann, als sie in der Absicht unsers Schriftstellers über jede Auffassung hinaus ist.

Über alle solche Ausstellungen können einem solchen Buche, in dem ein so frischer Quell des Gedankenlebens sprudelt, in dem eine so heiter gestimmte und doch auch aus erwägende Selbstentäußerung herrscht, nicht ans Leben kommen. Mit Behemuth legte ich das Buch aus der Hand, als ich es zu Ende gelesen hatte, denn das Schicksal von dem Verfasser, der mit einer solchen Offenheit mitunter sein Geheimstes mir gegeben, soviel Anregung mir geboten hatte, wurde mir schwer. Möchte der Verfasser uns bald eine Fortsetzung theil werden lassen, umso mehr, als die nächsten Jahre uns auf den Weg eines so vielseitig bewegten Erfahrens doppelt hinarbeiten müssen!

Alexander Jung.

## Lyrische Nachlese.

Wenn man die Anzahl der jetzt lebenden deutschen Poeten in Anschlag bringt — nur in d. Bl. haben im Laufe von drei Jahren weit über 300 Erwähnung gefunden — und wenn man es als etwas ganz Natürliches ansehen muß, daß jeder von ihnen auf seine Weise bemüht ist, den betretenen Weg zu verlassen und sich durch irgend etwas Besonderes auszuzeichnen, so kann es nicht in Verwunderung setzen, daß man auf so viele verunglückte Versuche stößt, die den Zweck, Effect zu machen, lediglich zum entschiedenen Nachtheile des Dichters verfolgen. Denn jene ganz besondern originellen Bahnen sind nur der Genialität erschlossen, und mit dieser kargt die Natur. Betreten sie Unberufene, dann füllen sich die Seiten mit Ueberschwänglichkeiten, forcirten Geistesblitzen, schwülstigem Pathos und langweiligem Humor. Immerhin ist es daher erfreulich, wenn man solchen Starubestrebnungen gegenüber poetische Erzeugnisse antrifft, die das Gepräge der Einfachheit und Natürlichkeit an der Stirn tragen. Mit einigen lyrischen Werken von dieser Gattung eröffnen wir unsere heutige Anzeige, in der wir es mit Producten zu thun haben, welche uns als Nachlese namentlich des Jahres 1853 übriggeblieben sind. Sie haben in dieser Beziehung alle denselben Charakter, wenn sie auch sonst von verschiedenem Werthe sind.

1. Gedichte von B. Clemen. Bielefeld, Bielehagen und Klasing. 1853. 8. 20 Rgr.
2. Ein Frühling. Gedichte von Max Roltke. Zweite Auflage. Kistritz, Rastatt. 1852. 12. 1 Thlr. 10 Rgr.
3. Ein Frühling. Gedichte von Max Roltke. Dritte, neu gesicherte Auflage. Berlin, Grieben. 1853. 16. 24 Rgr.
4. Gedichte von E. Reinhold. Stuttgart, Waden. 1853. 8. 1 Thlr.
5. Spätherbstblätter. Dichtungen von Wilhelm Joseph Deuburger. Breslau, Gosehorst. 1853. 16. 1 Thlr.
6. Aus dem Haus. Lieder und Balladen aus dem Familienleben von Rudolf Reithner. Ansbach, Gummi. 1853. 32. 15 Rgr.

B. Clemen ruft der Natur zu:

Dir dienen alle reinen Seelen,  
Der Dichter will von dir sein Glück;  
Und mag er irren, mag er fehlen,  
Er lehrt doch stets zu dir zurück.

Von solchem Sinne sind die meisten seiner Lieder durchweht. Nur bei einigen hätte er mehr beherrzigen sollen, was er selbst in seinem Vorwort sagt:

Liebtlich blüht, was tief gekieimt,  
Sich mit Lebenskraft gediehet,  
Doch was künstlich nur geseimt,  
Sei erkannt und schnell vernichtet.  
Grenzen sind hier nicht zu geben,  
Poesie läßt sich nicht nennen,  
Nur an ihrem Duft und Leben  
Könnt ihr sie alsbald erkennen.

Wenn unser Dichter auf die Frage: „Was kann ein Poet noch sagen, das nicht schon gesungen ist?“ antwortet:

Poesie ist aller Orten  
Ewig jung und immer schön;  
Aber weil ihr taub geworden,  
Könnt ihr sie nicht mehr verstehn.

so mag der Vorwurf Die treffen, denen Unnatur den Sinn für natürlich Schönes verklümmert hat; aber das Schöne, bereits Vorhandene und Unbekannte in schwächerem Nachklange wieder zu hören und immer wieder zu hören, soll das die Aufgabe des poetischen Verständnisses sein? Indeß begegnen wir bei dem Dichter auch Frischem und Originellem, und wie unter den ernstern Gedichten manches tief und zart empfundene fesselt, so sprechen die heitern und launigen durch gefällige

Darstellung und lebendige Schilderung etc. Von letzterer Darstellung hier eine Probe:

### Der Bersicherte.

In meinem Besitze  
Wie bin ich so froh!  
Hut' Alles verküert,  
Rein Korn und mein Stroh.

Und Hagel und Regen,  
Das macht mir kein Leid,  
Es bin ich beruhigt  
In jeglicher Zeit.

Nun süß' ich ein Weibchen  
In Altes hinein  
Und spreche: Mein Liebchen!  
Dies Alles ist dein.

Ist Alles verküert  
Und läßt mich in Ruh'.  
Mein Haus, meine Felder,  
Mein Weibchen dazu.

Mein Haus in der Kasse,  
Meine Felder darin;  
Mein Weibchen und Weibchen  
Im treuesten Sinn.

Die Productionen des Dichters von Nr. 2 zeichnen sich, was die besten Gedichte anlangt, neben der im Allgemeinen schon hervorgehobenen Einfachheit und Natürlichkeit zugleich durch Wärme des Gefühls und durch die Reflexe einer sinnigen Naturauffassung aus. Wo der Dichter sittliche, religiöse und staatsbürgerliche Ideen behandelt, stoßen wir auf gesunde Anschauungen. Auch einige Balladen finden sich in der Sammlung mit vor, darunter eine, welche den eigenthümlichen norddeutschen Volksglauben behandelt, daß mit jeder Sternschnuppe die Tugend eines Mädchens falle. Die Sammlung ist ziemlich reichhaltig, und man könnte das Epigramm des Dichters auf Rückert:

„Rater, läßt du mir nichts zu erobern?“ hat Alexander. —  
Rückert, läßt du mir nichts, daß ich bezingen es kann?

auf ihn selbst anwenden. Indes hat der Dichter im Hinblick auf eine strengere Eichung des Materials und Ausschcheidung des weniger Werthvollen bereits Fürsorge getroffen. Die oben unter Nr. 3 bezeichnete Ausgabe enthält nämlich eine Auswahl aus den Gedichten von Nr. 2 ohne neue Zusätze — mit Ausnahme eines einzigen Gedichts — und ohne materielle Veränderung. Wenn sie aber auf der einen Seite den Vortheil gewährt, daß sie die besten Gedichte des Verfassers in engem Raum zusammengebrängt darbietet, so stößt sie auf der andern durch das „Rechtschreibungs-System“ ab, welches der „Verfasser“ bei dieser Ausgabe in Anwendung gebracht hat. Er bemerkt, indem er das Abstoßende, was in der Sache liegt, nicht verkennet, daß man Dem, was man einmal durch jahrelange Forderung und Prüfung für unumstößlich wahr und richtig erkannt habe, auch allgemeine Anerkennung und Geltung zu verschaffen wenigstens versuchen müsse. Wir geben eine Probe dieses Systems in dem nachfolgenden Gedichte:

### Stebeweise.

Uebt Wolkun jetzt, ir Hände,  
Er selb nun legendreich;  
Aut ja nichts, was eich schände; —  
Ein Engel herzte eich.

Set, meine Eltern, ein Spiegel,  
Nur des, was gut und groß;  
Die borgen Engelstügel,  
In höchster Unschuld Schos.

Abwendet sich, ir Augen,  
Von Altem, was nicht rein,  
Selt ir durch Engeldangen  
Zum Himmel schaut hinein.

Verstehet sich, ihr Lippen,  
Als jedes Wort son Zwiß;  
Ein Engel hat mit Lippen  
Des Bräutens eich geküßt.

Du Herz, werd' rein son Mangeln,  
Ein Herz, das gern fröhlt,  
Ein Wank Gottes Engeln:  
Du läßt und winkt geküßt.

Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verfasser über sein System zu rechten; soviel ist aber gewiß, daß er wenig Rücksicht zu seinen Gedichten zeigt, indem er sie in dieser Ausgabe in Märtyrern desselben macht.

Dieselben Vorzüge, deren wir bei Clemen und Nolte gedacht haben, finden sich bei Reinhold wieder. Wir begegnen in seinen Dichtungen manchen anmutigen und lieblichen Bildern, die durch schöne Durchführung des Gedankens, sowie durch Wahheit und Leichtigkeit der Verse erfreuen. Nur dann und wann ist in letzterer Beziehung die Verletzung des Zeitworts hinter das Object, da wo es vor ihm stehen sollte, störend; ein Formmangel, der sich zwar bei den besterhaltenen Dichtern, namentlich häufig bei Nikolaus Lenau findet, der aber doch in keinem Falle nachahmungswürdig ist. Auch fehlt es nicht an Sonderbarkeiten, wie die doppelten Verneinungen:

Nun läßt der Frühlings durch das Land  
Und Niemand hat kein Sorgen zu.

Der Vogel hat kein Sorgen nicht,  
Nichts kümmert nicht die Rose zu.

Die zu stark pointirte Personification von Gegenständen der Natur in den Gedichten „Gesang der Sterne“ und „Die Nacht“ läßt kalt, weil sie mit unsern naturgemäßen Vorstellungen von jenen Gegenständen in zu offenbarem Widerspruch steht. Wir lassen uns eine solche Personification als höchstens schnell auftauchendes und wieder vorüberziehendes Bild gefallen, aber die Nacht als Jungfrau und die Sterne als Geister zu Subjecten eines ganzen Gedichts zu machen, heißt der Natur der Dinge zu große Gewalt anthun, was sich auch der Dichter nicht erlauben darf. Hier von des Dichters Weise nur eine kleine Probe:

### Gattungsangabe.

Zurück, zurück, zu dir, o süße Klaus,  
Die ich in holdem Uebermuth verlieb.  
D' sieh', der Stolz kommt vom Götterschmause,  
Wovon man eben ihn mit Füßen stieß.  
Als Bettler Kopf' ich nun am eignen Hause,  
Ich bettel' um das verlor'ne Paradies.

Der Schatten meiner Jugend steht hernieder  
Und sieht mich an — und schließt das Fenster wieder.

Der Dichter von Nr. 5 hat uns viele, zu viele seiner „Spätherbstblüten“ dargeboten. Gar manches Gedicht in dieser reichhaltigen Sammlung mag als Gelegenheitsgedicht an seinem Plage gewesen sein, hätte aber bei der Sichtung des Stoffes zum Zweck der Veröffentlichung billig zurückgelegt werden sollen. Die Gedichte des Verfassers sind überhaupt viel zu weit ausgesponnen und durch überflüssigen Ballast so beschwert, daß der Genuß an dem Guten, was sich darin findet, allzu sehr verkümmert wird. Die meisten Gedichte sind meist didaktischer Natur; sie enthalten viele gesunde Gedanken und kernige Wahrheiten; aber sie sind so nüchtern, gehen der Phantasie und dem Gefühl so wenig Anregung, daß man zu einem rechten poetischen Genuß bei Lesung derselben nicht gelangen kann. Auch die heitern Gedichte leiden an demselben Fehler, und der Humor ist so sparsam, daß er jene Mängel



nicht zu ersetzen vermag. Am gelungensten sind zwei längere Dichtungen in Distichen, wovon die eine, „Die Jugendgeplie-  
lin“, die bekannte Sage von der Laube zu Armsheim behan-  
delt, die den ackernden Gatten zu seinem in Kindesjahren  
verschmachtenden Weibe heimzulocken bemüht ist. Die andere:  
„Des Bundes letzte Drei“, hängt von einem Vereine von Be-  
kannenen aus der Befreiungskriege, die sich gelobt hatten, sich  
gegenseitig die letzte Ehre zu erweisen, und die nun bis auf  
drei zusammengeschmolzen waren.

In Nr. 6 bezeugt uns ein für Haus und Familie durch  
und durch begeistertes Gemüth, nur daß die Poesie mit der  
Begeisterung nicht immer gleichen Schritt hält. Wir stoßen  
auf manchen schönen Grundgedanken, allein die Ausführung  
trifft die Erwartung. So stellt sich der Dichter in dem Ge-  
dichte „Entwicklung“ die Aufgabe:

Laß mich in deine Aesten Wachen,  
Stillschwebend mächtige Natur!  
Laß in der reichen Welt der Kinder  
Mich folgen deiner heiligen Spur!  
Bist du Säugling, der, im Schlafe lachend,  
Liegt an der treuen Mutterbrust,  
Bist du zum Knäblein, frohlich springend  
In Vater's Arme, — welche Lust!

und wir geben uns der Hoffnung hin, ein anschauliches, leben-  
diges Gemälde aus der ersten Kindesperiode vor uns aufgerollt  
zu sehen; aber in allen folgenden Strophen wiederholt sich im-  
mer nur das Thema ganz im Allgemeinen, etwa mit einem  
Vergleiche ausgeschmückt, als:

Wie auf dem See das Bild der Sonne  
In tausend Diamanten glänzt  
Und jede Welle, windbeweg't,  
Sich mit Smaragden reich bedrängt;  
So reich und reichlich sind die Tage,  
Die du lebst mit den Kindern dein zc.

und auch nicht ein einziger charakterisirender Zug zur Ausfüh-  
rung des gesprochenen Bildes wird gegeben. Einzelne solche  
Bilder hat der Dichter in andern Liedern dem Kindesleben  
hinzuwischen gewußt; es fehlt aber dann meistens wie-  
der an Rundung und befriedigendem Abschluß; der Gedanke  
wird durch zu breite Behandlung verflacht und geschwächt. Auch  
manche Härten und in der That zu starke poetische Lizenzen  
kommen vor, z. B.: „sie rettete vom Verderbe“, statt Ver-  
derben, nur um „Erbe“ darauf reimen zu können. Zu den  
besten Gedichten gehören: „An die Wiege“, „Das liebste Bild“,  
Einiges von den „Sprüchen aus dem Hause“, „Beim Tod  
eines Kindes“ und „Warnung“.

Etwas mehr Poesie hätten wir auch in folgendem Werk-  
chen anzutreffen gewünscht:

7. Bilder und Klänge aus Andolsstadt. In Volksmundart.  
Andolsstadt, Renovang. 1853. 16. 10 Ngr.

Das kleine Heft enthält zehn Lieder und sieben prosaische  
Skizzen, zumeist Schilderungen aus dem Volksleben und  
Schicksale, in rudolstädter Mundart. Unter den prosaischen  
Skizzen befindet sich eine geschichtliche: „Die Schlacht bei Säl-  
sch“ und „Die Bärgschafft“, letztere nach der Schiller'schen  
„Bärgschafft“ bearbeitet. Es fehlt in den Schilderungen, die  
sich durchgehendes Volksvergnügen und häusliche Feste zum  
Vorgang haben, nicht an gutem Humor und recht komischen  
Zügen; doch sind die meisten eben nichts weiter als ganz ge-  
wöhnliche Copien des gewöhnlichen Lebens. Die Mundart ähnelt  
der altenburgischen, in welcher wir die ansprechenden  
„Klänge“ von Friedrich Ulrich besitzen. Um den Lesern  
den Anschauung von dem Volksdialekte dieses thüringischen  
Landstriches zu geben, lassen wir eins der Lieder hier folgen:

Wie's so erbarmlich geschneit hatte.

Was das für Schnee hat rausgeschneit,  
Was hat's sich das los traid,  
Es macht sich erst d'r Winter brüt  
Un thut als wie derhämme.  
Der ganze Himmel hängt noch voll,  
Wenn das noch Kees ronger soll,  
Da kömmer uns befehle.

No, für de Kömmer es ä Spas,  
Die patzörn doch met Fäden,  
Wenn a de Käne fischienap,  
Da häßt es Witterreden.  
Bu sich der Schnee gesammelt hat,  
Da werd am werfsten dorchgetratt,  
Das es ä Morbvergnügen.

De armen Bögel dauern mich.  
Salt off dem Quackchenbams,  
Da schüt ä Spas un wounert sich,  
Dan es noch wie in Trame.  
Bu nur dar völe Schnee kömmt här?  
Dar hat gedacht, der Winter wär?  
Schonn über alle Barge.

Du werfste dich wol met Sorgen traid,  
De, gelte Hand, werfste drake:  
Man war es schmale Böffen ha,  
War werd mer ann was schente?  
No, sei nur stüke, gräm' dich noch,  
Mer wollen es gleich für dich  
Salt eng ä Töschchen bedt.

Zum Schluß berichten wir über einige neuere epische Er-  
scheinungen.

8. Joseph, ein idyllisch-episches Gedicht in fünf Gesängen von  
K. Dieterici. Langensalza, Döber. 1853. 8.  
12 Ngr.

9. König Harald's Totenfeier. Ein Lied am Meere von Ju-  
lius von Rodenberg. Marburg, Elwert. 1853. 16.  
10 Ngr.

10. Giovanni. Episch-lyrisches Gedicht von Anna Eshen.  
Dresden, Litz. 1853. 16. 15 Ngr.

Das idyllische Epos „Joseph“ schließt sich für den ganzen  
Verlauf der Fabel streng an die biblische Erzählung an, und  
der Dichter schildert uns die Schicksale Joseph's unter Beibehaltung  
der Reihenfolge der Begebenheiten und der detaillirten  
Entwicklung derselben ganz so, wie wir sie in der Heili-  
gen Schrift dargestellt finden, hat aber natürlich da, wo die  
letzte nur die Thatsachen kurz berichtet, das zur weiteren Aus-  
führung und zur Ausschmückung der Scene Erforderliche aus  
eigener Erfindung hinzugefügt und einzelne Momente, die für  
den poetischen Zweck weniger Interesse darboten oder mit dem  
Helden seines Epos in keiner unmittelbaren Beziehung standen;  
wie z. B. die specielle Segensvertheilung Jakob's an seine übrige  
Söhne, ingleichen solche Züge, welche dem Charakter Jo-  
seph's Eintrag zu thun geeignet waren, wie sein Verfahren ge-  
gen das ägyptische Volk (1. Mos. 47, 13—20), mit rich-  
tigem Takte weggelassen. Das Gedicht ist in fließenden Hexa-  
metern geschrieben, die Darstellung einfach und anmuthig und  
die Ausschmückung dem Geiste des Originalgedichts und dem  
Orte und der Zeit entsprechend. Nur die Gleichnisse sind mit-  
unter nicht ganz glücklich gewählt.

Nr. 9 ist ein Nachstück von mächtigem Colorit und schö-  
nem Detail, aber für die Gesamtanschauung düster, unzufrie-  
dentlich und unbefriedigend. Harald spürt seinen Tod nahen und  
befragt es, daß auch er dem allgemeinen Menschenloose unter-  
geordnet ist. So will er wenigstens absonderlich bestrafte sein;

Doch weil ich all mein Werben  
Ins Höchste stets gestellt.  
So will ich auch nicht sterben  
Nach dem gemeinen Brauch der Welt.

Wo das Meer am höchsten geht,  
Wo der Sturm am kühnsten weht,  
Da will ich liegen und ruhen.

Auch soll man nicht um ihn klagen, sondern seinen Tod  
bei Parfen und Leiern und bei vollen Pumpen feiern. Und  
dann verordnet er weiter:

Nun hört mich: nicht vertrauern  
Soll in dem Königsaal,  
Soll in den dumpfen Mauern  
Mein blühendes Gemahl.  
Mein ist das junge Leben,  
Und ich will es nicht verschenken:  
Ihr sollt sie ins Grab mir geben,  
Ihr sollt sie mit mir versenken.

Also geschieht es. Die schöne Adele würde aber ihr Leben  
nicht in den dumpfen Mauern vertrauert und sich um „den  
Meergreis mit bleichen Flossen und dürrer Hand“ nicht sehr  
gehört haben; denn Harald hatte sie geraubt, und ihr Ge-  
liebter, Giuseppe, durchsucht die Meere, um sie wiederzufinden.  
Sein Schiff naht im Augenblicke, wo Adele versinkt.

Da taucht aus den Wellen ein weiß Gewand,  
Und es tritt ein Heil an des Bordes Rand:  
„Brandfackeln ins Schiff! — Harald ... Adele!“  
Und nieder springt er mit männlicher Seele.

Und wie über dem liebenden Paare,  
Das sich im Meere wiedergefunden,  
Das der Tod mit dem triefenden Haare  
• Und den eisigen Händen verbunden; —  
Wie sich die Strömung bricht und schließt  
Und über ihnen zusammenfließt:  
Siehe! da fliegen die Fackeln des Brandes,  
Von den Händen des Sturms getragen.  
Wie in die Falten des Segelgewandes  
Sie die feurigen Jungen schlagen.

Das Schiff geht in Flammen auf. Auch die Mannschaft,  
die sich in Boot und Rachen retten will, wird vom Meere  
verschlungen. Da beginnt es im Osten zu glühen. •

Von des Himmels Sterne klar  
Wall'n des Tages Purpurschleier;  
Auf dem gold'nen Meerallar  
Brennt die Sonne —

Und das war

König Harald's Totenfeier.

Warum Giuseppe sein Schiff in Brand stecken lassen,  
darüber enthält das Gedicht nicht eine Spur von Andeutung:  
vielleicht um Harald's Leichenbegängniß noch mehr zu verherr-  
lichen. Und was war „das Höchste“, daran der so Gefeierte  
„all sein Werben“ gestellt? Er gibt den Inhalt seines Lebens  
selbst an mit den Worten:

Des Meeres dunkle Wüste  
War mir des Segens Born,  
Und von der reichen Küste  
Holt' ich mir Wein und Korn.  
Und aus des Frühlings Lande,  
Das nie der Herbst entlaucht,  
Von Welschlands blühendem Strande,  
Hab' ich mein jung Gemal geraubt.

Wir haben das Gedicht vollständig referirt, und so kann  
jeder Leser sich selbst sein Urtheil bilden.

Bei der Rectüre der „Giovanna“ (Nr. 10) werden wir von  
einer Ueberraschung in die andere geführt; nicht durch die Ge-

bel des Gedichts, sondern durch die Darstellungsweise der Dik-  
terin. Hier seitenslang sich hinziehende, weit über die Grenz-  
linie des Reinen sich hinabstreckende Prosa, dort die frischste,  
unkräftigste Poesie; hier eine verworrene, durch massenhafte  
Einschachtelungen und fehlerhafte Participialconstructions,  
auch sonstige grammatische Unrichtigkeiten verunstaltete Sprache,  
dort glanzvoller Vortrag in gewaltigem und dabei reinem und  
wohlklingendem Rhythmus; hier eingestreute Reflexionen, die  
sich nicht über das Niveau gewöhnlicher Gemeinplätze erheben,  
dort Schilderungen von Leidenschaften und erschütterten Ge-  
müthszuständen von so tiefeingehender und ergreifender Art,  
daß man nicht weiß, ob man der Wahrheit der Darstellung  
oder der Glut des Colorits den Vorzug einräumen soll. Wir  
geben hier eine kurze Skizze des Gedichts:

Der Schibelline Percival hat aus Eifersucht sein schwang-  
res, krankes Weib verstoßen. Fernando, ihr früherer Gelieb-  
ter, gewährt ihr Zuflucht, sie stirbt aber bald, durch die frühen  
Kränkungen gekniet, nachdem sie eines Knaben, Ujace, ge-  
boren, den Fernando als Sohn aufzieht. Fernando war auf  
Haß gegen Percival Gueise und köst Ujace gleichen Haß ge-  
gen die Schibellinen ein. Percival hat nur noch ein Kind,  
Giovanna, unter Kampf und Waffengerölle aufgewachsen, ein  
glühendes Gemüth, aber nicht der Liebe, nur den rauen Ein-  
druckschaften des Mannes zugänglich, eine kampflustige Amazone.  
Percival's Burg wird von den Guesen überfallen; Ujace ist  
im Begriff, Percival niederzustossen; da stürzt Giovanna her-  
ein und köst Ujace den Dolch in die Seite. In demselben  
Momente flammt in Beiden die Liebe auf. Giovanna, um  
Ujace's Krieger der Rache des langsam genesenden Vaters  
aufgespart, will im Kerker sich selbst tödten, findet später auf  
etwas mystischem Wege Zugang zu Ujace, bekennt diesem, wel-  
cher glaubt, daß sie als Mörderin nahe, von der Gewalt des  
Augenblicks hingerissen, ihre Liebe, sankt dann bewußtlos zu-  
sammen und findet sich im Kerker wieder, zur Schonung ihrer  
Ehre von Ujace selbst zurückgebracht. In fernern Kämpfen  
zwischen Ujace und den Schibellinen rettet Giovanna Ujace  
das Leben und wird dabei selbst tief am Arme verwundet.  
In Ujace's Brust hatten Stolz und Liebe lange gekämpft.  
Der Stolz drängte ihn zum Haß gegen ein Weib, das ihn  
besiegt hatte, aber die Liebe war es, die ihm bei ihrem ersten  
Anblick schon den Arm gelähmt hatte. Die Liebe siegt am  
völlig, und Ujace und Giovanna sehen der höchsten Glückselig-  
keit entgegen, als die Offenbarungen Fernando's ihr gemeinsa-  
mes Glück zertrümmern.

Sprachunrichtigkeiten und falsche Constructions kommen  
in dieser Dichtung sehr häufig vor. Auch fehlt es nicht  
an einer Fülle von fremden Worten, mit denen die Dik-  
terin kokettirt, wie Crusca (Florentinische Akademie für Reinigung  
der Sprache); Merlaturen (Zinnen); ubriacco (der Trunkene); per-  
bacco!; Dublette (ewiges Gefängniß); bel morello (ein schänd-  
licher Brauner); tromba (Trompete); scudiére (Schildträger); prete  
(Priester); resta (die Gabel, um die Lanze anzufassen) u. s. w.,  
welche einer deutschen Dichtung nicht zur Zierde gereichen.  
Trotz dem Allen weiß sich die Dikterin durch den stets hin-  
wandelnden Gang der Fabel bei treffender und kräftiger Charak-  
teristik und den übrigen oben gerühmten Vorzügen das lebhaft-  
ste Interesse des Lesers zu bewahren, und Schilderungen aus  
die vom Seelenzustande Fernando's, ehe er den Geschehnissen  
ihr Schicksal offenbart, und vom Ende der Giovanna nicht  
für alle jene Mängel vollen Ersatz dar.

### Oesterreichisches Militärwesen.

Aus dem Tagebuche eines österreichischen Adjutanten. Leipzig,  
G. Mayer. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel des Buchs läßt eigentlich etwas Anderes ver-  
muthen, als sein Inhalt bringt. Man erwartet Mittheilungen  
aus dem Kriegs- und Friedensleben, besonders aus denjenigen  
militärischen Regionen, in welchen der Adjutant heimisch ist.

wo ihn seine Stellung mit hochgestellten Persönlichkeiten in Berührung bringt und manchen Blick in Verhältnisse thun läßt, die sonst wol andern Augen verschleiert bleiben. Statt dessen enthält das Buch Betrachtungen über Zustände und Eigenheiten des österreichischen Heerwesens, wie sie allerdings aus dem Abtutanten dienstlich gründlicher bekannt werden und seine Beurtheilung herausfordern. Die kaiserliche Armee nimmt wol in ihrer neuern Entwicklung das Interesse jedes Militärs im hohen Grade in Anspruch: es wird daher auch ein Werk, das ihre innern Verhältnisse, welche doch Offizieren anderer Mächte mehr oder minder fremd sind, beleuchtet, gewiß willkommen sein. Das vorliegende schildert nun die Heeresrichtungen nicht im Allgemeinen, sondern es hat sich die Aufgabe gestellt, besonders mangelhafte Seiten derselben, wunde Stellen und Uebelstände hervorzuheben. Der Verfasser bespricht diese mit großer Freimüthigkeit, die nicht selten zur Schärfe und Bitterkeit wird. Manches hat sich übrigens schon anders gestaltet, als es der Verfasser schildert, dessen warmer Eifer für die Sache anerkannt werden muß, wenn er gewiß auch manches auf die Spitze gestellt hat.

Zwölf Capitel sind es, welche den Inhalt der Schrift ausmachen. „I. Einiges über die Bezeichnungen der verschiedenen Truppentkörper vom geschichtlichen Standpunkte aus.“ Hier hebt der Verfasser mit großem Recht hervor, daß diese Bezeichnungen (nach dem Inhaber und seit 1769 auch nach durchlaufener Nummer) zu oft wechseln, daß auch die Werbbezirke nicht dieselben bleiben, und folglich das Gedächtniß früherer Thaten, auf welche jeder Truppentheil stolz sein muß und die ihm zur Kacheiferung dienen, den eigentlichen Erben jenes Ruhms verlorengeht. Dazu kommt noch der häufige Wechsel der Uniformabzeichen. Der Verfasser behauptet, von zehn Offizieren sei selten einer im Stande, die Namen der Regimenter der Reihe nach herzugählen; er schlägt vor, denselben besser den Namen nach dem Hauptort des betreffenden Werbbezirks zu geben. „II. Die Militärdienstpflicht und die Stellvertretung.“ Hier werden die Gründe erörtert, welche die Aufhebung der Landwehr und das neue Reservesystem veranlaßt haben. Denn der Verfasser von „ähnlichen Landwehrsystemen“ anderer Armeen spricht und dabei das preussische erwähnt, so kennt er letzteres nicht; dasselbe hat gar keine Wehrlichkeit mit dem aufgehobenen österreichischen. In neuester Zeit ist hier die „Supplirung“ abgesehafft, dagegen jedem Stellungspflichtigen gestattet, sich gegen eine Taxe von 600 fl. C.-M. vom Militärdienste loszukaufen. Das Avar nimmt diese Gelder in Beschlag, die Truppen suchen Capitulanten (Freiwillige) zu erneuer achtjähriger Dienstzeit zu gewinnen, welche die Zinsen der Taxe als Zulage und das Recht erhalten, über 30 fl. testamentarisch verfügen zu können; nach ihrem Tode fällt das Capital an den Staat. Im Jahre 1853 hat die Totalsumme der Taxen 2,191,500 fl. betragen! Der Kaiser wendet sie den Militärbildungsanstalten zu; aber das Beste der Armee wird nicht dadurch gefördert, denn die Vortheile der Capitulation sind zu gering, um Leute, die sich sonst fortzuhelfen wissen, zu längerem Dienen zu bewegen, und welche Stimmung erregt diese Bevorzugung der Reichen bei der ärmern Bevölkerung im Lande! „III. Die Offiziersheirathen.“ Der Verfasser erklärt sich dagegen. Soll aber der ganze Offiziersstand zum Eölibat verurtheilt werden, das in seinem Gefolge gar böse Erscheinungen hat? Eine Discussion über den oft besprochenen Gegenstand würde hier zu weit führen, gegen leichtsinnige Heirathen sind wir auch und finden die Caution im österreichischen Heere daher viel zu gering. In Preußen muß der Lieutenant 600 fl. nachweisen, außer seinem Gehalt nachweisen, in Oesterreich die Heirathsbewilligung vom Oberstleutnant des Regimentsinhaber ertheilen; doch der Offiziersstand eines jeden Truppentheils. „IV. Die Pensionirung der Offiziere.“ In Geschichte wol jeder Armee, bis 1855. 25.

den länger gedienten Kriegern ein besseres Loos bereitet hat. Daß es für Subalternoffiziere, wenn sie das Unglück trifft, invalid zu werden, noch immer nicht ausreicht, ist traurig; der lange Frieden, in welchem diese Fälle seltener eintreten, hat das mit der Zeit übersehen und vergessen lassen; aber die Mittel, ihm abzuhefen? Welche Mißbräuche mit der Pensionirung, wo sie nicht an documentirte Invaldität geknüpft ist, getrieben werden, deckt der Verfasser schonungslos auf, sie hängen zum Theil mit dem Avancement zusammen. Auch „V. Die Conduitelisten“ geben Gelegenheit zu scharfer Kritik. Es ist schon viel und in allen militärischen Blättern darüber gesprochen, wie dies notwendige Uebel, um nach allen Seiten gerecht zu werden, zu behandeln sei. Das Problem ist noch nicht gelöst und muß der Zukunft vorbehalten bleiben. „VI. Die Inhaberdrücke“, ein wichtiges Capitel. Der Regimentsinhaber im Oesterreich besitzt das jus gladii et aggratiandi, das Recht zum Vorschlage bei Beförderungen der Stabsoffiziere in seinem Regimente, die Befugniß, die Offiziere desselben, bis einschließlich des Hauptmanns, zu befördern (nicht mehr!), und noch andere, minder wichtige. Am schwersten wiegt das erstere. Wir empfehlen zu lesen, was der Verfasser darüber sagt, besonders, wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Herren im höchsten Alter stehen und Viele ihr Regiment nie mit Augen erblickt, folglich auch die Offiziere nicht einmal kennen! Das ist nicht die sonderbarsten Verwickelungen mit den Obersten, welche die Regimenter commandiren, entstehen, ist erklärlich. Der Verfasser kommt dabei auf das Avancement und beleuchtet die bekannte Zustände vor 1848 mit greller Fede! Die Behandlung und Heranziehung der Offizierskandidaten der Truppentheile (Cadetten) wird besprochen, worüber es in andern Armeen viel sagen ließe. Wenn der Verfasser nicht einschlägt, sind gewöhnlich die Offizierskandidaten schuld. „VII. Quittirung der Offizierschance.“ Jeder Offizier kann im Frieden unbedingt seine Entlassung nachsuchen, welche ihm gegen einen Revers, daß er allen Dienstleistungen und seinen Militärcharakter beibehalten will, mit Vorbehalt, wenn er genug Vermögen besitzt, um Landwehr zu leisten. Der Verfasser weist das Juxtafieri der Offizierschance jedes noch so große Vermögen durchgängig an. Er macht aber auch noch darauf aufmerksam, daß nur Derjenige seine Chance quittirt, der die Entlassung zu gewärtigen hat, und sich dem Regimentsauditor freudig stellt, und sich dem zuleitenden gerichtlichen Verfahren unterwirft. Die Entlassung verabschiedeter Offiziere, welche beschränkt ist, gibt dem Verfasser Gelegenheit zu Betrachtungen, bei denen seine Memoiren in ähnlicher Weise allein von dem Verfasser für die von ihm behaupteten Thatsachen. Diese Verurtheilung der Offizierschance ist für die Armee ein Verlust. „XI. Die Pensionirung der Offiziere.“ Der Verfasser bespricht die Pensionirung der Offiziere, welche beschränkt ist, gibt dem Verfasser Gelegenheit zu Betrachtungen, bei denen seine Memoiren in ähnlicher Weise allein von dem Verfasser für die von ihm behaupteten Thatsachen. Diese Verurtheilung der Offizierschance ist für die Armee ein Verlust.

hausen's französischen Ursprungs seien und daß der deutsche Geist zu solchen Erfindungen viel zu ernst sei, noch ein mal zurückkommen. Daß in der altfranzösischen Münchhausen, der „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité“, einzelne Erzählungen dem Inhalte nach dieselben sind wie in der deutschen, beweist noch nichts gegen die Originalität der letztern im Ganzen; denn, wie schon früher bemerkt, Lügner und Aufschneider wie der bekannte hannoversche Baron Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen, die nicht zu literarischen Zwecken aufschneiden, benutzten gelegentlich auch alte Erfindungen, wo sie dieselben auch finden. Es ist möglich, aber es ist durchaus nicht notwendig, daß Baron Münchhausen die „Nouvelle fabrique“ gekannt hat. Es gibt Jägeranekdoten, die jeder Jäger erzählt und die vielleicht selbst europäisches Gemeingut sind\*), wer wollte aber ihren Ursprung aufsuchen? Fast bei jedem Regiments findet sich irgend ein Aufschneider und Possenreißer, der seine Kameraden mit Geschichten und Abenteuern ergötzt, von denen er vielleicht nur die Hälfte selbst erfunden hat. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß bei gewissen französischen Truppschheiten in Algier solche Spasmacher, ohne Zweifel doch Deutsche oder Elsässer, immer die „Loustic“ genannt zu werden pflegen; die französischen Soldaten halten uns also durchaus nicht für so grämlich wie die französischen Kritiker. Baron Münchhausen liebte es, seine als russischer Cavalerieoffizier in den türkischen Feldzügen 1737—39 erlebten Abenteuer phantastisch auszumalen und immer wieder und wieder zu erzählen. Seine Aufschneiderereien hatten also einen ebenso wollocalen als zeitlichen Hintergrund, und er wird schon deshalb nicht viel ältere landläufige Anekdoten haben brauchen können, wie denn auch der französische Kritiker in der angeführten Notiz nur von „mehrern“ Anekdoten spricht, die in der „Nouvelle fabrique“ und in „Münchhausen“ dieselben seien. Ohne den Stempel der Originalität zu haben, würden die von dem Deutschen B. A. Raspe zuerst in englischer Sprache zusammengefaßten und veröffentlichten Abenteuer Münchhausen's nicht ihren Weltruf erlangt haben, Münchhausen würde nicht unter allen Völkern als der „Ergenvater“, als der Typus aller Aufschneider gelten. Die Bemerkung der „Edinburgh review“ (Jahrgang 1827, Bd. 46), daß „four-fifths of all the popular mythology, humour and romance, to be found in Europe in the sixteenth and seventeenth century“ aus Deutschland stamme, spricht gänzlich gegen die Behauptung des Raspe, daß der Deutsche zu erst sei, um Späße zu erfinden. Der ältere wie der spätere Goethe'sche „Reineke der Fuchs“ erlebte mehrere englische Uebersetzungen\*\*), und irren wir nicht, so ist auch die so ganz deutsche „Johanne“ in Rußland vor einigen Jahren englisch erschienen. Der „Tyll Culenspiegel“ ging in alle europäischen Sprachen über, ja die Franzosen haben danach ein eigenes Wort „espéglolies“ zur Bezeichnung von Culenspiegelkreichen gebildet, und selbst das Wort „es-lombourg“ dürfte sich am natürlichsten auf die Späße des österrichischen Culenspiegel, des Pfarrers Wigand von Lieben, genannt der „Pfaffe vom Rahlensberge“, zurückführen lassen.

\*) Wir wissen aus Barnum's Memoiren, daß sogar die Trappisten in den Unwüsten Nordamerikas sich an solchen Aufschneiderereien ergötzen.

\*\*) Auf die früheste im Jahre 1491 unter dem Titel „The history of the Reynart the Fox, by me William Cantor“ herausgekommene Uebersetzung brauchen wir uns deshalb nicht, weil dieser englische „Reynart“ laut der Titelangabe aus dem Niederländischen übersezt ist und wir uns hier auf eine Uebersetzung der Ursprünge dieser Fabelgeschichte und ihre vielfachen Verschlingungen nicht einlassen können. Die alte englische Uebersetzung des „Reynart“ („Shippe of fowles“) ist nicht nach dem heutigen Original, sondern nach dessen lateinischer Uebersetzung geschickelt.

## Caspar Weinreich's Danziger Chronik.

Bei Stargardt in Berlin erschien soeben: „Caspar Weinreich's Danziger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte Danzig, der Lande Preußen und Posen, des Hansebundes und der umliegenden Reiche. Herausgegeben und erläutert von Theodor Dieck und F. A. Hoffberg. Mit Abbildungen.“ Die Wichtigkeit dieser Chronik ist nach dreihundertjähriger Vergessenheit durch Zufall zutage getreten. Die Geschichte Danzigs vom Frieden zu Thorn (1466) bis 1520 konnte man bis jetzt im Wesentlichen als eine tabula rasa betrachten. Aber gerade die 50 Jahre sind von der größten Bedeutung gewesen, in ihnen hat Danzig als Hansestadt eine sehr gewichtige Rolle gespielt, z. B. durch seine Theilnahme an den englischen Rosenkriegen, welche auch die Erwerbung des danziger Bistums vom Königen Bericht zur Folge hatte. Auch fällt gerade in diese Zeit das regste Interesse Danzigs für Kunstbauten. Von diesem interessanten Werke, das auch von einem Kupferstich über die Stadt- und Hofmarken begleitet und dessen Preis 4 Thlr. ist, sind nur 300 Exemplare, darunter 200 auf Pergament, abgezogen worden.

## Bibliographie.

Barthel, K., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 4te fast vermehrte und verbesserte Auflage. Ausgabe letzter Hand des Verfassers. 1ste Lieferung. Braunschweig, Leibrod. Gr. 8. 10 Rgr.

Brindman, J., Aus dem Volk für das Volk. Platt deutsche Stadt- und Dorfgeschichten. 1tes Heft: „Kasper Dym um id“. Göttingen, Dytz u. Comp. Gr. 16. 6 Rgr. Claassen, J., Friedrich Jacob, Director des Catharinen in Alsted in seinem Leben und Wirken dargestellt. Nach Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildnis in Kupferstich. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Senft, W., Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 2 Rgr. Griepenkerl, K., Dramatische Werke. 3ter Band. — A. u. d. L.: Ideal und Welt. Schauspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 25 Rgr.

Dogt, E., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Schrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. Jetzt einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Hesse. Gr. 9. 20 Rgr.

## Lageeliteratur.

Reichel, C. D. F., Ueber den Cultus der lutherischen Kirche, insbesondere über das Princip der Ordnung des Hauptdienstes derselben. Ein Vortrag in der zweiten Pastoralen Versammlung lutherischer Confession zu Stade am 30. August 1854. Stade, Schaumburg. 1854. Gr. 8. 4 Rgr.

Jaspis, A. G., Mein Abschiedswort an die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Elberfeld. Abschieds-Predigt, gehalten am 1. Sonntag nach Oftern 1855. Nach einer Ermahnung und Weisung auf Predigten während seiner hiesigen Amtsführung. Elberfeld, Hessel. Gr. 8. 3 Rgr.

— Hier Worte für Eure Zukunft! Confessionen über Phil. 2, 12—16. am 11. März 1855 gehalten und in zwei Heften, allen Confitmanden gewidmet. Göttingen, Gr. 8. 2 Rgr.

Krabbe, C. F., Nekrolog des Pfarrers und Direktors Theodor Währen zu Langenhorn. Wismar, Langenhorn. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Zur Erinnerung an die Feier der Grundsteinlegung des Wissenschafts Hauses zu Leipzig am 14. Mai 1855. Leipzig, Verlag u. Franke. Gr. 8. 2 Rgr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2½ Ngr.)

## CONVERSATIONS-LEXIKON.

Verlag von **F. A. BROCKHAUS** in Leipzig.

Die sechste Auflage dieses berühmten Werks ist vollendet. Die Verlagshandlung veranstaltet davon jetzt eine

**neue Ausgabe in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.,**

Monatlich drei Viertelbände (am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai an). Vollendung bis Ende 1856. Der erste Vorband nebst ausführlichem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Das Werk ist auch folgendermaßen zu beziehen: **vollständig auf einmal** (20 Thlr.), **in 15 Bänden** (zu 1 Thlr. 10 Ngr.), **in 120 Lieferungen** (zu 5 Ngr.), und zwar in allen beliebigen Terminen.

Gleichzeitig und in denselben Terminen erscheint von dem

### Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon

**eine dritte Ausgabe in 60 Lieferungen zu 12 Ngr.**

(500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst über 100 Bogen Text.) Erste Lieferung nebst Prospect in allen Buchhandlungen vorrätig.

Das ganze höchst lehrreiche und schöne Werk ist fortwährend auch **auf einmal vollständig** (24 Thlr.) oder **abtheilung** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) in beliebigen Terminen zu beziehen, jede der zehn Abtheilungen als selbständiges Werk auch einzeln.

In der C. F. Beck'schen Buchhandlung in München ist officien und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

### Die Vegetationsverhältnisse

der Jura- und Keuperformation in den Flussgebieten der Rhodan und Elz. Geschildert von Dr. A. Schnitzler und M. Frickinger. Gr. 8. Mit der geognostisch-topographischen Karte. 2 Thlr. 10 Ngr., oder 1 fl. 36 Kr. Prachtausgabe in 4. 3 Thlr. 10 Ngr., oder 6 fl.

Eine von den kompetentesten Richtern für unübertroffen viele Localflora, in welcher die durch die fortgeschrittene Wissenschaft gebotene neue Methode mit schlagendem Erfolg in 100 Quadratmeilen Landes von den besten Beratern in Ausführung gebracht ist. Die beigegebene geognostische Karte muß überdies das größte Interesse für den District haben, der vormals unbekannt war und des Unerwarteten so voll ist. Die Karte allein kostet 20 Ngr., oder 1 fl. 12 Kr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erhalten und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### DEMENTIS ALEXANDRINI DE AOTOI DOCTRINA.

Scripsit Hugo Lacomme, philosophiae doctor. Commentatio historica theologica ex decreto s. v. theologorum Lipsiensium ordinis die sacrarum institutionum A. MDCCLIV. Praemio regio ornata. 8. Geh. 20 Ngr.

### Medicinisches-chirurgisches Encyclopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von Dr. H. Prosch und Dr. H. Ploas, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufstätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwicklungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze die **gesamte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande** vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exakte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertragen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in drei Bänden oder neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Die Vollendung des Werks bis Ende 1855 kann auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche Prospekte und das bereits erschienene (erster Band bis dritten Bandes erste Lieferung. Abtheilung — Rückenmark) vorrätig.

Leipzig, im Juni 1855.

**F. A. Brockhaus.**

## Ein neuer Roman von Heinrich Koenig,

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben:

### König Jérôme's Carnaval.

**Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig.**

In drei Theilen. **Erster Theil.** 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schwachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jérôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffes liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertritt die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalsvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman, dessen zwei letzte Theile dem ersten rasch folgen werden, bildet zugleich den 2.—4. Band der „Gesammelten Schriften“ Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina“ begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzengeschichte. Die meisten übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina“. Ebenfalls die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hineinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savorer Lebens zum geschichtlichen Hintergrund. „Die Waldenser“ (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher“ Waldenser. Der Roman „William Shakespeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 2 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakespeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz“ (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

## Heinsius' Bücher-Lexikon.

**Elfter Band**, die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von **Albert Schiller**. Zwölfte Lieferung. (Schrötter — Taschenbuch.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der achte und neunte Band dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der zehnte Band, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch als für sich bestehendes Werk und werden **zusammengenommen** für 16 Thlr. erlassen. **Stämmliche zehn Bände** (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1855.

**F. A. Brockhaus.**

## Guckow's „Lenz und Söhne“.

Soeben erschien bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel in fünf Aufzügen.

8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Guckow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Es bildet zugleich die zweite Abtheilung des achten Bandes der **Dramatischen Werke** von **Karl Guckow**. Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Pufful. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Joss und Schwert. — IV. Pufful'sche. Das Bild des Zerstörten. — V. Der dreizehnte November. Ariel Acosta. — VI. Balduin. — VII. Diebstahl. Der Königsleutnant. — VIII. Dietrich. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage oder der Sohn einer Mutter.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Werner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Pufful.** Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Die Schule der Reichen.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Joss und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelenbild in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

**Ariel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

**Diebstahl.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit den Liedern von **C. G. Reißiger**. 25 Ngr.

**Der Königsleutnant.** Lustspiel in vier Aufzügen. 20 Ngr.

**Dietrich.** Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielfeier in einem Aufzuge. 25 Ngr.

**Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem ersien in Miniatur-Ausgabe:

**Ariel Acosta.** Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

**Graeser** (Charles), The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language. Adapted from the 79th edition of Professor Ahn's Elementary book. Svo. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language. With a characteristic of Ahn's method. Svo. 5 Ngr.

**Ahn** (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.

First course. Seventh edition. 1855. 10 Ngr.

Second course. Sixth edition. 1855. 12 Ngr.

Third course. 1854. 10 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second edition. Third edition. 1855. 5 Ngr.



Erscheint wöchentlich.

— Nr. 26. —

28. Juni 1855.

**Inhalt:** Alexander Puschkin. Von Rudolf Gottschall. — Hermann Kurz' „Sonnenwirth“. Von Adolf Bräunig. — Zur russischen Literatur. — Die Literatur des österreichischen Kaiserstaats. — Aus London: Richard Congreve über die Zeitgemäßheit der militärischen Dichtung; Der Roman „Morodun“; Baron Rüstling's Gesandtschaftsreisen; Neue Journale; Theater. — Das Gellertbuch. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

## Alexander Puschkin.

Alexander Puschkin's poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Erster Band: Gedichte. Zweiter Band: Eugen Onegin, Roman in Versen. Berlin, Decker. 1854. 16. 3 Thlr. \*)

Seit die Romantiker in Deutschland das Studium der neuen fremden Literaturen geweckt, seit Goethe die Weltliteratur, die geistige Verbrüderung der Nationen angeregt, hat sich unser literarischer Horizont nach allen Seiten hin beträchtlich erweitert, und jede bedeutende Dichterphysiognomie des Auslands wird auf die currenten poetischen Münzen unserer Sprache geprägt. Durch diese Aneignungen hat sich besonders Bodenstedt große Verdienste erworben, indem er den Kaukasus mit Land und Leuten zu einer Domäne der deutschen Poesie gemacht und auch die hervorragenden Dichter Rußlands bei uns einzubürgern sucht. Durch eine seltene und überraschende Formgewandtheit, der stets ein gefälliger und bezeichnender Ausdruck zugebore steht, durch eine Herrschaft über den Reim, die ihn nicht bloß melodisch ausstatten, sondern auch zur charakteristischen Bezeichnung der Stimmung und Färbung mitwirken läßt, durch die eigene phantasievolle Lebendigkeit ist Bodenstedt vor Allen zu einer poetischen Uebersetzung oder Umdichtung berufen, welche dem Geiste der eigenen und der fremden Sprache gerecht wird und treu, ohne servil zu sein, zwanglos, ohne in Lizenzen auszuweichen, ein fremdes Dichterbild und ohne Verrückung seiner geistigen Dimensionen in meisterhafter Verdeutschung nahebringt.

Alexander Puschkin gilt für Rußlands größten und volksthümlichsten Dichter. Er hat ein entschiedenes na-

tional-russisches Colorit und patriotische Begeisterung. Darauf beschränkt sich indeß seine Originalität. Im Uebrigen ist er ein schlagender Beweis dafür, daß keine Grenzsperr im Stande ist, das geistige Fluidum abzuhalten, das einer bestimmten Zeit angehört, und daß das specifisch volksthümliche Element bei Dichtern, welche eine bestimmte Stufe der Cultur repräsentiren, nicht gerade hoch angeschlagen werden kann. Will man aber Puschkin durchaus als den Vertreter des national-russischen Geistes hinstellen, so wird man leicht zur Ueberzeugung kommen, daß sich Bruno Bauer und die charlottenburger Ideologen irren, wenn sie diesen Geist als einen urkräftigen und zukunftsreichen dem germanischen gegenüberstellen. Gerade aus Puschkin's Haupterschöpfungen weht uns eine Blasirtheit der Hypercultur entgegen, die ganz der ersten Phase des modernen Geistes und seiner Zerissenheit angehört, und nur die große Grazie und Bedeutung des dichterischen Talents selbst kann uns einen Augenblick hierüber täuschen. Puschkin's Dichtungen gehören der Weltliteratur an, und darf man nach ihnen die nationale und poetische Produktionskraft des russischen Geistes beurtheilen, so sieht man, daß diese Nation sich bis jetzt keine selbständige Cultur geschaffen, daß die Höhen ihrer Bildung nach fernen Landen hinübersehen und daß ihre Originalität in den eigentlichen Volksschichten bisher mit der Cultur und Poesie nur wenig in Berührung kommt. In Puschkin's Dichtungen vibriert keine zukunftsreiche, nationale Ader; es finden sich in ihnen keine geistigen Gesichtspunkte, welche eine Erneuerung und Erfrischung des geistigen Lebens in Europa in Aussicht stellen; es fehlt ihm alle objective Harmonie und gestaltende Kraft, die nimmer einer jungen naiven Nation fehlt. Rußland ist oft eine Schöpfung Peter's des Großen genannt worden, eine Schöpfung, zu der das Ausland die regulirenden Elemente hergeben mußte. Der russische Staat wird durch die mächtige monarchische Einheit, deren centrale Kraft noch durch das nationale Hohenpriestertum des Zaren erhöht wird, zusammengehalten; aber er besteht aus einem Conglome-

\*) Seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, ist auch der dritte Band der von Bodenstedt übersetzten Puschkin'schen Werke erschienen, der das historische Drama „Boris Godunoff“, die dramatische Phantasie „Der schwarze Gefäß“ (aus des Dichters Nachlaß), das dramatische Fragment „Kozart und Salieri“, das Märchen-Drama „Die Schwanen“, endlich „Biographische Notizen“, ein Schreiben Schumann's über die letzten Augenblicke Puschkin's, eine Abhandlung: „Puschkin's Stellung in der russischen Literatur“ und als Nachtrag aus des Dichters Nachlaß „Die ägyptischen Nächte“ enthält. D. Red.

rat von Nationalitäten, Finnen und Liven, Tataren und Samojeden, Polen und Deutschen. Die Macht des Absolutismus, der aus diesen Volksstämmen den russischen Staat bildet, hat an und für sich nichts Nationales; sie ist allgemein europäisch und modern. Und so ist auch die Bildung der höhern Volksclassen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Dichter dem Bessiele des großen Jaren folgen und im Auslande das poetische Zimmerhandwerk erlernen.

Puschkin hat eine ausgesprochene Verwandtschaft mit Lord Byron, die sich aufdrängt, auch wenn man nicht nach Vergleichen sucht. Die schwunghafte Naturpoesie, das glänzende landschaftliche Colorit, das Drapierende und Malerische in der Charakteristik, der Mangel an aller Objectivität, der bis zur Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen Faden der Handlung geht, an den sich die Perlen der Reflexionen reihen, sind in Puschkin's poetischen Erzählungen nicht zu verkennen und beiden Dichtern gemeinsam. Noch mehr tritt diese Verwandtschaft in „Eugen Onegin“ hervor, der im nonchalanten und frivolsten Ton, in dieser humoristisch-abspringenden Art und Weise, welche allen Ideenassociationen ohne Bedenken folgt und nur einzelnen Episoden lyrisches Relief und feste poetische Bildung übrigläßt, augenscheinlich an Byron's „Don Juan“ erinnert. Nur ist Puschkin im Ganzen einfacher und klarer als Byron und trifft den reinen Ton der Empfindung besser, erreicht aber weder die geistige Tiefe des Dritten, noch seinen hinweisenden dithyrambischen Schwung. Vom Faust liegt nichts in Puschkin und in den Russen; eher vom Don Juan. Eugen Onegin ist ein winterlicher Don Juan im Bobelpel. Die Scenerie ist bei Puschkin immer russisch — Rußland bietet vom Weissen bis zum Schwarzen Meere eine Fülle landschaftlicher Decorationen, hat den Norden und Süden zugleich, sodaß ein Dichter nie in die Verlegenheit kommt, für seine Darstellungen einen ausländischen Boden zu suchen. Auch geben die vielen Völkerschaften und ihre Eigenthümlichkeiten dem dichterischen Sinn und der Sittenschilderung einen weiten Spielraum. Doch diese Elemente, die von Puschkin mit Glück benutzt sind und denen er seine Volksthümlichkeit verdankt, berühren nur die Oberfläche des nationalen Lebens. Fragen wir nach dem geistigen Kern, nach den innern mächtigen Hebeln nationaler Bedeutung, nach den frischen Trieben der Volkskraft, so bleibt die Antwort aus. Das Volk antwortet vielleicht mit der Begeisterung für seinen Glauben, für die griechische Kirche, für ihren Vertreter, den Jaren; aber Puschkin ist ein skeptischer Dichter aus der Byron'schen Schule, dem diese Antwort trivial und unpoeitisch erscheinen dürfte.

Am volkstümlichsten unter den vorliegenden Dichtungen Puschkin's erscheinen wol die „Balladen“ und „Märchen“, z. B. „Dobry und seine Söhne“, „Der Ereuneten“, „Der Husar“, in welchem ein martialisch-frischer Soldatenhumor sich den Schwärzhaft streift und das Gefpenstliche durch den naiven Ton der Darstellung einen frischen Reiz gewinnt. Die Märchen, besonders

das Märchen vom „Jar Saltan“, sind allerliebste Erzählungen; selbst die häufigen Wiederholungen ermüden nicht, sondern geben dem Ganzen einen traulichen Anstrich; es ist gleichsam der perlende Schaum volkstümlicher Geschwätzigkeit, der diese Blasen wies. Wenn irgendwo, so ist hier das Verdienst des Uebersetzers hoch anzuschlagen; denn bei diesen dicht aufeinanderklappenden Reimen den Ton der Natürlichkeit und Einfachheit festzuhalten, jenen unsagbaren Zauber der heitersten Naivetät in der Färbung des Ganzen wiederzugeben, das ist ebenso schwer, wie Bodensiedt in einer Weise gelungen, die sich dem Gedächtniß unwillkürlich einprägt.

Die kleinern lyrischen Blüten, die uns der Uebersetzer mittheilt, haben meistens aromatischen Duft. Was uns aus ihnen am deutlichsten entgegentritt, ist die hohe Begeisterung des Dichters für seinen Dichterberuf. So schön sich dieselbe in „Der Dichter“ ausspricht, so berührt sie im „Denkmal“ dagegen mit dem erhabenen Scheitel des Horaz die Sestirne.

Monumentum exegi aere perennius —

Klagt uns gleich aus den ersten Sälen des Gedichts entgegen.

Rein, ganz vergeh' ich nicht; mag auch zu Staube werden,  
Was der Verwufung Raub, der Leib, den man begräbt —  
Im Liebe lebt mein Geist, solange noch auf Erden  
Auch nur ein einsger Dichter lebt.

Durch alles Rußland trägt meinen Ruhm die Muse,  
Wo einst mich jeder Stamm in seiner Zunge nennt,  
Der stolze Slave mich, der Finne, der Lungefe,  
Wie der Kalmük der Steppe kennt.

So haben weder Schiller noch Goethe gesungen, wol aber Schlegel und Platen. Gleich so für sein eigene Begeisterung zu begeistern, die Herrlichkeit der eigenen Muse zu feiern, ist weniger die Sache des neuen Genies als die des sich selbst bewundernden Talents. Einzelne Klänge athmen melancholischen Zauber. Episch russisch klingt das Epigramm „Gold und Stahl“:

Rein ist Alles, sprach das Gold;  
Rein ist Alles, sprach der Stahl.  
Alles kauf' ich, sprach das Gold;  
Alles nehm' ich, sprach der Stahl.

An diesen politischen Wahlspruch reiht sich das Gedicht „Den Verleumdern Rußlands“, das sich in patriotischer Begeisterung gegen die Volksredner wendet, welche die Sache der Polen verteidigen, und sie als unehrlich zurückweist:

Es ist ein alter Streit im slawischen Geschlechte,  
Und eines Fremden Blick entscheidet hier das Recht.

Nach einem Hinweis auf Moskaus Brand und die Befreiung Europas aus Napoleon's Ketten, welche Puschkin ganz für die Russen in Anspruch nimmt, obgleich ihnen doch bloß die Initiative zukommt, schließt das Gedicht mit einer Herausforderung, die heutzutage besonders bedeutsam klingt, seit dieser poetische Festbandhandschuh von einem großen Theile Europas aufgenommen ward:

In Worten seid ihr stark — versucht es in der That,  
Denkt ihr, von Semail der alte Feldschat

Vermag auf's neue nicht sein Boponnet zu schwingen?  
Dankt ihr, des Jaren Wort wird ungehört verflingen?  
Ist's neu für uns, mit Europa zu kriegen,  
Hat der Russe verlernt zu kämpfen und siegen?

Sind uns'rer wenig? Ober von Perm bis Kaukas-Band,  
Von Finnlands kalten Felsen bis zum heißen Aprosstrand,  
Von wo der Kremlin golden blinkt,  
Bis wo sich Chinas Mauer schlingt,  
Erhebt sich Rußland nicht alsbald  
Wie ein Stahl- und Eisenwald?  
D'rum, eitle Schwäger, lärmt nicht mehr!  
Schickt eure Söhne zu uns her,  
Sie finden Platz im Russenland  
Bei Gräbern, ihnen wohlbekannt!

Die größern poetischen Erzählungen, von denen „Der Springquell von Nachtschisarai“ am meisten durch ein anmuthiges Colorit anzieht, sind vortrefflich in Bezug auf lebendige dichterische Schilderung; aber wo es einer innern Motivirung gilt und den Einschlag dramatischer Fäden, wo das naive, ursprüngliche und vollkommen begründete Interesse am Fortgang der Handlung, das in den nachgedichteten russischen Märchen so treulich gewahrt ist, sein Recht verlangt, da empfinden wir fene bedeutlichen Lücken der Darstellung, die uns auch in den byronischen Dichtungen in so mißlicher Weise bemerkbar werden. Die Charaktere sind alle mit dem gleichen Gold- und Silberschaum bekleidet, wie die Rüsse und Äpfel am Christbaum. Die Frauen sind lyrische Schönheiten, duftige Zauberblüten, aber kaum anders als durch ihren Teint unterschieden; die Männer sind alle Abenteuerer, entweder feurig wild oder kokett-blasiert. Dies gilt nun freilich nicht von dem ehrlichen Tatarenthan Ota im „Springquell von Nachtschisarai“; denn dieser grimme Khan, der auch am Schluß von Fieber und Selbstmord angewandelt wird, verhält sich im Ganzen mehr passiv. Der nur malerisch gehaltene Contrast zwischen der Kaukasierin Savema und der Polin Maria, zwischen mohammedanischer Blut und christlicher Innigkeit, hat offenbar den Dichter zu dieser Erzählung begeistert und ist auch das Reizende und Ansprechende darin. Wir haben zwei herrlich colorirte Porträts, dahinter den Duft einer lieblichen Landschaft. Die Schilderung, nicht die Erzählung ist dem Dichter die Hauptsache; das Lyrische überwiegt das Epische. Die Geschichte selbst verläuft sich nach kurzem Anlauf im Geheimnißvollen, das auch der Bequemlichkeit des ungern durch die Pflicht der Erzählung gebundenen Dichters entspricht. Am Schluß erscheint er selbst auf der Bühne der Handlung; sein eigenes Empfinden tritt ganz in den Vordergrund und läßt das Gedicht nur als ein aufgefundenes lyrisch verwerthetes Reisebild erscheinen. Die Fäße der „Krim“, in der die Dichtung ausklingt, läßt jetzt von besonderm Interesse sein:

O Schönheitreiches Wunderland,  
Wo Alles lebt und glüht und schwülst,  
Des Segens und der Freude Bild.  
Das Wellgeräusch am kühlen Strand,  
Die Hügelreih'n, die dunkeln Wälder,  
Der Strom, die reichen Saatfelder,

Die Reben, wie Sapphire prächtig  
Die Abäler schmelzend in der Munde —  
Das Alles lockt den Wand'rer mächtig,  
Wenn er in stiller Morgensunde  
Den steilen hohen Bergpfad reitet,  
Und unten, wo das Meer sich breitet,  
Die Wässer glänzend grün sich bäumen  
Und mit gewalt'gem Wellenschlag  
Den nackten Felsenfuß umschäumen  
Des Vorgebirges Aju-Dagh.

„Voltawa“, in drei Gefängen, hat eine vorwiegend nationale Färbung, die ins Unheimliche und Düstere übergeht. Die unbegreifliche Liebe der jungen Maria zum greisen Maseppa, die Grausamkeit und der Rebelentrop dieses Häuptlings, welcher den Vater seiner Geliebten hinter ihrem Rücken hinrichten läßt, weisen auf eine Rohheit culturfremder Verhältnisse hin, die allerdings etwas Ursprüngliches hat. Doch wenn auch die Tragik eines gewaltsam zerrissenen Familienlebens, die Collision zwischen der Liebe zum Vater und zum Geliebten in einfach ergreifender Weise bis zum dämonischen Ausgang durchgeführt ist, so fehlt doch dem historischen Element der Dichtung, bei aller Breite der Ausführung, die Größe der Auffassung und die epische Durcharbeitung. Die Schilderung der Schlacht von Voltawa ist geschichtlich treu, aber poetisch matt, und von Karl XII., einer so interessanten Gestalt, erhalten wir nur eine unbestimmtes Bild ohne alles in die Augen springende Gepräge, ohne die drastische Kraft bedeutsamer Züge, ohne jede poetische Magie. Hier wird uns die Grenze des Puschkinschen Talents am klarsten. „Graf Nulin“ führt uns in das moderne fashionable Rußland hinüber, dessen großes Epos „Eugen Onegin“ ist. Die Pointe der kleinen Dichtung ist entschieden frivol, der Erzählungsston aber von echt französischer Grazie.

Von „Eugen Onegin“, der den ganzen zweiten Band einnimmt, sagt der Uebersetzer in der Vorrede, daß er für Rußland von ähnlicher Bedeutung sei wie Goethe's „Faust“ für Deutschland. Er nennt ihn „einen Roman in Versen, in welchem ganz Rußland sich wieder spiegelt“, und stellt ihn „den besten poetischen Schöpfungen aller Völker und Zeiten“ zur Seite.

Ein modernes Epos, das in unserer Culturepoche spielt und dabei nicht große Nationalkämpfe besingt, sondern die Geschichte einer persönlichen Bildung und die Conflict der Empfindung, kann nichts Anderes sein als eine poetische Erzählung, ein Roman in Versen. Wir sind weit davon entfernt, die rhythmische Form dabei für etwas Gleichgültiges zu halten, denn ihr Zauber hebt jedes Werk in eine höhere künstlerische Sphäre. Wer ist nun der Held unsers Romans? Hören wir den Dichter selbst:

Wie fröhe schon in der Verführung  
Trugvoller Kunst war er geübt,  
Bald voll Verzweiflung, bald voll Rührung,  
Hinwelkend, schwachend, froh, betrübt,  
Gleichgültig, eifersüchtig, süßsam,  
Stolz, übermüthig und genüßsam!  
Bald saß er stumm in trübem Muth,  
Dah bald beredt, voll Schwung und Mut,

Darstellung und lebendige Schilderung an. Von letzterer Gattung hier eine Probe:

Der Versucher.

In meinem Besse  
Wie bin ich so froh!  
Doch Alles versichert,  
Mein Korn und mein Stroh.

Und Engel und Regen,  
Das macht mir kein Leid,  
So bin ich beruhigt  
In jeglicher Zeit.

Nun führ' ich ein Weibchen  
In Alles hinein  
Und spreche: Mein Liebchen!  
Dies Alles ist dein.

ist Alles versichert  
Und küßt mich in Ruh',  
Mein Haus, meine Felder,  
Mein Weibchen dazu.

Mein Haus in der Kasse,  
Meine Felder darin;  
Mein liebliches Weibchen  
Im treuesten Sinn.

Die Productionen des Dichters von Nr. 2 zeichnen sich, was die bessern Gedichte anlangt, neben der im Allgemeinen schon hervorgehobenen Einfachheit und Natürlichkeit zugleich durch Wärme des Gefühls und durch die Reflexe einer sinnigen Naturauffassung aus. Wo der Dichter sittliche, religiöse und staatsbürgerliche Ideen behandelt, stoßen wir auf gesunde Anschauungen. Auch einige Balladen finden sich in der Sammlung mit vor, darunter eine, welche den eigenthümlichen norddeutschen Volksglauben behandelt, daß mit jeder Sternschnuppe die Tugend eines Mädchens falle. Die Sammlung ist ziemlich reichhaltig, und man könnte das Epigramm des Dichters auf Rückert:

„Rückert, läßt du mir nichts zu erobern?“ hat Alexander. —  
Rückert, läßt du mir nichts, daß ich besingen es kann?

auf ihn selbst anwenden. Indes hat der Dichter im Hinblick auf eine strengere Sichtung des Materials und Ausschöpfung des weniger Werthvollen bereits Fürsorge getroffen. Die oben unter Nr. 3 bezeichnete Ausgabe enthält nämlich eine Auswahl aus den Gedichten von Nr. 2 ohne neue Zusätze — mit Ausnahme eines einzigen Gedichts — und ohne materielle Veränderung. Wenn sie aber auf der einen Seite den Vortheil gewährt, daß sie die bessern Gedichte des Verfassers in engerem Raum zusammengebrängt darbietet, so stößt sie auf der andern durch das „Rechtschreibungs-System“ ab, welches der „Verfasser“ bei dieser Ausgabe in Anwendung gebracht hat. Er bemerkt, indem er das Abstoßende, was in der Sache liegt, nicht verkennt, daß man Dem, was man einmal durch jahrelange Förschung und Prüfung für unumstößlich wahr und richtig erkannt habe, auch allgemeine Anerkennung und Geltung zu verschaffen wenigstens versuchen müsse. Wir geben eine Probe dieses Systems in dem nachfolgenden Gedichte:

Ellebeuweide.

Uebt Wollun jetzt, ir Hände,  
Ir seid nun segensreich;  
Tut ja nichts, was euch schändet; —  
Ein Engel herzte euch.

Sei, meine Eltern, ein Spiegel,  
Mir deß, was gut und groß;  
Dich dargen Engelstgöt;  
In höchster Unschuld Schos.

Abwendet dich, ir Augen,  
Von Allem, was nicht rein,  
Selt ir durch Engelsaugen  
Zum Himmel schaut hinein.

Verstehet euch, ihr Lippen,  
Für jedes Wort son Zwiß;  
Ein Engel hat mit Lippen  
Des Himmels euch geküßt.

Du Herz, werd' rein son Mängeln,  
Ein Herz, das gern vergibt,  
Ein Mönch Gottes Engeln:  
Du läßt und wirst geküßt.

Es ist hier nicht der Ort, mit dem Verfasser über sein System zu rechten; soviel ist aber gewiß, daß er wenig Rücksicht zu seinen Gedichten zeigt, indem er sie in dieser Ausgabe in Märtyrern desselben macht.

Dieselben Vorzüge, deren wir bei Clemen und Nolte gedacht haben, finden sich bei Reinhold wieder. Wir begegnen in seinen Dichtungen manchen anmuthigen und lieblichen Bildern, die durch schöne Durchführung des Gedankens, sowie durch Wohlklang und Leichtigkeit der Verse erfreuen. Nur dem und wann ist in letzterer Beziehung die Verletzung des Jambus hinter das Object, da wo es vor ihm stehen sollte, stehend; ein Formmangel, der sich zwar bei den beliebtesten Dichtern, namentlich häufig bei Ribotus. Lenau findet, der doch in keinem Falle nachahmungswürdig ist. Auch steht es nicht an Sonderbarkeiten, wie die doppelten Verneinungen:

Nun läßt der Fräuling durch das Land  
Und Niemand hat kein Sorgen u.

Der Regen hat kein Sorgen nicht,  
Nichts kümmert nicht die Rose u.

Die zu stark pointirte Personification von Gegenständen der Natur in den Gedichten „Gesang der Sterne“ und „Die Nacht“ läßt kalt, weil sie mit unsern naturgemäßen Vorstellungen von jenen Gegenständen in zu offenbarem Widerspruch steht. Wir lassen uns eine solche Personification als höchstens schnell aufsteigendes und wieder vorbeiziehendes Bild gefallen, aber die Nacht als Jungfrau und die Sterne als Götter zu Subjecten eines ganzen Gedichts zu machen, heißt der Natur der Dinge zu große Gewalt anthun, was sich auch der Dichter nicht erlauben darf. Hier von des Dichters Weise nur eine kleine Probe:

Enttäuschung.

Zurück, zurück, zu dir, o süße Knecht,  
Die ich in holdem Uebermuth verlieb.  
O sieh', der Stolz kommt vom Hütterschmause,  
Wovon man eben ihn mit Füßen stieß.  
Als Bettler klopft' ich nun am eignen Thüre, —  
Ich bettel' um das verlor'ne Paradies.  
Der Schatten meiner Jugend steht demieder  
Und sieht mich an — und schließt das Fenster wieder.

Der Dichter von Nr. 5 hat uns, viele, zu viele seiner „Spätharbstblüten“ dargeboten. Gar manches Gedicht in dieser reichhaltigen Sammlung mag als Gelegenheitsgedicht in seinem Platte gewesen sein, hätte aber bei der Entstehung des Stoffs zum Zweck der Veröffentlichung billig zurückgehalten werden sollen. Die Gedichte des Verfassers sind überhaupt zu weit ausgepönnen und durch überflüssigen Ballast so schwer, daß der Genuss an dem Guten, was sich darin findet, allzu sehr verflummert wird. Die meisten Gedichte sind meist bildreicher Natur, sie enthalten viele gesunde Gedanken und feine Wahrheiten; aber sie sind so nichtig, daß sie Phantasie und dem Gefühl so wenig Anregung, daß man einem rechten poetischen Genuße bei Lesung derselben nicht langem kann. Auch die heitern Gedichte leiden an diesem Fehler, und der Humor ist so sparsam, daß er jene Wirkung

nicht zu ersetzen vermag. Am gelungensten sind zwei längere Dichtungen in Dialecten, wovon die eine, „Die Zugenbgepfele“, die bekannte Sage von der Laube zu Armsheim behandelt, die den ackernden Gatten zu seinem in Kindesnöthen verfallenden Weibe heimzulocken bemüht ist. Die andere: „Des Bundes letzte Drei“, singt von einem Vereine von Weibern aus den Befreiungskriegen, die sich gelobt hatten, sich gegenseitig die letzte Ehre zu erweisen, und die nun bis auf drei zusammengeschmolzen waren.

In Nr. 6 begegnet uns ein für Haus und Familie durch und durch begeistertes Gemüth, nur daß die Poesie mit der Begeisterung nicht immer gleichen Schritt hält. Wir stoßen auf manchen schönen Grundgedanken, allein die Ausführung täuscht die Erwartung. So stellt sich der Dichter in dem Gedichte „Entwicklung“ die Aufgabe:

Laß mich in deine Tiefen blicken,  
Stillschwebend mächtige Natur!  
Laß in der reichen Welt der Kinder  
Mich folgen deiner heiligen Spur!  
Wein Säugling, der, im Schlafe lächelnd,  
Liegt an der treuen Mutterbrust,  
Bis zu dem Knäblein, frühlich springend  
An Vaters Seite, — welche Lust!

und wir geben uns der Hoffnung hin, ein anschauliches, lebendiges Gemälde aus der ersten Kindesperiode vor uns aufgerollt zu sehen; aber in allen folgenden Strophen wiederholt sich immer nur das Thema ganz im Allgemeinen, etwa mit einem Vergleich ausgemalt, als:

Wie auf dem See das Bild der Sonne  
In tausend Diamanten glänzt  
Und jede Welle, windbeweg't,  
Sich mit Smaragden reich bedrängt;  
So reich und reicher sind die Tage,  
Die du lebst mit den Kindern dein zc.

und auch nicht ein einziger charakterisirender Zug zur Ausführung des versprochenen Bildes wird gegeben. Einzelne solche Bilder hat der Dichter in andern Liedern dem Kindesleben fähig abgelaufen gewußt; es fehlt aber dann meistens wieder an Rundung und befriedigendem Abschluß; der Gedanke wird durch zu breite Behandlung verflacht und geschwächt. Auch manche Härten und in der That zu starke poetische Lizenzen kommen vor, z. B.: „sie rettete vom Berberbe“, statt Berberden, nur um „Erbe“ darauf reimen zu können. Zu den besten Gedichten gehören: „An die Wiege“, „Das liebste Bild“, Eingeweiht von den „Sprüchen aus dem Haus“, „Beim Tod eines Kindes“ und „Warnung“.

Etwas mehr Poesie hätten wir auch in folgendem Werkchen anzutreffen gewünscht:

7. Bilder und Klänge aus Stadtschlacht. In Volksmundart. Stadtschlacht, Remond. 1853. 16. 10 Ngr.

Das kleine Heft enthält zehn Lieder und sieben prosaische Essays, zumeist Schilderungen aus dem Volksleben und Schwänke, in rudoisistischer Mundart. Unter den prosaischen Essays befindet sich eine geschichtliche: „Die Schlacht bei Gailfeld“ und „Die Bärgeßschaft“, letztere nach der Schiller'schen „Bärgeßschaft“ bearbeitet. Es fehlt in den Schilderungen, die durchgehends Volksvergünstigungen und häusliche Feste zum Gegenstande haben, nicht an gutem Humor und recht komischen Zügen; doch sind die meisten eben nichts weiter als ganz gewöhnliche Copien des gewöhnlichen Lebens. Die Mundart ähnelt sehr der altbairischen, in welcher wir die ansprechenden „Volkssprüche“ von Friedrich Ulrich besitzen. Um den Lesern die Anschauung von dem Volksdialekte dieses thüringischen Landstriches zu geben, lassen wir eins der Lieder hier folgen:

Wie's so erbermlich geschneit hatte.

Was das für Schnee hat rausgeschleht,  
War hätt' sich das los träre,  
Da machet sich ericht d'r Winter brüt  
Un thut als wie derdäme.  
Der ganze Himmel hängt noch voll,  
Wenn das noch Alles renger soll,  
Da kömmer uns befehle.

No, für de Kömmer is ä Spas.  
Die paffern doch met Fräden,  
Wenn a de Räne fischjens,  
Da häßt si Witterreden.  
Bu sich der Schnee gesammelt hat,  
Da werd am mersthen vordagehant,  
Das is ä Nordvergnigen.

De armen Bögel dauern mäh.  
Salt off dem Quatschenbame,  
Da sögt ä Spas un wonnert sich,  
Dan is noch wie in Trame.  
Bu nur dar völe Schnee kömmt här?  
Dar hat gedacht, der Winter wär'  
Schonn über alle Berge.

Du werst dich wol met Sorgen träh,  
He, gelte Hand, werst dich dräh:  
Nun war es schmale Böffen ha,  
War werd mer inn was schenke?  
No, sei nur stille, gräm' dich noch,  
Mer wollen es gleich für dich  
Salt eng ä Adschken bedde.

Zum Schlusse berichten wir über einige neuere epische Erscheinungen.

8. Joseph, ein idyllisch-episches Gedicht in fünf Gesängen von R. Dieterici. Langensalza, Böger. 1853. 8. 12 Ngr.

9. König Harald's Totenfeier. Ein Lied am Meere von Julius von Rodenberg. Marburg, Elwert. 1853. 16. 10 Ngr.

10. Giovanni. Episch-lyrisches Gedicht von Anna Löhner. Dresden, Litz. 1853. 16. 15 Ngr.

Das idyllische Epos „Joseph“ schließt sich für den ganzen Verlauf der Fabel streng an die biblische Erzählung an, und der Dichter schildert uns die Schicksale Joseph's unter Beibehaltung der Reihenfolge der Begebenheiten und der detaillirten Entwicklung derselben ganz so, wie wir sie in der Heiligen Schrift dargestellt finden, hat aber natürlich da, wo die letztere nur die Thatfachen kurz berichtet, das zur weiteren Ausführung und zur Ausschmückung der Scene Erforderliche aus eigener Erfindung hinzugefügt und einzelne Momente, die für den poetischen Zweck weniger Interesse darbieten oder mit dem Helden seines Epos in keiner unmittelbaren Beziehung standen, wie z. B. die specielle Segenserteilung Jakob's an seine übrigen Söhne, ingleichen solche Rüge, welche dem Charakter Joseph's Eintrag zu thun geeignet waren, wie sein Verfahren gegen das ägyptische Volk (1. Mos. 47, 13—20), mit richtigem Takte weggelassen. Das Gedicht ist in fließenden Hexametern geschrieben, die Darstellung einfach und anmuthig und die Ausschmückung dem Geiste des Originalgedichts und dem Orte und der Zeit entsprechend. Nur die Gleichnisse sind mitunter nicht ganz glücklich gewählt.

Nr. 9 ist ein Nachstück von mächtigem Colorit und schönem Detail, aber für die Gesamtanschauung düster, unersichtlich und unbefriedigend. Harald fühlt seinen Tod nahen und beklagt es, daß auch er dem allgemeinen Menschenloose untergeordnet ist. So will er wenigstens absonderlich bestraft sein;

Doch weil ich all mein Werben  
Ins Höchste stets gestellt.  
So will ich auch nicht sterben  
Nach dem gemeinen Brauch der Welt.

Wo das Meer am höchsten geht,  
Wo der Sturm am höchsten weht,  
Da will ich liegen und ruhen.

Auch soll man nicht um ihn klagen, sondern seinen Tod  
bei Parfen und Leiern und bei vollen Humpen feiern. Und  
dann verordnet er weiter:

Nun hört mich: nicht vertrauen  
Soll in dem Königsaal,  
Soll in den dumpfen Mauern  
Rein blühendes Gemahl.  
Rein ist das junge Leben,  
Und ich will es nicht versenken:  
Ihr sollt sie ins Grab mir geben,  
Ihr sollt sie mit mir versenken.

Also geschieht es. Die schöne Adèle würde aber ihr Leben  
nicht in den dumpfen Mauern vertrauert und sich um „den  
Meergreis mit bleichen Locken und dürrer Hand“ nicht sehr  
gehardt haben; denn Harald hatte sie geraubt, und ihr Ge-  
liebter, Giuseppe, durchsucht die Meere, um sie wiederzufinden.  
Sein Schiff naht im Augenblicke, wo Adèle versinkt.

Da taucht aus den Wellen ein weiß Gewand,  
Und es tritt ein Held an des Bordes Rand:  
„Brandfackeln ins Schiff! — Harald ... Koel!“  
Und nieder springt er mit männlicher Seele.

Und wie über dem liebenden Paare,  
Das sich im Meere wiedergefunden,  
Das der Tod mit dem tiefenden Paare  
• Und den eifigen Händen verbunden; —  
Wie sich die Strömung bricht und schließt  
Und über ihnen zusammenfließt:  
Siehe! da fliegen die Fackeln des Brandes,  
Von den Händen des Sturms getragen,  
Wie in die Falken des Segelgewandes  
Die die feurigen Zungen schlagen.

Das Schiff geht in Flammen auf. Auch die Mannschaft,  
die sich in Boot und Rachen retten will, wird vom Meere  
verschlungen. Da beginnt es im Osten zu glühen. •

Von des Himmels Sterne klar  
Wall'n des Tages Purpurschleier;  
Auf dem gold'nen Meerallar  
Brennt die Sonne —

Und das war

König Harald's Totenfeier.

Warum Giuseppe sein Schiff in Brand stecken lassen,  
darüber enthält das Gedicht nicht eine Spur von Andeutung:  
vielleicht um Harald's Leichenbegängniß noch mehr zu verherr-  
lichen. Und was war „das Höchste“, daran der so Gesehnte  
„all sein Werben“ gestellt? Er gibt den Inhalt seines Lebens  
selbst an mit den Worten:

Des Meeres dunkle Wüste  
War mir des Segens Born,  
Und von der reichen Küste  
Holt' ich mir Wein und Korn.  
Und aus des Frühlings Sande,  
Das nie der Herbst entlaugt,  
Von Westlands blühendem Strande,  
Hab' ich mein jung Gemal geraubt.

Wir haben das Gedicht vollständig referirt, und so kann  
jeder Leser sich selbst sein Urtheil bilden.  
Bei der Lectüre der „Giovanna“ (Nr. 10) werden wir von  
einer Ueberraschung in die andere geführt; nicht durch die Ga-

bel des Gedichts, sondern durch die Darstellungsweise der Di-  
cterin. Hier seitentlang sich hinziehende, weit über die Grenz-  
linie des Reinen sich hinabstreckende Prosa, dort die frisch-  
verträglichste Poesie; hier eine verworrene, durch massenhaft  
Einschachtelungen und fehlerhafte Participleconstructionen,  
auch sonstige grammatische Unrichtigkeiten verunstaltete Sprache,  
dort glanzvoller Vortrag in gewaltigem und dabei reinem und  
wohlklingendem Rhythmus; hier eingestreute Reflexionen, die  
sich nicht über das Niveau gewöhnlicher Gemeinplätze erheben,  
dort Schilderungen von Leidenschaften und erschütterten Ge-  
müthszuständen von so tiefeingehender und ergreifender Art,  
daß man nicht weiß, ob man der Wahrheit der Darstellung  
oder der Glut des Colorits den Vorzug einräumen soll. Wir  
geben hier eine kurze Skizze des Gedichts:

Der Ghibelline Percival hat aus Eifersucht sein schwache-  
res, krankes Weib verstoßen. Fernando, ihr früherer Schut-  
ter, gewährt ihr Zuflucht, sie stirbt aber bald, durch die frühen  
Kränkungen geknickt, nachdem sie eines Knaben, Ajace, ge-  
sen, den Fernando als Sohn auferzieht. Fernando wird aus  
Hass gegen Percival Gueise und stößt Ajace gleichen Hass ge-  
gen die Ghibellinen ein. Percival hat nur noch ein Kind,  
Giovanna, unter Kampf und Waffengeheiß aufgewachsen, ein  
glühendes Gemüth, aber nicht der Liebe, nur den rauhen Le-  
benshaftigkeiten des Mannes zugänglich, eine kampflustige Amazone.  
Percival's Burg wird von den Gueisen überfallen; Ajace ist  
im Begriff, Percival niederzustößeln; da stürmt Giovanna her-  
ein und stößt Ajace den Dolch in die Seite. In demselben  
Momente flammt in Beiden die Liebe auf. Giovanna, von  
Ajace's Kriegerin der Rache des langsam genesenden Vaters  
aufgepaßt, will im Kerker sich selbst tödten, findet später auf  
etwas mythischem Wege Zugang zu Ajace, bekennet diesem, we-  
cher glaubt, daß sie als Mörderin nahe, von der Gewalt des  
Augenblicks hingerissen, ihre Liebe, sinkt dann bewußtlos zu-  
sammen und findet sich im Kerker wieder, zur Schonung ihrer  
Ehre von Ajace selbst zurückgebracht. In fernern Kampfen  
zwischen Ajace und den Ghibellinen rettet Giovanna Ajace  
das Leben und wird dabei selbst tief am Arme verwundet.  
In Ajace's Brust hatten Stolz und Liebe lange gekämpft.  
Der Stolz drängte ihn zum Hass gegen ein Weib, das ihn  
besiegt hatte, aber die Liebe war es, die ihm bei ihrem ersten  
Anblick schon den Arm gelähmt hatte. Die Liebe siegt am  
völlig, und Ajace und Giovanna sehen der höchsten Glückselig-  
keit entgegen, als die Offenbarungen Fernando's ihr geheimes  
Glück zertrümmern.

Sprachunrichtigkeiten und falsche Constructionsformen kommen  
in dieser Dichtung sehr häufig vor. Auch fehlt es nicht  
an einer Futhat von fremden Worten, mit denen die Dichterin  
kokettirt, wie Crusca (florentinische Akademie für Reinigkeit  
der Sprache); Merlaturen (Binnen); ubriacoo (der Trunkene); per  
bacco!; Dublette (ewiges Gefängniß); bel morello (ein schwarzer  
Brauner); tromba (Trompete); scudiére (Schildträger); prete  
(Priester); resta (die Gabel, um die Lunge anzufassen) u. s. w.,  
welche einer deutschen Dichtung nicht zur Zierde gereichen.  
Trotz dem Allen weiß sich die Dicterin durch den stets her-  
nenden Gang der Fabel bei treffender und kräftiger Charak-  
teristik und den übrigen oben gerühmten Vorzügen des leicht-  
testen Interesse des Lesers zu bewahren, und Schilderungen ist  
die vom Seelenzustande Fernando's, ehe er dem Geschehnisse  
ihr Schicksal offenbart, und vom Ende der Giovanna kann  
für alle jene Mängel vollen Ersatz dar.

### Oesterreichisches Militärwesen.

Aus dem Tagebuche eines österreichischen Adjutanten. Leipzig.  
G. Mayer. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel des Buchs läßt eigentlich etwas Anderes er-  
warten, als sein Inhalt bringt. Man erwartet nicht einen  
Aus dem Kriegs- und Friedensleben, besonders aus den  
militärischen Regionen, in welchen der Adjutant heimisch ist.



wo ihn seine Stellung mit hochgestellten Persönlichkeiten in Berührung bringt und manchen Blick in Verhältnisse thun läßt, die sonst wol andern Augen verschleiert bleiben. Statt dessen enthält das Buch Betrachtungen über Zustände und Eigenschaften des österreichischen Herrwessens, wie sie allerdings auch dem Adjutanten dienstlich gründlicher bekannt werden und seine Beurtheilung herausfordern. Die kaiserliche Armee nimmt wol in ihrer neuern Entwicklung das Interesse jedes Militärs im hohen Grade in Anspruch: es wird daher auch ein Werk, das ihre innern Verhältnisse, welche doch Offizieren anderer Mächte mehr oder minder fremd sind, beleuchtet, gewiß willkommen sein. Das vorliegende schildert nun die Heereseinrichtungen nicht im Allgemeinen, sondern es hat sich die Aufgabe gestellt, besonders mangelhafte Seiten derselben, wunde Stellen und Uebelstände hervorzuheben. Der Verfasser bespricht diese mit großer Freimüthigkeit, die nicht selten zur Schärfe und Bitterkeit wird. Manches hat sich übrigens schon anders geäußert, als es der Verfasser schildert, dessen warmer Eifer für die Sache anerkannt werden muß, wenn er gewiß auch Manches auf die Spitze gestellt hat.

Zwölftes Capitel sind es, welche den Inhalt der Schrift ausmachen. „I. Einiges über die Bezeichnungen der verschiedenen Truppenkörper vom geschichtlichen Standpunkte aus.“ Hier hebt der Verfasser mit großem Recht hervor, daß diese Bezeichnungen (nach dem Inhaber und seit 1769 auch nach durchlaufener Nummer) zu oft wechseln, daß auch die Verbbezirke nicht dieselben bleiben, und folglich das Gedächtniß früherer Befestungen, auf welche jeder Truppentheil stolz sein muß und die ihm zur Racheiferung dienen, den eigentlichen Erben jenes Ruhms verlorengelbt. Dazu kommt noch der häufige Wechsel der Uniformabzeichen. Der Verfasser behauptet, von zehn Offizieren sei selten einer im Stande, die Namen der Regimenter der Reihe nach heranzuhähen; er schlägt vor, denselben besser den Namen nach dem Hauptort des betreffenden Verbbezirks zu geben. „II. Die Militärdienstpflicht und die Stellvertretung.“ Hier werden die Gründe erörtert, welche die Aufhebung der Landwehr und das neue Reservesystem veranlaßt haben. Wenn der Verfasser von „ähnlichen Landwehrsystemen“ anderer Armeen spricht und dabei das preussische erwähnt, so kennt er letzteres nicht; dasselbe hat gar keine Ähnlichkeit mit dem aufgehobenen österreichischen. In neuester Zeit ist hier die „Supplirung“ abgesehafft, dagegen jedem Stellungspflichtigen gestattet, sich gegen eine Taxe von 600 fl. C.-M. vom Militärdienste loszukaufen. Das Aera nimmt diese Gelder in Bezahlung, die Truppen suchen Capitulant (Freiwillige) zu erwerben achtjähriger Dienstzeit zu gewinnen, welche die Zinsen der Taxe als Zulage und das Recht erhalten, über 30 fl. testamentarisch verfügen zu können; nach ihrem Tode fällt das Capital an den Staat. Im Jahre 1855 hat die Totalsumme der Taxen 2,191,500 fl. betragen! Der Kaiser wendet sie den Militärbildungsanstalten zu; aber das Beste der Armee wird nicht dadurch gefördert, denn die Vortheile der Capitulation sind zu gering, um Leute, die sich sonst fortzuhelfen wissen, zu längerem Dienen zu bewegen, und welche Stimmung erregt diese Bevorzugung der Reichen bei der ärmern Bevölkerung im Lande! „III. Die Offiziersheirathen.“ Der Verfasser erklärt sich dagegen. Soll aber der ganze Offizierstand zum Eölibat verurtheilt werden, das in seinem Gesehofe gar böse Erscheinungen hat? Eine Discussion über den oft besprochenen Gegenstand würde hier zu weit führen, gegen leichtsinnige Heirathen sind wir auch und haben die Caution im österreichischen Heere daher viel zu gering. In Preußen muß der Lieutenant 600 Thlr. Einkommen außer seinem Gehalt nachweisen, in Oestreich nur 200 Thlr. Die Heirathsbewilligung vom Oberlieutenant abwärts kann der Regimentsinhaber ertheilen; doch darf nur der festste Theil des Offiziercorps eines jeden Truppenkörpers verheirathet sein. „IV. Die Pensionirung der Offiziere.“ — ein trübes Blatt in der Geschichte wol jeder Armee, bis die neuere Zeit wenigstens

1855. 22.

den länger gedienten Kriegern ein besseres Loos bereitet hat. Daß es für Subalternoffiziere, wenn sie das Unglück trifft, invalid zu werden, noch immer nicht ausreicht, ist traurig; der lange Frieden, in welchem diese Fälle seltener eintreten, hat das mit der Zeit übersehen und vergessen lassen; aber die Mittel, ihm abzuhelfen? Welche Mißbräuche mit der Pensionirung, wo sie nicht an documentirte Invaldität geknüpft ist, getrieben werden, deckt der Verfasser schonungslos auf, sie hängen zum Theil mit dem Avancement zusammen. Auch „V. Die Conduitelisten“ geben Gelegenheit zu scharfer Kritik. Es ist schon viel und in allen militärischen Blättern darüber gesprochen, wie dies nothwendige Uebel, um nach allen Seiten gerecht zu werden, zu behandeln sei. Das Problem ist noch nicht gelöst und muß der Zukunft vorbehalten bleiben. „VI. Die Inhaberrechte“, ein wichtiges Capitel. Der Regimentsinhaber in Oestreich besitzt das *ius gladii et aggratiandi*, das Recht zum Vorschlage bei Beförderungen der Stabsoffiziere in seinem Regimente, die Befugniß, die Offiziere desselben, bis einschließlich des Hauptmanns, zu befördern (nicht mehr!), und noch andere, minder wichtige. Am schwersten wiegt das erstere. Wir empfehlen zu lesen, was der Verfasser darüber sagt, besonders, wenn man bedenkt, daß die meisten dieser Herren im höchsten Alter stehen und Viele ihr Regiment nie mit Augen erblicken, folglich auch die Offiziere nicht einmal kennen! Daß hieraus die sonderbarsten Verwickelungen mit den Obersten, welche die Regimenter commandiren, entstehen, ist erklärlich. Der Verfasser kommt dabei auf das Avancement und beleuchtet dessen bekannte Zustände vor 1848 mit greller Fackel; besonders die Behandlung und Heranziehung der Offiziersaspiranten bei den Truppentheilen (Cadetten) wird besprochen, worüber sich auch in andern Armeen viel sagen ließe. Wenn der junge Zuwachs nicht einschlägt, sind gewöhnlich die Offiziercorps selbst daran schuld. „VII. Quittirung der OffizierschARGE.“ Jeder österreichische Offizier kann im Frieden unbedingt seine Entlassung nachsuchen, welche ihm gegen einen Revers, daß er allen Beneficien und der Wiederanstellung im Militär entsagt, zugestanden wird. Wer seinen Militärcharakter beibehalten will, muß nachweisen, daß er genug Vermögen besitzt, um standesmäßig leben zu können. Der Verfasser weist das Missorische dieser Maßregel nach, da jedes noch so große Vermögen durchgebracht werden kann. Er macht aber auch noch darauf aufmerksam, daß in der Mehrzahl nur Derjenige seine Charge quittirt, der in nächster Frist seine Entlassung zu gewärtigen hat, und daß sowohl der Oberst als der Regimentsauditor froh sind, auf solche Weise von dem einzuleitenden gerichtlichen Verfahren loszukommen. Die Civilanstellung verabschiedeter Offiziere, welche in Oestreich sehr beschränkt ist, gibt dem Verfasser noch Gelegenheit zu weitern Betrachtungen, bei denen er sich dagegen vermahrt, daß er seine Memoiren in feindlicher Absicht geschrieben habe, sondern allein von dem Wunsche befeelt, vielleicht einen kleinen Nutzen für die von ihm so hochverehrte k. k. Armee zu stiften. Wir wollen diese Versicherung gern annehmen und verweisen unsere Leser vom Fach für die noch folgenden Capitel: „VIII. Die Montur und Ausrüstung“, „IX. Die Unteroffiziere“, „X. Die Grenadiere“, „XI. Die Militärgrenze“ und „XII. Feldmarschall Graf Radetzky“, auf das Buch selbst, da eine eingehende Besprechung von VIII—XI für das allgemeine Publicum wol nur von untergeordnetem Interesse sein dürfte und XII. nur ein persönliches Erlebnis des Verfassers mit dem greisen Feldherrn, dem Ideal des kaiserlichen Heers, enthält. 54.

## Notizen.

Der deutsche Humor und das Ausland.

Wir müssen auf die in Nr. 23 d. Bl. angeführte Behauptung eines französischen Blattes, daß die kaiserliche Münch-

64

hausen's französischen Ursprungs sein und daß der deutsche Geist zu solchen Erfindungen viel zu ernst sei, noch ein mal zurückkommen. Daß in der altfranzösischen Münchhausenfabrik, des „Nouvelle fabrique des excellents traits de vérité“, einzelne Erzählungen dem Inhalte nach dieselben sind wie in der deutschen, beweist noch nichts gegen die Originalität der letztern im Ganzen; denn, wie schon früher bemerkt, Lügner und Aufschneider wie der bekannte hannoversche Baron Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen, die nicht zu literarischen Zwecken aufschneiden, benutzen gelegentlich auch alte Erfindungen, wo sie dieselben auch finden. Es ist möglich, aber es ist durchaus nicht notwendig, daß Baron Münchhausen die „Nouvelle fabrique“ gekannt hat. Es gibt Jägeranekdoten, die jeder Jäger erzählt und die vielleicht selbst europäisches Gemeingut sind<sup>\*)</sup>, wer wollte aber ihren Ursprung auffinden? Fast bei jedem Regimente findet sich irgend ein Aufschneider und Possenreißer, der seine Kameraden mit Geschichten und Abenteuer erzählt, von denen er vielleicht nur die Hälfte selbst erfunden hat. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß bei gewissen französischen Truppendeilen in Algier solche Spasmacher, ohne Zweifel doch Deutsche oder Elässer, immer die „Lustic“ genannt zu werden pflegen; die französischen Soldaten halten uns also durchaus nicht für so grämlich wie die französischen Kritiker. Baron Münchhausen liebte es, seine als russischer Cavalerieoffizier in den türkischen Feldzügen 1737–39 erlebten Abenteuer phantastisch auszuschnüden und immer wieder und wieder zu erzählen. Seine Aufschneiderereien hatten also einen ebenso wol localen als zeitlichen Hintergrund, und er wird schon deshalb nicht viel ältere landläufige Anekdoten haben brauchen können, wie denn auch der französische Kritiker in der angeführten Notiz nur von „mehreren“ Anekdoten spricht, die in der „Nouvelle fabrique“ und in „Münchhausen“ dieselben seien. Ohne den Stempel der Originalität zu haben, würden die von dem Deutschen B. A. Knappe zuerst in englischer Sprache zusammengestellten und veröffentlichten Abenteuer Münchhausen's nicht ihren Reizverlust erlangt haben, Münchhausen würde nicht unter allen Wölfen als der „Bogenwüter“, als der Typus aller Aufschneider gelten. Die Bemerkung der „Edinburgh review“ (Jahrgang 1827, Bd. 46), daß „four-fifths of all the popular mythology, humour and romance, to be found in Europe in the sixteenth and seventeenth century“ aus Deutschland stamme, spricht gänzlich gegen die Behauptung des Franzosen, daß der Deutsche zu ernst sei, um Späße zu erfinden. Der ältere wie der spätere Goethe'sche „Reineke der Fuchs“ erlebte mehrere englische Uebersetzungen<sup>\*\*)</sup>, und irren wir nicht, so ist auch die so ganz deutsche „Jahnsade“ in Newport vor einigen Jahren englisch erschienen. Der „Xyl Gulespiegel“ ging in alle europäischen Sprachen über, ja die Franzosen haben danach ein eigenes Wort „espiegleries“ zur Bezeichnung von Gulespiegelfreuden gebildet, und selbst das Wort „es-lambourge“ dürfte sich am natürlichsten auf die Späße des österreichischen Gulespiegel, des Pfarrers Bigand von Theben, genannt der „Pfaffe vom Rahlberge“, zurückführen lassen.

G. M.

<sup>\*)</sup> Wir wissen aus Barnum's Memoiren, daß sogar die Trappisten in den Urwäldern Nordamerikas sich an solchen Aufschneiderereien ergötzen.

<sup>\*\*)</sup> Auf die früheste im Jahre 1661 unter dem Titel „The history of the Reynart the Fox, by me William Caxton“ herausgekommene Uebersetzung berufen wir uns deshalb nicht, weil dieser englische „Reynart“ laut der Titelangabe aus dem Niederländischen überfetzt ist und wir uns hier auf eine Untersuchung der Ursprünge dieser Aelterlage und ihre vielfachen Verschlingungen nicht einlassen können. Die alte englische Uebersetzung des „Reynart“ („Shippe of foolies“) ist nicht nach dem holländischen Original, sondern nach dessen lateinischer Uebersetzung gearbeitet.

### Gaspar Weinreich's Danziger Chronik.

Bei Stargardt in Berlin erschien soeben: „Gaspar Weinreich's Danziger Chronik. Ein Beitrag zur Geschichte Danzigs, der Bände Preußen und Polen, des Hansabundes und der nordischen Reiche. Herausgegeben und erläutert von Theodor Hirsch und F. A. Hoffberg. Mit Abbildungen.“ Die Wichtigkeit dieser Chronik ist nach dreihundertjähriger Vergessenheit durch Zufall zutage getreten. Die Geschichte Danzigs vom Frieden zu Thorn (1466) bis 1520 konnte man bis jetzt im Besten als eine tabula rasa betrachten. Aber gerade die 50 Jahre sind von der größten Bedeutung gewesen, in ihnen hat Danzig als Hansestadt eine sehr gewichtige Rolle gespielt, z. B. durch seine Theilnahme an dem englischen Rosenkranz, welche auch die Erwerbung des danziger Bistums vom Sängern Gericht zur Folge hatte. Auch fällt gerade in diese Zeit das regste Interesse Danzigs für Kunstbauten. Von diesem interessanten Werke, das auch von einem Aufsatze über die Hanse und Hofmarken begleitet und dessen Preis 4 Thlr. ist, sind nur 300 Exemplare, darunter zwei auf Pergament, abgedruckt worden.

61.

### Bibliographie.

Barthel, K., Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. 4te fast vermehrte und verbesserte Auflage. Ausgabe letzter Hand des Verfassers. 1te Lieferung. Braunschweig, Leibrod. Gr. 8. 10 Kgr.

Brindman, J., Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. 1tes Heft: „Kasper Dym um id“. Göttingen, Ditz u. Comp. Gr. 16. 6 Kgr.

Claffen, J., Friedrich Jacob, Director des Cathedralstifts in Elberfeld in seinem Leben und Wirken dargestellt. Nach Mittheilungen aus seinem ungedruckten poetischen und prosaischen Nachlaß und seinem Bildniß in Kupferstich. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Kgr.

Genast, W., Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 2 Kgr.

Griepenkerf, K., Dramatische Werke. 3ter Band. — A. u. d. L.: Ideal und Welt. Schauspiel in fünf Acten. Weimar, Böhlau. Br. 8. 25 Kgr.

Hogt, E., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Sendung gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. In mit einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Fischer. Gr. 9. 20 Kgr.

### Tageslitteratur.

Michel, C. D. F., Ueber den Cultus der lutherischen Kirche, insbesondere über das Princip der Ordnung des Hauptgottesdienstes derselben. Ein Vortrag in der zweiten Pastoral-Versammlung lutherischer Confession zu Stade am 30. August 1854. Stade, Schaumburg. 1854. Gr. 8. 4 Kgr.

Jaspis, A. G., Mein Abschiedswort an die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Elberfeld. Abschieds-Predigt, gehalten am 1. Sonntag nach Oftern 1855. Nach einer Beilegung: Ermahnung auf Predigten während seiner hiesigen Amtszeit. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 3 Kgr.

— Hier Worte für Eure Zukunft! Confirmationsspruch über Psal. 2, 12–16. am 11. März 1855 gehalten nach zwei Beilegen, allen Confirmationanden gewidmet. Elberfeld. Gr. 8. 2 Kgr.

Krabbe, E. F., Retorolog des Pfarrers und Vize-Directors Theodor Krabbe zu Langenhorn. Weimarer, Leipzig. Gr. 8. 2 1/2 Kgr.

Zur Erinnerung an die Feier der Grundsteinlegung des Wissenschaftshauses zu Leipzig am 14. Mai 1855. Leipzig, Leipzig u. Franke. Gr. 8. 2 Kgr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## CONVERSATIONS-LEXIKON.

Verlag von **F. A. BROCKHAUS** in Leipzig.

Die sechste Auflage dieses berühmten Werks ist vollendet. Die Verlagshandlung veranstaltet davon jetzt eine

**neue Ausgabe in 60 Viertelbänden zu 10 Ngr.,**

Nämlich drei Viertelbände (am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai an). Vollendung bis Ende 1856. Der erste Viertelband nebst ausführlichem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Das Werk ist auch folgendermassen zu beziehen: **vollständig auf einmal** (30 Thlr.), **in 15 Bänden** (zu 1 Thlr. 10 Ngr.), **in 120 Lieferungen** (zu 5 Ngr.), und zwar in allen beliebigen Terminen.

Gleichzeitig und in denselben Terminen erscheint von dem

## Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon

**eine dritte Ausgabe in 60 Lieferungen zu 12 Ngr.**

(500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst über 100 Bogen Text.) Erste Lieferung nebst Prospect in allen Buchhandlungen vorrätig.

Das ganze höchst lehrreiche und schöne Werk ist fortwährend auch **auf einmal vollständig** (24 Thlr.) oder **abtheilung** (nach Abtheilungen oder Lieferungen) in beliebigen Terminen zu beziehen, jede der zehn Abtheilungen als selbständiges Werk auch einzeln.

In der **C. F. Neff'schen** Buchhandlung in Würzburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

### Die Vegetationsverhältnisse

der Java- und Neuperformation in den Flussgebieten der **Barah und Alimühl**. Geschildert von **Dr. H. Schnitzler** und **H. Frickinger**. Gr. 8. Mit der geognostisch-topographischen Karte. 2 Thlr. 10 Ngr., oder 3 fl. 36 Kr. Prachtausgabe in 4. 3 Thlr. 10 Ngr., oder 6 fl.

Eine von den kompetentesten Richtern für unübertroffen **aktuelle Localflora**, in welcher die durch die fortgeschrittene **Wissenschaft** gebotene neue Methode mit schlagendem Erfolg in **100 Quadratmeilen** Landes von den **letzten** **in Ausführung** gebracht ist. Die beigegebene **geognostische Karte** muß überdies das größte Interesse für den **District** **wegen** der **vordem unbekannt** war und des **Ungewarteten** so **ist**. Die Karte allein kostet 20 Ngr., oder 1 fl. 12 Kr.

In Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### QUINTUS ALEXANDRINI DE AOTQI DOCTRINA.

Scripti **Hugo Lactantius**, philosophiae doctor. **Commentatus** historica theologia ex decreto s. v. **Seeligerum** Lipsienium ordinis die sacrorum in **Ampsterum** A. MDCCCLIV. Praemio regio **crata**. 8. Geb. 20 Ngr.

### Medicinish-chirurgische

### Encyklopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Floss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufsthätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwicklungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze die **gesamte praktische Heilkunde** nach ihrem gegenwärtigen Zustande vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exakte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in drei Bänden oder neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Die Vollendung des Werks bis Ende 1855 kann auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche Prospekte und das bereits Erschienene (Erster Band bis dritten Bandes erste Lieferung. Abbilden — Rückenmark) vorrätig.

Leipzig, im Juni 1855.

**F. A. Brockhaus.**

## Ein neuer Roman von Heinrich Koenig,

Bei **G. H. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben:

### König Jerôme's Carnaval.

**Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig.**

In drei Theilen. Erster Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schwärzesten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffes liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertritt die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalsvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman, dessen zwei letzte Theile dem ersten rasch folgen werden, bildet zugleich den 2.—4. Band der „Gesammelten Schriften“ Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina“ begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneter Herzengeschichte. Die meisten übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina“. Ebenfalls die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Koenig's erster Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des favoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser“ (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher“ Waldenser. Der Roman „William Shakespeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakespeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz“ (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wofür Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

## Heinsius' Bücher-Lexikon.

**Elfter Band**, die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von **Albert Schiller**. Zwölfte Lieferung. (Schrötter — Taschenbuch.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der achte und neunte Band dieses Werks, herausgegeben von **H. A. Schulz**, und der zehnte Band, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1826—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammen genommen für 16 Thlr. erlassen. Stämmliche zehn Bände (1812—49) zusammen genommen kosten im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1855.

**F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **G. H. Brockhaus** in Leipzig.

## Gutzkow's „Lenz und Söhne“.

Soeben erschien bei **G. H. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 25 Ngr.

Dieses viel besprochene neueste Lustspiel Gutzkow's erscheint hier in einer vom Dichter mannichfach umgearbeiteten Form und in seinem vollständigen Umfang.

Es bildet zugleich die zweite Abtheilung des achten Bandes der Dramatischen Werke von **Karl Gutzkow**. Die bisher erschienenen Bände (jeder 1 Thlr. 20 Ngr.) enthalten:

I. Richard Savage. Berner. — II. Paffil. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Jopf und Schwert. — IV. Pugd'scher. Das Leben des Zerkoff. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Balala Weber. — VII. Liesl. Der Königsleutnant. — VIII. Dittfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne.

Einzelne sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage oder der Sohn einer Mutter.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Berner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Paffil.** Ein politisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Die Schule der Reichen.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 25 Ngr.

**Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Jopf und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelenbild in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

**Uriel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

**Liesl.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit den Liedern von **C. G. Reiffger**. 25 Ngr.

**Der Königsleutnant.** Lustspiel in vier Aufzügen. 25 Ngr.

**Dittfried.** Schauspiel in fünf Aufzügen. — **Fremdes Glück.** Vorspielsberg in einem Aufzuge. 25 Ngr.

**Lenz und Söhne oder Die Komödie der Besserungen.** Lustspiel in fünf Aufzügen. 25 Ngr.

Außerdem ersten in Miniatur-Ausgabe:

**Uriel Acosta.** Trauerspiel. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

**Graeser** (Charles), *The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language.* Adapted from the 79th edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

**A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language.** With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

**Ahn** (F.), *A new, practical and easy method of learning the German language.*

First course. Seventh edition. 1855. 10 Ngr.

Second course. Sixth edition. 1855. 12 Ngr.

Third course. 1854. 10 Ngr.

**A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language.** First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 26. —

28. Juni 1855.

Inhalt: Alexander Puschkin. Von Rudolf Gottschalk. — Hermann Kurz' „Sonnenwirth“. Von Adolf Reising. — Zur russischen Literatur. — Die Literatur des österreichischen Kaiserstaats. — Aus London: Richard Congreve über die Zeitgemäßheit der militärischen Dictatur; Der Roman „Moreduin“; Baron Rüdiger's Gesandtschaftsreisen; Neue Journale; Theater. — Das Gellertbuch. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Alexander Puschkin.

Alexander Puschkin's poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt von Friedrich Bodenstedt. Erster Band: Gedichte. Zweiter Band: Eugen Onegin, Roman in Versen. Berlin, Decker. 1854. 16. 3 Thlr. \*)

Seit die Romantiker in Deutschland das Studium der neuen fremden Literaturen geweckt, seit Goethe die Weltliteratur, die geistige Verbrüderung der Nationen angeregt, hat sich unser literarischer Horizont nach allen Seiten hin beträchtlich erweitert, und jede bedeutende Dichterphysiognomie des Auslands wird auf die currenten poetischen Münzen unserer Sprache geprägt. Durch diese Aneignungen hat sich besonders Bodenstedt große Verdienste erworben, indem er den Kaukasus mit Land und Leuten zu einer Domäne der deutschen Poesie gemacht und auch die hervorragenden Dichter Rußlands bei uns einzubürgern sucht. Durch eine seltene und überraschende Formgewandtheit, der stets ein gefälliger und bezeichnender Ausdruck zugebote steht, durch eine Herrschaft über den Reim, die ihn nicht bloß melodisch ausstatten, sondern auch zur charakteristischen Bezeichnung der Stimmung und Färbung mitwirken läßt, durch die eigene phantastische Lebendigkeit ist Bodenstedt vor Allen zu einer poetischen Uebersetzung oder Umbichtung berufen, welche dem Geiste der eigenen und der fremden Sprache gerecht wird und treu, ohne servil zu sein, zwanglos, ohne in Licenzen auszuweichen, ein fremdes Dichterbild und ohne Verrückung seiner geistigen Dimensionen in meisterhafter Verdeutschung nahebringt.

Alexander Puschkin gilt für Rußlands größten und volkstümlichsten Dichter. Er hat ein entschieden na-

tional-russisches Colorit und patriotische Begeisterung. Daraus beschränkt sich indeß seine Originalität. Im Uebrigen ist er ein schlagender Beweis dafür, daß keine Grenzsperr im Stande ist, das geistige Fluidum abzuhalten, das einer bestimmten Zeit angehört, und daß das specifisch volkstümliche Element bei Dichtern, welche eine bestimmte Stufe der Cultur repräsentiren, nicht gerade hoch angeschlagen werden kann. Will man aber Puschkin durchaus als den Vertreter des national-russischen Geistes hinstellen, so wird man leicht zur Ueberzeugung kommen, daß sich Bruno Bauer und die Charlottenburger Ideologen irren, wenn sie diesen Geist als einen urkräftigen und zukunftsreichen dem germanischen gegenüberstellen. Gerade aus Puschkin's Haupterschöpfungen weht uns eine Bläseheit der Hypercultur entgegen, die ganz der ersten Phase des modernen Geistes und seiner Zerrissenheit angehört, und nur die große Grazie und Bedeutung des dichterischen Talents selbst kann uns einen Augenblick hierüber täuschen. Puschkin's Dichtungen gehören der Weltliteratur an, und darf man nach ihnen die nationale und poetische Produktionskraft des russischen Geistes beurtheilen, so sieht man, daß diese Nation sich bis jetzt keine selbständige Cultur geschaffen, daß die Höhen ihrer Bildung nach fernen Landen hinübersehen und daß ihre Originalität in den eigentlichen Volksschichten bisher mit der Cultur und Poesie nur wenig in Berührung kommt. In Puschkin's Dichtungen vibriert keine zukunftsvolle, nationale Ader; es finden sich in ihnen keine geistigen Gesichtspunkte, welche eine Erneuerung und Erfrischung des geistigen Lebens in Europa in Aussicht stellen; es fehlt ihm alle objective Harmonie und gestaltende Kraft, die nimmer einer jungen naiven Nation fehlt. Rußland ist oft eine Schöpfung Peter's des Großen genannt worden, eine Schöpfung, zu der das Ausland die regulirenden Elemente hergeben mußte. Der russische Staat wird durch die mächtige monarchische Einheit, deren centrale Kraft noch durch das nationale Hohenpriestertum des Zaren erhöht wird, zusammengehalten; aber er besteht aus einem Conglome-

\*) Seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, ist auch der dritte Band der von Bodenstedt übersetzten Puschkin'schen Werke erschienen, der das historische Drama „Boris Godunoff“, die dramatische Phantasie „Der schwarze Gast“ (aus des Dichters Nachlaß), das dramatische Fragment „Kozart und Golleri“, das Märchen-Drama „Die Struwwelpeter“, endlich „Biographische Notizen“, ein Schreiben Schurowski's über die letzten Augenblicke Puschkin's, eine Abhandlung: „Puschkin's Stellung in der russischen Literatur“ und als Anhang aus des Dichters Nachlaß „Die ägyptischen Nächte“ enthält. D. Red.

rat von Nationalitäten, Finnen und Liven, Tataren und Samojeden, Polen und Deutschen. Die Macht des Absolutismus, der aus diesen Volksstämmen den russischen Staat bildet, hat an und für sich nichts Nationales; sie ist allgemein europäisch und modern. Und so ist auch die Bildung der höhern Volksclassen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Dichter dem Beispiele des großen Jaren folgen und im Auslande das poetische Zimmerhandwerk erlernen.

Puschkin hat eine ausgesprochene Verwandtschaft mit Lord Byron, die sich ausdrängt, auch wenn man nicht nach Vergleichen sucht. Die schwunghafte Naturpoesie, das glänzende landschaftliche Colorit, das Drapierende und Malerische in der Charakteristik, der Mangel an aller Objektivität, der bis zur Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen Faden der Handlung geht, an den sich die Perlen der Reflexionen reihen, sind in Puschkin's poetischen Erzählungen nicht zu verkennen und beiden Dichtern gemeinsam. Noch mehr tritt diese Verwandtschaft in „Eugen Onegin“ hervor, der im nonchalanten und frivolen Ton, in dieser humoristisch-abspringenden Art und Weise, welche allen Ideenassocationen ohne Bedenken folgt und nur einzelnen Episoden lyrisches Relief und feste poetische Bildung übrigläßt, augenscheinlich an Byron's „Don Juan“ erinnert. Nur ist Puschkin im Ganzen einfacher und klarer als Byron und trifft den reinen Ton der Empfindung besser, erreicht aber weder die geistige Tiefe des Briten, noch seinen hinweisenden dithyrambischen Schwung. Vom Faust liegt nichts in Puschkin und in den Russen; eher vom Don Juan. Eugen Onegin ist ein winterlicher Don Juan im Bobelpelz. Die Scene ist bei Puschkin immer russisch — Rußland bietet vom Weißen bis zum Schwarzen Meere eine Fülle landschaftlicher Decorationen, hat den Norden und Süden zugleich, sodaß ein Dichter nie in die Verlegenheit kommt, für seine Darstellungen einen ausländischen Boden zu suchen. Auch geben die vielen Völkerschaften und ihre Eigenthümlichkeiten dem dichterischen Sinn und der Statten Schilderung einen weiten Spielraum. Doch diese Elemente, die von Puschkin mit Glück benutzt sind und denen er seine Volksthümlichkeit verdankt, berühren nur die Oberfläche des nationalen Lebens. Fragen wir nach dem geistigen Kern, nach den innern mächtigen Hebeln nationaler Bedeutung, nach den frischen Trieben der Volkskraft, so bleibt die Antwort aus. Das Volk antwortet vielleicht mit der Begeisterung für seinen Glauben, für die griechische Kirche, für ihren Vertreter, den Jaren; aber Puschkin ist ein skeptischer Dichter aus der Byron'schen Schule, dem diese Antwort trivial und unpoeitisch erscheinen dürfte.

Am volksthümlichsten unter den vorliegenden Dichtungen Puschkin's erscheinen wol die „Balladen“ und „Märchen“, z. B. „Dobroß und seine Söhne“, „Der Eremitene“, „Der Husar“, in welchem ein martialisch-frischer Soldatenhumor sich den Schwermuth streicht und das Gependliche durch den naiven Ton der Darstellung einen frischen Reiz gewinnt. Die Märchen, besonders

das Märchen vom „Bar Saltan“, sind allerliebste erzählt; selbst die häufigen Wiederholungen ermüden nicht, sondern geben dem Ganzen einen traulichen Anstrich; es ist gleichsam der perlende Schaum volksthümlicher Geschwätzigkeit, der diese Blasen wirft. Wenn irgendwo, so ist hier das Verdienst des Uebersetzers hoch anzuschlagen; denn bei diesen dicht aufeinanderklappenden Reimen den Ton der Natürlichkeit und Einfachheit festzuhalten, jenen unsagbaren Zauber der heitersten Naivetät in der Färbung des Ganzen wiederzugeben, das ist ebenso schwer, wie Bodensiedt in einer Weise gelungen, die sich dem Gedächtniß unwillkürlich einprägt.

Die kleinen lyrischen Blüten, die uns der Uebersetzer mittheilt, haben meistens aromatischen Duft. Was uns aus ihnen am deutlichsten entgegentritt, ist die hohe Begeisterung des Dichters für seinen Dichterberuf. So schön sich dieselbe in „Der Dichter“ ausspricht, so berührt sie im „Denkmal“ dagegen mit dem erhabenen Scheitel des Horaz die Seftirne.

Monumentum exegi aere perennius —

Klagt uns gleich aus den ersten Zeilen des Gedichts entgegen.

Rein, ganz vergeh' ich nicht; mag auch zu Staube werden,  
Was der Verwesung Raub, der Leib, den man begräbt —  
Im Liebe lebt mein Geist, solange noch auf Erden  
Auch nur ein einz'ger Dichter lebt.

Durch alles Rußland trägt meinen Ruhm die Muse,  
Wo einst mich jeder Stamm in seiner Zunge nennt,  
Der stolze Slave mich, der Finne, der Lunge,  
Wie der Kalmück der Steppe kennt.

So haben weder Schiller noch Goethe gesungen, wol aber Schlegel und Platen. Sich so für sein eigene Begeisterung zu begeistern, die Herrlichkeit der eigenen Muse zu feiern, ist weniger die Sache des neuen Genies als die des sich selbst bewundernden Talents. Einzelne Klänge athmen melancholischen Zauber. Griechisch russisch klingt das Epigramm „Gold und Stah“:

Rein ist Alles, sprach das Gold;  
Wein ist Alles, sprach der Stahl.  
Alles laß ich, sprach das Gold;  
Alles nehm' ich, sprach der Stahl.

An diesen politischen Wahlspruch reiht sich das Gedicht „Den Verleumdern Rußlands“, das sich in patriotischer Begeisterung gegen die Volksredner wendet, welche die Sache der Polen verteidigen, und sie als unbrüderlich zurückweist:

Es ist ein alter Streit im flammigen Schmelz,  
Und keines Fremden Blick entscheidet hier das Recht.

Nach einem Hinweis auf Moskaus Brand und die Befreiung Europas aus Napoleon's Ketten, welche Puschkin ganz für die Russen in Anspruch nimmt, obgleich ihnen doch bloß die Initiative zukommt, schließt das Gedicht mit einer Herausforderung, die heutzutage besonders bedeutsam klingt, seit dieser poetische Festbandhuch von einem großen Theile Europas aufgenommen ward:

In Worten seid ihr stark — versucht es in der That,  
Denkt ihr, von Semail der alte Feldschat



Bermag aufs neue nicht sein Boponnet zu schwingen?  
Dankt ihr, des Baren Wort wird ungehört verklingen?  
Ist's neu für uns, mit Europa zu kriegen,  
Hat der Russe verlernt zu kämpfen und siegen?

Sind unsrer wenig? Oder von Perm bis Kaukas-Band,  
Von Finnlands kalten Felsen bis zum heißen Sprossstrand,  
Von wo der Kremlin golden blinkt,  
Bis wo sich Chinas Mauer schlängelt,  
Schreit sich Rußland nicht alsbald  
Gleichwie ein Stahl- und Eisenwald?  
Drum, eitle Schwäger, lärmt nicht mehr!  
Schickt eure Söhne zu uns her,  
Sie finden Platz im Russenland  
Bei Scäbern, ihnen wohlbekannt!

Die größern poetischen Erzählungen, von denen „Der Springquell von Bachtischsarat“ am meisten durch ein anmuthiges Colorit angezigt, sind vortrefflich in Bezug auf lebendige dichterische Schilderung; aber wo es einer innern Motivdrang gilt und den Einschlag dramatischer Fäden, wo das naive, ursprüngliche und vollkommen begründete Interesse am Fortgang der Handlung, das in den nachgeachteten russischen Märchen so treulich gewahrt ist, sein Recht verlangt, da empfinden wir jene bedenklichen Lücken der Darstellung, die uns auch in den Dymnischen Dichtungen in so mißlicher Weise bemerkbar werden. Die Charaktere sind alle mit dem gleichen Gold- und Silberstaub bekleidet, wie die Rüsse und Kypsel am Christbaum. Die Frauen sind lyrische Schönheiten, duftige Zauberblüten, aber kaum anders als durch ihren Teint unterschieden; die Männer sind alle Abenteuerer, entweder feurig wild oder kokett-blasiert. Dies gilt nun freilich nicht von dem ehrlichen Tatarentöchter im „Springquell von Bachtischsarat“; denn dieser grimme Khan, der auch am Schluß von Fieber und Welschmerz angewandelt wird, verhält sich im Ganzen mehr passiv. Der nur malerisch gehaltene Contrast zwischen der Kaufsteterin Savema und der Polin Maria, zwischen mohammedanischer Blut und christlicher Innigkeit, hat offenbar den Dichter zu dieser Erzählung begeistert und ist auch das reizende und Ansprechende darin. Wir haben zwei herrlich colorirte Porträts, dahinter den Dufte einer lieblichen Landschaft. Die Schilderung, nicht die Erzählung ist dem Dichter die Hauptsache; das Lyrische überwiegt das Epische. Die Geschichte selbst verläuft sich nach kurzem Anlauf im Geheimnißvollen, das auch der Bequemlichkeit des ungern durch die Pflicht der Erzählung gebundenen Dichters entspricht. Am Schluß erscheint er selbst auf der Bühne der Handlung; sein eigenes Empfinden tritt ganz in den Vordergrund und läßt das Gedicht nur als ein aufgefundenes lyrisch verwerthetes Reisebild erscheinen. Die Poesie der „Krim“, in der die Dichtung ausstößt, läßt jetzt von besonderem Interesse sein:

O schönheitsreiches Wunderland,  
Wo Alles lebt und glüht und schwülzt,  
Des Regens und der Freude Bild.  
Das Wellgeräusch am kühlen Strand,  
Die Fagelreih'n, die dunkeln Wälder,  
Der Strom, die reichen Saatrasenfelder,

Die Reben, wie Sapphire prächtig  
Die Thäler schmelzend in der Runde —  
Das Alles kost' den Wand'rer mächtig,  
Wenn er in stiller Morgenstunde  
Den steilen hohen Bergpfad reitet,  
Und unten, wo das Meer sich breitet,  
Die Wälder glänzend grün sich bäumen  
Und mit gewalt'gem Wellenschlag  
Den nackten Felsenfuß umschäumen  
Des Vorgebirges Kju-Dagh.

„Yoltama“, in drei Gefängen, hat eine vorwiegend nationale Färbung, die ins Unheimliche und Düstere übergeht. Die unbegreifliche Liebe der jungen Maria zum greisen Maseppa, die Grausamkeit und der Rebellentrost dieses Häuptlings, welcher den Vater seiner Geliebten hinter ihrem Rücken hinrichten läßt, weisen auf eine Rohheit culturfremder Verhältnisse hin, die allerdings etwas Ursprüngliches hat. Doch wenn auch die Tragik eines gewaltsam zerrissenen Familienlebens, die Collision zwischen der Liebe zum Vater und zum Geliebten in einfach ergreifender Weise bis zum dämonischen Ausgang durchgeführt ist, so fehlt doch dem historischen Element der Dichtung, bei aller Breite der Ausführung, die Größe der Auffassung und die epische Durcharbeitung. Die Schilderung der Schlacht von Yoltama ist geschichtlich treu, aber poetisch matt, und von Karl XII., einer so interessanten Gestalt, erhalten wir nur ein unbestimmtes Bild ohne alles in die Augen springende Gepräge, ohne die drastische Kraft bedeutender Züge, ohne jede poetische Magie. Hier wird uns die Grenze des Puschkinschen Talents am klarsten. „Graf Rulin“ führt uns in das moderne fashionable Rußland hinüber, dessen großes Epos „Eugen Onegin“ ist. Die Pointe der kleinen Dichtung ist entschieden frivol, der Erzählungsston aber von echt französischer Grazie.

Von „Eugen Onegin“, der den ganzen zweiten Band einnimmt, sagt der Uebersetzer in der Vorrede, daß er für Rußland von ähnlicher Bedeutung sei wie Goethe's „Faust“ für Deutschland. Er nennt ihn „einen Roman in Versen, in welchem ganz Rußland sich wieder spiegelt“, und stellt ihn „den besten poetischen Schöpfungen aller Völker und Zeiten“ zur Seite.

Ein modernes Epos, das in unserer Culturepoche spielt und dabei nicht große Nationalkämpfe besingt, sondern die Geschichte einer persönlichen Bildung und die Conflict der Empfindung, kann nichts Anderes sein als eine poetische Erzählung, ein Roman in Versen. Wir sind weit davon entfernt, die rhythmische Form dabei für etwas Gleichgültiges zu halten, denn ihr Zauber hebt jedes Wort in eine höhere künstlerische Sphäre. Wer ist nun der Held unser Roman? Hören wir den Dichter selbst:

Wie fröhe schon in der Verführung  
Trugvoller Kunst war er geübt,  
Bald voll Verzeihung, bald voll Rührung,  
Himmelnd, schwärmend, froh, betrübt,  
Gleichgültig, eifersüchtig, fügsam,  
Stolz, übermüthig und genügsam!  
Bald saß er stumm in trübem Muth,  
War bald beredt, voll Schwung und Mut,

Wie er in seinen Briefen häufig  
Sich geh'n ließ, blindlings allezeit  
Nur Einer Liebe ganz geweiht!  
Selbst Thränen waren ihm geläufig.  
Im Auge wechselte die Scham  
Mit Frechheit, wie es gerade kam.

Und nun der Revers der Münze, nachdem die Saison  
vorüber ist:

Was gleichsam als moral'scher Wermuth  
Dnāgin zu verbittern schien,  
War eine Art moderner Schwermuth,  
Im Englischen nennt man sie Spleen.  
Sein Leiden schuf ihm große Rötthen,  
Doch Gott sei Dank, sich selbst zu tödten  
Hätte Dnāgin nie gewagt,  
Wie sehr das Leben ihn auch plagt.  
Gleichwie Gilde Harold finster, grämlich  
Erschien er, nichts, was ihm gefiel,  
Kein zarter Blick, kein Scherz, kein Spiel,  
Kein Seufzer, ob noch so vernehmlich  
Und unvorsichtig, rührt ihn mehr,  
Die Welt ist für ihn wüß und leer.

Das ist unser Held!

Was kann denn dieser Rißter

Großes passieren, was kann Großes durch sie denn gesch'hn?  
Er zieht sich auf seine Güter zurück, findet einen edeln,  
weniger blasirten Freund, wird von diesem gefodert, weil  
er seiner Braut in etwas zu auffallender Weise den  
Hof gemacht, und erschleßt ihn im Duell. Eine ihn lie-  
bende Schönheit, die er ungerührt verschmäht hat, sieht  
er später in Moskau als Fürstin, in glanzvollen Umge-  
bungen als gefeierte Schönheit wieder; nun entbrennt er  
in Leidenschaft zu ihr; doch das Blatt hat sich gewendet;  
sie bleibt ihrem Gatten treu. Börne erzählt einmal:

Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß wie keinen  
seitdem. Es war ein Säbelchen, zum Tabacksräucher dienend,  
das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine  
schlaflose Nacht darüber. Jetzt könnte ich solcher Säbelchen in  
Dugenden kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten vor  
meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben.

Unserm Helden geht es gerade umgekehrt wie Börne.  
Er hat das Säbelchen liegen lassen, als es zu seinen  
Füßen lag, und jetzt hat er schlaflose Nächte darüber.  
Die Ironie des Schicksals ist in beiden Fällen gleich  
empfindlich. Doch interessieren wir uns für diese Nemesis,  
die den petersburger Don Juan ereilt? Er hat sie ge-  
wisß verdient und wird sich überdies zu trösten wissen.

Der Faden der Erzählung ist im Ganzen also sehr  
einfach und erinnert mehr an Bulwer und Balzac als  
an eine Iliade oder Luifiade, Messiade oder Faustiade.  
Eugen ist ein moderner Reflexionsheld ohne alle Gedan-  
kentiefe, ein Virtuose des Lebensgenußes; sein Epikuräis-  
mus hat ihn so blasirt gemacht, daß seine erhabene Gleich-  
gültigkeit gegen die Welt und das eigene Schicksal ihm  
einen stoischen Anschein gibt. Ist der „Eugen Dnāgin“  
das russische Nationalepos, so sieht es traurig mit der  
russischen Nation aus; acceptirt sie diesen poetischen Bech-  
sel, den der Dichter an ihre Ordre ausgestellt, so steht  
ihre Cultur dem Zeitalter eines Helioabalus näher als  
dem Zeitalter eines Curtius Dentatus, oder selbst dem

eines Iulius Cäsar. Auch Eugen beweist Muth im  
Duell; doch es ist der Muth der düstern Lebensverach-  
tung, nicht der Muth jugendlicher Thatkraft und eines  
freudigen Enthusiasmus. Ist dies der mauerfeste Muth  
der russischen Bataillone?

Wie sieht es nun mit der Form unserer Dichtung aus?  
Sie ist unnenbar graziös, von einer außerordentlichen  
Feinheit der Wendungen, von einer geistigen Gewürz-  
haftigkeit, in deren Arom man mit Vergnügen schwelgt.  
Ueber vielen Stellen schwebt ein lyrischer Duft von za-  
uberischer Färbung; die Treue und Virtuosität der lan-  
schaftlichen und Sittenschilderungen ist höchst anziehend,  
die psychologischen Gemälde sind von großer Wahrheit  
und mit geistvollen Reflexionen durchweht. Der Stil  
Puschkin's ist von imponirender Einfachheit und Klar-  
heit, ohne alle Ueberladung und doch mit lieblichen und  
treffenden Bildern ausgeschmückt. Ungeachtet aller dieser  
Vorzüge weht durch dies Gedicht kein epischer Geist, der  
sich an unbefangener Darstellung erfreut. Der Dichter  
steht selbst hoch über dem Helden, der Held hoch über  
den Begebenheiten; es ist eine raffinierte Reflexion, die  
sich zum Spiel mit den Dingen, mit dem Leben herab-  
läßt. Nicht nur daß der Dichter dem Helden fortwäh-  
rend die Drakel einer weltmüden Ueberlegenheit soufflirt,  
er tritt selbst in den Vordergrund, ein verwandter Geist,  
wenn auch eine editio castigata seines Helden und er-  
gänzt in den Schlussparabasen die Biographie Dnāgin's  
mit biographischen Episoden aus seinem eigenen Leben. Er  
verhält sich etwa zu Dnāgin wie Gilde Harold zu Don  
Juan. Seine eigenen Ergüsse sind elegischer, dufftiger, wahr-  
voller, aber im Ganzen doch aus derselben Tonart. Der  
Dichter seufzt nach zwei unvergeßlichen Füßchen.

Was mir das Leben

Einst werth gemacht: Ruhm, Vaterland,  
 Ehrgeiz und was ich sonst empfand:  
 Ich hab' es um euch hingegeben!  
 Doch all' mein Jugendglück verschwand,  
 Wie eure Spur im Wiesenland.

Doch unterscheidet er sich von seinem Helden wieder  
durch Heiterkeit der Weltanschauung:

Rein, nicht vergebens

War ich mit Leib und Seele jung,  
 Und hab' ich mich mit Blut und Schwung  
 Gefreut der Freuden dieses Lebens;  
 Drum ziemt mir's, heitern Sinnes nun  
 Nach all' dem Festlärm auszuruhn.

Und an einzelnen Stellen kommt auch eine Begeisterung  
zum Durchbruch, die uns für die Auffassung des Werks  
neue Gesichtspunkte eröffnet.

In der That können wir dieser Dichtung nicht ge-  
recht werden, wenn wir sie als ein episches National-  
werk betrachten wollen. Dann ist sie nur ein Compi-  
merat von Schilderungen und Reflexionen, die an und  
für sich ein bedeutendes poetisches Talent bekunden. Der  
subjective Standpunkt des Autors wäre dann nur sch-  
lerhaft. Er wird aber berechtigt, wenn wir das Werk  
als die Satire eines feinfühlenden und edelbetrübten Ge-  
istes auf unwürdige Verhältnisse ansehen. „Eugen Dnā-  
gin“

gin" ist bedeutend als ein großes Culturgemälde des heutigen Rußland, das um so treuer erscheint, je mehr der Dichter selbst von den trüben Stimmungen und Zuständen, die er schildert, angesteckt und der Mitschuldige seines Helden ist. Aber er erhebt sich auch in den Augenblicken der Weihe über diese nichtige Welt:

Du aber darfst mir nicht entfliehen,  
Begeisterung, sollst mit mir zehren  
Und wohnen unter meinem Dach.  
Du hältst des Dichters Seele wach  
Und nährst in ihr den Götterfunken  
Der Liebe, die sie warm erhält  
In dieser kalten, starren Welt,  
Im Wahn und Eigennuß versunken —  
D bleib' mir treu, daß nicht mein Herz  
Verstein're wie ein tönend Erz.

In dieser Welt voll Thoren, Laffen,  
Verläuflicher Gerechtigkeit,  
In Uniform gekleideter Affen,  
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,  
Spione, frömmelnder Koketten  
Und Sklaven, Holz auf ihre Ketten!  
In dieser Welt der Heuchelei,  
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,  
Verschämtheit, Rohheit, Alltagsleere,  
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur —  
In diesem Jugendgrab, wo nur  
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre —  
In diesem Sumpf, in welchem wir  
Uns, Freunde, Alle baden hier —

nämlich in Rußland. So erscheint der Dichter zwar nicht als Homer, doch als Juvenalis, und schwingt seine Geißel über eine ausgeartete Cultur. Leider zeigt die Hoffnungslosigkeit des Poeten und seine einzige Lenzes-keuse in diesem winterlichen Bild. Das russische sociale Leben erscheint wie ein tolles Schlittschuhlaufen auf dem Eis, bei welchem Geist und Herz erstarrt. Das Leben der höhern Stände in Petersburg und Moskau und auf dem Lande wird uns in zahlreichen humoristisch-satirischen Arabesken vorgeführt. Vom Volke erfährt man nichts, höchstens von den Lakaien und Kutschern:

Teufel und Amoretten fliegen  
Noch hin und her beim Lampenschein;  
Auf ihrer Herrschaft Pelzen liegen  
Im Hausflur schnarchend die Lakai'n.

Noch in Parterre und Logen mischen  
Sich Bellsallbruf, Gelatsch und Bischen.  
Man hustet, reckt sich, schnupft sich aus,  
Vom Licht noch strahlt das ganze Haus.

Die angeschirrten Pferde schauern  
Vor Kälte, wiehern, schütteln sich,  
Indeß die Kutscher ärgerlich  
Und suchend bei den Kuern lauern.

Der edle deutsch-idealistische Lensky mit seinem unverbundenen Empfinden erfreut sich gerade auch nicht der Sympathien des Dichters, der ihn eher in ironischer Weise schildert. Die Elegie am Grabe Lensky's indeß, der im Duell fällt, gewinnt dadurch einen doppelt wehmüthigen Reiz, daß dem Dichter Puschkin selbst ein gleiches Loos beschieden war. Der Poet bedauert und verspottet ein Vorurtheil, dessen Opfer er später selbst wird.

Bodenstedt hat sich durch diese ausgezeichnete Bearbeitung eines interessanten Dichters ein großes Verdienst erworben, wenn wir auch mit dem Urtheil nicht übereinstimmen können; das diesen „Onegin" zu den besten poetischen Werken aller Völker und Zeiten rechnet. Dazu fehlt ihm sowohl Jugend, Kraft, Plastik, nationaler Aufschwung als auch Gedankentiefe; selbst zu einem Aristophanes fehlt Puschkin der tiefere Blick für die innern Ursachen der von ihm geschilderten Culturverirrungen. Sein Dichtergeist ruht wie Nordlichtschein wehmüthsvoll auf der kalten bligenden Eisfläche des russischen Lebens; die echte Poesie aber hat den Glanz des Morgenroths, welcher prophetisch den Völkern den wachsenden Tag verkündet.

Rudolf Gutzschall.

### Hermann Kurz' „Sonnenwirth".

Der Sonnenwirth. Schwäbische Volksgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Von Hermann Kurz. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn und Comp. 1855. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman — ein Bestandtheil der „Deutschen Bibliothek" — vereinigt in sich die wichtigsten und wesentlichsten derjenigen Eigenschaften, welche im Stande sind, ihn zu einem für alle Classen der Gesellschaft gleich interessanten deutschen Volksbuche zu machen. Erstens ist der Stoff desselben aus einer durchaus volksthümlichen Sphäre geschöpft; zweitens trägt die Darstellung desselben durch und durch den Charakter einer naturgetreuen, ungelünstelten Abbildung, und drittens übt — was als die erste und unerlässliche Bedingung des Volksschriftenthums angesehen werden muß — der die Geschichte im Einzelnen wie im Ganzen durchdringende Geist keineswegs eine bloß ästhetische oder gar nur dem Bedürfniß nach Unterhaltung genügende, sondern zugleich eine so echt lehrreiche und sittlich-religiös bildende, kurz den ganzen Menschen in allen seinen tiefern Regungen packende Wirkung aus, daß schlechterdings kein Leser denkbar ist, der nicht von irgend einer Seite her dadurch ergriffen und im Innersten bewegt werden müßte.

Den Stoff der Erzählung bildet bekanntlich eine um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Schwaben spielende wahre Geschichte, die zu ihrer Zeit die allgemeine Theilnahme von Deutschland erweckte, in Schwaben, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, unter mannichfachen Formen im Munde des Volks fortlebte, zum öftern bereits auch die Literatur in Thätigkeit setzte und namentlich Schiller zu seiner kürzern Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" veranlaßte. Wenn jedoch Schiller seine Darstellung eine „wahre Geschichte" nennt, so trifft dies nur insofern zu, als sie sich ganz im Allgemeinen an die Schlußentwicklung jenes Ereignisses anlehnte; in allem Uebrigen hat sie mit der wirklichen Geschichte des Sonnenwirths weiter nichts als den Namen gemein; ja selbst dieser ist dem wahren Thatbestand nicht entsprechend, denn nicht der Sonnenwirth selbst, sondern sein Sohn, der nach schwäbischem Sprachgebrauch das „Sonnenwirthle" genannt ward, bildet in der Wirklichkeit wie in der Sage den Träger und Mittelpunkt der hier in Rede stehenden Geschichte, was insofern von der wesentlichsten Bedeutung ist, als sich gerade die ganze Kette der Handlungen und Begebenheiten aus dem eigenthümlichen Verhältniß des noch unselbständigen Sohnes zum Vater, zur Familie und zur bürgerlichen Gesellschaft entwickelt und gerade hierauf das tiefere und allgemeinere psychologische Interesse und die sociale, sittengeschichtliche Bedeutung der Geschichte beruht. Man würde daher außerordentlich irren, wenn man etwa glaubte, der vorliegende Roman sei weiter nichts als eine specialisirte Ausführung der kleinen Schiller'schen Er-

zählung; er ist vielmehr ein von jener völlig unabhängiges, um andere Personen, in andern Verhältnissen, in andern Entwicklungsmomenten sich bewegendes, auf ein sorgfältiges Studium der Acten und der sonstigen Quellen und Hülfsmittel gegründetes, dem Leben und den Ueberlieferungen treu nachgezeichnetes und im Geiste der Poesie ergänztes und wieergeborenes Lebensgemälde, das als solches ebenso sehr die Bedeutung einer „wahren Geschichte“ wie die einer volksthümlichen Dichtung in Anspruch zu nehmen hat. „Die Urkunden“ — so spricht sich der Verfasser in der über die Quellen und Hülfsmittel Bericht erhaltenden Vorrede selbst über das Verhältniß der Dichtung zur Wahrheit in seinem Buche aus — „enthüllten meinem Auge in und zwischen ihren Zeilen ein Lebensbild, grundverschieden von dem bisher gekannten, aber belebender Darstellung gewiß nicht minder werth. Indem ich eine solche versuchte, mußte ich allerdings die Erfindung zu Hülfe rufen, jedoch keine willkürliche, sondern diejenige Art von Erfindung, welche die vorhandenen geschichtlichen Züge, eine trockene, zerstreute Masse, zu verbinden und zu erklären unternimmt. Meine Erzählung ist keine bloß thatsächliche; sie ist Dichtung, aber innerhalb gegebener geschichtlicher Grenzen. Ich glaube, daß die Geschichte, deren Wissenschaft zu einem Cultus zu werden beginnt, der Dichtkunst denselben Dienst zu leisten berufen ist, welchen einst die Kirche den bildenden Künsten leistete: durch Zwang und Beschränkung zu innerer Freiheit und gesteigerter Kraft zu führen. War und doch auch hierin schon so lange Shakespeare ein Vorbild, er, der nie das Gerippe einer Fabel erfand, aber immer das Fleisch und Blut dazu.“

Diesen Grundsätzen gemäß trägt denn auch der ganze Entwicklungsengang des vorliegenden Romans Schritt für Schritt den Charakter der Wahrheit und Natürlichkeit, und von allen jenen Berührungen, denen die erfindende Phantasie so leicht ausgesetzt ist, weil sie sich ebenso wenig von einer streng logischen, berechenbaren Nothwendigkeit wie von einer planlosen Willkür und Zufälligkeit darf beherrschen lassen, vermag man hier auch nicht eine Spur zu entdecken; man fühlt, es entwickelt sich Alles gerade so und nicht anders, wie es sich unter den bestehenden Voraussetzungen und Verhältnissen nothwendig entwickeln mußte, und doch ist der Fortschritt der Begebenheiten keineswegs ein solcher, der sich mit nüchterner Verstandesklarheit vorausbekimmen ließe, vielmehr liegt, gerade wie es in der Wirklichkeit ist, vor jeder der entscheidenden Wendungen ein Zustand der Ungewissheit und Spannung, von welchem aus die Entwicklung noch völlig frei erscheint und welcher ebenso sehr der Hoffnung, daß sich Alles noch zum Guten wenden könne, wie der Furcht, daß es zum Schlimmsten und Äußersten ausarten werde, Raum gibt. In diesem Geschie, die Fäden einerseits nach einfachen, nothwendigen und ewigen Gesetzen zu verschlingen und andererseits doch nicht im Voraus die Bilder ahnen zu lassen, die nach und nach aus dem Gewebe der Fäden hervorgehen, besetzt eben die Geschichte das tiefste ihrer Geheimnisse, welches ihr die nachseifernde Phantasie selbst mit der bewunderungswürdigsten Kühnheit nicht entwinden und selbst mit der berechnendsten Feinheit nicht ablauschen wird; und hieraus eben geht der geheime Zauber hervor, den in der Regel die auf wirkliche Ereignisse sich gründenden Erzählungen vor den reinen Erfindungen voraus haben.

Und ebenso gesetzmäßig, wie inmitten der Spannung die Schärzung der Knoten, ist neben der Ueberraschung auch die Lösung. Auch in diesem Betrach vermag die reine Phantasie gewöhnlich nur eins der beiden Bedürfnisse des ästhetischen Gefühls zu befriedigen. Entweder sie schließt so, wie nach den Regeln der Kunst geschlossen werden muß, und entbehrt in diesem Falle des Reizes der Neuheit und der Ueberraschung; oder sie bricht mit einer plötzlichen, unerwarteten Katastrophe ab und löst hiermit den Charakter der Correctheit und schließlichen Befriedigung ein. Die Geschichte hingegen weiß auch hier Beides miteinander zu vereinigen, und zwar dadurch, daß sie uns die reife Frucht der vollendeten Entwicklung zugleich

als das Samenorn einer neubeginnenden Entwicklung zum Bewußtsein bringt, daß sie uns das Bild der Vergangenheit plötzlich zu einem Spiegel der Gegenwart, zu einer Vision der Zukunft werden läßt, daß sie den Tod als junges Leben, den Untergang des Endlichen als einen Sieg des Unendlichen offenbart und Alles, was inmitten der Entwicklung zum Betracht und entzückend erschien, leicht und trostvolle Momente abzugewinnen weiß. Dies gilt in hohem Grade gerade von der Geschichte dieses Romans, deren an und für sich diffusirender Schluß gerade dadurch den Charakter einer ergründeten Harmonie erhält, daß sich das immer tiefere Versinken und endliche Untergehen eines zwar verwahrlosten, aber in seinem Kern tüchtigen und gutgearteten Individuums nicht nur in Beziehung auf seine eigene Person, sondern auch in Betreff seiner Umgebung, seines Vaterlandes, ja eines großen Theils von Süddeutschland als ein heilsamer und segensreicher Säuberungsproceß herausstellt.

Haben wir hiermit die eben hervorgezogenen Vorzüge dieses Romans als die natürlichen Folgen seiner thatsächlichen Unterlage bezeichnet, so geht daraus zugleich hervor, mit welchen umsichtigen und taktvollen Gesicht der Verfasser das von der Geschichte ihm Gebotene in seiner Ursprünglichkeit festgehalten, durch keinerlei störende und fremdbartige Zutaten entstellt, sondern nur im Geiste und Wesen der Geschichte selbst ergänzt und zu einem künstlerischen Ganzen abgerundet hat; denn wäre es anders, wäre er in jener die Geschichte phantastisch-romantisch herausputzenden Manier verfahren, so würden sich eben jene Vorzüge aus dem zugrunde liegenden Thatbestande gar nicht haben entwickeln können. In der That trägt die ganze Composition des Verfassers dergestalt das Gepräge der innern Einheit und Zusammengehörigkeit, alle Persönlichkeiten und Charaktere, welche darin auftreten, alle Motive, welche darin geführt werden, alle Beziehungen und Conflcte, welche die einzelnen Entwicklungsstadien der Geschichte bilden, alle Züge, die zur Zeichnung des landschaftlichen und culturhistorischen Hintergrundes dienen, sind dergestalt aus einem Gusse und von einem und demselben scharf ausgeprägten Grundtypus, daß man an keiner Stelle die Grenzen des Geschichtlichen und des Erfindenen herausfühlt, nirgends die Spuren des Hammer oder Meißels entdeckt, der die rohen Bausteine künstlerisch bearbeitet hat, oder den Mörkel bemerkt, durch den die Rücken und Fugen derselben ausgefüllt sind. Und doch fühlt man aus dem Ganzen und Großen sehr wohl den das rohe Material umschöpfenden und künstlerisch verarbeitenden Geist heraus, nur nicht als einen solchen, der bloß von außen um dasselbe herantastet und nach Gutdünken hier ein Stück abschlug, dort ein Stück hinzufügte, sondern vielmehr als einen solchen, der sich wirklich in dasselbe versenkte und es dadurch gleichsam aus sich heraus belebte und belebte, so daß es sich selbst seiner eigenen Natur gemäß neugestaltete und sein scheinbar bereits vertrocknetes Gerippe mit neuem Fleisch und Blut überkleiden konnte. Daher wird man durch diesen Roman so recht in die Mitte des um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Schwaben herrschenden Volkslebens mit seinen veränderten, eingeengten, physischen Gebräuchen und Persönlichkeiten einerseits und seiner zucht- und sittenlosen, Gesetz und Recht öffentlich oder insgeheim verhöhrenden Sauerbänder andererseits eingeführt, und Alles stellt so concreter, so naturwüchsig, so charakteristisch vor unsern Augen, daß man das Ganze nicht zu lesen, sondern mit zu erleben glaubt. Und doch hat sich der Verfasser nie aus den Grenzen des der Poesie Zugänglichen verloren und hat sich insbesondere nie zu jenen schlechten prosaischen Realitäten und Crediten verlor, welche in den sonst so merkwürdigen Gemälden von Serenias Gotthelf einen so störenden Eindruck machen. Nur in der Art und Weise, wie er den Stoff seiner Geschichte eingekleidet hat, ist ihm der richtige Lact in die Vermählung des Historischen mit dem Poetischen abhandelt gekommen; denn statt ihn, wie die bis dahin reichende Entwicklung, in eine Reihe wirklich anschaulicher, lebendiger Bil-

der annehmen, vertieft er sich in eine bloß referierende und resümierende Darstellung, wie sie am Ende einer wirklich historischen oder biographischen Darstellung, nicht aber zum Beschluß einer die Geschichte wiederbelebenden Dichtung am Plage ist. Wie die hier gemachten Mittheilungen und Betrachtungen sind dem Stoff nach von großem Interesse, aber in der Form gänzlich verfehlt. War es dem Verfasser darum zu thun, dem Leser das Thatfächliche zugleich als solches zum Bewußtsein zu bringen und ihm zugleich seine subjective Auffassung der obigen Thatfachen darzulegen, so mußte er dies in einer vom Roman selbst geschiedenen Einleitung oder einem Anhang thun. Diefes würde gewiß so leicht Niemand ungelassen gelassen haben, und der Verfasser hätte seinen Zweck auch so vollkommen erreicht, ohne daß der Leser innerhalb der Dichtung selbst durch fremdartige, von der bisherigen Darstellungsweise völlig abheingrade Auseinandersetzungen gestört sein würde. Die Elemente und Grundzüge zu einem ebenso wol der Poesie wie der Geschichte genügeleistenden Schluß fehlen in des Verfassers letzten Capiteln keineswegs, ja sie sind zum Theil auch schon angedeutet; aber es fehlt ihnen die künstlerische Verknüpfung, der poetische Rahmen; sie sind nicht dramatisch in Scene gesetzt und machen daher, obwohl auch so noch tief ergreifend und rührend, doch nicht diejenige Wirkung, die sie bei kunstgemäßer Einleitung machen könnten. Sollte sich der Verfasser entschließen, für eine jedenfalls nöthig werdende zweite Auflage seines Romans den Schluß den Forderungen der Poesie gemäß umzuarbeiten, so wird sich ihm hiermit zugleich die Gelegenheit bieten, noch einem andern von ihm nicht ganz befriedigten öffentlichen Bedürfnis Rechnung zu tragen, dem nämlich, daß bei Werten einer rühmenden Gerechtigkeit auch an denjenigen Elementen des Romans zur Anschauung gebracht werden möge, welche zur tragischen Entwicklung des Helden vorzugsweise die Veranlassung gegeben haben. Daß denen, die ein ähnliches Ansehn angestrichen, nach dem endlichen Verlauf desselben nicht mehr wohl zumuthe sein kann, versteht sich zwar von selbst; aber in der Poesie verlangt Alles seine Veranschaulichung, und auch das Selbstverständliche muß wenigstens in kurzen, prägnanten Sätzen angedeutet werden.

Abgesehen von den eben berührten Mängeln, zeichnet sich der vorliegende Roman, wie bereits oben angedeutet ist, gerade durch die Tiefe und Fülle seiner ethischen Bezüge und durch seinen erschütternden und warnenden Eindruck auf das menschliche Herz aus und qualifizirt sich eben hierdurch zu einem höchst empfehlenswerthen Volksbuche. „In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Capitel unterrichtender für Herz und Geist als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Verbrechen war eine verhältnismäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matten Lichte gewöhnlicher Affecte verdeckt, so wird es im Zustand gewaltfamer Leidenschaft desto hervorspringender, explosivischer, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre hinübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten.“ Diese Worte, mit denen Schiller seinen „Verbrecher aus verlorener Ehre“ einleitet, finden mit weit größerem Recht ihre Anwendung auf den von Kurz und gezeichneten „Commediant“ als auf den der Schiller'schen Erzählung; denn er ist in allen Beziehungen eine weit tiefere, reichere, der Theilnahme werthere, psychologisch interessantere Persönlichkeit. Jener ist eine von vornherein abstoßende, körperlich häßliche, der Anständigkeit zugewandte Erscheinung, dieser hingegen eine im Kern stüchtige, nur durch Erziehung und Verhältnisse mit sich selbst in Widerspruch gerathene, aber inmitten seiner Verirrungen stets noch anziehende, leiblich und geistig wohl ausgestattet, von sittlichen Regungen durchdrungene Natur. Jener ist schon von der Schule her als ein „loser Dube“ bekannt, über dessen Frechheit die erwachsenen Mädchen Klage

zu führen haben, während die Jungen seinem erfinderischen Kopfe huldigen, zugleich aber seine widrige Hässlichkeit zum Stichblatt ihres Wüthes machen; dieser ist nur ein „heißsprätiger, unabänderlicher Bursch“, mit einem Wesen, das man anfangs „artig, witzig, aufgeräumt“ fand, nachmals aber „übermüthig, tückisch, boshaft“ hieß, toller, muthwilliger Streiche voll, aber daneben auch gutberzig und der Verteidiger des Schwächern dem Stärkern gegenüber. Jener wird von vornherein um selbstfüchtiger, unsittlicher Zwecke willen auf die Bahn des Verbrechens getrieben, indem er in der Absicht Widdieb wird, um ein Mädchen, das seine Sinnlichkeit reizt, aber von ihm nichts wissen will, durch Geschenke für sich zu gewinnen und dadurch seinen glücklichen Nebenbuhler, den Jäger Robert, aus dem Sattel zu heben; dieser geräth zuerst durch jugendliche Verirrungen, zufolge falscher Begriffe von Recht und Unrecht auf den Weg des Unrechts, indem er sich einbildet, seinem reichen Vater eine Summe Geldes nehmen, um heimlich damit nach Amerika zu gehen, sei kein Diebstahl, sondern nur ein Versuch, „vor der Zeit zu erben“. Jener entschließt sich zum „honetten Streben“ als freier, unabhängiger Mann, weil er zu bequem und unwissend ist, seiner schlechten, herabgekommenen Wirthschaft auf andere Weise aufzuhelfen; dieser nimmt zu einer Präoccupation eines Theils seiner Erbschaft seine Zuflucht als ein in Abhängigkeit von einem geizigen, zugleich halsstarrigen und willensschwachen Vater und unter dem Druck einer eigennützigen, bosartigen, den Vater beherrschenden Stiefmutter befindlicher Sohn, um sich eine Existenz außer dem Vaterhause zu ermöglichen. Jener wird sogleich als Widdieb durch seinen Nebenbuhler Robert, dieser zuerst als vierzehnjähriger, noch unzurechnungsfähiger Knabe durch seinen eigenen Vater ins Zuchthaus gebracht. Jener erleidet diese Strafe zum zweiten male, weil er als entlassener Sträfling in Folge von Roth und Schmach die Widdieberei fortsetzt; dieser, weil er einen Andern, der ihn seiner Strafe wegen verhöhnt, unbarmherzig durchprügelt. Jener setzt, weil von Allen verachtet und von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, auch nach der zweiten Entlassung sein früheres Leben fort und wird, aus Rache und durch die Verlockung der Selbsteigenschaft verführt, zum Mörder an seinem früheren Nebenbuhler und Verfolger Robert, flüchtet darauf in die Wälder, wird der Anführer einer Räuberbande und macht sich als solcher zum Schrecken der Gegend, bis er sich aus Eitel an diesen Verhältnissen und von Gewissensbissen getrieben dem Soldatenleben zuwenden will, hierüber gefangen genommen wird, sich entdeckt und sich zur Abhütung seiner Schuld bereitzeit; dieser kehrt aus seiner zweiten Haft mit den besten Vorlägen ins Vaterhaus zurück und bethätigt sich hier wirklich als eine zwar noch von viel irrthümlichen Vorstellungen beherrschte, zu Troß und Gewaltthätigkeit neigende, aber im innersten Kern gutgeartete, an Herz und Kopf gesunde, arbeitsame, ja selbst zu Duldung und Nachgiebigkeit entschlossene Natur, die im vollsten Maße die Theilnahme des Lesers für sich in Anspruch nimmt, ja ihm dergestalt tieb wird, daß man nicht umhin kann, fort und fort den übrigen, ihn umgebenden und mit ihm in Conflict gerathenden Elementen gegenüber entschieden für ihn Partei zu nehmen und die größere Schuld von seiner traurigen Lebensentwicklung mehr dem faulen Zustande der äußern Verhältnisse als seinem eigenen Wesen beizumessen. In demjenigen Stadium seines Lebens also, in welchem Christian Wolf, der Held der Schiller'schen Erzählung, für das Verbrechen des Mordes und des daran sich anknüpfenden Räuberlebens bereits fertig und reif erscheint, beginnt Friedrich Schwan, der Held des Kurz'schen Romans, erst seine eigentliche, tiefere Entwicklung; er beginnt sie mit Bestrebungen, Kräften und Eigenschaften, die unter andern Verhältnissen höchst wahrscheinlich zu einem rein erfreulichen, glücklichen Ziel geführt hätten, ja die wohl im Stande gewesen wären, ihn zu einem rühmlich hervorragenden Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Aber weil diese Verhältnisse, die häuslichen wie die öffentlichen, nicht bloß ihm gegenüber die feindseligsten, sondern überhaupt

die allerjämmerlichsten und erbärmlichsten sind, weil Eigennuß, Habsucht, Vorurtheil, Aberglauben, pfäffischer Dünkel, Kleinstädtischer Beamten despotismus, Kastengeist, Bornirtheit, Feigheit u. s. w. in ebenso lächerlicher wie beklagenswerther Weise über Alles dominieren und wie ein Alp auf jeder freieren, naturwüchsigen Regung lasten, so mußten selbst die besten Bestrebungen Friedrich's notwendig mit ihnen in Conflict gerathen; und je verächteter, eingetrosteter und unbeweglicher sie ihm gegenüber waren, je mehr sich Friedrich durch sie verhöhnt und verachtet sah, und je mehr sein natürlicher, durch eine vergleichsweise gute Schulbildung unterstützter Verstand und sein tieferes Sittlichkeits- und Rechtsgefühl ihnen gegenüber sich überlegen und im Recht fühlen mußte, um so natürlicher war es, daß er in diesem Conflict sich übernehmen, das Gleichgewicht verlieren, der Schuld verfallen und hierüber zugrunde gehen mußte. Die Darstellung dieses zwar in den gewöhnlichen Lebensphären vor sich gehenden, aber darum doch echt tragischen und nur um so tiefer ergreifenden Conflicts macht nun den eigentlichen Kern und Inhalt des vorliegenden Romans aus, und je mehr es sich der Verfasser hierbei zur Aufgabe gemacht hat, diesen Conflict nicht bloß als einen äußern, d. h. nicht bloß als einen Kampf Friedrich's mit den ihm feindlich gegenüberstehenden Zuständen, sondern auch als einen innern, d. h. als einen Kampf der guten, tüchtigen Natur in Friedrich mit seinem dämonischen, zu Uebermuth, Troß und Gewaltthätigkeit neigenden Wesen zu zeichnen, umso mehr stellt sich sein Roman als ein wirklich tragisches und, wie jede echte Tragödie, erbsich bedeutungsvolles Lebensgemälde und zwar von echt volksthümlichem, allgemein ergreifendem Charakter dar.

Schon hieraus erhebt, eine wie bei weitem poetischere und psychologisch interessantere Individualität Friedrich Schwan als Christian Wolf ist; noch deutlicher aber geht dies aus Dem hervor, was in Friedrich's tragischem Conflict den eigentlichen Gegenstand und Preis des Kampfes bildet. Friedrich hat einst ein kleines Mädchen gegen eine Unbill in Schutz genommen. Dies hat ihm dieselbe nicht vergessen, und während er nach seiner Heimkehr aus der zweiten Haft noch von Allen mit verachtendem Blicke betrachtet wird, schaut sie ihn bei einem Begegnen mit einem freundlichen, dankbaren Blicke an. Hieraus entwickelt sich zwischen Beiden eine reich mit rührenden Zügen ausgestattete, bis zur Hartnäckigkeit beharrliche Liebe. Aber Christine ist die Tochter des armen, zurückgekommenen Hirschbauern, mit Friedrich hat sein Vater stolzere und eigennützigere Pläne vor, die Stiefmutter und andere Widersacher treten hemmend und hindernd dazwischen, kurz, man sucht ihm durch allerhand Ränke und Gewaltmittel die Verbindung mit ihr unmöglich zu machen. Aber er hat ihr sein Wort gegeben, hat sie sogar durch ein lebendiges Pfand der Liebe an sich gefesselt und setzt nun Alles daran, sein gegebenes Wort zu halten und seiner Pflicht als Vater zu genügen. Dies ist das Ziel, um welches er kämpft; er ist hierbei, wenn auch nicht ganz ohne Schuld, doch ohne alle Frage vor seinen bloß durch schlechte und niedrige Motive geleiteten Gegnern entschieden im Vorrechte, ja er steht auch rücksichtlich der Mittel, die er anwendet, und der Kraft und Ausdauer, welche er hierbei entfaltet, weit freier und achtungswerther als seine Widersacher da. Aber ganz frei von Schuld hält er sich hierbei nicht; denn gerade im Gefühl seiner guten Endabsichten läßt er sich nicht nur zu trogigen, drohenden Reden, sondern auch zu wirklichen Gewaltthaten und zu Maßregeln unerlaubter Selbsthülfe fortreißen, ja er vergißt sich zuletzt, als sein Vater seine Geliebte mit einem entehrenden Namen benennt, im Jähorn so weit, gegen diesen das Messer zu ziehen und mit demselben einen hinzuspringenden Dritten leicht zu verwunden. Diese Schuld gegen die äußere Ordnung und das innere Sittengesetz, die unmittelbare Folge einer Selbstüberhebung, die ihn verblendete, sich mit dem Getreuzigten zu vergleichen, bringt ihn zum dritten mal ins Zuchthaus, und von nun an geht er rascher und dämonischer seinem weiteren Verderben entgegen. Zwar sucht er nach seiner Frei-

lassung aufs neue das Ziel, dem er nachlämpft, die Bekehrung mit Christine, zu erreichen, aber die ihm im Wege stehende Hartnäckigkeit und Eigennützigkeit des Pfarrers reißt ihn zu einem Einbruch im Pfarrhause, wobei er sich auch am Aemteigentum vergreift, und hierfür wird er zu lebenslänglicher Straffhaft auf die Festung Hohentwiel gebracht. Und nachdem er mittels Ausdauer und Tölpelhaftigkeit aus dieser entkommen, arbeitet er wieder auf dasselbe Ziel los, indem er mit Christine nach Amerika zu entfliehen sucht. Als aber dies auf der Flucht gefangen genommen wird, haust er von jetzt an als Wildddieb in der Umgegend seiner Vaterstadt, macht sich durch seine Verwegenheit und seine Drohungen zum Schrecken der ganzen Gegend, ist jedoch selbst in dieser Zeit noch weit besser als sein Ruf und macht sich mehr toller als schlechter Strafschuldig, bis er endlich mit einer Bande ihm vom Gefängnis her bekannter Zigeuner zusammentrifft, durch das freie, gleichbar poetische Leben derselben angezogen wird und von nun an sich zum Rächer der unterdrückten Menschenrechte berufen glaubend, auch an wirklichen Verbrechen theilnimmt, hierdurch Christine veranlaßt, sich gänzlich von ihm loszusagen, bei verführerischer Gelegenheit seinen eifrigsten Verfolger und Feind erschießt und seitdem als einer der gewandtesten, tollkühnsten und gefürchtetsten Räubersführer der weitverzweigten süddeutschen Gaunerbanden das Räuberbandenwort im großen Stile treibt. Nicht wirkliche Schlechtigkeit also, sondern der an sich gute Drang, sich dem einzigen Wesen, dessen Liebe ihn beglückt, zu und ehrlieh zu beweisen, hat ihn in den Kampf mit der menschlichen Gesellschaft hineingetrieben, und nur die verrotteten Zustände derselben, die ihm die Erreichung dieses Ziels auf jedem Wege unmöglich machten, und das hieraus in ihm sich entwickelnde, zu fesselhaftem Uebermuth sich steigende Gefühl, sich und die subjective Willkür der Gesellschaft und den Schicksal derselben gegenüber für etwas Besseres zu halten, ließen ihn immer tiefer und tiefer sinken und endlich dem verbrecherischen Auswurf der Menschheit sich zufellen.

Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, wie sehr ein derartiger Persönlichkeit von einem Verbrecher gewöhnlichen Schlags verschieden ist und wie ein Reichthum höchst interessanter, belehrender und tief ergreifender Momente die Lebensentwicklung derselben bietet. Diese mit psychologischem Tiefblick, genauer Kenntniß des menschlichen Herzens und der socialen Zustände, richtigem poetischen Takt und charakteristischer Darstellungsgabe im Einzelnen ausgemalt und zu einem wohl abgerundeten Ganzen verknüpft zu haben, ist das Verdienst des Verfassers, das umso mehr Anerkennung verdient, als es keine leichte Aufgabe war, dem guten Kern in Friedrich Schwan stets und überall gerecht zu werden, die Sympathie für ihn ununterbrochen wach zu erhalten und die Verderbtheit der äußern Verhältnisse ungeschminkt darzustellen, ohne sich zugleich zu einer Beschönigung seiner wirklichen Fehler, zu einer Vertuschung seiner Schuld und hiermit zu einer indirecten Unbill gegen das über ihn hereinbrechende Schicksal verleiten zu lassen. Der Autor hat aber diese Aufgabe sehr gut gelöst, indem er neben den liebenswürdigen und achtungswerthen Eigenschaften seines Helden stets auch die verdammungswürthen Tügel desselben hervorhebt und mit richtiger Einsicht in das Wesen des Tragischen die Entwicklung überall so gestaltet, daß er in kein Missgeschick treffen läßt, zu dem er nicht durch irgend ein Hervorbrechen seiner sich selbst übernehmenden zügellosen Fortkraft selbst mit beigetragen hätte.

Hat der Dichter schon hierdurch der Geschichte den Charakter eines blinden, ungerecht waltenden Fatalismus genommen, so hat er dies noch entschiedener durch die Darstellung ihres Endes erreicht; denn abgesehen von der oben besprochenen falschen Einleitung desselben ist dasselbe durchaus den Verurtheilungen, die das Gefühl und die Aesthetik an einem tragischen Schluß machen, entsprechend. Soll nämlich der tragische Schluß nicht als eine wirkliche, Herz und Sinn beladigende Demonstration erscheinen, so muß der Untergang des Helden, dem die



weser Sympathie zollen, einerseits als einer Veröhnung des  
selben mit dem durch ihn gefährdeten und daher ihn stützenden  
Aboliten, andererseits aber auch als eine Rechtfertigung des  
über ihm waltenden Geschicks, als eine Offenbarung der sitt-  
lichen Weltordnung, als eine Art Theodicee erscheinen. Diesen  
beiden Bedingungen wird hier so vollkommen wie selten in  
einer tragischen Dichtung genügt. Denn einerseits steht  
Friedrich, nachdem er auch das anfangs ihm reizend und be-  
rechtigt erscheinende Räuberleben in seiner bodenlosen Schlech-  
tigkeit und Verderblichkeit erkannt und sich mehr freiwillig als  
gezwungen der Gerechtigkeit überliefert hatte, im letzten Sta-  
dium seines Lebens nicht bloß als ein reuiger, zerknirschter  
Sünder, sondern zugleich als ein wirklich gehobener, im Feuer  
der Kiden und der Leidenschaften getäuterter, um die Welt noch  
im Lode sich verdient machender Mensch da; andererseits zeigt  
sich deutlich, daß die Weltregierung, die ihn mit solchen Kräften  
in solche Verhältnisse hineingesetzt und dadurch in solche Lebens-  
schicksale verwickelte, keineswegs bloß hart und grausam gegen  
ihn verfuhr, sondern ihn zu einem jener bewogenden Elemente  
ausworfener hatte, welche durchaus notwendig sind, um einer-  
seits das Gute aus seiner Stagnation aufzurütteln und ander-  
erseits ihre Kräfte gegen die verderblichen Seiten ihres eigen-  
en Wesens zu richten. Wie er in dieser Hinsicht gewirkt, läßt  
sich am kürzesten aus folgenden Worten des Autors erkennen.  
„In diese Zeit“, schreibt er, „deren Sitte, Geist und Bildung  
sich so gänzlich vom Bestehenden nicht nur, sondern auch vom  
Rechten abgewendet hatte, daß nur eine große Völkerumwäl-  
zung die Welt wieder in das verlorene Geleise zurückbringen  
konnte, fielen die Enthüllungen des ebersbacher Bürgersohnes  
wie ein Wetterhagel — nicht in die Lesewelt, denn sie blieben  
bei den Acten des Gerichts begraben und würden den modischen  
Leserung schlecht befriedigt haben, sondern in die «alerte»  
Welt des Verbrechens und in die schlafte Welt des Geseges.  
Sie haben nicht von Grund aus die Sauerne austrocknet, nicht  
von Grund aus die Redlichkeit im bürgerlichen Leben zu Kräf-  
ten bringen können, aber sie haben ein Großes zur Herstellung  
der öffentlichen Sicherheit gethan, und beinahe ein Menschen-  
leben ist vergangen, bis wieder eine stärkere Wunde zwischen  
dem Rhein und der Donau sich zu sammeln wagte. . . . Es ist  
ein hartes Urtheil, das man der Zeit nicht ersparen kann:  
Dieser Mensch hat ihr dadurch, daß er schuldig geworden ist,  
wenigstens mehr genügt, als wenn er in den Schranken des  
Gesetzes geblieben wäre.“ So erweist sich denn der Jüngling,  
der der Welt nur zum Schrecken und Verderben geboren zu  
sein schien, zum Schluß als ein zur Reinigung und Reubele-  
hung derselben auserwähltes Opfer, und wir dürfen daher von  
ihm als einem zwar in untergeordneten Regionen wirkenden  
und leidenden, aber darum nicht minder tragischen und nur  
um so vollstümlicheren Helden Abschied nehmen.

Edolf Reising.

## Zur musikalischen Literatur.

1. Die Wagner-Frage. Kritisch beleuchtet von Soa h i m  
R a f f. Erster Theil: Wagner's letzte künstlerische Kund-  
gebung im „Lohengrin“. Braunschweig, Vieweg und Sohn.  
1854. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist wol mit Recht anzunehmen, daß die Zeit jetzt vor-  
über ist, in der kaum zwei Menschen beieinander sein konnten,  
ohne in eine wüthende Debatte über Richard Wagner's Theo-  
rien und Compositionen zu gerathen, und in der jeder Tag die  
heftigsten Beispiele des lobendsten Enthusiasmus und der  
heftigsten Grobheit auf dem literarischen Forum zu genießen  
sah; die Bogen der Bewegung haben sich geglättet, und wenn  
auch hier und da einige Windgötter in Weimar und Leipzig  
den Keinen Sturm erregen, so hat das nichts mehr auf sich,  
denn man hat sich allmählig an die Schrecknisse gewöhnt und  
hat ihnen unverzagte ins Auge. Doch wie weit sind wir

nun? Hat sich die brennende Zukunftsfrage gelöst und ist das  
Resultat des erbitterten Kampfs ein der musikalischen Kunst  
günstiges?

Es ist begreiflich, daß jede der Parteien für und wider  
Wagner diese Fragen je nach ihrem Sinne bejaht oder ver-  
neint. Der Unbefangene aber sucht die Wahrheit in der Mitte;  
er gibt zu, daß die reformatorischen Bestrebungen Wagner's  
ihre Berechtigung haben; er sieht aber auch ein, daß die äus-  
sersten Consequenzen derselben nichts als bloße Chimären und  
Utopien sind und daß die Vereinigung der Künste zu dem Ge-  
sammtkunstwerke der Zukunft in den natürlichen Grenzen jeder  
einzelnen Kunst ihr nicht wegguräumendes Hemmnis findet.  
Er läßt dem vielen Guten, das Wagner's Schriften und  
Opere in Beziehung auf dramatische Wahrheit des Textes und  
der Musik enthalten, vollste Gerechtigkeit widerfahren; aber er  
kann auch nicht leugnen, daß eine absolute Vereinigung von  
Wort- und Musikausdruck nicht möglich ist, und daß schon aus  
diesem Grunde nicht die Oper zu einer reinen Kunstform, wie  
das recitirende Drama eine ist, erhoben werden kann. Die Oper  
ist und bleibt eine Bastardgattung, und alles Experimentiren,  
dies ungeliche Verhältniß aufzuheben, hat nur zu Verrenkungen und  
Verzerrungen geführt, die weder der Poesie noch der Musik Ge-  
winnt gebracht haben; Beispiele dafür sind in den Wagner'schen  
Opere genugsam vorhanden, und trotz aller ästhetischen und dialek-  
tischen Fechtkünste läßt sich darüber nicht hinauskommen. Was  
nun die specifisch musikalische Befähigung Wagner's anbelangt, so  
gehört natürlich die Untersuchung darüber in ein ebenfalls spe-  
cifisch musikalisches Blatt; nur so viel dürfen wir hier verrathen,  
daß poet tot discrimina rerum die Tragweite seiner Erfindung  
als nicht sehr bedeutend sich herausgestellt hat, daß aber Freunde  
und Feinde über seine vollkommene Kenntniß der orchesterlichen  
Mittel und Effecte einstimmig sind. Ebenso wenig können wir  
hier über den poetischen Gehalt, die stilistischen Vorzüge oder  
Mängel u. s. w. in Wagner's Operndichtungen und des Brei-  
tern auslassen; wir müssen jetzt zum obenangeführten Buche  
übergehen, und nachdem wir in Kürze unsern Standpunkt ge-  
genüber der Zukunftspartei angedeutet haben, wollen wir nun  
nachsehen, in welchem Lichte Raff die Sache zeigt.

Zuvörderst müssen wir anführen, daß ein gut Theil He-  
roismus dazu gehört, um sich durch den doctrinären Wust und  
das Dülster einer profund-gelehrten und philosophisch sein sol-  
tenden Darstellung hindurchzuarbeiten. Raff gibt uns seine  
musikalische und classische Bildung gar zu sehr auf dem Prä-  
sentirer; er plündert Griechen und Römer, Musikhistorie,  
Physik und Metaphysik u. s. w., er baut meilenlange, mit  
terminis technicis vollgestopfte Perioden, kurz, er „durch-  
studirt die große und kleine Welt“, und am Ende aller Enden  
hat er nichts bewiesen, oder das ganze sophistische Geprassel  
ist eines Paradoxons wegen geschehen. Man sehe sich die  
Briefe (das ganze Buch nämlich behandelt seinen Gegenstand  
in der Briefform) über Stil, Form und Harmonik, namentlich  
über letztere an, und man wird eine Definition erblicken, de-  
ren Unklarheit sich nur schlecht hinter der Spreiztheit versteckt;  
man lese das Gesträuch über das „erhöhte Sprachvermögen“,  
und man wird einen weithergeholten gelehrten Apparat, aber  
durchaus keine genügende Erklärung finden. Doch wir sehen  
jetzt von der Darstellung ab, übergehen auch die mannichfachen  
Digressionen über Meyerbeer, die Italiener u. s. w., und wen-  
den uns zum eigentlichen Kern des Buchs: der Würdigung  
Wagner's. Hier ist die Kritik Raff's nicht kalt und nicht  
warm, enthusiastische Lobeserhebungen paaren sich mit dem bit-  
tersten Tadel. Hier werden die Intentionen zu den Sternen  
erhoben und gleich daneben wird der Ausführung ein Fleck ver-  
setzt; hier muß die Uermlichkeit in melodischer Beziehung her-  
halten, dort wird der Harmoniker mit Lob und Preis über-  
schüttet, oder umgekehrt, kurz, die zur Schau gelegte kritische  
Unparteilichkeit läßt uns in völliger Unklarheit — ob mit Ab-  
sicht oder nicht, können wir nicht entscheiden — über Wagner  
als Componisten. Das Einzige, worüber der Verfasser sich

mit Entschiedenheit ausdrückt, ist die Bedeutsamkeit Wagner's als Colorist und als vortrefflicher Kenner des Orchesters. Mit ziemlicher Irreverenz wird auch über sehr Vieles im Lobengesteigerte gesprochen, über die Alliterationspoesie, über die visionäre Elsa u. s. w., ja mitunter wird eine scharfe ironische Lauge übergegossen und die mystische Vertiefung geradezu lächerlich gemacht. Als schließliches Résumé müssen wir die Thatsache hinstellen, daß Raff der Wagner-Partei durch sein Buch eben keinen großen Dienst erwiesen hat; er ist doch trotz allen Aufwandes nicht weiter gekommen als bis zum Geständnis: daß der gute Wille Wagner's weit über seine Kraft und Fähigkeit hinausgehe, und daß die Regenerierung der Oper noch in weiterm Felde liegt, als die Anhänger quand-même Wagner's wol glauben und tagtäglich pompshaft verkündigen.

2. Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege. Methode der Musik von Adolph Bernhard Marx. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1855. 8. 2 Bde. 20 Ngr.

Ein Jeder, der sich heutzutage mit der musikalischen Kunst beschäftigt, sei er nun Fachmann oder nur verständiger Dilettant, sowie überhaupt jeder Vernünftige, der die Kunst nicht als bloßen Kuriosität betrachtet, wird in dem Ser- und Wirtsalen unserer heutigen Kunstbestrebungen sich wol manchmal nach einer Orientierung gesehnt haben. Es muß Jedem aufgefallen sein, wie zerspalten und zerfahren die musikalischen Verhältnisse sind, wie man sich tagtäglich abmüht, die veränderten und naturgemäßen Prinzipien zu untergraben und die Gesetze der Schönheit als „überwundenen Standpunkt“ in die Kumpfkammer zu verweisen, wie die Errungenschaften einer glorreichen Vergangenheit von einem Haufen musikalischer Halbwitzen mit Füßen getreten werden, und wie man für neue Richtungen Propaganda macht, die zumeist gar nicht neu sind und nur von arroganter Halbbildung als die Morgenröthe einer neuen Kunstära dargestellt werden. Das Gebiet der Kunst ist jetzt eine squalide Wildnis geworden: alle ästhetischen Merkmale und Beweiser sind verwischt und umgestürzt worden, denniges Gerümpel und parasitische Schlingpflanzen, oder auf gut Deutsch: unklare und unfertige Musiker und Literaten, hindern das Vordringen, und man weiß nicht wo aus noch ein. Es muß also jeder Versuch willkommen heißen werden, der Licht in das Chaos von Meinungen bringen und das Wahre vom Falschen sondern will, auch selbst wenn er nicht durchaus gelungen ausgefallen ist, wie man z. B. von dem obengenannten Buch Marx' sagen muß. Er gibt sich zwar die reiblichste Mühe, uns über Das aufzuklären, was wir in musikalischer Beziehung sollen und wollen; er schildert namentlich in dem einen Artikel „Die Gegenwart“ unsere Kunstzustände auf eine gekörnte und vollkommen richtige Weise; aber gleich das darauffolgende Capitel über die „Zukunft“ ist ein bloßes Phrasenfeuerwerk. Es wird viel von Fortschritt geredet, daß die Geschichte nicht stehen bleibe, daß die Kunst unendlich sei, und daß sie phönixgleich sich aus der Asche unserer grauen Uebergangsperiode erheben werde u. s. w.

Das sind nun Sachen, die dem Verfasser kein Mensch befechten wird, und es wird wol keinem Vernünftigen einfallen zu bezweifeln, daß mit dem Aufhören der Charakterlosigkeit unserer Zeit auch die der Kunst aufhören werde, oder daß überhaupt die Zustände der Kunst in jeder Epoche wesentlich von den respectiven Civilisationsmomenten bedingt seien. Aber was nützt dieses bloße liberale Gethue, und ist es nicht ein wenig zu wohlfeil, die Zukunft unserer Kunst der Zukunft überhaupt anheimzustellen, oder mit andern Worten, ein Abwarten bis aufs Besserwerden zu predigen? Unserm Dafürhalten nach wäre es viel besser gewesen, mit unerbittlicher Schärfe auf das rein Musikalische der Leistungen Derer einzugehen, die als Führer der Zukunftspartei sich getrieben. Der Verfasser läßt ja ohnehin deutlich genug merken, daß er weder von Wagner noch von Berlioz die Lösung der brennenden Frage erwartet; warum geht er der Sache nicht direct zu Leibe und warum versteckt er sich

ihm hinter einer Abstraktion der geistreichen Intentionen der Genannten? Mit bloßen Intentionen macht man nun einmal keine Kunst, und es kann Jemand wohl Geist haben als wir immer möglich, er wird doch kein schönes musikalisches Kunstwerk schaffen können, wenn er nicht Herz und Gemüth mit dem Geistreichthum vereinigt. Schon lange genug haben wir uns gefallen lassen müssen, daß man das Hässliche als Schöne und umgekehrt preist, und ist uns vorbeclamirt worden, daß das sicherste Kennzeichen eines genialen Consequenten das Unkraut und Scurrile sei. Es ist nun wahrlich die höchste Zeit, daß diese verschrobenen Vorstellungen ein Ende nehmen, und Männer von Geist und Kenntnissen wie der Verfasser sind geradezu moralisch verpflichtet, in diesem Sinne zu wirken. That aber nun Marx dies in seinem Buche? Wir müssen mit „Nein“ antworten. Er säßt wohl den ganzen Jammertopf unserer modernen Musikmacherei, er beklagt bitter die Verflachung und Verküpfung durch das Virtuosenwesen; aber er hebt zu eifrig hervor, daß wir schlecht Musik machen, und berührt zu wenig, daß wir schlechte Musik machen. Unserer Ermessens ist es für die Zukunft der Kunst viel wichtiger, die romantischen, theils verheimelnden, theils grob-realistischen Doctrinen zu bekämpfen und den gesunden Menschenverstand und Wohlstand wieder in ihre Rechte einsetzen zu helfen, als in breiten Samaden sich über die Verallgemeinerung des Musiktreibens zu ergehen, oder über rein formalistisches und bloß Aesthetisches — was ohnehin jeder vernünftige Kunsttreibende von selbst in seine gebührenden Schranken zurückweist — viel löbliche Worte zu machen. Der Verfasser nennt sein Buch eine „Methode der Musik“ und legt mit Recht vor allen Dingen den Lehrern die Kunst warm ans Herz; er spricht von der hohen Aufgabe, die Erfüllung des Lernenden immer nach dem Höchsten und Besten hinzulenken und die Musik als Priester einer reinen Kunst zu pflegen und zu verbreiten. So vortrefflich nun des Verfassers Grundsätze über Begriff und Aufgabe der Kunstler sind und so geistreich er sich auch über das Verhältniß des Lehrers zum Schüler ausdrückt, so hätten wir doch gern Manches entbehrt, was theils paradox ist, theils in keiner oder nur geringe Beziehung zur Idealität der Kunst steht. Die weitläufigen Excurse über die Art und Weise, wie nach des Verfassers Meinung der Musikunterricht in seinen verschiedenen Zweigen zu theilt werden soll, die Auseinandersetzung, wie er (der Verfasser) sich selbst beim Unterrichten im Klavierspiel, in der Harmonik und im Gesänge benimmt und benommen hat, hätte es uns billig ersparen können. Klingt es doch fast, als sei die Marx'sche Methode ganz allein im Stande, gute Componisten zu machen, und hänge es nur von der allseitigen Annahme dieser Methode ab, um die unseligen Kunstzustände, an denen wir leiden, hinwegzuräumen. Wir sind zwar durchaus nicht gewillt, die Vortrefflichkeit der Unterrichtsmethode des Verfassers zu streiken, aber wir wollen uns nur dagegen wehren, daß die Art und Weise, wie einem Schüler das musikalische Handwerk beigebracht wird (doch wol unteugbar das Einzige, was der Lehrer vollkommen vermöge), der Hauptfactor des zukünftigen Gedeihens der Kunst sei.

Nun zum Schluß noch einige Worte über die Fassung des ganzen Buchs. Hier müssen wir aufs nachdrücklichste gegen die unnötige Breite der Ausführung von Nebensächlichkeiten und gegen die Gedunsenheit des Stils opponiren. Hatte der Verfasser sich vorgenommen, eine Sichtung der musikalischen Bestrebungen und eine Darstellung von Ursache und Wirkung derselben zu geben, so mußte dies auf die prägnanteste und schlichteste Weise geschehen, und die Gruppierung von Thatfachen und Reflectirendem darüber mußte so übersichtlich wie möglich sein. Statt dessen bietet der Verfasser eine beinahe 600 Seiten lange Verwaschenheit und Verschommenheit; er bietet Alles auf, um nur vor allen Dingen geistreich zu erscheinen, er hascht nach Pointen und Bildern, prunkt mit seiner Belesenheit und ergeht sich im wohlfeilsten, aber blühend ausgestatteten Aesthetisiren; aber am Ende muß man sich gestehen, daß

war viel getrebet worden, daß aber die mit so vieler Empfasse beehrte Brunnensführung auf halbem Wege stehen geblieben oder dem Verfasser der leitende Faden ganz aus den Händen geglitten ist.

2. Die erste stehende deutsche Oper. Dargestellt von Ernst Otto Lindner. Mit 18 musikalischen Beilagen, enthaltend 9 bisher ungedruckte Compositionen von Reinhard Keiser in Partitur und im Klavierauszug. Zwei Theile. Berlin, Schlessinger. 1855. Hol.

Der Verfasser hat mit sammlerischem Fleiße eine Masse von Materialien zusammengetragen, um eine Veranschaulichung der deutschen Opernbekreibungen zu geben, deren man sich in der Periode von 1678—1738 in Hamburg befeßigte. Er bringt Proben aus dem damaligen Libretti, die von einer kolossalen Geschmacklosigkeit und Rohheit Zeugnis geben, einen Katalog von mehrern hundert Opern mit Angabe ihrer Dichter und Componisten und in einem zweiten Theile eine musikalische Beilage von neun bisher ungedruckten Compositionen von Reinhard Keiser in Partitur und Klavierauszug; nebenbei wird auch der Anseindungen der Oper durch die zelotischen und pietistischen Geisteslichen und der vielfachen Streitschriften für oder wider die Moralität der Oper gedacht. Gegen die Masse des historischen Materials steht die kritische Beleuchtung des rein musikalischen etwas zurück und verweilt der Verfasser fast nur bei Reinhard Keiser (dem Mozart der damaligen Zeit, wie er diesen nennt) und bei Agostino Steffani mit einiger Ausführlichkeit auf diesem Gebiete. Für den zukünftigen Geschichtsschreiber der deutschen Oper wird diese Monographie als Index von Nutzen sein; eine Umgestaltung der Geschichte der deutschen Oper aber, wie der Verfasser in der Vorrede sich verspricht, wird wol schwerlich durch diese Schrift bewirkt werden; denn dazu gehört doch noch etwas mehr als eine bloße Zusammenfassung von historischem Detail ohne alles Eingehen in Culturzustände, Entwicklungsphasen der Kunst u. s. w. und überhaupt ohne allen Pragmatismus. 53.

## Die Literatur des österreichischen Kaiserstaats.

Die Literatur des österreichischen Kaiserstaats war bisher ein Buch mit sieben Siegeln, über dessen Inhalt der Außenstehende höchstens aus dunkeln Versichten dann und wann einigen Aufschluß erhielt. Zwar hatte man immer eine Ahnung davon, daß die literarische Production des Kaiserstaats quantitativ eine sehr bedeutende sein müsse; welcher Art sie aber sei, in welchem Verhältnisse die einzelnen Völkerschaften der großen Staatenpolyglotten Antheil an ihr haben und wie sich im Allgemeinen ihr innerer Werth zu dem äußern Umfange verhalte, darüber vermochte man nie zu einer bestimmten Ansicht zu gelangen. Ein wesentlicher Grund dieser Beschränkung der österreichischen Literatur auf die immerhin engen Grenzen des eigenen Landes mag wol darin zu suchen sein, daß ihr innerem Werthe noch wirklich nicht mit den Literaturen der nachbarlichen sprach- und stammverwandten Völker zu concurrenz vermochte: sie fühlte das Uebergewicht dieser und hatte nicht die Kraft dagegen anzukämpfen. Theilweise war diese Unschicklichkeit dann auch eine unfreiwillige, von außen aufgenommene; die Fesseln, in denen die Presse Oesterreichs jahrelang gefangen lag, hinderten jeden freien Aufschwung der Literatur und unterbanden manches frische Reiz, das ohne sie gewiß zu einem schönen, lebenskräftigen Zweige erwachsen wäre. Dazu kam noch der Mangel eines tüchtigen bibliographischen Organs, das keine Literatur entbehren kann, die Anspruch macht auf Geltung im eigenen Lande und die sich außerdem berufen fühlt, Antheil an den Strömungen der Weltliteratur zu nehmen. Es ist eine jener heilsamen Wirkungen der Bewegungen des Jahres 1848, die in keinem Lande sichtbarer zutage treten als in Oesterreich, daß dies Alles in den letzten Jahren

angefangen hat, anders und besser zu werden. Die drückenden Fesseln des Censurzwangs sind gefallen und die Presse in Oesterreich wenigstens ebenso frei als in den andern deutschen Ländern. Tausend kleine Fesseln lassen uns täglich gewahr werden, welchen Aufschwung die literarische Bewegung im Kaiserthum seit jener Zeit genommen hat, und wie mächtig der Einfluß ist, den sie auf den geistigen Fortschritt der Monarchie im Allgemeinen schon jetzt gewonnen hat und in Zukunft noch mehr zu gewinnen verheißt. Die österreichische Literatur wird freilich den Literaturen anderer Völker gegenüber nie ein einheitliches Ganzes bilden können, da die Literaturen sich eben nach den Sprachen und nicht nach den Grenzen der Staaten scheiden; der deutsche Theil von ihr wird zulezt immer in der gesammten deutschen Literatur aufgehen wie der italienische in der gesammten italienischen; die ungarische Literatur wird eine gesonderte bleiben, wie sie bisher war, gleich den Literaturen der verschiedenen slavischen Völkerschaften, die das große Reich bilden helfen. Doch hindern diese polyglotten Verhältnisse des österreichischen Kaiserstaats nicht, daß man seine Literatur in ähnlicher Weise als ein Ganzes betrachtet, wie man seine einzelnen Provinzen ja selbst als einen großen Staatencomplex ansieht.

Wir haben diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, um unsere Leser auf ein Schriftchen aufmerksam zu machen, das sich zum Zwecke gesetzt hat, in jährlich wiederkehrenden Berichten eine Uebersicht der Gesammlliteratur des österreichischen Kaiserstaats zu geben. Schon seit dem 1. Januar 1853 erscheint in den mit der officiellen „Wiener Zeitung“ ausgegebenen „Blättern für Literatur und Kunst“ eine allgemeine österreichische Bibliographie, welche, da sie auf Grund der von den Buchdruckern eingesendeten Pflichteremplare bearbeitet wird, alle in der Gesamtmonarchie im Gebiete irgend eines Literaturzweigs erscheinenden Schriften in einer Vollständigkeit aufzeichnet, wie wir sie bei andern nationalen Bibliographien fast nirgends finden, und auch in Bezug auf die Genauigkeit der einzelnen Angaben können wir sie neben die besten ähnlichen Verzeichnisse stellen. Anschließend nun an diese Bibliographie, der Zeit nach aber noch etwas über sie hinausgreifend, hat Konstantin Wurzbach, der Vorstand der administrativen Bibliothek des Ministeriums des Innern, seine bibliographisch-statistische Uebersicht der österreichischen Literatur \*) bearbeitet, die es möglich macht, nicht nur über ihren Umfang, sondern auch über ihren innern Werth und eine bestimmte Ansicht zu bilden. Wir gestehen, daß wir selten eine ähnliche Uebersicht mit größerem Vergnügen gelesen als diese, nicht als ob sie uns schon jetzt in der vorgeführten Literatur eine ungeahnte Fülle innern Reichthums habe entdecken lassen, wol aber, weil wir aus ihr die Ueberzeugung gewonnen, daß die geistige Bewegung, welche sich der Völker des österreichischen Kaiserstaats bemächtigt hat, in der That eine sehr ernste, mächtige ist, daß man für die Zukunft Bedeutendes von ihr erwarten kann. Daß jetzt noch an vielen Punkten sich mehr Schatten als Licht zeigt, das liegt eben in dem Charakter jeder Uebergangsperiode, die das halb schon Ueberwundene zu einem letzten Widerstande aufrüttelt und seine Schwächen und Mängel nur um so greller zutage treten läßt. Trotzdem aber halten wir uns berechtigt, aus den einzelnen Goldkörnern, die uns unter der immerhin noch großen Masse des Gewöhnlichen entgegenreten, die Reime einer schönen Zukunft zu erblicken, und wir zweifeln nicht, daß, wenn die Berichte, von denen wir jetzt nur einen ersten Versuch vor uns haben, für eine längere Reihe von Jahren vorliegen, wir durch bestimmte Thatfachen bestätigt finden werden, was wir jetzt nur als Erwartung aussprechen können.

Die treffliche Uebersicht Wurzbach's, die uns zum ersten

\*) Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaats. Hrgs 1. September 1853 bis letzten December 1854. Erster Bericht, verfaßt im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern. Wien. 1854. 8.

male einen nähern Einblick in ein weites Feld literarischer Production gestattet, kann natürlich, wie dies der Verfasser auch selbst ausspricht, kein genauer Werthmesser der Thätigkeit in den einzelnen Wissenschaftszweigen sein, da solche immer von Fachmännern ausgehen müssen, sie soll nur eine übersichtliche Anordnung und Gruppierung der gesamten Masse, ein Ueberblick über die hervorragenden Erscheinungen sein und mehr in allgemeinen Bemerkungen andeuten, als durch eingehende Kritik ausführen. In dieser notwendigen Beschränkung ist sie aber ein Muster von Präcision und übersichtlicher Anordnung, und wir können nur bedauern, daß sie, in nicht mehr als 50 Exemplaren gedruckt, bloß einem beschränkten Leserkreise zugänglich ist. Einen erhöhten Werth erhält das Schriftchen noch durch die beigegebenen, mit großem Fleiße zusammengestellten Tabellen, auf deren Genauigkeit man sich umsomehr verlassen kann, als sie sich, wie die ganze Arbeit selbst, auf die eingeleisteten Pflichteremplare gründen.

Statistische und bibliographische Arbeiten eignen sich im Allgemeinen nicht zu Auszügen, und wir müssen uns deshalb begnügen, um unsern Lesern wenigstens einigermaßen einen Begriff von der literarischen Thätigkeit der Völker des österreichischen Kaiserstaats zu geben, aus den beigegebenen Tabellen einige allgemeine Zahlen auszuheben. Die erste Tabelle, welche sämmtliche in der österreichischen Monarchie seit 1. September 1852 bis Ende December 1853 als Pflichteremplare abgelieferten Druckschriften, nach Wissenschaften und Sprachen geordnet, summarisch aufführt, weist als Gesamtsumme der Druckwerke in dem angegebenen Zeitraume 6874 nach; davon in deutscher Sprache 2757, italienischer 2723, ungarischer 423, slawischer 659, französischer 24, englischer 4, schwedischer 1, lateinischer 173, griechischer 7, hebräischer 14 und armenischer 4. In der zweiten Tabelle findet sich dieselbe Anzahl nach den einzelnen Kronländern geordnet; danach kommen auf Niederösterreich 1666, Oberösterreich 49, Salzburg 52, Steiermark 146, Krain 44, Kärnten 9, Küstenland 148, Tirol und Vorarlberg 189, Böhmen 723, Mähren und Schlesiens 209, Galizien, Krakau und Bukowina 200, Dalmatien 11, Lombardie 1444, venetianische Provinzen 1194, Ungarn und Nebenländer 790. Eine dritte Tabelle ordnet die Druckschriften nach den Kronländern und Wissenschaften; sie gestattet leider keine Auszüge. Aus den wenigen angeführten Zahlen wird man aber schon ersehen, welchen Umfang die literarische Production in Oesterreich erlangt hat; die Steigerung, welche sie in dem Zeitraume von wenig mehr als zehn Jahren erfahren, mag daraus erhellen, daß im Jahre 1840 in Oesterreich in deutscher Sprache nur 1632, in italienischer 1471 und in böhmischer 114 Schriften zum Druck bewilligt wurden. Also überall beinahe eine Verdoppelung! Steigt der Werth nur einigermaßen in gleichem Verhältniß mit dem Umfange, so ist unsere Erwartung, die der Literatur des österreichischen Kaiserstaats eine hoffnungreiche Zukunft verheißt, gewiß eine wohl begründete.

Nur einen Wunsch glauben wir schließlich noch aussprechen zu müssen; es ist der, daß die österreichische Bibliographie, die doch besonders mit bestimmt ist, der betreffenden Literatur dem Auslande gegenüber Geltung zu verschaffen, künftighin alljährlich selbständig erscheinen möge und der Bericht mit seinen Tabellen ihr als verbindender Art beigegeben werde. Geschicht dies, so kann sich Oesterreich rühmen, eine nationale Bibliographie zu besitzen, wie sie kein Land neben ihm aufzuweisen hat.

62.

### Aus London.

Richard Congreve über die Zeitgemäßheit der militärischen Dictatur. Der Roman „Moreau“. Baron Rüssing's Grenzschicksalsreisen. Neue Journale. Theater.

Es scheint uns ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß man sich in Europa immer mehr an den Gedanken des Imperialis-

mus zu gewöhnen scheint, ja daß er bereits in dem bürgerlichen, constitutionellen England seine Vertheidiger findet. Richard Congreve spricht in seinem neu erschienenen Buche: „The Roman empire of the West: four lectures, delivered at the Philosophical Institution, Edinburgh“, mit größter Gemüthsruhe die Ueberzeugung aus — und er weiß sie mit recht zahlreichen sophistischen Beweisführungen zu unterstützen —, daß der Imperialismus und der militärische Absolutismus für unsere des parlamentarischen Geschwäges überdrüssige und nur nach socialer Uniformität verlangende Zeit eine allgemeine Nothwendigkeit sei. Fortgerissen von seiner sophistischen Selbstverblendung betrachtet er die Zeit der Republik als die der Freiheit und die Cäsarenzeit, trotz ihrer Liberius, Nero, Domitian, Caligula und Messalinen, trotz der sich in ihr offenbarenden Symptome der Bergreifung und des Ablebens, als die der Mannheit des römischen Volks. Eine solche Ära männlicher Reife wünscht er auch den modernen europäischen Völkern, freilich nur als Uebergang, „einzig und allein, um die friedliche Discussion zu ermöglichen, die der neuen Organisation der menschlichen Gesellschaft auf der Grundlage der Industrie vorangehen muß“. Der Verfasser läßt dabei aber außer Augen, daß sich die Völker meist an die Knechtschaft leichter gewöhnen als an die Freiheit, daß man das Streben nach Repräsentativverfassung hauptsächlich dem Hinblick auf das Raster England verdankt, und daß, wenn auch England einer Dictatur und einer Ulfahenherrschaft unterworfen werden sollte, sehr wahrscheinlich alle übrigen Völker einem Tölpel und einem Lethargiker anheimfallen würden, aus dem es schwer, ja vielleicht unmöglich sein würde, sie je wieder zu erwecken. Liberale Völker, wie das „Athenaeum“, besprechen das Congreve'sche Buch in einem sehr ernsten, besorglichen Tone, und dieser Umstand scheint uns fast noch bedenklicher zu sein als der, daß ein solches Buch in Großbritannien überhaupt geschrieben werden konnte; denn noch vor zwei Jahren würden die englischen liberalen Blätter eine Schrift dieser Tendenz mit einigen humoristischen Epäßen und wegwerfenden Sarkasmen abgefertigt haben. Setzt aber sind die Verhältnisse der Art, daß dieselben liberalen Blätter nicht umhin können, das Congreve'sche Buch sehr ernstlich zu nehmen, zwar seine Schlussfolgerungen zu verworfen, aber ihm doch in seinen Vorderreden manche höchst bedenkliche Gesichtspunkte zu machen. Wo ist der Stolz über das Selbstvertrauen unserer bürgerlichen und gelehrten Classen geblieben, die sich noch vor wenigen Jahren so hoch vermaßen? Durften doch aus unachtsamem Munde vor einiger Zeit die Worte fallen, daß das edelste Blut der Nation nur noch in der Armee pulsiere! Der „Allgemeinen Zeitung“ wurde vor kurzem aus Paris geschrieben, daß die „Illustration“, hauptsächlich auf Beschwärze der Kaiserin, jüngst mit Unterdrückung bedroht wurde, weil auf einem die Eröffnung der Ausstellung betreffenden Bilde die Haltung und Stellung des Kaisers nicht gefällig und mangelhaft genug dargestellt worden sei. Hat man in England nicht Eile genug, zu denselben Zuständen zu gelangen, die vielleicht das Bedrohung des „Punch“ aus ähnlichen Motiven möglich machen würden? Die in den höhern Kreisen vorwaltenden Ansichten, wie sie jüngst in einer Rede des Prinzen Albert ihren Ausdruck fanden, einerseits, wie die Bestrebungen der Demokraten, das Repräsentativsystem als eine trügerische Sackgasse hinzustellen, andererseits, scheinen allerdings auf diese Zeit hinzuarbeiten. In der That dürfte die im Namen der „menschlichen Civilisation“ angestrebte Demüthigung Rußlands nicht das, was Viele davon erwarten, sondern leider vielmehr die Ermöglichung der Militärherrschaft in Frankreich und eine Ausbreitung an dieselbe in England zur Folge haben, und der Welt befehen gehört die Bekämpfung des Parisismus, welcher nicht zu Hause demselben Parisismus huldigt und das Wort nicht zu den vielen Wunderlichkeiten und Widersprüchen der Revolutionen wir jedoch auf den unverwundlichen Bürgermann der liberalen Nation, der schon ganz andere Krisen als diese durchstanden hat, zumal in den breiten Volksschichten eine Dem-

gung in Gang zu kommen scheint, deren letztes Ziel unmöglich die „soziale Uniformität“, die torpide mechanische Centralisation und der Prätorianismus und Imperialismus sein kann. Wir haben und diese Abschwelung gestattet, weil wir den gegenwärtigen Moment in culturhistorischer Beziehung für noch bedeutungsvoller halten als in politischer; denn es handelt sich offenbar seit einer Reihe von Jahren um eine gänzliche und nicht einmal sehr allmähliche Ummwälzung aller socialen, politischen, religiösen und moralischen Anschauungen, welche die Grundlagen unseres früheren Kulturzustandes bildeten.

Der dem Verfasser der Waverley-Novellen zugeschriebene dreibändige Roman „Moredu: a tale of the twelve hundred and ten. By W. S.“ ist nun erschienen. Seine Authentizität wurde von den meisten englischen Blättern im voraus in Zweifel gezogen; jetzt, nach seinem Erscheinen, haben sie Gelegenheit, ihre Zweifel an Form und Inhalt des Romans selbst zu prüfen, und die Annahme, daß der Roman unmöglich von Walter Scott herrühren könne, steigert sich ihnen zur Gewissheit. Das „Athenaeum“ sagt: „Die Erzählung, wer auch ihr Verfasser sein mag, zeigt sich uns als eine plumpe und geistlose Nachahmung des historischen Romans und kommt nicht einmal dem armseligsten der James'schen Fabrikate gleich.“ Und weiter: „Kaum findet sich darin eine Seite beschreibenden oder schildernden Charakters, nicht ein einziger Gedanke, nicht eine einzige Reimzeile, welche an den Autor von „Waverley“ erinnern.“ In einer spätern Nummer werden Anspielungen des Romans auf Vorgänge, welche erst nach dem Tode Walter Scott's stattgefunden haben, als schlagende Beweise gegen die Authentizität des Buchs beigebracht. Der Streit, der sich über dies Buch zwischen seinem Herausgeber, St. Maurice Cabany, und dem „Athenaeum“ entsponnen hat (vgl. Nr. 17 d. Bl.), hat zu mancherlei Repliksen geführt; die zum Theil persönlicher Art sind und seit dem Erscheinen des Romans ihre Bedeutung ziemlich verloren haben.

Baron Mülling's Schrift über seine Ambassaden nach Konstantinopel und Petersburg ist von David Sardine unter dem Titel „Narrative of my missions to Constantinople and St. Petersburg in the years 1829 and 1830“ übersetzt worden und wird von der englischen Presse als ein höchst interessantes zeitgeschichtliches Document bezeichnet, als ein Beitrag zur Geschichte der Diplomatie und der orientalischen Frage, in welchem mit größter Klarheit äußerst merkwürdige Aufklärungen und Bestandtheile gemacht wurden.

Relevé's und Bestuschew's „Polarstern“, der ehemals in Moskau erschien und auf Befehl des Kaisers Nikolaus unterdrückt wurde, soll jetzt in London wiederaufleben, wird in russischer Sprache geschrieben und von Alexander Herzen redigiert sein. Mehrere bekannte russische Flüchtlinge werden sich damit mit Beiträgen betheiligen. Auch die englische Presse wird sich mit Anfang Juli um ein neues periodisches Unternehmen vermehren, welches den Titel „The National review“ führen wird. Im Programm wird sehr Vieles versprochen und in Bezug auf die arbeitenden Classen verheißen, daß sie diese eine sociale Lage, die weit über ihre jetzige hinauswiche, in Anspruch genommen werden soll.

Was das Theater betrifft, so ist zu erwähnen, daß auf dem Theater der City Ende Mai Schiller's „Räuber“ („Robbers“) zur Aufführung kamen, „judiciously compressed“. Der Darsteller des Karl Moor war ein Herr Pitt, der sich nach Edward Dean gebildet hat, und er gab seine Rolle sehr schön. Das Haus war überfüllt, und zeigte sich von den Kritiken dieses „terrible drama“ ungemein aufgeregt. Im Haymarket-Theater kam Anfang Juni eine neue Oper „The gnome of Hertsberg“, Art von Fitzball, Musik von Henry Smart, zur Aufführung. Das Sujet scheint der deutschen Märchenwelt entnommen zu sein; das Libretto wird nicht sehr gelobt; der Musik, obgleich sie sorgfältig gearbeitet ist, wird ein zu banter Mißgeschick von allerlei Stilarten

und von Reminiscenzen an ausländische populäre Componisten vorgeworfen. **S. M.**

### Das Gellertbuch.

Der vortreffliche Christian Fürchtegott Gellert hat noch seine zahlreichen Freunde und Verehrer in Deutschland und er verdient sie zu haben. Seine Verdienste um die Reinigung des deutschen Stils lassen sich nicht bestreiten noch gering anschlagen; seine zum Theil sinnigen, gesunde Lehrsätze der praktischen Moral behandelnden Fabeln haben fortdauernd viel zur Bildung der Jugend beigetragen, und seine geistlichen Lieder haben so manches trostbedürftige Herz in sorgen- und kummervollen Tagen erbauet und geheilt. Hüten wir uns vor Intoleranz und Unbilligkeit! Es gibt eben von Natur so organisirte Gemüther, daß sie nur in religiöser Erbauung jene Erhebung über das Irdische finden, die Jeder bedarf, nicht Jeder aber seiner Natur nach in dem Anschauen von Kunstgebilden, in der Lectüre von Romanen und Dichtungen, in der Selbstgenüge des Philosophen oder des wissenschaftlichen Forschers zu finden vermag. Außerdem ist ein so wohlverbrachtes, uneigennütziges und beneidenswerth sittenreines Leben wie das Gellert's an sich ein erhebendes Beispiel, dem Niemand seine Achtung wird versagen können. Somit empfehlen wir allen Verehrern Gellert's folgendes Buch:

Gellertbuch. Herausgegeben von Ferdinand Raumann. Mit 1 Titeltupfer und 3 Lithographien. Dresden, Reinhold und Söhne. 1854. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Ertrag des Buchs ist, wie wir gleich von vornherein zu seiner besondern Empfehlung bemerken, zum Besten eines Rettungshauses bestimmt, welches Gellert's Namen tragen soll. Die Beiträge sind gemischter Art, erzählend, schildernd oder lyrisch, und manche werthe deutsche Namen finden sich in dieser Sammlung vertreten; wir nennen außer dem Herausgeber Friedrich Beck (Professor in Rünchen), Adolf Böttger, Adolf Bube, Carus, Castelli, Dräpler-Manfied, Karl Egon Ebert, L. A. Frankl, A. C. Fröblich, C. Seibel, R. Hagenbach, Henriette Hanke, F. Heibel, R. Heydrich, Theodor Hell, Moritz Horn, B. D. von Horn (Wilhelm Dertel, Superintendent zu Sobornheim am Rhein), C. Kauffert, J. Kerner, W. Kilger, S. Klemm, Karl Mühlner, den Rektor unter den deutschen Poeten; Karl Mayer, Gustav Pfarrius, S. Pfizer, F. Rückert, L. Schefer, S. H. von Schubert, J. C. Seidl, die beiden Stöber, L. Storch, J. R. Vogl u. s. w. Manche Gedichte, obgleich doch keine so große Anzahl, als man hätte erwarten sollen (denn es haben wol auch einzelne recht werthlich gefinnene Poeten — die Rieselaß aller Almanache und Albums — beigetragen, denen es mehr um Verherrlichung ihres Namens als des Namens Gellert's zu thun sein mochte), sind dem Andenken Gellert's gewidmet, oder es werden darin Momente aus Gellert's Leben, wie namentlich von Adolf Stöber, rhythmisch behandelt. Von Theodor Hell finden wir ein Gedicht „Vor Gellert's Statuette, von Knauer modellirt“ und von dem Diakonus Ernst Pfeilschmidt ein lyrisches Stück „Ein Gang auf den leipziger Friedhof“; B. D. von Horn steuerte eine Erzählung „Drei Tage aus Gellert's Leben“ und S. H. von Schubert „Sätze aus Gellert's Leben“ bei. Manches schon Bekannte wird von Schubert mit Recht wieder in Erinnerung gebracht: wie ein schleissiger Gellmann (von Graussen) dem Dichter einen hohen Jahrgelbst anbot, den dieser jedoch nicht annahm, worauf der großmüthige Wohlthäter die Pension Gellert's hochbetagter Mutter bis zu deren Ende zukommen ließ; wie ein junger preussischer Offizier dem frommen Manne ein Geldgeschenk unwürdiges aufdrang; mit der Bemerkung, dies sei nur die Abtragung einer Schuld, denn Gellert habe durch seine Gedichte sein Herz gebeßert, und es sei dies ein Glück, gegen welches er die ganze Welt nicht vertauschen möchte; wie ein geringer Bauer einstmal zu Winters



Anfang mit einer Fuhre Holz vor Gellert's Wohnung kam und ihn bat, diese Ladung Holz als ein Zeichen der Erkenntlichkeit für seine schönen Fabeln anzunehmen; wie im Siebenjährigen Kriege auf Befehl des ritterlichen preussischen Generals von Hülsen nicht nur Gellert's Wohnung in Leipzig, sondern selbst sein kleiner Geburtsort Haynichen von der Last der Einquartierung aus rücksichtsvoller Achtung gegen ihn freigesprochen wurde, u. s. w. Bekannt ist die Anekdote von jenem preussischen Husarenoffizier, der dem darüber nicht wenig in Verlegenheit gesetzten frommen und sanften Gellert aus Erkenntlichkeit für den Trost und die Erbauung, welche ihm mitten im wilden Kriegeleben dessen Schriften gewährt hatten, zwei Beutestücke, ein paar Pistolen und eine russische Knete, aufnöthigen wollte.

Man erkennt aus diesem Allen ein mal, wie anspruchslos das Gemüth Gellert's gewesen sein müsse, da er, trotz dieser zahlreichen und ganz besondern Beweise von Anerkennung, dennoch bescheiden blieb, was bei deutschen Dichtern gewiß eine große Seltenheit ist; sodann, daß damals das deutsche Volk, wenn auch oft in sehr rührender Weise, seine Dichter noch zu ehren und sich ihnen dankbar zu beweisen verstand. Freilich war Gellert's Wirksamkeit in Kreise gedrungen, auf welche die jetzigen bedeutendern Poeten leider ohne allen Einfluß sind, sodas man mit vollem Grund der Wahrheit sagen darf: die Masse des Volks hat unter unsern Poeten keinen Lehrer, keinen Kröner, keinen väterlichen Freund mehr, wenigstens keinen, der zugleich die literarische, die verschiedenen Stände verknüpfende Bedeutbarkeit Gellert's hätte; aller Zusammenhang zwischen Poesie und Volk ist bis auf wenige Reste verlorengegangen, und es wird in hohem Grade schwierig sein, wieder eine Anknüpfung an die Herzensbedürfnisse und die Sprache des Volks zu finden. Das „Gellertbuch“ ist mit einem allegorischen Titelkupfer nach einer Originalzeichnung des Professor Wendemann und mit drei Lithographien: Porträt, Grab und Familiengruppe Gellert's, geschmückt, die als denkmalwerthe Zugabe zu betrachten sind.

G. M.

## Notizen.

### Recensenten und Autoren.

Indem wir die von uns in Nr. 23 aufgenommenen berliner Mittheilungen noch ein mal nachlesen, stießen wir auf eine Stelle, welche uns nur zu geeignet scheint, falsch verstanden zu werden oder, richtig verstanden, Anstoß zu erregen. Unser Correspondent spricht von den Recensenten, die nach der Chablone kritisieren, und bemerkt dabei: „Die Autoren bedauern ihre dürftige Lage, die ihnen nicht gestattet, mit „Golde blank und Golde fein“ die theure Feder der Kritiker à la chablone zu bezahlen.“ Wir wissen nicht, welche Personen er unter diesen „Kritikern à la chablone“ meint, und wir wissen ebenso wenig, ob die in diesen Worten liegende Verdächtigung sich auf bestimmte Thatfachen gründet, die der Correspondent beweisen kann, oder ob sie nur aus einer ziemlich weit verbreiteten, öfter wiederholten, aber niemals durch wirkliche nachgewiesene Thatfachen unterstützten Meinung hervorgegangen ist, wonach es unter den Recensenten solche gibt, welche die Leistungen ihrer Feder zur Käuflichkeit herabwürdigen. Von Recensenten läßt sich dies, wie ich glaube versichern zu dürfen, durchaus nicht behaupten, und sollten einzelne unsaubere Fälle der Art vorgekommen sein, so waren und sind diese gewiß so selten, daß sie gar nicht ins Gewicht fallen. Es kommt hierbei noch Eines in Betracht. Der deutsche Schriftsteller und auch meist der deutsche Künstler ist, wie dies die Erfahrung lehrt, zu solchen Zwecken durchaus nicht freigebig, auch wenn er dazu die Mittel besäße, was freilich leider selten genug der Fall ist; hat er dem Recensenten ein Freirexemplar seines Buchs geschickt, ihm vielleicht ein artiges Briefchen geschrieben oder sogar eine Obsequialbesuche gemacht, so glaubt er schon mehr als zu viel gethan und damit das Recht erworben zu haben,

nicht nur daß man sein Buch bespreche, sondern auch mit vollen Worten als etwas Außerordentliches lobt. Geschieht dies, so hat der Recensent selbst auf moralische Dankbarkeit weiter keinen Anspruch zu machen, und der Autor kümmert sich um den Recensenten nicht weiter oder wenigstens nicht eher, bis er abermals ein Buch vom Stapel gelassen und die Dienste des Recensenten wiederum nöthig hat; fällt das Lob nicht ganz so aus, als der Autor erwartete, dann tritt an die Stelle der früheren ertheilten Freundschaft sofort Kälte oder noch etwas Schlimmeres; tadelt der Recensent das Buch, wenn auch nur mäßig, oder ignoriert er es, so gibt es keine noch so niederträchtige Verdächtigung, die der verletzte Autor nicht gegen seinen Recensenten hervorbrachte. Jeder Recensent macht in dieser Hinsicht gewiß fortwährend die allertrübsten Erfahrungen, und weil er mehr und mehr fühlt, daß er es meist nur mit Egoisten zu thun hat, die ihn einzig und allein zu ihren Zwecken brauchen, verliert er allerthings zuletzt die Liebe zu den Autoren überhaupt. Man verlasse sich darauf, daß jeder Recensent (ich spreche hier natürlich nur von der bessern Sorte der Recensenten, wie andererseits wieder vielleicht von der minder guten Sorte der Autoren) sehr vieles mittelmäßige und langweilige Zeug unter großem Zeitverlust nur liest, um den Autoren, nicht um sich einen Gefallen zu thun, selbst wenn er von vornherein überzeugt ist, daß er sich auf Gegendienst und Dank keine Rechnung machen darf. Wir wollen hiermit unsere Recensenten, wie sie gemeinhin sind, nicht etwa zu Rußern der Tugend und Unbestechlichkeit erheben, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß unsere Bücherschreiber wol am wenigsten die Leute sind, die Tugend und Unbestechlichkeit der Recensenten auf die Probe zu stellen.

### Ein Brief Garve's an Kant.

Im „Weimarischen Jahrbuch“ theilt Hoffmann von Fallersleben unter dem Titel „Findlinge“ Briefe und Reliquien theils berühmter, theils wenigstens doch namhafter Personen mit, unter denen uns ein Schreiben Garve's an Kant der interessanteste war, obwohl manche Briefe die Namen berühmter Männer wie Lessing, Schiller u. A. zur Unterschrift haben. Der genannte Brief ist Garve's Abschiedswort an Kant, das Datum, doch, wie sich aus Allem ergibt, zur Zeit der Reichsmesse 1798 geschrieben. Garve äußert darin, welche Freude es für ihn sein würde, wenn er es noch erleben sollte, Kant's Urtheil über seine demselben gewidmete Schrift über die Moralsysteme zu erfahren, und beschreibt dann seinen furchtbaren Krankheitszustand, der ihn bald darauf, schon am 1. December, ins Grab legen sollte: „Ein äußerer Schaden, der vor ungefähr 13 Jahren, sehr unschuldig scheinend, am rechten Halsflügel, nicht weit vom Augeneinkel entstand, der allmählich nicht Krebs nach allen Symptomen, aber darin vollkommen Krebsartig ist, daß er sich nicht bloß nach der Oberfläche, sondern in subtilem Verhältniß erweitert und ebenso tief ausbreitet als sich weiter ausbreitet, und der endlich darin allen Heilmitteln widerstand, zu welchen freilich der Nachbarschaft des Auges wegen keine andern Mittel, vielleicht die wirksamsten in solchen Fällen, gebraucht werden konnten — dieser Schaden hat nunmehr das ganze rechte Auge und einen Theil der rechten Wange verzehrt, hat eine ebenso große Höhle in den Kopf gebildet und Zerstörungen einer seltenen Art angerichtet. Es scheint unmöglich, daß ein Mensch dabei leben könne, es scheint auch unmöglich, daß er dabei denken und selbst mit ungewissen Scharfsinn und einer Exaltation des Gemüths leben könne, und doch ist Beides wahr! Dieser unvorstellbare, aber glückliche Umstand hat mir, der ich von Schmerzen und Schmerz wechselsweise geplagt und von der menschlichen Gesellschaft angethan bin, die vorzüglichste Erleichterung und im Trost meines Lebens verschafft. Wie habe ich die Glückseligkeit eines Wurfes, die Würdigkeit eines Raisonnements und die Unmöglichkeit einer Erzählung deutlicher wahrgenommen und mit



mehr Vergnügen empfunden.“ Zuletzt wünscht er nur noch, daß der Weltregierer ihn mit erträglichen Schmerzen zum Ziele seines Lebens bringen möge, da eine Befreiung von denselben unmöglich sei. Wahrlich, den gewissen Tod im Auge, überzeugt zu sein, daß man ihm täglich näher komme, ohne zu wissen, wann die Stunde der Erlösung da sein werde, und bei dieser Überzeugung, bei täglich zunehmenden Leiden, täglich mehr umfingender Berührung doch diese Ruhe, diese Ergebung, diese geistige Thätigkeit, diese wahrhaft beneidenswerthe Freude an literarischen Erzeugnissen bewahren, dazu gehört ein Muth, der auf einen in sich gesicherten, harmonisch durchgebildeten Geisteszustand schließen läßt, wie er jederzeit selten war und ist vielleicht seltener als je ist. **H. M.**

### Bibliographie.

- Baedeker, K., Paris und Umgebungen, nebst Rouen, Havre, Dieppe, Boulogne und den drei Eisenbahn-Strassen vom Rhein bis Paris. Handbuch für Reisende. Nebst Karten und Planen. Coblenz, Baedeker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Barthold, F. W., Soest, die Stadt der Engern. Urprung, Blüthe und Niedergang eines altdeutschen Gemeinwesens. Soest, Kasse. Gr. 8. 2 Thlr.
- Broennenberg, A., Sammlung zur hanoversch-braunschweigischen Landesgeschichte. Erster Beitrag. Verden, Treßler. 1854. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
- Fichte, J. H., Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Florine. Berlin, A. Dunder. 16. 15 Ngr.
- Galen, P., Der Tod von St. James. Aus dem Reichthum eines Arztes. Vier Bände. 2te Auflage. Leipzig, Kölmann. 8. 4 Thlr.
- — — Waltherr Lund. Aus dem Leben eines Schriftstellers. Drei Theile. Ebendasselbst. 8. 4 Thlr.
- Urban Grandier, katholischer Priester. Der Hexerei angeklagt. Leipzig, D. Wigand. 32. 5 Ngr.
- Groth, K., Berteln. Plattdeutsche Erzählungen. Kiel, Schwes. Gr. 16. 24 Ngr.
- Hahn, L., Friedrich der Große. Für das deutsche Volk dargestellt. Mit 10 Porträts und 10 Bildern aus Friedrichs des Großen Leben. Nach Originalzeichnungen von W. Campenhausen. 1ste Lieferung. Berlin, Herz. Gr. 4. 10 Ngr.
- Hammer-Purgstall, Freih., Ueber die arabische Geographie von Spanien. Wien. Lex.-8. 10 Ngr.
- Höcker, K., Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht. Jena, Braun. 32. 15 Ngr.
- Hörmann-Hielau, Marie v., Die Wandernden. Für Jung und Alt aus Reiseblättern gesammelt. Zwei Theile. Braunschweig, Bieweg u. Sohn. Br. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Hesperis, H. C., Zeugnisse vom Heile und Leben in Christo, in Predigten. 1stes Heft. Elberfeld, Haffel. Gr. 12. 7 1/2 Ngr.
- Keyserling, A. Graf v., Aus der Kriegszeit. Erinnerungen. In Abtheilung. — A. u. d. V.: Ueber den Rhein und nach Paris. Mit 1 Karte. Berlin, A. Dunder. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.
- Kurajan, T. G. v., Ueber Heinrich den Teichner. Wien, Braumüller. Gr. 4. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Lepsius, R., Das allgemeine linguistische Alphabet. Grundsätze der Uebersetzung fremder Schriftsysteme und über noch ungeschriebener Sprachen in europäischen Buchstaben. Berlin, Hertz. Lex.-8. 12 Ngr.
- Mutze von Zoppel. Selbstmörderin. Leipzig, D. Wigand. 32. 5 Ngr.
- Merckel, J. F., Ueber den Zins-Wucher, nach dem in der bairischen Palz geltenden französischen Gesetz vom 3. Sep-

tember 1807 in Vergleichung mit anderen Gesetzgebungen. Heidelberg, S. G. M. Mohr. Gr. 8. 16 Ngr.

Michelis, F., Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung. Ein Wort zur Verständigung über das Verhältniß der Naturforschung zu dem Glauben und der Hoffnung des Christen. Sendschreiben an Prof. Dr. M. J. Schleiden. Münster, Theissing. Gr. 8. 12 Ngr.

Mittermaier, K., Madeira und seine Bedeutung als Heilungsort. Nach mehrjährigen Beobachtungen für Aerzte geschildert. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 24 Ngr.

Moleschott, S., Der Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebig's Chemische Briefe. 2te Auflage. Mainz, v. Zabern. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Mündt, L., Der Kampf um das schwarze Meer. Historische Darstellungen aus der Geschichte Rußlands. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Nagel, W., Das Christenthum in seiner Wahrheit als Religion der Gegenwart. In systematisch zusammenhängenden Predigten dargestellt. Bremen, Geisler. Gr. 8. 2 Thlr.

Pilgram, F., Controversen mit den Ungläubigen. Ueber die Realität des Wissens und die Logik des Glaubens. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.

Prittzwig, M. v., Andeutungen über die künftigen Fortschritte und die Grenzen der Civilisation. 2te neu bearbeitete Auflage. Berlin, A. Dunder. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Reimann, E., Die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Uebergange vom Staatenbund zum Bundesstaat. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rönnefahrt, S. G., Goethe's Faust und Schiller's Wilhelm Tell nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und wechselseitigen Ergänzung. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

— — — Schiller's dramatisches Gedicht Wallenstein aus seinem Inhalt erklärt. Ebendasselbst. Gr. 8. 20 Ngr.

Sauppe, F., Skizzen aus der Geschichte der Krim. Vortrag, gehalten im Stadthaus zu Weimar den 20. März 1855. Weimar, Böhlau. 8. 10 Ngr.

Schnitter, W., Fortunat. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Straßburg, Köster. Gr. 8. 20 Ngr.

Seidl, J. G., Dichtungen. Bifolien. 5te Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Wien, Pfautsch u. Wof. Gr. 16. 5 Ngr.

Smidt, F., Seegeschichten und Marinebilder. Zwei Theile. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 Thlr.

Steiner, M., Die Entwicklung des griechischen Staates. Wien, Deid. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Tauer, F. G., Weibeskunden. Auswahl christlicher Dichtungen. Halle, Anton. 8. 15 Ngr.

Gräfin Barinka Ischermayloff. Nordbrennerin. Leipzig, D. Wigand. 32. 5 Ngr.

Wiener Zustände im Mittelalter von Emil \*\* Zwei Bändchen. Weimar, Böhlau. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

### Tagesliteratur.

Asher, D., Offenes Sendschreiben an den hochgelehrten Hrn. Dr. Arthur Schopenhauer. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 4 Ngr.

Bley, S. G. F., Die Politik der Niederlande in ihren Beziehungen zu Japan. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 8 Ngr.

Cooper, C. F., Aus was für Macht thust du das? Ein Beitrag zur Frage über das evangelische Predigtamt. Verden, Treßler. 1854. Gr. 8. 3 Ngr.

Raydorn, R., „Warum wollt ihr sterben?“ [Ser. 27, 12—13.] Eine Leichenpredigt an einem weiten und tiefen Grabe unsers Volks. Breslau, Dülfer. 12. 2 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene Correspondenten an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre Leitartikel suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den sächsischen Angelegenheiten wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin u., erhält die Zeitung durch telegraphische Depeschen. Die Interessen des Handels und der Industrie finden sorgfältige Beachtung. Ein Feuilleton gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montage, täglich in einem ganzen Bogen. Das vierteljährliche Abonnement beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9½ Ngr., für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. Inserate finden durch die Zeitung die weitest Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf das mit dem 1. April beginnende neue Abonnement werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und belästigt erbeten.

Leipzig, im Juni 1855.

**J. A. Brockhaus.**

Sobald erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von **Friedrich Salau**. Sechster Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die letzten Medici. — II. Victor Amadeus I., König von Savoyen. — III. Karl XII. von Schweden, Landgraf Karl von Hessen-Kassel und Erbprinz Friedrich, nachheriger König von Schweden. Ein aus authentischen Quellen gezogener Beitrag zur schwedischen und hessischen Geschichte. Von **Ehr. v. Rommel**. — IV. Katharina I., Kaiserin von Rußland. — V. Fürst Alexei Menzjoff. — VI. Ein unthätiger Prinz. — VII. Friedrich IV. von Dänemark und seine Freundinnen. — VIII. Zwei Gräfinen zu Schaumburg-Elpe.

Der erste bis fünfte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

**Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer

und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. J. E. Sigis und Dr. W. Häring (W. Alers).

Hiervon erschienen 22 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die Erste Folge bildend, auf 12 Thlr. im Preise ermäßigt worden sind. Der 13. bis 22. Theil, der Neuen Folge I. bis 10. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1855.

**J. A. Brockhaus.**

**Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.**

Bei **J. A. Brockhaus** in Leipzig erschien schon:

**König Jérôme's Carneval.**

**Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig.**

In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jérôme in Kassel, im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands: das neueste Werk von **Heinrich Koenig**, einem der ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller Deutschlands. Der dritte Theil folgt baldigst. — Die übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage, darunter namentlich „Die Clubisten in Mainz“ und „William Shakespeare“.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 27. —

1. Juli 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Deutsche Geschichte und Geschichte der neuesten Zeit. Von Wilhelm Schütz. — Aus Paris: Das Tagebuch des Marquis von Dangeau; Wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Literatur; Ägyptisches Museum; Museum des Hôtel Cluny; Poesie der Zukunft; Eine anonyme Schrift vom Grafen R. R.; Achim von Arnim und die Romantik; Uebersetzungen aus dem Deutschen. — Von unserm Büchertisch. — Mittheilungen. — Anzeigen.

### Deutsche Geschichte und Geschichte der neuesten Zeit. \*)

1. Geschichte der Deutschen von der ältesten bis auf die neueste Zeit. In poetischen Darstellungen nebst zusammenhängender historisch-chronologischer Uebersicht von H. Th. Zimmermann. Mit einer einleitenden Vorrede von W. Zimmermann. Erlangen, Gntz. 1854. 1. u. 2. Thlr. 26 Kgr.
2. Geschichte des deutschen Volks von R. Foss. Eine Erläuterung zu R. F. Hermann's funfzehn großen Bildern unter gleichem Titel. Gotha, J. Perthes. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueste Zeit von K. Hagen. 1. u. 2. Band. 1. u. 2. Abtheilung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1854—55. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Kurze Geschichte der Deutschen seit der Reformation. Von Karl Adolf Menzel. 1. u. 2. Band. 2. Auflage. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. Erster Theil. Bis zum Frieden von Basel 1795. Leipzig, Weidmann. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
6. Geschichte der letzten vierzig Jahre von Ed. Arnd. Supplement zu allen Ausgaben von Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte. Erster Theil. Berlin, Duncker und Humblot. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
7. Geschichte Europas vom Beginne der Französischen Revolution bis zum Wiener Congreß von Wolfgang Menzel. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Kgr.
8. Geschichte der neuesten Zeit bis 1854 von Adolf Geisler. Leipzig, Lotz. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.
9. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—95. Von Heinrich von Sybel. Erster Band und zweiten Bandes erste Abtheilung. Düsseldorf, Budeus. 1853—54. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Kgr.

Nach langer Rednerei im Westen hat wieder einmal im Osten der eiserne Mund der Geschütze das letzte Wort

erhalten. Die allerneueste Methode des wechselseitigen Unterrichts von Volk zu Volk, die mit Lancaster'schen Kanonen, wird dort zum ersten mal versuchsweise in Anwendung gebracht, um von den Höhen der Cultur aus wo möglich auch das nordische Barbarenvolk in die Cultur hinein zu bombardiren. Handelt es sich ja um nichts Geringeres als um den zweifellosen „Sieg der Civilisation über die Barbarei“. So versichern wenigstens in erfreulichster Uebereinstimmung die kaiserlichen und königlichen Thronreden zu Paris und London. Also muß es wol wahr sein; denn seit 60 Jahren konnten sich die Völker überzeugen, daß alle Versicherungen aus fürstlichem Munde, selbst wenn sie nicht eidlich bekräftigt wurden, buchstäblich in Erfüllung gegangen sind. Darum würde sich die politische Skepsis jetzt vergebens mit der geschichtlich leicht zu begründenden Behauptung abmühen, daß die homöopathische Cur der Barbarei durch das barbarische Mittel des Kriegs noch selten gelungen, und daß wol auch in den orientalischen Händeln nur das Eine zweifelhaft sei, ob in Sachen der Civilisation die Schüler bei den Lehrern oder die Lehrer bei den Schülern am wenigsten profitieren werden. Die Völker wollen wieder einmal glauben, und da sich ihr Glaube an eine bessere Zukunft nicht im Frieden erfüllt hat, so glauben sie zur Abwechslung und um so zuversichtlicher an einen heil- und segenspendenden Moloch des Kriegs.

In der That scheint jetzt die herrschende Stimmung und Meinung in besonders geeigneter Verfassung, um sich mit gebundenen Händen und verschlossenem Munde durch ein Spa-

selbst Ueb war verspätet. Einzelne Anspielungen und Beziehungen dürften daher auf die neuesten Wendungen der Politik und Zeitverhältnisse nicht mehr ganz zu passen scheinen; doch glauben sie zu genau in den Gedankengang des Verfassers, als daß es rathsam erschiene, sie zu beseitigen oder wesentlich zu modificiren.

D. Reb.

\*) Der Abdruck vorstehenden Artikels hat sich, da er seines Umfanges wegen schwer unterzubringen war, mehr als der Redaction 1855. 27.

hier von Bayonneten in die Aera der Cäsaren, in die Periode der Militärherrschaft escortiren zu lassen, unter Trommelwirbel, Trompetengeschmetter und dem obligaten Kriegsgeschrei des „Vive l'empereur!“ Dann ginge erst recht in traurige Erfüllung, was Sybel in der wichtigsten der hier anzugebenden Schriften, in der „Geschichte der Revolutionen von 1789—93“ als ihren wesentlichen Inhalt betont. In der Vorrede zum ersten Bande heißt es:

In diesen drei Vorgängen, im Umsturz des französischen Königthums durch die demokratische Revolution, in der Vernichtung Polens durch die beiden letzten Theilungen, in der Auflösung des Deutschen Reichs durch den ersten Krieg gegen Frankreich, zeigt sich bei aller Verschiedenheit des äußern Herganges eine tiefe Gleichartigkeit des innern Bestandes: es ist überall der Sturz des mittelalterlichen Feudalismus, der sich in Paris und Warschau wie in der deutschen Reichsverfassung und zwar zu Gunsten des modernen Militärstaats vollzieht. Wenn auf französischem und deutschem Boden dieser Proceß im Jahre 1796 noch nicht vollständig durchgeführt ist, so hat sich doch sein Eintritt deutlich und unwiderruflich entschieden. Sein Princip ist erklärt: es bedarf keiner geistigen Kämpfe mehr, sondern nur noch einiger materieller Anstrengungen, um es in voller Sieghaftigkeit auf dem ganzen europäischen Continent zu entfalten.

Noch bestimmter, mit Beziehung auf die Vorgänge von 1851 und 1852, heißt es im ersten Capitel des zweiten Bandes:

Die Revolution hat es in ihrem ersten Verlaufe seit 1789 und wo ihr Wesen wieder aufgetaucht ist, überall aufs neue bewiesen, daß sie kein anderes Ende haben kann als das erste Empire, den Militärstaat, der allerdings ein gleichförmiges Privatrecht und weitgeöffnete Dienstbahn gewährt, zugleich aber der Handelsverbote, des Lehrsangs und des kirchlichen Drucks bedarf, der also der Arbeit, dem Gedanken und dem Glauben statt der Freiheit Unterjochung bringt und so die Forderungen unsers Volkslebens nicht erfüllt, sondern vernichtet.

Leider ist es nur allzu wahr, daß nicht bloß in der zweiten Auflage des französischen Empire, sondern weit und breit auch in andern Monarchien der Lehrsang und kirchliche Druck wieder in der vollsten Blüte eines wuchernden Unkrauts stehen. Und ließen sich die Freunde des Freihandels durch einige unbedeutende und scheinbare Concessionen des jetzigen Kaisers der Franzosen in süße Täuschung einwiegen, so wurden sie durch einige neuere Maßregeln wol schon im Schlimmen eines Bessern belehrt. Weitere Lektionen werden schwerlich ausbleiben, gehört doch kein geringer Köhlerglaube dazu, um sich den Freihandel mit dem Militärstaate verträglich zu denken, mit dem Militärstaate, der zur kostspieligen Unterhaltung seiner Kriegsausrüstungen, wenn nicht gegen fremde Völker, doch gegen das eigene Volk, der fortwährenden Ausbeutung und Bedrückung des Handels unmöglich entbehren kann.

Gegenüber dieser trostlosen Ansicht über den bisherigen Verlauf der Dinge, der auch wieder aus dem Inhalt der neuesten Geschichtswerke deutlich genug hervortritt, läßt sich indeß immer noch die Hoffnung festhalten, daß wir bereits bis gegen das Ende der Periode der Soldatenherrschaft gekommen sind. Freilich scheinen seit 60 Jahren die Völker Europas nur über Trümmer geschritten und

durch Blutströme gebadet zu sein, um endlich im giftigen Schatten des Polizei- und Militärstaats eine Ruhe zu finden, die ihre schon erschöpften moralischen Kräfte weit mehr lähmt als erfrischt und erneuert. Freilich scheint wir nur 60 Jahre der Revolution durchlebt zu haben, um die militärische Conscription, wovon das preussische Landwehrsystem doch nur eine etwas mildere Form ist als wichtigste Errungenschaft davonzutragen, jene Conscription, die unter dem falschen Titel der allgemeinen Wehrpflichtigkeit nichts Anderes ist als eine Ausdehnung des Militärdespotismus. Sehen wir aber genauer zu, so fällt der Beginn des modernen Militärstaats, nicht unter verschiedenen Wandlungen und mit kurzen Unterbrechungen fortdauernde Herrschaft einer bureaukratischen geleiteten, einer im voraus organisierten, bewaffneten und auf den Waffendienst besonders abgerichteten Minderheit über die waffenlose Mehrheit, doch schon mit dem Dreißigjährigen Kriege und der Regierung Ludwig's XIV. zusammen. Diese Periode ist lang genug, um endlich einmal zum erwünschten Schlusse zu gelangen. Auch durch die Nachgeburt der Französischen Revolution, durch das 1793 erst im Keime und 1798 in bestimmterer Form hervortretende System der heutigen Militärconscription, ist zwar die Soldatenherrschaft erweitert, aber eben dadurch in sich selbst abgeschwächt worden. Ein unabweisbares Zeugniß dafür sind die seit einigen Jahrzehnten sich wiederholenden Militärverschwörungen und Militärrevolutionen, bis auf die neuesten in Spanien herab. Zugleich wurde dadurch die Militärlast nicht bloß für die Völker, sondern besonders auch für die zusammengewerkelten Heere selbst wachsend vermehrt. Und so hat sich endlich der moderne Soldatenstaat auf einen Gipfel getrieben, von dem er wieder herabsteigen muß, um nicht herabzufallen, um sich der schon nahe drohenden Gefahr zu entziehen, daß der Herrschaft der Bayonneten durch die Bayonnette selbst ein Ende gemacht werde. Vielleicht trägt der jetzige Krieg im Osten nicht gerade unmittelbar, aber doch in seinen spätern und höhern Orts vielleicht nicht ganz erwünschten Folgen zur Beschleunigung dieses Gangs der neuesten Geschichte bei, und ganz unmöglich wäre es also nicht, daß die Weissagung des französischen Volksdichters Pierre Dupont in seinem 1847 gedichteten „Chant des nations“ in baldige Erfüllung ginge:

O guerre c'est ton dernier jour!

Le glaive brisera le glaive...

Darauf müssen wir später noch zurückkommen. Dem nicht bloß Sybel, auch die meisten andern Verfasser der vorstehenden Geschichtswerke haben die freilich nicht gut zu verhehlende Entdeckung gemacht, daß bis jetzt die europäischen Völker mit aller Mühe und Arbeit im Namen der Freiheit und Gleichheit, der Humanität und Menschlichkeit doch nur jenem Militärstaate in die Hand gespielt haben, „der die Forderungen unsers Volkslebens nicht erfüllt, sondern vernichtet“. Allein gerade dieses „Volk schlecht, Alles schlecht“ ist doch noch einer näheren Betrachtung zu unterwerfen.

In einer Zeit, da wieder eine gesteigerte Krieges- und

Stimmung vorherrschte, zumal unter denen, die als Journalisten und anderes zahlreiches Federvieh nicht von fern zu besorgen haben, daß sie dort hinten in der Krim als Opfer auf dem blutigen Altar der Weltgeschichte erst lebendig gerupft und dann abgeschlachtet werden könnten; da alle Welt mit gespannter Aufmerksamkeit der Ereignisse wartete, die ihr der Höhe und Wahrheit nahende Strom der Elektricität in jedem nächsten Augenblicke zu tragen konnte; da wieder der Appetit nach Neuem und immer Neuem solchermaßen gereizt war, um selbst die cutimideßen Fragen von Kaisern, Diplomaten und hochgestellten Militärs die nur warm, aber nicht gar gereizte rothe Latarenkost begierig schlucken und verdauen zu lassen: in solcher Zeit schloß wenig Muse- und Neigung vorhanden, um sich mit der Geschichtn der Vergangenheit von Jahrhunderten oder auch nur von Jahrzehnten her zu befassen. Aber je zuverlässlicher der Glaube ist, wie war, daß gerade jetzt der Donner der Kanonen eine neue Periode der Weltgeschichte einleitet, um so eifriger scheinen die deutschen Historiker in ihrer Weise Hand anzulegen bei der Arbeit der Geschichte. Ehe noch die Deutschen in der Lage sind, in der englischen Fremdenlegation, zum Dank für die ihnen im Parlament zugebillig gewordenen bekannten Ehrentitel und für täglich einen Schilling Geschichte machen zu helfen, wird in Deutschland um so heftiger Geschichte geschrieben. Ehe noch in den großen Weltkämpfen die deutsche Flotte ihr entscheidendes Gewicht mit in die Waagschale geworfen, gehen schon die Riele der deutschen Schriftsteller um so rüstiger hin und her in jenem schwarzen Meere, in dem der großen Nation von 40 Millionen schon lange die unbestrittene Herrschaft gehört. Ist es doch wieder eine ansehnliche Herrschaft deutscher Geschichtsworte, die blumen der kürzesten Mobilisationsfrist zum unblutigen geistigen Kampfe ausgerückt ist: „Drei mal drei, daß es Reun macht!“ Die verdammten umsonst, daß man sie Reun passen läßt, als mehr ihrer Verfasser schon bis in die allerneueste Zeit vorgeführt sind und mit gefüllter Feder Spitze schon dicht vor den Wällen von Cernostopol stehen.

Billigerweise gebührt den Geschichtswerken der Vorrang, für welche die göttliche Kunst selbst, die Poesie und historische Materie, den Rücken hergeben muß, um als neues Weib von Weinsberg dem einen oder andern Historiker dem Publicum vorzuweisen, damit es dem armen Schächer Gnade für Nicht-widerfahren lasse. Auf diese Art ward eine neue Species vierfüßiger Creaturen geschaffen, bei denen der künstlerische Theil selbständig auf eigenen Füßen wandelt, während der Historiker mit beiden Beinen in den Lüften baumelt und sich mit sichtbar peinigender Mühe am Sattelknopfe festhält.

In dieser Gattung gehört Nr. 1 mit sehr langem und unheimlichen Titel d. H. noch etwas abgekürztem Titel. Es ist um so länger geworden, als sich der Herausgeber Dr. H. Th. Zimmermann vom Dr. B. Zimmermann beider- und befruchteten läßt, und als sich der Dr. B. Zimmermann zur Unterscheidung vom Dr. H. Th. Zimmer-

mann bemüht glaubt, seinen vollen italium majestaticum als allseitiges Meßwerk des deutschen Reichs der Wissenschaften behaupten, als „Verfasser des großen Bannworts, der Geschichte der Hohenstaufen, der Fortsetzung von Wirth's deutscher Staatsgeschichte“ mit einem doppelten zc. So hätte sich etwas kürzer fassen dürfen. Doch ist es in diesem besondern Falle nicht allzu sehr zu tabeln, daß sich der Beschäfer gegen die immerhin mögliche Verwechselung mit seinem Schilling durch die vollständigsten literarischen Quaranidnemaßregeln abzusperren gesucht hat.

Dr. B. Zimmermann bemerkt in seinem Vorworte, wie sich bei Spaniern, Schotten und Engländern die Geschichte in Balladen, in der Form des Volkslieds, der Umbildungskraft bemächtigt habe, wie sie auf Cassen, auf dem Felde, bei der Arbeit und bei Gelagen gesungen worden sei. Allein daran liegt es eben, daß sich dort das wirklich Geschehene oder das Geglaubte in lebendigem Zusammenhange als Sage fortgepflanzt hatte, um dann zum Volksliede zu werden. Die vorliegenden Gedichte aber, auch diejenigen, welche Stoffe aus der ältern deutschen Geschichte behandeln, stammen durchweg aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sie haben es weit zum größten Theile mit Dingen zu thun, die dem Volke schon lange aus dem Gedächtnisse entrückt sind und die ihm durch die höchst prosaische Vermittelung des Herausgebers sicher nicht wieder eingetrigert werden. Mit Ausnahme der sehr wenigen Lieder, die bereits ohne Zuthun Zimmermann's Volkslieder sind, wird durch seine Bemühung nicht ein einziges zum Volksliede werden; und diese nachträglich auf Plakaten abgezogene Geschichte bleibt im besten Falle doch nur ein Nachschiff für jene gute Gesellschaft, die es für sehr unanständig halten würde, auf den Cassen zu singen und auf dem Felde.

Freilich wäre es für den Herausgeber eine Kunst gewesen, in den bekanntesten Balladen und sonstigen Gedichten von Schiller, Uhland, Lenau, Rückert, Freiligrath, Arnndt u. A. nicht auch Bortreffliches zu geben. Da er aber im Schwelge seines Angeichts die ganze deutsche Geschichte poetisch abzurollen hat, so läuft ihm eine so entseßliche Menge verfeilter Wandwürmer, nicht selten von schreckbarster Länge, mit durch die Finger, daß sich in jedem fühlenden deutschen Herzen der patriotische Gesamteindruck dieser Geschichte in Gedächtnis etwa nur in den frei nach H. Heine geseuften Gruß der tieftrauernden Germanen auflösen kann:

Des Rheines Woge rollt;  
Wie wässert es ab und an!  
O höchst germanische Dichter,  
Warum habt ihr mir das gehant!

Die historische Poesie ist Stückweise von historisch erklärender Prosa durchbrochen, und man muß dem Herausgeber nachsagen, daß er sich nirgends zu der unheimlichen Verschwendung vertheilen ließ, irgendetwas der goldenen Fährte auch gar noch in silberner Schale vorzusetzen. Die Rahmen oder Umsätze, in die er die Dichtkunst eingestrichen, sind vielmehr aus dem Besigntodenen Folge einer schon natürlich dünnen Prosa geschöpft; und

von poetischen Freiheiten, die sich der Herausgeber genommen, ist nichts zu entdecken, etwa die gemüthliche Anarchie eines lieberlichen Gewimmels von Druck- und andern Fehlern ausgenommen, wovon aber die erstern wol nur dem Seher zur Last fallen. Nur in wenigen Fällen wird er im Eifer, die Poesie mit der Wirklichkeit zu vermitteln, selbst auch zum Dichter, da er z. B. die Franzosen bei Rossbach ihre Ezakots wegwerfen läßt, was sie schwerlich gethan haben, da sie keine Ezakots hatten, oder da er die 1812 nach Rußland ziehende Große Armee mit einem großen Troffe von Weibern und Kindern aus eigenen Mitteln versorgt. Im Ganzen aber muß man ihm das Zeugniß geben, daß er sich durch keinen poetischen Schwung auch persönlich in Schwung versetzen ließ: auf der ganzen Reise durch vier enggedruckte Hefte hindurch ist der Hippogryph, gleich jenem Pferde des Feldpredigers Schmehlke, anhaltend nur im Schritte mit ihm durchgegangen.

Zur Entschuldigun seiner kleinen Verstöße beruft sich der Herausgeber auf die Schwierigkeiten der Aufgabe und auf die wohlgemeinte Absicht, seinem Volke nützlich zu werden. Aber je größer die Mühe war, die er sich machte, um so eher hätte er sie sich ersparen sollen, und er hat viel zu viel gesündigt in Prosa und in Versen, als daß man ihm in verdammungswürdiger Gutmüthigkeit leichtweg ein Werk verzeihen sollte, worin abwechselnd die Geschichte mit der Poesie und die Poesie mit der Geschichte verдорben wird.

Auch für Nr. 2 muß wieder die Kunst, die von R. H. Hermann gemalte deutsche Geschichte, das Dampfschleppschiff machen, um des Dr. R. Foss geschriebene deutsche Geschichte in Eurs zu setzen. In seinem Vorworte sagt Dr. Stahl über das Werk des Malers, wie „sich hier die Kunst das Problem gesetzt, bis zu gewissem Grade auch Wissenschaft und zwar populäre Wissenschaft zu sein; es sei ein Vortrag über deutsche Geschichte in diesen Bildern, von einer durchdachten Auffassung und einer Fülle des Stoffes, daß er sich jeder Geschichtsschreibung gleichstelle, aber durch die allgemein verständliche und eindringliche Sprache der Kunst“. Sehr wohl! Und auch daran hat Stahl wohlgethan, daß er seine Lobsprüche nicht auf den Commentar zu jenen Bildern ausgedehnt hat. Zwar lassen sich die Leute, wenn ihnen in Farben und Umriffen ein sinnlich vergegenwärtigtes Stück Geschichte in die Augen leuchtet, recht gern auch eine kurze Deutung der Bilder gefallen. Aber der Himmel möge dann den Künstler vor allzu breiten Auslegern in Gnaden bewahren. Im vorliegenden Falle ist er ihm sehr ungnädig gewesen. Foss hat sich bemüht gehalten, eine volle Kameelslast historischer Gelahrtheit der armen Kunst auf den Rücken zu packen. Er hat seinerseits das Möglichste gethan, um den Wunsch des Geheimen Justizraths Stahl, „die aus dem innersten Wesen der deutschen Nation geschöpfte gemalte Geschichte adge wieder eindringen in das Wesen der Nation“, zu einem der frommen Wünsche Stahl's zu machen.

Erst eine Widmung an den König von Preußen;

dann ein standesmäßig geordnetes Selbstbekenntniß; dann das Vorwort Stahl's; dann eine Bilder erklärende Einleitung. Ist man mit dieser zu Ende, so schöpft man Athem und hofft überhaupt zu Ende zu sein. Eitle Hoffnung! Denn jetzt fängt erst in sechs- oder größern Umfange die Erklärung der Bilder und die Erklärung der Erklärung von neuem an. Das geht über alles billige Maß hinaus! Kein Wunder, daß sich einander Kunst und Geschichte beständig zwischen die Beine gerathen. Vor den Bildern des Malers, seien sie noch so schön, möchte man die Augen verschließen; denn die Poesie riefelt Einem im Gedanken, daß man zu ihrem vollen Verständnisse wol gar noch den ganzen Commentar durchlesen müsse. Und ihrerseits arbeitet die historische Nuk im steifleinernen Gewande am lebendigen Strome der Geschichte umher, um ihn mit Schleusen und Pumpen auf die Höhe der Kunst zu ängstigen. Zum Ueberflus ist das Ganze mit einer polizeilich an den Haaren herbeigeschleiften Frömmigkeit durchmischt, recht geeignet, um selbst die Frommsten fuchswild und des Teufels zu machen, von jener specifischen Gottseligkeit, die zu keinem Dinge nütze ist, als um etwa einen Doctor zum Professor Ordinarius oder im schlimmsten Falle zum Geheimen Hof- oder Justizrath zu empfehlen.

Der Verfasser zeigt sich als fleißiger Forscher, als gründlicher Kenner der deutschen Geschichte, und es fehlt nicht an der Mittheilung manches Bedeutenden, was in andern Werken übersehen oder nicht ebenso bestimmt hervorgehoben ist. Das Schlimme ist nur, daß das Wenigste des Guten, das er gibt, in dieser Bildererklärung am rechten Plage steht.

Zu dem Selungenen, was zugleich Anlaß bietet zum vergleichenden Hinblick auf die Gegenwart, zählen wir einige Schilderungen aus der Reformationszeit. Darin wird hervorgehoben, wie die das ganze Reich durchdringende Sehnsucht nach politischer Umgestaltung jeden der Stände zu dem Versuche getrieben, diese Umgestaltung aus seiner Mitte hervorgehen zu lassen; zuerst die Kurfürsten, dann die Ritter (Franz von Sickingen, Parnaß), die Bauern und zuletzt die Städte; und wie alle diese Versuche mißlungen seien, außer die der Fürsten, was auch die heutigen Deutschen noch bemerken können. Es ist die Rede von der jetzt noch sichtbaren größern Erregtheit der in der Nähe der Schweiz wohnenden Bauern, woran sich die richtige, wenn auch schon anderwärts gemachte Bemerkung anknüpft, daß in der neuesten Zeit (1848) in denselben Gegenden, die früher der Schauplatz des großen Bauernkriegs gewesen, ähnliche Erregungen in freilich viel schwächern Nachschwingungen zu tage gekommen. Auch darauf wird hingewiesen, daß jene größere Erregtheit schon lange vor der Reformation in den der Schweiz naheliegenden Gebieten zu Auffständen geführt, die aber von der gerade hier besonders zahlreichen und kriegerischen Ritterschaft mit Härte und Grausamkeit unterdrückt wurden. Aus dem hienaus entsprungenen Mißtrauen des Volks gegen den Adel erklärte es sich, warum die Erhebung des letzten



Siedungen, dem Abgott der Landsknechte, ohne Unterstützung der Bauern geblieben ist, und warum beide Bewegungen, die des Abels und die der Bauern, um so leichter unterdrückt werden konnten. Eine ähnliche Stellung dieser beiden Classen der Bevölkerung finden wir noch in Polen, wo es ja auch die Aristokratie im entscheidenden Momente versäumt hatte, durch großartige Maßregeln der Entlastung der bäuerlichen Bevölkerung diese dauernd für die Sache der polnischen Unabhängigkeit zu gewinnen und über die das Volk in Herren und Knechte spaltende Kluft eine goldene Brücke zu bauen. Dies ist ein sehr wichtiger Umstand, der auch bei jeder Schätzung von Rußlands Stärke oder Schwäche, worin man sich für den jetzigen Krieg so bitter getäuscht hat, in Betracht zu ziehen ist. Es heißt S. 381:

In Süddeutschland waren die Bauern weit gebildeter, praktischer als die norddeutschen. Ihre Forderungen gingen auf Aufhebung der Leibeigenschaft, freie Wahl der Prediger, Beschränkung des Wildstands u. s. w. Die sächsischen Bauern dagegen ersehnten ein Reich, das nach dem jüdischen gebildet sei; sie kannten ja keine andern socialen Zustände als die ihrigen und die, von welchen das Alte Testament erzählt.

In diesem Gebahren der sächsischen Bauern, der Vorworte der Reformationzeit, die Luther zunächst vor Augen hatte, liegt mit ein Grund zur Erklärung und einigermaßen zur Entschuldigung seiner harten Bauernepistel. Gleichwohl muß man gestehen, daß sich der Kurfürst Friedrich der Weise über seine rebellischen Bauern nicht bloß milder, sondern auch weiser als Luther geäußert, da er meinte: „Nun, wenn Gott will, daß die armen Leute über uns herrschen, so wird es auch geschehen.“ Man sieht, daß damals die Weisheit auf dem Throne noch nicht zur allerhöchsten Weisheit geworden war, daß sie statt einer Herrschaft der Fürsten von Gottes Gnaden auch an die mögliche Herrschaft eines Volkes von Gottes Gnaden dachte.

Neben manchem gesunden Urtheile nimmt sich des Verfassers spießbürgerliche Meinung über die früheren demokratischen Bewegungen des 14. Jahrhunderts in der Schweiz und ihrer Nachbarschaft um so seltsamer aus. Er hebt hervor, daß der Druck, der auf den Schweizern und der noch später im 16. Jahrhundert auf den süddeutschen Bauern gelastet, keineswegs sehr schwer gewesen; daß vielmehr da und dort ein wohlhabender, oft sogar ein üppiger und übermüthiger Bauernstand gewohnt habe. Ganz so und mit Recht schildert Jagen in seiner „Deutschen Geschichte von Rudolf von Habsburg an“ die Zustände der Bauern. Aber doch hielt er die Schweizer bezeichnender, schon die geringere Last abzusütteln, ehe sie allzu schwer geworden, um noch abgeschüttelt werden zu können, während sich Foss ihren „Aufruhr“ aus „dem kühnen, freheitsstrophigen, aber im Ganzen ungerechten Streben der Waldstätte“ erklärt. Ueberhaupt scheint er über Tragfähigkeit und Tragpflicht des gemeinen Volkes, das es nicht wenigstens zum Grade eines Doctors gebracht, eigenenthümliche Ansichten zu haben. „Wären wirklich die Leute“, so fragt er in der Geschichte des 16. Jahrhunderts, „von Mangel gedrückt und von Noth gepeinigt

gewesen, wie hätte wol aus ihrer Mitte ein so tüchtiges Fußvolk wie das der Landsknechte hervorgehen können?“ Indessen sehen wir jetzt in der Krim, daß sich die von Mangel gedrückten und von Noth gepeinigten Irldänder auch noch heutzutage zu tüchtigen Landsknechten aufkathern lassen. Freilich wolte Foss nur sagen, daß das Volk durch die mit ihm angestellte Hungereur erst dann berechtigt werde, aus eigener Bewegung zu den Waffen zu greifen, wenn es wirklich schon in den ausgemacht allerlepten Jügen liege. Aber dann hätte auch Deutschland keine Erhebung der Tiroler im Jahre 1809, keinen Abfall der Preußen unter York und keinen Befreiungskrieg von 1813 gehabt. Dann hätte nicht der Künstler auf seinem vierundzwanzigsten Witbe die mit dem Blute der Väter erkaufte Erzungenschaft, die Proclamation der Bundesacte, zur freudigen Begeisterung der deutschen Jugend abconterfeien können, und Foss selbst hätte nicht eben diese Bundesacte mit schamhafter Kürze als die Grundlage bezeichnen können, „auf der das moderne Deutschland ruht“.

Auf S. 442 findet sich über die Regierung Friedrich Wilhelm's I. von Preußen die vorsichtig gehaltene Aeußerung:

„Nag nach unserm Gefühl seine Härte fast groß gewesen sein, sie sagte doch dem Charakter seines Volkes zu. Und freut sich denn bis auf den heutigen Tag der Preuße nicht immer noch, daß er in strenger Zucht des Staats aufwuchs?“

Mit ebenso kindlicher Pietät heißt es S. 463:

Der Preuße kann nur mit Dankbarkeit den Aristocrat Friedrich Wilhelm's I. ansehen, denn was wäre aus ihm geworden, wenn ihn nicht die harte Zucht in seiner Jugend zu einem ersten Mannesalter herangebildet hätte?

Welche rührende verfluchte Schwärmerci! Gewiß wird kein Leser hartherzig genug sein, um auch jetzt noch dem gekrümmten Rücken des Verfassers eine genaue persönliche Bekanntschaft mit allen historisch merkwürdig gewordenen Stößen der Monarchie zu misgönnen. In seinen Worten glauben wir aber einen indirecten Tadel gegen den Künstler zu erkennen, weil es dieser versäumt hat, einen der treffendsten Belege für diese strenge Zucht zum Vornurfe seines Pinsels zu machen. Wir meinen natürlich jenen bekannten Vorgang, da ein Jude zu Berlin bei dem Anblicke der Majestät vergebens Reiß aus nahm und auf das Geständniß, daß er sich gefürchtet, eine Tracht Schläge erhielt, nach dem die rasche Vollziehung des Urtheils hinlänglich motivirenden Erwägungsgründe: „Ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben!“ In der ganzen Geschichte gibt es keinen schlagendern Beweis vom Bedürfnisse der Fürsten nach der Liebe der Unterthanen ohne Unterschied ihres Glaubensbekenntnisses. Und wie symbolisch bezeichnend, darum auch wie besonders geeignet für die moralische Darstellung wäre doch gerade dieser Vorgang gewesen, zur deutlichen Veranschaulichung jener guten alten Zeit, da sich noch kein Foppen Papier zwischen Fürsten und Völkern drängen durfte.

Unserm Umland wird es verübelt, daß er, nach-

dem er das Vollendetste geschaffen, was die romantische Lyrik erzeugt hat, gar noch zum politischen Dichter und mit seinem tropigen Rechtsgefühl der Führer einer Dichterschule geworden, „die, zuletzt alle Schranken überspringend, in ihren Gesängen die Völker zu Kampf und Noth und zur Verachtung aller Autorität auffodert“. Da hat er es nun, der lebenswürdige Sinder am Neckarstrande: alles Schlimme in deutschen Landen ist erdichtet worden! Warum war er aber auch, sogar in der neuhumboldt'schen Zeit, verträglich genug, einen ihm zugedachten Orden mit tropischem Rechtsgefühl von der Hand zu weisen? Foss hätte dies niemals gethan! Je näher er der Gegenwart rückt, um so vorsichtiger tritt er auf. Dem Käselein gleich, das nach Rahm geht, laise spinnend am Faden der Geschichte, um alle scharfen Ecken der Wirklichkeit sachte herumblögend, schleicht er sich mit spurlos aufgesetzten Sammtpfötchen durch die neueste Zeit hindurch. Und von den Vorgängen des Jahres 1848, wo doch die allgemeine Freude über die „strenge Zucht des Staats“ laut genug zum Ausbruche gekommen war, ist vollends keine Rede. Nur zum Schlusse werden wir noch in der Dämmerung des bekannten „Vorabends großer Ereignisse“ auf den bekannten „kochenden Vulkan“ hinaufgeführt, mit dessen gütiger Hilfe endlich auch Foss seine Suppe fertig gekocht hat, an der sich die deutsche Jugend und die deutsche Nation sicher nicht übernehmen werden.

Nach Betrachtung der misrathenen Versuche zur Verquickung von Kunst und Geschichte erfreut man sich umso mehr eines Werks wie der Fortsetzung von Duller's deutscher Geschichte durch K. Hagen. Sie reicht in ihrem ersten Bande von Rudolf von Habsburg bis zum Tode des hinfrieden lange weisenden und langweiligen Kaisers Friedrich III., also bis zur Reformation und zur Schwelle der Neuzeit. Der Stil ist durchweg einfach, leicht flüssig und durchsichtig, nur hier und da ist vielleicht ein etwas allzu tiefer Ton der Leutseligkeit gegen das Publikum angeklungen. Die Schilderung des Freiheitskampfes der Schweizer, Friesen und Dithmarsen, des ersten Aufschwungs der Hanse und der andern deutschen Städte mit schärfern und markigern Zügen hätte zweifellos den gleichmäßigen Fluß der Rede wohlthuend unterbrochen. Doch übersehe man nicht, daß stets die Geschichte des Deutschen Reichs zu drei Vierteln eine Krankheitsgeschichte ist; daß es sich gerade in diesem ersten Bande hauptsächlich um das Absterben und langsame Absterben des Mittelalters handelt; daß jeder höhere Aufschwung des deutschen Historikers, je treuer und redlicher er es meint, umso mehr durch den Hinblick auf die Mißere eines langen Siechthums nach wenigen gesunden Tagen schon im voraus gelähmt werden muß. Auch sonst noch hat ja der arme deutsche Geschichtsschreiber mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Welchen faulen Schweiß, welche erprobte deutsche Geduld kostet es doch jetzt noch die patriotische und fleißige Jugend, um nicht bei dem Gewimmel dynastischer Tendenzen, bis

zu den anhaltischen und reussischen Herab, Hören, Sehen und Denken zu verlieren? Welche Mühe kostet es sogar, um sich nur, wie Fürst Metternich, das räumliche Durcheinander größerer und kleinerer Staaten zum deutlichen „geographischen Begriffe Deutschland“ aufzuheben! Gleichwohl ist im ehemaligen deutschen Reichstheile das Neben-, Aus-, Durch-, Gegen- und Hintereinander seiner tausend Glieder noch weit multiplicirter gewesen! Gewiß war es also eine dankenswerthe Zugabe des Verfassers, daß er zur Orientirung eine Uebersicht der bedeutendsten Fürstenthümer, Herrschaften und Städte im 14. und 15. Jahrhundert gibt; und zu bedauern ist nur, daß es noch da und dort solcher Uebersichten bedürfen wird, um es dem deutschen Leser möglich zu machen, sich durch die Geschichte seines großen Vaterlandes glücklich durchzubeißen.

In der Vorrede sagt der Verfasser, daß er bis zum Jahre 1350 die Kaiser zum Mittelpunkt seiner Darstellung gemacht, weil bis dahin ihre Persönlichkeit mehr von großem Einflusse gewesen. Dagegen läßt sich im wenigsten etwas einwenden, wenn sich zugleich die richtig gezeichneten Charakterzüge, wie diejenigen Rudolfs von Habsburg, in einer ganzen Dynastienfamilie, sogar über das Erlöschen des Stammes hinaus, fortgesetzt haben. Sehr treffend ist Rudolfs natürliche Leutseligkeit geschildert, sowie seine Klugheit zur Schau gekelter Bonhommie, neben mancher Herbheit und Härte, die sich durch das gegebene kaiserliche Wort nicht immer gebunden hält (Hinrichtung des falschen Friedrich II. als Knecht), sobald es der Vermehrung der Macht und des Besitzthums des kaiserlichen Hauses gilt. Auch die ersten Spuren eines nicht bloß auf den Besitz von Land und Leuten gerichteten Erwerbssinns der Habsburger bleibt nicht unerwähnt. Es wird erzählt, wie Rudolf zu einem doppelten Gewinn bringenden Handelsgeschäfte in Fischen und Wein die kaiserliche Initiative ergriffen und es keineswegs verschmäht hatte, sich am erlaubten Proseß zu betheiligen. Von da an ist freilich noch ein weiterer Sprung bis zu gewissen großen Oberseppationen der Neuzeit. Doch gedenkt man unwillkürlich bei der Schilderung von Rudolfs Charakter an auch des letzten deutschen Kaisers, wie er in der ängstlichen Sorge für das Wohl seines Hauses darauf bedacht ist, das Loos der Gefangenen des Spielfelds möglichst wenig erträglich zu machen, und wie er dem Volke mit der ihm eigenthümlichen Bonhommie jenes rührende „Verständniß seiner Liebe“ hinterläßt, das von den factischen Anhängern eines Mazzini und Lassalle noch bis zur Stunde nicht angetreten ist. Selbst in den meisten Habsburgern eigenthümliche häßlich-schwermüthige Familiensinn, womit eine auf dem Volke ruhende ansehnliche Staatsschuldenlast sehr wohl vertretbar ist, läßt sich in demselben Regat der Liebe unmöglich verkennen, da es füglich vollzogen werden konnte ohne die geringste Verletzung des kaiserlichen Haus- und Familienfideicommissvermögens.

Neben solchen indirecten Hinweisungen auf Personen

und Zustände der Gegenwart finden sich hier und da auch geradezu ausgesprochen. Das ist zu loben: der Historiker, der keinen lebendigen Sinn für das Jetzt hat, kann ihn schwerlich für das Ehemals haben. Meist sind auch dem Verfasser seine Anspielungen auf Neues und Altes gut gelungen. Nur in einem Falle nicht. Da er vom Ausflügen der deutschen Städte seit dem ersten Siege der Demokratie und der Ritterschaft der in Fünfte gegliederten Bürger spricht, ruft er aus:

Wie vorthellhaft unterschied sich die mittelalterliche Polizei der städtischen Demokratie, die ein wachsameres Auge auf Böder, Regger, Weinbändler u. s. w. hatte, von der heutigen, welche zwar mit großen Strafen darschloß, wenn Einer vor dem Hause ein Grasshälmchen hat stehen lassen oder einen Leppich zum Fenster hinaushängen läßt, aber sich nichts darum kümmert, ob der Kornwucherer und der Bäcker miteinander im Lande eine ganze Einwohnerschaft auf das schamloseste ausbeuten.

Erwünschter wäre es doch, wenn die Polizei weder mit Grasshälmchen noch auch mit Kornwucherern ihre Phantasie erhitze und lieber den ganzen Korn-, Brot- und andern Handel völlig ungeschoren ließe. Die politischen und gerichtlichen Verfolgungen von Hochverraths-Verfassern, Majestätsbeleidigern, gerade wie die von meistens bloß eingebildeten Kornwucherern, erinnern noch gar zu sehr an die Hexenproceße des Mittelalters. Die schlimmsten Vertheurer des dem Volke gebührenden Brots sind heutzutage vielleicht diejenigen, die noch den Verkehr in Fesseln schlagen, die zur Kriegszeit wie im bewaffneten Frieden mehr als drei Millionen arbeitskräftige Europäer, Soldaten genannt, dazu zwingen, sich ihr Brot nicht selbst verdienen zu können; die eben dadurch alle Andern zwingen, durch ihre Arbeit erst das Brot für diese drei Millionen herbeizuschaffen, um dann zu essen, was ihnen übrigbleibt; und was sie etwa noch bezahlen können. Aber diese Brotvertheurer sind die modernen Polizei- und Militärstaaten selbst; und so ist ihnen freilich nicht zuzumuthen, daß sie sich dafür selbst auch polizeilich am Kopfe nehmen, um sich gebührend abzustrafen.

Trotz der kleinen Abschweifung Hagen's in das Gebiet der Volkswirtschaft und seiner nicht ganz glücklichen beläufigen Berührung der allerwichtigsten Zeitfrage, der Dorffrage, verdient sein Geschichtswerk volles Lob. Das Wesen und Wesen der deutschen Städte in Freiheit, Wohlstand und Macht, die bäuerlichen Zustände und das seit so vielen glücklichen Ringen und Streben der ländlichen Bevölkerung, die fremdlichen wie die feindlichen Beziehungen und Berührungen der mehrern Volksklassen, die Vorboten der nahenden Reformation in Lehre und Leben, in Kunst und Wissenschaft: das Alles — und dies war ja die Hauptsache — ist gut und höchst anschaulich, in sehr verständiger und darum auch in veranschaulichender Weise geschildert. Der Verfasser verschmäht es, mit überflüssiger Gelehrsamkeit zu prunkeln; aber durch die klar hinfließende Erzählung führt man auf den Grund dieser tiefen Forschungen und wird es leicht gewahr, daß er es sich mit diesem Geschichtswerke keineswegs so bequem gemacht hat wie mit seiner „Deutschen Frage“.

Darum wird sich gewiß auch seine Hoffnung auf Anerkennung erfüllen. Er wird in einem gebildeten, besonnenen und behändigen Mittelstande von gelind demokratischer Gesinnung ein hinlänglich zahlreiches Publikum finden. Zwar deutet er in seiner Vorrede noch auf ein an sich mögliches, für jetzt aber unmögliches Werk von nicht weniger als 15 Bänden, das erst die rechte und vollständige deutsche Volksgeschichte werden und sein könne. Aber er deutet nur hin auf diese erst am fernsten literarischen Horizont drohende Spitze eines 15 Bände schweren Weiters. Nun, auch das würden die Deutschen noch überstehen! Es gäbe ja doch nur eine Geschichte von Fachmännern für Fachmänner. Eine deutsche Volksgeschichte für das Volk würde aber durch Abkürzung, wie die Bücher der Sibylle, nichts verlieren, sondern an Werth nur gewinnen; und ehe dieses Volk seine gedruckte Geschichte bequem in die Tasche bringt, bleibt alle Mühe vergebens, sie ihm in Kopf und Herz zu bringen.

Nr. 4, der Beginn der zweiten Auflage eines bekannten, gebiegenen und wegen seiner Auffassung der Reformation auch viel beschriebenen Werks, kann hier nur flüchtig erwähnt werden. R. A. Menzel hat es sich besonders angelegen sein lassen, die in der Reformation mitwirkenden sehr menschlichen und nicht immer ganz sauberen Triebfedern sorgfältig aufeinanderzulegen. Dafür gebührt ihm Lob statt Tadel. Wol aber bleibt es wahr, daß die Reformation doch auch eine That der Begeisterung gewesen ist, und daß das ohne allen Schwung geschriebene Werk von Menzel, trotz oder wegen seiner schätzenswerthen Belege und Citate, schließlich doch nur einen halbwaynen und darum ganz falschen Eindruck macht. Da sehen wir nicht mehr den endlich einmal wild gewordenen Löwen des deutschen Volks, wie er die Gitter der Hierarchie durchbricht, sei es auch nur, um sich successiv in andere Käfige einsperren zu lassen; wir sehen nur das abgezogene Löwenfell, das historisch-kritisch Haar um Haar zerrupft wird und womit man sich etwa eine Matratze vollstopfen mag, um ohne alle Gemüthsbewegung jedes noch mögliche Attentat einer weiteren Reformation desto ungestörter verschlafen zu können.

War Hagen's Schrift über die Zeit vor der Reformation nach ihrem wesentlichen Inhalte schon eine deutsche Reichsrankheitsgeschichte, so ist nun die Schrift L. Häusser's (Nr. 5), ohne jedoch bis auf den neuesten Reichsverweser zu reichen, die eigentliche deutsche Reichsverwesungsgeschichte. Sie ist dies wenigstens im ersten Bande vom Tode Friedrich's II. an bis zum Baseler Frieden (1795), da uns erst die beiden folgenden Bände, durch das Fegfeuer der Franzosenkriege und der Rheinbundszeit hindurch, in den durch die Erhebung der deutschen Nation errungenen frankfurter Himmel vom Jahre 1815 einführen werden.<sup>\*)</sup>

Das Buch Häusser's ist kein schnell zusammenge-

<sup>\*)</sup> Der zweite Band ist seit Abfassung vorstehenden Artikels erschienen und wird seinerzeit in v. Bl. besprochen werden. D. Red.

tes Glückwerk aus dem bunten Allerlei historischer Pappen; es ist recht aus Einem Guffe. Er hat nicht aus fremden Aehren seine Garben gebunden und sich die reblische Mühe der selbstthätigen Forschung in keiner Weise verdrießen lassen. Ueberall gibt der Inhalt davon Zeugniß, daß er die zum Theil schon in der Vorrede genannten und mitunter noch unbenutzten Quellen mit combinatörischem Scharfsinn und mit Umsicht wirklich benutzt hat. Auch die keineswegs leichte Aufgabe hat er gelöst, den sehr spröden und bei jeder ungeschickten Behandlung so leicht in tausend deutsche Reichsplitter zerfahrenden Stoff in möglichst ansprechende Form zu fassen. Er hat also ein sehr der Anerkennung werthes Werk geschaffen. Ob es ebenso ersprießlich ist, wird die Fortsetzung zeigen. Gewiß ist die Wahrheit in allen übrigen Dingen eine löbliche Sache, aber doch kommt es im besondern Falle noch auf die Dinge selbst an. Wer mit reblischem Forschungseifer eine noch so armselige Zeit in ihrer vollen Blöße schildert, hat sich gewiß keiner Sünde schuldig gemacht. Ob und wie weit er aber damit etwas Gutes und Förderliches geschaffen, ist noch eine andere Frage. Unsererseits legen wir also ganz offen das legerische Gesandniß ab, daß wir auch für die Gaben der Geschichtschreibung nur den Maßstab des Nützlichen kennen; daß wir nur danach fragen, was und wie viel die Zeitlebenden an gesunder geistiger Nahrung zur täglichen Speise erhalten, und wie viele dieser Zeitlebenden daran mitgenießen können? Das bloße, noch so gründliche Wissen Dessen, was die Urahren geessen, ist doch ein gar zu kärglicher Proviant zur Stärkung des Volkes für die weitere Lebensreise. Leider müssen sich aber wieder die armen Deutschen die Wege, worauf ihre Vorfahren gewandelt, so ausführlich beschreiben lassen, daß sie, da sie doch Anstands halber ihren gelehrten Lehrern ruhig zuhören müssen, um so schwerer vom Plage kommen.

Der deutsche Reichscadaver, der sich, obgleich er schon lange den Geist aufgegeben, noch immer lebendig stellen mußte, wird vom Verfasser demonstrierend nach allen Seiten beleuchtet. Wir erhalten ein vollständiges und doch nicht gar zu ausführliches Bild jener Zeit, da man in den jetzt glücklich verschwundenen geistlichen Staaten und Städtchen auf „je 1000 Seelen 50 Seelsorger und 260 Bettler“ zählte, und da es in vielen weltlichen Herrschaften nicht anders aussah. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Geschichte jener vorrevolutionären Periode auch ihre humoristische Seite hat, daß die vom Reichskörper genährten Waden mitunter in possitlich-majestätischen Sprüngen und Stellungen sich präsentiren, sei es nun bei ihren friedlichen Beschäftigungen auf den Bänken des regensburger Reichstags und zwischen den „50,000 Actenfascikeln“ des weglarer Reichskammergerichts, oder bei ihrem kriegerischen Gebaren und bei den Feldzügen der weiland deutschen Reichsarmee. Im Ganzen läßt aber die Betrachtung dieses Gebietes der deutschen Geschichte nur den Eindruck einer traurigen Dede zurück. Selbst der Mühe und Kunst des Verfassers hält es schwer, und nur einigermaßen wieder das

Verständniß zu öffnen für jene nassalten Tage von Regensburg; und jedem Leser drängt sich wol die Bemerkung auf, daß ihm das fernere Mittelalter mit seinen martigern und farbigeren Gestalten doch innerlich bei weitem näherliegt. Sehr begreiflich! Als sich noch die Dynastien Europas mit ritterlicher Heldensauft persönlich die Köpfe einschlugen, konnte man ihnen mit aufrichtigem Beifalle ein Bravo! zurufen, aber entseßlich langweilig ist es geworden, da man nur noch zu debilitiren mußte. Für das deutsche Volk ist es also gewiß ein günstiges Zeichen, daß es für den Reichsunfann des 18. Jahrhunderts allen Sinn verloren hat, obgleich es dann und wann, damit es seiner Geschichte nicht völlig vergesse, wol auch noch in Frankfurt an Regensburg erinnert wird.

Aber auch eine minder erfreuliche Wahrheit tritt uns aus Häuffer's Buch vor Augen. Er berichtet nicht bloß über die Vorgänge jener trübseligen Periode, er spricht auch von den Meinungen der Zeitgenossen über ihre Zeit. Daraus ergibt sich denn, daß es auch in Deutschland, ganz wie in Frankreich vor der Revolution, keineswegs an der vollständigen Einsicht in die Unhaltbarkeit des deutschen Reichswesens fehlte, und daß dieses Reich dennoch zugrunde ging; daß es ebenso wenig zur Rettung und Heilung an guten Rathschlägen fehlte, die in bestimmlicher Weise nicht befolgt wurden, oft am wenigsten von den Rathgebern selbst. Was half es also, wenn schon J. J. Moser gegen die Schule jener Publicisten, welche die officiellen Ansichten von der Souveränität der Landesherren in Systeme brachten, als gegen die „Ober- und Kerzenmeister der Souveränitätsmacherzunft“ eiferte? Diese privilegierte Zunft blieb ja doch mit der Arbeit des Regierens betraut; und will etwa der gesunde Menschenverstand nicht Hand anlegen, so geschieht es ihm wol auch jetzt noch, daß er als Bönhase abgestraft wird. Was half es, daß Friedrich der Große seinen Preußen, freilich nur in französischen Versen, zurief:

Enfants chéris de Mars, comblés de ses faveurs,  
 Craignez que la paresse,  
 L'orgueil et la mollesse  
 Ne corrompent vos mœurs!

Es kam doch erst zu den Schlachten von Jena und Auerstädt, ehe es zu denen von Leipzig und Belle-Alliance kommen konnte. Was half es, daß endlich sogar derselbe Friedrich der Franzosen satt zu werden schien und schließlich resolvirte: „Ich will keine Franzosen mehr, sie sind gar zu liebedlich und machen lauter liebedliche Sachen“? Die Franzosen kamen doch wieder über den Rhein, weit zahlreicher als zuvor; und Große und Klein, die erstern mit gebührendem Vortritte, beiferten sich mit ihnen um die Wette, „liebedliche Sachen zu machen“. Was half es auch, daß schon Mirabeau dem König Friedrich Wilhelm II. den Rath gab, die „müßiggelassenen“ verschwinden zu lassen? Diese „müßiggelassenen“ ist doch geblieben, zwar in andern, aber nicht in minder drückenden Formen. Das Alles sind nur weitere Belege für die von unsern doctinären gewöhnlichen

geliebten Classen so oft bekannte Wahrheit, daß Kranke und Sterbende, Einzelne wie Staaten und Staatenvereine, eine völlig richtige Ansicht von ihrem schlechten Befinden mit sich herumtragen können, ohne dadurch gesund zu werden; daß nur durch die vielfach überschätzten aufstrebenden Principien und Ansichten, welche wirklich vorherrschen oder nach den Ansichten der Parteien über die Ansichten vorherrschen sollen, geschichtliche Krisen weder herbeigeführt noch vermieden werden, ehe ihnen auch bei den Volksmassen die bis in Haus und Hütte, Hof und Feld, Werkstätte und Kaserne reichenden Interessen zu Hülfe kommen.

Es ist ein tröstliches, in Natur- und Völkergeschichte geltendes Gesetz, daß aus und neben jedem Tode ein neues Leben emporkeimen muß. Auch bei dem Hinscheiden des tausendjährigen Deutschen Reichs hat sich dieses Gesetz bewährt. Aus den verwitternden Staatenräumen ist wenigstens ein starker Staat, der preussische, verhältnißmäßig schnell in die Höhe gewachsen, und nicht bloß in Wissenschaft und Kunst, auch im Gebiete der unmittelbaren That mit Hand und Fetz schon mehr in selbständiger Richtung frisches Aufstreben und gesunde Kraft neben kläglichem Lahmheit und armseligster Ohnmacht. Während jener Reichsarmee — der Verfasser hat dies treffend hervorgehoben — schon lange das Hispanien zum Reichspanier gemacht, haben sich Deutsche heldenhaft geschlagen unter dem Großen Kurfürsten, unter Eugen und gar unter Friedrich II., nur daß sie sich nicht mehr als Deutsche schlugen, sondern als Brandenburger, Kaiserliche, Preussen. Auch den Neufranken gegenüber reicht noch bis in das Jahr 1793 das Uebergewicht deutscher Waffen; doch ist für diese Zeit schon genauer zu untersuchen, was die deutschen Truppen Tüchtiges geleistet, was die deutschen Generale Untüchtiges geleistet und was die deutschen Diplomaten völlig verpsucht haben. So kanten fort und fort Weiße und Thoren, Ehrenmänner und Schufte, Helden und Hasen aus deutschem Holze geknigt werden, da stets das vielverzweigte Volksleben in tausend Aesten zugleich grünte und welkte.

Ueberhaupt sind wir hoffentlich jetzt wol über die Periode des früher noch möglichen Völkertodes, wenigstens des Todes größerer Nationen, völlig hinaus. Staaten mögen noch sterben und Staatsformen zerbröckeln oder zerbrochen werden; aber die Völker selbst haben nur dank und wann noch Hautkrankheiten durchzumachen; und nach jeder neuen Häutung schreiten sie ihres Weges rüstiger fort. Die deutsche Nation kann von oben nach unten, von der Haut aus bis zum inneren Kerne vollends nicht mehr ruiniert werden. Goethe hatte gut reden:

Nichts ist schwerer zu ertragen  
Als eine Reihe von schönen Tagen.

Wer aber, wie das deutsche Volk, eine solche zahllose Menge des trüblichsten Reichs, Land- und andern Tage durchwandern hat und noch überflüthet, kann doch auch einen Tag aushalten. Die Deutschen dürfen sich also immer in ihrer unverwundlichen Gesundheit, ihrer starken Constitution, so auch ihre Reichsconstitution noch so

1855. 27.

lange auf sich warten laße. Und kommen sie gleich auf holperigem, von unnützem kleinem Gebüsch vielfach verwachsenem Wege nur stolpernd voran, dem ungetrübten Bilde zeigt sich dennoch ihre Bahn als eine aufsteigende zu höhern Zielen. So mögen sie denn auch den Glauben an ihre Zukunft festhalten in treuen und möglichst freien Herzen!

Seit der Weltverkehr, nicht bloß der materielle, sondern auch der untrennbar damit verbundene literarische, künstlerische und persönliche Verkehr, mit tausendfach zahlreichern Banden als je zuvor die Völker umschlungen hat, können sie nur noch Hand in Hand entweder vorwärts- oder rückwärtschreiten. Keine Nation, so wenig die stolzen Briten und stolzen Nordamerikaner als die wenn nicht in Worten, doch in Thaten noch allzu bescheidenen Deutschen, mag sich ferner getrösten, vor den andern Nationen die höchste Höhe einer einsamen Cultur zu erklimmen. Die Loose der Völker haben sich zu Einem Loose verschlungen; ihre Hoffnungen und ihre Besorgnisse, ihre Freuden wie ihre Leiden sind wesentlich gemeinsame geworden. Nur ist freilich diese natürliche Völkersolidarität nicht in dem Sinne zu verstehen, als ob die sämmtlichen Culturvölker im Chorus mitzusingen verpflichtet wären, sobald irgendein beliebiger Hans in fernen Landen das Lied angestimmt hat: „Ich bin der Kurfürst der Thoren!“

Die innige Verzweigung alles modernen Lebens, die intellectuelle Unmöglichkeit der Absperrung des einen Volks vom andern, ohne bloß kopfloses Stückwerk zu geben, prägt sich auch in der Geschichtschreibung aus. Sie zeigt sich insbesondere, wie etwa in Häuffer's Schrift, in der Behandlung neuzeitlicher Perioden der deutschen Volksgeschichte. Mitunter muß sich sogar der Leser gefallen lassen, lange genug in französische und andere Gehäute spazierengeführt zu werden, um die deutschen Dinge etwas aus den Augen zu verlieren. Dagegen haben es sich die weiter noch zu besprechenden Geschichtswerke, die sich, ohne Beschränkung auf ein einzelnes Volk, mit der Schilderung ganzer Zeiträume befassen, schon zum voraus als Ziel gesetzt, den Zusammenhang der Ereignisse und der zeitlich wirkenden Motive darzustellen. Sie sind also, nach ihrem Zwecke bemessen, um so besser oder schwächer ausgefallen, je mehr oder weniger es ihnen gerathen ist, das Ineinandergreifen aller Räder des mächtigen Getriebes zur deutlichen und lebendigen Anschauung zu bringen.

Nr. 6, eine „Geschichte der letzten 40 Jahre“, ein nothwendiges „Supplement“ zu K. F. Becker's nicht mehr nothwendiger „Weltgeschichte“, ist ein überflüssig breiter, aber hinlänglich seichter Wasserspiegel unserer Zeit, so daß darin alle großen und kleinen politischen Sänder ohne Gefahr haben und ihre Hände in Unschuld waschen können. Der Verfasser hat das negative Verdienst, von den bösen nichts Böses, von den Guten nichts Gutes zu sagen. Er läßt gleichmäßig und ununterbrochen die Langerweile scheinen über Gerechte und Ungerechte, und sein Werk

68

würde sogar noch etwas langweiliger sein, wäre es nicht hier und da von kleinen factischen Unrichtigkeiten durchbrochen, wie etwa S. 57, wo von Bernadotte's „oberster Leitung des Feldzugs der Verbündeten bis zu der Schlacht von Leipzig“ die Rede ist. Mit großer und erfolgreicher Sorgfalt hat Arnd jede eigene Gesinnung und selbständige Ansicht vor jedem allzu neugierigen Leser unter den Scheffel zu stellen gewußt. Man nennt dies in unsern Tagen die nothwendige Objectivität der Geschichtsschreibung. Das verehrte Publicum wird eingeladen, sich die Historie so lange durch ein Perspectiv zu besehen, das nur mit einem Objectivglaste versehen ist, bis ihm alle Gestalten Grau in Grau verschwinden und alle historisch merkwürdigen Personen, etwa Napoleon der Große und Eduard Arnd selbst, sich einander so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. So schlägt denn freilich die Objectivität in die allerfatalste Subjectivität über, in die der Verfasser. Von Anfang bis zu Ende ist das noch weitern Supplementen entgegenstehende „Supplement“ ein historischer Kinderbrei. Damit ist nicht gesagt, daß nicht da und dort ein genießbarer Brocken mitunterlaufe.

Mit kräftiger tönenden Schritten, mit den vom männlichen Borne oft allzu hoch gehobenen Füßen stampft Wolfgang Menzel den Boden der Geschichte in Nr. 7, in seiner „Geschichte Europas von 1789—1815“. Er beginnt sein Wortwort mit einigen zum Theil richtigen und leider sehr naheliegenden Bemerkungen.

In den Erschütterungen Europas zu jener Zeit trat etwas durchaus Originales hervor, die Ereignisse und Charaktere hatten etwas viel Gründlicheres, während die Bewegungen der jüngsten Zeit nur wie Nachwehen und schwächere Nachahmungen sich verhalten.

Sehr wahr! Aber wol hauptsächlich darum, weil jetzt die Völker nur noch wegen der Restschuld abzurechnen haben, womit die erste Revolution im Rückstande geblieben ist, wie etwa nach Abschaffung der bürgerlichen Frohndienste wegen Abschaffung der miltärischen Frohndienste.

„Die zweite Thatsache ist, daß die ungeheuersten Anstrengungen ihr Ziel verfehlten.“ Nicht ganz wahr! Die Beseitigung von Frohnen, Zehnten, Monopolen und sonstigen Vorrechten aller Art ist wol als etwas anzuschlagen.

Aus der allbekannten Klage, daß den Völkern der verdiente Lohn nicht geworden sei, daß nach Berückung des Napoleon'schen Weltreichs durch die Diplomaten Zustände gegründet worden, worin noch sehr Vieles unnatürlich geblieben, worin die Völker jenes Behagen und jenen Segen des Friedens nicht gefunden, den sie nach so vielen Opfern zu finden gehofft — daraus erklären sich die seitdem erneuerten Unruhen und Erschütterungen Europas, daraus die, wir möchten sagen traumhafte Wiederholung Dessen, was schon ein mal dagewesen, die rothe Republik in der Februarrevolution, der Schatten des großen Kaisers im December 1851.

Sehr gut! Aber doch vermögen wir noch nicht allzu fest auf Menzel's Anschauungen und Weissagungen zu bauen.

Sein „Panorama“ zur Veranschaulichung der Lage der einzelnen Staaten vor der französischen Revolution ist schwach ausgefallen. Am schwächsten wol in Beziehung auf Rußland, das überhaupt in Menzel's Schrift eine weit unbedeutendere Rolle spielt als leider in der Wirklichkeit. Dies ist umsonstiger Vergleich, als wir doch in neuerer Zeit wichtige Werke mit sehr schätzenswerthen Aufklärungen über die innern Zustände des russischen Reichs besitzen, und als dort durch die innern Zustände noch in höherm Grade als irgend sonstwo auch die Beziehungen zum Auslande bedingt sind. In solchen Werken gehört unter andern: „Rußland und die Gegenwart.“ Freilich kostet es Anstrengung, sich durch den verstreuten, schwerfälligen Aufbau des Verfassers endlich durchzuarbeiten. Aber nach überstandener Mühe und Gefahr eines tödtlichen Einschlafens hat man sich durch das Recht der zweiten Eroberung ein so reichhaltiges Material verschafft, daß es selbst von laibhaften Russen, wie von Herzen und Gologwin in ihren neuen Schriften, füglich benutzt werden konnte. Menzel hat diese Gefahr gleichfalls riskiren sollen.

Menzel's „Geschichte“ liest sich recht angenehm, ja mal für solche Leser, die nicht seiner Meinung sind, die sich Dessen freuen, was ihn ärgert, denen also der mit vergnügte, aber uneigennützig Verfasser auf eigenem Boden noch den Extragnuß einer immerhin verstandenswerten Schadensfreude verschafft. Er erzählt freischwebend und oft bis zur Flüchtigkeit leicht. Vor zahlreichen Geschichten kommt es zu keiner rechten Geschichte; aber die Anekdoten, die Menzel aus seinem Zettelkasten reicht, sind meist glücklich gegriffen, immer unterhaltend, nicht selten belehrend. Damit gibt er sich nicht ab, den tiefen Quellen des Völkerebens nachzugraben. Das hätte ihn ja lange aufgehalten. Aber von der Oberfläche der Zeit, von der Haut der Geschichte macht er nach dem ordentlichen und außerordentlichen Kennzeichen ein hinlänglich genaues Signalement, um die hohe Polizei in den Stand zu setzen, die vielfach schuldige Geschichte der Neuzeit, soweit sie sich noch im deutschen Lande umhertreibt, zu inhaftiren und wieder über die französische Grenze zu bringen, oder sie — nach dem technischen Ausdrucke der österreichischen Polizei — „aufzusassen“.

Nur in einem Falle finden wir Menzel auf dem einsamen Gange zur Erforschung seither verborgener historischer Quellen. Es gilt ihm um die Entdeckung der ersten Spuren jenes bekannten „corrosiven Gift“, Linte genannt, soweit es aus jüdischen Federn der deutschen Literatur eingespritzt wurde. Hier läßt er sich auf einer kleinen Schwäche ertappen. Seitdem ihn Bismarck als „Franzosenfresser“ so treffend geschildert, daß aus sämtlichen französischen Armeen, wie früher mit dem „Machborough's-en va-t-en guerre“, so nun mit dem „Antiquar“ Menzel die Kinder je nach Umständen entweder schlafen oder schlafen machen, seitdem befindet er sich in wüthendem Grimme gegen die Juden und gegen Alts, bis in die letzte Generation von jüdischen Vektoren hin



men. Er erzählt es mit einigem Befagen; daß 1798  
 zur „nicht ganz unverdienten Bückigung“ eine Zahl rö-  
 mischer Juden in der Libe verkauft wurde. Vollends  
 gerath er aber aus Rand und Band, wenn er im „ehr-  
 würdigen Wien“ — das sich, im Vorbeigehen gesagt,  
 durch die erhebliche Zahl seiner jährlichen wechsellichen  
 Schwestern schon lange bemerkbar macht — die „Studien-  
 am und Judenten mit dem Kaiserlichen Scepter spie-  
 len“ sieht. So ruft er fort und fort, dem Christlichen  
 Leser zur Aufmunterung, sein öfters nicht einmal an-  
 ständig umschriebenes „Heu! Heu!“ In seinen Augen  
 ist die Geschichte aller Nationen eine hebräische geworden.  
 Darum soll auch sein Publicum die Geschichte nur rück-  
 wärts lesen, etwa bis in das katholische Mittelalter hin-  
 ein. Aber das geht nicht: die Leute verstehen nicht so  
 viel Hebräisch wie Menzel. Ueberhaupt geht es nicht  
 nach seinem Kopfe. Und so muß es sich denn die  
 arme Geschichte der Neuzeit vielfach gefallen lassen, von  
 ihm tödtlich angeknarrt und angebrummt zu werden.  
 Lassen wir ihn brummen!

Geisler's „Geschichte der neuesten Zeit bis 1854“  
 ist hier nur Nr. 8, dagegen in Bülow's „Historischer  
 Handbibliothek“ Nr. 32. Gottlob, daß wir nicht auch  
 die andern 31 Bände anzugeigen haben! Indessen wäre  
 es von einigem Interesse, einmal statistisch genau zu er-  
 kennen, wie viele Häuser jährlich in Deutschland gebaut  
 werden müssen, um alle für gebildete Leser und Leserin-  
 nen scholastisch unentbehrlichen „Haus- und Familien-  
 bibliotheken“ anständig unterzubringen. Für jetzt wird  
 sich allerdings noch manche dieser dreißigbändigen ge-  
 druckten Entschönerinnen von allem Uebel mit einem Gluck  
 begnügen müssen, ohne darum besonders unpassend lo-  
 girt zu sein.

Wit in ihren meisten Partien lieft sich Geisler's  
 Schrift nicht aneinander angenehm wie Cotta's jährlich  
 angegebene „Namen- und Sachregister der Allgemei-  
 nen Zeitung“. Von einem gegenseitig sich bedingenden  
 Ineinandergreifen der Thatsachen ist hier wenig die Rede,  
 nur von einem Neben- und Auseinander. Er läßt den  
 großen Haufen der großen und kleinen Begebenheiten  
 auf Gerathewohl in nicht gebrängten Schwärmen aus-  
 fliegen und schießt ihnen dann, wie Münchhausen einer  
 Armee Rebhühner, den rothen Faden seiner Capitel, Ab-  
 schnitte und sonstigen 66 Ueberschriften durch den Leib,  
 zur geordneten Herstellung des innern und organischen  
 wissenschaftlichen Zusammenhanges.

Geisler ist ein Durchschnitts- ein gesetzter Mann, der  
 sich auch zur gründlichen Benützung seiner allfälligen  
 Bücher der äußersten Mittel bedient. Wir wissen nicht,  
 ob er ein Preuße oder nur ein Deutscher ist. Zuweilen  
 läßt er die preussische Cocarde auf und dann ist  
 er fort, ihm aus dem Wege zu gehen. Er kommt  
 in Olye, wird bisweilen bis zur Unzurechnungs-  
 fähigkeit losgelassen und französisch und doch ernstlich,  
 um europäischen Frieden zu stören.

Wie getödtet er in Harnisch, weil Thiers 1840, als

der französische Minister doch nur eine neue Phrase für  
 seine „Histoire du Consulat et de l'Empire“ öffentlich  
 probiren wollte, ausgerufen hatte: „Die orientalische  
 Frage ist für uns am Rhein!“ Dafür muß er sich nun  
 von Geisler erzählen lassen, wie damals in Preußen „der  
 Kriegseuthusiasmus alle Grenzen überflutete“, mit Aus-  
 nahme der französischen; wie Becker's „Rheinlied“ ge-  
 sungen wurde; wie sich „Deutsche und Franzosen mit  
 ihrer Marschweise und ihrem Rheinliede drohend gegen-  
 überstanden“.

Eine erschütternde Scene, die beiden singenden feind-  
 lichen Nationen! Aber nun bitte ich Sie, Herr Geisler,  
 wie kommen doch Sie, ein ruhiger Bürger, nach 15  
 Jahren in diesen „überflutenden Kriegseuthusiasmus“  
 und mit der geballten Faust gegen die Franzosen noch  
 nachträglich in die Tasche hinein? So arg ist es doch  
 nicht gewesen! Wir entsinnen uns doch keiner Maßregel,  
 daß man Preußen in Belagerungsstand erklärt und den  
 Landwehrmännern erster wie zweiter Classe bei Strafe  
 standrechtlichen Erschießens geboten hätte, ruhig bei Wei-  
 bern und Kindern zu bleiben und sich zu Hause redlich  
 zu nähren. Zwar wissen wir, daß sich damals viele  
 Deutschen und Franzosen in die Haare felen, aber nicht  
 gegenseitig, sondern jeder sich selbst, aus dem triftigen  
 Grunde, um sich die Ohren zuzuhalten, da von beiden  
 Seiten entseßlich viel und laut geschrien und gesungen  
 wurde. Auch ist ja damals der Friede zwischen Deutsch-  
 land und Frankreich wirklich erhalten worden, unter der  
 einzigen billigen Bedingung, alle noch hellen Dromet-  
 felle zwischen Niemen und Pyrenäen vor der Hand un-  
 gesprengt zu lassen.

Die Erzähler der Geschichte neuerer und neuester  
 Zeit haben den Vortheil, daß sie nur durch fleißiges Zu-  
 sammmentragen von Thatsachen aus leicht zugänglichen  
 Quellen einen Stoff darbieten, dem sich die Aufmerk-  
 samkeit gern zuwendet, weil er mit den gerade die Ge-  
 genwart tiefbewegenden Fragen im unmittelbarsten Zu-  
 sammenhange steht. In diesem Sinne haben sich auch  
 Arnd und Geisler Verdienste erworben. Wir würden  
 die Aufgabe als Berichterflatter allzu unvollständig erfül-  
 len, wiesen wir nicht in gebrängter Kürze wenigstens auf  
 einige dieser Momente hin, an die sich ein Urtheil über  
 die Vorgänge und Bestrebungen unserer Tage an-  
 knüpfen läßt.

Schon aus Häuffer's Schrift, nicht minder aus der-  
 jenigen Sybel's, tritt es deutlich hervor, wie die östliche  
 Angelegenheit, von der die polnische einen untrennbaren  
 Bestandtheil bildet, verhängnisvoll in alle Stellungen  
 der Mächte, in alle Zustände der Staaten auch des mitt-  
 lern und westlichen Europa eingreift. Die Zerstückelung  
 Polens ist das drohende Heranwölken der russischen Macht  
 gegen den Westen wie gegen den Südosten. Das ge-  
 meinsam an Polen verübte Verbrechen, die Eifersucht  
 über die ungleich vertheilte und schwer zu hütende Beute  
 macht dann aus scheinbaren Verbündeten mißtrauische  
 und heimliche Gegner; sie spaltet das deutsche Volk durch

die deutschen Regierungen, sie verlorren die Rathschläge, läßt die Handlungen, läßt stets und aller Orten die papierene Weisheit der Diplomaten zur thatsächlich beglaubigten Thorheit werden.

Zu manchen Vergleichen mit der Gegenwart veranlaßt Häuffer's Schilderung der europäischen Lage 1788 — 90, während des von Rußland und Oesterreich gemeinschaftlich gegen die Pforte geführten Kriegs, während der ebenso lebhaften als erfolglosen Theilnehmung Preußens an der orientalischen Frage. Der damalige preussische Gesandte in Konstantinopel, Diez, verfocht die Ansicht, daß während des Kriegs Preußen, gemeinschaftlich mit England, Schweden und dem noch nicht ganz zerlegten Polen, thatkräftig einschreiten solle, um Rußland und besonders Oesterreich zu schwächen: „zur Schwächung Oesterreichs müsse man die Gährung in Ungarn benutzen und Ungarn als ein unabhängiges Königreich aufrichten.“ Inzwischen war Rußland auf seine Weise thätig, da es durch seine Consuln und Agenten die Griechen zum Aufstande stoßeln ließ, während die Vorschläge des preussischen Gesandten Vorschläge blieben. Dean Herzberg, der preussische Minister, wollte 1788 noch diplomatisiren: Moldau und Walachei sollten an Oesterreich abgetreten werden, die Krim, Dekafon und Bessarabien an Rußland; Donau und Unna sollten die „ewige Grenze“ zwischen dem Osmanischen Reiche und der Christenheit bilden. Oesterreich sollte Galizien an Polen zurückgeben und dafür Polen an Preußen zu dessen besserer Arrondierung Danzig, Thorn, die Palatinate Posen und Kalisch abtreten.

Trotz eines bunten Gemisches von Gelüsten nach Ländererwerb und von Friedensneigungen schienen sich die Dinge 1790 zu einem unvermeidlichen und großen orientalischen Kriege verwickelt zu haben. Herzberg äußerte damals die vernünftige Ansicht: „den revolutionären Vulkan in Frankreich in sich selbst austoben zu lassen.“ Dagegen sollte ein guter Theil von Mitteleuropa unter der Leitung Preußens, das sich im Nachglanze der Regierung Friedrich's II. noch als Großmacht par excellence fühlte, gegen Rußland und das „tief zerrüttete Oesterreich“ ins Feld ziehen. Häuffer sagt:

Es schien kein Zweifel darüber, daß Preußen mit allen Volksbewegungen in Ungarn, Polen, Belgien, Lüttich im engsten Bunde auf den Kampfplatz gehen werde. Die Abgeordneten der (österreichischen) Brabanter wie der Ungarn fanden in Berlin freundliche Aufnahme; in Warschau wie in Lüttich stand die preussische Politik für die freieren Verfassungen und neu gewonnenen Volksrechte ein.

Er vergißt auch nicht zu bemerken, „daß damals Böhmen in einer Gährung war wie nicht mehr seit dem Dreißigjährigen Kriege“ und erst wieder 1848. Aber die wachsende Ausbreitung der Französischen Revolution und der Tod Joseph's II. trieben plötzlich die bisher entzweiten deutschen Großmächte in das geistlich-wälderströmende Fahrwasser gegen Frankreich hinein. Es kam zum Reichensbacher Vertrag vom 27. Juli 1790, dann zum Kriege gegen die Revolution, während man Rußland ungestört der Verfolgung seiner Pläne im Osten

nachgehen ließ. In wie geringem Maße aber die feindlichen deutschen Brüder, Oesterreich und Preußen, zu feindlichen geworden waren, zeigte sich deutlich genug in der Kriegsführung selbst vom Feldzuge in der Champagne an und im Baseler Frieden. Immerhin verdient es nicht übersehen zu werden, wie der Reize nach die Diplomatie, fast aller Regierungen schon vor der Französischen Revolution in Revolution machte. Zwar that sie dies nur als *commis-voyageur* in fremden Landen und je nach Umständen in feindlichen Staaten oder in denen ihrer treuen Alliierten und Mitglieder desselben Reichsverbandes. Allein um so eher erklärt es sich doch, daß endlich die Revolution auch gegen den Willen der Regierungen in ihren eigenen Staaten zum Vorschein kam, da man ihr von allen Seiten her mit diplomatischem Pflöcke solange geködert hatte.

Ohne den kleinsten Verdacht, gegen sich selbst, daß er ebenso bittere Satiren schreibe wie jeder andere Geschichtsschreiber, stellt Gieseler manche allzu leicht vergessenen Einzelheiten zusammen über das Gebahren der Diplomatie im Polenriege von 1830—31. Schon unter Cyprien's Dictatur, gehen Kotowski und Bielopolski nach Paris und London mit den Papieren Konstantin's, woraus hervorging, daß Nikolaus alle Anstalten getroffen, im Frühjahr 1831 gegen das Bürgerkönigthum zu Felde zu ziehen. Damals schien auch Oesterreich der Herstellung eines unabhängigen Polen geneigt. Metrich stellte sogar die Rückgabe von Galizien in Aussicht, falls Polen einen österreichischen, also auch einen katholischen Prinzen zum Könige wählen und falls der Vorschlag dazu von England und Frankreich gemacht wäre. Zur Benützung der scheinbar günstigen Constellation geht nun Palmerston als außerordentlicher Botschafter nach Paris und London. Das französische Ministerium erklärt sich bereit voranzugehen. Aber Palmerston ist damals in keiner kriegesüchtigen Laune gegen Rußland: er wartet mit dem Kriege über das Jahr 1848 hinaus bis zum Jahre 1854, um das Jahr 1855 darüber entscheiden zu lassen, ob er nicht viel zu lange gewartet hat. Er will lieber Schweden und die Türkei als Vermittler zwischen dem rebellischen Polen und dem Zar vorschleichen. Der Letztere hatte seither ernstlich an Wiedereinführung der Wafa in Schweden gedacht. Karl Johann weiß dies und knüpft schon im Sommer 1830 mit unzufriedenen Polen Privatunterhandlungen an, ob das vom Zar angegriffene Schweden auf die Polen zählen könne. Bei dem Ausbruche der polnischen Revolution schickt dann Karl Johann einem Angriffe Rußlands zuvorkommen zu wollen: schwedische Agenten sondiren die Stimmung in Finnern; England scheint dem schwedischen Plane geneigt. Nun lenkt aber Rußland zeitig ein und verspricht dem stockholmer Hofe, nach baldiger Besiegung der Polen, seinen ewigen Schutz. Der russische Gesandte in Stockholm, Graf Schuvalow, weiß besonders den Kronprinzen zu gewinnen; dieser folgt einer Einladung nach Petersburg, läßt sich für Rußland umstimmen und läßt sich in Stockholm umstimmen. Nun kommt der pol-

sie Gesandte nach Schweden. Er ist sehr erkrankt, als er gehalten und mit der Antwort zurückgebracht wird, die schwedische Regierung möge sich in keine Verbindung mit Rebellen einlassen. Ein späterer Versuch Cassini's und Palmerston's bei Karl Johann scheitert, da dieser nicht ohne Fug und Recht erklärt, er wünsche zwar ebenfalls die Unabhängigkeit Polens, aber warum sollte er sie zuerst von Rußland fordern, da die Großmächte England und Frankreich davor zurückscheuten?

Scheinbar größere Erfolge, wie denn meist die diplomatischen Erfolge scheinbare sind, hatte der polnische Gesandte Wysocki in Konstantinopel. Der französische Gesandte, Guilleminot, hatte Mahmud II. überredet, daß nachstens die Mächte gegen Rußland loszuschlagen würden, und dieser versprach, zu Ende Mai 300,000 Mann bei allgemeinen Aufgebots an der russischen Grenze aufzustellen. Dies erspäht die russische Diplomatie und zieht die Gesandten Preußens und Oesterreichs, dessen vringlich revolutionäre Sympathien für Polen bereits verschwunden waren, in ihre Interesse. Da erschrickt sehr merklich das zur Rede gesetzte Bürgerkönigthum, auf dessen hegerische Friedensliebe ein so greselles Licht gefallen war. Guilleminot wird desaveuiert und am 3. April 1831 abberufen. Man hält sich aber auch England durch Frankreich verrathen wegen dessen einseitigen diplomatischen Vorgehens. Es rath dem Sultan, die Rüstungen einzustellen und Rußland seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu versichern.

Inzwischen hatte sich die Bewegung von der Weichsel über Böhmen, Podolien und die Ukraine verbreitet. Aber günstige militärische Momente blieben unbenützt, und zum großen Theile war Skrzynski's Zaudern durch die schwappenden diplomatischen Unterhandlungen veranlaßt. Wegen der niederländischen Angelegenheiten äußerte Palmerston gegen Talleyrand: „eine baldige Annahme der 24 Artikel durch die belgische Nationalversammlung, wovon Leopold die Annahme der Krone abhängig gemacht, liege im Interesse beider Regierungen, da man sich nachher mit der polnischen Sache beschäftigen könne.“ Talleyrand theilt dies Jotacki mit, der sogleich nach Brüssel eilt und dem belgischen Congress zur Annahme bestimmt. Palmerston, als ihn davon Talleyrand unterrichtet, ist natürlich freudig überrascht. Aber, an Polen erinnert, weicht er aus und erklärt sich nicht außer Stande, für die Insurgenten zu interveniren. Nun muß auch Frankreich die Polen von den früher in ihnen genährten Hoffnungen enttäuschen, in demselben Monat September 1831, in dessen ersten Tagen Warschau erstickt wurde. Allein vorher hatte noch eine Depesche Sebastiani's an Czartoryski eine glückliche Beilegung der polnischen Streitsache in nahe Aussicht gestellt. Und als schon das russische Schwert zum letzten entscheidenden Schlage gegen Polen gehoben war, rieth noch der französische Gesandte in Berlin, Flahault, von einer Hauptkloßnacht ab: „man möge noch zwei Monate den Krieg hingleichen, dann werde die Diplomatie einschreiten.“ Unter solchen Umständen ist es der preussischen Politik

nicht einmal hoch anzuschlagen, daß sie durch Erleichterung des Weichselübergangs der Russen die Krisis beschleunigte: sie kürzte den unglücklichen Polen die Mühe ab, mit der seidenen Schnur ihrer diplomatischen Freunde sich selbst und langsam erdroffeln zu müssen. Gewiß ist damals wie früher Polen nicht ohne eigene Schuld und ohne die besondere Schuld seiner Aristokratie zugrunde gegangen, die allzu viel Vertrauen auf ihre ebenbürtigen Freunde im Auslande, die allzu wenig Vertrauen auf die nächstliegende Bundesgenossenschaft einer von drückenden Lasten zu erlösenden Bevölkerung setzte. Seitdem scheint freilich sogar Czartoryski, nach seinem Erlasse im Jahre 1854 zu schließen, vom guten Glauben auf diplomatische Verheißungen zurückgekommen zu sein. Und vielleicht scheint auch nur Polen todt zu sein, da es doch nur diplomatische Federn und Zungen waren, die zu seinem Tode blindesrigt mitgewirkt haben.

Den Büchern von Arnd und Gölzer, soweit sie sich mit der Geschichte des griechischen Unabhängigkeitskampfes befassen, sind viele Leser zu wünschen. Es ist wol an der Zeit, die Anhänger der Völkersolidarität, die so oft in ihrer Sympathiepolitik, wie die Diplomaten in ihrer Interessenpolitik, mit zweierlei Maß zu messen geneigt sind, wieder einmal daran zu erinnern, daß dort hinten in der Türkei noch ein unterdrücktes Volk von vielen Millionen lebt. Man nennt es jetzt die Griechen. Vor 30 Jahren aber, in der Zeit classischer Begeisterung, nannte man es lieber die Hellenen, weil man damals noch nicht allzu genau ermittelt hatte, wie viel slavisches und des Ruffenthums verdächtiges Blut in seinen Adern fließt.

Schon im letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts faßte der in Bukarescht als Kaufmann ansässige Thessalier Nigas, auch bekannt durch seine noch jetzt gesungenen Freiheitslieder, den Gedanken der Befreiung seines Vaterlandes vom türkischen Joch. Er ging nach Wien, um die dort wohnenden Griechen dafür zu gewinnen, und soll auch mit Napoleon unterhandelt haben. Von einem feigen Feinde verrathen, ward er von der österreichischen Regierung verhaftet und als „unruhiger Kopf“ seinem „rechtmäßigen Herrn“ ausgeliefert. In Belgrad ward Nigas 1798 zwischen zwei Bretern zersägt und der zerschnittene Leichnam in die Donau geworfen! Das Verzeichniß seiner Mitverschworenen hatte er zuvor verschluckt. Seine letzten Worte waren: „Die Saat habe ich ausgesät und die Zeit muß kommen, da mein Volk die Frucht ernten wird.“

Und diese Zeit kam, wenn auch zögernden Schrittes, um als säumige Schuldnerin die Hoffnungen griechischer Volksfreunde erst zum kleinsten Theile zu erfüllen. Während der Wiener Congress über dynastische Interessen verhandelte, dachten die Griechen an ihre Selbstrettung. Am Orte dieses Congresses selbst wies die Hetäre, unter dem verhüllenden Namen einer Hetäre der Philosophen, erneuert. Alexander Ypsilantis war es, der zuerst das Feld der That betrat; zum unmittelbar großen Erfolge wol noch allzu früh und nicht an der rechten Stelle.

Als General und Adjutant des Kaisers Alexander hatte er sich im Kriege gegen die Franzosen ausgezeichnet. In der Schlacht von Dresden hatte er einen Arm verloren; er hoffte vergebens, daß ihm Alexander seinen Arm leihen werde zur Befreiung des griechischen Volks. Nach der tapfersten Gegenwehr wird am 19. Juni 1821 die „heilige Schar“ fast gänzlich aufgerieben. Nur der heldenmüthige Bioraki kann sich noch im besetzten moldauischen Kloster Sektu mit 100 Mann gegen 6000 Türken vertheidigen; mit dem letzten Pulverreste sprengt er am 26. August 1821 sich selbst und Hunderte der Angreifenden in die Luft. Ipsilantis aber glaubt in Oesterreich gastfreundlichen Boden betreten zu haben; er wird nicht, wie Rigas, in Stiche gefügt; in den Kerker von Munkacs darf er sechs Jahre lang hinsterven. Inzwischen war in Griechenland selbst der Kampf entbrannt. Dort auch geschahen Thaten, die schon nach wenigen Jahrzehnden allzu sehr aus dem Gedächtnisse der Menschen gelöscht sind, nicht sowohl durch ruhmvollere Thaten als durch das Geräusch tönender Worte. Zur Rache für die Ermordung von Tausenden wehrloser Männer auf Syra, für die Schändung und Knechtung von 40000 Weibern und Kindern brechen Miaulis, Kanaris und Pepinis mit zwei Brüdern in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 in die türkische Flotte ein; der Kapudan-Pascha und nahe 3000 seiner Leute gehen zugrunde. Die List mit der Kühnheit vereinigend, zerstören Georg Miaulis und Kanaris im September 1822 die Hälfte der 36 Kriegsschiffe starken Türkenflotte. Auch griechische Frauen und Mädchen greifen zu den Waffen; Dodelina befehligt selbst das Schiff, das sie mit dem Opfer ihres Vermögens ausgerüstet hat. Was damals die Griechen mit ihren in kleine Kriegsfahrzeuge umgeschaffenen Handelsschiffen geleistet, darf sich doch wol den Leistungen der Armaden vor Sewastopol und Bomarsund tad an die Seite stellen? Im Landkriege aber sehen wir die zweimalige heldenmüthige Vertheidigung Missolonghis 1822—23 und 1826. Wir sehen einen Markos Boggaris, wie er sich mit seinen Kampfgenossen im voraus dem Tode weihet, das türkische Lager stürmt und sich im Blute der Feinde badet, bis er sich selbst und den Seinigen den Heldentod erkämpft hat. Der größte englische Staatsmann seit Pitt und Fox, George Canning, begünstigte die Erhebung der Griechen. Nach langen Schwankungen eines vieljährigen Kampfs, wären wol dennoch die Griechen der Ueberzahl ihrer nahen Feinde unterlegen. Da kommt ihnen das „unoward event“ von Navarin (20. October 1827) zu statten, wie denn überhaupt nicht so oft die Verständnisse als die Mißverständnisse der Regierungen den Völkern zum Vortheile gereichen. Vier Jahre später ward Europa mit der Nachricht überrascht, daß Miaulis selbst die ganze griechische Flotte in Brand gesteckt habe (13. August 1834). Es geschah unter der Präsidentschaft des Kapodistrias, des früheren russischen Ministers. Miaulis fürchtete die Auslieferung der griechischen Flotte an Rußland, und lieber wollte er das Werkzeug seines eigenen Ruhms ver-

nichten sehen. Ein heroischer und allzu sehr vergessener Beweis, daß nicht alle und wol die wenigsten Vorkämpfer der griechischen Unabhängigkeit nur darum ihr Blut vergossen, um die türkische mit russischer Knechtschaft zu vertauschen.

Wol ist es nicht zu leugnen, daß sich den ruhmvollen Vorgängen des Griechenkampfs unseliger Parteihas, Neid und Eifersucht, Verrath und gegenseitiges Mißtrauen beigemischt haben. Wie wäre dies anders möglich gewesen nach anderthalb Jahrtausenden des christlichen und muslimanischen Despotismus? Wo ist aber auch ein Volk der Neuzeit, das die Wiege seiner Freiheit und Unabhängigkeit mit solchen Thaten ankämpf hätte vom schärfsten Gepräge des Heldenthums und der bewussten, freien Opferfähigkeit? Und dieses so lebendvolle, rührige und geistreiche Volk unter den günstigsten ökonomischen Verhältnissen sollte noch lange zu dem im diplomatisch ein für allemal zugeschiedenen Loose verdammt sein? Zur Zeit eines schwärmerischen Philhellenismus mochte man wol allzu leicht in jedem Griechen einen Leonidas an Opfermuth, einen Aristides an Gerechtigkeit, einen Solon oder Sokrates an Weisheit erblicken. Das war nicht sehr klug. Jetzt aber ist es mit der Theilnahmslosigkeit oft schon bis zur Herzlosigkeit gekommen, und Viele — sogar demokratisch Gesinnte und Freunde der Völkersolidarität — glauben in der Schule des greisen Metternich hinreichend altklug geworden zu sein, um in jedem Schritte der Griechen aus dem Halbmond weg unter Gottes freie Sonne ein strafwürdiges Attentat im Interesse Rußlands zu erblicken. Auch diese Klugheit ist herzlich dumm. Von allen vier Präliminarpunkten ist sicher derjenige von größter Wichtigkeit, der den christlichen Völkern der Türkei nicht bloß in kirchlicher, sondern auch in politischer und bürgerlicher Beziehung eine bessere Lage „in Aussicht stellt“. Er reicht man für Griechen und Albanesen, für Slaven und Romanen eine Stellung, daß es ihnen der Mühe werth sein muß, sich gegen türkischen Druck, wie gegen russische Freundschaft ihrer Haut zu wehren, so ist etwas und nichts Kleines erreicht. Scheint man aber diesen Völkern nur Rechte zu gewähren oder gewähren zu lassen — und leider sieht es danach aus, daß nur diese Schein sich verwirklichen soll —, so hat man nichts und am wenigsten etwas gegen die Russen gewonnen. Dies werden bei der ersten Disharmonie im europäischen Concert doch wieder zugreifen. Warum auch sollten sie es nicht thun, da ihnen die Antipathien der christlichen Völker gegen die unmittelbar auf den Leib drückende Türkentherrschaft ganz dieselben Dienste leisten werden als die lebhaftesten russischen Sympathien? Dann aber verlohnte es sich wahrlich nicht der Mühe, den europäischen Völkern das mit saurer Arbeit erworbene tägliche Brod durch den östlichen Krieg nur um einige Centimes zu theuern zu haben und noch zu vertheuern. Dann werden Tausende und Zehntausende wieder vergebens auf der Schlachtbank geliefert sein. Dann werden auch die glücklichen Helden des neuen Argonautenzugs, soweit

nach zurückkehren können, nicht mit dem goldenen Blüthe der Freiheit und „Civilisation“ heimkehren, sondern mit dem ordinären Schafspelde. Aber nicht alle werden auch mit launfrommen Gefühlen im Herzen heimkehren.

Während sich ausschließlich die Aufmerksamkeit von Vätern und Regierungen nach der einen Seite richtet, begibt sich wol zuweilen auf der entgegengesetzten Seite ein unerwartetes Ereigniß vom größten Belange. Den nach Osten gewendeten Blicken der Zeitgenossen bleibt Spanien, trotz der jüngsten dortigen Vorgänge, fast unbeachtet im Rücken liegen; und doch wäre es leicht möglich, daß mehr im äußersten Südwesten als im Südosten Europas für die „Sache der Civilisation“ gethan würde. Vielleicht fehlt es auch Spanien nicht in dem Maße an Männern, die den Zeitaufgaben gewachsen sind, wie es sich diejenigen Nationen einbilden mögen, die nach ihren oft etwas zweifelhaften Zeugnissen in eigener Sache an der Spitze der Civilisation gehen oder stehen. In Geisler's Schrift finden sich einige biographische Notizen über den spanischen General Prim. Im Jahre 1814 in Catalonien geboren, kämpfte Prim unter Mina während des siebenjährigen Bürgerkriegs. Seine Soldaten nannten ihn den „catalonischen Eid“. Nach dem Bürgerkrieg kam er eine zeitlang, aber — so scheint es — in gutem Glauben, auf politische Irrwege. Er gehörte der progressivsten Partei an. Aber sein Argwohn gegen Espartero, daß sich dieser zum Könige aufwerfen wolle, verleitete ihn, daß er von Narvaez Gelder anmahnte, welche diesem 1841 durch Ludwig Philipp und Christine zur Verfügung gestellt worden, um den Regenten zu stützen. In diese Richtung einmal hineingerathen, unterdrückte er November 1843 bis Januar 1844 einen republikanischen Aufstand in Catalonien, wofür er den Titel eines Grafen von Reus erhielt. Später erkannte er, daß er nur den Maderados in die Hand gearbeitet. Er trat darum 1844 in die Opposition. Narvaez ließ ihn verhaften wegen eines angeblichen und vollig aus der Luft gegriffenen Mordanschlags gegen Narvaez, Concha und andere moderatistische Generale. Er wurde er vom Kriegsgerichte nur zu sechs Jahren Gefängniß verurtheilt und schon 1845 begnadigt. Nach einer Anstellung in Portorico als Generalcapitán nahm er 1849 seinen Abschied, lebte einige Zeit in Paris und betheiligte sich auf beachtenswerthe Weise im Lager der Pascha's am Kriege gegen Rußland.

So weit jene biographischen Notizen. Die Vorgänge des Jahres 1854 in Spanien riefen Prim in sein Vaterland zurück. Er veröffentlichte daselbst ein Programm, worin er besonders auf Abschaffung der militärischen Conscription drang. Seitdem verlaute es wenig von ihm. Er ward also wieder zweifelhaft, ob sich noch der „catalonische Eid“ zum St. Georg ausschwingen werde, oder Spanien nicht bloß Spanien von jenem Joch der Conscription erlöse, wovon die drei Völker gefunden politischen Verstandes, die monarchisch gesinnten Briten wie Nordamerikaner und Schweizer, ohne etwas zu wissen. Indessen hörte man doch vor einiger

Zeit, daß sich ein großer Theil der fortschreitenden Partei dahin vereinigt habe, unter Andern und vor allem auf Abschaffung der Quima, des militärischen Zwangsdienstes im Frieden, zu bestehen; und darüber herrscht bei keiner Partei ein Zweifel, daß sich gerade diese Maßregel der allgemeinsten Zustimmung der Nation zu erfreuen hätte. Mögen sich jene Progressiven beeilen, ehe ihnen Carlismen, Christinos und wer sonst zuvorkommen; in Spanien hat jede Partei, heiße sie wie sie wolle, Aussicht auf Erfolg, die sich zuerst und entschieden für Beseitigung der soldatischen Zwangsdienste erklärt. Mit der größten Tapferkeit und Ausdauer haben sich die Vasken sieben Jahre lang für ihre Fueros, gegen die Belastung mit Zöllen und mit Rekrutenaushebung gewehrt; und nicht das kann in Spanien die Aufgabe sein, den Vasken ihre Fueros zu nehmen, sondern sie dem ganzen spanischen Volke zu gewähren. Die Durchführung eines solchen Beschlusses jenseit der Pyrenäen würde aber auch dießseits den mächtigsten Einfluß hervorbringen; und leicht könnte die Aufhebung der Conscription, wie früher die dreifarbigte Cocarde, die Runde durch Europa machen, um die Völker, nachdem sie erst das Uebel des jetzigen Kriegs überstanden, auch von dem nicht viel geringern Uebel des bis an die Zähne bewaffneten Friedens zu erlösen. Und warum nicht? Wenigstens tritt diese nächste, unmittelbare und unvermeidliche Consequenz aller Geschichte der Neuzeit jedem acht-samen Leser auch aus Sybel's Werk „Geschichte der Revolutionszeit“ deutlich vor Augen. Davon ist jetzt noch zu reden.

Schon im Eingange ward Sybel's Schrift als die wichtigste der hier anzuzeigenden genannt. In Würdigung besonderer Zustände, in Auffassung einzelner Persönlichkeiten, in Bemessung der Tragweite dieser und jener Thatfachen sind wir mit Sybel nicht durchweg einverstanden, aus Gründen, die sich im Folgenden nur kurz und nur zum Theil andeuten lassen. Aber der Verfasser hat mit so ernstem Fleiße und verständiger Umsicht in noch gar nicht oder kaum beachteten Quellen geforscht; er hat mit so weiser Diktion dem schon hundert mal Wiederholten die engsten Grenzen zu ziehen gewußt, um für das minder Bekannte, aber nicht minder Wissenswürdige den genügenden Raum zu gewinnen; er hat den Dingen und Personen jener Periode so manche neue und bedeutende Seite abgewonnen, daß sich jeder in nicht gar zu knapper Parteilichkeit eingefangene Leser des Werks in vollem Maße und zu mannichfacher Belehrung erfreuen wird. Die Darstellung des kurzen, aber freilich besonders inhaltschweren Zeitraums von 1789—95 enthält gleichwol mehr neue und neueste Geschichte als Duzende von Geschäften, die sich bereits bis mitten in die Krim durchgearbeitet haben.

Gleich die statistische Schilderung des Bodens, aus dem die Revolution — geahnt, vorausgesagt und dennoch unerwartet — hervorgebrochen, ist bei weitem anschaulicher und die kommenden Ereignisse vollständiger

erklärend als die noch so breit angelegten Einleitungen in den meisten andern Revolutionsgeschichten. Bemerkenswerth sind die Vergleichenungen über die Vertheilung des Grundeigenthums im neuen und vorrevolutionären Frankreich. Jetzt fielen 18 Millionen Hectaren des ertragsfähigen Bodens auf 183000 große Eigenthümer, 15 Millionen Hectaren auf 700000 mittlere und ebenso viel auf 4 Millionen kleine Eigenthümer. Fast genau dieselbe Zahl kleiner Eigenthümer fand sich 1831, 1815 und vor der Revolution. Dagegen schuf die Bewegung von 1789 jene Mittelklasse, die jetzt ein volles Drittel des Areals innehat. Sybel bemerkt:

Wie oft ist es von Feudalen und Socialisten verkündet worden, daß die volle Freiheit in ökonomischen Dingen zur Vertilgung der Mittelklassen und dem Gegensatz der Millionäre und Proletarier führe. Hier sehen wir das Gegentheil in einer der größten geschichtlichen Thatfachen.

Gewiß, die Freiheit, auch die der Bewegung des Grundeigenthums, ist zu allen Dingen nütze. Fort also mit jenen angeblich orthopädischen Heilsanstalten des Polizey- und Vormundschafstaats, mit jenen neuen Gesetzen zur Begünstigung der Gründung von Majoraten, wodurch dem frei und gerade in die Höhe wachsenden Volksleben doch immer nur Höcker und Verrenkungen staatskünstlerisch auf den Leib curirt werden.

Noch bei weitem wichtiger als die Vertheilung des Grundeigenthums ist die Frage nach der Belastung oder Nichtbelastung seiner Bebauer. Bei einer blühenden Landwirtschaft hat England noch jetzt seine feudalistische, durch beschränkendes Erbrecht und Veräußerungsrecht gebundene Vertheilung des Grundeigenthums nach großen Massen. Aber dieses England hatte sich schon zu Ende des 16. Jahrhunderts (vgl. Macaulay, auch Dahlmann's „Geschichte der englischen Revolution“) nicht bloß die Leibeigenschaft, sondern auch Frohnen aller Art vom Hals geschafft, und zwar ohne ausdrückliche Aufhebung auf dem Wege der Gesetzgebung. Statt der Zwangsarbeit hatte es für bürgerliche wie für militärische Dienstleistungen den Grundbesatz der freien Arbeit verwirklicht. Im Frieden wie im Kriege erreicht die freie Arbeit höhere Ziele, weil sie sich selbst ihre Ziele setzt; die Zwangsarbeit dagegen leistet niemals Dasjenige, was ihr durch die Zwingherren von außen her als Zweck geboten worden ist. Diesem frühzeitigen Fortschritte vor den andern europäischen Völkern verdankt England in viel höherem Grade seine Größe und seinen Wohlstand als etwa den äußerlichen Hilfsmitteln einer günstigen geographischen Lage, seinem Reichtume an Steinkohlen, Eisen u. dgl. Es verdankt ihm unter Anderm, daß es vor der Militärconscription und der Gefahr des Militärdespotismus bewahrt wurde. Die Zustände der bäuerlichen Bevölkerung in Frankreich waren aber völlig trostlose. Ausnahmsweise sah es etwas besser aus in der Vendée, wo sich der Adel nicht an den Hof ziehen ließ, sondern mit seinen Bauern patriarchalisch hindämmerte. Sodann in Flandern, Artois und Normandie, „wo der Eigenthümer auf sichern Renten stand, wo schon der Zustand der

heutigen kleinen Grundbesitzer sich vorfand, wo diese Grundbesitzer nicht heruntergekommene Bauern waren, sondern Arbeiter, die ihre Ersparnis in Grund und Boden angelegt hatten“. Durchweg faul und schlecht sah es dagegen im übrigen Frankreich aus. Sybel sagt:

Wenn der Bauer die Thürme des Herrenhauses erblickte, so hatte er keinen lieblichen Gedanken, als daß er einmal das Schloß mit den Schuldregistern darin verbrennen könnte.

Dies deutet sehr auf die noch jetzt in Rußland vorhandenen Zustände, wo nach den auf Ministerialberichte gegründeten Mittheilungen in „Rußland und die Gegenwart“, sowie in andern Schriften, jährlich 60–70 Grundherren von ihren Bauern ermordet werden, wo in den sogenannten deutsch-russischen Provinzen ein baltischer Baron in einer Kreisadelsconferenz erklärte: „Der Zar dürfte es den Bauern nur erlauben, nicht befehlen, und morgen lägen wir alle ermordet auf den Brandstätten unserer Edelhöfe.“

Zur Verschlimmerung der Dinge in Frankreich trug nicht am wenigsten der strengste Zunftzwang bei und die Gängelung aller Industrie durch den Staat. Hatte doch schon König Heinrich III. den Satz ausgesprochen, „nur der König verleihe das Recht auf Arbeit“. Sybel vergißt dabei nicht zu bemerken, daß dies schon die „ganze Lehre der Socialisten in monarchischer Fassung“ gewesen sei. Auch eine tyrannische, vom Hofe ausgehende, von allen Gebildeten und gebildet Scheinenden unvermeidlich zu befolgende Mode äußerte ihren nachtheiligen Einfluß auf die Industrie. Damit hängt wohl hauptsächlich die seltsame Thatfache zusammen, daß hundert Jahre nach Colbert der jährliche Ertrag der Fabrication von Seife zur Säuberung nur 18 Millionen Livres betrug, der von Puder zur Verunsäuberung nicht weniger als 24 Millionen.

Unter die mitwirkenden Ursachen zu ökonomischer und moralischer Zerrüttung zählt auch Sybel den Papierenadel und die Agiotage, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch Law gesteigerte und mit schamloser Lieberlichkeit Hand in Hand gehende Schwinderei. Auch noch mitten in der Revolution trat dieser Krebs am offenkundigen Leben hervor. Maret, der eigentliche Arbeiter im Ministerium des Auswärtigen 1793, sagte:

Frankreich wurde zum Kriege gegen England genöthigt, weil einige Duzend einflussreicher Personen auf das Sinken der Staatspapiere speculirt hatten. Wir verdanken also all unser Unglück einem Börsenmanoeuvre.

Indessen kam doch früher die mit dem Vermögen und den Geschicken des Volks spielende Agiotage mehr nur stoßweise vor. Zum methodisch betriebenen Geschäft der fashionablen Gesellschaft mit heiläufigen Täuschungen und Betrügereien wurde sie wol erst nach der Restauration, besonders unter dem Bürgerkönigthume u. s. w. Der erste Napoleon hatte nur für einige Jahre einen Strich durch solche Börsenmanoeuvres gemacht.

Im Jahre 1788 war der durchschnittliche Tagelohn der Männer und Weiber in den Städten nur je 26 und 15 Sous; jetzt ist er je 42 und 26. Der tägliche Tagelohn betrug damals 15 und ist jetzt auf 25 Sous



gestiegen. Da überdies die Revolution 30 Feiertage befreite, so berechnet sich jetzt das jährliche Durchschnittseinkommen des Fabrikarbeiters auf 630, des ländlichen Tagelöhners auf 300 Francs. Vor der Revolution war es nur je 351 und 157 Livres. Dabei kostete das Pfund Brot, wenn es sehr wohlfeil war, doch schon drei Sous; der Durchschnittspreis in den Jahren 1820—40 war wenigstens nicht viel höher, nämlich 17 Centimes. Bei Kleidungsstoffen war das Verhältniß vor der Revolution noch ungünstiger. Solche Zahlen der vergleichenden Statistik haben nur immer das Bedenkliche, daß der Mensch nicht allein von Brot lebt, daß mit dem höhern Erwerbe zugleich die materiellen, geistigen und sittlichen Bedürfnisse sich vermehren, daß also damit allein noch nicht Alles gewonnen ist, wenn sich das Volk das Allernothwendigsten im Durchschnitte leichter verschaffen kann. Man darf ihm also nicht kurzweg zumuthen, genau so zufrieden zu sein, als es ihm die officielle Statistik mit Ziffern und Zahlen zur loyalen Pflicht macht. Dies gilt besonders von Jahren des Kriegs und der Theuerung, wie 1854 und 1855. Trotz der tröstlichen Ueberzeugung der armen Leute, daß sie im Durchschnitte wohlhabender geworden, läßt man ihnen jetzt Zeit genug, zwar nicht durchschnittlich, aber doch einzeln und Jeder für sich zugrunde zu gehen.

Der gesammte Ertrag des Bodens war vor der Revolution nicht viel über zwei, jetzt über sechs Milliarden; der Industrie und des Handwerks 1081 Millionen, jetzt etwa vier mal so viel; des Handels 576 Millionen Einnahme und 540 Millionen Ausgabe, dagegen schon je 905 und 961 Millionen im Jahre 1836. Im Ganzen waren in Frankreich die Industrie, Landwirtschaft und Handel nur  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{1}{2}$  so stark als gegenwärtig. Ein früheres Budget von 500 Millionen war also soviel als jetzt eines von 1400 Millionen. Die Gesamteinkünfte vor der Revolution schätzte aber Sybel auf 880 Millionen, was einem heutigen Betrage von 2400 Millionen gleichstehen würde. Die Franzosen dürfen sich also, wie es scheint, noch einige weitere Milliarden Kriegs- und anderer Staatsschulden gefallen lassen, ehe sie ihre finanziellen Zustände für ganz so schlecht als vor der Revolution zu halten berechtigt sind.

Der von Lafayette so eifrig betriebenen Formulierung der „Menschenrechte“ thut Sybel wol allzu viel Ehre an, wenn er sagt: „Die Menschenrechte führen mit einem Worte zum Despotismus der Massen über die Einzelnen.“ Er selbst bemerkte doch ganz richtig:

Daß der letzte Versuch des alten Staats so spurlos gescheitert und eine neue Zeit so unwiderruflich hereingebrochen war, man verdankte es, die Thatfachen genau erwogen, nicht den Reden des Palais-Royal und auch nicht dem Sturme der Bastille, sondern dem allgemeinen Aufwogen der Bauern in den Landschaften und dem allgemeinen Abfall derselben in den Regimentern.

Das war schon der Despotismus der Massen, in den endlich der Despotismus der Einzelnen umschlagen mußte; und so wenig die Erklärung der Menschenrechte, als die Reden des Palais-Royal, hatte dahin geführt, 1855. n.

sondern sie war nur die Anerkennung eines bereits vorhandenen Thatbestandes. Aber die Doctrinäre aller Völker, zumal die deutschen, können es nicht lassen, wenigstens dann und wann auf die Worte, welche die Thatfachen begleiten, ein größeres Gewicht zu legen als auf die Thatfachen selbst.

Sehr treffend ist dagegen Sybel's Bemerkung, daß sich die einmal von ihnen unmittelbar sie bedrückenden Massen befreiten Bauern sicher genug fühlten, um diese Freiheit „gegen eine Welt zu verteidigen“; daß sie auch die Abschaffung der kirchlichen Zehnten mit Jubel aufnahmen oder selbst in die Hand nahmen; daß aber von der Zeit an, da in die religiösen Ueberzeugungen und Vorurtheile des Volks täppisch eingegriffen wurde, erst die politische Gleichgültigkeit, dann der passive und oft der active Widerstand der Massen begann, der bald wieder die Revolution in die rückläufige Bewegung zum erneuerten Despotismus der Einzelnen hintrieb. Und dies gilt ja von allen großen geschichtlichen Krisen, daß dadurch für immer und dauernd genau nur Das erreicht und errungen wird, was den nächsten und unmittelbarsten Interessen der Volksmassen, der wahren und wirklichen Majoritäten, entspricht, wovon freilich die sogenannten parlamentarischen Majoritäten, sogar bei dem ausgedehntesten Wahlrechte, oft himmelweit verschieden sind. Alle Staatsweisheit läuft also am Ende darauf hinaus, die den Volksmassen zunächst liegenden Interessen von den nicht mehr oder noch nicht ebenso nahe liegenden zu unterscheiden und sich nur zum Vertreter der erstern zu machen, ohne diese und jene in einen Brei führen zu wollen.

Der Verfasser versäumt es nicht, auch einiger in Erfüllung gegangener Voraussetzungen zu erwähnen und einiger jener sogenannten „verhängnißvollen Worte“, die später in aller Welt Mund waren. Dahin gehört, daß Burke schon 1790 den Abschluß der Revolution durch eine militärische Dictatur voraussetzte. Robespierre that es auch, als er sich entschieden und ausführlich gegen den Krieg erklärte. Obwol er gelegentlich ausrief: „Stürzt erst den Hof, versagt Karbonne und vernichtet Lafayette, dann erst dürft ihr ohne Verrätherie von auswärtigem Kriege reden, dann aber Stimme auch ich mit Freuden ein“ — so war doch dieses Dann noch kein Jetzt; und man darf wol mit Lamartine annehmen, daß Robespierre die aus jedem längern Kriege entspringende Gefahr der Militärherrschaft richtig erkannt hatte. Ferner gehört es zu den verhängnißvollen Worten, neben dem von Lafayette über die Rundreise der dreifarbigten Cocarde, als zuerst Dumouriez die Alpen und den Rhein die natürlichen Grenzen Frankreichs nannte. Aber weit verhängnißvoller als Dumouriez's Worte war es doch für Deutschland, daß seine diplomatischen und militärischen Führer die gegebenen Grenzen so schlecht zu verteidigen mußten. Ueber die Entstehung des „Volk und Bourgeoisie“ im Gegensatz auffassenden Sprachgebrauchs sagt Sybel:

Die Patrioten wütheten über das von der Commune (Paris) erlassene Verbot aller anführerischen Versammlungen.

Im Palais-Royal kam es zu der ersten Proclamation des Gegenstandes, der in unsern Tagen eine so große Rolle spielen sollte. Sie riefen das Volk auf, sich gegen die Tyrannei des Bürgerthums zu erheben. Die Rede wurde stammte aus dem alten Régime, das unter Bourgeoisie die erblichen Inhaber der städtischen Aemter, unter Volk die Masse der übrigen Bürger verstand. Jetzt hieß Bürgerthum die freigewählte Obrigkeit, die auf der freigegeführten Ordnung beharren, Volk aber jede beliebige Zusammenrottung, die mit souveränem Willen die Gesetze überschreiten wollte. Da es meistens Gefellen waren, so sieht man bereits den Uebergang zu dem heutigen Sprachgebrauche, welcher unter Volk die Lohnarbeiter, unter Bürgerthum aber die übrige Masse des Volks begreift.

Ganz gut! Nur vergessen wir nie, daß der aus dem Ertrag seiner täglichen Arbeit von Hand zu Mund Lebende durch die verkehrten Maßregeln seiner erblichen oder freigewählten Obrigkeiten viel unmittelbarer und empfindlicher betroffen wird als der genügend besitzende und behäbige Theil des Volks, der den obrigkeitlichen Thorheiten und Sünden gemüthsruhiger zuschauen kann, und der sich für seine kleinern Leiden wol schon genügend entschädigt hält, wenn ihm auf Tribünen und in Journalen die geseglich erlaubten Ausbrüche eines gemäßigten Unwillens gestattet werden.

Mit deutlicher, wenn auch nicht mit ausdrücklicher Beziehung auf die Reminiscenzen der Republik von 1848 aus den neunziger Jahren berichtet Eybel, wie in Paris zuerst 12000 Arbeiter den höchsten Tagelohn von 20 Sous für nutzlose Erdarbeiten vom Staate empfingen, wie überdies 2½ Millionen Francs zur Stiftung neuer Werkstätten für die Nichtpariser in den Departements ausgegeben wurden. Außerdem verbrauchten noch die Städte aus eigenen Mitteln ungezählte Summen zur Beschäftigung ihrer Arbeiter in öffentlichen Werkstätten. Etwas später gab es in Paris schon 19000 Lohnempfänger, von denen sich nur ein Viertel zur täglichen Arbeit einstellte. Nach weiterer Anwendung des Grundsatzes, daß der Staat für die einzelnen Bedürftigen zu sorgen habe, fanden sich dann schon im Frühling 1791 in Paris allein nicht weniger als 31000 Menschen in den öffentlichen Werkstätten, welche täglich 60000 Livres kosteten. Außerdem wurden große Massen von Lebensmitteln vom Staate und den Städten theuer eingekauft und billig verkauft, eine Maßregel der politischen Desperation, die in Verbindung mit den frühern und jezigen Verboten der Kornausfuhr an den neukaiserlichen Socialismus von heute erinnert und jetzt wie früher nichts fruchten wird.

An diesen wie an vielen andern Stellen läßt es sich der Verfasser angelegen sein, seinen gedruckten Bannstrahl gegen Socialismus und Communismus zu schleudern. Darin kann man ihn gewähren lassen. Doch ist hier das Eine und Andere zu unterscheiden. Es gibt Hunderte und Tausende, die sich Socialisten nennen und doch nur ebenso lebhaft Anhänger des Grundsatzes der freien Arbeit und des mit ihr zusammenhängenden Rechtes der freien Association sind, als es Eybel selbst ist. Freilich gibt es auch Solche, die aus der Gesellschaft eine Art Kasernenwirthschaft, die aus dem Staat einen socialistischen Nothfall machen und ihn zur Abfütterung der Einzelnen

verpflichten wollen, nach einem abstract willkürlichen Maßstabe, nicht nach dem einzig natürlichen und gerechten Maßstabe ihrer eigenen Leistungen für die Gesellschaft. Auch läßt sich nicht leugnen, daß zuweilen, wenn das Unterste zu oberst gelehrt wurde, diese Irrlehre für einige Tage oder Wochen praktisch zur Herrschaft kam, und daß sie während der kurzen Dauer ihrer Herrschaft dennoch Schlimmes genug zur Folge hatte. Aber gerade diesen mißgeschaffenen Socialismus — und das hebt Eybel gar nicht oder nicht bestimmt genug hervor — ist das nothwendige Erzeugniß des Polizei- und Bevormundungsstaats. Wenn der Staat den freien Handel, der ja auch freie Arbeit ist, durch Verbote oder Beschränkungen zum unfreien macht, so macht er es den Einzelnen unmöglich, in demselben Maße für sich sorgen zu können, als sie es ohne sein Zutun vermöchten. Wenn der europäische Staat die Völker zwingt, mit ihrer Hände Arbeit in erster Linie das Brod und die Kleidung für vierhalb Millionen Soldaten herbeischaffen zu müssen, so macht er es ihnen unmöglich, mit voller Arbeitskraft für sich selbst schaffen zu können. Wenn der Staat im bewaffneten Frieden vierhalb Millionen Soldaten zu improductiven Diensten zwingt, wenn er sie drei, sechs, acht und mehr Jahre lang aus einem productiven Beruf herausreißt, wenn er sie gerade in den Jahren der besten Arbeitskraft herausreißt, da sie sich noch für ihr ganzes Leben einen Erwerbsstand schaffen könnten: so hat er es ihnen wieder unmöglich gemacht, durch freie Arbeit sich selbst ein ehrenwerthes Loos zu bereiten. Die Forderung der freien Arbeit ist also auch nach der Aufhebung von Leibeigenschaft und Frohnen noch bei weitem nicht in dem Maße verwirklicht, als es Eybel voraussetzen scheint; und solange es noch Millionen unmöglich gemacht ist, durch freie Arbeit für sich selbst zu sorgen, solange werden auch diese Millionen fordern, daß man für sie Sorge. Es ist also ganz begreiflich, daß dem modernen Polizei-, Zoll- und Soldatenzeufel, da ihm an der Stirne die Hörner sprießen, gleichzeitig und nach demselben Gesetze des organischen Wachstums und Gedeihens auch der socialistische und communistische Schweiß herauswächst. So kommt endlich in allen Ländern ein completer „böser Feind“ zustande, von dem die Rehrseite doch nur die beiläufige und nicht die schlimmste ist. Auch dadurch wird die Lage des arbeitenden Volks nicht gebessert, sondern nur verschlimmert, daß zuweilen dieser Zeufel ein dummer ist, da er im polizeilichen Eifer, aber mit diplomatischer Gewandtheit, sich selbst in die Rippen stößt, während er es doch nur darauf abgesehen hat, gegen seinen unvermeidlichen communistischen Schwarm zu wüthen.

Hat Eybel den Zusammenhang zwischen dem Bevormundungsstaate und den socialistischen Bestrebungen nicht scharf genug hervorgehoben, so sagt er es doch nicht bloß, sondern belegt es auch durch vielfache Thatfachen, wie sich „Frankreich die Erfahrung bereitet, daß jede Abweichung vom Grundsatz der freien Arbeit sich gleich furchtbar bestraft, möge sie nun auf Begünstigung der

fürsten oder des Adels, der Capitalisten oder der Proletariat ausgehen". Neben dieser warmen Anerkennung des großen Grundsatzes der freien Arbeit nimmt sich dagegen seine Sortirung der Parteien an anderer Stelle kühnlich genug aus. Er sagt:

Der wahre Liberalismus strebt überall nach Einzelfreiheit und Gesamtwohl. . . Die äußerste Rechte gelangt zur Ausbeutung der niedern durch die höhern, die äußerste Linke zur Unterdrückung der höhern durch die niedern Classen: sie streiten also nur über die Personen, nicht über das System, während sie gegen den Liberalismus ganz denselben principiel- len Gegensatz bilden.

Wirklich? Aber könnte nicht auch der Liberalismus durch die mittlere Classe zur Unterdrückung der höhern und zur Ausbeutung der niedern Classen gelangen, vorausgesetzt nämlich, daß er überhaupt mit seinem Verlangen bis zum Gelangen käme? Schöne Worte: „Einzelfreiheit und Gesamtwohl"! Aber alle Parteien führen sie im Munde, und nach ihren Worten wie nach ihren Thaten zu schließen, darf man den äußersten Rechten und Linken gerade so viel oder so wenig glauben als den „wahren Liberalen".

Auch wird Sybel durch sein bloßes theoretisches Eingreifen in die Mitte kaum dem Verdacht entgehen, daß er selbst wol ein versteckter Anhänger und Begünstiger demokratischer Bestrebungen sein könne, bis zu ihren äußersten Consequenzen hin. Sehr begreiflich, da er ja ein lebhafter Anhänger der „freien Arbeit" ist. Die Arbeit ist Thätigkeit zur Hervorbringung oder Erhaltung gesellschaftlicher Güter, und der Zweck der Arbeiter ist, sich gegen die von ihnen erzeugten Güter auch die von Andern erzeugten materiellen und geistigen Güter in befriedigender Quantität und Qualität zu verschaffen. Sieht man nun genauer zu, so handelt es sich in allen rückläufigen Perioden der Geschichte um Hemmung, in allen fortschreitenden Perioden um Befreiung der Arbeit; die ganze Geschichte hat keinen andern Inhalt als eben den Kampf um das Für oder Wider der freien Arbeit. Gerade darum wird es aber zur stets neu sich aufdringenden Frage, ob und in welchem Umfange das Volk in demokratischem Selbstgovernment auch die Arbeit der Regierung als freie Arbeit in die Hand zu nehmen habe. Wir sehen also, daß Sybel bei fortwährender Anhänglichkeit an den Grundsatz der freien Arbeit noch tief in die Demokratie hineingerathen kann.

Versuchen wir es jedoch nach Möglichkeit, Sybel gegen jeden Verdacht demokratischer Tendenzen bestens zu vertheidigen, da ihm gerade dieser Verdacht in der Caverie seiner freien Arbeit am hinderlichsten werden könnte. Wir behaupten also, daß es eben deshalb, weil die Frage der freien Arbeit so ziemlich alle Fragen des öffentlichen Lebens umfaßt, nicht darauf ankommen kann, diese Fragen en bloc lösen zu wollen und um so gewisser nichts zu erreichen; daß es vielmehr die nächste und darum die wichtigste Aufgabe ist, diejenigen Hemmungen der freien Arbeit zu beseitigen, unter denen zur Zeit die meisten Menschen am meisten leiden und für deren Beseitigung sie sich darum auch am meisten interessieren. Solange

noch Hunderte von Millionen unter dem Druck von Leibeigenschaft und Frohnen litten, war ihre Aufhebung die nächste Aufgabe. Und diese That der Befreiung hat ja wirklich die Geschichte im größten Theile Europas vorgezogen. Wo noch ein Volk unter Fremdherrschaft lebt, von der es zur Thätigkeit für andere als für seine eigenen Zwecke gezwungen wird, ist die Herstellung der Unabhängigkeit zugleich die nächste Aufgabe zur Befreiung der Arbeit. Ueberall sonst sind es die ökonomischen Militärlasten und noch weit mehr die Lasten des persönlichen militärischen Zwangsdienstes, unter denen die Meisten zu meist leiden, die der Verwirklichung der freien Arbeit am schroffsten und hemmendsten im Wege stehen. Für diese Befreiung wird gewiß auch Sybel noch in die Schranken treten, da er sich als Gegner des modernen Militärwesens deutlich zu erkennen gibt. Und warum sollten sich nicht die Ehrenmänner verschiedener Parteien, wie abweichend ihre Ansichten über Regierungsformen seien, dafür die Hand bieten können? Es ist sehr die Frage, ob man nicht nach endlicher Beendigung des orientalischen Kriegs in manchen Ländern weniger in der Lage sein wird, sich mit der Revision der Charte Europas beschäftigen zu können, als mit der Revision der Wehrverfassungen beschäftigen zu müssen.

Ueber das französische Heerwesen, über dessen Umgestaltung durch die Revolution, über die Stimmungen in der Armee und in den Theilen der Bevölkerung, aus denen der Stoff zur Armee genommen wird, gibt Sybel sehr beachtenswerthe Mittheilungen, auf die hier nicht näher einzugehen ist, auf die wir aber gelegentlich einmal zurückzukommen gedenken. Damit zeichnet er sich wieder von den meisten andern Historikern über die Neuzeit vorthellhaft aus. Sie wissen es gerade so gut wie Sybel, daß der Militärdespotismus das letzte Ergebniß einer sechzigjährigen Arbeit der Revolution und Gegenrevolution geblieben ist. Nun sollte man meinen, sie würden allen guten und schlechten Reformen im Heerwesen, sowie allen damit im nächsten Zusammenhange stehenden Erscheinungen des Volkslebens eifrigst nachforschen und dem wißbegierigen Leser die Früchte ihrer Forschungen nicht vorenthalten. Aber gerade damit sind regelmäßig selbst die breitesten Geschichtswerke am karglichsten ausgestattet. Gleichwol sollten nicht bloß die militärischen Knaul- und Spectakelstücke, wie die seit sechs Jahrzehnden sich wiederholenden Militärrevolutionen und Militärconspirationen, endlich auf den Punkt hinweisen, wo der Schuh die Wölke und die Heere drückt. Noch weit größere Beachtung verdient jener beständige kleine Krieg, wie er von allen europäischen Völkern gegen den europäischen Militärstaat ununterbrochen geführt wird, durch größere und kleinere Auflehnungen gegen Rekrutenaushebung, durch massenhafte Auswanderungen in die Neue Welt, um dem soldatischen Zwangsdienst der Alten Welt zu entgehen, und auf tausenderlei andere Weise.

Alein unsere großen oder langen Geschichtsschreiber kümmern sich wenig um solche kleine Geschichten, wie sie Jahr ein und aus, wie sie Tag für Tag in Dörfern

und Städten sich errigen. Und doch sind es diese kleinen Geschichten, die endlich die große Geschichte machen. Sie kümmern sich lieber um alles Andere, um was sich das Volk nicht kümmert. Darin liegt ein Hauptgrund, warum wir eine Geschichte für das Volk erst noch zu erwarten haben. Das wirkliche Leben und Leiden des Volks und die Geschichtsschreibung laufen wie parallele Linien nur nebeneinander her, ohne sich zu berühren. Nach dem mathematischen Grundsatz, daß man sich diese Linien nach unendlicher Verlängerung als zusammentreffend vorstellen dürfe, lassen sich zwar ihrerseits die Historiker, besonders die deutschen, die Mühe nicht verdrängen, die Geschichtsschreibung nach der immer gleichen Richtung ins Unendliche zu verlängern; allein es steht dahin, ob damit für diese Zeitlichkeit noch etwas gewonnen wird. Am Ende verschlägt auch das nicht viel! Die Völker haben dennoch ihre Geschichte, wenn nicht mit, doch trotz ihren Geschichtsschreibern.

Wilhelm Schulz.

### Aus Paris.

Das Tagebuch des Marquis von Dongeau. Wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Literatur. Ägyptisches Museum. Museum des Hotel Cluny. Poesie der Zukunft. Eine anonyme Schrift vom Grafen H. H. Uchim von Uchim und die Romantik. Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Wir müssen zuerst eine Schuld gutmachen — wir haben noch nicht vom „Journal du Marquis de Dongeau“ gesprochen, dessen vierter Band ganz kürzlich erschienen ist. Ein wenig verblendet durch den Glanz des „grand siècle“ und „grand roi“, hat Dongeau sich darin gefallen, Tag für Tag, während eines Zeitraums von 36 Jahren (1684—1720), alle Begebenheiten des französischen Hofes zur Zeit Ludwig's XIV. aufzuzeichnen. Sehr viel Kindisches hat ohne Zweifel in diese umfangreiche Compilation seinen Weg gefunden; sie enthält aber auch sehr viele nützliche Mittheilungen über die Verwaltung, die Finanzen, die Armee und Flotte, über die diplomatischen Beziehungen, die Sitten, das Costüm u. s. w. Der schreibselige Weltmann ist kein professioneller Schriftsteller, obgleich er Mitglied zweier Akademien gewesen; er erzählt, was er gesehen hat, einfach, trocken, aber auch ohne Leidenschaft, ohne Vorurtheil und mit der allergrößten Genauigkeit. So ist denn sein Werk als Buch langweilig, als Geschichtsquelle überaus wichtig. Das Journal erscheint jetzt zum ersten male und zwar nach einer mit dem Original (das sich im Besitz des Duc de Luynes befindet) verglichenen Copie. Mit den gleichfalls noch nicht veröffentlichten Nachträgen des Duc de St.-Simon wird das Werk 12—14 Bände bilden. Die vier erschienenen gehen von 1684—94.

Wer von dem innigen Zusammenhang des europäischen Lebens, namentlich in der neuern Zeit, überzeugt ist, der wird ein kürzlich erschienenenes bedeutendes Werk mit Freuden begrüßen. Es ist das: „Dictionnaire historique des institutions, moeurs et coutumes de la France“ von Cherruel. Der Verfasser ist einer der bedeutendsten Professoren und der gelehrtesten Historiker Frankreichs. Veranlaßt durch die Thatfache, daß die meisten Werke, die von den ältern französischen Institutionen handeln, nur den Gelehrten zugänglich sind, hat er es unternommen, aus zahlreichen Werken die vereinzelt Materialien zusammenzustellen, um, wie er selbst sagt, das so verbreitete Studium der französischen Geschichte zu erleichtern. Ein großer Theil der Artikel dieses Werks, das die Grenzen eines gewöhnlichen Dictionnaire nicht überschreitet, sind für das Ausland, besonders die Nachbarländer, so interessant als für

Frankreich; wir verweisen auf die Artikel „Abbaye“, „Arme“, „Blazon“, „Chevalerie“, „Conciles“, „Edits“, „Fodatic“ u. s. w.

Sowie in dem ebenbesprochenen Werke die Wissenschaft den Wegen nachzuspüren sucht, die das Leben der Nation in vergangenen Jahrhunderten eingeschlagen, so sucht sie in einem andern Werke, das wir jetzt besprechen wollen, den kommenden Jahrhunderten den rechten Weg zu weisen. Es ist dies der zweite Band der gesammelten Schriften des Nationalökonomers F. Bastiat: „Sur le libre échange.“ Das Buch ist übrigens keine Abhandlung, wie man etwa nach dem Titel glauben möchte, sondern es ist die Sammlung der Reden, Zeitungsartikel und Flugschriften des Verfassers, die alle auf den einen Gegenstand gerichtet sind und so sein Leben wie in einem Bilde abspiegeln. Einer seiner Schüler auf dem Gebiet der Nationalökonomie, Urban de Bonnevall, der bisher noch wenig gekannt ist, hat sich eines schmeichehaften Erfolgs zu erfreuen. Sein Werk „Le travail économique“ ist öffentlich von einem der Meister der Wissenschaft, Michel Chevalier, gelobt worden und hat bereits die Ehre einer zweiten Auflage. Diesen Erfolg verdankt er nicht etwa dem Stil, auch nicht der guten Anlage seiner Arbeit, sondern nur der freimüthigen Klarheit und der Versständigkeit, mit der er einige elementare und nützliche Wahrheiten erörtert und namentlich die Reformen Sir Robert Peel's erläutert.

An populären Werken, die auf dem Gebiet der Nationalökonomie in nicht geringer Anzahl zu erscheinen anfangen und die zur Berichtigung der vielen falschen in Frankreich gangbaren Begriffe notwendig sind, fehlt es auf dem Gebiet der angewandten Naturwissenschaft leider noch gar sehr. Die Engländer sind die eigentlichen Meister auf diesem Gebiet, und sie nehmen eine glückliche Mittelstellung ein zwischen der eigentlichen Wissenschaft und jenen Kleinigkeiten, die man in Frankreich „sciences amusantes“ zu nennen pflegt. Der berühmte Brewster, geleitet von dem löblichen Gedanken, daß man, je mehr man wisse, desto mehr mitzutheilen suchen müsse, hat an Werken unter dem Titel veröffentlicht: „Schlüssel der Wissenschaft, oder Erklärung der alltäglichen Erscheinungen.“ Die Originalausgabe — in englischer Sprache — ist in mehr als 100000 Exemplaren verbreitet, die vom Verfasser selbst besorgte französische hat schon zwei Auflagen erlebt und dürfte deren noch mehrere erleben. Die Form, die er gewählt, ist die der Fragen und Antworten, und er hat deren 2155 über Erscheinungen aus dem Gebiete der Chemie und Physik, die wir alle Tage gewahren. Die Antworten sind klar, kurz und durchaus befriedigend. Durch diese lange Kette werden selbst für die Ungebildeten die ewigen Wahrheiten der Wissenschaft an ihre alltäglichen Anwendungen geknüpft. Dieses Buch füllt eine der Lücken in unserer Erziehung aus, die den Bedürfnissen der Zeit so wenig entspricht. Möge das Beispiel Brewster's nicht ohne Nachfolger bleiben.

Die Nord- und Südpol stehen sich der letzte Verfasser und Lehener gegenüber: der Eine will für möglichst Viele schreiben, der Andere für möglichst Wenige. Von allen Menschen sind die Bücherliebhaber die ärgsten Oligarchen; sie lieben nur, was Niemand hat; das beste Buch ist das, welches man nicht mehr aufreiben kann. Haben sie es entdeckt, so hätten sie sich wohl, es von neuem herauszugeben, sie bräuten darüber wie der Gorgon über den Schatz; lassen sie einmal ein Werkchen erscheinen, so ist es für die kleine Clique bestimmt und wird höchstens in 100, oft in 50, 25, ja drei, zwei und einem Exemplar geendet. Für diese Bibliomanen und die von ihnen wenig verschmähte Classe der Bibliophilen gibt Lehener sein monatliches „Bulletin du bibliophile“ heraus. Man findet darin nützliche Besprechungen, Artikel, die für die Bibliographie wichtig sind, Notizen über literarische Curiositäten oder auch Auszüge aus denselben und einen Katalog seltener Bücher. Während seines eifrigeren Bestehens hat das Bulletin sich den Liebhabern, Käufern und Veräußern seltener Bücher vielfach nützlich bewiesen. Auch wir

haben von seiner Thätigkeit Nutzen gezogen und sind ihm daher verpflichtet.

Einer minder ernsten Gattung gehört Arsène Houssaye's neuestes Werk an. Es ist ein humoristisches Phantasiestück. Die französische Akademie stellte bekanntlich bei ihrer Gründung die Regel auf, und zwar auf ausdrücklichen Befehl ihres Protector's, des Cardinals Richelieu, daß die Zahl ihrer Mitglieder nie 40 übersteigen solle. Die Zahl ist groß und ist klein. Es hängt nur von der Wahl ab. Die Wahl aber fiel nicht immer auf die Würdigsten. Viele jener Unsterblichen sind dahingegangen und ihr Name ist verweht, und vielen Männern, deren Werke noch in Aller Händen sind, ist die Ehre der Akademie nicht zu Theil geworden, so Molière und J. J. Rousseau. Für diese nun hat Arsène Houssaye einen 41. Stuhl gegründet, worauf er, die eben genannten eingeschlossen, 47 Candidaten beruft, die in der Akademie keinen Platz gefunden, von Descartes bis Beranger. Die Idee ist pikant, das geben wir zu; und Houssaye, indem er die Werke und das Leben seiner Candidaten aufzeichnete, hatte zu manchem geistreichen Vergleich Gelegenheit; aber warum löst er seine Candidaten sprechen!

Noch sind zwei interessante Neuigkeiten mitzutheilen. Die unter Leitung des Directors der Museen, des Grafen Nieuwerkerke, eingerichteten Säle des ägyptischen Museums im Louvre sind dem Publicum geöffnet worden. Im ersten Saale sind die ältesten ägyptischen Denkmale aufgestellt, von den Zeiten vor Abraham an, Basreliefs und bemalte Statuen aus den Ruinen von Memphis. Der zweite Saal enthält größere Steinwerke und eine bedeutende Anzahl Stele. Alle diese Schätze sind von Mariette entdeckt worden. Das Museum des Hôtel de Clugny, das, wie bekannt, für Sehenswürdigkeiten aus dem Mittelalter und der Renaissancezeit bestimmt ist und unter der Leitung des bekannten Dufommerard steht, ist auch durch zwei neu eröffnete Säle vergrößert worden. Die neuen Kunstgegenstände sind von großem Werth. So haben die Hängeschnitten in schönen Fayencen des 15. und 16. Jahrhunderts von Revers, Rouen und aus Italien sich vermehrt, von denen mehrere von wunderschöner Arbeit von Meistern wie Luca della Robbia und Raffaele Georgio herrühren. Das Museum verdankt dem Elementar des Grafen de Lussy eine Waffentrophäe, wunderschöne alte Tapissereien von Beauvais und das Schreibpult des Kardinal de Créqui, ein historisch interessantes Möbel, dessen Ausführung ebenso reich als elegant und geschmackvoll ist; endlich hat der Kaiser für das Museum einen Kunstgegenstand von unschätzbarem Werth erhalten: den goldenen Altar von Basel aus dem 10. Jahrhundert, der aufs schönste erhalten ist und der als ein Meisterwerk der damaligen Kunst gelten kann. Europa und Paris um diesen Schatz beneiden.

57.

Von einem jüngern Poeten, du Camp, der sich vorzüglich nach Victor Hugo gebildet hat, erschienen „Chants modernes“, mit einer geharnischten Vorrede, worin er den nahe bevorstehenden Sturz der „Gerontokratie“ prophezeit. Rieder mit Allem, was das Verbrechen begehrt, in die höhern Jahre zu kommen! Rieder mit den Gelehrten, denen zum Lohne für ein arbeitsvolles Leben ein Sitz in der Akademie zuerkannt wird! Rieder mit der Vergangenheit! Es lebe die Jugend, es lebe die Zukunft, jene Zukunft, in welcher die Gedichte du Camp's die Welt mit ihrem Schalle füllen werden! Das ungefähre ist der theils offene, theils versteckte Sinn dieser Vorrede. Segt du Camp nicht selbst die Hoffnung und den Wunsch, alt zu werden und dann die Früchte seiner Arbeiten zu genießen? Wenn er consequent sein will, so muß er sobald als möglich aus diesem Leben sich fortzuziehen suchen, denn er wird mit jedem Tage älter, und der Gefahr, selbst Mitglied der „Gerontokratie“ zu werden, sollte er beizeiten vorbeugen. Was nun seine Ansichten von der Poesie betrifft, so muß natürlich diese einen neuen Weg betreten, denn die früheren Heroen der Poesie sind veraltet, „Gerontokraten“ und nicht mehr der Rede werth. Du Camp ist der Mann seiner

Zeit! Und warum nicht, wenn man liest, daß die neue, die von ihm gestiftete Poesie die Aufgabe habe, die Wunder der Industrie, den Beifall, das Dampfschiff, die seidenen Stoffe von Lyon u. s. w. zu feiern. Außerdem ist es die Aufgabe dieser „Poesie der Zukunft“, Humboldt's „Kosmos“ in Reime zu bringen; du Camp fordert ganz ernstlich einen Poeten, „qui possède la science sans être savant“! Von dieser „poésie utilitaire“ sagt die „Revue contemporaine“: man erblicke darin nicht die Wissenschaft als Siegerin über die Natur, sondern den Geist unterjocht und gedemüthigt von der Materie, und weiter: „On doit voir avec tristesse — une tristesse mêlée de dégoût — la venue d'une parole littéraire.“ Wir gedenken dieses französischen Poeten namentlich deshalb, weil sich eine ähnliche Richtung auch in Deutschland nur zu sehr in den Vordergrund zu drängen sucht. Auch bei uns bringt man den „Kosmos“, Koleschott's Schriften und den sogenannten Stoffwechsel in Verse, auch bei uns gelten die idealen Tendenzen Goethe's, Schiller's oder Jean Paul's für überwundene Standpunkte, auch bei uns sucht man dieelden der Poesie unter den Luch-, Damast- und Waschluchfabrikanten und unter den Rosinen- und Mandelverkaufern im Großen.

Der skandinavischen Literatur wendet man in Frankreich allmählig größere Beachtung zu. Soeben erschien: „Les martyrs, tragédie chrétienne de Stagnelius, traduite par Louis Boutillier.“ Der französische Bearbeiter beabsichtigt, sämtliche Dramen des schwedischen Dichters, der im Jahre 1823 starb, zu übersetzen. Die „Revue des deux mondes“ sagt im „Bulletin bibliographique“ bei diesem Anlaß: „Viel mehr ein Gedicht als ein eigentliches Drama, sind die „Martyrs“ eine Art rührender Elegie, und sie verdienen die Beachtung der an Zahl zunehmenden Leser, welche sich für die skandinavischen Literaturen interessieren.“

Beachtenswerthe literarische Erscheinungen sind: „La Russie ancienne et moderne par Charles Romey et Alfred Jacobs“ (mit Illustrationen von Yvon), deren erste Abtheilung die ältere Geschichte Rußlands unter den Rußs von Romey, Verfasser einer „Histoire d'Espagne“, die zweite die neuere Geschichte Rußlands bis zum Tode des Kaisers Nikolaus von Jacobs enthält; und „Les chants de l'armée française avec un essai historique“ von G. Kefner. Sammlungen dieser Art waren in Frankreich bisher ebenso selten, als sie in Deutschland häufig sind, und es ist vielleicht bezeichnend, daß auch der Veranstalter dieser Sammlung französischer Kriegsgedichte einen deutschen Namen trägt und ohne Zweifel wenigstens von Deutschen abstammt. Die französischen Journale begrüßen übrigens diese Sammlung als eine sehr dankenswerthe und scheinen sich sogar etwas darauf zugute zu thun, daß die Franzosen so gut ihre patriotische Muse haben wie die Deutschen.

Von einem Werke, welches bei den Brüdern Michel Levy in Paris unter dem Titel erscheint: „La justice et la monarchie populaire“, und dessen Verfasser auf dem Titel nur seine Initialen R. R. angibt (oder genauer: „par le comte R. R.“), glaubt die „Revue contemporaine“ versichern zu können, daß es in der Welt einiges Aufsehen machen werde. Von dem Verfasser sagt die „Revue“: „Der Verfasser, Ausländer von Geburt, gehört durch Einwohnung und die großen Güter, die er in Frankreich besitzt, mit seinem Herzen diesem Lande an, welches von der Zeit Ludwig's XIII. her das Land der Gerechtigkeit und Loyalität genannt worden ist“, und von dem Buche selbst: „Die hohe Tragweite der Gesichtspunkte, die Lebendigkeit des Ausdrucks, dabei die Fremdartigkeit gewisser dem sibyllinischen Wörterbuch der deutschen Philosophie entlehnten Worte, welche die Reugier erwecken und sie, da sie nur in seltenen Zwischenräumen wiederkehren, doch nicht ermüden, würden hinreichen, den Erfolg des Buchs zu sichern, selbst wenn darin nicht die gewichtigsten und brennendsten Fragen abgehandelt würden, die seit langer Zeit aufgestellt worden sind.“ Bis hierher ist von der ersten Band unter dem Titel „La guerre d'Orient“ er-

schienen, und in diesem scheint namentlich beachtenswerth zu sein, was der Verfasser über den nationalen Charakter der slavischen Völker und besonders der Russen sagt und zwar in einem Geiste, den der Berichterstatter dem des Tacitus verwandt erklärt. Dem industriellen Charakter der Zeit scheint der gräfliche Verfasser nicht sehr hold zu sein. Er fürchtet, daß die Industrie, innerhalb einer „civilisation sans vertu“ fortwährend anwachsend, die physische Entartung des menschlichen Geschlechts vollenden werde und dann die Rassen nach dem Grade der unter den Arbeiten herrschenden „Rachitismen“ wiederhergestellt sein würden. Wir gehen also, wenn wir dem Verfasser glauben wollen, einer sehr „rachitischen“ Zukunft entgegen.

Aus der Feder Blaze's enthielt jüngst die „Revue des deux mondes“ einen interessanten und im Ganzen sehr verständlich geschriebenen Artikel über Achim von Arnim und die romantische Poesie überhaupt, mit Zugrundelegung der von Wilhelm Grimm herausgegebenen Arnim'schen Werke, der Schrift über die Sündenrode von Bettina und der „Studien für eine Geschichte des deutschen Geistes“ von H. Carrière. Blaze nennt darin unter Anderm die Sündenrode, Charlotte Stieglitz und Adolphe Vogel (die Freundin und Selbstmordgenossin Heinrich von Kleist's) „autant de victimes déplorables de ce sens nerveux particulier aux organisations modernes“. Interessant ist Blaze's Charakteristik des Porträts Achim von Arnim's; er sagt davon:

„An der Spitze der vor einigen Jahren von Wilhelm Grimm herausgegebenen Werke Arnim's prangt das Porträt des Dichters, von edelm und anmuthigem Ausdruck, in welchem sich der männliche Typus Schiller's mit der aristokratischen Eleganz Byron's zu verschmelzen scheint. Dieses intelligente und reine Auge, welches in das Meer der Nacht dringt, als ob es dessen Tiefen durchforschen will, diese Nase, deren Nasenlöcher wie vom Hauche der Jugend und des Lebens gebläht sind, dieser Mund mit dem Ausdruck des Freimuths und des Wohlwollens, diese offene und aufrichtige Stirn, von dichten dunklen Haaren eingerahmt — es sind dies ebenso viele Züge, welche der Vorstellung entsprechen, die man sich von dieser feberhaften und unruhigen Natur macht“ u. s. w. Henri Blaze findet das Wesen Arnim's am bezeichnendsten in einem Liebe des Dichters ausgesprochen, welches sich auch in der französischen rhythmischen Uebersetzung Henri Blaze's sehr reizend ausnimmt. Als Probe führen wir hier nur die beiden ersten Strophen an:

Lys superbe, lys superbe,  
Avec l'air d'un jeune roi,  
Tu te balances dans l'herbe;  
Lys superbe, lys superbe,  
Nul n'est plus brillant que toi!

Cède grand, cède sublime,  
Tu montes jusques aux cieux;  
Mais au-dessus de la cime,  
Cède grand, cède sublime,  
Plane l'aigle aventureux etc.

Die Hachette'sche „Bibliothèque des chemins de fer“ scheint auch dazu dienen zu sollen, den Franzosen die Kenntniß deutscher Literatur und deutscher Zustände zu vermitteln. Bestandtheile dieser Bibliothek bilden z. B. „Werther, traduction nouvelle et notices biographiques et littéraires par Louis Enault“ und „Aventures d'une colonie d'émigrants en Amérique, traduites de l'allemand par X. Marmier“, ohne Zweifel eine Uebersetzung des bei F. A. Brochhaus 1847 erschienenen Buchs von Gerstäcker: „Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.“ X. Marmier hat sich auch an die Uebersetzung eines ebenfalls viel, jetzt wol nur noch sehr wenig gelese- nen Buchs, der Zimmermann'schen Schrift über die Einsamkeit gemacht: „La solitude par Zimmermann; traduction nouvelle précédée d'une introduction par X. Marmier.“ Karl Stachel, der im „Athenaeum français“ das deutsche Département mit großer Unparteilichkeit verwalte, sagt davon nach einigen einleitenden Worten: „Die Wiederauflage dieses Buchs scheint uns minde-

stens unnütz zu sein. Das Werk Zimmermann's hat seinen Platz in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts; wenn es etwa daran gelegen hätte, das Buch von diesem Standpunkt zu würdigen, konnte es leicht zur Ansicht erhalten, sei es im deutschen Original, sei es in den zahlreichen davon existirenden Uebersetzungen. Die sentimentale und nicht sehr bändige Rede Marmier's sagt uns nicht, zu welchem Zwecke dieses alte und veraltete Buch von neuem übersezt worden ist. Ja, wir wissen kaum, ob die gegenwärtige Uebersetzung eine wirklich neue oder ob sie nicht vielmehr aus den frühern Uebersetzungen zusammengestoppelt ist. Wir hätten in der That auf alle diese Fragen Antwort gewünscht, aber wir haben darin nur sehr wenig interessante Details über mehr Zimmermann gehandelt, die man ohne Nachtheil für die französischen Leser in den Columnen des Conversations-Lexikon hätte ruhen lassen können.“ Marmier scheint allerdings gegenwärtig das Geschäft des Uebersetzens aus dem Deutschen und Dänischen etwas sehrmäßig zu betreiben; doch sind ihm immerhin beide Nachbavölker Dank schuldig für die Mühe, die er sich genommen hat, seine Landsleute mit guten Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt zu machen. Seine Uebersetzung der Schiller'schen Dramen hat schon eine dritte Auflage erlebt. L. Polcy, früherer Attaché der preussischen Gesandtschaft, „qui appartient à l'Allemagne par la langue et à la France par un long séjour“, hat den Goethe-Kästner'schen Briefwechsel unter dem Titel „Correspondance de Goethe et de Kästner“ übersezt. Die „Revue contemporaine“ spendet dieser Bearbeitung großes Lob und meint: das, worauf es bei einer solchen Uebersetzung ankomme, sei weniger, einige stilistische Inconvenienzen zu vermeiden, als den Charakter und die Eigentümlichkeiten des Originals in volkommener Treue wiederzugeben, und dies sei dem Bearbeiter in hohem Grade gelungen. G. M.

### Von unserm Büchertisch.

Als einen seinem Zwecke vortrefflich entsprechenden Führer durch die Kunstschätze Roms können wir Allen, welche den rechten Genuß an einem Kunstwerke nur dann haben, wenn es sich mit tiefem Verständniß paart, folgende über 1000 Seiten starke, gewiß auch allen Archäologen willkommenes Schrift empfehlen: „Der Cicero. Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens. Von Jakob Burckhardt“ (Basel, Schwabacher, 1855). — Aus dem französischen übersezt erschien: „Beschreibungen aus den merovingischen Zeiten mit einleitenden Betrachtungen über die Geschichte Frankreichs von Augustin Thierry. Erster Theil (Eberfeld, Friederichs, 1855).“ Je vermehrt die Geschichte der Merovinger ist und je mehr sich gerade die französischen Geschichtsschreiber durch klare Anordnung und geschmackvolle Schreibweise vor den meisten deutschen auszeichnen, um so dankbarer wird man für diese Uebersetzung eines Buchs sein, für das dem Verfasser von der Akademie einer ihrer Hauptpreise zuerkannt wurde. Die Uebersetzung hinkt freilich dem Original etwas spät nach, da die „Résumé des temps mérovingiens“ bereits im Jahr 1840 erschienen sind. — Bei folgendem lieferungsweise erscheinenden Unternehmen: „Aus den Wissenschaften das Interessanteste zur Belehrung für das gebildete Publicum. Eine Monatschrift, herausgegeben von einem Verein von Gelehrten, Künstlern und Fachmännern unter der Redaction von J. A. Romberg“ (Leipzig, Romberg, 1855), liegen uns Heft 1—5 des ersten Bandes vor. Die Zeitschrift ist bestimmt, die wachsende Zahl der Belehrungsbedürftigen in die Wissenschaften einzuführen, den Umfang der Begrenzung, den Zusammenhang der einzelnen Fächer zu zeigen, endlich aus Allem Hervorzuheben, was verständlich und von allgemeinem Interesse ist. Die einzelnen Hefte, von denen allmonatlich eines im Umfange von vier Druckbogen erscheint, schließen sich unmittelbar aneinander an und bilden am Schluß eines Jahres einen Band. Wo das Wort zur Erklärung nicht hinreicht, werden Zeichnungen in sorgfältigem Holzschnitt dem



Letzt eingedruckt und wird jeder Band mehrer Hundert solcher Zeichnungen enthalten. — Wir brauchen wol den Namen Conscience nur zu nennen, um alle Freunde einer sittlich wie praktisch bildenden, volkfreundlichen Lectüre auf folgende Schrift aufmerksam zu machen: „Die Dorfplage von Hendrik Conscience. Aus dem Blämischen von August Scheler“ (Brüssel und Leipzig, Schöner, 1855). Vier Illustrationen schmückten die Uebersetzung. — Eine interessante Episode des großen Kampfs zwischen Kaiserthum und Papstthum wird uns vorgeführt in: „Die Pataria im 11. und im 19. Jahrhundert. Von J. Benedy“ (Karau, Sauerländer, 1854). Die Pataria war eine politische Verbindung in Italien, welche Gregor VII. zur Beförderung seiner Zwecke errichtete. Patareni hatte damals die Bedeutung von „Kotte“, „Gesinde“, und so wurden die Anhänger dieser Verbindung von ihren Segnern genannt. — Pastor Valentiner, gegenwärtig Privatlehrer in Hamburg, beabsichtigte früher einmal Schleiermacher's „Monologe“, nächst Plato seine Lieblingslectüre, aus dem Deutschen ins Deutsche, d. h. in eine mehr verständliche und zugängliche Sprache zu übersetzen. Ein berliner Buchhändler erbot sich, den Verlag zu übernehmen, als aber Valentiner seine „Uebersetzung“ fertig hatte, genügte sie ihm nicht; er erkannte, wie Schleiermacher's Genies mit seiner Sprache so eng verwebt sei, daß diese popularisiren wollen jenen beeinträchtigen hieße, und er gab den Gedanken auf. „Von dem Einnen und Dichten aber jene großen Monologe“ blieben ihm aber eigene „stille Reden“ übrig, die er nun unter dem Titel herausgab: „Kleine Monologe über die Religion unserer Zeit. Nebst Beiträgen aus bekannten und unbekannten Mystikern. Von Pastor Valentiner“ (Hamburg, Reßler und Nette, 1854). Solche, die ein „inneres Leben“ führen, werden sich an diesen Monologen erbauen, namentlich an den beigegebenen Sentenzen älterer und neuerer Mystiker; aber auch Solchen, die ein äußeres Leben führen, möchte ein Blick in diese eigenthümliche Gedankenwelt wol anzuregen sein. — Hieran schließen wir: „Geistliche Lieder evangelischer Frauen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von E. A. Stromberger“ (Weßen, Ricker, 1854). Diese immerhin interessante Sammlung enthält aus dem 16. Jahrhundert der glau bensmüthigsten Periode des Protestantismus, Kirchenlieder von Elisabeth Creuziger, Maria von Ungarn, Magdalena Beck, Sophie, Königin von Dänemark, aus dem 17. Jahrhundert von Luise Henriette von Brandenburg, Sophie Elisabeth von Sachsen-Weiß, Endimilie Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt, Anna Sophie von Hessen, Christine von Reddenburg und andern fürstlichen Damen. Unter den Kirchenliederdichtertinnen des 18. Jahrhunderts begegnet man Regreifflicher Weise nur noch sehr wenigen fürstlichen Namen. Eine Einleitung, biographische Notizen und sonstige Anmerkungen sind beigegeben. — Auch eine Art Gesangbuch, obschon von gänzlich verschiedener, echt moderner Tendenz, ist „Theonia. Eine zeitgemäße Anthologie. Den Freunden und Freundinnen des Wahren, Guten und Eitlich-Schönen dargebracht von Gotthold Schäfer“ (Prischwitz bei Baugen, im Verlage des Herausgebers). Der Herausgeber nennt sich den „schlichten Sohn eines Landmannes“ und hat sein Büchlein dem Andenken des als Prediger der deutschkatholischen Gemeinde in Dresden verstorbenen Vincenz von Belliich gewidmet. Wir erwähnen das Büchlein wegen einer auffallenden Eigenthümlichkeit. Man ist überrascht im Inhaltsverzeichnis zu lesen: „Der Mensch, von 58“; „Das Sonnenansehen, von 56“; „Die Worte des Glaubens, nach 57 und 43“; „Bernunft, von 64“ u. s. w. Statt mit den Namen der Dichter sind nämlich die mitgetheilten Gedichte mit Zahlen bezeichnet, und man muß nun bei jedem einzelnen Gedichte wieder in einem besondern Autorenverzeichnis die entsprechende Zahl nachsuchen, um den Namen des Verfassers zu erfahren. Neu ist diese Methode, aber auch sehr wunderlich.

H. M.

## Bibliographie.

- Alpenburg, S. R. Ritter v., Märzeneilen. Innsbruck, Wagner. 16. 18 Kgr.
- Blasemann, S., Prolegomena der speculativen Naturwissenschaft. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr.
- Dumas Sohn, A., Demi-monde. Deutsch von P. J. Reinhard. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 20 Kgr.
- Fehr, J., Ueber die Entwicklung und den Einfluß der politischen Theorien. Ein Beitrag zur Würdigung der innern Entfaltung des europäischen Staatenlebens. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Kgr.
- Frauenstädt, J., Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 1 Thlr.
- Gedanken zur Deutung der Hieroglyphen des ersten Buches Moses. 1te Abtheilung: Urgeschichte der Welt, der Erde und des Menschen. Herbst, Römer. Gr. 8. 10 Kgr.
- Grote, L., Wolfgang Musculus, ein biographischer Versuch. Hamburg, Agentur des Rauen Hauses. Gr. 12. 15 Kgr.
- Gude, C., Der Brocken und seine Wälder. Eine Schilderung des Lebens an und auf dem Brockengebirge. Magdeburg, Fabritius. Gr. 8. 7½ Kgr.
- Hildebrandt, Wilhelmine, Briefe an ein junges Mädchen über die griechische und römische Mythologie. Quedlinburg, Schmid. 8. 20 Kgr.
- Jacobson, J., Nachdenken nicht nachglauben. Sechs religiöse Vorträge. Gehalten, als Mitglied des Gemeindevorstandes, vor der christkatholischen oder freien christlichen Gemeinde zu Berlin. 2te Auflage. Berlin, Springer. 8. 10 Kgr.
- Jordan, B., Das Interim. Prolog-Scene. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. Gr. 8. 9 Kgr.
- Leßing's, S. C., Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer historisch-kritisch erläutert von S. F. L. Herzogsdorf. Hannover, Kümpler. Gr. 8. 15 Kgr.
- Lewald, Fanny, Atele. Roman. Braunschweig, Dieckmann u. Sohn. 8. 1 Thlr.
- Meißner, A., Der Pfarrer von Grafenried. Eine deutsche Lebensgeschichte. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Thlr.
- Rosen, J., Herzog Bernhard. Historische Tragödie. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Kgr.
- Müller, J., Friedrich mit der leeren Tasche. Tirolisches National-Schauspiel in fünf Acten. Innsbruck, Wagner. 8. 12 Kgr.
- Pistorius, A., Der Elie Geburt. Gedicht. Herbst. 16. 7½ Kgr.
- Reybaud, Mme. Charles, Das Fräulein von Malepeire. Eine Geschichte aus der Zeit der ersten französischen Revolution. Uebersetzt von R. Menger. Stettin, Graßmann. 8. 25 Kgr.
- Rückert, A., Erinnerungen aus einem Mädchenleben. Von der Verfasserin des „Tagebuchs eines armen Fräuleins“. Halle, Buchmann. 8. 12 Kgr.

## Tagesliteratur.

- Ein Besuch bei Champ. Brief eines Preußen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Kgr.
- Preußen in seinem Geiste und seiner Kraft. Ein Wort der Entgegnung auf die Angriffe gegen Preußens Politik. Berlin, Rauch. 8. 2½ Kgr.
- Prinz, A., Der russisch-türkische Krieg nach brieflichen Mittheilungen und Originalberichten. 1ster Band: Der Feldzug des Jahres 1853. Altona, Verlags-Bureau. 8. 15 Kgr.
- Römisch, P., Ueber Korn-Preuerung und deren mögliche Verhütung. Eine Mahnung für Alle. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 16 Kgr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Sgr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Brugsch (H.), Reiseberichte aus Aegypten.

Geschrieben während einer auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser — den das „Ausland“ in einer höchst anerkennenden Besprechung (1855, Nr. 11) „einen der grössten Aegyptologen diesseit und jenseit des Rheins“ nennt — bietet in vorliegender Schrift dem grösseren deutschen Publicum die Frucht seiner unter Humboldt's Auspicien begonnenen und von den werthvollsten wissenschaftlichen Erfolgen gekrönten Reise nach Aegypten. Das Ziel seiner Wanderungen war nicht das jetzige Aegypten, sondern das alte monumentale Nilthal, und er gibt in dieser Schrift dem Nichtgelehrten eine getreue und allgemein verständliche Schilderung des alten Aegypten.

Im Verlage von **Franz Duncker** in Berlin erscheint täglich die

## Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Preis vierteljährlich bei allen kön. preuss. Postanstalten 25 Sgr.; bei den übrigen 1 Thlr. 6 Sgr. — Insertionsgebühren 2 Sgr. die Zeile.

Diese billigste aller politischen Zeitungen gibt täglich eine treffende Beleuchtung der Zeitfragen und eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse. Die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz erhält sie auf telegraphischem Wege. Ausserdem versucht die Zeitung die allgemeine Bildung des Volkes, soweit es in ihren Kräften steht, zu fördern, indem sie täglich einen klar geschriebenen naturwissenschaftlichen Artikel enthält und sonntäglich in besonderer Beilage auch Literatur, Kunst und Wissenschaft in ihr Bereich zieht. A. Diesterweg urtheilte in den Rheinischen Blättern über die Volkszeitung: „Kein deutsches Blatt hat für das Volk im engeren Sinne des Wortes Aehnliches geleistet; aber auch der gebildetste Mann wird sie mit Vergnügen und Belehrung lesen. Es ist ein Volksblatt, das auf der Höhe der Zeit steht: denn sein Ziel ist die Belebung und Hebung des Volksbewusstseins, die Befestigung und Läuterung seines politischen Strebens, die Entwicklung und Steigerung seiner geistigen Befähigung.“

Die Volkszeitung ist, wie schon aus diesem Urtheil hervorgeht, durchaus kein Localblatt, sondern wird mit gleichem Interesse an allen Punkten Deutschlands gelesen werden.

Anzeigen darin finden die weiteste Verbreitung, da dieselbe unter der berliner Zeitungspreste hinsichtlich der Abonnentenzahl jetzt die zweite und, was die Leseranzahl betrifft, gewiss die erste Stelle einnimmt.

Im Verlage von **Sandenhof & Ruprecht** in Oettingen ist kürzlich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Uhlenmann, Dr. M.,** *Thot, oder die Wissenschaften der alten Aegypter, nach classischen und ägyptischen Quellen bearbeitet.* Gr. 8. Geh. Mit einer lithographirten Tafel. 1½ Thlr.

**Schlötel, Dr. W.,** *Zur Aesthetik.* Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

**Niederösterreichische Sagen und Märchen, aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben von Hector I. Schambach und W. Müller, Prof. in Göttingen.** 27 Bogen. Gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

**Euger, Fr. (Archidiaconus),** *Christus unser Leben, zwanzig Predigten, mehrentheils über die Perikopen.* 11 Bogen. Gr. 8. Geh. ¾ Thlr.

**Münchmeyer, A. F. D. (Superint.),** *Parfeklänge.* 8. Cart. ½ Thlr.

**Meyer, Dr. H. A. W. (Cons.-Rath),** *Kommentar zum Neuen Testament. 1ste Abtheilung. 2te Hälfte. 3te vermehrte und verbesserte Auflage.* A. u. d. T.: *Handbuch über die Evangelien des Markus und Lukas.* 33 Bogen. Gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

**Beneke, Dr. F. W. (Med.-Rath),** *Ueber die Wirkung des Nordseebades. Eine physiologisch-chemische Untersuchung.* 16 Bogen. 4. Geh. 1½ Thlr.

**Archiv des Vereins für gemeinschaftliche Arbeiten zur Förderung der wissenschaftlichen Heilkunde, herausgegeben von Dr. J. Vogel, Dr. H. Nasse und Dr. F. W. Beneke.** II. Band. 1stes und 2tes Heft. (23 Bogen. Lex.-8. Geh.) Preis des aus 4 Heften bestehenden II. Bandes 4 Thlr., Preis einzelner Hefte 1½ Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

## De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore disquisitio.

Scripsit **Richardus Adelbertus Lipsius,**  
Theol. Hc. phil. d. ss. II. mag. theologiae in academia Lipsiensi  
privatim docens.

8. Geh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Inhalt: Gupkow's neueste Schriften. — Das politische Parteiwesen im Alterthum. Von F. Broeckerhoff. — Königsberger literarische Zustände. Von Hugo Geldermann. — Der Memoirenroman „Fris Stilling“. — Literarische Unterstüßungs-Gesellschaften in England, Frankreich und Deutschland. Von Hermann Marggraf. — Berichtigung der Miscelle über Hippolyt. Von C. Wolfmar. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Gupkow's neueste Schriften.

1. Karl Gupkow's Dramatische Werke. Achter Band. Zweite Abtheilung. — A. u. d. T.: Lenz und Söhne, oder die Komödie der Besserungen. Lustspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 25 Ngr.

Es ist eine überaus erfreuliche Thatsache, daß im Eigensinne zu der geistlosen Poffenfabrikation, die sonderlich in Berlin und Wien ihren Sitz aufgeschlagen hat, im Gebiete des deutschen Lustspiels neuerdings sich eine Richtung hervorthut, welche unsere Komödie von der unwürdigen Handtirung eines bloßen Bauchmuskelerstütterungsinstituts zu ihrer eigentlichen idealen Bestimmung zu erheben mit Glück bestrebt ist. Im Gewande künstlerischer Gestaltung soll die höhere Komödie den sittlichen und politischen Spiegel dem Volke gegenüberhalten, soll dieses als heitere Muse bei der Hand nehmen und es vor seinen eigenen Schwächen, Tollheiten und Gebrechen hinstellen, nicht aber, um, wie das gewöhnlich geschieht, eine bloß negative Wirkung zu erzeugen, sondern um echt künstlerisch aus den verspotteten Thorheiten und Verirrungen das positive Resultat eines von den Schlägen geläuterten, kräftig gesunden Menschenthums aufzubauen. Je tiefer eine derartige Komödiendenz in die Fülle gegenwärtigster Zeitgebrechen hineingreift, je sicherer sie den wunden Fleck trifft, je schlagender und positiver sie die brennenden Fragen beantwortet, um so entschiedener ihre Wirkung, um so erfolgreicher ihr politisches und sittenrichtendes Amt. Und eine solche brennende Frage hat Gupkow in seinem Lustspiele „Lenz und Söhne, oder die Komödie der Besserungen“ dramatisch zur Sprache gebracht, indem er das Unwesen der sogenannten Innern Mission zum Vorwurfe seiner Dichtung wählte. Erinnern wir uns recht, so verhandelte Gupkow dieses Thema schon früher in einem Aufsatze seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ und kam darin zu dem beherzigenswerthen Resultate, daß die Tendenzphrasen; welche die Apostelschaft jener confessionellen Philanthropie unserer Tage zu ihrem Schicksal gewählt habe, um Gottes willen ihr Werk zu thun, den hochmü-

thigen und dem eigentlichen warmen Leben abgewandten Geist bezeichne, der diese modern-christlichen Samaritaner-institute beherrsche. Sehen wir nun etwas genauer zu, wie sich unser Dichter den pikanten Stoff dramatisch zurechtgelegt hat.

Es mag nicht eben den Genuß des Lebens erhöhen, wenn der Sohn eines reichen Handelshauses, aus Albion und Amerika zurückgekehrt, daheim im väterlichen Geschäft alle Stellen und Posten so besetzt findet, daß für ihn nichts zu thun bleibt als zu bummeln und Cigarren zu rauchen. Und wenn es noch das allein wäre, aber Sigismund findet das Haus „Lenz und Söhne“ auf dem besten Wege zum gänzlichen Ruin; denn statt mit scharfem Auge die weitverzweigten Unternehmungen seines großen Geschäfts zu überwachen, wendet Vater Lenz seine ganze Aufmerksamkeit der Besserung der Menschheit zu, schwärmt für christlich-germanische Philanthropie und wählt sein Gefinde der allgemeinen Menschheitsbesserung wegen aus Schuften und Spießbuben. Die Procura des Hauses hat Solbring, der Tochtermann des Herrn Commerzienraths, in Händen, der unter dem Deckmantel kosmopolitischer Tendenzen ein grundliederliches Leben führt, und die Töchter des alten Lenz fahren als geweihte Priesterinnen der heiligen Innern Mission aus einem Stadtwinkel in den andern und geben sich noch besonders damit ab, junge Roués und Taugenichtse auf den Weg der Tugend und Solidität zurückzuführen, kurz, die guten Deutschen sind überall mehr zu Hause als bei sich, und während sie die ganze Welt zu curiren beflissen sind, ist das eigene Haus dem Einfall nahe. Da muß es denn sehr natürlich genannt werden, wenn der junge Sigismund Lenz einige Grillen fängt, zum „Humor der Verzweiflung“ seine Zuflucht nimmt und, als er Solbring in „die Freihandelsfugung des Casino“ fliegen sieht, seinem Unmuth Luft macht:

Freihandelsfugung! und das Haus „Lenz und Söhne“ hat drei blühende Runkelrübenzuckerfabriken im Gange und müßte demzufolge zum Schutzsystem halten! Beg' ich zu Hause meine Gründe dafür auseinander, so preßige ich tauben Ohren; hüt!

ich um einen stillen abendlichen Thee, wo ich ihnen gemüthlich auseinanderlegen möchte, daß sie sämmtlich Karren sind — Papa natürlich mit allem schulbigen Respect —, so ist Niemand zu haben. Das Haus „Lenz und Söhne“ sitzt bis tief in die Nacht in dem großen Riesenspinnennetze des allgemeinen Vereinswesens und ist von Morgens bis Abends unterwegs!

In diesem Humor der Verzweiflung faßt Sigismund, der nach Durchprobung aller andern Mittel ein anderes nicht mehr sieht, die Seinigen, sein Haus und sich vom Aeußersten zu retten, einen verzweifelten Entschluß. Es gilt vor allem, den Vater von der philanthropischen Lustschiffahrt ins Weite wieder ins Enge, ins eigene Haus zurückzuleiten; so muß ihm denn dieses, dessen heimliche Schäden er in seiner Verblendung nicht sieht, in einem recht öffentlichen, recht flagranten, recht einbringlichen Gremmel als selbst aufs äußerste besserungsbedürftig vor Augen gestellt werden, und um das gleich im empfindlichsten Punkte zu thun, beschließt Sigismund scheinbar ein stadtkundiger Laugenichts zu werden. Ein Herr von Hubert, Gegenstand der Innern Mission des Fräulein Lenz und deshalb natürlich Bruder Lieberlich, welcher, an und für sich eine nicht unedle Natur, eine solidere Carrière zu betreten gedenkt, zumal er die hübsche Missionarin liebt, besagter Hubert unterstützt den jungen Kaufmann bei seinem gewagten Experiment und bald weiß die ganze Stadt und Vater Lenz, daß Sigismund die Blume und Krone aller städtischen Laugenichtse von Distinction ist. Nun beginnt das Mittel zu wirken. Papachen ist gezwungen, auch einmal ans eigene Haus zu denken und seine Besserungstheorie am eigenen Blute in Anwendung zu bringen, natürlich Alles in Liebe und Güte, und so reant er denn dem vermeintlichen Laugenichts von Sohn überall hin nach, durch Milde und Lässlichkeit sein Herz zu rühren: er bezahlt seine Schulden, er bestellt Soupers und Dinners für ihn, er steckt ihm selbst Geld zu, kurz, er hoffert nach seinen Principien immer darauf los, aber doch am Sohne, doch am eigenen Hause: er kehrt endlich einmal vor seiner Thüre. Sigismund, der ein redliches Herz in der Brust hat, wird es schwer, seine Nahrung über diese väterlichen Liebesbeweise zurückzudrängen; aber der Gedanke, einen so glücklichen Anfang zum glücklichen Ende zu führen, macht ihn fest in seiner „Komödie der Besserung“. Der Alte bleibt beharrlich, und er fühlt nun zum ersten Male recht eindringlich, was das doch für ein warmes gewaltiges Ding sei um die Liebe zu den Seinigen, gegenüber seiner abstracten kosmopolitischen Schwärmeret; die ausschließliche Beschäftigung mit dem Sohne lenkt sein Auge natürlich wieder auf sein Haus überhaupt zurück, die Aufgaben für den Sohn weisen ihn viel eindringlicher als alle andern auf seine Rasse und sein Geschäft zurück, er bekümmert sich wieder um seine Handelsaffären: der Vater, also der Mensch, und der Geschäftsmanu fangen an sich aus dem kosmopolitischen Allerweltsmantel herauszuwickeln, Lenz hat wieder einen concreten warmen Lebenszweck. Und wie nun sein Auge von Nebeln freier und freier wird, da sieht es denn auch die Schäden im

eigenen Hause immer klarer, da wird im Laufe der durch Sigismund angestellten Besserungskomödie auch die geheime Libertinage des Kosmopolitikers Solbring entlarvt und Drefel, der Diener des Hauses, vor den Blicken des alten Lenz in seiner ganzen Epigeberei bloßgestellt. Sigismund aber hat im Gewirre seiner Schreintaugenichterei ein sanftes von der Welt hart behandeltes Mädchen gefunden, und aufglühend im liebenden Gefühle ruft er:

So gewiß meine Seele abstammt von den guten Geistern des Lichts, so gewiß ich Das nicht bin, was ich scheine, so gewiß werde ich nur dich zur Königin meines Lebens erheben, nur dich lieben, nur dich mein Weib nennen; denn die Blume muß von der Sonne leben, von ihr allein blüht sie, von ihr allein hat sie Farbe, Luft und Dasein!

Während er seiner entflohenen Schönheit nahehat, hat der alte Lenz, dem nun die Augen völlig aufgegangen sind und der den Sohn im Banne seines Lichtsinns in die Ferne getrieben wähnen muß, mit voller Kraft sich zur praktischen Thätigkeit zurückgerettet, in der Arbeit seines Berufs und seines Hauses Vergessenheit erstrebend all der traurigen Eindrücke, welche die letzten Tage ihm gebracht haben, und des Schmerzes um den scheinbar verlorenen Sohn.

Ich lebe dem Allgemeinen und vernachlässigte mein Heim. Ich werde mich wieder zurückfinden auf die schöne Straße des Wohlthuns und der Nächstenliebe, der Straße, die wir mitwandeln müssen, wenn wir ein Herz im Leibe haben, ob es auch hundert mal getäuscht wird. Bringt mir meinen Sohn zurück und ich werde wieder aufhauen aus dem Binnengefängnis, der sich um mein Herz legen will, werde wieder wie ein Baum, den das Schicksal und der Dahn fast entwurzeln wollte, Wurzeln treiben und Früchte für Anderer Wohl. Festen Boden unter und dann ein schöner blauer Himmel über uns! Bring mir meinen Sohn zurück! Erst Sigismund! meinen Sohn! meinen Sohn!

Und der Sohn kommt, an der Hand die eroberte Rose und im Herzen die Gewißheit seines durch ihn mit verwegener Kühnheit geretteten Vaters, geretteten Hauses. Es ist der alte Lenz Geburtsfest, und Sigismund weiß mit dem Takte das gelungene Werk der allgemeinen Entpappung aus Bahn und Schwindel und der allgemeinen Befähigung, von welcher auch Solbring nicht ausgeschlossen ist und an welcher Hubert, Sigismund's treuer Rüchlein in der Besserungskomödie, als glücklicher Bräutigam von Klara Lenz theilnimmt, unter der heitern Maske solcher Bilder zu einem harmonischen und poetischen Abschluß zu bringen:

Die Liebe ist ein heilig Wort,  
Gepriesen sei sie nach Bemährung!  
Des Schwachen Trost, des Armen Port,  
Verdient Bewund'ung und Verehrung.

Doch thut des Guten nicht zu viel!  
Der Trieb des Armen muß erkalten,  
Läßt man ihn seiner Kräfte Spiel  
Nicht frei zum eig'nen Wohle walten.

Der Arme muß mit Müß' und Schweiß  
Des Tages Nothdurft sich erwerben,  
Indessen Lumperei es weiß,  
Des Lebens flotten Theil zu erben.

Wenn man gewöhnt an milde Hand,  
 Wenn immer nur wird zugetragen,  
 Der glaubt sich im Schlaraffenland  
 Und hat am Elend ein Begehren!

Symbolisch wie der Schluß ist die ganze Dichtung gehalten; es ist in ihr eben nur Alles angedeutet, nur Alles, wie Gutzkow in der Vorrede bezeichnend sagt, „ein Zeitmärchen im Tracht“. Die große, den Gesamtbau unserer modernen Zustände durchstreichende Fuge von einer Besserung der gesunkenen Menschheit, indem man diese wie einen Haufen kranker oder angekränkelter Karawannen betrachtet und behandelt, hat der Dichter mit leichter, spielender Hand zum gartelnden Neckgeiste verwebt, der sich vor unsern Augen in die mannichfachen Gestalten verwandelt. Gutzkow zieht eben nur auf einen Augenblick den Schleier weg von dem düstern Bilde, und den also gewonnenen flüchtigen, spitzigen Eindrucks gestaltet er zu selbständigem Leben, indem er es einer feinen und geistreichen Ironie unterwirft. Wir sehen in dieser Komödie die Zustände, die sie behandelt, durch ein Verkleinerungsglas; aber was sie dadurch an Umfanglichkeit und Großheit verlieren, haben sie an Sauerbkeit und Eindringlichkeit des Details gewonnen. Es ist ein Spiel im vollsten Sinne des Wortes, das in einem Thautropfen die ganze Welt ironisirt und vom Allernächsten ausgehend den denkenden und feinfühligsten Geist ins Große und Ganze führt, der Makrokosmos im Mikrokosmos. Und so ist es denn freilich für die Masse nicht gemacht, sondern nur für das Verständniß Solcher geeignet, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. In dieser eigenthümlichen Fassung und Behandlung des Stoffes ist der den Erwartungen des Autors offenbar nicht entsprechende Bühnenerfolg der Komödie vollkommen erklärt; den bei weitem meisten Menschen ist die feine poetische Ironie, und diese ist das künstlerische Lebensprincip dieser Dichtung, durchaus unzugänglich, mindestens müssen sie erst für das Gefühl derselben herangebildet werden. Dessen Aufführungen unseres Dramas würden diese Heranbildung gewiß erzeugen, umso mehr als es der Dichtung, ganz abgesehen von der Tendenz und der Stimmung, an dramatischem Leben, an dramatischen Charakteren, an spannender Handlung und pikanten Situationen wahrlich nicht fehlt. Der alte Lenz, Solbring, einer von der Sorte der sogenannten gefühlvollen Menschen, deren ganzes Gefühl Wallung und Laune ist und die nur eine andere Schattirung des Allermittelstegoidismus sind, der verknöcherte Heuchler Friedeborn, der seine einzige Tochter ins Elend verstoßt und sie später nur deshalb wieder aufnimmt, um seinen Ruf nicht zu compromittiren, Drefel, die Blüte der „gebefferten“ Schusterei, die Hofrathin Wenglerchen, Stiglismund, der Kräftige, verwegene Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, genug, an dramatischen Charakteren der frappantesten Ausprägung, der liebevollsten Ausarbeitung ist wahrlich kein Mangel und der Gang der Handlung entwickelt sich mit wachsendem Interesse bis zum Schluß. Im Uebrigen hat Gutzkow das ironische Element mit echter Künst-

lerschaft und Feinheit beherrscht, so daß es sich keineswegs nur als auflösende und negirende Macht bethätigt, vielmehr nur wie ein scharfer Wind die mürrischen Zweige und das welke Laub vom kräftigen Baume streift, aus welchem dann das gesunde Mark eine neue Blüten- und Blätterfülle, ein neues Leben erzeugt. Die Frucht dieses geistvollen Spiels von Ironie, Phantasie und verwegener Laune ist ein tiefer Ernst: „Laßt uns besser werden, bald wird's besser sein!“

Dasselbe Thema, was Gutzkow in dieser „Komödie der Besserungen“ als die „von den Launen der Wahrheit humoristisch geneckte Lüge“ dramatisch darstellt, hat er auch in Novellenform behandelt in

2. Die Diakonissin. Ein Lebensbild von Karl Gutzkow. Frankfurt a. M., literarische Anstalt. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn es sich in der „Komödie der Besserungen“ mehr darum handelte, den Stoff wie eine neckische Gata Morgana erscheinen zu lassen und ihn nur, insofern er sich äußerlich darstellt, zur Anschauung zu bringen, so vertieft sich die Novelle in die innern psychischen Prozesse einer edeln, im Herzen tief verwundeten weiblichen Natur, die der Schmerz der Liebe dem Dienste der Innern Mission in die Arme führt. Der holländische Oberst van der Busch hat seine in Deutschland weilende Braut mit einer hohen Summe für den Fall seines Todes in der Bank von England eingekauft, und da nun Busch, von gräßlicher Krankheit heimgesucht, in Batavisch-Indien durch Selbstmord endet, so verschweigt der bei ihm befindliche Bruder der Braut, Hartlaub, Offizier in der holländisch-indischen Armee, nach dem letzten Willen des Obersten die Art des Todes und die Summe in der Bank bleibt dadurch seiner Schwester gesichert. Diese verheirathet sich an einen Kaufmann, welcher auf Grund jener Gelder ein großartiges Handelsgeschäft begründet. Aber Busch hatte eine Schwester hinterlassen, die, gleichfalls an einen jungen Kaufmann Artner verheirathet, verarmt war, und da nun Letzterer die Rechtsbeständigkeit des Heimfalls jener Summe an Busch's Braut anzweifelte, so einigte sich, um gefährliche Prozesse zu meiden, Wisthaler, der Gatte der Letztern, mit ihm und Beide errichteten eine gemeinschaftliche Firma. Aber Wisthaler's Härte bei einer misslungenen Speculation Artner's zwang Letztern, sich von dem Gesamtgeschäft an den Rhein zurückzuziehen, wo er bald unter völlig zerrütteten Vermögensumständen starb und seine einzige Tochter Konstanze als arme Waise hinterließ. Diese wurde von einem jungen Arzte Wolmar geliebt und erwiderte diese Liebe, als der Bankrott und Tod ihres Vaters den mittellosen Wolmar zwang, sich von Konstanze zurückzuziehen, die den edeln Grund dieser Entfernung des Geliebten wohl begriff, aber natürlich im tiefsten Herzen getroffen wurde und sich nun jener entsagenden Stimmung des Gemüths ergab, welche, in dem Bedürfnisse fortzulieben, das Gefühl, das dem Einen galt und gilt, der Menschheit zuwenden und in der helfenden Hingabe an ihre Leiden sich selbst wiederzugewinnen und zu befriedigen sucht.

Konstanzen ebler und starker Geist erfaßt diese Richtung mit idealer Kraft und der innigsten sittlichen Ueberzeugung: sie glaubt an den neuen Beruf. Da fügt es ihr Geschick, daß sie im Hause der Justizräthin Emmen, woselbst sie verweilt, um sofort in die nahe Diakonissenanstalt Friedenthal zu treten, Wolmar wieder begegnet und die alte Neigung in Weider Brust mit neuer Glut erwacht. Wolmar flieht in der Pein seiner Gefühle und Konstanze sucht sich gewaltig zu beherrschen; da aber wird ihr die Kunde, daß ihr ein noch bei Wisthaler stehendes Capital ihres Vaters von 30,000 Thalern zugefallen sei. Major Hartlaub nämlich, Wisthaler's Schwager, aus Indien auf Urlaub bei seinen Verwandten angelangt, hat, um die Schuld der Verschweigung von des Obersten Selbstmord sich vom Gewissen zu wälzen, sich seinem Schwager in Gegenwart des Justizwaltes entdeckt und so diesen bewogen, unter der vorgenannten Form jene Summe Konstanze wieder zuzuwenden. Nun ist ja Konstanze reich, nun kann sie Wolmar, dem Mitteklosen, ihre Hand bieten und ihr Herz wiegt sich bereits in schönen Träumen. Aber Wolmar, im ersten Augenblicke zwar hingerissen von dem so nahen Glück, bebt vor dem Gedanken zurück, seine frühere Trennung von Konstanze könne, wenn er jetzt ihre Hand begehre, gemeinen Gründen schuldgegeben werden, und mit männlichem Stolz eilt er in den Osten von Deutschland, um als freiwilliger Arzt die Hungerseuche bekämpfen zu helfen. Konstanze wird nun Diakonissin in Friedenthal. Mit aller gläubigen Innigkeit frommer Ueberzeugung widmet sie sich ihren düstern Pflichten, Manches zwar berührt sie fremd und kalt und als eigne sich es nicht in das Haus der Barmherzigkeit, indes hilft ihr Feuereifer ihr anfänglich darüber hin; alle Stationen des Leidens und des Jammers in Krankheit und Tod arbeitet sie kräftig durch, zuweilen empfindet sie eine selige Befriedigung; aber je tiefer sie in ihren Beruf eindringt, je mehr sie darüber denkt, darin erfährt, desto unabweisbarer fühlt sie, daß der herrschende Geist dieser Hallen nicht der ihrige, nicht der stille heilige Geist warmer Menschenliebe, sondern ein kaltes formelles Pharisäerthum sei, eine schablonenartige Werkthuererei. Da trifft sie die Nachricht, daß Wolmar zurück sei — aber wahnsinnig, und daß man auf ihr Erscheinen die Heilung baue. O wie glüht da die alte Liebe wieder auf! Konstanze tritt in das Leidenszimmer des Armen, ihre sanfte zitternde Stimme bebt in seine Seele, sein klauendes Auge hafet an den theuern Zügen und nieder sinkt er vor der Geliebten, ein an ihr Gesehener und Geretteter. So wird aus der erkünstelten Nonne eine natürliche schöne warme Menschenbraut. Es sollten vor dieser geistvollen, tief menschlichen Dichtung die Worte stehen: „Dies Buch gehört den Frauen!“ denn wahrlich, es ist in diesem erschütternden Seelengemälde eine solche Zartheit der Behandlung, eine solche Innigkeit des Tons, eine so lebendig wahre Darstellung der weiblichen Natur nach allen Nuancen von dem koketten dolce far niente der Weltkame bis zur idealen Frauenhoheit, es ist darin

eine so productiv und schöpferische Kenntniß des weiblichen Charakters, seiner Räthsel und Geheimnisse, daß neben der poetischen zugleich eine tief sittliche Wirkung von dieser Schöpfung ausströmt. Das reine, durch Leid und Kampf geläuterte, schöne ethische und seelische Wärme athmende Menschenthum ist es, das sich hier aus Verirrung und Vernebelung zu heiterer Natur und Freiheit herausarbeitet, dem Goethe'schen Worte treu:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange  
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt!

Und wie wahr, wie treffend sind die Stimmungen geschildert, welche unser modern-protestantisches Bannenthum in das weibliche Herz einschmuggele, das weiß, sofern es nicht von Haus aus ein krankhaftes oder pharisaisch verknöchertes ist, den verfehlten Beruf des Babes — Gattin und Mutter zu werden — an den Krankenbetten des Jammers zu vergeffen trachtet, selbst krank, selbst ein Jammer. Ein großes freßendes Leiden unser Zeit deckt hier der Dichter erschütternd vor unsern Augen auf und zeigt uns, indem er den Wahn und die Lüge gelfelt, mitten in dem Schwindel die edeln und lieblichen Keime, aus welchen ein wahrhafter Cultus der Menschheit und Humanität emporblühen könnte.\*)

19.

### Das politische Parteiwesen im Alterthum.

Geschichte der politischen Theilungen alter und neuer Zeit. Von Wilhelm Bachsmuth. Erster Band. — A. u. d. L.: Geschichte der politischen Theilungen des Alterthums. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1853. Gr. 8. 2 Theile 8 Bgr.\*)

Bachsmuth hat seine Zeit sehr gut gewählt. Sein „Geschichte der politischen Theilungen“ erscheint in einer

\*) Hiermit ist doch schwerlich das von Gutzkow novellistisch und dramatisch behandelte Thema vollkommen erledigt. Der alte Beruf des Babes mag allerdings der sein, Gattin und Mutter zu werden; aber die Behauptung, daß dieser Beruf ihr alleiniger ist, ist vielleicht ebenso schief, als wenn man behaupten wollte, der ausschließliche Beruf des Mannes sei, Gatte und Vater zu werden. Eine Behauptung wie die erstere ließe die Millionen weiblicher Geschöpfe, die nicht in die Lage kommen, Gattinnen und Mütter zu werden, zu unnützen Gliedern der menschlichen Gesellschaft erklären und verurtheilen. Die Lage der modernen Gesellschaft ist nicht da Art, das es geräthen scheinen könnte, den Kreis der weiblichen Arbeiten zu verringern, statt zu erweitern, und da anerkannt die Frau von Natur einen vorzüglichen Beruf für die Krankenpflege haben, so entsteht allerdings die Frage, ob die menschliche Gesellschaft sich dieser Dienste berauben sollte, statt sie zu organisiren. Mühen wir uns, daß wir mit unsern Angriffen gegen die geheimbündnerische Tendenzphylanthropie nicht die Sache selbst treffen! Wenn man nach Lessing etwas Gutes, an das etwas Schlimmes zu nahe grenzt, lieber nicht thut, so könnte man, diese etwas spitzfindige Grenze unterbreiten, vielleicht auch sagen: Wenn an etwas Schlimmes etwas Gutes ganz nahe angrenzt, so tolerire und schone ich das Schlimme um des Guten willen. Wenigstens thut hier die äußerste Nothdank, damit man in solchen allerdings heikeln Fragen nicht in die Gefahr komme, die Gerechtigkeit zwischen Gut und Böse zum Schaden des erstern zu verlegen. D. K. H.

\*) Seit Abfassung der vorstehenden Kritik ist auch der zweite Band erschienen: „Die politischen Theilungen des Mittelalters.“ Auch dieser Band umfaßt vier Bücher, von denen das erste die mittelalterliche



Augenblicke, in welchem sie einer günstigen Aufnahme ziemlich sicher und jedenfalls einer aufmerksamen Beachtung gewiß sein darf. Wäre sie wenige Jahre früher veröffentlicht worden, man würde sie ohne Zweifel ungeschert zur Seite gelegt haben. Ein gleiches Loos mochte sie treffen, wenn ihr Verfasser noch längere Zeit mit der Herausgabe geögert hätte. Wer könnte dafür bürgen, daß nicht schon die nächste Zukunft die Erscheinungen der nächsten Vergangenheit wiederholen wird? Die stürmische Bewegung, welche vor kurzem das Gebiet des öffentlichen Lebens erfüllte, ist in ihrem Laufe gehemmt, aber nicht zum Abschlusse gebracht worden. Der heiße Parteikampf der letzten Jahre hat keine Versöhnung, sondern nur eine gewaltsame Unterbrechung erfahren. Vielleicht ist der Augenblick nicht mehr fern, wo diese erzwungene Waffenruhe ein Ende nimmt. Man wird dann aber weder Zeit noch Lust haben, sich auf den Blättern der Geschichte nach Dem umzusehen, was die unmittelbare Gegenwart überall in ausdrucksvollen Zügen vor das Auge stellt. Anders ist es jetzt, wo die politische Arena für eine Weile geschlossen, aber die Erinnerung an die eben gesehenen Kämpfe noch in Allen lebendig ist. Wenn in solchem Zeitpunkte ein Werk wie das vorliegende nicht die bereitwilligste Anerkennung findet, so ist die Schuld sicherlich ihm selbst und nicht der Theilnahmslosigkeit des Publicums beizumessen.

Die Geschichte der politischen Parteilung ist heutzutage ohne Zweifel ein Gegenstand von allgemeinem Interesse. Aber eben weil sie das ist, möchte es kaum gelingen, sie mit unbefangenen Sinne darzustellen und aufzunehmen. Unsere Zeit darf sich rühmen, des Solonischen Gesetzes, das jeden Bürger des Staats zur Parteinahme verpflichtete, entzathen zu können. Es gibt kaum irgend ein Gemeinwesen, das nicht fast ebenso viele öffentliche oder geheime Parteigänger wie Angehörige zählt. Jedermann bekennet sich, wenn auch nicht mit dem Munde, so doch mit dem Herzen, zu dem Glauben einer der vielen Fractionen oder Coterien, welche die politische Bewegung der jüngsten Vergangenheit ins Leben gerufen hat. Man hat die Organisation der Parteien lodern, sie auflösen und zerstreuen, nicht aber ihre einzelnen Mitglieder vernichten können. Ihre collective Thätigkeit ist fiktirt, ihre einheitliche Macht gebrochen worden; ihre Ueberzeugungen und Vorurtheile, ihre Tendenzen und Stichworte leben in der Masse des Volks fort und bewahren vor wie nach ihre frühere Geltung. Man wird nicht leicht Jemandem begegnen, der nicht seine besondere Parteilansicht, seine bestimmten politischen Freunde und Feinde hätte. Es versteht sich von selbst, daß diese speciellen Interessen, diese persönlichen Sympathien und An-

tipathien nicht ohne bestimmenden Einfluß bleiben können, wenn es gilt, das geschichtliche Leben der Parteien zu erforschen und zu beurtheilen. Die Wenigen aber, die nicht gerade einem einzelnen Parteiverbände angehören, werden doch schwerlich im Stande sein, sich zum Parteiwesen überhaupt in ein unbefangenes Verhältniß zu setzen. Es ist ihnen in letzter Zeit persönlich zu nahe getreten, hat sie ohne Zweifel zu oft und zu lebhaft, in freundlicher oder feindlicher Weise berührt, als daß sie es nicht mit Vorliebe oder auch mit einer gewissen Abneigung betrachten sollten.

Die Ereignisse der jüngstverfloffenen Jahre haben nicht wenig dazu beigetragen, das schwankende Urtheil über den Werth und die Bedeutung der politischen Parteien noch mehr zu verwirren. Zwei Ansichten stehen sich hier schroff gegenüber; was die eine behauptet, das leugnet die andere, indem sie zugleich das gerade Gegentheil für wahr ausgibt. Wenn auf der einen Seite versichert wird, daß die Existenz der Parteien einen unzweifelhaften Beweis für die Gesundheit des Staatskörpers ablege, so sagt man auf der andern, daß sie gerade umgekehrt ein untrügliches Symptom seiner Krankheit sei. Dort ist es die überreiche Fülle der dem Gemeinwesen einwohnenden Lebenskraft, welche in der Erzeugung der Parteien sich gleichsam Luft macht, sie als notwendige Producte ihres schöpferischen Drangs ins Dasein ruft. Hier dagegen entspringt die Parteilung aus der Ohnmacht des staatlichen Organismus, der in seinem Innern von Fäulniß ergriffen, bereits die nöthige Kraft entbehrt, um die geschlossene Einheit seiner Glieder aufrechtzuerhalten. Wo man über den Ursprung der Parteien so widerstreitende Meinungen hegt, müssen die Urtheile über deren Wirkungen nicht minder weit auseinandergehen. Und in der That, während die Einen dafürhalten, daß die Strebungen und Kämpfe der Parteien die allseitige Entwicklung des Staats bedingen und weiterführen, sind die Andern überzeugt, daß sie nur dazu dienen, ihn zu zerlegen und seiner Auflösung näherzubringen. Jenen ist eine Quelle des Lebens, was Diesen als eine Ursache des Todes gilt.

Man darf nicht hoffen, daß diese scharf contrastirenden Ansichten so bald eine vollständige Ausgleichung erfahren werden. Und doch wäre es sehr wünschenswerth, wenn ihre Vertreter sich insoweit verständigten, daß eine gemeinsame Thätigkeit zur Förderung des Gemeinwohls möglich würde. Wie bisher die Freunde und Feinde des Parteiwesens einander gegenüberstanden, konnte ihre Wirksamkeit die geistliche Entwicklung des öffentlichen Lebens nur hemmen und stören. Der enthusiastische Cultus, den man vor kurzem den Parteien und was mit ihnen zusammenhing, darbrachte, hat wesentlich dazu beigetragen, die Durchführung der in Staat und Gesellschaft notwendigen Reformen zu vereiteln. Durch die lauten Verwünschungen, mit welchen man sie gegenwärtig zu verfolgen liebt, werden die mangelhaften politischen und socialen Zustände voraussichtlich wenig gebessert werden. Der Ruhm, „auf der Linne der Partei zu stehen“, ist

lichen Parteinagen überhaupt. das zweite die politische Parteilung bei den Muslimen, das dritte das Frankenreich und das deutsche Kaiserreich und das letzte die übrigen christlichen Staaten: die spanische Halbinsel, Frankreich mit Flandern, die britischen Inseln, den skandinavischen Norden, den Ordensstaat in Preußen und Livland, Ungarn, das byzantinische Reich und das Königreich Jerusalem behandelt. D. Red.

ebenso eitel wie der andere, „die Factionen gebändigt“ oder gar „mit der Wurzel ausgerottet zu haben“. Man kann nicht zweifeln, daß weder die Allgewalt noch die Vernichtung der Parteien im wahren Interesse des Staats liegt. Auch verdient bemerkt zu werden, daß sowohl die Wortkämpfer wie die Gegner der politischen Parteilung dem Staate gegenüber ein Verhalten beobachten, das mit ihren eigenen Voraussetzungen über ihn im Widerspruch steht. Wenn, wie die Einen glauben, die Existenz der Parteien beweist, daß der Staat sich wohl befindet, so sieht man nicht ab, warum sie ihn fort und fort wie einen Patienten behandeln und unaufhörlich neue Heilmittel in Vorschlag bringen. Ist dagegen, wie die Andern annehmen, das Dasein der Parteilung ein Zeichen, daß der Staat an einer innern Krankheit leidet, so begreift man nicht, wie sie ihn für vollkommen gesund ausgeben und jeden Vorschlag, der auf die Abstellung der vorhandenen Gebrechen gerichtet ist, zurückweisen mögen.

Diese Inconsequenz ist für die Lösung der Frage, welche der beiden in Rede stehenden Ansichten die richtige sei, nicht ohne Bedeutung. Sie gibt zu erkennen, daß beide, wenn überhaupt, nur theilweise begründet sind, und weist darauf hin, daß jede von ihnen an der andern ihre Ergänzung hat. Wenn einundderselbe Gegenstand entgegengesetzte Auffassungen erfährt, so wird sich bei näherer Prüfung in der Regel herausstellen, daß ihre Vertreter zugleich im Rechte und im Unrechte sind. Auch die Freunde und Feinde des Parteiwesens befinden sich in diesem Falle. Es läßt sich nicht leugnen, daß dasselbe einer doppelten Schätzung fähig und ebenso wol geeignet ist, Vorliebe wie Abneigung zu erwecken. Schon ein flüchtiger Blick auf die Geschichte gewährt die Einsicht, daß man deren Zeugniß auf beiden Seiten für sich in Anspruch nehmen darf.

Ueberall sind es im historischen Leben der Staaten und Völker zwei Epochen, in welchen die politische Parteilung vorzugsweise zu gedeihen pflegt: die Zeit ihrer wachsenden Macht und Blüte und die Periode ihres beginnenden Verfalls. Diese Thatsache berechtigt zu dem Schlusse, daß die Parteibildung sowohl durch die Steigerung wie durch die Schwächung der staatlichen Lebenskraft bedingt und gefordert wird. Hat, so scheint es, das Gemeinwesen einen gewissen Grad innerer Stärke erreicht, so treibt es eine Menge von mehr oder minder wirksamen Kräften aus sich hervor, welche in den überlieferten Institutionen keinen ausreichenden Spielraum für ihre Bethätigung finden und sich eben deshalb in den Parteien besondere Träger oder Organe ihrer Wirksamkeit schaffen. Wenn dagegen in einem politischen Verbande die Macht der centralen Einheit in dem Maße geschwächt ist, daß sie unfähig wird, die Gesamtheit der Glieder zu beherrschen, so treten diese allmählig aus ihrer Verbindung heraus, um in den Parteien ein selbständiges Dasein zu führen. Dort ist es ein Ueberfluß, hier ein Mangel an Kraft, worin die Parteilung ihren Ursprung hat. In dem einen Falle wird sie durch die gesunde Energie des Staatslebens hervorgerufen, in dem

andern erscheint sie als ein Erzeugniß seiner krankhaften Schwäche.

Man darf indeß nicht übersehen, daß die staatlichen Zustände, welche die Entwicklung des Parteiwesens vorzugsweise begünstigen, nur sehr einseitig charakterisirt werden, wenn man sie einfach als gesund oder krank bezeichnet. Das Auftreten der Parteien ist immer und überall ein Beweis, daß in der Bewegung des politischen Organismus eine Störung eingetreten. Es ist aber nicht minder ein Zeichen, daß derselbe sich bestrebt, diese Hemmung seiner Functionen zu überwinden. Die Parteien haben für den Staatskörper eine ähnliche Bedeutung wie das Fieber für den physischen Leib; sie sind die Symptome der Krankheit und zugleich das Mittel ihrer Heilung. In ihren Kämpfen vollzieht sich der Bildungsproceß, welcher das Gemeinwesen, nachdem dessen bisherige Formen sich als unzureichend erwiesen oder gar ausgelebt haben, zu einer höhern Stufe der Entwicklung hinüberführt. Es macht dabei keinen erheblichen Unterschied, ob der Staat, während er in seinem wesentlichen Bestande erhalten bleibt, eben nur seine Erscheinungsform ändert, oder ob er als solcher, als dieser besondere Verband dem Untergange anheimfällt, um als integrirendes Moment einer höhern politischen Ordnung von neuem aufzuleben. In dem ersten Falle vertreten die Parteien jene durch die treibende Energie des Volksthum's fort und fort erzeugten Kräfte, welche sich dem politischen Organismus als selbständige Glieder einzuverleiben streben. In dem letztern repräsentiren sie die allgemeinen Ideen und umfassenden Interessen, welche in den Schließepochen des Völkerlebens hervorzutreten und die überlieferten staatlichen Formen, weil sie eine weitere Umbildung nicht mehr zulassen, zu zersprengen oder aufzulösen pflegen.

Ein richtiges Verständniß der Bedeutung, welche das Parteiwesen für die Entwicklung des Staatslebens mit Recht in Anspruch nimmt, wäre ohne Zweifel das geeignetste Mittel, die über dasselbe umlaufenden entgegengesetzten Meinungen miteinander zu versöhnen. Seine excentrischen Freunde würden begreifen, daß es der natürlichen Bestimmung der Parteien widerstreitet, sie um ihrer selbst willen zu hegen und auszubilden, daß sie niemals Selbstzweck, sondern immer nur das Mittel sein können, gewisse bis dahin verkannte Rechte oder Interessen zur Geltung zu bringen. Seine fanatischen Gegner würden einsehen, daß es den natürlichen Entwicklungsgang des öffentlichen Lebens verkennen heißt, wenn man die Parteilung schlechtthin verwirft oder die etwa bestehenden Parteien zu vernichten strebt. Sie dürften zugleich die Ueberzeugung gewinnen, daß es ebenso thöricht wie nutzlos ist, dem Treiben der Factionen auf einem andern Wege ein Ende machen zu wollen als durch die Anerkennung der berechtigten Forderungen, die von ihnen vertreten werden.

Es ist sehr zu bedauern, daß der im Obigen angedeutete Gesichtspunkt in der vorliegenden „Geschichte der politischen Parteilungen“ nicht die wünschenswerthe Be-

nüchternung gefunden hat. Wachsmuth freilich war außer Stande, ihn mit der nöthigen Entschiedenheit geltend zu machen. Er steht, scheint uns, zu seinem Gegenstande nicht in dem unbefangenen Verhältnisse, dessen es zur gerechten Abschätzung des Für und Wider, zu einer völlig parteilosen Darstellung seiner Licht- und Schattenseite bedarf. Zwar versichert er uns:

Die Erwartung, daß gegenwärtige „Geschichte der politischen Parteien“ auf Parteistimmung oder, wenn davon noch die Rede sein kann, auf Parteitreiben unserer Zeit berechnet sein möge, ist total irrig, wenn in jener eine politische Tendenz nicht gemuthmaßt wird; nicht aus Parteistimmung hervorgegangen, hat sie sich auch keine andere Aufgabe gestellt als die jedes historischen Werks, worin das Getriebe menschlicher Lebensweisen und Verirrungen, des Egoismus und des Patriotismus, der Standesucht und der Volksansprüche, des Uebermuths der Großen und der demagogischen Volksbewegung dargestellt werden. Ihre Sympathie und Antipathie, aus menschlichem Princip erwachsen, hat rein historischen Charakter. und fügt andererseits an einer spätern Stelle, nachdem er sehr richtig bemerkt hat:

Der schlimme Ruf, welcher der Parteiung anhaftet, ist allerdings mehr aus Abstraction von den bitteren Früchten, die der Parteiwesen in einer langen und dichten Reihe historischer Erscheinungen darbietet, als aus einem an sich bösen Princip der Widerstreits erwachsen.

die Erklärung hinzugeben:

Jedenfalls ist es historischer Unparteilichkeit unangemessen, die Erscheinungen mit vorgefaßtem Urtheil nur von ihrer Schattenseite aufzufassen und darzustellen. Mag also die Parteiung zunächst für ein Axiom gelten, das wir uns nach seinem an sich unfehlbaren, mit dem jedesmaligen Substrat wandelbaren und demgemäß zu beurtheilenden Charakter, nicht bloß nach dem Urtheil, das daraus hervorgehen pflegt, anschaulich machen.

Es ist aber darum nicht minder gewiß, daß er sich durchgängig zu der Ansicht Derer hinneigt, welche das Parteiwesen mit entschiedener Ungunst betrachten. Er scheint nicht beachtet zu haben, daß der Grundsatz: „Jedenfalls ist es Ungebühr, wenn aneinandersfällt, was zusammenhalten soll, und wenn die Theile, die gemeinschaftlich wirken sollen, einander widerstreiten“, wie richtig er an sich auch sein mag, doch zu einer sehr schiefen und einseitigen Auffassung führen muß, wenn er ohne die erforderlichen Einschränkungen auf die Bewegung der politischen Parteien angewandt wird. Wer ihn ohne weiteres gelten läßt, kann nicht umhin, das Recht der Parteiung unbedingt in Abrede zu stellen, und da er sie von vornherein für etwas hält, das nicht sein sollte, so wird es ihm schwerlich gelingen, sie als eine nothwendige und heilsame Erscheinung zu begreifen. Freilich wird Niemand leugnen, daß ein vollendeter Staat, ein Gemeinwesen, das dem Ideale eines solchen in jeder Rücksicht entspricht, die Existenz der Parteien aufhebt. Wo Alles so geordnet ist, daß Jedes von selbst an die ihm gebührende Stelle tritt, da findet die Parteiung keinen Raum, weil sie überflüssig wird. Möglich, daß die Gemeinschaft der Menschen im Fortgange der Zeiten zu einem Zustande harmonischer Durchbildung gelangt, in welchem die freieste Bewegung der einzelnen Glieder

mit der stetig und gleichmäßig fortschreitenden Entwicklung des Ganzen zusammenfällt. Die gesellschaftlichen Verbände, welchen wir in der Geschichte begegnen, sind nicht so glücklich organisiert. Auch die Gegenwart folgt noch dem alten Gesetze, nach welchem jede höhere Entfaltung des öffentlichen Lebens eine mehr oder minder eingreifende Störung der bestehenden politischen Ordnung voraussetzt.

Wachsmuth gibt zu:

Widerstreit gleichgewogener oder doch beim Auf- und Niedersinken mehr oder minder einander die Wage haltender Kräfte, als Lebenszeichen von Bewegung und Bestrebung, ist principiell ebenso wenig an sich böse, als Centralisation unbedingt und allerwegen gut.

Doch auch abgesehen davon, daß diese bedingte Billigung nur einer gewissen Classe von Parteien zugute kommt, ist sie überhaupt von einer sehr zweideutigen Art. Der Werth der Parteiung ruht unseres Erachtens auf einer sehr schwankenden Grundlage, wenn man sie lediglich als „ein Zeichen von Bewegung“ will gelten lassen. Es gibt allerdings unter den Politikern des Tages gar manche, die das Heil des Staats für gesichert halten, wenn er sich nur im Zustande der Aufregung befindet. „Wo Bewegung, ist Leben“ lautet die gangbare Phrase; als ob nicht auch der verwesende Leichnam noch in Bewegung begriffen wäre. Wenn die Parteiung keinen andern Rechtstitel aufzuweisen hat als die Erschütterungen, welche sie dem Gemeinwesen zu bereiten pflegt, so dürfte ihre Anerkennung mit dem besten Erfolge beschränkt werden. Auch die Bewegung ist im Staate „principiell oder an sich weder gut noch böse“. Es hängt eben Alles davon ab, aus welchen Motiven sie entspringt, zu welchem Ziele sie hinstrebt und wie die Wirkungen beschaffen sind, die sie hervorbringt. Wachsmuth spricht wiederholt von „den bitteren Früchten, welche der Parteiwesen in einer langen und dichten Reihe historischer Erscheinungen darbietet“. Dagegen wüßten wir nicht, daß er irgendwo die wohlthätigen Reformen oder die tiefgreifenden Aenderungen, die die Bewegung nicht selten zur Folge hat, hervorhebt. Ihre bedeutungsvollen Resultate, welche für die historische Würdigung in letzter Instanz maßgebend sein müssen, treten entschieden zurück. Aller Nachdruck liegt auf den allerdings zum Theile widerwärtigen Erscheinungen, von welchen sie begleitet zu werden pflegt. Man darf sich nicht wundern, wenn Wachsmuth dem Parteiwesen nicht hold ist; er betrachtet es ungefähr mit demselben Blicke, mit welchem jemand das Gewitter betrachtet würde, wenn er dieses Naturphänomen lediglich von seiner finstern, schreckbaren Seite ins Auge fassen wollte.

Die politische Parteiung ist so alt wie der Staat selbst. Die frühesten gesellschaftlichen Verbände, von welchen die Geschichte zu erzählen weiß, kennen sie bereits. Sie hat seitdem den Staat durch alle Phasen seiner Entwicklung begleitet; es gibt bis auf die Gegenwart herab kein einziges Gemeinwesen, in das sie nicht zu irgendeiner Zeit Eingang gefunden hätte. Ihre Ge-

schichte ist daher mit der Geschichte der Menschheit von ziemlich gleichem Umfange. Man darf vermuthen, daß sie ihr auch innerlich entsprechen, dieselben Gesetze anerkennt, ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten theilen worbei. *Wachsmuth* ist anderer Meinung; er sagt:

Was in der Geschichte des menschlichen Geschlechts trotz aller partiellen und temporären Störungen, Schwankungen und Rückschlägen als Grundgesetz der Weltordnung gelten muß, das im Ganzen und Großen ein Fortschritt zum Bessern nachweisbar, daran hat die Geschichte der politischen Theilungen keinen Antheil. Gut und schlecht, wie sie schon voralters waren, sind sie bis auf diesen Tag geblieben. Die Verschiedenheit derselben voneinander liegt nicht in einer Stufenfolge des Wachstums der Vernunftfähigkeit im Streben und Handeln, vielmehr nur in dem Charakter, den Zeitgeist oder Volksthum oder die individuelle Eigenthümlichkeit vorwaltender und mitbestimmender Persönlichkeiten oder endlich das Gewicht und der Reichthum des Objectes der Parteifrage ihnen auferlegen.

Der *Verfasser* überzeugt sich, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe, und darum auch in der Geschichte nur eine Sammlung von Variationen über ein und dasselbe Thema existirt, der verfährt allerdings ganz consequent, wenn er die Theilungen der verschiedenen Zeiten und Völker als bloße Wiederholungen desselben Vorgangs auffaßt. Weht man aber wie *Wachsmuth* von der Vordruckung aus, daß in der Geschichte überhaupt ein Fortschritt zum Besseren oder Höheren statt habe, so tritt man, scheint es, durch die Behauptung, daß in der Geschichte der Theilungen ein absoluter Stillstand herrsche, mit sich selbst in Widerspruch. Jedenfalls wäre diese Ausnahme von der allgemeinen Regel eine so auffallende Erscheinung, daß nur die triftigsten Gründe bestimmen können, sie gelten zu lassen. Wir haben uns in der vorliegenden Schrift nach solchen Beweisen vergeblich umgesehen; zweifeln auch, daß es möglich ist, sie beizubringen. Man kann nicht leugnen, daß die Theilung einen wesentlichen und notwendigen Factor des öffentlichen Lebens bilden. Es ist nicht minder gewiß, daß das Staatswesen im Laufe der Zeit eine fortschreitende Entwicklung erfahren hat und noch gegenwärtig in dieser aufstrebenden Bewegung begriffen ist. Das Wachsthum des Ganzen setzt aber die allmähliche Entfaltung seiner integrierenden Bestandtheile voraus; der politische Organismus kann unmöglich zu einer höheren Stufe der Ausbildung gelangen, ohne daß zugleich seine einzelnen Glieder an dieser Erhebung theilhaben.

Es ist mit der Theilung nicht anders wie mit allen übrigen Erscheinungen des historischen Lebens: sie bleibt zu allen Zeiten dieselbe, weil sie außer Stande ist, ihre eigenthümliche Natur zu verleugnen; sie durchläuft eine Reihenfolge verschiedener Formen, weil sie nicht umhin kann, die reine und vollständige Verwirklichung ihres Begriffs anzustreben. *Wachsmuth* hat sich in den einleitenden Abschnitten seines Werks („Substanz, Form und Gang der politischen Theilung“) vielfach bemüht, diesen Begriff der Theilung genauer festzustellen und abzugrenzen. Manche der hier gegebenen Bestimmungen sind ohne Zweifel ganz treffend; nur ist zu bedauern, daß der Verfasser sie an verschiedene Stellen zerstreut,

nicht zu einem einheitlichen Gesamtbilde verknüpft hat. Auch dürfte sich gegen sie mit Recht erinnern lassen, daß bei ihrer Aufstellung die Anschauungen der Gegenwart ausschließlich maßgebend gewesen.

Man darf nicht glauben, daß es zu jeder Zeit Parteien in dem Sinne gegeben habe, welchen wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen. So ist z. B. weder die griechische Stasis noch die römische Sedicio mit unserer Parteiung gleichbedeutend, vielmehr es dieselben staatlichen Zustände sind, welche durch diese verschiedenen Ausdrücke bezeichnet werden. Was dem Griechen als eine Auflehnung gegen das bestehende Gemeinwesen und dem Römer als eine Ablösung von dem gegebenen politischen Verbands, erschien, das gilt uns als eine innerhalb des staatlichen Organismus vorgehende gegensätzliche Bewegung seiner einzelnen Glieder. Mit der Tendenz der Parteiwirkung ist eben auch die Auffassung desselben im Laufe der Zeit eine andere geworden. Die Parteien des Alterthums erhoben sich gegen den Staat, dessen Stelle sie einnehmen möchten; die der Gegenwart kämpfen miteinander, indem sie darauf ausgehen, sich gegenseitig aus dem Besitze der Staatsgewalt zu verdrängen. Jezt stellen sich die Fragen, ob die Existenz des Staats mehr oder minder entschieden in Frage; diese sind stets bereit, ihn als die notwendige Basis, als den natürlichen Boden ihrer Bestrebungen anzuerkennen. Der Grundsatz, daß der Staat über den Parteien stehe, war in Rom wie in Griechenland unbekannt, mindestens ohne praktische Bedeutung. In unsern Tagen ist er nicht bloß, wie es Mancher, die den Staat mit seiner jedesmaligen Regierung betrachten, meinen mag, eine unwirksame doctrinelle Fiktion, sondern eine allgemeingültige Verfassungsregel, welcher die verschiedenen Parteien, vielleicht ohne sich dessen bewußt zu sein, Folge leisten.

Die Theilung des Alterthums hatte einen politischen, exklusiven Charakter. Jede Faction glaubte das stolze Wort „L'état c'est moi“ auf sich anwenden zu dürfen. Eben darum pflegte sie, wenn der Sieg sich zu zuwandte, ihre Gegner nicht bloß von allen politischen und bürgerlichen Rechten, sondern selbst vom Gebiete des Staats auszuschließen. Wenn sie dagegen unterlag, geschah es nicht selten, daß sie den Boden der Heimat verließ, um anderwärts ein neues selbstständiges Gemeinwesen zu gründen. Gegenwärtig macht keine politische Partei, wie groß und hochstrebend sie auch ist, Anspruch darauf, den Staat für sich allein in Besitz zu nehmen. Ebenso wenig denkt sie daran, die erlangte Vorherrschaft zur gänzlichen Vernichtung ihrer Mitbewerber anzunutzen oder sich durch eine etwaige Niederlage zum Austritte aus dem Staatsverbande bestimmen zu lassen. Zwar liefert auch die neueste Geschichte noch manche Belege zu der rückichtslosen Erbitterung, welche die politischen Parteikämpfe zu allen Zeiten charakterisirt hat. Auch ist sie keineswegs frei von jenen empörenden Gewaltthaten, mit welchen der Uebermuth siegreicher Factionen die überwundenen Gegner zu verfolgen liebt. Man darf indeß nicht übersehen, daß diese Erscheinungen

gen im Ganzen doch sehr vereinzelt dastehen und meist durch besondere zeitliche und örtliche Verhältnisse hervorgerufen werden. Wichtiger ist, daß das allgemeine Zeitbewußtsein sie nicht bloß, wie das allerdings stets geschehen ist, beklagt, sondern auf das verschiedenste verurtheilt. Niemand wird heutzutage wagen, solche Ausschreitungen des Parteigeistes in Schutz zu nehmen oder auch nur mit ihrer Nothwendigkeit zu entschuldigen. Die Parteien selbst schämen sich ihrer, wenn die Wuth des Augenblicks sich abgekühlt hat. Ihr Gewissen sagt ihnen, daß sie nicht berechtigt sind, ihren Widerstreit zu einem gegenseitigen Vernichtungskampfe zu steigern, sondern die Aufgabe haben, in gemeinsamer wetteifernder Thätigkeit den Ausbau des Staatslebens weiter zu führen.

Es ist hier nicht der Ort, die obige Parallele in das Detail ihrer mannichfachen Beziehungen zu verfolgen. Wir dürfen uns noch weniger gestatten, sie im Einzelnen zu begründen oder die Erscheinungen, welche wir einander gegenüberstellen, genauer zu erklären. Es sollte eben nur an einem bestimmten Punkte gezeigt werden, wie die Geschichte der politischen Parteien keineswegs von jenem Geiste des Fortschritts verlassen ist, dessen Walten wir überall sonst im historischen Leben der Menschheit wahrnehmen. In der That hat sich das Verhältniß der Parteien zum Staate erheblich und zwar in einer für das Gemeinwohl höchst erspriesslichen Richtung verändert. Es steht nicht minder fest, daß ihre gegenseitigen Beziehungen eine freundlichere Gestalt gewonnen, ihre unvermeidlichen Kämpfe einen versöhnlicheren Charakter angenommen haben. Doch sind das nicht die einzigen Momente, an welchen die allmähliche Fortbildung des Parteiwesens sich nachweisen läßt.

Fassen wir z. B. lediglich die äußere Seite desselben in das Auge, so bemerken wir, wie die Parteien fort und fort ihren räumlichen Wirkungskreis erweitern und ihren zeitlichen Bestand mehr und mehr ausdehnen, wie die Zahl ihrer Mitglieder wächst und das Maß ihrer Kräfte steigt, wie ihre innere Gliederung reicher, ihre Beziehungen nach außen complicirter, die Formen und Mittel ihrer Thätigkeit mannichfacher werden. Die Erwägung der Motive, welche die Parteien ins Leben rufen, und der Zwecke, die sie verfolgt, führt zu einem ähnlichen Ergebnisse. Man kann nicht verkennen, daß die materiellen und geistigen Interessen, als deren Vertreter die politischen Parteien sich geltend machen, im Fortgange der Zeiten gleich sehr an Umfang wie an Bedeutung gewinnen. Man würde diesen Gesichtspunkten leicht noch andere hinzufügen können. Wir beschränken uns indes auf die allgemeine Bemerkung, daß die Entwicklung des Parteiwesens einerseits an die des Staats, der das nächste Ziel und Object seiner Bestrebungen bildet, andererseits an die des Volkslebens, in dem es seine Wurzeln hat, geknüpft ist. Ihre Darstellung ist daher eine ebenso umfassende wie schwierige Aufgabe; sie setzt eine genaue und erschöpfende Kenntniß nicht bloß der politischen, sondern der gesamten Culturgeschichte voraus.

Eine Geschichte, die ihren Gegenstand vom Gesage

des Fortschritts erimirt, trägt unserm Trachten diesen Namen nur in einem sehr uneigentlichen Sinne. Sie ist im Grunde nichts weiter als eine historische Beschreibung, von der wir indes nicht leugnen wollen, daß sie bei zweckmäßiger Anlage und gelungener Durchführung ein lebendiges Interesse erregen und mannichfache Belehrung darbieten kann. Zwei Klippen sind es, die sie vorzugeweise zu meiden hat, wenn sie sich einen günstigen Erfolg sichern will. Da die Erscheinung, welche sie darzustellen unternimmt, im Wesentlichen unter allen Umständen dieselbe bleibt, so setzt sie sich der mit jeder Wiederholung verbundenen Gefahr aus, langweilig zu werden. Andererseits steht zu befürchten, daß die große Mannichfaltigkeit der zufälligen Formen und Verhältnisse, in welchen sie ihren Gegenstand vorführen muß, nicht gestattet, ein klares, scharf bestimmtes Bild desselben zu gewinnen. Es bedarf einer geschickten Anordnung und Vertheilung des Stoffes, um diesen beiden Mängeln vorzubeugen. So würde man, wenn es sich etwa von der politischen Parteien handelt, wohlthun, eine allgemeine Charakteristik derselben, welche ihre überall wiederkehrenden gleichförmigen Grundzüge in deutlichen, scharfmarkirten Umrissen zu zeichnen hätte, an die Spitze zu stellen. Die nachfolgende Detailskizze könnte dann um so ausschließlicher bei den eigenthümlichen Modificationen verweilen, die das Parteiwesen in den verschiedenen Zeiten und Staaten erfährt, und sich durch Hervorhebung der an ihm bemerkbaren Unterschiede und feineren Nuancen den wünschenswerthen Reiz der Neuheit sichern.

Wir sagten schon, daß Bachsmuth seinem Werke einen einleitenden Abschnitt vorausschickt, welcher sich mit der Parteien im Allgemeinen beschäftigt. Er stellt hier Manches zusammen, was dem vorhin angedeuteten Zwecke einer generellen Charakteristik recht wohl dienen kann. Namentlich ist die Entwicklung der einzelnen Momente, an welche die Parteibildung anzuknüpfen pflegt (§. 5—8), nicht ohne einen gewissen Werth. Dagegen können wir die Schilderung des Parteigeistes, die im nächstfolgenden §. 9 entworfen wird, nur als höchst einseitig und durchaus ungenügend bezeichnen. Im Ganzen, scheint uns, hat der Verfasser sowol in der Einleitung wie in der Geschichte selbst mehr die Außenseite als das innere Wesen der Parteien im Auge gehabt. Man darf hinzufügen, daß er die leitenden Gesichtspunkte der Darstellung nur insofern dem behandelten Gegenstande entnimmt, als eben dieser und kein anderer den Vorwurf des Werks bildet. Seine Geschichte der politischen Parteien ist, streng genommen, nur ein Auszug aus der allgemeinen Geschichte. Sie entlehnt der letztern diejenigen Abschnitte, welche die Bewegungen und Kämpfe der Parteien zum Inhalte haben, um sie in einer wesentlich gleichen Form wiederzugeben.

Daß auch die Eintheilung hier wie dort dieselbe ist, kann nicht befremden. Das ganze Werk wird nach der Absicht des Verfassers aus drei Bänden bestehen, die den drei großen Epochen der allgemeinen Geschichte — dem



**Königsberg, dem Mittelalter und der neuen Zeit — entsprechen sollen.** Der vorliegende erste Band zerfällt in vier Bücher, die wir hier zum Schlusse mit ihren wichtigsten Unterabtheilungen kurz angeben wollen. **Buch 1** behandelt: „I. Die politische Parteilung überhaupt“ („Substanz, Form und Gang der politischen Parteilung“); „II. Der Orient“ („Der Orient überhaupt“; „Die Phöniker“; „Die Juden“). — **Buch 2**: „Die Griechen.“ „I. Die Zeit erblicher Ungleichheit der Stände“; „Die alte Demokratie im Antagonismus gegen die Ueberbleibsel der Aristokratie“; „III. Oligarchie und Pletharchie unter Bedrückung des Gegenfazes zwischen Sparta und Athen“; „IV. Schwankungen zwischen Sparta's Zwangsoligarchien und autonomen Demokratien“; „V. Die Parteilung in der Zeit makedonischer, karthagischer und römischer Obermacht.“ — **Buch 3**: „Die Römer.“ „I. Parteilampf zwischen Patriciern und Plebejern“; „II. Die Zeit des ständischen Gleichgewichts“; „III. Die Parteilämpfe der Demagogie gegen die Nobilität“; „IV. Parteilung der Großen mit monarchischer Tendenz. Demagogie und bewaffnete Hände gegen den Senat.“ — **Buch 4**: „Das römische und byzantinische Kaiserreich.“

G. Bröckerhoff.

### Königsberger literarische Zustände.

An den Herausgeber d. BL.

Schon oft hatte ich mir vorgenommen, Ihnen einmal ein freimüthiges Bild des hiesigen literarischen Lebens und Treibens in seiner heutigen Gestalt zu entwerfen, jedoch blieb es eben bisher beim Willen und meine Feder fand den Anfang nicht. Nun aber las ich in Nr. 15 Ihrer Blätter den Aufsatz von Eduard Schmidt über hiesiger literarische Zustände, und fand mich alsbald lebhaft angeregt, durch Schilderung der Königsberger ein passendes und vielleicht interessantes Seitenstück zu demselben zu geben.

Ich muß Ihnen indes von vornherein gestehen, daß es keineswegs erfreulicher und lichter, hingegen wol noch bedeutend beklammernder und dunkler schattirt ausfallen wird. Ja, Sie dürfen sogar den Ausdruck „literarisches Leben und Treiben“ beileibe nicht wörtlich nehmen, denn sonst müßte ich ja, wie billig, davon zu erzählen anfangen; aber da fange einer von etwas an, was nicht existirt. Wir haben eben hierorts kein solches lebendiges Leben und Treiben, denn das schafft sich vereinzelt nicht, das kann sich nur als Blüte und Frucht eines organischen Zusammenlebens offenbaren. Der ganze Gesamtzustand unsers hiesigen literarischen Seins läßt sich sehr treffend einem Homunculus, einem Automaten vergleichen, der durch künstliche Maschinerie dann und wann in Zuckungen versetzt wird und den Anschein von Leben gewinnt. Ich weiß recht gut, daß dieser Satz manchem Ihrer Leser höchst verwunderlich und unerwartet vorkommen wird, und ich begreife die langen Gesichter, die ich zu sehen meine, sehr wohl. Zwar wird Niemand erwarten, daß bei dem schwindelhaften Zustand des literarischen Lebens im Allgemeinen derjenige Königsbergs eine hervorragende Ausnahme mache, aber daß ich diesen kurzweg einen automatischen nenne, das wird sicherlich Vielen nicht sobald einleuchten wollen, d. h. vielen Auswärtigen nicht. Es ist nämlich ein ganz eigenes Ding um das beinahe unverwundliche günstige Vorurtheil, das man auswärts über diese nordische Pflanzstätte der Wissenschaft, Kunst und Literatur hegt, demgemäß man sich eine entsprechende Vorstellung vom dem Zustand des hiesigen literarischen und überhaupt geistigen Gesamtlebens macht. Der Hauptgrund dieser eigenthümlichen Erscheinung

liegt unstreitig in den einzelnen großen Männern, die ihr Leben von Königsberg aus in die Welt gehandelt haben und als einige wenige noch heute ausstrahlen. Man hat sich auswärts daran gewöhnt, das ganze Königsberg in dem Wiederhören dieser einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten zu erblicken, und hat vergessen, daß ein oder zwei Schwaben keinen Sommer machen. Man vergißt ferner, daß solche Männer, bei allen ihren vorzüglichen Leistungen auf den betreffenden geistigen Gebieten, lange nicht immer zugleich die Fähigkeit besitzen, auf ihre Umgebungen, auf ihr Publicum in einer Weise einzuwirken, welche zerstreute Interessen vereinigt, den überall waltenden Separationsgeist endgültig besiegt und ein wirkliches organisches Gesamtleben schafft. Dazu gehört eben noch etwas Anders als Kathederroutine, gründliche Gelehrsamkeit und die Kunst des Büchermachens. Dazu gehört aber auch andererseits ein Umgebungs, die sich noch soviel Widerstand und geistige Resistenz bewahrt hat, um aufnehmend, um empfänglich sein zu können, dazu gehört ein Publicum, das sich noch nicht wie die hiesige so vollständig in souveränen Individualismus verlor und den bekannten Spruch, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte, noch nicht derart eingegeben zu dem Man gemacht hat, daß es gegen Persönlichkeiten wie ihn besagen und überhaupt gegen alle aus ihrer Mitte sich erheben den geistigen Kräfte stets nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke geht. Dies geschieht aber ohne alle Frage, und Niemand wird es leugnen wollen noch können, der jemals auch nur einen flüchtigen Blick hinter die Königsberger Soufflees geworfen hat. Fast alle unsere wenigen bessern und besten Namen, die aufwärts gehen oder sogar vollen Klang haben und dem man alle verdiente Hochachtung zollt, werden hinter diesen Soufflees nicht selten mit einer Geringschätzung betrachtet und müssen auf eine Abspreecheri über sich ergehen lassen, die kaum anfangen zu bezeichnen sind und die jedem Fremden, der sie zufällig wahrnimmt, ganz spanisch vorkommen. An Schriften, die auf Königsberger Grund und Boden entstanden, auswärts gerechtes Ansehen und ehrenwerthe Schätzung erfahren und oft sogar mit bewundernder Empfänglichkeit aufgenommen werden, läßt man sich selten ein gutes Paar. Diese traurige Wahrnehmung wird ich nun zwar hier und da auch an andern Orten und in andern Werken machen lassen, aber der schlimmste Vorwurf, den ich den Königsbergern gewiss. Jeder richtige Königsberger wird zuzugestehen eine Seite in einem dickleibigen, verwitterten und verwässerten Compendium zu Kant's „Kritik der reinen Vernunft“. Wenn man ihn in seiner selbstbewußten Sicherheit ruhig betrachtet, meint man nicht anders, als ob er in nächster Reihe die Schicksale des großen Weltweisen angetreten habe, obgleich ich doch in Wahrheit einzig auf des Gedankens kalte Wüste blicke, die ihm angefränkt ist. Die aufrechte, hochachtungsvolle fremden Leistungen ist ihm, vorzüglich soweit sie literarische Kräfte betreffen, eine bare Unmöglichkeit. — Das kam ja einem Eingeständniß eigener Mängel gleich. I. Rosenkranz und die Propheten — was brauchen wir diesen?

Ich könnte genug Belege zu dem Gesagten anführen, wenn sie nur nicht so unschicklich und ungeheuer wären. Ich las sich z. B. Rosenkranz wegen seiner Schrift „Aus einem Tagebuch“ hinter dem Rücken für Dinge gehalten, die er nicht geschrieben hat und das Buch ist doch so wirklich inbedeutend, daß es eine so reiche Auswahl reicher und ansehnlicher Werke mit Ausnahme des allerdings unangenehmen Capitels „Die Welt“, das jeder Freund des Verfassers fortzuschicken hat. Weit schlimmer noch ergeht es Alexander Jung mit seinen Schriften. Was Rosenkranz schreibt, liest man wohl noch, aber noch eifrig, wenn auch bloß um es zu widerlegen; aber was Jung schreibt, liest man nicht, und das ist es sogar nicht selten mit einem gewissen Bedauern, daß man die letzten Lächeln, das den Königsbergern überhaupt zu Theil ist. Ganz ohne eigene Verschuldung an dieser Unwissenheit ist Alexander Jung nun freilich nicht. Er lebt und wirkt nach



die in vergangenen Literatur- und Culturepochen und hat sich deshalb in das System seines Goethecultus eingesponnen, das nichts Anderes zu sehen und zu hören scheint, als was er in irgendwelchen Bezug dazu setzen kann. So macht denn der gute Mann einen zwar durchaus literarisch tüchtigen und achtbaren, aber gewissermaßen antiquarischen Eindruck, dessen ich mich aber bei aller sonstigen Hochachtung vor seinem Willen und Namen, niemals recht erwehren konnte. Was ihm gründlich wehthut, das wäre ein Herausgerissenwerden aus seiner engherigen Schranken in unsern abgesperrten Erdwinkel, ein Gehörwerden in den treibenden Mittelpunkt des modernen Geisteslebens. Aber das sind wol fromme Wünsche — und wegen es bleiben.

Was unsere übrigen literarischen und wissenschaftlichen Kräfte betrifft, so gehören sie meist ganz ausschließlich dem akademischen Lebenskreise oder doch dem gelehrten Fache an, und treten nur sehr zufällig und gelegentlich in ein vorübergehendes Verhältnis zum öffentlichen Leben. Im Allgemeinen lebt der Gelehrte, der Beamtete, der Militär- und der größere und kleinere Bürgerstand auf seine eigene alleinige Faust und den eigenen eigenen Interessen nach. Die öffentlichen populären Vorträge, wie sie im Winterhalbjahr pflegen gehalten zu werden — so noch laßt man sich zum Besten des Kantentmals — geben nur ein sehr oberflächliches momentanes Blindemittel ab. Wie sehr lodernd ist und wie sehr man nur des guten Ans halber diese Beträge besucht, läßt sich schon aus dem Umstand erkennen, daß nur höchst selten ein Verleger es wagt, den einen oder anderen derselben dem Publicum durch den Druck aufs neue vorzuführen, wie es in Berlin doch fast ohne Ausnahme geschieht. Auch dies Symptom weist wieder darauf hin, was ich als Grund erkennen muß, warum bei uns kein lebendiges geistiges Gemeinwesen und literarisches Leben zu finden ist: nämlich der Mangel an Gesinnung und literarischen Kräften auf beiden Seiten. Die geistreichen Interessen auf einer ideellen Brennpunkt zu concentriren und so ein schlagendes höheres Bindemittel zu schaffen, sowie andererseits (und dies ganz vornehmlich) dem gebildeten Publicum auf die Unfähigkeit, sich mehr vernünftigenfalls aufnehmend und hingebend empfänglich zu verhalten, mit andern Worten auf die Frankhaft bläsierten, indifferenten behagenden Absprechereigenschaft, wie sie als chronisches Leiden im Schwange gehen. Obendrein steht uns nun noch der Verlust von zwei hervorragenden Kräften bevor, die sich sowohl an populären Vorträgen betheiligten: Jacobi wird dem Tode nach Halle folgen und Helmholz nach Bonn abgehen. Letzterer ist sehr beliebt, soweit das hier möglich, und letztere sehr geschätzt.

Wie dem erwähnten Symptom hängt die verwandte Erscheinung zusammen, daß unser Verlagsbuchhandel so manchen großen hier entstandene Geisteswert sich entgehen läßt, und es doch, wenn Alles richtig stünde, sich nicht entgehen lassen sollte. So aber ging z. B. das vielgerühmte Buch von Scherer und das „Tagebuch“ von Rosenkranz, die neueste Hülle anzuführen — nach Leipzig, so gehen die Schriften: Thaddäus Kauls nach Hamburg, und so Alexander Jung's Weisen in Mainz. Aber unsere Verleger wissen sehr wohl, daß ein hier geschriebenes Werk, wenn es in „Deutschland“ verlegt wird, gleich mehr Aufmerksamkeit erregt und bekannter wird, „geht“ besonders hierorts, als wenn das am Orte der Fall. Und unser Verlagsstand weiß etwas Bestimmtes und denkt, es bliebe sich gleich, so oder so fort mit Scherer. Uebrigens reducirt sich letzteres beinahe größtentheils auf gelehrte Werke auch fast allein. Die besten Gelehrten Vorträge, deren verhältnismäßig wenige Vorträge, um der Arbeit unserer Geistesmänner willen, in der Provinz zu bereiten, alle Anerkennung finden. Die andern Kräfte suchen fast nur das unumgängliche Bedürfnis zu befriedigen, mit Ausnahme etwa von Adolf

Hammer, der alle zwei oder drei Jahre einmal im wunderschönen Ranat Maj einen Roman verlegt, deren Honorar trägt ich nachzuspüren nicht befeht bin. Der Verlag der übrigen Firmen beschränkt sich, wie gesagt, meistens auf die niedere praktische Pädagogik, eine theoretische, höhere existirt hier nicht oder doch nur halbwegs im „Volkschulfreund“, einer Zeitschrift für Provinziallehrer, der indessen auch nur die Pietät des Verlegers für das Andenken ihres Gründers die Basis zur weitem Lebensfristung bietet.

Aber unsere Verleger als solche, können freilich nicht, weder mit ungenügenden landmännischen noch auch eigennütigen kaufmännischen Bestrebungen, einen bessern Zustand der Dinge heraufbeschwören, können aus dem Automatenenthum unserer literarischen Verhältnisse keinen lebendigen Organismus schaffen. Dazu bedarf es anderer Hebel, Hebel von innen her, deren notwendige Voraussetzungen im Gebenden und Empfangenden von vornherein da sein müssen, die aber leider, wie ich oben dargelegt habe, fehlen, und zwar bei erstem Theil ebenso gänzlich wie bei letztem bedinge. Bei einem solchen Publicum wie dem hiesigen hat zwar, nicht der Mangel sein Recht verloren, wol aber haben alle Anstrengungen, und wären sie die unermüdlichsten, und alle Bestrebungen, — und wären sie die ehrenwerthesten — begabter Geister es verloren, wenigstens auf so lange, bis einmal der Halbgoth unter ihnen aufsteht, der das wunderbare, durchaus nöthige Glück besitzt, von dem ich oben sprach. Es fällt mir hier der Ausbruch eines hochgestellten Mannes ein, den dieser kürzlich bei Gelegenheit eines im Plan begriffenen, auf die sechshundertjährige Jubelfeier unserer Stadt sich beziehenden literarischen Unternehmens that — ein Ausspruch, den ich geschrien kann, weil ich ihn Schwarz auf Weiß eingesehen habe. Er sagte nämlich, indem er davon abrieth: „Die Königsberger besitzen ein erschreckliches Talent, alle in ihrer Mitte entstehenden literarischen Productionen zu misachten und zu verkümmern, nun gar eins, das sie selbst verherlichen soll.“ Was dies „erschreckliche Talent“ aus den Königsberger literarischen Zuständen mit der Zeit noch machen wird, das mögen die Götter wissen!

Das einzige Feld, das hiesigen Schriftstellern einige wirkliche Chancen bietet und das allenfalls einen wirklichen Vereinigungspunkt abgeben könnte, wenn es mit Energie bebaut würde, das ist das Feld des gemüthlichen Humors. Einen Beweis lieferten noch vor nicht gar langer Zeit die humoristischen Vorlesungen von Ludwig Walestrobe, die stets unermüdet besucht wurden. Aber der Mensch lebt nicht von Humor allein, und Walestrobe scheint das eingesehen zu haben, als er, vor nun einem Jahre, sich auswärts einen Wirkungsplatz suchte und — was bei seinen unstrittigen Talenten voraussetzen war. — auch bald fand. Ein zweiter Ausreißer ist Ferdinand Gregorovius, einer unserer besten und liebsten Söhne, der schon vor Jahren nach schönern Gefilden zog, wohin ihm unsere übrigen productiven Kräfte sicherlich lieber heute wie morgen folgen würden, wenn sie sich wie er losreißen könnten von den Verhältnissen, die zum Hierbleiben zwingen.

Die Ursachen, weshalb der gemüthliche Humor das zumeist Chancen bietende Feld ist, mögen dreifacher Art sein: ein mal, weil er der sogenannten Durchschnittsbildung am weitesten entgegenkommt; zum Andern, weil er der vielberedeten „stumpfsinnigen Gemüthlichkeit“ entspricht, die allerdings von Haus aus da ist, wenn auch freilich mit stark materiellen Accenten versehen und unter einer etwas schwer zugänglichen nördlichen Schale verborgen liegend, die nur der Eingeweihte mit Erfolg anbohrt; zum Dritten, weil die Traditionen des Hippelhügels vor dem Steinhammer Thor, des Hügels, unter dem der weiland Königsberger Faun seinen ewigen Schlaf hält, noch nicht so ganz ausgehorben sind, sondern leicht hier und da mit günstigem Winde wieder ins Leben fließen.

Ich will sie einstweilen steuern lassen und will mich jetzt einmal nach den Privatleiden unserer Stadt umsehen, nach den Kreisen, die z. B. in Dresden ein verhältnismäßig so





rigen Knaben allerdings eine neue Welt eröffnen. Diese Gestalt ist mit ungeheurer Wirkung geschnitten und nimmt den Vordergrund eines anziehenden Gemäldes ein. Aus vornehmtem Blut entfloßen, Herz und Leibarzt seines Fürsten, von diesem in seiner Liebe auf das abscheulichste hintergangen, vergeht sich Maximilian gegen den Fürsten, indem er Hand an ihn legt und ihn einen Dieb nennt, und muß als Hochverräther geächtet fliehen, bis er in dem stillen Kloster am Rhein eine Zuflucht findet. Hier abermals vertrieben, verliert er ihn aus den Augen, um ihn in einer der gewaltigsten Situationen, in der Schlacht von Paris, unverhofft wiederzufinden. Der arme Fritz ist nämlich eine Heilung suchend, nach München gelangt, wo er zwischen Entschörungen schlummert, halb Student, halb Barbier, seines Curats des Weibens macher, bis er nach Berlin kommt, wo wir ihn als Dr. Musiana's Kammerarzt wiederfinden. Der Roman wird nun wieder zur Lebensgeschichte zum Memoirenroman, indem der vieler bekanntesten Charaktere der Zeit und Berlin's in dem Jahren 1811-12 angedeutete Charakter- und Sittengemälde entworfen werden. Der Freiheitkrieg bricht endlich aus; Fritz gelangt als Oberarzt durch Szenen voll plastischer Wirklichkeit nach Frankreich, wir sehen den Kämpfen von Rheims, Laon und von Montmartre bei. Hier tritt der Roman wieder in den Vordergrund. Der Herzog von \*\*\* ist leicht verwundet, und Fritz wird zu ihm gerufen. Während er den Schlummernden bewacht, tritt eine Erscheinung zum Lager, die, als Adjutant des Königs angemeldet, den Verwundeten genau beobachtet, die Wunde untersucht und verschwindet. Fritz traut seinen Augen nicht, er glaubt Maximilian erkannt zu haben. Gleich darauf erscheint Wibel und der wirkliche Adjutant des Königs. Diese Scene verschmilzt Roman und Wirklichkeit in einer völlig neuen und eigenthümlichen Weise, und wir fühlen, welche Gewalt diese Verschmelzung über uns ausübt. Die Erzählung nimmt dann wieder den Charakter von Memoiren an. Fritz bleibt bei dem Herzog, begleitet ihn nach England und empfängt die größten Gunstbezeugungen.

In dieser Mischung des That-sächlichen mit dem Fictiven, des Wirklichen mit den romantischen Lebens-Elementen zeigt sich der besondere und große Reiz dieser Arbeit. Sie macht es dem Verfasser möglich, mitten in Szenen pathetischer und phantastischer Erfindung Streiflichter des bekannten und realen Lebens hineinzuwerfen zu lassen, und hierdurch der romantischen Erfindung selbst den täuschendsten Schein des wirklichen Lebens mitzutheilen. Die Scene am Lager des Herzogs ist eine Probe hiervon, mit höchster pathetischer Spannung erhablen wir die beiden Leidenden einander Auge in Auge gegenüber; der Roman erreicht seinen Gipfelpunkt, da tritt die uns Allen bekannte Gestalt des königlichen Leibarztes Dr. Wibel in aller ihrer leiblichen Wirklichkeit dazwischen, so daß wir an die Fiction wie an eine Thatfache zu glauben genöthigt sind. Es ist dies ein „Kunststilk“ besonderer Art, der seinen eigenen Maßstab fordert und nach gewöhnlichem Gesetze nicht gemessen werden kann.

Zwischen diesem Leben der Phantasie im Spiegel der Wirklichkeit zieht sich nun ein lieblicher kleiner Roman hindurch, auf den wir jetzt näher eingehen müssen. Schon in Amsterdam hat Fritz Stilling mit einer kleinen Sylphe, Christel, Pflegekind seines Onkels, einen Herzensbund geschlossen; er hat sie in Münster in seiner äußersten Bedrängnis als Schülerin eines alten italienischen Gefangenenmeisters wiedergesehen, dann aus den Augen verloren und das liebliche Kind in Prag und Wien umsonst gesucht. Inzwischen ist er selbst nun als Arzt in die Residenz des Herzogs gezogen, der ihm heimlich seine Laufbahn ebnet und ihn endlich zu seinem Leibarzt macht. Den Herzog drückt eine tiefe, innerliche und geheimnißvolle Schwermuth, die nach äußerer Zerstreuung haßt und diese bald in Kunstgenüssen, bald in Naturstudien, Magnetismus und Heilseherei sucht. Eine große Sängerin macht in Berlin Aufsehen; der Herzog will sie seiner Residenz vorführen, und Fritz, der sich

überall als ein feiner Unterhändler zeigt, wird zu diesem Zweck nach Berlin gesandt. Er findet in der großen Sängerin jener Charakter, eben so reich und kindgütig, wie sie und seine Art dem Herzog und seiner alten Mutter, die sein Gemüthe markiert. Hier ist Stoff zu den verschiedensten und mannigfachen Szenen, wohlhoffentlich und mit unergieblicher Ausdauer ausgemalt. Mehrere begnügen sich Ludwig Devrient und sein enthusiastischer Bruder Stephanmann, gemalte Porträts, die der Kunst des Verfassers Eben machen. Stephans nähern wir uns dem Schluss der Erzählung, Fritz das Geheimniß seines Vaters, der zuletzt in die Hände von Oesterreichern, die seinen Jesuiten, welche das alte Kloster am Rhein zerstörten, gefallen ist, endlich durchschaut. Ein Lebel ist hervorgegangen, der an Maximilian's großen Verstand, die kühnste Besinnung, von dem Herzog hoch gehalten, lebt in einer Entfernung von der Residenz als Bräutigam, im Garten noch immer die Aische für Maximilian während, die er, Maximal in prächtigen Dingen, hat angesehene Güter, jedoch aufstrebendem Landbesitzer, und fremden Namen gekaufte. Der Herzog dankt dies, und die Kauf hintertreiben. Diese Mischung aber benutzt, er hat in einem phantastischen Schauspiel die Geger zusammenbringen und sie aufzuführen. Maximilian empfangt in seiner Hand die Bekanntschaft seiner Jugend, mit der er nach Maximilian kriegt; der Herzog wird von seinen Leiden befreit, die sterbenden Jesuiten werden entlassen, und Fritz ist, wie Christel glücklich. Wibel, der Geheimrath und Leibarzt des Herzogs.

Diese Stille ist verhältnismäßig kurz, das Buch enthält noch viel mehr und namentlich einen humanistischen Theil, der wir hier ganz übergangen haben. Die Kritik hat nun schon längst davon abgesehen, nach der Moral der Kunstwerke zu fragen; indessen wir gehören der alten Schule an und stellen uns daher die Frage: Was will und was erstrebt dieser mit ungetrübtem Geist geschriebene Roman? Wo liegt seine Moral? Das Leben geduldig und in Geduld, treue, klug und muthig eingreifen, wenn die Zeit dazu gekommen ist, gepflicht, das Recht und menschlich Mitgefühl zu ergreifen; vor Schuld sich wahren und bei der schmerzlichen Lebensentwicklung das Natürliche einfach, ist im Auge behalten, das ungefähre sind die Lehren dieser trefflichen Lebensgeschichte. Fritz Stilling besitzt etwas von der Natürlichkeit, die Erasmus und dies macht seinen größten Reiz aus, man merkt den jeder Leser erkennen, dem jeder Reizfall golden muß. Wir haben über die Diction nichts zu sagen, als daß sie das einfachste Kleid der Gedanken und des Inhalts ist. Ist es ungünstig in dieser Beziehung, niemals, gepflicht, oben, wenn die Führung der Fabel ist nichts zu erinnern, als daß die Schlussscene, allerdings nicht leicht und nicht notwendig, in den Rahmen der Erzählung einzufügen war, daß die Stellung des Helden im zweiten Theile zu seinen früheren Längen Anlaß gibt und daß die humanistische Charaktere ehrlichen Gutes nur theilweise geschmackvoll und gelungen erscheint. Im Allgemeinen ist nicht zu vergessen, daß „Der Stilling“ mehr eine Familiengeschichte als ein Roman ist, und daß daher eine genetische und prinzipielle Kritik hier weniger an ihrer Stelle sein würde. Als eine unterhaltende und lehrreiche, mit den trefflichsten Einblicken in das wirkliche Leben ausgestattete „Geschichte eines Menschen“ ist die Arbeit unter die ausgezeichnetsten ihrer Art zu rechnen. Von den zahlreichen Episoden des Buchs ist diejenige, welche uns die charakteristischen Bilder von L. Devrient und K. Seydewitz vorführt, von vorzüglicher Selbstständigkeit und zeugt von der unterschiedenen Begabung des Autors für solche Zeichnungen. Die Genialität des in Madeira'se verlorenen großen Mann und ihr gegenüber die stille, bescheidene, strebame Natur des jungen Seydewitz, der stets an seinem Werthe zweifelt, liefern zwei treffliche Künstlerbilder, für welche wir dem Verfasser besonderen Dank zu sagen haben. Das Verhältniß Stilling's zu



seiner Mutter bezogen einen feinen Sinn für edles Kunstge-  
fühl, der zum Theil in der Romanphäre unter dem Geleite  
tadelnswerther Dichtungen heimlich kultiviert worden ist. Der  
Charakter des großen Ganges ist aber abgesehen eine so frei-  
he unerschrockene Natur, daß wir dem Erzähler dazu dank  
sagen, daß er uns zeigt, daß er selbst den Erkenntnis des  
Lebens in seinen eigenen und gewaltigen Stößen — des Herzogs,  
Karlens, Gräfin Brandhoff — die frühe Enterte der ersten  
wichtigen Natur nicht aus den Augen verloren hat. Der ein-  
sige Punkt, wo der Verfasser den sichern Boden der Lebens-  
wirklichkeit wieder den Fiktion verlor, zu haben scheint, ist die  
Episode der Gefundenen und Stigmatisirten am Hofe des Herzogs.  
Wir geben zu, daß der Zustand des Hofes uns verbor-  
ren genug vorgelegt wird; um ihn allerhand Verschönerung  
jugendlich zu empfinden, allein ein sonst so kluger Mann, wie  
er ist, sollte sich wenigstens die Regel der Dichtung nicht von  
so unglücklichen Gedanken entziehen lassen, als solche geheimen Räte  
sind. Hier geht der Roman über die Grenzen wirklicher Le-  
bensverhältnisse hinaus und nimmt einen willkürlichen ten-  
denziösen Gang an, den wir nicht gutheißen können.

Nach allem Dessen ist unser Urtheil über diese hervor-  
ragende Arbeit sehr gesammelt. Es ist unter künstler-  
ischen Gesichtspunkten ein vorzügliches, fast unvorstellendes,  
schönes Lebensbild; voll des sinnreichen Erfinders über  
Reiz und Natur, mit dem tausendfachen Spiege der Wahrheit  
und Wirklichkeit ausgestattet und somit in seiner Construction  
als Kunstwerk wie in seiner Bedeutung als Lehrstoff für das  
Leben von tadelloser Vollständigkeit. Mögen dem Verfasser noch  
viele Bücher so wie dieses gelingen; der Anspruch unter den  
financielem Erzählern Deutschlands wurde ihn alsdann nicht  
fehlen.

## Literarische Unterstützungsvereine in Eng- land, Frankreich und Deutschland.

Es ist eine ohne Zweifel bemerkenswerthe Erscheinung,  
daß gegenwärtig die Angelegenheit literarischer Unterstützungs-  
vereine in den drei großen Ländern England, Frankreich und  
Deutschland gleichzeitig verhandelt oder um in modernsten  
deutschen Ausdruck zu sprechen — „entwirrt“ wird. Der  
Schlüssel dieser Verwirrung liegt einfach darin, daß in keinem  
der andern europäischen Länder soviel geschrieben und gedruckt  
wird, mithin die Masse der Schriftsteller nirgends eine so  
zahlreiche ist als unter den genannten Nationen, welche an  
der Spitze der modernen europäischen Bildung stehen. In  
Portugal, Spanien, in Polen und Ungarn, in der Türkei  
und Griechenland, selbst in Italien besteht keine Schriftsteller-  
klasse im eigentlichen Sinne, daher hat man auch dort nicht  
nötig, an die Einrichtung von Unterstützungsvereinen für arbeits-  
unfähig gewordene bedürftige Schriftsteller oder ihre Hinterlas-  
senen zu denken. In dem kleinen, aber literarisch betriebenen  
Dänemark folgen Staat und Krone für das Wohlfühlen und  
Wohlbefinden der Schriftsteller durch Gehalts, Rente, Pen-  
sion u. s. w., und auch in Deutschland haben sie in den letz-  
ten Jahren wieder ihre Fäden in dieser Richtung hervor-  
gehoben. So bemerkenswert ist auch, so verbindet sich mit  
dieser Unterstützung von oben herab doch auch der Wunsch,  
daß die freie Entwicklung und die Selbstständigkeit der  
so selbstständigen Dichter und Schriftsteller, die durch ihre  
Schöpfungen gewissermaßen zum Glanz der Nationen beitragen,  
für den wenigsten indirect beitragen, in den meisten Fällen  
nicht wenig littet. Auch handelt es sich bei den Hilfsvereinen,  
wie man sie namentlich in England und Deutschland im Sinne  
hat, in einer Hinsicht, soviel um Förderung noch tüchtiger  
Talente, die in der Vollkraft ihrer Produktionsfähigkeit stehen  
und zu deren voll- und begreifbarweise nicht die zahllosen Ko-  
sackensprüche unserer gewöhnlichen Duodez-lyriker rechnen,  
als wie gesagt um Unterstützung solcher, die unverwundbar in  
Roth gekommen oder durch Krankheit und Alter arbeitsunfähig

geworden sind, wie am Deutschen Ausst. Hülfsvereinen.  
Von den Buchhändlern — so willkommen sind die Beiträge  
wohlgefundener Verleger sein werden — kann man ebenso wenig  
verlangen, daß sie die Schriftsteller oder ihre Hinterlassenen  
pensioniren, als man von den Musikalien- und Kunsthändlern  
verlangen kann, daß sie aus ihrem Vorrat die Componten  
oder Künstler pensioniren. Jeder Stand muß in Bezug auf  
solche Zwecke für sich selbst sorgen. Aber wohl hat der Stand  
der Schriftsteller vom großen Publikum zu verlangen, daß die-  
ses ihm dabei zu Hülfe komme; das Publikum hat von den  
Schriftstellern seinen Nutzen und sein Vergnügen; der Schrift-  
steller steht gewissermaßen im Dienste des Publikums; ja er  
hat nicht selten unter den Launen, der Geschmackswetterwendig-  
keit und der Vergesslichkeit des Publikums nicht wenig zu lei-  
den. Dies wieder einigermassen aus zu machen und seine Dant-  
barkeit zu beweisen, bietet sich dem Publikum die schönste Ge-  
legenheit dadurch, daß es sich an der Einrichtung und Unter-  
haltung von literarischen Unterstützungsvereinen durch Beiträge  
betheiligt.

Wir haben in Nr. 17 d. Bl. (vom 26. April) die nicht we-  
nig zahlreichen literarischen Unterstützungsvereine aufgeführt,  
die in England theils schon bestehen, theils im Entstehen be-  
griffen sind, und wir erläuterten bei dieser Gelegenheit auch  
Bericht über die am 14. März stattgehabte Generalversamm-  
lung des Royal literary fund, deren Endergebnis war, daß  
ein Ausschuss ernannt wurde zu dem Zweck, eine neue Verfas-  
sung für den Verein zu berathen und zu entwerfen, welcher  
dann einer zu diesem Zwecke auszuscheidenden allgemeinen Ver-  
sammlung vorgelegt werden sollte. Der Ausschuss hat sich be-  
reits, seinen Auftrag zu erfüllen; sein Verfassungsentwurf ist  
von Charles Dickens unterzeichnet und bereits in denjenigen  
Blättern abgedruckt, welche sich für diesen Gegenstand interes-  
siren. Das „Athenaeum“ sagt von diesem Bericht, er beruhe  
auf heilsamen Grundsätzen, sei geschickt abgefaßt und in sei-  
ner Haltung gemäßigt; er sei in jeder Hinsicht würdig der Sache,  
in deren Dienste er verfaßt, und würdig des Namens, mit dem  
er unterzeichnet sei. Nichtsdestoweniger ist dieser Entwurf in  
einer Generalversammlung der Vereinsmitglieder, die am 16.  
Juni stattfand, verworfen worden. Unter den Gegnern des  
Entwurfs befand sich auch der bekannte Schriftsteller Monckton  
Milnes, welcher behauptete, daß durch die Annahme des En-  
wurfs der Verein nicht reformirt, sondern auf eine gänzlich  
andere Grundlage gestellt werden würde. Es werde in diesem  
Verfassungsentwurf nämlich beantragt: 1) daß der Verein nicht  
wie bisher den Hülfsuchenden beträchtliche Geldsummen gewäh-  
ren, sondern nur kleinere Geldsummen in Form von Jahres-  
gebern und zwar gleich für eine gewisse Reihe von Jahren unter  
se vertheilen solle; 2) daß diese Summen nicht als Geschenke,  
sondern als später zurückzuerstattende, an gewisse Bedingungen  
gebundene Anleihen bewilligt werden sollten; 3) daß der Verein  
nicht mehr ein ausschließlich wohlthätiger Verein, sondern fortan  
vielmehr eine förmliche literarische Genossenschaft sein solle.  
Was den ersten Punkt anlangt, so scheint M. Milnes den be-  
treffenden Paragraphen nicht ganz richtig verstanden zu haben;  
denn der Verfassungsausschuss dachte nicht daran, vorzuschla-  
gen, daß ausschließlich Anleihen an die Stelle von Geldgeschen-  
ken treten sollten, sondern er wollte nur, daß die Vollmacht  
des Vereinsausschusses unter der vorgeschlagenen neuen Ver-  
fassung nicht auf bloße Geldgeschenke beschränkt, sondern dahin  
ausgedehnt werden sollte, auch Anleihen und unter besondern  
Umständen und Vorbehalten Jahresgehälter (gleich für eine Reihe  
von Jahren) zu bewilligen. Wie es scheint, mußte bisher jeder  
Hülfsuchende für jedes Jahr ein neues motiviertes Gesuch ein-  
reichen, und mit Bezug hierauf bemerkte Sir C. Bulwer-Lyt-  
ton in der Generalversammlung sehr mit Recht: „Wollt ihr  
denn Männer, deren Ansprüche auf Unterstützung ihr für be-  
gründet erachtet, nöthigen, Jahr für Jahr ihre Lampen vorzu-  
zeigen, ihre Wunden bloßzulegen und ihren Ruf zu wieder-  
holen: Date obolum Belisario?“ Ohne Zweifel wird sich die





Bemerkung, jedes bloße Experiment ins Blaue, das fehlschlagen muß, weil man von Hause aus alle Bedingungen des Gedeihens fehlen, sind in solchen Angelegenheiten von größtem Nachtheil; denn die Sache selbst wird dadurch nur zu leicht in den Augen des Publicums compromittirt.

**Hermann Katagrag.**

### **Berichtigung der Miscelle über Hippolyt.**

Das interessante Referat über Bunsen's so ansehnliche und wichtige Forschungen auf dem Gebiete der alten Kirchen-Schriften und Liturgie, Hippolytus und seine Zeit" (zweiter Band) in Nr. 17 d. Bl. hat auch Dollinger's und meine Untersuchungen über Hippolytus und die römischen Zeitgenossen" vorübergehend in Betracht gezogen. Bei könnte das hohe kirchlich-politische Interesse betonen, welches Bunsen's gemüthlich und geistvoller Werk, ihr wahrhafte That erwecken muß! Wenn die-  
 sem gegenüber die weiteren Untersuchungen für den Referenten fast in den Schatten getreten sind, so finde ich das für diese Betrachtung ganz natürlich. Selbst daß wir Fachtheologen an Ende von Bunsen's „Beweis“, wie ja der Referent schon erwähnt hatte, nur mäkeln, um zu mäkeln, kann bei der bekann-  
 ten Stellung, wie die des Referenten war, einigen Schen haben, und die Bemerkung, daß die Untersuchung über das unvollständige Manuskriptfragment des Theodosius — möge auch P. G. Baur dazu sagen, was er wolle — wiederholt von vorn aufzunehmen sei, ist dabei ebenso begreiflich, als selbst die darin vorausgesetzte ganz anmaßlich steht, wenn eine gefällige Hypothese endlich für Gewissheit erhoben wird. Eine andere Erklärung findet vielleicht den an diesen erlauteten Forschungen noch andere, selbst allgemein ganz interessante Seiten. Auf jeden Fall ist ja auch der Referent trotz jener Richtigstellung gegen die so unbedingten Beweise der Fachtheologie so wohltholend und nachsichtig gewesen, daß man dafür nur dankbar sein kann. Ich will meinen Dank sofort dadurch beweisen, daß ich ein Moment dieses freundlich-ärgelichen Berichts auch über meine literarisch-kritische Untersuchung, die so glücklich über-  
 gänglich ist, fast denselben Titel mit Bunsen's Werk über das ganze Buchwesen seiner Zeit zu haben, zu berücksichtigen an-  
 nehmen. Bei dies doch im Stande wäre, diesen ersten Theil mei-  
 ner „Reise der alten Dogmen- und Regengeschichte“ in ein gar zu unangenehm Licht zu stellen, obendrein in manchen Augen die Grundlage der ganzen Hippolytus-Affäre zu erschüttern oder gar aufzuheben.

Ich soll den Hippolytus bloß wegen der Bekannten Statue für den Verfasser des neu entdeckten Werks halten, ihr Zeugniß war für mich nicht bloß durchschlagend, sondern auch in Unter-  
 suchung von Dollinger und Bunsen, die doch noch andere Gründe hatten, das einzulassen, und doch sei am Ende die Statue nur Re-  
 sonanz, die Inschrift daran ganz zweifelhaft. Ich bin nicht im Stande, durch das mehr oder weniger Renovirtsein der  
 Statuen die Wahrheit der griechischen Inschrift an ih-  
 rem Facet — diese Osterfabel, dieses Bücherverzeichnis — irgend-  
 wie übertragbar zu sehen. Dollinger's Beweis für ihre Wahr-  
 heit ist, daß die Sprache erheutet sich durch eine höhere  
 Entwicklung der Art der Buchtitel völlig (vgl. meine Schrift, S. 10 f.), abgesehen davon, daß die Osterfabel nur in jener  
 Zeit noch eine praktische Bedeutung hatte. Was an der Sta-  
 tue nicht alles Mögliche unecht sein, die Inschrift einer andern  
 als der Zeit zuschreiben, welche Hippolytus' Wirken noch leben-  
 dig vor sich hatte, heißt sie meines Bedünkens gar zu einem  
 Mißgeschick machen. Doch weil die Statue selbst trotz Winkel-  
 man's Zweifel, sie stamme aus Alexander Severus' Zeit, so-  
 viel Aufsehendes gehabt hat, weil Dollinger dieses erst durch  
 seine Hypothese aushebt, diese aber doch wieder an der Bezie-  
 hung der „Philosophumena“ auf Hippolytus, d. h. an der Statue  
 der Hauptstapel haben, so habe ich von vornherein nicht soviel  
 darauf bauen wollen, wie außer ihm gerade auch Bunsen ge-  
 than hat. Doch ich will nicht davon reden, was nun eine

literarhistorische Aufgabe verlangte, da das merkwürdige Ge-  
 genzeugniß des Photius, daß unsere Ekklesiologie bei römischen  
 Cajus gehört, von Dollinger wie von Bunsen nur durch wirt-  
 liche Irrthümer aufgehoben war und Bunsen dagegen nicht bloß  
 seinen Scharf, oder auch Stumpfheit spielen ließ, sondern ganz  
 Recht behielt, auch nicht davon, daß fortan, weil von Bun-  
 sen's sonstigen Beweisen leider auch mir nicht ein einziger  
 Stich hielt und ich darin nur eine reiche Phantasie zu bewun-  
 dern hatte, es unumgänglich war, die Untersuchung von vorn  
 an zu beginnen; noch weniger davon, wie nun eine nähere  
 Forschung über den von Bunsen ganz unbeachtet gelassenen,  
 von Dollinger kaum gehörten ältesten bestimmten Belegen für  
 unser Werk, über Theoderet, auf die Angaben des gelehrten  
 Antiquars von Konstantinopel endlich das Licht warf, wonach  
 denn nichts mehr für Cajus, so erst nichts mehr gegen den  
 Verfasser des „Osterkanon“ sprach und die Inschrift nunmehr  
 wirklich durchschlagend werden konnte, selbst für den Fall, daß  
 sie räthselhafterweise erst später componirt sei. Der Referent  
 hat nur nicht bemerkt, daß meine ganze weitere Untersuchung  
 der Ergänzung dieses ersten Beweises gewidmet ist, der zwar  
 in sich schon Zuversicht genug trägt, aber doch, eben weil zum  
 ersten mal durchgeführt, Erfüllung verlangte, die freilich in nichts  
 mehr und nichts weniger bestehen konnte und besteht als in  
 der Untersuchung der ganzen Kirchen- und Literaturgeschichte des  
 christlichen Rom in jener Zeit. Zu resumiren aber hätte ich  
 hiernach (S. 164): „In Betreff der in Frage gekommenen anti-  
 häretischen Schriften dieser Periode hat sich über die Hauptquelle  
 dafür, über unsere „Philosophumena“, die (durch die Inschrift  
 und drei andere Momente) gesundene literarhistorische Entschei-  
 dung noch durch fünf selbständige Anzeichen doctrinellen Charak-  
 ters bestätigt.“ Das lautet doch etwas anders, als man sich

Ueberhaupt scheint der Referent zufällig gerade den Schluß  
 dieses Buchs, das Resultat überschlagen zu haben, da doch  
 darin eine Totalanschauung „der Wirklichkeit“, für der ich  
 jene Detailuntersuchungen vorgebracht war, klar genug dar-  
 gelegt ist.

Interessant ist auch, daß der Referent annimmt, die nä-  
 here Bestimmung des Verfassers der „Philosophumena“ (also des  
 Hippolytus) als schismatischen Bischofs gehöre nur der apo-  
 logischen Construction des gelehrten Besprechers von Rom in  
 Deutschland an. Ich glaube die römischen Anzeichen in Dol-  
 lingers scharfsinniger Forschung auch protestantisch genug ins  
 Auge gefaßt zu haben, aber dies Moment wird vom P. G. B.  
 selbst aufs unverkennbarste geboten, wenn es auch Bunsen  
 nicht passen wollte, den nur eben keine nähere Bekanntschaft  
 mit dem Cardinalcollegium zu dem Bischof von Portus als  
 Suburbanbischof der römischen Kirche wird verleiht haben.  
 Wenn etwas, so hat Dollinger das bewiesen, daß die Ver-  
 setzung des Hippolyt nach Portus nur der kirchlichen Ekkle-  
 siologie angehört. Dies mag genügen, um dem Referenten die  
 Bestimmung zu zeigen, die auch der „Fachgelehrte“ an seiner  
 lehrreichen Unterhaltung genommen hat. Inwiefern wolnt  
 doch die wahrlich sehr wichtige und sehr interessante Hippolytus-  
 Sache zu verdienen, daß man noch weiter und offener darauf  
 zurückkommt.

**G. Wolfm.**

### **Notizen**

**Eine Rede des Roemenen-Senators  
 William Howard**

Das unermessliche Gebiet der Vereinigten Staaten birgt  
 Elemente so absonderlicher Art in seinem Schooß, daß sie in  
 jedem andern Staatsorganismus ein freudiges Schaben und ein  
 Heer verwerflicher Kränkheiten sein würden. In diesen  
 Elementen gehört der verfluchte Mormonismus, der für jetzt  
 noch freilich an einem weitentlegenen Punkte sein Wesen treibt,  
 an einem Punkte, der eigentlich außerhalb aller Wirklichkeit  
 mit der menschlichen Gesellschaft steht. Julius Gruber's treffliches

„San Francisco Journal“ theilt nach dem „San Francisco Herald“ eine vom Governor Brigham Young im Laufe des Februars gehaltene Redensart mit, die so charakteristisch ist, als daß wir der Übersetzung widerstehen könnten, einige bezeichnende Stellen daraus mitzutheilen. Brigham Young begann seine Rede: „General Taylor ist in der Hölle, das weiß ich. Man hat auch gesagt, ich sei nicht mehr kuer Governor; ich wiederhole aber, ich bin euer Governor; und weder Frank Pierce noch die ganze Hölle kann mich von meinem Posten verdrängen, bis mein älterer Bruder Jesus Christus sagt, daß meine Dienste nicht mehr nöthig sind.“ (Großer Beifall.) „Aber wie ich euch schon gesagt habe, mein Amt wird sich immer vor meiner Pflichtenbeuge beugen.“ (Großer Beifall — „Amen!“) „Ich bin jetzt noch nicht genöthigt gewesen, die Befehle zu übermitteln, aber ich werde thun, was mein Pflichten verlangt.“ Weiter sagte er: „Die Generalregierung ist unser schlimmster Feind. Die Beamten zu Washington sind die verfluchtesten und nichtswürdigsten Höllebanden. Wenn einmal in einem der fashionablen Boardinghäuser von Washington Feuer ausbräche, man würde die Cabinetmitglieder und Repräsentanten von Washington mit ihren Dinnen im Arme herausstürzen sehen.“ (Großer Beifall.) „Ich wollte den täpferen Gentleman (Col. Stephen) lieber zu meinem Nachfolger haben, als irgend einen andern Mann den ich kenne. Er ist ein Gentleman. Ich bedauere, daß ich Dasselbe nicht von den übrigen Beamten der Vereinigten Staaten in unserm Territorium sagen kann, denn ein verfluchter, verfochterter und verwertheter Gefindel ist in der West nicht zu finden.“ „In diesem Sinne führt er diese „Gentlemen“ zu schildern fort und schloß dann: „Sie treiben sich in unsern Straßen herum und fragen die schönen Töchter Börsen: Wollen Sie nicht heute Abend eine Schiffsfahrt mit mir machen? und dann — (die Bedenken des Governors und Patriarchen werden hier so indert, daß sie sich nicht beschreiben lassen). Für mein Theil, wenn einer dieser Kerle sich an meiner Familie vergreift, so schneide ich ihm die Kehle ab.“ (Lauter Ausruf: „Amen!“ „Hier ist Einer der hilft!“) „Ich sage, verdammt seien solche Menschen!“ (Amen!) „Gott ich Gott für meine Feinde! bittens O ja! ich bitte Gott täglich, daß er sie rothenweise in die Hölle schickt.“ Diese barock-cynische, giftige Redensart, aus der wir noch einige der anstößigsten Stellen weggelassen haben, erscheint um so skandalöser, wenn man sich erinnert, wie es nur die sogenannten „heiligen Begierden“ der Mormonenältesten und um die Lage der Weiber in der Salt-Lake-City steht. Derselbe Artikel im „San Francisco Journal“ erzählt davon die unglaublichen Dinge.

#### Jean Paul.

Es hat uns recht von Herzen gefreut, endlich einmal wieder in einer neuern Literaturgeschichte auf eine unparteiische, neben den Vorzügen des Autors auch dessen Mängel und Schattenseiten allerdings nicht verkennende, aber warme, bereite und gemüthvolle kritische Würdigung Jean Paul's zu stoßen, und zwar in Rudolf Gottschall's Werk: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, wovon der erste Band erschienen ist. Wir werden bei der Beschreibung des Gottschall'schen Buchs auch auf diese Partie ausführlicher zurückkommen und dabei von unserm Standpunkt aus, was aus Jean Paul war und unserer unangenehmen Meinung nach immer noch sein sollte, hervorzuheben suchen. Wir erwähnen vorläufig nur, daß Gottschall ihn den „Vater der modernen Poesie“ nennt, einen Ebenbürtigen Goethe's und Schiller's, hinter denen Jean Paul war in formeller Hinsicht weit zurücksteht, die er auch an Vielseitigkeit und Umfang des Talents, wie an Klarheit der Anschauung und Gestaltung nicht erreicht, die er aber an innerer Wärme, an versöhnlicher humanistischer Grundstimmung, an Mitgefühl für die geistig und leidlich Armen, an Vertiefung in die Abgründe des deutschen Gemüths, welche dessen schönste Schätze bergen, kurz an Fruchtbarkeit und pra-

tischer Humanität weit übertrifft. Wir brauchen einen Menschen, und der erschien uns in Jean Paul. Schade, daß wir dies zu unserm eignen Nachtheil jetzt so sehr zu verkennen scheinen. Der Trost und Erhebung im Druck des Lebens hat nicht vergebens bei Jean Paul angedauert. Der Engländer A. Kinney suchte unter den Schriftstellern seines Landes wie das Ausmaß desjenigen, bei dem er für langjährige Leiden und demnach auf sein Gemüth große Kräfte haben kann, aber vergebens; da gerieth er an Jean Paul und hier fand er, was er suchte: Trost, Beruhigung, Erhebung und Erleichterung. Er erzählt dies selbst in seiner Schrift: „The month of an angel and other places, translated from the works of Jean Paul. With a sketch of his life and character“ (London 1839). Hören wir, was die „Edinburgh review“ im Jahre 1827 bei Gelegenheit einer Besprechung von Heinrich Drings's biographischer Schrift über Jean Paul sagt: „Deutschland hat ihm seit langem kein Liebesgeschöpf aus England muß ihn früher oder später kennen lernen, denn in Mann von solcher Größe gehört nicht einer Nation, sondern der Welt.“ Die Zeit drängt viele, die einen großen Aufschwung, in den Hintergrund, von Richter dürfen wir aber behaupten, daß er viele überleben wird. Es ist etwas in ihm, was unvergänglich ist: jene Schönheit und jener Reiz der Seele, jener Geist der Humanität, Liebe und milden Menschlichkeit, der Befehl der Mode keine Macht hat.“ Und zum Schluß: „In der moralischen Wüste der kühnen Künste mit ihren sondigen Einden und ihres bürren, unfruchtbaren und häufig giftigen Vegetation werden die Schriften Jean Paul's in ihrer ungetrübten Unmöglichkeit sich erheben wie die Gebirge von Dattelpalmen in grüner und quelliger Oase, an den Pilgrim in der schwülen Oede mit Nahrung und Schatten zu erfreuen.“ Und vielleicht hat man eines solchen Danks niemals mehr bedurft als heutzutage.

#### Bibliographie.

Basdeker, K., Handbuch für Reisende in Deutschland und dem österreichischen Kaiserthum. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfquellen. Zwei Theile. 6te umgearbeitete Auflage. Coblenz: Basdeker. 8. 1 Thlr. — Oesterreich. Handbuch für Reisende nach eigener Anschauung und den besten Hülfquellen bearbeitet. Mit zwei Uebersichtskarten und Plänen. 6te umgearbeitete Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. — Südbayern, Tirol und Salzburg. Oesterreich. Handbuch für Reisende nach eigener Anschauung und den besten Hülfquellen bearbeitet. Mit zwei Uebersichtskarten und acht Plänen. 6te umgearbeitete Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

Bolz, C. C., Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Mit 25 feinen Abbildungen. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Reil. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brakenhoff, H. P., Geschichte der Hannoverischen und Braunschweigischen Lande in sechszig Erzählungen. 1ste Lieferung. Einbd. Chters. Gr. 8. 5 Ngr.

Büchner, A., Geschichte der englischen Poesie. Von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Zwei Theile. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 2 Thlr.

Buvry, L., Algerien und seine Zukunft unter französischer Herrschaft. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen, namentlich auch in Rücksicht auf deutsche Auswanderung bearbeitet. Berlin, Schindler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Camprodón, Don F., Die Blume eines Tages. Schauspiel in einem Vorspiele und drei Acten. Aus dem Spanischen übertragen durch H. G. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

- Egiste, G., Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Versuch. Leipzig, Göschen'sche. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Egerer, G., Das christliche Dogma und die moderne Philosophie. Metaphysische Studien. Wien, Gr. 8. 16 Ngr.
- Enschel, C., Ein illustriertes Familien-Lexikon. Entaltend eine Darstellung der für das praktische Leben notwendigen Wissenschaften in lehrreicher Form. 1ste und 2te Abtheilung: Länder- und Völkerkunde und Naturgeschichte. 1stes Hft. Leipzig, Neuf. Gr. 8. 2½ Ngr.
- Ersmann, D., Die Reformation und ihre Märtyrer in Italien. Berlin, H. Schöne. Gr. 8. 15 Ngr.
- Fentich, G., Erzählungen. 1stes Bändchen. Stuttgart, Cotta'sche Buchh. Gr. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Fischer, A., Geschichte der neueren Philosophie. Zwei Bände. Das Zeitalter der deutschen Aufklärung. Übergang der dogmatischen zur kritischen Philosophie. H. u. d. L. v. G. W. Leibniz und seine Schule. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.
- Für den Frieden in Gottes Ordnung. Aus dem 180. in christlichen Geist. Berlin, S. A. Wobigmann. Gr. 4. 10 Ngr.
- Grün, W., Thierfabeln bei den meistersängern. Berlin, Dammert's Verlag. Gr. 4. 12 Ngr.
- Gülich, G. M., Laender, Trakt und Strahlen der Lander. Bekanntste Bildnisse der Gemälde. Berlin, Berthold's Buchh. Gr. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Haeckel, A., Proben eines Lehrbuchs für den philosophischen Unterricht in Gymnasien mit einem Vorwort über Zweck und Methode dieses Unterrichts. Nordhausen, Böcking. Gr. 8. 18 Ngr.
- Hahn und Hertenproff. Zur Geschichte des Aberglaubens aus der inquisitorischen Proccesse. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2 Ngr.
- Hoffmann, G. C., Traum und Leben. Berlin, Schindler. Gr. 8. 2 Thlr.
- Joue, C., Rache, dem Driest. Reise im Gefolge der allten Armeen nach der Türkei, Balachei und Krim. Aus dem Englischen von G. v. Senff. Leipzig, 1stes Hft. Gr. 8. 16 Ngr.
- Der Lebenswege. Bilder aus dem Eligenbuche eines Dichters. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 2 Thlr.
- Lehrbuch der Geschichte v. Erlebnis aus dem Kriegsjahre 1806 und 1807. Ein Zeit- und Lebensbild zusammengefasst aus hinterlassenen Notizen. Nach einigen kurzen Notizen über das Leben des Verewigten. Berlin, A. Dunder. Gr. 8. 2 Thlr.
- Leutner, J. G., Novellen. Mit einem Lebensabiss des Verewigten von G. Schuch. 1stes Band. Stuttgart, Cotta'sche Buchh. Gr. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Lever, C., Moritz Liernay oder Soldatenglied. Deutsch von G. v. Senff. 1stes und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 2 Thlr.
- Roller, Der Kartoffel, Lustspiel. Im Versaß des Originals mit Einleitung und Commentar von A. Laun. Odenburg, Schmidt. Gr. 8. 20 Ngr.
- Morgenstern, L. v., Mensch, Volksleben und Staat, im natürlichen Zusammenhange. Zwei Bände. Leipzig, B. Taubnitz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Der Nibelungen-Het. Vollständigste Ausgabe nach dem durch Dr. Holzmacher als wirklich ältesten nachgewiesenen Text. Von Freiherrn von Launberg unter Berücksichtigung der ältesten bis jetzt bekannten Lesarten, namentlich der Wittenburger Handschrift zum Gebrauche für Schulen vermindert und mit Wörterbuche versehen von H. Nabert. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Palmer, G., Drei Weihnachtstabe. Roman in drei Bänden. Drei Bände. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr.

- Pfeiffer, F., Das Ross im altdeutschen. Breslau, Göschen'sche. Gr. 8. 10 Ngr.
- Die Pulververschwörung. Leipzig, D. Wigand. 32. 5 Ngr.
- Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par L. Neumann. Tome 1. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Thlr.
- Ross, L., Archäologische Aufsätze. 1stes Sammelbuch. Griechische Gräber. Ausgrabungsberichte aus Athen. Zur Kunstgeschichte und Topographie von Athen und Attika. Mit 8 farbigen und 8 schwarzen Tafeln und einigen Holzschnitten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Thlr.
- Schad, A. G. v., Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. 2te mit Nachträgen vermehrte Ausgabe. Drei Bände. Frankfurt a. M., S. Bern. 1854. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.
- Schleiden, H. J., Die Pflanze und ihre Leben. Populäre Vorträge. 2te verbesserte Auflage. Mit 14 Blättern, geschnitten von H. Schütz und von H. G. Vogel in Holz geschnitten, 1 in Farben gedrucktem Titelbild und 5 Kupfertafeln. Leipzig, H. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.
- Schloenbach, J., Tausend Jahre Thüringischer Geschichte. Ein Buch für Schule und Haus. Leipzig, H. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.
- Schönlank, W., Zur Aesthetik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Gr. 8. 10 Ngr.
- Schubert, G. M., Zur frühlandersfähigen Substanz der Stadt Königsberg. Historische Erinnerungen an Königsberg's Zustände seit seiner Erbauung. Königsberg, Schubert u. Seidel. Gr. 8. 12 Ngr.
- Sorbie, Der Rostern. Komische Oper in 2 Akten für die deutschen Bühnen bearbeitet von G. v. Senff. Berlin, Cotta'sche Buchh. Gr. 8. 10 Ngr.
- Sedgwick, J., Goethe's Fingerzeige für junge Germanen. Aus dem Englischen von J. A. Lobstein. Hamburg. Gr. 8. 22½ Ngr.
- Susemihl, E., Die genetische Entwicklung der Platonischen Philosophie einleitend dargestellt. 1ster Theil. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.
- Sylvestre, M., Ethik oder die Wissenschaften der alten Natur nach klassischer und christlicher Quellen bearbeitet. Mit 1. fotografischen Tafel. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Unter dem Doppeladler. Aus dem Hauptquartier des Fürsten Menschikoff. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Arztes in russischen Diensten über den Feldzug in der Krim. Herausgegeben von Dr. P. Mit einer Karte der Krim, Pläne von Sevastopol, Balaklava und der Schlacht an der Alma. 1ster Band. Berlin, Rauch. Gr. 8. 20 Ngr.
- Wetter, K. W., Der Giftbaum oder Urtupfer, Wesen und Wirkung der Gifte, insbesondere des Nikotins, schrittweise dargestellt. Senfau. Gr. 8. 10 Ngr.
- Wagner, G., Der Tod, beleuchtet vom Standpunkte der Naturwissenschaften. Bielefeld, G. M. 10 Ngr.
- Weilen, J., Männer vom Schwerte. Heldenbilder aus Österreich. 3te Auflage. Wien, Wallischauser. Gr. 8. 27 Ngr.
- Weisse, G. H., Die Christologie Luthers und die christologische Aufgabe der evangelischen Theologie. Zur dogmatischen Begründung der evangelischen Union. 2te mit einer Abhandlung über progressive und conservative Union. Zusätzen und Verbesserungen vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums. 1ster Band. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 1/2 Ngr.)

## Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben:

### König Jérôme's Carnival.

Geschichtlicher Roman von **Heinrich Koenig**.

In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. 8. Geh.  
Jeder Theil 1 Thlr. 20 Ngr.

**Heinrich Koenig**, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jérôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffes liegt. Alle Anklagen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertritt die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalsvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgestorben sind.

Dieser Roman, dessen letzter Theil den ersten beiden rasch folgen wird, bildet zugleich den 2.—4. Band der „Gesammelten Schriften“ **Heinrich Koenig's**, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina“ begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzengeschichte. Die meisten übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina“. Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). **Koenig's** erster Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der französischen Revolution in die Kreise des savyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser“ (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher“ Waldenser. Der Roman „William Shakspeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Cluiffen in Mainz“ (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wo **Koenig's** bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Sährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1793) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

### Quelques mots sur les Communions occidentales,

à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe.  
8. Geh. 12 Ngr.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

## Neue Darstellung

des

## Sensualismus.

Ein Entwurf

von

**Heinrich Oszolbe**,

Dr. med.

Eleg. broch. Gr. 8. Preis 1 1/2 Thlr.

Diese bedeutende Erscheinung behandelt zum ersten male vollständig und erschöpfend die wichtige Frage über Geist und Materie, welche durch **Vogt, Moleschott, Straus, Feuerbach, Bauer** nur angeregt, jetzt die ganze gebildete Welt beschäftigt und aufregt.

Das Werk ist nicht allein für alle Naturforscher und denkenden Aerzte, sondern auch für Philosophen und Theologen, sowie für jeden Gebildeten, welchen die grosse Bewegung im Reiche der Naturwissenschaft nicht gleichgültig liess, von höchstem Interesse.

An Bedeutung gewinnt diese Erscheinung noch dadurch, dass der Verfasser darin unternimmt, Prof. **Lotz's** medicinische Psychologie wissenschaftlich zu widerlegen.

## Medicinisch-chirurgische Encyclopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Erste Lieferung.  
8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufstätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwicklungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen in Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande vorführt. Er wird durch denselben in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertragen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in drei Bänden oder neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Die Vollendung des Werks bis Ende 1855 kann auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche Prospekte und das bereits erschienene (Erster Band bis dritten Bandes erste Lieferung Abbinden — Rückenmark) vorrätig.

Leipzig, im Juli 1855.

**F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 29.

19. Juli 1855.

Inhalt: Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen. Von Hermann Warggraf. Dritter Artikel: Frau von Paalzow. Freiherr von Knigge. — Schriften über Goethe. — Die Sage im Gewande der Dichtung. Von Emanuel Reuß. — Matthias Claudius. — Dramaturgische Notizen. Von August Hennedörfer. — Biographie. — Einzelnes.

### Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Dritter Artikel.

Frau von Paalzow. Freiherr von Knigge.

Ein Schriftstellerleben. Briefe der Verfasserin von Godwile-Gastle an ihren Verleger. Mit dem Porträt der Verfasserin. Regau, Max u. Comp. 1855. 8. 1. Thlr. 3 Rgr.

Wenn wir dieser Schrift auch gerade nicht einen literarisch-historischen Werth und eine literarisch-historische Bedeutung zugesprechen können, so glauben wir uns doch berechtigt, als ein angenehmes Gewand allen Dingen empfahlen zu können, welchen die Lectüre der literarischen Producte der Frau von Paalzow Vergnügen gewährt oder doch gewährt.

Das Buch besteht zuvörderst aus einem Schreiben Robert Bückner's an den Verleger als Vorwort, sodann aber aus einer Freundschaft der Verfasserin verfaßten biographischen Skizze und einem Abdruck wie es scheint vollständig nicht rein geschäftsmäßiger Briefe, welche Frau von Paalzow an den Verleger ihrer Werke gerichtet hat.

Was das Vorwort betrifft, so erfahren wir daraus, daß der Verleger die Briefe der Verfasserin von Godwile-Gastle dem Verfasser des Vorworts zur Durchsicht zu senden und daß schon früher der verstorbene Buchhändler die Herausgabe derselben dem Verleger „gewissermaßen zur Pflicht“ gemacht hatte, obschon sich der Herausgeber und Verleger aus einem gewiß „wohl verstandenen“ Jarggefühl dagegen gestraubt habe. Robert Bückner erklärt der Ansicht Buchhändler's bestimmen zu müssen und spricht sich dann näher über die Eigenschaften aus, welche der Ansicht nach diesen Briefen eine „über den Werth der literarischen Reliquien weit hinausreichende, selbstän-

dige Bedeutung ertheilen“. Er findet darin „eine Fülle treffender Urtheile über Bücher und Menschen wie über Ereignisse und Lebensverhältnisse, in denen sich, abgesehen von ihrem objectiven Gehalt, auch ein ebenso lebenswürdiger wie interessanter Charakter“ ausspricht, eine „Milde, die als die Frucht reifer Durchbildung, richtiger Frömmigkeit und einer im Leiden geprüften Gottergebenheit erscheint“. Man kann dies und noch Anderes, was Robert Bückner in diesen Briefen lobend hervorhebt, ohne Bedenken zugeben, ohne damit dieser Sammlung von Briefen ein höheres Interesse zuzugesellen als das, welches wir an einer anmuthvoll, edel und sinnig durchgebildeten Persönlichkeit nehmen. Erhöht wird, wie man außerdem hinzufügen kann, dieses Interesse noch dadurch, daß wir es hier mit einer Schriftstellerin zu thun haben, die — was in Deutschland im Ganzen nicht eben häufig der Fall ist — ganz und gar in den Kreisen der höchsten und höchsten Gesellschaft lebte, und daß wir somit in die in solchen Kreisen vorwaltenden literarischen Liebhabereien und Geschmacksrichtungen einen Einblick gewinnen. Dies zugesellen heißt aber immer noch nicht einräumen, daß diese Briefsammlung einen höhern literarisch-historischen Werth habe und einem künftigen Geschichtschreiber unserer Literaturperiode ein sehr ergiebiges Material liefere, dessen Benutzung ihm unentbehrlich oder auch nur von wesentlichem Nutzen sei. Wir müssen überhaupt bezweifeln, daß der Frau von Paalzow durch ihre Erzeugnisse eine hervorragende und dauernde Stellung in der Literatur gesichert sei; denn es läßt sich durchaus und beim besten Willen nicht nachweisen, daß ihre Erzeugnisse auf die Literatur einen eigenthümlich bestimmenden und fördernden Einfluß geübt hätten, daß durch sie eine neue Richtung begründet und die Welt mit neuen und wirklich bestechenden Ideen bereichert worden sei. Man kann dies sagen, ohne den Muthen der Frau von Paalzow ihre besondern lebenswürdigen Vorzüge in Abrede stellen zu wollen. Es ist ein nicht ab-

\* Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 18 u. 22 d. Bl. D. Red.



zuleugnendes Factum, daß in älterer wie neuerer Zeit schon viel originellere Romane als die Paalzow'schen geschrieben worden sind, die man für ihre Zeit als Werke von wirklich culturhistorischem Interesse betrachten kann, und die trotzdem gegenwärtig nicht mehr gelesen und in unsern Literaturgeschichten nur noch, wenn überhaupt, als Producte erwähnt werden, welche für ihre Zeit, aber auch nur für diese, eine gewisse Bedeutung hatten. Wir könnten Beispiele solcher Art zu Duzenden nennen, und wenn wir die Romane der Paalzow in diese Kategorie und kaum einmal in diese verweisen, so sagen wir damit nur, nicht was ihr gegenwärtiger Werleger (der soeben eine Gesamtausgabe ihrer Werke im Format der Cotta'schen Ausgabe deutscher Classiker veranstaltet), aber was trotz seiner Einreden die nachlebende Generation bestätigen wird. Der Vorredner wendet zwar des Dichters Ausspruch: daß, wer den Besten seiner Zeit genug gethan, für alle Zeiten gelebt habe, auch auf die Paalzow an — wer und wo sind aber in unserer Zeit die Besten?

Dankenswerth ist die der Brieffammlung selbst vorangestellte kurze biographische Skizze, die jedoch hier und da noch etwas einfacher und weniger geziert geschrieben sein könnte. Henriette Bach, die jüngste von drei Geschwistern, wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1788 nach dem „Conversations-Lexikon“) in Berlin geboren, wo ihr Vater den Posten eines Kriegsraths bekleidete. Er gehörte, wie man es so nennt, noch zur „alten Schule“, die aber doch nicht so ganz ohne alle Vorzüge vor der neuen gewesen sein dürfte. Wenigstens in den mittlern Schichten war die Lebensweise damals noch ziemlich streng, einfach, häuslich, wenn man will „altväterisch“, selbst in Berlin. Die Bach'sche Familie, die von dieser Sitte keine Ausnahme machte, lebte in einer einzigen großen Stube, in deren Mitte ein langer Tisch stand, an welchem die Mutter die Kinder lesen und schreiben lehrte. Da aber der Vater am Fenster seinen Arbeitstisch hatte, bis wohin kein Geräusch dringen durfte, mußten Lehrer und Lernende so leise als möglich verhandeln und alle Uebrigen sich mäuschenstill verhalten. Abends vergrößerte sich der Familienkreis noch um die Magd, die am schnurrenden Rade zugleich mit der Mutter den Bedarf des Hauses spann. Es ist dies ein Familienbild, wie man es in denselben Schichten in unsern großen Städten gegenwärtig wol nirgends mehr antrifft. Bei aller seiner trockenen Pflichtstrenge liebte der Kriegsrath in einfacher, aber um so eindringlicherer Weise wunderbare Traumgesichte zu erzählen und über deren noch wunderbarere Erfüllung zu berichten, und unauslöschlich war der Eindruck, den diese Geschichten in den empfänglichen Kinderseelen hinterließen. Sonst waren seine Erziehungsprincipien nicht die der modernen Welt. Seine Ansicht war, daß ein Mädchen, welches waschen, nähen, platten und stricken könne und außerdem lesen und schreiben gelernt habe, vollkommen genug wisse, um durch die Welt zu kommen; alles Andere (fügte er hinzu) seien hochfahrende Gedanken, die er nicht liebe.

Inzwischen zeichnete sich Henriettens Bruder, der später

als Maler namhaft gewordene Wilhelm Bach, durch sein Zeichnentalent frühzeitig in einer Weise aus, daß sich der Kriegsrath veranlaßt sah, wenigstens in diesem Falle von seinen allerdings etwas allzu pedantischen Erziehungsgrundsätzen abzugehen und ihm einen seinem Talente angemessenen Unterricht erteilen zu lassen. Wilhelm Bach war es denn auch, der seinen Schwestern allerlei geistigen Stoff zuführte, für dessen Aufnahme sich namentlich Henriettens Gemüth empfänglich zeigte. Als ihr Bruder, durch immer bedeutendere Leistungen sich auszeichnend, im Hause des Vaters ein Atelier gründete, erhielt sie Gelegenheit, ihre Liebe zur Kunst zu bilden und zu befestigen und mit einem immer umfangreicher sich gestaltenden Kreis von weltgebildeten, geistreichen Männern und Frauen in Verkehr zu treten. Unter dem letzten befand sich die Prinzessin Wilhelm von Preußen, die sich von Wilhelm Bach malen ließ und sich von der Erscheinung des jungen Mädchens so angezogen fühlte, daß sie bei dem jedesmaligen Besuche des Ateliers um dessen Gegenwart bat. Zwischen Beiden knüpfte sich allmählig ein freundschaftliches Verhältniß von solcher Innigkeit, wie dies selbst zwischen Personen gleichen Standes nur selten der Fall ist. Das Jahr 1813 sprengte den Bach'schen Freundeskreis gewaltsam. Wilhelm Bach zog mit in den Krieg. In der Biographie heißt es weiter:

Sie hätte sich selbst gern hingeben für die heilige Sache des Vaterlandes, und bald sollte sie ein größeres Opfer bringen als das eigene Leben. Der Krieg, kaum begonnen, war die ersten frischen Keime zukünftigen Glücks dem jungen Mädchen zerklüftet in den Schoos. Sie hatte die Hoffnungen und Träume einer seligen Jugendzeit zu begraben. Damals fand sie in der Zurückgezogenheit ihrer Aeltern Trost und Tränke für ihren frischen Schmerz, und als später die herrliche Siegesbotschaft kam, fühlte Henriette sich durch das schwerste Dorn dieses Sieges theilhaftig, sodas eine verklärte Freude aus ihren Augen leuchtete. Sie verlangte nichts mehr vom Leben und schloß ab mit ihrer Jugend, mehr wie je in sich selbst zurückgehend und dort Ruhe und Frieden suchend.

Mit dieser Andeutung müssen wir uns begnügen. Doch erfahren wir noch, daß sie schon damals oft zur Feder gegriffen habe, um ihren Gedanken Form und Ausdruck zu geben. Es habe ihr aber nichts darin genügt und sie habe, was sie geschrieben, immer wieder verworfen. Es sei auch wenig davon aufbewahrt und dies trage den Stempel eines nach Erkenntniß ringenden Geistes, „dem es schwer wurde, durch die Fülle des Stoffes und die schwärmerische religiöse Stimmung zur Klarheit durchzudringen. Es entstand darüber oft eine große Traurigkeit in Henriette und sie flüchtete sich bald wieder auf das Gebiet positiven Lernens. Auch hier beklagte sie sich oft über eine außerordentliche Schwerfälligkeit.“ Weiter heißt es:

Mit wahrer Leidenschaft erfaßte Henriette die Musik, weil ihr da ein guter Lehrer zu Hülfe kam, namentlich das Studium des Generalbasses. Sie machte auch Fortschritte, componirte ihre Lieblingslieder ganz meisterhaft und bildete ihre schöne umfangreiche Stimme zu größter Vollkommenheit aus.

Henriette Bach war also ein nicht gewöhnlich begabtes, mit sehr verschiedenen Talenten ausgestattetes Wesen: ob man sie aber deshalb ein Genie nennen darf, wir



die Verfasserin ihrer Biographie) auf S. 10 nicht übel zu haben scheint, das möchten wir billig bezweifeln. Wenn man jedes vielseitige geschulte Talent ein Genie nennen will, dann hört dieses vielfach falsch angewendete Wort auf ein Ausnahmetitel zu sein und wir haben dann Genies zu Hunderten wie jetzt Talente. Dem Complex von Geistes- und Charaktereigenschaften, welchem gemeinhin das Prädicat „Genie“ gebührt, begegnen wir im Laufe der Jahrhunderte so selten, daß man mit der Ertheilung dieses Prädicats geizig muß, wenn es nicht durch zu häufigen Gebrauch und Mißbrauch sich abnutzen und seine Bedeutung und seinen Werth gänzlich verlieren soll. Ganz gewiß werden wir es aber einer Dame versagen müssen, welche, durch Lectüre und geselligen Verkehr fein und geistreich gebildet, einige Romane verfaßte, die in der Entwicklung der deutschen Literatur und des deutschen Geistes überhaupt durchaus keine neue Phase bezeichnen, dabei trefflich zu singen mußte und es nebenbei so weit gebracht hatte, auch Einiges zu componiren, was unsers Wissens gar nicht in die Oeffentlichkeit gelangt ist.

Fast jeder Schriftsteller und jede Schriftstellerin hat irgend einen dunkeln Moment im Leben, der in ihr Dasein lange düstere Schatten wirft, an dessen Folgen der Eine untergeht, der Andere vielleicht sich aber aufrichtet und zum klaren Bewußtsein des in ihm ruhenden Bewußtseins gelangt. Auch Frau von Paalzow machte hiervon keine Ausnahme. Sie heirathete, indem sie sich zu diesem Schritte theils durch den Wunsch ihrer Familie, theils durch „die Selbsttäuschung eines edeln Herzens“ bewegen ließ, eines Herzens, „dem es leicht wird, nach einem schweren Verlust wenigstens glücklich zu machen, wenn man auch für sich aufgibt, glücklich zu sein“. Die Biographin bemerkt dann weiter:

Genieß, daß der Irrthum dieser Handlung sich nur zu bald erwieß und daß Henriette schwer dafür zu büßen hatte. Fünf Jahre lang lebte sie fern von Berlin in Westfalen oder am Rhein ein bewegtes Leben, in dem zuerst eine völlige Resignation und die Reue dieses Lebens keinen innern Zwiespalt aufkommen ließ. Aber kaum war die Hälfte der eben angegebenen Zeit verstrichen, als schon die ersten Symptome innern Zwiespalts an diesem künstlichen Glück auftauchten und nach und nach mit solcher Energie sich Bahn brachen, daß ihr nur die Wahl blieb: daran zugrunde zu gehen oder diese Fesseln zu brechen. Die ursprüngliche Kraft ihrer Natur siegte über alle sentimentalen Vorstellungen einer großartigen Selbstopferung, und als sie innerlich fest war, kämpfte sie mit aller Entschiedenheit gegen die starren Grundsätze der damaligen Zeit und die religiösen Krügel über diesen eigenmächtigen Schritt. Sie siegte mit dem Bewußtsein, daß ihr Gott nicht auferlegen könne, ein Leben zu ertragen, welches ihre innerste Kraft lähmte.

Wir sind weit davon entfernt, uns zum Richter über diesen von der Biographin nur angedeuteten, aber von ihr selbst als „eigenmächtig“ bezeichneten Schritt zum Richter aufzuwerfen zu wollen; thue Jeder, was er für die hält und vor seinem innern Richter glaubt verantworten zu können! Nur des eigenthümlichen Umstandes möchten wir hier gedenken, daß die Verfasserin von *Godwie-Castle*, welche ihre durch ihren Ehebund einge-

gangenen Verpflichtungen in dieser Weise „eigenmächtig“ zerriß und sich dadurch als eine „mit aller Entschiedenheit gegen die starren Grundsätze der damaligen Zeit kämpfende“ Emancipirte ihres Geschlechts bekundete, gerade unter den höher und höchst gebildeten Schichten der Gesellschaft als ein Muster aller Moral, als eine Repräsentantin aller tiefen Religiosität angesehen zu werden pflegt. Wäre Frau von Paalzow ein Weib geringern Standes und geringerer Bildung gewesen, so würde man ihr diesen Schritt nicht als einen in sich selbst gerechtfertigten Sieg der Geisteskraft oder des Genie über äußern unerträglichen Zwang ausgelegt, Hofprediger Strauß würde sich mit ihren „leitenden Ideen“ nicht wie mit „etwas Wichtigem“ beschäftigt haben. Dies beweist doch, daß es unter unsern „exclusiven“ Classen auch eine exclusive, etwas sophistische Moral gibt, wonach es erlaubt ist, das Recht der Subjectivität über alle objectiven Zwangsvorschriften geltend zu machen und ihre Schranken willkürlich zu durchbrechen, sobald man fühlt, daß „Gott“ so etwas nicht auferlegen könne. Wir erlauben uns hierüber kein Urtheil, sondern stellen einfach nur eine Thatsache fest, welche in neuerer Zeit durch zahlreiche Erscheinungen constatirt ist.

Nach Berlin zurückgekehrt, bezog Frau von Paalzow nach dem Tode ihrer Mutter mit ihrem Bruder ein Haus, suchte auch in ihren geselligen Verkehr die Vertreter von Kunst und Wissenschaft hineinzuziehen und pflegte namentlich den freundschaftlichen Umgang mit Wilhelm von Humboldt und seiner Familie. In dieser Umgebung, unter diesen anregenden Einflüssen begann und vollendete sie ihr erstes Werk, das sie sodann in dem Schreibisch verschloß, weil ihr damals der Gedanke, es in die Oeffentlichkeit treten zu lassen, noch gänzlich fern lag. Sie hielt es zugleich für ihre erste und einzige Production, der sie keine zweite folgen zu lassen hoffen durfte, da eine schmerzhaft verzehrende Krankheit sich in ihrem Innern zu entwickeln begann. Im Frühling 1835 wurde eine gefährliche Operation nothwendig, die sie wie alle damit verbundenen physischen und geistigen Leiden mit wahren Heldenmuth ertrug; sie setzte es durch, daß Niemand außer einer ihrer Freundinnen etwas davon erfuhr, bis die Wartezeiten vorüber waren. Als Henriette zur Feier ihrer Genesung zum ersten mal wieder in einem ihr sehr befreundeten Familienkreise den Abend zubrachte, holte sie zum Erstaunen Aller ihr Manuscript hervor und fing an, „es mit ihrer eigenthümlichen Ausdrucksweise vorzulesen, bis sie durch einen nicht mehr zu unterdrückenden Enthusiasmus unterbrochen wurde“. Dies war der Roman „*Godwie-Castle*“, den sie endlich auf die unablässigen Bitten ihrer Freunde herauszugeben sich entschloß. Gegen die Vorstellung, als eine Schriftstellerin angesehen zu werden, hatte sie sich immer gestraubt. Noch im Jahre 1846 spricht sie in einem Schreiben an ihren Verleger von ihrer „unbeschreiblich großen Abneigung“ gegen Bekanntwerdung ihres Namens und von ihrem persönlichen Widerwillen gegen alle schriftstellernden Frauen; ihre Erfahrungen, schreibt sie, hätten sie in die-

ser Beziehung nur Abschreckendes erleben lassen; sie sei keine Schriftstellerin und wolle sie auch nicht par force werden, sie habe mit diesem Buche nur sich selbst von angesammelten Ideen erleichtert.

Doch all dies innere Sträuben half ihr nichts — sie wurde Schriftstellerin und blieb es bis an ihr Ende. Sie hatte das fast dämonische Vergnügen literarischen Rufs, das Vergnügen, gefeiert zu werden und immer wieder auf dem buchhändlerischen Markt zu erscheinen, geschmeckt, und sie konnte nun von diesem süßen Gifte nicht mehr lassen. Ihr Incognito hatte sie ohnehin, halb gezwungen, halb auch wol freiwillig, abgelegt; sie versuchte sich selbst im Dramatischen („Maria Radast“), wofür ihr Beruf sehr gering war, und ließ dann im Laufe von fünf oder sechs Jahren „St.-Roche“, „Thomas Thyrnau“ und „Jakob van der Rees“ folgen. Es gibt kein Symptom, woran sich die eigentliche Schriftstellerkrankheit, und zwar schon ein ausgezeichnetes Grad derselben, deutlicher erkennen ließe, als diese fieberhafte Hast zu produciren.

Von ihrem äußern Leben läßt sich seit dem Erscheinen ihres ersten Romans nur wenig sagen. Ihre äußere Lage war eine sehr glückliche, wie sie nicht Jedem geboten ist. Die Salons der vornehmen Gesellschaft waren ihr geöffnet, und zuweilen sah sie auch größere gesellige Kreise bei sich, die immer gut aus Künstlern, Dichtern und Gelehrten combinirt waren. Auch im Auslande sah sie sich anerkannt, indem einige ihrer Romane in mehrere europäische Sprachen übergingen. Ihren Aufenthalt in Berlin unterbrachen Badereisen und „Sommerfrischen“ in Putbus auf Rügen oder in Wilmersdorf bei Berlin, wo ihre Schwester ein Landhaus und einen Garten besaß, „der von höchster Cultur zeugt und die herrlichsten Gemächse aller Länder enthält“. Insofern ließ ihr Loos nichts zu wünschen übrig. Allein sie war fast fortdauernd, nur mit seltenen Unterbrechungen, leidend, ertrug aber diese schwere Prüfung mit wahrhaft bewundernswerther Geduld und Gottergebenheit; es gelang ihr oft, durch ihre geistige Kraft und Selbstüberwindung diesen bösen Feind, der an ihrem Leben zehrte, niederzukämpfen und an die Ausarbeitung neuer Pläne zu denken. Der schwerste Schlag, der sie treffen konnte, war der Tod ihres geliebten Bruders im Herbst 1845; doch auch selbst dieser Schlag, über den sie sich in einem Briefe vom 12. December 1846 gegen ihren Verleger aufs rührendste ausspricht, vermochte nicht, ihren Geist zu brechen und ihr den Genuß an eigener wie zum Theil auch an fremder Production zu verleiden. Selbst unter diesen schmerzlichen Eindrücken und Leiden arbeitete sie noch an einem fünften Romane, der unter dem Titel „Die Nachkommen“ eine Fortsetzung des „Jakob van der Rees“ werden sollte; aber es waren nur wenige Bogen davon fertig, als der Tod am 30. October 1847 sie abrief und von Qualen erlöste, die in der letzten Zeit schwerer Art waren, aber von ihr standhaft ertragen wurden. Diese Periode ist gerade diejenige, in welcher Frau von Paalzow uns die meiste Achtung abnötigt.

Wir kommen nun an ihren Briefwechsel mit ihrem Verleger und wir wissen nicht recht, was wir zu dieser Art Publication sagen sollen. Josef May war allerdings nicht bloß ihr Verleger, sondern auch ihr Vertrauensmann, dem sie mit echt weiblicher Hingabe ihr ganzes Herz, ihre intimsten Gefühle, alle ihre gewonnenen Lebens- und Literaturanschauungen zu offenbaren pflegte. So enthält denn dieser Briefwechsel allerdings Vieles, was die speciellen Freunde und Freundinnen der Verfasserin mit größtem Interesse, und sogar Manches, was auch die eigentlichen Literaturfreunde nicht ohne Vergnügen lesen werden. Aber wir glauben, daß sowohl Rücksicht gegen das Publicum wie gegen die Verfasserin selbst dem Herausgeber die Pflicht auferlegte, eine strenge und sorgfältige Auswahl des Interessantesten zu treffen und das als vorzüglich mittheilbar Erkannte in die Biographie zu verweben, oder doch wenigstens die einzelnen Briefgruppen durch erläuternde biographische Mittheilungen zu verknüpfen. Dies ist aber nicht geschehen. Aber auch das psychologisch und literarisch gänzlich Unbedeutende, gelegentliche, zum Theil abfällige Bemerkungen über noch lebende oder erst jüngst verstorbene Personen, an deren Veröffentlichung die Verfasserin gewiß im entferntesten nicht dachte und die sie sich, wenn der Herausgeber sie bei ihren Lebzeiten darum gefragt hätte, bei ihrem jarten Takt gewiß verbieten haben würde, werden hier ohne alle Gêne mitgetheilt, und die einzige Nübe, die sich der Herausgeber genommen hat, besteht darin, daß er die Briefe nach dem Datum geordnet, sie unter die Rubriken „Gedwie-Castle, 1835“; „Maria Radast, 1837“; „St.-Roche, 1838“; „Thomas Thyrnau, 1841“ und „Jakob van der Rees, 1843“ gebracht und jeden Brief mit einer Inhaltsangabe versehen hat, z. B. Brief 1: „Anonymes Anerbieten zur Herausgabe des Romans „Gedwie-Castle“. Der Verfasser will unbekannt bleiben“; Brief 2: „Eine Mittheilung des Professor Bach über die Gründe der Anonymität“; Brief 3: „Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Stils. Er ist durch den Stoff gegeben und mit ihm verwachsen. Bedenken gegen die Methode, ihn nach allgemeinen Grundsätzen zu modificiren“; Brief 4: „Ueber die Correctur von „Gedwie-Castle““; Brief 5: „Ablehnung eines Einwands, die Schilderung Mazarin's betreffend“ u. s. w. Ein gewissenhafter Schriftsteller kommt schon nicht selten mit seinen Grundsätzen in Collision, wenn er den literarischen Nachlaß eines längst verstorbenen Autors zu sichten und herauszugeben hat, obschon er weiß, daß von Denen, welche mit diesem Autor noch persönlich bekannt waren, keine oder nur noch sehr wenige am Leben sind und obschon er von Lesern mit den umfassendsten Bol-

\*) Der Verleger hatte nämlich für rathsam erachtet, das Manuscript zu diesem Roman stilistisch überarbeiten zu lassen. Daraus besteht sich der vierte Brief und zum größten Theil auch der fünfte. Die Verfasserin von „Gedwie-Castle“ versichert darin unter Andern, ihr Stil wolle weder an die lichtvolle Klarheit Goethe's noch an die ergreifende Gefühlssprache Schiller's erinnern, gleich entfernt sei er von der ironischen „Popularitätsprache“ Klopke's.

machten versehen wurde. Aber seit dem Ableben der Frau von Paalzow ist noch kein Decennium verfloßen. Die Personen, welche in diesen Briefen erwähnt werden, sind bis auf sehr wenige noch am Leben und in voller Wirkksamkeit, und die sehr wenigen, welche seitdem der Frau von Paalzow ins Grab gefolgt sind, haben wenigstens zahlreiche Verwandte oder Bekannte hinterlassen. Unter diesen Umständen halten wir das „Zartgefühl“, womit sich der Verleger anfangs gegen die Veröffentlichung des Briefwechsels innerlich sträubte, nicht für „übel verstanden“ und bedauern, daß sich der Verleger dieselbe an den Rath von Schriftstellern wandte, statt sein eigenes geschäftliches Gewissen allein walten zu lassen. Das Gewissen der Modernen hat freilich in solchen Angelegenheiten sehr weite Taschen, und während wir sehr strupulös sind in Dem, was uns selbst geschieht, sind wir doch gar nicht so strupulös in Dem, was wir Anderen zumuthen sich gefallen zu lassen. Frau von Paalzow ersucht selbst einmal in einem Briefe vom 6. December 1844 ihren Verleger, ihre „Ruhmredigkeit“ Niemandem zu verrathen, und ein andermal fügt sie einer Mittheilung, wonach durch ihren „Jakob van der Rees“ der Frieden einer Familie wiederhergestellt worden sei, die Worte hinzu: „O, aber lassen Sie das unter uns bleiben!“ — doch die Bitte hat nichts gefruchtet und kein Gehör gefunden. Eine gewissermaßen literarhistorische Nothigung, indiscret zu sein, kann der Herausgeber in diesem Falle gewiß nicht für sich geltend machen.

Frau von Paalzow hatte nur zu gerechten Grund, ihren Verleger zu ersuchen, von ihrer „Ruhmredigkeit“ gegen Niemand etwas verlauten zu lassen. Man urtheile selbst. Sie schreibt im December 1837 in Bezug auf „Gedwie-Castle“:

Die Gräfinnen Böhlen und Bismark danken dafür wie für eine Erziehungsschrift, woran junge Mädchen und Frauen sich entwickeln können. Die Legationsrätthin Eichhorn hat bei dem Tode ihres Sohnes Trost und Stärkung darin gefunden. Unser Gesandter in London, Herr von Bülow, findet es ein Buch für Diplomaten, er forscht den Nachrichten über Mazarin und Brissol nach und fragt, wo ich diese Quellen gefunden. General Pfuell erkennt es als keinen Roman an, sondern erklärt es für Geschichtstableau, während ein Professor der Geschichte mir sagt, er habe es seinen Schülern empfohlen als das charakteristischste Werk, welches den damaligen Zustand von England darlegt; vor allem aber hörte ich den ehrenden Worten Alexander's von Humboldt, der mir viel zu Gutes gesagt hat, um es selbst Ihnen wiederzagen zu können.

In einem Briefe vom 27. März 1840 erzählt sie, wie die „Frau Kaiserin“ ihr ein schönes Fermoir von Brillanten mit einem Sapphir und die Frau Fürstin Liegnitz eine goldene Feder, ein goldenes Petschaft, ein goldenes Falzmesser, „Alles sehr schön mit blauer Emaille und in Rococo-Stil verziert“, geschickt habe; „doch ein wahrer geistiger Genuß“, schreibt sie, „ist der Brief der Frau Herzogin von Orléans, welcher die Prinzess Wilhelme das Buch in meinem Namen mit einem Briefe von mir schickte, da ich meine Schüchternheit trotz dem Wunsch meiner theuern Prinzen nicht überwinden konnte“. In demselben Briefe:

Weniger in die Augen fallend, aber für mein Herz eine Ehre, die es höher als sonst hob, war die Nachricht, daß der alte ehrwürdige Bischof Reander den Roman mit wahren Antheil gelesen und seiner Richtung und seiner Vollendung (ich meine Totalität) ein großes ehrenvolles Zeugniß gegeben habe.... Von Strauß habe ich Ihnen wol geschrieben? (dem Oberhofprediger). Ich glaube, er gab mir wirklich seinen Segen, wenigstens sagte er: er danke mir im Namen der Kirche, denn durch solche Werke leihte man ihr wahre Hülfe.

Hofprediger Strauß war es auch, der zum Zwecke der allabendlichen Vorlesungen von „Gedwie-Castle“ bei Hofe, wie schon erwähnt, „eine sehr lange Auseinandersetzung der leitenden Idee“ gegeben hatte. Man denkt oft Wunder, mit welchen tiefen und heiligen Studien diese geistlichen Herren beschäftigt sind, und man hört dann mit einigem Staunen, daß diese Studien einem modernen hoffähigen Romane gegolten haben! Natürlich wird auch der Enthusiasmus, mit welchem „Gedwie-Castle“ bei Hofe aufgenommen wurde, von der Briefschreiberin ins gebührende Licht gestellt und nur bemerkt, daß der Kronprinz einige genealogische Fehler wahrgenommen habe, ohne sie zu nennen, die aber bei einer zweiten Auflage zu ändern wären.

Doch das ist Alles noch nichts, denn unterm 20. December 1842 geschieht die Verfasserin selbst:

Was ich auch bis jetzt bei „St.-Roche“ und „Gedwie-Castle“ erlebt habe, es wird Alles übertroffen von der Auszeichnung, womit „Thyrnau“ aufgenommen wird. An der Spitze steht unser König, die Königin, der ganze Hof. Der König redet alle (!) Menschen an, ob sie „Thyrnau“ gelesen; dann äußert er sich in wahren Enthusiasmus; in Charlottenburg nennen sie sich (der Hof ist nämlich noch dort) von der Thyrnomanie befallen u. s. w.

Prinzessin Amalie gestand der Verfasserin persönlich bei einem Besuche der berliner Ausstellung im Jahre 1840, es sei unmöglich, nach dem Romane „St.-Roche“ noch ein Buch zu lesen, „Alles komme einem leer und inhaltslos vor“. In einem Briefe vom 24. Januar 1840 heißt es:

Habe ich wol des Grafen Hoffmannsseggs in Dresden gegen Sie erwähnt? Von meinem 15. Jahre an kennt und liebt er mich; er ist jetzt hoch in die Siebenzig. Er hat eine Kritik in sprachlicher Hinsicht über „Gedwie-Castle“, 17 Seiten stark, geschrieben; ein wahres Meisterstück! Er stellt es so hoch, daß er gerade in Rücksicht des Stils es für ein classisches Werk erkennt.

Die Verfasserin von „Gedwie-Castle“ hat also das schwierige Problem gelöst, wie man einen classischen Stil schreiben könne, ohne bei irgendeinem der großen Schriftsteller, die man bisher als classische Muster deutscher Prosa betrachtete, in die Schule zu gehen oder auch nur an sie „zu erinnern“.

Charakteristisch sind noch folgende Briefstellen:

Man bringt mich fast um mit Journalanliegen: Novellen, Briefen, Biographien, meinem Porträt. Sie würden lachen, wenn Sie beobachten könnten, wie maßlos dadurch mein Widerwillen gegen alle diese Dinge steigt. Ich schreibe mit zusammengebissenen Zähnen so höfliche Briefe, daß mich gewiß Keiner wieder darum angeht... Mein Bruder ist immer wüthend, ich bloß höflich; eine Frau hat keine andere Waffe!

Und aus einem Briefe vom 15. Mai 1843:

O, wann wird die Pallas im vollen Waffenschmuck aus der Stirn des Jupiter ans Licht hervorspringen! Ich meine, wann wird Branß seine Recension fertig schreiben! Ich war schon ganz ergeben und freute mich meiner unerschütterten, uneigennütigen Liebe und Verehrung für ihn; nun haben seine eigenen hochherzigen Worte mein Verlangen nach seinen mätzigen Gedanken wieder aufgeregt; und von mir abgesehen muß ich auch so lebhaft erkennen, wie in dieser Wüste von Oberflächlichkeit, Trivialität und niederer, einseitiger Anschauung es so dringend nöthig wäre, daß ein erleuchteter Geist die Unberufenen von dem usurpirten Richtersthule jagte.

Aber auch in diesem Falle ging es ihr wie auch wol sonst; erschien die Recension und fiel sie nicht nach ihren Wünschen aus, so wandte sich das Blatt und sie fand nicht Worte genug, um alle Kritik zu brandmarken. „Die Tagesrecensionen“, schreibt sie einmal, „sind die Eruptionen des Dünkels, den eine einseitige Verstandesbildung bei gänzlicher Vernachlässigung des Charakters und der Sittlichkeit erzeugt! Diese Kritiker sind ohne alle Productionskraft, ein rein negirendes Geschlecht“; und ein ander mal: „Ich halte mir alle Journale ab, sie können keinen Einfluß haben, so wie ihr jetziger Inhalt zwischen Uebermuth und Oberflächlichkeit schwankt.“ O, wir kennen das! Ihr Verleger war freilich ein ganz anderer Kritiker. Sie schreibt an ihn am 12. December 1839: „Es hat mir Niemand Geistreicherer und Schönerer, etwas tiefer Gefühltes gesagt als Sie in Ihren beiden Briefen über „St. Roche“; und noch ungenirt schreibt sie:

Wenn ich Ihre schönen, tiefen Urtheile lese, bis auf Ihren edeln Tadel, kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, Sie möchten doch einmal ein gründlicheres Urtheil über alle meine Werke und über meine ganze Richtung, die Sie so wohl kennen, schreiben wollen. Können Sie nicht anonym bleiben? Haben Sie keinen zuverlässigen Freund, durch den Sie es zum Druck in ein gelesen Blatt befördern könnten, ohne daß Sie als Autor verrathen würden, was allerdings dem bösen Willen ein Zugeständniß wäre?

Das übersteigt doch alle Begriffe! Und was sagt der Leser dazu, daß der Verleger dergleichen Zumuthungen ganz naiv abdrucken und in die Deffentlichkeit gelangen läßt? Heinrich Laube ist der Verfasserin von „Gedwie-Castle“ anfangs eine sehr angenehme Erscheinung; als er sie aber einmal scharf recensirt hat, ist es mit ihrer Verehrung zu Ende und sie rächt sich dafür durch ein möglichst herbes Urtheil über Laube's Roman „Die Gräfin Châteaubriand“. Aehnlich geht es mit Stefens, nachdem er an „Thomas Thyrnau“, wie Frau von Paalzow schreibt „das Beste nicht verstanden hat“, und es half ihm nichts, daß er hinzufügte: „Das Buch könnte noch viel mehr Fehler haben, es würde doch die außerordentlichste Erscheinung der Zeit sein.“ Ihre „geistige Autorität“ ist dagegen der blinde Doctor Müller, den sie bei „St. Roche“ zu Rathe zog und von dem Wilhelm von Humboldt gesagt haben soll: „Er ist mir die bedeutendste Erscheinung der neuern Zeit.“ So haben wir also gleich hintereinander die „außerordentlichste Erscheinung der neuern Zeit“ — nämlich „Thomas Thyr-

nau“, und die „bedeutendste Erscheinung der neuern Zeit“ — nämlich den Doctor Müller. Ihr Abscheu dagegen ist eine Frau von B., die gegen ihren literarischen Ruf Intriguen gesponnen haben soll, von denen selbst hohe Personen „empört“ waren.

Von irgend einer Theilnahme an den höhern Interessen der Literatur als solcher nehmen wir in den Briefen der Frau von Paalzow kaum eine Spur wahr. Sie liest nur die Bücher, die ihr zufällig durch ihre literarischen Freunde zugetragen oder von ihrem Verleger überschickt werden. Die letztern findet sie meist durchaus preiswürdig, und wir werden so durch dieses Buch auf manches Verlagswerk der Firma Joseph Marx und Comp. wieder aufmerksam gemacht, das für uns bereits zu den vergessenen gehörte. Ihre Urtheile lauten denn auch meist sehr wunderbar, widersprechend und in erstaunlichem Grade unliterarisch. Tieck's Tendenz verdonnert sie als eine nihilistische, während sie sich doch später des ihr von ihrem Verleger zugeschieden Romans „Vittoria Accorombona“ aus wärmste gegen dieselbe Beschuldigung annimmt; in Immermann's „Münchhausen“ erblickt sie nur die „platte Gemeinheit einer Studentenlaune“; die Romane der Gräfin Hahn-Hahn sind ihr „lieblichste Bücher“; dagegen schreibt sie im October 1845:

George Sand, Eugen Sue, Alexander Dumas, welche Meister! Welche Beschlässe (!) sind ihre Bücher, und mit der Echtheit und Poesie im Bunde! Der „Ewige Jude“ ist eine That des Jahrhunderts, ein geschichtliches Document, eine ungeheure Tragödie, ein Meisterwerk vom Standpunkt der Kunst und Poesie aus betrachtet.

Frau von Paalzow bemerkt an einer andern Stelle sehr richtig, und es fehlt ihr überhaupt nicht an feinen allgemeinen Beobachtungen, daß die deutschen Schriftsteller der „geistreichen Schule“ zu sehr den Menschen in sich verachteten und der Meinung seien, er könne getrennt vom Dichter, dem sie zu Ehren helfen möchten, existiren; aber so etwas räche sich, und daher rührten alle die „monströsen Ausgeburten“. Was sie aber den deutschen Schriftstellern dieser Richtung zum Vorwurf macht, trifft das nicht viel mehr jene Franzosen! Was mußte sie überhaupt von deutscher Literatur? Wer Eugen Sue's monströsen „Juif errant“ eine „That des Jahrhunderts“, ein „geschichtliches Document“ u. s. w. nennen und sogar den Schnellfabrikanten, den sich vielfach mit fremden und zwar gerade deutschen Federn schmückenden Dumas den genial schöpferischen Poeten, den ersten Geistern unserer Zeit beizählen kann, der beweist dadurch, daß er eines eigentlich literarischen Urtheils vollkommen unfähig und nach rechts und links verblendet ist. Und wie stimmt diese Verehrung für die genannten durchaus nicht sehr kirchlich und christlich gesinnten französischen Autoren mit jener frommen gläubigen Gesinnung, mit der sie, nach der Versicherung des Hofpredigers Strauß, sogar der Kirche zu Hülfe kam und ein Liebling conservativer Kreise wurde?

Wir möchten die Verantwortung nicht dafür übernommen haben, diesen Briefwechsel, wie er vor uns liegt, herauszugeben; da aber einmal ein Anderer un-

seiner Verantwortung ihn herausgegeben hat, so bekennen wir ihm in gewisser Hinsicht dafür Dank schuldig zu sein; es ist vielleicht von Ruger, daß gewisse moderne Autoritäten dem Publikum, bei allen ihren sonstigen guten Eigenschaften in bürgerlicher Hinsicht, im Regle ihrer menschlichen Schwächen, ihrer maßlosen Eitelkeit und Selbstüberschätzung vorgeführt werden. Aber dem Andenken der Brieffschreiberin selbst ist mit der Veröffentlichung dieses Briefwechsels gewiß kein Dienst geschehen, ebenso wenig wie mit dem Titel „Ein Schriftstellerleben“, obschon wir ihn als eine Schicksalsironie betrachten, welche die Schriftstellerin durch ihr Sträuben, als professionelle Schriftstellerin zu gelten, vielleicht verdient, aber von dieser Seite gewiß nicht erwartet hat.

**Hermann Marggraf.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

### Schriften über Goethe.

1. Goethe's Leben und Dichtungen. Im Zusammenhang dargestellt von August Spieß. Wiesbaden, Kreidel und Kiedner. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Goethe's Götz und Egmont. Geschichte, Entwicklung und Würdigung beider Dramen. Von H. Dünker. Braunschweig, Schwesbke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Rgr.
3. Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie. Herausgegeben und mit zwei Abhandlungen zur Geschichte und vergleichenden Kritik des Stücks begleitet von H. Dünker. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.
4. Goethe's Tasso. Zum ersten mal vollständig erläutert von H. Dünker. Leipzig, Dyl. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.
5. Goethe's Prometheus und Pandora. Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. Von H. Dünker. Neue mit einem Nachtrage vermehrte Ausgabe. Leipzig, Dyl. 1854. Gr. 8. 15 Rgr.
6. Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Von Alexander Jung. Mainz, Kunze. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Der bedeutendste Beitrag zur Goethe-Literatur im verfloßenen Jahre war der von Kestner herausgegebene „Briefwechsel“, der für die Werther-Dichtung nicht bloß die historische Wahrheit darlegt, sondern ein lebendiges Bild damaliger Zustände auf eine so einfache und unmittelbare Weise entwirft, daß sinnige Gemüther davon wie von einer klassischen Darstellung entzückt wurden, während prosaische Naturen nicht wußten, was sie sagen sollten, und durch ihren Aerger komisch wurden. Das Buch ist in d. Bl. schön gewürdigt worden.\*) Die Schriften, welche wir hier zur Anzeige bringen, gehören drei verschiedenen Kreisen von Erörterungen an, die sich um die Gestalt des größten deutschen Dichters hinziehen. Spieß schreibt leicht und klar zur Einführung des größeren Publicums in Goethe's Werke, Dünker commentirt mit philosophischer Gründlichkeit und weitschweifiger Pedanterie, Alexander Jung geht einzelnen Ideen nach, die er auslegt und durch die er Goethe's Antwort auf

die wichtigsten Zeitfragen als die richtige zu erweisen sucht; er vertritt die philosophische Behandlungsart, die seither besonders am „Faust“ geübt worden.

Das Buch von August Spieß ist aus Vorlesungen entstanden, die er in Wiesbaden gehalten; es ist nicht für Goethe-Kenner geschrieben, sondern will zu seiner Erkenntniß die erste Anregung und Anleitung geben, will die Jugend, die Frauen zum Verständniß und damit zur vorurtheilsfreien Werthschätzung der Meisterwerke des Dichters hinführen; aber auch der Goethe-Kenner sieht mit Freude, wie der Verfasser überall mit seinem Urtheil das Beste aus der reichen Literatur über Goethe zu sichten und mit faßlicher Anmuth wiederzugeben, wie er seine eigene Grundanschauung durch das Ganze überzeugend auszusprechen versteht. Schon dies zeigt von der Einsicht des Verfassers, daß er das Leben und die Dichtungen Goethe's in ununterbrochenem Zusammenhang darstellt und stets nachweist, wie diese aus dem Herzen und aus den Schicksalen des Dichters erwachsen; denn Goethe, so objectiv seine besten Sachen erscheinen, ist doch in dieser Beziehung ganz subjectiv, daß er in seinen Werken stets die Stimmungen seines Gemüths, die Erfahrungen seines Geistes verkörpert und wesentlich als Seelenmaler, als Lyriker seine eigenthümliche Größe hat. Man könnte mit Spieß um diese oder jene Einzelheit rechten, im Ganzen aber verdient seine Schrift als eine ihren Zweck wohl erfüllende einer allgemeinen Theilnahme empfohlen zu werden.

Mit Recht ist Dünker der Ansicht, daß Goethe vielfach der Erklärung bedarf und sie so gut verdient wie einer der alten Classiker, und Niemand wird leugnen, daß er sorgsam und gründlich zuwerke geht; aber schwerlich wird auch Jemand sich finden, der nicht über allzu große Weitschweifigkeit Klage führt; Dünker überläßt dem Leser auch gar nichts, und was sich von selbst versteht, erörtert er oft mit ermüdender Redseligkeit. Namentlich ist es durchaus verwerflich, wenn er etwa zur Erleichterung der Lectüre des „Tasso“ auf Gymnasien die poetische Sprache des Dichters in Prosa, die dramatische Rede in Erzählung auftrifft, statt den Gedankengang einer Scene und ihren Zusammenhang im Ganzen kurz anzudeuten. Dünker beginnt mit einer Entstehungsgeschichte der Werke, die er erläutern will. Da erläßt er uns keine Briefstelle, die irgend derselben Erwähnung thut, und statt aus dem gesammelten Material die Resultate zu ziehen, schwelgt er sein Buch mit der Anhäufung desselben an. Recht verdienstlich ist es, daß er den Quellen des Dichters nachspürt und hervorhebt, sowol was eigene Erlebnisse als was der geschichtliche Stoff beigeleitet, und wir sehen, wie einerseits im „Götz“, im „Egmont“ das vom Dichter geschaffene Charakterbild die Hauptsache, wie das Ganze eine Idealschöpfung ist und nur im Einzelnen das Historische herangezogen wird, während andererseits dem „Tasso“ viel mehr Realität zugrunde liegt, als man gewöhnlich glaubt, dieselbe aber zum Ausdruck des Allgemeingültigen und Menschlichen abgeklärt worden ist. Was wir indes

\*) Vgl. die Mittheilungen darüber in Nr. 43 und 48 d. Bl. f. 1854 und in: Nr. 10 f. 1853. D. Red.

bei Dünker vermissen, das ist das Tiefere, das Philosophische, die Erkenntnis des Grundgedankens, der als Einheit der Idee das Ganze durchdringt, von dem aus dasselbe als ein Organismus erwachsen ist, von dem aus also auch die Composition, die Verflechtung und Zusammensimmung der Charaktere und Begebenheiten begriffen werden muß, der endlich als Schicksalsmacht ebenso das Letzte ist, wie er der Keim der Handlung und der Kern der Hauptgestalten war. Dadurch sind die Meisterwerke großer Dichter wahrhaft beseelt und von ewigem Gehalt und Werth, und wenn dieser ihr Mittelpunkt, ihr Geist richtig erfaßt ist, ergibt das Andere sich leicht von selbst. Deshalb dürfen wol die Ausführungen Utrici's über Shakespeare's Tragödien musterhaft genannt werden, zumal sie gerade das Nothwendige sagen und maßhaltend vieles Andere dem Leser überlassen. Vergebens aber fragen wir nach den leitenden Ideen in den weitschichtigen Arbeiten Dünker's. Im Einzelnen hat er viel Treffendes und gar manche feine Bemerkung, aber auch gar manche Pedanterei. So warnt er im Faust-Commentar, daß man es ja nicht so nehme, als ob Faust bei seinem Bart schwören wolle, wenn er sagt:

Allein bei meinem langen Bart  
Fehlt mir die leichte Lebensart.

So erwägt er, ob man an die Soldaten Setar und Hart denken solle, denen Egmont im Gespräche mit dem Secretär eine Tracht Prügel zuerkannt habe, wenn später Warsen von ein paar seiner Freunde spricht, die man anderwärts gefangen hätte, die von Egmont aber mit einem Buckel voll Schläge verabschiedet worden. So zählt er, wie oft Goethe im „Tasso“ und in der „Iphigenie“ das tonlose e im Infinitiv setze und weglasse, um herauszubringen, ob er häufiger sehn oder sehen, ruhn oder ruhen, geflohn oder geflohen schreibe; er vergleicht die verschiedenen Ausgaben und kommt zu dem Schlusse: „Offenbar zog Goethe die Form ohne e vor, doch wurde dies aus Versehen nicht überall durchgeführt.“ Offenbar ist dies ein Unsinn; offenbar hatte Goethe darüber gar keine Regel und konnte keine haben, da es für den Ton der Dichtung gar nicht gleichgültig ist, ob ein Vers weiblich oder männlich endet, indem dieses einen bestimmten Abschluß bildet, jenes aber verhallend ins Unbestimmte verklängt oder ein Weiteres noch erwarten läßt. Und was sollen hypothetische Bemerkungen wie die folgende: „Am Abend desselben Tags speiste Goethe bei der Herzogin, der er vielleicht den Schluß des Stücks mittheilte.“ Das Buch über die „Iphigenie“ stellt die verschiedenen Ausgaben dieser herrlichen Dichtung zusammen und erlaubt uns dann nicht eine bis ins Einzelne genaue Vergleichung durch das Ganze, wie sie beispielsweise für eine Scene genügt hätte, wobei Dünker aufs breiteste darlegt, wie Goethe bei der Uebersetzung aus der Prosa in den Jambus durch verschiedene Mittel die Sprache poetischer gemacht, und zwar wiederum nicht so, daß der Kritiker diese Mittel einfach aufzählte und einen und den andern Beleg dazu gäbe, sondern wir sollen stets alle Stellen durchlesen, wo der Genitiv vor dem Nominativ steht oder

für das Abstracte das Concrete gesetzt worden ist. Wenn die vier vorliegenden Bände Dünker'scher Commentare auf den Umfang eines derselben reducirt wären, würden sie mehr als vier mal werthvoller sein.

Wünschenswerth für die Hauptwerke Goethe's sind Ausgaben mit Scholien, die unter dem Text das zum Verständniß Nothige möglichst kurz beibringen, und mit einer Einleitung, welche die Idee und Composition des Gedichts, seine Entstehungsgeschichte und das Verhältniß zu seiner Quelle entwickelt. Ein commentarius perpetuus wie der Dünker'sche mag bei einem griechischen Tragiker das Verständniß für den Schüler erleichtern, bei einem einheimischen Dichter aber ist er so unnütz als langweilig. Indem ich indeß nochmals den Fleiß und die philologische Gründlichkeit Dünker's anerkenne, bemerke ich noch, daß es unangenehm auffällt, wie er sich geberdet, als ob er die Erklärung und Würdigung Goethe's gepachtet habe, wie er für ungenügend erklärt, was durch Vorlesungen an Universitäten, die er natürlich gar nicht gehört hat, für denselben geschieht, wie er die Arbeiten von Hillebrand, Eckard, Theodor Jacobi gar nicht oder mit kleinlicher Mäkelei erwähnt und des Beifalls aller Einsichtigen, aller Deutschlands würdigen Söhne gewiß ist.

Alexander Jung hat ein Werk zum Gegenstand seiner Betrachtungen gemacht, das weniger durch frische Lebensfülle zum poetischen Genuß als durch die Größe der Anlage und die tief sinnige Weisheit der in ihm niedergelegten Gedanken zum Nachsinnen anregt, die „Zwanzig Jahre“. Ein Goethe'sches Epigramm sagt:

Im Auslegen seid frisch und munter,  
Legt ihr nicht aus, so legt was unter.

Das mag dem Verfasser mit seinem sinnigen Weirspinnen einzelner Aussprüche, mit seiner Deutung einzelner symbolisch genommener Lebensbilder mitunter begegnet sein; immerhin ist es gut, daß einmal Goethe's groß prophetische Bedeutung für die sociale Gestaltung der Zukunft umfassend erörtert, die Antworten des Dichters auf die Fragen der Zeit zusammengeordnet und untersucht wurden. Der Geist des Buchs ist ein durchaus vortrefflicher. Jung gehört zu den Männern, welche Religion, Kunst, Wissenschaft gleichmäßig zu schätzen verstehen, und statt eine durch die andere herabsetzen zu verdrängen zu wollen, vielmehr in ihrem freien Wechsel das rechte Leben der höhern menschlichen Natur erkennen.

Vorstehendem Bericht über die Goethe-Literatur des verflossenen Jahres mögen sich einige Bemerkungen über zwei eben erschienene Beiträge zu derselben anreihen. Sie heißen:

7. Ungelehrte Erklärung des Goethe'schen Faust von F. L. Hartung. Leipzig, B. Engelmann. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur. Von J. B. Appell. Leipzig, B. Engelmann. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine ungelehrte Erklärung zum „Faust“ ist etwas Widersinniges oder etwas selbstgefällig Citles; denn der



Goethe'sche „Faust“ ist schwer, und wer die tiefsten Probleme der Philosophie, wer namentlich das Verhältniß des Bösen zur sittlichen Weltordnung, der menschlichen Freiheit zum göttlichen Willen, wer das Wesen antiker, mittelalterlicher und gegenwärtiger Culturentwicklung nicht selbständig durchdacht und die geschilderten Geistesprocesse nicht selbst innerlich durchlebt hat, ist ungerne, dies Werk Andern zu erklären; aber dasselbe ist auch dunkel durch viele Einzelheiten, deren Verständnis oder deren Deutung bald eine genaue Kenntniß der deutschen Literatur, bald eine Einsicht in Mystik und Alchemie des Mittelalters, bald ein genaues Studium der griechischen Mythologie voraussetzen; eine ungeschulte Erklärung kann daher nicht an die Stelle der forschenden Gelehrsamkeit sich setzen wollen. Der Verfasser will das Goethe'sche Gedicht möglichst aus ihm selbst und aus Goethe's andern Schriften erläutern, das ist löblich, und manche Parallelstelle, die keiner der seitherigen Commentare angeführt, wirft ein willkommenes Licht auf einzelne Partien. Im Ganzen aber hätte das wenige Neue sich als eine kleine Nachlese auf sehr engem Raum mittheilen lassen. Das Philologische ist viel sorgfamer, viel umfassender von Dünker, das Philosophische viel besser von Weiße und Rosenkranz längst erörtert; über den Sinn der einzelnen Scenen und ihre Bedeutung für den Zusammenhang des Gedichts, also gerade über das Wichtigste, vermissen wir jede irgend erhebliche Auseinandersetzung.\*)

Das Büchlein über „Werther“ ist anderer Art. Es gibt uns ein lebendiges Bild von der Wirkung des Goethe'schen Romans bei seinem Erscheinen, indem es die Gedichte und Kritiken, die Nachahmungen und gegnerischen Fortsetzungen oder Umbildungen uns bald vollständig, bald in gelungenem Auszuge und treffender Charakteristik zusammenstellt. Besonders ausführlich werden Nicolai's „Leiden und Freuden Werther's des Mannes“ besprochen, aber auch anderes Vergessene oder Minderbekannte wird herangezogen, und so ist die Schrift eine schätzbare Beilage zu dem Restner'schen Buche „Goethe und Werther“. Eine gründliche ästhetische Würdigung des Romans wäre bei dieser Gelegenheit ebenfalls wünschenswerth gewesen; das Beste in dieser Hinsicht ist wol eine Charakteristik der Goethe'schen Romane von Hotho in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“, die bezügliche Stelle in Hillebrand's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ und ein paar goldene Worte von Schiller in der herrlichen Abhandlung über naive und sentimentale Poesie.\*\*)

49.

\*) Vgl. hierüber die Charakteristik des „Faust“ in Carrière's „Das Wesen und die Formen der Poesie“, S. 299—304.

\*\*) Einige culturhistorisch interessante Momente des Appell'schen Buchs werden uns noch zu einem besondern Artikel Anlaß geben. D. Rer.

## Die Sage im Gewande der Dichtung.

Wir haben es in unserm heutigen Artikel größtentheils mit Sagenpoesie zu thun. Es gibt Kunsttrichter, die der Meinung sind, die poetische Behandlung der Sage passe nicht mehr für unsere reflectirende, kalte, aufgeklärt nüchterne Zeit; es ist dies eine ganz irrige Ansicht, ebenso einseitig als ob einer das Damaatur über alle Märchenpoesie aussprechen wollte. Trefft nur bei der künstlerischen Durchführung des gewählten Sagenbildes den richtigen Ton und ihr werdet des Erfolgs gewiß sein! Freilich gehört hierzu ein kindlicher Sinn; denn in jenen vertrauhten Jahrtausenden, wo die Sage, geschäftig von Mund zu Mund laufend, noch die Stellvertreterin der Geschichte repräsentirte, war die ganze Menschheit selbst ein leichtgläubiges Kind. Wir haben jene goldene Naivetät, mit der sich die Alten das unmittlere Leben ansahen, längst eingebüßt, und doch ist sie der Schlüssel zum Geheimniß des Sagenthums. Die Geschichte nimmt stolz den Thron des Wissens ein; die Sage, beschneit im Hintergrund, liebt das Helldunkel des Glaubens. In diesen Hintergrund wurde die Sage durch die Erfindung der Schrift gedrängt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat sich die Verlassene immer dichter verschleiert, sie will von dieser argen Welt nichts wissen; sie schlummert in Puranas und Vedas an den Ufern des heiligen Ganges, auf den silberweißen Schneeflecken des götterreichen Meru; sie schlummert und träumt fort bis zur Maha-Pralaya, d. h. bis die große Schlusskatastrophe der Weltauflösung eintritt, wo alle Dinge sich auflösen werden im Schooße Brahma's. Der Weltbrand der gothischen Mythologie ist wol nur eine Variation über dieses kolossale Thema mit der Alles niederdonnernden Schlusssage. Die Völker des Nordens trugen ihre großartige Weltgeschichte aus den asiatischen Urflüssen der Centralhalbkugel dieses Continents wie ein Heiligtum herüber zu ihren neuen Ansiedelungen. Sie blieb lange der Fundamentaltz ihres durch geographische Verhältnisse von dem weiter fortgeschrittenen Süden getrennten Völkerebens. Das Säusen und Brausen tausendjähriger Bodenschichten ist den überbildeten Menschenkindern von heute eine unverständliche Sprache geworden. Thor, der mächtige Heidengott, dürfte mit seinem Hammer keinen einzigen Schlag thun an die Flügelthüren der Gegenwart, sie sind trotz des glänzenden Firnisses morsch; sie stürzten zu Boden zusammen. Der gewaltige Stalbensang würde das überreizte Nervensystem dieses verzärtelten Geschlechts tiefinnerlichst beleidigen. Die Korne der Vergangenheit sitzt an ihrem Quell und schaut unablässig darin das Vertraute, Vergangene; in die Zeitströmung unsers Jahrhunderts mag sie nicht blicken, sie schauderte zurück davor, die gute Alte. Freya würde die Schönheit und die Liebe unter unsern bleichwangigen Salondamen vergeblich suchen, sie ergriffe gazellenfink die Flucht vor unsern faden Dandies, in denen sich die alten Deutschen in ihrer markigen Stammkraft gewiß nicht wiedererkennen würden. Nur Loki, der Gott des Bösen, würde sich über diese Degeneration des Menschengeschlechts freuen und ein Hohngelächter aufschlagen. Die alte Sage ist lichtvoller als Manche glauben; sind doch Steinhausen am Nil, Säulen am Euphrat, Denksteine in der Gobi, Felsenklöge in Mexico und Peru die Lehrmeister der größten Gelehrten gewesen. Zwar präsentiren sich die orientalischen Sagen wegen der äußerst thätigen Phantasie der dortigen Völkerrämme durchaus übertriebener und abenteuerlicher als die des Occidents, wo Alles mehr den Stempel der Nüchternheit trägt; jedoch wird jenen trotz dieses Uebelstandes als den urältesten von den Forschern gern der höhere Werth zugestanden; nur durch sie, wenn es überhaupt möglich ist, wird jenes Dunkel, das sich über das erste Aufdämmern der Cultur wie das undurchdringliche Schwarz einer Mitternacht hinlagert, gelichtet werden. Nur sollten die Sprachkundigen nicht in dem Wahne leben, daß ihnen dies allein gelingen könne; die bereits schön begonnene Riesearbeit zu Ende zu führen ist nur dem Verein aller Wissenschaften möglich. Die Sagen unserer indogermanischen Vorfäter enthalten häufig einen sel-

ferntesten Sinn, verrathen einen weit mehr auf den Grund der Dinge gerichteten Seherblick, als daß wir vornehm klug darüber lächeln dürften; und hätten sie sich sogar in einem Zustande der Exaltation befunden, als ihr Gehirn diese Wundererzählungen ausblütete, selbst dann dürften wir nicht darüber spötteln, sollten vielmehr bedenken, daß der Wahnsinn, dem Glauben der Alten nach, an die Gottheit anstriebe. Die Sage schreitet im Gewande der Dichtung einher, doch in der höchsten Dichtung liegt auch stets die tiefste Wahrheit verborgen. Es handelt sich also bloß darum, die Sage ihres Kaltenwurfs zu entkleiden; gewiß, dann wird die nackte Wahrheit sich wie eine dem Meeresschaum entkiesene Göttin vor unsern Blicken erheben. Es wird, es muß eine Zeit kommen, die wie in einem Brennpunkt die Resultate aller Forschung auf den Gebieten der Wissenschaft zusammenblenden läßt; die Strahlenpracht dieses Punktes dürfte jedoch dann der höchste Triumph des menschlichen Geistes sein — man kann nur einen Augenblick in die Sonne schauen; wer es länger versucht, der erblindet. Goethe läßt seinen alten Faust auch blind werden. Hierin liegt eine tiefe Bedeutung, auf die der Seher Goethe gewiß nicht bloß zufällig hingewiesen hat. Die Faustsage, wie er sie behandelte, liefert übrigens den schönsten Beweis, daß die vergilbten Blätter der Saga dem Dichter eben so dankbare Stoffe bieten als die stolzen Folio Pergamente der Weltgeschichte.

Wir machen nun von diesen Vorbemerkungen den Uebergang zu einer Reihe neuer Erscheinungen und weisen darunter den bedeutendsten der Rangordnung gemäß den ersten Platz an:

1. Der Stalbe. Nordlandsagen von E. A. Bruhin. Clarus. 1854. Gr. 16. 12 Ngr.
2. Sagen des Hasethals von Joseph Grone. Danabrück, Fredewitz. 1854. 16. 10 Ngr.
3. Klein-Balhalla. München, Franz. 1854. 8. 9 Ngr.
4. Dichtergarben aus dem Wuppertale. In Verbindung mit Mehren zu einem wohlthätigen Zwecke herausgegeben von F. W. Lucas. Elberfeld, Bader. 1854. Gr. 12. 20 Ngr.
5. Sänge und Klänge von August von Ritsche. Braunschweig, Leibrock. 1854. 16. 15 Ngr.
6. Gedichte von Emil Reubürger. Frankfurt a. M., Aufarth. 1855. 16. 18 Ngr.
7. Elisabeth. Ein erzählendes Gedicht von Ernst Müller. Einbeck, Eggeling. 1855. 16. 12½ Ngr.

Nr. 1. Männliche Kraft und ernster Sinn spricht sich in diesen nordischen Gesängen aus. Der Verfasser weiß sich gleich in dem Eingangsgedichte „Der Stalbe“ durch die schönen Mittelstrophen die Herzen zu gewinnen; sie lauten:

O, des Südens Söhne, blickt zu „Nordens Lichte“,  
Nach Südens Sonne schaut das Volk des Nor;  
Und fällt das Haar euch bräuner zu Gesichte,  
Doch schlägt das Herz in gleicher Blut empor.

Der Stalbe weiß, wie Nordlands Herzen glähen,  
Die Salte häupt berauscht an seiner Brust;  
O laßt dazu des Südlands Augen sprechen,  
Die heißen Augen sind des Stalden Lust!

Der Verfasser glaubte wol diesen Heldensagen des Nordens es schuldig zu sein, lieber stellenweise den Wohlklang des Verses zu opfern, als in der redendsten Verbtheit und mannhaftesten Kraft des Staltenfangs zu erlahmen; allerdings läßt sich Seher gern bei solcher Lectüre in dieser Beziehung etwas gefallen; doch glauben wir, daß der Verfasser hierin etwas zu weit gegangen sei. B. W. die Anhäufung des Vocals o in der Zeile: „Ob's wol Gotter vor den Aßen grant?“ (S. 33) macht den Vers so holperig und hartkörnig, daß man sich nicht damit befreunden kann. Ohne weiter diese Höflichkeit zu berühren, gehen wir auf den geistigen Gehalt des schönen Buchs ein. Mit balladenartiger Schlagkraft wirkte auf uns die Zeichnung des allein herrschen wollenden „Haldan, Frotho's Sohn“, in dem sich der ganze Stolz der Erstgeburt grauenhaft abspiegelt; die

Schlusstrophe, nach dem Mordmorde seiner zwei Brüder, lautet:

Es quillt ihr Blut, sein Dorn raucht,  
Er aber die Faust hineingelaucht,  
Benezt sie nun mit kaltem Mathe  
Nach in des Volkes heiligem Blute.

„Hamlet“ in drei Abtheilungen wird gewiß jeder Gedicht mit Vergnügen lesen, wäre es auch nur deshalb, um einen Vergleich mit der berühmten Bühnengefalt Shakspeare's anzustellen. Schön ist die Schilderung des Friedens unter Frotho dem Großen. So glauben wir auch „Hagbart und Signe“ zu den bessern Producten rechnen zu können. Die Gedächtnis des Helden im Greisenalter und die tiefe Sehnsucht nach Balhallu zu gelangen ist trefflich gemalt in „Sterkötter“. Da diesem ähnliche, von echt nordischem Staldengeiste durchwehte Gedicht „Harald Hylbetand“ zweite Abtheilung scheint uns jedoch noch gelungener zu sein. Wir wollen es zur allgemeinen Empfehlung des Werks hier einrücken:

„Daß auch die Helden Hela's Fluch beschleht,  
Und Stroktod \*) ihnen grimme entgegenlacht!“  
Der König faßt's, dem Söhne die Haare nicht  
Und Nacht im Auge harret, des Alters Nacht.  
Und Sehnsucht saß ihn nach dem Kienste;  
Im Kampf geboren, mocht' im Kampf er sterben,  
Umspielt von Thor's und Odins' rothem Blitz  
Sich, seiner werth, den Platz am Mahl erwerben.

„Gedrückt!“ herrscht er; „Morne, hab' Geduld,  
Bis ich die Götter mache, daß sie schau'n!“  
Und sieben Jahre prüft er ihre Guld  
Und schmiedet Waffen, läßt sich Schiffe bau'n.  
Die Wälder gleiten in dem Schaum der Flut.  
Die Mannschaft schreut mit schönem Ehm die Wellen,  
Und wie des Volkes Hauch nur Muth und Eht.  
So will's zum Nordstern Harald's Stirne heben.

„Mein Schwedenkel, Ringo, du heraus!  
Zum Kampf mit deinem Lehrer, deinem Aha!  
Wer trägt' mich schöner zu dem Sonnenbort,  
Als wenn ich selbst gezeigt die Ruhmesbahn?“  
Und Ring erlaubt ihm led heranzuglehn,  
Bezeichnet ihm des Riesenkampfes Stätte;  
Die Flotte fliegt an Schwedens Ufer hin,  
Als ob sie Siegespfand am Borde hätte.

Der Könige Heben zählt da jedes Heer,  
Und Harald's and'rer Adel, O, gebort  
Als Rottgewässer, an Ringo's Statt, zu Meer;  
Den Wold bogegen Wisna's Arm erstreut  
Und Petta's, eines Flügels Lenkerin,  
Im ganzen Nord gepries'ne Heldenweiber.  
Baudale, Lette, Sachse sieht für ihn,  
War brüde, viel im Krieg gekahlte Leiber.

Zu Wagen stößt er, sprühnde Pfeer' davor,  
Die Reu' in seiner Faust und nachts die Wank.  
„Nur auf da desoben euer Sonnenhor!  
Ins Schlachtgewog hinein, in Blutes Ruck!  
Was heulst du, Remme, da herauf vom Staub?  
Vorwärts, ihr Mannen! Sehn's nicht Odins' Aht?“  
Doch weh, sie schauern hin, wie herkömmlich Laus,  
Sie weichen; blinder Greis, umfaßt dein Rufen!

Er steht im Wagen, droht und ruft und schlägt; —  
Ein grauser Sturm um ihn — dann Alles St;  
Im Blute liegt der Greis; sein Antlitz fragt:  
„Ist's nicht der Pfad, den Thorstohn Harald will?“  
Und Ring läßt Schiff und Wold und Wessungler  
Mit Harald's Leib den letzten Wunden geben

\*) Tod im Bette.

Und sich den Kissenzug mit edlem Kitter?  
Dem „Bravenkrieg“ zu Sethra's Berg entziehen.

Nr. 2. Der Verfasser verkörpert im Wort, daß er die meisten dieser Sagen aus der Urquelle, aus dem Munde des Volks geschöpft und dabei vorzüglich die religiösen Sagen des Hasethals berücksichtigt habe, weil gerade diese noch nicht bearbeitet sind. Dazu macht er noch die Bemerkung, daß er jene wählte, die sich für eine metrische Bearbeitung am meisten eigneten. Bei dieser Auswahl muß er entweder nicht glücklich gewesen sein, oder der Sagenschatz des Hasethals muß nicht sehr reichhaltig seine Quellen strömen lassen, denn wir vermüthen jene Glätte und Abrundung, jenen Schluß der Verse, den eine Kunstbarstellung dieser Art erfordert. Der Verfasser trägt hierbei die geringere Schuld; die Mehrzahl dieser Stoffe ist nicht schmiegsam und biegsam, sie hätten sich eher für eine Behandlung in Prosa eignen. Der Verfasser hat dies wol theilweise selbst gefühlt; denn unter einer Menge versificirter Sagen tritt plötzlich „Der Sonnenstein im Berthor-Bruche bei Benne“ im losen Gewande der Prosa auf. Es ist ein alter eingewurzelter Irrthum nicht nur der Dichter sondern auch der Künstler, gegen unüberwindlich auftretende Formschwierigkeiten klackspäßig anzukämpfen; dagegen liegt es klar am Tage, daß sich nicht jeder Stoff in eine bestimmte Form gießen lasse unter der Bedingung, es müsse aus diesem Guß ein artistisches Product hervorgehen. Was gegen die Natur eines Dinges ist, was seinem Urgrund widerspricht, das läßt sich nicht erzwingen; aus Sauerstoff kann kein Gott Sticksstoff machen, und der Dichter ebenso wenig aus einem unpoetischen Sujet ein gutes Gedicht. Wo die stete Wechselwirkung zwischen dem geistlichen Gehalt und der formellen Gestalt durch einen Riß getrennt ist, da lauscht der Leser vergeblich nach dem harmonischen Einklang des Ganzen. Zu den besten Sagenbildern dieses Buchs zählen wir: „Der Beherwolf“, „Die Jagd am Hügel“ und „Die goldene Flughar“.

Nr. 3. Eine artige Sammlung von historischen Gemälden, hant gereicht, von Alexander dem Großen bis Otto von Wittelsbach und fort bis in die Uebergangsperiode zwischen Mittelalter und Neuzeit, worin uns der Verfasser am häufigsten Geschehen aus der bairischen Geschichte vorführt. Er hat zwar nicht streng an dem historischen Stil festgehalten, sich aber auch nicht so weit davon entfernt, daß es störend einwirkte; er wußte das Ganze gefällig einzukleiden, durch Abmischung der Bilderreihe einen interessanten Anstrich zu verleihen. Zuweilen schlägt er einen weich-elegischen Ton an, wie in „Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob“, ein Gedicht, das dem garten Geschlecht sehr gefallen dürfte; zuweilen borgt er sich von der Fabel das heitere Colorit für einen launigen Gegenstand wie in „Rudolf von Habsburg“. Uns befriedigte am meisten die originelle Anekdote „Der Philosoph im Kittel“.

Der Philosoph im Kittel.

Einkl ruckte der geklemmte Bauernkand  
Aus Stock und Bock die blutgeschürzte Hand;  
Die Herren wiesen stracks mit Streithögler  
Dem Landknechtspieß das eiserne Bähr,  
Daß über beide Stromesufer Groll  
Und Blut in hohen Fluten überschwall,  
Daß sich verbotte Deutschlands beste Kraft  
Im wüsten Hader um Leibgeizenschaft,  
Bis daß der Sieger, als der Bauer sank,  
Den Nachsecher auf die Reige trant.

Da kam zu Mansfeld auch ein Bärlein d'ran,  
Ein Kerzer, dick, untersehter Mann.  
Der wußte selber kaum, wie ihm geschah,  
Und lachte, als er die Berrlichkeit sah.  
Wie nun der Graf, ein Graf von Fenneberg,  
Ihn um die Meinung fragte durch den Scherz.

7 Pfend.

Vorsetzt der baderothke kleine Mann:

„Es lachert mich und kommt mich seltsam an,  
So ihr den Kopf mit nun herunter thut,  
Wohin seh' ich hernacher meinen Gut?“

Und keine Thräne traf so tief ins Herz  
Dem Grafen als des Bauern heit'rer Scherz.  
Der kleine Mann stand plötzlich vor ihm groß,  
Und mit Beschämung gab der Graf ihn los.

Nr. 4. Diese „Dichtergarben aus dem Wuppertale“ sind von zwölf Poeten zum Besten eines wohlthätigen Zwecks zusammengengebunden worden. Wilhelm Bahrdt sowol als Hermann Grube, die das Buch eröffnen, bringen einen für uns ungewiesbaren Pietismus mit, daher wir ungesäumt weiterstreiten zu Ludwig Chr. Heye, der zwei sehr thränenreiche Gedichte spendet. Eduard Liebesang hat zwar für seine Epigramme die Ueberschrift gewählt: „Rücken mit und ohne Stachel“; er hätte aber flüchtig über diese wässerigen Wize bloß schreiben können: „Rücken ohne Stachel“; bedeutend besser ist sein längeres Gedicht „Ein Abenteuer Thor's“. Der Herausgeber F. B. Lucas flocht einen Cyclus Wanderlieder ein, worunter die Mehrzahl sich auf den Rhein und auf die Schweiz bezieht; die gelungenen sind wol „Der rheinische Wein und das deutsche Lied“ und das dem Kölner Männergesangsverein gewidmete „Deutsche Lied“, worin die Triumphe dieses Vereins in England noch ein mal poetisch wiedergefesselt werden. Es wären auch unter den Schweizerliedern einige nicht übel, wenn der Verfasser sie nicht durchschnittlich alle wie Summi elasticum in die Länge gezogen hätte. Karl Pöls scheint ein Jesuitenzögling zu sein — damit genug! E. Reimer (Richter) entfaltete ebenfalls ein gehöriges Quantum Pietismus. Emil Ritterhaus spendete Lieder der Liebe und Naturbilder, worunter „Der erstorene Posten“ erwähnenswerth ist. Adolf Schults hat mit seinen Waldliedern den besten Beitrag der ganzen Sammlung geliefert, und um mildthätige Herzen für den edeln Zweck der Unternehmung zu gewinnen, lassen wir eins derselben hier folgen:

Im Walde.

Im Walde sit' ich und träume  
Und denke vergang'ner Zeit;  
Es flüstern die Gipfel der Bäume,  
Als wüßten sie um mein Leid.

Und einer sagt es dem andern,  
Wie ich so traurig bin,  
Und meine Klagen wandern  
Durch die hohen Wipfel hin.

O, thantet ihr meine Klagen  
Durch diesen Waldesraum  
Mit leisem Flüstern tragen  
Bis hin zum letzten Baum!

O, halt, es zu vollbringen!  
D'rin nisset ein Vöglein klein.  
Das will meine Klagen singen  
Vor Liebchens Fensterlein.

Karl Siebel, die „Ungenannte“ und Karl Coutelle haben nichts von Bedeutung geliefert.

Nr. 5. Ein hübsches Talent, das einige Ursprünglichkeit verräth. Die erste Abtheilung, die „Dem Freunde“ gewidmet, enthält unter Anderm eine originelle portische Erzählung: „Der Ueberfall.“ Der Gedanke des Verfassers, diese einfache und doch inhaltschwere Geschichte reimlos zu behandeln, war ein sehr glücklicher; die Sprache ist stellenweise gehäuft, besonders schön sind die letzten 18 Zeilen; das Ritornell „Es schweigt der Wald“ u. s. w. macht sich vorzüglich gut; wir bedauern, dieses Gedicht seiner Länge wegen nicht unsern Lesern mittheilen zu können. Die zweite Abtheilung, „Der Geliebten“ gewidmet, bringt natürlich größtentheils erotische Lieder, unter denen sich einige durch schwungvollen Rhythmus und melodi-

sehen Fluß auszeichnen. Ein schöner lyrischer Erguß, obwohl etwas an Feine erinnernd, ist:

Vision.

Komm, laß uns sitzen am Hüengrab,  
Die Rebel wanken und gleiten,  
Wir seh'n den Hügel auf und ab  
Die alten Krieger reiten.

Wie scheint so bleich im Mondenstrahl  
Der Glanz der Schwerter und Schilde!  
Bom Hufschlag dröhnen Berg und Thal.  
Es dampfen die Gefilde!

Die Krieger ziehen her und hin  
Den Plan in tiefem Schweigen;  
Wenn sie bei uns vorüberzieh'n,  
Ist mir, als ob sie sich neigen.

Sie neigen sich, sie beugen sich  
Vor einer deutschen Frauen,  
Wie ihre Frauen einmalig  
Und wohlthig anschauen.

Du schmieglest voll Angst dich zu mir her,  
Ich halte dich überfällig;  
Der Mond im tiefen Nebelmeer  
Schwindet und sinkt allmählig.

Und wieder im tausendjährigen Grab  
Sind Hofs und Ketter versunken..  
Als Tobtenflammen leuchten herab  
Glockenwunden mit ihren Funken.

Wir sitzen allein am Hüengrab,  
Ganz in Gedanken versunken.  
Ich aber küsse die Thränen ab  
Von deinem Auge, trunken.

Die dritte Abtheilung, „Der Welt“ gewidmet, ist sehr gemischten Inhalts; es fehlt auch hier nicht an einzelnen Schönheiten. Eigenthümlich ist der Schluß des an die Lehre von der Seelenwanderung mahnenden Gedichts „Legter Wille“.

Nr. 6. Man kann es wahrlich Niemandem verdenken, dem es mit der Kunst Ernst ist, wenn er weder links noch rechts nach einem Muster blickt, sondern sein innerstes Wesen, seine ganze Persönlichkeit in das Kunstwerk versenkt, um es so für sich selbst sprechen zu lassen. Die größten Meister sind eben bloß dadurch die Vorbilder aller Zeiten geworden. Es gibt jedoch heutzutage viele Sverge, die gern Riesen sein möchten; es wollen Alle über die Grenze hinaus, welche ihnen die Natur gezogen hat. Wir machen diese Vorbemerkung, theils weil uns der Verfasser zu Jenen zu gehören scheint, denen es mit der Kunst Ernst ist, theils weil es uns bedünkt, daß es übersehene er seine Kraft. Gleich eines der ersten Gedichte: „Fürst Caraccioli's Tod“, bestätigt uns dies: Caraccioli wurde im Jahre 1799 als achtzigjähriger Greis an dem Masten einer britischen Fregatte im Hafen von Neapel seinem Palaste gegenüber gehängt. Bei seinem Proceß hatte Manches nicht den gehörigen Gang genommen; sein Tod bleibt ein Schandfleck für den neapolitanischen Hof und für Nelson, dessen schwächliche Abhängigkeit von der Lady Hamilton dadurch recht deutlich zutage kam. Hieraus allein sieht wol der Leser zur Genüge, daß sich aus diesem außerordentlichen historischen Factum hätte etwas Bedeutendes machen lassen; aber des Verfassers poetische Kraft reicht nicht aus, er wußte den ganzen Vorgang weder vor den Blicken des Lesers plastisch zu gestalten, noch in der Schlußstrophe Caraccioli's sich über die hohe pompöse Phrase zu einer großartigen Verwünschung, die hier am Platze gewesen wäre, zu erheben. „Napoleon auf dem Zuge nach Rußland“ und „Marius und Hannibal“ haben uns ebenfalls keine günstigere Meinung über des Verfassers Begabung für die Ballade und poetische Erzählung einflößen können. Dagegen zeigt er auf dem Felde der

Epik manchmal eine feine Beobachtungsgabe für das Leben und Leben des Frühlings und das spielende Dasein der allüberall von Organismen durchschwärmten Schöpfung.

Am Schluß des Buchs befinden sich einige Uebersetzungen der „Irish melodies“ von Thomas Moore und der „Hebrew melodies“ von Byron. Wir konnten ihnen jedoch nicht den geringsten Geschmack abgewinnen; Verse wie:

Doch 'nem Gefangenen im Land,  
'nem Fremdling, halb ein Knabe noch —

klingen geradezu entsetzlich und beweisen eine große Unbehülflichkeit. Die darauf folgenden „Jugendgedichte“ des Verfassers hätten füglich weggelassen werden können.

Nr. 7. Dies Buch hat einen Fopf. Daß die Liebe eine philiströse Seite hat, ist eine bekannte Sache. Manche glauben zwar, dies zeige sich erst in der Ehe; der Fopf wächst jedoch vielen Verhältnissen vor der Hochzeit, nämlich wenn die Liebe in Schwärmerei übergeht. Dies scheint der Verfasser nicht gewußt zu haben. Philistertum in Versen ist aber des Gutes zu viel. Wir wollen daher unsere Leser nicht mit dem Inhalt dieses „erzählenden Gedichts“ plagen, das die langweiligste Robinsonade im modernen Zuschnitt ist, die uns noch je vorkam; selig sind die Ueberschwänglichen, denn ihrer ist das himmelreich! Die ungereimten fünffüßigen Sambden, in denen sich die Geschichte träge fortwälzt, verlockten uns beinahe dabei einzuschlafen.

So hätten wir denn abermals eine Rundschau im Reich der Poesie gehalten und gesehen, daß uns diesmal die Sage das Beste geliefert. Die poetische Fiction hat in unsern materiellen Zeiten Bankrott gemacht; sollte das den reichen Fund der altnordischen Sage nicht noch erhöhen? sollten die Dichter nicht noch einsehen lernen, daß in diesen Fundgruben der Unempfindliche unbenutzte Schätze glänzend lagern? oder sollte die nun feststehende Erkenntnis, daß die Sanskritsprache die älteste, die reichste, die hochwichtigste des ganzen indogermanischen Sprachstammes ist, nicht zu den herrlichen Sagen unserer Vorfahren magnetisch hinziehen? Möchten gut behandelte, in flüssiges Deutsch gegossene Episoden aus „Mahabharata“ oder „Ramayana“ das deutsche Volk nicht mehr seifen als geschraubte, gemachte, sogenannte „poetische Erzählungen“ ohne Saft und ohne Kraft? Wir überlassen es allen unsern Dichtern, die noch keinen Namen haben, aber doch gern einen hätten, sich diese Fragen selbst zu beantworten. Reicht zurück zum Einfachen! erinnert euch an Boerhaave's Lieblingswort: „Das Einfache ist das Zeichen der Wahrheit!“

Emmanuel Rauf.

### Matthias Claudius.

Der ehrliche Matthias Claudius, dessen Rheinweinlied so häufig gesungen werden wird, als überhaupt noch bei deutschen Kindern deutsche Rundgefänge ertönen, verdient es, daß sein Andenken von Zeit zu Zeit im Gedächtniß der deutschen Nation aufgefrischt wird. Dies geschieht durch eine kleine Schrift, welche den Titel führt: „Ueber Matthias Claudius. Rede am Geburtstage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Karl Alexander am 24. Juni 1854 im großen Hörsaal des Gymnasiums zu Weimar von Ludwig Runge.“ Der Verfasser dieser aus dem „Bismarckischen Kirchen- und Schulblatt“ besonders abgedruckten kleinen Schrift ist Professor der Mathematik am weimarer Gymnasium, der Ertrag der Schrift zum Besten des Pestalozzi-Bundes bestimmt. Neu dürfte manchem Leser sein, was der Verfasser über Claudius' kurzen Aufenthalt in Darmstadt mittheilt, wonach dieser 1776 als Oberlandcommissarius mit 800 Rth. Gehalt berufen wurde. Claudius hielt es hier jedoch nicht lange aus, sondern kehrte, nach überstandener schwerer Krankheit, im April 1777 nach dem ihm so lieben Wandsbeck zurück, um wieder von der Feder zu leben. In den Wintermonaten 1777

reichte er mit großer Geschicklichkeit und unter allgemeinem Beifall die von der Landescommission zu Darmstadt gegründete „Hess.-Darmstädtische privilegierte Landzeitung“. Seine eigenen Aufsätze in diesem Blatte unterzeichnete er mit dem Namen „Korall“; sie gingen unter der Ueberschrift „Koralliana“ später in den dritten Theil des „Wandbecker Boten“ über. In Bezug auf Kunze's Schrift bemerkte jüngst ein Berichterstatter in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“, daß sie namentlich von denen werde mit Interesse gelesen werden, welchen das reizend gelegene Wandbeck noch aus der Zeit bekannt sei, „wo es seinen frühern idyllischen Charakter noch nicht in den eines wüsten Haubourg des modernen Hamburg zu verwandeln angefangen hatte“. Diese kleine Schrift gibt uns außerdem Anlaß, noch an dieser Stelle einen kurzen Nachtrag zu unserer Notiz, „Hamburg sonst und jetzt“ in Nr. 17 d. Bl. zu liefern. Wir hatten dort eine ziemlich ansehnliche Reihe bedeutender Männer genannt, die seinerzeit in Hamburg gelebt und gewirkt haben, aber wir hatten doch mehrere vergessen, die recht eigentlich hamburgischen Bluts sind und gelegentlich in dieser kleinen Schrift genannt werden, z. B. Hermann Samuel Reimarus, den Verfasser der „Wolfenbüttelschen Fragmente“; den jüngern Reimarus, den ausgezeichneten Arzt und Physiker, dessen Haus der Sammelplatz aller geistvollen Männer der Stadt war; den Professor Büsch, den Mathematiker, der zu Lessing's Zeit die berühmte Handelschule gründete, in der später Alexander von Humboldt einen Theil seiner Studien machte. Wir können aber unsere Liste noch weiter ergänzen und nennen die berühmten Gelehrten Schuppius und Jungius, den geistlichen Liederdichter Christian Christoph Sturm, den Dichter Schiebeler, Boe, Archenholz, der von Hamburg aus die „Minerva“ redigirte, Bürgermeister Bartels, Verfasser der „Briefe aus Calabrien und Sicilien“, unter den Schauspielern Batson, unter den jetzt lebenden Gelehrten Lappenberg. Daß der Dichter Paul Fleming, als er sich in Hamburg ansiedeln im Begriffe stand, hier starb, ist bekannt; weniger aber dürfte es selbst geborenen Hamburgern bekannt sein, daß dieser vorzügliche Dichter des 17. Jahrhunderts in der St.-Katharinen-Kirche zu Hamburg begraben liegt. \*)

Ph. M.

### Dramaturgische Notizen.

Lessing theilt in der „Hamburgischen Dramaturgie“ den Inhalt einer spanischen Tragödie, die die vielbearbeitete Geschichte des Grafen Effer zum Vorwurf hat, in ziemlicher Ausführlichkeit mit. Im zweiten Act des Stücks entläßt die Königin den Kanzler und setzt sich zu ihren Papieren. „Sie will“, sagt Lessing S. 65, „sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigeren Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Ruß es denn eben“, sagt sie, „von einem Grafen sein, was mir zuerst vorkommt?“ Dieser Tag ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte.“

Ich weiß nicht, ob der Umstand schon von Jemand bemerkt worden ist: sowohl die Hebeligkeit der Situation an sich als insbesondere das warme Lob, welches Lessing derselben ertheilt, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß der Anfang der „Emilia Galotti“ diesem Vorbilde nachgedichtet ist. Act 1, Scene 1: Der Prinz an einem Arbeitstische voller Bittschriften und Papiere, deren einige er durchläuft: „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften! Die traurigen Geschäfte; und man beneidet uns noch! Das glaub'

ich, wenn wir Allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. Emilia? (Indem er noch eine von den Bittschriften aufschlägt und nach dem unterschriebenen Namen sieht.) Eine Emilia? Aber eine Emilia Bruneschi — nicht Salotti. Nicht Emilia Salotti! Was will sie, diese Emilia Bruneschi? (Er liest.) Viel gefordert, sehr viel. Doch sie heißt Emilia. Gewährt!“ Und kurz darauf heißt es: „Ich will ausfahren. Marchese Marinelli soll mich begleiten. Laßt ihn rufen. Ich kann doch nicht mehr arbeiten. Ich war so ruhig, bild' ich mir ein, so ruhig. — Auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen: — weg ist meine Ruhe und Alles!“

Wie Elisabeth ergibt sich der Prinz den Geschäften, die er nicht liebt, halb unwillig, aus Pflichtgefühl: vielleicht können sie dienen, die Emilia Salotti ihn vollends vergessen zu machen. Da führt ihm der Zufall den Namen einer Emilia unter die Augen: weg ist Ruhe und Alles, wie Elisabeth bei dem bloßen Titel Graf in ihre Leidenschaft zurückfällt.

Ist dergleichen auffuchen Kleinlichkeit und philologische Pedanterie? Ich denke, bei einem Lessing ist jede Spur, die uns irgendwo in die Werkstatt des Genius blicken läßt, mit allem Eifer zu verfolgen.

Es ist merkwürdig und für französische oder wenigstens pariser Zustände bezeichnend, daß die französischen Dramatiker von dem Loretten-drama gar nicht wieder loskommen können, nachdem diese glänzende Erfindung einmal gemacht worden ist. Am 2. Februar 1852 wurde die „Dame aux camélias“ zum ersten mal gegeben und dadurch das gefühlvolle Hetären-tum en vogue gebracht. Im Jahre 1853 versuchten es „Les filles de marbre“ von Theodor Barrière und Lambert Aubert, eine Art von freilich sehr einseitiger Opposition gegen diese Satzung zu erheben. Es schien gezeigt werden zu sollen, wohin sich die Liebhaberei eines blasirten Publicums für überwürgte Stoffe verirrt habe. Rafael von Marco ruinirt und dann weggeworfen verfällt in Wahnsinn. „Vous m'avez déchiré le coeur: — à mon tour.“ (Il fait le geste, scil. als ob er den ihm erscheinenden Phantomen das Herz zerreißen wolle.) „Ma main“, fährt er fort, „n'a rien trouvé: elles n'ont pas de coeur.“ Ganz gut die Pointe: nur scheint im Ganzen auch in diesem Stück das Gift mit einer auffallenden prédilection d'artiste bereitet, das schließliche moralische Gegengift nicht allzu wirksam. Der in Athen spielende erste Act mit seinen nidenden filles de marbre ist über alle Begriffe abgeschmackt. Das neueste Stück von Alexander Dumas fils, am 20. März 1855 im Gymnase zuerst gegeben, heißt bekanntlich „Le demi-monde“. Wenn auch das Stück selbst an zu viel Esprit in Dialog und Handlung leidet, so daß man sich ordentlich abspannt fühlt und nach etwas recht Derbem sehn, so ist der Titel doch gut erfunden. Dumas definirt den Begriff des demi-monde durch einen Vergleich. Demi-monde unterscheidet sich von dem eigentlichen monde, wie Pflirsche von Pflirschen: hier wie dort findet sich bei der geringern Sorte un tout petit point noir qui sera la cause de son prix inférieur. Im Uebrigen zeigt das Stück doch wieder ein gewisses Gefühl für die Reinheit und Heiligkeit der Ehe, das freilich beinahe einzig auf einem sehr äußerlichen point d'honneur statt auf sittlichem Fundamente ruht. Im Ganzen sind die Sittenschilderungen des Stücks vortrefflich, nur kann der eigentliche monde auch nicht viel taugen, wenn wir von dem männlichen Contingent desselben schließen dürfen, welches sich in diesem „Demi-monde“ bewegt und ziemlich unberechtigt zu der Ehre kommt, die Moralität der Familie und der Gesellschaft zu vertreten. Komisch ist es, wie die französischen Dramatiker, wenn sie einen von der sittlichen Verderbnis nicht Angesteckten brauchen, denselben aus Algier kommen lassen müssen, wo er sich circa zehn Jahre herumgetrieben hat: so hier Raymond de Kanjar, so in „La joie de la maison“ u. s. w. Komisch und auch nicht komisch. August Henneberger.

\*) Von Herder Behl wird bemerkt im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ein Werk unter dem Titel erscheinen: „Hamburgische Literaturdenkmale im 18. Jahrhundert“, auf das wir als einen interessanten Specialbeitrag zur deutschen Literaturgeschichte im voraus aufmerksam machen. D. K. b.

## Bibliographie.

Ahrens, H., Juristische Encyclopädie, oder organische Darstellung des Rechts- und Staatswissenschaft, auf Grundlage einer ethischen Rechtsphilosophie. Erste Lieferung. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Alt, S. R. B., Predigten über die neugewählten evangelischen Texte. Jahrgang 1855. Zwei Bände. Hamburg, Herold. Gr. 8. 2 Thlr.

Baggese, S., Fragmente. Aus dem literarischen Nachlaß des Verfassers. Herausgegeben von A. Baggese. Kopenhagen, Reigel. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Balmes, S., Fundamente der Philosophie. Aus dem Spanischen überf. von F. Lorinser. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Bodemann, R. B., Johann Tobias Kiefling. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Kordlingen, Weid. 8. 10 Ngr.

Brendel, F., Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich. Von den ersten christlichen Zeiten bis auf die Gegenwart. 25 Vorlesungen gehalten zu Leipzig. 2te Auflage. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Dossány, A., Grundzüge der österreichischen Finanz-Gesetzkunde. Wien, Gerold. Gr. 8. 2 Thlr.

Genelon's Briefe an die Gräfin Gramont. Herausgegeben von C. A. Scharting. Gotha, F. A. Perthes. 16. 20 Ngr.

Gehricks, F. L., Launige Gedichte. 1stes Bändchen. Dessau, Neubürger. 12. 15 Ngr.

Die Grundlage der Gesellschaft vom historischen Standpunkte betrachtet. 1ster Theil. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Gahn, L., Geschichte des preussischen Vaterlandes. Für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts und für das größere gebildete Publikum. Mit Tabellen und einer Zeittafel. 2te Auflage. Berlin, Herz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gansal, M., Neueste Briefe aus Chartum in Central-Afrika, geschrieben an seinen Freund Franz Xaver Imhof, Lehrer u. Herausgegeben von letzterem. Wien, Wallishausser. 8. 12 Ngr.

Hiobspost oder Chronik von Unglücksfällen und Verbrechen aller Art aus der neuesten Zeit. 1stes Heft. Nordhausen, Büchting. Gr. 12. 3¼ Ngr.

Karl-Werner, M., Gedichte. Wien, Prandel u. Meyer. Gr. 12. 20 Ngr.

Mooren, S., Nachrichten über Thomas a Kempis nebst einem Anhange von meistens noch ungedruckten Urkunden. Greifeld, Gehrich u. Comp. 8. 25 Ngr.

Rönnefahrt, S. G., Der Tod Ahasver's des ewigen Juden. Langermünde, Doeger. 8. 1 Thlr.

Rüfow, B., Der Krieg gegen Rußland. Politisch-militärisch bearbeitet. Mit Plänen und Porträts. 1ste und 2te Lieferung. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 2 Thlr.

Seizinger, J. G., Bibliothekstechnik. Mit einem Beitrag zum Archivwesen. Nebst 44 Formularen. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sigwart, E., Ulrich Zwingli. Der Charakter seiner Theologie mit besonderer Rücksicht auf Picus von Mirandula dargestellt. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 1 Thlr.

Stille Sonntags-Stunden. Eine Sonnetten-Reihe. Greifswald, Koch. 12. 7½ Ngr.

Staufe, F. A., Heimatsgrüße aus Niederösterreich. Gedichte. Wien, Sapper's Wwe. u. Hügel. 16. 8 Ngr.

Stier, G., Dittenberg im Mittelalter. Uebersicht der Geschichte der Stadt von ihrem Ursprunge bis zum Tode Friedrich des Weisen. Ein Beitrag zur Heimatkunde. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

einem Verzeichnisse der Denkmäler aus vorreformatorischer Zeit. Dittenberg, Zimmermann. Gr. 8. 8 Ngr.

Trogher, A., Briefe während einer Reise durch Istrien, Dalmatien, Albanien, Süd-Italien, Spanien, Portugal, Madeira und einen Theil der Westküste Afrika's. Triest, Schimpff. Gr. 8. 1 Thlr.

Vogel, C. B., Tobias, Vater und Sohn, oder: Die belohnende Nacht des Gottvertrauens. Ein biblisches Gedicht in 17 Gesängen. Schleich, Häbscher. 8. 10 Ngr.

Wimmer, G. A., Der Antichrist und die Zukunft des Herrn, nach der Schrift. Ein Bedruf an die Gegenwart. Bremen, Geisler. Gr. 8. 16 Ngr.

Wiseman, Fabiola, oder die Kirche der Katakomben. Aus dem Englischen von C. B. Reising. Mit Abbildungen. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

## Tagesliteratur.

Böttger, G., Die Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens in den Jahren 1655 und 1755 im Churfürstenthum Sachsen, besonders in Dresden, nebst kirchengeschichtlichen Erläuterungen. Aus den Quellen bearbeitet und herausgegeben. Dresden, Adler u. Diez. Gr. 8. 8 Ngr.

Brüggemann, R. H., Meine Leitung der Königlich Preussischen und die Krisen der preussischen Politik von 1848–1855. Leipzig, H. Schutze. Gr. 8. 12 Ngr.

Erdmann, D., Winfried oder Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Ein im evangelischen Verein am 20. Mai 1855 gehaltenen Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Gottesdienst auf der Wartburg am 7. Juni zur Einweihung der wiederhergestellten Schlosskapelle und zur Eröffnung der Verhandlungen der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 3 Ngr.

Guizot, Unsere Kämpfungen und unsere Hoffnungen. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von einem Preußen. Brüssel, Mayer u. Platan. 8. 7½ Ngr.

Harter, E., Bonifacius als Apostel der Thüringer und die Johanniskirche auf dem Altenberge als erste christliche Kirche in Thüringen. Gotha, Thiemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Hase, R., Die Entwicklung des Protestantismus. Eine akademische Rede. 2te Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Händ. 8. 5 Ngr.

Die letzten Lebensstunden des Kaisers Nicolaus des Ersten. Nebst seinem Testament. Aus dem Russischen übertragen von M. Joel. 2te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Meier, D. G., Meine Entlassung und Rechtfertigung. Oldenburg, Stalling. 8. 5 Ngr.

Schulze, H., Vorschuss-Dezine als Volks-Bank. Praktische Anweisung zu deren Gründung und Einrichtung. Leipzig, Reil. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber die standesherrlichen Beschwerden aus dem Herzogthum Hessen. Darmstadt, Longhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber Gold- und Silber-Währung. Eine Vorlesung gehalten in dem Verein für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M. von D. K. Frankfurt a. M., Aufferth. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Vertreibung der Türken aus Europa eine sittliche Notwendigkeit. Betrachtungen aus dem Nachlasse eines deutschen Arztes. Geschrieben im Jahre 1822. Berlin, Rauch. 8. 5 Ngr.

Worte eines orthodoxen Christen an die abendländischen Confessionen. Frankfurt a. M., Aufferth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zur richtigen Beurtheilung des gegenwärtigen Standes der orientalischen Angelegenheit mit Beifügung des Originaltextes der Wiener Conferenzprotokolle. Leipzig, Seidel. Gr. 8. 12 Ngr.



# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Naturwissenschaft

in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie.

Von

**Dr. Julius Frauenstädt.**

8. Geh. 1 Thlr.

Diese nicht bloß für Naturforscher und Philosophen, sondern für das größere gebildete Publicum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das Verhältniß von Glauben und Wissen. Zunächst durch den bekannten wissenschaftlichen Streit zwischen Wagner und Vogt hervorgerufen, macht sie gegen Beide Front: gegen den Ausspruch Wagner's, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Skepsis üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „schlichten, einfachen Köhlerglauben“ huldigen könne, aber ebenso gegen den von Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durchaus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übe, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfnis der Menschheit sei, mit den Resultaten und Forderungen der echten Naturwissenschaft im besten Einklang stehe.

Von Dr. Julius Frauenstädt erschienen in demselben Verlage:

**Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie.** 8. Geh. 2 Thlr.

Die Schopenhauer'sche Philosophie, nach der Ueberzeugung des Verfassers dieser Briefe sowohl wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Formvollendung die bedeutendste seit Kant, und in der neuesten Zeit einer immer allgemeiner werdenden Beachtung sich erfreuend, erfährt hier zum ersten mal eine gründliche, allseitige Darstellung und unparteiische Beurtheilung mit Rücksicht auf den ganzen bisherigen Entwicklungsgang der Geschichte der Philosophie. Um Schopenhauer's tiefinnige Aufschlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Welt und des Lebens auch dem größern gebildeten Publicum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen 23 Briefen die Grundwahrheiten des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

Das Hauptwerk Arthur Schopenhauer's erschien ebendasselbst unter dem Titel:

**Die Welt als Wille und Vorstellung.** Zweite durchgängig vermehrte und sehr verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. 5 Thlr. 10 Ngr. (Der zweite Band enthält die Zusätze und Verbesserungen zur ersten Auflage und kostet einzeln 2 Thlr. 20 Ngr.)

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von **Friedrich Böhm.** Sechster Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die letzten Medicis. — II. Victor Amadeus I., König von Savoyen. — III. Karl XII. von Schweden, Landgraf Karl von Hessen-Kassel und Gebirgskönig Friedrich, nachheriger König von Schweden. Ein aus authentischen Quellen gezogener Beitrag zur schwedischen und hessischen Geschichte. Von C. v. Wimmel. — IV. Kaiserin I., Kaiserin von Rußland. — V. Fürst Alexei Orlov. — VI. Ein ausländischer Prinz. — VII. Friedrich IV. von Dänemark und seine Freundinnen. — VIII. Zwei Gräfinen zu Schaumburg-Elpe.

Der erste bis fünfte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publicum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

**Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. J. C. Sigis und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Hierzu erschienen 22 Theile, wovon die ersten 12 Theile, die erste Folge bildend, auf 12 Thlr. im Preise ermäßigt worden sind. Der 13. bis 22. Theil, der neuen Folge 1. bis 10. Theil, kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Juli 1855.

**J. W. Brockhaus.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## **Benfey, Kurze Sanskrit-Grammatik**

zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geh. 3 Thlr.

Dem Verfasser ist mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, eine **kürzere Bearbeitung** seiner „Vollständigen Grammatik der Sanskritsprache“ für Anfänger zu veranstalten. Er hat dies in dem vorliegenden Werke gethan, das sich in Allem an seine grössere Grammatik genau anschliesst.

*Letztere bildet einen Theil des nachstehenden in demselben Verlage erschienenen Werks:*

**Handbuch der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von **Theodor Benfey**. Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 14 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besonders Theil:

**Erste Abtheilung: Vollständige Grammatik der Sanskritsprache.** 1852. 5 Thlr.

**Zweite Abtheilung: Chrestomathie aus Sanskritwerken.** Erster Theil: *Text, Anmerkungen, Metra.* 1853. 4 Thlr. Zweiter Theil: *Glossar.* 1854. 5 Thlr.

Ein vollständiges Handbuch zum Erlernen der Sanskritsprache von dem berühmten Orientalisten. Die Grammatik wird in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen. Die Chrestomathie, nebst Glossar, lehrt alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk bildet somit für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter beim Studium der Sanskritsprache.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

## **Bibliothekstechnik.**

Mit

**einem Beitrag zum Archivwesen.**

Von

**Johann Georg Seizinger,**

s. Z. Bibliotheks-Secretair am Germanischen Museum zu Nürnberg.  
*Nebst 44 Formularen.*

Eleg. broch. Gr. 8. Preis 1½ Thlr.

Ein zweckmässiges praktisches Handbuch für alle Bibliothekare von Fach, für Besitzer grösserer Bibliotheken, für Archivare, sowie für Antiquare.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## **Mosen (Julius), Herzog Bernhard.**

*Historische Tragödie.* 8. Geh. 16 Ngr.

Der fortwährend durch schwere körperliche Leiden geprüfte deutsche Dichter, dessen Werke gewiss zu den gediegensten und gefundesten Schöpfungen der Neuzeit gehören, legt dem deutschen Publicum hier eins seiner besten Dramen vor, von dem bisher nur einzelne Bruchstücke im Druck erschienen, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt haben.

Von **Julius Mosen** erschienen in gleichem Verlage:

**Bilder im Moose.** Novellenbuch. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

**Gedichte.** Zweite vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

## **Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours.** Par **Leopold Neumann**, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome premier. In-8. Geh. 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks bedarf keiner Rechtfertigung. Dasselbe ist auf vier Bände berechnet, die möglichst rasch hintereinander erscheinen werden. Namentlich wird eine grosse Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wienener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. In einer Vorrede zu diesem ersten Bande spricht sich der Verfasser ausführlich über das ganze Unternehmen aus.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

**Oussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul.** In-12. 3 Thlr.

—, **Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés.** Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

**Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique.** Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont de ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de **F. de Weymann**. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

—, **Causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

—, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

**Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat.** Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consuls qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

**Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1763 jusqu'à l'époque actuelle.** Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Oussy**. 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

**Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours.** Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, **Éléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 1852. 4 Thlr.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 30. —

26. Juli 1855.

Inhalt: Robert Prus als Romanschriftsteller. Von Adolf Zeising. — Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen. Von Hermann Waaggraf. Dritter Artikel: Frau von Paalzow. Freiherr von Kniage. (Beschluß.) — Neue Literatur über Amerika. — Militärische Genrebilder. — Wolfgang Menzel und Ernst Schulze. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Robert Prus als Romanschriftsteller.

1. Das Engeln. Roman von Robert Prus. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 5 Thlr.
2. Felix. Roman von Robert Prus. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Der Musikantenthurm. Roman in fünf Büchern von Robert Prus. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1853. 8. 5 Thlr.

Mit dem „Musikantenthurm“ bietet uns Robert Prus bereits seinen dritten größern Roman, und es dürfte also, zumal da seine beiden ersten Romane in d. Bl. bisher noch unbesprochen geblieben sind, nicht unangebracht sein, jetzt seine Leistungen auf diesem Gebiete einer zusammenfassenden Beurtheilung zu unterwerfen und ihn als Romanschriftsteller überhaupt zu charakterisiren. Die beiden Hauptfragen, auf deren Beantwortung es hierbei ankommt, sind: Aus welchen Stoffen webt er seine Romane? und: In welcher Weise werden diese Stoffe von ihm verarbeitet? Hieraus aber wird sich dann die Beantwortung der dritten Frage, von welcher Art der Gesamteindruck ist, den sie theils inmitten des Lesens machen, theils in der Erinnerung zurücklassen, und welche Bedeutung sie demgemäß einerseits in ästhetischer, andererseits in ethischer und culturhistorischer Beziehung in Anspruch nehmen dürfen, ganz von selbst ergeben.

Zuerst also von den Stoffen! In diesem Betracht haben alle drei Romane das Gemeinsame, daß sie keine historischen, sondern sogenannte sociale Romane sind. Die Ereignisse also, welche die Fabeln derselben bilden, sind keine wirklich vorgefallenen, wenigstens keine öffentlich bekannt gewordenen, der Geschichte einverleibten Thaten, sondern entweder reine Erfindungen der dichtenden Phantasie oder doch von der Phantasie reflectirte und umgeschaffene Lebensbeobachtungen. Auch darin stimmen sie alle drei überein, daß sie sich sämmtlich um Interessen der Gegenwart drehen, daß die Geschichten, welche in ihnen erzählt, die Personen, welche in ihnen zeichnet, die Zustände, welche in ihnen geschildert werden, die Lebensverhältnisse und historischen Entwicklungen

1855. 20.

gen der jüngst an uns vorübergegangenen Jahre zum Hintergrunde haben, und daß auch die ganze darin sich aussprechende Weltanschauung und Lebensansicht eine entschieden moderne, mit den Regungen und Bewegungen der Zeit sympathisirende ist, woraus sich von selbst ergibt, daß sich auch die Unterbrechungen und Stockungen, an denen der Pulsschlag der Zeit jetzt gerade krankt, darin wiedererkennen lassen. Sind daher die Prus'schen Romane auch keine eigentlichen Geschichtsbilder, so sind es doch im Boden der Geschichte wurzelnde Zeit- und Lebensgemälde, und wenn am Ende jeder Zeit, von welcher Beschaffenheit sie übrigens auch sein möge, ihre eigenen Leiden und Freuden, Bestrebungen und Kämpfe die nächstliegenden und interessantesten sind, so haben schon in diesem Betracht die Prus'schen Arbeiten auf die regste Theilnahme Anspruch.

Nun sind aber die Interessen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit gar mannichfaltige, und es fragt sich also, welche derselben sich gerade Prus zur Verarbeitung ausgesucht hat. Auch in dieser Beziehung haben die drei Romane noch etwas Gemeinsames, denn sie correspondiren einerseits darin, daß sich keiner derselben auf ein ganz specielles, einer besondern Lebenssphäre angehöriges Interesse beschränkt, sondern daß in jedem mehr oder minder die allgemein menschlichen Lebensbeziehungen zum Mittelpunkt der Darstellung gemacht oder wenigstens verschiedenartige Einzelinteressen zu einem für das Ganze bedeutungsvollen Gesamtinteresse verschlungen werden; andererseits stimmen sie darin überein, daß sie sich mit besonderer Vorliebe in den Wirren und Conflicten des gesellschaftlichen und politischen Lebens bewegen und hier namentlich die pathologischen Erscheinungen ins Auge fassen. In und bei dieser Gemeinsamkeit gehen sie jedoch auch wieder nach wesentlich verschiedenen Seiten auseinander. Spielt der erste derselben, „Das Engeln“, noch in den Jahren vor 1848, so fällt hingegen der zweite, „Felix“, recht mitten in die Blüthezeit oder besser den Mittsommernachts- traum dieses ewig denkwürdigen Jahres hinein, der dritte

aber, „Der Musikantenthurm“, kündigt sich, obgleich seine Geschichte in den Anfang der vierziger Jahre verlegt ist, so entschieden als ein Product jener allerneuesten Weltanschauung an, in welcher das Drängen und Treiben vor und während des Revolutionsjahrs bereits als ein überwundener Standpunkt, ja als etwas gar nicht Dagewesenes, gar nicht in die Zeitrechnung mit Aufzunehmendes betrachtet wird, daß man ihn mit Fug und Recht den beiden ersten als den Vertretern des Avant und Pendant gegenüber für den Repräsentanten des Après ansehen kann, freilich eines Après, das sich ganz wie ein Avant vor dem Avant ausnimmt.

Hieraus ergeben sich nun auch die übrigen Stoffunterschiede der drei Romane. „Das Engeltchen“ rollt uns ein Bild von dem halb ernstern, halb lächerlichen, theils wirklichen, theils künstlich gemachten Vorspiel der Revolution auf; es malt uns jene Zeit, in welcher sich zuerst die geheimen Wunden und Schäden der Gesellschaft, welche unter den Bandagen eines langjährigen Friedens und einer wohl Disciplinirten Polizei nur in der Stille um sich getroffen hatten, wieder mehr auf der Oberfläche fühlbar machten, ja bereits zu suchen und eiteln begannen, wo namentlich die Kluft zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Reich und Arm, zwischen Capital und Arbeit immer breiter und drohender wurde und die regierende Gewalt, die bisher Alles so hübsch zusammengehalten hatte, sowohl den Anmaßungen der Bevorzugten wie den Verzweiflungsausbrüchen der Unterdrückten gegenüber immer mehr und mehr in Verlegenheit gerieth, dergestalt, daß sie zuletzt keinen andern Rath wußte, als die Einen durch die Andern bange zu machen und gegenseitig im Schach zu erhalten, mit Jenen nach Umständen zu liebäugeln und zu schmollen, Diesen gegenüber nach Bedürfnis die Miene des Erbarmens und des Schreckens anzunehmen und denselben Teufel, vor welchem man selbst im Stillen zitterte und bebte und den man in den tiefsten Abgrund der Hölle hinabwünschte, als Schreckbild für die gerade am meisten Gefürchteten an die Wand zu malen, ja sich mit ihm in ein höchst bedenkliches und gefährliches Spiel einzulassen. Den Grund und Boden dieses Romans bildet daher ein im Gebirge liegendes Fabrikdorf, in welchem sich die beiden Pole der Gesellschaft in der Person eines reichen Fabrikherrn mit Zubehör einerseits und einer theils demoralisirten, theils infolge der Fabrikanlage in Elend versunkenen Bevölkerung andererseits schroff und drohend gegenüberstehen und dessen Zustände von dem gerade am Steuer sitzenden, sich von beiden Seiten bedroht fühlenden und sich auch von oben her nicht mehr für sicher haltenden Ministerium insgeheim zur künstlichen Anzei- gelung eines an sich ungefährlichen, aber gefährlich aussehenden Revolutionchens benutzt werden, durch welches die ins Bankten gerathene Bureaucratie Fürst, Adel, Kirche, Bourgeoise und Volk, kurz alle gegen sie ankämpfenden Elemente wieder in ihr Netz einzuspinnen hofft. Diesem allgemeinen Grund und Boden entsprechen denn auch die einzelnen Gestalten des Bildes, eine

Galerie der verschiedenartigsten und den verschiedensten Sphären entnommener Persönlichkeiten; denn zu den Vertretern jener sich bunt durchkreuzenden politisch-sozialen Schichten und Fractionen gesellen sich auch noch solche Elemente, die ihnen gegenüber das reine, unerkünstelte Menschenthum repräsentiren und die gerade hierdurch mit all jenen dem Reimenschlichen entfremdeten Elementen in Conflict gerathen und Mühe haben, zuletzt über sie den Sieg davonzutragen. Nicht alle Figuren sind von gleichem Interesse und gleicher Lebenswahrheit. Herr von Leshfeldt z. B., der natürliche Sohn des Ministers, der als Maler Schmidt die Bewegung des Fabrikdorfs erst leiten und fördern und hinterher bewältigen soll, trägt in seiner Anlage doch gar zu sehr das Gepräge eines Geschöpfes der Fiction und entfaltet überdies in der Entwicklung der Geschichte eine viel zu unbedeutende Thätigkeit, als daß man ihm dauernd die Theilnahme zu schenken vermöchte, die er im Eingang des Romans für sich in Anspruch nimmt. So macht auch die Figur Sandmoll's nicht jenen Eindruck, den wol der Verfasser damit beabsichtigt hat, denn einerseits will es nicht recht glaublich scheinen, daß sich so weltkluge Männer, wie Herr von Leshfeldt, der Fabrikherr Wolfson u. A., die doch wenigstens als rechtliche Leute gelten wollen, mit einem so notorisch als Bösewicht bekannten und von der Natur gezeichneten Schurken in so intime Beziehungen einlassen und ihm soviel Macht und Einfluß einräumen, und andererseits stellt er sich als eine rein widerwärtige, jedes versöhnenden Elements ermangelnde Natur dar und vermag daher dem poetischen Bedürfnis nicht zu genügen. Von weit tieferer Anlage ist der tolle Heiner, ein zum Bagabunden herabgesunkener, aber noch die Spuren nicht bloß einer verwilderten Genialität und Bildung, sondern auch eines guten Herzens verrathender Theolog; indessen ist die Ausführung desselben nicht ganz frei von einer gewissen Monotonie und namentlich vermag es auf die Dauer nicht zu wirken, daß sein Humor kein ihm ursprünglich eigenthümlicher, sondern nur ein von Schatspeare und andern Dichtern geborgter ist. Ebenso ist auch der alte Meister, ein Weber von altem Schlag, der sich in seiner Jugend die Pläne einer von seinem Vater gemachten Entdeckung der Maschinenweberei von einem gaunerischen Reisegefährten hat entwenden lassen und nun erleben muß, daß ihn eben dieser zum reichen Fabrikherrn des Dorfs emporgelommene Gauner in Armuth und Elend stürzt, ein in seiner Grundidee und Gesamterscheinung echt poetisches Element des Romans; in den einzelnen Zügen seines Thuns jedoch bleibt er ein wenig hinter diesem Urbilde zurück. Um so trefflicher und durchweg gelungen ist die Durchführung des eben genannten Fabrikherrn Wolfson selbst, allerdings ein schwarzer, hartgefotterer Sünder, aber trotzdem von persönlichem Interesse, weil er durch die eminente Ueberlegenheit seines Verstandes und unerschütterliche Consequenz seiner Handlungsweise uns dennoch eine gewisse Bewunderung abnöthigt, ja uns zu dem Bewußtsein bringt,

daß die Welt- und Culturgeschichte, um vorwärtszukommen und neue, höhere Standpunkte zu gewinnen, auch solcher Ränge bedarf, welche, nur ihr Ziel im Auge habend, herz- und rücksichtslos über das Alte hinwegschreiten und nicht danach fragen, ob sie in und mit ihm auch gute und erhaltungswerthe Reime zertreten. Treffliche Repräsentanten der geschilderten Zeit sind ferner Wolston's zweite Gemahlin, eine dem bekannten Sprichwort entsprechende, in vornehmer Stil gehaltene alte Weischwesier, und der von ihr zum Prediger des Fabrikdorfs berufene, dem Volke gegenüber höchst gestrenge, mächtig eifernde und fanatische, dagegen im Verkehr mit allen Höhern äußerst süße, geschmeidige, liebenswürdige Herr Waller; und als Gegenstücke dazu sind ferner angebundene, tapfere und jezuweilen nur allzu ungebürlich für das Recht ins Feuer gehende Lustigtrath und der behäbige, gern mit aller Welt im Frieden lebende und dennoch aus der Weltanschauung eines Restaurationspoeten gar zu gern in die eines Revolutionspropheeten hinüber schlendern wollende Dichter Florus. Und so finden sich auch unter den Gestalten des Volks mehr, die als treue Bilder gewisser in dieser Sphäre immer wiederkehrender Typen gelten können, obschon der Verfasser hier mit etwas zu grellen Farben gemalt und sich allzu sehr an die schlechthin rohen Elemente gehalten hat. Fügen wir hierzu nun noch Angelika oder das Engelchen, die Hauptfigur und Taufpatin des Romans, eine überaus liebe und trotzdem, daß man ihr noch etwas mehr Entschlossenheit im Handeln und eine etwas ruhrigere Entwicklung ihres Wesens wünscht, höchst anziehende und der Theilnahme, die für sie in Anspruch genommen wird, wirklich würdige Erscheinung, und denken dabei auch an die ihr zunächststehenden Figuren ihrer leidenden Mutter, ihres kranken Bruders und des von ihr geliebten Meistersohns Reinhold, welche ebenfalls theils für sich, theils für die Charakteristik des Engelschens viel interessante Momente bieten: so werden wir nicht umhinkönnen, den Roman in stofflicher Beziehung als einen ungewöhnlich reichen und Theilnahme erweckenden anzuerkennen, umsomehr, als die verschiedenartigen Elemente desselben auch in geheimnißvolle Beziehungen und spannende Verwickelungen gebracht sind.

Nicht minder günstig haben wir in diesem Betracht über den Roman „Felix“ zu urtheilen. Für einen interesselreichen allgemeinen historischen Hintergrund bürgt hier schon das Jahr 1848, das, wie man auch jetzt darüber denken möge, nicht bloß in die Entwicklung des großen Allgemeinen, sondern auch in das Leben und Weben jedes Einzelnen so tief und gewaltig eingegriffen hat, daß nicht eine poetische Wiedervergegenwärtigung desselben in Jedem eine Masse sei es leidiger oder freudiger, ergöglicher oder bedauerlicher, immerhin aber gemüthergreifender und unvergesslicher Erinnerungen wachrufen müßte. Nun hat zwar Prus darauf verzichtet, in sein Bild gerade die stärkern und großartigen Bewegungen jenes Jahres aufzunehmen, sich vielmehr beschränkt, eine Art Stillleben innerhalb desselben oder

wenigstens eine nur in innern Conflicten verlaufende, an eine selbst sehr friedlich hergehende Transaction und höchst locale Freiheitsbegeisterung sich nur anlehrende Lebenskrisis eines jungen Dichters zu zeichnen; aber nichtsdestoweniger eröffnen sich auch von diesem Kinderspielpas aus auf die Zustände und charakteristischen Persönlichkeiten jenes Jahres so interessante Durch- und Lichtblicke, daß man eine Darstellung der heftigern Kämpfe nicht vernißt, vielmehr an der hier gebotenen doppelten Antheil nimmt. Und die vom Verfasser geschilderten Verhältnisse sind in der That recht glücklich gewählt und namentlich für eine Charakteristik jener Zeit vom psychologischen und humoristischen Standpunkte trefflich geeignet; denn es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß gerade in engern Kreisen und beschränktern Beziehungen der Psycholog für seine Beobachtungen und der Humorist für eine launige Abspiegelung des Lebens ein weit ergiebigeres Feld besitzt als auf denjenigen Gebieten, wo die Schicksale der Welt im Großen entschieden werden.

Wie die allgemeinen Grundlagen, sind nun auch die einzelnen Elemente dieses Romans für eine poetische Behandlung wohl geeignet: Felix, ein junger Dichter, der durch eine poetisch-warme, für Recht und Wahrheit in die Schranken tretende Rede im „Club der Wahrhaften“, sowie durch anonyme Zeitungsartikel Sensation macht, dadurch die Aufmerksamkeit des Märzministers auf sich lenkt, durch dessen Protection von der Poesie abgelenkt und in die Politik verwickelt wird und Gefahr läuft, das Opfer eines diplomatischen Manoeuvre und einer ihn umgarnenden Intrigue zu werden, zu guter Stunde jedoch aus diesen Schlingen gerettet wird; Filibert, Graf von Bloz-Bloz, der eben erwähnte Märzminister, nach einer lustig verlebten Jugend und einem Durchfall durch das diplomatische Examen bereits vor 1848 das Haupt einer höchst zahmen Opposition und jetzt durch allershand demokratische Redensarten und bureaukratische Kunststückchen am leicht errungenen Ruder sich zu behaupten versuchend; Florentin, sein von Kindheit an nichtsnutziger, aber schlauer und geriebener, mit Filibert, Felix, dem Club der Wahrhaften, kurz seiner ganzen Umgebung ein höhnisch-ränkenvolles Spiel treibender Vetter; Victoria, Filibert's Schwester, eine für das Edle und Wahre empfängliche, durch Geist und Anmuth bezaubernde, aber stolze, sich über das Treiben der Welt erhaben fühlende und insbesondere die Männer verachtende Schöne, so sehr Idealistin, um endlich ihren Stolz durch Felix brechen zu lassen, für ihn zu schwärmen, auch ihn für sich zu begeistern, ja ihn heirathen zu wollen, aber doch nicht tiefblickend und umsichtsvoll genug, um nicht doch zuletzt eine Beute der Intriguen Florentin's zu werden; Haberland, ein zwar dem ancien régime zugethaner, aber es doch auch mit der neuen Ordnung der Dinge redlich meinender, überhaupt kreuzbraver, obwohl in manchem Betracht etwas wunderlicher Geheimrath, nebst seiner resignatorisch-empfindsamen, ewig die Duldermiene zur Schau tragenden, nur im Bewußtsein eigenen und fremden Unglücks sich glücklich fühlenden Gemahlin; Hermann,

ein etwas rauher und schwerfälliger, aber dabei grundehrlicher und treuer Schwärmer für die neue Zeit; Reinhardt, ein verrückt gewordener Schulmeister, welcher demaleinst einen tiefgelehrten Tractat „Von der Rechtsbeständigkeit des weiland Deutschen Reichs“ geschrieben, das Manuscript von einer Verlagsbandlung zur andern geschickt und es endlich gar nicht wieder bekommen hatte, hierüber die fixe Idee faßte, daß es gestohlen sei und unter fremdem Namen erscheinen werde, nun, um dem Diebstahl auf die Spur zu kommen, alle dahin schlagenden Bücher aufkaufte, sich dadurch um Stelle und Vermögen brachte und endlich in den Wahnsinn verfiel, sich selbst für den zu Recht bestehenden deutschen Kaiser zu halten; Rätchen, seine einst von ihm angenommene Tochter, die sich des übergeschnappten Pflegevaters fort und fort mit treuer Liebe annimmt und durch ihrer Hände Arbeit ernährt, außerdem die Jugendfreundin des Dichters Felix, die für denselben unbewußt eine innige warme Liebe empfindet und auch von ihm unbewußt wieder geliebt wird, bis dessen Verhältniß zu Victoria die stille Flamme zum Durchbruch bringt und der gute Genius der Geschichte der wahren Liebe zum Siege verhilft, u. s. w. Auch die mehr untergeordneten Persönlichkeiten dieses Romans, ein Droschkenkutscher, ein Hausmann, eine austrangirte Hofopernsängerin u. s. w., sind theils ergötzliche, theils lebenswahre Figuren und haben vor den volksthümlichen Elementen des ersten Romans jedenfalls das voraus, daß sie weniger roh und mehr mit eigenthümlichen Zügen ausgestattet sind, wie denn überhaupt der in „Felix“ verarbeitete Stoff zwar minder reichhaltig und mannichfaltig, auch weniger ernst und gewichtig als der des „Engelchen“, aber dafür durchweg von mehr gleichartigem Werthe und bei mehr Eigenthümlichkeit doch von natürlicherem Gepräge ist.

Wesentlich anders stellen sich uns die stofflichen Elemente des „Musikantenthurm“ dar. Wie in den Jahren nach Ueberwindung der Revolution — namentlich vor dem Auftauchen der orientalischen Frage — das Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten, ja für alle höhern Lebensverhältnisse immer schwächer und stumpfer wurde und sich endlich ganz in die Regionen des ordinären Alltagslebens, in das Getriebe der materiellen Interessen, in den Strudel der physischen Genüsse, in die Spelunken des Lasters und des Glends, in den Taumel halb wahnwitziger Schwindelen, wie Tischrücken, Geisterklopfen u. s. w., verlor, so bewegt sich auch dieser Roman, den wir schon oben als einen Ausfluß oder Abflatsch der in sich selbst stagnirenden Reactionszeit charakterisirt haben, durchweg in einer Lebenssphäre, in welcher von irgendwelchen allgemeineren und höhern Interessen kaum eine Spur zu finden ist oder wo uns dieselben, wenn sie ja einmal hier und da auftauchen, doch nur in lächerlichen Zerrbildern oder in sehr düsterer Beleuchtung vorgeführt werden. Die Geschichte spielt in einer alten, ausgeföhrten, verwetterten Landstadt, die eine kurze Zeit Residenz eines apanagirten Fürsten gewesen ist, jetzt aber für das Ländchen, dem sie ange-

hört, die Stelle eines Sibiriens vertritt und als Ort für mißliebige Beamte, gefallene Sünstlinge u. s. w. benutzt wird. Sie liegt mitten in einer öden, trostlosen Sumpfgegend und ist also auch in dieser Beziehung das Bild eines stagnirenden, in Fäulniß übergehenden Lebens. Nicht besser steht es um ihre innern Zustände. Das Interessanteste und Wichtigste, was sie besitzt, ist einerseits der sogenannte Musikantenthurm, welcher dem Buche den Namen gegeben, ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, jetzt Stifts- und Armenhaus der Stadt mit nicht unansehnlichen Stiftungen, ein Spital für arme Alte und Kranke, aber auch eine Unterkunft für Obdach- und Heimathlose, für Landstreicher und Bettler, also ein Sitz und Sammelplatz jedweden Glends; andererseits ein halberfallener Fürstenpalast, später zum Wohnsitz eines hieher verbannten reichen Kammerdirectors theilweise neu eingerichtet und jetzt von der Erbin desselben, einer Frau von Schwarzenfeld, und deren Sohn, einem mit der Oberaufsicht über den Musikantenthurm betrauten Regierungsrath, bewohnt.

Diesen Vertlichkeiten entsprechen nun auch die darin verkehrenden Personen und die zwischen denselben bestehenden Beziehungen und Verwickelungen. Bis auf einige wenige lichtere Momente Alles ein Zusammenfluß der entschiedensten, gewöhnlichsten Misere! Auf der einen Seite außer den hadernden, kaisenden Spitalweibern ein auf der Bärenhaut liegender und seine Familie tyrannisirender Seiltänzer, ein früh und spät betrunkenener, sein munteres, talentvolles Töchterchen Flora zur Bänkefängerin erniedrigender Bierstiedler, kurz das zusammengelaufene Gesindel und die sonstigen Inassen des Musikantenthurms, Herr und Frau Lur, Hausvater und Hammmutter desselben, nicht ausgenommen; auf der andern Seite der schon erwähnte Kammerdirector, ein alter, grauer Sünder, noch in greisen Haaren am liebsten in lusternen Vorstellungen und schlüpfrigen Reden schmeigend und selbst auf dem Todtbette mit der Vererbung seines zusammengescharten Reichthums ein schönes, an Wirrwar und unsaubern Conflicten sich tigelndes Spiel treibend; sodann die genannte Baronin von Schwarzenfeld, in ihrer Jugend ihr erstes, in geheimer Ehe geborenes Kind verleugnend und einem ungewissen Schicksal preisgebend, dann ihr zweites, um die Erbschaft des Oheims zu bekommen, mit einem fremden vertauschend, in ihrem Alter darüber von Gewissenbissen gequält und jenem nichtsnutzigen, brutalen Seiltänzer, dem Haupthelden unter dem Gesindel des Musikantenthurms, welchen sie für ihren einst preisgegebenen Erstgeborenen hält, eine aller Welt höchst auffällige, ja skandalöse Zärtlichkeit zuwendend, bis sie bei einem von diesem geleiteten Raubansall das Opfer eines Mords wird; ferner der untergeschobene Sohn derselben, seiner vermeintlichen Mutter von Kindesbeinen an nur ein Gegenstand der Aergernisse und des Hasses, auch später als Regierungsrath mit ihr in unversöhnlicher Feindschaft lebend und obenein aus Verdruss über die lieblose Vorenthaltung der ihm einst zufallenden Reichthums ein Schulden-  
 2



Schulden machender Müßiggänger und Verschwennder; ferner ein scheinbar höchst lieber, bescheidener und uneigennütziger Better der Baronin, in der That aber der eigentliche Erbhäupter, der den ganzen Wirrwarr angezettelt, bei Allem seine helfende Hand im Spiele gehabt und dabei in allen Ehren sein Schäflein ins Trockene gebracht, ja sich zum höchst achtbaren und einflussreichen Präsidenten emporgeschwängelt hat; ferner ein Herr Krapenberg, ein fahrender Schwindler und Abenteurer, der sich mit einer Nichte der Frau Baronin verheirathet, mit ihrem Vermögen durchgeht und Weib und Kind in jammervollster Lage zurückläßt, der späterhin als ein von der Regierung hochbegünstigter und zur Revision und Reorganisation des Musikantenthums bestellter Apostel der werththätigen Liebe wieder auftaucht und als solcher mit Hülfe des gaunerischen Lur nahe daran ist, sich den Nettogewinn der ganzen Geschichte zu erschwindeln, zu guter Stunde jedoch noch von seiner eigenen Tochter entlarvt und genöthigt wird, sich aus dem Staube zu machen, u. s. w. Niemand wird leugnen können, daß ein Dichter, der sich die Aufgabe gestellt, eine in Fäulniß begriffene Zeit- und Lebenssphäre zu zeichnen, keine passenderen Geschöpfe zur Bevölkering und Belebung dieser Sphäre erfinden konnte als die hier in Kurzem charakterisirten, und man kann daher im Hinblick auf jene Aufgabe dem Autor aus einer Zusammenstellung derartiger Wesen sicherlich keinen Vorwurf machen. Eine andere Frage aber freilich ist, ob denn eine solche Sphäre und so beschaffene Creaturen überhaupt der poetischen Darstellung werth und würdig sind, und ob der Sinn für das Schöne, dessen Belebung und Befriedigung doch dem Dichter als die erste und höchste Aufgabe gelten muß, wirklich im Stande ist, an einem aus so unsauberen Bestandtheilen zusammengesetzten Ganzen ein wärmeres Interesse zu nehmen; und auf diese Frage kann die Antwort zwar nicht schlechthin verneinen, aber auch nicht unbedingt bejahend ausfallen. An und für sich nämlich läßt sich von keinem Stoff, keinem Gegenstande behaupten, daß er schlechterdings unschön oder häßlich, also für eine poetische Darstellung unbrauchbar sei; es läßt sich vielmehr jeder Stoff im Spiegel der dichterischen Phantasie verklären und von geschickter Hand so bearbeiten, daß das ästhetische Gefühl, weit entfernt, einen Anstoß daran zu nehmen, sogar eine Quelle des Genusses darin findet. Aber daß ein an sich unschöner oder gar unsauberer Stoff wirklich eine solche Veredelung erfahre und durch die Art und Weise der Behandlung in das Licht der Schönheit gerückt werde, ist eine schlechthin unerlässliche Bedingung, und es entsteht also für uns die neue Frage, ob Prutz im Stande gewesen ist, im „Musikantenthurm“ dieser Bedingung zu genügen. So drängt uns also zumeist die neueste seiner Arbeiten von selbst zur Erörterung desjenigen Gegenstandes hin, dem wir den zweiten Abschnitt dieses Artikels widmen wollten, der Frage nämlich, wie überhaupt Prutz die von ihm gewählten und erfundenen Stoffe zu bearbeiten verfährt.

Da die Erledigung dieser Frage besonders in Betreff des „Musikantenthurm“ von Wichtigkeit ist, so wird es nicht unzumuthig sein, zunächst bei diesem stehen zu bleiben, und zwar wollen wir unsere Aufmerksamkeit sofort der bereits hervorgehobenen Hauptfrage zuwenden, ob es dem Autor gelungen ist, den an und für sich dem Pfuhl der miserabelsten Verhältnisse entlehnten Stoff zum Gegenstande eines wirklichen Interesses zu machen. Wir können hierauf leider nicht unbedingt mit Ja antworten, müssen vielmehr in verschiedenen Beziehungen auch ein verschiedenes Urtheil abgeben. Das Erste und Hauptsächlichste, was wir dem Verfasser zugestehen müssen, besteht in der Anerkennung der Thatfache, daß er verstanden hat, die an und für sich ziemlich unsauberen Fäden seines Romans zu einem wirklich künstlichen, fast unlösbar scheinenden und doch zur Lösung reizenden Knoten zu verschlingen, daß es ihm auf diese Weise geglückt ist, eine wirklich verwickelte, die Neugier spannende und fesselnde, den Leser ziemlich bis zum Schluß im Ungewissen erhaltende und dadurch ihn fort und fort beschäftigende Erzählung herzustellen. Allerdings besitzt der Roman diese Anziehungskraft nicht von vornherein; man muß sich vielmehr anfangs ziemlich lange zuerst durch bloße Schilderungen der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse und sodann durch Ausmalungen sehr unerquicklicher Vorfälle und Scenen im Musikantenthurm hindurcharbeiten, denen der Autor nur hier und da wirklich anregende, seien es komische oder ergreifende Momente abzugewinnen gewußt hat. Sobald aber diese Partien überwunden und die bloß zur Exposition dienenden Elemente vollständig abgethan sind, sieht sich auch der Leser bereits in ein Netz eingesponnen, in dem er sich zwar nicht gerade wohl und behaglich fühlt, aber dem er sich doch nicht eher wieder entwinden kann oder mag, als bis ihn der Autor durch Wiederabwicklung desselben selbst von ihm befreit. Die Mittel, deren sich der Dichter hierzu bedient, sind zwar in ihrer Allgemeinheit gerade keine neuen, vielmehr vor Zeiten ziemlich verbrauchte und daher neuerdings seltener angewandte, nämlich Unterschiebung und Vertauschung von Kindern, Verwechselungen von Personen u. dgl.; aber die besondere Art und Weise, wie der Verfasser davon Anwendung gemacht, wie er die Verwickelungen im Einzelnen gestaltet und entfaltet hat, ist ebenso geschickt als neu und läßt die Erfindungs- und Combinationsgabe desselben in günstigstem Lichte erscheinen. Haben nun auch die hieraus hervorgehenden Vorzüge dieses Romans immer nur einen bedingten Werth, so dürfen wir sie doch keineswegs gering anschlagen, weil es diejenigen sind, welche vorzugsweise die Fähigkeit besitzen, das Publicum für die Poesie zu gewinnen und es aus der Welt der Prosa in die der Phantasie hinüberzulockern. Besonders aber haben wir Deutschen Ursache, ein Talent dieser Art nicht zu misachten, weil die mehr dem Ideellen zugewandte Natur der deutschen Dichter gerade in diesem Betracht nicht das Genügende leistet und hierdurch eine so lebendige Wechselbeziehung zwischen Dichter und Volk, wie

sie bei andern Völkern besteht, bis jetzt unmöglich gemacht hat.

Zweitens müssen wir anerkennen, daß die meisten der von Prug hier zusammengestellten Figuren, so nutzlos sie in moralischer Beziehung sind, dennoch in mehrfachem Betracht ein psychologisches Interesse bieten, nicht nur weil überhaupt die Verirrungen, Ausartungen und Missbildungen der menschlichen Natur die Aufmerksamkeit stärker anregen und lebendiger beschäftigen als die normalen Erscheinungen, sondern auch weil der Verfasser für derartige krankhafte Zustände eine wirklich scharfe und feine Beobachtungsgabe besitzt und uns die innern Schäden und Gebrechen der Seele, wenn auch nicht immer mit jenen Rücksichten, welche die Aesthetik verlangt, doch mit pathologischer Gründlichkeit und in recht kräftigen, eindringlichen Zügen zeichnet.

Hiermit im engsten Zusammenhange steht eine dritte Seite der Prug'schen Behandlung, welche gleichfalls nicht wenig dazu beiträgt, uns über die Unerquicklichkeit des Stoffs als solchen mehr oder minder hinwegzuheben, nämlich die zwar nicht mit voller Deutlichkeit ausgesprochene, aber überall durchschimmernde und dem denkenden Leser stets fühlbare Bezugnahme auf die faulen Zustände der Gegenwart nicht nur in den niedern, sondern auch in den höhern Schichten der Gesellschaft, auf die von Wissenschaft, Kunst, Humanität, kurz allen höhern Interessen sich abwendende oder dieselben zu sich in den Staub herabziehende Gemeinheit, auf die schroffe Scheidung einerseits und die innige Amalgamation andererseits, welche zwischen dem obenaufschwimmenden Abschäum und der niedern Hefe der Gesellschaft besteht, auf die inmitten einer immerfort sich steigenden Genußsucht von Tag zu Tag abnehmende Genußfähigkeit und die daraus sich entwickelnde Apathie und Blasirtheit, auf die immer weiter um sich greifende Lüge und Heuchelei, welche mit Religion, werththätiger Liebe, christlicher Demuth u. s. w. getrieben wird, und was dergleichen mehr ist. Hierdurch erhält der „Rusikantenthurm“ mit seiner ganzen düstern Umgebung die Bedeutung eines allgemeinen Zeit- und Sittenbildes, allerdings ein trostloses, grau in Grau ausgeführtes Gemälde, vielleicht auch aus einer allzu schwarz sehenden, verstimmten Lebensanschauung hervorgegangen, aber doch immerhin eine Fülle charakteristischer und lebenswahrer Züge enthaltend und Jedem, welchem die Entwicklung des Menschenthums in den Formen des Staats und der Gesellschaft am Herzen liegt, gar viel Berücksichtigungswerthe Thatfachen und Anregungen zum Nachdenken bietend.

Endlich müssen wir es noch als eine dem unerquicklichen Stoff gar sehr zur Milderung gereichende Eigenschaft des Romans bezeichnen, daß der Verfasser selbst mit einer wohl durchfühlbaren Ironie darüber schwebt und auch den Leser auf diesen höhern Standpunkt versetzt. Zwar hätte in dieser Beziehung noch mehr geschehen können, oder vielmehr, statt einer bloß ironischen Behandlung würde eine wirklich humoristische in weit höherm Grade geeignet gewesen sein, die geschilderten

Zustände einerseits in ergreifenderer, andererseits in ergötzlicherer Weise zu schildern und dadurch mit der aus der Verwerfung stets neues Leben entwickelnden Welt auszuföhnen. Aber auch im Licht der Ironie gesehen, nimmt sich das uns vorgeführte Elend nicht ganz so trostlos aus, als es an und für sich ist, weil sich doch immer der tröstende Gedanke hinzugesellt, daß das höhere Bewußtsein, welches im Stande ist, sich mit seiner Auffassung über solche Zustände zu erheben, auch die Kraft entwickeln werde, sich in thatkräftiger Weise davon zu befreien.

Haben wir hiermit in anerkennender Weise diejenigen Seiten der Prug'schen Darstellungsweise hervorgehoben, durch welche er seinen Roman um ein gutes Stück über die etwas gar zu niedrige und dumpfe Atmosphäre seines Stoffs erhebt, so dürfen wir auf der andern Seite doch auch nicht verschweigen, daß uns alle die hier genannten Eigenschaften noch nicht ausreichend erscheinen, um diese Arbeit wirklich in den reinen Aether der Schönheit zu versetzen und ihre unlautelemente poetisch zu verklären. Möglich allerdings ist, wie wir schon oben eingeräumt haben, die Veredelung und Transsubstantiation jedweden, auch des gemeinsten Stoffs; aber höchst gefährlich und bedenklich bleibt es immer, allzu tief in derartige Regionen hinabzusteigen, denn sie haben fast immer auch etwas Inficirendes, oder wenn auch das nicht, so machen sie doch auf Jeden, der hier nicht zu verkehren gewohnt ist, einen beklemmenden, bedrückenden Eindruck, oder nöthigen ihn, sich ihren Unsitte anzubequemen und unter den Wölfen mit den Wölfen zu heulen. Etwas Aehnliches ist nun auch unserm Verfasser begegnet. Indem er sich, um das Niedrige und Unsaubere in abschreckendster Weise zu schildern, so recht gründlich in das Niedrige und Unsaubere versenkt, kommt ihm allmählig die reine, feine Luft, ja die Erinnerung daran abhanden, er empfindet zuletzt das Drückende und Verpestete der Atmosphäre nicht mehr in gleicher Weise wie früher, und wenn er sich auch nicht gerade bequäme darin fühlt, so hat er sich doch schon so sehr darin eingelebt, daß er nicht mehr das Bedürfnis fühlt, ein wirklich entrüstetes Pöbel oder schmerzgedrängenes Volk darüber auszurufen, sondern schon genug zu thun glaubt, wenn er nur durch Blick und Benehmen einigermaßen zu erkennen gibt, daß er eigentlich dieses Treiben verachtet und nur darum so lange darin verweilt, weil es doch auch ganz interessant, ja nothwendig sei, es kennen zu lernen. Nur hieraus erklärt es sich, daß ein althergekannter Kritiker, Literaturhistoriker und Dichter in und mit den Schönen schon so lange verkehrender und mit so durchgebildetem Sinn und Geschmacl begabter Schriftsteller wie Prug es über sich vermocht hat, Personen, wie den alten Kammerdirector, die Baronin und namentlich den Eistänzer Ulrich Schwarz, den er selbst mit richtigem Tact zuletzt im Schlamm umkommen läßt, zu den eigentlichen Helden und Trägern einer so umfangreichen Dichtung zu machen und es nicht für nöthig zu erachten, ihnen äquivalente Elemente von besserem Stoff und würdigerem

Besten gegenüberzustellen. Allerdings hat er die Mächte des Sittlichen und Schönen nicht ganz unvertreten gelassen, ja den Vertretern derselben mit poetischer Gerechtigkeit zuteil auch den Sieg über jene schlechten Elemente zutheil werden lassen; aber in Vergleich mit der Bedeutung, welche den letztern im Roman eingeräumt ist, spielen sie doch eine gar zu untergeordnete Rolle und entfalten überdies auch viel zu wenig Thatkraft oder sonstige hervorragende Eigenschaften, als daß sie den übeln Eindruck der übrigen Figuren ausreichend zu mildern oder eine recht ordentliche Freude an ihrer eigenen Persönlichkeit zu erwecken vermöchten. Hermann ist eine recht unschuldige, reine und in gewissem Betracht auch starke Natur; aber seine Kraft ist eine gar zu passive, bloß im Dulden und Ertragen sich äußernde, und man vermag ihr umsoweniger eine erhöhte Theilnahme zu schenken, weil man die Meinung nicht ganz unterdrücken kann, wor eine Brutalität wie die des Ulrich Schwarz zu ertragen vermäge, müsse entweder sehr schwach sein oder bereits das zartere Gefühl verloren haben. Hierzu kommt nun noch, daß ihn auch die ihm zugeschriebenen Talente oder der Standpunkt ihrer Ausbildung in ziemlich bescheidenem Lichte erscheinen lassen, und wenn wir auch gern zugestehen, daß selbst noch beschränktern und untergeordneteren Naturen ein tiefes poetisches Interesse abgewonnen werden kann und daß auch Pruz manche wirklich Theilnahme erweckende Züge der Zeichnung Hermann's einverleibt hat, so bedurfte es doch gerade hier den unsittlichen Elementen gegenüber einer weit kräftigern und bedeutendern Repräsentation der Sittlichkeit, als die ist, welche das Bild eines zwar gutartigen, aber gegen den Druck entwürdigender Verhältnisse ohnmächtigen Jünglings zu gewähren vermag. Einen ungleich höhern Anspruch auf unser Interesse hat Klara mit ihrem entschlossenen, freimüthigen, ja festen Wesen; leider aber läßt sie der Autor erst gar zu spät auftreten und weiß auch hier ihrer an sich trefflich skizzirten Persönlichkeit nicht genug wirkliche Bethätigungen, die auf die Entwicklung der Geschichte wesentlich einwirken, abzugewinnen. Mehr Raum und Aufmerksamkeit hat er den zwischen den entchieden schlechten und entchieden guten Elementen gleichsam in der Mitte stehenden und sich nach und nach mehr dem Guten zuneigenden Figuren, der schriftstellern den Gattin des Regierungsraths, dem blinden Bruder derselben und der munteren, begabten Tochter des Geigenfrits, zugewandt und ihnen in der That mehrere sehr interessante Beziehungen und effectvolle Situationen abgewonnen, welche mehr als alles Uebrige geeignet sind, den Hauptbestandtheilen des Romans einigermaßen das Gegengewicht zu halten; vollständig vermögen aber auch sie nicht mit denselben zu versöhnen.

Der Hauptvorwurf also, welcher dem jüngsten Pruz'schen Roman von Seiten der Bearbeitung zu machen ist, bezieht sich auf die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß der Autor über die bruchigen Partien seiner Geschichte nicht rasch genug hinweggeeilt und daher, wenn auch nicht, wie sein Held, geradezu darin steckengeblieben

und untergegangen, doch ein wenig allzu tief eingestunken ist und sich dadurch Raum, Zeit und Kraft für eine behaglichere Durchwanderung und Ausmalung der gesunden, festern und schönern Partien geraubt hat. Außerdem wären auch wol noch einige Bedenken gegen die Entwicklung einzelner Persönlichkeiten, sowie gegen den in Vergleich mit der ziemlich gemächlich vorwärtsschreitenden Exposition sich fast allzu sehr überstürzenden Schluß zu erheben; im Uebrigen aber besitzt die Anlage, Anordnung und Darstellung des Ganzen sehr wesentliche und anerkennungswerthe Vorzüge, die Erzählung schreitet natürlich und ungezwungen fort, die einzelnen Situationen und Vorgänge vereinigen sich zu wohlangelegten Gruppen, und diese Gruppen concentriren sich wieder in so angemessener Weise um einen Brenn- und Mittelpunkt, daß sich darin das Talent des Verfassers für organische Gliederung und architektonische Gestaltung nicht verkennen läßt.

In dieser Beziehung nimmt der „Ruffkantensturm“ unbestreitbar eine merkwürdig höhere Stellung ein als die beiden frühern Romane des Autors. Zwar legen auch diese von der Gewandtheit, mit welcher derselbe die Fäden der Geschichte zu verschlingen und zu lösen versteht, und von der Lebendigkeit und Anschaulichkeit, mit welcher er einzelne Scenen und Entwicklungen auszumalen weiß, ein günstiges Zeugniß ab; aber dennoch lassen sie in verschiedenen Zügen noch erkennen, daß ihm die Formung und Bewältigung des Materials nach dem Typus eines Romans eine noch ungewohnte Arbeit gewesen war. Besonders gilt dies vom „Engelchen“. Neben sehr gut sich abrundenden Scenen besitzt dieses auch eine nicht geringe Anzahl solcher, in denen sich die Elemente zu keiner rechten Einheit verbinden wollen, sondern etwas chaotisch durcheinandervahren; und so erscheint auch die Aneinanderreihung der Scenen hier und da als willkürlich und macht nicht den Eindruck einer von innen heraus und nach nothwendigen Gesetzen vor sich gehenden Entwicklung. Bei weitem höher steht in dieser Beziehung bereits „Felix“, der, soweit es auf eine ruhige und planmäßige Abwicklung der Geschichte ankommt, selbst vor dem jüngsten Roman den Vorzug verdient. Aber diese Ruhe artet in einzelnen Partien zu einer allzu behäbigen Breite aus und raubt dem Roman einen Theil der drastischen Wirkung, die er vermöge seiner Elemente ohnedies machen könnte. In formeller Beziehung, besonders was die constructive Verarbeitung des Stoffs betrifft, ist also die Thätigkeit des Verfassers auf diesem Felde entschieden im Fortschreiten begriffen, und wenn er bezüglich der Stoffwahl bei seinem jüngsten Werke minder glücklich gewesen ist als bei den beiden ersten, so ist die nächste Veranlassung dazu jedenfalls in den Zuständen der jüngstvergangenen Zeit zu suchen, aus deren stagnirendem Leben die Phantasie des Autors keine erstreblichen Bilder zu schöpfen vermochte. Der Krieg hat in diese Stagnation ein neues Leben und Wehen gebracht, und so steht zu hoffen, daß sich auch Pruz von einer allzu hingebenden Betrachtung Verwesung athmender Niederungen wieder der Anschauung und

Schilderung höherer und bewegter Lebensregionen zuwenden wird. Jedenfalls aber hat der deutsche Roman an ihm einen tüchtigen und talentvollen Anbauer gefunden, von dem zu erwarten steht, daß er bei seiner Neigung und Befähigung für Auffassung und Zeichnung der realen Lebensverhältnisse und bei dem Geschick, daraus Motive zu wirklich spannenden und fesselnden Erzählungen zu schöpfen, einerseits und bei der ästhetischen Durchbildung, die er als Literaturhistoriker und Kritiker stets bewiesen hat, und bei seiner gewandten, dem sinnlichen und geistigen Bedürfnis gleich sehr Rechnung tragenden, energischen Darstellungsweise andererseits wol denjenigen Standpunkt gewinnen werde, von welchem aus er im Stande sein möchte, auch den größern, besonders um der Unterhaltung willen lesenden Theil des Publicums wieder für den deutschen Roman gewinnen zu helfen, ohne dabei die höhern Rücksichten, welche die Aesthetik und Ethik gebieten, aus den Augen zu verlieren. Und auch seine bisher gelieferten Arbeiten sind bereits als vielseitig interessante und bedeutende Leistungen einerseits im Gebiete der Unterhaltungsliteratur, andererseits im Fach des Zeit- und Sittenromans anzuerkennen; denn sie tragen neben den Eigenschaften, welche die Lesewelt anziehen, auch einen großen Reichthum solcher Elemente in sich, welche von höherm Interesse und tieferer Bedeutung sind und namentlich auf eine Theilnahme von Seiten des Psychologen und Culturhistorikers Anspruch haben.

**Wolff Zeising.**

## Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Dritter Artikel.

Frau von Paalzow. Freiherr von Knigge.

(Schluß aus Nr. 29.)

Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Documente aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes. Wiederaufgefundene Ergänzungen zur Würdigung vergangener Zeiten und Personen. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Aus einer alten Kiste“ ist ein wunderlicher und, wie es uns scheint, für den handschriftlichen Nachlaß eines Schriftstellers nicht gerade sehr glücklich gewählter Titel. Gewöhnliche Leser, welche durch einen solchen mysteriösen Titel etwa angelockt werden könnten, werden das Buch unzufrieden wegwerfen, sobald ein Blick in dasselbe sie belehrt, daß sie davon Unterhaltung in ihrem Sinne nicht zu erwarten haben; Literaturfreunde und Literaturhistoriker aber, für die allein doch ein literarischer Nachlaß Interesse haben kann, ignoriren das Buch vielleicht nur des Titels wegen, trotz des Zusages: „Aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes.“

Wir hoffen, daß unsere Anzeige des Buchs nicht zu spät kommen wird, denn obgleich es nicht mehr vom neuesten Datum ist, so ist auch der Mann, dessen literarischen Nachlaß es enthält, nicht vom neuesten Datum. Das Buch ist ohnehin unsers Wissens nur wenig besprochen worden, und doch verdient es seines mannichfachen interessanten Inhalts wegen besprochen zu werden.

Es enthält, um es kurz zu sagen, den Briefwechsel und das literarische Testament des Freiherrn Adolf Friedrich Franz Ludwig von Knigge, nebst Aemtsakten und Documenten aus Knigge's Leben, herausgegeben, geordnet und bevormundet von Klenke, der, wie er im Vorworte ausführlicher erzählt, durch einen eigenthümlichen glücklichen Zufall in den Besitz dieser Briefschaften gekommen ist.

Unter den hier mitgetheilten Briefen tragen mehr die Unterschriften berühmter Männer: Schiller, Klopstock, Lavater, Deluc, Bürger u. s. w., womit freilich nicht gesagt sein soll, daß gerade diese Briefe von vorzüglichem Interesse wären. Schiller's Brief, datirt Mannheim 14. April 1784, enthält nicht viel mehr als eine Einladung zu „Cavale und Liebe“, wobei der Dichter übrigens bitter, ihm diese Einladung nicht als „schriftstellerische Gütlichkeit“ auslegen zu wollen. Auch Klopstock's Brief vom 15. Januar 1791 ist unbedeutend, bis etwa auf das Geständniß, daß er „an der Krankheit des Nichtschreibens jämmerlich darniederliege“, weshalb er es grausam von Knigge findet, ihn gerade wegen des Nichtschreibens grausam zu neninen (bekanntlich war Klopstock im Briefschreiben überhaupt träge), und bis auf die Mittheilung, daß er, Klopstock, für die herzogliche Begräbniskapelle in Oldenburg im Auftrage des Herzogs Grabschriften angefertigt und sie Tags vorher dem Herzoge zugesandt habe. Charakteristischer sind die Briefe von Lavater. Knigge scheint ihn aufgefordert zu haben, sich der Zwecke des Illuminatenordens anzunehmen oder gar in ihn einzutreten, worauf Lavater ihm erklärt, daß er sich verpflichtet halte, ihm geradeheraus zu sagen, daß dabei nichts Reelles herauskommen werde. Anfangs sei bei jeder guten Gesellschaft Gutes der Zweck, nachher die bloße Vermehrung der Mitglieder, und in diesem Zweck erlaube sich allemal der erste Zweck und Geist. Lavater schreibt weiter:

Mit tausend Fehlern beladen muß ich mich vor Gott Rechtfertigung hinwerfen, aber zu diesen tausend Fehlern möchte ich nicht noch den beifügen, mich zu vermaßen, ein geheim planhabender Reformator des ohne Gott unreformirbaren Menschengeschlechts zu sein.

Lavater fodert ihn sodann auf, „sich in allen seinen Schriften vor allen Sticheleien, scharfen Urtheilen, losen Behandlungen aller Menschen, Staaten, Höfe, Städte, die ihm entweder Gutes oder Böses oder Nichts gethan haben, zu hüten, denn dadurch schade er sich und der guten Sache unendlich“; aber in einem sechs Jahr später (26. September 1789) geschriebenen Briefe überläßt sich Lavater selbst diesem Fehler der Lieblosigkeit und maßlos scharfer Beurtheilung, indem er ein nicht genanntes Individuum, welches einen Klatsch zwischen Knigge und ihm angerichtet hatte, kurzweg einen „Erzhändelstifter, Verleumder, Anekdotenjäger und Projectmacher“ nennt, der ihm „stinkend“ geworden sei.

Mit dem berühmten Deluc kam Knigge in folgender Weise in Berührung. Knigge's Gegner, der Rittmeister Zimmermann, Verfasser der „Einsamkeit“, hatte einen

Deluc's veröffentlicht, worin dieser gewisse Ansichten Knigge's über Religion und Politik, von denen er vernommen, als verwerflich erklärte. Der in höchstem Grade reizbare Knigge richtete sofort, Hannover, 5. Januar 1793, einen französisch geschriebenen Brief an Deluc, worin er sich vertheidigt und seine Eifersucht vor dem Neuen Testament erklärt; dann aber hinzusetzt: „Quant aux livres historiques des Juifs, ils n'ont d'autre mérite à mes yeux, que celui de l'antiquité.“ Der wahrscheinlich von Zimmermann gegen Knigge aufgesetzte Deluc antwortete aus Windsor unterm 21. Januar 1793 mit einem Briefe, worin es unter Anderm heißt:

Or j'appelle cela attaquer la Bible, entreprendre de renverser la révélation... Je n'oppose point ici assertion à assertion; j'ai prouvé en divers écrits l'ignorance de ceux, qui ont attaqué la révélation mosaïque. Il est vrai, que je ne suis adressé aux Physiciens et aux Naturalistes, parce que ce seront eux, qui décideront enfin cette grande question; mais en attendant, que tout homme consciencieux qui ne sera pas mis en état de juger par lui-même, s'abstiendra de porter un jugement etc.

Bieder und wohlthuend gemüthlich lautet Bürger's Brief, datirt Göttingen, 27. Mai 1790. Der Dichter klagt am Schlusse seines Schreibens, daß die Prachtanhabe seiner Gedichte, aber ohne Gewinn für ihn, mit Kummer und Noth wol noch zustande kommen werde; er höre jedoch, daß ein halbes Duzend Nachdrucker sich bisher dabei ganz gut gekannd hätten. Interessant zur Kenntniß der wiener Zustände im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts ist ein Brief Aloys Blumauer's vom 10. Februar 1796, der sich namentlich auf die Stellung und das Treiben maurerischer Orden in den österreichischen Staaten bezieht. Wir theilen daher hier die größere Hälfte dieses Briefs mit. Nachdem Blumauer Joseph's II. Verhalten der Maurerei gegenüber charakterisirt hat, fährt er fort:

Unter Leopold II., der die geheimen Orden fürchtete, so wie Joseph sich über sie moquirte und ihnen die Peitsche vorhielt, ward die Befehle noch weiter, und seither sind noch die angeblichen Staatscomplotte und Verschwörungen dazu gekommen, wobei die meisten abgeurtheilten Theilnehmer als geheime Ordensbrüder miteinander bekannt waren oder als solche präsumirt wurden, und nun ist auf eine Annäherung unter uns, insoweit der Concentrationspunkt hier existirte, selbst unter Leuten von Kopf und Herz gar nicht mehr zu denken. Ich wüßte nur Wenige, welchen ich für mich so etwas proponiren möchte, und diese sind Pözl, Dannenmayer, Strattmann; in dessen gibt es hier ungleich wichtigere Männer, als da sind: Swieten, Sonnenfels, Bypre, Pirkenstock, Plaaß, Mayer, Barisch, Guldener, Kreil, Peger, Watteroth; in Pesth: Graf Haller, Potmanitzky; in Prag: Unger, Cornova, welche gewiß ihren andern Ruf, als der von Ihnen käme, verstehen würden. Lassen Sie also durch einige gute Freunde bei Einigen aus diesen anknöpfen und melden Sie das Resultat davon. Sollten mehre dieser Biedermänner sich herbeilassen, Beiträge zu liefern, wodurch die Pfaffen und Despotenknecchte in ihrem Schleichwegen verfolgt, an das Licht gezogen und, ihnen zur wohlverdienten Strafe, Andern aber zum vorpiegelnden Beispiel, öffentlich gebrandmarkt würden, so will ich schon auf einem sichern buchhändlerischen Wege dafür sorgen, daß sie an den Ort ihrer Bestimmung gelangen, ohne daß diese edeln Männer selbst wissen, durch wen dieses Geschäft besorgt wird, welches Ihnen um persönlicher Rücksichten willen nicht lieb sein

dürfte. Ueber diesen Punkt werde ich mich zu seiner Zeit näher gegen Sie erklären. Um aber andern geschreckten, aber darum nicht ganz muthlosen Freunden Trost einsprechen zu können, so machen Sie mir einige Ihrer zuverlässigsten Freunde, auf die Sie hauptsächlich zählen, namhaft. Da ich außer den österreichischen Staaten wenig Connerionen habe, so kann ich auch für Schwaben und Baiern nicht sorgen. Ich kenne in München nur Babo und Strobel; für Franken könnte Gabri in Gerlangen gute Dienste thun. Ich empfehle Ihnen zuvörderst die preussischen Staaten; ich weiß, daß nirgendwo so viele echte Kosmopoliten höhere Stellen sowol im Felde als im Cabinet bekleiden als da, daß folglich ein Anspruch aus diesen Gegenden die gute Sache am meisten fördern könnte. Versuchen Sie es doch. Zulezt vergeben Sie mir eine kleine Erinnerung, welche ich Ihnen zu machen gezwungen bin. Schaffen Sie sich ein anderes Siegel an als das, worauf Wahrheit und Recht gravirt ist. Unter dieser Firma darf man nicht in jedem Lande frank und frei sein Gewerbe treiben und es könnte leicht die Keugierde der Brieffürhunde reizen und uns in Verlegenheit bringen. Nur muß es aber auch kein freiherrliches Siegel sein; das unbedeutendste das beste. Die nämliche Ursache erheischt auch, daß wir unsere Adresse ändern, weil es leicht hat geschehen können, daß man, durch das Siegel aufmerksam gemacht, Notiz von der Adresse genommen hat und vielleicht, wenn jene öfter käme, sich an den Inhalt selbst machen könnte. Ich schlage Ihnen also für künftige Briefe folgende vor: A. Perimone Joseph Socher, Chirurgien, wohnt in Doctor Pasquati'schen Hause auf der Mollerbastei zu ebener Erde. Wien.

Ein Billetchen von Elisabeth Goethe an Knigge's Frau vom 23. Juni 1789, worin sie auch gelegentlich ihres Sohnes Johann Wolfgang erwähnt, ist als Reliquie von Goethe's Mutter interessant, sonst aber wenig bedeutend, den naiven Ton abgerechnet. Inhaltsreicher sind die Briefe von Nicolai in Berlin aus den Jahren 1788 und 1791. Knigge scheint die Absicht oder den Wunsch gegen ihn ausgesprochen zu haben, in den Dienst des preussischen Hofes oder Staats zu treten, worauf Nicolai antwortet, daß er, ob schon er als Privatmann lebe und bei Hofe keine Bekanntschaft habe noch haben wolle, doch die Lust von allen Höfen so weit kenne, daß ohne Connerionen nichts auszurichten sei. Was aber Knigge betreffe, so würde ihm schon der Antheil, den er am Illuminatenwesen genommen, hinderlich sein u. s. w. Nicolai spricht übrigens offen seine Ueberzeugung dahin aus, daß durch geheime Gesellschaften nie für das menschliche Geschlecht etwas vorzüglich Nützlich ausgericht werden könne, wobei Nicolai ohne Zweifel vorzüglich den Illuminatenorden im Sinne haben mochte. Nicolai's Briefe tragen im Ganzen den Stempel des Freimuths und verständiger Aufrichtigkeit. Der wichtige Kästner gesteht in einem Briefe vom 5. April 1796, daß ihm das schreckliche Kriegsschauspiel „eine Art von heilsamer Erschütterung“ gewähre und vielleicht, während Andere darüber vor der Zeit grau würden, von Verstand kämen oder gar gestorben seien, „Del in das Lämpchen seines Lebens gegossen habe“. Für die Versuchung, seine Beobachtungen auch nur in Zeitbrieffen mitzutheilen, schübe ihn der mit aller seiner Buch ausgebrochene Verfolgungsgeist. „Diesem“, fährt Kästner fort, „verdanke ich die Verschonung mit der fürchtbaren Ehre des gelehrten Märtyrerkreuzes (ungeachtet mein Name gewiß den heimlich geschriebenen Blättern verschiedener Art eingeschoben

sein mag) und habe mich im Besitze des Vergnügens erhalten, bei manchen an sich traurigen Anlässen meinem Herzen wohl zu thun, indem ich fremdes Leid zu mildern suchte." Als Beweis, daß ihn die Mäusen doch noch nicht ganz verlassen hätten, theilt Kästner in seinem Briefe zwei Proben seines Wiges mit, eine Fabel: „Der Hund und die Kage“, und ein Epigramm, und meint, daß diese Stücke fürs Publicum nicht bestimmt seien, „ungeachtet doch noch soviel Poesie darin sein möchte als in Vater Gleim's neuesten Kriegs- und Siegesliedern“.

Der berühmte Schauspieler und Schauspieldirector F. L. Schröder bemerkt in einem Briefe vom 26. März 1776: Ich wünschte, daß Ihr Beispiel unsern deutschen Adel einleuchtete, so würden auch nach und nach unsere Fürsten — Deutsche und Patrioten werden.

Wir glauben kaum, daß gegenwärtig irgendein namhafter deutscher Schauspieler oder Schauspieldirector gefunden wird, der sich über das Niveau der gewöhnlichsten Theaterinteressen noch zu einem solchen Gedanken zu erheben vermag. Dieselbe Gesinnung spricht sich in einem Briefe Schröder's vom 10. April 1795 aus, in welchem er schreibt:

Daß ich das Theater nach Ostern aufgebe, ist Ihnen vielleicht schon bekannt. Ich bedarf nachgerade der Erholung, der Ruhe. Ein Theil des Senats, und zwar eine kleine Minorität, hat einem französischen und englischen Schauspieldirector mit mir gleiche Rechte gegeben, macht aus dem französischen eine Art von Hoftheater u. s. w., das kann ich als Deutscher und als Künstler nicht vertragen.

Der Musikdirector Weber schreibt aus Stockholm unterm 5. April 1791:

Die Schweden sind wirklich recht gute Menschen, und wenn sie auch etwas gegen die Deutschen eingenommen sind, so müssen wir, um unparteiisch zu sein, die Schuld auf unsere lieben Landsleute selbst legen. Das Orchester hier besteht meistens aus Deutschen, aber kein Mensch macht mehr Cabalen und besonders unter sich selbst als unsere lieben Deutschen.

Das kommt von der Ueberfülle von „Gemüthlichkeit“, deren wir uns ja selbst so gern rühmen. In der That, in der Kunst zu intriguiren, Cabalen zu schmieden, zu klatschen, zu verdächtigen, zu hegen, kleinlich und brotneidisch zu sein und diese Eigenschaften, die auch wol auf unsere politischen Zustände von größtem Einfluß sind, doch wieder mit der berühmten deutschen „Gemüthlichkeit“, „Herzlichkeit“ und „Gutmüthigkeit“ zu verbinden — in dieser Kunst hat es wol nicht leicht ein Volk so weit gebracht als „unsere lieben Deutschen“, wie schon Weber im Jahre 1791 schreibt.

Aus einem Briefe des hamburgischen Reimarus vom 21. August 1792 erfahren wir, daß die als Strafe auferlegte Abbitte vor dem Bildniß des Landesherrn, die noch vor wenigen Jahren in einem deutschen Staate zur Anwendung kam, keineswegs eine neue Erfindung ist. Reimarus schreibt:

Der Rath zu München mußte vor dem Bilde des Kurfürsten knieend Abbitte thun! Klopstock nennt es: der Kurfürst ließ sich bei lebendigem Leibe anbeten.

Der würdige Klopstock war wol in einem übrigens sehr vergeblichen Jochum befangen; die Fürsten im Lande Baiern, von sehr kunstliebend, wollten damit wol ihren

renitenten Unterthanen nur Geschnack an Bildern und besonders an der Porträtmalerei beibringen! Die interessantesten Briefe dieser Sammlung sind aber vielleicht die der Gattin des hamburgischen Reimarus, geborenen Hennings, die jedenfalls eine sehr gebildete, geistreiche Frau, dabei aber freilich auch etwas stark dem geschwägigen Klatsch ergeben gewesen zu sein scheint. Man findet in ihren Briefen anziehende Mittheilungen über die Eindrücke, welche die französische Revolution auf die Gemüther machte, über manche altspassige Einrichtungen im süddeutschen Gemeinwesen, über Lavater, Dageffen, Reinhold, Claudius, Boght, Forster, Klopstock u. s. w. Von Fris Stölben schreibt sie:

Bei ihm haben fast ein halbes Jahr vier Brüder Drost gelebt, wovon drei katholische Geistliche sind und mitunter auch katholische Messe gelesen haben. Davon ist dann dem armen Stolberg der Kopf so heilig verdröhrt, daß er erst sein Gewicht an die Westhunen schrieb und nachher eine höchst unglückliche politische und religiöse Exstanz hat, die ganze Welt im Verderben und die Hölle im Hintergrunde erblickt; darüber jammert, daß er Kinder hat, die so zugrunde gehen müßten, und einen Hofmeister wegschickt, weil er den Kindern bei der Geschichte der Kreuzzüge sagte: sie wären durch betrügerische Schwärmer veranlaßt.

Von Jacobi heißt es in einem Briefe vom 24. December 1794:

Unter den Flüchtlingen, die der Krieg zu uns geschickt hat, sind auch Jacobis aus Düsseldorf; sie wohnen in Wandbeck bei Claudius und kommen nur zuweilen nach Hamburg. Ich wollte, es geschähe öfter. Jacobi ist ein höchst interessanter Mann, ein helles Adlerauge, an dem man immer die Fügung merkt, und doch bleibt er immer ganz schlicht bei der Sache. Wer könnte die Ueberpanntheit in seinen Schriften weglassen? In seinem Wesen merkt man sie nicht, er ist der natürlichste Mensch, den ich kenne.

Ueber Madame Genlis schreibt sie:

Madame Genlis' neuer Roman ist Ihnen wol schon vor die Augen gekommen und seine Zucht- und Charaktereigenschaft auch; und diese respectable Dame spricht nur von Sacht und Zucht. Sie lebt eine Meile von hier auf dem Lande, hat den General Balanau und ein junges Frauengimmer bei sich, spielt die Fromme und taugt gewiß nichts, ist aber nichtig klug.

In einem Briefe vom 13. Februar 1796 heißt es in Betreff Klopstock's:

Der ist überglücklich durch seine schöne goldene Dose mit dem Emailgemälde, worauf Iphigenia dem Sieger Hermann den Kranz überreicht. Das Ganze ist unbefchreiblich geschmackvoll gearbeitet; das Gemälde allein ist 400 Thlr. werth, sagt ein hiesiger Künstler. Wer es ihm geschenkt hat, wozu Klopstock gern wissen, auf seine Frage in der „Neuen Zeitung“ ist aber noch keine Antwort erfolgt.

Zu den klatschhaften Partien in diesen Briefen gehören die Mittheilungen in Betreff des ungerathenen Verhältnisses. Frau Reimarus nennt Unger's Gattin einen „Inbegriff von Scheußlichkeit“ und sagt dann weiter: „Die Geschichte des letzten Jahres dieser Dame ist sehr scandalös und sie ist 42 Jahre wenigstens alt.“ In dem bekannten Componisten Reichardt erzählt sie in einem Briefe vom 13. October 1795, daß er wieder nach Göttingen gereist sei, und fügt dann hinzu: „Das war



das Klügste, was er thun konnte. Hamburgs Thuerung, ein Haus voll Kinder und kein bestimmter Erwerb gingen nicht zusammen.“ Folgende Auswanderersene scheint uns noch von Interesse zu sein:

Meine Tochter hat gestern ein Schiff gesehen, das nach Amerika gehen wollte und 300 wittgensteiner Unterthanen an Bord hatte, die alle, von Bedrückungen ermüdet, dem Lande der Freiheit zuseheln wollten. Einer von ihnen, der gefragt wurde, woher sie kämen, antwortete: „Aus dem Reiche der Lethen und nun gehen wir nach dem Lande der Lebendigen, nach Amerika!“ — und die Andern auf dem Verdecke jauchzten dazu. Alle sind Ackerleute und Handwerker. Amerika scheint seine Leutenwerbung der Borsehung aufgetragen zu haben; wenn man es anderswo nicht mehr aushalten kann, sorgt sie für den Gedanken, daß es in Amerika besser sei. Hier ist es so voll Fremder, daß wol 100 Schiffe damit befrachtet werden könnten, ob sie aber alle für das Land der Freiheit taugen, weiß ich nicht.

So findet sich in diesen Briefen Vieles, was zur Kenntniß damaliger Notabilitäten und Zustände von Interesse ist. Das Charakteristischste, was diese Briefsammlung enthält, und ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der damaligen revolutionären Sympathien in Deutschland scheint uns aber folgender Brief von Knigge selbst zu sein; er ist aus Hamburg 15. Juli 1790 datirt und an seine Tochter Philippine gerichtet:

Gestern, meine liebe Philippine, habe ich deinen Brief erhalten, als ich eben von einem herrlichen, schönen Feste nach Hause kam. Es war ein Freiheitsfest zu Ehren der Französischen Revolution. Es wurde außer der Stadt gefeiert; Alles, was von rechtlichen, für Freiheit warmen Leuten in Hamburg lebte, war zugegen, kein Edelmann, außer mir, dem Grafen Dohna und Ramdohr aus Celle — kein Fürstentochter war dazu eingeladen. Alle Frauenzimmer waren weiß gekleidet und trugen weiße Strohhüte mit dem Rationalbunde, wovon ich dir hier eine Probe schicke — auch Schärpen und Ordensbänder davon. Die Damen gaben dann auch den Herren Stücke von diesem Bunde. Als ich mein Stüchchen erhielt, machte ich meinen Orden los und befestete statt dessen dies Band an, welches allgemeinen Beifall fand. Wir hatten auch Musik. Ein Chor von Jungfrauen, die musikalisch waren, sang ein dazu verfertigt Lied, dessen Refrain von uns Allen wiederholt wurde. Wir blieben von 10 Uhr des Morgens an den ganzen Tag zusammen. Die drei schönsten jungen Weiber sammelten für die Armen. Klopstock las zwei neue Oden. Bei Absueerung der Kanonen, Musik und lautem Jubel wurden Gefundheiten getrunken, unter andern auf baldige Nachfolge in Deutschland, Abschaffung des Despotismus u. s. w. Vor und nach Laffe wurde getanzt. Es war ein herrlicher Tag und es wurde manche Wraue der Nührung vergossen: Alle Amerikaner, Engländer, Franzosen und Schweizer, die hier sind, wurden dazu eingeladen. Ein gewisser Kaufmann Sieveking hatte das Lied gemacht, welches abgelesen worden ist.

Freilich war dies nur Strohhfeuer, welches bald abrannte. Die übrigen Briefe Knigge's an seine Tochter sind für den Kleinmeisterlichen, quälerischen Geist dieses Mannes bezeichnend, weshalb wir noch einige Stellen aus denselben mittheilen. Er schreibt an sie unterm 8. Juni 1789 aus Hannover:

Du hast Recht, die frechen Manieren der jungen Menschen in Frankfurt ungenossen zu finden. Der Spaß mit dem angebrannten Kork ist ein gemeiner Musketierspaß, den man also im Frauenzimmer nicht bietet, das sich mit einer anständigen Würde betrügt. Ich muß dich bei dieser Gelegenheit in-

ständigst bitten, in deiner Aufführung deine würdige Hausfrau dir zum Muster zu nehmen. Ich beobachte genauer, als ich zu beobachten scheine. Den letzten Abend, als wir bei Ewald aßen, gerieth die Unterhaltung in einen Ton, der mir nicht gefiel; es war so etwas aus den Rheingegenden und auch etwas von dem Rheinweingeiste dabei. Der cynische Arzt wollte der Frau Rectorin das Exemplar von einem Gedichte aufbringen, das in keiner feinen Schreibart verfaßt war. Die Manier, wie sie dies von sich wies, so ganz ohne Bitterkeit, erfüllte mich mit Ehrerbietung. Glaube mir, auch die ungezogensten Männer merken bald, welchem Frauenzimmer sie es bieten können. Die strenge Miene, zur Unzeit angenommen, macht es nicht aus. Wenn sie sehen, daß ein Mädchen immer schwankt zwischen einer erborgten ehrbaren Rolle, einer falschen Ernsthaftigkeit und einem heimlichen Hange zu unbändiger Lustigkeit und Sinnlichkeit, so lassen die Männer sich nicht leicht durch die Maske täuschen.

Ferner unterm 18. November 1789:

Ich habe nun auch mit der fahrenden Post deinen überlegten I. Act vom „Talisman“ bekommen, allein ich gestehe dir, ein Blick ist hinreichend gewesen, mich zu überzeugen, mit welcher unverzeihlichen Nachlässigkeit du gearbeitet hast. „Die magern Tage zu schmelzen?“ Ist es möglich, etwas Ragerees zu schmelzen? Fette Sachen lassen sich schmelzen, fonde — und nun schlage ich das Original auf und finde: — ingrassare — Nord Pestilenz! Heißt denn das schmelzen? Gerade das Gegentheil — fett machen! Allein über das Alles würde ich mich nicht so ärgern, wenn nicht wieder hier das vermaledeite, verfluchte, fibrirische Hefen hervorblühte, das Land der Sch... und Pinzel, dem ich alle meine häuslichen Leiden, dem ich's zu danken habe, daß aus dir nichts wird. Dort nennt man schmelzen — fett machen! Aber ein Mädchen, dem ich die Cultur gegeben habe, sollte doch wol nicht, wie Jungfer Gerstungen, die Frau Försterin, Frau von Baumbach — kurz, wie der Pöbel sprechen und schreiben! Ferner: „il legista etc.“ — heißt das: „die Professorin?“ „Der Rechtsgelehrte“ heißt es, von legge — „il Galenista“ heißt „der Arzt“ von Galenus (also Schüler Galen's). Ferner: „Bater, der Ihr mir seid!“ Spricht irgend ein Mensch in der Welt so? Man sagt entweder: „Der Ihr mir Vater seid!“ oder: „Vater! denn das seid Ihr mir!“ Ich mag nicht weiter fortfahren. Schicke mir aber gelegentlich den II. Act.

So ging der Verfasser der nach unserer Ansicht mehr schädlichen als nützlichen Schrift „Ueber den Umgang mit Menschen“ mit seiner Tochter um. Er spricht zu ihr von einem „heimlichen Hange zu unbändiger Sinnlichkeit“ und erklärt den „Spaß mit dem angebrannten Kork“ für einen „gemeinen Musketierspaß“. Wie stimmt aber diese Entrüstung zu jenem gemein cynischen Späße, welchen sich einmal Knigge selbst am Hofe des Landgrafen Friedrich II. von Hessen erlaubte, indem er sein Vergnügen daran fand, „widerwärtiges Ungeziefer, von Bettelkindern in Federspulen eingesammelt, bei einer Abendgesellschaft mehreren Damen unter vertraulichem Ohrenflüstern in die bauschende Frisur zu bringen“. So erzählte uns jüngst das „Hessische Jahrbuch“ für 1854. Als eines Beispiels, wie man mit Menschen umgehen soll, ist dieses saubere Späße in Knigge's Schrift „Ueber den Umgang mit Menschen“ freilich nicht Erwähnung gethan.

Freiherr von Knigge war ohne Zweifel ein sehr regesamer, nach allen Seiten hin ausfahrender und dabei auch in seiner Art wohlmeinender, namentlich für kosmopolitische Aufklärungszwecke ungemein thätiger Schrift-

steller, ein „Literat“ im eigentlichen Sinne des Wortes. Von seiner Arbeitsamkeit zeugt das Verzeichniß seiner Schriften, das zum Zwecke einer für seinen Todesfall gewünschten Gesamtausgabe seiner Schriften von ihm selbst aufgesetzt wurde und einen Bestandtheil seines literarischen Testaments bildet. Es befinden sich darunter 16 Schriften moralischen, philosophischen, politischen und namentlich auch freimaurerischen, drei satirischen, fünf vermischten und drei theatralischen Inhalts, acht Uebersetzungen, viele zerstreute, aber nie gesammelte Aufsätze in Journalen, besonders in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“, sieben zum Theil drei- und selbst vierbändige Romane, wovon „Der Roman meines Lebens“, „Geschichte Peter Clausens“ und die „Reise nach Braunschweig“ — ein Roman, dem es zwar an allem tiefern Humor, aber keineswegs an wirklich ergötlichen komischen Zügen fehlt — mehrere Auflagen erlebt und zum Theil ins Holländische, Englische und Französische übersetzt wurden. Knigge gehörte ohne Zweifel zu den gelesesten Schriftstellern seiner Zeit, aber auch zu denen, welche ohne literarischen Streit und Hader nicht leben konnten. Dafür zeugt sein Proceß in Angelegenheiten des berühmten Pasquills „Barth mit der eisernen Stirn“, wobei er jedoch unschuldig und ein Opfer Kogebue's war, dessen erbärmlichen literarischen Charakter Knigge in einer Eingabe an die königliche Justizkanzlei zu Stade vom 28. October 1791 sehr offen schilderte; sein Proceß mit dem Hofrath und Ritter von Zimmermann, der in der Hauptsache zu Gunsten des klagenden von Zimmermann revolutionärer Gesinnungen beschuldigten Knigge entschieden wurde, obschon beide Theile bei Vermeidung nachdrücklicher Ahndung alles Ernstes erinnert wurden, „hinführo in ihren gerichtlichen Eingaben einer gemäßigtern Schreibart sich zu bedienen und aller anzüglichen und unschicklichen Äußerungen sich gänzlich zu enthalten“; dann sein Conflict mit der Regierung von Stade im Jahre 1795. Die betreffenden Actenstücke — darunter der Zimmermann'sche Proceß mit all seinen Replik, Duplik, Tripplik und Quadruplik — sind in diesem Buche mitgetheilt und als dankenswerthe charakteristische Zugaben zu betrachten. Wie sehr von jeher unter den deutschen Schriftstellern kleinliche Gehässigkeit, Klatzsch-, Zank- und Verleumdungssucht im Schwange waren, dazu liefert auch dieses Buch zahlreiche schlagende Beispiele. Wie fast alle Schriftsteller kam auch Knigge aus Bedrängnissen und Sorgen um seinen Lebensunterhalt nicht heraus. Indes ein Hauptgrund seiner öftern Verlegenheiten ist zugleich einer, der ihm große Ehre macht; denn wie Klendke in der biographischen Einleitung bemerkt: „Hunderte von Briefen hilfsbedürftiger Personen hat Knigge hinterlassen, worin ihm für Unterstützungen der heißeste Dank von Fremden, Freunden, Gelehrten, Künstlern, Witwen und Waisen gezollt wird.“ Dieser edle Zug söhnt zum Theil mit Knigge's übrigen Schwächen wieder aus, zumal er mit der ihm eigenen Unruhe und krankhaften Reizbarkeit mehr sich als Andern schadete. Wenn der Herausgeber dieses literarischen Nachlasses viel-

leicht auch nach andern Seiten hin von Knigge zu vertheilt denkt, so wollen wir darüber mit ihm nicht rechten; denn das wäre ein schlechter Biograph, welcher nicht zugleich der Anwalt des von ihm Geschilderten wäre.)  
**Hermann Warggraf.**

### Neue Literatur über Amerika.

1. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Neun Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854—55. Gr. 12. 3 Thlr.

In Nr. 10 d. Bl. f. 1854 ist bereits des ersten Theils dieses Tagebuchs Erwähnung geschehen. Was dort über die schriftstellerische Manier gesagt wurde, die in diesen Briefen, „den Kindern des Augenblicks und eines warmen Gefühls“, vorherrscht, gilt auch mehr oder minder für die übrigen Theile. Die Schreibart ist eine etwas zu nonchalante; in den Briefen, die an die liebliche Schwester der Verfasserin gerichtet sind, ist unpassenderweise bei deren Veröffentlichung persönlicher Beziehungen und Beziehungen ein zu großer Spielraum gegeben. Diese stehen einem größern Leserkreis und der Sache, um die es sich handelt, zu fern, auch ist andererseits das bekannte Darstellungstalent der Verfasserin ein zu gewandtes, als daß nicht hierin auf Unkosten der Frische und Natürlichkeit des geschilderten Augenblicks ein Auskunftsmittel hätte von ihr gefunden werden sollen.

Doch wir nehmen die geringern Mängel mit in den Kauf um der größern Vorzüge halber, die dem Buche eigen sind. Dasselbe füllt eine große Lücke aus, die bisher in der Literatur über Amerika zu finden war, wenigstens in der des letzten Jahrzehnts. Die irgendwie bedeutenden deutschen Schriften, die sich mit Amerika beschäftigten, haben mehr das Allgemeine als das Specielle ins Auge gefaßt, ein mal getrennt der eigenthümlichen deutschen Denk- und Darstellungsweise, das andere mal infolge der Stellungen und Verbindungen der betreffenden Verfasser. Wir besitzen einige vorzügliche Werke, die uns die Neue Welt in ihren geschichtlichen Wendepunkten, in ihren politischen Verhältnissen und geographischen Eigentümlichkeiten, in ihren großartigen industriellen Unternehmungen, in ihren Plänen und Producten, in ihren Bauten und Fabriken, in ihren Gefängnissen und Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. darstellen. Wir besitzen andere, die in Monographien die großen Fragen der Kirche und Schule, der Agitation für und gegen die Sklaverei, der Cultur- und humanistischen Bestrebungen und anderer ähnlicher Fragen, welche die Union betreffen, in oft sehr ausführlicher Weise behandeln. Wir besitzen endlich eine dritte Gattung von Schriften, welche uns das Leben und Treiben der Amerikaner an den großen Centralpunkten der Union mehr schildernd vor's Auge führen oder uns ein Bild von der großen, mannichfach wechselnden Fluß-, Wald-, Gebirgs- und Steppennatur des nordamerikanischen Ländercomplexes bald in mehr poetischer Weise, bald in mehr strenger naturwissenschaftlicher Umgrenzung geben. Was uns fehlte, war eine nähere Bekanntschaft mit dem Leben der Amerikaner in Haus und Hof, in Fisch und Herd, innerhalb ihrer vier Pfähle, in ihrem Allerheiligsten, der Familie. Wir sahen den Amerikaner bis jetzt nur rennen, jagen, rastlos schaffen, nach Westen dringen, nach Osten greifen, gen Osten schauen, kühn, abenteuernd, unerschrocken sogar, immer hastig, beweglich, lärmend, abgeschlossen, und gegen den Fremden, materialistisch, ohne Sinn für das Höhere. Es fehlte dem Getriebe der einende Mittelpunkt und die umgleitende Ruhe, es fehlten dem Leben die feinern, innern, höhern Beziehungen, es fehlte Seele und Gemüth, Charakter und Persönlichkeit. Es schien Alles mehr eine einzige, glüh-

\*) Ein weiterer Artikel folgt im nächsten Monat.

D. Sch.

Oberfläche, ohne Sentenzen und Tiefen, ohne Erhebung und Höhen. Die vorwärtsdrängende Bewegung der Amerikaner gilt mehr der einer gleichförmigen Volksmasse als der gewisser schlagrunder Gruppen mit stark markirten Physiognomien, mit charakteristischen Erkennungszeichen, mit scharf ausgeprägten Persönlichkeiten. Das Allgemeine und Allen Offene war uns erschlossen. Für das Einzelne und mehr Verborgene, für das feinere Detail in dem Leben der Amerikaner mit- und untereinander hatte sich noch kein scharfes Auge, keine getreue Feder gefunden. Wir glauben nicht zu viel sagen, wenn wir der Schwedin, Fräulein Bremer diesen Vorzug einräumen. Sie hatte das Glück, als renommirte Schriftstellerin der Neuen Welt bekannt zu sein. Mit offenen Armen, mit einer Gastlichkeit und Freundschaft, wie sie selten einem Fremden zutheil geworden, ist sie von den Amerikanern aufgenommen und in den Schoos ihrer Familien eingeführt worden. Herzlichkeit und Eigenliebe der Amerikaner boten sich die Hand, ihr alle Annehmlichkeiten und Eigenthümlichkeiten des amerikanischen Familienlebens aufzuschließen. Ihre Bedeutung als Schriftstellerin brachte sie in Verbindung mit den bedeutendsten Notabilitäten der Intelligenz, die Nordamerika in der neuern Zeit aufzuweisen hat. Nur glückliche Beobachtungsgabe und charakterisirendes Darstellungstalent waren nöthig, um ein einigermaßen getreues Bild dieser Seite des amerikanischen Lebens zu geben. Fräulein Bremer beßte Beides. Unter ihrer Feder behält das Einzelne seine Eigenthümlichkeit, erhält es sein Licht und seine Bedeutung. Das Talent der Verfasserin zu individualisiren und doch das Einzelne gehörig verknüpft zu halten, gibt den Ereignissen und Persönlichkeiten die rechte Lebendigkeit und dem sie abspiegelnden Tagebuche, abgesehen von dem Reizenden, was immer Erlebnisse unmittelbar nach dem ersten Eindrucke niedergeschrieben erhalten, seinen anziehenden Inhalt. Wir lernen den Amerikaner in seinen Eigenheiten würdigen, wir lernen ihn in vielen seiner Besten und Edelsten lieb gewinnen, wir lernen sein Herz und Gemüth schätzen, erfahren eigentlich erst hieraus, daß er ein solches hat. Fräulein Bremer, freilich ebenso leicht empfänglich als leicht zum Lobe geneigt, kann nicht genug die viele frische Herzlichkeit und Jugendwärme rühmen, die sie bei den Amerikanern angetroffen hat.

2. Aus Amerika. Von G. A. Wislizenus. Erstes und zweites Heft. Leipzig, D. Wigand. 1854. 8. 15 Ngr.

Verfasser dieses Schriftchens ist der bekannte ehemalige Führer der deutschen Freien Gemeinden, der im Winter 1853/54 Deutschland verlassen, um sich für die Freiheit seines Glaubens und Denkens, für die Freiheit seiner Person und Familie eine Freistätte über dem Weltmeere zu suchen. Die Schrift, in Briefform abgefaßt, schildert die Erlebnisse seiner Reise in England und auf dem Ocean, sowie die der ersten Wochen seines Aufenthaltes in und um Boston. Das erste Heft ist mehr von besonderem Interesse für die Freunde und Gefinnungsgenossen des Verfassers als von einem allgemein sachlichen, obgleich der Verfasser gerade von dem ihm eigenen Standpunkte aus Einzelnes ganz anders als die übrigen Schriftsteller und in dieser Weise neu und anziehend beurtheilt. Leider ist auch dieses Buch die abermalige Bestätigung der schon oft ausgesprochenen Erfahrung, daß Nordamerika nur wenig geeignet ist, eine eigentliche, wirkliche Heimat für den wahrhaft gebildeten Deutschen, für Den zu sein, der Deutscher durch und durch ist. Wislizenus fühlt sich unter den Amerikanern nicht glücklich. „Der Deutsche“, sagt er am Ende seines Schriftchens, „ist hier Fremder. ... Ein neues Vaterland, wie man wol sagt, findet er hier nicht; auch nicht seine Kinder, allenfalls einmal seine Enkel. Der Engländer, welcher hierher kommt, findet hier seine Nation wieder, nur in einem andern Lande und unter anderer Verfassung. ... Der Deutsche findet sie nirgends in der Welt wieder; er findet nur Landleute, eben auch als Fremde, als Das, was er selbst ist. Das deutsche Volk hat auch das große Unglück, keine Colonien zu besitzen. Wohin seine Hunderttau-

sende auswandern, müssen sie mit dem zweiten Plage sich begnügen und in der fremden Nationalität verschwimmen.“ Leider ist es dem Verfasser, dem wegen seiner religiösen Ansichten Verfolgten, bisher nicht besser ergangen wie jenen Puritanern, die vor Jahrhunderten aus demselben Grunde wie er den angelsächsischen Boden verließen: er hat viel Unbill des Schicksals und von Menschen zu tragen gehabt.

3. Die Vereinigten Staaten von Amerika geographisch und statistisch beschrieben von Theodor Dishaufen. Dritte Lieferung oder zweiter Theil erste Lieferung. — A. u. d. L.: Das Mississippithal und die einzelnen Staaten des Mississippithals. Zweiter Band erste Hälfte: Der Staat Missouri. Mit 1 illuminirten Karte. Von Th. Dishaufen. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band des vorliegenden Werks, welcher das Mississippithal im Allgemeinen behandelt, ist wegen seiner Vorzüge vor andern Werken der Art von den geachteten deutschen Zeitschriften mit Beifall aufgenommen worden. Wir haben seiner in Nr. 2 d. Bl. f. 1854 gedacht. Die specielle Beschreibung des Mississippithals beginnt der Verfasser mit einer Darstellung des Staats Missouri. Für diese erste Hälfte des zweiten Bandes gilt größtentheils das Nämliche, was über den ersten Band gesagt worden ist. In schöner Uebersichtlichkeit der einzelnen Theile, in guter Auswahl des Wichtigen und Charakteristischen, in klarer Darstellung des Sachlichen zeichnet uns der Verfasser ein leicht faßliches Bild des Ganzen, was um so anerkennenswerther ist, je massenhafter das zu sichtende Material und je mühsamer die Arbeiten und Sammlungen bei einer derartigen Schrift sind.

Die Anordnung ist ähnlich der im ersten Bande: vorweg das Allgemeine, eine Darstellung der natürlichen Beschaffenheit des Landes, dann die nothwendigen Angaben über die Bevölkerung und was damit zusammenhängt, wie Ackerbau, Handel, Industrie, Verwaltung, Recht u. s. w., endlich hier in unserm Bande als integrierender Theil einer speciellen statistisch-geographischen Darstellung die Topographie der verschiedenen Counties des MissouriStaats. Der Verfasser macht sich selbst gleich im Anfang den Einwurf, als ob vielleicht sein Buch „für das Publicum in Deutschland in einzelnen Abschnitten zu sehr mit Detail überladen sei“. Wir können seiner eigenen Rechtfertigung nur beifügen, daß das Detail, in größerer Ausdehnung gegeben, seinen rechten Platz in einem Werke behauptet, welches in seiner Weise das erste und einzige und zum guten Theile für Männer des Fachs, wenn auch nicht ausschließlich bestimmt, doch zu empfehlen ist. Denen ist es jedenfalls angenehm, „durch ein einfaches, ungeschminktes, aber auch unverzerrtes Bild, ... durch die Vorlage einer Menge von Thatfachen auf den Standpunkt gestellt zu sein, selbst ein Urtheil über die Natur, die Bewohner und die Institutionen des Landes zu fällen“. Auch aus einem andern Grunde könnte die specialisirte Darstellung gutgeheißen werden. Staaten wie der Missouristaat und ähnliche wachsen ungemein schnell. Für spätere Zeiten wird es von Interesse, für Forscher verschiedener Gebiete von Werth sein, genaue und zuverlässige Angaben über die Kindheitsjahre solcher Länder zu haben. Allgemeine Schilderungen sind hierzu nicht ausreichend, und nicht ein Jeder, der es braucht, hat Zeit und Gelegenheit, die minutösen Vorlagen und Detailschriften durcharbeiten, ganz abgesehen davon, daß sie nicht einmal Allen zugebote stehen. Arbeiten, die hierin die goldene Mittelstraße halten, empfehlen sich von diesem culturgeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet von selbst.

Eine besondere Wichtigkeit für das deutsche Publicum hat die Schrift noch insofern, als der Staat Missouri bekanntermaßen einer der Hauptstapelplätze deutscher Ansiedelungen in Amerika ist. Dishaufen berichtet über dieselben wahr und einfach, nach actenmäßiger Zusammenstellung wie nach eigener Erfahrung, was Deutschen, die nicht aufs Gerathewohl hinüberwandern,

wünschenswerth sein muß und zur vorgängigen Belehrung dienen kann. Daß die höchst günstige Lage des Landes, die ausgedehnte Ackerbauregion, die wegen ihrer Fruchtbarkeit und Lieblichkeit dem Staate den Beinamen „Garten des Westens“ verschafft hat, sich vorzüglich für deutsche Niederlassung eignet, unterliegt keinem Zweifel. Viele Deutsche haben sich dort ihr Glück gebaut. Bereits zählt der Staat unter einer Gesamtzahl von fast 800,000 Einwohnern 120,000 Deutsche, von denen allein 30,000 auf St.-Louis kommen. Aber man hege deshalb nicht sanguinische Hoffnungen in Bezug auf deutsches Wesen, deutsche Sitte, deutsche Sprache. Der Deutsche amerikanisiert vollständig unter den Amerikanern. Der Verfasser stimmt hierin ganz überein mit den oben angeführten Ansichten Wislicenus'.

Als Anhang zu den eben und bereits früher besprochenen Schriften über Nordamerika, deren bei weitem größter Theil als Reiseberichte, Tagebücher, Naturgeschreibungen u. s. w. abgefaßt ist, haben wir hier noch zwei Schriften zu erwähnen, die sich gleichfalls auf die Zustände der Vereinigten Staaten beziehen, deren eine jede aber selbständig und ausschließlich einen besondern Gegenstand des amerikanisch-socialen Lebens zum Vorwurf und Inhalt hat. Sie sind beide wegen der darin behandelten, aufs tiefste in das Gemeinleben der Union wie in die Fortschritte der Civilisation eingreifenden Fragen und Thatfachen gleich wichtig. Als geschichtliche Darstellungen erschließen sie von mannichfachen Seiten aus auf bedeutsame Weise das amerikanische Staats- und Gesellschaftsleben. Die erste Schrift behandelt:

4. Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. Geschichtlich entwickelt von Fr. Kapp. Göttingen, Wigand. 1854. 8. 1 Thlr.

Je mehr sich der Kampf für und gegen die Sklaverei in die Länge zieht, über je weitere Gebiete er sich erstreckt, je unwiderstehlicher er alle Interessen des neuern amerikanischen Staatslebens in seinen Kreis hineinzieht, je häufiger Sache wie Personen, deren ganzes Sein aufs engste mit derselben zusammenhängt, in europäischen Zeitungen und Schriften besprochen werden, um so gerechtfertigter erscheint das Unternehmen, den ganzen Verlauf dieser Sache einmal geschichtlich darzustellen. Zeitungen und Zeitschriften haben meistens nur flüchtige Berichte gebracht, das Resultat der augenblicklichen Congressverhandlungen, oft ohne ausreichende Kenntniß der Sachlage und ohne die zum Verständniß nöthige Ausführlichkeit. „Daniel Tom“ aber hat das europäische Publicum mehr von der Gemüthsseite aus aufgeregt, hat mehr ekstatisch und declamatorisch für sich und seine Sache Propaganda gemacht, als daß er das Augenmerk und den richtenden Verstand auf die speciellen, hierin entscheidenden Grundlagen des historischen Rechts der Amerikaner und auf dessen zeitliche Entwicklung gerichtet hätte. Die Sklavenfrage in ihren immer und mit stets complicirten Wendungen wiederkehrenden Phasen ist der eigentliche, der hauptsächlichste Streit- und Brennpunkt aller Verhandlungen in und außer den Congresssitzungen.

Aus dem Grunde ist Kapp's kleine historische Arbeit eine zeitgemäße zu nennen. Die Schrift zeigt einfach den Entwicklungsgang, den die Sklavenfrage seit dem Unabhängigkeitskampfe der Vereinigten Staaten genommen hat. Als Hintergrund und Stütze dienen ihr dabei die Grundgesetze der Union, die jeweilig gefaßten Senatsbeschlüsse, die jedesmaligen Hauptkämpfer, die hierhergehörigen Parteiverbindungen und Parteiunternehmungen, die speciellen Interessen einzelner Staatsgebiete und Staatsklassen. Wenn Kapp hierbei diese ganze geschichtliche Zeit von sieben Jahrzehnten in zwei „äußerlich nicht bestimmt voneinander geschiedene, doch in ihrem innersten Wesen ganz entgegengesetzte Perioden“ theilt und die erste als das Zeitalter der Ideen ohne Baumwolle, die zweite als das Zeitalter der Baumwolle ohne Ideen bezeichnet, so ist das jedenfalls sehr originell und scheinbar paradox, aber im Ganzen

nicht übel und unbegründet, wie man aus der Sache selbst sieht. Im Verlaufe der Darstellung theilt er den ganzen Areal, den die Sklavenfrage bis auf die Gegenwart durchlaufen hat, je nach den entscheidendsten Wills in vier Abschnitte, deren jüngster er von der Nebraskabill des Jahres 1854 betitelt. Als das Wichtigste, zugleich als der Rothe Faden der gesamten Darstellung muß die Thatfache erscheinen, daß aus all den geführten Kämpfen stets und immer wieder der Süden als Sieger hervorgegangen ist über den Norden. Die Minorität der Sklaven haltenden Staaten beherrscht die Majorität der freien, antisklavereischen geminneten. 113,000 Sklavenhalter halten viele Millionen ihrer Gegner in Schach und Unterwürfigkeit. Es ist das „die kleine, aber mächtige Partei“ der Union. Was sie mit ihrem aristokratischen System geschlossen und entschlossen gewollt hat, nämlich nicht bloß Beibehaltung der Sklaverei, sondern auch deren Ausbreitung und Vertheidigung auf dem Wege der Staatsgesetzgebung, das hat sie glänzend durchgesetzt. Die Sklaverei ist jetzt ärger als ehedem und die Sklaven sind übler daran als sonst.

Wir, die wir dem Lande, der Sache, den Personen fern stehen — und die meisten Europäer werden das von sich sagen —, haben kaum an die Möglichkeit eines solchen geschichtlichen Processes gedacht, geschweige an seine Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit. Wir haben sie wenigstens unter den Bedingungen, wie sie in Amerika als Factoren und Hebel der Bevölkerungsentwicklung und einer fortschreitenden Civilisation vorzuliegen scheinen, als unwahrscheinlich bewiesen. Aber die jüngste Vergangenheit seit dem Jahre 1850 liefert sprechende Beweise genug für des Verfassers Behauptung. Ja er geht noch weiter. „Es ist“, sagt er, „vorläufig noch gar keine Aussicht vorhanden, daß die Ursachen, welche die Macht der Sklavenhalter begründeten, aufhören oder selbst nur sich abschwächen sollen.“ Und er ist nicht in Verlegenheit, überall her Belege für seine Ansichten aufzubringen. Interessant ist es dabei, ein ganzes Stück der neuesten amerikanischen Staatsgeschichte, der innern und auswärtigen Politik enthüllt zu sehen und die Kriebskassen kennen zu lernen, die in dem terranischen und mericanischen Kriege und wieder in der Gegenwart bei der Annexationsfrage von Cuba und den Sandwichinseln ihren Füllern, aber sichern Einfluß üben. Sedenfalls ist diese Auffassung und Darstellung der Dinge für den Deutschen eine neue. Man könnte nachmaßen, sie sei eine einseitige, vom Geiste der Antisklaverei beeinflusste, eine Parteilichkeit aus dem Centrum des Abolitionismus. Die geschichtliche Entwicklung, als deren Copie die Schrift nur erscheinen will, beweist das Gegenteil. Kapp stützt sich auf authentische Berichte, auf den Wortlaut der Compromisse und Gesetze. Er hat zu seinen Bürgen zwei gute amerikanische hierhergehörige Werke wie seine eigenen Erfahrungen während eines vierjährigen Aufenthalts in der Union. Er rechnet mit Zahlen und Personen. Er gleicht durch eine streng an die Thatfachen sich haltende Beweisführung den Widerspruch aus, der zwischen der sogenannten Freiheit Amerikas und der immer weiter um sich greifenden Sklaverei besteht. Die unparteiliche Stellung, die der Verfasser allen politischen Parteien Amerikas gegenüber behauptet, bürgt mit für die Glaubwürdigkeit des Inhalts seiner Schrift, wie sie antwortet dieselbe nur um so lesbarer macht, zumal sich der Verfasser ebenso fern hält von Sentimentalität und idealistischer Träumerei wie von politischer Phrasenmacherei und kindlicher Färbung. Gleichzeitig gewinnen wir durch dieselbe einen Blick in das furchtbare Parteigetriebe, in die entsetzliche Corruption, in die wühlenden politischen Leidenschaften innerhalb der herrschenden Classen der Union. Das kann nicht gut enden, so mal je heftiger und unversämter sich dieselben mit den neuen Congresssitzungen zum Kampfe für die Sklaverei erdrängen.

Zum Schlusse und als Résumé der ganzen Entwicklung der Sklavenfrage wollen wir jenes beißende Urtheil anführen, was ein Amerikaner selbst, Fr. Culver aus New York, über die

Unterwürfigkeit des Nordens dem Süden gegenüber gefüllt hat und was sein Landsmann John Palfrey in seiner Schrift „Five years progress of the slave power“ (Boston 1852) wiederholt und Kapp gleichfalls anführt. Er sah, sagt Culwer, einen Knaben mit seinem Hunde spielen. Der Knabe zeigte diesem ein Stück Brot und drohte ihm zu: „Kusch dich!“ Der Hund warf sich zu den Füßen seines Gebieters hin. „Stech auf!“ Der Hund stellte sich auf die Hinterbeine. „Setz wälze dich!“ Der Hund wälzte sich. „Setz beste!“ Der Hund bestellte. Darauf setzte der Knabe sein Brot ein und sagte: „Du kannst das Alles morgen noch ein mal machen!“

Die zweite Schrift unter dem Titel:

5. Amerik. Die politischen, socialen und kirchlich-religiösen Zustände der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit besonderer Rücksicht auf die Deutschen aus eigener Anschauung dargestellt von Philipp Schaff. Berlin, Biegandt und Grieben. 1854. Gr. 8. 1 Hft. 10 Rgr.

bildet eine schätzbare Ergänzung der vorigen in der Kenntnissnahme und Beurtheilung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände Amerikas. Sene bewegt sich auf dem Gebiete der Politik, der verwickelten staatsmännischen Verhandlungen, diese auf dem Boden der Kirche, der vielgegliederten kirchlich-religiösen Zustände der Union. Denn obgleich der Titel des Schaff'schen Werks auch die politischen Zustände als einen besondern Theil des Inhalts nennt, so tritt die Art und Weise der Behandlung dieses Gegenstands wie der geringe Raum, der demselben gegönnt ist, doch so bedeutend in den Hintergrund vor den übrigen, den Haupttheilen der Schrift, daß nur von diesen die Rede sein kann. Für Denjenigen, der Amerika noch gar nicht kennt, bietet diese erste Abtheilung mit ihren kurzen Auseinandersetzungen über Bedeutung, Politik, Nationalcharakter, gesellschaftliches Leben, Wissenschaft, Literatur u. s. w. allenfalls einen ungefähren Ueberblick. Für Den, der es wirklich genauer kennen lernen will oder es bereits kennt, bietet sie weder genug noch etwas Neues. Sie dient, wie sie das auch nur sollte, höchstens dem Zwecke einer weitgreifenden und doch wieder durch Zeit, Ort, Verhältnisse und Publicum eng begrenzten Rede. Das Werk selbst ist nämlich in seiner ersten Hälfte nur die schriftliche Recapitulation und weitere Ausführung zweier Reden, die der Verfasser, seinem Geburtslande nach ein deutscher Schweizer, seiner jetzigen Heimat nach ein pennsylvanischer Amerikaner, im vergangenen Jahre in Berlin gehalten hat.

Bedeutender sind die zweite Abtheilung und die ganze zweite Hälfte des Buchs. Die kirchlich-religiösen Zustände der Union im Allgemeinen wie die einzelnen Kirchen und Sekten werden darin besprochen, ferner die deutschen Kirchen in Amerika einer ziemlich weitläufigen geschichtlichen Darstellung unterworfen. In manchen Punkten ist auch eine freie und objectiv kritische Beurtheilung ausgeübt. Wir können uns nicht erinnern, daß das nordamerikanische Kirchenwesen in seiner Gesamtheit bisher jemals so vollständig, wie es hier geschehen ist, zusammengefaßt und behandelt worden wäre. Einzelne recht gute und ausführliche Schilderungen besonderer Sekten und Kirchen besitzen wir in der neuesten deutschen Literatur. Eine eigentliche geschichtliche Bearbeitung des nordamerikanischen Kirchenwesens als eines Gesamtorganismus, der Kirchen in ihrer Entstehung, ihrem Zusammenhange unter sich und mit den Kirchen Europas, in ihrer Ausbildung und Eigenthümlichkeit, in ihrem gegenwärtigen Gepräge und Verhalten, geschweige denn eine Darstellung der deutschen Kirche in den Vereinigten Staaten und zwar als eines Ganzen hat uns bis jetzt unser Wissen gemangelt. Das Werk des Verfassers kann als ein glücklicher Anfang hierzu bezeichnet werden. Es ist ein Stück Kirchengeschichte, nicht bloß der specifisch amerikanischen, sondern wegen des unmittelbaren Zusammenhangs dieser mit den europäischen Mutterkirchen ein Beitrag zur allgemeinen Kirchengeschichte. Zur Bearbeitung desselben scheint der Verfasser

umso mehr berechtigt und geschickt, als er selbst seit vielen Jahren in Amerika lebt, als Mitglied und Hauptvertreter der deutschreformirten Kirche Amerikas die Zustände dieser wie anderer genau kennt, als Professor der Theologie in der gesammten Kirchengeschichte bewandert ist und als Schriftsteller bereits, wie wir lesen, sich in der amerikanisch-deutschen Kirche einen Namen erworben hat. Neben einer warmen Vertretung seiner eigenen wie der deutschen Interessen überhaupt hält er meistens eine unparteiische Stellung gegenüber den verschiedenen Kirchen glücklich inne. Diese geht ihm aber verloren, sobald er über die Wissenschaft in der Theologie und über die politischen Zustände Deutschlands ein Urtheil fällt. Da zeigt sich der Theolog, der Schweizer und der amerikanisirte Deutsche. Auf den theologischen Standpunkt des Verfassers eingehen verbietet Haltung und Raum d. Bl. Unbedingt ist aber die Schrift nicht bloß Theologen von Fach empfehlenswerth. In Bezug auf ihre aus der Erfahrung geschöpften, historisch begründeten und zeitgemäßen Winke und Angaben für die deutschen Auswanderer, insofern sie Glieder des evangelischen Kirchenthums betrifft, wie für die Missionsbestrebungen, insofern diese zweckmäßiger und wirksamer auf die deutschen Glaubensbrüder in dem nahen Amerika als auf die Heiden in China, Ostindien oder weiß wo in Afrika gerichtet würden, in Bezug darauf verdient das Werk Schaff's auch von andern Seiten her Berücksichtigung. „Die römische Kirche“, sagt er, „hat seit etwa zwanzig Jahren begonnen, eine Macht im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten zu werden und ihren Einfluß fühlbar zu machen. . . . Sie ist wie überall sehr wohl organisiert und operirt in allen wichtigen Unternehmungen als eine geschlossene Einheit. . . . Sie weiß sich eins und blickt darum mit steigender Theilnahme auf ihre Söhne und Adhären in den Vereinigten Staaten, sendet ihnen Hirten und Lehrer, Bücher und Gelder, im Bewußtsein, sich damit nicht nur einer Pflicht zu entledigen, sondern auch sich einen gewaltigen Bundesgenossen und Gehülfen für ihre Kämpfe in der Welt heranzuziehen. Sollte die protestantische Kirche nicht Dasselbe thun? . . . Es kommt ja in Deutschland Alles zur Sprache, warum nicht auch zur Sache?“ Der Verfasser wünscht demzufolge ein gemeinsames Handeln der gesammten evangelischen Kirche Deutschlands für die deutsch-amerikanische, denn beide sind Eins, haben und drüben. Von einer Vereinigung der Vorzüge des specifischen Amerikanerthums mit denen des eigenthümlich deutschen Wesens, des Realismus mit dem Idealismus und der Wissenschaft hofft er das Beste für die Zukunft. „Es gilt jetzt, alle bessern Kräfte der geistigen und geistlichen Welt zu sammeln und zu concentriren. Europa und Amerika sollen sich nicht nur durch Dampfschiffe und Handelsverbindungen, sondern auch durch die viel innigern Bande des intellektuellen und sittlich-religiösen Verkehrs näher und näher rücken, damit sie sich gegenseitig immer gründlicher verstehen, achten, lieben und fördern lernen.“ Wer wollte ihm darin nicht beistimmen?

6. Eine Reise um die Welt, von Westen nach Osten durch Sibirien und das Stille und Atlantische Meer. Mit einem Atlasbilde und einer Karte. Aschaffenburg, Krebs. 1854. 8. 20 Rgr.

Die kleine Schrift schildert die Erlebnisse eines von der Russisch-amerikanischen Compagnie in Dienst genommenen jungen deutschen Arztes auf seiner Reise von Petersburg durch Sibirien nach Kiam am Ochotskischen Meere, seine Schicksale und Erfahrungen an dieser Nation, als deren Arzt er fungirte, seine schließliche Rückkehr über Kamtschatka und Sitka, die Sandwichinseln und Timor, durch den Atlantischen Ocean und den Kanal nach der russischen Hauptstadt. Die Erlebnisse des Verfassers, besonders auf der Reise durch das östliche Sibirien jenseit der Lena und in der unwirthbaren Ferne zu Kiam sind meistens trüb und traurig. Seine Erfahrungen können Kam-

chem zur Warnung und Belehrung dienen. Das anspruchslose Buch will als „eine schlichte Erzählung für die Jugend“ gelten. Die Form ist diesem Zwecke angepaßt, den es auch in mancher Hinsicht erfüllt, obgleich der Verfasser weder ein besonders Talent lebendiger, charakterisirender Erzählung noch das der fesselnden, malerischen Schilderung besitzt, die Kindern so wohlthut. Einfache Darstellung der Thatfachen gelingt ihm am besten. Uns erscheinen in der Schrift als das Wichtigste die einzelnen, wenngleich nicht sehr ausgedehnten Notizen über Sibirien und Kamtschatka in Bezug auf Natur, Klima, Bevölkerung, Leben u. s. w. Die Bekanntheit mit den erwähnten Gegenden ist eine verhältnißmäßig noch geringe. Nur als Land der Verbannten und Verbrecher ist jenes russische Besitztum dem Europäer bekannt und fast nur dem Namen nach. Als kahle, kalte, unheimliche, Schauer erregende Strecke schwebt es seiner Phantasie vor. Jeder wahrheitsgetreue Bericht über diese Ländergebiete verdient deshalb schon als eine Bereicherung unsers geographischen und ethnographischen Wissens Lob und Anerkennung.

7. Reise in Südamerika. Von Ernst von Vibra. Zwei Bände. Manheim, Bassermann und Mathy. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn der Markt voll, sinkt die Waare im Preise. Nur besondere hervorstechende Eigenheiten und in ihrer Art wirkliche Vorträge können heutzutage der Beschreibung einer Reise in Nord- oder Südamerika, zumal wenn die Tour die alltäglichen Meer- und Fahrstraßen zu ihren Ausgängen, Ruhe und Endpunkt hat, Eingang, Interesse, Beifall verschaffen. Die vielbesuchten Gegenden sind im Allgemeinen zu bekannt, als daß eine Wiederholung, wenn auch einigermaßen anders gefärbte Behandlung desselben Gegenstandes großes Interesse erwecken könnte. Der Verfasser hat bei Dem, was er über seine Reise niedergeschrieben, diese Umstände wohl zu würdigen gewußt und demzufolge dem Publicum mit seiner „Reise“ eine Schrift übergeben, die ebenso anziehend wie belehrend ist. Er kennt hinreichend die über seinen Gegenstand veröffentlichte Literatur, um nicht oft Gefagtes noch ein mal zu sagen und Unbekanntes, Wichtiges unberührt zu lassen. Ein angenehmer Humor, eine frische Anschauung, ein leichter Stil beleben und würzen die Darstellungsweise und werden die Schrift für Leser im Allgemeinen genießbar machen. Manchem aus dem sogenannten gebildeten Publicum möchte sie vielleicht in einzelnen Dingen zu gelehrt, also weniger anziehend erscheinen. Wer aber Interesse hat an den wichtigsten Naturerscheinungen, wie sie sich im Großen und Beständigen auf dem Meere und dem südamerikanischen Festlande zeigen, am Leuchten der See und der Vulkane, an Lichtbildern und Luftspiegelungen, an Himmelercheinungen und Erdbeben, wenn es ein Bedürfnis ist, nicht nur flüchtig hinan und drüberhin geführt zu werden, sondern einen tiefern Blick in das „Werden der Dinge“ zu erhalten, wenn es Genuß verschafft, eine großartige Natur, wie die der Cordilleren ist, nicht bloß in ihren größten Umrissen oder in einer romantisch verschönernden Darstellung, sondern detailliert und ausgeführt von der Feder eines wissenschaftlichen Mannes vor sich zu sehen: dem wird das Vibra'sche Werk große Freude machen und viel Belehrung bringen. Es gibt uns ein sehr vollständiges geognostisches Gemälde Südamerikas, wie es zwischen Valdivia, Callao - Lima, dem Meere und den Cordilleren ausgebreitet liegt. Außerdem erhalten wir in demselben Aufschluß über die geographischen, klimatischen und meteorologischen Verhältnisse dieses Landstrichs, sowie über dessen Flora und Fauna. Auch über die staatlichen und socialen Zustände, besonders der Hauptpunkte des Landes, wird das Nöthige angegeben, was bei der Anziehungskraft, die dieser Küstenstrich in der neuesten Zeit für Deutsche ausgeübt hat, von besonderer Wichtigkeit ist. Hineinverwebt sind in unterhaltendem Tone kleine Abenteuer des Verfassers zu Wasser und zu Lande und hin und her zerstreut recht hübsche Schilderungen von Volk und Sitten der betreffenden Gegenden.

Wir möchten dieses Reisewerk, was den Werth und die Bearbeitung des Inhalts anbelangt, dem von Burmeister an die Seite stellen. Was dieses für Brasilien, ist jenes für Chile und Südperu, beide für das Publicum die instructivsten Quellen über die besagten Länder. In den Forschungen und Erklärungen über gewisse Naturerscheinungen ergänzen und bestätigen sich die beiden Gelehrten auf erfreuliche Weise. Für Männer von Fach wollen wir nach des Verfassers eigener Angabe noch beifügen, daß er eine rein wissenschaftliche Abhandlung über die Forschungen und Funde seiner südamerikanischen Reise in den Denkschriften der k. k. Akademie zu Wien niedergelegt und veröffentlicht hat.

### Militärische Scenebilder.

Federzeichnungen aus den Feldlagern bei Boulogne und Kraukau im Jahre 1854 von Julius Gundling. Stuttgart, C. Hallberger. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Die große Frage, welche gegenwärtig unsern Erdtheil nicht bloß, sondern, man kann sagen, unsere ganze Erdenwelt bewegt, hat ein Interesse an militärischen Schilderungen hervorgerufen, dem die Literatur eine Flut von flüchtigen Schriften verdankt — wenn der Ausdruck verdanken gerechtfertigt ist. Sie werden nicht immer von Sachkundigen geschrieben: wer irgend freien Platz als Literat nehmen kann, eine gewisse Beobachtungsgabe besitzt und pikant (im französischen Genre) zu schreiben versteht, macht sich an Ort und Stelle und wird Correspondent oder — richtiger von solchen heute nun einmal guten Curs habenden Artikeln. Unter den vielen Schriften dieser Gattung sind aber die vorliegenden „Federzeichnungen“ besonders interessant zu lesen. Der Verfasser gibt uns deren 15. Die erste ist „Belagerung von Silistria“ überschrieben, führt uns jedoch nicht auf den Kriegsschauplatz selbst, sondern nur auf das Marsfeld von Paris, wo am Napoleonstage jene Belagerung als Schaustück in Scene gesetzt wurde. Des Verfassers Talent einer fesselnden Darstellung bekundet sich in den ersten Seiten, freilich tritt auch das französische Genre gleich in den kurzen Absätzen, die nicht gerechtfertigt sind, schon für das Auge hervor. Das zweite Bild führt uns, dem Titel der Schrift entsprechend, in das „Lager von Boulogne“; wir sehen die Schilderungen des französischen Soldatenlebens, scharf aufgefaßt und lebendig vorgetragen, mit wahren Vergnügen. Die Lucubrationen des „Kriegserfahrenen“ Obersten, wenn sie wirklich so geäußert worden sind, vermögen wir aber nicht mit dem ihm gegebenen Epithet in Einklang zu bringen. „Es wird nützlich mehr zum eigentlichen Schlagen kommen!“ kann wol kein kriegserfahrener Soldat im Ernst behaupten, denn der Krieg, wenn er auch seine Formen und seinen Charakter stets verändert, ruht seiner Natur nach auf unwandelbar wiederkehrenden Erscheinungen, welche immer wieder zu den letzten Kraftanstrengung, der Schlacht hinführen. Unter den vielen heitern Szenen, welche uns vorgeführt werden, begegnen wir auch eine wahrhaft schauerlichen, die wir nur mit Abscheu lesen und dem Verfasser gern erlassen hätten, wenn sie nicht gerade für die Rationalität, aus welcher sie hervorgegangen, charakteristisch wäre. Zwei ungarische Flüchtlinge, der eine Dombherr, der andere Major eines Honvedbataillons, jetzt in französischem Dienst Offiziere, duelliren sich auf — brennende Talgkerzen! Nicht Sie nicht, verehrte Leser. Die Kämpfer, mit entblößtem Oberleibe, stehen sich gegenüber und fallen mit den brennenden Kerzen gegeneinander aus, der Stof prallt an und brennt die Wunde in Haut und Fleisch; erlischt die Kerze, so eilen die Kameraden herbei, sie wieder anzuzünden. So wechselt der gleiche Kampf, bis es dem Stärkern glückt, die Flamme bis auf den Brustknochen des Gegners zu treiben, wo sie sich löst, und dieser fällt dann mit schmerzhaftem Schreie zu Boden! Das ist zu abstoßend und scheußlich, um noch ein Wort darüber zu verlieren. Anziehend dagegen ist der Bericht, welchen der Verfasser zwischen dem Lagerleben bei Boulogne und



dem von Dlmüg, das er früher gesehen, anstellt. Das dritte Bild: „Frankreich und Oesterreichs Heeresmacht“, beginnt mit einer Prophezeiung, deren Eintreffen vorläufig noch ein wenig auf sich warten läßt. „Wenige Wochen noch, und der französische Soldat reicht dem österreichischen kameradschaftlich die Hand. Der tiroler Jäger wird neben dem Chasseur von Vincennes in der Vorpostenkette stehen“ u. s. w. In diesem Abschnitte findet der Leser vom Fach überhaupt Manches, mit dem er nicht einverstanden sein kann. Die Redensart: „Wenn Rußland 300,000 Mann marschiren läßt, so gehört die Hälfte dem Papier an“, hatte vor Zeiten ihre Richtigkeit, jetzt aber längst nicht mehr, wie jeder Soldat, der sich um die Armeeverhältnisse seiner Nachbarstaaten bekümmert, weiß. Es ist eins von den Beschwichtigungsmitteln für die Bedenklichen, welche sich von dem gegenwärtigen Kriege wenig Heil versprochen — und wie gerechtfertigt sehen sie bereits da! Man sucht damit die Scheu vor dem Gegner zu verringern und verköst gegen die erste Regel, seinen Feind nie zu gering zu achten. Der Erfolg hat bewiesen, wozu das führt! Der Vergleich, welchen der Verfasser in diesem Abschnitte gibt, ist treffend und charakteristisch bei allen äußern Sätzen, nur läßt er sich dabei gehen, allen Zusammenhang der Gedankenfolge zerreißend. So erzählt er eine Attacke von 14 Regimentern unter Anführung des Kaisers Franz Joseph. „In langen Rotten (!) wälzten sich die Reitermassen hin — aber wo waren sie bereits? Die Ebene, welche sie vor fünf Minuten occupirt gehalten, war geräumt. — Und wie Ungarn die Husaren vom reinsten Schläge liefert, so gibt Polen die Lanzkavallerie, die im Hieb und Stoß gleich fertigen Wägen. — Doch es erübrigt noch einige Worte über die französische Armee. Trefflich gesorgt ist in derselben für die Krankenpflege. Der einschlägige Dienst wird von 1200 Ärzten besorgt. — In vier Colonnen hatten sich die 12000 Reiter auf das Dorf geworfen“ u. s. w. Was soll man zu diesem Durcheinanderreden sagen!

Mit den historischen Notizen nimmt es der Verfasser nicht genau, wie die Angaben über das Alter der österreichischen Regimenter beweisen. Das Regiment Herzog von Parma, 1632 errichtet, ist nicht das älteste; älter sind z. B. Prinz Albert von Sachsen seit 1619 (nicht 1662), Prinz Emil seit 1620 (nicht 1661), Erzherzog Ludwig seit 1629 (nicht 1647); Graf Mansfeld, welcher das erstere 1632 errichtet hat, kann nicht der „bekannte Partigänger“, Oesterreichs Feind, sein, der schon 1626 auf den, wie Schiller sagt, Schlangenträumen seiner Gluth in Bosnien gestanden ist, sondern er ist ein ganz anderer Mansfeld, kaiserlicher Feldmarschall, gewesen. Näheres gibt Gräffer's „Geschichte der k. k. Regimenter (1791) und Meyner's „Geschichte der k. k. Armee“ (1852). Das so überaus bekannte Ereigniß in Wien, als die Aufrechter 1619 den Kaiser bedrohten, wird hier ganz unrichtig erwähnt; es geschah nicht 1618, sondern am 6. Juni 1619; es waren keine böhmischen, sondern österreichische Standesherren, und nicht „Matthias“ wurde der Kaiser angedeutet, sondern „Randal“, denn Kaiser Matthias war schon todt. Doch wir wollen nicht schwerfällig werden, sondern uns an die Tendenz der Schrift, eine leichte und interessante Unterhaltung aus modernsten Anschauungen zu bieten, halten und diese als himmelhoch erreicht gern anerkennen. Gleich Nr. 5: „Eine Nacht im Lager“, ist in dieser Beziehung ganz allerliebst; sie schildert ein großartiges Langfest zu Ehren der Einschiffung einiger Regimenter vortrefflich. Nr. 6 erzählt von dieser und einem „Jubiläum der alten Kaisergarde“, der in einer fernen Idee, entlehnt aus der Liebe für seinen unsterblichen Feldherrn, für Frankreichs Ruhm und Ehre, nicht an den Tod seines Kaisers glaubt, Napoleon III. und Napoleon I. für eine und dieselbe Person hält und diesen nur wiedergekommen nennt, um seine Mission zu erfüllen. Der Gedanke ist so originell, als die Figur glücklich gezeichnet. „Soldaten in der Lagerschenke“ sehen wir im folgenden Bilde, ein „Russe in Boulogne“ als Wpstellung erscheint im siebenten, das achte skizzirt einen „Zeitungs-  
correspondenten im Orient“, der sich über seine eigenen Collegen ärgert, einen interessanten „Besuch bei Omer Pascha“,

1855. 20.

und „Eine Nacht in Epirus“ schildert, an welche sich der Aufstand der Landschaft gegen die Türken knüpfte. Hier auf folgt als Episode: „Deutsche Auswanderer“, ein Bild, das sich dem Verfasser in Antwerpen auf einer Reise von Boulogne nach Krakau aufgedrängt, traurig zu lesen. Nr. 10 spricht von den „Russen in Krakau“, aber nicht ausschließlich, sondern sehr interessant von den dortigen Zuständen zur Zeit der österreichischen Besatzung überhaupt, und schildert auch einen Ausflug nach dem Salzbergwerk Wieliczka, der mit Vergnügen gelesen werden wird, ebenso die „Erinnerungen einer Keunigslöhrlin“ aus der Josephinischen Zeit, in denen wir mit höchstem Antheil künstlerischen und poetischen Persönlichkeiten begegnen, deren Namen uns wohl vertraut sind. Nr. 12 betrachtet „Eine mobile Armee“, vielmehr die Mobilmachung eines (österreichischen) Heeres, Nr. 13 „Ein österreichisches Lager“ und zwar das von Dlmüg 1853, Nr. 14 einen „Alarm im Feldcantonnement“, Alles so lebendig und anziehend geschildert, wie wir es nur von den besten militärischen Genremalern gelesen haben. Nr. 15 endlich: „Krakau im Spätsommer 1854“, beschließt das Werk. Die Reminiscenz des bartlosen Dragonerregiments Daun aus der koliner Schlacht ist nur leider wieder eine irrthümliche, da jene Katastrophe ganz anders herbeigeführt worden ist, als der Verfasser erzählt. Jede Geschichte des siebenjährigen Krieges gibt darüber Kunde. Das besagte Regiment hieß nicht Daun, sondern de Ligne (jetzt Windischgrätz); ein sächsisches Regiment gab ohne Befehl den Impuls, welchem sich noch zwei andere sächsische und dann erst das österreichische angeschlossen, um die dünnen, schon erschöpften preussischen Linien (nicht Quarrées damals!) zu sprengen. Diese historischen Gewaltthatigkeiten abgerechnet, ist aber die Schrift eine ebenso frische als unterhaltende Lectüre, welche in dieser Beziehung empfohlen zu werden verdient.

54.

### Wolfgang Menzel und Ernst Schulze.

Wolfgang Menzel hat sich gemüthlich gefunden, in seinem „Literaturblatt“, von dessen Existenz freilich gerade nicht viele unserer Leser etwas wissen werden, auch die von dem Herausgeber d. Bl. zusammengestellte Biographie Ernst Schulze's unter die kritische Hechel zu nehmen. Wolfgang Menzel, der sich unter Anderem das Privatvergnügen macht, Ernst Schulze auf Carliens Schwefel Adelheid „buhlerische“ Blicke hinüberzuschleichen zu lassen, zeigt sich auch in diesem Referat rabulistisch und jesuitisch wie immer und meint, der Verfasser der Biographie hätte, „wenn er seinen Dichter loben wollte, kein Wort aus den Tagebuchblättern mittheilen dürfen. Wenn er aber unbestochenen Sinnes die Wahrheit über Ernst Schulze sagen wollte, so hätte er sich auch aller Entschuldigungen und Beschönigungen enthalten sollen.“ Der Biograph hätte also, nach Menzel's Ansicht, seinen Dichter „loben“ dürfen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er aus den Tagebuchblättern, welche die eigentliche Wahrheit über Schulze enthalten, nichts mitgetheilt d. h. die Wahrheit unterdrückt hätte; da er aber die Hauptstellen des Tagebuchs veröffentlichte, so hätte er, abermals nach Menzel's Ansicht, sich auch aller „Entschuldigungen und Beschönigungen“ enthalten sollen. Jedem Verbrecher wird ex officio vor Gericht ein Verteidiger beigegeben, aber dem Biographen eines Dichters, der kein Verbrecher war, soll es nicht gestattet sein, die Schwächen des Geschilderten vom psychologischen und menschlichen Standpunkt zu erklären und zu entschuldigen (was Menzel in seiner bekannten begriffs- und wortverdreherischen Sprache „beschönigen“ nennt).

Es läßt sich allerdings darüber streiten, ob es principell und unter allen Umständen zu rechtfertigen sei, etwas aus Tagebuchblättern abzudrucken, und ob hierbei die Scheu, indiscret zu sein, oder die Scheu, biographische, mithin geschichtliche Actenstücke zu unterlagern, maßgebend sein solle. Doch auf die Erörterung dieser Principienfrage läßt sich Menzel nicht ein, er fordert von dem Biographen einfach, daß er, statt der Anwalt des Geschilderten zu sein, sein Richter hätte sein sollen. Wir unsererseits als Verfasser

77

der Biographie fühlen uns in unserm Gewissen vollkommen darüber beruhigt, daß wir nicht so geneigt sind wie Menzel und andere Leute ähnlichen Gespürs, christliche oder unchristliche Verdammungsurtheile hinauszuschleudern, zumal wenn es sich um einen Dichter handelt, der von aller Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit der Gesinnung, von aller häßlichen literarischen Intrigue wie von aller jetzt so gewöhnlichen Selbstüberschätzung und Ueroganz fern war, der mit seinen von uns nirgends in Uebrede gestellten Schwächen sich selbst vielleicht manche unruhige Stunden bereitet, aber Niemandem sonst damit Schaden gethan hat, der zwei Dinge auf der Welt für die empfindendsten ansah: „Unrecht dulden und Unrecht sehen“, und der in diesem Geiste für das Unrecht duldende Vaterland die Waffen ergriff. Menzel führt aus unserer Biographie eine Stelle an, die sich auf eine glücklicherweise sehr kurze Periode im Leben des Dichters bezieht, und fügt dann hinzu, der Biograph erblicke „in diesem Kagenjammer etwas Entschuldbares, ja Bewundernswerthes“. Die bezügliche, von Wolfgang Menzel citirte Stelle der Biographie lautet: „Es wird nicht leicht einen wahren Dichter geben, der nicht vorübergehend von solchen dämonischen Eimnungen übermannt worden wäre. Es sind Versuche zur Ausgleichung theils mit der Prosa der Wirklichkeit, theils mit der Reue oder Unbefriedigung, welche selbstverschuldete oder aus Exaltation und Reizbarkeit hervorgegangene Verirrungen notwendig in der Seele zurücklassen.“ Diese Stelle, in der von „Reue“, „selbstverschuldeten Verirrungen“ u. s. w. die Rede ist, verdreht nun Wolfgang Menzel mit einem etwas plumpen Recensentenrisse dahin, daß wir als Biograph Ernst Schulze's in jenem „Kagenjammer“ (Menzel'scher Ausdruck!) etwas „Bewundernswerthes“ erblickten!

Ueber den Menzel'schen Lusthieb können wir uns als Verfasser der Biographie mit der Zustimmung trösten, welche uns von den noch wenigen lebenden intimen Freunden des Dichters, von dem braunschweigischen Minister, Freiherrn von Schleinitz (der die uns gestellte „schwierige“ Aufgabe „sehr befriedigend“ gelöst nennt), von Professor Dr. Neß in Göttingen, von dem Obermedicinalrath Director Bergmann in Hildesheim, endlich von Geheimrath Bunsen in Heidelberg zutheil geworden ist. Letzterer schreibt in einem an den Verleger der Schulze'schen Werke gerichteten Briefe: „Vor allem muß ich Ihnen für die noch unbeantwortete freundliche Aufschrift mit Ernst Schulze's Tagebuch danken. Das Lesen dieses höchst merkwürdigen Beitrags zur Lebensgeschichte des innern und äußern Dichterlebens hat mich tief bewegt. Nie gab es einen edlern, selbstlosere, mehr auf das Geistige gerichteten Menschen und Freund: und in welche krankhafte Zerrüttung und Verwirrung war er verfallen, uns Allen, mir wenigstens durchaus unbewußt! . . . Er ironisirt sich und seine besten Bestrebungen, selbst bisweilen sein Dichten. Das sind Dichters Leiden, und zum Theile des deutschen Dichters Leiden insbesondere.“ Diese Stelle schien uns des Mannes wegen, der sie schrieb, wie an sich selbst so beachtenswerth, daß wir nicht glaubten, sie dem Publicum vorenthalten zu sollen.

Bei diesem Anlaß möchten wir noch bemerken, daß in Nr. 27 der von Moriz Jülle redigirten „Freimaurerzeitung“ unter dem Titel „Johannisgruß“ ein Vergleich zwischen Ernst Schulze's Dichtung „Die bezauberte Rose“ und der Freimaurerei in sinniger Weise durchgeführt ist und das Johannisfest das „Fest der bezauberten Rose“ genannt wird. \*)

G. M.

\*) In einem Refratat der „Hamburgr kritischen Blätter“ über unsere Biographie war uns folgende Andeutung von Interesse: „Diese Entfremdung (es ist damit Ernst Schulze's Entfremdung gegenüber der Kochen'schen Familie gemeint) wurde von der Nothwendigkeit geboten — war damals in Göttingen, jamaal in Familienkreisen lebte, weiß es, Ernst Schulze mußte es selbst wissen.“

## Notizen.

### Zur Charakteristik des Jesuitismus.

Eine interessante Schrift erschien in London unter dem Titel: „Modern jesuitism or the movements and vicissitudes of the Jesuits in the nineteenth century, in England, Russia, Belgium, France, Switzerland and other parts. By K. H. Michelsen.“ Ein vorzüglich pifantes Capital ist dasjenige, welches die Austreibung der Jesuiten aus Rußland und die nächsten Veranlassungen dazu betrifft. Nach der Versicherung des Verfassers soll namentlich folgender Vorfall in den höchsten und höchsten Kreisen einen tiefen Eindruck gemacht haben: Eine junge russische Fürstentochter war der Erziehung eines Jesuiten anvertraut worden, der auf ihr reizbares Gemüth besonders durch die schauerlichsten Ausmalungen der Höllenstrafen zu wirken suchte. Die Prinzessin, von diesen Vorstellungen furchtlich gequält, begann nun mit einer von ihr glühend gemachten Kupferpfanne von Zeit zu Zeit ihren Körper zu martern, um sich an die ihr angedrohten Höllenqualen schon hier zu gewöhnen. Infolge dieser öfter wiederholten Marter erkrankte sie endlich und erkrankte von ihrem Krankenlager nicht wieder. Bekanntlich bliesen die Organe der Jesuitenpartei mit vollen Seiten in die Kriegsdrummete gegen Rußland, in der Erwartung, in diese für sie seit Jahren verlorene Provinz wieder ihren Einzug halten zu können, und die „westliche Civilisation“ leicht kaum zu ahnen, welch ein Bundesgenos sich an ihren Hals hingehängt hat. Michelsen theilt auch aus einem von dem Jesuiten Cronville verfaßten und durch den Bischof Laurent in Glogbergogthum Luxemburg eingeführten Katechismus eine charakteristische Stelle ebenfalls in Betreff der Höllenstrafen mit. Wir lassen hier einige der bezeichnendsten Antworten nebst ihren Fragen folgen. Frage: „An welchem Plage wird Jeder am Tage des jüngsten Gerichts auferstehen?“ Antwort: „An dem Plage, an welchem der größte Theil seines Körpers überiggeblieben.“ Frage: „An welcher Gestalt?“ Antwort: „An mittlerer Gestalt, mit wohlproportionirten Gliedern, Jeder in der Bildung des Geschlechts, dem er im Leben angehörte.“ Frage: „An welchem Alter?“ Antwort: „Im Alter Christi, so als ob wir 33 Jahre alt wären.“ Frage: „Wo befindet sich die Hölle?“ Antwort: „In der Mitte der Erde.“ Frage: „Ist die Hölle geräumig?“ Antwort: „Nicht sehr, denn die Verdammten liegen in ihr übereinander gepackt wie Ziegelsteine in einem Ziegelofen.“ Schon aus diesem kurzen Frage- und Antwortspiel erkennt man, daß diese Lehre eine rein materialistische ist und wenigstens insofern einigermaßen zu dem materialistischen und sinnlichen Charakter unserer Zeit passen würde, wäre sie nur nicht gar so lächerlich absurd. Dergleichen muß notwendig zu crassesten Verdrummung oder bei Denkfähigen zuletzt zu dem so crassen frivolen Unglauben führen. Fanatisirte Dummheit oder frivoler Unglaube arbeiten aber beide jenem Materialismus in die Hände, dessen man doch wieder unsere Zeit anlagt.

### Adam Dehlenschläger.

Se seltener in Frankreich Monographien über ausländische Dichter erscheinen, umso mehr verdient folgende, ein Buch der von Hachette herausgegebenen „Bibliothèque des écrivains de son temps“ bildende Schrift erwähnt zu werden: „Oehlenschläger, le poète national du Danemark. Etude biographique et littéraire par J. Le Fèvre-Deumier.“ Der dänische Dichter brachte länger als einen Monat auf des Verfassers Amt zu, und Le Fèvre-Deumier versichert, daß er zwar nicht als einem Dichter Herberge gegeben habe, daß aber keine in ihm so freundliche Erinnerungen zurückgelassen habe als dem dänischen Dichter. Depping berichtet über das Buch im „Lettre au public“ und kommt dabei auf eine eigenartige Dehlenschläger's zu sprechen, die derselbe freilich mit sehr vielen Theilen theilt. Depping sagt: „Dehlenschläger zeigte mit seltenem Fleiß nicht, er streute sie mit vollen Händen aus, und man sah ihn in Gesellschaft um einige Verse hat und er gerade nicht

in Rath hatte, so improvisierte er. „Cost un arbré sur lequel il croît des tragédies“, sagte von ihm Benjamin Constant, der mit ihm bei der Frau von Staël auf Schloss Coppet zusammentraf.“ Depping meint: „Wenn ein mittelmäßiger Berlesmacher, welcher sein Lebenslang vergebens nach einem Berleser herumgelaufen ist, seine selbst nur vorübergehenden Freunde beim Tragen nimmt und ihnen die Rarität einer fünfseitigen Tragödie auflegt, so ist dies eine Schwäche, die man vergeben mag, denn er hat kein anderes Mittel, sich Zuhörer zu verschaffen. Aber ein Dichter, der beim Publicum beliebt, von Buchhändlern und Theaterdirectoren gesucht ist, sollte zu solchen Kleinigkeiten nicht seine Lust nehmen. Ein Buchhändler erzählte mir jüngst, daß Dehlenschläger eines Tages ihn drei Stunden lang am Knopfloch hielt und ihn nöthigte, seine Gedichte anhören zu müssen.“ Das Äußere Dehlenschlägers schildert sein französischer Biograph mit folgenden Worten: „Er war sehr brünett, sein Auge schwarz und glänzend, der Leint von warmer Färbung, sein Lachen anmuthig, seine Organe lebhaft und rasch. Er war ein Neapolitaner, der zufällig in Dänemark das Licht erblickt hatte.“ Der Biograph will diese Mischung des nördlichen und südlichen Elements auch in seinen Dichtungen wiederfinden, aber wenn Dehlenschläger auch „Cottreggio“ und „Aladdin“ gedichtet hat, in denen sich aber auch gerade nicht viel südliche Sinnlichkeit ausspricht, so war doch die nordische Sage undeldenpoesie sein eigentliches Feld, und was er auf diesem Felde producierte, erinnert oft viel mehr an Eishlumen als an die safterfüllten Blumen der Mutter Erde. Ampere und Rarmier haben übrigens schon früher in Frankreich die Aufmerksamkeit auf Dehlenschläger, namentlich auf „Arel und Balberg“ hingelenkt gesucht. **H. R.**

### Bibliographie.

- Beaumont-Bassy, E. de, 1830—1851. Geschichte meiner Zeit. 1ster Theil. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.  
 Besser, L., Die Ärzte in der Concurrrenz und was da Roth thut. Göttingen, Wigand. 8. 10 Ngr.  
 Brandes, H. R., Ausflug nach Schottland im Sommer 1850. Mit einer Karte. Lemgo, Meyer. 8. 10 Ngr.  
 Brudi, F., Das beste Haus im Dorfe. Eine lehrreiche Erzählung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 15 Ngr.  
 Eisenlohr, E. F. W., Das literarisch-artistische Eigenthum und Verlagsrecht mit Rücksicht auf die Gesetzgebungen. Schwerin. Gr. 8. 25 Ngr.  
 Kamarch, K., Römische Rechtsgeschichte. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.  
 Die Flucht aus dem Irrenhause. Leipzig, D. Wigand. 32. 15 Ngr.  
 Helena Franziska, Erinnerungen aus der Schweiz. Aachen, Meyer. 8. 15 Ngr.  
 Lauckhard, Ueber die Erziehung in der Schule. Eine pädagogische Abhandlung. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 5 Ngr.  
 Lindner, V., Christologische Predigten. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 15 Ngr.  
 Lügenchronik oder wunderbare Reisen zu Basset und zu Lutz, und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Glase im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Neue, durchgesehene Auflage, vollständig mit 124 Abbildungen. Stuttgart, 1854. Schöle. 32. 27 Ngr.  
 Raufe, W., Die Verirrungen der christlichen Kunst. 1te vermehrte Auflage. Breslau, Geisler. Gr. 8. 10 Ngr.  
 Rosenkranz, R., Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker. Königsberg, Verlegt von Bornträger. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Sachsitz, J. L., Archäologie der Hebräer. Für Freunde des Alterthums und zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen. 1ster Theil. Königsberg, Gebrüder Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Schmidt, C., Die Gottesfreunde im 14. Jahrhundert. Historische Nachrichten und Urkunden. Jena, Mauke. 1854. Gr. 8. 20 Ngr.

Waits, G., Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik. 1ster Band. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wegeler, F. K., Arnold von Seehausen, Erzbischof von Mainz. [1153—1160.] Jena, Mauke. Gr. 8. 10 Ngr.

Uhlrich, Aus der Vernunftreligion. Acht Reden. Magdeburg, Fabricius. 8. 8 Ngr.

Zacher, J., Das gothische Alphabet Vulfas und das runenalphabet. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung. Mit einer Schrifttafel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

### Tagesliteratur.

Bemerkungen über die Zoll-Vereins-Resultate für das Jahr 1854. Berlin, Herz. 8. 6 Ngr.

Beust, F. C. Freih. v., Das Obererzgebirge und die Eisenbahnen. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Professor Dr. Boß im Streite wider die Homöopathen. Leipzig, Raumburg. 8. 5 Ngr.

Zweite Denkschrift über die Expedition in der Krim und die Kriegsführung im Orient, gerichtet an die Regierung Sr. Maj. des Kaisers Napoleon III. von einem Generalstabsoffizier. Aus dem Französischen. Genf, Rauffer u. Comp. Gr. 8. 9 Ngr.

Deutschland und die orientalische Frage. Von H. S. Rüdnberg, Stein. Gr. 8. 1 Thlr.

Götting, C. F. S., Recht, Leben und Wissenschaft. Ein Wort für Gebildete aller Stände. Hildesheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Gilgenfeld, A., Das Urchriftenthum in den Hauptwendepunkten seines Entwicklungsganges mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Verhandlungen der H. V. D. Hase und von Baur. Jena, Mauke. 8. 12 Ngr.

Jörg, C., Die gänzliche Unterdrückung der asiatischen Cholera den Europäischen Staatsregierungen als ausführbar dargestellt und eine sichere Heilmethode dieser Seuche Vervollständigt und gebildeten Laien anempfohlen. Mit einem Vorworte von S. C. C. Jörg. Leipzig, F. C. Darr. 8. 12 Ngr.

Kladderadatsch in Paris. Humor und Satyre auf der Industrie-Ausstellung. 1tes Heft. Berlin, Hofmann u. Comp. Imp.-4. 3 Ngr.

Kliefoth, L., Die Göttinger theologische Facultät und die protestantische „Partei“. Zwei Aufsätze, aus der „Kirchlichen Zeitschrift“ abgedruckt. Schwerin, Stillner. Gr. 8. 16 Ngr.

Rechtgläubige, Mittelweg, Mystiker, oder: Wo ist Licht und Wahrheit? Fragen in Veranlassung der „Monologen“ des Herrn Pastor Valentiner, von D. F. Hamburg, Rolke u. Köhler. 16. 12 Ngr.

Schulze und Müller in Paris während der Industrie-Ausstellung. Humoristische Reisebilder. Mit 26 Illustrationen von W. Scholz. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Schwamkrug, F. W., Ueber Eisenbahn-Anlagen und ihren Betrieb durch Dampf- oder Pferdekraft im Allgemeinen. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwarz, S., Der heilige Winfried Bonifacius, Apostel der Deutschen. Zur Erinnerung an den elfhundertjährigen Todestag desselben gefeiert in Fulda am 5. Juni 1855. Fulda. 8. 5 Ngr.

Wendel, J., Predigt zur Gedächtnissfeier des Apostels der Deutschen Winfried Bonifacius, gehalten am 10. Juni 1855 in der evangelischen Kirche zu Fulda. Fulda, Müller. 8. 2 1/2 Ngr.

Verlagsgesellschaft von Hermann Hartmann.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Von diesem Werke (vollständig in 4 Bänden zu 1½ Thlr. oder 40 Heften zu 5 Ngr.) erschien soeben der

**dritte Band (21.—30. Heft):**

**Hamlet — Orgien.**

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Juli 1855.

**F. A. Brockhaus.**

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Camprodon** (Don Francisco), **Die Blume eines Tages.** Schauspiel in einem Vorspiele und drei Acten. Aus dem Spanischen übertragen durch **G. S. de Wilde.** 8. Geh. 16 Ngr.

Hr. **G. S. de Wilde**, ein geistvoller Kenner und Verehrer der spanischen Literatur, führte schon vor einigen Jahren ein treffliches Erzeugniß der neuern spanischen dramatischen Literatur bei der deutschen Lesewelt ein: das religiös-phantastische Drama „Don Juan Tenorio“ von **Borrilla** (1850, 1 Thlr.). Gegenwärtig läßt er diesem Stück ein zweites folgen, um auch durch dieses die gangbaren Vorstellungen von dem gegenwärtigen Standpunkte des spanischen Theaters berichtigen zu helfen. „Die Blume eines Tages“ von **Camprodon**, bereits ins Englische übersetzt, hat in Spanien einen außerordentlich glänzenden Erfolg gehabt und auch in Mexico sah es der Uebersetzer mit dem größten Beifall aufführen.

### Heinsius' Bücher-Lexikon.

**Elfter Band**, die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von **Albert Schiller.** Zwölfte Lieferung. (Schrötter — Taschenbuch.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der achte und neunte Band dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der zehnte Band, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1848—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengekommen für 16 Thlr. erlassen. Sämmtliche zehn Bände (1812—49) zusammengekommen kosten im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Juli 1855.

**F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **H. E. Friederichs** in **Elberfeld** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Dr. Karl Bartsch**, Provenzalische Lesebuch. Mit einer literarischen Einleitung und einem Wörterbuche. 17 Bogen Lexikonformat. Elegant ausgestattet. Preis 1½ Thlr.

Bei dem entschiedenen Mangel an einer mit neuen Manuscripten versehenen, tüchtig bearbeiteten und nicht zu weitläufigen provenzalischen Chrestomathie wird dieses Werk ein Bedürfnis befriedigen, das sich bei allen Forschern der neuern Sprachen schon seit langer Zeit fühlbar gemacht hat. Es ist von kompetenter Seite als das Vorzüglichste bezeichnet, was bisher in diesem Fache geleistet wurde.

Erschienen ist:

**Traum und Leben**

von

**E. F. Hoffmann.**

8. 29 Bogen. Geh. 2 Thlr.

Ein Buch, welches wir der Beachtung der Leser empfehlen.

Verlag von **Heinrich Schindler** in **Berlin.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Die Naturwissenschaft** in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. Von **Dr. Julius Baumstädt.** 8. Geh. 1 Thlr.

Eine durch den Wagner-Bogt'schen Streit hervorgerufene, für das größere gebildete Publicum bestimmte Schrift, die in anziehender Weise vermittelnd auftritt und die wahre Uebereinstimmung des echten Glaubens mit der Naturwissenschaft nachweist, ebenso gegen den „Atheismus“ wie gegen den Materialismus Fronte machend.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 31.

2. August 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thln. jährlich, 6 Thln. halbjährlich, 3 Thln. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Friedrich von Raumer. — Die sogenannte „christliche“ Poesie. Von Rudolf Gottschall. — Ein deutsches Drama aus der pariser Gesellschaft. Von Jégér von Eivers. — Aus Paris: Ausstellung; Die Association des artistes; Ch. Blanc's „Histoire des peintres“; Lamartine's und Barante's neueste Geschichtswerke; Akademische Wahlen; Aufnahme de Sacy's; Tod der Frau de Girardin; Die Doppelrichtung von Paris. — Das realistische Princip im Roman. — Notizen. — Bibliographie. — Kuzgeigen.

### Friedrich von Raumer.

Bemerkte Schriften von Friedrich von Raumer. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1852–54. Gr. 8. 8 Thlr.

Friedrich von Raumer, als geistvoller und begabter Historiker genugsam bekannt und gewürdigt, hat in seiner Eigenschaft als Tageschriftsteller, Verfasser von Streit- und Zeitschriften und als praktischer Verwaltungsbeamter unter uns kaum jemals eine tiefer eingehende Würdigung erfahren. Sein Schicksal als solcher ist besonderer Art und verdient wol eine nähere Beschreibung. Von der Natur mit seltenem Scharfblick begabt und geneigt, in jedem Dinge die Schattenseite, in jeder Einrichtung die schwache Stelle sofort zu erkennen, hat er, indem er diese aufzudecken unternahm, sich nothwendig Gegner aller Art schaffen müssen. Er griff heftig an, wo Andere furchtsam schwiegen, und ihm wurde heftig erwidert; allein da sein beweglicher Geist in den Zwischenzeiten des Streits sich fast immer schon wieder andern Objecten zugewendet hatte, so ließ er meistens dem Gegner das letzte Wort, gab den Streit auf und schien damit im Unrechte zu bleiben. Den Triumph der Gegner achtete er nicht, obwol er sie auf andern Gebieten immer von neuem angriff. So kam es, daß dem großen Publicum fast nur der Eindruck von der Beweglichkeit, ja von der Unruhe seines Geistes blieb, ohne daß es seine Ueberzeugungen adoptirte, da er diese meist ohne Widerstand den Streichen seiner Widersacher preisgab. Einem solchen Schicksale gegenüber ist es dem Verfasser nicht zu verdenken, wenn er, eine verzeihliche Wankelmuth überwindend, jetzt in Ruhe und in reifen Jahren an der Weltbühne zurückgezogen, die bedeutendsten seiner Zeitschriften sammelt und gleichsam an eine andere Generation appellirend, sie dem lebenden Geschlechte wie im zweiten Erkenntniß, zum Superarbitrium vorlegt.

1855. 31.

Wir aber nehmen diese Berufung an, theilnehmend und dankbar zugleich, weil uns in dieser Publication die Gelegenheit geboten wird, uns über die Ansichten der nächsten Vergangenheit in Betreff der wichtigsten staatsrechtlichen und politischen Materien zurechtzufinden und im Allgemeinen den großen Fortschritt zu erkennen, den die Discussion auf diesem Gebiete in jeder Richtung hin denn doch zur Folge gehabt hat.

Vor allem sind es die Ideen der Stein-Hardenberg'schen Epoche, welchen der Verfasser treu anhängt, nachdem er praktisch für sie thätig gewesen ist. Man hat diese Grundgedanken der Staatsverfassung in unserer Zeit vielfach bekämpft, man hat sie aus einer seltsamen Verwechselung her als der Embryo der Revolution bezeichnet, man hat sie mit dem Spottnamen des „Geheimraths-Liberalismus“ zu brandmarken gesucht. Dem Allem entgegen haben wir uns trotz eifrigen Nachdenkens, trotz langjähriger praktischer Studien und trotz des Jahres 1848 und seiner Verirrungen noch nicht davon überzeugen können, daß diese Ideen theoretisch falsch oder praktisch verderblich seien; ja, wir halten mit dem Verfasser noch heute dafür, daß beispielsweise der Grundsatz der Pressfreiheit, unbedingter Freizügigkeit im Staate, uneingeschränkter Gewerbefreiheit, freier Wahl der Gemeindevertretungen u. s. w. an sich richtig und bei vernünftiger Regelung in der Anwendung segensbringend und Menschenwohl fördernd sei, sofern der Regierungsgewalt nur die Kräfte und die Mittel nicht fehlen, Ausartungen derselben in gegebenen Fällen abzuweisen und zurückzudrängen. Den Embryo der Revolution sehen wir nicht in diesen Ideen, wir sehen ihn in ihrem Gegentheil, in der Hemmung der freien Selbstbestimmung auf dem Gebiete erlaubter menschlicher Thätigkeit, welche denn schließlich zur Kopfwahl und zu allgemeiner Verwaffnung, zum Kriege „Alle gegen Alle“ hinbrängt.

In dieser Uebereinstimmung mit dem Verfasser begründet sich das Interesse, das wir der vorliegenden Sammlung zuwenden, und die Besprechung, die wir ihr zu widmen gedenken. Ein vermögender Professor ist für gewisse Staatsmänner immer ein mehr oder minder bedenklicher Mann. In dieser Lage war der Verfasser dieser Schriften. Von seiner Erkenntnis zur Kritik des in bloßer Routine Bestehenden und Begründeten angetrieben, unabhängig durch seine Lebensstellung, praktischen Erfahrungen stets zugänglich, gehörte Raumer fast immer der gemäßigten Opposition an. Prüfungen und Anfechtungen aller Art waren die natürliche Folge dieser Stellung; er hat sie mannhaft ertragen, zum Theil ignoriert. Aber wir können ihm nicht verargen, daß er jetzt, gleichsam nach Verlauf der Flut, die über ihn kam, der Welt zu zeigen versucht, welche seiner Grundsätze die Probe der Zeit bestanden, in welchen Ideen die Erfahrung ihm Recht gegeben, welche Irrgänge die Welt eingeschlagen hat, um endlich doch wieder auf seine eigenen alten Ueberzeugungen zurückzukommen.

Der erste Band der „Vermischten Schriften“ bietet uns nur Reden, staatswissenschaftliche Aufsätze, Erzählungen und geschichtliche Scenen. Unter den erstern ist die Rede zur fünf- und zwanzigjährigen Thronfeier König Friedrich Wilhelm's III., welche vom Obergensurcollegium wie ein Schülerexercitium durchcorrigirt wurde, und die somit die Veranlassung wurde, daß der Verfasser sein Amt bei diesem Collegio niederlegte, hier in ihrer ursprünglichen Fassung abgedruckt. Sie zeigt uns so, was im Jahre 1822 noch für eine staatsgefährliche Aeußerung galt. Die Rede zum Gedächtniß desselben Fürsten, 1843 in der Akademie gehalten, ist zugleich eine Preisrede für die Staatsreformen des Jahres 1808—11, ohne welche, wie der Verfasser überzeugend ausführt, die Volkserhebung des Jahres 1813 gar nicht denkbar war. Die Rede endlich zum Gedächtniß Friedrich's II., 1847, war es, welche die bekannte Anklage des Verfassers in der Akademie hervorrief, die, da seine Vertheidigung ungenügend gefunden wurde, seinen Austritt aus der Akademie und die Niederlegung seiner Stelle als vorsitzender Secretär zur Folge hatte. Das gleichfalls bekannte Entschuldigungsschreiben der Akademie an den König, dem diese Rede höchstes Mißfallen erregt hatte, ist hier mitgetheilt. Der Verfasser selbst sagt davon, daß die aus dieser Rede ihm erwachsenen großen Unannehmlichkeiten seine Ueberzeugung durchaus nicht erschüttert, ja, daß, was täglich um ihn her geschähe, vielmehr immer deutlicher erweise, wie alle Parteien ohne Ausnahme in falscher Richtung besangen seien, indem sie, anstatt versöhnend auf den Mittelpunkt des Christenthums hinzuweisen, Gegensätze erregten und Feindschaft und Verleugung predigten, was schließlich zu unendlichem Elend führen müsse. Der Verfasser sieht hier offenbar zu schwarz. Die Welt kann und soll nicht ohne den Streit der Meinungen sein: ihr Fortschritt erfolgt in oscillirender Bewegung und die Bewegung würde aufhören ohne den Streit, der die Parteien schafft und

erhält. Die „Reden, die in Frankfurt nicht gehalten wurden“, übergehen wir, wie die Vorlesung über alamische Freiheit. Die „Sechs Gespräche über Krieg und Handel“ bringen die 1806 gangbaren Ideen über das Freihandelsystem zur Anschauung; es hat sich darin seit 50 Jahren wenig geändert. Die Kritik des preussischen Staatsorganismus (1841) zeugt von dem Geist des Verfassers und bildet eine treffliche Arbeit, in der die gemäßigte Unabhängigkeit des Beamtenstandes als der wahre Kern einer normalen Staatsverwaltung hervorgehoben wird. Der Aufsatz über die Städteordnung zeigt den Verfasser in seiner praktischen Befähigung, die der Inhalt von „Ideen“ nicht entbehren kann. Die „Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart“ (1850) bieten eine scharfe Kritik der Proletariatsfrage dar, der wir uns in den meisten Punkten völlig anschließen. Der Verfasser hat offenbar Recht, wenn er schließlich zu der Ansicht kommt, daß die Frage, deren systematisches Beileugnen allerdings nichts taue, doch gar nicht so läge, wie man sie gemeinhin auffaßt und stellt. Nicht die allgemeine Proportion, das Verhältniß des Pauperismus zum Nationalvermögen ist gestört und unerträglich, das Gefährliche liegt nur in seiner Ansammlung an einzelnen Punkten, seiner Agglomeration an bestimmten Stellen. Und hier ist denn Hülfe möglich, die eine Unmöglichkeit wäre, wenn die allgemeine Proportion als gestört betrachtet werden müßte. Wir selbst gehen nun einen Schritt weiter als der Verfasser, indem wir jene Hülfe finden in der absolut freien Bewegung jeder erwerbenden Thätigkeit, gepaart mit der steigenden Intelligenz. Die Ausführung dieser Sätze müssen wir uns hier versagen — an den Satz selbst aber glauben wir! Zwei psychologische Erzählungen: „Eine venetianische Familie“ und „Wilhelmine“, zeugen von Talent und dem Ernst des Autors auch auf dem Gebiet der Gemüthsstudien, wenn auch sein Stil mehr einschmeichelnd noch fehlerlos ist. Ja selbst der historisch-dramatische Versuch, welcher die Revolution von 1521 in Spanien zum Gegenstand nimmt, ist etwas mehr als „Geschichte in Action“ und hat in seiner tiefen psychologischen Anlage seine volle Verrechtigung, so daß wir wünschen, der Verfasser schloße diesen Versuch kühn gerecht ab.

Seine ernsten Studien über das Wesen der dramatischen Poesie weist denn auch gleich der erste Aufsatz des zweiten Bandes der „Vermischten Schriften“: „Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuen Dramatikern“, deutlich nach. Ein „Zusatz über Plautus und die Komödie der Alten“ folgt ihm.

Der Verfasser ist als ein geistvoller und gründlicher Archäolog bekannt, wir gestehen indeß doch vom der Tief seiner Forschung und seines Wissens auf diesem Gebiet überrascht worden zu sein. Bei der Auslegung der aristotelischen Lehren — von welchen Lessing sagt, daß er sie für ebenso unsehlbar wie die Sätze des Euclid hält, während Andere darin nicht die innern Gründe der Kunst sondern nur ihre Gesetze, wie sie sind, erkennen wollen — kommt bekanntlich Alles auf die Ausdeutung



der Epitheta σπουδαίους, πάνλους, βαλτίους, χείρους, καίττους und ἐμολους, sowie auf die Erklärung der Worte μύημα und παράδειγμα an. Für alle diese Worte findet der Verfasser Ausdeutungen, welche die Gedanken des alten Philosophen im Geiste Solger's und Schlegel's klar und überzeugend hinstellen. Die μύημα z. B. ist ihm nicht sowohl Nachahmung als Darstellung der Natur und das παράδειγμα nicht Beispiel, sondern Ideal, im Sinne der „certa idea“ des Rafael. Soviel als Andeutung von dem Verdienst dieser vorzüglichen Arbeit, zu deren voller Würdigung uns hier der Raum fehlt, wie leider auch in Betreff der folgenden Abhandlung: „Ueber die römische Staatsverfassung“, welche wie jene die seltenen Kunst- und Sprachstudien, den tiefen historischen Forschergeist des Verfassers, den Umfang und die Mannichfaltigkeit seines Wissens belegt. In dieser Abhandlung geht Raumer bekanntlich nicht mit Liebhut, wenigstens nicht mit seinen ersten, Alles zerstörenden Aufstellungen; er macht uns vielmehr den Widerspruch klar, der darin liegt, die Existenz der beiden ersten Könige Roms ganz zu leugnen und mit dem dritten auf einmal historischen Boden gewonnen haben zu wollen, während doch keine Urkunde irgendwelcher Art zwischen ihnen liegt. Der Verfasser leugnet überhaupt die Namensverschiedenheit der Römer, nach welcher der eine Name das politische, der andere das kirchliche, der dritte das Privatrecht herbeigebracht haben soll. Er erörtert dann die dunkelsten Fragen der römischen Verfassung, wie sie Servius Tullius neu feststellte, das Consulat und die Einführung des Tribunats sie veränderte; die Machtverhältnisse der beiden nebeneinander bestehenden Repräsentationen, Centurien und Tribus — in den ersten entschied das Vermögen, in den zweiten die Kopfzahl —, die unklare Ergänzung des Senats, das Veto der Tribunen und alle sonstigen einflussreichen Beziehungen der Staatsämter in einer Weise, die uns fast immer überzeugende Zustimmung abgewinnt. Nur gegen den Schlussgedanken des Autors, daß nämlich der römische Staat an dem Mangel eines ausgebildeten Staatsrechts zugrunde gegangen sei, möchten wir unsere Reservation einlegen: ein mal, weil auch das ausgebildete Staatsrecht, wie Venedig beweist, einen von dem Kulturstande überwachsenen Staat nicht zu retten vermag, und zweitens, weil uns das Staatsrecht Roms eher zu starr und fest als zu locker und flüchtig erscheint, wie z. B. sich daraus ergibt, daß selbst die Monarchie nicht anders möglich wurde als durch Vereinigung aller öffentlichen Ämter in Einer Person. Doch wir müssen auch hier abbrechen, wobei wir nur noch bemerken, daß wir das von dem Verfasser bestrittene Axiom Machiavelli's von der Nothwendigkeit, jede Staatsform zeitweise auf ihren ersten Ursprung zurückzuführen, für durchaus richtig halten und hiernach z. B. den Militärstaat Preußen für verloren achten, wenn er jemals seine Militärverfassung aufgeben und ausschließlich oder auch nur vorwiegend ein Handels- oder Industriestaat werden sollte.

Unter den übrigen geschichtlichen und kritischen Aufsätzen dieses Bandes erwähnen wir die Abhandlung über „Polens Untergang“, weil sie die Veranlassung war, daß Raumer's Wahl zum Rector der Universität nicht bestätigt wurde, und den Verfasser nahezu in eine Disciplinaruntersuchung verwickelte. Der Irrthum wurde jedoch noch rechtzeitig erkannt und Raumer erhielt aus dem Cabinet den Auftrag, die Verhältnisse Preußens zu Polen im Jahre 1830—32 ausführlich darzustellen. Auch diese Arbeit ist hier mitgetheilt. Der Aufsatz: „Drei Portugiesinnen“, die Geschichte der Ines de Castro, Maria und Lenore de Telles darstellend, bot den Gegnern Raumer's Gelegenheit, ihn als einen Königsfeind, der über „Venedigs Untergang“, ihn als einen parteiischen Geschichtschreiber auszurufen; Beides mit etwa gleichem Rechte! Raumer protestirt gegen den falschen Ruhm eines empfindungs- und gemüthlosen Historikers und verschmäht mit Godwin die Unparteilichkeit, die keinen Unterschied zwischen Gut und Böse kennt. Wer sollte ihm hierin nicht Recht geben? Der Vortrag „Ueber Johanna d'Arc“ und der gelehrte Excurs über „Die Kirchensammlungen von Pisa, Kostniz und Basel“ zeigen den Verfasser auf dem Höhepunkt der historischen Kritik, wie der Vortrag über „Diderot und seine Werke“, „Bolingbroke u. s. w.“ den Aesthetiker und Philosophen von Fach bekunden.

Indem wir den Verfasser so auf vielen Gebieten menschlichen Wissens einheimisch erblicken, würde es eben nicht unmöglich sein, ihm einzelne Irrthümer nachzuweisen oder verschiedene Ansichten, auf die er Gewicht legt, zu bestreiten; allein abgesehen davon, daß dazu die erforderliche Kampfbahn hier fehlt, würde ein Streit dieser Art auch dem Leser weder Ueberzeugung noch Unterhaltung gewähren. Wir versuchen es daher lieber, uns den Ursprung solcher von dem Hergebrachten abweichenden Ansichten bei dem Verfasser klar zu machen. Raumer ist ein Mann von eminentem Geist; um sich hiervon zu überzeugen, darf man kaum mehr als seine „Spreu“ durchblättern. Er ist ferner, was wir einen praktischen Doctrinär nennen möchten, d. h. ein Geist, der seine Lehresätze wie seine Grundsätze aus einer thatsächlichen und ganz realistischen Weltanschauung herleitet, die Erfahrung im Auge behält und dem Abstracten durchaus nicht mehr Feld einräumt als ihm zukommt. Bei solchen Anlagen müßte er überall die Wahrheit finden, stünde ihm nicht die Neigung entgegen, gegen Angenommenes, Conventionelles und Hergebrachtes sofort mißtrauisch in kritische Opposition zu treten. In dieser Neigung liegt es, daß ihm die Wahrheit zuweilen entgeht, daß er fehlt — aus Furcht zu fehlen. Raumer im Streit mit dem Ueberlieferten entdeckt nicht immer die Wahrheit; aber er gehört sicher zu den Geistern, welche der Entdeckung der Wahrheit großen Vorschub leisten, er ist ein eifriger Forscher, geistvoll in seinen Zweifeln, anregend in seinen Voraussetzungen, glücklich in seinen Hypothesen. Sein Stil ist nicht makellos; er hat etwas Stoßendes, Sprunghaftes, Ueberkräftiges und

verrät wenig Bemühung um Wohlklang und schöne Form. Und dennoch ist er ein Prosaisist von Rang und Charakter wie Wenige, welche minder als er auf den Inhalt sehen. Anmuth ist nicht seine starke Seite; allein seine größern historischen Arbeiten sind sprachlich rein, charaktervoll und voll strotzender Kraft der Gedanken und der Rede.

Mit dem dritten Bande der „Vermischten Schriften“ tritt uns Raumer in einer neuen Gestalt, nämlich als Kunstkritiker und Recensent entgegen, und wir müssen anerkennen, daß er auch hier sich auf entsprechender Höhe, geist- und wissenschaftlich darstellt. Die erste der hier mitgetheilten Recensionen über Lombard's „Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805—7“ ist einer mächtigen Streitschrift, einer wahren Philippika gegen das preussische Cabinet jener Unglücksepoche zu vergleichen. In den „Heidelberger Jahrbüchern“ abgedruckt, gab sie zudem die Veranlassung, daß der Verfasser in die Nähe des Staatskanzlers von Hardenberg berufen wurde, und hatte somit den wesentlichsten Einfluß auf seine Lebensstellung. Wir haben dies ideenreiche Werk mit wirklicher Erhebung, ja mit Ehrfurcht von neuem gelesen, eine Arbeit, die in rauhem, zornigem Stil mehr Gedanken als Worte enthält und einen Reichthum historischen Wissens verkündet, der heute selten geworden ist. Hier heißt es z. B. in Betreff der stets wiederkehrenden „question indéécise“ Lombard's:

Sobald den Einzelnen oder den Staat die unmittelbare Gewissheit über seinen Beruf, die Klarheit über Das, was er zu thun oder zu lassen hat, verläßt und er die Bestimmungsgründe von außen findet, bald ein wenig dafür, bald ein wenig dagegen aufnimmt, Ruhe, Gleichgewicht, Bestimmtheit verloren gehen, ist sein geistiger Tod schon eingebrochen. Denn jene Sicherheit des Entschlusses, jene Freudigkeit der Ausführung ist das ewig Bewunderte in der Geschichte der Staaten und der Einzelnen, und es gilt dabei gleich, ob der Sieg gegen die Wahrscheinlichkeitsrechnung errungen wurde, wie in Athen, Rom, der Schweiz, in den Niederlanden, oder der Untergang nach jener, wie in Karthago, Rumantia, Saragossa u. s. w.

Und weiter heißt es von Haugwitz:

Wie ein Marktschuh war der Minister allen Füßen gerecht, die nur hineintreten wollten! Er hat für Bündniß, für Neutralität, für Krieg gestimmt; ohne Ahnung eines großen, festen, beharrlichen Berufs hat er nur sich gesehen, nie die Sachen erkannt. Wo innere Haltung fehlt, erscheint das Abwarten, die Unthätigkeit als weises Anschmiegen an den Augenblick, bis irgend ein Ereigniß die gänzliche Richtigkeit fürchtbar enthüllt.

Wie bedeutsam diese Worte jetzt eben wieder in einer Epoche rathlosen Schwankens für viele deutsche Regierungen erscheinen, verkennen wir nicht; allein sie belegen auch, was wir oben von dem pragmatischen Doctrinärthum des Verfassers bemerkten. Denn soll schon jede augenblickliche Unschlüssigkeit, jedes zeitige Schwanken der Tod der Staaten sein, so fragen wir den Verfasser, welcher Minister des Auswärtigen sich je in der glücklichen Lage befand, niemals zu zweifeln und zu schwanken? Est modus in rebus!

Die Recensionen über Malthus' „An essay of the principle of population“, Schmalz' „Annalen der Politik“,

Böckh's „Haushalt Athens“, Leo, Hegel, Ritter, Tennemann sind gleich bedeutsame Arbeiten. Gegen Schmalz behauptet der Verfasser, daß das Verhältniß der Historie zur Ethik und die tiefe Lehre von der Individualität der Staaten und der Einzelnen ihm nicht klar geworden seien. Sind sie heute jedoch etwa klarer? Wissen wir heute sicherer, als Plato oder Aristoteles es mußten, ob der Einzelne ein Recht „für sich“ anrufen könne, oder sich dem Rechte Aller unterwerfen müsse? Nimmermehr — dies Problem löst Niemand und keine Zeit! In der Kritik von Ancillon tritt der Verfasser scharf gegen die Ansichten des „Tableau des révolutions etc.“ auf, indem er ihm Irrthümer im Großen wie im Einzelnen nachweist. Ist diese Aufgabe an sich auch gerade nicht schwierig, so zeigt ihre Lösung uns doch den Verfasser in seiner vollen Eigenthümlichkeit auf der Höhe der historischen Kritik. In dem Aufsatz über Tied's „Bittoria Accorombona“ spricht der Verfasser die trefflichsten Gedanken über Wesen und Ziel des Romans aus, und so zeigt jede dieser kritischen Arbeiten uns entweder den fachgebildeten oder den universellen Geist, lebendig, gerüstet, thatkräftig.

Zum Schluß und um den Autor abermals von einer neuen Seite kennen zu lernen, stellt er sich uns in einer Reihe von Aufsätzen als gründlichen Russtänker und Theaterfreund dar, dem Gluck und Spontini, Mozart und Weber, Handel und Bach vertraute Größen sind. Die Reife seines Kunsturtheils auf diesem Gebiete ist bekannt; wer sich davon überzeugen will, hat nur den kurzen Aufsatz über Meyerbeer's „Hugenotten“ zu durchlesen. Darin, daß jenem Meister die endliche „Befklärung“ fehlt, daß er „Inferno“ und „Purgatorio“, aber nicht das „Paradiso“ durchläuft, werden Viele mit ihm übereinstimmen. Die übrigen inhaltsreichen Aufsätze müssen wir übergehen, um noch der Schlußseite des dritten Bandes zu gedenken, jener Sammlung „Epos“, die uns Raumer auf dem Höhepunkt seines gesammten Criticismus zeigt und zwar in aller seiner Prägnanz und Schärfe. Diese Sammlung von Axiomen, Lern- und Denkprüfungen hat zu ihrer Zeit nicht geringes Aufsehen gemacht, und wir denken, mit Recht! Kühnheit und Wahrheit, geistige Unabhängigkeit, mit Ordnungsgem gepaart, Philosophie und echter Religionsgeist sprechen hier mächtig zu Kopf und Herz. „Ich stehe der wahren Gotteslehre mit meinem Kopfe so nahe wie mit meinem Herzen“, sagt der Verfasser von sich, und wir stimmen ihm zu, er ist darin unser Mann! — „Die Theologie hat es bequemer wie die Medicin: sie verschreibt Jedem Dasselbe.“ — „In allen Religionen sind Bestandtheile der Wahrheit, nur nicht in allen gleichviel. Sie können daher fortschreiten oder ausarten.“ — „Der Glaube, welcher sich aus prüfendem Zweifel emporarbeitet, wurzelt tiefer und ist fester als der, welcher dogmatisirend obenauf gesät wird.“ — „Die Menschen unterscheiden sich nicht bloß körperlich, sondern auch geistig in Nah- und Fernsichtige.“ — „Es gibt Viele, die sich bilden, Freunde großer, entscheidender Maßregeln zu

sein, weil sie die Gabe besitzen, sich darin hineinzudenken.“ — „Ein Volk ist nie leichter zu revolutioniren, als wenn es vorher alles Körper- und Genossenschaftliche verloren hat.“ — „Nur dadurch, daß man etwas über sich anerkennt, wird man frei und rettet sich aus der schlimmsten, der eigenen Sklaverei!“ — „Eine Regierung, die nicht auf ihre Rechte hält, vernachlässigt ihre Pflichten.“ — „Wer seiner Frau mehr anhängt als seinem Beruf, ist ein schlechter Ehemann.“ — „Unglückliche Leidenschaften erziehen, glückliche verziehen.“ Und so fort in den treffendsten Gegensätzen!

Hiermit entlassen wir den Verfasser, der sich uns schließlich mit dieser „Spreu“ als einen ebenso geistreichen Mann zeigt, wie er in dem vorangehenden Inhalt dieser drei Bände sich als Gelehrter von Fach und Kritiker in allen Disciplinen darstellt. Dem ernstern Lectüre zugewendeten Publicum aber glauben wir einen wirklichen Dienst erwiesen zu haben, indem wir seine Aufmerksamkeit auf diese Sammlung werthvoller Arbeiten aus dem langen, der Wissenschaft geweihten Leben Friedrich von Raumer's lenken konnten. 2.

### Die sogenannte „christliche“ Poesie.

Robert der Teufel, eine christliche Heldensage in zwölf Gesängen von Victor von Strauß. Heidelberg, K. Winter. 1854. 16. 1 Abtr. 16 Ngr.

Herzog Hubert von der Normandie hat einen im großen Stile ungerathenen Sohn Robert, mit dem Beinamen: der Teufel, bei dessen Geburt schon „die Natur vor Frau'n erkrankte“, und der sich bei der Taufe höchst ungezogen aufführte:

Sein Antlitz ward verzerrt, sein Auge rollte,  
Die Händchen ballten sich, als woll' er droh'n,  
Und kaum gebändig, fast nur mit Geraufe (!)  
Ward Robert Gott gebracht in heil'ger Taufe.

Der Schmerz des Vaters über einen in so hohem Grade erbsündigen Knaben ist zu begreifen, umso mehr, als der Jüngling die Bosheit des schreienden Läuflings in entsprechendem Maße fortlebte und nicht bloß durch akademischen Leichtsinns, Schuldenmachen und anstößige Liebschaften, sondern durch einen Lebenswandel, gegen den Karl Moor, Spiegelberg und Schweizer wie unschuldige und friedliche Säulenheilige dastehen, das Herz der Aeltern trankte. Er reitet „mit einer Schar verruchter Knechte“ im Lande auf Abenteuer umher:

Des Reichen Gut wird räuberisch entwendet  
Und Mord auf Mord geschieht am hellen Licht.  
Wer ihn erblickt, ist schon dem Tod verpfändet,  
Des Greises Schont, des Jünglings Schont er nicht.  
Die frommsten Frau'n, die reinsten Jungfrau'n schändet,  
Raubt und entehrt der freche Bösewicht.  
Wo er erscheint, macht er das Kind zur Baise,  
Das Weib zur Witwe, kinderlos die Greise.

Umsonst, daß ihn der Tapferste besteht,  
Der Stärkste sich vor ihm will stark erweisen,  
Die Palme werden sie dahin gemäht.  
Sein Todfeind noch muß seine Kühnheit preisen.  
Keß gegen Waffen, wie die Sage geht,  
Ist selbst sein Leib, wie von gegoss'nem Eisen.

Die ganze Welt blindwüthend zu verheeren,  
Vermöcht' ihm nur noch Gottesfurcht zu wehren.  
Er aber scheut, als wär' er kein Erlöser,  
Selbst Den nicht, der allmächtig unsichtbar  
Des Frevlers Sturz wird und des Armen Tröster.  
Frech mordet er den Priester am Altar,  
Beraubt die Kirchen, plündert stille Klöster,  
Treibt Schand' und Hohn mit der geweihten Schar;  
Und schauet er des Kreuzes Gnadenzeichen,  
So läßt sich nichts mehr seiner Wuth vergleichen.

Das zerschmettert er nämlich mit der Eisenkeule!  
Diese bedenkliche Monomanie, für die sich eigentlich keine rechten Gründe finden lassen, obgleich Robert's Schädel gewiß das Mordorgan und andere gefährliche Erhöhungen den Phrenologen in interessanter Weise dargeboten hätte, bestimmt den Herzog, seinen Vater, den Mordbrenner vor sich zu laden. Zwei tapfere Degen, Biron und Corbiron, wagen es, die Botschaft zu überbringen, werden indeß vom Mordgesindel des jungen Helden in einer wenig völkerrechtlichen Weise empfangen und finden den Kirchenschänder selbst, einen bildschönen Jüngling, in schwarzer Rüstung auf dem entweihten Hochaltar sitzen, trinkend aus dem heiligen Kelche, zur Linken die bluttriefende Klinge, unter seinem Fuß als Schemel „Monstranz und Crucifix von ihm zerschlagen“. Robert, den diplomatischen Verhandlungen abhold, hört die kräftigen Reden der edeln Reden mit Ungunst an, läßt ihre Begleiter todt schlagen, ihnen selbst die Augen ausstechen und schießt sie geblendet nach Hause. Die armen Gesandten! Sie sind nicht, wie bisweilen ihre völkerrechtlichen Kollegen, metaphorisch blind, sie sind es buchstäblich und werden bei ihrer Heimkehr kaum von den alten Freunden wiedererkannt. Nun geschieht, was wol gleich hätte geschehen sollen, der Mordbrenner wird geächtet. Darüber geräth er außer sich, hält eine Rede à la Lady Macbeth, bittet den Teufel:

Erfülle mich vom Wirbel zu den Sohlen  
Mit deines Grimms, mit deiner Rache Wuth.

Er will das ganze Volk zum Fraß der Wölfe und Raben machen und seinem eigenen Papa — horribile dictu — das greise Haupt von den Schultern schlagen. Zufällig ist stürmisches Wetter, welches diese Fluchscene ungemein begünstigt. Der Teufel kann den fürchterlichen Stenzen nicht widerstehen; er kommt, nicht als fashionabler Mephistopheles, sondern als graues Männlein mit einem Trinkhorn, und gibt Robert überdies zum Geleite zwei Raben. So ausgerüstet beginnt der Bösewicht von neuem sein Vernichtungswerk, das ebenso bodenlos wie sinnlos ist, so recht von Grund aus niederträchtig, ohne eine Spur von Edelmuth und Ritterlichkeit, die sonst bei den rothen Banditen der Bühne im Schwange sind. Der Vater zieht gegen den Geächteten ins Feld. Glücklicherweise überfällt ihn am Tage der Schlacht ein gastrisch-nervöses Fieber. Adhemar, ihm gleich an Wuchs und Bildung, zieht des Herzogs Rüstung an und besteigt sein Pferd, damit das Heer nicht den Herzog vermissen. Das ist also nicht bloß der Schimmel von Fehrbellin, sondern auch noch der Kurfürst dazu. Dem Adhemar geht es indeß wie dem braven Stallmeister.

Er fällt von Robert's Hand, da das Pulver in jener Zeit, in der die Dichtung spielt, noch nicht erfunden war. Nur der Zufall erspart unserm tapfern Helden einen Vaternord. Er gewinnt die Schlacht mit seinem kleinen Häuflein; aber ein höchst wunderbarer „weißer Ritter“, der sich bald als unverwundbar erweist, besiegt ihn im Zweikampf. Er bleibt anonym und erzählt nur dem Ungläubigen die Sage vom heiligen Graal, verbindet ihm auch die Wunde mit einem Balsam aus der Apotheke des heiligen Graal. Dann entfernt er sich nach einer kurzen Strafpredigt und kniet vor einem Kreuze nieder. Unserm Robert wird es eigenthümlich zumuth. Schon an der Leiche seines vermeintlichen Vaters fühlte er fremdartige Beklemmungen, die Begegnung mit dem weißen Ritter aber macht ihm seltsame Strupel; man weiß nicht, ob die Kraftlosigkeit, die ihn überfällt, eine Folge der Verwundung und des Blutverlustes oder der Anfang einer innern Peripetie ist. Indes gehen diese Anwandlungen wieder vorüber; Robert setzt seine Räuberzügen fort. Da begibt es sich, daß des Kaisers holdseliges Töchterlein Avelina, von einem Besuche bei ihrem Großvater, dem König Artus in England, heimkehrend, mit einem Reisefolge durch jene unsichern Gegenden dahinzieht. Robert mit seinen Getreuen fällt dies Gefolge in gewohnter Weise an; Avelina erschreckt, betet um Hülfe zu einem goldenen Kreuzesbilde, das sie in der Hand hält. Robert sieht das engelgleiche Kind; er hat so etwas „unantastbar Heiliges“ noch nie gesehen; die Gewalt der Unschuld besiegt sein Herz; ihm ist es, als müßte er sie schützen, statt sie anzugreifen; dann weicht er „von Schre gepackt“ und wie zerschlagen in allen Gliedern aus ihrer Nähe und ruft die Gefährten zurück. Avelina aber ist vor Schreck verstummt.

Robert's guter Genius ist erwacht, so tief er schlummerte; aber der Kampf des guten und bösen Geistes, dem jetzt seine arme Seele zum Fehrboden dient, macht ihn selbst ganz wild und sinnlos, zu einem Orlando furioso. Er begegnet einem ritterlichen Pilgerzug, der seine Frömmigkeit in folgenden Stauzen austönen läßt:

D wehe, weh, wie groß sind uns're Sünden,  
Die uns vor Gott dem Heiligen verklagen,  
Die der allmächt'gen Liebe Zorn entzünden,  
Daß, die uns segnen wollt', uns muß zerschlagen,  
Daß, die uns Gnad' und Frieden ließ verkünden,  
Uns geißeln muß und züchtigen und plagen.  
Run fällt, ihr Sünder, fällt dem Herrn zu Fuße  
Und weint vor ihm in bitt'rer Reu' und Buße!

D wehe, weh, wie groß sind uns're Schulden,  
Dafür Gott selbst vom Himmel mußte steigen,  
Dafür der Herr voll Gnaden und voll Pulden,  
Geißelt und gekrönt mit Dornenzweigen,  
Ans Kreuz genagelt, mußte bluten, dulden  
Und jammervoll sein Haupt im Tode neigen.  
D fällt, ihr Sünder, fällt dem Herrn zu Fuße  
Und weint vor ihm in bitt'rer Reu' und Buße!

D wehe, weh, wie tief sind wir gefallen u. s. f.

Dieser an und für sich gewiß rührende Gesang rührt indes nur einen Augenblick den verstockten Sünder, dann hält er für besser, statt sich einer weibischen Rüh-

rung hinzugeben, männlich zu handeln, und er beginnt in die Pilger einzuhaufen und megelt sie sämmtlich nieder. Ein Sterbender singt indes dem eigenen Tode so begeisterte Lobpsalmen, daß dies Robert imponirt. Er reitet wild umher, mit sich selbst in Zwiespalt, und beginnt plötzlich dem Teufel zu fluchen, worüber sich das graue Männlein nicht wenig mag gewundert haben. Er nennt ihn auf einmal einem meineidigen Lügner, böhschen Gesellen und heimtückischen Rebellen. Er weist ihm vor, daß er nichts gegen die Augen eines Kindes, gegen die Kraft des Kreuzes vermöge, daß er ihm nicht Ruhe und Frieden geben könne, daß er nach dem Tode zu ewiger Qual „den nimmerfattten Kiefern“ wird überliefert werden. Dann haut er die beiden Raben in Stücke. Doch noch tiefer als alle Lieder und Indigten wirkt, man könnte sagen magisch und sympathisch, auf sein Gemüth der Anblick von zwei Eichenästen, einem größern und einem kleinern, die, vom Sturm abgeweht, wie ein Kreuz im Gras zusammenlagen.

Er hielt und sah hinab, indes Gedanken,  
Wie er sie nie gekannt, ins Herz ihm sanken.

Wir können dem Räuberfürsten nicht Schritt für Schritt auf dem weiten Wege der Bekehrung und Buße folgen, müssen ihn aber doch noch zu seiner Mama nach Rouen begleiten, wo wir über die Ursachen seiner sich schon in den Windeln offenbarenden Schändlichkeit merkwürdige Enthüllungen erhalten. Seine Mutter nämlich war fromm und sittig, aber lange Jahre hindurch unfruchtbar. All ihr Flehen zu Gott half ihr nichts. Aus Zorn darüber, daß ihre Frömmigkeit so wenig anerkannt wurde, versuchte sie es zur Abwechslung einmal mit dem Teufel:

D weh mir unglücklich'gem Weibe!

Da riß ich mich von meinem Schöpfer los,  
Da stellt' ich mich für Satans Pfeil zur Scheibe,  
Da rief ich Fluch herab in meinen Schoos.

Und Satans Pfeil traf die Scheibe; sie genas eines Knäbleins, das sie dem Bösen von Hause aus übergeben. Natürlich „grausle Robert jähre Schred in Mark und Beinen“ über diese Eröffnungen, und so steht sein Entschluß, sich vom Teufel loszumachen, nach Rom zu pilgern und den Beistand des heiligen Vaters anzuflehen. Zunächst indes kehrt er zu seinen Genossen zurück, um sie womöglich ebenfalls der Bekehrung thätig zu machen. Er hält ihnen eine lange Rede, die aber ohne alle Wirkung bleibt; im Gegentheile wird der Teufel von ihnen wacker betoastet! Robert, ein sehr ungeduldiger Missionar, fragt darauf noch ein mal: Soll nicht Einer sich bekehren? Alle schreien einhellig: Nein! Da macht Robert kurzen Proceß und schlägt sie alle mit seiner Keule todt; eine drastische Bekehrungsmanier, gegen die sich weiter nichts einwenden läßt.

Robert pilgert jetzt nach Rom, nachdem er unterwegs noch einige Versuchungen zu bestehen hat, indem sowohl das graue Männlein dem Ermatteten mit einem Trinkhorn zur Labung naht — ein Edelrath, der dem Teufel kaum zuzutrauen ist — als auch ein schön-

Weib, Bellarda, ihn in die sündigen Nege ihrer Liebe zu verstricken sucht. Seit ein so edler Held wie der Jungwaller von Redwitz in der Lombardei die pantheistische Ghismonda katechisirte, scheint dies schöne Land am Fuße der Alpen in Verruf gekommen zu sein als die Heimat der emancipirten genialen Frauen. Die Bellarda ist ein schüchterner Absenter der Ghismonda. Sie ist so gottlos, daß sie sogar die Künste liebt. Ihr Palast wird von holden Tönen durchwogt, ist mit marmornen Bildern und schönen Gemälden ausgeschmückt. Sie führt unsern Helden in eine Grabkapelle, wo auf dem Altar sein Fußgewand liegt, und sagt ihm, indem sie ihn glücklich umfängt:

Ruh schau, welch traurig Ziel, welch elend Leben  
Für mich, für alles Dies du ausgegeben.

Doch Robert, der sich in diesem Reiche der Künste und der Schönheit schon wohl zu fühlen begann, erkennt das härene Kleid:

So schrie er laut, wie wenn ihn Schlangen bissen:  
O Herr, mein Gott, was hat mich dir entrisen!

Vergebens sagt ihm Bellarda:

Rein, Götter sind nur Freude, Glück und Liebe  
Und Schönheit und was Seel' und Sinn entflammt.

Er zeigt auf ein Gerippe im Sarkophage und ermahnt sie, davor Buße zu thun. Sie entflieht — hoffentlich wird sie sich über den rohen Barbaren bald geäußert haben, der einen heitern Lebensgenuss mit seinen Schlächtereien in eine Kategorie wirft und für ebenso buß- und strafwürdig hält. Diese Poesie des Todes, welche sich an einem Gerippe im Sarg erbaute, verdient allerdings eine so hündische Buße, wie sie unserm Helden auferlegt wird. Ein Eremit als Organ eines Engels verkündigt ihm, als Buße für seine Sünden solle Robert sich vor der Welt vernunftlos zeigen, dem Gebrauch der Menschenrede entsagen und sich nur von Dem ernähren, was er als Raub den Hunden entreißen kann. Robert spielt also dem Narren, was er insofern nicht nöthig hat, als nur ein Narr sich dazu hergeben würde, ihn zu spielen. Er jagt seine tägliche Nahrung den Hunden ab, schläft in ihrer Hütte auf der Streu, kurz, er erniedrigt sich unter das Vieh — sieben Jahre seines Lebens lang! Seine Narrheit wird höchst ergötzlich geschildert. Er gefällt dem Kaiser, der ihn zu seinem Narren macht, auch dem Töchterlein des Kaisers, jener vor Schreck stummgewordenen Awelina, die indeß eine *virgo matura* geworden ist.

Während Robert sich mit den Hunden um die Knochen raust oder mit ihnen das zugeworfene Brod theilt, begibt es sich, daß Fulkto, der Seneschall des Reichs, sich in Awelina verliebt oder sie wenigstens heirathen will, weil sie jedenfalls eine gute Partie ist. Der Kaiser will nichts von dieser *Mésalliance* wissen. Fulkto ruft die Sarazenen ins Land. Es kommt zur Schlacht! Da erscheint dem Narren Robert ein Engel, der ihm ein weißes Köflein und silberhelle Waffen präsentiert und ihn mahnt, in die Schlacht zu reiten und dem Kaiser zu helfen. Awelina sieht diese Scene, die sich im Garten

am Marmorbrunnen begibt, vom Fenster aus mit an und wilk ihren Augen nicht trauen. Robert aber sprengt in die Schlacht, ganz angethan wie der ritterliche Apotheker des heiligen Graal, der ihn einst besiegt. Daß er Wunder thut, ist weiter kein Wunder, er hat ja von früher her Praxis im Niebermegeln. Als die Sarazenen das zweite mal Rom bedrohen, erscheint wieder das weiße Köflein mit dem Hermelinpelz und Robert zeichnet sich wieder im Cavaleriegefecht aus. Ischerfessen, Syrer, Perser fallen vor seinen Streichen wie Garben vor dem Sichelschlag des Schnitters, wie die stärksten Eichen des Waldes vor einem Orkan.

Sein Stahl schien schwanger von zehntausend Toden!

Ja, was das Wunderbarste ist und seinen Heldenthum fast überflüssig erscheinen läßt, sein Köflein unterstügt ihn auf das wirksamste. Denn als der Araberkönig Marcilan hinterrücks auf ihn eindringt, da —

Schon war er nah', schon konnt' er ihn erreichen,  
Da sprang und schlug von hinten Robert's Köf  
Und traf ihn mit den Hufen an die Weichen,  
Daß er vom Sattel häuptlings niederschoss  
Und sich bewußtlos wälzte zwischen Leichen,  
Indem ihm Blut aus Mund und Nase floß.  
Ob' ihm die Seinen Hülff' und Rettung schufen,  
War er zertreten von der Koffe Hufen.

Ob das Köflein nicht allein im Stande gewesen wäre, die Feinde niederzustampfen, ohne den Narren? Denn es thut es ja weder der Saul noch der Reiter — nur die Wunderkraft, die ihnen bewohnt.

Die Entwicklung der Dichtung läßt sich nun vor-  
aussehen, obgleich sie noch durch eine ergötzliche Episode bereichert wird. Der Kaiser publicirt, der unbekannte weiße Ritter solle seine Tochter erhalten. Seine Getreuen hatten ihm nach der Schlacht schon früher aufgelauret, um mit einer gewissen Gewaltthätigkeit sein Incognito aufzuheben. Was den grimmigen Sarazenen, den wüthenden Feinden des Ritters nicht gelungen war, das gelang, wie es oft in der Welt zu geschehen pflegt, seinen enthusiastischen Verehrern. Sie verrannten dem Ritter den Weg und einer verwundete ihn dabei mit dem Speere am Schienenschluß, sodaß die Spitze im Fleische stecken blieb. Nun hatte er, zum großen Vortheil für sein polizeiliches Signalement und seine Auffindbarkeit, ein besonderes Kennzeichen. Der verwundete Narr froh indessen ruhig in seine Hundehütte. Fulkto hatte Kunde bekommen von dem kaiserlichen Publicandum und dachte in seinem Sinn: Ein weißes Köflein und Silberwaffen lassen sich schon aufreiben, eine Wunde kann ich mir auch schon am Schienbein beibringen, wenn sie auch wehthut; was hindert mich, den wunderbaren weißen Ritter zu spielen und mir des Kaisers Töchterlein zu ergaunern? Fast gelingt der höllische Betrug; Awelina's Zeichensprache wird nicht verstanden; der Kaiser wundert sich natürlich, daß Fulkto, der die Sarazenen ins Land rief, sie auch besiegt haben soll; doch muß er sein Versprechen halten. Awelina ist außer sich; schon steht sie am Altar; da erhält sie vor Verzweiflung die Sprache wieder, und Fulkto macht sich bei Zeiten aus dem Staube.

Sie erzählt, was sie gesehen; man eilt zum Narren; doch er will in Demuth weder dem Papst noch dem Kaiser seine großen Thaten erzählen. Da kommt zur rechten Zeit der Eremit, sein Beichtiger, der wieder Audienz bei dem dirigirenden Engel hatte, und verkündet, daß die Zeit der Buße vorüber sei. Der Kaiser bietet ihm jetzt Arvelina's Hand an; doch Robert will keinen Lohn; er zieht gen Norden. So wäre durch die Verrücktheit des hündischen Narren die gute Arvelina um ihren Mann gekommen, wenn nicht wiederum ein Engel ihm erschienen und ihm offenbart hätte, „er solle der edeln Jungfrau Sehnen stillen“. Sie verlange sehr nach ihm und sei „fromm und sitzsam“ und werde ihm edle Kinder gebären. Drei mal muß ihm der Engel erscheinen und ihn zur Rückkehr mahnen; so vor Demuth verstockt ist sein Herz. Da erst reitet er nach Rom zurück. Der himmlische Kurierwechsel war indessen so lebhaft, daß der Kaiser auch durch die geflügelten Boten schon benachrichtigt war und ihm mit seiner Braut schon entgegengeritten kommt. Der Jubel ist natürlich groß. Robert zieht dann nach der Normandie und wird ein guter Landes- und Familienvater. Ueber die Begegnung mit seiner Frau Mutter wollen wir schweigen; er hat offenbar zu viel Pietät gegen sie; denn sie ist doch an allen seinen Teufeleien und an diesem ganzen Gedicht schuld.

Die genaue Inhaltsangabe erspart uns wol jede Kritik dieser „christlichen“ Heldensage. Wir wollen ihre sittlichen und dogmatischen Voraussetzungen nicht näher prüfen, denn wir müßten uns sonst auf das von der Aesthetik sehr abgelegene Gebiet theologischer Untersuchungen über Erbsünde, Prädestination, Buße, Gnade u. s. w. begeben. Auch wollen wir nicht in Erwägung ziehen, inwieweit eine solche Dichtung auf den Namen „christlicher“ Poesie begründeten Anspruch erheben kann; nur ob sie überhaupt nicht aus jeder Poesie herausfällt.

Dhne Frage ist der Held dieser Dichtung kein Mensch, sondern eine Marionette, welche an lauter wunderbaren, handgreiflichen Fäden tanzt. Selbst die Poesie des Mittelalters, wie die „Divina commedia“ eines Dante, versetzte das Menschliche nur in eine jenseitige Sphäre, gab ihm nur jene kolossalen Decorationen des Glaubens, ließ es aber sonst bestehen in Kraft und Wahrheit des Empfindens. Der modern-dogmatischen Poesie war es vorbehalten, alles Menschliche von jenen himmelblauen Couliissen, welche eine sentimentale Frömmigkeit angepinselft, erschlagen zu lassen, alles Interesse an Natur, Wahrheit, Charakter und freier Willensbestimmung zu ertöden. Die Göttermaschinerie des Epos, deren Nachkünstelung in unserer Zeit stets wie eine Travestie erscheinen wird, ist von unserm Dichter so in den Vordergrund gestellt, daß der Held seines Gedichts nur ein unseliges Passivum ist, das bald von den Mächten der Hölle, bald von denen des Himmels zerwalkt wird. Diese Poesie malt nur schwarz in Schwarz oder weiß in Weiß; sie kennt keinen Contrast, keine Schattirung; sie

malt in lauter Aekfen! Robert beginnt als Konstrum, als Abschaum, als eine widerwärtige Creatur, der einmal nichts Erfreuliches oder Interessirendes mehr passieren kann. Wie kleinlich und wenig motivirend sind die „Mahnungen“, die ihn zur Besserung führen! Das lassen wir uns von keinem Dichter einreden, daß solch ein eingeteufeltes Subject aus so dürftigen Veranlassungen zur Besserung zurückkehrt. Mit solchen Unbegreiflichkeiten und sympathetischen Wundercuren schlägt man jeder Poesie ins Gesicht, deren Triumph gerade die Wahrheit innerster Motivierung ist. Gibt es eine größere Absurdität als die Buße, die Robert auferlegt wird? Jedes gesunde Gefühl wird über diese freche Erniedrigung des Menschen, sein Hinabtauchen in die stumpfste Brutalität, in gerechte Empörung gerathen! Sein Robert der Bürger und Nordbrenner steht noch hundert mal höher als Robert der Narr in der Hundeshütte mit seiner niederträchtigen Demuth, welche die höchste Gabe des Menschen, die Vernunft, mit Füßen tritt und dabei sich selbst mit Füßen treten läßt. Nur eine krankhafte Phantasie kann in dieser unabsehbaren Erniedrigung einen Triumph oder eine Verklärung wittern. Und statt den Narren im Hundestalle zu lassen, wohin er nun einmal gehört, wird er gar in wunderbarer Weise zum Kern des Glaubens gemacht und muß Sarazenenköpfe niedersäbeln. Für diese Tapferkeit, die keine Gefahr bedacht, soll man sich interessieren? Jede Maschine hätte denselben Dienst verrichtet. Wol hat Robert ein Recht, sich seiner Thaten nicht zu rühmen, denn der Engel mit dem Inspirationsstrichter ist der eigentliche Held.

Die Dichtung ist in kunstgerechten ottave rime geschrieben, deren melodische Reime mit der Ungrünlichkeit des Inhalts oft sonderbar contrastiren. Ueberhaupt hat sie mehr künstlerische Geschlossenheit als „Amaranth“, und die Schlußkatastrophe, die Entlarvung Fustos durch Arvelina's wiedergewonnene Sprechfertigkeit, ist origineller erfunden als der Schluß der „Amaranth“, Jungwalth's prämeditirte Ungezogenheit und dogmatische Flegelrei. Gegen die Diction in „Robert der Teufel“ läßt sich wenig einwenden, außer daß sie an einigen Stellen übermäßig trivial wird. Im Ganzen wird jede wässrige Stange mit der Grazie einer Xanthippe über uns ausgegossen. Es ist Fluß darin, das läßt sich nicht leugnen; eine oft larmoyante, oft sinnlose Geschwägigkeit läßt den gefunden Menschenverstand nirgends zu Worte kommen. Einzelne Schilderungen sind indessen nicht ohne Bism und phantastische Lebendigkeit entworfen; besonders die buffertige Verrücktheit des Helden und sein acrobatisches Knochenfraß nicht ohne eine gewisse humoristische Anschaulichkeit geschildert. Doch bewegt sich das Ganze sehr in den Extremen, um irgendmo einen ästhetischen Eindruck hervorzubringen; es ist so viel Ektes, Barockes, Geschmackloses darin, daß man oft glaubt, die Muse des Dichters wäre von den Hunden des Hades inspirirt worden. Großen Bilderlurus kann man dem Gedicht nicht zum Vorwurf machen. Die Bilderchen sind alle ganz niedlich aufgestellt, aber man kennt sie



als: Der Sturm, der Schmetter, der Blitz, der Löwe, schlafend die Gorgone, der Schmetterling sind das beliebte Contingent, das oft in seltsamer Weise angewendet wird, z. B.:

Doch wie der Blitz aus dunklem Wolkenhimmel  
Herunterzuckt und Keiner weiß woher,  
So fuhr der weiße Held auf seinem Schimmel  
Unpöglisch mitten in der Heiden Heer.

Um indessen unparteiisch zu sein, wollen wir dem Purismus der Reime und die im Ganzen bewahrte Reinheit und Klarheit der Sprache gern anerkennen und überhaupt das ganze Gedicht den Verehrern der „Amazenth“ aufs angelegentlichste empfehlen. Denn abgesehen von der consequentern, strengern Durchführung der künstlerischen Form in Composition und Diction, übertrifft es jenes waldjüngferliche Gedicht, das sich gegen den Unglauben nur polemisch verhält und im Straden auf ihn losdonnert, durch eine vor keinem Extrem zurückstreckende Strenge der dogmatischen Grundidee, die in den ganzen Organismus der Dichtung hineingearbeitet ist. Als eine orthodoxe Faustade sei es Allen empfohlen, denen das schuldlos verlorene und mühsam wiedererworbene Seelenheil der Heiden Interesse einflößt. Doch selbst der orthodoxe Sinn wird an vielen Einzelheiten des Gedichts, die ihn parodiren, Anstoß nehmen müssen. Die Poesie, die menschliche Vernunft und menschliche Sittlichkeit oder, die heutzutage kein leeres Schall mehr sind, protestiren gegen diesen „Robert der Teufel“ des Herrn Victor von Strauß und bitten ihn, seine künftigen schwarzen Teufel im Tintenfasse zu behalten.

Rudolf Gottschalk.

## Ein deutsches Drama aus der pariser Gesellschaft.

Der Jugendbund. Schauspiel in vier Acten von J. S. Riga, v. Bötticher. 1854. 16. 15 Rgr.

Das vorliegende Drama, ganz eigentlich ein Stück unserer Lage, beschäftigt sich mit den gesellschaftlichen Strömungen der Gegenwart und ist einer französischen Novelle entlehnt, welche uns zur Vergleichung leider nicht zugebote steht. Wir dürfen voraussetzen, daß unser Verfasser sie nur als Stoff behandelt, nicht im Einzelnen nachgeahmt oder nachgeschrieben habe, und werden sein Schauspiel als selbstständiges Kunstwerk ansehen dürfen.

Das Stoffliche wäre folgendes: Mehrere der höhern pariser Aristokratie angehörende Männer, zum Theil zweideutigen Charakters, haben in Gesellschaft eines reichen nordamerikanischen Mannes, welcher stolz ist, mit seinem Gelde in der Welt der guten Töne zu glänzen, einen „Jugendbund“ geknüpft, der fastlich mit der Jugend wenig — ein wahrer locus a non loquendo — und nur insofern zu thun hat, als die Mitglieder des Vereins sich bemühen, den Damen aus der Gesellschaft, welchen der Adel eines tugendhaften Fußes anklebt, nachzusehen oder den Auf der Widersandstenden zu vernichten. „Nur eine durch Feuerprobe bewährte Jugend verdient den Namen“ — lautet der Sinnpruch dieser eben Gesellschaft. Die besondere Aufmerksamkeit der Freunde hat sich einstweilen einer jungen, durch ihre Schönheit in den pariser Circeln berühmten Witwe, Heloise Montanal, zugewandt, die — im Auf einer durchtriebenen Kokette — alle gegen sie gerichteten Versuche scheitern läßt.

Der junge Herzog Lairdonville, ein berühmter Wüstling, für dessen Abreise von Paris die Ehe männer ein Dankfest bei 1855. 31.

gingen (wie einer seiner Freunde sich ausdrückt), lehrt, nachdem er im Kriege gegen die Kabylen einen Korb der Montanal verschmeizt zu haben glaubt, in die Residenz zurück und wird von den Jugendbündlern, zum Theil alten Bekannten, für einen Angriff gegen die einst angebetete Unbarmherzige geworben und gewonnen. Er kommt, sieht und erklärt sich besiegte im Augenblicke des eigenen Sieges. Voll Reue wegen Ueberrahme des schlechten Auftrags erklärt er den beim Glase versammelten Freunden, daß seine Macht gegen diese Frau nichts ausgerichtet vermöge. Der Herzog, der vollendete, unwiderstehliche Moué, dessen Sieg von den Genossen für schon erfolgten angesehen war, widersteht aber im Weinrausch, von Künstlertheil gestärkt, den Spöttereien nicht und zeigt ein Billet vor, in welchem er von der jungen Witwe zum Stellbischen auf den Abend geladen wird. Einer der schlauesten dieser Gesellschaft, der kürzlich erst die Wechsel des amerikanischen Freundes gegen selbstgefertigte Bankcheine eingetauscht, ein Held, der früher vergebliche Anläufe auf die Jugend der schönen Kokette gemacht hatte, bemächtigt sich des bedeutungsvollen Briefchens und sucht vergeblich, unter Androhung einer Veröffentlichung desselben, der Witwe Zugeständnisse abzugewinnen. Die Mittheilung des Verraths, den der Herzog an ihre begangen, treibt sie zur Verzweiflung, vermag aber nicht ihre Liebe zu erlösen. Lairdonville, vom Geschehenen in Kenntniß gesetzt und empört über die Schändlichkeit des Freundes, verläßt die Geliebte, um sich zu rächen, und wird während des Zweikampfs von ihr überrascht. Sie entsetzt den schwererlichen Gefühlen, welche sie ihm erst kürzlich gelobt, und beglückt den Unwürdigen mit ihrer Hand. In Gegenwart der herzukommenden Genossen bemächtigt sich die Polizei des gräßlichen Falchmülders, der durch einen Schuß die Galerien und das Leben von sich befreit.

Das vorliegende Schauspiel charakterisirt in scharfen Umrissen das liederliche Leben der pariser Gesellschaft; die Handlungen und Charaktere wie die Anlage und Entwicklung beider sind wahr und nach dem Leben gezeichnet. Die ganze äußere und innere Technik, Gliederung der Sprache und der Handlung, die Schürzung und Lösung des Knotens ist folgerichtig, sauber, verdient volle Anerkennung und wir dürfen den Dichter wie seinen Leser dieses Talents wegen beglückwünschen.

Man wird meinem Lobe vielleicht um so lieber Glauben schenken, wenn ich mit dem Label nicht hinterm Berge halte, der reichlich gespendet werden muß. Er beinträchtigt die dem Talent des Dichters gezollte Anerkennung nicht, gilt vielmehr der Richtung, in welcher dieses Talent sich fruchtbar machte, gilt einer ganzen Schule, gilt dem gegenwärtigen Geschmack. Handlung und Charaktere sind wahr und nach dem Leben gezeichnet, vermögen aber nur selten unser Interesse für sich, meist unsern Abscheu gegen sich zu erwecken. Das Schauspiel gehört in die Rubrik von Gustav Freytag's „Graf Waldermar“ und „Valentine“, von Alfred Reissner's „Reginald Armstrong“ u. a. und steht, was die ästhetische Befriedigung anlangt, höher als die genannten, mit Ausnahme der „Valentine“. Mein Label gilt zunächst der ganzen Gattung, und ich schalte gern ein, daß unser Autor im Bereich derselben Treffliches leistete. Weniger der Mangel jeglicher Idealisierung als der Mangel an thätigen, starken Charakteren, welche die ganze Seele des Lesers fesseln, ist der Vorwurf, den ich geltend mache. Die einzige Gestalt von allen, die der „Jugendbund“ uns bringt, die einzige Gestalt, an deren Wohl und Wehe wir theilnehmen, ist die unschuldig verfolgte junge Witwe, an welcher nichtsweniger der Auf einer Kokette haften bleibt, da man die vorgeschütteten Gründe, aus denen sie des Herzogs erste Bewerbung zurückstieß, weder erfährt noch zu ahnen vermag. Der Lohn für ihre Jugendhaftigkeit ardet in Strafe aus, weil der Herzog, dem sie zur Rettung ihres guten Namens die Hand zu bieten gezwungen ist, vor der übrigen Gesellschaft wenig mehr als seine Leidenschaft für die Dame voraus hat. Ganz freiwillig erscheint die Ehe nicht, da noch

im zweiten Acte Heloise in die Worte ausbricht: „Endlich, endlich hat er mich gefunden! Er wird er mir bleiben, da ich ihm nur Schwester sein will? So nur kann ich ihm meine ganze Liebe schenken, ohne meine Freiheit zu verlieren!“ Die Koketterie, einen angesehenen Mann zu fesseln, überwiegt die Liebe zu ihm, bis ihre verdächtige Ehre zur Umstimmung der Pläne nöthigt. Heloise's Worte, „daß sie diesen Mann allein für besser hielt“ und schon zur Zeit der ersten Bewerbung für besser als die Uebrigen gehalten habe, dürfen nicht vergessen werden. Hatte sie wirklich schon damals seine Tauglichkeit erkannt, so war ihre Zurückweisung Koketterie, welche die Ehre der übrigen hoffenden Verehrer nicht entbehren wollte; hatte sie des Herzogs Werth nicht verstanden, so waren ihre Worte, daß sie in ihm den einzig würdigen Bewerber gefunden, erheuchelt. Stünde sie endlich dennoch von all dem Raket befreit da, welcher an ihrem Betragen haftet, so wäre ihr Schicksal um so bedauerlicher, um so trostloser. Bei alle Dem — wiederholen wir — haben sämtliche Charaktere das Verdienst pulstrenden Lebens, und wir fänden völlige Genüge, könnten wir die Ansprüche eines höhern Gesichtspunkts fallen lassen.

Ich stelle vorhin den „Zugendbund“, namentlich in der ebendessprochenen Beziehung, über den „Grafen Waldemar“, über „Reginald Armstrong“ und setze ihn auch über Reissner's „Weib des Urias“. In jenen drei Dichtungen — und ich wüßte ihre Zahl aus der neuesten Literatur beliebig zu erweitern — sind die den Dramen zum Mittelpunkt gegebenen Personen, Reginald, König David, Graf Waldemar, wahre Charakterlumpen, wie uns deren in der Wirklichkeit nur allzu viele begegnen. Die thätigen Naturen: Urias, die Gärtnerstochter (in „Graf Waldemar“), treten zu weit in den Hintergrund, sind mit zu wenig Liebe gezeichnet, als daß sie den Ansprüchen genügen könnten. In den sogenannten Helden keine Entschiedenheit, keine Festigkeit, keine Ehre! Nur Schwäche, Bänkelnuth, Gemeinheit sind neben wenigen bessern Eigenschaften die Hauptcharakterzüge jener Männer, deren Handlungen uns vorgestellt werden. Ich rede nicht das Wort den Zugendbrachen und frommen Hirngespinnsten, welche in Langweiligkeit mit der Abscheulichkeit jener wetzeln. Wir interessieren uns für einen Epigebuben, wenn er Kraft und Witz offenbart, nicht aber für bössartige Schwächlinge oder Leute, die mit ihrem Alltagsgeplauder die Zeit verderben. Wir wollen die Wahl auch solcher Helden, welche wirklich Helden sind, wahre Menschen, in denen der Gott mit dem Thier im Kampfe nicht unterliegt oder auf bizarre Weise, kaum ehrenhafter gerettet, kümmerliches Dasein fristet. Vom Drama erwarten wir mehr als ein bloßes Daguerreotyp der Wirklichkeit! Die bildliche Darstellung einer Landschaft, einer menschlichen oder thierischen Gestalt, einer Handlung macht Ansprüche auf den Namen eines Kunstwerkes, wenn das Zufällige, Nebensächliche, Unästhetische, Gemeine keine Vertretung fand, genügt aber erst, wenn die Natur, durch den Hauch der Poesie verklärt, zur Verkörperung eines Gedankens sich hinzugeben vermochte. Die Abbildung einer Stadt, eine landschaftliche Darstellung, das Porträt einer Person erregen ohne innern Kunstwerth hohes Interesse, wenn die Stadt, die Landschaft, die Person uns aus irgendwelchen Gründen anziehen. Die Aufstellung des Bildes in einer Gemäldegalerie, welche auch andere als kunsthistorische oder eth- und geschichtsbeschreibende Zwecke verfolgt, wird von Merkmalen abhängen, die weder nach persönlicher noch örtlicher Ähnlichkeit fragen. Solches gilt, wie von jedem, so auch vom dramatischen Kunstwerk. Uns mag die Darstellung socialer Verhältnisse aus verschiedenen Rücksichten interessieren, ohne daß wir solchen Werken Kunstwerth beilegen. Es können in den nämlichen Schöpfungen alle Regeln der Kunst beobachtet sein, und sie werden — so lange die Wirklichkeit in ihrer Nacktheit, unbelebt vom Odem der Poesie, zutage tritt — als vollendete Kunstschöpfungen uns fesseln lassen.

Wir erheben höhere Ansprüche an das Drama, als Kunst und Poesie der Gegenwart fordern. Wir haben ein Anrecht!

Unsere Zeit ist so kindisch schwach, so geistesarm abgedacht, so durch und durch kränzlich, ungesund, so sehr vom Syphilis, Amaranthensieber, schlechter Verdauung, Hysterie, Lischruden, Sicht, Pepsitasucht, Hämorrhoiden, Communismus und andern Krebschäden angegriffen, daß einfache Blosslegung des Uebels nicht Hülf bringen kann. Schneidet den faulen Fleck bis auf's Leben! Geißt dem entnervten, von bösen Giften genährten Körper auf durch stärkende Kost, durch Genesung bringende Mittel! Wollten doch die Dramatiker uns Dichtungen bringen, welche aus der Prosa alltäglichen Lebens, aus dem Elend unserer Umgebung emporheben, große, starke Charaktere, die zur Racheiferung begeistern!

Entschuldige sich kein Poet mit den weiblich schwachen Charakteren, welche Goethe's classische Dichtungen aufweisen. Ihn standen die starken zur Seite! Aber kein Werther, kein Leise vermochte die Uebel zu heben, welche unsere Lage verzerrten. Wir bedürfen der Männer, Männer wie Moses, der Quellen aus Felsen schlug, der Wasser in Blut verwandelte, dessen klar majestätischer Wille dem willenlosen, entnervten Volke gehet, wir bedürfen eines Moses, der uns dem Lande der Anekdote entführt.

Regie von Givers.

### Johann Matthias Dreyer.

In Otto Müller's vielgelesnem Roman „Charlotte Admann“, dessen Schilderungen des althamburgischen Lebens auf sorgfältigen örtlichen Nachforschungen beruhen, wird dem Leser auch der Schöngest und Localpoet Dreyer vorgestellt, und in dem Drama, welches nach jenem Romane bearbeitet wurde, ist derselbe sogar auf die Bühne gebracht. Der Name dieses Wirkings (über welchen auch bereits in F. Pleger's „Bremer Sonntagblatt“, Nr. 1 f. 1854, eine Notiz vom Einsender dieses gegeben wurde) dürfte nur einzelnen Literaturfreunden nicht fremd gewesen sein; er war aber einst eine sehr bekannte hamburger Stadtfigur.

Johann Matthias Dreyer, zu einer Gattung von Schriftstellern gehörend, die uns jetzt in dieser Art nicht mehr begegnen, erblickte 1706 zu Hamburg das Licht der Welt und fand auch in seiner Vaterstadt als hochfürstlich holsteinischer Titularsecretär. Im Jahre 1763 gab er eine Sammlung von geritzten Trinksprüchen oder „Gesundheiten“ heraus unter dem Titel: „Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Biskop und Krambambuli“ (Hamburg 1763). Dieses Büchlein ist überaus selten geworden und verdient unter den livres rares et curieuses aufgeführt zu werden. Gleich nach seinem Erscheinen donnerten alle hamburger Pastoren von der Kanzel herab gegen dasselbe ob der darin enthaltenen gottlosen und unzüchtigen Späße; der städtische Magistrat ließ es mit Beschlag belegen und auf dem sogenannten ehelosen Block unter dem Schutze der Schandglocke öffentlich verbrennen. Nach diesem Strafgerichte zu schließen, müßten Dreyer's „Schöne Spielwerke“ höchst anstößig und verwerflich gewesen sein; es findet sich in dessen in der anziehenden Schrift „Goethe und Klopstock“ von Freimund Pfeiffer (eigentlich Dr. Wilhelm Victor Pfeiffer) Pfeiffer, der 1841 in seinem zweihunddreißigsten Lebensjahre als Oberlehrer zu Hildesburg starb) S. 138 fg. eine Mittheilung darüber, wonach dieses „Kleine Document hamburgischer Privatität“ doch nicht so ganz heillos war. Zum wenigsten erfahren wir hier, daß es manchen durchaus harmlosen Ausruf enthält, dessen sich, wenn auch nicht der Hauptpoet zu Et.-Katharinen, Herr Johann Reichior Seeje, so doch mancher ehrensteife Bürger der Stadt Hamburg in maßiger Barlaune wol keineswegs geschämt haben würde. So unter andern folgende:

Unser günstiges Geschick  
Ehret uns, Freund, so manches Glück,  
Als ich Tropfen hier erblickte.

Der Nille Kasse gibt,  
Und, was er heimlich liebt,  
Durch Untern nie betrübt.

Es sei hiermit kund und zu wissen:  
Ich mag vertraut gern küssen!

Auch von den leichtfertigen Sprüchen führt Pfeiffer einige an, indem er zugleich fragt, ob man nicht mit dem Verbreiten ein wenig vortheilhaft gewesen sei.

Hagedorn, unter dessen Gedichten sich gleichfalls einige Gesundheitsfinnen, züchtigte unsern Dreyer einmal für ein Impromptu durch ein anderes. Beide pflegten fast täglich des Mittags das ehemalige Dresser'sche Kaffeehaus in Hamburg zu besuchen. Eines Tages nun, da der hamburgische Bürgermeister Kipstorp, der Gatte einer sehr schönen Frau, gestorben war, schrieb Dreyer folgende zwei Zeilen auf ein Kartenblatt und legte es auf den Tisch hin:

Gedrückt durch Kipstorp's Tod, wünscht' ich bei seinem Sterben  
Dem Rathe den Beifall, mit seiner Frau zu erben.  
Hagedorn kam später, fand das Blatt und schrieb darunter:  
Bei unserm Kipstorp's Tod ist deiner Wünsche Ziel  
Zu wenig für den Rath, und für dich, Narr, zu viel.  
Ebenso bezieht sich auf Dreyer ein Epigramm von Hagedorn:  
Nicht Freund noch Feind.

Ich werde nie sein Freund, sein Haßer;  
Und eh' ich beides werden soll,  
Ich werde dieser Wein zu Wasser,  
Und in dem Wasser werd' er toll!

Boju Eschenburg die Erläuterung gibt, Dreyer, der sich immer an Hagedorn drängte, habe sich beschwert, daß jener sein Freund nicht sei.

In den literarischen Feinden zwischen Gottsched und den Schweizern taucht der Name dieses Mannes gleichfalls auf. Er war ein Anhänger Gottsched's, ein Verächter der Klopstock'schen Muse und einer ihrer Hauptgegner in Hamburg. Denn diese neue Poesie war ihm, obwohl er Klopstock selbst als einen „recht artigen und angenehmen Compagnon“ rühmte, dessen „unpoetische Freundschaft“ zu erlangen er sich alle Mühe gebe,

Zu ungelehrt für Weiße,  
Zu trocken für die Schönen,  
Zu dunkel für die Bürger.

So heißt es nämlich in einigen Versen, welche einem interessanten Schreiben Dreyer's an A. B. von Halem in Oldenburg vom Jahr 1752 beigelegt sind.

Bald Dreyer, bald dem leipziger Magister Johann Joachim Schwabe, Gottsched's getreuem Schilbknappen, wird die gegen die Schweizer gerichtete grobe Satire zugeschrieben: „Neuer kritischer Sad“, Schreib- und Taschentalmanach auf das Schaltjahr 1744 gestellt durch Chrysostomum Mathanasium. Waterthur im Kanton Zürich. Auf Kosten der kritischen Gesellschaft.“ Indessen betrachteten die Schweizer, wie aus einem Briefe Bodmer's an Hagedorn vom 6. September 1744 hervorgeht, Johann Christoph Schwarz, den jämmerlichen Uebersetzer der „Aeneis“, als Verfasser, und Bodmer schreibt sogar, man ersehe aus dem Almanach, daß Dreyer sich die Ungrnade der Gottschedianer ebenfalls zugezogen habe. (Vgl. F. v. Hagedorn's „Poetische Werke“, herausgegeben von J. J. Eschenburg, V, 168.)

J. J. Eschenburg.

## Aus Paris.

**Ausstellung.** Die Association des artistes. Ch. Blanc's „Histoire des peintres“. Lamartine's und Barante's neueste Geschichtswerke. Akademische Bahlen. Aufnahme de Sacy's. Tod der Frau de Girardin. Die Doppelschichtung von Paris.

Mitte Juli 1835.

Das pariser Publicum und die zahlreichen Fremden, die unsere Hauptstadt besuchen, gelangen immer mehr zur Erkennt-

niss, von welcher Wichtigkeit die Vergleichung der verschiedenen Kunstschulen ist. Die Ausstellung hat sich durch Zusendungen mehrerer Länder, besonders des nördlichen Europa, in der letzten Zeit bereichert; auch diese Kunstwerke sind jetzt in den Katalog aufgenommen. Durch diese Supplemente wird denn die statistische Uebersicht zu ergänzen sein, die wir in einem früheren Briefe mitgetheilt. \*) Die Jury, die über die Preisvertheilung zu urtheilen hat, sollte Mitte Juni ihre Sitzungen beginnen; da aber mehre fremde Mitglieder noch nicht eingetroffen waren, so mußte man den Termin 14 Tage später setzen. Die Aufgabe ist schwierig. Um neben der Ehre und dem Ruhm der Künstler auch deren materielles Interesse nicht aus den Augen zu verlieren, will man eine Lotterie organisiren, vermittelst welcher die während der Ausstellungszeit nicht verkauften Kunstgegenstände ausgespielt werden sollen. Dies führt uns auf die Association des artistes, die neulich eine Generalversammlung abgehalten hat. Aus dem von de Dangeat vorgelegten Berichte geht hervor, daß die Gesellschaft in den letzten zehn Jahren 1,100,000 Fr. eingenommen hat, von denen ein Drittel zum Ankauf von französischen Renten bestimmt worden, nicht etwa um einen Reservefonds aufzubauen, sondern um jederzeit im Stande zu sein, den Rothleidenden zu Hülfen zu kommen; ein Drittel ist zum Ankauf der von der Gesellschaft verlosten Kunstwerke verwendet, die Summe von 200,000 Fr. endlich in zehn Jahren als Pensionen, Unterstügungen und Beerdigungskosten verausgabt worden. Diese Resultate machen der Gesellschaft alle Ehre.

Ebenso wie Delécluze den Moment der Eröffnung der Kunstausstellung gewählt, um sein Werk über Louis David zu veröffentlichen, hat sich die Renouard'sche Buchhandlung es angelegen sein lassen, eben jetzt den Druck der „Histoire des peintres“ mehr als sonst zu fördern. Es ist dies nicht allein ein gediegenes, sondern auch ein wahrhaft prachtvolles Werk, welches sich eben dadurch auf der londoner Ausstellung eine Preismedaille errungen hat; auch auf der pariser Ausstellung glänzt es. Es sind bereits 150 Lieferungen erschienen, die einen Band im großen Quartformat bilden. Jede Lieferung umfaßt acht Seiten und enthält mehre Holzschnitte, das Portrait des betreffenden Künstlers und einige seiner bedeutendsten Bilder darstellend. Wenn auch sehr natürlicherweise die Holzschnitte von ungleichem Werthe sind, so befriedigen sie doch im Allgemeinen und viele sind vorzüglich. Kein Werk bedarf der Illustrationen so sehr als eine Geschichte der Künstler; außer dieser ersten Bedingung ist auch die der Wohlfeilheit erfüllt. Soll ein Buch bis in die Hände der Handwerker gelangen und den Kunstgeschmack unter dem Volke verbreiten, so ist äußerste Wohlfeilheit nothwendig — und die Lieferung des vorliegenden Werks kostet nur einen Franc. Die Redaction des Textes ist Charles Blanc, Bruder von Louis Blanc und mehrjährigem Directeur des beaux arts, anvertraut. Was den Text betrifft, so verdient er alles Lob, wenn man gegen manche vielleicht übertriebene Vorliebe und gegen etwas Biederkeit, die sich hier und da findet, nicht allzu streng sein will. Es ist die Trockenheit Vasari's und die übermäßige Kürze der Hand- und Wörterbücher mit gleichem Glück vermieden, und die angenehme Behandlung schließt also die Gründlichkeit nicht aus. Der Verfasser behandelt alle Schulen, alle Meister, und was sehr wichtig ist, der Notiz über die Gemälde folgt jedesmal die Uebersicht der Kupferstiche, des Künstlers Monogramm und wo möglich die Angabe der Galerien, in welche die Gemälde übergegangen sind. Wir wünschen diesem Werke den besten Erfolg.

Inzwischen fährt Lamartine mit wunderbarer Fruchtbarkeit fort zu improvisiren. Auf seine „Histoire de la Turquie“, die den Abonnenten des „Constitutionnel“ als Prämie gegeben wird, läßt er eine Geschichte Rußlands folgen und verspricht der „Presse“ eine Geschichte Julius Cäsar's. Setzt will er im „Siècle“

\*) Vgl. unsere pariser Correspondenz in Nr. 28. d. Bl.

D. Red.

unter dem Titel „Notes de mes lectures“ eine Art rückblickende kritische Uebersicht geben. Endlich ist von der Hand des berühmten Schriftstellers der letzte Band seiner „Histoire de la Constituante“ erschienen, die der „Histoire des Girondins“ als Einleitung dienen soll. Dies Buch ist übrigens bereits bekannt; es ist im Feuilletton des „Siècle“ erschienen und hat die gewöhnlichen schlechten und guten Eigenschaften der Werke dieses Schriftstellers, dieselbe Planlosigkeit, die wir bei ihm immer finden, einen glänzenden, wenn auch vernachlässigten Stil und große Weit-schweifigkeit. Wir wollen als Beispiel nur die letzten Augenblicke Mirabeau's erwähnen, die den Schluß des Buchs bilden. Ein sehr geachtetes italienisches Blatt „Omnibus“, das in Neapel erscheint, berechnet neulich, daß seit 1848 Lamartine an Büchern und Journalartikeln Stoff zu 47 Bänden geliefert habe, d. h. sieben Bände jährlich. „In Frankreich“, sagt das italienische Blatt, „arbeitet man geschwind“, und darum gibt es da auch wol so viel Geschichtschreiber und so wenig Historiker!

Eine andere wissenschaftlich-politische Persönlichkeit ist ein wenig der Gegenfag zu Lamartine. Barante zog sich gerade, im Februar 1848, als Lamartine aus Aude trat, von den Staatsgeschäften zurück und lebt seit der Zeit in seinem Vaterlande, der Auvergne. Er hat dort nacheinander zwei wichtige Werke beendet, die „Histoire de la Convention“\*) und die „Histoire du Directoire“. Lamartine gehört keiner Schule, ich möchte fast sagen keiner Partei an, er schreibt Geschichte nach der Inspiration seines Geistes und so schnell als die Feder laufen will. Barante hingegen steht in der Mitte und an der Spitze einer Schule, die sich wie er Quintilian's Ausspruch zum Motto genommen: „Scribitur ad narrandum, non ad probandum“, und seine „Histoire des ducs de Bourgogne“, der er 1828 seinen Platz in der Akademie verdankte, ist eins der Musterwerke der Gattung. Die „Histoire du Directoire“ ist in derselben Weise angelegt, soweit dies bei der ganz verschiedenen Zeit der Begebenheiten möglich ist. Der Stil ist klar, elegant, zu Zeiten selbst berecht. Die politische Färbung ist die vieler guten deutschen Geschichtswerke, Anerkennung der Revolution in ihren Resultaten, Haß gegen dieselbe als treibende Kraft, constitutioneller Liberalismus.

Es ist dies übrigens die politische Richtung fast aller Gelehrten Frankreichs, die auf dem historisch-publicistischen Gebiete thätig sind, und namentlich der bedeutendsten. Hieraus erklärt sich der hartnäckige Widerstand der Akademien gegen die jetzige Regierung, deren System dem englischen als schroffster Gegensatz in allen Beziehungen gegenübersteht.

Einer der Anhänger dieser Partei, Renouard, hat bei den diesmaligen akademischen Wahlen infolge seiner politischen Meinung zu leiden gehabt. Seine Freunde haben sich der Abstimmung enthalten, um der Regierung ihr Uebelwollen zu erkennen zu geben; und so ist dem auch sonst sehr würdigen Mitbewerber Kaupin Hélie die Sache leicht geworden. Dieses jüngst erwählte Mitglied der Académie des sciences morales et politiques hat sich durch wichtige criminalistische Arbeiten ausgezeichnet, die sich eng an die Forschungen der deutschen Gelehrten auf diesem Gebiet anschließen und dadurch in Frankreich Epoche gemacht haben. Der Verfasser ist Mitglied des Cassationshofs in Paris. So dauert denn, trotz der Gewaltmaßregeln der Regierung, die Opposition fort. In der Abtheilung Economie politique ist der leergewordene Stuhl Léonce de Lavergne zugetheilt und in der Académie des sciences Eloquet an die Stelle Kalléman's gewählt worden; die Ansprache des neuen Mitglieds ist bekannt genug. Der Kampf war sehr heiß, denn die Akademie hatte seiner Candidatur die der berühmtesten französischen Chirurgen entgegengestellt: Roussigneux, den Paracelsus der Chirurgie, Leroy d'Étiolles, der die Lithotritie eingeführt, und die berühmten Schriftsteller und

Lehrer Daubuis, Serby, Malgaigne, Jules Guérin, Robert de Lamalle.

Die gewöhnlich und trotz der Veränderungen in Betheiligung der Eintrittskarten wohnte ein zahlreiches Publikum der Aufnahmezeremonie bei, als namentlich de Sacy, Redacteur des „Journal des Débats“ seinen Sitz in der Académie des sciences einnahm. Seine Rede war einfach, würdig, gemessen und in gutem Stil, auch nicht allzu sehr mit Politik untermischt. Er hat von der Literatur wie ein Mann gesprochen, der sie kennt und schätzt, von der Presse wie ein Schriftsteller, der stets thätig gewesen und der sie stets gehört hat. Die Antwort des Salvandy war gesucht und glänzender. Die Akademie macht an de Sacy eine gute Acquisition. Er ist, so zu sagen, von einer akademischen Familie. Sein Vater, der berühmte Orientalist Joseph de Sacy, war Mitglied des Instituts, und er selbst hat aus den Händen des Vaters einst in öffentlicher Fei'r einen akademischen Preis erhalten. Seine Werke beschränken sich auf Artikel im „Journal des Débats“. Es ist dies ein ganz anderer Titel zur Aufnahme, wenn man mit so viel Talent gearbeitet hat wie er.\*) Er beschäftigte sich nur mit literarischen und philosophischen Gegenständen. Aber seit dem Tode der beiden Väter, des Vaters und des Sohnes, haben ihm die Eigenschaften des Journals die ganze Leitung übertragen, wodurch er sich genöthigt sah, tiefer in den politischen Theil des Blattes einzugreifen. De Sacy hat von jeher eine sehr ernste Richtung verfolgt; neuerlich hat er sich zu noch strengern religiösen Principien bekannt, wie man das in der Berrede zur steigenden (Licht-) Ausgabe der „Imitation de Jesus Christ traduite par Marillac, Garde des sceaux de Louis XIII“ sehen kann, ebenso wie in der Einleitung zum Leben des frommen François de Sales. Einer Familientrabition folgend hat sich de Sacy in seiner religiösen Richtung dem römischen Straß parwandt, auf den die Jansenisten so viel Werth legen.

Wir müssen noch von einem schmerzlichen Ereigniß sprechen, dem Tod der Frau de Girardin (Delphine Gay), Gattin des bekannten Redactors der „Presse“. Wenige Personen waren von der Natur so reich ausgestattet, Geist und Schönheit schmückten sie in gleicher Weise. Auch war sie nicht nur eine schöne und geistreiche Frau, sie war eine wahrhaft bedachtende Schriftstellerin; und was das Seltenste ist — der Erfolg machte sie für ihre Schwächen nicht blind und wandte sie von den ersten Studien nicht ab. Sie trat als Dichterin unter dem Namen Delphine im Feuilletton und im Roman unter dem Pseudonym Vicomte de Launay auf. Die „Comtesse de Paris“, die sie unter diesem Namen mehrere Jahre lang verfaßte, setzten Alles in Bewegung. Auch als Theaterdichterin erfreute sie sich eines ungetheilten und wohlverdienten Beifalls. Frau de Girardin's Tod beraubt Frankreich nicht allein einer tüchtigen Schriftstellerin, er schließt auch einen der wenigen rein literarischen Salons, die den politischen Bewegungen noch widerstanden.

51.

Es gab eine Zeit, wo man gar nicht mitreden durfte, wenn man nicht in Paris gewesen war oder wenigstens in dieser Stadt die Metropole aller modernen Cultur, das Haupt aller Kunstübung und Geküttung, den Inbegriff aller hohen geistigen Elemente, aller Freiheit und Humanität erblickte. Wie zur Zeit Ludwig's XIV. machten alle deutschen Schriftsteller, welche als fashionabel angesehen werden wollten, ihre Reverenzen gegen die Tuilerien, das Palais-Royal und das pariser Studenten- und Griseftenviertel; man mußte fast ein französisches Dictionnaire zur Hand nehmen, um den deutschen Jargon der für die deutsche Salonswelt geschriebenen deutschen Bücher vollständig verstehen zu können. Das

\*) Vgl. den Bericht von Edward Kallhoff über dieses Werk in Nr. 12 b. Bl.

D. Red.

\*) In Deutschland sind wir so weit noch nicht, daß die bloße Mitarbeiterchaft an einem Journale, und wäre sie die einflussreichste und salbteste, einen Anspruch auf die Aufnahme in eine der deutschen Akademien begründen könnte. D. Red.

Himmel sei Dank! man kommt in diesem Punkte wie auch in andern allmählich zur Vernunft. Interessant war uns in dieser Hinsicht in jüngster Zeit ein pariser Brief von Ernst Krausmann in Nr. 29 des Pariser „Deutschen Museum“. Einen Hauptgrund der Illusionen, womit die deutschen Besucher von Paris, welche dahin kommen, um ein Buch oder wenigstens Journalartikel darüber zu schreiben, befaßt zu sein pflegen, findet Ernst Krausmann in der unpatriotischen Selbstvergessenheit dieser meist jungen Leute. Er sagt: „Gleich dem Amant fühlen sie sich, jeder nach seiner Art, ein Danton, ein Bottaire oder sonst etwas, wenn sie nur das pariser Pflaster betreten, und sehen auf ihre deutsche «Steinrückerei» mit einer Veringskaping herab, die um so lächerlicher, als sie eben nur in dem zufälligen Moment des pariser Aufenthaltes begründet ist. Man muß sie gesehen haben, um mit Mitleid die pariser Eindrücke, Skizzen und Wäuberereien beiseite zu legen, die Einem mit den deutschen Journalen unter die Hände kommen. Da sei ich z. B. Einige in den billigen Restaurants des Palais-Royal sitzen und eine Suffisance in den dandyhaft affectirten Hügen zur Schau tragen, bloß weil sie «im Palais-Royal dinnieren»; lieber Gott, du mußt guten Humor haben, wenn du auf Paris herabsiehst.“ Der Verfasser geistelt nun die Lüge und Heuchelei, welche in Paris nach allen Richtungen herrschend geworden seien, erkennt in dem pariser Treiben nicht die Stärke der Gesundheit, sondern des Fiebers und gekostet, wie er, im Lande vor dem Eingange des Rindviepalastes stehend, unwillkürlich die Worte Priamus' und Oeipio's gemurmelt habe: „Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ithum hinfällt!“

Sodas hätte der Verfasser nicht übersehen und nicht mit Stillschweigen übergehen sollen, daß in Paris selbst eine Schar von Männern und zwar solchen, welche zu den geistreichsten, gelehrtesten und staatsmännisch gebildetsten Frankreichs gehören, von vielen ihrer Illusionen und Selbsttäuschungen zurückgekommen sind, einen vollkommenen Einblick in die Gefahren der Lage gewonnen haben und diese ihre Ueberzeugung mit männlicher Festigkeit und bereiteter Wärme der Welt verkünden. Man blickt nur in die besten Journale, z. B. das „Athenaeum français“, und in die vorzüglichsten Revuen, man lese z. B. in der „Revue contemporaine“ die Betrachtungen Guizot's, oder in der „Revue des deux mondes“ die von St.-Marc Girardin, Montguy u. s. w., oder in beiden die Polemiken gegen das Camp's „Chants modernes“ (vgl. Nr. 27 d. Bl.) und man wird finden, daß in diesen Revuen und Zeitschriften wie in vielen neuern Büchern ein (im englischen Sinne) höherer und stiller und zugleich praktisch fruchtbarer Geist zu finden ist als in den meisten deutschen Journalen, welche ohne einen ähnlichen Rang in Anspruch nehmen möchten. Diese Männer, alle Privatleute und allen gelehrten und staatsmännischen Dunkel beiseite lassend, sind wenigstens über einige der hauptsächlichsten sittlichen Grundwahrheiten übereingekommen, während in Deutschland theoretischer Eigensinn, angeborene Unklarheit und Selbstbetrug es zu dieser Conformität der sittlichen wie praktischen Ideen nicht kommen lassen. Wir führen hier (wesentlich nach der im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ gegebenen Uebersetzung) beispielsweise eine Stelle aus einem von St.-Marc Girardin verfaßten, Rousseau's Aufsatz über die Erziehung betreffenden Artikel an: „In den Gefahren und Versuchungen, welche zu allen Zeiten die entscheidende Freiheit des jungen Menschen bedrohen, kommen in unserer Zeit ein Uebel und eine Gefahr hinzu: die Unzuverlässigkeit und die Schwachheit der menschlichen Vernunft. Zwei Dinge, die eng miteinander verbunden sind, fehlen uns heutzutage: die geistige Klarheit und die Freude; *lux orta est tunc et recto corde laetitia*. Wir befinden uns wie in einem dichten Nebel; wir straucheln, indem wir den Weg suchen, und dies macht uns misanthropisch. Der echte Frohsinn, der aus der Klarheit der Gedanken und der Gefühle entspringt, ist in unserm Zeitalter selbst bei der Jugend selten zu finden. Es

dürfte, besonders in unserer Zeit, gut sein, daß die jungen Leute früh einen Beruf erhalten. Wenn zu der Ungewissheit des Gewissens und der Vernunft der Müßiggang hinzukommt, ist der ganze Mensch in Gefahr. Die Pflichten eines Berufs geben dem jungen Menschen einen Halt und eine Regel. Der Mensch ist in der Gesellschaft schlechter als in seinem Beruf, im Salon schlechter als in seinem Arbeitszimmer.“ Man vergesse nicht, daß dieser Satz, der unfehlbar eine große Wahrheit enthält, gerade für das flanierende Paris eine besondere Bedeutung hat. Niemand ist in Gesellschaft (was man so „Gesellschaft“ nennt) und im Salon mehr ganz er selbst, sondern die Maske, die er zu sein verurtheilt wird. Schon Ernst Schuler machte in einem Briefe an seinen Freund Bergmann, den wir gelegentlich in Nr. 18 mitgetheilt haben, eine ähnliche Bemerkung. Professionelle Gesellschaftsmenschen, die Flaneurs der Salons, gewöhnen sich zuletzt auch für das gewöhnliche Leben an diese Vertappung und nehmen, da die „Gesellschaften“ eben verschiedener Art sind, bald diese, bald jene Maske vor, je nach Umständen. Was nun unsere deutschen Guizot und St.-Marc Girardin betrifft, so legen diese mäßig die Hände in den Schoß, oder widmen sich Alotris, oder schreiben dicke Bücher, worin sie die Politik bald jenes bald dieses Pops, bald jenes bald dieses Staatsmannes durchscheln; aber für die eigentliche Aufgabe der Zeit, für die sittliche Festigung und Erhebung des Volks, welche allmählig jene schlechthinnige marchia-vallistische Politik unmöglich machen würde, haben sie kaum einen Tropfen Linde übrig, weil sie dergleichen für zu trivial und unter ihrer Würde zu halten scheinen. **S. M.**

### Das realistische Princip im Roman.

Ein Journal, welches von einem dem Herausgeber d. Bl. persönlich befreundeten Autor geleitet wird, hielt sich längst über diejenigen Kritiker auf, welche das Recht, ihre kritische Ansicht auszusprechen, auch dem Freytag'schen Roman gegenüber in Anwendung brachten. Der Verfasser der betreffenden Notiz gestand dabei, daß er zwar den Roman nicht gelesen, daß derselbe aber doch sowohl Männern als Frauen gefallen habe. Wir finden es in der That etwas eigenthümlich, für einen Roman, den man nicht gelesen hat, bloß auf den Grund hin ins Feuer zu gehen, weil er „Männern und Frauen gefallen hat“. Dies ist gerade, als wenn ein Theaterreferent der Darstellung eines neuen Stücks nicht beigezogen hätte, trotzdem aber versichern wollte, es habe dem Publicum gefallen, mithin sei es gut und die Kritik habe ohne weiteres in das Lob mit einzustimmen oder den Mund zu halten. Ebenso eigenthümlich ist die in jener Notiz ausgesprochene Behauptung, daß nur Diejenigen dem Freytag'schen Roman nicht wohlwollten, welche bisweisen von den „Grenzböten“ unsankt „gebüßet“ worden seien. Diese Behauptung legt uns die Vermuthung nahe, daß der Ausfall hauptsächlich gegen einen kritischen Kollegen gerichtet sei, welcher sich über den Freytag'schen Roman sehr abfällig ausgesprochen, nachdem er früher allerdings mit den „Grenzböten“ einen literarischen Strauß gehabt hat. Nichtsdestoweniger fühlen wir uns als Verfasser der in Nr. 25 d. Bl. über den Freytag'schen Roman enthaltenen Kritik einigermaßen mitbetroffen, da es in jener Notiz weiter heißt: man könne es für die Literatur nur erprießlich halten, wenn man endlich einmal realistische Stoffe statt der bisherigen identischen in der Romanbildung behandle u. s. w. Dies und das weiter Folgende scheint sich auf eine unserer Auslassungen direct zu beziehen, beruht aber auf einer Mißdeutung derselben. Wir sind weit davon entfernt, die Behandlung realistischer Stoffe im Roman in Wusch und Wogen zu verwerfen. Aber der Freytag'sche Roman trat, laut dem Motto, mit der Prätenstion auf: das deutsche Volk bei seiner Arbeit darzustellen. Wir untersuchten, welche Arten der Arbeit es seien, die der Verfasser in das Bereich seiner ohne Zweifel mit manchen Vorzügen ausgestatteten Dichtung gezogen, und wir fanden, es sei die Arbeit des Kauf-

manns und die des Landwirths. Wir haben dagegen im Besonderen bemerkt, daß sich hierin die Arbeit des deutschen Volks weder erschöpfe noch am glänzendsten darstelle. Auf dem ersten Gebiete namentlich haben wir Concurrenten, denen wir nicht gewachsen sind. Am wenigsten aber schien uns ein binnemännisches Handlungsgeschäft, ein breslauer, geeignet, das kaufmännische Geschäft in großartiger, poetischer Weise zu repräsentiren. Während wir diejenige Partie des Freytag'schen Romans gebührend lobten, in welcher der Verfasser wirkliche Conflicte zur Darstellung bringt, wie die, durch welche das von Nothfallet'sche Familienwesen zugrunde geht, tabelten wir, und wir glauben mit demselben Rechte, daß der Verfasser dem kaufmännischen Geschäft alle tieferen Conflicte, die sich aus seinem eigenen Schooße erzeugen könnten, mit größter Bärtlichkeit aus dem Wege geräumt hat. Auch wir können es nur gutheißen, daß in den Romandichtungen „Menschen, wie sie eben die liebe Gottes-erde trägt, die Hauptacteurs seien“, aber dann müssen sie auch nicht bloß Abstractionen, sondern Menschen sein, welche den Stempel der Lebenswahrheit tragen, wie die Menschen in den Dickens'schen Romanen. Wie aber unter Andern sein letzter Roman „Harte Zeiten“ beweist, geht Dickens in dieser Richtung viel zu weit, bis zum Niedrigen und Widrigen, obgleich in der edelsten Absicht, um den Beelzebub durch Beelzebub auszutreiben. Man sehe sich im Volke genau um, und man wird mit Schrecken wahrnehmen, wie sich die Werthschätzung und Heilighaltung aller idealen Güter fast täglich mehr aus den Gemüthern verliert. Es scheint uns nun nicht die hauptsächlichste Aufgabe gerade unserer Schriftstellerischen Talente zu sein, dieser Richtung mit Aufwendung aller Kräfte in die Hände zu arbeiten. Man kämpft ja offenbar von den entgegengesetzten Seiten gegen die Basis, auf welche unsere großen Dichter und Denker die Literatur gestellt haben. Wird Das, was wir dabei möglicherweise gewinnen, den gewissen Verlust ausgleichen? Dieser Frage gegenüber können oder sollten die Schriftsteller, welchen es noch daran liegen sollte, die ideale Richtung der Nation zu vertreten, nicht gleichgültig bleiben. **P. M.**

### Notizen.

#### Zur neuern Schauspielkunst.

Die „Europa“ brachte jüngst eine Kritik der Dawison'schen Gastspiele in Berlin, die von dem Urtheil, wie es sich über diesen Künstler an andern Orten festgestellt hat, vielfach abweichend ist, sonst aber auch in andern kritischen Mittheilungen aus Berlin (z. B. in Nr. 27 des „Deutschen Museums“) ihre Ergänzung und Bestätigung findet. Von Interesse war uns folgende, wie es uns scheint, beachtenswerthe allgemeine Bemerkung des Correspondenten der „Europa“: „In einer Zeit, die so übersättigt ist, daß nur das Neue Glück macht, ist ziemlich Alles möglich geworden; sind wir doch dahin gekommen, daß die Schauspieler, welchen die Natur gerade die Gaben versagt hat, welche augenscheinlich die nothwendigsten Requisiten der Schauspielkunst sind, eben dieses Mangels wegen auf besondere Beachtung rechnen können. . . Ein kräftiges wohlklingendes Organ ist z. B. jetzt geradezu vom Uebel, — der schreit! heißt es gleich — aber Jener, der, obwohl asthmatisch, den Karl Moor spielt, trotz seiner Natur die Erfolge ordentlich ab.“ Diese Erscheinung, die mit einem wichtigen Moment in unserer Kunstanschauung zusammenhängt, hat sich auch unserer Wahrnehmung nicht entzogen, und es freut uns zu sehen, daß man gleichzeitig auch von andern Seiten auf sie aufmerksam zu werden beginnt. Die Kunst hat die Aufgabe, vorzugsweise mit schönen Mitteln zu wirken; denn nur mit schönen Mitteln läßt sich ein Kunstwerk hinstellen, welches den Bedürfnissen des Schönheitssinnes genügt. Offenbar müssen wir aber an diesem Schönheitssinne Mangel leiden, wenn wir ein schnarrendes oder knarrendes Organ (wir sagen dies, ohne dabei speciell an Dawison zu denken) einem wohlklingenden und wohlgebildeten und dissoni-

rende Töne den harmonischen vorziehen. Die Declamation, diese im richtigen Sinne verstanden, wird doch wol immer ein Hauptrequisit der wahren Schauspielkunst bleiben müssen. Die mächtige und schöne Wirkung einer durchgebildeten, durch ein wohlklingendes Organ unterstützten Declamation empfand man z. B. bei Clair's Recitation der Parabel von den drei Ringen im „Kathan“, bei Gruner's Vortrag des „Lied von der Glocke“, bei den Mustervorträgen der Sophie Schröder. Aber nicht bloß unser ästhetischer, auch unser sittlicher Schönheitssinn, das Palladium unser Gemüthsleben, steht bei dieser offenbaren Vorliebe für mephistophelische, teufelische, boshafte, tückische, schleichende und infernalische Charaktere in Frage. Wären wir wirklich schon so weit, daß ein Franz Moor, ein Mephistopheles, ein Osffo, ein Rarinet, ein Carlos im „Clavigo“, ein Burck in „Cabale und Trick“ u. s. w. auf verwandtere Elemente in unserm sittlichen und geistlichen Leben rechnen dürfen als ein Marquis Posa, ein Wallenstein, ein Tasso, ein Kathan? Das wäre ein sehr schlimmes Zugeständniß, womit man Denjenigen Recht geben würde, welche in unserer Literatur, Musik, bildenden Kunst und Gesittung nur zu viele Anknüpfungspunkte für eine tiefste oder bereits heringebrochene Kunst- und Gemüthsbarbarei zu finden meinen. War es einmal an der Zeit, gegen hohen Idealismus und daraus hervorgehende Schönheitsmaximen zu machen, so ist es vielleicht jetzt ebenso nöthig, gegen ein entgegengesetztes Extrem Protest einzulegen. Die Siedr- und Formenschnöde Rafael's wird doch immer das Höchste bleiben, mögen wir auch noch so sehr einen Caravaggio oder Rembrandt als Specialitäten bewundern. **P. M.**

#### Goethe's „Zauberlehrling“ und „Braut von Korinth.“

Es ist wol nicht Allen bekannt, die diese beiden weltlichen Balladen Goethe's kennen, daß sie aus griechischen Dichtungen geschöpft sind, die erstere aus einer Schrift Lucian's: „Pseudomachos“ („Der Lügner“), die zweite aus Pflagon von Tralles: „De Mirabilibus“. Aber ist in ersterer die breite profane Erzählung Lucian's, die jedoch auch im griechischen Original ein wahres Meisterstück ist, durch Goethe zu einer lebendigen, anschaulichen Dichtung umgewandelt worden, die man ganz romantisch nennen könnte, so hat er in der zweiten aus einem gegebenen erbärmlichen und unvollständigen Stoffe eines der ausgezeichnetsten Producte der lyrischen Dichtkunst entwickelt, indem er übrigens zugleich besser verstand, was zu einer griechischen Gespenstergeschichte dieser Art gehört, als der Dichter selbst und dadurch, daß er ein christliches Element einführte, seine Ballade zu einer wahrhaft romantischen Dichtung macht, die aus griechischem Urstoffe, christlicher Gesinnung und heilem Orientalismus gemischt ist. Gerade das, daß Goethe aus dem griechischen Original Fremdartiges durch die Einwirkung des Christenthums in diese zweite Ballade hineingebracht, ist die Art und Weise, wie er es gethan hat, ist verschiedenem Urtheile ausgesetzt gewesen; allein es muß für ein Urrecht gelten, weil man darin dem Anscheine nach eine Verpersönlichung des Heidenthums im Vergleich mit dem Christenthum zu sehen glaubte, wenn man einestheils daraus Goethe einen Vorwurf macht, da dessen Ansicht eine echt griechische war, andertheils seine Absicht gar nicht die war, das wahre Christenthum zu schmälern, und sogar auch eine christliche Ansicht nicht gegen Goethe's Ballade haben kann. Die todte griechische Jungfrau entsteigt nicht darum dem Grabe, weil sie, anhängend dem Heidenthume, deshalb dem Christenthume feind ist, sondern weil sie mit der Bekehrung ihrer Aeltern zugleich unsterblich zu Romme geweiht wird, um allen Freuden des Lebens zu entsagen, weil der längstversprochene, wenn auch unbekannte Bräutigam ihr genommen und einer jüngern Schwester ohne deren Verdienst zugebracht wird. So ward ihr das von den Aeltern angenommene Christenthum kein Grund zur fortwährenden Sinnesänderung; so erschien ihr das Heidenthum für sie nur



defens mehr Glück spendend; so verzehrte sie sich in Gram über ihre verfehlten Lebenshoffnungen, Christin dem Keufers, Gedächtnis nach; so entstieg sie dem Grabe, um das ihr im Leben verheißene Glück wenigstens noch nach dem Tode sich zu gewinnen. Mehr hierüber kann man nachlesen in einem deutschen Porträt des in Königsberg 1838 verstorbenen Philosophen Karl Ludwig Struve (Königsberg 1836; wieder abgedruckt in „Opuscula selecta“, Leipzig 1854, II, 418), dessen schon Goethe selbst mit Anerkennung gedachte (vgl. „Briefwechsel mit Zeller“, IV, 132 fg.).

## Bibliographie.

Albert, C., Aus der Gesellschaft. Geschichten. Berlin, Brigg u. Lohde. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
 Andersen's Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Dänischen übertragen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. 3te Miniaturausgabe. Berlin, Besser. 16. 20 Ngr.  
 Bartsch, K., Provenzalisches Lesebuch. Mit einer literarischen einleitung und einem wörterbuche herausgegeben. Elberfeld, Friderichs. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.  
 Deutsche Bibliothek. Sammlung ausersleener Original-Romane. 7ter Band: Eckhard. Eine Geschichte aus dem 17ten Jahrhundert von S. B. Schöffel. Frankfurt a. M., Meißner Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr.  
 Dorberger, C. v., Prinz Eugenius von Savoyen. Romanzenkranz. Fulda, Maier. 16. 8 Ngr.  
 Dreier, C., Pandur und Freimaurer. Historischer Roman. Vier Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.  
 Büchner, E., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung. Frankfurt a. M., Meißner Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr.  
 Burmeister, H., Geologische Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. 1ster Band. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.  
 Cornelius, C. A., Geschichte des Münchener Aufstands in drei Büchern. 1stes Buch: Die Reformation. Leipzig, L. D. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.  
 Dannemann, A., Die Lehre von der Kirche in acht Festen predigten dargestellt. Tübingen, Laupp. 8. 12 Ngr.  
 Diessenbrock, C. S., Deutscher Mentor. Humoristischer Versuch einer Philosophie über den Umgang mit der Welt. Stuttgart, Göpel. 16. 15 Ngr.  
 Elster, E., Commentar über den Prediger Salomo. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 16 Ngr.  
 Freytag, G., Soll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.  
 Füesslin, S., Die Einzelhaft nach fremden und sechs-jährigen eigenen Erfahrungen im neuen Männerzuchthause in Brachthal. Heideberg, S. C. B. Mohr. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.  
 Geibel, C., Gedichte. 37te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.  
 — — — Meister Andrea. Lustspiel in zwei Aufzügen. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.  
 Gripenkerl, A., Ideal und Welt. Schauspiel in fünf Akten. 2te Auflage. Weimar, Böhlau. Br. 8. 25 Ngr.  
 Hammer-Purgstall, Die Schuld der Tempel. Mit sieben Tafeln. Wien. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.  
 Hebbel, F., Michel Angelo. Ein Drama in zwei Akten. Wien, Zentler u. Comp. 16. 16 Ngr.  
 Holzwarth, S., Petrus Claver, Sklave der Negersklaven. Bilder aus der Mission unter den Negern. Tübingen, Laupp. 8. 20 Ngr.  
 Jahrbuch des Großherzoglich Weimarischen Hof-Theaters und der Hof-Kapelle. Herausgegeben von R. Pohl. 1ster Jahrgang. Saison 1854 bis 1855. Weimar, Böhlau. 8. 15 Ngr.

Jessen, P., Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. Berlin, Veit & Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Keerl, P. F., Die Apokryphenfrage mit Berücksichtigung der darauf bezüglichen Schriften Dr. Stier's und Dr. Jengstensberg's aufs Neue beleuchtet. Mit einem Anhang: Philo im Neuen Testament. Leipzig, Gebhardt u. Reiland. Gr. 8. 1 Thlr.

Le Prince, F., Die Leidenhand. Fortsetzung des Romanes: Der Graf von Monte-Christo von A. Dumas. Aus dem Französischen übersetzt von A. Krefschmar. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Lindner, Dante Alighieri. Dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen. Sena, Rauke. 16. 12 Ngr.

Lippert, G. F. W., Sulamith oder das Lied der Lieder dem Salomo, seit achtundzwanzig hundert Jahren zum erstenmal aus seiner Traum-Bilder-Sprache, in die gewöhnliche Begriff-Sprache, frei übertragen und seinem Inhalte und Sinne gemäss erklärt. Nürnberg, Schmid. Gr. 8. 15 Ngr.

Milton, J., Das verlorene Paradies. Das wiedergewonnene Paradies. Uebersetzt von B. Schumann. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Minutoli, J., Freih. v., Portugal und seine Colonien im Jahre 1854. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Königs Don Pedro V. und einer Uebersichtskarte von Portugal und der Aufnahme des Tejo-Strömgebietes von Tancos bis Povoa. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Neubauer, E. R., Lieder aus der Bukovina. Wien, Manz. Gr. 8. 28 Ngr.

Otte, F., Grundzüge der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters. Ein Auszug aus dem größeren Werke des Verfassers. Mit 118 Holzschnitten. Leipzig, L. D. Weigel. Lex.-8. 2 Thlr.

Petermann, C. F., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. 1ster Theil: Geschichte des Alterthums. Sena, Rauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Pokorny, C., Bücher für Herz und Scherz. Gesammelte Schriften. 1ster Theil. Prag, Haase Schöne. 16. 1ster u. 5ter Theil 1 Thlr.

Reichenbach, Mathilde Gräfin v., Kaufmann. Novelle. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Rittershaus, C., Gedichte. Elberfeld, Bader. 24. 1 Thlr.

Sauter, F., Gedichte. Mit des Dichters Lebensskizze aus dessen Nachlasse herausgegeben von Julius von der Traun. Wien, Zentler u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Schulte, A., Ludwig Capet. Ein historisches Gedicht. Elberfeld, Bader. Br. 8. 1 Thlr.

Sievert, Schildhorn. Romane. Mit einem Anhang historischer Anmerkungen. Wohlfeile Ausgabe. Berlin, Huber. 16. 5 Ngr.

Solitaire, M., Dunkler Wald und gelbe Düne. Zwei Novellen. Leipzig, Matthes. 1856. 12. 20 Ngr.

Springer, R., Der orientalische Krieg in den Jahren 1853—1855. Berlin, Barthol. 8. 1 Thlr.

Straupe, S. P. C., Gott und der Mensch. Lübeck. Gr. 8. 16 Ngr.

Boat, C., Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolph Wagner in Göttingen. 4te mit einem dritten Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Rieder. Gr. 8. 20 Ngr.

Zeising, A., Aesthetische Forschungen. Frankfurt a. M., Meißner Sohn u. Comp. Lex.-8. 3 Thlr.

## Tagesliteratur.

Ein Stück Dänisch-Deutsche Geschichte im Mai 1855. 2te Auflage. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## **BROCKHAUS'** **REISE-BIBLIOTHEK** für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur *Reiseselectüre* besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher Prospekt über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — darunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der demnächst erscheinenden Bändchen ist jedem derselben gedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Bereits erschienen sind:

**Poetisches Reise-Album.** Herausgegeben von **Josef Rank.**  
**Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **Levin Schücking.**  
**Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. Gustav Kühne.**  
**Harabilder.** Von **Heinrich Pröhle.**

**Preis des Bändchens 10 Sgr.**

### **Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.**

In Vorlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours.** Par **Léopold Neumann**, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome premier. In-8. Geb. 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks bedarf keiner Rechtfertigung. Dasselbe ist auf vier Bände berechnet, die möglichst rasch hintereinander erscheinen werden. Namentlich wird eine grosse Anzahl noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. In einer Vorrede zu diesem ersten Bande spricht sich der Verfasser ausführlich über das ganze Unternehmen aus.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

**Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul.** In-12. 3 Thlr.

—, **Réglements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés.** Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

**Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique.** Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de **F. de Weymann.** 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

—, **Causés célèbres du droit des gens.** 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

—, **Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** 1 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

**Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat.** Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consuls qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

**Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1700 jusqu'à l'époque actuelle.** Par le baron **Charles de Martens** et le baron **Ferdinand de Cussy.** 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

**Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours.** Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—, **Éléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. 1852. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Georgius Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Inhalt: Neuere Werke über die Schweiz. Von Heinrich Kurz. Erster Artikel. — Das „Conversations-Lexikon“ und seine Nebenwerke. — Frauen-Novellistik. — Neugriechische Literatur. — Ist die Noth die „zehnte Muse“? — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

## Neuere Werke über die Schweiz.

### Erster Artikel.

1. Vom Rhein zum Montblanc. Zwei Theile. Mainz, Kirchheim und Schott. 1850—51. 8. 2 Thlr.
2. Durch die Alpen. Kreuz- und Quergänge von L. Starklof. Leipzig, Weber. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Schilderungen aus der Schweiz von Emil Schmidt. Leipzig, Fernau. 1853. 8. 1 Thlr.
4. Reiseerinnerungen aus der Schweiz. Von Alexander Dumas. Frei nach dem Französischen bearbeitet. Vier Bändchen. Leipzig, Kollmann. 1853. Gr. 16. 20 Ngr.
5. Schweizerland. Natur und Menschenleben. Von Aurelio Buddeus. Erster Theil: Die ebene Schweiz. Zweiter Theil: Ostalpenschweiz. Leipzig, Avenarius und Wendelsohn. 1853. 8. 2 Thlr. 2 1/2 Ngr.
6. Physik der Schweiz. Mit steter Rücksicht auf die allgemeinen Naturverhältnisse der Erde. Von S. Meyer. Leipzig, D. Wigand. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
7. Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50. Geschichtlich dargestellt von S. Baumgartner. Zwei Bände. Zürich, Schultheß. 1853—54. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
8. Die Schweiz und ihre Vergangenheit und Gegenwart. Studien von Severus. St.-Gallen, Huber und Comp. 1853. 8. 20 Ngr.

Unsere Leser werden es gewiß billigen, wenn wir bei der Anzeige der uns vorliegenden Werke über die Schweiz die unbedeutendern nur kurz berühren, um desto länger bei den wichtigeren verweilen zu können. Aus demselben Grunde wollen wir unsere Aufgabe auch ohne weitere Einleitung beginnen.

Nr. 1 und Nr. 3 find in jeder Beziehung die vollkommensten Gegenstände: jenes rührt von einer Dame her, die mit ihrem „Gatten“ reist, dieses von einem Mann, dem seine „Gattin“ begleitet; die Dame hat scharf ausgeprägte Grundsätze in Religion und Politik, der Herr bekümmert sich weder um das Eine noch das Andere; sie hat Sinn für Kunst und Natur in jeglicher Gestalt, er nur in einer Form; sie spricht uns daher von allen möglichen Dingen, er nur vom Essen; Nr. 1 ist die Reise eines Enthusiasten, Nr. 3 die eines Gastronomen, dem es jedoch auch in dieser Beziehung an künstlerischer Ausbildung fehlt; er ist, wie in Allem, so auch

1855. 22.

in diesem Punkt ein reiner Empiriker, der seinen Rumohr offenbar nicht studirt hat. Daher sind seine gastronomischen Bemerkungen auch rein subjectiver Natur, und wir erfahren nur, welche Gefühle bei dieser oder jener Gelegenheit sein Herz bestürmten. Diese weiß er aber recht glücklich und oft mit wenigen meisterhaften Zügen zu schildern. Wir werden unwillkürlich von tiefer Wehmuth ergriffen, wenn wir lesen, daß er in Rempten „magern Kalbsbraten, dessen jähes Fleisch sich fadengleich in die Länge zog, verschlingen“, oder gar, daß ein vortreffliches „Dessert halb im Stich gelassen werden mußte“, was den Leser um so schmerzlicher berührt, als ihm der Reisende unmittelbar vorher voll Begeisterung beschrieben hatte, wie sogleich nach Abfahrt des Dampfboots von Konstanz die Table d'hôte auf dem Verdeck unter dem Schutze eines Zeltes servirt worden und welch „ein großer Genuß es war, die schönen Ufer des Bodensees so recht con amore betrachten zu können“. Ein einziges mal erhebt sich der Reisebeschreiber zu objectiver oder historischer Darstellung, indem er uns eine vollständige Notiz seines Abendessens im Grimselhospiz mittheilt, wie er sie in seiner Brieftasche aufgezeichnet hatte. Und es gewinnt diese Notiz noch durch die wichtigsten Bemerkungen an Bedeutsamkeit, welche der Reisende beifügt, z. B. daß man in der Schweiz öfters besonders zubereitetes Schafffleisch statt Gamsfleisch erhält, weshalb der Fremde es stets mit Mißtrauen genießen solle. Jeder weiß, wie sehr die Gemüthsstimmung von äußern Verhältnissen abhängt, und wiederum wie sehr unsere Urtheile von unserer Gemüthsstimmung abhängen. Wir werden uns daher nicht wundern, daß die Bemerkungen Schmidts gar sehr von der Beschaffenheit des Essens abhängen, das ihm in diesem oder jenem Gasthose aufgetragen wurde. Als wir daher lasen, daß er auf seiner Wanderung von der Grimsel herab in dem Dörfchen Imhof herzlich schlechten Kaffee bekam, wußten wir schon im voraus, was die Glocke geschlagen hatte, nur waren wir begierig zu erfahren, gegen wen sich sein Unmuth entladen würde. Zufällig gingen gerade in dem Gasthof, dessen schlechten Kaffee er theuer bezahlen mußte,



Wir gehören keineswegs zu Denjenigen, welche einseitige Beobachtungen und Erfahrungen auf ganze Völkerschaften anwenden und aus einigen Gesichtsarten, die sich an einem Wirthshausstisch herzen, oder aus einigen Mord- und Diebesgeschichten ein allgemeines Urtheil über geistige Anlagen oder die Sittlichkeit der Bevölkerung eines Landes bilden, und wir wollen hiermit in keiner Weise das Verdammungsurtheil über die Luzerner aussprechen, wir wollten nur zeigen, daß die Vorliebe und die Abneigung der Verfasserin gleich unbegründet sind, und daß es frevelhaft ist, aus dem religiösen Bekenntniß eines Volks auf seine Sittlichkeit zu schließen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die äußere Form der Gottesverehrung vielseitigen Einfluß ausübt, und daß man z. B. bei den schweizerischen Protestanten mehr steifen Pedantismus, bei den Katholiken mehr Leichtsinns findet, daß jene viel thätiger und daher auch wohlhabender, diese viel gemüthlicher, aber auch viel weniger strebsam sind, was sich zum Theil einerseits aus dem beinahe düstern Cultus der Reformirten und andererseits aus den mannichfachen, den Katholiken dargebotenen Gnadenmitteln und ihren vielen Feiertagen erklären läßt. Wollte man aber auch die Beobachtung, daß die Reformirten ohne Vergleich reinlicher sind als die Katholiken, auf das religiöse Bekenntniß beziehen, so würde man freilich in einen unverzeihlichen Irrthum verfallen, da diese Erscheinung in ganz andern Gründen, namentlich darin beruht, daß sich die reformirte Bevölkerung der Schweiz vorzüglich mit Industrie, die katholische mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt. Wenn die Frauen und Mädchen in Appenzel Auserrhothen nach Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte, zu denen allerdings auch die Pflege der Kühe und Ziegen gehört, an den Stickerahmen gehen, um am feinen Stoff zu arbeiten, müssen sie freilich vorher Hände und Kleider von aller Unreinlichkeit befreien, und auch das Zimmer, in welchem sie arbeiten, muß blank geschauert, es müssen Tische und Stühle, mit welchen das feine Gewebe in Berührung kommen kann, abgestäubt sein. Alles Dies hat die Luzernerin, die vom Hause auf das Feld geht, nicht zu beachten, und es ist begreiflich, daß Körper, Kleider und Zimmer weniger beachtet werden und überhaupt die Reinlichkeit nicht so zum Lebenselemente wird wie bei jenen Stickerinnen.

So unbehaglich es ist, die angeborenen Religions- und Standesvorurtheile im ganzen Buche und bei jeder Gelegenheit wieder anzutreffen, so unangenehm berührt auch die Darstellung. Die Verfasserin hat es sich nämlich vorzüglich zur Aufgabe gestellt, die Gegenden, die sie bereist, zu schildern, was auch ganz natürlich erscheint. Solche Schilderungen sind allerdings keine leichte Aufgabe, und es ist schon mancher selbst bedeutendere Schriftsteller an derselben gescheitert; dazu gehört nicht bloß ein scharfer Blick, der auch die verborgensten Verhältnisse aufzufassen vermag, in denen oft gerade die Seele irgendeiner Naturscheinung liegt, es gehört vorzüglich künstlerisches Geschick dazu, die mannichfaltigsten Erscheinungen in solche Verbindung zu bringen, daß

sie ein Gesamtbild gemähren, wobei man sich vor allem hüten muß, zu sehr ins Detail einzugehen, weil gerade dadurch alle sinnliche Ueberschaulichkeit verlorengeht. Die Verfasserin hat auch beinahe immer auf solche Darstellung verzichtet und uns meist statt eines Gemäldes Reflexionen gegeben, sie hat den Eindruck zu schildern versucht, den die verschiedenen Naturscenen auf ihr Gemüth hervorgebracht haben. Es ließe sich dies noch rechtfertigen, so sehr die Schilderungen hierdurch auch an objectiver Wahrheit, so sehr sie an Mannichfaltigkeit verlieren; aber leider waren diese Eindrücke entweder selbst unklar, oder die Verfasserin verstand es nicht, sie in klare Worte zu bringen. Von den Dichtern der romantischen Schule genährt und gebildet, wie man schon aus den ersten Seiten ihres Buchs wahrnehmen kann, hat sie sich auch die Manier derselben angeeignet, den einfachen, klaren Begriff durch ein gesuchtes, nebelhaftes, aber freilich immer auch prahlerisches Bild darzustellen und so ihrer Darstellung den Schein phantasiereicher Tiefe zu geben. Ein Beispiel wird genügen, ganz klar zu machen, wie sie zuwerke geht. „Wie ein durchsichtiges Gewebe, von Engels Händen geschaffen, schwebt ätherisch die Drahtbrücke (in Freiburg) über dem an 160 Fuß tiefen Abgrund“, und bald darauf heißt es weiter: „Dieses schwebende Geheimniß baut sich, wie ein kühner, erhabener Gedanke, der durch mächtigen Zauberer Verförperung gefunden, von dem einen schwindelnden Felsrande des Abgrunds zum andern, ebenso schön, leicht und ätherisch, wie stark, gediegen und sicher.“ Wer vermag sich nun aus solchen Schilderungen eine kräftige, bleibende Anschauung zu bilden? und wie viel baren Unsinn würde man in diesen Worten finden, wenn man sie zergliedern wollte! Dieser Art sind die meisten Schilderungen, die höchstens schwärmenden Mädchen in den Jahren ihrer ersten Gefühlsentwicklung behagen können.

Ebenso wenig können wir Nr. 2 empfehlen, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil uns der Verfasser nichts gibt als das während seiner „Kreuz- und Querzüge“ von ihm geführte Tagebuch; die ganze ziemlich dicke Schrift besteht beinahe aus lauter abgetrissenen Notizen, welche allerdings hinreichen mögen, Den, der sie geschrieben, mit aller Lebendigkeit an die angedeuteten Thatfachen die er erlebt, an die Gegenden die er gesehen, zu erinnern, die aber für einen Dritten aller Bedeutung ermangeln. Was um Alles in der Welt kann es uns interessieren, wenn der Verfasser von Luzern also berichtet:

Besichtigung der Stadt mit ihren vielen Brücken, Durchgängen, Kirchen, Marktplätzen, alten Befestigungstürmen — ein interessanter, malerisch gelegener Ort. Nachmittags mit dem Dampfboot den See hinaus bis an sein äußerstes Ende bei Flüelen, wo die Reuss hereinfällt und die Gotthardstraße beginnt. Links haben wir Rüschnacht, Mäggis, Flanau, Gerlan, Brunnen, Leisplatte „am Fuße des großen Aem“, rechts Durach (soll heißen Duochs), Bibli, Beckenried, Salisberg, die Grämilmatte, Beroedingen, Bauen, Islaten.

Und nun kommt noch dazu, daß, wie es bei einem Tagebuch wol erklärlich ist, die Person des Reisenden

den Mittelpunkt bildet, um den sich Alles dreht, auf den sich Alles bezieht, die Rigi (so heißt nämlich der berühmte Berg im Volksmund) und das Faulhorn so gut als das Wirthshaus oder die Sennhütte, in die er einkehrte. Während wir vom Reisebeschreiber erwarten, daß er nur das Mittelglied zwischen seinen Lesern und dem Natur- oder Menschenleben sei, das er uns schildert, werden bei solcher Abfassung die Merkwürdigkeiten aller Art nur ebenso viel neue Gelegenheiten, auf die Person des Reisenden aufmerksam zu machen; der Genfersee und die Jungfrau sind eigentlich nur Rahmen um sein eigenes Porträt. Allerdings treffen wir auch manche interessante Einzelheit, bei der der Verfasser sich selbst vergessen hat, und mehr von ihm erzählte Züge aus dem Volksleben verdienen beachtet zu werden, auch ist sein Urtheil dann meistens scharf und richtig; aber diese Einzelheiten verschwinden so ganz in dem ziemlich dicken Buche, daß wir Niemandem zumuthen könnten, es durchzulesen, um das Wenige zu finden, das höheres Interesse gewährt.

Wer eine angenehme und erheiternde Lectüre wünscht, dem können wir Hr. 4, Dumas' „Reiseerinnerungen“ empfehlen, vorausgesetzt, daß er nicht die Absicht hat, die Schweiz daraus kennen zu lernen. Denn wenn man die Reise Schmid's mit vollem Recht als Wahrheit ohne Dichtung bezeichnen könnte, müßte man dagegen die des berühmten französischen Schriftstellers Dichtung ohne Wahrheit nennen. In der That, man möchte oft zweifeln, ob Dumas wirklich jemals in der Schweiz gewesen sei; spricht auch manche Stelle dafür, so finden sich dagegen hundert andere, aus denen man das Gegentheil schließen könnte. So erzählt er z. B., daß er von der Tellplatte, die bekanntlich am östlichen Ufer des Vierwaldstättersees liegt, seinen Marsch fortsetzte und auf den Grütli gelangte, der sich jedoch auf dem entgegengesetzten Ufer befindet. Daß viele Namen ihre ursprüngliche Form verloren und meistens ein französisches Ansehen bekommen haben, wollen wir dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen, er ist ein Franzose und bedient sich seines Vorrechts; auch finden wir dies keineswegs lächerlich, vielmehr wünschten wir, daß die Deutschen es ebenso machen möchten, statt daß sie sich jetzt damit abquälen, nachzuforschen, wie wol dieser englische und jener otahetische Name eigentlich ausgesprochen wird, und wenn es ihnen gelungen ist, irgendeinen barbarischen Klang herauszuwürgen, voll Siegestolz herumzublicken und sich einbilden, wieder etwas Großes gethan zu haben, während sie in der That nur ihre eigene Sprache dadurch verunstalten oder vielmehr verzerren. Wir wollen also dem französischen Verfasser keinen Vorwurf machen, daß er sich die deutschen Namen mundgerecht macht, aber daß der deutsche Uebersetzer das nicht gemerkt und die Formen Dumas' beibehalten hat, daß er z. B. regelmäßig Woggis statt Wäggis, Größbach statt Stießbach schreibt, das halten wir für ganz unverantwortlich, und für noch unverantwortlicher, daß die Sprache häufig ganz französisch

ist, daß die französischen Wendungen und Redensarten ganz einfach in deutsche Wörter umgesetzt sind, statt daß sie durch die entsprechenden deutschen wiedergegeben worden wären. Die Uebersetzungsliteratur ist überhaupt ein recht Verderben für unsere Muttersprache, die tagtäglich mehr von ihrer Reinheit und Eigenthümlichkeit verliert. Das Uebersetzen der fremden Wörter ist allerdings ein ebenso großer als trauriger Uebelstand, aber das daraus hervorgehende Verderben der Sprache läßt sich bald wieder besiegen, da das am Ende nur äußerlich ist; man braucht sich nur zu ermannen, um der unseligen Mode loszuwerden. Ganz anders und viel verderblicher ist dagegen der Gebrauch fremder Redensarten und Wendungen; das greift das innerste Leben der Sprache an, es schleicht sich so tief und unmerklich ein wie Gift in das Blut durch den Nig, den der Zahn der Schlange gestochen, und verdirbt das Sprachgefühl so vollkommen, daß man bald nicht mehr im Stande ist, die fremde Zuthat von dem ursprünglich Deutschen zu unterscheiden. Und hier hat man kein äußeres Kennzeichen wie bei dem bloßen Wort, das sich schon durch seine Form als ein fremdes kund gibt, sodaß die auf diese Weise entstandene Verderbnis kaum mehr wieder geheilt werden kann, wenn sie einmal einen gewissen Grad erreicht hat. Wir sind aber jetzt auf dem besten Wege, diesen Höhepunkt zu erreichen, wozu namentlich so manche unverantwortlich schlecht geschriebenen Zeitungen das Ihrige beitragen. Das größte Publicum liest heute kaum etwas Anderes als Uebersetzungen französischer oder englischer Romane und Zeitungen; letztere bringen namentlich in die weitesten Kreise und bilden die ausschließliche Lectüre eines großen Theils des Volks, bei welchem man früher nur Bibel oder Gesangbuch finden konnte. Dieser Theil des Volks aber, der in den vergangenen Jahrhunderten, wenn die Sprache von den Gebildeten und Gelehrten verunstaltet wurde, ein reines und ungetrübtes Sprachgefühl bewahrte, sodaß man sich an demselben wieder kräftigen konnte, wird jetzt durch den verwahrlosten Zeitungsstil in das allgemeine Verderben gerissen, und wir werden bald kaum mehr einen einzigen Menschen in Deutschland finden, der noch ein ganz reines und ungesälztes Deutsch spricht oder schreibt. Es wäre daher die heiligste Pflicht der Zeitungsredactoren, sich endlich einmal zu ermannen und auf die Darstellung gebührende Rücksicht zu nehmen. Wir wissen wohl, daß sie in ein schlimmes Wespenneß stehen, wenn sie sich erlauben, eingesandte Artikel mit Rücksicht auf den Stil zu verbessern; denn es ist bekannt, daß, je schlechter Einer schreibt, er um so verliebter in sein Werk ist, und daß gar Manche sich nicht vor Freude zu lassen wissen, wenn es ihnen gelungen ist, zum Ausdruck des einfachsten Begriffs, für den die Sprache hundertlei schöne und gute Wendungen darbietet, ein neues barbarisches Wort zu bilden; allein wir sind der Uebersetzung, daß sich diese Leute mit der Zeit fügen werden, wenn sie nur erst einmal wissen, daß es den Zeitungsredactoren Ernst ist.

Noch wir kehren zu unserm französischen Roman-



schreiber zurück. Wenn wir sagen Romanschreiber, so wollen wir keineswegs darauf anspielen, daß Dumas vorzüglich durch seine zahl- und bänderreichen Romane in Europa berühmt wurde; wir gebrauchen diesen Ausdruck mit vollem Bewußtsein in Beziehung auf seine „Reiseerinnerungen“, denn auch diese sind in der That nichts Anderes als ein Roman, sie gehören gerade so gut zu dieser Gattung als Thümmel's „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs“, als Sterne's „Empfindsame Reise“, und es wäre ebenso unbillig, das Buch Dumas' vom rein geographischen oder einem andern ähnlichen Standpunkt zu beurtheilen, als jene Meisterwerke, mit welchen die „Reiseerinnerungen“ freilich nicht zusammenzustellen sind. Es fehlt ihnen vorab die künstlerische Einheit, die wir an jenen bewundern, es fehlt ihnen sodann die künstlerische Behandlung der Localität (wir wissen für den Augenblick keinen passenderen Ausdruck), die z. B. bei Thümmel so meisterhaft ist. Alles was uns dieser schildert oder erzählt, das konnte nur in der Provence begegnen; man denke sich die Geschichte mit der Klara in irgendeinem andern Orte als in Avignon und zu irgendeiner andern Zeit als während der päpstlichen Herrschaft, und sie wird nahezu unmöglich; so innig ist Alles miteinander ver wachsen. Bei Dumas könnte Alles, was er berichtet, ebenso gut in jedem möglichen Lande von Europa begegnet sein, wo Franzosen und Engländer zu finden sind, denn seine Hauptfiguren sind außer ihm selbst einige seiner Landsleute und Engländer; das Land das er bereist, das Volk unter welchem er sich bewegt, das sind ihm nur Nebensachen, die ihm bloß den oft ganz unpassenden Rahmen zu seinen Erzählungen und seinen Abenteuern geben.

Sieht man jedoch davon ab und legt man den höchsten Maßstab der Kunstvollendung an die „Reiseerinnerungen“ nicht an, beschränkt man sich insbesondere auf die wichtigern Einzelheiten und die größern Episoden, die zudem einen bedeutenden Theil des Buchs ausmachen, so wird es dem Leser eine recht anmuthige Unterhaltung gewähren, und man wird dem Verfasser selbst dann nicht zürnen können, wenn man ihn auf den handgreiflichsten Lügen ertappt, denn es ist Alles lebendig, rasch und mit unverkennbarem Talent erzählt. Uebrigens darf man es auch, da wir das Ganze als einen Roman bezeichnen haben, mit der Wahrheit nicht allzu genau nehmen, und der Verfasser war in seinem vollen Recht, den Stoff nach seinen Bedürfnissen zu verarbeiten. Doch wird er uns auch erlauben, von Zeit zu Zeit zu lächeln, wenn er alte bekannte Geschichten und Anekdoten als solche erzählt, die ihm persönlich begegnet seien, wenn er mit Abenteuern aller Art prahlt und bald als ein tüchtiger Springer erscheint, gegen welchen Tell ein Kind ist, bald als ein solcher Meister in der Handhabung des Stuges, daß die berühmtesten Gensensjäger ihn für ihren Meister erkennen.

Unter den Episoden, die den eigentlichen Inhalt des Buchs bilden, hat uns die von dem Commis Voyageur binähe am besten gefallen. Die Charakteristik Alcide

Zolligets ist unübertrefflich schön und wahr, das ist der Commis Voyageur wie er lebt und lebt. Unwissend, wie es nur ein französischer Kaufmannsdienerr sein kann, eben nicht geistreich, aber lebhaft und gewandt, sodaß er sich in allen Verhältnissen leicht bewegt, was jedoch vorzüglich darin seinen Grund hat, daß er mit einem unerschütterlichen Selbstbewußtsein erfüllt ist, das ihn niemals, selbst in den schwierigsten Tagen nicht verläßt. Er ist nämlich von dem Gedanken, daß er ein Franzose und noch obendrein ein Commis Voyageur ist, so tief durchdrungen, er ist so vollkommen überzeugt, es sei ihm bei dieser doppelten Eigenschaft so ganz und gar Niemand ebenbürtig, es sei selbst der reichste Lord im Vergleich zu ihm ein nur sehr unbedeutendes Wesen, daß nichts ihn zu erschüttern, nichts ihn aus der Fassung zu bringen vermag. Was ihn aber bei allen Blößen, die er sich sonst gibt, bei aller Lächerlichkeit seines unbewonnenen Betragens in unsern Augen, wir möchten sagen, ehrwürdig macht, das ist das tiefe Gefühl für sein Volk, der edle Nationalstolz, der sich in oft rührender Weise kundgibt. Wir können es nicht über das Herz bringen, ihn unsern Lesern in dieser Beziehung näher bekannt zu machen. Alcide Zolliget bekommt einst Streit mit einem Engländer; der Verfasser, der ihn seit einiger Zeit kennen gelernt hat, will ihn von dem Entschluß abbringen, den Streit in einem Zweikampf abzumachen; der Commis Voyageur erwidert ihm:

„Wie gesagt, seelengut bin ich, und wäre mir die Geschichte mit einem Franzosen passiert, so würde ich sagen: Lassen wir es gut sein, Landsmann, die Sache geht Niemanden einen Pfifferring an, Niemand hat seine Nase hineinzustecken; verständigen wir uns als Landsleute. Aber mit einem Engländer, da ist es ein ganz anderes Ding; ich hasse nun einmal die Engländer, die meinen Kaiser so niederträchtig und feig hingerichtet haben! Und dann, es waren ja auch noch andere Leute da: Deutsche, Russen, Italiener, Polen, Afrikaner, Amerikaner, Mohammedaner und — was weiß ich, wer Alles noch! Soll man in allen vier Welttheilen sagen, ein Franzos hätte sich solche Beschimpfung von einem Englischnan ungestraft bieten lassen? Niemals! Ich schenke mir mit Ihrer Erlaubniß noch ein mal ein — mein Seel! Ihr Rirschwasser ist zu gut! — Wie gesagt, in Frankreich und unter Franzosen, da wäre es eine andere Sache; ein Franzos kann dem andern nachgeben, da ist nichts dagegen zu sagen, aber hier im Auslande? Hier repräsentirt jeder Einzelne von uns das ganze Frankreich. Wäre Ihnen passiert, was mir passiert ist, würden Sie sich ebenfalls schlagen, und thäten Sie es nicht, würde ich es für Sie thun, auf meine Ehre! wie Sie mich da sehen. Sehen Sie, vor anderthalb Jahren, in Mailand, da hörte ich von einem meiner pariser Kollegen erzählen, der für ein Haus in der Straße St.-Martin reiste; es waren ihm die Moneten ausgegangen; ein Italiener hatte ihm etwas geliehen und unser Landsmann ihm dafür sein Papierchen in aller Ordnung ausgestellt. Aber du mein Gott! es kann doch Umstände und Verhältnisse geben, wo man beim besten Willen behindert ist, sein Wort zu halten! Genug, als ich in Mailand ankam, war er einige Tage zuvor durchgebrannt, wie es wol Jedem passieren kann; man sprach davon im Handel und sagte dabei Dies und Das über die Franzosen im Allgemeinen. Nordelement! das kann ich einmal nicht vertragen! Halt' an, habe ich gesagt, es ist einer meiner vertrautesten Freunde, er hat mich beauftragt, für ihn zu zahlen, ich bin um zwei Tage zu spät gekommen; das ist meine Schuld, nicht die seine; ich habe mich in Turin ein wo-

nig zu gut unterhalten, und das war dumm von mir. Jetzt bin ich aber da, hier sind die lumpigen 400 Francs, legen Sie per acquit unter den Bischof und enthalten Sie sich aller weiteren Einkleiden über die Franzosen, sonst haben Sie ein vertrautes Wörtchen mit mir zu sprechen — und damit Basta!" „Und hat Ihnen Ihr Freund das Geld zurückerstattet?" „Mein Freund? denke nicht daran, kenne ihn nicht einmal; er war aus der Straße St.-Martin, ich aus der Straße St.-Denis, also Beide aus Paris; aber wir waren eigentlich nicht einmal Kollegen, denn er machte in Wein und ich mache in Seide. Was thut das? Ob ich 400 Francs mehr oder weniger in der Tasche habe, war doch der Name eines Franzosen reingewaschen, das ist und bleibt doch immer die Hauptsache."

Ob Dumas die Geschichte erfunden hat oder nicht, das ist ziemlich gleichgültig; sie ist zwar nicht gerade sehr wahrscheinlich, aber keineswegs unmöglich, und allerdings ist es vorzüglich in den Mittel- und untern Ständen des französischen Volks, wo man den reinsten und, wenn wir so sagen dürfen, den edelsten Nationalstolz, die gefühlvollste Vaterlandsliebe findet, die sich in der liebenswürdigsten und naivsten Weise ausdrückt. Wie charakteristisch ist nicht jenes Wort eines französischen Soldaten in Rußland, der bei dem Anblick der unübersehblichen, mit Schnee bedeckten Flächen ausrief: „Und das nennen diese Menschen ein Vaterland!" Es ist, wir wiederholen es, ziemlich gleichgültig, ob der Verfasser die mitgetheilte Anekdote einer wirklichen Begebenheit nach erzählt, oder ob er sie erfunden hat; aber wie es sich auch damit verhalte, so möchten wir dafür stehen, daß noch kein deutscher Romandichter Ähnliches von einem deutschen Handlungsreisenden erfunden hat; und wie lange wird es wol noch gehen, bis eine solche Geschichte in Deutschland wird erfunden werden können?

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben in einem der frühern Jahrgänge eine recht hübsche Erzählung von dem Ursprung des Reichthums der Gesellschaft Jesu mitgetheilt; Dumas erzählt (IV, 209) eine in Erfindung und Absicht ähnliche Legende, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

Eines Tags geschah es, daß der liebe Gott, der es herzlich müde war, die ewigen Klagen und Beschwerden der Völker dieser Erde zu vernehmen, ohne eigentlich auf den Grund zu kommen, was sie denn nur wollten, daß er also einen seiner Erzengel mit einer Posaune aussendete, um den Menschenkinder zu verkünden, jede Nation möge sich ordentlich und reiflich überlegen, worüber sie sich zu beschweren habe und was sie denn wolle, ihm über ein Jahr am nämlichen Tage einen Deputirten senden und durch diesen ihre Wünsche deutlich und kurz vortragen lassen, deren Gewährung er hiermit im voraus zusichere.

Diese Nachricht erregte viel Lärmen unter den Menschenkinder und jede Nation traf Anstalten, einen passenden Abgeordneten zu wählen. Frankreich wählte den heiligen Dionysius, England den heiligen Georg, Italien den heiligen Januarius, Spanien den heiligen Sago, Rußland den heiligen Newski, Schottland den heiligen Dunstan, die Schweiz den heiligen Niklaus von der Flie, und was weiß ich noch für Heilige? Sogar die Republik San-Marino wollte beim lieben Gott vertreten sein und seinen Antheil an dessen himmlischer Freigebigkeit haben. Genug, es war eine allgemeine Wahlnoth weit und breit auf der ganzen Erde, und als der von unserm Herrgott anberaumte Tag gekommen war, machte sich

jeder Abgeordnete, wohl versehen mit Instruktionen, auf den Weg zum Himmel.

Der Erste, welcher anlangte, war der heilige Dionysius; er begrüßte den himmlischen Vater auf das ehrerbietigste, indem er zwar nicht den Fuß vom Kopfe, wol aber den Kopf von den Schultern nahm, den ihm die gottlosen Gallier, zum Danke, daß er sie vom Heidenthum zum Christenthume bekehrte, abgehauen hatten; es war dies zugleich eine klug ausgefonnene Art, um den lieben Herrgott an das Märtyrertum zu erinnern, das er um seines heiligen Namens willen erlitten hatte. Diese Begrüßungsart verfehlte daher auch keineswegs die beabsichtigte gute Wirkung.

„Ah, sieh da, mein lieber Dionysius!" rief ihm der himmlische Vater schon von fern entgegen; „sehr erfreut, dich zu sehen. Du kommst aus meinem guten Frankreich?" „Ja, bene, mein gnädigster Herr Gott!" „Kann, und was wünschen die lustigen Franzosen?" „Sie möchten gern das stattliche Kriegsheer von der Welt haben." „Sollen's bekommen!" sagt der liebe Gott. Höchst erfreut setzte der heilige Dionysius seinen Kopf wieder auf die Schultern und empfahl sich zu Gnade.

Kaum war er fort, als der diensthabende Engel den Ritter St.-Georg meldete. „Ich lasse bitten", sprach der liebe Gott. St.-Georg trat ein, schlug das Bißir in die Höhe und verbeugte sich mit ritterlichem Anstande. „Willkommen, mein tapferrer Kriegsheld! Du kommst im Auftrag der Engländer! Was wollen die nördlichen Kerls?" „Mein gnädigster Herr Gott", antwortete St.-Georg, „sie bitten, ihnen die mächtigste Flotte zu gewähren." „Sehr wohl! sollen sie haben!" St.-Georg verbeugte sich abermals, schlug sein Bißir nieder und zog ab. Unter der Thüre begegnete er dem heiligen Januarius.

„Schönen guten Morgen, mein heiliger Bischof! Ich erfreut, dich zu sehen", rief der liebe Gott. „Doch mir es übrigens wol, daß die Italiener dich wählen würden. Kann, was hast du in ihrem Namen zu begehren?" „Mein gnädigster Herr Gott, sie lassen um die größten Künstler der Welt bitten." „Die Bitte sei ihnen gewährt." St.-Januarius, der weiter nichts verlangte, setzte seine Mitra wieder auf und empfahl sich.

„Nimmer lasse eintreten!" rief der liebe Gott dem Botsengel zu. „Herr, es ist Niemand mehr im Vorzimmer." „Woh, Niemand mehr im Vorzimmer?" rief der liebe Gott verwundert; „ich hätte nach dem vielen Geschrei geglaubt, daß der Andrang größer sein würde; es scheint aber, die Herren hätten sich Zeit, zumal der große Heulpolz San-Sago, der immerwährend darauf los galoppirt und niemals ankommt." „Herr", rief plötzlich der Engel, „wenn ich nicht irre, sieh ich ihn dort in der Entfernung angeritten kommen." „Träg, wie ein echter Spanier!" murmelte der liebe Gott. „Na, endlich!" San-Sago kam athemlos an, sprang von seinem Schimmel und näherte sich mit vielen Kniebeugungen den Stufen des Throns.

„Nun, seid Ihr endlich da, mein Herr Hidalgo?" sprach der liebe Gott. „Laßt schnell hören, was Ihr vorzutragen habt!" „Ich will — ich bitte —" antwortete San-Sago.

\*) Die Spanier stellen San-Sago auf einem in vollem Gortire einherstreichenden Pferde dar. (Nann. des Herausg.)

Dieser Gedanke ist eine Reminiscenz aus dem „Tagebuch" des trefflichen Paul Louis Courier. In diesem heißt es nämlich bei Gelegenheit des spanischen Kriegs, der bekanntlich unter dem Befehl des Herzogs von Angoulême geführt wurde: „Während dieser Geschichten vom Friedensheben; Kriege, Lustspiele von allem Gutm. Er reitet die Pferde tot auf dem Wege nach Bayonne, nicht, wie man sagt, vier Meilen in der Stunde, geht schneller als Dumas, aber kommt nicht so bald an, weil ihn seine Inebriationsen auf dem Wege aufhalten. Er besucht die Kirchen und läßt sie kühlen. Das Volk, welches dies sieht, läßt daraus die Rücksicht auf die Reliquen um so weniger." (Nann. des Herausg.)

„Hörst du jedem Worte leuchtend und schauend, „ich möchte, daß Spanien das schönste Klima von der Welt hätte.“ „Du gehst!“ „Ich will —“ „Wie, noch mehr?“ rief der liebe Gott; „deine Kollegen haben sich ein jeder nur mit einer Bitte begnügt.“ „Ich will“, fuhr San-Jago, ohne sich beirren zu lassen, fort, „ich will, daß Spanien die schönsten Frauen der Welt habe.“ „Na, meinethalben, ich verwillige dies ebenfalls.“ „Ich will —“ „Holla, hallo, hallo! Das nimmt ja gar kein Ende. Man merkt es, daß du in Spanien das Weltlagerwerbe aus dem Grunde gelernt hast.“ „Ich will“, fuhr San-Jago, der nun wieder zu Althem gekommen war, wie ein aufgesprungenes Ufrowerk fort, „ich will, daß Spanien die schönsten Früchte auf der Welt habe.“ „Na, meinethalben auch das noch; ich sehe schon, für seine guten Freunde magst man ein Uebriges thun. Aber nun —“ „Ich will, daß Spanien die beste Regierung auf der Welt —“ „Halt Er an!“ unterbrach ihn der liebe Gott; „heißt das ein Ende! Ich erwarte noch mehr Sollicitanten, und für die muß auch noch etwas übrigbleiben. Also abgeschlagen, und nun trocke dich!“ San-Jago wollte trotzdem fortfahren, eine ganze Kiste von Wünschen und Bitten abzulesen; aber der liebe Gott befahl ihm in so anstänlichem Tone, sich augenblicklich wieder nach Compostella zurückzuwenden, daß dem bestürzten Heiligen nichts übrigblieb, als seinen Schimmel wieder zu besteigen und wieder heim zu galoppiren — und darum wird Spanien niemals eine gute Regierung haben.

Der Verfasser läßt diese Legende durch einen Spanier erzählen. Hätte er sie einem Deutschen in den Mund gelegt, so würde dieser wol ungefähr so haben schreiben müssen: „Nun wäre wol die beste Gelegenheit gewesen, für Deutschland Das zu erhalten, was der liebe Gott dem zudringlichen Spanier abgeschlagen hatte; allein da sich die Deutschen nicht hatten vereinigen können, welcher Heilige an den himmlischen Hof abgesandt werden sollte, so ging, was immer, auch jetzt die günstige Gelegenheit verloren.“

Wir hätten nicht übel Lust, auch die „Geschichte von dem Engländer, der ein Wort mit dem andern verwechselte“, mitzutheilen; sie ist aber leider allzu groß, sodaß wir uns begnügen müssen, unsere Leser zu ermahnen, sie ja nicht zu überschlagen, wenn sie das Buch Dumas' in die Hände bekommen sollten. Sie erinnert an Langbein's Erzählung „Lipfel's Brautfahrt“, ist aber unendlich besser und geistreicher erzählt und zudem von weit größerer psychologischer Wahrheit. Und so könnten wir noch manches Capitel, manche Episode bezeichnen, doch wollen wir es dem geehrten Leser selbst überlassen, nach seinem besondern Geschmack zu wählen, denn es ist beinahe für Jeden etwas zu finden, nur nicht für Den, dem es darum zu thun wäre, die Schweiz aus dem Buche kennen zu lernen; vielmehr ist das Buch recht geeignet, falsche Ansichten über Land und Volk zu verbreiten, denn nicht immer tritt die Unwahrscheinlichkeit so offenbar hervor als z. B. in folgender Stelle:

Zwei berühmte Dichter haben dieses Wunder der Natur besungen (den Staubdach): Haller in der sechsunddreißigsten Strophe seines Alpengebichts (soll wol heißen: seines Gebichts „Die Alpen“, Herr Ueberreuter!) und Baggesen in der Einleitung zum fünften Gesange seiner Pasterzele (muß wol heißen „Parthenais“, Herr Weissagen und Herr Ueberreuter!); und mehr wie alle gelehrten Kunstkritiken verbürgt der Umstand die treffende Wahrheit ihrer poetischen Schilderungen, daß fast alle Thalbewohner sie wörtlich auswendig wissen.

Doch findet sich in dem Buche auch mancherlei Wichtiges aus Geschichte und Sage, es wird manche Schlacht geschildert, manche denkwürdige Begebenheit erzählt, mancher besondere Zug angebracht und ist Alles rasch und anschaulich dargestellt.

Demjenigen aber, welche die Schweiz gründlich kennen lernen wollen, können wir kein besseres Buch empfehlen als Nr. 5, welches uns Alles zu übertreffen scheint, was in den letzten Jahrzehnden in Form einer Reisebeschreibung über das schöne Land und seine in so vielfachen Beziehungen merkwürdige Bevölkerung geschrieben wurde.

Buddeus ist kein gewöhnlicher Tourist. Er ist vor allem mit allen den Kenntnissen ausgestattet, welche für die Betrachtung so mannichfaltiger Verhältnisse, wie sie die Schweiz darbietet, unumgänglich nothwendig sind. Viele Reisende, selbst solche, denen ein scharfer Blick und gründliche Beobachtungsgabe nicht abzusprechen sind, sehen gar Manches in falschem Licht und Anderes gar nicht, weil sie wegen mangelhafter Kenntnisse den Standpunkt nicht einzunehmen vermögen, von dem allein sich eine freie und vollständige Anschauung gewinnen läßt. Wer kein Kunstkenner ist, wird umsonst über diese oder jene Gemäldegalerie berichten; entweder wird er hundert mal Gesagtes zum Ueberflusse noch ein mal und zwar in ungenügender Weise wiederholen, oder er wird, wenn er sich seinem eigenen Instincte überläßt, vielleicht im Allgemeinen einen richtigen Eindruck erhalten, aber das Einzelne, auf welches es am Ende vorzugswelse ankommt, gar nicht oder nur falsch bemerken. Und so wer von den speciellen Verhältnissen des Verkehrs und Handels nicht unterrichtet ist, wird wol den gewaltigen Unterschied zwischen einer Handelsstadt und einer gewerbetreibenden erfassen, aber er wird uns in das rege mercantile Leben selbst nicht einführen können. Wer nicht zu einem ganz speciellen Zwecke reist, z. B. um die verschiedenen Handschriften des Julius Cäsar zu vergleichen oder die Wasserbauten der einzelnen Länder zu studiren, wer vielmehr Land und Menschen in ihrer Gesamterscheinung und nach ihren verschiedensten Richtungen wol kennen lernen, der sollte ein Polyhistor und in beinahe allen Wissenschaften so bewandert sein, daß er alle sich ihm darbietenden Verhältnisse mit Kenntniß und Klarheit anzuschauen im Stande wäre. Ein solcher sollte wenigstens von der Geologie, Oekonomie, dem Forstwesen, der Architektur, der Geschichte u. s. w. so viel verstehen, daß er über alle in dieses oder jenes Gebiet einschlagenden Erscheinungen ein sicheres Urtheil fällen könnte, er sollte eine so hohe Bildungsstufe haben, daß er stets den rechten Maßstab an das fremde Leben zu legen verstünde, statt, wie es gewöhnlich geschieht, stets mit der nämlichen, bald zu großen und bald zu kleinen Elle zu messen. Buddeus vereinigt nun die meisten der einem Reisenden unentbehrlichen Eigenschaften in einem sehr hohen Grade, aber eben deshalb glaubte er auch nicht, ein ganzes Land, und zwar ein solches, das wie die Schweiz so unendliche Mannichfaltigkeit in beinahe

allen Verhältnissen der Natur und des Lebens darbietet, während eines raschen Durchflugs kennen lernen zu können; vielmehr scheint er sich an den Hauptpunkten längere Zeit aufgehalten zu haben, denn obgleich er von seiner eigenen Persönlichkeit wenig oder nichts berichtet und wir nur hier und da, wo es der Zusammenhang unbedingt erfordert, Einzelnes von ihm erfahren, so geht aus der eindringlichen Darstellung selbst hervor, daß nur ein längerer Aufenthalt und eine längere Beobachtung den Verfasser mit allen den Einzelheiten bekannt gemacht haben kann, die er uns allmählig vorführt und aus denen er ein klares und durchaus lebensfrisches Gesamtbild aufbaut.

Wie der Verfasser bei seinen Schilderungen verfährt, können wir sogleich auf den ersten Seiten wahrnehmen. Die Entfernung von Rorschach nach St.-Gallen beträgt anderthalb Stunden; diesen widmet er nicht weniger als volle 18 ziemlich eng gedruckte Seiten, und doch möchten wir kein einziges Wort vermissen. Bei jedem Fußsteige führt er uns von der Heerstraße ab und ersteigt bald eine Höhe mit einer belohnenden Aussicht oder einen kleinern Hügel mit einem alterthümlichen Schloß, oder er zeigt uns einen historisch merkwürdigen Punkt, an dem eine Schlacht geliefert worden ist. So werden wir mit der ganzen Umgebung rechts und links, mit Bergen und Thälern, mit Wäldern und Schluchten, mit Häusern und Schlössern, mit Weilern und Dörfern, mit Landbau und Fabriken und sogar mit der Geschichte bekannt. Und wenn er wieder auf die Straße einlenkt, begegnet uns kein Mensch, von dem er nicht etwas zu berichten wüßte; bald sind es Sennen, die jedesmal von den Höhen des appenzeller Ländchens herabsteigen, bald schwäbische Fromme, welche leuchtend die steile Straße erklimmen, um von St.-Gallen nach Maria-Einsiedeln zu wallfahrten und dort ihre Sünden und ihr Geld abzulegen und mit neuen Sünden, aber ohne Geld wieder in die Heimat zu reisen. Was wir aber vorzüglich bewundert haben, das ist der Grundgedanke, der sich scharf und wirkungsvoll durch die ganze Darstellung zieht und uns auch da gegenwärtig bleibt, wo der Verfasser ihn nicht besonders hervortreten läßt. Jede bedeutende Stadt hat nämlich nicht bloß einen scharf ausgeprägten eigenthümlichen Charakter, sie drückt denselben auch ihrer Umgebung auf, und je größer ihre Bedeutsamkeit ist, desto weiter verbreitet sich ihre unmittelbare Einwirkung. Eine solche Bedeutung hat St.-Gallen für das umliegende Land und nicht bloß in dem eigenen Canton, sondern auch für Appenzell, für Thurgau, ja weiterhin sogar über den Bodensee. Freilich nehmen die Wellen an Stärke ab, je weiter sie sich verbreiten, und in Lindau, in Friedrichshafen sind sie allerdings kaum noch merklich, aber sie sind immerhin noch fühlbar. Je mehr man sich aber der alten Stadt des heiligen Gallus nähert, um desto stärker werden sie. Schon in Rorschach athmet man, um ein anderes Bild zu gebrauchen, St.-Gallische Luft und bei jedem Schritt fühlt man die Nähe der Stadt mehr und kräftiger. Dieses Verhältniß hat nun der Verfasser mit wahrhaft künstlerischer Meister-

schaft lebendig hervortreten lassen, sodaß wir selbst in jener Atmosphäre zu sein glauben und vortrefflich vorbereitet in die interessante Stadt kommen. Die innige Verbindung derselben mit der sie umgebenden Landschaft tritt auch schon äußerlich hervor, denn schon eine volle halbe Stunde, ehe man an die ersten Häuser gelangt, glaubt man mitten in der Stadt zu sein, und wenn man schon darin ist, möchte man oft zweifeln, ob man sich nicht noch in der Landschaft befinde.

Man kann nicht sagen, wie weit St.-Gallen hinausreicht, wie weit die Nachbarorte hereinkommen. Man kann nicht sagen, hier verschwindet der Stadtcharakter in der Ländlichkeit, oder hier wird die Landschaft vom städtischen Wesen bezwungen. Feld-, Wiesen- und Baumgrün läßt seine Kränze an die schimmernden Wohnstätten bis an die Aborthürme; die Häuserguirlanden durchlichten das Grün noch, wo es übermäßige Schatten breiten will. Von oben herab, von unten hinauf, lachen Gärten und Anlagen, Wiesen und Wälder, Häuser und Hütten, Städtlichkeit und Ländlichkeit einander entgegen... Schon rollt der Wagen in der Stadt, und man weiß es nicht. Landhäuser zur Rechten, reich, schlank, modern; ein baumgeschatteter Rasenplatz links, vom Kinderjubiläum durchtönt, dahinter erst städtische Bauten, doch mit Blumengärten geschmückt. Am freien Platz geht es wieder auf einen Marktplatz, dann durch ein finsternes Thor. Die Häuser einer engen Straße scheinen über uns zusammenschlagen zu wollen. Erker, Abbrüche, vorgeschobene Stockwerke, Zeugen alter Zeiten, schauen verwundert nieder auf den modernen Glanz eleganter Kaufhäuser in ihrem Erdgeschloß. Rechts und links hin strecken sich eben solche Straßen. Hier ist das Gerüst der Laurentiuskirche, da öffnet sich ein Blick auf den Abteihof, dort schaut das Bismarckgrün der Berge über die Dächer herab, da blicken wir zu dunkeln Tannengipfeln auf der Höhe. Endlich hält der Wagen vor dem Posthause; neue Posten nach dem Innern der Schweiz harren unserer Ankunft. Wer sie benützt, nimmt einen verworrenen Eindruck mit sich fort. Er wird sich unklar bleiben, ob er eine kleine oder große Stadt durchfuhr. Die Hundbücher sagen, sie habe 11,750 Einwohner. Sie haben wirklich Recht und in Wahrheit Unrecht. Man kann mit großen Rechten behaupten, 20,000 sei nicht zu hoch gerechnet. Denn wie sich Landschaft und Stadt unscheidbar ineinander schmelzen bis an die Grenze der Schweiz, so schlingen sie auch Muskeln und Nerven beider ineinander zu einem großen Gesamtorganismus. St.-Gallen an sich wäre wenig, wenn es nicht das Leben um sich pulsiren gemacht hätte, und dieses Leben müßte absterben, wenn sein Herz und Hirn, St.-Gallen, klümmern würde.

Buddens ist nicht bloß durch St.-Gallen durchgeschwungen und hat es auch nicht bei dem oberflächlichen Bruch dieser oder jener Merkwürdigkeit, etwa der Stiftskirche oder der berühmten Stiftsbibliothek bewenden lassen; er hat vielmehr die reiche und lebenskräftige Stadt nach innen und außen, nach ihren verschiedensten Lebensrichtungen durchforscht und bei seinem sichern und geübten Blick alle die Beziehungen ergründet, selbst die verborgensten und unscheinbarsten, welche der Stadt ihren eigenthümlichen Charakter geben. Er betrachtet ihre geschichtliche Entwicklung, ihren Zusammenhang mit der Eidgenossenschaft, der früher ein ziemlich loser, seit einem halben Jahrhundert inniger ist; geht sodann auf das gesellschaftliche Leben über, das er in vollster Wahrheit erfaßt hat, um uns endlich mit dem geschäftigen, nie ruhenden Treiben des Handels und der Gewerbe bekannt zu machen,

von dem er ein vortreffliches Bild entwirft. Es ist dies zu reich und zu mannichfaltig, als daß wir es mittheilen oder einen Umriss davon geben könnten, wir müssen unsere Leser auf die vortreffliche Schrift selbst verweisen.

Ebenso wenig können wir dem Verfasser an die appenzeller Landsgemeinde folgen, oder mit ihm das schöne Ländchen am Säntis besuchen, oder in den Gasthof zum Hecht in dem Hauptort Appenzell eintreten, um uns an der geistreichen Wirthin zu erfreuen, deren festgehaltene Nationaltracht ihm Gelegenheit zu interessanten und durchaus richtigen Bemerkungen über das immer mehr um sich greifende Verschwinden der angeerbten Kleidung gibt.

An dem echt nationalen Anzug der appenzellischen Frauen, der stolzen, steifgefügten und reichgestickten Haube, an den goldenen Ketten um Hals und Brust, an den feinen Spitzen der vorfallenden Hemdeärmel und den silbernen Schnürketten am Nieder erkennt man auch rasch genug, warum selbst in Appenzell dessen Vollständigkeit und die Echtheit seiner Bestandtheile schon festener werden mußten. Es bedarf zu ihrer Bekleidung in der That ein nicht geringes Vermögen.

Darin mag überhaupt vorzugsweise die Ursache des Verschwindens vieler Nationaltrachten zu suchen sein; nicht, wie man von gewissen Seiten gern annimmt, in einer innerlichen Gleichgültigkeit gegen das Erbe der Väter, gegen heimische Gewohnheit und Sitte, auch nicht in einer Verarmung des Volks. Gerade unter den Bauern hat ja früher viel geringere Wohlhabenheit als heute geherrscht. Aber dafür ist allerdings das äußere häusliche Leben anspruchsvoller und nicht bloß relativ, sondern positiv kostspieliger geworden. Zugleich machte zwar die Industrie alle Kleidungsstoffe billiger, doch im Allgemeinen minder dauerhaft als früher. In welcher Richtung des Lebens aber dem Publicum und namentlich der ländlichen Bevölkerung Wohlfeilheit freiwillig sich darbietet, dahin wird sie eifriger verlangt, als wo sie Ersparniß und Entsaugung voraussetzt. Zum leichtern Stoffe paßt nun kein schwerer Schmuck, es entstand ein Misverhältniß in den Ausgaben für das Eine und das Andere. So ersetzen ihn zuerst zerstückte Nachahmungen, und nachher verschwindet er bis auf diese Andeutungen. Dann freilich ist auch die Eigenthümlichkeit jeder Tracht im Verschwinden, mit ihr manche locale Besonderheit des Lebens und der Sitte. Eines folgt so genau und natürlich aus dem Andern, daß man nur verwundert fragen kann, wie es möglich ist, daß tagesläufiges Urtheil gar so gern Ursache und Wirkung vorsehen mag, um mit einer philiströsen Bedauerlichkeit neue Phrasen zum alten unwahren Jammer über den Untergang charakteristischer Mannichfaltigkeiten im Völkerverleben zu fügen. Wie der Einzelne, so wächst das Volk, der Stamm der Thal- und Bergbewohner, immer von neuem ganz eigentlich aus dem Boden, worauf seine Wiege steht, aus den örtlichen Gestaltungen seiner Verhältnisse, seines Zeitalters. Die Erde ist nichts Fertiges, Abgemachtes, Starrtes; auf jedem Punkte ihrer Oberfläche wirken unmanödelbare Entwicklungsgesetze. Keine lebende Sprache, mit Ausnahme der chinesischen und arabischen, ist älter als 1500 Jahre; die meisten erreichen kaum die Hälfte dieses Zeitraums. Ist aber darum die Mannichfaltigkeit dieser Gestaltungen geringer, sind die Dialekte minder zahlreich geworden? Im Gegentheil. Kleidung in nationaler oder localer Besonderheit ist jedoch ebenso wenig ein Zufall wie die Eigenthümlichkeit der Sprachgestaltung oder Ausdrucksweise. Verschwinden alte Formen im Einen wie im Andern, so ist es nur ein Zeichen, daß das Bedürfnis danach abgestorben, überwunden ist. Doch mit größter Bestimmtheit entwickeln sich dafür auch neue, angemessen den neuen Bedürfnissen. Weber in jenem Verschwinden noch in diesem Keugehalten liegt ein

1855. 22.

Zeichen oder eine Gefahr, daß der Grundcharakter einer Bevölkerung gerade in seinen Vorzügen entweiche; wol aber ein Zeugniß dafür, daß er Lebensmark und Zukunftskraft genug besitzt, um im Fortschreiten der Weltentwicklung fortzuschreitend mitzuleben. Ja, man kann dem halb poetischen, halb spießbürgerlichen Bedauern über das Verschwinden localer Interessen, Sitten und Mundarten sogar die erfahrungsmäßige Wahrheit entgegenstellen, daß diejenigen Kreise, in denen sie nach Jahrhunderten mit besonderer Zähigkeit bis ins Einzelne festgehalten wurden, überall ihren beweglichen Umgebungen intellektuell und materiell nachstehen, ohne dafür etwa größere Sittenreinheit, innigeres Familienleben oder absonderliche Solidität des geschäftlichen Verkehrs zu bewahren. Wenn darum in manchen Ländern von oben herab Preise an besonders national gekleidete Gemeinden vertheilt, in den Schulen anderer die Trachten der Vorältern bildlich aufgehängt und zur Nachahmung empfohlen werden, so liegt darin nur eine Prämie für Trägheit und Stillstand. Für Königsreisen mag die alte Farbengrellheit und Formenabsonderlichkeit einen ganz amüsablen Anblick bieten, der Festjournalist gibt sie ein gutes Colorit für leere Artikel; aber dem Volke ist sie ein offener Nachtheil, im Lande eine Begünstigung der Theilnahmlosigkeit an der Rationalarbeit. Appenzell hat so lange peinlich an den Einzelheiten seiner Nationaltracht festgehalten, als es überhaupt noch vermochte, sich vom Mitleben in der Eidgenossenschaft abzuschließen.

So gibt jede Erscheinung dem Verfasser Gelegenheit, seine Ansichten über wichtige Fragen oder Lebensverhältnisse zu entwickeln, und wir müssen hierbei stets seinen weiten Gesichtskreis und die Klarheit und Richtigkeit seiner Gedanken rühmend anerkennen. So zeigt er mit schlagenden Gründen, warum die Landschaftsmalerei keine erheblichen Fortschritte mache oder vielmehr auffallend rückschreite, warum die Fabrikbevölkerung der Schweiz moralisch und ökonomisch weit höher stehe als die der meisten andern Länder und warum der Theil des Publicums, den man in größeren und wol auch in kleinern Staaten mit dem Namen „Vöbel“ bezeichnet, in der Schweiz eigentlich nicht existire. Buddeus ist einer von den wenigen Reisenden, der ohne Vorurtheil weder für noch gegen Land und Volk der Eidgenossenschaft über den Bodensee gefahren ist; er ist weder einer von den radicalen Schwärmern, für die eine Weltgeschichte ebenso wenig vorhanden ist als für die aristokratischen Schwärmer, noch ist er einer von den in Deutschland so häufigen philosophischen Querköpfen, die alle Lebenserscheinungen nach einem hinter dem Ofen ausgeheckten Systeme beurtheilen und mit schulgerechten Schlüssen beweisen, daß sich die Schweiz in der heillosen Anarchie befinde, die Ruhe aber, die man von dem Rhein bis zu den Alpen wahrnehme, nur scheinbar und ein Trugbild sei. Daß Buddeus ein Denker und ein philosophisch gebildeter Mann ist, brauchen wir nach den bisherigen Mittheilungen nicht erst auseinanderzusetzen, aber sein Geist ist nicht in philosophirenden Floskeln eingeschnürt, er hat sich die vollkommenste Freiheit bewahrt und daher ist sein Urtheil stets wahr, sicher und begründet. Namentlich faßt er die politischen Verhältnisse der Schweiz durchaus verständig auf, und er gehört namentlich nicht zu Denen, welche, um mit Lessing zu reden, über den bösen Sturmwind jammern, weil er ihre in sieben irdenen Töpfen bestehende Drain-

gerie zerknickt oder ihr nicht assicurirtes Schiff in den Abgrund des Meeres begräbt.

In derselben Weise, wie er uns mit St.-Gallen bekannt gemacht hat, führt uns der Verfasser durch das Toggenburg nach Zürich, dessen weitreichende Bedeutung und von Tag zu Tag steigenden Einfluß nicht bloß auf das Leben der Schweiz er in geistreicher Darstellung auseinanderlegt. Von diesem „Mittelpunkt der europäischen Mitte“ wendet er sich zum Hochgebirge, ins Land Glarus, dem er einen großen Theil des zweiten Bandes widmet. Dem glücklichen Umstand, daß er dem Jubelfest des fünfhundertjährigen Zutritts von Glarus zur Eidgenossenschaft beiwohnte (am 4. Juni 1852), verdanken wir eins der schönsten Capitel seines Buchs, in welchem er das beneidenswerthe Talent glänzend beurkundet, das Massenhafte durch Schilderung der kleinsten Einzelheiten mit solchem Glücke zu zeichnen, daß wir den vollständigsten Gesamteindruck erhalten und doch zugleich die klarste Anschauung der einzelsten Verhältnisse gewinnen. Dieses Talent erscheint vielleicht in noch höherm Grade, wenn er uns aus dem Canton Glarus über den Penixerpaß nach Bünden führt, eine Wanderung, die selten ein Tourist unternimmt. Die Darstellung des Landes und Volks der rhätischen Bünde ist meisterhaft und beinahe erschöpfend, wenigstens für die Theile, die der Verfasser berührt, und nicht weniger trefflich wird der Canton Tessin behandelt, von dem er uns über den Gotthard in das Reussthal und nach Luzern führt, wo er uns verläßt. Wir trennen uns ungern von ihm und wünschen, daß er auch die übrigen Theile des Landes mit uns durchwandern möchte.

Unsere Lesern wollen wir aber noch eine oder zwei Stellen des Buchs mittheilen, um sie noch genauer mit der Darstellungs- und Anschauungsweise des Verfassers bekannt zu machen. Wir wählen die Schilderung eines Theils von St.-Gallen und der nächsten Umgebung, weil wir unsere Leser mit der merkwürdigen Stadt bekannt gemacht haben und sich durch diese weitere Mittheilung das Bild vervollständigen wird.

Gerade hinter dem Kloster tost die Steinach aus einer Schlucht. Sicherlich mehr als 200 Fuß tief hat sie jene Kagleiswand jach durchbrochen, welche ihren Kessel gegen das Thal umwallte, und vielleicht war es dieses Ereigniß, welches den St.-Galler Bergsee in den Bodensee hinabdrückte. Mit den herabgestürzten Kiesenstämmen des Bergwaldes wurden Millionen Samen in seinen ehemaligen Grund eingeschlagen. Sie wuchsen wild und üppig empor, während am Rande des nunmehrigen Wasserfalls (welchen nämlich die Steinach bildet) eine felsige Eichtung von der Verflörung blieb. Dort hinein baute St.-Gallus die Anstiedelungsgzellen. Erst ein Halbjahrhundert nach seinem Tode vereinten sich die Einsiedelien am Bergkusse zu einem Kloster.

Von da aus klettert die Stadt äußerst steil am Berge empor; und noch heute, wie vor 1300 Jahren (?), dringt auch eine Reihe von Häusern in die Schlucht, fast unmittelbar unter dem Sturz des Steinachfalls. Während die Gebäude am äußern Bergabhange gar stattlich und kokett in das Thal schauen, blickt sich's düster, beinahe erschreckend in die rauschende Differenz der Schlucht. Uebereinander gehoben, geizig um ein Plätzchen streitend, struppigen Aussehens, schieben sich dort die

Menschenwohnungen am Gefels hin. Meistens Mühlenwerk, strecken sie ihre Räder halb trostig, halb zaghaft in die Luft hinaus, um vom fallenden oder strömenden Wasser des Lages Rothdurst zu erhaschen. Nur mit halben Füße scheinen die einen auf einem schlüpfrigen Felsen zu ruhen, zusammengebrachte Steinhäusen schügen andere vor der Unterwaschung ihres Fundaments. Schwankte Balken stemmen noch andere gegen den Flußrand, um nicht hineinzustürzen, oder sie haben sich rückwärts so fest an die senkrechte Felsmauer geklammert, daß ihnen diese die vierte Wand erspart. Gerade am mittlern Absatz des Bachsturzes fand eine Schmiede keinen Raum mehr am Berge und bohrte ihre Werkstätte in dessen Gestein. Tief schwarz überruht ist ringsum der überhängende Fels; dadurch erscheint die Höhlenöffnung gigantisch und das Treiben der Arbeiter um das herausglühende Feuer cyclophen- oder gnomartig. Hier und da schwingt sich wol auch ein lustiger Holzsteg hoch über der rauschenden Schluchttiefe von einem Ufer zum andern; das diesseitige Haus scheint seinen Anfang auf dem Dachsteg zu tragen, das jenseitige sein Ende mit den Grundmauern zu umklammern. Einsame Tannen spießen hoch über den Menschenwohnungen aus dem Berge hervor, als wollten sie herabstürzen; vorwüthige Büsche ziehen ein grünes Band am grauen Gefels über andern hin. Ein ganzes Waldstück steigt dort vom scharfschneidigen Kamm bis etwa haushoch über die Häuser herab; aber hier muß es enden, weil die Kagleiswand senkrecht zur Flußtiefe hinabfällt, aus welcher Erden und schlanke Birken mit ihren Wipfeln zu dem Vorsprung hinaufkriechen, welchen der feste Mensch für sein Obdach eroberte. Und herausgehauen aus dem Felsen ist die vorstichtig gemundene Straße, welche dem Berke der Wagen zwischen St.-Gallen und dem gewerbreichen St.-Georgen hinter dem Durchbruche der Steinach dient.

Kühl und schattig ist diese Steinachschlucht mit ihrem wunderbaren Häuserbau, in heißen Sommertagen eine wohlthuende Nachbarschaft zur sonnigen Stadt im sonnigen Thal. Man überwindet leicht die steilen Stiege, welche durch sie hinaufführen nach dem Freudenberg, nach St.-Georgen und immer höher nach dem reichen Teufen, welches schon dem appenzell-äussererhöbischen Gebiete angehört. Es blickt sich da so schön hinab in die sonnige Landschaft. Der Fluß rauscht und Erquickung zu und der schwarze Forst längs des Gipfelsandes jütet im Sonnenbrande, den er vom Wanderer abhält; die Mühlen klappern, die Menschen arbeiten, überall Leben, überall Bewegung. Im Winter aber ist die Schlucht ein fast schauerliches Widerspiel des Thals; deckt dieses auch künftiger Schnee, verhüllt er auch das abfallende Land einformig bis zu dem dann tiefblauen Bodenseespiegel, sodaß nur die weißlich überflogenen Nadelwälder düster daraus hervortragen — das Bild ist dennoch nicht todt. Auf einem weitgestochten Straßennetze bleibt überall munterster Verkehr, dessen Gloden und Glöcklein lustig heraufklingeln, während die schwarzen Menschenpunkte sich um rauchende Kamine und Schöte versammeln, verdichten, zerstreuen und während auch auf dem Bodensee die weißen Segel und schwarzen Dampfboote flüchtig dahinschießen. In der Schlucht dagegen herrscht Winterstarrung mit finstern Schweigen. Dürres Geäst im bleichen Flußbette, die schwarzen Tannen am grauen Gefels sind die einzigen traurigen Reste des Naturlebens. Das rauschende Wasser ist zwischen den Felsen gestorben, der Wasserfall hängt in traurigen Fäden zwischen den Stufen, die er so muthwillig hinabsprang — zu unbedeutend, um als Eismasse imposant zu wirken, zu bedeutend, um nicht selbständig im Wilde hervorzutreten. Trübe in Schauerwehen vergraben, blicken die unregelmäßigen Häuser aus tief-schwarzen Fenstern auf die stehenden Räder und unnützen Wasserschänge, an denen riesige Eiszapfen starren. Nur der Hammer-schlag der Schmiede klappert einformig in das Schweigen hinunter, während halbverrauschte einzelne Töne des Straßenlebens der Stadt heraufhöhen zu den wenigen Menschen, welche trög und langsam um die Häuser schleichen, als sei ihr ausgeföh-



nes Leben ohne Drang und Trieb und Hoffnung. Und am Ende der Markttage klettern die Appenzeller mühselig und schwiegend den Fußweg der Tiefs, während die Glocken ihrer Heuschrecken von der Straße herab den Takt ihrer Schritte zu bezeichnen scheinen. Dann ist es wieder still wie zuvor, öde und schaurig, als wäre das ganze hier wohnende Geschlecht ausgestorben bis auf den Letzten.

Und nun eine Marktszene, in welcher der Verfasser den eigentlichen Charakter der verschiedenen Nationen, die sich in dem tessinischen Dorfe Olivone bei Gelegenheit des großen Viehmarktes begegnen, trefflich schildert. Es sind bündnerische Romanen, tessinische Italiener und Deutsche aus den Urantonen, welche sich dort zusammenfinden.

Hier, wie überall an den Grenzen seiner Nationalität, erkennt man ein allmähiges Zurück- und Untergehen des Romanenthums. Auch seine Blüte im Engadin ist ja offenbar nicht durch das inwohnende nationale Element, sondern durch die germanischen Einflüsse der Reformation und durch die immer neue Berührung jeder neuen Generation mit dem großen Weltleben bedingt. Wo nun diese Anregungen fehlen, wo der Roman, und namentlich die oberländische Race, nicht gewaltsam aus ihrem gewohnten Hirten- und Aepplerleben gerissen wird, da steht sie überall und in jeder Hinsicht den Nachbarn nach. Man kann es oftmals an ganz äußerlichen Dingen bemerken. In den Gassen von Olivone spielt der italienische Viehhändler den Handelsherrn; Romanen und Deutsche sind die Verkäufer. Gewöhnlich sind die Präliminarien des Kaufs bereits in der Heimat der Verkäufer geschlossen worden, meistens sogar schon im Frühling oder Hochsommer. Da kam der Viehhändler auf die Alpen, markierte die Thiere und bezeichnete jene, welche er im Frühherbst in Olivone zu kaufen gedachte, um sie dem großen Viehmarkte in Lugano zuzuführen. Ungefähr sind also die Preise bestimmt, und es kommt nur darauf an, ob die Thiere durch den Sommeraufenthalt auf den Alpen stärker und theurer geworden sind, oder ob sie an Mähte verloren haben. Selten nun bringt der Besitzer selbst sein Vieh hierher. Er übergibt es einem Knechte oder es übernehmen auch bestimmte Viehtreiber die Waare verschiedener Besitzer, um gegen gewisse Procente von der Kaufsumme den Handel so vorthellhaft als möglich abzuschließen. Natürlich sucht der schlaue Italiener diese Umstände nach Möglichkeit auszunutzen. Und beim Romanen gelingt es ihm am leichtesten. Umsonst sucht dieser mit allerlei verbißnen Wendungen der Uebervorthellung zu entgehen; er nimmt schließlich trotzdem, wenn auch grollend, für sein Vieh wahrhaft erschreckend niedrige Summen. Denn er braucht das Geld so unumgänglich nothwendig für seines Lebens Rothdurst und kann sich doch nicht entschließen, mit nüchterner Sparsamkeit seine Bedürfnisse zu verringern, noch mit Selbstübung von Handwerken neben der Alpenwirthschaft an den Baarauslagen für Hausrath, Kleidung u. s. w. zu sparen, noch endlich mit sorgsammer Pflege und Wartung seiner Thiere deren Qualität und Preise zu verbessern. Dies Alles würde ja ein Herausgehen aus den Gewohnheiten der Väter, eine geistige Energie, Aufraffung aus dem Mühselbetrüben seines Lebens erfordern. Zum Selbstentschlusse dafür fehlt ihm das nordische Element; zur Nachahmung einzelner Beispiele im einsamen Primatthale ist er zu süßlich indolent. Es ist, als leste das Bewußtsein dieser Unfähigkeit auf seinem ganzen Wesen. Unter den versammelten Gruppen erkennt man ihn leicht heraus an der abgeschlossenen Unschlüssigkeit, welche nicht einmal zu einem Zusammenhalten mit den Landseuten kommt. Er ist nach allen Seiten isolirt und pflegt höchstens mit seinem eine flüchtige Gemeinschaft, der genau aus demselben Thalwinkel mit ihm zu Markte zog. Dagegen hat er freilich den Vortheil unschwächer Verständigung mit dem Lombarden und Ticinesen vor dem deutschen Schweizer voraus. Denn der Tessin

ist bis Velenz hinunter noch ein viel zu rauhes Gletscherwässer, um die melodische Weichheit der italienischen Sprache aufkommen zu lassen. War das oberländische Romanisch ein vergrößertes Italienisch, so ist das ticinesische Italienisch ein langsam zerschmelzendes Romanisch. Ueberall schwimmen noch die Eisbörner darin umher, während etwaige Weichheiten noch keine lauen Wellen, sondern nur sonnige Blige auf der Oberfläche des Nebestroms bilden. Trotz dieser nahen Verwandtschaft mit den Romanen, die sich auch auf den Gesichtsausdruck und die Körperformen überträgt, haben die Ticinesen dennoch die meisten Handwerksausdrücke, sowie die der Alpen- und Viehwirthschaft, endlich die meisten Bezeichnungen für die Erscheinungen des Hochgebirgslebens direct dem Schweizerdeutsch entnommen, nicht den romanisirten Umgestaltungen, auch nicht den sparsamen romanischen Originalen. Die Hauptursache mag allerdings darin gesucht werden, daß deutschschweizerische Eroberung und Landvoigtei seit Jahrhunderten das Thal des Tessin beherrschte. Allein der fast vollständige Mangel eigener Wortbildungen für solche Thätigkeiten liegt auch im Grundwesen der Ticinesen. Sie haben nach und nach Alpenwirthschaft und Handwerke gelernt, aber ihr eigentliches Wesen fußt nicht darauf. Sie sind Thalmenschen, denen die Erzeugnisse der Gebirge für ihre Ackerbauprodukte zufließen, während sie mit ihren eigentlichen Handwerkszeugnissen das städtische Leben des lombardischen Tieflandes versorgt.

Im Handelsplatz Olivone lernt man nun bloß den ticinesen und lombardischen Handelsgeist kennen. Er hat im Ein- und Verkauf eine täuschende Ähnlichkeit mit jüdischem Krämerwesen. Während nun die Gebirgsromanen dessen Schlingen und Praktiken meistens nicht zu entgehen wissen, ist das Verhältniß zu den deutschen Schweizern, die auf dem Markt erscheinen, ein durchaus verschiedenes. Ihre Waaren sind solid, ihr Vieh gut gehalten und von guter Buht, ihre Milchprodukte ebenso. Sie fordern mit trockener Entschiedenheit ziemlich hohe Preise und kehren sich wenig an die Ausstellungen, welche der Italiener mit lautem Geschrei und lebhaften Geberden dagegen erhebt. Sie sind nebenbei meistens in der glücklichen Lage, die lombardischen und ticinesischen Producte nicht austauschen zu müssen, sondern handeln um bares Geld. Dies vereinfacht das gegenseitige Verhältniß schon außerordentlich. Das schwelrige gegenseitige Verständniß scheint überdies dem deutschen Schweizer nicht einmal unwillkommen. Er verpaßfabirt sich desto fester hinter seinem Schweigen und Unverständnis und beharrt mit zäher Konsequenz auf dem ersten Ansage seiner Waare, die endlich doch ihren Abnehmer findet. Dies gibt ihm sogar äußerlich ein sichtbares Uebergewicht im Marktge- wühl, selbst wenn nicht dazu käme, daß er die Romanen und Ticinesen gewöhnlich an Körpergröße überragt und nur etwa von den Gestalten des lombardischen Flachlandes erreicht wird. Man glaubt in ihm den Aristokraten des Menschenzusammenflusses zu sehen, wenn auch seine Kleidung und Wäsche sich nicht vor der der übrigen Marktleute durch Sauberkeit auszeichnet.

Wir würden die Betrachtung des Verfassers über das Verhältniß der Tessiner zu den übrigen Schweizern gern noch mittheilen, sowie seine Entwicklung der Gründe, welche aus dem Gebirgsvolk am nördlichen Abhange des Gotthard ein wanderndes Handelsvolk gemacht haben, sowie der Ursachen, aus denen zu erklären ist, warum die Tessiner vorzüglich „geschickte Wasser- und Wegebauer“ wurden, worin sie sich in der That so sehr auszeichnen, daß kaum eine Straße in der Schweiz anzutreffen ist, die nicht von ihnen gebaut worden wäre. Allein so trefflich dies Alles auch ausgeführt und geistreich behandelt ist, so legt uns der Raum die Verpflichtung auf, unsere Leser auf das werthvolle Buch zu verweisen.

Das größte Verdienst Budeus' besteht ohne Zweifel darin, daß er überall den Zusammenhang der Natur und des Menschenlebens lebendig hervortreten läßt, worauf übrigens schon der Titel seines Buchs hinweist, und daß er die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Volksstämme, deren Thäler und Höhen er bereist, in kurzen, aber kräftigen Zügen zeichnet, wodurch er ein klares Bewußtsein ihres gegenwärtigen Zustandes in uns erweckt und uns den nothwendigen Gang ihrer weiteren Entwicklung ahnen läßt. Doch hat er einen Hauptpunkt im Leben der schweizerischen Eidgenossenschaft übersehen; denn wenn er ihn auch hier und da vorübergehend berührt, so fühlt man doch, daß er ihn nicht in seiner ganzen Bedeutsamkeit erfaßt hat, oder vielmehr, daß ihm diese Bedeutsamkeit verborgen geblieben ist: wir meinen das Vereinsleben in der Schweiz, welches eine Grundlage der politischen, bürgerlichen, wissenschaftlichen, mercantilschen und überhaupt jeder möglichen Art von Entwicklung ist. Nur ein mal tritt ihm dieser Punkt entgegen, und er weiß ihn dann auch in seiner mächtigen Wirksamkeit zu erfassen, als er nämlich von dem trefflichen Hans Georg Nägeli, dem „Vater der schweizer Sängervereine“, berichtet. Allein diese sind nicht bloß die neuesten, sie sind auch keineswegs die historisch bedeutsamsten und repräsentirenden zudem nur einen kleinen Theil des intellectuellen Lebens. Wenn Budeus behauptet, daß Bünden das einzige Land der Schweiz ist, welches einen bestimmten Verein für Quellenforschung und Veröffentlichung seiner speciellen Geschichte besitzt, so irrt er durch, denn es sind noch manche Cantone zu nennen, in denen ähnliche Vereine bestehen, die sich alle oder doch zum weitaus größten Theil an die allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft anschließen. Gerade für die Erforschung der Landesgeschichte ist wol in keinem andern Lande so viel geschehen als in der Schweiz, und kein Land besitzt ein Werk wie die schon im vorigen Jahrhundert erschienene „Bibliographie der Schweizergeschichte“ von Haller. Die Schweiz besitzt außerdem eine naturforschende, eine medicinische, eine thierärztliche, eine gemeinnützige und noch andere allgemeine Gesellschaften. Alle haben ihre Filialvereine in den einzelnen Cantonen und diese wieder in den einzelnen Bezirken, ja selbst in einzelnen Gemeinden. Neben diesen bestehen noch viele einzelne Vereine in den Cantonen, die sich zwar zu keiner allgemein schweizerischen Gesellschaft vereinigen, welche aber nichtsdestoweniger von großer und glücklicher Wirksamkeit in ihren beschränkten Kreisen sind, z. B. die landwirthschaftlichen, die Culturgesellschaften und viele andere mehr. Was durch diese zahlreichen Vereine für eine Masse von Kenntnissen unter einen großen Theil der Bevölkerung gebracht wird, leuchtet von selbst ein, und man muß oft erstaunen, wenn man bei Leuten, deren Bildungsstufe oder besonderer Beruf es keineswegs erwarten läßt, recht gründliche Kenntnisse in der Numismatik, in der römischen und germanischen Alterthumskunde, in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft u. s. w. antrifft. Viele dieser Vereine, selbst solche,

welche keine eigentliche wissenschaftliche Richtung haben, lassen auf ihre Kosten Druckschriften erscheinen, welche zum Theil für das größere Publicum bestimmt sind und ihren Zweck, Kenntnisse unter dasselbe zu verbreiten, meistens in recht erfreulicher Weise erreichen. So lassen in den größten Städten, aber auch in den kleineren Drtschaften die einzelnen Vereine sogenannte „Neujahrsstücke“ erscheinen, welche zunächst der studirenden Jugend gewidmet sind und derselben auf eine angemessene und anziehende Weise Kenntnisse der mannichfaltigsten Art mittheilen. So werden in Zürich, welches freilich, wie in den meisten Verhältnissen, so auch in diesen den ersten Rang behauptet, von den verschiedenen Vereinen jährlich solche „Neujahrsstücke“ herausgegeben, deren vollständige Sammlung sich auf ungefähr tausend Stück beläuft, denn manche Vereine, wie z. B. die Bibliotheksgesellschaft, bestehen schon seit mehr als 200 Jahren. Da findet man denn die gebiegensten Aufsätze, z. B. über das Militärwesen in den „Neujahrsstücken“ der Militärischen Gesellschaft, welche in ihrer Gesamtheit eine förmliche vollständige Kriegsgeschichte der Schweiz enthalten. Die Künstlergesellschaft theilt meistens Biographien der bedeutendsten heimatischen Künstler mit, deren die Schweiz und namentlich Zürich eine nicht geringe Anzahl und darunter manche hervorragende aufzuweisen hat. Die „Neujahrsstücke“ der Naturforschenden Gesellschaft enthalten meistens Monographien der wichtigsten Gattungen der Schweiz, aber auch Aufsätze über die Pflanzenwelt oder über die geologischen Verhältnisse des Landes. Und diese Arbeiten haben bei ihrer populären Haltung zum großen Theil auch wissenschaftlichen Werth, da sie meistens Gelehrte im höhern Sinne des Wortes zu Verfassen haben. So erhält die Wissenschaft in der Schweiz ein ganz demokratisches Gepräge, sie verzweigt sich über das Volk in seiner Gesamtheit und findet in den abgelegensten Thälern selbst der Urkantone ihre würdigen Vertreter. Man glaube aber nicht, daß hierdurch auch Alles verflacht und wissenschaftliche Forschung oder gar Gelehrsamkeit in deutschem Sinne darüber verschwinden müßte; vielleicht kann im Verhältniß kein einziges Land so viele wahre Gelehrte aufweisen als die Schweiz. Doch kann es unsere Absicht nicht sein, dieses weiter auszuführen, und lag jetzt nur daran, auf das Vereinsleben in der Schweiz und auf dessen höchst wohlthätigen Einfluß aufmerksam zu machen.

Heinrich Kurz.

### Das „Conversations-Lexikon“ und seine Nebenwerke.

Ohne Zweifel wird es Jedem von Interesse sein, die Genes und Fortbildung eines Werks von solcher Bedeutung und solchem Einfluß wie das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon“ kennen zu lernen. Hierüber bringt ein dem Verfasser der jetzt vollendeten zehnten Auflage des Werks beigelegtes Nachwort: „Zur Geschichte und Charakteristik des Conversations-Lexikon“, willkommene und interessante Daten. Zu jeder allgemeinen Charakteristik ist gegen den Schluß des Nachworts bemerkt: „Das „Conversations-Lexikon“, aus dem Bildungsraum

hervorgegangen, welchen das Aufblühen der deutschen Nationalliteratur an der Schwelle dieses Jahrhunderts erweckte, hat seitdem durch seine wiederholten Verjüngungen alle Pfafen des Kulturlebens begleitet und ist dadurch ein Organ geworden, als nicht wenig dazu beigetragen, die Blüten dieser Kultur in alle Kreise der bürgerlichen Gesellschaft und weit über die Grenzen des Vaterlandes hinauszutreiben."

Es war im Jahre 1796, als ein sonst ungekannter Gelehrter, Dr. Eöbel in Leipzig, gegenüber dem alten mit dürftigem Notizenraum gefüllten, „Zeitungs- und Conversations-Lexikon“ von Hübner, den Plan zu einer populären Encyclopädie faßte, welche das „allgemeine Streben nach Geistesbildung“ und „die sich immer mehr verbreitende Annäherung der Geschlechter und Stände in ihren Begriffen“ unterstützen, namentlich aber die „wissenschaftlichen Begriffe“ zur „Theilnahme an einer guten Conversation“, sowie zur „Erschließung des Sinns guter Schriften“ in sich begreifen sollte. Dieses Werk erschien seit 1796 bei F. A. Leupold in Leipzig unter dem doppelten Titel: „Conversations-Lexikon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten“ und „Frauenzimmer-Lexikon zur Erleichterung der Conversation und Lectüre“. Doch schon nach Vollenbung des dritten Bandes, im Jahre 1798, starb Eöbel und das Unternehmen gerieth nun in ungeschickte Hände und wegen Mittellosgkeit des Verlegers überhaupt ins Stocken. Es ging erst an die Firma von J. R. Weber, sobann in den Verlag von J. G. Herzog über, der dasselbe im Jahre 1808 noch vor der Ausgabe des Schlussbandes (ober des sechsten) an Friedrich Arnold Brockhaus, damals in Amsterdam, verkaufte. Letzterer führte das Werk zum ersten male vollständig und in neuem Abdruck unter dem Titel „Conversations-Lexikon, oder kurzgefaßtes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände, mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der ältern und neuern Zeit“ (6 Bde., Leipzig 1796—1810; neuer Abdruck 1809—11) ins Publicum ein und ließ dem Ganzen 1810 auch die schon von Eöbel projectirten „Nachträge“ (2 Bde.) folgen.

Ein Mann von Scharfblick, Bildung und Weltkenntniß, begriff Friedrich Arnold Brockhaus besser als seine Vorgänger die Tragweite des Unternehmens, und ungeschreckt von den kriegerischen Zeiten machte er sich ans Werk, um der bisher klummerlich ausgeführten Idee von Stufe zu Stufe eine vollendetere Ausprägung zu verleihen; er gilt daher mit Recht als der eigentliche Begründer des Werks in seiner jetzigen Gestalt. Während er 1811 von Amsterdam nach Altenburg übersiedelte, begann er, obwohl er damals nur über beschränkte Mittel verfügte, mit der zweiten Auflage des Werks dessen grünliche Neubearbeitung, die zugleich in die dritte und vierte Auflage hinüberlief und darum erst 1819 zu Leipzig, wohin er zwei Jahre früher sein emporblühendes Geschäft verlegt hatte, vollendet wurde. Anfangs versah er persönlich die Hauptgeschäfte der Redaction, und er blieb auch, als er später geschickte Mitredacteure herbeizog, die Seele und der Leiter des Ganzen. Die zweite Auflage des Werks erschien unter erweitertem Titel und umfaßte ursprünglich acht und durch ihren Anschluß an die dritte und vierte Auflage zehn Octavbände; der Inhalt war außerdem durch compacteren Druck auf das Doppelte erhöht. Der erste Band und die Hälfte des zweiten Bandes dieser Auflage wurden noch von Brockhaus allein redigirt, für das Uebrige gestellte er sich Dr. Ludwig Gain als Mitredacteur bei, der seit dieser Zeit bis zur Vollenbung des ersten Drucks der fünften Auflage im April 1820 mit dem Verleger das Unternehmen leitete und in ausgezeichnete Weise förberte. Gegen Ende des vierten Bandes waren die vorräthigen Exemplare vergriffen, und der Verleger nahm nun vor dem Wiederabdruck dieser vier Bände eine Revision derselben vor, die er unter dem Titel „Conversations-Lexikon, oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände“ (10 Bde., Altenburg und Leipzig 1814—19) als dritte Auflage erscheinen ließ. Um der Gefahr, welche dem Unternehmen nach dem Erscheinen des siebenten Bandes durch den von

dem Buchdrucker Macklot in Stuttgart veranstalteten Nachdruck drohte, vorzubeugen, entschloß sich Brockhaus rasch und stellte sofort eine durchgängig verbesserte vierte Auflage des Werks (10 Bde., Leipzig 1817—19) her, deren achter bis zehnter Band zugleich die Fortsetzungen der zweiten und dritten Auflage bildeten. Ein Supplementband (Leipzig 1818) enthielt für die Besitzer der frühern Auflagen die Verbesserungen der vierten.

Um das Werk mehr den veränderten Stimmungen und Strömungen der Zeit anzupassen, schritt Brockhaus bereits einige Monate vor Abschluß der vierten Auflage zur Herstellung einer neuen fünften, die dann unter dem Titel „Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexikon)“ (10 Bde., Leipzig 1829) erschien. Von dieser 12000 Exemplare starken Auflage mußte schon 1820 ein zweiter und binnen Jahresfrist ein dritter Wiederabdruck, jeder in 10,000 Exemplaren, veranstaltet werden. Als Mitredacteur und später als Redacteur hatte sich der Verleger, nachdem Gain im April 1820 Leipzig verlassen, den Professor Friedrich Christian August Haffe beigelegt, der bei seinen Arbeiten namentlich von dem Schulrath Gottfried Erdmann Petri in Zittau und dem bekannten Aesthetiker Professor Amadeus Wendt unterstützt wurde und dem Werke, namentlich der siebenten Auflage desselben, von 1820—32 große Dienste leistete.

Ein solch beispielloser Erfolg, wie ihn die Geschichte des Buchhandels bei einem so bänderreichen Werke nicht weiter aufzuweisen hat, mußte die Energie und Thätigkeit des Verlegers immer mehr steigern; auch führte ihn der Gedanke, sich ein culturhistorisches Verdienst zu erwerben, immer wieder auf das Werk zurück. Er entwarf den Plan zu einer sechsten Auflage, welche sich entschieden den frischen Ideen und Thatfachen in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur zuwenden, zugleich aber ihren Gehalt in eine geistreiche und elegante Form fassen sollte. Nachdem er seit März 1822 an die Ausarbeitung des Nebenwerks „Conversations-Lexikon. Neue Folge“ (2 Bde., 1823—26) gegangen war, nahm er die sechste Auflage des Hauptwerks mit der ihm eigenen Energie in Angriff; aber im Winter 1822—23 verfiel der überaus thätige Mann in eine schwere Krankheit, welche ihn nach kurzer Besserung am 20. August 1823 seinem Wirkungskreise für immer durch den Tod entzog.

Seine beiden Söhne, Friedrich und Heinrich, wandten nun mit Eifer dem Unternehmen ihre jugendlichen Kräfte zu. Die sechste Auflage wurde bis Ende September 1823 vollendet, die siebente Auflage erschien von 1827—29 und fand so große Anerkennung, daß bereits 1830 ein zweiter, durchgesehener Abdruck nöthig wurde; die achte Auflage von 1833—36. Mit der redactionellen Leitung der letztern Auflage wurde, nachdem Professor Haffe durch äußere Umstände sich genöthigt gesehen, von der Redaction zurückzutreten, Dr. Karl August Espe betraut. Zugleich begann mit dieser Auflage insofern ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Werks, als seitdem mit jeder neuen Auflage eine durchgreifende und darum längere Zeit in Anspruch nehmende Umarbeitung seines Inhalts verbunden war. Auch die Redaction der durch den immer mehr anwachsenden Stoff auf 15 Bände erweiterten neunten Auflage (1843—47) wurde noch von Espe, die der jetzt vollendeten, nach Espe's Tode begonnenen zehnten Auflage (ebenfalls 15 Bde., Leipzig 1851—55) durch Dr. Kurgel, unter Mitwirkung eines jüngern Gelehrten, Oskar Pilg, besorgt. Jede neue Auflage ist als eine vollständige Verjüngung des Werks anzusehen, da sie den inzwischen zugewachsenen Stoff wie die neuern Resultate wissenschaftlicher Forschung in sich aufnimmt. Zu diesem Zwecke findet auch bei jeder neuen Auflage — ganz abgesehen von äußern Nothigungen — eine wesentliche Erneuerung der mitarbeitenden Kräfte statt, wie das in mehr als einer Hinsicht interessante Verzeichniß der zahlreichen Gelehrten, Schriftsteller und Fachmänner beweist, welche

vom Beginn des Werks an bis zum heutigen Tage daran thätig gewesen sind.

Der Hauptstamm des Werks trieb außerdem auch Nebensprossen; nämlich außer den früher von Zeit zu Zeit für nöthig erachteten Supplementbänden die Nebenwerke: „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur“ (4 Bde., Leipzig 1832–34), „Conversations-Lexikon der Gegenwart“ (4 Bde., 1838–41) und „Die Gegenwart“, die zuerst im Mai 1848 ins Leben trat und bis zum zehnten Bande gediehen ist. Die beiden erstern tragen den lexikalischen Charakter des Hauptwerks, während „Die Gegenwart“ die Fragen der Zeit und die Zeitgeschichte wie die mitzeitigen Entwicklungen in Kunst, Literatur und Wissenschaft gruppen- oder tableauartig in umfänglicheren Schilderungen wiedergibt und beleuchtet. Sie sind als fortlaufende, zugleich für sich bestehende Ergänzungen des Hauptwerks zu betrachten, die wieder durch ihr reichliches, auf bester Autorität beruhendes und aus erster Hand herrührendes zeitgeschichtliches Material zu ergiebigen Quellen für die Fortsetzung des Hauptwerks selbst werden. Ferner schließt sich an das Hauptwerk ein „Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Monographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“, welcher die Aufgabe hat, die großen Thatfachen in Natur und Wissen in einer dem Geschmack und der Technik unserer Zeit angemessenen Weise für das Auge zur Erscheinung zu bringen, und von einem wissenschaftlichen Texte begleitet ist. Das Werk wurde in den Jahren 1844–49 unter der Leitung eines vorzüglich dazu befähigten Künstlers, Johann Georg Heck, in einer von der Verlagehandlung eigens dafür errichteten artistischen Anstalt mit großem Kostenaufwande ausgeführt und umfaßt in 10 Abtheilungen 500 in Stahl gestochene Blätter (darunter 44 Karten und Pläne), sowie mehr als 100 Bogen Text in Octav. Von diesem Werke, welches im Jahre 1855 bereits eine dritte Ausgabe erlebte, sind in Nordamerika eine vollständige, in Schweden und Holland Uebersetzungen einzelner Abtheilungen erschienen. Ueber ein zum Nachschlagebuch bestimmtes und als solches höchst zweckmäßig eingerichtetes wohlfortirtes Nebenwerk: „Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon“, dessen vierter und letzter Band bis Ende 1855 erscheinen soll, haben wir schon in Nr. 13 d. Bl. f. 1854 berichtet.

Was den Nutzen und den belehrenden und unterrichtenden Inhalt des Hauptwerks betrifft, so brauchen wir darüber wol kein Wort zu verlieren. Jedem Gebildeten wie jedem Gelehrten ist es bei dem universellen Standpunkt unsers Wissens und unsrer Wissensbedürftigkeit unentbehrlich geworden, und es konnte auch nur aus dem Schooße eines so universell gebildeten Volks wie das deutsche hervorgehen. Seine Reichhaltigkeit, Zweckmäßigkeit, präcise Darstellung und Zuverlässigkeit haben ihm einen Weltruf verschafft, und zahlreiche sind die Nachbildungen nicht bloß in Deutschland, sondern auch in außerdeutschen Ländern, die dies bekunden.

### Frauen-Romanistik.

1. Mein Wintergarten. Kleine Schilderungen aus dem Leben. Von Henriette Panke. Hannover, Hahn. 1854. 8. 1 Thlr.
2. Stilleben oder: Der Segen einer religiösen Erziehung. Von Rosalie Koch. Mit Illustrationen von H. Bürkner. Breslau, Pirt. 1853. Br. 8. 20 Ngr.
3. Weltleben oder: Die Begüterten — Gottes Haushalter auf Erden. Von Rosalie Koch. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von Hugo Bürkner. Breslau, Pirt. 1853. Br. 8. 20 Ngr.

Wir fassen diese drei Werke in eine gemeinsame Betrachtung, weil sie, außerdem daß sie von zwei schriftstellernden Damen herrühren, noch so manches Gemeinsame in der Anschauungsweise und Darstellung haben. Das Buch der Panke ist der hundertfünfzehnte bis hundertsechszehnte Band der gesammelten Werke der Verfasserin, ein Beweis ihrer fruchtbaren

schriftstellerischen Thätigkeit. Sie nennt ihr Buch „Wintergarten“, indem sie sagt, daß das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und störender Erfahrungen zu vergessen, den Wintergarten als einen Sammelpunkt erweiternder Gemeinsamkeit ins Leben gerufen habe, daß dagegen die „ewige Sehnsucht nach innerer Einsicht aus der vereinfachten Welt“, in der sie atme, den ihrigen erschaffen habe. Während also wie bei den wirklichen Wintergärten draußen es stürme, die Bäume entlaubt dahinden, die Sängler des Hains verstummt seien, so ertöne aus ihren lichten Hallen lockende Musik, die Schönheit blühe in ihren glänzendsten Flor und der Tanz verschlinge magisch Arme und Herzen. „Auch mit“, fährt sie sodann fort, „hat die Sonne des Lebens sich geneigt und die Blumen, an denen mir das Herz hing, haben ihre lieben Augen geschlossen. Da habe ich denn in meinem Stil einen Wintergarten angelegt, auch für dich, meine Leserin, wenn du etwa hier oder da einer einsamen Stunde begegnen wolltest. Das Licht fällt von oben herab. Ein Strahl hoher Ahnung fällt tief in unsere Seele — wir erkennen das Walten einer göttlichen Vorsehung.“ Da Leser d. Bl., wenn auch die Verfasserin immerhin nur an Leserinnen sich wendet, wird schon daraus ersehen, auch wenn er die andern Schriften der Panke nicht kannte, in welcher Sinne diese Erzählungen geschrieben sind. Es ist das Alles so weichlich, so zärtlich, so nebelhaft, so süßlich, so verzaubert und hinwieder so sentimental verwässert, daß auch die Feinsinnigkeit darin uns oft nur vorkommt wie eine jener verführerischen Beiwörter, an denen der Stil der Panke so überreich ist, wemlich wenn es äußere Schilderungen, landschaftliche Bilder, Zimmer, Kleider und Gefühle betrifft. Schlagen wir aus Gerathewohl nur einmal die Erzählung „Eine Blume unter Schnee“ auf, so finden wir da: ätherische Tapete, bejauchter Hauch, schwellender Busen, blinkende Sense, düsteres Glänze, schwirrende Lerche, schimmernde Weiße, gedankenvolles Haupt, schöne Seele, unverwelklicher Lenz, schwebender Gang, dunkelblaues Auge, rothe Finger, zuckende Wimper, träumerische Abwesenheit u. s. w. auf zwei Seiten zusammen. Ueber dem Eingange und der soeben angegebenen Erzählung enthält das Buch noch sieben Erzählungen, die in gleichem Stile gehalten sind. Wir wissen, daß in gewissen Kreisen eine dazugehörige Stimmung, einmal zur Mode geworden, entschieden zu steckend wirkt, wir wissen auch, wo solche Stimmungen befeuert sind, wir zweifeln darum auch nicht daran, daß das Buch der Panke dort Leserinnen finden mag, aber unersetzlich wollen wir ebenso offen bekennen, daß solche Erscheinungen fremd zu den gesunden Auswüchsen unserer Zeit gehören und daß wir ein weiches, von frommen Phrasen duftendes, süßlich-weinerlich-mystisches Gefühl keineswegs als Ausdruck einer frommen, freudigen, tiefinnerlichen religiösen Stimmung aufzufassen zu lassen gesonnen sind.

Das zweite Büchlein von Rosalie Koch ist sehr mit Tendenz geschrieben, die Anschauungen, das Treiben, den gesunden Sinn der Herrnhuter Gemeinde zur weiteren Verbreitung zu bringen. Eine Dame aus der vornehmen Welt erkrankt zufällig in einer Brüdergemeinde; ihre Nichte, ein Mädchen, eilt hin zu ihr, um sie zu pflegen, sie lernt dort Martha, eine ideal gezeichnete Herrnhuterin, kennen, wird durch das Schicksal und die Gründung dieser Brüdergemeinden aufgeklärt und kehrt später wieder in die Welt zurück, „da ihr Sinnen und Denken ging nicht in derselben auf, wie in der Herr, der die Herzen der Menschen prüft, ihre verborgenen Thaten und ihre geheimsten Gedanken, war ihres Hutes Lenz und ihr Fort. All ihr Streben ging fortan darauf hinaus, daß er ihr dereinst auch die bedeutungsvollen Worte sagen möge: Sie hat gethan, was sie konnte.“ Das ist ein so ungewisser Ausgang, warum nicht das Kind beim Namen nennen? Wir wenigstens hätten sie eine Herrnhuterin werden lassen. Ein Abschnitt des Buchs ist „Die Brüdergemeine“ überschrieben; darin wird denn ausführlich über das Wesen der Herrnhuter und ihre religiösen Gebräuche gehandelt, auch werden

der Gattungsgegeschichte derselben, namentlich aus der Erneuerung durch Graf von Zinzendorf, sowie aus dem Leben dieses Mannes ausführliche Notizen mitgeteilt.

Das dritte Buch „Bettleben“, von derselben Verfasserin, soll nur durch den Contrast wirken und ist eigentlich nur als die Folie der ersten Haupterzählung „Schilderung und Empfehlung der Herrnhutergemeinden“ statt Stilleben anzusehen. Die klein und unbedeutend die Handlung in dieser Erzählung ist, mag der Leser aus der oben angegebenen Inhaltsanzeige entnehmen; was aber noch Alles an Sentiments, Notizen, Betrachtungen und Belehrungen drum und dran hängt, wird er daraus sehen, wenn ich ihm sage, daß diese Erzählung 112 Seiten füllt.

25.

## Neugriechische Literatur.

Bei den verschiedenen Beziehungen, welche zwischen Griechenland und England stattfinden, und namentlich bei den durch den Handel und die Schifffahrt gebotenen Rücksichten, welche das Studium der englischen Sprache für die Griechen als wünschenswerth und nothwendig erscheinen lassen, ist ein Wörterbuch der englischen und griechischen Sprache ein besonders wichtiges Hülfsmittel für die Erlernung der englischen Sprache, das zu diesem Zwecke den Griechen geboten wird. Bisher gab es nur ein einziges englisch-griechisches Wörterbuch aus einer früheren Zeit, das indeß in manchen Stücken sehr mangelhaft war und den Anforderungen der Zeit wenig entsprach. Diese fühlbare Lücke suchte der Grieche Georgios Polymeris, Inhaber einer Buchhandlung in Hermupolis auf der Insel Syra, auszufüllen, indem er ein „Λεξικόν Ἀγγλοελληνικόν“ (1854) herausgab, in welchem er, mit Gewissenhaftigkeit, kritischem Urtheil und mit Methode zu Werke gehend, den vorhandenen Stoff zweckmäßig behandelte und verarbeitete, ohne in Betreff der einzelnen Worte zu wenig, aber auch ohne in Ansehung der Erklärungen derselben, der Redensarten und der Idiotismen zu viel zu geben.

Zu diesem „Λεξικόν ἀγγλο-ελληνικόν“ von Georgios Polymeris ist nun auch ein „Βοηθὸς τῆς ἀγγλικῆς προφορᾶς von P. Kastanis, Professor der englischen Sprache (Hermupolis 1855), hinzugekommen, eine Art Rathgeber für Erlernung der englischen Aussprache, also ein gutes und brauchbares Hülfsmittel für die Erlernung der englischen Sprache selbst.

Bereits im Jahre 1853 erschien von dem geschätzten Dichter und Literaror des neuen Griechenland, Panagiotis Soutsos, welcher in der letzten Zeit, z. B. in der Vorrede zum ersten Bande seiner gesammelten Werke („Παν. Σούτσου τὰ ἅπαντα“. Τομ. Α'. Ἄθην 1851), vielfach mit der Bildung der neugriechischen Sprache sich beschäftigt hatte, ein kleines Schriftchen: „Νέα σχολὴ τοῦ γραφομένου λόγου καὶ ἀνάστασις τῆς ἀρχαίας ἐλαφρῆς γλώσσης ἐννοουμένης ὑπὸ πάντων“, das damals in Athen nicht wenig Aufsehen und vielen Widerspruch, auch wol Spott erregte. Nachdem nämlich die Ansicht des gelehrten Neugriechen Adamantios Korais, daß man das Neugriechische, die sogenannte Volkssprache, allmählig und so weit möglich dem Altgriechischen nähern, dabei aber namentlich und vor allen Dingen alle Barbarismen, Unregelmäßigkeiten und Verschiedenheiten der neuen Sprache vermeiden, sowie die vielen in dieselbe eingebrungenen Fremdwörter durch echtgriechische ersetzen solle, den Sieg davongetragen und nach manchen Kämpfen endlich die Anwendung fast ausschließlich gefunden, auch demnach die neugriechische Sprache, besonders infolge der Eröffnung der Universität Athen im Jahre 1837, die auffallendsten Fortschritte zu ihrer Reinigung und Bereinigung auf der Grundlage der altgriechischen Sprache gemacht hatte, war es dem genannten Pan. Soutsos mit der Annäherung der neuen Sprache zu der alten, die nur eine allmähliche sein kann und die durch allmähliche Gesetze und durch gewisse Regeln sich nicht erzwingen läßt, etwas gar zu langsam vorwärtsgesgangen, und wie er

deshalb den genannten Korais geradezu getabelt, daß er manche für die neugriechische Sprache verlorengegangene Form des Altgriechischen nicht ohne weiteres für die erstere wieder eingeführt habe, so wollte nunmehr Soutsos zum Zwecke der Wiedererweckung der altgriechischen Sprache, welche von Allen, also auch vom Volke selbst verstanden werden sollte, eine neue Schule begründen, deren Haupt er selbst sein würde, und er zeichnete bereits dafür die Principien und Gesetze vor. Allein wie auf diese Weise zum erklärten Zwecke Nichts zu erlangen ist, übrigens man die Sache, die bereits im besten Gange ist, sich selbst und der Zeit, sowie dem Geschmacke und einem richtigen Takte der Griechen selbst überlassen kann und muß, so hat es denn auch nicht an ernstern Widersprüchen und an Widerlegungen jener Vorschläge, Bestrebungen und Vornurtheile des Pan. Soutsos fehlen können. Eine solche Gegenschrift, die mit wissenschaftlichen Gründen ihren Gegenstand behandelt und die Anklagen und Präntionen des neuen Scholarchen mit Entschiedenheit zurückweist, erschien zu Athen unter dem Titel: „M. Panajoti Soutzo, considéré comme grammairien, littérateur, chef d'école, métricien et poète“ (1854).

Von dem Professor des römischen Rechts an der Universität Athen, Petros Paparrigopoulos, erscheint in Athen ein Werk über das Civilrecht der Römer („Ἀρχαῖον δίκαιον τῶν Ῥωμαίων“), welches aus den Vorlesungen desselben über diesen Gegenstand hervorgegangen ist und zu dessen Bekanntmachung er sich hat bestimmen lassen, um „seinen Zuhörern das lästige, unnütze und oft nachtheilige Geschäft des Nachschreibens zu ersparen“. Bereits hat er mit dem vierten Buche desselben den Anfang gemacht, weil er dabei auf seine Vorlesungen des laufenden Halbjahrs Rücksicht zu nehmen hatte. Das Ganze soll, indem es die wesentlichen allgemeinen Grundsätze des unter den Byzantinern nach dem griechischen Kaiserthume verpflanzten römischen Rechts darstellt, ein Bild des bei den Griechen noch geltenden Rechts in seinen Hauptzügen gewähren; indeß ist dabei zugleich auch ein näheres Eingehen in den Gegenstand im Einzelnen keineswegs ausgeschlossen. Das bereits erschienene vierte Buch behandelt das Familienrecht, und wenn auch dabei die Reihenfolge, in welcher der Verfasser die einzelnen Materien nacheinander folgen läßt, Tadel verdienen möchte, so wird doch im Uebrigen der Gegenstand mit Klarheit behandelt, und das Buch gewährt auch zugleich ein praktisches Interesse, indem genau angegeben wird, was veraltet und ungültig ist und was noch gegenwärtig seine Geltung hat.

Ein in mehr als einer Richtung wichtiges Buch hat kürzlich der Professor D. S. Strumpos in Athen unter dem Titel „Die Zukunft, oder von der Erziehung und dem Unterrichte“ (Athen 1855) herausgegeben. Enthält auch dasselbe nicht viel Neues, so ist es doch eine geschickte und zweckmäßige Zusammenstellung aller der Ansichten, von denen in Griechenland alle denkenden Männer in Betreff der Mittel befeelt und durchgedrungen sind, um der moralischen Entwicklung des Volks die möglichst beste Richtung zu geben, eine Zusammenstellung, welche namentlich der besondern Beachtung der Regierung und der Familienväter sich empfiehlt. Denn es darf nicht verkannt werden, daß die Zukunft Griechenlands, besonders wenn man die eigenthümlichen Verhältnisse ins Auge faßt, in denen in Folge der Umstände und durch die Politik vieler Jahrhunderte die griechische Rationalität (das Panhellenion) im Oriente gegenwärtig sich befindet, nicht sowol in der Entwicklung seines Handels, vielmehr lediglich in dem öffentlichen Unterrichte und in der Bildung des Volks beruht. Indem der Verfasser über den Zustand des öffentlichen Unterrichts im Königreich Griechenland die nothwendigen statistischen Nachrichten aufstellt, ergehen sich dort zwei wesentliche Mängel desselben, theils daß die sittliche Erziehung bei diesem öffentlichen Unterrichte nicht die gebührende Beachtung findet, theils daß letzterer selbst eine zu große Ausdehnung, weniger dagegen eine sichere und feste Grundlage hat, und es kommt auch dort Alles darauf an, daß

die Schulen eine Jugend bilden, welche weniger oberflächliche Kenntnisse und eine geringere Einbildung, dagegen eine tiefere sittliche Bildung besitzt.

Von der durch ihre Geburt der griechischen Nation, durch ihre Erziehung und ihre Studien aber mehr der italienischen Literatur angehörenden Griechin Angelika Pali, welche jedoch auch in griechischen Versen und kleinern Dichtungen sich versucht, namentlich aber durch ihr ausgezeichnetes Talent zum Improvisiren im Italienischen, durch einige italienische Trauerspiele und einen Roman „Alexis“, welcher den Untergang von Myra zum Gegenstand hat, in Italien bekannt geworden ist, erschien im Jahre 1854 ein anderer Roman aus der Gesehichte des neuen Griechenland: „Un aneddoto della insurrezione greca del 1854“, welcher unter dieser anziehenden Gestalt, voll philosophischer Anschauungen und Betrachtungen über die Lage und die Befugnisse der Christen des Orients und über die Politik Europas in dieser Beziehung, eine Rechtfertigung der Griechen und ihres in Europa selbst einseitig beurtheilten und ungerecht verdammten Aufstandes in Epirus und Thessalien im Jahre 1854 enthält. Er zeichnet sich durch einen glänzenden Stil, durch poetische Erhabenheit der Ideen, durch rührende Situationen und große Einfachheit der Intrigue aus, auch wenn die eigenthümlichen Conflicte der Politik der christlichen Mächte zum Schutze der Türken, in welche diese Politik der Christen der Türkei gegenüber sich verwickelt hat, in dem Romane selbst in einer weniger einfachen Verwicklung zu lebendiger Anschauung gebracht werden.

Auf dem Gebiete der altgriechischen Philologie hat der an der Universität in Athen angestellte Professor der lateinischen Sprache, Stephanos Kumanudis aus Adrianopel, ein kleines Schriftchen: „Specimen emendationum in Longinum, Apianum, Menandrum, Aristidem aliosque artium scriptores“ (Athen 1854), drucken lassen, welches er seinen Lehrern in Deutschland, Friedrich Thiersch und August Boeckh, gewidmet hat. Es enthält kritische Bemerkungen zu einigen Kunstschriftstellern des alten Griechenland, welche der Verfasser bereits vor längerer Zeit niedergeschrieben hatte und zu deren Veröffentlichung er durch die im Jahre 1853 bei Teubner in Leipzig erschienene Ausgabe der griechischen Rhetoren und durch die mit den seinigen zum Theil zusammenstehenden kritischen Verbesserungen der Herausgeber der letztern sich veranlaßt fand. Die traurigen Zustände seines Vaterlandes im Sommer 1854 ließen den Verfasser dieses kleinen Specimen, wie er ausdrücklich bemerkt, aus dem Studium des Alterthums einigen Trost in der betrübten und kläglichen Gegenwart suchen und finden. Die Würdigung des Einzelnen in wissenschaftlicher Beziehung müssen wir Andern überlassen.

Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir zugleich, daß der vorstehend genannte Professor Kumanudis die Herausgabe eines bibliographischen Katalogs aller in der Zeit vom Jahre 1821—54 von Griechen in griechischer und in fremden Sprachen herausgegebenen Schriften beabsichtigt, welches sich an das von Papadopoulos Vretos herausgegebene (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1854) anschließen und dasselbe ergänzen soll. Die Absicht ist dabei nicht bloß auf eine trockene Zusammenstellung von Büchertiteln gerichtet, welche gleichwol an und für sich ebenso den Fachgelehrten wie jedem wissenschaftlich gebildeten und wissenschaftlich strebenden Griechen von Nutzen sein kann und ihn in Betreff der von Griechen erschienenen Schriften zurecht weißt, sondern der Verfasser will dadurch zugleich dem Auslande Gelegenheit geben, über die wissenschaftlichen Bestrebungen der Griechen gerichter und richtiger zu urtheilen, als bisher öfter gesehen, was freilich umsoweniger hat Wunder nehmen können, vielmehr ganz in der Ordnung gewesen ist, je weniger das Ausland um jene Bestrebungen der Griechen sich bekümmert hat, und je weniger es bemüht gewesen ist, über

die wissenschaftlichen Zustände des neuen Griechenland und der Neugriechen sich aufzuklären.

Eine kleine, besonders für die Griechen in pädagogischer Beziehung in hohem Grade interessante und beachtenswerthe Schrift „Περὶ παιδαγωγικῆς διδασκαλίας“ („Ueber den Jugendunterricht“) von Konstantin Xanthopoulos (Konstantinopel 1854) ist uns kürzlich zugekommen. Der Verfasser, ein Grieche aus Trapezunt, der in seiner Vaterstadt bereits als Lehrer thätig gewesen, nachher längere Zeit in Athen sich aufgehalten und in Deutschland und England den Zustand des Schulunterrichts und der öffentlichen Unterrichtsanstalten kennen zu lernen bemüht gewesen, gibt hier in einer übersichtlichen Darstellung ein Bild der Erziehung bei den alten Griechen und den Römern, schildert dann namentlich den Zustand des Schulwesens in Preußen, indem er von Realschulen daselbst die Dorotheenstädtische Realschule in Berlin und von Gymnasien die Fürstenschule in Pforta ausführlich behandelt, sowie das englische Unterrichtswesen, vornehmlich mit Hinblick auf die öffentlichen Schulen in Arrow und Rugby, und beschreibt den Zustand der Schulen in Griechenland und die daselbst herrschende Lehrmethode, wie beide vor der Revolution beschaffen waren, mit besonderer Bezugnahme auf die diesfälligen Ansichten und Vorschläge des Koradis, sowie nach dem organischen Statut vom 31. December 1836 für das Königreich Griechenland. Der Verfasser, der seinen Gegenstand genau zu kennen und zu beherrschen scheint, und der ebenso für seinen Zweck begeistert als von der Liebe zu seiner Nation durchdrungen ist, ist mit den Zwecken des Schulunterrichts in Griechenland und mit der Art und Weise, wie man sie zu erreichen sucht, freimüthig einverstanden, und er weist vielmehr klar und entschieden nach, daß der höchste Zweck eines wahrhaft nationalen Jugendunterrichts in Griechenland auf die harmonische Verbindung der altgriechischen Welt mit der gegenwärtigen gerichtet sein müsse, und daß hiernach theils die bisherigen Mängel dieses Unterrichts sich ergäben, theils das sich erkennen lasse, worauf es dabei ankomme. Die Schrift hat in dem wahrhaft christlichen Sinne und echt griechischen Geiste, der sie durchdringt, etwas ungemein Wohlthunendes und empfiehlt sich durch die Bestimmtheit ihrer Wahrnehmungen und Vorschläge. 5.

### Ist die Noth die „zehnte Muse“?

Die Frage, ob Noth- oder Wohlstand der Entwicklung schriftstellerischer und dichterischer Talente förderlicher sei, ist noch nicht zur Genüge discutirt und entschieden worden. Während Herder die Noth die „zehnte Muse“ nennt, sagt in seinem „Taschen- und Handbuch für Theaterstatistik“ Theder von Küstner: „Haben Einige sagen wollen, daß Armuth die Dürftigkeit bessere Werke hervorbringt als Wohlstand, so hat dies leere Phantasien und barocke Behauptungen, die es wohl verdienten, daß sie an dem Urheber derselben, wenn er Talent hätte, erprobt würden.“ Die Erfahrung möchte im Allgemeinen mehr für Küstner's Behauptung sprechen. Wenigstens wird die Noth noch zu rechter Zeit ein Ende nehmen und überhaupt nicht eine zu tief greifende und aufreibende sein müssen, wenn dem Genius die Schwingen zu höherm Aufzuge nicht gelähmt werden sollen. Niemand wird leugnen wollen, daß die meisten Dichtungen, welche Schiller in späterer Zeit schrieb, also „Wallenstein“, „Maria Stuart“, „Die Braut von Messina“, „Helm Tell“ u. s. w., höher stehen als „Fiesco“ und „Cato und Iphigenie“, die er zur Zeit quälender äußerer Bedrückung dichtete und die zwar vielfach den Stempel des Genies, aber nur zu viele Spuren der Hast, der Ueberreizung und der mangelhaften Aufsehung tragen. Diese größere Reife seiner späteren Dichtungen hängt nicht allein mit der größeren Lebensreife, sondern noch mehr damit zusammen, daß er allmählig in eine Lage gerieth, welche es ihm erlaubte, seine Dichtungen zu überlegen, auszutragen, zu feilen und abzurunden. Nicht als ob seine Lage



nicht immer viel zu wünschen übriggelassen hätte, aber er war doch vor der äußersten Noth geschützt, vor jener Noth, die, wenn sie sich bleiern an die Flügel des Genius heftet, diesen erlahmt, erdrückt und niederzieht. Auch Schiller würde schwerlich der Verdrüßung oder Verwüstung seines Talents entgangen sein, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit wohlwollende Menschen wie Frau von Wolzogen, Körner und seine leipziger Freunde Hülfe gereicht hätten. Daher hat einmal Heinrich Laube mit Hinblick auf die ehrwürdige Matrone in Eisenach, welche noch des jungen Luther als Currendeschülers annahm, sehr richtig bemerkt: „Es ist möglich, ja es liegt in der Geschichte thatsächlich vor uns, daß gering erscheinende Wohlthaten den Grund gelegt haben zu einer heilsamen Umwandlung der ganzen geistigen Welt.“

Es ist nun zwar eine merkwürdige Thatsache, daß, wenn wir das Gebiet der Naturforschung ausnehmen, wo wir einen Kropold von Buch und einen Alexander von Humboldt haben, die eigentlichen bahnbrechenden Geister in Deutschland dem bürgerlichen Stande angehörten: Luther, Leibniz, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Fichte, Schelling, Hegel u. s. w.; aber entweder lebten sie von Hause aus in günstigen, bezüglichen Verhältnissen wie Goethe, oder ihre Lage gestaltete sich doch in einem Augenblick günstiger, wo ihnen die Kraft noch nicht erlahmt war, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und ihre Lebensaufgabe mit Energie durchzuführen. Wo dies nicht der Fall war, da sehen wir wie bei Höpky, Bürger, Lenz, Strabbe und manchen Andern ein gedrücktes Dasein und wir dürfen annehmen, daß sie unter günstigeren Verhältnissen noch Größeres und gewiß Vollendeteres geleistet haben würden. Kant war der Sohn eines Sattlers, Tieck der Sohn eines Seilers, Lehrer- und Predigersöhne waren unter Andern Flemming, Sellert, Höpky, Lessing, Bürger, Herder, Jean Paul, Wieland. Diese alle gehörten also doch immer von Geburt dem bürgerlichen und zum größeren Theil dem gelehrten Stande an, genossen also doch wol die unschätzbaren Vortheile einer Jugend-erziehung, welche bei ihnen einen guten geistigen Grund gelegt hatte. Aus dem eigentlichen Bauernstande wußten wir hier nur den wackern Seume zu nennen, dagegen eine unendliche Reihe adeliger Dichter und Schriftsteller, wie — um nicht auf die Zeiten der Minnesinger zurückzugehen — Ulrich von Hutten, G. von Speer, Freiherr von Canitz, von Cronquist, Christian Ewald und Heinrich von Kleist, die beiden Grafen Stolberg, von Salis, von Thümmel, von Babo, von Gerstenberg, von Hardenberg (Korali), Achim von Arnim, die Freiherrn von Eichendorff, Fouqué, Gaudy, Max von Schenckendorf, Graf von Platen, Graf von Auerberg, Gräfin Hahn-Hahn, Riembold von Etzelenau, Fürst Pückler-Muskau und außer diesen noch so viele andere, daß wir mit der Aufzeichnung ihrer Namen den Leser nur ermüden würden. Also ein Bauernsohn und nur sehr wenige Handwerkeröhne gegen eine Unzahl von Adligen! Dies beweist doch mehr als alles Andere, wie sehr in unsern Zeiten der Kundsichtigung die Erweckung und Ausbildung des poetischen Talents von behaglicher Lebensstellung, früher Lectüre, guter Muster, anregender Erziehung, größerer Ruhe und gesellschaftlichen Einflüssen abhängig ist.

Kant hat in letzter Zeit vielfach behauptet, daß der jüdische Stamm gegenwärtig verhältnismäßig mehr poetische und künstlerische Begabung entwickle als der christliche, und zum Beweise dafür hat man die Maler Wendemann und Zeit, die Componisten Mendelssohn und Meyerbeer, die Dichter und Schriftsteller Stieglitz, Heine und Börne genannt. Man beachte aber wohl, daß die meisten der Genannten Söhne feinerer Bankiers waren und daß Heine und Stieglitz feinerer Bankiers zu Dichtern hatten. Börne war der Sohn eines jüdischen Geldmachers, und jüdische Geldmäkter pflegen wenigstens in der Regel keine Bettler zu sein.

Auf die ausländischen Literaturen wollen wir hier nicht weiter eingehen. Was aber, fragen wir, würden Byron oder Pushkin geworden sein, wenn sie zufällig in einer Bettlerher-

berge geboren worden wären? Unter den englischen Poeten und Schriftstellern befindet sich bekanntlich eine große Zahl Solcher, welche von Geburt der Aristokratie angehören, und was Frankreich betrifft, so war zwar Rousseau der Sohn eines einfachen Uhrmachers und Molire der Sohn eines Tapeziers und königlichen Kammerdieners, dagegen der Großvater Racine's (von dem dieser erzogen wurde) königlicher Procurator, Corneille's Vater Generaladvocat und Voltaire's Vater Schatzmeister bei der Rechnungskammer. Madame Dudenant führt ihren Stammbaum sogar bis auf den Marschall von Sachsen zurück und Frau von Staël-Holstein war die Tochter eines berühmten Ministers.

Soviel ist gewiß, daß ein Autor oder Dichter, der sich aus geringern Verhältnissen herausarbeiten soll, dabei unendlich mehr Kämpfe zu bestehen haben wird als einer, welcher von Hause aus einer höhern Lebensstellung angehört. In unserer Zeit, wo das Geld offenbar eine Macht geworden ist, wo man nicht mehr so leicht wie im vorigen Jahrhundert mit neuen Ideen durchzudringen vermag, aus dem einfachen Grunde, weil während der letzten hundert Jahre die Welt vielleicht für Jahrhunderte mit Ideen versorgt worden ist, wo die Vornehmern lieber selbst in Poesie und Kunst dilettantiren, als wie früher Talente unterstützen, diesen vielmehr eine gefährliche Concurrenz bereiten, indem sie das Gewicht ihrer Lebensstellung mit in die Waagschale ihres Renomme werfen; in unserer Zeit gestaltet sich das Verhältniß für das Talent, welches nicht von Hause aus durch die Magie des Geldes und der geselligen Connerionen unterstützt wird, ohne Zweifel noch bei weitem ungünstiger. Einige wissen diese Ungunst dadurch zu ersezen, indem sie reiche Heirathen schließen, in den Salons antichambriren oder sich königlichen und herzoglichen Höfen durch Widmungen u. s. w. angenehm zu machen suchen; Andern wird man es nicht verdenken, wenn sie ihr Talent wenigstens von aristokratischen Einflüssen rein zu halten, es durch Betheiligung an ehrenhaften literarischen Instituten wie durch würdige literarische Thätigkeit überhaupt zu verwerthen und sich dadurch der Welt nützlich zu machen suchen.

§. M.

## Notizen.

### Zur Schopenhauer'schen Philosophie.

D. Asher hat soeben ein „Offenes Sendschreiben an den hochgelehrten Herrn Dr. Arthur Schopenhauer“ (Leipzig, Dyl) erscheinen lassen. Der Verfasser erkennt darin diesem jedenfalls originellen Denker das Verdienst namentlich der Klarheit und Bestimmtheit zu; er sagt unter Andern: „Vor meiner Bekanntschaft mit Ihren Werken tappte ich im Dunkeln umher; je mehr ich mich in die Geschichte der Philosophie vertiefte, desto verworrener wurden meine Ideen; bald schien mir das eine, bald das andere System Recht zu haben, bald war ich Idealist, bald Materialist, bald schwelgte ich in der Gottesstrunkenheit eines Spinoza, bald durchsuchte ich mit Laplace den Himmel und die Erde und konnte nirgends einen Gott finden; endlich fielen mir Ihre Werke in die Hände, da schwand die Dunkelheit und in meinem Innern ward es Licht. Und wie mir, so scheint es Allen, die Ihre Werke kennen gelernt, ergangen zu sein.“ Sodann deckt aber Asher den Punkt auf, an welchem nach seiner Ansicht das Schopenhauer'sche System mit sich selbst in Widerspruch geräth, indem nämlich Schopenhauer der Stelle, wo er die Bejahung des Willens erklärt, die nachstehende folgen läßt: „Das Gegentheil hiervon, die Verneinung des Willens zum Leben, zeigt sich, wenn auf jene Erkenntniß das Wollen endet.“ Asher bemerkt dazu, daß ja das Nichtwollen so gut einen Willen bedinge als das Wollen, und zeigt nun, wie Schopenhauer weiterhin auf den Abweg der Askese gerathe, wie aber doch hierbei die Bejahung des Willens zum Leben keineswegs aufhöre. Asher fragt: „Kann der Mensch auch nur einen Tag leben, ohne durch irgend einen Akt diesen Willen zu

beziehen? Und kann Beziehung mit Verneinung irgend zusammen bestehen?" u. s. w. Wir empfehlen die kleine, aber anregende Schrift Allen, welche sich für die Schopenhauer'sche Philosophie, von welchem Standpunkt es auch sei, interessieren und sich mit ihr beschäftigen, und wir wünschen, daß die Zahl Derer, die sich dem Studium der Schopenhauer'schen Philosophie widmen, mehr und mehr zunehme, sei es auch nur um des einen fruchtbaren Gedankens willen, welcher das leitende Princip der Schopenhauer'schen Ethik ist, daß wir nämlich alle Menschen als Leidensgefährten (*socii malorum*) ansehen und sie danach behandeln sollen. Wir wünschen uns dazu Glück, daß dieses Princip des Mitleidens nun durch Schopenhauer auch für die Philosophie gerettet wurde, nachdem es aus ihr so ziemlich spurlos verschwunden war. Ueberhaupt ist Schopenhauer's System, wie man auch von der darin waltenden pessimistischen Anschauung des Lebens denken mag, ein bedeutames Zeichen der Zeit. Denn wenn mitten in einer genußsüchtigen, tumultuarisch strudelnden, zerstreuten und zerstreuenden und eines religiösen Mittelpunkts entbehrenden Zeit ein tiefer Denker sich zur buddhistischen Lehre mit ihrer Seligkeit im Nichts, dem sogenannten Nirwana, zurückwendet, so ist dies eine Erscheinung, deren Bedeutung als Zeitsymptom gewiß nicht gering anzuschlagen ist.

W. M.

#### Zur Berichtigung.

In Nr. 24 d. Bl. ist die Beurtheilung eines im Jahre 1855 in Paris erschienenen Werks: „Scènes des camps et des bivouacs hongrois, pendant la campagne de 1848—49. Extraits des mémoires d'un officier autrichien par Philarete Chasles“, enthalten, und der Recensent klagt sich dabei an, nicht genug gewesen zu sein, die Angabe des Titelblatts, nach welcher die vorliegenden Scenen einem österreichischen Offizier nach-erzählt wären, für baare Münze zu nehmen, da doch bei näherer Prüfung der Schrift ihm klar geworden sei, daß dieser Offizier eine mehr oder weniger fingirte Persönlichkeit sei, welcher Chasles seine eigenen Schilderungen und Ansichten untergeschoben habe. Er erklärt sonach die von dem Offizier erzählten Ereignisse, daß er verwundet in einem ungarischen Hause verpflegt worden, dann den Ungarn in die Hände gefallen sei und sie auf ihren Streifzügen habe begleiten müssen, für eine reine Fiktion. Hier befindet sich aber der Recensent in einem großen Irrthume und hätte sich sonach die erwähnte Selbstanklage ersparen können. Die höchst interessanten Ereignisse, welche diesen österreichischen, einer hannoverschen Familie angehörigen Offizier während des ungarischen Feldzugs betrafen, sind bereits vor mehreren Jahren, welches Jahr ich aber bestimmt anzugeben nicht vermag, im „Morgenblatt“ auf eine Weise erzählt, welche keinen Zweifel an deren Wahrheit zuläßt, und später von Wiedeke, jedoch ohne Angabe der Quelle, in die „Bilder aus dem Soldatenleben“ aufgenommen worden. In dieser Erzählung kann ich mich nicht erinnern, eine warme Vorliebe für Ungarn, eine gerechte, oft sogar enthusiastische Würdigung der ungarischen Revolution und ihrer Vertreter wahrgenommen zu haben. Unstreitig hat Chasles diese ihm zu Gesicht gekommene Erzählung aus dem Deutschen übersetzt und als Leitfaden benutzt, um daran seine Ansichten über die ungarische Revolution anzuknüpfen.

64.

#### Bibliographie.

Biographien berühmter Baumeister und Bildhauer. 1ster Band. — A. u. d. L.: Andreas Schlüter. Ein Beitrag zur Kunst- und Baugeschichte von Berlin. Nach amtlichen Urkunden bearbeitet von R. F. v. Klöden. Nebst 2 Grundrissen des königlichen Schlosses in Berlin. Berlin, Riegel. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Buchhandel vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1843.

Bauweise zu einer spätern Geschichte des Buchhandels. Ne verbesserte und vermehrte Auflage. Altona, Verlags-Bureau. 8. 15 Rgr.

Burmeister, H., Geschichte der Schöpfung. 6te Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Rgr.

Burow, Julie, Ein Arzt in einer kleinen Stadt. Roman. Zwei Bände. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Schneider. 16. 1 Thlr. 10 Rgr.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Die geistlichen Ritterorden. Auto sacramental. Zum Andenken an den 8. Decbr. 1854 überfetzt von F. Lorinser. Regensburg, Manz. 16. 12 Rgr.

Heffter, A. W., Das europäische Völkerrecht der Gegenwart. 3te Ausgabe. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Rgr.

Kühne, F. G., Wien in alter und neuer Zeit. Leipzig, Brochhaus. 8. 10 Rgr.

Kugen, J., Das deutsche Land. Seine Natur in ihren charakteristischen Zügen und sein Einfluß auf Geschichte und Leben der Menschheit. Skizzen und Bilder. Zur Belebung vaterländischen Wissens und vaterländischer Gesinnung. Breslau, Hirt. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von J. Kaul. Leipzig, Brochhaus. 8. 10 Rgr.

Richter, J., Otto Schulz. Ein Denkmal für seine Nachkommen und seine Freunde. Mit dem Bildniß von Otto Schulz und dem Facsimile seiner Handschrift. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr.

Schüding, L., Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Leipzig, Brochhaus. 8. 10 Rgr.

Schulz, R. W., Der Rhein. Ein Gedicht in dreizehn Gesängen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Rgr.

Ußgold, F. R., Darstellung des Hauptinhaltes der Geschichte der Philosophie. Amberg, Pöhl. Gr. 8. 16 Rgr.

— Grundriß der Psychologie. 2te neu bearbeitete Auflage. Ebendasselbst. Gr. 8. 16 Rgr.

#### Tagesliteratur.

Körster, F., Der Weg nach Golgatha und Emmaus. Drei Predigten gehalten zu Breslau. Breslau, Hirt. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Heffe, F. H., Predigt zur Erinnerung an Winfried der Apostel der Deutschen am 10. Juni 1855 gehalten. Gießen, Herber. Gr. 8. 1 1/2 Rgr.

König, S., Die Unsterblichkeitsidee im Buche Job. Inauguralrede, gehalten den 15. Februar 1855. Freiburg i. Br., Herber. Gr. 8. 3 Rgr.

Kiese, C., Das christliche Gymnasium. Raumburg, Dörrich. Gr. 8. 10 Rgr.

Schellwig, H., Das Recht des Autors an seinen Werken nach den Grundsätzen des preussischen Landrechts in einer kritischen Beleuchtung eines Erkenntnisses des Königl. Appellationsgerichts zu Köln, den Beder'schen Nachdruck von Theodor Körner's sämtlichen Werken betreffend. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Schmidt, F., Vom Schmalkaldischen Kriege bis zum Augsburger Religionsfrieden. 1546—1555. Eine Volksgeschichte. Zur 300jährigen Gedächtnissfeier des Augsburger Religionsfriedens. Stuttgart, Beller. Gr. 8. 2 Rgr.

Ueber die Begründung der Realschulen zu Plauen und Bautau und ihre Verbindung mit den Gymnasien. Ein Beitrag zur Geschichte des Realschulwesens im Königreich Sachsen. Dresden. Gr. 8. 4 Rgr.

Vernunft und Offenbarung. Ein Wort für Zweifel an einem Laien. Mit einem Vorwort von Dr. F. B. Kraus. Herausgegeben vom Evangelischen Verein zu Potsdam. Potsdam. Gr. 8. 3 Rgr.

Herausgegeben von Hermann Hartgeß.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855

im Verlage von

**J. M. Brockhaus in Leipzig**  
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**N. II, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.**

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19, 21 – 23.)

**4. Bremer (Frederike), Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Achte Theil. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Diese neueste Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und wird gewiß auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme finden, die hier allen Schriften der Verfasserin zu Theil wurde. Frederike Bremer schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in Nordamerika und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniss dieses Landes und seiner Bewohner, jedoch beschränkt nicht bloß von den zahlreichen Berechnungen der Bremer'schen Schifften, sondern in noch weiteren Kreisen geistlich zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschien ebendasselbe:

**Sittgen aus dem Alltagsleben.** Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Diese zwanzig Theile, wovon jeder 10 Ngr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

**Die Nachbarn.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Dritte Auflage. — **Anna.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie P.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalecarlien.** Zwei Theile. — **Gefährliches Leben.** Drei Theile. — **Commerce.** Zwei Theile. — **Leben im Norden.** Morgen-Nachrichten.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

**7. Bülow (F.), Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Remarkabilitäten. Sechster Band. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erste bis fünfte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publikum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

**8. Camprodon (Don Francisco), Die Blume eines Tages.** Schauspiel in einem Vorspiele und drei Acten. Aus dem Spanischen übertragen durch G. F. de Wilde. 8. Geh. 16 Ngr.

Hr. G. F. de Wilde, ein geistvoller Kenner und Verehrer der spanischen Literatur, führte schon vor einigen Jahren ein treffliches Erzeugniß der neuern spanischen dramatischen Literatur bei der deutschen Leserschaft ein: das religiös-phantastische Drama „Don Juan Tenorio“ von Zorrilla (1850, 1 Thlr.). Gegenwärtig läßt er diesem Stück ein zweites folgen, um auch durch dieses die gangbaren Vorstellungen von dem gegenwärtigen Standpunkte des spanischen Theaters zu befestigen. „Die Blume eines Tages“ von Camprodon, bereits ins Englische übersetzt, hat in Spanien einen außerordentlich glänzenden Erfolg gehabt und auch in Mexico sah es der Uebersetzer mit dem größten Beifall ausführen.

**9. Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage.** Vollständig in 15

Bänden oder 120 Heften. Hundertundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Die zehnte Auflage des Conversations-Lexikon ist jetzt vollständig erschienen.

Der anfänglich garantierte Preis (120 Hefte zu 5 Ngr.) ist auf das strengste festgehalten worden, obwohl gegen 40 Bogen gratis geliefert werden mußten. Diese völlig umgearbeitete binnen vier Jahren erschienene zehnte Auflage des Conversations-Lexikon, das im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einem Nationalwerk der Deutschen geworden ist, hat die allgemeinste Anerkennung und lebhafteste Theilnahme gefunden. Sie kann in allen beliebigen Terminen folgendermaßen bezogen werden:

vollständig auf einmal zu dem Preise von 20 Thlr.;  
in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr.;  
in 120 Heften zu 5 Ngr.

**40. Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. — Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage.** Vollständig in 15 Bänden. Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden. Erster bis sechster Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr.

Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai 1855 an, (sobald sie bis Ende 1855 vollendet ist.)

Das bereits Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

**41. Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Monographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. G. Hed. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder Text und Namen- und Sachregister in Octav.) Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen. Erste bis sechste Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.

Das bereits Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann fortwährend auch auf einmal ganz (24 Thlr.) oder allmählich (nach Abtheilungen oder Lieferungen) in allen beliebigen Terminen bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

- I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
- II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
- III. Geschichte und Völkertunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
- IV. Völkertunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
- V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
- VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
- VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
- X. Gewerbswissenschaft oder Technologie. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Wappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen

zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

42. **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch.** (Enthaltend sämtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Hefen. Siebenundzwanzigstes bis neunundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Hefen, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 Gr. = 18 Kr. Mk. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichen Anführungen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Seite mit 5 Ngr. berechnet.

43. **Die Gegenwart.** Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement

zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In 4 Hefen. Hundertundachtzigstes bis hundertdreißigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Hefen zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis zehnte Band sollen gedruckt jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicum und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschlusse. Nach Vollendung des zehnten Bandes werden nun noch zwei Bände erforderlich sein, um in dem Werke ein vollständiges, abgerundetes Bild unserer Zeit zu liefern, jedoch dasselbe im Ganzen zwölf Bände umfassen und ungefähr binnen Jahresfrist in die Hände des Publicum gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Seite mit 4 Ngr. berechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Zeitschrift

der

## Deutschen morgenländischen Gesellschaft.


Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des

Prof. Dr. **Hermann Brockhaus** in Leipzig.  
Neunter Jahrgang. 1855.

8. Gch. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Hefen. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile. **Besondere Beilagen** n. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

### Drittes Heft.

Wissenschaftlicher Jahresbericht (über das Jahr 1854). Von Dr. **E. Rüdiger**. — Eigenthümlich zusammengesetzte Unterschriften muhammedanischer Manuscripte. Von **G. Flügel**. — Auszüge aus Saalebi's Buche der Stützen des sich Beziehenden und dessen worauf es sich bezieht. (Schluss. Hauptstück 46—61.) Von Freiherr v. **Hammer-Purgstall**. — Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft. Von Prof. **A. F. Pott**. — Ueber die von Layard aufgefundenen chaldäischen Inschriften auf Topfgefäßen. Ein Beitrag zur hebräischen Paläographie und zur Religionsgeschichte. Von Dr. **M. A. Levy** in Breslau. — Aegyptische Studien. (III. Ueber die *trapopotia* und den Symbolismus der Zahl 30 in den Hieroglyphen. IV. Zur Chronologie der Aegypter.) Von Dr. **H. Brugsch**. — Beiträge zur Geschichte und Geographie des Sudan. Eingesandt von Dr. **Barth**. Nach dem Arabischen bearbeitet von **C. Ralls**. — Das Frühlinggedicht des persischen Dichters Mirsa Habib Kaani. Uebersetzt von **J. v. Hammer-Purgstall**. — Ueber das auf muhammedanischen Münzen vorkommende . Sendschreiben des STR. Dr. v. Erdmann an Hrn. Dr. **Stickel**. — Aus einem Briefe des Dr. **E. Trumpp**. — Ein Fragment des Griechischen Henoch. Von Dr. **J. Gildemeister**. — Literarische Notizen. — Verzeichniss der in Constantinopel letzterschiedenen orientalischen Drucke und Lithographien. Von Freiherrn v. **Schlecht-Weschrö**. — Aus einem Briefe von Dr. **Chroleohn**. — Divan

des Scheich Nāṣif al-Jāzigi. — Bibliographische Anzeigen — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek der Deutschen morgenländischen Gesellschaft eingegangenen Schriften u. s. w. — Prospect. I. **Brugsch**: Grammaire démotique. II. **Lees**: Edition of Zamakhshari's commentary on the Quran. — Bemerkungen über die phönizische Inschrift eines am 19. Januar 1855 nahe bei Sidon gefundenen Königs-Sarkophags. Von **E. Rüdiger**.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Das gothische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet.

Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von **Julius Zacher**. Mit einer Schrifttafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auf der von den Brüdern Grimm geschaffenen Grundlage weiterbauend und an die neuesten Arbeiten von Munch, Kirchhoff, von Liliencron und Müllenhoff unmittelbar anknüpfend, hat der Verfasser dieses Werks das wissenschaftliche Verständniß unserer alten einheimischen Schrift wesentlich gefördert. Es ist ihm unter Andern gelungen, das sogenannte angelsächsische Runenalphabet als ein ursprünglich gothisches nachzuweisen, die Perioden seiner geschichtlichen Fortbildung festzustellen, und das Gesetz der Entwicklung seiner Lautzeichen zu entdecken, ferner die Namen der gothischen Buchstaben fast vollständig recontrütheln und die Grundsätze darzuthun, denen Vulfilas bei Entwerfung seines Alphabets gefolgt ist. Die gelehrte, mit kritischer Strenge und gewissenhafter Gründlichkeit fortschreitende, aber nichtsdestoweniger durchaus klar und verständlich gehaltene Untersuchung wird nicht nur den Freunde der ältern deutschen Sprache und Literatur, sondern wegen mancher gelegentlich behandelter Fragen dem Mythologen eine willkommene Erscheinung sein, sondern auch dem Forscher auf dem Gebiete der Paläographie und der Schriftgeschichte überhaupt wird in derselben einen schätzbaren Beitrag für die Förderung seiner Wissenschaft erkennen.

In demselben Verlage erschien:

**Vulfilas.** Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem castigata, latinitate donata annotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et Dr. **J. Loeb**. Zwei Bände. (Mit drei Steindrucktafeln.) 4. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 33.

16. August 1855.

Inhalt: Servinus. Von Wilhelm Schulz. — Dramatische Bücherchau. — Berliner literarische Zustände. Von Edward Schmidt. III. — Strandlieder von Oskar Romailarg Johannes. — Das „Athenaeum français“ über neuere deutsche Dramen. — Von unserm Büchertisch. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Servinus.

Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen von G. G. Servinus. Erster Band. Leipzig, W. Engelmann. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Der reiche und gebiegene Inhalt des ersten Bandes der „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ läßt uns in freudiger Anerkennung den Beginn eines Werks begrüßen, das im weiten Gebiete europäischer Literatur zu den ersten und besten, das vielleicht auch im Gebiete der deutschen Literatur und des deutschen Volkslebens zu den wirksamsten und einflußreichsten zählen wird. Servinus hat sein Werk dem treuen, strengen und eifrigen Forscher und Verkünder historischer Wahrheit, dem gesinnungstarken und charaktervollen Manne F. C. Schlosser gewidmet. Schon diese Widmung wie der Geist der von Servinus früher erschienenen Schriften deuten auch auf die Haltung und Richtung seiner neuesten Schöpfung. Hier wie dort begegnen wir einer Fülle des reichsten Wissens und dem edelstolzen, unbeugsamen Ehrenmanne, der, unbekümmert um das Rechte oder Linke, das als wahr Erkannte im ernsten und wohlwollenden Urtheile offen und rücksichtslos verkündigt. In der klaren und fließenden Form seiner Darstellung scheint uns aber der Verfasser: — gehoben und getragen durch die Größe und selbst angespornt durch die Schwierigkeit des Unternehmens — seine frühern Leistungen weit übertroffen zu haben. Im Vorworte heißt es:

Niemand möge, gespannt vielleicht durch die Schicksale der ersten Anfänge dieses Werks, nach irgendeiner Seite hin zu schonende und verzagte oder zu schroffe und rücksichtslose Urtheile zu stoßen weder beabsichtigen noch hoffen.

Um so besser, daß es so ist! Wir haben der zu schonenden oder zu schroffen und darum der oberflächlichen Urtheile schon zum Ueberflusse gehabt. Ueber das in der Einleitung zur Geschichte des 19. Jahrhunderts“ Ausgesprochene durften aber die Meinungen der Zeitgenossen auseinandergehen, weil darin die Uebersieferungen der Vergangenheit wie die Erwartungen von der Zukunft nur in allgemeinen und verschwimmenden Um-

rissen gegeben werden konnten. In der Geschichte unseres Jahrhunderts dagegen sprechen die treu abgespiegelten Thatfachen in solchem Maße ihre eigene, verständliche und ungewandte Sprache, daß ihre oft so schneidende Schärfe durch die allzu scharfen Urtheile des Geschichtsschreibers nur abgestumpft werden könnte. Und wo dieser seine eigene Meinung sagen muß und wirklich sagt, sind doch auch seine Urtheile nur der abgekürzte Ausdruck der Thatfachen selbst. Darum glauben wir, daß das neue Geschichtswerk auf jeden unbefangenen Leser den Eindruck der lauteren, vollen und ganzen Wahrheit machen wird. Wol mag die Kritik noch an diesen oder jenen Einzelheiten mäkeln können; aber sie wird damit nicht sowohl den großen Werth des Werks zu verringern, als ihre eigene Kleingeistigkeit ins Licht zu setzen vermögen.

Gleich im Anfange des ersten Hauptabschnitts „Die Herstellung der Bourbonen“ finden wir die sprechendsten Züge zu einem treffenden Charakterbilde Napoleon's I. zusammengefaßt, der seine Franzosen für die fünf Milliarden der eingestandenen Kosten seiner Kriege von 1802—14 und für die drei Millionen Menschen, die von 1804—14 ausgehoben und bis auf ein Sechstheil seinem Ehrgeiz geopfert wurden, mit der Sättigung an Größe und Ruhm zu entschädigen dachte; der sich noch nachträglich auf St. Helena eine weltgeschichtliche Mission erdichtete und sich selbst Zwecke unterschob, für deren Segentheil er in der Wirklichkeit gehandelt hatte; der einmal sagte, daß „im Kriege stets ein großes Unglück einen großen Schuldigen bezeichne, und der damit sein eigenes Urtheil gesprochen hatte“. Wenn aber Napoleon I. auch als Kaiser „den geschmacklosen Hofglanz der faulen Vergangenheit wiederhergestellt hatte und in der Ueppigkeit eines asiatischen Fürsten (wie der Perser sein Trinkwasser) seinen Lieblingwein bis Moskau mit sich führte“, so hatte er doch diesen Lieblingwein wirklich bis Moskau mit sich geführt und sich wenigstens doch nicht ganz und gar persönlich den über seine Truppen verhängten

Leiden und Gefahren entzogen. Dieser Mitbetheiligung an den Schicksalen des durch seine große Persönlichkeit stets von neuem gebildeten Heers entsprach denn auch die Anhänglichkeit der Masse dieses Heers bis zu seinem Sturze im Jahre 1814:

Sein Heer zwar in den untern Schichten blieb ihm aufopfernd und bewundernswürdig treu bis zur äußersten Prüfung; je höher hinauf aber, desto greller wurde der Abfall. Die Tapfersten versagten in dem letzten Augenblicke, die Bevorzugtesten verschwanden und verriethen, die Beleidigten und Rückgesetzten dagegen bewährten sich als die Edelsten; die Verwandten in Italien verzagten oder fielen ab. Die verstößene Gattin überlebte des bewunderten Gemahls Sturz nur um wenige Wochen, die regierende Kaiserin dagegen gab ihre Hauptstadt, ihren Gatten, ihre fürstliche Würde und bald sich selbst und ihre weibliche Würde preis; den Sohn traf das tragische Loos des Athanas, das dem Vater von allen Loosen das schrecklichste schien.

Während Servinus die völlige Herabgekommenheit und Armseligkeit aller Mitglieder der ältern Bourbonnenlinie schildert, hat er zugleich überzeugend nachgewiesen, wie dennoch 1814 die Herstellung eben dieser verkommenen Bourbonnen die einzige Möglichkeit für Frankreich blieb. Sie blieb es darum, weil sich die Bourbonnen während der Jahre ihrer Verbannung im Gedächtnisse der Nation auf möglichst vortheilhafte Weise in Erinnerung zu bringen wußten, und besonders weil ihre früheren Sünden und Fehler, gegenüber den spätern der nach ihnen herrschenden Parteien, mehr und mehr in Vergessenheit gerathen waren. Nicht blos in Paris konnte man es 1814 deutlich sehen, wie es sich mit dieser Restauration im Volke machte. Auch in der zweiten Hauptstadt Frankreichs, in Lyon, war urplötzlich eine Schar Bourbonnisten mit weißen Armabändern und Cocarden aufgetaucht, die ihren sehr zweifelhaften Freunden, den *Müriten*, das „Vive le roi! Vivent les alliés!“ unbarmherzig in die Ohren leierten. Die Zahl dieser *Müroyalisten* war nur gering; aber alle andern Parteien waren nichts mehr und darum waren die Wenigen Alles. Bei einem neuen Wechsel der Dinge in Frankreich wäre es also leicht möglich, daß die Fusion der Bourbonnisten und *Orleanisten* mit ihren schon mehr vergessenen Fehlern den Sieg über die Demokraten davontrüge, falls es diese der Nation nicht begreiflich zu machen wußten, daß sie etwas Besseres von ihnen zu erwarten habe als nur die Beibehaltung der militärischen Conscription oder die Wiederkehr der Staatsarbeitsanstalten von Louis Blanc und der Zusatzsteuer von 45 Centimes.

Indessen ließen es auch die restaurirten Bourbonnen nicht lange an den Fehlern fehlen, an der Mißhandlung des Heers, an der Beunruhigung der Besizer von Emigrantengütern durch den Gesetzentwurf vom 13. September 1814 u. s. w., wodurch der Rückkehr Napoleon's aus Elba, der zweiten gewaltsamen Restauration, sowie den royalistischen und fanatischen Gräueln des reactionären Pöbels und der reactionären Gerichte 1815 vorgearbeitet wurde. Für die bourbonnische Restauration waren „die Massen“, so berichtet Servinus S. 62, „wie sich Napoleon selbst vorausgesagt hatte, mit dem Lohrstrich

gewonnen worden, daß Conscription und *droits réunis* aufgehoben würden; wiewol jeder Vernünftige wußte, daß diese Lasten unter andern Namen, als Requisitionen, Recrutierung, indirecte Steuern, immer wiederkehren mußten“. Aber diese Nothwendigkeit des Immerwiederkehrens liegt nicht im Wesen und in der zwingenden Natur des neuzeitlichen Staats: das monarchische Großbritannien wie die demokratische Schweiz und nordamerikanische Union wissen so wenig von Conscription als von solchen lästigen indirecten Abgaben, wie sie noch heutzutage in Frankreich als meist nur dem Namen nach aufgehobene *droits réunis* fortbestehen. Die Nothwendigkeit ihres Fortbestands in Frankreich lag also nur in der Persönlichkeit und dem imperatorischen Ehrgeiz des aus Elba zurückgekehrten Napoleon, der das Volk „im Anfange seines Zugs als Bürger, auf dem weitem Wege als Franzosen und in Paris wieder als Unterthanen oder als sein Volk anredete“. Hätte er sich eher auf die Massen gestützt, hätte er ihnen erfüllt, was die Bourbonnen nur versprochen hatten, so wären wol Conscription, *droits réunis* und vielleicht die Bourbonnen selbst für immer abgeschafft geblieben.

Sehr gut faßt Servinus den Geist und Gang der Geschichte von der ersten bis zur zweiten Restauration und noch weiter hinaus in den wenigen Worten zusammen:

Eine Soldatenbewegung hob Napoleon auf den Thron, aber er hatte keinen Bestand; von dieser Seite ist die Geschichte der 15 Monate das Vorbild zu den nähern Soldatenaufständen von 1808 in Spanien, Neapel und Piemont. Die Geschichte dieser überall schnell gescheiterten soldatischen Gewalten stellt ganz im Großen den Uebergang von der Zeit dar, wo der Soldat Alles war, zu der, wo der Bürger Alles zu sein beehrte.

Sehr wahr! Aber dann kam eine Zeit, wo nicht mehr die Bourgeoisie, sondern das Volk Alles zu sein beehrte, und wo gleichwol der Soldat nach den Kämpfen von 1849 wieder Alles zu sein schien. Es dürfte also noch eine dritte Periode bevorstehen, in welcher der französische Soldat, der Alles war, endlich begreift, daß er nichts ist, oder daß er nichts als Volk ist und zwar der am meisten mißbrauchte Theil des Volks. Der beschleunigte Eintritt dieser Periode dürfte durch die Erfahrungen der französischen Armee in der Krim in solchen Maße gefördert werden, daß am Ende die continentale Westmacht für „die Sache der Civilisation und Aufklärung“ mehr gethan haben wird, als ihr selbst lieb sein möchte.

In scharfsichtiger Verfolgung aller unabsichtlichen wie aller absichtlichen Verwickelungen und des ganzen diplomatischen Känstelspiels, das bei der Herstellung der Bourbonnen, das sodann während der Hundert Tage und später aufgeführt wurde, läßt Servinus eine ganze Gruppe sogenannter historischer Gestalten mit Ordenssternen und Ordensbändern vor den Augen des Lesers und dem Hinterhale der Geschichte erscheinen, um sie das Gewicht ihrer Sünden ablegen zu lassen. Aber der geschickte Leser muß sich an ihrer Stelle schämen, da sie es nicht



nicht thun. Dann sie suchen sich sämmtlich in ähnlicher Weise zu entschuldigen, wie Fouché seine geheime Polizei entschuldigte, die „zu Verderbniß und allgemeiner Herabwürdigung führt, aber andere Uebel erspart“. Im Hinblick auf die moralische Fäulniß dieser Gesellschaft von Ministern, Diplomaten, Marschällen, Senatoren und Deputirten nimmt sich die Schwäche und Eitelkeit eines Lafayette oder Benjamin Constant noch ganz erträglich aus, und ein Carnot oder MacDonald haben nur ehrliche Männer zu sein, um als Sterne erster Größe zu leuchten. Nach einer solchen genauen und unparteiischen Musterung, wie sie Gervinus über die hohe europäische Gesellschaft angestellt, begreift man es aber um so leichter, daß im traurigen Wechsel die Regierung Frankreichs seitdem bald aus schlechten in schwache, bald aus schwachen in schlechte Hände übergehen mußte und daß es in manchen andern Ländern auch nicht viel besser sein konnte. Denn überall gibt es ja leider ein noch viel zu zahlreiches und sogenanntes gebildetes Publicum von Völlschichtigen, welche alle großen und kleinern Bosheiten für respectable Staatsklugheit, welche die Aufführungen auf einem gepushten Affentheater für das Drama der Weltgeschichte selbst ansehen.

Das zweite Capitel „Der wiener Congreß“ berichtet über die „Gestaltung der europäischen Staatengebiete“ und schildert in einem folgenden Abschnitte „Die deutsche Verfassung“ jenes Treiben, das am Ende die deutsche Bundesacte und nichts als diese zur Folge hatte. Es ist nur allzu charakteristisch, daß derselbe Talleyrand, welcher erklärte, daß den Menschen die Sprache gegeben sei, um ihre Gedanken zu verbergen, auch der Erfinder des Wortes „Legitimität“ war, dieses Lösungsworts der ganzen Restaurationsperiode, in dem bald auch das ganze Christenthum der heiligen Allianz auf- und unterging. Es ist nicht minder bezeichnend, daß ein anderer Sinder in Thaten und Worten, daß Fouché den in seinem Munde besonders scharf und bitter lautendem frommen Wunsch aussprach, „daß das Wort «Legitimität» der Welt nicht so viele Thronen kosten möge als das ebenso schöne Wort «Gleichheit»“.

Wir verzichten selbst auf jeden Versuch einer nur summarischen Verzeichnung des reichen, im zweiten Capitel behandelten Stoffes. Die Völker haben ja auch die bitteren Früchte des mit leichtfertiger Hand ausgekreuten Samens seit 40 Jahren kennen gelernt.

Eine Vergleichung des Wiener Congresses mit dem zu Denabrück würde auch dann nicht zu Gunsten des erstern ausfallen, wenn die Parallele noch weiter fortgesetzt würde, als dies Gervinus gethan hat. Allerdings waren

die eintrigen feinen und bitteren Rangstreitigkeiten in Denabrück immer keinen Zwanglosigkeit gewichen; bei Unterzeichnung der Protokolle und Urkunden ließ man bald den Zufall, bald das Alphabet die Reihenfolge entscheiden. Dafür ermangelte man aber auch des ehrenfesten Geschäftsmannes jener Zeiten und bildete vielmehr das Gesicht der Hypothekation aus und die Kunst, Ränke unter biedernden Mienen, Mißgunst unter großmü-

thigem Scheine, Eigennutz unter schönklingenden Grundsätzen zu verbergen.

Schwerer fällt es noch in die Waagschale, daß der Congreß des 17. die Völkerverthat des 16. Jahrhunderts, die Reformation, in viel weiterem Umfange anerkannt hat, als der Wiener Congreß die Errungenschaften der Revolution. Der erstere führte die Schweiz und die Niederlande in das europäische Staatensystem ein. Freilich hatten sich die Völker dieser beiden demokratischen Staaten das nicht mehr zu verkümmern Recht ihrer Unabhängigkeit selbst erkämpft; aber man gab sich doch keine diplomatische Mühe, ihre Errungenschaften zu verkürzen und zu verringern. Der Wiener Congreß dagegen restaurirte nur Dynastien; und wo er nebenbei eine Republik Krakau schuf, that er es nur, um die Unmöglichkeit ihres Fortbestands thatsächlich zu demonstrieren. Genua dagegen, obgleich sich Bückingham und Whitbread im englischen Parlamente dieses „Opfers des neuen Raubsystems“ annahmen, wodurch hier eine „schandbarere Ungerechtigkeit begangen wurde als von der Französischen Revolution in ihren schrecklichsten Zeiten“, Genua wurde die mißvergnügte Provinz einer restaurirten Monarchie. Die republikanische Schweiz, die man bestehen lassen mußte, drängte man doch weit hinter die Mediationsverfassung zurück und zwang dadurch die Schweizer, sich nach unvermeidlichen Wirren und Kämpfen ihre Freiheit und Selbstständigkeit zum zweiten male zu erobern.\*) Nach dem Westfälischen Frieden war es der ungemessene Ehrgeiz eines unumschränkten Monarchen, der sich im Innern seines Staats durch seinen Widerruf des Edicts von Nantes und seine Dragonaden, der sich nach außen durch seine Eroberungskriege gegen den Geist und die positiven Satzungen jenes Friedensschlusses auflehnte. Kein Congreß, und wäre er aus den Weisesten der Weisen zusammengesetzt, kann die Gelüste und Launen eines absoluten Machthabers im voraus berechnen. Aber der Wiener Congreß konnte auf die unzweideutigen Handlungen und Reden der Völker seit dem Beginne der Französischen Revolution sehen und achten. Die Nationen hatten deutlich genug gesprochen. Aber er achtete ihrer Stimme nicht; und so waren es auch die Völker, die gegen seine Satzungen thatsächliche Verwahrung einzulegen angefangen; aber nach 40 Jahren noch nicht geendigt haben.

Ebenso treffend als zeitgemäß ist (S. 176) die Schil-

\*) Das diplomatische Schicksal der Schweiz besprechend, macht Gervinus auf eine noch wenig beachtete Thatfache aufmerksam. Kaiser Alexander, von Labarre geleitet, hätte der Schweiz gern jede Reaction erspart. Seiner Politik arbeitete aber Metternich entgegen, der den Durchmarsch Schwarzenberg's durch die Schweiz zu dem Zweck betrieb, um die aristokratische Reaction hervorzurufen. So kam es 1814 zu jenem Operationsplane gegen Frankreich, den Clausewitz in seinem berühmten Werke „Vom Kriege“ mit Recht und aus guten Gründen so scharf getadelt hat. Die Diplomaten haben so oft schon die militärischen Operationsplane verborgen, daß man sich nicht wundern muß, wenn ihnen zuweilen die Generale, wie jetzt in der Krim, Gleiches mit Gleichem zu vergelten suchten.

derung der äußern Physiognomie der Orgie des Wiener Congresses:

In dem engen Stadtraume von Wien zusammengedrängt wogten so viele Fürsten mit ihrem Gefolge, so viele literarische, kriegerische und politische Größen, der prunklüchtige Adel von Ungarn, Desterreich und Böhmen mit seinen fremden Gästen, die leichtfertigen Witzlinge der Salons, die deutschbühmelen oder weltbürgerlichen Sonderlinge, Wüstlinge und Abenteuerer, Gaukler und Spieler, Tänzer und Säger in Massen durcheinander; die verfeinertsten Leidenschaften des Westens kreuzten sich mit den rohern der halb orientalischen Größen; die vornehme Welt stellte ihre Schönheiten zu Schau und Kauf um die Bette mit den feilen Tänzerinnen, die ungeheueren Summen hinwegtrugen; die frivolsten oder gallischen Witzbolde, das mephistophelische Chor in dem Schauspiele, trugen dann die gewürzten Geheimnisse durch die Gesellschaft. . . . Man konnte der hohen Welt einen Ausbruch der Freude gönnen über die abgeschüttelte Last von 25 Jahren der Unruhe und der Demüthigung, ohne darum zu billigen, daß in der wiener Hoffüche täglich unermessliche Summen aufgewandt und von dem Hofe, nach der Angabe der Kundigen, über 30 Millionen Gulden auf die Congressfeste vergeudet wurden, in einem Lande, wo drei Jahre vorher ein Staatsbankrott unzählige Menschen verarmt hatte, wo in diesem Augenblick über 50,000 Invaliden zur Hälfte mit kärglichen Gnadengehalten, zur Hälfte mit bloßen Reservationsurkunden auf solche Gehalte abgefunden wurden, wo in Siebenbürgen (Anfang 1815) eine Hungersnoth wüthete, die viele Tausende aus dem Lande trieb, und wo man die königlichen Gäste zu Festlichkeiten (nach Ofen) führte auf Straßen, die seit vielen Jahren zum ersten male ausgebessert wurden.

Es gibt vornehmthuende, wenn auch zuweilen mit Freisinnigkeit prunkende Historiker, die es kaum der Mühe werth halten, aus dem doctrinären Himmel ihrer alleinseligmachenden Meinungen herab mitunter auch einen Blick auf die von hohen Händen verschwundenen Millionen zu werfen, welche durch die Arbeit von Millionen Menschen zusammengekauert werden mußten, um verschwendet werden zu können. Wir freuen uns, daß, wie es hiernach scheint, Servinus nicht zu dieser aristokratisch abgeschlossenen Gelehrtenkaste gehört, deren Mitglieder es nicht begreifen oder nicht begreifen wollen, daß das Geld ein Maßstab für einen sehr beträchtlichen Theil des Thuns der Menschen ist, daß sich das unnütz oder zu schädlichen Zwecken verschwendete Geld auch als verlorenes Volkswohl und verlorene Volksbildung anschlagen und abschätzen läßt. Um die wiener Hoffüche und wiener Regierung in den Stand zu setzen, über 30 Millionen Gulden für Congressfeste vergeuden zu können, mußten von der arbeitenden Bevölkerung Desterreichs über 60 Millionen Tage der Frohn- und Sklavenarbeit verrichtet werden. Und wenn man die einfache, aber inhaltschwere Wahrheit, daß sich jede Staatsausgabe auch als Volksarbeit schätzen läßt, auf die Ausgaben für die ungeheuern stehenden Heere und andere improductive Dienstleistungen anwendet, so wird man sich auch nicht mehr wundern, daß die immer bedenklicher anschwellende Masse der Auswanderer ihre weiße Haut wol sogar in die Länder der schwarzen Sklaverei zu retten sucht.

Als ein Meisterwerk historischer Kunst, die mit sicherer Hand das Bedeutende im Völkerleben zusammenfaßt und es zur klaren Anschauung bringt, glauben wir im

dritten Capitel „Die Reactionen von 1815—20“ die Darstellung jener „geistigen Bewegungen“ in Literatur und Kunst, in Sitte und Gesellschaft bezeichnen zu dürfen, die in ihrer natürlichen Strömung gegen den ganzen Geist, die Grundsätze und Staatseinrichtungen des revolutionären Frankreich der politischen und kirchlichen Reaction vorgearbeitet, die ihr die verhängnisvolle Bahn bezeichnet und zum Theil gebrochen haben. Man muß diesen Theil des Werks mit besonderer Aufmerksamkeit lesen; aber das ist eine so leichte als angenehme Mühe, da es hier dem Verfasser in vorzüglichem Maße gelungen ist, durch reiche und immer neue Gaben die Aufmerksamkeit zu fesseln und wach zu halten.

Hier stoßen wir auch mitunter auf jenen ungewonnenen Humor, wie ihn nicht sowol der Geschichtschreiber als die Geschichte selbst in ihrer treuen und gewissenhaften Auffassung erzeugt. So hat Servinus, indem er die Einbrüche der Romantik in die Gebiete der Philosophie und Staatslehre schildert, hauptsächlich nur durch eine Zusammenstellung der Widersprüche ihrer eigenen Doctrinen die Schelling und Schlegel, die Châteaubriand, Bonald, de Maistre, R. F. von Haller u. A. gezwungen, den Witz der Vernichtung gegen sich selbst zu richten. Am Schlusse des Abschnitts führt er uns das scharf ausgeprägte Lebensbild von F. von Senz vorüber, dieses Charakters der vollendetsten Charakterlosigkeit, der uns doch immer noch durch die höchste Naivetät des Selbstbekenntnisses seiner bodenlosen Niederträchtigkeit ein eigenthümliches Interesse abgewinnt; eben jenes Senz, den Welcker in seinem „Staatslexikon“ so breit zu Charpie auseinandergezupft hatte, um es nach einer solchen Verarbeitung kaum noch hoffen zu lassen, daß ihn irgend ein Christenmensch wieder als Ganzes zusammenbringen werde. Servinus kommt dann von Senz auf dessen politischen Genossen, auf den „ladirten Staub“ \*), Fürst Clemens von Metternich zu reden, dem sich im Abschnitte „Desterreich“ die sachgetreue und einläßliche Entwicklung jenes Regierungssystems anknüpft, wonach in der Restaurationsperiode die Völker der österreichischen Monarchie behandelt wurden.

Es wäre nicht bloß überflüssig, es wäre auch eine Versündigung gegen den Verfasser, wolten wir aus dem schönen Zusammenhange seiner Darstellung der „vorbreitenden geistigen Bewegungen“ irgendwelche einzelne Stellen herausreißen, um sie den Lesern d. W. als Probe mitzutheilen. Wir beschränken uns also auf eine einzige Bemerkung, die sich uns mit vielen andern bei der Lectüre des dritten Capitel aufgedrängt hat.

Zur Bezeichnung des Geistes der von Haller anticitirten „Restauration der Staatswissenschaften“ sagt Servinus S. 384:

Das eigene Recht des Herrschers, das (nach Haller) fast Alles in sich begreift, erstreckt sich doch nicht über das einzige Eigene des Unterthanen, seinen Körper und sein erworbenes

\*) Worte des Schweizers Merian, russischen Staatsraths zur Zeit des Wiener Congresses.

**Eigenthum.** Der Kriegsdienst kann daher nur infolge von bestimmten Dienstverträgen verlangt werden; die Conscriptio ist eine revolutionäre Einrichtung; die Fürsten sollen ihre Kriege, meist nur eigene Sache, auch auf eigene Kosten führen.

Uns scheint in der Neuzeit die Ueberzeugung immer mehr durchzudringen, daß die überall verfaßte Conscriptio keine revolutionäre, sondern eine gegenrevolutionäre Einrichtung ist, wie denn auch in Frankreich die Entstehung der eigentlichen Conscriptio erst unter das Directorium und in den Beginn der reactionären Periode fällt; daß der Staat der Neuzeit durch die Beibehaltung der militärischen Staatsfrohen, nach Abschaffung aller andern Frohen, mit sich selbst im grellen Widerspruche steht; daß man die künftige Verteidigung gegen feindlichen Angriff theils auf eine verhältnismäßig geringe Zahl freiwillig eintretender, genügend belohnter und militärisch durchgebildeter Wehrmänner gründen muß, theils auf ein durch militärische Jugendverziehung tauglich gemachtes Angebot zahlreicher Massen, ohne daß man sich noch ferner beikommen läßt, selbst für die Zeit des Friedens eine beliebige Menge wehrkräftiger Männer herauszugreifen, um sie während einer Reihe von Jahren ihrem bürgerlichen und productiven Berufe zu entreißen. Abgesehen von der Bezeichnung der Conscriptio als revolutionär oder gegenrevolutionär, scheinen also die Ansichten des Restaurators der Staatswissenschaften und die neuern Ansichten nahe übereinzustimmen. Aber diese Uebereinstimmung ist doch nur eine scheinbare. Denn Haller will auch, „daß die Stände (Adel, Geistlichkeit, städtische Bürgerschaft) nicht das Volk vertreten, sondern nur sich selbst, höchstens, als natürliche Beschützer des Volks, ihre Hinterlassen und Unterthanen, die rechtlos sind, deren Sklaverei sogar unter Umständen gerechtfertigt ist“. Haller will also auch, daß das arme „beschützte Volk“ nach wie vor zu Soldaten gepreßt werden könne, um dann seine Beschützer zu beschützen; und hier liegt der Punkt, von wo sich der Restaurator wieder tief in das Mittelalter und in den Feudalstaat hinein verirrt. Wir sehen also hier wieder an einem besondern Beispiele, daß sich die Staatslehren der Altgläubigen und Neugläubigen wol zuweilen berühren, daß sie sich aber nach jeder Berührung sogleich wieder abstoßen.

Im Rückblicke auf den ersten Band der „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ wird der Leser bemerken, daß noch wenig von den Volksmassen die Rede ist; umsomehr jedoch von jener vornehmen Gesellschaft, die, mit Krönchen auf dem Kopfe oder mit Portefeuilles für alle innern und äußern weltgeschichtlichen Angelegenheiten in der Hand, als schimmernde Blasen auf dem Strome der Geschichte schwimmen und bis zum Zerplatzen den Bahn in sich festzuhalten pflegen, daß sie es sind, die dem Strome die Richtung geben. Die Volksmassen aber, in ihrer Ruhe wie in ihrer Bewegung, sind in Wahrheit die Weltgeschichte; und sie sind es jetzt mehr, als sie es früher waren. Jene Vornehmen dagegen, die in diesem oder jenem Eigennamen die Massen zu regieren glauben, können höchstens wie der

Laubfrosch oder wie ganze Congresse von noch so aufgeblasenen Laubfröschen das Wetter anzeigen, aber nicht machen. Sie können es auch nur so lange richtig anzeigen, als sie selbst noch ein Mitgefühl für die Leiden und Freuden der Völker haben. Wie der gute Feldherr zum schlechten wird, sobald er nicht mehr den Geist des eigenen Heers und des feindlichen Heers begreift, so wird der große Staatsmann zum kleinen, sobald ihm in eitlem Selbstüberhebung der Sinn für die Interessen und Bedürfnisse der Massen verloren gegangen ist. Darum geschah es so oft, daß die innerlich klein gewordenen Großen noch tiefen Muths den Kopf über das Wasser streckten, um in wohlklingenden Thronreden den ewigen Sonnenschein zu prophezeien, als es schon unter ihnen in der Tiefe grölzte, als sich schon die Wetter über ihren Häuptern zusammenzogen.

Das ist im Großen seit 60 Jahren der Gang der Geschichte: die endlich zum Bewußtsein ihrer Bebrückung gelangten Volksmassen treten mehr und mehr aus dem lange und den Ungebuldigen allzu lange währenden Zustande der leidenden Ruhe heraus, im guten Glauben, daß sie zur Erlösung vom Uebel nur die alten Herrscher mit neuen Führern umzutauschen haben. Eine zeitlang hält dieser gute Glaube bei den durch ihren eigenen Sieg wieder beruhigten Massen an. Dann beginnt die Enttäuschung und in wachsenden Kreisen breitet sich die Erkenntniß aus, daß die neuen Wesen weniger das alte Recht wegzufegen als neues herbeizuschaffen wußten. Noch läßt die ausharrende Menge die ihr ungeduldig Voraneilenden in ihren vereinzeltten Versuchen theilnahmslos scheitern. Aber in dem von den Klügsten unter den Staatsklugen nicht geahnten Momente setzt sie sich selbst wieder in Bewegung. Denn der Enthusiasmus für den von ihr selbst auf den Schild erhobenen Herrscher hat sich in Gleichgültigkeit, die Gleichgültigkeit hat sich zwar nur im engern Kreise in leidenschaftlichen und bitteren Haß, aber im weitesten Kreise hat sich das alte Vertrauen in Mißtrauen verwandelt. Vor dem schärfer sehenden Auge des Mißtrauens sinkt dann bald die glänzende Hülle zu Boden, die in dem bisherigen Machthaber den Retter der Gesellschaft erblicken ließ und — „wenn der Mantel fällt, so muß der Herzog nach!“

Das war auch die Geschichte des „großen“ Kaisers, als sich, im Auslande wie in Frankreich selbst, die frühere Bewunderung für ihn und der Glaube an seine große und weltgeschichtliche Mission in Gleichgültigkeit oder Haß, in Unglauben und Mißtrauen verwandelt hatten. Noch kurz vor seinem Sturze hat aber der große Kaiser seinem jetzigen Nachfolger und allen andern Gewalthabern eine einfache und in deutlichen Worten ausgeprägte Lehre gegeben, die eine um so ernstere Warnung enthält, als er sie selbst nicht befolgt hatte. Er hat diese Lehre gegeben, als er sich selbst voraus sagte, daß man die Massen mit dem Lösungsworte der Aufhebung der Conscriptio und der *droits réunis* gewinnen werde. Diese Massen haben einen ganz andern Maßstab für die Bemessung der über sie verhängten Knecht-

schaft, als ihn die meisten Männer der Wissenschaft und die Phrasenmacher über die Unterdrückung der Nationen haben. Wenn jährlich Zehntausende oder Hunderttausende zu Soldaten gepreßt werden, so wird es in ebenso viel tausend Familien erkannt und bitter empfunden, daß hier wieder einmal die Zwingherrschaft des Staats in alle häuslichen und ökonomischen Verhältnisse störend und zerreißend hereingegriffen hat. Wenn der Bauer und Bürger in die Tasche greifen muß zur Bezahlung von Abgaben, von deren Verwendung er keinen deutlichen Nutzen für sich selbst erkennt, so fühlt er es an jedem Franc, den er hingibt, daß er wieder einmal zur Sklavenarbeit für Zwecke verdammt worden ist, die nicht seine Zwecke sind. Das Volk kann keinen andern Maßstab haben, weil bei allen Völkern und in den Sprachen aller Völker das Geld zum Maßstabe seiner Arbeit geworden ist, weil ihm seine Arbeit nicht bloß die Mittel zum Leben verschafft, sondern weil sie auch zum großen Theile, bei Vielen sogar zum allzu großen Theile das Volksleben ist. Kann es also dem jetzigen Kaiser der Franzosen gelingen, die Conscription nebst den damit zusammenhängenden überflüssigen und schädlichen Abgaben zu beseitigen, so werden die Massen, wenn nur die Erlösung wirklich kommt, sich wenig mehr darum kümmern, wie und durch wen sie gekommen ist. \*)

Dem Verfasser der „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ ist es indessen nicht zum Vorwurfe zu machen, daß er in seinem ersten Bande von dem nur stoßweise, aber dann entscheidend wirkenden Auftreten der Volksmassen noch nicht viel gesprochen hat. Nach der That der Erlösung vom Napoleon'schen Joche hatten sich ja die Massen wieder zur Ruhe begeben, und die hoffähigen Herren und Damen, die salonfähigen Gelehrten und Literaten, deren Schriften das Volk nicht liest, konnten wieder einmal in Weltgeschichte zu machen scheinen. Daß aber Gervinus im Verlaufe seines Werks das gewaltige Eingreifen der Völker nicht bloß zu würdigen versuchen, sondern auch in seiner ganzen Bedeutung zu würdigen im Stande sein wird — dies hoffen und glauben wir. Man kann das Volksleben nicht bloß gründlich kennen, sondern auch die Volksleiden warm mitfühlen, ohne nach der Ehre zu gehen, auch in toastirenden Vereinen oder in massenhaften Volksversammlungen der Erste zu sein. Auch ist der jetzige Hofrath, der nun den Höfen so beachtenswerthen, aber schwerlich beachteten Rath gibt, selbst ja aus den Reihen des hofunfähigen Volks hervorge wachsen. Gervinus ist ein Eroberer im Reiche der Wissenschaft und den ganzen Schatz seiner reichen Kenntnisse

\*) Die Anhänglichkeit der Franzosen an die Traditionen der „gloire“ und mithin an die Napoleon'schen Militäreinrichtungen dürften aber Allem nach noch heutzutage viel mächtiger sein, als der Verfasser zu glauben scheint. Aus diesem Grunde haben wir eine hier im Manuscript folgende Stelle weggelassen, weil sie eine übrigens schon mehrfach vom Verfasser angeregte und in dieser Stelle nur weiter motivirte und ausgeführte Forderung betrifft, welcher nur erst dann Genüge geschehen kann, wenn die Massen und namentlich die Militärpersonen selbst in Frankreich mit dem Verfasser gleicher Ansicht sein werden.

D. Red.

verdankt er dem unablässigen Ringen seiner eignen Kraft. In ähnlicher Weise wie den politischen Emporkömmlingen, geht es freilich nur allzu oft auch diesen wissenschaftlichen Eroberern: auf der schwindelerregenden Höhe ihrer Gelehrsamkeit vergessen sie mitunter, von wannen sie gekommen sind. Aber Gervinus gehört, wir hoffen es, zu den seltenen Ausnahmen. Er fühlt es tief und schmerzlich, wie in Deutschland der traurige Mangel eines öffentlichen Gemeinlebens die gebildeten Classen und die Masse des Volks auseinanderhält; und wenn Jemandem, so ist er im Stande, die zwischen Lehre und Leben noch hoch aufgethürmten papiernen Mauern vollends zu durchbrechen. Auch scheint ihm zum großen Theile der glückliche Durchbruch aus der doctrinären Gefangenschaft schon gelungen zu sein: er hat sich bereits das Herz durch die Gitter herausgepreßt, und der Kopf wird folgen müssen.

Gervinus hat seinen Lesern eine sinnlich deutliche Vorstellung der von ihm geschilderten Zustände und Persönlichkeiten nicht ganz so bequem gemacht wie Macaulay, sein berühmter britischer Genosse. Dafür gibt er einen mehr als genügenden Ersatz in der reichen Fülle bewährter Thatfachen und inhaltschwerer Gedanken, die selbst wieder zum ernstlichen Nachdenken anregen. Auch müßte sein Publicum aller nachschöpferischen Phantasie bar sein, könnte es sich nicht das Einzelne, das Gervinus da und dort über die von ihm vorgestellten Individualitäten gesagt, zum anschaulich klaren Gesamtbilde ihrer Persönlichkeit zusammenfassen.

Wir mögen nicht daran zweifeln, daß das mit so treuem Fleiße und so unbeugsamer Gewissenhaftigkeit begonnene Werk noch fernerhin seine gedeihlichen Folgen äußern und die Zeitgenossen noch aus manchem sie befangenden Vorurtheile erlösen werde. Dieser zureichende Glaube wird auch den Verfasser aufrecht halten, daß er nicht erlahme; und alle Ehrenmänner im weitesten Umkreise werden ihm bei seiner ersten und schweren Arbeit in den Schachten der Geschichte aus vollem Herzen ihr Glück auf! zurufen.

Wilhelm Schuk.

### Dramatische Bücherschau.

1. Johannes Rathenow, ein Bürgermeister von Berlin. Dramatisches Trauerspiel in fünf Acten von Robert Giese. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 16 Bgr.

Es war eine tolle Wirthschaft in der alten Doppelstadt Köln-Berlin, als der gestrenge Bürgermeister Johannes Rathenow die Zügel des Regiments mit kräftiger Faust handhabte. Wie im großen Ganzen des deutschen Vaterlandes, so begann auch hier die neue Culturepoche mit der alten zu ringen; die Jüngste begehrte Sitz und Stimme im Rathe der alten Stadtgeschlechter, und wie denn die Berliner von jeher, um mit Goethe zu reden, ein „verzweiges Volk“, eine doppelte und widerhaarige Race gewesen sind, so gibt es blutige Kämpfe und arge Gewaltthat. Ueber diesem Gewirre aufgewühlter und kampfender Elemente reißt der alte Rathenow sein Lebensseil auf die erbligten Köpfe hinab und hält der tobenden, wackenden, wechselnden Flut seine steinerne und unwandelbare Gefasstheit als undurchdringlichen Schild entgegen. Der Mann ist es:

aus Erz gegossen, ein eiserner Charakter, das personifizierte, mit Blut auf Marmor geschriebene Gesetz einer Zeit, deren Sonne zu sinken beginnt. Nur Rathenow merkt nicht, daß der alten Tage Abend dämmert, sondern bescheidet den Wunsch der Jüngste nach Theilnahme am Rathe also:

In alten Zeiten wol, da ist's geschehen,  
Doch reiche Jünglinge sind einverleibt  
In der Geschlechter Zahl; doch war's in Zeiten,  
Wo noch das Recht nicht fertig festgesetzt.  
Jetzt aber ist die Zeit vorbei, wo die  
Gesetze aus dem Geist geschaffen werden,  
Das Recht ist heut' besiegt und vertriebt,  
Sowie es Gott gewollt, und dieses Recht  
Ist die der Welt von Gott gesetzte Ordnung,  
An der die Menschenhand nicht tasten soll!  
Und heut' zumal, wo sich von oben wie  
Von unten auf Empörung geltend macht;  
Wo Volk und Kurfürst beide rütteln wollen  
An unser's Regimentes heiligem Stand,  
Gibt es nur eine Rettung für das Gute:  
An dieser Ordnung unverbrüchlich halten!  
D'rum muß, wer künftig ist, jetzt künftig bleiben.

Da hat man den ganzen Mann in diesem kurzen Glaubensbekenntnisse; seine Rechtsüberzeugung ist ihm zugleich seine Religion, ist ihm Gottes Wille, „daran der Mensch nicht tasten soll“. Rathenow ist ein durchaus alttestamentlicher Charakter und deshalb der Austritt mit dem jüdischen Wechsler Baruch ein so ergreifender, weil gleichsam der alte Rosenglaube zum modernen Talmud tritt, das heroische Hebräertum zur schäbischen, herabgekommenen Jüdelei, die trotzdem immer noch einen Funken der alten Größe in sich trägt. Von Christenthum findet sich nichts in diesem Bürgermeister, ja nicht einmal von deutschem Wesen, eher mag er ein alter Römer genannt werden; aber auch etwas Grauenvolles, Gespenstiges nißt in ihm. „Wenn er lächelt und freundlich thut“, sagt seine Gattin, „so schauert mich; denn dann hat er allemal eine That vor, die mich ins Herz trifft; er bittet es damit im voraus ab!“ Und wirklich, Rathenow schon des eigenen Verwandtenbluts nicht, wenn es sein „Gesetz“ zu wahren gilt; er würde Weib und Kind schlachten, wenn sein „Gesetz“ es so von ihm verlangte; sein eigenes Menschenthum hat er ja bereits völlig seinem Götzen „Gesetz“ zum Opfer gebracht. Aber das ist denn auch der Punkt, wo dieser mit so großer Kraft, mit so energischer Schärfe wie in Stein gemeißelte Charakter aufhört eine tragische Persönlichkeit zu sein; der Mensch ist tot in ihm und an die Stelle der Menschenseele ist das „Gesetz“ getreten. Der Dichter sucht zwar den Menschen in ihm zu retten; die eigenenthümliche Art, seine geselligen Grausamkeiten vorher durch sein Benehmen gleichsam abzubitten, die Scene mit der Tochter in des Juden Zimmer, wo er sich selbst den „Mann von Stein“ nennt, u. s. w. sind solche Versuche; aber leider fallen sie nur als kalte, starre Worte von den Lippen Rathenow's, man merkt ihnen die Absicht des Dichters gar zu sehr an und sie entwickeln sich nicht mit dramatisch überzeugender Gewalt aus dem innersten Wesen des Helden, dessen fixe Idee ihn völlig ausgehöhlt, völlig zu ihrem Werkzeuge herabgedrückt hat.

Man kann nicht umhin, bei dieser Dichtung lebhaft an Otto Ludwig's „Erbforster“ erinnert zu werden. In diesem ist es das subjective Recht des Herzens, das Recht des Individuums, in Rathenow das objective Recht der Gesellschaft, welches, in seinem Extrem zu Schuld angewachsen, tragisch geführt werden soll; allein der alte Förster Ulrich erweckt viel verzweifelteren Glauben an seine menschliche Grundwesenheit, regt viel inniger das tragische Mitleid an, ist überhaupt eine viel poetischere Gestalt als der berliner Bürgermeister, welchem Giese viel zu sehr konstruirt, viel zu erschichtlich mit dem reinen Verstande aus gegebenen Zügen combinirt und zurechtgebaut, nicht mit dichterischer Begeisterung geschaffen hat. Diesem Rathenow fehlt das warme Herz, welchem wir die begangene Schuld

menschlich verzeihen können, und weil er wie ein Beseffener seiner fixen Idee nachhängt, so richtet er mehr an, als daß er selbständig etwas thut und handelt. Da wir in ihm den absoluten Kaschdämon seiner Familie, — opfert er doch seinem „Rechte“ auch der Tochter Stürk —, seiner Stadt, seiner selbst, kurz Aller erblicken müssen, mit denen er irgendwie in Berührung kommt, so athmet man, wie erlöst vom Alpe, frisch auf bei seinem Tode und fühlt nichts von jenem tragischen Mitleid, welches der Held eines Trauerspiels doch erregen soll. Die Kälte, welche der Hauptgestalt dieses Drama innewohnt, hat sich der ganzen Dichtung und den übrigen Figuren mitgetheilt, welchen allen die poetische Wärme mangelt; denn selbst Rathenow's Tochter, Elisabeth, ist mehr von erkünstelter Ekstase als gesundem Feuer besetzt; ihr Geliebter, der Repräsentant des Bürgerthums der Zukunft, Henning Rollner, was ist er mehr als ein Rauffbold und Abenteuerer? Kurfürst Friedrich, der Vertreter des neuern, menschlichen Rechts- und Staatsthum's, ist wahrlich nicht im entferntesten so tief angelegt, als er dies sein müßte, wenn wir in ihm, was der Dichter bezweckt, den Träger einer neuen vorgeschrittenen Zeit verehren sollen; es fehlt somit der echte kräftige und bedeutende Gegensatz zu Rathenow; die Sonne, die über den Trümmern der zerstörten und gerichteten Welt des starren und finstern Buchstaben aufsteigt, erweckt keinen warmen Glauben an ihr Licht, und so sehnt man sich vergebens nach wahrhaft tragischer Versöhnung.

Zu so kräftiger Schönheit sich im Einzelnen die Sprache erhebt, so trägt sie doch im Allgemeinen den unleugbaren Charakter erzwungener Verheit und Knappheit; manchmal holpern die Verse so schwerfällig dahin, daß man den Autor der Saloperie beschuldigen möchte, wenn man andererseits nicht merkte, daß er mit seinen geharnischten und gestiefelten Worten die Absicht verbande, treu im Tone der Zeit zu bleiben. Und das ist denn auch wirklich das Hauptverdienst und kein geringes Lob dieses Drama's, daß es im Ganzen wie im Einzelnen die historische Färbung mit großer Kraft trifft und festhält und in durchaus objectiver, künstlerischer Behandlungsart dem Stoffe keinerlei kolette Phrasenfäbriken anheftet, sondern schlicht und einfach die Begebenheiten und die Charaktere wirken und handeln läßt ohne alle sehr naheliegende subjective Einmischung moderner und persönlicher Elemente. Ueberhaupt verspricht dieses Drama entschieden Gutes; denn von einem Dichter, dem ein so kerniges und kraftvolles Talent der dramatischen Charakterisirung und Individualisirung zugebote steht, der so ohne allen und jeden außerkünstlerischen dilettantischen Beigeschmack zu arbeiten weiß, dessen Pinsel das Colorit der Geschichte so geistvoll zu behandeln vermag, dem es offenbar so hoher Ernst um seinen Beruf ist, von einem solchen läßt sich mit Zuversicht eine segensvolle Thätigkeit für das deutsche Drama erwarten. Mangelt seinem „Rathenow“, wie wir nicht verschwiegen haben, die eigentliche poetische Wärme, so liegt das nicht daran, daß der Port ihrer entbehre, sondern weil derselbe in mißverstandenen Ernste des objectiven Schaffens sie absichtlich zurückgedrängt hat, und da nichts schwieriger ist, als aus einem Romane (noch dazu aus einem guten) ein Drama zu bauen, die vorliegende Tragödie aber den Namen einer dramatischen Dichtung wohl verdient, so beweist auch dieser Umstand die dramatische Begabung Giese's zur Genüge. Und so rufen wir ihm ein freudiges Vorwärts zu auf deutschem Grunde für das deutsche Volk, dem ja noch heute die letzten Worte unserer Tragödie gelten:

Vertrümmert liegt der Documente Recht;  
Ein neues Recht erfordert unsere Zeiten,  
Das nicht nur Recht, auch Segen soll verbreiten  
Und lebensvoll gebethe fort und fort!  
Gott sei dafür, des Vaterlandes Fort!“

2. Johanna Gray. Tragödie von Albert Lürke. Berlin, Wohlgenuth. 1854. 8. 24 Ngr.

Gerade Das, was wir an den „Portenfern“ Albert Lürke's

in Nr. 14 d. Bl. rühmen konnten, ist für die „Johanna Gray“ zur tödtlichen Klippe geworden. Wenn sich in den ersten das tiefe Studium Shakspeare's als ein wahrhaft productives, den innersten feinsten Ton der Dichtung beherrschendes, durchaus lebendiges und poetisch warmes Element verwerthete und uns veranlaßt, dieser Art, den Spuren des großen Briten zu folgen, mit Eifer das Wort zu reden, so hat unser Poet in der vorliegenden Tragödie den Weg des Geistes und der freien Gestaltung verlassen und sein Augenmerk lediglich auf das Außenwesen Shakspeare'scher Behandlungsweise, auf den äußeren Apparat derselben gerichtet; statt wie früher aus der Fülle des unter Shakspeare's Sonne aufgeblühten und entwickelten Geistes seine dramatischen Gebilde frei und selbständig zu schaffen, hat Lürke sich eine Shakspeare-Schablone gefertigt und nach dieser sein Trauerspiel unkünstlerisch hingepinselt. Je mehr es ihm gelungen ist, im äußerlichen Wesen Shakspeare nachzuäffen, je weniger hat er im Innern seiner Dichtung die großen Lehren, die das auf das Wesen gerichtete Studium sich aus Shakspeare gewinnt, praktisch gemacht. Das ist eine Verwirrung und ein Durcheinander der Auftritte, eine Ueberhäufung der Scenen, ein Hin- und Herfahren der Handlung, daß man, wie auf der Rotschlucht des zerwühlten Meeres hinauf- und hinabgeschaukelt wird, bis man seelkrank geworden ist. Nicht eine einzige Persönlichkeit ragt gebietend über den Schwall empor, ja nicht eine einzige Gestalt hat wahrhaftes dramatisches Leben; entweder begegnet man lauter eingekerkerten Teufeln (wie der Königin Maria und ihren katholischen und spanischen Helfershelfern), oder man hat es mit eitel Engeln zu thun (als da sind Johanna, die Heldin des Drama, und die Prinzessin Elisabeth), oder schwächliche, matte und in aller Art uninteressante Persönlichkeiten treiben sich durcheinander. „Johanna Gray“ selbst zerfällt in zwei sich durchaus widersprechende, durch rein nichts miteinander vermittelte und in keiner Art unter eine Menschengestalt gebrachte Personen. Denn wie dieses stille, etwas sentimentale, nur vor den Blumen und den Büchern sich glücklich führende Mädchen, in welchem auch nicht mit einem Auge die spätere Größe angedeutet ist, plötzlich dazu kommt, eine politische Heroine zu werden und sich für das Wohl des Vaterlandes und des Glaubens als königliches Opferlamm zur Schlachtbank führen zu lassen — das ist lediglich der Phantasie des Lesers, respective Zuschauers überlassen; der Dichter selbst hat nichts dafür gethan. Und wie nun dieser Heroismus der Johanna nicht aus ihrem innersten Menschenthume quillt, wie sie sich ihn in Gestalt der Krone gleichsam nur hat aufschwagen und aufstülpen lassen, soll etwa das gar ihre tragische Schuld sein? So ist denn auch dies Heldenthum ein so durchaus erzwungenes, gemachtes, kaltes, declamatorisches, daß es die ganze Tragödie in eine hohle Phrase auflöst. Wie kann eine Gestalt tragisches Mitleid, tragische Erhebung wecken, an welche man nicht glaubt, deren Menschenthum man nicht anerkennen vermag, die nichts weiter ist als eine träumerische Phantasie des Dichters? Daß bei so bewandten Dingen auch die tragisch versöhnende Lösung des Trauerspiels ausbleibt, ist nicht eben befremdlich, oder soll das ein erhebender tragischer Trost sein, daß wir ein edles protestantisches Volk zu den Füßen einer perfiden Papistin und ihrer fanatischen Henkersknechte gefesselt sehen? daß Johanna mit ihrem Geliebten nach der Hinrichtung in einen Sarg gelegt wird? Derlei Bertröstungen auf den Himmel wirken nicht mehr in unserer nüchternen Zeit und sind abgebrauchte Nothbehelfe in die Klemme gerathener Poeten. Wo ist in alle Dem ein Shakspeare'scher Zug? Und wie eifrig sind doch im äußern Wesen des großen Engländers Seltsamkeiten und Willkürlichkeiten, die eben nur durch seine Behandlung bedeutend, für jeden Andern aber gewiß nicht empfehlenswerth, nachgeahmt und nachgeahmt, bis auf den Spukgeist, der als König Heinrich VIII. seinen Umgang in unserer Tragödie hält, ein abgeschmacktes, nichtsagendes Gespenst, das wir belachen, während Shakspeare's gewaltige Gistererschel-

nungen und das Blut zurück zum Herzen treiben und selbst den Ungläubigsten zum Glauben an ihre Existenz zwingen.

Wir haben gewiß dem Talente Albert Lürke's bei Besprechung der „Portenfer“ alle Gerechtigkeit und alle Liebe angedeihen lassen; aber gerade deshalb sind wir verbunden, diesmal um so härter mit ihm ins Gericht zu gehen, denn ein Schritt weiter auf diesem Wege und der Poet sitzt in einer Manier fest, aus welcher er sich nimmermehr herauswickelt und welche ihn zur Mumie austrocknet. Im Geiste jenem dramatischen Helden von Albion zu folgen, wie Lürke dies in seinen „Portenfern“ so frisch und kräftig gethan hat, ist sicher ein hoher und würdiger Beruf, nicht aber in Form und Manier ihm sich unfrei unterzuordnen; jener ist ewig und unwandelbar, diese von Zeit und Wechsel abhängig. Und dann: wer so, wie unser Dichter in seinen „Portenfern“, den Kern des reinen, unverfälschten Deuthums poetisch zu erfassen und dramatisch zu gestalten versteht, dem hat die Muse selbst die Verpflichtung auferlegt, an vaterländische Stoffe sich zu halten; und so möge auch Lürke in diese sein Talent vertiefen, er wird dabei viel weniger in Gefahr sein, sich an eine fremde Manier zu verlieren. Denn es ist nicht zu leugnen, daß, da unser neueres Drama so schon im Allgemeinen von Shakspeare's Art und Weise sich nicht recht zu emancipiren vermag, diese Emancipation bei Stoffen aus dem britischen Leben noch schwieriger wird. Und an dieser Schwierigkeit hat das vorliegende Trauerspiel Schiffbruch gelitten, dem es übrigens im Einzelnen durchaus nicht an poetischen Lichtpunkten mangelt; ein solcher ist die anmuthige Geschichte, welche Johanna ihrem Geliebten von der Leiche erzählt, und diese mag um so angemessener hier ihren Platz finden, als Johanna selbst bis zu dem Augenblicke, wo sie die Krone übernimmt und nun ohne innere dramatische und menschliche Vermittelung ein ganz anderes und völlig fremdes, gegensätzliches Wesen aus ihr wird, in hohem Grade liebenswürdig und hochpoetisch gedacht und gedichtet ist:

Alb! Ach, mein Herz!

Die kleine Leiche lebt so still und fromm,  
So eingezogen wie das wahre Blut,  
Ein Eremit des Feltes, an die Blumen  
Im Korn die ew'ge Morgenpredigt richtend,  
Dazu die Orgel spielt in ihrer Brust.  
Und doch auch wieder lebt die kleine Leich',  
Ob Herold auch der eignen Majestät,  
Als wahrer Fürst, und jene Menschen, Dabley,

Die großen Schatzkammerknechte. —  
Verkünd' ihr Bild der Armuth Schatz zu schätzen, —  
Keim Himmel, Dabley, ihren Scepter wüßten  
Sie nach des Himmels Stirn — denn sein Tagewort  
Ist jede Leich'! — und s'rien: Herab mit dir,  
Hochmüthige Beherrscherin der Lüste!  
Nun, — ihr Thronhimmel ist der Himmel selbst.  
Im Ost die goldigrothe Wolk' ihr Thron,  
Reichsapfel ihr die Sonne . . . . .

. . . und nun sage du,  
Was ihr zur echten Königin noch fehlt —  
Den Kummer ausgenommen der Monarchen?

### 3. Schauspiele von Franz von Eschholz. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein literarischer Veteran! einstmal von Goethe glänzend eingeführt in die Oeffentlichkeit, dann lange schweigend und nun endlich wieder noch ein mal den Ritt in das alte dramatische Land versuchend! Man sieht, es ist ihm im inneren Grunde nicht so recht heimlich bei dieser Cavalcade, es ist ihm wie einem, der lange Zeit die Stätte seiner Jugendbräute nicht gesehen und sie endlich wieder betritt; er ist ein Fremder geworden im Vaterhause, und statt, wie er gehofft, die Spuren seiner Lenzträume an der alten trauten Stelle wiederzufinden, hören fremde Jungen ihm entgegen. Das mag schmerzhaft sein.



und so wollen wir unsers Autors Unbehaglichkeit nicht eben scheuen; er hat viel gewagt, denn einen einmal verlassenen Lebensweg findet man schwer wieder und wandelt ihn nur selten mit Glück zu Ende. Elsholz ist in den Dichtungen, mit welchen er dies zweifelhafte Unternehmen beginnt, was die darin zur Geltung gebrachte Kraft anlangt, nicht schwächer als Hunderte, die ihr wohlgeleitenes Mittelgut auf unserm modernen Parasse zu Markte bringen; aber die Art, wie er producirt, ist, wir halten es für eine Pflicht, ihm das gleich von vorn herein zu sagen, eine durchaus antiquirte, ein völliges Rococo. In gewissen Kreisen wird zwar derartiges Rococo heutzutage sehr goutirt, allein wenn wir Elsholz recht verstehen, würde ihm eine Befränkung an dieser Stelle keine sonderliche Freude machen. Die erste Dichtung des vorliegenden Bändchens, „Die Hand der Vergeltung“, ist als Operntext in der That nicht übel; hier, wo es sich wesentlich um Gefühle handelt — man will zwar jetzt auch Philosophie in Rusik setzen —, ist etwas stark romantische Färbung und etwas Ungeheuerlichkeit wohl am Plage; der Verfasser hat beim Genuße der Rusik wenig zu thun, vielmehr gereicht es nicht zum Lobe derselben, wenn sie ihn groß zu Worte kommen läßt; das Reich der Oper ist das Phantastische und da muß denn ein guter Operntext wie eine Theaterdecoration gearbeitet sein; beim nächsten Tageslichte des Verstandes erscheint er wie ein Conglomerat von Strichen und Klecken, während der magische Mondnachtschimmer der Rusik ihn zum schönen harmonischen Gemälde verklärt. Darum hat das Schreiben eines Operntextes sein sehr Schwieriges, und wenn wir auch nicht sagen können, daß Elsholz diese Schwierigkeit durchaus glücklich überwunden habe, so ist er sich ihrer doch künstlerisch bewußt gewesen und hat entschieden Besseres geleistet, als auf diesem Felde gemeinhin zutage gefördert wird; mehr Härten und Rauheiten müssen allerdings noch aus dem Texte ausgemergelt werden.

In dem Lustspiele „Die Procurationsheirath“ benutzt der Verfasser eine bekannte Anekdote des Prinzen Heinrich. Er läßt diesen in Rheinsberg zu Ehren der Vermählung seines Ründels, Natalie von Henkel, mit dem Hauptmann von Pogwisch ein großes Fest veranstalten und, da der Bräutigam dienstlich verhindert ist, am festgesetzten Tage zu erscheinen, den Bruder der Braut, Lieutenant Henkel, schleunigst herbeicitiren, damit dieser, auf daß die Festlichkeit nicht gestört werde, seine Schwester per procuracion für den abwesenden Freier heirathe. Die Hochzeit geht nun richtig vor sich und Graf Henkel erwartet im Gasthose den Prinzen mit seinem Hofe zum landemain. Aber inzwischen ist der rechte Bräutigam doch noch angekommen und in eben diesem Gasthose abgestiegen; zugleich ist auch Fräulein Laura von Langen, die Verlobte des Procurationshemanns, in der nämlichen Herberge einpassirt, und man kann sich die Entrüstung beider sehr eifersüchtigen Persönlichkeiten vorstellen, wie sie die Verheirathungsgeschichte, als *revera* geschehen, erfahren. Henkel und Pogwisch kennen sich von Angesicht nicht und sind eben im Begriffe sich zu duelliren, als der Prinz Wind von der Sache bekommt und nun Alles mit Ausnahme des verliebten Haushofmeisters zu vollkommenster Staatsbürgerlicher Befriedigung gelangt. Aber wozu vier Acte, wo ein einziger vollkommen genügt hätte? Das heißt die Komik, die in dem zwar sehr unbedeutenden, aber immerhin spaßhaften Schwanke steckt, völlig verwüsten und in einen unendlichen *hiatus* umwandeln. Man weiß gleich von Anfang, wie Alles bis in das kleinste Detail hinein sich zu- und austragen wird, und das wirkt denn doch wol nicht eben komisch. Außerdem hat der Verfasser in der Charakteristik seiner Figuren ganz Lößliches geleistet und Prinz Heinrich selbst wie sein Haushofmeister haben viel individuelles Leben. Es dürfte sehr leicht werden, das Lustspiel in einen Act zusammenzubringen, und wir zweifeln nicht, daß es dann, wenn es dem Verfasser zudem noch gelänge, den abgetakelten Kopebuckischen Sargon zu beseitigen, auf der Bühne eine gute Wirkung thun wird.

1855. 31.

Elsholz schließt den Band mit einer Tragödie, „König Harald“, und führt uns darin in jene Zeiten der nordisch-germanischen Geschichte, die den Kampf des Christenglaubens mit dem alten Heidenthume schlagen und zum Siege des erstern ausbringen sahen. Harald, der aus Ueberzeugung zur Kreuzeslehre übergetretene Dänekönig, steht im Felde gegen Sueno, seinen eigenen Sohn. Diesen, den maßloser Ehrgeiz besetzt und dem der Vater mit Rücksicht auf seine jugendliche Wildheit die Mitregierung an noch entzog, hat der greise Heidenpriester aus Dänemarks frühem Herrschergeschlechte, Thorbjorn, zu wildem Grimme gegen den Vater aufgestachelt und ihn zum alten Götterdienste zurückgeführt, wobei ihm die Liebe Sueno's zu seiner Tochter Irma ein willkommenes Mittel zum Zwecke ist. Der Sohn besiegt den Vater, rettet aber in Aufwallung seines bessern Gefühls zunächst dessen Leben vor des Priesters Mörderhand. Thorbjorn hatte einst sein Weib verstoßen und schlägt die Mutter dafür, daß sie ihm so unsinnige Aufträge zumuthe. Das Gesetz von Sulin, wo Thorbjorn's Weib verweilt, verurtheilt den Frevler zum Tode, und wie auch König Harald, des eigenen Sohnes Unthat gedenkend, die Strafe zu mildern trachtet, die Mutter selbst fodert des Sohnes Tod und man vollstreckt ihn. Nun, nach Harald's Besiegung, wandert sie ins Heidenlager, gibt sich Irma als deren Mutter zu erkennen und verlangt, daß diese den eigenen Vater ermorde. Als nun das Mädchen dessen sich weigert, fodert sie von ihr, Nachts in Thorbjorn's Kammer geführt zu werden, um selbst die That zu vollbringen, gönnt der Tochter bis zum Abend Bedenkzeit und läßt jene ominösen Kleinodien, Dolch und Horn, in ihren Händen. In ihrer Hergensangst geht Irma zum gefangenen König Harald, der, einst ihr Lehrer, sie dem von ihr auch jetzt noch heimlich treu bekannten Christenthume gewonnen hat, und klagt ihm ihr Leid. „Dein Sohn“, sagt sie, der mich liebt und den ich wieder liebe, wird, weil er dich nicht opfern will, von meinem Vater verlassen und verstoßen werden und mich selbst hat Thorbjorn in seinem Grimme bereits von ihm gerissen. Laß ich der Mutter den Willen, so find wir Alle auf einmal frei und Sueno für immer dein und mein!“ Aber Harald gemahnt sie ernst an ihre Christenpflicht und gebietet ihr die Kleinodien, die sie ihm ausliefern will, dem Signer zurückzuerstatten. O wie jauchzt der Priester, als er seinen Talisman wieder in Händen hat! Nun dünkt ihm der Sieg erst gewiß. Sueno hat indeß hart mit sich gekämpft, ob er den Vater der Geliebten opfern solle; denn nur, wenn er Harald dem Messer der Priester überliefere, werde Irma sein, das schwor Thorbjorn. Endlich siegt die Leidenschaft zu dem Mädchen und Harald wird zum Opferaltar geschleppt. Da erscheint Thorbjorn's Weib, und Entsetzen faßt den Frevler, sein Weib bricht zusammen vor der Kunde von seines Sohnes schmachtvoller Enthauptung und vor Irma's Erklärung, daß sie eine Christin sei. Aber noch ein mal rafft er seine letzte Kraft zusammen, sein Volk zur Rache aufrufend. „Sage nur, daß du mein bist“, wendet sich Sueno zu Irma, „den andern Allen tröge ich.“ Aber Irma sagt sich los von ihm, dessen Frevler gegen den Vater jedes Band zwischen ihr und ihm zerissen hat. Da durchbohrt Sueno's Stahl den Priester, dann seines Trägers eigene Brust, und dem alten, kummergebeugten Könige halbtig auf's neue das Dänenvolk.

Gewiß, es fehlt nicht an kräftiger, spannender und tragischer Handlung, wie es ebenso wenig den einzelnen Charak-

teren, mit Ausnahme Parald's, an Energie und Willensbethätigung gebricht; es ist auch manche poetische Schönheit, manche sprachliche Trefflichkeit, manch feiner und glücklicher Zug (wie der Moment, wo Thorbiorn's Weib wenigstens ihren Fluch noch zurücknehmen will, ehe ihres Sohnes Haupt fällt, u. dgl.) unstreitig vorhanden, ja es ist der strenge redenhafte Geist jener alten Tage und das sanfte Hineinleuchten der mildern, menschlichen Christusbildung in diese kalte, starre Nordlandsnacht durchaus sinnlich lebhaft und mit reinen poetischen Farben veranschaulicht — aber, aber die unglückselige Schicksalstheorie, welcher längst in die historische Kumpfkammer verwiesenen Marotte der Autor in seiner Tragödie verfallen ist, und welche das ganze Werk wie mit Moder überstaubt und verunreinigt, drückt überall die freie menschliche Willensregung zur klavischen Zuckung eines auf elektromagnetische Weise in Spannung und Vibration gefesteten Leichnams herab. Das ist nun einmal nicht mehr Fleisch von unserm Fleische, wie es überhaupt auch seiner Zeit nur eine bedauerliche Abweichung vom Menschlichen und Natürlichen war. Wir mahnen Elsholz dringend, sich zu überzeugen, daß man mit Revenants weder Andern noch sich ein neues Leben erweckt und daß, wer sich bei seinen Productionen nicht im innigsten und unmittelbarsten Zusammenhang mit der Culturepoche, in welcher er existirt, füllt, sein dichterisches Herblut in Wachfiguren strömt, die trotzdem kalt und ohne Lebenswirkung bleiben. Der Poet, ja im Grunde jeder Mensch, ist nur etwas und wirkt nur etwas, insofern er im Geiste oder (um nicht mißverstanden zu werden) im höhern Geiste seiner Zeit ist und wirkt.

4. Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in zwei Theilen von Julius Schrader. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1854. 8. 25 Rgr.

Dem Dichter dieses „Kaiser Heinrich IV.“ ist es offenbar sehr ernst zu Sinne gewesen bei seiner Arbeit. Das ist die volle deutsche Gründlichkeit, der achtbare deutsche Fleiß, mühevollcs Studium und warme Liebe zur Sache; wir begegnen in dieser Dichtung einem Poeten, dem sein Beruf heilig gilt und welchem sein deutsches Volk und dessen Geschichte ein integrierender Theil seines Wesens ist. Er erinnert durch den keuschen, fast puritanischen Ernst seiner Darstellungsart und durch die einfache, knappe Sprache an Melchior Meyr, dessen historische und dramaturgische Anschauungsweise Schrader — wir wissen nicht, ob bewußt oder unbewußt — zu theilen scheint. Im ersten Abschnitte dieser Dichtung entrollt sich Kaiser Heinrich's Leben von seiner Entführung durch Erzbischof Hanno bis zum Antritte seiner Pilgerung nach Rom und schließt erschütternd genug im zweiten Theile mit des unglücklichen Greises Tod auf seinem Zuge wider den rebellischen Sohn. Der raube, von Waffenlärm dröhnende und zwischen maßlosem Freiheitstrome und slavischer Unterwürfigkeit wild hin- und hergeworfene Geist jener Zeiten ist von Schrader äußerst kräftig und glücklich reproducirt worden und drückt seiner Arbeit einen in der That eigenartigen und originellen Stempel auf. — Es wallt ein durchaus gesundes Blut durch die Adern dieses Dramas, dessen männlicher Geist nirgends durch weiche Sentimentalität verschwächt wird, und der Dichter ist mit einer Objectivität zuwerke gegangen, die jedes persönliche Belieben ausgeschlossen hat und in unserer subjectiven Zeit eine Selbstverleugung ohnegleichen befindet. So durchaus in Harnisch und Beinschienen dieser Kaiser Heinrich auftritt, der innig zarten, menschlich warmen Züge entbehrt er darum nicht, und wir erwähnen unter diesen mit ganz besonderm Lobe der in der That wahrhaft schönen Scene, in welcher die von Heinrich aufs äußerste vernachlässigte Kaiserin Bertha den Gatten auf seiner rastlosen Wanderung gen Rom über die rauhen Alpen zu geleiten und des Verlassenen guter, schützender Engel zu sein den heroischen Entschluß faßt. Mit dieser Manifestation höchster, edelster Menschlichkeit schließt der erste Theil der vorliegenden Dichtung warm und herzlich ab, und man verweist mit um so rei-

nerm Genuße bei diesem Zuge, als er, ohne alle und jede auf Nüchternung zielende Absichtlichkeit, nicht um ein Haar aus der natürlichen und ernst-kräftigen Wahrheit und Menschlichkeit herausweicht, durch welche die ganze Dichtung sich charakterisirt; diese schöne Liebesthat eines hochherzigen, grandtätigen Weibes gießt um die raube, behelmte und bepangerte Gestalt des Drama einen überaus sanften, wohlthuenden und menschlich erquicklichen Schimmer.

Doch, nachdem wir so den Liebendwürdigkeiten dieser Dichtung gerecht geworden sind, wollen wir auch die Bedenken, welche sie uns erregt hat, nicht verschweigen. Und unter diesen will uns als das ernsteste erscheinen, daß Schrader sich bei seiner Arbeit der historischen Begebenheit zu ausschließlich überlassen hat und deshalb in eine Flut rein äußerlicher Vorwahnisse und Vorfälle gerathen ist, die den innern dramatischen Conflict überwuchern und nicht zur entscheidenden Klärung kommen lassen. Dem leichtsinnigen, frivolen Spiele mit der Geschichte soll hiermit wahrlich das Wort nicht geredet werden; allein man kann auch zu historisch sein, man kann vergessen, daß die Kunst das Geschichtliche nur in seiner Totalität und allgemeinen Erscheinung stehen zu lassen braucht, daß sie nicht Unnatürliches, nichts in sich selbst Unwahres dem großen Saizen der Geschichte aufzwingen darf, daß sie aber nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet ist, innerhalb dieser Schranken durchaus selbständig und selbstschöpferisch aufzutreten, die Geschichte gleichsam zu ergänzen, zu vertiefen und in das Licht der Schönheit, in die reine Höhe einer idealen Wahrheit zu erheben. Dies nun hat unser Dichter — vielleicht aus Marotte — nicht gethan; er ist eigentlich im Allgemeinen nur ein poetischer Berichterstatter des Geschehenen gewesen und seine Dichtung muß eine dramatisirte Biographie genannt werden, in welcher einzelne Lücken, wozu das gänzliche Ueberegehen der persönlichen Auftritte Heinrich's mit dem Papste und mehreres Andere zu rechnen ist, um so störender fühlbar werden, als unser Autor in allen übrigen Punkten minutiöse, ängstliche, ja pedantische Geschichtstreue die Anforderungen nach dieser Beziehung aufs äußerste gesteigert hat. Und so ist er denn in seiner Dichtung mehr Historiker denn Dichter gewesen und hat, der Leistung nach zu urtheilen, durchaus vergessen, daß im Gebiete der Kunst nur Das Wahrheit ist, was zugleich schön im hohen Sinne des Wortes genannt werden darf, und daß die Geschichte, wie alles Uebrige, nur insoweit unverändert im Drama Zutritt hat, als sie sich dieser künstlerischen Schönheit in dramatischer Gestaltung fügt. Wir haben vorhin die Objectivität Schrader's gerühmt, aber seine Objectivität ist Einzelheiten ausgenommen, eine unfreie, weil sie sich nicht als Ausdruck eines selbständigen, sich eines hohen Kunstziels bewußten Willens manifestirt, sondern die Consequenz einer blinden Unterwerfung unter ein Gesetz ist, das, insofern es sich wie hier, dem Kunstgesetze nicht unterordnet, eben außerhalb aller Kunst liegt. Weil nun dem bloß Historischen unbedingter Gehorsam in dieser Dichtung geleistet worden ist, kommt dieselbe auch über das Begebenheitliche, Stoffliche, Faktische nicht entschieden hinaus und vermag so der Sprache als der Handlung nach den epischen Ton nicht zu überwinden. Die einzelnen Persönlichkeiten sind sämtlich durchaus nicht ohne charakteristische und dramatische Anlage, aber sie sind außer Stande, diese Anlage in der Flut der rein äußerlichen Begebenheit zu bewahren und zu dramatischer Selbstständigkeit zurückzuführen, sie gleichen einer Anzahl Ertrinkender, deren Arm nicht und leichenhaftlich aus den Wellen emporzuheben, um den letzten Rettungsversuch zu machen. Und über solche Verhältnisse haben sich denn in der That die Schrader'schen Schicksale, Heinrich und Bertha ausgenommen, im Allgemeinen nicht sententiell wol kaum. Endlich darf, und hier scheint uns der Dichter trotz allem Studiums seinen Kaiser Heinrich bei auch historisch unterschätzt zu haben, der Heinrich seines Vaters ein Held nicht genannt werden, denn ihm fehlt ein Held. Zwar kann uns eingewendet werden, daß auch Hamlet kein

Willen habe und doch ein Held sei; gemiß, aber ein derartiges Problem ist eben nur ein mal dramatisch gelöst worden, und der es löste, war Shakespeare. Auch hat eine derartige Intention unserm Autor erstlich nicht vorgeschwebt, vielmehr hat er hier nicht zu benutzen verstanden, was die Geschichte ihm bot, und von den rein äußerlichen Erscheinungen verleitet, der innern Motive vergessen. Darum glauben wir auch nicht, daß dieser Heinrich auf den Bretern, für welche ihn Schrader bestimmt zu haben scheint, Glück machen wird, ganz abgesehen davon, daß er viel zu weit ausgesponnen ist und sich nicht wol abheben läßt, wie mit Streichen und Verkürzen der Dichtung auf die Beine geholfen werden könnte; wir fürchten im Gegentheil, sie möchte dadurch an allgemeinem Werthe verlieren. Dies unsere Bedenken. Möge Schrader sich durch dieselben nicht abschrecken lassen, sondern sie als einen Beweis unserer Achtung anerkennen und benutzen. Wir haben seine von edelster, trauer, echt deutscher Gesinnung getragene Arbeit mit freudiger Hoffnung gelesen und in dem schönen und heiligen Glauben an das deutsche Volk und seine Zukunft, in dem würdevollen, strengen und sittlichen Ernste, dem sie entquellen ist, und in dem Talente, das sie trotz ihrer künstlerischen Mangelhaftigkeit bekundet, eine wahrhafte Erquickung gefunden. Konnten wir unserm Poeten auch nicht sagen: Du bist ein dramatischer Dichter! so weisen wir doch nicht daran, daß er dies werden wird, und ermahnen ihn schließlich noch so herzlich als dringend: immer und immer so kernig deutsch zu bleiben, als die Gesinnung es ist, die seinem „Heinrich“ zugrunde liegt.

5. Kaiser Heinrich IV. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten von Julius Heinicus. Berlin, Jonas. 1854. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Noch ein „Kaiser Heinrich IV.“ und zwar ein vielversigtes Drama, das guten Willen, patriotische Gesinnung, Fleiß und Studium, edle Richtungen und ernstes Streben vollkommen nachweist, das aber leider eben nur Verse enthält und an der Kienmasse seines Stoffs Schiffbruch erlitten hat. Es ist dem Verfasser in keiner Art gelungen, eine einigermaßen klare Disposition über sein Material, das, Hausen an Hausen, roh und ungefügt in seiner Arbeit über- und nebeneinanderliegt, zu gewinnen. Den so schon verwirrten Gang der Historie hat er durch eigene, oft sehr befremdliche und die Geschichte nutzlos verzwickende Zuthaten noch mehr durcheinandergewirrt, und gar selbstsam und schülerhaft klingen die Vorschriften, die er als Hints für den Schauspieler hat in den Text drucken lassen. Wie überhaupt der Verfasser nicht alsbald einsah, daß sein erbärmlicher, lieberlicher, launischer, feiger, schwächlicher Heinrich, der ein bloßer Würfel in der Hand Aller ist, die sich etwa mit ihm abgeben wollen, der tragische Held eines Drama nun und nimmermehr sein kann, und daß jede unbedeutendste Nebenfigur von nur einigermaßen haltbarer Gestalt ihn um eine volle Mannslänge überragen muß, ist schwer begreiflich und könnte nur in großer Jugendlichkeit des Autors einige Entschuldigung finden. Einzelheiten dieses Werks verrathen jedoch sowohl allgemeine poetische Stimmung als Anlage zur Charakteristik.<sup>\*)</sup>

## Berliner literarische Zustände.

### III. \*)

Eine ins Detail gehende Kritik über Dawison's Gastspiel würde jetzt offenbar zu spät kommen, aber auf einen Punkt, der vielleicht noch nicht genug hervorgehoben worden ist, wol-

\*) Auf den wiederholt gegen uns ausgebrachten und durch mehrseitig an ihn gerichtete Anfragen veranlaßten Wunsch August Henneberger's bemerken wir, daß die gegenwärtigen regelmäßigen Notizen über die neuere dramatische Literatur nicht ihn zum Verfasser haben.

D. Red.

\*) Bgl. Nr. 15 u. 22 d. Bl.

D. Red.

len wir aufmerksam machen. Sei es sehr glänzender Auf-  
 lein, oder sei es seine auch von seinen Collegen gewürdigte  
 Meisterschaft, welche dies bewirkten — es ist unleugbar, daß  
 unsere Schauspieler nie besser, nie künstlerischer gespielt haben  
 als in den Gastvorstellungen Dawison's. Döring, Desjair,  
 Kott, ja selbst Hendrichs haben durch ihr Spiel in diesen  
 Vorstellungen in den Augen jedes Kunstfreundes unendlich  
 gewonnen und bewiesen, daß es nur eines Sporns bedarf, um  
 sie wiederum in die richtige Bahn zu leiten; es drängt sich  
 dabei ganz bescheiden die Frage auf, ob diese Künstler wol in  
 letzter Zeit vielleicht gemißbraucht wurden und deshalb den  
 Ruth zu tüchtigeren Anstrengungen verloren? Das Factum  
 ist, daß Dawison es war, welcher unsern Schauspielern neuen  
 Geist, neuen Ruth, neue Anstrengungen und neuen Kunstsin  
 einflößte. Wir wollen hoffen, daß sie davon lernen und nichts  
 vergessen, daß sie dem hohlen Pathos zu Gunsten des natür-  
 lichen Spiels den Rücken kehren.

Ein anderes Ereigniß von großer literarischer Bedeutung  
 ist die von Dresden aus projectirte Schillerstiftung. Sie geht  
 ganz Deutschland an, und Berlin als eine der ersten litera-  
 rischen Cités darin sollte sie ganz besonders angehen. Den  
 berliner Schriftstellern ist aber leider ein so ungeschickter und  
 man kann sagen oft blasierter Charakter eigen, daß sie die  
 Sache nicht wie ein patriotisches und edles Werk, sondern wie  
 eine Schöpfung ansehen werden, der sie aus Gnade und Barm-  
 herzigkeit ein mitleidiges Kopfschütteln zu bewilligen geruhen.  
 Ein deutscher Charakter mit seinen gepriesenen Tugenden ist  
 bei ihnen bisher immer eine Seltenheit gewesen und stets nur  
 mit halbem Interesse haben sie sich an jeder Sache betheil-  
 igt, die mehr als ihrem Egoismus fröhnte. Es klingt dies  
 fast wie Animosität; indessen ist es leider eine Wahrheit, die  
 ihre Behauptung in den bisherigen Erfahrungen gefunden hat.  
 Die ganze berliner Luft scheint mit den Atomen des egoistischen  
 und blasierter Charakters geschwängert; eine gewisse Vornehm-  
 thuererei zeigt sich in dem Wesen der hiesigen Schriftsteller, welche  
 höchstens durch einen Anstoß von außen her aus dem doctrinären  
 Schlandrian gerissen werden können, dessen specifischen Aus-  
 druck die „Nationalzeitung“ präsentiirt. Es herrschen hier we-  
 der gegenseitige Sympathien noch gegenseitige Verührungen  
 der Schriftsteller untereinander; jeder verfolgt seinen eigenen  
 Weg und kümmert sich wenig um den andern; es gibt sogar  
 einige, die sich bescheiden anstellen, um nur nicht zur Mitwirkung  
 an der Bildung einer solchen Gesellschaft gezogen zu werden, die  
 ihnen ein abgeschworenes Zusammenleben und Tangiren mit  
 andern Geistern auferlegte. Jede Person, welche vielleicht nicht  
 den Glanz ihrer Lichte erreicht, ist ihnen denn auch nicht eben-  
 bürdig, und wie können sich solche Elemente nun verschmelzen,  
 die in der Literatur vornehmlich immer existiren werden? \*)

Die deutsche Literatur ist in letzter Zeit in Deutschland  
 selbst vom Publicum ohne Grund misachtet worden, und des-  
 halb könnte man annehmen, daß ein der Sache dienendes In-  
 teresse von Seiten des Publicums nicht erwartet werden darf,  
 wie von manchen Seiten vorausgesetzt zu sein scheint. Die  
 Frage liegt ganz nahe: wie kommt es, daß das Publicum die  
 deutsche Literatur so misachtet? Die Antwort ist, daß eine Ratio-  
 nalliteratur im eigentlichen Sinne mangelt. Die deutsche Ratio-  
 nalliteratur hat wahrlich große Geister aufzuweisen, emsichtige  
 Talente und gediegene Köpfe; aber sie stehen alle so einzeln  
 auf dem vaterländischen Boden wie meisterhaft gebaut und  
 bewunderte Thürme, denen nur ein gemeinsames Schiff fehlt,

\*) Wir haben unserm Berichterstatter das Wort gegönnt, da er  
 diese Charakteristik zu verantworten hat. Glaubt Jemand von Ber-  
 lin aus ihn eines Bessern belehren zu können, so werden wir einer  
 solchen Gegenstimme die Spalten dieser Blätter nicht verschließen.  
 Wir bemerken nur, daß es anderwärts nicht besser, wenigstens nicht  
 viel besser, hier und da sogar schlimmer in dieser Beziehung steht  
 als in Berlin. Das ist zwar ein schlechter Trost für uns Alle, aber  
 es ist doch einer für die Berliner.

D. Red.

eine prächtige Kirche zu werden, in welcher Tausende ihre Andacht verrichten können. Es bedarf deshalb keiner Ausführung, wie eine Vereinigung der sämtlichen deutschen Schriftsteller die Nationalliteratur heben, die Achtung derselben beim Publicum erhöhen und für das Interesse der Gesellschaft empfänglich machen würde. Nur wäre einer Gesellschaft, wie die des Royal literary fund oder der Guild of literature and art zu London, welche nur Unterstützungen hilfsbedürftiger Autoren und ihrer Hinterlassenen bezweckt, vielleicht die Bildung eines Vereins wie die Société des gens de lettres zu Paris vorzuziehen, welcher neben diesem Hauptzweck noch einen andern verfolgt, die Interessen und Rechte seiner Mitglieder überall zu wahren.

Daß die Schriftsteller Deutschlands arm sind, ist zum Sprichwort geworden. Nichts personificirt das Elend mehr als der Poet. Der Grund von heute ist aber nicht mehr der Grund von vor 50 Jahren, wo die Schriftstellerei gegen heute noch mehr Kunst und Wissenschaft war. Damals wurde die Schriftstellerei für ein sehr ernstes und schwieriges gehalten, an welches man sich nur mit entschiedenem Berufe und nach langen und gründlichen Studien machte. Es gab auch damals Männer von weniger umfassendem Talent, die zu schreiben versuchten; aber eine Liebe zur Arbeit und ein ernster Fleiß kamen ihnen alsdann zu Hülfe. Heute aber wird man verteuft leicht Schriftsteller, denn die Gelegenheiten dazu sind anfangs so bequem und scheinen so verlockend; überdies ist ein Stück Ruhm, ein Regen Bewunderung und eine Goldpapierkrone dabei leicht mit in den Kauf zu nehmen; zum Geier, was ist besser als Schriftsteller? Man sifftet Religionen, umgestaltet den Staat, macht Romane und Gedichte förmlich im Spazierengehen — kann man nichts mehr werden, so wird man sicherlich Tabackshändler, Gastwirth oder, geht auch dies nicht mehr — Schriftsteller! ... Ein bitteres Erwachen folgt oft diesem Traume und alle diese gescheiterten Projecte werden zuletzt zu einer Quelle der tiefsten Schmerzen für Einzelne und ganze Familien, die anstatt der Betten von Seide und Lorberrn ein hartes Pfahl von Noth und Elend finden. Wo documentirt sich diese Erfahrung besser als in Leipzig und noch mehr in Berlin? Wir brauchen nur die Bücherfabrikation zu betrachten und wie viel von diesen Büchern makulirt werden. Früher verlegten die Buchhändler, so gut es ging, gute Werke, indem sie damit eine gewisse Summe Geldes für einen guten Zweck anzulegen beschloßen; sie verkauften die Bücher langsam; aber diese wurden nach sieben und acht Jahren ebenso verlangt wie in erster Zeit. Der Verkauf war demnach regelmäßig und dauernd und verschaffte dem Verleger eine regelmäßige Einnahme von seinen Werken. Heute ist das Buchverlegen meist reine Speculation, wie mit Actien; es wird viel verlegt, um, falls ein Buch die Kosten nicht bringt, mit einem andern möglicherweise desto bessere Geschäfte zu machen. Heute müssen zwei Auflagen womöglich in einem Jahre stattfinden, oder das Buch taugt nichts und wird makulirt; man will schnell verkaufen und will schnell viel verkaufen. Aus diesem System entsprang ein anderes Uebel, das nämlich, daß die Literatur von einer großen Anzahl Firmen ebenfalls fabrikmäßig betrieben wird.

Wenn ich diese Worte im Interesse der ganzen Sache mir zu sprechen erlaubte, so möchte ich nicht schließen, ohne eine Hoffnung daran zu knüpfen, auch die Berliner Schriftsteller mit mehr Eifer sich einer allgemeinen Sache hingeben zu sehen, als sie sonst zu thun pflegen. Berlin hat ja so viel Vereine, Bibelgesellschaften, Sparvereine u. dgl.; sollte sich nicht auch ein Verein der Schriftsteller bilden können, der weniger Clique und mehr cosmopolitisch wäre als der Tunnelverein? Jeder Handwerker hat seinen Verein, der ihn im Alter und in der Krankheit unterstützen kann, und wenn man einen Einblick in das häusliche Leben der zahlreichen Classe gethan, welche durch Religion, Gewohnheit oder Beruf darauf hingewiesen ist, ihren Unterhalt auf literarischen Wegen zu finden, so wird die Bildung eines jetzt wieder angeregten Vereins auch in Berlin seine Stimmen fin-

den, wie bedauernswerth es auch scheinen mag, darüber manchen Schriftsteller in guten Verhältnissen die Nase rümpfen zu sehen. \*) Mit hilfsbedürftigen Literaten ist es viel schlechter bestellt als z. B. mit einem armen Künstler, der einem bestimmten Fache angehört und unter seinen Fachgenossen leichter Theilnahme oder Beschäftigung für seinen Fleiß findet; von dem Schriftsteller setzt man aber gewöhnlich voraus, daß er dieß Geschäft nur nebenbei treibe und außerdem noch Beamter sei oder Vermögen oder Stellung habe, also nicht gut verhungern könne. Meistentheils ist dem aber nicht so, sondern die meisten haben ihre ganze Lebensrichtung der literarischen Thätigkeit zugewandt. Sollte nun wol ein Project, welches dem verdienten Schriftsteller oder Dichter das Alter oder die Krankheit erleichtern zu wollen anstrebt, beim Publicum keine Theilnahme finden? Gewiß, es würde sie finden, wenn nur die Schriftsteller selbst Theilnahme dafür bezeigen wollten!

Edward Schmidt.

**Strandlieder.** Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters ausgewählt und herausgegeben von Oskar Romakarg Johannes. Zweite Auflage. Marienwerder, Jacoby. 1855. 8. 12 Ngr.

Unter dem schlichten Gewande, in welchem diese Gedichte auftreten, steckt Besseres und Schöneres als in vielem lyrischen Singens, bei dessen Ausstattung die Buchbinderkunst ihre höchsten Triumphe feiert. Die „Strandlieder“ haben sich nicht mit goldverziertem Deckel bekleidet, aber sie bergen manches reine Gold der echten Poesie, die aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht. Sie führen keinen prangenden Titel, rühmen sich keiner vornehmen Herkunft und wollen eben weiter nichts sein als eine Auswahl aus den Papieren eines wandernden Schulmeisters; aber bald erkennt man, daß die Wanderungen dieses Schulmeisters ihn durch Hellas und Rom, durch die deutschen und skandinavischen Dichterbaine geführt haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß er die erworbene Gelehrsamkeit schulmeisterlich zur Schau trage; davon ist in seinen anspruchslosen Gedichten keine Spur; wol aber bekunden sie einen durchgebildeten Schönheitsinn und eine Sprachgewandtheit, wie sie nur aus dem Studium der altclassischen und vaterländischen Literaturen gewonnen werden kann.

Der Inhalt des Büchleins ist mannichfacher Art: anmuthige Naturbilder mit geistvollen Reflexionen über das Menschenleben verwebt; sinnige Betrachtungen über den Lehrstand mit seinen Plagen und seiner Lust; Reiserinnerungen aus Schweden (die Riddarholmskirche in Stockholm, Alt-Upsala, der Herenberg bei Elfdalen, die Witternachtssonne); vaterländische Sagenstände (Gründung der Universität Königsberg, Feldmarschal Derfflinger u. s. w.). Vor allem aber sind es die durch die Leiden und Freuden des Familienlebens eingegebenen Lieder, welche durch tiefe Gemüthlichkeit und echte Religiosität ansprechen und einen wohlthuenden Eindruck machen. So etwas läßt sich nicht künstlich fabriciren; es kann nur aus einer wahren, den ganzen Menschen durchdringenden Empfindung hervorgegangen sein. Zu den schönsten unter den dargebotenen Gaben erhebt uns das Gedicht „Geisternähe“, des Vaters Klagen über zu früh entschlafene Kinder, und

Die Mutter an ihr krankes Kind.

Mein Liebes, holdes Kind,

Schlaf' ein, schlaf' ein geschwind!

Es naht die dunk're, kalte Nacht;

Mein Auge sorgt für dich und wacht,

\*) Wir erinnern uns gelesen zu haben, daß in Berlin eine Verammlung gehalten worden ist, um die zur Gründung einer Billal-Schule-Stiftung nöthigen Schritte zu beraten. D. Red.

Dir singen meine Lieder  
Den gold'nen Schlaf hernieder

Mein liebes, holdes Kind,  
Schlaf ein, Schlaf ein geschwind!  
Erkitten hast du Schmerz und Qual  
Bom Morgen bis zum Abendbraut;  
Nun wirst du Ruhe haben,  
Nun wird die Nacht dich laben.

Mein liebes, holdes Kind,  
Schlaf ein, Schlaf ein geschwind!  
Der liebe Gott sorgt väterlich,  
Du trauster Sohn, für dich und mich.  
Er schickt dir süßen Schlummer  
Und lindert mehnen Kummer.

Nun schließt dein Auge sich;  
Mein Kind, Schlaf' wonniglich!  
Und soll dein Schlaf der letzte sein.  
Ich wiege segnend dich noch ein.  
Als Engel schaukelt du nieder;  
Wir seh'n uns droben wieder.

29.

## Das „Athenaeum français“ über neuere deutsche Dramen.

Karl Stachel bespricht im „Athenaeum français“ in einem „Le mouvement dramatique en Allemagne“ überschriebenen Artikel eine Reihe neuer deutscher Dramen wie überhaupt den gegenwärtigen Zustand der deutschen dramatischen Literatur. Wir lassen absichtlich diese Stimme aus Frankreich dem Artikel unser Berichterstatters über Dramen (s. oben) folgen. An der Spitze des französischen Berichts schreitet Friedrich Hebbel mit seiner „Agnes Bernauer“. Stachel meint, Hebbel werde von Allen, welche sich mit deutscher Literatur beschäftigen, als Derjenige anerkannt, der seit Hugo Victor die meiste Phantasie entwickelt habe. Doch seien seine früheren Stücke zu manierirt und übertrieben gewesen; man habe die Originalität des Dichters anerkannt, aber seine Manier verworfen. „Agnes Bernauer“ sei frei von dieser Manierirtheit. Sie sei „eine wahrhaft deutsche Tragödie, nicht etwa ein patriotisches, den Zeitumständen angepaßtes Stück, bestimmt, diesem oder jenem politischen Interesse zu dienen, wie „Der Fechter von Ravenna“, sondern ein nationales Schauspiel, wie es die Tragödien des Aeschylos oder Sophokles waren, ein Schauspiel, in welchem sich das deutsche Volk, zwar idealisirt und umgeformt, aber lebend und wie es ist, in seinen edelsten Charaktertypen wiedererkennen wird“. Wir wollen diesen Vergleich mit Aeschylos und Sophokles dahingestellt sein lassen und nur bemerken, daß wir nicht einmal Goethe und Schiller als dramatischen Dichtern für die Masse des deutschen Volks die Bedeutung zuzugestehen vermögen, welche Aeschylos und Sophokles für die Masse des griechischen Volks hatten und deshalb haben konnten, weil die Bühne den Griechen ein Institut von national-religiösem Interesse, nicht wie den Neuern eine Vergnügungsanstalt zur Ausfüllung müßiger Abentheuren war. Auch Heyses dramatische Dichtung „Meleager“ erfährt von Karl Stachel vieles Lob. Dagegen meint er von Laubes „Prinz Friedrich“, dieses Drama sei „une des pièces les plus antihistoriques, les plus ridiculement ampoulées, qui aient jamais été écrites sous prétexte de patriotisme“. Auch Gustow's Lustspiel „Lenz und Söhne“ erfährt kein sehr günstiges Urtheil, und Karl Stachel beruft sich dabei auf das Urtheil von Robert Prus, „qui est très-compétent en pareille matière“. Das Verdienst Gustow's reducirt Karl Stachel im Allgemeinen darauf, daß er mehr oder weniger glückliche Nachahmungen französischer Vorbilder geliefert habe. Von diesem zweifelhaften Lobe hätte Karl Stachel aber jedenfalls „Uriel Acosta“, der ganz im Stile deutscher Drama-

til gehalten ist; und auch wol noch einige andere Gustow'sche Stücke ausnehmen sollen. Ueberhaupt scheint Karl Stachel den Männern des engern Ausschusses des ehemaligen literarischen Jungens Deutschland nicht gerade hold zu sein. So geht es allemal in der modernen Literatur. Erst kamen die Romantiker und suchten unsern Classikern Boden abzugewinnen; dann kamen die Männer des Jungens Deutschland und strebten jene zu verdrängen; jetzt bemüht sich eine neuere Gruppe: Friedrich Hebbel, Gustav Freytag, Paul Heyse, Otto Ludwig, Hermann Grimm u. A., das Junge Deutschland, soweit es noch zu Pferde sitzt, aus dem Sattel zu werfen, und es wird schwerlich lange dauern, bis eine neue Gesellschaft dramatischer Messiasse wieder dieser Gruppe auf den Leib rückt. Außer den genannten Stücken hebt Karl Stachel noch Levin Schücking's Drama „Ein Redefampf in Florenz“, dem er zwar alles dramatische Geschick abspricht, aber ein wirkliches literarisches Verdienst zugesetzt, ferner das Trauerspiel von Putters: „Die Montenegrier“, endlich ein Gené'sches Lustspiel hervor. Karl Stachel ertheilt der neuern deutschen Literatur das ehrenvolle Zeugniß: daß es ihr weder an Kraft noch Originalität gebreche und daß sie sich außerdem durch literarischere und ernstere Tendenzen auszeichne als die dramatische Literatur in Frankreich, seitdem diese ihre gegenwärtige Richtung eingeschlagen habe. Es ist dies ein Urtheil, dem wir vollkommen beipflichten, und es freut uns, daß Karl Stachel den Rath hatte, dies vor einem französischen Publicum auszusprechen. Wenn dann Karl Stachel noch hinzufügt: „Récomment un des critiques allemands les plus distingués, M. Hermann Marggraff, a reproché à nos articles sur la littérature allemande de n'être pas assez acerbes (stachellos). C'est un reproche que nous chercherons à mériter souvent, s'il est sérieux“ u. s. w., so wollen wir unsern kritischen Amtsbruder in Paris, dem wir für das uns von ihm beilegte Prädicat als einen Beweis französischer Artigkeit freundlichst danken, hier nur bemerken, daß wir mit unserm harmlosen Wortspiele von „Karl Stachel“ und „stachellos“ durchaus nicht den Tadel verbunden haben wollten, den Karl Stachel ihm unterzulegen scheint, daß wir uns vielmehr stets über den Eifer und die liebevolle frische Wärme, womit sich Karl Stachel der deutschen Literatur im „Athenaeum français“ fortbauernd annimmt, aufrichtig gefreut haben, und daß wir es nur natürlich finden, wenn er seine Kritik nicht mit allzu scharfer Laune versetzt; denn es ist seine Aufgabe, das französische Publicum für die deutsche Literatur zu gewinnen, nicht von ihr abzuschrecken. Daß übrigens Karl Stachel nicht ganz „stachellos“ ist, hat er gerade in dem hier citirten Artikel unzweideutig dargethan.

P. M.

## Von unserm Büchertisch.

Eine Schrift: „Der Geheimrath-Minister. Eine indische Geschichte in Gleichnissen. Aus tamulischer Sprache übertragen von dem frühern Braminen Christian Rama Ajen“ (Hamburg, Selbstverlag des Verfassers, 1855), hat für das deutsche Publicum namentlich Interesse wegen der Schicksale ihres Verfassers. Dieser, ein in Ostindien geborener Bramine, ging im Jahre 1840 in Frankreich zur christlichen Religion über und ist seit 100 Jahren der zweite Bramine, der sich taufen ließ. Christian Rama Ajen verlor darüber sein Vermögen, alle Vorrechte seiner Kaste, wurde von seinen Geschlechtsverwandten verstoßen und verfolgt. Im Jahre 1842 kam er nach Hamburg, wo er noch lebt. Er hatte die Absicht, als Missionar nach seinem Vaterlande zurückzukehren, sah sich jedoch durch mancherlei Umstände bewogen, sich von der Missionsgesellschaft zu trennen. Gegenwärtiges Werkchen ist die Uebersetzung einer im 17. Jahrhundert in Ostindien verfaßten, auf Palmenblätter geschriebenen Schrift, die er auf der königlichen Bibliothek in Kopenhagen vorfand. Diese Umstände sind wohl geeignet, Dieser Schrift Theilnahme zu erwecken, zumal der Verfasser auf ihre günstige Aufnahme die Hoffnung baut, später verschiedene,

die Religionslehren der Braminen u. s. w. betreffende Werke aus dem Sanskrit ins Deutsche zu übersetzen. — Bei dem Interesse für den Myriden Schamyl glauben wir folgende kleine Schrift: „Ein Besuch bei Schamyl. Brief eines Preußen“ (Berlin, F. Schneider, 1855), freundlicher Beachtung empfehlen zu können. Der Verfasser war bei der Auswechselung der von den Tschetschenzen gefangenen Familie des Obersten Fürsten Ischetsanowadse gegen Schamyl's Sohn Diemala-Din gegenwärtig. Die Schrift enthält allerlei interessantes Detail über Schamyl, seinen Sohn, der bei dem Abschied von seinen russischen Freunden Thränen vergoß, wie über die Kampfgesellen Schamyl's. — Eine neue gelungene Uebersetzung des Molière'schen „Tartuffe“ liegt uns vor unter dem Titel: „Der Tartuff, Lustspiel von Molière. Im Vermaß des Originals mit Einleitung und Commentar von Adolf Laun“ (Oldenburg, Schmidt, 1855). Sehr dankenswerth sind die Beigaben: „Einleitung“, „Zur Geschichte des Tartuff“ und „Molière's Vorrede zur ersten Ausgabe des Tartuff 1669“, dann die Notizen am Schluß. A. Laun hat schon im vorigen Jahre eine Uebersetzung von Molière's „Les femmes savantes“ erscheinen lassen, welche mit Beifall aufgenommen worden ist und einen Anonymus, der sich unter der Vorrede mit B. M. unterzeichnet, veranlaßt hat, Molière's Stück „Les facheux“ unter dem Titel: „Die Plagegeister. Lustspiel mit Ballet in drei Acten nach Molière's: Facheux“ (Oldenburg, Schulze, 1855), im Vermaß der Ursprache zu übersetzen. Auch Milton und Legner haben neue Uebersetzer gefunden: „Das verlorene Paradies. Das wieder-gewonnene Paradies. Von John Milton. Uebersetzt von Bernhard Schumann“ (Stuttgart, Cotta, 1855); und „Gaias Legner's Frithiofs-Sage von Gottfried von Leinburg“ (Leipzig, Arnold, 1855). Die letztere, im Ganzen recht sorgfältig gearbeitet und gefeilt, ist zugleich mit zahlreichen dankenswerthen Anmerkungen versehen. Den Verehrern Fénelon's bringen wir folgende Schrift zur Anzeige: „Fénelon's Briefe an die Gräfin Gramont. Herausgegeben von E. A. Scharling“ (Gotha, F. A. Perthes, 1855). In der Einleitung erzählt der Herausgeber die Geschichte dieser Briefe, welche ehemals im Besitze der Kaiserin Maria Theresia waren, und die Schicksale der Gräfin Elisabeth Gramont, geborenen Hamilton. — Dem Gebiete des Humors gehören an: „Novae epistolae clarorum virorum ad Dominum de Mixta Colanda in cathedra dulcis desipientem et in loco missae“ (Bremen, Strack, 1855), die wir allen Freunden politischer Satire, welche natürlich ihr Schullatein noch nicht gänzlich verschmitten haben müssen, mit gutem Gewissen empfehlen können, und: „Zwei humoristische Vorträge von F. Kreiber“ (Querfurt, Schmid, 1855). Jedoch streift nur der erste Vortrag „Eine Bagatelle von Humor“ an humoristisches Gebiet, der zweite „Der Koppzug der römischen Domina“ ist ein Sittenbild aus den verderbtesten und wahnsinnigsten Zeiten Roms, das auf uns wenigstens nur einen ernsten Eindruck hervorbringen konnte. — Von A. von Sternberg's „Nachtlampe“ erschien das vierte Bändchen, welches folgende Kleinigkeiten enthält: „Alfieri, eine dramatische Skizze“, „Die Fürstin Lapuchin und Diderot“, „Die sieben Nächte in der Hadesenke“, zum Theil ziemlich grausliche Erzählungen aus dem Volksglauben, wie sich denn A. von Sternberg überhaupt mehr und mehr im gespenstischen Gebiete zu gefallen scheint. In die heitere antike Märchenwelt verlegt uns dagegen „Physche. Ein Märchen aus dem Alterthum“ (Göttingen, Wigand) — ein Bändchen in Goldschnitt, ein Puzstück für den Toiletentisch! Weiter wüßten wir von dieser zwei- oder dreihundertsten Bearbeitung des alten sinnvollen Märchens nichts zu sagen. **F. M.**

### Bibliographie.

Bauerle, A., Die Dame mit dem Todtenkopfe in Wien. Roman. Zwei Theile. Wien, Partsch. 8. 1 Thlr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 7te Auflage. Hannover, Kämpfer. 1856. 16. 2 Thlr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 14te Auflage. Berlin, Weidmann. 16. 3 Thlr.

Conscience, J., Das Glück reich zu sein. Aus dem Flämischen von A. Scheler. Mit 4 Original-Illustrationen von J. Bertou. Autorisirte Ausgabe. Brüssel, A. Schen. Br. 8. 16 Ngr.

Delcroix, Geld oder Liebe. Sitten-Roman. Aus dem Flämändischen überfetzt von F. Sturm. Brier, Linq. Gr. 8. 8 Ngr.

Liebe, Wein und Mancherlei. Persische Lieder nach Dschami's Text zum ersten mal deutsch gegeben von R. Wiedershausen. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Fettingen, F., Gedichte. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Nürnberg, v. Ebner. 16. 10 Ngr.

Geschichte des evangelischen Kirchenlieds für Schule und Haus. Bevorwortet von R. Zimmermann. Wiesbaden, Friedrich. 8. 18 Ngr.

Hirschel, J. J., Geschichte der Stadt und des Bisthums Mainz. Mainz, Kirchheim. 8. 10 Ngr.

Knapp, A., Leben von Ludwig Hofacker, weil. Pfarrer zu Rielingshausen, mit Nachrichten über seine Familie und einer Auswahl aus seinen Briefen und Circularschreiben. Mit L. Hofacker's Bildniß. 2te von Neuem durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Heidelberg, A. Winter. 8. 22 1/2 Ngr.

König, A., Aus der Gegenwart. Roman. Zwei Theile. Leipzig, F. Schulze. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kanzjolle, L. v., Ueber Goethe's Verhältniß zu Religion und Christenthum. Berlin, Nicolai. 8. 9 Ngr.

Lebenswege. Ein Familienbild, gezeichnet nach Erfahrung und Phantasie von B. M. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr.

Lieder aus der Krimm. Kriegsgefangene überfetzt von E. Abel. Berlin, Huber. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Lorm, F., Ein Jögling des Jahres 1848. Roman. Drei Bände. Wien, Ludwig u. Bang. 8. 2 Thlr.

Maurer, G., Blüthen aus dem Abendlande. 2te vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Jena. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Menschen und Dinge. Mittheilungen aus dem Reisebuche eines deutschen Naturforschers. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Neyer, F., Ein Besuch im brittischen Museum. Acht einigen Mittheilungen über London. In Briefen. Jena. Dreß, Häßli u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nüller, G., Lobias oder die Erhöhung des Geistes. Ein dramatisches Gedicht in vier Acten mit Liedern und Chören. Pöfned. Gr. 16. 20 Ngr.

Pröhle, F., Hergbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Raven, Mathilde, Eversburg. Ein Roman. Drei Bände. Hannover, Kämpfer. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Shakespeare, Romeo und Julia. Tragödie. Deutsch von E. Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Sophokles, Antigone. Tragödie. Deutsch von E. Lobedanz. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Schwäbische Volkslieder, mit ausgewählten Melodien. Aus mündlicher Ueberslieferung gesammelt von E. Reier. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vorländer, F., Geschichte der philosophischen Moral, Rechts- und Staats-Lehre der Engländer und Franzosen mit Einschluss Machiavelli's und einer kurzen Uebersicht der moralischen und socialen Lehren der neueren Zeit überhaupt. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Widmann, A., Kaufmann. Schauspiel in vier Acten mit Musik und Tanz. Berlin, Besser. 16. 20 Ngr.

Verlagsgesellschaft von Hermann Neugebauer.



# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855  
im Verlage von

**J. A. Brodhaus in Leipzig**  
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**Nr. II**, die Versendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

44. **Medicinisch-chirurgische Enzyklopädie für praktische Aerzte.** In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Floss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufstätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwicklungs gange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Stande vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertragen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in drei Bänden oder neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung.

Das bisher Erschienene (Erster Band bis Dritten Bandes erste Lieferung, Abbilden — Rückenmarkt) ist nebst ausführlichen Prospecten in allen Buchhandlungen zu erhalten.

45. **Frauenkadt (J.), Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie.** 8. Geh. 1 Thlr.

Diese nicht bloß für Naturforscher und Philosophen, sondern für das gebildete Publikum bestimmte Schrift behandelt eine der wichtigsten und interessantesten Fragen: das Verhältniß von Glauben und Wissen. Zunächst durch den bekann ten wissenschaftlichen Streit zwischen Hegner und Vogt hervorgerufen, macht sie gegen Beide Fronte: gegen den Anspruch Wagner's, daß man in wissenschaftlichen Dingen die größte Skepsis üben und gleichzeitig in religiöser Hinsicht dem „Schlichten, einfachen Köhlerglauben“ huldigen könne, aber ebenso gegen den vom Vogt vertretenen Materialismus, der die Freiheit und Unsterblichkeit des Menschen leugnet. Die Schrift schildert den großen und durch aus nicht gefährlichen, sondern höchst wohlthätigen Einfluß, den die Naturwissenschaft auf die ästhetische, religiöse, moralische und philosophische Weltanschauung übt, und beweist dadurch, daß derjenige Glaube, der ein wirkliches und wahres Bedürfnis der Menschheit sei, mit den Resultaten und Forderungen der echten Naturwissenschaft im besten Einklang stehe.

Von Dr. Julius Frauenkadt erschienen in demselben Verlage:

**Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie.** 8. Geh. 2 Thlr.

Die Schopenhauer'sche Philosophie, nach der Uebersetzung des Verfassers dieser Briefe, sowohl ihres Inhalts als wegen ihrer Formvollendung die bedeutendste seit Kant, und in der neuesten Zeit einer immer allgemeiner werdenden Beachtung sich erfreuend, erfährt hier zum ersten mal eine gründliche, allseitige Darstellung und unparteiische Beurtheilung mit Rücksicht auf den ganzen bisherigen Entwicklungsgang der Philosophie. Um Schopenhauer's tiefsinnige Aufschlüsse über die wichtigsten und schwierigsten Fragen der Welt und des Lebens auch dem größten gebildeten Publikum zugänglich zu machen, hat der Verfasser die Briefform gewählt und in seinen Briefen die Grundwahrheiten des Schopenhauer'schen Systems entwickelt.

Das Hauptwerk Arthur Schopenhauer's erschien in demselben Verlage unter dem Titel:  
**Die Welt als Wille und Vorstellung.** Sechste durchgängig ver-

mehrte und sehr verbesserte Auflage. Zwei Bände. 8. 5 Thlr. 10 Ngr. (Der zweite Band enthält die Zusätze und Verbesserungen zur ersten Auflage und kostet einzeln 2 Thlr. 20 Ngr.)

46. **Guglow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Zwölfter und dreizehnter Halbband. 8. Geh.

Guglow's großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur, wozu binnen noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigeren Preise, in einer wohlfeilen Ausgabe von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatleser mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlicher Ankündigung in allen Buchhandlungen zu erhalten.

47. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon u.** Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **H. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Zwölfte Lieferung. (Schwörter-Taschenbuch.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassen, kosten zusammen genommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon u.**, auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammen genommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

48. **Koenig (G.), König Jerôme's Carnaval.** Geschichtlicher Roman. In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Geinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schwärzesten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefäßt, als die in der Bedeutung des Stoffes liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertreten die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgehoben sind.

Dieser Roman, dessen letzter Theil den beiden ersten rasch folgen wird, bildet zugleich den 2.—4. Band der „Gesammelten Schriften“ Heinrich Koenig's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina“ begannen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einsicht das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Erzählungsgeschichte. Die meisten übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Verlage.

„*Berenika. Eine Zeitgeschichte*“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „*Regina*“. Ebenso die Novelle „*Spiel und Liebe*“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Königs erster Roman „*Die hohe Frau*“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Herbeireden der französischen Revolution in die Kreise des saeculären Lebens zum geschichtlichen Hintergrund. „*Die Waldenfer*“ (2 Theile, 1850, 3 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Verdrängnisse „*deutscher*“ Baldfenster. Der Roman „*William Schott*“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakespeares, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „*Die Gladiatoren in Mainz*“ (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), woi Königs bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Säkung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in reuer Objectivität wiedergibt. Anschließt die Schrift „*Kuch eine Jugend*“ (1852, 1 Thlr. 18 Ngr.) enthält in anziehender Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

49. **Martin (Dr. Christoph), Vorlesungen über die Theorie des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes**, gehalten auf den Universitäten Göttingen, Heidelberg und Jena. Herausgegeben unter dessen Mitwirkung von seinem Sohne Dr. Theodor Martin. Erster Band. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zum ersten mal werden in diesem auf zwei Bände berechneten Werke die Vorlesungen des berühmten Juristen als ein authentischer Commentar zu seinem bereits in zwölfter Auflage erschienenen „Lehrbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes“ dem deutschen juristischen Publikum vorgelegt. Gewiß sind dieselben nicht bloß der großen Zahl seiner ehemaligen Zuhörer während seiner fast fünfzigjährigen Thätigkeit willkommen, sondern dem gesammten juristischen Publikum. Sie sind unter seiner fortwährenden Mitwirkung von seinem Sohne herausgegeben. Zwei Bänden, von ihm und von seinem Sohne, geben nähere Aufschlüsse über das Unternehmen.

50. **Mosen (J.), Herzog Bernhard. Historische Tragedie**. 8. Geh. 16 Ngr.

Der fortwährend durch schwere körperliche Leiden geprüfte deutsche Dichter, dessen Werke gewiß zu den gediegensten und gesündesten Schöpfungen der Neuzeit gehören, legt dem deutschen Publikum hier eine seiner besten Dramen vor, von dem bisher nur einzelne Bruchstücke im Druck erschienen, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt haben.

Von Julius Mosen erschienen in gleichem Verlage: *Bilder im Moose*. Novellenbuch. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 18 Ngr. *Gedichte*. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

51. **Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours**. Par Léopold Neumann, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome premier. In-8. Geh. 3 Thlr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Österreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks bedarf keiner Rechtfertigung. Dasselbe ist auf vier Bände berechnet, die möglichst rasch hintereinander erscheinen werden. Namentlich wird eine große Anzahl noch nicht veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der Wiener Universität, die freieste Benützung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. In einer Vorrede zu diesem ersten

Bande berichtet sich der Verfasser ausführlich über das ganze Unternehmen aus.

In demselben Verlage erscheinen folgende wichtige diplomatische Werke:

**Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul**. In-12. 3 Thlr.

„*Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls*“. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

**Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique**. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de F. de Weymann. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

„*Causes célèbres du droit des gens*“. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

„*Nouvelles causes célèbres du droit des gens*“. 2 vol. In-8. 5 Thlr. 10 Ngr.

**Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat**. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres Etats formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consuls qu'ont les Etats de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

**Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, ou les lois sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1780 jusqu'à l'époque actuelle**. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

**Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours**. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

„*Éléments du droit international*“. Seconde édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

52. **Reich (L.), 1812. Ein historischer Roman**. Vierte Auflage. Vier Bände. In 12 Lieferungen zu 10 Ngr. Zwölfte Lieferung. 12. Geh.

Der Roman „1812“ bildet den Anfang von *Gesammelte Geschichten von Ludwig Reich*. Erste und zweite Folge. Beständig in anwählig Folgen. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Die erste Folge (12 Bände, 1833–44) enthält: 1812. Ein historischer Roman. Vierte Auflage. — Gehen und romantische Erzählungen. — Kunst-Novellen. — Novellen. — Aufschluß auf die Bilderergalerie des Verfassers. — Vermischte Aufsätze. — Sonettische Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Die zweite Folge (8 Bände, 1846–48) enthält: *Nigier und Nord im Jahr 1830*. Neue Auflage. — Erzählungen. — Sonettische Werke. — Dramatische Werke.

Von dem Verfasser erschien in gleichem Verlage: *Garten und Wald*. Novellen und vermischte Schriften. 2 Thlr. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Bei **Eduard Anton** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Taner, Fr. G., evangelischer Pfarrer in Domnig, Weisestunden. Auswahl christlicher Dichtungen**. 8. Eleg. brosch. 15 Sgr.

Diese Gedichte empfehlen sich durch echt christlichen Sinn, wie durch tiefe Gemüthlichkeit, zeichnen sich aber besonders durch schöne poetische Form vor vielen ähnlichen Dichtungen auf das vortheilhafteste aus. Da die Ausstattung eine elegante ist, so dürfte dies Buch als passendes Weihnachts-, Neujahrs-, Confirmations- oder Geburtstagsgeschenk vorzüglich zu empfehlen sein.

**Referstein, Chr., Hofrath, Erinnerungen aus dem Leben eines alten Geognosten und Ethnographen mit Nachrichten über die Familie Referstein. Skizze der literarischen Wirksamkeit**. Gr. 8. Geh. 18 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **H. W. Brockhaus** in Leipzig.

**Casanova's Memoiren**, französisch und deutsch, zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**MÉMOIRES**

de

**Casanova de Seingalt**

écrits par lui-même. Édition originale. 12 vol. 12. 12 Thlr. (Früher 21 Thlr.)

Aus den Memoiren des Venetianers **Jacob Casanova de Seingalt**, oder sein Leben, wie er es in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. Zwölf Bände. 12. 12 Thlr. (Früher 31 Thlr. 15 Ngr.)

Erscheint wöchentlich.

Nr. 34.

23. August 1855.

Inhalt: Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen. Vierter Artikel: Johann Diederich Gries. — Ergänzungen aus dem Volke und für das Volk. — Wiener Literatur- und Theaterzustände. — Aus London: Die englische Kritik und die Briefe des Marschalls St.-Arnaud; Bankrott der englischen Schauspieltruppe in Paris; Longfellow; Die Märchen der Frau d'Aulnoy; Arnold Ruge's „New Germany“. — Notizen. — Bibliographie. — Eigegen.

## Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

Vierter Artikel.\*)

Johann Diederich Gries.

Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. Nach seinem eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. (Als Handschrift gedruckt.) Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8.

Gries, der klassische Uebersetzer des Tasso und Ariosto, verdient wol ein literarisches Denkmal, welches das Bild seiner Persönlichkeit der Nachwelt überliefert. Es ist ihm in obengenannter Schrift von befreundeter Hand ein solches gesetzt, woraus wir den in seinem gelehrten Stillleben und im Verkehr mit geistig anregenden Freunden beschäftigten Mann kennen lernen. Da die vorliegende Biographie, zunächst für den Kreis seiner Freunde und persönlichen Bekannten bestimmt, nicht in den Buchhandel kommt, so wird es umso mehr am Orte sein, aus derselben hier einige Mittheilungen zu machen. Wir sind im Stande, bei dieser Gelegenheit einige Ergänzungen beizufügen, die wir einer Reihe werthvoller ungedruckter Briefe von Gries an Gustav Schwab entnehmen und am Schlusse folgen lassen wollen. Auch erinnern wir an den Lebensabriß, den schon im Jahre 1842 ein Freund des Verstorbenen, Abeken in Dsnabrück, in d. Bl. in Nr. 108—111 gegeben hat und der wol auch vom Verfasser der obengenannten Biographie benutzt worden ist.

Unser Gries wurde als der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Senators in Hamburg am 7. Februar 1775 daselbst geboren und sollte, umso mehr als seine beiden ältern Brüder das Studium der Rechtswissenschaft erwählte hatten, sich der Handlung widmen, obgleich er mehr Neigung zum Studiren fühlte. Während der Lehrzeit aber, die er bei einem kaufmännischen Bedanten durchmachen mußte, entwickelte sich eine so entschiedene

Abneigung gegen die betretene Laufbahn, daß er, obgleich er sich früher, ohne Versuch, einen eigenen Geschmack geltend zu machen, in die angewiesene Bahn gefunden hatte, nun Vater und Brüder um Befreiung von dem auferlegten Joch beströmte, die ihm auch mit der Erlaubniß, die Rechtswissenschaft zu studiren, gewährt wurde. Er beklagt es noch in spätern Briefen an Freunde wiederholt, daß er drei der schönsten Jahre seiner Jugend auf diese Weise verloren habe. In desto vollern Zügen genoß er in Jena, das er sich zu seinen Universitätsstudien auserwählt hatte, die literarische und poetische Lust, die dort wehte. Er bezog diese Universität zu einer Zeit, wo sie noch in ihrer vollen Blüte stand, im Herbst 1795. Fichte, Wolfmann, die beiden Hufeland, Loder, Griesbach, Paulus glänzten damals als akademische Lehrer. Uebrigens waren es weniger die Vorlesungen, welche den jungen Gries anregten und geistig nährten, als der persönliche Umgang in gebildeten Familienkreisen und mit rege strebenden geistreichen Freunden. Zu Loder, Hufeland, Wolfmann, später auch zu Schiller kam er häufig und war besonders bei den Frauen wohlgekommen; außer einer feinen Sitte war es auch sein gutes Klavierspiel, was ihm in geselligen Kreisen Bahn brach. Mit Studiengenossen verband ihn weniger das studentische Leben als wissenschaftlicher Verkehr und eine große Empfänglichkeit für Freundschaft. In besonders innigem Verhältniß stand er mit Erich Berger, der später als origineller Philosoph in Schelling'scher Richtung bekannt geworden ist, und mit Rist, einem geistreichen und besonders auch vielseitig literarisch gebildeten jungen Mann, der in der Folge als Diplomat in dänischen Diensten seine Laufbahn gemacht hat. Auch mit Herbart, Schelling, den beiden Schlegel und Savigny kam er in nähere Verbindung; besonders scheint ihn Schelling sehr angezogen zu haben. Dieser reiche geistige Verkehr, den er in Jena gefunden hatte, verbunden mit der schönen Natur, machte ihm den Aufenthalt daselbst so lieb und werth, daß er auch später immer wieder dorthin zurückkehrte. Jena war ihm wie eine erste Liebe, die ihn fest-

\* Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 10, 20 und 30 d. Bl.

felte und von welcher er nicht mehr lassen konnte. Weniger zog ihn das Studium der Rechtswissenschaft an, die er überhaupt nicht aus besonderer Neigung, sondern mehr um einen Titel für den Besuch der Universität zu bekommen, ergriffen hatte; und die Ermahnungen der Seinigen, auf eine akademische Stellung hinzuwirken, wollten bei ihm nicht anschlagen. Ueberhaupt war es nicht sowohl die eigentliche Wissenschaft, die ihn anzog, als der geistige Genuß, der aus der Beschäftigung mit Literatur und Poesie erwächst, und ein Anflug von poetischem Talent entschied für seine künftige Laufbahn. Bescheiden, wie er nach seiner ganzen Natur war, überschätzte er seine Gaben nicht, er ließ sich nicht von Dichterruhm träumen, sondern erkannte bald richtig, wozu er sein poetisches Talent am besten anwenden konnte, nämlich zu Nachbildungen aus fremden Sprachen. Dieser Weg stand damals nicht wie heutzutage jedem Talent offen; einerseits war die moderne fremdländische Poesie überhaupt neu entdecktes Land, andererseits erhielt auch erst in dieser Periode unsere Sprache durch den Einfluß ihrer Classiker die Ausbildung, die sie befähigte, treu und künstlerisch nachzubilden.

Die Uebersetzung einiger italienischen Gedichte, welche im „Neuen Deutschen Mercur“, von Wieland's Lob begleitet, erschien, wurde für Gries die aufmunternde Veranlassung, sich ganz dem Uebersetzen fremder Meisterwerke zu widmen. Nun wandte er sich zunächst Tasso zu, dessen erste Probe, den sechzehnten Gesang des „Gerusalemme liberata“, ebenfalls der „Neue Deutsche Mercur“ (1798, St. 10) einführte. In Göttingen, wohin er sich 1799 begeben hatte, um die juristischen Studien, welche in Jena doch gar zu wenig vorrückten, mit neuem Ernst aufzunehmen, wurden auch die ersten fünf Gesänge nach wiederholter Umarbeitung druckfertig vollendet und erschienen im folgenden Jahre im Verlag seines Freundes Frommann in Jena, und schon im Herbst 1802 war das Werk mit dem vierten Bande glücklich vollendet. Er betrat hiermit die Bahn, welche A. W. Schlegel in der Uebersetzungskunst gebrochen hatte und bei welcher die Aufgabe war, treues Anschließen an das Original, namentlich Beibehaltung von dessen Verstand mit sprachlicher Vollendung des deutschen Ausdrucks zu verbinden. Seine Arbeit wurde von der Kritik sehr günstig aufgenommen, aber ihm selbst genügte sie keineswegs; er fuhr mit größter Sorgfalt fort daran zu feilen und umzuarbeiten, und von den vier folgenden Auflagen, deren letzte im Jahre 1837 erschien, wurde jede neu durchgearbeitet und wesentlich verbessert. Eine sechste Auflage erschien nach seinem Tode im Jahre 1844. Durch die Erfolge des Tasso ermuthigt, wagte er sich an des viel schwierigeren Ariosto „Orlando furioso“. Die Uebersetzung desselben erschien in den Jahren 1804—8 und erlebte 1827—28 eine zweite und im Jahre 1844 nach des Verfassers Tode eine dritte Auflage. Gries selbst that sich im Bewußtsein der übermündeten Schwierigkeiten und angewandten Sorgfalt auf diese neue Leistung etwas zugute und blickte mit Befriedigung als auf

sein bestes Werk darauf zurück. Aber er mußte die Freude entbehren, seinen Ariosto von der Kritik und dem Publicum so freundlich aufgenommen zu sehen wie seinen Tasso; doch wurde er von Goethe und von A. W. Schlegel in den „Heidelberger Jahrbüchern“ (Jahrgang III, Heft 5) sehr anerkannt; gewürdigt, was ihm gegenüber der Kritikelei und Gleichgültigkeit Anderer wahrhaft wohlthat. Die Ursache der mindern Gunst, die dem Ariosto widerfuhr, lag wol nicht in den etwaigen Mängeln der Uebersetzung, sondern darin, daß die ganze Art der Dichtung in ihrer süßlich sprudelnden, farbenreichen Phantasie und ihrer leichtfertigen Lebensauffassung unserm deutschen Charakter fremder ist, als wol der Reiz der Neuheit schon etwas abgemessen hatte. Dann fiel der Ariosto auch in eine Zeit, in welcher das literarische Interesse von den politischen Ereignissen in den Hintergrund gedrängt war. Ein drittes Hauptwerk von Gries' Uebersetzungskunst ist die Verdeutschung des Calderon, von welchem er 14 Stücke in sechs Theilen übersetzte, die bei Krieger in Berlin von 1815—29 herauskamen und denen im Jahre 1841 noch ein achter Band folgte. Gries vertiefte sich in den spanischen Dramatiker mit ebenso großer Liebe als in die italienischen Epiker und glaubte durch Calderon in der Uebersetzungskunst um einige Stufen höher gestiegen zu sein. Seine Freunde, wie Nitz, ein gründlicher Kenner des Spanischen, Schelling, auch Goethe, waren voll von Anerkennung und wollten namentlich die Gries'sche Uebersetzung der Schlegel'schen vorziehen; aber das große Publicum verhielt sich ziemlich gleichgültig gegen den neugewonnenen spanischen Classiker. Gries erwidert seinem Freunde Nitz, der ihm voraussetzt, daß sich kein großes Publicum für den Calderon interessieren werde, darin sei er vollkommen seiner Meinung, denn für welchen dramatischen Dichter interessire sich das große Publicum, als etwa für Klopstock? Aber das war der Grund denn doch nicht. Calderon ist als ein Dichter, der durch Virtuosität in künstlichen Formen glänzt, als Spanier und als mittelalterlicher Katholik unserm Geschmack viel fremder als J. B. Shakespeare. Darum war es schon von Schlegel als von Gries sehr gewagt, wenn sie den Calderon so ohne weiteres in wörtlicher Uebersetzung und mit Nachbildung seiner Trochäen und Affenangen dem deutschen Publicum vorzuführen unternahmen, er mußte so seine Wirkung verfehlen. Noch vor Vollendung des Calderon machte Gries sich wieder an ein italienisches Epos, den „Rinaldo“, des Fortiguerra, welches er in den Jahren 1834—38 herausgab, und folglich nachher begann er Bojardo's „Orlando innamorato“, welchen er in den Jahren 1835—39 mit gewohnter Fleißhaftigkeit übersetzte.

Als selbständiger Dichter ist Gries nur selten aufgetreten. Seinen literarischen Anfang machte er mit einem großen Gedichte „Phaethon“, welches seine Lebenszeit mit Schiller vermittelte und in dem „Museum“ von 1798 eine Stelle fand. Erst im Jahr 1827 gab er, durch das Zureden seiner Freunde bewegen, zwei Bändchen gesammelte Gedichte heraus. Sein

äußere Lebensstellung war eine bescheidene, aber seinem geringfamen Sinn entsprechende. Die juristischen Studien hatte er zwar nicht ohne Fleiß betrieben, aber keineswegs in der Art, daß sie ihn zu wichtigen Aemtern und Ehren führen können; eine untergeordnete Kanzleiaufbahn war seinem poetischen Sinne durchaus zuwider, eine akademische Lehrstelle lag auch nicht in seinen Wünschen, und die schon in den Studienjahren beginnende und schnell zunehmende Härthörigkeit verschloß ihm ohnehin ein eigentliches Geschäftsleben, und so fiel ihm das stille Loos eines Privatgelehrten zu, der zwar nicht genöthigt war, von seiner Schriftstellerei zu leben, dem aber der hin und wieder abfallende pecuniäre Ertrag eine willkommene Zugabe war. Seine ökonomischen Verhältnisse, die ihm anfangs erlaubten, ganz nach seiner Neigung zu leben, wurden in der Folge durch Bankrotte beschränkter, und bei seiner zunehmenden Kränklichkeit mußte man bedauern, daß die nicht unbedeutende Pension, mit welcher der König von Preußen seine Verdienste um die Literatur ehren wollte, ihm erst kurz vor seinem Tode beschieden ward. Wie er seinen Lebensberuf nach Neigung wählen konnte, so folgte er auch in der Wahl des Wohnsitzes seiner Neigung, die ihn immer wieder auf sein liebes Jena hinwies, wo er von seinen Studienjahren an, kürzere Aufenthalte in Göttingen, Dresden, Heidelberg und Stuttgart abgerechnet, eigentlich immer blieb, bis im Jahre 1837 seine Verwandten den immer kränklicher gewordenen Junggesellen in die Vaterstadt Hamburg abholten, wo er am 9. Februar 1842, 67 Jahre alt, starb. Obgleich er immer das Bedürfnis weiblichen Umgangs gehabt hatte und gern an gleichgesinnte Freundinnen sich angeschlossen, so war er doch nie verheiratet und suchte sich, so gut es ging, ein behagliches Junggesellenleben einzurichten. Das immer zunehmende Schorleiden wurde ihm um so schmerzlicher, als es ihm nicht nur den musikalischen Genuß abschchnitt, sondern ihm auch den geselligen Verkehr, für den er soviel Sinn hatte, verklümmerte. Doch gewährete ihm die fortgesetzte ernste Arbeit in dem von ihm erwählten Gebiete stets wieder Zufriedenheit, und an wohlwollenden Freunden, die sich durch jene Schwierigkeit des Umgangs von einem nähern Verkehr mit ihm nicht abschrecken ließen, fehlte es ihm auch nicht. Wahrhaft bewundernswürdig ist es, wie er in den spätern Jahren unter schmerzhaften Schorleiden doch nicht von seiner Beschäftigung abließ, sodaß er einen großen Theil des Bosardo bei halb gelähmter Hand nur mit einer besondern Vorrichtung niederschreiben konnte.

Dies sind die Umrisse von Gries' Leben, wie wir sie aus den angeführten Mittheilungen Abeken's und der vorliegenden ausführlicheren Biographie entnehmen. Der Verfasser derselben, dessen Persönlichkeit in der Darstellung bescheiden zurücktritt, hat sich nicht genannt, ist aber wol in dem Kreise seiner nähern Freunde zu suchen. Der Gang seines Lebens wird mit liebevoller Sorgfalt, das Einzelne eingehend berichtet, und ohne ausdrücklich angelegte Charakteristik bekommen wir ein sehr lebendiges und freundliches Bild des Dichters und Menschen, ein

großer Theil des biographischen Materials besteht aus Briefen; unter denen von Gries sind die an Rißi die zahlreichsten, unter denen an ihn befinden sich mehrere von bekannten und berühmten Zeitgenossen, wie von Wieland, Goethe, Tieck, Schelling, A. W. Schlegel, Herbart, Gustav Schwab. Des Letztern Bekanntschaft hatte er in Stuttgart gemacht, wohin er, durch die Uebersiedelung einer jenaer Freundin veranlaßt, im Herbst 1824 gezogen war und bis zum Herbst 1827 sich aufgehalten hatte. Als er nach Jena zurückgekehrt war, setzte Gries den Verkehr mit dem Epigrammendichter Friedrich Haug und mit Schwab brieflich fort; ein längerer Brief an Erstern befindet sich unter Schwab's Nachlaß, und wir schließen nun mit einigen bisher ungedruckten Auszügen aus demselben und den Briefen an Schwab.

#### Gries an Haug.

Jena, 11. Januar 1828.

Haben Sie tausend Dank, mein bester Haug, für Ihre freundlichen Zeilen in Versen und Prosa! Es ist mir höchst erfreulich zu sehen, daß man in der guten Schwabenstadt mich noch nicht ganz vergessen.

Wie sind Sie nur in aller Welt auf den Gedanken gerathen, ich sei nach Weimar gezogen? Nie in meinem Leben ist dies meine Absicht gewesen. Ich bin überhaupt kein Freund von Residenzen, am wenigsten von kleinen. Ehe ich nach Stuttgart zog, habe ich ungefähr 25 Jahre (wenn auch nicht in Einer Folge) in Jena gelebt; und als ich genöthigt ward, Stuttgart zu verlassen, hatte ich keinen andern Gedanken als den, nach Jena zurückzukehren. Ich lebe hier unendlich viel zwangloser und angenehmer, als ich in Weimar leben könnte, zumal da mein schlechtes Gehör mich schon längst genöthigt hat, allen mündlichen Verkehr mit Goethe aufzugeben. In Weimar ist nichts, das mich reizt. In Jena habe ich ungestörte Ruhe, Geselligkeit, soviel genügt, eine überaus reizende Natur und — die Erinnerung an meine schönste Jugendzeit. Glücklicherweise weiß die weimarische Post, daß in Jena auch Leute leben, und so bekam ich Ihr freundliches Brieflein ohne alle Verzögerung.

Mit dem Ariosto bin ich nun für diesmal ganz fertig. Am letzten Bande wird schon gedruckt, und es ist kein Zweifel, daß dieser um Ostern in Ihren Händen sein wird. Ueber drei Jahre hat diese Arbeit mich beschäftigt, und doch sehe ich mit Beschränkung, wie viel noch zur Vollendung fehlt. Könnte ich nur jetzt gleich eine neue Umarbeitung beginnen, sie sollte viel besser werden. Nicht auf ein und nicht auf zwei mal läßt sich bei einem Werke von dieser Ausdehnung die mögliche Vollendung erringen. Den Tasso habe ich vier mal bearbeitet, ehe ich mir selbst sagen konnte: Weiter wird deine Kraft schwerlich reichen.

Hauff's unerwarteter Tod hat auch auf mich einen erschütternden Eindruck gemacht, obwohl ich ihn persönlich wenig gekannt habe. Gewiß hätte er, wenn nicht Großes (wozu ihm wol die Grundlage fehlte), doch noch viel Gutes und Erfreuliches leisten können. Seine letzten Schriften habe ich noch nicht gesehen. Unter den frühern „Lichtenstein“ mit eingeschlossen ist mir „Der Mann im Monde“ als der deutlichste Beweis eines bedeutenden Talents erschienen; und immer bleibt ihm das Verdienst, daß er zuerst jenen elenden Sögen der deutschen Lesewelt in seiner Nichtigkeit dargestellt und verdienster Betrachtung preisgegeben.

Daß Würtembergs erste Dichter den frühen Eintritt des hoffnungsvollen Jünglings so würdig gefeiert, habe ich mit freudiger Würdigung gesehen. Aber gestehen müssen Sie doch, mein bester Haug, daß weder Sie, noch Uhland, noch Schwab,

solange der Gute lebte, eben viel Nothig von ihm genommen haben. Diese jägernde Welterkennung ist indessen in Deutschland nichts Seltenes; und besser spät als niemals.

Den guten alten Knebel besuche ich ziemlich oft. Am 30. November feierte er, bei vollkommener Gesundheit, seinen 84. Geburtstag. Noch immer nimmt er an allem Schönen und Guten den lebhaftesten Antheil und zerbricht sich eben jetzt gar gewaltig den Kopf über Goethe's Helena.

Goethe befindet sich wohl und ist ununterbrochen thätig. In seinem Geburtstage besuchte ich ihn in Weimar und fand ihn zu meiner größten Freude ebenso wohl, wie ich ihn vor drei Jahren verlassen hatte. Eine Unzahl von schlechten Gedichten ward an diesem Tage ihm zu Ehren gesungen und vertheilt; wenn er sie gelesen, so hat er gewiß gerufen: O, wär ich nie geboren!

Leben Sie wohl, mein bester Haug, behalten Sie mich in gutem Andenken und lassen Sie mich bald etwas von sich hören. Wie gern wäre ich in Ihrer freundlichen Schwabenstadt geblieben, wenn die mal' aria mich nicht vertrieben hätte. Meine herzlichsten Grüße an Uhlund und Schwab; auch bei Matthiffon und Reinbreck bringen Sie mich in freundliche Erinnerung.

Ganz der Ihrige S. D. Gries.

Gries an Schwab.

Jena, 3. Juni 1829.

Stetlich spät, mein theuerster Freund, gelange ich zur Beantwortung Ihres mir so höchst erfreulichen Schreibens. Aber Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich fast den ganzen Februar und März sehr leidend zugebracht habe. Mein böses Halsübel, vor welchem ich hier mich ganz sicher glaubte, hat in diesem verruchten Winter auch nach Jena den Weg gefunden und mich mit wiederholten Anfällen hart geplagt. Als es sich endlich entfernte, mußte ich durch verdorbenen Fleiß das Versäumte einzubringen suchen, und mir blieb keine Zeit zu Dem, was ich am liebsten gethan hätte.... Sie, mein theurer Freund, brauchen um den Erfolg Ihrer Gedichtsammlung gewiß nicht besorgt zu sein, solange nicht aller Sinn für echte Poesie in Deutschland ganz verschwunden ist. Und daß dieses noch keineswegs der Fall sein kann, beweisen die wiederholten Auflagen der Gedichte Ihres Geistes- und Herzverwandten, unsers trefflichen Uhlund.

Auf meine Gedichte, bester Schwab, freuen Sie sich nicht zu sehr. Es ist mir sehr tröstlich, daß Sie die Anzeige übernehmen wollen; aber je mehr die Zeit des Drucks heranrückt, desto mehr sinkt mir der Muth. Den größten Theil des ersten Bändchens füllen die Jugendgedichte von 1797—99, und diese werden den heutigen Lesern vermuthlich sehr veraltet vorkommen. Doch bestanden meine alten Freunde darauf, daß sie gedruckt werden müßten; und sollten die Uebersetzungen nicht ein gar zu unverhältnißmäßiges Uebergewicht bekommen, so konnte ich jene in der That nicht füglich weglassen. Mit 1800 ging mir die Poesie aus (wenn sie jemals da war) und fing das Uebersetzen an, oder umgekehrt. Später habe ich fast nur Gelegenheitsgedichte und höchstens Sonette zustande gebracht. Die Uebersetzungen müssen auch dieser Sammlung ihren Werth geben. In diesem Fache glaube ich ohne Unbescheidenheit mich den Besten an die Seite stellen zu können; aber als Dichter bin ich eines sehr untergeordneten Platzes mir nur zu wohl bewußt.

Haben Sie den herzlichsten Dank für die Zusendung Ihrer trefflichen Recension des „Briefwechsel“ (zwischen Schiller und Goethe), obwohl ich sie schon längst mit großer Freude gelesen hatte. Der dritte Band hat mich noch mehr angezogen als die früheren, wenngleich in demselben mein armer „Phaethon“ nicht sehr glimpflich behandelt wird. Daß Schiller ein solches Urtheil über ein Studentengedicht fällte, verdanke ich ihm gar nicht; nur stimmt es sehr wenig mit Dem überein, was er einige Monate später, da ich ihn persönlich kennen lernte, mir mündlich sagte. Ich hatte ihm das Gedicht, ohne die entfer-

teste Anspielung auf den „Rufusalmannach“, anonym zugesandt. Durch Schlegel erfuhr er den Verfasser, und er selbst war es, der die Einrückung in den Almanach verlangte. Mehr konnte ich es Goethe verdanken, daß er Aeußerungen dieser Art jetzt abdrucken läßt, da es ihm doch sonst beliebt, mit mir in freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen. Aber wann hat Goethe sich darum bekümmert, ob er jemand Fränke oder nicht? Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, daß fast alle scharfen Urtheile über noch lebende Personen in Schiller's Briefen vorkommen, der doch im Leben weit milder urtheilte als Goethe? Ich möchte ich vermuthen, daß der Herausgeber in seinen eignen Briefen Manches unterdrückt hat.

Allerdings hat F. Schlegel's Tod mich erschüttert; er war ja doch auch ein Genosse jener untergegangenen Zeit. Wer geliebt habe ich ihn niemals, und das Thun und Treiben seiner spätern Jahre war mir von Herzen zuwider. Ich habe ihn zu lange gekannt, um glauben zu können, daß eigene reine Ueberzeugung ihn auf so bedauernswürdige Abwege führt, wenn er auch zuletzt vielleicht sich selber weiß machte, er glaube das Alles, was er Andern glauben machen wollte. — F. Schlegel, obwohl an Geist seinem Bruder nachstehend, ist mir doch weit respectabler, weil er ehrlicher ist. Ehrlich ist er sogar in der ganz unverbohlenen Darlegung einer schier englischen Eitelkeit auf die nichtswürdigsten Dinge. — Ließ mir vorigen Sommer zwei mal hier, zu meiner größten Freude. Er ist ganz der Alte geblieben. — Das unerwartete Abscheiden meines guten Haug hat mich recht herzlich betrübt; ich hätte ihm ein viel längeres Leben prophezeit und gewünscht. Es würde mich gar nicht wundern, wenn er mit einem Vers auf den Typa gestorben wäre. „Rein letzter Reim: Ich gehe heim“, sagt er mir vor zwei Jahren.

Leben Sie recht wohl, mein Theuerster, und lassen Sie bald von sich hören. Unserm trefflichen Uhlund und den beiden lieben Frauen meine herzlichsten Grüße.

Ganz der Ihrige S. D. Gries.

Jena, 11. December 1829.

Borgeftern, mein theurer Freund, und erst vorgestern habe ich den lang ersehnten zweiten Band Ihrer „Gedichte“ mit die freundlichen Zeilen vom 11. Juli erhalten. Was muß Sie von mir gedacht haben, daß ich für eine so herrliche Gabe den Dank solange schuldig blieb, daß ich selbst in meinen Octoberbriefe derselben mit keiner Silbe erwähnte! Dem ist ein Packet von Stuttgart nach Jena fünf volle Monate unterwegs bleiben würde, konnten Sie doch unmöglich denken.

Genug, ich habe es endlich; und nun will ich auch Ihnen Augenblick länger gögern, Ihnen für dies erfreuliche Geschenk den herzlichsten Dank zu sagen.... Bei diesem Anlaß ist mir recht aufgefallen, wie großen Vortheil es gewährt, in einem Lande geboren zu sein, dessen Natur, Sagen, Geschichte und Denkmäler so durchaus poetisch sind wie Ihre herrlichen Schwabenland. Gewiß, ich halte meine gute Vaterstadt sehr in Ehren, aber etwas Prosaischeres gibt es nicht. Die flache Gegend, weit um die Stadt her so mit Baulichkeiten und Ackerbau bedeckt, daß man Stunden weit gehen muß, um nur ein Ländliches, nur ein Kornfeld gewahrt zu werden; der glatte Mangel an alten Sagen und Denkmälern; eine höchst dürftige Geschichte, in welcher auch nicht eine einzige Gestalt hervorragt — sogar die großartige Erscheinung der Hansa,

Auch zu dem kleinsteu Gedicht gibt sie der Muse nicht Stoff —

dazu der Handel, auf den alles Sinnen und Trachten der Menschen gerichtet ist, der aller Poesie durchaus widerspricht, die Woloch, dem ich selbst drei meiner schönsten Augenblicke opfern müssen — ist es ein Wunder, wenn in einem solchen Land kein Dichter gedeiht? Auch in mir ist einliger poetischer Trieb erst erwacht, als ich nach Thüringen kam; aber es war zu spät. Meine Gedichte werden nun wol in Ihren Händen sein, denn ich hoffe nicht, daß sie so lange Zeit zur Reife gebracht



haben wie die Ihrigen. Verfahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom und seien Sie etwas barmherziger als Joab.

21. December 1830.

Die beiden letzten Bände von Goethe's und Schiller's „Briefwechsel“ scheinen mir doch weniger allgemeines Interesse zu haben als die früheren. Schon in den ersten Bänden mußte man die häufigen Lücken beklagen, die durch das öftere Zusammenkommen der Freunde entstanden; dies ist aber noch weit mehr der Fall, seitdem sie meistens an demselben Orte lebten. Die Bezeichnung an den K. v. B. ist mir, Goethe's Alter und Verhältnisse angesehen, nicht so sehr anstößig gewesen; aber die vielen nichts sagenden Einladungs- und Nachfragebilletts, diese werden den Widersachern erwünschten Stoff zum Hohn und Label geben. Mich unterhält sehr das Entziffern der nur angedeuteten Beziehungen und Namen. So bin ich dahinter gekommen, daß Goethe, wenn er bloß den Anfangsbuchstaben eines Namens schreibt, selten den richtigen, sondern meistens den im Alphabet dicht vorhergehenden oder folgenden nennt. I. B. ist der A. (IV, 300) ohne allen Zweifel S. P. Richter; der R. (VI, 93 und 97) ist Rietzhammer. Sehr gerührt hat mich Schiller's letzter Brief, vom 24. April 1805, noch so lebendig und theilnehmend. Sechzehn Tage später war er todt.

Das Lied von den „Fünf Heringsgerichten“ \*) war in seiner ursprünglichen Gestalt noch viel anzüglichlicher. Aber ich lief Gefahr, daß sämtliche jenaische Speisewirthe einen Bund gegen mich gemacht hätten, um mich vollends todt zu hungern; deshalb ließ ich Einiges aus und milderte Anderes durch Hinzufügung einiger Süßigkeiten. Uebrigens muß ich zur Etreuer der Wahrheit bekennen, daß man hier in einigen Privathäusern (zumal der eingewanderten Familien) fast eben so gut ist als an den meisten andern Orten. Das hilft aber einem armen Junggesellen nicht viel, der seine Nahrung aus der Gartfläche muß holen lassen und sich dabei mit Leuzgen der Fleischstöpsle Egypti erinnert.

Zum Dank für Ihre poetische Antikritik muß ich Ihnen doch auch einige Verse mittheilen; dazu gehört aber eine Einleitung: In Weimar erscheint seit kurzem eine Wochenschrift, „Athen“ geheißen, wovon jeden Sonntag ein Blatt ausgegeben wird. Stifterin, Redactrice, Correctorin und Mitarbeiterin ist Ottilie von Goethe, die Schwiegertochter des alten Herrn. Das Ding ist ein tolles Gemenge von Prosa und Versen in französischer, englischer, italienischer und deutscher Sprache; sogar einige griechische Distichen haben sich eingemischt. Die deutschen Beiträge stehen meistens ziemlich zurück, obwohl selbst Goethe einige Kleinigkeiten hergegeben hat. Hauptmitarbeiter sind die jetzt in Weimar zahlreich hausenden Engländer und Franzosen, dann einige weimarische und hiesige Damen und Herren. Uebrigens wird die Sache mit dem größten Geheimnisse betrieben, obwohl es meistens das laute ist. Kein Name wird unterzeichnet, wenn nicht ein fingirter. Nur 60 Exemplare werden gedruckt, aber nicht verkauft, sondern bloß unter die Mitarbeiter vertheilt. Kein Anderer darf ein Blatt auch nur zu sehen bekommen. Deshalb übernimmt Ottilie auch selbst die Correctur und vermehrt das „Chaos“ durch die gräulichsten Druckfehler. Sie hatte schon längst von mir einen Beitrag verlangt; endlich sandte ich Nachstehendes ein, was Sie aber nur Ihrem zweiten Ich und etwa unserm lieben Uhländ mittheilen dürfen. Beiden bitte ich mich bestens zu empfehlen. Ad nun leben Sie wohl, mein theurer Freund! Recht vergnügte Feiertage wünsche ich Ihnen und mir eine baldige Antwort.

Ihr herzlich ergebener S. D. Gries.

Chaotische Beiträge.

1.

Nachdem der Herr sechs Tage sich geplagt,  
Um aus dem Chaos eine Welt zu bauen,

\*) Glosse „Aus dem Leben u. s. w.“. Schwab an Gries, S. 151.

Nacht er am Sonntag aus und sagt:  
Das Ding ist doch nicht abet anzusehen!  
Du aber hältst sechs Tage Fast  
Und schläfst am Sonntag erst ein Drängen,  
Die Welt und was sie in sich faßt  
Zum Chaos wieder einzumengen.  
Und Keiner weiß nun, ob ihm Gottes Welt,  
Ob ihm dein Chaos mehr gefällt.

2.

Kritisch, Galisch und Italisch,  
Daran scheint es nicht zu fehlen.  
Wägh' ich etwas Kamtschadalisch,  
Wägh' ich wirksam mich empfehlen.  
Ach, ich freute mich zu Tode,  
Könnt' ich Kärntisch radebrechen!  
Aber Deutsch ist aus der Mode,  
Und ich weiß nur deutsch zu sprechen.

3.

Geduld! verlaß dich auf mein Wort.  
Gar Vieles ändert sich auf Erden;  
Und geht's nur so ein Weßchen fort,  
Wird bald das Deutsche hier am Ort  
Als fremde Sprache Mode werden.

4.

Vom Baume fällt das letzte Blatt,  
Die Natur deckt hohen Schneeeis Lage.  
Die Schlitten klingeln durch die Stadt;  
Man sieht, es naht die Weihnachtslage.  
Doch trittst du zum Salon herein  
Und hörst bei Thee und süßem Wein  
Dreiß Sprachen durcheinander schrei'n,  
So zweifelst du nicht im geringsten:  
Wenn draußen Weihnacht, hier ist Pfingsten.

5.

Manches läßt die Zeit uns seh'n,  
Was uns sonst gebauht als Fabel.  
Einst hieß Weimar Deutsch-Athen,  
Jetzt ist's das deutsche Babel.

5. April 1830.

Tausend Dank, mein theuerster Freund, für Ihren lieben herzlichen Brief vom 11. Januar, den die Buchhändlerschneckenpost freilich erst fünf Wochen später zu mir gelangen ließ. Lassen Sie uns doch, ich bitte Sie dringend, diese Mittheilungen von Zeit zu Zeit fortsetzen. Ich höre gar zu gern etwas von meinem lieben Stuttgart, und überdies sind meine literarischen Verbindungen (hier und in Weimar habe ich gar keine) jetzt so eingeschrumpft, daß ich fast nur von Ihnen und Abelen zuweilen etwas über die Gegenstände vernehme, die mich am meisten anziehen....

Also unser Uhländ geht wirklich nach I. ? Es war sein Wunsch, und so ist nichts dagegen zu sagen. Aber um Ihre Willen thut es mir leid. Ist die Entfernung nur klein, so ist es doch immer eine Entfernung, und die schönen Sokratischen Symposien werden ziemlich gekürzt sein. Die Ihnen in meinem letzten Briefe mitgetheilten Epigramme haben ein sonderbares Schicksal gehabt. Man hatte in Weimar die fire Idee gefaßt, sie seien von Goethe, und unter diesem verehrten Namen sind sie in die „Elegante Zeitung“ und, wie ich höre, auch in Spindler's „Damenzeitung“ übergegangen. Habeant sua fata libelli!

Dieser barbarisch lange und harte Winter ist für mich viel leidlicher hingegangen, als ich erwarten durfte. Sogar der gefürchtete verhängnißvolle Februar hat mich, zum ersten mal seit fünf Jahren, mit Kreuzanfällen verschont, und ich bin jetzt (die leidige Vermehrung der Jahre abgerechnet) ungefähr wieder auf demselben Punkte wie vor dem Aufenthalt in Stuttgart. Sollten Sie aber wol glauben, daß ich große Lust habe

zu versuchen, ob ein zweiter Aufenthalt mir nicht besser bekommen würde als der erste? Indessen ist fürs erste nicht daran zu denken. Leben Sie wohl, mein bester Schwab. Empfehlen Sie mich Ihres lieben Frau recht herzlich, auch unserm Umland, wenn er noch bei Ihnen ist; und wenn Sie mir eine rechte Freude machen wollen, so lassen Sie bald etwas von sich hören.

24. März 1834.

Vor einem Monat, mein theuerster Freund, erhielt ich Ihren lieben Brief als höchst erfreulichen Begleiter eines erfreulichen Geschenke. Für Beides sage ich Ihnen den herzlichsten Dank. Was von diesem unserm trefflichen Umland zukommt, werden Sie ihm wol gefälligst zustellen. Seine Güte hat mich umso mehr gerührt, da ich dieser nun schon drei Auflagen verdanke (eine besaß ich schon vorher). Ein zweiter Theil wäre mir freilich noch lieber gewesen. Und ist denn gar keine Hoffnung, daß unser Freund die alte herrliche Leier wieder zur Hand nimmt? daß er wenigstens seinen „Konradin“ fortsetzt und vollendet? Es kostet am Ende doch nur einen wackern Entschluß.

Von Ihrer Reizung, den Pfarrer von Grünau zu machen, hatte ich schon etwas munkeln gehört und mich nicht wenig darüber gewundert. Swor daß Sie der politischen Grillen überdrüssig sind, verdanke ich Ihnen gar nicht; es geht mir ebenso, obwohl sie mich Gottlob nicht so nahe umschwärmen. Aber als Pastor kann ich Sie mir doch gar nicht denken. Lieber wünschte ich Ihnen eine Professur in Tübingen, wenn Sie Stuttgart einmal verlassen wollen....

Machen Sie sich von meinem Bojardo nur keine gar zu große Vorstellung. In gutem Willen fehlt es auch mir nicht; aber die Aufgabe ist schwieriger als irgendeine, deren Lösung ich versucht habe, vielleicht den Calderon ausgenommen. Freilich habe ich mir die Sache nicht gar leicht gemacht. Es kam mir darauf an, den Deutschen ein möglichst treues Bild von diesem noch so wenig bekannten Dichter zu liefern; und daß ich keinen einzigen, nur irgend bedeutenden Zug in der Uebersetzung ausgelassen habe, das Zeugniß kann ich mir mit gutem Gewissen geben. Aber bei der größern Prolixität der italienischen Sprache wird ein deutscher Uebersetzer öfter in den Fall kommen, etwas zusetzen als etwas auslassen zu müssen. Und diese oft durch Vers und Reim bedingten Zusätze sind es, vor denen mir bangt. Wie leicht geht da Farbe und Ton des Originals verloren, dessen einfache Natürlichkeit ohnehin so schwer nachzubilden ist!

Außerdem habe ich mir noch die Aufgabe gemacht, eine durchgehende Kritik des italienischen Textes zu liefern, deren der neue leipziger Abdruck gar sehr bedarf. Löfflund hat mir nämlich von der Stuttgarter Bibliothek eine alte Ausgabe des Originals (von 1543) verschafft, vermuthlich das einzige Exemplar in Deutschland, außer jenem, wonach der leipziger Abdruck gemacht ist, das aber einem Privatmann in Berlin gehört. Rathbisson und Haug müssen gar nicht gewußt haben, welches Schätze Hüter sie waren, denn Beide haben mir nie ein Wort davon gesagt....

Die Recension von Duttenhofer's „Eid“ hat mir um Löfflund's willen sehr leid getan, aber ungerecht ist sie nicht. Donner's „Aufgabe“ ist freilich eine viel verdienstlichere Arbeit, aber auch sie könnte besser sein, wenn der Verfasser etwas mehr Fleiß hätte anwenden wollen. Er leidet aber auch an dem Erbfehler junger Uebersetzer, sich mit dem Erträglichen zu begnügen, wenn das Bessere und Beste nicht gleich zur Hand ist. Ich selbst habe lange an dieser Krankheit laborirt; meine ersten Uebersetzungen des Lasso und Ariosto zeigen es nur zu sehr. In dieser Hinsicht verdanke ich meinem guten Heinrich Hoff unglaublich viel. Er machte mich zuerst auf diese Nachlässigkeit aufmerksam und ließ nicht ab zu warnen und zu strafen, bis er mich gründlich geheilt glaubte. So darf ich sagen, daß mit der Uebersetzung des Calderon ein neuer Abschnitt in meiner literarischen Thätigkeit begonnen hat; und der Himmel

gebe mir Zeit und Kraft, den Bojardo in diesem Sinne durchzuführen!

Ihr Urtheil über das Gedicht des Camoens ist ganz das meinige. Ich habe ihm, bei aller Anerkennung der Vortreflichkeit einzelner Schilderungen, Reden, Epistoden, niemals Geschmack abgewinnen können, und Lieder's ganze Rhetorik ist nicht im Stande gewesen, mich auf andere Gedanken zu bringen. Wahrhaft empört haben mich die verächtlichen Seitenstücke, welche Lieder auf die großen italienischen Epiker wirft. Und diese Ansicht ist nicht einmal neu. Schon vor mehr als 30 Jahren behauptete F. Schlegel, Ariosto und Lasso wären nicht werth, dem Camoens die Schupciemen aufzulisten. Alles des vortrefflichen Patriotismus wegen! Ja, wenn der allein hinreichte zur Poesie, so wäre kein Volk reicher an eigenen Gedichten als wir Deutschen, wenigstens seit 1813, und Schönaich's „Hermann“ stände weit über „Oberon“ und „Faust“. Vielleicht hat dieser Born einigen Einfluß darauf, daß ich die Novelle des hochgeschätzten Dichters nicht so vortrefflich fand, wie manche seiner frühern. Sie kommt mir fast allzu breit vor und (ganz im Stillen gesagt) mitunter sogar etwas langweilig.

Unser guter alter Knebel ist nun auch heimgegangen. Er war fast 90 Jahre alt und lebensfroh, und man kann ihm in Ruhe wol gönnen. Aber mit ihm ist nun auch der letzte Rest jener herrlichen Zeit unter Amalie und Karl August zu Grabe gegangen, und Weimar ist nun ganz verödet. In der „Bismarischen Zeitung“ stand ein Gedicht auf den Tod des alten Greises, welches anfang: „Ausgelitten hast du, ausgerungen“ u. s. w. Dem mußte dabei nicht jene alt berühmte Klage auf Seymunt's oder Werther's Hinscheiden einfallen:

Ausgelitten hast du, ausgerungen.

Guter Jüngling, deinetn Todestampff!

Dies zur Probe, welche Poeten jetzt in Weimar an die Stelle der Abgeschiedenen getreten sind.

Da Sie und Ihre liebe Frau (der ich mich herzlich zu empfehlen bitte) so freundlichen Antheil an meinem Wohl und Wehe nehmen, will ich Ihnen noch sagen, daß ich seit langer Zeit in keinem Winter mich so erträglich befunden habe als in diesem, der, ich weiß nicht wie, sich nach Deutschland aus Heßperien verirrt hat. Ich hoffe ein Gleiches von Ihnen und freue mich herzlich, daß Ihre häuslichen Sorgen noch so glücklich vorübergegangen sind. Und nun leben Sie recht wohl, mein theurer Freund, und wenn Sie einmal ein Stündchen zum Briefschreiben übrig haben, so erinnern Sie sich an den Fiedlers am Thüringerwalde. Ihr herzlich ergebener

J. D. Eich.

24. September 34.

Warum ich so lange geschwiegen, mein theurer Freund, werden Sie nun wol begreifen; denn ohne Zweifel ist das langwierige Hinderniß meines epistolischen Fleißes, der ich leibige Bojardo, allbereits in Ihren Händen. Mögen Sie ihn mit gewohnter Freundlichkeit beherbergen und ihm auch in unserm Umland eine gute Stätte bereiten!

Dies ist das erste mal, da ich etwas herausgebe, und einigermaßen nach Gelehrsamkeit riecht. Zeit und Mühe hat ich genug darauf verwendet, aber diese Gelehrsamkeit ist nicht zu machen, habe ich nicht verstanden. Schwermüth werden mehr hundert Personen, die vielleicht das Buch in die Hand nehmen, zwei oder drei sich finden, die den Muth haben, die Worte ganz durchzulesen, geschweige die Anmerkungen. Aber das ist doch viel mehr als schon zu des Perikles Zeiten!

Das Gedicht selbst wird hoffentlich, wenn meine Bemühungen für den alten Poeten mich nicht verblendet, eher Eingang finden. Ihm diesen zu verschaffen, könnten Sie, wenn Sie Schwab, unstreitig viel beitragen, wenn Sie die Recension in den „Heidelberger Jahrbüchern“ übernehmen. Sie sind ja sonst ein fleißiger Mitarbeiter an diesem Journal, das jetzt in Süddeutschland ziemlich beliebt ist und das bisher von meinen neuern Werken

ich weiß) gar keine Notiz genommen hat. Ich wünschte doch, daß es dem guten Pöslund mit dem Bojardo nicht ganz so schlimm erginge wie mit meinen unglücklichen Gedichten, die ihm inutile pondus geworden sind.

Ihr letzter Brief (vom 7. Juni 1834!) erzählt mir von einer herrlichen Schweizreise, die Sie im vorigen Jahre gemacht und die meinen ganzen Reiz erregt hat. Auch ich war in Arkadien — aber es sind schon 27 Jahre seitdem verfloßen. Dennoch ist mir noch Alles sehr gegenwärtig und ich erfahre an mir die Wahrheit von Goethe's Behauptung, daß man beim Anschauen solcher großen Natur einen Vorrath von Genüssen einsammelt, womit man den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

Auch Ihre liebe Frau hat sich auf Reisen begeben, und sogar nach dem äußersten Norden von Deutschland? Wie wird die vermehrte Südländerin auf den eiden Steppen der Rühnburger Heide und an den fachen Sandbüchern der Weser sich nach der Luft und dem Kellar zurückgeschaut haben! Um die Natur in Norddeutschland erträglich zu finden, muß man dort geboren sein.

Für Schiller's Album habe ich nichts eingesandt. Ich fühle zu sehr, daß ich mit den heutigen Dichtern nicht weiterkommen kann. In einer solchen Sammlung würden meine Verse sich ausnehmen wie eine Allongenperücke unter lauter Titusbüscheln. Aus eben diesem Grunde bin ich Ihnen wahren Dank schuldig, daß Sie mich niemals haben verführen wollen, mich in „Deutschen Musenalmanach“ lächerlich zu machen.

Kenzel's giftiges Pasquill gegen Goethe wird auch Sie empört haben und gewiß Den am meisten, der dadurch gekränkt werden sollte. Dies ist wohl der Fall, auszurufen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden! Jene Aeußerung über Uhländ (in einem Briefe an Zelter) hat auch mich verletzt; aber ich kann mir erklären, wie Goethe dazu gekommen ist. Ich weiß mit Gewißheit, daß er von Uhländ nie etwas Anderes gelesen hat als die politischen Gedichte; und daß diese ihm nicht sehr zupassend konnten, liegt in der ganzen Richtung seines Wesens. Ueberdies war er in seinen letzten Jahren in Ansehung der Dichtung fast gänzlich von seiner Umgebung abhängig. Selten nahm er mehr ein Buch in die eigene Hand; er ließ sich vorlesen, was man ihm eben vorlesen wollte. Dies ist freilich nicht zu loben; aber verdiente ein solches Alter nicht einige Entschuldigungen?

Wir erwarten hier jetzt Ihren wackern Erminister von Wangenheim. Er hat das ehemalige Griesbach'sche Haus (wo auch Schiller wohnte) gemiethet und will sich auf einige Zeit hier niederlassen. Nun ist es ein Spaß, daß er als Student in perpetuum aus Jena relegirt worden; er hat sogar eine Zeitlang auf der nahen Leuchtenburg gefangen gesessen. Doch glaube ich, der Senat wird sich wohl hüten, das alte Relegat gegen die Exzellenz geltend zu machen.

19. Juli 1834.

Zuvörderst, mein theurer Freund, den herzlichsten Dank für Ihr schönes Geschenk! Befreundete Kinder laufen genug um mich her, allein bei diesem Buche werde ich lieber selbst zum Kinde; das behalte ich für mich. Ueberdies muß es auch dem Herrn Mann, der sich keinen Sinn bewahrt hat, nothwendig gefallen; und ich sage Ihnen ohne Schmeichelei, daß ich Ihre „Ragelone“ und „Genoveva“ mit größtem Vergnügen gelesen habe, als ich von Lied jetzt wahrscheinlich lesen würde. Nur — um ganz Offenherzig zu sein — die Hölle von La Fontaine ich herabgewünscht; hier behält die unvergleichliche Schmeichelei doch den Sieg.

Auch über Platen's die treffliche Sultania. Mir ist die „Tausendundeine Nacht“ so unendlich lieb, daß ich sie von Kindesbeinen an bis in mein Alter ungeschlitten oft durchgesehen habe. Und noch jetzt gehen sie demselben Jahre hin, daß ich sie nicht von Anfang bis zu Ende von neuem durchlese. Ueberhaupt muß ich gestehen,

daß ich Platen's „Abbasiden“ für sein misslungenstes Werk halte. Daß er dem Stoff (nicht für sechs Kreuzer eigener Erfindung hat er hinzugefügt) gänzlich aus jenen Märchen genommen, rechne ich nicht für einen Fehler; einen bessern Stoff konnte er nicht erfinden. Aber die Zusammenfügung der dort vereinzelten Erzählungen scheint mir ungeschickt, verworren, der Ton durchaus verfehlt. Und nun der Vers! Wie ist es nur möglich, daß ein so großer Verklärer, wie Platen unstreitig war, das Lärmendste aller denkbaren Verhältnisse wählen konnte? Fünffüßige Trochäen, die durch die eingemischten Daktylen zwar helperiger, aber keineswegs anmuthiger werden. Hier wären, wenn es doch einmal Verse sein sollten, triotische Stangen an ihrer Stelle gewesen; und wie leicht würden ihm diese geworden sein!

Platen's Briefe habe ich mit Interesse gelesen, zumal die an Sie gerichteten, wobei ich nur bedauern mußte, daß die übrigen fehlen. Aber dieser vierundzwanzigjährige Knirps, dessen Namen ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male gesehen, nimmt den Mund doch etwas voll, wenn er Platen ohne Umstände über Goethe und Schiller erhebt. Das ist die Frechheit unserer jungdeutschen Zeit in einer andern Manier! Platen's unzeitiger Tod hat mich innig betrübt, weil ich ihm persönlich angethan war; mit Rührung habe ich meinen Namen in den Briefen an Sie mehrmals gefunden. Aber Großes von ihm zu erwarten hatte ich längst aufgehört. Dem „Romantischen Debüt“ hatte ich für den Gipfel seiner Leistungen; was er nach diesem geleistet, steht hinter seinen frühern Erzeugnissen weit zurück. Italien ist ein gefährliches Land; man muß so tüchtigen Zeug mitbringen wie Goethe, wenn man seinen Lockungen widerstehen will. Auch weiß ich, nach Goethe, keinen deutschen Dichter, dem der Aufenthalt in Italien sonderlich getrommt hätte.

Den zweiten Bojardo werden Sie nun hoffentlich erhalten haben. Ich arbeite jetzt mit allem Fleiß an dem dritten, obwohl die Verleger melden, daß der Absatz des ersten Theils überaus gering gewesen.

Mit dem Bojardo (wenn er noch beendet wird) werde ich meine literarische Laufbahn auf immer beschließen. Ich denke mich alsdann in meine Vaterstadt, in den Kreis meiner Familie zurückzuziehen, der literarischen Welt vergebend und von ihr vergessen. Zwar war ich kühn genug, zu glauben, meine Uebersetzungen würden meinen Namen noch eine Zeitlang erhalten; seitdem ich aber in Erfahrung gebracht, daß der gemalte Donner mit Einem Sprunge meine vierzigjährigen Verheißungen weit, weit übertroffen, habe ich auch diese Hoffnung aufgegeben. Und so bin ich gewiß, mein theurer Freund, daß Niemand mich in Schiller's Album vermissen wird.

Leben Sie wohl, mein bester Schwab, und empfehlen Sie mich der Lebenswürdigen Gefährtin Ihres glücklichen Lebens. An Uhländ's meine herzlichsten Grüße. Entbitten die letzten Auflagen von Uhländ's Gedichten viel Neues? Seit der letzten habe ich keine gesehen.

Von ganzem Herzen Ihr S. D. Gries. \*) 65.

### Erzählungen aus dem Volke und für das Volk.

1. Aus dem Volk. Geschichten von Edmund Höfer. Stuttgart, Krabbe. 1832. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Rgr.
2. Aus aller und neuer Zeit. Geschichten von Edmund Höfer. Stuttgart, Krabbe. 1834. 8. 1 Thlr. 24 Rgr.
3. Allabendgeschichten von A. Hartmann. Zwei Bände. Mit Illustrationen von E. Balthard und G. Rittmeyer. Bern, Bent u. Reinert. 1833 — 35. 8. 2 Thlr. 6 Rgr.

\*) Einen künftigen Artikel, der wie die drei früheren wieder aus der Feder des Herausgebers d. Bl. hervorgehen wird, bringen wir im künftigen Monat. D. Red.

4. Dorfgeheimnisse aus dem nordöstlichen Thüringen von Wilhelm Künzler. Jena, Wallerstein. 1855. 8. 24 Rgr.
5. Die gute, alte Zeit. Münchner Geschichten. Drin frühe und ernste Kunde zu finden vom bösen Junter Saragin und dem Wettermacher von Frankfurt; vom Rathschreiber Wurzel in der Schwedenzzeit; vom gottlosen Rechtsfreund Calomäus; nächst vom Löwen Albertus des V. und allerletzt, was sich mit dem frommen, blinden Meister von Nürnberg zugetragen. Für Alt und Jung erzählt von Franz Trautmann. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1855. Br. 8. 24 Rgr.
6. Erzählungen für das deutsche Volk von K. D. Caspari. Sammelausgabe I. Mit 1 Stahlstich und Kupferbeilagen. Stuttgart, Steinfopf. 1855. 8. 27 Rgr.
7. Erzählungen aus dem Volksmunde. Halle, Friede. 1854. 8. 12 Rgr.
8. Allgemeine deutsche Volksbibliothek. Siebenter Jahrgang. Sechs Bände. Berlin, Springer. 1854. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Die Zeit ist doch wol wieder einmal vorbei, wo man las, um gelesen zu haben, um nur unterhalten zu sein, oder, wenn man ja etwas Bestimmtes dabei dachte, um sein ästhetisches Gefühl zu bilden; die Zeit ist vorbei, wo man die Schaumgebilde einer wuchernden Phantasie, die schmelzenden Ergießungen eines krankhaft empfindsamen Herzens anziehend fand und bewunderte; mit einem Worte: mit der Sentimentalität und Romantik ist es vorbei, wir verlangen eine gesündere, nährhaftere Kost; wenn wir lesen, auch nur zur Erholung, wollen wir nicht vergebens lesen, wir wollen einen soliden Gewinn von unserer Lectüre, wir wollen Ideen oder Anschauungen, wir wollen klüger oder besser werden. Und ein Buch taugt nichts, das nicht nach dem Horazischen Spruch: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci“, neben dem Bedürfnis der bloßen Unterhaltung auch in irgendeiner Richtung diesen höhern Anforderungen genügt, ebenso wie eine Speise neben der angenehmen Befriedigung des Geschmacks sinns auch der zweckmäßigen Ernährung des Körpers dienen muß. Dieses Gefühl geht heute so ziemlich durch die ganze deutsche Literatur; selbst die wenig bedeutenden Producte legen Zeugnis dafür ab, und von den Büchern, die uns heute zur Besprechung vorliegen, ist nicht eins, so bunt ihr Inhalt ist, welches nicht bewußt oder unbewußt diesem Grundsatz huldigte. Eine Richtung namentlich ist es, die recht erfreulich von gesundem Sinne zeugt, das Streben nämlich, die verschiedenen Zeiten und die verschiedenen Volksstämme in ihrem eigenthümlichen Wesen zur Anschauung zu bringen, die Richtung auf Ethnographie und Geschichte. Welcher Gebildete mag heute noch eine Erzählung lesen, der man es nicht anmerkt, ob sie an der Ostsee, im Binnenlande oder am Adriatischen Meer, ob sie im 12. oder 19. Jahrhundert spielt? Wer findet es nicht lächerlich, wenn ein nordfächsischer Bauer wie ein feiner Wiener, wenn ein Stebinger aus dem 13. Jahrhundert wie ein Arnold Ruge oder Johannes Ronge spricht? Seit in uns Deutschen ein lebhafteres Nationalgefühl erwacht ist, hat sich auch der Sinn für provinzielle Verschiedenheiten, nicht nur in Tracht, Sitte und Sprache, sondern auch in der Anschauungs-

und Gefühlsweise, geltend gemacht; in historischen Dramen begnügen wir uns längst nicht mehr mit dem äußerlichen Costüm der Zeit, wir verlangen auch die Anschauungen der Zeit, wir wollen auch das geistige Costüm der dargestellten historischen Personen und ihre Umgebung haben, und in Romanen gar, wo das erst wegfällt, verlangen wir um so entschiedener das zweite. Ein tieferes geistiges Eindringen in Ethnographie und Geschichte, das ist es, was die im Felde der Erzählliteratur thätigen Schriftsteller, die mit dem Bewußten der Zeit gleichen Schritt halten, heute ausgezeichnet und ihnen unsere Theilnahme verschafft. Und gefällt sich dazu ein poetischer Sinn, der uns durch reiche Erfindung und schöne Darstellung spannt und fesselt, ein Schönheitsgefühl, welches das künstlerisch Unzulässige tastvoll vermindert, so haben wir jene Mischung des Nützlichen mit dem Schönen, die wir mit Horaz von einem Kunstwerk verlangen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachten wir nun von den vorliegenden Werken zunächst diejenigen, in welchen das ethnographische Interesse vorwiegt, und beginnen mit den beiden Büchern von Edmund Höfer: „Aus dem Volke“ und „Aus alter und neuer Zeit“. Höfer erzählt mit Geist und Gewandtheit und seine Geschichten sind fast alle in hohem Grade fesselnd und lebenswahr. Der Hauptvorzug seines Buchs aber ist wol ein unbeabsichtigter; es ist die ethnographische Ironie, mit der er die Charaktereigenthümlichkeiten des nordfächsischen Stammes schildert. Er erkennt diesen Vorzug wol selbst nicht, weil er die Menschen eben darstellt, wie er sie sieht und kennen gelernt hat und wie er selbst ist, aber das Bewußtsein zu haben, daß die Menschen im Binnenlande und im Süden ganz anders sind. Und doch erscheinen uns diese Menschen so eigenthümlich; wir müssen wissen, daß wir im Südwesten der Ostsee sind, wenn uns diese Schosffheit der Charaktere, diese Festigkeit der Gefühle bei meist ruhiger Oberfläche, dieses gewaltige Selbstgefühl, dieses Starke und Harthe im ganzen Wesen nicht auffallen soll. Und da sind wir auch; wenn gleich der Verfasser die See, welche öfters erwähnt wird, nicht nennt, wenn er uns auch fortwährend über die Orte, in denen seine Geschichten spielen, im Dunkeln läßt, so können wir doch aus vielen Andeutungen schließen, daß wir uns im nordwestlichen Theile von Preußen befinden. Es ist es auch das preussische Militärleben, welches uns in dem ersten der beiden obengenannten Bände in den „Erzählungen eines alten Lambours“ geschildert wird, und zwar das Soldatenleben im letzten Drittel des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts im Gegensatz zur Gegenwart, welche die Staffage bildet.

Von den vier Erzählungen des alten Lambours sind die beiden ersten, „Anno Zweieundneunzig“, in welcher ein Dragoner aus gekränktem Ehrgefühl seinen Degen erschießt, und die humoristische Geschichte „Dem guten Bart“ die unbedeutendsten, obgleich eine lebendige Darstellung auch diese auszeichnet. Erschütternd ist „Die Recrut“, ein wilder Seemannssohn, ein verwegener

Schmuggler von Kindheit an, der in Ketten zum Kriegsdienst geschleppt wird und bei der Nachricht vom Tode seines Vaters im Kampfe mit den die Steuerbeamten unterstützenden Soldaten desertirt, wieder gefangen wird, nachdem er einen Offizier getödtet und sich in wilder Wuth gegen eine ganze Compagnie zur Wehr gesetzt hat, und von den Kugeln seiner Kameraden zugleich mit seiner Geliebten stirbt, die sich im verhängnißvollen Augenblick auf ihn stürzt. Am lebensvollsten ist endlich die vierte Geschichte: „Der Aufruhr“, wilde Scenen aus einer Garnisonsstadt, deren Bürger durch den genialen Uebermuth der Herren Offiziere bis zum Äußersten gebracht und endlich im Straßenkampfe und durch einen Regenguß gebändigt werden, eine Geschichte, die recht den Stempel des wahrhaft Erlebten trägt und deren Hauptcharaktere, wie namentlich der in seinen heiligsten Interessen gekränkte Selbgießer und der genial übermüthige Herr von Wilbenstein, in frischer, kräftiger Zeichnung vor uns treten.

„Das verlassene Haus“, die nächstfolgende Erzählung, ist beinahe schauerlich durch das feldtame Helldunkel der Erzählung, welches eine tragische Geschichte fast mehr ahnen läßt als erzählt. Ein verlassenes Forsthaus, in dem Alles noch in dem Zustande ist, als ob seine Bewohner eben erst hinausgegangen wären — das Gerippe eines Hundes in seiner Hütte — ein Tagebuch des Oberförsters mit kurzen Notizen — eine junge schöne Oberförsterin — der Graf — ein Töchterchen geboren — der Tod der Frau von einem Schuß im Walde — der Sohn des alten Grafen — seine heimliche Liebe mit der Tochter des Oberförsters — der Tod der Tochter von der Hand des Vaters — ein dem jungen Grafen in das Ohr gerammtes Wort — Fluch über Haus und Wald — der Oberförster verschollen.

„Das Anneken von Seedorf“ ist ein liebliches Oseidyll mit melancholischem Ende und „Verhandelte Treue“ eine märchenhafte norddeutsche Dorfgeschichte. Sie erzählt von der Todfeindschaft des „Butenburs“ und des „Krügers“ und von dem entgegengesetzten Gefühle der Kinder, des Franz und der Anniese, von dem Grimm der Aeltern nach der Entdeckung und dem harten Zusammenprallen eines niedersächsischen Bauers mit dem gleichgearteten Sohn, von Franzens Spaziergang in den Redengrund, wo er einem Burschen für einen Heekthaler seine Treue verkauft, wie dann auf einmal Franzens Liebe zu Anniese verschwunden ist, wie er wegen seines gottlosen Handels in ernste Handel geräth und den Steffen in Broof auffucht, um den Handel rückgängig zu machen, aber einen ganz Andern findet und erkennt, daß der Red ihn betrogen, und schließlich des Schulzen Margret freit, während Anniese den Peter nimmt.

Düster und wild ist endlich die letzte Geschichte dieses Bandes: „An der Grenze.“ Sie erzählt ein Stück Schmugglerleben und weiß uns im höchsten Grade zu spannen und zu erschüttern. Wiedergeben läßt sich davon in kurzen Worten nichts, denn, wir wiederholen es, der eigenthümliche Vorzug dieses ganzen Buchs ist die

plastische Schilderung der Charaktere, die uns lauter echte Typen des nord-sächsischen Menschenschlags vorführen.

Im zweiten Bande, der den Titel führt: „Aus alter und neuer Zeit“, ist unstreitig die beste Erzählung die erste: „Ein alter Mann.“ Hier führt ein alter Junggeselle, dem das Glück die reichsten Gaben in den Schoos geworfen und nur die schönste versagt hat, einem jungen Freunde die Geschichte seiner Jugend und seiner Liebe vor. Diese Geschichte ist wunderschön, und es ist doch so traurig, zu sehen, wie zwei Menschen von herrlichen Gaben des Geistes und des Gemüths, die der Wunsch der Aeltern, die gleiche Vorzüge, gleicher Charakter, gegenseitige tiefe Liebe füreinander bestimmt haben, durch die Härte der Gemüther, die ein Mißverständniß mit zerstörender Leidenschaft ausbeutet, füreinander verloren gehen, bis sie im hohen Alter die Freundschaft wieder vereinigt. Nach dieser wollen die folgenden Erzählungen: „Die Dohlenkönigin“, „Auf der Universität“, „Der stille Kamerad“, „Erhard Waldow“ und „Kriegsleben im Frieden“, von denen die erste romantisch-märchenhaft und traurig, die zweite, die Geschichte einer Studentenliebe zu eine nieblischen Pugmacherin, sentimental-melancholisch, die dritte, aus dem Kriegsleben, tragisch mit lasiver Moral, die vierte, wieder eine Liebesgeschichte, räthselhaft und poetisch überschwänglich, aber interessant, die fünfte endlich interesselos ist wie ihr Titel, nicht mehr recht fesseln, ohne daß man, mit Ausnahme der letzten, in der beiläufig gesagt ein unsittliches Verhältniß mit einer Frau, wie auch in mehreren der vorhergehenden, als etwas gar nicht Anstößiges ganz naiv erzählt ist, den einzelnen Erzählungen ihre Vorzüge absprechen dürfte. Die plastische und wahre Darstellung des Lebens ist aber der Hauptvorzug aller beiden Bände, die Lesern von nicht allzu reizbarem Nervensystem und nicht zu strenger Moral eine angenehme Lectüre sein werden.

Auf einen ganz andern Boden, und zwar an den Südrand des schweizerischen Jura, an die Ufer der Aar, in einzelnen Erzählungen auch weiter südlich in das Gebiet der Berner Alpen, führen uns die „Aitabendgeschichten“ von A. Hartmann. Auch diesem Buche kann gewiß Niemand ethnographische Treue absprechen, ja man muß sagen, Hartmann schildert mit schrecklicher Naturwahrheit, und allen Denen, welche in poetischen Anschauungen über das biedere, unverdorrene Naturvolk der Schweiz schmelzen und etwa Lust haben sollten, eine Reise an die Ufer der Aar zu machen, rathen wir, diese Aitabendgeschichten zu lesen, denn dann sparen sie gewiß die Reisekosten. Es ist uns bei dem Lesen dieser Geschichten oft der Gedanke gekommen, als hätte der Verfasser, der doch den Vorreden nach selbst in Solothurn lebt, in dessen Nähe seine Geschichten spielen, einen grimmigen Haß auf seine Landsleute geworfen; denn wir können es kaum glauben, daß in einem deutschen Stamme so viel Roheit und Lieblosigkeit, so viel Dünkel bei so großer Geistesarmuth, so viel Gemeinheit und Verworfenheit, mit einem Worte, so viel physischer und

moralischer Schmutz vereinigt sein sollte, als in den hier geschilderten Schweizern. Wir müssen gestehen, uns hat oft geekelt vor den geschilderten Menschen und Szenen, aber gelernt haben wir doch aus dem Buche und Interesse dürfen wir ihm nicht absprechen, nur darf man nicht mit ästhetischen und poetischen Ansprüchen kommen, denn davon verräth selbst der Verfasser wenig, und es dürfte für uns, denen die eigene Anschauung fehlt, eine schwer zu lösende Frage sein, ob die Unschönheit des Stoffs, ob die Unmöglichkeit einer gemüthlich ansprechenden und poetisch befriedigenden Darstellung des kops- und herzlosen, aber desto dunkelhaftern Bauernthums und des ekelhaften Pösthums des ganzen Landes die poetische Gestaltungskraft des Verfassers gelähmt, oder ob es seine eigene Natur ist, die sich in seinen Darstellungen widerspiegelt. Aber den Eindruck des Wahren machen diese Dorfgeschichten, und Wahrheit ist immer heilsam, selbst wenn sie uns schöne Illusionen zerstört.

In Betreff des Titels sagt uns der Verfasser im Vorwort zum zweiten Bande, daß das Wort „Kilt“ Aufbleiben bei Licht bedeute und daß Kiltabende ländliche Soiréen seien, daß also Kiltabendgeschichten nichts mit dem sogenannten Kiltgang zu schaffen haben. Die mit diesem Namen bezeichneten Dorfgeschichten, von denen sechs den ersten und vier den zweiten Band füllen, sind also Geschichten, wie man sie an Winterabenden erzählt, wenn die Familie und die Nachbarn um die Lampe versammelt sind. Die erste von ihnen, „Karli dürfen Joggi's Lisele“, in welchem Namen nach Landesfittie die Namen des Urgroßvaters, des Großvaters, des Vaters und der Tochter vereinigt sind, ist verhältnißmäßig die beste. Der Sommerhalbenbauer gibt der Base Lämmli aus der Stadt, welche für ihren Sohn Fritz, der studirt hat, um Lisele, die Erbin der Sommerhalde, wirbt, einen Korb, weil er seine Tochter nur einem Bauer, keinem Amtsknapper geben werde; Fritz aber verdingt sich, vom Bauer unerkannt, bei ihm als Knecht und erwirbt sich seine große Gunst, bis er endlich von der eifersüchtigen Meistermagd Lungi, die es auf den hübschen Burschen abgesehen und die sehr ergötlich geschildert ist, an den Bauer verrathen wird, als er mit Lisele von dem Ernteschmause sich hinter das Haus verloren hat. Der Bauer jagt ihn nun aus dem Hause, da erscheint aber Base Lämmli wieder, und Fritz und Lisele werden ein Paar.

„Der Heuet auf dem Kesselhofe“ schildert mit starken Farben eine liederliche Bauernfamilie, der die Burschen einmal in der Nacht das Heu, das schon auf dem Stengel trocken geworden ist, mähen und in das Gehäfte fahren.

„Der Erdäpfelsteusel“ erzählt von einem Trunkenbold, der Weib und Kind jämmerlich hungern läßt und ihre einzige und letzte Hoffnung, die Kartoffeln, noch in der Erde für Schnaps verkauft; am nächsten Morgen aber ist der ganze Acker schwarz und verdorrt. Eine schaußliche Geschichte.

Am ergötlichsten ist die vierte Erzählung: „Schweizerisches Soldatenleben“, worin schweizerische Soldaten nach einer Bezirksmusterung in der Pinte einander ihre lustigen Geschnisse im Sonderbundsriege mittheilen.

„Dursli der Auswanderer“ geht nach Amerika, macht allerlei traurige Erfahrungen, foramt arm wieder, heirathet das Babek und bleibt nun im Lande.

„Der Heimatlose“ führt uns unter die Zigeunerbanden, welche als Kesselflicker, Scherenschleifer u. dgl. ohne feste Wohnung in Jura und Alpen sich herumtreiben, und gewährt in der Schilderung dieses wilden Lebens großes Interesse. Zuletzt beschäftigt uns ausschließlich die Geschichte des Fideli, den der alte Lienhard von des Naglerhansens Bande einem „Bettelmann“, das ihn eben auf der Straße geboren, für einen Hund abgetauscht hat. Der alte Lienhard stirbt an Krämpfen, weil er von einigen Tropfen Weihwasser besprengt wird; der Jammer des Fideli rührt einen vornehmen Herrn, und dieser verdingt ihn bei einem Bauer als Knecht. Fideli macht bei allen Meistern, denen er nach der Reihe dient, traurige Erfahrungen. Endlich lernt er die Broni kennen, die ebenso wie er von Aplerleuten stammt, und wendet seine letzten drei Bapen an drei Tänze mit ihr, wird aber von den übermüthigen Bauersöhnen schwachvoll verhöhnt. Weil er nicht Bürger ist und keine Erlaubniß der Gemeinde zum Heirathen aufweisen kann, versagt ihm der Pfarrer die Segnung. Da pilgert er mit Broni nach Rom und wird in der Peterskirche eingeseget, aber nach der Rückkehr wird das junge Paar, das sich so glücklich fühlt in seiner erpachteten Hütte, mit so liebloser Verachtung behandelt und von der Polizei mit solcher Härte verfolgt, daß es endlich gezwungen wird, des Naglerhansens Bande wieder aufzusuchen.

Der zweite Band führt uns zuerst in „Arenetti von Siebenthal“ unter die schwindelstüchtige Badgesellschaft des Curores Weissenburg im Simmenthal, wo ein junger Graf einem armen Bauernmädchen, dem letzten Sprößling der alten Freiherren von Weissenburg, den Kopf verdreht, aber von dem verschmähten Liebhaber Arenetti bei dem großen Seilritt des Abraham Fenz, welcher von seiner Wohnung aus die Verbindung mit der Welt durch ein über einen Abgrund gespanntes Seil unterhält, an dem die Bewohner der Leiterweide herüber- und hinübergleiten, auf sehr gewaltthätige Weise zur Entsagung genöthigt wird. Schwindelstucht, unglückliche Liebe, Wahnsinn — das sind die wesentlichen Elemente dieser Erzählung.

„Peterli, der verlorene Sohn“ erzählt von einem Bauernjungen, der nach dem Willen der Mutter trotz dem Einreden des Vaters ein Herr werden soll und nach Bern geschickt wird, um da zu studiren, aber mehr in „Grosmogul“ als in den Collegien sitzt, trotzdem aber nach einem halben Jahr das Recht aus dem Grunde kennt und seinen Vater zur Herausgabe seines Antheils am mütterlichen Vermögen nöthigt, mit Hülfe eines brauchbaren Menschen, des Scheubers Stips, ein Ge-



schäftsbureau gegründet und argen Schwindel treibt, als Candidat für den Cantonsrath auftritt und das Geld mit vollen Händen zur Beförderung der Wahl hinauswirft, bis er zugleich mit der Nachricht von der Wahl seines Factotums, des Schreibers Stips, zum Cantonsrath die Entdeckung macht, daß er mit seinem Geschäftsbureau bankrott ist. Später taucht er wieder auf als Knecht beim geizigen Roggenbauer, nachdem er als neapolitanischer Soldat an Zucht und Ordnung sich gewöhnt hat, macht auch hier noch eine harte Schule durch, lernt die stiller, opferfreudige Liebe eines armen, braven Mädchens kennen, welche durch den plötzlichen Tod des Roggenbauers, ihres Vetter's, in einer Feuersbrunst zu Vermögen kommt, und versöhnt sich als wiedergefundener Sohn, nachdem er Diesenjenigen entschädigt, die durch sein Geschäftsbureau um ihre Habe gekommen, mit seinem Vater.

„Der verlassene Bau“ ist eine unerquickliche Geschichte von einem Vormund, der Waisen um ihr Vermögen bringt und sich endlich selbst erhängt und dessen Haus allen seinen Besitzern Unheil bringt. Aber die grauigste Geschichte von allen ist „Der Lumpenkübler und sein Haus“, die uns einen Blick in die tiefsten Abgründe menschlicher Verworfenheit thun läßt. Gehört diese Geschichte nothwendig in ein Buch, das uns das Schweizervolk charakterisiren soll, dann behüte uns Gott vor dem biederer Schweizervolke! Die Sprache und Darstellungsweise des Buchs sind vollkommen passend für den Stoff, d. h. sehr derb. Die zahlreichen Holzschnitte sind nicht eben eine Zierde dieser Kiltabendgeschichten.

Ein anderes, nur kleines Buch, die „Dorfgeheimnisse aus dem nordöstlichen Thüringen“ von Wilhelm Künzler, führt uns so recht in ein Land, welches mitten inne liegt zwischen Deutschlands nördlichen Seegestaden, in die uns Edmund Höfer verlegt, und den Hochgebirgen jenseit Deutschlands Südwestgrenze, wo wir mit A. Hartmann Land und Leute studirt haben. Während wir in den Büchern aus dem Norden Charaktere von fest und schroff ausgeprägtem Wesen, mit starken Leidenschaften, unbegreiflichem Willen, energischer Den- und Thatkraft, wenig vorwaltendem Gemüth, aber doch von Wohlwollen und Herzlichkeit gefunden haben, fanden wir dort in den Lebensbildern aus dem gebirgigen Süden vorwiegend die thierischen Leidenschaften ausgebildet und Geist und Gemüth verklümmert. Hier nun, in Künzler's „Dorfgeheimnissen“, wiegt ganz und gar das gute, für Ideale erwärmte, das Böse verabschewende, das Schöne und Edle innig verehrende, mit herzlichster Menschenliebe erfüllte Gemüth vor. Es ist wirklich ein recht lebenswürdiges kleines Buch, welches wir mit Freude, oft mit Rührung gelesen haben und dem wir recht viele Leser wünschen. In psychologischer Erkenntniß der Menschennatur und plastischer Darstellung der Charaktere steht es freilich hinter den beiden erstgenannten Schriften zurück, und wenn wir ihm dennoch ein ethnographisches

Interesse zusprechen, so müssen wir auch hier, aber noch bestimmter als oben bei Höfer's Büchern, sagen, daß dieses Interesse zu erregen gewiß nicht in der Absicht des Verfassers gelegen hat. Es ist eigentlich immer nur sein eigenes, noch in sich selbst befangenes, noch nicht zu objectiver Menschenkenntniß durchgedrungenes Gemüth, was er uns gibt. Der Verfasser ist gewiß, es kann nicht anders sein, ein junger Volksschullehrer, der aber hinaus in die Welt und nach Höherem strebt, weil seine Stellung den Neigungen und Kräften, die er in sich fühlt, nicht angemessen ist. Möge er erreichen, was er sucht, aber möge er sich auch vor der Selbstüberschätzung hüten, die gerade dem Stande, dem er nach unserer Meinung angehört, so eigenthümlich ist, und möge er nicht ein recht erfreuliches Talent, welches er unstreitig besitzt, für eine Offenbarung des Genius halten; das Leben, das er in seinen Tiefen noch so wenig kennt, möchte ihm sonst sehr schmerzliche Enttäuschungen bereiten. Wirkliche Blicke in die menschliche Seele, in die Geheimnisse des geistigen Daseins läßt uns der Verfasser nicht thun, er kennt im Menschen kaum jene räthselhafte Mischung des Guten und des Bösen, des Himmels und der Hölle, aus deren Kampf als Resultat eben das hervorgeht, was wir Charakter nennen; er kennt nur gute und böse Menschen und allenfalls solche, die eigentlich gut waren, aber erst durch die Menschen böse geworden sind, und wie ein guter Mensch einer Versuchung unterliegen kann, ist ihm unerklärlich. Doch die Geschichte vom Lindenblatte ELEGRIED'S und von der Ferse des Achilles wiederholt sich in jedem Menschen. Künstler's Erzählungen sind aber schön erfunden, gut erzählt, erwärmen wohlthätig das Gemüth und regen zum Guten an. Das sind wol Vorzüge genug. Wegen der ersten Erzählung: „Der Ablass“, könnten wir eigentlich mit ihm rechten, weil wir poetische und göttliche Gerechtigkeit in ihr vermissen. Da schildert er uns eine Frau, die einst in ihrer blühenden Jugend, um den Nachstellungen eines Rittmeisters zu entgehen, einem ältern Manne die Hand gereicht, aber, von des Rittmeisters Lockungen bethört, am Hochzeitstage selbst die geschworene Treue gebrochen und ihrem Manne eine Tochter geboren hat, die nicht die seine ist. Dieses Vergehen sucht sie ihr ganzes Leben lang mit Reue und Buße, mit wahrer Frömmigkeit, mit aufopfernder Liebe gegen den betrogenen Mann zu sühnen, und dennoch ist ihr die furchtbarste Strafe aufgespart; der Sohn jenes Rittmeisters liebt eben jene Tochter, der Bruder die unbekante Schwester, und als es die Mutter entdeckt, ist das Furchtbare schon geschehen, und die Mutter erdrotselt die eigene blühende Tochter, ihr einziges Kind. Ist das nicht schrecklich?

Um so schöner und wohlthuender ist „Der Schulmeister von Raufenstedt“, die Geschichte eines Dorfschulmeisters, der mit Entbehrungen, Noth und Sorgen aller Art zu kämpfen hat, dessen strebender Geist von den Plagen und Demüthigungen seiner Lage, namentlich von einem lieblosen, heuchlerischen, pietistischen Pastor niedergedrückt wird, bis er aus toddrohender Krankheit zu der

herrlichsten Gestaltung seines Schicksals erwacht. Außerst lieblich ist die Schilderung der Schulmeisterstochter Martha und ihrer stillen Liebe zu ihrem spätern Bräutigam, und wohlthuend die des armen blödsinnigen guten Hans.

„Der wilde Töffel“, der verschmähte Liebhaber eben jener lieblichen Martha, wird uns in der Wuth seines Hasses gegen seinen glücklichen Mitbewerber in der folgenden Geschichte vorgeführt, und das ist wieder ein Nachstück, das unerquicklich sein würde, wenn nicht der Triumph des Guten über das Böse uns versöhnte.

Die Erzählung „Vater und Sohn“ führt uns in die Revolutionsstürme des Jahres 1848 und gibt uns ein belebtes Bild von der Wirkung jener Stürme im Dorfe Kaufenstedt. Der edle Sohn eines alten Aristokraten, der durch eine gute That, die er an dem Anführer der Tumultuanten früher gethan hat, der Retter seines Vaters wird, welcher eben derselben That wegen mit dem Sohne zerfallen ist, ist der Held dieser Geschichte.

„Der verlorene Sohn“ ist wieder ein junger Schulmeister, der Sohn eines Schäfers, der nach Höherm strebt, zum Herzeleid seines Vaters und seiner Geliebten auf das Theater geht, von seinem Vater zu den Todten gerechnet wird, seit ihn dieser in Erfurt als Kaspar im „Freischütz“ auftreten gesehen, aber endlich das Herzeleid in Entzücken verwandelt, da der Vater dem Gottesdienste beizohnt, in welchem der Sohn zum ersten male als Musikdirector einer Stadt im Berrathale mit einer Kirchenmusik auftritt. Auch diese Geschichte ist lieblich, so einfach und anspruchslos sie ist, und damit Alles harmonisch sich abschließt, theilt uns ein Nachwort in Briefform am Ende des Büchleins mit, wie in Kaufenstedt und Umgegend sich Alles zum Besten gestaltet und was aus allen den Leuten, die in den fünf Geschichten aufgetreten sind, endlich geworden ist.

Zum ethnographischen Interesse gefellt sich das historische in „Die gute, alte Zeit. Münchner Geschichten“, von Franz Trautmann. Das ist ein liebes, herziges Buch, in dem uns das bairische Volksthum, wenn auch hier und da poetisch verklärt, in seiner Vorzeit vorgeführt wird von einem Dichter — denn diesen Namen verdient der Verfasser —, der es versteht, Zeiten und Menschen objectiv zu erfassen und aus ihrem eigenthümlichen Wesen heraus anschaulich zu machen. Wie trifft der Verfasser den Ton und die Weise der alten biederben Zeiten, mit welcher Lebendigkeit führt er die spannendsten Begebenheiten vor unser Auge, und selbst die Beimiſchung einer gewissen modernen Gefühlsweise, die sich hier und da geltend macht, dient nur dazu, uns seine Erzählungen gemüthlich näher zu bringen. Wir wollen nicht näher auf den Inhalt der fünf Geschichten, die uns geboten werden, eingehen, wir können nur zum Selbstlesen ratthen, denn die Erzählungen sind so ergötzlich, so spannend, so wohlthuend, daß man sie nicht anders als schön ohne allen Tadel nennen kann.

Wie ergötzlich ist die Geschichte vom „Wettermacher von Frankfurt“, wo Barthold der Speirer, der Sohn eines reichen frankfurter Wechslers, im Hause des Augsburger Weiser in München durch den bösen Junker Sarazin und den Besitz eines Wettermännchens — eines kleinen Kapuziners, der durch Hinausziehen der Kapuze nahenden Regen ankündigt — in ernste Händel geräth und endlich durch einen Volksaufstand gezwungen wird, nach langer Dürre regnen zu lassen; wie tritt uns das bairische Volksthum des 14. Jahrhunderts so lebendig in seiner rohen Kraft, in seiner Biederkeit, in seinem Aberglauben, in seinem Fanatismus entgegen; wie lieb gewinnen wir den Herzog Johannes in seiner gemüthlichen Weise, den reichen Weiser, selbst die alte Jungfrau Barbara mit ihrer zärtlichen Liebe zu dem bairischen, stolzen Sohn des reichen Frankfurters; wie kräftig ist der Charakter des bösen Junkers und seiner Gefellen, wie wahr der des Vaters Raimarus, wie lebendig selbst die unbedeutendste Nebenperson gezeichnet!

In die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und der Anwesenheit Gustav Adolfs in München führt uns dann „Des Thürmers Töchterlein“, in der wir eine echte Münchnerin in ihrer Sprödigkeit bei aller Gefühlswärme kennen lernen. Recht lustig ist die Geschichte des verliebten Actuarius Wurzel mit seiner bösen Ehehälfte und mit seiner Schwedenfresserei, während die Liebe und die Leiden und Fährlichkeiten und endlich das Stünd des armen Kreuzers Konrad.

Im Jahre 1557 spielt dann die Geschichte von dem klugen Sultan, dem Löwen des Herzogs Alberts V., 1429 die Geschichte vom bösen Rechtsfreund Calomais, und so trefflich auch diese Erzählungen sind, so ist doch die letzte des Buchs: „Der Meister von Nürnberg“, welche uns die Lebensschicksale des blinden Meisters Konrad Paulmann erzählt, der in aller Kunst wohl erfassen ist, auf der Orgel aber seines Gleichen nicht hat, wirklich die schönste. Da sind wir in der Gesellschaft der kunstreichen Meister, die um das Jahr 1459 in Nürnberg lebten, da sind wir Zeugen von der edeln und standhaften Liebe zweier herrlicher Wesen, des Meisters Lindenaast und der treuen Tochter und Pflegerin des blinden Meisters, da sehen wir, wie die Reinheit und der Edelsinn und hoher Mannesmuth siegt über die höllische Bosheit kleinlicher Eifersucht, wie Kunst und fromme Einfalt selbst Frieden bringt in das Haus des Fürsten und zwei Herzen, die sich getrennt haben, zu um so innigerer Liebe wieder vereinigt, da sehen wir den herrlichsten Sieg des Schönen und Guten. Doch wozu ein so farbloses Bild von einer so herrlichen Geschichte? Man lese sie selbst!

Und zu dem ethnographischen und historischen Interesse gefellt sich noch die Richtung auf das Religiöse in den „Erzählungen für das deutsche Volk“ von L. F. Caspari. Die unter diesem Titel gebotenen Geschichten aus dem Volksleben sind früher schon in drei Bänden erschienen, und wir gönnen ihnen von Herzen die wärm-

sehr hübsch ausgestattete, mit der Abbildung des Dorfes Eschau in Stahlstich und mehreren Musikbeilagen zu Volksliedern versehene Auflage, der wir recht viele Leser wünschen. Denn das ist wirklich ein Buch aus dem Volke heraus und für das Volk, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Denn wenn das eigentliche Volksleben im Speffart, wohin uns der Verfasser führt, nicht gerade in scharf charakterisirenden Zügen uns dargestellt wird, so liegt dies wol zumeist in dem Umstande, daß in Mitteldeutschland nirgends der Volkscharakter sich so bestimmt und scharf ausgeprägt hat wie an der Nord- und Ostsee, wie in der Schweiz, wie in Altbaiern; denn in Mitteldeutschland gleichen sich eben die Gegensätze zwischen Norden und Süden mehr aus. Der Hauptvorzug des Buchs aber ist die ergreifende und mächtig zum Herzen sprechende Darstellung der alten schlichten Zeiten, in denen das Volk noch das Kleinod wahrer Frömmigkeit, kindlichen Gottvertrauens besaß, in der der einfältige Glaube mit einem Bibelworte die schwersten und härtesten Schicksale überwand, in der der Gedanke an einen allgegenwärtigen und gerechten, die Schicksale seiner Kinder nach ewig weisem Rathe leitenden Gott trotz aller Widersprüche des Lebens der feste Anker war, an dem auch das Volk mit Innigkeit sich festhielt. Dieses Kleinod der alten Zeiten in seinem herrlichsten Glanze zu zeigen ist das Streben des Verfassers, und eben deshalb hat seine Geschichten meist düster, oft schrecklich; denn in der Finsterniß zeigt sich die Macht des Lichts, und was in diesen Erzählungen noch so wild und verworren ist, läßt sich dem frommen Herzen harmonisch im Hinblick auf Gottes Weisheit und Gerechtigkeit.

Der Stoff zu den „Alten Geschichten aus dem Speffart“ ist nach der Versicherung des Verfassers aus Sagen, Familientraditionen und Gerichtsacten, der Stoff zu der Erzählung „Der Schulmeister und sein Sohn“ aus dem von Udalricus selbst geführten Kirchenbuche und einer geschriebenen Chronik des Hauses Limpurg genommen; der Verfasser hat aber so sehr die Gabe, sich in seine Geschichten und Personen hineinzuleben, daß wir geneigt wären, ihm aufs Wort zu glauben, wenn er versicherte, daß der Feldscherer Bonifacius Scholl wirklich den *librum memorialium* geschrieben, der uns die Geschichte des Bauernkönigs, ein wildes Stück aus dem Bauernkriege, erzählt, oder der Schulmeister Udalricus Gast von Sommerhausen das Gedenkbuch, das sein und seines Sohnes Schicksale im Dreißigjährigen Kriege ergreifend uns schildert. Auch die Geschichten, die in der Spinnstube erzählt werden, sind so getreu im naiven Volkston, ohne alles Gemachte und Gezierte gehalten, daß man sie aus dem Munde der erzählenden Personen unmittelbar aufgeschrieben glaubt; selbst diese Vorliebe für das Schauerliche, für die Criminaljustiz, für wunderbare Schicksalsfügungen sind ganz charakteristisch für den Geschmack der Landleute. Dankenswerth sind auch die mitgetheilten Dorffagen, zehn an der Zahl, von denen wir die eine, weil sie am leichtesten von dem localen Interesse sich lösen läßt, mittheilen wollen.

#### Der Hannes-Jakob von Hoppach.

Man erzählt, in Neustadt an der Aisch habe einmal ein Schneider, als die Feinde das Städtchen belagerten und es ausgehungert zu haben meinten, einen guten Rath erfunden. Er habe sich nämlich in eine Bockshaut einnähen und unter lustigem Medern auf der Stadtmauer sehen lassen, bis die Feinde, in der Meinung, die drinnen müßten noch Lebensmittel genug haben, voll Verdruß und Aerger wieder abgezogen. Das war ein gescheiter Bursche, dieser neustädter Schneider, aber der Hannes-Jakob von Hoppach war auch nicht auf den Kopf gefallen.

Wenn man von Eschau nach Hoppach geht, kommt man an einem Berg vorbei, der bis herunter in den Grund reicht, drauf liegt das wildensteiner Schloß. Jetzt steht davon nur noch eine große Mauer und das Thor, das sonst eine Zugbrücke gehabt hat, und ein hoher vierseitiger Thurm, und im Hof ist noch der Keller zu sehen und ein tiefer Brunnen, der aber mit Steinen ausgefüllt ist. Vor hundert Jahren wohnte noch der Jäger im Schloß und der Schäfer, seitdem aber ist's öde und verlassen: im Hof weiden die Kühe, auf dem Gemäuer haben die Vögel und der Wind Tannenbäume und Vogelbeeren ausgesät, und auf dem Schloßweg wächst das Gras. Daß es hier einmal so aussehen würde, hätte von den Rienecker Grafen, die vor Zeiten in dem Schlosse hausten, keiner geglaubt, als vielleicht der letzte, der, als seine Leute im Schlosse alle gestorben oder geblieben waren, mit dem Pfarrer durch den unterirdischen Gang sich retten wollte, aber sich in sein Schwert stürzte, da er den Ausgang dort, wo man's „die Badstube“ heißt, vom Feind bereits besetzt fand. Sonst waren die Rienecker Grafen lange Zeit reiche und große Herren, die Geld und Gut und Grund und Boden genug gehabt, und wäre auch heute noch von ihrem Gold und Silber viel im Schlosse zu heben, wenn man nur wüßte, wie und wo? So aber wird's liegen bleiben bis zum jüngsten Tag.

Immer hilft Geld und Gut auch nicht, und ein guter Einfall ist manchmal mehr werth als Gold und Silber: das haben die Herren einmal recht deutlich erfahren, wie sie den großen Streit mit den Rainzern führten. Diese hatten die ganze Gegend mit ihren Leuten belegt, daß kein Rienecker mehr vom Schlosse sich wagen durfte. War's ihnen auch nicht lieb, so gaben sie sich doch darein, tummelten ihre Gäule im Hof, daß sie nicht steif wurden, hielten die Fastnacht im Schloßsaal und warteten auf bessere Zeiten. Als aber der Schnee schmolz und die wilden Wasser sich verlaufen hatten und man just auf die Märzzeitlichen wartete, siehe! da kamen eines Abends die Rainzer in hellen Häufen das Thal heraufgezogen und legten sich vor das Schloß, und die Rienecker machten große Augen. Zwar hatten sie Mannschaft genug und die Mauern waren hoch und der Graben tief, aber mit der Nahrung sah's übel bei ihnen aus, und sie wußten wohl, wenn der Magen leer ist, will das Herz nicht muthig sein und der Arm nicht zuschlagen. Anfangs hofften sie zwar immer noch, der Feind, wenn er sich den Kopf an der Mauer zerstoßen, werde wieder abziehen, aber es war nicht so: die Lärchenbäume wurden grün, und die Birken bekamen Blätter, und die Fichten und Tannen setzten an, und der Kukul fing an zu schreien, — aber nach wie vor lagen die Rainzer im Thal, und der Rauch stieg auf aus dem Lager — jeden Tag drei mal, gerade wie wenn sie da daheim wären. Das war den Rieneckern ein bitterer Anblick, wie sie so des Morgens, Mittags und Abends die Rainzer sich um die Feldkessel lagern sahen, denn bei ihnen war Schmalhans schon lang Küchenmeister, — Weht und Fleisch war dem Ende nahe, wiewol sie auf Viertelskost gesetzt waren, und wenn auch einer kein besonderer Rechenmeister war, konnte er doch aufs Paar sagen, wann sie den letzten Laib Brod backen und wann sie den letzten Schinken anschneiden würden. Was aber den Rienecker am meisten verdroß, die Feinde mußten davon Wind bekommen haben. Denn wie er einmal mit seinem Knecht, dem Hannes-Jakob, über die Schloßmauer ins Thal

schaut, hört er zwei Mainzer sagen: „Sie haben nichts mehr als ein Schwein und eine Kuh, jetzt wird das Rest bald unfer sein.“

Der Hannes-Jakob aber war, wie gemeldet, nicht auf den Kopf gefallen. Oben im Grund liegt Hoppach. Es ist einmal einer, sagt man, den Grund herabgekommen und hat einen Sack auf der Schulter getragen: der bekam ein Loch, und es fielen Häuser heraus, hierher und dorthin, zuerst eines und nach einer Weile wieder eines, eins rechts vom Bach, eins links vom Bach, und wie er sich umsieht und den Ort anschaut, der daraus entstanden war, mußte er lachen, weil die Häuser so verkrüppelt lagen, daß ein Nachbar, wenn er zu dem andern wollte, einen Zusprung nehmen und über den Bach hüpfen („hoppen“) mußte — und nannte das Dorf Hoppach. Dort war der Hannes-Jakob gebürtig. Wie er nun seines Herrn Betrübnis sah, ging's ihm durchs Herz und er hatte einen guten Einfall. Er ging nämlich hinunter in den Stall, holte das einzige Schwein, das sie noch hatten, heraus, warf's nieder und kniete ihm auf den Hals, daß es zu schreien anfing, wie wenn's geschlachtet würde. Da spiketen die Mainzer die Ohren und lachten, weil sie meinten, jetzt mußte es bald zu Ende gehen. Wie er's aber nach drei Tagen wieder that und nach drei Tagen abermals und immer so fort, da sagten sie: „Sie müssen's noch vollauf haben im Schloß: hört! sie schlachten schon wieder ein Schwein!“

Als er's so eine Weile fortgetrieben, und die Leute den Gurt um den Leib sich anzogen, daß sie ausfahen wie die Wespen, und auch die Kasse geschlachtet hatten, — denn auf die Mäusejagd, meinten sie, wollten sie schon selbst gehen — konnten sie endlich nicht anders und mußten ihr letztes und einziges Schwein schlachten. Da hieß der Kieneder seine Leute sich noch ein mal satt essen und sagte: „Wir müssen nun doch bald sterben.“ Der Hannes-Jakob aber ging wieder in den Stall und blökte bald wie ein Kalb, bald brüllte er wie eine Kuh, und draußen sagten sie: „Die Schweine sind geschlachtet, jetzt kommen sie ans Kindvieh!“ und hatten's bald satt, vor dem Schlosse zu liegen.

Die im Schlosse aber wußten's besser und waren am Verhungern, und eines Tages, wie von ihrem Schwein nur noch der letzte Schinken übrig war und sich kaum noch jemand auf den Beinen halten konnte, außer dem Hannes-Jakob, da trat der Kieneder mitten unter sie und sagte: „Habt Dank, liebe und getreue Gesellen, daß ihr so mannhaft ausgehalten habt bis zuletzt — jetzt aber ist unser Stündlein gekommen. Wir wollen einander das Herz nicht schwer machen, sondern guten Muths einander in dieser falschen Welt gute Nacht geben aufs Wiedersehen in einem bessern Leben. Morgen werden wir mit des Seilers Tochter copulirt und werden lustig im Winde baumeln, denn wir sind nur noch wie ein Schemen!“ Und wie er das sagte, gab er Jedem die Hand, und es flossen ihm die heißen Thränen von den Backen und den Leuten auch. Der Hannes-Jakob allein wollte noch etwas versuchen.

So führt er denn die Kuh, von deren Milch sie bisher gelebt, aus dem Stall, bindet ihr mit Flachs den letzten noch übrigen Schinken zwischen die Hörner, läßt vom Schloßkaplan, der sich im Bett die traurigen Gedanken vertrieben und seinen letzten Buchstaben meinte geschrieben zu haben, einen Zettel schreiben und bindet ihn um den Schinken, dann trieb er die Kuh zum Thor hinaus. Wie die Mainzer die Kuh kommen sahen, die stracks dem Thale zuschritt, wo sie in bessern Tagen so oft auf der grünen Wiese geweidet, stuzten sie, endlich aber fingen etliche Gesellen die Kuh ein und wickelten den Flachs von ihren Hörnern. Drin fanden sie den Schinken und um den Schinken die Schrift, welche lautete:

So wenig die Kuh den Schinken frist.

So wenig die Ferkung euer ist.

Da machten sie große Augen und brachten die Kuh sammt der Schrift zu dem Commandirenden. Dem war seit etlichen Wochen schon Zeit und Weile lang genug geworden und wäre

längst schon gerne weiter gezogen, wenn er nicht jeden Tag gehofft, der Hunger werde ihm das Schloß in die Hände liefern. Wie er aber die Kuh sah und den Schinken und die Schrift gelesen, sagte er: „Blast zum Abmarsch, denn da verhungern wir eher, als daß den Schwerenöthern da troben die Kost ausginge.“

Morgens zogen sie ab mit Sack und Sack das Thal zu der hinunter. Die Kieneder sahen ihnen zuerst zu mit kleinem Herzen und wagten nicht zu musfen; wie aber der letzte Mainzer das Thal verlassen hatte, da ging der Jubel los in allen Ecken und Enden. Die Kranken wurden wieder gesund, die Schwachen standen wieder auf ihren Füßen, der Schloßkaplan kam aus seinem Bett hervor, der Constabler schickte den Mainzern einen Karthausenschuß nach, aber blind, damit sie nicht für Ernst nähmen und wieder umkehrten, und der Thurm blies vom Thurme herab, als wenn er sich die Seele ausblasen wollte: „Nun danket Alle Gott!“ Der Kieneder aber zog seine Kappe ab und legte seine Hände zusammen, bis es ausgeblasen war, dann strich er schmunzelnd seinen Schnauzbart und sagte: „Das hat uns Gott gerathen! Aber so oft ich ein Schwein schreien und eine Kuh brüllen höre, will ich an den Hannes-Jakob von Hoppach denken und an seinen Einfall. Das soll ein Wort sein.“

Dies ist übrigens die einzige Geschichte, die in einem heitern Tone gehalten ist; die meisten übrigen kosten dem Leser viele Thränen, so namentlich die Erzählung, welche nächst der letzten und größten des Bandes: „Der Schloßmeister und sein Sohn“, die beste ist: „Zu Strasburg auf der Schanz.“ Dies ist eine sehr rührende, traurige und doch mit dem traurigen Schicksale verfehlende Erzählung, welche die Begebenheiten in ihrem Belange darzustellen sucht, denen die beiden bekannten Volkslieder „Zu Strasburg auf der Schanz“ und „Es waren einmal drei Reiter gefangen“ ihre Entstehung verdanken, und welche eindringlich die Lehre predigt: „Bleibet wilder Rath, Gottes Rath guter Rath.“

Wir wollen uns mit diesen kurzen Andeutungen begnügen und es unterlassen, die große Zahl der Geschichten einzeln zu besprechen; eine kurze Inhaltsangabe würde auch dem Buche Unrecht thun, denn die Geschichten sind nicht die Hauptsache, es ist vielmehr, wie wiederholen es, die Erweckung eines gesunden religiösen Sinnes, welche dem Verfasser vor Augen schwam, und wer für dieses Höchste im Menschenleben zugänglich ist, der wird das Buch gewiß mit Nutzen, vielleicht mit einem Gewinn für sein ganzes Leben lesen.

Auf religiöse Erweckung, und zwar mit Ausschluß alles Historischen und Ethnographischen, sind auch die „Erzählungen aus dem Volksmunde“ berechnet, man auch der Titel davon nichts ahnen läßt; denn solche Geschichten wie diese, die fast nur die innerlichen Erlebnisse des Gemüths darstellen, wird das Volk sich nun und nimmer erzählen. Es sind Schriften für die Innere Mission, Tractate in Erzählungsform, sehr erbaulich und gut und rührend zu lesen, aber doch allzu voll von jenen krankhaften, süßlichen, pietistischen Wesen, das sich mit einem gesunden, freudigen Christenglauben nicht verträgt, für das überhaupt die Menschen erst dann zugänglich werden, wenn sie durch schwere Verirrungen tief in den Pfuhl der Sünde versunken sind und plöz

lich ihre Verworfenheit gewahren und an Gottes Gnade verweisen; denn im ganzen Menschenleben entstehen Extreme nur aus Extremen, und der Menschenkenner kann dreist so ziemlich Jedem, in dem diese Richtung entschieden ausgeprägt, bei dem dieses wollüstige Schwelgen in Christi Blut und Wunden nicht — wie es wol bei den Meisten der Fall — das Zeichen verkümmelter Denkkraft und nur ein gedankenloses Nachbeten ist, die Alternative stellen: Du bist entweder ein Heuchler, oder du warst oder bist noch ein arger Sünder.

Von den drei Erzählungen des Büchleins schildert uns „Isibeth Klaus, oder die waltende Gotteshand“ die Bekehrung der weltlustigen Tochter einer frommen Herrnhuterfamilie und ihres Geliebten durch Noth und Schande; die zweite: „Faber, oder Erweckung und Bekehrung“, führt uns in das Jahr 1848, schildert caricirend einen rationalistischen Pastor, einen Miethling als Hirten der Schafe, nebst seiner Familie, einen auf seine äußere Ehrbarkeit pochenden und den Ermahnungen des Vorgesetzten Faber, der aus einem verworfenen Sünder ein seliges Gotteskind geworden, unzugänglichen Amtsverwalter und in der Gestalt eines jungen Theologen einen Geistlichen wie er sein soll; die dritte endlich: „Marie, ein Lebensbild“, ist die einfache Lebensgeschichte einer frommen armen Frau. Wie gesagt, es ist viel Gutes und Erbauliches, doch auch recht viel Krankhaftes darin, poetisches Verdienst aber haben diese Erzählungen nicht.

Auf das Volk ist auch berechnet die „Allgemeine deutsche Volksbibliothek“, deren siebenter Jahrgang (1884) uns zum Schluß noch zur Besprechung vorliegt. Die drei Erzählungen, welche in den sechs Bändchen dieses Jahrgangs enthalten sind, entsprechen nun allerdings dem stolzen Titel des ganzen Unternehmens nicht ganz. Die beiden ersten Bändchen bringen unter dem Titel „Handwerk und Studium“ eine Volkserzählung von Mor Ring, die recht ansprechend erfunden, gut geschrieben und für junge Handwerker gewiß lehrreich zu lesen ist; aber man merkt ihr zu sehr das Gemachte an, es ist kein unmittelbarer Erguß eines schöpferischen Geistes, der von einem höhern Standpunkte aus das Leben anschaut und uns seine Tiefen aufschließt; es ist eine Speculation auf den Beifall und den Geldbeutel des Handwerkerstandes, dessen Verherrlichung das Buch gewidmet ist. Der Schuhmachermeister Berger wünscht seinen ältesten Sohn zum Studium zu bestimmen; der aber ein geborener Schuhmacher und macht deshalb dem Vater viel Verdruß; desto mehr Freude macht ihm Ludwig, der zweite Sohn, mit seinen großen Fähigkeiten. Franz, der Schuhmacher, geht auf die Wanderschaft, geht beim Abschiedstrunk in eine Prügelei, weil er seinen abwesenden Bruder nicht schmähen lassen will, und wird von dem Vater, der dazu kommt, verstoßen. Sein treuer Freund und Reisegefährte, ein Buchbinder, richtet ihn Schmieden auf, der nun in die Welt wandert und nach vielen Abenteuern, aus denen er immer als edler Mensch hervorgeht, das Interesse der Königin von Eng-

land und des Prinzen Albert erregt, durch ihre Protection sein Glück macht und der Ketter seines Vaters wird, der durch den hoffärtigen Sinn des jüngern Sohnes in Schulden gerathen ist und eben sein Haus versteigern lassen muß, als Franz erscheint. Dieser versöhnt sich mit seinem Vater und heirathet Marie, die er im Stillen geliebt, während sie sein herzloser Bruder verlassen hat. Der wird zwar endlich Regierungsrath, lebt aber unglücklich an der Seite seiner hochmüthigen, verschmenderischen Frau.

Die beiden folgenden Bändchen bringen eine Darstellung des Lebens und der Abenteuer des Negers James Ball während seines vierzigjährigen Aufenthalts in verschiedenen Staaten Nordamerikas, nach der mündlichen Mittheilung des Helden niedergeschrieben, was durch ein in der Einleitung abgedrucktes Zeugniß zweier Personen in Lewistown in Pennsylvanien beglaubigt wird. Die Erzählung macht auch den Eindruck des wahrhaft Erlebten und gibt ein sehr anschauliches Bild des Sklavenlebens. Sie ist ganz einfach, und alle poetische Ausschmückung des Stoffes, die seiner Zeit dem eine gleiche Tendenz verfolgenden Buche der Frau Bercher-Storck, „Dntel Tom's Hütte“, einen so großen Erfolg verschaffte, fällt hier weg, was zwar Dem, der die nackte Thatsache vorzieht, das Buch werthvoller, aber dem Volke, für das diese Volksbibliothek berechnet ist, auch weniger genießbar macht.

Die letzten beiden Bändchen endlich: „Kienseppli, oder Almosen und Wohlthaten“, von L. Meyer-Merian, enthalten eine wohlverdiente Geißelung jener ostentationsvollen Thätigkeit der Wohlthätigkeitsvereine und geben Anleitung zu der rechten Art, wie man den Hülfbedürftigen helfen soll, indem man die Kraft in ihnen weckt, sich selbst aus dem Schmutz und Elend herauszuarbeiten, und ihnen dabei hülfreich an die Hand geht. Ein junger Arzt, vom Wohlthätigkeitsverein verpflichtet und angefeindet, wirkt in seiner stillen, thätkräftigen Weise Wunder, während der Schüpling des Vereins, ein verwahrloster Knabe mit einem guten, sogar einem edeln Kern, durch die Art, wie der Verein sich seiner annimmt, zugrunde geht. Diese Erzählung verdient einen größeren Kreis von Lesern; sie ist lehrreich, fesselnd und hat poetisches Verdienst, und wenn auch Kienseppli's Schicksal gar traurig ist, so bringt doch sein schöner Tod als Ketter seiner Wohlthäterin aus den Fluten über sein Ende eine versöhnende Erklärung. 66.

### Wiener Literatur- und Theaterzustände.

Wenn anerkanntermaßen die wiener Hofbühne als eine der wichtigsten, wo nicht als die wichtigste Pflegestätte für dramatische Kunst und dramatische Poesie in Deutschland zu betrachten ist, so kann es nicht auffallen, daß ein speziell literarischen Zwecken dienendes Blatt sich auch einmal um das Repertoire jenes Theaters bekümmert. Der gegenwärtige Augenblick, mit welchem wieder ein Theaterjahr abgelaufen ist, fordert von selbst zu einem Rückblicke auf die Bestrebungen und die Erfolge dieses Jahres auf, gestattet Summen und Parallelen zu ziehen. Da sehen wir denn bei großen Anstrengungen auf allen Seiten, bei

großem, fast übergroßem Eifer der Direction, bei einem bedeutenden Personal, welches die herrlichsten Kräfte umfaßt, bei reger Theilnahme des Publicums doch im Durchschnitt höchst unbefriedigende Resultate. Wo liegt der Grund? Ein Theil unserer Localkritiker ist mit der Antwort schnell bei der Hand: in der Unfähigkeit des artistischen Directors, des — Ausländers, des Tyrannen, der unsere Stücke nicht zur Aufführung bringt. Wer von keiner persönlichen oder Eliquenfeindschaft gegen Laube blind gemacht wird, kann sich nicht verhehlen, daß der Hauptübelstand in der Armseligkeit der heutigen dramatischen Production zu suchen ist. Dafür kann das Repertoire eines und zumal eines wiener Theaters freilich keinen unbedingten Barometer abgeben: wüßte man es nicht ohnehin, daß häufig ganz andere als ästhetische Gründe über die Annahme oder Ablehnung eines Stücks entscheiden, so müßte schon der Umstand, daß gerade Gogolow und Hebbel fast nie auf dem Theaterzettel erscheinen, uns darauf aufmerksam machen. In- dessen haben wir vergeblich hier und dort gehorcht, ob man uns nichts zu erzählen wisse von bedeutenden Erscheinungen, welche uns vielleicht nur aus besondern Rücksichten verheimlicht würden. Wollen wir allenfalls den „Bernhard von Weimar“ Genast's und den „Catilina“ Kürnberger's — beide hier selbstverständlich unaufführbar — ausnehmen, so entdecken wir auch ringsum nichts, dessen Entbehrung uns schmerzen könnte. Und dem gegenüber die Thatsache, daß nur der eine „Rechter von Ravenna“ einen wirklichen Erfolg zu erringen vermochte, und daß außer ihm und einigen gern gesehenen älteren Stücken nur eine Birchpfeifferei („Rose und Röschen“) und zwei oder drei pariser Bluetten das Haus füllten! „Michel Colomb“ von Prechtler verschwand nach einmaliger Aufführung, das „Benedict'sche „Concert“ und zwei Kleinigkeiten Bauernfeld's: „Zugvögel“ und „Pata morgana“, wurden mit größter Mühe vor dem einfachen Fiadro bewahrt. Und in allen diesen Fällen mußte die Kritik dem Urtheile des Publicums beipflichten, während sie in Betreff des „Rechter“ jetzt nach und nach zur Befinnung kommt, das Rosenpaar trotz alles Moralisirens für eine frivole Arbeit erklären und die französischen Kleinigkeiten höchstens dulden darf. Der Rest ist Schweigen. Solche Erfahrungen geben freilich der Ansicht reichliche Nahrung, daß der Strom der Literatur in demselben Maße an Tiefe und Kraft einbüße, in welchem er an Breite stündlich wächst, und ihnen gegenüber haben solche muthige Worte, wie Gottschall sie seiner Literaturgeschichte mit auf den Weg gibt, einen schweren Stand.

Ich habe oben des Verhaltens gewisser Kritiker gegen die Direction des Burgtheaters erwähnt; die Sache ist leider so charakteristisch für einen Theil der wiener Presse, daß ich noch ein mal darauf zurückkomme. Mit wenigen plumpen Ausnahmen wird natürlich auf die Sache gebauet, wo die Person gemeint ist, und die Herren stellen sich, als sei es ihnen nur um die gute heilige Sache der Kunst zu thun; gleichzeitig aber wird Restrop, der Director des Carltheaters, welcher keinen Tag ohne eine brutale Injurie gegen den guten Geschmack hingehen läßt, auf die ärtlichste Weise gehetzt und geküßt. Als im vergangenen Winter der Kunstreiter Renz hier seine Vorstellungen gab und auch Restrop zur höhern Ehre der Kunst sein Theater in einen Circus verwandelt hatte, echauffirten sich seine literarischen Elaqueurs in halb lächerlicher, halb verächtlicher Weise, um das Publicum dem Kunstreiter abwendig zu machen; und da sie gegen die Productionen seiner Gesellschaft wenig Erhebliches vorbringen konnten, hielten sie sich an seine Placate und machten über dieselben Witze — um die Worte einer hiesigen Zeitung zu wiederholen —, Witze so mager, wie sie über fette Buchstaben kaum zulässig sein sollten. Ueberhaupt gehen hier in der Journalistik Dinge vor, von denen man an den meisten Orten hoffentlich noch keine Vorstellung hat.

Saphir weiß augenblicklich in Paris und zwar auf Kosten der Regierung; zu welchem Zwecke? Das ist mein Geheimniß, sagt Fanchon. Er selbst scheint sich als Probe und Vertreter

des industriellen Journalismus zu betrachten, und das hat ohne Zweifel etwas für sich. Seine alten Späße gelten in Paris nicht nur denen für sehr witzig, welche kein Deutsch verstehen, sondern Sr. Majestät Napoleon III. soll sich beglückwünscht haben, daß seine Sprachkenntniß ihm gestatte, Saphir's Beiträge zu folgen. Außerdem versichert Dumas „Mousquetaire“ seinen Lesern, Mr. Saphir sei „un grand poète allemand“. Diese Entdeckung mag doch dem „großen Dichter“ selbst etwas unerwartet gekommen sein!

Von Saphir ist der Uebergang sehr leicht zu Bäuerle, dem Eigenthümer der bekannten „Theaterzeitung“, welche seit einem halben Jahrhundert alle deutschen Leserkreise mit mittelmäßigen Erzählungen versorgt. Bis vor kurzem wurde die Fabrication dieser Artikel von Mitarbeitern besorgt, neuerdings aber ist der alte Herr dahintergekommen, daß er das Geschäft wohlfeiler selbst übernehmen kann, und hat sich dabei zu einem halben wiener Dumas ausgebildet. (Die andere Hälfte bleibt Eduard Breier, dessen entsehlige Romane leider auch wol außerhalb Oesterreich Leser finden.) Wenn im Uebrigen die Aehnlichkeit zwischen dem Pariser und dem Wiener nicht sehr groß ist, so läßt sie dagegen, was die Fruchtbarkeit anbelangt, nichts zu wünschen übrig; ja, da Bäuerle in der That die seine Werke selbst schreibt, so möchte er sein mulattisches Vorbild noch übertreffen. In einem Zeitraum von vielleicht 1½ Jahren hat er wenigstens 20 Bände „vor sich gebracht“, letzter Memoiren, denn nur was er selbst erlebt hat, weiß er zu erzählen. Eröffnet wurde der Reigen mit einem fünfbandigen Roman „Therese Kronen“, dessen Heldin in den zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts als Localsängerin Altgott der Wiener war und durch ihren Leichtsinns sowie durch ihr Betrubniß zu einem als Mordmörder hingerichteten polnischen Kassen eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Der Beifall, welchen dieser Roman fand, war außerordentlich; der Name der schönen Sängerin hatte sich traditionell auf die heutige Generation vererbt, und mit einer gewissen Begeisterung ließen die Wiener sich an sie erinnern und an die schöne Zeit, da noch Geld und Fröhlichkeit unter den Leuten war. Aehnlichen Erfolg hatte „Ferdinand Raimund“, und zwischen, neben und nach diesen veröffentlichte der Unermüdliche noch eine ganze Reihe von Romanen, welche meistens schon durch ihre Längde genügend charakterisirt werden: „Geheimnisse eines wiener Advocaten“, „Die Enkelin des Kreimanns“, „Baron Rothschold und die Fischlerstochter“, „Die Dame mit dem Totenkopf“, „Der todte Kaffeesieder“ u. s. w.; augenblicklich soll er einen „Kieselad“ unter der Feder haben.

Hebbel hat soeben seinen „Michel Angelo“ erscheinen lassen, „Ogys und sein Ring“ soll in kurzem folgen. „Michel Angelo“ hat die bekannte Anekdote mit dem Jupiter, welchen der Künstler selbst zum Torso machte, zum Vorwurf; die Emception ist geschickt, die Sprache mit seltener Virtuosität zu handhabt; doch würde der Genuß ein noch viel höherer, innerer sein, wenn nicht hinter dem Michel das Gesicht des Dichters gar zu deutlich hervorblinke. Dadurch wird das Ganze gewissermaßen zu einem Pamphlet gegen die Feinde und Anhänger Hebbel's und kommt somit sehr zur unrechten Zeit; denn die einstimmig beifällige Aufnahme der „Agnes Bernauer“ wird den Dichter doch wol endlich überzeugt haben, daß er gegen frühere Dichtungen desselben so vielfach lautgewordene Zweifel nicht einzig von Misgunst und persönlichem Haß dictirt war.

In demselben Verlage (Lendler und Comp.) erscheint gleichzeitig die Gedichte Gautier's, dessen in d. Bl. kürzlich Erwähnung geschah. \*) Die Ausgabe befriedigt die gehegten Erwartungen nicht ganz, und der Herausgeber, Julius von der Traun, hat in hiesigen Zeitschriften vielfache Angriffe zu erfahren. Es wird dabei vielleicht nicht genügend in Anbetracht gebracht, welche besondern Schwierigkeiten bei einer Auswahl aus diesen Poesien erwachsen mußten; indessen kann dem Her-

\*) Vgl. Nr. 23 u. 24.



ausgeber der Vorwurf nicht erspart werden, daß er in gewisser Beziehung zu streng verfahren ist und dadurch der Sammlung eine etwas eintönige Färbung gegeben hat. Trotzdem werden Freunde echter Poesie dieses Bändchen wahr und tief empfunden, im geraden Gegensatz zu den meisten Erzeugnissen unserer Lyriker im Ausdruck musterhaft einfacher Gedichte überall mit Freuden begrüßen.<sup>\*)</sup> Auch in einigen andern neu erschienenen Gedichtsammlungen äußert sich eine gesunde Reaktion gegen den bisher bei uns heimischen Bilderschwulst und das Reimgefingel, welche zusammen so oft für Poesie ausgegeben wurden.

In dieser Rücksicht muß namentlich den „Gedichten“ von Moritz Karl Berner und den „Kerchengrüßen aus Oesterreich“ von F. Grün eine höhere Bedeutung zuerkannt werden. Joseph Beilen's (kaiserlichen Offiziers), „Männer vom Schwert“, welche österreichische Helden feiern, laboriren bei unleugbarem Talent noch sehr stark an dem „Rundvollnehmen“. Eine höchst erfreuliche Gabe in so trüber Zeit sind die „Gedichte“ von Max Balkstein. Der Dichter verhält sich zu Max Waldau wie der Stein zur blühenden, düstereichen Au, ist im Uebrigen der grünlichste Verächter all der lästigen Schranken für höherbegabte Seelen, z. B. Logik, Grammatik, Prosodie, Reim u. s. w. Für einige Proben werden mir Ihre Leser dankbar sein. Nach einer sehr schwer verständlichen Widmung an den Xenoristen Ander statet der Poet die herkömmliche Entschuldigung für seine und seiner Verse Existenz ab:

Der Würfel fiel, und meine Pulse schlugen,  
Und banges Sehnen füllet meine Brust,  
Zu schweigen konnt' ich länger nicht ertragen.  
Auch bin ich eines Herzens mit bewußt u. s. w.

Und zum Schluß:

Die Dichtung flüchtet vor des Krieges Lärmen  
Berkört in schönen weichen Frauenarmen.

E. 31:

Wie ich's habe, so ich's bringe,  
Wie ich's fühle, so ich's singe,  
Ohne vielem Wortgeränge  
Schild' ich diese meine Sänge  
In die weite, weite Welt.

E. 33:

Mühen sind wie Nüchtereien,  
Süß und schön auch argschauen,  
Hat man deren viel gekostet,  
Gängt's ein an davor zu grauen.

Z. 128:

Ich habe weder Griechisch noch Lateinisch je gelernt,  
Und doch freut mich der Himmel am Abend voll besetzt,  
Und doch freut mich die Erde mit Blumen hold geschmückt,  
Und doch ist mir manch' Liedchen, manch' gutes schon  
geglückt.

Wie schade, daß er von den „geglückten“ kein einziges mitgetheilt hat! 59.

## Aus London.

Englische Kritik und die Briefe des Marschalls St.-Arnaud. Theil der englischen Schauspieltruppe in Paris. Longfellow. Märchen der Frau d'Ulmoo. Arnold Knigs, New Germany.

Die literarische Pötte, die gegenwärtig in England herrscht, ist die Sensation doppelt erklärlich, welche eine Erscheinung wie die in Paris in zwei Bänden herausgekommenen „Lettres Maréchal de St.-Arnaud“ unter der gebildeten londoner Leserschaft hervorgerufen hat. Die englische Kritik erkennt das hohe Interesse dieser Briefe gebührend an, fällt aber kein sehr gün-

stiges Urtheil über den Marschall und gibt ziemlich deutlich zu verstehen, daß sich die englischen Generale und Stabsoffiziere auf der Krim in nicht besonders guter Gesellschaft befunden hätten und wol noch befänden. St.-Arnaud, eigentlich Leroy de St.-Arnaud, war ein tapferer, feuriger Haudegen, ein echter französischer Sabreur, aber auch ein echter Sohn der französischen Corruption, ein zweideutiger Charakter und ohne jene höhern sittlichen Grundsätze, die den Menschen als Menschen und Bürger adeln. Es ist bekannt, daß er sich als Gardeoffizier in Paris die größten Ausschweifungen zuschulden kommen ließ und daß sein Stiefvater sich veranlaßt sah, ihn aus der Armeeliste streichen zu lassen, um ihn der drohenden Gefahr zu entziehen, in seinem wüsten pariser Leben gänzlich zugrunde zu gehen. Das londoner „Athenaeum“ meint, daß St.-Arnaud damals den Grund zu den zahlreichen körperlichen Leiden gelegt habe, von denen er während seines ganzen übrigen Lebens fast nie vollkommen frei war. Später ging er nach Griechenland, um für die Sache der Griechen zu fechten, wie er später gegen ihr Interesse focht; doch scheint er hier keine angenehmen Erfahrungen gemacht und Griechenland sehr bald verlassen zu haben. Am ärgerlichsten ist den Engländern die Rolle, die St.-Arnaud in Blaye spielte, wo er die Herzogin von Verri als militärischer Agent und gewissermaßen Regierungs-spion bewachte, bis sie entbunden war. Es war dies eine Rolle, wozu sich schwerlich je ein Engländer hergeben würde. Später befehligte St.-Arnaud in den Feldzügen gegen die Kabulen, nahm unter Andern an der Erstürmung Konstantines theil, und er-schloß diese blutigen Kämpfe in seinen Briefen mit außerordentlicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Seine eigene Kriegsweise gegen die Kabulen war die barbarische der meisten algerischen Generale: er äscherte die feindlichen Dörfer ein, verbrannte die Ernten auf dem Felde und trieb die Feinde mit Weibern und Kindern in die Schluchten des Atlas, wo sie durch Hunger und Kälte ausgerieben wurden. Seine spätere Laufbahn, die hervortretende Rolle, die er bei der Ausführung des Staatsstreichs spielte u. s. w., sind bekannt. Krieg war sein Element, die Würge-scenen der Schlachten, scheint es, übten eine wohlthätig erregende Wirkung auf seine abgespannten Nerven, und schon im Jahre 1846 schrieb er: „Sprich mir nicht mehr von Krieg oder Frieden. Ich bin dessen satt. Ein europäischer Krieg in großen Dimensionen war einer meiner Träume — und er scheint ein bloßer Traum bleiben zu sollen. Es ist ein Jammer!“ Ein großer militärischer Ehrgeiz besaßte ihn; von höhern politischen Gesichtspunkten war bei ihm nicht die Rede; er würde ohne Bedenken die ganze Welt in Krieg und Verwüstung gestürzt haben, nur um seine Hauptleidenschaft zu befriedigen. Und leider mögen mit St.-Arnaud diese wilden Kriegsgesellen unter den höhern französischen Offizieren nicht ausgestorben sein. Das einzige höhere Motiv, welches seine persönlichen Antriebe abelte, war der gewöhnliche französische Militarstolz, jene stark renommissisch gefärbte Nationalität, die auf alle übrigen Völker mit fast beleidigender Verachtung herabsieht. Die Engländer nehmen es dem verstorbenen Marschall sehr übel, daß er in seinem triumphirenden Briefe über die Almaschlacht der Dienstleistungen der englischen Generale nicht einmal erwähnt, sondern den ganzen Ruhmesantheil für sich und seine Landsleute in Anspruch nimmt. Dagegen prahlt er in einem andern nach der Schlacht geschriebenen Briefe: „Wir haben in unserm Heere mehr als einen Achilles, viele Ajax und eine noch größere Anzahl Solcher, welche mit Patroklos wettschlagen können.“ St.-Arnaud's Abscheu sind die Journalisten. Er nennt diese „ein Gesindel, welches die Ideen des Zeitalters (die St.-Arnaud'schen?) corrumpt und unsere Generation mit dem Siegel schlechter Tendenzen und falscher Ideen stempelt“, er nennt sie ferner „eine wahrhafte Pest, welche täglich mehr um sich greift“, und er schließt seine Philippika mit den Worten: „Ich verabscheue alle diese Intriganten, diese Robert Macaire.“ An der Krim denkt man gerade ebenso, und es scheint wirklich eine Inconsequenz zu sein, bei solchen Grundsätzen doch auf Rußland loszuschlagen, während Rußland ja für Principien

<sup>\*)</sup> Dem biographischen Theil des Buchs gedenken wir noch bei einem andern Anlaß einige Worte zu widmen. D. Reb.

dieser Art immer als eine Hauptstütze angesehen worden ist. Die französischen Berichtersteller sind, wie man weiß, bis auf den letzten Mann aus dem französischen Lager verjagt; nur die Bulletins, ganz im alten Napoleon'schen Stile, bringen Kunde von dorther. Der Engländer dagegen läßt sich das Recht offener Besprechung nicht nehmen. Ein verlorener Feldzug, denkt er, läßt sich durch einen zweiten siegreichen wieder gut machen, eine verlorene Armee wieder ersetzen, aber verlorene Rechte und Freiheiten lassen sich nicht so leicht wieder gewinnen, als sie preisgegeben wurden. Ein englischer General von den Grundsätzen St.-Arnaud's würde von der öffentlichen Meinung Englands für immer gebrandmarkt sein und vor ihr das Feld räumen müssen.

Gegen die englische Schauspielergesellschaft, welche unter der Direction Wallack's gleichzeitig mit einer italienischen Truppe Vorstellungen in Paris gab und dem französischen Publicum Shakspeare'sche Stücke in englischer Sprache vorzuführen unternahm, haben sich die Pariser übrigens keineswegs sehr kameradschaftlich benommen. Wallack hat wegen spärlichen Besuchs Bankrott gemacht. Alles strömte der Signora Ristori zu, die unter Andern auch in der Raffaele'schen Uebersetzung der „Maria Stuart“ einen ihrer glänzendsten Triumphe feierte. Der regelrechte Alfieri steht dem Geschmack der Franzosen immer noch näher als Shakspeare, und in den Athern der Italiener pulst ein ihnen verwandteres Blut als in denen der Briten. Kurz, Wallack, der Dirigent und zugleich Hauptdarsteller der englischen Truppe, ging zugrunde und die Mitglieder seiner Gesellschaft geriethen darob in große Noth. Dem Gerücht übrigens, als ob Madame Ristori ihren englischen Kollegen ein Almosen aus ihrer eigenen Tasche gespendet habe, tritt Wallack in englischen Blättern als einem unbegründeten und ehrenrührigen entgegen; aber wohl hat sie unsern Wissens eine Benefizvorstellung für sie veranstaltet.

Dem „Athenaeum“ zufolge wird der amerikanische deutsch-gebildete Dichter Longfellow mit zwei Bänden neuer Poesien hervortreten, und zwar noch innerhalb des laufenden Jahres. Der eine wird eine Sammlung lyrischer Gedichte enthalten, der andere eine erzählende Dichtung bringen, deren Hauptfeld dem Vernehmen nach eine Art „amerikanischer Prometheus“ sein wird. Was man sich unter einem „amerikanischen Prometheus“ eigentlich vorzustellen hat, darüber läßt uns diese Mittheilung im Dunkeln.

Dasselbe literarische Blatt berichtet über folgende nicht uninteressante Erscheinung: „*Fairy tales. By the countess d'Aulnoy. Translated by J. R. Planché, with illustrations by John Gilbert.*“ Die Märchen der Gräfin d'Aulnoy bilden, obgleich verkürzt und verstümmelt, den Hauptstock der meisten Märchenfassungen für Kinder, welche im vorigen und zum Theil noch in diesem Jahrhundert in England erschienen sind. Erst den Gebrüdern Grimm, wie es scheint, verdankt man es, daß in letzter Zeit auch die nordischen und namentlich die deutschen Märchen zu demselben Zwecke benutzt wurden. Marie Catherine, Tochter des Herrn Jumelle de Berneville, war 1649 (nach dem „Conversations-Lexikon“ 1650) geboren, vermählte sich mit François de la Roche, Grafen d'Aulnoy, und starb 1705. Sie war sehr beliebt in der Gesellschaft, weil sie eine höchst amüsante Conversation zu führen verstand und aus allen Zweigen des Wissens wenigstens etwas wußte. Die erste englische Uebersetzung ihrer „Contes des fées“ erschien unter dem Titel: „*A collection of novels and tales of the fairies, written by that celebrated wit of France, the countess d'Aulnois (d'Aulnoy), translated from the best edition of the original French, by several hands.*“ Diese Uebersetzung erlebte 1766 eine fünfte Auflage, doch war der Text darin vielfach aufs willkürlichste und unmotivirteste verstümmelt. J. R. Planché hat sich in dieser neuesten Uebersetzung das Verdienst erworben, den Originaltext zugrunde zu legen und ihn unverfälscht wiederzugeben. Das „Athenaeum“ macht bei dieser Gelegenheit folgende treffende Bemerkungen:

„Die Feenmärchen der Frau d'Aulnoy sind, was ihren Charakter betrifft, von den Märchen der Brüder Grimm wie von den andern Erzählungen aus dem Elfenland, welche wir in letzter Zeit aus dem Deutschen und andern teutonischen Quellen erhalten haben, wesentlich verschieden. Die letztern tragen den Charakter der alten Mythen oder uralten Legenden; sie sind kurz, kräftig, ernst und treuherzig, oft tief und gedankenvoll, zuweilen fast religiös in der Färbung, dabei aber gesprinkelt mit ursprünglichem, süßig quellendem, jovialem Humor, gleich Goldfunken auf dem dunkeln Gefieder der Fägel. Sie sind zugleich für das Volk gedichtet und athmen die Energie und die lebenskräftige Männlichkeit teutonischen Volksthum.“ Dagegen erinnet, meint das „Athenaeum“ weiter, die Feenmärchen der Gräfin d'Aulnoy vielmehr an italienisches oder provenzalisches Colorit; sie seien ursprünglich für die Unterhaltung des Hofes, für Damen und Herren von heftigem Rang und vornehmer Geburt geschrieben, weniger Märchen als vollständige kleine Novellen, in ihren Eigenschaften ganz französisch und zwar französisch im Charakter des Zeitalters Ludwig's XIV., liebenswürdig, niedlich und voll Schmelzm.

Während Ronge eine englische Schrift über Kinderärzten herausgegeben hat, erschien von Arnold Ruge: „*New Germany: its modern history, philosophy, religion and art.*“ Unser Gewährsmann, das „Athenaeum“, meint, daß Ruge in diesem Buche alles Mögliche durcheinander bespreche, und wenn man schon nicht sagen könne, daß darin gar kein Zusammenhang sei, so vermisste man doch irgend ein positives Resultat. Indes ist das Buch als ein Beispiel von der Behandlungsweise, welche solchen Gegenständen jetzt in Deutschland von den Anhängern der neuphilosophischen Richtung zutheil würde, immerhin interessant, der Stil des Buchs sei phantastisch und abrupt, doch nicht ohne Kraft und Schärfe.

§. 2.

## Notizen.

### Anthologien.

Wir haben immer bekannt, keine principielle Segner von Anthologien, sondern nur von solchen zu sein, deren Bestandtheile ohne Uebersetzung und höheres kritisches Bewußtsein nie auf Gerathewohl zusammengescharrt sind. Zu den empfehlenswerthen Anthologien gehört folgende: „*Ehrentempel deutscher Dichter von Luther bis auf die Gegenwart. Kern deutscher Poesie. Ein Buch für Schule und Haus.* Herausgegeben von Julius Henning. Dritte mit einem Anhang vermehrte Auflage“ (Hamburg, Schubert und Comp.). Das Hauptverdienst dieser Anthologie liegt namentlich in der bis zu einem gewissen Grade erreichten Vollständigkeit, in der charakteristischen Auswahl und in den beigegebenen kurzen Biographien und Charakteristiken der Dichter. Von nahe anderthalbhundert Poeten sind in dieser Sammlung Proben mitgetheilt. Als einen Hauptvorzug dieser Anthologie müssen wir es bezeichnen, daß darin unter Andern auch die Dichter aus dem 16., 17. Jahrhundert und dem Anfange des 18., von denen selbst manche Poesiefreunde nur vom Hörensagen wissen, sehr gut bedacht sind; wir nennen außer Martin Luthers Hans Sachs, Rollenhagen, Wedherlin, Binkgref, Ditz, Fleming, Paul Gerhardt, Keumar, Simon Dach, Johann Arz, Andreas Gryphius, Logau, Ischering, Hoffmannswaldau, Lehensstein, Wernicke, von Canitz, Schmölke, Brodes, Günther, Gottsched u. s. w. Durch Vergleichung wird man sich hier von neuem überzeugen, daß manche dieser ältern Dichter, z. B. Simon Dach, Günther, vor Allen aber der treffliche Fleming als Lyriker manchen der gepriesensten neuern Volkssänger gewachsen sind, und daß selbst Gottsched besser war als sein Ruf, erkennt der Unbefangene aus manchen Strophen und namentlich den mit nachdrücklichem Pathos gedichteten und gegen die „Rege“ Rom geschleuderten Anfangsstrophen seiner „Johann ode“, die sich dann freilich matter und immer matter verliert. Diese dritte Auflage der Henning'schen Anthologie ist jetzt

die frühere um einen Anhang vermehrt, Proben von 23 der neuesten Dichter enthaltend. Von demselben Herausgeber erschien unter dem gleichen Titel eines „Ehrentempels“, mit dem Zusatz „Kern deutscher Prosa“, eine für ihren Zweck empfehlenswerthe, ebenfalls mit kurzen biographischen und bibliographischen Notizen versehene Anthologie prosaischer Musterstücke in zweiter Stereotypausgabe. Für prosaische Musterfassungen ist in Deutschland bisher noch lange nicht soviel geschehen als für poetische Blumenlesen, obschon in Romanen, Reisebeschreibungen u. s. w. unbenuzte Schätze reichlich vorhanden sind; man braucht nur hineinzugreifen. Wir erwähnen hierbei: „Sagen und Geschichten des deutschen Volks aus dem Munde seiner Dichter. Mit vielen hier zum ersten mal gedruckten Stücken. Herausgegeben von D. F. Gruppe. Für Schule und Haus“ (Berlin, Reimer, 1854). Der Gedanke dieser Sammlung ist nicht gerade neu, es sind deren bereits mehrere von R. Hoyer, Kietze u. A. erschienen. Die Gruppe'sche Sammlung hat jedoch das Besondere, daß sie um mehr als die Hälfte in Originalbeiträgen besteht, die zum größten Theile aus der Feder des Herausgebers, zum geringern von andern Dichtern herrühren.

#### Alexander Jung und Hugo Delbermann.

Der in Nr. 28 d. Bl. mitgetheilte Bericht über „Königsberger literarische Zustände“ hat in der „Ostpreussischen Zeitung“, soweit jener Bericht die schriftstellerische Wirksamkeit Alexander Jung's betrifft, eine Erwiderung hervorgerufen. Hugo Delbermann, der Verfasser jener Mittheilungen aus Königsberg, erkannte zwar das Ehrenhafte und Luchlige in Jung's Streben vollkommen an, aber es mag wol mit Recht ein Irrthum genannt werden, wenn er behauptete: Jung lebe und arbeite vollständig in vergangenen Literatur- und Culturepochen und habe sich zu ausschließlich in den Goethe-Cultus eingesponnen. Im Gegentheil hat Jung den Bestrebungen der jüngern Literatur, die freilich nicht mehr die allerjüngste ist, fortbauend eine treue und liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet, er hat in seinen Schriften zwar stets seine Verehrung für das Alterthum, die Classik, das Christenthum gezeigt, aber überall außer der Vergangenheit auch die Gegenwart, ja die Zukunft gelehrt. Gleich in seiner ersten Schrift, in den „Briefen über die neueste Literatur“, hat er das „Moderne“ in seinen Rechten anerkannt, Aufsehn gegen Mangel in Schutz genommen und der Nation als eine hervorragende Erscheinung empfohlen, endlich auf Bettina hingedeutet; er hat in den „Vorlesungen über moderne Literatur“ die Verdienste der jungen Literatur außer allem Zweifel gestellt; in der „Nationalfeier des Königsberger Universitäts-Jubiläums“ (wie, glauben wir, der Titel der Schrift lautet) vielleicht nur zu sanguinisch dieses Fest als den Anfang einer großen socialen Bewegung beleuchtet, in den „Vorlesungen über höhere Geselligkeit“, in „Frauen und Männer“ die Zukunft zur Sprache gebracht, in den „Vermischten Schriften“ Bealsfield, Byron, George Sand, Noaber, Feuerbach, Die Bull, Börne, Heine charakterisirt, in „Hölderlin“ die Gegenwart, ihre Verirrungen und Abweichungen vom Ideal, im „Bettler von St. James Park“ das jetzige England und Deutschland und die sociale Frage in Erwägung gezogen; er hat in seiner Schrift „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts“, wie schon der Titel zeigt, gerade Goethe's große prophetische Bedeutung für die sociale Gestaltung der Zukunft erörtert und in verschiedenen Blättern, unter Anderm auch in diesen Blättern selbst, Charakteristiken von Männern und Frauen geliefert, die ganz im Bewußtsein der neuern Zeit wurzeln. So wenig wir Grund zu haben glaubten, die Ansicht unsers Berichterstatters, die sich als eine individuelle gab, in Wegfall gerathen zu lassen, ebenso wenig glauben wir Grund zu haben, dem ehlich strebenden Manne dieses Zeugniß vorzuenthalten. Es ist uns übrigens auf einen Aufsatz über „Königsberger Zustände“ aus vorzüglichster Feder zugefallen gemacht, worin Hugo Delbermann's Artikel neuerdings

beleuchtet, berichtigt, in manchen Punkten auch wol bestätigt werden soll; denn daß die Delbermann'sche Schilderung auch sehr viel Wahres enthalte, wird selbst in der Königsberger Quelle, die uns zu dieser Notiz anregte, nicht in Abrede gestellt. S. M.

#### Bibliographie.

Die Bekenntnisschriften der altprotestantischen Kirche Deutschlands. Herausgegeben von H. Heppe. Cassel, Fischer. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Blaubach, B., Das hohe Lied. Uebersetzt und erläutert. Berlin, Kette. Gr. 16. 15 Ngr.

Fertig, M., Magnus Felix Ennodius und seine Zeit. 1ste Abtheilung. Passau, Elsässer u. Waldbauer. Gr. 4. 10 Ngr.

Gemeiner, A., Die Verfassung der Centenen und des Fränkischen Königthums. Studien zur deutschen Rechtsgeichte. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Groth, K., Bertellm. Plattdeutsche Erzählungen. 2te Auflage. Kiel, Schwes. Gr. 16. 24 Ngr.

Heilmann, Leben des Grafen Bernhard Erasmus von Deroo, f. b. Generals der Infanterie. Augsburg, Neger. Gr. 8. 18 Ngr.

Schasler, M., Berlin's Kunstschatze. Ein praktisches Handbuch zum Gebrauch bei der Besichtigung derselben. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Die Königlichen Museen von Berlin. Ein praktisches Handbuch zum Besuch der Galerien, Sammlungen und Kunstschatze des Alten und Neuen Museums. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 12½ Ngr.

Seyffarth, G., Berichtigungen der römischen, griechischen, persischen, ägyptischen, hebräischen Geschichte und Zeitrechnung, Mythologie und alten Religionsgeschichte auf Grund neuer historischer und astronomischer Hülfsmittel. Nebst einer xylographischen Tafel. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Sölzl, S. M., Dichtungen. Nürnberg, v. Ebner. 16. 12 Ngr.

Unger, F., Anatomie und Physiologie der Pflanzen. Mit 139 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Wien, Hartleben. Lex.-8. 4 Thlr. 4 Ngr.

Weichselbaumer, C., Gedichte. Nürnberg, v. Ebner. 16. 1 Thlr.

Weißer, A., Schubart's Wanderjahre oder Dichter und Pfaff. Roman. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

#### Tagesliteratur.

Bomhard, Wie wir als Christen die Trennungen von den Unstigen durch den Tod ansehen sollen. Augsburg. 8. 2 Ngr.

Diezel, G., Die Bildung einer nationalen Partei in Deutschland, eine Nothwendigkeit in der jetzigen Krisis Europa's. Gotha, Scheube. Gr. 8. 18 Ngr.

Heffner, L., Herr Domprediger Dr. Himmelstein und die Juden in Franken. Zur Erhaltung der Wahrheit und Wissenschaft ohne Interesse und zur Warnung für partheische Geschichtschreiber kritisch beleuchtet. 2te durchgesehene und mit einem Vorwort vermehrte Auflage. Nürnberg; v. Ebner. Gr. 8. 3¼ Ngr.

Roloffs, K. L. A., „Geben ist seliger, denn Nehmen“, oder von der seligen Freude der Missionsfreunde. Predigt zur Jahresfeier des Missions-Vereins für China zu Breslau. Gehalten den 21. Juni 1855. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Thiersch, F. v., Rede in der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu ihrer 96. Stiftungsfeier. München. Gr. 4. 8 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Ein neuer Roman von Heinrich Heine.

Vollständig erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### König Jerôme's Carnival.

Geschichtlicher Roman von **Heinrich Heine**.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Heinrich Heine, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, entrollt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffes liegt. Alle Anliegen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertritt die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalsvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgesprochen sind.

Dieser Roman bildet zugleich den 2.—4. Band der „Gesammelten Schriften“ Heinrich Heine's, die mit der zweiten Auflage der Novelle „Regina“ begann, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte. Die meisten übrigen Romane Heinrich Heine's erschienen früher in demselben Verlage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „Regina“. Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). Heine's erster Roman „Die hohe Braut“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Hervortreten der französischen Revolution in die Kreise des bayerischen Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. „Die Waldenser“ (2 Theile, 1836, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Bedrängnisse „deutscher“ Waldenser. Der Roman „William Shakespeare“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakespeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „Die Clubisten in Mainz“ (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wofür Heine's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „Auch eine Jugend“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Sieben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Das gothische Alphabet. Vulfilas und das Runenalphabet.

Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von **Julius Zacher**. Mit einer Schrifttafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auf der von den Brüdern Grimm geschaffenen Grundlage weiterbauend und an die neuesten Arbeiten von Mauch, Kirchhoff, von Liliencron und Müllenhoff unmittelbar anknüpfend, hat der Verfasser dieses Werkes das wissenschaftliche Verständniß unserer alten einheimischen

Schrift wesentlich gefördert. Es hat ihm unter Andern gelungen, das sogenannte angelsächsische Runenalphabet als ein ursprünglich gothisches nachzuweisen, die Perioden seiner geschichtlichen Fortbildung festzustellen, und das Gesetz der Entwicklung seiner Lautzeichen zu entdecken, sowie die Namen der gothischen Buchstaben fast vollständig zu entziffern und die Grundsätze darzuthun, denen Vulfilas bei Entwerfung seines Alphabets gefolgt ist. Die gelehrte, mit kritischer Strenge und gewissenhafter Gründlichkeit fortschreitende, aber nichtadestoweniger durchaus klar und verständlich gehaltene Untersuchung wird nicht nur den Freunden der älteren deutschen Sprache und Literatur, sowie wegen mancher gelegentlich behandelter Fragen dem Mythologen eine willkommene Eracheinung sein, sondern auch der Forscher auf dem Gebiete der Paläographie und der Schriftgeschichte überhaupt wird in derselben einen schätzbaren Beitrag für die Förderung seiner Wissenschaft erkennen.

In demselben Verlage erschien:

**Vulfilas.** Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem cod. castigata, latinitate donata adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae confectis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **Dr. J. Liliencron**. Zwei Bände. (Mit drei Steindrucktafeln.) 4. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

Bei **Carl Kümpler** in Hannover ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Bibliotheken zu haben:

## Everburg.

Ein Roman von

**Mathilde Raven**.

Verfasserin der Romane: „Welt und Wahrheit“, „Eine Fama“ und der ersten „Gesellschaft“ etc.

Drei Bände. Geh. 2 1/2 Thlr.

Wir erlauben uns das geehrte Publicum auf die eben erschienene „Welt und Wahrheit“ aufmerksam zu machen, das alle Vorzüge in sich vereinigt, welche den besten Arbeiten einen so weiten Leserkreis verschafft haben. Die geschilderten Verhältnisse glaubt der Leser selbst durchlebt zu haben, die auftretenden Personen sind aus dem Leben genommen und greifen bei ihrem Auftreten überall in die Räume der Gegenwart ein. Dabei ist die poetische Stimmung nicht weniger spannend. Allen Freunden geistreicher Lectüre ist dieser Roman auf das wärmste zu empfehlen.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Platon's sämtliche Werke.

Übersetzt von **J. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **A. Steinbart**. Fünfter Band. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieser fünfte Band enthält den „Staat“ nach einer ausführlichen (17 Bogen umfassenden) Einleitung und wird einzeln abgegeben, was bei dem hohen Interesse dieser Schrift auch für ein größeres Publicum gewiß vielen erwünscht sein wird. Der erste bis vierte Band (1850—54) haben wir schon in Leipzig, im August 1855.

**F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 35.

30. August 1855.

Inhalt: Deutsche Literaturgeschichtschreibung und Rudolf Gottschall. Von Hermann Warggraf. — Friedrich Beck. Von August Hennedberger. — Deutsche Literatur und Philosophie in Italien. — Bibliographie. — Anzeigen.

## Deutsche Literaturgeschichtschreibung und Rudolf Gottschall.

Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf Gottschall. Erster Band. Breslau, Trewendt und Granier. 1855. Gr. 8. 2 Bde. 15 Mgr.

Kein Volk ist mit Literaturgeschichten so gesegnet wie das deutsche. Wir haben Literaturgeschichten vom pietistischen und antipietistischen, vom protestantischen und vom katholischen, vom liberalen und ultraliberalen, vom conservativen und ultraconservativen, vom philosophischen und nichtphilosophischen, vom deutsch-patriotischen und vom universell-kosmopolitischen Standpunkt. Es sind darunter in ihrer Art ganz vortreffliche Leistungen, wie sie auf diesem Gebiete wol keine andere Nation aufzuweisen hat. Nur sind sie alle mehr oder weniger von Gelehrten für Gelehrte, von Schriftstellern für Schriftsteller, von Aesthetikern für Aesthetiker, von Vertretern dieser oder jener politischen, confessionellen oder literarischen Richtung für Anhänger derselben Richtung geschrieben. Es fehlt noch eine Geschichte unserer Literaturentwicklung, von der man sagen könnte, daß sie ein Volksbuch zu sein verdiene. Keine dieser vielen Literaturgeschichten hebt in vollkommen genügendem Maße den Antheil hervor, den auch das deutsche Volk an der Entwicklung unserer Literatur genommen, den Einfluß, den die allgemeine Gesittung und die in außerliterarischen Kreisen als Niederschlag dieser Gesittung sich bildenden ästhetischen Anschauungen auf unsere Schriftsteller und Dichter geäußert haben. Es sieht immer aus, als ob es bloß in der Hand dieser Autoren gelegen habe, aus sich und aus der Literatur, soweit ihr Antheil daran reichte, zu machen, was ihnen beliebte. Diese Methode führt leicht zur Ueberschätzung der Einen und zur Ungerechtigkeit gegen die Andern. Wenn man unsere Literaturgeschichten liest, so ist man fast darüber erstaunt, daß es keinem unserer Autoren eingefallen ist, eine Epoche zu dichten, welche für unsere moderne Welt das wäre, was die „Iliade“ für die griechische war, oder Lust- und Trauerspiele, welche sich in allen Eigenschaften den

1855. 26.

Shakespeare'schen an die Seite stellen könnten. Wer aber den Bildungsstand, die Geschmackrichtung, die ästhetischen und sittlichen Anschauungen, zumal aber die bunte Mischung unser Theaterpublicums und die gegenwärtigen Theaterzustände überhaupt genau beobachtet und kennengelernt hat, dem wird es gar nicht einfallen, von unsern Dichtern zu verlangen, daß sie der Bühne Dichtungen im kolossalen Maßstabe der Shakespeare'schen liefern sollten, selbst wenn vorauszusetzen wäre, daß sie auch das Zeug dazu hätten. Kehrt ein Dante oder ein Shakespeare niemals im Laufe der Zeiten mehr wieder, so liegt dies einfach daran, daß auch das Publicum, für das sie dichteten, nicht wiederkehrt, und daß ebenso wenig die Bedingungen wiederkehren, welche ein solches Publicum und damit auch einen solchen Dichter möglich machten. Man dichte nur historische Tragödien im Shakespeare'schen Sinne und nach Shakespeare'schem Muster. Aber das Publicum in Hamburg, Frankfurt, Leipzig oder Stuttgart hat verzeiwelt wenig historischen Sinn, und was ihm an „Don Carlos“, „Wallenstein“, „Maria Stuart“ oder der „Jungfrau von Orléans“ behagt, ist nicht das Historische, nein, gerade umgekehrt das Unhistorische, wie dies nachzuweisen leicht wäre. Schauspiele von der geschichtlichen Treue und Knappheit wie die Shakespeare'schen Historien würden in Deutschland und wol jetzt auch in allen übrigen Ländern vor leeren Bänken spielen, und welcher dramatische Autor dichtet gern für leere Bänke? Lieber für leere Köpfe, wenn sie nur die Theaterbänke füllen! \*)

So außerordentlich auch die Fortschritte sind, welche in jüngster Zeit die Literaturgeschichtschreibung in Bezug

\*) In der That scheint uns die wol auch jetzt noch von Zeit zu Zeit auftauchende Klage, daß unsere dramatische Production in zu hohem Grade an Shakespeareworte leide, gegenwärtig ziemlich unbegründet zu sein. Wir haben Gelegenheit gehabt, auf der leipziger Bühne während der letzten Winterhalbjahre eine große Anzahl neuer Stücke zu sehen, ja wir haben auch nicht einen Abend veräumt, an welchem ein neues ernstes oder komisches Drama zum ersten male aufgeführt wurde, aber wir wählten unter diesen Bühnennovitäten auch nicht eine einzige zu nennen, welche in irgend hervortretenden Zügen die Merkmale der Shakespeare'schen Schule verrathen hätte.

auf geistreiche Auffassung, organische Gliederung und pragmatische oder philosophisch-dialektische Verarbeitung des Stoffes gemacht hat, so gleichen doch unsere Literaturgeschichtsbücher meist noch gar sehr jenen Geschichtswerken ältern Datums, in denen man sich begnügte, ein deskriptives Verzeichnis der regierenden Häupter und ihrer hauptsächlichsten Kriegs- und Friedensthaten, namentlich der erstern, zu geben. Klopstock, Wieland, Lessing, Goethe, Schiller, Herder — nun ja, wir wissen so ziemlich, was sie dem deutschen Volke gewesen sind und welche Einflüsse sie auf dasselbe gehabt haben, aber weniger scheinen wir zu wissen und danach zu fragen, was das deutsche Volk für sie gewesen ist und welche Einflüsse es waren, die es auf diese Autoren geäußert hat. Laßt uns z. B. fragen, wie es möglich war, daß der Dichter des „Don Carlos“ und des „Wilhelm Tell“ in seiner Jugend ein so ungeheuerliches Product wie „Die Räuber“ dichten und daß dieses Product wie überhaupt die Räuberromanistik so großen Beifall bei einem bedeutenden Theile des deutschen Publicums finden konnte, selbst bei denen, welche gegen einen angehenden Karl Moor, der ihnen etwa ein Schnupftuch aus der Tasche gestohlen hätte, sofort bei der polizeilichen Gewalt um Hülfe nachgesucht haben würden. Diese seltsame Erscheinung war nur in einer Zeit erklärlich, wo man in den Verbrechen eines Schinderhannes, Cartouche, des Sonnenwirths, des Hundsateliers u. s. w. noch das einzige Aufflackern individueller Kraft und Schlaueit und die Reste einer aus dem Leben mehr und mehr verschwindenden Romanistik zu erkennen vermochte; wo man das Bedürfnis fühlte, gegen die Verderbniß der Vornehmen und Großen und gegen den von ihnen ausgeübten Druck Opposition zu machen, und wo man diesem Bedürfnis Genüge gethan sah durch jene idealen Räuber Karl Moor, Abällino, Rinaldo Rinaldini und Spießgesellen, die sich nach oben Selbsthülfe verschafften, gewissermaßen die Volksherrschaft präsentirten und wie der heilige Crispin den Reichen das Leder stahlen, um den Armen Schuhe daraus zu verfertigen. Zeitstimmungen ähnlicher Art verdanken die Sturm- und Drangdramen von Klinger und Lenz, ferner „Göz von Berlichingen“, „Fiesco“, „Cabale und Liebe“, selbst „Emilie Galotti“ mit ihrer gegen die Verderbniß kleiner Höfe gerichteten Polemik ihre Entstehung und zum Theil auch den Beifall, den sie fanden. Ich erinnere mich in diesem Augenblick nicht, ob dieses hier nur beispieelsweise angeführte Moment schon in einer der bestehenden Literaturgeschichten mit genügendem Nachdruck hervorgehoben ist; aber ich meine, daß aus einer durchweg in diesem Sinne gearbeiteten Literaturgeschichte das deutsche Volk erkennen würde, wie es selbst an den Werken seiner Dichter mitgearbeitet hat.

Servinus hat zwar in dieser Beziehung mächtig vorgearbeitet und die Grenzpfähle der Literaturgeschichte weiter gesteckt, aber die Spätern haben diesen Weg meist wieder verlassen und selbst Servinus besitzt nicht das erforderliche feine Gefühl oder vielleicht besser die genügende Sympathie für gewisse Wandlungen im sittlichen Leben,

für gewisse allgemeine Regungen und Stimmungen, die leise, aber sicher ihren Weg in die Kreise finden, in denen vorzugsweise Kunst und Literatur ihre Ausprägung erhalten. Daher rührt es auch wol, daß er die neueste Literatur geringachtet oder ignoriert, obgleich sie sich doch auch so gut historisch entwickelt hat wie die politischen Ereignisse unsers Jahrhunderts, dessen Geschichte er schreibt. Er würde gegen einzelne Autoren und gegen ganze Richtungen gerechter verfahren sein, wenn er jenen Einflüssen nachzuspüren die Neigung gehabt hätte. Auch Servinus gibt sich der reinliterarischen Kritik, in welcher er seinen Standpunkt festhält und geltend macht, mit Vorliebe hin, und so ist sein geschmacklos combinirtes Werk, aus dem Massenhaftigkeit abgesehen, doch immer nur ein Buch für Gelehrte, Studierende und Literaturbekiffene, wenig für diese auch fast unentbehrlich.

Indem unsere Literaturgeschichtschreiber meist ausschließlich bei den Spizen der Literatur verweilen, zeigen sie sich häufig ungerecht gegen Geister zweiter und dritter Ordnung, die nichtsdestoweniger in ihrem Leben einen erheblichen und auf das eigentliche Volk leicht sogar einen größeren Einfluß übten als die Helden der Dofse und mehr Männer des Volks waren als diese. Die bedeutsame Wirkung der volkstümlichen Lieder und Balladen Bürger's, des „Wandersbühnenfahrenden“, der „Schwäbischen Chronik“ Schubart's, der „Philosophen für die Welt“, die „Intelligenzblätter für den Brück“ von Justus Möser u. s. w. kommt in unsern Literaturgeschichten nicht zu ihrem vollen Rechte. Es müßte zugleich nachgewiesen werden, daß die deutsche Dichtung — wenn man etwa die Zeit von 1813 ausnimmt — sich immer mehr vom Volk abwandte hat. Denn offenbar verhielten sich die Dichter, wenigstens in ihrer spätern Periode, gegenüber dem Volk als die Hainbündler, die Romanisten, die sehr sie auch mit volkethümlichen Märchenstoffen trakteten, noch exclusiver als unsere classischen Dichter, was die Tendenzen derjenigen Schriftsteller betrifft, die näher oder ferner der Gruppe des sogenannten Volksdeutschland zuzuzählen sind, so liegen sie dem Bedürfnisse des Volks noch ferner. Die Kunst, welche die Natur und Volk ist seitdem eine so weitauffassende, daß selbst die Dorfnovellisten eine Vermittelung herbeizustellen vermocht hat. Das Volk im wahren und eigentlichen Sinn des Wortes kündigt sich in unsern Schriften, die seinem Geiste Nahrung geben, nicht mehr gut wie gar nicht mehr; es liest seine Local-, Ammen- und Klatschblätter und nebenbei, wenn es hochkommt, den schlechtesten Abfall der Leihbibliotheken.

Aus demselben oben angedeuteten Grunde werden auch zwei wichtige Literaturelemente, die Journalistik und die Producte des deutschen Humors, in unsern Literaturgeschichten meist höchst stiefmütterlich behandelt. Wichtig die erstere ist, braucht wol nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden; dennoch findet man sie in unsern Literaturgeschichten meist nur, insofern sie die literarischen Fragen betrifft, vorübergehend berührt. Die



erste literarische Macht des gegenwärtigen Jahrhunderts scheint mir diese Rücksichtung nicht zu verdienen, ebenso wenig als der Humor, der mit den schabernackischen Poffen Gabelspiegels, den Galemboings des Pfaffen vom Kahlenberg, den Thierdichtungen, den hausbackenen Fastnachtsspielen des Hans Sachs, den Schwänken Münchhausen's, den wohlbekannten Schmausenstreichen, den grotesken Erquais der „Johstade“, den berliner Panmots, den wüsten Localpoffen bis herab zu den Krähwinkleien, Postmiladen und Weilheimiaden so tief im deutschen Poffgemäch wurzelt, daß noch in neuester Zeit gerade die „Austrijschen Witzblätter“, die „Liegenden Blätter“, der „Postparbier“, der „Kladderadatsch“, sich zur Bedeutung eigentlicher Witzblätter erheben haben. Wenn man sich diese humoristische Seite der deutschen Literatur, hüwegblätter und die literarischen Vertreter dieses Humors, Fischer, Abraham a Sancta Clara (der z. B. in Gerwinus Kleinerm „Handbuch der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ gänzlich fehlt), Claudius, Pöppel, Lichtenberg, Jean Paul bis auf Wises, Wackereiter, Ludwig Murbacher (starb 1847 in München), den zu wenig gekannten Verfasser der „Abenteuer der sieben Schwaben“, der „Abenteuer des Spiegelschwaben“ u. s. m., und den ebenfalls verstorbenen, in kleineren humoristischen Genrebildern sehr glücklichen Herlossohn herab aus der Literatur schiebe, wie sehr würde unsere Literatur an Mannichfaltigkeit des Colorits verlieren, und wie sehr würden andererseits unsere Literaturgeschichten an Lebendigkeit, Frische und sittengeschichtlicher Bedeutung gewinnen, wenn man diesen Regungen nationalen Humors mehr Beachtung schenken wollte! Sind doch die humoristischen niederländischen Kleinmaler in culturhistorischer Hinsicht vielleicht eine noch wichtigere Erscheinung als die Heroen der Kunst, indem sie und geradezu in das häusliche und wirtschaftliche Leben früherer Zeiten versetzen.

Die politischen Einflüsse werden zwar jetzt ziemlich allgemein in die Literaturgeschichtsschreibung mit hinübergezogen, weniger aber die culturhistorischen Momente, die dafür, wenn überhaupt, nur eine untergeordnete und beißende Rolle spielen. In Bezug auf das Alterthum hat sich viel weiter. Wer jetzt eine griechische Literaturgeschichte schreibt, wird nicht unterlassen, auch die Culturverhältnisse der Griechen bis ins Einzelne zu verfolgen. Jeder Literaturhistoriker sollte zugleich auch Culturhistoriker sein und auch unter Anderm die bildenden Künste, die Baukunst und die Musik, wenigstens in ihren charakteristischen Erscheinungen, mit in den Kreis seiner Betrachtung ziehen. Denn alle Künste weisen auf ein Gemeinsames zurück. In den treuerherzigen, naiven Schwänken des Hans Sachs erkennt man die etwas edlige Holzschuemanier unserer alten deutschen Maler einigermaßen wieder, schon diese auf einem weit höhern Standpunkt künstlerischer Auffassung und Ausbildung standen als die vorerwähnten Schyller. Man kann an Hans Sachs denken, ohne zugleich an Albrecht Dürer, Veit Stoss, Adam Kraft und Peter Wiser zu denken. Es kann dem aufmerksamen Literaturhistoriker nicht gleichgültig

sein zu beobachten, daß Götze seine „Alceste“ und seine „Sphragie“, in „Lauris“, Mozart seinen „Don Juan“, und seine „Zauberflöte“ und Haydn seine heiteren naiven Symphonien und Pastoraloratorien während einer Periode componirten, wo auch die deutsche Poesie sich immer mehr zu dem Ausdruck reiner Kunstschöne verklärte; er wird dann in Beethoven das fast unheimliche Ringen dämmerisch-faustischer Elemente und in Weber u. A. sehr innige Zusammenhänge mit der romantischen Dichterschule erblicken, und bei den neuern Componisten angelangt, wird er einem Raffinement, einer auf effectreiche Violanten hinarbeitenden Berechnung, einem der schönen Mages entbehrenden Tonchaos begegnen, einem Mangel an Natur und Maidetät, einer anpruchsvollen Magerkeit und Mengerei, wie er sie auch häufig auf dem Gebiete der Poesie und der übrigen Künste antreffen wird. Er wird, wenn er die Reiben der modernen deutschen Maler mustert, theils eine Hingebung zu symbolischer Auffassung, theils zum Genrehaften und Landschaftlichen erkennen, dabei aber einen solchen Mangel an historischem Sinne, daß, wo unsere Maler historische Aufgaben wählen, meist alles wahrhaft geschichtliche Feuer vermisst wird, und die geschichtliche Situation zum bloßen Genre in historischem Costüm abgeschwächt erscheint. Er wird dieselbe Erfahrung machen, wenn er unsere neuern lyrisch-epischen Dichtungen und historischen Romane und Dramen, ja unsere Geschichtswerke selbst liest, und er wird sich dann sagen, daß diese Erscheinung einen tiefern Grund hat, daß sich unsere Künstler und Poeten nicht geben können, was einmal in der Nation selbst nicht liegt, wenigstens für jetzt noch nicht, und daß dieser Eklekticismus, dieses Anwenden und Vermischen aller Stilarten eben in dem Mangel eines nationalen Grundprinzips seine Wurzel hat. Wie man in Deutschland jetzt in allen Verhältnissen der Griechen, Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und nun auch der Orientalen dichtet, so baut man auch bald im griechischen, bald im römischen, bald im byzantinischen, bald im romanischen, bald im rein oder unrein gothischen, bald im florentinischen, bald im Renaissance- und Rococo-Stil; nicht selten werden einzelne dieser Stilarten, selbst mit Herbeiziehung normannischer oder maurischer Motive, an einem und demselben Gebäude untereinander gemengt, etwa wie in manchem Product der romantischen Schule, z. B. in Friedrich Schlegels „Atarfos“, alle möglichen Stil- und Verarten durcheinandergewürfelt sind. Diese Wahrnehmung, auf eine einzelne Kunst angewendet, ist nicht gerade neu und drängt sich jedem aufmerksamen Beobachter von selbst auf; aber es wäre vielleicht fruchtreich, die hierher gehörigen analogen Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Kunst, Musik und Literatur miteinander in Parallele zu stellen und auf ihre gemeinsame Grundursache im Charakter des deutschen Volks und im modernen Leben überhaupt zurückzuführen. Die in unsern mehr räsonnirenden Literaturgeschichten so häufig auftretende Schulmeistererei würde, insofern sie sich gegen Einzelne richtet, dann vielleicht einer billigern Be-

urtheilung Platz machen. Wie jetzt noch meist die Literaturgeschichte geschrieben wird, kann jeder einzelne Leser den Vorwurf der Confusio, an der sie mißten leiden, auf dieser oder jenen Poeten abladen, der gerade in der betreffenden Literaturgeschichte abgehandelt wird. Wir meinen hiermit nicht jene immer streng tadelnswerthen Schelte und Capricien Einzelner, die sich absichtlich ins Maßlose oder Fehlerhafte verlieren, um als etwas Besonderliches zu gelten, sondern nur jene Verirrungen, die sich auch an gleichzeitigen Erscheinungen auf andern Gebieten und im gesellschaftlichen Leben selbst wiedererkennen und nachweisen lassen.

Die Mängel, die sich den vielfachen Vorzügen unserer modernen Literaturgeschichtsschreibung gesellen, lassen sich freilich wieder auf einen allgemeinen Mangel unserer Literaturentwicklung überhaupt zurückführen, der übrigens in Obigem schon angedeutet ist und wieder mit einem oft beklagten Mangel in unserm Nationalleben zusammenhängt. Unsere Literatur ist bei aller ihrer Fülle und Größe ein zu literarisches und zu ausschließliches Resultat theoretisch geleiteter Bildung; sie hat sich zu einseitig in exklusiven Kreisen und Coterien fortentwickelt; sie ist zu sehr Schulproduct, und daher rührt auch wol der Präceptorion in den meisten unserer Literaturgeschichten. Unsere Schriftsteller und Dichter gingen fast alle durch die Schule und Universität und, nachdem sie diese absolviert, meist ohne weitem Uebergang zur Schriftstellerei und Dichterei über. Sie brachten also den ganzen theoretischen Eigensinn und die Phantasie, welche der bloßen Schulbildung eigen zu sein pflegen, in ihre schriftstellerischen Werke mit hinüber, und sie brauchten, wenn sie nicht überhaupt darin stecken blieben, lange Jahre und viele oft bittere Erfahrungen, um sich davon frei zu machen. Bei weitem die meisten waren Söhne von mütterlichen Beamten, Geistlichen, Lehrern und Professoren, denen Literaturstoff in mehr oder weniger reichlicher Fülle schon durch ihre häusliche Erziehung und hässlichen Umgebungen zugehört wurde. Sehr wenige gehörten von Geburt dem eigentlichen Handwerkerstande und kaum einzelne dem eigentlichen Bauernstande und den untern Ständen an. Was die wenigen aus dem Handwerkerstande betrifft, so waren sie meist in großen Städten geboren und kamen bald auf die gelehrte Schule, wie Kant und Tieck, von denen sich der Erstere sehr bald in die höchsten Regionen des Denkens erhob, der Letztere mehr als irgendein Vorgänger es liebte, exclusiv literarische Eitelkeit um sich zu fassen und für sie zu schreiben; denn selbst „Der junge Fischelmeier“ ist ein seiner Mensch und bekundet durchaus keine Rückkehr zu den Traditionen des Standes, dem Tieck von Geburt angehört.

Domit hat sich die deutsche Literatur durch keinerlei Elemente erweitert und bereichert, die außerhalb des kritischen oder rein literarischen Bildung lagen. In großer Zahl beteiligte sich der Adel an der deutschen Literatur und es verstand sich begreiflicherweise nicht so die Proleten, sondern Standes, die so viele Bürgerliche in der

ichtig. Darum waren auch sie es hauptsächlich, welche sich der literarischen Romantik und der Pflege des mittelalterlichen Elements in der Literatur hinstanden. Als daher diese Tendenzen aufkamen, richteten sie mit großem Pomp und mit selbstbewußtem, hohem Anspruch in die Schranken und trugen im romantischen Ringen manchen Preis über die bürgerlichen Widersacher davon; aber mit den bürgerlichen Dichtern unserer klassischen Periode hat kein Adeliger sich halten können, denn die Aufgabe, die jene sich gesetzt hatten, war mit großer anstrengender Arbeit verbunden, und Arbeit ist im Allgemeinen mehr bürgerlicher Natur. Bei allen Dem mochten auch unsere blühenden und blühenden Dichter ganz oder fast ganz dieselbe Schule durch wie die bürgerlichen und haben auf denselben Bühnen der Universalitätshörigkeit gesessen und die Weisheit des Professors „schwarz auf Weiß nach Hause getragen“; sie schaukelten auch wol dem Orchester des Dozens, Aristokrat und Polemiker, ob und unterließen sich in allen wesentlichen Merkmalen des Schriftstellers und Portentums von Anseinem sehr wenig. Kurz, der Literaturschizma sieht, wie der Präceptor in der Schule, lauter Dink vor sich, die er zurechtzusehen hat.

Wenn wir nun auch die Gottschall'sche Literaturgeschichte, die uns zu diesen Vorbemerkungen Anlaß gab, von dem fast für alle Literaturgeschichten geltenden Vorwurf, daß sie noch immer zu sehr für bloße Blumenbeistimmung und Literaturkenner geschrieben ist und die kulturhistorischen Momente zu sehr beiseite liegen läßt, durchaus nicht freisprechen können, so helfen wir sie doch mancher vorzüglichen Eigenschaften wegen, die sie vor allen übrigen auszeichnen, aufs aufrichtigste willkommen. Hier und da nähert sie sich sogar unsern Ansichten sehr bedeutend, so wir stoßen in ihr bei Gelegenheit der Besprechung Iffland's und Kosewicz's auf einen Ausspruch, der mit unsern Ansichten ganz und gar zusammenfällt. Gottschall bemerkt in dieser Stelle:

Diese Schiller'sche Parodie (nämlich des bekannten Iffland's Theaterstücke gerichtete Epigramm) wört ohne Zweifel der Grund, daß viele unserer Literaturhistoriker über Iffland's Stücke mit einer gewissen Wertschätzung megalen, als es nur zum alltäglichen Repertoirebedarf gehörte, während sie bei den verlorenen Richtungen der Germanisten, die gar kein Publicum gehabt, mit großer Vorliebe und Aufmerksamkeit verweilen. So ist es in Deutschland zu der begreiflichen Klasse gekommen, daß unsere Literaturgeschichten, deren Ruhmtheiten kennen als das Volk, und daß es zum großen Teil zur seinen vornehmen Bildung gehört, über die Schiller'sche und Iffland'sche Parodie, welche ein hartes Satyrspiel war, alle Schichten der Nation den unantastbaren und unüberwindlichen Einfluß ausübten. Der Literaturhistoriker hat ohne Zweifel die Pflicht, diesen Einfluß auf seine Quellen zu berücksichtigen und ebenso einen Rückschluß auf den nationalen Charakter zu ziehen, wie umgekehrt aus seinen Bedürfnissen auf den Charakter solcher bedeutsamen wirkenden Productionen zu schließen.

Dies ist so richtig, wie nur etwas sein könnte, daß das Volk kennt zum Theil andere Paraden, die in der Literaturgeschichte. Es ist nicht zu, die ganze Literaturgeschichte, das ist noch Millionen in Deutschland

gibt, die von Goethe und Schiller nicht nur nicht gelesen haben, sondern die nicht einmal ihre Namen kennen! man frage nur hinab in die untern Volksschichten, man frage nach auf dem Lande, in entlegenen Gegenden, in den Gebirgs- und Strandsdörfern. \*) Und zieht man von den Verehrern Schiller's und Goethe's diejenigen ab, welche ihre Werke schön und groß finden, bloß weil diese so hergebracht ist, oder denen z. B. an Schiller gerade das mancherlei Nahe in seinen Jugendproducten, das geniat-verzerrte Prometheus in seinen frühesten lyrischen Ergüssen und das einzelne Phrasenhafte in den erhabenen Werken einer vollendeten Periode vorzugsweise oder ausschließlich gefällt, so wird man den Kreis Derjenigen, welche diese Körperchen im Geist und in der Wahrheit verstehen, auf verhältnißmäßig sehr kleine beschränken müssen. Thatsache ist, daß Tausenden die Lustspiele Klopstock's und die Rührstücke Iffland's größern Genuß genießen als die Dichtungen unserer ersten Meister, und es muß von culturhistorischem Interesse sein zu untersuchen, welche Eigenschaften es seien, wodurch diese Kleinmeister sich die Sympathie eines großen Theils der Nation eigen zu machen gewußt haben. Es ist von Werth, sich in dieser Beziehung keinen Illusionen hingeben. Nur man diese Männer wirklich entweder vom moralischen oder ästhetischen Standpunkt verwerflich finden, dann muß so schlimmer für diesen Theil der Nation!

Gotthall hat in der citirten Stelle einen sehr richtigen Gedanken ausgesprochen, aber er hat ihn im repetita Verlaufe seiner Darstellung nicht so fruchtbar zu machen und zu benutzen gemußt, als wir dies gewünscht hätten. Er hat dieses culturhistorische Moment fallen lassen, um dafür immer wieder das bloß literarische Interessant zu bringen. Den Nationalgeist und die Nationalmeinung, soviel wir davon wissen, die Schwankungen der politischen Meinung und die Einflüsse der allgemeinen politischen Zustände auf die Literatur hat er zwar, in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, und auch das ist sehr dankenswerth, aber es genügt nicht, um die Entwicklung der deutschen Literatur vollständig zu beleuchten und zu ergründen. Hierzu hätte es der culturhistorischen Betrachtung bedurft, und auf diese läßt sich der Verfasser nicht ein bis auf wenige Andeutungen, die das Fehlende nur umsomehr vermischen lassen.

Der Hauptvorzug der Gotthall'schen Literaturgeschichte, und zugleich dieselbe Eigenschaft, durch die sie sich vor allen übrigen vorthellhaft auszeichnet (etwa Schenck's durch ihre „melioristischen Tendenzen“, außerdem

\*) Charakteristisches hierher gehöriges Beispiel erleben wir in dem Buch „Was ist das Hundertjährige Goethe'sche Jubiläum?“ Eine Gruppe wohlhabender und wohlgebildeter Frankfurter Bürger haben sich zusammen und unter der Leitung eines der besten der Reihe, einer derselben, bemerkt: was man denn um Goethe's eine so große Sache mache? was er denn eigentlich geleistet habe? Dem vorerwähnten Beethmann hätte man ein Denkmal setzen können, der sei ein anderer Mann gewesen als Goethe. Dieser wurde nicht allgemähre Zustimmung ausgesprochen.

interessante „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ ausgenommen, beruht in dem Muth, der Energie und der Entschiedenheit, womit sich Gotthall auf den Boden der modernen Tendenzen stellt, ihn vertritt und allen entgegengesetzten Tendenzen streitig macht. Nicht als ob wir mit ihm in allen Punkten übereinstimmen oder seine, wie es uns scheint, allzu sanguinischen Hoffnungen alle theilten; aber seine Befürwortung dieser Tendenzen ist vollkommen berechtigt, wie sie selbst berechtigt sind. Diese Tendenzen haben sich historisch, also nothwendig, herausgebildet, sonst wären sie überhaupt nicht da; sie sind das Resultat einer Reihe vorhergegangener geistiger, gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen und Conflite. Möglich, daß sie nur bloße Gase sind, welche von der Atmosphäre der Geschichte allmählig aufgesogen, verarbeitet und verflüchtigt werden; aber die Zeitstoffe, aus denen sie sich entwickelten, existiren einmal, und jede Zeit hat ihr eigenes Recht. Anders Literaturgeschichtsschreiber haben sie bekämpft, andere sie ignoriert; es ist natürlich und wünschenswerth, daß sich auch solche finden, welche für sie das Wort ergreifen. Was die Poesie betrifft, so hat bekanntlich Gervinus unserer Zeit die Verechtigung zur Cultivierung derselben abgesprochen, wie Savigny ihr die Verechtigung zur Gesetzgebung abgesprochen hat. Gervinus will, daß man die Poesie jetzt brach liegen lasse. Das wäre gerade, als ob man sagen wollte: unsere Musik taugt nichts, mithin darf nicht mehr musicirt werden; unsere Politik ist faul, mithin darf keine Politik mehr getrieben werden; unsere Civilisation ist verderbt, mithin muß die Civilisation ausgerottet werden. Gotthall's Literaturgeschichte ist somit als ein notwendiges Supplement zur berühmten Gervinus'schen Literaturgeschichte und überhaupt als ein berechtigendes Ergänzungswerk der meisten andern Literaturgeschichten anzusehen, wie wegen geistreicher Auffassungs- und Behandlungsweise des Stoffes bestens zu empfehlen. Sie hat zwar, wie schon bemerkt, ebenfalls eine etwas vornehme exclusiv literarische, aber, wie wir hinzufügen dürfen, zugleich noble, wir möchten sagen chevalereske Haltung.

Gotthall beginnt seine literaturhistorische Betrachtung mit einem Abschnitt: „Rückblick auf das 18. Jahrhundert“, in welchem Klopstock, Wieland, Herder und Lessing kurz, aber im Ganzen treffend charakterisirt werden. Wenn wir berücksichtigen, daß der Verfasser ein entschiedener Schüßelnappe der modernen Tendenzen ist, so müssen wir ihm einräumen, daß er Klopstock's große Eigenschaften und seine Verdienste um Hebung der deutschen Poesie und Sprache mit rühmlicher Unparteilichkeit anerkennt: seine sprachschöpferische Gewalt (und bei Riche befehen ist die Sprache, in welcher selbst die Poeten unserer Zeit noch dichten, wesentlich die von Klopstock geschaffene), seine eminente Originalität und seinen feurigen Patriotismus, und mit Recht erkennt Gotthall den politischen Den Klopstock's einen hohen und dauernden Werth zu. Ueber die „Messade“ möchte ich jedoch nicht ganz so abfällig urtheilen, als dies Gotthall thut, ich möchte dies schon nicht aus Mangel für eine Dichtung, welche seiner

Zeit so mächtig gewirkt und, wie dies durch eigene Zeugnisse der Dichter festgestellt ist, den jugendlichen Goethe und den jugendlichen Schiller mit einer Begeisterung erfüllt, welche zu ihrem eigenen Auffschwunge wesentlich mitgewirkt hat: die in ihnen ruhenden Keime dichterischen Talents befruchtet hat. Die Dichtung als Dichtung moß für den mehr und mehr unlieblich gewordenen Stoff jetzt blassen; denn was damals in den Augen der Meisten noch ein Verdienst war und bei Andern wenigstens keinen Anstoß erregte, die christliche Grundstimmung und der pietätvolle und hymnisierte Gemüthschwung, das ist den Modernen fremdartig, ja wirkt auf sie meist abstoßend; wie leben nicht mehr in der reglosen Atmosphäre jener Zeit und unter unserm Urtheil werden daher selbst die Vorzüge dieser Dichtung leiden müssen, die, was das durchgehende gehobene Pathos und die Rhetorik der Sprache betrifft, keineswegs gering sind. Wir verweisen übrigens auf das Urtheil, welches Schopenhauer in seiner „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen“ (erster Theil) über Klopstock abgegeben hat und das wir als ein Meßstein vorurtheilsloser Kritik anerkennen müssen.

Gotthall's Urtheil über Herder ist im Ganzen gerecht und billig, doch scheint uns darin nicht genugsam hervorgehoben, was Herder für die universelle Auszubildung des deutschen Volkes, wovon die Reime freilich in der Nation lagen, geleistet hat. Dem Priesterlichen in seiner Natur scheint Gotthall nicht ganz gerecht geworden zu sein, obschon er das Prophetische, das in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ lag, wenn auch vielleicht nicht mit genügendem Nachdruck hervorhebt. Dieses epochemachende Buch, das damals seines Gleichen nirgends hatte, war ein unerschöpflicher Quell, aus dem unsere spätern Denker mehr geschöpft haben, als sie selbst zugeben mochten. Hier ist auch sein Stil durchaus rein und classisch, und wenn auch Herder's Schreibweise in andern Schriften zu stürmisch und pyramidal sein mag, so wünschten wir doch, Gotthall hätte es vermieden, ihn den „Vater der tollgewordenen Prosa“ zu nennen. Gotthall motivirt zwar dieses Publicat in einer Weise, die das Lächerliche, das etwa darin liegen könnte, wesentlich verwischt und aufhebt; aber in einer ernsthaften Literaturgeschichte sollte man solche Stichnamen immer vermeiden, weil sie zu Mißdeutungen Anlaß geben und zu leicht im Gedächtniß haften. Es ist leider anzunehmen, daß gewöhnliche Leser des Gotthall'schen Buchs, wenn sie an Herder denken, zugleich auch immer an den „Vater der tollgewordenen Prosa“ denken werden.

Lessing ist Derjenige, auf den sich heutzutage Jedermann beruft, ohne doch beflissen zu sein, in seinem Geiste zu denken und zu schreiben. Es sind mir Einzelne bekannt, die seinen Namen immer als Aushängeschild vornehmen und dabei doch barbarisch denken und eine wirklich „tollgewordene Prosa“ schreiben, vor der Lessing davongelaufen sein würde. Diesen Reformator des deutschen Stils, diesen Gesetzgeber der deutschen Kritik, diesen Reiniger der deutschen Bühne behandelt Gotthall

auf nicht viel mehr als fünf Seiten, also offenbar zu kurz im Verhältniß zur Bedeutung dieses kleinen Mannes. Doch ist das Wenige, was Gotthall über ihn sagt, wenn auch nicht erschöpfend, doch vollkommen richtig. Unter Lessing's dramatischen Productionen stellt Gotthall mit Recht „Nathan den Weisen“ sehr hoch an und meint, daß es in seiner Art in unserer ganzen Literatur „einzig dablebe“. Einzig in seiner Art — das ist allerdings der richtige Ausdruck für dieses herrliche Werk. Es ist uns in der That keine einzige dramatische Dichtung bekannt, weder in der deutschen noch ausländischen Literatur, welche, auch selbst von der Bühne herab, nicht so durchaus reinen, erhebenden, das sittliche Gemüth kräftigenden Eindruck machte. Goethe's „Iphigenie“ und „Tasso“ sind wol noch idealer gehalten, aber sie entbehren der für das bürgerliche Leben selbst Kräfte anverwendenden praktischen Moral, durch welche sich Lessing's „Nathan“ auszeichnet. Wenn wir, dagegen Goethe's „Maria Stuart“ gesehen haben, welche Moral können wir im Grunde davon mit nach Hause? Etwas, das wir unserm Nächsten aus Rache oder Eifersucht oder einem Vortheils wegen nicht den Kopf abschlagen sollen? Das wer von uns kommt in einen solchen Fall? Eine arme Bürgerfrau, welche einer Aufführung der „Maria Stuart“ beigewohnt hat, ist vielleicht recht eckig auf die Königin Elisabeth und dankt ihrem Schicksal, daß sie nicht ist wie diese; aber sie fährt zu Hause in die Pfähle und an der Hausthür vielleicht fort, den Kopf und die Ehre ihrer Nachbarinnen mit der Faust anzuschlagen; denn dies ist ja wol erlaubt, denn es ist nicht erlaubt, die Köpfe abzuschlagen ist nicht erlaubt. Die Moral der Dichtung liegt eben weit über alle praktische Moral hinaus, und was die historische Wahrheit betrifft, so ist diese vom Dichter zu sehr verlegt, um für irgend eine Forderung zu kommen. Man hat an dem „Nathan“ bemerkt, daß das Christenthum darin dem Judenthume und dem Mohammedanenthum gegenüber nicht genügend vertreten sei. Das ist in gewissem Sinne richtig. Aber wer wie Nathan denkt und handelt, ist kein Jude, sondern ein Christ in der rechten Bedeutung des Wortes; Nathan ist nur das Vorbild im Handeln.

Juden, wie wir als Christen denken und handeln sollen. Und wie Nathan kann eben Jeder denken und handeln. Aber die Bedeutung des Stücks beruht nicht bloß in dieser allgemeinen Moral, sondern zugleich in den schwersten Sprüchen, von denen die ganze Dichtung angefüllt ist und die einen Schatz praktischer Weisheit enthalten. Hätten wir eine ganze Reihe solcher Stücke von gesunder und gehaltvoller Didaktik, statt so zahlreiche andere von poetisch-phantastischem Kummer und Schimmer, deren Moral theils zweideutig ist, theils keine Anwendung auf das praktische Leben zuläßt, so würde es mit unserm Theater und unsern Theaterbesuchern besser stehen, man würde sich an eine nährreichere und gesündere dramatische Kost gewöhnen haben und die vielen oft himelschreienden Verstöße gegen allen gesunden Menschenverstand wären mit der Zeit vielleicht unmöglich geworden.

Die beiden folgenden Abschnitte sind Schiller und Goethe gewidmet. Jener ist auf 30, dieser auf 40 Seiten abgehandelt, während, wie erwähnt, Lessing mit fünf Seiten abgefertigt ist und das Kapitel über Klopstock, Wieland, Herder und Lessing überhaupt nur 20 Seiten umfaßt. Das ist offenbar eine Ungleichheit. Denn wenn schon Goethe und Schiller uns in mancher Hinsicht näher gerückt sind, so lassen sich doch die mächtigen Einflüsse jenes Diergespanns bis auf den heutigen Tag nach verfolgen, und Klopstock, Herder und Wieland leben und wirken bis in unser Jahrhundert hinein. Gottschall unterreißt die einzelnen Werke beider großen Dichter einer ziemlich genauen Prüfung, und wir gestehen gern zu, daß seine Urtheile bei aller Besonnenheit und Parteilichkeit zugleich auch geistreich sind, obgleich eine Ursache für das Schiller'sche Pathos sich vielleicht affig machen macht und mancher Urtheile Gottschall's uns zu bemerkenswerthen Veranlassungen geben könnten, die wir wir deshalb zurückhalten, weil wir den Raum d. Bl. zu kein besser begrifflicher Raum wie der Kant'sche ist, wahren müssen. Man wird die Gottschall'schen Urtheile über Schiller und Goethe nicht ohne Genuß und Nutzen lesen, denn sie verbinden das Nützliche in der Kritik mit dem Angenehmen. Aber wir können die Behauptung nicht zurückhalten, daß es für das Wert und die Leistungen des Verfassers vielleicht ersprißlicher gewesen wäre, wenn es demselben beliebt hätte, statt die Kräfte so ins Detail zu gehen, die Wirksamkeit der dieser Heroen der Literatur überhaupt nur in groben Strichen zu zeichnen und so noch Raum übrig zu lassen für kurze Charakterisirung der zahlreichen Geister geringerer Ordnung, an denen jene Zeit so reich war und die, obgleich sie nicht die glänzende Stellung wie die Großen einnehmen, doch einen sehr erheblichen Einfluß auf diese selbst oder wenigstens auf Kreise hatten, woszu die Wirksamkeit der eigentlichen Köpfe unserer Literatur nicht drang. Die allgemeinen einleitenden Bemerkungen zu unserm Artikel werden ungefähr zeigen, was wir mit dieser Andeutung sagen wollen. Unter den epochemachenden Geistesmännern müssen wir aber vor allen Kant, der schon deswegen nicht wohl zu umgehen war, weil Gottschall — und wir stimmen hierin einen Vorzug seines Werks — im Laufe seiner Darstellung den Philosophen und ihren Lehren, die von selbst auf Kant zurückführen, einen besondern Platz innerhalb der deutschen Literaturentwicklung einräumt. Wie sich Klopstock zu Goethe und Wieland verhält, so etwa verhält sich Kant zu unsern Philosophen. Außerdem ist bekannt, welchen Einfluß die Kant'sche Philosophie namentlich auf Schiller's geistliche Anschauungen ausgeübt hat. Und wir dürfen uns gar billigen, wir es dagegen, daß der Verfasser, der Gottschall's Jean Paul's einen ganzen Abschnitt widmet, theils weil dieser bedeutende Geist in der neuesten Literaturgeschichte nicht nach Versehen übersehen worden ist, theils weil Jean Paul's Einfluß auf die deutsche Wiederaufnahme und Cultivirung unserer etwas verstandesbure gewordenen Prosa

tion sehr zum Vortheil gereichen würde, theils weil sein Einfluß auf die Modernen ein so bedeutender war, daß Gottschall nicht ganz Altrecht hat, wenn er ihn den Vorläufer der modernen Poesie nennt. Jean Paul war der entschiedenste Rückschlag und Gegenstoß gegen die antike Richtung, sein Herz schlug für das Volk und seine Anschauungen wirkten in der modernen Welt häufig in den allerbeschränktesten Kreisen des Familienlebens. Insofern bildet er recht eigentlich den Ausgangspunkt einer Literaturgeschichte, die es sich annehmen hat, das moderne Element in unserer Literatur hervorzuheben und zu beleuchten. Der bildende, zum Theil humoristisch gefärbte Stil und die im Sprunge springende, nicht im gemessenen Gange fußende, sondern fliegende Reflexionsweise Börne's, der seine Verehrung für Jean Paul wie die Nachahmung seiner Manier in einer bekannten Lobrede offen bekundete, Heine's und mehrere zum Kreise Jung-Deutschlands gehörenden Schriftsteller weisen klar auf Jean Paul zurück, wie Jean Paul wieder auf Hamann zurückweist. Freilich waren ihm gewisse Ausfertigkeiten seiner Manier leichter abzuwaschen als seine unerschöpfliche Gemüths- und Liebesfülle. Seine Satire trug keine giftigen Stacheln wie die der Neuen; er war fern von aller Bosheit, Lüge und Schwärmerei, und vor einem schon reichbegabten Schüler seines Humors wie Heine würde er nie vor einem ungenügenden Schüler zurückgewichen sein. Gottschall hebt mit Recht das tiefe unendliche Freundschaftsgefühl der Jean Paul'schen Gedichte hervor, die sich nach einem Freunde förmlich wie nach einer Geliebten sehnen. Auch bei manchen Weltkennern bei Klopstock, Gleim, Christian Ernst von Kleist, bei den Hainbühlern sehen wir dies Gefühl noch mächtig in den Vordergrund treten. Die moderne Welt kennt kaum noch dieses Bedürfnis nach Ergänzung des eigenen Wesens durch ein zweites männliches Ich; man ist jetzt zu praktisch, zu berechnend, zu selbstlos geworden, um sich einem Verhältniß hinzugeben, welches auf gegenseitige Opferung und zum Theil Entäußerung des eigenen Ich gegründet ist. Denn bei der Geschlechtsliebe ist auf beiden Seiten viel mehr Egoismus im Spiele, als bei der Freundschaft, nämlich der Egoismus der Sinne, die Begehrlichkeit, sich Das zu eigen zu machen, was reist und gefällt. Die Fei der Freundschaft ist aus der Poesie verschwunden, wie so viele andere ideale Bedürfnisse und Verhältnisse, die man verdammt in Wort und Lied noch feiern durfte, ohne deshalb bei dem Publikum für veranständig und langweilig zu gelten. Denn der Dichter, mehr ein Product seiner Zeit, als man gemeinlich glaubt, besingt begreiflicherweise nur Das, wovon er hoffen darf, daß es in den Herzen seiner Leser wiederhallen wird. Dieses allmähliche und zuletzt gänzliche Verschwinden von Dingen, Verhältnissen und Empfindungen, die früher gesungene Gegenstände der Poesie waren, ist culturhistorisch wichtig und gibt uns manchem zu denken, daß diese Bewegung, die so vieles Gutes und Schönen mit sich fortnahm, eine sehr rapide war und noch ist. Wir



haben kein mitempfindendes Organ mehr für Das, was unsere Väter vor nur erst 100 Jahren feierten und besangen; werden die nach uns Lebenden in 100 Jahren noch ein mitempfindendes Organ haben für die Dichtungsobjecte unserer jetzigen Poeten? Wir verlangen auf diese Frage keine Antwort, denn Keiner ist im Stande sie zu geben.

Jean Paul war aber nicht bloß ein einseitiger Gefühls- und Empfindungsmensch, als welcher er wol von den Meisten angesehen wird, er war auch ein tiefer und origineller Denker, nur daß er die Resultate seines Denkens immer durch das Medium des Gefühls, der intuitiven Anschauung oder der Verkörperung durch Bild und Gleichniß zutage förderte. Er läßt seine Leser nicht in trockenen Herbarien blättern, sondern in gefüllten Körben voll frischer und duftender Blumen wühlen, in welche er die Früchte seines Denkens hüllt. Ein solcher Frucht- und Blumenkorb ist auch seine „Vorschule der Ästhetik“, in der er oft nur mit einem einzigen Streichlicht eine ganze Region bloßlegt, die bis dahin trotz aller künstlichen und systematischen Beleuchtung dunkel geblieben war. Gottschall hebt mit Recht hervor, wie Jean Paul's höchst geistvolle und schlagende Reflexionen über das Komische, diese schwierigste Partie aller ästhetischen Untersuchungen, die Grundlage bildeten, auf der später Ruge und Vischer weiter bauen konnten. Die Forschungen der Letztern werden aber immer nur dem Ästhetiker von Fach zugute kommen, während Jean Paul auch für die Laien schrieb und es für seine angenehmste und belohnendste Pflicht hielt, von seinen reichen Gaben auch Denen mitzutheilen, welche nicht zur Universitätskunst und zu den gelehrten Sekten gehören. Seine Mängel entsprangen eben aus einer zu großen Fruchtbarkeit seines Denkens; es ist in vielen seiner Schriften eine zu üppige Schlingkraut- und Unterholzvegetation, die es häufig schwierig macht, sich hindurchzuarbeiten.

In dem folgenden fünften Abschnitt behandelt Gottschall den Beginn der Auflösung des klassischen Ideals: Hölderlin, dem er vielleicht nicht ganz gerecht wird, und die Lyriker der Befreiungskriege, deren Bedeutung, wie überhaupt die Bedeutung der politischen Poesie, von ihm richtig und gebührend gewürdigt wird. Auch wir Deutschen besitzen einige martialische und patriotische Gesänge, welche mehr ausgerichtet haben als irgendein leitender Zeitungsartikel oder eine Kammerrede — wollen wir dies verkennen? Die Melodie des sonst poetisch ziemlich magern Schleswig-Holsteinkiedes wird auch künftigen Generationen als Weck- und Mahnruf an Ohr und Herz klingen. Verwerfen wir die politische Poesie, so stellen wir uns damit tief unter manche wenig gebildete Naturvölker, z. B. die Serben, die ihre Nationalgesänge heilig halten und wie kostliche Schätze hüten. Wie mager, dürftig und inhaltslos muß zuletzt unsere Poesie werden, wenn man uns einreden will, daß auch das Vaterland und Vaterlandsgefühl zu den vielen abgetakelten Gegenständen gehören, die zu feiern eines Poeten unwürdig sei. Der vollständige Bankrott an allen edeln, erhabenen und

greifbaren, mit dem Allgemeinleben der Nation zusammenhängenden Aufgaben der Poesie wäre damit erklärt und die faule und gedehnte eitle Subjectivität, die sich schon jetzt über alle Gebühr breit macht, würde dann auf den Trümmern aller allgemeinen Interessen umscheit ihre Orgien feiern.

Der sechste und siebente Abschnitt beschäftigen sich weiter mit Dem, was der Verfasser die „Auflösung des klassischen Ideals“ nennt, mit den Theaterstücken Iffland's und Kopebue's und den Schicksalstragödien, in welchen jene Auflösung stetig fortschreitet. Gottschall stimmt nicht in das so gewöhnliche Verwerfungsurtheil mit ein, das die höhere Kritik über die beiden Bühnenlieferanten Iffland und Kopebue zu fällen liebt. Er sagt in dieser Beziehung in der Vorrede: „Das Anlassen und Uebergehen von Autoren, die irgendein Publikum haben, ist immer eine Art kritischer Annahme, wenn es nicht eine Folge der Nachlässigkeit und Trägheit ist.“ Es handelt sich hier allerdings um Bühnendichter, welche das deutsche Repertoire beherrschen und dadurch einen — es bleibe fürs erste unerörtert, ob heilsamen oder schädlichen — jedenfalls aber höchst bedeutenden sittlichen und ästhetischen Einfluß übten. Kopebue's Stücke bürgerten sich sogar auf allen europäischen Bühnen ein, und noch jüngst haben Iffland'sche Bühnenstücke (darunter „Verbrechen aus Ehrsucht“, welches bei der Einführung in Mannheim dem Schiller'schen Trauerspiel „Kabale und Liebe“ eine von Schiller selbst gefürchtete Concurrenz machte) in Dumas'scher Bearbeitung das pariser Publikum in lebhaftester Theilnahme verfest. Diese Schriftsteller müssen doch also dem Geschlecht ihrer Zeit in dem von ihnen angebauten Genre vollkommen genug gefallen, ihm einzelne charakteristische Züge abgelauscht und ihm in ihren Producten einen Spiegel vorgehalten haben, in welchem es sich wieder erkannte; sie müssen zugleich das Talent besessen haben, es zu spannen, zu fesseln und zu unterhalten. Gottschall sagt von diesen Dichtern, die in ihrem Genre einander etwa so ergänzten und nebeneinander hergingen wie in einem höhern Genre Goethe und Schiller und später Börne und Heine:

Wenn auch nur das einfache Gefühl, der gesunde Verstand und der Mutterwitz die Ingredienzien ihrer Schöpfungen waren, so lag doch gerade hierin ein heilsames Gegengewicht gegen alle überschwänglichen Abenteuerlichkeiten, welche die Bühne anfangs überströmten und nachher verachteten. Und auf der andern Seite die Kunst der Darstellung, mehr noch die ideale Haltung der Diction und Charakteristik in den Worten unserer Classiker leicht zu declamatorischem Pathos aufgeführt wurde, hier in den Kreis der Lessing'schen Tragödien festgebannt blieb.

Wir erinnern uns, mitten unter dem „Lustspiel“ des Jahres 1848 ein Iffland'sches politisches Trauerspiel, „Cocarden“ (Leipzig 1791) welches zu seinen besten Stücken gehört, gelesen zu haben und überrascht zu sein von der Lebendigkeit, Natürlichkeit und Klarheit dieser Situationen, dieser wie aus dem Leben selbst entnommenen, grobrepublikanischen, großsprecherischen, bisweilen auch rabulistischen, volkagitatorischen Notare und



diese dummtheilichen communistischen Handlente. Wir stammten in diesen Figuren des Jahres 1794 so manche Persönlichkeiten wieder, denen wir selbst in Selbstversammlungen und an öffentlichen Orten begegnet waren, wobei wir uns gesehen mußten, daß sich die Menschen im Ganzen doch sehr wenig ändern und unter wiederkehrenden Verhältnissen heute dieselben sind wie vor sechs oder sieben Decennien. Was trägt auch die so sehr außerordentlich lebendig dialogisirte und feiner Eindrücke den bekannten Pfand'schen Kopf, es ist übermäßig reissend und ohne allen höhern historischen Sinn gehalten, aber das Genetivische daran schien uns durchweg vortheilhaft zu sein. Die richtige Beobachtungsgabe und gesunde praktischen Verstandes übertrafen überhaupt die Schwärmerei jener Periode bei weitem die neuere, sie überall ihren Geist und ihre subtilere Auffassungsgabe geltend machen wollten und daher das Leben nicht als es ist, sondern nur in gebrochenen Lichtern darstellten. Mit welcher Kecke und Bedenklosigkeit hat Hegelmann die „Kochkammer“ seiner Zeit geschildert! Und gewiß hat er dadurch wesentlich beigetragen, wenigstens einige der allgrößten Thorheiten und affectirten Lächerlichkeiten aus dem Kleinbürgerlichen Leben verschwinden zu machen. Neben unsern klassischen Dichtern, die ja hoch über den Dingen der Duffen hinwegstiegen, um auf das Volk einzuwirken zu wissen, brachten wir auch solche Eifenschnäbel, und wir können es Gottschall nur zum Verdienst anrechnen, daß er in diesem Falle alle so gewöhnliche literarische Bornenheit beiseite gelassen und ihnen die in unserer Literaturgeschichte nicht vorerhaltene Beachtung geschenkt hat.

Im achten und letzten Abschnitt der ersten Abtheilung seines Buchs behandelte Gottschall die epischen Epiques (wie er sie nennt): Babianus Hynd und Ernst Scholz, und die Epigonen Jean Paul's: Bensch-Bernau, Ernst Wagner, Julius Weber. Unter diesen gehört Ernst Scholz zu denen, die ebenfalls von unserer Literaturgeschichte nicht sehr fleißig behandelt und zurückgesetzt wurden. Aber auch hier geht Gottschall, wie das weiter oben drücklich anzudeuten, von den Ansichten aus, daß, wer ein so großes und getreutes Publikum liebt wie Ernst Scholz, jedenfalls darauf Anspruch habe, der eine Geschichte der deutschen Literatur aufzuführen gewilligt zu werden. Wir können ihm hierfür nur Dank sagen und sein Princip nur als ein richtiges und erwiesenes anerkennen.

Im Fortgange seines Werks beweist der Verfasser eine immer mehr zunehmende Sicherheit in der Anordnung und Verarbeitung des literarischen Stoffes. Dies zeigt sich gleich in der zweiten Abtheilung des ersten Bandes, welche, ebenfalls in acht Abschnitten, die Romanen behandelt, unter Bekanntmachung einer Charakteristik der philosophischen Systeme von Fichte und Schelling und der feilschen und schneidenden Arbeiten von Schlegel, Schlegelmacher's und Solger's. In der dritten sagt der Verfasser in Betreff dieser

Nach den Untersuchungen des gräßlichen Hermann Petter, des schrecklichen Salen, Schlegel, nach der fulminanten Demit der „Deutschen Geschichte“, den scholastischen, aber schlagenden Lapidarien seines, welche die feilschen Darstellungen eines so bedeutenden literarischen Geistes die Gewinne und die verurtheilende Auffassung des geistlichen Verstandes nach sich zieht das Gesamtbild der romanischen Schule so abgerieben, daß nur in einzelnen Erweiterungen neue Gesichtspunkte geltend gemacht werden können.

Der Verfasser spricht hier fast alles beiseite von seiner eigenen Leistung, die neben dem Lehren der Abhängen mit Ehren bestehen und in manchen Beziehungen auf Selbstständigkeit Anspruch machen kann. Gottschall ist ein zu gewissenhafter, unparteiischer Kritiker und hat ein zu feines Gefühl für poetische Schönheiten und Mängel, um sich mit dem bloßen Vergnügen und dem einfachen Lobesfluge der romanischen Schule zu begnügen. Wenigstens bedauert er seine Dichter, daß er sich zur Schlußfolgerung führt, und der deutsche Dichterschatz hat seine wichtige Rolle und Abkömmling. Die Schicksale, daher von dieser Darstellung mit dem Gefühl, daß nicht leicht zu einer andern Zeit so viel bedeutender poetische Talente gleichzeitig in einer Richtung thätig waren, während doch jedes Talent, wie die einzelnen Streich an einem Brillenschmuck, in seinen eigenen Dichtern und Farben spielte. In Produktivität und Originalität sind die Romantiker von den Modernen übertraffen worden, und selbst ihre feigsten Erblinde, in deren Adern kein Tropfen menschlichen Blutes mehr umfließt, sind doch wenigstens von einem Lichtschein urplötzlich und energischer Poesie durchleuchtet. Die Romantiker lassen unter ihren Händen wachsen und spreizen, was wachsen und spreizen will; aber es wird in ihren Lenden nie rechte Tag; die reiche, ja üppige Vegetation hat daher ein krankhaftes, zuweilen verstopfters Aussehen, und die großen magischen Lichtscheine, die hier und da schimmern in diese Dämmerung fallen, dienen nur dazu, die grotesken und zuweilen sehr curiösen Formen dieser Vegetation in hellerer gespenstischer Beleuchtung nur um so wunderlicher hervortreten zu lassen. Dennoch bilden die Romantiker den Übergang zu den Modernen, da sie die begrenzten Formen der klassischen Poesie und die strengen und festen Forderungen des Idealismus vollkommen befähigten, den selben Dignität gründlich über den Haufen stürzen, mit Verleumdung, wenn auch oft in sehr unwillkürlicher Weise, germanische volkstümliche Stoffe behandeln und den alten sittlichen Begriffen als für die Poesie völlig gleichgültig oder belästigend den Laufpaß erteilen. Auch durch eine gewisse gegen die phylitischen Formen des Gesellschaftslebens gerichtete Polemik, durch die Ironie, wodurch sie die in ihren Dichtungen sich abspiegelnden Gegenstände wie in Wallen und Luftspiegelungen auf den Kopf stellen, arbeiteten sie den Modernen vor. Von der im Gegenstand alles Wirkliche beengenden und auflösenden Ironie der Romantiker war nur ein Schritt zu der vernichtenden Ironie der Modernen. Wie diese auf den Schauplatz traten, fanden sie von allen vollen Befolgen,

auf die sich die Poesie bis dahin gestützt hatte, nichts mehr vor; die individuelle Caprice war zur Herrschaft gelangt, ein Allgemeinbegriffliches und Allgemeingültiges nicht mehr vorhanden; denn selbst das Liebäugeln mit dem Katholicismus war bei den Romantikern (wenn wir vielleicht Joseph von Eichendorff ausnehmen) nicht echt; der katholische Cultus war ihnen nur poetischer Apparat, nur romantische Decoration und mythologisches Schmuckwerk. Stellte doch Schelling sogar eine ganz „neue Mythologie“ in Aussicht; das ist sinnlos, denn eine Mythologie aus sich herauszuschaffen, dazu ist unsere Zeit wol am wenigsten geeignet, obschon nicht geleugnet werden kann, daß sich die Poesie durch die Abwesenheit aller Mythologie eines in vieler Beziehung sehr wirksamen Hülfsmittels beraubt sieht. Aber Anleihen zu diesem Zweck bei den Heiligen der katholischen Kirche zu machen ist freilich noch viel mißlicher.

Dennoch war auch die romantische Richtung eine historisch nothwendige, die sich aus den vorhergegangenen geistigen Entwicklungen herausbildete und der selbst Goethe und Schiller mannichfach vorgearbeitet hatten; ihrer Willkür war das Feld freigegeben, da sie nirgends auf den Widerstand einer Gesellschaft stieß, die, raffiniert wie sie war, selbst eines tiefern Halts entbehrte und nur durch das Band rein äußerlicher Ceremonialgesetze zusammengehalten wurde. Außer diesen gesellschaftlichen Einflüssen nährte auch die politische Lage Deutschlands diese Liebhaberei für den Aufenthalt in den geheimnißvollen Schlupfwinkeln der Romantik, während Fortgang und Ende des spätern Unabhängigkeitskriegs die Anhänger dieser Richtung wol noch eine zeitlang in der Täuschung erhalten konnte, als ob man in einer ritterlich romantischen Periode lebe, was doch gänzlich nicht der Fall war.

Nachdem Gottschall im siebenten Abschnitt dieser Abtheilung die Schule Schelling's, den religiösen Götterschen Mysticismus und die politische Romantik der Herren Stahl, Leo und Savigny, endlich im achten Abschnitt die Auflösung der Romantik, die er in Eichendorff, Platen und Immermann ausgesprochen findet, seiner Betrachtung unterzogen, geht er in der dritten Abtheilung zu den Modernen über, wovon jedoch dieser erste Band nur das erste Hauptstück: „Deutsche Originalgeister und die jungdeutsche Sturm- und Drangperiode“, enthält. In dem ersten Abschnitt spricht der Verfasser über Wesen und Bedeutung der modernen Poesie, über die Julirevolution und den deutschen Liberalismus, über Kottet, Welcker und die liberalen Tendenzen der Geschichtschreibung; im zweiten über „Deutsche Originalcharaktere“, als: Alexander von Humboldt, Wilhelm von Humboldt, Fürst Pückler-Muskau, Adalbert von Chamisso (den wir eher im Zusammenhange mit den Romantikern erwähnt zu finden vermuthet hätten) und Varnhagen von Ense; im dritten von den Frauen Rahel, Charlotte Stieglitz, Bettina, denen er noch die französischen Damen Frau von Staël und George Sand beigesellt; der vierte Abschnitt ist einzig und allein Börne

und Heine und der fünfte der jungdeutschen Gruppe und den ihr näher oder ferner Angehörigen gewidmet.

Wir haben die räumlichen Grenzen, die wir uns für diesen Aufsatz im voraus bestimmten, schon so weit überschritten, daß wir darauf verzichten müssen, die Gottschall'schen Kritiken über das Junge Deutschland hier ausführlicher zu kritisiren. Laut der Vorrede gibt sich Gottschall sehr sanguinischen, aber ohne Zweifel seinem warmen Herzen Ehre machenden enthusiastischen Hoffnungen hin. Der Verfasser sagt:

Unsere Zeit gibt der Dichtung ein weiteres Feld, größern Perspektiven und reichern Stoff, als die Zeit Schiller's und Goethe's ihren Poeten gab. Dies deutet aber eine neue Epoche an, welche die Talente beginnen, und der Genius wird nicht fehlen, der sie zum Abschluß bringt. Gehen wir uns um in den einzelnen poetischen Gattungen, so hat besonders die Epik seit Schiller und Goethe einen vollkommenen und bedeutenden Umschwung erlebt. . . . Die poetische Grenzgestaltung, der Roman, der für die Aufnahme neuer Stoffe die geräumigste Form bietet, zeigt uns am deutlichsten, welch eine Fülle von Seiten, von Problemen, von geistigen und gesellschaftlichen Entwicklungen und Conflicten seit jener Glanzperiode der deutschen Literatur zur Geltung gekommen ist. Und diesen Thatfachen gegenüber können wir uns der Einsicht nicht verschließen, daß unsere Literatur in eine neue Epoche getreten ist, deren erste Entwicklungsstadien sie bereits glücklich überschritten hat, deren Bedeutung darin besteht, eine vollkommene Befreiung der Gelehrten- und Volkspoesie anzustreben, als unsern Classikern möglich war, und die von ihnen überlieferte Kunstform mit allem Reichthum des modernen Lebens zu erfüllen. Des 19. Jahrhunderts hat auf allen Gebieten der Kunst und des Wissens die Erbschaft des 18. angetreten; aber weit entfernt, dieselbe zu verschleiern, hat es Capital und Zinsen verdoppelt.

Manche dieser Bemerkungen unterschreiben wir, und wir erkennen mit Freuden die bedeutsamen Fortschritte an, die wir in einzelnen Richtungen der Literatur gemacht haben. Auch ist unsere Zeit keineswegs arm an Talenten. Aber die Hoffnung auf die baldige Wiederkehr einer solchen Glanzperiode, wie unsere classische war, vermögen wir nicht zu theilen. Man mag uns deshalb der Hypochondrie beschuldigen, aber wir haben Gründe dafür, die man uns zuvörderst widerlegen möge, jedoch nicht mit dem Falstaff'schen Einwurfe, daß Gründe so wohlfeil seien wie Brombeeren. Zur Zeit unserer Classiker formten die Gebildeten in Deutschland, im protestantischen wie katholischen Theile, im Norden wie im Süden, sammt dem langen Schweiße der nur Bildung Affectirenden — und dieser Schweiß pflegt zu jeder Zeit sehr lang zu sein — ein einziges Publicum; gegenwärtig hat sich dieses Publicum in lauter kleine Publica gespalten, deren jedes sein eigenes Interesse befriedigt wissen will, von denen das eine abweist und verwirft, was das andere acceptirt und billigt. Die Idealisten stehen sehr einsam. In den „Propyläen“ sprach einer von Beiden, entweder Goethe oder Schiller, wahrscheinlich aber der Erstere, die Ansicht aus: „In Berlin scheint es jetzt den individuellen Verdienst bekannter Meister der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitföderung zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren.“ Dieser den Dichter mit Wirklichkeit-

Richtigkeitsforderungen bestürmende naturalistische Geist ist jetzt nicht nur in Berlin zuhause, sondern begegnet uns auf Schritt und Tritt; nun scheint mir aber eine wirklich classische Literatur ohne ideale Haltung und Grundlage durchaus nicht denkbar. Derselbe berechnende Geist hat auch die Naivetät, ich möchte sagen den kindlich unschuldigen Geist, der mir für einen wahren Dichter unerlässlich scheint, in den Gemüthern vernichtet, und nicht leicht wird eine Fürstin in unserer Zeit Ursache haben, über einen modernen Dichter zu schreiben, was die Herzogin Amalie über Jean Paul schrieb, nachdem sie dessen persönliche Bekanntschaft in Tübingen gemacht hatte: „Liebe und Wahrheit sind die Triebfedern seiner Existenz. Er ist so unschuldig wie ein Kind und so unbefangen.“ Ein Dichter der echt modernen Art würde sich durch ein solches Lob wahrscheinlich eher beleidigt als geschmeichelt fühlen. In Betreff dieser Naivetät und Kindlichkeit — die sich auch mit einer wesentlich pathetischen Natur nicht wohl vertragen — scheint freilich Schiller hinter Denen, die mit ihm die oberste Spitze auf dem deutschen Parnass theilen, bedeutend zurückgefallen und sich dadurch dem modernen Wesen sehr genähert zu haben. Der Charakter seiner Dichtungen beweist dies, auch zum Theil der Inhalt seiner Briefe, namentlich seines Briefwechsels mit Körner, aus dem man überhaupt erkennt, daß die Götter des weimarer Olymps auch — Menschen waren. „Es sind doch indoktrirte Burschen — diese Autoren!“ ruft Schiller einmal aus, und auch Schiller war ein „Autor.“\*)

Gottschall verweist uns freilich auf die Zukunft, auf die wir jetzt überhaupt mit allen unsern Ansprüchen verwiesen werden, wobei es doch sehr fraglich bleibt, ob sie diese Ansprüche anerkennen und realisiren wird. Er selbst weiß, wenigstens in dieser ersten Abtheilung seiner Betrachtungen über die Modernen, kein Wort zu nennen, von dem er den Muth hätte zu versichern: das sei ein Werk für die Nation, ein Werk von culturhistorischer, europäischer Bedeutung. Selbst Heine, den er sehr hoch stellt, muß sich zuletzt damit bescheiden, daß er eine „untergeordnete“ Kunstgattung, die satirisch-humoristische Poesie vertritt, daß sich, wie überhaupt, auch bei ihm das Moderne vom Fragmentarischen noch nicht losgerungen habe. Gegen die „prüde“ Kritik nimmt übrigens Gottschall seinen Dichter wacker in Schutz und vertheidigt ritterlich die Privilegien des Humors. Auch wir gestehen dem Humor die ausgedehntesten Rechte, selbst das Recht zu einiger Ausgelassenheit und Zügellosigkeit zu; und wenn wir auch den Heine'schen Hohn, jede persönliche Böswilligkeit und die Absicht zu schaden durchaus von ihm ausschließen müssen, so gehen wir doch sogar so weit, ihm Streifpartien zu gelegener Zeit in das Gebiet des Cynismus und des Equivoquen nicht gänzlich zu verbieten;

\*) Namentlich bei den „Xenien“ ließ sich Schiller mancherlei Menschlichkeiten und auffallende Zerkloppigkeiten aufspüren, die man gerade einem so großen Dichter am wenigsten nachsehen kann. Gustav Schwab hat diese nicht das literarischen Mißgriffe im dritten Buche seiner Schrift „Schiller's Leben“ näher beleuchtet.

aber nur unter der Bedingung, daß dieser Cynismus auch wirklich geistreich, originell und dem Helden einer objectiven Dichtung in den Mund gelegt sei, zu dessen ganzem Wesen er passen und zu dessen näherer Charakteristik er zugleich dienen muß. Mephisto's Cynismen würden uns total widerlich und unausstehlich sein, wenn Goethe sie in eigener Person ausspräche, vielleicht gar in einer Schrift räsonnirenden Inhalts. Heine nimmt aber durchaus keinen Anstand, cynisch und lasciv im eigenen Namen und zu seinem eigenen Vergnügen zu sein, sogar in prosaischen Schriften, in denen er rein referirend und betrachtend verfährt. Goethe benutzte wol Mephisto als ein gelegentliches Organ, als einen Dolmetsch seiner cynischen Anwandlungen, aber er stand als sein Schöpfer über ihm; er ließ die Menschen wol durch ihn ärgern, aber er als großer Dichter identifizierte sich mit diesem Ärgerniß nicht, ja er ärgerte sich wol selbst an ihm. Heine dagegen ist Mephistopheles selbst: der Dichter hat nicht den cynischen Mephistopheles, sondern der cynische Mephistopheles hat den Dichter in seiner Gewalt. Das ist der Unterschied.

Wenn wir auch in Betreff einiger Punkte, die wir mit Absicht vorzugsweise hervorgehoben haben, mit Gottschall nicht ganz übereinstimmen können, so gestehen wir doch mit Freuden, daß uns seine Kritik der deutschen Literaturentwickelungen und ihrer Vertreter den Eindruck einer sehr gesunden, geschmackvollen und im Allgemeinen durchaus unparteiischen und gewissenhaften Kritik gemacht hat. Gottschall stellt niemals in absprechender Weise sein Urtheil in die Luft, sondern motivirt es von seinem Standpunkt gründlich und benimmt ihm dadurch die Bitterkeit, die nur die unmotivirte oder böswillige Rüge haben kann. Selbst dem Getadelten wird Gottschall als ein Mann erscheinen, mit dem sich reden läßt. Bei aller seiner Verehrung für die Classiker bewahrt er sich doch auch ihnen gegenüber seine ganze Unbefangenheit, ebenso wie gewissen gäug und gäbe gewordenen Ansichten oder Liebhabereien gegenüber seine kritische Unabhängigkeit. So hat es uns wahrhaft gefreut, daß Gottschall die Goethe-Schiller'schen „Xenien“, an denen Viele größere Freude haben als an den vollendetsten Werken beider Meister, als dieser großen Männer unwürdig, als „barbarisch“, als „Acte souveräner Selbstüberhebung“, zum Theil als „kritische Justizmorde“ verwirft. Die „Xenien“ haben denn auch ein böses Beispiel gegeben; denn wenn selbst unsere beiden größten Dichter auf ihrer olympischen Höhe das zweideutige Vergnügen sich nicht versagen konnten, sich nach rechts und links an Denen zu reiben, die sie so weit übersahen, und dadurch eine Menge literarischer Scandale zu veranlassen, was kann man da von dem geringern Geschlecht unserer Poeten, Schriftsteller und Journalisten erwarten! Der zartfühlenden Natur Gottschall's sind solche improvisirte und unmotivirte kritische Urtheilsprüche, wie diese „Xenien“ waren, zuwider; alle Neigung zum bloßen Sticheln und Räkeln ist ihm fern, und nie ist es ihm um die Person, sondern nur um die Sache zu thun. Daher hält sich auch seine Literatur-

geschichte von allen Anspielungen auf irgend persönliche Verhältnisse, die nicht genau zur Sache gehören, in rühmlichster Weise fern. Seine Unparteilichkeit beweist sich dadurch am besten, daß wir von den Romantikern, deren Gesamtrichtung er doch bekämpft, mit dem Gefühl scheiden, daß sie doch bedeutende Talente waren, während wir aus seiner Darstellung der Korymben moderner Richtung, die er befürwortet, die Ueberzeugung mit fortnehmen, daß sie doch auch große Schwächen haben. Auch in stilistischer Hinsicht ist das Buch sehr sauber und geschmackvoll gearbeitet, nur möchten wir eine zu große Hinnahme zu bisweilen sehr künstlichen Bildern und Gleichnissen rabeln. Ein treffendes Bild, zur rechten Zeit angebracht, ist zwar oft sehr wirksam und stellt in manchen Fällen Das, was man sagen will, in viel schlagenderer Kürze und ansprechenderer Frische dar, als dies durch den abstracten Ausdruck zu erreichen ist; aber gerade weil Bilder und Metaphern sehr starke stilistische Reichmittel sind, ist es vom Uebel, sich ihrer zu häufig zu bedienen. Die Versuchung dazu liegt freilich einem Kritiker nahe, der selbst Poet ist und dem die Gedanken daher während ihrer Verarbeitung sich leicht und ehe er es selbst denkt in sinnliche Gestalt, in Bilder und Redeblossen verwandeln. Gottschall fällt, auch wenn er kritisiert, immer wieder in seine Dichtersprache zurück, wie Jemand, der seine Muttersprache noch nicht ganz vergessen und die ausländische Sprache, in der er jetzt redet, noch nicht vollständig in seiner Gewalt hat.

Germann Marggraff.

### Friedrich Beck.

Theophanie. Von Friedrich Beck. Götting, F. A. Perthes. 1855. Gr. 8. 2 Bde.

Was Beck mit dem Worte „Theophanie“ bezeichnen wollte, dürfte sich etwa durch „Offenbarungen Gottes“ oder „Geschichte des Reiches Gottes“ verdeutschen lassen. Und dieser Titel ist wohl gewählt. Die Dichtung enthält nämlich in den Hauptabschnitten „Gott und die Welt“, „Die Sünde“, „Die Verheißung“, „Die Erfüllung“, „Der Geist“, „Welt und Kirche“, „Kampf und Vollendung“ die poetische Darstellung der göttlichen Offenbarungen von der Welterschöpfung an durch die Zeit des Gesetzes, des Buchstaben auf Christum, bis auf die Erscheinung des Erlösers selbst und der von da folgenden Entwicklungen des christlichen Geistes in der Kirche, mit einem prophetischen Vorblick auf das Ende der Tage als Schlusspunkt. Der Verfasser steht auf katholischem Standpunkt, aber er ist vor allen Dingen Dichter und, wie mir scheint, ein Dichter im besten Sinne des Wortes. Poetische Darstellungen zumeist biblischer Stoffe haben immer mit dem Uebelstand zu kämpfen, daß diese von Kindheit auf in unser Bewußtsein eingedrungenen heiligen Geschichten der dichterischen Freiheit zu enge Schranken ziehen, weil wir Veränderungen des Stoffes nicht ertragen und selbst Ausschmückungen des in edler Einfachheit am anziehendsten Wirkenden sogar einem Klopstock schwer verzeihen; unverändert aber liebt sich die Geschichte am ergreifendsten und passendsten in der Bibel selbst. Wenn aber ein Dichter von der geistigen Tiefe und Bedeutung Beck's sich eines Stoffes bemächtigt, so fügt sich auch das Widerstrebende auf wunderbare Weise. Kommt nun zu der Wucht des gedankenschweren Inhalts die meisterhafteste Beherrschung der Sprache und eine festere Leichtigkeit in Handhabung auch der schwierigsten metri-

sehen Formen, so kann der Ausdruck des Gedankes nur ein vollkommener und durchweg befriedigender sein. Wenn ich glaube, daß dieses bei mir der Fall gewesen ist, so beabsichtige ich nicht, durch einzelne Vergleichungen dieses Urtheil im Detail zu begründen; vielmehr mögen die Leser aus folgendem Probe, die ich mit schwerem Herzen unter gleich werthlosem Maße, sehr mittheilen und ich, wie ich hoffe, zum Lesen des ganzen Buchs anreizen lassen.

#### W o r d e r.

Kortwältigte die Zeit den breiteren Strom; längst waren zum ewigen Frieden  
Hochaltäre dahin, von Engeln umringt, Träumen und Thum g'schrieben;  
Nach Göttern Götter im ägyptischen Land rief Josaph die weigen  
Ährer;  
Bund Stämme des Volks, sie wuchsen heran, und sie führt nach  
Kanaan wieder  
Ein Wundergeschick nach dem Willen des Herrn, auf das ich  
der ruhenden Sonne  
Ausfandte dem Heil in Zukunft ein, und vorherrschte nach  
sein Name;  
Denn in Israel blieb noch Kunde von Gott, dem Unverwundlichen  
und Unsterblichen;  
In den Abhängen verstaubte sein verdunkeltes Bild und mehr ist  
in trüben Zeichen,  
Da der äußere Glanz in der Kraft der Natur und dem Geist  
der Erdenwaffen  
Den gebliebenen Glanz fortsetzt mit Begier nach dem Schimmer  
der heiligen Gedanken,  
Die, in Mauer und Erz und in Stein geschnitten von der Hand  
und dem höchsten Geist,  
Mit dem blühenden Schmuck umgaben das Sein und befehlten  
des Irdischen Licht;  
Auf den prunkenden Thron hing fortberühmt der Herrscher und  
Menschliche Größe  
Und bedachte mit Gold und mit Purpurgewand der gekrönten  
Menschheit Größe;  
Gott gab sie dahin ins vergänglich Reich, daß noch rühmten  
mächtigen Ringen  
In der Hölle der Welt sie begehrten sein Wort und ein glühend  
Ganz ihm hingen.  
Nur Israel sang, den gesetzten Reim und die Wahrheit göttlich  
Hilft;  
Doch entartete auch der erkorene Stamm und bedurfte der Zeit  
des Gerichtes;  
Oft boten sie Knecht und sie setzten zum Herrn zu den Feinden,  
den heiligen Abhängen;  
Da frommte nur Zwang, und es mußte Gewalt sie mit einem  
Kreuz jerschauern.  
Denn legte der Herr ausdauernde Kraft in Mose und seinen  
Willen;  
Ihn hatte das Volk zum Stütze gewählt, der Befreiung Welt zu  
erhalten.  
In Krahens Thal hielt Israel Raft, von Pharaos Mächten g'rettet  
Auf dem Buge der Flucht vor den Fesseln des Drucks und der  
Knechtschaft, die sie gequälte.  
In des Sinai Bus war gelagert das Volk, und was mit jählichen  
Mauern  
Felsgipfel empor in die Luft sich gethürmt, dort gab es  
schredenden Schauern  
Im flammenden Blitz und Donnergeroll das Wort Jehovah im  
Erstern;  
Auf dem rauchenden Berg sah Israel ihn hochherrlich und kostbar  
erschauen,  
Und es beehrte die Ehr und herrliche beehrte der Personen mit  
andern Schauen,  
Und als erging sein erhabenes Wort mit weichen getragenen  
Stille:

„Ich bin es, dein Gott, der dich gütlich bestraft vom Noth, dein  
 harter Erretter,  
 Ich bin es, dein Gott! Nicht wende dich je an fremde, an an-  
 dere Götter!  
 Nicht mache die Hand ein Bild von mir, nichts gleicht mir auf  
 irdischem Grunde!  
 Mißbrauche den Namen des Herrn du nie mit eitlem, mit ferocia-  
 dem Munde!  
 Im Sabbath gönne der Arbeit Ruh'; dem Vater, die Mutter verehere,  
 Das heilig ist und gesegnet dein Haus und lange dein Leben  
 währe!  
 Dem Heile von dir blutiger Mord; nicht sollst du den Ehebund  
 brechen,  
 Nicht entwenden das Gut, das dem Menschen gehört, nicht mit  
 Lüge das Zeugniß sprechen;  
 Denn es lauert der Wunsch in der süßigen Brust, und die That,  
 sie folgt dem Willen.“

So scholl es herab, und es lauschte das Volk vor des Sagers  
 geschnittenen Thronen;  
 Ihn deutete Moise das Wort des Herrn und von Israel ward es  
 beschworen,  
 Und er sprach umher zum Leiden des Bundes vom Sinai am  
 Olympkranz,  
 Das Joch den Eid und Jehovah's Gesetz und die göttliche Satzung  
 bewahren.  
 Dann lag er hinab zu des Sinai Föhn, zu empfangen die  
 himmlischen Gaben,  
 Die Gebote, die zehn, vom Finger des Herrn in feinerne Ta-  
 feln gegeben.  
 Doch als er umhüllte im Dunkel den Berg dort stieg er  
 nieder,  
 Da wurde das Volk, ob Israel noch sein Führer Moise gedächte;  
 Noch wurde gelöst des Gehorhams Band, und stillsam schollen  
 die Klänge  
 In die Stille hinein zu dem Gipfel des Bergs aus der wüsten-  
 juchenden Menge,  
 Und mit Isua lag im hastigen Schritt vom Sinai Moise her-  
 nieder,  
 Was muß' er schauen! Ein heiliges Fest! Noch stunden der  
 Schmausenden Lieber,  
 Noch stand ein Ordeal, das gold'ne Bild, umweht von Bändern  
 und Kränzen,  
 Nur dem sie im Hohn die Arier gebragt mit Gesang und lä-  
 chelnden Kränzen!  
 Jern sprühte sein Aug' und sandte den Blitz davor wie aus  
 schwarzen Gewittern,  
 Und die Tafeln von Stein, die er trug in der Hand, er ließ sie  
 im Purze gesplittern,  
 Jernmalte zu Staub das gegossene Bild und erhob die gebie-  
 tende Stimme,  
 Das Bräut' Scham: die Verächter des Herrn anstülpe mit kra-  
 ftem Grimm.  
 Dann lag er empor zu des Sinai Föhn, zu ersuchen für Is-  
 rael Gnade,  
 Und wieder empfing er die Tafeln vom Herrn und verließ sie  
 in köstlicher Ede,  
 In der Hütte des Stoffs, auf die sich herab am Tage senkte die  
 Wolke  
 Und mit feurigem Glanz durchstrahlte die Nacht, ein Schauer dem  
 wandernden Volke.  
 So jagten sie lang' durch die Wälder dahin, im Wechsel des  
 Föhls und der Hitze,  
 Als ein neues Geschlecht einzog in das Land der Verheißung mit  
 jubelndem Geize,  
 Nach gewaltigem Kampf siegreichendes Heer, auf der Hoffnung  
 kühnem Führl,  
 Durch des Jochans Blut nach Jericho's Th'ra und Maimon's grünen-  
 dem Hügel.

Doch hier sie geführt, der tagelange Held, er saßte von ferne  
 nur schauen  
 Von Moses Föhn mit dem schreibenden Blick nach Kanaan's blü-  
 hendem Auen.  
 Noch ein mal sprach der ergante Prophet zu Israel Worte der  
 Mahnung,  
 Noch ein mal sah er zum Segen die Hand; ihn schützte des Hohen  
 Mähnung,  
 Und er lag hinab zu dem Gipfel des Bergs; dort mochten die  
 Ekte ruhen,  
 Dort war er mit Gott, der ihn rief, allein, und es durfte ge-  
 litten ihn keiner;  
 In den Tiefen vor ihm, bis zum westlichen Meer war gestreut  
 in prägender Schöne  
 Das gepriesene Land, wo die Frühen gebort sich Kanaan und  
 Jakob's Schöne;

Nicht war der Gestalt verfallen dem Gott,  
 Ihn nahte der Tod und löste ihn los;  
 Nicht war ihm das Licht der Augen geraubt,  
 Bis ihn Schlummer besaß, da sank sein Haupt;  
 Er hatte das Ziel  
 Gewonnen, das himmlische Golde.

Ich denke nicht enttäuscht zu werden, wenn ich dem Dichter der „Theophrastie“ eine erfreuliche Zukunft und bedeutende Erfolge vorauszusagen wage. Durch das ganze Gedicht zieht sich eine so gesunde und frische Lebensanschauung, daß wir mit Vertrauen der Weiterentwicklung dieses jedenfalls noch jungen Talents entgegensehen können. Es scheint keine Gefahr vorhanden, daß auch diese Kraft in Ferrirenheit und Weltfremdheit oder süßliche Schönfärberei verfinke, vielmehr dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, in Friedrich Wed einen jener Poeten zu sehen, die dem Volke jene gesunde und kräftige poetische Kraft bieten, welche nicht herpenschwärmend dem Leben und der mannichfaltigen Thätigkeit des Lebens entfremdet, sondern die alten guten Mahnungsworte: frisch, fromm, frei der Nation immer von neuem an das Herz legt.<sup>\*)</sup>

Hugust Henneberger.

## Deutsche Literatur und Philosophie in Italien.

In Florenz erschien im vorigen Jahre: „Sul origine e sul progresso della filosofia della storia, di Francesco Villari.“ Dieses Buch, obgleich der Verfasser darin gegen die deutschen „Messiaschier“ vielfach polemisiert, ist ohne Zweifel unter dem Einfluß der deutschen Philosophie geschrieben; denn soviel wir wissen, ist derjenige Zweig philosophischer Betrachtung, den man Philosophie der Geschichte nennt, überhaupt deutschen Ursprungs, und obgleich Bossuet und namentlich Vico die ersten Grundzüge dazu gegeben haben mögen, so ist doch die Philosophie der Geschichte erst von den Deutschen, namentlich von Hegel, systematisch ausgehau worden. Auch wird Hegel, und außer ihm Herder und Schiller, von Villari vorzugsweise citirt. Ein Berichterstatter im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Zweifellos ist es auffallend, daß in Italien sich so viele Gelehrte mit der Hegel'schen Philosophie beschäftigen und daß sich hier eine eigene

\*) Wenn der Verfasser der „Theophrastie“ derselbe Friedrich Wed, Professor am Ludwig's Gymnasium in München ist, den der Herausgeber d. Bl. vor etwa zwölf Jahren persönlich in München kennenlernte — und wir zweifeln nicht daran, daß er es ist —, so hat Henneberger, wenn er ihn für einen noch jungen Mann hält, Friedrich Wed ist bereits im Jahre 1808 und zwar zu Wiesbaden in Rheinhessen geboren und hat sich auf poetischem Gebiete namentlich durch seine „Geschichte eines deutschen Steinmehrs“ (1834) und seine viel Schöner enthaltenen „Gedichte“ (1844) vortrefflich bekannt gemacht.  
 D. Red.

„Fegelsche Schule gebildet hat, für welche sich besonders in Neapel viele Liebhaber finden.“

Der israelitische Schriftsteller Professor Lelio della Torre hielt bei der Wiedereröffnung des Collegio Rabbinico in Padua am 18. November 1854 eine Rede, worin er seine italienischen Glaubensgenossen mit dem Einfluß bekannt machte, welchen Moses Mendelssohn im vorigen Jahrhundert auf die Bildungszustände der deutschen Juden geübt hat. Die Rede ist erschienen unter dem Titel: „Mose Mendelssohn. Orazione etc.“ (Padua 1854). \*)

Sandrini, der Uebersetzer der Duller'schen „Geschichte der Deutschen“, ist im Begriff, Mommsen's „Römische Geschichte“ in italienischer Bearbeitung erscheinen zu lassen. Zu den deutschen Werken, welche neuerdings ins Italienische überfetzt wurden, gehören zufolge der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ ferner: Stahl's „Rechtsphilosophie“, vom Professor Pietro Torre in Genua; Zacharia's „Französisches Civilrecht“ (2te Auflage, Palermo), doch nach der französischen Bearbeitung von Aubry und Rau; mehrere Schriften von Savigny und A. de Reumont; Papencordt's „Cola Rienzi“; Leo's „Italienische Geschichte“; Gerwinus' „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts“, von dem durch seine Artikel in der gemäßigten turiner „Opinione“ bekannten Prevelli, u. s. w. In Betreff der deutschen Poesie halten sich die Italiener noch immer fast ausschließlich an die als classisch anerkannten Poeten der früheren Literaturperiode, und noch erst in jüngster Zeit erschienen die zehn ersten Gesänge von Klopstock's „Messiade“ in einer neuen Uebersetzung von Ceresato. Als musterhaft und selbst in Italien als in ihrer Art classisch anerkannt sind Rassei's Bearbeitungen einzelner Schiller'scher Dramen, unter denen die der „Maria Stuart“ noch jüngst durch das wunderbare Spiel der Ristori so vielen Beifall in Paris erhielt. Weniger glücklich scheinen bisher die Bearbeiter der Goethe'schen Dichtungen gewesen zu sein.

Unter den italienischen Blättern beschäftigen sich namentlich die „Gazzetta ufficiale di Verona“, die von Zeit zu Zeit sogar vollständige Uebersetzungen deutscher Dichtwerke bringt, das „Cimento“ (Turin) und das „Crepuscolo“ (Mailand) mit deutscher Literatur, zu deren Hauptkennern Camerini in Turin zu gehören scheint. Im „Spettatore“ (Florenz) lasen wir jüngst einen Bericht über Gohl's „Künstlerbriefe“, und die „Rivista“ (Turin) bringt fast in jeder Lieferung in der Abtheilung „Rivista bibliografica“ kurze Anzeigen deutscher Werke. Den im achten Bande der „Gegenwart“ enthaltenen, auf eigene Angaben Humboldt's basirten Artikel „Alexander von Humboldt“ theilte dieselbe treffliche Turiner Revue jüngst in vollständiger italienischer Uebersetzung mit, begleitet von folgender Redactionsbemerkung: „Scritta di recente dietro istanze reiterate dell' editore Brockhaus di Lipsia. Crediamo far cosa grata ai lettori riproducendo questo prezioso documento riguardante il principe degli scienziati.“

G. M.

## Bibliographie.

Anders, F. J., Entwurf einer allgemeinen Geschichte und Literatur der Stenographie. Cölin, Hendess. 8. 22 1/2 Ngr.

Arnoldi, M., Commentar zum Evangelium des heiligen Matthäus. Trier, King. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.

Christiani, A., Die Marterstraße nach Golgatha. —

\*) Mit Interesse erfährt man aus einer Notiz des „Magazin für die Literatur des Auslands“, daß im vorigen Jahre eine von Wyssow verfaßte und mit Details über Mendelssohn's Leben begleitete russische Uebersetzung des Mendelssohn'schen „Phädon“ zu Lissabon und zwar in zweiter Auflage erschienen ist. In Lissabon Mendelssohn'sche und in dem von Jesuiten bewachten Neapel Fegelsche Philosophie — gewiß eine wunderbare Erscheinung!

Es ist vollbracht — Die erste Osterbotschaft. Drei Predigten gehalten im Jahre 1855 zu Dorpat. Dorpat. Gr. 8. 8 Ngr. Deyde, G., Goethe's Faust. Andeutungen über Sinn und Zusammenhang des ersten und zweiten Theiles der Tragödie. Die stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. Mit alten Legenden. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eisenlohr, Das Volk Israel unter der Herrschaft der Könige. Ein Beitrag zur Einführung in die neueren Befunde einer organischen Auffassung der israelitischen Geschichte. 1te Theil. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 1 Thlr.

Gessner, L., Das Recht des neutralen Seehandels und eine Revision der darüber geltenden Grundsätze des Völkerrechts. Bremen, Strack. Gr. 8. 1 Thlr.

Grün, D., Kränze zum 23. April. Wien, Böhl. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heising, A., Das australische Festland, die Goldentdeckungen und die Civilisation der Südpac. Regensburg, Manz. Gr. 8. 12 Ngr.

Heldenbuch. Altdutsche Heldenlieder aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern und der Nibelungen. Meist aus einzigen Handschriften zum erstenmal gedruckt oder hergestellt durch F. H. v. d. Hagen. Zwei Bände. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Herrmann, J. G., Widersprüche in Lachmann's Kritik der Nibelungen nachgewiesen. Wien, Leo. Gr. 8. 10 Ngr.

Karollus. Beitrag zum Karlsagenkreise. Aus dem einzigen Pariser Drucke herausgegeben von Mersdorf. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 1 Thlr.

Klenke, Sonntagsbriefe eines Naturforschers an seine religiöse Freundin. Eine populäre Beleuchtung des unauflösbaren Conflictes zwischen der religiös-sittlichen Welt und der modernen Anschauungsweise der heutigen Naturwissenschaft. Leipzig, Kummer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Köhler, J. A. C., Bilder aus der Oberlausitz, als ein Beitrag zur Vaterlandskunde. Bautzen, Reichel. 8. 1 Thlr.

Reysenbug, G. Freih. v., Zur Vervollständigung der Erkenntnislehre, mit besonderer Rücksicht auf Hegel. Berlin, Meine deutsche Verlagsanstalt. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Monteton, D. D. Freih. v., Der Obergespan von Ungarn. Ein Roman aus der Revolutionsgeschichte Ungarns in den Jahren 1848 — 49. Zwei Theile. Magdeburg, Sch. Baensch. 8. 3 Thlr.

Ritter, R., Der selige Petrus Fourier, ein apostolischer Chorherr des heiligen Augustin. Dargestellt in seinem Leben und Wirken. Nebst einem Umriss der Geschichte der regulären Chorherren des heiligen Augustin. Ein Beitrag zur Geschichte des kirchlichen Lebens, besonders im Anfang des 11. Jahrhunderts. Mit Beilagen. Linz, Ebenhöp. Gr. 8. 2 Thlr.

Wigleben, A. v., Aus der Kriegsgeschichte der Hohenstauner Coburg und Gotha. 1tes Heft. — A. u. d. L.: Der Basinger Krieg zwischen Sachsen-Gotha-Altenburg und Coburg-Regen. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. Gotha, Scheube. 8. 18 Ngr.

Wolf, F., Ueber Lope de Vega's Comedia famosa de la reina Maria. Nach dem Autograph des Verfassers. Wies. Lex. 8. 7 1/2 Ngr.

## Tagesliteratur.

Bauhöfer, G., Predigt, zur Todesfeier der weil. Durchl. Frau Maria Dorothea, f. k. Erzherzogin von Oesterreich, verwitweten Palatinissa von Ungarn, geb. fön. Prinzessin von Würtemberg, gehalten am 29. April 1855. Pest, Schönb. Gr. 8. 4 Ngr.

Doverweg, E., Ursachen der jetzt so oft wiederkehrenden, und lange anhaltenden Abweichungen, und praktische Mittel dagegen. Raumburg, Dreyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Waggstaff.



# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855

im Verlage von

**J. A. Brodhaus in Leipzig**  
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

Nr. III, die Besendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Beschluss aus Nr. 33.)

1. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von J. H. Steiman. In vier Bänden. Viertes Band. 8. Geh. 3 Thlr. 3 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 10 Thlr.

Basson's berühmtes Werk, das in England rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich dort wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet, liegt mit dem sechsten erschienenen vierten Bande nunmehr auch in seiner deutschen Bearbeitung vollständig vor. Die competentesten Richter in England wie in Deutschland sind darüber einig, daß von allen in der neuen Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuen Standpunkte der Wissenschaft befindet, wie Basson's Werk und daß dasselbe in jeder Hinsicht von großem bleibendem Werthe ist.

2. **Zacher (J.), Das gothische Alphabet Vulflas und das Runenalphabet.** Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung. Mit einer Schrifttafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auf der von den Brüdern Grimm geschaffenen Grundlage weiterbauend, und an die neuen Arbeiten von Munch, Kirchhoff, von Liliencron und Müllenhoff unmittelbar anknüpfend, hat der Verfasser dieses Werks das wissenschaftliche Verständnis unserer alten germanischen Schrift wesentlich gefördert. Es ist ihm unter Anderem gelungen, das sogenannte angelsächsische Runenalphabet als ein ursprünglich gothisches nachzuweisen, die Perioden seiner geschichtlichen Entwicklung festzustellen, und das Gesetz der Entwicklung seiner Lautzeichen zu entdecken, ferner die Namen der gothischen Buchstaben fast vollständig zu entziffern und die Grundsätze darzuthun, denen Vulfas bei Entwerfung seines Alphabets gefolgt ist. Die gelehrte, mit kritischer Strenge und gewissenhafter Gründlichkeit fortschreitende, aber nichtschonwenger durchaus klar und verständlich gehaltene Untersuchung wird nicht nur dem Freunde der alten deutschen Sprache und Literatur, sowie wegen mancher geistigkeithaltigen bezeichnender Fragen, dem Philologen eine willkommenes Erscheinung sein, sondern auch der Forscher auf dem Gebiete der Paläographie und der Schriftgeschichte überhaupt wird in derselben einen schätzbaren Beitrag für die Förderung seiner Wissenschaft erkennen.

In demselben Verlage erschien:

**Vulflas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem cod. castigata, latinitate donata adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis caris edidit H. C. de Gabelentz et Dr. J. Lohs. Zwei Bände. (Mit drei Steindrucktafeln.) 4. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Vollpapier 19 Thlr.**

## Commissions-Artikel,

zu beziehen durch J. A. Brodhaus in Leipzig.

**Kjerulf (Th.), Das Christiania-Sturbecken,** chemisch-geognostisch untersucht. Auf Veranstaltung des academischen Collegiums herausgegeben von Adolph Streckor. Christiania. 1855. 4. 1 Thlr.

**Kragmann (C.), Der Führer in Marienbad und in dessen Umgebungen.** Für Kurgäste. Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 10 lithographirten Ansichten und dem Situationsplan des Kurorts. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

**Die neueren Medicin in Frankreich,** nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. 8. 1846. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Rottner (A.), Lehrbuch der Contorwissenschaft für den deutschen Buchhandel.** Dritte und vierte Lieferung. 4. Geh. 2 Thlr.

Das vollständige Werk kostet geheftet 4 Thlr., gebunden 4 Thlr. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

**Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen Buchhandel.** Zwei Abtheilungen. 4. 1852. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 15 Ngr.

**Quelques mots sur les Communion occidentales,** à l'occasion d'un mandement de Mgr. l'Archevêque de Paris. Par un Chrétien orthodoxe. 8. Geh. 12 Ngr.

**Holmboe (C. A.), De prisca re monetaria Norvegiae,** et de numis aliquot et ornamentis, in Norvegia repertis. Edit. nova recognita. Acced. 7 tabul. lapidi incisae. Christianiae. 1844. 8. 1 Thlr.

**Della Valle (Cesare, duca di Ventignano), Prospetto filosofico della Storia del mondo umano.** Napoli. 1854. 8. 24 Ngr.

**The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland.** Vol. XIII. Pt. 1. 2. Vol. XIV. Pt. 1. Vol. XV. Pt. 1. Vol. XVI. Pt. 1. London. 1854. 8. Jeder Theil 2 Thlr.

**The Poems of the Huzalis,** edited in the Arabic, from an original manuscript in the university of Leyden, and translated, with annotations, by John Geoffrey Le-

**wis Rosgarten.** Vol. I. Containing the first part of the Arabic Text. London. 1834. 4. 3 Thlr.

## Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Hervollständig durch einen dritten Nachtrag bis Ende 1854.
2. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von F. A. Brockhaus in Leipzig. Nebst einem Anhang werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

## Preisermässigungen.

Nachstehende bei **F. A. Brockhaus in Leipzig** erschienene Taschenbücher, mit Beiträgen der geachteten deutschen Schriftsteller, sind zu den dabei bemerkten äusserst billigen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Urania.** Neue Folge. Zehn Jahrgänge. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) 3 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 10 Ngr.

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. Alexis (3 Beitr.). — B. Auerbach (2). — Franz Berthold. — E. v. Bülow (2). — F. Dingelstedt. — J. v. Eichendorff. — F. Gerstäcker. — K. Gutzkow (3). — A. Hagen. — F. v. Heyden. — Fanny Lewald. — O. Ludwig (2). — Wilhelm Martell (6). — J. Moser (2). — T. Mügge (3). — L. Rellstab. — L. Schefer. — L. Schücking (2). — A. v. Sternberg (5). — Therese (2). — L. Tieck (2).

— Jahrgänge 1837 und 1838. à 6 Ngr.

**Enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern:** L. Schefer. — J. v. Eichendorff. — Emerentius Scävola. — L. Tieck. — L. Rellstab. — F. v. Heyden.

**Taschenbuch dramatischer Originale.** Herausgegeben von J. Franck. 6 Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) 3 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

Dieses Taschenbuch enthält Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: Karl Albini (2 Beitr.). — E. Bauernfeld (4). — J. F. Castelli. — J. Franck (7). — K. Gutzkow. — A. Hagen. — Friedrich Halm. — F. v. Holbein. — K. L. Immermann (2). — N. N. v. Lagusius. — G. H. Liebsmann. — G. A. v. Maltitz. — A. Pannasch (2). — C. Reinhold. — W. Vogel. — K. Weichselbaumer. — J. B. v. Zuhlke.

**Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von F. v. Raumer. 20 Jahrgänge. 1830—49. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) 18 Thlr.

I.—X. Jahrg. (1830—39) 10 Thlr.

XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I—X. 1840—49) 10 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese 20 Jahrgänge enthalten Beiträge von nachstehenden Schriftstellern: W. A. Arendt (5 Beitr.). — F. W. Barthold (9). — A. Böckh. — K. W. Böttiger (2). — K. G. Carus. — H. Escher. — F. Förster. — E. Gans (2). — E. Gervais (2). — G. E. Guhrauer. — K. Hagen (2). — K. G. Jacob (3). — G. W. Kessler. — E. Kol-

loff (2). — A. Kurtzel (2). — H. Leo (2). — M. H. K. Lichtenstein. — J. W. Loebell (2). — F. Lorenz. — E. H. J. Münch. — K. F. Neumann. — L. K. F. Passow (2). — Raumer (14). — A. v. Reumont (4). — R. Roepell (2). — H. Scherer (2). — F. W. Schubert (3). — W. G. Seiden (2). — J. D. F. Sotzmann (2). — K. L. Stieglitz d. A. — Talvj. — M. Töppen. — K. A. Varnhagen von Ense (3). — J. Voigt (9). — G. F. Wagnen. — G. F. L. Wachler (2). — E. W. G. Wachmuth. — F. Wilken. — J. W. Zinkeisen.

Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser Taschenbücher, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

## Wohlfelle Zeitschriften.

**Pfeifig-Magazin für Kinder.** Erster, zweiter, vierter, fünfter Band. 4. Jeder Band (1 Thlr.) 10 Ngr.

**Samstags-Magazin.** Erster und zweiter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 8 Ngr.

**Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Erster, zweiter, vierter, achter Band. 4. Jeder Band (2 Thlr.) 1 Thlr.

## Sextant und Laktmesser,

von

**Polytechniker Brandegger in Elwangen**  
durch **J. W. Brockhaus in Leipzig** zu beziehen.

## Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne. Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitengrades — Maassstab bis 1 Grad — vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen, einer Zeichnung und einem Rärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr.; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr praktisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste, brauchbarste und billigste Mittel für Jedermann, öffentliche und Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlern Zeit fast ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gang setzen zu können.

## Laktmesser.

Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Laktmesser nach Mülser's Projection in Form einer Uhr mit Rad und Gewicht gibt durch seine durchdringenden Schläge den musikalischen Lakt genau und sicher für alle Lärm an. Mittels Verschiebung der Leier auf dem Pendel regelt sich die Schläge in der Zeitminute von 50—100. Die beigegebene Belehrung besagt das Weitere.

## Uebersetzungs-Anzeige.

Von

**Washington Irving's**

**Life of George Washington**

ist eine gediegene Uebersetzung für meinen Verlag unter der Presse.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. W. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 36.

6. September 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thln. jährlich, 6 Thln. halbjährlich, 3 Thln. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Volkswirtschaftliche Literatur. Von Carl Wiedermann. — Ernst Willekomm's Sittenroman. Von Adolf Reising. — Die Kritik und „Soll und Haben“. Von Hermann Waggraff. — Aus Paris: Du Camp's „Chants modernes“; Villmain's „Discours“; Straf- und criminalrechtliche Arbeiten; Die Akademie; Journalistik. — Mittheilungen aus Griechenland. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Volkswirtschaftliche Literatur.

1. Die Grundlagen der Nationalökonomie. — U. u. d. L.: System der Volkswirtschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende von Wilhelm Roscher. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Beiträge zur Kritik der Staatswirtschaft. Von Oscar Reichenbach. Erste Reihe. Döbner. 1854. Gr. 12. 1 Thlr.
3. Traité élémentaire d'économie politique. Par Royer de Beze. Brüssel. 1854. 8. 23 Rgr.
4. Die Naturgeschichte der Arbeit als Grundlage für die volkswirtschaftlichen Disciplinen. Von Leopold Besser. — U. u. d. L.: Armuth oder Arbeit. Leipzig, W. Engelmann. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Das Einkommen des Arbeiters vom nationalökonomischen Standpunkte. Berlin, Schneider u. Comp. 1855. Gr. 8. 7½ Rgr.
6. Streifzüge in das Gebiet der Nationalökonomie von Ludwig Weiß. Berlin, Unger. 1855. Gr. 8. 7½ Rgr.
7. Das Handwerk und die Bünfte in der christlichen Gesellschaft, vornämlich in Deutschland. Ein Vortrag auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins für kirchliche Zwecke gehalten am 13. März 1854 von E. Hirsch. Berlin, W. Schulze. 1854. Gr. 8. 15 Rgr.
8. Briefe zweier Handwerker. Ein Beitrag zur Lösung gewerblicher und sozialer Fragen. Geprägte Preisschrift dem deutschen Handwerkerstande gewidmet von Karl Victor Böhmert. Dresden, Klemm. 1854. Gr. 8. 15 Rgr.
9. Affiliationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter. Von Schulze (Delitzsch). Leipzig, Reil. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.
10. Geschichte der Arbeit und Cultur, dargestellt als Lehrgegenstand für Schulen und als Lesebuch für Jedermann von P. F. Kirchmann. Leipzig, G. Mayer. 1855. Gr. 8. 20 Rgr.

Die Thätigkeit unserer Literatur auf dem Gebiete der volkswirtschaftlichen und der damit verwandten Interessen ist unverkennbar in der neuesten Zeit eine außerordentlich gesteigerte, und zwar nicht bloß der Zahl, sondern auch dem Werthe nach, nicht bloß in der Richtung

1855. 26.

auf größere Verbreitung volkswirtschaftlicher Ansichten durch allgemeinverständliche Darstellung derselben (was ebenfalls als ein erfreulicher Fortschritt anzuerkennen ist), sondern auch in Bezug auf Verbesserung der Methode, gründliche und zugleich praktische Behandlung der Wissenschaft. Wir freuen uns in beiderlei Hinsicht unter den in der Ueberschrift zusammengestellten neuen Erscheinungen unserer volkswirtschaftlichen Literatur mehr als besonders werthvoll bezeichnen zu können, wenn auch einige andere (wie dies nicht auffallen kann) sich mehr auf dem Niveau des Gewöhnlichen bewegen und ebenso gut ungeschrieben und unveröffentlicht hätten bleiben mögen.

In erster Linie steht sowol durch seinen innern Gehalt wie durch seine Bedeutung als umfassende methodische Grundlegung der ganzen Nationalökonomie das Werk von Roscher. Dasselbe vereinigt auf seltene Weise in sich die Vorzüge der beiden oben genannten Richtungen, Popularisirung der Wissenschaft und Verbesserung der Methode. Um von diesem Letztern anzufangen, wollen wir dem Leser die Methode des Verfassers in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer Abweichung von den bisher üblichen so viel möglich mit des Verfassers eigenen Worten vorführen. Der Verfasser verzichtet auf die Ausarbeitung volkswirtschaftlicher Ideale. Was er statt dessen versucht, ist die einfache Schilderung zuerst der wirtschaftlichen Natur und Bedürfnisse des Volks, zweitens der Geseze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letztern bestimmt sind, endlich des größern oder geringern Erfolgs, den sie gehabt haben. Er geht dabei auf ähnliche Art zuwerke wie die Naturforscher, weshalb er auch seine Methode die historisch-physiologische nennt. Die Vortheile dieser Methode sind vielfach und in die Augen springend. Sie hat es nicht mit einem idealen Zustande, sondern mit lauter Thatfachen der Wirklichkeit zu thun; sie beseitigt die meisten Controver-

90

sen der gewöhnlichen Nationalökonomie, oder stumpft dieselben doch ab, bereitet ihre Ausgleichung vor, indem sie zeigt, daß unter verschiedenen Verhältnissen bald das Eine, bald das Andere richtig und zweckmäßig sein kann, und daß es daher nur darauf ankommt, die Natur der gegebenen Verhältnisse und die dadurch bedingte Anwendbarkeit des einen oder des andern volkswirtschaftlichen Princips jedesmal recht zu erkennen. Sie beugt der Selbstüberhebung vor, welche gern irgendeine bestimmte Entwicklungsstufe als die absolut vollkommene betrachtet und auf alle übrigen verachtend herabsieht; sie schließt ebenso wol die einseitige Anpreisung früherer Zeiten auf Kosten der Gegenwart als die wegwerfende Behandlung alles Dessen, was mit der augenblicklichen Zeitstimmung nicht zusammenpaßt, entschieden aus; sie ist endlich in vorzüglichem Grade praktisch, indem sie bei jedem volkswirtschaftlichen Probleme auf die verschiedenen Gesichtspunkte aufmerksam macht, aus denen jede wirtschaftliche Thatsache betrachtet, auf die also auch bei der Lösung eines solchen Problems Rücksicht genommen werden muß. Der Verfasser sagt:

Wir möchten den Leser daran gewöhnen, daß er bei der geringsten einzelnen Handlung der Volkswirtschaftspflege immer das Ganze nicht bloß der Volkswirtschaft, sondern des Volkslebens vor Augen hat. Insbesondere sind wir der Meinung, daß nur Derjenige recht beurtheilen und sein Urtheil gegen Einwürfe aller Art verteidigen kann, wo, wenn und warum z. B. die aliquoten Realsteuern, die Naturaldienste, Zunftrechte, Compagnieprivilegien u. s. w. abgeschafft werden müssen, der vollständig erkannt hat, weshalb sie zu ihrer Zeit eingeführt werden mußten. Ueberhaupt wollen wir Denjenigen, welche sich unserer Führung anvertrauen, nicht eine Masse Verhaltensregeln einprägen, von deren Vortrefflichkeit wir sie zuvor überredet hätten, sondern unser höchster Wunsch geht dahin, daß sie in den Stand gesetzt werden, frei von jeder irdischen Autorität, aber nach gewissenhafter Abwägung aller Umstände, sich selbst Verhaltensregeln für die Praxis zu schaffen.

Die hier angegebenen Vorzüge der neuen Methode springen in die Augen. Aber noch zwei besondere kommen hinzu, welche das vorliegende Buch für seinen Zweck, Geschäftsmännern, überhaupt solchen, die nicht Nationalökonom von Fach sind, zur Lectüre zu dienen, wesentlich geschickt machen. Das Eine ist die Klarheit der Darstellung, welche bei einer solchen historischen Methode ungleich leichter zu erreichen war als bei einer bloßen Auseinandersetzung doctrinärer Lehrsätze, und welche denn auch dieses Werk in einem hohen Grade auszeichnet. Das Andere ist das anregende und, wir möchten sagen, unterhaltende Moment, welches, neben dem nächsten Zwecke der Belehrung, in der Ausbreitung eines so reichen, mannichfaltigen und anschaulich gruppirten Geschichtsmaterials liegt, wie sie uns, ebenfalls als eine natürliche Folge der historischen Methode, hier entgegentritt.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik des Moscher'schen Buchs sei uns gestattet, einige der wichtigsten und namentlich der für das gewöhnliche praktische Leben besonders einflussreichsten Abschnitte desselben zur nähern Veranschaulichung der Verfahrungsweise, sowie des Standpunkts des Verfassers etwas näher zu besprechen. Als

einen solchen betrachten wir die Stelle über den Volkreichthum. Als bezeichnende Merkmale eines solchen gibt der Verfasser folgende an (und Kenner der Volkswirtschaftslehre werden sogleich daraus die Eigentümlichkeit, aber auch die Fruchtbarkeit des vom Verfasser eingenommenen Standpunkts erkennen):

1) Eine behagliche, menschenwürdige Lage auch der niedern Classen, welche überall die große Mehrzahl bilden. So wundert sich z. B. Dupin über die großen Quantitäten Fleisch, Butter, Käse, Thee, welche in den englischen Armenhäusern vorkommen, und über die große Sorgfalt, alles Dies in der besten Qualität zu haben. Von einem solchen Zustande ist wiederum die durchschnittliche Lebensdauer, welche das Volk erreicht, ein gutes Merkmal. Denn geringe Sterblichkeit, einmal im Kindesalter, läßt in der Regel auf gute Pflege schließen. So kamen in Frankreich auf jede Million Einwohner während der gesundheitlich günstigen Periode 1774—78 jährlich 33,773 Todesfälle, in dem schlimmsten Jahre des 19. Jahrhunderts, 1832, nur 27,977 (Ch. Dupin); gewiß ein Zeichen, daß die Masse des Volks wohlhabender geworden. 2) Ein großer Aufwand zur Befriedigung feinerer Bedürfnisse; er muß er freiwillig und von wirtschaftlich verständigen Leuten gemacht werden. So hatten z. B. in England die verschiedenen Missions-, Bibel- und religiösen Tractatengesellschaften 1841 ein Gesamteinkommen von über 630,000 Pf. St. Und der Staatsaufwand gehört in diese Abtheilung, wenn die Steuern, Anleihen u. s. w. ohne merklichen Druck eingeheben. So wußte die britische Regierung im Mai 1829 nur 3 Mill. Pf. St. borgen; es wurden ihr aber an einem Tage 18 Mill. angeboten. Zu den schönsten Kennzeichen des englischen Volkreichthums gehört die Summe von 20 Mill. Pf. St., welche das Parlament 1833 zur Ablösung der Regentkaverei bewilligte. 3) Eine große Menge werthvoller Gebäude und bleibender Bodenverbesserungen, wie z. B. Straßen aller Art, Bewässerungs- und Entwässerungsanstalten u. s. w. So wurden in London vom September 1843 bis ebendahin 1845 neue Straßen und Squares von zusammen 52 engl. Meilen Länge angelegt; die Zahl der neugebauten Häuser in London betrug 1843—47 fast 27,000. So gibt es in England und Wales schiffbare Kanäle von 2300 engl. Meilen, während die Flußschiffahrt nur auf 2100 Meilen geschätzt wird. Die Länge der Eisenbahnen im britischen Reiche war zu Ende des Jahres 1850 = 6000 engl. Meilen, die fast 220 Mill. Pf. St. gekostet hatten. 4) Ein häufiges Vorkommen großer Zahlungen im Verkehr, was namentlich in der Größe und Kostbarkeit der üblichsten Zahlungsmittel äußert. So werden in England fast alle Zahlungen mit Papiergeld (in Appoints zu wenigstens 5 Pf. St.) oder Goldmünzen vermittelt; das Silber dient als Schemmung, wie in den meisten andern Ländern das Kupfer. 5) Häufige Darlehen an fremde Völker; daher z. B. Storch alle Länder in „borgende“ (arme), „leihende“ (reiche) und „unabhängige“, d. h. solche theilt, welche zwischen diesen Gegensätzen in der Mitte stehen.

Als die beiden Hebel der Volkswirtschaft betrachtet der Verfasser den allen Menschen eingeborenen Eigennuß, der sich theils positiv als Erwerbstrieb, theils negativ als Sparfamkeit äußert und auf dem wirtschaftlichen Gebiete Dasselbe ist, was der Selbsterhaltungstrieb im das leibliche Leben; sodann die Richtung auf eine irdische Welt, möge man sie nun mit bloß philosophischer Zeichnung der Umriffe „Ideen der Billigkeit, des Rechts, des Wohlwollens, der Vollkommenheit und inneren Freiheit“ nennen, oder mit lebendiger Ausfüllung derselben „Liebe Gottes“. Aus der Vereinigung und Durchdringung dieser beiden Richtungen, des Eigennußes und der

Societätsliebe, entspringe dann der Gemeinfinn, auf welchem stufenweise das Familien-, Gemeinde-, Volks- und Menschheitsleben beruhe. Der Verfasser sagt:

Selbst der bloß rechnende Verstand muß anerkennen, daß unzählige Anstalten und Verhältnisse für jeden Einzelnen nützlich, ja nothwendig sind, ohne Gemeinfinn aber unmöglich wären, weil kein Einzelner die dazu erforderlichen Opfer übernehmen könnte. So ist es auch, seit der Verkehr alle menschlichen Interessen so tausendfach ineinander geflochten hat, in der Regel das sicherste Mittel, seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, wenn man den Andern zur Befriedigung der ihrigen hilft.

Die gesammte Volkswirtschaft ist dem Verfasser ein Organismus, d. h. ein System von sich wechselseitig bedingenden Culturprocessen. Daher ist kein blühender Ackerbau möglich ohne blühenden Gewerbefleiß, aber ebenso umgekehrt; daher kommen auch in der Volkswirtschaft Störungen vor, welche Aehnlichkeit mit den Krankheiten des menschlichen Organismus haben und bei deren Heilung die Volkswirtschaftslehre „von den bewährten Methoden der Medicin, dieser ältern Schwester derselben, gar Manches lernen kann“, namentlich Zweierlei (und Beides ist bei den meisten volkswirtschaftlichen Problemen, besonders soweit es sich dabei um ein Eingreifen der Staatsgewalt handelt, außerordentlich wichtig): 1) „Auch bei volkswirtschaftlichen Krankheiten muß das Wesen der Störung scharf unterschieden werden von den äußern Symptomen.“ 2) „Das Augenmerk des Nationalökonom muß, wie das der rationellen Aerzte, hauptsächlich auf die Heilkraft und den Heilgang der Natur selbst gerichtet sein, weil eine unmittelbare Beseitigung der Störungen selten möglich ist.“

Eine sehr interessante Betrachtung ist die über die relative Größe der Arbeitskraft. Der Verfasser belehrt uns:

Die durchschnittliche Arbeitskraft der Einzelnen ist nationenweise außerordentlich verschieden. Ohne Frage liegt der Grund hiervon zum Theil in der Verschiedenheit der natürlichen Anlagen: so wird z. B. an Arbeitsenergie wol kein Volk die Engländer und Angloamerikaner, an Arbeitspflücklichkeit die Deutschen, an Arbeitsgeschmack die Franzosen übertreffen. Doch hängt dabei sehr Vieles auch von der Culturstufe und den socialen Verhältnissen ab. Ein Arbeiterstand, welchen man verachtet, menschenunwürdig belohnt, wird fast sicher durch die Schlechtigkeit seiner Arbeit dem zu entsprechen wissen, und umgekehrt. So hat man in Frankreich beobachtet, daß eingebornen Werkleute bei gleicher Kost mit den Engländern diesen auch an technischem Werthe ihrer Arbeit näher rückten. Ein mecklenburgischer Tagelöhner ist beinahe doppelt soviel als ein thüringischer; aber er leistet auch beinahe doppelt soviel. Es liegt daher auf die Länge im eigenen Interesse der Unternehmer, ihre Arbeiter gut zu bezahlen. Mit dem Steigen der Cultur wird nicht allein dieselbe Arbeiterzahl fleißiger und geschickter, sondern dasselbe Quantum und Quale von Arbeit auch in der Regel wohlfeiler. Vom größten Einflusse ist hier noch die sittliche Bildung des Volks. Schon in jeder Privatunternehmung wird ein bedeutender Theil der Aussicht, in jedem Staate ein bedeutender Theil der Justiz und Polizei nur durch die Unredlichkeit der Menschen geboten. Könnte man diese beseitigen, einem Jeden ohne Unterschied völliges Vertrauen schenken, so würde es möglich sein, ungleich mehr Kraft und Zeit auf positiv nützliche Arbeiten zu verwenden. Um die Arbeitskraft verschiedener Nationen oder Perioden zu vergleichen, ist endlich noch ihre Einteilung in Lebensalter von Bedeutung. Bei

Männern pflegt die Arbeitskraft zwischen dem fünfundzwanzigen und fünfundvierzigsten Jahre am größten zu sein; je zahlreicher daher verhältnismäßig diese Altersklasse, desto günstiger ist unter übrigens gleichen Umständen das Volk hinsichtlich der Arbeit gestellt. Die höchstcultivirten Völker besigen in der Regel die größte Relativzahl der völlig Erwaachsenen.

Es dürfte nicht uninteressant für unsere Leser sein und ihnen die Sorgfalt, womit der Verfasser die volkswirtschaftlichen Thatsachen aufgesucht und zusammengestellt hat, verdeutlichen, wenn wir die Anmerkung mittheilen, die derselbe der obigen Betrachtung über die Arbeitskraft hinzugefügt hat

Nach Untersuchungen mit dem Dynamometer verhält sich die Kraft eines Mannes von Sandiemenland, eines Neuholländers, eines Bewohners der Insel Timor, eines französischen Matrosen und eines englischen Colonisten in Australien wie 50, 51, 58, 69, 71. Ein englischer Arbeiter leistet durchschnittlich fast noch ein mal soviel als ein französischer, dieser wiederum mehr als ein irischer. Ein englischer Werksführer, der in französischen Fabriken gearbeitet hatte, sprach vor dem parlamentarischen Committee sein Urtheil über die Franzosen dahin aus: „Man kann nicht Arbeit nennen, was sie machen; es ist bloßes Draufhingucken und Wünschen daß es gethan sei.“ Ein guter englischer Spinner liefert mit einer Maschine von 800 Spindeln täglich 66 Pfund Garn Nr. 40, ein Franzose nur 48 Pfund.

Was der Verfasser über die mit der steigenden Cultur zugleich gestiegene Anerkennung der Arbeit als einer ehrenvollen Beschäftigung, über die Arbeitsteilung, ihre Vortheile wie ihre Schattenseiten, über die freie und die unfreie Arbeit und die geschichtlichen Entwicklungsgesetze der einen und der andern Treffendes sagt, wäre wol ebenfalls der Mittheilung werth, wenn nicht Rücksichten des Raums und eine Beschränkung in dieser Hinsicht auferlegten.

Bei dem Abschnitt von den communistischen und socialistischen Theorien (der uns überhaupt etwas kurz, fast zu kurz für die doch nicht abzuleugnende praktische Bedeutung, welche diese Lehren, und wäre es nur als ein Ferment der öffentlichen Meinung, erlangt haben, gefaßt erscheint) vermissen wir unter den dort berührten Systemen gerade dasjenige, welches nach unserer Ansicht einer eingehendern Kritik am ersten werth ist, weil es wirklich manche praktische Elemente, wenn auch vermischt mit vielem Phantastischen, enthält, das Fourier'sche. Nur ganz beiläufig wird an einer andern Stelle Fourier's gedacht.

Des Verfassers Ansichten über die freie Concurrenz sind so lichtvoll und schlagend und das Auftreten einer solchen Autorität, wie Roscher, gegen das heutzutage wieder Mode gewordene blinde Geshrei nach Gewerbeschränkungen, Monopolen und dergleichen ist so wichtig, daß wir uns nicht versagen können, die betreffende Stelle hier mitzutheilen:

Die freie Concurrenz entfesselt alle Kräfte der Volkswirtschaft, die guten wie die bösen. Sie beschleunigt daher, wo jene überwiegen, die Blüthenzeit, wo diese bedeutender sind, den Verfall. Wie von jeder Freiheit, so gilt es auch von der wirtschaftlichen, daß die Aufhebung des äußern Zwangs nur da haltbar und gemeinnützlich ist, wo eine strenge Selbstbeherrschung an die Stelle getreten. Fehlt es durch Unreife oder

Ueberreife des Volks an einem tüchtigen Mittelstande, so mag die unbeschränkte Concurrenz wirklich ein „*allgemeines Sauvo-qui-peut*“ (Bogard) heißen, oder ein *morosellement industriel* und eine *fraude commerciale* (Rouvier), oder „ein Schlachtfeld, auf welchem die Kleinen von den Großen verschlungen werden“ (M. Chevalier). Doch liegt auch hier das Uebel nicht darin, daß zu viel Concurrenz wäre, sondern es ist umgekehrt auf der einen Seite zu wenig Concurrenz. Ueberall ist der conträre Gegensatz von Concurrenz eben nur Monopol, d. h. „Besteuerung der Betriebsamkeit durch die Indolenz, wol gar die Raubsucht. Schutz gegen Concurrenz ist gleichbedeutend mit Enthebung von der Nothwendigkeit, ebenso fleißig und geschickt zu sein wie andere Leute“ (S. E. Mill). Ein völlig genügender Schutz dieser Art wird selbst die Bessern, die etwas erreicht haben, nur allzu leicht zum Stillstehen, d. h. Rückwärtsgehen verführen. Daß die freie Concurrenz eine Art von Krieg zwischen den Menschen als Producenten hervorruft, ist sicher; dafür aber macht sie die ganze Menschheit als Consumenten zu einer gleich interessirten Gesellschaft.

Wir müssen, so schwer es uns ankommt, von dem interessanten Buche scheiden, können dies jedoch nicht, ohne wenigstens noch auf einen für unsere Zeit und ihre häufig verworrenen Ansichten von dem Fortschritt oder Rückschritt des Culturlebens besonders beherzigenswerthen Abschnitt hinzuweisen. Es ist der über den Luxus, dessen Geschichte in kurzen, aber scharfen Zügen entworfen und der in seinen Gegensätzen als gesunder und ungesunder, löblicher und tadelnswerther Luxus treffend charakterisirt wird. Der falsche oder Scheinluxus findet sich hauptsächlich bei halbcultivirten Völkern, und es ist unrichtig, wenn man das Ausarten des Wohllebens in bloßen Schein als eine Folge der Civilisation darstellt, wie wol bisweilen geschieht. In Rußland findet man, wie der Verfasser anführt, zahllose Porzellan-service, üppig und überladen vergoldet und bemalt, aber voll Blasen im Stoff, die Töpfe schief u. s. w.; reich damascirte Messer, vergoldete Lichtscheeren, aber nichts recht passend, die Charniere lahm, Alles unsolid und zerbrechlich. Der Luxus blühender Völker dagegen ist mehr auf wirklichen, gesunden und geschmackvollen Lebensgenuss als auf unbequemen Prunk gerichtet. Dies Bestreben wird vortrefflich charakterisirt durch den Ausdruck Comfort, wie denn überhaupt diese Art von Luxus am schönsten in England entwickelt ist. Sie ist mit Sparsamkeit verbunden, erscheint sogar häufig als Rückkehr zu der früher verlassenen Natürlichkeit. So haben die englischen Gärten den steifen französischen Stil verdrängt, so verschmäh't die neuere Mode den lästigen und unschönen Puz der Allongenperücken, des Puders u. s. w. An die Stelle des gestickten Kleides und des Treppenhutes ist der einfache bürgerliche Frack und der runde Hut getreten. Weil Jedermann beim Ankauf seiner Geräthschaften mehr auf den wahren Gebrauch als auf die Ehre des Alleinbesitzes achtet, kann der Gewerbfleiß seine Producte in viel größerer Masse nach demselben Modell fertigen, also zu gleichem Preise viel Besseres erzielen. Auch hat die neuere Industrie eine Menge wohlfeiler Ersatzmittel für kostbare Prunkgegenstände aufgebracht, plattirte Waaren, Argentan, Baumwollsammet u. s. w. Dazu die vielen Stahlstiche, Lithographien, Gypsabgüsse,

galvanoplastischen Werke u. s. w., die so äußerst noththätig auf die ästhetische Volksbildung eingewirkt haben. Die Häuser in England sind verhältnißmäßig klein, aber bequem und sauber. Der heilsame Luxus, die kurze Jahreszeit auf dem Lande hinzubringen, ist außerordentlich verbreitet. Man legt mehr Werth auf seine Nahrung als auf Epiken, mehr Werth auf wenige, aber kraftvolle Fleischgerichte als auf eine Menge Saucen und Confitüren. Ganz besonders findet sich der Luxus der Reinlichkeit mit seinen geistig und körperlich so noththätigen Folgen eigentlich nur bei wohlhabenden und hochcultivirten Völkern. Wie schon früher in Holland, so ist er gegenwärtig in England aufs höchste entwickelt.

Man wird uns die Ausführlichkeit verzeihen, mit welcher wir das Roscher'sche Buch besprochen haben; sie war geboten durch die Reichhaltigkeit wie durch den innern Werth desselben. Um so kürzer werden wir uns in Betreff der nächstfolgenden Schriften fassen können. Die von Reichenbach (Nr. 2) scheint uns nichts zu sein als ein Abklatsch Proudhon'scher Ideen, wir wissen nicht recht, ob in der Form eines bloßen Auszugs oder einer wirklichen Uebersetzung. Gewiß ist, daß etwas Neues uns hier nicht geboten wird, und da der Proudhon'sche Standpunkt und seine Art, mit den volkswirtschaftlichen Begriffen dialectische Jongleurkünste vorzunehmen, alles Gegebene kritisch aufzulösen, ohne eigentlich etwas Anderes an die Stelle zu setzen, hinlänglich bekannt sein dürften, so wollen wir uns bei einer Analyse dieser bloßen Wiederholung derselben Kunststücke nicht aufhalten.

Das kleine französische Büchlein über Nationalökonomie, welches einen Belgier zum Verfasser hat (Nr. 3), macht auf Neuheit und Originalität keinen Anspruch, sondern will nur, wie es der Titel andeutet und die Danksausdrücke erklärt, die hauptsächlichsten Begriffe der Volkswirtschaftslehre in methodischer Aufeinanderfolge und in klarer, leicht faßlicher Darstellung wiedergeben. Das ist denn auch mit der Gewandtheit der Form, welche der französischen Literatur dieses Fachs eigen, und mit jener Freiheit und Unbefangtheit nationalökonomischer Anschauung geschehen, zu welcher den Belgier das so kräftig und allseitig entwickelte Gewerbsleben seines eigenen Volks anleitet. Da wir in Deutschland an hohen und populären Darstellungen dieser Art einen Ueberfluß haben, so ist denen, welche, ohne Rücksicht von Fach zu sein, dennoch sich für die Fragen der Nationalökonomie interessieren und über deren wichtigsten Grundsätze gern Belehrung suchen, das Büchlein als eine leichte und angenehme Lectüre zum Selbststudium wohl zu empfehlen.

Die „Naturgeschichte der Arbeit“ von Besser (Nr. 4) könnte uns durch diesen ihren Titel glauben machen, daß wir es hier, wie bei dem Buche von Roscher, mit einem Erzeugniß der physiologischen Methode der Nationalökonomie zu thun hätten, und das beigefügte Motto: „Ar-muth oder Arbeit“, erregt unser Interesse in noch höherem Grade, indem es auf eine der bräunlichsten Seiten der Gegenwart hindeutet. Wäre das Eine mit dem



Anderer läuft leider auf eine Enttäuschung hinaus. Von der physiologischen Methode, wie wir sie bei Moscher kennen lernten, hat der Verfasser dieses Buchs wenig oder gar nichts, weder die unbefangene und allseitige Anschauung des geschichtlichen Entwicklungsgangs der volkswirtschaftlichen Culturthätigkeit, noch die Selbstverleugnung, bei der Heilung so vieler Schäden als wahrhaft rationeller Arzt den Heilgang und die Heilkraft der Natur in den Vordergrund zu stellen. Von der Armuth aber, ihrer Beseitigung oder Linderung — diesem wichtigsten und schwersten Probleme unserer heutigen Volkswirtschaftspflege — ist zwar ausführlich und unverkennbar im wohlmeinendsten Sinne die Rede, allein etwas Neues wird dennoch zur Lösung dieses Problems nicht beigetragen, vielmehr wird nur gewissen eben jetzt mit großer Zuversichtlichkeit auftretenden Parteienansichten, unter Entwicklung eines scheinbar sehr gelehrten und gründlichen, in der That aber nur Bekannten und oft Dagewesenen wiederholenden Apparats von Untersuchungen und Schlussfolgerungen, eifrigst das Wort geredet. Wir wollen unsere Leser nicht veranlassen, mit uns das ganze, ziemlich starke Buch zu durchmustern; es wird genug sein, das Schlussresultat desselben ihnen mitzutheilen, um das soeben ausgesprochene Urtheil zu bewahren. Der Verfasser, von dem an sich ganz richtigen und unabweislichen Satze ausgehend, daß Verarmung da entsteht, wo der Zuwachs der Bevölkerung außer Verhältniß tritt zu der vorhandenen Summe der Existenzmittel, zerhaut den gordischen Knoten der Frage, wie da abzuhelfen sei, mit dem kategorischen Befehle, daß die vorhandene Bevölkerung sich nicht vermehren solle, solange nicht für den neuen Zuwachs auch das entsprechende Maß von Mitteln des Unterhalts vorhanden oder in sicherer Aussicht sei. Und um diesem Befehle Nachdruck zu geben, verlangt er eine Menge äußerer Beschränkungen, welche, wie er meint, dem jetzigen, allzu schrankenlosen Bevölkerungswachsthum einen wohlthätigen Flügel anlegen würden; so z. B. strenge Schließung des ländlichen Grundbesitzes, Beschränkung des Aufenthaltsrechts in den ländlichen Gemeinden, Zurückverweisung der Gewerbe vom Lande in die Städte, Wiedereinführung des Junftzwangs und dergleichen mehr. Wie sehr eine solche Einkettigkeit, die gleichsam (um uns eines Moscher'schen Ausdrucks zu bedienen) für alle volkswirtschaftlichen Fragen in Recept, das sogleich helfen soll, zur Hand hat, von der umsichtigen, milden und wahrhaft rationellen Weise ist, in welcher die physiologische Methode derartige Probleme behandelt, bedarf keiner weitern Ausführung.

Ganz anderer Art als das soeben besprochene Buch ist das kleine Schriftchen (Nr. 5): „Das Einkommen des Arbeiters vom nationalökonomischen Standpunkte.“ Auf diesen 45 Seiten steht viel mehr wahre nationalökonomische Weisheit als auf den 543 Seiten jenes erstern. Der wech beider Schriften ist derselbe, die Lösung der Frage, wie den arbeitenden und ärmern Classen zu helfen sei; der während Desser die Armen selbst und sie allein für den Armuth verantwortlich macht, wendet sich der Ver-

fasser dieses Schriftchens vorzugsweise an die Reichen; während jener die Armen darum hart anläßt, weil sie dem obersten Triebe der Natur, dem Verlangen nach Gründung einer Familie, allerdings bisweilen etwas leichtsinnig und vorschnell, nachgeben, verlangt dieser von den Reichen lediglich einige Selbstbeschränkung in Bezug auf Genüsse, die, wie er nachweist, zum großen Theil nicht einmal wirkliche, sondern nur scheinbare, eingegebene und ihnen selbst nachtheilige sind; während jener durch künstliche Maßregeln die Production eingeschränkt und dadurch den Anreiz zum Wachsthum der Bevölkerung vermindert sehen möchte, bringt dieser vielmehr auf eine Vermehrung der Production und tadelt nur das Vorhandensein einer zu großen Menge unproductiver Arten der Consumption. Die Kernpunkte der Schrift sind in folgenden Sätzen enthalten; zuerst S. 11: „Je mehr die Reichen und Wohlhabenden ihre unproductiven Consumptionen einschränken, umso mehr vergrößern sie ihr jährliches Einkommen, und zwar nicht auf Kosten des Arbeiterstandes, sondern zum Wohle desselben, indem sie den Arbeitslohn steigern“ (denn, wie der Verfasser weiter auf S. 13 bemerkt, „nur die aus dem vermehrten Volkseinkommen hervorgehende vermehrte Nachfrage nach Arbeit kann auf die Dauer und zum Wohl des Ganzen den Arbeitslohn steigern“); ferner in der Ausführung (S. 14), daß, um eine Verminderung der Preise der ersten Lebensbedürfnisse zu bewirken (welche ebenso sehr indirect, wie das Steigen des Arbeitslohns direct, das Loos des Arbeiters verbessert), nothwendig sei, daß mehr und billiger producirt werde, welches Beides aber ebenfalls nur durch Vermehrung der Capitalien oder des allgemeinen Volkseinkommens, also durch Verminderung der unproductiven Consumption, geschehen könne. Die Verringerung der Productionskosten jener ersten Lebensbedürfnisse darf nicht erzielt werden durch Herabsetzung der Arbeitslöhne, sondern durch Verbesserung der Productionsmittel, durch Anwendung von Maschinen, Benutzung neuer Entdeckungen, Erzeugung größerer Intelligenz in dem Stande der Producirenden u. s. w. Alles dies aber verlangt zu seiner Herstellung Auslagen, also Capital, und dieses Capital ist nicht anders zu gewinnen als durch Aufsparen und productive Anlage des Aufgesparten, folglich durch Vermeidung jeder schlechthin unproductiven Consumption. Was aber ist unproductive Consumption? wird man fragen. Viele sind der Meinung, daß jede Consumption, d. h. jeder Verbrauch von Arbeitsproducten, für die Arbeiter vortheilhaft sei, weil dadurch die Nachfrage nach solchen Productionen vermehrt werde. Der Verfasser gibt dies nur relativ zu, indem er nachweist, daß nur die productive Consumption, d. h. diejenige, welche selbst wieder Güter oder Mittel des Genusses hervorbringe, von nachhaltig wohlthätigem Einfluß auf die Verhältnisse der Arbeiter sei, weil sie selbst wieder neue Mittel der Consumption schaffe, während die unproductive die vorhandenen Mittel früher oder später erschöpfe. Folgendes Beispiel, welches der Verfasser anführt, wird das Gesagte deutlicher machen. Er sagt:

Wir setzen den Fall, daß für ein Einkommen von 1000 Thalern Luxusartikel bestellt werden. Es werden in diesem Fall Arbeiter ernährt, deren Arbeit 1000 Thaler werth ist, und ihre Producte werden von dem Besteller consumirt. Damit ist die Sache abgethan, das Conto der 1000 Thaler ist geschlossen; denn was die Arbeiter producirt haben und der Besteller consumirt (möge nun die Consumtion schnell oder langsam vor sich gehen), kann unmöglich von neuem einen Werth erzeugen. Vergleichen wir damit den andern Fall, wo ein Einkommen von 1000 Thalern zu einer landwirthschaftlichen Melioration verwendet wird, in Folge deren ein Grundstück jährlich für 50 Thaler mehr Getreide producirt als bisher. Betrachten wir alle dabei Theilhabenden, und zwar erstens den Käufer des Getreides; dieser gewinnt und verliert nichts, denn er gibt einen Werth für den andern; ferner den Eigenthümer der 1000 Thaler; dieser hat zwar von dem Capital selbst nicht den Genuß gehabt wie im ersten Fall, aber er hat sein jährliches Einkommen um 50 Thaler vermehrt, er verschafft sich entweder einen jährlichen Genuß im Werthe von 50 Thalern, oder verwendet sie wieder zu productiven Ausgaben, um sein Einkommen noch mehr zu vergrößern. Betrachten wir endlich die Arbeiter, so sind durch die landwirthschaftliche Melioration ebenso wie im ersten Falle Arbeiter ernährt worden, deren Arbeit mit 1000 Thalern bezahlt wurde; da sich aber das jährliche Einkommen des Capitalisten um 50 Thaler vermehrt hat, so mag er diese 50 Thaler verwenden, wozu er will, zu productiven oder unproductiven Consumtionen, immer muß er für 50 Thaler Producte kaufen. Es werden also jährlich für 50 Thaler mehr Arbeiter gesucht als bisher, die Concurrenz der Arbeiter nimmt ab und ihr Arbeitslohn muß steigen.

Ist der Verfasser also wol überhaupt gegen jede Art von Luxus, d. h. gegen jeden Lebensgenuß, welcher nicht unmittelbar wieder einen reellen Gewinn zur Folge hat? Keineswegs. Schon aus dem Grunde nicht, weil viele Arten des Lebensgenusses, wenn sie auch nicht unmittelbar productiv wirken, doch indirect der Production Vor- schub leisten, indem sie die productive Kraft der Menschen wieder anfrischen und beleben. Der Verfasser sagt: Jeder Mensch hat das Recht, soweit sein Einkommen reicht, nicht bloß seine unentbehrlichen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, sondern auch diejenigen Genüsse sich zu verschaffen, welche nothwendig sind, um dem Körper und dem Geiste Erholung von den vorangegangenen Berufsarbeiten zu gewähren und beide zu den neuen Berufsarbeiten zu stärken.

Was er verlangt, ist nur, daß die Grenze der naturgemäßen, nothwendigen und deshalb erlaubten Genüsse innegehalten werde, daß man nicht mehr auf solche Genüsse verwende, als der oben angegebene Zweck derselben erfordert und das Maß des Einkommens eines Jeden gestattet. Als unerlaubte Consumtionen betrachtet er dagegen 1) alle die, welche die Gesetze der Moral verletzen (z. B. die Prostitution, die auch vom wirthschaftlichen Standpunkte aus darum so verwerflich sei, weil sie eine Menge Kräfte der productiven Arbeit entziehe, die auf solche verwendet werden würden, wenn die Verführung zu jener Art von Gelderwerb nicht vorhanden wäre); 2) solche, die weder ein wirkliches Bedürfnis befriedigen, noch auch dem Consumenten einen wirklichen Genuß verschaffen (z. B. das Innehaben einer Wohnung, die größer ist, als für den eigentlichen Bedarf nöthig, die Verschwendung von Brennmaterial über das Bedürfnis der Erwärmung hinaus); 3) solche, bei denen der an sich erlaubte Genuß durch zu häufige

Wiederholung seinen Reiz verliert, also in Wirklichkeit kein Genuß mehr ist (was nicht bloß beim Essen und Trinken, sondern auch bei den Genüssen der Geselligkeit, der Kunst u. s. w. vorkommt); 4) solche, wo der Genuß mit den darauf verwendeten Kosten in keinem Verhältniß steht (z. B. das Veranlassen großer Gesellschaften, zu denen man nicht durch seine Stellung genöthigt ist und bei denen man das beabsichtigte Vergnügen weder selbst findet, noch den Andern bereitet; das Halten von Luxusperden, wenn man diese so selten benutzt, daß man denselben Genuß auf andre Weise sich billiger verschaffen könnte, u. s. w.); 5) alle Genüsse der bloßen Eitelkeit, wohl zu unterscheiden von den unvermeidlichen sogenannten Anstandsbedürfnissen. Es ist ein nicht genug zu beherzigendes Wort, welches hierbei der Verfasser ausspricht:

Nichts Verderblicheres gibt es als die immer weitere Ausdehnung des Begriffs der Anstandsbedürfnisse; in ihrer raschen Progression stellt ihnen das Einkommen keine Grenze; sie verschlingen auch das Capital. Die Zahl der Kleinen Vermögner nimmt immer mehr ab, die Massenarmuth wird immer größer, die mittlern und großen Vermögner folgen nach, und ein Capital nach dem andern wird der nützlichen, ja der unentbehrlichsten Production entzogen, um den Lüsten der Wenigen zu fröhnen, welche den allgemeinen Schiffbruch überleben. Auch bei uns dehnt sich der Bedürfniskreis der höhern Classen immer mehr aus, während die Anzahl der Vermögenden immer kleiner wird und diejenigen, welche den Wettkampf nicht aushalten vermögen, scharenweise ausgestoßen werden und die Reihen des Proletariats vermehren.

Der Verfasser ist weit davon entfernt, für alle Classen der Gesellschaft ein gleiches Maß oder dieselbe Art von Genüssen zu verlangen. Die verschiedenen Arten von Berufsarbeiten, die verschiedenen Grade der Bildung verlangen, das gibt er zu, auch verschiedene Arten von Genüssen; wenn aber die höhern Berufs- und Bildungsclassen auf „feinere Genüsse“ Anspruch machen, und diese feinem Genüsse nur darin bestehen sollen, daß ein überflüssiger Prunk zur Schau getragen oder in Genüssen geschwelgt wird, die weder zur Bildung des Geistes noch zum eigentlichen Behagen des sinnlichen Lebens etwas beitrugen, so ist ein solcher Luxus nach des Verfassers Ansicht — und wer möchte ihm darin Unrecht geben? — nicht wohl zu billigen. Denn wir müssen immer bedenken, wie viel durch eine solche unproductive Consumtion den niedern Classen entzogen wird, und um wie viel ersprißlicher für beide Theile, den genießenden wie den arbeitenden, ein edlerer, vernünftigerer, mehr auf das Reelle gerichteter Luxus sein würde.

Wie man sieht, finden sich hier so ziemlich dieselben Ideen wieder, welche wir in dem Roscher'schen Buch über die verschiedenen Arten des Luxus und ihren Werth oder Unwerth antrafen. Diese Uebereinstimmung des unbekannten Verfassers mit einer anerkannten national-ökonomischen Autorität verleiht jedenfalls seinen Worten ein verdoppeltes Gewicht.

Wir dürfen nicht vergessen hinzuzufügen, daß der Verfasser nicht bloß bei dem Einzelnen, sondern auch bei dem Gemeinwesen, dem Staate, eine erlaubte und eine unerlaubte

Consumtion unterscheidet, daß er jede Verwendung des öffentlichen Einkommens für andere als erlaubte und vernünftige Zwecke auf das strengste und unumwundenste tadelt. Zu den unerlaubten Verwendungen des öffentlichen Einkommens rechnet er: 1) diejenigen, durch welche die Rechte anderer Staaten verletzt werden, also z. B. Eroberungskriege; 2) solche, welche nur zu Gunsten einzelner Staatsangehörigen oder einzelner Classen derselben stattfinden, z. B. Schutzzölle; 3) solche, welche nur den Stolz und die Eitelkeit der Regierenden befriedigen, z. B. unnötigen und übertriebenen Luxus der Hofhaltung, den man vergebens durch das Vorgeben zu beschönigen sucht, daß das ausgegebene Geld doch im Lande bleibe, oder daß durch die kostspieligen Bauten, Kunstsammlungen u. s. w. die Residenz und das ganze Land geschmückt werde; 4) solche, bei denen mehr Kosten aufgewendet werden, als notwendig sind, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Der Verfasser sagt:

Jede öffentliche Consumtion zerstört einen Werth, der zur Vermehrung des Volkseinkommens, des allgemeinen Wohlstands beitragen könnte; sie ist ein Opfer, das nur gerechtfertigt werden kann, wenn die unvermeidlichen Nachteile von den Vorteilen überwogen werden und diese Vorteile nicht anderweit billiger zu erlangen sind. Wenn dieses Maß an die öffentlichen Ausgaben gelegt wird, so würden gewiß in den meisten Zweigen des Staatsdienstes Ersparnisse eintreten können. Unsere so unendlich complicirten künstlichen Staatsmaschinen gewähren allerdings manche Vorteile, die wir bei einem einfacheren Mechanismus entbehren müßten; aber oft sind diese Vorteile so gering im Verhältniß zu ihren Kosten, daß sie durch die Nachteile mehr als aufgewogen werden. Solcher Vorteile würden wir uns also füglich entschlagen müssen. Manche Regierungen sind aber nur allzu geneigt, Alles in ihre schützende Hand zu nehmen, auch die kleinsten Uebelstände verbüten zu wollen, selbst wenn die Kosten größer sind als die beseitigten Uebel. Um solche Vielregiererei zu verhindern, dazu gehört vor allem, daß jede Consumtion für ein wirkliches Uebel angesehen und nicht mit leeren Phrasen beschönigt werde.

Zum Schluß richtet der Verfasser ein Wort ernster Mahnung an die Reichen. Er sagt:

Es muß Reiche geben, denn ohne große Capitalien in den Händen Einzelner würden wir in die Barbarei zurücksinken, ohne sie würden viele große, nützliche Unternehmungen unterbleiben, welche weder vom Staat noch von Actiengesellschaften so zweckmäßig ausgeführt werden könnten. Aber es ist keine Nothwendigkeit, daß weit über die Hälfte eines Volks bei schwerer Körperarbeit kaum soviel erwirbt, um die niedrigste Nothdurft des Lebens zu befriedigen. Wenn der Mensch nur als Lastthier gebraucht wird, so darf man sich nicht wundern, wenn er verthiert. Es ist eine bittere Wahrheit, aber sie muß gesagt werden: vor allem Andern hat das Uebermaß unproduktiver Consumtion das Wohl des Arbeiterstandes untergraben und das Proletariat verschuldet. Es ziemt sich schlecht für die höhern Classen, sich zu Eiternrichtern der niedern aufzuwerfen und über die zunehmende moralische Verderbnis derselben zu klammern. Nicht erst den Balken aus euern Augen, ehe ihr die Splitter Anderer verurtheilt! Vor den Augen der untern Classen breitet ihr euern Luxus aus, schmeißt in allen erdenklichen Genüssen und verdammt hinterher Diejenigen als Verbrecher, deren Lasterhaftigkeit ihr erregt habt, und die oft nichts verzagten, als ihren Hunger zu stillen. Ihr geht fleißig in die Kirchen, besonders zu den Predigern, welche euch von der nutzlosen, immer mehr zunehmenden Schlechtigkeit der menschlichen Natur erzählen; eure Herzen strömen über vor Nüchternheit,

ihr erinnert euch wol auch eurer eigenen Schwächen, aber was ihr mit nach Hause nehmt, das ist der Glaube an die große Schlechtigkeit Anderer.

Reichthum in den Händen Einzelner ist eine Nothwendigkeit zum Gedeihen des Ganzen, aber es ist keine Nothwendigkeit, daß Einzelne ihr großes Einkommen verschwenden, damit viele Andere bei zu geringem Einkommen hungern. Wenn von den Verwaltern des Privat- oder öffentlichen Einkommens der unselige Irrthum erkannt werden wird, als ob es ein Verdienst sei, nur Geld unter die Leute zu bringen, wenn die Wahrheit durchgedrungen sein wird, daß sie durch diese Art von Geldausgeben nicht allein den Zuwachs ihres Vermögens hemmen, sondern auch das Aufblühen des Arbeiterstandes verhindern, dann werden auch die erkünstelten Bedürfnisse immer seltener werden. Jetzt müssen die höhern Classen einen Theil ihres Einkommens freiwillig oder gezwungen opfern, um der Noth in den niedern Classen zu steuern und damit der Staat sie gegen die Massen des Proletariats schütze. Sie müssen Armenanstalten, Gefängnisse, Polizei und Militär unterhalten, und von Jahr zu Jahr werden diese Opfer immer größer, anstatt daß sie von Jahr zu Jahr sich vermindern würden, wenn den niedern Classen die Mittel, zum Wohlstande zu gelangen, gewährt würden.

Je länger wir bei dem eben besprochenen Schriftchen seiner Wichtigkeit wegen verweilt haben, desto schneller können wir abermals über einige andere hinweggehen. Die „Streifzüge in das Gebiet der Nationalökonomie“ (Nr. 6) sind eine ganz wohlmeinende und verständige Arbeit, aber sie streifen so sehr an der Oberfläche der Gegenstände hin, mit denen sie sich beschäftigen, und geben so wenig eine auch nur annähernd erschöpfende Lösung der Fragen, an deren Erörterung sie sich wagen, daß man bei aller Anerkennung der guten Absicht des Verfassers dennoch nach Durchlesung des kleinen, höchst elegant ausgestatteten Büchleins kopfschüttelnd fragt, was eigentlich damit für die Wissenschaft oder das Leben gewonnen sei. Und diese Frage sollte sich wirklich heutzutage ein Jeder, der etwas zu schreiben unternimmt, recht ernstlich vorlegen, ehe er das Geschriebene veröffentlicht; denn die Zeit, die auf das Durchlesen solcher Schriften, welche schlechterdings nichts Neues bringen und daher den Leser nicht fördern, verwendet wird (und wäre es nur die Zeit eines unglücklichen Recensenten, der zum berufsmäßigen Durchlesen derselben verdammt ist), gehört sicherlich zu den unproduktivsten Consumtionen.

Wir kommen jetzt zu einigen Schriften, die ein specielles Gebiet der volkswirtschaftlichen Thätigkeit behandeln, das Handwerk. Auch hier finden wir zwei diametral entgegengesetzte Richtungen vertreten. Die eine findet das Heil dieses Gewerbezweigs in einer fortgesetzten oder wiederhergestellten Bindung der gewerblichen Thätigkeit, die andere dagegen in deren immer größerer Entfesselung, jene in der Erhaltung des corporativen Verbandes, diese in der Ersetzung desselben durch die freie Association. Das Schriftchen „Das Handwerk und die Künste in der christlichen Gesellschaft“ (Nr. 7) schildert das Innungswesen in jenem romantischen Lichte mittelalterlicher Herrlichkeit, welches man jetzt von gewissen Seiten her so gern wieder über alle Verhältnisse des Volks- und Staatslebens ausbreiten möchte, als ein Erzeugniß des christlichen Geistes und einen Hebel christlich-sittlicher Erbarkeit. Der

Verfasser beklagt den Verfall der alten corporativen Verbände und ist der Ueberzeugung, daß das Wesen derselben, jenes „christliche Band zwischen dem Mann und seinem Werk, daß er sich diesem, das vor ihm dagewesen, das ihn mit seiner Wohlthat empfangen und gegestigt, als Diener verpflichtet fühle, daß er aber auch, wie er ihm seinen Schweiß widme, damit an seiner Stelle dem Gemeinwesen die Handreichung thue, als Herr derselben wisse“ (?), darin den festen Grund und Mittelpunkt aller seiner Rechtsansprüche in Haus, Gemeinde und Staat besitze“, einer Wiederstellung, mit Anpassung an die dermaligen Gewerbesverhältnisse, wohl fähig sei. Er kann nicht glauben, „daß Gemeinschaften, welche die äußere Existenz ihrer Genossen sichern und steigern und zugleich die Summe ihrer Persönlichkeit treffen, sie an ihrem unsterblichen Theile ergreifen, das Handwerk und die Arbeit von heute entwachsen sei“. „Die beiden in der Gegenwart gleich nöthigen Grundformen der Corporation und der Association, die Arbeitsherrschaft in ihren vielfältigen Unterscheidungen je nach dem Grade der Selbstständigkeit und rechtlichen Vertretung der Gehülfen gegenüber dem Herrn, je nach dem Dasein gemeinschaftlicher Bände und Gliederungen unter ihnen selbst“, alles Dies soll, nach des Verfassers Meinung, „vom rechten Geiste geläutert, eine viel größere Menge von Stellungen gewähren, von denen aus sich Leben und Beruf in Eins zusammenschließen lasse, als das alte Handwerkswesen sie kannte“; „die Nothwendigkeit, sich einem dieser Organe anzuschließen, könne viel besser als ehedem das Drückende des Zwangs vermeiden und mit einer weitgehenden Berücksichtigung individueller Neigungen und Fähigkeiten wohl zusammen bestehen“.

Es ist eine beinahe allen Schriften dieser Richtung gemeinsame, keineswegs empfehlende Eigenschaft, daß sie sich in vagen, unklaren und vieldeutigen Ausdrücken bewegen, anscheinend eine Perspektive ganz neuer und eigenthümlich fruchtbarer Lebensgestaltungen eröffnen, aber Den, welcher dem Einzelnen genauer nachfragt, ohne befriedigende Auskunft lassen und nur wieder mit ebenso unbestimmten Phrasen abfertigen. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Wenn man Formen, die unter ganz bestimmten Verhältnissen entstanden und auf diese berechnet waren, auf ganz anders geartete Verhältnisse anzuwenden suchte, wenn man die Freiheit und den Fortschritt aufheben und doch den Schein haben will, sie beizubehalten, so kann man nicht wohl anders als unklar sein. Nirgends aber ist Klarheit notwendiger als auf dem Gebiete volkswirtschaftlicher Ideen, und nirgends bewährt sich so wie hier der alte Spruch, daß Einfachheit das Kennzeichen der Wahrheit sei. Alles Künfteln und Experimentiren mit angeblich tief sinnigen, aber nicht klar formulirten nationalökonomischen Begriffen, alles Vermairen verschiedener Zeiten und Entwicklungsformen volkswirtschaftlicher Cultur hat sich jederzeit in der Wissenschaft als unsinnig und im Leben als unfruchtbar, ja gefährlich erwiesen. Was man auch sage, die Corporation, wie sie die dem mittelalterlichen Gewerbsleben angemessenste Form war, ist dieses nicht mehr für das

heutige. Der Zwang, die Ausschließung, das Monopol, unabtrennbare Attribute des corporativen Innungswesens, sind mit der freien Entwicklung, welche die Seele der modernen Gewerbsthätigkeit ist, unverträglich. Das Princip der Einigung allerdings, zur Förderung der Einigkeit, zur Abwendung von Gefahren und zur Überwindung von Hindernissen, welchen diese allein nicht gewachsen ist, dieses Princip lebt fort und wird immer fortleben, weil es der nothwendige, ergänzende zweite Pol zu dem Princip der Individualität, der Selbstständigkeit der Einzelnen ist. Allein die dem gegenwärtigen Standpunkte unseres Gewerbeswesens und unserer allgemeinen Bildung entsprechende Form dafür ist nicht mehr die der Corporation, sondern lediglich die der Association. Es freuen uns, diese Wahrheit, die unter den unbefangenen Kennern und Bearbeitern der Nationalökonomie gerade die Geltung eines Axioms erhalten hat, in zwei der hier vorliegenden Schriften mit Schärfe und Klarheit entwickelt und mit gesundem, praktischem Takte angewandt zu sehen. Die „Briefe zweier Handwerker“ (Nr. 8) verdanken ihr Entstehen selbst dem Vorhandensein und der praktischen Verwirklichung jenes Principes gewerblicher Association. Ein Verein deutscher Handwerksmeister, Schneider, der unter dem Namen „Deutsche Bekleidungsakademie“ besteht, hatte einen Preis von 100 Mark für die beste Bearbeitung der Frage ausgesetzt, wie Magazine fertiger Arbeiten, zunächst Kleidermagazine, einzurichten und zu beschränken seien, um dem öffentlichen Verkehr alle möglichen Vortheile zu bieten, ohne doch das Kleingewerbe in Nachtheil zu bringen und die Arbeitskraft unverhältnißmäßig zu entwerthen. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens, welchem der Preis zuerkannt ward, hat von der aufgeworfenen Frage Veranlassung genommen, die Handwerkerverhältnisse im Allgemeinen einer eingehenden Erörterung zu unterwerfen, die Vortheile und Nachtheile der beiden sich bekämpfenden Richtungen des Innungswesens und der Gewerbefreiheit gegeneinander abzuwägen, ganz besonders aber Wesen und Werth der Association, als des natürlichen Mittels zur Unterstüßung und Regelung der gewerblichen Einzelthätigkeit, näher zu entwickeln. Dabei hat der Schriftchen noch den Vorzug, durch seine Form dem Verstandniß und Interesse auch des nicht fachgelehrten, nur einigermaßen gebildeten und denkenden Handwerkers unmittelbar nahe zu treten. Der Verfasser hat nämlich seine Betrachtungen in die Form eines Briefwechsels zwischen zwei jungen Handwerkern gekleidet, von denen der eine die Verhältnisse seines Standes von dem bei uns gewöhnlichen und hergebrachten Gesichtspunkte des innungsmäßigen Betriebs ansieht, der andere, in Paris lebend und mit den dortigen gewerblichen Zuständen vertraut, ganz andere, freiere Anschauungen zu dem gegenseitigen Gedankenaustausche mitbringt. Zwar geht der Verfasser bei Behandlung der eiglichen Frage: ob Innungszwang oder Gewerbefreiheit? sehr behutsam und gemäßigt zuwerfe; er möchte wol, und nicht ohne Grund, die Befürchtung hegen, daß durch ein allzu entscheidendes

Auftreten gegen die in Bezug auf diesen Punkt bei einem großen Theile des Handwerkerstandes (insbesondere in des Verfassers speciellem Vaterland Sachsen) noch herrschenden und tiefgewurzelten Vorurtheile er seiner Schrift von vornherein jeden Eingang und Einfluß in diesen Kreisen abschneiden würde; daher spricht er nur von einer „lebensfrischen Umgestaltung des Innungswesens“, einer Beibehaltung gewisser Formen des bisherigen Kunstlebens und gewisser Garantien der persönlichen Geschicklichkeit und moralischen Befähigung aller Gewerbsgenossen; allein seinen eigentlichen Ansichten nach steht er doch wesentlich auf der Seite des Principes der Gewerbefreiheit, denn er will „jede exklusive Richtung der Handwerker eines Orts andern Arbeitern und dem Publicum gegenüber vermieden wissen“. Höchstens kann man eine kleine Inconsequenz oder Unklarheit darin finden, wenn der Verfasser trotz dieser Abweisung jeder Exklusivität dennoch die Ausübung des Gewerbebetriebes von gewissen persönlichen Garantien abhängig machen will.

Der Hauptzweck des Schriftchens ist, wie schon erwähnt, die Entwicklung der Idee der Association in ihrer Anwendung auf die speciellen Verhältnisse der Handwerker und insbesondere der Schneider. Als eine der fruchtbarsten dieser Anwendungen betrachtet der Verfasser die Gründung gemeinschaftlicher oder sogenannter Innungsmazine, in denen die einzelnen Mitglieder eines Gewerbes ihre vorräthigen Waaren ausstellen und welche dazu dienen sollen, den Verkauf dieser Arbeiten zu erleichtern, Zeit, Arbeit und Geld zu sparen, namentlich aber den weniger bemittelten Gewerbsgenossen bei dem Absatz ihrer Producte Vorschub zu leisten. An derartige Einrichtungen sollen sich dann, gleichwie an einen Kern oder Mittelpunkt, noch mancherlei andere Arten der Association anschließen, Krankenunterstützungskassen, Credit- und Sparvereine, gemeinsame Ankäufe von Rohstoffen, Sammlungen von Modellen zur Förderung der gewerblichen Technik und dergleichen mehr. Näher auf das Einzelne einzugehen, müssen wir uns versagen, möchten aber das kleine Schriftchen allen Denen, welche sich für die so wichtige Frage der Associationen und für die Zustände unseres Handwerkerstandes interessieren, als ein in vieler Beziehung lehrreiches und anregendes angelegentlich empfehlen.

Was hier theoretisch entwickelt ist, das hat der Verfasser des „Associationsbuch für Handwerker“ (Nr. 9), der bekannte ehemalige Abgeordnete zur preussischen Nationalversammlung, Rechtsanwalt Schulze in Delitzsch, nach vielen Seiten hin in seinen nächsten Kreisen mit lobenswerthem Eifer bereits verwirklicht, und das genannte, von ihm veröffentlichte Buch ist eigentlich nur eine Art Rechenschaftsbericht von Dem, was theils unter seiner unmittelbaren Leitung, theils auf von ihm gegebene Anregung ins Leben getreten ist und sich als lebensfähig bewährt hat. Der Verfasser theilt nicht blos im Allgemeinen die Einrichtung der von ihm ins Leben gerufenen mancherlei Handwerkeraassociationen mit, sondern geht dabei auf das allergeheueste Detail ein, indem er die

Statuten, die Rechnungen, den ganzen Geschäftsbetrieb und die praktischen Resultate der einzelnen bis auf das Kleinste vorlegt, so zwar, daß dadurch sowol der Eifer zur Nachahmung Dessen, was sich hier als gelungen und wohlthätig ausweist, angeregt, als auch die Ausführung eines solchen Entschlusses durch die Darbietung ganz bestimmter, auf die gegebenen Verhältnisse mit geringer Mühe anzuwendender Modelle außerordentlich erleichtert wird. Die geschilderten Associationen bezwecken theils die Herbeiführung besserer und billigerer Productions- und Vertriebsverhältnisse für die betreffenden Gewerbsgenossen, theils eine Verwohlfeilerung der Consumption durch gemeinsame Beschaffung der nothwendigen Bedürfnisse.

Wo die Thatfachen so offenkundig wie hier für die Richtigkeit eines Principes sprechen, da, sollte man meinen, müßte ein solches Princip überall Anerkennung und entgegenkommende Unterstützung finden, und wenn dem gleichwol nicht so ist, so kann dies seinen Grund nur entweder in einem bedauerlichen Mangel richtiger volkswirtschaftlicher Anschauungen oder in dem nicht minder bedauerlichen Hereinspielen politischer Vorurtheile in diese volkswirtschaftlichen Verhältnisse haben.

Die letzte der in der Ueberschrift angeführten Schriften gehört zwar im strengsten Sinne nicht zur volkswirtschaftlichen Literatur, schlägt aber doch mittelbar in dieselbe ein, indem sie eine Bahn betritt, deren Verfolgung auch für die Verbreitung einer tüchtigen volkswirtschaftlichen Bildung nicht geringe Förderung verspricht. Der Verfasser dieser „Geschichte der Arbeit und Cultur“ (Nr. 10), bereits rühmlich bekannt als pädagogischer Schriftsteller durch sein vor wenigen Jahren erschienenen Buch „Naturforderungen an Erziehung und Unterricht“, beschäftigt sich hier speciell mit einem Zweige des Unterrichts, der Geschichte. Er geht davon aus, daß der Geschichte eine hervorragende Stelle im Organismus des Unterrichts gebühre, daß dieselbe aber, um diesen Platz recht auszufüllen, anders als bisher behandelt werden müsse. Was er damit meint, hat der Verfasser in den folgenden Sätzen zusammengefaßt:

Lange schon hat die Geschichte einen Platz im Unterricht behauptet, aber welche Geschichte? Nicht die Geschichte, welche den stillen und friedlichen Lebenskreis durch Arbeit und Ringen der geistigen Kräfte der Menschen bereitet hat, sondern die Geschichte des entfesselten Ehrgeizes und der blutigen Thaten, welche Staaten zerstört und gegründet, Völker zertreten und gefesselt haben. Eine solche Vergangenheit hat aber auf den Lebenskreis der Schüler nur einen sehr geringen und sehr mittelbaren Einfluß ausgeübt.

Soll die Geschichte die Jugend zur Nachahmung ausgezeichneten Persönlichkeiten anreizen und auffodern, so ist die Geschichte des menschlichen Ehrgeizes und blutiger Thaten sehr wenig geeignet, Kinder zu friedlichen und geistig strebenden Bürgern zu erziehen. Bei dem Unterricht in einer solchen Geschichte erscheinen dem aufstrebenden Knaben nur siegreiche Feldherren und Krieger als große Männer; vor diesen Götzen steht er entweder trostlos, weil sie ihm unerreichbar erscheinen, oder er tritt mit dem Vorsatz ins öffentliche Leben, nach dem Beispiel seiner Vorbilder ein Verheerer von Menschenglück und Volkswohlfahrt zu werden. Nicht aber so; sondern die Ju-

gend unser Volk soll sich begeistern für die Entwicklung und Förderung friedlicher Einrichtungen und geistiger Erzeugnisse, und dazu kann und soll die Geschichte anleiten, wenn sie die friedlichen und geistigen Entwicklungen in der Menschheit in dem Vordergrund ihrer Gemälde auftreten läßt.

So bin ich denn zu der Ueberzeugung gebrängt worden, daß das Lebensbedürfnis von dem allgemeinen Schulunterricht die Geschichte als zwei Unterrichtsgegenstände geschieden verlangt, nämlich als Völker- und Staatsgeschichte und als Geschichte der Arbeit und der Cultur.

Für diese letztere Art von Geschichtsunterricht ein Material und einen Leitfaden zu liefern, ist nun eben Zweck der vorliegenden Schrift.

Man wird dem Gedanken des Verfassers die Berechtigung eines zeitgemäßen und praktischen nicht versagen können. Das heranwachsende Geschlecht mit Dembekannt zu machen, was unmittelbar in den Kreis seiner täglichen Lebensbedürfnisse und Lebensanschauungen oder seiner künftigen Berufsthätigkeit fällt, muß mindestens für ebenso nützlich und bildend erachtet werden wie die Unterweisung desselben in der Geschichte aller möglichen Reiche der Alten und Neuen Welt. Mögen immerhin manche Leute über Materialisirung des Unterrichts schreien und behaupten, daß zur wahren Bildung jugendlicher Gemüther nur ein durchaus ideales Unterrichtsmaterial taue, die Erfahrung und eine ihre Stellung zum Leben unbefangene würdige Pädagogik sprechen einer solchen einseitigen, auf die praktischen Bedürfnisse des Lebens vornehm herabsehenden Doctrin unerbittlich das Urtheil und vereinigen sich in der Anerkennung der Nothwendigkeit einer Berücksichtigung alles Dessen auch im Jugendunterricht, was im Leben der Erwachsenen sich als ein einflussreiches Moment geltend macht. Dahin gehören aber heutzutage vor allem die volkswirtschaftlichen und überhaupt die Culturinteressen, die materiellen so gut wie die geistigen. Wir können auch nicht zweifeln, daß eine solche Geschichte der Arbeit und Cultur, recht vorgetragen, für die Gemüther der Jugend ebenso viel, wenn nicht noch mehr Anziehendes und Fesselndes haben müsse als die Geschichte von Kaisern und Königen, Schlachten und Staatsactionen, und gern glauben wir der Versicherung des Verfassers, der diese Erfahrung bereits praktisch an seinen Schülern gemacht haben will. Die vorliegende Schrift betrachten wir als einen ersten Versuch, dieser neuen Richtung im Unterrichtswesen Bahn zu brechen. Wie jeder erste Versuch, mag sie zu manchen Ausstellungen Anlaß bieten und die gewünschte Vollständigkeit in der Ausführung der Idee hier und da noch vermissen lassen; nichtsdestoweniger verdient der Verfasser unsern Dank sowohl dafür, daß er überhaupt einen solchen Versuch unternommen hat, als auch für Das, was er gegeben. Denn in der Hand eines geschickten und für den Gegenstand begeisterten Lehrers kann auch dieses schon ein schätzbarer Leitfaden und Rahmen für die Einordnung eines reichen culturgeschichtlichen und volkswirtschaftlichen Materials werden. Der Verfasser beginnt mit einer geschichtlichen Darstellung des Ackerbaus, seines verschiedenen Entwicklungsformen, seiner Förderungsmit-

tel und seiner Hindernisse. Er schildert sodann die mannichfachen Arten von Verarbeitung der Ackerbauprodukte zum Lebensunterhalt oder zum Genuß des Menschen, die mancherlei Erfindungen, welche hier einschlagen, z. B. in Betreff der Entzündung und Unterhaltung des Feuers u. s. w. Ebenso wie mit den Nahrungsmitteln, verfährt er dann mit der Wohnung, der Kleidung, den Geräthen, den Waffen, den Transportmitteln u. s. w.; überall weist er nach, wie die Menschheit durch das natürliche Bedürfnis und durch den Trieb der Vervollkommenung dahin gekommen sei, von den einfachsten Mitteln der Befriedigung jenes Bedürfnisses zu immer vollkommenern überzugehen. Die Geschichte der Arbeit und Cultur ist die Geschichte eines fortwährenden und immer gesteigerten Triumphs des Menschengesistes über die Natur. Der Verfasser beschränkt sich aber auch keineswegs bloß auf die Geschichte der materiellen Culturbestrebungen, sondern handelt auch von den specifisch-geistigen oder idealen Bedürfnissen des Menschen und den Mitteln ihrer Befriedigung, von Kunst und Wissenschaft, Universitäten und Schulen, Gesetzgebung und Rechtspflege, Berrömen und Anstalten gemeinnütziger Thätigkeit. Genug, dem Schüler soll durch diese Art von Geschichtsunterricht ein Bild des ganzen Culturlebens der Menschheit und insbesondere seines eigenen Volks gegeben, er soll mit dem Gefühl durchdrungen werden, daß die Aufgabe der Menschheit auf Erden in einem fortwährenden Streben nach vollkommenem und immer vollkommenem materiellen und geistigen Culturzuständen bestehe, und daß auch er dazu berufen sei und sich darauf vorbereiten müsse, dereinst in diesem allgemeinen Wettlaufe seine Stelle einzunehmen und zur Erreichung des gemeinsamen Ziels nach seinen Kräften beizutragen.

Carl Wiedemann.

### Ernst Willkomm's Sittenroman.

Die Familie Ammer. Deutscher Sittenroman von Ernst Willkomm. Drei Abtheilungen. Frankfurt a. M., Adinger Sohn u. Comp. 1855. 8. 2 Bde.

Als Goethe in den „Wanderjahren“ auch das Schöne und Wirken der industriellen Thätigkeit und insbesondere der Weberei in den Kreis des Romans zu ziehen begann, da schätzte man von vielen Seiten bedenklich darüber den Kopf und glaubte darin nur einen Beweis von der alternden Phantasie des Dichters und eine Verirrung vom Gebiet der Poesie in das der Prosa zu entdecken. Wie sehr sich in dieser Hinsicht die Ansichten seitdem geändert haben und wie allgemein verbreitet jetzt die Ueberzeugung ist, daß Goethe, wie in so vielen Beziehungen, so auch in diesem Betracht mit bewundernswürdigem Einblick das noch im Schoos der Natur verborgen Liegende vorausgesehen und mit sicherem Takte die ersten Schritte in eine neue Zeit- und Weltanschauung hingelenkt hat, dafür legt unter Andern auch der vorliegende Roman ein recht schlagendes Zeugnis ab, der bei seinem ersten Anschluß an die industriellen und mercantilen Interessen kaum möglich sein würde, wenn nicht in den Ereignissen das Verhältniß der Poesie zur vermeintlichen Prosa des Lebens ein völliger Umschwung eingetreten wäre. Während man sonst die Poesie an gewisse Stoffe gebunden glaubte, ist man jetzt zu der Einsicht gelangt, daß geradezu in jedem Stoffe der Keim des Schönen und Poetischen schlummert, und daß es den



auf des lebendigen Hauchs einer dichterischen Phantasie und der gestaltenden Hand eines Künstlers bedarf, um diesen Reim zur Entfaltung zu bringen und eine wirklich schöne, auf Geist und Gemüth anziehend, erhebend oder befriedigend wirkende Erscheinung ins Leben zu rufen. Daher hat es denn auch jetzt durchaus nichts mehr Befremdendes, wenn wir sehen, daß ein Autor, wie hier Ernst Willkomm gethan, das Gerieße der materiellen Interessen im an und für sich prosaischen Gebiet der Gewerbetätigkeit und des Handels zum eigentlichen Kern und Mittelpunkt, ja zum bewegenden Kern und Lebensprincip eines umfangreichen Romans gemacht hat; die Kritik und der Leser nehmen mithin am Stoff als solchen durchaus keinen Anstoß, heißen ihn vielmehr als sach- und zeitgemäß willkommen, und es handelt sich daher, wenn es gilt, über den Roman ein Urtheil abzugeben, nur um die Frage, ob es der Verfasser auch verstanden habe, diesem Stoffe wirklich poetische Elemente abzugewinnen und dieselben zu einem interessanten und befriedigenden Ganzen künstlerisch zu gestalten.

Mit Ausnahme einzelner Ausstellungen, die wir allerdings zu machen haben, glauben wir diese Frage im Allgemeinen und Ganzen entschieden bejahen zu können, denn es ist dem talentvollen und im Gebiet der Erzählung wohlgeübten Autor unbestreitbar gelungen, aus den unmittelbar an die alltäglichen Interessen der Werbeltätigkeit anknüpfenden Fäden ein farbenreiches, Sinn und Gemüth erregendes Lebensgemälde zu weben und die Wirren des industriellen und mercantilen Lebens im innigsten Zusammenhange mit den reinmenschlichen Konflikten des Herzens und Geistes zur Darstellung zu bringen. Die Grundzüge dieses Lebensgemäldes sind in der Kürze folgende.

Ammer im Mohr, ein „Weber alter Zeit“, ist durch rastlose Thätigkeit, Geschicklichkeit, Umsicht, vor allem aber durch strengste Kecklichkeit und Solibität zum reichsten Weberherren seiner Gegend, der sächsischen Lausitz, der unter sich eine große Anzahl von Lohnwebern beschäftigt, emporgelähst. Trotz und inmitten seines Reichthums hält er jedoch an dem schlichten bürgerlichen Leben fest, ist und will nichts Anderes sein als ein auf Bestellung arbeitender Weber, erzieht in diesem Sinne auch seine Kinder, zwei Söhne, Christlieb und Fürchtegott, und eine Tochter, Flora, und geht darin so weit, daß seine Söhne die Leinwand auf Schubkarren zur Bleiche oder in die Magazine der Handelsherren fahren müssen. Diese empfinden dies übel, malen sich aus, welch ein ganz anderes Leben sie führen, wie sie zu reichen Fabrikanten und Kaufleuten werden könnten, wenn der Vater sich entschließen wolle, von seiner Halsstarrigkeit abzulassen und sein Geschäft mehr ins Große und dem Geiste der Zeit gemäß zu betreiben, und werden in diesen Ideen noch mehr durch einen Freund ihrer Familie, einen reichen herrnhutischen Handelsheeren, Wimmer, befeuert, der ihnen die glänzendste Zukunft in Aussicht stellt, wenn sie sich zu einem selbständigen Handelshause etabliren und ihre Producte selbst nach Amerika führen würden. Als Wimmer sie seinen Plänen geneigt sieht, verspricht er, mit ihrem Vater darüber zu reden. Dieser stellt zwar anfangs seinen Vorschlägen den hartnäckigsten Widerspruch entgegen und will zur Begründung eines überseeischen Geschäfts, so sicher und gewinnversprechend dasselbe von Wimmer auch hingestellt wird, durchaus kein Geld hergeben; zuletzt aber weiß ihn Wimmer doch zu überlisten. Wimmer hat einst selbst von Ammer ein Capital von mehreren Tausend Thatern geliehen erhalten, hat damit sein Geschäft begründet und ist so ein reicher Mann geworden. Dieses Capital ist noch nicht zurückgezahlt, weil Ammer, der in der Jugendzeit Wimmer die Geliebte, ja halb und halb schon Verlobte, die jetzt noch lebende Frau Ammer's, weggeschnappt, durch Verzichtleistung auf dieses Capital das dem Freunde angethane Unrecht einigermaßen wiedergutzumachen glaubt; und als er auch jetzt von einer Zurückzahlung desselben nichts wissen will, erklärt Wimmer, darein willigen zu wollen, falls der Alte seine Einwilligung dazu gebe, mit diesem Ca-

pital und den ebenfalls noch ungezahlten Zinsen in Hamburg ein Handelshaus „Ammer, Söhne u. Comp.“ zu begründen und so ohne Gefahr für Ammer's sonstige Geschäfte einem mit Sicherheit vorausgehenden Glück Abzurufen und Thor zu öffnen. Hiergegen weiß Ammer nichts Erledliches einzuwenden und gibt, obwohl widerstrebend, seine Zustimmung. Wimmer ist darüber höchlich erfreut; aber seine Freude, wie seine ganze Art und Weise, trägt den Charakter der Bosheit, so sehr er auch in frömmelnder Weise stets den Heiland auf den Lippen trägt und die Augen andächtig gen Himmel hehrt; und bald stellt sich für den Leser mit Gewißheit heraus, daß er Alles, was er thut, um den Söhnen Ammer's zu Reichthum und Ansehen zu verhelfen, nur in der Absicht thut, sie stolz, übermüthig und geldgierig zu machen, sie dadurch dem Vater zu entfremden, zu Schwindeleien zu verleiten, so das stille, solide Glück der Familie Ammer zu zerstören und auf diese Weise an Ammer, der ihn einst um die Geliebte und für immer um den Genuß eines Familienglücks gebracht, in boschaftester Weise Rache zu nehmen. Diesem Plane gemäß weiß er zunächst den jüngeren Sohn Fürchtegott, der von Natur etwas Hochfahrendes, dem Großen und Glänzenden Nachjagendes in seinem Wesen hat, ganz und gar in seine Schlingen zu ziehen, dadurch daß er ihn selbst nach Herrnhut kommen und ihn hier einen Blick in seine Bücher und seinen Reichthum thun läßt, ihm die Aussicht auf gleichen Gewinn und auf die Erbschaft seines Vermögens eröffnet, ihn mit dem weitgereisten, als Missionar berühmten, unter den Herrnhutern das höchste Ansehen genießenden Grafen Alban und dem weiten Wirkungskreise der herrnhutischen Mission und Handelsthätigkeit bekannt macht und so eine Sehnsucht nach fernem Gegenden und fremden Welttheilen in ihm erweckt. Außerdem kommt ihm hierbei noch der Fall zu Hülfe, indem Fürchtegott in einer Versammlung der Herrnhuter eine schöne Herrnhuterin, Erdmüthe, die durch das Loos bestimmt ist, als Frau eines Missionars Johannes nach Paracurico zu gehen, kennen lernt und dergefaßt von ihrer Erscheinung in Verwirrung gesetzt wird, daß er ihr den Abschiedskuß, den sie von allen anwesenden Brüdern und Schwestern zu empfangen hat, statt auf die Stirn auf die Lippen drückt und wohl bemerkt, daß dies auch auf sie einen tiefen Eindruck macht. Dies trägt nicht wenig dazu bei, ihn noch enger an Wimmer zu fesseln und seine Sehnsucht nach der Neuen Welt noch zu steigern.

Inzwischen entgeht auch der stillere Christlieb der Versuchung nicht. Zwar wird er vom Kaufmann Mirus, einem von Grund aus redlichen Handelsheeren, dem Hauptabnehmer der Producte seines Vaters, vor dem Speculiren und der Verbindung mit dem „wimmernden Herrnhuter“ gewarnt; aber der herbe, verwirrende Eindruck, dem diese Warnung auf ihn macht, wird auf dem Heimwege durch das Zusammentreffen mit Jodelmeier, einem Unterhändler des in Sachsen verbotenen böhmischen Lottospiels, wieder aufgehoben, der ihm das Glücksspiel mit verführerischen Farben auszumalen und ihn zur Befolgung einer Lerne zu verführen weiß. Bald darauf erhält auch der alte Ammer von Jodelmeier eine Aufforderung, sich am Lottospiel zu betheiligen; und so sehr er anfangs dagegen ist, läßt er sich doch im Verlauf der Ereignisse dazu verführen. Trotz seinem „harten Kopf“, der ihn eines Tags bloß in der Absicht, die gefrorenen Fensterscheiben abgethaut zu sehen, bestimmt, so lange einheizen zu lassen, bis der Ofen plagt, wird nämlich Ammer, wie es harten Köpfen in der Regel geht, am Ende gewöhnlich durch Schlaueit oder noch hartnäckigern Widerstand in seinem ursprünglichen Willen gebrochen. So ging es ihm auch eines Tags dem seiner juristischen Kniffe wegen allgemein gefürchteten Advocaten Bloch gegenüber, der ihm den Vorschlag macht, das zur Versteigerung kommende Schloß Welterburg für ihn zu erstehen. Anfangs zwar weist er diesen Vorschlag entschieden zurück, zumal als ihm der Advocat erklärt, es sei ihm hauptsächlich darum zu thun, das Schloß dem Kaufmann Mirus, der ihm einst einen Proceß abgewonnen, zu entreißen;

endlich aber läßt er sich vom schlauen und ihm imponirenden Advocaten, von dem er sich schon ein mal zu einem Unrecht gegen seinen Nachbar, den Weber Seltner, hat verleiten lassen, doch so weit herbringen, daß er verspricht, den Advocaten gewähren zu lassen und wenigstens nichts dagegen zu thun. Demzufolge wird denn nun auch wirklich, zumal auch Wimmer mit dem Advocaten unter einer Decke spielt, das Schloß für die Ehne Ammer's erstanden, und es gilt nun, dies Besitztum zur Anlage großartiger Spinnereien und Webereien zu benutzen und das Geschäft nach Art großer Fabrikanten zu betreiben. Je mehr Ammer im Herzen gegen diese Wendung der Dinge war und sein bisher sicheres Geschäft der Gefahr der Speculation ausgesetzt sah, umso mehr machte sich in ihm der Drang geltend, das Glück auch auf andern Wege zu versuchen und im erhöhten Besitztum eine größere Garantie gegen etwaige Verluste zu erhalten; und so entschloß er sich aus eigenem Antriebe, insoheim eine Quinterne zu besetzen. Andererseits suchte er aber das Glück auch auf solidem Wege in seiner Familie heimisch zu machen dadurch, daß er seine nach ihm arrende und ihm besonders liebe Tochter Florel — eine sehr liebenswürdige und wohlthucend wirkende Erscheinung im Roman — ihrer Liebe gemäß dem unbemittelten Nachbarnsohne Seltner, einem modernen jungen Weber, zur Frau gibt und hiermit zugleich das einst seinem Vater gethane Unrecht süht. Die ruhige, beim Holen des Osterwassers, auf Spaziergängen, unter dem Aufblühen des Frühlings und den häuslichen Freuden des Osterfestes vor sich gehende Entwicklung dieses Liebesverhältnisses bildet im Gegensatz zu den anderweitigen Entwicklungen eine recht anmuthige und zugleich charakteristische volkstümliche Idylle.

Dieses Glück sollte jedoch bald durch ein neues Glück — durch die Nachricht von einem Hauptgewinn im Lotto, den der Alte gemacht — überflügelt und getrübt werden. Fürchtegott ist von dieser Nachricht dermaßen berauscht, daß er im Wirthshause die jungen Burschen bewirthet, sich hierbei im Trinken übernimmt, beim Spiel in einen Streit geräth und mit blutendem Kopfe nach Hause gebracht werden muß. Schon dies löst den alten Ammer in Fürchtegott einen Störer seines Friedens ahnen; und bald sollte er dies noch mehr empfinden. Wimmer weiß mit Hilfe des Grafen Alban den Alten zu einer immer großartigeren Betreibung des Handels der Firma „Ammer Ehne u. Comp.“, ja zur Auslösung eines eigenen Geschäftes zu bewegen, andererseits aber Fürchtegott seinem Vater gegenüber immer trotziger und eigenwilliger zu machen, dergestalt, daß Ammer zuletzt wohl oder übel einwilligen muß, als Fürchtegott mit Entschiedenheit erklärt, selbst nach Amerika, und zwar nach Paramaribo, reisen zu wollen, in welchem Entschlusse ihn ganz besonders das beim Grafen Alban gelezene Tagebuch Erdmuthens, aus dem er ersehen, daß auch sie seiner mit Liebe gedenkt, bestärkt hat. Diese Reise erfolgt nun wirklich, und nachdem er in Hamburg und Paramaribo seine Kenntnisse erweitert und seine Geschäfte besorgt hat, macht er einen Ausflug in die Urwälder und findet hier glücklich die bereits verwitwete Erdmuth auf, gesteht ihr seine Liebe und empfängt wenigstens die Zusage, ihm angehören zu wollen, wenn sie von ihrer Mission abberufen werde. Ihre reine, echte Frömmigkeit macht auf sein Wesen einen guten Eindruck, und während seine ersten Briefe aus Amerika ihn dem alten Ammer als einen herzlosen Söldnener des Rammons erscheinen ließen, ja Christlieb insoheim geradezu auffoderten, bei seinen Fabrikanten mehr den äußern Glanz als den innern Werth im Auge zu haben, macht er bei seiner Rückkehr auf Alle, selbst auf den Kaufmann Mirus, der Wimmer's boshaften Absichten von Anfang an durchschaut hat, einen versöhnenden Eindruck. In der Heimat hat inzwischen die Ermordung eines Grenzjägers und die Verhaftung des als Mörder verdächtig gewordenen Advocaten Bloch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, bis derselbe durch seinen Erzfeind Mirus von diesem Verdacht gereinigt und dadurch für die bessere Sache gewonnen wird.

Waltenburg ist indeffen unter Christlieb's Leitung zu einer großartigen Fabrik aufgeblüht, die ihre Producte vorzugsweise nach Amerika und über Wien nach der Levante absetzt; aber auch er ist vom Dämon des Gelderwerbs ergriffen und fröhnt ihm theils dadurch, daß er in unerlaubter Weise das seit kurzen strenger verbottene Lottospiel fortsetzt, theils dadurch, daß er auf Wimmer's Einflüsterungen hört und Baumwolle unter die für echt ausgegebene Leinwand mischt. Auch hält er die Hochmuthsteufel und bekundet dies unter Andern durch eine überaus glänzende Equipage, die er aus Wien mitbringt. Mittlerweile kehrt auch Erdmuth aus Amerika zurück, die Belobung und Hochzeit Fürchtegott's mit ihr geht vor sich, und je mehr sie der herrnhutischen Einfachheit treu bleibt und eine Abneigung gegen den Glanz der Welt zeigt, umso mehr wird sie zu einer Schwiegertochter nach dem Herzen des alten Ammer, aber umso mehr gibt sie auch zu kleinen Conflicten mit Fürchtegott Anlaß. Bald aber gestalten sich die Verhältnisse drohend. Die Fälschung der Leinwand ist entdeckt, man darf damit nicht fortfahren und sieht sich, wenn man die echte Leinwand für dieselben Preise liefern will, zur Herabdrückung der Arbeitslöhne genöthigt. Dies kommt dem alten Ammer zu Dena und es kommt zwischen ihm und den Söhnen zu heftigen Streitigkeiten. Während man ihn hinter's Licht zu führen sucht — was um so leichter ist, als er in Folge eines Brandunglücks erkrankt und an das Ammer gekesselt ist —, wird die Lage immer schlimmer. Das Haus Hobelmeier in Wien, welches vorzugsweise den Handel des Hauses Ammer nach der Levante vermittelt hatte, macht Bankrott, die Bestellungen aus Amerika bleiben aus, ja man weigert die Annahme der letzten Sendungen und droht mit Veröffentlichung des Betrugs, wenn man nicht für denselben Preis echte Waaren liefert. Dies hat die beiden Brüder in die entsetzlichste Verlegenheit, Fürchtegott sucht bei Wimmer Rath, findet ihn aber nicht zu Hause, wendet sich an den Grafen Alban und erhält von diesem das Versprechen, theils mit seinem eigenen Vermögen, theils mit dem der Brüdergemeine Bürgschaft leisten zu wollen, und nachdem den Rath, durch Veranstaltung eines glänzenden Festes den äußern Schein ihrer Verlegenheit zu vermeiden. Man benutzte zu diesem Feste den Geburtstag des alten Ammer, der zwar den Aufwand nicht gutheißt, aber sich doch von dem scheinbaren Jubel mit fortreißen läßt. Aber mitten in der Freude erscheint plötzlich Wimmer mit Gerichtsdienern und klagt Fürchtegott Ammer wegen überführten Betrugs vor allen Söhnen verhaften. Ammer ist durch diese ihm und seinem Hause widerfahrne Schande wie vernichtet, und Wimmer hat das Ziel seines teuflischen Racheplans erreicht. Indessen soll er sich dieses Gelingens nicht allzu lange erfreuen. Mirus, Bloch und andere Freunde sind für die Familie Ammer thätig, auch der Graf Alban bewährt sich als Ehrenmann und die boshaften Combinationen Wimmer's kommen an den Tag. Ein nochmaliges Zusammentreffen mit Ammer, worin dieser mit fittlicher Unterstützung einen furchterlichen Streich über ihn ausrichtet, bruch seine letzten Kräfte, auch die Berrüttung seiner Vermögensverhältnisse und sein unerbittliches Machinen mit dem Vermögen der Brüdergemeine bleibt nicht länger verborgen, und während die Familie Ammer sich wieder von ihrem Schlage erhebt und zu ihrer beschränkten, aber soliden Thätigkeit zurückkehrt, so daß der Alte noch eine Reihe glücklicher Tage zurückzuleben im Schooße seiner Familie in Frieden dahinscheidet, sieht sich Wimmer zur Flucht genöthigt, wird auf derselben von einem Schneesturm ereilt und muß als Fieberkranker in einem Waisenhause Unterstuck suchen. Hier verbringt er noch lang in einem körperlich und geistig zerrütteten Zustande und vermag weder zu leben noch zu sterben, bis die Familie Ammer davon Nachricht erhält, mit Graf Alban und Erdmuth dahin eilt und ihm durch Veröhnung mit ihm Beruhigung und die Möglichkeit eines ruhigen Endes gewährt. Hiermit schließt die Geschichte.

Daß in dieser Composition eine Fülle psychologischer Intere-

anter Charaktere, poetischer Situationen, spannender Conflicte und anziehender Lebensverhältnisse enthalten ist, läßt sich nicht verkennen; und ebenso muß anerkannt werden, daß die Ausföhrung dieser Elemente besonders in der ersten Hälfte des Romans dem Verfasser sehr wohl gelungen ist, sodaß ihm der Leser mit Theilnahme folgen und an den lebendigen, charakteristischen und naturgetreuen Lebens- und Sittenbildern, sowie an der Combination der Gegensätze und an der Entwicklung der einzelnen Persönlichkeiten warmen Antheil nehmen wird. Einen unbedingten Beifall wird sich aber der Roman schwerlich erringen, und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil es der Autor nicht verstanden hat, seinen Stoff gehörig zu concentriren, alle überflüssigen Elemente auszuscheiden und das Ganze auf ein gemessbares Maß zu beschränken. Eine der ersten und unerlässlichsten Bedingungen eines Kunstwerks ist, wie schon Aristoteles fodert, die Ueberschaulichkeit, diese geht aber nothwendig verloren, wenn zur Bewältigung desselben eine gar zu lange Zeit erforderlich ist. Eine Dichtung mag daher von Anfang bis zu Ende noch so trefflich angelegt und ausgeführt sein, sobald man nicht im Stande ist, sie ohne Ermüdung in kürzerer Frist zu Ende zu lesen und sich ein klares Bild von ihrem Verlauf nach ihren wesentlichen und nothwendigen Entwicklungsmomenten zu entwerfen, geht ihr eine Hauptbedingung der Schönheit, eine dem Gefühl unmittelbar zur Erscheinung gelangende Totalität, ab. Der vorliegende Roman sündigt aber gegen dieses ästhetische Gesetz nicht bloß dadurch, daß er überhaupt zu lang und breit ausgespannen ist, sondern in noch höherem Grade dadurch, daß ihm eine sich scharf markirende Eintheilung und Gliederung fehlt. Bis zu der Stelle, wo der alte Ammer das große Loos gewinnt, ja auch bis zu Fürstengott's Reise nach Amerika entwickelt sich Alles, wenn auch nicht rasch und drastisch, doch in naturgemäßer und folgerichtiger Weise und man fühlt sich durch die epische Breite und Behaglichkeit eher angenehm als unangenehm berührt. Von da ab aber beginnt eine unerquickliche Auseinanderzerrung und Zerstückelung des Stoffs. Statt seine Hauptaufmerksamkeit dem Hauptfaden der Erzählung zu widmen, verliert sich der Verfasser in eine unverhältnismäßige Ausspinnung der Nebensäden, auch solcher, die mit dem Hauptfaden nur in sehr lockern Zusammenhang stehen. Statt z. B. hauptsächlich die innern und äußern Conflicte des alten Ammer, der beiden Söhne und Wimmer's zum Gegenstande der Darstellung zu machen, hält er sich beim Advoraten Bloß, beim Kaufmann Mirus, beim Candidaten Stül u. s. w. auf, oder läßt uns, was der Leser unmittelbar sehen und in seiner Entwicklung selbst verfolgen will, nur aus dem Munde dritter Personen und als mehr oder minder vollendete Thatfache erfahren. Dabei fehlt es auch nicht an Wiederholungen und allzu behaglichen Ausmalungen gewöhnlicher, für die Geschichte unwesentlicher oder wenigstens am unrechten Orte angebrachter Situationen. Schilderungen und Entwicklungen, die man im Anfange eines Romans mit großem Interesse lesen würde, werden da, wo die Geschichte zum Schluß drängt, langweilig und ermüdend. Auch die psychologische Entwicklung der Charaktere, das Gegeneinanderwirken derselben und der Causalzusammenhang der Handlungen und Ereignisse vermögen nicht in allen Beziehungen zu befriedigen. Der alte Ammer ist im Ganzen eine prächtige Figur, die man trotz seiner Starrköpfigkeit und Einseitigkeit lieb gewinnen muß, aber zu einer wirklich energischen Handlung bringt er es doch eigentlich im ganzen Romane nicht, und sein Schwanken zwischen übertriebener Hartnäckigkeit und ungezügelter Nachgiebigkeit trägt genau genommen die Hauptschuld der unglücklichen Katastrophe. Diese seine Schuld wird nun zwar vom Autor nicht gerade vertuscht, aber doch auch nicht gehörigermaßen hervorgehoben; vielmehr wird er zuletzt immer mehr als der unglückliche Leidende hingestellt und ihm die Berechtigung, über die Vergehungen Anderer ein entrüstetes Pfui auszurufen, in gar zu unbedingter Weise eingeräumt. Gar manche Bedenken lassen sich auch gegen die Zeichnung der beiden Söhne erheben; na-

mentlich vermißt man daran, daß die guten und schlimmen Seiten in ihnen zu keinem wirklichen Conflict gelangen, und daß daher auch bei ihnen von einer nach bestimmten Gesetzen verlaufenden Charakterentwicklung nicht die Rede ist. Wimmer ist unstreitig eine trefflich angelegte Figur; doch würde sie an Lebenswahrheit noch gewonnen haben, wenn er, wie es bei Frömmern und Heuchlern gewöhnlich ist, sich selbst in die das Gewissen beschwichtigende Lüge hineingeredet hätte, daß er Alles nur thue, um feurige Kohlen auf das Haupt des Alten zu sammeln; auch würde es zweckmäßig gewesen sein, gerade diejenigen seiner Machinationen und Handlungen, durch welche er die Katastrophe herbeiführt, nicht bloß hinter den Coulissen spielen zu lassen.

Trotz der hier gemachten Ausstellungen müssen wir jedoch diesen Roman als eine im Allgemeinen von poetischer Gestaltungsgabe zeugende, mit gar vielen schönen Zügen und interessanten Elementen ausgestattete und über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur sich erhebende Erscheinung der erzählenden Literatur anerkennen und namentlich mit warmem Lobe die außerordentliche Liebe und Beharrlichkeit hervorheben, die der Verfasser der Cultivirung eines bisher noch wenig gepflegten und daher durch Keuschheit sich behaltenden Romanstoffs gewidmet hat. Außerdem empfiehlt sich der Roman durch die ihn durchdringende und besonders in unserer Zeit sehr beherzigungswerthe sittliche Idee, daß das wahre Lebensglück nicht durch eine maßlose Zusammenhäufung von Reichthümern, sondern nur durch eine solide, in gewissen Schranken sich haltende, dem Wohl des Ganzen gewidmete Thätigkeit zu erreichen ist, und daß daher die jetzt alle Classen der Gesellschaft beherrschende Richtung auf das Reine materielle nicht zum Heil, sondern gar leicht an den Rand des Verderbens führt.

Mit diesem Roman beschließt die „Deutsche Bibliothek“ ihre erste Serie, welche außer ihm „Afrax“ von Theodor Rügge, „Charlotte Adersmann“ von Otto Müller, den „Dunkelgraf“ von Ludwig Beschlein, den „Sonnenwirth“ von Hermann Kurz und „Die Freimaurer“ von Gustav Kühne umfaßt. Ein Rückblick auf diese Arbeiten liefert den erfreulichen Beweis, daß Deutschland wohl im Stande ist, auch auf diesem Gebiete der Literatur etwas Luchtiges und dem deutschen Volke zur Ehre Bereicherndes zu produciren, sodaß es eine Vergleichung mit den bisher vom lesenden Publicum ungebührlich bevorzugten Nachbarländern nicht zu scheuen braucht. Abgesehen von allen übrigen vorzüglichen Eigenschaften der hier zu einer Sammlung vereinigten Romane offenbart sich darin eine Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit, wie sie nicht leicht ein anderes Volk aufzuweisen hat. Jeder dieser sechs Romane ist von allen übrigen durchaus verschieden und trägt nicht nur in Rücksicht auf den darin behandelten Stoff und auf die concrete Lebenssphäre, aus welcher derselbe geschöpft ist, sondern auch in Bezug auf die Welt- und Lebensanschauung ihrer Verfasser, auf ihre poetische und ethische Richtung, auf ihre Auffassungs- und Darstellungsgabe ein durch und durch eigenthümliches und charakteristisches Gepräge. Kalt und Rügge mit lebendigen Farben die starre Natur des hohen Nordens und die schroffen Reibungen des äußern Lebens, so erschließt uns Müller mit ebenso viel Feinheit als Tiefe die Geheimnisse des Gemüthslebens und die ergreifenden Conflicte eines weiblichen Herzens und führt uns zugleich in das interessante Leben der ersten deutschen Handelsstadt und in eine der wichtigsten Epochen der deutschen Kunstentwicklung ein. Schöpft Beschlein seinen Stoff aus dem Gebiet der abenteuerlichen, die Fama in Bewegung setzenden Ereignisse und bearbeitet denselben für die Bedürfnisse der nach Unterhaltung und Zeitvertreib verlangenden Lesewelt, so schlägt Kühne das Buch der ersten, weltbewegenden Geschichte vor uns auf und entfaltet vor den Augen des tiefer eindringenden Lesers ein ebenso reichhaltiges als lebenswahres Gemälde der religiösen und socialen Kämpfe, welche im vorigen Jahrhundert vorzugsweise im Schooße der Kirche, in den geheimen Gesellschaften der Freimaurer, Rosenkreuzer, Jesuiten

u. f. w. und an den Höfen der deutschen und italienischen Fürsten ausgetümpelt wurden. Und wenn uns kurz ein treu den Uebersetzungen nachgezeichnetes Bild aus dem schwäbischen Volksleben gibt und darin in ergreifender Weise darstellt, wie eine ursprünglich tüchtige und gute Natur im Conflict mit traurigen Verhältnissen zum Räuber und Mörder wird und nur im tragischen Untergang sich mit der Welt und die Welt mit sich zu versöhnen vermag, schildert uns Willkommen in einem rein von der Phantasie entworfenen Lebens- und Sittenbilde, zu dem er nur den räumlich-zeitlichen Hintergrund aus der Wirklichkeit entlehnt hat, die Konflikte zweier einander widerstrebender Lebensrichtungen, die Kämpfe des Alten mit dem Neuen, der Beschränkung mit dem Drang ins Weite und Große, der Gemüthlichen mit den materiellen Interessen, der Solidität mit dem Schwindel u. f. w., läßt aber daraus nur solche Motive hervorgehen, die einer schließlichen Sühnung und harmonischen Lösung fähig sind. \*)

Bei diesen mannichfaltigen und verschiedenartigen Vorzügen darf die Kritik, auch wenn sie für die mehr oder minder hervorstechenden Mängel der einzelnen Romane nicht blind ist, den bisherigen Leistungen der „Deutschen Bibliothek“ ihre Anerkennung nicht verweigern und kann nur wünschen, daß dies ebenso sehr zur Förderung des deutschen Nationalgefühls wie zur Hebung der deutschen Literatur beitragende Unternehmen sowohl vom Publicum wie von den Dichtern auf das kräftigste unterstützt werden möge. Das Publicum möge hierbei wie überhaupt nie vergessen, daß die deutsche Sprache und Literatur fast noch das einzige Palladium seiner nationalen Einheit ist, und daß es Alles aufzubieten hat, nicht auch dieses verloren gehen zu lassen. Die Dichter aber haben ihrerseits diesen Gesichtspunkt nicht minder im Auge zu behalten und mögen sich daher zur Pflicht machen, der „Deutschen Bibliothek“ nur das Beste und Gelegentlichste zu liefern, und hierbei, ohne der Kunst etwas zu vergeben, auch den Wünschen und Bedürfnissen des Publicums Rechnung tragen. Vor allen Dingen werden sie hierbei wohl thun, sich der Kürze und Gebrängtheit zu befleißigen, und sich vor nichts so sehr als vor einer übermäßigen Ausspannung des Stoffes hüten müssen. Dies ist der Punkt, wo der Geschmack des Publicums mit einem der höchsten ästhetischen Gesetze im Einklange ist, und Niemand wird daher ungestraft dagegen sündigen können.

Wolff Zeising.

### Die Kritik und „Goll und Haben“.

Man muß seinen Freunden nichts schuldig bleiben, selbst nicht die Antwort. Wir geben sie in folgendem dem Herausgeber des „Bremer Sonntagsblatt“, F. Pleger, der in einem „Gustav Freytag als Romandichter“ überschriebenem Artikel (Nr. 31 des genannten Blattes) und mit nachstehendem Ausfall auf den Leib rückt: „Unser verehrter Freund Hermann Marggraf in Leipzig hat den Freytag'schen Roman in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ ausführlich besprochen. Die Kritik ist, wie sich bei Marggraf von selbst versteht (bestens zu bedanken!), sorgfältig, gründlich, anständig gehalten; aber sie ist falsch, denn auch er vermochte nicht Person und Sache zu trennen. Auch ihm ist durch die Härte der „Grenzböten“ die Miß der frommen Denkart in gährender Drachengestalt verwandelt und läßt ihn nun in einer Weise, die uns kleinlich erscheint, sich auf Einzelnes werfen und von allen Seiten zusammenjagen, was allenfalls zum Angriff gebraucht werden könnte. Er lobt Vieles, allerdings, aber er lobt „halb mit Erbarmen“, für den hohen Werth des Buchs im Großen und Ganzen ist er blind.“ Wir haben die betreffende Stelle

vollständig mitgetheilt, damit Derjenige, der sich für dergleichen interessiert, genau wisse, um was es sich handelt, zugleich aber auch darüber nicht in Zweifel sei, daß Pleger und im Ganzen wohlgeant ist und gut von uns denkt. Unser Freund Pleger hat sich aber in diesem Fall aus den Grenzen der schonen Mäßigung, die er sonst immer beobachtet und die wir mehrfach auch in d. Bl. hervorgehoben haben, wie auch ander unserer Freunde, heraus und zu einer Verdächtigung hinneigen lassen, die wir nicht auf uns schieben lassen können, weil die Verdächtigung unsere kritische Unbefangenheit und Unparteilichkeit in Frage stellt. Was die in demselben Aufsatze enthaltenen Verdächtigungen der Kritik im Allgemeinen und die gegen einen Kollegen gerichteten Beschuldigungen betrifft, so hat dazu bereits Robert Biese in Nr. 33 der „Novellenzeitung“ Bescheid gegeben, in einem an Pleger gerichteten „Offenen Brief“, auf den wir hiermit verweisen. Wir wehren uns hier nur unserer eigenen Haut, aus der man freilich oft heraussehen möchte, wenn man seine kritische Ueberzeugung in einzelnen Fällen immer wieder auf persönliche Motive zurückgeführt sehen muß.

Wir haben in unserer Kritik über den Freytag'schen Roman nicht, wie Pleger behauptet, uns auf Einzelnes beschränkt, im Gegentheil, wir haben Einzelnes als „ausgerichtet“ gelobt und wir haben namentlich allen Landwirthen und Gebirgsbewohnern, „welche den Grund unter ihren Füßen nicht fremden Gewalten verfallen lassen wollen“, die Lectüre des Romans „angelegentlich“ empfohlen; wir erkannten und erkennen an, daß diese saubere Filigranarbeit von Genremalern gerade dem Geschmacke unserer jetzigen Publicums zugeht; wir wir gethan haben, war, was bei unserer Kritik auf dem Boden zu stellen, welchen der Verfasser uns durch das vorangestellte Motto selbst anwies, und den Roman mit der langen Elle zu messen, die sein Verfasser uns selbst in die Hand gab. Wir haben behauptet und behaupten noch mit unserer vollsten Ueberzeugung, daß der Roman der Aufgabe, das deutsche Volk bei seiner Arbeit darzustellen, durchaus nicht genüge. \*) Dies ist der Cardinalpunkt für uns, für die

\*) Freytag verheißt allerdings, soviel überhaupt in einem Buche von Arbeit die Rede ist, zunächst die bürgerliche Arbeit, aber in einer so subtilen, Altem, was etwa Kosten geben möge, auf dem Wege gehenden Werke, daß ein unbefangener Mensch, auf dem Gebiete der Verbreitung des Buchs bei jetzigen Verhältnissen ganz am förderlichen reactionären Geist des Romans aufmerken zu müssen, indem er die Verhältnisse so schildert, als ob bereits alle wahren und politischen Konflikte ihre Lösung gefunden hätten und als ob es sich jetzt wirklich nur noch um die Erwerbs- und Verbesserungsfähigkeit handele. Der an einem weltweiten Umwälzung wohnende Kaufmann Rodde eröffnet uns in seinen inneren Gedanken („Zunächst Jahre in beiden Hemisphären“) den Blick in ganz andere Regionen des mercantilen Lebens und stellt uns die jüngere kaufmännische Generation auf dem letzten Stufen seiner Wucht (vorwiegend in der ersten Auflage, die wir gelesen haben) in einem etwas andern Lichte dar als Freytag. Wäre der Verfasser von „Goll und Haben“ jenseits des in einem Materialwaarengeschäft grosten, er würde bei seinen schriftstellerischen Talenten darüber sehr wahrscheinlich auch geschrieben haben, was Gries über das mercantile Hamburg an seinen Freund Gustav Schwab schrieb: „Dazu der Handel, auf den alle Sinne und Krachten der Menschen gerichtet ist, der aller Poesie widersteht, dieser Wolke, dem ich selbst drei meiner schönsten Jugendjahre geopfert habe“ u. f. w. (Bgl. Nr. 34 d. Bl.) Ich spreche dem stolzen Kaufmann! Wir rügen hier nur die in den gegen fallenden Einsichtigkeiten des Freytag'schen Buchs. In der Art von Arbeit (die ideal-geistige Betätigung gar nicht die des Denkers, Erfinders und Entdeckers, nicht die des Belehrenden, auch nicht die des Handwerkers) der Verfasser in dem Bereich seines Buchs gezogen hat, umsonst Roman dem n.

\*) In der zweiten Serie, die mit J. B. Scheffel's Roman „Gottlieb“ recht frisch und ansprechend begonnen hat, wird auch eine sehr bedeutungsvolle und von einer deutschen Romantibibliothek gar nicht auszuschießende Seite des deutschen Gemüths- und Literaturlebens, die Humoristik, ihre Vertretung finden.

D. Red.

Kritik, nicht für das große Publikum, das im Allgemeinen bei der Lektüre eines Romans nur angenehme Unterhaltung sucht. Man könnte uns einwenden und man hat sogar eingewandt: was geht dich das Motto an? Allerdings geht uns das Motto an, insofern es nicht ein bloßes prahlendes und lügnisches Ankündigungswort sein sollte, bestimmt, das Publikum und vielleicht auch die Kritik zu täuschen, nach dem Muster der Humbug-Programme Barnums'. Da wir dies nicht annehmen wollen, so kennen wir nur annehmen, daß sich der Verfasser selbst getäuscht habe. Daß wir nicht mit der gewünschten vollen „Lobesbereitschaft“ bei der Hand waren, welche Freund Pleger an einem andern Kritiker rühmt, rechnen wir uns zu einem Verdienst an, und wenn dies von anderer Seite als eine Art Majestätsverbrechen angesehen zu werden scheint, so erklären wir, dies Majestätsverbrechen immer wieder begehen zu wollen in Fällen, wo man uns mit großen Prästentionen gegenübertritt, denen die Leistung selbst nicht entspricht. Wir verlangen und wir haben das Recht zu verlangen, daß man uns jene vollständige Freiheit der Kritik gewährt, auf die zu verzichten das Lobesurtheil aller Kritik unterschreiben hieße. Wir werden uns nicht einschüchtern lassen von jener plötzlich an allen Ecken und Enden importtauchenden, in geschlossenen Gliedern anrückenden Hyalaur, die, nicht zufrieden, den Freytag'schen Roman gährrisch oder ungebührlich herauszufreien, alle auch noch so vorsichtige und, wie Pleger selbst zugibt, „gründliche“ Kritiken, die nicht bloßer Lobfalsch sind, dadurch um allen Credit zu bringen sucht, daß sie in ihnen nur den Ausdruck von „Risikosituation“ erkennt oder ihnen gar noch schlimmere Motive: „Ehrll“, „Daff“, „Reid“, „Drachengift“ und was noch Alles unterschreibt. Wir sind mit Freytag's Roman noch lange nicht so weit umgesprungen, wie sich Freytag's kritisches Organ mit Deutschlands erlauchtesten Dichtern und Denkern, an die hinarbeiteten doch der Verfasser von „Soll und Haben“ schwerlich von sich die Einbildung haben wird, so oft umzuspringen sich herausnimmt. Was würden die Herren sagen, wenn man Freytag's kritisches Organ vorwerfen wollte, daß der darin an unsern Helden, an Goethe, Schiller, Jean Paul u. s. w. arbeitet, oft sehr schroffen und durchaus rücksichtslosen Kritik Motive des Neides zugrunde liegen? Erblickten doch die „Grenzboten“ bei Gelegenheit eines Referats über Gottschall's „Jene“ in Schiller's und Goethe's Wirksamkeit nur eine Reihe „halbgelungener“ Experimente und ein ander mal in Lück's Koecken mit einer einzelnen Ausnahme bloße Leihbibliothekenschrift! Warum erhebt sich gegen solche Behauptungen kein Schrei der Entrüstung, während man mit Feuer und Schwert die Wenigen verfolgt, welche es nicht vermochten, Freytag's Buch sofort als ein untadelhaftes Meisterwerk ersten Rangs, als ein Buch des Jahrhunderts auszurufen? Warum klagt man denn in solchen Fällen nicht auch über einen Mangel an „Lobesbereitschaft“, über „Reid“ und „Drachengift“? Dessen sind wir uns bewußt, daß wir während einer langen literarischen Thätigkeit, die von etwas älterm Datum ist als die Erlebens des jetzigen Freytag'schen Organs, nicht soviel kritisches „Drachengift“ verspritzt haben als dieses Recensititut unter

seiner jetzigen Redaction. Die „Grenzboten“ stellen sich freilich an, als ob sie von dieser Thätigkeit gar nie etwas vernommen hätten, denn sie versicherten gelegentlich mit edler Ehrlichkeit, daß sie uns noch gar nicht bemerkt hätten, was höchst drollig ist, da wir nicht nur bei der „Deutschen Zeitung“, dem damaligen Hauptorgan derjenigen Partei, zu der auch die „Grenzboten“ gehören, von Anfang an Redaktionsmitglieder waren, sondern uns zuletzt auf dringende Aufforderung in einem kritischen Augenblick auf die schon weit klaffende Bresche der gothischen Partei stellten und als Hauptredacteur mit Kennung unseres Namens dieser Zeitung in ihrer letzten Periode vorstanden. Dies läßt doch voraussetzen, daß ganz andere Leute als die Redactoren der „Grenzboten“ sind, und „bemerkte“ hatten. Wir sprechen nur mit Widerstreben von dieser persönlichen Angelegenheit, halten es aber deshalb für nöthig, um dem Grad collegialischer Geinnung zu kennzeichnen, dessen das Organ der Herren Gustav Freytag und Julian Schmidt fähig ist: es gehört somit zur Sache.

In Bezug auf die Angelegenheiten der schriftstellerischen Welt haben wir überhaupt von jeher eine andere, ganz entgegengelegte Richtung eingeschlagen als die sogenannten Ozeanblätter. In der, wir glauben richtigen Erkenntniß, daß, wo das Bedürfnis des Lesens und mithin des Druckens ein sehr großes ist, auch die Zahl der schriftstellerischen Existenzen mit diesem Bedürfnis gleichen Schritt halten und mit ihm in entsprechender Progression wachsen wird, haben wir uns stets angelegen sein lassen, die Interessen und das Wohl des schriftstellerischen Standes, dem wir anzugehören und zur Ehre rechnen, zu befürworten und einen Geist der Collegialität anzuregen, dessen Mangel uns als Gesamtheit schwach erscheinen läßt, wo wir doch stark sein könnten. Wir haben stets die schriftstellerische Arbeit als eine Rationalarbeit anerkannt, weil sie einem nationalen Bedürfnis entgegenkommt. Ganz anders die „Grenzboten“. Ihr Groll gegen uns brach aus, nachdem und weit wir uns in dem von der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Artikel „Die Guild of literature und der Royal literary fund“ (August 1853) der deutschen Schriftsteller, beziehungsweise der deutschen Romanschriftsteller (mithin auch Gustav Freytag's!) gegen eine im Organe Freytag's enthaltene gewesene Gesamtabfertigung angenommen hatten, und erst jüngst haben die „Grenzboten“ eine Anzahl oder eine ganze Classe schriftstellerischer Collegen, den Anlaß dazu bei einer Recension des neuen Alfred Reizner'schen Romans bei den Haaren herbeiziehend, noch unter die der „Ausländer“ (die bekanntlich im Freytag'schen Romane eine sehr hervortretende Rolle spielen) und die der „Markthelfer“ gestellt. Nun ist es doch wahrlich höchst komisch, wenn ein Recensent, der selbst gar nichts Anderes thut als jene und im Dienste seines Blattes und dessen Eigenthümers für klingendes Honorar und nebenbei vielleicht für die Ruhmsetzung der eingesandten Recensionsexemplare Romane, Memoiren, Gedichte u. s. w. gleich rudelweise abfertigt, sich so über Seinesgleichen ausläßt, ohne es zu merken, daß er dadurch seiner eigenen Arbeit das Urtheil spricht. Wie wir indes schon früher ein mal bemerkten, so weiß der Deutsche seinen unverwundlichen Gang zu brot- und erbschneiderischen, gehässigen und hämischen Verdächtigungen immer noch mit einer gewissen Scheinbaren, aber sehr abschreckenden Gemüthlichkeit zu verbinden, und so setzt auch jener Recensent beschwichtigend hinzu: man dürfe jedoch mit jenen Schriftstellern nicht in allen Fällen zu streng rechnen, da sie eine Familie zu ernähren hätten. Oh, diese Familien werden ohne Zweifel dem menschlichenfreundlichen Recensenten der „Grenzboten“ für diesen gemüthlichen Zusatz auf ewig ein dankbares Andenken bewahren!

Nächsten diese Ausfälle von einem Beamten, einem im Regimentsstabe Stehenden, einem hochgelehrten, exclusiven Professor oder einem durch Recensionen getränkten Autor her, so wahren sie einigermaßen verzeihlich und erklärbar. Aber daß der Kritiker jener Blätter sein eigenes Handwerk und dadurch sich selbst in dieser Weise beschimpft und discreditirt, das ist

absolut sinnlos und zugleich tragikomisch. Der Kritiker der Grünen Blätter kann sich sicherlich darauf verlassen, daß das Publicum mit ihm keine Ausnahme machen wird, möge er sich auch anstellen, wie er wolle. Recensent bleibt dem Publicum Recensent. Solchen Ungehörigkeiten, solchen Taktlosigkeiten, solcher Insinuation der Kritik mit Verdächtigungen, die man von oft wenig verstandenen privaten Geschäftsstellungen herleitet und in denen der animus nocendi offen zutage liegt, haben wir niemals in den literarischen Blättern Englands begegnet, und hierin liegt es auch wol zumeist, daß im Allgemeinen die mit Persönlichkeitsstendenz überfüllte deutsche Journalkritik, wie sie ist, den an dergleichen nicht gewöhnten Briten anwidert. Wenn auch ein englischer Journalist häufig genug in den Fall kommt, diese oder jene schriftstellerische Leistung zu verwerfen, diese oder jene Ansicht als falsch oder verderblich zu bestreiten, so wird er sich doch niemals herausnehmen, eine ganze Classe, deren Existenz durch das stark sich aussprechende buchhändlerische Bedürfnis nothwendig hervorgerufen und bedingt ist, in dieser Weise zu verdächtigen, weil er weiß, daß Privatstellungen Anderer ihn ebenso wenig etwas angehen, als seine Privatstellung Andere etwas angeht, und weil sein praktischer Menschenverstand ihm sagt, daß er damit am meisten nur sich selbst treffen würde.

Hermann Marggraff.

### Aus Paris.

Du Camp's „Chants modernes“. Billemain's „Discours“. Straf- und criminalrechtliche Arbeiten. Die Academie. Journalistik.

Eprechen wir zuerst vom Löwen des Tages, den „Chants modernes“ von Maxime du Camp! Dieses Buch hat selbst jetzt, zur Zeit der Industriausstellung, Aufsehen gemacht. Es verdankt diesen außerordentlichen Erfolg nicht allein dem bekannten Namen des Verfassers, dessen Reisen nach dem Orient und dessen photographirte Ansichten aus jenen Gegenden ihm bereits einen ehrenvollen Ruf erworben haben; auch den Gesängen selbst verdankt das Buch sein Aufsehen nicht, sondern einer Vorrede, die an und für sich ziemlich entbehrlich, eigentlich nur zur Erläuterung des Titels dient, den man sonst schwer verstehen würde. Diese Vorrede ist eine Art literarisch-politischen Glaubensbekenntnisses — und zwar in höchst radicaler Richtung. Das Schlimme ist nur, daß du Camp's Bemerkungen nichts Neues enthalten, und daß die Thorheiten und Mißbräuche, gegen die er ankämpft, theils seit langer Zeit verschwunden, theils von hundert Andern bereits angegriffen worden sind. Besonders heftig ist der Verfasser gegen die Academie, und er hat sich dadurch die herben Vorwürfe Planché's und die bitterfüßen de Sainte-Beuve's zugezogen. Wenn es ihm um literarischen Scandal zu thun war, so hat er seinen Zweck erreicht. Aber seine Kämpfe gegen die Figuren der heidnischen Götter in unserer Poesie sind doch ein wenig verspätet, und ebenso nutzlos die Angriffe gegen die ideenarme, farbenreiche Dichtkunst unserer Tage, von der du Camp behauptet, sie liege in den letzten Zügen. Dies dürfte ein Irrthum sein. Und was will du Camp an die Stelle dieser gegenstandslosen Gegenstände setzen? „Die Wunder der Civilisation“; dieser Gegenstand ist aber keineswegs neu, Schifffahrt, Astronomie, Chemie, Dampf sind alle schon besungen worden; gelingt es du Camp und seiner zu begründenden Schule, auf diesem Gebiet Besseres zu liefern, so wollen wir uns freuen. Aber etwas Neues ist das denn doch nicht! Wenn er Geldsack, Dampf, Locomotive, Senfe sprechen läßt und die Abschaffung des Erbrechts predigt, wird er oft sehr schal. Am tiefsten empfindet er die Schwächen der stummen Natur.

Möglichst entgegengegesetzter Richtung sind die „Discours et mélanges littéraires“ von Billemain; eines dieser Stücke, der „Discours sur la critique“, wäre du Camp zu empfehlen; er könnte ihn auch nicht „als das Werk eines Mitglieds der Academie“ zurückweisen; denn zur Zeit, als er diesen „Discours“ schrieb, war Billemain noch ein ganz junger Mann, der noch

nicht das Unglück hatte, Akademiker zu sein. Es ist übrigens der „Discours“ ein Kuß von gutem Geschmack und ausgezeichnetem Stilistik und von der Academie gekrönt worden. Mit ebenso großem Vergnügen wird man mehr in den Sitzungen der Academie gehaltene Reden lesen, sowie verschiedene andere Stücke, die den Vorlesungen in der Sorbonne den Ursprung verdanken; so die „Etudes“ über Fénelon, Pascal, die Reden auf Montaigne und Montesquieu, beide aus den ersten Jahren von Billemain's literarischer Carrière, letztere mit Anmerkungen aus späterer Zeit.

Eines der jüngsten Mitglieder des Instituts, Faustin Hélie, veröffentlicht eine neue Ausgabe von Rossi's „Traité de droit pénal“, der zuerst 1829 erschien — eine mehr theoretische als praktische Abhandlung, die sehr viel dazu beigetragen hat, den Ruf des Verfassers zu begründen. Rossi, man kann es wol ohne Bedenken sagen, war ebenso tactvoll in seinem Benehmen als bedeutend in den wissenschaftlichen Fächern, die er vertrat; in Italien geboren, verdankte er seinen ersten Ruf den Vorlesungen, die er in der Schweiz hielt; nach Paris gekommen, erweiterte er sein Ansehen sowohl als seine Bekanntheit, lehrte constitutionelles Staatsrecht und Nationalökonomie und erwarb sich Guizot's vortheilhafte Freundschaft, ließ sich in diesem seinem dritten Vaterland naturalisiren und wurde dadurch selbst eine der parlamentarischen Größen. Nach dem Jahr 1848 lehrte er nach Italien zurück, wurde Minister des Inneren und versuchte es vergebens, einer Revolution durch gemäße Reformen zuvorzukommen. Der Wozd entschied über die Erfolglosigkeit dieses Experiments. Ob nun die Bekanntheit nur eine Waffe für Rossi's Ehrgeiz gewesen oder nicht, jedenfalls hat er ihr bedeutende Dienste geleistet. Seit 1850 ist auf dem Gebiet des Criminalrechts sehr viel geschehen, und Faustin Hélie, der auch den deutschen Forschungen die gewöhnliche Aufmerksamkeit geschenkt hat, stellt in seiner Bande diese Fortschritte dar. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er dem Strafrecht. Seine Vorrede ist des Buchs würdig.

Das Criminalrecht beschäftigt auch die Aufmerksamkeit der Académie des sciences morales et politiques. Beranger las dort einen Bericht über „Die Strafe, ihre Form und Wirkungen“ und besprach ein Werk von Berriot Saint-Victor: „Traité de la procédure des tribunaux criminels“. Diese Berichte theilten die Aufmerksamkeit der Academie mit einem „Mémoire“ Passy's über die Regierungsformen und einer Geschichte der Moral von Garnier. Diese Arbeiten werden in der großen officiellen Sammlung der Academie erscheinen; aber die Bände dieser großen Collection erscheinen nur sehr langsam und enthalten nur die Arbeiten, deren Veröffentlichung ausdrücklich beschlossen ist. Die Arbeiten der Academie finden sich viel vollständiger in dem „Compte rendu“ Bergé's, der unter der Leitung Rignet's redigirt wird. Diese verdienstvolle monatliche erscheinende Sammlung ist bis zum dreizehnten Bande gelangt und allen Denen unentbehrlich, die einen deutlichen Ueberblick der Arbeiten des Instituts gewinnen wollen, und empfiehlt sich durch zahlreiche wichtige Arbeiten der Gelehrten, die auf dem Gebiet der Philosophie, der Jurisprudenz, der Geschichte, der Verwaltungswissenschaft und namentlich der Nationalökonomie thätig sind. Wir hoffen zur Verbreitung dieser Sammlung im Auslande das Unserige beitragen und erfüllen damit nur die Pflicht, alles Bedenkliche nach Kräften zu empfehlen. Aus der Sammlung Bergé's ist vor kurzem durch Raunssell und Fieid der Bericht Guizot's über den durch A. Wattemare begründeten Bucheraustausch ins Französische übertragen worden.

Seit nun endlich der Friede mit der Academie abgerufen ist, hat der Cultusminister Paris verlassen und sich ins Bad begeben, um sich von seinen Anstrengungen zu erholen. Die Academie hat eins ihrer „membres libres“ verloren, die nur die Uniform, nicht die Rechte der ordentlichen Mitglieder haben und die weder an den Abstimmungen noch an Gehalt theilnehmen, auch zu den Ehrenämtern nicht wählbar



sind. Wie meinen Barthen de Penhøen, Offizier außer Dienst und früheres Mitglied der Deputirtenkammer, der es sich hatte anlegen sein lassen, durch einige Uebersetzungen und andere kleine Arbeiten den Glanz eines großen Vermögens und seiner Tüden noch durch einen officiellen Titel zu erhöhen. Durch den Tod des großen Gauß war in der Académie des sciences eine Stelle für einen Correspondenten frei geworden. Die Candidaten waren zahlreich und durchgängig Gelehrte ersten Rangs. Von 50 Stimmen fielen 40 auf den Astronomen Herschel. Die Académie des beaux arts hatte einen Architekten zu wählen. Persönliche Schwierigkeiten bei den einen, geringe Bedeutung der andern Candidaten ließen die Wahl lange zweifelhaft. Endlich fiel dieselbe auf Lesuel, Architekten des Kaisers, einen der wenigst bekannten. Die Aler haben sehr eifrig diese Wahl betrieben und das aus sehr einleuchtenden Gründen. Man rechnete auf seinen Einfluß bei der Vertheilung der Arbeiten in den öffentlichen gegenwärtig im Bau befindlichen Gebäuden. Die Académie des inscriptions erhielt zwei mal des Jahres von ihrem Secretär Bericht über den Fortgang der zum Druck zu befördernden Arbeiten. Baudet hat diesen Bericht für das erste Semester 1855 vorgelegt. Es sind meist historische Arbeiten, die der Veröffentlichung entgegenstehen. Dieser öffentliche Rechenschaftsbericht ist eine sehr notwendige Anregung; in den Akademien, in denen er fehlt, kommt man nicht vom Fleck.

Sainte-Beuve, der bekanntlich vor den Stürmen junger französischer Misfällens seine Vorlesungen über lateinische Poesie geschlossen hat, denkt noch nicht an deren Wiedereröffnung. Er will seine literarische Thätigkeit wieder aufnehmen und zwar dieselbe dem bekannten literarisch-kritischen Journal „Athenaeum français“ zuwenden, das sich während der kurzen Zeit seines Bestehens europäischen Beifall erworben hat. Es steht dasselbe unter der Redaction eines jungen Gelehrten, Adolphe Salame. Frankreich besitzt wenig Zeitschriften wie das „Deutsche Museum“, die „Blätter für literarische Unterhaltung“, das „Literarische Centralblatt“ und viele andere deutsche und englische gleicher und ähnlicher Richtung.\*) Man spricht von einer neuen Revue, bei der übrigens die Politik ebenso stark vertreten sein soll als die Literatur; auch die „Revue contemporaine“ und die „Revue des deux mondes“ sollen in ähnlicher Weise reformirt werden. 57.

## Rittheilungen aus Griechenland.

### Der Grieche Georg Sennabios.

Das zu neuem wissenschaftlichen Leben erwachende Griechenland hat durch den am 25. November 1854 an der Cholera erlittenen Tod des Professors und Gymnasialarchen Georg Sennabios in Athen einen großen Verlust erlitten, was uns veranlaßt, hier einige biographische Notizen über den ehrwürdigen Mann und eine kurze Charakteristik desselben zu geben. Sennabios stammte aus Epirus (gebürtig war er von Zagori), also aus demjenigen Theile des alten Hellas, welchem das neue Griechenland so viele militärische und literarische Berühmtheiten verdankt. Schüler des Lampros Photiadis und Bardalachos, hatte er später seine Bildung in Deutschland fortgesetzt und widmete sich frühzeitig dem Fache des Lehramts, in welchem er zu einer Zeit, wo Kumas, Bombas, Dekonomos und Bardalachos selbst als Lehrer ihrer Nation glänzten, einen vorzüglichen Ruf erlangte und dem langen Zeitraum von 1812–54, wenn auch nicht ununterbrochen, die ausgezeichneten Gymnasien von Bufacest, Dreffa, Smyrna und Athen leitete, von welchen besonders das zu Athen, wo unter ihm die vornehmste Pflanzschule der Universität Athen worden ist, ihm selbst seine Gründung und ausgezeichnete mere Ausbildung verdankt. Viele der jüngern Professoren der

Otto-Universität waren seine Schüler, und er selbst hat seinen wenn auch weniger glänzenden, doch jedenfalls verdienstlichen Posten als Gymnasialarch von Athen nicht ausgeben wollen, obgleich ihm namentlich die Professur der hellenischen Philologie an der Universität mehrfach angeboten worden war. Georg Sennabios hat Manches geschrieben und drucken lassen (so z. B. eine „Haiduch Eγκυκλοπαίδεια“, d. i. „Elementar-Encyclopädie des jugendlichen Unterrichts“, Moskau 1819, in mehreren Bänden; auch erwähnt Brandis in seinen „Mittheilungen über Griechenland“, III, 208, von ihm eine schätzbare altgriechische Sprachlehre); aber doch ist und bleibt er namentlich als Lehrer der Jugend, als διδάσκαλος in der Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands ausgezeichnet. Er theilte mit der Mehrzahl der griechischen Lehrer aus der Zeit vor der Revolution den Ehrgeiz, gute Schüler zu bilden, und er wachte auch über ihrem Fleiße und über ihren Fortschritten mit einem Eifer und einer Sorgfalt, daß es mehr als einem bedürftigen Züngling nur durch die Vermittelung eines ebenso wohlwollenden als aufgeklärten Lehrers möglich ward, seine Studien fortzusetzen und eine ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen. Aber trotz dem Allen war Sennabios keiner von denen, die niemals ihren literarischen Wirkungskreis und den der Schule verlassen hätten. In einer Gesellschaft wie die griechische, welche noch mit den ersten Bedürfnissen ihrer Existenz und ihrer Gründung kämpft und für welche erst Alles geschaffen und gehörig geordnet werden muß, ist der Einzelne oftmals gezwungen, seine Thätigkeit auf mehr Gegenstände zu gleichzeitiger Zeit zu richten und oft sogar auf einige Zeit diejenige Thätigkeit ganz aufzugeben, zu welcher er sich bestimmt hatte, um Zwecken zu genügen, für welche in ihm nicht im geringsten eine Reizung, ein Geschick und eine Art von Vorbereitung sich vorfand. So erging es auch Sennabios. Nachdem derselbe um das Jahr 1824 nach Griechenland gekommen war, bemühte er sich im Jahre 1825 in Athen ein Gymnasium einzurichten. Allein die Umstände waren dem Unternehmen nicht günstig, da damals gerade einerseits Ibrahim-Pascha in den Peloponnes eingefallen war, andererseits die Paschas in Rumelien fortwährende Angriffe auf Festgriechenland machten, und Sennabios gab deshalb seine friedlichen Beschäftigungen und Zwecke auf. Er unternahm damals sogar einen Kriegszug mit General Kavviri nach Karykos, und im Jahre 1826 war er bei Errichtung und Ausrüstung eines kleinen Cavaleriecorps in Nauplia thätig, welches bestimmt war, gegen Ibrahim-Pascha verwendet zu werden. Mehr als ein mal wußte er in jener Zeit durch seine patriotischen Reden auf die Gemüther der Griechen zu wirken und dadurch in den Gang der Begebenheiten einzugreifen, und stets stand er da auf der Seite der nationalen Partei und blieb fortwährend frei von einem jeden fremdartigen Einflusse. Sein Patriotismus war ebenso rein und uneigennützig als sein Wissen tief und gründlich. Griechenland hat leider nicht viele seinesgleichen aufzuweisen, und es bedarf ihrer doch so sehr für eine bessere politische und wissenschaftliche Zukunft.

### Die Universität in Athen.

Anknüpfend an Das, was wir über diesen Gegenstand in Nr. 42 d. Bl. für 1854 mittheilten, bemerken wir aus der Rede, welche am 3. October 1854 der abgehende Rector der Universität in Athen, Kottis, hielt, hier wiederum Folgendes über die letztere. Die Zahl der Studierenden hatte sich während des Jahres von 590 auf 643 vermehrt, von denen 341 aus dem Königreiche Griechenland selbst, dagegen 302 von auswärts gebürtig waren. Davon gehörten 20 der theologischen, 190 der juristischen, 317 der medicinischen und 74 der philosophischen Facultät an, 42 aber besuchten die pharmaceutische Schule. In der medicinischen Facultät wurden während des gedachten Universitätsjahres 20 zu Doctoren promovirt; außerdem erhielten fünf das Diplom als Lehrer an griechischen Schulen und elf das als Pharmaceuten. An Stipendiaten, welche theils auf Kosten der Regierung (der

\*) Dasselbe umfasse mehr treffliche Revuen und gut geschriebene Revuen.  
D. Red.

Zahl nach acht), theils auf Kosten einzelner Familien (z. B. der Sonidis) und in Gemäßheit testamentarischer Bestimmungen unterrichtet werden, gab es im Ganzen 22. Auch in dem Universitätsjahre 1853 auf 1854 fand der von dem Griechen A. Rallis in Triest veranstaltete poetische Wettkampf statt; es waren zwölf poetische Arbeiten eingegangen, von denen der Dichtung des Professors der Botanik an der Universität Athen, Dr. Panidis: „O Anapros“, der ausgezeichnete Preis der 1000 Drachmen zuerkannt ward, die des Obersten Salafostas aber, welcher diesen Preis selbst bereits einige Male erhalten hatte, mit der Aufschrift: „Οποι οχολής“, rühmliche Erwähnung fand. Bei Gelegenheit der am 20. Mai 1854 stattgefundenen Jahresfeier der Gründung der Universität Athen hielt der Professor des römischen Rechts an derselben, Petros Paparrigopoulos, die übliche Rede, in welcher er über das Leben des griechischen Kaisers Basilios Macedo sprach. Auch in diesem letzten Universitätsjahre fielen der Universität mehre Vermächtnisse und Erbschaften von Griechen sowohl innerhalb als außerhalb des Königreichs zu; so z. B. seitens eines Kaufmanns, Nikolaos Basilios Makris in Braila, welcher der Universität mehre Waarenlager am dortigen Hafen vermachte, die gegenwärtig einen jährlichen Reichtum von 5000 Drachmen eintragen, während ein anderer Grieche, ein Schuhmacher in Tripoliza, sein Vermögen von etwa 15,000 Drachmen der Universität hinterließ. Auch an Büchern erhielt deren Bibliothek im letzten Studienjahre, theils vom Auslande seitens einzelner Regierungen und Akademien, sowie von Privatleuten, theils von Griechen selbst, im Ganzen über 1300 Bände. „Crescit occulto velut arbor aevum“, kann man fort und fort mit dem römischen Dichter Horaz von der Universität in Athen, diesem in den Orient vorgehobenen Posten der Civilisation, sagen, und mit vollem Rechte rühmt es auch der am 3. October 1854 abgehende Rector in seiner öffentlichen Rede, daß dieser Baum bereits seine bescheidenen Früchte bringe, welche je länger je mehr nur der Civilisation des Orients zugute kommen können und unter dem Einflusse redlichen und selbstbewußten Strebens aller Betheiligten namentlich auch dem Panhellenismus zu verdienender Anerkennung verhelfen müssen.

#### Ausgrabungen in Griechenland.

Bekanntlich ward im Jahre 1853 von Deutschland aus eine Ausgrabung in Olympia angeregt, und sie sollte durch Geldbeiträge, welche zu diesem Zwecke gesammelt wurden, ausgeführt werden. Indes gestatteten die wirklich eingegangenen geringen Geldbeträge dies nicht, und es wurde daher die vorhandene Geldsumme zu einer Ausgrabung beim Tempel der Hera (Heracon) unweit Argos verwendet, welche auch, trotz der geringfügigkeit der Geldmittel, mit ebenso viel Geschick und Ausdauer wie mit gutem Glücke von dem Professor der Archäologie in Athen, Rissos Rangawis, in Begleitung des deutschen Gelehrten Dr. Burian aus Leipzig im Herbst 1854 ausgeführt worden ist. Ein kurzer Bericht darüber und über die gewonnenen Ergebnisse der Ausgrabung ist unter dem Titel „Ausgrabung beim Tempel der Hera unweit Argos“ (Halle 1855) erschienen, welcher im Wesentlichen in einem Briefe des genannten Griechen Rangawis an Professor Ross in Halle besteht. Wir machen die Archäologen und Alle, die sich sonst für die Untersuchung des Grund und Bodens des alten Griechenland nach Alterthümern interessieren, auf diesen Bericht aufmerksam und bemerken hier nur, daß auch diese kleine Ausgrabung den Beweis liefert, daß in Griechenland für Archäologie noch Vieles zu thun bleibt, daß aber auch noch bei keinem seiner zerstörten Tempel, wie bei dem auf Aegina, in Phigalia u. s. w., gegraben worden ist, ohne daß die Mühe durch reiche Funde sich belohnt hätte. Außer Dem, was durch die Ausgrabung am Heracon für die Kenntniß der Tempelsstätte selbst, für die äußere Bauart des Tempels u. s. w. gewonnen worden, ist namentlich die Ausbeute an architektonischen Verzierungen aus

parischem Marmor und an Sculpturstücken, welche ebenfalls meistentheils, wenn nicht durchgängig, aus parischem Marmor sind, nicht unbedeutend. Diese letztern dienen vornehmlich zu bessern Kenntniß der bisher fast unbekannten Schule des Styls. In Inschriften hat man dort nur zwei aufgefunden. Alle bei dieser Ausgrabung gewonnenen Stücke, der Zahl nach 552, sind zur Zeit in ein für sie improvisirtes Localmuseum in Argos niedergelegt worden. Wenn aber und durch was wird die schon von Winkelmann angeregte Idee umfangreicher Ausgrabungen in Olympia endlich einmal verwirklicht werden?

5.

#### Notizen.

Die „Fliegenden Blätter für Ruß!“ gegen Eduard Hanslick.

Eduard Hanslick's Schrift „Vom Musikalisch-Schönen“ hat einiges Aufsehen erregt und ist auch von unsern musikalischen Berichterstatter in Nr. 15 d. Bl. allen Musikern und Kunstfreunden zu recht aufmerksamer Lectüre empfohlen worden, „damit doch endlich einmal die vage Begriffslosigkeit und das Umhertappen im Nebel bei der Beurtheilung musikalischer Kunst werke aufhöre“. Gegen das Buch hat sich nun eine Stimme erhoben, die Stimme eines gründlichen Musikkenner, des Verfassers der „Musikalischen Briefe“, der in den „Fliegenden Blättern für Ruß!“ (zweiter Band, zweites Heft) Eduard Hanslick darüber klar zu machen sucht, „daß die Kunst noch nicht mit Brettern vernagelt ist, wo er nicht weiter kann“. Wir sind zu wenig Musikkenner und der Sprache der musikalischen Aesthetik zu wenig mächtig, um uns anzumassen, und in diesen Streit mischen und ein Wort mit dreinreden zu wollen, wir begnügen uns, Diejenigen, die vorzugsweise dabei intereffirt sind, auf die sehr ins Einzelne gehende umfassende Kritik in den „Fliegenden Blättern für Ruß!“ selbst zu verweisen. Allerdings scheint uns Hanslick zu weit gegangen zu sein, wenn er im zweiten Capitel den Satz aufstellt, daß Gefühle nicht Inhalt der Musik sein könnten. Wenn die Musik nicht einmal Gefühle auszudrücken vermöchte, was bliebe ihr noch übrig: bloß die Rhythmik, der Wohlklang? Das wäre allerdings verzeihlich wenig. Gewiß kann die Musik nicht Gefühle in ihrer concreten Form ausdrücken, man kann nicht sagen, hier wird Mutter- oder Bruderliebe, hier wird Patriotismus, hier wird Glaubensfanatismus, hier wird Freundschaft, hier wird Eifersucht geblasen oder gezeugt, aber Gefühle in ihrer allgemeinsten Form, als Trauer, Schmerz, Wehmuth, Lust, Entzücken, feierliche Stimmung u. s. w., ist die Musik vielleicht im Stande unmittelbar auszudrücken als jede andere Kunst. Allerdings kann ein Musikstück, so oder so vorgetragen, die entgegengesetzten Empfindungen im Hörer hervorrufen, aber das ist auch mit einem Gedicht der Fall; von einem Stürmer zu lesen, kann auch das schönste Gedicht unerträglich werden, es die ernsthafteste Ballade, mit komischem Ausdruck declamirt, wird einen lustigen Eindruck hervorbringen. Es ist bekannt, daß Meister im Declamiren das Kunststück gemacht haben, in inhaltlosesten Sachen (Garriod z. B. das bloße A-B-C) so vorzutragen, daß die Zuhörer zu Thränen gerührt wurden. Die „Fliegenden Blätter für Ruß!“ weisen weiterhin nach, daß Hanslick einige Takte aus Beethoven's Overture zum „Prometheus“, die zur Unterstützung seiner Behauptungen brauchte, corruptirt geführt hat, d. h. um eine Octave höher und mit Schikanen versehen, die Beethoven nicht dazu gesetzt hat. Wir laien können übrigens bald zu wenig, bald zu viel aus der Musik heraus hören; nur wer die musikalische Sprache, ihre Grammatik und Syntax vollkommen inne hat, wird das Richtige herausheben können.

#### Aus Holland.

Man erfährt aus einer holländischen Correspondenz: „Athenaeum français“, daß Koenen in Amsterdam ein

von einem Buchhändler für seine „Vorlesungen über die Geschichte des niederländischen Handels“ gebotene sehr bedeutende Summe der zur Unterstützung der Familien armer Schriftsteller gegründeten Kasse geschenkt hat. Hiernach besteht also — was wir bisher nicht wußten — auch in dem kleinen Holland so gut wie in England ein solcher Fonds, während es in dem großen so literarischen Deutschland schon als ein erfreulicher Erfolg angesehen werden muß, daß die leipziger Schriftstellerkasse sich im Stande sah, im Laufe von etwa zwölf Jahren Unterstützungen im Betrage von etwas über 600 Thalern zu vertheilen. Was ist das aber unter so Viele? Wir sind begierig, ob Koenig's Beispiel in Deutschland Nachfolge finden wird, zweifeln aber daran. Das holländische Volk, so klein es ist, kann uns überhaupt, was Nationalgefühl, Gemeininn und Vaterlandsliebe betrifft, zum Muster dienen. Alle seine berühmtesten Dichter und Schriftsteller: Hoofst, Coster, Bondel, Keith, Spandaw, Tolken, Bilderdijs, Kennep, Karsten, Helmers u. s. w., zeichnen sich durch ein gemeinsames starkes patriotisches Gefühl aus, welches man gerade bei den ersten deutschen Dichtern nur zu sehr vermisst. Ohne Zweifel besitzen wir größere Dichter als die Holländer, aber unter ihnen keine so großen Patrioten, an denen sich das Nationalbewußtsein als solches stärken und erheben könnte. Um diesen Unterschied zu fühlen, lese man die Schrift: „Etturfe über holländische und vlämische Art, Sprache und Literatur von Karl Adolf Bernhard Kruse“ (Elberfeld, Biederstein, 1854). In Betreff des Dichters Tolken, dessen patriotisches Gedicht „Niederlands Wettag“ aus dem Jahre 1831 in einer wie ein Original zu lesenden Nachdichtung von H. L. Heilmann in der Schrift mitgetheilt wird, behauptet der Verfasser, daß kein deutscher Dichter, selbst Schiller nicht, so geehrt werde als Tolken. Dem Nationaldichter Bondel soll demnach ein Standbild gesetzt werden, zu dessen unentgeltlicher Anfertigung sich der Bildhauer de Cuyper in Antwerpen erbieten hat.

Φ. W.

## Bibliographie.

- Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur. Herausgegeben von A. Ellis. 1ster Theil. Leipzig, D. Wigand. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Beckstein, L., Romantische Märchen und Sagen. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 1 Thlr.
- Bodemann, F. W., Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer im Steinthal. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Nebst Oberlins Bildniß und einer Ansicht seines Pfarrhauses. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 15 Ngr.
- Bopp, F., Ueber das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen. Gelesen in der königlichen Akademie der Wissenschaften am 18. Mai 1854. Berlin, Starck. Gr. 4. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.
- Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. 1ster Theil. Bearbeitet von B. Cotta. 3te vermehrte Ausgabe. Leipzig, L. D. Weigel. Per. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Bryant's, W. C., Gedichte, deutsch von A. Reibhardt. Stuttgart, Neßler. 32. 25 Ngr.
- Crusenstolpe, M. S. v., Der russische Hof vor Peter I bis auf Nicolaus I. und einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. Deutsche Originalausgabe. 1ster Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Biographische Erinnerungen an Johann Georg Hamann, den Ragus in Norden. Münster, Regensberg. Gr. 8. 10 Ngr.
- Feige, J., Stilles Leben in Liedern. Stolp, Frißch. 16. 20 Ngr.
- Grimm, A. L. v., Wanderungen nach Südosten. 1ster Theil: Die Laurische Halbinsel. Berlin, A. Dunder. 8. 1 Thlr.

- Kähler, C. R., Vorträge der Epistel Pauli an die Philipper in 25 Predigten. Kiel, Schwes. Gr. 8. 1 Thlr.
- Kern, C., Die Habersfeldtreiber. Oberbayerisches Sittenbild. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Klein, P., Die Sprache der Luxemburger. Luxemburg, Bück. Gr. 8. 12 Ngr.
- Kleine, C., Die Päpstin Johanna keine Fabel. Einbeck, Ehlers. Gr. 8. 5 Ngr.
- Kopp, J. C., Dramatische Gedichte. 1stes Bändchen. Lucern, J. u. A. Stöcker. 8. 24 Ngr.
- Kurs, Auguste, Gemüth und Leben. Gedichte. Berlin, Hagen. 16. 15 Ngr.
- La Fontaine, E. de, Versuch über die Orthographie der luxemburger deutschen Mundart. Luxemburg, Bück. Gr. 8. 5 Ngr.
- Lanz, K., und M. Lanz, Ueber die pädagogische Behandlung der Musik auf Grundlage der Gehörentwickelungs-Methode. Stuttgart, Hallberger. Gr. 4. 10 Ngr.
- Leibniz, H., Die Organisation der Gewölbe im christlichen Kirchenbau. Eine kunsthistorische Studie. Mit 96 eingedrucktten Abbildungen. Leipzig, L. D. Weigel. Per. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Reifel, C. G., Der Reichthum des Himmels. Eine gedrängte Uebersicht der Leistungen im Gebiete der Himmelskunde während der verfloffenen Hälfte des 19. Jahrhunderts. Für gebildete Laien. Altenburg, Pierer. 8. 7 1/2 Ngr.
- Neumann, K., Die Hellenen im Skythenlande. Ein Beitrag zur alten Geographie, Ethnographie und Handelsgeschichte. 1ster Band. Mit zwei Karten. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

## Tagesliteratur.

- Einige Altentücke zur Geschichte des sächsischen Prinzenraubes. Altenburg. 8. 12 1/2 Ngr.
- Bruhn, G. F., Mittheilungen über die australischen Colonien, nach eigenen Erfahrungen und Betrachtungen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.
- China, wie es war und wie es ist. Nebst einem Hinblick auf den Thee- und Opium-Handel und einer Beschreibung der fünf Häfen, welche nunmehr dem Britischen Handel geöffnet sind. Aus dem Englischen von A. W. Duclinsburg, Ernst. 12. 10 Ngr.
- Feier des 300jährigen Jubiläums der deutschen reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. am 24. Juni 1855. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Farley, C. C. A. v., Wann haben wir Ursache, uns beim Blick auf unser Missionswerk vor Gott zu freuen? Predigt über Jesajas 55, 8—11 gehalten am Missionsfest in Nürnberg den 19. Juni 1855. Nürnberg, Rau. Gr. 8. 2 Ngr.
- Käuffer, J. C. R., Predigt vor dem Schlusse des Landtages am 7. August 1855 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. Dresden, Adler u. Dieck. Gr. 8. 3 Ngr.
- Lange, L., Die klassische Philologie in ihrer Stellung zum Gesamtgebiete der Wissenschaften und in ihrer inneren Gliederung. Eine Antrittsvorlesung, gehalten am 24. April 1855. Prag, Calve. Gr. 8. 4 Ngr.
- Lesche, J. W., Christliche Gelegenheits-Gedichte. Breslau, Döfner. 12. 5 Ngr.
- Nárcolmist. Eine phrenologische Studie aus dem Buchhändler-Leben. 3te Auflage. Temesvár, Polásek. 8. 5 Ngr.
- Schrader, J. H. L., „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin!“ Predigt am 2. Sonntage nach Trinitatis 1855 im Hinblick auf seine 25jährige hiesige Amtsführung gehalten. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Warggraf.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Mgr.)

## Antikritik.

R. Giese, der Herausgeber der „Novellenzeitung“ und Verfasser der „Modernen Titanen“, liefert in Nr. 34 seines Blattes ein „Referat“ über meinen jüngst erschienenen Roman „Aus der Gegenwart“. Da sich in gedachtem Romane einige Bemerkungen über die durchschnittliche Beschaffenheit und Handhabung der modernen Kritik vorfinden, so war ich, wiewol jene Bemerkungen nicht gerade als Ansichten des Autors dastehen, sondern der individuellen Anschauungsweise der auftretenden Figuren angepaßt sind, wohl darauf gefaßt, von einer gewissen Gattung von Recensenten wüthend und grimmig angefallen zu werden. Ich sach ja gleichsam in ein Wespennest mit meinem Buche und mußte darauf gefaßt sein, daß die Gestochehen nach guter Wespenart ihren Unwillen äußern würden.

Aber das hatte ich nicht gehofft, daß mir einer der gestrengen Herren (selbst von R. Giese hatte ich das nicht gehofft), vom Jörn und von verlegter Eitelkeit aufgestachelt, das Vergnügen bereiten würde, eine Kritik zu lesen, welche sich so ganz den Bemerkungen in meinem Buche anpaßt, daß ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, dieselbe als Appendix zu meinem Romane gebrauchen zu dürfen. Das ist so ganz jene große, schattenlose, halb wahre, unwahre Schablonenarbeit, wie sie in meinem Buche beschrieben ist, und als Arabesken zu dieser Arbeit sind natürlich die größten und ungehörigsten Persönlichkeiten reichlich aufgetragen.

Fürs erste wählt sich R. Giese die erste beste Figur meines Romans zum Helden — denn ein Held muß schon einmal vorhanden sein! — und zwar diejenige, welche nach der ganzen Anlage des Werks am wenigsten vorstellt, was man gemeinlich einen Helden nennt. Darauf citirt er eine Bemerkung dieses angeblichen Helden und entdeckt, sein Seherauge in meine Seele bohrend, daß diese Stelle eigentlich auf mich selbst paßt. Hierbei nimmt er die Diene eines gewiegten, würdevollen Mannes, einer Respectsperson an, nennt mich „junger Mensch“ (obgleich ich um einige Jahre älter bin als seine Dichtermagnifizenz), spielt zart und schonend darauf an, daß er in einem Examen, welches wir vor Jahren miteinander ablegten, das Zeugniß der Reife erhalten, während mir dasselbe (aus welchem Grunde, läßt er unberührt) zum Theil verlagert wurde, und knüpft daran die Behauptung, daß meine Bemerkungen über die Kritiker offenbar nur von dem geringen Beifall herrühren, dessen sich meine „paar Romane“ (ich habe deren drei herausgegeben!) zu erfreuen gehabt.

Abgesehen davon, daß ich im Allgemeinen eben nicht über Mangel an Anerkennung und Aufmunterung klagen kann, so führt R. Giese bald darauf selbst an, daß meine Bücher immer leidlich freundlich von der Kritik aufgenommen worden, und er selbst, der Gewaltige, hat ja in Nr. 49 d. J. 1853 ziemlich „leutselig“ über mich armen Teufel geschrieben!

Darauf entdeckt R. Giese plötzlich eine Kategorie für mein Buch; er nennt es „die prägnanteste Erscheinung der Litteratenromane“, weil „von Capitel 1—24 von nichts als von Litteraten und wieder Litteraten die Rede sei!“

Abgesehen von der sachlichen Unwahrheit dieser Behauptung scheint R. Giese das Wesen des Menschen nach seinem Titel abzumessen. Denn bei den beiden Litteraten meines Buchs ist Stand und Titel so ziemlich nur Nebensache, fast Zufälligkeit. Der Inhalt des Buchs würde nur wenig verändert werden dürfen, wenn sie meinetwegen Juristen oder etwas dem Ähnliches wären.

Hierauf wird R. Giese naiv. Er nimmt eine Figur mei-

nes Buchs, einen Confissorialrath, alles Ernstes gegen mich in Schutz, nennt ihn einen allgemein geschätzten Beamten und Gelehrten u. s. w. Das ist eigentlich mehr als naiv! Denn wenn R. Giese einen Confissorialrath kennt, welcher dem von mir geschilderten gleicht, so ist es unbegreiflich, wie er ihn vertheidigen kann. Gleicht er ihm nicht, nun, so ist der meiste ein anderer als der seinige, und dann ist es wieder unbegreiflich, wie er sich anstrengen kann, ihn gegen mich in Schutz zu nehmen.

Schließlich nennt mich der verehrliche Kritiker seinen „geschätzten Landsmann, Schulfreund und Examengenossen“ und rath mir alsklug, mich ja nicht über die „Unverblümtheit seines Referats“ zu wundern, da ich durch meine Ausfälle gegen die Recensenten alle Rücksichten „milder Gesinnung“ und „persönlicher Theilnahme“ habe schwinden lassen. Ich sei ja doch von der Kritik bisher immer leidlich freundlich und „anständig“ behandelt worden. Da haben wir des Pudels Kern, den kritischen Stand- und Gesichtspunkt des R. Giese. Und weil ich diesen seinen Standpunkt in meinem Romane ein wenig betrachtet, darum sticht und fodert er mich! Der wunderliche Mensch!

Und wenn er in den letzten Zeilen vorwurfsvoll behauptet, ich habe die Kritiker an den Pranger stellen wollen, so kann ich ihm nur erwidern: er hat das zum Theil, ohne es zu wollen, durch seine Kritik gethan. Ich dagegen habe nur eine gewisse Clique verspottet wollen, jene Clique, welche unabänderlich nach fertigen Leisten schreibt, welche nur danach fragt, was die Literatur gibt, aber nie danach, was das Leben ihnen bietet, und für welche die Kunst eigentlich nur da ist, um von ihnen bekleckzt zu werden; ohne zu wissen oder zu berücksichtigen, ob oder daß mein geschätzter Schulfreund und Landsmann, R. Giese, zu jener Clique gehöre!

Heinrich König.

## Wichtiges medicinisches Werk.

Vollständig ist jetzt bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Watson (Th.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.

Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von Dr. J. H. Stehman.

Vier Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Watson's berühmtes Werk, das in England rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich dort wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet, liegt mit dem sechsten erschienenen vierten Bande nunmehr auch in seiner deutschen Bearbeitung vollständig vor. Die competentesten Richter in England wie in Deutschland sind darüber einig, dass es allen in der neuern Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet, wie Watson's Werk und dass dasselbe in jeder Hinsicht von grossen bleibendem Werthe ist.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 37. —

13. September 1855.

Inhalt: Offener Brief an den Verfasser des Romans „Der grüne Heinrich“. Von Wilhelm Schulz. — Goethe's Farbenlehre, vertheidigt durch Arthur Schopenhauer. Von Julius Frankenstädt. — Deutsche Dichtungen. Von Emanuel Kaulf. — Neue Auflagen. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Offener Brief an den Verfasser des Romans „Der grüne Heinrich“. \*)

„Der grüne Heinrich“? Aber das ist ja, wie er lebt und lebt, der Gottfried Keller selbst, aus Glattfelden im Kanton Zürich! Was soll ich also viel Umstände machen? Wir kennen uns ja schon lange. Darum fort mit dem steifleinenen Gewande und holzgeschnitzten Kanzeleisile der herkömmlichen Kritik, als da ist: „Der Verfasser sagt“ oder: „Der Dichter scheint in diesen Worten die Absicht ausdrücken zu wollen“ u. dgl. Ich rede dich geradezu mit dem vertraulichen Du an und wir führen über Leipzig, durch Buchhändlergelegenheit, zwischen Berlin und Zürich eine „literarische Unterhaltung“ über Dieses und Jenes, unter Anderm über deinen „Grünen Heinrich“. Dann und wann richte ich eine Frage an dich, die ich mir aber selbst beantworte, da ich dich wegen der großen Entfernung noch weniger verstehen würde, als dies mir und Andern schon in deiner nächsten Nähe bequemer ist. Denn du erinnerst dich wol noch jenes vorsichtlichen Ausdrucks, den unser Freund Freiligrath in Imlauf gesetzt, zur Bezeichnung deiner oft allzu bequemen Ausdrucksweise im Mündlichen.

Inbessen scheint dir im sprachfertigen Berlin die Zunge selbst zu werden, da ich aus einem Artikel von dir in Nr. 9 Bl. sehe, daß du erhebliche Sprachforschungen angestellt hast über die tiefere Bedeutung des berliner „Na nu!“ und des berner „He nu so dä!“ („Ei nun so denn!“) Du hast also deine Aufgabe zur Vermittelung des deutschen und schweizerischen Volkslebens in ihrem ganzen Umfange erannt. Und gelingt es dir erst, die Deutschen ebenso gut an das „He nu so dä!“ zu gewöhnen, wie die Schweizer an das „Na nu!“, so hast du eine weltgeschichtliche Mission schon vollständig erfüllt, ehe der jetzige Kaiser der Franzosen die seinige nur angefangen hat. Denn nun ist es zwischen Deutschen und Schweizern keine Händel mehr, und kein vernünftiger Deutscher nimmt es den Schweizern noch übel, daß sie sich selbst frei gemacht

und nicht fünfhundert Jahre und etwas darüber auf die Deutschen gewartet haben.

Die nächste und natürlichste Folge dieser beginnenden Verschmelzung der Sprachen zur allgemeinen Weltsprache würde nämlich darin bestehen, daß sich die Schweizer sogleich die anzügliche Lebensart abgewöhnten: „Nimmer nit so prüßisch!“ („Nur nicht so preußisch!“); womit sie im Kanton Bern sagen wollen, daß sich die Preußen zuweilen mehr herausgenommen haben, als ihnen von Naturrechtswegen gehört, wie z. B. das frühere Fürstenthum Neuenburg. Kämen also ein Preusse und berner Bauer in ein diplomatisches Gespräch über die neuenburger Angelegenheit, so würde sich der letztere im verständlichen Schriftdeutsch etwa äußern, wie folgt: „Was geht euch dieses Neuenburg an und warum sollen die Uhrmacher in La-Chaux-de-Fonds und Locle mit Gewalt wieder preußisch sein wollen, da es ihnen doch ebenso gut oder besser geht, als da sie es wirklich waren? Macht uns Schweizer ja nicht zu ärgerlich! Wir lassen sonst bei der ersten besten Gelegenheit die Franzosen durch unser Land marschiren, was den Deutschen aus strategischen Gründen schlecht genug bekommen könnte.“ Vom Gewicht dieser Gründe überführt, hätte nun der Preusse weiter nichts zu thun, als auszurufen: „Na nu! He nu so dä!“ Dann schütteln sich der berner Bauer und berliner Kreuzzeitungsritter brüderlich die Hände, und nach der neuenburger Frage ist keine Nachfrage mehr. Nur so läßt sich diese sehr heikle Frage richtig beantworten, und es hat auch alles Ansehen, daß sie als „vollendete Thatsache“ in dieser Weise wirklich beantwortet werden wird.

Von noch größerm weltgeschichtlichen Nutzen wäre es, könnte man den Kaiser der Franzosen zu der einzigen Concession an die Deutschen vermögen, jene beiden wirksamen Ausrufungen endlich auch in die allgemeine Diplomatensprache einzubürgern. Das ginge um so leichter, da ja der Kaiser schon Schweizerisch versteht und das berliner „Na nu!“ wol auch noch begreifen würde. Trotz dem londoner Friedensverein wird es zwar stets zwischen civilisirten Staaten barbarische Kriege geben, so-

\* Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Bielefeld, Braunschweig, Bielefeld u. Sohn. 1854—55. 8. 6 Tble. 20 Ngr. 1855. 27.

lange sich die Leute zu Soldaten unfreiwillig ausheben und gegen täglich zwei Bagen für die „Sache der Civilisation und Aufklärung“ begeistern lassen. Aber wäre man endlich des Kriegs satt, so käme man doch leicht zu einem dauerhaften Frieden, wenn man in den Friedensinstrumenten — statt der außer Mode gekommenen Worte: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!“ — sogleich mit der viel energischeren Versicherung friedfertiger Gesinnungen anfinge: „Na nu! He nu so dä!“ Nun ließe man sich auf keine Friedensbedingungen ein, weil sie doch nur mit einem neuen Kriege schwangergehen; sondern man würde sich darauf beschränken, an die ruhmgekrönten Armeen aller kriegführenden Staaten die folgende einfache und aufmunternde Ansprache zu richten: „Ihr Thoren auf beiden Seiten! Kaufst euch, solange ihr wollt, und stopft euch mit gloire, bis ihr plagen müßt. Aber seht selbst zu, wie ihr dabei fahren werdet. Denn an Gold und Proviant werdet ihr von euern so eben erst weise gewordenen Regierungen nichts mehr bekommen. Ihr Andern aber, die ihr nach Hause wollt, könnt sogleich zu euerm Pfluge und in eure Werkstätten zurückkehren, wo ihr der Sache der Civilisation und Aufklärung bessere Dienste leistet als dort hinten in der Krim. Und jedenfalls werdet ihr dann mehr für euch selbst erwerben, als wir Regierungen euch bisher für eure unnütze Courage bezahlt haben.“ Folgen nun die Namensunterschriften und Sigille sämmtlicher Großbotschafter der hohen kriegführenden Mächte, nebst Ort und Datum.

Das wäre doch ein Friedensschluß, der so bald keinen zweiten Krieg zur Folge hätte! Denn sage nur selbst, grüner Heinrich, wenn auf dem letzten wienener Friedenscongresse Rußland oder Oestreich diese oder jene Vorschläge gemacht hätte, wenn dann nicht bloß der Lord John Russell und der Drouin de l'Hay, sondern auch die andern Theilnehmer wie aus einem Munde gerufen hätten: „Na nu! He nu so dä!“ — so wäre die ganze Sache abgethan gewesen. Und anders wird es ja doch nicht kommen. Aber gerade so hätte es schon lange kommen können, und wir 260 Millionen gebildete Europäer hätten dann schon lange wieder wohlfeileres Brod gegessen.

An meiner Meinung über deinen „Grünen Heinrich“ wird dir wenig gelegen sein. Ich erzähle dir also, was — nach äußerem Vernehmen von da und dort — deine züricher Landseute vom Buche sagen. Das erleichtert mir selbst die Mühe, da ich mich nicht allzu lange auf hinlänglich schmeichelhafte Ausdrücke für deinen poetischen Genius befinnen muß.

In erster Reihe treten die Aesthetiker vom Fache auf, um das Buch richtig zu classificiren, worin sie aber unter sich nicht einig sind. „Der „Grüne Heinrich““ — behaupten die Einen — „ist per se nichts als ein Roman. Denn der Heinrich erzählt ja selbst, daß er vom vierten und letzten Bande an nicht recht mehr an die persönliche Unsterblichkeit glaubt; folglich konnte er auch nicht unsterblich sein, und folglich konnte er nicht

auf der allerletzten Seite wahrheitsgetreu berichten, daß auf seinem eigenen Grabe „ein recht frisches und grünes Gras gewachsen.“ Ja dieser Grüne ist nicht einmal ein echter Schweizer, wofür er sich doch ausgeben will. Er ist im vierten Bande über drei Monate und eine noch größere Anzahl von Druckbogen lang bis über die Ohren ins Dortchen Schönfund verliebt; und doch hat er in der ganzen Zeit nicht ein einziges mal das Maul aufgethan, um es der Schönfund zu sagen. So handelt kein biederer und offenerziger Schweizer! Also ist Alles nur Erfindung, und der „Grüne Heinrich“ ist gerade so gut ein Roman und ein gerade so guter Roman, wie es der „Simplicissimus“ ist; nur mit dem Unterschiede, daß zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs die Leute mehr mitgemacht haben, daß aber die Romanhelden der neuesten Zeit nur mitgesagt und im besten Falle — wie im „Grünen Heinrich“ — auch mitgedacht haben.“

„Nicht doch!“ rufen die Andern, „das Buch ist und bleibt eine Autobiographie. Der Gottfried Keller oder — was auf Eins hinausläuft — der grüne Heinrich ist ein so merkwürdiger Dichter, daß er sogar wider seinen Willen unsterblich sein muß; und er konnte also recht gut über sein Grab ein genaues visum repertum ausstellen. Er ist auch ein echter Schweizer! Wir Schweizer im Allgemeinen machen zwar mit unsern Schätzchen nicht ebenso viele Umstände; aber gerade das liegt in unsern eigensten, persönlichen und dennoch schweizerischen Charakter, daß er dem Dortchen nichts gesagt hat. Zum Beweise dafür rufen wir hiermit alle schönen Berlinerinnen, bei denen er sich nun seit vielen Jahren aufhält, zu öffentlichem Zeugnisse auf, ob er es auch nur einer einzigen gestanden, daß er bis zum Sterben in sie verliebt sei? Und sollte ihn gleich die eine oder andere dieser schönen Berlinerinnen selbst danach gefragt haben, so ist sogar dann noch zu bezweifeln, ob er ihr mit dem vollen Klange der deutschen Sprache ein deutliches Ja zugerufen hat.“

Eine zweite Classe deiner Recensenten, in der sich die größere Zahl deiner Leser und die noch größere Zahl deiner Nichtleser befindet, besteht aus jener stets gefährlicher überhandnehmenden philosophischen Sette, von der jeder Einzelne — ohne nur Marx Stirner's Buch jemals angesehen zu haben — sich selbst für den „Einigen“ und alles Uebrige für „sein Eigenthum“ erklärt. „Freilich ist der „Grüne Heinrich““ — so versichert jeder Einzige — „eine Selbstbiographie; aber er ist keine Selbstbiographie des Gottfried Keller, sondern meine eigene. Denn Alles, was im Buche steht, habe ich schon lange gedacht und gesagt und hätte es also leicht auch hinschreiben können. Nur das Eine ist nicht zu begreifen, daß sich dieser Keller auf dem Titel als Verfasser auszugeben wage. Das ist unverschämmt von ihm! Doch halt! unverschämmt will ich ihn doch nicht nennen, denn da ich selbst der Einzige bin, so hätte ich mich wol selbst so geheißen. Ich laß also die Sache auf sich beruhen und will den „Grünen Heinrich“, da ich ihn zufällig nur durch einen Andern habe schreiben lassen, lieber gar nicht lesen.“



Ferner mischen sich die physiologischen Materialisten in den Streit, da sie in neuester Zeit gleichfalls in Philosophie machen und schon „Köhlerglaube und Bissenschaft“ geschrieben haben, ohne von jenem in diese tief hineingekommen zu sein. Sie lassen sich also vernehmen: „Welches überflüssige Schwagen über Roman oder Autobiographie! Das ganze Buch ist ja nur eine Hirn- oder Denksecretion! Ein gewisser Keller gerieth einmal zufällig in jene Erhitzung, die von den abgängig gewordenen Eupranaturalisten noch dann und wann „poetische Begeisterung“ genannt wird. Dieser Keller, inclusive seines Gehirns, fing also zu schwitzen an. Während seines poetischen Hirnschweißes rannen ihm die Moleculen seiner Hirn- und graulichen Ganglienmasse zu kleinen Körperchen zusammen, zu einem kleinen Heinrich, einem kleinen Grafen, einer Judith und wie sie sonst noch heißen. Da nun das ganze Gehirn schwitzte, so mußten natürlich auch der kleine Heinrich, die Judith u. s. w. schwitzen; ja sogar die zarte und schlankte Anna, obgleich diese nur mäßig. Und weil die kleinen Hirnkäse-Männlein und Fräulein am ganzen Leibe transpirirten, nahmen auch ihre Ausdünstungen die plastischen Formen ihrer Körperchen an, und mehr und mehr sich ausbreitend, mußten sie endlich aus dem Dichterhirne heraus. Das geschah mit leichter Mühe, weil der Keller auch sonst schon ein offener Kopf ist, der sich nicht erst im physiologisch-natürlichen Sinne den Kopf zerbrechen muß, was übrigens im Interesse der Wissenschaft wünschenswerth wäre, da man alsdann genauere physiologische Beobachtungen über sein Denken und Dichten anstellen könnte. An den aus seinem Kopfe in den Lichtäther herausgetretenen Expirationen zeigten sich nun sogleich in Folge der sogenannten Strahlenbrechung mehrfache farbige Erscheinungen, sobald der jetzt schon größer gewordene Heinrich einen grünen Rock zu tragen schien, der Graf einen schwarzen Frack, während die Damen des Romans standesmäßig nach der neuesten Mode gekleidet wurden. Darauf kam es nämlich wesentlich an, weil Kleider Leute machen; denn wären jene poetischen Ausdampfungen nur farblos und pudelnackt auf die Welt gekommen, so hätte man sie gar nicht als Poesie gelten lassen, sondern nur für abstracte philosophische und metaphysische Wahrheiten. Jetzt aber hatte der Keller nichts weiter zu thun, als seinen farbigen Dämpfen, sobald sie ihre natürliche Größe erreicht hatten, vier Bände weißes Druckpapier vorzubalten, auf dem sie sich als grüner Heinrich und andere männliche und weibliche Individuen deutlich niederzuschlugen. Dann ließ er seine Leute so lange conversiren und Dies und Das treiben, als sie Lust hatten; und nun konnte sogleich der „Grüne Heinrich“ von Bierweg und Sohn an das gebildete deutsche Publicum ausgegeben werden. Es war also ganz und gar keine Kunst, einen solchen Heinrich zustande zu bringen; denn es ist überhaupt keine Kunst, weil Alles Natur ist. Nur das Eine ist eine Kunst, die seltsam scheinenden Vorgänge in diesem Kellertopfe physiologisch richtig zu erklären. Das haben wir zustande gebracht, die

physiologischen Materialisten, und „das werfe um, wer kann!“

Es kommen nun in vierter Reihe und in ihrer Demuth als die Letzten, um sobald als möglich wieder die Ersten zu sein, die Frommen und pietistisch Gesinnten deiner Landsleute, damit sie gleichfalls ihre Stimme abgeben. Nur wenige von ihnen wollen darin den Finger der Vorsehung erkennen, daß schon in früher Jugend und schon im ersten Bande der Ruf an dich erschollen ist: „Der da ist recht, der wird eine gute Meerklage sein!“ und daß du gleich darauf an deinem Meertagschwanz in die künstlerische Laufbahn hineingezogen wurdest, um später „Pietistenwalzer“ und „Volkstirchen“ dichten zu können. Die Mehrzahl deiner frommern Landsleute schüttelt vielmehr bedenklich den Kopf über deinen muthmaßlichen Glauben. Sie halten dich wol selbst für einen heimlichen Materialisten. Denn du erzählst ihnen im ersten Bande, wie du in der Anschauung und zu den Füßen einer hübschen Schauspielerin zuerst als Meerklage zu menschlichen Gefühlen gekommen bist. Sie glauben also argwöhnen zu dürfen, daß es mit deinem Glauben an Adam und Eva nicht weit her ist, sondern daß du gemeinschaftliche Sache mit einigen Physiologen machst, die den sauren Schweiß des Edeln in der Wissenschaft vergießen, um endlich die Abstammung der Menschen von den Affen nachzuweisen. Aber die Frommen wagen ihre Bedenklichkeiten nicht laut zu äußern. Sie fürchten sich vor dir! Denn auf S. 218—224 des ersten Bandes haben sie gelesen, wie du in solchem Maße ein wirklicher Dichter bist, daß die Leute diejenigen Prügel, die du ihnen zugedichtet hast, zur Vollziehung der poetischen Gerechtigkeit und juridischen Ungerechtigkeit, als reale Prügel auch wirklich und in natura empfangen. Darum wollen sie sich zu allen Schlägen, die sie ohnehin im irdischen Jammerthale treffen, nicht auch diese Schläge noch auf den Rücken laden. Deine schlagende Dichtkunst scheint mir übrigens ein ganz neues Genre in der Poesie zu begründen. Zum episch-heroischen Fache läßt sie sich kaum zählen, da der Dichter in ruhiger Sicherheit an seinem Schreibtiſche sitzen bleibt, während er rechts und links die von ihm dictirten Leibesstrafen vollziehen läßt. Auch als reine Lyrik kann sie nicht gelten, weil sie zwar bei dem Angedichteten lebhafteste Gefühle erweckt, aber bei dem Poeten selbst keineswegs ein zartes Mitgefühl voraussetzt. Jedenfalls solltest du aber dieses noch jugendliche Genre mehr cultiviren, und ich hätte nicht übel Lust, mich dafür mit dir zu associiren. Denn ich könnte dir mehrere Themata angeben, deren jedes seine fünfundzwanzig richtig gezählten Verszeilen wohl werth wäre, wie z. B. Buchhändler, die uns nicht gehörig honoriren; gelehrte und gebildete Blaukrümpfe, die sich besonders für die poetische Bastonnade qualificiren würden; Volksabgeordnete, die zugleich mit ihren Tagegeldern jedes laute Wort verschlucken; eine Mehrheit von Professoren aller vier Facultäten, einige Hofräthe, Geheime Hofräthe und Ritter des rothen Adlerordens. Aber höher hinauf, es ist Sommerschade! darfst du dich mit dieser Poesie nicht

versteigen. Sie ginge sonst leicht in das *crimen laesae majestatis* über, und davor laß dich in deutschen Landen gewarnt sein!

In meinem Manuscript sehe ich, daß ich diese und andere Stellen unterstrichen habe; und du sagst irgendwo im „Grünen Heinrich“, daß dies „die schlechten Schriftsteller thun“. Nur nicht so vorwiegend; Wir schlechten Schriftsteller befinden uns in imposanter Majorität. Zwar geben wir zu, daß wir zuweilen nur unterstreichen, wo wir mit dem vollen Schwünge unserer Feder durchstreichen sollten. Aber wir leugnen, daß wir dies aus Eitelkeit thun. Wir handeln vielmehr aus Rücksicht auf unsere Leser, denen wir dann und wann eine kleine Aufmunterung durch lichtere Stellen im Drucke schuldig sind. Wissen sie dann nicht recht, warum sie plötzlich auf diese ausgezeichneten und besonders decorirten Stellen gestoßen, so ist es um so besser: sie gerathen nun in ein pikantes Erstaunen, das sie bis zur glücklichen Vollendung der Lectüre jeder Gefahr der Langeweile mit ledern Muthetropfen läßt. Aber glaubst du denn, weil du gute Bücher schreibst, daß du für dein Publicum, zur Belohnung fleißigen Lesens und um es zu weiterm Fleiße anzuspornen, nicht gleichfalls solcher kleiner Prämien in gesperrter Schrift nöthig hättest? Könntest du alle Urtheile über deinen „Grünen Heinrich“ hören, du würdest es doch bald bemerken, daß du gleichfalls deine schläfrige geneigte Leser hast, welchen du mehr um ihrer Quantität als Qualität willen den einem schweizerischen Republikaner besonders gut anstehenden Majoritätsrespect nicht versagen solltest. Am Ende verschlägt es jedoch nicht viel, ob wir Schriftsteller uns etwas mehr oder weniger sperren; und ich mache dir also in meinem Namen und dem der andern schlechten Literaten einen Vorschlag zur Güte: du wirfst nicht gleich mit schlechten Schriftstellern um dich her, sondern gibst uns nur einfach den Rath: „Mach's, wie ihr wollt und könnt!“ und wir folgen deinem guten Rathe.

Nun komme ich aber nochmals auf deinen Glauben, obgleich die furchtsamen andern Frommen nicht viel davon reden mögen. Im dritten Bande schilderst du es vortrefflich, wie dein Ego und der grüne Heinrich in Sachen des Glaubens und Nichtglaubens hintereinander gerathen. Aber das ist keine Kunst, du hast es aus dem Leben gegriffen. Es ist ja beinahe dieselbe Geschichte, die ich, du und einige Andere mitgemacht hatten, als wir uns mit Arnold Ruge und Andern herumzankten; nicht sehr lange vor der großen und ebenso unfruchtbaren Zänkerey in den Jahren 1848 und 1849. Es ging damals so her: Die Einen sagten, daß sie Dieses und Jenes glaubten; die Andern, daß sie es nicht glaubten. Es gab höhnische Redensarten hin und her, und man erhibte sich mehr und mehr. Aber Leute, die auf Bildung etwas halten, wollen es nicht vermuthen lassen, daß sie nur darum streiten, weil Andere anderer Meinung als sie selbst sind. Man lauerte also auf Worte, die man möglicherweise zu einer persönlichen Beleidigung stampeln könnte, und war fast froh, als man sie gefun-

den zu haben glaubte. So geht es mitunter im thörichten Menschenleben; und daß es so geht, erleben wir gerade jetzt wieder in der thörichten Zänkerey der Köhngläubigen in der Wissenschaft mit den wissenschaftlich angestrichenen Köhlergläubigen, an welcher, laut Buchhändleranzeigen, Niemand weniger als „die ganze gebildete Welt den lebhaftesten Antheil nimmt“. Uebrigens hatte dein grüner Heinrich nicht Unrecht, daß er sich den baldigen Tod des von ihm verwundeten Ego nicht sehr zu Herzen zog. Denn gegen die Agnes hatte sich dieser fleghaft benommen, obgleich er es veranlaßt, daß sie einen ordentlichen Mann bekommen, daß sie sich nach und nach an ein gutes Glas Rheinwein und vielleicht auch an die Feuerbach'sche Philosophie gewöhnt hat.

Ueberhaupt — so scheint mir — läßt es der grüne Heinrich im vierten Bande seine Leser etwas zu sehr merken, daß er auf deutschen Hochschulen Philosophie und viele andere Wissenschaften studirt hat. An einer Stelle verstehe ich ihn nicht. Da heißt es S. 54: „Das Licht hat den Gesichtssinn hervorerufen, die Erfahrung ist die Blüte des Gesichtssinns und ihre Frucht ist der selbstbewusste Geist.“ Das ist mir zu mystisch-naturalistisch! Woher soll es denn der selbstbewusste Geist wissen, daß er der Urenkel des Lichts, der Enkel des Gesichtssinns und der muthmaßliche Sohn derjenigen Erfahrung ist, die ihm durch den Gesichtssinn vermittelt wurde, da es doch noch eine ansehnliche Reihe anderer sinnlicher und geistiger Erfahrungen gibt? Der besagte Geist weiß ja nur sein eigenes Dasein, indem er sich selbst von dem Andern unterscheidet, was nicht er selbst ist, indem er sich unter vielem Andern auch unterscheidet von jeder durch Licht und Gesichtssinn ihm vermittelten Erfahrung, so daß er während seines ganzen Lebens nicht die kleinste Zeit und Gelegenheit hatte, sich noch nebenbei als den Sohn von diesem oder jenem Andern kennen zu lernen. „Ei was!“ ruffst du aus, „ich brauche nicht für jedes Wort meines grünen Heinrich einzustehen. Was geht es mich an, daß er sich vielleicht einmal von einem deutschen Professor bei Gelegenheit der Lehre vom Licht hinter das Licht hat führen lassen? Das liegt in seinem Charakter; und daß es darin liegt, muß ich am besten wissen, da ich selbst seinen Charakter producirt habe.“ Und so machen es die Poeten! Kaum meint man, man könne ihnen etwas anhaben, so schieben sie es auf einen von ihnen erdichteten Charakter. Man muß sie also gewähren lassen.

Fast noch mehr als im „Grünen Heinrich“ jagst du in deinen „Neuern Gedichten“ (zweite Auflage) den armen Gläubigen an ein künftiges Leben ihr jetziges Leben sauer zu machen. Am wenigsten hat mir dein Gedicht „Panard und Galet Nr. 1“ gefallen. Daß ein am Charfreitagmorgen betrunkenen Poet, mit einem ziemlich wohlfeilen Einsalle im Munde, neuen Darf bekommt, scheint mir doch keine sieben, wenn auch fast recht artige Strophen werth zu sein. Vortrefflich aber sind deine Gedichte „Aus der Brieftasche“ über das „Tropbild der Unsterblichkeit“. Der Dichter darf ja nicht bloß

er soll und muß auch jedes ihn mächtig ergreifende wahre Gefühl, also auch das Gefühl der Vergänglichkeit, in vollen Tönen ausklingen lassen; gerade so, wie der Gläubige an die Fortdauer — im Hinblick auf die Nacht des Geistes über die Materie und im Hinblick auf den Tod des Leibes, der nach unsern sinnlichen Erfahrungen nur dem Gebiete der Materie angehört — seinen Glauben aussprechen mag, sobald er ihn als wirklich lebendigen Glauben in sich selbst findet. Wenn du aber behauptest, daß dir während deines Unglaubens der Wein besser geschmeckt und die Lilien besser gerochen haben, so läßt sich dies vielleicht natürlich erklären: du hast wol einmal den Schnupfen gehabt. Daß deine Gedichte „Aus der Briestafel“ wie Münchhausen's Schnepfen an einem Faden hintereinander kommen, gibt ihnen zwar ein etwas tendenziöses Ansehen, hat aber nichts auf sich, da dies nur zur größern Bequemlichkeit deiner geneigten ungläubigen Leser und Leserinnen geschieht. Eine köstliche Figur ist in der „Wochenpredigt“ jener Pfarrer, der über die Unsterblichkeit predigt und nicht weiß, was er mit seinem Nachmittage anfangen soll. Aber umföweniger ist es ihm zu verargen, wenn er nach so langweiligem Diebstahl auf ein kurzweiligeres Jenseits hofft. Und so hat jeder Gläubige an die persönliche Fortdauer stets auch seine persönlichen Gründe für diesen Glauben. Gerade darum wird dieser Glaube, da er einmal so ziemlich bei allen Völkern zur weltgeschichtlichen Thatfache geworden ist, schwerlich wieder auszujaen sein. Es scheint mir auch mehr als bloß überflüssig, dies nur versuchen zu wollen; und jene seltsamen Räuze, die ihn jetzt mit vorgeblichen unumstößlichen Beweisen aus ihrem physiologischen Blasbalge heraus wieder wegzublasen sich getrauen, werden sich muthmaßlich sehr verrechnet haben.

Ueberhaupt hat es mit den Streitigkeiten über Glauben und Unglauben eine eigene Verwandtschaft. Der Glaube an Dieses oder Jenes ist, sobald er erlebt wird; und der Unglaube in Beziehung auf Dieses oder Jenes ist der nicht oder noch nicht erlebte Glaube. Nun gerathen die Menschen in Streit, weil nicht die Einen was die Andern in sich erlebt oder nicht erlebt haben. Hat aber einmal die Zänkere angefangen, so handelt es sich nicht mehr um diesen oder jenen wirklichen und lebendigen Glauben oder Unglauben, sondern nur noch um die Reflexion über diesen und jenen Glauben oder Unglauben. Beide Parteien wollen nun vor einem gebildeten Publicum ihre Künste produciren, um sich als die geschicktesten Leute und als Diejenigen auszuweisen, die ihre besondere Meinung mit den stärksten und ansehnlichsten Beweisgründen auszustatten wissen. Und so gerathen sie, vom Rigel der Eitelkeit getrieben, in großen Eifer hinein, bis endlich das gebildete Publicum das unparteiische Urtheil fällt, daß sich beide Parteien als gleich große Narren producirt haben. Darum hast du schon im ersten Bande deiner 1846 erschienenen Gedichte ein gewichtiges Wort gesagt, als du den Steptifern vom Fache jurieft, was man auch den dogmatischen Glaubensjelenen zurufen dürfte: „Guch fehlt der Zweifel!“ — nämlich der sehr

gegründete Zweifel an der Untrüglichkeit eurer besondern Meinung. Und wenn ich es recht bedenke, so hast du im „Grünen Heinrich“ Dasselbe gesagt, an der Stelle, wo es heißt: „Niemand kann wissen, welchen Glauben er noch vor seinem Tode haben wird“, also welchen Glauben er noch in sich erleben wird. Und daraus ersehen wir auch deutlich, wie es bei Glaubensstreitigkeiten zu gehen pflegt. Denn beinahe hätte ich ja selbst wieder Streit mit dir angefangen, und schließlich ergibt es sich, daß wir in der Hauptsache der völlig gleichen Ueberzeugung sind.

Also darüber kein Gerede mehr! Glaube was du willst, und dichte was du mußt. Und ein Dichter bist du, das muß man dir nachsagen. Wie hast du es nur gelernt? Aber wahrscheinlich hast du es gar nicht gelernt, sondern es steckte schon in dir, da du noch als Meertage lebstest, und ist seitdem nur groß und größer gewachsen. Gleichwol will ich dir nicht verhehlen, daß es gebildete Leute gibt, die das Eine und Andere am „Grünen Heinrich“ auszusagen wissen. Aber es ist auch danach, was sie sagen; und du wirfst dich dessen nicht viel zu grämen haben.

In dem Buche, meinen sie, fehle es an hinlänglich wichtigen und pikant verschlungenen Ereignissen. Aber kann man denn etwas Wichtigeres schildern als auch nur ein einziges volles und ganzes Menschenleben? Uebrigens fühlen sie wohl, daß sie selbst nicht dazu gemacht sind, wichtige Ereignisse zustande zu bringen; und um so lieber wollen sie dergleichen in Romanen lesen. Sie sollten aber selbst erst das Ihrige thun, um etwas Rechtes zu erleben; und zu diesem Zwecke mögen sie sich meinethalben in die Krim anwerben lassen, um dir später, falls sie noch etwa am Leben sind, ihre Erlebnisse zu erzählen, damit du sie in deiner Weise berichten kannst. Aber daß du mir als schweizerischer Reisläufer ja nicht selbst in die Krim läufst, um sogar auch dort noch für die Aufklärung zu kämpfen!

Im zweiten Bande und sonst noch hin und wieder sei viel zu viel vom Malermesen die Rede. Aber du bist doch selbst auf der künstlerischen Laufbahn hin- und hergefahren; und warum solltest du Das, was du am besten weißt, nicht Andern erzählen dürfen, damit es auch die Andern wissen?

Dein halb philosophischer Traum im vierten Bande sei doch gar zu lang. Aber sie müssen doch eintäumen, daß er schön ist und daß du sogar in philosophischen Dingen mehr geleistet hast, als man sonst wol von der deutschen Philosophie im Traume erwarten darf.

Den grünen Heinrich habest du viel zu schnell sterben lassen, bloß um mit dem vierten Bande zu Ende zu kommen. Das bißchen Bruststechen, das du ihm von seinen Hungerfahrten her angebichtet, sei nichts als leere Ausflucht, um seinen allzu frühzeitigen Tod vor seinen medicinischen Mitstudenten zu entschuldigen. Er habe ganz gut heirathen dürfen; und nach ihrer beiderseitigen Constitution zu schließen, hätten er und das Dörtchen wol gar noch die goldene Hochzeit feiern können. Aber

die Sache verhält sich ja ganz anders! Der grüne Heinrich und seine Mutter sind in Leben und Liebe so fest ineinander gewachsen, daß es der Sohn gerade im Gefühl der Sicherheit des unauf löslich scheinenden Verhältnisses umsoher versäumt, seine Liebe auch noch in besondern äußern Zeichen erkennen zu lassen. Aber an dieser Versäumnis stirbt seine Mutter; und nun muß ihr der keineswegs lebensatte Heinrich in das Grab nach, da ihn selbst die leidenschaftliche Liebe zum lebensfrohen Dortchen nicht mehr aufrechtzuhalten vermag. Noch nie ist ein Gedicht der Liebe zwischen Mutter und Sohn gedichtet worden, so einfach und innig, so wahr und schön! Und ich würde mich nicht geniren, es geradezu wunderschön zu nennen, wenn ich nicht befürchtete, daß du mich sogleich als Wundergläubigen mißhandeln würdest.

Ueber einige Kleinigkeiten sind dagegen die meisten deiner Leser so ziemlich einverstanden. Das sei wahr, sagen sie, daß man die von dir geschilderten Menschen als ganze Menschen deutlich vor Augen sehe; und du habest nicht einmal nöthig, auf gut Walter-Scottisch erst noch ausführlich zu berichten, daß jeder Einzelne seine Nase über dem Munde trage. Den Bürgern und Bauern, wie man ihnen in deinem Buche begegne, könne man zu jeder Stunde auf allen Gassen und Straßen begegnen, und deine Schweizerbauern müßten nicht in jeder Zeile ein „Donner Hagel!“ und Anderes fluchen, um sich als die des landwirthschaftlichen Berufs Beflissenen ordnungsmäßig zu legitimiren. Deine Darstellung von Jung und Alt und des Volkslebens in seinen weitesten Kreisen, besonders auch des schweizerischen Volkslebens, sei so treu und wahr, daß sich gerade daraus einige deiner Landsleute am allerwenigsten machen, weil es ihnen sehr überflüssig scheine, daß ihnen der Keller noch erzähle, was sie täglich mit Händen greifen und wovon sich nicht annehmen lasse, daß es viel anders sein könne. Um die ganze körnige Wahrheit dieser Schilderungen zu begreifen, müsse man also wol einen Maßstab aus der Fremde mitgebracht, aber auch das Schweizerleben lange genug mitgelebt haben, um das Eine und Andere richtig vergleichen zu können. Sollten darum künftig die reisenden Engländer, statt ihres immergrünen oder vielmehr immerrothen Murray „Guide through Switzerland“ den „Grünen Heinrich“ in die Hand nehmen, um im Vorbeifahren das Volk kennen zu lernen, so würden sie wenig profitieren. Aber das sei nicht deine Sache, denn diesen Insulanern sei doch nichts beizubringen. Du habest schon genug gethan, daß du in der schönsten Sprache, im besten Humor und in wenigstens neun Zehnthellen deines Buchs die glänzenden Perlen der Wahrheit leichtweg aus dem Ärmel geschüttelt, während sich nach der gleichen Decimalrechnung bei vielen andern Dichtern kaum das umgekehrte Verhältniß ergebe. Darum werde es dir keine Sorge machen, daß nicht jede Perle einen Menschen und Leser finde, der sie aufhebe und in ihrem vollen Werthe zu schätzen wisse.

Und so ist es auch! Die Deutschen und deine schweizerischen Landsleute sollen froh sein, daß sie einen ganzen Mann und ganzen Dichter an dir haben. Darum

fodern wir alle Diejenigen, die lesen gelernt und an diesen Sachen noch allzu viel auszusetzen haben — denn daß gar nichts auszusetzen wäre, habe ich auch nicht gesagt — hiermit förmlich und feierlich auf, den „Grünen Heinrich“ und deine Gedichte zum ersten, zum zweiten und zum dritten male zu lesen. Und wenn sie auch zum dritten male nicht wissen, was sie an dir haben, so erklären wir Beide ihnen rundweg, daß ihnen der Sinn für rechte Poesie für immer vernagelt ist; ob er nun zu verschiedenen nützlichen Zwecken nur mit kleinlicher Schusterzwecken vernagelt sei, oder auch mit großen und schweren Nägeln für Dampfmaschinen und Eisenbahnen.

Allein ungeachtet dieser, beiderseitigen, reiflich erwogenen, ernstlich gemeinten, aber leider unmaßgeblicher Beschlusfassung wäre es gut, wenn du bald in die Schweiz kämest, um wieder einmal in das Leben des Volks unterzutauken und einigen deutschen Schulhaub abzumachen, der hier und da deiner Dichterschaut anhängen mag. Thue das! Dein aufrichtiger Freund, der Kritiker  
Höttingen bei Zürich, im Juli 1855. Wilhelm Schuch.

### Goethe's Farbenlehre, vertheidigt durch Arthur Schopenhauer.

Die Farbenlehre eines Dichters, vertheidigt durch einen Philosophen, und zwar gegen die Autorität aus der größten Physiker, dies ist, wir wollen es uns nicht verhehlen, allerdings geeignet, ein verächtliches Lächeln hervorzurufen. Denn ist nicht die Farbenlehre Sache der Herren Physiker, und haben diese nicht schon längst gegen Goethe und für Newton entschieden? Wie darf da also wol ein Philosoph auf Beachtung rechnen?

Aber da die Wahrheit stärker ist als alle Autoritäten und unsere Zeit überdies, wie der Sturm so mancher bisher angebeteten Autoritäten beweist, für das Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis amica veritas! reif ist, so darf man ja wol hoffen, auch einem Philosophen, wenn nur sonst die Wahrheit auf seiner Seite ist, Gehör zu verschaffen gegen die wahrheitswidrige Autorität der Herren Physiker. Mehr als dieses beabsichtigen wir aber im Folgenden nicht. Wir wollen unsern Lesern auseinanderlegen, was der Philosoph Arthur Schopenhauer zur Begründung und Vertheidigung der Goethe'schen Farbenlehre gethan und wie er dadurch im Emancipation von der noch heute die Physiker beherrschenden Autorität Newton's beigetragen hat.

Zuvor Einiges über das persönliche Verhältniß Schopenhauer's zu Goethe. Arthur Schopenhauer genoss in Zeit, als er mit seiner Mutter, der bekannten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, in Weimar lebte. Goethe's nähern Umgang, der so vertraut wurde, was es ein Altersunterschied von 30 Jahren irgend ließ. Goethe spricht sich über diesen Umgang in den „Tag- und Jahreshften“ von 1819 aus, wo er Schopenhauer einen „meist verkannten“ jungen Mann nennt. Schopenhauer wurde in der Farbenlehre persönlich Goethe's Schüler (s. „Goethe's Briefwechsel mit dem

Staudrath Schulz", 1855, S. 149), und als Schopenhauer seine Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" 1815 abgefaßt hatte, führte Goethe das Manuscript derselben auf seiner damaligen Rheinreise mit sich, so daß sich das Erscheinen der Abhandlung im Druck bis zur Diermessa 1816 verzögerte.

Soviel über die persönliche Beziehung Schopenhauer's zu Goethe. Aus der uns jetzt vorliegenden zweiten Auflage der Schopenhauer'schen Abhandlung \*) entnehmen wir das Folgende über das innere Verhältniß Schopenhauer's zur Goethe'schen Farbenlehre, woraus hervorgeht, daß Schopenhauer eigentlich die Goethe'sche Farbenlehre erst begründet hat. Goethe's verdienstliches Werk ist zwar kein bloßes Aggregat von Erfahrungen, vielmehr ist es eine systematische Darstellung der Thatfachen. Goethe blieb jedoch bei diesen stehen. Er fühlte dieses selbst, indem er sagte: „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch nur aus Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Grenzen der Menschheit resignire, oder innerhalb der Beschränktheit meines bornirten Individuums." Daß nun die Grenzen, an denen sich Goethe resignirte, nicht die Grenzen der Menschheit gewesen sind, dies eben hat Schopenhauer durch seine Erklärung der Goethe'schen Thatfachen nachgewiesen. Schopenhauer hat den eigentlichen Bindungspunkt des Ganzen, den Punkt, auf den Alles hinweist, von dem Alles abhängig ist und auf den man jedes Einzelne immer zurückführen muß, gegeben. Er hat folglich das Goethe'sche Werk wesentlich ergänzt, indem er dasjenige oberste Princip aufgestellt hat, auf welchem die von Goethe gegebenen Data beruhen. Daß Goethe selbst nicht zu einer solchen erklärenden Theorie der Farben gelangt ist, das leitet Schopenhauer richtig daraus ab: „Goethe's Trieb war, Alles rein objectiv aufzufassen und wiederzugeben; damit war er aber dann sich bewußt, das Seinige gethan zu haben, und vermochte gar nicht darüber hinauszusehen. Daher in seiner Farbenlehre bisweilen nur eine Beschreibung zu finden ist, wo wir eine Erklärung erwarten. Die vollständige Darlegung des objectiven Hergangs der Sache schien ihm somit das letzte Erreichbare. Die all-gemeinste und oberste Wahrheit seiner ganzen Farbenlehre ist eine ausgesprochene, objective Thatsache, die er selbst ganz richtig Urphänomen benennt. Damit hielt er Alles für gethan; ein richtiges „So ist's" ward ihm überall das letzte Ziel, ohne daß ihn nach einem „So muß es sein" verlangt hätte. Konnte er doch sogar spotten:

Der Philosoph, der tritt herein  
Und beweist euch, es müßt' so sein.

Dafür nun freilich war er eben ein Poet und kein Philosoph, d. h. von dem Streben nach den letzten Gründen und dem innersten Zusammenhange der Dinge nicht befreit oder befreit.

Schopenhauer dagegen, als eine durch und durch philosophische Natur, nahm das Goethe'sche Urphänomen nicht, wofür es Goethe genommen, für ein schlechthin Gegebenes und aller Erklärung auf immer Entzogenes, sondern führte dasselbe auf das eigentliche Urphänomen zurück und fand so ein Jahr darauf, nachdem er Goethe's persönlichem Umgang entzogen war, die eigentlich fundamentale Theorie der Farbe heraus. Als das Hauptverdienst Goethe's bezeichnet Schopenhauer erstens, daß er den alten Wahn der Newton'schen Irrlehre gebrochen und dadurch die Freiheit des Denkens über diesen Gegenstand wiederhergestellt habe; zweitens, daß er in seinem vortrefflichen Werke in vollem Maße Das geliefert, was der Titel verspricht: Data zur Farbenlehre, wichtige, vollständige, bedeutsame Data, reiche Materialien zu einer künftigen Theorie der Farbe. Das Verdienst aber, diese Theorie selbst geliefert und dadurch erst die Newton'sche Irrlehre vollständig besiegt zu haben, schreibt Schopenhauer sich selbst zu.

Von der Kant'schen Schule herkommend und überhaupt durch seinen ganzen Bildungsgang dem Idealismus zugeneigt, erkannte Schopenhauer, daß die Farbe zunächst nur Wirkung im Auge, Affection des Auges sei, vor allen Dingen also das Auge als das subjective Organ, womit wir die Farben sehen, zu untersuchen sei, um zu einer richtigen Theorie der Farbe zu gelangen. Er schiedte daher seiner Farbenlehre ein Capitel über das Sehen voraus, ein höchst wichtiges und lehrreiches Capitel, aus welchem hervorgeht, daß nichts absurder ist als die Annahme, die objective Welt spaziere von außen fertig in unsern Kopf hinein und bilde sich in demselben wie auf einer tabula rasa ab, ohne daß unsere subjectiven Erkenntnisorgane das Mindeste dazu thäten. Die Anschauung, d. h. die Apprehension einer objectiven, den Raum seinen drei Dimensionen nach ausfüllenden Körperwelt, entsteht, wie Schopenhauer, gestützt auf physiologische Erfahrungen, nachgewiesen hat, durch den Verstand, für den Verstand, im Verstande. Die Sinne sind bloß die Ausgangspunkte dieser Anschauung der Welt. Ihre Modificationen sind daher vor aller Anschauung gegeben, als bloße Empfindungen, sind die Data, aus denen erst im Verstande die erkennende Anschauung wird. Zu diesen dem Verstande von den Sinnen gelieferten Data gehört ganz vorzüglich der Eindruck des Lichts auf das Auge und demnächst die Farbe, als eine Modification dieses Eindruckes. Diese sind die Affection des Auges, sind die Wirkung in demselben, welche da ist, auch ohne daß sie von dem Verstande auf eine äußere Ursache bezogen werde. Das neugeborene Kind empfindet Licht und Farbe, ehe es den leuchtenden oder gefärbten Gegenstand als solchen erkennt und anschaut. Erst die von der Wirkung zur Ursache übergehende Thätigkeit des Verstandes ist es, welche die subjectiv empfundene Farbe einem objectiven Gegenstande, einem Körper außer uns beilegt. „Der Körper ist roth" bedeutet, daß er im Auge die rothe Farbe bewirkt. Sein ist überhaupt mit Wirken gleichbedeutend, daher auch im Deutschen über-

\*) Ueber das Sehen und die Farben. Eine Abhandlung von Ar-  
thur Schopenhauer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.  
Leipzig, Hartmann. 1841. Gr. 8. 15 Bgr.

aus treffend und mit unermesslichem Tiefinn Alles, was ist, wirklich, d. i. wirkend, genannt wird. Dadurch, daß wir die Farbe als einem Körper inhärent aufzufassen, wird ihre diesem vorhergegangene unmittelbare Wahrnehmung durchaus nicht geändert; sie ist und bleibt Affection des Auges, Wirkung, als deren Ursache der Gegenstand angeschaut wird.

Diese Lehre, die Schopenhauer in dem ersten Capitel seiner Abhandlung, über das Sehen, näher ausführt und durch thattsächliche Beweise belegt (man findet sie auch näher erläutert in meinen „Briefen über die Schopenhauer'sche Philosophie“, Leipzig 1854, dreizehnter Brief), mußte vorangeschickt werden, um dem Leser das nun Folgende über die Farben verständlich zu machen.

Aus der Untersuchung über das Sehen ergab sich, daß Helle, Finsterniß und Farbe zunächst nur Zustände, Modificationen des Auges sind, welche unmittelbar bloß empfunden werden. Eine gründliche Betrachtung der Farbe, lehrt nun Schopenhauer, muß von diesem Begriff derselben ausgehen und demnach damit anfangen, sie als physiologische Erscheinung zu untersuchen. Denn um regelrecht und überlegt zuwerke zu gehen, muß man, ehe man zu einer gegebenen Wirkung die Ursache zu entdecken unternimmt, vorher diese Wirkung selbst vollständig kennen lernen, weil man allein aus ihr Data zur Auffindung der Ursache schöpfen kann und nur sie die Richtung und den Leitfaden zu dieser gibt. Newton's Fundamentilversehen war aber, daß er, ohne die Wirkung irgend genau und ihren innern Beziehungen nach kennen zu lernen, voreilig zur Auffindung der Ursache schritt, ein Fehler, den alle Farbentheorien, von den ältesten bis auf die von Goethe, gemein haben, da sie alle bloß davon reden, welche Modification der Oberfläche ein Körper, oder welche Modification das Licht, sei es durch Zerlegung in seine Bestandtheile, sei es durch Erübung oder sonstige Verbindung mit dem Schatten, erleiden muß, um Farbe zu zeigen.

Der Schopenhauer'schen Lehre zufolge ist erst nach der Betrachtung der Farbe als solcher, d. h. als specifischer Empfindung im Auge, die der äußern Ursachen jener besondern Modificationen der Lichtempfindung anzustellen, d. h. die Betrachtung derjenigen Farben, welche Goethe sehr richtig in physische und chemische eingetheilt hat.

Es ist unbezweifelte Lehre der Physiologie, daß alle Sensibilität nie reine Passivität sei, sondern Reaction auf empfangenen Reiz. Die dem Auge eigenthümliche Reaction auf äußern Reiz nennt nun Schopenhauer seine Thätigkeit, und zwar näher die Thätigkeit der Retina, da diese der unbezweifelte Sitz Dessen ist, was beim Sehen, in der bloßen Empfindung besteht. Dasjenige, was durch sich selbst, unmittelbar und ursprünglich, diese Thätigkeit anregt, ist das Licht. Das die volle Einwirkung des Lichts empfangende Auge äußert also die volle Thätigkeit der Retina. Mit Abwesenheit des Lichts oder Finsterniß tritt Unthätigkeit der Retina ein.

Körper, welche unter Einwirkung des Lichts auf so ganz wie das Licht selbst, auf das Auge zurückwirken, sind glänzend, oder Spiegel.

Weiß aber sind die Körper, welche, der Einwirkung des Lichts ausgesetzt, nicht ganz wie das Licht selbst auf das Auge zurückwirken, sondern mit einer geringen Verschiedenheit, nämlich mit einer gewissen Milderung und gleichmäßigen Verbreitung, die man, wenn man nicht von der Erscheinung im Auge auf ihre Ursache abgehen will, nicht näher bestimmen kann, als daß sie die Abwesenheit des Glanzes und der strahlenden Beschaffenheit des Lichts sei. Will man aber die Wirkung durch die Ursache ausdrücken, dann ist Goethe's Erklärung des auf physischem Wege erscheinenden Weißens, daß es die vollendete Trübe sei, überaus treffend und richtig.

Körper, welche unter Einwirkung des Lichts auf so gar nicht auf das Auge zurückwirken, sind schwarz.

Da Schopenhauer vom Glanze als etwas die Betrachtung der Farbe nicht Angehendes absetzt, so sagt er demnach: „Unter Einwirkung des Lichts oder des Weißens ist die Retina in voller Thätigkeit; mit Abwesenheit jener, beiden aber, d. h. bei Finsterniß oder Schwarz, tritt Unthätigkeit der Retina ein.“

Die Einwirkung des Lichts und des Weißens auf die Retina und die aus ihr erfolgende Thätigkeit derselben hat jedoch Grade, in denen mit stetigem Uebergang das Licht der Finsterniß und das Weiße dem Schwarzen sich annähert. Im ersten Fall heißen sie Halbschatten und im andern Grau. Hieraus ergeben sich folgende drei Reihen der Bestimmungen der Thätigkeit der Retina:

Licht, Halbschatten, Finsterniß.

Weiß, Grau, Schwarz.

Die Grade der verminderten Thätigkeit der Retina (Halbschatten und Grau) bezeichnen nur eine theilweise Intensität derselben. Die Möglichkeit solcher Graden überhaupt beruht also auf der intensiven Thätigkeit der Thätigkeit der Retina.

Außer dieser intensiven hat aber die Thätigkeit der Retina, da sie einem ausgedehnten Organ inhärent, auch eine extensive Theilbarkeit. Das Dasein dieser ergibt sich schon daraus, daß das Auge mannichfaltige Eindrücke zugleich, also nebeneinander, erhalten kann. Besonders hervorgehoben aber wird es durch die von Goethe („Farbentheorie“, I, 9 und 13) dargestellte Erfahrung, daß ein schwarzes Kreuz auf weißem Grunde, eine Zeitlang angesehen und dann diesen Eindruck gegen den gleichgültigen einer grauen oder dämmernden Fläche vertauscht, die umgekehrte Erscheinung im Auge veranlaßt, nämlich ein weißes Kreuz auf schwarzem Grunde. Der Reiz läßt sich jeden Augenblick am Feinstenkreuze machen. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß auf denselben Stellen der Retina, welche vom weißen Grunde getroffen wurden, die Thätigkeit derselben durch diesen Reiz so erschöpft ist, daß sie gleich darauf nicht mehr mehrheitlich erregt werden kann durch den viel geringeren Reiz der grauen Fläche, welche hingegen auf die übrigen, noch vom schwarzen Kreuz getroffenen und während Dessen



Unthätigkeit ausgeruhten Stellen mit ihrer ganzen Kraft wirkt und daselbst einen dieser angemessenen intensiven Grad der vollen Thätigkeit der Retina hervorruft.

Die bisher dargestellte intensive und extensive Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina faßt Schopenhauer unter dem gemeinsamen Begriff der quantitativen Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina zusammen. Außer dieser gibt es jedoch noch eine qualitative, die vollzogen wird, sobald dem Auge irgendeine Farbe gegenwärtig ist. Man betrachte, um sich durch Autopsie davon zu überzeugen, zuvörderst 20—30 Secunden hindurch eine weiße Scheibe auf schwarzem Grunde und sehe sodann auf eine dämmernde oder hellgraue Fläche: da wird dem Auge sich eine schwarze Scheibe auf hellem Grunde darstellen. Dies ist noch völlig die Erscheinung der extensiven Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina. Auf der Stelle derselben nämlich, welche von der weißen Scheibe afficirt war, ist hierdurch die Sehkraft auf eine Weile erschöpft, wodurch volle Unthätigkeit derselben unter schwächerem Reize eintritt. Nunmehr aber setze man an die Stelle der weißen Scheibe eine gelbe. Jetzt wird, wenn man auf die graue Fläche blickt, statt der schwarzen Scheibe, welche die völlige Unthätigkeit dieser Stelle der Retina aussprach, sich eine violette darstellen. Dies ist, was Goethe treffend das physiologische Farbenspectrum nennt; wie er denn auch sämtliche hierher gehörige Thatsachen mit großer Richtigkeit und erschöpfender Vollständigkeit dargestellt hat, jedoch darüber nicht hinausgegangen ist.

In der Erklärung des hier erwähnten physiologischen Processes liegt nun der Kern der Schopenhauer'schen Farbentheorie. Nur aus der richtigen Erklärung desselben kann nach Schopenhauer ein wahres Verständniß des eigentlichen Wesens der Farbe hervorgehen. Das Resultat der Schopenhauer'schen Erklärung — in die nähere Begründung derselben können wir hier wegen Mangel an Raum nicht eingehen, sondern müssen auf die Abhandlung selbst verweisen — ist dieses: Die Farbe ist die qualitativ getheilte Thätigkeit der Retina. Die Verschiedenheit der Farben ist das Resultat der Verschiedenheit der qualitativen Hälften, in welche diese Thätigkeit auseinandergehen kann, und ihres Verhältnisses zueinander. Gleich können diese Hälften nur ein mal sein, und dann stellen sie das wahre Roth und das vollkommene Grün dar. Ungleich können sie in unzähligen Verhältnissen sein, und daher ist die Zahl der möglichen Farben unendlich. Jeder Farbe wird nach ihrer Erscheinung ihr im Auge zurückgebliebenes Complement zur vollen Thätigkeit der Retina als physiologisches Spectrum nachfolgen, wie folgendes Schema veranschaulicht:

Schwarz, Violett, Blau, Grün, Roth, Orange, Gelb, Weiß.

0       $\frac{1}{4}$        $\frac{1}{2}$        $\frac{1}{2}$        $\frac{3}{4}$        $\frac{1}{4}$       1

Ein je größerer Theil der vollen Thätigkeit der Retina eine Farbe ist, ein desto kleinerer muß ihr Complement zu dieser Thätigkeit sein; je mehr eine Farbe hell, dem Weißen nahe ist, desto dunkler, der Finsterniß nä-

1855. 37.

her, wird das nach ihr sich zeigende Spectrum sein, und umgekehrt. Schwarz und Weiß, da sie keine Brüche, also keine qualitative Theilung darstellen, sind nicht im eigentlichen Sinne Farben. Sie stehen hier bloß als Grenzposten, zur Erläuterung der Sache. Die wahre Farbentheorie hat es demnach stets mit Farbenpaaren zu thun, und die Reinheit einer gegebenen Farbe beruht auf der Richtigkeit des in ihr sich darstellenden Bruchs. Hingegen eine bestimmte Anzahl, z. B. sieben, unabhängig von der Thätigkeit der Retina und den Verhältnissen ihrer Theilbarkeit, realistisch da draußen vorhandener Urfarben, die zusammen die Summe aller Farben ausmachen, anzunehmen, dies nennt Schopenhauer absurd. Die Zahl der Farben ist unendlich; dennoch enthalten jede zwei entgegengesetzte Farben die Elemente, die volle Möglichkeit aller andern.

Daß Gelb, Orange, Roth, Grün, Blau, Violett feste und ausgezeichnete Punkte im sonst völlig stetigen und unendlich nüancirten Farbenspectrum bilden und man sie durch Beilegung besonderer Namen überall und von jeher dafür erkannt hat, obgleich zwischen ihnen unzählige Farbensnuancen liegen, deren jede ebenso gut einen eigenen Namen haben könnte: dieses Vorrecht jener sechs Farben beruht darauf, daß in ihnen die Bipartition der Thätigkeit der Retina sich in den einfachsten Brüchen darstellt, gerade so wie auf der Tonleiter, welche ja ebenfalls in einen von der untern zur obern Octave durch unmerkliche Uebergänge heulend aufsteigenden Ton sich auflösen läßt, die sieben Stufen abgesteckt sind und eigene Namen erhalten haben, bloß aus dem Grunde, daß die Schwingungen gerade dieser Töne in rationalem Zahlenverhältniß zueinander stehen.

Die dargestellte, sich qualitativ theilende Thätigkeit der Retina, derzufolge, sobald die eine Farbe gegeben ist, die andere sie zur vollen Thätigkeit der Retina ergänzende als ihr Complement ihr nothwendig nachfolgt, nennt Schopenhauer die Polarität der Retina, ohne darum die häufigen Mißbräuche, welche der Begriff der Polarität in der Periode der Schelling'schen Naturphilosophie erlitten hat, billigen zu wollen. Polarität ist nach Schopenhauer überall da gegeben, wo zwei in specie entgegengesetzte, in genere aber identische Erscheinungen wesentlich einander bedingen, dergestalt, daß keine ohne die andere weder gesetzt noch aufgehoben werden kann, dennoch aber so, daß sie nur in der Trennung und im Gegensatz bestehen und ihre Vereinigung, nach der sie beständig streben, eben das Ende und Verschwinden beider ist. Auf den Begriff einer qualitativ getheilten Thätigkeit, wovon die Farbenerscheinungen ein anschauliches Beispiel geben, möchten sich wol auch alle polarischen Kräfte zurückführen lassen, folglich auch Magnetismus, Electricität und Galvanismus unter ihn zu bringen sein, von welchen jedes nur die Erscheinung einer in zwei sich bedingende, sich suchende und zur Wiedervereinigung strebende Hälften zerfallenen Thätigkeit ist. Die Polarität der Retina hat nur das Unterscheidende, daß bei ihr in der Zeit, also successiv ist, was bei den andern polari-

sehen Erscheinungen im Raum, also simultan. Ferner hat sie das Besondere, daß der Indifferenzpunkt, wiewol innerhalb gewisser Grenzen, veränderbar ist.

Will man die bei den andern polarischen Erscheinungen übliche Bezeichnung durch + und — auch auf die Farben anwenden, so wird man nicht ansetzen, das + dem Roth, Orange und Gelb, hingegen das — dem Grün, Blau und Violet beizulegen, weil die hellste Farbe und der größte Zahlenbruch der negativen Seite, das Grün, an Quantität der Thätigkeit erst der dunkelsten Farbe und dem kleinsten Bruch der positiven Seite, dem Roth, gleichkommt. Dieser polare Gegensatz muß sich bei der vollkommensten Theilung der Thätigkeit der Retina, welches die in zwei gleiche Hälften ist, am schärfsten ausdrücken; daher denn Roth das Auge so merklich angreift und Grün dagegen es ausruht.

Weiter als bis hither können wir hier wegen Mangel an Raum der Schopenhauer'schen Farbentheorie nicht folgen. In dem Mitgetheilten ist der Kern der Schopenhauer'schen Lehre enthalten, dessen nähere Konsequenzen man in seiner Abhandlung selbst nachlesen mag. Es ergibt sich aus der dargelegten, die Goethe'sche Lehre stützenden und begründenden Farbentheorie, wie absurd es ist, die Summe aller Farben aus einer ungeraden Zahl bestehen zu lassen, worin die Newtonianer sich immer treu blieben, wenn sie auch von der Zahl, welche ihr Meister festgesetzt, abgingen und bald fünf, bald drei Urfarben annahmen.

Schopenhauer hat, da die erste Auflage seiner Abhandlung 1816, die zweite erst jetzt erschienen ist, 40 Jahre Zeit gehabt, seine Farbentheorie auf alle Weise und bei mannichfaltigen Anlässen zu prüfen; jedoch ist seine Ueberzeugung von der Wahrheit derselben keinen Augenblick wankend geworden, und auch die Richtigkeit der Goethe'schen Farbentheorie ist ihm noch ebenso einleuchtend als vor 44 Jahren, da Goethe selbst ihm seine Experimente vorzeigte.

Nur in zwei Punkten nöthigte Schopenhauer seine Theorie von Goethe abzuweichen, nämlich in Betreff der wahren Polarität der Farben und hinsichtlich der Herstellung des Weißen aus Farben, welche letztere Goethe ihm nie verziehen. Goethe sah Schopenhauer als Gegner seiner Farbentheorie an, während er doch ihr entschiedenster Verfechter ist.

Die innige Ueberzeugung von der Wahrheit der Goethe'schen Farbentheorie im Ganzen bewog Schopenhauer, bei Gelegenheit des hundertjährigen Geburtstags Goethe's im Jahre 1849 in das von der Stadt Frankfurt eröffnete und in ihrer Bibliothek deponirte Album zwei Seiten voll über das empfindende Unrecht zu schreiben, welches Goethe in Betreff seiner Farbentheorie erlitten, die allgemein für einen verhehlten Versuch, ja für eine mit Nachsicht und Vergessenheit zu bedeckende Schwäche des großen Mannes güt. „Diese beispiellose Ungerechtigkeit, diese unerhörte Verleumdung aller Wahrheit“, sagt Schopenhauer in seinem Albumblatt, „ist nur dadurch möglich geworden, daß ein stumpfes, träges, gleichgültiges, urtheilloses,

folglich leicht betrogenes Publikum in dieser Sache auf aller eigenen Untersuchung und Prüfung vergeblich ist, um sie den Fachmännern zu überlassen, die eine Wissenschaft meist nicht ihrer selbst, sondern des Lohns wegen betreiben. Diese haben sich geschämt, sich durch einen alten Vorurtheil eines Bessern belehren zu lassen, und haben nach dieser nicht zu vermindenden Demüthigung, die Sünden pflegen, sich verflocht, das Absurde, das unmögliche Falsche hartnäckig festhaltend.“

In den deutschen Staaten, welche Akademien der Wissenschaften besitzen, könnten, wie Schopenhauer schließlich in seinem Albumblatt sagt, die denselben vorgehauenen Minister des öffentlichen Unterrichts ihre ohne Zweifel vorhandene Verehrung Goethe's nicht eblen und ernstlicher an den Tag legen, als wenn sie jenen Akademien die Aufgabe stellten, binnen gesetzter Frist eine gründliche und ausführliche Untersuchung und Kritik der Goethe'schen Farbentheorie nebst Entscheidung ihres Widerspruchs mit der Newton'schen zu liefern.

Wie bei fast allen neuentdeckten Wahrheiten so nachmals findet, daß eine Spur von ihnen schon früher dagewesen, etwas ihnen sehr Ähnliches gesagt, ja sogar sie selbst ausgesprochen worden sind, ohne Beachtung zu finden, so ist auch von Goethe's Grundgesetz der physikalischen Farben oder seinem Urphänomen die Hälfte schon von Aristoteles ausgesprochen worden in seinem „Meteorologica“, II, 4. Von diesem allgemeinen Schicksel, welches den Fluch „Pereant, qui ante nos nostra dixerunt“ hervorgerufen hat, nimmt Schopenhauer seine Farbentheorie aus, da nie und nirgends, vor 1816, Jemandem eingefallen ist, die Farbe, diese so objective Erscheinung, als die halbirte Thätigkeit der Retina zu betrachten und in diesem Sinn jeder einzelnen Farbe ihren bestimmten Zahlenbruch anzuweisen, der mit einer andern in Einheit ergängt, welche das Weiße, die volle Thätigkeit der Retina, darstellt.

Einen Plagiator hat diese neue originale Farbentheorie schon vor vielen Jahren gefunden, da Professor Anton Rosas an der Universität zu Wien im achten Bande seines „Handbuch der Augenheilkunde“ von 1839 aus Schopenhauer's 1816 zuerst erschienener Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben“ seinen ganz §. 507 wörtlich abgeschrieben hat, ohne Schopenhauer's dabei zu erwähnen oder sonst irgend etwas dazu zu lassen, daß hier ein Anderer spricht als er. Auch der ganze Inhalt mehrerer anderer Paragraphen in dem Buche von Rosas ist aus Schopenhauer's Abhandlung genommen, ja meistens wörtlich daraus abgeschrieben.

Möge nun die Schopenhauer'sche Lehre in Zukunft nicht bloß plagiarii, die sich dieselbe plündern lassen, sondern sachverständige Richter finden, die sie entweder als grundlos widerlegen, wenn dieser nicht ist, oder ihre Wahrheit laut und öffentlich anerkennen und somit die Integrität der Newton'schen Lehre bewahren. „Qui non libere veritatem pronuntiat, proditor veritatis est.“ Mit diesen Worten schließt Schopenhauer sein Albumblatt.

gewähltes Alkumbulat, und mit demselben wollen auch wir unsern Bericht hier schließen.

Julius Frauenstädt.

### Deutsche Dichtungen.

Das Christenthum hat dazu beigetragen, die Menschen zu Subjektiv zu machen. Goethe, der zum Theil deshalb alle neuen Dichter übertrug, weil er zur Erkenntniß dieser Einseitigkeit kam und sich darum der Antike und dem Epikureismus freundlich zuneigte, hat durch sein beständiges Schreiben und Nachdenken nach Objectivität nicht nur allen Dichtern, sondern damit auch allen Künstlern den Pfad einer neuen Richtung gezeigt, welche die moderne Weltanschauung mit der vorchristlichen zu versöhnen sucht. Rußert man sich die jüngste deutsche, ja selbst die ganze europäische Literatur mit wachsenden Blicken, so sieht es beinahe aus, als ob Goethe gar nicht dagewesen wäre. Die Dichter unserer Tage bringen ihr kleines liebes Ich in ihrem ersten, wie im zweiten und so auch in ihrem dritten und vierten Buche, was sie wohlwollend in höchster Eile der Öffentlichkeit übergeben. Der Leser mit consequentem Wohlgefallen entgegen. Die Entschuldigungen, welche diese talentierten und untalentierten Musensöhne darüber anführen, z. B. die jegige Lesewelt interessire sich nur für Persönlichkeiten, u. s. w., halten durchaus nicht Stich; sie sind nur der Deckmantel ihrer eigenen Eitelkeit. Sie leben in dem Wahne, ihre Wissenschaften, Positionen zu geben, wenn sie ihre Vorurtheile in verführerischen Schemen beschließen lassen. Die ungeschicktestenzüge des Herzens können wol dazu beitragen, ein poetisches Gemälde künstlerisch abzurunden, was soll uns aber all diese detaillierte Genre-malerei von verliebten Seelen, wenn die ganze Geschichte keinen Kern hat! Wer sich selbst der Beschaffenheit unserer sozialen Zustände hingeebte, wer sich selbst in die conventionellen Ueberheben unserer sogenannten „feinen Manieren“ eingeschachtelt hat, der wird, abgesehen von jeder größern Schöpfung, nicht einmal im Stande sein — um wieder auf das kleine Ich zurückzukommen — einen Charakter wirklich in die Rasse der Dichtung hineinzustellen. Mit der Durchsicht der Entscheidungen läßt sich eine gewissenhafte Kritik nicht an der Rasse heranzuführen; aber just diese schale Oberflächlichkeit mit einigen bunten Lappen ausstaffirt ist das Panier, dem die Schriftsteller der Jetztzeit schamlos nachlaufen. Es steht Niemand mehr für ästhetische Principien in den Kampf; jeder treibt nur seine Muse in die Enge und speculirt mit ihren Kindern, oder vielleicht besser ausgebreitet mit seinen eigenen Wechselbälgen. Unsere Dichter sind nicht reinen Herzens. Von der heiligen Keuschheit, von der unantastbaren Unvergänglichkeit der Muse des Alterthums wissen sie nichts; ihnen sind die Wesen die Reflexe des schlechten Geschmacks, wie lange wird das deutsche Publikum noch diese wässrige Milch kaufen! Wenn man die Idee, daß dagegen endlich eine Reaction eintreten werde und müsse, aufgab, dann bliebe ja nichts mehr übrig, als der deutschen Literatur zuzurufen: „Nach! deine Ruhe ist dir selbstverleumdung für vortheilhafte Konzeptionskraft ist da! Der unerschütterliche Doppelsatz, der durch die ganze moderne Kunst hindurchläuft, kann nicht mehr durch den Proceß einer Krisis bejahet werden, sondern nur durch eine Katastrophe; denn die Dichter und Künstler von heute machen bereits seit Goethe's Tod, also über 30 Jahre, diese Krisis fortwährend durch, und doch haben sie es zu keiner Entscheidung. Alle möglichen Änderungen werden verfolgt, jedoch man sieht keine Resultate — dies der Grund, der auf den Epigonen lastet! Es ist in unsere Literatur von dem unheimlichen Hindernisse gekommen, und hinter liegt der Grund, weshalb sich die Kunstwerke zahlreich wie der Sand am Meer ablagerten, dann sie dachten sich, und vor mit vollem Recht: „So etwas können wir auch machen! Es hat sich ja bewährt, die lieber mit dem Nachahler in ihren vier Wänden (Vergleiche) als die Goethe'schen Werke, die die Dichter von der Dichtung ablenken, und so den Dichtern die Dichtung unheimlich machen.“

tristischer Fräuleins Kluge geworpen. Wer könnte ihnen noch die Kluge klagen? Die geistigen Spalierstücher der französischen Gesellschaft reichen selbst dazu nicht aus, ließ man mit dem besten Willen, ohne allen Anstand, den kritischen Maßstab anlegen zu wollen, die neueren Erzeugnisse unserer Dichtkunst, so überkommt einen doch das Gefühl der Leere. Fast überall stößt man auf geschminkte Blasiertheit, modernen Eklekticismus, bloßläufige Plöberie. Dagegen rathen nun viele Dichter, man möge sich der freieren, gelassenen Natur in die Arme werfen; geht man ihnen jedoch auf das Ferse nach, so sieht man sie mit Mordmördern und lackirten Stiefeln die Wälder durchstreifen und mit rothbeidenen Tüchern die Moosbank abhauen, worauf sie sich niederlassen, um die heilige Waldheimlichkeit comfortabel zu genießen. Diese Dichter wünschen sich Abse. Wer sich aber einer gewissen Einsamkeit der Natur andersetzt hat, der erkennt die Natur nicht mehr als ihr Kind an; er mag sich ihr gewaltiam an den Busen werfen, er hört kein Herz darin klopfen. Wie nahe sich Kunst und Natur in einer menschlichen Seele berühren können, davon ist wol Goethe das glänzendste Beispiel der ganzen modernen Bestrebungen. Die meisten unserer jungen Dichter kollektriren nur mit der Natur, und das ist die schlimmste Kollektorie, die es gibt. Wem es in Goethe's Namen zum Salonfräulein, wenn ihr das Singen durchaus nicht lassen könnte, aber entweicht nicht mit der Aufgeblasenheit einer halben Bildung das Heiligthum des Eternenempire. Bleibt in euren Stuben, hängt euch buntegepöhlte Landscapen an die Wände und schwärmt vor einem die Luft zertrümmenden Morgenroth! Man muß nicht aus der Sphäre herausschreiten wollen, die Jedem von einer höheren Macht angewiesen wurde. Wer kein Auge hat für das Weltall, der wird mit seiner Pergnette keine Rosen aus der Erde hervorlocken.

Wenn wir von diesen Reflexionen, worin wir uns in der letzten Zeit die Rechte von mindestens zwei Dugend-Pösten geföhnt, den Uebergang zu einem Dichter machen, dessen Namen die deutsche Lesewelt bereits oft vor Augen hatte, so geschieht dies keineswegs zufällig, sondern absichtlich, weil auch er sich aus dem vorher Gesagten eine Lehre ziehen kann. Sein neuestes Werk ist betitelt:

1. Weltseele. Dichtungen von Arnold Schloenbach. Leipzig, W. Engelmann. 1855. 8. 224. Rgr.

Schloenbach's Talent verweist ihn auf das Gebiet der Dichtung; das scheint ihm in der jüngsten Vergangenheit klar geworden zu sein. In einer Vorrede wendet der Verfasser das oben angezeigte Buch den deutschen Naturforschern. Von Humboldt herab bis zu Karl Müller werden die Naturforscher der Naturwissenschaften mit manchmal etwas eigenhümlich pointirter Charakteristik aufgezählt. Die Phrase: „Ich gebe es Demet zu ruck, die mir es gaben“, hätte der Verfasser vermeiden sollen; so dürfte ebenfalls ein Goethe oder Schiller zu einem Humboldt und Oken sprechen, nicht der Verfasser der „Weltseele“. Ja sogar, es fragt sich noch, ob diese gefeierten Gelehrten das in dieser Gestalt von Schloenbach zurückhaben wollen. Doch zur Sache. Das Buch ist eine Aneinanderreihung von Einzelheiten, die unter sich in keinem gewissen Zusammenhange stehen, was man jedoch von der Unübersichtlichkeit „Weltseele“ füglich erwartet. Wenn ein Dichter, der in der ganzen Natur den Akzent feiern will, erst ein Dugend verschiedener naturwissenschaftlicher Werke durchstöbern muß, um sich in Begeisterung zu versetzen; da fällt einem unwillkürlich das bekannte Spruch der Weisen ein. Schloenbach's Dichtung ist wol noch mehr als äußerlicher Anreger, als aus inneren höchsten Instanzen hervorgegangen, die eben das Kennzeichen eines echten Kunstproductes ist. Schloenbach bewegt sich, soviel wir wissen, auf dem Felde der Naturwissenschaften nur als Dilettant. Es sieht beinahe so aus, als wäre seine Kenntnis der Naturwissenschaft durch die Lectüre eines oder zweier Werke, ausflüchtig erlangt worden. Welche Begriffe man als Grundlage mit diesem Buche eben die Ergebnisse dieser Lectüre

verwerthen. Was die Form anbelangt, so zeichnen sich die Verse fast durchgehends durch Glätte und Reinheit der Reime aus. Schloenbach macht sich jedoch auch dieses Geschick sehr bequem; er elidirt ein Verbum, so oft es ihm gefällig ist. Wir wollen mit zwei sehr rasch aufeinander folgende Beispiele S. 83 entziffern:

Wir kennen uns — ich und die Weiden —  
Zusammen oft geweint, gelacht.

Das soll wol heißen: Wir haben zusammen oft geweint und gelacht. Oder:

Und wieder: Ich hab' frühlingsdrunken,  
Dann frühlingsdrunken durch's Gähg.

Das heißt so gar nichts; bin ich gemindert, gehört noch dazu, um einen Sinn hineinzubringen — das muß der Dichter aussprechen; grammatisches Nichtigkeits des Satzbau ist die erste Bedingung. Dieser Unklarheit steigert sich sogar bis zum Nihilismus, wie in dem Gedichte „Zum Gähg“. Da lauten zwei Zeilen:

Stur das Gähg ist lebendig

Und das Gähg ist, toll.

Das Einzelne ist nicht todt; Schloenbach wollte vermuthlich damit sagen: Das Einzelne geht in der Sattung unter. Noch unverständlicher ist uns das ganze Gedicht „Friede“; auch hierin ist uns der Verfasser in der Hölle!

Dann laßt sich noch der Vögt Schwaben

das Verbum schuldig geblieben. Noch Aergeres begegnet dem Verfasser in dem Gedichte „In der Laube“. Die erste Strophe lautet:

Drei Mädchen saßen in der Laube:

Das eine leb wie die Gazelle,

Das zweite wie die sanfte Taube,

Das dritte wie die Wiesenquelle.

Die still und klar durch Blüthen rauscht.

Wir gestehen offenherzig, wie diese Dritte, also ein Mädchen, wie eine Wiesenquelle in einer Laube sitzen kann: das geht über unsern Horizont! Es kommt jedoch noch schöner; man höre:

Wie aus dem Heli der Baum faul

Des Thaus Perle zum grünen Moose,

So klang es, jense vom Mund der Quelle. (?)

So hört ich einmal eine Rose. (?)

Die singend fuhr auf einer Welle. (?)

Gleich einem Sterne am Meer.

Wir trauten bei dieser Strophe unsern eigenen Augen nicht mehr! Solche Dinge kommen zutage, wenn man die hohle Form zum Götzenbilde erhebt. Schloenbach schlägt sich in dieser Beziehung mit seinen eigenen Worten:

Aber Niemand kann gestalten

Aus den Formen sich den Geist.

Wenn der Flügelschlag des Geistes

Seine Stirne nicht umkreist.

Die freien rhythmischen Strophen, deren sich der Dichter mit Gewandtheit bedient, mahnen in formeller Hinsicht zuweilen stark an Goethe. In der Physik scheint Schloenbach nicht sehr bewandert zu sein, denn S. 33 nennt er die Luft Nichts; das ist nicht wahr; die Luft ist ein Körper, zwar ein unsichtbarer Körper, als solcher jedoch noch lange nicht „Nichts“. Mit dem Alter der Bäume nimmt es der Verfasser auch nicht genau. S. 144 wird einer „Zapfenpalme“, in deren „stolzem Herzen“ eine tiefe Trauer schlief, ein Leben von Millionen Jahren (?) zugegeben. Was für einen Durchmesser müßte solch ein Baum haben? Auch an Widersprüchen fehlt es in diesem Buche nicht; in dem Gedichte „Die Jungfrau im Walde“, worin sich einige Prädicate vorfinden, singt Schloenbach: „Das Rache ist so häßlich!“ während er in dem schönen, schwungvollen Gedichtchen „An Griechenland“ der Antike ein Loblied singt, die ihre Wurzeln in

dem hellenischen Cultus der Kasten hat. Mit sich „Die dunkelsten Feste“ in dieses Buch hinein werfen haben, darüber grübelten wir verzehrend. Oft wagt der Dichter Vergleiche, die ans Komische anstreifen, z. B.:

Moos. — du sinniger Gedanke,

Moos. — du schlichte kühne Kraft,

Moos. — des Bodens grüne Wolle.

Nach Aufdeckung dieser Mängel fühlen wir uns verpflichtet, auch die Lichtseite des Buchs hervorzuheben. Es enthält nicht bloß schöne, sondern sogar einzelne sehr schöne Gedichte. Wir wollen von einigen derselben die Ueberschriften namhaft machen und dasjenige, welches unserer Meinung nach das gelungenste ist, citiren, zum Beweis, daß Schloenbach, wenn er nicht auf Abwege geräth, Treffliches zu bieten fähig ist. Besonders Lob verdienen: „Zur Erde“, „Kundung“, „Ehe Liebe“, „Einsam“, „Hinaus“ (Kr. 2), „Vor dem Sturm“, „Reer und Erde“ (Kr. 1), „Der Komet“. In dem folgenden Liede steht Gedanke und Form im vollsten Einklang, die Worte drängen sich peal aneinander, das Ganze ist wie vergossen, die Schlüßstrophe ausgezeichnet schön:

Wenn ich den Tod nicht fürchtete, so wüßte ich, was ich

So lebe ich, aber ich wüßte nicht, was ich

Und wüßte nicht, was ich wüßte nicht, was ich

Ich wüßte nicht, was ich wüßte nicht, was ich

Dann erst entleert, was ich trank.

Es bleibt zurück nur, was verwandt;

So, aus dem Kampf der Elemente

Wird sich der echten Liebe Bahn.

Wie hoch stamm ich, so gern stamm ich

Zum hohen Menschenbegriffen stamm ich

Sich opfern heißt sich selbst gelassen

Und ohne Opfer liebt du nicht!

Ein jüngerer Romantiker, Moris Horn, der jedoch schon dem Publicum durch zwei größere Dichtungen „Die Pilgerfahrt der Rose“ und „Die Lilie vom See“ vorthellhaft bekannt ist, hat in seinem letzten Werke:

2. Magdala. Dichtung von Moris Horn. Leipzig, Buchhaus. 1855. 8. 1 Thlr.

aus seinem Elfenreich einen Sprung in die reale Welt gemacht, der insofern überraschend ist, als sich Romantiker nur höchst selten zu einem solchen salto mortale entschließen können. Sie stehen mit allen Elfen, Nixen, Sylphen und Blumengeistern auf so vertrautem Fuße, daß sie mit uns gewöhnlichen Erdenkindern nichts zu thun haben wollen. Man kann sich also wol mit Recht wundern, wenn ein solcher Dichter nicht nur einen modernen, sondern sogar sehr modernen Stoff wählt, der manchen galten vielleicht zurückgeschreckt hätte. Das verräth Courage. Woher da mit einem glücklichen Wurf gethan? Das zu entscheiden ist nicht unsere Sache, sondern die des Publicums; denn welcher Kritiker wäre mit den Kulisfäden des ichtigen Publicums so vertraut, daß er es wagen dürfte, einem Buche hinsichtlich seines Erfolgs das Horoskop zu stellen? Horn wählte zu seiner poetischen Erzählung als Vermaß den ungereimten fünffüßigen Samba, den gewöhnlich jüngere Dichter erst dann fertig handhaben, wenn sie bereits einige Trauerspiele geschrieben. Ungereimte Samba müssen sehr schön gebaut sein, wenn sie auf die Länge den Leser nicht ermüden sollen. Wir bemerken dies nicht im Hinblick auf das ganze Buch, denn in einzelnen Abschnitten läuft der Vers recht stehend, sondern nur, um dem Verfasser damit anzudeuten, daß an ungereimte Metra die Feile weit eher angelegt werden müsse als an gereimte. Wir wollen beispielsweise nur eine einzige dieser Partien hervorheben:

Wenn spät am Abend das Landhaus er verläßt

Ein solches darf unter keiner Bedingung elidirt werden; über-



diese Stelle vor, wir sagen merkwürdig, weil wir nicht dachten, daß aus der Kehle eines Weibes so etwas hervorbringen konnte:

Doch immer, immer wolle ich noch nicht lassen:  
Wein, Hefe, Gariel, wie Abraham in Welsch,  
Da Gott den Erbliden Schenken und Homorphan  
Den heiligen Beiz, den Untergang gebracht.

Wenn wenige Wille unter diesen Bösen  
Sich finden; ja, wenn es nur einer todt,  
Doch einen wegen wolle ich sie verstonen;  
Doch selbst den einen fand mein Herz nicht mehr.

Und sieh! ich schicke meine Hoffungsengel  
Nach Liebe suchend in das Leben aus.  
Du schütest sie, wie ich nach Wonne wollte,  
Und nimmst, ein Lot, sie schimmend in dein Haus.

Sei dieses diese Engel, die getrieben  
Aus diesem Götter, das man Leben nennt,  
Wenn meines Hasses Flamme niederrotzelt  
Und glühend auf dem Haupt des Bösen brennt.

Unter den humoristischen Gedichten sind die besten: „Der unglückliche Finkler“, „Goldläfers Brautfahrt“ und „Der betrunkene Weiskäfer“. Schön ist auch das erste Lied „So wolle ich wandeln“ und der tiefgefühlte, naturwüchsig herzenserguß: „Ich ziehe hinaus mit blutender Brust, hinaus in die schmetternde Frühlingsluft!“, dagegen barock die Schlussprophezie S. 218, unästhetisch die letzte Zeile S. 57. Die Verfasserin möge ihrer zu wild schwärmenden Phantasie den Flügel anlegen, insbesondere nicht so oft alle Blumen, Vögel, Käfer und Insekten, Riken und Wuschgeister die Revue passieren lassen; denn echten Humor stehen noch andere Regimente zugebote. Keine Frage, Talent hat sie, bedeutend mehr Talent als in der Regel jene Damen unserer adeligen Cirkel, die den Pegasus zum Apporhypsos ihrer unästhetischen Grillen herabzuwürdigen. Wir rathen ihr daher, für eine Weile ihre romantischen Waldfahrten einzustellen und größere Kunststudien zu machen.

Wir schließen hieran noch folgendes lyrisches Anhängsel:  
4. Lieder von Döpaald Hagar. Lemberg, Kallenbach. 1854.  
S. 15 Ngr.

Der Verfasser ist entweder damit zu früh in die Welt getreten, oder überhaupt nicht dazu berufen, den Pfad der Poesie zu wandeln. Er schwimmt fortwährend in Thränen; seine Muse scheint früher die Waschfrau der Erato gewesen zu sein. Wir lassen das Schöne gern gelten, wo wir es immer finden; wir gehören keiner Clique an, wir glauben stets ganz unparteiisch zuwerke zu gehen; wo wir jedoch gar nichts Schönes entdecken können, halten wir es auch für unsere Pflicht, dies dem Publicum anzuzeigen: Emanuel Rauff.

**Neue Auflagen.**  
German Mäurer's „Blüten aus dem Abendlande“, auf die schon in Nr. 15 d. Bl. f. 1854 als die erfreuliche Gabe eines nicht bloß reimmertigen, sondern auch denkfähigen, männlich fühlenden Lyrikers aufmerksam gemacht wurde, haben eben eine zweite Auflage (Zürich, Riebling, 1856) erlebt. Wir geben auch dieser Auflage ein freundliches Wort mit auf den Weg, da ihr Verfasser in der Schweiz das saure Brod des Verbannten ist und die freundliche Theilnahme des Publicums ihm ein immer noch geringer Erlass sein würde für das traurige Loos, mit einem für sein Vaterland warm fühlenden Herzen in der Fremde zu leben. Auf der Vaterlandsgrenze rief Mäurer seinem Vaterlande zu: deutsche Erde, theure Erde,  
Das dir wohl die Gottheit wolle!

Der ganze Sommer des Erilicten tritt uns in einem Gedichte entgegen, welches die Ueberschrift „Wanderjahre“ trägt und zu denen gehört, womit der Dichter die neue Auflage vermehrt hat.

Denn war ein Flüchtling auf des Wanders Zügen:  
Mir etwas minder als ein Schwand gebüet.  
Man fragt ihn, wie den Bettler, was er wolle,  
Wenn er zur Rast sich zu ihm niederlegt.

Einem Kritiker, der ihm wohl gethan, ruft Mäurer in dem epigrammatischen Gedichte „An den Kritiker“ zu:

Welchem Geist er gleicht, den kann nur Jeder begreifen:  
Sag, begrimst du vielerlei Beden, weil Krieger die zueh?

Wir glauben zu wissen, wer der Kritiker ist, auf den Mäurer hier bezieht; wir hätten aber gewünscht, daß es dem Dichter beliebt hätte, den unvergleichlichen Kritiker bei Namen zu nennen, um jeder irrigen Deutung vorzubeugen.

Ein Verzeichniß der im Laufe dieses Jahres neu erschienenen Bücher (mit Ausschluß der rein wissenschaftlichen Werke) überhaupt vom mehrfachen Interesse sein. So ist es und nicht ohne Bedeutung, daß von den beiden vom osthelvetischen Standpunkt geschriebenen Literaturgeschichten die von Barthel'sche bereits die vierte und die Bilmarsche die sechste erlebt hat. Freilich hat es die Verzeichnisse Literaturgeschichte zu einer vierten Auflage gebracht, aber erst nach einer langen Reihe von Jahren; auch wird von der Literaturgeschichte Julian Schmidt's, in der die kritische Darstellung der historischen, untergeordnet, auch der Versuch von 1791 — 1806 und die Leistungen im Gebiet der Literaturgeschichte ausführlicher dargestellt werden sollen, eine zweite Auflage zu gesündigt, aber den Sturm von Auflage zu Auflage die Bilmarsche wird auch die Schmidt'sche-Schmidt'sche. Der mystische Roman „Krisis nicht Dams“ erlebte eine zweite Auflage, so gut wie Freytag's „mysteriöser Roman, Tod und Haben“, von dem schon die dritte Auflage angekündigt wird. Hagen's „Norica“ und die „Mystischen Märchen“ von Elise Polso erlebten eine zweite, Hagen's „Märchen ohne Bilder“ (in der Fouquet'schen Uebersetzung) in der Miniatúrausgabe, seine „Gesammelten Märchen“ die dritte Auflage. Von den bereits dem vorigen Jahre angekündigten Wiederauflagen von Guggen's „Mitter vom Geiste“ (die dritte Auflage, 1812) (die vierte, Auerbach's „Prinzip“ u. s. w.) haben wir schon früher gesprochen. Georg Schenker's „Gedichte“ und Max Waldau's „Erdmüde“ brachten es zu der zweiten, J. Sturm's „Sammeler“ zu einer dritten, Humer's „Sohn um dich und schau in dich“ zu einer vierten, Erdel's „Wölven“ zu einer fünften, Schenker's „Mitter vier“ zu einer zehnten, Schenker's „Gedichte“ zu einer vierzehnten und Geibel's „Gedichte“ sogar zu einer dreißigsten Auflage! Schulze's „Sammliche poetische Werke“ wurden zum dritten mal aufgelegt. Unter den dramatischen Dichtungen erlebten Moquette's „Das Reich der Träume“ und Griepker's „Ideal und Welt“ jedes eine zweite Auflage. Die Streitschrift von Vogt „Köhlerglauben und Wissenschaft“ und Schleiden's Buch „Die Pflanze und ihr Leben“ wurden zum vierten male, Burmeister's „Geologische Briefe“, Moquette's „Der Kreislauf des Lebens“ J. H. Richter's „Die der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer“, der populär-wissenschaftliche Schrift „Vom gesunden und kranken Menschen“, Bodenstedt's „Die Wälder des Kantons“, Geibel's „Geschichte der Musik“, zum zweiten, Demetrius zum fünften male aufgelegt. Endlich kommt uns noch ein neues Buch in zweiter vermehrter Auflage in die Hände, Libanon. Ein poetisches Familienbuch. Herausgegeben von Ludwig August Frankl (Wien, Samarski, 1855). Die poetische Hausbibliothek für jüdische Familien enthält von 18 Dichtern 216 Gedichte (darunter auch mehrere noch nicht gedruckte Originalmittheilungen), worin das Judenthum und das jüdische Volk in der einen oder andern Hinsicht vertritt.



wären! Unter den Dichtern, deren Gaben hier mitgetheilt sind, befinden sich auch sehr viele christlicher Geburt, und es ist überhaupt gar sehr die Frage oder vielmehr nicht die Frage, ob verhältnißmäßig das Christenthum und die Christen von so vielen jüdischen Dichtern gefeiert worden sind, als das Judenthum und die Juden von Hebräern. S. 11.

## Notiz.

### Die Zouaven.

In Michel Levy in Paris und für das Ausland bei Re-  
lat, Gans u. Comp. in Brüssel erschien: „Les Zouaves et  
les Chasseurs à pied par S. A. R. Mgr. le duc d'Aumale.  
Extra de la Revue des deux mondes du 15 mars et du  
1er avril.“ Der Name der so vielgenannten Zouaven kommt  
von dem arabischen Worte Zouaoua her. Die Zouaoua sind  
ein koptischer Stamm, welcher in den entlegensten Schluchten  
des Nubienlandes haust, stets nur dem Namen nach den Türken  
unterworfen war und dessen Angehörige häufig nach Alger  
kamen, um hier ihre Del- und rothen Indusriefprodukte gegen  
Lebensmittel umzutauschen. Im Kriege machten sie sich durch  
ihre Unerschrockenheit bekannt und gefürchtet. Durch einen Be-  
ehl vom 1. October 1830 wurden zwei Bataillone aus Ein-  
geworbenen gebildet, die nach französischer corumpirter Aus-  
sprache des Wortes Zouaoua „Zouaves“ genannt und von  
französischen Offizieren, worunter sich auch Kameradere befand,  
directiv wurden. Recrutirt wurden diese Bataillone aus den  
Söhnen von Freivoligen, unter dem Namen „Volontaires de  
la charité“, noch gewöhnlicher aber als die „Enfants de Paris“  
bekannt. Gegen diese französischen Elemente verschwanden dann  
die eingeborenen immer mehr. Die Corpseigenschaften dieser  
Truppe waren von jeher ungekämpfte Tapferkeit, unermüdete  
Häufigkeit und dabei auch wol einige Renommisterei und Pol-  
tanerie. Es wird uns in der Schrift des Herzogs von Au-  
male folgendes Epöphen erzählt: In einer Nacht wurden die  
Zouaven von den Arabern in ihrem Lager überfallen, und da  
das Feuer des Feindes ein sehr heftiges und plötzliches war,  
kamen sie einem Augenblick und es bedurfte des heldenmüthigen  
Hüfers der Offiziere, um den gewöhnlichen Kriegsmuth  
in ihnen wachzurufen. Unter den ersten Offizieren, welche her-  
beikamen, befand sich auch der Marschall Bugeaud, der, ohne  
weiter an seine Toilette zu denken, sich vom Lager erhoben hatte.  
Als er nun, nachdem der Kampf bereits begonnen, beim Wacht-  
feuer erschien, brach Alles in ein Gefäch aus, denn Bugeaud  
trug einen Kopfschmerz wie Béranger's König von Portugal. Der  
Marschall rief nun nach seiner Casquette, und tausend Stimmen  
widerhallten ihm: „La casquette, la casquette du mar-  
chal!“ Folgenden Morgens sangen sie auf dem Marsche:

Al- ta vu  
La casquette,  
La casquette?  
Al- ta vu  
La casquette  
Du père Bugeaud!

Man hat dieser Marsch „La casquette“, und Bugeaud, der  
dieses Anekdoten gern erzählte, forderte häufig die Hornisten auf:  
„Sonnez la casquette!“ Ein Kriegskamerad der Zouaven  
berichtet übrigens im „Athenaeum français“ diesen Humore-  
schen Text, indem die Zouaven des Reims und der Drolligkeit  
wegen gelungen hätten:

Al- ta vu  
La casquette  
Du père Gessad-Bu!

Für das große Publicum mag diese erste Hälfte der Schrift,  
für Militärpersonen die zweite über die Chasseurs à pied, frü-  
her als Lager von Vincennes genannt und in ihrer jetzigen De-

signifikation wesentlich eine Beschreibung des verrücktesten Herzogs  
von Orleans, von größtem Interesse sein. Der Verfasser verfolgt  
die Geschichte dieser Waffe bis zu ihrem Ursprünge und bestätigt,  
daß die von den Desfranchiers schon früh zu einem Corps organisir-  
ten tiroler Schützen das Vorbild dieser Truppe in allen übrigen  
Heeren waren. Friedrich der Große war nächst den Desfranchiers  
der Erste, der ein mit Büchsen bemessenes Schützen-  
corps in seiner Armee einführte, indem er den großen Nutzen  
dieser Waffengattung, deren Wirkungen im Felde er mit an-  
gesehen hatte, mit dem ihm eigenen Scharfsinn sehr bald  
begriff. S. 11.

## Bibliographie.

Alpenburg, S. N. Ritter v., Die Alpenzither aus Ti-  
rol. Gedichte und Erinnerungsbilder aus den Jahren 1848  
und 1849. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Innsbruck,  
Witting. 16. 12 Ngr.

Asiatia. Jahrbuch für asiatische Geschichte, Sage, Alter-  
thumskunde, Pöte, Sprache und Kunst, im Verlage mit be-  
freundeten Schriftstellern herausgegeben von A. Stöbere 1854  
u. 1855. Frankfurt a. M., Bolder, Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Baumgarten, M., Katanget und Jona. Zwei biblische  
Lebensbilder in zwei öffentlich gehaltenen Vorträgen. Braun-  
schweig, Schwetfische u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Braun, Jakobella, Heiden des Christenthums. 2te  
Auflage Mit einem Stahlstiche. Augsburg, Schmid. Gr. 16.  
12 Ngr.

Brentano, C. A. v., Bilder auf einer Reise nach Ameri-  
ka 1852. Mit einer Vorrede von Heinrich Heine. Augs-  
burg, Schmid. Gr. 12. 12 Ngr.

Brewster, Margarethe Elisabeth, Arbeit oder:  
Es giebt deren vollauf, und wie sie zu thun ist. Aus dem  
Englischen überfetzt. Berlin, W. Schulze. 8. 20 Ngr.

Achtzehnter bis jetzt ungedruckte Briefe Napoleon's I. von  
1795 bis 1815. Aus den Mémoires du roi Joseph überfetzt  
und mit Erläuterungen versehen von A. Wolff. 1847 und  
2ter Theil. Berlin, Hempel. 8. 10 Ngr.

Hessel, J., Die Schreckensjahre von Kreuznach, oder die  
Brüder Schaffhausen, Schalk. Br. 8. 12 Ngr.

Kalisch, D., Schulze und Müller in Paris. Humori-  
stische Reisebilder. Mit 26 Illustrationen von W. Scholz. 2te  
Auflage. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Keyser, L. C., Pädagogisches und Religiöses. Berlin,  
Gebr. Scherl. Gr. 8. 12 Ngr.

## Tagesliteratur.

Professor Dr. Hof im Streite wider die Homöopathen.  
2te Auflage. Leipzig, Raumburg. 8. 5 Ngr.

Finis Poloniae. Leipzig, Gebel. Gr. 8. 12 Ngr.

Henrichsen, A. J. F., Das Symposium Weg und Ziel.  
Antrittsrede gehalten am 26. April 1855. Altona, Lehmkühl  
u. Comp. Gr. 8. 4 1/2 Ngr.

Jacobson, H., Nachdenken nicht Nachglauben. Stets  
religiöse Vorträge. Gehalten als Mitglied des Gemeindevor-  
standes, vor der christkatholischen oder freien christlichen Ge-  
meinde zu Berlin. 3te Auflage. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

Keyser, L. C., Anweisung, wie die 300jährige Jubelfeier  
des am 26. September 1553 abgeschlossenen Augsburger Reli-  
gionsfriedens auch in den Volksschulen festlich begangen werden  
kann. Sondershausen, Cappel. 8. 1 Ngr.

Koller, J. B. C., Die Bauern und deren Einfluß  
auf den menschlichen Zustand. Zum allgemeinen Volkswohl  
der Deffentlichkeit übergeben. München, Fleischmann. Gr. 8.  
4 Ngr.

Die Lage der Protestanten in der österreichischen Monar-  
chie einst und jetzt. Leipzig, Jacobson. Gr. 8. 12 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Rgr.)

## Kritik.

Aus der Gegenwart. Roman von Theodor König. Zwei Bände. Leipzig, Hermann Schulze. 1855.

— Als Emil diese Scene durchlesen, schlug er das Manuscript zusammen und warf es auf den Tisch. Es müßte Einer blind sein, sagte er dann halblaut, wenn er aus dieser Schreiberei nicht augenblicklich erkennen sollte, daß der Verfasser ein junger Mensch sein muß, den Consistorialrath Brenzel im Gramen durchfallen ließ. Das ist Persiflage, aber keine Poesie! Das ist persönliche Gereiztheit, aber kein das Auge meinte umfassender Humour! Mit diesen Worten warf er das Manuscript in den Ofen und zündete es an" u. s. w. Also schildert genannter Roman eine Katastrophe im Leben des Helden, des soi-disant Literaten Emil, die wir deshalb hier anführen, weil sie uns die richtigste Recension über das Buch selbst zu enthalten scheint, von der wir nur bedauern, daß sie in dem Verfasser nicht mehr denselben wohlthätigen Einfluß wie dort zur Folge haben kann: Es müßte Einer blind sein, wenn er aus dieser Schreiberei nicht augenblicklich erkennen sollte, daß der Verfasser ein junger Mensch ist, den Consistorialrath Brenzel im Gramen durchfallen ließ, und der mit ein paar in die Welt geschleuderten Romanen bei der Kritik nicht den Beifall fand, den er in seiner jugendlich unenttäuschten Meinung von sich zu verdienen sich einbildete.

Dieser Roman ist die prägnanteste Erscheinung der Literaturgattung, welche die Kritik der letzten Jahre mit unermüdlicher Konsequenz als „Literaten-Roman“, an den Pranger zu stellen bestrebt war. Von Capitel 1—24, fast 700 Seiten hindurch, Literaten und Literaten und nichts als Literaten mit ihren sehr vernünftigen, um die Existenz besorgten Tanten, in Unwissenheit schwärmenden Schwestern, völlig verzeichneten naturkindlichen Geliebten und sonstigen unermüdlichen und ebenbürtigen Zuthaten. Literaten — und noch dazu was für Literaten! Nicht jene tollkühnen, von Tendenzen überprüfenden „Poeten“, wie sie Heinrich Laube einmal schilderte; auch nicht die harmlos wüthen und anständig fleißigen Naturen, wie sie Freitag's „Journalisten“ bieten, — hier türken ungeheuerliche, verzerrte, halb heroische, halb caricirte Figuren wie betrunken durcheinander, von denen Referent gestehen muß, daß ihm verglichen in seiner literarischen Praxis noch nicht, weder im Leben noch in Büchern, vorgekommen sind. Das Prachtexemplar aber ist jener Herr Emil, ein maffer Abklatsch des Gottwalt aus desselben Verfassers „Anton Gregor“, nur ohne dessen frische Waghalsigkeit, — ein ganz unnützer junger Mensch, der durch das Abiturientenexamen gefallen ist, wie er sich einbildet, durch schändliche Bureaukraten-Intriguen, und nun, anstatt die Lücken seines Wissens auszufüllen, unter die Literaten zu gehen beschließt, um sich an seinen Examinatoren zu rächen. Während er in so ordinärer Geminnung die eben erwähnte Persiflage auf den ebenso wol als Beamten wie als Gelehrten allgemein hochgeschätzten Consistorialrath Brenzel schreibt, bildet er sich ein, eine messianische Pflicht zu erfüllen, raffirt sich mit Redensarten aus von Aufgaben der Gegenwart, Humor der Nezeit, schriftstellerischem Märtyrertum u. s. w., hat in naturwüchsiger Waldeinsamkeit die Unverschämtheit, sich den Titel „Dichter“ anzumachen, macht dadurch ein ganz verdrohenes Wesen, das der Verfasser für ein Naturkind ausgeben will, in sich verliert, und als der sehr verständige, aber auch völlig

verzeichnete Para — ein ebenfalls Naturmensch sein sollender Förster, der seine Natürlichkeit durch stetes Reden vom „Positiven“ kundgibt, — als dieser dem sogenannten „Dichter“ durch einige Grobheiten den Kopf zurechtzuweisen versucht, durch die er ihm wahrscheinlich sagen lassen will, daß nicht Jeder ein Dichter sei, der sich Dichter nenne, und daß rechtlicher Leut: Dichter nicht für Jedermann, der von der Straße kommt, gewachsen sind, — da nimmt Herr Emil einen gewissen sittlichen Aufschwung; er erkennt seine begonnene Satire als eine Gemeinheit, wirft sie ins Feuer, sieht ein, daß der Stand des Poeten für ihn zu mühsam ist, bildet sich nicht mehr ein, Talent zu haben, und geht nach Sebastopol, aber freilich nicht als ein Taugenichts, der hier nichts werth ist, sondern wieder als ein Mensch, der eine „Mission“ zu erfüllen hat, ja, dessen wegen vielleicht der große Krieg einzig begonnen ist; wir Literatur Immergrün gewünscht hat: „dean ein solcher Krieg“, sagt er, „würde diesen Jüngling entweder zu einem großen Dichter oder zu einem Felden entflammen.“ Glück auf! — Der Herr Verfasser aber, der mein geschäfter schleißcher Landmann, Schulfreund und Gramengenosse ist, wird sich sicher über die heutige „Unverblümtheit“ meines Referats nicht wundern, da er durch seine Ausfälle gegen seine bisherigen Recensenten, zu denen ich auch zu gehören bedauern muß, eine Sprache nachwiegend provociert hat, die alle Rücksichten milder Schmeichelei und persönlicher Theilnahme schwinden läßt. Herr Theodor König ist mit seinen „Wildern aus Ost und West“, „Literaten-Romanen“, „Moderner Jesuitismus“, „Anton Gregor“ und „Moderner Kaffass“, soviel wir uns erinnern, von der Kritik leidlich freundlich und stets anständig aufgenommen worden; wenn dabei nicht alle Welt von der prophetischen Aufgabe, die er nach dem Wotlos seiner Titelblätter sich gesetzt hatte, abließ, so hätte er daraus erkennen sollen, daß Wotlos keine Bücher und daß seine Bücher — nicht seine Wotlos sind, und er hätte aus dieser Erkenntnis zu dem Entschlusse kommen können, neue und bessere Bücher zu schreiben. Statt dessen scheint hier dieser Roman, der offen die Kritiker Herrn König's an den Pranger stellen und die literarischen Zustände Deutschlands, die der Verfasser nicht einmal aus eigener Anschauung kennt, als verächtliche Geißeln will. Leider ist aber das Buch selbst so völlig mißlungen, daß wir von dem bei „Anton Gregor“ erwähnten Vorzüge (s. Nr. 49 d. Z. 1853) nur den einzigen wiederfinden und den jugendlichen Dichter dringend bitten müssen, vom Felde der geistreich sein sollenden Satire wiederum auf das des harmlos frischen Humors zurückzukehren. Wir geben ihm dabei die Versicherung, daß wir seine bessere Leistung von ihm mit dem besten Wohlwollen erwarten werden. Die Anmerkung endlich auf S. 144 B. II in der der Verfasser sich „heirathsfähigen und wohlhabenden Damen“, „zu gewissen Chancen“ anbietet, gehört nach unserer Meinung zu dem Keuesten und Allerpfankesten, was man in Geißelung gegenwärtiger Literaturzustände anführen kann.

Diese Kritik aus Nr. 34 der „Novellen-Beilage“ hat hier ihren Platz zum Verständnis der Antikritik, die Herr Theodor König in der vorigen Nummer d. Z. veröffentlicht hat. Leipzig, September 1855. Dr. Robert Schickel.

\*) Es ist besonders von dem Referenten eines „Lebensbildes“ die Rede.

# literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 38.

20. September 1855.

Inhalt: Die streitenden Parteien in der Physiologie. Von Karl Vortlage. — Alfred Reissner als Romandichter. Von Wilhelm Meigs. — Ein Dugend lyrische Epigonen. — Aus London: Alfred Tennyson's neueste Dichtung; Die Abschaffung der Stempelabgabe und die englische Presse; Literarische Miscellen; Todesfälle. — Notizen. — Bibliographie. — Kuzelen.

### Die streitenden Parteien in der Physiologie.

1. Menschenschöpfung und Seelensubstanz. Ein anthropologischer Vortrag, gehalten in der ersten öffentlichen Sitzung der einunddreißigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Göttingen am 18. September 1854 von Rudolf Wagner. Göttingen, Wigand. 1854. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Ueber Wissen und Glauben mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen. Fortsetzung der Betrachtungen über „Menschenschöpfung“ und „Seelensubstanz“ von Rudolf Wagner. Göttingen, Wigand. 1854. 8. 5 Ngr.
3. Köhlerglaube und Wissenschaft. Eine Streitschrift gegen Hofrath Rudolf Wagner in Göttingen von Karl Vogt. Dritte, mit einem zweiten Vorwort vermehrte Auflage. Gießen, Ricker. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Naturwissenschaft und Bibel im Gegensatz zu dem Köhlerglauben des Herrn Karl Vogt, als des wiedererstandenen und aus dem Französischen ins Deutsche übersehten Wort. Von Andreas Wagner. Stuttgart, E. C. Klefching. 1855. Gr. 8. 9 Ngr.
5. Die Gebietsgrenzen der Naturwissenschaften. (Vortrag in der öffentlichen Sitzung der Entenberg'schen Gesellschaft.) Von Stiebel sen. (An Karl Vogt und Rudolf Wagner.) Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1855. 8. 3 Ngr.
6. Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. Von Julius Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 16. 1 Thlr.
7. Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung. Ein Wort zur Verständigung über das Verhältniß der Naturforschung zu dem Glauben und der Hoffnung des Christen. Sendeschreiben an Dr. M. J. Schleiden von F. R. Helig. Münster, Theissing. 1855. Gr. 8. 12 Ngr.
8. Sonntagsbriefe eines Naturforschers an seine religiöse Freundin. Eine populäre Beleuchtung des zunehmenden Konflikts zwischen der religiös-sittlichen Welt und der modernen Anschauungsweise der heutigen Naturwissenschaft. Von F. Klenke. Leipzig, Kummer. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der zwischen den beiden Physiologen Rudolf Wagner in Göttingen und Karl Vogt in Gießen entbrannte Streit über die Existenz der Seele und die Abhängigkeit des Denkens vom Gehirn ist darum von großer Bedeutung, weil es sich bei ihm nicht bloß um die Beantwortung specieller wissenschaftlicher Fragen handelt, sondern weil hier um die Grundbedingungen des wissenschaftlichen Lebens überhaupt gekämpft wird. Der Streit ist dadurch

so erbittert und heiß geworden, daß jeder der Kämpfenden dann, wenn die Ansicht seines Gegners sich allgemeine Bahn bräche, die Fundamente dieses Lebens in ihrem sichern und ruhigen Bestande wesentlichen Gefahren ausgesetzt zu sehen glaubt. Nimmt in den Naturwissenschaften der Materialismus auf eine solche Weise überhand, wie Karl Vogt will, so arbeiten die Naturwissenschaften nach der Ansicht seines Gegners allen destructiven Tendenzen der Gegenwart in die Hände und helfen selbst den Boden des heutigen Culturlebens untergraben, in welchem sie wurzeln. Auf der andern Seite hat der von Rudolf Wagner gegen Vogt behauptete Grundsatz, daß im Falle eines Zwiespalts der Naturwissenschaft mit kirchlichen Dogmen dem Naturforscher gestattet sein müsse, sich als einen Skeptiker der Vernunft und zugleich als Gläubigen des geoffenbarten Wortes darzustellen, ebenfalls etwas Bedenkliches. Denn abgesehen von dem moralischen Nachtheile, daß durch die öffentliche und laute Billigung eines solchen im Einzelnen ohnehin häufig genug vorkommenden Verfahrens die Feigheit und Heuchelei zur Tugend umgestempelt werden würde, so setzt es die Naturwissenschaft auch zur Theologie in eine schiefe und unhaltbare Stellung. Denn eine nicht fortschreitende und am Buchstaben verlebter Dogmen festklebende Orthodorie kann sich mit einer solchen zweideutigen Concession von Seiten der Naturwissenschaft niemals begnügen. Sie wird, weit entfernt, ihre vollkommen begründete Feindschaft gegen das naturwissenschaftliche Studium dadurch zu mildern, in einer solchen Concession von Seiten der Naturwissenschaft nichts weiter als ein Zeichen der Schwäche erblicken, welches sie weiter auszubeuten suchen wird. Eine auf den philosophischen Wegen eines Schleiermacher, Erdmann, Richard Rothe, Karl Hase, J. D. Wirth oder Christian Hegmann Weiße, fortschreitende Theologie hingegen weiß nun erst ganz und gar nichts anzufangen mit einer nach Radow'schen Grundsätzen den Staat rettenden Naturwissenschaft, welche überall dort zwischen geoffenbarter Schrift und physikalischer Thatsache in der ungewissen

Klemme stecken bleibt, wo die Theologie selbst auf die Seite der naturwissenschaftlichen Thatsache gegen das verlebte Dogma des Köhlerglaubens aufzutreten gewohnt und entschlossen ist. Was soll eine evangelische Theologie davon denken, wenn der wissenschaftliche Kanon unbeugsamer Wahrheit, welchen sie selbst anerkennt, von einem Physiologen, welcher in seiner Wissenschaft als eine Autorität gilt, angetastet und erschüttert wird? Derselbe muß ihr nicht nur als Verräther auf dem Boden seiner eigenen Wissenschaft, sondern auch als Feind des Protestantismus erscheinen.

Aber gab es denn für einen Physiologen gar einen andern Weg, dem überlästigen Materialismus mit Kraft entgegenzutreten, als durch eine Zulassung kirchlicher Autorität in der Wissenschaft? Es kann die Antwort hierauf dem, welcher nicht selbst Physiolog ist, höchst seltsam scheinen, und dennoch ist sie buchstäblich wahr: es gab für eine Physiologie der bisherigen und zwar der durch Rudolf Wagner selbst vorzüglich mit begründeten Schule keinen andern Ausweg. Gerade dieses, daß Wagner, wollte er theologischen Fuß fassen, durchaus nicht ins Gebiet einer wirklich evangelischen Theologie übergehen, sondern nur auf dem Punkte eines buchstäblichen Schriftglaubens (Köhlerglaubens) anlangen durfte, charakterisirt die eigenthümliche Beschaffenheit dieser physiologischen Schule vollkommen. Denn alle lebendige Theologie ist ihrer Natur nach Idealismus, und eben der Idealismus ist es, welchem diejenige physiologische Schule, zu welcher sich Wagner bekennt, durch die ganze Art ihrer Opposition gegen die früheren philosophischen Bestrebungen in der Naturwissenschaft Urtheile geschworen hat. Sie kann nicht zu ihm zurück, ohne ihr eigenes Princip, welches in der Wurzel materialistisch ist, anzugeben. Dagegen steht auch selbst dem Materialismus der Zugang zum buchstäblich geoffenbarten Wort noch immer offen. Ist ja doch der Offenbarung des Alten Testaments zufolge, wenn man sie im buchstäblichen Sinne versteht, Gott selbst ein materielles Wesen zu nennen. Wie streng und unerschütterlich nun Wagner in seinem Idealistenhaß oder, was auf Dasselbe hinauskommt, in seinem Haß gegen den lebendigen Protestantismus mit Vogt übereinstimmt, hat er besonders hierin an den Tag gelegt, daß er es eher über sich gewonnen hat, die physiologische Wissenschaft einer gefährvollen Stellung preiszugeben, wo sie von steten Eingriffen einer herrschsüchtigen und mächtigen Kirchenpartei bedroht ist, als sich einfach selbst auf den Standpunkt der lebendigen evangelischen Theologie hinüber zu begeben.

So steht die Sache im Begriffe aufgefaßt. Der äußere Verlauf des Streits ist folgender. Die „Physiologischen Briefe“ Rudolf Wagner's, welche zwischen September 1851 und Mai 1852 in der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung“ erschienen, kamen Karl Vogt in die Hände in Nizza, wo er, wie er erzählt, beschäftigt war, neben vielen Arbeiten ums Brot auch einige selbständige Untersuchungen zu machen. Hier fand er zu seinem Erstaunen eine Stelle im sechsten Briefe

ausdrücklich, obwohl nicht mit Nennung seines Namens, gerichtet gegen jene seitdem berühmt gewordene Stelle aus seinen im vergangenen Jahre neu aufgelegten „Physiologischen Briefen“, in welcher das Gehirn unter dem Gesichtspunkt eines Absonderungsorgans mit den Nerven verglichen wird. Er war, wie er bezeugt, hierbei sehr gerüstet über Wagner's Art und Weise, neben den Thaten der Wissenschaft auch alberne dogmatische Spinnereien und Hirngespinnste dem größern Publikum als allgemeingültige, wissenschaftlich begründete Sätze dargeboten zu finden, daß er in seinen „Bildern aus dem Thierleben“ als Schlusswort einen scharfen Angriff auf die „Physiologischen Briefe“ Wagner's machte, insbesondere die von Reptern zugegebene „Theilbarkeit der Selensubstanz“ als einen „entsetzlichen Unsinn“ bezeichnet. Wagner antwortete auf diesen Angriff in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ im November 1852, Vogt replicirte, und der Streit wäre hiermit wol abgehan gewesen, wenn nicht durch ein bochästes Inserat in mehreren Zeitungen, datirt vom 14. September 1854, Karl Vogt als der Erste die schlecht geheilte Wunde aufs neu aufgerissen hätte. Er theilte in diesem Inserate mehr Selbstgeständnisse aus Rudolf Wagner's damals erschienenen „Neurologischen Untersuchungen“ mit, deren Veröffentlichung gerade in die Zeit fiel, wo die Versammlung der Naturforscher in Göttingen stattfand. Die Art der Mittheilung war charakteristisch genug für Vogt. Er hieß da unter Anderm:

In Bezug auf den ersten Punkt sagt Wagner („Neurologische Untersuchungen“, S. 242): „In der That muß ich nach den vielen von Freund und Feind vernommenen Urtheilen über diese (nämlich die physiologischen) Briefe annehmlich die Ueberzeugung gewinnen, daß ich etwas in Inhalt und Form, ja vielleicht in der ganzen Aufgabe Verfehltes dem deutschen Publicum geboten habe.“ Was bleibt? Druck und Papier der Gotta'schen Officin!

Hierauf erfolgte von Seiten Wagner's vor den versammelten Naturforschern der unter dem Titel „Menschenschöpfung und Seelensubstanz“ abgedruckte Vortrag, worin er die Versammlung zur theilhaftigen Partei in diesem schon halb vergessenen Streite zwischen Materialismus und Kirchenglauben zu stempeln suchte. In diesem Vortrag schloß sich eine Aufforderung an Professor Ludwig aus Zürich zu einer öffentlichen Disputation über die Frage: „Ob Seele, ob Hirn?“, welche aber einen unerwarteten Ausgang nahm. Denn Rudolf Wagner ließ an dem Tage, wo Ludwig sich zur Disputation stellte, unterstützt von seinen Gesinnungsgenossen, dem Professor Fick aus Marburg, dem Dr. Scharlau aus Stettin und dem Dr. Spieß aus Frankfurt, als durch Unwohlsein verhindert absagen, stellte sich hingegen am folgenden Tage, wo Ludwig abgereist war, den andern Gegnern gegenüber zur verabredeten Disputation, wobei er indessen nicht über die Natur der Seele, sondern statt dessen darüber verhandelte, daß die letzten Enden der einzelnen (Primitiv-) Nervenfasern nicht als Schlingen, sondern stattdessen gleich abgechnittenen Fäden endigen, daß ferner die Ganglienzellen im Gehirn die allein wirksamen Elemente

für die Thätigkeit der Seele freien, und daß zur Function dieser Ganglienzellen ein directer Uebergang der Nerven in dieselben durchaus nicht entbehrt werden könne. Dieser Ausgang schien nicht geeignet, der spiritualistischen Richtung Wagner's unter den versammelten Naturforschern neue Freunde zu erwerben, und es blieb nun Wagner aufs neue kein anderer Weg zur Verfolgung seines Vorhabens übrig als die Presse. Zur Erwiderung und Erläuterung des Vogt'schen Angriffs vom 14. September erließ er die Schrift „Ueber Wissen und Glauben“, welche von Vogt mit der bereits zum vierten mal aufgelegten Broschüre „Köhlerglaube und Wissenschaft“ beantwortet wurde.\*)

Es ist in der Wissenschaft vor allem ein schlimmes Ding, wenn man paradoxe Sätze bloß ihres seltsamen Klangs wegen als absurd verläßt. Beide Streiter haben das von Anfang an gegenseitig gethan und einander dadurch weit mehr, als nöthig war, erbittert. Denn beiderseitige Paradoxien lassen sich verteidigen. Was zuerst die von Wagner zugelassene Theilbarkeit der Seelensubstanz betrifft, so ist von ihm selbst bereits hinlänglich darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Frage nach der Theilbarkeit des Seelenwesens eine unakte ist und Jahrhunderte lang heidnische und christliche Philosophie aufs ernsteste beschäftigt hat. Die beliebte Vorstellung, daß das Seelenwesen in uns nur als eine Monade, ein atomistisches und egoistisches isolirtes Individuum gedacht werden könne, von welchem nichts ab- und zu welchem nichts hinzuzusetzen fähig sei, gehört zu den Vorurtheilen, welche, wo sie sich finden, nur Zeugniß ablegen von der bei uns im Ganzen und Großen noch vorherrschenden Unbekanntheit mit der Geschichte der Philosophie. Sobald man gewahrt, daß von allen Philosophen des Alterthums, welche ein großes Gewicht auf Unsterblichkeit der Seele legten, Platon, Pythagoras, Plato und Plotin an der Spitze, keiner war, welcher an eine schlechthin untheilbare Seele (eine Leibnitz'sche oder Herbart'sche Monade) glaubte, hört jenes von Vogt aufgeschlagene unverständige und äußerlicher Unwissenheit entsprungene Gelächter über die von Wagner zugelassene Theilbarkeit der unsterblichen Seelensubstanz sogleich auf. Denn man darf nur den Begriff der von allen jenen Philosophen ebenfalls zugelassenen Weltseele mit zu Hülfe nehmen, um sowohl durch die unabtrennbare Verbindung jedes einzelnen Theils mit dem Ganzen der Gottheit, als auch durch die fortdauernde Verknüpfung aller vereinigten Theile untereinander innerhalb des Ganzen alle hier sich zum Scheine anhäufenden Besorgnisse und Schwierigkeiten mit einem male fallen zu sehen. Aber in ganz ähnlicher Weise verhält es sich auch mit dem von Karl Vogt angewandten Vergleiche des Gehirns mit einem absondernden Organ. Letzterer Gedanke ist durchaus nicht neu und, wie gegenwärtig allgemein geglaubt zu werden scheint, eine Gründung Vogt'scher Fritolität. Vielmehr ist der erste Er-

funder dieses Gedankens der berühmte Blumenbach, Wagner's Vorgänger im Amse, dessen Aussprüche Wagner doch in andern Dingen Achtung zuollen gewohnt ist. Weil Blumenbach zwischen dem Gehirn und andern absondernden Organen eine Aehnlichkeit in der Structur zu entdecken glaubte, so stellte er mit Begegnahme auf die damaligen Versuche Galvani's in Betreff der Nerven-electricität die Vermuthung auf, es möchte wol das Gehirn das absondernde Organ oder Filtrum für ein dem elektrischen Stoffe verwandtes specifisches Nervenfluidum sein.\*\*) Wir Recht bemerkt zwar Loge in seiner „Medizinischen Psychologie“ gegen Vogt, die Annahme einer Erzeugung von Gedanken, Bestrebungen und Gefühlen durch das Gehirn vermöge eines Aussonderungsprocesses setze voraus, daß ein physischer Proceß einen zweiten durch seinen Einfluß in einen psychischen verwandle — ein Ereigniß, welches durch bloße Vergleichen nicht im mindesten deutlicher werde. Daraus folgt jedoch noch nicht, daß nicht Blumenbach möglicherweise einen gründlicheren Weg als durch bloße Vergleichung hätte finden können, um die Idee einer solchen Verwandlung zu motiviren. Und auf der andern Seite führt die Annahme der Möglichkeit einer solchen Verwandlung oder relativen Identität zwischen physikalischer Kraft und psychischer Substanz auch wieder noch gar nicht dem Materialismus nothwendig in die Arme, sondern erlaubt noch immer mannichfaltige andere Wendungen des Gedankens, wie dem Kenner älterer und neuerer philosophischer Systeme hinreichend bekannt ist. Also auch in diesem Punkte ist die bloße Unwissenheit als Folie eines bequemen Spottes ausgedeutet worden.

Der Streit zwischen den beiden Physiologen hat zwei Themata, welche ebenso verschieden sind an Inhalt als an Wichtigkeit für die Glaubensfrage, über welche eigentlich gestritten wird. Das eine ist das Bestehen des Menschengeflechtes in verschiedene autochthonische und nicht von einem und demselben Menschenpaare abstammende Arten oder Species, welches von Vogt behauptet, von Wagner geleugnet wird; das andere ist die Existenz der Seele, welche von Wagner behauptet, von Vogt hingegen geleugnet wird.

Was den ersten Punkt betrifft, so sieht man die nahe Beziehung, in welche beide Physiologen denselben zur Glaubensfrage stellen, nicht recht ein. Wenigstens stellen sich hier die Physiologen auf einen Standpunkt zurück, welchen die wissenschaftliche Theologie seit den Zeiten Herder's bereits überschritten hat. Wollte man den Glauben an die Wahrheiten des Evangeliums auf neue von mythischen Traditionen, ähnlich der Sage vom ersten Menschen und seiner Verführung durch die Schlange,

\*) Fluidi enim nervini existentiae praeter alia favore videtur nervos systematis, maxime vero cerebri ipsius structura, abis quibusdam vinctibus arcentibus satis analoga. Nontiquam vero, ideo jam tabulis et canalibus opus esse quibus ejusmodi fluidum per nervos distribui debeat, non magis ac in chartis emporetica aliore filtro etc. per se patet. Blumenbachii „Instit. physiol.“ (Göttingen 1794, §. 223.)

\*) Seit der Abfassung dieses Artikels ist eine vierte mit einem dritten Vorwort vermehrte Auflage dieser Schrift erschienen.

D. Red.

abhängig machen) so müßte man auch folgerichtig behaupten, daß gemäß den Andeutungen dieser Sage die Schlange vor diesem Ereigniß nicht auf dem Dache gekrochen, sondern auf anständigerer Art über die Erde gewandelt wäre, daß vor dem Verzehren des der Vornach zur nähern Bestimmung aufzugebenden „Apfels der Erkenntniß“ durch den ersten Menschen alle Thiere ihre Jungen ohne Geburtschmerzen zur Welt gebracht hätten, und vieles andere eben so Wunderbare. Man sieht aber nicht recht ein, warum sich die Physiologie hier noch mit Dingen herumplagen soll, über welche sich die wissenschaftliche Theologie längst keine Sorge mehr macht. Rudolf Wagner behauptet zwar („Menschenschöpfung und Seelenstoff“, S. 14), daß mit der Erschaffung oder Vornachung der Abstammung des Menschengeschlechts von einem einzigen Stammspaar das ganze Christenthum stehe und falle. Ist Wagner's Christenthum wirklich von der Art, daß es durch solche traditionelle Kennzeichen erschüttert werden kann, so hat dasselbe in der That eine sehr schwache Lebenskonstitution, und es ist ihm eine Glaubensstärkung in der Schule einer wissenschaftlichen Theologie dringend anzurathen. Ob Wagner zum Christenthum auch wol die berühmten historischen Thatsachen rechnet, daß Moans Fels sprach, und daß der Prophet Jonas drei Tage lang im Walfische saß? Ist dieses der Fall, so wäre hier jedenfalls noch viel reichlicher Stoff für Karl Vogt und Andreas Wagner zu zoologischen Untersuchungen über die Wahrheit des Christenthums.

Aber auch in anderer Hinsicht ist dieser Streitpunkt ein durchaus nichtsnutziger. Jeder, welcher sich die Mühe gibt, Andreas Wagner's gegen Vogt gerichtete Schrift „Naturwissenschaft und Bibel“, welche allein diesen einen Streitpunkt behandelt, mit Aufmerksamkeit zu lesen, muß sich dadurch überzeugen, daß das Ganze nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft nur einen Streich um des Kaisers Bart abgeben kann. Denn es fehlen schließlich auch alle Mittel zu einem nur irgend schlagenden Beweise für oder wider: Vogt erkennt dieses selbst sogar auf indirecte Art an, wenn er schreibt („Köhlerglaube und Wissenschaft“, S. 71): „Von einer wahren Racenatomie, die Wagner einst versprach, ohne je Hand daran zu legen, ist aber heute noch keine Rede, da nur dürftige Notizen darüber vorhanden sind.“ Wie soll man nun in einer Wissenschaft Entschiedenheit erlangen, in welcher noch das WBC mangelt? Ständen aber auch hier die Sachen anders, als sie stehen; wäre irgendeine gegründete und solide Hoffnung vorhanden, der Meinung von verschiedenen ursprünglichen Menschenpaaren oder auch sogar von einer allmähigen Hinaufentwicklung der Rette thierischer Organisationen durch die Affenform zur Menschengestalt den endlichen Sieg zu verschaffen: so ist Karl Vogt dabei in einer wahrhaft nothwendigen Unschuld befangen, sich einzubilden, die Kirche Christi auf Erden könnte durch eine solche Entfaltung und Erkenntniß den geringsten Stoß leiden. Denn die schlichten Gläubigen würden in der Emporhebung des Menschen aus der thierischen Organisationskette eines der

höchsten Wunder der göttlichen Allmacht verehren, die wissenschaftliche Theologie aber würde nachweisen, wie durch die Ausfüllung eines bisher fehlenden Gliedes in der Wissenschaft die Kette der göttlichen Erklärungen im Weltall erst vollständig einleuchte, und beide Theile würden vollkommen Recht hieran thun.

Vogt ist von einer wahren Leidenschaft geplagt, über Dinge, bei denen die Vorbereitungen der Wissenschaft noch lange nicht hinreichend gegeben sind, gestützt auf unzureichende Data, dreiste, prompte und orakelhafte Beschlusssentenzen zu fällen, wobei es dann mit der Einhaltung einer präzisen Logik natürlich oft sehr schlimm steht. So z. B. geht er unter Anderm, um zu beweisen, daß Amerika unmöglich habe von Asien aus seine ursprüngliche Bevölkerung erlangen können, folgenden Weg:

Diese Ueberwanderung ist deshalb unmöglich, weil Amerika zur Zeit der Entdeckung von Missionen bevölkert war, die nicht in culturgeschichtlicher Zeit zurückzuführen konnten, weil keine amerikanische Bevölkerung den Ort und die Zeit kannte, während Chinesen wie Japaner, Aeluten wie Kurilen kennen und Thiere messen, und weil endlich die Sprache gänzlich von Grund aus verschieden sind, und doch nicht angenommen werden kann, daß die Nachkommen einer in culturgeschichtlicher Zeit verschlagenen Runkelie von Japanern oder Chinesen ihre Sprache in mehrere Hunderte von Sprachen umgewandelt hätten, welche eine unendliche Verschiedenheit darbieten.

Diese auf S. 21 der dritten Auflage von „Köhlerglaube und Wissenschaft“ stehende Schlussfolge setzt voraus, daß der Leser bereits wisse, daß Japaner und Chinesen, Aeluten und Kurilen das Thiermelken schon vor ungeschätzlicher Zeit ebenso gut wie jetzt verstanden, daß Chinesen und Japaner zu jener Zeit ebenfalls schon Chinesisch und Japanisch, ebenso wie jetzt, gesprochen haben, und endlich auch noch dieses, daß in China und Japan zu jener Zeit schon ebenso wie jetzt Chinesen und Japaner gewohnt haben. Aber woher in aller Welt soll das alles dieses Alles wissen, und woher weiß es denn Vogt? Und sowie an dieser Stelle, so sind es auch an vielen andern nicht einzelne Behauptungen, welche der Leser zu bestreiten findet, sondern Haufen von stillschweigenden Voraussetzungen, welche er sich wie zudringliches Schadel vom Leibe zu halten hat. Wir lesen S. 68:

Der Rousson Sardiniens kann ebenso wenig, wie der Rousson Kleinasiens, von dem er doch kaum zu unterscheiden ist, von einem Paare abstammen, als die pyrenäische Gans, der Isard, mit der Alpengemse von einem Paare abstammen kann; der Rousson kann nicht über die See, die Gans nicht über die Ebene hinüber.

Und S. 69:

Die Bevölkerung Amerikas, Australiens, der ozeanischen Inselgruppen von dem compacten Festlande der drei Continente aus ist ebenso gut für die frühere, vorchristliche Zeit eine Unmöglichkeit, wie das Ueberfliegen des Rousson nach Sardinien.

Seit wann, fragt sich hier erstaunt der Leser, ist denn zur Unmöglichkeit geworden, daß mit gesunden Beinen verfehene vierfüßige Thiere über die Ebene und Meer



sein entweder mit oder ohne Begleitung von Schafen über das Meer können? Und dergleichen mehr.

Man findet auf den Wegen, auf denen Vagt sich herumtummelt, überhaupt keine sichere Erkenntniß von irgendeiner Art. Es ist im Grunde nur wieder ganz die mittelalterliche, nämlich die scholastische und klopffetzterische Art wissenschaftlicher Barbarei, nämlich auf der Grundlage unzulänglicher Erfahrungen, unzureichender Voraussetzungen durch Disputation und blendende Rhetorik sich selbst und den Leser zu überstürzten Endurtheilen zu verlocken. Es liegt diesem Verfahren eine Schwäche zugrunde, nämlich eine Ungebulb, die Schwere der skeptischen Ungewissheit, wohinein eine langsam, sicher und methodisch fortschreitende Wissenschaft immer den Geist verfehlt, nicht errögen zu können. Es gerathen auf diesem Weg leicht jene sprudelnden Geister, denen die innere Saftmuth und Geduld abgeht, ohne welche nach Platonischem Urtheil keine wissenschaftliche Forschung die Zeit ihrer Reife erlebt, jene Ungefügmen, welche die Knoten, die sie vorfinden, lieber zerhauen als entwirren, und welche daher im Augenblicke durch anstehende Kühnheit den Stütz eines erobernden Alexander zu verbreiten wissen, aber am Ende nur geringe Spuren ihres Wirkens zurücklassen, weil sie keinen soliden neuen Gedanteninhalt in die Wissenschaft bringen, mit welchem man wirklich bauen und weiter kommen könnte. Das diametrale Gegentheil hiervon ist der Baconische Weg, auf welchem die Naturwissenschaften zu ihrer gegenwärtigen Höhe hingeführt sind, nämlich der Weg, diejenigen wissenschaftlichen Ziele, zu deren Erreichung es vorberhand noch an allem zureichenden Vorbereitungs-material mangelt, so lange dahingestellt sein zu lassen, bis dieses Material sich angestammelt haben wird, dahingegen an der Hand des bereits sichergestellten oder sicherstellbaren Materials mit ansehnlicher Anstrengung überall dahin zu dringen, wo hin dasselbe wirklich unmittelbar führt, seien nun die Resultate, zu denen man gelangt, glänzende oder beschriebene, brauchbare oder unbrauchbare, willkommene oder unwillkommene u. s. w. Mit den Worten Schopenhauer's: „Man lasse die Absichten und trachte nach Einsichten.“ Vagt strebt ebenso sehr voll Absichten wie Wagner. Das ist der Fehler.

Was den zweiten Streitpunkt, nämlich die Existenz der Seele, betrifft, so ist auch hier die Methode, nach welcher von beiden Seiten gekämpft wird, wenig geeignet, die Würde und den Nutzen, welchen der Kampf der Wichtigkeit des Gegenstandes nach haben könnte, hervorzuheben zu lassen. Sieht man den Kämpfern von ferne zu, so sollte man denken, es müsse irgendeine große Veranlassung in der physiologischen Wissenschaft vorhanden sein, an welcher sich der Kampf entzünde, es müsse sich irgendein bedeutender neuer Weg gezeigt haben, in den physiologischen Zusammenhang der animalischen Triebe, Empfindungen und Anschauungen einzudringen, die allmähliche Entstehung des Bewußtseins aus den unbewußten Zuständen, reflectorischer Bewegungen zu begreifen u. dgl. Sobald man aber näher hinzutritt zu

den Schranken, wo die berühmten Physiologen mit Aufregung so großer Staubwolken kämpfen, findet man zu seinem Erstaunen, daß von solchen speciellen Beobachtungen und Aufgaben nicht dabei die Rede ist, daß dieselben vielmehr nur auf althergebrachte Weise ihre Reflexe in tausend mal betretenen Bahnen tummeln, sedas Cartesius, Hobbes, Condillac und alle die Geister berühmter physiologischer Ahnen mitleiden könnten, ohne daß sie dabei etwas Bedeutendes zuzuwern oder zu vergeffen nötig hätten. Die ganze Voraussetzungsreihe verfährt. Vorurtheile besteht unabgerissen; weder von Kant's Kritik noch von Herbart's oder Schopenhauer's geistvollen Hypothesen fällt irgendein erhellender Lichtstrahl in die dunkle Kammer; Denkmethode und erleuchtende Bedarrtengänge, welche der übrigen gebildeten Welt bereits so tief in Fleisch und Blut gedrungen sind, daß man sie schon als ein allgemeines Licht bezeichnen darf, das die Pfade der Menschheit beglückend erleuchtet, werden als nicht vorhanden ignoriert, und der erkennende Zuschauer nimmt wahr, daß die Physiologen bisher untereinander gleichsam ein abgeschlossenes Völkchen bildeten, welchem es in Eintracht und Zufriedenheit gelang, durch eine Art von geistlicher Absperzung die Einflüsse der ganzen philosophischen Zeitbildung von sich abzuhalten, ganz im Gegensatz zu den Theologen, deren Wissenschaft sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts den Einflüssen sämtlicher philosophischer Strömungen auszulassen genötigt war. Dem wenigsten sollte man erwarten, daß bei einer so vielversprechenden und präventiösen Aufnahme aller unerledigten Fragen in Betreff der Seele glänzende Entdeckungen der Neuzeit, wie z. B. die der Nervenphysik angehörigen Experimente Dubois Reymond's, die Veranlassungen zu neuen und bisher noch nicht vorhandenen gedanklichen Vorstellungen werden sollten. Aber man irrt sich. Von beiden kämpfenden Parteien wird wie aus einem Munde nur immer die alte unbezweifelte und doch so sehr bezweifelbare Lektion aufgesagt: daß das Gehirn der alleinige Sitz der physischen Functionen sei, daß zu ihm hin eine centripetale Leitung der Empfindungen, von ihm aus eine centrifugale Leitung der Willensimpulse stattfindet, daß die Spuren der Vorstellungen für Erinnerung und Gedächtniß der Substanz des Gehirns eingedrückt seien u. s. w. Aller empirische Reichthum, welcher sich für eine über diesen alten Schlundrian hinausgehende Theorie der Seelenentwicklung im Speciellen verwerthen ließe, bleibt unbenutzt. Von einer genaueren Nachfrage, was Aufmerksamkeit, was Empfindung sei und wie dieselben sich ihrem innern Charakter nach unterscheiden, was es bedeuten könne, daß elektrische Ströme in Nerven und Muskeln bei Reizung der Nerven zu fließen aufhören, während sie beim Aufhören des Reizes wieder zu fließen anfangen, auf welche Gehirnzustände die Getrenntheit von sensiblen und motorischen Nervenfasern und auf welche die Ungetrenntheit derselben deutet, ist kaum eine Spur. Die Physiologie gleicht in dieser Beziehung einem Manne, welcher Kräfte Schätze besitzt, aber nichts mit ihnen anzufangen weiß.

Daher kommt es denn, daß nicht nur in dem Gesichtskreise von Karl Vogt, sondern auch ebenso sehr in dem von Rudolf Wagner noch immer, gleichwie es in dem finstlichsten Zeiten des Köhlerglaubens war, die himmlischen Dinge, Seele, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, als ein bloßes Geschenk der Gnade außerhalb aller Wissenschaft und Vernunft zu liegen kommen; daß nicht allein nach Vogt'scher, sondern auch ebenso sehr nach Wagner'scher Denkweise Wissenschaft, gesunde Vernunft und Materialismus einen ungetrennlichen Knäuel bilden, welchem von der andern Seite nichts gegenüber steht als das Wunder des Glaubens und der Gnade. Beide Gegner unterscheiden sich hierbei nur insofern, als Wagner noch immer die Möglichkeit zugibt, sich mit Beibehaltung der gesunden Vernunft und eines gesunden Gethierens dem Wunder des Glaubens und der Gnade hingeben zu können; während Vogt diese Möglichkeit leugnet. Und auch selbst in diesem Punkte tritt eine Annäherung der Kämpfenden insofern ein, als Rudolf Wagner seinem Gegner damit bedroht, es werde ihm im Alter doch noch ergehen wie Heinrich Heine. Was kann diese Bedrohung wol anders bedeuten, als: Warte nur, lieber Freund! dein Gehirn bleibt auch nicht immer so gesund und frisch wie jetzt; und wird es nur erst krumm, so bekommen wir dich von selbst dorthin, wohin wir dich haben wollen.

Aber auch die Form, unter welcher bisher der Streit geführt wurde, ist hierbei eine wenig erfreuliche. Wagner's Ton hat etwas durchaus Denunciatorisches. Die Demonstrationen von Vogt hingegen laufen gar zu häufig auf: Das hinaus, was Kant eine pöbelhafte Art der Vernunftführung nannte, nämlich auf Wendungen wie S. 112:

Wer sich erdreisten würde, ein solches Raisonnement vorzubringen, würde nur mit Achselzucken oder mit der bedauernden Bemerkung, er sei nicht richtig im Kopfe, angehört werden. . . . Man kann solcher Forderung gegenüber wahrlich nur sagen wie Hofmarschall von Kalb: Mein Verstand steht still! Wobei zu bemerken ist, daß Vogt's Verstand wirklich die Eigenschaft besitzt, sehr leicht und vor sehr geringen Hindernissen stille zu stehen. Oder S. 102:

Ist es möglich, auch nur einen Augenblick ernsthafte solche Hirngezwänge zu discutiren, die jedem gesunden Menschenverstande unmittelbar ins Gesicht schlagen?

Wenn man solche Redensarten liest, so vergiftet man ganz, einen Mann vor sich zu haben, welcher es sich zur Pflicht gemacht hat, die Rechte der unbefangenen Vernunft und des wissenschaftlichen Fortschritts zu vertreten. Man glaubt im Gegentheil eine erbitterte und schwächliche Reaction gegen siegreiche neue Theorien andeuten zu hören. Denn in diesen schwachen Tönen ist man ehemals nur gewohnt gewesen, Lehren wie die des Kopernicus, Spinoza oder Galilei angegriffen zu finden. Dabei wird der Unterschied von Dem, was erlaubt ist über die Natur der Seele anzunehmen, und von Dem, was sich über die Natur der Seele beweisen läßt, beständig vermischt und überfahren.

Es ist daher sehr an der Zeit, daß in solchen wüthen Streiten auf dem Boden des Handgreiflichen die Rede derjenigen Macht, auf welche doch hierbei am Ende Alles einzig und allein ankommt, nämlich des philosophischen Denkens, geltend gemacht werden. Dieser gehört von verschiedenen Standpunkten aus in den Schriften von Eriebel, Frauenstädt, Micheliß und Kienle, welche deshalb an diesem Orte ganz besonders willkommen heißen werden müssen.

Die Schrift Eriebel's: „Die Schietzgrenzen der Naturwissenschaften“, ist ein in der öffentlichen Sitzung der Senkenberg'schen Gesellschaft in Frankfurt gehalten und Karl Vogt und Rudolf Wagner zugelegener Vortrag, welcher bei aller Kürze doch recht schlagend darthut, daß das dogmatische Absprechen Vogt's in Sachen des Materialismus durchaus unstatthaft ist. Denn wir streifen im Gebiete der Natur auf schlechthin unauf löstliche Rätsel, welche uns zwingen, gewisse Schietzgrenzen in der Naturwissenschaften anzuerkennen. So z. B. sind wir weder im Stande, uns die Welt mit einer Begründung noch ohne dieselbe vorzustellen, und schwanken fortwährend zwischen zwei Vorstellungen, die wir weder erreichen noch aufheben können, und die uns ein unauflösliches wissenschaftliches Problem vor Augen stellen, dessen Auflösung die Naturwissenschaft für sich allein nicht erreichen kann. Dann sehen sich auch die Naturwissenschaften selbst genöthigt, sich immaterieller Principien, nämlich der mathematischen, zu bedienen und so die Materie im Begreifen derselben eine Existenz entgegenzusetzen, welche nicht Materie ist. Endlich ist unser gewöhnliches Wissen überall ein relatives, nur die Ordnung unserer Organisation zu den Gegenständen, darum wir bestehend, soweit unser Anschauungsvermögen reicht, selbst es in der Natur erkennbare Objecte geben dürfte, für welche unsere Organisation keinen Sinn und folglich keinen Weg der Erkenntnis hat. Alles, was durch diese Weise vorbringt, sind vollkommen gültige und widerlegliche Aussagen aus dem Gebiete Kant'scher Kritik, und er unterscheidet sich hierin von Rudolf Wagner in doppelt vortheilhafter Weise, nämlich erstlich darin, daß er dem Materialismus nicht den Offenbarungsgegenstand, sondern die philosophische Kritik entgegenstellt, und zweitens darin, daß er so gründliche philosophische Bildung besitzt, um dieses zu können.

Frauenstädt hat sich in der Schrift „Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Vorleser, Religion, Kunst und Philosophie“ das Thema einer Feststellung der notwendigen Schietzgrenzen der Naturwissenschaften und ihres Verhältnisses zu dem Wahrheiten der religiösen und philosophischen Erkenntnisgebiete zum Gegenstande der größeren Arbeit genommen im Sinne des von ihm vertretenen Systems, des Schopenhauer'schen. Da es sich hier um die Fundamente der Wissenschaft handelt, und Schopenhauer, wenn auch im Ausbau eigenem Plane folgend, doch die Fundamente der Kant'schen Kritik festhält, so bewegt sich Frauenstädt mit Eriebel auf denselben wissenschaftlichen Grundboden, in Beziehung auf

dessen Unerforschlichkeit Alles, was über Subjectivität und Willkür philosophischer Meinungen geredet wird, schließlich fruchtlos ist. Man kann die Tendenz der frauenstädtischen Schrift am besten bezeichnen durch die angeführten wahrhaft goldenen Worte Schopenhauer's, welche Alles, was hier zu sagen ist, so schlagend und präcis formuliren, daß sie wirklich nichts zu wünschen übrig lassen. Schopenhauer schreibt:

Mit dem Naturalismus oder der rein physikalischen Betrachtung wird man nie ausreichen, sie gleicht einem Rechnungstempel, welches nimmermehr aufgeht. End- und anfangslose Causalreihen, uferforschliche Grundkräfte, unendlicher Raum, anfangslose Zeit, endlose Theilbarkeit der Materie und dieses Alles noch bedingt durch ein erkennendes Gehirn, ohne welches es verschwindet, machen das Labyrinth aus, in welchem sie unausführlich herumführt. Die Höhe, zu welcher in unsern Zeiten die Naturwissenschaften gestiegen sind, stellt in dieser Beziehung alle frühern Jahrhunderte in tiefen Schatten und ist ein Gipfel, den die Menschheit zum ersten mal erreicht. Allein wie große Fortschritte auch die Physik je machen möge, so wird damit noch nicht der kleinste Schritt zur Metaphysik geschehen sein, so wenig als eine Fische durch noch so weit fortgeschrittene Ausdehnung je Kubitinhalt gewinnt. Denn solche Fortschritte werden immer nur die Erkenntniß der Erscheinung vervollständigen, während die Metaphysik über die Erscheinung selbst hinausstrebt zum Erscheinenden. Und wenn sogar die pinakel vollendete Erfahrung hinzukäme, so würde dadurch in der Hauptsache nichts verbessert sein. Ja, wenn selbst Einer alle Planeten sämtlicher Fixsterne durchwanderte, so hätte er damit noch keinen Schritt in der Metaphysik gethan. Vielmehr werden die größten Fortschritte der Physik das Bedürfnis einer Metaphysik nur immer fühlbarer machen.

Der Zweck der frauenstädtischen Schrift ist, die Unzureichendheit desjenigen Standes, der ein wirkliches und wahres Bedürfnis der Menschheit ist, mit bekanneten Wissenschaft, die echt und wohlbegründet ist, nachzuweisen; zu zeigen, daß ein Widerspruch zwischen der streng naturwissenschaftlichen Anschauung vom Kosmos und der durch die höhern, ideothen Interessen der Menschheit geforderten Weltanschauung durchaus nicht besteht. Ästhetische, moralische, religiöse und philosophische Weltanschauung haben von echter Naturwissenschaft nicht nur nichts zu fürchten, sondern gewinnen bedeutend durch die Anerkennung ihrer Resultate. Frauenstädt appellirt nach vollem Rechte und in schroffem Gegensatz sowohl zur Drahoborie Wagner's als zum Materialismus Vogt's an eine natürliche Religion im Menschen, welche über den groffenbarten Religionsformen niemals vergessen, auch nie mit ihnen verwechselt werden darf. Diese natürliche Religion ist perfectibel und schreitet fort mit der fortschreitenden Naturwissenschaft. Denn in der natürlichen Religion ist es die Natur, die Welt, die den Menschen zur Vorstellung von göttlichen, die Natur in ihrer Gewalt habenden Wesen anregt. Je mangelhafter und unvollkommener daher seine Erkenntniß der Natur ist, desto mangelhafter und unvollkommener wird auch der Begriff des göttlichen Wesens sein, zu welchem er sich über die Natur erhebt. Je richtiger er dagegen die Natur, das Geschöpf, kennen lernt, desto wahrer werden auch seine Begriffe vom Urheber und Schöpfer werden können. Was die wahre und echte Naturwissenschaft uns

raubt, ist nicht der Glaube an ein Übernatürliches, abernatürliches Princip der Welt, sondern nur allein die falschen, unwürdigen, kindischen, anthropomorphistischen und schwachen Vorstellungen von dem Weltgeschöpfer, durch deren Hintwegräumung sie geklärteren und befriedigenden Vorstellungen die Bahn bricht. Diesen Gang ist die fortschreitende Religionswissenschaft immer gegangen und wird ihn auch ferner gehen.

Mancher der mit dem Schopenhauer'schen System oberflächlich Bekannten wird sich wundern, bei Frauenstädt eine solche Sprache zu finden. Gehört nicht Schopenhauer selbst mit zu Denjenigen, welche die göttliche Leitung der menschlichen Dinge ableugnen? Ist nicht nach Schopenhauer diese Welt so schlecht, als sie nur irgend sein kann, ohne unterzugehen? Steht nicht Schopenhauer mit den Vorstellungen sogar des Theismus als des Pantheismus auf ebenso gespanntem Fusse als Vogt und die übrigen Anhänger des reinen Materialismus? Mit welcher Stirn kann denn nun Frauenstädt auftreten, um gegen Vogt's Materialismus die Rechte der natürlichen Religion zu verteidigen, und mit welcher Laune und kann Schopenhauer zusehen, daß mit Annehmung an seinen Namen solches geschieht? Wer so urtheilt, vergißt, daß es nicht allein die Idee der Gottheit ist, welche einer natürlichen Theologie zur Bearbeitung vorliegt, sondern daß die Ideen der Tugend und der Unsterblichkeit jener als gleich wichtig und gleich ursprünglich zur Seite treten. Bei Schopenhauer haben sich die beiden letztern Ideen einer vorzüglich reichen und tiefen Bearbeitung zu erfreuen, während in Betreff der ersten Idee eine Art von Verdunkelung eingetreten ist. Dieses ist ohne Zweifel eine Einseitigkeit in der Religionsphilosophie Schopenhauer's, welche ihren Wirkungsbereich beschränken, darum aber doch noch nicht lähmen oder aufheben muß. An zwei Stellen haben wir bei Schopenhauer helles Licht, der dritte Ort erscheint in Schatten gehüllt und dunkel. Doch auch in Beziehung auf diesen verhüllten Ort ziemt einem Denker von der Tiefe Schopenhauer's gegenüber maßhaltendes und zögerndes Ablehnen, nicht schreiendes Verdammungsurtheil. Denn unsere Schicksale hängen der Schopenhauer'schen Theorie nach allerdings durchaus von einer höhern Leitung ab, nur daß die Macht, von welcher dieselben geleitet werden, unser eigenes transscendentes Ich, unser eigener metaphysischer Wille ist. Jeder Andere, nur nicht Schopenhauer, würde hier sagen: „Unser metaphysischer Wille, sofern er selbst in der Gottheit wurzelt.“ Weil aber Schopenhauer einer solchen Ausdrucksweise überall sorgfältig ausweicht, so ist hier ein Punkt, in Beziehung auf welchen seinem Gedankengange immer ein unübersteigliches Hindernis in der Form so leicht zu ermöglichenden Verständigung mit dem allgemeinen religiösen Bewußtsein begegnen wird. Wie der Astronom zur Beobachtung des Mondes und der Gelehrte den Sonnenuntergang abwartet, so läßt Schopenhauer zu genauerer Ergründung der Metaphysik unsern eigenen Ich die Sonne der Gottheit unter den philosophischen Gesichtshorizont abwärts sinken, nicht um

sie zu leugnen, sondern damit der Blick des Forschers nicht durch ihre übermächtigen Strahlen zu ungelegener Zeit geblendet werde. Da aber eine speculative Theologie, welche bis ans Ende dringen will, doch immer zuletzt wieder auf den theocentrischen Standpunkt zurückkommen muß, so ist und bleibt Schopenhauer an dieser Stelle unbefriedigend.

Die Schrift von Micheli: „Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung“, hat darin ihre hauptsächlichste Bedeutung, daß sie auf eine der besten Heilquellen gegen die Gifte des Materialismus, welche unsere naturwissenschaftliche Literatur darbietet, hinweist und aufmerksam macht, nämlich auf die Werke Schleiden's. Schleiden nimmt unter den Naturforschern der Gegenwart eine Stellung ein, welche dadurch fast einzig in ihrer Art ist, daß er in eben dem Grade und mit derselben Gesinnunglichkeit methodischer Philosoph im Felde der kritischen Philosophie ist, als Naturforscher im Felde der Botanik. Er also hat, wenn überhaupt von naturwissenschaftlichen Autoritäten in der Streitfrage des Materialismus geredet werden darf, hauptsächlich als eine solche zu gelten, und zwar in einem weit ausdrücklicheren Sinn als Humboldt, Vested, Liebig und ähnliche Männer, welche man in dieser Beziehung gern zu citiren pflegt, und deren Opposition gegen den Materialismus mehr in einem negativen Ablehnen desselben als einer nicht einleuchtenden Sache, weniger in einem methodischen Kampfe gegen denselben besteht, wie derselbe durch Schleiden vom Anfange seines Auftretens in den „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik“ (1842) her begonnen wurde und bis auf den heutigen Tag, zuletzt in seinem „Studien“, unermüdet fortgesetzt wird. Die Naturforscher ignoriren diese Eigenschaft Schleiden's als eines methodischen Philosophen gern, weil ihnen in der Regel derjenige Grad von philosophischer Bildung mangelt, welcher erfordert wird, um in diesen Dingen ein Wort von Gewicht mitreden zu können. Eben dieser in so ausgebreiteten Kreisen bei den Naturforschern herrschende Mangel an philosophischer Bildung ist der alleinige Grund, daß ihnen gegenwärtig der Materialismus so grauenhaft über das Haupt wächst. Sie haben durch absolute Vernachlässigung philosophischer Studien wissenschaftliche Barbarei gesäet und ernten nun die Früchte ihrer Ausfaat in reichlichem Maße. Schleiden gehört demjenigen Zweige der Kant'schen Schule an, welcher sich nach dem Vorgange von Fries mit gewissen Resultaten des Jacobi'schen Gedankenkreises, mit denen die Kant'sche Schule anfangs im Streite lag, hernach ausgeöhnt und durch sie wesentlich modificirt hat. Diese Resultate betreffen namentlich und vor allem das religiöse Feld, auf welchem die schulmäßige Starrheit und Härte der alten Kant'schen Schule einer wärmern und dem wirklichen Leben entsprechender Behandlung der religiösen Dinge von der Gemüthsseite her gewichen ist. Die Religionsphilosophie von Jacobi und Fries bezweckt ebenso wol eine Philosophie der natürlichen Religion als auch eine Philosophie des Christenthums. Das letztere nämlich insofern, als auf

diesem Standpunkte das Christenthum als Weltreligion oder universelle Religion des Menschengesistes aufgefaßt wird.

In Micheli tritt uns nun ein Mann entgegen, welcher von ganz unerwarteter Seite her, nämlich vom Standpunkte der katholischen Kirche aus, in einem Entschreiben an Schleiden beifällig die Gedanken und Empfindungen ausspricht, welche dessen achtungsgebietender Standpunkt in der Naturwissenschaft bei ihm erzeugt hat, und an welche sich seine fernern Wünsche und Hoffnungen in Betreff des Verhältnisses der Naturwissenschaft zu den höhern Interessen der Menschheit, insbesondere zur Weiterentwicklung und zum Heil der seit der Reformation in einer schweren allseitigen Krisis befangenen christlichen Kirche anknüpfen. Was den letzten Punkt betrifft, so kann der Verfasser natürlich nur leise andeutend verfahren. Er gibt sich aber in diesen Andeutungen als einen Mann zu erkennen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, und dem das „Credo quia absurdum est“ ein Gräuel ist, mag es nun Augustin oder Luther gesprochen haben (worüber die Meinungen getheilt sind). Er erblickt in der polemischen Stellung gegen den Materialismus, welche Schleiden, gestützt auf den sturmfesten Eckstein der Kant'schen Kritik, standhaft einhält, den Anfang eines möglichen und heilsamen Einklanges zwischen Naturwissenschaft und Christenthum. Dieser Anfang ist ihm selbst um so einleuchtender geworden, als botanische Studien von jeher seine eigentliche Lieblingsbeschäftigung waren. Er schreibt unter Andern (S. 86):

In Ihrem entschiedenen Auftreten gegen den Materialismus erblickte ich das erste klare oder wenigstens mir bei weitem bedeutungsvollere Anzeichen von einer in der herrschenden Richtung der empirischen Erkenntniß sich vorbereitenden Wendung. Das griff zu tief in meine Anschauung der Entwicklung der Verhältnisse und Dessen, was uns gegenwärtig anthat, ein, als daß ich diese Anregung thatlos hätte vorübergehen lassen können.

Jedenfalls haben wir hier ein erfreuliches Zeugnis vor uns, daß mitten im Schooße der katholischen Kirche und bei den vorzugsweise lebendigen Gliedern derselben eine immer größere Theilnahme derselben an den Arbeiten der Naturwissenschaft im Aufkeimen ist, und daß auch von jener Seite her immer deutlicher eingesehen wird, daß eine Theologie, welche sich dem Einflusse der Naturwissenschaften verschließt, damit die offenbare und lautredendste Offenbarungsquelle der Größe und Macht Gottes von sich stößt.

Den ungetrübten Einklang zwischen Christenthum und Naturwissenschaft, welchen Micheli vom Standpunkte seiner Kirche aus postulirt, sucht Mendel in den „Sonntagsbriefen eines Naturforschers an seine religiöse Freundin“ vom Standpunkte des Arztes aus in einer subjectiver Weise herzustellen. Allerdings ist dieser derselbe Einklang, welcher auch bei Rudolf Wagner gewünscht und ersehnt wird. Aber dieser Wunsch bleibt bei Rudolf Wagner darum ein gänzlich unfruchtbarer, weil bei ihm das Mittelglied philosophischer Kritik eben hiermit ein kompetenter Schiedsrichter fehlt, welcher

in allen Fällen eintretenden Konflikts zwischen natürlicher Thatsache und religiösem Glauben den Urtheilspruch fällen könne, bis wie weit der Conflict als bloß scheinbar und bis wie weit er ein wirklicher sei, bis auf welche Grenze die vom Materialismus zur Polemik gegen den Glauben herbeigezogenen Thatsachen demselben wirklich und bis zu welcher Grenze sie demselben nur scheinbar widersprechen: Weil bei Rudolf Wagner dieser in die Mitte tretende Schiedsrichter fehlt, so bleiben hiermit der vom wissenschaftlichen Standpunkte aus voreilig gegebene Materialismus und der ihm mit ungezügelter und unritzteter Wundersucht entgegentrete populäre Glaube im Zustande gegenseitiger Gewaltthat gegeneinander stehen; sei es nun, daß dieser Kriegszustand sich in Form von streitenden Parteien äußerlich vor Augen stellt, sei es, daß seine Vollziehung in innern Kämpfen eines und desselben Individuums erfolgt, welches sich in Beziehung auf die göttlichen Dinge zugleich als religiöser Gläubiger und zugleich als wissenschaftlicher Zweifler verhält.

Um von diesen unerträglichen Zuständen hinwegzukommen, hat Klenke in den „Sonntagsbriefen“ einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Ohne von dem Standpunkte eines vollkommenen gläubigen Christen abzuweichen, zeigt er sich bestrebt, diesen Glauben aus dem Zustande des Wagner'schen unritztigen Supernaturalismus in den Zustand eines „besonnenen Rationalismus“ (so ist sein Ausdruck) umzugestalten. In diesem wird nun als eigentlicher Kern der Religion der spezifische Gehaltsinhalt christlicher Innigkeit und lebendiger gottesdienstlicher Erregtheit festgehalten, wie wir ihn besonders häufig in weiblichen Gemüthern, denen dogmatische Begriffsbestimmungen in der Regel fremde und unverständliche Dinge sind, sich als ein unmittelbares Bewußtsein eines sittlich und harmonisch gestimmten Gemüthslebens entsalten sehen; welches denn auch wol die Veranlassung gewesen ist, diese Auseinandersetzungen in die Form von Briefen an eine religiöse Freundin von dem diesem Charakter einzufleiden. Einerseits möchten wir dieses wol einen wahren Meisterzug nennen, das Christenthum nicht als ein Dogma, sondern als ein Leben und eine Wirklichkeit, nämlich ein ebenso schwer abzumessendes als zu definirendes spezifisches sittliches Bewußtsein aus der lebendigen Gegenwart aufzufassen und herausstellen. Die Schönheit des Christenthums wird auf diese Weise selbst als eine naturwissenschaftliche Thatsache ergriffen und festgehalten. Andererseits aber zeigt doch eben die weitere Ausführung dieser Grundanschauung, daß man mit diesem Gefühlstandpunkte allein nicht ausreicht, insofern man, sobald man sich auf ihn allein stützt, nicht gesichert ist vor mannichfachen logischen Unklarheiten, welche sich nicht anders als durch eine mehr gekultete Methode in der Religionsphilosophie aus dem Wege räumen lassen. Denn in der bloßen Gefühlsaufstellung religiöser Eindrücke klingen häufig verschiedene Gedanken zusammen, welche einer weiblichen Religiosität als miteinander vereinbar hingehen dürfen, deren Verknüpfung aber dem wissenschaftlichen Manne auf keine

Weise gestattet ist. Ein besonders auffallendes Beispiel mag näher veranschaulichen, worauf wir hier zielen. Auf S. 32 lesen wir: „Wir verehren aber dennoch in Christus einen Gott in Menschengestalt.“ Um dieses zu motiviren und zu erläutern, dient folgender Nachsatz:

Denn in keinem andern Menschen der Erde hat der göttliche Geist sich unter der Schranke endlicher Daseinsformen so rein, gut, schön und vollendet dargestellt als gerade in ihm, nach dem wir uns im Glauben nennen.

Das geht unmöglich an. Ist Christus der reinste, beste und vollendetste Mensch, so ist er kein Gott, und ist er ein Gott, so ist es Blasphemie, ihn den reinsten, besten und vollendetsten Menschen zu nennen. Der Vordersatz verlegt den Nachsatz und umgekehrt. Die Phrase ist selbstmörderisch. Weiter lesen wir:

Und wenn wir zu Christus beten, wenn wir von unserer Gemeinschaft in Christo reden und Seligung hoffen, so ist das keine Vergötterung eines Menschen, sondern der symbolische Vereinigungs- und Verkündigungspunkt für unsere heiligsten Interessen des moralischen Lebens.

Wenn aber Der, welcher zu Christus betet, ihn damit nicht für einen Gott ansieht, so betet ein solcher nichts weiter an als den reinsten, besten und vollendetsten Menschen und begehrt folglich einen Götzendienst, und dieser Götzdienst soll den Vereinigungs- und Verkündigungspunkt bilden für die heiligsten Interessen des moralischen Lebens. Das geht wieder nicht an. Wer sich die religiöse Befriedigung nicht versagen will, nicht allein zu Gott, sondern auch zu Christus zu beten, dem bleibt, sobald er nicht nur gefühlsvoll fahlet, sondern auch logisch denkt, keine andere Wahl, als Christus auch wirklich und aus voller Seele zu vergöttern und als einen wirklichen Gott oder eine wirkliche Person innerhalb der Gottheit anzubeten. Wer sich zu diesem couragösen Schritte der alten Dogmatik nicht mehr entschließen kann und dennoch von der Gottheit Christi nicht ablassen will, der verfährt nothwendig ins pietistisch-Unklare und Süßliche.

Die Klenke'sche Polemik gegen den Materialismus hat außerdem noch die schwache Seite, daß auch Klenke, ähnlich wie Rudolf Wagner, keinen einzigen theoretischen und reinwissenschaftlichen Grund gegen den Materialismus vorzubringen weiß. Er besißt im Grunde keine Waffe gegen den Materialismus, sondern nur einen ohnmächtigen Abscheu vor dessen praktisch verderblichen Folgen. Die Trivollität und Unrechtthaffenhait, welche in so manchen Bürgerhäusern durch eine platte und ordinäre Tagesliteratur von populär naturwissenschaftlicher und materialistischer Art genährt und begünstigt wird, macht ihn bedenklich, und Streichen des dadurch zuweilen entstehenden Familienhabers, wie er S. 40—54 in größerer Ausführlichkeit eine als selbst erlebt schildert, haben für jeden nicht ganz rohen Menschen etwas sehr Betrübbendes. Nur vergesse man dabei nicht, daß die hier geschilderten Familienzerstörungen, wie sie aus zu heftig vordringendem Aufklärungseifer entspringen, an Eitigkeit und Bosartigkeit lange noch nicht jene erreichen, welche von der entgegengesetzten Seite her durch Jesui-

ten, Inquisitionstribunale, Bartholomäusnächte, Wiederkäuferrumtriebe u. dgl. häufig hervorgebracht worden sind. Hat nicht selbst die Einführung der Reformation an manchen einzelnen Stellen demoralisirend gewirkt? Ist es Klende unbekannt, wie zur Reformationszeit die Predigt Luther's, daß nicht die Werke, sondern allein der Glaube gerecht mache, von den entfesselten Volkshaufen verstanden wurde? Ist unser Volk darum in Entfittlichung und Laster auf ewig zugrunde gegangen? Klende ist in dieser Beziehung viel zu ängstlich. Er vergißt ganz, daß alles im Volke ausgestreute Gift des Materialismus auch immer sogleich in der Ausfaat und durch die offene Ausfaat selbst sein Gegengift miterzeugt, nämlich den unausbleiblichen Ekel und moralischen Abscheu, welcher immer auf der andern Seite dem starren Kirchenglauben und der blinden Orthodoxie wieder ebenso viele Seelen mit Inbrunst in die Arme führt, als ihr auf der einen Seite durch den Materialismus entrispen werden. So ist eben Gottes Ordnung in Führung seines Menschengeschlechts, und ein Thor ist, wer dieses göttliche Rad in seinem Laufe gehemmt sehen möchte.

Bist du doch nicht Regente,  
Der Alles führen soll.  
Gott fñhrt im Regimente  
Und fñhrt Alles wohl.

Endlich ist Klende noch in einem historischen Irrthum befangen, welchen wir hier unmöglich unberichtigt lassen dürfen. Er erzñhlt seiner religiösen Freundin ganz naiv, daß die großen Denker unserer Nation, Lessing, Herder und Kant an der Spitze, in ihrer aus dem Christenthum entlehnten Humanitätslehre den Samen zum gegenwärtigen Materialismus und stoffvergötternden Pantheismus ausgestreut hätten. Er ignoriert hierbei völlig, daß der Materialismus zur Zeit dieser großen Denker eben in Frankreich in seiner höchsten Blüte stand und daß diese Denker hauptsächlich durch jenen Materialismus die Anregung empfingen, aus ihrer Vernunft heraus das Gegengift des philosophischen Humanismus zu erzeugen, welches von ihrem durch jenen Materialismus geweckten moralischen Ekel gefodert wurde. Freilich haben sie gegen den Materialismus nicht bloß, wie Klende, fromm declamirt (das hätte auch wenig geholfen), sondern haben den Materialismus in die wissenschaftliche Kritik genommen und seine innern Widersprüche aufgedeckt. Wer durch den Umstand, daß das Wort des philosophischen Humanismus in unsern Tagen manchmal mißbraucht wird, um ganz entgegengesetzte Tendenzen, nämlich materialistische, zu beschönigen, in seinem Urtheil über den Humanismus Herder's und Lessing's umgestimmt und verbittert wird, der weiß Schein von Wahrheit, Lug und Trug von Rechtschaffenheit sehr wenig zu unterscheiden. Was wollte wol Klende dazu sagen, wenn Jemand in einer historischen Betrachtung das Christenthum als den gepflanzten Grundfeln der Barbarei des Mittelalters behandelte und dasselbe für alles Dasjenige mit verantwortlich machte, was diese Barbarei ausgeführt und mit dem Namen des Christen-

thums beschönigt hat? Gar nicht anders verhält es sich mit dem philosophischen Humanismus als der letzten reifen Frucht, ja dem vollen unverfälschten Kern des Christenthums selbst. Sowie das Christenthum trotz seiner Beschönelung mit römischer Barbarei von den Reformatoren nicht verworfen, sondern gereinigt und wiederhergestellt wurde, ganz so ist der philosophische Humanismus von Allen, welche es mit dem Heile unsers Volks gut meinen, nicht zu verwerfen, sondern von seinen Schladen zu reinigen und in seinem ursprünglichen vollen Glanze, den er bei Herder und Lessing befaß, wiederherzustellen.

Eben daher sind nun aber auch in diesem wissenschaftlichen Streite zwischen Materie und Geist alle die Worte als leer und in die Luft geredet zu betrachten, welche nicht auf einer bestimmten wissenschaftlichen Methode fußen und in einer solchen gegründet sind. Die bloße Verwerfung und Verschmähung aller philosophischen Disciplin, wie wir sie in mehr verdeckter Bek bei Klende, in mehr offener Weise bei Wagner und Vogt antreffen, kann zwar beide Parteien immer tiefer in eine wissenschaftliche Barbarei zurückführen, aber zu Erledigung ihrer Streitpunkte keinen Schritt weiter vorwärts führen. Es ist darum auch gar nicht daran zu denken, daß die Sache des Materialismus durch ein so rohes Verfahren, als bisher von Karl Vogt eingehalten wurde, denkende Anhänger gewinne. Denn nur umfassende Beschränkung ist davon imponent, wenn ihr die Denkwege des transcendentalen Idealismus und der Vernunftkritik als unnütze Scrupel und pedantische Schulschereien dargestellt werden. Rundige Leute verstehen sogleich, wo Die der Schuh drückt, welche sich in so genialer Weise über eine schulmäßige Controlle im Denken hinwegzuschwingen suchen.

Aber ebenso wenig ist freilich auch daran zu denken, daß Rudolf Wagner seine Sache, sowie sie jetzt steht, durchsetzen kann. Seine Freunde, die kirchlichen Denker nach altem Stil (welche nicht die theürbare und allgemeine Weltseele, sondern die untheilbare und geistliche Monade durchsetzen wollen), können ihm dabei immer nur zweideutigen und halben Beistand leisten, während er sich andererseits eben durch sie in eigener freier Bewegung gehemmt sieht. Dazu hat er durch eigene Schuld eine gewisse allgemeine Verstimmung erregt. Er ist in das hohlklingende Pathos Schelling's verfallen, welches noch gar zu frisch in den Ohren aller Deutschen nachklingt, welche einst von ihm in Erstaunen gesetzt wurden. Er fühlt in sich den hohen Beruf, Staat und Kirche zu retten und gegen die Nation heilige Pflichten zu erfüllen. So anerkennungswerth auch dieses ist, so steht es doch nichtsdestoweniger ebenso unerschütterlich fest, daß die Wissenschaft als solche weder einer Nation noch einem Staate verpflichtet ist, sondern über allen Nationen und unabhängig von allen Staaten ihre Existenz und ihr ewiges Wesen in sich selbst besitzt.

Es fragt sich noch zuletzt: Soll der von Wagner und Vogt begonnene Streit über die Natur der Sache



ein wirklich fruchtbarer werden, oder ein bloßer, wenn- gleich bitterer Verlester bleiben, wie er es bisher ge- wesen ist? Gerade seine Natur als eines bloßen Verle- sters hat ihn zu einem so erbitterten gemacht. Er wird von seiner Bitterkeit verlieren, wenn er mit größerem Ernst und mit größerer Ueberzeugungstreue auf beiden Seiten weiter geführt wird. Soll er aber zum ernsten und fruchtbaren Kampfe werden, so muß er vom physio- logischen ungleich mit auf das psychologische Gebiet über- gehen. Es ist ein Mann im vorigen Jahre unter uns zu den Todten gegangen, welcher sicher am allermeisten befähigt gewesen wäre, in dieser Sache ein eingreifendes Wort zu reden, ein Mann, welcher durch sein Lebens- schicksal bewiesen hat, daß er von äußerlichen Rücksichten und Absichten möglichst fern seine Forschungen anstellte, und welcher sein ganzes Leben auf Untersuchung der empirischen Gesetze des innern Seelengetriebes verwandt hat, um welche sich Rudolf Wagner und Karl Vogt gleich wenig bekümmert haben. Dieser Mann ist Eduard Beneke.

Beneke hat eine dreißigjährige fleißige Wirksamkeit dazu verwandt, unter Anderm auch die Behauptung empirisch durchzuführen und auf dem Wege der Induction zu beweisen, daß die den physiologischen Organismus beherrschenden sogenannten Lebenskräfte nicht so unerforsch- lich und aller empirischen Beobachtung entzogen sind, als dieses bisher von den Physiologen angenommen wurde; daß die Gesetze und die Proceßse dieser Lebens- kräfte vielmehr einer, wenn auch nicht directen, doch in- directen empirischen Beobachtung zugänglich sind, darum, weil dieselben mit den psychischen Proceßsen in uns, welche wir auf das genaueste beobachten können, ein ungetrenntliches und auf die allerinnigste Art wechselwir- kendes Continuum bilden. Zwar wirken im Organis- mus auch physikalische und chemische Kräfte, aber diese nur nebenher, in der äußersten Peripherie und gleichsam am Rande, wo das Leben sich mit der Außenwelt be- rührt. Je tiefer man hingegen ins Innere dringt, desto höher kommt man über Physik und Chemie empor in das Reich der psychischen Kräfte. Diese sind ebenso wol wie die physikalischen und chemischen gewissen empirisch erforschbaren Gesetzen unterworfen, aber Gesetzen, welche mit den Gesetzen der Chemie und Physik keine Ähn- lichkeit haben. Folglich können weder die psychischen Kräfte noch die ihnen aufs engste verwandten Lebens- kräfte bloße Accidentien an chemischen oder physikalischen Stoffen sein, sondern verlangen einen ganz entgegenge- setzten Träger. Und folglich ist auch gar keine Hoffnung vorhanden, im Felde des physiologischen Lebens einen einzigen bedeutenden Schritt vorwärts zu thun, bevor nicht eine streng erfahrungsgemäße Wissenschaft der psychi- schen Gesetze aus sich selbst heraus gewonnen ist. Um diese gibt sich aber die moderne Physiologie bekanntlich die allgeringste Mühe, glaubt vielmehr verkehrterweise, sich für die Erklärung aller physiologischen Vorgänge einzig und allein die physikalische und chemische Erklä- rungsweise zum Muster nehmen zu sollen. Infolge

alles Dessen dürfte das Urtheil, welches Beneke — an- geregt hierzu durch die „Physiologischen Briefe“ Rudolf Wagner's vom 7. December 1851 und 20. Januar 1852 — über die Methode der Wagner'schen Physiolo- gie in seinem „Archiv für die pragmatische Psychologie“ (Jahrgang 1852, Heft 1, S. 136) niederlegte, jedem der Sache Kundigen nicht zu hart erscheinen. Es lautet

Der Physiologie ist durch das Hinschieln oder auch wol geradezu Hinüberspringen auf die angrenzenden fremdartigen Gebiete die ununterbrochen gespannte Aufmerksamkeit auf die Thatfachen ihres eigenen Gebiets ver kümmert worden, ohne welche ja in keiner Naturwissenschaft durchgängig klar be- stimmte, tiefer eindringende und für eine länger fortgesetzte Prüfung Stand haltende Gesetze festgestellt werden können. Es ist doch jedenfalls nicht der beste Weg, um zu einer wohl- begründeten Erkenntniß des Lebendigen zu gelangen, wenn man (wie diese neumodische Physiologie) dem Lebendigen den Rücken zukehrt und sich mit analogen Naturerfolgen beschäftigt, die aber jedenfalls nicht Leben sind. Die nothwendige Folge hier- von ist, daß das Lebendige als ein todtcs aufgefaßt wird.

Hinc illae lacrymae! Fichte sprach in seinen „Reden an die deutsche Nation“, in der siebenten, die ewig denk- würdigen Worte:

Wer an ein festes, beharrliches und todtcs Sein glaubt, der glaubt nur darum daran, weil er in sich selbst todt ist; und nachdem er einmal todt ist, kann er nicht anders, denn also glauben. Wessen Leben dagegen ergriffen ist von dem wahrhaftigen und Leben unmittelbar aus Gott geworden ist, der ist frei und glaubt an Freiheit in sich und Andern.

Karl Fortlage.

### Alfred Reißner als Romandichter.

Der Pfarrer von Grafenried. Eine deutsche Lebensgeschichte von Alfred Reißner. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 8. 3 Thlr.

Daß die ungeheuern Bewegungen und Umschwünge der Zeit, in der wir leben, so die politischen, die religiö- sen und philosophisch ethischen wie die industriellen, sich auch in unserer epischen Poesie und sofort abdrücken würden, verstand sich von selbst. In Deutschland athmet und lebt man, um darüber zu reflectiren. Und wir sind um- somehr zum Reflectiren gedrungen, als wir nicht zum Schaffen und Wirken, zu keinem Resultat, oder zu einem gekommen sind, wo uns der Verstand stillsteht, wie es möglich gewesen, daß es dahin kommen konnte! Aber die Gährung, in der wir uns Alle noch befinden — denn Jeder nahm und mußte Partei nehmen, auch gegen seinen Willen, und Die zumeist, welche in philosophischer Höhe über dem Treiben der Interessen sich erhaben glaub- ten, weil eben von jeder Partei die Verehrung, ja die Existenz dieser Höhe angegriffen wird — macht es mehr als zweifelhaft, ob es schon an der Zeit und wir be- fähigt sind, diese Zeit und ihre Bewegungen künstlerisch aufzufassen. Wo ist der Künstler, Dichter, der sich die Leidenschaftslosigkeit zutraute, diese Bewegungen, ich sage nicht in ihrer Wahrheit, aber nur in der plastischen Ruhe, in dem Minimum von Harmonie und Schönheit aufzu- fassen, sie zur Darstellung zu bringen, welche die Kunst bedingt! Sieben Jahre sind seit dem letzten Stadium

verstrichen, und noch wogt und vibriert die Erschütterung in mindern oder stärkern Nachbeugungen um uns Alle. Es mag wol Einer und der Andere sich für sich auf einen ruhigen Fleck gerettet haben, aber der Augenblick ist noch lange nicht gekommen, um mit philosophischer, ja auch nur mit historischer Klarheit das Gemälde hinter uns zu betrachten, denn es liegt eben nicht hinter uns, weil es über uns noch zusammenschlägt und uns mit fortreißt als mitempfindende, duldenbe, handelnde Personen. Auf Bestellung mögen Künstler einen Drachen malen und weißeln, und dazu den St.-Georg, der ihn todtschlägt; wir fühlen aber am Bildwerke die Bestellung sofort heraus, und am Dichter, der sich daran macht, ob von dem Athem des Drachen oder des Ritters ein Hauch in sein Blut gedrungen ist. Wo die Poesie bisher die Darstellung der Erlebnisse aus dem letzten Decennium versucht hat, dient sie, bewußt oder unbewußt, Parteizwecken, es ist Tendenzpoesie oder Waare für den Markt, mit glänzender, pikanter Ausstattung der Seiten, welche Käufer finden oder von ihnen verlangt werden. In die letztere Kategorie gehören viele französische und manche deutsche Romane, für welche der Dumas'sche „Graf von Monte Christo“ das flimmerndste Urbild gegeben; die Sue'schen Romane, welche wie Meteore den europäischen Literaturhimmel durchzuckten, sind, wie hell sie strahlten, in so tiefere Dunkelheit schon versunken, weil sie so grelle Schminke auf die Verhältnisse legten, daß von der Wahrheit nichts blieb, aber auch die Tendenz ihre Wirkung verlor. Ebenso sind Gutzkow's „Ritter vom Geist“ ein Tendenzroman, der aber, weil er es nirgend verhehlt, neben dem Negativen sehr viel Positives gibt und aus dem Schacht des deutschen Gemüthslebens viele erheiternde Bilder ans Licht zaubert, weil er Trost und Erlösung ahnen läßt und nicht mit einer entschiedenen Dissonanz, sondern mit der Bitterung eines Morgenroths schließt, von einer großen und dauernden Wirkung ist.

Alle diese Dichter, was wohl zu beachten, haben aber die jüngste Vergangenheit nicht historisch aufgefaßt, sie haben eine Fabel sich nach eigenem Ermessen ausgesponnen und diese nur getränkt in der Farbe und dem Duft der politischen und sittlichen Zeitgeschichte. Das ist allerdings auch bei dem Romane der Fall, welcher uns zu diesem Aufsatz Anlaß gibt; der Dichter will nur ein Phantasiebild hinstellen, was in Umständen, Verhältnissen und Charakteren dem geschichtlich Geschehen entspricht; aber er hat sich nicht auf dieser objectiven Höhe gehalten, sondern so viel Verhältnisse und Personen aus der Wirklichkeit hineingezogen, daß wir im Verlauf der Geschichte an die wirklichen Ereignisse der vergangenen stürmischen Jahre gemahnt werden und demnächst ein historisches Gemälde vor uns zu sehen glauben, an das man ganz andere Anforderungen macht. Er hat eine Fabel geschürzt und verknotet, wie sie nur eine kühne Phantasie erfinden kann, aber bekannte Ereignisse, Conflict und Personen blicken dermaßen vor, daß wir uns bei jedem Capitel fragen: Ist damit nicht Das und

Das und Der und Der gemeint? und dann unwillkürlich zu weitem Schlüssen und Folgerungen gestimmt werden, denen nicht genügt wird, was für den Eindruck, den die Dichtung hervorbringen soll, abgesehen von allem Andern, von Schaden ist.

Ein Schäferknabe, dessen Vater der Blitz erschlagen, wird von einer edeln fürstlichen Familie aufgenommen; sie läßt ihn erziehen und studiren. Der junge wohlgebildete Mann, der als Kind mit den Prinzen und Prinzessinnen gespielt, geräth als Student in ein gefährliches Liebesverhältniß zur Prinzessin Nichte des regierenden Fürsten, seines Wohlthäters. Um den für sie und ihn drohenden Folgen zu entgehen, reicht die Prinzessin einem ungeliebten, ja von ihr verabscheuten Mann, demselben Fürsten, der durch seine Intriguen das Verhältniß entdeckt hatte, ihre Hand. Sie wird unglücklich, was eine interessante, gräßliche, aber viel zu detaillirte Episode des Romans ist; er ist es, indem er, ohne zu erfahren, was sie zu dem Schritte bewog, sie für einfach treulos hält. Zerkniet in seinen Jugendidealen und Hoffnungen, wüßt er sich zuerst auf die Studien, dann unter die Aebter des Morgenroths einer sittlichen und politischen Zukunft. Als Prediger jenseit des Rhein — in einer Endau, welche seinem thüringischen Fürsten angehört — wird er von der Kanzel herab ein Agitator für die Zukunftsbeden zur Erlösung des Menschengeschlechts. Seine feurigen Reden zünden weit umher, mehr als er selbst glaubt, noch mehr, nachdem ein schweizerischer Buchhändler sie drucken lassen und ihnen die weiteste Verbreitung verschafft. Er wird verfolgt, abgesetzt, muß fliehen und erleidet in der Schweiz und sonst wo alle die Drangsal und Enttäuschungen, denen die bekannten Demagogen aus den verschiedensten Perioden ausgesetzt gewesen sind. Ein anonym erhaltener Brief ruft ihn, als es zum Auszug gekommen, in die Heimat zurück. Der Fürst, sein Wohlthäter, ein zum Despotismus neigender Aristokrat, will officiell nichts von ihm wissen; anonym aber sendet er ihm eine Unterstützung zu, und die Prinzessin, sein treuere Geliebte, getrennt von ihrem abscheulichen Gatten, dieselbe, welche ihm den Trostbrief zusandte, erwählt ihn zum Lehrer ihres Kindes, trotz seiner Freiheitsideen, denn sie mit Beistimmung gefolgt ist, und ohne ihre Jugendliebe zu verleugnen, oder ihrer sich zu schämen. Viel mehr enthüllt sie, jetzt eine durch furchtbar tragische Schicksale abgeklärte Dulderin, aber weder reiner noch als Büsserin, dem einst geliebten, jetzt geachteten Mann ihr ganzes Schicksal, in einer Ausmalung, wie man sie einem Romanschreiber sonst vielleicht nachsah, wie aber eine deutsche Prinzessin sie nun und nimmermehr einem Schulmanne erzählen wird, welcher ihren Sohn erziehen soll, auch wenn derselbe vor langen Jahren ihr innigster Geliebter gewesen ist. Sie ist über die Empfindungen hinaus, welche ein längeres Beisammensein wieder erwecken könnte, er aber nicht so ganz. Er nimmt halb wieder seine Entlassung, ganz den Ideen, welche von 1830—48 wie Knospen aufbrachen, lebend und sich hingebend. Er soll, fälschlich angeklagt der Verfass-

schaft einer den Fürsten persönlich angreifenden Broschüre, die ihm ein gemeines Verbrechen zur Last legt, dafür büßen, als die Märztage anbrechen. Er wie alle politisch Angeklagten werden befreit, vom Volk auf den Händen getragen, und Reinhold, der Held, der populärste politische Charakter, wird, und zwar durch seinen konservativsten Gegner und frühesten Verfolger, den Minister von Schall, zum Minister erhoben, weil er als Schwärmer am leichtesten zu bearbeiten und am ehesten zu stürzen sei. Aber ihm, der eben die liberalste Verfassung entworfen, die je ein Minister, der in voller Macht ist, gefertigt, treten drei Hindernisse entgegen, denen er nicht gewachsen ist. Seiner ehemaligen dunkelrothen communistischen Freunde, die ihn gefangen nehmen, ermorden wollen, könnte er Herr werden, da er weiß, was und wie weit er will, und ihre Zahl gering ist. Aber seine ehemalige Geliebte, die Prinzessin Alexandra, die sich inzwischen zu andern Gesinnungen bekehrt hat, erklärt ihm Trennung und Feindschaft, wenn er die Prärogative des Throns antaste. Auch diesen Widerstand besiegt er, nicht aber den dritten. Der Fürst, entdeckt sich plötzlich, ist — in Folge einer mehr als romantischen Begebenheit — sein Vater. Der Mann des Volks ist der Sohn des Fürsten, aus einer Verbindung, die beinahe eine morgantische Ehe geworden wäre. Zwischen zwei Pflichten kämpfend, der Ueberzeugungstreue und der Sohnespflicht, erliegt der Mann, der den Freiheitshelden und Minister zu vereinigen gewußt, dem Conflict, für den er keinen Ausweg weiß. Glücklicherweise läßt der Verfasser ihn nicht wie Themistokles enden, er stirbt am gebrochenen Herzen, an einem Schlaganfall, nachdem er mit zitternder Hand den ersten Paragraph der von ihm entworfenen Verfassung: „Alle Gewalt geht vom Volk aus“, gestrichen hatte. Damit schließt die Geschichte.

Wer erkennt nicht schon aus dieser dürren Skizze, daß in dem bunten Durcheinander mehr als ein bedeutendes Thema liegt, das in einer entsprechenden Ausführung auch auf eine bedeutende Wirkung Anspruch machte. Allein das letztere: ein Freiheitsschwärmer, der als Haupt seiner Partei es bis zum Premierminister gebracht und im Augenblick, wo er seinem Verfassungswerke, dem Ziel seiner Träume, das Siegel ausdrücken will, erfährt, daß er der Sohn des Fürsten ist, dessen Macht er zerbrechen will, wäre schon würdiger Stoff für eine antike Tragödie, die durch die aufzuckenden Flammen einer alten Liebe für die Prinzessin noch einen romantischen Nimbus erhielt. Aber die Schmerzskraft ruht weder hierauf noch auf irgendeinem andern Punkte, sie ruht weder in der Handlung noch auf einem der Charaktere. Der Verfasser hat zu Vieles geben wollen und die Karten zu bunt gemischt, daß wir nicht wissen, wo das Interesse haften soll, und das Beste, Das, worauf es abgesehen war, nur als Episode erscheint. An diesem Epifodenhaften leidet das ganze kunstvoll und mühsam aufgerichtete Gebäude, und die Idee, die den Verfasser anfangs erhob, wird bei jedem Schritte von den Nebenvorfällen,

den eintretenden Personen abgezogen. Zu ihren Gunsten, besonders wo sie ihn selbst interessieren, wo wirkliche Bekannte zum Modell gedient, verweilt er und vergißt über dem momentanen Interesse nicht gerade das Ziel, aber daß es nur Stationen auf demselben, Mittel zum Zwecke sind. Einem fehlerhaft behandelten Plane mag aufgeholfen werden durch die Vorliebe, das Interesse, mit welchem einzelne Charaktere vom Autor behandelt werden, denn das Persönliche ist und bleibt der Magnet, der in der Dichtung über alle Kraft des Gedankens obliegt. Aber weder Reinhold, der Freiheitsmann, noch der Fürst, der streng rechtliche Vertreter der alten Zeit, noch einer der rothen Revolutionäre oder der Aristokraten und Jospfänner, ja auch keine der Frauen vermag unsere Theilnahme besonders zu fesseln. Alexandra, die Prinzessin, ist dazu angelegt; sinnlich, lebenswürdig, liebebedürftig in ihrer Jugend, dann, vom Schmerz und Leiden abgeklärt, Philosophin, die für die Ideen der Zeit wenn nicht glüht, doch sich dafür mit dem Rest der ihr gebliebenen Blutwärme interessiert, endlich, wie die Tausende von Liberalen und Liberalinnen, die keinen festen Grund hatten, nach dem Aufschäumen des Rothes und den ersten destructiven Excessen, eine Enttäuschung, von der Sache sich abwendet und umschlägt: diese Alexandra war ein Charakter, der das Ganze tragen konnte, aber der Verfasser läßt sie seitwärts abfallen, nachdem sie als Dulderin in abstoßend gemeinen Situationen verbraucht ist. So reißt uns der Verfasser auf einer Ragenleiter zwischen romanhaften Ereignissen und Rückblicken der crassesten Art, welche sich eben nur die ältere Leihbibliothekromantik erlaubte, zwischen einzelnen interessant aufblühenden Charakteren und intensiv gehaltenen Bildern und Betrachtungen aus und über die Gegenwart hin und her, ohne daß wir zu einem Ruhepunkt kommen, wo wir Hütten bauen möchten.

Auch der politische Stamm ist nicht so angethan, daß er zum Baum mit einem schattenden Wipfeldach aufschließen könnte. Die Tendenz ist selbstredend eine liberale, stark nach links gefärbt; denn der Drucker soll doch auf der Idee ruhen, daß alle Gewalt vom Volk ausgehe; eine Idee, gegen die an sich nichts zu sagen wäre, wenn sie nicht immer das Bedürfnis fühlte, sich in einer Formel auszusprechen. Was Formeln verdecken, wie sie überall den warm pulsenden Lebensfunken, hüben wie drüben, verrückt haben, hat die Geschichte seit der Französischen Revolution sattem erwiesen, und der Meißner'sche Volksheld und neue Heiland geht moralisch und physisch unter, weil er die Formel aus seiner liberalen Verfassung streichen soll, wo er doch die zeitweilige Gewisheit hat, daß auch ohne diese sechs Worte diese Verfassung zur Geltung kommen werde. Daher sagen wir, der Verfasser und sein Held sind ideell weit links, um des Princips willen achten sie nicht das Recht der Gefühle, der Persönlichkeit. Schluß berechnenden Feinden gegenüber, welche auf diese Gefühle ihrer Gegner speculiren, müssen die starren Principmänner auf die Länge immer unterliegen. Aber er will historisch auf einer un-

parteiischen Höhe stehen, denn er zeichnet im rothen Baff, der im wahnsinnigen Glauben, auf Befehl seines Fürsten von den Aerzten vergiftet zu sein, toll loswüthet gegen alles Bestehende und schon Errungene, weil keine Concession seinen destructiven Heißhunger stillt, den gefährten Communisten; er malt nach dem Leben in dem schweizerischen Buchhändler den gemeinen betrügerischen Speculanten, der den Liberalismus zur Erwerbsquelle macht, gleichviel, ob die Liberalen, die er ausfaugt, darüber zugrunde gehen; in dem Herrn von Malten einen jener vornehmen Freiheitshelden, die nur irgendeiner Kränkung wegen zu der Fahne schworen, nach Popularität speculiren, nicht kühne Worte genug im Munde und auf der Tribüne finden können, in ihrem Hause und Sinn aber despotisch und servil zugleich sind. Alles Dies ist nicht aus der Wirklichkeit abgestohlen, sondern abgedruckt, und nach den Originalen zu diesen und andern Gestalten wird man sich im südwestlichen Deutschland nicht weit umzuschauen nöthig haben. Aber eben weil wir in so vielen Zügen die lebhaftigen Personen und Vorfälle in beiden Hessen, Baden, Nassau vor Augen zu sehen glauben, weil hier etwas von Jordan, dort von Hecker, Netternich, Weisling u. s. w. entnommen ist, spürt unwillkürlich die historische Kritik noch mehr, man wird unruhig, statt ruhig zu werden, und dieses Suchen führt den Leser eben so von der Idee ab, als es den Autor von seiner Aufgabe abgeleitet hat.

Auch von der Verlässlichkeit. Diese ist Thüringen; in vielen Strichen erkennen wir es gut gezeichnet wieder, auch wenn der Verfasser nicht geradezu sagte, daß er uns an einen thüringischen Hof führe. Aber nur der Eingang gehört dahin, das Folgende hat einen weit andern localen Hintergrund, und beim Lesen war uns oft zumuth, als würden uns geräuschvolle Marktszenen aus einer volkreichen Residenz in einem feuchtduftigen Walde aufgeführt. Thüringen hat auch seine demokratischen Volksversammlungen und Krawalle gehabt, aber in anderer Manier. Nun sei dem Dichter durchaus die Freiheit nicht bestritten, was Ort und Zeit getrennt, wenn es zu seinem Zwecke führt, zu verbinden; wenn es nun aber nicht zu seinem Zwecke führt? wenn man an der Zusammenverknüpfung durch die Wirklichkeit getrennter Zustände den innern Riß in seiner eigenen Dichtung erst recht merkte? Und dies ist der Fall. Der Anfang des „Pfarrer von Gräfenroba“ ist ein zwar mit sehr sanguinischen Farben gemaltes Idyll, der aber auf ein anderes Ende hinweist als auf ein Tabularium der deutschen Revolutionselemente und den classisch-tragischen Kampf zwischen einem Fürsten-Vater und Demagogen-Sohn. In jenem, der Liebe des niedern Schäfersohns zur hochgeborenen Fürstin, in ihrer Entfugung, um ihn und sich zu retten, waren, die Zeitverhältnisse hinzugenommen, so viel Elemente zur Ausführung eines gehaltvollen Romans, daß es der andern Roman- und Zeitbeigaben gar nicht bedurft hätte. Hier ahnen wir den Dichter, der, sich zusammenfassend und seine Kraft auf das Nothwendige beschränkend, etwas Bedeutenderes hätte leisten können.

nen. Eine sinnliche Anschauungskraft, die es mit den Mitteln und der überkommenen Ethik nicht genau nimmt, Intelligenz, welche die wirklichen socialen Verhältnisse richtig auffaßt und zu würdigen weiß, ein Anhauch von deutschem Gemüth und eine Phantasie, die das Erschaut in blühender Lebendigkeit wiedergibt: da sind schon die äußern Mittel vorhanden, um etwas zu schaffen. Alexander konnte die Heldenrolle, die dem künftigen Pfarrer zugewiesen wird, übernehmen. Sie wäre kein Liebesroman geworden, um einen verkörperten Begriff darzustellen. Sie ist schon jetzt eine lebensvoll gezeichnete Gestalt, ein Charakter, der sich entwickelt. Daß ihre Poesie in einer solchen Gräuelnis untergehen muß, ließe sich hinzunehmen, nur steigt, wie gesagt, die Ausführung an widertümlich Fragenhafte. Daß sie sich zu einer idealen Höhe der Weltanschauung rettet, ist ein glücklicher Wurf, wo Andere sich vielleicht verführen lassen, aus ihr eine Heischweester zu machen. Daß sie, als der Revolutionssturm eintritt, zur Verfechterin ihrer Geburtsansprüche wird, ist psychologisch ein noch glücklicherer Wurf, aber der Dichter hat ihn leider nicht benutzt. Hier lag eine Katastrophe, welche dem Roman einen ganz andern Nerv hätte geben mögen.

Daß die junge Prinzessin sich dem jungen Studenten hingibt — ganz hingibt, wird manche Leser verlegen. Wir sind nicht so streng-prüde Sittenrichter. Daß es aber geschieht, als wäre eben nichts Besonderes, nicht Außerordentliches geschehen, daß sie ohne tief-innere, jungfräuliche Erschütterung nur die äußern Folgen im Auge hat, sonst von beiden Seiten die Sache nicht anders betrachtet wird, als daß sie nur dem Naturschicksal gefolgt sind, das weckt manche Bedenken, die auch auf die Auffassung der politischen Momente übergehen. Kein Verfassungen, keine Maximen, keine Formeln, welche blickliche noch menschheitsbeglückende liberalen, retten ein untergehendes Volk und führen es zur Freiheit, wenn es nicht zuvor in sich in Sittlichkeit und Gerechtigkeit wiedergeboren ist. Ein sittlich blasirtes Volk ist, trotz aller noch so hoch auflackernden Freiheitsgluth, dem Servilismus verfallen und für die Krone reif.

Wilhelm Meißner.

### Ein Duzend lyrische Epigonen.

1. Harfentöne. Eine Sammlung christlicher Lieder und anderer Gelegenheitsgedichte zu kirchlicher und häuslicher Gebrauche von Karl Gottlob Heinrich Schenker. Leipzig, Verlag. 1851. 8. 10 Mgr.
2. Gedichte von Jean Baptiste Berger. Koblenz, Hafer. 1852. 24. 12 Mgr.
3. Lilien und Rosen. Gedichte von Johann Heinrich Steinhausen. Köln, Bachem. 1852. 12. 20 Mgr.
4. Lieder des Herzens. Von Bernhard von Hoffmann. Breslau, Kern. 1852. 16. 24 Mgr.
5. Klänge der Kindheit und Jugend in Liedern und Gedichten. Für Schule und Haus von Heinrich Fleminck. Neuwied, van der Meer. 1853. 12. 10 Mgr.
6. Die Unsterblichkeit oder ein Blick auf die Verbindung des Menschen mit der Erde und mit der Ewigkeit. Eine himmlische Gabe für frohe und trübe Stunden. Von Heinrich Ludwig. Hannover, Kümpler. 1853. 16. 15 Mgr.

7. Zeitlosen. Ein Sonettenkranz von A. Leonard. Göttingen, Dietrich. 1852. Gr. 16. 5 Rgr.
8. Körner. Dichtungen von Emil Förster. Brieg. Im Selbstverlage des Verfassers. 1853. 8.
9. Dichtungen von Heinrich Beer. Breslau, Trewendt u. Granier. 1853. 16. 1 Thlr.
10. Junge Blätter. Gedichte von H. Köpert. Halle, Mühlmann. 1853. 8. 20 Rgr.
11. Dichtungen von Constance. Berlin, Dümmler. 1853. 16. 15 Rgr.
12. Gedichte von Otto Jacobi (vom Ravensberg). Berlin, Duncker u. Humblot. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Rgr.

Es sitten drei Reiter zum Thore hinaus  
Auf Eseln, gar eben.  
Sie waren nach heutigem Gebrauch  
Dem Bersenmacher ergeben.  
Des Begees auch ein Dichter kam.  
Sein Bucerphal große Schritte nahm,  
Die Enghelt zu finden.  
Die Reiter sich hinten anbinden.  
Darauf der Dichter sich umschah:  
„Si seht doch, es sind Herren da!  
Wie heißen denn die Herren?  
Er da, gebunden an den Schwanz?“ —  
„Hir!“ — „Er da?“ — „Hor!“ — „Er da?“ — „Hirlesang!“ —  
„Nun rettet wohl, ihr Herren!“ —  
Drauf that der Dichter, als sei er kumm,  
Und sah sich auch nicht weiter um;  
Nach kamen die Reiter nicht ferne.

Hoffentlich hegt Niemand den Verdacht, daß diese Knittelverse ein Nachwerk des Referenten sind und eine Satire auf die oben verzeichneten Pegasusritter sein sollen. Ach nein! Sie gehören einer glücklichen Zeit an, einer Zeit, wo es noch möglich war, von drei solchen Ritttern zu reden, während heutzutage die Poeten oder Bersenmacher, die den Schwanz irgendeines voranschreitenden Mosenroßes als billige Reisegelegenheit nach dem Parnass zu benutzen suchen, wenigstens dungenweise zum Thore hinaustreten. Hoffentlich traut man es auch keinem der hier zu besprechenden Dichter zu, der Verfasser eines so schlecht verpackten und doch so hoffärtigen Gedichts zu sein. Nein, sie sind sämtlich ebenso unschuldig daran wie ich, oder beßeren höchstenfalls insofern einen Anspruch auf die Autorschaft desselben, als sie mir dasselbe, nachdem ich es vor langer Zeit einmal in Goethe's „Kunst und Alterthum“ gefunden und fast wieder vergessen hatte, zuerst wieder in das Gedächtnis zurückgerufen haben. Wie dies zugegangen, weiß ich selbst nicht zu sagen; vielleicht aber löst der scharfsichtige Leser das Räthsel, wenn ich ihm durch Mittheilung einiger kleinen Züge den Ritt der genannten Herren zu charakterisiren suche. Scheubner z. B. läßt sich in seinen christlichen Liedern unter Anderm folgendermaßen vernehmen:

Drei Worte kommen von oben her  
Und geben vom Ewigen Kunde.  
Sie dringen zum Herzen je mehr und mehr:  
Berkennst sie zur heiligen Stunde.  
Es schertt gar bald das eh'liche Glück,  
Entziehet man diesen drei Worten den Bild.

Berger, dessen Sammlung zum großen Theil aus Paraphrasen katholischer Marienlieder besteht, macht seiner „Sehnsucht“ unter Anderm in folgenden Worten Luft:

Kannst du den Worten, wo die Gottheit sät,  
Wo Alles, was verblüht, einst auferketh?  
Ein ew'ger Frieden herrscht dort, ew'ge Ruh'.  
In sanftem Schlaf schläft jedes Aug' sich zu!  
Kannst du ihn wohl? Dahin, dahin  
Wacht' ich mit meinen stillen Thränen zieh'n!

Steinhausen hingegen expectorirt seine „Sehnsucht“ folgendermaßen:

Wacht' ich aus den Nebelgründen,  
Wo die Sünde mich geboht,  
Stätslich einen Ausgang finden  
In das lichte sel'ge Land! u. f. w.

Heinrich Ludwig, muthmaßlich auch ein Dicht auf fetter Weide, streut seinen zum Theil ganz erbaulichen theologisch-philosophischen Contemplationen unter Anderm auch folgenden Gedanken ein:

Was kein Verstand, kein Dünkel oft gewagt,  
Das hat in Einsicht klar das Herz gesagt.

Bei Beer liest man im „Rondbrackenkind“ unter Anderm Folgendes:

„O Mutter, Mutter! dort an der Wand,  
Siehst du die kalte, die weiße Hand?  
Sie langt nach mir, sie faßt nach mir;  
O Mutter, laß mich nicht fort von dir!“  
„Sei still, mein Kind, schlaf' ein, schlaf' ein —  
Der Mond nur schenkt zum Fenster herein!“

E. Förster aber stimmt eins seiner Lieder in dieser Weise an:

Bum Städtlein zog ich still hinaus,  
Den Rangen auf dem Rücken;  
Nicht that kein Liebchen, that kein Freund  
Mit Kuß und Gruß beglücken u. f. w.

D. Jacobi singt:

Willkommen, du lieblicher Mai u. f. w.

oder:

Willkommen, du holder Mai u. f. w.

oder:

Willkommen, süßer Mai u. f. w.

oder:

Den Mai, den sah ich ziehen u. f. w.

oder:

Purpur über Thal und Hügel,  
Blüthen streußt du, holder Mai u. f. w.

oder:

Bläde, bläde, o holder Mai!  
Bläde mir ohn' Ende!  
Jede deiner Blumen sei  
Eines Liebes Grende!

und Constance hebt unter Anderm an:

Was eilt das Volk? Was zieht es dort  
Die vollen Straßen dahig fort?  
Stürzt Rhodus ....

Doch nein! Rhodus stürzt noch nicht; es handelt sich nur darum, den „Walzerkönig“ Strauß zu Grabe zu tragen.

Nun, was meint der Leser? Klingt's nicht auch ihm wie nachtrottender Hufschlag in die Ohren? Wird ihm nicht bange für die armen Schwänze der voranschreitenden Bucephale, die sonst ihrer lieben Stiefbrüder den Berg hinaufziehen sollen? Doch Scherz beiseite! denn die Sache will auch ernstlich betrachtet sein. Wol hat Upland Recht, wenn er singt, daß sei Freude, das sei Leben, wenn's von allen Zweigen schallt; aber was soll aus dem deutschen Dichterwald noch werden, wenn alle Äste und Zweige von Sängern in Beschlag genommen werden, deren Lieder nicht bloß in einzelnen Phrasen und Wendungen, sondern ihrem ganzen Geist und Wesen nach nichts weiter sind als dompfäffische Nachpfeifungen und Verunstaltungen alter Melodien? wenn in ihm nichts mehr gedeiht als Schmarozepflanzen, die den alten heiligen Eichen das Mark auslaugen und alle die jungen Triebe, die sich in selbstständiger, eigenthümlicher Weise entwickeln möchten, überwuchern und ersticken? Kann man es dem Volke verdenken, wenn es zuletzt lieber den ganzen Wald ausgerottet und in ein nutzbares Kraut- und Rübenfeld verwandelt wissen möchte? Seder, der es mit der Poesie noch einigermaßen gut meint, sollte sich daher ernstlich prüfen, ehe er auf einen Platz unter den Dichtern Anspruch macht. Freilich ist die Selbsterkenntniß in dieser Hinsicht fast noch

schwieriger als in allen andern Beziehungen. Jeder Dichtende pflegt sich bei Dem, was er schafft, mehr zu denken, als er wirklich darin zum Ausdruck bringt, und dies verführt ihn, sein Erzeugniß zu überschätzen. Aber es gibt dennoch Mittel, sich vor solcher Selbsttäuschung zu wahren. Vor allen Dingen lege man sich mit allem Ernst die Frage vor, ob man die Kraft und den Muth in sich fühle, der Poesie das ganze Leben zu weihen, und hoffen dürfe, etwas in ihr zu leisten, was dieses Opfers werth ist. Kann man sich diese Frage ohne Scrupel und Bedenken bejahen, wolan, so folge man dem innern Drange. Muß man sich aber sagen, daß man ihr nur in müßigen Stunden als Dilettant oder Liebhaber den Hof machen, nur nebenbei von ihr eine Günstbezeugung erhaschen möchte: dann leiste man von Anfang an darauf Verzicht, der Productionslust nachzugeben; denn sie ist kein bleibender, unüberwindlicher Trieb, sondern nur ein vorübergehender, augenblicklicher Reiz. Nichts hat der Kunst und Poesie mehr geschadet als jener buhlerische Dilettantismus, der sich nicht damit begnügt zu empfangen, sondern selbst schaffen, selbst Künstler und Poet sein will; und ehe nicht dies ungerechtfertigte Schreiben, dieses Kufstückerlegens aufhört, wird von echtpoetischen Erzeugnissen nicht wieder die Rede sein können. Und ist denn diese Resignation so gar schwer? Ach ja, sie muß wol! H. Köpert, nicht der schlechteste unter unsern zwölf Sängern, singt fast rührend:

Laßt der Rose ihre Düfte  
Und der Knospen junge Triebe,  
Laßt dem Himmel gold'ne Lüfte  
Und dem Herzen seine Liebe!

Laßt den Tropfen Thau dem Grase,  
Dunklen Wogen weiße Schäume,  
Laßt der Wüste die Dase  
Und der Sehnsucht ihre Träume!

Wehrt nicht der einsamen Winde,  
Bleich zu wanken auf und nieder.  
Seine Thränen laßt dem Kinde  
Und dem Dichter seine Lieder!

und im ersten seiner Lieder erklärt er bescheiden, wenn auch in seines Volkes Munde nur eines Liedes Ton fortlebe, dennoch die Todesstunde willkommen heißen zu wollen. Noch viel ungenügsamer steht B. v. Hoffmann:

O schenket mir, ihr Muses,  
Alltäglich ein Gedicht,  
Verloßt von eurem Busen  
Den Liebesfänger nicht!

und H. Beer ist dergestalt auf das Singen erpicht, daß er, kurz angebunden, sogleich auf den Titel Eichendorff's Worte setzt:

Und ob ihr's lest, ob bleiben laßt,  
Ich singe doch aus freier Brust!

Sollte ein so gewaltiger Trieb nicht auf einen innern Beruf schließen lassen? Möglich! Ich will diesen drei Sängern wie auch Jacobi, dem aus jeder Blume des Mai, aus jedem duftigen Blatt, aus jedem Tropfen Thau, aus jedem Nachtigallenschlag ein Lied erwachsen soll, nicht alle poetische Befähigung absprechen; sie singen wenigstens mit jugendlicher Wärme und Frische, und die beiden Letztgenannten wissen auch die Form recht gewandt zu handhaben. Aber etwas wirklich Eigenes und Ursprüngliches findet sich auch bei ihnen nicht; manche ihrer Lieder sind, an sich betrachtet, nicht schlechter als die verübt gewordenen, denen sie nachgebildet sind; aber eben weil sie nichts Neues bieten, packen sie nicht, sondern summen wie alte Weisen an unserm Ohr vorüber. Dennoch läßt man sich diese Gaben als Stimmen einer überquellenden Jugendstimmung noch gefallen; auch die Spenden von Förster, Ludwig und Konrad wollen wir noch gelten lassen, obgleich die ersten an starken Verstößen gegen die Form, die beiden letztern an Monotonie des Inhalts leiden; was aber soll man dazu sagen, wenn auch Männer in ehrwürdigen Aemtern dem eifigen Gelüft, die Expectorationen ihrer

müßigen Stunden in die Welt hinauszuschicken, nicht stehen können und nicht Selbsterkenntniß genug besitzen, um sich zu sagen, daß daraus ihnen kein Ruhm, der Litteratur kein Gewinn erwachsen kann? Welch eine Genugthuung kann für sie darin liegen, vom Publicum ignoriert und von der Kritik als unnützer Ballast über Bord geworfen zu werden? Daß wir wollen nicht ungerecht sein und anerkennen, daß wenigstens ein Originalgenie unter ihnen ist. Man höre, wie Strinham den Knaben den Mond anfangen läßt! Er beginnt:

Du wunderlicher Bicht  
Mit dem geborgten Licht,  
Du stes'ger Silbersteller,  
Du Fant am Himmelblau,  
Bald scheinst du hell und heller,  
Bald blaß durch Wolkenrau.  
Oft schleichst du wochenlang  
Hinweg in Nistiggang,  
Wie Nachbars fowler Kiesel,  
Den Schul' und Arbeit scheuchst;  
Dann kommst mit kleiner Stiel  
Du schon herangekauft.

In gleichem Tone geht es noch durch 13 Strophen fort, bis er ihm zum Schluß wieder einigen Honig um den Mund streicht, indem er erklärt:

Doch habe ich dich lieb,  
Du kaltes Strahlenkies.  
Du tränkst mir nicht und senkst  
Das schöne Blumenreich,  
Den Thau von ihm nicht drängst  
Der heißen Sonne gleich.

Die Blumen kummert nicht  
Dein schaurig Angeicht.  
Sie gönnen dir die Taten  
Und haben sich im Thau.  
Sie freuen sich und wachsen  
In deinem Silbergrau.

Noch origineller sind die Grobheiten, die in einem andern Gedichte der Blütenbaum nacheinander dem Reichen, dem Nachtigal, dem Bach und der Biene sagt, indem er sie mit den Namen „dunkles Kraut“, „fahler Fritschgerling“, „perverhafter Rurmetopf“, „naschhaft gierig Raubgans“ u. dgl. beehrt. Ob freilich mit diesen und ähnlichen Originalitäten der Poesie gebient ist, überlassen wir Herrn Strinham selbst zur nähern Erwägung; jedenfalls werden sie ihm den Vortheil bringen, daß ihm auf diesem Wege so leicht der Rang Arrivirt zu machen, sondern jeder seiner Gedichte sich fest und fester an den Schwanz irgendeines voranstehenden Dichters anklammernd, rufen wird: „Original fahr' hin in deiner Pracht!“ 17.

### Aus London.

Alfred Tennyson's neueste Dichtung. Die Abfassung der *Enigma* abgab und die englische Presse. Literarische Kritiken. *Enigma*.

Eine neue fast wunderliche Dichtung Alfred Tennyson's trägt den Titel: „Maud, and other poems.“ Sie ist ein Verherrlichung des Kriegs und veranlaßt das „Athenaeum“ zu einem Artikel, welcher wieder einmal in jenem traditionsreichen englischen Journalstil geschrieben ist, der uns leider in der englischen Presse nicht mehr so häufig begegnet, als dies sonst wol der Fall war; wir meinen jenen Stil, der die Dinge wie immer treffende kurze Schwertstiche aufeinander folgen läßt. Auch das „Athenaeum“ ist mit dem „poet laureate“ der Ansicht, daß der Frieden die Menschheit verschlechtert und daß diese gerade in Zeiten der Leiden und des Kriegs die größten Fortschritte mache. England war, nach der Ansicht des „Athenaeum“, in der langen Friedenszeit faul und nicht thätig.



werden. „Die die Kämmer nach ihren großen Kriegen“, sagt das „Athenaeum“, „befinden wir uns in einem Zustande glänzenden materiellen Wohlseins, der jedoch von einer immer höher anschwellenden Masse socialen Ueberssättigung verdüstert ist. Wir haben Schiffe, Eisenbahnen, Paläste gebaut; aber wo sehen wir Beweise eines gesunden, kräftigen literarischen Strebens? Wenden wir auf unser Drama, dieses Gebiet der intellektuellen Welt, welches den Massen am nächsten liegt, am bereitwilligsten ihren Impulsen folgt, ihre Neigungen abspiegelt. Mit unserm Drama ist es zu Ende (our drama is no more.) Der altenglische Geist, die altenglische Leidenschaft, der altenglische Charakter und Humor sind auf der Bühne ausgestorben. Selbst Shakspeare ist nur noch ein Kleiderstock für den Theaterführer. Lächerliche Uebersetzungen lästerlicher französischer Komödien stopfen den Magen des heischungerigen Publicums; ja dieses fühlt gar nicht einmal die Schmach, die darin liegt, daß wir diesen Besitz unserer intellektuellen Herrschaft unsern Nachbarn preisgeben haben. Unsere Greisamkeit führen wir aus Deutschland, unsere Kunst aus Italien, unsere Genies aus Schweden, unsere Länger aus Spanien ein. Wir haben auf unsere intellektuellen Throne Verzicht geleistet. Große Bücher werden nicht mehr geschrieben; große Leidenschaften erregen und erwärmen uns nicht mehr. Es ist etwas gründlich faul in unserm dänischen Staate.“ Der Krieg allein kann helfen zufolge dem „Athenaeum“ wie dem gekrönten Poeten. Es wird aber immer auf die Art des Kriegs ankommen. Wenn einerseits die Kriege Friedrich's des Großen und der Unabhängigkeitskrieg von 1813 einen überaus lebendigen und erhebenden Einfluß auf die deutsche Nation geäußert haben, so stand Deutschland andererseits zu keiner Zeit tiefer als zur Zeit der Reformationskriege und namentlich zu Ende des Dreißigjährigen Kriegs, und auch der Deutsch-französische Erbfolgekrieg und der Nordische Krieg vermochten nicht das deutsche Volk aus seiner Versumpfung zu reißen. Ebenso hat die Literatur und Kunst in Frankreich zur Zeit der großen Napoleon'schen Kriege einen maschinenartigen Charakter, während sie gerade zur Zeit der Restauration und der Ludwig-Philipp'schen Herrschaft einen glänzenden Aufschwung nahm, obgleich sich diesem Aufschwunge allerdings einzelne Auswüchse und krankhafte Symptome gefellen, die man wol auf Rechnung des langen und von den Meisten widerwillig ertragenen Friedens schreiben mag. Welche Genies hat das gegenwärtige regierende System hervorgebracht — etwa die Granier de Cassagnac, die de Césaire, die de la Guéronnière und Aehnliche oder die traurigen Schildknappen des Ultramontanismus? Kriege eines solchen Despoten, Kriege aus bloßem soldatischen oder dynastischen Hange, Kriege aus egoistischer kaufmännischer Berechnung, also Kriege, die eine Nation nicht in ihrem tiefsten Leben erfassen und aufrütteln, Kriege, die einen vorwiegend zerstörenden und aufwunden Charakter haben, Kriege, welche an fernen Punkten ausgefochten werden und es dem Volke und den Großen beim gestatten, in der frühern Weichlichkeit und Ueppigkeit auszuschwelgen, solche Kriege werden auf den Geist einer Nation übermächtig gewordenen Nation ohne allen erhebenden Einfluß bleiben und vielmehr zu den alten Uebeln noch neue zusetzen. Was nun den Werth der neuen Tennyson'schen Dichtung betrifft, so scheint dieser den gehegten Erwartungen nicht entsprechen. Es befinden sich darin zwar einzelne originelle, tiefer sittlicher Erregung zugehende Partien, aber die Sprache ist ungewöhnlich rau, hart und unmusikalisch, die Erzählung dürftig, der Inhalt wenig fesselnd und spannend.

Das Gesetz, wodurch der Zeitungsstempel oder die genannte Literatursteuer abgeschafft wurde, scheint namentlich auf die Provinzialpresse einen wohlthätigen Einfluß üben wollen. Der „Manchester Guardian“, dessen Einkünfte einigen eines Fürstenhauses sind und an dem auch schon früher gearbeitet haben sollen, „der Manchester Examiner“, der „Liverpool Mercury“, das „Liverpool Journal“ vertreten theils ihr Format, theils erscheinen sie zu ermäßig-

tem Preise, theils öfter in der Woche. Aehnliche Veränderungen gehen in der Localpresse Edinburghs, Glasgows und Dublins vor. Freilich sucht sich auch die ganz gewöhnliche Speculation der sich jetzt darbietenden Vortheile zu bemächtigen, und zahlreiche sind die neuerstehenden Pennyblätter, die sich unter den Titeln „People Times“, „Illustrated Times“, „Pictorial Times“, „Pictorial Times“ u. s. w. in die Taschen des Publicums einzuschleichen suchen, meist aber ebenso schnell verschwinden, als sie gekommen sind. Jedenfalls muß man abwarten, ob nicht die englische Presse bei dieser Umwälzung in Bezug auf Inhalt und Gediegenheit soviel verlieren als an Ausbreitung gewinnen wird.

Zu den interessantesten literarischen Erscheinungen gehört: „The private life of a Eastern king. By a member of the household of his late Majesty Nassir-u-deen, king of Oude.“ Dies unterhaltende abenteuerliche Buch ist jedoch durch zahlreiche Auszüge in den Blättern schon so bekannt geworden, daß wir uns versagen müssen, auf seinen Inhalt hier näher einzugehen.

„Notes on duels and duelling, alphabetically arranged, with a preliminary historical essay“ heißt eine Schrift von Lorenzo Sabine, worin über die am namhaftesten gewordenen Duells in älterer und späterer Zeit berichtet wird. In Frankreich war die Neigung zu Duellen zu einer Zeit derart in förmliche Manie ausgeartet, daß, wie der Verfasser erzählt, einmal in der kurzen Zeit von 18 Monaten nicht weniger als 4000 Duells vorkamen und allein im Limousin binnen sechs Monaten 120 Personen im Zweikampf getödtet wurden.

Mehre Erzählungen Gerstädt's, die auf nordamerikanischem Boden spielen, sind in Edinburgh übersetzt unter dem Titel erschienen: „Tales of the desert and the bush. From the German of Friedrich Gerstädt.“ Wir erwähnen bei diesem Anlaß, daß die „Westminster review“ in ihrem Juliheft auf die Weibinger'sche „Deutsche Bibliothek“ aufmerksam machte, namentlich auf Rügge's Roman „Afraja“, „which excited much attention from its freshness, and has been translated into English“. Bei dieser Gelegenheit wurde auch J. W. Appell's Buch „Werther und seine Zeit“ in empfehlender Weise hervorgehoben, sonst aber bemerkt, daß im vergangenen Vierteljahre das Departement der deutschen Belletristik „unusually meagre“ gewesen sei.

Der bekannte Romanschreiber William Harrison Ainsworth gab heraus: „Ballads: romantic, fantastical and humorous. Illustrated by John Gilbert.“ Diese Sammlung enthält 21 Balladen, von denen manche bei ihrem Erscheinen populär wurden, jetzt aber vergessen sind. Vor dem Richterstuhl der höhern Aesthetik können sie nicht bestehen.

Des Scherzes wegen erwähnen wir folgende Schrift: „L'entente cordiale: a self-interpreting guide to Paris. By M. B. de Valency.“ Der Verfasser hat die Orthographie des französischen Textes durchgängig der englischen Aussprache angepaßt, was sich höchst sonderbar ausnimmt, wie folgende Probe beweisen mag: „Voolai voo-zun appart'maun muhblai ou non muhblai?“ — „Zhai bezwoin d'shaumbr' muhblai.“ — „Zh'puee voo zarraunzhai; Donnai-voolah pain d'aunrai.“ — „Kel m'foh-drai duh'shaumbr' zaa cooshai, avec un sallon ai une cueezeen.“ Wenn man das so liest, so glaubt man eher etwas Türkisches oder Koptisches als etwas Französisches vor sich zu haben.

Die englische Presse hat in letzter Zeit zwei ihrer namhaftesten Vertreter durch den Tod verloren: John Black, frühern Redacteur des „Morning chronicle“, und Buckingham, den eigentlichen Gründer und ersten Redacteur des den Lesern d. Bl. wohlbekannten „Athenaeum“. Buckingham war zur Zeit seines Todes mit seiner Biographie beschäftigt. Dem im vorigen Jahre verstorbenen Mitarbeiter der „Times“, Samuel Phillips, wird über seinem Grabe auf dem Kirchhofe zu Sydenham ein Denkmal errichtet werden, mit dessen Ausführung der Bildhauer Digby Wyatt beauftragt worden ist. So ehrt England selbst seine Journalisten!

5. 33.

## Notizen.

### J. S. von Quandt als Novellist.

Mit einigem Widerstreben und, wir müssen gestehen, einigem Vorurtheil gingen wir an die Lectüre eines Buchs, welches unter dem Titel erschien: „Erzählungen des Herrn Kauz von J. S. von Quandt“ (Dresden 1854). Das Aushülfsmittel, eine Anzahl von Novellen so aneinanderzureihen, daß man sie Jemanden — hier den Herrn Kauz — einem Kreise von Freunden erzählen läßt, die dann ihre einfältigen Bemerkungen am Schluß jeder Erzählung dazwischenwerfen, ist etwas antiquirt und nur zu geeignet, den Zusammenhang der Lectüre in störender Weise zu unterbrechen. Indes müssen wir gestehen, daß uns manche dieser Novellen, die freilich sehr ungleichen Werthes sind, nicht übel gefallen haben. Es scheinen ihnen meist Anekdoten und eigenthümliche Lebensereignisse zugrunde zu liegen, wie man sie sich in Kreisen der höhern Gesellschaft zu erzählen pflegt. Der Verfasser, ein namentlich durch Kunstanschauungen feingebildeter Geist, hat sich als Erzähler besonders nach Goethe gebildet und sich dadurch einen Stil angeeignet, der, möge auch der Inhalt der Erzählung ein etwas dürftiger sein, an und durch sich selbst einen wohlthuenden Eindruck macht. Ebenfalls in milder Goethe'scher Weise hat der Verfasser seine Gabe, das Leben nach allen Richtungen zu beobachten, ausgebildet, und man trifft daher bei ihm auf manche anregende oder feine und sinnige und dabei wohl ausgedrückte Bemerkungen. Wir führen nur einige an: „Kein Mensch ist frei, denn sein Leben wird durch Umstände bedingt, die schon vor ihm da waren. Gewiß würde Jeder sein Leben anders eingerichtet haben, wenn ihn nicht unmerklich die Verhältnisse geleitet hätten, und der Geist ist nur in der Kunst frei“; oder: „In Fällen, wo uns die Handlungen der Menschen nicht folgerichtig scheinen, liegt es meist daran, daß wir den innern Zusammenhang nicht erkennen, dessen wenige sich selbst bewußt werden und keiner von allen eingesteht, die an einem andern Ziele anlangen, als das, nach welchem sie ausgingen, denn wer vollbrachte wol, was er gewollt, und wer erreichte das Gewünschte?“ Freilich verbindet sich mit dieser Goethe'schen Weise, sich das Leben behaglich und von künstlerischem Standpunkt zurechtzulegen, zuweilen auch eine etwas bequeme oder falsche Moral, z. B. wenn der Verfasser (oder eine seiner Novellenpersonen) empfiehlt, die Menschen mehr komisch als schlecht zu finden, oder wenn einmal behauptet wird, daß der Glückliche der Theilnahme eines edlen Gemüths an seinen Freuden mehr bedürfe als der Glende des Mitleids. Zuweilen begegnet man auch Spuren klassischer Ironie, wie in den Einwürfen des materialistischen Leibarztes Ragenberger, welcher einmal behauptet, daß die menschliche Seele in ihrer Epidermis wie in einem Ledersack stecke, bis sie aus der Haut fahre, was man sterben nenne; ferner, daß kein Einfluß auf den Körper eines Andern möglich sei als z. B. vermittels der Arzeneien durch den Mund, oder auch Injectionen; endlich, daß wenn die Sonne in die Nasenlöcher scheine, das Licht wie Schnupftabak wirke, woher das Niesen entstehe. Mit seiner Ironie ist auch die Medisance und die frivole Reizung zu Intriguen, wie man ihnen in den Kreisen der höchst vornehmen Gesellschaft begegnet, in der Erzählung „Die Beschützerin der Liebenden“ perflirt. **J. M.**

### Johann Matthias Dreper.

Zu den in Nr. 31 d. Bl. mitgetheilten Angaben über diesen hamburgischen Dichter verdient nachgetragen zu werden, daß Dreper auch den gefürchteten Bionschwärzer Johann Melchior Göge zur Zielscheibe seines nicht gar seinen Spottes nahm. Unter seinen altbackenen Gedichten finden wir ein Epigramm auf den famosen Hauptpastor, das folgendermaßen lautet:

Der hamburgische Aaron.

Da steht er! Seine fette Wange  
Färbt keine Scham mehr roth;

Und Hamburg, überglänzt, bangt.  
Forcht fromm auf sein Gebot;  
Berecht mit theilnehmendem Entsetzen  
Den von ihm selbst erlöbten Mann.  
So schuf sich Juba seinen Oden.  
Ein gold'nes Koll, und betet's an.

Recht bezeichnend für die Muse unsers Dreyer ist ein Gedicht, das auch in Schrift. Heinz. Schmidt's „Anthologie der Deutschen“ (II, 247—251) steht, mit der Ueberschrift:

### Pratje.

Das Grab des todtgebißnen Pratje, der in der Erde sich vertrat.  
Besingt ein ungetrübter Dichter, der auch einmal begraben war.

Ein Hund war nämlich in Hamburg von häßlichen Genossen bei einem Streite todtgebißnen worden. Sein Herr, welcher vorher auf dessen Namen baare tausend Thaler in der Lotterie gewonnen hatte, ließ ihm ein anständiges Begräbniß anordnen und ersuchte den Localpoeten, ein Carmen auf den Hund zu machen. Dieses Beispiel ist nun in der That wenig erbaulich; aber doch scheint uns unleugbar, daß solche Stutzerie und Gelegenheitsreimer des vorigen Jahrhunderts durch eine gewisse Naivetät in ihrem Schreiben über unsere heutige Localscriblen standen, deren fast jeder größere Dicht noch einmal als besondere Plage der Einwohnerschaft aufzuweisen hat. Zudem besaßen sie auch trotz des plumpen Tons der guten alten Zeit gewöhnlich mehr Rutterwitz und solide Schalkhaftigkeit, als ihre Zahl weit geringer war und sie sich noch nicht aus den möglichen Ständen rekrutirten. Schließlich möge hier noch ein Epigramm von Dreper auf Friedrich den Großen ein Zufinden:

Stets bleibt er Held, mag er auch unterliegen;  
Sein Genut bewingt das Unglück und den Feind;  
Europa hat ihn zu betriegen  
Und zu bewundern sich verpönt.

J. M. Hopp.

### Zur Notiznahme.

Die „Grenzboten“ haben sich durch unsern Artikel in Nr. 36 d. Bl. „Die Kritik und «Sein und Haben»“ zu einer Replik oder vielmehr persönlichen Invective veranlaßt gesehen. Wir, die wir die persönlichen Invective für die purest feilste, aber zugleich unwürdigste und abgenutzteste Seite der Polemik halten, können den „Grenzboten“ auf ein so unästhetisches Gebiet, auf dem wir nie heimisch waren, begünstigend nicht folgen, und begnügen uns daher, Dingen, welche von dieser Stil- und Charakterprobe etwa Notiz zu nehmen wünschen, auf Nr. 38 besagter „Grenzboten“ zu verweisen. **Hermann Warggraf.**

### Bibliographie.

Bernard, R. S. v., Die Schlachten bei Leipzig. In zwei Plänen. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Mgr.

Blüthen slavischer Poesie. Herausgegeben von A. W. 1ster Band. Zwei Abtheilungen: Die Polen. Berlin, Henschel. 32. 20 Mgr.

Bruckbräu, F. W., Geschichte der Mariensäule in München. 1638—1855. Mit der Abbildung der Mariensäule. München. 8. 7½ Mgr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1854. 8. 1 Thlr.

Danzel, L. B., Gesammelte Aufsätze. Herausgegeben von D. Sahn. Leipzig, Dpf. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.

Feuerlein, E., Die Sittenlehre des Christenthums in ihren geschichtlichen Hauptformen. Ein Beitrag zur Geschichte der Theologie und Moral. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Mgr.

Der Frauen-Besuch beim Lotteriespiel, oder die Raddelgesellschaft. Von Spid baar Klaghe. Hamburg. 12. 8 Ngr.

Freuden und Leiden eines Commis Voyageur. 2te Auflage. Stuttgart, Franckh. Gr. 16. 18 Ngr.

Gené, R., Durch! Lustspiel in einem Akt. Berlin, Saffar. 8. 10 Ngr.

— — — Heftands-Exercitien. Dramatischer Scherz in einem Akt. Ebendasselbst. 8. 7 1/2 Ngr.

— — — Das Kloster von Camenz. Lustspiel in zwei Akten. Ebendasselbst. 8. 12 1/2 Ngr.

Gottschalk, Seremias, Der Geldbetrag, oder Die Wirthschaft nach der neuen Mode. 2te Auflage. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr.

Josephson, C., Die Bergpredigt des Herrn. In sechszehn Betrachtungen. Barmen, Langewiesche. 1856. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Kingsley, E., Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen, oder das Trüerspiel der Heiligen. Dramatisches Gedicht. Nach der 2ten Originalausgabe aus dem Englischen übersetzt. Marburg, Koch. Gr. 16. 20 Ngr.

Loehr, C. G., Die Prinzessin mit dem goldenen Haar. Ein Märchen aus dem 11. Jahrhundert. Augsburg. 8. 15 Ngr.

Lorenzen, P. J., Bilder aus der Geschichte des Vaterlandes für Schule und Haus. 2. Abtheilung. 8. 2 Thlr.

Koel, W., Erdmann Beher's weis. Predigers in Paris und Berlin Leben und Wirken. Ein Freundeswort für Erinnerung. Berlin, B. Schulze. 8. 10 Ngr.

Slawische Philosophie, enthaltend die Grundsätze aller Natur- und Moralwissenschaften nebst einem Anhange über die Willensfreiheit und die Unsterblichkeit der Seele. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 4 Thlr.

Pöhlner, A., Hymnen. Innsbruck, Wagner. 16. 5 Ngr.

Pratorius, S., Die Geschichte der Deutschen. Für Schulen und für das Volk bearbeitet. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. Gr. 8. 24 Ngr.

Reinick, R., Lieder. 3te Auflage. Berlin, Ernst u. Korn. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reuter, F., Abhandlungen zur systematischen Theologie. 1. Zur Controverse über Kirche und Amt. 2. Ueber Natur und Aufgabe des dogmatischen Beweises. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Richers, J., Briefe über die Schwere. Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 10 Ngr.

Die neuesten Romane und Novellen, theils Originalien, theils aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von F. D. Schmidt. 1ster und 2ter Band. Erfurt, Hennings u. Hoff. 16. à 15 Ngr.

Rosenberg, K., Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates zum Vortrag und Selbstunterricht. In zwei Bändchen. 1stes Bändchen: Von den ältesten Zeiten bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. 1713. Berlin, Verlagsbuchhandlung. Gr. 12. 15 Ngr.

Rossmäßer, C. A., Die vier Jahreszeiten. Mit Charakterlandschaften in Fendruck, nach Zeichnungen von F. H. in Kistlik und Illustrationen in Holzschnitten und Typen-Raritätendruck von C. Kreschmar. Gotha, Scheube. 2er-8. 1 Thlr.

Saphir, R. G., Blaué Blätter für Humor, Laune, Witze Satyre. Aus seinen Schriften gepflückt. 1ste und 2te Fassung. Wien, Carlleben. 8. 12 Ngr.

Schattenthum und Lichttriumph auf der südlichen Halbkugel, oder Heimchronik der ulastischen Kirche, gepflanzt von der britischen Bibelgesellschaft. Altona, Lehmkuhl u. Comp. 12 1/2 Ngr.

Scheibe, L., Catan in Wien. Ein Roman. Drei Theile. Wien, Carlleben. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiller-Bibliothek. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 15 Ngr.  
Schröder, K. J., Beitrag zur deutschen Mythologie und Sittenkunde aus dem Volksleben der Deutschen in Ungarn. Als Aufmunterung zu größeren Sammlungen in den deutschen Gegenden Ungarns. Presburg, Wigand. Gr. 4. 12 1/2 Ngr.

Seyffarth, G., Theologische Schriften der alten Aegypten nach dem Türiner Papyrus zum ersten Male übersetzt. Nebst Erklärungen der zweisprachigen Inschriften des Steins von Rosette, des Flaminischen Obeliskens, des Thores von Philae, der Tafel von Abydos, der Wand von Karnak und anderer. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sivert, J. v., Deutsche Dichter in Russland. Studien zur Literaturgeschichte. Berlin, Schroeder. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Smil von Pardubic, Der neue Rath, eine Thietfabel aus dem 14. Jahrhundert, nebst dessen übrigen Dichtungen und einer Auswahl aus seiner Sprichwörterammlung. Nach dem böhmischen Originaltext zum ersten Male deutsch bearbeitet von S. Wenzig. Leipzig, R. Weigel. 16. 20 Ngr.

Ströber, A., Der Aktuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Strassburg. Eine Lebens-Skizze, nebst Briefen von Goethe, Lenz, L. Wagner, Wichelss, Hüfeland u. A.; zwei ungedruckten Briefen von Goethe an Ch. M. Engelhardt und einem Aufsatze über Berthier und Lotte, aus Jeremias Meyer's literarischem Nachlasse. Frankfurt a. M., Völder. Gr. 8. 15 Ngr.

Thieme, A., Gedichte. 2te Auflage. Raumburg, Garde. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das wahre Urchristenthum, oder die Lehre und das Leben der Christen in den vier ersten christlichen Jahrhunderten aus den vorzüglichsten Quellen jener Zeit, insbesondere aus Ruinart's ächten Martyrer-Akten und den handschriftlichen Auszügen aus denselben, von der Hand des hochwürdigsten Bischofes und Fürsten Bernhard Galura zu Brixen. Bearbeitet von einem Priester derselben Diözese. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilmars, A. F. C., Vermischte Aufsätze. Wiederabdruck einer Auswahl Artikel aus dem heftigen Volksfreunde. 1stes Bändchen. Marburg, Koch. Gr. 12. 10 Ngr.

Wogitz, F., Die Kreimaurer-Logen im Königreiche Hannover. Geschichtlicher Abriss. 2te Auflage. Hannover, Sebr. Jänicke. 1855. 8. 5 Ngr.

Wachenhufen, F., Die Lorette. Eine Pariser Skizze. 3te Auflage. Berlin, Verlags-Comptoir. 32. 5 Ngr.

Die Wappen der deutschen freiherrlichen und adeligen Familien in genauer, vollständiger und allgemein verständlicher Beschreibung. Mit geschichtlichen und urkundlichen Nachweisen. Von dem Verfasser des Werkes: „Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart.“ 1ster Band. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Wernicke, C., Die Geschichte der Welt. 3ter Theil. 1ste Abtheilung. — A. u. d. L.: Die Geschichte der Neuzeit. 1ste Abtheilung. Berlin, A. Duncker. 2er-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

### Tagesliteratur.

Wol, C. G., Die Homöopathie, ein Gewebe von Täuschungen, Unwissenheit und Unwahrheiten, im Interesse der Volksaufklärung beleuchtet. Leipzig, Reil. Gr. 8. 6 Ngr.

Exerelt, J., Offener Brief an den Bischof von Mainz, Herrn von Ketteler als Antwort auf seinen Angriff auf die Reformation und das deutsche Volk in seinem Hirtenbriefe. 3te Auflage. Frankfurt a. M. Gr. 8. 3 Ngr.

Döderlein, L., Lob des Schulpedantismus. Eine Schulrede gehalten am 8. August 1855. Erlangen, Blasing. 2er-8. 3 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2½ Ngr.)

Im Verlage von **H. E. Friederichs** in **Elberfeld** ist soeben erschienen:

## SHAKSPERE'S WERKE.

Herausgegeben und erklärt von Dr. H. Volius. Lex.-Format. I. Band 6. Stück: **Titus Andronicus**. 18 Sgr.

Mit diesem Stücke ist der erste Band dieses bedeutenden Werks, der einzigen Shakspeare-Ausgabe, die dem Deutschen die Lectüre des großen Briten in der Originalsprache möglich macht, geschlossen. Dieser erste Band, 54 Bogen gr. 8. Format in elegantester Ausstattung, kostet 4 Thlr. (die folgenden Bände sollen noch um circa 25% billiger sein) und enthält: Hamlet (24 Sgr.), Othello (22 Sgr.), King Lear (20 Sgr.), Macbeth (18 Sgr.), Timon of Athens (19 Sgr.) und Titus Andronicus (18 Sgr.). Jedes Stück ist auch einzeln zu haben.

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Romeo und Julia.

Tragödie des Shakspeare.

Deutsch von Edmund Lohedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

### Antigone.

Tragödie des Sophokles.

Deutsch von Edmund Lohedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung der „Sakuntala“ von Lohedanz ist von der Kritik wie vom Publicum so beifällig aufgenommen worden, daß seine neuen Uebersetzungen von Shakspeare's „Romeo und Julia“ und von der „Antigone“ des Sophokles gewiß mit vollem Rechte empfohlen werden können.

Lohedanz hat „Romeo und Julia“ — dieses Hohelied der Liebe, das selbst einen so ruhigen und ernsten Kritiker wie Lessing mit Begeisterung erfüllte und zu dem Ausspruche veranlaßte: die Liebe selbst habe es eingegeben und dictirt — mit all seinem Dufte und seiner ursprünglichen Glut wiedergegeben. Von der Schlegel'schen Uebersetzung weicht Lohedanz mannichfach ab und hat mehr auf das Lesen als die Aufführung Rücksicht genommen.

Bei der Deutschdichtung der „Antigone“ des Sophokles war das Hauptbestreben des Uebersetzers vor allem, gebildeten Lesern und Leserinnen einen neuen, so viel wie möglich ungetrübten Genuß dieses Meisterwerks zu verschaffen. Das Verständniß wird durch zwei als Anhang mitgetheilte Briefe über „Antigone“ wesentlich gefördert. Hinsichtlich der Bedeutung dieser Dichtung sei folgender Ausspruch Hegel's angeführt: „Von allem Herrlichen der alten und modernen Welt — ich kenne so ziemlich Alles, und man soll und kann es kennen — erscheint mir die „Antigone“ als das vortrefflichste, befriedigendste Kunstwerk.“

Früher erschien ebenfalls:

**Sakuntala**. Nach dem Indischen des Kalidasa von Edmund Lohedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „Sakuntala“, dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Die vorliegende von Lohedanz ist allgemein für eine ausgezeichnete erklärt worden.

Bei **Ernst Fleischer** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

**Becker, C. F.**, Die Tonwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, oder systematisch-chronologische Zusammenstellung der in diesen zwei Jahrhunderten gedruckten Musikalien. Zweite mit einem Anhang vermehrte Ausgabe. Gr. 4. Brosch. 2 Thlr.

In diesem für das Studium der Musik, sowie für jeden Musikfreund höchst interessanten Werke, das durch den dieser neuen Ausgabe beigelegten Anhang noch bedeutend an Reichhaltigkeit gewonnen hat, finden sich die klassischen Tonwerke jener Jahrhunderte in einer solchen Weise zusammengestellt, dass man in kürzester Zeit mit deren Inhalte vertraut wird. — Auch den Freunden der Hymnologie wie des Volksgesanges dürfte dasselbe mannichfaches Interesse gewähren.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Platon's sämtliche Werke**. Herausg. von **J. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **J. Steinbart**. Erster bis fünfter Band. 8. 1855 — 55. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von **Gerhard Müller** ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von **Karl Steinbart** noch bedeutend erhöht. Leipzig, im September 1855.

**J. W. Brockhaus.**

In Commission erschien bei **J. W. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Der Führer in Marienbad und in den Umgebungen**. Für Kurgäste. Von **Dr. Carl Kraßmann**. Dritte umgearbeitete Auflage. 10 lithographirten Ansichten und dem Situationsplan des Kurorts. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls: **Die neueren Medicin in Frankreich, nach Theorie und Praxis**. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **J. W. Brockhaus** in **Leipzig**.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 39.

27. September 1855.

Inhalt: Die gesellschaftliche Stellung der Frauen. — Böhmisches Literatur. Von Joseph Menzig. — Wicke, Erzählungen eines österreichischen Veteranen. Erster bis dritter Band. — Literatur und Volk. — Einige Bemerkungen und Berichtigungen zu den „Hebräischen Melodien“ in Heine's „Romanzen“. Von David Wexler. — Notiz. — Bibliographie. — Wichtige.

### Die gesellschaftliche Stellung der Frauen.

1. Geschichte der Frauen von G. Jung. Erster Theil. Geschichte der Unterdrückung der Frauen und ihrer allmähigen Selbstbefreiung, bis zur Erscheinung des Christenthums. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.
2. Die Ehe in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Joseph Unger. Wien, Sapper, Hägel und Rang. 1850. 1 Thlr.
3. Die Frauen. Culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zeiten und Zeitaltern von Gustav Klemm. Erster Band. Dresden, Arnold. 1854. 8. 2 Thlr.
4. Die Frauen in England unter dem Gesetze unseres Jahrhunderts von Karoline Norton. Aus dem Englischen. Berlin, Franz Duncker. 1855. Br. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Sind die Frauen Menschen? Diese Frage ist in den Schriften pedantischer Stubengelehrten des 18. Jahrhunderts alles Ernstes erörtert worden, und auch die neuere Zeit ist von Schriften ähnlicher Richtung nicht frei. Neger aber als auf dem Papier ist die eine Hälfte des Menschengeschlechts nur zu oft im Leben behandelt worden. Das Dogma von der Schwäche und Unfähigkeit hat ein Jahrhundert dem andern traditionell überliefert, und die heutige Gesetzgebung hat sich von dieser Anschauung, die in der tutela sexus ihren Brennpunkt fand, noch nicht frei gemacht. Die Reaction gegen diesen Irrthum, um die Sache gelind zu bezeichnen, ging von der Wissenschaft aus. Wie überall, so eilte sie auch hier dem Leben voran, protestirte gegen die alten Abreactionen und machte die Frau zum Gegenstand gründlicher wissenschaftlicher Untersuchung. Diese aber war so möglich durch die Resultate, welche die Naturforschung, Anthropologie, zutage förderte, von der wir es lernen haben, „den Gegenstand durch den Gegenstand“ best zu bestimmen und in der Verbindung, in der Einheit des Menschen mit dem Menschen das Alpha und mega alles Denkens und Handelns zu finden.

Die Einheit des Menschen mit dem Menschen! Da wir ja sofort bei der Ehe angelangt, der natürlichsten und unmittelbarsten Form dieser Einheit. Die Be-

trachtung der Frau außerhalb der Ehe, außerhalb ihres Verkehrs mit dem Manne kann nur ein anatomisches, ein pathologisches Interesse gewähren; wer den Antheil des Weibes an der Entwicklung der menschlichen Cultur zu schildern sich vorsetzt, betritt damit von selbst das Gebiet der Ehe, des Familienlebens. Wie der Mann die Frau außerhalb der Ehe betrachtet und behandelt, so auch innerhalb derselben! Die Ehe aber war und ist etwas mehr als der bloße natürliche Proceß des Geschlechtsverkehrs, sie ist und war die Grundlage der bürgerlichen Ordnung, die gehörende Mutter einer ganzen Reihe von Verhältnissen, die hineingewachsen sind ins staatliche Leben und das natürliche Bindemittel bilden zwischen Staat und Individuum. So, als Voraussetzung und Folge der Cultur, als die bewusste Einheit des Einzelnen mit der Gesamtheit, ist die Ehe socialer Natur, erzeugt objectiv Rechte und Pflichten und hat, wie alle menschlichen Beziehungen, ihre Geschichte, die eins und dasselbe ist mit der Geschichte der Cultur der Menschheit. Sie ist um so anziehender, als die Ehe mit einem Fuße in dem weichen Element der Empfindung, mit dem andern in dem oft genug „durchlöchernten Rechtsboden“ steht. Daher ist es erklärlich, daß sie zwei verschiedenen, dennoch aber sich ergänzenden Betrachtungsweisen Raum bietet, der juristischen und der ästhetisch-culturhistorischen. Beide sind vertreten in den vorgenannten Schriften, deren allgemeine Charakteristik wir einer Darlegung des Inhalts voranschicken wollen.

Jung führt uns seinen Gegenstand im Gewande geistreicher Vorlesungen vor und legt den Accent vorzugsweise auf die Leiden und die Unterdrückung der Frau. Ihm ist es weder um eine Apologie noch eine Blasphemie der Ehe zu thun, er faßt, ein Jünger des Humanismus, den Gegenstand bei der Wurzel, faßt, nackt, unverhüllt an und weist schlagend nach, daß wir mit unserer Moral und Philosophie über das Dogma von der „untergeordneten Stellung des Weibes“ nicht hinausgekommen. Im Eingange heißt es:

Wenn ich es hier versuche, dir, hohes Frauenbild, mit den ewig reinen Lügen, die Unterdrückung, das Leiden deines

Geschlechts vom Anfang der Geschichte bis auf den heutigen Tag zu Füßen zu legen, so werde ich dir nicht die Beleidigung antun, aus sogenanntem Hartgefühl die scharfen Contouren des Bildes zu verwischen. Ich werde kein Buch für Frauen in dem gewöhnlichen Sinne eines hagestolzen Schulmeisters schreiben, der nichts mehr fürchtet, als daß seine keuschen Schülerinnen zu tief in die Geheimnisse der Natur und Geschichte schauen möchten. Im Gegentheile, es schwinde dir gegenüber selbst jede philosophische Allgemeinheit, jede Umhüllung der Peinlichkeit oder des mangelnden Verständnisses, deren man sich unter Männern noch bedient.

Darin liegt der leitende Gedanke des Buchs ausgesprochen. Nicht ein Product inhaltsloser philosophischer Speculation, nicht ein sogenanntes gelehrtes Buch, in welchem Reichthum der Citate die Armuth des eigenen selbstständigen Urtheils verdeckt; nicht einen Ardinghella, der sich mit seiner schwellenden Sinneslust hinter „die Schönheit“ vertrieht; nicht eine Lucinde, die der Gesellschaft zum Trost genießen will; nicht eine Wally mit ihrer Religion der Sinnenslust, auch nicht die Anarchie, welche Marr in „Der Mensch und die Ehe vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit“ predigt, haben wir vor uns, sondern ein Buch, das seine Beweise aus der Geschichte, die Begründung seiner Behauptungen aus der Anthropologie schöpft und uns mit Scharfblick die Tiefen „der sympathetischen Organisation des Weibes“ erschließt. Vielleicht war es diese Leidenschaft und Energie des Gefühls, die den Verfasser von der Vollendung des zweiten Theils, in welchem er der gegen die Wahrheit so apprehensiven Gegenwart einen Spiegel vorhalten mußte, abhielt. An der Stelle jener schattenhaften logisch-metaphysischen Bestimmungen, die keinen Gegenstand ins rechte Licht setzen, weil sie sich auf alle Gegenstände ohne Unterschied erstrecken, hat der Verfasser, ohne der Gründlichkeit zu nahe zu treten, den Gegenstand in seiner lebensfrischen Wirklichkeit behandelt.

Lebensfrische Wirklichkeit findet sich nun auch bei Klemm, dem Verfasser der Culturgeschichte. Wenn aber das Buch zumeist nur das Was und nicht das Wie gibt, so kann ihm daraus deshalb kein Vorwurf gemacht werden, weil es durch seine Tendenz eine derartige Behandlung ausschließt und vollständig leistet, was der Titel verspricht. Es will nicht mehr sein als eine Sammlung von „Erdbeurteilungen“ und entspricht allen Anforderungen, die man an diese zu stellen berechtigt ist. Ein gemüthlicher Erzähler, führt uns der Verfasser in und durch fremde Länder, in die häuslichen und geselligen Kreise fremder Nationen und ferner Reiche und erschließt unserm Auge ein Panorama von Lebenswürdigkeiten. Das Material ist von geschickter Hand gesichtet, die Sprache ruhig, abgemessen und gewählt. Wüssete befehlen wir noch keine Geschichte der Frau, die so reich und so vollständig wäre. Sie wird sicher in weitere Kreise dringen und hat Anspruch darauf, eine Lieblingslectüre der Frauen zu werden. Dieser erste Band behandelt die Frauen der nichteuropäischen Völker, von denen die asiatischen den Mittelpunkt einnehmen; die nächsten Bände, auf die uns der Verfasser wol nicht so lange

warten lassen wird wie Jung, sollen ganz dem Frauen Europas gewidmet sein.

Eine wohl zu beachtende Vorarbeit für dieselben ist die Schrift von Karoline Norton. Nach dem Vorwort des Verlegers ist dieselbe in ihrer Heimat nicht in den Buchhandel gekommen, sondern *hies an Freunde, Rechtsgelehrte und Parlamentenmitglieder vertheilt*. Sie ist das große Fragezeichen hinter der englischen Gesetzgebung, der Nothschrei einer gemarterten Frau, welcher in ihrem Vaterlande die sociale Tyrannei, die dort mächtiger ist als russische Preßgesetze, den Muth stopfte. Deshalb richtete sie ihr Product auf deutschen Boden und übertrug Max Schiefelinger in London Uebersetzung und Herausgabe, der dieselbe der Besser'schen Verlagsbuchhandlung übertragen hat. „Ich will mit meiner Leidensgeschichte keine Buchhändler speculation verbinden!“ Dies wohl das Motiv in Verbindung mit dem Umstande, daß durch die Veröffentlichung ein englischer Premierminister und ganze zarte Beziehungen bloßgestellt werden mußten, bewirkten, daß die begabte Frau, eine der namhaftesten Dichterinnen ihres Vaterlandes, den vielen englischen Verlegern, die sich um den Ankauf dieser Schrift bewarben, eine abschlägige Antwort ertheilte.

Die Tendenz der Schrift faßt die Verfasserin in den Eingangsworten zusammen:

Wäre es meine Absicht, mir durch Beschreibung meines eigenen Schicksals Mittel zu erwerben; wollte ich nur beweisen, daß mein Gemahl ungerecht und mein Loos grauig war, so wäre das ein jämmerlicher und unfruchtbarer Versuch. Ich habe einen ganz andern Zweck. Ich will beweisen, nicht daß ich lide und daß er ungerecht war, sondern daß das Gesetz in England heutzutage solche Leiden nicht verhindern, *solche Ungerechtigkeit nicht in Schranken halten kann*. Ich schreibe, weil ich hoffe, daß das Gesetz geändert werde.

Diese Tendenz gibt einer an und für sich persönlichen Angelegenheit einen allgemeinen Charakter und erhebt das Individuelle des Falls, der uns in zwar oft zu *harter* Ausführlichkeit, aber in maßvoller, warmer Darstellung und fließender Uebersetzung vor Augen gelegt wird, zu einer historischen Thatsache. Wird unser Mitgefühl erregt beim Durchlesen der namenlosen Leiden des *gestaltlosen* Weibes, so empört sich noch mehr unser moralisches Gefühl bei der Art und Weise, wie das englische Gesetz die Frau und vor allem die Ehescheidung behandelt. Ursache und Wirkung haben wir hier hart beieinander! Die Einführung der Ehescheidung ist in England bekanntlich das Werk Heinrich's VIII. Aus einer so trüben Quelle kann nichts Gutes fließen, und so charakterisirt die Verfasserin am Schlusse, in dem juristischen Theile des Buchs, dieselbe in den Worten: „Aus dieser Masse von Sünde, Elend, Kampf und Rechtsverwirrung erwuchs unser englische Ehescheidung!“ Sie selbst, das arme Opfer dieser Gesetze, ruft mit einem Schmerz, der uns durch die Seele schneidet, dem englischen Parlamente zu:

Denk nicht an mich, vergesse, an wessen Geschichte dich Berufung auch veranschaulicht ist, ich kann auch andere aus euren Rechtsbüchern bringen; laßt mich nichts weiter sein als eine Stimme, die der Nocturne herüberträgt, einen Ruf, der von dem Bruch über die Wogen schallt nach sicherem Port und



wie die Sonne und folgt, nicht um besten willen, der da wußt —  
 er kennt ihn nicht — sondern weil es ein Auf um Gölze ist!

Und dieser Ruf scheint nicht ungehört verhallen, das  
 Streben einer Ungläubigen gelehnt zu sein. Während  
 wir diese Zeilen schreiben, laßen wir in den englischen  
 Parlamentsverhandlungen den Beginn der Discussion  
 der Reform der Ehegesetze betrockenden Will. Das  
 Buch wird als Beitrag zur Geschichte der englischen  
 Jurisprudenz und Gesetzgebung bleibenden Werth behalten,  
 wenn auch die Verhältnisse, die es berührt, längst an-  
 tiquirt sein sollten.

Unger, dessen unsere allgemeine Charakteristik noch  
 zu gedenken hat, ist ein Jurist aus der Hegel'schen oder  
 vielmehr aus der Gans'schen Schule, was, wenn er es  
 auch nicht im Vorworte ausdrücklich bekannt hätte, aus  
 der ganzen Anlage des Buchs und der eigenthümlichen  
 bestimmten Terminologie sofort in die Augen springen  
 würde. Hegel's „Philosophie der Geschichte“ in einer be-  
 stimmten Abhandlung und an einem speciellen Gegenstande  
 so durchzuführen, wie es Gans in seinem „Erbrecht in  
 historisch-philosophischer Entwicklung“ gethan, ist das Ziel des  
 Verfassers. Hegel hat bekanntlich das Verdienst, die  
 Verhältnisse, die für Recht und Gerechtigkeit den Boden  
 bilden, ebenso wie Religion und Kunst nach ihrer  
 geschichtlichen Gestaltung und Entwicklung im größ-  
 ten Maße aufgefaßt und den Versuch durchgeführt zu  
 haben, von seinem Standpunkte aus das ungeheure  
 Schicksal der Geschichte zu begreifen. Die in diesem Ge-  
 danken liegende großartige Anregung konnte natürlich  
 nicht ohne Einfluß auf die Rechtswissenschaft, nicht ohne  
 Anregung auf die Jünger derselben bleiben. Vor und  
 bis auf Hegel nahm die Jurisprudenz ihre Sätze ohne  
 weitere geschichtliche Kritik, ohne den Nachweis ihre  
 innerlichen Nothwendigkeit als vereinzelte, fixe, für sich  
 bestehende Wahrheiten auf. Gans, der geistvolle Hege-  
 lianer, unternahm die Arbeit, die Rechtswissenschaft der  
 Gegenwart aus der Vergangenheit heraus begreifen zu  
 lehren, er machte in dem obengenannten Werke den ersten  
 Versuch zu einer Universalgeschichte des Rechts, ein Ver-  
 such, der bis auf die neueste Zeit ziemlich vereinzelt  
 blieb und nur hier und da in dürftigen Monographien  
 wieder auflebte. Am so anerkanntswürdiger ist das Be-  
 wußte Anger's, in Gans's Fußstapfen getreten zu sein.  
 Zwischen Ehe und Staat — das ist die leitende Idee  
 des Buchs — besteht ein inniger Zusammenhang, und  
 wie der Staat nur durch die Geschichte zu verstehen, so  
 auch die Ehe. Erste 2 heißt es:

„Bist dies von allen Rechtsinstituten der Gegenwart, so gilt  
 es noch bei weitem mehr von dem Institute der Ehe, welches  
 als Eherecht allein erfasst und von der positiv rechtlichen Seite  
 allein betrachtet, niemals die wahre Erkenntniß gewährt.“

Jedes Ding hat aber auch seine Reverso. Es ist  
 allerdings eine epensmachende That gewesen, daß die  
 nach Hegel gegründete rechtsphilosophische Schule gegen  
 die gedankenlose Ausrücklichkeit, gegen den erstarrten  
 dogmatischen Fronte machte und jedes Rechtsinstitut nach  
 ihrem Daseinszweck und Sinnhaftigkeit fragte. Aber eben

diese Methode hat einen neuen Dogmatismus großge-  
 gen, der um so bestechender war, je heller der Name  
 klang, der ihm zur Folie diente. Hegel hat alle Gedan-  
 ken in der Allgemeinheit der Kategorien zu fassen ge-  
 sucht und eben dadurch die Welt der Wirklichkeit in eine  
 Welt der Gedanken verflüchtigt. Die Weltgeschichte  
 wurde dadurch ein Product des Hegel'schen Geistes und  
 kein Staatsrecht nichts als der Kanon des damals gel-  
 tenden Staatsrechts. Der Verfasser, indem er sich und  
 sein Buch in die Fesseln dieser sogenannten genetischen  
 Methode schlug, versperrte sich dadurch den Weg zu  
 einer unbefangenen Bearbeitung vielsach. Genetisch, um  
 nicht mißverstanden zu werden, verfährt Jeder, der sei-  
 nen Gegenstand bis zur Quelle verfolgt. Wer aber mit  
 einem vorgefaßten Princip an die Arbeit geht, geht recht  
 synthetisch zuwerke, indem er von dem Principe aus  
 die Wirklichkeit zu construiren sucht. Nach seiner eigenen  
 Aussage wollte Unger den Begriff der Ehe (nota bene den  
 Hegel'schen), die Ehe nach ihrer Idee, wie sich der Welt-  
 geist nach dieser Richtung hin darlegt und durchgelebt  
 hat (nota bene im Kopfe Hegel's), erfassen und fortfüh-  
 ren. Begriffe aber kann Niemand „fortführen“, sondern  
 nur finden. Es zieht sich deshalb auch durch das an  
 manch neuen Gedanken und selbständigen Ausführungen  
 reiche Buch diese starre Systematik der Hegel'schen Phi-  
 losophie, an der schon mehr als Einer gescheitert ist.  
 Daß diese Ausstellung eine das Wesen und nicht bloß  
 die Form tangrende ist, versteht sich von selbst, und das  
 Gute des Buchs liegt in der sorgfältigen Benutzung  
 der Quellen, in der Wärme der Darstellung, eben des-  
 wegen weil der Reichthum der Geschichte sich nie in die  
 Schablonen philosophischer Kategorien einzwängen läßt.  
 Die besten Partien der Schrift sind darum gerade die,  
 in denen es sich um positive Gestaltung der Ehe als eines  
 Rechtsinstituts handelt, denn Hegel war zu wenig Jurist,  
 um hierin der juristischen Bildung zu genügen.

Sehen wir nun nach dieser allgemeinen Beurthei-  
 lung in das Detail der angeführten Schriften.

Mit dem Mädchen und zwar mit dem Mädchen der  
 Gegenwart hebt Jung an und entwirft von ihm ein zwar  
 in starken Farben aufgetragenes, aber leider nur zu  
 wahres Bild. Die Erziehung des Mädchens besteht in  
 bloßer Ueberwachung und Einschränkung, nicht in freier  
 Entwicklung. Das so dressirte Mädchen tritt in die  
 Ehe, an deren Pforte ihr der Ruf entgegenhallt: „Weib,  
 sei antesthan dem Manne!“ Gehelligt durch die gesell-  
 schaftliche Ordnung, deren Opfer die Jungfrau wird,  
 hängt dieser Grundsatz das Weib in seinem Thun und  
 Lassen, in Gut und Blut ein, und ob dies grober oder  
 feiner geschieht, hängt nur von dem Grade der Kultur,  
 von der Gesetzgebung ab, die dem Manne die Zügel  
 schießen läßt oder nicht. Ob aber ein Plus oder Minus —  
 es kann die Freiheit in der Liebe, in der Ehe nur mit  
 der Freiheit im Handeln errungen werden, und da das  
 weder der Fall war noch ist, so „trägt das Weib das  
 Herz des Menschen als ein heiliges Verwächtniß durch  
 die Geschichte. Sie trägt die Leiden“ jeder Noth, jeder

Barbarei und der dadurch hervorgerufenen Geseze und Institutionen“.

Mit diesen Worten klopft der Verfasser an die Pforten der Geschichte und entrollt uns zuerst das Bild der „Frau bei den Wilden“. Wenn bei den Bushmännern sich Mann und Weib nicht in höherm Grade wie beim Thiere unterscheidet, so beginnt bei den schon etwas mehr vergesellschafteten Wilden der erste Schritt zur Cultur mit der Unterdrückung des Weibes, das lediglich die Rolle eines Lastthiers übernehmen und sich wie dieses allen Hohn und alle Mißhandlung des Mannes gefallen lassen muß. Ja noch mehr, die Unfähigkeit der Frau, sich allein gegen die ungebändigte Natur zu erhalten, wird als ein Mangel betrachtet. Das Weib gilt für unrein, den Göttern verhaßt, sie darf nicht essen von der Speise des Mannes, nicht ruhen auf seinem Siege, nicht die Gefäße berühren, deren er sich bedient. Diese Unreinheit der Frau ist ein allen Wilden eigenthümlicher Begriff, der denn in steter Abschwächung durch die Geschichte hindurch bis auf den heutigen Tag und in unsere civilisirten Zustände sich hineinzieht. Die orientalischen Völker haben diese Vorstellung alle noch in ziemlich brutaler Form; sie ist in den Religionsgesetzen der Hindu ausgesprochen, ebenso wie bei den Türken. Was kann bei solchen Anschauungen die Frau mehr bedeuten als Sache, als Eigenthum des Mannes, der sie, wie es bei den meisten wilden Stämmen der Fall ist, einfängt wie das Thier. Der Mann hat sich der Frau bemächtigt, die Ehe ist fertig. Die erste Forderung der Sittlichkeit ist die eines Eigenthums, eines Servituts des Mannes, der es veräußern und sogar Frau und Töchter einem Gaste, einem Fremden anbieten kann. Aus der Natur des Eigenthums folgt, daß der Mann gar keine Verpflichtungen gegen die Frau hat. Er kann daher auch mehrere Frauen nehmen. Die Polygamie ist bei den Wilden unbeschränkt, deren Grund nicht eine sinnlichere, sondern die bestialische Natur des rohen Menschen ist, welche jeden Genuß zu Tode hegt. Es ist derselbe Grund, weshalb, wo Polygamie herrscht, auch Männerliebe und andere unnatürliche Gebrechen existiren.

Damit verläßt der Verfasser die Frau bei den Wilden. Ihre Stellung bei ihnen ist so scharf, so geistvoll charakterisirt, daß wir es bedauern, uns des Raums halber auf dies kurze Referat beschränken und auf Mittheilung der vielen thatsächlichen Belege verzichten zu müssen. Das folgende Capitel: „Die Frau erhält einen Werth“, führt uns in die Welt des Orients, mit welcher auch Unger, der, weil er sich eng an Sans' Darstellung schließt, die gänzlich uncultivirten Völker nicht berücksichtigen konnte, seine Erörterungen beginnt.

Jung's These lautet:

Die Frau ist (bei den Hirtenvölkern) zwar noch immer Eigenthum der Familie oder des Mannes, allein sie hat schon einen Werth bekommen: sie muß dem Haupte ihrer Familie abgekauft werden.

Für sie entstehen daher schon als Mädchen Sittenlehren, denn der Vater muß dem Käufer die Waare in

unverletztem Zustande überliefern. Mit dem Kaufe der Frauen ist es wie mit der Polygamie: alle Völker haben damit angefangen, und nur die Europäer haben die Sitte verlassen, um das entgegengesetzte Verhältniß einzuführen. Der Orient mit seiner Kultur ist dabei stehen geblieben. Weiber und Kinder gehören zum Reichthum des Orientalen. Das Gesetz regulirt höchstens den Uebergang des Eigenthums oder macht die Ehe aus Populationsrückichten zur Pflicht. Aus diesem Grunde wird allmählig die Macht des Ehemannes beschränkt, er darf die Frau nicht mehr tödten und verkaufen nach Belieben; aus demselben Grunde wird der Beischlaf das Recht und die Ehre der Frau. Sie ist ein werthvoller Besitz, ein Luxusgegenstand geworden. Ein willenloses Prachstück, das ist der Charakter der orientalischen Frau in seiner höchsten Auffassung. Die hohen Frauengestalten der arabischen Poesie sind ihm gegenüber einzelne aristokratische Blumen, die aus der Nacht der Geschichte emporblühen. Die Mohammedaner haben diese eigentlich orientalische Auffassung der Frau am weitesten und consequenter ausgebildet, und in ihrem System ist jene ganz außerhalb der sittlichen Weltordnung gestellt. Einen Bruch in diese Anschauungsweise machen die Frauen im alten Israel. Hier erhält die Familiengewalt ihren ersten Stoß durch den höhern Werth, welchen das Individuum einem Gotte und einem Staate gegenüber erhält, zu dem es sich schon selbständig zu verhalten beginnt. Die Unsicherheit des Culturzustandes der Mosaischen Zeit verhinderte zwar eine gänzliche Ausrottung der aus Aegypten hergenommenen Gebräuche und Anschauungen, die Behandlung der Frau wurde aber menschlicher, ihr Rechtskreis erweitert und dehnte sich in späterer Zeit immer mehr aus, so daß mit andern Rohheiten auch die Polygamie zu verschwinden beginnt. Und als Judäa zu Ende ging, da schlug die üppige Sinnlichkeit des Orients in ihre Gegenpart, die Asketik, um, und es war die letzte Aufgabe der Propheten, dieser philosophischen Askese die der Masse passende Form, d. h. die religiöse, zu geben.

Zu ähnlichen Resultaten rückfichtlich des Orients gelangt auch Unger. Auch ihm ist das Grundprinzip der orientalischen Ehe Sklaverei und absolute Unterwerfung des Weibes unter den Mann oder auch des Mannes unter das Weib. Polyandrie und Polygamie sind beide gleich möglich, wo immer nur ein Individuum frei ist. Die Polyandrie ist freilich die seltener vorkommende Form und findet sich zumeist bei „nicht geschichtlichen Völkern“. Im Gegensatz zu ihnen befaßt sich der Verfasser jedoch mit den Völkern des Orients, die sich zu weitestgehenden herangebildet haben. China, das älteste dieser Reiche, hat seinen patriarchalischen Charakter auch im ehelichen Leben ausgedrückt. Das Weib ist dort nie und unter keinen Umständen unabhängig, die Polygamie findet sich aber dort insofern der Monogamie, als eine: die legitime, die übrigen Nebenweiber sind. In Indien, wo sich die Einheit des patriarchalischen Ganzen in die Kasten auseinanderlegt und das politische Leben in der Familie aufgeht, finden wir dieselben Bestimmungen wie

in China, bis in Persien, wo die Kasten sich in freie Stände verwandeln und, den König an der Spitze, eine staatliche Einheit herstellen, die Lehre Zoroaster's dem Weibe eine bessere Stellung zuweist und die Monogamie zur Regel macht; ein Zustand, der freilich nur so lange dauerte als die Reinheit jener Lehre, die unter Cyrus und Cambyses, da Persien neue Völkerstämme erobernd in sich aufnahm, sich nicht zu halten vermochte. Judäa bildet das Mittelglied zwischen Orient und Occident, es vollzieht den Bruch zwischen Gott und Natur. Der Geist hat sich vom Sinnlichen losgesagt und nimmt das Subject gefangen. Jehova gegenüber ist der Mensch werthlos, nur die Familie, an welche sich der Jehovadienst knüpft, ist selbständig. Auf die Familie richtet sich die Gesetzgebung. Da aber die Familie durch die Eite bestimmt wird, so vermag das Gesetz das Familienleben nur äußerlich zu regeln, die Sitten bleiben orientalisches: sublimirte Vielweiberei mit Allem, was drum und dran hängt. Aehnliches findet sich in Aegypten.

Diese in ihren Äußerungen verschiedenen, in ihrem Wesen aber harmonisirenden Betrachtungsweisen finden dann in späterer Zeit ihren Brennpunkt im Mohammedanismus, der in abstracter Weise, wie das Christenthum, den im Judenthum liegenden Gedanken fortbildete, vereinigte und alle menschlichen Verhältnisse zu bloß geduldeten herabsetzte. Deshalb verliert hier auch die Familie jede höhere Weihe und wird, eben weil Gott mit ihr nichts zu schaffen hat, durch einige wenige im Koran zerstreute Bestimmungen geregelt, die den Charakter einer bloßen Beurtheilung von Handlungen haben. Die wichtigsten Regeln über die Ehe tragen nicht das Gepräge eines fertigen Dogmas, sondern der widerspruchsvollen Privatansichten Mohammed's, dessen sinnlich orientalische Eiferstrichtung, trotz der vielfach bessern Behandlung der Frauen, sich in den Eheschließungsformen, in der wenn auch quantitativ beschränkten Polygamie u. s. w. wiederfindet.

Was wir in dieser hier kurz, aber treu wiedergegebenen Darstellung Unger's, die beiläufig nur die Ausführungen in Sans' „Erbrecht“ oft wörtlich wiederholt, vermissen, ist eine scharfe Hervorhebung des juristischen Elements der Ehe und der Nachweis, nicht daß, sondern wie und warum diese und gerade diese Form der Eheschließung, Scheidung u. s. w. aus dem Wesen der orientalischen Ehe fließen mußte. Auch darf es sicher als eine Lücke bezeichnet werden, daß er der Fortbildung des mosaischen Eherechts durch das Recht des Talmud nicht gedacht hat, wobei es ihm an Hilfsmitteln aus jüngerer Zeit nicht fehlen konnte. Es ist diese Lücke um so fühlbarer, als das talmudische Eherecht nichts Anderes ist als der Versuch einer Vermittelung des orientalischen Rechts mit dem occidentalischem, namentlich dem römischen, und daher nicht bloß den passenden, sondern geschichtlich notwendigen Uebergang der Welt des Orients in die des Occidents bilden mußte.

Das Stück Geschichte, welches wir mit Jung und Unger hier kurz durchlaufen haben, umfaßt der genannte

erste Band von Klemm's Werk. In einem ganzen Bande läßt sich natürlich mehr sagen als auf einigen Bogen, und so finden wir hier Erläuterungen, Ergänzungen und Belege für die philosophischen Grundgedanken, die in den erstgenannten beiden Schriften aus dem Grunde eines oft aphoristischen Materials austauken. Eine kurze Einleitung führt uns sofort in medias res. Da es dem Verfasser nicht ausschließlich darum zu thun ist, die Stellung der Frauen innerhalb der Ehe, sondern überhaupt ihren Antheil an der Gestaltung der Geschichte zu zeichnen, so war er von selbst darauf hingewiesen, seine Schilderungen in größern Dimensionen zu geben. Aus Reisebeschreibungen und andern Werken, die am Schlusse des Bandes als Quelle gewissenhaft angegeben werden, schöpft er ein reiches Material, das sich, wohl gesichtet, auf alle Erscheinungen in physischer und psychischer Rücksicht erstreckt. Mit dem Einfluß des Klimas und der durch dasselbe bedingten körperlichen Bildung anhebend, führt er uns ruhigen Ganges durch die Religion, das staatliche Leben, die Industrie, den Handel, die Literatur der verschiedenen Völkerschaften. Er zeigt uns, erzählt uns bis ins kleinste Detail, spannt unsere Aufmerksamkeit und überläßt es uns, den leitenden Grundgedanken der Geschichte selbst aufzufinden. Wir sehen uns deshalb auch nicht in der Lage, in ähnlicher Weise, wie wir es bei Jung und Unger thaten, das sich von Periode zu Periode fortspinnende Princip kurz zu bezeichnen, und müssen bei einem Buche derartiger Composition auch auf eine nur auszügliche Mittheilung des Inhalts verzichten.

Die gesammte Menschheit spaltet der Verfasser in zwei große Hälften, die passive und die active Race. Beide bilden zwei Hälften, wie Mann und Frau, die zusammen gehören, sich gegenseitig ergänzen und vereint zum Ganzen die Zwecke der Vorsehung erfüllen. Die active Race zeichnet sich, gleich dem Manne, durch kräftigern Körperbau, Ausdauer und Thätigkeit aus, während die passive, in Bauart und Farbe von ihr unterschieden, auch ihr geistiger Antipode ist. Die active Race, heimisch in den Hochgebirgen Asiens, hat von da aus nach allen Himmelsgegenden sich ausgebreitet, überall die passive Urvölkerung sich unterthan gemacht; die passive Race ist über alle Theile der Erde verbreitet, in allen einheimisch. Dies Theilungsprincip hat der Verfasser auch bei seinen Schilderungen zur Norm genommen, und diese liefern allerdings den Beweis, daß der Zustand der Frauen der passiven Menschenrace um so niedriger erscheint, je entfernter der Einfluß der activen Race ist. Zur passiven Race gehören die Frauen der amerikanischen Jägerstämme, der polarischen Fischerstämme, der Hirtenvölker Afrikas, des europäischen und asiatischen Nordens, der Hirtenvölker der gemäßigten Zone; bei den letztgenannten hat der Einfluß der activen Race bereits mildernd gewirkt und sie bilden den Uebergang zur activen Race. Die Frauen derselben tragen alle Unterscheidungsmerkmale derselben, ebenso wie die Frauen der passiven Race sich vor den Männern vorthellhaft auszeichnen. So wendet sich der Verfasser zu der activen Race,

wo diese in ursprünglicher Ungemischtheit erscheint, d. h. in den Hochgebirgen Vorderasiens, und verfolgt sie durch alle Fortpflanzungen auf der Erde. Zunächst werden uns die Zustände der Frauen bei den kleinen Volksstämmen (Kaukasiern, Beduinen, Südseeinsulanern) und dann in den größten Staaten (altamerikanische Staaten, Asien, China, mohammedanischer Orient) vor Augen gelegt. Das Resultat seiner Betrachtungen über die ersten legt der Verfasser in den Worten nieder: „Je tiefer die Culturstufe ist, auf welcher diese Stämme stehen, desto untergeordneter ist die Stellung der Frauen.“ Mit einer der Wichtigkeit der geschichtlichen Thatsache entsprechenden Ausführlichkeit verweilt Klemm da, wo es sich um größere Staatengebilde handelt, und gibt hier interessante Aufschlüsse, durch welche die Behauptungen von Jung und Unger da, wo sie zu abstract sind, wesentlich modificirt werden. Das weibliche Geschlecht der altamerikanischen Staaten bildete den natürlichen Vermittler zwischen Eroberer und Besiegten, ähnlich wie im alten Aegypten, ist in Indien Sklave tyrannischer Geseze, in China vom Gesez mit Ehren umgeben, aber jedes Antheils am öffentlichen Leben beraubt, eine Stellung, die sich auch im Mohammedanismus wiederfindet.

Wir lassen nun, um einen Uebergang zu Griechenland zu finden, Jung sprechen:

So lägen denn die dunkeln weltlichen und göttlichen Mächte des Orients hinter uns, und wir betreten Pelas, das glückselige Land, dessen stolze Bürger zuerst den freien Gedanken folgten, den Staat und die Religion ihren eigenen Zwecken und Interessen unterthan zu machen.

Weil die Hellenen aber inmitten der Barbarei die Einzigen waren, die zu einer vollkommenen Demokratie gelangten, schlossen sie sich unter sich und gegen andere Völker ab, bildeten sie eine Genossenschaft, die sie als das Höchste betrachteten, und brachten dem Staate jedes Sonderinteresse zum Opfer. Das erste und größte Opfer aber war die Frau, die in dem bloß der Deffentlichkeit geweihten Leben keinen Platz finden konnte, oder nur dann, wenn, wie in Sparta, das weibliche Geschlecht moralisch aufgehoben und Männer daraus gemacht wurden. Der größere Werth, den das Individuum als Bürger im griechischen Staate hatte, kam freilich auch der Frau insofern zugute, als die freie Jungfrau nicht mehr gekauft wurde, nicht mehr Witweiber neben sich zu dulden, ja sogar dem Manne eine Mitgift mitzubringen, Standesvorrechte hatte und nicht willkürlich verjagt werden konnte. Dennoch blieb sie ihr Leben lang unter männlicher Herrschaft, war lebenslänglich unmündig. „Zweck der Ehe in Athen und Sparta war die Erzeugung neuer Bürger. Das Weib gehörte nicht mehr dem ersten Ergreifer, nicht mehr der Familie, sondern hauptsächlich dem Staate.“ Trotzdem schimmert der Raub, die Gewalt noch sehr sichtbar durch die Ehe, namentlich durch die Symbolik der Heirathsceremonien. Der Staat wollte das auch nicht verhindern, er trat der Ehe nur äußerlich gegenüber, betrachtete sie nicht als sittliches Institut, sondern das Weib als ein bloßes Bindemittel der Menschen. Das Gesez verbannte aus der Ehe alle Lust,

alle Freude und Freiheit und entschädigte dafür durch die Einführung der Hetären. War die Frau eine politische Pflicht des Mannes, so war ihm die Hetäre die Ergänzung des Geschlechtsverhältnisses. Das Bedürfnis der schönen Form, noch losgelöst vom Inhalt, hat das Hetärenthum geschaffen. Trotzdem war auch das Los dieser schönen Bühlerinnen kein beneidenswerthes, denn das Weib hatte überhaupt bei den Griechen keinen Antheil an der wahren Liebe. Es stellt sich dies besonders klar heraus bei einer Uebersicht der griechischen Dichter, noch klarer aus der Knabenliebe, welche die Poesie des in roher Hofslegung gehandhabten Geschlechtsverhältnisses ersetzen mußte. Liebe ist nur möglich zwischen gleichberechtigten Naturen. Gleichberechtigt war dem Griechen aber nur der Mann, nicht die Frau.

Dieselben Ansichten vom Griechenthum finden wir auch bei Unger wieder, nur daß sie hier im Schwande Hegelscher Terminologie auftreten. Er hat aber schärfer als Jung den Umstand hervorgehoben, daß „schöne Individualität die Signatur des Griechenthums“ sei, daß also, setzen wir hinzu, die Moral auf zweiter Linie im Verhältniß zur Schönheit stand und die Ehe deshalb lediglich Genuß des schönen Lebens war.

Den Uebergang von der schönen griechischen Welt zum römischen Rechtsleben stellt Jung ohne innere Vermittelung mehr schildernd als beweisend und den letzten Faden festhaltend dar; war es dem Aesthetiker nicht heimlich bei den Römern? Unger dagegen ist es besser gelungen, die allmähliche Entpuppung des starren römischen Rechtsbegriffs und seine notwendige Folge aus dem Untergange des Hellenenthums zu begründen. Kein Wunder! Das römische Recht ist der eigentliche Sammelplatz des Juristen. Verstehen wir den in diesem Capitel merkwürdig hegellirenden Verfasser recht, so ist der leitende Gedanke folgender: Rom war, wie Griechenland und den Staaten des Alterthums überhaupt, der Staat höher als der Einzelne; der Mensch geht in dem Bürger auf und dieser im Staatszweck. Während aber in Griechenland der Staat sich um den Bürger bekümmerte, das Staatsrecht also zusammenfiel mit dem Privatrecht, ließ der römische Staat den Bürger laufen, gab ihm sein eigenes Recht (Privatrecht), seine eigene Souveränität und behielt für sich das jus publicum, das öffentliche Recht. In seinem Hause, mit seinem Eigenthum konnte der Römer schalten und walten, wie er wollte; wo es aber das Interesse des Staats galt, da mußte er ihm alle Güter des Geistes und Körpers zum Opfer bringen, und zwar bloß des formellen Grades halber, damit Rom bestünde. Ein durch Gewalt und Eroberung entstandener, aus verschiedenartigen Elementen zusammengefügter Staat kann auch nur durch Gewalt gehalten werden. Diese Geltung des Einzelnen innerhalb seines Privatlebens, dieser Kampf der Grundelemente (Patricier, Plebejer) findet sich auch in der Ehe ausgeprägt. Die Herrschaft des Staats geht auf die Familie (paterfamilias) über, dem alle Glieder unbarbarisch untergeordnet sind. Auf die Spitze getrieben und

in seiner Durchführung unmöglich, führte die strenge, von den genauesten Vorschriften umzäumte Gewalt (Jus strictum) zu einer mildern Praxis (aequitas) und schuf im Familienleben neben der strengen Ehe die freie, ja sogar das Concubinatus. Jene, die altrömische Ehe, an dem Kopf der Sabinerinnen erinnernd, gibt die Frau dem Manne gebunden in die Hände, während die freie Ehe der spätern Zeit nicht die moralische Geltung der Frau, sondern die völlige Zusammenhangslosigkeit derselben mit dem Manne fixirt. Hand in Hand mit diesen Formen geht auch die Behandlung der Frauen. In der strengen Ehe ein Werkzeug, wird sie in der freien die zwar berechnete, aber gleichgültige Hausgenossin des Mannes. Ein Product jener Anschauung ist ferner die Monogamie, die vom Anfang der römischen Welt durch die ganze Geschichte hindurch nicht infolge eines Gesetzes, sondern wie durch stillschweigende Uebereinkunft herrscht. Warum? Darüber läßt uns der Verfasser im Unklaren. Wir glauben den tiefen Grund einerseits in dem einheitlichen Princip des römischen Lebens überhaupt, dann aber auch darin zu finden, daß die in Griechenland vermißte Gleichheit der Frau mit dem Mann, die der Verfasser später als den Fortschritt Roms bezeichnet, in Rom Grundsatz geworden. Freilich blieb Rom auch bei dieser formellen Gleichheit stehen und gab dem Weibe rechtliche Zwangsmittel und Befugnisse, aber wie dem römischen Leben eine abstracte Härte inwohnt, so fehlt der Ehe die Seite des Gefühls, das Moment der Liebe.

Der Kampf zwischen strenger und laxer Ehe endigte in der ersten Periode Roms mit der Verschmelzung beider zu einer bestimmten Form; die Ehe blieb innerlich streng, d. h. geheiligt durch Sitte und Zucht; Ehescheidungen waren rari nantes. In der zweiten Periode erhebt sich, wie der Kampf der Plebejer gegen die Patricier, so der erneuerte Kampf der laxen Ehe gegen die strenge, um in der dritten Periode in ihrem endlichen Siege zur allein herrschenden Form zu werden. So gelangte das Weib zur öffentlichen Anerkennung seiner Selbstständigkeit und Eigenberechtigung, aber diese zuletzt als Maßlose ausgedehnte Willkür brachte das eheliche eben um die letzten Reste von Ehrbarkeit und Reinheit, die die Schrankenlosigkeit der Privatgewalt den Sturz laus herbeiführte.

Es würde nur eine Wiederholung sein, wollten wir die Aeußerungen Jungs über die römische Ehe wiedergeben. Es genüge deshalb die Bemerkung, daß er in desfallsigen Expositionen ein Capitel über den Einfluß des Christenthums auf die Vollendung des römischen Rechts einfließt, dessen Inhalt der Nachweis bildet, daß das Christenthum dem Uebergang Roms zur Monarchie wichtig unter die Arme gegriffen und eine Reaction gegen das Genüßleben bildete. Die Maßlosigkeit desselben war der geeignetste Boden für das spirituellistische Gebäude, welches erst die Philosophen (Stoiker, Epikureer, Neuplatoniker) und dann das Christenthum darauf bauten. Wenn die Alleinherrschaft der Cäsaren dem kleinen sein Interesse am Staate äußerlich raubte, so

löste ihn die Philosophie und das Christenthum innerlich davon ab. Die Philosophie opferte die ganze Außenwelt, um ungestört bleiben zu können, sie „machte den Menschen zu einem zufriedenen Greis, weil man für die Thätigkeit des Jünglings keine Aufgabe sah“. Die Philosophie war aber nur für wenige Auserwählte; auch die Masse mußte, um neues Leben zu bekommen, befreit werden von einer Welt, in der es für sie keine Anspannung mehr gab. Das hat das Christenthum gethan. Es verdammt die Materie, die vorgeschundene schlechte Welt und ordnete sie dem persönlichen Gotte unter. So wie der Philosoph sich ausschließlich zu sich selbst, so soll der Christ sich nur zu Gott verhalten. Hier wie dort Ascetik und Verachtung der Lebensgenüsse. In der Ansicht über Ehe und Geschlechtsliebe sind daher jene Philosophen mit dem Christenthum ganz einverstanden, d. h. sie suchen sich davon, als etwas Weltlichem, mithin zu Verachtendem, so fern als möglich zu halten und betrachten sie als ein nothwendiges Uebel. Es sind nichts als Concessionen, die das Christenthum seinem Princip zum Trost der Materie machen muß, weil es eben nicht anders geht. Eine Concession der Art ist es auch, wenn die Frau nicht völlig gleichberechtigt mit dem Manne ist, da doch vor dem Christengott alle Menschen gleich sind. Daher kommt es, daß jene christlich-römische Definition der Ehe, wie wir sie im „Corpus juris“ finden: „Die Ehe ist eine Vereinigung zwischen Mann und Frau, eine Gemeinschaftlichkeit des ganzen Lebens, des menschlichen und göttlichen Rechts“, nur auf dem Papier wahr ist. Solange es freilich für die Ehe noch einer juristischen Definition bedarf, d. h. solange es der Zustand der Menschheit erfordert, daß außer dem Manne und der Frau noch andere Mächte sich um deren Vereinigung kümmern, ist diese christlich-römische Definition die menschlichste und reinste, allein selbst sie ist bis auf den heutigen Tag eine bloße Forderung, eine bloße Phrase geblieben.

Die Evangelien und die Apostel, denen der Verfasser ein besonderes Capitel widmet, haben im Sinne der oben dargelegten christlichen Anschauung nur den einen Gesichtspunkt: die unausrottbare und doch auch theilweis nothwendige Sinnlichkeit des Menschen festzuhalten und ihr möglichst die Kraft zu benehmen. Wenn sie die Scheidung verboten, so geschieht dies nicht deshalb, um der Frau eine Concession zu machen, sondern um das fatale Geschlechterverhältniß in einer einmaligen Ehe zu beschränken. Um die sonstigen bürgerlichen Verhältnisse der Ehe kümmern sich die Evangelien nicht, sie lassen sie bestehen, sie dulden sie.

Die Kirchenväter, welche fast alle über die Ehe, diesen Stein am Fuße des Gläubigen, herfielen, zogen nur die Consequenzen aus dem Systeme der Meister, deren nächste das Verbot der zweiten Ehe, deren Schlussstein das Eheloch ist.

„Was“, so fragt sich, Jung am Schluß seines Buchs, „gewann die Frau beim Christenthum?“ Das Christenthum, dieses letzte Selbstbewußtsein der römischen



Welt, verhält sich den Frauen gegenüber so, wie die Philosophen der Alten Welt, z. B. die Essener in Palästina. Wenn Christus die Frau, insofern sie geschlechtslose Person (also nicht Braut, Gattin) war, dem Manne gleichstellte, so mußte sie durch die Kirchenväter in das alte Subordinationsverhältniß zurückkehren. Verkehrt ist es nach allem Diesem, die Liebe und das Geschlechtsverhältniß mit Bibelstellen zu belegen; das wahre, echte Christenthum hat dafür eben deshalb nicht Raum, weil sein Spiritualismus den ganzen Menschen in Anspruch nimmt.

Hier hätte es nun ganz nahe gelegen, wenn der Verfasser der Reformation und namentlich der Ehe im Sinne Luther's gedacht hätte; ein Mangel, der durch ein Verweisen auf den zweiten Theil nicht entschuldigt wird, denn was innerlich zusammengehört, soll auch äußerlich nicht getrennt werden. Um so willkommener ist die Ergänzung, die uns Unger, zu dem wir nochmals zurückkehren, bietet.

Das Christenthum und die kirchliche Gesetzgebung der ältern Zeit leitet er mit allgemeinen bekannten Reflexionen der Hegel'schen Schule über das Wesen des Christenthums ein und folgert dann: „Denn wie alle andern Principien, so enthält auch das Christenthum an sich das allein richtige Princip der Ehe und des Familienlebens.“ Jung hat schlagend nachgewiesen, daß gerade das Christenthum an sich (das Urchristenthum) nicht nur nichts für die Ehe, sondern Alles gegen sie enthält. Es erbaute sich auf der Gebrochenheit der Individuen, die es vorfand, und stellte sein Reich als „nicht von dieser Welt“ dar; es isolirte den Menschen, insofern es ihn auf den Himmel und die Einsamkeit wies. Wenn Verfasser zur Stütze seiner Ansicht Ephes. 5, 28 anruft, wo es heißt: „Die Männer sollen ihre Weiber lieben als ihre eigenen Leiber“, so stellen wir den hart ans Alterthum streifenden Satz des Evangeliums: „Das Weib aber fürchte den Mann“, entgegen. Wäre das christliche Eheprincip das richtige, so hätte es sich, wenn auch nicht in der ersten Zeit, so doch später um so mehr Bahn brechen müssen, da es als ein religiöses auftrat, um so eher plausibel und praktisch durchführbar werden konnte. Der Verfasser hat nun aber nachgewiesen, daß die Versöhnung des Christenthums sich nur auf die Zurückziehung des Menschen in den Himmel erstreckte, das Erdenleben aber unberührt ließ und die Ehe selbst, welche in sich zugleich ein sinnliches Moment enthält, als etwas Unsittliches betrachtet, ja geradezu verworfen wurde. Je mehr wir diesen Nachweis des Verfassers als gelungen anerkennen, desto weniger können wir seiner Behauptung über das Princip beipflichten. Das Christenthum foderte die reine Gesinnung, d. h. die von den Schläden der Natur befreite, da diese aus den Institutionen Roms, die es zunächst vorfand, gewichen war; es foderte die Liebe, aber diese Liebe nahm der Himmel in Anspruch; es arbeitete zunächst an der Vernichtung der vorgefundenen schlechten Einrichtungen und konnte durch sein Princip (Auflösung der nationalen und persönlichen Un-

terschiede im Gottesreiche) das Institut der Ehe nicht herstellen. Es verhielt sich rein negativ. Alle vom Verfasser angeführten Bestimmungen desselben haben diesen Charakter; sie verbieten die Lieberlichkeit, die leichtsinnige Scheidung, die Doppelhehe, nirgends aber wird gesagt: Heirathe aus Liebe und in Liebe, damit du deine menschliche Bestimmung erreichst. („Besser heirathen als Braut leiden.“) Wäre das nackte Gebot der Nächstenliebe in sich schöpferisch genug, ein humanes Geschlechtsverhältniß herzustellen, so würde die Ehe der Juden, denen das Gebot nicht fehlte, das schon geleistet haben, was später das Christenthum leisten sollte.

Wenn aber das Christenthum für das Alterthum keine positiv gestaltende, sondern eine wesentlich zersetzende Bedeutung gehabt hat — das ist der weitere Gedankengang des Verfassers — so gelangte es zu seiner Realisirung erst in der germanischen Welt, „zugleich der Beweis, daß das Christenthum für sich allein die Welt umzugestalten nicht vermochte“, sondern hierzu eines starken Volks bedurfte. Liegt hierin nicht wieder eine Bestätigung unserer soeben gemachten Ausstellungen? Aber, setzen wir hinzu, die Germanen haben nicht erst das Christenthum bedurft, um die Ehe zur sittlichen Gestaltung zu bringen, denn lange bevor das Christenthum bei ihnen Wurzel faßte, erfreuten sie sich eines gesunden Familienverhältnisses. Daran hat auch das Christenthum nichts Wesentliches geändert, sondern nur Formen für Eingehung und Auflösung der Ehe geschaffen; mit dem Worte die Ehe zu einer Kirchenangelegenheit gemacht. Ein jugendlich kräftiges Volk, dessen Lebensprinzip die Freiheit des Einzelnen und der Genossenschaften, die Achtung der Individualität ist, besitzte darin allein das Zeug zu allem Guten. Es ist hier nicht der Ort, gegen das „Christlich-Germanische“, mit dem heuer so viel leeres Wortgepränge getrieben wird, zu polemisiren, noch viel weniger soll die Behauptung aufgestellt werden, daß die Germanen von heute auch ohne das Christenthum geworden sein würden, was sie sind; aber es muß wohl zu, Rechtsphilosophie und Gesetzgebung darauf warnen, daß sie Institute nicht anders als aus ihrem Wesen hypostasiren. Wie wenig das Christenthum gegen nationale Institute der Germanen auszurichten vermocht, wenn es sich nicht auf das engste an sie angeschlossen, beweist unter Anderm der Umstand, daß das germanische Erbrecht noch heute besteht und das Kirchenrecht nicht vermocht hat, das ihm dem Principe nach weit bestimmetere römische Erbrecht durchweg einzubürgern. Es hatten ferner die alten Germanen Gewohnheiten (z. B. die Wiederverheirathung der Geschiedenen bei Lebzeiten der Ehegatten), welche die erste christliche Kirche ablehnte, die aber durch und nach der Reformation wieder auflebten.

Das Charakteristische der germanischen Ehe, im Gegensatz zu der gräco-romanischen und orientalischen, liegt aber darin, daß das Weib nicht unter dem Joch des Mannes schmachtet, sondern unter den Schutz der Familie gestellt und als ihr berechtigtes Glied anerkannt ist. Die Familie, der Verein durch das Blut verband-



denen und nach außen hin gemeinschaftlich wirkender Menschen, ist ein Begriff, der in dieser Intensivität erst auf germanischem Boden das Licht der Welt erblickte. Die solidarische Haft der einzelnen Glieder untereinander ist der prototypische Ausdruck des ganzen germanischen Rechts und Staatslebens, ist die große Scheidewand desselben von seinen geschichtlichen Vorgängern. Daß aber eine Familie in diesem Sinne den Begriff der Liebe, des treuen Zusammenhaltens zur Voraussetzung hat, versteht sich von selbst. Daher entstand eine wirkliche Ehe (Eva, Einheit), gleichberechtigte Stellung von Mann und Frau nicht äußerlich kraft Gesetzes, sondern innerlich kraft eines sittlichen Nervs. Der Germane achtete die Frau und, wenn wir an ein triviales Sprichwort erinnern dürfen, Liebe ist nicht möglich ohne Achtung. Aufgehen kann ich nur in einer Persönlichkeit, welche die Ergänzung meines eigenen Ich bildet. Ob das Mädchen nicht ohne Consens der Familie heirathen konnte und ob die Form der Eingehung die eines Kaufs war, thut der Sache keinen Abbruch. Offenbar geht der Verfasser zu weit, wenn er von „einer sachlichen und gegenständlichen Behandlung der Frau“ im alten Germanien redet. Nicht die Frau wurde gekauft, sondern das Schutzrecht (mundium) ging vom Vater auf den Mann über, eine Symbolik, die sich bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Deutschlands und Frankreichs in dem „Geben auf die Treue“ erhalten hat. Und eben diese Symbolik beweist gegen den Verfasser, es spricht sich darin die Sorge für ein schutzbedürftiges Wesen aus. Zudem war der Kauf immer nur Das, was heute eine Eheverlobung ist; geschlossen war die Ehe erst durch Vermählungsfeierlichkeiten und vielfach erst durch den höchsten physiologischen Proceß, die geschlechtliche Vereinigung.

Der kirchlichen Gesetzgebung mit ihrer Anlehnung an die Willkür der römischen Imperatoren blieb hier natürlich ein harter Kampf. Das Kirchenrecht und die hierarchische Centralisation ist wesentlich römisch. Was das Kaiserthum auf politischem Gebiete — und eben dies hätte der Verfasser hervorheben sollen — ist das Kirchen- thum auf dem religiösen. Den Beweis liefert im Ue- bricht die vom Verfasser in einem besondern Capitel ausführlich behandelte hierarchische Kirche des Mittelalters und das kanonische Recht bis zum Concil von Trient, die bezeichnet werden durch den Kampf der weltlichen und geistlichen Gewalt. Vor allem ist es denn ein Punkt, den Ljung mit manch andern übersiehen, auf den Ljung mit Recht Gewicht legt: der sacramentalische Cha- rakter der Ehe. Erklärt zum Sacrament, büßte sie ihre innerste Substanz, die Liebe zweier Wesen von Fleisch und Blut, ein, und die Gesetzgebung drängte sich mit theologisch-juristischen Ge- und Verbotten in die freie Selbstbestimmung.

Der Katholicismus hat daher keine charakteristisch neue Ehe geschaffen, sondern nur eine Composition der römisch-germanischen Ehe hervorbringen können. Da- durch aber weckte er innerhalb seiner Genossenschaft einen Gegner, den wir als den Vorläufer der Reformation im 1855. 29.

Eheleben betrachten dürfen, die Romantik. Es war doch dem Germanen zu viel, daß er sich geistig gefangen geben sollte, er besann sich, daß die Begierde des Mannes zum Weibe einen natürlichen Boden habe, und erweckte noch ein mal das Griechenthum. Man braucht vom griechischen Geschlechtsverkehr nur die Blossstellung abzu- ziehen und hat die Romantik. Ihr Wesen liegt darin, daß sie die Geschlechtsliebe in ihrer Natürlichkeit aner- kenne, aber den geliebten Gegenstand in eine nebelhafte Ferne, in den Heiligenschein des Ideals verlegt und da träumt, wo sie genießen sollte. Sie ist daher eine Pro- testation gegen den Spiritualismus, andererseits aber auch der unglückliche Versuch, ihn mit der Geschlechts- liebe zu vermitteln. Die Frauen gelangten durch die Vergötterung zur Geltung, zur poetischen Verherrlichung, aber ein Extrem ruft das andere wach. Die Romantik schlug in Lieblichkeit um, die am maßlosesten sich in der Zeit des Verfalls der Kirche spreizte und mit dieser der erlösenden Hand wartete; die durch die Reformation getrieben wurde.

Luther's That bestand in der Proclamation der sub- jectiven Freiheit, der Losreißung von Dem, was römisch in der Kirche war, dem Dogmatismus und der Auto- kratie. Er ging daher nicht direct los auf die Ehe, son- dern suchte sie vom Dogma, der Versteinerng zum Sacrament zu befreien. Darin lag aber zugleich dies, daß die Ehe ihre Berechtigung aus sich selbst nehmen und in ihrer positiven Gestaltung der weltlichen Obrig- keit belassen bleiben mußte. Durch seine Heirath hob der Reformator die äußerste Consequenz des Katholicis- mus, das Cölibat, und mit ihm auch viele andere Be- schränkungen factisch auf. Weiter ist der Protestantis- mus nicht gegangen, seine Fortbildung blieb den einzelnen Gesetzgebungen anheimgestellt, die seinem Princip mehr oder minder treu blieben. In das übertriebene Lob, das ihnen der Verfasser zollt, können wir nicht einstimmen, am allerwenigsten uns bereuen, daß es ihnen zu danken, wenn wir heute einen geläuterten Begriff von der Ehe haben. Wie verträgt sich z. B. mit diesem Begriff die Bestimmung, daß bei der Gütergemeinschaft der Mann Alles verkaufen kann? daß eine in sich zerfal- lene Ehe sehr schwer oder gar nicht geschieden werden kann? u. s. w.

Ueber das wichtige Capitel von der Reformation und den modernen Gesetzgebungen ist der Verfasser etwas kurz hinweggegangen, und die schwächste Seite des Buchs ist somit die, welche der Betrachtung den reichsten Stoff gab. Mögen folgende Andeutungen bei einer spätern Auflage benutzt werden.

Luther, der 1519 die Ehe noch für ein Sacrament ansah, sie 1522 für ein weltlich Geschäft erklärte und später auch dies zurücknahm, hat sich im Uebereinstimmen nur negativ verhalten und an die Stelle des Papstes nur den Namen Gottes gesetzt. Er hat die Ehe ver- weltlicht („durch Gottes Wort und Gnade“), aber das Dogma von der Unreinigkeit des (selbst ehelichen) Ver- schlafs nicht allein nicht aufgehoben, sondern auf das

schärfste in dem Vordergrund gestellt. „Gott decke“, so sagt er, „den Himmel über die vorfallende Unreinigkeit“; wenn daher „der Eheliche im Hinblick auf Gott die Ehe vollzöge und dabei nur nicht denke, daß er hier was Gutes thue, so werde ihm diese Sünde nicht angerechnet“. Eben weil dies nicht möglich, weil man nicht Engel und Mensch in Einer Person, in Einem Athemzuge liebend umarmen und sich selbst fluchen kann, führte der Protestantismus zu keiner Versöhnung. Die Ehe wurde auch ihm genommen und Sache der Jurisprudenz, die nicht nach dem Inhalt fragt; sie wurde Civilehe. Sie ist der letzte geschichtliche Ausdruck der Unmöglichkeit, durch Gebote das innerste Wesen des Menschen zu erfassen. Jenseit der Civilehe, der letzten Phase der Ehe als Institution, liegt die Ehe, die ihr Wesen nicht außer sich, sondern vollständig in sich verlegt.

Der Civilehe erwähnt der Verfasser gar nicht und schließt sein Buch mit einer salbungsvollen „Schlußbetrachtung“, nachdem er vorher Raisonnements über „Socialismus und Communismus“ gegeben. Der Uebergang zu diesem Capitel ist ein sehr verfehlter, denn der Socialismus und Communismus richten sich nicht gegen die specifisch christliche Anschauung von der Ehe, sondern gegen die Ehe als Institution. Den Weg zu diesem Capitel mußte sich der Verfasser durch die Civilehe bahnen. Es ist gewiß nicht bloßer Zufall, daß dasselbe Land, welches die Civilehe zuerst sah, auch der Boden jener socialistischen Theorien wurde. Mit der Civilehe waren alle Formen erschöpft, das Wesen blieb unberührt, der unglücklichen Ehen gab es in Frankreich viele; die Sozialisten schrieben die Schuld „den Einrichtungen“ zu und verfielen in Extreme.

Wollt ihr die Ehe von heute in einem freien Staate kennen lernen — vide Norton! Summa:

Laßt uns besser werden,  
Gleich wird's besser sein!

67.

### Böhmische Literatur.

Böhmische Perlen (Perly Česke). Prag 1855.

Unter diesem Titel hat die am Museum des Königreichs Böhmen bestehende Section für wissenschaftliche Förderung der böhmischen Sprache und Literatur zur Erinnerung an die am 3. Juni 1854 zu Prag erfolgte Ankunft des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich, Franz Joseph und Elisabeth, eine der Kaiserin Elisabeth gewidmete Sammlung böhmisch-literarischer, zu diesem Zwecke eigens verfaßter Arbeiten herausgegeben, welche Sammlung, prächtig ausgestattet und eingebunden, von der Kaiserin auch auf das hübschste entgegengenommen wurde. Das Ganze ist ein würdiges, charakteristisches, zugleich Einfiel in die Thätigkeit der böhmischen Literaten gewährendes Denkmal der Liebe, Treue und Anhänglichkeit.

Den Reigen eröffnet ein herzliches „Bildungsgebiht“ von J. E. Wocel, der sich besonders durch drei große epische Dichtungen: „Die Přemysliden“, „Schwert und Kelch“ und „Das Labyrinth des Ruhms“, sowie durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Archäologie ausgezeichnet hat. Hieran schließen sich mehrere, das erlauchte Herrscherpaar und dessen Verhältnis zu Reich und Volk unmittelbar betreffende Gedichte

von B. Furch und J. J. Relichar. Eines dieser Gedichte, „Sehnsucht“ von Furch, liefert einen Beweis von der ungemeinen Schmiegsamkeit der böhmischen Sprache und der Reichtum und Melodie, deren sie bei geschickter Behandlung fähig ist, in dem aus drei achtzeiligen Strophen mit dreifachen Trochäen bestehenden Gedichte zwischen zwei Consonanten immer ein Vocal vorkommt, sodaß nie zwei Consonanten aufeinander folgen. Uebrigens gab schon vor vielen Jahren der durch seine Jugendschriften und durch seine musterhaften Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Deutschen (Virgil und Pyrrhus's „Perlen“) hochverdiente böhmische Literat K. Binař eine ganze Sammlung solcher Gedichte heraus. Dann folgt eine Beschreibung der Lage, wo das alte, tausendjährige Prag, sich zum Jüngling wandelt: in dem reichsten, ausgefuchtesten Schmucke von Tüchern, Draperien, Laub und Blumen, Triumphpforten, Brunnen, etc., sodaß es dem Hauptwege vom Eisenbahnhof zur Burg das Rauschen der Häuser gar nicht zu sehen war, das erst kurz zuvor vermählte Herrscherpaar in sich schloß.

Nun sind theils poetische, theils prosaische Producte verschiedenen Inhalts sinnig aneinander gerichtet, und zwar letztere solche, die dem Ganzen österreichisch-böhmische Färbung und Bedeutung verleihen. Es mögen hier der Kürze wegen nur folgende hervorgehoben werden: „Johann Jiskra von Brandeis“, von J. Jirček, dem Redacteur der „Slovenské Noviny“ in Wien, der sein Talent durch eine gewählte Sammlung von Novellen bekräftigt hat. Es ist eine Biographie desselben böhmischen Ritters, von dem Aeneas Sylvius in seinen Briefen 1448 sagt: „Jiskra vir magnificus nostrique saeculi non parvum decus“, und den auch der deutsche Dichter Michel Beheim besang. Jiskra war nach Kaiser Albrecht's Tode eine Hauptstütze der hinterbliebenen argverlassenen Kaiserin-Witwe Elisabeth, Tochter des Luxemburgers Sigmund, und half so den ersten großen Verein der kaiserlich österreichischen Länder unter habsburgischem Scepter für Ladislaw Posthumus erhalten. — „Karla, ein Bild aus der Gegend von Laus“, von Božena Numez. Diese Dichterin ist eine vorzügliche Märchenerzählerin. Auch das ländliche Bild aus der Gegend des gegen die bairische Grenze gelegenen, böhmisches bekannten Laus (böhmisch Domazlice) ist ihr gelungen und athmet um desto mehr Leben, da sie Lüne des eigentlichen böhmischen Dialekts einzumischen wußte, der noch heutigen Tages dort gesprochen wird. — „Die Urvoergeiten des Landes Böhmen“, von J. Krejčí. Der Verfasser hat sich bereits durch mehrere naturhistorische Schriften, von denen einige bereits auch in Schulen für anwendbar befunden wurden, einen guten Namen erworben. Er kennt sein Vaterland, das er besonders in mineralogischer Hinsicht nach allen Richtungen durchsucht, vortrefflich und liefert hier interessante geognostische Notizen, die zum Theil Neues, bisher Unbekanntes enthalten. — „Auf und unter dem Meere“, von W. Lambi, eine ebenso anziehende als belehrende Schilderung einer Reise, welche der Verfasser von der Insel Lefina auf dem dalmatischen Meere bis nach Ragusa unternahm. — „Die königlichen Leihgedingräthe in Böhmen“, von W. Rížel, eine interessante Geschichte der böhmischen Räte Melnik, Königgrätz, Königinhof, Jaroměř, Bydžow, Schönbach, Ehrudim, Politzka und Trautenau in ihrem besondern Berührungspunkte zu den jeweiligen Königinnen von Böhmen. Man erzählt unter Anderem, daß diese Städte noch im Jahre 1706 der Königin Geschenke darbrachten, durch welche sie in der That charakterisirt werden. Melnik nämlich schenkte Wein, Königgrätz Tafel, Königinhof Gründlinge, Jaroměř Lachs, Bydžow Brat, Schönbach Forellen, Ehrudim Weizen, Politzka Hasen, Trautenau Leinwand. — „Der Lange, der Breite und der Schöne“, ein böhmisches Volksmärchen, von K. S. Erben. Der Verfasser, auf dem Gebiete der Dichtkunst als auf dem der Geschichtsforschung hervorragende Verfasser hat sich schon durch die Herausgabe einer starken Sammlung böhmischer Volkslieder und Lobden, durch eine treffliche Bearbeitung böhmischer Volksdichtungen und unlängst durch seine für die Geschichte äußerst wichtigen „Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemica“

et Moraviae. P. I. annorum 600—1253" Vorhern gesammelt. Das Märchen, das hier geboten wird, erhält seine wahre Bedeutung erst durch die von dem Verfasser hinzugefügten kritischen Anmerkungen, worin er es mit den „Sechs Dienern“ in der Sammlung der Brüder Grimm und mit der „Edla“ nach einem alten Liede von den Händlern in Vergleich bringt und so dessen allegorisches Gewand lüftet. Wir bekommen dadurch einen Vorgeschmack des Werks über slawische Mythologie, wozu sich der geistreiche Verfasser gegenwärtig rüstet und das bei dessen ausgebreiteten linguistischen und historischen Kenntnissen Alles übertreffen dürfte, was bisher über diesen Gegenstand vorgebracht wurde. — „Unser Volk in Wien“, Bilder von J. Sirec, der Bruder des weiter oben genannten. Es geht daraus hervor, daß Wien, dieser österreichische Mikrokosmos, viele Tausende von Böhmen beherbergt, die dort als Künstler, Handwerker, Diensteute u. s. w. ihr Unterkommen suchen, sodaß man in ganzen Stadtquartieren böhmisch reden hört, als ob man in Böhmen selbst wäre. Bekanntlich besteht in Wien, sowie in St. Louis in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, woha gegenwärtig ganze Siedlungen böhmischer Bürger abgehen, aus einer Kirche mit böhmischem Gottesdienste.

Um das österreichisch-böhmische Gepräge des Werks zu betonen, dessen Titel schon auf einen Schatz Böhmens im Naturreiche hinweist, schmückt es vorn ein von dem böhmischen Künstler Kypiska in Kupfer gestochenes Bild des erlauchten Herrscherpaares, und sind ihm am Ende zwei von dem ausgezeichneten kroatischen Komponisten Lisinski in Rußland gesetzte Lieder der Veteranen der böhmischen Literaten und Entdecker der königlichen Handschrift, W. Hanka, nebst einem von Kavan in Rußland gesungenen Liede des Dichters B. Sablonky beigegeben, dessen lyrische und didaktische Leistungen zu den herrlichsten Blüten der böhmischen Poesie gehören. Das Werk ist von A. J. Brückner, dem böhmischen Uebersetzer des „Oedipus“ von Sophokles, gewidmet.

**Joseph Menzies.**

### Erzählungen eines österreichischen Veteranen von Julius von Wiedede. Erster bis dritter Band. Stuttgart, Hallberger. 1855. Gr. 8. 3 Thlr.

Herr von Wiedede hat seinen „Preussischen Fusarengeschichten“, welche allgemeinen Beifall fanden, ein „Soldatenleben“ folgen lassen, dessen Held aber nicht den Antheil erregen konnte wie der alte ehrenfeste Fusarenunteroffizier, weil er, ein Deutscher, für eine fremde Sache, unter fremden Feldzeichen seine Laufbahn verfolgte, also das Vaterlandsgefühl, eines Kriegers Akkos, der ganzen Schilderung fehlt. Dies ist um so wärmer in den vorliegenden neuesten Soldatengeschichten des fruchtbaren Verfassers, in obigen „Erzählungen eines österreichischen Veteranen“, hervorgetreten und wir können nur damit einverstanden sein.

Die Idee, welche dem Ganzen zugrunde liegt, der Ton, welcher aus ihm klingt, ist derselbe wie in den „Preussischen Fusarengeschichten“. Wie dort der alte Vater Erdmann während des Feldzugs in Schleswig und Baden seinen jüngern Kameraden von den frühern Kriegen und Großthaten der Preußen erzählt, deren Zeuge und Theilnehmer er gewesen, ist es hier ein greiser Corporal von einem ungarischen Fusarenregiment, welcher Dasselbe während des italienischen Feldzugs un- x Waderky thut. Ihm zur Seite treten noch ein paar andere Veteranen auf, welche das Heerlager besuchen, der eine, ein Ballone, welcher ehemals bei dem berühmten Regiment in- cent-Chevauregiers gedient, der andere, ein tiroler Landmann, der seinen Stuten 1800 wader für das angekommene rhaus Desreich geführt und jetzt seinen Sohn vom Regiment nferjäger zu sehen kommt. Dies Zusammentreffen so verschiedener Nationalitäten, wie es recht eigentlich das österreichische Heer charakterisirt, ist ganz glücklich benutzt, um der Romanie, welche unausbleiblich bei der durch drei Bände fort- ählenden Hauptfigur eintreten muß, abzuheffen. Aber hier

müssen wir dem Verfasser den Vorwurf machen, der schon sein „Soldatenleben“ traf, hier aber noch auffallender hervortritt. Gewiß ist das Buch sehr rasch geschrieben und beim Drange anderweitiger Dinge nicht der Durchsicht und Selbstkritik des Autors mehr unterworfen worden. Sonst würde er so gut wie jeder Leser, welcher seine frühern Werke kennt, nach wenigen Blättern bemerkt haben, daß die ganze Rede- und Ausdrucksweise wiederum die allertrueste Copie des Vater Erdmann ist. Wir nehmen zu großen Antheil an den interessanten Darstellungen des Verfassers, in welchem sich ein echter Soldatenblick und Soldatengeist bekundet, um ihm zu verschweigen, daß es uns bekümmert, wie er sich selbst eine solche Flüchtigkeit — um nicht Nachlässigkeit zu sagen — durchgehen läßt, da es ihm doch ein Kleines wäre, die so glücklich gezeichneten Figuren auch in der Rede- und in ihren Ausdrücken charakteristisch zu unterscheiden. Diese ist aber ganz stereotyp geworden: immer und ewig Vater Erdmann! Der alte Szabo-Pal auf seinem kleinen salben Willam (Witz), der Ballone Matthieu, ehemaliger Corporal von Vincent-Chevauregiers, der Bauer aus dem Passerthale, alle Vater Erdmann! Einige ungarische, französische und tirolische Brocken, erstere bis zum Uebermaße wiederholt, können ihnen keinen andern Stempel ausdrücken, da sie fast jedesmal sogleich durch die stehenden Ausdrücke des Vater Erdmann wieder aufgehoben werden. Es würde nicht schwer fallen, eine Zusammenstellung von Letztern zu liefern. Wenn aber gar das exklusive mark-brandenburgische Klicke- wort „man“ den österreichischen Veteranen und selbst dem Erzherzoge Karl in den Mund gelegt wird, so ist das wol etwas zu arg. Der intelligente Verfasser wird eingestehen, daß wir Recht haben.

Wir wollen uns aber bei diesem Vorwurf, der sich bei etwa noch folgenden Soldatengeschichten aus andern Heeren so leicht vermeiden lassen wird, nicht länger aufhalten, sondern uns vielmehr der großen Vorzüge erfreuen, welche auch dies Buch, wie seine Vorläufer, zu einer beliebten und wahrhaft erspriesslichen Lectüre für Soldaten aller Grade machen. Wir mögen nicht wiederholen, was wir bereits bei frühern Gelegenheiten darüber ausgesprochen haben. Nur aufmerksam machen wollen wir unsere Leser auf die frische, lebendige Darstellung, den tüchtigen Sinn und die unerschütterliche Treue und Soldatenehre, welche sich auch in diesen „Erzählungen“ überall bekundet. Daß der Verfasser dem Hochgefühl der österreichischen Armee, zu welchem dieselbe in neuester Zeit durch ihre Thaten wohl berechtigt ist, in seinen eigenen als rother Baden durchgehenden Schilderungen aus dem lombardischen Feldzuge und dann in den Worten der sprechenden und erzählenden Personen einen bedeutenden Platz einräumt, können wir nicht, wie uns darüber Äußerungen gemacht worden sind, für einen Fehler ansehen. Dies Hochgefühl muß jeder Armee, welche sich einer großen Geschichte bewußt ist, innewohnen, und wenn es andere Heere nicht herabsetzt, verdient es eher Anerkennung als Tadel. Ich möchte, wir\*) besäßen es auch in nicht geringem Maße und genirten uns keineswegs, dasselbe hervortreten zu lassen in Wort und Schrift! Der Verfasser aber verlegt dadurch nirgendes und läßt, was wir schon früher mit großer Anerkennung hervorgehoben, nach allen Seiten hin braven Truppen, mögen sie auch als Feinde in der Darstellung erscheinen, die vollste Gerechtigkeit widerfahren.

Auf den reichen Inhalt der Erzählungen gehen wir hier nicht weiter ein; sie umfassen die Zeit von 1805 an und geben sowohl Bilder, aus den großen Heereszügen und Schlachten als auch einzelne sehr interessante Züge und Reiterstückelein des kleinen Kriegs, aus welchen namentlich die jüngern Kameraden eine ergötzliche Unterhaltung und, wir legen Werth darauf, auch Belehrung schöpfen können. Mögen sie denn das Buch, das schon des Verfassers Name, in militärischen Kreisen von gutem Ränge, empfiehlt, willkommen heißen. 54.

\*) Der Verfasser dieses Artikels ist preussischer Militär. D. Red.

## Literatur und Volk.

Gleichzeitig und ganz unabhängig voneinander schrieb der Herausgeber d. Bl. seinen Artikel über Rudolf Gottschall's Literaturgeschichte (Nr. 35) und Robert Gieseke in seiner „Novellenzeitung“ (Nr. 35) bei Gelegenheit einer Anzeige von Heinrich Pröhle's „Volksliedern und Volksschauspielen“ folgende Bemerkung, die mit einer von uns in dem Artikel über Gottschall ausgesprochenen Ansicht in bemerkenswerther Weise übereinstimmt. „Wir Deutschen bilden uns ein, die Geschichte unserer Literatur recht gründlich bearbeitet zu haben, und doch, was unsere Bücher uns bieten, ist das in Wahrheit mehr, als die ehemaligen Aufzählungen der Regenten, Schlachten und Staatsactionen von dem eigentlichen Völkerverleben, von dem wahren Werden der Geschichte berichtigt. Wie man entdeckt hat, daß in Stoff, Muster, Form, Farbe des Kattunrocks, den die Bauerfrau trägt, oder in Art und Güte des Brots, das sie bäckt, mehr Culturgeschichte liegt als in den geistvollsten und imponirendsten Reden der Diplomaten, so muß man auch noch die Erfahrung machen, daß der vielleicht allerwichtigste Theil der Literaturgeschichte in einen Theil des geistigen Lebens fällt, von dem unsere literarisch hoffähigen Dichter bis jetzt kaum eine Ahnung hatten, in jene gewissermaßen unterirdischen Schichten des Volkslebens, die dem wissenschaftlichen Forscher aller Gebiete jetzt stets erhöhtes Interesse zu gewähren beginnen. Wollte die Literaturgeschichte eine vollständige sein und sich mit alle Dem befassen, was überhaupt gedruckt und gelesen wird — welche erschreckenden Resultate über die Klust, die unser Volksleben von unserer exclusiven Bildung trennt, würden zutage kommen! Schon wer nur einigermaßen aufmerktsame Blicke in die statistischen Annalen des Buchhandels thut, der wird erfahren, daß Bücher, deren Namen weit und breit in allen Literaturzeitingen und Geschichten stehen, durch ihren wirklichen Absatz nicht die Druckkosten deckten, während andere, deren Kenntniß auch nur dem Namen nach bei einem Gebildeten nicht vorausgesetzt werden kann, in Tausenden und Zehntausenden von Exemplaren in scheinbar unersättliche Abgründe eines Lesebedürfnisses verschwinden, von dessen Vorhandensein wir uns keine Rechenschaft geben können. Schon Robert Prutz hat einmal im „Deutschen Museum“ den Wunsch ausgesprochen, man möge eine nur den Absatz aller Bücher berichtende Literaturgeschichte schreiben, dann erst wird man eine Kenntniß der wirklichen geistigen Production und Consumption erhalten!“

Wir freuen uns jedesmal, wenn wir die Entdeckung machen, daß wir mit unsern Anschauungen nicht allein stehen, und citiren daher gern Gieseke's mit der unsern übereinstimmende Ansicht. Es soll damit keine Misachtung oder gar Verwerfung einer andern Methode der Literaturgeschichtsschreibung, als die von uns gewünschte ist, ausgesprochen sein; wir geben z. B. Karl Stachel vollkommen Recht, wenn er im „Athenaeum français“ über Karl Rosenkranz bemerkt: „Dieser Gelehrte behauptet unter den deutschen Kritikern philosophischer Richtung ohne Widerrede den ersten Platz. Wiederholt hat er Beweise von der Präcision seiner Methode und der Sicherheit seines Geschmacks gegeben. Seine „Ästhetik des Sächlichen“ ist vielleicht dasjenige neuere Buch, in welchem die Kritik als Wissenschaft wie in ihrer Anwendung sich am höchsten erhoben hat. Nächst erst lasen wir mit lebhaftem Vergnügen in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ einen Artikel von Rosenkranz in Betreff eines Buchs über die antiken Elemente in der deutschen Poesie.“ In diesem Artikel bringt es die Kritik ohne Gewaltthatigkeit und einzig und allein vermittelt einer vollkommen ausgebildeten Methode bis zur mathematischen Genauigkeit; die Reihenfolge der Ereignisse und literarischen Productionen entwickelt sich nach einem Gesetze, welches ebenso sicher

ist als dasjenige, welches bei der Vertheilung der Thier- und Pflanzenarten thätig ist.“ Aber diese Methode hat ihre jedenfalls ungegriechneten Dienste vielleicht bereits gethan; auch berücksichtigt sie wol zu wenig die Störungen, die jedes Gesetz erleidet durch Einflüsse und Reibungen, welche, was das Gesetz betrifft, auch dem sich die deutsche Literatur entwickelt hat, nachgewiesen werden müssen und wol noch nicht genügend nachgewiesen sind. Damit die Literaturgeschichtsschreibung aus den gelehrten und ästhetischen Kreisen ins Volk hinausträte, bedarf es eben, unserer Meinung nach, daß die culturgeschichtliche Betrachtung zu ihrer Grundlage und zu ihrem Ausgangspunkte gemacht und nicht bloß in gelegentlichen Andeutungen auf einzelne Culturelemente zurückgekommen wird, hier mehr, dort weniger, in den meisten Fällen gar nicht. Diese Aufgabe ist, wir geben es zu, sehr schwierig, indem sie vollkommen ebenso gründliche und umfassende cultur- und literaturhistorische Studien wie Liebe zum Volk und eine möglichst genaue Kenntniß seiner Charaktereigenthümlichkeiten voraussetzt. Es ist in der That ebenso schwierig, die oft fast unmerklichen, aber doch ohne Zweifel vorhandenen Einflüsse, welche der Stand der Volkbildung und der Cultur im Allgemeinen auf unsere Dichter, Schriftsteller und Künstler ausübt, als die bald heftigen, bald schleichlichen Rückwirkungen, welche diese auf jene gehabt haben, darzuthun und genau nachzuweisen, wo, wie und inwieweit Schrift- und Volksthum einander gefördert oder einander kreuzt, gestört und auf Abwege gebracht haben.

Es ist sehr wahr, was Prutz bemerkt, daß man nach dem Absatz der Bücher fragen müsse, um eine wirkliche Kenntniß des Verhältnisses zwischen der geistigen Production und Consumption zu erhalten. Die besten Aufschlüsse wird aber die Erkundigung bei einem Leihbibliothekar gewähren. Wir hatten nämlich Gelegenheit, bei dem Besitzer einer Leihbibliothek Erkundigungen dieser Art einzuziehen. Von den Classikern, sagte er uns, seien Schiller und namentlich Goethe fast noch ebenso stark begehrt wie früher, Wieland's Schriften, wenigstens die Romane, sehr wenig, von Herder's Schriften nur das und da, aber sehr selten die „Ideen zur Geschichte der Poesie“; Klopstock's „Messias“ sei im Verlaufe von acht Jahren nur ein oder zwei mal verlangt worden. Die ergiebigsten Quellen dieser Institute sind dagegen fortwährend die naturwissenschaftlichen Romane, die von Dumas, Eugén Sue u. s. w., woraus zu entnehmen ist, daß allen Berührungen an das bunte Rationalgefühl und allem Gerede von der hohen Bildung und der Schulbildung der Deutschen zum Troß die allmähliche Entdeutschung in einem großen Theile des deutschen Publicums ihre unaushaltbaren Fortschritte macht. Wir wissen freilich aus eigener Erfahrung, daß selbst Dorfschullehrer jüngerer Generation die Sue'schen Romane nicht nur für sehr angenehme Bücher halten, sondern auch für solche, aus denen sich „Vielles lernen lasse“. Ueberraschend war es uns, durch unsern Gewährsmann, den Leihbibliothekar, in Erfahrung zu bringen, daß die uns als so volkstümlich erscheinenden Romane von Dumas meist nur von höher Gebildeten gelesen, von Frauen aber, die auf einer geringern Stufe der Bildung ständen, nicht verlangt oder meist ungelesen als langweilig zurückgebracht werden. Ueber die Mittelstufen, die uns der Mann in Bezug der Theilnahme machte, welche die Romane mancher gutteten neuern deutschen Autoren finden, wollten wir nicht schwärmen; diese haben für die Besitzer von Leihbibliotheken zum Theil wenigstens den Vortheil, daß ihre Deckel nicht ohne Zweck abgenutzt werden. Wenn auch anfangs nach diesem dem jenem Romane, auf den man die Aufmerksamkeit zu lenken gewußt hat, starke Nachfrage ist, so bedingt dies doch keineswegs immer, daß er auf die Dauer auch ebenso stark gefragt wird. Sehr häufig begnügt sich bei deutschen Romanen ein irgend literarischem Charakter das große Publicum nur vorübergehend mit der Lectüre oder Ansicht des ersten Bandes; es weilt die Fortsetzung zu begehren.

\*) Der französische Kritiker meint hier das Werk: „Geschichte des deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, von Karl Leo Schölebius. Erster Theil.“ und den Bericht darüber in Nr. 14 d. Bl.

# **Einige Bemerkungen und Berichtigungen zu den „Hebräischen Melodien“ in Heine's „Romanzero“.**

Dem Dichter ist zwar manche Freiheit gestattet: ein Schallpfeifer darf Böhlen an die Zerklöcher vorlegen, und die Ausleger bemühen sich noch bis heute die Schwierigkeit zu erklären. So ist aber so leicht ist, den Irrthum zu berichtigen, warum sollte man da zurückhalten, warum ihn auf sich beruhen lassen? Ist auch Heine kein Sophokles, kein Dante und kein Shakespeare, so glaube ich doch auf den Dank des Mannes der Wissenschaft zählen zu dürfen, wenn ich es hier unternehme, ihm das Verständnis der „Hebräischen Melodien“ zu erleichtern und die wenigen Ungenauigkeiten aus dem Wege zu räumen.

S. 184: „Keinen Kadosch wird man sagen“, sollte heißen „Kadosch“ und bedeutet die jüdische Dorologie, die während des gewöhnlichen Gottesdienstes aber besonders für die Seelen der Abgeschiedenen recitirt wird. — S. 188 ist die Autorschaft der mit den Worten „Lecha Dodi Likras Kallah“ [nicht Kalle] (Komm mein Freund entgegen der Braut) anfangenden Synagogenhymne, welche beim Eintritt des Sabbath abgesungen wird, fälschlich dem Don Jehuda ben Halevy (richtiger Schuda Halevi) statt, wie aus den Anfangsbuchstaben der Strophen deutlich zu erkennen, dem Salomon Halevy Alfabet, der vor ungefähr 300 Jahren in Frankreich gelebt, zugeschrieben. — S. 210: „Heute sollst Du Schaleit essen“, sollte heißen „Schelan“, d. h. welches übernachtet hat. So nämlich wird das hier gefeierte Gericht benannt, weil es, wie die Speisen für den Sabbath überhaupt, den Tag vorher zubereitet werden muß. — S. 212: „Die Prinzessin reicht dem Prinzen ihre güldene Kardenbähse“ u. s. w. Der hier beschriebene Gebrauch ist symbolischer Art. Nach der jüdischen Vorstellung ist der Israelit am Sabbath mit höhern Seelenkräften (der anima excellens der Scholastiker) begabt; da nun diese mit dem Ausgang des Sabbath entweichen, so stärkt er sich am Wohlgeruch von Gewürzen. Auch die katholische Kirche versteht es ja so gut, die Wirkung des Geruchssinns auf die Seelenthätigkeit (Ideasociation), wie die Anthropologen uns lehren, bei ihrem Gottesdienste zu benutzen. — S. 213: Schuda ben Halevi. Der Nähere über diesen Dichtersfürsten und über die später erwähnten Salomon ben Gabirol, Iben Ezra und Alfariß nachzufragen wünscht, den verweise ich an „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien“ von R. Sachs und an die kleinere Schrift „Der Kenntniß der neuhebräischen religiösen Poesie“ von Leopold Dufes. — S. 215: „Troppe“ geheißen. Dies scheint mir eine Corruption des griechischen τροπος zu sein. Die Bedeutung des Wortes hat Heine selbst angegeben. Ebenfallselbst: „Schallpfeifer“, das hebräische Wort für Rette. Ein Zeichen von dieser Gestalt ( ) bildet nämlich eine der Noten jenes „Troppe“, nach welchem die Bibel in der Synagoge verlesen wird. — Ebenfallselbst: „Auch den Targum Onkelos“, d. h. den Dolmetscher Onkelos; das Wort Targum ist eben selbst aramäisch und kommt schon in den Hagiographen vor. Der Onkelos war ein Prophet, der etwa zur Zeit des Philo den Pentateuch übertrug. (Vgl. Buns, „Gottesdienstliche Vorträge der Juden“, S. 62.) — S. 216: „Babylons und Pumpschach“ (richtiger Pum-bedita); das ist, als ob einer sagte: Englands und Londons, denn Pum-bedita war eben eine der Schulen Babylons. Als Gegensatz hätte Heine eine der palästinensischen Schulen wählen müssen. Ueber diese Gelehrten-Schulen kann man bei Steinschneider in dem Artikel „Jüdische Literatur“ in der „Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“ von Ersch und Gruber das Nähere erfahren. — Ebenfallselbst: „Das Buch Esari“, gewöhnlich Esari genannt. Eine polemische Schrift religionsphilosophischen Inhalts, welche mehr gegen Mohammedaner, Aristoteliker und Karäer als gegen Christen überhaupt gerichtet ist. Der Verfasser Schuda Halevi „benutzte die geschichtliche Thatfache, daß ein König der Karäer oder Esariaten mit einem großen Theile seines Volks

in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts zum Judenthume übergetreten war, um seinem Buche die Form eines Gesprächs zwischen einem jüdischen Gelehrten und dem Esariatenkönige zu geben“. Daher der Titel „Esari“. (Vgl. „Philosophische und philologische Schriftsteller der Juden. Aus dem Französischen des E. Runk von B. Beer“, Leipzig 1852, S. 24.) — S. 217: „Halacha und Hagada“ (Regel, Norm und Erzählung, Legende). Nach den zwei Hauptrubriken der Schrift „Gesetz und Prophetismus“ sondern sich auch in der Schriftforschung Halacha und Hagada. (Vgl. Steinschneider a. a. D. und Buns a. a. D. S. 44; das letztere Wort ist besonders der Geschichte und Entwicklung der Hagada gewidmet.) — S. 219: „Ueber das fatale Ei, das ein Huhn gelegt am Freitag.“ Ein Tractat des Talmud, Begah (Ei) genannt, behandelt die Frage und beginnt mit den Worten: „Ob ein Ei, welches am Freitag gelegt, genossen werden dürfe?“ — S. 229: „Und er seufzt: „Jerusalem!““ Das nachfolgende Klageelied, wovon Heine jedoch nur ein Bruchstück mittheilt, wird noch jetzt am neunten Ab, dem Jahrestage der Zerstörung des Tempels, in der Synagoge recitirt. — S. 236: „Den Schlemihl ben Huri Schadey.“ Ich habe bis jetzt noch nicht ermitteln können, ob die hier angeführte Sage wirklich vorhanden; hingegen habe ich eine Stelle im Talmud gefunden („Sanhedrin“, Cap. 9), wo es heißt, daß Simri fünf Namen gehabt und einer derselben Schlumi ben Huri Schadai (dies ist die richtige Schreibart) gewesen sei. — S. 278: „Bringt auch aus dem Landes-Sontof.“ Esariet, d. h. Additamenta zum Talmud. Die hier erwähnten sind die des Moses ben Sontof aus Coireur, welche zur Zeit der Talmudverbrennung in Frankreich (1244—46) geschrieben worden und Handglossen zum Talmud bilden. — S. 280: „Jadajim. Jad.“ Hebräische Wörter: Hände, Hand. Jadajim ist die Dualform, welche Heine geschickt zu der vorangegangenen Dualform „Migrajim“ (für Ober- und Unter-ägypten) benutzt hat.

Hiermit schließe ich das Sündenregister und die Erläuterungen, wobei ich gewiß eine ira, wenn auch nicht ganz sine studio verfahren bin, eingedenk der Bitte des Dithello: „Nothing extenuate, nor set down aught in malice.“

David Wtcher.

## **Notiz.**

### **Ritter Gluck.**

Es geschieht zuweilen, wenn auch sehr selten, daß deutsche Schriften in der Presse des Auslandes eine Beachtung finden, die ihnen von der inländischen versagt wird. So erlunnen wir uns nicht, daß von Anton Schmid's Biographie des großen Gluck \*) bei uns viel die Rede gewesen wäre, während das londoner „Athenaeum“ einen ausführlichen Bericht darüber gebracht und diesem Berichte in seiner Nummer vom 11. August sogar die erste Stelle angewiesen hat. Ein Mann, der wie Gluck für seine Kunst so epochemachend war und so einzig dastand, daß der vollendete Stil der Oper sich auf ihn zurückführen läßt und daß er in seiner Gattung noch bis zum heutigen Tage unübertroffen geblieben ist, verdient die ausführliche Würdigung, die das londoner Blatt ihm und der Schmid'schen Biographie angedeihen ließ. Zwei Umstände im Leben Gluck's fordern zu besonderer Beachtung auf. Der erste ist sein niederer Ursprung und seine bedrängte Jugend, sodas er zu Zeiten genöthigt war, von einem Dorfe zum andern und einem Flecken zum andern zu ziehen und den Leuten aufzuspielen, wofür er in manchen Orten nur Eier erhielt, die er an andern Orten gegen Brot

\*) Christoph Willib. Id. Ritter von Gluck: Dessen Leben und tonkünstlerisches Wirken. Ein biographisch-kritischer Versuch und ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Musik in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von Anton Schmid. Leipzig, Fr. Fleischer. 1851. Gr. 8. 2 Bde. 16 Ngr.

verkauften. Zwar aus solchen traurigen Lebenslagen haben sich in älterer Zeit viele Componisten und Künstler herausgearbeitet; denn man lebte damals nicht in einer Zeit, wo man wie in einer spätern für Geld Alles, selbst das Talent oder den Erfolg kaufen konnte; das Genie mußte kämpfen und ringen, fand aber, wenn man es erst erkannt hatte, auch Unterstützung in jeder Weise; man fragte nicht nach seiner Geburt, seiner äußern Lebensstellung und seinen Connerionen; es wurde ihm nicht so wie jetzt gefährliche Concurrenz von Denen gemacht, welche die Vortheile des Reichthums, der glänzendsten Erziehung und ausgedehnter Verbindungen für sich haben. Darum treten aber auch die Meister der damaligen Zeit uns mit einem Wohlgehalte gegenüber wie keiner der jetzigen. Der zweite Umstand ist der, daß Glück, der gewöhnlichen Erfahrung entgegen, gerade seine vorzüglichsten Werke in einem Alter componirte, wo bei den Meistern die Fähigkeit oder, mindestens die Lust zum Produciren mehr und mehr abzunehmen pflegt. Die „Sphigenia in Aulis“, die „Alceste“, die „Armida“ componirte er, als er schon über sein sechzigstes Lebensjahr hinaus war, ja die „Sphigenia in Tauris“ in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre. Das Genie kehrt sich an keine Geseze, welche die Natur den gewöhnlichen Menschenkindern auferlegt; auch Aeschylus und Sophokles dichteten einige ihrer vorzüglichsten Tragödien im Greisenalter. Der englische Berichtstatter tadelt das Buch Anton Schmid's, der nebenbei gesagt Custos an der k. k. Hofbibliothek in Wien ist, als zu massenhaft und ermüdend, lobt es aber wegen des gefunden Urtheils, das sich darin ausspreche, wie wegen der Gewissenhaftigkeit und des Fleißes, womit das sehr reichhaltige Material zusammengestellt sei, sodaß es sich als Quelle für künftige Biographen empfehle. Noch verdient die Bemerkung des englischen Berichtstatters angeführt zu werden, daß seit dem Tode der Frau Rüdler Deutschland keine Primadonna gehabt habe, welche geeignet gewesen wäre, die idealen Frauengestalten Gluck's zu ihrer vollen Geltung zu bringen. **S. M.**

### Bibliographie.

- Engelhard, J. D. W. K., Die vier Perioden der Geschichte der Baukunst in Italien. In vier aus „Crelle's Journal für die Baukunst“ abgedruckten Abhandlungen über altrömische, byzantinische, Spitzbogengewölbe- und Renaissance-Bauart. Cassel, Bertram. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Flor, G., Hauprimer Eindrücke. Saison von 1855. Cassel, Bertram. 16. 5 Ngr.
- Floto, P., Kaiser Heinrich der Vierte und sein Zeitalter. 1ster Band. Stuttgart, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.
- Freitag, G., Söll und Haben. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. 3te unveränderte Auflage. Leipzig, Hirzel. 8. 5 Thlr.
- Gans, M., Elisabeth Bathory. Roman. Vier Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1854. 32. 1 Thlr. 18 Ngr.
- — Der Herr Löchterlein. Roman in drei Bänden. Ebendasselbst. 1854. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Luftige Geschichten und Schwänke. 1stes Heft. München, Braun u. Schneider. 8. 5 Ngr.
- Hahn, M., Das Zoll- und Steuerwesen und die finanziellen Ergebnisse der verschiedenen Zoll- und Steuer-Systeme aller Staaten der Erde zusammen verglichen. 1stes Buch. — A. u. d. T.: Die Zölle von Oesterreich und Frankreich zusammen verglichen. Pesth. 1856. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Hahn's, R., Sennora Pepita, mein Name ist Meyer! Schwank in einem Aufzuge mit Gesang und Tanz. Berlin, Paul. 8. 5 Ngr.
- Hallenstein's, G. H. A., Volks-Theater in Frankfurter Mundart. Zwei Bände. Frankfurt a. M. Gr. 16. 2 Thlr.

Hohenhausen, Elise u., geb. v. Döb, Mit mir in Deinen Leiden und ich werde dich trösten. Ein Lebens- und Beruhigungsbuch in schweren Tagen. Weimar, Voigt. 12 17 1/2 Ngr.

Hopf, K., Geschichte der Insel Andros und ihrer Herrscher in dem Zeiträume von 1207—1586. Aus den Quellen des k. k. geh. Haus-, Hof- und Staats-Archivs und der k. k. Hofbibliothek zu Wien, des Archivs generale und der Biblioteca Marciana zu Venedig und andern öffentlichen und Privat-Sammlungen Oberitaliens. Wien. Lex.-8. 20 Ngr.

Hupfeld, H., Die Psalmen. Uebersetzt und ausgelegt. 1ster Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. Sokai, Türkenwelt in Ungarn. Frei nach dem Ungarischen. Von W. Gézzy. Wien, Ludwig u. Jang. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kock, P. de, Ambroisine die Schöne aus dem Bohaus, oder: Cavalier und Räuber. Roman in drei Bänden. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1854. 32. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Ein sehr gequälter Herr. Humoristischer Roman. Ebendasselbst. 1854. 32. 10 Ngr.

— — Violette, das schöne Blumenmädchen von Paris. Roman in drei Bänden. Aus dem Französischen. Ebendasselbst. 32. 1 Thlr. 15 Ngr.

Köhler, L., Erinnerungsblätter an Bad Dhruf in Thüringen. Hildburghausen, Kesselring. 24. 3 Ngr.

Köller, C., Volkrecht. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, Huber. Gr. 8. 1 Thlr.

Kopstadt, F., Geschichte des preussischen Staates. 1te Lieferung. Hagen, Bus. Gr. 8. 12 Ngr.

### Tagesliteratur.

Braun, J. B. J., Die Kammern und das Land. Eberfeld, Friedrichs. Gr. 8. 12 Ngr.

Günther, F., Von der Liebeshätigkeit des christlichen Glaubens. Gal. 5, 6. Predigt bei der am 24. August 1855 stattgefundenen Jahresversammlung des Altenburger Hauptvereins der Gustav-Adolfs-Stiftung gehalten zu Altenburg. Eingefügt sind ein eröffnendes Gebet von S. G. Fuchs, sowie ein Schlussgebet von J. G. Höfler. Altenburg, Schnupfke. 8. 2 1/2 Ngr.

Harleß, G. E. A. v., Aus welcher Quelle fließt die gesegnete Tüchtigkeit zum Werke der Mission? Predigt am Missionsfeste zu Leipzig den 21. August 1855 gehalten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Souve, C., Nach dem Orient! Reise im Gefolge der alliirten Armeen nach der Türkei, Malagei und Arim. Aus dem Französischen von G. F. v. Zenssen-Lusch. 1stes Heft. 2te verbesserte Auflage. Gotha, Schenke. 8. 18 Ngr.

Die Lage der schweizerischen Fabrikbevölkerung und Vorschläge zu Hebung derselben. Von einem Arbeiter. Neudlage. Winterthur, Steiner. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Lage der Katholiken in Preußen, am Schluß der III. Legislatur-Periode. Düsseldorf, Engels u. Kersch. Gr. 8. 16 Ngr.

Plitt, J., und R. H. Rau, Die christliche Armenpflege. Zwei Vorträge auf der Versammlung von Altesten und Diakonen aus den Kirchen des mittelhessischen Deutschlands am 30. Mai zu Auerbach gehalten. Nebst Einleitungsworten von R. B. Hundeshagen. Frankfurt a. M., Brömer. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Einige Worte über die Statistik im Allgemeinen und über die Statistik von Frankfurt insbesondere von F. L. H. Eine Vorlesung gehalten am 21. März 1855 in dem Lokal des Vereins für Geographie und Statistik. Frankfurt a. M. Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.



# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volkschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt, — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. kostet. Neu ausgegeben wurden soeben das 23. und 24. Bändchen und enthalten:

23. Nahrungsmittel und Speisewahl nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von K. Reclam.  
24. Das Glas, von S. R. Wagner.

Die früher erschienenen zweiundzwanzig Bändchen enthalten:

1. Außerlichkeit, von F. Ritter. — 2. Der gestirnte Himmel, von S. F. Rädler. — 3. Das Mikroskop, von D. Schmidt. — 4. Die Bibel, von F. A. D. Tholud. — 5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. F. Pohl. — 6. Die Geschworenengerichte, von M. Köpflin. — 7. Deutschland, von F. A. Daniel. — 8. Die Lebensversicherungen, von E. C. Unger. — 9. Sonne und Mond, von S. F. Rädler. — 10. Das Elwenthum, von M. B. Heffter. — 11. Das Gold, von A. F. Marchand. — 12. Schutz und Handelsfreiheit, von D. Fübner. — 13. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach. — 14. Die Telegraphie, von L. Bergmann. — 15. Schiller. Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer. — 16. Die Blumen im Zimmer, von F. Freih. von Biedenfeld. — 17. Die deutsche Gans, von F. B. Barthold. — 18. Benjamin Franklin. Sein Leben, Denken und Wirken. Von F. Bettzich. Beta. — 19. Der Haushalt der Pflanze, von F. Cohn. — 20. Kaiser Karl der Große. Ein Geschichtsbild von J. Rant. — 21. Das Planetensystem der Sonne, von S. F. Rädler. — 22. Das Rochsalz, von P. A. Bolley.

Unbefristete Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im September 1855. F. A. Brockhaus.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig ist soeben erschienen:

**Wohlfelle Octav-Classiker-Ausgabe von Macaulay's** ausgewählten Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Deutsch von Dr. Fr. Steger und Dr. Alex. Schmidt. Acht Bände à 20—21 Bogen. Ausgegeben in 40 Lieferungen à 5 Ngr.

Eine Erörterung des gebiegenen Werthes der Macaulay'schen Schriften ist unnöthig, da der Ruf dieses großen Historikers und Redners für alle Zeiten feststeht. Jeder Gebildete wird sich in den Besitz dieser kostbaren, Geist und Herz erhellenden Schriften setzen.

Die dritte Auflage erscheint in billigen Lieferungen, um auch dem nur wenig Bemittelten den Ankauf zu ermöglichen.

## Helmsius' Bücher-Lexikon.

**Erster Band**, die von 1847—51 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von **Albert Schiller**. Dreizehnte Lieferung. (Taschenbuch—Wahlpredigten.) 4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der achte und neunte Band dieses Werks, herausgegeben von O. A. Schulz, und der zehnte Band, herausgegeben von A. Schiller — die Krone der Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengekommen für 16 Thlr. erlassen. Sämmtliche zehn Bände (1812—49) zusammengekommen kosten im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1855.

F. A. Brockhaus.

## Gesfäcker, Nach Amerika! nun complet!

Soeben erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben:

## Nach Amerika!

von

Friedrich Gesfäcker.

Illustrirt von Theodor Hofmann und Karl Reinhardt.

Vollständig in sechs Bänden oder zwölf Heften.

Preis 6 Thlr. 12 Ngr.

Das Werk fand nicht allein bereits in den bedeutendsten deutschen, sondern auch in englischen und französischen Blättern eine so ausgezeichnete Anerkennung, wie sie selten einem deutschen Autor zu Theil wird. Die Verlagsbuchhandlung erwartet daher mit Zuversicht, daß das deutsche Publicum diesem Werke mindestens eine gleiche Anerkennung und Theilnahme schenken wird wie das Ausland.

Leipzig, im September 1855.

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Lebensgeschichte

## Georg Washington's.

Von Washington Irving.

Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. Erster Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 10 Ngr.

Eine neue Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das gewiß auch in Deutschland lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser finden wird.

## An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Ältere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der unterzeichneten Verlagsabhandlung gegen die neueste zehnte Auflage unter den nachstehenden Bedingungen umgetauscht:

- 1) Gegen Einsendung eines Ex. einer früheren Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler wird ein Ex. der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert.
- 2) Das Werk kann auch in Terminen bezogen werden:  
 der 1. — 5. Band gegen Einsendung von 4 Thlr.  
 „ 6. — 10. „ „ „ 4 „  
 „ 11. — 15. „ „ „ 4 „

Die ältere Auflage ist den ersten 4 Thlr. beizufügen.

- 3) Die Einsendung des Ex. der früheren Auflage sowie des Geldbetrags hat stets frankirt zu geschehen, wogegen die zehnte Auflage, insofern solche vollständig auf einmal bezogen wird und soweit eine Beförderung durch die Eisenbahn möglich ist, dem Besteller ebenfalls franco zugestellt wird.
- 4) Ex. früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen, werden zwar auch angenommen, es ist aber für jeden fehlenden Band  $\frac{1}{2}$  Thlr. mehr einzusenden.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der auf frankirte Zuschriften von der Verlagsabhandlung franco übersendet wird.

Leipzig, im September 1855.

**F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **E. Garbe** in Raumburg und Leipzig  
erschien soeben:

### Thieme, Aug., Gedichte.

Zweite Auflage. Herausgegeben von A. Freiherrn von Holzogen. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Thlr.

Vorräthig in allen guten Buchhandlungen.

Allen Freunden einer echten Poesie wird dies eine sehr willkommene Gabe sein, und eignen sich die elegant in Goldschnitt gebundenen Exemplare besonders zu Geschenken.

In Miniatur-Ausgaben erschienen bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen folgende

### Uebersetzungen von Edmund Fobedanz:

**Romeo und Julia.** Tragödie des Shakespeare. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

**Antigone.** Tragödie des Sophokles. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

**Sakuntala.** Nach dem Indischen des Kalidasa. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Drei Perlen der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußern Ausstattung den belichteten Miniatur-Ausgaben classischer Dichtwerke anreihen und eine jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Reichen der Zeit.

Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde.

Von

### Christian Carl Josias Hansen.

Erstes Bändchen. Erstes Bändchen. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Erste Abtheilung. Erster bis siebenter Brief.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine für die weitesten Kreise interessante neue Schrift des berühmten Staatsmanns und Gelehrten, die in Briefen an Arndt, „den halb neunzigjährigen Seher unsers Volks“, die wichtigsten Fragen und Interessen der Menschheit und insbesondere des deutschen Volks in würdigen, leidenschaftslos, aber warmen, eindringlichen Worten und in humanem, feinem Sinne bespricht.

„Was bedeuten die Reichen der Zeit? Ist's Edele oder Flut? Gehen wir in Deutschland und in Europa rückwärts oder vorwärts? Wer wird siegen, Kirche oder Staat? Geistlichkeit oder Nation? Pfaffensthum oder Volksthum? So haben Tausende und Millionen gefragt seit dem Ende des vorigen und seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts: schwerlich aber ist dieses Fragen je allgemeiner und ängstlicher gewesen als seit 1831.“ Mit diesen Worten beginnen die Briefe mit besprechen dann: Vereinsgeist und Hierarchie, Gewissensfreiheit und Verfolgung; Bischof von Retzler's Hirtenbrief; Domsticus, seine Vorgänger und Nachfolger; die Marienpredigt des Bischofs von Straßburg u.; den badi'schen Kirchenstreit; den Streit der staatlichen Gesetzgebungen mit dem kanonischen Recht Roms über Ehe, Erziehung und Vermögen; den Streit der Prieesterschaft mit dem Gewissen und die jüngsten Verfolgungen (unter Mittheilung wichtiger Actenstücke über Cremona an: Borezniski, die neueste österreichische Gesetzgebung über kirchliche Verhältnisse und die jüngste Verfolgung der protestantischen Bäter in Frankreich).

Ein zweites Bändchen folgt in wenigen Wochen und bespricht in weitem drei Briefen an Arndt besonders die kirchlichen und politischen Verhältnisse Preussens.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Mosen (Julius), Herzog Bernhard.

Historische Tragödie. 8. Geh. 16 Ngr.

Der fortwährend durch schwere körperliche Leiden geplagte deutsche Dichter, dessen Werke gewiss zu den geistigsten und gesündesten Schöpfungen der Neuzeit gehören, legt dem deutschen Publicum hier eins seiner besten Dramen vor, von dem bisher nur einzelne Bruchstücke im Druck erschienen, welche die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt haben.

Von Julius Mosen erschienen in gleichem Verlage:

**Bilder im Moose.** Novellenbuch. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

**Gedichte.** Zweite vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 40. —

1. October 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen. Von Hermann Warggraf. Fünfter Artikel: Joseph Friedrich Lentner. Heinrich Räf. Ferdinand Sauter. — Lessing-Literatur. Von Karl Schwarz. — Berliner literarische Zuhörer. Von Eduard Schmidt. IV. — Zur slavischen Literatur. — Notizen. — Bibliographie. — Einzelgen.

## Lebensläufe und Briefwechsel deutscher Dichter und Belletristen.

(Fünfter Artikel. \*)

Joseph Friedrich Lentner. Heinrich Räf. Ferdinand Sauter.

1. Novellen von J. F. Lentner. Mit einem Lebensabriß des Verfassers von L. Steub. Erster Band. Stuttgart, G. Bräuer Scheitlin. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Heinrich Räf, von Kappel, Canton Zürich. Ein Dichterleben. Gedichte und Biographie. Zürich, Höhr. 1854. 8. 23 Ngr.
3. Gedichte von Ferdinand Sauter. Mit des Dichters Lebensskizze aus dessen Nachlasse herausgegeben von Julius von der Traun. Wien, Tendler u. Comp. 1855. Gr. 8. 1 Thlr.

Hamann sagte von dem Genie, es sei „ein Geschenk wie ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt“. Etwas Aehnliches kann man auch so ziemlich von jedem Dichtertalent sagen, wenn es auch nicht immer ein geschenkter Purpurmantel, sondern oft nur ein geborgter Fliederstaat zu sein scheint, der des Poeten Rücken deckt — einen Rücken zerfleischt von Wunden, die dem Dichter entweder die Welt im gegenseitigen Kampfe oder er sich selbst als Selbstpeiniger beibrachte. Ein moderner Dichter hat ohne weiteres den Satz aufgestellt, daß die Poesie jederzeit ein „Fluch“, ein „Kainsstempel“ sei. Das klingt freilich überaus fürchterlich, ist aber doch schwerlich so schlimm gemeint, da die mit diesem Brandmal Gezeichneten nicht daran denken, sich von diesem Fluche in dieser oder jener Weise zu emancipiren, sondern ihren „Kainsstempel“ meist recht selbstbewußt und selbstgefällig zur Schau tragen. In einer gesunden Zeit und unter einem gesunden Volke, bei dem alle Lebensfunktionen, welcher Art sie auch seien, in einem richtigen harmoni-

sehen Verhältnisse zueinander ständen, würde der Poet die ihm verliehene Gabe ohne Zweifel als einen Segen, als eine Erlösung vom innern Fluche ansehen; wie nun aber einmal die Dinge stehen oder liegen, kann man allerdings behaupten, daß der Dichter in unserer modernen Welt zwar nie recht unglücklich, aber auch nie recht glücklich sein könne. Während er sich in diesem Augenblicke über die Welt erhoben fühlt, wird er sich von ihr im nächsten um so tiefer niedergedrückt und gedemüthigt fühlen. Der Poet genießt innerhalb unserer Verhältnisse höchstens ein Schutzbürger-, aber kein Niederlassungs- und Heimatsrecht. Heute zu einer schwelgerischen Tafel geladen und hochgefeiert, mag er morgen zusehen, wo und wie er auch nur seine Existenz fristet. So fühlt er sich nirgends recht heimisch, nirgends unter Seinesgleichen, nirgends einen Boden unter sich. Er wird vielleicht im glücklichsten Falle als ein Ausnahmewesen angestaunt, aber ein Fremdling ist und bleibt er; all die Rechtstitel, auf die er sich etwa berufen kann, kommen seinen bürgerlichen Verhältnissen nicht zugute, beeinträchtigen sie vielmehr. Sein Paß ist in den meisten Fällen ein Lauspaß; bei der Polizei gilt er höchstens nur zur Weiterbeförderung, und bei den Gesandtschaften und Consulaten gilt er gar nichts.

Wir leben in einer ausgemacht prosaischen Zeit, was man auch vorbringen möge, um das Gegentheil zu behaupten und diese Gegenbehauptung plausibel zu machen. Schon Schiller und Goethe klagten über die prosaische Gestaltung des modernen Lebens und fühlten sich vereinsamt, und erst in seinen spätern Lebenstagen suchte Goethe, zum Theil um dieses Einsamkeitsgefühl los zu werden, mit dem immer gewerblicher sich gestaltenden Prosacharakter der Zeit eine Abfindung zu treffen. Trotz Goethe und Schiller und der vielen andern Poeten hat sich der Gesamtcharakter der Zeit seitdem wahrlich nicht poeti-

\*) Vgl. den ersten, zweiten, dritten und vierten Artikel in Nr. 18, 22, 23 und 24 d. Bl.

D. Red.

scher gestaltet — ist doch die reine Erwerbsfrage bereits diejenige, die sogar von mehreren unserer Dichter mit Vorliebe behandelt wird. Man liest unsere Poeten, wie man etwa einmal ein Glas Wein über den Durst trinkt, um sich in eine Stimmung zu versetzen, welche die gemeine Prosa des Lebens für einen Augenblick vergessen läßt. Diese poetische Lectüre ist für die Meisten nur ein bloßes Stimulationsmittel, ein bloßes prickelndes Gewürz, nicht eine Nahrung, die auf dem Wege des in letzter Zeit so bekannt gewordenen Stoffwechsels in Fleisch und Blut übergeht. Die unmäßige poetische Lectüre hindert die Menschen nicht, in Handel und Wandel gewandig, profaisch und spießbürgerlich zu sein, wobei wir freilich nicht in Abrede stellen wollen, daß sie ohne dieselbe vielleicht noch profaischer sein würden. Aber auch unsere Poeten selbst sind, wenn sie die Feder niedergelegt haben, einige überschwängliche Redensarten vielleicht abgerechnet, nur zu oft das gerade Gegentheil der idealen Charaktere, die sie sorben auf dem Papier ins Leben gerufen hatten; sie speculiren an der Literaturbörse auf die Hauffe und Baiffe, wie es gerade kommt, auf die Constellationen des buchhändlerischen Marktes und auf die Schwankungen des Zeitgeschmacks und der Zeitendenzen; sie beneiden jenen um eine erträgliche oder einflußreiche Stellung, zu der er es nach langjähriger mühevoller Thätigkeit gebracht hat, oder diesen um einen augenblicklichen Erfolg, von dem man sich bei ruhigerer Ueberlegung sehr wohl sagen kann, daß er in wenigen Jahren von den Erfolgen Anderer überholt und von dem Zeitgeschmack in den Hintergrund gedrängt und in Vergessenheit gerathen sein wird.

Wie kommt es nun, daß wir in einer im Ganzen so unpoetischen Zeit doch so viele Dichter haben? Diese Erscheinung ist, bei Lichte besehen, nicht wenig merkwürdig. Keine Sage, keine Legende, kein Märchen sproßt mehr aus der ausgetrockneten Phantasie des Volks auf. Wir haben keine Mythologie, kein Helden- und Rendenthum im alten Sinne. Die Geisterwelt ist ausgestorben. Keine Nymphe beschützt mehr den Baum, die Welle, den Hügel; keine Elfe streift mehr, im Rebel huschend, den Thau von den Spitzen des Grafes; kein Gnome hütet mehr goldene Schätze im tiefen Schacht; kein Heingelmännchen verrichtet für uns Arbeiten, die wir selbst nicht verrichten; es gibt selbst keinen Teufel mehr, dem wir im Nothfall unsere arme Seele verschreiben könnten. Wenn wir vergleichen Gebilde, welche die Phantasie früherer einbildungsstärkerer Generationen schuf, in unsern Dichtungen anwenden, so wissen wir genau, daß Niemand mehr an sie glaubt, ebenso wenig als wir selbst daran glauben. Was um uns, über uns und in uns vorgeht, geht auf dem natürlichsten Wege zu, ist so gut Mechanismus wie die Bewegung an einer Spinnmaschine, an einem Druckwerk. Selbst unsere Gedanken haben eigentlich gar nichts mehr zu bedeuten; sie werden eben vom Geist ausgekrempt wie Wolle auf einer Wollkrempelei; sie sind bloße Excretionen, wie Anderes auch. Wie wir

da vor unsern eigenen Gedanken noch Respect haben können, ist schwer einzusehen. Und doch so viele Poeten, die so großen Respect vor sich selbst haben!

Das Poetenthum ist zwar nicht einzig und allein, aber doch hauptsächlich das Product unserer Erziehung, unserer Schulbildung, unserer Lectüre und gewisser gesellschaftlicher Einflüsse und Anregungen. Kaum dem noch irgend ein Angehöriger der untern Stände, des Bauernstandes, kurz des eigentlichen Volks daran, zu dichten und Dichter genannt zu werden. Wenn aber ein solcher einmal auf den Einfall geräth zu dichten, so quält er sich in die Weisen, die Rhythmen und die Sprache der Kunstpoesie hinein; von dem Athem einer Volkspoesie ist dann in seinen trivialen Producten nicht zu spüren. Das ist doch wol ein unzweifelhafter Beweis, daß eine ursprüngliche poetische Zeugungskraft und Zeugungsart nicht mehr im Volke vorhanden ist. Davon zeugt auch das Aufhören aller poetischen Volksspiele, aller symbolischen Tänze, Spiele und Gebräuche, der Verschwinden malerischer Volkstrachten und Anekdoten. Dagegen werden unsere Dichter meist durch das Feuer der classischen Schulbildung für das Paradies des Poetenthums vorbereitet, indem der Schüler gerade gegen die methodische Trockenheit des Unterrichts eine Ausgleichung und Entschädigung in poetischen Phantasieen und Sinnestäuschungen zu finden trachtet. Er wird viel declamirt; man liest Ovid, Virgil und Homer, Pindar und Sophokles, Klopstock, Goethe und Schiller, die officiell, und im Geheimen eine Menge Romane, Dramen und Dichtungen und belletristische Journale, die nicht officiell sind. Der Name „Dichter“ hat einen so wunderbaren Klang. Man schwärmt auch für die Kriegerhelden des Alterthums, für Leonidas, der in der Abwehr eines Eroberers fiel, so gut wie für Alexander den Großen, welcher als Eroberer über die asiatischen Reiche hinwegzog, für Julius Cäsar so gut wie für seine Mörder Brutus und Cassius. Aber der junge Phantast sieht ein, daß es ihm in unserer Zeit und in seinen Verhältnissen nicht gerade leicht werden würde, ein Julius Cäsar zu werden oder wie Brutus einen modernen Julius Cäsar umzubringen. Dagegen scheint ihm der Kranz des Dichterruhms nicht hoch zu hängen. Uebung macht ja, wie er weiß, den Meister; er versucht sich also in eigenen Poesien, und er findet unter seinen Kameraden genöthigt einen Hof von Schmeichlern, welche ihn als ein poetisches Genie bewundern. Seitens der Lehrer wäre es ein ganz falscher Weg, ihm seine Befähigung anzuweisen und ihm die unglücklichen Folgen, welche diese Befähigung für ihn später haben könnte, vorzustellen und ihn davon abzuwehren zu wollen. Damit ist nichts ausgemacht.

\*) Poetisch nur in abstracto, nicht im gewöhnlichen Leben. Man sieht Goethe, Platen, Tied, Schlegel in Gesellschaften nicht als Dichter, sondern als den Schatz von Goethe, Graf von Platen, Hofrath Tied und Schlegel rath Immermann vorgestellt haben, und diese Dichter werden auch ganz einverstanden gewesen sein.

denn das junge Genie betrachtet Jeden, der ihm seine poetische Befähigung ausreden wollte, als seinen geschworenen Feind. Das sicherste Heilmittel gegen diese Krankheit würde dagegen sein, wenn der Unterricht mehr darauf zielte, den jungen Gemüthern klar zu machen, welche poetische Befähigung auch in der treuen Erfüllung bürgerlicher Pflichten liegt, und sie von ihrer Phantasterei abzuweisen, indem man ihnen das kosmische und tellurische Leben, die Geschichte der Arbeit und Kultur, den erhebenden Einfluß, welchen die sittliche und bildende Einwirkung des Einzelnen auf das menschliche Geschlecht auch auf das eigene Gemüth hat, und Aehnliches von einer poetischen, als junge Gemüth gewinnenden Seite darstellte; wenn dem tüchtigen bürgerlichen Verdienst mindestens ebenso viel Ehre entgegen würde als dem glänzenden Ruhm; wenn es gelang, die Jugend für die Männer in älterer und neuerer Zeit, welche sich durch redliches, unselfisches Streben auszeichneten und in irgend einer Hinsicht Wohltäter der Menschheit wurden, mindestens ebenso zu begeistern als für die Männer des Schwerts, des Scepters oder des Revolutionsdolchs.

Für Das, was wir oben sagten, ist auch dies ein Beweis, daß unsere bedeutendsten Poeten und Schriftsteller meist aus solchen Landstrichen und Städten hervorgegangen sind oder an solchen Punkten sich häufen, wo der Unterricht auf einer hohen Stufe steht und es an Bildungsmitteln aller Art nicht fehlt, die es auch dem Autodidakten leuben, sich literarisch auszubilden. Wo dies nicht oder nur in geringem Grade der Fall ist, da sehen wir oft weite Gegend, die für die Literatur fast ein leeres Blatt sind, und es ist noch jetzt ganze Landstriche in Deutschland, wo das Volk kaum eine andere deutsche Anthologie kennt als das Lesebuch, bei dessen Lectüre sich diese einfachen Leute übrigens in ihrer Weise auch ganz wohl befinden mögen.

Freilich wird nicht die bloße Lectüre, die bloße Uebung oder der bloße Rausch, ein Poet zu sein oder zu heißen, reichen, Jemand zu einem wirklichen Poeten zu machen; es gehören dazu noch ganz besondere Eigenschaften des Leibes und der Seele, des Temperaments und Charakters. Eine Prädisposition zur Poeterei liegt ohne Zweifel in einer gewissen nervösen Reizbarkeit, welche rasch heutzutage infolge des hochentwickelten Culturzustandes überaus häufig ist, und in einem Hange zur melancholischen Träumerei, die zu einem Dichter viel mehr mischirt als sanguinische Lustigkeit, welche die Dinge ausschließlich von der heitern Seite nimmt und sich den gewöhnlichen Impulsen des munteren Lebensgewisses als weitere Reflexion hingibt. Wenigstens scheint es so bei den germanischen Nationen zu verhalten, und besonders hervorstechend ist der Hang zu melancholischer Betrachtung, die überall im Indischen das Vergängliche als Einsatze zuerst zu erkennen geneigt ist, unter den griechischen Dichtern, obschon sie doch der sonst thätigsten, neugierigsten und praktischsten Nation angehören. Gebt die wichtigsten Stellen in Shakespeares Dramen aus dieser Melancholie hervorgegangen, und selbst der englische Humor ist von ihr durchtränkt. Bei den

deutschen Dichtern pflegt sich hiermit noch eine gewisse Unruhe des Gemüths, ein Ungenügen an den gesellschaftlichen Verhältnissen, eine fortdauernde Unzufriedenheit und Erbitterung zu paaren, die bei Manchen zur innern Zerrissenheit, zum Zwiespalt mit dem Leben, wie es ist, und dann mit sich selbst führt. Wir nahmen jene bittere polemische Stimmung gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse bei Ernst Schulze, diese innere Zerrissenheit, diesen totalen Zerfall mit sich selbst bei Grabbe wahr, dem wir noch viele Andere in dieser Hinsicht beigesellen könnten. (Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 18 und Nr. 22). Die Frau von Paalzow (die wir in Nr. 30 charakterisirten) fühlte sich in ihrem ehelichen Verhältnisse unglücklich, und Freiherr von Knigge (vgl. Nr. 29), der freilich nicht im eigentlichen Sinne Dichter war, verbitterte sich das Leben durch fortdauernden literarischen Hader. Gries (der von anderer Hand in Nr. 34 geschildert wurde) wollte sich nirgends behagen; Jena misfiel ihm, und er versuchte es mehrfach an andern Orten, lehrte aber nach Jena wieder zurück, weil es ihm anderwärts noch weniger behagte. Ebenso ging es Schiller, welcher nirgends Menschen fand, deren Wesen er mit seiner idealen Ansicht zusammenreimen konnte, und auch in Goethe's „Werther“ sehen wir die Polemik gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse zu außerordentlicher Schärfe ausgeprägt. Ein gewisser oft schon früh hervortretender Hang zur Sinnlichkeit, der sich aber niemals befriedigt, oft auch nicht einmal Befriedigung sucht, während er freilich Andere wieder zu Excessen mancherlei und oft aufreibender Art verleitet, kommt hinzu; kurz die meisten Dichter können von sich sagen, was schon Andreas Gryphius von sich sagte: „Ich theilte meine Zeit in Seufzer, Noth und Wein.“

Wir haben in Folgendem die Lebensläufe und Charaktereigenthümlichkeiten einiger der neuesten Zeit angehörigen, erst in den letzten Jahren verstorbenen Poeten zu schildern, und wir wollen sehen, inwiefern sich unsere eben mitgetheilten Beobachtungen auch an ihnen bewähren. Daß sie nicht Poeten vom ersten Range sind, thut hierbei nichts zur Sache.

Zuerst begegnet uns Joseph Friedrich Lentner, der sich namentlich durch sein „Tiroler Bauernspiel“, durch „Mitter und Bauer“, durch sein „Novellenbuch“ und seine „Geschichten aus den Bergen“ bekannt gemacht hat. Er arbeitete vorzugsweise im Dorfgeschichtlichen Genre und pflegte sich viel darauf zugute zu thun, daß seine ländlichen Geschichten noch vor den Kuerbach'schen Dorfgeschichten entstanden seien. Sein münchener Freund, Ludwig Steub, hat es unternommen, seine bisher noch in Zeitschriften zerstreuten Novellen gesammelt herauszugeben, zugleich mit einer in des Verstorbenen Nachlasse aufgefundenen ungedruckten größern Novelle „Der Plattbörner und seine Kinder“, welche den ersten Band dieser Sammlung bildet und welcher eine biographische Mittheilung über Lentner vorangestellt ist. Wir sind dem Herausgeber für diese mit einer gewissen sich gehen

lassenden süddeutschen Frische und stellenweise schalkhaften Reiztheit geschriebene Biographie dankbar, obschon sie eines eigentlich literarischen Stils und Charakters entbehrt und sich mehr mit dem Menschen als dem Schriftsteller Lentner beschäftigt.

Lentner hat zwar allerdings nicht die höhere Universitäts- und selbst nicht die Gymnasialbildung vollständig durchgemacht, aber doch so viel Schulbildung erhalten, daß man ihn nicht wol einen eigentlichen Autodidakten nennen kann. Im Jahre 1814 zu München geboren, trat er, noch ehe er das Gymnasium ganz absolviert, auf den Wunsch seines Vaters in dessen Buchhandlung ein, setzte diese Laufbahn seit 1835 in Innsbruck fort, ging dann nach Wien und kehrte von hier, nachdem er anderthalb Jahre in Diensten der Wimmer'schen Buchhandlung gewesen war, wieder nach München zurück. Sein Biograph erzählt weiter:

Um diese Zeit war ihm aber die Handelschaft mit Koch- und Gebetbüchern, diesen bojarischen Hauptartikeln, widerwärtig geworden und er ward des Willens, sich einen andern Beruf zu wählen. Auf dem Felde der Musen schien ihm manche Blume blühen zu wollen, namentlich redigirte er mit Franz Trautmann längere Zeit rüstig die „Münchener Lesefrüchte“, ein jugendliches Paar Autoren, die miteinander nicht 40 Jahre zählten. Seinen wahren Beruf jedoch glaubte er in der Kunst zu finden. Nachdem er sich in München fleißig geübt und selbst Manches, wie z. B. eine Sammlung illustrierter Sprichwörter, veröffentlicht hatte, ging er mit Engelbert Seiberh, dem bekannten Maler aus Westfalen, nach Prag, wo sie Director Ruben anzog, dem sie von München her befreundet waren. Vorher noch, im Herbst, lagen sie aber manchen schönen Tag auf der stillen, grünen, lieblichen Insel zu Frauen-Chiemssee, wo damals ein großer Zusammenlauf von frohen, poetisch erregbaren Männern und Frauen war, die auf das kleine Eiland ein so reiches, heiteres Leben brachten, daß es jetzt noch in der Erinnerung der friedliebenden Insulaner fortlebt. Damals ward auch in Herrn Dumsch's preiswürdigem Gasthaus zu Frauenwörth die Malerherberge als dankbare Tochter der großen Rutterkneipe beim „Stubenvoll“ zu München gestiftet und aufgebracht. In denselben Tagen entstand nicht minder die „Chronik von Frauen-Chiemssee“, welche Lentner im munteren Stil der ältern Zeitbücher als lustige Dichtung zusammen schrieb und mit allerlei Randzeichnungen und dergleichen verschönernte.

Wir theilten diese Stelle mit, weil sie uns Lentner als einen Repräsentanten der jovialen echt münchenerischen Künstlergeselligkeit zeigt, womit wir übrigens nicht behaupten wollen, daß dieser Geselligkeit gerade tiefere humoristische Elemente zugrunde lägen. An Neid und Intrigue fehlt es bei aller oberflächlichen „Gemüthlichkeit“ auch in diesen Kreisen nicht. Lentner selbst zwar scheint uns jeder versteckten neidischen Gefinnung fern gewesen zu sein, und wir haben Grund zu der Annahme, daß er von Charakter ebenso jovial als wirklich treuherzig und gutmüthig gewesen sein müsse.

Lentner machte in Prag unter Leitung Ruben's in der Kunst recht erfreuliche Fortschritte; aber doch scheint sie nicht sein Wesen so ausgefüllt zu haben, wie es nöthig ist, um es in ihr zu etwas Fertigerem und zur Meisterschaft zu bringen; obnehin hatte er sich schon als Dilettant und Gelegenheitspoet in der Schriftstellerei und

Journalistik versucht; er sah ein, daß man nicht zweien Herrinnen dienen könne, es schien ihm selbst so — wie es auch wol der Fall gewesen sein mag — daß er größere Anlage zum Dichten als zum Malen habe, und so sehr er den Entschluß, als Schriftsteller zu leben, der wenigstens deshalb kein gewagter war, weil er von Hank aus einiges Vermögen besaß, das ihn für alle Nothfälle sichersetzte. Hierzu kam, daß sich in dieser Zeit ein Lungenleiden bei ihm entwickelte, welches für den Vater einen Aufenthalt in einem mildern Himmelsstrich nothwendig machte. Er wählte also das warme Thal von Meran zu seinem Aufenthalt und vertolerierte, nicht ohne einige Koletterie und Ostentation, bald so, daß er sich fortan im Gespräche des meraner Dialectes bediente, selbst bei seinen spätern Besuchen in seiner Vaterstadt. Die Einbildung auf seine neue Landsmannschaft trat auch in einem im „Morgenblatt“ 1843 erschienenen Aufsatz: „Das Fremdenbuch im Sandwirthshause in Passau“, mit welcher „Gespreiztheit“ hervor, daß der Herausgeber selbst bemerkt, der Aufsatz habe ihm mehr als ein mal ein heimliches Lächeln abgewonnen.

Später verlegte Lentner seinen Wohnsitz nach Pöding am Lechraim, wo sein Vater inzwischen ein niedliches Häuschen gekauft hatte. Ludwig Steub erzählt:

Erinnerungsfähig beschloß er auch für diese Gegend zu thun, was ein Dichter seiner Heimat schuldig ist: er mehrte der Walter Scott des Lechraims werden. Freilich wenn man ein Land poetisch verherrlichen will, soll man nicht nach Uebertreibungen gehen; denn ich glaube kaum, daß von den gedruckten Citatiren der Gegenwart nur ihrer drei die schöne für sie geschriebene Geschichte vom „Ritter und Bauer“ gelesen haben, und noch viel weniger kann ich finden, daß, wie in Pödingenland, die Stellwagenkutscher ihr von alten Tagen nachzählen, von dem reichen Herrn Welf, von Berthold von Dornau und der schönen Richlindis von Schwangau.

Steub meint übrigens, daß der Dichter selbst hieran nicht ohne Schuld gewesen sei, denn die erste Hälfte des Romans leide an schweren Ueberladungen, an Weitläufigen, pastösen, salbungsvollen Beschreibungen und Reflexionen.

Es ist in der That eigenthümlich, daß unsere Dichtergeschichten sehr wahrscheinlich nirgends weniger gelesen werden als in den Gauen, deren Bevölkerungen sie schildern. Die Geschichterten selbst halten diese Geschichten gemeinhin für dummes Zeug; sie verstehen sie nicht; sie erkennen sich in ihnen nicht wieder. Unterdessen machen und erleben sie selbst Dorfgeschichten, die ihnen selbst amüsant sind. Wenn ein talentvoller dichterischer Schriftsteller plötzlich auf den Einfall gerieth, Geschichten aus der gebildeten deutschen Welt zu schreiben, so würde es ihm sehr schwer fallen, ebenso mit diesen Erzählungen des Chiemsees umzugehen. Lentner war ein münchener Kind, großgewachsen und hauptstädtischen Neigungen, Liebhabereien und Neigungen; er hatte sogar schon ein Journal mitredigirt, hatte also ohne Zweifel sehr viele Bücher, namentlich Romane gelesen und hieraus ungefähr gelernt, was man für das „gebildete“ Publicum zurechtzumachen; er hatte ganz



wiß auch Liebe zum Volke, eine gewisse Hineigung zu natürlicheren Verhältnissen, als diejenigen sind, die ihm in der Hauptstadt entgegentraten; er brauchte Stoff, und das münchener Kind ging nun in die Berge, um Stoff zu suchen, wie ein Knabe, der kleine naturhistorische Sammlungen anlegen will, auf die Schmetterlings- und Käferjagd; mit dem Salon war es zu jener Zeit nichts mehr, den kannte er auch vielleicht gar nicht, also: Volk her! Er zog mit der Schmetterlingsklappe und der Botanisirbüchse auf die Volksjagd aus und steckte die Exemplare, die sich fangen ließen, an die Stecknadeln seiner Phantastie, oder er presste und trocknete sie für sein Herbarium. Darum kannte er aber immer das Volk noch nicht — denn nichts, was man schildern will, muß so erlebt werden als Volkszustände, — ebenso wenig als ein Gymnasialschüler, der sich eine Schmetterlings- oder Pflanzensammlung anlegt, darum ein Schmetterlingskundiger oder Botaniker ist.

Wir werfen noch einen Blick auf Lentner's literarische Thätigkeit in dieser Zeit. Im „Morgenblatt“ erschienen 1842 seine „Sagen aus dem Lechraim“, 1844 seine Geschichte vom „Ritter und Bauer“, 1848 sein „Novellenbuch“, worin sich eine Erzählung „Die Traubencuren“ befindet, welche die liebenswürdigen Zopfereien der Meraner persiflirt und von Steub zu den heitersten Novellen gezählt wird, welche überhaupt in deutscher Sprache erschienen sind. Auch stammen aus dieser Zeit seine „Geschichten aus den Bergen“, welche jedoch erst 1851 erschienen. Von einer Reise nach Oberitalien, die er 1844 unternahm, brachte er seinen „Stentorello“ mit heim, worin er den damaligen Studenten von Padua, nach Steub's Worten, „ein bleibendes Denkmal“ aufgerichtet hat. Er begab sich nun wieder nach dem ihm so liebgewordenen Tirol.

Lentner hätte jedoch kein deutscher Schriftsteller sein müssen, wenn ihm das Loos, in irgendwelche Conflicte zu gerathen, erspart worden wäre. Von Innsbruck aus gelangte an ihn der Befehl, Tirol schleunigst zu verlassen. Das Motiv hierzu war so deutsch oder vielmehr vorwiegend-österreichisch als möglich. Lentner hatte in der „Allgemeinen Zeitung“ einen Artikel über die Gschregulirung erscheinen lassen, welcher gewissen vielvermögenden Herren nicht gefiel. Vielfache Verwendungen und ein ärztliches Zeugniß bewirkten, daß er die Erlaubniß erhielt, noch bis zum April in Tirol zu bleiben. Nachmals wurde das Decret von Wien selbst aus zurückgenommen in Berücksichtigung seiner zerrütteten Gesundheitszustände. Auch Erzherzog Johann ließ dem Schriftsteller seine Opposition in der Gschregulirungsfrage nicht entgehen. Als 1844 der Erzherzog mit seiner Gemahlin und dem Grafen von Meran, den der Vater persönlich den Tirolern vorstellen wollte, auf seiner Gstreife auch nach Meran kam, nahm er Anlaß, Lentner persönlich für die Mühe und den Geschmack zu danken, womit derselbe im hochromantischen Stile die Empfangsfeierlichkeiten angeordnet hatte. Eine andere Genugthuung wurde ihm 1846 zu theil, indem ihm der da-

malige Kronprinz Maximilian von Baiern den Auftrag ertheilte, Alles was sich in bairischen Städten und Dörfern, in allen Ortschaften zu Berg und Thal noch an altem deutschen Herkommen finden ließe, aufzuzeichnen, zusammenzutragen und zu erläutern. Lentner ging mit ungemeiner Freude an das Werk, durchwanderte alle Gauen des Baiernlandes und überreichte seinem königlichen Herrn eine Anzahl von Heften des reichsten und anziehendsten Inhalts. Bis zum letzten Tage seines Lebens war er dieser Pflicht mit Treue und Beständigkeit obgelegen, doch grämte es ihn manchmal, daß sich der Herausgabe Hindernisse entgegenstellten. Die Sommermonate reiste er und die Wintermonate brachte er in Meran, wo er unter Anderm den „Zuschroa“, ein ländliches Drama, schrieb, welches in Leutasch spielt und nach Steub's Versicherung auf mancher deutschen Bühne gern gesehen wird; auch an einem Opernacte für Franz Lachner dichtete er.

Se friedfertigerer Art diese Arbeiten waren, umso mehr mußte sich Lentner überrascht fühlen, als er plötzlich am 3. April 1847 zum Landgerichte beschieden und ihm hier zu Protokoll eröffnet wurde, daß er sich im Mai dieses Jahres in seine Heimat zu begeben und nie wieder zurückzukehren habe. „Da in den jüngsten Monaten keine Gschüberschwemmung vor sich gegangen“, meint Steub, „so waren die Ursachen diesmal nicht so klar wie früher.“ Lentner petitionirte und remonstrirte; aber das Subernium in Innsbruck ließ ihm eröffnen, daß es bei dem frühern Erlaß sein Bewenden habe, und drohte ihm, falls er sich wieder in Tirol betheiligen lasse, „mit drei bis sechs Monaten Gefängniß nebst Schuß“. Wahrscheinlich wollte ihm das innsbrucker Subernium den Goethe'schen Spruch klar machen: „Du glaubst zu schweben und du wirst geschoben!“ Lentner war zwar kein Luther, sondern nur ein harmloser Dorfgeschichtenschreiber, aber er hatte doch dasselbe Schicksal; wie sich Luther in der Wartburg verbarg, so verstauchte sich Lentner vor den gestrengen innsbrucker Herren auf der Burg zu Löwenberg, einem Besigkhum Herrn Kirchschner's. Hier schuf er zwar nicht gleich Luther ein so gewichtiges Werk wie die Bibelübersetzung; dafür legte er eine Chronik der Burg an, ein ungemein wißiges Buch, und schmückte die Chronik mit Malereien, die, wie Lentner's Biograph versichert, mit „unübertrefflichem Humor“ ausgestattet sind. Indes waren ihm die nahgelegenen Landgerichte stark auf der Fährte, und um nicht per Schuß aus seinem lieben Tirol hinausbefördert zu werden, ging er in Gesellschaft Franz Dingelstedt's, der sich damals gerade als Gurgast in Meran befand, in seine Heimat zurück. „Man darf nicht ungestraft ein Greizer werden wollen, wenn man zum Schleizer geboren ist“, sagt Steub. In München erfuhr jedoch Lentner zu seiner Genugthuung, daß die wiener Hofkanzlei den Vollzug des Banns eingestekt habe, wahrscheinlich auf ein vom Erzherzoge Johann eingelegtes Fürwort und eine nachdrückliche Remonstration des Herrn von Mautern. Lentner ging nun wieder nach seinem lieben Meran zurück.

Hier erlebte Lentner im nächstfolgenden Jahre (1848) die Märzbottschaften aus Wien, und mit der Lebhaftigkeit, die ihm eigen war, wo es Festlichkeiten anzuordnen oder dabei mitzuwirken galt, theilte er sich an einer Conventionsfeier, welche der Rath der Stadt Meran beschloffen hatte. Lentner schritt hoffnungsvoll mitten im Zuge. Sein Biograph erzählt weiter:

So war man in frohlichster Stimmung vor das kaiserlich königliche Landgericht gekommen, wo Herr Bürgermeister Haller die Proclamation Wort für Wort ablas, als plötzlich der Ruf erscholl: „Pereat Lentner!“ Die so schrien, waren die Gymnasiasten, die an den Errungenschaften, ohne zu wissen, warum, noch weniger Vergnügen hatten als an den unregelmäßigen Werben der griechischen Grammatik, dieselben „blühenden tüchtigen Knaben“, die Nobelgarde des Grafen von Meran, denen er ein Jahr vorher Höllein und Wamms zurechtgemacht, die er in allen Handgriffen frommer Landknechte eingeübt und zur Vaterlandsliebe begeistert hatte. Hinter ihnen stand verbunden zur Schug und Trug eine danksüchtige meraner Gelehrtheit, die gleichwol späterhin aus den deutschen Errungenschaften ihre besten Pfeilen zu schneiden gewußt hat. Die lärmenden Buben zogen dann in Scharen durch die Stadt und riefen, so oft sie an seinen Fenstern vorbeikamen: „Pereat Lentner!“ Auch viele Bauern waren mit Prügelein in der Stadt und fragten: „Wollst du denn der Lentner?“ Am andern Tage fand man an allen Gassenenden denselben Lärm an angeschrieben. In diesen Tagen kniepten die Gymnasiasten bei den Weinbauern auf dem Lande herum und kamen besoffen wieder in die Stadt, immer schreiend: „Pereat Lentner!“ Lentner sagte in jener Zeit einmal, mit dem Kopfe an die Wand gelehnt, schmerzlich zu einem Freunde: „Das habe ich um diese Zungen nicht verdient!“

Um sich diesem lärmigen Treiben zu entziehen, ging Lentner wieder nach Peiting, wo er das Schriftchen „Tirol vor und nach dem 13. März“ verfaßte. Später verarbeitete er seine gewonnenen Revolutionsanschauungen in der Novelle „Einmal wie Alle“, von welcher der Biograph versichert, sie sei das Beste, was man über deutsche Anlage zum Staatsunwollen schreiben könne. Im folgenden Winter, als jene Aufschriften an den Straßenecken von Meran verwischt waren, lebte er wieder in seinem geliebten Etschlande, machte sich um die Badegäste verdient, indem er einem Ausschusse bei seinen Bemühungen, für ein besseres Comfort derselben zu sorgen, mit Rath und That zur Hand ging, und zog sich durch einen von ihm erdachten Wammeschanz neuerdings den Haß der stöckerischen Dunkeelmänner und der Partei des „Tiroler Boten“ zu. Die Bürger von Meran zeigten sich ihm auch, als er 1850 wieder seinen Zug ins heimische Vaterland antreten wollte, sehr dankbar und gaben ihm ein Abschiedsfest von 50 Gedecken, ja als er sich im Herbst mit einer Meranerin verheirathete, verließ ihm der Rath von Meran das Ehrenbürgerrecht der Stadt. Er schrieb darüber an einen Freund: „Ich setze einen besondern Werth darauf und bin so stolz über die Anerkennung einer Gemeinde, als wäre mir Doden oder Weiskirch von einem Könige zugewendet.“

Zufällig oder auch nicht zufällig schlug wenige Monate später, als Lentner sich eben tief im bairischen Walde befand, der k. k. Bezirkshauptmann Kopp die hohe Ministerialverfügung vom 7. März 1850 auf und fand hier „mit großem Vergnügen“, daß nur östreich-

sche Staatsbürger Gemeindeangehörige eines Orts im östreichischen Kaiserstaate sein könnten. Er sah sich daher veranlaßt, den ungesegneten Gemeindefaßlaß wieder aufzuheben und dem Magistrat mit Nachdruck anzuweisen, er habe die ausgestellte Urkunde von Lentner wieder zurückzufordern. Lentner schickte nun die Urkunde freiwillig zurück, in Begleitung eines „schönen“ Briefs. Der Biograph erzählt weiter:

Allmählig fühlte Lentner jetzt — was eine andere minder edle Seele vielleicht schon zehn Jahre früher gefühlt hätte —, nämlich daß sein Leben zu Meran zu Ende sei. Er freute sich nur noch an dem schönen Himmel und seinem hässlichen Stillsitzen. Im Uebrigen schlen er traurigen Muths sein flüchtiges Leben fortzuspinnen. Noch sah er wol etliche meraner Freunde, die seit zehn Jahren in Freud und Leid mit ihm ausgehalten, aber sonst war die Geselligkeit gebrochen. Manche gingen ihm als Verfeindten aus dem Wege, die sich früher freundlich gezeigt, und es war ein süßer Trost, wenn er bemerkte, daß viele Leute ganz schweigend geworden und daß Keiner mehr dem Andern trauere.

Auch producirt Lentner während dieses letzten Abschnitts seines Lebens nicht mehr viel; doch arbeitete er an der Ethnographie des Völkchens, schrieb die kleine Novelle „Die drei Eichen“, welche den Preis des „Familienbuch des Reichthums Lloyd“ erhielt, und lieferte etliche Schilderungen zu den in Salzburg herauskommenden „Tirolischen Landschaften“, das Letzte, was er hienieden fertig machte.

Inzwischen brach sein Lungenleiden wieder heftiger los, und Lentner verschied zu Meran am 23. April 1852 in den Armen seiner Gattin und an der Wiege seines Töchterlins, das nach seinem letzten Willen in Baiern erzogen werden soll. Nach seinem Wunsche lag ihm sein heimlich heimlich ein schwarzrothgoldenes Rindchen um den Hals und auf die Brust, und mit diesem symbolischen Schmucke ist er auch begraben worden. Stadt und Land beileiten sich, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und man erinnert sich nicht, seit Menschengedenken in Meran einen solchen Zug von Leidtragenden gesehen zu haben. „Sein Andenken“, sagt Stenz, „wird in jenen Gegenden noch lange blühen, wenn schon Alle vergessen und verschollen sind, die ihm das Leben unnügerweise sauer gemacht haben“; und weiter: „Wenn man ausgeht, ein deutsches Dichterleben zu schildern, so wird leicht ein Bild der deutschen Misere daraus. Was es unserm Freunde erging, dem Harmlosen und Milden, ist es vielen Andern auch gegangen und im Ganzen trifft Jedem sein Armestheil an der kümmerlichen Kleinlichkeit der Zustände“ — der Menschen, hätte Stenz vielleicht richtiger sagen sollen, denn die „Kleinlichkeit der Zustände“ schreibt sich wol von nichts Anderem als von der Kleinlichkeit der Menschen her.

Beim Schlusse der Biographie angelangt, fühlten wir nicht mehr die Reizung, den Charakter, die literarischen Leistungen und den jedenfalls lehrreichen Lebenslauf eines so liebenswürdigen, deutsch-ethischen und harmlosen Mannes zu kritisiren; wir bemerkten nur, daß die Erröthlichkeit, die bald sanguinische, bald melancholische Wuthe und die phantastischen, meist trügerischen Ansichten zum Leben, wie sie den Dichtern eigenthümlich und oft ihre

bösen Engel sind, sich auch bei Lentner wahrnehmen lassen. Wir brauchen sie nicht erst namhaft zu machen; sie liegen klar und deutlich in Dem vor, was wir über Lentner mitgetheilt haben.

Seine nachgelassene Novelle ist einfach und anspruchslos geschrieben und hat wenigstens das Verdienst, daß ihr Interesse wächst, und zwar eigentlich erst etwa von der Hälfte des Buchs an, während die erste Hälfte auf das Folgende wenig gespannt macht und außerdem zu breit gehalten ist. Ihre Bedeutung liegt in der Gegenüberstellung der Geradheit, Ehrlichkeit und Schlichtheit des Volks gegen die bis zum Herzlosen egoistische Falschheit und Schamlosigkeit und das zugleich gewundene und brüste Wesen von Hof- und Regierungsmenschen. Der Hofkommissar und Hofrath Ritter von Reichwald, diese „Snadenfönne aus der Staatskanzlei“, und seine Kinder bringen durch eigenthümliche Konflikte die Kinder des Plattebners, eines alten tiroler Patrioten, an den Rand des Verderbens; zuletzt aber gräbt sich Ritter von Reichwald, der von Lentner gut gezeichnet ist, selbst das Grab, er fällt in Ungnade. Seine Tochter Ludmilla, welcher die Tochter des Plattebners ein fast heilloses Opfer bringt, das von der egoistischen und hoffärtigen Wienerin mit etwas sich von selbst Verstehendes auch angenommen wird, soll als Schauspielerin ihr Glück gemacht haben.

Der Pfarrer Robert Weber hat den lyrischen Nachlaß eines früh vollendeten schweizerischen Dichters, Heinrich Näf, herausgegeben und mit einer warmgefühlten biographischen Skizze begleitet. In dem Wesen und Charakter Näfs findet man alle jene bezeichnenden Eigenthümlichkeiten wieder, welche die Prädisposition zu einem Dichter bilden, aber auch nichts weiter als die Prädisposition; denn die wesentlichsten Eigenschaften, die dazu nöthig sind, um die immerhin erfreuliche Dichterbüthe zur nährenden Frucht zu reifen, vermissen wir an ihm. Wir wissen zwar, wie müßlich es ist, darüber ein Urtheil abzugeben, was ein früh geknicktes Talent bei längerem Leben hätte werden können und was nicht; aber nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, glauben wir uns zu der Annahme berechtigt, daß Näf niemals in seinen Leistungen die beschränkten Grenzen einer hübschen Mittelmäßigkeit überschritten haben würde. Dichter zu sein und zu helfen war zwar auch ihm wie so vielen Andern das verlockende Ideal, dem er unter Unruhe und Schmerzen und unter mancherlei Opfern, welche er seinem innern und äußern Glück brachte, nachstrebte und nachrang; wir glauben aber, daß er, zur Selbstkenntniß gelangt und durch die Schule bitterer Erfahrungen und Enttäuschungen gegangen, später sich ausschließlich seinem bürgerlichen Berufe gewidmet und die Poesie nur noch als einen Nebenberuf, zur Erheiterung sorgenvoller Stunden, betrieben haben würde. Das war wenigstens der Lebensgang so mancher Gleichgesinnten und Gleichorganisirten, die später noch zur rechten Zeit resignirten oder, wenn sie hierzu nicht die rechte Kraft

und Einsicht besaßen, verknüpperten und untergingen. Das tägliche Brot gewährt die Poesie nicht, und den Funds, der dazu gehört, um von der Schriftstellerei zu leben, scheint uns Näf nicht besessen zu haben. Näfs Biograph sagt:

Es ist ein erhabener Genuß, die Meisterwerke großer Menschen, wie sie dieselben vollendet aus sich entlassen hatten, in sich aufzunehmen, und wir thun dies mit einer Art von trummer Bewunderung, weil wir selten nur einigermaßen die äußern und innern Hebel und Ursachen kennen, welche jene ans Licht gefördert haben. Eben darum stellt uns die Anschauung bisweilen ein Menschenleben vor die Augen, das in seiner schönsten Kraft oder gar im Beginn seiner Entwicklung gebrochen wird, damit wir in den wunderbaren Gang alles geistigen Werdens hineinschauen und auf die Bedingungen alles Großen aufmerksam und desto mehr zur Nachahmung angeregt werden können. Ein solches Bild bietet uns das früh geknickte Leben Näfs.

Wie uns jedoch der Lebenslauf Näfs auf die Bedingungen alles „Großen“ aufmerksam machen oder uns gar zur „Nachahmung“ anregen könne, sehen wir nicht wohl ein; eher dürften darin warnende Fingerzeige für diejenigen liegen, die sich in ähnlichen Jugendillusionen wie Näf herumtreiben und sich durch täuschende Irthümer vom festen Lebensgrund ab auf einen Boden verlocken lassen, der unter den Füßen schluppt und weicht. Der Biograph Näfs fand in den Lebensschicksalen des Verstorbenen wie in seinen Anschauungen einen großen Theil seines eigenen frühern Jugendlebens zurückgespiegelt, und so wird es auch manchem Andern gehen, der diese Biographie lesen sollte. Denn die Illusionen und Halucinationen, an denen Näf litt, sind ein unter unserer Jugend sehr weit verbreitetes Leiden, das, da es aus einer gemeinsamen Quelle entspringt, viel eher Mitleid und Theilnahme als Tadel und Spott verdient.

Heinrich Näf wurde in dem lieblich gelegenen Kapel, Canton Zürich, am 5. März 1826 geboren. Ein Vorfahr, Adam Näf, hatte aus der Schlacht bei Kapel, in welcher Zwingli den Tod fand, das Banner seines Standes und seiner wenn auch unterliegenden Partei gerettet und damit sich und seinen sämmtlichen Nachkommen das Ehrenbürgerrecht der dankbaren Stadt Zürich erworben. Das Schwert, mit dessen Hülfe sich der Ahne in jenem Treffen einen geschichtlichen Namen erworben, wird noch jetzt in der Familie aufbewahrt und mit dem Gefühle des Stolzes gezeigt. Solche Familienerinnerungen und Familienreliquien sind auf die Nachkommen selten ohne Einfluß, und auch unser Heinrich mag als Knabe dieses historische Schwert nicht angesehen haben, ohne dem Wunsche Raum zu geben, sich des Namens seines Vorfahren würdig zu zeigen. Auf der Secundärschule zeichnete sich Heinrich Näf keineswegs aus, trotzdem aber glaubte er schon damals zu fühlen, daß er zu etwas Höherem bestimmt sei, als den Beruf seiner Aeltern, die Landökonomie zu treiben. Mit Einwilligung der Aeltern faßte er den Entschluß, sich zum Lehrer heranzubilden, und trat 1841 ins Seminarium zu Rüschlikon ein, zeichnete sich aber auch hier in keinem Fache besonders aus. Dagegen quälte er seinem jugend-

lichen Geiste allerlei poetische Versuche ab, aus deren einem eine wenigstens von metrischer Gewandtheit zeugende Stelle vom Biographen mitgetheilt ist. Im April 1844 bestand er die Concursprüfung, wurde in den zürcherischen Lehrerstand aufgenommen und blieb fernerhin als Verweser in Sennhof, wo er seiner Schule zu Aller Zufriedenheit vorstand. Aber sein Geist strebte nach weiterer Ausbildung und nach kurzem Schulmeisterleben regte sich in ihm der Wunsch, Theologie zu studiren. Es hat nun ohne Zweifel etwas Rührendes, wie Näs durch fleißigen Privatunterricht sich bemühte, Griechisch und Hebräisch in seinen Kopf zu bringen, der, wie es poetischen Gemüthern gewöhnlich geht, sich grammatikalischen Studien nicht gerade sehr willig verlieh. Trotz aller Abmahnung arbeitete er oft bis 1 Uhr Nachts, und Morgens um 4 Uhr brannte die Lampe schon wieder. Aber die alten Sprachen, deren Anfangsgründe selbst ihm bis zum Jahre 1844 gefehlt hatten, waren für ihn eine zu harte Aufgabe. Wenn er durch äußere Umstände genöthigt war, seinen Privatunterricht zu unterbrechen, so hatte er nach kurzer Zeit wieder sein Vortras vergessen und mußte wieder von vorn anfangen. Er fiel auch zwei mal im Examen durch. Es war dies eine Zeit der Angst und Noth, die wol auch den Grund zu seinem frühen Lebensende legte. Wäre Näs Landwirth geworden — und ein Landwirth, der sein Leben recht anfaßt und außerdem noch die Fähigkeit besitzt, es poetisch zu verschönern, führt im Grunde ein poetischeres Dasein als ein Büchergelehrter — so würde sein Geist sich nicht in die Verdüsterung hineingearbeitet haben, welche seine Briefe aus jener Zeit charakterisirt, und sein Körper würde vielleicht nicht durch nervöse Erschütterungen von innen heraus gebrochen worden sein. Wer aber in Deutschland etwas Rechtes werden will (und zu Deutschland ist ethnographisch und ihrer geistigen Bildung nach auch die deutsche Schweiz zu rechnen), der hat nichts Eiligeres zu thun, als zur Büchergelehrsamkeit und dem gelehrten Stande seine Zuflucht zu nehmen, selbst wenn er dazu die nöthigen Anlagen nicht besitzt und sich genöthigt sehen sollte, unter Schmerzen und quälvollen Arbeiten mühsam zu erwerben, was ein Anderer sich spielend zueigen macht.

Näs sattelte nun zum zweiten male um und beschloß, sich dem medicinischen Studium zu widmen; auch ging diesmal, im Herbst 1848, die Maturitätsprüfung glücklich von statten. Aber die Medicin sagte seinem Wesen nicht zu; Näs stand auf dem Standpunkte des Glaubens an ein seelisches Leben des Menschen, und mit diesem mochten die materialistischen Anschauungen, denen das Studium der Medicin so leicht zutreibt, oft genug collidiren. Als er in der Anatomie nackte Menschen, Cadaver, zum ersten male in seinem Leben sah, schrieb er an einen Freund:

Der Anblick ist entsetzlich, gräßlich. Hier gelangte ich erst zur Erkenntniß der hohen Würde des Menschen; hier erkannte ich zuerst, welchen Werth die Seele haben muß; denn

der entseelte Leib, der im belebten Zustande so edel, ist da entseelter so gräßlich, so entsetzlich.

Mit der Medicin war es also auch nichts, und Näs, der keinen festen Boden unter sich und nur den blauen Himmel der Poesie über sich hatte, änderte seinen Lebensplan zum dritten male und ließ sich im Frühjahre 1849 als stud. jur. einschreiben. Er hörte neben seiner Hauslehrerstelle nur zu viele Collegia (weil Näs, wie es in unserer Zeit vielen jungen Leuten geht, vollkommen unklar über sich selbst war), arbeitete übrigens mit wahrem „Nüchternfleiß“ seinem neuen Ziele entgegen, das er jedoch nicht mehr erreichen sollte. Der durch so vieles unregelmäßige Arbeiten, so viele innere Unruhe abgemattete Körper erlag einem Nervenfieber am 20. September 1849. Wir bedauern solche Opfer vollkommener Unklarheit und einer verfehlten rathlosen Lebensrichtung, und doch wissen wir nicht, ob wir es andererseits nicht ebenso sehr beklagen würden, wenn je eine Zeit käme, wo solche dem Idealen zugewandte Geister dem rein praktischen Geschlechte gänzlich das Feld geräumt hätten. Von seiner Unklarheit auch in andern Dingen zeugt wol Näs's einmal in der Form der Gewissheit ausgesprochene Ansicht, daß sich mit der Zeit aus dem geläuterten Protestantismus und dem geläuterten Katholicismus ein dritter Cultus herausbilden werde, ein Cultus, gleich weit entfernt von der abstoßenden Nüchternheit und Logikalität des Protestantismus und dem verwirrenden Mysticismus und Geklämm des Katholicismus. Die Weltgeschichte schreitet aber in allen ihren Richtungen immer nur in Gegensätzen vor, nicht in Vermittelungen, welche wol vorübergehend versucht werden können, dann aber in ihrer ursprünglichen, nur anders und noch schroffer gestalteten Gegensätze wieder zerfallen, bis freilich zuletzt aus diesem Kampfe etwas ganz Neues hervorgeht, das jedoch sehr bald wieder seinen nothwendigen Gegensatz aus sich heraus erzeugen wird. Das Neue ist dann schon wieder alt, dem noch neuern Gegensatz gegenüber.

Näs's in diesem Bande abgedruckter Nachlaß besteht aus lyrischen Gedichten, in denen sich ein einfaches, warmfühlendes, reines und keusches Gemüth offenbart, ohne daß in Form und Gedanken etwas wesentlich Neues und Besonderes sich bemerkbar machte. Der Dichter liebt vorzugsweise die Landschaftsmalerei und hat sich in dieser Hinsicht ohne Zweifel zumeist durch die Lectüre der Salis'schen und Matthysen'schen Lieder gebildet. Auch ein schwermüthiger Zug, der durch Näs's Gedichte hindurchgeht, erinnert an diese Vorbilder. In dem Gedichte „Dulders Muth“ ruft der Dichter aus:

Und reißt ein Strom von Muthgeschöpfen  
Dich noch zum letzten heißen Streik,  
Schwirrt durch das Herz im Kampfgewühl  
Der herbe Pfeil: Unmöglichkeit —

Dann sinke hin! Des Schicksals Räthe  
Sind stumm und kalt und fürchterlich,  
Und seines Dunkels heil'ge Räthe,  
Sie kommen schrecklich über dich!

Das ist fast energischer, als man dergleichen gewöhnlich findet.

dungen bei Matthiſſon ausgedrückt findet. Zwei patriotiſche Gedichte: „Schlacht am Morgarten“ und „Prolog zu Schiller's „Wilhelm Tell“, gesprochen bei deſſen Auf- führung auf dem Theater in Zürich 1848“, ſind nach- träglich in der Biographie mitgetheilt. Auch fand man in ſeinem Nachlaſſe Fragmente von dramatiſchen Dichtungen: „Das Fiſchermädchen von Florida“, ein Trauerspiel, „Maria Visconti“, ein bürgerliches Schau- ſpiel, und „Die Befreiung Schottlands unter William Wallace und Robert Bruce“.

Auf den an der Cholera in Wien verſtorbenen Dich- ter Ferdinand Sauter ſind die Leſer d. Bl. ſchon in Nr. 23 von Wien aus aufmerkſam gemacht worden. Es wurde in dieſer Mittheilung als eine ſeltene Eigen- ſchaft des Dichters hervorgehoben, daß weder Freunde noch ſelbſt zahlungsbereite Verleger ihn zur Sammlung ſeiner Gedichte hätten vermögen können. Dieſer Fall iſt allerdings einzig in ſeiner Art in Deutſchland, und man mußte, um etwas Ähnliches zu finden, vielleicht bis auf Ernst Schulze zurückgehen, der während ſeines Lebens ſehr wenig drucken ließ und ſein großes Epos „Cécilie“ urſprünglich nicht für den Druck, ſondern nur zu einem gewiſſermaßen in den Archiven der Tychſen'schen Familie niederzulegenden Familienſtück beſtimmt hatte.

Sauter's Gedichte ſind nun erſchienen, aus ſeinem Nachlaß herausgegeben und zugleich mit einer Lebens- ſkizze des Dichters begleitet von Julius von der Traun. An dieſe letztere wenden wir uns zuerſt.

Ferdinand Sauter war am 6. Mai 1804 in dem Marktflecken Werfen geboren, wo ſein Vater, welcher ſich ebenfalls in der Dichterei verſuchte, fürſterbiſchöflicher Rath, Kämmerer und Pfleger war. Seine Erregbarkeit des Gemüths, welche ein Hauptſymptom aller poetiſch begabten Naturen iſt, ſprach ſich bei Ferdinand Sauter ſchon früh in einem ungewöhnlichen Grade aus. Seine Mutter, an der er bis in ſeine ſpäten Lebensjahre, eben- falls nach Art dichterischer Naturen, mit unbeſchreiblicher Liebe hing, zog nach dem zeitig erfolgten Tode des Vaters mit ihren Kindern nach Salzburg und verwaſtete von 1810—12 in Salzburgs herrlicher Umgebung ein Landgut, welches ihrem Schwager gehörte und wo Sau- ter unvergeßliche Tage lieblichſter Kindheit verlebte. Auf dem ſalzbürger Gymnaſium zeichnete ſich Sauter in kei- ner Weiſe vor den andern Schülern aus, wie das bei Kindern von poetiſchen Anlagen überhaupt ſehr häufig wahrgenommen wird, ja er wurde des Gymnaſiums ſehr bald ſo überdrüſſig, ſodaß man ſich bewogen ſah, ihn auf ſeinen Wunſch bei einem Kaufmann in die Lehre zu ge- ben. Im Jahre 1819 überſiedelte Sauter zu einem Kaufmann nach Wels im Hauſdruckviertel, und hier ſing Sauter's Geiſt durch beſtreifende Lectüre und den Um- gang mit einer gebildeten, bei ihm Mutterſtelle vertre- tenden Frau ſich mehr zu entwickeln an. Damit kam aber auch ein großes Ungenügen in ſein bis dahin fried- liches Gemüth; er ſehnte ſich in größere Lebenskreiſe, weil ihn die biſherigen zu langweilen anſingen, und mit

1855. 10.

Freuden ergriff er die Gelegenheit, nach Wien zu gehen, wo er eine Stelle in einer Papierhandlung erhielt. Daß er dieſe von 1825—39 ununterbrochen innehatte, iſt doch wol ein Beweis, „daß er ſich (wie ſein Biograph bemerkt) bis dahin den Anforderungen der praktiſchen Welt — wenn auch mit vielem Widerwillen — doch äußerlich fügte“. Der Tod ſeiner Mutter und der bald darauf erfolgende eines Bruders verſenkten ihn in tiefe Schwermuth, ſeine Gedanken ſpielten mit Wahnsinn und Selbſtmord; auch wird erzählt, daß er ſchon früher ein- mal verſucht habe, ſich durch Eiſchnitt in ſeinen Arm die Adern zu öffnen. Nur die verſchwiegene Liebe zu der von ihm hochgeachteten Braut ſeines älteſten Bru- ders hielt ihn aufrecht, und er liebte es, ſein Herz ge- gen dieſe in den fürchterlichſten Selbſtanlagen zu entla- den. Als ſie die Gattin ſeines Bruders wurde, wäre ihm das Leben vielleicht unerträglich geweſen, wenn ſich nicht gerade von jetzt an ihm eine Tröſterin beigeſellt hätte — die Poſie.

An ein leichtes Leben gewöhnt, hatte er ſein kleines Erbvermögen ſchon Anfang der dreißiger Jahre gänzlich auf- gezehrt. Im Jahre 1839 verlor er auch ſeine Stellung in jener Papierhandlung, und auf einer Reiſe zu ſeinen Verwandten verlegte er ſich bei einem unglücklichen Sturze über eine Mauer zu Hallſtadt ſo ſchwer, daß er bis an ſein Lebensende hinkte. Es verdient bemerkt zu werden, daß Lenau, der durch einzelne in die Leſſentlichkeit ge- langte Gedichte Sauter's auf ihn aufmerkſam gemacht worden, auf die Kunde von dieſem Unfall ſofort mit Troſt und Hülfe an ſein Lager eilte. Wiederhergeſtellt, kehrte Sauter nach Wien zurück, lebte eine zeitlang von der geringen Beſchäftigung, welche ihm Witthauer bei der „Wiener Zeiſchrift“ und Auguſt Schmidt bei der „Muſikzeitung“ geben konnten, und erhielt ſpäter eine Stelle bei der niederöſtreichſchen Aſſecuranzgeſellſchaft, mit einer Beſoldung von 300 Fl., die ſpäter auf 500 Fl. erhöht wurde.

Alle ſeine freie Zeit, welche ihm die Kangleiarbeit übrig ließ, verbrachte er in wiener Kaffeehäuſern und namentlich in einem Bierhauſe in Reulerſchenfeld, der „Blauen Flaſche“, wo man ihn alltäglich von 5 Uhr Abends an treffen konnte. In dieſem Betreff erinnert Sauter an Grabbe und andere untergegangene „Genies“, zum Theil auch an Schubart. Sein Biograph erzählt über dieſe hervortretende Wirthſchaftsſeite ſeines Lebens:

Der Stamm der Geſellſchaft, die ihn täglich umgab, be- ſtand glücklicherweise aus achtbaren Bürgern; es waren wiß- begierige Männer, die den höhern Flug, den Sauter's Geiſt auch oft am Schenktiſche nahm, achteten, die ſich an ſeinen poetiſchen Producten, die er auch hier oft vortragen mußte, er- gößten. Freilich fehlte es auch nicht an Schmeiſſfliegen, denen der „burleſke cyniſche Sonderling“ lieber war als der Dichter Sauter. Doch redliche Achtung der Beſſern des Kreiſes ſchützte ihn und heilte ſchnell die Wunden, die muthwillige und über- müthige Duden ſeinem leicht verſöhnlichen Herzen geſchlagen hatten. Oft aber preßten ihm ſolche Beleidigungen bittere Thränen aus. In ſolchem Augenblicke fühlte er ſchmerzlich, daß nur ſeine ſelbſtverſchuldete Lebensſtellung ihn dieſen An- griffen bloßſtellte. In Commercianten beſuchte er gern den

schattigen Gastgarten des Klosterhofs zu Weinhaus, wo damals ein trefflicher wiener Bürger die Birtthschaft hielt. Er muß in diesen beiden Schanzgärten auch manche Stunde einsam zugebracht haben, denn ich fand in seinem Nachlasse viele Lieber auf die Rückseite von Preiselkanten des Klosterhofs und der „Blauen Flasche“ geschrieben.

Ueber seinen Tod schreibt Julius von der Traun:

Am 29. October desselben Jahres (1854) begleitete Sauter die Leiche des bekannten Jugendschriftstellers Ebersberg, der an der Cholera gestorben war. Am Abend desselben Tages erkrankte er an derselben Seuche. Er wurde in das improvisirte Cholerahospital gebracht, das sich in dem letzten Hause des Dros (Herrnals) gegen Dornbach zu befand. Schon am andern Tage starb Sauter. . . Eine Schar erlesener Freunde begleitete Sauter's Leiche zu Grabe und der dramatische Schriftsteller Friedrich Kaiser sprach dort Worte der Erinnerung, die seinem Herzen und seinem Talente gleiche Ehre machten. Ein sinniger Freund hatte für einen Lorbeerkranz gesorgt, der des Dichters Wahre schmückte.

Sauter blieb bei all seinem ungebundenen Leben im Grunde des Herzens ein weicher, gutmüthiger, fast kindlicher Mensch; er durfte mit Recht von sich rühmen, daß er in seinen schlechtesten Tagen mit Manchem seinen letzten Groschen, ja sein Hemd getheilt habe. Seine Anhänglichkeit an die Mutter, deren Tod er in einem warm gefühlten Gedicht beklagte, theilte er mit manchem verwüsteten Genie, z. B. mit Grabbe, der bis zuletzt an seiner Mutter mit kindlicher Hingebung hing.

Wir kommen nun zu seinen Gedichten, bei denen wir uns jedoch nicht zu lange aufhalten wollen, wenigstens nicht länger, als dies zu einer möglichst gedrängten Charakteristik des Dichters durchaus nothwendig ist. Wir hatten geglaubt, hier einmal auf etwas Originelles und Seniales, mindestens auf etwas besonders Frisches und Volksthümliches, also etwa auf einen modernen Bürger oder Schubart zu stoßen. Dies wäre uns deshalb schon erwünscht gewesen, weil wir nicht einsehen, wie gerade immer die durch Gymnasial- und Universitätsbildung Geschulten und Geschulmeisterten dazu kommen, in Poesie und Kritik die erste Seige zu spielen. Das autodidaktische Element hat es doch bei manchen Frauen zu etwas Originellem gebracht, z. B. bei der Freiin Annette von Droste-Hülshoff, deren Dichtungen immer noch nicht die volle Anerkennung gefunden haben, auf die sie uns Anspruch zu haben scheinen; warum nicht auch bei den Männern? Wenn aber ein Autodidakt männlichen Geschlechts den Pegasus besteigt, so reitet er ihn sofort auch nach allen Regeln der Kunst als echter Schulreiter. Auch Sauter's Ehrgeiz richtete sich weniger darauf, unserer Kunstpoesie wieder einmal ein volksthümliches Element zuzuführen, als vielmehr darauf, in Bezug auf kunstvolle Reime und Rhythmen mit Matern, Rückert, Freiligrath u. A. zu wetteifern. Man lese folgendes aus dem Sonett „Henriette“:

Als jüngst mein Aug' erblickte Henrietten,  
Da wurden lodert der Besinnung Quadern,  
Blutströme quollen rings durch meine Adern,  
Sowie sie qualmen in des Aetna Betten.

Oder:

Da liegt du auf das Sopha hingegossen,  
Die Lilienkeime sprangen schier das Nieder;  
Die Demantpfote deiner Augenlider,  
Sie haben meiner Ruhe Nest erschossen.

Ein verliebter Dichter des vorigen Jahrhunderts würde wenigstens seine Schöne auf ein Rasen- oder Blumenlager gebettet haben, unsere Culturopoeten halten aber ein Sopha mit Kosschaaren und Springfedern für viel comfortabler.

Wo Sauter sich von dieser Kunstpoesie entfernt, verfällt er meistens sofort auch in Schallheit und Trivialität, z. B. in dem Gedichte „Mein Sonntagsmorgen“:

Will mich tummeln, will mich spaten  
Durch die schatt'gen Laubengänge,  
Bis dahin, wo heit're Menge  
Kostet den Kaffee, den guten.  
Schnell Melange mir und Kaffee,  
Und 'ne Pfeife, eine reine,  
Kauf ich, und die „Allgemeine“!  
Und mein Glück, es steht am Gipfel.

Oder in einem andern Gedichte:

Was ist der herrlichste Tag, wenn schwindfüchtig schlattert  
der Beutel?

Das ist allerdings ein sehr allgemeinemenschliches Gefühl, ohne Ansehung der Religion unter Christen, Juden und Mohammedanern gültig, aber poetisch ist es nicht und auch von Sauter nicht gerade sehr poetisch ausgedrückt.

In Sauter's „Gassenlied“ mit dem immer wiederkehrenden Refrain „Auf der Gassen, auf der Gassen“ begegnen wir folgender läppischen Strophe:

Auf der Gassen lärmen Duden,  
Purzelnd aus den Schulschuhen,  
Ob der Weisheit, die sie fraßen,  
Auf der Gassen, auf der Gassen.

Das ist wiener Gassenhumor!

Wir wollen damit durchaus nicht in Abrede setzen, daß sich in dieser Sammlung manche sehr hübsche Sachen befinden, in denen sich ein wahres und inniges oder energisches poetisches Gefühl ausdrückt, und zwar in einer gerundeten Form, die einem Dichter von dem Bildungsgange Sauter's alle Ehre macht, obschon auch seine besten Gedichte selten von Incorrectheiten ganz frei sind. Wir führen zum Beweise wirklichen dichterischen Talents aus dem Gedichte „Jüdische Qualen“ folgende kräftige Strophen an:

O Schmach, zu schauen tausend Sonnen,  
Zur höchsten Ahnung hingestraft,  
Und trocken legen jenen Drommen,  
D'raus Labung quillt für eine Welt!  
Ragst du in alle Räume rufen:  
Gebt dieser Brust ein Herz, ein Herz!  
Gelächter schallt dir von den Stufen,  
Es schließt sich schnell das Thor von Erz.  
Sie treiben Schacher mit Gefinnung  
Und schlagen Münzen aus Gefühl,  
Vergällt wird — schwöbst du nicht zur Innung —  
Dein Boden und zum Stein dein Wehl.  
Den Geist mißbrauchen sie zur Fessel —  
Besitz ihr Gott, Begeißrung Trug, —  
Zieh' hin, dort dampft und qualmt der Teffel:  
Geh' in den Wald, du hast genug!



Auch unter den Xenien, wiewol sie ebenfalls vieles Platte enthalten, befinden sich manche treffende und beißende, z. B. folgende Xenien an einen Dichter:

Sprichst du von fremdem Gedicht, so scheint du der größte der Dichter,  
liest du nur Eigenes vor, glauben das Gegentheil wir.

Dichter nennst du dich gern und foderst den Titel von uns auch;

Dichtung ist Alles an dir, Freundschaft und Wahrheit und Wort.

Lapserer Männer Geschick, besingst du in prunkenden Versen,  
Doch in der eigenen Brust bist du ein zager Schelm.

Plastische Gestaltungsgebeß besaß Sauter gar nicht, doch stießen wir in seiner Sammlung auf ein balladenähnliches Gedicht „*Todtenreigen*“, das einen ziemlich originellen Gang hat. Eine Schar Todtengerippe steigt um Mitternacht aus den Gräbern; Verwandte, Freunde, Verlobte erkennen einander und wandeln paarweise; dann beginnen sie einen Tanz aufzuführen:

Sie dreh'n sich im Reigen,  
Sie wiegen und neigen  
Sich schwindelgepaßt;  
Und Hände von Knochen,  
Sie klumpen und pochen.  
Den seltsamsten Takt u. s. w.

Einen eigenthümlichen, aber charakteristischen Eindruck macht das lustig trippelnde Versmaß, das sich eher zu einem Lanner'schen Walzer als zu einem so schauerlichen Gegenstande zu eignen scheint.

Wir begreifen im Ganzen wohl, wie ein Mann von der Bildung und den Sitten Sauter's, der zugleich eine so bedeutende, in dem Lebenskreise, dem er angehörte, selten anzutreffende poetische Begabung besaß, unter den wiener Literaten und Dichtern so viele Theilnahme finden konnte. Er hat sich dafür auch dankbar gezeigt und Friedrich Halm, Nikolaus Lenau, Grillparzer, Levitschnigg, Vogel und Seidl in Gedichten besungen, die hier abgedruckt sind, aber nicht zu seinem besten gehören. Fast einer wiener Mittheilung (vgl. Nr. 34 d. Bl.) winkt man in Wien dem Herausgeber vor, daß er bei der Auswahl der Sauter'schen Gedichte fast zu streng verfahren sei und daß diesem Umstande der etwas zu monotone Charakter der Sammlung zugeschrieben werden müsse. Dies scheint darauf hinzudeuten, daß der Herausgeber sich veranlaßt gesehen hat, manchem vielleicht in die Oeffentlichkeit gelangten Gedichte, welches einiges Aufsehen erregte, die Aufnahme zu versagen. Wir finden eher, daß der Herausgeber bei der Auswahl den Grundsatz einer noch größern Strenge hätte walten lassen können. Die Enttäuschung rührt eben davon her, daß die Erwartungen zu hoch gespannt waren. Als Adalbert Stifter den Dichter bei seinen Lebzeiten aufsuchte, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, und seine Vermittlung beim Buchhändler Heckenast in Pesth anbot, machte Sauter selbst den Einwand geltend, daß eine Sammlung seiner Gedichte bei der Gleichförmigkeit der Metren, in denen sie geschrieben seien, unfehlbar den Eindruck einer gewissen Monotonie hervor-

bringen werde; er sei daher seit längerer Zeit bedacht, Gedichte in andern Metren einzuschalten; wie viele Zeit dies „Zwickeln“ aber in Anspruch nehmen würde, das wisse er nicht, dies hänge vom Geber alles Guten, von Eingebung, Stimmung und Zeugungskraft ab. Wenn Sauter selbst mit einer Sammlung seiner Gedichte nicht zustande kam, so ist, wie man sieht, das Motiv davon nicht sowohl in einer übermäßigen Bescheidenheit als in seiner Trägheit und seiner Lebensweise zu suchen, da ihm der Besuch der Kaffeehäuser zu viel Zeit kostete und die Oeffentlichkeit, deren er sich im Gasthause „*Zur blauen Flasche*“ in Neulerchenfeld erfreute, einem Manne von seinen Neigungen auch vollkommen genügen machte.

German Marggraf.

### Lessing-Literatur.

1. Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke von Th. W. Dangel. Zweiter Band. In zwei Abtheilungen. — A. u. d. L.: Gotthold Ephraim Lessing's Leben und Werke in der Periode vollendeter Reife. Von G. E. Guhrauer. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Dyk. 1853—54. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Gotthold Ephraim Lessing's Protestantismus und Nathan der Weise; erläutert von August Wilhelm Bohg. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1854. 8. 25 Ngr.
3. Gotthold Ephraim Lessing als Theolog dargestellt. Ein Beitrag zur Geschichte der Theologie im 18. Jahrhundert. Von Karl Schwarz. Halle, Pfeffer. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nr. 1. Vor bereits fünf Jahren wurde in Nr. 272 u. fg. d. Bl. f. 1850 eine ausführlichere Anzeige des damals in seinem ersten Bande erschienenen Dangel'schen Werks über Lessing gebracht. Leider ist es dem gründlichen Forscher nicht gestattet gewesen, seine gelehrte und mühsame Arbeit selbst zu Ende zu führen, dieselbe hat andern Händen anvertraut werden müssen. Aber gewiß, dem dazu am meisten Befähigten und Vorbereiteten, dem Dangel selbst nach seiner ganzen Geistesart am nächsten Stehenden war die Aufgabe zugefallen, mit Benützung des hinterlassenen Materials das Ganze des Lebens und Wirkens Lessing's zum Abschluß zu bringen. Guhrauer ist inzwischen bekanntlich ebenfalls gestorben. Es beginnt diese Guhrauer'sche Fortsetzung des Dangel'schen Werks mit dem Jahre 1765, mit der Ueberföderung Lessing's von Breslau nach Berlin, umfaßt also die 16 letzten und wichtigsten Jahre seines Lebens. Im Wesentlichen gehört dieser zweite Haupttheil Guhrauer als sein geistiges Eigenthum an, denn obgleich er manche Auszüge und Notate aus Büchern, Zeitschriften und Manuscripten der mannichfachen Art in Dangel's hinterlassenschaft vorfand, hat er diesem Material doch noch eine sehr bedeutende Nachlese hinzugefügt, außerdem aber die Verarbeitung des Stoffs mit Ausnahme von nur zwei Capiteln (das erste Capitel des sechsten Buchs über Lessing's „*Laokoon*“ und das erste Capitel des neunten Buchs über Lessing's Philosophie) ganz selbständig durchgeführt. Vergleicht man diese Arbeit mit der Dangel's, so übertrifft sie dieselbe ohne Frage durch eine Menge

von formellen Vorzügen, ohne aber damit dem Streben nach Genauigkeit und abschließender Gründlichkeit Abbruch zu thun. Denn das Dangel'sche Werk ist, wie leider eingestanden werden muß, unendlich formlos und wegen seines überreichen Inhaltes an Thatsachen wie Reflexionen fast unlesbar. Es fehlt die notwendige Stoffbeschränkung; die ganze Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts spielt in diese Darstellung des Lessing'schen Lebens hinein, so sehr, daß man an keinem Punkte klar darüber ist, ob Lessing selbst oder seine ganze literarische Zeitgenossenschaft das Thema des Buchs sei. Etwas von diesem Uebelstande unmäßiger Stoffanhäufung, von diesem Mangel an klarer Abgrenzung des zu behandelnden Gegenstandes ist auch bei Guhrauer geblieben, sodaß trotz eines großen Reichthums der eindringendsten Bemerkungen und der interessantesten Notizen, oder vielmehr gerade wegen dieses Uebermaßes das geistige Bild Lessing's nicht in voller Klarheit, nicht in der ganzen Einheit seiner Linien herausgetreten ist. Und das ist umsomehr zu beklagen, je dringender das Bedürfnis unserer Zeit ist, auf Lessing wieder zurückzugehen, ihn von neuem dem Geiste der Nation vorzuführen und einzuprägen, sich an ihm zu erheben, an ihm wieder zu gesunden. Zu keiner Zeit, seit er dahingegangen, ist das Verlangen, an seiner Geistesgesundheit sich zu laben, bei den Besten unsers Volks so groß gewesen wie eben jetzt. Das zeigt sich in den von den verschiedensten Punkten ausgehenden Versuchen, ihn wieder zu erwecken, in der nöthig gewordenen neuen Gesamtausgabe seiner Werke, in den fast gleichzeitig erschienenen oben angeführten Schriften. Und dieses Verlangen, ein wie berechtigtes und naturnothwendiges ist es! Denn durch die ganze Romantik wie die nachfolgende speculative Philosophie ist der deutsche Geist in so viel Willkür und Unnatur, in so viel falsche Selbstreichheit und erlogene Bestimmtheit, in so viel hohle Phantasterei und abstracten Formalismus, in eine solche intellectuelle und sittliche Ueberreizung und darauf folgende Erschlaffung, in eine so gefährliche Ablösung des ästhetischen und speculativen Sinns von dem ethischen gerathen, daß es hohe Zeit ist, von diesem Wege wieder zurückzulenken, uns sittlich aufzuraffen an dem Wahrheitskern eines Lessing, an der krystallklaren Quelle seines Geistes zu schöpfen, um das wieder zu gewinnen, was vor allem noththut: Klarheit des Sinns, Schärfe des Verstandes, Gesundheit des Herzens, Einheit des Strebens und des Denkens, Kraft und Muth der innersten Ueberzeugung. Lessing's Stellung in unserm deutschen Geistesleben ist deshalb so außerordentlich und bedeutsam, weil er so viele Gegensätze in sich zur kraftvollsten Synthese verband, in welche später nicht bloß einzelne Persönlichkeiten, sondern ganze Richtungen auseinandergefallen sind, ja in welche das deutsche Wesen überhaupt auf die unheilvollste Weise sich zu zerklüften droht. Es sind dies die Gegensätze: Verstand und Gemüthskraft, Regel und Genialität, conventionelle Form und freie innerste Bewegung, auflösende Kritik und schöpferische Thätigkeit — Gegensätze, welche

sich namentlich in den Zeit- und Parteirichtungen der Aufklärer und der Romantiker in aller Schärfe und Einseitigkeit ausgeprägt haben. Denn steht Lessing auch der einen Seite des Gegensatzes näher als der andern und gehört er ohne Zweifel viel eher auf die Seite der Aufklärer, der Rationalisten, der Kritiker, der Verstandsmenschen, als der Romantiker, der Phantasten, der Genialitätsmänner, der regellos Productiven; so bezeugt er doch eben darin seine Größe, daß er über der Einseitigkeit des Gegensatzes steht und auch von der andern Seite ein gut Theil in sich hat; daß er also nicht in dürrer und oberflächlicher Verstandeswesen aufgeht, sondern so scharfen Verstand hat, daß er die Grenze des Verstandes wohl erkennt und ihn durch die Järrlichkeit des Gefühls und die Kraft und Tiefe des sittlichen Willens über sich selbst hinaushebt; daß er nicht in eine bloß negative Kritik verfällt, sondern überall durch combinatorische Kräfte neue grundlegende Gedanken entwirft, auf Ideale hinweist, Aussichten in die Zukunft eröffnet; daß er nicht einer abstracten und erlöbenden Regel sich unterwirft, sondern überall das Gesetz individualisirt, die Regel belebt durch freie Anwendung auf den Einzelfall. Er ist, das ist eine sehr triviale Wahrheit, aber eine ebenso vollständige und unbestreitbare, vorzugsweise Kritiker, die Kritik ist das Element seines Lebens, er ihre reinste und vollendetste Verkörperung. Und er hat als Kritiker auf allen Seiten hin, auf die Aesthetik, die Kunstgeschichte, die Philologie, die Philosophie und Theologie den bedeutendsten Einfluß ausgeübt, unsern großen Dichtern die Wege gebahnt, die ganze Nation ausgerüstet, aus einer schlaffen, seichten und geistlos-conventionellen Periode in eine große productive, in die Blüthezeit unserer Poesie und Philosophie hinübergeführt. Als dieser Reiz, Aufreiter und Wegebereiter, als der durchdringendste Verstand in dem Jahrhundert des Verstandes, als das unbeirrte kritische Gewissen in einer Zeit des verweichlichten Geschmacks und der falschen Autoritäten, als der Freund der Wahrheit in ihrer Einfachheit und Innerlichkeit, und als der unerbittliche Gegner alles gemachten, gespritzten und leer-conventionellen Wissens, steht Lessing noch immer da wie ein Geistesheros, zu dem wir bewundernd hinausschauen, an dem wir auch jetzt noch unser Urtheil schärfen und in dem Gewirre der Meinungen uns orientiren.

Wenden wir uns von diesen Betrachtungen zu dem Guhrauer'schen Werke zurück, so begegnen wir hier Lessing gerade in der Zeit seiner höchsten literarischen Thätigkeit, seiner eingreifendsten Wirksamkeit. Bald nach seiner Rückkehr von Breslau 1766 wurde sein „Laoköon“ fertig. Guhrauer wirft die Frage auf: Woher nahm Lessing die Sicherheit, mit der er hier auftrat, welcher war der feste Punkt, von dem er bei seinen Urtheilen und Grenzbestimmungen ausging? Und er antwortet — gewiß ganz richtig —: es war der Boden des griechischen Alterthums. Lessing war ein Schüler der Alten, so merkt sein Lehrer für das Verständniß der Poesie, der großen Maler und Bildhauer der Griechen auf dem Jahr

der bildenden Kunst. Der Grundgedanke jener Schrift ist: Die Schönheit ist das höchste Gesetz der bildenden Kunst, die Poesie dagegen kann das Hässliche mit in ihre Schilderungen aufnehmen und thut es mit Erfolg. Denn die Malerei hat es mit dem Körper, die Poesie mit der Handlung zu thun, jene mit einem fixirten Moment, diese mit einer fortschreitenden Reihe innerlicher Acte. Oder wie Goethe es ausdrückt: Die bildende Kunst arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befruchtet wird, die Poesie für die Einbildungskraft, die sich wol auch mit dem Hässlichen noch abfinden mag.

Ebenso wie der „Lustoon“ war auch „Minna von Barnhelm“ in Breslau schon angelegt, ja größtentheils niedergeschrieben. Sie erschien aber erst in Berlin 1767 bei der neuen Herausgabe der Lessing'schen Lustspiele. Und sie war zugleich das letzte seiner Lustspiele. Von welchem Eindruck dies Stück auf die damalige Zeit war, aus der es aufs lebendigste herausgegriffen, wie gährend es überall wirkte, darüber erfahren wir in unserem Werke manches hübsche Detail. Auch hier wieder ist uns das Urtheil Goethe's von besonderm Werth, der die unvergleichliche Exposition des Stücks besonders in den beiden ersten Acten bewunderte und nach diesem Muster seine „Raue der Verliebten“ und seine „Misshandlungen“ dichtete. Er erkannte auch sehr wohl die außerordentliche Kunst des „Motivirens“, die durch alle Dramen Lessing's hindurchgeht und die seinem fein berechnenden und überlegenden Geiste so eigen war. Was diesem Stück einen so hohen und bleibenden Werth gibt und dasselbe zu einem wirklichen Nationallustspiel gemacht hat, ist der historische Hintergrund des Siebenjährigen Krieges, wodurch, wie Goethe sagt, „der Blick eröffnet wurde in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen“. Hat doch Goethe selbst in seinem köstlichsten Werke „Hermann und Dorothea“ durch ähnliche Mittel eine ähnliche Wirkung hervorgebracht. In Lessing's „Minna von Barnhelm“ ist außerdem eine der liebendwürdigsten Seiten des Lessing'schen Wesens, die später leider durch Verhinderungen und äußere Noth oft verdunkelt wurde, seine natürliche Munterkeit, Frische und Ungerneheit, zum vollen Ausdruck gekommen. Deshalb mußte uns dies Stück noch immer so frisch an wie eine eben erst geprüllte duftige Blume. Und es war gewiß nicht ohne Bedeutung, daß Lessing in einer besonders erhabenen Stimmung, in einem Garten zu Breslau, in schönen Frühlingsmorgenstunden den größten Theil dieses Lustspiels aufschrieb. Er hat leider nie wieder so heiter-sorglose Stunden gehabt.

Wir der Uebersetzung nach Hamburg (1767—70) und der Anstellung Lessing's als Dramaturg bei dem hamburger Theater beginnt nun auch die „Hamburger Dramaturgie“. Sie war von Anfang an auf ein periodisches Blatt angelegt und wurde Lessing unter der Hand zu einem Buche von zwei Theilen, welches er noch 1768 handweise fortzusetzen hoffte. Außerlich bildete das Werk gerade einen Jahrgang, vom 22. April 1767 bis 19. April 1768, und umfaßte 100 Stücke, welche

sich auf die ersten 52 Theaterabende vom 22. April bis 28. Juli 1767 beschränkten. Bekanntlich löste sich die damalige hamburger Gesellschaft, durch allerlei äußerliche Mißgeschickte verfehlt, schon 1768 auf und auch Lessing brach um diese Zeit sein Verhältniß zu dem Theater ab. Der süße Traum, ein Nationaltheater in Hamburg zu gründen, schwand dahin. Die „Dramaturgie“, ursprünglich im Tone einer populären Schrift gehalten, nahm gegen Ende mehr den Charakter ästhetischer Abhandlungen an, auch wandte sich bald die Besprechung von der Aufführung der Stücke zu diesen selbst hin. Und auch diese hatten für Lessing fast nur noch den Werth eines bloßen Beihells; an dem er seine Vorträge über das Drama entwickelte. Die Schrift der dramatischen Poesie, vorzugsweise der Tragödie, sind Gegenstand der Untersuchung. Zugewissen kann die „Dramaturgie“ als eine Fortsetzung des Fragment-gebliebenen „Lustoon“ angesehen werden. Auch hier, wie bei dem „Lustoon“, sind die Asten die unerschütterliche Grundlage, auf welcher das Urtheil Lessing's ruht. Bekannt ist sein Geständniß über die „Poetik“ des Aristoteles, welche er für ein ebenso unfehlbares Werk erklärte, als die Elemente des Euclid nur immer seien. Er fügte hinzu: „Mit dem Ansehen des Aristoteles will ich schon fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte.“ Namentlich communiterte er den Satz des Aristoteles: „Die Tragödie ist die Nachahmung einer Handlung, welche vermittelt des Mitleids und der Furcht die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirkt.“ Wie der Aristotelischen „Poetik“ in der Hand begann er nun seinen zerschmetternden Kampf gegen die conventionelle Tragödie der Franzosen, gegen den franzosirenden Geschmack überhaupt. „Ein Anderes ist es“, sagt er, „sich mit den Regeln abfinden, ein Anderes, sie wirklich beobachten. Sines thun die Franzosen, dieses scheinen nur die Asten verstanden zu haben.“ Er zeigt, wie die großen Regeln der Asten bei den Franzosen zu einer heimlichen Vererrung und Bieterei, zu einer lästigen conventionalen Fessel geworden, namentlich in Bezug auf die sogenannten drei Einheiten der Tragödie, die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts. Die Einheit der Handlung fand bei den Asten obenan, und die Einheit der Zeit und die des Orts waren nur von abgeleiteter Bedeutung, wurden nur durch die Verbindung mit dem Chor nothwendig; die Franzosen dagegen gaben die Einheit der Handlung auf, kannten nichts von der griechischen Simplicität und betrachteten dagegen die Einheit von Ort und Zeit als für sich unumgängliche Erfordernisse. Da bei ihnen die Handlung selbst so verwickelt war, wurde die Einheit von Zeit und Ort um so unnatürlicher und deshalb auch im Stillen öfter durch allerhand Mitteln über die Seite gebracht. In dem Kampf gegen die sogenannte classische Tragödie der Franzosen, an der Lessing eben gar nichts Classisches, sondern nur eine moderne Caricatur der antiken Kunst zu finden vermochte, war es Corneille, den er am unerbittlichsten verfolgte. Noch mehr als Racine; denn von

len, scheint doch Bohns keine Ahnung davon zu haben, daß der Rationalismus seiner Zeit nur deshalb Lessing so zuwider war, weil er so halb, so freig, so phrasenhaft, so schal war, und daß er selbst in den wichtigsten Fragen viel rationalistischer oder richtiger viel rationaler und radicaler dachte als die gedankenlosen Vernunftprediger. Wenn Bohns mit besonderer Vorliebe sich über die „speculativen Tiefen“ ausläßt, welche den Dogmen des Christenthums einwohnen, und wenn er von Lessing meint, daß er, obgleich er jede äußere Autorität, die der Religion als Stütze dienen solle, aufhebe, andererseits doch die Erkenntniß der vollen religiösen Wahrheit immer in Aussicht stelle, und so die Hoffnung hegt, daß er dem Standpunkt, auf welchem die Theologie, erhoben über das nur historische Wissen, zur wirklich speculativen Theologie werde, sehr nahe käme, so müssen wir gegen diese ganz fremdartige Züge in Lessing hineintragende Charakteristik, gegen diese Hegelisirung des großen Kritikers den entschiedensten Protest einlegen. Lessing stand ohne Zweifel auf dem Boden einer speculativen Weltbetrachtung, wie sein großer Lehrer Leibniz, er war ebenso fern von einem schalen Deismus wie von einem äußerlich-gedankenlosen Supranaturalismus; Natur und Menschengeschichte stand vor seinem Auge als ein innerlich nothwendiger, von Stufe zu Stufe fortschreitender Entwicklungsproceß; aber diese speculative Weltbetrachtung war gar sehr verschieden von unserer Daub-Hegelschen sogenannten speculativen Theologie, welche in allen Dogmen „Tiefen“ findet, die mit logischen Formeln überdeckt werden, und nirgends die Oberflächlichkeiten, die äußerlichkeiten und Notheiten sieht, welche doch in so reichem Maße den dogmatischen Vorstellungen eigen sind.

Wenn Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ den Lehren von der Dreieinigkeit, der Erbsünde, der Genugthuung noch eine ideale Wahrheit abzugewinnen will, so sieht selbst durch diese kurzen und fast nur spielenden Andeutungen der kritische Genius hindurch; unzweifelhaft würde er aber, wie er dies z. B. in seinem Aufsatz über die Ewigkeit der Höllestrafen gethan, wenn er eine irgendwie gründlichere Entwicklung jener Dogmen gegeben, es nicht unterlassen haben, den positiven Gedanken eine Fülle von reinigender und auflösender Kritik hinzuzufügen. Das, worauf es uns aber vornehmlich hier ankommt, ist die Bestreitung der völlig verkehrten Auffassung Lessing's, nach welcher sein Hauptverdienst in Bezug auf die Theologie in der speculativen Erfassung ihres Inhalts bestanden. Das ist ganz unrichtig. Vielmehr ist einer seiner Grundgedanken von weitestgreifender Bedeutung der, daß die Religion unabhängig sei von der Theologie, von dem Meinungsstreit der Theologen und ihren Beweismitteln, daß die Wahrheit der Religion eine innere sei, unberührt von den schlechten oder guten Gründen der Theologen, von der Aufrechterhaltung oder Zerstörung ihrer Argumente. Die Religion ist für ihn nicht ein Wissen, sondern eine unmittelbare Gewissheit, ein Gefühl, welches im Innersten ruht und von dem ganzen historischen und dogmatischen

Apparat des Christenthums unabhängig ist. Will man dies „Gefühl“ Lessing's oder seine „inneren Wahrheiten der Religion“ identificiren mit dem romantischen Gefühl, welches strenggenommen gar nicht Gefühl, sondern Phantasie ist, oder auch nur mit dem Schleiermacherschen Gefühl, das sich vom Erkennen und Wollen abhört, so würde man jedenfalls sehr irre gehen; dagegen viel eher das Richtige treffen, wenn man den Inhalt dieses Gefühls in dem praktischen Christenthum, in der Herzensmoral, in der Religion der Liebe, oder, wie Lessing sagt, in dem Testament des Johannes sucht. Daß wir es ganz kurz sagen: Lessing war auch darin Aufklärer, freilich in der höchsten und idealsten Form, daß er vor allem auf das praktische Christenthum drang, daß die Religion für ihre volle Wirklichkeit und Bewährung nur in der Moral hatte, daß er eine Vereinfachung der Religion erstrebte, die in der Unterscheidung ihres ethischen Kerns von ihren historischen und dogmatischen äußerlichkeiten bestand. Mag man sich auch jetzt, wo man in der Schule der Romantiker und der speculativen Theologen gelernt hat, abschließend auf die Moral herabzusehen, über die Trivialität Lessing's erheben; mag man sich in den scholastischen Constructionen der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Gottes, der beiden Naturen u. s. w. selbstbelügend befriedigen — wir gönnen gern Jedem seine Frank — nur möge man Lessing nicht in diese Confusionen mit hineinziehen, ihn vielmehr auf der Stelle stehen lassen, wo er wirklich stand und mit viel größerer Sicherheit als die sich mit Phrasen und Formeln selbst beschwichtigenden speculativen Hegelianer. Wunderliche Sympathien, welche diese Herren haben! So redet Bohns mit einer Art von Beängstigung von der „dämonischen Kraft“ Lessing's in seinen Streitschriften gegen Göthe und mit Theilnahme und stillem Mitleide von dem „gewiß in mancher Hinsicht achtungswerthen Göthe“. Wozu diese kleinlichen Sentimentalitäten, und jetzt noch, da das Gericht der Weltgeschichte längst das Urtheil gesprochen hat? Von einer „dämonischen Gewalt“ des Lessing'schen Genies zu reden, ist überhaupt schon sehr verkehrt, da gerade in diesem Manne so gar nichts Dunkles, Naturgewaltiges war, Alles vielmehr aus dem lichtesten Bewußtsein und der überlegtesten Absicht hervorging. Und wäre es gewiß wichtiger gewesen, wenn in dieser öffentlichen und wahrlich sehr nothwendigen Züchtigung der läppischen, Alles in das Reich gehässiger Antike gehenden Pfaffenstheorie, wie Lessing sie zum Ring und Frommen der ganzen Zeit vollzog, mehr auf die wirklich lebensvolle, humoristische Behandlung der Sache aufmerksam gemacht wäre, in der zugleich wieder eine ersöhnende Kraft lag. Daß Göthe „ein in mancher Hinsicht achtungswerther Mann war“, soll gar nicht geltend werden; aber wozu diese triviale Wahrheit, da er doch eben in der Hinsicht, in welcher Lessing ihn bekämpfte, nichts weniger als achtungswerth war, vielmehr der Prototyp einer ewig hassens- und belämpfenswerthen Theologenclasse?

Auch bei der Beurtheilung des „Rathan“ in der

hier hervortretenden Stellung Lessing's zu den positiven Religionen finden wir Bohn in zu kleinlich-ängstlichen, seines großen Gegenstandes keineswegs würdigen Vorstellungen hängengeblieben. So, wenn er zugibt, es sei gewiß ein einseitiges Verfahren gewesen, daß der Dichter des „Nathan“ das christliche Moment nur in derjenigen Gestalt zur Anschauung gebracht, in welcher das von der Religion ausgehende reine Licht schon verdunkelt war, und wenn er noch hinzusetzt, „es liege ihm fern, Lessing, weil er dies gethan, rechtfertigen zu wollen“. Bedarf es hier aber wirklich noch einer Rechtfertigung? noch einer andern, als welche Lessing selbst schon gegeben, der sich auf die ganze historische Situation seines Gedichts, auf den aus der Geschichte bekannten Charakter des Saladdin u. s. w. beruft, um zu erklären, daß er keine idealen Figuren (Nathan und Saladdin) gerade im Judenthum und Mohammedanismus gesucht? Er will damit sagen, daß es nicht seine Absicht gewesen, das Christenthum als solches, im Ganzen und Großen, in seinen Einwirkungen auf die Sittlichkeit, unter Islam oder Judenthum zu stellen, daß er vielmehr nur den Satz habe bewahrheiten wollen, es könne ein Jude oder Mohammedaner ein besserer Mensch sein als ein Christ. Und liegt nicht gerade in dieser paradoxen Gegenüberstellung das stillschweigende und indirecte Zugeständniß, eigentlich müsse das Christenthum, seinem reinern Wesen nach, auch eine reinere Sittlichkeit herausgestalten, und es bleibe nur dann hinter Islam und Judenthum zurück, wenn es nicht zu seinem Rechte komme, wenn es nicht ein lebendiges und praktisches, sondern nur ein dogmatisches Christenthum sei? Allerdings ist in dem „Nathan“ der Hauptangriff auf Intoleranz und Glaubensfanatismus gerade auf die Intoleranz des Christenthums gerichtet, aber doch nur deshalb, weil sie hier am wenigsten stattfinden sollte und weil sie sich beim orthodoxen Juden oder Moslem weit eher ertragen läßt.

Nr. 5. Ueber die in letzter Stelle oben angeführte Schrift „Lessing als Theolog“ würde Referent sich billigerweise jedes Urtheils, ja jeder Anführung enthalten, wenn er nicht dem Wunsch der Redaction wenigstens insofern hätte nachkommen wollen, über die Intention seiner eigenen Arbeit und über seine Auffassung der Lessing'schen Theologie ein paar Worte hinzuzufügen. Es ist nicht gerade leicht, über Lessing noch etwas Neues zu sagen. So auch in Bezug auf seine Theologie. Aber möglich ist es doch, wenigstens insofern das Verständniß Lessing's zu fördern, als falsche und oberflächliche Auffassungen zurückgewiesen und die Grundzüge seines Wesens in aller Schärfe und Reinheit festgestellt werden. So durchsichtig-klar Lessing auch in allen seinen Expositionen ist, wird dadurch doch die Erkenntniß seiner positiven Gedanken sehr erschwert, daß er so Vieles, ja das Meiste in polemisch-antithetischer Form ausspricht, daß er überhaupt so flüchtig-dialektischer Natur ist, die Gegensätze und Paradoxien liebt, Experimente macht, zu Gedankenläufen ansetzt, nach Wahrheit sucht, ohne gerade jedes-

mal eine runde, ausgeprägte Wahrheit als einfaches Resultat abzusehen. Wie er selbst von sich sagt, ist gar sehr zu unterscheiden zwischen Dem, was γυμναστωρ, und Dem, was δογματικὸς gemeint ist. Aber dennoch ruhte bei ihm die unendliche Beweglichkeit des kritisirenden Geistes auf festen und einfachen Grundgedanken, welche überall die Zielpunkte seines Urtheils bildeten. So auch in seinen theologischen Ansichten. Hier ist der feste Kern das praktisch-ethische Christenthum, die Religion der Liebe, der Duldung, der Humanität. Von hier aus unternimmt er seine Streifzüge nach den verschiedensten Punkten eines äußerlichen und engherzigen Christenthums. Seine Hauptgegner sind immer der Dogmatismus und die Intoleranz, beide eng verschwistert, weil diese auf der Grundlage von jenem, auf der Voraussetzung eines privilegierten Wahrheitsbesizes ruht. So sicher und unumstößlich ihm die praktische Sphäre der Sittlichkeit ist, so frei, individuell und vervollkommnungsfähig will er den theoretischen Proceß der Wahrheitserkennung. „Nicht die Wahrheit, sondern das Wahrheitsstreben macht den Werth des Menschen.“ Der berühmte Fragmentenstreit hatte keinen andern Zweck und Inhalt, als die Unabhängigkeit des sogenannten „innerlichen Christenthums“ von der Geschichte, den sogenannten geschichtlichen Grundlagen, mit einem Worte von der Bibel auszusprechen. Jenes „innerliche Christenthum“, welches mit der Bibel und ihren äußerlich-historischen Wahrheiten weder noch fällt, nennt er auch die Religion Christi im Unterschied von der christlichen Religion, oder das „ausübende“ Christenthum im Gegensatz zum „beschaulichen“ mit seinen phantastischen Grillen und willkürlichen menschlichen Speculationen.

Es ist keine Frage, und auf diesen Punkt habe ich mit Absichtlichkeit immer und immer wieder hingewiesen, Lessing steht in alle Dem wesentlich auf dem Boden der Aufklärung. Er ist nichts Anderes als die reinsten und idealste Form der Aufklärung. Aber eben deshalb geht er auch über ihre beschränkten und gemeinen Erscheinungsformen weit hinaus. Zum rechten Verständniß der Lessing'schen Theologie scheint uns auch das wesentlich zu gehören, daß sein angeblicher Offenbarungssupranaturalismus auf den wahren Werth zurückgeführt wird. Die meisten Theologen nämlich, welche von Lessing'scher Theologie nichts kennen als seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ und aus dieser Schrift nichts herausgelesen haben als eine Rechtfertigung übernatürlicher und particularistischer Offenbarung zum Zweck der Erziehung der Menschheit, der leichtern und beschleunigten Introduction von Vernunftwahrheiten — möchten den großen Mann gern auf ihrer Seite behalten und getröstet sich daher seiner als eines Verteidigers der Offenbarung gegen die Annahmen einer selbstgenügsamen Vernunft. Sie sehen in ihm einen gemilderten Rationalisten, einen supranaturalen Rationalisten, kurz einen Mann, der mit ihren Halbheiten sich verträgt und ihren Wünschen zu Hülfe kommt. So unter Andern auch Nitsch, der sich mehr als die meisten Theologen mit Lessing beschäftigt

hat und ihn zu seiner Vermittelungstheologie verwenden zu können glaubt. Schade nur, daß diese Männer so gar keine Ahnung von der Schärfe und Tiefe des Lessing'schen Geistes haben! Schon aus der „Erziehung des Menschengeschlechts“ hätten sie es herauslesen können, daß die formelle Offenbarung, welche hier stehen bleibt, eben nichts als eine leere Form ist, daß der Inhalt der Offenbarung ein durchaus menschlicher, den jedesmaligen Bedürfnissen und Bildungszuständen der Menschheit entsprechender ist. Worauf es Lessing vorzugsweise in dieser Schrift ankommt, das ist die Perfectibilität der Offenbarung und zwar eine solche Perfectibilität, nach welcher nicht allein das Alte Testament dem Neuen Testament gegenüber ein Unvollkommenes und in die höhere Entwicklungsstufe Aufzukehendes ist, sondern nach welcher auch das Neue Testament wieder nur eine solche untergeordnete Stufe darstellt, deren Aufgabe ist, in das ewige Evangelium des Geistes überzugehen. Bei einer solchen Auffassung ist es doch gewiß mit einer Offenbarung im gewöhnlich theologischen Sinne, mit einer den Charakter der Untrüglichkeit und den Stempel der Göttlichkeit an sich tragenden Offenbarung zu Ende! Nimmt man aber noch den „Nathan“ und den in dem theologischen Nachlaß enthaltenen sehr beachtenswerthen Aufsatz „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion“ zu Hülfe, so ist es ganz unzweifelhaft, daß jene übernatürliche Offenbarung für Lessing nur eine Vorstellung der Accommodation war. Zeugt doch der ganze „Nathan“ von Anfang bis Ende für diese Interpretation! Denn hier wird die Intoleranz der sogenannten positiven Religionen bekämpft, eine Intoleranz, die auf nichts Anderm ruht, als auf dem Particularismus der Offenbarungsvorstellung, und die so lange nothwendig bestehen muß, als die Meinung sich erhält, die eine Religion habe ein göttliches Privilegium vor der andern, beruhe auf besonders göttlichen Kundgebungen, während die andern nur menschlichen Ursprung haben. Noch deutlicher tritt Lessing's wahre Meinung in dem schon genannten Aufsatz „Ueber die geoffenbarten Religionen“ hervor. Danach sind die positiven Religionen nichts als verschiedene conventionelle Zusätze zu der Einen natürlichen. „Und die beste positive ist diejenige, welche am wenigsten von derartigen conventionellen Zusätzen enthält.“ Mit einem Wort, Lessing ist in gewissem Sinne, soweit er auch sonst sich über die Abstractionen des Rationalismus, über die Vorstellung von einer fertigen und zu allen Zeiten selbigen Vernunft erhebt, ein vollendeter, ein consequenter Rationalist. Nämlich in dem Sinne, daß er die Offenbarung nicht für eine äußerliche und übernatürliche Belehrung an die Menschheit, sondern für eine innerliche und allmählig fortschreitende Entwicklung in dem Geistesleben der Menschheit hält. Und damit ist hoffentlich den Sympathien vieler Theologen für Lessing ein mal für alle mal ein Ende gemacht! Wenn Referent für sich irgend ein Verdienst in Anspruch nehmen darf, so möchte es dies sein, den theologischen Verfälschungen und Herabziehungen Lessing's zum Niveau der Massen mit aller

Kraft entgegengetreten zu sein. Denn auch das ist bekanntlich eine Art, sich des Einflusses großer Männer zu bedienen, daß man sie zu sich herabzieht und dann andrückt: „Er ist geworden wie unsereiner.“ Karl Schwarz.

## Berliner literarische Zustände.

### IV.

Vor allem stoße ich auf zwei neue literarische Erscheinungen von zwei renommirten Namen: die eine heißt „Krim-Girai“, von Theodor Mundt; die andere „Erinnerungsblätter“, von A. von Sternberg. Diese beiden Namen stehen beide auf gelbem Umschlag, und wenn man es vermag, seine Reflexionen darüber zu machen? Ich finde, daß der eine noch immer seine Bahn in erhöhter Kreisbewegung durchmisst und der andere vielleicht nur noch ein mal aufsteuert, um dann zu verfliegen. Im Uebrigen ist nichts boshafter, als literarische Reflexionen über den Tod zu machen.

Theodor Mundt, dessen historische Darstellungen über den „Kampf um das Schwarze Meer“ so verdiente Aufsehen gefunden, bringt im „Krim-Girai“ (Berlin, Schindler) ein Vorpiel des russisch-türkischen Kampfes. Krim-Girai ist nämlich jener große und etwas abendländisch-diplomatische Tatarenkhan, der Friedrich dem Großen aus Demuth für dessen Ruhm sich zum Bundesgenossen gegen Rußland erböt, und die sehr interessant geschriebene Unterhandlung zwischen ihm und Friedrich durch die preussischen Gesandten in Belgrad führt uns zugleich ein fein gemaltes Bild der türkischen Sitten jener Zeit vor. Bekanntlich machte Rußland bei dem Regierungsantritt Peter's III. Frieden mit Preußen, wurde Khan gefiel sich nun darin, Rußland auf's tatarisch zu verwüsten, nachdem die Pforte, ähnlich wie vor zwei Jahren Menschikow mit dem Paletot, Rußland den Krieg erklärt hatte. Damit entstanden jene russisch-türkischen Kriege, die sich bis heute eines Erbfeindes bis heute fortgesetzt haben. Das wird stets interessant, immer belehrend und verdienstlich sein, und Theodor Mundt ist Gott sei Dank! noch nicht alt geworden. Diese immer noch jugendliche Kraft zeigt sich so deutlicher in einer andern reichen Production, welche schon (Leipzig, Voigt und Günther) die Presse verlassen. Es ist die Novelle „Ein deutscher Herzog“. Dieselbe behandelt historisch, aber durchaus geschichtstreu denselben Stoff, in würdiger Weise in dem gleichzeitig erschienenen Buch „Der Bürgerkrieg zwischen Sachsen-Gotha-Altenburg und Weimar-Weimingen“ von A. von Bismarck (Gotha, Schmidt, 1871), mit den aus thüringischen Landesarchiven entnommenen historischen Actenstücken belegt, behandelt wird. Es scheint mir darin eine eigenthümliche und höchst interessante Episode in der deutschen Nationalgeschichte, in welcher ein freier, energischer und echt deutscher Geist, wie der Herzog Anton Ulrich von Weimingen, mit dem Wirbel der deutschen Reichsverfassung und des deutschen lieben Reichs- und Nationalismus auf's durchaus tragische und tragikomische Weise ringt.

Aber A. von Sternberg! Ist er schon so alt, daß er Memoiren schreiben will? Gott behüte ihn davor, denn er darf nicht alt werden! Und seine Erinnerungsblätter sind doch der ganze Sternberg, wie er lebt und lebt — in ihm leben wir alle, was er schreibt, — zu spät! Ja, Sternberg pflegt mit seltenem Talent einen Duktus auf irgend eine Richtung der Literatur zu legen, und ich möchte mir voraussetzen, daß nach ihm die Dichtung, Memoiren zu schreiben, verschwinden wird. O, Herr von Sternberg, wenn du und er sieht sein Bett nicht! Man hört den Herrn von Sternberg auf dem Parquet verfliegen und der Herr von Sternberg mit Staunen, daß ihm nicht einmal die Dichtung gelingen wird. Seine Erinnerungsblätter werden Sternberg für ein Moment en vogue bringen; aber dann wird er mit dem römischen Dichter sagen können:



lavori portum; apen ex fortibus valet;  
Nil mihi voluimus est. Luctus namq. alius.

Sein Hagen wird keinen Himmel wie der von Schia haben, oder der von Babil. Deshalb kommt Sternberg aus dem Pariser der Aristokratie plötzlich in den demokratischen Materialismus hinein! Deshalb sagt er, so stolz sonst, so weinerlich heute: „Ich verabsäume jene Bücher, die ich sonst geschriebe, denn ich weiß, wie man in Deutschland Politik treibt; daß die Partei, zu der man gehört, die Persidie und die Niederträchtigkeit hat, gerade zuerst die verfolgende Hand gegen Dem aufzuheben, der ihr in Zeiten der Gefahr Dienste geleistet.“ Sternberg wird von nun an keine Partei haben. Ich glaube im Uebrigen, daß Sternberg bessere Memoiren schreiben kann als diese gleichwohl sehr interessanten Aphorismen.

Noch zweier Erscheinungen erwähne ich hier, welche die breiter Literatur brachte: „Pariser Stereoskopen“ von C. Kossak, dem beliebten Feuilletonisten, und eine neue Art Revue: „Der Lesarten, neue deutsche Haus- und Familienbibliothek“ (Berlin, R. Stige). Das erste Werk mit seinem zungenzerbrechenden Titel zeigt uns pariser Silhouetten von sehr nüchterner Anordnung; Kossak fährt allen Diskussionen über die Pariser und ihren dion des bons gens mittheilslos in die Haare; aber der berliner Feuilletonist, der berliner Janin ist auch nicht ganz vom Stuhl; man sieht, ohne daß er es glaubt — qu'il est aussi pris au mollet! — Das zweite Werk empfiehlt sich durch Aufsätze von G. von Raumer, A. Boettch und C. F. Wichelet als ein sehr beachtenswerthes, nur scheint mir das Werk zu wenig vielseitig zu sein, ein Mangel, dem aber wol in Zukunft leicht abgeholfen werden kann. \*)

Die Kunst steht bekanntlich in Berlin sehr hoch; besonderes Ansehen genießt die Malerei; denn erstens hat Cornelius etwas Hindus hergebracht und zweitens hat Berlin eine Akademie, und eine Akademie ist bekanntlich nichts Kleines. Aber ich wollte eigentlich von dem kleinen Mangel reden, dem kleinen Mangel Mangel, der den alten großen Krieg wieder lebendig gemacht und allen seinen Generalen wieder gesunde Glieder zu geben vermocht ist. „Aus König Friedrich's Zeit“ ist ein Album, von welchem jetzt die dritte Lieferung erschienen ist; sie enthält wie die beiden ersten die Porträts von Generalen aus der Zeit Friedrich's des Großen, die von Mangel gemalt und von Eduard Kresschmar in Holz geschnitten sind. Da steht Prinz Heinrich, des Königs rechte Hand im Felde, vor einem Feldtische, den eine Landkarte bedeckt; man sieht förmlich, wie er beschäftigt ist, einen Plan zu entwerfen; dann Schwerin mit der Fahne, die sein Leichenfeld wurde — so ehrlich und fest auf den Feind schauend, daß er der Kugel leid thun mußte, eine so große Heldenbrust zu haben; endlich Belling, der verwetterte Husaren-generals, der wie ein Fuchs in die Ferne sieht. Ich fürchte nur, daß der kleine Mangel, so trefflich er auch malt, am Ende damit einseitig wird; denn man sieht den Zeichnungen an, daß das Land; liegen soll. \*\*) Die königliche Glasmalerieanstalt

\*) Über die meisten dieser literarischen Erscheinungen gedenken wir noch ausführlichere Berichte zu bringen. Was A. von Sternberg's Erinnerungsbilder betrifft, so enthalten sie, außer vielem mäßigen und unbedarften Geplauder, jedenfalls auch so manche geistreiche Bemerkungen und treffende Bemerkungen, zu denen die oben mitgetheilte über die Parteiunbandbarkeit ohne Zweifel auch gehört.

D. Red.

\*) Derselbe Historienzeichner rätet mit Illustrationen im Ganzen an Zahl 400, die neue durchgesehene Auflage von Franz Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen“ aus, die im Verlage von Neumann in Leipzig herabgewerke herauskommt. Ein gleichzeitig erscheinendes, dem Friedrichskultus gewidmetes Werk ist: „Friedrich im Großen. Für das deutsche Volk dargestellt von Ludwig Hahn. Mit zehn Porträts und zehn Bildern aus Friedrich's des Großen Leben. Nach Originalzeichnungen von W. Camphausen in Düsseldorf.“ (Berlin, Dietz, 1866). Letzteres Werk erscheint in zehn Lieferungen à 10 Ngr. und soll im Laufe dieses Jahres vollendet werden.

D. Red.

hat ebenfalls etwas Neues geliefert, nämlich die untere Hälfte eines der beiden 88 Fuß hohen Fenster, die der König für die Maxientirche in Straßund bestimmte. Das ganze Fenster wird die Ansetzung der Könige, nach J. Moll, enthalten und zeigt jetzt vorerst nur die Figuren der vier Evangelisten, weiß auf blauem Grunde, inmitten eines architektonischen Ornaments. Der Entwurf des Ganzen ist von J. Glinzki. Der König der Locomotiven, der im vorigen Jahre verstorbene Maschinenbauer Borsig, ist als Büstenmodell in dem Atelier Rauch's aufgestellt.

Während die Theuerung es ist, die allen Berlinern den Magen drückt, und morbus Cholera, die gespenstische Furie, ihnen noch das Wenige verleidet, was sie sich zu essen erlauben dürfen, spenden doch die Wäsen ihr göttliches Manna, und hieron können die Berliner bekanntlich gute Portionen zu sich nehmen. Unsere Hof-Theaterbühne hat seit den wenigen Wochen ihrer neuen Thätigkeit classische Nahrung in Menge vorgelegt; die Berliner sind entzückt darüber und gehen gar nicht hin! Essen sie nicht Shakespeare, so essen sie Sophokles; essen sie nicht Sophokles, so doch Goethe — die Hofbühne erstreckt den Berliner mit guten Speisen, sie ist unerbittlich und — dennoch ist die Cholera in Berlin! Begreifen Sie, welches Opfer unsere Schauspieler bringen, die nur noch classisch declamiren können; sie sind von der vorigen Saison her noch so leidend, daß nicht weniger als 15 Mitglieder dieses Instituts noch nicht durch zweimonatlichen Urlaub wieder erholt sind. Leider bin ich nicht im Stande, von dem Ergebnisse jenes curiösen Processes zu berichten, den Fendrich dem Redacteur der Theaterzeitung, Schlivian, wegen Verleumdung anhängt hat. Ich berichte aus dem ganz einfachen Grunde nicht darüber, weil er noch nicht verhandelt, sondern bis aufs Unbestimmte vertagt worden ist. Die berliner Clique spielt bekanntlich dabei eine Hauptrolle, wie sie dieselbe im Uebrigen bei gewissen Success immer gespielt hat; es ist dies eine Geschichte, die ich für wahr halte, obgleich sie mir durch einen Augenzeugen erzählt wurde.

Unsere Oper macht noch keine Anstrengungen, classisch zu erscheinen; sie ist seit lange sehr bescheiden, und die Berliner finden Alles, was bescheiden ist, außerordentlich schön; eine ganz neue Elasticität wird aber von ihr ausgehen, wenn Richard Wagner's „Lauhäuser“, den man zur Aufführung vorbereitet, den Tempel des märkischen Apollo betreten wird; eine ganz neue Elasticität, welche die Berliner vielleicht mit all ihrem classischen Verstande nicht begreifen werden. Haben Sie Berlin — gestatten Sie mir diese Frage ganz à propos — vielleicht schon musizieren gehört, ich meine in den letzten Jahren? Ich versichere Ihnen, daß es nichts Musikalisches gibt als die Stadt an der Spree! So bin ich z. B. inmitten von fünf Fortepianos im Preise von 200—20 Thln. und darunter; alle Fenster stehen auf und von Morgens 8 Uhr bis Abends 11 Uhr höre ich diese herrlichen Präludien, deren Verdienst ich leider nicht zu würdigen vermag. Ach, dieses musikalische Berlin! Nichts ohne Musik! Geht man, von menschlichem Durst befallen, in ein Caffeehaus — Blechconcert! Sucht man frische Luft zu schöpfen — Blechconcert! Will man einen Garten besuchen — Blechconcert! Die Harmonie darf nirgends fehlen, und ein einziger Rettungsanker ist noch für unharmonische Seelen da — der Winter! Der alte Mann ist fürwahr liebenswürdig, als er scheint.

Berlin sonst und jetzt — welch ein Unterschied überhaupt! Früher war die preussische Residenz Kleinbürgerlich, knickerig, philistös und tothig; heute hat sie Dandymanieren angenommen, scheint luxuriös und fashionable zu sein und trägt Glacehandschuh. Man betrachte nur die neuen Bauten seit zehn Jahren — nur Paläste, und diese Pracht strigt sich noch immer fort. Jedes etwas ansehnliche Haus in einem Winkel, dem das Schicksal nicht eben Ansehen von zweifelhafter Delicatesse verleiht, zieht ein neues Kleid an und läßt seine lustigen Mauern selbst mit Delfarbe streichen; in den großen und kleinen Handelsadern der Stadt ist eine wahre Wuth, elegante Läden aus dem Parterre zu machen und nach Art der pariser Mode, statt

der Wände am Eingange; schlank eiserne Säulen einzuklemmen, um dem Laden so viel Raum wie möglich zu verleihen. Andererseits haben auch die königlichen Gebäude einen sonst seltenen Charakter von Eleganz angenommen, so z. B. die Säulenhalle des neuen Museums, die vereint den Dom und das Museum miteinander verbinden soll; das neue Handelsministerium; das Palais des Prinzen Adalbert und die festungsartigen Kasernen.

Edward Schmidt.

### Zur slawischen Literatur.

Lied vom Petruszuge Igor's gegen die Polowzer. Ältestes russisches Sprachdenkmal aus dem 12. Jahrhundert im Urtext, mit Commentar, Grammatik, Glossar und einer metrischen Uebersetzung, herausgegeben von August Bolk. Berlin, E. Schöne. 1854. 8. 20 Rgr.

Wie der Verfasser sich in der Einleitung zu dem Werke ausdrückt, so hatte er bei seiner langwierigen, mühseligen Arbeit die Absicht, den Urtext des Liedes kritisch gesichtet und mit Commentaren derjenigen Stellen, welche Beleuchtung oder Aufklärung verlangen, zu liefern, daran eine treue metrische Uebersetzung des Gedichts zu knüpfen und mit einem Glossar, in welchem jedes Wort unter Angabe des Gesangs und Verses, in welchem es vorkommt, grammatisch definiert ist, zu schließen.

Die außer Einleitung und Grammatik fünf Bogen starke, sehr splendid ausgestattete Brochüre enthält: 1) das Nöthige in Betreff der Lautlehre, insofern diese von der modernen Sprache abweicht; 2) im grammatischen Theil die Declinationstabellen der Substantiva, Adjectiva und Pronomina, die Conjugationstabelle der Verba und das Wissenwerthe hinsichtlich der Numeralia, Präpositionen, Adverbien, Conjunctionen und Interjectionen, Alles von den dazu gehörigen vollständigen Belegen und Bemerkungen begleitet; 3) die 12 Gesänge mit 97 Notizen; 4) die metrische Uebersetzung derselben und 5) das Glossar mit Zahlenhinweisungen auf Gesang und Vers des Urtextes.

Die Art und Weise, wie sich der Verfasser seiner Aufgabe entledigt hat, verdient jedenfalls große Anerkennung und deutet auf sehr gründliche, umfassende Studien, die demselben um so mehr Mühe gemacht haben müssen, als er, wie er selbst sagt, nur über mangelhafte Quellen zu verfügen hatte und gerade hier von Denjenigen, deren Pflicht es gewesen wäre, die Sache zu fördern — ich meine von den Russen — im Stiche gelassen worden ist.

Das Werkchen wird, ungeachtet es der Berücksichtigung vollkommen würdig ist, in Deutschland einen nur sehr beschränkten Leserkreis finden können; denn die Zahl Derjenigen unter uns, welche es der Mühe werth halten, der slawischen Literatur einige Aufmerksamkeit zu schenken, ist sehr gering, trotzdem man in anderer Hinsicht auf so manche russische Sympathien stößt. Es wird daher sein Publicum vorzugsweise in Rußland selbst suchen müssen, und dort wird man auch wol entscheiden, ob die Frage der Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur: in welcher Sprache das Gedicht geschrieben sei, in Bolk's Antwort: sie sei das Product des Entwicklungsprocesses der lebendigen, zum ersten mal in der Schrift gebrauchten Volkssprache unter dem Einfluß kirchenslawischer Bildung, ihre Erledigung findet.

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft hat die Ausgabe einer mit deutschen Typen gedruckten polnischen Bibel veranlaßt, welche Anfang dieses Jahres beendigt worden ist. Hat die Officin von Graß, Barth u. Comp. (W. Friedrich) in Breslau einerseits für eine der Würde des Buchs entsprechende Ausstattung gesorgt, so ist andererseits seine musterhafte Correctheit zu rühmen, welche sie weit über die 1846 bei Karl Tauchnitz in Leipzig erschienene Ausgabe stellt. Die starke, vorzugsweise für Schlefien bestimmte Auflage (5000 Exemplare)

beweist, wie zahlreich das polnische Element daselbst noch vertreten sein muß und wie verhältnismäßig gering bisher die Erfolge gewesen sind, die man erzielt hat, indem man sich bestrebt, die Provinz zu germanisiren. Die Oberschlesier sind im Ganzen genommen gute Preußen, ihren Gott und ihre Sprache jedoch lassen sie sich nicht nehmen. Daß es mit der letztern, dem sogenannten Wappensprache, nicht so gar schlimm stehen muß, geht wol schon aus dem Umstande hervor, daß Dörfern, welche sie sprechen, ein Werk, die Bibel, versehen, das in reinem Polnisch geschrieben ist.

### Notizen.

#### Die Entartung des menschlichen Geschlechts.

Eine Schrift, die eigentlich nicht in den Kreis d. B. zu fallen scheint, erwähnen wir eines merkwürdigen Schlusses wegen, der von dem darin behandelten Gegenstande auf die vermeintliche oder wirkliche physische und moralische Schwächung und Entartung des menschlichen Geschlechts gemacht wird. Wir meinen die in Paris erschienene Schrift: „De la dégénération physique et morale de l'espèce humaine déterminée par le vaccin“, von dem Arzt Verdet-Desjardins. Der Verfasser ist nämlich der Ansicht, daß das Schutzpockenfeinestwegs dem menschlichen Geschlecht zum Segen gereicht habe, daß vielmehr erst von dem Zeitpunkt seiner Einführung mit Anwendung an die allmähliche Entartung des Menschengeschlechts ihren Anfang genommen habe. Er sagt: „Das menschliche Geschlecht geht abwärts; den kraftvollen Geschlechtern vergangener Jahrhunderte ist eine kleine, bager, schwächliche, verkrüppelte, lahmlöppige und blödsichtige Generation gefolgt, deren Charakter trübsinnig, deren Einbildungskraft ohne Lebhaftigkeit, deren Geist ärmlich ist.... Die gegenwärtige Generation ist neuen Krankheiten unterworfen, und zahlreiche ältere sind häufiger, verderblicher und mörderischer geworden. Die intellectuellen Eigenschaften haben an dieser Entartung theilgenommen.... Der Fortschritt ist gelähmt.... Die einzige Ursache dieses vielfachen Unheils sind die Schutzpocken.“ Der Verfasser scheint anzunehmen, daß durch die natürlichen Pocken, welche man ihnen freien Lauf ließ, die bösen ungesunden Kräfte aus dem menschlichen Körper fortgeschafft worden seien, jetzt aber durch das künstliche Schutzmittel der Impfung größtentheils im Körper zurückgehalten würden. Es ist dies eine Meinung, auf die näher einzugehen wir den Fachmännern überlassen müssen. Nur einen Punkt der Schrift wollen wir noch kurz berühren. Der Verfasser führt an, daß es jetzt in Frankreich unmöglich sei, Compagnien von lauter Leuten von 5 Fuß 6 Zoll zu bilden. Auch hieran sei die Impfung schuld. Die Thatfache ist allerdings nach officiellen statistischen Angaben fest. Man ist doch ohne Zweifel beachtenswerth, daß sich diese Abnahme der Körperverhältnisse gleich bei derjenigen Generation gezeigt hat, die auf die langjährigen Napoleon'schen Kriege gefolgt ist. Ist es nicht vielleicht näher, diese Abnahme, statt der Schutzpockenimpfung und andern Ursachen, vielmehr jenen blutigen Kriegen zuzuschreiben, indem hunderttausende gerade der kräftigsten, gesunden und in ihrer Jugend- und Mannesblüthe stehenden Franzosen jahrelang außer Landes waren oder auf den Schlachtfeldern fielen, und daß währenddessen das Fortpflanzungsgeschlecht gerade den schwächern, körperlich untüchtigeren oder in hohen Jahren stehenden Männern überlassen blieb? Nach dem verheerenden Siebenjährigen Kriege, welcher die Blüthe des französischen Volks hart mitnahm, ist es, wie auch wol noch jetzt, wahrscheinlich schwerer als früher gefallen, noch jene compacten Grenadierbataillone von Riesen zu bilden, welche während des Siebenjährigen Kriege der Stolz der preussischen Armee waren. Vielleicht ist auch die Verkrüppelung der Römer zum Theil zum größten Theil den unablässigen Kriegen und Kriegen zuzuschreiben, welche gerade immer die kräftigsten und gesundensten Männer vom häuslichen Herde fortzogen und

aussehen. Es wäre vielleicht interessant zu untersuchen, ob sich nicht in den Bezirken Deutschlands, die von den früheren Kriegen, namentlich dem Dreißigjährigen, vorzugsweise heimgesucht wurden, eine größere Abnahme der Körpergröße und Körperkraft gegen sonst verspüren läßt, als in den von Kriegen weniger hart mitgenommenen Landstrichen.

### Zur Orthographie der Eigennamen.

Die „Quarterly review“ enthält vor einiger Zeit einen Artikel über eine Reihe Wörterbücher und literarischer Werke, worin wir auf einige beachtenswerthe Fingerzeige und Bemerkungen stießen. W. Smith, der Verfasser eines „Dictionary of Greek and Roman biography and mythology“, eines „New classical dictionary of ancient biography, mythology and geography“ u. s. w., hat den Vorschlag gemacht, die Orthographie fremdländischer Eigennamen zu purifiziren, d. h. diese Namen so zu schreiben, wie sie von dem betreffenden Volke geschrieben wurden. Der Verfasser des Artikels in der „Quarterly review“ gibt zwar die Menge Anomalien zu, die infolge der jetztigen, auf altenglischem Ussus beruhenden Orthographie entstanden seien, sagt aber dann: „Wir verwerfen jedoch jede Aenderung und zwar einfach aus dem Grunde, weil solche Anomalien durch den Gebrauch von Jahrhunderten und durch aufeinanderfolgende Generationen von Classikern in einer Sprache, welche seit langem ihr augusteisches Zeitalter erreicht und mit glauben bereits hinter sich hat, functionirt sind und mithin zu den stehenden Normen dieser Sprache gehören und zu ihrer Reinheit und Integrität nothwendig sind.“ Wenn man, fragt der Reviser, „Makedonia“ und „Kaisareia“ statt „Macedonia“ und „Cesarea“ schreiben wolle, müsse man dann nicht folgerichtig verlangen, daß man auch „Venezia“ und „Firenze“ statt „Venice“ und „Florence“ und „Sachsen, Preussen, Oestreich“ statt „Saxony, Prussia, Austria“ schreibe? Das deutsche Purificationssystem dürfte für die Engländer nicht maßgebend sein; „dann“, fährt er fort, „die klassische Sprache Deutschlands begann erst vor weniger als einem Jahrhundert festgestellt zu werden. Sie ist erst halb festgestellt, und was gerade den hier betretenen Punkt betrifft, sieht es auch nicht danach aus, daß sie überhaupt je gänzlich festgestellt werden wird... Die Praxis der Deutschen, griechische und lateinische Namen in aller nur immer möglichen und willkürlichen Weise, nach griechischer, lateinischer, französischer und deutscher Art zu schreiben, ist noch ein Chaos von Grubritäten, das theils nach Barbarismus, theils nach Pedanterie schmeckt und das, wir hoffen es aufs innigste, niemals von unsern kritischen Gelehrten zum Vorbild genommen werden wird.“ Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir, daß die „Edinburgh review“ in ihrem Aprilhefte folgende Worte: „Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen“, von A. F. Pott, „Essai historique et philosophique sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux“, von E. Salverte, „On the names, surnames and nicknames of the Anglo-Saxons“, von J. M. Kemble, und „An essay on family nomenclature“, von Mark Anthony Lower, einem unmissenden und interessanten Artikel zugrunde gelegt hat, auf welchen wir hiermit die Liebhaber dieses Themas verweisen haben wollen.

H. M.

### Die Buchdruckerei des Griechen Koromilas in Athen.

Die Buchdruckerei des Griechen Andreas Koromilas ward 1834 in Aegina gegründet, und es erschienen damals in ihre Werke der Dichter und Schriftsteller des alten Griechenland in der Pataphrasie und mit Commentaren des gelehrten Griechen Neophytos Dufas, welche, die Zahl von 85,000 Bänden ausmachend, auf Kosten des Lesers selbst gedruckt und auf seinen Wunsch an die einzelnen Schulbibliotheken, an die Lehrer, sowie an bedürftige Schüler unentgeltlich vertheilt wurden.

Im Jahre 1837 verlegte Koromilas seine Anstalt nach Athen und begann daselbst den Druck der Werke zum Unterricht in allen Schulen des Orients. Namentlich unternahm er die Herausgabe von Wörterbüchern, an denen damals ein empfindlicher Mangel in Griechenland war, z. B. des französisch-griechischen Wörterbuchs von Palisoglu, des „Λεξικόν ἑπταμὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης“ von Skarlatos Byzantios (1839), des „Λεξικὸν ἑλληνικὸν καὶ γαλλικόν“ von Demselben (1846) und anderer bemerkenswerther Bücher. Im Jahre 1840 erhielt Koromilas von Seiten des Patriarchats in Konstantinopel die Aufseherung, dorthin zu kommen, um den Druck der Kirchenbücher, zum Theil mit rothen Lettern, zu besorgen. Er entledigte sich mit Eifer dieses Auftrags, worauf er, die Druckerpressen daselbst zurücklassend, deren er sich bedient hatte und welche noch gegenwärtig dort thätig sind, nach Athen zurückkehrte. Hier unternahm er im Jahre 1847 die Anfertigung von Formen zum Druck von ABC-Büchern für den Gebrauch der Schüler in den Elementarschulen, an welchen damals in Griechenland ebenfalls noch großer Mangel war. Sodann ging er zu der Veranstaltung stereotypirter Ausgaben aller Unterrichtsbücher für die Elementar- und für die hellenischen Schulen über, wodurch es ihm möglich ward, diese Bücher zur Hälfte und sogar zum Drittheile des frühern Preises den Schülern zu liefern. In dem kurzen Zeitraume von 1848—54 druckte er für die Gemeindeschulen mehr als 35 Werke in 16., im Ganzen zu 90 Druckbogen, für die hellenischen Schulen zehn Werke in 8., im Ganzen zu 100 Druckbogen, und außerdem namentlich das „Λεξικὸν τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης“ von Skarlatos Byzantios (1852), mit einem besondern Verzeichnisse der griechischen Eigennamen, sowie der Angaben der altgriechischen Gewichte und Maße, im Ganzen mehr als 113 Druckbogen in stereotypirter Ausgabe. Gegen Ende des vorigen Jahres war Koromilas mit der Vollendung der stereotypirten Ausgabe des französisch-griechischen und griechisch-französischen Wörterbuchs von Skarlatos Byzantios in 90 Druckbogen beschäftigt. Aus allem Dem kann man wenigstens abnehmen, daß in der kleinen Stadt Athen in kurzer Zeit die Buchdruckerkunst, für welche es dort vor dem Jahre 1833 selbst an allen und jeden Anfängen fehlte, nicht unbedeutende Fortschritte gemacht hat, was zum Theil und im Wesentlichen als das Verdienst des genannten Griechen A. Koromilas, seines aufgekärten Eifers und seiner Ausdauer anerkannt werden muß und auch auf verschiedene Weise gebührende Anerkennung gefunden hat. Man kann die Zahl der einzelnen Werke, welche Koromilas in jedem Jahre für die Elementar- und die hellenischen Schulen, für die Gymnasien und für die Universität herausgegeben hat, zu 600,000 Exemplaren veranschlagen, die im Allgemeinen zu sehr niedrigen Preisen verkauft werden. 5.

### Bibliographie.

Allihn, F. H. A., Die Umkehr der Wissenschaft in Preussen. Mit besonderer Beziehung auf Stahl und auf die Erwiderungen seiner Gegner, Professor Branitz in Breslau und Professor Erdmann in Halle. Ein Beitrag zur neuesten Culturgeschichte. Berlin, Schindler. Gr. 8. 1 Thlr.

Balzer, E., Aus dem Evangelium. Wahrheit und Dichtung. Nordhausen, Förstmann. 16. 22½ Ngr.

Beste, W., Wegweiser zum inneren Frieden. Christliche Meditationen. Leipzig, G. Mayer. 8. 15 Ngr.

Bibra, C. Freih. v., Die narkotischen Genussmittel und der Mensch. Kürnberg, Schmid. Gr. 8. 2 Thlr.

\*) Dasselbe erschien in erster Ausgabe 1839. Es ist auf Grund der bisher erschienenen griechischen Wörterbücher, namentlich nach H. Stephanus bearbeitet und in der zweiten Ausgabe mit einem Lexikon der in den griechischen Classikern vorkommenden Eigennamen bereichert worden.

- Conrad, G., Die letzten Messenier. Trauerspiel in fünf Acten. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Dichterkönige. Von S. Scherr. Leipzig, D. Wigand. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Dieterici, K., Joseph. Ein idyllisch-episches Gedicht in fünf Gesängen. 2te Auflage. Langenmünde, Doeyer. 8. 15 Ngr.
- Düringsfeld, Ida v., Clotilde. Eine Geschichte zweier Herzen. Berlin, Stage. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Feldmann, L., Deutsche Original-Lustspiele. 7ter Band. Neue Folge. 1ster Band. Berlin, Stage. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Förstmann, C. G., Kleine Schriften zur Geschichte der Stadt Nordhausen. I. Mit einer Steindrucktafel. Nordhausen, Förstmann. Gr. 8. 20 Ngr.
- Grimme, W., Gedichte. Münster, Cazin. 16. 27 1/2 Ngr.
- Gesekiel, G., Alexander II. Nicolajewitsch, Kaiser von Rußland. Eine biographische Notiz. Berlin, Rauch. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Hiemer, K., Briefe eines Stäubigen an die Nichtgläubigen. Spaichingen, Kupferschmid. 8. 14 Ngr.
- Jolowicz, H., Polyglotte der orientalischen Poesie. In metrischen Uebersetzungen deutscher Dichter mit Einleitungen und Anmerkungen. 2te veränderte Ausgabe. — A. u. d. T.: Der poetische Orient, enthaltend die vorzüglichsten Dichtungen der Afghanen, Araber, Armenier, Chinesen, Hebräer etc. 2te veränderte Ausgabe. Leipzig, O. Wigand. 4. 4 Thlr.
- Kahlbau, C. G., Napoleon auf Helena. Historisch-romantisches Drama in fünf Aufzügen. Langenmünde, Doeyer. 8. 1 Thlr.
- Kemmler, G., Liebesklänge vom Rigi. Allen Rigi-fahren gewidmet. Reutlingen, Kurz. 16. 8 Ngr.
- Kirchhoff, K. C., Israel und die Völker. Ein christlicher Dithyrambus. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 4 Ngr.
- Kossak, C., Pariser Stereoskopen. Berlin, Stage. Gr. 16. 1 Thlr.
- Dr. Martin Luther. Kurze poetische Schilderung seines Lebens und Wirkens. Weimar, Kühn. Gr. 16. 2 1/2 Ngr.
- Menzel's, W., Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. 5te umgearbeitete Ausgabe in fünf Bänden. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.
- Munk, L., Arim-Girai, ein Bundesgenosse Friedrichs des Großen. Ein Schauspiel der Russisch-Türkischen Kämpfe. Berlin, Schindler. 8. 1 Thlr.
- Neumann, W., Regierung. Vorläufer des größeren Werkes: „Die Gesellschaft“. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 10 Ngr.
- Nicolai, A., Lebensklänge aus der Gemeine. Geistliche Lieder. Berlin, W. Schulze. 16. 20 Ngr.
- Niendorf, Emma, Aus London. Dissolving views. Berlin, Stage. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Oppenheim, S., Die Natur des Geldes. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 2 Thlr.
- Raumer, R. v., Ueber deutsche Rechtschreibung. Wien, Gerold. Gr. 8. 18 Ngr.
- Die Regenten des ehemaligen deutschen Reiches und der gegenwärtigen größeren und mittleren Staaten Europa's, theils von den frühesten Zeiten, theils vom Mittelalter an bis zum Jahre 1855. In chronologischer Folge, nach den neuesten zuverlässigsten Quellen entworfen. Karlsruhe, Gessner. Gr. 8. 5 Ngr.
- Riehl, W. F., Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. 3ter Band, 3ter unveränderter Abdruck. — A. u. d. T.: Die Familie. 3ter unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Rodenberg, J. v., König Harald's Totenfeier. Ein Lied am Meere. 3te Auflage. Marburg, Elwert. 16. 5 Ngr.

- Sallmayer, J., Philippine Besser. Original-Schauspiel in fünf Acten. Augsburg. 1854. 8. 16 Ngr.
- Scheide, L., Der Klosternecht. Historischer Roman in drei Bänden. Wien, Stockholzer von Hirschfeld. 1854. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Die Rebellen. Historischer Roman in drei Bänden. Ebendasselbst. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Schmidt, S., Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. 2te durchaus umgearbeitete, um einen Band vermehrte Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Perbig. Gr. 8. 1 Thlr.
- Schultz-Schultzenstein, C. H., Neues System der Psychologie. — A. u. d. T.: Die Bildung des menschlichen Geistes durch Kultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 5 Thlr.
- Schulz, C. W., Reise in das gelobte Land im Jahre 1851. Mit dem Bildniß des Verfassers, einem die Reise betreffenden Briefe des Hofraths Dr. v. Schubert an denselben, einer Karte und 18 größtentheils nach der Natur aufgenommenen Abbildungen. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Rülken a. d. Ruhr, Rietten. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Smidt, F., Historisch-romantische Erzählungen aus Schwabens Vorzeit. I.: Der Untergang des Föhringer Königs-Schloßes. Berlin, Habel. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.
- Stein, L., Jakob zu Bethel. Predigt nach Gebeten gehalten bei der feierlichen Grundsteinlegung der Hauptkirche zu Frankfurt a. M. den 28. Juni 1855. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.
- Teufelsdrücker! Bilder-Witze und Witze-Bilder aus dem Album eines lachenden Teufels, gesammelt von Teufelsdrücker 99sten und herausgegeben von Satanas Brennde Diebstahl. Mit vielen Karikaturen, Illustrationen u. Berlin, Funk. 8. 7 1/2 Ngr.
- Thesmar, F. F. J., Die Tage des preussischen Bundeslandes bei dem Schluß der Legislaturperiode im Jahre 1855. Ebersfeld, Bader. Gr. 8. 3 Ngr.
- Waldner, W., Die Pilgerin. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Weber, P., Die Schlacht bei Laupen! Epische Dichtung in neun Gesängen. Winterthur, Steiner. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.
- Wechsler, B., Die Einweihung des neuen Gotteshauses der israelitischen Gemeinde zu Oldenburg. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3 Ngr.
- Willkomm, G., Von Berlin nach Hamburg. Reise-Erinnerungen aus Lübeck und Hamburg. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.
- Wolf, A., Oesterreich unter Maria Theresia. Wien, Gerold. 8. 4 Thlr.

### Tagesliteratur.

- Die Hoffnung Polens auf die Wiederherstellung des polnischen Reiches mit Hilfe Frankreichs und des Hauses Napoleon. Eine historische Beleuchtung der Adresse des Senats an Louis Napoleon. Berlin, Rauch. Gr. 8. 10 Ngr.
- Klapka, G., Der Krieg im Orient in den Jahren 1853 und 1854 bis Ende Juli 1855. Eine historisch-kritische Uebersicht der Feldzüge an der Donau, in Asien und in der Türkei, mit einem Blick auf die mögliche Wendung der künftigen Ereignisse. Deutsche Original-Ausgabe. Gief, Lauffer u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.
- Drei Englische Parlaments-Reden über den Krieg der Westmächte gegen Rußland. Berlin, Rauch. Gr. 8. 5 Ngr.
- Die letzte Session der preussischen Kammer. Berlin, Hitzel. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Wichtiges medicinisches Werk.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Watson (Th.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.

Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **Dr. J. H. Steinau**.

Vier Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Watson's berühmtes Werk, das in England rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich dort wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studierenden der Medicina befindet, liegt mit dem sechsten erschienenen vierten Bande nunmehr auch in seiner deutschen Bearbeitung vollständig vor. Die competentesten Richter in England wie in Deutschland sind darüber einig, dass von allen in der neuern Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet, wie Watson's Werk und dass dasselbe in jeder Hinsicht von grossem bleibendem Werthe ist.

Verlag von **Hermann Costenoble** in Leipzig:

Sechsen erschien und ist in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

### Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule.

Ein Handbuch für Väter und Erzieher

von

**Friedrich Körner,**

Oberlehrer an der Realschule zu Halle.

(Des Buchs der Erziehung zweite Abtheilung.)

Kl. 8. Brosch. 27 Sgr.

Allen gebildeten Vätern, insbesondere allen Vätern, welchen die Erziehung ihrer Söhne, allen Erziehern, welchen die Pädagogik ihrer Schlinge zu gefunden kräftigen Menschen, zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft nahehaft am Herzen liegt, allen Lehrern, die mit Hilfe des Väterhauses nicht bloß unterrichten, sondern wirklich erziehen wollen, können wir vorstehendes Werk auf das wärmste empfehlen.

Der anerkannt tüchtige Verfasser hat in vorstehendem Werke den reichen Schatz seiner Erfahrungen als Erzieher niedergelegt und es ist darum durchaus praktisch. Der reiche Inhalt ist kurz folgender: Erstes Buch: Das leibliche Leben und die äußern Bedingungen der Erziehung. Zweites Buch: Die Bildung der geistigen Fähigkeiten. Drittes Buch: Die Erziehung im engeren Sinne. Viertes Buch: Schule und Haus.

## Ein neuer Roman von Heinrich Koenig.

Vollständig erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### König Jerôme's Carnival.

Geschichtlicher Roman von **Heinrich Koenig**.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel, im Rahmen der schwachvollsten Zeit Deutschlands: das neueste Werk von **Heinrich Koenig**, einem der ausgezeichneten und beliebtesten Romanschriftsteller Deutschlands. — Die übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage, darunter namentlich „Die Cluisten in Mainz“ und „William Shalpspeare“.

## Fünfte wohlfeilere Auflage.

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig ist sechsen erschienen:

**L. Herrig. The British Classic Authors.** Select specimens of the National Literature of England with biographical and critical sketches. 45 Bogen. Velinpapier. Gr. 8. Geh. Preis 1½ Thlr.

Dieses Handbuch der englischen National-Literatur hat wegen der gediegenen Auswahl und Anordnung der Lesestoffe die vollste Anerkennung der Schulmänner gefunden und ist in den bedeutendsten Lehranstalten eingeführt. Auf Wunsch vieler Lehrer erscheint die fünfte, durch viele wesentliche Verbesserungen bereicherte Auflage in einem kleinern und bequemern Formate zu dem äusserst wohlfeilen Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein billigeres Schulbuch in derselben Reichhaltigkeit ist kaum aufzuweisen, und somit wird den vielfach beachtigten Einführungen auf Instituten mit weniger bemittelten Schülern in entgegenkommendster Weise die Hand geboten.

Bei Abnahme einer grössern Partie sind die Buchhandlungen in den Stand gesetzt, gegen baare Zahlung entsprechende Freixemplare zu gewähren.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Platon's sämtliche Werke.** Uebersetzt von **J. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **J. Steinhart**. Fünfter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser fünfte Band enthält den „Staat“ nebst einer ausführlichen (17 Bogen umfassenden) Einleitung und wird auch einzeln abgegeben, was bei dem hohen Interesse dieser Schrift auch für ein größeres Publicum gewiss Vielen erwünscht sein wird. Der erste bis vierte Band (1850—54) haben gleichen Preis.

Leipzig, im October 1855.

**F. A. Brockhaus.**

# Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den höchsten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größten politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene Correspondenten an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre Leitartikel suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten, und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den sächsischen Angelegenheiten wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin u. dgl. die Zeitung durch telegraphische Depeschen. Die Interessen des Handels und der Industrie finden sorgfältige Beachtung. Ein Feuilleton gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, täglich in einem ganzen Bogen. Das vierteljährliche Abonnement beträgt für Sachsen 1 Thlr. 15 Ngr., für Preußen 2 Thlr. 9/2, Egr. für das übrige Deutschland und das Ausland 1 Thlr. 21 Ngr. Inserate finden durch die Zeitung die beste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf das mit dem 1. October beginnende neue Abonnement werden in allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und belohnt.

Leipzig, im September 1855.

J. A. Brodhans.

Im Verlage von J. A. Brodhans in Leipzig erschienen  
fordern und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Romeo und Julia.

Tragödie des Shakespeare.

Deutsch von Edmund Lohedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

## Antigone.

Tragödie des Sophokles.

Deutsch von Edmund Lohedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung der „Sakuntala“ von Lohedanz ist von der Kritik wie vom Publicum so beifällig aufgenommen worden, daß seine neuen Uebersetzungen von Shakespeare's „Romeo und Julia“ und von der „Antigone“ des Sophokles gewiß mit vollem Rechte empfohlen werden können.

Lohedanz hat „Romeo und Julia“ — dieses Hohelied der Liebe, das selbst einen so ruhigen und ernsten Kritiker wie Lessing mit Begeisterung erfüllte und zu dem Ausspruch veranlaßte: die Liebe selbst habe es eingegeben und dictirt — mit seinem Dukt und seiner ursprünglichen Natur wiedergegeben. Von der Schlegel'schen Uebersetzung, welche Lohedanz mannichfach ab- und hat mehr auf, das Lesen, als die Aufführung Rücksicht genommen.

Bei der Deutschdichtung der „Antigone“ des Sophokles war das Hauptbestreben des Uebersetzers vor allem, gebildeten Lesern und Leserinnen einen neuen, so viel wie möglich ungetrübten Genuß dieses Meisterwerks zu verschaffen. Das Verständnis wird durch den als Anhang mitgetheilte Briefe über „Antigone“, wesentlich gefördert. Einleitend der Bedeutung dieser Dichtung sei

folgender Ausspruch Hegel's angeführt: „Von allem heiligen der alten und modernen Welt — ich kenne so wenig Alles, und man soll und kann es kennen — erscheint mir die „Antigone“ als das vortrefflichste, befriedigendste Kunstwerk.“

Brüder erschien ebenfalls:

**Sakuntala.** Nach dem Indischen des Kalidasa, von Edmund Lohedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „Sakuntala“, dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Nach gab es keine Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Die vorliegende von Lohedanz ist allgemein für eine solche nete erklärt worden.

Das nützlichste Buch für Jedermann ist:

## Die Ausbeute der Natur.

26 Bogen. 8. Geh. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen auf feste Bestellung zu haben, wofür auch die günstigsten Beauftragungen, gratis auf Bestellung zu erhalten sind.

## Ältere Auflagen des Conversations-Lexikons.

werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brodhans in Leipzig, gegen die neuesten Auflagen umgetauscht. Bei portofreier Einsendung der alten Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. erfolgt frankierte Uebersendung der neuesten Auflage. Subscriptionspreise 20 Thlr. kostet.

Ausführlichere Auskunft wird auf portofreier Bestellung der Verlagshandlung franco ertheilt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brodhans. — Druck und Verlag von J. A. Brodhans in Leipzig.



Erscheint wöchentlich.

— Nr. 41. —

11. October 1855.

**Inhalt:** Literaturgeschichtliches von Robert Prug. Von Wolf Zeisig. — Unterhaltungsliteratur. Von Robert Giese. — Nachlese lyrischer und epischer Gedichte. — Christoph von Carlomiz. Von Karl Zimmer. — Die Selbstbiographie George Sand's und das persönliche Element in der Literatur. — Aus Paris: Die „Aventures du Baron de Faeneste“ von Agrippe d'Au-  
vigné; Eine Sammlung von Seltenheiten; Die „Nouvelle Biographie générale; Eine Kirchhofspromenade; Literarische  
Rästel; Bagatell-Journalistik. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

## Literaturgeschichtliches von Robert Prug.

Neue Schriften. Zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte.  
Von Robert Prug. Zwei Bände. Halle, Schwesche.  
1854. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Je weniger die Gesamtgeschichte der Literatur im  
Stande ist, auch die einzelnen Richtungen und vorüber-  
gehenden Phasen derselben mit der ihnen gebührenden  
Sorgfalt zu berücksichtigen, und je wichtiger es für den  
Literaturhistoriker ist, sich nicht bloß über die literarischen  
Erscheinungen selbst, sondern auch über die Aufnahme  
und Beurtheilung, welche dieselben zu ihrer Zeit bei  
namhaften Kritikern gefunden haben, Kenntniß zu ver-  
schaffen, umsomehr verdienen Sammlungen wie die vor-  
liegende mit Dank aufgenommen zu werden, zumal  
wenn sie aus der Feder eines so anerkannten Literaten  
und Kritikers, wie Prug, geflossen sind. Haben auch  
nicht alle die Aufsätze, welche hier zusammengestellt er-  
scheinen, einen gleichen Anspruch auf Erhaltung für die  
Nachwelt, so sind sie doch sämmtlich theils durch ihr  
historisches Interesse, theils durch die lebendige und an-  
sichtsbildende Darstellung des Verfassers anziehend.  
In den werthvollsten dieser Gaben gehören unstreitig die  
drei ersten, in denen ein kurzer historischer Ueberblick zu-  
nächst über den Gang des deutschen Journalismus, so-  
dann über die Geschichte der Taschenalmanache und Ta-  
schenbücher in Deutschland und endlich über die Ent-  
wicklung des deutschen Volksliedes gegeben wird. In  
den drei Aufsätzen beschränkt sich jedoch der Verfasser  
nicht bloß auf die Mittheilung des Historischen, sondern  
zieht daraus zugleich Schlüsse und Folgerungen für die  
Gegenwart, indem er zeigt, daß unter gewissen Verhält-  
nissen ähnliche Kämpfe und Krisen wiederkehren und daß da-  
her die Erscheinungen der Gegenwart am sichersten nach  
den Entwicklungen der Vergangenheit zu beurtheilen sind.

In Betreff des Journalismus geht die Ansicht des Ver-  
fassers dahin, daß die ästhetische Richtung, die denselben bis-  
her beherrscht habe, nun zu ihrem Ziele gelangt sei,  
denn jenes ästhetische Bewußtsein, auf dessen Höhe noch  
Schiller und Goethe so einsam und unbegriffen gestan-

1855. 41.

den hätten, habe seitdem als das allgemeine, das wahre Ein-  
heitsbewußtsein die ganze Nation durchdrungen, und der clas-  
sische Geschmack, den unsere beiden großen Dichter zunächst  
nur auf dem Gebiete der Poesie zur Herrschaft zu bringen ge-  
sucht hätten, beherrsche jetzt bildend und verschönernd die ge-  
samte Wissenschaft, die gesamte Literatur. Das Schöne  
sei bei uns populär und das ästhetische Bewußtsein jetzt die  
unmittelbare Grundlage alles wissenschaftlichen, alles ge-  
bildeten Bewußtseins überhaupt geworden. Damit sei  
jedoch nur erst die eine Hälfte der Aufgabe gelöst, die  
jedem Volke, das auf die Ehre einer weltgeschichtlichen  
Stellung Anspruch mache, gesetzt sei. Die Völker seien  
beidelebige Geschöpfe, und zum heitern Dienste der Kunst  
müßten sie auch die ernste und zuweilen rauhe Arbeit  
politischer Größe hinzufügen. Freiheit und Schönheit  
seien selbst nur Offenbarungen eines und desselben gött-  
lichen Inhalts, es müßten daher die Völker das Schwert  
mit der Palme umwinden und auch den friedlichen  
Werken der Kunst in einem freien und vernünftigen  
Staatsleben den einzig möglichen und dauerhaften Bo-  
den sichern. Das deutsche Volk sei zur Zeit von diesem  
Ziele zwar noch weit entfernt, aber die Ueberzeugung,  
daß dies das wahre Ziel sei und daß sich die deutsche  
Poesie und Wissenschaft nur erhalten, erheben und er-  
weitern könne, wenn sich auch das deutsche Staatsleben  
verjünge und kräftige, durchdringe bereits mehr und mehr  
alle Schichten desselben. Das ästhetische Bewußtsein sei  
schon nicht mehr das ausschließliche der Zeit. Wie das  
18. Jahrhundert um die freie Kunst, so ringe das 19.  
um den freien Staat. Fast ein Jahrhundert habe man  
um die Schönheit gekämpft; doch sei der Sieg erst da  
erreicht, als das Schönheitsbewußtsein die Massen ergrip-  
fen habe, als es nicht mehr bloß das Monopol einzelner  
bevorzugter Geister geblieben, sondern zum Gemeingut  
aller Gebildeten geworden sei und von Jedermann gefordert,  
verstanden und genossen werde. Und genau denselben Weg  
müsse auch die Entwicklung des Freiheitsbewußtseins neh-  
men. Auch die Freiheit werde nicht eher Einkehr bei uns  
halten, bevor nicht politische Kenntniß und politische

103

Sinnsicht aufgehört hätten ein Monopol der Staatsmänner zu sein, sondern vielmehr in breiten Strömungen die ganze Masse des Volks durchfließen, beleben und befruchten. Um aber dies zu erreichen, sei nothwendig, daß auch der Journalismus, diese populärste und zugänglichste Form der Literatur, noch ein mal seine alte conträstirende Kraft bewähre und die zerstreuten, ermatteten, zerbrochenen Geister soweit als möglich versammle auf demselben Boden des politischen und patriotischen Bewusstseins zu demselben gemeinsamen Priesterdienste, dem Dienste der Kunst und des Staats, der Freiheit zugleich mit der Schönheit. Es gehe aber keinen andern Boden für ein gesundes Staatsleben als das Volk, das ganze, ungeschaltete Volk, und darum wüsse sich auch der Journalismus immer mehr dem Volke zuneigen. Von Seiten der Naturwissenschaften sei dieser Weg bereits betreten. Aber auch die übrigen Disciplinen müßten folgen, auch die Belletristik und selbst die Kritik. Auf diesem unermesslich erweiterten Schauplatz, in dieser neuen, volkstümlichen Thätigkeit werde dann auch der deutsche Journalismus selbst neue Kraft und neues Leben gewinnen und seiner Bestimmung gemäß ein Hauptbeförderungsmittel nationaler Wohlfahrt und Bildung, ein unentbehrlicher, unzerbrechlicher Baustein der Freiheit werden.

Aus dieser Ansicht über die derzeitige Aufgabe des deutschen Journalismus, der gewiß Alle, die dem deutschen Volke ein freies, großartiges Staatsleben wünschen, bestimmen und nur bedauern werden, daß Preß nicht etwas näher auch auf die zum Zweck führenden Mittel eingegangen ist, läßt sich schon schließen, wie er im Allgemeinen über die Literatur der Musenalmanache und Taschenbücher denkt. Als hinsiehende, kaum noch ihr Leben fristende Ueberbleibsel aus einer exclusiv-ästhetischen Zeit können sie natürlich vor seinen Augen keine Gnade finden, und er bricht daher über sie unnachsichtlich den Stab, indem er das Feld der Taschenbücher den Volkskatern überantwortet, den Musenalmanachen aber das Recht einer Fortexistenz ganz und gar bekennt. Er ruft:

„Hinweg denn also mit diesen Musenalmanachen, die, redend sie auf unwürdige Weise von den Profanen der fortigen Celebritäten zehren, unsern angehenden Dichtern im Gegentheil nur zur Veranlassung dienen, sich vorzeitig zu zerstreuen und zu zerplittern! Hinweg mit diesen bedeutungslosen Resten einer längst vergangenen Epoche, an denen nur die gedankenlose Liebhaberei unserer Metastasen sich noch figelt und die nur dazu beitragen, das Publikum in seiner Zerstreutheit und seiner Gleichgültigkeit gegen die wahre Aufgabe der Poesie zu bestärken! Hinweg mit diesen Treibhäusern, in denen Monomeres gezogen werden, von denen schon nach sechs Monaten kein Mensch mehr weiß und die bei alle Dem doch gerade lange genug währen, um aus unbefangenen, harmlosen jungen Leuten misvergnügte, mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallene Dichterlinge zu machen! u. s. w.“

Um so besser denkt und umso mehr hofft er vor der Liebe, die man in neuerer Zeit dem Volksliede zugewandt hat. Nachdem er gezeigt, wie das Volkslied zu allen Zeiten erfrischend und belebend gewirkt und das Volk aus traurigen Verhältnissen wieder aufgerich-

tet hat, verspricht er sich auch gewinnend von ihm einen heilbringenden, segensreichen Einfluß. Es werde uns von der vielen unnützen und unpoetischen Gelehrsamkeit befreien, die unsere moderne Lyrik mit sich schlepe; es werde den Dichtern davon paratieren, und in jedem Liede sein gesamtes politisches und philosophisches Glaubensbekenntnis darzulegen, und ihn im Gegentheil lehren, wieder harmlos und unbefangene zu dichten, sich und Andern zur Freude und so, daß es wirklich gesungen werden könne; ihm also den Rath geben, die Stellen einer unmusikalischen Rhetorik von sich zu werfen und wieder einfach, natürlich, wahr zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen sei. Und so werde auch das Publikum vom Volksliede lernen, die einfache, gesunde Kraft der überwundenen Poetik vorzuziehen und den Unterschied zu merken, der zwischen echter und künstlich nachgemachter Volkstümlichkeit liege; es werde hinter kommen, daß der poetische Genus eben im Gemüth, in der Hingabe bestehe, nicht bloß in der Kritik, und daß nur ein unbefangenes, unerbildetes Publikum unbefangene und unerbildete Dichter zu ergötzen vermöge. Ich thue nichts so noch, als aus der Uebercultur unsern verschrobenen und verzerrten Zustände zur Einfachheit und Wahrheit der Natur zurückzuführen, und dann noch neben Andern auch dieser plätsch (?) erwachte Gesinnung am Volksliede das Seine beitragen.

Von ganz andern Interesse ist der vierte Aufsatz: „Schiller's Lyrik.“ Er macht uns mit einem bisher wenig bekannt gewordenen Jugendverhältniß Schiller's und der Persönlichkeit einer Dame bekannt, die uns so interessanter ist, als sie auch noch in anderer Beziehung, namentlich durch ihr Verhältniß zu Jean Paul, der sehr daran war, sich für immer von ihr und an sie fesseln zu lassen, in der Geschichte unserer Dichter und in den Kreisen, die damals mit besonderer Wärme die Lyrik pflegten, eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Darin darf sich daher von der Lectüre dieses Aufsatzes mit minder Belustigung wie Unterhaltung versprochen.

Die folgende Mittheilung: „Dichter und Reichthum“, bezieht sich insbesondere auf Schenck und Schmitz. In dem ersten dieser beiden Dichter, über den er zugleich interessante biographische Nachrichten gibt, erkennt er trotz der starken Schlagfalten, die sein Bild verdunkeln, dennoch den echten Dichter an; nur fehlt er die echten und reichvollsten Ergusskräfte. So lenkt nicht in seinen spezifisch preussischen „Walden- oder Bienenlandgedichten“, „Walden- und „Leben“. denen er seinen von der Reactionspartei ihm angetragenen Lorbeertrank verdankt, sondern vielmehr in seinen für Herrn, fast unbeachtet gebliebenen „Schicksal“ und „Leben“ kann ihm hierin nun bestimmen; denn er erinnert sich noch deutlich des mühen Eindruckes, den bei einer Vorlesung des Gedichtes „Leben“ der Hauch von Schenck's bürstigen Bodenmanteln auf alle Zuhörer machte, insofern, daß von einem poetischen Genus, wie man es aus nicht wenigen der Schenck'schen Gedichte schöpfen vermag, auch nicht im entferntesten die Rede

war. In Scherzberg in diesen Muffen der „Dichter“, so ist hingegen Widwy nur der „Wiederholer“. Was Haupt dankbar ausgesprochen haben will, brauchen wir hier nicht näher darzulegen; es geht einfach aus den Worten hervor, mit denen er diese Mittheilung schließt. „Um Scherzberg wäre es schade, wenn er nichts weiter als Wiederholer der Rhein-Preussischen Zeitung würde und in ihrer Kreise wenigstens die Anfänge, wenigstens die Trümmern eines echten Dichters; Herr von Medwig mag an Dichternamen noch einige Zeit Wobbeln bleiben — an ihm gehe weiter nichts verloren.“

Ein Bild von eben so anziehendem als ergreifendem Charakter trübt uns die folgende Sabe: „Ein deutsches Künstlerleben“. Es bezieht sich auf den Verstorbenen und Dichter Johann Georg Schiller und ist dem aus sinnlichen Lebensgemälden, welches Ernst Hölzer (1831) über denselben veröffentlicht hat, nachgezeichnet. Es wird damit dem reifgehabten jungen Künstler, den letzter der Lob gerade in dem Augenblicke hinwegriß, als er sich nach langer vergeblicher Bemühungen eine Stellung zur Bewusstseinsbildung seiner Ideen und Pläne errungen hatte, auch in weiteren Kreisen ein Denkmal gesetzt.

Wunder angesprochen dürfte man sich durch den nächsten Aufsat: „Der sterbende Askrophanes“, fühlen. Es ist jener des allerdings schon allzu lange mit seinem Tod keltirende und sich, wie Heinrich Koenig richtig sagt, bewußt überfordern habende Heine gemeint, und der Hauptgedanke des etwas gezeichneten Artikels besteht darin, daß jenes von verschiedenen Seiten dem kranken Dichter verleihe Epitheton durchaus nicht auf ihn passe, indem Askrophanes und Heine zwei himmelweit voneinander verschiedene Persönlichkeiten seien. Was Prug hierfür anführt, ist unbestreitbar wahr; aber diese Wahrheit liegt eben so sehr auf der Hand, daß es wol kaum nöthig war, sie so ausdrücklich zu erhärten, zumal einem Wort gegenüber, das wol kaum von Jemandem so ernstlich ausgesprochen ist, als es hier bekämpft wird. Dazu kommt, daß wenn doch der Lebende, wie man auch sonst über ihn denken mag, immer gewisse Sympathien für sich in Anspruch nimmt, zumal wenn man ihm trotz der bösen Etresche, die er uns gespielt, und trotz des Untrauts, das er selbst in seinen Weisen gesät hat, doch immerhin noch viel Schönes und einen so anregenden Einfluß, wie Heine auf die stagnierende Literatur ausgeübt, zu verdanken hat. Zwar ist Heine selbst so rücksichtslos und frivol, daß es als keine große Verleumdung erscheint, auch ihn rücksichtslos und frivol zu behandeln. Aber bei alle Dem bleibt es doch eine fränke und lebenswürdige Persönlichkeit; und selbst seine schlimmen und verdammt unwürdigen Seiten sind so eng mit seinen guten Eigenschaften vermischt und heben sich mit schonungslosem Humor so geistreich selbst auf, daß der moralische Rigorismus, auch wenn er noch so sehr Recht zu haben scheint, ein emporsteigendes Pfui über ihn auszusprechen, doch keinen rechten Anklang finden will. Hiermit sei einer Darstellung oder Beschönigung der Wahrheit keineswegs das Wort geredet werden, denn Prug hat vollkommen

Recht, wenn er sagt, die Wahrheit sei gegen Schwand und Kranke gegen Lebende und Sterbende stets nur Haß und dieselbe. Aber trotzdem kann es Momente geben, in denen ein rücksichtsloses Ausprechen der Wahrheit, zumal wenn dazu keine genügende Veranlassung da ist, als nicht am Plage erscheint.

Was so beherzigenswerth ist die folgende Warnung: „Deutschlands Einheit und die deutsche Literatur“, allerdings, wie Prug selbst sagt, ein Thema, vor dem man sich fegt die Ohren jähelt und davonläuft, aber nichtsdestoweniger eine zeitgemäße Warnung, welche das deutsche Volk erinnert, mit der Eile nicht auch den Kern wegzumwerfen. Das Endvergeßniß seiher die Einheit des Reichthums: Deutschlands im Gebiet der Literatur von Arias von Putten bis jetzt verfolgenden Beträgung ist etwa dieses. Wodurch sich und in neuester Zeit die Idee der deutschen Einheit als falsch, als ein Phantasma erweisen habe, das sei nur die bestimmte Form, in der sie aufgetreten sei und die allerdings, als ein romantisches Hirngespinnst, sich nicht habe verwirklichen können. Der Gedanke selbst aber sei ein uralter, schlichter, berechtigter, unverkürzter; alle Mächtigkeiten des Lebens ließen in ihm als ihrer notwendigen Spitze zusammen; er sei der richtige göttliche Idealismus, der über all unserm Thun und Denken schwebt und ohne den wir sofort politisch wie geistig zu Boden hinabsinken würden, weil die Einheit einer Nation nichts Anderes sei als das Selbstgefühl ihrer Individualität, und weil eine Nation, die auf ihre Einheit verzichte, ebenso nichtswürdig werden würde wie der einzelne Mensch, der sich selbst aufgebe. Mit dem bloßen Idealismus sei es nun freilich nicht gethan; aber in der That sei gerade das deutsche Volk, seit es nicht mehr politisch und romantisch für die deutsche Einheit schwärme, auf dem besten Wege, sie praktisch durch die immer weitere Ausbreitung des Zollvereins, durch die Einführung einer allgemeinen deutschen Wechselordnung, durch die Post- und Telegraphenconventionen, durch das ganz Deutschlands umfassende Eisenbahnen, durch die Versammlungen der wissenschaftlichen und gewerblichen Vereine, durch die großen Industrieanstalten u. s. w. der Verwirklichung immer näher und näher zu führen. Und in diesem Sinne müsse auch die Literatur für sie thätig sein. Man solle nicht mehr viel von deutscher Einheit sprechen und sagen, aber desto mehr für sie thun. Die Poesie müsse sich bekannter machen mit der Wirklichkeit unserer öffentlichen und häuslichen Zustände, müsse das Leben der verschiedenen Kreise schildern, wie es sei, und müsse sich der eigenen Weisheit ein wenig entschlagen; und dafür desto hingebender werden an Dasjenige, was sie im Volke vorfindet. Es gelte, dem Volke in und an den verschiedenen Landschaften unseres Vaterlandes die Fremdartigkeit der Sitten, die Spaltung der Meinungen, den Widerstand der Interessen zu zeigen und wie doch durch des Alles hindurch ein unüberwindlicher und unzerstörlicher Drang nach Einheit und Versöhnung gehe. Es gelte, die Wunder zu enthüllen, welche unsere Zustände und unser

Mangel an Scharfsinn und Geschlagen durch eigene nicht  
widerst. als durch fremde Hand; aber es sollte auch zu  
jetzt, welche Heilmittel schon jetzt in der ungeborenen  
Krankheit des Volks und im dem Zwang gerade derjenigen  
praktischen Bedürfnisse liegen, um die man sich bisher  
so wenig bekümmert habe! Und dies werde nicht nur  
der deutschen Geschichte, sondern auch der Poesie selbst  
zugute kommen; denn so werde auf diese Weise aus einer  
Poesie des Rebelns und Schwelms eine Poesie der  
Bürlichkeit, aus einer Poesie der Jünglinge und Wäber  
eine Poesie der Männer werden.

Die folgende Mittheilung: „Deutsche Dichtungen“,  
beschreibt den Einfluß, welchen das Händelingsleben in  
alter und neuer Zeit auf unsere Literatur ausgeübt hat,  
und fñhet uns hierbei, sich nur mit den bedeutendsten  
Erscheinungen befassen, an Männern wie Ulrich von  
Hutten, Paul Gerhard, Thomasius, Gantzer, Schubart,  
Schiller, Forster, Arndt, Follen, Börne, Heine, Hugo,  
Kinkel, Semper, Wagner u. A. vorüber.

Die beiden nächsten Gaben: „Eustas Kromb“ und  
„Eustas Julius“, sind ein paar durch Stoff und Dar-  
stellung interessante Charakteristiken, welche bei der un-  
mittelbaren Bekanntschaft dieser beiden Persönlichkeiten zu  
den politischen, kirchlichen und sozialen Kämpfen der  
jüngsten Vergangenheit auch über die allgemeinen Zu-  
stände und Verhältnisse der neuesten Geschichte manche  
beachtenswerthe Aufschlüsse und Betrachtungen enthalten.

Wieder mehr im eigentlichen Literaturgebiet, obwohl  
mit fortwährender Bezugnahme auf die politischen und  
sozialen Entwicklungen, bewegen sich die beiden letzten  
Aufsätze dieser Sammlung: „Epos und Drama in der  
deutschen Literatur der Gegenwart“ und „Dichter und  
Schauspieler“. Im ersten derselben führt Prus den Ge-  
danken aus, daß die deutsche Poesie, wie hoch man sie  
auch anschlagen möge, bisher doch nur erst im lyrischen  
Gebiete den Kranz errungen habe, also in der Poesie  
der Empfindung, der Reflexion, der Innerlichkeit; daß  
Ihr Jünglingen der höhere Preis, die Palme des Epos,  
der Kranz des Dramas, bisher versagt geblieben sei.  
An sich ist diese Ansicht nicht zu bestreiten; gegen die  
Art und Weise aber, wie sie von Prus durchgeführt  
wird, ließe sich Manches sagen. Ein Thema dieser Art  
scheint uns überhaupt für einen Aufsatz von wenigen  
Bogen viel zu weitläufig, als daß nicht seine Behand-  
lung in mehrfachen Betracht das Gepräge der Unvoll-  
ständigkeit und Willkür tragen sollte. So sind nament-  
lich in der Krone der Leistungen im Epos gar manche  
Erzeugnisse gänzlich unberücksichtigt geblieben, die denn  
doch wol einer Erwähnung werth gewesen wären. So  
vernachlässigen wir z. B., um nur Einiges zu nennen, eine  
Hinweisung auf die Leistungen Goethe's in diesem Felde;  
selbst „Hermann und Dorothea“ ist, soviel ich mich er-  
innere, gänzlich mit Stillschweigen übergangen worden,  
obgleich diese Dichtung gerade denjenigen Weg eingeschla-  
gen hat, von welchem Prus allein für den Aufbau des  
Epos Hell erwartet. Ebenso hat er die Arbeiten von  
Böck, Waggen, Herter u. A. gänzlich angedeutet

gelassen, und selbst der Leistungen und Versuche der  
näher liegenden Vergangenheit, wie „Der letzte Mann“  
von Anstasius Grün, „Ahasver“ von Rosen, „Räsem  
und Suhrab“ von Rückert, „Waldfräulein“ von Jahn,  
„Das Wort der Frau“ von Heyden, „Juno“ von Adel-  
beck u. s. w., die zum Theil zwar stark in das Gebiet  
hinderstehen, aber doch immerhin als epochebildende  
Erscheinungen anzusehen sind; hat er mit keinem Worte ge-  
dacht, obgleich sie neben den romantischen Schil-  
dern die allerwichtigsten Rollen spielen, denen er wenigstens im Allgemeinen  
gedenkt, wohl eine Berücksichtigung verdient hätten. Bei  
Schlagendes und Beherzigendes ist dagegen in dem  
enthalten, was er über die Zustände und die Ent-  
wickelung des modernen Dramas sagt; doch hat Prus  
dabei nur noch eine historische Bedeutung, indem die  
Zeit seitdem bereits weitergeschritten ist. Es wird  
mit vollem Scharfsinn darin entwickelt, wobei er bemerkt,  
daß sich die deutschen Dichter in jüngster Zeit nicht von  
Anbau des Dramas und von ihrem Offen, für die Bühne  
zu arbeiten, abgewandt hätten, während jetzt die Zeit  
bereits wieder eine andere Wendung genommen hat und  
unter jüngern wie ältern Dichtern eine förmliche Rück-  
kehr nach dem dramatischen Vorbetrachte eingetreten zu sein  
scheint. Aber freilich sind seitdem auch die äußeren Be-  
hältnisse wesentlich anders geworden, und es ist kein  
Wunder, wenn sich jetzt, wo ein gewaltiges Drama auf  
dem großen Weltbühnen abgepielt wird, auch in den  
Dichterkreisen wieder der Drang eintritt, wenigstens mit  
dem kleinen Abbilde desselben mitzuspielen.

In der letzten der hier mitgetheilten Gaben: „Dichter  
und Schauspieler“, gibt uns der Verfasser wiederum zwei  
lebendige und beziehungsreiche Charakteristiken, von denen  
die eine den Dichter Raupach, die andere den Schau-  
spieler Waisson zum Gegenstande hat. Daß er ganz  
diese beiden Persönlichkeiten zusammengefaßt hat, erklärt  
er selbst aus dem seltsamen Gegensatz, der zwischen dem  
alten Dichter und dem jungen Schauspieler herrschte  
und der in seinem tiefsten Grunde doch auf einer tiefen  
wunderbaren Ähnlichkeit Weider beruhe. Prus sagt:

Beide standen, der Eine als Bühnendichter, der Andere  
als Bühnenspieler, dem Publicum gegenüber, und beide  
die Eigentümlichkeiten desselben genauer kennen, als jeder  
Schriftsteller und Künstler es sonst zu thun pflegt; Beide be-  
banden mit einer großen und energischen Lebenskraft, die  
daraus bei Raupach nicht geringer war, weil er sie häufig  
häufig zutage treten ließ als der heißblütige, braunliche  
Schauspieler, eine ungewöhnliche Gabe der Reflexion, ein  
großen praktischen Verstand und ein wahrhaft verhängnis-  
volles Talent, auf die Schwächen ihrer Umgebung, am meisten auf  
des Publicums selbst zu speculieren; Beide wollten das rauhe  
Publicum aufrütteln aus seiner Gleichgültigkeit, Beide waren  
ehrig, Beide dürsteten nach Erfolgen — und Beide gingen  
darüber zugrunde. Und zwar Beide auf dieselbe Weise: der  
Dichter gab, um äußerlich zu triumphieren, sein edleres po-  
etisches Theil dahin; der Schauspieler, zum Schauspielunter-  
nehmer geworden und in ungünstiger Zeit mit der Last eines er-  
weiterten und umfangreichen Geschäfts beladen, opferte eben-  
falls, wenn auch mit blutendem Herzen, die Kunst, um nur im  
Beifall des Publicums und damit das Geschäft zu erhalten.  
Aber das Schicksal war gnädiger gegen den jungen Schau-  
spieler als gegen den alten Dichter; es ließ Raupach über die

Stimmen (sahen) Muth: alt: und: ganz: so: dem: aber: ja: zu: den: Schauspieler: mitten: in: der: Kraft: seiner: Dramas: durch: einen: plötzlichen: Tod: jähling: vom: Schauslag: Raupach: starb: an: Altersschwäche: ein: vertriefliger: laudator: temporis: abt: die: sich: selbst: und: seine: Zeit: überlebt: hatte: — Wäpfen: starb: im: gewöhnlichen: Herzen: Aber: wird: nicht: unter: ähnlichen: Umständen: das: Schicksal: des: Reglers: forziehen: —

Dies: sind: die: allgemeinen: Gesichtspunkte: von: denen: aus: Druck: an: die: näher: Charakterzeichnung: den: beiden: Männer: geht: Auf: diese: selbst: können: wir: hier: nicht: weiter: eingehen: und: wir: begnügen: uns: daher: mit: der: Erklärung: daß: sich: der: Rest: des: Unterhaltenden: und: Aufstrebenden: viel: davon: verschreiben: darf: —

Und: so: können: wir: denn: überhaupt: diese: „Roman: Schriften“: von: Druck: ablesen: wir: mit: dem: darin: wiedergelegten: Ansichten: nicht: in: allen: Hinsichten: übereinstimmen: und: überhaupt: nicht: allen: Gaben: einen: gleichen: Werth: beilegen: können: allen: Freunden: einer: dauernden: Literaturbetrachtung: als: eine: sehr: angenehme: und: belehrende: Lektüre: empfehlen: und: sie: mit: gutem: Grunde: als: beachtungswürdige: Beiträge: zur: deutschen: Literatur: und: Kultursgeschichte: bezeichnen: Ihr: Hauptwerth: aber: besteht: darin: daß: der: Verfasser: die: einzelne: Erscheinung: niemals: in: ihrer: Abgeschlossenheit: sondern: stets: in: ihrem: Zusammenhang: mit: dem: Allgemeinen: namentlich: mit: den: politisch-socialen: Zuständen: beurtheilt: und: daß: er: nicht: nur: sie: selbst: in: ihrer: Entstehung: und: historischen: Entwicklung: verfolgt: sondern: zu: ihrer: gründlichen: Erfassung: und: Würdigung: stets: auch: die: analogen: Erscheinungen: in: der: Geschichte: der: Vergangenheit: vergleichend: und: unterscheidend: in: Erwägung: zieht:

Edolf Zeising.

### Unterhaltungsliteratur.

Adele. Roman von Fanny Lewald. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1855. 8. 1 Zhr.

Wenn: man: der: Literatur: ein: recht: gutes: Buch: geschenkt: hat: so: kann: das: Publikum: auch: einmal: mit: einem: weniger: guten: zufrieden: sein: So: scheint: Fanny: Lewald: gedrückt: zu: haben: als: sie: ihrer: „Wandlungen“: diese: „Adele“: folgen: ließ: Während: sie: sich: in: jenem: dreibändigen: Romane: zu: einer: zum: Theil: tief: tendenziösen: Haltung: und: einem: fast: durchgängig: einfach: großen: realistisch-historischen: Stile: erhoben: hatte: ist: dieses: neueste: Buch: wiederum: nichts: als: ein: Frauenroman: der: kaum: ihren: ersten: Anfangsnovellen: an: die: Seite: gestellt: werden: darf: Da: ist: wieder: das: Frauengemüth: der: Mittelpunkt: der: ganzen: Welt: die: geschildert: wird: daß: die: weibliche: Sehnsucht: dieser: Adele: befriedigt: werde: ist: der: Inhalt: des: ganzen: Buchs: alles: Uebrige: nur: Erosfuge: wie: gegen: sie: die: Menschen: sich: benehmen: davon: hängt: ihr: einziger: Werth: und: Gehalt: ab:

Adele: ist: die: Tochter: des: früher: sehr: blühenden: jetzt: sehr: heruntergekommenen: buchhändlerischen: Hauses: Wilmar: Der: Romanschriftsteller: Gellwig: den: sie: bei: den: Eltern: kennenlernt: hat: ist: ihre: erste: Liebe: Die: geistvolle: Unfähigkeit: dieser: Neigung: ist: mit: wahrhaft: poetischem: Zauber: geschildert: und: mit: ebenso: ergreifender:

Abhängigkeit: die: Katastrophe: durch: die: Adele: die: Macht: ihrer: Leidenschaft: mit: Gellwig: verliert: erfahren: das: Schicksal: für: sie: verloren: ist: weil: er: eine: beide: Weiber: ihr: vorgezogen: hat: Sie: sieht: ihn: trotzdem: in: ihrem: Herzen: noch: immer: schlägt: eine: andere: Partei: und: geht: in: Verzweiflung: unter: die: Schriftstellungen: und: wird: von: ihrer: unglücklichen: Leidenschaft: erst: befreit: als: nach: Jahren: sie: auf: der: Leipziger: Buchhändlermesse: mit: Gellwig: wieder: zusammen: trifft: und: dieser: ihre: nicht: mehr: verhehlten: Weisheit: seine: Liebe: angetragen: sich: bemüht: Da: ist: sie: endlich: enttäuscht: und: heimlich: aufgegeben: von: ständiger: Weisheit: einem: Better: der: das: Geschäft: ihres: Vaters: übernommen: hat: Diese: Katastrophe: ist: die: schwächste: Partie: des: Buchs: Der: Gegenstand: Weisheit: gegen: diesen: als: gewöhnlich: aufgeschriebenen: Charakter: den: sie: fast: durch: das: ganze: Buch: schon: gelehrt: hat: besteht: darin: daß: er: obwohl: alten: Mantel: und: eine: unmoderne: Mütze: trägt: daß: er: ohne: seine: Weisheit: seine: Noth: und: seine: Noth: nicht: haben: kann: daß: er: beim: Frühstück: die: Semmel: in: den: Kaffee: taucht: u. s. w.: Die: Lösung: wird: dadurch: herbeigeführt: daß: Adele: endlich: sich: selbst: als: unmodisch: angesehen: und: „verwöhnt“: findet: und: somit: ohne: großen: Heroismus: sich: entschließen: kann: von: ihrer: Höhe: in: das: Haus: eines: gewöhnlichen: Mannes: herabzusinken: Der: arme: Mann: — so: arm: so: sorgfältig: so: unermüdlich: thätig: und: doch: — ein: gewöhnlicher: Mann:

Also: immer: doch: noch: das: bekannte: sublim: Frauenbewußtsein: das: Fanny: Lewald: selbst: so: famos: perfiziert: hat: Innerlich: die: Ueberzeugung: von: der: eigenen: unermesslichen: Erhabenheit: und: Vollkommenheit: und: äußerlich: an: den: Männern: nichts: erblickend: als: — „alten: Mantel“: „alte: Mütze“: — und: „die: Semmel: in: den: Kaffee: getaucht!“: Ein: Idyll: in: der: That: etwas: „altmodisch“: aber: sicher: vorzüglich: für: alle: Mädchenpensionate: hat: Fanny: Lewald: das: Buch: vollends: gar: für: Mütter: geschrieben: deren: Töchter: Romanschriftsteller: heirathen: wollen? Dann: mußte: sie: bei: geistvollen: Mädchen: jedenfalls: ihre: Aufgabe: tiefer: erfassen: und: zeigen: welchen: Werth: selbst: weishe: Poesie: in: einem: Charakter: wie: Better: Samuel: liegt: eben: weil: er: mit: solcher: Freude: und: ausschließlichen: Energie: seinem: interessanten: bedeutungsvollen: Werke: lebt:

Das: Gräbengrab: Historische: Erzählung: von: Otto: Roquette: Dessau: Gebr. Rasch: 1855. 8. 1 Zhr. 20. Nr.

Mit: dieser: Novelle: betritt: Roquette: soviel: wir: wissen: zum: zweiten: male: das: Gebiet: der: Darstellung: in: Prosa: Schon: seine: erste: 1850: erschienene: Novelle: „Orion“: hatte: nicht: in: gleicher: Weise: wie: seine: vorhergehenden: Poesien: die: Kunst: des: Publicums: sich: eringen: können: dennoch: aber: ließ: sich: nicht: leugnen: daß: diese: anspruchslose: barschlose: Erzählung: gerade: durch: das: natürlich: Heitere: und: harmlose: ihres: Inhalts: eine: leidlich: wohlthuende: Gabe: war: Nicht: einmal: das: können: wir: von: dem: neuen: Buche: behaupten: Der: Verfasser: hat: sich: mit: demselben: auf: ein: Gebiet: gewagt: auf: dem: er: die: eigenthümlich: lichtscheinenden: Vorzüge: seiner: Weise: nicht: geltend: machen: konnte: aber: Gellwig: zu:

machen nicht verstand. Er hat mit dem „Hünengrab“ eine „historische“ Dichtung geben wollen. Unserer Ansicht nach läßt die Geschichte sich nur im Drama zum ideal vollkommenen Kunstwerk heben, weil es sich hier nur um die allgemeinsten Bedingungen des Menschenlebens handelt; der Roman dagegen, der es mit den besondern individuellen, genreartigen Bezügen des Lebens zu thun hat, kann ja doch die vergangenen Zeiten nicht in ihrer ganzen Originalität heraufbeschwören, sondern sie nur schildern, wie sie nach der zeitweiligen wissenschaftlichen und literarischen Bildung des Schriftstellers mehr oder weniger getreu erscheinen. Große Meister haben darin allerdings wissenschaftliche Studien und rückwärtsgekehrtes divinatorisches Talent in der Weise bewährt, daß ihre Bücher für uns Alle und für spätere Zeiten vielleicht auch noch den Schein geschichtlicher Wahrheit besitzen; aber selbst in diesem Schein, auch nur in geringem Grade, hat Noquette bei seiner Arbeit es nicht gebracht!

„Das Hünengrab“ spielt zu Anfang des 12. Jahrhunderts unter Kaiser Heinrich V. und behandelt den Sieg des Christenthums und der katholischen Kirche über einzelne letzte Reste germanischen Heidenthums in den westfälischen Wäldern. Der Verfasser verbindet recht verständige historische Betrachtungen nach unsern besten Geschichtsschreibern mit gewissen überlieferten Figuren, die im Allgemeinen als Repräsentanten mittelalterlicher Romantik gelten; er weiß das Alles auch durch einige recht seltsame Verwandtschaftsverwickelungen, durch heimliche Ehe, heimliche Religionswechsel, endlich entdeckte Vaterschaften u. dgl. in einer für den gewöhnlichen Romanleser gewiß sehr spannenden Weise zusammenzufügen; aber ein abgeschlossenes Kunstwerk, das durch wahrhaft poetischen oder historischen Charakter aus zu fesseln und zu begeistern im Stande wäre, hat er nicht zu schaffen vermocht.

Vielleicht auch ist das nicht seine Absicht gewesen, und in diesem Falle wäre ihm gar kein Vorwurf zu machen; denn mittelmäßige Novellen für Dilettanten zu schreiben, die mittelmäßige Romellen lesen wollen, kann eben auch ein ganz honeste Beruf sein. Aber Noquette will wol mehr; er sagt im Eingange: „Solchen, die im Romane nur die nüchternen Tendenzen der Gegenwart lesen wollen, rathe ich in unserm beiderseitigen Interesse, die vorliegende Erzählung aus den Händen zu legen.“ Dagegen müssen wir sagen: Solchen, die im historischen Roman wirkliche Historie und wirkliche Romantik finden wollen, rathe ich die vorliegende Erzählung nicht zu lesen! Nicht die Zeit macht den Werth des Kunstwerks, sondern die Darstellung, und es hat wahrlich Mancher schon die „nüchterne“ Gegenwart mit weit mehr Romantik aufzufassen gewußt, als Otto Noquette hier das „romantische“ Mittelalter.

Wanderblüten aus dem Gedenduch eines Malers. Von Lucian Reich. Mit einem Bildniß von Rudolf Blüch auf und Bildern vom Verfasser. Karlsruhe, Perder. 1855. 8. 1 Thlr. 24 Gr.

Das enthält diese Schrift: Tagebücher aus Wanderjahren

im badischen Oberlande, mit Reiziger als Sammler locale und historische Merkwürdigkeiten, Auszüge aus Chroniken von Städten und Dörfern, auch die sehr interessante „Hauschronik einer schwäbischen Schildmachersfamilie“, feine biographische Skizzen badischer Persönlichkeiten z. B. des Malers J. B. Döhl und J. H. Schellble, endlich ein paar sehr nützliche, recht naturwahre Dorfgeschichten, — das Alles begleitet mit einer Anzahl vom Verfasser selbst entworfenen wohl gemäthelter Bilder aus dem bütigen Volksleben; — furtz das Buch ist eine geschmackvolle Sammlung von graphischer Denkwürdigkeiten aus Oberbaden, die als Landkleben interessant, im Uebrigen dem Forscher belehrend und zum Theil nützlich sein werden. In der That ist nur, daß der Titel nicht die locale Bezug ausdrückt, so daß der Bibliothekar es danach schon zu den Platz zu stellen vermöchte, auf dem der Gekund und der Liebhaber alsbald Das darin findet, was ihm von Werth ist. Das sehr nett ausgestattete Buchchen ist dem Regenten von Baden gewidmet.

Robert Witz.

### Nachlese lyrischer und epischer Gedichte.

Der Maßstab für einen Dichter liegt in Goethe's unsterblichen Worten:

Wisse, daß die Gunk der Mufen  
Ungewöhnliches versteht;  
Den Gehalt in deinem Bufen  
Und die Form in deinem Geist.

Das heißt, dem Dichter sind Gaben verliehen, die über das Leben hinaustragen, die unveräußerliche Güter seines geistigen Wesens sind: höhere Erkenntnis des Guten, Wahren und Schönen und die geistige Gestaltungskraft, welche diese Erkenntnis zur objectiven Erscheinung zu bringen versteht. Und diese höheren Erkenntnisse dürfen noch kein Gemeingut aller Seelen geworden sein, sie müssen irgendwie die Menschheit aufzuwecken oder seelisch zu fördern im Stande sein, sie müssen das, was sie besitzt, in irgendeiner Weise an der Spitze von Ideen Menschen stellen, weil es etwas heißt, das dem andern nicht fehlt. Wenn wir aber diese Ansprüche an einen Dichter stellen, wie schreien da diese Pygmaen vollends zu Tode zusammen, die das Wort gar nicht mehr fassen können!

Es soll der Dichter mit dem König gehen,  
Denn beide stehen auf der Menschheit Höhe.

Was das heißt, verstehen sie freilich nicht, aber jammern sie es gern, denn eitel sind sie alle, Ansprüche auf Unsterblichkeit machen sie alle, denn nichts gleicht der furchtbaren Überschätzung dieser Poetlein. Und woher kommt diese Überschätzung? Sie kommt aus dem Mangel an humaner Bildung. Humane Bildung ist das Bewußtsein jeder Einheit von seinem Verhältnisse zu den andern Menschen, die die Bildung des Bewußtseins des Menschen von seinem Verhältnisse zu Gott ist. Beide lassen sich gar nicht trennen, das Bewußtsein von meinem Verhältnisse zu Gott ist das rechte Licht auf mein Verhältnisse zu den Menschen, wie zu Gott, als die Frucht und das Kennzeichen der humanen Bildung, ist nach dem Bewußtsein des Heiligen, das bar, wo nicht Liebe zu den Menschen, die Frucht und das Kennzeichen der humanen Bildung, vorhanden ist. Die meisten Menschen aber verstehen ihr Verhältnisse zu den andern kleinen Engenden schiefen ihren Blick auf die Größe Anderer in der Ferne sehen, sie haben kein eigenes



von der geistigen Perspective, wie kleine Kinder noch ihre Be-  
mühen von der körperlichen haben und ihren Finger für grö-  
ßer halten als einen entfernten Kirchthurm. Deshalb kennen  
auch die meisten Menschen keinen besseren Stoff des Gesprächs  
als sich selbst, sie reden immer von sich, stellen immer ihre Vor-  
züge ins Licht, wollen von Andern verstanden, in ihren Eigen-  
thümlichkeiten geschont, in ihren Vorzügen erkannt sein, wäh-  
rend sie selbst auf die Eigenthümlichkeit eines Andern, seine  
Schwächen und Gefühle niemals eingehen, ihm kaum das Recht  
zugestehen, eine von der ihrigen abweichende Individualität  
zu haben. Solche Menschen nennen wir subjectiv besessenen und  
sprechen ihnen humane Bildung ab. Was soll man nun aber  
sagen, wenn Menschen, die so wenig zum allgemeinen Men-  
schenbewußtsein durchgedrungen sind, welche noch dem Egoismus  
und dem Kinde, die sich auch nicht aus sich selbst herausden-  
ken und herausfühlen können, so nahe stehen, den Anspruch  
erheben, daß sie berufen seien, als Dichter an die Spitze ihres  
Volks zu treten? Und gleichwohl ist die Mehrzahl der zahllosen  
Poeten, welche alljährlich hervortreten, noch so sehr subjectiv  
besessenen, es fehlt ihnen so sehr der Maßstab, an welchem  
sie ihren Geist und ihre Bildung messen können, sie fühlen so  
wenig ihre Kleinheit, die Unbedeutendheit ihrer Leistungen, sie  
haben so wenig Substanz, oft selbst so wenig Form, daß man  
nur die Verblendung besorgen können, mit der sie ihre Rich-  
tigkeit und Eitelkeit den Blicken der Welt bloßstellen. Solche  
Dichter haben denn auch gewöhnlich keinen andern Inhalt ihrer  
Poesie als sich selbst, ihre Liebe und ihr Leid, ihr oft krank-  
haftes Empfinden und ihr meist unreifes Denken. Aber das  
hält sie nicht ab, die Welt muß es hören, die Welt muß es  
wissen, was in ihnen vorgeht, und wenn sie kalt bleibt und  
keine Notiz von ihnen nimmt, so sind sie verkannte Genies und  
geben der Welt für Nichtbeachtung Betrachtung. So bestraft  
sich dann diese Eitelkeit, welche so viele recht hübsche Talente,  
die mit ihren kleinen Gaben sich selbst und ihren Lieben und  
Freunden frohe Stunden und manche Freude bereiten könnten,  
um Herausstritten in die Welt drängt. Aber mit der Größe  
der Bühne wachsen die Ansprüche an den Schauspieler; ein  
Mädchen, dem die Natur eine angenehme Stimme zum Vor-  
trag eines kleinen Liedes gegeben hat und die mit ihrem Gesang  
die Freunde entzückt, mag sich ja hüten, sich deshalb schon für  
die Oper reif zu halten; ein Knabe, der ein kleines hübsches  
Bild malen kann und deshalb in seiner Familie für ein Genie  
gilt, erregt auf der Kunstausstellung wol nur ein Lächeln mit  
einem Bildern, wenn man sie ja bemerkt; ein Gefäß oder Ge-  
schäß, welches in einem Familiensimmer eine Zierde ist, ist  
verloren oder gar lässlich in einem Prunksaal; so ist es auch  
mit der Mehrzahl dieser kleinen Dichtertalente, die geehrt wer-  
den im kleinen Kreise, wo man die Gedichte des Dichters we-  
gen schön findet, bis sie die Eitelkeit zum Herausstritten in die  
Welt treibt, wo sie unbeachtet vorübergehen oder gar nur ein  
unheimliches Lächeln erregen.

In diesen Betrachtungen gibt uns ein großer Theil der  
reifeften Gedichtsammlungen Veranlassung, in denen zum  
Theil recht viel Hübsches, aber recht herzlich wenig ist, was  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.  
Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.  
Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.

Den Reihen mögen die Frauen eröffnen. Frauen, die in  
der Natur herausstritten, geben meist damit zu erkennen, daß sie  
den Anspruch auf allgemeine Theilnahme begründet.



Im folgenden Bogen ist die Dichtung zur Revolutions-  
armee, Lothar bleibt auf sein Fahren dabei und macht Beste-  
dafür wird er schließlich verurteilt.

Das dritte Buch heist „Zwischen Nacht und Tag“. Im  
ersten Abschnitt „Im Waldland“ folgt Lothar seine Weltan-  
schauung aus: „Ophio“, leeres Pathos. Dann geht er  
nach Paris. Ein Proletarier fällt ihn Nachts auf der Straße  
an, Lothar gibt sich als Gefährtengegnen zu erkennen und  
bekannnt, der Proletarier bekannnt auch und entfernt sich dann.  
Aus dem letzten Buche „Sonnenaufgang“ ist schwer sag-  
zu werden. Der Dichter schildert die Rebellenfahne der Zu-  
kunft, und zwar sehr im Einzelne gehend. Lothar wird ge-  
schlagen, zum Tode verurtheilt und singt sein Schwanenlied.  
Dann kommt in den Ketter, bietet ihm Anstesse an, wenn  
er einen Trost breche, — vergebens. Der Priester, der nun  
ankommt, wird schließlich abgefertigt und geht auch. Endlich  
hält ihn der Wächter ab, es geht zum Richtplatz.

Ein „Holt“ — und lachend wie zuvor  
tritt aus dem Trost der Jüngling vor  
und ruft mit freigeschelltem Milt  
Ein Lied der deutschen Republik:  
Ein Lied — ein Bild — die Salve bracht —  
der Erde hat ein Lohrer seht ...  
Doch fern die Kampfeswagen schwellen,  
den Tod zu rächen des Rebellen. —

D luffig Bild am andern Tag!  
Die Welt im Frühlingsschimmer lag,  
und auf den Gräsern — summe schon! —  
Blühende Perlen von Blut und Thau,  
Rosen des Kampfes und Thränen der Zeit,  
Inseln des Singens aus Mannesbrust!  
Geschlagen ward die letzte Schlacht,  
das letzte Schwert zum Pfingst geschmiebet,  
Der letzte Haß zu Grab gebracht  
und von der Liebe Hauch umfriebed.  
Die Wälder boten sich die Hand,  
Die junge Republik zu krönen  
und mit der Freiheit goldnem Band  
Bergangne Schmerzen zu verschönen,  
und jauchzend sang ein Friedensklang  
Die weite, weite Welt entlang!

In dieses amerikanische Product mag sich eine poetische  
Verbindung aus der Schweiz anschließen, schon deshalb, weil auch  
hier der Grundzug ein epischer und die politische Anschauung  
eine verwandte ist.

7. Heldenbilder und Sagen. Von Hermann Rollet.  
St. Gallen, Scheitlin und Bockelmann. 1854. 16. 24 Rgr.

Der Dichter bearbeitet hier nordische, deutsche und andere  
Sagen, plündert sogar den Orient und führt uns endlich in  
Balladen eine große Zahl Märtyrer und Helden vor. „Run-  
ding's Gefang“ kann nicht im entferntesten mit „Des Sängers  
Fluch“ von Uhland wetteifern. Der „Heldenkampf“ bearbeitet  
den tiefpoetischen nordischen Grundstoff des zweiten der drei  
Haupttheile der „Gudrun“, welcher in der deutschen Bearbeitung  
Hagene und Hettel heißt, und ist im Grunde eine poetische  
Darstellung des Bogenbrandes an den Ostseeinseln. „Des  
Häutungs Sohn“ erzählt, wie Sigurd den Elberich befreit.  
Das Gedicht „Widuna“, eine efferer Sage, ist ganz außerordentlich  
wunderschön. Widuna, deren Brutigam Drindowit  
im Kampfe mit den Römern gefallen, läßt die Götter und  
den zur Strafe des Hades vom Blitze erschlagen. Die Sage  
von „Häutungs Widuna“ ist eine der vielen Sagen von Riesen,  
die in der Sage verwandelt sind. Schon viel bekannt ist die in  
Häutungs Widuna's Bericht behandelte Sage. Eine Schlange lau-  
tet das Widuna vor Karls Wohnung zu Hütich, der Kaiser  
ist sie auch und findet eine Arde in ihrem Nest, die er in  
seiner Hand hält, wofür ihm die Schlange einen Edelstein als  
Dank bringt, der später in die Kaiserkrone gesetzt wird.

1855. 41.

Das Gedicht „Der Wald“ von der Bogenbrücke, „Häutungs  
Sohn“ ist unbedeutend, „Die Todtenharfe“ graulich, „Die Rith-  
rose“ geht in das Epische über, „Die Rithrose“ ist tragi-  
komisch. Ein Mädchen will herabsteigen und will nehmen, wer  
kommt, und wenn es der Teufel wäre. Der Teufel holt sie,  
sie ist ihm aber zu schwer, weil sie von Blüthen Brot, auf  
dem Gottes Segen ruht, in den Tasche hat, und er läßt sie  
fallen. Sie fällt in den Zürichersee; ein junger Fischer, auch  
ein Teufel, aber ein armer, fängt sie heraus und heirathet sie.  
Komisch, aber leer sind die darauf folgenden: „Des Schneiders  
von Ulten“, „Der Hölle von Bernhart“, „Häutungs Sohn  
Häutungs Sohn“.

Entschieden die beste Dichtung der Sammlung sind „Die  
zwei Silberblumen“. Den Beschluß der Sagen bildet „Der  
Lefgune“, welches erzählt, wie ein Thaler von Zuni, feist,  
faul und behaglich, durch Zufall zum Aushine eines Propheten  
kommt.

Die darauf folgenden „Heldenbilder“ führen uns die Ge-  
stalten des Colvates, Liberius Brachus, Christus, Arnold von  
Brensch, Loh u. s. w. bis auf den Schweizer Rikard Leuen-  
berger (1653) vor, aber leider sind diese zum Theil schönen  
Stücke sehr verwässert, und dieser Theil des Buchs ist der un-  
bedeutendste.

Das folgende Werkchen:

8. Gedichte von Adolf Pichler. Innsbruck, Wagner. 1853.  
16. 1 Zhr.

ist ein Gruß aus Tirol, den uns ein anerkennenswerthes,  
aber noch subjectiv befangenes Talent bringt. Es sind sehr  
viele zarte Kleinigkeiten, die uns hier geboten werden.

Unter den erzählenden Gedichten, denen es weiß an pla-  
stischer Rundung fehlt, ist zu erwähnen das hübsche Gedicht  
„Der Raler“.

Recht gelungen ist „Der Deserteur“, welcher eine Begeben-  
heit aus Seume's Leben erzählt, am vollendetsten und gediegensten  
in Form und Gedanken „Das Schwanenlied der Sibylle“, wel-  
ches erzählt, wie die Sibylle von Cumä, der die Offenbarungen  
Apollon's schweigen, im Osten ein Purpurzeug erblickt und die  
Offenbarung erhält von dem neuen Glauben, vor welchem der  
alte Glaube in Nacht verschwindet. Sie eilt nach Rom, um  
dem Kaiser Augustus die Botschaft zu bringen:

Das ew'ge Rom, die Götterbilder wanken,  
Ein neu Geschlecht bezieht der Erde Schranken.

Dort verhöhnt mit ihrer Kunde, eilt sie zum Capitol.  
Da sieht sie eine Kinderchar, der sie ihre Botschaft verfun-  
det. Dann sinkt sie sanft in Todeschlummer, die Kinder be-  
weinen sie und bedecken sie mit Palmenzweigen.

Legenden aus Christi Leben beschließen das Buch.

Unbedeutender sind die

9. Lieder und Sprüche von H. Nordheim. Weimar, Köhn.  
1854. 32. 15 Rgr.

welche zum Besten der vertriebenen Dolmetscher herausgegeben  
worden sind. Der Verfasser ist wol noch sehr jung; dies läßt  
wenigstens die jugendliche Lust vermuthen, mit der er die klein-  
sten poetischen Ideen, die unbedeutendsten Bilder und Gedanken  
der Darstellung würdig findet.

Die eingestreuten Sprüche sind oft epigrammatisch zuge-  
spielt, so S. 47:

Bosheit, die mit Lächeln trifft,  
Ist der Hölle heimliches Gift.

10. Gedankenblitze. Von Damin Anton. Götting, Feinze  
u. Comp. 1853. 12. 7½ Rgr.

Diese kleine Sammlung läßt uns die innere Entwick-  
lung eines jungen Mannes beobachten, was immer interes-  
sant ist. Die Mehrzahl sind kleine, leichte, gefällige Bebe-  
de. Die letzten Gedichte sind im Tone ganz verändert, sie sind  
kangreicher, ernster, männlicher. In dem Gedichte „Remjahr

104

1850" sagt er, daß er die *Älter* mit dem Schwerte vertauscht, daß er verkommen sei, weil er mit Weltgeschichte getrieben habe und weil jetzt keine Zeit zum Singen sei. Die kleine Sammlung wird vielleicht einst interessant sein, wenn der Verfasser ein großer Mann werden sollte.

Eine etwas ausführlichere Besprechung erheischen die

11. Gedichte von Friedrich Albrecht. Breslau, Trewendt und Granier. 1853. 10. 1 Thlr.

Der Dichter erzählt in der Vorrede, wie er zuerst auf den Gedanken gekommen sei, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, indem er an der polnischen Grenze bei einem Häuflein eines seiner Studenten gefunden habe: „Eine schöne und vortreffliche Pöbel" wiedergefunden habe. Das Manuscript aber kam gerade zu rechter Zeit 1848 nach Hamburg zu Hoffmann und Campe, um eingesehen zu werden. Später, in der kirchlichen Reformbewegung, trat er unter dem Namen Friedrich Siegmund mit 18 Gedichten für die freie Richtung in die Schranken. Diese und andere Parteigedichte haben aber keine Aufnahme in die vorliegende Sammlung gefunden.

Diese Sammlung selbst nun enthält in ihrem trübsen Theile wenig Bedeutsames, es sind meist hübsche, anspruchslose Kleinigkeiten.

Unter den erzählenden Gedichten ist das erste, „Die Trintwette", in welchem Georg von Schweindrich mit kannibalischem Trinken einem Polen sechs Pferde abgewinnt, gar zu rudertisch-üppig. Das zweite, „Der stoffame Kitz", erzählt, wie eine Edelfrau in Kärnten durch das Umwerfen eines von den Herren geweihten Reitgeschwanz einen Knecht zum Pferde macht und auf ihm durch die Luft zum Perentanz reitet. Nach dem Fall aber macht der Knecht seine Herrin auf dieselbe Weise zur Stute, bindet sie daheim an der Krippe fest und weckt seinen Herrn, der sich über das staltliche Mößlein freut, bis er ihm das Gebiß aus dem Munde nimmt und seine Gattin im Blockbergestüm vor sich stehen sieht.

Vier Balladen besingen darauf die Schlacht bei Wimpfen und den Heldentod der 400 Pforsheimer. Bedeutender aber als diese ist das Gedicht „Wineta". Der Inhalt der hier erzählten pommerischen Sage ist kurz folgender: Der Sohn des Wendenkönigs Wittingar vermählt sich mit Olga, der schönen Tochter des Neuzenkönigs. In der Nacht überfallen die Sachsen und Wandalen das königliche Weib und tödten Wineta. Nach grauem Morden bringen sie in das Königsschloß und das Wundtuch, Olga sinkt unter ihren Streichen, während kündigt der Königssohn auf die Mörder und hält das Gemach mit Leichen, bis er von dem Blute erblindet; das ihm in die Augen springt, da stößt er sich selbst sein Schwert in die Brust. Der alte König auch erwacht von dem Wundgetöse, hält sich in die Königsgewänder, setzt die Krone auf und nimmt das Schwert. Seine Gemahlin wird als Leiche in sein Gemach geschleudert; er klettert auf den höchsten Thurm und ruft die Rache der Götter auf die Mörder herab, Blitze zünden die Stadt an, und als die Flammen ihr Werk vollbracht, sinkt die Stadt langsam in das Meer, der König nur steht noch auf seinem Thurm, wirft seine Krone und sein Schwert in die Fluten, bis er endlich selbst mit dem Thurme hinabsinkt.

Ebenso bedeutend in Form und Inhalt ist „Die Gruft zu Simmelweis". Auch die „Hebräischen Psalmen": Hagar in der Wüste, Simeon, Simon, eine poetische Bearbeitung des 23. und des 87. Psalms, sind recht gelungen, ohne in der poetischen Wirkung die einfache Größe der biblischen Darstellungen zu erreichen.

Albrecht's Dichtung „Wineta" führt uns auf

12. Sangkönig Hiarne. Ein nordisches Märchen von Adolf Stern. Leipzig, Hinze. 1853. 8. 7½ Ngr.

König Erich von Dänemark ist gestorben, sein Sohn Friedrich ist verstorben; da beschließen auf den Vorschlag des finischen Stalken Harald die Normannen, den zum König zu wählen, der die andern Stalken im Sange besiegt. Schon

scheint am Tage des Bickertampfs Harald den Sieg zu haben, da wird er ihm noch durch den Stalken Harald, den Freund des verstorbenen Königssohns, entgegen, und ihm macht nun das Volk zum König. Nach Jahren vermählt sich König Hiarne mit Bertha, der Tochter des verstorbenen Königs. In der Hochzeitnacht aber wird Hiarne durch die Liebe erschreckt, daß Friedrich noch lebe, in Drontheim an der Küste schliefen sei und mit bewaffneter Hand sein Vaterland retten. Von Hiarnen stirbt die junge Königin, es kommt zur Trennung, Hiarne entläßt im Kampfe mit Friedrich selbst und stirbt vom Pferde, Friedrich ist König. Nach Jahren kehrt der König auf der Jagd in Gefahr, an gewöhnlicher Zeit hat sein Pferd umklammert und Friedrich ist wachend. Da das Thier durch zwei Pfeile getödtet, der König gewunden, der Retter ist Rolf, der von Maria Jankia, Hiarnes Gemahlin, die jetzt wird nun das Königs Lieblingdiener, nur Einer noch ihm nicht, Gottwurm der Älter, der Rolf beschützt hat, wie am Grabe der Gemahlin Hiarnes Knie und einen Baumzweig pflichte; aber der König mag nichts von Bertha hören, sinkt in stürmischer Nacht Rolf — es ist der langgeachtete Hiarne — mit dem Dolch vor Friedrich's Füßen, er erblickt er sein eigenes Bild in dem blanken Schwerte des Königs, wird von Grausen vor sich selbst ergriffen, der den Jagdfreund zu tödten im Begriff steht, weicht dem König, flieht dann hinaus und sucht den Tod im Meere.

Dies ist der Inhalt eines Cyklus von zehn Eddas, die in dem oben genannten kleinen Büchlein vor uns liegen. Die Dichtung erinnert in den wechselnden Versmaßen sowohl in der Inthale vielseitig an die Eriksdagsage, ist aber nicht ein politischer Ausdruck und nicht ohne Gewandtheit im Verstand des Hauptverdienst aber ist die glückliche Wahl des poetischen Stoffes.

13. Fünfzig Jahre Stillleben im Drange der Zeit, und der Schicksale (1801—50). Poetische Aufzeichnungen eines großen Hof- und Staatsmannes, der seine Regierung mit der Welt abgeschlossen. Berlin, A. Duncker. 1853. 16. 1 Thlr.

Welche Lebenserfahrung tritt uns in dem kleinen Inhalte dieses Buchs entgegen und welche Früchte der Empfindung welcher Reichthum durch das Leben abgeerntet worden in diesen poetischen Aufzeichnungen eines Greises.

Das erste Buch „Natur und Herz" wird am besten charakterisirt in dem „Lied vom alten Hecker". Das zweite Buch „Leben und Liebe" beginnt unter dem Titel „Äußerer der schönen Seele" mit 14 Reden eines Wahnsinnigen. Das dritte eigenthümliche Dichtungen, doch scheint die Wahrheit hier manchmal gar zu viel Methode zu haben; man sieht eine tragische, vielleicht wahre Geschichte aus diesen Bruchstücken heraus. Freilich sind „Des Fürstlers Tochterlein" und die darauffolgenden meist lustigen Kleinigkeiten.

In dem dritten Buch „Welt und Zeit" offenbart sich der Verfasser als deutscher Patriot und freisinniger Mann, der für die politische Situation jeder Zeit seit 1801 ein treffendes Wort hat, und man findet wirklich in diesem Abschnitt des Buchs einen Ueberblick über Alles, was seit dem letzten Volljahrsbericht die Geister bewegt hat: Fichte, Kant, Deutschlands Seizger 1806, sein Geber 1807, Deutschlands Groß 1808, der Rheinbund, preussischer Generalmarsch 1813, Casapette und die Revolution, Börne u. s. w. Schon diese Uebersichten zeigen die Mannichfaltigkeit des Gebotenen, meist mit epigrammatischer Spitze. Scharf ist die Schilderung der vornehmen Gesellschaft in vier Gedichten, wie überhaupt scharf die Satire, Schmeichelei und Gleichnerei in jeder Gestalt gegeben wird. Troz seines deutschen Patriotismus ist er aber doch ein Verehrer von Napoleon's Größe, und in seinen „Kaiserliedern" und den darauffolgenden „Caesarsstimmen" Friedrich's des Großen, Maria Theresia's und Pitt's hören Franzosen, Engländer und Oesterreicher manches strafende Wort. In den „Er-

grammatischen Streichsam" gibt es manches recht Bichtige

Das neue Buch enthält unter dem Titel „Gelegenheitsgedichte“ mehr Epithymen, die bei mannichfaltigen Gelegenheiten vorgelesen worden sind, ohne viel Bedeutendes zu bieten. Im letzten Abschnitt endlich, „Kunst und Poesie“, zeigt sich der Verfasser auch in der Literatur als ein Mann, der mit der Feder immer gleichen Schritt gehalten.

Dennoch bis jetzt aufgezählten Dichtern weiß die Welt noch wenig von den meisten, wiewohl sie auch wenig erfahren. Zu dem aber auch eine Reihe eines hohen bedeutenden, hoch hinauf gefungene Uebersetzungen, theils durch eigene Uebersetzungen bestimmten Dichters vor uns.

14. Gedichte von Adolf Böttger. Neue Sammlung. Leipzig. 1854. 16. 1 Bdr. 18 Rgr.

Das Urtheil über Adolf Böttger steht wohl so ziemlich fest. Auch in dieser neuen Sammlung von Gedichten bewährt sich seine Formengemessenheit ebenso wol wie die Empfindungs- und schöpferischen Dichtergewalt. Freilich macht diese Sammlung auch den Eindruck, als ob das Schaffen dem Dichter sehr leicht würde, und als fehle es ihm an dem eines Dichters würdigen Ehrgeiz, etwas bringen zu wollen, was wahrhaft groß und des öffentlichen Lobes würdig wäre! Es ist sehr viel Schönes in dem Büchlein, aber doch eigentlich nur wenig, was man im höhern Sinne bedeutend nennen könnte. Was von einem Dichter von Adolf Böttger's Ruf erwartet man nun einmal, aus Bedenken. Das Bedeutendste sind wol die „Hörnerlieder“, geschrieben, wie es scheint, bei einem Gange an dieser klassischen Stelle Thüringens. In diesen Liedern beginnen uns alle die Sagen und historisch wichtigen Begebenheiten, durch die die Wartburg so berühmt ist. Elisabeth, der Sängerkrieg, Friedrich der Gebiener, Johannes Platen (der Prophet von Eisenach, Luther's Vorbote) und endlich in einer Reihe trefflicher Gedichte Luther selbst steigen vor uns auf. Kernhaft ist das an Luther's Kraftvoll anhaltende: „Ein feste Burg ist unser Gott“, woraus wir nur den Ausdruck „Kraft“ in der letzten Strophe als zu unedel fortwähren. Das Lied lautet:

Ein feste Burg ist unser Gott,  
Ein gute Wehr und Waffen,  
Uns zusammenhält, als einer Spott  
Der Zug derer, Pfaffen.  
Was Luther sprach, was Luther that,  
Stehet fest in unserm Tagen,  
Unwandelbar in Gottes Rath,  
So lang' noch Sagen schlagen.  
Als sollte Dietrich  
Sich aus erschlichenen Beuten,  
Mag sie die Schrift, so fromm und frei,  
Nach ihren Zwecken deuten,  
Wie sollte heuchlerisch die Hand,  
Lügt Gott in Aug' und Munde,  
Beherrsche selber Herr und Land —  
Was hilft's! sie geht zugrunde.

Was mag der Prophet für das Wohl  
Des Volks schmeicheln wollen,  
Die Kirch' ermahnen zum Symbol,  
Geheim das Volk zu lachen:  
Es geht nur viele Weile fort,  
Und steht mit sich im Streite;  
Das Wort nur lebt, das heilige Wort,  
Luthers Prophetie.

Dies Kling er seiner Feinde Schwall,  
Die Luthersand sich erhoben,  
Sein Name singt noch überall,  
Doch Luthers ist erhaben.

Als Holz gerunnt der Bauern Hall,

Gut er das Lied, es spielen,  
Die Bauern legen im Harnisch,  
Das Lied ist jung, gelieben.

„Das Wort sie müssen lassen hangen!“  
Singe ich, das es gesprochen,  
Es wuchs das Wort und hat sich Bahn

Jahrhundert, durch gebrochen,  
Und immer weiter steigt und kreist  
In Schloss und Hüttengiebel:  
Die Uebersetzung ist der Geist,  
Der heilige Geist der Welt.

Es bürge sich selbst die Schöpfung,  
Ihn Schenken muß, erlegen,  
Die Wahrheit selbst, es heisst, Besehung.

Freiheit, wie nicht zum Schenken,  
Im Lichte steht, im Lichte steht,  
So wolten wir doch, und schenken,  
Ein feste Burg ist unser Gott,  
Ein gute Wehr und Waffen.

Ein sehr schönes Gedicht ist auch folgendes.

Die Berge sind die Festung,

Darauf der Sonne Feuer rollt,  
Wo oben, der Sonne freudig, aber  
Das Opfer frommen Dantes, rollt.

Ich trite auf deinen stillen Pfaden,  
Natur! von dir allein belohnt,  
Und betend fühl' ich, daß auf Pfaden  
Der Geist der Erde nicht umsonst:

Wie sich dem Sohn aus Levi's Stamme  
Der Herr im Feuerbusch gezeigt:  
So in des Waldes grüner Stamme  
Sich' ich dein Wesen mit geneigt.

Im Spiegel jener klaren Bläse  
Erkenne ich deines Auges Licht,  
Und in der Blume, die ich küsse,  
Küß' ich dein heiliges Angesicht.

Nicht minder schön sind auch die auf das Fest selbst, dem diese Gedichte ihre Entstehung verdanken, bezüglichen Lieder, wie das „Hörnerlied“, die „Phantasie“ u. a. m., die sich durch ihren leichten Schwung, wie die meisten Lieder dieses Bändchens, Componisten empfehlen möchten.

Unter den „Romanzen und Balladen“ ist die ergreifendste „Eine Weichte, altnordische Sage“.

Die „Hörner“ bringen ebenfalls viel Bedeutendes und Schönes. Hier einiges zur Probe:

Erkenntniß:

Wandlung schleudert der Fuß des Ungeweihten den Stein fort,  
Während der Weiser draus helle Gedanken sich schließt.  
Schöne Gedanken umdämmern so Wandern wie schimmernde Blüten,  
Doch nur der Genius bricht leicht sich die reissende Frucht.

Den Orthodoxen:

Wunder verlangt ihr zu schau'n, wie Wasser zu Wein sich verwandelt —  
Seht doch das Kelchen im Thal, ist es nicht Wunder genug?

Große Worte:

Magart, Lessing — wo wohn' sie? Kein Hafen bezeichnet die Stätte!  
Nichts gebirgt das Stach, Wittern erschüttert das die Welt.

Dichters Tod:

Lebend verstaubt als Staub, mit Aschegeiste verhaßt, leidet;  
Nach dem Verhängen, jedoch unter die Erde, leidet.









zahlreicher diplomatischer Sendungen und Geschäfte und unter dem Drucke der Sorgen um die eigenen Angelegenheiten, die oft wichtiger als die des Landes, verlag er keineswegs die Wissenschaften und die Männer, die auf ihrem Gebiete eine mehr oder minder glänzende Stellung einnahmen.

Der Mittelpunkt seines Lebens beginnt mit der Berufung in den Rath des Kurfürsten Moriz. Und in dieser Beziehung sagt der Verfasser ganz treffend: „Christoph von Carlowitz ist einer der Ersten, welche mehr den künftlichen Minister und Staatsmann darstellen als einen zu der Gesellschaft des Fürsten gehörigen Ritter oder Diensthmann. Seine Thätigkeit gehört in diesen Verhältnissen weitem geschichtlichen Kreise an als dem Kreise seines Vaterlandes. Sein Wirken war ein vollständig folgenreiches und sein Name erscheint in den Annalen der diplomatischen Verhandlungen des 16. Jahrhunderts. Wenn Moriz von Sachsen genannt wird, erinnert man sich auch des Christoph von Carlowitz. Er hat seiner Familie einen Platz in der Geschichte begründet und wird neben den geschichtlichen Gestalten eines Burleigh, Sully, Peter Dre, Drenkierne immer erwähnt zu werden verdienen.“ An Treue und Anhänglichkeit an die Person seines künftlichen Herrn und Berührer hat er sie vielleicht alle übertroffen. Mit tiefem Schmerz sah er den thatkräftigen und klugen Kurfürsten, den er in die Schlacht bei Töbischhausen begleitet hatte, ins Grab sinken unter Verhältnissen, die für Sachsen und Deutschland zu ernstlichen Besorgnissen Veranlassung gaben. Camerarius sagte in der Leichenrede auf Moriz nicht ohne Grund, daß das Vaterland im Niedergange begriffen sei. Carlowitz trat sofort in des Kurfürsten August Dienste als Geheimrer Rath. Wer mochte auch geiziger sein zum Rathgeber des neuen sächsischen Fürsten als der Vertraute des Vorgängers? Allerdings war August andern Wesens und Charakters als Moriz, und Carlowitz mußte sich erst, um so zu sagen, an seinen neuen künftlichen Herrn gewöhnen, und eine Innigkeit des Verhältnisses, wie es zwischen ihm und Moriz stattgefunden, ist niemals eingetreten; allein August war zu einsichtig, um Carlowitz' Thätigkeit und Ersahrung nicht zu verkümmern, und Letzterer seinem Landesherrn und dem Vaterlande viel zu sehr ergeben, daß er nicht zu jedem Opfer bereit gewesen wäre, weshalb er selbst dem Mißtrauen und den Verleumdungen, die sich gegen ihn geltend zu machen suchten — Mordeisen hatte einigen Antheil daran — mit Muth und edler Resignation trotzte. Daher ist er auch niemals aus dem Rathe seines Kurfürsten geschieden. Die letzten Jahre seines Lebens wurden vielfach durch häusliche Sorgen und Unannehmlichkeiten getrübt; doch spürte er keine auffallende Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte und der Verkehr mit wissenschaftlichen Freunden ward möglichst unterhalten. Wollig aber in den ersten Tagen des Jahres 1578, „als wir“, schreibt seine Gemahlin Klara von Breitenbach an die Vettern zum Krießfeld, „miteinander zur Nacht gegessen und noch am Tisch gewesen, hat Gott nach seinem göttlichen Rathe meinem herzlichsten Mann, euern lieben Vetter, Herrn Christophen von Carlowitz, aus dieser Welt zu sich in sein Reich abgefordert und hinweggenommen“. In der Kirche zu Görlitz ward die irdische Hülle des Heimgegangenen beigesetzt.

Nicht ohne Schmerz und Wehmuth nimmt noch nach nahe drei Jahrhunderten der Geschichtsschreiber und der Patriot Abschied von dem ausgezeichneten und hochverdienten Sachsen. „Carlowitz hat“, sagt der Verfasser am Schlusse seines trefflichen biographischen Denkmals, „ein bewegtes, wichtiges Leben geführt, seinen Fürsten treu gebient, die Bedeutung des Kaiserthums für Deutschland begriffen und als Ziel festgehalten; die Reformation, die er vom Anfange an, von ihrer Jugendblüte bis zu vielfacher Verklüftung durch erbitterte Parteilichkeit gesehen, hat er ruhig beurtheilt; ihm gebührt nächst Moriz der größte Antheil am Passauer Vertrage. Er selbst war aufrechter Protestant, ohne Parteilichkeit und Fanatismus, echte Gottesfurcht lebte in seinem Herzen. An seinem Tode rühmte der Pfarrer des protestantischen Görlitz unter Anderem: er habe

für Schule und Kirche möglichst gesorgt, sei seinen Unterthanen ein Vater gewesen, mehr zu gelinde als zu streng. Nachsicht habe er nicht gewährt; sondern vielmehr, wenn es freundlich und sanftmüthig auch gegen die gewesen, wenn er doch gewußt, daß sie hinterwärts seine Pflicht nicht gut mit ihm meinten; alles Gute habe er ihnen gethan und nie von ihrem Bösen geredet, auch dies von Lobern hinweg leiden und gestatten wollen; nie habe er sich höher über Gaben erhoben, gegen arme Leute sich freundlich gezeigt, in Worten und in Werken sehr reichlich und freigebig gewesen, man habe von ihm kein ungütiges Wort gehört. Das würdige, aus glücklichen Erfolgen und aus Widernissen bestehende Leben des berühmten Sachsen schmückte er mit Tugenden als Freude und Trost, und wenn wir Carlowitz in den glänzendsten Versammlungen wirken sehen, wenn er uns net in der Ruhe. Dieser, die der Zeit Geschick lenken, so haben wir ihn auch freudig in dem Geschehnisse eines großen in der Wohnung des Erasmus, im trauten Büfchen, im Joachim Camerarius, im freundlichen Besuche mit den Händlern jener Lage. Einen Beweis seines innern Hanges, den wir endlich darin, daß er gleich seinem großen künftlichen Herrn, Herzog Moriz, vielfach verlehnt, verkannt und ungütig beurtheilt worden ist.“

Zum Schluß können wir aber folgende Wünsche mit uns ausgesprochen lassen: erstlich, es möge die sächsische Biographie, die wir hiermit den Freunden der Geschichtsliteratur an unserm Lande empfehlen haben, aus Gründen der Wissenschaft und Patriotismus recht viele Leser finden; ferner, es möge insbesondere die jüngeren Historiker daran lernen, wie ein reichhaltiges auch oft spärlicher Stoff zu einem lebendigen und wohlgeordneten Bilde durch die künstlerische Hand eines befähigten und tüchtigen Historikers verarbeitet werden könne; endlich möge es auch der Ruhe und der Lebenskraft des trefflichen Mannes vergönnt sein, der Wissenschaft und dem Vaterlande noch solche Gaben zu bringen, wie die vorliegende mit Dankbarkeit Empfang genommene ist.

Karl Zimmermann.

## Die Selbstbiographie George Sand's und ihr persönliche Element in der Literatur.

Es ist nicht zu leugnen, daß in der Literatur das persönliche Element immer entschiedener in den Vordergrund tritt. Unsere Kritik und Polemik hatten schon längst einen anderen und oft sehr garstigen Gang, persönlich zu werden. In unsern Romanen zeigt sich ebenfalls die Neigung, Personen und irgend einmal in den Weg gelassen, getreulich zu sein, und selbst unsere Geschichtsschreibung verliert sich mehr in das Anekdotenmäßige und Sentimentale, als in das persönliche Kleinleben der geschilderten Personen. Der „Kling“ sagt in der „Allgemeinen Zeitung“ in einem Referat über die Selbstbiographie George Sand's: „Wir analysiren gewöhnlich aus Dem, was der Dichter sagt, dichtet und bildet. Das, was er ist, heranzuziehen, ist mit ihm selbst, wir suchen nach feiner Persönlichkeit... Kein anziehendes Buch wird von uns aus der Hand gelegt werden, ohne daß wir uns ein Bild von dem Autor zu entwerfen suchen; hat das Werk uns mißfallen, so werden wir vielleicht nur unbewußt, uns den Verfasser als eine Persönlichkeit aus unanmuthigen und abstoßenden Zügen zusammenzusetzen.“ Das Buch ist gut, ist geistreich, aber man mag den Autor nicht kennen, ist ein Urtheil, das wir oft zu hören bekommen. So manche Namen haben uns angezogen, aber wir haben ein plötzliches bedeutendes Erkalten der Theilnahme für die Schriften verspürt, nachdem wir den bewunderten Verfasser von Angesicht zu Angesicht erblickt.“ Das Factum ist richtig, aber es ist, bei Licht gesehen, auch ein sehr trauriges; es zeigt, daß es mit dem reinen Kunstenthusiasmus zu Ende geht, daß uns der Künstler mehr als sein Kunstwerk, der Dichter mehr als seine Dichtung interessiert. Es hande anders und

bei zu der Zeit, als unsere Väter und Großväter noch jung waren. Der verstorbene Baumgarten-Crusius erzählt uns aus den Tagen seiner Jugend von dem Enthusiasmus, der damals die Jünglinge für Schiller's Dichtungen begeisterte. „Wir wollten und erlaubten nichts, ob der Dichter und wo er lebe“, schreiet er, „für uns war es gesprochen, daß auf die Erinnerung an die mächtigen Einbrüche, die er auf uns gemacht hatte.“ Es liegt sich der keine Enthusiasmus; die ungetrübte Empfindlichkeit für Dicht- und Kunstwerke. Aber was, ob unsere Verehrung für Shakespeare oder Homer eine so unbegrenzte und unerschöpfliche wäre, wenn wir nicht von ihnen dasjenige Lebensumfeld hätten, welches ihnen die Persönlichkeit verliehen hat.

Am meisten aber macht sich dies persönliche Element, die der Gang zur Individualität in den modernen Memoiren und Autographen geltend, was mit dem etwas weiblich, plebejisch und dabei unerschrocken gewordenen Charakter unserer Generation zusammenhängt. Niemand aber sind die heiligen persönlichen Rechte Anderer so wenig geschont worden als von Frau Auloyant in ihrer Selbstbiographie. Sie weicht den Reizen in alle Regionen ihres häuslichen Lebens, in alle lebenshaften Szenen mit ihrer Mutter ein, und wo sie auch scheinbar schonend einen Schleier darüber zu ziehen scheint, ist der Schleier so dünn, daß man den ganzen Familienkammer dahinter ausgebreitet liegen sieht. Welche Mütter ist nach diesem Beispiel noch ihrer Tochter sicher, wenn diese zufällig eine Schriftstellerin werden sollte? Und dies Alles, damit sich das Ich der Dichterin gegen diesen schmerzigen Hintergrund desto glänzender abhebt! Sie handelt nach dem Grundsatz sehr vieler jetzt Lebenden: Ichue jedem Andern Alles, was du willst, daß die nicht geschehe! Ein pariser Correspondent des „Morgenblatt“ sagte in Bezug auf die Verfasserin: „Sie hat von jeher in den Memoiren und wohl in allen größern ihrer Schriften das Ich stark in den Vordergrund gestellt und, was sie je über Schöpfer, Schöpfung und Geschöpf gegrübelt und gefaselt, mit gebieterischer Bestimmtheit, ausgetramt. Das thut sie nun wie billig in ihrer Lebensgeschichte noch viel mehr, und da sie so wenig als die Frauen überhaupt die Geduld der Logik und die Gabe der Unterscheidung hat, so kann ich nicht sagen, daß mich diese Betrachtungen, selbst, aufheult, ja selbst nur unterhalten hätten. Trotzdem hat sie noch Regionen von Fesseln, und die bis jetzt erschienenen Bände sind schwer zu haben in den Bibliothektheken. Schmeichelt sie doch so natürlich den erpichtesten Begierden der Selbstsucht, trümpelt dieselben mit einem so blendenden Schein von Poesie und redet den Vorurtheilen der Revolution um so hinterlistiger, daß Wort, als sie über die Pflichten des Menschen, welche der beste Mann gegen den Drang der Weisung hat, in ihren Schriften wenigstens schon lange sich hinweggesetzt hat.“ Aus der Gelehrtheit, der die Sand in ihren Schriften sich hingibt, zieht der Correspondent den schmerzlichen Schluss, daß sie sich, wie Greive, Dumas, die Rachel u. s. w. gar sehr der Selbsterhöhung gütig, denn eine adeliche Tochter, ihrer schiefen Abstammung von Noth von Sachem, nicht in ihr. Die Memoiren der Sand müßten nämlich (nach der Correspondenz), wenn die Verfasserin gleich gewöhnlich und ausführlich zu sein fortfähre, nach einer mäßigen Erzählung mindestens auf 20 Bände anschwellen.

Wir wollen noch zum Schluss von der lebenswürdigen Frau Auloyant, Persönlichkeiten aus der nächsten Verwandtschaft zu führen, folgendes Beispiel anführen. Sie porträtiert ihren Großvater, der zugleich ihr Onkel war, als einen kühnen und hehrten sich um eine große Häßlichkeit zu setzen, fallenden Bildes. „Er sah aus wie ein Frosch, im Wasser besessenen, ist.“ Ein Frosch ist an sich kein schickliches Vergleichswort und nun gar ein Frosch, der im Wasser besessen ist. Man wird, wie einmal der Schmalz-Test dieses Vergleiches sehr richtig halten, und doch ist er ein ungeschickliches und macht einen um so widerwärtigern Eindruck, als man einer Frau, die so oft als die gelehrte Schriftstellerin Schönheit und Anmuth gepriesen wurde, erfunden

und auf ein Individuum angewendet ist, das doch oft ihr Leben wenigstens auf einige Schonung und Berücksichtigung seiner Rechte Anspruch zu machen hatte.

Rechtlich fanden wir Unlust in einem deutschen, vorzugsweise für die mehr salonable Welt bestimmten Blatt einen verstorbenen Buchhändler von einem seiner frühern literarischen Freunde als einen „gedunsenen Festschlumpfen von trügem Aussehen“ geschildert, mit einer „abgeronnenen Unschliffenheit“ verglichen und ihm dann noch andere lebenswürdige Attribute beigelegt, als: „breitmaulige Sprechweise“, „rohe Gefräßigkeit“ u. s. w. Zahlreiche Seitenfüße hierzu finden sich namentlich in Heine's Schriften, wenn auch durch einigen Witz genießbarer gemacht. Das sind Zeichen eines barbarischen Geschmacks, der auf eine sich immer mehr ausbreitende innere Seelenrothheit als tiefste Quelle zurückweist.

## Aus Paris.

Die „Aventures du Baron de Faeneste“ von Agrippa d'Aubigne. Eine Sammlung von Seitenheften. Die „Biographie générale“. Eine Kinderspielromane. Literarische Mittheilungen. Bagatell-Journalist.

Prosper Mérimée, Mitglied der Academie, hat eine neue Ausgabe von den „Aventures du Baron de Faeneste“ besorgt. Dies Buch war selten geworden, und der Augenblick, es neu abzuheften ist gut gewählt. Man hat sich in letzter Zeit viel mit dem Verfasser dieses Buchs, Agrippa d'Aubigne, beschäftigt. Leon Fagette, den man den Historiographen des 16. Jahrhunderts nennen könnte, hat uns eine interessante biographische Notiz über ihn gegeben und Launay eine gute Ausgabe seiner Memoiren veröffentlicht. Auch bereitet man Abdrücke zweier seiner Schriften vor: „Les tragiques“ und „Les confessions de Sancy“, die sehr selten geworden sind. Seine „Histoire universelle“ ist zu umfangreich und, einige schöne Stellen ausgenommen, zu schwach, als daß man daran denken könnte, sie wieder neu aufzulegen. Der „Baron de Faeneste“ fällt nur einen Band, und er war ganz geeignet, sich dem leichten, dem cavatieren Stil, der gründlichen Gelehrsamkeit und der „humour gaillarde“ Mérimée's zu empfehlen. Der Akademiker des 19. Jahrhunderts begleitet den Hugenotten des 16. in einer Einleitung und in fortlaufenden Noten. Er entschuldigt die Kürze der Einleitung durch ein Compliment, das er dem Leser macht: „Intelligenti pauca, aber dies ist ein ziemlich schlechter Trost für die mancherlei Mängel des Buchs, und für das, was der Verfasser über das Leben Agrippa's, über Plan, Zweck und Anlage des „Baron de Faeneste“ hätte sagen können und nicht gesagt hat. Er hat die Gelehrsamkeit in den Vordergrund gehoben. Auch hier sind die Sachverständigen nicht mit ihm zufrieden und werfen ihm Irrthümer und Lücken vor; trotzdem wird anerkannt, daß seiner Arbeit tüchtige Forschungen zugrunde liegen und daß sie geistreiche Bemerkungen und Erklärungen nicht entbehrt. Auch wird eine geschickte Benützung früherer Commentare, namentlich des Duchat'schen, mit Lob anerkannt. Im Ganzen ist also die Mérimée'sche Ausgabe ein allzeit angenehmer, fast immer sicherer Führer für die Benützung eines der anziehendsten Gemälde der Sitten und Gewohnheiten zur Zeit Heinrich's IV. und zum Theil auch Ludwig's XIII.

Aus dem Titel „Trésor des pieces rares et inédites“ ersieht man den zukünftigen Inhalt der so benannten Sammlung; sie enthält eine kleine Anzahl Seitenheften, die bisher nur im Besitz von Handschriften-Sammlungen oder eifriger Bibliothekarien waren. Um den Werken, die auch als typographische Kunstwerke zu betrachten sind, ihren alten Charakter der „Seltenheit“ zu erhalten, werden auch sie nur in höchstens 2-300 Exemplaren gedruckt. Es befindet sich darunter eine Beschreibung von Paris aus dem 15. Jahrhundert, von Perceval de Lucy nach einem Werk der berühmten Bibliothek herausgegeben, und es dürfte wohl überflüssig sein, auf das Interessante

einer Beschreibung von Paris vom Jahre 1430 noch besonders aufmerksam zu machen.

Es macht allezeit Vergnügen, den Schluß eines bedeutenden Unternehmens anzeigen zu können. Vor mehreren Jahren erschien das erste Blatt der Sammlung „Les virgées du Raphaël“ und jetzt liegt das letzte (zwölfte) Blatt vor uns. Es stellt die berühmte Heilige Familie dar, die der Meister 1518 für Franz I. gemalt hat. Der Stich, von Dieu ausgeführt, ist des Bildes würdig. Die Verleger haben einen erklärenden Text und ein Portrait Raphaels beigelegt und so die Raphaelschen Meisterwerke zu einem mäßigen Preise, und in der schönsten Gestalt zugänglich gemacht. Auch ein anderes Unternehmen ist soeben beendet: die Herausgabe der Werke Raphaels, worin auch die berühmten „Harmonies économiques“ enthalten sind. Ebenso interessant sind seine Briefe, in denen seine edle Natur ins hellste Licht tritt, bemerkenswerth unter denselben besonders die an Cobden, mit welchem gleiche Ideen ihn in innigster Freundschaft verbunden hatten.

Ehe wir die Beendigung der „Nouvelle Biographie générale“, die bei Didot erscheint, werden anzeigen können, dürfte lange Zeit vergehen, doch ist vor kurzem der erste Band erschienen, und das will schon viel sagen. Frankreich besitzt bereits manche derartige Werke, von denen die „Biographie universelle“ von Michaud das ausgedehnteste und zugleich tüchtigste ist. Dieses Buch ist gegenwärtig sehr selten, daher sehr theuer und entspricht nicht mehr dem Bedürfnis unserer Zeit, da es bereits unter den Bourbonen abgefaßt ist. Der Plan der neuen „Biographie“ ist liberaler als der der alten; sie ist dem Dr. Hoefer (einem Deutschen) anvertraut und wird in 32 Octavbänden (zweifach) ungefähr so viel enthalten als 100 gewöhnliche Octavbände. Jeder Band kostet dabei nur 3 Fr. 50 C. Die hauptsächlichsten Veränderungen in dieser neuen „Biographie“ gegenüber der alten sind Angabe der Quellen bei jeder einzelnen biographischen Notiz und Aufnahme der noch lebenden Zeitgenossen, während das ältere Werk nur das Leben bereits Verstorbener enthielt. Es sind übrigens diese Biographien der Zeitgenossen mit lobenswerther Discretion gehalten, und ohne auf irgend einen Parteistandpunkt einzugehen, halten sie sich an Thatsachen, und vollkommen sind Verfasser und Redacteur des berühmten Spruchs eingedenk gewesen: „On doit des égards aux vivants, on ne doit aux morts que la vérité.“ Andere Sprichwörter sagen freilich das Gegenteil. Bievret hat sich an die bequemere Seite des Spruchs gehalten, er will sich nur mit Tüthen abgeben, wenigstens in dem Werkchen, das wir jetzt besprechen wollen: „Promenade philosophique au Père-Lachaise.“ Dieses Büchlein ist eine Neuigkeit und auch wieder keine. Es ist bereits vor 20 Jahren zum ersten mal erschienen, hat aber so bedeutende Veränderungen und Umgestaltungen erfahren, daß es wesentlich als ein ganz neues Werk zu betrachten ist. Der Begräbnißplatz Père-Lachaise verdankt bekanntlich seinen Namen dem Reichthümer Ludwig's XIV. und ist der größte und fashionabelste Begräbnißplatz in der Umgebung von Paris. An einem schönen Sonntag wandert nun der Verfasser hinaus, dieser vornehmen Todesgesellschaft einen Besuch abzustatten. Weber der Plan noch die Ausführung sind besonders originell und bedeutend, und die mit Versen untermischte Prosa erinnert allzu sehr an die berühmten „Lettres à Emilie sur la mythologie“. Dennoch kann der Leser sich eines halbherzigen Interesses an diesem Werke nicht erwehren, das so viel große Töde aufzählt, von Abälard und seiner Heloise, die unter demselben Denkmal schlummern, bis zu Lamennais, der auf dem Armentkirchhof begraben werden wollte. 57.

Wir fügen unsern obigen pariser Originalmittheilungen noch einige Notizen über neuere literarische Erscheinungen hinzu, um sie nicht veralten zu lassen. Eine der interessantesten neuen Publikationen auf dem Gebiete der Militärliteratur sind Barthélemy's „Souvenirs militaires de la République et de l'Empire“, welche die Feldzüge in Italien (1791–1800), gegen Preußen

(1806–7), gegen Oesterreich (1809), gegen Rußland (1809) in Deutschland (1813) und in Belgien (1815) betreffen. Baron Barthélemy, der an allen diesen Feldzügen persönlich theilgenommen, deckt in seinem Buche mit großem Verstand und seltener Offenheit die Hebräuslücken und Cicerosticheln der Generale und die Missethäter, die Unfähigkeit und das Klugheit der französischen Militärverwaltungen auf. Ueberhaupt hat seine Uebersicht wohl ebenso streng als lobenswerth; nur will uns faden, daß darin zu einseitig dem Soldat und nicht dem bürgerlichen Priester.

Dr. Michelot, Herausgeber der „Revue philosophique“, der die wärtigen Holländischen Verhältnisse im „Revue philosophique“ abhandelt, aus: „Histoire de la réforme catholique en Hollande.“ Der Verfasser hat sich schon sehr frühzeitig dem Katholizismus zuwendet, „wobei er sich nicht nur mit der Theologie, sondern auch mit der Philosophie, der Geschichte, der Literatur, der Wissenschaften und der Kunst beschäftigt.“ Aber Michelot ist nicht bloß einseitiger Nationalökonom und Handelsstatistiker, wie der französische Schriftsteller 1845 die charakteristischen und interessanten Partheien der „Welt und Dichtung“ unter dem Titel „Mémoires de Goethe“ und „Revue philosophique“ veröffentlicht hat. Er ist ein Philosoph, der sich die glückseligste Verbindung der Goethe'schen Genies anstrebt und die innigste Verbindung zwischen der französischen und deutschen Nationalität herbeiführen will. Er ist ein Philosoph, der die Hauptaufgabe der Philosophie des Jahrhunderts bezeichnet wird. Von dieser fortwährenden Entwicklung in Deutschland zeugt auch die jüngst erschienene „Introduction à la philosophie de Hegel“, die in französischen wie in englischen Blättern Allen, welche sich dem Studium der Hegel'schen Philosophie widmen wollen, empfohlen wird. Das londoner „Athenaeum“ bemerkt, daß, wenn ein deutscher Professor solche Einleitungen zu schreiben versuche, der Leser gewöhnlich in einen Partisanen gefaßt würde, welcher dunkler sei als das sanctorum selbst; aber's Eingehen in die Hegel'sche Philosophie dagegen zeichne sich durch einen Klarheit aus. Es verdient überhaupt hervorgehoben zu werden, wie viel gegenwärtig von französischen Gelehrten gethätig um der deutschen Philosophie in Frankreich Eingang und Verständnis zu verschaffen, trotz der Gegenbestrebungen der deutschen Philosophie mit Bann und Interdict, belagerten territorialen Partien. Gerade der gegenwärtige Stand der deutschen Philosophie beginnt die wirklich freies Denken, immer mehr in die deutsche Quelle zu schöpfen. Auch Maxime du Camp, welcher durch seine auch in d. Bl. mehrfach besprochenen „Contes modernes“ sehr schnell einen Namen gemacht und jetzt auf seine ägyptische Reise unter dem Titel „Le Nil, Egypte et Nubie“ beschriebenen hat, gehört zu den Anhängern der deutschen Richtung. Ein Bericht von ihm in der „Revue de Paris“ über die deutsche Abtheilung der pariser Kunstausstellung steht ganz auf dem Boden moderner deutscher Anschauung und Bildung und verräth eine nicht gewöhnliche Bekanntschaft mit deutscher Philosophie, Kritik und Poesie, weshalb wir uns auch vorbehalten, auf diesen Artikel im Zusammenhang mit den Stimmen anderer Blätter über die deutsche Kunst später zurückzukommen.

P. Douhaire gab heraus: „Le Decameron russe. Histoires et nouvelles, traduites des meilleurs auteurs.“ Man wird dem Herausgeber vor, daß er bei der Auswahl mit nicht genügend kritischer Einsicht verfahren sei und die Stücke zu wie zufällig aus dem Vorrath russischer Novellistik herausgegriffen habe. Viel größeren Werth haben die „Ballades et chants populaires de la Roumanie, recueillis et traduits par V. Alexandri, avec une introduction par A. Ubicini“, und

7) Vollständig ist seitdem „Wahrheit und Dichtung“ von der Romania von Carlwieg überfetzt worden.



Die „Revue encyclopedique des lettres et des arts“ bringt ein außerordentlich interessantes Verzeichniß einer Anzahl unbekannter kleinerer Blätter: meist belletristischen oder wissenschaftlich-politischen Inhalts. Es befinden sich darunter folgende: „La Musejiere, journal illustré de la decadence intellectuelle“; autographirtes Sonntagsblatt; „La Bohème“; „Les Bohemien“; „Le Gadet-Ruinist“; „La Fortune“; „La Mode“; „L'Original“, ein autographirtes Donnerstagsblatt, mit Signaturen, von denen die der zweiten Nummer einen Gehalt haben mit der Unterschrift darstellt: „Effet produit par le premier numero de l'Original“; „Le Sans-le-sou“, mit dem Motto: „A tous et pour tous“ (war einige Zeit autographirt); „Les vieilles humanités, oeuvre de renaissance universelle et de mouvement social“; „Le Roi de Marie“, von Christian Schlegel und bestimmt durch Mittheilung von Wundern u. s. w. Belebung und Bereicherung des Lebens zu wirken. Denselben sehr charakteristisch!

G. M.

**Notizen:**

Die deutsche Zeitschriften in London.

Man hat in London wieder einmal, ungeschreckt von den  
 schon dreimaligen Experimenten dieser Art, schnell nach-  
 gemacht, den Versuch gemacht, zwei deutsche Journale vom  
 Kapital kaufen zu lassen. Das eine nennt sich „Londoner  
 deutsches Journal für Politik, Kunst, Musik, Literatur und  
 familiäres Leben“. Man sieht, daß dieses ein echt deut-  
 sches Journal ist, denn das „öffentliche Leben“ kommt ganz  
 ohne Winter Kunst, Musik und Literatur. Das „Londoner  
 deutsche Journal“ ist übrigens seinem Hauptkörper nach poli-  
 tisch. Inhaber? Wenn wir einige Hoffnung für das Fort-  
 leben dieser Zeitung haben, so verabsieht diese darin, daß  
 schon eine solche Anzahl von Internaten, meist deutschen,  
 die glauben nicht, daß ohne diese Beihilfe ein deut-  
 sches Journal in London irgend einmal prosperieren kann.  
 In diese politische Zeitung durchaus nicht vornehm,  
 sich das Bureau des Journals zugleich als „eine Aus-  
 stanzlei... für alle deutschen Dienstgeber und Dienst-  
 benden“ anündigt und die Redaktion sich erheißet, „Engage-  
 1855. 41.

ments für Theater und Concerte in England, Frankreich, dem Continente und Amerika zu vermitteln und Commissionen und Ueberweisungen zu besorgen". Das ist wenigstens praktisch. Wenn man uns übrigens von London aus mittheilt, daß diese Zeitung im russischen Interesse geschrieben sei, so muß man gestehen, daß dieses Interesse von ihr in eigenthümlicher Weise wahrgenommen werde, da im Leitartikel z. B. von den "Unterthänen des sibirischen Großmoguls" und vom "König Bomba u. s. w." die Rede ist. Das Feuilleton bringt unter Anderm einen Artikel über die "Deutschen in Whitehaven". Das zweite Journal nennt sich "Deutsches Athenäum. Zeitschrift für deutsche Literatur und Kunst" (Verlag der deutschen Buchhandlung von Franz Thimm). Wir wissen nicht, ob das Blatt in den Augenblicke, wo wir dies schreiben, noch besteht; wir wollen es hoffen und wünschen, obgleich wir leider auf eine längere Existenz desselben kaum zu zählen wagen. Es ist ein rein kritisches Blatt, nicht sowohl instructiv, wie englische Blätter dieser Art zu sein pflegen, sondern ein echt deutsches Recensitensitut, obwohl wir nicht verkennen, daß sich darin ein kritisches Unabhängigkeitsgefühl ausdrückt, wie es in deutschen kritischen Blättern nicht gerade häufig zu finden ist. In der ungerade vorliegenden Nr. 30 begegnen wir Berichten über Heinrich Brugsch "Reiseberichte aus Aegypten" (die, beifällig gesagt, sehr warm empfohlen werden), Schulze's "Deutsch und Rußland", Bruno Bauer's "Russische Kirche", Seflein's "Kaiser Nikolaus I.", S. Stern's "Stein und sein Zeitalter", Brugsch's "Muskantenturm", die Biographie Ernst Schulze's u. s. w. Ranke kommt sehr übel weg; es wird behauptet: "Das Ganze ist so mäßig zusammengelectirt, daß kein einziger gesunder Satz darin ist", und der Artikel schließt mit den erbärmlichen Worten: "Mit der erbärmlichen Existenz Deutschlands wird auch seine Literatur erbärmlich." Laut einer Redaktionsnotiz am Ende der Nummer wünscht übrigens Dhlv., der von der Redaction "unser College" genannt wird, ausdrücklich erwähnt zu haben, "daß sein Urtheil über Ranke als Historiker von demjenigen abweicht, das in dieser Nummer über ihn ausgesprochen worden". Aufrichtig wünschen wir dem "Deutschen Athenäum" den besten Fortgang, aber wir müssen leider zweifeln, ob die Redacteurs und die Mitarbeiter den richtigen Ton getroffen haben. Das jetzige Publicum will vor allem Nahrung, es will mehr noch wissen, was in den Büchern steht, als was ihr Recensent darüber denkt.

### Die Nachkommen der Maria Stuart.

Das „Gentleman's Magazine“ brachte kürzlich von einem Anonymus, der sich einen „modern Jacobite“ nennt, unter der Ueberschrift: „The descendants of Mary Stuart“ einen in mancher Hinsicht wunderlichen Artikel. Man ist einigermaßen erstaunt, unter den Nachkommen der schottischen Maria Stuart sowohl Friedrich den Großen als Joseph II. aufgeführt zu finden. Aber Friedrich's Mutter war die hannoversche Prinzessin Sophia Dorothea, und auch Friedrich I. hatte eine hannoversche Prinzessin, die hochgebildete Sophia Charlotte, geheirathet. Von diesen hannoverschen Prinzessinnen führt der Verfasser die Abstammung weiter hinaus bis auf Jakob's I. Tochter Elisabeth, welche mit dem unglücklichen Friedrich V. von dem Pfalz, dem „Winterkönig“, vermählt war. Durch dieselbe Elisabeth ist auch Joseph II. ein Nachkomme der Maria. Von allen diesen Descendents der schottischen Königin entwirft der „modern Jacobite“ eine Charakteristik, wie sie nicht länger und zum Theil auch nicht lustiger sein kann. In Betreff Friedrich's des Großen heist es z. B.: „Der hervorragendste von den Nachkommen der Maria war Friedrich der Große. Während seiner langen 46jährigen Regierung würde er wol noch gewaltigere Dinge ausgeführt haben, wenn ihm zu ihrer Ausführung wirksamere Werkzeuge zugebote gestanden hätten, als einspaltige schwerfällige Deutsche (stolid heavy Germans). In Friedrich's prosaischem und leidenschaftlichem Charakter heb-

men wir von Maria's reicher, üppiger, poetischer Natur nicht wahr. Wie romantisch ihr Lebenslauf! — wie unromantisch der seine! Wir fühlen uns zu ihm nicht so hingezogen, wie zu Alexander, Cäsar oder Napoleon. Er war Franklin auf einem Königsthron. Seine Philosophie war die zu seiner Zeit gewöhnliche, und niemals erhob er sich in seinen Handlungen über ihr Niveau. Was der klarste und kräftigste Verstand ausrichten konnte, das that Friedrich, aber das ist noch lange keine Genialität, kein Genie. Dem Kaiser Joseph II. gesteht unser Geschichtschreiber und Geistesgenosse edelste Eigenschaften zu, nur habe Joseph II. dabei etwas Schulmeisterliches gehabt, und wenn schon die Deutschen eine „nation of pedants“ seien, und eine gute Dosis Pedanterie bei ihren Regierungen vertragen könnten, so sei ihnen doch die Dosis zu groß gewesen, die ihnen Joseph gereicht habe. Sehr freundlich klingt dann der Aufsatz, „Was hätte freilich selbst ein Rächtigerer in einem Lande ausrichten können, das mißt von Rumiens Bevölkerung ist.“ Besser, als wir erwartet hätten, kommt der Erzherzog Karl weg, der natürlich auch zu den Nachkommen der Maria Stuart gezählt wird. Dieser habe den Krieg wie ein Meister geführt und wie ein Meister über ihn geschrieben; er habe sich fast zu napoleonischem Wagniß, napoleonischer Schnelligkeit, napoleonischer „fertility of resources“ erhoben. Aber die österreichische Armee sei auch zu heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt und so sei es noch ein Wunder, daß der Erzherzog in einem Kampfe mit einem Halbgott überhaupt so viel ausgerichtet habe. Folgt dann gleich wieder ein Hieb auf die Deutschen; es sei zweifelhaft, ob sie je dem Franzosen gewachsen sein würden, dochon der Befehl richtig ist, daß dies nur dann der Fall sein könnte, wenn sie eine Nation würden. Marie Antoinette wird gegen Burke's Verleumdungen ausrückt in Schutz genommen, und sie ist unter den Nachkömmlingen der Maria Stuart diejenige Person, welche der Geschichtschreiber des „Gentleman's Magazine“ am meisten mit der Altermutter, mit Maria Stuart, vergleichen möchte. Auch Marie Antoinette besaß ja wol wie Maria Stuart eine „voluptuous nature“, auch sie verlor den Kopf unter dem Hinderbeil, mithin führte sie einen romantischen Lebenslauf als Friederich der Große, der als Kronprinz ja nur nahe daran war, sein Haupt unter dem Richtschwert zu verlieren. Zum Schluß gesteht der Verfasser sehr gnädig: „Die Monarchien sind aus „most imperfect materials“ gezogen“, was wir sehr gern glauben. Seit der französisch-englischen Alliance bemühen sich offenbar viele Engländer, auf uns Deutsche mit füssiger Verachtung herabzublicken und den französischen Esprit zu copiren, wie zur Zeit der Stuart'schen Reaction, als die englische Literatur am tiefsten stand. Wir haben ihnen aber versichern, daß dieses gedehnte Gewand zu ihren derben germanischen Gliedmaßen sehr wenig paßt.

#### Die zehnte Muse.

Die alten Griechen hätten bekanntlich neun Musen. Sämmtliche Dichter und Künstler der folgenden Zeitrechnung gaben sich mit dieser Neunzahl zufrieden, bis auf Voltaire, welcher, wie er überhaupt ein Oppositionsmann in religiöser und weltgeschichtlicher Hinsicht war, auch gegen den Olymp Fronte machte mit dem vorwurfsvollen Ausrufe: „Nous edumes longtemps neuf muses, la saine critique est la dixième qui est venue bien tard.“ \*) So bläht der Satz auch ausgesprochen ist, so scheint er uns doch unwahr zu sein. Untersuchen wir ihn etwas näher. Der charakteristische Grundzug der Musen, als Personifikationen der Künste, ist und bleibt doch immer, bei einer

\*) Die Beser b. M. werden sich aus Nr. II erinnern, daß Voltaire ebenfalls eine zehnte Muse errichtete, — die Noth. Es ist bezeichnend, daß die Phantasie der Modernen sich die Personifikation einer zehnten Muse nur unter der Gestalt der Noth oder der Kritik denken konnte.

mehr, bei der andern Muse, die göttliche Inspiration, der Dichtung zu poetischem oder künstlerischem Schaffen. Die Kritik, doch wir wollen lieber, um das allerdings schwer in die Waagschale fallende Wort eines nicht zu überhöpfen, sagen: die gesunde Kritik ist dagegen nur eine Tochter des nüchternen, kalten Verstandes. Die Kritik schafft nie, sondern sie zerlegt das Ganze, also Geschaffene, in seine Einzeltheile, sie anatomirt, sie zerlegt, sie löst Alles auf, hat einen durch und durch negativen Charakter.“ Die Kritik ist also geradezu der Gegensatz der göttlichen Inspiration. Frage: Wie könnte Voltaire auf den Gedanken kommen, die Kritik die zehnte Muse zu nennen? Wir gestehen offenherzig, daß wir lange vergeblich darüber nachgedacht haben, vielleicht löst ein Anderer das Räthsel. Der Beisatz „qui est venue bien tard“, paßt natürlich nur auf unsere moderne Kritik, jedoch nicht auf das Gleichniß von der zehnten Muse, weil sie eben keine Muse ist, keine künstlerischen, sondern einen wissenschaftlichen Ursprung aufzuweisen hat. Diesen wissenschaftlichen Charakter schen Voltaire wenigstens nebenbei durch das Epitheton saine andeuten zu wollen, denn sonst hätte er es füglich weglassen können. Wir wissen also nach reiflicher Ueberlegung zu Gunsten Voltaire's nichts anzugeben, als daß ihm unmittelbar vor dem Niederschreiben des obigen Satzes das beliebte französische Sprichwort „Les extrêmes se touchent“ durch den Sinn gefahren ist.

\*) Dies können wir dem Verfasser, der ja selbst zu Seiten dem Geschäft des Kritikers obliegt, so unbedingt nicht zugeben. Eine Kritik, welche wirklich „gesund“ ist, welche neue Gesichtspunkte für das Verständnis des Kunstwerkes eröffnet und der Production neue Ideen und Richtungen anweist, kann unmöglich bloß negirend und zerstörender Natur sein. Zwar erkennt auch Carlyle in der Kritik ein krankhaftes Symptom, das er auf die Neigung der Modernen zu mythn auch ihrer Literatur, sich immer nur mit sich selbst zu beschäftigen, zurückführt, aber er erkennt sie unter den gegebenen Umständen als eine Nothwendigkeit an, indem ja „die ganze Literatur eine einzige, grenzenlose, sich selbst verzehrende Kritik“ gewesen sei von eigentlicher Inspiration überhaupt nicht mehr die Rede sei; er ruft aus: „Wenn sei es von uns, unser eigenes Handwerk zerlegen, mit welchem wir unser Brot verdienen?“ und er drückt sich sodann auf Lord Byron, der den Kritiker und den Dichter auf gleichem Stufen gestellt habe.

#### Bibliographie.

- Brühl, J. A. M., Johann Michael Caillet. Französische Anthologie aus seinen Schriften, und Lebensbild. 2. Bildniß. Tübingen, Hansen u. Comp. Gr. 12. 2 1/2 Rgr.  
Damen-Almanach für 1856. Mit Beiträgen von Frau Emma von Hallberg, E. Ritterstreu, O. Steinbach u. A. Dr. E. Eberfeld, Friederichs. 32. 15 Rgr.  
Hagen, A., Aus London's Gesellschaft oder die Londoner. Ein Roman. Zwei Bände. Nordhausen, Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 2 1/2 Rgr.  
Hoffmeister, P., Philipp des Großenmüthigen Leben. Als Beitrag zur Geschichte der Reformation. 1. Theil. Cassel, J. G. Luchardt. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.  
Meyer von Walded, F., Poetische Schriften. 2. Theil. Mitau, Meyher. 1854. 8. 25 Rgr.  
Mörke, C., Das Stuttgarter Fugelmännlein, Roman. 2. Auflage. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 1 Thlr. 3 Rgr.  
Nordenskiöld des Hannoverischen Couriers. Mit Beiträgen von G. Raimund, R. Geisler, A. Götling u. s. w. 1. Band. 1. Heft. Hannover, Rümpler. 8. 5 Rgr.  
Petrarca, F., Gedichte. Uebersetzt von B. Krüger. Berlin, Fiedler. Br. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Rgr.  
Schwerin, Franziska Gräfin, Jungfrau Biela. Ein Frühlingstraum am Ostseestrande. Breslau, Korn. 16. 2 1/2 Rgr.



# Anzeigen.

(Die Anzeigengebühren betragen für den Raum einer Seite 2 1/2 Ngr.)

## An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Ältere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der unterzeichneten Verlags-Handlung gegen die neueste zehnte Auflage unter den nachstehenden Bedingungen umgetauscht:

- 1) Gegen Einsendung eines Ex. einer früheren Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler wird ein Ex. der zehnten Auflage, deren Subscriptionpreis 20 Thaler ist, geliefert.
- 2) Das Werk kann auch in Terminen bezogen werden: der 1. — 5. Band gegen Einsendung von 4 Thlr. 6. — 10. „ „ „ „ 4 „ 11. — 15. „ „ „ „ 4 „

Die ältere Auflage ist den ersten 4 Thlr. beizufügen.

- 3) Die Einsendung des Ex. der früheren Auflage sowie des Geldbetrags hat stets frankirt zu geschehen, wogegen die zehnte Auflage, insofern solche vollständig auf einmal bezogen wird und soweit eine Beförderung durch die Eisenbahn möglich ist, dem Besteller ebenfalls franco zugestellt wird.

- 4) Ex. früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen, werden zwar auch angenommen, es ist aber für jeden fehlenden Band 1/2 Thlr. mehr einzusenden.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der auf frankirte Zuschriften von der Verlags-Handlung franco übersendet wird.

Leipzig, im October 1855.

**F. A. Brockhaus.**

## Unterhaltende Belehrungen

zur

## Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses **Werk** — eine Reihe trefflicher Volkschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt, — erscheint im Verlage 8 Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen eigenen Band als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Ngr. Net. ausgeben wurden, soeben das 23. und 24. Bändchen und enthalten:

1. **Nahrungsmittel und Speisewahl** nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von R. Reclam. Das Glas, von J. A. Wagner.

Die früher erschienenen zweiundzwanzig Bändchen enthalten:

1. **Unsterblichkeit**, von H. Ritter. — 2. **Der gestirnte Mann**, von J. G. Müller. — 3. **Das Mikroskop**, von Schmidt. — 4. **Die Bibel**, von J. A. D. Thelud. — 5. **Die Krankheiten im Kindesalter**, von A. F. Hohl. — 6. **Die Geschworenengerichte**, von R. Köstlin. — 7. **Deutschland**, von H. A. Daniel. — 8. **Die Lebens-Änderungen**, von E. S. Unger. — 9. **Sonne und Mond**, von J. G. Müller. — 10. **Das Elmenthum**, von R. Heffter. — 11. **Das Gold**, von R. J. Rarhand.

12. **Schutzzoll und Handelsfreiheit**, von Dr. F. H. N. — 13. **Die Künstler unter den Thieren**, von H. B. Reichert. — 14. **Die Telegraphie**, von E. Bergmann. — 15. **Gall. Ier.** Eine biographische Schilderung von J. B. Schaefer. — 16. **Die Blumen im Zimmer**, von F. Freyh. von Fiedensfeld. — 17. **Die deutsche Gans**, von J. B. Barthold. — 18. **Benjamin Franklin**. Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettge. — 19. **Der Haushalt der Pflanze**, von J. C. H. — 20. **Kaiser Karl der Große**. Ein Geschichtsbild von J. Rant. — 21. **Das Planetensystem der Sonne**, von J. G. Müller. — 22. **Das Kieselz**, von P. A. Bolley.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslands zu erhalten.

Leipzig, im October 1855.

**J. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **Heinrich Schindler** in Berlin erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

## Erinnerungsblätter

von

**A. von Sternberg.**

Erster Theil. 12. Cleg. geh. 24 Sgr.

Das vielbewegte, an Schöpfungen reiche literarische Leben eines Schriftstellers wie Sternberg legt eine solche Fülle von Erfahrungen und Erinnerungen voraus, daß es ebenso dem Literaturhistoriker als dem gebildeten Leser, insbesondere aber den zahlreichen Verehrern des Autors ein mannichfaches Interesse bieten wird.

## Krim-Girai

ein Bundesgenosse Friedrichs des Grossen.

Ein Vorspiel der russisch-türkischen Kämpfe

von

**Theodor Mundt.**

8. Cleg. Preis 1 Thlr.

Ein eigenthümliches, aus den historischen Quellen lebensvoll gezeichnetes Geschichtsbild, das auf eine bedeutungsvolle Weise in die Kämpfe der Gegenwart hereinragt, indem es die eigentlichen Anfänge der orientalischen Verwickelung darstellt. Zugleich erscheint hier Friedrich der Große, in seinem merkwürdigen Verhältnis zu dem Khan der Krim, als der Urheber des Gedankens, in der Krim einen entscheidenden Anknüpfungspunkt gegen die Gewalt Rußlands zu entdecken.

## Die Umkehr der Wissenschaft

in Preußen.

Mit besonderer Beziehung auf Stahl und auf die Widerungen seiner Gegner Brandt und Erdmann.

Ein Beitrag zur neuesten Culturgeschichte

von **J. G. U. Mühl.**

8. Cleg. geh. Preis 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# BROCKHAUS'

# REISE-BIBLIOTHEK

für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Eine Sammlung belehrender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur **Reiselectüre** besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Aufbewahren zu verdienen. Ein ausführlicher **Prospect** über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der demnächst erscheinenden Bändchen ist jedem derselben gedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Bereits erschienen sind:

- Poetisches Reise-Album.** Herausgegeben von **Josef Rank**.  
**Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von **Levin Schücking**.  
**Wien in alter und neuer Zeit.** Von **F. Gustav Kühne**.  
**Harzbilder.** Von **Heinrich Pröhle**.  
**Von Berlin nach Hamburg.** Nebst Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von **Ernst Willkomm**.  
**Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berneek**. Mit zwei Plänen.  
**Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart.** Von **J. E. Horn**.  
**Das Moselthal** von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage. Von **Nikolaus Hocker**.

❧ Preis des Bändchens 10 Sgr. ❧

Im Verlage von **J. P. Diehl** in **Darmstadt** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

## Geschichte der englischen Poesie.

Von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Von **Dr. Alexander Böhner**.

50 Bogen in zwei Theilen. Brosch. 2 Thlr., oder  
3 fl. 36 Kr. Rh.

Der Verfasser, durch seine Uebersetzung von **Byron's** **Ehilde** **Harold** rühmlichst bekannt, schildert in vorstehend angezeigtem Werke mit ebenso viel Gründlichkeit und Klarheit als zweckmäßiger Kürze den Charakter der einzelnen Epochen, der Dichter und ihrer Werke so lichtvoll, anziehend und belehrend und theilt den Inhalt der Dichtungen so unterhaltend und bezeichnend mit, daß den Lesern sich in frischer Lebendigkeit ein Bild der englischen Poesie darstellt, das Ueberblick und Urtheil in vollem Maße gestattet.

## Heinsius' Bücher-Lexikon.

**Elfter Band**, die von 1847—51 erschienenen Bänder und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend, herausgegeben von **Albert Schiller**. Dreizehnte Lieferung. (Taschenbuch—Wahlpredigten.) 4. Preis der Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der achte und neunste Band dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der zehnte Band, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein in sich bestehendes Werk und werden zusammengekommen für 16 Thlr. erlassen. Sämmtliche vorher erschienenen Bände (1812—49) zusammengekommen kosten im ordentlichen Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1855.

**F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 42

18. October 1855.

Inhalt: Griechische Kunst und Religion. Von Georg Carrière. — Die französische Kritik über die Ausstellung deutscher Kunstwerke in Paris. — Beschreibe's Fahrten eines Russknechts. — Bibliographie. — Verzeichn.

### Griechische Kunst und Religion.

1. Geschichte der griechischen Künstler. Von Heinrich Brunn. Erster Theil. Braunschweig, Schweich'sche und Sohn. 1853. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Torsen. Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten. Von Adolf Stahr. Erster Theil. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Beschreibung der Vasensammlung König Ludwig's in der Pinakothek zu München. Von Otto Zahn. Mit elf Stein- tafeln. München, Franz. 1854. Gr. 8. 4 Thlr.
4. Die Idee des Todes in den Mythen und Kunstdenkmälern der Griechen. Von W. Furtwängler. Drei Theile. Mit sechs Stein- tafeln. Freiburg im Br., Wagner. 1855. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.
5. Griechische Mythologie. Von L. Preller. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1854. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur. Bierzehn Vorlesungen. Von Julius Braun. Mannheim, Baffermann und Rathy. 1854. 8. 2 Thlr.
7. Geschichte der Kunstmythologie. Von Emil Braun. Gotha, J. Perthes. 1854. Fol. 5 Thlr.

Die letzten Jahre der letzten Jahrzehnte haben die Alterthumsforschung in der viel größeren Theilnahme der gebildeten Volkstheile als jezt, wo diese ihre Aufmerksamkeit mehr den Naturwissenschaften zugewandt und dadurch, daß deren Vertreter selbst ihre großen Entdeckungen und weitgreifenden ehren allgemein faßlich darstellen, auch eine reiche Gesinnung gefunden haben. Es war auch allerdings nicht, die auf das große Ganze gerichtete erste Befreiung der Alten Welt zu begleiten, zu beachten und in schönsten und herrlichsten ihrer Werke genießend sich zu erfreuen, als die auf das Besondere und Einzelne eingehende, nichts für gering haltende und auch das kleinste kritisch betrachtende Forschung im Auge zu haben; heilsam und nothwendig dieselbe ist, erst die wieder in dem Ganzen zusammengefaßte Errungenschaft ihres Sich- und-Prüfens kann aus neue der allgemeinen Bildung als ein Element zugute kommen. Aber wünschens- werth ist, daß auch hier allmählig die Meister des Geistes, welche aus dem Kreis der Schule in die freie Volkstheile herausgehende Darstellungen zu schreiben, 1855. 42.

wie deren eine, z. B. Dietrich Müller für die griechische Literaturgeschichte begonnen, leider nicht vollendet hat. Auch in mehreren der obengenannten Werke finden wir solch ein Streben, während bei andern ein unklarer Drang unzeitige Gebilde zu Markte bringt.

In Bezug auf das ganze Alterthum wird wohl in unserer Zeit eine neue Richtung eintreten. Der sel- ber, mit großer Erbitterung gekämpft, wird sich nämlich die Cultur desselben eine originale und selbständige oder eine vom Orient entlehnte sei. Wir lernen den Orient selbst nach und nach kennen. Es beginnt in Aegypten nicht zu werden, die Hieroglyphen werden entziffert, und wo früher nur Denkmalkunde war, entsteht jetzt eine Kunst- geschichte; Assyrien wird uns erschlossen, die assyrischen, altperischen Schriften werden verstanden und übersetzt, und man bemüht sich überall der Entwicklung nachzu- gehen und nicht die Gedanken oder Werke verschiedener Jahrtausende durcheinander zu werfen. Als ein sehr vortheilhaftes Buch für die Kunde des Orients nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft darf Dunder's „Geschichte des Alterthums“ empfohlen werden; wer sie gelesen, der wird sofort inne werden, wie kritiklos Röth und seine schülermäßig nachschreibenden Schüler Altes und Neues durcheinander mengen und Ideen und Formen, die erst nach Alexander als griechische Symphonie in den Orient gekommen sind, für ursprünglich, für die Quelle griechischer Philosophie, Religion und Kunst halten. Das Buch von Furtwängler gehört dieser Richtung ebenfalls an, der Mangel geschichtlicher Synchronisation macht es unklar und für die weitergehende Wissenschaft, die ge- rade auf die Detailforschung in Bezug auf einzelne wichtige Fragen bauen muß, unbrauchbar, so richtig und anerkennenswerth auch das Suchen nach ewigen Wahr- heiten und die Erfassung des religiösen Werthes der heid- nischen Mythen ist. Man hat bisher den Zusammen- hang Griechenlands mit dem Orient zu ausschließlich nur in Aegypten und Babylon oder Phönizien gesucht; man wird einmal die Aufmerksamkeit auf die unver- wandten Stammgenossen, auf die Arier wenden und die gemeinsamen Reime im indischen, persischen, germani-

schen Alterthum betrachten müssen; wie die Sprachen, so haben auch Mythologie und Poesie dieser Völker und der Hellenen eine gemeinsame Wurzel, und die Nationen nehmen bei ihrer Scheidung das gemeinsame Gut mit auf die Wanderung und bilden es weiter aus, ohne daß eine von der andern entlehnte. Ich habe in meinem Buch über „Das Wesen und die Formen der Poesie“ den Versuch gemacht, einmal das Volksepos der Inder, Perser, Griechen, Germanen nach dieser gemeinsamen Grundlage wie nach der verschiedenen Entwicklung und Ausbildung gemäß der Eigenthümlichkeit der Nationen und ihrer Geschichte darzustellen. Es gilt da überall die ältesten Formen des Glaubens oder der Sage aufzusuchen und zu sehen, ob etwas und was allen oder einigen der genannten Völker gemeinsam ist. Auch in der so gewonnenen Kunde der ursprünglichen arischen Bildung werden sich Berührungspunkte mit den Semiten, mit den Ägyptern ergeben; das Bild als des Herrn des Himmels, des Lichtgottes, konnten die Perser von den Babyloniern nehmen und mit geringen Modificationen zur Darstellung des Ahuramazda (Ormuzd) verwenden, weil auch sie den im Licht sich offenbarenden Himmelsgott in diesem verehrten, und der Ammon-Ra der Ägypter drückt dieselbe Idee aus. Der Cultus der Menschheit war danach ursprünglich ein monotheistischer, und im allumfassenden Himmel und seinem Lichte war ihnen der allwaltende Gottesgeist offenbar. Polytheistische Religionsysteme entstehen dadurch, daß einzelne göttliche Eigenschaften oder Thätigkeiten für sich hervorgehoben und personificirt werden, oder daß von verschiedenen Stämmen ein jeder in seinem Gott eine Seite der absoluten Idee besonders erkannte und verehrte und dann diese Stämme zu Einem Volk, ihre Gottesgestalten zu einem Göttervereine zusammentreten.

Wir haben für die Griechen die arische Grundlage und deren selbständige Entwicklung durchaus festzuhalten. Ägypten übt seinen Einfluß nicht in der Zeit der Mythenbildung, sondern erst in der Zeit nach Psammetich; erst als das philosophische Denken beginnt, wird Ägypten für Griechenland erschlossen und wirkt die Anschauung des ägyptischen Kunststils auf die dorische Architektur und die attische Sculptur als ein Fortbildungsmoment ein, ebenso wie ägyptische Ideen, z. B. von der Seelenwanderung, durch Pythagoras und Empedokles aufgenommen werden. Das Motiv der dorischen Säule ist ägyptisch, das der ionischen assyrisch, aber die Griechen erfassen es mit ihrem eigenen Kunstsinne, sie geben ihm eine rein ästhetische Ausbildung, sie machen es zum Glied eines organischen Ganzen, und das ist die Hauptsache. Für die althellenische Zeit tritt überhaupt mehr der semitische Einfluß in Griechenland hervor. Die vor-homerischen Griechen waren so wenig rohe Wilde wie die Germanen des Tacitus, sie waren ein gesittetes Naturvolk, mit einer poetisch ausgesprochenen Religion und Heldensage, aber sie standen noch nicht activ in der Culturgeschichte der Menschheit, sie lebten mehr passiv für sich dahin und empfingen durch den Handel und die Co-

lonien der Phönizier, welche selbst wieder nur den Hafen für Babylon und Ninive darstellten, in dem Gerüche des Lebens, in Teppichen und Erzarbeiten eine Fülle von Nachklängen assyrischer Architektur und Sculptur, die ihnen wieder ein vorbereitetes Material für ihre eigene Kunst wurden. Die homerischen Gesänge sind das Einglied des hellenischen Geistes, der seiner Selbständigkeit dadurch inne wird, daß er sich kämpfend vom Orient unterscheidet; in einer Nationalthat erwacht das Nationalbewußtsein und findet im Epos das melodische Wort für sein Wesen und seine Bestimmung. Aber die griechischen Colonien in Kleinasien erhalten den Verkehr mit dem Orient. Die hellenische Kunst ist weder eine aus der Fremde entlehnte, noch eine ganz ohne alle Berührung mit andern Nationen entstandene; sie entfaltet sich als die reife Frucht der einseitigen Bestrebungen der Vorwelt, die Gegensätze des Ägyptischen und Assyrischen werden innerhalb des Hellenenthums als Dorismus und Ionismus wiedergeboren, die hier einander ergänzen und durchbringen; die Griechen nähren ihre Eigenthümlichkeit mit dem Besten des Orients, es ist der Stamm der Menschheit, der in ihrer Kunst im Anschluß an frühere Entfaltungen die erste volle Lebensblüte treibt.

Ueber die griechische Kunst liegen uns zwei Werke vor, die einander vielfach ergänzen, der „Lorpe“ von Stahl und die „Geschichte der griechischen Künstler“ von Brunn. Brunn's Schrift ist das Resultat gründlicher Fachgelehrsamkeit und eigenen Quellenstudiums. Stahl strebt die Resultate der großen Archäologen seit Bunsenmann und Visconti zu popularisiren und an lebendige Schilderungen der herrlichsten Kunstwerke anzuknüpfen; diese Rehen bei ihm im Vordergrunde, nur anhangsweise berührt er die Kunde von verlorenen Schöpfungen; Vana dagegen will die Nachrichten und Urtheile der griechischen und römischen Schriftsteller über die griechischen Künstler sammeln, sichten, prüfen, nach diesen Quellen ein Blatt der Kunstgeschichte schreiben, und nur zur Erklärung, Berichtigung oder Bestätigung wendet er den Blick auf die erhaltenen Werke, um die eigene Anschauung zu Rathe zu ziehen. Brunn ist ein Gelehrter mit offenem, klarem Kennerauge, Stahl ein Kunstfreund, der durch die Verarbeitung wissenschaftlicher Resultate das große Publicum zu sinnigem Kunstgenuss einladet. Brunn hält sich nur an das Hellenische und hält an dessen Originalität fest, Stahl gehört zu denen, welche einen weitgreifenden Einfluß des Orients annehmen, ja einen so weit greifenden, indem er in ägyptischen Werken des Ptolemäer, den sogenannten Apophonien oder Mamfi, kleinen säulenumgebenen Tempeln neben dem griechischen Vorbild für die griechische Bauweise findet, deren ägyptisches Nachbild sie sind, indem er den phönizischen Einfluß bis weit in die nachhomerische Zeit erstreckt und der ursprünglichen Eigenthümlichkeit der Griechen zu wenig Rechnung trägt, die darin besteht, daß sie bei den Götterstatuen gegenüber der gebundenen Gestalt der Ägypter die Glieder lösen, Arme erheben, Beine spreizend be-

stellen (die Bildsäulen des Dädalus gehen und handeln), daß sie im Unterschied von den semitischen Darstellungen aus dem unmittelbaren Leben, die noch Achilles auf seinem Schilde trägt, ihre Heldensage, ihre Göttersage zum Stoffe der bildenden Kunst nehmen, in dem Mythus das verkörperte Abbild des Lebens, die poetische Gestaltung des Allgemeingültigen statt der gemäßigten Auffassung der äußern Wirklichkeit ausdrücken und durch die Plastik und Malerei veranschaulichen. Auch sonst läßt sich Stahr manche Versuchen und Nachlässigkeiten zu schulden kommen, die ein Mann vermeiden sollte, welcher sich Andern zum Führer anbietet, und es hat sich daran der Tadel der Gelehrten geheftet, der dann das viele Gelungene, namentlich die lebendig anregende Darstellung, die für das Schöne erquickende Kunstbegeisterung, die Schilderung des Zusammenhangs der Kunst mit dem Leben übersehen. Freilich ist es etwas stark, wenn er den König Sesostris zwei- bis dritthalbtausend Jahre vor den Trojanischen Krieg hinausrückt, oder die von Fellow gefundenen ägyptischen Sculpturen als Zeugnisse des ägyptischen Stils aufführt und sie mit den sitzenden Statuen unfern von Milet verwechselt, deren Neunzahl auf 60—70 vermehrt und sie von dem heiligen Weg der Branchiden, der dort aus dem Hafen nach dem Tempel des didymäischen Apollo führt, in das Britische Museum verlegt, wo sich allerdings die Reliefs vom sogenannten Harpyienmonument von Kanthos befinden.

Heinrich Brunn ist Schüler von Welcker und führt dessen Ansichten mit Vorliebe wieder vor, indem er sie gegen Einwürfe zu schützen und mit neuen Gründen zu vertheidigen weiß, ja er vergißt die Unbefangenheit des kritischen Forschers, wenn er deren Rechtfertigung gleichsam als die Bewährer der Wahrheit selbst hinstellt. Stahr hat sich am nächsten an Thiersch angeschlossen und dessen Schrift „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen“ zur Grundlage seiner geschichtlichen Erörterungen genommen. Thiersch hat die Entwicklung der bildenden Kunst bei den Griechen in zwei große Epochen eingetheilt, eine von Dädalos bis Phidias, die andere von Phidias bis Hadrian. In der ersten herrschte der einmal festgestellte ursprüngliche Typus der Götterbilder, er von den Künstlern aus Gebundenheit, aus religiöser Scheu vor Neuerungen bewahrt wurde; in der zweiten endete eine Blüte von fünfzehnhundertjähriger Dauer und noch gegen das Ende derselben Schöpfungen, die als Entzücken und die Bewunderung der Welt sind. Dies war nach meiner Ansicht ein mal dadurch möglich, daß die Plastik der Mittelpunkt des hellenischen Lebens war, daß dies in ihr seinen angemessensten Ausdruck fand und in allen seinen Sphären ihr Gepräge trug, deshalb sich auch noch lange die besten Kräfte ihr wandten, um in der Kunst eine Befriedigung, eine Darstellung des nationalen Wesens zu finden, die kein anderes Gebiet der Thätigkeit mehr gewährte. Sodann waren die Griechen frei von einer falschen Originalitäts- und Neuerungsucht, die spätere Geschlechter so oft peigt und verwirrt; das einmal von den Vorgängern

Wollendete ward von den Nachfolgern treu bewahrt und beibehalten und das Neue dem Alten angeschlossen; der einmal gefundene ideale Stil ward nicht wieder aufgegeben, sondern auf andere Gegenstände übertragen und nur insoweit modificirt, als diese es verlangten. So groß deshalb auch im Einzelnen die Unterschiede werden, im Ganzen trägt die griechische Kunst ein halbes Jahrtausend lang einen wesentlich gleichen Charakter, der sie von der orientalischen Vorzeit, der sie vom Mittelalter scharf unterscheidet. Der Stil des Phidias und Polyklet ist vorwiegend episch: sie gestalten das Ideal der allgemeinen Volksgötter, sie entfalten in ihren Reliefs das Leben gleich dem volksthümlichen Heldenkampf; Skopas und Praxiteles werden mehr lyrisch: die individuellen Götter, die den Regungen des Gemüths vorstehen, Eros, Aphrodite, Apollo, Bacchus, werden diesen gemäß gebildet, und das Anmuthige tritt mehr hervor als das Erhabene, ohne daß man jener ersten Generation die Grazie, dieser zweiten die göttliche Würde abprechen könnte. Mit der Niobe tritt im Anschluß an die tragische Poesie das dramatische Element in die Sculptur, anfangs im Sophokleischen Sinne, dann brechen aber auch heftigere Affecte durch, die Künstler arbeiten nicht mehr so unbefangen, sie wollen Effect machen, ihre Bravour auch zeigen, wie die Schule von Rhodus, sie nehmen ein realistisches Element auf und stellen statt des Mythischen auch Historisches dar, wie die Schule von Pergamus; aber auch dies wird dem auf das Wesenhafte, Allgemeingültige gerichteten Geist der ganzen griechischen Weise untergeordnet, und in Athen erhält sich im Angesicht der großen Vorbilder der ursprüngliche Stil am reinsten, und wenn auch ein malerischer Reiz anklingt, im Apoll von Belvedere zeigt noch die römische Kaiserzeit ein Werk von so poetischer Auffassung, so feiner Durchbildung, daß von einem Verfall der Künste wahrlich keine Rede sein kann.

Brunn legt nun den besondern Nachdruck auf die Unterschiede der einzelnen Schulen und Jahrhunderte innerhalb der griechischen Kunstentwicklung. Stahr sucht ihre fortdauernde Blüte auf eine übertriebene Weise so darzustellen, als ob dieselbe eine völlig gleichmäßige gewesen sei. Er eignet sich die Behauptung an, daß die Werke aus des Phidias Zeit keine Vorzüge gehabt vor denen der römischen Epoche, er läßt die bildende Kunst von allen Veränderungen der Jahrhunderte allein unberührt bleiben, während er mit kaum glaublicher Flüchtigkeit doch gleich daneben die edle Schlichtheit und Naivität der Perikleischen Kunst in jenen spätern Werken vermißt, ein Ueberhandnehmen des Realismus zugibt, das Bestreben des Künstlers, sein Studium und seine Geschicklichkeit zu zeigen, selbst anführt, als ob dadurch seine obige Behauptung nicht widerlegt, seine Uebertreibung eines wahren Gedankens auf das rechte Maß zurückgeführt würde.

Der Uebergang von dem alterthümlichen überlieferten Göttertypus zum freien Ideal ist der Riesenschritt, den Griechenland in der weltgeschichtlichen Entwicklung der Kunst über den Orient, über Aegypten und Assyrien

hinaus that, und es war der Genius des Phidias, dem dies zuerst gelang. Daß er nur gewagt werden konnte, steht im Zusammenhang der ganzen Culturgeschichte, namentlich im Zusammenhang mit dem Erwachen der Philosophie. In der Zeit der Sieben Weisen fängt auch in der Plastik ein Ringen des Künstlergeistes mit den überlieferten Formen an: dieselbe Wahrheit und Zweckmäßigkeit, die der philosophische Forschungstrieb erkennend sucht, will auch der bildende Künstler an die Stelle des Ueberlieferten setzen, statt des Autoritätsglaubens regt sich der Geist der Freiheit, der prüfenden Forschung auch in der Plastik, und Phidias schafft seine Götterbilder nun nicht nach der Tradition, sondern nach der Idee, indem er den Gedanken in naturwahrer Form verkörpert. Auf dieser Bahn ging die Kunst bis zu Lysippos hin fortschaffend weiter, indem sie zu den aufgestellten Idealen, die sie bewahrte, noch andere neue, zuerst der Götter, dann auch der Heroen und Menschen, gesellte. Diese originale ideale Zeugungskraft erlosch mit der staatlichen Selbstständigkeit Griechenlands, aber in nachbildender, leise modificirender Weise erhielt sich die Kunst noch mehrere Jahrhunderte lang, indem man die großen Werke der Vorzeit wiederholte, wie wir denn im Jupiter von Otticoli, in der Juno Ludovisi derartige Nachbildungen nach Phidias und Polyklet haben und der Mercur im Belvedere so gut wie die Albanische Pallas, der Apoll von Belvedere so gut wie der Herculestorso die nachbildende, nur im Einzelnen modificirende, das einmal gefundene Ideal bewahrende Fortsetzung der ersten Blütezeit bekunden. Allerdings ist die griechische Sculptur hierin einzig, aber sie sollte ein Muster für alle Zeit sein, indem sie den Weg zeigt, wie eine dauernde Blüte der Kunst möglich ist. Deshalb möchte ich der Gegenwart die Worte in das Gedächtniß rufen, mit welchen Thiersch diese Erscheinung geschildert hat. Sie lauten: „Der Kampf zwischen dem Ungenügenden der überlieferten Form und den Forderungen der Naturgemäßheit war geendigt. Es war gelungen, die ideale Götterbildung als höhere, veredelte Natur darzustellen. Jeder Gott hatte das seiner Idee gemäße Gepräge seiner Glieder, seines Hauptes, die seinem Amt entsprechende Haltung und Handlung erhalten. Selbst die Kennzeichen, die Art und Form der Kleidung waren festgestellt; und wie alles Dieses, so war auch die einem jeden zukommende Majestät oder Sanftmuth, die jugendliche Anmuth oder kriegerische Kraft, der Ausdruck selbst des innern Lebens in den Zügen des Angesichts dem einzelnen Gotte durch große Meister bestimmt und zugewogen. Und was von den Göttern galt, das galt auch von den Menschen; dem Sieger zu Olympia oder auf dem Schlachtfelde, dem Geschichtschreiber, dem Dichter, dem Redner, — allen war das ihnen gebührende Gepräge angewiesen. So fand sich jeder neu hinzukommende Künstler von den frühesten Jahren an umgeben von dieser Welt erhabener und anmuthiger Gestalten, war jeder von ihrer Würde, Schönheit und Bedeutsamkeit gerührt, erregt und erhoben worden. Wie er heranwuchs und theilnahm an der wei-

sen Erziehung, die, Geist und Leib gleichmäßig zu veredeln bemüht, keinen Freigeborenen von ihrer Wohlthat ausschloß, ward ihm die Einsicht eröffnet in das Wesen, in die Bedeutsamkeit des Ganzen und Einzelnen dieser Gestalten. Was seiner Jugend noch verborgen geblieben war, das vollendete der Unterricht des verständigen Meisters, dem er sich übergab, und der Einfluß der Schule, deren Richtung fest und entschieden war. So begann also Jeder die neue Laufbahn mit der Nothwendigkeit, in sich und außer sich Das aufzunehmen und wiederzugeben, was die weisen Meister vor ihm Gutes und Schönes erfunden und geordnet. Seinem eigenen Vermögen blieb übrig, umzuschauen und zu spähen, was in dem Ueberlieferten noch veredelt, an Schönheit und Naturwahrheit gesteigert, was zu dem Vorhandenen Neues in der überlieferten Weise gefügt werden könne. So wiederholten sich also auch jetzt die Werke der Früheren: in den Palaststatuen nach Phidias, in den Junobildern nach Polyklet die Gestalt, die Haltung, die Züge, welche der großen Meister ihnen aufgeprägt, in jedem Werke ein früheres Muster. Dieser Geist der Nachahmung war jenem verwandt, welcher in der Periode des symbolisch-heiligen Stils waltete. Beiden lag die Ehrfurcht vor dem Ueberlieferten zugrunde. Aber die Verschiedenheit bestand darin, daß in jener ältern Periode der Ehrfurcht und die Scheu vor dem Heiligen, hier die Einsicht und Achtung vor dem Vollkommenen jenen Geist der Nachahmung nährten.“

Wenn noch ein Drittes für die lange Blüte der griechischen Plastik mitgewirkt hat, so war es die innige Verbindung von Kunst und Handwerk; das Handwerk war der gesunde Boden, aus dem sie erwuchs, und nicht bloß in Götterstatuen und monumentalen Gemälden, auch in dem Gerath des täglichen Lebens zeigte sich derselbe Stil, der in der Form das Wesen der Sache anregt, alles Bedeutende klar hervorhebt und zum harmonischen Ganzen ordnet, zeigte sich dieselbe Lust, mit sinnigen Bildern das Leben zu schmücken und auf Thongefäßen oder geschnittenen Steinen bald einen Anknüpfungspunkt zu geben, bald ihre Darstellungweise auch in kleinem Maßstab zu wiederholen und innerhalb ihrer Richtung Neues zu gestalten, namentlich mit der Verkörperung immer anderer poetischer Mythen das Auge zu erfreuen und auf das sinnige Gemüth zu wirken. Davon geben uns die Ausgrabungen einer kleinen Provinzialstadt in dem gräcifirten Unteritalien, Pompeji, davon die Thonvasen eine reiche Anschauung. Dies führt uns denn zu der Schrift von Otto Zahn.

Otto Zahn, der als einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und Kunstkenner der Gegenwart allgemein bekannt zu werden verdrückt, hat den ehrenvollen Auftrag erhalten, eine gründliche Beschreibung der Vasensammlung König Ludwig's zu entwerfen, die in der Antikothek zu München aufgestellt ist und durch Zahl und Bedeutung der Gefäße einen hohen Rang einnimmt. Seine Beschreibung ist ein Muster von Präcision, Klar-



heit und sicherem Tact, der das Nothwendige zu erfassen, das Bestimmte und Hypothetische zu sondern und der fortschreitenden Untersuchung eine feste Grundlage zu bereiten versteht; sie erhält noch ein größeres Interesse durch die Einleitung, in welcher Otto Zahn die seitherigen Ansichten über Zweck und Herkommen der Vasen einer eingehenden Kritik unterwirft und die gewonnene große Materialsülle dazu benutzt, mit Entfernung alles bloß Muthmaßlichen auf der Basis des Gegebenen durch die Methode einer ruhig vorschreitenden Induction ein einfaches Resultat über die Bedeutung und die Geschichte der alten Vasen zu gewinnen.

Die meisten Vasen sind in Italien in Gräbern gefunden worden; sie hatten nicht für Zwecke des Lebens gedient, ihre Bestimmung war vielmehr, das Haus des Toten so ausstatten zu helfen, daß derselbe seine gewohnte Umgebung, seine Waffen, seinen Schmuck, sein Gerath um sich habe. Da die Sieger an den panathenäischen Spielen den Preis des Oels von den heiligen Oelbäumen in gemalten Thongefäßen erhielten, so schloß man daraus, daß besonders liebe Andenken und Geschenke mit in das Grab gegeben wurden; es ist dies möglich, glaublich, aber nicht erwiesen. Jene Sitte, das Grab zur Wohnung herzurichten, war in Etrurien und Großgriechenland herrschend, die Gefäße wurden aber aus Hellas durch den Handel eingeführt, und zwar waren in der Blüthezeit der Kunst die athenischen Werkstätten ihr Ausgangspunkt, während früher die Töpferwaaren Korinths in Ansehen standen und in der Zeit nach Alexander dem Großen auch in Apulien und Lucanien große Prachtvasen gearbeitet wurden. Die Gemälde stellen Scenen aus der Götter- und Heroenmythe und aus dem täglichen Leben dar; sie entfalten nach beiden Seiten hin einen außerordentlichen Reichthum und lehren in einer früher so nicht geahnten Weise, mit welcher Fülle von poetischen und künstlerischen Anschauungen das griechische Leben selbst bei der dem Handwerk zufallenden Befriedigung der täglichen Bedürfnisse durchdrungen und gesättigt war. Dabei finden wir nicht jene Wiederholungen des Gleichen, die auf die Schablone oder das Wausblatt hinarwiesen, deren der Handwerker sich bedient hätte, sondern es sind stets neue Zeichnungen, die eine ebenso bewundernswürthe Sicherheit der Hand als feinen Sinn für die Composition und das große Vermögen bekunden, mit Wenigem viel zu sagen und die Bedeutung des Gegenstandes durch die Darstellung auszusprechen, sodaß uns bei den einzelnen Werken wie bei dem Entwicklungsengang des ganzen Gewerbezweigs der innige Zusammenhang dieser Töpfermaler mit den großen Meistern der bildenden Kunst vor Augen tritt.

Die ältesten Vasen haben schwärzliche, bräunliche Figuren auf blassgelbem Grund. Ein oder mehrere Streifen laufen um das Gefäß als Träger der Bildwerke. Neben Rosetten und phantastischen Blumen stehen Thiergestalten, Löwen, Fische, Vögel, Schwäne, Hähne, auch Sphynx, Sirenen, Greife; sodann geflügelte Frauen, die mit beiden Händen Thiere gefaßt haben, Männer und

Frauen, die in einen Schlangenteib ausgehen. Um des alterthümlichen und fremdartigen Gepräges willen hat man sie früher ägyptische genannt, doch eine Aehnlichkeit mit solchen ist gar nicht vorhanden; wohl aber haben die neuerdings bekannt gewordenen Monumente von Babylon und Ninive eine unverkennbare Verwandtschaft mit den Gegenständen und dem Stil der Verzierung, sodaß wol unzweifelhaft ist, daß eine asiatische Sitte und Darstellungsweise zugrunde liegt, die durch die Phönizier in alter Zeit verbreitet und namentlich in Korinth lange beibehalten wurde, auch dann noch, als man Bilder aus der griechischen Heldensage in epischem Stil hinzufügte, der nicht die Handlung in einen Moment, auf den sich Alles bezieht, zusammenbrängt, sondern das Einzelne nebeneinanderstellt und durch viele Figuren nach und nach die ganze Begebenheit erzählt.

Hieran reihen sich altattische Vasen mit rothem Grund und schwarzen Figuren, denen aber allerhand Schmuck vielfarbig aufgemalt wird. Auch hier sehen wir neben Darstellungen des täglichen Lebens und Kampfspielen den Mythenkreis des Epos auf Streifen um das Gefäß abgebildet und finden die Einheit der Begebenheit, nicht der Composition. Die Gesichtsformen sind noch unschön und bald bedeutungslos, bald hart, aber die Körperformen werden schlanker und straffer, die Bewegungen sind noch eckig, aber nicht mehr so unbeholfen. Die Composition folgt den Gesetzen des Reliefs. Häufig ist sie nur ein wohlgeordnetes Nebeneinanderstellen der Figuren mit einem genauen Parallelismus in Haltung und Bewegung, der oft so weit geht, daß dieselben Umrisslinien, z. B. bei Pferden, mehrmals wiederholt werden und wir gleichsam Reduplicationen der einen Figur erhalten. Otto Zahn findet hier die Züge wieder, die uns auch bei der sich entwickelnden, nach Freiheit und Schönheit ringenden griechischen Plastik begegnen; ich glaube, man darf hier mit Kugler den Einfluß des bereits fertigen ägyptischen Stils sehen, der dort selbst im 7. Jahrhundert, als das Land den Griechen geöffnet ward, sich mit Glück an die schönen Muster der Vorzeit angeschlossen und für die innere Geseßlichkeit der Formation, für Straffheit und keusche Strenge der Bildung und für einen, wenn auch conventionellen Idealismus, gegenüber dem derbern Naturalismus asiatischer Kunst, den Griechen Vorbild werden konnte und für mich wenigstens deutlich genug auch geworden ist.

Athenische Vasen mit rothen Figuren auf schwarzem Grund spiegeln die selbständige freie hellenische Kunst sowol nach ihrem hohen Stil aus des Phidias Zeit, der die epische Darstellungsweise zur Vollendung brachte, als nach ihrer mehr anmuthigen Entwicklung, die nun auch Seelenzustände, Gemüthsregungen auszudrücken, Stimmungsbilder zu geben lernte und damit sich der Blüte der Lyrik angeschlossen, durch Praxiteles. Sie sind die zahlreichsten und schönsten. Die Fülle der Gestalten wird geringer, der Ausdruck größer; auch das Gesicht wird jetzt edel und lieblich. Am ansprechendsten sind solche Vasen, die nur wenige Gestalten, oft nur zwei, aber in

einer anziehenden Situation und in plastisch klarer Entfaltung zeigen. Mit Vorliebe werden die von den dramatischen Dichtern behandelten Mythen dargestellt, und es finden sich Compositionen aus diesem Kreise, welche wahrhaft dramatisch sind, indem sie die zu einer Entscheidung drängenden Motive zu einer Handlung concentrirt darstellen, an der alle mitwirkenden Personen sich gleichmäßig bethelligen. Die großen in Apulien und Lucanien gefundenen Prachtvasen reihen sich hieran, bekunden aber zugleich den Verfall, der sich überall bemerklich macht, wo die Geschicklichkeit und Gewandtheit zur Flüchtigkeit führt und für äußern Glanz und effectvollen Prunk gearbeitet wird. Die Gefäße erreichen eine außerordentliche Größe, aber auf Kosten der Schönheit und schlichten Formenanmuth, und die umfangreichen Flächen werden statt der in sich klar gerundeten und geschlossenen Composition weniger Figuren wieder mit einer großen Fülle neben- und übereinander geordneter, auch in der Vorderansicht, in Wendungen und Verkürzungen dargestellter Gestalten ersetzt, deren einige gut gedachte und wohlangelegte neben arg verzeichneten oder nicht in den Zusammenhang passenden zu stehen pflegen. Statt des Dramatischen zeigt sich das Theatralische auch in der Rücksicht auf Schmuck der Gewänder und architektonische Decorationen, sowie die Vielfarbigkeit der frühern Malweise sich wieder geltend macht. Der Maler arbeitet mit Beiläufigkeit, aber ohne Ernst und Weihe; er ist einer lebhaften Wirkung sicher, aber auch damit zufrieden, ohne Liebe und Treue für das Einzelne und ohne die eigentlich künstlerische Freude am Hervorbringen. Dabei dringen in die Gegenstände und deren Auffassung Elemente einer ungrischen Nationalität ein, und dadurch „erhält man den Eindruck einer Kunstübung, welche dem Stoff, der Auffassung und der Technik nach von den Griechen ausgebildet, von einer fremden Nation aufgenommen und umgebildet worden ist. Den nationalen Sitten und Gebräuchen dieselben anzupassen und durch den Ausdruck derselben sie zu modificiren war man im Stande, den wesentlichen Kern, die durch Poesie und bildende Kunst fest ausgeprägte Sage hielt man fest, wie man sie übernommen hatte, und auf sie übte die fremde Nationalität in Auffassung und Stil nur einen äußerlichen Einfluß“. So sieht denn auch Otto Zahn in diesen apulischen Prachtvasen eine nach Unteritalien verpflanzte Nachbildung und Fortsetzung der griechischen Kunstübung und reiht daran andere etruskische Nachahmungen griechischer Muster. Seine treffliche Abhandlung zeigt uns den Gang der hellenischen Kunstentwicklung im Spiegelbilde eines Zweigs der gewerblichen Thätigkeit, und wie sie auf dem Felde der Wissenschaft aufgeräumt und die Dämmerungs- und Traumgestalten phantastischer Hypothesen durch das einfache Licht einer klaren, besonnenen Forschung verschleucht, so erscheint sie geeignet, für dies Gebiet des Alterthums Sinn und Verständniß auch in größern Kreisen zu wecken und zu verbreiten.

Auf dem Felde der Mythologie haben wir eine um-

fassende Arbeit von L. Preller zu begrüßen, die sich gerade dadurch auszeichnet und ein Verdienst erwirbt, daß sie danach trachtet, einmal das Ganze der hellenischen Götter- und Heldensage zu umspannen und auf einer übersichtlichen Weise die Resultate vielfältiger Untersuchungen zusammenzustellen, die vielen einseitigen Standpunkte der Mythendeutung in ihrem relativen Recht anzuerkennen, die Originalität des griechischen Geistes und seiner Religion zu wahren, ohne die Einwirkung des Auslandes und die Aufnahme mancher orientalischer Motive oder Erzählungen zu leugnen. Die Zusammenhänge der Ur-ideen und Urgestalten der griechischen Religion mit den ältesten Glaubensformen der Inder, Perser und Germanen harren auch hier noch der Untersuchung, mit der unsere Zeit beginnt; einige male hat Preller auch auf sie hingedeutet. So ist der Name des höchsten Gottes der Griechen Ζeus, genannt Δις, identisch mit dem Wort, das im Lateinischen Gott und das Göttliche bedeutet, deus und divus, und wird dadurch auf das griechische Δις hingeführt, Zeus ist dadurch als der Gott schlechthin legitimirt; das Wort findet sich aber bald als Götternamen, bald als Bezeichnung für das Göttliche auch im Altgermanischen, Slawischen, Persischen und Jüdischen, und die indische Wurzel div (leuchten) belehrt uns, daß das Licht, der Himmel, von all diesen Völkern ursprünglich als das allumfassende, erleuchtend sich offenbarende Göttliche genommen wurde. Preller berührt das, ohne es auszuführen, ohne bei den Titanenkämpfen des Zeus auf die Dämonenkämpfe des indischen Himmelsgottes Indra, auf den Streit des Ahuramazda mit den Geistern der Finsterniß, auf die Riesenkämpfe des nordischen Donnergottes Thor hinzuweisen, die alle vielfach modificirte Nachklänge einer und derselben Grund-idee, des Sieges des Lichts über die Nacht und ihre Schrecken, des Guten über das Unheilvolle und Böse, des ordnenden Götterwillens über rohe Naturkräfte, darstellen. Es ist neuerdings von Kuhn auf die auch wir unabhängig aufgegangene Identität von Dädalus und Daidalos dem Schmied, d. h. daß auch diese beiden Künstler sagen auf einem gemeinsamen Grunde ruhen, hingewiesen worden. Mannichfache Berührungspunkte mit dem Orient bieten die Sonnenhelden. Wie in den heiligen Schriften der Perser Ahuramazda, der im Licht sich offenbarende Schöpfer und Geist des Lichts, die Sonne als seinen Sohn Mithras, als sein Abbild in der Natur erschafft, so sind bei den Griechen die Sonnenhelden, die Heroen, in denen das Sein und Wirken der Sonne personificirt wird, zumest Söhne des Zeus, wie Apollon, Herakles, Perseus. Die Sonnengötter einzelner Landschaften werden als Heroen beibehalten und von den andern Griechen angenommen. Und wie die Könige von Ägypten zu dem Draken des delphischen Apollon sanken, weil sie in diesem ihren eigenen bogenbewehrten, ungeheuer tödtenden Sonnengott wiederzuerkennen glaubten, so nahmen die Griechen den löwenwürgenden Hund der Ägypter für ihren Herakles und bezeichneter dessen Mythe mit vielen Sagen der Kleinasiaten. So erklärt

3. B. Dunder in der „Geschichte des Alterthums“ die Sage von Herakles und Omphale. Omphale ist die Naturgöttin der Kleinasien, die auch Kybele heißt, Omphalos ist der Name für die heiligen Steine, die das Symbol dieser letztern sind; ihr steht der Gott Sarban oder Sandon zur Seite, bogenbewehrt, löwenbezwingend, ein Bild der Sonne, in der die Macht des himmlischen Lichts am entschiedensten sich kundgibt. Nun hatten aber die Semiten den Drang, die beiden göttlichen Principien, die sie als männlich und weiblich nebeneinandergestellt, wieder zur ursprünglichen Einheit zusammenzuheben und zu einer mann-weiblichen Gestalt zu verbinden, sodaß danach auch die Priesterinnen in Männerrüstung (daher die Amazonen), die Priester in Frauengewändern dem Kultus vorsetzten und der Gott und die Göttin ihre Attribute tauschten. Sah nun ein Grieche die Omphale in der Löwenhaut und mit dem Bogen bewehrt, den Gott aber im Frauenkleid mit weiblicher Arbeit beschäftigt, und hielt er den Gott für seinen Herakles, so motivirte er dies dadurch, daß derselbe einmal als Knecht nach Kleinasien verkauft und der Omphale dienstbar geworden sei. Ich wage es nicht zu entscheiden, ob die Selbstverbrennung des Herakles auf dem Feta eine originalgriechische Dichtung ist, oder ob auch sie aus dem Oriente stammt, wo der Sonnengott in der Bluthige des Sommers sich selbst den Scheiterhaufen anzündet, um die verzehrende feindselige Gewalt des Feuers an sich selbst zu überwinden und neuverjüngt segenspendend aus den Flammen hervorzugehen. Hier haben wir Aehnlichkeiten und Aufnahme kleinasiatischer Sagen und Gedanken; die Griechen entlehnen die Heraklesmythe nicht von den Semiten oder Aegyptern, sie ist ihre originale Schöpfung, aber sie bereichern und erweitern sie durch ähnliche Motive, die sie bei ihren Nachbarn finden. Dagegen glaube ich im Persus den griechischen Helden gefunden zu haben, der neben dem Achilles zum hellenischen Träger jener arischen Urgestalt geworden ist, die bei den Persern mit Sijamusch, bei den Indern mit Karna, bei den Deutschen mit Siegfried zusammenwuchs oder in ihnen wiedergeboren ward, wie ich es in Bezug auf das Epos in dem erwähnten Aufsatz nachgewiesen. Die Jugendgeschichte des Karna und des Siegfried wiederholt sich bei Persus, der auch die Larnkappe, den Helm des Hades trägt. Hier hat aber nicht ein Volk vom andern etwas aufgenommen, sondern das ursprüngliche Gemeingut ist von jedem eigenthümlich fortgebildet worden. Ich habe an einigen Beispielen andeuten wollen, wie ich mir die Zusammenhänge der griechischen Religion mit andern Nationen denke, bei denen zwischen stammverwandten und fremden unterschieden werden muß. Wenn die Griechen selbst durch einzelne analoge Züge veranlaßt werden, diesen oder jenen ihrer Götter in einem ägyptischen oder kleinasiatischen Gotte wiederzuerkennen, so darf man daraus nicht schließen, daß sie die ganze Lehre, die ganze Gestalt des Gottes von den Aegyptern der Kleinasien übernommen hätten, wie wenn man den Dionysoskultus vom Osirisdienst ableiten wollte; aber

sie lieben es, abdann einzelne solcher Anklänge aufzunehmen. Hin und wieder fügen sie auch eine fremde Göttergestalt dem Kreise ihrer Mythen ein, wie 3. B. den lyrischen Bellerophon, dessen Name schon auf die Tödtung jener symbolischen Unthiere hindeutet, in welcher sich der Triumph des Licht- und Sonnengottes über das Wüste und Finstere in der griechischen Poesie wie auf den Bildwerken der Ägypter und Perser ausdrückt.

Doch wenden wir uns zu näherer Betrachtung des Preller'schen Buchs. Er sieht in der Mythologie die weitere Ausführung des in der Naturreligion angelegten bildlichen Trieb durch Sage, Poesie und Kunst und hat deshalb vornehmlich dies Bildliche hervorgehoben und sich auf den Cultus, auf das religiöse Verhältniß der Menschen zu den Göttern wenig eingelassen, er hat mehr das Dichterische, weniger das eigentlich Religiöse des Glaubens berücksichtigt. Die „Gottesdienstlichen Alterthümer“ von Karl Friedrich Hermann, die Untersuchungen von Bötticher über die Einrichtung der Tempel für gottesdienstliche Zwecke in seiner „Leikonik der Hellenen“, die tiefinnigen Abhandlungen von Lafaulx über Opfer, Eid, Orakel müssen da zur Ergänzung des Preller'schen Buchs dienen. Für dies nennt er selbst zwei Umstände als besonders förderliche:

Ein mal belehrte mich eine, wenngleich kurze Reise in Griechenland über so manches die Natur und die allgemeinen geschichtlichen Bedingungen des Landes Betreffende, was sich auf der Studirstube bei dem besten Willen nun einmal nicht ergründen läßt. Zweitens war es eben die Aufgabe, das Ganze der Mythologie zu durchforschen und zu gestalten, was mich mehr, als ich selbst vermuthen konnte, über vieles Einzelne aufgeklärt und mir oft überraschend neue Gesichtspunkte aufgeschlossen hat. So genau hängt hier Alles zusammen, oft mit sehr feinen und nur dem geübten Auge wahrnehmbaren Fäden.

Indem Preller die griechische Mythologie als Ganzes faßt, bleibt er vor der Einseitigkeit bewahrt, einen und denselben Inhalt überall in den Mythen zu suchen, vielmehr sieht er in ihr bald poetische Bilder des Naturlebens, bald Darstellungen geistiger, sittlicher Mächte und Verhältnisse, und es beruht ja gerade auf dem Ineinanderspielen von Beidem ein Hauptreiz dieser sinnvollen Sagen, die ewige Wahrheiten in das von der Phantasie gewebte Gewand der Dichtung kleiden: die Klarheit des Himmels führt zur Vorstellung von Reinheit und Einfachheit oder begleitet dieselbe, die nahrungsprossende Erde erscheint als Mütterlichkeit, und die Göttin des Ackerbaus waltet über Ehe und Familie, die mit ihm zusammenhängen. Preller entwickelt und deutet zuerst die Sagen von der Entweltung der Welt und der Götter, die Theogonie, wobei er mit Recht vor der Annahme warnt, als ob die hier als ältere Götter aufgeführten einem frühern Glauben angehört hätten und von einem neuen Cultus wären in den Hintergrund gedrängt worden. Der pelagische Zeus ist die Urgestalt der hellenischen Mythe; wie man sah, daß die jetzige Naturordnung aus frühern Naturrevolutionen hervorgegangen war, so symbolisirte man dies zu Götterkämpfen und ließ auch die Götterwelt sich aus dem Natürlichen in das Geistige, aus

dem Dunkel zum Licht erheben; ich glaube, man darf in der Theogonie mehr das bildlich ausgesprochene Resultat priesterlicher Speculation als einen Gegenstand des lebendigen ursprünglichen Volksglaubens und des Cultus sehen. Zwei Grundgedanken findet Preller in all den verschiedenen Theogonien wieder, wie sie in Andeutungen bei Homer, wie sie ausgebildet von Hesiod, von den Orphikern und in spätern Sagen vorliegen.

Der erste ist, daß die Welt nicht auf einmal geworden, sondern aus dunkeln und elementaren Anfängen durch organische Entwicklung bis zu dieser letzten Gestalt des schönen vollendeten Kosmos geblieben ist, und zwar in mehrfachen Absätzen und Steigerungen, deren endliche Spitze und Vollendung eben Zeus und die von ihm regierte Welt der Götter und der Natur ist. Also das Vollkommene war nicht das Erste, sondern das Letzte, woraus sich von selbst die Götterkämpfe erklären, denn alles Vollkommene ist der natürliche Untergang des weniger Vollkommenen. Der zweite Grundgedanke ist der, daß der lichte Himmel, der Aether, das Vollkommenste in der Natur und deshalb zugleich das Herrschende ist, der funkelnde Thron der Welt, dessen Inhaber jedesmal die Welt regieren in der mythologischen Sprache des Olympos. Zuerst hat ihn Uranos inne, dann Kronos, endlich Zeus, alle Drei Götter des Himmels und aller himmlischen Mächte, nur daß der eine immer vollkommener ist als der andere, wie die Welt selbst und die Naturordnung, über welche sie regieren.

Im zweiten Hauptabschnitt betrachtet Preller die Götter, die er wie herkömmlich in solche des Himmels, des Meeres und der Erde einteilt, indem zu den letztern, den chthonischen, besonders auch die Mächte der Unterwelt gehören; ein Dreiverein von Brüdern, Zeus, Poseidon, Pluto, steht ihnen vor. Sein Verfahren ist dabei das passende, daß er bei jedem Gotte vom Localcultus und seinen Sagen ausgeht, und hier wird er der Naturanschauung gerecht, die in die Mythologie hineinragt und die Forchhammer allzu einseitig und ausschließlich geltend machen wollte, was sein Verdienst nicht schmälert, diesen Punkt eindringlich zur Sprache gebracht zu haben. Preller zeigt uns hier oft sehr glücklich und mit eigenem dichterischen Sinne, in welcher Weise Naturerscheinungen und Naturvorgänge als Personificationen und persönliche Thaten aufgefaßt und besungen worden sind. Er betrachtet dann, wie die Dichter, die bildenden Künstler die Götter dargestellt, wie Gesetzgeber und Philosophen sie aufgefaßt, und gibt uns so ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild eines jeden.

Der ganze zweite Band behandelt die Heroen. Hier tritt das wirkliche Leben der Nation und seine früheste Geschichte zutage, in aller seiner Eigenthümlichkeit und mit dem ganzen natürlichen Gerüst seiner landschaftlichen Wohnsitze, seiner Stämme und edeln Geschlechter, seiner Wanderungen und Kriege. Zugleich führen aber die religiösen und mythologischen Anfänge dieser Sagenbildung auf dieselben Götter und Naturmächte des Volks zurück, so durchwachsen sie auch von realen und historischen Verhältnissen ist. Es ist die epische Dichtung, welche die ideale Welt des Glaubens kühn mit den gegenwärtigen Helden und der nationalen Geschichte verschmilzt, welche den Naturmythus mit Zügen der wirklichen Lebenserfahrung schmückt und die symbolische Erzählung von Schick-

salen und Thaten der Götter auf Menschen überträgt, deren Begebenheiten, Handlungen und Charaktere an dieselben erinnerten. Mir scheint, daß Preller auf dies letztere zu wenig Gewicht legt, daß er in der Helden Sage zu wenig poetische Philosophie der Geschichte und zu viel Natursymbolik findet, zu ausschließlich göttliche, zu wenig menschliche Ausgangspunkte annimmt. Die Sonnenhelden Perseus, Bellerophon, Herakles vollbringen allerdings die Werke des Sonnengottes, sie mögen locale Auffassungen desselben gewesen sein, die man neben dem Cultus der Olympier in der Erinnerung bewahrte; aber sollten hier nicht ebenso gut wie in unserer Nibelungensage historische Elemente Eingang gefunden haben? Am wenigsten mag dies der Fall gewesen sein bei jenen Mythen, die Preller als locale Sagen zuerst behandelt, indem er die Traditionen der verschiedenen griechischen Landschaften durchgeht; mehr schon bei der Helden Sage, als deren Träger Herakles und Theseus dastehen, persönliche Mittelpunkte für die Sagenstoffe verschiedener Länder, verschiedener Zeiten; am meisten ist es bei der epischen Helden dichtung der Fall, in den Sagen von Melager und den Argonauten, wie von Theben und Troja, wo auch Preller zugibt, daß die alten Mythen auf bedeutungsvolle Thatfachen der nationalen Erinnerung bezogen sind. Im Ganzen muß aber auch hier die Bewältigung der Stoffesfülle in einer wohl gelungenen Darstellung rühmend anerkannt werden.

Gleichmäßig über Religion und Kunst der Griechen, wenigstens über einzelne der wichtigsten Theile dieser Gebiete, verbreiten sich zwei Namensvettern, Julius Bram in Heidelberg und Emil Braun in Rom, der Eine mit der Reifeit unreifer Frühjüngend, der Andere mit der Begeisterung des erfahrenen Mannes. Ich rede zunächst etwas ausführlicher von den „Stizzen und Studien aus den Ländern der alten Cultur“, indem ich mit Goethe hoffe:

Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,  
Sibt's doch zuletzt noch einen Wein.

Ein wunderliches Buch das, voll jugendfrischer Auffassung der Natur und Kunst, voll geistreich kletter Behandlung der Culturgeschichte und zugleich voll kindlichen Glaubens an falsche Autorität, voll willkürlicher Hypothesen, die als untrügliche Vordersätze für weiten Schlüsse angenommen werden, voll knabenhafter Halbwisserei, die sich der hergebrachten Gelehrsamkeit mit entledigen zu können, ohne sie je besessen zu haben. Folgen wir dem Verfasser auf seiner Wanderung, und wir werden die Belege für dies vorläufige Urtheil finden.

In den beiden ersten Abschnitten hält Julius Bram zunächst eine „Rundschau in Aegypten“. Dies ist das Beste im Buch; denn noch rückt er mit seinen Hirnspinnstrichen nicht so heraus, noch gibt er mit großer Anschaulichkeit Schilderungen der Ruinen, von den Pyramiden an, und deren Deutung nach den neuesten Forschungen, namentlich der von Lepsius. Zwar klingt es etwas sonderbar, wenn er, um den Eindruck einer Tempelhalle hervorzuheben, sagt:

„Dort kann man seine Orange oder was Proviant man mitthut, ungegessen wieder einstecken, in jener Mittelcolonnade von zwölf Säulen, den gewaltigsten, die sind“; oder wenn er ohne allen Beweis auf einem ägyptischen Bilde „unverkennbar“ den homerischen Okeanos sieht und aus einer Dichterstelle, die mit dem Bilde in einem alten Königsgrabe einige Aehnlichkeit hat, sofort Pindar's ägyptische Weisheit folgert. Dann nimmt er die Hypothese Röth's, daß Osiris ein vergötterter König und seine Mythe ein historischer Scandal sei, und daß Thot an Osiris' Hofe gelebt, für ausgemachte Wahrheit an, was er aber S. 103 völlig vergessen hat, wo er von Göttern spricht, „welche Abstractionen aus einem entwickelten Staatsleben sind, wie Thot“. Auch nimmt er jetzt mit Röth schon an, daß die Delasger jene phönizischen Hylkos gewesen seien, die aus Aegypten vertrieben, durch Kleinasien nach Griechenland und Italien zogen und dorthin die „altmodischen“ ägyptischen Ansichten und Künste sowie viel Kleinasiatisches brachten; er nimmt es aber im Fortgang nicht bloß an, um ein Räthsel danach zu deuten, sondern er bedient sich dieser ziemlich bodenlosen Deutung wie eines Prokrustesbettes, um danach viel Anderes zurechtzustrecken, bis es ungefähr hineinpaßt. Doch stehen diese Dinge hier noch ziemlich unschuldig unter recht lebendigen Reifestizzen, die sich angenehm lesen und auf bequeme Weise eine Reihe von Resultaten der verschiedenen wissenschaftlichen Expeditionen in Aegypten einem größern Publicum vermitteln können.

Nun folgen ein paar Capitel über Homer, einen Mann, der accurat wie ein heutiger Dichter an seinem Schreibtisch sitzt, denkt und studirt, verzweifelt und jubelt und Alles wieder liegen läßt, bis es ihm nach langen Jahren endlich zusammengeht, Alles unter nichts weniger als patriarchalischen Verhältnissen (!). Er läßt den Homer als Hellespont stehen, die Spur des achäischen Lagers aufsuchen und das Schlachtfeld betrachten, wobei Braun die Ansicht durchführt, daß dasselbe nicht groß gewesen und auch das alte Iliion dort gestanden, wo später das neue erbaut wurde, nicht mehr Meilen weiter, wobei wir freilich wieder allerhand Offenbarungen in Kauf bekommen, z. B.: „Die Tanne, worauf der Schlaf liegt, um auf Zeus zu lauern, war eine pinus laryx, lichtgrünen Gefieders.“ Dann läßt er den Plan der „Ilias“ einzig nur aus der Beschränktheit jenes Feldes erwachsen, eine Albernheit, die man nicht für möglich halten würde, wenn sie nicht S. 77, Zeile 7 und 8 gedruckt stände. Er läßt dann den Homer den epischen Standpunkt bereits überwunden haben, die alten Sagen ihm zum Ueberdruß geworden sein, er läßt ihn in den Coulissen jenes Feldes sich zurecht finden, es von Geschichten reinigen und mit Inschauungen erfüllen und nicht etwa ein Epos, sondern ein Drama über „die Leiden der Achäer vor Troja“ schreiben. „Patroklos ward von Hektor erschlagen und Achill nahm Rache dafür“, das ist ihm der ganze überesserte Kern, dem Homer die Ilias „entspinnt“, indem er „weiter speculirt“, warum Achill nicht bei Patroklos ar, und so auf das Motiv von dessen Zorne kommt.

1855. 42.

Von Sagentrümmern, die verwerthet wären, findet Braun keine Spur; Alles wird von Homer herauspeculirt. Dann heißt die „Ilias“ „keine Geschichte, sondern ein Gemälde“, und damit soll die Frage erledigt sein, ob sie ursprünglich geschrieben worden; man könne ja auch aus der „Ilias“ nur erzählen, wenn man auswendig lernt, und auswendig lernen könne man nur, wenn eine kalligraphische Behandlung vorliegt. Hat denn Braun nicht von seiner Mutter oder Amme einen Spruch oder ein Lied gelernt, ohne daß dessen kalligraphische Behandlung vorlag? Wenn zu Psammetich's Zeit ionische Kriegsknechte ihre Namen einrizen, folgt daraus, daß man auch schon Bücher von dem Umfang der homerischen Gesänge geschrieben habe? Ferner weiß Braun, Gott weiß woher, daß der Plan zur „Odyssee“ schon gefaßt war, ehe die „Ilias“ sich abschloß. „Hier oben auf diesem Aito (einer Anhöhe in Ithaka) stand Homer und nahm diese Insel Ithaka zum Leib seines Gedichts, den festen steinigen Boden, an den er nach rechts und links zwei farbenreiche Flügel anhängt, des Odysseus Fahrt und des Telemachos Fahrt. Nämlich der Leib des Ganzen ist abermals ein straffgespanntes Drama. Es heißt Schuld und Buße der Freier in Odysseus Haus. In der „Ilias“ kommt Versöhnung und Rettung vor dem Untergang, sie ist ein Schauspiel, in der „Odyssee“ ist keine Rettung, sie ist ein Trauerspiel.“ Diese wahrhaft entseflichen Farselen richten sich selbst, und wir theilen sie mit, weil des Verfassers Geschreie auch in diesen Dingen hin und wieder als beherzigenswerthe Weisheit angepriesen wird. In der „Odyssee“ soll keine Rettung sein; und dennoch siegt Odysseus, wird aus allen Gefahren befreit und findet seine Penelope wieder, nimmt seine Herrschaft wieder in Besitz. Ithaka ist der Leib des Gedichts, der Leib des Gedichts ist ein Drama, also ist die Insel Ithaka ein Drama. Ja noch mehr: „Die „Odyssee“ ist ein Schmetterling, und wer hier oben sitzt, dem kann es vorkommen, als ob er selbst darauf ritte“ — und dabei die Niesenzwiebel des Colosseums verspeiste, von der Braun S. 369 redet. Homer's Naturbilder sollen nur auf den Hintergrund des smyrnäischen Golfs passen, behauptet Braun, um zu beweisen, daß der Dichter aus Smyrna gewesen, und setzt, wie wenn er sich selbst widerlegen wollte, hinzu: „z. B. ein weites Saatzfeld, das vom Westwind gebeugt wird“, — als ob das nicht Jedermann auch in Deutschland sehen könnte!

Ich darf wol auf meine ausführlichen Erörterungen über Volks- und Kunstdichtung und über das Epos in der Schrift über „Das Wesen und die Formen der Poesie“ verweisen, die in stetem Bezuge auf Homer geschrieben sind, um hier einer Wiederholung zur Verichtigung der Braun'schen Phantasmen überhoben zu sein. Darum nur ein Wort mit unserm weisen Thebaner, — in der That holt ja Braun seine Weisheit hauptsächlich aus dem ägyptischen Theben — über die Religion in den homerischen Gesängen. Homer soll nicht bloß die griechische Sagenwelt beziehungsweise zerstört, er soll auch die letzten Reste ägyptischer Ideen, wie sie noch spukten

mochten in den bunten Mägen seiner Götteranschauung, dem reinhellenischen Schönheitstrieb geopfert haben; so löst sich das Räthsel, daß sein Olymp so wenig nach Aegypten passen will, er hat die altväterliche Religion seinem Principe unterworfen und ihr eine neue Form gegeben; kein Wunder also, daß wir Andern nichts davon merken, was uns jetzt nach Röth erzählt wird, daß die Familie des Zeus aus der Familie des Osiris, eines ägyptischen Königs, geworden. Inhalt sollen wir in der Homerischen Götterlehre nicht suchen dürfen; „was bleibt von einem Apollo, von einer Artemis ohne ihre Gestalt?“ — „Homer spielt mit seinem Götterstoff in ziemlich freier Laune, er bildet sie und bildet sie um, wie er es eben braucht; er braucht sie, um seiner Dichtung ein Dach, eine theatrales Perspective zu geben“; — daß er selbst an seine Götter geglaubt, soll nicht wohl möglich sein. Von der innigen Gottesfurcht, die bei aller Heiterkeit in der „Ilias“ wie in der „Odyssee“ waltet und auf das religiöse Gemüth des Dichters hinweist, scheint Braun eben nichts gemerkt zu haben; er scheint nichts gemerkt zu haben von einem jener Grundgedanken der „Ilias“, daß einem gottgeliebten, gottverherrlichten Manne auch Ehre bei den Menschen gebühre; er scheint zu übersehen, daß die Homerischen Helden bei allen Unternehmungen beten, und die schöne Stelle am Anfang des dritten Gesangs der „Odyssee“ blieb ihm fremd:

Bete du nun, o Fremdling, zu Poseidaon, dem Herrscher;  
Denn sein Festmahl ist es, woran ihr eben uns findet.  
Aber nachdem du gesprengt und gekostet hast, wie sich gebührt,  
Gib auch diesem den Becher des süßanduftenden Weines  
Hin zur Spende sodann: auch er wird, hoff ich, die Götter  
Anflehn; denn es bedürfen die Sterblichen alle der Götter.

Freilich dem Verfasser ist Homer ein Mann, der „accurat wie heute denkt und studirt“ — warum sollte er da die ägyptische Mythologie nicht so zum Schmuck seiner Poesie hereingezogen und gemodelt haben, wie das etwa ein jetziger Dichter mit der griechischen, mit Apollo, Amor und den Mäusen thut? Daß dann die Griechen dumm genug waren, an solche Einbildungen des Poeten zu glauben, was kann da der Verfasser dazu?

Noch Ein Rest der altägyptischen Lehre soll sich bei Homer finden, seine Ansicht von der Unterwelt. Und der Beweis? Man höre und staune!

Zwar haben wir von den ältern ägyptischen Vorstellungen wenig Spuren, aber die hebräische, die doch gleichfalls daher stammt, stimmt auffallend mit Homer. Wenn im Schol bei Jesajas die Schatten dem König von Babel entgegenjittern: Ah, bist du nun auch wie wir? Woher dein Lager und Gewürm deine Decke? so ist das die Schattenwelt Homer's:

Süßlicher dumpf, voll Wuth, wovon selbst grauet den Göttern.

Woher weiß denn dieser heidelberger Doctor Braun, daß die Ansichten des Jesajas aus Aegypten stammen? daß sie identisch sind mit den ägyptischen, von denen er selbst wenig Sparen hat? Und was beweist der ganz allgemein gehaltene Vers?

Noch schlimmer wie dem Homer geht es dem Hesiod. „Rebelschaft, Ungehorsam, dürr, in allen Banden irdischen Uberglaubens befangen“, das sind einige der Predicate,

die er bekommt; der ganze Hesiod ist nur eine Corruption des ägyptischen Systems der Mythologie. Ei nun, wenn man Das, was Röth als ägyptisches Religionssternrecht gemacht hat, was ihm aber bis jetzt noch kein besonnener Kenner als wahr und ursprünglich zugegeben hat, wenn man den alten Aegyptern erst die spätern alexandrinischen Deutungen in Weiterdeutungen unterschreibt und dies Gebräu nun für die Quelle Hesiod's hält, dann mag seine „Theogonie“ allerdings bald trümmern, bald verdorben erscheinen. Zum Glück hat aber der hellenische Sänger seine glänzende Rechtfertigung ohne Rücksicht auf diese thörichte Anklage durch Emil Braun in Rom gefunden, der, als gründlicher Kenner der antiken Kunst gerühmt, in seiner jüngst erschienenen griechischen Mythologie gerade die Hesiodische Theogonie zugrunde gelegt und in der zusammenhängenden Entwicklung ihrer Ideen sie als eins der tiefstinnigsten Meisterwerke des menschlichen Geistes dargestellt hat. Der griechische Titanenkrieg soll aus einer großen kosmischen Katastrophe der Aegypter hervorgegangen sein. Dann wol auch die Kämpfe des Hermuzd, des Indra und des Thor in der persischen, indischen und nordischen Mythologie, denn sie hängen, wie ich bereits bemerkte, mit denen des Zeus aufs engste zusammen, entspringen aus einer gemeinsamen Anschauung des arischen Stammes, dem Gott sich im Lichte des Himmels und dessen Kampf mit der Finsterniß und den dunkeln Sturmwolken offenbart, was ihm später nach Maßgabe der verschiedenen Volkseindrücke und ihrer Fortbildung seine besondere Ausdrucksweise erhält. Julius Braun erkennt an, daß Zeus ursprünglich ein Himmels-gott der Hellenen war als Wettersammler und Willgeschleuderer, vom geistigen Gehalt desselben hat er keine Idee, noch weniger davon, wie er bei Hesiod zum Träger und Gründer einer sittlichen Weltordnung und alles Schönen und Hohen im Leben wird, was eben Emil Braun trefflich entwickelt, sondern Julius Braun sagt, daß die griechische Mythologie ihren ganzen Inhalt aus der Geschichte des Osiris empfangen habe. So wird ihm denn Apollo zum Mitglied einer ägyptischen Regentenfamilie; ein ander mal nennt er ihn den Apollo, was wol ein Miß sein soll. Den Hades, König von Unsinn in Bezug auf Pallas Athene will ich übergehen.

Die „Rundschau in Asien“ betrachtet Jerusalem, Ninive und Persopolis. Daß Assyrien und Persien in Wechselwirkung standen und die Reste ihrer Kunst sich verwandt sind, ist wahr, aber allgemein bekannt; daß wir aber ohne weiteres die Säulen von Persopolis auf nach Ninive setzen und die Fassade des Salomonischen Tempels in den Reliefs der persischen Königsgräber sehen dürfen, ist doch zunächst nur Muthmaßung, die da Anderer auch wol als solche, nicht aber als Gewißheit und Resultat der Forschung hingestellt hätte. Auch hier, wie in Athen, wohin der Verfasser sich nun nicht begegnen und viele lebendige Schilderungen, oft als Auswüchse, die besser weggelassen, im Ganzen aber als Anzeichen des Buchs. Die Beschreibung der Ur-



polis von Athen ist z. B. vortrefflich. Ebenso finden wir schöne Bilder aus Sicilien; nur daß der Schatten des Aetna, den man bei Sonnenaufgang vom Gipfel aus in der Luft sieht, so gebirgsähnlich massiv wäre, daß wir uns „gewaltsam überzeugen müssen, es sei kein Gebirge“, das muß ich nach eigener Anschauung für eine Münchhausiade erklären. Wenn nun Braun die dorische Architektur für eine ägyptische erklärt, die dort vor der Hyksoszeit geübt worden, später aber aus der Mode gekommen sei, so zeigen allerdings die Gräber von Beni-Hassan, worauf längst Lepsius, Bunsen u. A. hingewiesen, sowol in Säule als Gebälk manches Aehnliche, aber sofort nun den ganzen dorischen Tempel dort zu finden, ist gerade so, wie wenn man die „Ilias“ für eine indische Dichtung erklären wollte, weil die Wurzeln der Wörter so oft dieselben sind wie im „Mahabharata“ und die Karnakfrage in so bedeutsamen Zügen an Achilles erinnert. Die nicht unähnliche Form einzelner Bestandtheile und das organische Ganze in seiner geschlossenen idealen Schönheit, das ist noch gar sehr Zweierlei. Braun hätte ein Werk wie das von Bötticher über die „Tektonik der Hellenen“ ordentlich studiren sollen, statt mit hochfahrendem Spott darüber sich auszulassen, er würde dann verstanden haben, was ein Capital ist, es nicht für eine bloße äußere Decoration genommen und vielleicht eingesehen haben, daß, wenn die Dorier, die Jonier auch nur die Blätter und Voluten abwärts gewandt, die sie aufwärts gestellt vorfanden, dies doch ein große künstlerische That war, wodurch der Sinn der Säule plastisch ausgesprochen und ihre Verbindung mit dem auf ihr lastenden Gebälk sichtbar gemacht wurde. Die Bauten in Persien aber sind von Darius und Xerxes; damals war die ionische Architektur bereits vorhanden, und die Schneckenwindungen an den persischen Säulen werden deshalb wol vor der Hand als eine äußerlich decorative Entlehnung eines in seinem ursprünglichen Zusammenhang sinnvollen Giebes der ionischen Bauten anzusehen sein. Indes das gebe ich dem Verfasser gern zu: „Ganz ebenso wie die dorische Säule aus dem ägyptischen Pfeiler, ist unsere gothische Säule aus dem arabischen vierseitigen Pfeiler geworden.“ Ja, ganz ebenso; denn das kann auch ebenso wenig sein! Uebrigens braucht Braun kaum zu bemerken, daß die glänzende Technik der Phidias und Polyklet rein asiatischer und assyrischer Herkunft sei (Braun ist wol Obst und Birnen, oder lag Assyrien in Afrika?), und wenn er dabei Recht hat, daß u einer Zeit, wo Griechenland noch auf einer tiefen Stufe künstlerischer Entwicklung stand, die hiesigen Sculpturen schon „allen Adel, allen Geistes- und Schöneitshauch des Höhestandes griechischer Kunst“ trugen, ann mag er immerhin sagen dürfen: „Wir können wahrhaftig der griechischen Erfindung nicht wenig genug zuhreiben“; oder: „als ob diese Spartaner je einen Moment in Betracht kommen dürften, wo es sich um Culturinteressen handelt!“ Daß diese Spartaner den Ruf nach dem Troß opferten, ehe sie in die Schlacht zogen, ist ihre Spruchweisheit auch die Bewunderung eines

Plato erregte, sind nur ein paar Kleinigkeiten, die aber schon, ganz abgesehen vom Geiste der spartanischen Verfassung und Lebensordnung oder ihres Apollocultus, diese einfältige Tirade widerlegen könnten.

Was der Verfasser zum Schluß über Rom sagt, findet man viel besser in jedem Reisehandbuch; Bemerkenswerthes kommt wenig vor, es müßte denn seine Bemerkung über den Laokoön sein: „Welche Theilnahme sollen wir haben für eine Scene, die ein so äußerst seltener Fall in der Naturgeschichte ist?“

Noch zum Schluß zwei Proben Braun'scher Combinationenweise. Hohe Erdhügel als alte Gräber finden sich überall, ohne daß deshalb sie ein Volk von dem andern abgesehen oder gar ein und dasselbe Wandervolk sie in den verschiedenen Ländern aufgeworfen hätte. Braun sieht in Kleinasien ein großes Grab, in das er nicht eindringen kann, er sieht alsdann bei Vulci die sogenannte Lucumella, einen einsamen Erdhügel, dessen Form ihn an jenes erinnern mochte, und setzt ohne Bedenken hinzu: „Er ist eröffnet worden und zeigt denselben innern Bau, den das Grab des Alkastes, wenn wir ihm beikönnten, ergeben würde.“ Dies anders als in Form einer Muthmaßung zu sagen ist abgeschmackt, da er ja nicht ins Innere des ersten Grabes eingedrungen ist; und auf solchen Hypothesen ruht dann die Behauptung, daß die Hyksos jenes Grab in Kleinasien und dieses in Etrurien gebaut hätten. Ein anderes Beispiel. Wir wissen wenig von den griechischen Mythen, wenigstens von dem besondern Inhalte derselben. Nun führt Braun aus Herodot an, wie derselbe erklärt, über Dasienige schweigen zu müssen, was die Aegypter nächstlich auf dem See hinter dem Tempel der Neith aufführten, setzt aber, Gott weiß aus welcher Quelle, ganz versichernd hinzu: „Es waren die Schicksale des Osiris“, und fährt fort: „Osiris ist Dionysos, im Tempel des Dionysos zu Athen gab man ganz Dasselbe.“ (!)

Möge Julius Braun bei seiner raschen Auffassungsgabe Besonnenheit sich aneignen, möge er nicht mehr glauben, etwas erwiesen zu haben, wenn er die Hypothesen eines Andern als Behauptung aufstellt! Seine Verirrungen mußten um seinerwillen hervorgehoben werden und weil sie auf einem Gebiete der Forschung liegen, das jetzt angebaut zu werden verdient und beginnt und wo er noch einmal ein tüchtiger Mitarbeiter werden kann.

Mit reinem Genuß betrachten wir dagegen die „Vorlesung zur Kunstmythologie“ von Emil Braun. Er gibt im schönen Quartformat 100 Umrisse theils von ganzen Statuen, theils von Büsten der olympischen Götter, die uns erkennen lassen, wie der Genius der größten Künstler die Idee des Gottes oder der Göttin mit poetischem Geist erfaßte und so verkörperte, daß das ganze Wesen derselben einen klarharmonischen Ausdruck darin fand, und wie nachfolgende wetteifernde Bildner nicht rasteten, bis sie mit Beibehaltung der Grundzüge des einmal gewonnenen Ideals dasselbe durch immer neue Darstellungsversuche nach all seinen Seiten hin stufenweise entfaltet

hatten, indem sie z. B. bei dem Apollo bald die Situation des weissagenden, bald des sangbegeisterten, bald des mit dem Geschosse siegreichen Götterjünglings zum Motiv nahmen. Die Originale sind alle wohl gewählt, die Zeichnungen charakteristisch und stilvoll zugleich, auch mit dem Augenpunkte des Zeichners wird man sich meist einverstanden erklären; nur die Bronzestatue des herculanischen Mercur in Neapel erscheint durch die Verfälschung zu gedungen, und würde hier die Profilsansicht viel geeigneter gewesen sein.

In der Einleitung stellt Braun den Gegensatz des christlichen und griechischen Gottesbegriffs auf, der vielmehr der des jüdischen und heidnischen sein möchte. Er setzt mit Recht den Irrthum der Heiden darein, daß sie sich zunächst der Schöpfung und nicht dem Schöpfer Himmels und der Erde zuwenden, denn dadurch nehmen sie die geheimnißvolle Lebensregung der Natur für den Geist, der diese ins Dasein gerufen, und den Bildungstrieb, welchen er aller Creatur eingepflanzt, für die Kraft, welche diese ganze Erscheinungswelt gegründet hat. Wenn Braun selbst aber die Welt einer Uhr vergleicht, die Gott einmal gemacht habe und nun laufen lasse, so ist dies ein zu mechanisches und äußerliches Verhältniß; Gott der Allgegenwärtige muß auch als der Welt einwohnend und sie durchdringend gedacht werden; „in ihm leben, weben und sind wir“, sagt Paulus; „in seinem Wort sind alle Dinge gegründet und es ist ihr Licht und Leben“, sagt Johannes; der christliche Gott ist sowohl immanent als transcendent, das Christenthum hat den Wahrheitskern der griechischen Götterlehre bewahrt, aber entfaltet, ergänzt und in höherm Lichte wiedergeboren. Dann leitet Braun seine Erörterungen über die einzelnen Götterbilder sehr richtig dadurch ein, daß er sagt: „Jedes echte Kunstwerk ist keineswegs bloß der Sinnenlust zuliebe erschaffen, sondern hat zunächst die Bestimmung, der Träger einer Idee zu sein, die sich in der Natur selbständig nicht zu offenbaren vermag. Die Betrachtung der hellenischen Götterwelt erheischt sittlichen Ernst und ruhige Hingebung, da sich sonst das herrliche Gemälde der Dichter in possenhafte Bilder zerlegt, von denen die moderne Phantasie nur allzu sehr beherrscht und gefoppt zu werden pflegt.“ So vertieft er sich denn nicht bloß bei Zeus in die Nachklänge von Phidias' Meisterwerk, in dem sich Macht und Milde, ehrfurchtgebietende Strenge und heitere Gnade so innig und selig durchdringen, er macht uns auch aufmerksam, wie das Polykletische Bild von des Zeus ebenbürtiger Gemahlin und das tiefere Verständniß für das Wesen der Here erst erschließt, indem er angesichts der Juno Ludovisi jene Verschmelzung von Anmuth und Würde, von frischer Jugendblüte und Vollreife schildert, die der Göttin eignet, welcher Gesetz und Pflicht selbst zur Natur geworden sind, welche deshalb aber auch über Gesetz und Pflicht unerbittlich wacht. Homer schildert sie in momentanen stürmischen Erregungen, erst die Plastik zeigt sie uns in der Totalität ihres ewigen Wesens. Braun hätte hierauf näher eingehen können. Die

Sagen vom Zank des Zeus und der Here im Epos mögen wol ein dichterisch ausgeführtes Naturbild sein; bei der Nähe des Meeres, der Höhe der Berge, der Enge der Thäler entwickeln sich Wolkenebildung, Sturm und Regen so plötzlich und gewaltig in Griechenland, daß diese Erscheinungen der Atmosphäre gar leicht und ausdrucksvoll als ein Hader und Streit der herrschenden Mächte aufgefaßt und geschildert werden konnten. Wenn dann aber Here gegen Troja zornvoll wirkt, so hat dies den sittlichen Hintergrund, daß sie als Ehegöttin dem Volke abhold sein muß, das die Sache des Ehebrechers Paris verteidigt, die Männer beschützen muß, welche die Ehre des getränkten Gatten Menelaos rächen wollen. So mahnt sie auch den Zeus, der seinem gütigen Herzen folgend den Sarpedon in der „Ilias“ retten möchte, an die Heiligkeit des Weltgesetzes, das zur Bewahr der sittlichen Ordnung vor Allen die oberen Götter aufrecht halten müssen. Besonders schön und eindringlich hebt Braun die idealen Bezüge in der Aphrodite hervor, in der die Griechen nicht den sinnlichen Reiz, sondern das Wesen der Liebe und der in der Hingebung siegreichen Schönheit im Auge hatten. Wenn wir an seinen Erklärungen überhaupt etwas vermissen, so wäre es hier und da ein Wink über die Mittel, über die Behandlung der einzelnen Züge, durch welche nun der bildende Künstler den Eindruck auf unser Gemüth hervorruft, den Braun sehr trefflich schildert. Indem wir sein Werk allseitiger Wahrnehmung der Freunde von Kunst und Alterthum empfehlen, billigen wir zugleich die Worte, mit denen er so oft dichterisch blühende und schwungvolle Sprache reifert, die der hohlen Arroganz prosaischer Kritiker vielleicht für unwissenschaftlich gilt, aber hier am Orte ist und die jeder Kenner leicht von anschauungsleerem Phrasengeklänge unterscheiden wird. Braun sagt:

Da es nicht an solchen fehlen wird, welche uns die bei der Ausdeutung alter Kunstwerke befolgte Vortragsweise als überflüssig und hochtrabend zum Vorwurf machen werden, so erlauben wir uns schließlich die Bemerkung, daß es für das richtige und eindringliche Verständniß von Kunstwerken, die in ihrer Natur nach einer rein poetischen Gedankensphäre angehören, weit weniger nachtheilig ist, wenn man die Stimmung etwas zu hoch nimmt, als wenn man sie in eine prosaisch-mathematische Betrachtungsweise hinabzieht, da die Abkühlung der Bildungskraft ohnehin bald genug erfolgt, die Rückkehr zu poetischen Gefühlen und Empfindungen aber nach solchen freiständigen Auslegungsversuchen selbst Denen unmöglich zu werden pflegt, die sich in jenen höhern Regionen heimisch fühlen.

Moritz Carrière.

### Die französische Kritik über die Ausstellung deutscher Kunstwerke in Paris.

Die deutsche Kunst ist bekanntlich auf der großen pariser Ausstellung repräsentirt und zwar in sehr beachtenswerther, wenn auch keineswegs vollständiger, alle Richtungen der deutschen Kunst umfassender Weise. Viele der ersten Maler Deutschlands: Overbeck, Lessing u. s. w., haben nichts eingepfandt, Ger-nelius und Kaulbach nur Cartons, die bei der Masse keinen Anklang finden konnten; denn der Franzose liebt mehr als ein anderes Volk die glänzende Farbe, die effectvolle Virtuosität, die leichtverständliche, schlagfertig aus dem Rahmen heraus-

retende Situation; der Franzose will, daß ihm der Künstler das Verständniß seines Werks leicht mache; er hat weder Zeit noch Lust, sich in einen ihm fremdbartig entgegenstehenden Gedankenkreis einzuleben und einzustudiren. Daher haben die Cartons von Cornelius und Kaulbach bei den Nichtkennern wenig Beachtung gefunden, in den Salons waren sie sogar nicht selten Gegenstand des Gespöts, und auch in den Feuilletons waren darüber, wie überhaupt über die deutsche Kunst, manche wunderliche Betrachtungen zu lesen. Eingehender haben sich mit den ausgestellten Proben deutscher Kunst die Revuen, die „Revue des deux mondes“, die „Revue contemporaine“, die „Revue de Paris“ u. s. w. beschäftigt. Zwar las man auch in ihnen viel Widersprechendes, manches Unhaltbare und Schiefe; aber auch die deutschen Kunsttheoretiker befinden sich nicht selten auf Irr- und Abwegen, auf die ihnen die französischen Kritiker folgten. Wenn man aus der deutschen Kunstkritik selbst häufig nicht klug werden kann, wie wollte man da verlangen, daß uns die französische Kritik die richtige Aufklärung verschaffen sollte? Jedenfalls haben einige der Berichterstatter in den obengenannten Revuen das ernste Bestreben gezeigt, der deutschen Kunst und dem deutschen Geiste gerecht zu werden, und wir zweifeln, ob es zur Zeit viele deutsche Kritiker gibt, welche im Stande wären, über die französische Kunst in gleich eingehender, geistreicher und verständiger Weise zu urtheilen, wie dies Gustave Planche in der „Revue des deux mondes“ und Maxime du Camp in der „Revue de Paris“ gethan haben.

Gustave Planche sagt in seinem in der „Revue des deux mondes“ mitgetheilten und „L'école allemande“ überschriebenen Bericht der Hauptsache nach Folgendes: Wie jedes Volk seine Aufgabe habe, so habe das deutsche Volk die, den Proceß des Denkens durchzumachen und bis zu seinen äußersten Konsequenzen zu verfolgen, in der Kunst aber dem Idealen und Ideal-Schönen nachzustreben, wenn auch dasselbe vielleicht nicht oder höchstens nur annähernd zu erreichen. Doch sei auch dies Streben allein schon viel werth und stelle das Gleichgewicht wieder her, das von anderer Seite dadurch gestört werde, daß man die Virtuosität und das bloße Retier zur Hauptsache mache. Jenes Streben zeige sich auch in den Cornelius'schen Cartons. Solche apokalyptische Gegenstände ließen sich freilich nicht malen. Starke Einbildungskraft, Einfachheit, wie sie nur Meistern eigen sei, Größe und Energie zeichneten Cornelius aus; aber die Form und die formelle Ausbildung träten bei ihm zurück. Uebrigens geht Gustave Planche auf die Cornelius'schen Cartons ausführlich ein, während er Kaulbach mit etwas auffallender Kürze behandelt; doch spricht er ihm eine große Fülle der Phantasie zu; er sei nicht so erhaben wie Cornelius, aber in seiner Manier freier und unabhängiger. Planche bedauert, daß Overbeck nichts eingeschickt habe, denn in ihm drücke sich der katholische Geist Deutschlands wie in Cornelius der protestantische aus, und er fügt dann hinzu, daß die katholischen Maler, welchem Lande sie auch angehörten, lebte es auf die Behandlung eines religiösen Gegenstandes ansehnlicher, energischer auf die Einbildungskraft zu wirken wüßten als die protestantischen. Sollte sich Gustave Planche hier nicht dadurch haben irreführen lassen, daß Cornelius gegenwärtig zufällig gerade Aufträge eines protestantischen Königs ausführt, da es bisher noch nicht hat gelingen wollen, Historienmaler im Auftrage der deutschen Nation — was einem Manne wie Cornelius unzweifelhaft das Liebste sein würde — zu beschäftigen? Nun ist zwar Cornelius, obschon Katholik von Geburt, keineswegs ein Maler im streng katholischen Sinne; aber ein protestantischer Maler so im Gegensatz zu dem Katholicismus, wie dies Gustave Planche zu meinen scheint, ist Cornelius auch nicht.

Den Vorurtheilen seiner Nation gegenüber fällt es Gustav Ranke schwer, die deutsche Kunst unbedingt anzuerkennen, aber scharf steht er mehr auf Seiten der deutschen als der französischen Kunst, indem er jene wenigstens ihrem Princip nach als die richtige anerkennt. Er meint zwar, daß jenseit des

Rhein sowol als der Manche die Dichter größer seien als die Maler und Bildhauer, aber er fährt fort: „Dhne zu fürchten, der Lüge geziehen zu werden, dürfen wir behaupten, daß Deutschland Italien besser kennt als dieses sich selbst; mit Griechenland ist Dasselbe der Fall. Geräth Deutschland auf einen Irrweg, so geschieht dies nie aus Leichtsinne oder Unwissenheit. Jeder Schritt, den es thut, ist vorausbedacht, und schwer wiegen alle Werke Deutschlands in der Discussion.“ Er sagt ferner: „Eine Nation, welche vor Europa Maler wie Cornelius, Overbeck und Kaulbach und Bildhauer wie Rauch, Danneberg und Schwanthaler ins Feld stellen kann, nimmt einen hervorragenden Platz in der Geschichte der zeitgenössischen Kunst ein. Einzig Das, was wir auf der diesjährigen Kunstausstellung sahen, gestattet uns zu sagen, daß der deutsche Genius nicht im Verfall begriffen ist. Er zeigt sich von einem glühenden Buntsch besetzt, die höchsten Werke der Griechen und Italiener zu erreichen. Nicht immer erwählt er den sichersten Weg, ein so ruhmvolles Ziel zu erringen, aber ein solches Streben ist an sich schon höchst ehrenvoll. Das stete Ringen nach dem Ideal ist es, was mir bei der deutschen Schule so sehr gefällt und mich entzückt... Deutschland hat eingesehen, daß die buchstäbliche Reproduction der Natur nicht hinreicht, um dauernd zu befriedigen. Daher nimmt Deutschland auch eine ganz eigenthümliche Stelle unter den europäischen Nationen ein... Bei uns gibt es nur allzu viel Leute, welche geneigt sind, in dem vom Meißel belebten Marmor oder in der vom Pinsel belebten Leinwand nur einen feinschmeckenden Lederbissen zu erblicken, der den Zweck hat, unsere blasirten Gélüste zu keln. Anders faßt Deutschland das Ziel der Maler- und Bildhauerkunst auf, und in seinem unablässigen Protest spricht sich eine Erhabenheit des Gedankens aus, die mit jedem Tage seltener wird.“

A. de Calonne wirft in der „Revue contemporaine“\*) nur einen vorüberfliegenden Blick auf die deutsche Kunst, der fast ein wenig nach Mitleid aussieht. Um die deutsche Kunst gerecht zu würdigen, meint er, müsse man nach Deutschland selbst gehen. Cornelius und Kaulbach hätten die Wände, welche sie mit ihren Fresken geschmückt, nicht schützen können, sie hätten also ihre Cartons schicken müssen. Im Allgemeinen wirft er der deutschen Kunst vor, zu symbolisch zu sein, was dem Geschmack der Franzosen nicht zusage; doch rühmt er an Kaulbach im Vergleich zu Cornelius die sicherere Hand und die größere Geschicklichkeit in der Anordnung der Gruppen; er sei der Rafael dieses Sierts, sagt er. Richtiger in chronologischer Hinsicht würde es immer noch sein, wenn er gesagt hätte, Kaulbach sei der Rafael dieses Perugino, obschon auch dieser Vergleich hinten würde. Von den historischen Gemälden Rosenfelders, Begas', Eybels, Schrader's, Kupelwieser's u. s. w. sagt er, daß sie viel mehr Verwandtschaft mit der französischen als mit der deutschen Kunst hätten; sie sahen aus, als ob sie unter der Aufsicht einiger Mitglieder der pariser Kunstakademie und den Einflüssen Delaroche's gemalt wären. Unter den deutschen Genrebildern rühmt er vorzüglich die von Knaus, Meyerheim und Walbmüller, weniger die von Karl Hübner, obschon dessen „Auswanderer“ und „Jagdrecht“ schätzenswerthe Stücke seien. An den deutschen Porträts lobt er die gewissenhafte Treue und Modellirung, vermißt aber daran Feinheit der Ausführung und findet die Färbung kalt. Unter den Landschaften zeichnet er die von Achenbach aus, lobt auch einige von Gauer mann, obschon er ihnen zu röthlichen Ton nicht mit der Natur in Uebereinstimmung findet. Immer noch sei es Düsseldorf, wohin man ge-

\*) Diese Revue, in die zeitweise auch Gulgot interessante Selbstbekanntnisse ablagerte, ist gegenwärtig halb und halb Regierungsorgan geworden und hat jetzt auch einen politischen Theil, der im Sinne der Regierung von Latour Dumoulin, einem jungen Mitgliede des Corps législatif, und von dem bekannten Literaten de la Guéronnière geleitet wird. Der erste historisch-politische Artikel ist von dem Senatspräsidenten Troplong und behandelt — bezeichnend genug — den Umsturz der römischen Republik.

ben müsse, um die wahre deutsche Landschaftsmalerei kennen zu lernen.

Am tiefsten in den Charakter und die Entwicklung der deutschen Kunst geht Maxime du Camp, der sich durch seine „Chants modernes“ und seine in der Vorrede dazu ausgesprochenen kritischen Grundsätze rasch einen Namen gemacht hat, in der „Revue de Paris“ ein, und wenn wir schon nicht zu allen seinen Behauptungen und Schlussfolgerungen ja sagen können, so hat uns doch die vertraute Kenntniß des Verfassers mit der Entwicklung der deutschen Literatur und Kunst und mit den leitenden Principien der modernen deutschen Kritik wahrhaft überrascht. Was uns an seinem Bericht etwa schief erscheint, ist wenigstens nicht schief als die Ansichten einer gewissen kritischen Schule in Deutschland selbst, die viel dazu beigetragen hat, auch die Meinungen des Auslands über deutsche Kunst und Poesie zu verwirren. Namentlich scheint uns Maxime du Camp über das Wesen der Romantik sich nicht ganz klar geworden und nicht auf ihre natürlichen Quellen zurückgegangen zu sein. Auch das Urtheil über Goethe, diese „nature égoïste et profondément artiste“, diesen „observateur sans coeur“, der sich zuletzt den „traurigen Ruhm“ erworben habe, für die literarische Reaction das Signal zu geben, scheint uns nur ein Echo deutscher Sournalkritik zu sein. Aber Maxime du Camp schlägt einen fruchtbaren Weg kritischer Betrachtung ein, indem er die Entwicklung der deutschen Kunst im Zusammenhang mit der Entwicklung der deutschen Literatur, Philosophie und Kritik erörtert, von Lessing an bis auf Hegel, Heine, der die Romantik bis zum Standpunkt des „nihilisme absolu“ heruntergebracht habe, selbst bis auf Freiligrath, dessen spätere socialistische Anschauungen er mit den socialistischen Tendenzen in den Bildern Karl Hubner's in Zusammenhang bringt. In der Darstellung der deutschen Malerei hält sich Maxime du Camp nicht, wie dies die Franzosen gewöhnlich thun, ausschließlich an die berühmten Namen, er erwähnt auch die Verdienste weniger bekannter Künstler, welche den Späteren den Weg bahnten, z. B. die Verdienste Carlens', Koch's, Schick's, Wächter's. In Cornelius will er, ganz im Gegensatz zu der Ansicht Gustave Planche's, einen ultrakatholischen Maler erkennen, was ebenso falsch ist, als wenn Planche in ihm den Ausdruck protestantischer Tendenzen finden will; dagegen gilt ihm Kaulbach als der „peintre historiosophe“, der auf der Höhe der Zeit stehe und dem die große Aufgabe gelungen sei, die Form mit dem ideellen Zeitgehalt aufs innigste zu durchdringen. Die große Macht des Talents, die sich in Cornelius „Bier apokalyptischen Reitern“ ausdrückt, erkennt du Camp zwar an, aber er findet darin ultrakatholische, also retrograde Tendenzen. Damit ist Cornelius — der, eine reine, große Künstlernatur, in seinem von allen Nebenwegen freien Kunststreben an die Koryphäen unserer classischen Literaturperiode erinnert und ein ganzer, starker, echt deutscher Mann ist — gewiß nicht abgethan; es geschieht damit diesem eigentlichen Begründer der neuern deutschen Malerei offenkundiges Unrecht, und man braucht nur an seine Illustrationen des „Faust“ und der „Räuber“ und an seine Reproduction der Homerischen Epopöe und der Homerischen Kosmogonie und Mythologie in der Münchener Glyptothek zu erinnern, um den Beweis zu führen, daß Cornelius nicht bloß biblische oder, wie man zu sagen beliebt, katholische Gegenstände zu malen weiß. Von Kaulbach zeigt sich du Camp so begeistert, daß er rath, einen frühern Vorschlag zur Verleihung einer ganz besondern Medaille an den als ersten Meister der Zeit anerkannten Künstler wieder aufzunehmen und sie Kaulbach zu theil werden zu lassen. Dies sei seine Meinung, die er offen ausspreche, unbekümmert um das Geschrei: „Je suis Français, mon pays avant tout!“

Unter den übrigen deutschen Bildern verbreitet sich Maxime du Camp am ausführlichsten über Knaus' in Frankreich sehr geschätzte Genregemälde und über Karl Hubner's Bilder socialistischen Charakters, denen er, sowohl was die Idee als die Ausführung betrifft, ausgezeichnetes Lob spendet. Er nimmt die Ge-

bruarrevolution in Schutz, sei es auch nur darum, daß in ihrem Gefolge der barbarische Gebrauch des Jagdrechts in Deutschland abgeschafft worden sei, wozu, seiner Meinung nach, Hubner's unter diesem Namen bekanntes Gemälde den Hauptanstoß gegeben habe. Man sieht, du Camp ist ein Mann von Muth und Unabhängigkeitsgefühl, und was sein descriptives Talent betrifft, so zeigt sich dies in der Beschreibung der von ihm besprochenen Bilder aufs glänzendste. Wir Deutschen können mit dem instructiven Bericht du Camp's nur höchlichst zufrieden sein, und mit Freuden begrüßen wir seine Worte: „Die deutsche Ausstellung wird, wie ich hoffe, einen tiefen Eindruck in Frankreich zurücklassen. Wenn Frankreich sich durch einige Künstler, deren Namensverzeichnis nicht gerade lang sein würde, noch eine gewisse Superiorität in der Technik gesichert sieht, so muß man doch freimüthig gestehen, daß es in Betreff der Auffassung und der Verständigkeit der Sujets Deutschland nicht die Wage hält.“ Von der italienischen Kunst sagt dagegen du Camp: sie sei „à peu près nulle“, und von der modernen Sculptur denkt er im Allgemeinen sehr geringschätzig. „Von der ausländischen Sculptur“, sagt er am Schluß, „wollen wir nicht sprechen. Mehr noch als die französische Bildhauerkunst befindet sie sich in einem Zustande der Atonie, die nahe an Tod grenzt. Zu erwähnen haben wir nur das Monument Friedrich's des Großen, von Rauch in sehr moderner Weise concipirt, und den Kampf zweier Hähne von Pelloli in Mailand, der doch eine große technische Geschicklichkeit bewährt. In Betreff des Uebrigen kann man nur sagen, was man von einem unvollständigen Manuscript sagt: Caetera desunt!“ S. M.

### Bechstein's „Fahrt eines Musikanten“.

Fahrten eines Musikanten. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Zweite verbesserte und mit viertem Band vermehrte Auflage. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Weidinger'sche u. Comp. 1854. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine besondere poetische Tiefe, Originalität und künstlerische Anlage kann man diesem Buche nicht zuschreiben, aber es weht durch dasselbe eine so unverwundlich frische Laune und es wird in demselben eine solche Hülfe und Fülle von bald mehr, bald minder abenteuerlichen Erlebnissen und Begebenheiten erzählt, daß sich der nach einem mühelosen Zeitvertreib verlangende Leser kaum eine bessere Unterhaltungsquelle wünschen kann, und diese Eigenschaften sind es jedenfalls, die eine zweite Auflage desselben nöthig gemacht haben. Schade, daß der Persönlichkeit, welche das Ganze aus erster Person erzählt, der wirkliche Humor und ein tieferer Blick in die innern Bezüge des Lebens und in die Geheimnisse des Menschenherzens abgeht; es hätte sonst nicht an einer Masse trefflichen Stoffes gefehlt, um daraus ein echt poetisches, mit theils ergötzlichen, theils ergreifenden Zügen ausgestattetes Lebensbild herzustellen, während das Buch so, wie es jetzt ist, gerade an den zur Erhebung des eigentlichen Stoffes hinzugefügten Zuthaten, namentlich an den hier und da eingestreuten Reflexionen und Lebensbetrachtungen nicht die vorzüglichsten seiner Elemente verliert. Trotzdem ist die Persönlichkeit des Erzählers immerhin eine solche, an der man gern Interesse nimmt und welcher man es ihren wunderlichen Kreuz- und Querfahrten gern folgt; denn für den Mangel einer activen Selbstbestimmung und Thatkraft entschädigt er uns durch die passive Fähigkeit und Lust am Ertragen der mancherlei Leiden und Beschwerden, mit denen er theils mit, theils ohne seine Schuld zu kämpfen hat. Zu diesem Interesse für das erzählende Subject gesellen sich auch einige objectiv interessante. So gibt uns z. B. der Verfasser in der Erzählung seiner Jugendschicksale ein recht lebendiges Bild von den Schattenseiten des Schul-, Gymnasial- und Studentenlebens, wie es in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts bestand und zum Theil noch jetzt besteht: seine Fahrten durch Holland, England, Frankreich und

enthalten auch einige allgemein interessante Mittheilungen über Land und Leute, und ganz besonders sind die Erlebnisse, die er als Philhellene durchgemacht hat, und die über das Treiben der Philhellenen und den Befreiungskrieg der Griechen sich verbreitenden Partien, welche den größeren Theil des Buchs einnehmen, wohl geeignet, auch eine Theilnahme an der Sache zu erwecken. Minder stoffhaltig sind die auf sein Leben als Musikdirector bezüglichen Bekenntnisse des in dieser Ausgabe zuerst enthaltenen vierten Buchs; doch enthalten auch sie manches Ergötzliche und Beherzigungswürthe. 17.

### Notiz.

Der Chartist Ernst Jones als patriotischer Dichter.

Der bekannte Agitator und Chartistenführer E. Jones hat eine Sammlung Poesien unter dem Titel „The battle-day and other poems“ herausgegeben, in denen kaum eine Zeile an den frühern Demagogen und Plattformredner erinnert, und selbst da, wo Jones etwa als Advocat der niederen Classen das Wort zu ergreifen scheint, thut er dies in einer so delicaten Weise, daß sie auch bei dem entschiedensten Gegner politischer Agitation keinen Anstoß erregen kann. Der Parteilich ist eben in England in Folge des Kriegs vor dem allgem. patriotischen Gefühle bis auf wenige Spuren verschwunden und somit ohne Zweifel ein Nebenweck des Kriegs erreicht, welcher den englischen Staatsmännern bewußt oder unbewußt vorschwebte. Englische Blätter wollen in diesen Gedichten auch eine Fülle von Poesie finden; jedenfalls ist viel Patriotismus darin, der sogar den Mund etwas voller nimmt, als es sich schicken möchte. Wir führen als Probe eine Stelle über die Sprachen an, die wir in Nachstehendem zu übertragen versuchen:

Das Griechische wie eine Harfe schallt,  
Lateinisch wie eine Trompete hallt;  
Hispanisch klingt wie der Orgel Geroll,  
Italienisch wie Glockenton lieblich und voll;  
Französisch so munter und lustig schwirrt,  
Als ob eine Woge gestrichen wird;  
Das Deutsche laut gleich der Trommel dröhnend  
Und Russisch wie die rassende Synkel idend;  
Doch freue dich, der du ein Brit bist —  
Denn Englisch die menschliche Stimme ist.

Der „Charivari“ ist freilich anderer Meinung; denn als jüngst der bekanntlich mißglückte Versuch englischer Theater-vorstellungen in Paris gemacht wurde, äußerte das französische Spottblatt: die englische Sprache sei ein Geheimschloß.

H. M.

### Bibliographie.

Schwaab, B., Das deutsche Gebirgsland in physikalischer Beziehung. Mit einer Karte. Kassel, J. G. Luchhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Schwerin, F., Joachim Wernemann. Eine altmärkische Dorfgeschichte. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 10 Ngr.

Sternberg, A. v., Erinnerungsbilder. 1ter Theil. Berlin, Schindler. 16. 24 Ngr.

Stip, G. E. F., Das Kleinod der evangelischen Religionsfreiheit: Gehalt und Herr, bei deinem Wort. Jubelschrift zu 30jährigen Feier des Religionsfriedens. Mit Musikeinlage von C. Dreher und mit Titelsupfern. 1te Lieferung. Leipzig, Lubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters ausgewählt und herausgegeben von D. ar Romakarg Johannes. 2te vermehrte Auflage. Lauenwerder, Jacoby. Gr. 8. 12 Ngr.

Sträß, R. F. F., Ueber die Mittel zur besseren, materi-

riellen und körperlichen Heranbildung der künftigen Generationen. Berlin, Moser. Gr. 8. 20 Ngr.

Taylor, B., Eine Reise nach Centralafrika oder Leben und Landschaften von Egypten bis zu den Regestaaten am weißen Nil. Uebersetzt von S. Bietzen. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lied's, L., Nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von R. Köpke. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Trusen, J. P., Die Leichenverbrennung als die geeignetste Art der Todtenbestattung oder Darstellung der verschiedenen Arten und Gebräuche der Todtenbestattung aus älterer und neuerer Zeit, historisch und kritisch bearbeitet. Breslau, Korn. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Uogel, S., Egidius Ischudi als Staatsmann und Geschichtsschreiber. Ein Beitrag zur Schweizergeschichte des 16. Jahrhunderts. Mit dem lithographirten Bildniß Egidius Ischudi's. Zürich, Drell, Hügli u. Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Uogt, Marie Louise, Die Grafen von Harten. Roman in zwei Bänden. Mannheim, Köfler. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Grifette. Ein Pariser Sittenbild. Mit vier Illustrationen. Berlin, Verlags-Comptoir. 32. 5 Ngr.

Wenzig, J., Blicke über das böhmische Volk, seine Geschichte und Literatur, mit einer reichen Auswahl von Literaturproben. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 18 Ngr.

Werther, C. L., Dramatische Dichtungen: 1. Susanna und Daniel. 2. Liebe und Staatskunst. Berlin, Werther. 16. 1 Thlr.

Wierstraat, C., Reimchronik der Stadt Reuß zur Zeit der Belagerung durch Karl den Kühnen, Herzog von Burgund. Nach dem Original-Druck von 1497, mit Anmerkungen und Wörterbuch, herausgegeben von C. von Groote. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 24 Ngr.

Wildermuth, Otilie, Aus dem Frauenleben. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wilkins, C. A., Peter Abälard. Eine Studie in der Kirchengeschichte des Mittelalters. Bremen, Lönning & Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Wollheim, A. C., Raphael Sanzio. Romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Vorworte über das romantische Drama. Leipzig, F. Fleischer. 1856. 8. 1 Thlr.

### Tagesliteratur.

Ezersti, J., Offener Brief an den Bischof von Mainz, Herrn von Ketteler, als Antwort auf seinen Angriff auf die Reformation und das deutsche Volk in seinem Hirtenbriefe. 4te Auflage. Leipzig, Friebe. Gr. 8. 3 Ngr.

Fischer, F., Die Ehescheidungsfrage, erwogen vom sittlichen, conservativen und protestantischen Standpunkte. Offenes Sendschreiben eines Protestanten an den Königl. Geh. Rath und Ober-Consist.-Rath Herrn Prof. Dr. Stahl. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Frege, L., Das Interim und der Augsburger Religionsfriede. Ein Gedenkblatt zum 26. September 1855. Berlin, Hayn. Gr. 8. 5 Ngr.

Harnack, A., Die lutherische Kirche im Lichte der Geschichte. Ein Konferenz-Vortrag gehalten zu Leipzig am 22. August 1855. Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 6 Ngr.

Hundrich, L., Ueber Ehen und Scheidungen in älterer und neuerer Zeit, mit Hinsicht auf die neue Preussische Gesetzgebung. Breslau, Korn. Gr. 8. 15 Ngr.

Kotte, R. F., Brasilien und seine Bedeutung für die deutsche Auswanderung. Mit besonderer Rücksicht auf die Mucuro-Colonie in der Provinz Minas Geraes. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Neugebauer.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Am 1. October dieses Jahres beginnt ein neues Abonnement auf die

## Novellen-Zeitung

herausgegeben

von

Robert Gieseke.

werden die naturwissenschaftlichen Artikel, geschrieben von einem Gegner des modernen Materialismus, der so lebhaftes Interesse erregten, ihre Fortsetzung finden, sowie auch die von der Redaction f. Z. ausgeschriebene Preisschrift: „Ueber die ärztlichen Parteilungen der Gegenwart“, für welche Herr Geh. Rath Prof. Dr. Wunderlich und Herr Prof. Funke das Preisrichteramt zu übernehmen die Güte hatten, in kürzester Zeit zum Abdruck gelangen wird.

Das Feuilleton der Novellen-Zeitung wird auch ferner aus kleinern Novellen, Genrebildern und Skizzen, sowie interessanten Schilderungen aus der Geschichte, der Natur, der Länder- und Völkerkunde u. s. w., denen sich Berichte über Kunst und Literatur anreihen, bestehen, und wird sicher von keinem andern Blatte an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit übertroffen werden.

Die Novellen-Zeitung erscheint wöchentlich 1 Mal. — Preis des Quartals 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlagsbuchhandlung von Alphonse Dürr in Leipzig.

Erstehen bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Die Schlachten bei Leipzig.

Kriegsgemälde von **Karl Gustav von Berner**.

Mit zwei Plänen. 8. 10 Ngr.

Eine anschauliche, interessante Schilderung der Schlachtfelder bei Leipzig, der Schwedenschlachten und endlich der Völkerschlacht bei Leipzig 1813, aus der Feder des gleichzeitig als Militärschriftsteller und Belletrist (unter dem Pseudonym **Bernb von Gusek**) rühmlich bekannten Verfassers. Zunächst für die Besucher Leipzigs bestimmt — als ein Bandchen von **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe** — verdient die Schrift auch in weitem Kreise gelesen zu werden, besonders bei der Wiederkehr des Jahrestags der Völkerschlacht bei Leipzig.

In Commission erschienen bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Der Führer in Marienbad und in dessen Umgebungen.

Für Kurgäste. Von **Dr. Emil Krahnmann**. Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 10 lithographirten Ansichten und dem Situationsplane des Kurorts. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

**Die neuere Medicin in Frankreich**, nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Erste Abtheilung. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bei **Albert Casso** in Berlin erscheint und ist durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

### Der ärztliche Volksbote.

Ein Archiv zur Förderung der Gesundheitspflege durch Verbreitung volksthümlich-medizinischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse, mit Einschluß der Thierpflege und Thierheilkunde.

Unter Mitwirkung von Aerzten und gebildeten Richtern herausgegeben von

**Dr. Theodor Kirdel**.

prakt. Arzt in Berlin.

Erster Band in 8 Heften. Lexikonformat. Subscriptionspreis 2 Thlr.

Der ärztliche Volksbote soll belehrend, warnend und erziehend in gemeinverständlicher Weise Alles zur Sprache bringen, was im Familien- und Volksleben, in Wohnung, Nahrung und Kleidung, in Sitten und Gebräuchen, in Arbeitsweise und Erholung, im Handel und Verkehr, in Jahreszeiten, Witterung, Klima und andern kosmischen Verhältnissen des menschlichen Lebens und geistiges Wohl und Weh bedingt.

Das erste Heft liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht bereit.

### Ältere Auflagen des Conversations-Lexikons

werden von der Verlagshandlung des Werks, **F. A. Brockhaus** in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage umgetauscht. Bei portofreier Einsendung einer alten Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. erfolgt die frankirte Uebersendung der zehnten Auflage, welche in Subscriptionspreise 20 Thlr. kostet.

Ausführlichere Auskunft wird auf portofreie Anfrage an der Verlagshandlung franco ertheilt.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. W. Brockhaus** in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 43.

25. October 1855.

Inhalt: Wiener Romane. Von Emanuel Kautz. Erster Artikel. Adolf Bäuerle's „Ferdinand Raimund“ und „Therese Kronek“. — Naturwissenschaftliches. Girard. Büchner. Von Heinrich Birnbaum. — Estnische Cultur- und Literaturzustände. Von Jeger von Sivers. — Von unserm Büchertisch. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Wiener Romane.

#### Erster Artikel.

Adolf Bäuerle's „Ferdinand Raimund“ und „Therese Kronek“.

Gleich dem Aequator, der eine den Erdball halbirende imaginäre Linie ist, könnte man sich auch eine solche zwischen Nord- und Süddeutschland gezogen denken; denn jeder aufgeklärte, tieferblickende Reisende fühlt sich in eine andere Welt versetzt, wenn er diese imaginäre Grenzlinie der germanischen Mitte überschreitet, was ihn um so seltsamer berührt, da er auf kein fremdes Volk stößt, sein Ohr keine neue Sprache vernimmt, aber dennoch einer ganz andern Lebens- und Denkweise begegnet. Der Süddeutsche, umzingelt von herrlichen Alpenketten, oder wenigstens umgeben von einer formreichern, freundlich lachenden Natur, wird dadurch aufgefodert, den Blick mehr auf die Außenwelt zu richten, sich seiner heitern Stimmung augenblicklich zu überlassen, kurz, mehr aus sich herauszuleben, als sich in seine eigene Gedankenwelt zu versenken. Der Norddeutsche dagegen, inmitten einförmiger Länderstrecken, bedroht von rauhem Herbst und strengem Winter, auf den ein langsam erwachender Frühling und ein flüchtiger Sommer folgt, ist darauf angewiesen, Alles in sich selbst zu finden. Die klimatischen Verhältnisse machen ihn zum ernstesten Denker, wenn nicht gar zum kritischen Grübler. Der Geist der Negation herrscht in diesen steilrechtwinkigen Stirnen des Nordens, die entschiedene Begabung für das wissenschaftliche Forschen haben, während das mehr undgewölbte Haupt des Südländers sich mit der Welmlinie der Kunst verwandter fühlt. Der sich selbst als Object betrachtende Sohn des Nordens ist der Bächter seiner eigenen Sinnlichkeit, der sich fortwährend nach Mittheilung, Vergnügen und Geselligkeit sehnend, Sohn des Südens läßt sich im Lebensgenusse ungenirt hin. Es spricht sich in diesen scharfen psychischen Gegensätzen der große Dualismus aus, der, vom philosophischen Standpunkt betrachtet, das Charakteristische des deutschen Volks ausmacht. Im Norden regiert der Kopf, im Süden das Herz. Der Protestantismus zeigte sich

bereits versteckt in den ersten weltgeschichtlichen Regungen der Germanen, Luther hat nur die vorgefundenen Elemente zusammengefaßt und systematisch in das Schicksalsbuch der deutschen Volksentwicklung eingereiht. Der Isolirungstrieb des Nordländers, im stolzen Bewußtsein des geistigen Tragens seiner Individualität, fodert für sich etwas Besonderes, stemmt sich heftig dagegen, im Ganzen der großen Völkerfamilie der germanischen Stämme aufzugehen, er will um jeden Preis „Ich selbst“ sein, eher negirt er das Ganze, ehe er einen Hohl seiner Persönlichkeit aufgibt. Er nennt den Südländer einen Knecht der Sinne, dieser, um sich zu revangiren, jenen einen blaffen Idealisten; mit einem Worte, die Wege beider scheiden sich. Es braucht gelegentlich nur eines geringen Impulses, so tritt offene Feindschaft auf, die Zeitungen liefern alljährlich hierzu die schönsten Beweise, um von dem ununterbrochenen gegenseitigen Bombardement der Wigblätter zu schweigen. Der Norden, sich seiner philosophischen Grundlage, seiner bereits in die Masse gedruckenen Intelligenz bewußt, gibt sich gern dem Gelüste hin, den Süden geistig zu bevormunden; dieser im Gefühle seiner größern Thatkraft, seiner elektrisch ausblühenden Lebensfülle läßt sich diese Vormundtschaft nicht gefallen, wirft die Schattenbilder der Reflexion beiseite. Wer die zwei großen deutschen Residenzen Wien und Berlin genau kennt, dem wird die scharfe Eigenheit jeder nicht entgangen sein, sie verhalten sich zueinander wie die Pole einer Axt, woran Position und Negation eine gleich große Rolle spielen und durch gegenseitiges Schachbieten das deutschgeschichtliche Völkerleben im Auge erhalten. Jede der beiden Residenzen hat ihrer Stellung nach gewisse Vortheile. Wien hat die Culturformen Oberitaliens und den historischen Gährungsproceß der slavischen Völker in sich aufgenommen, imponirt durch die Centralisirung seiner Vielseitigkeit, hat einen kosmopolitischen Anstrich, der sich in conventioneller Beziehung durch die starke Beimischung französischer Sitte und englischen Comforts in der feinern Gesellschaft sehr bemerkbar macht. Berlin repräsentirt das rein deutsche Element; die streng in sich abgeschlossene

Subjectivität des nordischen Geistes verschmäht die objective Lebensform und den plastischen Bildungsproceß südl. Nationen; es imponirt durch seine starre Einheit, durch die gemessene Haltung, durch die philosophische Selbstschau, die sich über alle Stirnen lagert. Der Geschmack, der in diesen beiden Residuen herrscht, ist in ästhetischer Hinsicht ein ganz verschiedener; selten nur gelingt es einem im Süden gedruckten Buche, sich an den Ufern der Spree volle Anerkennung zu verschaffen, selten fühlt sich ein süddeutscher Schriftsteller oder Künstler im Norden wohl. Man gibt ihm mit diplomatischer Kälte ziemlich deutlich Das zu verstehen, was wir bereits über die Vormundschaft gesagt haben. Man betrachtet ihn als einen unreifen Jüngling, der seiner natürlichen Gemüthlichkeit, dem Zug seines Herzens folgt, als einen Phantasie- oder Gefühlsmenschen, der gleichsam nur instinctartig schafft und sich nie selbst über die Art und Weise seines Producirens Rechenschaft zu geben weiß. Diese üble Gewohnheit, Alles zu negiren, geht so weit, daß selbst die hervorragenden Notabilitäten des Südens nicht ausgenommen werden. Wir haben mit eigenen Ohren mehr als ein mal die lieblosesten Urtheile über Grillparzer und Lenau, über Rottmann und Gaurmann im Norden vernommen. Der Südländer läßt viel leichter etwas Gutes gelten; er entzieht Niemandem sein wohlverdientes Lob, doch ist er ein Feind aller Mittelmäßigkeit; er spricht die Namen Kant und Fichte mit der größten Hochachtung aus, er staunt einen Humboldt, einen Ritter ehrfurchtsvoll wie einen Halbgott an, vor dessen unendlichem Wissen ihm sein Ich winzig erscheint. Daß vor einem Jahrzehnd, wo Oestreich durch eine chinesische Mauer von Deutschland abgeschlossen war, diese grelle Dissonanz bestand, konnte Niemand Wunder nehmen; daß sie jedoch jetzt, wo diese Schranken gefallen, in demselben Maße fortbesteht und sich keine totale Versöhnung der nord- und süddeutschen Völkerstämme in Aussicht stellt, dies ist eine sehr bedenkliche Erscheinung. Nun, da der Volksgeist allerorts erwachte, sollte man es doch der Mühe werth finden, von seinen Regungen und Äußerungen Kenntniß zu nehmen. Die österreichischen Schriftsteller haben in den letzten Jahren eine auffallende Thätigkeit entwickelt, norddeutsche Dichter haben sich in Wien für immer oder doch für längere Zeit niedergelassen und dadurch keinen unbedeutenden Einfluß ausgeübt (wir erinnern beispielsweise nur an Laube und Hebbel); nichtsdestoweniger herrscht im Norden der Aberglaube, von dorthier könne nichts Gutes kommen. Nirgends erblickt man an öffentlichen Orten eine österreichische Zeitung, höchstens entdeckt man in größern Lesecabinetten nach langem Suchen im abgelegnen Winkel ein wiener Journal, das verlassen wie der verlorene Sohn darüber trauert, daß ihm Niemand die Hand reicht. Wer noch daran zweifelt, daß in Oestreich der Volksgeist flügge geworden sei, der sollte doch wenigstens glauben, es gebe dort ein Volkstheater, dessen Pulkschlag mindestens ein ebenso warmes Leben verkündet als das irgend eines deutschen Stammes.

Trotz aller Vermischung mit fremdbartigen Zusätzen ist das deutsche Element doch das vorherrschende geblieben, und der Segen germanischer Bildung wird dankbar an den Ufern der Moldau und Theiß von allen Verständigen gepriesen. Wahrlich, die Lichtfreundin Germania sollte die benachbarte Austria nicht als ihre Stieftochter betrachten und sich an die Glanzperioden des römisch-deutschen Reichs erinnern. Der Volksgeist telegraphirt jetzt ununterbrochen — die Bureaus, wo die Gedanken blühschnel einlaufen, sind die Gehirnkammern gebildeter Männer. Es läßt sich aus der kleinsten dieser telegraphischen Depeschen doch noch etwas herauslesen. Der österreichische Gemüthscharakter, der so aufrichtig ist, sich nie, weder im öffentlichen noch im Privatleben zu verleugnen, hat seine psychische Tiefe. Nur jener, der nicht Lust hat in diese Tiefe einzudringen, oder jener, dessen geistige Fähigkeiten nicht ausreichen, da mit dem Sentblei zu sondiren, belächelt voll aufgeblasenen Eigendünkels an einem ganzen Volke den Zug der Gemüthlichkeit, die sich manchmal sogar mit kindlicher Naivetät Luft macht. Man erinnere sich doch an die bedeutungsvollen Worte Schillers:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,  
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.<sup>\*)</sup>

Es ist schon mehr als ein mal die Bemerkung gemacht worden, daß sich der Geschmack des Publicums, je ernster die Zeit, desto mehr dem Hüttern, dem Ausschauen juneige, und umgekehrt, daß in guten Zeiten erste Lectüre und in Theatern Tragödien den Lustspielen vorgezogen werden. Der Grund davon liegt sehr nahe. Die Wirklichkeit sucht in der Kunstwelt, als ihrem Gegensatz, ihre Ergänzung, in Hauptstädten stellt sich die am klarsten, am schärfsten heraus. Der Wiener, obgleich seiner physischen Constitution nach einer heitern Lebensanschauung zuneigend, fühlt nach den letzten Wintern Jahren doppelt das Bedürfnis, nach den Mühen und Sorgen des Tages seine Rachmuskeln in Bewegung zu setzen, und selbst der bedächtiger Berliner nimmt zu seinem „Kladderadatsch“ die Zuflucht, um die Sorgen zu bannen und sich in angenehme Stimmung zu versetzen.

Es lag in einer solchen Zeit, in der Vergnügen sifiger gesucht wird, einem beliebten wiener Schriftsteller der Gedanke nicht fern, die Biographie zweier eminenten Erscheinungen der Volkstheater in Romanform dem Publicum als Erheiterungslectüre zu bieten. Friedrich Raimund, der leider zu früh verblühten genialen Volkstheaterdichter und wahrscheinlich bedeutendste Name, hat

<sup>\*)</sup> Unsere norddeutschen Leser wollen nicht vergessen, daß die Betrachtungen von einem geborenen Oestreicher herrühren, und so wir dagegen bemerken könnten, eine Gemüthlichkeit, die sich als Gemüthlichkeit bewußt sei, sei keine rechte Gemüthlichkeit. Soweit übrigens unsere persönlichen Erfahrungen in Oestreich Deutschlands reichen, fehlt es dort keineswegs an gebildeten Theatern über Norddeutschland und Norddeutsch. Das heißt nicht, daß die deutsche Art zu sein, und in dieser Hinsicht wohl das Beste ein Stamm dem andern etwas vorzuwerfen.

eine Localbühne besaßen, hat sich durch sein Stück „Alpenkönig und Menschenfeind“, das sogar ins Englische übersetzt wurde, auch im Auslande einen großen Ruf erworben. Da er nicht nur als Bühnenkünstler, sondern auch als Mensch ein seltenes Original, gleichsam der personifizierte wiener Humor war, so glauben wir unsere Leser zu unterhalten, wenn wir sie mit ihm etwas näher bekannt machen. Die jüngste Generation ausgenommen, dürften sich Viele (um von den stürmischen Huldigungen, die ihm in Oesterreich zu Theil wurden, ganz zu schweigen) noch sehr gut an die Triumphe erinnern, die er bei seinen Gastrollen in Berlin, München, Hamburg und in den Städten am Rhein gefeiert. Raimund war in seiner glücklichen heitern Zeit, welche die jetzt zurückblickenden Wiener die unvergeßliche nennen, eine Hauptperson in der Donauresidenz. Das Publicum verlor nicht nur den Schauspieler aus dem Auge, sondern verfolgte auch den Privatmann Raimund auf jedem Tritt. Seine Popularität war so außerordentlich groß, daß die kleinste seiner Handlungen, an dem entlegensten Orte verübt, mit der Schnelligkeit eines Laufheuers in ganz Wien die Runde machte. Er war ein sehr heftiger, energischer, leicht wüthausflammender, jedoch im Grunde des Herzens durch und durch edler Mensch, dessen tragisches Ende weit und breit in der österreichischen Monarchie unerhörte Ersatzen machte. Wir glauben durch diese theils allgemeinen, theils persönlichen Andeutungen den Leser rasch auf jenen Standpunkt zu heben, den folgendes Buch für sich in Anspruch nimmt, wenn es nicht ganz falsch beurtheilt werden soll.

I. Ferdinand Raimund. Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit. Von Otto Horn (Adolf Bäuerle). Drei Bände. Wien, Tascher's Witwe und Pögel. 1855. 8. 2 Bde. 10 Rgr.

Der erste Band beginnt nach kurzer Exposition mit der Schilderung von Raimund's theatralischer Laufbahn, die er gegen den Willen seines Vaters, eines Drechslermeisters von Profession, verfolgte, der ihn dazu bestimmte, Zuckerbäcker zu werden. Wir können uns natürlich hier nicht darauf einlassen, alle Liebeshändel, in die er verwickelt wurde, alle Cabalen, die ihm die bedeutendsten Komiker der Volkstheater spielten, bis ins Detail zu verfolgen. Der Zuckerbäckerlehrling und ein anderer kunstbegeisterter Jüngling, Namens Kindler, gingen mit wenigen Gulden in der Tasche ihren Kellern in Wien durch, um sich bei der „fliegenden Truppe“ in Kornneuburg engagiren zu lassen. Das kühne Unternehmen scheiterte gänzlich. Der junge Raimund lief in voller Verzweiflung zu seinem Vater heim, der ihn mit wichtigen Prügelein empfing. Raimund sagte: „Vater, lassen Sie mich Schauspieler werden, oder lassen Sie mich sterben unter Ihren Händen!“ Der Alte rief ihm schellen Tönn: „Werde Komödiant, verfluchter Bubel!“ Raimund eilte zum Grafen Palffy, der damals das k. k. Theater dirigirte; er ließ sich ganz leicht als Schauspieler melden, trug Abends im glänzenden Circel des Grafen komische Lieder so gut vor, daß ihm Palffy

beim Fortgehen acht Dukaten in die Hand drückte und ihn für Pressburg engagirte, wozu er ihm ein Reisegeld von 30 fl. versprach. Raimund erzählt selbst:

„Ich war der glücklichste Mensch auf der Welt. Die Nacht, welche auf das Souper folgte, werde ich nie vergessen. Ich legte mich zu Bette und stand wieder auf; ich legte mich wieder nieder und stand wieder auf. So trieb ich es bis 4 Uhr Morgens. Ich sang alle meine Lieder noch ein mal. Die alte Köchin zu Hause weckte meinen Vater und sagte ihm mit aller Bestimmtheit, ich sei närrisch geworden. Mein Vater kam, horchte eine Weile an meiner Thüre, endlich hörte ich ihn nach einem Gefallen aus der Werkstatt rufen: „Bamberger! suche Er einen Fiaker aufzutreiben, der Ferdinand ist wahnsinnig geworden, ich schicke ihn augenblicklich in den Karrenthurm.“ Ich öffnete die Thüre und bat meinen Vater, dergleichen Dinge nicht zu glauben, und zeigte ihm die acht Dukaten, die ich meinem kleinen Valente verdankte. Mein Vater antwortete: „Das ist das Handgeld der Hölle!“ — Ich will nur schnell auf mein erstes Debüt in Pressburg kommen. Ich trat im „Politischen Sinngeister“ auf, wurde vom Publicum mit Applaus begrüßt und, als es mich spielen sah — ausgepiffen!

Tags darauf übersendete ihm Graf Palffy 100 fl. mit den Worten: „Glückliche Reise!“ Raimund wendete sich nun an den lächerlichsten Theaterdirector der Welt, an Scherzer in Wiener-Neustadt. Als Solo in der „Genoveva“ wurde er ausgehöhnt und ausgelacht. Er kehrte voll Verzweiflung nach Wien zurück. Als er seines Vaters Haus betrat, trug man ihm diesen als Leiche entgegen. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Daß er damals nicht wahnsinnig wurde, vermochte sich Raimund auch noch später nicht zu erklären. Am 4. März 1809 trat er in Dedenburg ein, um dort sein neues Engagement anzutreten. Er wurde als Köcke in der „Parteiwuth“ sechs mal gerufen. Zwei Tage darauf spielte er, als der Komiker plötzlich erkrankte, aus Gefälligkeit für den Director, da er für komische Rollen contractlich nicht engagirt war, den Rochus Pumpernickel. Da nannten ihn die Dedenburger einen Wundermann, der in jeder Rolle excellirte. Sein Glück war gemacht.

Erst nach vier Jahren kam Raimund nach Wien zurück und wurde am Josephstädter Theater engagirt. Es ist bemerkenswerth, daß damals Raimund als Franz Moor auftrat, in welcher Rolle er den Schauspieler Dachsenheimer so täuschend copirte, daß Dachsenheimer selbst zu sehen meinte. Doch bald wendete er sich wieder der Komik zu und gab in der Poffe „Die Musikanten am Hohen Markte“ den Adam Kragerl mit solch außerordentlichem Beifall, daß die Bewohner der Josephstadt, wenn sich Raimund auf der Straße blicken ließ, sich einander zuriefen: „Da geht der Adam Kragerl!“ worüber er sich nicht wenig ärgerte. Der Dichter Gleich mußte noch vier Theile zu dieser ungemein beliebten Poffe schreiben; in einem derselben spielte Frippon, Raimund's sehr geschickter, trefflich dressirter Pudel mit, der von dem Maune, der ihn zu füttern hatte, hinter dem Rücken seines Herrn oft derb geprügelt wurde. Raimund erfuhr dies zufällig an einem Tage, wo ihm viel Unangenehmes begegnete und ihn der Director dennoch zwang, Abends aufzutreten. Die Worte, womit er den heulenden Hund tröstete, sind merkwürdig, weil sie be-

wissen, in welch hohem Grade er der Selbstironie fähig war. Sie lauteten:

Recht hast du! Ich weiß, was du sagen willst: Nichts zu freffen und grausame Schläge, da möchte der Teufel ein Künstler sein! Komödie spielen sollst du, den Leuten Späße vormachen, und hast Thränen in den Augen! Nach dir nichts daraus, mir ist auch heute mehr zum Weinen als zum Lachen! Kamerad, wenn man Schauspieler ist, so geht das nicht anders. (Der Hund beleckte Raimund's Hände.) Pfui! keine Demüthigung! Ein Künstler muß sich mehr fühlen! Sei nur ruhig, du kommst heute nach dem Theater mit mir ins Wirthshaus, und zwei große Leberwürste, so groß wie die Rag' bei den „drei Hackeln“, sollen dein Spielhonorar sein!

Interessant ist auch Raimund's erstes Zusammentreffen mit der vierzehnjährigen Therese Kronek, die später nächst ihm die größte Notabilität aller wiener Volksbühnen wurde. Sie wollte schon damals in Wien bleiben, ward aber von ihrem starrsinnigen Vater trotz der warmsten Fürsprache Raimund's, der in ihr ein bedeutendes Talent entdeckte, nach Ungarn geschleppt. Therese warf sich weinend an die Brust Raimund's und sagte: „Erinnern Sie sich meiner, nehmen Sie mich gnädig auf, wenn ich nächstens durchgehe!“ Sie blieb ihm für diese Fürsprache noch in späten Jahren dankbar, erheiterte ihn, wenn er sich der tiefsten Melancholie hingab, durch ihr allerbüßtestes, komisch-graziöses Wesen, das einzig in seiner Art war. Die Wiener nannten sie die „unvergleichliche Kronek, die alle Herzen erobert“, — ja wol unvergleichlich, denn sie rief einst aus: „Ach die Ulanen! die! der gute Gott nur darum geschaffen, um die Welt noch schöner zu machen!“ (III, 119). Wir machten diesen Sprung in den dritten Band nur deshalb, um nicht später diesen originellen, sie ganz charakterisirenden Ausdruck isolirt hinstellen zu müssen, und meinen damit zugleich unsern Lesern einen nicht überflüssigen Wink für den zweiten Roman „Therese Kronek“, den wir noch in unsern heutigen Bericht hereinziehen, gegeben zu haben. Wir kehren nach diesem Intermezzo zum zweiten Bande zurück. Hier taucht unter dem Namen Isidor Bebe eine drollige Figur auf, die schon allein durch ihren zugespitzten berliner Jargon einen lebendigen Gegensatz mit den sich in schwerem wiener Dialekt bewegenden Gestalten bildet. Dieser närrische Kauz, vom Verfasser gut gezeichnet, hatte die sonderbare Idee, von Stadt zu Stadt zu reisen und überall eines der landesüblichen Geseze zu übertreten, um dadurch mit Verbrechern in nähere Verbindung zu kommen. Er hatte nämlich die fixe Idee, ein Buch zu schreiben, das den Titel führt: „Erebnisse in 32 deutschen Gefängnissen.“ Raimund, der wegen einer Liebesaffaire, wobei er sich als der Betrogene in erster Forderung sehr handgreiflich benommen, drei Tage Arrest bekam, traf zufällig mit diesem Bebe im Gefängniß zusammen; er war froh, diese schnurrige Personnage zu finden, da sie ihm die Langeweile sehr gut vertrieb. Raimund, wie immer nobel, tractirte den Berliner mit den besten Gerichten und Weinen, die der Gefangenwärter herbeiholte. Bebe wurde schon nach dem ersten Glase kreuzfidel und rief:

Ach Herrje! das Döfenglück, das mich zu theil wird, dem Polizeihause in Wien und Ihnen, Herr Raimund, werde ich eine zweite Auflage meines Buchs verdanken. Gott soll mir strafen! wenn ich von hier weggehe; nicht zwölf gebrochne Bierwagenschimmel bringen mich aus dem Polizeihause, so lange Sie hier sitzen! An Isidor Bebe sollen Sie einen Kramp erworben haben, der Ihnen in seinem Buche ein Denkmal setzt!

Raimund wurde hierauf sehr lustig und spielte den ersten Act einer Rolle, die er nächstens in einer Zauberpoffe zu geben hatte, seinem Stubengenossen vor, und Bebe mußte ihm nicht nur souffliren, sondern auch den „verrathenen Prinzen“ darstellen. So vergingen beiden die Tage im Gefängniß sehr angenehm; Raimund hatte seine neue Rolle ganz studirt, declamirte und sang so laut, daß ihm die Wache auf dem Gange zurufen mußte: „Nicht zu laut auf Nr. 17!“ „Das kommt in mein Buch!“ antwortete Bebe. Uebrigens bemerkt der Verfasser in einer Note, daß dieser hier unter fremdem Namen eingeführte Isidor Bebe sich wirklich im Jahr 1818 in Wien befand; sein Bruder war ein geachteter Buchhändler in Leipzig, welcher verhinderte, daß das Buch „Erebnisse in 32 deutschen Gefängnissen“ gedruckt wurde. Raimund sah den wunderlichen Abenteuer in spätern Jahren wieder in Berlin, wo er in einer Jorenanstalt starb. Dieser Bebe warf auch seine Augen auf die Schauspielerin Walla, die damals durch ihre Schönheit ebenso großes Aufsehen erregte als heutzuutage die Pepita. Als er erfuhr, daß Raimund mit ihr in Verhältniß habe, sagte er zu ihm: „In Gottes Namen! aber wenn ihr Liebesverhältniß mit Ferdinand zu Ende geht, soll sie mir secundo loco vorschlagen und dann in ihr Herz einlogiren lassen bis nächsten Michael!“ Als Raimund ihn nach längerer Zeit wieder traf und ihn seine Vermählung mit der Schauspielerin Luise Stach, Tochter des Volksdichters gleiches Namens, ankündigte, rief Bebe aus:

Ne, wie sich das trifft! Ich heirathe auch!

Doch nicht Frau Walla? forschte Raimund.

Ne, da müßte meine gute Mutter in einem Jahr Hund und Hof verkaufen. Ich heirathe nicht in Wien, sondern in Königsberg nördlichem Bezirke.

Wer ist denn die Glückliche?

Ich kenne sie nicht, aber sie soll einmal reizend sehn sein. Ihr Porträt und sechs pommerische Sänse von ihr liegen bereits auf der Hauptmauth.

Da eilen Sie — in dieser warmen Frühlingsluft kühlt sie einen Geruch erhalten.

Keine Braut auch?

Rein, nur die andern Sänse. . . .

Keine Braut soll ein infamiges Vermögen haben.

Zugegriffen!

Ich thue es auch! Hochzeit halte ich in Wien. Die soll die Flitterwochen und ihre Kaler hier anbringen. Ich, Herr Raimund, lassen uns dann vier Mann hoch an dem Tage trauen, und will Frau Walla mir noch so sein — in Wien! Ich bin ohne Rancune.

Bebe erzählte nun, daß Kindler über seine Braut (Kindler's frühere Geliebte) sagte: Fräulein, ich habe ein ungeheuer hitziges Gemüthe; sie trägt mir einen kleinen Defect im Busen; sie mag nicht auf mich

bedecktes Wasser, und wolle Raimund ihr einmal widersprechen, so würde er die Hölle haben.

O, wenn sie verheirathet sein wird, wird sie sich schon abkühlen, fiel Raimund Bebe ins Wort.

Kindler sagt: Ke! entgegnete Bebe. (Wir bemerken unsern Lesern, daß dieser Kindler derselbe ist, mit dem Raimund seine erste höchst romantische Kunstjüngerschaft nach Kornneuburg machte.)

Beil er ein Hasenfuß ist, erwiderte Raimund, ein Mensch voll Taubenblut und geduldig wie ein Lamm. Ich aber werde „Gegner der Zweite“ sein, ich werde den Teufel austreiben, ich werde den Mann vorstellen, der in Shakspeare's „Bezauberter Widerspenstigen“ die Hauptrolle spielt. Sie werden mein Bekannter sein, Herr Bebe, und sich überzeugen, was ich für ein jahnes Rothkehlchen zum Altare führe.

Nichtsdestoweniger hatte Kindler sehr richtig prophezeit, Raimund's Ehe war eine unglückliche. Die Vorbereitungen zur Hochzeit, die ersten Dissonanzen und sogar große Excesse im Theater, woran sich das Publicum nicht wenig theilnahmte, bilden den Schluß des zweiten Bandes.

Im dritten Band rückt das Niderverhältniß immer vor; es kommt zwar noch ein mal zur Versöhnung zwischen Raimund und seiner Frau, doch bald darauf erfolgte die Scheidung. Es that ihm später leid, sich von Luise so schnell getrennt zu haben; er versuchte es, sich ihr wieder zu nähern, und spielte seiner eignen Frau gegenüber die sonderbare Rolle eines Geliebten, was der Verfasser in komischer Beziehung gut auszunutzen wußte. Uebrigens beschäftigten ihn sehr die Proben zu seinem Benefizstück „Der Barometermacher auf der Zauberinsel“, welches mit kühnem Applaus aufgenommen wurde. Noch höher klang Raimund's Ruf mit seinem zweiten Stück: „Der Diamant des Geisterkönigs“, wobei ihn die in mehr als einer Hinsicht sehr schwierigen Proben fortwährend in Anspruch nahmen.

Raimund steckte nämlich gegen 50 Buben in „Pudelhäute“, ie Schwimmübungen machen mußten in den künstlichen Weltm. Diese Buben abzurichten war weit schwerer, als 50 wirkliche Pudel zu dressiren. Endlich rückte der Tag der Aufführung heran, der 17. December 1824. Die Generalprobe mit den Pudeln begann um 8 Uhr Morgens. Die Knaben wurden die Pudelfelle eingekleidet und so lange in das durch eine wuschende Decoration dargestellte Wasser geheßt, bis sie versäßen, daß sie Schneider-, Schuster-, Handschuhmacher- und Schlosserjungen seien, und sich vollkommene Pudel bückten. In ihren Häuten eingewängt, mußten die armen Knaben von 1 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags ausharren. Wenn in der Statistengarderobe winselten, wenn der Theaterfeldbel meldete: „Herr Regisseur Raimund, die „Pudeln“ heulen r Hunger!“ oder: „Herr Regisseur Raimund, der Pudel Bassel“ erklärt, wenn ihn der Theaterschneider nicht aus seiner Wollhaut losrennt, so läuft er auf allen Vieren nach aus“; oder: „Herr Regisseur Raimund, die „Pudeln“ machen ren Spectakel nicht zum Aushalten! sie rausen sich bei den ren, sie beißen sich vor Unwillen, sie rausen“ u. s. w. — da it Raimund unter sie und donnerte sie an: „Verwünschte stien! ist das mein Dank, daß ich euch für die Kunst pfänglich machte? daß ich mich mit euch vier Wochen plagte: de Bach mit seinen Fischen? daß ihr alle Tage Würste, so und Bier bekommt? Wo ist ein Pudel selbst an einem klischen Hufe, der keine Glöbe hat wie ihr? Ruhig! Wer lig ist, bekommt nach der Probe 4 Groschen und, wer seine

Künste ordentlich macht, nach der Production einen halben Gulden! Geld bekommt nicht einmal der Bologneser der reichen Griechin Banduka! Erwägt ihr das? Ruhig, zum letzten male, oder ich werde nächstens unter euch treten und fürchterliche Musterung halten!“

Bei der Vorstellung ereignete sich folgender merkwürdiger Fall. Obgleich es Abends außerordentlich schneite und wehte, so zogen sich doch schwere Gewitterwolken zusammen, und gegen halb acht Uhr bligte es so heftig wie im Hochsommer. Die 50 Knaben befanden sich in ihren Pudelmästen in der Garderobe, jeden Augenblick des Winkes gewärtig, bei der auf dem Theater vor kommenden Ueberschwemmung durch die papierenen Wellen zu schwimmen. Plötzlich fuhr ein entsetzlicher Bliz aus den natürlichen Wolken, nicht aus den Soffiten, und ein Donner schlag folgte ihm, daß das Publicum im Theater heftig erschrak und allgemein die Meinung herrschte, es habe im Schauspielhause eingeschlagen. Die Acteure auf der Bühne bebten zusammen, es entstand eine Pause, die einige Minuten dauerte. Der Inspicient und die Theaterdiener zerstreuten sich in allen Theilen des Hauses. Ein abscheulicher Schwefelgeruch ließ vermuthen, daß der Bliz in eine der Garderoben geschlagen und gezündet habe, aber nirgends war eine Spur zu sehen; doch in der Statistengarderobe hatte der Donnerschlag den allers meistern Schreck angerichtet; die 50 Pudel lagen auf den Anien und betrauzten sich nach katholischer Kirchenfitt. Erst als ihnen gesagt wurde, daß der Bliz nicht im Theatergebäude, sondern in der nahen Czerningasse in einem Brunnen gefahren sei, vermochten sie ihre kalende Stellung und ihre Lobesangst aufzugeben.

Der glänzende Erfolg dieser Zauberposse, die das wiener Publicum elektrisirte, brachte Raimund bald auf den Gedanken, sein drittes Stück zu schreiben: „Der Bauer als Millionär.“ Seine ununterbrochene geistige Aufregung und viele Kränkungen, die dem ehrgeizigen Raimund zugesügt wurden, erschütterten sein Nervensystem dermaßen, daß er wie eine wandernde Leiche umherging. Sein Arzt drang auf einen Landaufenthalt. Raimund wählte das wunderschöne Thal Gutensteins, nicht fern der steirischen Grenze. Die erste Person, welche Raimund in seinem Sanssouci, wo er sich rasch erholte, aufsuchte, war Therese Krones. Die Liebeserklärung, die sie ihm machte (also wohlverstanden, nicht er ihr), ist so originell, daß wir unsere Leser durch einen Auszug derselben sehr zu amüsiren hoffen.

Therese betrat die Wohnung Raimund's und fand ihn gerade mit der Vollendung eines Gedichts „An Gutenstein“ beschäftigt, das später Adolf Bäuerle's „Theaterzeitung“ veröffentlichte. Sie schlich sich an den Dichter heran und appli cirt den alten Spaß, ihm mit den Händen die Augen zu bedecken und mit verstellter Stimme zu rufen: Wer ist es?

Raimund befühlte Theresens Hände und rief: Landner (ein sehr derber wiener Komiker).

Ei pfui! antwortete Krones, die Hände zurückziehend. Habe ich denn Pfoten wie das Mondkalb, der Landner?

Raimund lachte aus vollem Herzen und entgegnete: Ich erkannte Sie augenblicklich an den vielen Ringen.

Desto schlimmer! versetzte Therese. Da hätten Sie ja Gelegenheit gehabt, mir ein recht hübsches Compliment zu sagen, und etwa ausrufen können: Die „medicinische“ Venus! oder: Venus, die „frottirte“ (Aphrodite). (Zwei Späße, welche die Krones oft im Munde zu führen pflegte).

Was Venus! erwiderte Raimund. Venus ist eine Person gegen Sie, besonders wie Sie heute aussehen!

Wenn man Eroberungen zu machen beabsichtigt, kann man sich nicht genug puden; ich zog heute den Spiegel schon drei mal zurathe.

Was wollen Sie denn in Gutenstein für Eroberungen machen? Etwa unsern Amtschreiber Heidig? Der vermag nicht zu heirathen, weil er den „Dampf“ hat!

Heirathen! Wer denkt ans Heirathen! entgegnete Krones. Der Mann, den ich erobern will, kann mich, wenn ich auch wollte, ebenso wenig heirathen als der Amtschreiber.

Hat er vielleicht auch den „Dampf“? (Brustbeklemmung). Etwas viel Schlimmeres! Er hat eine Frau und keine Frau, ist ein Witwer und kein Witwer, ist ledig und doch nicht ledig!

Dieser Mensch hat also mein Schicksal!

Freilich! weil Sie es selbst sind.

Warum nicht gar!

Auf Ehre!

Nich wollen Sie erobern?

Wäre es vielleicht nicht der Mühe werth?

Dies zu beantworten verbietet mir meine Bescheidenheit.

Aber machen Sie keine Späße!

Wenn ich einem Mann mein Herz antrage, spaße ich nie!

Was soll denn da herauskommen?

Fragen Sie doch nicht wie Eier, der erst gestern in der Welt anlangte! Ist's Ihnen denn nicht selbst eingefallen, mit mir einen kleinen Leichtsinnmächtel anzufangen? Mir fiel es schon bei der Probe vom „Diamant des Geisterkönigs“ ein: Mariandel, sagte ich zu mir, dieser Florian ist wirklich nicht übel! (Raimund lachte laut auf.) Dieser Florian, sagte ich ferner, ist nie treu geliebt worden.

Und dieses Glück, erwiderte Raimund, soll mir durch Sie zutheil werden?

Gewiß!

Wenn Sie mir diese Versicherung in irgend einer Scene auf dem Theater gäben, so lachte das Publicum, daß es nicht zu sich käme.

Das Publicum traut mir weder Treue noch Beständigkeit zu, ich weiß es; aber ich bin besser als mein Ruf! Ich muß mir unser Gespräch aufschreiben; ich bringe es nächstens auf der Bühne an.

Raimund, wir sind allein! Solange ich diesmal in Gutenstein bleibe, wird mir die Freude nicht mehr zutheil, mit Ihnen unter vier Augen sprechen zu können; daher frage ich Sie und bitte um schnelle Antwort: Wollen Sie mir die Cour machen?

Die Cour mache ich Ihnen gern; Sie gefallen mir schon längst, aber mein Herz wird nicht viel davon wissen; ich fürchte Sie zu sehr! Sie sind ja eine Parodie aller sentimentalen Liebe, und wenn Sie keine Venus sind, so sind Sie doch eine Diana, und zwar jene Jagdgöttin, die nur Hirschgeweihe in ihrem Köcher hat!

Ueberzeugen Sie sich vom Gegentheil!

Ich bin noch Patient und sehr schwach, doch nicht so schwach, daß ich Ihren Scherz nicht erkennen sollte. Ich danke Ihnen. Sie haben mich höchst angenehm zerstreut.

Aber so lassen Sie doch mit sich reden! Was muß ich denn thun, daß Sie mir glauben? Soll denn ein Herz wie das meine nicht auch wahrer Liebe fähig sein?

Sie hätten früher anfangen sollen einer bestimmten Färbung zu folgen; jetzt sind Sie das Desertiren so gewohnt, daß Ihnen kein Werber mehr glaubt und nicht das geringste Handgeld riskiren will! (Raimund lachte.) Ein herrliches Geschöpf, die Krones! geschaffen, um sich bis zum Wahnsinn in Sie zu verlieben und —

Und? wiederholte Therese gespannt.

Raimund lachte abermals; endlich sagte er: Ich werde mir's überlegen! Ich muß vorerst meinen Doctor fragen, ob die Liebe der Krones eine homöopathische oder allopathische ist; ob ich in Ihren Banden nicht wieder in tiefe Melancholie verfaule.

Wir rückten dieses höchst bezeichnende Gespräch ein, weil es uns nicht nur über diesen, sondern auch über

den nächsten Roman viel zu sagen erspart; denn schwerlich wäre es uns gelungen, in schlichter Prosa diese beiden interessanten Persönlichkeiten dem Leser in so scharfes Licht zu stellen, als sie es hier selbst so treffend charakteristisch gethan haben. Merkwürdig sind Raimund's prophetische Worte; sie sind nur durch die Annahme zu erklären, daß er seinen Tod äußerst lebhaft geahnt habe. Leider kam ihm die geniale Krones noch zuvor. Raimund sprach sich hierüber während seiner Gastrollen in Hamburg, wo seit Island kein Schauspieler solches Furore gemacht hatte, gegen Log, den erblinden Redacteur der „Originalien“, folgendermaßen aus:

Ich gestehe, daß mir der Tod der Krones sehr nahe gegangen ist. Für das Genre, das sie sich, so zu sagen, selbst geschaffen, kommt schwerlich eine solche Darstellerin mehr! Er war der personifizierte Humor. Leider lebte sie so geschwind, darum starb sie auch so geschwind.

Durch seine letzten Stücke „Die gefesselte Phantasia“, „Moi'sasur's Jauchefest“, „Alpenkönig und Menschenfeind“ und „Der Verschwenker“ wurde Raimund ein reicher Mann. Er kaufte sich in seinem lieben Gutenstein ein schönes Landgut. Dort hatte er das Unglück, von einem bösen Hunde gebissen zu werden. Da seiner starken Neigung zur Melancholie brachte er den Gedanken, nun werde bei ihm die Wuth ausbrechen, nicht mehr aus dem Gehirn. Während eines furchtlichen Unwetters fuhr er in der Nacht des 30. April 1836 von Gutenstein über das Gebirge nach Petersstein und machte im Hirschenwirthshaus durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende. Die Kugel war im Hinterhaupte stecken und der Arme verschied erst nach sieben Tagen, trotz aller Anstrengung des berühmten Dr. Rollet, Vater des bekannten Dichters. Raimund hatte Tage, an welchen er sich so erholte, daß er sang und lachte. Der k. k. Hofschauspieler Ludwig Baum wollte, da der Sarg in Gutenstein in die Erde gesetzt wurde, dem Andenken seines Freundes eine Aft der Liebe und Verehrung widmen, allein vom Schicksal so ergriffen, daß er vor Schluchzen kaum sprechen konnte, vermochte er nur zu sagen:

Ferdinand Raimund, den wir Alle so innig geliebt, als Künstler und Mensch im In- und Auslande die höchste Achtung genossen, du, der du nach dem Kränze der Unsterblichkeit im Leben so oft gestrebt, empfange ihn hier im Loh!

Das Buch wimmelt von interessanten Persönlichkeiten. Die zwei ausgezeichneten Komiker Ignaz Schuster und Koratheuer, die berühmte Johanna Huber, genannt die „Schröder der Localstücke“, die Schauspieler Reberberg, Rippert, Sartory u. s. w., endlich die Donna Anastasia, Raimund's erste Liebe, Therese Schmidt, Emmi, ein Fräulein aus höherm Stande, Luise und endlich Toni, seine letzte, schönste und reinste Liebe, alle diese Charaktere verleihen dem Roman eine solche Frische, daß man darauf schwören möchte, er sei ganz aus dem Leben gegriffen. Von der Episode mag jedoch der Verfasser einen zu freien Gebrauch genommen haben, daß sich die Episode nur lose an das Hauptknäpfen habe, so ist der Leser dennoch



ihre die Fortentwicklung der Handlung zu fordern; sie darf niemals, wie es dem Verfasser oft beliebt, bloß als äußeres Bindungsmittel angewendet werden, sondern muß aus innerer Nothwendigkeit der Conception natürlich hervowachsen. Auch die Diction läßt Manches zu wünschen übrig, man blüht jedoch über alle Schattenseiten des Buchs rasch hinaus, denn die Fülle des unmittelbaren Lebens, das Sprudeln der heitersten Laune, eine immer schlagfertige vis comica nimmt den Leser stromartig mit. Um diesen Ausdruck, ganz abgesehen von unsern Citaten, zu bekräftigen, wollen wir noch einige der köstlichsten Stellen oder tiefster Episoden bloß kurz mit der Ueberschrift anführen: „Frau Fanny Trur, die Leibelsterin, als Schauspielerin“; „Raimund's Entschluß“; „Raimund's Gespräch mit der Balla“; „Raimund's Fiasko“; „Raimund als Hoffelener“; „Wie Raimund den Komiker Landner in die Donauschwemme fährt“; „Raimund in der Aussegnung des Delinquenten“; „Bei Ad in Baden“ u. s. w.

Wir scheiden nun sogleich, da es nach dem bereits Gesagten keiner Vorbemerkung bedarf, zu dem zweiten Roman:

2 *Therese Krones.* Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit. Von Otto Horn (Adolf Bäuerle.) Fünf Bände. Erste und zweite Auflage. Wien, Jaspers Witwe und Pögl. 1854—55. 8. 2 Bde. 10 Mr.

Den Faden, der sich durch das Ganze hinzieht, bildet die unerschütterliche Liebe eines jungen Mannes aus Agram, Stephan Oblevits, der die Krones wie närrisch verfolgt, trotzdem daß sie seine glühende Anhänglichkeit beinahe fortwährend belächelt. Nachdem er in Agram seinen wohlhabenden Vestern durchgegangen war, stürzte er sich bald nach seiner Ankunft in Wien, wo er erfuhr, daß die Krones eine Liaison mit einem Baron habe, aus Verzweiflung in die Donau. Herbeieilende Schifferleute retteten ihn; die Aerzte befürchteten jedoch, die große Gemüthsbewegung und die ausgestandene Todesangst werde ihm ein Nervenfieber zuziehen. Die Krones, die den Armen innig bedauerte, trug sich sogleich an, alle Kosten während seines Aufenthalts zu bezahlen. Die letzten sechs Dukaten, die sie sich von einem Benefiz in Agram erbüßigt hatte, schenkte sie den beiden Männern, die Stephan das Leben gerettet. Sein erster Schritt aus dem Hause führte ihn zu Theresen. Er flog in ihre Arme. Es gab nichts Räthselhafteres je in der Welt als das Herz der Krones.

Sie äußerte sich, sie liebe ihn nicht, und doch empfing sie ihn wie einen, dem sie ihr ganzes Herz zugewendet. Sie deckte ihn mit Küßen, sie drückte ihn an ihr lautstimmend, sie weinte, sie lachte, sie faßte mit beiden Händen sein Antlitz und blickte ihn mit so seelenvollen Augen an, wie eine Mutter ihr heißgeliebtes Kind. In wenigen Augenblicken hatte sie wieder anders.

Sie gab sich nämlich dazu her, daß Stephan vom mifer Korntheuer, der nun der Geliebte der Krones war (denn ihrem eifersüchtigen Baron hatte sie längst Laufpaß gegeben) bei einem Souper nach ihrem ersten ingenden Debüt in Wien, den 11. October 1821, arg

mystifizirt wurde. Zugegen waren unter Andern Raimund und Ignaz Schuster. Korntheuer, ein auffallend großer Mann, war Meister im Improvisiren komischer Trinksprüche. Er machte Stephan nach einigen Gläsern Champagner weiß, daß er sich auch wegen verschmähter Liebe der Krones in die Donau gestürzt habe.

Ist der auch ins Wasser gesprungen? fragte Stephan ungläubig die Gesellschaft.

Gerade neben Ihnen, antwortete Korntheuer. Haben Sie mich denn nicht gesehen?

Mit keinem Blicke!

Ich schrie noch im Herzensschmerz um Hülf, da ich wegen meiner Größe erst nach drei Viertelstunden unterging. Man rettete Sie zuerst. Mir mußte man bis Kaiser-Ebersdorf nachschwimmen, und auch dort hätten sie mich nicht erwischt, wenn die Donaulärpfen nicht Spalier gemacht hätten!

Korntheuer, noch eifersüchtiger als der Baron, wurde von der schönen Therese ebenfalls bald verabschiedet. Es lag im Blute der Krones, sie lebte immer nur für momentane Eindrücke. Länger als vier bis sechs Wochen konnte sie keinem ihrer zahlreichen Geliebten anhänglich sein. Sie war der Typus conventioneller Angenirtheit, und da sie, ganz abgesehen von ihrer bezaubernden Liebesswürdigkeit, eine seltene Genialität und eine so feine Grazie zu entfalten wußte, wie wir sie selbst nie an Atrizen ersten Rangs der pariser Vaudevilletheater gesehen haben, so verzieh ihr die gebildete Damenwelt Wiens Alles.

Therese Krones, wie wir hier einschalten wollen, erblickte zu Freudenthal in Schlesien am 7. October 1804 das Licht der Welt und zeigte schon in frühesten Jugend ein außerordentliches komisches Talent. Es stand der Krones gleichsam auf die Stirne geschrieben: An mich darf man nicht den gewöhnlichen Maßstab des Urtheils anlegen. Sie rief einst aus: „Nur keine Weiber, nur Männer; und wenn sie 100 Jahre alt sind, sind sie mir lieber als ein Weib mit 19 Jahren!“

Stephan blieb blind vor Liebe. Er wurde Commis in der Spezereihandlung nächst dem Theater in der Leopoldstadt, nur um die Krones täglich wenigstens einmal vorübergehen zu sehen. Ein älterer Commis, dem er die Lebensgeschichte seines Herzens erzählte, declamirte ihm, als den besten Rath, den er ihm geben könne, die bekannten Worte Goethe's vor:

Eritt den Weibern fest entgegen,  
Und du hast sie auf dein Wort!

Stephan ließ sich dadurch verleiten. Der Verfasser benutzte dies zu einem komischen Intermezzo; er führt ihn mit der sogenannten „falschen Krones“ zusammen. Dies hübsche Kind hieß Marie, war äußerst sitzsam und häuslich und sah Theresen so ähnlich wie eine Zwillingsschwester. Die Krones benahm sich sehr schön gegen dieses arme Mädchen und beschützte Marien gegen schamlose Angriffe vornehmer Roués wie eine Mutter. Interessiren dürfte den Leser das einundzwanzigste Capitel; es handelt ausführlich über Johanna Huber, die wir bereits bei dem vorigen Roman genannt. Sie gab in der Poffe „Die Fialer in Wien“ ein leichtsinniges, doch endlich in Reue verfallendes Fialerweib mit. solch

erschütternder Wahrheit, mit so außerordentlicher Reiferschaft, daß ihr die große Sophie Schröder schrieb:

In einem tragischen Stücke hätte ich die Bernirzung und Reue, die Sie darstellten, auch nicht anders geben können. Sie haben das Verdienst, nicht einen Augenblick vergessen zu haben, daß Sie doch auch dem komischen Stücke Rechnung tragen müssen; mir wurde es unendliches Studium kosten, mit solcher Wahrheit in niederer Sphäre den ergreifenden Eindruck hervorzubringen.

Unterdessen hatte das leichte, flotte Leben, welches die Krones führte, ihre finanzielle Lage sehr peinlich gemacht. Sie fiel schändlichen Bucherern in die Hände. Kaum ein halbes Jahr in Wien, hatte sie schon die Summe von 6000 fl. auf Wechsel unterschrieben. Es kam zu fürchterlichen Austritten in Theresens Wohnung, die das zehnte und vierzehnte Capitel des zweiten Bandes sehr lebhaft schildern. Einer der frechsten Gläubiger, ein renommirter Winkeladvocat Wiens, den alle Welt verachtete und der im Roman unter dem Namen Dr. Hühnertritt eingeführt ist, benahm sich gegen die bedrängte Künstlerin auf das unverschämteste. Dr. Manquet und Kaufmann Bohrmann gebührt das Verdienst, die Krones aus dieser entsetzlichen Verlegenheit gerettet zu haben, Ersterer dadurch, daß er den berüchtigten Advocaten Hühnertritt wegen Bucher gerichtlich verklagte, Letzterer durch augenblickliche Geldhülfe. Sie war Beiden sehr dankbar, Bohrmann stand in ihrem Testamente als Universalerbe. Diese Rettungsscene war die Veranlassung zu dem später immer verträuteter gewordenen Verhältnisse zwischen Bohrmann und Theresen, das bis an das Lebensende der Künstlerin währte. Originell ist in dieser Beziehung folgende Aeußerung der Krones:

Heirathen werde ich Bohrmann nie. Mein Geliebter mag er sein; für einen Liebhaber ist er gut genug, aber für einen Gatten paßt er nicht. Ein Mann, den man heirathet, und das eigene Leben an das seine setzt, der muß ganz anders aussehen! Er muß ein Mann im Sinne des Wortes sein, nicht ein solcher Knirps, vergleichen die Auerbacher stattlicher auf ihre Torten stellen!

Bohrmann glaubte für jenen Dienst das Recht zu haben, eifersüchtig werden zu dürfen. Als er einst wagte, ihr Vorwürfe zu machen, entgegnete ihm die Krones:

Sie haben für mich Geld ausgelegt, das ist wahr, aber Sie lassen sich dies Geld auch wiedergeben, und das muß auch so sein! denn geschenkt von einer solchen Krämerseele möchte ich nicht einen Heller! Ich kann das unaufhörliche Borrechnen Ihrer Gulden und Kreuzer, die Sie mir vorgeschossen, nicht erdulden, und die Gemeinheit, mir in Ihrem Buche einen Conto wie Ihren Pappendelfabrizanten und Buntpapiererzeugern aufzuführen, kann ich nicht über's Herz bringen! Schreiben Sie auch noch in Ihr Buch: Theresen einen Kuß gegeben 24 Kr. und einen Händedruck dafür angenommen 1 fl. Seien Sie ein Krämer in Ihrem Geschäft! Es gibt Kaufleute, die ihre eigenen Frauen mit Soll und Haben in ihren Büchern belasten und über das Kinderzimmer ein Inventarium führen, wie über ein Waarenmagazin; ich mag aber solche Menschen nicht leiden, ich hasse und verabscheue sie. Sie pebantischer Budelemanipulant! Stellen Sie mich auf den „Verlustconto“! Haha! lachte die Krones und eilte in ihr Schlafzimmer, indem sie die Thüre verriegelte.

Stephan ging unterdessen in seiner Verblendung, da er die Krones von reichen Anbetern umschwärmt sah,

so weit, ein altes häßliches Weib, das ein enormes Vermögen besaß, zu heirathen. Unmittelbar nach seiner Trauung mit Frau Reichsfamm rannte er zu Krones und erzählte ihr die ganze Sache. Theresen war entrüstet, Stephan rief ihr zu: „Ihretwegen habe ich die Alte geheirathet; ich will Ihnen Freude machen, ich bin nun reich.“ Sie ruhte nicht, bis diese Heirath rückgängig wurde. Dankbarkeit war ein charakteristischer Zug der Krones; sie mußte sich selbst gestehen, daß noch kein Mann auf der Welt sie so geliebt als Stephan, daß er sich ihretwegen ins Wasser gestürzt, den Stuch seiner Aeltern auf sich geladen, seinem Vermögen entsagt und nun sogar ein geiziges Ungenue zur Frau genommen habe. „Alles, Alles weisnetwegen!“ rief sie aus, „er soll aber auch jetzt meine Liebe ernten. Stephan! jetzt will ich dir gehören!“ Sie ließ einen Fiaker holen, machte mit Stephan eine Landpartie und überhäufte ihn dabei mit Liebesworten. Sie brachte es dahin, daß der junge Mann nach Agram reiste und sich mit seinen Aeltern versöhnte. Sie hatte jedoch bald darauf in Marienbad eine Saison mit einem reichen Engländer, der ihr mit dem Dictionnaire in der Hand eine Liebeserklärung machte. Die Trennung von ihm, der sie ihretwegen zu erschießen drohte, soll herzerweichend gewesen sein, aber in 24 Stunden schon war Theresen wieder getrübt. Bald darauf kam nach Wien ein polnischer Edelmann, Severin von Jarosinsky, der sich überall für einen Grafen ausgab und sehr Vielen dadurch imponirte, daß er ungeheure Summen verschwendete. Er machte der Krones auffallend den Hof, gab ihr zu Ehren glänzende Festlichkeiten und übersendete ihr die werthvollsten Geschenke. Nachdem er in Hazardspielen die Dukatens tausendweise vergeudet und all seinen Credit bei reichen polnischen Juden erschöpft hatte, versiel er in der ärmlichsten Geldverlegenheit auf den größten Gedächtniß, seinen ehemaligen Lehrer, Abbe Plant, der sein Vermögen in Staatspapieren angelegt hatte, zu ermahnen. Er erblickte den siebenjährigen Greis am 13. Februar 1837, fand jedoch nur einen Theil des Vermögens, nämlich 6100 fl. C. M. Er lebte ein paar Tage in Einsamkeit und Braus fort, als ob nichts geschehen wäre. Am 17. Februar gab er ein Abschiedsessen, wozu unter Andern die Krones und Baron Fromann, russischer Staatsrath, der Jarosinsky bei dieser Gelegenheit seinen Paß eingehändigen versprochen, geladen wurden. Theresen war in der heitersten Laune; sie parodirte mit dem größten Glück mehrere damals in Wien bekannte Damen. Als jedoch das Gespräch auf den Rord des Professor Plant kam, wurde sie sehr ernst und tief:

Wenn sie ihn nur schon entdeckt hätten, den furchtbaren Mörder! Mein bevorstehendes Benefiz wollte ich darum geben, wenn die Gerichte dieses Schufal ausfindig machten! Und er det er bei der „Spinnerin am Kreuz“, wo der Galgen steht, was ihm nicht ausbleiben kann, dann fahre ich bis zur Hölle, und wenn ich mich todtkrank fühlen sollte!

Sie haben ein hartes Herz! sprach Jarosinsky und stand von der Tafel auf.

Grazer! (Gräßlein) rief ihm Theresen zu und zog ihn mit

der auf seinen Stuhl, Sie werden ja plötzlich ganz verstummt! Kommen Sie, wir wollen von etwas Anderem sprechen; wir wollen nicht von Noth und Galgen reden! Ich will Ihr Lieblingslied zum Abschied anstimmen. Sie hob ihr Champagnerglas und sang das Lied der „Jugend“ aus Raimund's Pöffe: „Das Mädchen aus der Feenwelt“:

Brüderlein fein, Brüderlein fein!  
Es muß geschehen sein;  
Scheint die Sonne noch so schön,  
Einmal muß sie untergeh'n!  
Brüderlein fein, Brüderlein fein,  
Darf'st nicht traurig sein!

Kaum waren die letzten Töne verhallt, so traten die Gerichtsdiener ein, um den Raubmörder zu verhaften. Die Krones erschrak so heftig, daß sie einen Stuhl in ihrer Bestürzung umstieß und ohnmächtig wurde. Wie ein Lauffeuer durchzog Jarosinsky's Verhaftung mit den eben erwähnten Neben Umständen die Residenz. Leider wurde die obengenannte Pöffe diesen Abend gegeben. Man kann sich die Stimmung der Krones denken. Sie ließ sich in des Garderobe wie ein Kind das Costüm der „Jugend“ anziehen. Endlich raffte sie sich aus ihrer Agonie und begab sich an die Coullissen, ihr Schloßwort abzuwarten, um die Bühne zu betreten. Der Moment war schrecklich für sie. Das Haus war überfüllt; das Parterre brach in ein fürstliches Lachen und Loben aus. Die Freunde der Krones applaudirten. Es war ein Theaterandal ohnegleichen. Raimund, der gerade mit der Krones die Scene hatte, flüsterte ihr zu: „Was haben diese Leute? warum lachen und loben sie?“ „Mir wird unwohl!“ antwortete Theresen, „Lassen Sie mich abgehen!“ „Warum nicht gar! Nur nicht den Kopf verlieren; wir wollen schnell das beliebte Duett anstimmen“, sagte Raimund und gab dem Kapellmeister ein Zeichen. In Todesangst begann die Krones: „Brüderlein fein, Brüderlein fein!“ Man stieg die Wuth des Publicums auf den Gipfelpunkt. „Das auch noch!“ rief eine Stimme, und die Gegner der Krones brachen in ein Hohn Gelächter aus — die Freunde applaudirten. Endlich wurde das Duett zu Ende gesungen, aber wie? das läßt sich denken. Theresen stürzte hinter die Coullissen und fiel in Ohnmacht. Sie wurde ganz bewußtlos in ihre Wohnung gebracht. Jarosinsky stand nach langem Leugnen die That. Am 27. August 1827 wurde ihm das Todesurtheil vorgelesen. Die Krones entfloß in diesen Tagen nach Sparsbach und Gutenstein. Ein bemerkenswerther Zug Theresens ist folgender: Stephan's reiche Frau vermachte ihr testamentarisch ihr gesamtes Silbergeschirre im Gewichte von 148 Pfund — die Krones nahm es nicht an. Am 25. Februar 1828 feierte sie im Leopoldstädter Theater ihren größten Triumph in dem höchsten komischen Stücke „Sylphide, das Seeräuulin“; sie stand auf dem Zettel als Verfasserin des Stück, das ihr Bruder geschrieben hatte. Raimund spielte darin eine Hauptrolle und setzte das Stück mit einem Fleiße in Scene, als ob es sein eigenes wäre. Ausgezeichnet schön benahm sich die Krones gegen eine arme Frau während der großen Ueberfluthung am 1. März 1830, welche einige Vorstädte Wiens in einen See verwandelte. Im April desselben

1835. 42.

Jahres erkrankte sie und starb nach langen, schweren Leiden am 28. December. Bei ihrem Leichenbegängniß zerfloß Raimund in Thränen. „Sie können sich ja gar nicht mäßigen, Sie klagen wie um eine geliebte Schwester!“ rief ihm der Theaterarzt zu. „Soll ich nicht weinen, wenn man meine Jugend begräbt?“ entgegnete Raimund. Stephan drückte Theresen in der Sterbestunde die Augen zu, auf ihren frisch aufgeworfenen Leichenhügel stürzte er wie todt hin. Später ließ er in seinem Garten zu Agam der Geliebten ein schönes Denkmal errichten; er zeigt es noch heute Jedem, der ihn besucht.

Wir brauchen wol unsern Lesern nicht mehr zu sagen, daß diese zwei Romane sich gegenseitig ergänzen. Wenn auch einzelne Figuren in der Charakterzeichnung verfehlt oder ausartet sind, man da und dort die künstlerische Anordnung vermisst, so wird doch das Interesse fortwährend in Spannung erhalten, besonders von dem Moment an, wo Jarosinsky auftritt. Eine Prachtgestalt ist sein treuer polnischer Diener Jazek. Auch Teofila, die edle Frau des Mörders, imponirt durch ihre Seelengröße. Wir empfehlen beide Romane nicht nur Jenen, welche Raimund und Krones auf den Brettern gesehen haben, sondern auch Allen, welche Wien aus eigener Anschauung kennen und Freunde humoristischer Lectüre sind. Nur bitten wir norddeutsche Leser, bei Beurtheilung dieser Bücher nie den Standpunkt aus dem Auge zu verlieren, den wir in der Einleitung dieses Artikels angedeutet haben. An Localproducte darf man nie den allgemeinen nationalen Maßstab legen, ein Fehler, der in unsern Tagen, wo die deutschen Sonderinteressen sich wieder mit aller Schärfe herausstellen, häufig begangen wird.

Emanuel Rautf.

## Naturwissenschaftliches.

Girard. Bücher.

1. Die norddeutsche Ebene, insbesondere zwischen Elbe und Weichsel, geologisch dargestellt von G. Girard. Nach einer geographischen Karte der Gegend zwischen Magdeburg und Frankfurt a. d. O. und zwei lithographirten Tafeln Profilen. Berlin, G. Reimer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Sgr.

Eine vortreffliche Schrift! Die sichere Hand eines bewährten Meisters hat uns hier ein Werk geschenkt, worauf Deutschland stolz sein kann. Es ist das Resultat sehr specieller, durch und durch gründlicher geologischer Untersuchungen unseers Vaterländischen Bodens und vorzugsweise für den Fachmann der Mineralogie von praktischer Wichtigkeit; dabei redet dasselbe eine so allgemein verständliche Sprache und berührt so viele jeden gebildeten Denker lebhaft interessirende Punkte, daß es sich früher auch einen großen Kreis von allgemein gebildeten Lesern gewinnen wird. Der Verfasser beherrscht seinen Gegenstand, er ist davon begeistert und wenn er den Wunsch ausdrückt, daß recht Viele seine Freude theilen möchten, so hoffen wir, daß dies früher der Fall sein werde. Denn das Meiste von Dem, was das Buch bringt, ist eine Schatzgrube für den deutschen Geographen, für die Männer der deutschen Welt- und Culturgeschichte.

Der größte Theil der geologischen Detailuntersuchungen des Buchs hat der Verfasser im Auftrage der Königlich preussischen Oberberghauptmannschaft selbst ausgeführt, Einige stützt sich auf die Arbeiten seines Freundes und ehemaligen Schülers Plümer und noch Anderes auf eine mit seinem hochverehrten Freunde, dem großen Leopold von Buch, gemeinschaftlich aus-

109

geführte Forschung. Uebrigens vergißt der Verfasser auch nicht, von den ältern werthvollen seinen Gegenstand betreffenden Werken Kloeber's „Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg“ mit rühmender Anerkennung namhaft zu machen. Die Verdienste Anderer werden überhaupt nirgends unter den Scheffel gestellt, der Verfasser weist überall darauf hin.

Am Eingange des Buchs steht eine geographisch-orographische Einleitung, die ganz dazu geeignet ist, den denkenden Leser zu fesseln. Daran schließt sich dann erstens eine systematische Uebersicht des Terrains nach den geologischen Formationen und zweitens eine specielle Beschreibung einzelner Gegenden. Kommt nun in diesen beiden letztgenannten Haupttheilen des Buchs auch Manches vor, das nur von dem eigentlichen Fachmann der Geologie ganz gewürdigt werden kann, so enthalten sie daneben auch sehr viele Betrachtungen und Winke, die von allgemeinem Interesse sind. Wir wollen dies nachzuweisen suchen.

In der Triasformation lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit zuerst auf die Insel Helgoland. Er sieht dieselbe als die einzige Insel der Nordsee an, alles Andere sei nur Stückweise abgetrennt von dem nahegelegenen Continente, ohne den Charakter einer selbstständigen Insel zu haben. Die Düne sei eine Anhäufung des von der eigentlichen Insel losgerissenen Sandes an einer Stelle, wo Klippen, die zum Theil früher über die Oberfläche des Wassers hervorragten, eine solche Anhäufung gestattet und begünstigt haben. „Die Insel selbst bildet ein Dreieck von Klippen, die, oben zusammenhängend und eben, sich im Mittel 200 Fuß über das Meer erheben und so steil und unzugänglich sind, daß man nur an einer Stelle der südöstlichen Seite und auch hier nur vermittelt einer Treppe auf ihre Höhe gelangen kann. An dieser östlichen Ecke befindet sich auch ein kleines Vordland, das von der Flut nicht erreicht wird und einen Theil der Wohnungen, die sogenannte Unterstadt trägt; an allen andern Stellen werden die Felsen von jeder Flut bespült und nur die Ebbe gestattet es, auf kurze Zeit ihren Rand zu besuchen. Die Klippen, aus denen die Insel besteht, werden beständig vom Wasser benagt, und wunderbare Klippen mit Grotten und Thoren ragen aus dem Uferlande hervor. Das Vordland stand ehemals durch einen Rücken mit der Düne in Verbindung, aber dieser Rücken, der noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Höhe der Flut überragte, wurde durch die Gewalt der besonders von Westen heftig anbrechenden Wogen allmählig so weit zerstört, daß jetzt eine Untiefe von 16 — 20 Fuß seine Stelle einnimmt. Früher gehörte auch die östliche Klippe zum festen Lande, und noch im Jahre 1570 war die Witterkliff fast so hoch als die Insel Helgoland selbst. Sie bestand theils aus Kalkstein, theils aus Gyps; beide Gesteine wurden hier reichlich gebrochen und noch im 17. Jahrhundert nach dem Festlande verkauft. Erst 1711 wurde das letzte hervorragende Stück der Klippe vom Meere zerstört. . . . Die Insel, so wie sie jetzt ist, besteht allein aus den Schichten des bunten Sandsteins. Es sind hauptsächlich rothe Sandsteine, die an der Luft ins Braune übergehen, durch Zwischenlagen von rothem Thon in einzelne Bänke getrennt. Man hat in ihnen zwei Abtheilungen unterschieden: eine untere, die hauptsächlich, soweit man sie untersuchen konnte, aus thonigen Schichten besteht, und eine obere, die mehr eine Sandbildung ist. . . . Auf Klippen und in kleinen Höhlungen finden sich Krystalle von Kalkspath, sowie kleine Mengen von gediegenem Kupfer, Kupfererz, Kupferasur und Malachit, ja selbst auch, obgleich sehr selten, gediegenes Silber.“ Am Schlusse bemerkt der Verfasser noch, daß die genauesten Beobachtungen nichts Näheres über die Lagerung der Kreide haben auffinden können. Ihm scheint folgende Ansicht die wahrscheinlichere. „Während die alten Schichten nämlich alle im Streichen des bunten Sandsteins diesem aufgelagert sind und nur auf der östlichen Seite erscheinen, bedeckt die Kreide nicht bloß die Schichten der Sursformation, sondern sie umgibt das ganze Riff der ältern Formationen auf allen Seiten. Daraus wird es wahrscheinlich, daß

Helgoland entweder schon als Insel oder, was noch wahrscheinlicher ist, als Untiefe im Meere zur Zeit der Kreidebildung existirte, während es zur Zeit der Sursformation noch den ebenen Meeresgrund bildete, auf welchem sich der feste Schlam absetzte, welcher als Schicht oben beschrieben worden ist. Spuren jüngerer Bildung als der Kreide finden sich nirgends. Helgoland hat in geognostischer Beziehung die größte Ähnlichkeit mit der sogleich zu erwähnenden Gegend von Ränö und mit den Triasinseln, welche dem nördlichen Rande des Fests vorliegen.“

In Bezug auf die Braunkohle gibt das Werk sehr viele interessante und praktisch nützliche Winke. Die überraschende Ansicht, welche Leppold von Buch 1851 vor der berliner Akademie aussprach, daß in ganz Europa nur eine und dieselbe Braunkohlenformation vorkomme, macht der Verfasser auch zu der seinigen, obgleich ihm dabei einige noch nicht zu beseitigende Zweifel übrig geblieben sind. In den weiten Flächen des norddeutschen Tieflands kommen Reste einer untergegangenen Pflanzenwelt vor, von der bisher noch kein deutliches Blatt, noch keine erkennbare Frucht außer Lannzapfen aufgefunden werden konnte. Offenbar müssen daher diese Kohlenbildungen mit ganz andern Umständen vor sich gegangen sein. Das Bett der Braunkohle hält der Verfasser im Allgemeinen für Sand. „Aber möchte dieser Ansicht mitunter widersprochen und Thon der Letzten als Begleiter der Braunkohlen angeführt werden, und warum sollte auch nicht einmal eine Ausnahme von der Regel vorkommen; aber es ist den Angaben dieser Art selbst bei währten Beobachtern nicht unbedingt Glaube beizumessen, da man bisher fast immer den äußerst feinen Sand der Braunkohlenformation, besonders wenn er mit ein wenig Kohle oder Thon gemischt war, um seiner Plastizität willen für Thon oder Letten angesprochen hat. Nur in den östlichen Gegenden der norddeutschen Ebene, an der Warthe besonders kommt es vor, daß einige kleine Braunkohlensföbe im Thone liegen, das sind aber doch nur abgetrennte Massen, denn die wichtigsten Hauptlager liegen wie sonst überall auch hier im Sande.“

Die Trübsteine hat der Verfasser sowohl im Sande als im Lehm angetroffen und zwar in sehr verschiedenen Größen, von einer Linie Ausdehnung bis zu einer Größe von 25 Fuß im Durchmesser, doch in zahlreichen Massen nebeneinander, doch ganz vereinzelt. „Am häufigsten wechseln sie zwischen zwei und zwei Fuß im Durchmesser, denn sowohl die kleinste, welche, wenn sie häufig sind, Kies oder Grand genannt werden, als auch die größern Blöcke gehören schon zu den Schotsteinen. Wenigstens ist dies jetzt der Fall, obgleich wahrscheinlich früher, ehe der Straßen- und Häuserbau dies Material benutzte, auch größere Blöcke in größerer Zahl vorhanden gewesen sein mögen. Vielleicht wird einmal eine Zeit kommen, wo man einzelne dieser Blöcke, die jetzt noch manchen Acker fast unbrauchbar machen, als Merkwürdigkeit zeigen wird. Mit der allergrößten Geschwindigkeit des Fahrens, und der Mangel an Eisenbahnen, wobei sich herausgestellt hat, daß das Wasser wenig Tiefe besitzt, diese Ansicht gilt indes nicht von dem hier vorkommenden Seem. Zwischen den Dörfern See und Isenrode befindet sich ein See von ganz gewaltiger Tiefe. Er sollte am Rande die Eisenbahn hindurchgeführt werden, wofür der See nur in einer Strecke von 150 Schritt verläßt. Der Grund dieser Strecke war moorig; man wollte ihn durch Absenken von Sand zu einem festen Damm machen. Als man mit der Auffüllung den schwarzen Grund erreichte, sank der See an unter der Last des aufgeschütteten Sandes nach. Er sank in die Tiefe, wich zur Seite aus, quoll über und ließ am Tage aufgeschüttet war, war regelmäßig in der folgenden Nacht wieder verschwunden. Man hätte an die Erde nicht

licher Kobolde glauben mögen. Bei der geringen Ausdehnung der bedenklichen Stelle gab man indeß die Hoffnung nicht auf, die Schwierigkeit sehr bald zu überwinden, man schüttete und schüttete von Tag zu Tag, von Woche zu Woche mit so viel Kräften, als man nur auf einen schmalen Damm verwenden konnte. Die ganze übrige Bahn war beendet, zwei Brücken dicht dabei, die über ein kleines Wasser führen, standen untadelig und fest, aber erst nach mehr als drei Monaten gelang es, den Damm zum Stehen zu bringen. Man hatte in dem höher liegenden Terrain jenseit der Chaussée ein Loch gegraben von mindestens 200 Schritt Länge, mehr als 100 Schritt Breite und 8—12 Fuß Tiefe. Man hat also mehr als eine Million Kubfuß Sand aufschütten müssen. Die sichtbare Erdlage, welche die Oberfläche des Sumpfes bedeckte, war, als der Damm endlich fest war, zu den Seiten mehr Fuß über ihr früheres Niveau hervorgequollen, zerborsten und zeigte trocken eine graue weiche Masse, die aus verwitterten Pflanzengresten und aus Kalk zu bestehen schien. Eine mikroskopische Untersuchung Ehrenberg's ergab, daß sie zum großen Theil organischem Ursprungs sei und von 75 theilweise ganz neuen Species von Bacillarien gebildet werde. Eine spätere Untersuchung Rettenhämer's ergab in der benutzten Probe, die vielleicht einer andern Schicht angehörte als die von Ehrenberg untersuchte, keine solche Menge von Arten, ja nicht einmal die Anwesenheit zahlreicher Individuen; dagegen zeigte sich in der Materie eine große Menge kohlensauern Kalks, so daß es wahrscheinlich wird, daß das Vorkommen von Bacillarien hier nicht überall gleich häufig ist."

Ueber das Selbstentzündn der Braunkohlenlager ist auch im Buche die Rede. Die Sache wird nicht bloß nicht in Zweifel gestellt, sondern sogar auch mit wirklichen Thatsachen unterzückt. In der chemischen Umwandlung des bloßgelegten Schwefels in den Kohlen sieht der Verfasser die Hauptveranlassung des Brandes. Die Petersdorfer Gruben im östlichen Theile der Rauenischen Berge haben im Jahre 1844 eine solche Selbstentzündung gezeigt. Man wollte durch Umdämmung des Brandes der Zerstörung eines größern Kohlenfeldes vorbeugen, erreichte aber den Zweck nicht, denn als auf drei Seiten die Umdämmung fertig war, schritt der Brand auf der vierten dem Stollen zugewendeten Seite so rasch fort, daß nur ein überaus rascher Abbau der Kohlen den Stollen gegen die Zerstörung sichern konnte.

Das Werk enthält auch eine interessante Schilderung der „Närlischen Schweiz“. „Nähert man sich“, sagt der Verfasser, „dieser berühmten Gegend von Rüntheberg aus, von wo Buchow (Hauptort der schweizerischen Nart) nur eine kleine Meile entfernt ist, so sucht man natürlich im Horizont umher nach Bergen, welche den romantischen Namen hervorgerufen haben, allein man findet keine. Nur im Süden tauchen die Rauenischen Berge aus weiter Ferne auf, im Norden, wo die Schweiz liegen soll, bemerkt man nur einige waldbedekte Hügel, die kaum 50—60 Fuß über der Ebene erhaben zu sein scheinen. Voller Erwartung entfernt man sich von Rüntheberg. Der Weg führt nach Norden, aber er erhebt sich nicht wie sonst, wenn man ins Gebirge geht, sondern er senkt sich je länger je mehr, bis man endlich Buchow erreicht, das von einigen Seen umgeben in einem Kessel liegt. Auf zwei Seiten sind die Ränder dieser Vertiefung sehr steil, einerseits im Westen, wo das gegenüberliegende Gehänge des großen Schermigelsees die Begrenzung bildet, andererseits im Norden, wo eine Reihe von Höhen, welche schnell gegen den Kessel abfallen, sich munterbrochen von Bollersdorf bis nach Prishagen fortziehen. Diese Höhen liegen nach genauen trigonometrischen Messungen, welche in der ausgezeichneten Karte Sines's eingetragen sind, zwischen 150—300 Fuß über dem Spiegel des Schermigelsees. Dieser See zeigt noch unter dem Wasserpiegel so schnell abfallendes Terrain, daß bei den Bewohnern der Umgegend der Glaube verbreitet ist, er sei unergründlich. Genaue Messungen aben die Tiefe seines Grundes nachgewiesen... Seine Tiefe ist

in der südlichen Hälfte ziemlich gleichmäßig 40—50 Fuß, nimmt aber von der Mitte gegen Norden mehr und mehr zu, bis sie dicht vor dem Ende des Sees bei dem Fischerhäuschen 142 Fuß erreicht. ... Solche schnell zunehmende und so bedeutende Tiefe besitzt, soviel bis jetzt bekannt geworden, kein anderer See in der Nart Brandenburg, denn selbst die großen Haveseen sollen nicht mehr als 30—40 Fuß Tiefe erreichen. Evidentlich muß daher dieser See, dessen Boden bis zum Niveau der Ostsee herabgeht, seinen Ursprung durch eine Verstärkung der ehemals gleichförmigen Oberfläche erhalten haben, und da der Unterschied zwischen seinem jetzigen Boden und dem unmittelbar angrenzenden Bollersdorfer Berge 300 Fuß beträgt, so ist es wohl erklärlich, daß eine solche Katastrophe das umgebende Terrain auch weiterhin noch zu bewegen und zu zerreißen vermochte. Daher stammen die steilen, scharf begrenzten Bergformationen dieser Gegend und die schmalen, tief in sie hineinsinkenden Spaltentäler.“ So erkennt man, daß die Nartische Schweiz bei Buchow sich weniger auszeichnet durch mächtige Erhebungen als durch eine sehr bedeutende Vertiefung.

2. Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein verständlicher Darstellung von Louis Buchner. Erste und zweite Auflage. Frankfurt a. M., Wein- dinger Sohn u. Comp. 1855. S. 1 Thlr.

Auf dem Boden der Naturphilosophie ist in unsern Tagen ein ganz gewaltiger Kampf. Zwei Parteien stehen einander gegenüber, welche sich recht herzlich hassen und überall zu vertheilen trachten. Diese verdächtigen jene, und dort antwortet man verdrückt man Alles, was hier behauptet worden ist. Ein edles, hochherziges Kämpfen, ein Respectiren der wahrhaft guten Seiten des Feindes will sich noch nirgends zeigen. Die Idealisten schlagen sehr materiell plump auf die Materialisten, sowie diese mit sehr speculativen Dolchen auf ihre gehässigen Gegner eindringen. Die Einen wollen nichts von Empirie, die Andern ebenso wenig von speculativer Abstraction wissen. Offenbar gehen beide Parteien zu weit und sollten ja nicht außer Acht lassen, daß eine Erfahrungsnaturlehre ohne geistigen Ueber- und Vorblick, überhaupt ohne ideate Vergeistigung gar nicht denkbar ist, daß eine speculative Naturphilosophie ohne wirklich begründetes Erfahrungswissen ein schwärmerisches Luftgebilde ist, womit man jetzt keinen vernünftigen Denker mehr befriedigen kann. Sie sollten bedenken, daß Dichtung und Wissenschaftliche Forschung zwei himmelweit verschiedene Sachen sind, wovon doch jede ein tiefbegründetes Naturrecht zum Leben hat.

Das vorliegende Werk führt seine Leser mitten in diesen Kampfplatz hinein. Es nimmt die hochherzige Miene an, als wollte es mit vorurtheilsfreier Geradheit beiden Parteien Rechnung tragen, weiß aber dabei seiner besondern Vorliebe zum Materialismus nicht lange Herr zu bleiben. Die vielbekämpften Ansichten Vogt's, Rolleschott's, Dubois-Reymond's sind auch die des Verfassers und mit ihnen ergreift er kühn die Waffen gegen alle idealen Naturphilosophen. Wir wollen ihn darob nicht tadeln. Er hält meistens den Standpunkt der rationalen Empirie fest, wie das eigentlich alle wahrhaften Naturforscher immer sollten, nur wäre noch zu wünschen gewesen, daß er auch den Standpunkt der rationalen Psychologie gehörig gewürdigt hätte, denn auch von dieser Seite gelangt man zu wirklichen Wahrheiten, die deswegen noch nicht zu Unwahrheiten werden, weil man nicht unmittelbar durch die Erfahrung auch dahin gelangen kann. Uebrigens haben wir uns darüber wahrhaft freuen können, daß der Verfasser mehrfach ganz entschieden auf die eigentliche Quelle des bittersen Haßes hinweist, wenn nämlich schon die Materialisten zu vorläufige Folgerungen aus ihren wissenschaftlichen Anfangsforschungen machten, so thäten dies die Idealisten in noch unendlich viel höherm Grade und das nicht bloß in ihrer eigenen Angelegenheit, sondern meistens in der ihrer Feinde. Darin besitzt das Buch in der That ein Verdienst. Nur sieht es zuweilen den eigenen Bal- ken nicht.

In kurzen Abhandlungen vedet das Werk über die untrennbare Vereinigung der Kraft und Materie, über die Unsterblichkeit, Unendlichkeit und Würde des Stoffs, über die Unabänderlichkeit und Allgemeinheit der Naturgesetze, über Himmel und Erde, über Urzeugung, über die Zweckmäßigkeit in der Natur, über den Menschen und dessen Gehirn und Seele, über den Gedanken, angeborene Ideen, Gottesidee, persönliche Fortdauer, Lebenskräfte, Thierseele, freien Willen. Man sieht, es hat sich gerade die Punkte herausgewählt, worüber am meisten gestritten wird, und es ist nicht zu leugnen, es fehlt ihm nirgends an der geistigen Kraft und an der Geschicklichkeit, seinen Gegenstand überall recht plan und klar vorzuführen und immer interessant zu bleiben. Nur laufen mitunter Uebereilungen mit durch.

Wir wählen, um etwas specieller in den Inhalt des Buchs einzugehen, zunächst den Auffatz über Gehirn und Seele. Der Verfasser sieht, wie sich das wol nicht anders erwarten läßt, das Gehirn als das Organ des Denkens an. Die Größe, die Form, die Art der Zusammensetzung des Gehirns stehen in geradem Verhältnisse zur Größe, Kraft der ihm inwohnenden geistigen Function. Die vergleichende Anatomie hat diese Behauptung als unumstößliche Wahrheit festgestellt. Der Verfasser stützt sich dabei auf die berühmten Versuche von Flourens. „Schichtweise trug er (Flourens) die obere Theile des Gehirns eines Thieres nacheinander ab, und man sagt nicht zu viel, wenn man erzählt, daß damit zugleich schichtweise und nacheinander die geistigen Fähigkeiten abnahmen und verschwanden. Flourens war im Stande, Führer durch diese Art der Behandlung in einen Zustand zu versetzen, in welchem jede seelische Function, jede Fähigkeit, Sinneindrücke zu empfinden, vollkommen erloschen war und das Leben nichtsdestoweniger dabei fortbestand. Die Thiere blieben unbeweglich auf der Stelle sitzen, auf die man sie hinsetzte, reagierten auf keinen äußern Reiz und wurden durch künstliche Fütterung erhalten; sie führten gewissermaßen das Leben einer Pflanze. Dabei blieben sie Monate und Jahre lang am Leben und nahmen an Gewicht und körperlicher Fülle zu. Welchen stärkern Beweis für die Identität von Seele und Gehirn will man verlangen als denjenigen, den das Messer des Anatomen liefert, indem es Stückweise die Seele herunterschneidet?“ Eine solche Schlussfolgerung ist wenigstens sehr übereilt zu nennen. Wir sehen z. B. einen mit Blei beschwerten Kork im Wasser untertauchen und haben Recht zu behaupten, daß die das Sinken bewirkende Kraft in dem Blei liege; denn wenn das Blei schichtweise vom Kork hinweggeschnitten wird, so nimmt auch die zum Sinken treibende Kraft in eben dem Verhältnisse ab und hört zuletzt ganz auf, wenn alles Blei hinweggenommen worden ist. Könnten wir nun hieraus nicht ebenso wie der Verfasser oben den Schluß ziehen: also ist die zum Sinken treibende Kraft und das Blei identisch? Der Verfasser mag die Sache nicht so gemeint haben, wie wir dieselbe auffassen, das wollen wir nicht bestreiten, indeß möchte ihm doch zu rathen sein, nie mehr zu schließen, als die Prämissen ein streng zugemessenes Recht haben zu verlangen. Der Sitz der Seele ist wahrscheinlich im Gehirn, aber deswegen ist die Seele noch nicht das Gehirn selbst; wäre nicht aus eben dem Grunde das Blei auch die Schwerekraft? Wo und wie die Seele und alle andern Kräfte in der Natur wirken, das finden wir allmählich durch eine denkende Empirie heraus, aber damit sind wir noch weit entfernt, das eigentliche Wesen dieser Kräfte selbst erkannt zu haben; so weit reicht unsere denkende Gehirnkraft noch nicht, und sie wird auch wol nie dahin kommen. Es ist dafür gesorgt, daß die Adame nicht in den Himmel wachsen.

In einem andern Aufsatze spricht der Verfasser sehr interessant über angeborene Ideen. Er leugnet geradezu, daß in unserm Geiste irgend etwas vorkommen sollte, was ihm nicht durch unsere Sinne erst zugeführt worden wäre. Diese Ansicht wird jetzt ziemlich allgemein für wahr gehalten. Nihil est in intellectu, quod non prius in sensu, war ein alter Grundsatz, der hauptsächlich von Descartes und mehreren neuern, besonders

deutschen Philosophen bekämpft und, wie man annahm, bestritten worden ist. Jetzt nehmen Krieshoff, Bogt, Spieß u. A. den Menschen als ein Product seiner Sinne, und in der That läßt eine unbefangene Beobachtung, daß Alles, was wir wissen, denken, empfinden, nur eine geistige Reproduction dessen ist, was wir oder andere Menschen vor uns auf dem Wege der Sinne zum Bewußtsein gebracht haben. „Das neugeborene Kind denkt so wenig, hat so wenig eine Seele wie das ungeborene; es ist nach unserer Ansicht nur körperlich lebend, aber geistig todt.“ Hiermit beantwortet der Verfasser zugleich die praktisch sehr wichtige Frage, wann eigentlich die Befestigung des Kindes eintrete, dahin, daß das Kind vor seiner Geburt noch gar kein Seelenleben besessen habe. „Die römischen Juristen gingen allein von der richtigen Ansicht aus, indem sie die Frucht überhaupt nicht als ein besonderes Wesen betrachteten, sondern nur als einen Theil des mütterlichen Körpers, welcher der Mutter und ihrem Belieben angehört. Daher war das Fruchtstücken bei den römischen Frauen gesetzlich und sittlich erlaubt, und schon Plato und Aristoteles sprachen sich für diese Sitte aus... In nicht christlichen Ländern weiß man nichts von einer besondern Frucht. Nach den Berichten von Williams ist das Fruchtstücken auf Madagaskar ganz gewöhnlich, ebenso die Kindererstickung. Das Kälmlische geschieht auf Ostasien. In ganz China und auf den Gesellschaftsinseln ist es sehr gewöhnlich. Nur ein mit den Thatsachen in Widerspruch stehender Glaube kann eine solche Befestigung der Frucht im Mutterleibe für nöthig halten; kein einziges Zeichen, keine Aeußerung, keine Erinnerung verräth eine solche.“ Wir zweifeln nicht daran, daß dies wahr sein kann, halten aber die daraus gezogene Folgerung, daß es daher auch kein Unrecht sei, ein solches ungeborenes Wesen zu tödten, für grundfalsch, ja sogar für verbrecherisch. Auch hier verkennt der Empiriker seinen bescheidenen, überall ungenügenden Standpunkt. Die wahrhaft inductive Logik kann solcher halbfertige Sprünge nie dulden. Doch wir geben dem Verfasser wieder das Wort. „Ein langer und schwieriger Zeitraum muß vergehen, bis der Mensch zum vollen Selbstbewußtsein erwacht ist. Dieses Allmähliche und Sprunghafte, zum Theil Mangel seines geistigen Wachstums verleitet nachher den im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte Befindlichen, seinem Ursprung zu vergeffen, seine Mutter, die Welt zu verachten und sich als den unmittelbaren Sohn des Himmels anzusehen, dem die Erkenntniß als ein geistiges Geschenk von oben herab vertheilt worden ist. Aber ein unbefangener Blick auf seine Unwissenheit, sowie auf jene Unglücklichen, denen die Natur eben diese mehr Sinne geraubt hat, kann ihn eines andern belehren. Was weiß ein Blindgeborener von den Farben, von dem Licht, von dem ganzen Schein der glänzenden Welt? Was weiß ein Taubgeborener von den Tönen, von Sprache und Melodie, Musik? Dem bekannten Kaspar Hauser konnte man den Griff eines Pferdes nicht deutlich machen. Sobald man das Wort aussprach, dachte er an sein kleines hölzernes, ein Pferd vorstellendes Spielzeug, welches er während seiner Gefangenschaft gehabt hatte, und war nicht im Stande, mit andern Worten eine andere als gerade diese Vorstellung zu verbinden. Man denke sich einen Menschen, dem von Geburt alle Sinne fehlten. Wäre es möglich, daß in ihm irgend eine Idee, irgend welche Vorstellung oder geistige Fähigkeit zur Entwicklung käme? Gewiß nicht. Er würde, ähnlich dem Tauben und ausserzogen, nur körperlich vegetiren, ungefähr in derselben Weise wie jene von Flourens des Gehirns beraubten Thiere. Von entsprechenden Beobachtungen sind an solchen Menschen gemacht worden, welche seit ihrer frühesten Kindheit fern von der menschlichen Gesellschaft unter Thieren, in Wäldern aufgezogen sind. Sie lebten und ernährten sich auf thierische Weise, hatten keine andere geistige Empfindung als die der Hunger, Durst, Kälte, Hitze, konnten nicht reden und zeigten keine geistigen Functionen, welcher dem Menschen angeboren ist. Auch von der Thierwelt wird nachgewiesen, daß es keine angeborenen Anschauungen giebt, obgleich man von dem Instincte



für hat gethen lassen wollen. Das Buch ist überhaupt sehr interessant und kann zum Lesen bestens empfohlen werden, nur muß der Leser ja vorsichtig sein.

Heinrich Steinmann.

## Estonische Cultur- und Literaturzustände.

1. Verhandlungen der gelehrten Estonischen Gesellschaft zu Dorpat. Erster, zweiter Band und dritten Bandes erstes Heft. Dorpat, Kasow. 1840—54.
2. Die livländischen „Bauernverordnungen“ von 1804 und 1819 und die „Agrarverordnung“ von 1849.

Vor uns liegen die der Öffentlichkeit übergebenen Thätigkeitsergebnisse einer gelehrten Gesellschaft, welche sich das Erforschen der estnischen Sprache, Literatur, Geschichte und verwandter Gebiete zum Zweck setzte.

Von 19 Stiftern, welche im Jahre 1839 zusammentraten, im Laufe der Jahre bis auf 100 Mitglieder des In- und Auslandes herangewachsen, trat unsere Gesellschaft die Beforgung eines Feldes an, auf dem bisher nur spärliche Ernte gehalten worden war. Wie die Urgeschichte aller Völkerschaften, so umfaßt sich die Geschichte der Esten vor dem Eintritt der deutschen Kaufleute, Priester und Schwertträger in diese Küstenlandschaften mit tiefem Dunkel. Schriftliche Denkmäler aus jener vordeutschen Zeit fanden sich keine, und mündliche Ueberlieferung, von der fanatischen katholischen Geistlichkeit des Kreuzfahrertustigen Mittelalters überwacht, ließ nur wenige heidnische Klänge durch das Geklimm der Paternoster und Ave Maria hindurchdringen, mit denen die heiligen Haine und Quellen rahaubert, die Gemüther des Volks zum Glauben an einen gekreuzigten Gott gebannt werden sollten. Mit Reflexen, Lauf- und Wechswasser hanthierten manche jener frommen Herren wie mit Würfelstein und Rechenbrett, oder sie lehrten, den kriegerischen Reigen der Ordensritter angeschlossen, mit zweifelhafteigen Schwerter das rohe Heidenvolk erkennen, was christliche Liebe, Sanftmuth und Brüderlichkeit heiße. Und dennoch überrascht uns ein romantisches Gelächter nach jenen verben Breiten, wenn wir durch das überzuckerte Christenthum der Amarantthen, durch die Wasserfuppen des vulgären Pöbelismus die gesunden Säfte unsers Bluts verdünnt fühlen. Aber dort wie hier ist die ursprüngliche Katholikkeit, Kraft und Poesie in Fäulniß übergegangen. Niedliches Leben, Ausschweifung aller Art fand bei den Brüdern der weltlichen und der geistlichen Orden, wie in andern fernem Ländern, so auch in Livland rasche Verbreitung, und die heiligen Räume, geweiht den Gebeten ensagender Seelen, erblühten von Lauf- und Dichtliedern, die, nach den Verlichten eines Zeitgenossen, aus aller Welt sammtlich in Livland sich vereinigt zu haben schienen. Was Wunder, daß die Bildung der armen Heiden, deren Seelenheil ganz eigentlich bedacht werden sollte, wenig oder nichts gewann, und wo die Unwissenden lernten, wurde für den heidnischen Aberglauben, dem sie abschwören sollten, christlicher Aberglaube in allgemeiner gütiger Münze ausgegahlt. Die Deutschen, welche vorgeblich zur Heidenbekehrung ins Land gekommen waren, hatten den Grund und Boden, das Eigenthum der Urbewohner, für sich in Anspruch genommen und unter sich getheilt, tyrannisirten das Volk und ließen sich für den Schutz, welchen sie ihm gegen benachbarte Feinde anboten, schwere Frohndienste leisten. Es schien fast, als sollten die Bemühungen gelingen, das Volk der Esten und Letten zur vollkommensten Kasparhauserschaft zu erziehen.

Wie in andern sogenannten christlichen Ländergebieten noch heute (z. B. in Centro-Amerika), fanden sich Mitte der dreißiger Jahre in Livland unter einer christlichen Landbevölkerung besuchte heidnische Opferstätten (vgl. „Verhandlungen der gelehrten Estonischen Gesellschaft“ und das „Inland“ 1836). Bis Ende vorigen Jahrhunderts hatten nur einzelne Landgeistliche der Bauernsprache sich betheilig, und der Ester war nicht im Stande,

die lateinischen Flaklein, welche der christliche Gottesdienst bot, zu verstehen. — Um die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts regte sich nach 400jährigem Schummer der Geist unter den Geistlichen. Auch Privatgelehrte nahmen an den Bestrebungen theil. Interesse erwachte für das Volk, unter dem man nun schon so lange gelebt hatte, ohne es auch der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen. Man betrieb das Studium der estnischen Sprache, und die Theilnahme war eine vielseitige, wie aus den Worten eines estnischschreibenden Gelehrten, Reimer Brocman (1609—47), hervorgeht:

And're mögen ein And'res treiben,  
Ich hab' wollen estnisch schreiben.  
Estnisch redet man im Lande,  
Estnisch redet man am Strande,  
Estnisch red't man in den Mauern,  
Estnisch reden auch die Bauern,  
Estnisch reden Edelente,  
Die Gelehrten gleichfalls heute,  
Estnisch reden auch die Damen,  
Estnisch, die aus Deutschland kamen,  
Estnisch reden Jung' und Alte.  
Sieh, was man vom Estnisch halte!  
Estnisch man in Kirchen höret,  
Da Gott selber estnisch lehret.  
Auch die klugen Pierinnen  
Ist das Estnisch liebgekommen.  
Ich hab' wollen estnisch schreiben,  
And're mögen And'res treiben.

Der Anstoß war gegeben, das Interesse wachgerufen. Aus dem Jahre 1637 (Reval) stammt die älteste estnische Grammatik des Magisters Henricus Stahl, welche mit dem angehängten Wörterbuch als erste Bemühung, das Bedürfnis zu befriedigen, trotz der lächerlichsten Mißverständnisse große Anerkennung verdiente. Im Jahre 1648 folgten aus Dorpat Gutschaffs „Observationes grammaticae circa linguam Oesthonicam“; darauf nach 33jähriger Zwischenzeit in Riga: „Grammatica Esthonica brevis, perspicua tamen methodo ad dialectum Revaliensem ed. a Johanne Hornung.“ Jenen schloß sich Thor Helle an mit einer „Kurzgefaßten Anweisung zur estnischen Sprache“, in welcher mitgetheilt wurden: 1) eine Grammatica, 2) ein Vocabularium, 3) Proverbia, 4) Aenigmata, 5) Colloquia. Von ihren Vorgängern wenig und nur formell unterschieden ist die estnische Grammatik von August Wilhelm Hupel (Leipzig 1780, zweite Auflage, Mitau 1818), welche bis auf den heutigen Tag die weitestverbreitete, fast einzig im Publicum gebrauchte blieb. Von wissenschaftlicher Begründung in all diesen Schriften, welche, wie die alte deutsche Grammatik, nach der Schablone der lateinischen zugeschnitten wurde, ist natürlich keine Rede. Erst in neuerer Zeit haben Männer wie D. W. Masing, der als estnischer Schriftsteller die Schönheiten und den Reichtum der Sprache offenbarte, und J. H. Rosenplönter mit seinen „Beiträgen zur Kenntniß der estnischen Sprache“ (Pernau 1813—32, in einigen zwanzig Lieferungen) tiefere Forschung auf diesem Felde eröffnet und in weitesten Kreisen angelegt. Jenen folgten zwei Männer: Dr. Fr. Rob. Facklmann (gestorben 1850), ein geborener Ester, ein Mann von tüchtiger, gründlicher Bildung und schöner geistiger Begabung, in Dorpat als praktischer Arzt allgemein gesucht und beliebt, und der Pastor Eduard Ahrens; dieser mit einer „Grammatik der estnischen Sprache, erster Theil. Formenlehre“ (Reval 1843), jener mit seinem „Versuch, die estnischen Verba und Conjugationen zu ordnen“ (Dorpat 1842) und einer „Declination der estnischen Nomina“ („Verhandlungen der gelehrten Estonischen Gesellschaft“ 1843). Alle Arbeit war indessen nicht beendet, und die sehr sichtbaren Lücken durch gemeinsamen Fleiß und Ausbau zu füllen ist der eine Zweck, den die estnische dorpatener Gesellschaft verfolgt. Außer Facklmann waren Hollmann, Reintal und Heller namentlich mit grammatischen Forschungen beschäftigt. Ein anderes großes Unternehmen, welches die Gesellschaft mit möglichstem Eifer

und noch mehr Fleiß und Genauigkeit verfolgt, ist die Bildung eines estnischen erklärenden Wörterbuchs, zu welchem das Hupel'sche, sowie fleißige Arbeiten von Rasing und Peller und eine Menge kleinerer Einsendungen aus dem flachen Lande benutzt werden. Da jene Arbeiten wegen ihrer Gründlichkeit nur langsam vorschreiten, scheint vorläufig, um dem dringenden Bedürfnisse nur einigermaßen abzuhelfen, eine ziemlich umfassende wörterbüchliche Arbeit des Pastors Adernann für die Öffentlichkeit bestimmt zu sein. Die Acten betreffs der estnischen Rechtschreibung stehen zur Zeit offen, da bisher keine Einigung stattfand und schwerlich auch jemals, so wenig als im Deutschen, erfolgen wird. Ein dritter Zweck der Gesellschaft ist Nachforschung im Gebiete alter Volksgefänge, Märchen, Sagen, Traditionen. In dieser Richtung verdanken wir Dr. Faehlmann, Dr. Kreuzwald und Dr. Waldemar Schulz viel Neues, Schönes und Beachtenswertes. Die ebenso pikanten als poetischen Sagen und Märchen, die Dr. Faehlmann nach mündlicher Ueberslieferung seines Volks mittheilte, haben ihrer Zeit auch in Deutschland Beifall geerntet und verdienen dem rastlosen Forscher um so lebhafteren Dank, als es nur wenigen, der Sitten, der Sprache, der Gebräuche kundigen Männern gelingt, die geheimen Schätze, welche der Esten vor dem gebildeten Deutschen tief verschlossen hält, zu heben. Ich erinnere an Faehlmann's Sagen von Koit und Kemmafik, von Wannemunne, vom Kochen der Sprachen, die leider durch russische Censur verstümmelt wurde, vom Entstehen des Embachs, vom Paradiese, von der Thiere Arbeit und Lohn; an das von Dr. Waldemar Schulz im neuesten — des dritten Bandes ersten — Heft mitgetheilte Bruchstück aus der Geschichte der Esten, das in seiner schmucklosen Einfachheit mehr Poesie und Tragik enthält als ein ganzes Dugend moderner deutscher Epen und Tragödien; ich erinnere endlich an die zahlreichen estnischen Volkslieder, welche wir dem Sammlerfleisse des Dr. Kreuzwald, eines geborenen Esten, verdanken. Neben kleinen Liedern, Sagen und Märchen ein großes Nationalepos beizufügen ist den verdienstlichen Bemühungen endlich gelungen, und es scheint, als sollte der „Kalewi Poeg“ („Sohn des Kalew“), die verwandte finnische „Kalewala“ an origineller Schönheit bei weitem übertreffen. Aus zahlreichen, im ganzen Lande weit verstreuten Bruchstücken, welche unverkennbar den Stempel der Zusammengehörigkeit tragen, ist es Dr. Kreuzwald geglückt, mit einiger Beihülfe bindender, selbst hinzugefügter Glieder ein nationales Epos zusammenzufügen, welches im nächsten Heft der Estnischen Gesellschaft, begleitet von einer treuen Uebersetzung, der Öffentlichkeit übergeben werden soll. Wir werden später Gelegenheit finden, ausführlich darüber zu berichten. In archäologischen und historischen Bestrebungen thaten sich aus der Gesellschaft die Herren Professoren Puet, Kruse, Sento und Hansen hervor. Der Letztere, durch seine Beiträge zur Geschichte der Völkerwanderung („Asien nach Herodot mit Ergänzungen aus Hippokrates“, Dorpat 1844) der gelehrten Welt bekannt, hat sich durch kritische Verdeutschung des ältesten livländischen Chronisten, Heinrich der Lette, und durch seine Vorträge über livländische Geschichte, die er als Privatdocent der dorpater Universität lehrte, in diesen Provinzen ein freundliches Denkmal gesetzt. Ich gestehe ein, daß von zahlreichen Rednern, welche ich hörte, wenige an Schärfe der Beurtheilung, Feuer und Freiheit des Vortrags, Deutlichkeit der Sprache, Bildung und Wohlklang des Organs Hansen gleich kamen.

Seit Begründung der Gesellschaft schieden mehrere der thätigsten Mitglieder durch den Tod, und namentlich die letzten Jahre haben die empfindlichsten Verluste herbeigeführt. Peller, Puet, Hollmann, Hansen, Faehlmann u. A. hinterließen Lücken, die auszufüllen die Gesellschaft nach Kräften bestrebt ist, um so mehr, als namentlich die Sprachforschung unter den hingestiegenen hauptsächlich vertreten war.

War es Zweck der Gesellschaft, die Sprache und Geschichte der Esten zu studiren, so hatte sie nicht minder Verbreitung guter und nützlicher Schriften in estnischer Sprache sich zur Aufgabe gemacht. Außer einem estnischen Kalender, um dessen

literarischen Anhang die Mitglieder bemüht sind, wurden mehrere kleine Schriften zum Druck befördert, wie Kreuzwald's „Winakatk“ (nach Biskopp's „Goldmacherdorf“), „Bippelag“ („Die Ameise“), ein lieferungsweise erscheinendes Schriftchen zur Belehrung und Unterhaltung des Volks, u. a. m. Schon bei ihrem Entstehen gründete die Gesellschaft in einigen Provinzialstädten des estnischredenden Livland Büchermagazine, in denen estnische Schriften für das Volk käuflich ausgelegt sind, und wirkt auch in dieser Weise anregend fort.

Als ich vor meiner amerikanischen Reise bei Gustav des väterliche Erbbesitzthum Heimthal bewirthschaftete, gründete ich für die an 1000 Einwohner zählende freie Gutsgemeinde ein estnische unentgeltliche Leihbibliothek, indem ich sämtliche bis jetzt erschienene, noch verkäufliche estnische Schriften vereinte und zur fortlaufenden Vermehrung alle mit zukommenden Entschädigungsgelder für Wald- und Feldfrevel aussetzte. Das Unternehmen fand Anklang bei den Bauern, welche mit zunehmendem Eifer die gebotene Gelegenheit sich zunutz zu machen, ist seit meiner Abreise von meinem Bruder in gleicher Weise gefördert worden und hatte auch bei andern Gutsherrn in uneigennützigster Weise Nachahmung gefunden. Unter den Mitgliedern der heimthalschen Gutsgemeinde, welche allerdings zu den besten im Lande gehört, sind nur die Greise und wenige Männer reiferen Alters im Lesen unbewandert, denn schon im Anfang des Jahrhunderts war für die Beförderung des Schulwesens und regelmäßigen Unterrichts gesorgt. Die Kirchspiel- oder Parochialschulen Livlands, sowie die neugegründeten Leiherschule sind damit beschäftigt, die alten unfähigen Lehrer durch neue zu ersetzen, die den Ansprüchen der Gegenwart genügen, und eine durch die Bauernverfassung eingesetzte Oberlandsschulbehörde beschäftigt sich, gleich den ihr untergeordneten Amtlandsschulbehörden, ausschließlich mit dem Letztgenannten und christlichen Unterrichtswesen. Daß die Wirksamkeit jener Schulen und Schulbehörden sich wohlthätig fühlbar mache, kann ich aus meinem dreijährigen Kirchenvorsteheramte bezeugen, das ich zum Mitgliede der Kirchspielsschulverwaltung bestimmte. Im Schreiben, Lesen, kirchlichen Gesang und Religionsunterricht waren unverkennbare Fortschritte gemacht und in den hiesigen Schulen wissenschaftliche Anfangsgründe mit Erfolg gelehrt worden. Ich habe absichtlich über diese ausschließlich dem Bauernstande gewidmeten Schulen und Bibliotheken einige Worte eingeschaltet, da mir Gelegenheit geboten war, der in Livland verbreiteten Meinung zu widersprechen, als lebte der liv- und kurländische Bauer in völlig rohem Zustande und als würde er von den deutschen Gutsherrn und dem Adel noch heute in Unwissenheit und Bildungslosigkeit erhalten. Die älteste livländische Bauernverfassung von 1804, welche der Reichstag ausgearbeitet ließ, erhob den Bauer endlich zum gleich adscriptus und entriß ihn der Willkür seines Herrn. Durch die von 1810 schenkte der Adel ohne vorbehaltene Entschädigung den Bauern persönliche Freiheit und ein angemessenes Grundgesetzbuch, das endlich durch die 1849 eingeführte Agrarverfassung, welche die Grenze des Bauernlandes feststellte und den Pächter den Ankauf seines Grundstücks erleichtern sollte, erfüllt ward. Die conservative Partei des livländischen Landtags so schroff sie auch ab und zu der liberalen entgegenstand, so doch Einsicht genug, um zu wissen, was und wie viel sie in neuen Zeit Rechnung tragen müsse. Und wenn nach den sinnigen Beschlüssen von 1848 und 1849 auf den letzten Landtagen von 1852 und 1854 ein entschiedenes Mißverhältniß zu erkennen gab, sowie im übrigen Europa nach allzu hoher Steuerflut Ebbe eintreten mußte, kann und wird doch die Livland Grundfrage, die Agrarverfassung, unangestastet bleiben. Die Personen, welche bisher über die deutschen Ostseeprovinzen Livlands schrieben, waren häufig von Vorurtheilen befangen, so fördern des Einwirkens eines bevorzugten Standes unwürdig zu stehen mochten, und besaßen sich in Beschäftigung mit keinen Einblick in die politischen und ökonomischen Zustände der Provinz gestatteten. Welch lächerlichen Mißverständnisse es

des Landes nur halbkundiger Berichterstatter ausgesetzt ist, zeigte vor einigen Jahren die mit tieffter Indignation mitgetheilte Notiz eines sonst wohlunterrichteten, aller Animosität fremden Deutschen: „In Riga besteht noch Sklavenhandel, es gibt noch Bauernhändler!“ Allerdings gibt es solche; doch lag ein würdliches Mißverständnis vor, da unter den Bauernhändlern Bauern zu verstehen sind, denen der kaufmännische Handel gestattet wurde.

Lehren wir nach dieser Abschweifung zu der gelehrten Estnischen Gesellschaft wieder zurück. Wir haben über ihr Treiben und Wirken nur im Allgemeinen berichtet, da hier nicht die Aufgabe gestellt war, einzelne Arbeiten der Reihe nach zu mustern, sondern diejenigen Sprach- und Alterthumsforscher, welche für den Nordosten Europas sich theilnehmend erweisen, sowie die Freunde ausländischer Volksdichtung auf die Verhandlungen der dorpater Gesellschaft angelegentlichst aufmerksam zu machen. Diese Sammelchrift vermochte einen um so reichern Schatz gehaltvoller Mittheilungen anzusammeln, als das Erscheinen der einzelnen Hefte (vier bilden einen Band) kein zwangswises ist. Von den anderthalbhundert von 1830—44 in monatlichen Sitzungen gehaltenen Vorträgen wurden nur 26 zum Druck befördert, welche den ersten Band füllen. Vom dritten Bande war Anfang 1854 das erste Heft ausgegeben worden. — Als Beispiel für den Wohlklang und die Bildungsfähigkeit der estnischen Sprache möge zum Schluß eine Ode in alexandrischem Maße von Joachmann (dem geborenen Esten) folgen und nebenan die getreue Uebersetzung vom gegenwärtigen Präsidenten der Gesellschaft, Gymnasialoberlehrer Sauto.

1. Suur on Jummal so ram, suurem so elde meel!  
Pikse merrude ilm karistab pattuseid,  
Agga Jummal elduat  
Kõik taevast ja metsa ja mure.
2. Rõem on põlganud mind. Üksel ma nuttaksin,  
Kui ei mällestas wool, lotus ei tõstaks mind. —  
Taevast naerata loeet,  
Agga mällestast mets ja mure.
3. Torre, mõnigi paik, armas ja hallis mul,  
Kus ma mõnigi kord õnnega wibisin,  
Kullia õpiko laulu,  
Kalla mängimist watais!
4. Talle taggasi wool — taggasi talle wool,  
Õnnale õnnelik aeg, kõige so rõemuga!  
Sülla pilkude ette  
Kõle see ma aetaksin!
5. Lotus, Jummal täht siina, sa kutsud mind,  
Kuhku mõni jo läks rõemuga õleates:  
„Torre! aken ma sind jälle,  
Torre, õnnistud issa-ma!“ —

1. Groß ist, Gott, deine Macht, größer dein güt'ger Sinn!  
Donners Schreden und Graus ängstigt die Sündigen,  
Ihr Gottes Erbarmen  
Preißt der Himmel und Wald und Flur.
2. Freude hat mich gesöh'n; weinen nur thut' ich noch,  
Tröster! Hoffnung mich nicht, süße Erquickung nicht. —  
Hoffnung lächelt der Himmel  
Und Erquickung Wald und Flur.
3. Seid mir freundlich gegrüßt, Orte so lieb und werth,  
Wo die Träume des Glücks oft ich so süß geträumt,  
Wald der Nachtigall Lieber,  
Wald belauschend der Fische Spiel! —
4. Kehre mir wieder zurück! Kehre noch ein mal zur  
Wieder, glückliche Bett! Seltsame Stunden, kommt!  
Wern, ach! gäbe ich Jahre  
Für euch, süß'ge Minuten, hin!

5. Hoffnung, Wotin des Herrn, freundlich winkst du mir  
Dorhin, wo das Glück' Wandert mit Lauchjen gräst:  
„Sei gegrüßt mir, ich seh' dich  
Wieder! dich, o mein Vaterland!“ —

Jegor von Givers.

### Von unserm Büchertisch.

Zu den bereits im Jahre 1853 erschienenen zwei Bänden der „Beiträge zur italienischen Geschichte. Von Alfred Remy“ (Berlin, Decker'sche Geheime Oberhofbuchdruckerei) sind jetzt auch der dritte und vierte Band erschienen. Der Verfasser ist als gründlicher Kenner der italienischen Geschichte wie als gewandter Darsteller nicht bloß in Deutschland, sondern auch unter den Gelehrten Italiens selbst so anerkannt, daß wir zur Empfehlung der in diesen vier Bänden enthaltenen Detailzeichnungen nichts weiter hinzufügen dürfen. Was der Verfasser laut der Vorrede selbst hofft, „daß man Treue und Sorgfalt in der Auffassung und Ausführung nicht vernichten und daß man auch bei abweichenden politischen oder religiösen Meinungen ruhige und leidenschaftslose Begründung der ausgesprochenen Ansichten und Urtheile erkennen werde“, können wir ihm nur bestätigen. Als von besonderem Interesse nennen wir in den beiden leterst erschienenen Bänden den Artikel: „Gaeta. Erinnerungen aus dem Jahre 1849“, mit den Beilagen: „Rom nach der Belagerung“, worin der Verfasser über die infolge der Belagerung 1849 in Rom angerichteten Verwüstungen berichtet, und „Die Garibaldianer in San-Marino“, ferner die Artikel: „Raglabacchi, Muratori und Leibniz“, „Benvenuto Cellini's letzte Lebensjahre“, „Die letzten Zeiten des Johanniterordens“, „Bonapartistische Erinnerungen in Toscana“. — Der böhmische Gelehrte Joseph Wenzig gab heraus: „Der neue Rath des Smil von Pardubice, eine Thierfabel aus dem 14. Jahrhundert, nebst dessen übrigen Dichtungen und eine Auswahl aus seiner Sprichwörterammlung. Nach den böhmischen Quellen zum ersten male deutsch bearbeitet“ (Leipzig, H. Weigel. 1855). Wir haben bereits in Nr. 39. d. Bl. einen Aufsatz aus Joseph Wenzig's Feder über den Verfasser dieser merkwürdigen, an gesunder, praktischer Moral reichen altböhmischen Thierfabel nebst Auszügen daraus mitgetheilt und glauben dadurch das Interesse für die Dichtung hinlänglich angeregt zu haben. Hingugefügt sind noch folgende dem Dichter zugeschriebene Produkte: „Des Vaters Rath“, „Der Streit des Wassers mit dem Weine“, „Der Stallmeister und der Schulkandidat“ und eine Sammlung altböhmischer Sprüche und Sprichwörter, unter welchen letztern wir folgendes bemerken: „Den Esel führ' bis nach Paris, es wird aus ihm kein Gaul gewiß.“ Der Einfluß deutscher Sprachweisheit, wie sie sich z. B. im „Winkbefe“ findet, auf den altböhmischen Dichter scheint uns unverkennbar; doch lag sie auch wol in der Bildung der Zeit. — Von L. von Rancizolle erschien: „Ueber Goethe's Verhältnis zu Religion und Christenthum“ (Berlin, Nicolai. 1855). Der Herausgeber hat in dieser kleinen Schrift unter den Rubriken: Bibel, Religion, Gott, Weltregierung, Unsterblichkeit, Liebe u. s. w. eine Anzahl Goethe'scher Weisheitsprüche zusammengestellt und sie mit Betrachtungen aus eigener Feder versehen, um zu beweisen, daß Goethe der Name eines Christen in Wahrheit zukomme, woran wir wenigstens niemals gezweifelt haben. — Ludwig Beckstein hat eine „Wartburg-Bibliothek“ (Jalle, Pfeffer) unternommen, welche ein Sammelwerk solcher Stoffe sein soll, die irgendeine geschichtliche oder künstlerische Beziehung zur Burg selbst, zur Stadt Eisenach und den bedeutendern thüringischen Nachbarstaaten, zu Luther bezüglich seiner Aufhebung u. s. w. haben sollen. Die erste und vorliegende Lieferung enthält „Das große thüringische Mystikum oder das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen“. Dieses geistliche Schauspiel und Ringpiel war bisher dem Auge der Welt entzogen, und Beckstein hat sich mit der Herausgabe desselben nach der einzigen bis jetzt aufgefundenen Hand-

schrift wie mit den beigegebenen Anmerkungen ein wirkliches literarhistorisches Verdienst erworben. Dieses Mysterium ist bekanntlich zu Eisenach am 24. April 1322 aufgeführt worden und hatte den tragischen Erfolg, daß der Landesherr Friedrich der Fromme, Landgraf zu Thüringen und Markgraf zu Meissen, von Inhalt und Darstellung erschüttert, in Schreckmuth verfiel. Ein Seitenstück dazu, das geistliche Spiel von der heiligen Katharina, ganz gleichzeitig mit dem Spiele der zehn Jungfrauen und vielleicht von demselben Dichter, wird in der vierten Lieferung mitgetheilt werden. — Eine uns aus Amerika zugelommene Broschüre trägt den Titel „Thomas Jefferson, von J. B. Stallo“ (Cincinnati, 1855). Die Schrift ist, soviel wir wissen, ein Specialabdruck eines gleichnamigen Artikels, den der „Pionier“, ehe er noch nach Newyork verlegt wurde, veröffentlicht hat; sie ist in der ehemaligen Officin des „Pionier“ zu Cincinnati gedruckt und gibt die Rede wieder, welche J. B. Stallo zur Geburtsfeier Jefferson's am 2. April 1855 in der Turnhalle zu Cincinnati gehalten hat. — Etymologischen vom Fach empfehlen wir zur Beachtung: „Etymologische Studien mit besonderer Rücksicht auf das Polaritätsgesetz der Sprache.“ In zwanglosen Heften herausgegeben von Boigtmann“ (Erstes Heft, Koburg, Riemann. 1855). Der Verfasser führt darin den von ihm unlängst herausgegebenen „Versuch über das Gesetz der Polarität der Sprache“ in detaillirter Beweisführung weiter aus. — Eine sehr gründliche und von tiefer Einsicht in die Gesetze und Functionen der Metrik zeugende Arbeit ist folgende von Johannes Winkwig: „Ueber die rhythmische Malerei der deutschen Sprache. Zur Habilitation in der philosophischen Facultät der Universität zu Leipzig bearbeitet.“ (Leipzig, Druck von Giesecke u. Devrient). Die philosophische Facultät hatte dem Verfasser auf sein Ansuchen gestattet, sich für diese Schrift, die übrigens nur die Grundlage der damit begonnenen wissenschaftlichen Untersuchungen umfaßt, der deutschen Sprache zu bedienen. — Eine wegen ihrer mehr als gewöhnlich schönen Ausstattung in die Augen fallende Anthologie ist folgende: „Dichterkönige von Johannes Scherr.“ (Leipzig, D. Wigand. 1855). Die Sammlung enthält nur ausgewählte Stücke der ersten Meister aller Nationen: Homer, Kalidasa, Virgilius, Ovidius, Wolfram von Eschenbach, Ariosto, Tasso, Camoens, Shakespeare, Milton, Burns, Byron, Shelley, Goethe, Schiller, Hölderlin, Béranger, Mickiewicz, Puschkine und Lermontow. Ueber die Auswahl der Dichter könnte man freilich rechten; man vermißt Aeschylus, Sophokles und Pindar; die römische Dichtkunst ist gar nicht vertreten; Calderon dürfte nicht fehlen; die Entschuldigung des Verfassers, daß Calderon und andere spanische Poeten zu specifisch spanisch seien und „kein rein menschliches“ Interesse böten, reicht nicht hin und kann bestritten werden; neben Shelley, Béranger und Hölderlin verdient auch noch mancher Andere, vielleicht gleich Berechtigte als „Dichterkönig“ einen Platz; die skandinavische Poesie ist gar nicht repräsentirt, obschon ein Tegner oder Runeberg wohl einen Puschkine oder Lermontow aufwiegen. — Wir schließen unsern heutigen Bericht mit der Anzeige, daß es die Reil'sche Buchhandlung in Leipzig unternommen hat, „Ludwig Storch's ausgewählte Schriften“ als eine „Volks- und Familienausgabe“ erscheinen zu lassen. Der Reinertrag (ohne Abzug) ist bestimmt, dazu angelegt zu werden, um dem beliebten, gegenwärtig der körperlichen und geistigen Ruhe bedürftenden Erzähler ein sorgenfreies Alter zu verschaffen. Wie wir hören, hat das romanlesende Publicum den Erwartungen des Verlegers in erfreulichster Weise entsprochen, sodaß bereits ein höchst zufriedenstellendes Resultat erreicht worden ist.

§. III.

### Notizen.

#### Deutsche Kirchenlieder in England.

Unter dem Titel „Lyra Germanica: hymns for the sundays and chief festivals of the christian year. Trans-

lated from the German by Catherine Winkworth“ erschien eine gelungene rhythmische Uebersetzung einer Auswahl der vorzüglichsten deutschen Kirchenlieder, welche das „Athenaeum“ unter Andern zu folgender Bemerkung veranlaßt: „Der geistliche Kirchengesang — dessen Geschichte eine der glänzendsten Seiten in den Annalen der deutschen Literatur fällt — war wesentlich als ein Kind des 16. Jahrhunderts betrachtet worden. Von Luther selbst angestimmt und von seinen Freunden und Schülern fortgesetzt, wurde er bald aus einem bloßen Mittel geistlicher und kirchlicher Erbauung eine Trompete und ein Schwert für die protestantische Partei, und keine hat vollkommener Recht, wenn er Luther's Hymne „Ein feste Burg ist unser Gott“ die Marschkaife der Reformation nennt. Die Wirkung dieser tapfern und glühenden Kirchengesänge auf den östlichen Geist kam mit Worten kaum beschrieben werden.“ Der englische Berichterstatter meint dann weiter, daß gegen das Ende des 17. Jahrhunderts das deutsche Kirchenlied in Verfall kam, und daß im 18. Jahrhundert selbst Angler wie Gellert, Klopstock, Claudius und Jacobi sich vergebens bemüht hätten, es wieder zu beleben. Scharflich seien noch einzelne herrliche Gesänge gerichtet worden, aber sie hätten, da das ganze Nationalleben eine andere Richtung genommen habe, einsam gestanden und auch des Geistes und der Mut entbehrten, wodurch sich die spannen früherer Zeiten auszeichneten. Im Ganzen gelte dies auch von unserm Jahrhundert, doch bewiesen einzelne treffliche Leistungen, daß der Geist der religiösen Poesie niemals im Vaterlande Luther's aussterben könne. „Gewiß, kein anderes Land (setzt der Berichterstatter hinzu) kann sich eines solchen Schatzes schöner geistlicher Gesänge rühmen als Deutschland.“ Als eine Probe der kräftigen und gedruckenen Uebersetzungsweise von Catherine Winkworth möge die erste Strophe des berühmten Luther'schen „Ein feste Burg ist unser Gott“ mitgetheilt sein:

God is our stronghold firm and sure,  
Our trusty shield and weapons,  
He shall deliver us, what'er  
Of ill to us may happen.  
Our ancient enemy  
In earnest now is he,  
Much craft and great might  
Arm him for the fight,  
On earth is not his fellow.

Der Kritiker des „Athenaeum“ spricht für eine zweite Auflage, insofern eine solche nöthig werden sollte, der Meinung aus, daß dann die Uebersetzerin auch die der Gegenwart angehörnden geistlichen Dichter etwas mehr berücksichtigen möge, so Spitta, Knapp und namentlich Luise Hensel, „one of the most gifted female writers of sacred poetry Germany has possessed.“

#### Ungarische Malerei.

Von ungarischen Künstlern hat man außerhalb Ungarns eben noch nicht viel gehört, wenn man (des trefflichen Porträtmalers Rupecci aus früherer Zeit nicht zu gedenken) einen in Florenz wohnhaften Maler Karl Marko und den eben vollen Bildhauer Ferenczi ausnehmen will. Wir waren daher einigermaßen überrascht, als uns eine Schrift zu Händen kam mit dem Titel „Ungarische Malerwerke. Beiträge zum allgemeinen Verständniß der bildenden Künste in Ungarn. Herausgegeben und redigirt von R. M. Kertbeny“ (erstes Heft, Pest, Jänner 1855). Wir fühlen uns jedesmal zum lebhaftesten Danke verpflichtet, wenn sich ein Autor die Mühe nimmt, uns in ein von ihm neuentdecktes oder wenigstens uns unbekanntes Gebiet des Landes einzuführen, und so danken wir auch dem Herausgeber dieser Schrift, der sich schon so manche Verdienste um die Bekanntwerden ungarischer intellectueller und literarischer Leistungen erworben hat, daß er sich die Mühe nahm, das deutsche Publicum wie auch seine Landsleute mit dem Aufgange der ungarischen Kunst bekannt zu machen. Unter den ungarischen Malern, die der Verfasser aufzählt, befinden sich

nies mit deutschen Namen, andere, die in Italien, Wien und München ihre Studien machten oder noch machen. Das ungarische Volk sieht an italienischen und deutschen Vorbildern an, ist nicht zu verwundern, da sie keine Vorgeschichte und keine Traditionen hat. Wir stoßen in dem Buche auf manche sehr treffende Bemerkungen, z. B. wenn der Verfasser sagt: „Es ist mit unserm Jahrhundert eine eigene Sache. Der wirklich gebildeten Menschen gibt es kaum mehr als in früherer Zeit, dagegen dringt die leidige Halbgebildung bei allen Poren ein. Dieser Selbstzufriedenheit entspringt dann die Meinung, Wissenschaft und Künste seien nur da, um der lebenslustigen Gesellschaft durch Spiel und Tanz, Ton und Farbe und all die fertigen Resultate schwerer und weisheitsvoller Denkprozesse das Leben materiell recht behaglich und vergnüglich zu machen und sie nie an die unheilbare Wunde der Geschichte zu mahnen, daß der Mensch doch eigentlich auf Erden sei, um den Unterschied zwischen edelm und unedelm Genusse aufzufinden und sich durch diesen immerfort zu klären, um besser, reicher und weiter an der Seele zu werden, als er es war, da er aus dem Fund des Daseins in die Hand erhielt.“ Der Verfasser meint übrigens, die ungarische Race besitze sichtbar und nachweisbar die glückliche bevorzugte Naturbegabung, zu Allem, selbst zu dem Höchsten befähigt zu sein, wenn sie nur wollte; noch nie sei Großes „in der Baumwolle und in den Armen des Pflückerthums“ geboren worden. Der Zusatz auf dem Titel „herausgegeben und redigirt“ läßt übrigens vermuthen, daß Keribeny nicht der eigentliche Verfasser ist und daß ein Anderer hinter der Schrift steht. Beweise in der Schrift sich aussprechende Sympathien wie Antipathien bestärken uns in dieser Vermuthung.

G. R.

## Bibliographie.

- Abel, D., Die Legende vom heiligen Johann von Nepomuk. Eine geschichtliche Abhandlung aus (seinem) Nachlass. Berlin, Herg. Gr. 8. 15 Ngr.
- Ammer, K., Die Strichfrage über die Lage des Paradies kritisch erörtert. Straubing, Schwaner. Gr. 8. 15 Ngr.
- Aus den Papieren einer Verbannten. 2ter Theil. 1te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr.
- Bahn, A., Bühnenspiele für das deutsche Theater bearbeitet und herausgegeben. 3ter Band. — U. u. d. L.: Der dramatische Reuigkeitsbote. 1ster Band. Berlin, Gabel. 8. 1 Thlr.
- Belanti, J. C. R., Peter der Große. Seine Zeit und sein Hof. Historischer Lebensroman. Drei Theile. Leipzig, C. F. Frießke. 1856. 8. 4 Thlr.
- Bensen, F. B., Die Kriegsfahrt der Athener nach Syrakus im Jahre 415 v. Chr. Eine neue Geschichte in alter Zeit. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 6 Ngr.
- Bernays, J., Joseph Justus Scaliger. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Boden, A., Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte. 1te sehr vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Bräuner. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.
- Bonn, F., Schott von Grünstein. Nach einer Rheinsage erzählt. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 16. 15 Ngr.
- Böttger, A., Der Fall von Babylon. Ein Gedicht. Leipzig, Herbig. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Braun, Isabella, Lebensbilder. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1856. Gr. 8. 21 Ngr.
- Bunsen, C. E. S., Die Seiten der Beth Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 1tes und 2tes Bändchen. Leipzig, Bock. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Burmester, G., Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewoh-

ner. Für die Gebildeten aller Stände. 6te Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers. Mit 228 großformatig nach Handzeichnungen des Verfassers von J. Alanson in Holz geschnittenen Illustrationen. Leipzig, D. Wigand. 1856. Gr. 8. 4 Thlr.

Byron's, Lord, Sämmtliche Werke. Ins Deutsche übersetzt von Mehreren. In zwölf Theilen mit 11 Stahlstichen. 1te Auflage. Gänzlich umgearbeitet, verbessert und vervollständigt von F. Rottenkamp. 1ster Theil. Stuttgart, Rigler. 1856. Gr. 16. 6 Ngr.

Curtius, K., Die Ionier, vor der ionischen Wanderung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Derwitz, D. G., Antonetta Czerna die Fürstin der Wildnis, Anführerin einer aus Frauen und Mädchen bestehenden Räuberbande, oder: Der Nachgang eines beleidigten Frauenherzens. Erzählung aus der neuesten Zeit. 1ste Lieferung. Dresden, Dreyer. 8. 2 Ngr.

Dropsen, J. G., Geschichte der preussischen Politik. 1ster Theil: Die Gründung. Berlin, Zeit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Enthüllungen über die geheimen Triebfedern zu dem über Jesum Christum durch Pontius Pilatus ausgesprochenen Todesurtheile und das tragische Ende des Letzteren. Aus einem lateinischen Manuscript von neuem zu Tage gefördert, nebst einigen Mittheilungen über die Person Christi, so wie näherer Umstände bei seiner Geburt und Leben, aus Michael Sachsens Kaiser-Chronik von 1615. Neujahrs, Dezer. 1856. Gr. 8. 7½ Ngr.

Frenzel, J. G., Predigten über das Gebet des Herrn und das Gleichniß vom verlorenen Sohn. Gaaßfeld, Riese. Gr. 8. 10 Ngr.

Girard, H., Geologische Wanderungen. I. Wallis. Viverrin. Velay. Nebst Karten, Profilen und Ansichten. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Glabrenner, A., Die verkehrte Welt. Ein komisches Gedicht. Frankfurt a. M., Weinberg's Sohn u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.

Heine, H., Gedichte. 1ster Band. — U. u. d. L.: Buch der Lieder. 13te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 2 Thlr.

Hekunde oder Abenteuer auf der Sonns. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hillebrand, J., Lehrbuch der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte mit Ausschluß der Geschichte der Privatrechtsinstitute. Leipzig, F. Fleischer. 1856. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Hoeber, B., Ueber das kosmische System des Platon mit Bezug auf die neuesten Auffassungen desselben. Programm. Hirschhausen. Gr. 4. 5 Ngr.

Hoefer, C., Erzählungen eines alten Lambours. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 12 Ngr.

Horst, A., Der geheimnißvolle Weihnachts-Abend. Wien, Benedikt. 8. 8 Ngr.

Huber, B. A., Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 3 Thlr.

Im Eril. Roman in drei Theilen. Von B. von St. Braunshweig, Leibrock. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Kaltner, J. A., Die erste deutsche Pilgerfahrt nach Jerusalem und Palästina. Original-Mittheilungen. Salzburg, Döcker. Gr. 16. 14 Ngr.

Knorr, K., Johannisfest. Episches Gedicht in zwei Gesängen. Paris, Claeser. 16. 10 Ngr.

— Herr Renard. Episches Gedicht in sechs Gesängen. Ebendaßelbst. 16. 7½ Ngr.

— Toni. Episches Gedicht in drei Gesängen. Ebendaßelbst. 16. 15 Ngr.

Köpfe, K., Ludwig Lied. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lange, M., Kritik der Erbkünste. Ein Leitfaden für geübtere Schachspieler. Berlin, Veit & Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Raugenstein und Hoblingen. Eine Erzählung von der Verfasserin des „Tagebuch eines armen Fräuleins“. Halle, Mühlmann. 8. 27 Ngr.

Renan's, R., Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. 1ster und 2ter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Das Lied vom Schachspiele, v. J. G., R. 2. v. R. Sulzbach, von Seidel. 16. 2 Ngr.

Rigmann, Caroline, Aus dem Leben. Fünf Erzählungen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 12 Ngr.

Lobstein, J. F., Klippen auf dem Heilsweg. Mit einem kurzen Lebensabriß des seligen Verfassers. Basel, Bohnmaier. 1856. 8. 12 Ngr.

Rubojakky, F., Katharina II. die Semiramis des Nordens. Historischer Roman in drei Theilen. Leipzig, C. L. Frischke. 1856. 8. 3 Thlr.

Lyser, J. P. L., De drie Jungfern und de drie Kathsherrn, oder: dat groote Karthorn-Knopp-Schüern to Altona. Een plattdütsches Märchen. Neu erzählt und illustriert. Hamburg, B. C. Verendsohn. 8. 3 Ngr.

Ranzoni, A., Die Verlobten. Eine mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aufgefunden und erneuert. Aus dem Italienischen übersetzt von E. von Bülow. 3te Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 12. 2 Thlr.

Mayer, C., Natur und Geist. Lehrgedicht in fünf Büchern. Bonn, Marcus. Gr. 12. 20 Ngr.

Reichelsch's Geschichte der Stadt Freising und ihrer Bischöfe. Neu in Druck gegeben und fortgesetzt bis zur Jetztzeit von P. A. Baumgärtner. Freising. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Remoten der Sennora Pepita. Bekenntnisse und Geständnisse aus dem Leben einer Längerin. 1ste Lieferung. Berlin, Hoffmann. 8. 5 Ngr.

Rittermüller, A., Das Zeitalter des heiligen Rupert, Apostels der Bajuvarier. Programm. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Straubing, Schöner. Gr. 8. 10 Ngr.

Roris, L., Frieden. Paris, Claeser. 16. 1 Thlr.

Rühlbach, L., Friedrich der Große und sein Hof. 2te Auflage. Drei Bände. Berlin, Janké. 16. 22½ Ngr.

Rundt, A., Ein deutscher Herzog. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 24 Ngr.

Ruret, A., Die protestantischen Galeerensträflinge in Frankreich. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 7½ Ngr.

Mythen, Sagen und Märchen aus dem deutschen Heidenthume von Dr. \*\*\* Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 15 Ngr.

Redomantsky, F., Der Rechtsbegriff. Pest. 1854. Gr. 8. 6 Ngr.

Rorden, Marie, Ottolar oder die Reise nach Sebastopol. Historischer Roman aus der Zeit Josephs des Zweiten. Drei Theile. Leipzig, C. L. Frischke. 8. 3 Thlr.

Reiter, F., Helgoland. Schilderungen und Erörterungen. Mit einer Ansicht und zwei Karten. Berlin, Besser. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Perthes, C. L., Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. 2ter Band. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Pilgram, F., Sociale Fragen betrachtet aus dem Prinzip kirchlicher Gemeinschaft. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Pocci, F., Neues Kasperl-Theater. Stuttgart, Gebr. Schellin. 8. 21 Ngr.

— und Reding von Biberegg, Altes und Neues. 1stes Bändchen. Ebendasselbst. 8. 15 Ngr.

Prantl, C., Geschichte der Logik im Abendlande. 1ster Band. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 4 Thlr.

Reinhart, G., Gedichte. Leipzig, D. Wigand. 1856. 8. 20 Ngr.

Rickenmann, F., Geschichte der Stadt Rapperswil, von ihrer Gründung bis zu ihrer Einverleibung in den Kanton St. Gallen. Mit zwei Ansichten. St. Gallen, Köppl. Gr. 8. 28 Ngr.

Ring, R., Verirrt und Erlöst. Roman in zwei Bänden. Gotha, Scheube. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rosmarinfranz. Eine Sammlung böhmischer Dichtungen in deutscher Uebersetzung von J. Benzig. Regensburg, Manz. 16. 22½ Ngr.

Schacht, F., Bilder aus Hamburg's Volksleben. Hamburg, Richter. 8. 15 Ngr.

Schlözer, A. v., Die Familie von Meyern in Hannover und am Markgräflichen Hofe zu Bayreuth. Berlin, Hatz. Br. 8. 20 Ngr.

Schmid, F., Geist der heiligen Messe. Zwei Bände. Schaffhausen, Furter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Das Geseht am 21. October 1813 bei Baunersroda. Eine Rechtfertigungsschrift für das ehemalige Königl. Sächs. Uhlanen-Regiment. Dresden, Schöner. 8. 6 Ngr.

Schäbler, V., Gold und Getreide oder die Lösung der Goldfrage an der Hand der Erfahrung, der Wissenschaft und der Gesetzgebung. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 1 Thlr.

Sittmann, F. B., Ueber Leben und Stoff. Dresden, Schöner. Gr. 8. 1 Thlr.

Weber, M. M., Freih. v., Die Lebensversicherung der Eisenbahn-Passagiere in Verbindung mit der Unterstützung und Pensionirung der Eisenbahn-Beamten und ihrer Angehörigen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 15 Ngr.

Zedlig-Neufirch, Freih. v., Aus der vornehmen Welt. Charakterzüge, Anekdoten, Biographien und treffende Aussprüche von berühmten Monarchen, Staatsmännern und Gelehrten. Zwei Bände. Berlin, Sacco. Gr. 8. 2 Thlr.

Zimmermann, K., Dr. Martin Luthers Leben. Zum Gedächtniß des Jubelfestes des Augsburger Religionsfriedens. Nebst einem Anhange, die Augsburger Confession, die Schmalkaldischen Artikel und den Augsburger Religionsfrieden enthaltend. 2te Auflage. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr.

### Tagesliteratur.

Abel, K., Die Kriessucht oder: das Königsübel mit Zusätzen aus Leibniz, neu herausgegeben als Beitrag zur Lösung der Zeitfragen mit Vorwort von Exorler. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Drei wichtige Actenstücke aus der Reformationszeit: Die Augsburger Confession; die Schmalkaldischen Artikel; der Augsburger Religionsfriede. Zur Feier des 25. Septembers 1855 neu zum Druck befördert von K. Zimmermann. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 10 Ngr.

Angenberger, Das Bild des Bösen. Dargestellt in Gesellen-Verein zu Passau. Ein Lesebuch für Jedermann. Landsbut, Krüll. 8. 4 Ngr.

Fröhlich, A. C., Winfried genannt Bonifacius der Deutsche Apostel. Ein Gesang zu dessen eilfhundertjährigem Geburtsfest. Frankfurt a. M., Bräuner. 1856. 12. 7½ Ngr.

Geudtner, Vier Monate in Sebastopol. Riesa. Gr. 8. 5 Ngr.

Lärmtrommel für die preussischen Wähler. Osnabrück, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.



# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

Sobald erschienen bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Reichen der Zeit.

Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde.

Von

**Christian Carl Josias Kunzen.**

Erstes und zweites Bändchen. Erstes Bändchen. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eine für die weitesten Kreise interessante neue Schrift des berühmten Staatsmanns und Gelehrten, die in Briefen an Arndt, „den bald neunzigjährigen Seher unsers Volks“, die wichtigsten Fragen und Interessen der Menschheit und insbesondere des deutschen Volks in würdigen, leidenschaftslosen, aber warmen, eindringlichen Worten und in humanem, freiem Sinne bespricht.

„Was bedeuten die Reichen der Zeit? Ist's Ebe oder Flut? Sehen wir in Deutschland und in Europa rückwärts oder vorwärts? Wer wird siegen, Kirche oder Staat? Geistlichkeit oder Nation? Pfaffensthum oder Volksthum? So haben Tausende und Millionen gefragt seit dem Ende des vorigen und seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts: schwerlich aber ist dieses Fragen je allgemeiner und ängstlicher gewesen als seit 1848, außer seit 1851.“ Mit diesen Worten beginnen die Briefe und besprechen dann in dem ersten Bändchen: Vereinsgeist und Hierarchie, Gewissensfreiheit und Verfolgung; Bischof von Retzler's Hirtenbrief; Bonifacius, seine Vorgänger und Nachfolger; die Tiarenpredigt des Bischofs von Strasburg u.; den babilonischen Kirchensturz; den Streit der staatlichen Gesetzgebungen mit dem kanonischen Rechte Roms über Ehe, Erziehung und Vermögen; den Streit der Priesterschaft mit dem Gewissen und die jüngsten Verfolgungen (unter Mittheilung wichtiger Actenstücke über Cecchetti und Borzysinski, die neueste österreichische Gesetzgebung über kirchliche Verhältnisse und die jüngste Verfolgung der protestantischen Väter in Frankreich).

Das soeben erschienene zweite Bändchen bespricht in weiteren drei Briefen an Arndt besonders die kirchlichen Verhältnisse Preussens.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Platon's sämtliche Werke.** Uebersetzt von **J. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **J. Strinhardt**. Erster bis fünfter Band. 8. 1850 — 55. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von **Karl Steinhardt** noch bedeutend erhöht. Leipzig, im October 1855.

**J. W. Brockhaus.**

**Guckow's**

## Unterhaltungen am häuslichen Herd.

In den drei Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenschrift unter Guckow's Leitung zu einer der gediegensten, interessantesten und gelesensten Zeitschriften Deutschlands entwickelt: sie ist ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands geworden und hat sich in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Mit dem soeben begonnenen vierten Bande (dem ersten Bande der neuen Folge) erscheint das Blatt in größerm Format und eleganterer Ausstattung. In dieser seiner neuen Gestalt wird dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern gewiß viel neue Freunde gewinnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe in Monatsheften statt. Der Preis beträgt vierteljährlich 20 Ngr. Unterzeichnungen auf das neue Quartal werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Die beiden ersten Nummern des neuen Quartals, sowie die ersten drei Bände der Zeitschrift, die sich ihres bleibenden Werthes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (gebunden jeder Band 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.) sind durch alle Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Leipzig, im October 1855.

**J. A. Brockhaus.**

## An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Ältere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der unterzeichneten Verlags-Handlung gegen die neueste zehnte Auflage unter den nachstehenden Bedingungen umgetauscht:

- 1) Gegen Einsendung eines Ex. einer früheren Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler wird ein Ex. der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert.
- 2) Das Werk kann auch in Terminen bezogen werden:
 

der 1.— 5. Band	gegen Einsendung von 4 Thlr.
„ 6.— 10. „	„ „ „ 4 „
„ 11.— 15. „	„ „ „ 4 „

Die ältere Auflage ist den ersten 4 Thlr. beizufügen.

- 3) Die Einsendung des Ex. der früheren Auflage sowie des Geldbetrags hat stets frankirt zu geschehen, wogegen die zehnte Auflage, insofern solche vollständig auf einmal bezogen wird und soweit eine Beförderung durch die Eisenbahn möglich ist, dem Besteller ebenfalls franco zugestellt wird.
- 4) Ex. früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen, werden zwar auch angenommen, es ist aber für jeden fehlenden Band 1/2 Thlr. mehr einzusenden.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der auf frankirte Zuschriften von der Verlags-Handlung franco übersendet wird.

Leipzig, im October 1855.

**F. A. Brockhaus.**

Bei Carl Rümpler in Hannover ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Novellenbuch des Hannoverischen Couriers.

Großes Band, 15 1/2 Bogen Octav. Geheftet 8 Sgr. — 10 Sgr.

Inhalt: **Kein Vertrauen.** Novelle von Golo Raimund. — **Die Vögel.** Eine Geschichte von Feodor Wehl. — **Des Königs Schatz.** Novelle von Adolph Höring. — **Der Waldgärtner.** Eine Criminalgeschichte von A. Tassan.

(Separat-Abdruck aus dem Hannoverischen Courier.)

Das Novellenbuch ist auch in Heften à 4 Sgr. = 5 Ngr. zu beziehen, deren zwei einen Band bilden. Das Ganze ist vorläufig mit drei Bänden vollständig und bildet ein Familienbuch, das zu äußerst billigem Preise für die langen Winterabende eine reine, gesunde, geistig fördernde und anregende Lectüre bietet für jedes Geschlecht, für die Jugend wie für das gereifte Alter.

In Miniatur-Ausgaben erschienen bei F. A. Brockhaus in Leipzig und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen folgende

### Uebersetzungen von Edmund Lobedan:

**Romeo und Julia.** Tragödie des Shakespeare. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

**Antigone.** Tragödie des Sophokles. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

**Sakuntala.** Nach dem Indischen des Kalidasa. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Drei Werke der dramatischen Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker, in meisterhaften Uebersetzungen, die sich in ihrer äußeren Ausstattung den besten Miniatur-Ausgaben klassischer Dichtwerke anreihen und eine jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

Just published by F. A. Brockhaus, Leipzig:

**Graeser** (Charles), The simplest method of acquiring an elementary knowledge of the French language. Adapted from the 79<sup>th</sup> edition of Professor Ahn's Elementary book. 8vo. 10 Ngr.

**A Key to the exercises of Graeser's simplest method of learning the French language.** With a characteristic of Ahn's method. 8vo. 5 Ngr.

**Ahn** (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.

First course. Seventh edition. 1855. 10 Ngr.

Second course. Sixth edition. 1855. 12 Ngr.

Third course. 1854. 10 Ngr.

**A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language.** First and second course. Third edition. 1855. 5 Ngr.

Im Verlage von Wilhelm Herz in Berlin (Bester Buchhandlung) erschienen:

**J. Bernays, Joseph Justus Scaliger.** Eine Biographie mit Portrait. Gr. 8. Cart. 1 Thlr. 24 Sgr.

**Catull's Buch der Peder.** Text und Uebersetzung von Theodor Heyse. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

**J. K. Erdmann, Ernst's Spiele.** Vorträge, theils an, theils längst vergessen. 12. Geh. 1 Thlr.

**Berliner Rahmenbüchlein.** Scherz und Ernst an dem allgemeinen Wohnungs-Anzeiger für Berlin und Umgebungen auf das Jahr 1855. 8. Ekt. 12 Sgr.

**E. Curtius, Die Jonier vor der Jonischen Wandung.** Gr. 8. 12 Sgr.

**O. Abel, Die Legende vom heiligen Johann von Nepomuk.** Eine geschichtliche Abhandlung. Aus Abel's Nachlaß. 15 Sgr.

**K. v. Schlözer, Die Familie von Bayern in Hannover und am markgräflichen Hofe zu Bayreuth.** Gr. 8. Geh. 20 Sgr.

Vollständig erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### König Jerôme's Carnaval

Geschichtlicher Roman von Heinrich Heine.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ein farben- und beziehungtreiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Rußland, im Reigen der schwächsten Zeit Deutschlands: das neueste Werk von Heinrich Heine, einem der ausgezeichnetsten und bestechendsten Schriftsteller Deutschlands. — Die übrigen Romane Heinrich Heine's erschienen früher in denselben Bänden, unter namentlich „Die Cluiken in Mainz“ und „Shakespeare“.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 44. —

1. November 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thln. jährlich, 6 Thln. halbjährlich, 3 Thln. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: D. F. Gruppe über die Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland. Von Julius Frankenstädt. — Ludwig Reikstab's „Garten und Wald“. — Ueber den Festungskrieg. — August Boden's Beiträge zur Kenntniß deutscher Zustände während der letzten Jahrzehnte. — Aus Paris: Das Institut; Vincieu's Tod; Statistischer Congreß; Preisbewerbung in der École des beaux arts; Literarische Neuigkeiten; Reisehandbücher. — Zur deutschen Journalistik. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

## D. F. Gruppe über Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland.

Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland. Von D. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Rgr.

Es treten in der Philosophie von Zeit zu Zeit Geister auf, welche, nachdem dieselbe eine Strecke Wegs zurückgelegt hat, Umschau halten und sich fragen: Wo sind wir? Wie weit haben wir uns dem Ziele genähert? Was liegt hinter und was noch vor uns? Sind wir denn überhaupt auf dem rechten Wege?

Diese Geister, die man wol mit Recht kritische nennt, philosophiren nicht sowohl über die Welt als vielmehr über die Philosophie; sie suchen das naive Thun der Philosophie zum Selbstbewußtsein zu bringen, sie öffnen den kindlich vertrauenden, sich für die absolute Wahrheit befähigt haltenden Weltweisen die Augen, vertreiben sie aber freilich damit aus dem Paradiese des harmlosen Philosophirens.

Zu diesen kritischen Geistern gehörte im eminentesten Sinne Kant, der den Wolfianern die Augen über ihre Unschuld öffnete und sie aus ihrem Paradiese vertrieb. Aber die Kant'sche Kritik, so zermalmend sie auch war, konnte doch einen Rückfall nicht verhindern. Dem alten Wolf'schen Dogmatismus hatte sie wol ein Ende gemacht, aber dafür erhob sich mit Schelling und Hegel ein neuer Wolfianismus und Dogmatismus. Es mußten also auch wieder neue kritische Geister auftreten, um diesem Schelling'schen und Hegel'schen Dogmatismus ein Ende zu machen.

Unter letztern nun ist einer der hervorragendsten D. F. Gruppe, dessen ältere Schriften, sowie seine obengenannte neueste Schrift nichts Geringeres als eine totale Umwälzung der Philosophie bezwecken. Gruppe, wbol zunächst durch die Schelling'sche und Hegel'sche Speculation zu seinem Kriticismus veranlaßt, begnügt sich doch nicht damit, bloß die schwache Seite an dieser aufzudecken, sondern geht darauf aus, die Achillesferse aller und jeder Speculation bloßzulegen; denn die Verirrungen der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie sind ihm nur notwendige, consequente Folgen der einen großen Verirrung, in der sich die speculative Philosophie überhaupt ihrem Wesen nach herumtreibt.

Gruppe trat mit dem Grundgedanken seiner Kritik aller bisherigen Philosophie schon 1831 in seinem „Antäus“, ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache hervor. In dem Titel „Antäus“ war schon die Gruppe'sche Tendenz angedeutet; denn, wie er selbst damals in der Vorrede sagte:

Antäus durfte nach dem bekannten griechischen Mythos sich das Buch nennen, welches einen riesenhaften Gegner allein dann bekämpft glaubt, wenn der Mensch, ein Sohn der Erde, den Boden nicht unter den Füßen verliert, aus dem er mit seinem Wissen und Denken emporgewachsen. Die speculative Philosophie ist dieser Riese und ihr gilt der gewagte Kampf.

Gruppe wollte durch seinen „Antäus“ die Menschheit auf immer von dem Schwindel lustiger Speculationen befreien. Wie Antäus, der Sohn der Erde, so sollte der Mensch mit seiner Wissenschaft und Erkenntniß dadurch fest und unüberwindlich werden, daß er den mütterlichen Boden, dem er angehört, nicht verließ.

Gruppe's „Antäus“ wurde noch bei Lebzeiten Hegel's verfaßt und erschien noch vor seinem Tode. Gruppe deutete zunächst auf die Differenz hin, in welcher sich das Hegel'sche System einerseits mit dem Geiste neuerer Wissenschaft, andererseits mit dem Geiste des Christenthums befände, ferner auf die Gewalt, die es der Geschichte der Philosophie anthue. Aber der Kern seines

111

Buch war positiver Art. Die Hegel'sche Methode ins Auge fassend, untersuchte er das Wesen der Begriffe und der Sprache, zeigte, daß sich mit beiden nicht so umgehen lasse, wie es Hegel thue, und beleuchtete von seiner gewonnenen Erkenntniß aus alle bisherige speculative Philosophie. Es gehe, lehrte er, ein gemeinsamer großer Irrthum durch die Geschichte der Philosophie, gerade Das, was die Speculation als ihr stolzes Eigenthum in Anspruch nehme, sei nichts als der falsche Gebrauch, den sie von den Begriffen mache, weil sie ihr wahres Wesen nicht kenne. Das Studium der historischen Sprachforschung, das Studium der Geschichte der Naturwissenschaften führe hier auf ganz andere Bahnen. Gruppe wies besonders auf die Dehnbarkeit und Zweideutigkeit der abstracten Begriffe hin, die in ihrem Wesen liege und ganz untrennbar von ihnen sei. Unter dem Namen der nothwendigen Relativität der Begriffe führte er diesen wichtigen, bisher ganz übersehenen Punkt näher aus. Er wies nach, daß die Sprache entstanden ist durch und für praktischen Gebrauch, daß erst, als sie ausgebildet dastand, die speculative Philosophie sich ihrer bemächtigt und nun aus den sprachlichen Zeichen heraus ergrübeln-wollte, was sie ganz wo anders hätte suchen und erforschen müssen. Die abstracten Begriffe seien nur Mittel des praktischen Verständnisses, überhaupt nur Mittel, das sich nach Bequemlichkeit einrichten lasse, aus dem sich aber niemals Folgerungen ziehen lassen. Sie seien nur Zeichen für Werthe, haben in sich keinen wirklichen Werth, keine selbständige Gestalt; sie haben nur Bedeutung im Angesicht wirklicher Dinge, nur Verständnis und Inhalt bei klarer Rückbeziehung auf vorhandene Gegenstände. Das Abstracte also habe nur Sinn in der Nähe des Concreten, im Zusammenhange mit demselben, es davon zu scheiden sei im hohen Grade verwirrend und Gefahr bringend, aber das Concrete aus dem Abstracten herleiten, construiren zu wollen, dies erweise sich als ein Unsinn, so sehr, daß man die Möglichkeit eines solchen Bestrebens bezweifeln müßte, falls nicht die Wirklichkeit so laut spräche; die namhaftesten Philosophen seien diesem Irrthum anheimgefallen.

In seiner zweiten Schrift: „Wendepunkt der Philosophie im 19. Jahrhundert“, welche Ende 1834 erschien, machte Gruppe auf derselben Bahn einen Fortschritt, sein Augenmerk auf das tieferliegende Problem der Erkenntnistheorie richtend. Er forschte dem Grunde der Erscheinung nach, warum die Begriffe relativ sein müssen. Er ging auf den eigentlichen Act der Begriffsbildung ein und suchte jene Erscheinung in dem Wesen des Urtheils selbst nachzuweisen.

Im Jahre 1842 fühlte sich Gruppe veranlaßt, sein Votum über Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit in einer Broschüre gleichen Namens abzugeben. Der Umstand, daß Bruno Bauer die Consequenzen der Hegel'schen Philosophie zog und mittels ihres Geistes die Theologie, sowie das Christenthum aufzulösen bemüht war, gab Gruppe von neuem Veranlassung, die Hegel'sche Philosophie zu beleuchten, und hier resumirte er seine

schon im „Antäus“ ausgesprochene Ansicht folgendermaßen:

Wenn die Sätze Hegel's ebenso viele Irrthümer sind, so gehören sie diesem Philosophen doch nicht allein und ausschließlich; sie stehen nicht einzeln, sie sind nicht bloß seinem Denken eigenthümlich, sondern sie haben einen Zusammenhang mit den Irrthümern anderer Philosophen, ja sie sind so alt als die Philosophie selbst und haben bei ihm nur eben ihre schwindeligste Höhe erreicht. Man kann Hegel nicht schlagen, ohne zugleich die Irrthümer anerkannt großer Philosophen, z. B. des Plato, Aristoteles, Kant, eingesehen zu haben. Das sprachliche Mittel, dessen sich das Denken bedient, hat von den Anfängen der Philosophie her eine Täuschung erzeugt, welche bis auf den heutigen Tag noch nicht gründlich überwunden ist. Man glaubte nämlich auf dem Wege der Deduction vom Abstraten zum Concreten fortgehen zu können, umgingen, daß die abstracten Begriffe bloße Hilfsausdrücke sind, die nur Bedeutung haben, soweit sie im Angesichte der Gegenstände verbleiben, von denen sie entstehen, die aber ihre Bedeutung verlieren, sobald wir sie isoliren wollen. Aus ihnen selbst läßt sich kein Inhalt entwickeln, geschweige denn ein solcher, welcher von empirischer Erkenntniß durchaus unabhängig wäre und diese an Allgemeinheit und Nothwendigkeit überwiegen könnte. Plato machte die denkwürdige Umkehrung, daß er glaubte, die abstracten Begriffe, welche er Ideen nannte und in die Welt des Ewigen versetzte, theilten den Dingen ihre Eigenschaften mit, während doch die concreten Dinge das Gegebene, also der feste Ausgangspunkt sind, ihre Eigenschaften aber unserer Auffassung angehören, und die abstracten Ausdrücke nur ein bloßes Zeichen dafür sind, welches seiner Natur nach ohnedies veränderliche Werthe hat. Schon Aristoteles sah ein, daß sein großer Lehrer Plato hier in einem umfassenden Irrthum befangen war; er bekämpfte die Platonischen Ideen mit der größten Entschiedenheit und oft mit bitterem Sarkasmus. Aber er selbst durchschaute doch diesen Irrthum weder in seinem ganzen Umfange noch in seinem wahren Grunde, vielmehr selbst in ihn zurück und befestigte ihn durch seine logischen Schriften, indem er hier die Methode des Plato auf bestimmte Normen zurückzuführen suchte, die bis auf den heutigen Tag gegolten haben. Die spätere griechische Philosophie hielt sich mehr an praktische Probleme. Das Mittelalter war theils der Autorität des Plato, theils der des Aristoteles unterworfen, und der Inhalt seiner Philosopheme erhielt es von der Offenbarung. Die freie, unabhängige Philosophie, welche alle Autorität abstieft, beginnt erst wieder mit Cartesius; doch machte die philosophische Methode weder durch ihn noch durch eines der aus ihm hervorgegangenen Systeme einen wahren Fortschritt. Dies geschieht um so glänzender durch Bacon von Verulam, der mit überraschender Klarheit und Sicherheit die Ungültigkeit und Verwerflichkeit der Methode darlegt, aus dem Abstracten das Concrete deduciren zu wollen. Ebenso sehr tadelt er das Verfahren,

von den speciellsten Erscheinungen gleich bis zu den allgemeinsten aufzusteigen. Es gäbe nur Eine wissenschaftliche Methode, die der Induction, d. h. vom Besondern zum Allgemeinen fortzuschreiten, und sie sei um so wissenschaftlicher, als man behutsam und schrittweise, ohne Sprung zuwerke gehe. Leider standen Bacon's Nachfolger an philosophischem Geiste weit hinter ihm zurück und verirrten bald wieder, was er so klar begonnen. Selbst Locke war der Aufgabe, die Entstehung der abstracten Begriffe näher zu erforschen, wenig gewachsen. So verlor die Philosophie unmerklich wieder den festen Ausgangspunkt, den ihr Bacon gegeben, und verfiel durch Hume in Skepticismus, durch Berkeley in ein Extrem von subjectivem Idealismus. Diese verschiebenen und sich widersprechenden Elemente überkam Kant, gleich sie aber nicht sowohl durch eine höhere Lösung aus, als er sie vielmehr in dem Fachwerk eines complicirten Systems unterbrachte und dadurch auseinander hielt. Kant zeichnete sich besonders dadurch aus, daß er sich von demselben Gefühl durchdrungen zeigte, welches die größten Philosophen vor ihm, Aristoteles und Bacon, leitete, nämlich daß „sich aus Begriffen nichts herausklauben lasse“; allein der Grund, warum diese Methode, aus abstracten Begriffen zu philosophiren, eine falsche und verwerfliche sei, entging auch ihm, er fand ihn nicht in der bisher verkannten Natur dieser Begriffe selbst, sondern in einer Uebertretung des den einzelnen Erkenntnißkräften zukommenden Gebiets, wobei denn die Annahme so scharf geschiedener Erkenntnißkräfte wieder nur eine sehr gewagte und in sich schwer begreifliche Hypothese ist. Darum fiel die Philosophie nach ihm auch wieder in den alten Irrthum, in die falsche Methode zurück. Man nahm sich nicht die Zeit, Kant's Kritik fortzusetzen; man wollte Inhalt, Philosophie, man wollte das Gebäude ohne das Fundament, und so deducirte denn Fichte wieder dreister, als man es je vorher gethan; ja an die Stelle der Deduction trat bald die sogenannte Construction, welche nur noch eine höhere Potenz davon ist. Hier hat es Keiner Hegel an metaphysischer Kühnheit gleich gethan. Die abstracten Ausdrücke Sein, Werden, Wesen, Quantität, Qualität u. s. w. gelten ihm nicht für Gedanken, sondern es wird ihnen auch ein eigenthümliches Lebensprincip beigelegt, sodaß ein Begriff den andern schöpferisch aus sich hervortreibt, immer reichere Begriffe und zuletzt concrete Dinge, die Natur und Geschichte, die Welt und Gott selbst hervorgehen. Wenn das Unfinn ist, müßte Polonius sagen, so ist doch Methode darin. Hegel selbst ging dem Positiven gegenüber immer noch mit großer Discretion zuwerke; aber seine Nachfolger zeigten nicht dieselbe Behutsamkeit, nicht dasselbe diplomatische Benehmen, und so kamen denn die Anstöße erst recht hart und schneidend zutage, je rückfichtloser und plumper sie nämlich, wie z. B. Bruno Bauer, mit den Consequenzen herausdrückten.

Diese in der Schrift über „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit“ dargelegte Ansicht über den ganzen bisherigen Entwickelungsgang der Philosophie

finden wir nun in Gruppe's neuester Schrift über „Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland“ wiederholt, näher ausgeführt und motivirt. Gruppe bemüht sich, nachzuweisen, daß alle bisherigen speculativen Systeme sowohl in Hinsicht ihres Ausgangspunkts als ihrer Methode geirrt und ihr Ziel verfehlt haben. Bacon von Verulam allein habe der Philosophie den richtigen Weg gewiesen; unter den neuesten Philosophen, nächst Gruppe selbst, seien zumeist Beneke und Reinhold Hoppe (in der kleinen lesenswerthen Schrift „Zulänglichkeit des Empirismus in der Philosophie“) als diejenigen zu nennen, welche den richtigen Weg erkannt haben. Der Irrthum aller bisherigen speculativen Systeme sei kein zufälliger, sondern er sei nothwendige Folge des Verlassens der Empirie und des Verkennens der Natur der abstracten Begriffe sowie der Sprache.

Was folgt nun aber hieraus für die Zukunft der Philosophie? Gruppe folgert: Es soll fortan keine Speculation, kein System, keine Metaphysik mehr geben, sondern nur Empirie. Ein System kann nur wieder durch ein anderes System gestürzt werden; aber, fragt Gruppe, muß es denn überhaupt eins geben?

Es ist wahr, daß die bisherige Philosophie gerade im System etwas Wesentliches und Unterscheidendes gefunden hat, aber muß denn diese Ansicht für alle Zeit aushalten, kann sie im Fortschritt des menschlichen Denkens nicht vielleicht aufgegeben werden? Allerdings, sie kann es, sie muß es, dieser Punkt ist da. Das System ist nur das Mittel, die Wahrheit ist das Ziel; kann nun die Wahrheit nicht damit bestehen, zeigt sich, daß das System etwas Voreiliges, Nichtphilosophisches ist, so muß es gleichwol aufgegeben werden, eben damit die Philosophie bestehe. In der That, die Zeit der Systeme ist abgelaufen, die Philosophie aber, welche niemals ablaufen kann, soll nun erst wahrhaft beginnen. (S. 257.)

Mit Schelling und Hegel hat sich nach Gruppe die Möglichkeit aller Systeme erschöpft; es kann nach ihnen, über sie hinaus, kein neues mehr geben; aber das sei auch gar nicht zu bedauern. Die Philosophie müsse eine ganz andere Bahn betreten, eine Bahn, in welcher sie stetig und sicher fortschreiten könne.

Auf einem begrenzten Raum hat Bacon von Verulam den Systemen schon vollständig ein Ende gemacht, und dies war der Anfang wahrer Naturforschung, die in weniger Jahrhunderten, als die Philosophie Jahrtausende gehabt hat, zu den imposantesten Resultaten gelangt, während jene, noch bei dem System verbleibend, zugleich auch eine Bettlerin geblieben ist, die nur von den Brosamen jener reichen sich noch dürftig hat fristen können. (S. 259.)

Gruppe hält der inductiven Wissenschaft eine glänzende Lobrede und findet nicht blos in ihrem Reichthum, sondern auch in ihrer Fortschrittsfähigkeit den Grund, warum die Philosophie nicht mit ihr concurriren könne. Die inductive Forschung verzichte auf die Ergründung der letzten Ursachen, noch weniger glaube sie damit anheben zu müssen, und eben diesem Grundsatz danke sie alle ihre Erfolge. Sie sei nach obenhin offen, das System dagegen geschlossen, eben darum bornirt. Die inductive Wissenschaft sei beständiger Rectification fähig, lasse tausend und aber tausend Arbeiter nebeneinander zu; das System dagegen sei ausschließend, von einem

bestimmten Centrum ausgehend, der Berichtigung unfähig, ein jedes von vorn anfangend, nur groß in seinen Hoffnungen und Verheißungen, gering in der Leistung. Das System sei unser Zusammenhang, nicht der Zusammenhang der Natur, ein gemachter, erzwungener Zusammenhang, nicht ein erlernter, es sei etwas ganz Subjectives, oft sogar willkürlich, launenhaft, wo nicht gar unredlich; es schwebte im Reich der Illusionen. Gruppe ruft aus (S. 260):

Sind wir Männer oder Kinder? Wird die Menschheit nicht älter und reifer mit den Jahrhunderten, daß sie sich über ein Gärtlein von Blumen freuen könnte, die abgeplückt und nur mit den Stengeln in die Erde gesteckt sind!

Was bleibt denn nun aber, wird man fragen, der Philosophie Unterscheidendes von den empirischen Wissenschaften übrig, wenn sie kein System sein soll? Es solle kein System mehr geben, heißt das nicht so viel als sagen, es solle überhaupt keine Philosophie mehr geben? Heißt das nicht die Philosophie todt schlagen, wenn man ihr ihre Seele, das Wesen, das sie erst zur Philosophie macht, raubt? Gruppe hat sich auf diese Fragen zum voraus gefaßt gemacht und beantwortet sie am Schluß seines Werks. Er gibt zu, daß die Philosophie noch etwas ganz Anderes als ein Complex von Erfahrungswissenschaften ist.

Der Standpunkt, auf welchem Viele in England sich beruhigen, will uns Deutschen nicht genügend erscheinen, und wenn wir noch so sehr die innere Hohlheit der neuesten speculativen Bestrebungen zugehen müssen, so will darum ein Werk wie die „Philosophie positive“ von Auguste Comte uns die Lücke keineswegs ausfüllen. Aber das Alte wegräumen und das Neue aufbauen, das kann auch nicht das Werk eines Tages sein. (S. 262.)

Der Philosophie soll nach wie vor ihre centrale Stellung inmitten alles menschlichen Wissens bleiben. Da die einzelnen Wissenschaften immer mehr in das Besondere gehen und sich immer weiter in ihrer peripherischen Erstreckung voneinander entfernen, so werde umso mehr eine geistige Wacht im Centrum unerlässlich. Aber

nicht mehr wie die Spinne im Netz soll hier der Philosoph sitzen, die Philosophie ist vielmehr das Herz des Ganzen, von dem die Bewegung des Blutes ausgeht und auf das sie wieder zurückkehrt, sie hat zu wachen über Einheit und Zusammenhang des Ganzen. Demnächst behält sie aber auch noch ihre besonderen Aufgaben, ihre speciellen Fächer.

Diese speciellen Fächer, die in Zukunft der Philosophie noch verbleiben, geht Gruppe der Reihe nach durch. Obenan, weil in unmittelbarem Zusammenhange mit ihrer centralen Stellung, steht ihm hier die Aufgabe, die allgemeine Methode des Erkennens zu überwachen. Das Fach der Logik verbleibt der Philosophie nach wie vor, wenn auch freilich in sehr veränderter Gestalt. Auf diesem Gebiete liegen die Grundlagen für einen Neubau der gesammten Philosophie, und Gruppe hat darum auch der „Reformation der Logik“ ein besonderes Capitel in seinem Buche gewidmet. Nächst der Logik soll der Philosophie das Fach der Psychologie verbleiben. Sodann, als eines der Felder, welche der

Psychologie große Dienste leisten, nennt Gruppe die Aesthetik; „sie hat alle Anwartschaft, neben der Logik und Sittenlehre eine philosophische Disciplin zu sein und zu bleiben“. Auch die Naturphilosophie, die Geschichte, namentlich die Geschichte der Philosophie, und die Religionsphilosophie bleiben zukünftige Aufgaben der Philosophie, obwohl, wie Gruppe andeutet, Reformen in allen diesen Gebieten vorzunehmen sind. Ausscheiden soll in Zukunft aus der Philosophie nur die Metaphysik, die Aristoteles gerade als den Mittelpunkt der Philosophie, als erste Philosophie darstellte. Hier, in diesem Punkte zeige sich eben der Abstand des Alten von dem Neuen. Die Metaphysik lasse sich nicht halten,

aus dem einfachen Grunde, weil wir Menschen und nicht Gott sind, weil wir nicht im Centrum, sondern außen an der Peripherie der Dinge stehen, weil überdies in den Begriffen auf keine Weise in solcher Art Anker zu werfen ist, daß wir von den Ursachen aus zu den Wirkungen fortschreiten könnten, weil die Ursachen und letzten Principien nicht das Gegebene, sondern das Gesuchte sind.

Durch seine Beschränkung der Philosophie werde, meint Gruppe, dieselbe gesichert und gerettet vor den beiden Hauptgefahren, welche sie immerfort bedroht haben: Skepticismus und Autoritätsglauben. In jenen mußte die Ueberhebung des Wissens nothwendig umschlagen; dieser könne neben der Forschung, mit welcher das Drakelspenden vom pythischen Dreifuß und die Berufung auf intellectuelle Anschauung unverträglich sei, nicht mehr bestehen.

Es ist nun ferner der Friede mit der Wissenschaft hergestellt. Philosophie und Wissenschaft sind nicht mehr zwei streitende Instanzen, sie können nicht mehr miteinander in Conflict kommen, eine hilft der andern, arbeitet der andern in die Hände. Ebenso können nun auch die Philosophen untereinander eine freundliche Stellung haben, ein großes gemeinsames Werk fördern, woran bisher bekanntlich sehr viel gefehlt hat, da der Nachfolger fast ohne Ausnahme einrückte, was der Vorgänger gebaut hatte. Die Philosophie hat aufgehört ein babylonischer Thurm zu sein, der den Himmel streifte und mit Sprachverwirrung endete. (S. 275.)

Das Gruppe'sche Werk, dessen wesentlichen Inhalt wir hiermit dargelegt haben, wird ohne Zweifel allen jenen Philosophen nicht behagen, die ihr Liebstes und Theuerstes, ihre Speculation aus Begriffen, ihre apriorische Systemmacherei darin angegriffen finden. Namentlich muß es den noch bestehenden Schellingianern und Hegelianern bitter schmecken. Dessenungeachtet bleibt es unumstößlich gewiß, und aufs neue die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt zu haben ist ein großes Verdienst Gruppe's: aus bloßen Begriffen läßt sich keine Realität herausklauben, die Realität aber ist es, die wir erkennen und ergründen wollen, also müssen wir in Zukunft den Weg vom Abstracten zum Concreten verlassen und den umgekehrten vom Concreten zum Abstracten, vom Anschaulichen zum Begriff einschlagen. Gruppe's Nachweisungen über die Natur der abstracten Begriffe und über den Werth des zu ihrer Bezeichnung dienenden sprachlichen Mittels sind höchst anerkennungswürdig und verdienstlich; es wird sie fortan kein Philosoph, dem es



um mehr als hohles Wortgeklänge zu thun ist, ignorieren können; sie sind wirklich geeignet, eine heilsame Reform in der Philosophie hervorzubringen, den philosophischen Lustschlößern und der babylonischen Sprachverwirrung ein Ende zu machen, Verschidenheit statt Aufgeblasenheit einzuführen, besonnenes, in das Gegebene sich vertiefendes Forschen an die Stelle des vorreiligen, kenntnislosen, oberflächlichen Rasonnirens über Himmel und Erde zu setzen.

Aber in Einem können wir mit Gruppe nicht übereinstimmen, das ist mit seiner Ausweisung der Metaphysik aus der zukünftigen Philosophie. Es liegt dieser Verbannung der Metaphysik nur der falsche Begriff, den freilich die meisten Philosophen, selbst noch Kant, von ihr hatten, zugrunde, daß sie nämlich apriorische Erkenntniß der Welt, eine Wissenschaft „aus reinem Verstande und reiner Vernunft“ (vgl. Kant's „Prolegomena“, §. 1) sei. Diesem falschen Begriff der Metaphysik hat Schopenhauer den wahren entgegen-  
gesetzt (vgl. „Die Welt als Wille und Vorstellung“, II, 180 fg.), und es ergibt sich hieraus, daß nur die auf jenem falschen Begriffe beruhende Metaphysik in der Zukunft aus der Philosophie auszuscheiden habe, nicht aber die wahre, welche die Erfahrung als ihr Fundament anerkennt. Wir stimmen mit Gruppe darin überein: die aus abstracten Begriffen deducirende, a priori konstruirende Metaphysik muß in Zukunft aufhören; aber daß damit alle und jede Metaphysik wegfalle, das können wir nicht zugeben. Die zukünftige Metaphysik wird nur dafür zu sorgen haben, daß sie mit den Thatfachen der Erfahrung übereinstimme, daß die Wirklichkeit ihren Begriffen nicht widerspreche, sie wird also eine andere sein müssen als die der a priori speculirenden Philosophen; aber anders sein ist nicht gleichbedeutend mit nicht sein. Die Metaphysik kann schon darum niemals aufhören, weil sie dem der menschlichen Natur eingeborenen metaphysischen Bedürfnis, das unaussrottbar ist, wie das physische, stets immer wieder von neuem entspringt. Die bloß empirischen Wissenschaften füllen die Seele nicht aus; es genügt dem denkenden Menschen nicht, den Zusammenhang der Erscheinungen zu erkennen, sondern er will in das tiefinnere Wesen der Dinge eindringen, womöglich ihren letzten Grund und Zweck ergreifen. Ob ihm dies je gelingen werde, ist freilich eine andere Frage. Aber auch zugegeben, daß wir es nur annäherungsweise zum Ergründen der Welt bringen, daß zwischen dem Ding an sich und unsern Begriffen immer noch eine Kluft bleibt, daß nur relativ, für uns und unser Fassungsvermögen, sowie für den jedesmaligen historischen Standpunkt unserer Erkenntniß, das Letzte ein Letztes ist: so folgt doch daraus nicht, daß wir auf alle metaphysische Forschung verzichten sollen. Die metaphysischen Systeme, selbst die auf Erfahrung gegründeten, werden mit dem Fortschritte der Erfahrung wechseln, aber das Bedürfnis nach ihnen wird nie verschwinden, solange die menschliche Natur dieselbe bleibt. Was sind die Religionen anders als metaphysische Systeme in

populärer Form, Volkemethaphysiken? Wird es Gruppe aber einfallen, zu sagen, weil es falsche Religionen gibt, darum solle überhaupt keine Religion in Zukunft mehr sein? Es ist eine große Inconsequenz von Gruppe, der Philosophie zu versagen, was er der Religion gestattet. Gruppe sagt nämlich am Schluß seines Werks, mit dem Ausscheiden der Metaphysik aus der Philosophie höre aller Conflict dieser mit der Religion auf,

denn die Gebiete berühren sich nicht mehr. Solange man fälschlicherweise die Philosophie innerhalb der Grenzmarken der Theologie sich bewegen ließ, konnte der Streit, der mehr als ein Rangstreit ist, kein Ende finden, allein jetzt stehen die Sachen ganz anders. Die Philosophie hat keine Metaphysik mehr, von den Aristotelikern auch Theologie genannt, sie hat auch keine natürliche Theologie im Sinne Christian Wolf's mehr, sie erhebt sich überhaupt nicht mehr in diese Region; die inductive Forschung, unten auf der Erde fußend, läßt nach oben hin den Schluß offen, sie ist eben kein System, sie hat sich es zum Grundsatz gemacht, über die letzten Ursachen, über die letzten Enden alles Daseins nicht abzusprechen, nicht zu grübeln, weil ihr dazu durchaus die Mittel fehlen; hier nun findet die Religion, welche oazu allerdings die Mittel besitzt, freien Raum, sie stoßt hier nirgends mit der Philosophie zusammen und an ihr eben ist es, auf andere Weise die Lücke auszufüllen, welche die inductiv gewordene Philosophie läßt. So ist beiden geholfen, so treten beide in den ungestörten Besitz ihrer vollen Rechte ein. (S. 276.)

Woher weiß Gruppe dies Alles? Ist er etwa ein Philosoph, der mit Rudolf Wagner „Köhlerglauben“ neben der Wissenschaft in sich beherbergt? Ist dies nicht der Fall, nun so kann er der Religion nicht mehr die Mittel, über die letzten Ursachen und Enden zu urtheilen, zuschreiben als der Philosophie. Hält er die Religionen für natürliche Erzeugnisse des Gemüths und der Phantasie, so muß er wol die Philosophie für noch befähigter zum Urtheil über die letzten Gründe der Dinge halten als die Religion. Ueber diesen Punkt hat sich Gruppe nicht klar ausgedrückt. Man erfährt nicht, wie er es meint, daß die Religion die Mittel zu Dem besitzt, wozu sie der Philosophie fehlen, zur Erkenntniß der letzten Ursachen und Enden alles Daseins. Hegel stellte die Philosophie um eine Stufe höher als die Religion. Gruppe behauptet, beide Gebiete berührten sich nicht, und glaubt dadurch den Conflict zwischen Religion und Philosophie auszugleichen. Aber diese Behauptung hat die Verbannung der Metaphysik aus der Philosophie zur Voraussetzung, und eben diese Ausweisung der Metaphysik konnten wir nicht als gerechtfertigt erkennen.

**Julius Frauenstädt.**

#### Ludwig Mellstab's „Garten und Wald“.

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften von Ludwig Mellstab. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1854. Gr. 12. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der Ruf eines guten Erzählers wurde vordem theils leichter, theils schwerer erworben als jetzt, jedenfalls aber auf andere Art. Früher, wir sprechen von der glücklichen, tendenzlosen Zeit, wo der ästhetische Standpunkt bei Beurtheilung der Kunstserzeugnisse für den allein berechtigten galt, genügte es, eine anmuthig erfundene Ge-

sichte in anziehender Art, mit Geschmacl, gut stilisirt und in richtigen Verhältnissen gruppirt, vorzutragen, um eine gute Erzählung zu liefern. Auf dieser Basis gelangten die Horn, Storch, Duller, Kellstab, Blumenhagen, Frommig u. s. w. zu dem Namen und dem Ruf guter Erzähler. Heute ist die Kunst doctrinär geworden. Jedes Kunstwerk soll etwas lehren, bedeuten, beweisen, einen Satz belegen, einen Irrthum beseitigen, einen Gedanken, eine Wahrheit versinnlichen, ein Weltgesetz zur Anschauung bringen, und der Himmel weiß, was noch sonst! Das vor 25 Jahren gesprochene Urtheil kehrt sich um, man prüft die zu jener Zeit beliebten und belobten Erzählungen unter den neuen Gesichtspunkten der Tendenz, der Doctrin und findet sie nicht mehr stichhaltig. Ist das die Schuld dieser sonst belobten Autoren oder die der Kritik? Im Interesse unsers Autors müssen wir dies etwas näher betrachten.

Die wahre Kritik ist allerdings nicht der bloße Ausdruck des Zeitgeschmacks; sie ist davon unabhängig und etwas Höheres. Sie ist eine Vernunftregel des Schönen; das Kunstschöne ist ihr Ziel und ihre Basis. Dies Ziel, diese Basis aber scheint in unserer Zeit völlig und gänzlich dem Göken der Doctrin zum Opfer zu fallen. Unsere heutige deutsche Kritik ist meist von reinem philosophischen Geblüt; sie beweist und motivirt Alles, indem sie dem ästhetischen Naturgefühl, dem Geschmacl jede Verrechtigung abspricht, ja ihn bis zu völliger Saloperie ignorirt und verleugnet. Diese deutsche Kritik motivirt auch das an sich Häßliche, das Incongruente, das sich selbst Widersprechende, wenn es nur absichtsvoll ist, nur eine Tendenz zum Charakter hat; sie misachtet jedes ästhetische Gesetz, unterbindet jeden Geschmaclsnerven, verleugnet alles Bewußtsein des ursprünglich Schönen. Das ästhetische Feingefühl gilt ihr nichts, sie forscht nur nach der Tendenz, verliert sich über die Materie in nebelhafte Phrase und gibt Worte statt des Inhalts.

Auf diesem Wege ist die deutsche Kritik zu jenem völlig unpragmatischen Standpunkt gelangt, den uns zuerst die Engländer heftig zum Vorwurf gemacht haben. Die klarsten und besten Köpfe in Deutschland fangen nun an, das Gewicht und das Recht dieses Vorwurfs zu erkennen. Sie stehen im Begriff, das völlig Unfruchtbare, das Hohle, das Scheinwesen dieser Art hyperphilosophischer Kritik für dem Interesse der Kunst entgegengesetzt zu erkennen, der Kunst, die ohne ein gutes Theil „undefinirbaren Inhalts“ gar nicht bestehen kann. Das „Undefinirbare“ aber ist eben das ästhetische Feingefühl, oder mit einem alten, aber unentbehrlichen Ausdruck: der Geschmacl! Was hülfte es dir in der That, zu beweisen, daß dies oder das gefallen muß, weil es ein Meisterstück innerster Begründung, feinsten Charakteristik, strengster Motivirung ist? Hast du den Geschmacl verlegt, so hast du für die Kunst nichts gethan!

Wir unsererseits halten an dem alten Maniere fest; das ästhetische Bewußtsein ist unsere Fahne. Wir zerlegen die Kunstwerke nicht mit dem Messer der Doctrin in Atome, wir nehmen ihren ästhetischen Ein-

druck nicht für unerheblich und indifferent, wir messen sie nach dem Gesetz des Schönen, freilich mit dem Bekenntniß, daß uns dasselbe Verderben, wie auf dem Gebiete der Kritik, dormalen auch auf dem Gebiete der Production zu herrschen scheint. Es ist schwer zu sagen, von wem die Ansteckung ausgegangen ist, ob die Production die Kritik oder umgekehrt diese die erstere angekränkt hat. Unsere neuesten Poeten gehen bei der Wahl ihrer Stoffe in der That wahrhaft grausam zuwerk, d. h. grausam gegen sich selbst. Sie wählen, mit Absicht, so scheint es, das Widernatürliche, das Häßliche, das Widersprechende, um daran ihre eigenfünige poetische Kunst, die Macht der Austiefung und der Motivirung zu prüfen und der Welt zu zeigen. Wie soll man es anders erklären, daß beispielsweise selbst der sonst so treffliche Max Waldau sich zu einem Thema, wie das seine „Nahab“ ist, verirren konnte? Und was soll man sagen, als daß eben der theoretische Eigensinn, die vollständige Verleugnung des guten Geschmacks es ist, die es antunehmen, ein solches Thema, sich selber zum Troß, poetisch auszubauen? Es ist dieselbe Operation, die in der Plastik den geschundenen Marsyas zuwege bracht und die in der deutschen Kritik, nach Verleugnung jedes Naturgefühls des Schönen, nach Erödung alles ästhetischen Instincts, mit kunstvoll gewundenen Phrasen uns beweißt, das Häßliche sei vollkommen motivirt und eben um deswegen schön!

Nach dieser Philippika gegen die Aesthetik des Häßlichen, wie sie neuerlichst versucht wird, nach diesem frommen „Animam salvavi“, das freilich den Zeistrom nicht rückläufig machen wird, beruhigen wir uns und treten näher zu unserm Autor heran. Sein Name gehört zu den alten Namen von gutem Ruf in der Novellistik, und er verdiente ihn nicht bloß zu jener Zeit, auf welche die heutige Kritik mit vornehmer Schätzung zurückblickt, sondern er hat auch jetzt noch — bis auf einen besondern Punkt — vollen Anspruch darauf. Wenn es sich darum handelt, eine anziehende Begebenheit geschickt zu erfinden, wirksam zu gruppiren, in richtigen Proportionen abzugrenzen, befriedigend abzuschließen, Charaktere hinzustellen, richtig zu motiviren und ihnen den entsprechenden Ausdruck zu leihen, da ist Kellstab unser Mann. Auf Versinnlichung großer Lebenswahrheiten geht er nicht gerade aus; seine Reflexionen und Lebensanschauungen sind nicht gerade tief, aber sie sind sicher, durchdacht und bieten sich vor allen Dingen natürlich und ungezwungen dar. Er erzählt Geschichten, die zuvörderst wahr sein könnten, zumellen poetisch, immer aber anziehend, unterhaltend, angenehm. Die Mehrzahl seiner Gestalten zeigt sich in der That eigenthümlich geistig belebt, seine Diction ist meist sauber, zussagend, vorsichtig und rein. Mit allen diesen Vorzügen verbindet sich nur ein Fehler, der jedoch bei ihm ganz verzeihlich erscheint. Kellstab began seine Erzählerlaufbahn in einer starkbewegten, raschen Zeit. Man war im zweiten Jahrzehnd unsers Jahrhunderts nicht so nervenschwach wie heute. Sein

großer Roman schilderte die blutigen, grausamen Schrecknisse des Jahres 1812 in Rußland; er fand den größten Beifall in einer Epoche, die noch ganz jenen blutigen Erinnerungen lebte und die an starke Aufregungen gewöhnt war. Von diesem Beifall her ist dem Verfasser eine gewisse Vorliebe für Scenen des Schreckens, Hates, erschütternde Pein geblieben, in deren Ausmalung er oft über das rechte Maß, ja über die Grenzen der Wirkung, die er selbst erstrebt, hinausgeht. Einen gefesselten Menschen langsam an kleinem Feuer schuldlos verbrennen zu lassen, wie in der „Vergeltung“ geschieht, das geht selbst über Eugen Sue und kann unmöglich eine erstrebenswerthe Kunstwirkung hervorbringen, und auf ähnliche nervenerschütternde Scenen laufen leider viele seiner Erfindungen hinaus. Es erscheint dies selbstsam genug bei einem so musikalisch gebildeten und hier so feinfühlenden Autor, wie Melstab ist, und man möchte aus diesem Widerspruch schließen, daß der Fehler mehr in seiner Zeit als in der Natur des Künstlers wurzelt, der im Uebrigen den Sinn des griechischen Wortes so gut festhält und dem, auch ohne zu Schrecknissen zu greifen, eine belebte Handlung immer zugebote steht. Es ist dies wiederum die Geschichte vom geschundenen Bartholomäus in der Kunst.

Die vorliegenden vier Bände mischen Erfundenes mit Erlebtem, denn, wie der Verfasser richtig sagt, Niemand findet ganz rein, wie Niemand ganz rein und ohne alle That der Phantasie erlebt, was er erlebt. In „Beethoven“ und „Jean Paul“ werden uns Größen der Vergangenheit, nicht „vergangene“ Größen geschildert, für die wir dem Verfasser dankbar sein müssen; „Berger“ und „Wendelssohn-Bartholdy“ sind Lebensbilder von auerndem Werth, und die erfundenen Erzählungen zeigen neben der dichterischen Anlage einen Geist, der mit biblischem Auge viel Großes gesehen und manches Trugbild der Welt durchschaut hat. Doch wir haben den Inhalt der vier Bände nicht mit einigen Phrasen zu erheben, sondern ihn im Einzelnen anzusehen.

Die Novelle „Vergeltung“, in drei Abtheilungen, entwirft eine Schicksalstragödie, die mit der Schlacht von Austerlitz beginnt und 20 Jahre später mit der Ausöhnung der Leiden und dem Lohne für alle bestandenen Prüfungen endet. Der Bestand der Erzählung ergibt sich aus den Geschichten, denen des Romans „1812“ verwandt, durchweg fesselnd und bewegt sich in den gewöhnlichen Novelleneffekten. Ueber den Tod des alten Anas haben wir schon als eine nicht zu rechtfertigende Bitterkeit gesprochen. Die folgende Erzählung: „Der eserteur“, in zwei Abtheilungen, behandelt eine ziemlich bekannte Anekdote des alten Dessauers mit einem in Soldaten gepreßten Candidaten der Theologie einmüßig zu ausführlich und auch nicht frei von unnöthiger Grausamkeit. Die Erzählung lieft sich aber gut, in plastische Gestalten in Menge und zeigt namentlich ihrer Exposition, in der Gestalt des Rectors Appellius, in welchem Erfolg der Verfasser sanfte und zarte Scenen zu malen versteht. Zwei oder drei Figuren dieser

Geschichte, der Fürst — den der Verfasser irrig zum Herzog stempelt —, der Jude Hirsch und der Student Krach sind wahre Cabinetstücke glücklicher Zeichnung und versöhnen mit dem etwas peinvollen Inhalt der Erzählung. Ein lebhaftes kleines Genrebild: „Die Blume des Gebirgs“, und eine humoristische Erzählung: „Habakuk“, machen den Beschluß des Bandes, ohne uns den Verfasser humoristisch prädestinirt zu zeigen. Zum Humor gehört die Fähigkeit der Selbstverspottung, und diese erlangt nur, wen das Leben lange und arg gerüttelt und geschüttelt hat. Die Laufbahn des Verfassers war zu eben und gleichförmig, um ihn zum Humoristen aufzurütteln, und Gefühl und Enthusiasmus halten bei ihm die humoristische Ader nieder.

Im zweiten Bande macht sich zuerst die Novelle „Das diamantene Kreuz“ geltend, eine italienische Geschichte mit willkürlichen Charakteren und übertriebener Fülle der Handlung, wahrscheinlich eine erste Jugendarbeit, die vom Leben noch wenig weiß und zwar keine späteren Vorzüge, aber auch alle Fehler einer jugendlich entflammten Phantasie enthält. Weit besser ist die Erzählung „Familienschicksale“, wengleich uns das Motiv, die Prophezeiung der alten Blasta, jetzt schon etwas verbraucht erscheint. Es liegt doch ein Sinn und zwar ein tiefer in solcher Fabel, und da die Geschichte der Kinder Werner's und seiner Gertrud mit großer Wirkung erzählt werden, so sind wir dem Erzähler nur gerecht, wenn wir seine Geschichte loben. Auch hier indeß fehlt es wieder nicht an einem Schreckensbilde, wenn dies auch einen Gefangentransport nach Sibirien neu und treu darstellt. „Des Waters Segen baut den Kindern Häuser“ ist eine anmuthige Erzählung nach einer wahren Begebenheit, die ihren Schluß darin findet, daß auch eine ehrenvolle Gruft ein Segen sei. Auch diese Erzählung widmet sich dem glorreichen Freiheitskampfe Deutschlands, dem Hauptthema des Verfassers, vor welchem mehr als eine unserer heutigen kritischen Notabilitäten eine Art von Grauen empfindet.

In dieser Sammlung ist für viele Leser gesorgt. Dem etwa die novellistischen Leistungen des Verfassers nicht volle Befriedigung gewähren, weil sie etwa allzu kriegerisch sind, oder das reflective Element vernachlässigen, oder in der Charakterzeichnung mehr dem Stile Tieck's als dem mancher Neuern folgen, der wird in den kleinen Genrebildern und Reiseschilderungen und in den vorzüglichen Biographien des vierten Bandes einen genügenden Ersatz für seine Forderungen finden. Die Novelle „Die Geschwister“ versetzt uns allerdings wieder mitten in den Siebenjährigen Krieg, den jedoch eine höchst joviale Beimischung recht erträglich macht, und die Skizze nach dem Leben: „Leichtsinnige Ehe“, nimmt eine sociale Frage zum Gegenstand, die nicht nach Jedermanns Geschmack sein wird, da sie an eine gewisse trübselige Epoche unserer Dramatik erinnert; allein die Künstlernovelle „Nachbar Stalacritius“ und die „Reise durch das Harthol“, obgleich die erste etwas an Hoffmann mahnt und die letzte ausgeführter sein könnte,

lassen uns doch auch diesen dritten Band mit Befriedigung aus der Hand legen. Der vierte enthält nur Biographisches; er belegt die vorzügliche Begabung des Verfassers für die künstlerische Reproduction künstlerischer Naturen. Die geschilderten Personen erscheinen nicht als Gemälde, nicht als Wandbilder in gleichendem Farbenschmuck; sie nehmen vor unsern Augen Gestalt an, sie leben, sie bewegen sich leblich vor uns, zeigen uns Gesicht und Rücken, Licht und Schatten ihres Wesens, „form and pressure“ ihrer Wirklichkeit.

Es ist ein eigener Reiz in dieser Schilderung Jean Paul's in seinem Hausrocke, im Kreise seiner Familie, zu der der fremde Besucher zu seiner eigenen Verwunderung schnell eingereicht wird, um aus einem Idealisten und Enthusiasten rasch ein beobachtender Realist zu werden; ein eigener Reiz in diesem wandelnden Kontraste des seltenen Mannes zum Häuschen der Frau Rollwenzel, wo er sein Arbeitszimmer hat, die Jagdtasche umgeschnallt, seinen Hund Ponto zur Seite, der mit den merkwürdigsten Kunststücken seinen Herrn erfreut; mit seiner Pfeife, seinen Laubfröschen und Vögeln. Alles ist hier so natürlich, so menschlich, so kindlich, wie wenn St.-Paulus mit seinem Rebhuhn spielt, eine so von Grund aus naive Darstellung, eine solche harmonische Vermittelung zwischen Enthusiasmus, Idealität und reiner Natur, daß wir dem Verfasser für dies Lebensbild nicht dankbar genug sein können. Dabei hält der Autor der lieblichsten kleinen Züge aus dem Leben seines Helden den ästhetischen Urtheilspunkt unverrückt fest, und wir müssen ihm vollauf zustimmen, wenn er sein Bild des Dichters so schließt: „Wer Sterne für Jean Paul's Vorbild hält, der hat schwerlich irgend ein Maß für einen von Beiden. Sie sind sich nur formell ähnlich; sie gleichen sich wie Bergkristall und Diamant. Sein dichterisches Uebergewicht ganz außer Acht gelassen, so hat sich Jean Paul auf eine Höhe der sittlichen Erhabenheit gestellt, von der er seine Zeit um so mächtiger überragt, als die Mehrheit des mitlebenden und nachfolgenden Geschlechts im Irrthum selbstsüchtiger Bestrebungen diese Alles tragende Tempelsäule der Kunst täglich tiefer unterhöhlte. Doch Irrthum ist Sünde und dieser folgt überall eine unabwendbare Nemesis im Gebiete des Schönen unter der Gestalt zerstäubender Nichtigkeit. Wie vielen Gebilden des Tages wird dieses Loos beschieden sein.“ Wollte Gott, unsere heutige Kritik merkte sich diesen Satz, sie, die dem Wesen des „Unsittlichen“ den Schild vorhält, sofern es nur „charaktervoll und motivirt“ in die Welt tritt.

Zu dem folgenden Bilde „Beethoven“ nehmen wir fast eine noch innigere Stellung mit Nothwendigkeit ein, als zu dem Jean Paul's; mit Nothwendigkeit, sagen wir, weil unser tiefstes und geistigstes Mitgefühl für das wahrhaft Promethäische Loos des großen Tonkünstlers nachgerufen wird, der keinen Ton seiner unvergleichlichen Schöpfungen zu hören vermag und, eine lebendige Tragödie, mit tastenden Fingern auf dem Klavier im Finstern falsche Dreiklänge anschlägt! Fürwahr, dies Bild

hat etwas Seelenerschütterndes, das der Mittheilung Keitstabs einen unvergleichbaren Reiz mittheilt. Der Autor ist nach Wien gereist, um mit dem großen Meister über einen oder mehrere Operntexte zu berathen, die er vollendet hat. Er tritt ihm nahe; der Meister spendet Befall und gibt die besten Zusagen; allein die Sache scheitert im Erfolge an Beethoven's Kräfterschöpfung und der Unmöglichkeit, sich durch das Hörrohr und den Griff genügend zu verständigen. Dagegen componirt er einige Lieder des Verfassers. Beethoven selbst gehört, wie kein Geist, der vergangenen Generation an; der gegenwärtigen, die statt den Göttern den Götzen ihre Huldigung darbringt, wollen wir wenigstens sein liebliches Bild vorführen, wie es unser Autor entwirft, da es scheint, daß die vorhandenen doch gänzlich falsch sind:

So saß ich denn dem kranken, schwermüthigen Dichter zur Seite. Das fast durchweg graue Haar erhob sich buschig, ungeordnet auf seinem Scheitel, nicht kraus, nicht starr, nicht glatt, ein Gemisch aus Allem. Die Züge erschienen auf den ersten Blick wenig bedeutend, das Gesicht viel kleiner, als ich mir nach den in eine gewaltig geniale Bildtheit gewandten Bildnissen vorgestellt hatte. Nichts drückte jene Schreckheit, jene fürmische Fessellosigkeit aus, die man seiner Physiognomie geliehn, um sie mit seinen Werken in Uebereinkimmung zu bringen. Weshalb sollte denn auch sein Gesicht ansehen wie seine Partituren? Die Farbe war bräunlich, mit einem gelblich fränkenden Ton verseht, die Nase schmal, scharf, der Mund wohlwollend, das Auge klein, blaßgrau, doch freuchend. Behmuth, Leiden, Güte — nicht ein Zug der Härte, der mächtigen Kühnheit, die den Schwung seines Geistes bezeichnet. Der stumme, schwere Schmerz aber war nicht Folge des augenblicklichen Unwohlseins, sondern das Ergebniss seines ganzen, einzigen Lebensgeschicks, welches die höchste Bewährung der Bestätigung mit der grausamsten Prüfung des Verjauns verschmolz. Bevor wir nicht von einem in aller Frühe der Lebenskraft erblindeten Rafael zu erzählen haben, mit Beethoven seines Gleichen an Heil und Unheil in der Kunst wie in der Weltgeschichte nicht finden; denn auf solcher Höhe wird die Kunstgeschichte zur Weltgeschichte!

Die treffliche Schilderung schließt mit einem Gedentblatte „Das Schöne zu dem Guten“ von Beethoven's Composition für den Berichterstatter.

Ludwig Berger's ausführliche Lebensgeschichte, zugleich ein Bild der Musikwelt Berlins und vieler ihrer Träger, liefert eine weitere Probe von dem Talent des Verfassers für Arbeiten dieser Art. Unter vielem Wissenswürdigem enthält sie die anziehende Entstehungsgeschichte einer Perle deutscher Poesie, wenigstens für ihre ältern Freunde, der „Barberlieder“ von Wilhelm Müller. Im Hause des Geheimraths Stragemann hatte sich ein jugendlicher Kreis zu dem Wilhelm Müller gehörte, mit vertheilten Rollen die dichterische Aufgabe gestellt, durch eine Verkettung von Liedern Rose, „die schöne Müllerin“ — die geliebte Tochter des Hauses selbst — scherzhaft und ernsthaft zu feiern; der zu früh dahingegangene Dichter übernahm die Rolle des Müllers, Andere die des Jägers, des Gärtnerknaben, und so entstand aus diesem schönen Scherz ein schönerer Ernst.

Die Skizze endlich, welche der Verfasser von der Jugend Felix Mendelssohn's uns gibt, freizet das An-

denken eines gleichfalls zu früh verbliebenen Sterns. Der geniale Knabe wird uns im Hause des Dichters Goethe, wo er mit seinem Lehrer Zelter ein geliebter Gast ist, geschildert, und es erregt uns nicht geringe Theilnahme, den festen, aber kindlich unbefangenen Wunderknaben zwischen den Knien Goethe's zu sehen, von ihm geliebt und abgelenkt, dann, an das Piano gesetzt, den Hörerkreis zur Bewunderung hinreißen, urplötzlich aber kindischen Spielen nachlaufen zu sehen; eine künstlerische Wunderblüte, die sich eben im Morgenstrahl des Lebens unter der Hand des größten deutschen Dichters entfaltet. Niemand wird diese reizvolle Skizze, wie wir meinen, ohne wahre Befriedigung, ohne Dank gegen den Autor aus der Hand legen.

Was wir hier mitgetheilt haben, kann durchweg nur zur Empfehlung der vorliegenden Sammlung gereichen. Wir rechnen den Verfasser zu den Männern, denen es Ernst ist mit der literarischen That und die den Garten wie den Wald unserer Literatur mit Glück und mit Geschick kräftig anbauen. Zu seiner Ehre haben wir namentlich zu bemerken, daß er sich niemals, auch in der geringfügigsten Arbeit nicht, jenen gründlich saloppen Stil, jene Nachlässigkeit der Gedankenbildung und des Ausdrucks zu schulden kommen läßt, gegen welche unsere geistreiche Kritik dermalen völlig blind ist, die sie z. B. bei Stifter, Hackländer u. A. völlig übersieht, und mit der es dahin kommen kann, daß es endlich gar keinen deutschen Stil mehr gibt, so wenig etwa wie in den telegraphischen Depeschen. Quod deus avertat! 2.

### Ueber den Festungskrieg.

Der Dienst der Infanterie bei der Vertheidigung der Festungen gegen den gewaltsamen Angriff. Bearbeitet durch W. von Rampe. Potsdam, Riegel'sche Buchhandlung. 1855. 8. 20 Rgr.

Der Verfasser nennt das Werkchen in seinem Vorworte eine „Studie“, welche er den Ständegenossern vorlegt, weil die Vertheidigung fester Plätze von den Schriftstellern nirgends mit der gleichen Sorgfalt wie der Angriff behandelt und für diesen wichtigen Kriegszweig noch immer die wesentliche Grundlage unerörtert geblieben sei. Im Allgemeinen ist es wahr: fast nur Cormontaigne macht darin eine Ausnahme. Sein „Mémorial pour la défense des places“ ist besser als das „Mémorial pour l'attaque“ welches Bousmard herausgegeben. Jenes, vom General Gourcroy fortgesetzt, ist von Bengel benutzt worden, dessen Werk der Verfasser nicht unter seinen Quellen aufgeführt hat. Jedenfalls wird aber die Studie, welche aus der Kriegsgeschichte Erfahrung und Lehren schöpft, willkommen sein, da wir auf so abgeleitete Lehren stets einen großen Werth legen als auf bloße systematisch aufgebaute Theorien.

Die Festungen waren durch Napoleon's Bewegungskrieg eine zeitlang in den Augen vieler im Werth gesunken; die Wichtigkeit derselben hat sich aber neuerdings wieder glänzend herausgestellt. Sie müssen nur an richtigen Punkten angelegt, zweckmäßig gebaut und — gut vertheidigt werden. Damit letzteres geschehen kann, ist eine genügende Armirung oder Bewaffnung nöthig, welche, sobald die Festung in Belagerungszustand erklärt wird, von der Artillerie und Fortification ausgeführt ist. Der Verfasser schickt eine Uebersicht der Armirungsarbeiten seinem eigentlichen Thema sehr passend voran und schildert dann, wie der Feind, wenn es irgend möglich ist, den förmlichen Angriff oder die Belagerung, wozu bei einer star-

ken und wohlvertheidigten Festung ein ungeheurer Aufwand von Kriegsmaterial, Truppen und Zeit gehört, vermeiden und lieber versuchen wird, leichtern Kaufs zu seinem Ziele zu kommen. Unter den vier Arten des „unvergleichlichen Angriffs“: Blockade, Bombardement, Schnelbelagerung und gewaltsamer Angriff, hat der Verfasser nach dem Zwecke seiner Schrift nur den letzten betrachtet.

Gewaltsamer Angriff heißt es, wenn der Angreifer, ohne Laufgräben zu eröffnen, Batterien zu bauen, das Festungsge- schütz zum Schweigen zu bringen und Bresche zu legen, durch die Eingänge oder über die Wälle und Mauern in die Festung einzubringen sucht. Gewöhnlich wird davon noch der Ueberfall unterschieden, der auf heimlichem Wege, durch Ueberraschung oder List seinen Zweck zu erreichen denkt; der Verfasser trennt beide nicht, weil ihnen dieselbe Idee, ohne Vorbereitungen die Festung zu übermächtigen, zugrunde liegt, womit man einver- standen sein wird. Er behandelt sie aber doch für sich, erst die Ueberrumpelung oder den Ueberfall und dann den offenbaren gewaltsamen Angriff oder Sturm.

Sehr zu beherzigen ist, was über die Verhältnisse gesagt wird, welche eine Ueberrumpelung begünstigen. Wir heben besonders folgende Stelle hervor und empfehlen sie der Beachtung. „Es hält schwer, die schmale Bahn weiser Vorsicht in der Bewachung eines Platzes zu halten, ohne durch die geäußerte Besorgniß des Kleinmuths begünstigt und von dem großen Haufen als ein Leutepflaster verschrien zu werden. Unkenntniß im Gebiet des Festungskriegs mehrt dergleichen einseitige Ansichten, und wo der Dienst zum Nachtheile der Disciplin von den Offizieren mit Indolenz betrieben wird, da gilt es bald als ein besonderer Muth, sorglos zu scheinen, da wird der Nacht- und Rondoedienst aus vornehmer Ueberhebung vernachlässigt, was schon oft mit dem Leben, sogar mit der Ehre theuer bezahlt werden mußte.“ Daraus werden kriegsgeschichtliche Thatfachen geknüpft, welche beweisen, daß Ueberfälle meist durch die Nach- richt veranlaßt werden, daß die Garnison sich Nachlässigkeiten im Nachtdienst zuschulden kommen lasse. Wir lesen die Darstellung geglückter und misglückter Ueberfälle; unter den erstern die Ueberrumpelung des holländischen Forts Uitermeer 1787 durch 40 Reiter, die der Citadelle von Rodella 1838 (aus Rhaden's „Cabrera“ entnommen), den Ueberfall von Herzogenbusch 1814, die Leiterersteigung von Schneidmü 1761 und den Ueberfall von Mannheim 1799. Unter den misglückten Ueberfällen werden diejenigen, welche gleich im Beginn an der Wachsamkeit und Unerforschlichkeit der Garnison scheiterten, von denen geschieden, bei welchen es zwar gelang, in das Innere des Platzes einzubringen, dort aber der Widerstand weniger Wachtposten oder Truppen der Garnison Zeit gab, sich zu sammeln und den Feind wieder hinauszuerwerfen. Als Beispiele der ersten Kategorie führt der Verfasser die Ueberfälle von Douai 1711, Peene- münde 1758, Kosel 1760, Bittsch 1793, Breslau 1806 und Murviedro 1811 an, für die zweite Kategorie die von Cremona 1702, Kehl 1796, Saragossa 1808 und Bergen-op-Zoom.

Hierauf werden die Anordnungen zur Vertheidigung gegen Ueberfall oder Ueberrumpelung besprochen, deren höhere Bedeutung darin liegt, daß eine Festung zu jeder Zeit, also auch während der Dauer einer förmlichen Belagerung einem auf Ueberraschung basirten Unternehmen des Feindes ausgesetzt ist, wie die Kriegsgeschichte beweist. Diese Anordnungen sind vortreflich dargestellt und es wäre nur zu wünschen, daß sie überall, wo es nöthig, in solcher Weise vorbereitet und ausgeführt würden. Der Eifer für die gute Sache führt ihn auf das Gebiet der praktischen Uebungen für den Festungskrieg, welches allerdings noch wenig angebaut ist. Nur wird der andächtige Leser, wenn er es wörtlich nimmt, bedenklich werden, zu hören: „Wie in solchen Fällen dem Feinde auf den Kopf geschossen werden müsse, wie mittels Sturmhaften oder Heugabeln die Leitern mit den Heraufkletternden umzuwerfen sind, wie endlich die Sturmense, der Dreiflügel, Baponnet und Kolben benutzt werden müssen, um die Brustwehr von Kühnen Waghälsen zu

reinigen, das will Alles nicht bloß erzählt und instruiert, es will geübt sein.“ Es wird aber im weitem Lerte sehr praktisch erklärt, wie dergleichen Friedensübungen am besten geleitet werden müssen, um das schlummernde Interesse für den Festungsdienst zu wecken und die sogenannten Festungsmanoeuvres reell nützlich zu machen. Die Ansichten über Festungsbesatzungen, welche der Verfasser kund gibt, sind wohl begründet; er führt Napoleon's Ausspruch an: „Dans la défense des places on a grand tort, de confondre un soldat avec un homme“, und tadelt es mit Recht, Recrutenbataillone mit halbinvaliden Offizieren und Unteroffizieren oder ausschließlich die spätern Altersklassen der Landwehr dazu zu bestimmen. Mindestens ein Bataillon vom stehenden Heere als Kern für die Besatzung verlangt er, das aber schon während des Friedens in der Festung in Garnison stehe, um mit den Festungswerken und der Umgegend vertraut zu werden. Die Erfahrung aus der schleswig-holsteinischen Armee, wo sich die ältesten Leute schwächer als die jüngern gezeigt und mit der Pistole auf der Brust zu ihrer Pflicht angehalten werden mußten — wie aus der Schlacht von Idstedt berichtet wird — möchten wir aber nicht auf die preussische Landwehr übertragen, auch wol in andern Ursachen als der Eghastigkeit, Verheirathung und Entwöhnung von der Disciplin allein suchen. Selbst wo all diese Mängel nicht vorhanden sind und das Vertrauen in die Führung, welches dort schon schwankte, fest steht, kommen solche Momente nach der Natur des trogigen und verzagten Menschenherzens vor: war es nicht ebenfalls moralisch den Truppen das Pistol auf die Brust gesetzt, als die 26 französischen Generale beim Sturm des Malakow vor die Fronte der stehenden Colonnen traten und fragten, ob man sie allein gehen lassen wolle?

Nach der Garnison wird die Bewaffnung der Infanteriebesatzung besprochen und dem Zündnadelgewehr der Vorzug gegeben, nächst dem aber der Gebrauch der Hand- oder Spiegelgranaten, der Sturmsäcke, Handleuchtkegel und des Sturmgeräths erklärt, wozu auch die sarmatische Sense, der eisenschlagene hussitische Dreschkegel, der Spieß und selbst der altschweizerische Morgenstern gerechnet werden, nächst den Sturmwalzen, die von der Krone der Brustwehr den Sturmenden auf die Köpfe fallen, und alle Werkzeuge zum Umstürzen der Leitern. Die Alten hatten zur Vertheidigung noch viel andere und sinnreiche Erfindungen. Die Bewachung der Enceinte des Places und ihrer passiven Schutzmittel: der Inundationen und Wassergräben, der Redutements und Thore, gibt den Inhalt des folgenden Capitels; hiernächst werden die Wachen im Innern der Festung, Haupt- und Bezirkswachen, und deren Functionen, dann die bereit zu haltende Reserve- und Ausfallstruppe, endlich die Bewachung der übrigen Festungswerke und des Porterrains abgehandelt.

Der vierte Abschnitt enthält die Vertheidigung gegen Ueberfall. Die Grundsätze derselben sind theils aus der Kriegsgeschichte, theils aus den Schriften militärischer Autoritäten geschöpft, unter welchen wir die Feldinstruction des Feldmarschalls Radetzky vermissen, welche auch über die Vertheidigung von Verschanzungen Vortreffliches enthält.

Kürzer gefaßt ist die Abhandlung über den offenbaren gewaltsamen Angriff oder Sturm, die Anordnungen zur Vertheidigung dagegen und die Vertheidigung selbst, weil das Nothwendige zum Theil schon beim Ueberfall zur Sprache kommen mußte. Die Beispiele gelungener Stürme, auf Dorsten 1761 und Karls 1823 beschränkt, hätten natürlich leicht vermehrt werden können, ebenso die der abgeschlagenen. Dann beleuchtet ein Capitel noch die allgemeinen Veranlassungen zu schlechter Vertheidigung der Festungswerke, welche theilweise in dem moralischen Uebergewicht des Angriffs überhaupt, theils in der mangelnden Übung, theils in der Anlage der ältern Befestigungen gesucht werden, deren Masse von Außenwerken an die Idee eines widerstandsfähigen successiven Aufgebens gewöhnt. Der Verfasser blickt dabei nach Sebastopol, dessen Vertheidigung, wenn die Verhältnisse sich abgeklärt haben werden, noch man-

chen Commentar zum Thema liefern dürfte, auch zu den beiden letzten Abhandlungen der vorliegenden Schrift: Anordnungen zur Vertheidigung gegen den in die Festung gebringenen Feind und diese Vertheidigung selbst. Der Häuserkrieg ist dabei besonders berücksichtigt. Ueber die Consequenz in der Anordnung und Eintheilung des Stoffs, wie sie das Inhaltsverzeichnis gibt, ließe sich rechten; doch ist das, wo es sich überwiegend praktischer Nutzen aus dem Stoffe selbst geschöpft werden kann, unwesentlich und wir empfehlen das Werk mit dem Motto, welches der Verfasser gewählt hat: „So sehet nun zu, daß ihr nicht hinfällig hierinnen seid, damit nicht Schaden entstehe dem Könige.“ Esra 4, 22.

Karl Gustav von Berner.

## August Boden's Beiträge zur Kenntniß deutscher Zustände während der letzten Jahrzehnte.

In zweiter sehr vermehrter Auflage erschien:

Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands in seinen politischen, kirchlichen, literarischen und Rechtszuständen während der letzten Jahrzehnte. Von A. Boden. Frankfurt a. M. Brönner. 1856. Gr. 8. 6 Rgr.

Zweite Auflagen haben zwar in d. Bl. gemeinhin höchstens nur Anspruch auf eine kurze Erwähnung, damit das Publicum wenigstens davon Nachricht erhalte, daß sie da sind, und aus dem Umstande, daß eine zweite Auflage nöthig oder doch rathsam oder möglich geworden, auf eine gewisse Bedeutung, die das Buch haben müsse, schließen könne. In diesem Falle machen wir jedoch eine Ausnahme, da vorliegende zweite Auflage, selbst den Titel mit eingeschlossen, als ein ganz neues Buch anzusehen ist. Der Verfasser hat im Jahre 1840 „Gesammelte kleine Schriften“ erscheinen lassen. Hieraus hat der Verfasser nun alles weniger Wichtige entfernt, dafür aber eine große Anzahl früherer sowohl als späterer Aufsätze hinzugegeben, so daß unsers Wissens das gegenwärtige Buch etwa doppelt so stark geworden ist als das frühere, und dieses also erneut und vermehrte Ganze mit einem neuen Titel versehen, welcher dem Charakter des Buchs viel entsprechender ist und seinen Inhalt wie seine Tendenz genauer und schärfer präcisirt. Es ist ein Convolut von Aufsätzen, welche politische, staatsrechtliche, literarische und religiöse Fragen der Zeit behandeln und von dem Verfasser seit etwa zwei Jahrzehnten in den verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen, der „Allgemeinen Zeitung“, der „Deutschen Zeitung“, dem „Herold“, den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (denen der Verfasser den im April und Mai 1844 abgedruckten, jetzt erweiterten Artikel „Ueber Goethe und einige seiner Tadel“ entlehnte), im „Altonaer Merkur“, im „Frankfurter Journal“ u. s. w., dann auch wol in Form besonderer Flugschriften nach und nach veröffentlicht worden sind. Der haben hier einen fortlaufenden kritischen Commentar zu den Bewegungen, Illusionen, Thorheiten, Irrthümern, gerechten und ungerechten Ansprüchen unserer Zeit vor uns, der als solcher dankbar aufgenommen zu werden verdient, so wenig es auch der Befehl allen Denen, welche zu der Fahne einer bestimmten Parteirichtung geschworen haben, zu Danke macht. Manche werden auch wol an der losen, bequemen Form des Buchs Anstoß nehmen, aber auch Sammelchriften dieser Art, wenn sie nur überhaupt aus tüchtiger Feder herrühren, haben ihren Werth, der Interesse und ihren Nutzen, ja sie find in ihrer losen, ungebundenen Form sogar lobenswürdiger als so manche Bücher, die mit dem Anspruch auftreten, ein systematisches und vollständiges Ganzes zu sein, während sie doch ihrer Beschränktheit und ihren ursprünglichen journalistischen Charakter nicht verleugnen können, ihn aber durch nachträgliche künstliche Verflechtung und Zusammenleimung zu verdecken trachten und somit genöthigt sind, auf eine absichtliche Täuschung des Publicums hinzuwirken, indem sie sich für Das geben, was sie nicht sind. Wenn die Absicht der bloßen Buchmacherei um äußerer Zwecke willen



müssen wir Boden, soweit wir seinen Charakter kennen, durch-  
aus in Schutz nehmen; ganz gewiß ließ er sich nur durch das  
bei jedem Schriftsteller so natürliche Verlangen, seinen Anschau-  
ung und Einfluß zu verschaffen und von seinen Jour-  
nalaussagen diejenigen vom Untergange zu retten, welche ihm  
in dieser oder jener Hinsicht für das Publicum von Werth und  
Nutzen zu sein schienen, zur Herausgabe dieser seiner gesammel-  
ten Schriften bestimmen.

August Boden ist eigentlich ein literarischer Einsiedler, und  
wenn er auch nicht vor leeren Bänken predigt, so predigt er  
doch gewissermaßen in der Wilson's; aber einsame Spaziergän-  
ger, die nicht dem großen Menschenstrome folgen, werden gern  
vor seiner literarischen Einsiedelei stehen bleiben und sich Rath  
von ihm ertheilen lassen. Seine Sprache ist die der innern  
Ueberzeugung; er trachtet nicht danach, sie in modern elegante  
Formen zu kleiden; er stellt die Wahrheit nackt oder wenigstens  
unbedeckt und ohne Zierath hin; und mit einem bemerkens-  
werthen Scharfsinn weiß er die Schwächen, Thorenstreiche und  
Unbesonnenheiten, die von literarischen, religiösen oder politischen  
Agitatoren begangen worden, aufzudecken und zu kennzeichnen.  
Es ist in seinen Zeit- und Literaturkritiken etwas Juridisches,  
auch etwas von der herben Schärfe der theologischen Disputir-  
er älterer Zeit. Sein strenger Gerechtigkeitsinn und sein viel-  
leicht bis zu einiger Schroffheit ruhiger und ehrlicher Charakter  
(den der echte moderne Mensch kaum noch von Andern und am  
wenigsten von sich selbst verlangt) scheinen es ihm zur Pflicht  
zu machen, jeder Partei die Wahrheit zu sagen, aber auch an  
ihre anguerkennen, was ihm mit den Principien einer gesunden  
Politik etwa im Einklang zu stehen scheint. Er bekämpfte und  
bekämpfte mit großer Hartnäckigkeit die Gotha'sche Partei, aber  
er fand doch mit ihr wieder so viele Berührungspunkte in der  
kurzsichtigen Angelegenheit und in der schleswig-holsteinischen  
Sache, daß es ihm zu Zeiten möglich wurde, sich selbst in der  
„Deutschen Zeitung“ vernehmen zu lassen, und in einem Arti-  
kel der „Allgemeinen Zeitung“ erkannte er offen an, daß die  
Gotha'sche Partei, wie sehr sie auch hier in ihrer Theorie ge-  
schadet haben möge, in der schleswig-holsteinischen Angele-  
genheit von allen Parteien am ersten den Namen einer deut-  
schen Partei verdiene. Indes kann er nicht unterlassen,  
jetzt in einer Anmerkung diesem Artikel hinzuzufügen, daß  
dieser Eifer freilich nicht viel über große Worte hinaus-  
gegangen sei, was er dann weiter durch Thatfachen zu  
motiviren sucht. \*) Alle Parteiwühlerei ist ihm zuwider,  
und was die Duldsamkeit betrifft, deren sich das 19. Jahr-  
hundert rühmt, so ist er der Ansicht, „daß wir in der  
Duldsamkeit noch nicht weiter gekommen seien, als sie gegen  
uns zu verlangen, ohne sie Andern zu leisten“, und „daß die  
Art, Andersdenkende zu verfolgen, nur andere Formen ange-  
nommen habe“. In die Spitze seines politischen Programms  
stellte er schon im April 1848 den Grundsatz: Deutschlands  
Aufgabe sei es, in Frieden und Ordnung die Freiheit zu ge-  
winnen und zu dieser einen Grund zu legen, auf welchem sich  
ein Gebäude aufzuführen lasse. Bei dieser allem Parteiwesen  
abgeneigten Stellung kam Boden freilich in eine Lage, die es  
gerathen zu erscheinen läßt, wenn er im Vorwort bemerkt:  
er könnte, wenn er bei dieser Gelegenheit von sich selbst re-  
den möchte, ein langes Capitel zu dem Goethe'schen: „Ein deut-  
scher Schriftsteller ist ein Märtyrer!“ liefern; er nimmt aber

an, daß in einer Zeit wie die unserige Derjenige, dem es nur  
um die Sache zu thun ist und der ihr in keinem andern als  
seinem eigenen Sinne dienen will, auf viele und schmerzliche  
Opfer gefaßt sein und sich wol noch zum Lohne für seine theuer  
erkaufte und behauptete Selbstständigkeit von den unselbständig-  
sten Menschen des Gegentheils beschuldigen lassen müsse. Diese  
Worte enthalten ohne Zweifel eine tiefe Wahrheit.

Mit einem an einem theologisch gebildeten Manne in der  
That nicht wenig in Erstaunen setzenden advocat'schen Geschick  
hat Boden die Sache der erbberechtigten gräfl. Bentinck'schen  
Familie verfolgt, in Zeitungsartikeln sowohl als in selbständigen  
Broschüren, unter denen namentlich diejenige zu nennen ist,  
die unter dem Titel erschien: „Die von der ehemaligen deutschen  
Bundesversammlung und der ehemaligen provisorischen Central-  
gewalt für Deutschland in dem gräfl. Bentinck'schen Erbfolge-  
streite beschlossene und auszuführende Cabinettsjustiz“ (Frankfurt  
1850). Auch diese neue Sammlung Boden'scher Schriften ent-  
hält einen ausführlichen Artikel über diese Angelegenheit. Ob-  
gleich sich mehrere der bedeutendsten Staatsrechtsgelehrten Deutsch-  
lands an dieser Angelegenheit betheiligt haben, hat sich doch das  
große Publicum sehr wenig um sie bekümmert, wie es sich über-  
haupt solchen staatsrechtlichen Fragen gegenüber sehr gleichgültig  
zu verhalten pflegt, möge dabei durch Acte, welche den Cha-  
rakter der Cabinettsjustiz tragen, der Rechtszustand auch noch  
so sehr alterirt werden. Das Ausland dagegen hat davon No-  
tiz genommen, wie unter Andern ein von P. A. de la Courais  
unterzeichneter, vor einiger Zeit in der „Illustration“ erschie-  
nener Artikel beweist, der die in die Augen fallende Ueberschrift  
trug: „Un souverain disparu.“ Wir führen aus diesem Arti-  
kel der „Illustration“ die Anfangsworte an: „Betrübt von  
dem Lärm der Tagesfragen, hat man nicht Acht gehabt auf  
eine Aenderung, welche soeben unter den europäischen Souve-  
ranitäten vorgegangen ist; man hat sich nicht darum gekümmert,  
daß ein unabhängiger Staat, der seine auf den Meeren aner-  
kannte Flagge hatte, die Herrschaft von den Knipphausen, jetzt ver-  
schwunden ist, verschlungen von einem benachbarten Staat, dem  
Großherzogthum Oldenburg.“ Der Franzose fährt dann fort:  
„Das geringe Aufsehen, welches das Verschwinden der gräfl.  
Familie Bentinck von der Liste der souveränen Häuser  
Deutschlands gemacht, würde auch uns ein Anlaß gewesen sein,  
darüber zu schweigen, wenn nicht zu gleicher Zeit nicht allein  
eine jener Anomalien, in deren Besitze sich die deutsche Central-  
behörde so lange gehalten hat, sondern auch einige sehr seltsame  
Thatfachen, namentlich in Bezug auf das öffentliche europäische  
Recht, dabei zutage getreten wären. Daher haben wir es für  
zweckmäßig gehalten, in dem Augenblicke seines Verschwindens  
als unabhängiger Staat der Geschichte dieses kleinen Landes  
einige Zeilen zu widmen.“ Es ist hier nicht der Ort, auf diese  
Angelegenheit näher einzugehen, wer sich aber über sie gründ-  
licher zu unterrichten wünscht, wird am besten thun, die licht-  
volle Darstellung darüber in Boden's Buche nachzulesen.

Boden's Buch enthält unter den Artikeln literarischer Gat-  
tung auch mehrere gegen das ehemalige Junge Deutschland ge-  
richtete, die an ziemlich oder ganz vergessene Bücher, z. B.  
an Laube's „Reisenovellen“ und andere flüchtige Arbeiten an-  
knüpfen. Wir hätten dagegen nur zu bemerken, daß sowohl Laube  
als Gutzkow und Mundt sich in ihren spätern Producten auf  
eine höhere Stufe erhoben haben, von der sie wol selbst auf  
jene Arbeiten als bloße Stilübungen und Talentproben her-  
absehen mögen. Vieles haben sie schon damals in geistrei-  
cher Weise angeregt, was bei damaliger Zeitstimmung angeregt  
werden mußte, um es zu überwinden und von diesem überwin-  
denen Standpunkt einen höhern und gütigern zu erreichen.  
Die Manuscripte wurden eingestampft, und die Bücher folgten  
darauf. Indes verleugnet sich auch in diesen Aufzügen wie in  
einer Kritik der Sand'schen Romane der eigenthümliche dialektische  
Scharfsinn Boden's nicht. Es sind kritische Begräbnisssermone.  
Bei einem Manne von der Strenge Boden's dürfte die Vor-  
liebe, die er für Heine ausspricht, einigermaßen befremdend er-  
112 \*

\*) Wir finden einmal in dem Buche in Bezug auf uns selbst be-  
merkt, daß wir bei der „Deutschen Zeitung“, dem Hauptorgan der  
Gotha'schen Partei, „als die Ratten das letzte Schiff verließen, auf  
ebenfalls Weise bis zuletzt ausgehalten hätten“. Uns ist gewiß jede  
zwecklose und unmotivirte Selbstkritik verhaßt, aber gewissen jour-  
nalistischen Manoeuvres gegenüber, die aus einem Bruchtheil der eigen-  
en, freilich gedruckten Partei hervorgehen, erheischt es das Gebot  
persönlicher Nothwehr, sich auf das Zeugniß unbefangener Männer zu  
berufen und an dies und jenes zu erinnern, worüber sich noch viel  
sagen ließe.

scheinen; er beruft sich dabei jedoch hauptsächlich auf Heine's politische Urtheile und Anschauungen, in denen sich allerdings oft ein sehr richtiger Instinct, ein bemerkenswerther Vorausblick kundgibt. Auch im poetischen Ausdruck moderner Gefühle steht Heine als Meister obenan. Wenn wir aber dem Humoristen auch die Vollmacht einräumen, selbst über Personen Scherze zu machen, sobald sie nur harmloser Art sind (der echte Humorist wird sogar nicht verschmähen, sich selbst zu ironisiren), so können wir doch niemals zugeben, daß der Humorist mit vergifteten Pfeilen und gehacktem Blei gegen die Person, gegen Leib und Seele Derjenigen schießen dürfe, denen er etwas anhangen möchte. Aller Humor hört von dem Augenblicke an auf, wo man sich seiner als Instrument der Rache gegen diese oder jene Person bedient, wo er injuriös wird. Es ist eines Dichters unwürdig, Skandalgeschichten einzufädeln, wie diejenige, die erst jüngst durch Heine's und seiner Freunde Indiscretion in wiewer Blättern aufgerührt wurde.

Noch eine Art Curiosum wollen wir aus dem Boden'schen Buche anführen. Boden erzählt, daß er zum Zwecke einer weiterzuführenden Arbeit über Goethe sich in Frankfurt's Bibliotheken nach Material umgesehen habe; aber in Goethe's Vaterstadt sei auch von dem Gewöhnlichsten der ihn betreffenden Literatur das Allerniedrigste aufzutreiben, und so habe er sich veranlaßt gesehen, die Arbeit liegen zu lassen. Zu dem sehr Wenigen, was die frankfurter Stadtbibliothek biete, gehörten die vier ersten Bände des Briefwechsels mit Beller; der fünfte und sechste Band dagegen, Goethe's Briefwechsel mit Lavater, Jacobi, Knebel u. s. w., seien in Frankfurt öffentlich nicht vorhanden. Wir würden dies kaum glauben, wenn es uns nicht von einem so durchaus glaubwürdigen und gewissenhaften Manne wie August Boden versichert würde.

S. M.

### Aus Paris.

Das Institut. Bineau's Tod. Statistischer Congreß. Preisbewerbung in der Ecole des beaux arts. Literarische Neuigkeiten. Reisehandbücher.

Mitte October 1865.

Die letzten öffentlichen Sitzungen des Instituts waren keineswegs uninteressant, obschon weniger besucht als gewöhnlich, da sie in die Reisesaison und in die Ausstellungszeit fielen. Willemain hat in seiner eigenthümlichen geistreichen Weise seinen Bericht erstattet, der Herzog von Noailles ernste und würdige Worte gesprochen, Bonnet das Publicum durch einen Angriff auf die Fremdwortemanie belustigt, der dem potsdamer Verein für deutsche Sprache Ehre gemacht hätte, Walenski endlich die nationalökonomischen Bestrebungen Heinrich's IV. in Betracht gezogen. Von diesen Herren hat der eine seine Zuhörer amüsiert, ohne ihnen etwas besonders Werthvolles zu geben, wie man ihm das in den Journalen zur Genüge gesagt hat; der andere hat nachgewiesen, daß es Herrscher gibt, die ihren Ministern überlegen sind, und daß selbst diese der größten Anstrengung bedürfen, um die blinde Anhänglichkeit an das Hergebrachte zu überwinden, selbst Ministern wie Guizy gegenüber.

Die Académie des sciences morales et politiques verlor vor kurzem eines ihrer durch Decret ernannten Mitglieder, Bineau, der unter Napoleon III. erst Minister der öffentlichen Arbeiten und dann Finanzminister war. Es war durchaus nichts Akademisches an Bineau; er hat nie etwas geschrieben und er sprach ohne Beredsamkeit. Aber die neue Abtheilung erfordert Vergleiches nicht, und praktische Leistungen sind für dieselbe ein ebenso zureichender Titel als schriftstellerische Arbeiten. Bineau hat sich durch erstere ausgezeichnet. Ein tüchtiger Schüler der Ecole polytechnique, später einer der fähigsten Civilingenieurs im Corps des mines, wurde er unter Ludwig Philipp in die Deputirtenkammer abgeordnet. Er wählte seinen Sitz auf der Linken. Nach dem Jahre 1848 zeichnete er

sich in den Versammlungen als Berichterstatter der Finanzcommission aus, trat dann ins Ministerium, das er seiner Gesundheit wegen vor wenigen Monaten verließ. Er wurde durch einen Stuhl im Senat entschädigt, von welchem der Tod ihn abrief. Man bezeichnet als seinen Nachfolger de Parieu, frühern Cultusminister, der seine Laufbahn als Avocat in der Auvergne begonnen hat, 1848 anfang eine politische Rolle zu spielen und jetzt Vicepräsident des Staatsraths ist.

Wegen der Anwesenheit vieler fremder Fachmänner hat man in diesem Jahre den statistischen Congreß hier abgehalten: die Sitzungen haben eine Woche gedauert, und die ausgezeichnetsten Männer aller Länder auf dem Gebiet der Statistik und Nationalökonomie haben an diesem Congreß theilgenommen. Die Regierung hat der Versammlung die größte Aufmerksamkeit erwiesen; der prächtige Saal des Corps législatif ist zur Disposition gestellt worden, ein Minister, Rouher, hat fast in allen Sitzungen präsidirt, der Kaiser hat den ganzen Congreß in den Tuileries empfangen, und der Sitzungsbericht wird auf Kosten des Staats gedruckt und unentgeltlich vertheilt. Der nächste Congreß soll in Deutschland, vermutlich in Dresden abgehalten werden.

Wir haben aus mehrfachen Gründen darauf verzichtet, einen kurzen Bericht der Gemäldeausstellung zu geben; um unser Leser hierfür einigermaßen zu entschuldigen, wollen wir einige Worte über die Preisbewerbung sagen, die in der Ecole des beaux arts jüngst stattgefunden hat. Der Gegenstand der Aufgabe war: Caesar, wie er zum Schiffe während des Sturms die berühmten Worte sagt: „Fürchte Nicht, du trugst Eide und sein Glück.“ Dieser nicht eben glücklich gewählte Gegenstand war keineswegs geeignet, die Concurrenten zu bezaubern, und die Hauptperson ist ihnen ganz mißlungen. Ihre Bilder haben daher nur durch eine gewisse technische Vollendung einigen Werth. Dies kann uns übrigens seitens der Schüler der französischen Kunstakademie wenig Wunder nehmen, wenn wir die Leistungen der Meister in der Ausstellung betrachten. Von allen, die Bilder dorthin gesandt haben (etwa 1000) ist nicht unter den Ausstellern, mit der einzigen Ausnahme von Müller, ist ohne allen Zweifel keiner im Stande, jenen Gegenstand würdig darzustellen. Die Akademie hat sich nicht sehr befriedigt gezeigt und kein großer Hauptpreis ist ertheilt worden.

Die Herren Akademiker fangen an sich zu regen und man oder wieder herausgegebene Arbeiten der Herren Rigard, Goussier, Willemain, Laboulaye werden nächstens unsern Lesern vorgelegt werden. Unter den Werken, die wir heute besprechen wollen, ist eins ganz besonders den materiellen Interessen gewidmet, da hier eine größere Rolle spielen, als man vielleicht glaubt. Das Buch von Courtois: „Des opérations de la bourse“, ist bestimmt, Capitalisten über den Geldverkehr an den verschiedenen europäischen Börsen, namentlich aber der Wiener, zu unterrichten. Diese höchst empfehlenswerthe Arbeit enthält ein vollständige und höchst sorgfältige Uebersicht aller großen Bankunternehmen in Europa, nebst andern wohlgeordneten und wiedergegebenen schätzbaren Material aus denselben Quellen.

Auch auf dem Gebiete des Völkerrechts begrüßen wir eine sehr willkommene Erscheinung; wir meinen das „Dictionnaire des conventions diplomatiques et consulaires“, das zwar an weniger ausführliche und gründliche Arbeit als die bekannten Handbücher von Mittitz, Vellerg und Ballat und Lapeyrolle dafür aber praktischer ist. Der Verfasser de Martens hat die Form dem „Dictionnaire diplomatique“ de Eschscholtz entlehnt, und sie ist in der That die passendste für sein Werk. Das Material ist gut gewählt und für Europa vollkommen ausreichend. Consula und Gesandte können sich an obigen ausführlicheren Werke bedienen. Es wäre sehr zu wünschen, daß das letzte derselben, das Handbuch von Eschscholtz, das allein die Bedürfnisse aller Nationen vollständig berücksichtigt, französisch erschiene und dadurch den Diplomaten aller Länder zugänglich würde.

Ein sehr bekanntes und höchst wichtiges Werk ist

son als eine Art Gelegenheitschrift neu überarbeitet und herausgegeben worden, die „Victoires et revers des Français“, die alle Kämpfe der Franzosen von 1792—1815 umfassen. Diese bedeutende Sammlung von Originaldocumenten ist in ihren Grundlagen dieselbe geblieben, selbst die chronologische Ordnung der früheren Ausgabe ist beibehalten worden; man hat jedoch Ueberflüssiges fortgelassen und namentlich eine große Menge neuen Materials hinzugefügt, das man den jüngsten Untersuchungen der Archive, den seit kurzem erschienenen Memoiren aus jener Zeit, den Berichten und Correspondenzen der Generale, die in französischen und fremden Militärzeitschriften und militärischen Werken veröffentlicht worden, verdankt. Die wichtigsten Verbesserungen sind: es ist jedem Bande eine Liste der Quellenchriften für die Geschichte jedes Feldzugs beigegeben, und die Orthographie der geographischen Namen, die in der alten Ausgabe allzu sehr vernachlässigt worden, ist sowohl im Texte selbst als auf den Karten einer sorgfältigen Revision unterworfen worden. Die fünf ersten Bände enthalten die Geschichte der zweiten Coalition 1792—99 mit 88 Karten und Plänen.

Die Geschichte der letzten Tage der römischen Republik, die soeben von Troplong in der „*Révue contemporaine*“ einem Artikel zugrunde gelegt worden, beschäftigt außerdem auch Lamartine. Nur werden über sein Buch Bericht erstatten, sobald es eben ein Buch geworden sein wird. Bis jetzt erscheint dasselbe noch im Feuilleton der „*Presse*“. Ein dritter Schriftsteller, de Bonant, hat ebenfalls jenen Zeiten seine Aufmerksamkeit zugewandt. Schon früher hatte derselbe in einer kurzen Abhandlung die hauptsächlichsten Resultate deutscher Untersuchungen über die römischen Ritter wiedergegeben, nebst einigen eigenen; er veröffentlicht jetzt eine Uebersetzung des Gallust, in der er es sich hat besonders angelegen sein lassen, dem Text mit möglichster Treue zu folgen. Er hat dieser Uebersetzung eine Einleitung über Gallust und seine Zeit beigegeben, die auch von fleißiger Benutzung deutscher Arbeiten zeugt und in mehr als einer Hinsicht empfehlenswerth ist.

Soanne's und du Pays' Reisehandbücher verdienen die Aufmerksamkeit des Lesers nicht nur als Gelegenheitschriften für die Reisesaisons, sondern auch als ein erfreuliches Zeichen neuen Wachstums auf Frankreichs literarischem Boden, der etwas öde zu werden anfängt. Seit Jahren befügen alle europäischen Länder bänderreiche Reisewerke, theils Resultate der mühevollen und sorgsamsten Wanderungen der Gelehrten, theils flüchtige Bemerkungen, von den Touristen in der Eile gesammelt und nach eiliger niedergeschrieben. Aber alle diese Bücher sind zwar dienlich zum Studium fremder Länder, oder etwa auch als Vorbereitung zu einer Reise und als Rück Erinnerung nach derselben; zu Reisegefährten eignen sie sich nicht. Wo findet man nun solche Reisegefährten? Bis vor kurzer Zeit bot Frankreich in dieser Beziehung nichts Anderes als Post- und Eisenbahnbücher und Reisekarten. Die wenigen Führer, die man sonst besaß, waren sowohl armselige Arbeiten als unzuverlässig in ihren Angaben. Und wären auch diese Angaben genauer gewesen, so ist man doch wenig befriedigt, in einem Reisehandbuch außer den Poststraßen und Wirthshäusern nur einige gar dürftige Nachrichten über öffentliche Gebäude und dergleichen Aehnliches zu finden. Die deutschen Handbücher und die berühmten „*Handbooks*“ von Murray hatten diesen engen Kreis längst überschritten; sie enthielten nicht zuverlässige Angaben über die Dinge, die das materielle Interesse berühren, eine vollständige Aufzeichnung aller Sehenswürdigkeiten, nebst ausreichenden historischen und statistischen Andeutungen, wo dieselben wünschenswerth sind.

Es fehlte nur eine Sache: ein angenehmer Stil und die richtige wahrhafte literarische Form, die das Reisehandbuch im eigentlichen Sinne des Wortes zu einem Buch macht. (Dieser Vorwurf trifft jedoch einige der Murray'schen „*Handbooks*“ nicht.) Diese Form nun ist, wie dies ja auch sonst so häufig geschieht, in Frankreich in hoher Vollendung erreicht worden.

Soanne hat in dieser Beziehung Bahn gebrochen, du Pays ist ihm gefolgt; Beide Werke sind auch in materieller Beziehung höchst empfehlenswerth, und dieser doppelte Vorzug gibt ihnen einen gleichen Werth für Reisende und Nichtreisende. Es sind höchst lebendige und wahre Schilderungen der Länder, denen sie gewidmet sind, der Natur, der Kunst, der landschaftlichen Scenerie, der Denkmäler, und die richtigen Verhältnisse aller einzelnen Theile, sowie die Wahrheit und Wärme des Colorits machen diese Arbeiten zu Kunstwerken im besten Sinne des Wortes.

Deutschland ist ein wenig willkürlich in zwei Theile zerfällt: Nord- und Süddeutschland — eine Eintheilung, die wol in höherm Grade dem Bedürfnis der Touristen und des Schriftstellers als irgend einer ideellen oder politischen Theilung entspricht. Trotzdem wird Deutschland in diesem Buche als nationales Ganzes behandelt, und es enthält dasselbe sehr gute historische, politische, statistische Notizen über die einzelnen Staaten des Bundes und über die Nation. Auch den Sitten und Gewohnheiten hat der Verfasser seine Aufmerksamkeit zugewandt. Diese beiden Bände empfehlen sich wie gesagt durch eine große Anzahl formeller Vorzüge; was ihren materiellen Werth betrifft, so bürgt für denselben die außerordentliche Sorgfalt, mit der der Verfasser auf seinen Reisen durch Deutschland, die er zu diesem Zweck unternommen, seine Betrachtungen angestellt hat. Er hat außerdem auch bedeutende Werke Anderer, namentlich die „*Musées*“ von Viardot und Victor Hugo benutzt. So ist denn das Reisehandbuch in jeder Hinsicht vollständig. Man findet darin mit großer Genauigkeit die mittelalterlichen Ueberreste früherer Bauwerke und Denkmäler, die sich in Süddeutschland und an dem Rheinufer so zahlreich vorfinden, ferner gute Notizen über die bedeutendsten Bäder der wichtigsten Museen, namentlich in München, Wien, Berlin, Dresden und Prag, sodann für die Freunde der schönen Natur den sorgsamsten Führer durch alle schönen Thäler und über alle weitschauenden Berge von der französischen Grenze bis zum fernen Tirol und den slavischen Provinzen Deskreichs und vor allem längs jenes berühmten Stroms, der uns lebhaft an die folgenden Verse des Abbé Regnier Desmaretz erinnert:

Déjà nous avons vu le Danube inconstant  
Qui tantôt catholique tantôt protestant  
Sort Rome et Luther de son onde,  
Et qui comptant après pour rien  
Le Romain, le Luthérien,  
Fait sa course vagabonde  
Par n'être pas même Chrétien.  
Rarement à courir le monde  
On devient plus homme de rien.

Auch berührt er die Sprachverschiedenheiten, die Münzen, die Gewohnheiten des geistigen und gesellschaftlichen Lebens; Alles Dinge, die für Fremde, welche in Deutschland reisen wollen, unentbehrlich sind. Was ferner die eigentlich praktischen Nachrichten betrifft, so sind auch sie höchst vollständig. Wirthshäuser, Speisehäuser, Miethwagen u. dgl. sind mit tüchtiger Sachkenntnis angegeben. Der Zweck dieser Mittheilung war es jedoch hauptsächlich, auf den bedeutenden literarischen Werth dieser Arbeit, die zuerst die Völker französischer Zunge mit den wichtigsten Städten Deutschlands genügend bekannt macht, die Aufmerksamkeit zu lenken.

Von Deutschland zieht Soanne nach der Schweiz hin oder kehrt vielmehr dorthin zurück; denn in dem classischen Alpenland hat er vor etwa zwölf Jahren seine Wanderungen begonnen. Seit dieser Zeit ist das Handbuch in allen Händen und viele Reisende haben es geprüft und gepriesen, und von allen ist Soanne selbst der Einzige, den es nicht ganz befriedigt hat; er hat darum den alten Plan wieder aufgenommen, durch Zufüge, Verbesserungen aller Art, statistische Notizen, durch Anfertigung neuer Karten, durch Vergleichung der überaus zahlreichen Reisehandbücherliteratur der verschiedenen europäi-

ischen Länder dem Buche eine neue Gestalt gegeben und auf diese Untersuchung ein volles Jahr verwandt. Man hat Joanne mit Unrecht vorgeworfen, daß er die Gelegenheit nicht benützt habe, um sein Buch mit dem Farbenreichtum auszustatten, der das eigentlich Charakteristische aller bedeutenden französischen Arbeiten ist. Aber wir glauben, daß Joanne sehr richtig den Zweck seines Buchs vor Augen behalten hat. Ein Reisehandbuch soll nicht ein Führer sein, wie Goethe's *Rignon*, die uns sagt: „Das Raulthier sucht im Nebel seinen Weg.“ Und wenn wir auch etwas dabei verlieren mögen, daß der Nebel vor unsern Augen verschwinde, so ist doch Niemand weniger als der Verfasser des Reisehandbuchs berechtigt, ihn herauszubeschwören. Er soll uns sicher an dem Abgrund vorüberführen und nicht in denselben hinein, wie schauerlich schön er auch sein möge, und es muß auf noch unpoetischere Dinge Rücksicht nehmen, auf den Geldbeutel, auf nasse und trockene Witterung, auf die Rattage in der Herberge und auf Schnupfen und Husten.

In Plan und Ausführung den Joanne'schen Führern verwandt ist „*Stalien*“ von du Pays. Du Pays ist der wahre berufene Führer durch das Land klassischer Kunst. Seit mehreren Jahren mit dem Artikel „*Salon*“ (Kunstausstellung) in der „*Illustration*“ beauftragt, ist er in der Kunstkritik wohl erfahren; er besitzt außerdem eine ausgebreitete Gelehrsamkeit auf dem Gebiet des klassischen Alterthums, wie dies besonders seine Monographie über Pompeji beweist. Sein Werk enthält vier Abtheilungen: „I. Oekonomischer Theil.“ Allgemeine Nachrichten über Reiserroute, Hotels, Münzen, Transportmittel u. s. w. „II. Statistischer Theil.“ „III. Post- und Reisehandbuch“; mit genauen Angaben über jede einzelne Landstraße, Posten und Eisenbahnen u. s. w. „IV. Beschreibender Theil.“ Hier ist Italien in die einzelnen Länder getheilt und diese werden nacheinander abgehandelt. Dieses neue Reisehandbuch läßt alle übrigen französischen Werke auf diesem Gebiet weit hinter sich zurück, selbst die berühmten Valeri'schen Reisehandbücher, die freilich hier und da unvollständig, für ein Reisehandbuch zu umfangreich, zu verworren und außerdem in vieler Hinsicht bereits veraltet sind.

57.

### Zur deutschen Journalistik.

Die gefällige, übersichtliche Form des von F. Pleger redigierten „*Bremer Sonntagsblatt*“ scheint, was wenigstens das Äußere und die Theilung zwischen dem novellistischen, beschreibenden und lyrischen Bestandtheil und dem Feuilleton betrifft, einem neuen Blatte: „*Frankfurter Museum. Aesthetische Wochenschrift*“, zum Muster gedient zu haben. Redacteur dieser Wochenschrift ist Otto Müller, der bekannte Romandichter, der in seinen Romanen, namentlich in „*Bürger*“ und in „*Charlotta Wermann*“, den Traditionen des echtdeutschen psychologischen Romans treu geblieben ist. Von ihm enthält die erste uns vorliegende Nummer den Anfang einer frankfurter Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert unter dem Titel: „*Kaiser und Stadtschultheiß*.“ In allen Aufsätzen, welcher Art sie auch seien, soll, wie der Redacteur in dem kurzen Prospect bemerkt, einer populären, bildenden und anregenden Darstellung vor dem doctrinären Stil der Vorzug gegeben werden. — Das „*Weimarer Sonntagsblatt*“, ebenfalls von ähnlicher Einrichtung wie das „*Bremer Sonntagsblatt*“, ist seit einiger Zeit von dem Verleger Hermann Böhlau als Redacteur unterzeichnet. Es zeichnet sich namentlich durch ein sehr reichhaltiges Feuilleton aus und bringt auch mitunter Reliquien der weimarer Heroen, z. B. in Nr. 35 und 36 Briefe von Goethe an den Berginspector Rahr zu Timenau. — Die „*Sonntagsblätter*“ scheinen überhaupt Rode werden zu sollen. Am 21. October wurde in Hamburg die erste Nummer eines „*Hamburger Sonntagsblatt*“ (Redacteur: E. Spreu) ausgegeben, welche unter Anderm nachgelassene Briefe Max Balduw's an eine Dame und einen Prospect enthält, in

welchem gegen eingewanderte, aus und über Hamburg correspondirende Schriftsteller vom hamburger Standpunkt gezogen wird. — Der erfahrenen Theaterkritik strebt die in Wien neubegründete „*Monatsschrift für Theater und Kunst*“ (verantwortlich Herausgeber: Joseph Klemm) einen Mittelpunkt und Halt zu geben, während auch in Berlin von E. Löffelstein soeben ein Theaterjournal unter dem Titel „*Theaterrevue*“ ins Leben gerufen wurde zu dem ausgesprochenen Zweck, die Unabhängigkeit der Theaterkritik wiederherzustellen. Der Zweck ist sehr loblich, ihn zu erreichen aber sehr schwierig, ja, wir fürchten, bei der Corruption des ganzen Theaterwesens und der Theaterkritik für den Augenblick unmöglich. Die sich ebenfalls viel mit Theaterangelegenheiten beschäftigenden und mit einem interessanten und mannichfaltigen Feuilleton ausgestatteten „*Hamburger Jahreszeiten*“ sind inzwischen aus E. Willmann's Händen wieder in die ihres frühern Redacteurs Fendör Wehl übergegangen. — Von D. Wigand's „*Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst*“ ist schon eine ganze Reihe von Heften erschienen, und obgleich der darin festgehaltene Standpunkt vielfach mit der d. Bl. ist, so sind wir doch nicht so engherzig, einem andern Standpunkt als dem unserigen sein zeitgemäßes Recht anzusprechen zu wollen, erkennen vielmehr an, daß wir in den Wigand'schen Jahrbüchern viele Artikel gelesen haben, die uns durch ihre frische und anregende Haltung lebhaft festhielten und nicht selten auch über dies und jenes belehrten oder uns neue Gesichtspunkte eröffneten. — Karl Bed, der einst vielgenannte Dichter, begann im Februar d. J. in Pesth ein Journal: „*Frische Duellen. Schönwissenschaftliche Jahrbücher*.“ Die von ihm verfaßte und der ersten Lieferung vorgebrachte Ansprache führt uns Karl Bed vor, wie er lebt und lebt. In schonungslos poetischem, oft an den altbabilonischen Prophetenworten anklingendem Stile und stellenweise sogar nicht ohne Anflug von Humor hält Karl Bed darin unserer Zeit eine Strafrede: „Die ehernen Sohle des Schicksals habe ich längst von weitem gehört, als ihr noch in den Tag hineinlauchtet, als noch Schachspieler eure Volkstribune waren und Wige euer Theater. Aus ist aus! Stöhnt ihr jetzt kläglich und habt euch mit diesen drei Wörtlein sprechend gezeichnet! Das Gold hat euch entmannt und entwürdigt; nun zieht das Eisen ins Feld, um euch der einst nach herben Prüfungen die verlorene Jugend wiederzugeben“; oder: „Das Glück soll euch demüthig die goldenen Schlüssel entgegenbringen; der Herr soll es den Geinen im Schlafe geben — aber seid ihr noch die Geinen? Ueber geschändete Heiligthümer, zerbrochene Tempel, deppelstimmige Denkel in und um euch!“ u. s. w. — Zur Begutachtung liegen uns noch vor: Probenummern von Fernbach's „*Journal für Leihbibliothekare, Buchhändler und Antiquare*“ (Berlin), Lieferungen von G. Michaelis's „*Zeitschrift für Stenographie*“ (Berlin) und Nummern von Heinrich Meyer's „*Journal für Buchdruckerkunst, Schriftgießerei und die verwandten Künste*“ (Braunschweig), das bereits mehr als zwei Decennien besteht, mithin unserer Befürwortung nicht bedarf. Man könnte übrigens hieraus, wie väterlich der Journalismus auch für das kleinste, wenn auch oft nur scheinbar kleinste Bedürfnis im großen literarisch-buchhändlerischen Haushalt besorgt ist.

F. M.

### Notiz.

#### Reisen nach Ägypt und Chartum.

Von Max Maria Reichert von Weber, Verfasser des durch manche poetische Schönheiten ausgezeichneten Romanzyklus „*Roland's Graalsfahrt*“ und Sohn des berühmten Komponisten gleichen Namens, erschien eine wenig bekannte Schrift: „*Ein Ausflug nach dem französischen Nordafrika*“ (Leipzig, E. P. Mayer, 1855). Der Verfasser schildert darin in modern eleganter als lebendiger Darstellung seine Eindrücke und Beobachtungen auf einem Auszuge, der uns von Paris durch den Süden von Frankreich nach Ägypt und von dort

nach Ardab, nach Bldab, nach den großartig malerischen Schluchten der Chiffah (Georges de la Chiffah) und dann wieder auf der Dampfregatte Montezuma nach der französischen Küste zurückführt. Da die Darstellungsweise des Verfassers schon aus den zahlreichen Mittheilungen, welche vor dem Erscheinen des Buchs in *Suzkoro's* „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ mitgetheilt waren, dem Publicum bekannt ist, so wollen wir uns versagen, auf eine nähere Besprechung der Schrift einzugehen, glauben aber versichern zu dürfen, daß man sie mit Genuß und lebhaftem Vergnügen lesen wird. Des Verfassers Schilderungen sind anschaulich, plastisch, warm, oft fast bis zum Ueppigen farbenreich und verrathen die Hand eines künstlerisch und dichterisch gestimmten Mannes zugleich. Wir verweisen namentlich auf die Schilderungen „Die Noressa“, „Abend auf der Place royale“ und „Le bain maure“. Der Verfasser bezweckt zugleich, „Diejenigen, welche zur Wahl einer neuen Heimat entschlossen sind, auf herrliche Landstriche aufmerksam zu machen, wo die Arbeitskraft im hohen, fruchtbaren Land aber noch im niederen Preise steht, wo geordnete Zustände den Besitz sichern und wo vor allem der deutsche Einwanderer, wenn er nicht als Vagabond und Flüchtling, sondern im Besitz der Mittel zur Begründung einer bürgerlichen Existenz erscheint, die zuvorkommendste Rücksichtnahme der Colonialverwaltung empfängt“. Es mag sich nun freilich unter der afrikanischen Sonne durch Dittschaften, in denen bereits ein gewisser Comfort besteht, besser reisen als im freien Felde arbeiten lassen; auch besuchte Weber jenen kultivirten Theil Argieriens nicht zur Zeit höchster Sommerhize; vielleicht würde seine Empfehlung sonst mit dieser Hize im umgekehrten Verhältniß stehen. — Hieran fügen wir: „Neueste Briefe aus Chartum in Centralafrika“, geschrieben von Martin Hansal (Wien, Wallishausser, 1855). Der Verfasser ist derzeit Lehrer der Regentzucht und Secretär des Provicars Knoblocher, Chefs der katholischen Mission für Mittelafrika in Chartum. Die Briefe, an einen wiener Freund gerichtet und anspruchslos und einfach geschrieben, enthalten manches Interessante, wie sich erwarten läßt, da sie ein unserer Kenntniß noch so fernergerücktes Gebiet betreffen. Die Leiden und Entbehrungen der Missionäre in jenem Himmelsstrich sind groß, der Freuden außer denen, welche sie in der treuen Erfüllung ihres schwierigen und gewiß wenig lohnenden Berufs finden, sehr wenige; das Klima ist begreiflicherweise dem Nordländer höchst verderblich; die neuankommenden Missionäre fanden die Stationen Chartum und Gondokoro so gut wie ausgestorben; mehrere Amtsbrüder Martin Hansal's wurden rasch nacheinander vom Tode hinweggerafft, und auch die übrigen, unter ihnen Knoblocher und Hansal selbst, befanden sich leidend und hatten gegen die fieberischen Einflüsse des ungewohnten Klimas fortdauernd zu kämpfen. Das abspannende und niederdrückende, die Missionäre an Einen und zwar sehr traurigen Ort fesselnde Einerlei des Berufs mag dann noch hinzukommen, die Krankheitsdisposition bei diesen beherzten, aber wenig beneidenswerthen Männern zu vermehren.

**F. M.**

## Bibliographie.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1856. Herausgegeben von J. G. Seidl. 32ster Jahrgang. Wien, Lienhart. S. 2 Thlr.

Baumann, C., Geschichte des Marktes Murnau in Oberbayern aus den betreffenden Quellen geschöpft. Mit 1 kleinen Landkarte und 3 Lithographien. Murnau. Gr. 8. 20 Ngr.

Böhm, C. J. L., Schatten und Licht in dem gegenwärtigen Zustande der Kirche. Neun Abhandlungen über christliche Wahrheiten für unsere Zeit. Mit einem Vorwort von H. W. S. Thiersch. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 24 Ngr.

Briefe über die Günther'sche Philosophie. Von einem katholischen Gottesgelehrten. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 9 Ngr.

Bumüller, J., Geschichte der neuesten Zeit. 1815—1855. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 20 Ngr.

Burckhardt, J., Die Gegenreformation in den ehemaligen Vogteien Zwingen, Pfeffingen und Birsach des untern Bisthums Basel am Ende des 16. Jahrhunderts. Aus den Akten dargestellt. Basel, Schweighäuser. Gr. 8. 20 Ngr.

Christern, W., Ein Kaufmann. Hamburgisches Sittengemälde. Drei Theile. Altona, Verlags-Bureau. 1856. 8. 2 Thlr.

Delitzsch, F., System der biblischen Psychologie. Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Dubois, Geschichte der Abtei Morimond und der vornehmlichsten Ritterorden Spaniens und Portugals. Nach der 2ten Auflage aus dem Französischen übersetzt von Dr. K. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Engelhardt, M. v., Valentin Ernst Löcher nach seinem Leben und Wirken. Ein geschichtlicher Beitrag zu den Streitfragen über Orthodorie, Pietismus und Union. Iter durchgesehener Abdruck. Mit dem Bildnisse Löcher's. Stuttgart, C. S. Riesching. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Höchst sonderbare Fahrten und Abenteuer des Baron von Schwindenburg aus Hinterpommern. Oder dessen Tagebuch während einer Harzreise, nebst Abdruck einiger auf merkwürdige Weise gefundener Manuscripte. Mit Porträt des Barons und noch anderen 7 Illustrationen. Leipzig, Wengler. 1856. Gr. 16. 20 Ngr.

Fischer, K. P., Grundzüge des Systems der Philosophie oder Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. 3ter Band: Die Wissenschaft der Idee des absoluten Geistes oder der speculativen Theologie. — A. u. d. L.: Grundzüge des Systems der speculativen Theologie oder der Religionsphilosophie. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr.

Fischer, L. P., Politischer Martyrthum. Eine Criminalgeschichte mit Actenstücken. Leipzig, A. Hoffmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Das illustrierte Frauenzimmer. Spaß — und das Gegenheil. Mit vielen Bildern. Ste völlig veränderte Auflage. Leipzig, Wengler. 1856. 16. 10 Ngr.

Friedlieb, J. P., Geschichte des Lebens Jesu Christi mit chronologischen und andern historischen Untersuchungen. Breslau, Ueberholz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das große Geheimniß der menschlichen Doppelnatur. Dresden, Adler u. Diege. Gr. 8. 25 Ngr.

Groth, K., Quisborn. Volkleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter. Glossar nebst Einleitung von K. Müllenhoff. Zwei Abtheilungen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 4. 4 Thlr.

Herkesohn, C., Buch der Lieber. 3te Auflage. Leipzig, Thomas. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoppe, I., Die Nervenwirkungen der Heilmittel. Therapeutisch-physiologische Arbeiten. 1stes Heft. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für das Jahr 1856. 36ster Jahrgang. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

## Tagesliteratur.

Europa und der Orient. Oesterreich, die Westmächte und Rußland. Streif- und Schlaglichter zur Würdigung der politischen Verhältnisse der Gegenwart. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Die deutsche Fremdenlegion in England. Leipzig, D. Wiegand. Gr. 8. 12 Ngr.

Was ist Vegetarianismus? Eine Beleuchtung dieses Universal-Principals. Neustadt D./E., Weisshäuser. 8. 5 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen  
soeben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Romeo und Julia.

Tragödie des **Shakespeare**.

Deutsch von **Edmund Lobedan**.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

## Antigone.

Tragödie des **Sophokles**.

Deutsch von **Edmund Lobedan**.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung der „**Sakuntala**“ von Lobedan ist von der Kritik wie vom Publicum so beifällig aufgenommen worden, daß seine neuen Uebersetzungen von **Shakespeare's „Romeo und Julia“** und von der „**Antigone**“ des **Sophokles** gewiß mit vollem Rechte empfohlen werden können.

Lobedan hat „**Romeo und Julia**“ — dieses Hohenlied der Liebe, das selbst einen so ruhigen und ernsten Kritiker wie Lessing mit Begeisterung erfüllte und zu dem Ausspruche veranlaßte: die Liebe selbst habe es eingegeben und dictirt — mit all seinem Duft und seiner ursprünglichen Glut wiedergegeben. Von der Schlegel'schen Uebersetzung weicht Lobedan mannichfach ab und hat mehr auf das Lesen als die Aufführung Rücksicht genommen.

Bei der Deutschdichtung der „**Antigone**“ des **Sophokles** war das Hauptbestreben, des Uebersetzers vor allem, gebildeten Lesern und Leserinnen einen neuen, so viel wie möglich ungetrübten Genuß dieses Meisterwerks zu verschaffen. Das Verständniß wird durch zwei als Anhang mitgetheilte Briefe über „**Antigone**“ wesentlich gefördert. Hinsichtlich der Bedeutung dieser Dichtung sei folgender Ausspruch Hegel's angeführt: „Von allem Herrlichen der alten und modernen Welt — ich kenne so ziemlich Alles, und man soll und kann es kennen — erscheint mir die „**Antigone**“ als das vortrefflichste, befriedigendste Kunstwerk.“

Früher erschien ebendasselbe:

**Sakuntala**. Nach dem Indischen des **Kalidasa** von **Edmund Lobedan**. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „**Sakuntala**“, dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Die vorliegende von Lobedan ist allgemein für eine ausgezeichnete erklärt worden.

**Ältere Auflagen des Conversations-Lexikon** werden von der Verlagshandlung des Werks, **F. A. Brockhaus** in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage umgetauscht. Bei portofreier Einsendung einer älteren Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. erfolgt die frankirte Uebersendung der zehnten Auflage, welche im Subscriptionspreise 20 Thlr. kostet.

Ausführlichere Auskunft wird auf portofreie Anfragen von der Verlagshandlung franco ertheilt.

## Medicinisch-chirurgische

## Encyclopädie für praktische Aerzte.

In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von **Dr. H. Prosch** und **Dr. H. Ploss**, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Zweite Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufstätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwicklungsgange seiner Wissenschaft kaum zu folgen in Stande ist, bietet sich in vorstehendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationelle Therapie ohne grossen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertrugen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in drei Bänden oder neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung. Die Vollendung des Werks bis Ende 1855 kann auf das bestimmteste versprochen werden. In allen Buchhandlungen sind ausführliche Prospekte und das bereits erschienene (Erster Band bis dritten Bandes zweite Lieferung. Abbinden — Typhus) vorrätig.

Leipzig, im October 1855.

**F. A. Brockhaus.**

**Vollständig** erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

## Handbuch der Sanskritsprache.

Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von **Theodor Benfey**. Zwei Abtheilungen. 8. Geh. 44 Thlr.

Die beiden Abtheilungen auch unter besondern Titeln:

Erste Abtheilung: **Vollständige Grammatik der Sanskritsprache**. 1852. 3 Thlr.

Zweite Abtheilung: **Chrestomathie aus Sanskritwerken**. Erster Theil: *Text, Anmerkungen, Metra*. III. 4 Thlr. Zweiten Theil: *Glossar*. 1854. 5 Thlr.

Ein vollständiges Handbuch zum Erlernen der Sanskritsprache von dem berühmten Orientalisten. Die Grammatik wird in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger getroffen. Die Chrestomathie, nebst Glossar, bietet 40 Seiten der indischen Literatur durch zweckmäßig ausgewählte Fragmente kennen. Das Werk bildet auch für den Lernenden wie für den Kenner gleichmäßig einen unentbehrlichen Begleiter beim Studium der Sanskritsprache.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.



Erscheint wöchentlich.

Nr. 45.

8. November 1855.

**Inhalt:** Magnetismus und Osmagnetismus. Von Karl Fortlage. — Neue österreichische Poesie. Von Rudolf Gottschall. — Zwei Künstlerbiographien. Von Karl Holz. — Zur Angelegenheit der Judenemancipation. Von Robert Scherer. — Aus London: Christopher North's „Noctes Ambrosianae“; Deutsche Literatur in England; Neue Schrift über Goethe; Zur Geschichte der Zeitungsbannonen; Die Fortsetzung von Macaulay's „Geschichte Englands“; Adel und Kaufmannsstand in Bezug auf Literatur; Neue Publicationen. — Vorschlag zu einem Roman über die Geschichte des gelehrten Freiheitskampfes. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

## Magnetismus und Osmagnetismus.

1. Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Osm. Eine Reihe experimenteller Untersuchungen über ihre gegenseitigen Kräfte und Eigenschaften mit Rücksicht auf die praktische Bedeutung, welche sie für Physik, Chemie, Mineralogie u. s. w. haben. Von Karl von Reichenbach. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1854—55. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Lebensmagnetismus — Magie. Von Karl Gustav Carus. (In „Die Gegenwart“, Band 10. Leipzig, Brockhaus. 1855.)

Die Erfahrungswissenschaften schrauben sich, je weiter sie gelangen, desto mehr in eine schwindelnde Höhe hinauf, wo das Erfahren nicht mehr, wie ehemals, die Sache eines Jeden ist, welcher nur Lust und guten Willen hinzubringt, sondern wo auch noch dazu die Ausbildung ganz besonderer Geschicklichkeiten, wo nicht gar Fähigkeiten erfordert wird. Schon die Handhabung des Mikroskops ist von dieser Art. Wer in ihr nicht zuvor meisterhaft eingeschult ist, hat nicht die mindeste Gewissheit, irgend Zuverlässiges durch dasselbe zu erblicken, und ist also völlig dem guten Glauben und Zutrauen in die Wahrhaftigkeit Derer, welche dasselbe besser zu handhaben wissen, preisgegeben. Bei der Beobachtung des neuen unwägbaren Stoffes, Osm genannt, mit welchem Reichenbach gegenwärtig die sich noch sträubende Physik beschenken will, findet das Gesagte in einem noch höhern Grade statt. Denn nur der dritte Theil, höchstens die Hälfte unter allen lebenden Menschen hat überhaupt den Sinn oder vielmehr die Feinfühligkeit sämtlicher Sinne bekommen, welche dazu gehört, das Osm wahrzunehmen, und unter diesen sind wiederum die meisten nur grobempfindlich, die wenigsten, eine ganz kleine Elite, fähig, die feinsten Beobachtungen zu machen, die ganz präcisen, um welche es doch zuletzt der Wissenschaft immer einzig und allein zu thun ist. Wo will dies hinaus? Kommen wir da nicht zuletzt ganz in die Region der Sonntagskinder hinein, welche allein unter allen Menschen befähigt sind, zuzusehen, was die Geister und Engel im Himmel treiben, und denen es die Alltagskinder als eine gemachte physikalische Beobachtung glauben müssen?

1855. 45.

Diese Besorgnis ist so ganz ungegründet nicht. Und offenbar bewegt das in ihr liegende Gefühl des Unbehagens die größte Anzahl unserer Physiker und Chemiker, nach guten und schlechten Vernunftgründen zu suchen, um sich auch schon die bloße Möglichkeit eines so unheimlichen Gespenstes, wie das Osm ist, in Hauch und Wogen vom Leibe zu halten. Vergebens behauptet ihnen Reichenbach, daß er mit der ganzen magnetischen und naturphilosophischen Literatur durchaus keine Gemeinschaft habe, daß seine „Sensitiven“ durchaus nur physikalische Stoffe und keine Geister sehen. Die Gegner erwidern ihm, daß sie nur physikalische Stoffe wollen, welche Jedermann wahrnehmen kann; daß ein sensibler Mensch, welcher etwas sieht, was gewöhnliche Menschen nicht sehen, sich nicht im normalen, folglich auch nicht im gesunden Zustande befinde, und daß die Ergebnisse eines Kranken nicht für physikalische Erfahrungen gelten können. Daher versagte denn auch Liebig in der berühmten Eröffnungstede seiner chemischen Vorträge in München der neuen Osmwissenschaft die Aufnahme in die Naturforschung, weil „Personen; deren Nervensystem nicht im vollkommen gesunden Zustande sich befinde, zum Beobachten sich durchaus nicht eignen“. Hiergegen wendet nun zwar Reichenbach ein, die Sensitiven seien durchaus nicht immer trank oder nervenschwache, sondern häufig höchst gesunde, starke und robuste Personen, und führt S. 7 als Belege einen Reisenden (R.) an, welcher zwei mal im Herzen von Afrika gewesen und jetzt nach Asien abgegangen sei, einen Ingenieur (Ph.), welcher mehrmals den Erdball umschiffet habe, einen Gelehrten (Dr. R.), welcher Aegypten bereist, Luftfahrten gemacht und die lebensgefährlichsten Gascondensationen kühn unternommen habe. Die Gegner aber meinen, daß man alle diese Dinge thun und doch ein nervenschwacher Mann sein könne, und daß Hallucinationen nervenschwacher Personen keine physikalischen Experimente seien. Reichenbach erwidert, daß die obigen Erscheinungen, wenn sie bloße Hallucinationen Nervenkranker wären, sich nicht bei allen sensitiven Per-

113

sonen auf völlig gleiche Weise wiederholen könnten. Die Gegner antworten, daß dieses auch nicht der Fall sei. Denn die Sensitiven seien niemals im Stande, Das, was sie sehen und empfinden, aus sich selbst heraus zu beschreiben, sondern hätten erst immer nöthig, von dem Fragesteller auf die einzelnen Theile der Erscheinungen und ihre Eigenthümlichkeit durch seine Fragen aufmerksam gemacht und geleitet zu werden. Die Antwort auf diesen Einwurf ist nun von Seiten des angegriffenen Theils das vorliegende Werk, welches systematische Zusammenstellungen aus den Tagebüchern des Experimentators in vollständiger und erschöpfender Art gibt und bei jedem Experimente den Namen der sensitiven Person, an welcher es vorzugsweise gelang, zugleich mit der Deutlichkeit übergibt. So bekommt das Publicum denn ein glänzendes Register von 162 Personen vor Augen gestellt, welche nach der Auffassung Reichenbach's die ehrwürdigen Zeugen und Gewährsmänner einer neuen Entdeckung von weltgeschichtlicher Bedeutung sind. \*)

Niemer, der Verfasser des bekannten gelehrigen Wörterbuchs, belobte einst die Philologen darin, daß sie mit dem Verstehen unverständlicher Wörter niemals in Verlegenheit wären. Denn sie wußten das unbekannte Wort jedesmal so lange zu quersuchen, bis es einen Laut von sich gäbe, welcher in den Zusammenhang paßte. Ein solches Verfahren nun, meinen Manche, gäbe es nicht nur in der Philologie, sondern auch in andern Gebieten des Wissens, z. B. in der Beobachtung der Bilder, welche im Augenmerken erscheinen, nachdem derselbe vier Stunden lang einer vollen Finsternis ausgesetzt gewesen ist, wodurch er gegen die kleinsten noch etwa dennoch übriggebliebenen Lichtwirkungen so empfindlich wird, daß er sie zuletzt gewahrt wird und durch eine von ihnen her hinzutretende und wissenschaftlich systematisch nach der „Methode der heutigen Naturforschung“ sorgfältig gesuchte Phantasiebetätigkeit mit blauer und rother obischer Polarität überkleidet. Andere denken wol gar an den Pfaffen Amis berühmten Andenkens. Dieser hatte in einem gewissen herzoglichen Palaste ein weißangestrichenes Zimmer bemalt, aber nicht mit Pinsel und Farbertopf, sondern mit wunderschönen und erhabenen Phantasiegestalten, welche er jedem Eintretenden mit der Empfasse der begeisterten Conception derselben erklärte und in den ganzen Motiven der künstlerischen Nothwendigkeit, womit sie aus der Phantasie des Schaffenden hervorsprangen, auseinanderlegte. Der Pfaffe Amis zeigte diese wun-

\*) In vorangegangenen obischen Schriften des Verfassers, namentlich im zweiten Bande der „Physikalisch-physiologischen Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus u. s. w.“, S. 3, war schon ein Verzeichniß von 61 sensitiven Personen gegeben, nämlich 31 weiblichen und 30 männlichen, welche ihn bei seinen obischen Forschungen unterstützt hatten. Hier kommen 30 weibliche und 66 männliche hinzu, so daß sich gegenwärtig die ganze Zahl der Zeugen auf 91 Personen weiblichen und 96 Personen männlichen Geschlechts beläuft. Dabei ist jedoch wohl zu bemerken, daß die hochsensitiven, auf die es zuletzt immer ganz allein ankommt, wenn die undeutlichen Thäungen der Mittelsensitiven in deutliche Bilder überlegt werden sollen, unter jener ganzen imposanten Masse nur ein Duzend von vierzehn sind, höchstens zehn Personen bilden.

dervollen Schöpfungen aber nur einzelnen Personen und führte Niemand ein, ohne ihn zuvor überzeugt zu haben, daß eine höhere und nicht bei Jedermann vorkommende sittliche Reinheit dazu gehöre, die Umrisse der Gestalten in der völligen tadellosen Klarheit und Sicherheit ihrer Contouren aus der Wand hervorspringen zu sehen. Die meisten der Eingeführten sahen das ihnen Gezeigte mit völliger, fast mikroskopischer Klarheit vor den Blicken ihrer erleuchteten und gehobenen Sinne, und nur wenige gaben sich die Mühe, die Gestalten nicht immer genau auf den Fleck hinzuschauen, wo sie der Pfaffe ihnen zeigte.

Nicht immer indessen und nicht von Anfang an betrachteten die Korpphären der gegenwärtigen Wissenschaft, Liebig an der Spitze, die Wissenschaft des Ob mit so verfolgungsfüchtigen Blicken als heute; nicht von Anfang an sahen sie darin das unheilichwängere und die Wissenschaft verpestende Gessenst, welches sie gegenwärtig in derselben erblicken. Es müssen Vorgänge inzwischen sich ereignet haben, welche die anfangs so warme Theilnahme des gelehrten Chemikers für die Sache des Ob abkühlten und gewaltsam zurückschredten, Vorgänge, durch deren Bekanntwerden vielleicht ein helleres Licht in der trüben und mystischen Obsache aufgehen würde, als unter den gegenwärtigen Umständen zu erlangen ist. Nur so viel erfahren wir durch den in dieser Beziehung wortkargen Experimentator: Liebig sowol als Berzelius nahmen Beide anfangs selbst den lebhaftesten und wärmsten Antheil an den Oberscheinungen. Denn Liebig verbrachte die in zwei Abhandlungen niedergelegten ersten Beobachtungen Reichenbach's über das Ob durch ein besonderes Extrablatt seiner „Chemischen Annalen“ und schrieb ihm darüber unterm 7. Januar 1845 die Worte (S. XXIII):

Ich wünsche und hoffe, daß deine (obischen) Abhandlungen Jedermann mit dem Vergnügen lesen wird, mit dem ich sie gelesen habe und Hoffmann und All, die sie kennen, und von ihm auch nicht in allen Stücken mich zu deinen Ansichten bekennen kann, was ich dir mit Aufrichtigkeit sage, so raubte mir das keineswegs den Genuß, mit dem ich mich in deine geistreichen, glänzenden Versuche, Beobachtungen und Speculationen verwickelt habe. In der Art und Weise, wie wir deine Untersuchungen verbreiten (durch die „Annalen“), müssen deine Ansichten sich behaupten. Möge dir das neue Jahr in dieser Beziehung alle deine Wünsche erfüllen, ich zweifle nicht daran.

Und Berzelius schrieb (im „Jahresbericht“ 1846), nachdem er mit einigen Zügen Reichenbach's obische Axiome von 1845 beifällig skizzirt hatte, folgende Worte (S. 4):

Diese Forschung gehört also zu den schwierigsten, welche ein Naturforscher unternehmen kann, und man muß den Muth anerkennen, daß ein Naturforscher, der bemerkt, daß ihm was zu entdecken ist, und welcher einen geachteten Namen in der Wissenschaft zu bewahren hat, den Vorurtheilen, der Unvorsichtigkeit, dem Eigensinn und selbst dem hohen Tadel zu widersteht, um seinen Zweck zu verfolgen. Ein Forschungsgegenstand muß nicht deshalb verlassen werden, weil er schwierig zu erreichen steht, oder weil er von der Gegenwart mit Unrecht übersehen oder geringschätzig behandelt wird.

Das vorliegende Werk besteht aus fünf Compagillen, von denen das erste den ganzen ersten Band ausfüllt und sich mit den obischen Gesichtserscheinungen am meisten

Lebe beschäftigt, und zwar theils mit den obischen Dauerzuständen, welche in jeder Lebenslage und Stimmung der leiblichen Systeme und Gliedmaßen dieselben bleiben, theils mit den obischen Wandelzuständen, welche entweder durch innere Veränderungen im Leibe oder durch äußere Einflüsse hervorgerufen werden. Das zweite Hauptstück beschäftigt sich mit den Gesicht- und Lichterscheinungen, das dritte mit den Geruchs-, Geschmacks- und Gehörserscheinungen. Das vierte handelt von den allgemeinen Eigenschaften des Odes, und im fünften wird von dem bisherigen Anwendung auf die allgemeineren und physikalischen Eigenschaften der Sensitivität gemacht. Es stützt sich aber dieses Werk mit auf vorangegangene obische Arbeiten, namentlich auf die „Physikalisch-physiologischen Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Elektricität u. s. w.“, und kann als eine Fortsetzung derselben betrachtet werden.

Eine nicht bloß oberflächliche, sondern ziemlich weit ins Specielle gehende Kenntniss der obischen Erscheinungen ist bei der bei weitem größern Mehrzahl der Leser von vornherein vorauszusetzen. Denn wer sollte nicht die mit hinreichender Darstellungsgebe geschriebenen „Obisch-magnetischen Briefe“ gelesen haben, wodurch Reichenbach in der Beilage zur ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 8. März 1852 an bis zum 4. Mai desselben Jahres so gefällig war, uns in die Mystrien der Dunkelfammer von Schloß Reichenberg einzuführen und die Empfindungen der Sensitiven in allen Lebenslagen zu enthüllen, von dem Postwagen bis in das Wohnzimmer, vom Schlafgemach bis auf den Kirchhof? Dort bekamen wir die pikanten Resumés; wir wurden wie in einer Montgolfière mit uns auf den höchsten Gipfel des erklommenen Gebirgs gehoben und in den Genuß der reizendsten Ausichten versetzt, bei denen wir mit jenem in der naturforschenden Welt angesehenen Manne (S. XXXV.) ausrufen durften: „Wenn dem so wäre, wie Sie schreiben, so wäre das zu schön, und so was kommt in der Natur nicht vor.“ Hier nun in dem dickleibigen und gelehrten Werke sind wir aufgedockt; den langen und mühseligen Weg zu Fuße mitzumachen, welchen Reichenbach selbst vor zehn Jahren einschlug, um auf jenen Gipfel der bezaubernden Ausichten zu gelangen. Da sehen wir nun freilich höchst genau mit Namen und Nummer, daß so etwas Schönes wirklich in der Natur vorkomme; es fragt sich nur, was für eine Natur diese Natur ist, worin es vorkommt, ob die gemeine, rohe, äußerliche Natur, welche aus Massen besteht, oder jene innere, feine und schöpferische Natur, aus welcher unsere sämtlichen Gedanken und Vorstellungen ihren Ursprung nehmen.

Ein großer Theil der obischen Thatsachen besteht in bloßen subjectiven Empfindungen. So z. B. wird berichtet (I, 751), daß eine Sensitive, welche ein Gefäß mit krySTALLISIRENDEN Blaubeersaft hielt; nach Beendigung der KrySTALLISATION empfand, wie das Glas in ihrer Hand warm wurde; wobei sie während der stehenden Wärme des Gefäßes eine subjective Gegenempfin-

dung von Kühle in ihrer Hand wahrnahm. „Neben dieser Wärme dauerte die obische Kühle fort und wurde von der sensiblen Hand wohl unterschieden.“ Dahin gehören auch z. B. die I, 630 fg. mitgetheilten Thatsachen. Nicht dort mit Namen angeführte Sensitive fanden alle, wenn sie in die Nähe eines Feuers kamen, statt Wärme vielmehr auffallende Kühle.

Fräulein B. klagte, daß es sie oftmals, wenn sie sich dem Herdfeuer näherte, durch den ganzen Leib kalt durchschauere, aber immer mehr links als rechts. Fräulein B. sagte mir eines Tags, sie wolle mir eine sonderbare Sache anvertrauen, die sie Niemand gern sage. Ich war ganz Ohr für Das, was da kommen sollte. Da theilte sie mir mit, sie habe die gegen andere Menschen ganz verkehrte Eigenschaft, daß es ihr am Feuer niemals heiß werde, daß sie daran braten könnte, ohne zu erwärmen, während es ihr doch in winterlicher Kälte oftmals so heiß werde, daß sie bisweilen ins Schwitzen gerathe. Herr G. A. erinnerte sich aus dem Soldatenleben, daß es ihm im Offiziersdienst oftmals als eine sehr sonderbare Sache aufgefallen sei, daß er, wenn er Nachts bei großen Signalfeuern selbst in ziemlich geringer Ferne gestanden, allemal Kühle empfunden habe, wenn seine Kameraden alle warm hatten, ja daß dies so weit ging, daß, wenn er vorn auf der der Flamme zugekehrten Seite Kühle fühlte, er gleichzeitig im Rücken, also auf der vom Feuer abgekehrten Seite Wärme empfand. Herr D. machte die hübsche Beobachtung, daß, wenn er mit seinen Fingerfingern einer Kerzenflamme sich so sehr näherte, daß sie ihn zu brennen anfing, er zwar äußerlich die Hitze des Feuers fühlte, gleichwohl gleichzeitig Kühle im Innern der Hand empfand. Die strahlende Wärme vermochte nur auf der Oberfläche sich abzulagern, die Odwirkung der Kerzenflamme aber drang hinein in das Innere, und so konnten beide Temperaturen nebeneinander fühlbar und deutlich unterscheidbar werden.

Ohne Zweifel werden recht viele der geehrten Leser und Leserinnen ähnliche obische Thatsachen von sich selbst zu berichten haben. Schreiber dieses wenigstens gesteht, daß ihm, ganz ähnlich wie Fräulein B., schon öfter das Obische begegnet ist, daß, wenn er im Winter von der kalten Straße ins Zimmer kam und sich dem strahlenden Ofen aussetzte, er nun erst recht die innerliche Kälte mit Gliederschütteln und Zähneklappern zu fühlen begann. Er kennt daher auch, ähnlich wie Herr G. (S. 631), sehr gut die eigenthümliche Kühle eines geheizten Ofens, denn auch ihm gab ein Ofen, dem er sich näherte, nie sogleich warm, sondern zunächst und in subjectiver Empfindung immer kühl, und erst nach einiger Zeit empfand er durchbringende und behagliche Wärme. Es ist ihm sogar einmal begegnet, daß, als er mit Frostbeulen geplagte Füße auf freiem Felde im Winterfrost nicht allein entblößte, sondern sogar mit Schnee rieb, also die Einwirkung der gemeinen oder thermoskopischen Kälte aufs höchste trieb, eine obische Wärmeentwicklung von solcher Stärke sowol in Händen als Füßen nachfolgte, daß er in Beziehung auf diese Erfahrung sich fast mit Fräulein B. zu messen wagt, welcher es in winterlicher Kälte oftmals so obisch heiß wurde, daß sie bisweilen davon ins Schwitzen gerieth.

Und trotzdem kann Schreiber dieses fest versichern, daß er nicht zu den Sensitiven gehört. Er hat die gelbe und rothe Farbe viel lieber als die blaue, und ein Strich, mit dem Zeigefinger der rechten Hand eines an-

bern Menschen über seine eigene Linke von der Handwurzel bis über die Spitze des Mittelfingers in einem Zoll Entfernung geführt, macht ihm nicht die mindeste Empfindung. Und dieses sind doch nach 1, 2 die untrüglichen Kennzeichen einer nichtsensitiven Natur. Woher denn also bei ihm die außerordentliche Fähigkeit, nicht bloß einzelne, nein ganze Reihen der wichtigsten und konstatirtesten Thatfachen obischer Experimente so täuschend nachzuempfinden, als sei darin sein eigenes Innere aufgedeckt? Er weiß sich über diese doch ebenfalls wichtige Thatfache keine andere Hypothese zu bilden als die, daß auch Reichenbach selbst bei größerer Aufmerksamkeit auf seine eigenen subjectiven Gefühle ganz Dasselbe gelingen müsse. Denn das Wirken dieses höhern Dynamids, welches Reichenbach das Ob benennt, welches man aber auch in frühern Zeiten bereits unter andern Namen (z. B. Atma, Ruach, Psyche) kannte, hat das Eigenthümliche, daß es nicht gleich andern physikalischen Dynamiden in seinen Wirkungen sich unter gleichen Umständen vollkommen gleich verhält, sondern angestrengt und herabgespannt werden kann. Es kommt sogar vor, daß innerhalb dieses Dynamids obische Gegenwirkungen der zweiten Potenz erfolgen, indem z. B. bei der Lectüre eines obischen Buchs die Affection des Erstaunens, während sie einerseits fortdauert, auch schon andererseits die Gegenempfindung der Heiterkeit weckt und nun beide Empfindungen aufs angenehmste in eine aus beiden gemischte Resultante des höhern Dynamids zusammenschwingen. Ehemals nannte man dieses das Spiel der Contraste in der subjectiven Empfindung. In der Sprache der „Methode der heutigen Naturforschung“ heißt es die obische Polarität, welches ohne Zweifel ein viel edlerer und wohlklingenderer Ausdruck dafür ist.

Um dem Leser nicht den mindesten Zweifel darüber zu lassen, daß die obischen Thätigkeiten ganz Dasselbe sind, was man ehemals unter psychischen Wirkungen verstand, wird uns 1, 145 enthüllt, daß das Verhältniß zwischen männlicher und weiblicher Seele und Empfindung ebenfalls ganz von obischer Natur ist. Mann und Weib bilden einen obischen Dualismus, während jedes für sich dennoch als ein einzelnes Individuum besteht. Das Geschlecht wird eine konstante obische Unipolarität genannt und daraus die Trennbarkeit jedes einzelnen der Dipole erschlossen. Einige der Thatfachen, auf welche dieser Schluß gebaut ist, dürfen dem Leser ebenfalls nicht vorenthalten werden. Sie finden sich 1, 144:

Fräulein M. lobte immer die Kühle von Männerhänden, während sie die der Weiber ohne Ausnahme für kraftlos und unangenehm erklärte. Fräulein B. erklärte, daß sie ganz genau im Finkern, ohne gesehen zu haben, einen Mann von einem Weibe unterscheiden würde, ohne alle andern Merkmale als die des obischen Einflusses. Die Nähe eines Mannes wirkte angenehm und kühlend auf sie ein; ein Weib verursache ihr dumpf heiße und peinliche Gefühle.

Dasselbe wurde von Fräulein J. vollkommen bestätigt.

Selbst verwandte weibliche Personen, denen sie sonst sehr zugeneigt sei, wie Mutter und Schwestern, verursachen ihr solche Peinlichkeiten. Von allem Dem finde nichts Statt bei der Annäherung eines Mannes, welche immer kühlig und angenehm sei. Es sei ihr dabei einerlei, ob es junge oder alte Männer seien.

Der Physiker setzt hinzu:

Der Mensch als naturhistorische Einheit, Mann und Weib als Ein Ganzes sprach sich hier aus, wovon das eine Geschlecht den einen obischen Pol in sich trug, das andere den andern. Wo jeder seinen Brennpunkt hat, habe ich vorerst noch nicht ausgemittelt, vielleicht in . . . , und dies macht allerdings die wissenschaftliche und experimentelle Erforschung einigermaßen schwierig.

Uebrigens bleiben die hierher schlagenden Thatfachen nicht bloß bei diesem Allgemeinen stehen, sondern werden hin und wieder sehr bis ins Feine ausprobiert, z. B. in dem Experiment von Zehen zu Zehen (1, 120):

Fräulein B. empfand die Wirkungen von Zehen auf Zehen alle regelmäßig, jedoch nur eine kurze Zeit, dann gingen sie alle über in mehr oder weniger wirrige Löse. Die Empfindung gab sie mir folgend zu Papier:

Reine rechten Zehen auf ihren linken . . . angenehm kühl.  
Reine linken Zehen auf ihren rechten . . . kühlig.  
Reine rechten Zehen auf ihren rechten . . . lau.  
Reine linken Zehen auf ihren linken . . . widrig lau.

Darauf folgen noch mehrere Specialitäten dieser Art, in Beziehung auf welche der Physiker die praktische Bemerkung hinzufügt:

Man kann daraus entnehmen, daß das sogenannte Finken geheim verliebter Leute in der That seine eigenen Reize haben mag, wie man es bisweilen preisen hört, und zwar ohne Zweifel um so größere, je sensibler die beiden Theilnehmer sind. Es müssen dazu ungleichnamige Rufe genommen werden; mit gekreuzten Zehen mag es besser sein als mit parallelen gehalten; der Mannsfuß muß unten bleiben, wenn er angenehm werden will; es darf nicht der mindeste Druck stattfinden, und die Dauer muß abgekürzt werden, wenn der Reiz in seine Fülle bleiben soll; besser öftere Wiederholungen als zu lange Andauer.

Ob es dem Leser bei dieser Stelle mehr „launisch“ oder „wohlkühl“ zumuthe wird, kann er sich ebensowohl als Thatfache merken, um daran die Stärke und Beschaffenheit seines eigenen Ob zu prüfen.

Sowie in diesem Fall, so ist auch fast in allen andern die obische Experimentierkunst belehrend und unterhaltend. Dabei ist sie nicht schwer; denn ihre Terminologie ist so vag, daß auch die unvorhergesehensten Thatfachen nicht leicht in Verlegenheit setzen können, sondern im weiten Saß der Grundgesetze immer leicht ein Unterkommen finden. So z. B. gilt es (1, 588) als eine Grundthatfache, daß jede sensible Person an ihrer linken Handfläche die freie Spitze des Krystalls (den negativen Pol) kalt und kühl, die angewachsene Basis aber (den positiven Pol) heiß oder lauwarm empfindet. Dies wird jedoch E. M. M. dahin dahin ausgelegt, daß dieses im Allgemeinen ganz so sei, daß es aber im Besondern noch Modifikationen gebe, welche aus den Abständen vom Obquell abhängen, und wo negative und positive Nebeneinflüsse sich mischten Varianten in die Gefühle einbringen.

daß an einem kühlen Pole minder kühl und relativ laulich erscheinende Stellen, an einem warmen Pole umgekehrt vorkommen können. Der Experimentator legte z. B. Fräulein J., da sie bei scharfer Auffassungsgabe war, einen trüben Amethystkry stall von beiläufig 8 Pfund Gewicht vor. Sie fand seine negative Polspitze an ihrer linken Handfläche kühl bis auf eine Spanne Abstand ungefähr; dann folgte ein lauliches Zwischenstück von etwa einer schwachen halben Spanne, das ihr schwaches Gesehn verursachte; und von nun an blieb die Empfindung abnehmend kühl, bis dies wieder bei etwa fünf Fuß Entfernung verschwand und dem Läusegefühl Platz machte. Umgekehrt fand Herr D. die stärkste Wirkung der Kry stallpole nicht unmittelbar in deren Nähe, sondern jedesmal in einem Abstände von einer bis anderthalb Spannen; er meinte, es müsse da eine Art von Brennpunkt der odischen Wirksamkeit liegen. Gesezt nun z. B., es empfand in Zukunft eine sensitive Person den negativen Pol eines Kry stallk als der linken Handfläche als lauwidrig anstatt angenehm und kühl, so wird es blos darauf ankommen, ob er ihr bei unmittelbarer Berührung oder in einer Entfernung von einer bis anderthalb Spannen lauwidrig erscheint. Ist das erste der Fall, so ist dies ein Zeichen, daß ihre Hand sich noch nicht in dem von Herrn D. ermittelten Brennpunkte der odischen Wirksamkeit befindet. Ist hingegen das letztere der Fall, so ist dies ein Zeichen, daß ihre Hand die durch Fräulein J. ermittelte odische Zone passiert, innerhalb welcher alle odischen Wirkungen ins Gegentheil umschlagen. Und folglich wird in jedem Fall das odische Grundgesetz gerettet sein.

Ähnlich wie mit den Kry stallpolen geht es mit den odischen Polaritäten des Menschenleibes. Wir sind nicht nur nach I, 588 auf unserer linken Seite odpositiv, auf unserer rechten odnegativ, sondern auch nach I, 741 in der Richtung unserer Transversalaxe auf unserer Vorderseite odpositiv, auf unserer Rückseite odnegativ. Legen wir uns nun neben einer Mauerwand nieder, so bieten wir, indem wir in der Regel auf einer Seite liegen, der odnegativen Mauerwand entweder unsere ihr ungleichnamige Vorderseite oder unsern ihr gleichnamigen Rücken zu. „In letztem Falle fühlten sich die Sensitive lauwidrig, kopfbedrückend, magenübel angewandelt und hielten die Lage nicht ohne wachsende Bangigkeit aus. Wenn sie aber sich umkehrten, sodas sie das Gesicht mit der Vorderseite der Wand zuwandten, so war die ganze Peinlichkeit fort; an ihrer Statt trat Kühle und Wohlbehagen ein und alle Annehmlichkeit wurde empfunden.“ Sollte nun aber auch einmal das Gegentheil gefunden werden und z. B. eine sensitive Person die zur rechten Seite ihres Bettes gelegene Wand mit ihrer Vorderseite einmal lauwidrig finden, so brauchte dieses den Difer ebenfalls nicht in Verlegenheit zu setzen. Denn der rechte Arm, welcher odnegativ ist und in dieser Stellung der odnegativen Wand zunächst zu liegen kommt, kann von ihr nur eine lauwidrige Empfindung annehmen, wie es ebenfalls viele Beispiele bestätigen, welche I, 35 aus-

föhrlicher nachzulesen sind. Wie demnach auch eine im Bette liegende sensitive Person von der Wand zu ihrer rechten Hand mag afficirt werden, immer wird man darin das odische Grundgesetz bestätigt finden können.

Durch dasselbe Polaritätenspiel der vier Seiten des menschlichen Leibes wird es ebenfalls begriffen, warum die Annäherung Rücken gegen Rücken den Sensitive so wohlthuend sein muß, wie wir I, 23 erfahren. Denn es kommt hier die rechte Seite der einen Person mit der linken der andern und die linke Seite der einen mit der rechten der andern zusammen. „Diese polaren Seitenpaare sind ungleichnamig und freundlich und folglich kühl und angenehm gegeneinander.“ Sollte es nun aber auch in Zukunft einmal vorkommen, daß zwei Sensitive ihre Stellung Rücken an Rücken lauwidrig empfänden und sich in entgegengesetzte Körperlagen hineinschnten, so würde auch dabei immer noch das odische Gesetz gerettet bleiben, indem die Berührung gleichnamiger Pole immer die widriglaue Empfindung zur Folge hat, die Rückenflächen aber beide von odnegativer Natur sind und sich folglich als gleichnamige Pole verhalten.

Je weiter man sich in das Werk hineinliest, desto mehr sieht man, daß, so sehr Reichenbach auch dagegen protestirt, die Sensitivität für eine bloße Form von gesteigerter Nervenschwäche und überhaupt für einen krankhaften Zustand anzusehen, doch als Zeugen für die wichtigsten und auffallendsten Thatsachen in der Regel nervenschwache, hysterische, cataleptische, wo nicht gar somnambule Personen aufgerufen werden. Dazu lesen wir II, 703: „Alles, was die Sensitivität steigert, steigert auch Krankheit entweder unmittelbar, oder es führt zu derselben. Menstruen und Schwangerschaft, Krämpfe und Ohnmacht, Affecte, besonders Unlustaffect, und alle unangenehmen Gemüthsbewegungen steigern die Sensitivität.“ Und II, 702 heist es sogar in §. 2917: „Weiter habe ich dargethan, daß die Sensitivität ein Zustand geringerer oder größerer Nervenverfälschung, also wesentlich ein krankhafter Zustand, zuletzt in seinen höhern Stufen eine wirkliche Krankheit ist.“ Aber eben auf diesen höhern und höchsten Stufen geht immer erst das Deutlichsehen der odischen Phänomene an als der Zustand, in welchem sich Phantasiespiel und dunkle Gefühle wunderbar vermischen und das Psychische dem Physischen seine Gebilde unterschiebt, ein Zustand, von welchem der Experimentator II, 728 schreibt:

Die Grenzmarken des Psychischen und die des Physischen verwischen sich hier und vermengen sich miteinander. Und zwar ist diese Vermengung so stark, daß sie genau betrachtet möglicher, ja wahrscheinlicher Weise sich als eine Vermischung herausstellen wird, wo nämlich die beiden Elemente nicht blos nebeneinander figuriren, sondern aufeinander wirkend sich ihrem innern Wesen nach durchdringen.

Hierzu gesellt sich noch ein die Phantasie der Kranken stark erregendes Moment von zarter Natur, worauf wir uns z. B. II, 629 hingewiesen sehen, wo es heist: „Selbst bei kleinen unschuldigen Verletzungen des jungfräulichen Schamgefühls, wie sie unabsichtlich hie und da bei Strichen vorkommen, sah ich die Sensitive öfters

schnell in Somnambulismus verfallen.“ Kurz, der ganze Phantastiesput des animalischen Magnetismus geht hier seinen alten Gang fort, nur in neue Tonarten übersezt. Wie die christliche Barmherzigkeit sich gern zu den Lahmen und Krüppeln herabneigt, so hat Reichenbach sein wissenschaftlicher Eifer seit zehn Jahren getrieben, sich mit so vielen hochsensitiven, d. h. mondsüchtigen, nervenzerrütteten, schief und falsch empfindenden Personen zu umgeben, als thunlich war. Kataleptische Anfälle, Opisthotonus, tonische und klonische Krämpfe, Anästhesie und ähnliche an sich zwar höchst bekannte Dinge, welche aber doch im gemeinen Leben auch dem Arzte nur dann häufig begegnen, wenn er sie außer Hause oder in Spitälern aufsucht, gehören auf Schloß Reisenberg zu den unvermeidlichen Alltäglichkeiten des Lebens. Dadurch wird nun allerdings die Lectüre dieses Werks für Den, welcher nicht Gelegenheit hatte, solche Zustände in eigener hässlicher Erfahrung zu beobachten, zu einer sehr interessanten, und das Werk muß in jedem Falle in der Sache des animalischen Magnetismus, über welchen die Acten ja noch lange nicht geschlossen sind, als eine beachtungswerthe Beispielsammlung vorgekommener Fälle gelten. Aber diese gestörten Vitalempfindungen armer, unglücklicher, preßhafter, gequälter, manchmal näher am Tode als am Leben stehender Geschöpfe in den Rang physikalischer Experimente erheben zu wollen, in Beziehung auf ein neues Dynamid, welches von Magnetismus und Electricität gänzlich verschieden, mit dem Princip des Lebensmagnetismus zwar verwandt, demselben aber doch in gewisser Hinsicht auch wieder entgegengesetzt sei, indem es mehr seinem eigenen positiven, der Lebensmagnetismus hingegen seinem negativen Pole entspreche, das ist eine so verkehrte wissenschaftliche Methode, daß man an ihr nur wieder ein neues Beispiel davon hat, wie schlimm Derjenige berathen ist, welcher sich an die Erklärung psychischer Phänomene wagt und keine andere philosophische Vorbereitung dazu besitzt als diejenige, welche ihm das Studium der physikalischen, chemischen und naturbeschreibenden Wissenschaften an die Hand gibt. Nicht allein Reichenbach, sondern auch gar viele andere Physiker und Chemiker hegen noch immer das allen diesen Verirrungen zugrunde liegende Vorurtheil, daß die psychischen Vorgänge unserer Triebe, Gefühle, Neigungen, Anziehungen und Abstoßungen sich so weit, als überhaupt Gesetzmäßigkeit in ihnen ist, sich auch müssen auf physikalische Geseze und Principien stützen. Möchten Alle, welche so faseln und träumen, sich in die Labyrinth des wunderbaren Schlosses zu Reisenberg vertiefen, um recht handgreiflich gewahr zu werden, wohin ihre Denkungsart führt, sobald man sich ihr mit einem Wuthe und einer Consequenz überläßt, durch welche sich Reichenbach vor den meisten seiner chemischen Glaubensgenossen allerdings auszeichnet. Soll das Material sogenannter obdischer Thatsachen in Zukunft einer wissenschaftlichen Behandlung unterliegen, so kann dies nur durch ein völlig umgekehrtes Verfahren möglich werden. Nicht die Psychologie ist es, welche durch obdiche Thatsachen die neue Grundlage zu empfan-

gen hat, welche ihr II, 731 angetragen wird, sondern in ihr allein, nämlich in den Gesezen des Vorstellungsmechanismus und der Phantasthetik, der psychischen Urvermögen und ihrer Ausbildung, kann eine halbsure Grundlage zur Beurtheilung solcher Phänomene, wie die hier in Frage stehenden sind, gesucht und gefunden werden. Beneke hat in seiner Beobachtung, daß die Geistes der Menschen in ihren Urvermögen sich nach den Kategorien der Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit unterscheiden, für dieses Gebiet bereits eine nicht zu verachtende Leuchte aufgestellt, welche auch, wie wir mit Vergnügen sehen, Reichenbach II, 726 nicht übersehen hat. Denn er nennt dort die sensitiven Menschen diejenigen, bei denen die Kräftigkeit der psychischen Urvermögen übertroffen wird von ihrer Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit, die unsensitiven aber diejenigen, deren Urvermögen mehr kräftig als lebendig und reizbar sind. Ganz sicher ist in dieser Grundbestimmung ein saideres und gesunderes Fundament gegeben zum Begreifen der hier in Frage stehenden Thatsachen, als in den erräthelten Strömungen eines Dynamids, dessen Phänomene zwar nicht nach Willkür, sondern nach Gesezen starrer Nothwendigkeit erzeugt werden, aber doch immer nirgends anderswo als in der Phantasie der überreizbaren Person selbst.

Diese Phantastiewunder klangen zu einer wahrhaft prachtvollen Höhe empor in der Dunkelkammer beim Tischrücken (II, 121). Sowie die Hände der Sensitiven mit aufgespritzten Fingern auf dem Tische lagen, ging von jedem Finger ein leuchtender Streif aus, doppelt so lang als der Finger selbst. In der Mitte der Tischplatte erschien ein großer heller Fleck, rund und einen Fuß im Durchmesser groß. Dieser Lichtfleck erhob sich über die Platte, erst so hoch wie eine Melone, dann höher, nach und nach ellenhoch, endlich als leuchtende Säule, die bis zum Plafond des Zimmers aufstieg und da einen leuchtenden Fleck erzeugte, fast so groß als die Tischplatte selbst. Unterdeß waren die Fingersstreifen breiter geworden, so daß sie zuletzt ineinander flossen und eine vereinte Leuchte über den Tisch hin bildeten, der nun auf seiner ganzen Fläche weiß leuchtete. Auch die Ausläufer der Tischfüße, seine Fußstapfen leuchteten. Und als nun der Tisch zu laufen anfang, da wurde die rauchende Lichtsäule von der Mitte des Tisches immer demüthiger und der lichte Fleck am Plafond immer größer. Aber nicht bloß diese toten Körper, sondern auch die Lebendigen wurden leuchtend. Zunächst wurden die Hände heller; dann sahen die Sensitiven alle Köpfe der im Kreise Sitzenden weißer werden; und als sie aufstehend dem Ringgange des Tisches folgten; hatten sie alle das Ansehen von schwermüthigen Gespenstern mit Watzmorgensichtern, die sich im Dunkeln wirkten.

„Gruut Lieben nicht vor Todten?“

„Laß ruh'n, laß ruh'n die Todten!“

Nur allein Reichenbach selbst, welcher doch mit zugegen war und den ganzen Geistesput vor sich hatte, vermochte nichts zu erkennen und sich gar nicht



heit verurtheilt. Jedoch kam er nicht allemal so unbeschädigt davon. Als einft Fräulein J. in der Dunkelkammer durch Balanciren eines fünf Zoll langen Gypskrystalls auf der Spitze des linken Mittelfingers sich einen Fingerkrampf ausgezogen hatte, infolge dessen der Finger bei jeder Zuckung ein starkes Licht ausstrahlte, wurde auch er mit angesteckt und widerstand nicht länger. Es heißt II, 181:

Zu meinem freudigen Erstaunen erblickte ich in der That das Auftauchen von Licht aus der Finsterniß. Bei jeder Zuckung, welche die Sensitive ergriff, sah ich einen leuchtenden Fleck da entstehen, wo der Krystall auf der Fingerspitze auflag, und zwar durch den Krystall hindurch. Das Licht erschien wie ein weißlicher, dem Scheinholze ähnlicher Fleck, ziemlich gut begrenzt und gleichförmig licht auf seiner ganzen Fläche. Es verließ mit einer gewissen Milde, kam und verging fast verschwiegend, leuchtete nicht um sich, soweit ich es sah, und hatte nichts von der harten, blitzenden Schnelligkeit des elektrischen Lichts.

Als aber vollends der Finger in Krampf geräth und nun der Physiker herbeispringt, der armen Patientin zu helfen, da steigert sich erst recht das Phänomen, indem nun überall, wo er mit seinen rechten Fingern ihre linken berührt, Feuerflocken erscheinen, etwa 40—50 kleinere und größere innerhalb 20 Sekunden.

Solche und ähnliche einer delirirenden und ansteckenden Phantasieethätigkeit angehörende Phänomene werden dann aber in bunter Reihe mit gemeinen Lichterscheinungen vermischte und verwechselt. So z. B. erscheinen die Funken von geriebenem Putzleder oder geriebenen unglasierten Porzellantiegeln, welche Jedermann im Dunkeln wahrnimmt, den überreizten, Schnerven sensibler Personen in vergrößerter Gestalt, woraus sogleich gefolgert wird, daß diese Funken gemeinen Lichts in eine Atmosphäre von Licht eingeschlossen seien. Nach derselben Art zu schließen dürfte man auch die scheinbare Vergrößerung der Fixsterne im unbewaffneten Auge einer odischen Atmosphäre derselben zuschreiben und die Redaction derselben auf ihre wahre Größe durch das Fernrohr eine Enttöndung des Auges nennen.

Ferner gehört hierher die Beglaubigung des Od durch die Thatfache, daß hochsensitive Personen einem einfachen chemischen Stoffe sogleich anfühlten, ob er von elektropositiver oder von elektronegativer Natur sei. Das Experiment wurde unter andern zufolge I, 706 im Jahre 1845 zu Karlsbad in Bergelius' Gegenwart gemacht und bestand darin, daß eine Dame von hoher Sensitivität, Fräulein E. von E., eine Menge in Papier gewickelter und auf dem Tische umhergestreuter chemischer Präparate, indem sie mit der flachen rechten Hand langsam darüber hinschwebte, auf sich wirken ließ. Als man nun alle die, welche nach ihrer Aussage eine ziehende Einwirkung auf die Hand ausgeübt hatten, von denen absonderte, welche dieses nicht gethan hatten, fand sich, daß alle ziehenden Papilloten elektronegative Stoffe (Schwefel, Selen, Antimon, Weinsäure u. s. w.), alle nichtziehenden hingegen elektropositive (Rhodium, Nickel, Irid, Iossein u. s. w.) enthielten. Diese Thatfache, bei welcher unser Bergelius auch noch Posath Hochberger zu Karlsbad

als Zeuge genannt wird, beweist aber denn doch auch kein Haarbrett weiter als die Empfindlichkeit hochsensitiver Personen gegen die elektrischen Atmosphären, womit die chemischen Stoffe versehen sind. Das Od, wovon auch bei dieser Gelegenheit immer (man weiß wirklich gar nicht, warum) mitgesprochen wird, bekommt man rein mit in den Kauf.

Dem sei nun, wie ihm wolle, es ist jedenfalls kein schlechtes Zeichen für den Muth und die Kühnheit des Geistes der Gegenwart, daß er sich an so große Aufgaben wagt und für die Ergründung des Geheimnisses der Seele keinerlei Aufwand, weder an Zeit noch an Mühe und Kräften, scheut. Es ist aber nicht die obische Disciplin allein, welche gegenwärtig mit den Mitteln des Experiments zu dem großen Mysterium des innern Lebens den Eingang sucht, sondern es wetteifern mit ihr hierin noch zwei andere gänzlich untereinander verschiedene Richtungen, und es ist daher zuletzt noch von ganz besonderm Interesse zu sehen, wie sich die obische Wissenschaft in der Mitte zwischen diesen beiden Schwesterwissenschaften zu stellen weiß.

Die erste ist die von Dubois-Reymond gegründete Wissenschaft der Nervenphysik, deren Wege und Manipulationen zwar nicht so blendend und in Erstaunen setzend wie die odischen sind, aber dennoch eine gewisse Exklusivität des Beobachters mit ihnen theilen. Denn Dubois experimentirt mit so feinen Multiplikatoren, daß diese unter den physikalischen Instrumenten fast ebenso dastehen wie die hochsensitiven Sinneswerkzeuge unter den gewöhnlichen. Man ist nicht völlig genau unterrichtet, wenn man glaubt, daß die von Dubois entdeckten Gesetze der Nervenelectricität ganz in demselben Sinne Thatfachen der Physik seien, worin es z. B. die Faraday'schen und Dersed'schen Gesetze sind. Denn während ein jeder Physiker im Stande ist, mit gewöhnlichen Apparaten die letztern sich selbst und Andern zu beweisen, beruht die Festigkeit der Dubois'schen Lehre auf den Aussagen der Zeugen, welche Dubois' Experimente mit angesehen haben. Ob alle Multiplikatoren der Welt Dasselbe anzeigen werden, was der Dubois'sche Multiplikator vor seinen zuschauenden Zeugen gezeigt hat, ist noch nicht probirt und läßt sich auch sehr schwer probiren, weil ein Multiplikator von jener sensibeln Feinheit fortwährend so viele nicht voraus zu berechnende Einflüsse aus seiner nähern und fernern Umgebung empfängt, daß der gewöhnliche Experimentator hierbei nicht vor den größten Irrthümern gesichert ist und nur der höchste Virtuose im Experimentiren sich mit Hoffnung auf Erfolg auf dieses Glatteis wagen darf. Selbstam, die Empirie, welche man ehemals für das Festeste hielt, fängt hier an sich zweideutig und verfänglich zu zeigen, und Tag für Tag häufen sich die Beweise, daß das physikalische Experiment, welches im Felde der reinen Naturnothwendigkeit, nämlich der Astronomie, der unorganischen Chemie, der Mechanik, der reinen Physik, der Meteorologie u. s. w., die unerbittlichste Strenge und Consequenz zeigt, anfängt eine wächserne Nase zu bekom-

men, sobald es in das Gebiet der Freiheit als des Lebens der Empfindung und willkürlichen Bewegung hinaufgeschraubt wird. In diesen Gegenden wird der Experimentator von der Natur förmlich gesoppt und zum Besten gehabt. Eine je schulmäßiger und drohendere Miene er annimmt, je inquisitorischer er mit Schraube, Walze und Bügel die ausgedachten Methoden seiner physikalischen Folterkammer ins Werk setzt, mit desto ausweichenderen und unentschiedeneren Antworten wird er vom schalkhaften Inquisiten abgepeist.

Dies ist jedoch nicht der Gesichtspunkt, von welchem aus die Schriften von Dubois auf Schloß Reichenberg einen Tadel erfahren. Reichenbach gehört keineswegs zu Denen, welche gegen die Sicherheit der Dubois'schen Experimente Zweifel erheben, er klagt nur darüber, daß Dubois und seine Anhänger nur immerfort in dicken mehrbändigen Werken, wo man ein paar neue Säge wie aus dem Rheinsande ein dürftiges Goldflitter mühselig herauswinden müsse, ihren alten Neufund präconisiren und nicht erkennen, daß durch Stabilisirung elektrischer Ströme in den Nerven Niemand zutreffendere Analogien für das Dasein magnetischer und obischer Bewegungen in denselben an die Hand gebe als gerade sie selbst. Er fährt später fort (I, 774):

Wir besitzen die schönen Arbeiten Dubois-Reymond's, in denen er die Wissenschaft mit dem Beweise bereichert hat, daß bei Anstrengung unserer Muskelkraft Elektricität frei wird. Wenn er so gütig sein wollte, es mir zu erlauben, so würde ich mir die Freiheit nehmen, ihm auf seinem fruchtbaren Wege noch um einige nicht ganz unbedeutende Schritte weiter zu helfen.

Und nun folgt eine Reihe obischer Thatsachen zu Gunsten einer bei Gelegenheit einer jeden Muskelzusammenziehung sich entwickelnden Fülle von Elektricität und Ob, wobei der Physiker den Leser schließlich bloß um Entschuldigung bittet, daß er die Geschicklichkeit nicht besitze, diese Entdeckung zu drei dickleibigen Bänden aufzulassen; der Leser müsse sich bei ihm schon resigniren, sie auf einem einzigen Detablatte hinzunehmen.

Man sieht hieraus, daß Reichenbach in der Hoffnung lebt, daß Mikrometer und Ob noch einst werden Hand in Hand arbeiten, das sensitive Instrument mit dem sensitiven Nerven. Es thut uns leid, ihn in dieser Hoffnung stören zu müssen. Der von Robili entdeckte und von Dubois näher beobachtete Muskelstrom nimmt bei der Zusammenziehung des Muskels nicht zu, sondern läßt nach in seiner Stärke und Kräftigkeit, so daß er am stärksten ist bei gänzlich erschlapptem Muskel, dagegen sich bei der Anspannung des Muskels vermindert oder ganz aufhört. Der von Reichenbach entdeckte Muskelstrom nimmt umgekehrt bei der Zusammenziehung des Muskels nicht ab, sondern zu, so daß er sich in dem Grade verstärkt, als der Muskel sich anspannt, und in dem Grade, als der Muskel in seiner Anspannung nachläßt, ebenfalls nachläßt. Dieses wird durch eine Reihe von Experimenten (I, 775 und 776) ausführlich bewiesen. Sei nun die Obentwicklung, die sich hierbei kundgibt, Folge der Elektricitätsentwicklung der Muskeln oder Ner-

ven, oder erscheine umgekehrt die Elektricität als Folge der Obentwicklung (welches der Experimentator I, 777 unentschieden läßt), in jedem Falle erfolgt, wenn wir die Thatsachen Reichenbach's in die Sprache Dubois' übersetzen, bei der Anstrengung des Muskels die positive Stromesschwankung und bei der Erschlaffung desselben die negative. Da nun nach dem berlinischen Mikrometer das gerade Gegentheil erfolgt, so entwickelt sich hieraus zwischen dem berlinischen Mikrometer und dem wienerischen Ob ein so interessantes Gegenspiel in den Aussagen, daß eine noch etwas mehr als sensuiv Beobachtungsgabe dazu gehören möchte, diese Dissonanz in Einklang aufzulösen.

An einer andern Stelle bekommt Dubois eine kleine Zurechtweisung. Er soll einsehen lernen, daß in den Tetanus localis, wie er ihn durch elektrische Mittel erzeugt, noch andere Elemente eingehen als bloße Elektricität, nämlich obische Elemente. Er soll dieses darum, weil Matteucci vermuthet hat, daß bei den auf elektrischem Wege erzeugten Krämpfen der Froschschenkel in den sogenannten secundären Zuckungen noch eine andere unbekannte Kraft mitwirkend sein müsse. Denn was könnte diese von Matteucci vermuthete Kraft wohl anders sein als Ob? Da wir aus unabwiesbaren Facten annehmen, daß Ob ohne alle Elektricität Krämpfe erzeugt und Krämpfe stillt, und da wir aus andern Untersuchungen wissen, daß Elektricität ein gewaltiger Erreger von Ob überall ist, wo sie auftritt, so soll damit überhaupt die Wahrscheinlichkeit der Ansicht Dubois', als sei die Elektricität die Ursache des durch sie erregten Krampfes, in den Hintergrund treten gegen die entgegengesetzte Ansicht, daß nicht die Elektricität direct es sei, welche den Tetanus im Frosche erzeuge, sondern das durch die Elektricität activirte Ob, und daß der elektrische Strom in seinen Versuchen nur in indirecter Rolle wirkt. Dieser Einwurf will jedoch, wenn man ihn genau bezieht, nicht viel bedeuten. Er führt uns bloß in die berühmte sophistische Streitfrage, wer den getödteten Kämpfer getödtet habe, ob der Wurfspeer, oder die ihn abwarfende Hand, oder der Wille Dessen, der ihn schleuderte. Dem angenommen auch den Fall, daß die Elektricität alle ihre Wirkungen einzig und allein durch Entwicklung von Ob hervorbringe, so liegt hierin noch ebenso wenig ein Grund, ihr diese Wirkungen abzusprechen, als ich dadurch anhöre die Ursache der Schläge zu sein, welche ein Anderer durch mich bekommt, daß ich mich hierbei auf Stocke anstatt der bloßen Faust bediene.

Die zweite experimentirende Doctrin, mit welcher in neue Wissenschaft des Ob wetteifern in die Schranken tritt, ist der Mesmerismus und der arzneiwissenschaftliche Lebensmagnetismus aus der naturphilosophischen Seite. Bekanntlich hat sich diese Richtung etwas bedenklich auf nicht nur mit Speculation, sondern auch mit Versuchen eingelassen, und von beiden ist Reichenbach kein Feind. Er schreibt in der Vorrede I, 38 fg.:

Ich habe keine Geister gesehen, niemals hat ein solcher Gast, der mir gewiß willkommen wäre, seinen Besuch bei mir

len wollen; nicht einmal zu meinen Sensitiven hat sich irgend einer bemühen mögen; ich weiß von einem allgemeinen Kernengeiste und Kernvenäther nichts und habe den Inhalt eines so unklaren, vagen und daher unberechtigten Begriffs nicht nur nirgends als Ausfluß lebender Wesen erkennen, sondern auch niemals in meinen Kryallen, nie in meiner Schallglocke, nie in meinen chemischen Präparaten, nie in Sonnen- und Mondstrahlen, nie in der Reibung, nie in einem chemischen Vorgange wiederfinden können; ich lege mich nicht auf Krankenheilung und habe niemals finden können, daß irgend ein Dynamid den Inbegriff alles Heilwesens umfasse; niemals habe ich eingesehen vermocht, daß in natürlichen Dingen der Glaube das Wissen surrogiren könne. Mit Mystik habe ich nichts zu thun, das Medicinische hat für mich nur untergeordnetes Interesse, von Alchymie aber weiß ich gar nichts; bei mir geht Alles vollkommen natürlich und nach aus der empirischen Naturforschung abgeleiteten Gesetzen her.

Und weiter fügt er hinzu:

Ich bin ebenfalls von somnambulen und cataleptischen Erscheinlichkeiten ausgegangen, habe mich aber nicht von ihnen fortreißen, nicht vom aufgeregten Erstaunen abtauben lassen, sondern indem ich in ihnen sogleich höchst zusammengesetzte Ausprägungen der Natur erkannte, habe ich den umgekehrten Weg einzuschlagen für nöthig erachtet; ich habe mich vom Zusammengesetzten in rückgängiger Zergliederung nach dem Einfachen hingewandt. Dies ist es, was man die Methode der heutigen Naturforschung nennt, die gerade den wesentlichen Vorzug meiner Arbeit ausmacht, sie von allen früheren auf diesem Felde unterscheidet und zu den reichen Ergebnissen geführt hat, die in meinem Vortrage auseinandergelegt sind.

Und was sagt endlich zu dieser fulminanten Strafrede die Naturphilosophie? Sie leugnet die odischen Phänomene nicht in Dausch und Bogen ab. Das darf sie nicht, denn sie hat selbst weit ersäunlichere Proben von Seelenanwirkungen und Seelenzusammenhängen beständig gelehrt und verfolgt. Aber sie hat in solchen Erscheinungen immer den Geist, die Idee, die allgemeine göttliche Seele als das Wirkende und Angewirkte angenommen und ist nun befremdet, an der Stelle der Seele, des lebendigen und unsichtbaren Universalgeistes ein todttes und sichtbares, fühlbares, rich- und schmedbares physikalisches Dynamid, so ein Ding, was nach Apothek und Homunculus riecht, eintauschen zu sollen, und das ganz allein um der „Methode der heutigen Naturforschung“ zu gefallen. Sie kann es nicht begreifen, warum neue Erscheinungen von so überaus schwankendem und unsicherem Gepräge, wie die sensitiven, sogleich sollen einen neuen physikalischen Stoff anzeigen, warum sie sich nicht sollen noch viel besser und einleuchtender durch eine krankhafte Verschärfung der Sinne gegen elektrische und magnetische Ausströmungen einerseits, durch die psychologischen Gesetze des mannichfaltigen Spiels unserer Gefühle, Stimmungen und Einbildungen andererseits erklären lassen. In diesem Sinne spricht sich der thätigste und rüstigste unter den heutigen Vertretern der Naturphilosophie, R. G. Carus in Dresden, in dem oben erwähnten zehnten Bande der „*Sein und Werden*“ in dem Artikel „*Lebensmagnetismus — Magie*“ aus. Er behauptet dort mit vollem Rechte, daß es ein Fehlschluß sein würde, wenn man sagen wollte: Dasjenige, was von einem Menschen mit besonders feinfüh-

ligen Nerven mehr wahrgenommen wird, als von Menschen, mit gewöhnlich fühlenden Nerven begabt, muß deshalb ein Moment qualitativ anderer Art sein als Das, was auch in gewöhnlicher Weise erkannt werden kann. Er behauptet mit vollem Rechte, daß ein solches Raisonnement zur Absurdität führe, weil man dann auch behaupten dürfte, der Ton, den nur ein ganz außerordentlich feinhöriger Mensch noch hört, der Geruch, die Elektrizität, die nur ein ganz ausnehmend feinführender Mensch gewahrt wird, seien Potenzen anderer Art, als was wir überhaupt Ton oder Geruch oder Elektrizität nennen. Er behauptet mit unanzweifelbarem Rechte, daß man die Möglichkeit einer ungewöhnlichen Feinfühligkeit gegen magnetische und elektrische Ausströmungen vollkommen gelten lassen darf, daß man die Erfahrung nicht zu bezweifeln braucht, daß z. B. starke, 50 oder 100 Pfund ziehende Magnete in einer Entfernung von 6—8 Fuß eigenthümliche schmerzliche und lähmungsartige Einwirkungen zu erregen vermögen; daß man daher auch nicht im mindesten in Abrede zu stellen braucht, daß Menschen vorkommen können, denen diese magnetische Atmosphäre auch auf ihre Sehnerven einen Eindruck macht, denen sie folglich im Dunkeln als ein leuchtender Schein um den Magnetpol erkennbar wird, ohne daß man darum jenen den Sensitiven wahrnehmbaren Lichtschein als etwas vom Magnetismus Verschiedenes, als ein „*Ob*“ auffaßt.

Bei den mancherlei unklaren und seltsamen Vorstellungen, welche über die Lehren und Ansichten der Naturphilosophie gegenwärtig im Schwange gehen, wird sich vielleicht dennoch Mancher wundern und den Grund nicht recht herausfinden, warum ein Mann, wie Carus, welcher in dem obengenannten Artikel sich hin und wieder für Thatsachen erklärt, welche sehr tief in das odische Gebiet hineintreichen, welcher z. B. die Möglichkeit eines Fühlens von Metallen und verborgenen Wasserquellen mit Zuhülfenahme der Wunschelruthe bei gewissen sensitiven Personen vollkommen zugibt und auch beim Fiskrücken außer dem durch Faraday erwiesenen mechanischen Momente einer unwillkürlichen Muskelbewegung noch einen Einfluß lebensmagnetischer oder mesmerischer, den Bewegungen eine gemeinsame Richtung ertheilender Interventionsströmungen annimmt, warum ein solcher nicht auch der Lehre vom *Ob* einen rückhaltlosen Beifall zollt.

Der Unterschied ist in der letzten Wurzel dieser: Das Streben der Naturphilosophie und der Magnetisten ist, die Natur in Seele und Geist zu verklären. Wärme, Licht, Elektrizität und alle sogenannten Dynamide sind der Naturphilosophie nichts als Manifestationen der Idee im Elemente ihres Andersseins. Die Idee, die Seele, der Geist ist das allein Wahre, das in allem Dasein, und alles Dasein hat nur so viel Realität, erhebt sich nur so weit über den Rang der bloßen Erscheinung von der Art des perspectivischen Anblicks oder des Regenbogens, als es in sich selbst Leben und Seele oder irgend eine Stufe auf dem Wege des in allen Weltentwicklungen sein eigenes Bewußtsein, Gefühl und Wirken bethätigenden Universalgeistes ist. Alles hingegen; was, die wissen-

schaffliche Disciplin des Dd in ihrem „consequent durchgeführten theoretischen Gedulde“ erblicken läßt, athmet einen der Naturphilosophie diametral entgegengesetzten Geist. Nicht allein, daß erstere alle Zuhilfenahme speculativer Vorstellungen vornehm ablehnt, sondern sie strebt auch das ganze Spiel unserer Gefühle, Launen und Stimmungen, Sympathien und Antipathien, Aufgelegtheiten und Unaufgelegtheiten, Affecte und Leidenschaften der speculativen Geisteswissenschaft aus den Händen zu winden und unversehens mit einem kühnen Griff der Physik einzuverleiden. Die Motive unsers innersten Seelenlebens sollen in Zukunft nicht bloß inwendig empfunden, sondern auch von außen durch die Sinnorgane sensibler Personen in den Strömungen eines physikalischen Dynamids gesehen, gefühlt und mit allen äußern Sinnen beobachtet werden können. Der Gedanke ist kühn und eines Titanen würdig. Auch ist daraus die Indignation des Dd'ers gegen die heutige Physik, welche so stumpf ist, die Größe des ihr angetragenen Gesichts nicht einmal zu merken, recht wohl zu begreifen. Bei weitem die größere Mehrzahl der in dem ersten Bande mitgetheilten Gefühlsthatsachen gehört nicht dem Gefühlssinne in objectiver Bedeutung als dem Sinne des Betastens an, sondern dem Gefühlssinne in jener vagen Bedeutung des Worts, worin er alle Zustände des Wohl- und Uebelbefindens, der guten und schlechten Laune einschließt, wie sie durch gutes oder schlechtes Wetter, Glück oder Verdrießlichkeit in Handel und Geschäft, eine Befolgung alter Gewohnheiten oder einen Kampf gegen dieselben hervorgebracht werden. Diesen Gefühlssinn in weitest und subjectivster Bedeutung, wonach z. B. unter Umständen heiterer Sonnenschein die Dürstert der unsrer Stimmung vermehren, strahlende Wärme uns die Durchkühlung unsrer Glieder erst zum deutlichen Bewußtsein bringen, widriges Schicksal unsern Lebensmuth höher ansetzen kann, hat Reichenbach als der Erste zu physikalischen Experimenten im Interesse eines neuen Dynamids verwandt. Wir bekommen durch die Wissenschaft des Dd die Aussicht eröffnet, in allen diesen Schwankungen unsrer Stimmung und innern Verfassung, allem diesem „Reigen von Herzen zu Herzen“ und „Nicht fliehen alle Freuden“ nichts weiter als die Ströme und Gegenströme eines zum Theil „wohlkühlen“, zum Theil „launwidrigen“ Dynamids zu erkennen. Wenn daher die Naturphilosophie in allen Schwingungen der Naturkräfte nur die in ihnen verborgene Seele will und ergreift, so will und ergreift die Dd'wissenschaft in den Schwingungen der Saiten unsers Herzens die Wellen und Ströme eines physikalischen Stoffes. Beide Auffassungsweisen laufen zwar auf eine Art von organischer Identität zwischen der realen und idealen Seite des menschlichen Wesens hinaus, aber sie verhalten sich innerhalb dieses Feldes ihrer Begegnung doch nicht um Vieles anders, als beim Magnet der Nord-gen.-Südstrom sich zum Süd-gen.-Nordstrom verhält, und es würde der Magnet zum Dd'er selbst auch dann, wenn er den besten Willen einer Verständigung mitbrächte, doch zuletzt immer nur sprechen

können, wie jener grundgütige Examinator zum Doctoranden: „Ganz recht zwar, mein Lieber, nur gerade umgekehrt.“

So weit ist bis jetzt die Ddsache gediehen. Man hat, wie wir nebenbei erfahren, in Stockholm, in Göttingen, in London, in französischen Städten überall, selbst in Athen nach Reichenbach's Angaben unschwer Gesinnung aufgefunden und seine Mittheilungen über solche befähigt; nur in Deutschland hat es bis jetzt nicht gelingen wollen. Deutschland möge in sich gehen!

Karl Gottling.

### Neue österreichische Poesie.

Gemmen. Erzählende Dichtungen von B. Constant. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855. 18. 27 Ngr.

Die österreichische Dichtung eines Anastasius Grün und Nikolaus Lenau wies in reformatorischem Drange prophetisch in die Zukunft hinaus und verhielt sich feindlich gegen den bestehenden Staat, wenn sie auch diese Feindschaft unter einer Fülle poetischer Blumen verdeckte. Die neue österreichische Lyrik ist loyal geworden, ohne im geistigen Inhalt wesentlich von ihren Vorgängern abzuweichen. Auch sie schwärmt für den „Mal der Menschheit“, nur mit dem Unterschiede, daß jene Sänger der Reform ihn in der Ferne der Zukunft suchten, während der neue Dichter bereits seine unmittelbare Gegenwart, seinen Einzug in die österreichischen Lande verherrlicht. Dort war die Verheißung, hier ist die Erfüllung! Es kommt zunächst darauf an, diese Thatsache zu constatiren, die eine bedeutende Umwälzung, wenn auch vielleicht nicht in den Institutionen und Verhältnissen, doch in den Gemüthern und Auffassungen bekundet. B. Constant feiert am Schusse seiner „Gemmen“ mit patriotisch-loyaler Gesinnung das im humanen Geiste niedergeborene Oestreich. Wir glaubten diesen geistigen Grund, auf welchem die „frischen Lebensbilder“ aufgeführt sind, von vornherein darlegen zu müssen, da er zum Theil den Charakter der Dichtungen mitbestimmt. Grün und Lenau sind idealistische Poeten; sie haben ein zukunftsvolles Pathos; selbst in ihren epischen Dichtungen spiegelt sich der Gedanke, dessen Inhalt human und kosmopolitisch ist. Hier haben wir eine realistische Poesie, ohne Kengstlichkeit in der Wahl der Stoffe, ohne durchgreifende Gedankenenergie, aber mit Anfängen an humane Tendenzen und mit patriotischem Schwung.

Die realistische Richtung bestätigt der Dichter selbst in der Widmung „An Max. Waldau“, den er gleich im ersten Vers als einen etwas verblöheten Idealisten darstellt, der nur im Reich der Träume lebt, während unser Poet sich als einen Mann der Praxis schilt und die Gegenstände dieser Praxis ziemlich unerschrocken canonisirt:

Doch wer im Leben selber waltet  
Und mit der Wirklichkeit sich mißt,  
Mit seinem Arm die Bogen spannt  
Und dachtend nicht das Erin vergißt,

Dem werden heilig tausend Dinge  
Und heilig selbst der Dinge Form,  
Er denkt vom Alten nie geringe  
Und misstraut gern der neuen Norm!

Er will nichts von „Haßgesängen“ und „Geis-  
föden“ wissen, seine Dichtungen nicht von der „Zeit“  
befäuben lassen und glaubt an ihren „rauberhaften Sieg“,  
wenn auch „der Augenblick“ sie verhöhnen sollte. Diese  
Gesinnung ist gewiß respectabel. Der Haß des Schlec-  
ten kann indeß keinem Dichter schlecht stehen, und es  
sind wahrlich keine schlechten „Gemmen“, auf welche der  
Haß eines Dante die Köpfe und Gruppen seiner dem  
Höllengericht überlieferten Gegner für ewige Zeiten ein-  
geschnitten. Max Waldau, „der fauggewalt'ge Dichter“,  
hat diese Widmung verdient, indem er das Werk mit  
neuen, bisher ungedruckten poetischen Rottos durchflocht  
und jeder Erzählung von vornherein gleichsam ein geist-  
iger Siegel aufdrückte. Was die Erzählungen selbst be-  
trifft, so zeigen sie von einem liebenswürdigen Schilderungs-  
talent, das mit objectiver Einfachheit und Sicherheit ver-  
fährt, sich nirgends in eine allzu dichte Bilderwelt ver-  
irrt, wenn auch hin und wieder ein Bild schief und eine  
Wendung gesucht erscheint, und in der poetischen Technik,  
im Vergleich mit den frühern Schöpfungen dieses Au-  
tors, einen nicht unbedeutenden Fortschritt erblicken läßt.  
Auch ist nicht zu verkennen, daß den meisten Erzählun-  
gen ein Gedanke zugrunde liegt, der freilich nicht immer von  
universeller Bedeutung ist, auch nicht im Verhältniß steht  
zur breitausgespannenen Einleitung, aber ihnen doch  
eine geistige Berechtigung gibt.

„Der Preis einer Arznei“ wird von Max Waldau  
mit einem Lied auf „die böse Fee, die schlimmste Fee“,  
die Armuth, eingeläutet. Die Kindesliebe, welche den  
Stich der Armuth durch Aufopferung zu besiegen sucht,  
wird vom Dichter selbst in folgenden Versen gefeiert:

O Kindesliebe, Zauberwort,  
In Gärten Leichen zu erwecken!  
Ein Wädelin, spriest sie einsam fort  
Zamitten sandbedeckter Strecken.  
Briestaube oft, die müde sieth  
Und unterging in Meeressluten;  
Ein Wädel, treu im Aug' das Ziel  
Und rastlos, soll' er auch verbluten;  
Ein Stern, der durch's Gewölke lacht,  
Wenn Blitze rings den Himmel röthen;  
Ein Cherub, der beschützend wacht  
Und nie verzagt in allen Röthen.  
O Kindesliebe, Felsengrund,  
Um einen Menschenbau zu tragen,  
Es kann und wird kein Dichtermund  
Genug zu deinem Ruhm sagen.

Ein greiser Vater ist krank; drei Söhne amstehen  
sein Lager; der Arzt verschreibt eine Arznei, deren Ko-  
sten für die Verhältnisse der Familie unerträglich sind.  
Da fällt es dem einen ein, daß ein Naturforscher vor  
kurzer Zeit ihm viel angeboten, wenn er ihm ein hoch  
am Felsen hängendes Adlernest mit der jungen Brut  
herunterholen würde. Was er als tollkühnes Bagstück  
angeschlagen, gewinnt jetzt für ihn eine andere Bedeu-  
tung. Er will es unternehmen, um das Leben des Va-

ters zu retten. Das Bagstück gelingt, aber die Heim-  
kehrenden finden den Vater bereits todt. Das ist eine  
tragische Ironie, welche zur poetischen Versöhnung wenig  
beiträgt. Auch ist es offenbar ein Mißgriff unser's Au-  
tors, daß er den Arzt, der das Recept verschreibt, als  
einen unwissenden Wunderdoctor schildert. Denn da das  
Recept das Agens der ganzen Handlung und Dichtung  
ist, so müssen wir wenigstens an seine Wirksamkeit  
glauben können, wenn nicht die Handlungsweise der  
Söhne einen bedenklichen Anstrich von Thorheit und  
Zwecklosigkeit gewinnen soll. Motive des Gemüths allein  
genügen nicht, unsere Theilnahme zu erwecken, wenn der  
Verstand darüber die Achseln zuckt! Oder wollte der  
Dichter auch in geistiger Beziehung die traurigen Folgen  
der Armuth schildern? Den Mittelpunkt des Gedichts  
bildet die vortreffliche, glänzende Darstellung des Bag-  
stücks selbst, die eine dramatische Steigerung enthält und  
durch ihre Lebendigkeit in die größte Spannung versetzt.  
Der an der steilen Felswand am Seil heruntergelassene  
Sohn muß mit den Adlern kämpfen, denen er die Brut  
geraubt. Das ist Alles bis zum Schwindel anschaulich  
dargestellt. So z. B. das Herunterlassen des Jünglings:

Das Seil wird um den Baum geknüpft,  
Geyrobt, daß nicht der Knoten schlüpft;  
Dann um der Hüfte schlanken Bogen  
Schlingt der Erdense das Tau  
Und faßt sich an den glatten Wänden,  
Indeß am Baum, das Seil in Händen,  
Vorsichtig ernst und wohlbedacht  
Das treue Paar der Brüder wacht.  
Noch kann er sich in Spalte stützen,  
Schlingdraht und Burgenwerk brauchen,  
Dann muß er sich in Dornenkränzen  
Die Bahn mit seinem Säbel frißen; (?)  
Dann wieder gleitet Fuß und Hand  
An glatzgewasch'ner Quaderwand ...  
So sinkt er langsam in den Schlund,  
In dem mit Schaumbedecktem Mund (?)  
Der Gießbach braust und schießt und grollt,  
Daß Donnergröhl die Klüfte durchhallt  
Und von den Schreden laut erzählt.  
Die schauerlich der Abgrund heißt.  
Felsbeulen flattern, aufgeschreckt  
Aus ihren Höhern dumpf und feucht,  
Um's Ohr dem Kletterer, leiß beschwingt,  
Und wenn die Hand in Röhre dringt,  
So hört er in den Felsennischen  
Erzürnte Rattern giftig zischen.  
Eldschnecken rasseln flüchtig scheu  
Durch Eppichlaub und Blätterfren;  
Und Fiebermäuse taumeln blöde  
Hinab in blauer Lüste Bede.  
Jetzt hat sein Fuß, indem er keuert,  
Ein Stück des Felsens losgeschauert,  
Das, lange morsch und halb verrottet,  
Nun polternd in die Tiefen plittert, —  
Aufraß das Echo in den Felsen,  
Als ob die Erde selbst geborsten,  
Und donnert, kracht und rollt und hallt,  
Als risse weiter noch der Spalt.  
Doch alle Schauer, alle Schreden,  
Sie wissen nicht die Furcht zu wecken u. s. w.

Der Stoff, den der Dichter hier mit einer großen  
Fülle descriptiver Poesie und epischer Breite dargestellt,

ließ sich ohne Frage auch mit der Prägung des Balladentons in kurzer drastischer Fassung und gewiß zum Vortheil der geistigen Pointen darstellen.

Die zweite Erzählung: „Die Sage vom Thau“, gehört in das Gebiet märchenhafter Naturbeseelung oder, wie Waldbau in seinen eregetischen Mottos sagt: in das Gebiet der Weltdurchgötterung. Doch es fehlt diesen phantastischen Erfindungen zu sehr jede innere Nothwendigkeit, als daß sie vollkommen befriedigen könnten. Dagegen enthält der Abschnitt „Am Strande gefunden“ viele Perlen echter Poesie, zu denen wir auch das Motto von Waldbau rechnen:

Bringe nur viel.

Wellen auf Wellen kommen gezogen,  
Haschen nach Bildern, spiegeln den Strand,  
Bringen zum Danke, schleudern im Bogen  
Perlen und Schnecken feucht in den Sand.

Al' das Empfang'ne, Spiegelverklärte  
Sinket mit ihnen wieder ins Meer;  
Nur das Gebrachte, Eigengewährte  
Rastet am Ufer funkelnd und schwer.

Was du nur spiegelst, flüchtige Welle,  
Sterblicher Mensch du, sinket in Nacht,  
Sinkt mit des Lebens reißender Schnelle —  
Doch der Welt bleibt, was du gebracht.

Die lebendige Meerespoesie von Constant wird fast noch von den südlichen Genrebildern des Strandlebens übertroffen, in denen ein frischer und gesunder Humor herrscht. Das ist auch der Grundton des „Schwank von Oliver“, der sich durch volksthümliche Einfachheit auszeichnet, ohne auf die Prüderie ängstliche Rücksicht zu nehmen:

Kein Schwank will kokettiren mit sentimentaler Moral;  
Doch Heiliges bleibt ihm heilig, und Scherz ist heilig zumal.  
Am bedeutsamsten erscheint das Finale mit seinen ersten ottave rime, die volltönende Dichtung: „Mai der Menschheit“, in welcher der Dichter sich auf die hohe See der großen geschichtlichen Poesie wagt und in kühnen Parallelen die neueste Welt mit der alten vergleicht. Sie behandelt nämlich nichts Anderes als den ersten großen Perserkrieg und das Zerbrechen des orientalischen Despotismus an der jugendlichen Freiheitskraft der Hellenen. Trotz der gelungenen Stangen, welche männliche Kraft nicht unter den weiblichen Reimen ersterben lassen, wirft wol Jeder die Frage auf, welcher besonderen Interesse dieser allbekannte Schulerstoff dem Geiste unserer Zeit darbieten kann? So unsterblich Marathon und die Thermopylen sind, so sterblich ist doch die Poesie, die sie heutzutage verherrlicht. Doch auf jene berechtigte Frage läßt die Antwort nicht auf sich warten. Schon früher fühlten wir heraus, daß uns der Dichter einen poetischen Rebus aufgibt, der cum grano salis zu verstehen und zu lösen ist. Auch unser Creget hat uns mit seinem sinnigen Motto „Gestern und heute“ gleich auf die rechte Bahn geführt. Von Xerxes heißt es:

Barbar und feig trotz aller hohen Worte,  
An Gründen arm und kaum den Waffen trauend,  
Doch auf die Kraft von seinem gold'nen Pforte  
Als wie auf ein untrüglich Mittel bauend.

Dann heißt es von der Völkerflut der Perser:

So mit brutaler Kraft aus ihren Grenzen  
Roch Völker strömten und das Recht verhöhnten,  
So Nachterwaller mit geraubten Kränzen,  
Mit Beutegütern ihre Stirnen krönten,  
Berrieth die That trotz allem äußern Mängen,  
Daß noch ein Schwall von rohen, unverschämten,  
Barbarisch wilden Kräften jenem Volke  
Zu eigen war als wetterschwang're Wolke.

Von Hellas dagegen:

Denn nicht für sich nur kämpften die Hellenen,  
Der Geist der Menschheit wehte ihre Waffen,  
Er ließ den Muth zur Heldenkraft sich dehnen, (1)  
Er ließ die Arme zauberstark sich straffen,  
Er wollte sich auf Hellas' Söhne lehnen,  
Um Ewigkönes für die Welt zu schaffen.  
Die Menschheit kämpfte, siegte, triumphirte,  
Als Hellas sich mit Siegerkränzen zierte.

Dann aber folgt die Ruganwendung:

O schönes Oesterreich, du oft geschmähtes,  
Wie stolz begrüß' ich dich auf Raienpfaden!  
Du mächtig Schiff voll edelsten Geräthes,  
Mit menschenheil'gen Gütern schwerbeladen,  
Dein Segel schwillt, die frische Brise bläht es.

Der Dichter feiert Oesterreich als das moderne Hellas, dessen Mission es sei, Cultur in die Morgenlande zu tragen und die neuen Perser zu besiegen. Hellas war also nur das Licht, um das Transparent Oesterreich zu erhellen. So kühn diese Parallele ist, so schwer durchführbar in Einzelheiten, so ist dennoch keine Veranlassung, gegen eine logale Gesinnung zu protestiren, die sich auf eine so hohe geistige Basis stellt. Wir wollen ganz den Feldzeugmeister von Heß für einen Miltiades, John für einen Sophokles und Saphir für einen Kämpfer halten; auch wird es in Wien an Aspasia und Phrynen nicht fehlen, ebenso wenig an guten Wägen für ein galizisches Marathon und siebenbürgische Thermopylen! Ist Das nur berechtigt, was der Dichter in die Welt hineinschaut, so kommt es wenig darauf an, ob auch Andere es herauslesen. Oft ist es nur eine prophetische Anticipation der Zukunft. Wo Constant den Mai sieht, sehen vielleicht Andere erst den April — wir aber wünschen den „Mai der Menschheit“ nicht bloß den österreichischen, sondern allen deutschen Landen.

Rudolf Gottschal.

### Zwei Künstlerbiographien.

1. The life and times of Salvator Rosa. By Lady Morgan. Neue Ausgabe. London 1855.
2. Velasquez and his works. By William Stirling. London 1855.

Zwei Künstlerbiographien liegen vor uns, welche Beachtung in weiten Kreisen verdienen dürften. Der ersten ist schon der Name ihrer Verfasserin ein europäisches Publikum seit dem Beginn der zwanziger Jahre nimmend Lady Morgan, welche vor einigen Monaten die Sammlung ihrer Werke in der Wiederauflage ihrer glänzenden Biographie Salvator Rosas begonnen hat, eine ehrenvolle Stelle in den Reihen der englischen Autorenwelt ein. Lady Morgan ist von irischer Abstammung, die Tochter eines dubliner Schauspielers. Ihre Schattenspiele sind so recht das irische Element in der englischen Literatur.



wir meinen jenen aristokratischen Liberalismus, welcher so gern dem Genie lauscht, wenn es den Strom seiner Beredsamkeit oder Satire gegen geistlichen oder weltlichen Despotismus ergießt, dabei aber im Herzen doch gut aristokratisch, auf Rang- und Standesunterschiede erpicht, Administrativreformen (im Interesse der politischen Freiheit natürlich) aufs tiefste abgeneigt und mit Leidenschaft den edeln Künsten des lion-hunting und tusk-hunting ergeben ist. In der Politik ist der irische Peer Viscount Palmerston Koryphäe dieser Richtung; in der Poesie war es Thomas Moore, in der poetischen Prosa ist es Lady Morgan.

Gleichwol ist ihre Lebensbeschreibung des italienischen Malerpoeten eins der nobelsten Erzeugnisse schriftstellerischer Muse. Mit congenialer Stimmung und glühender Beredsamkeit, durchweht mit poetischen Bligen und scharfer, heißender Satire, folgt sie dieser vulkanischen Künstler- und Patriotennatur auf all den launigen Zickzackfahrten, auf welchen es der Glücksgöttin \*) gefiel, ihren Maler zu führen. Ein Leben, in welchem Mensch und Künstler so ganz ineinander aufgehen, wie in dem Salvator Rosa's, bedarf der ausschmückenden Hand des Novellisten und Dramatikers nicht; es spricht poetisch genug zur Phantasie und zum Herzen, wenn man die in ihm liegende Wahrheit nur entwickelt und in angemessener Form darstellt.

Die Verfasserin hat dies gethan; sie hat mit Scharfsicht die historische Wahrheit dieses echten Künstlerlebens ans Licht zu stellen gesucht und selbst mit Künstlerhand gezeichnet. Da sehen wir den Sprößling der verarmten Malerfamilie von Renella, wie er, der eingeborene Sohn einer vulkanischen Erde, mit den ersten Kinderträumen des Genius im Kopfe, unter den Ruinen der alten Göttertempel und den Wohnsitzen der alten Sibyllen umherirrt, oder wie ihn eine Kutschbaise von Maddama Giulia, der Mutter, auf der Pilgerfahrt nach einer *maesta*, in den Wüsteneien der Solfatara unter den verbrannten Zweigen eines von der Lava zerstörten Baums findet, auf Lava als Kopfstütze gebettet, und ihr „*cosa stupenda*“ über das Ereigniß ausruft. Dann zeigt ihn uns die Verfasserin wieder, wie er dem Collegium der Congregazione Tomasea, wohin der Vater (denn er hat „*Salvatoricello*“ zum Familiennamen bestimmt) ihn gebracht hat, und seinen düstern Hallen entflieht und in den Wildnissen der Abruzzen, an den öden Meeresgestaden des alten Großgriechenland seinen „*giro*“ macht. Dort geräth er in die Gefangenschaft einer jener Banditenbanden, von welchen damals infolge der Unsicherheit der Verhältnisse der Halbinsel und des unter dem spanischen Vicerönigthum auf seinem „engern Vaterlande“ lastenden spanischen Drucks die Gebirge Neapels noch mehr wol als heutzutage iſchwärmten.

Das 17. Jahrhundert, in welches das Leben unsers Malers fiel, war, wie für Deutschland, so auch für das unglückliche Italien eine Periode nationaler Entwürdigung und einer stets mit dieser Hand in Hand gehenden geistigen *décadence*. In der Malerei florirten auf den Trümmern der alten Meister und ihrer Schulen die „*Romanisten*“. Anstatt der Raphael, der

Tizian und Michel Angelo gaben Geister zweiten Ranges, wie der Chevalier Bernini, die Caracci und in Neapel vorzugsweise der Künstlerbandit Giuseppe Ribera, genannt Lo Spagnoletto, mit seinen „*seguaci*“, den Ton an. Schon begannen, inmitten der Auflösung der eigentlich italienischen Malerei, das fremde Element durchzudringen. Die „*Oltromontani*“ fingen an, in Rom den Ton anzugeben; Adam Elsheimer wies auf die Landschaft hin, und durch die Claude und Poussin gewannen die Arbeiten der „*paesanti*“ (Landschaftsmaler) vor denen der „*figuristi*“ (Historienmaler) den Vorrang.

Auch Salvator Rosa, mit allen Mächten der Zukunft im Bunde, trat in die Fußstapfen der Natur. Er ist der einzige wirklich große Maler, welchen Neapel hervorgebracht hat. Caravaggio hatte den Weg gewiesen, seine „*Wahrsagende Zigeunerin*“, seine „*Spiele*“ u. dgl. Gemälde hatten zauberartig gewirkt. Aber wie dornig war der Pfad, welchen Salvator Rosa zu seinem Ziele zu wandern hatte! Das 17. Jahrhundert war eines jener Zeitalter, wo die Gabe des Genius eine „*Krankheit*“ und das Emporragen über die Mittelmäßigkeit ein Fluch ist. Wol mochte er am Schluß seiner ergeißenden Cantate „*Non a tregua nè fine il duolo mio*“ ausrufen:

Ve le dire più chiare,  
Oggi il saper più non si stima un fco.  
Da me ciascuno imparo  
Che assai meglio è morir ch'esser mendico.  
Non a tregua etc.

Nichts kann so sehr geeignet sein, uns mit der Weltordnung schmolzen und an einem das All durchgeißelnden Plane göttlicher Weisheit und Güte zweifeln zu machen, als ein Colymbus in Ketten oder vor den Rätzen von Salamanca, ein Savonarola auf dem Scheiterhaufen, ein Haydon vor lord-schaftlichen Baronen mit englischen Kunstbegriffen um eine Unterstützung bittend, ein Schiller hungernd und landsflüchtig an der Landstraße liegend, ein Salvator Rosa, zu arm, um sich die nöthige Leinwand für seine Gemälde zu beschaffen, und genöthigt, Werke, welche ein Jahrhundert später dem Meister goldene Schätze eingebracht hätten, um einen Hungerpfennig an den jüdischen „*riveditore*“ zu verkaufen.

Indessen ist es weniger der Schöpfer eines neuen Landschaftsstils, der Maler der Naturscenerien voll Sturm und Drang, bevölkert von Banditengestalten, weniger der Schöpfer des „*Prometheus*“, des „*Job*“ und der „*Saturnarischen Verschwörung*“, dessen Bild uns die Verfasserin mit den glühenden Farben des Enthusiasmus zeichnet, als der italienische Patriot, welcher mit Masaniello im Thurne nächtlich conspirirt, als der Satirenichter, welcher die Entwürdigung seiner Zeit und seines Volks geißelt und den Verklünnern der *Erusca*-Akademie und ihren Geistesverwandten Opposition macht; der Künstler endlich, dessen Werke in seinem Vaterlande zwar vergesen sind, dem aber die Befreiung der Rußik \*) von mittelalterlichen Fesseln nicht weniger am Herzen lag, als die der Poesie von den weltlichen Reimspielereien der Marini und der Seicentistenschule.

Lady Morgan hat das Verdienst, das verschüttete und durch die Sorgfalt der heiligen Inquisition vertehrte Bild des großen italienischen Patrioten und Künstlers in strahlender Reinheit wiederhergestellt und der Nachwelt gerettet zu haben. Ein längerer Aufenthalt in Italien hat die Verfasserin befähigt, ihrem Bilde die nöthige Localfarbe zu geben. Seit dem Erscheinen ihres Werkes ist die entstehende und verleumderische Biographie Salvator Rosa's, welche sich im „*Parnasso italiano*“ findet, als gänzlich unbrauchbar zu betrachten. \*\*) Soviel wir

\*) Dr. Burney, ein englischer Tourist und musikalischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, kaufte in Rom das berühmte Manuscript der musikalischen Arbeiten Salvator Rosa's und brachte es nach England.

\*\*) Eine große Anzahl der Werke des italienischen Meisters befin-

\*) In seinem Gemälde der Fortuna nämlich war es, daß Salvator Rosa das in seinem Vaterlande damals noch unerbörte und treu verpönte Wagniß unternahm, „*Satire zu malen*“. (Ausspruch aus der purpurtragenden Befuscher seines Meisters). Er stellte die Fortuna dar als ein üppiges Weib, aus vollem Horne Gaben mit ihre thiergestalteten Vasallen austreuend. Da ist der Gesel dargestellt, wie er Myrten und Lorbern mit Häfen tritt und aus dem Schanden Fortuna's eine Krone empfängt; das Schwein mit der Krone auf dem Haupte; der Fuchs, wie er auf ein Kreuz kramt, an Fortuna's Gaben zu empfangen. Dieses Gemälde, öffentlich abgestellt, gefährdete Salvator's Sicherheit in Rom; selbst sein Vetter Don Mario Ghigi, Innocenz' X. Bruder, sah sich außer Stande, ihm den Klauen des heiligen Uffiz zu entziehen, und der Kaiser nahm deshalb eine Einladung an den Reichserzherzog nach Ferrara an, wo er mehrere der schönsten Jahre seines Lebens zubachte.

wissen, steht ihr Buch auf dem Index librorum prohibitorum und wurde bei seinem Erscheinen (1823) in verschiedenen Staaten des Continents verboten.

Die zweite der uns vorliegenden Malerbiographien, „Velasquez and his works“ von dem Parlamentsmitgliede William Stirling, fällt nur unter den Gesichtspunkt einer eleganten Gelehrtenarbeit. Spanien ist seit geraumer Zeit das hobby — das Stereotyp des britischen Honourable. Seine „Annals of the artists of Spain“ wie sein „Cloister-Life of the Emperor Charles the Fifth“ (London 1852)\* machen gleich diesem seinem neuesten Werkchen den Eindruck gelehrter, eleganter, aber trockener Liebhabereien eines reichen Mannes. In der Kumpfkammer spanischer Geschichte sucht Stirling nach gelehrtem Spielzeug. Parker, der Verleger, stattet dann die Arbeiten des ehrenwerthen Gentleman ebenso elegant und sorgfältig aus, wie der ehrenwerthe Gentleman selbst sich im Unterhause und in den Drawing-Rooms des Westend producirt.

Indessen haben Stirling's Monographien aus der politischen und Kunstgeschichte Spaniens ihr unbestreitbares Verdienst. Sie tragen nächst den literaturgeschichtlichen Arbeiten von Ticknor und Schack ein Wesentliches dazu bei, uns ein tieferes Verständniß des Genius spanischer Nation und Geschichte zu eröffnen.

Wenn irgendwo, so war in Spanien die Kunst eine Tochter der katholischen Kirche. Die Malerei war dort eine späte Blüte. Während in Italien schon Kirchen, Galerien und Paläste von den Meisterwerken des italienischen Pinsels strahlten, konnte Karl V., der „begeisterte Patron der Kunst“, „keinen spanischen Maler finden, der seiner Protection und seiner Aufträge würdig gewesen wäre“. Die große Menge der spanischen Granden war ohne Sinn für Kunst; die Mendoza, die Alba und andere Familien bildeten ehrenvolle Ausnahmen. Die ersten spanischen Maler hielten sich in streng kirchlichem Gebiete, ihre Kunst gleichsam nur wie ein Vehikel, ein Mittel für die Zwecke der Kirche betrachtend. So unter andern Francisco Pacheco, aus dessen „Arte de la pintura“ (Sevilla 1649) Stirling die charakteristische Stelle anführt: „Der Hauptzweck der Werke christlicher Kunst besteht darin, die Menschen zur Frömmigkeit zu überreden und sie zu Gott hinzuführen.“ Die Künstler waren selbst oft Mönche oder bekleideten kirchliche Aemter. So gehörte Nikolaus Factor von Valencia dem Dominicanerorden an; so Gispedes, Roelas, Cano. Die Maler glaubten sich unter dem besondern Schutze der Heiligen stehend, deren Bilder sie öfters gemalt, und ihren Werken schrieb der Volksglaube, nicht selten schon vor ihrer Vollendung, Wunder zu.

Herrera und nach ihm Velasquez (früh schon der kirchlichen Conventionalität seines Lehrers Pacheco, des Censors der heiligen Inquisition, entwachsen) waren die Ersten, welche der spanischen Malerei die Schule der Natur eröffneten. Velasquez, der Freund von Rubens, den er im Jahre 1628, als derselbe als Gesandter der Königin Isabella Madrid besuchte, kennen lernte, hat in seinen Bildern viel von der deren Natürlichkeitsrichtung der Niederländer. Doch verräth der Ausdruck des Verfassers, „daß kein Künstler des 17. Jahrhunderts Velasquez an Mannichfaltigkeit des Talents gleichkomme“, und „daß es ihm mit allen Gegenständen geglückt sei, an die er seine Hand gelegt“, unverkennbar zu viel Ueberschätzung des spanischen Meisters. Gerade diese „variety of power“ ist es, welche uns die Originalität des Genius, die sich erst in Murillo's Schöpfungen so strahlend und göttlich-menschlich entfaltet, vermischen läßt. Bilder wie seine „Eberjagd“ in der londoner Nationalgalerie sind geradezu bedeutungslos, und seine Bilder aus der heiligen Geschichte, wie z. B. seine in der ver-

vorstlichen, wohen Manier des neapolitanischen vorklassischen Hofmalers Spagnoletto gehaltene „Anbetung der Könige“ (demfalls in der londoner Nationalgalerie), haben alle Fehler, die die Frische und Originalität der großen Niederländer. Velasquez scheint uns mehr als Uebergangsmoment in der Kunstgeschichte bedeutsam, denn als selbständiges Originalgenie. Er war fast der einzige unter den spanischen Künstlern, der die Natur hatte, die Reize einer nackten Venus zu malen.“ Die spanische Venus befand sich früher im Besitze des spanischen Friedensfürsten Godoy, kam im Jahre 1815 nach England und befindet sich jetzt in der Sammlung von Mr. Morritt in Leeds in Yorkshire — somewhat out of place, dachten wir; doch ist das Loos des Schönen auf der Erde. Karl Witt.

## Zur Angelegenheit der Judenemanzipation.

Am Pflug. Eine Geschichte von Leopold Komper. In 2 Bände. Berlin, Franz Duncker. 1855. Gr. 8. 1 Bk. 22 1/4 Ngr.

Erst seit den dreißiger Jahren, seit Börne und Heine sich die Juden zahlreich in der Literatur vertreten, Nicht nur der Umstand, auch nicht allein die novellistischen Plaudereien von Hanny Lewald, noch die Entdeckung jenes jungen Jutes in Heinrich Heine's „Regina“, daß es in der ungeheuren Prosa-klasse sehr liebenswürdige Schönheiten gebe, die fast allgemeine liberaler Stimmung seit jenen Jahren war es, was die Judenemanzipation als notwendiges Erforderniß des modernen Staats und seiner Gesellschaft hinstellte.

Freilich machen die kategorischen Imperative, die humanistischen Postulate noch immer heutzutage keine Gesetz. In Grunde kann man es dem Staate auch nicht verdenken, wenn die Pflicht gegen sich selbst ihm das Nächste und die allgemeinen Menschenrechte ihm das Weiterliegende sind. Stant non Menschenrechte sind einmal sehr verschiedene, oft sich widersprechende Dinge. Ebenso wenig wie ein Bankier Jemand sein kann, der Geld braucht, selbst wenn das sein und die Pflicht des „idealen“ Bankiers wäre; ebenso wenig kann der Staat allen humanistischen Forderungen entsprechen, die man in Interesse jedes seiner Mitglieder und von allen Bürgern an ihn stellen könnte.

Es ist einmal eine Thatsache, daß der Zubrang zu den neuartigen Carriären ein so großer ist, daß die Zahl der neuer Kräfte kein Behälter, vielleicht eine Gefahr ist. Es ist ebenfalls eine Thatsache, daß da, wo der jüdische Mensch den Grundbesitz eröffnet ist, diese den vorhandenen Kräfte nicht amalgamirt, sondern hier und da in geschlossenen Häufen den erblich stabilen Beßerstand verdrängt, daß die den Staat, das Recht des Staats, nicht immer durch agronomische Production bereichert, auch oft ihn nur durch kaufmännische Experimente den Fluctuationen der Speculation preisgegeben ist.

In Sachen der Politik nur keine Sentimentalität! Es hilft es, wenn man von der andern Seite einmüthig ist: Warum seid ihr denn aber der Staat? Wir sind auch Menschen und haben unsere angeborenen Rechte! Der Staat hat mit vollem Rechte antworten: Wir sind der Staat, und wir es eben sind. Eurer Zeit wart ihr auch einmal ein Volk, das speciell ausgewählte Volk, und eure eigene Schuld erhebt sich dessen, daß ihr die angeborenen Menschenrechte in Amalthea, Amalekiter, Philister und sonstigen Feinden durchaus nicht hoch angeschlagen habt!

Vor allem gilt es: den Thatsachen ehrlich ins Gesicht schauen! Dann allein kann der Gesichtspunkt gefunden werden, von dem aus den vorhandenen Uebelständen abgeholfen werden kann. Ein Uebelstand, auch für uns, die wir es nicht sind, ist die gegenwärtige Stellung der Juden ohne Frage. Die Juden sind eben nicht mehr die unterdrückte, ohnmächtige Pariaclasse, die da, wo sie politisch in ihren Rechten noch nicht gehoben ist, sie mit der christlichen Bevölkerung in einen Kampf um die

der sich in England, so sein „Demotrit“, sein „Tod des Regulus“, sein „Hob“, sein „Socrates, wie er den Giftbecher trinkt“, nebst mehreren seiner Landschaften mit Landtän; allein leider alle in Privatbüchern. Die Nationalgalerie in London besitzt nur Einen Salvator Rosa.

\*) Bestenfalls auch ins Deutsche übertragen.

Verachtung getreten; sie sind eine kleine, aber geschlossene und angeschlossen, dazu sehr thätige und befähigte Macht, die trotz der ungünstigen Situation dem Gegner mehr und mehr überlegen zu werden beginnt. Wenn nicht humanistische Prinzipien, kann vielleicht diese Thatsache den Staat veranlassen, die Juden zu emancipiren, ihm selbst zum Vortheil? Der Racenkampf des Judenthums um den Besitz von Grund und Boden, den Freytag in „Soll und Haben“ in der herbsten Schroffheit, wie sie die Wirklichkeit kaum bietet, geschildert hat, muß dieser nicht gerade zu der Erkenntnis führen, daß das bestehende Verhältniß der beiden Religionsparteien, das der einen zum moralischen, der andern zum materiellen Ruine gereicht, ein für die Dauer unmögliches ist? Dort selbst, wo diese erwähnten Verhältnisse am auffallendsten sich darstellen, kann man von Leuten des praktischen Lebens die Aeußerung vernehmen: „Die Juden werden uns um so früher ruiniren, je langsamer wir sie emancipiren.“ Wird nicht die rastlos egoistische, unermüdet gähe Geschäftigkeit des jüdischen Wesens aufhören, uns unbedenklich und gefährlich zu erscheinen, sobald sie der übrigen Gesellschaft nicht mehr feindlich gegenüber steht? Ja, wäre nicht sogar in der gegenwärtig so auf die Spitze getriebenen Concurrenz der Nationalitäten unserer deutschen Solidität — wo sie überhaupt noch vorhanden ist — der Aufschwung einer neu belebenden Kraft nicht nur eine willkommene, auch eine unentbehrliche Sache? Freilich wird der deutsche Wiedermann in mancher Hinsicht alsdann eine für den Augenblick lästige Rivalkraft abzuhalten haben, aber sie wird schließlich nur den wohlthätigen Zweck erfüllen, ihn zu erhöhter Thätigkeit anspornt zu haben. Haben wir auf literarischem Gebiete sie doch durchgemacht und müssen sie noch täglich wieder durchmachen. Die kleinen Coterien, von denen Heinrich Laube einmal erzählte, sind in der That vorhanden, nur ist es vielleicht nicht recht, davon zu sprechen, und im Grunde — sie sind anzuhalten!

Zweierlei indeß muß im Interesse der Humanität und zum Vortheil des öffentlichen Verkehrs jedenfalls geschehen. Von der einen Seite muß man abgehen von dem bornirten, brutalen Vorurtheil, das den Namen einer Nationalität zum Scheltwort stempelt; denn gerade Der, welcher die Juden nicht emancipirt wissen will, sollte bedenken, daß er die Opfer ihrer untergeordneten Stellung nur durch das Bewußtsein jener gegenwärtigen Achtung der Stände erträglich machen kann, dessen Mangel vielleicht der gefährlichste Wurm im Gebäude unserer Gesellschaftszustände ist; gerade Der wird das Seinige thun müssen, die Juden in Volksleben und Gesellschaft durch die Reichstellung zu entschädigen, die er ihnen im Staate nicht zuwenden will. Von der andern Seite aber soll man nicht vergessen, daß die Emancipation nicht nur Rechte gibt, sondern auch Pflichten verlangt, vor allem die Pflicht, die hebräischen Stammesinteressen aufzugeben und in Wahrheit in das allgemeine zu tauchen, der Denk-, Empfindungs-, Lebens- und Erwerbsweise der gesamten Nation nach Möglichkeit sich anzuschließen.

Dies ist der Punkt, wo wir an das obengenannte Buch von Kompert anknüpfen haben, denn auf diese Nothwendigkeit seine Glaubensgenossen aufmerksam zu machen tritt als der ihr aner kennenswerthe Zweck desselben hervor. Sein Sujet ist eine Uebersiedelung einer jüdischen Handelsfamilie auf das Land, deren Besitz ihr durch die österreichische Verfassung von 1849 öffnet ist, und ihre allmähige, schwer erkämpfte Eingewöhnung in die bauerliche Lebens- und Berufsart. Der Dichter hat mit aller Energie des berufenen Talents die Bedeutung dieser Aufgabe in ihrer ganzen Wichtigkeit erfasst und gezeigt, wie inneren und äußeren Arbeit es bedarf, um der Nation zu assimiliren, die durch ihre Geschichte und ihren Charakter liegt einmal ausschließlich das Recht besitzt, den deutschen zu beherrschen. Er hat sich und seinen Lesern dabei die Schwierigkeit solchen Berufswechsels durchaus nicht verschwiegen, sondern vielmehr all die Hindernisse aufgestellt und über-

winden lassen, die dem Juden in seiner eigenen Sinnesweise, in seiner Ungewohntheit anstrengender Arbeit, in seinem schreuen Misstrauen gegen Andersgläubige, in seinen Religionsgebräuchen und in dem Vorurtheil der bisherigen Grundbesitzer bei seiner Niederlassung unter den Bauern entgegenzutreten müssen. Dieser energische, verschlossene Rebb Schloome Hahn, der Familienvater, der den Entschluß zum Aufgeben seines Kramgeschäfts und Ankauf eines Bauerngutes faßt; dann seine verschüchterte, bis zur Lebensunfähigkeit sorgenvolle Frau Rachime, welche die Unstetigkeit des Erwerbs durch den Handel von jeher gewohnt war, aber die Abhängigkeit des Einkommens und des Familienschicksals von den plötzlich drohenden Naturgewalten nicht ertragen kann; ferner der lebenskräftige Sohn Ansel, der, Misstrauen und Feindseligkeit des braven Knechts Boitesch besiegend, rasch und fest nebst seiner anmuthigen, frischen Schwester Lilla in die neuen Verhältnisse sich einlebt: das Alles sind Charaktere, die ebenso interessante Blicke in das Wesen jüdischen Volksgemüths thun lassen, als sie von Kompert's Talent für innere Lebenswahrheit und ausdrucksvolle Detailirung neues Zeugniß geben.

Weniger dagegen können wir unsern Beifall den romantischen Aushalen des Buchs schenken, in denen der Verfasser, wie uns scheint, mehr als billig der altgebrachten, conventionellen Romantekunst Rechnung getragen hat. Der halbverrückte Vetter Koppel mit seinem Rogen David ist eine jener Staffagen, die man als Staffagen in ihrer incommensurablen Phantasie sich wol noch gefallen läßt. Der Rabbi Elie, ein zweiter Sohn des Rebb Hahn, der mit fanatischem Eifer, dem Leben völlig entfremdet, dem Talmudstudium obliegt, hat eine seltsame Ähnlichkeit mit Bernhard Ehrenthal in Freytag's gleichzeitig erschienenem Romane „Soll und Haben“ und ist im Eingange vortrefflich charakteristisch und scheinbar in hohem Grade lebenswahr entwickelt, reicht aber am Ende mit seiner wahnsinnigen Leidenschaft zur Tochter des christlichen Richters, sowie in dem Tode Beider an etwas unmotiviert gebrochenen Herzen zu weit in jenes Gebiet des Dämonischen hinüber, das in den Augen der großen Lesewelt den romantischen Reiz der Erzählung vielleicht erhöhen mag, unser eigenes Interesse an innerer Wahrheit und Nothwendigkeit aber nur abzuschwächen im Stande ist. Wenn wir endlich in der Katastrophe die tiefe Auffassung jener eigenthümlichen Weise des Familienbewußtseins hervorheben müssen, die in jüdischen Kreisen sich ausgesprochenener als in christlichen erhalten zu haben scheint, so können wir dieses gute Buch dem nachdenkenden Publicum aufs beste empfehlen, wenngleich wir nicht verschweigen können, daß die Composition und Darstellung im Ganzen hier und da einiger Spannung, Lebendigkeit und Uebersicht entbehren, deren Mangel den Schriftsteller erkennen läßt, der bisher nur in engem Rahmen sein Talent kundgethan die Uebung erlangte. Robert Giese.

### Aus London.

Christopher North's „Noctes Ambrosianae“. Deutsche Literatur in England. Neue Schrift über Goethe. Zur Geschichte der Zellungsanwesen. Die Fortsetzung von Macaulay's „Geschichte Englands“. Adel und Kaufmannsstand in Bezug auf Literatur. Neue Publicationen.

John Wilson, dem literarischen Publicum als Journalist vielleicht mehr noch unter seinem angenommenen Namen Christopher North bekannt, veröffentlichte in „Blackwood's magazine“ vom Jahre 1822—37 eine Reihe kritischer Monatsberichte in dialogischer Form unter dem Titel „Noctes Ambrosianae“, welche infolge ihrer zuweilen geistreichen, mehr noch aber persönlichen Schärfe nicht verfehlen, damals Aufsehen zu erregen. Diese Aufsätze gesammelt herausgegeben hat gegenwärtig Professor Ferryer unternommen. Der erste Band ist erschienen, drei weitere werden nachfolgen. Das „Athenaeum“ sagt davon: „Leser, deren Erinnerung nicht 20 oder 30 Jahre

in die Vergangenheit zurückreicht, werden sich von einer Zeit in welcher sich die „Noctes Ambrosianae“ ein Publicum verschaffen konnten, keine Vorstellung machen können. . . . In den schwächsten Tagen der Controverse hat der Parteieifer doch wenigstens das Heiligthum des Hauses geachtet und harmlose Frauen mit seinen Pfeilen verschont. In jener Sährungsperiode aber, als gewisse Monats- und Wochenblätter der Loxypresse sich das Recht anmaßten, die Grundsätze der Loyalität und Religion zu vertheidigen, als Theodor Hook, Professor Wilson und Dr. Maginn sich selbst als Nachfahren aufwarfen, war keines Mannes Ehre und keines Weibes guter Name mehr sicher. Weber hoher noch niedriger Rang schützte das Schlachtopfer vor ihrer Bosheit. Kein Leben war untadelhaft genug, um der Verleumdung zu entgehen, keine Laufbahn war zu edel, um nicht gelästert zu werden. Die Männer dieser Schule erfanden niederträchtige Anekdoten und machten es sich zum Vergnügen, ehrenhafte Charaktere mit Schmutz zu bewerfen. . . . Wenn ein Bischof ihnen zuwider war, schilderten sie ihn nicht nur als einen jämmerlichen Prediger und Keger, sondern auch als einen Trunkenbold und Besucher öffentlicher Häuser. Wenn sie einen Dichter, der nicht zu ihrer Clique gehörte, unter die kritische Schere nahmen, so sagten sie mit niederträchtiger Schlaupheit, seine Verse seien schlecht und seine Sitten noch schlechter; er nehme sich Freiheiten mit den Mäusen heraus und vernachlässige seine Kinder“ u. s. w. Setzt indeß, meint das „Athenaeum“, habe sich der Literaturzustand in dieser Hinsicht gebessert, und Niemand werde jetzt wol Vergnügen daran finden, wenn Lord Brougham mit einem „Fischweib von Billingsgate“ verglichen werde, wenn Jeremy Bentham „Grey Jerry, the old shrew“, McCulloch, der berühmte Nationalökonom, ein „obscure and insolent lout“ und ein „infuriate dunce“, Cobbett ein „old ruffian“, Hazlitt ein „loathsome dunce“, Paris, jetzt Präsident des medizinischen Collegiums, ein „stick“ genannt werde. Kurz, das „Athenaeum“ verdankt es dem Herausgeber, Professor Ferryer, sehr, daß er es über sich gewonnen habe, diese „Noctes Ambrosianae“ verdienter Vergessenheit zu entziehen und wieder herauszugeben. Das „Athenaeum“ ist zu dem Eifer, womit es gegen diese Erzeugnisse literarischer Malice ankämpft, wol umsomehr berechtigt, da es selbst durch seine unausgesetzte anständige kritische Haltung viel dazu beigetragen haben mag, einen bessern Geist und Geschmac in den betreffenden literarischen Kreisen einzuführen. Auf Deutschland hat jenes böse Beispiel, welches die Kritiker von der Loxypartei gaben, sehr übel eingewirkt; denn das Schlimmste hat immer am meisten auf Nachahmung zu rechnen. Es wurde, namentlich nach Heine's Vorgang, seitdem auch in Deutschland Brauch, die Persönlichkeit mit in die Kritik hinüberzuziehen; um seine Rachsucht zu befriedigen oder seinen literarischen Rebenbühler oder principieullen Gegner todzuschlagen, während es sich dabei nicht einmal, wie meist in England, um politische Parteigrundsätze handelte. Der Geist fehlte dabei oft, aber nicht das schlechte Herz und der böse Wille. Seine Organe feierte dieser widrige Dämon persönlicher Bosheit namentlich in der politischen Wählerpresse von 1843 und 1849; und zwar auf beiden extremen Seiten, rechts und links; doch hielt sich auch die sogenannte „gemäßigte“ Presse von diesen Unarten leider nicht immer frei. Etwas Gutes kann aber aus dem absolut Berverfälschten niemals hervorgehen. Ein wenig besser ist es seitdem in dieser Hinsicht wol auch in Deutschland geworden, aber wir fürchten, daß das Geläst dazu noch immer vorhanden ist, wie es sich denn auch in der That in nicht ganz seltenen Fällen Luft zu machen nicht verfehlt. Die Hauptursache dieser beklagenswerthen Erscheinung ist wol darin zu suchen, daß es bei uns so Manche gibt, denen die Literatur nichts weiter ist als eine Tummelstätte, um ihren Privatgewohnheiten und Privatleidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Das „Athenaeum“, um auf dessen Bericht wieder zurückzukommen, läßt an Christopher's einst für geistreich gehaltenen Kritiken so gut wie gar nichts gelten;

ist ganzes Interesse beruht in den darin angeführten Persönlichkeiten; zum größten Theil seien sie bombastisch, schwermüthig, pomphaft, schimmernd; die humoristischen Partien seien plump und ephemer, die ernstern bereits veraltet.“)

Dasselbe Blatt berichtet in seinen neuesten Nummern über einige deutsche Werke und Schriften. Von des verstorbenen Gieseler's „Kirchengeschichte der neuesten Zeit“ heißt es darin: „Der abstoßende Charakter der deutschen Theologie und Kirchengeschichte, der zuweilen von den Sentiments des Autors, immer aber von seinem Stile herrührt, ist in diesem letzten (bekanntlich von Redeperrning herausgegebenen) Bande Gieseler's gänzlich vermieden; es ist ein Buch, welches der einsinnigste und vernünftigste Brit mit Vergnügen lesen wird, wenn er, ohne gelangweilt zu werden, wissen will, was in der religiösen Welt während der letzten 40 Jahre vorgegangen ist.“ Die „Historischen Gedichte“ von Conway, die bei der deutschen Kritik ziemlich übel wegkamen, werden ebenfalls wenigstens einer Anzeige gewürdigt, ja der Berichterstatter nimmt sich sogar die Mühe, eine Stelle, worin die Verfasserin des ersten Zusammentreffens zwischen Heinrich VIII. und Anne de Cleve schildert, als eine Probe ihrer Dichtweise mitzutheilen. In der in Berlin erschienenen Schrift „Unter dem Doppeladler“ von Dr. P. findet das „Athenaeum“ nicht viel mehr als ein „pleasant gossip“, dagegen in Karl Krausmann's Buch: „Die Hellenen im Orythienlande“, einen reichen, auf ethnographischen Studien beruhenden Stoff, der zugleich so gut angeordnet ist mit einer so großen Klarheit und Leichtigkeit behandelbar, wie man dies in deutschen Werken nicht eben häufig findet. Zu den zuletzt aus dem Deutschen übersehtten Werken gehören: „Reformers before the reformation, principally in Germany and the Netherlands. Depicted by C. Ullmann. The translation by the Rev. Robert Menzies“ (erster Band, Edinburgh), und „Reynard the Fox. After the German version of Goethe. By Thomas James Arnold. With illustrations by J. Wolf.“ Die Wolf'schen Illustrationen werden als wahre Kunstwerke gerühmt. Auch ist die Uebersetzung einer Schrift vom Herrn Hartmann nach dem Originalmanuscripte unter dem Titel „The tribes of the Caucasus“ angekündigt. Schreiter aufmerksam machen wir auf folgende Erscheinung, welche interessant zu werden verspricht: „The life and works of Goethe. With sketches of his age and contemporaries. (From published and unpublished sources.) By G. E. Lewis, author of „The biographical history of philosophy.“ Dieses Werk wird zwei Bände stark sein und, wenn es unsern nicht bereits erschienen ist, in den nächsten Wochen erscheinen. Die Tendenz, die der Verfasser dabei vor Augen hatte, scheint durch ein vorangestelltes, aus Jung-Stilling's Bekenntnissen entlehntes Motto angedeutet zu werden, welches englisch lautet: „Goethe's heart, which few knew, was as great as his intellect, which all knew.“

Aus der „Literary gazette“ erfährt man, daß von Schnorr's Bilderbibel gegenwärtig auch eine englische Ausgabe („Schnorr's bible pictures. English edition. Printed from the original wood-blocks“) erscheint; doch stehen die neuen Platten, die dem englischen Gefühl und Geschmack weniger entsprechend sind, von der englischen Ausgabe ausgeschlossen werden. Dasselbe Blatt empfiehlt die „Lyrics of Goethe“, the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets from Klopstock to the present time“ von Mary Anne Burt allen Freunden deutscher Lyrik und die rhythmischen Uebersetzungen der Herausgeberin als „abundant and spirited“. Die beigegebenen Biographien sind

\*) Sogar der „Punch“ nimmt an diesen Excentricitäten. Er pöbert North's Ansehen und meint: „Gewisse Particularitäten jener Tage einen kräftigen Wagen und diese tiefen, die Seele so sehr fesselnde Dinge manchen, wie sich ja auch der Kaiser Nikolaus in der Arbeit von Schwindegehirnen münden läßt.“ — was nicht weniger geistreich als grob gesagt ist.

bezeichnet die „Literary gazette“ als „extremely interesting“, es befanden sich unter den Autoren einige, deren Namen wahrscheinlich manchen Lesern unbekannt seien, doch sei keiner darunter, der nicht um seines persönlichen Charakters oder des Verdienstes seiner Werke willen verdiente gekannt zu werden.

Einen interessanten Artikel zur Geschichte der Zeitungsannoncen in England brachte jüngst die „Quarterly review“. Hiernach beträgt die durchschnittliche Einnahme der „Times“ für Inserate wöchentlich über 3000 Pf. St. (20,000 Thlr.), und zur Zeit der Eisenbahnactienmanie nahm sie im Laufe einer einzigen Woche nicht weniger als 6700 Pf. St. (45,000 Thlr.) ein. Der Verfasser des Artikels hat ausgerechnet, daß Hollo-way für Ankündigung seiner abführenden Villen jährlich 30,000 Pf. St., die Herrengarderobehandlung von Moses und Sohn 10,000 Pf. St., die Macassaröl-Fabrikanten Roland und Sohn 10,000 Pf. St., der Dr. de Songh für Ankündigung von Leberthran 10,000 Pf. St., der Schneider Nicoll 4500 Pf. St. jährlich bloß für Inserate ausgeben. So nimmt in England Alles einen kolossalen Maßstab an, unter Anderm auch der Absatz der Bücher, selbst solcher, welche nicht zur täglichen Nahrung gehören. Die Fortsetzung von Macaulay's „Geschichte Englands“ sollte am bevorstehenden 4. December erscheinen; die Zahl der Abonnenten schwollt aber dergestalt an, daß es unmöglich sein würde, bis dahin die nöthige Zahl von Exemplaren herzustellen, weshalb, wie man hört, das Erscheinen der Fortsetzung auf einen späteren Termin verschoben werden soll. Man rechnet auf einen vorläufigen Absatz von etwa 40,000 Exemplaren.

Unter dem reichen englischen Adel gilt es aber auch für eine Ehrensache, die namhaftesten literarischen Publicationen zu kaufen, und auch die Gelehrten und Geistlichen sind in England eher als in Deutschland in der Lage, Bücherankäufe zu machen. Ob unter dem eigentlichen Kaufmannsstand derselbe rege literarische Sinn herrscht, wissen wir nicht, möchten es aber, auf das Zeugniß des Reisenden und Seemanns James Gill Bockingham gestützt, fast bezweifeln. Dieser nämlich setzt in seiner vieles Interessante, aber auch manches Abenteuerliche enthaltenden „Autobiography“ dem englischen Kaufmannsstande in dieser Hinsicht gerade kein Ehrenbeispiel. Er erzählt laut den im „Magazin für die Literatur des Auslands“ enthaltenen Auszügen: „Wo mich die Kaufherren und Aebder mit einer Einladung zum Diner besuchten, fand ich die untadeligste Gastfreundschaft, soweit die Auswahl der Speisen und Weine in Betracht kam; allein der Hauptgenuß sowohl des Wirths als der Gäste schien in möglichst starkem Essen und Trinken, in Lobreden auf die Freuden der Tafel und in Anerbieten von glücklichen Handelsoperationen an der Börse und im Contor zu bestehen, während Literatur, Wissenschaft und Kunst niemals berührt und überhaupt kein Gegenstand von historischem, ästhetischem, philanthropischem oder religiösem Interesse je mit einem Worte erwähnt wurde. Das Resultat meiner Einweisung in die mercantilen Gesellschaften war mithin die Ueberzeugung, daß die tägliche Gewohnheit, so wohlfeil als möglich zu kaufen und so theuer als möglich zu verkaufen, die Wirkung hat, die Triebe des Eigennutzes und der Selbstsucht zu vergrößern und die edlern Regungen des Herzens zu ersticken, und daß der hochfinnige Charakter, den die populäre Tradition dem britischen Handelsstande zuschreibt, auf einer ganz irrigen Auffassung beruht.“

Daß dagegen der höhere Adel wenigstens die eine Aufgabe, das Protectorat über Künste und Wissenschaften zu üben und dem Talent in seiner Noth beizuspringen, sehr wohl begriffen hat, dafür sprechen zahlreiche Thatfachen. Wir erwähnen hier eine aus neuester Zeit. Der „Morning Herald“ erzählt, daß ein kurzes Gedicht von Miss Frances Browne im „Athenaeum“, welches eine rührende Klage über den Druck schwerer Sorgen enthielt, die Aufmerksamkeit des Marquis von Lansdowne so mächtig anzog, daß dieser sich bei dem Herausgeber des Blattes nach der Lage der Dichterin erkundigte. Als ihm hierauf die

Nachricht wurde, daß sie eine drückende sei, schickte er ihr die Summe von 100 Pf. St. mit einem artigen Schreiben zu, worin unter Anderm bemerkt war, „er würde sich äußerst glücklich fühlen, wenn die Dame die Gabe in demselben freundlichen Sinne von ihm annehmen möchte, in welchem er sie ihr zugesandt habe“. Es würde wol schwerlich viel besser, wenn wir unserm begüterten deutschen Adel zurufen wollten: „Sehet hin und thut desgleichen!“

Nach längerer Ebbe scheint in der Literatur wieder einige Klut eintreten zu wollen. Außer der Fortsetzung von Macaulay's Geschichtswerke sieht man einem neuen Roman von Charles Dickens: „Little Dorritt“ (mit Illustrationen von Hablot K. Browne), einer Sammlung vermischter Schriften von W. M. Thackeray: „Miscellanies“, welche vier Bände umfassen werden, einem neuen Romane: „Doctor Antonio“, von dem Verfasser des „Lorenzo Benoni“, den Memoiren und nachgelassenen Briefen von James Montgomery, die inzwischen vielleicht schon erschienen sind, und einer Schrift: „Passages selected from the writings of Thomas Carlyle; with a biographical memoir“ von E. Ballantyne entgegen.

G. M.

### Vorschlag zu einem Roman über die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes.

Bekanntlich erschien schon vor längerer Zeit eine Geschichte dieses Freiheitskampfes von dem Dichter des neuen Griechenlands, Alexander Soutsos, unter dem Titel „Histoire de la révolution grecque“ (Paris 1829), die auch darauf von Förstermann in einer deutschen Uebersetzung (Berlin 1830), sowie italienisch unter dem Titel „Storia della Grecia“ (1832) erschien. Auch gewährt diese Geschichte, bei welcher der Verfasser zum Theil besondere Quellen und Mittheilungen von Theilnehmern des Kampfes selbst und von Augenzeugen der Begebenheiten benutzen konnte, demjenigen, der im Allgemeinen und Einzelnen über den Gang der Kämpfe der Griechen von 1821–27 sich unterrichten will, manche Vortheile, unter denen derjenige nicht der geringste ist, daß die Darstellung den Leser durch ihre Lebendigkeit und Frische und durch eine gewisse Unmittelbarkeit der Anschauung und Theilnahme anspricht und in nicht geringem Grade fesselt. Ausführlicher nach außen und nach innen und dabei mehr objectiv gehalten ist die „Histoire moderne de la Grèce“ (Genf und Paris 1828; deutsch von Eisenbach, 1830) von dem gelehrten Griechen, Dichter und Staatsmanne des neuen Griechenland, Ioannakis Rizos Nerulos, welche vom Jahre 1453 anhebt und namentlich die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes bis zur Katastrophe von Missolonghi im April 1826 fortführt. Außerdem schrieb der Schotte Thomas Gordon eine „History of the Greek revolution“, welche in einer von W. Zinkeisen besorgten Verdeutschung in vier Bänden (Leipzig 1832–40) erschien; wogegen wir nur kurz erwähnen, daß der 1836 verstorbene Grieche Konstantin Kumas im zwölften Bande seines zum Theil nach Becker abgefaßten Geschichtswerks „Istoria tou avaypaktou proleksiou“ (Wien 1832) auch eine Darstellung der griechischen Revolution bis October 1831 liefert. In neuerer Zeit ist von der aus der Feder des Griechen Spyridon Trifupis, in politischer Hinsicht ebenfalls eines thätigen Theilnehmers an dem Kampfe, längst erwarteten, auf drei Theile berechneten „Geschichte der griechischen Revolution“ der erste Band 1853 in London (wo der Verfasser als griechischer Gesandter sich aufhielt) erschienen, und die Darstellung desselben hat besonders wegen ihrer Unparteilichkeit bei den Griechen selbst die gebührende Anerkennung gefunden. Von deutschen Bearbeitungen dieses Gegenstandes führen wir nur die „Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands bis zu dem Regierungsantritt des Königs Otto“ von Johann Ludwig Klüber (1835) an und haben nun zunächst zu erwarten, ob die gleichfalls

schon lange angekündigte „Geschichte der griechischen Revolution“ von Freiherrn von Prokeš-Oken, deren Druck die Wiener Akademie der Wissenschaften übernommen hat, nach dem Erscheinen des ersten Bandes der „Geschichte der griechischen Revolution“ von Kappeler nun vielleicht ebenfalls ans Licht der Öffentlichkeit treten werde. Daß zu einer Geschichte dieses Theils des völkischen Lebens der Krieger auch die Werke von Thiersch: „De l'état actuel de la Grèce“ (zwei Theile, Leipzig 1833), Maurer: „Das griechische Volk“ (drei Bände, 1835), und die „Mittheilungen über Griechenland“ von Brandis (drei Theile, 1842), namentlich in dem zweiten Theile, welcher die Geschichte des Befreiungskriegs bis zum Jahre 1829 enthält, von Nutzen seien, versteht sich von selbst.

Indes hat hier von der Geschichte des griechischen Freiheitskampfes vom Jahre 1821 und von dessen Darstellung in historischer Form eigentlich und zunächst keine Rede sein sollen. Vielmehr hat hier nur darauf hingewiesen werden sollen, daß es aus mehreren Gründen ebenso an der Zeit sein dürfte, als es zugleich auch eine interessante und fruchtbare Aufgabe sein würde, die Geschichte des griechischen Freiheitskampfes in der Form eines Romans zu behandeln und die hauptsächlichsten Thaten, sowie die vornehmsten Helden jenes Kampfes zu dem Gegenstande eines Romans zu machen, welcher im Wesentlichen den Zweck hätte, in vielfach aneinander gereihten, durch ein bestimmtes Interesse untereinander verknüpften Bildern ein lebendiges Gesamtbild des neugriechischen Volkslebens, besonders zur Zeit des Freiheitskampfes, aufzustellen. Es liegt in der Natur der Sache und in den nationalen und lokalen wie in den historischen und geistig-intellektuellen Verhältnissen und Zuständen des neugriechischen Volks, daß es in einem hohen Grade interessant wäre, mit poetischer Kraft und mit der ganzen Energie der Phantasie aller der wunderbaren Details sich zu bemächtigen, welche eigentlich das Charakteristische dieses Freiheitskampfes ausmachen; es wäre in gleichem Grade interessant wie dankbar, Gruppen und Scenen aus dem Leben an das Leben sprechend darzustellen, in einzelnen Handlungen oder Ausrufungen die einzelnen Kämpfe und die einzelnen Kämpfer nach Art Homer's aufzuführen und vorzuführen und durch dies Alles dem Leser der Sitten und Beschauer der Gruppen Selbsteinsicht und Anlaß zu geben, vor Athen und in den Thermopylen wie in der Bucht von Navarin gleichsam mitzukämpfen, mit Bogaris in das Lager der Feinde einzudringen, mit Miaulis und Kanaris die Flotten des Gegners aufzusuchen und anzuzünden, aus Missolonghi sich herauszuschlagen, zu Epidauras, Argos und Troezen mitzubekämpfen. Natürlich dürfte es an der erforderlichen Stofflage nicht fehlen, im Gegentheil würde dieselbe in gewisser Beziehung als die Hauptsache gelten können und müssen, und es würden dabei zu den Farben und Linien wie zu dem architektonischen Schmucke nicht nur die bunte und in eigenen Widersprüchen interessante Natur und Eigenthümlichkeit des Landes und Volks in physischer Hinsicht, sondern auch das innere geistige Volksleben in Sitten und Gebräuchen, das Volk in seinem häuslichen wie in seinem religiösen und politischen Leben, namentlich auch in seinem reichen, mannichfach charakteristischen und reizenden Volksleben, den erforderlichen Stoff hergeben müssen. Uebrigens würde als Zweck der Darstellung das Interesse der Unterhaltung mit dem der Belehrung Hand in Hand zu gehen haben, und in letzterer Beziehung wäre die Absicht besonders festzuhalten, daß die Darstellung nicht nur gehässige Vorurtheile gegen die Krieger Griechenlands ein gewisser Philhellenismus sich überbürdet, während der eigentliche Stoff noch zu wenig erkannt und ergründet war, vielmehr noch unverarbeitet da lag, so ist neuerdings infolge verschiedener Umstände, die wenigstens nicht den Griechen zum Vorwurfe gereichen, eine Kälte und Misachtung der Deutschen gegen die Griechen in einer Weise an die Stelle getreten, deren

sich eher die Deutschen als die Griechen zu schämen hätten. In dieser Richtung könnte und müßte die Darstellung, die wir und wie wir sie im Sinne haben, vorzulegen und wirkend wirken. Wenn wir einer solchen Aufgabe sie gewachsen halten möchten, wissen wir nicht, und jedenfalls bedarf es, um sie nach allen Seiten hin würdig zu lösen, nicht geringe Studien, deren Gewinn und rechte Ausbeute jedoch den Mühen, der zu der Aufgabe mit der rechten Kraft, mit dem rechten Gesinnung und mit dem gebührenden Reichtum der Phantasie ausgerüstet ist, leicht und sicher sich anschauen wird. Es genügt uns zunächst, den Gegenstand hier zur Sprache gebracht zu haben. Doch wollen wir zugleich in Betreff der notwendigen Vorstudien, ohne hierbei auf die Quelle sich weiter einzugehen, nur bemerken, daß außer der im Eingang erwähnten „Histoire de la révolution grecque“ von Alexandre Goutos, sowie außer der Vorrede zu der Sammlung der „Chants populaires de la Grèce moderne“ von Paulin namentlich Pücker's „Griechische Lieder“, Andersen's „Griechische Dichter“, Theil 3, und Julius von Mühler's „Ein Soldatenleben“, Theil 3, von Nutzen sein werden. Es versteht sich von selbst, daß nach der einen wie nach der andern Seite hin, gleichsam nach diplomatischen wie nach poetischen Rücksichten, alles das vorhandene Material einer genau salis geprüft und verwendet werden muß: auf der einen Seite ebenso viel Schärfe der Kritik als auf der andern ein feines und richtiges Gefühl und ein ästhetischer Tact!

### Notizen.

Englische und französische Stimmen über Servinus.

Es war voranzusehen, daß Servinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit dem Wiener Vertrage“ nicht verfallen würde, die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu ziehen. Wir führen hier nur einige Stimmen an, die uns im Londoner „Athenaeum“ und im „Athenaeum français“ auffaßen. Das erstere läßt dem Geiste wie dem Schicksal des Verfassers die Gerechtigkeit widerfahren, theilt auch einige längere Stellen in Uebersetzung mit, gesteht jedoch, daß es ihm am liebsten sei seinem eigentlichen Schicksal, dem literaturhistorischen. Aber der Stil des Verfassers hat nicht den Reiz des englischen Journals. „Wir können nicht schreien (sagt das Athenaeum)“, ohne uns eine Bemerkung über den Stil des Verfassers zu gestatten. Diesen wir müssen es leider gestehen, wenn wir nicht loben. Er verräth zu sehr den deutschen Professor. Er ist weitförmig und matt, bildet daher einen etwas seltsamen Contrast zu dem meist schneidenden und leidlosen Urtheil und scheint uns fast noch monotoner und ermüdender zu sein als in des Professors' früheren Werke, ein Mangel, durch welchen die Wirkung des Buches etwas beeinträchtigt wird. Etwas mehr Leben, etwas mehr Leidenschaft würde dem großen Publicum diese Blätter angenehmer gemacht haben. Das Gefühl der Professorwürde verleiht ihm sehr oft dazu, schwerfällig zu werden. Alle Ehre seiner Einfachheit, seiner Ehrenhaftigkeit und seiner hohen Stellung in der Republik der Wissenschaften, aber in Wahrheit, was nicht mehr erkannt, daß die Revolution, diese ungeheure feurige Jungfrau, als Herr Servinus und seine gelehrten Freunde in der Paulskirche ihr den Hof machten, unter dem Namen ihrer Bereitwilligkeit in Schlummer sank.“ Ein Bericht über Servinus' Werk im „Athenaeum français“ enthält dagegen sehr viel Anerkennendes. Von dem Abschnitt über die Reaction im 1818 — 20 sagt der Verfasser der Kritik, Servinus: „Die Partie ist es, welche Servinus das Recht auf den Titel des philosophischen und originellen Geschichtschreibers gibt. Er malt seit Hegel's unerklärlicher „Geschichte der Philosophie“ keinen wir etwas so Vollständiges, etwas so Einfachem und klarem über die Bewegung der logischen Ideen in der Geschichte als über den Einfluß, den sie sowohl im Bereiche der Politik als



der Moral ausüben.“ Das Talent des deutschen Geschichtsschreibers wird als ein „talent hors ligne“ bezeichnet und selbst der von dem englischen Blatte getriebene Stil wird von dem Kritiker des „Athenaeum français“ gelobt: „Einem solchen Werke gebührt ein des Gegenstandes und der Auffassung würdiger Stil, und Servinus hat ihn unserer Ansicht nach gefunden.“ U. s. w. In einem interessanten, sehr ausführlichen Artikel desselben Blattes über E. L. Hoffmann von Champigny wird auf eine Stelle der Einleitung Bezug genommen, welche E. DeGeorge in Lyon seiner nur in 100 Exemplaren abgezogenen und daher bereits zu äußerster Seltenheit gewordenen Uebersetzung Hoffmann'scher Novellen voranstellte. In dieser Stelle beklagt sich DeGeorge, daß der „gelehrte, aber oft zu enste, zu frostige“ Professor Servinus in seiner Literaturgeschichte Jean Paul, den Begründer des phantastischen Humors in Deutschland, ferner Hoffmann, Chamisso, Arnim u. s. w. mit allzu kühler Antipathie abfertige, und er fügt hinzu: „C'est un peu la critique (der Reconsent) qui, au moment où Pégase part: à tire d'ailes vers les régions aériennes de la fantaisie et de l'humour, le rappelle pour lui demander: 'il ne manque pas un clou à son sabot.'“ Bei Servinus' bedeutsamer Stellung wird es von Interesse sein, diese verfehlenermaßen und zum Theil etwas schiefen Urtheile des Auslandes über ihn kennen zu lernen.

#### George Sand.

Der „Literary gazette“ zufolge soll in den literarischen Eiteln von Paris nachstehende Geschichte großes Aufsehen erregen. Von Seite der Regierung habe George Sand in Begleitung sehr vortheilhafter Honorarbedingungen die reichlichsten Aufforderungen erhalten, ein fünfactiges Drama für das Théâtre français zu verfassen. George Sand habe nun die Gegenbedingung gestellt, daß nicht die geringste Aenderung an ihrem Entschlusse vorgenommen, kein einziges Wort daran gestrichen werde. Die Regierung sei darauf eingegangen, sehr sich aber jetzt in große Verlegenheit versetzt, da sie in Erfahrung gebracht, daß das von George Sand projectirte Stück die Bekehrung des Apostels Paulus behandle, ja daß der heilige Paulus gewissermaßen als Vorläufer des Socialismus und Republikanismus der Hauptheld des Stückes sein solle. Die Geschichte schiene kaum glaublich, aber sie sei richtig, sagt die „Literary gazette“ hinzu, die außerdem versichert, die berühmte Schriftstellerin habe sich gegenwärtig ganz besonders der Betrachtung religiöser Gegenstände gewidmet, zeige nicht übel Lust, eine neue Religion zu stiften, und sei jetzt mit einer wunderlichen Arbeit über das Buch der Genesis fertig geworden, die sie im Heuileton der „Presse“ zu veröffentlichen beabsichtige. Diese Mittheilungen sehen freilich etwas unwahrscheinlich aus, und wir würden sie gar nicht berücksichtigen haben, wenn wir nicht Grund zu haben glaubten, die excentrischen Köpfe der Gegenwart auch der ketsamsten Projecte für fähig zu halten. Im Dblon kam vor kurzem ein dreiactiges Drama von George Sand: „Maltre Pavilla“, zur Aufführung, worin neben sehr sentimentalen Elementen auch sehr phantastische à la Hoffmann vorkommen; das Stück spielt daher auch in Deutschland, in irgend einem kleinen Fürstenthume, wo Meister Pavilla, der natürlich ein schönes Mädchen, eine „interessante demoiselle“, zur Tochter hat, als Weigenspieler sein Wesen treibt. G. M.

#### Bibliographie.

Klenke, Die Nahrungsmittelfrage in Deutschland oder: Welches sind die Naturanforderungen menschlicher Ernährung, wie müssen sie durch die deutsche Küche erfüllt und wie kann dem Unbemittelten eine billige und kräftige Nahrung geboten werden? Vom Standpunkte der praktischen Naturwissenschaft beantwortet. Leipzig, Kummer. 8. 20 Ngr.

Kanigsheld, E., Die Verhältnisse der Bergarbeiter bei dem sächsischen Realbergbau. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Lever, C., Sir Jasper Carew. Aus dem Englischen von B. C. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Löhr, B., Von der weiblichen Einsamkeit. 3te Auflage. Stuttgart, C. G. Neßing. 1856. 32. 12 Ngr.

Ranitus, K., Gedichte. Herausgegeben von G. M. Ranitus. Dresden, Adler u. Diez. 16. 1 Thlr.

Reitger, C. H., Die Witschaft des Lebens. Vier Predigten. Emden. Gr. 8. 10 Ngr.

Radler, K. G., Fröhlich Palz Gott erhalte! Gedichte in Pfälzer Mundart. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt, a. M., Bräuner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Räger, B., Junfer Franz unter den Wildpfeisen oder das Ronnengrahl. Romantische Erzählung. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Reber, B., Bilder aus den Burgunderkriegen. Basel, Schweighauser. Gr. 16. 12 Ngr.

Rothe, F., Zur Erinnerung an den am 11. Mai 1855 verstorbenen Director des Königl. Gymnasiums zu Gießen Dr. Friedrich Eulentz, Prof. u. Gießen, Reichardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Rüstow, W., Heerwesen und Kriegführung. C. Julius Cäsars. Mit dem Porträt Cäsars nach einer antiken Büste im königl. Museum in Berlin und 3 lithographirten Tafeln. Gotha, Schaubo. Lex. 8. 1 Thlr.

Sadler, Meber die Macht des ärztlichen Gemüths zur Erleichterung und Heilung von Krankheiten. Mit einem Vorwort von R. G. von Raufus. Leipzig, Geibel. 1856. 8. 12 Ngr.

Schäfer, J. u. E. Kauffer, Die schönsten deutschen Sagen, Volksmärchen und Legenden in Poesie und Prosa. Unter Mitwirkung bekannter Schriftsteller neu bearbeitet und herausgegeben. Mit Bildern. 1te Lieferung. Dresden, Nepper. 4. 4 Ngr.

Schrader, A., Der Todesandidat. Roman. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Schütz, Hermann, B., Mitterkottitz. Mit besonderer Beziehung auf die Widerstandskraft der Schweiz und den Kampf eines Milizheers gegen stehende Heere. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.

Schwenke, E., Die Aufgabe der christlichen Volksschule in unserer Zeit. Ein Wort an die Lehrer der Volksschule, deren Freunde und Regenten. Leipzig, Böcker. 1856. 8. 12 Ngr.

Sirt, C. H., Petrus Paulus Bergerius, päpstlicher Nuntius, katholischer Bischof und Vorkämpfer des Evangelium's. Eine reformationsgeschichtliche Monographie. Mit Berger's Brustbild und 44 Originalbriefen aus dem geheimen Archive zu Königsberg in Preußen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Stier, R., Letztes Wort über die Apokryphen in Bezug auf Dr. Keerl's neueste Gegenschrist. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Streuber, W. F., Sinopa. Ein historisch-antiquarischer Umriss. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 24 Ngr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1856. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Freunden vaterländischer Geschichte von L. Lauterburg. 4ter Jahrgang. Mit 3 Abbildungen. Bern. 8. 1 Thlr.

Wieltschke. Ein Taschenbuch für 1856. Neue Folge, 7ter Jahrgang. Von L. Rügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 1/2 Ngr.

Vischer, W., Epigraphische und archäologische Beiträge aus Griechenland. Mit 7 lithographirten Tafeln. Basel, Schweighauser. Gr. 4. 1 Thlr.

Veranstaltet von Hermann Wargasse.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2½ Rgr.)

## Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.

Dieses Werk — eine Reihe trefflicher Volksschriften, von einer Anzahl der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands verfaßt, — erscheint im Verlage des Unterzeichneten in einzelnen Bändchen, deren jedes einen Gegenstand als ein abgeschlossenes Ganzes behandelt und 5 Rgr. kostet. Neu ausgegeben wurden soeben das 23. und 24. Bändchen und enthalten:

23. Nahrungsmittel und Speisewahl nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von R. Reclam.  
24. Das Glas, von J. R. Wagner.

Die früher erschienenen zweiundzwanzig Bändchen enthalten:

1. Außerlichkeit, von H. Ritter. — 2. Der gestirnte Himmel, von S. H. Rädler. — 3. Das Mikroskop, von D. Schmidt. — 4. Die Bibel, von J. A. D. Eholud. — 5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. J. Fohl. — 6. Die Geschworenengerichte, von R. Köstlin. — 7. Deutschland, von H. A. Daniel. — 8. Die Lebensversicherungen, von C. E. Unger. — 9. Sonne und Mond, von S. H. Rädler. — 10. Das Glanzthum, von M. W. Heffter. — 11. Das Gold, von R. J. Marchand. — 12. Schuttpoll und Handelsfreiheit, von D. Hübnert. — 13. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach. — 14. Die Telegraphie, von L. Bergmann. — 15. Schiller. Eine biographische Schilderung von S. W. Schaefer. — 16. Die Blumen im Zimmer, von J. Freih. von Biedenfeld. — 17. Die deutsche Sprache, von J. W. Barthold. — 18. Benjamin Franklin. Sein Leben, Denken und Wirken. Von H. Bettzich-Beta. — 19. Der Haushalt der Pflanze, von J. Cohn. — 20. Kaiser Karl der Große. Ein Geschichtsbild von J. Rant. — 21. Das Planetensystem der Sonne, von S. H. Rädler. — 22. Das Kochsalz, von P. A. Wolley.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Unternehmens sind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Leipzig, im November 1855.

J. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei J. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Schlachten bei Leipzig.

Kriegsgemälde von Karl Gustav von Berner.

Mit zwei Plänen. 8. 10 Rgr.

Eine anschauliche, interessante Schilderung der Schlachtfelder bei Leipzig, der Schwedenschlachten und endlich der Völkerschlacht bei Leipzig 1813, aus der Feder des gleichzeitig als Militärschriftsteller und Belletrist (unter dem Pseudonym Bernd von Guseck) rühmlich bekannten Verfassers. Zunächst für die Besucher Leipzigs bestimmt — als ein Bändchen von Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe — verdient die Schrift auch in weitem Kreise gelesen zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

## An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Ältere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der unterzeichneten Verlagshandlung gegen die neueste zehnte Auflage unter den nachstehenden Bedingungen umgetauscht:

- 1) Gegen Einsendung eines Ex. einer früheren Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thaler wird ein Ex. der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert.
- 2) Das Werk kann auch in Terminen bezogen werden:
 

der 1.— 5. Band gegen Einsendung von 4 Thlr.	
„ 6.— 10. „ „ „ „ 4 „	
„ 11.— 15. „ „ „ „ 4 „	

Die ältere Auflage ist den ersten 4 Thlr. beizufügen.

- 3) Die Einsendung des Ex. der früheren Auflage sowie des Geldbetrags hat stets frankirt zu geschehen, wegen die zehnte Auflage, insofern solche vollständig auf einmal bezogen wird und soweit eine Beförderung durch die Eisenbahn möglich ist, dem Besteller ebenfalls franco zugestellt wird.

- 4) Ex. früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen, werden zwar auch angenommen, es ist aber für jeden fehlenden Band ½ Thlr. mehr einzusenden.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Leipzig, 1855.

F. A. Brockhaus.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist soeben erschienen:

## Raphael Sanzio.

Romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen

von Bollheim.

Preis 1 Thlr.

Dieses bereits auf mehreren der ersten Bühnen Deutschlands mit Beifall gegebene Trauerspiel dürfte den Freunden deutscher Dichtungen wohl eine willkommenere Erscheinung sein.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Platon's sämtliche Werke. Uebersetzt

von J. Müller, mit Einleitungen begleitet von J. Steinhart. Fünfter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser fünfte Band enthält den „Staat“ nebst einer ausführlichen (17 Bogen umfassenden) Einleitung und wird einzeln abgegeben, was bei dem hohen Interesse dieser Schrift auch für ein größeres Publicum gewiß Vielen erwünscht sein wird. Der erste bis vierte Band (1850—54) haben gleichen Preis.

Leipzig, im November 1855.

F. A. Brockhaus.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 46.

15. November 1855.

Inhalts: Goethe's „Werther“ im Auslande. Von Hermann Warggraf. — Niehl, Die Familie. — Die Pyrenäen und ihre Bewohner. Von W. von Büdemann. — Ungarische Poesie. S. C. Born. — Zur Kriegsgeschichte. — Notizen. — Bibliographie. — Reizegen.

## Goethe's „Werther“ im Auslande.

1. Goethe et Werther. Lettres inédites de Goethe, la plupart de sa jeunesse, accompagnées de documents justificatifs, publiées par Kestner, traduites en français par Potey. Paris 1855.
2. Les origines de Werther, par Armand Baschet. Paris 1855.
3. Goethe. Werther. Traduction nouvelle et notice biographique et littéraire par Louis Enault. Paris 1855.

Wie ist die Handlung eines Romans mit so einfachen Mitteln und einem so geringen Personenaufwande in Scene gesetzt worden als in Goethe's „Werther“, und niemals hat, in neuerer Zeit wenigstens, ein Buch von so einfacher Structur eine solche tiefe Wirkung auf das eigene Volk und eine so ausgebreitete auf die ganze civilisirte Welt ausgeübt als diese schlichte Erzählung von den Leiden Werther's. Daß sich ein junger Mensch das Leben nimmt, weil dasjenige Frauenzimmer, welches er liebt, im Besitze eines Glücklichen ist, das ist ja eine hundert mal dagewesene und so häufig sich wiederholende Alltagsgeschichte, daß von Fällen dieser Art selbst die Zeitungen nur noch ausnahmsweise sprechen. Was finge ein moderner Romanschriftsteller mit einem so simplen Stoffe an?

Man könnte nun freilich sagen, Goethe habe aus den Stimmungen seiner Zeit geschöpft, er habe ihre electrischen Stoffe zu diesem Donnerkeil verdichtet, er habe mit Einem Worte den Modegeschmack getroffen, und daraus allein erkläre sich die ganz außerordentliche Wirkung dieser einfachen Herzensgeschichte. Aber Andere nach Goethe haben es sich zur ganz besondern Aufgabe gemacht, der Zeit ihre Stimmungen abzulauschen, ihren Gelüsten zu huldigen, ihren Tendenzen Ausdruck zu geben, ihrem Geschmacke zu fröhnen; sie haben zu diesem Zwecke die geistreichsten Combinationen erfunden, einen ungeheuern Apparat von pikanten Situationen ins Werk gerichtet und eine oft fast unabschbare Menge der verschiedenartigsten, diese oder jene Richtung repräsentirenden Charaktere damit verflochten, aber ihre Producte haben meist nicht eingeschlagen; man sah den Witz, man hörte den Donner, aber erlebte keine Wirkung, kein zündendes

1855. 46.

Feuer; es waren kalte Schläge, die, wenn sie auch vorübergehend in Deutschland gespürt wurden, doch nicht in das Mark des europäischen Culturlebens fuhren. Schon Tieck klagte:

Die modernen vielbändigen Romane, die jetzt zu Modebüchern geworden sind, sind eine unerquickliche Lectüre. In chaotischen Massen sieht man die neue und bessere Form des Romans. In der Regel werden zahllose Fäden angeknüpft, und immer wieder von einer andern Seite. (Vgl. das jüngst erschienene interessante Werk H. Köpke's: „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen“, II, 208.)

Wir acceptiren zwar diese Klage Tieck's, jedoch nur bedingungsweise. Es gibt Stoffe, für die zwei oder drei Bände kaum hinreichen, und wieder Stoffe, für die ein einziger Band schon zu viel ist. Aber daß die jetzt so allgemein gewordene Sucht, mindestens dreibändige Romane zu schreiben, der Literatur in ihrer höhern Bedeutung wenig zugute gekommen ist, möchten wir dreist behaupten. Spannende Dehnungen, störende Episoden, Ueberschwern des Dialogs oder des Raisonnements auf Kosten der Handlung wie der Nebenpersonen und Nebenhandlungen auf Kosten der Hauptpersonen und der Haupthandlung sind nur zu oft Folge dieser Sucht, die sich wol nur in den seltensten Fällen auf literarische Motive oder ein Gesetz der Nothwendigkeit zurückführen läßt. Seitdem Tieck das Obige niederschrieb, ist der moderne Roman noch viel complicirter geworden. Raum hat man sich in eine Situation, in einen Lebenskreis, in eine Intrigue zurechtgefunden, so sieht man sich plötzlich in eine ganz neue Situation, unter ganz andere Personen versetzt; man muß, wie im modernen Leben selbst, immer wieder ganz neue Bekanntschaften machen und sich aus einer Intrigue in die andere geworfen sehen; es ist eine ewige Unruhe, ein ewiges Hin- und Hergeschüttelt, ein ewiges Abbrechen alter Verbindungen, Aufsuchen neuer und Wiederanknüpfen der ältern. Insofern sich in dieser Unruhe, dieser Massenhaftigkeit, diesem tumultuari-schen Chaos das moderne Leben mit seiner unruhigen Buntheit selbst spiegelt, ist dagegen nichts zu sagen, und es ist allerdings die Frage, ob die complicirten Verhält-

nisse des modernen Lebens in anderer Form erschöpfend behandelt und die maßlosen Ansprüche unser verwöhntes Publicum, dem der Romandichter auf einer und derselben Tafel nicht genug Speisen und gewürzhafte und pikante Zwischengerichte vorsetzen kann, in anderer als in dieser luxuriösen Weise befriedigt werden können. Was die Mannichfaltigkeit der in ihm zutage tretenden Richtungen und die Hineinarbeitung realer Momente betrifft, so hat also der moderne Roman sehr viele Vorzüge; was er aber an Expansion gewonnen hat, hat er an Intensität verloren. Die Haupthandlung intermettirt alle Augenblicke, um einer neuen Handlung Platz zu machen und dadurch um ihre geschlossene Wirkung zu kommen; Episode thürmt sich auf Episode; ja was erst Episode zu sein schien, drängt im Fortgange sehr oft die anfängliche Haupthandlung beiseite und macht sich auf ihre Kosten ungebührlich breit; die Stimmung wird zerissen, zertheilt und oft auf sehr hausbackene Gegenstände der allerverkeltäglichsten Wirklichkeit, auf Finanz-, Schul-, Pfandbrief- und Hypothekenangelegenheiten abgeleitet; und zuletzt weiß man gar nicht, wer der eigentliche Held oder die Heldin ist, denn eine Menge Personen stellen sich gleichzeitig an das Proscaenium und gestikuliren und räsonniren auf das Publicum los. Eine wirklich dramatische Steigerung ist nur bei einer geschlossenen, auf wenige Hauptcharaktere beschränkten Handlung möglich. Die alten Maler wußten auf ihren Tableaux oft mehrere Gruppen und Handlungen zu vereinigen, aber die Nebenfiguren und Episoden traten bei ihnen in den bescheidenen Hintergrund, der ihnen zukommt. An Rafael's Transfiguration tadelt dagegen die Aesthetik mit Recht, daß eine Episode im Vordergrund steht und die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung abzieht. Je größer die Meisterschaft, womit eine solche Episode ausgeführt ist, umso mehr wird dadurch das Kunstwerk als Ganzes beeinträchtigt.

In Goethe's „Werther“ gibt es nur zwei Hauptpersonen, Werther selbst und Lotte; schon Albert tritt in den Mittelgrund; alle übrigen Personen stehen im Hintergrund und sind, wie alles Episodische, nur da, um die Stimmung Werther's fort und fort bis zu der Exaltation zu erhitzen, an der Werther schließlich zugrunde geht. Das ist das Geheimniß des genialen Schaffens, das uns noch kein Professor erklärt hat und auch nicht erklären kann. Mit den einfachsten Mitteln die höchste Wirkung zu erreichen, das ist die Hauptaufgabe alles künstlerischen und poetischen Producirens. Das verstand auch Goldsmith in seinem unvergleichlichen „Vicar von Wakefield“. Goethe war in dieser Kunst der erste Meister, und er wird darin wol auch unübertroffen bleiben. Wie einfach sind „Clavigo“, „Tasso“, „Iphigenie“, die „Wahlverwandtschaften“ gearbeitet, selbst, bei aller Personenfülle, „Götz von Berlichingen“, „Wilhelm Meister“, „Egmont“ und „Faust“. Das Verhältniß zwischen Faust und Mephistopheles, mit Faust's Verhältniß zu Gretchen als nothwendigem Einschlag, schreitet herrschend durch die ganze Faustdichtung hindurch; was sonst noch da ist, ist

nicht um seiner selbst willen da, sondern nur um die Hauptcharaktere und deren geistige und sittliche Conflict daran zu entwickeln. Nebencharakter bleibt Nebencharakter und Episode bleibt Episode.

Doch kommen wir nach diesen Vorbemerkungen auf unsern Hauptgegenstand, auf die Wirkung, die Goethe's „Werther“ auf das Ausland ausgeübt hat. Hierüber gewährt uns F. W. Appell's fleißig und sorgfältig zusammengestellte Schrift „Werther und seine Zeit“ (vol. Nr. 29 d. Bl.) manche interessante Aufschlüsse. Die Wirkungen des Goethe'schen Romans auf die Deutschen selbst, die zahlreichen überschwänglichen Anekdoten und Vergötterungen und die nicht minder zahlreichen, oft sehr possirlichen und burlesken, zuweilen aber auch sehr ernstlichen Gegenschriften und Parodien, die er bei uns hervorgerufen hat, setzen wir als bekannt voraus, ebenso auch hierüber das Appell'sche Buch sehr Vieles enthält, was nicht nur dem großen Publicum, sondern auch den eigentlichen Literatorkreisen und Literaturforschern neu sein wird. Appell's Buch ist ebenso wol ein Beitrag zur Literatur- als zur Culturgeschichte, und wenn die Zeit gekommen sein wird, wo man Literaturgeschichte nicht mehr bloß vom einseitig kritischen oder ästhetisch philosophirenden Standpunkt, sondern auf wesentlich culturhistorischer Grundlage schreibt, dann wird man sich der Appell'schen Schrift für die betreffende Literatur- und Culturperiode mit großem Nutzen bedienen können.

Goethe's „Werther“ schlug zuerst am meisten in Frankreich durch. Die Gründe liegen nahe. Die Franzosen haben seit Rousseau viel Sinn für dieses intime Genre, für dieses Losstürmen gegen unbequeme gesellschaftliche Schranken, für dieses Trumphausspielen der Leidenschaft im socialen Hazardspiele, für diese raffinierten Explosionen des Herzens, das, unfähig jene Schranken zu sprengen, zuletzt sich selbst in die Luft sprengt, unbekümmert darum, was sonst mit ihm zugrunde geht. Die höhere Sittlichkeit ist freilich insofern im Goethe'schen „Werther“ gerettet, daß der Held durch seine That sich und Lotte den äußersten Schritt auf dem eingeschlagenen Wege des Freundschafts- und Ehebruchs für immer erspart. Goethe selbst handelte freilich praktischer als Werther, indem er durch seine Abreise von Weimar jedem weiteren Conflict vorbeugte. Nur hat es immer sein Eigenthümliches, daß das christliche Sittengeß der Selbstmord verurtheilt, während unsere gesellschaftliche Moral Keinem verbietet, den Act, womit Werther Hand an sich selbst legt, für poetischer zu halten als Goethe's Flucht.

Französische Uebersetzungen von den „Leiden des jungen Werther“ erschienen mehrer ralsch hintereinander in den Jahren 1776 und 1777, die von letzterem Jahre mit dem den Titel des deutschen Originals folgend wiederholten den Titel „Les passions (statt souffrances) du jeune Werther“. Doch scheint sie in Frankreich vorzugsweise bekannt geworden zu sein, da sie auch 1797 und 1822 in Paris aufs neue gedruckt wurde. Die von George Dreyerdun aus Lausanne, Gibbon's Freund, im

Jahre 1786 besorgte Uebersetzung ist mit einer Vorrede begleitet, in der es unter *Andorm* heißt:

L'ouvrage dont je présente la traduction au public a eu le plus grand succès et a causé une fermentation générale. On a pleuré, on a écrit, on a imité, on a parodié, on a disserté, on a prêché même etc.

Der zu Neuchâtel 1786 herausgekommene „neue Werther“: „Le nouveau Werther imité du l'allemand“, ist eigentlich nur ein Wiederabdruck der Denverdun'schen Uebersetzung; doch ist darin, namentlich im Anfang, Manches weggelassen, der Schauplatz der Handlung ist nach Neuchâtel und der Umgegend verlegt und Lotte hat den vornehmern Namen Lucie erhalten, während der gute Albert in einen Monsieur Dupasquier verwandelt ist. Der Erfolg dieser ersten französischen Bearbeitungen aber war nach Goethe's spätern eigenen Worten „groß wie überall, denn das allgemein Menschliche drang durch“. Und im Jahre 1779 schreibt Goethe aus Gens an Frau von Stein:

Daß man bei den Franzosen auch von meinem „Werther“ braubert ist, hätte ich mir nicht vermuthet. Man macht mir viel Complimente, und ich versichere dagegen, daß es mir unerwartet ist; man fragt mich, ob ich nicht mehr dergleichen schreibe, und ich sage: Gott möge mich behüten, daß ich nicht wieder in den Fall komme, einen zu schreiben und schreiben zu können.

Diesen frühesten Uebersetzungen folgten noch verschiedene, eine zu Basel 1801 gedruckte, eine von de la Bédouère (Paris 1802 und 1809), eine von L. Sevelinges (Paris 1804 und 1825), die zugleich mit dem angeblichen Porträt Werther's versehen ist, endlich eine sehr treffliche von dem bekannten socialistischen Schriftsteller Pierre Leroux, die zuerst 1829 erschien und 1845 in reicher Ausstattung und mit 10 geätzten Blättern von Tony Johannot aufs neue herausgegeben wurde, mit einer warmen Vorrede von George Sand, sowie mit „Considérations sur Werther et en général sur la poésie de notre époque“ aus der Feder des Uebersetzers. Leroux bemerkt darin:

Als ich vor einigen Jahren Deutsch lernte, fühlte ich mich von dem klaren Stil dieses „Werther“, der mich in meiner Jugend so sehr gerührt hatte, wahrhaft überrascht. Jedem Sag gab ich buchstäblich wieder, und ich fand, daß sich dabei ein sehr correctes Französisch herausstellte. Goethe's Zaublung, selbst wenn sie noch so poetisch ist, ist doch ebenso klar als die Voltair's.

Von dieser Uebersetzung erschien 1850 ein neuer Abdruck, jedoch ohne die Vorrede von George Sand, „suivi de Hermann et Dorothee, traduction nouvelle avec une préface par X. Marmier“ (in der „Bibliothèque Charpentier“).

Zahlreich waren auch die Nachahmungen, welche „Werther“ in Frankreich hervorrief: „Les malheurs de l'amour“ (Bern 1775) in dramatischer Form, „Wertherie“ (Paris 1784) von Perrin, „Praxède“, eine sammervolle Geschichte, die 1809 zu Berlin von Saul Ascher unter dem Titel „Praxède, oder der französische Werther“ ins Deutsche übersetzt wurde, „Marie, ou les peines d'amour“ (1814), deren Verfasser kein Anderer als der König von Holland war. Für die Bühne wurde „Werther“ mehrmals bearbeitet. So brachte das italieni-

sche Theater zu Paris bereits 1792 Werther's Geschichte in Gestalt einer Operette unter dem Titel „Werther et Charlotte en un acte, mêlée d'ariettes“. Verfasser des Stückchens war Jean Elie Dujaure, der so menschlich war, Werther nicht sterben zu lassen. Man hört den Schuß. Lotte, die ein Unglück fürchtet, sinkt in Ohnmacht. Indem aber Albert dem Unglücklichen zu Hülfe eilen will, tritt Werther's Bedienter mit der Nachricht herein, daß es ihm gelungen sei, den Schuß glücklich abzuwenden, und daß sein Herr noch lebe. Dieser erscheint auch gleich darauf in eigener Person mit ganz heißen Gliedmaßen und entschuldigt sich höflichst wegen seines Beginns, zu dem ihn die Verzweiflung getrieben. Des abgeschmackten Ausgangs ungeachtet fand das Stück doch großen Beifall, den es, nach einem gleichzeitigen Bericht, vorzüglich der interessanten Abschiedsscene zwischen Werther und Lotte verdankte. In den vierziger Jahren wurde der Schatten Werther's noch ein mal heraufbeschworen, um sich vom Lampenlicht bescheinen zu lassen, und zwar auf dem Vaudevilletheater. Es ist ein sehr curioses Stück, an dessen Schlusse sich Lotte vergiftet, während Werther am Leben bleibt und auf die Frage, was ihm nun übrigbleibe, sehr gefaßt und naiv antwortet: „Le souvenir!“ Karl Rosenkranz berichtet über dieses Fabrikat in seiner Schrift „Goethe und seine Werke“. Im Jahre 1809 oder 1810 langte in Weimar ein Packet von Isle-de-France mit der Aufschrift an: „An den Verfasser der „Leiden des jungen Werther“ in Ingolstadt.“ Dasselbe enthielt eine französische Nachahmung des Romans und war lange in der Irre umhergelaufen, da es zu Ingolstadt als unbestellbar abgewiesen worden war. Endlich aber fand sich doch irgendwo ein Postmeister, welcher von dem Herrn von Goethe und seinem gegenwärtigen Aufenthaltsort etwas wußte und das Packet an seine richtige Adresse beförderte. Goethe hing später das mit allen möglichen Postzeichen decorirte Couvert unter Glas und Rahmen eine zeitlang in seinem Besuchszimmer auf. Rechnet man hierzu, daß, wie bekannt, selbst in China die Geschichte Werther's auf Glas gemalt wurde, so hat man wol Beweise genug, in welcher Ausdehnung und mit welcher Schnelligkeit diese einfache deutsche Herzensgeschichte die Reise um die Welt vollendete.

Ebenso bekannt ist es aus Bourrienne's Memoiren, daß der größte Feldherr neuester Zeit die Dichtung des größten Dichters neuester Zeit auf seiner Expedition nach Aegypten in seiner Feldbibliothek mit sich führte. In seiner spätern Unterredung mit Goethe zu Erfurt 1808 (über welche auch S. Eklover's angeblich nur in 10 Exemplaren abgezogene Schrift „Entrevue de Napoléon et de Goethe, suivie de notes et de commentaires“ berichtet) versicherte Napoleon dem Dichter, das Buch sieben mal gelesen zu haben, also wahrscheinlich öfter als so mancher Interpret Goethe's, der über den „Werther“ geschrieben hat. Napoleon hatte den Roman, wie Goethe später gegen Eckermann bemerkte, „wie ein Criminalrichter seine Acten studirt“ und an dem Buche nur das auszusehen gefunden, daß an einigen Stellen

eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe stattfindet. Indes möchten wir den Dichter gegen diesen Vorwurf, obgleich er von Napoleon gemacht wurde, in Schutz nehmen. Goethe wurde, wie es uns scheint, von einem ganz richtigen Instinct, wenn nicht von etwas Höherem geleitet. Handlungen von solcher Stärke und Entschiedenheit wie Werther's Selbstmord gehen gewiß sehr selten aus einem einzigen Motive hervor; es wirken dabei sicherlich in den meisten Fällen noch andere Motive mit als dasjenige, welches zuletzt in den Vordergrund tritt. Die Seele des Menschen wird gleichzeitig von verschiedenen Leidenschaften bewegt, und meist ist jedes Seelenleiden ein complicirtes. Ehrgeiz und Liebe sind die bewegenden Factoren bei Werther, und selbst seine Liebe scheint von Ehrgeiz und Eitelkeit nicht ganz frei zu sein. Geschätze Werther's ehrgeizigen Ansprüchen in Bezug auf seine Stellung zur Gesellschaft und auf Beförderung in seiner Laufbahn vollkommen Genüge, so würde vielleicht seine Leidenschaft zu Lotten eine Ableitung erhalten und geschwächt in den Hintergrund treten; da dies nicht geschieht, wirft sich seine ganze Leidenschaft verzehrend auf seine Liebe zu Lotte. Eine Menge vorangegangener Kränkungen und Zurücksetzungen, die er bei seiner sensibeln Natur noch schärfer auffaßt, als sie verdienen, haben seine Stimmung verbittert, seinen Geist gebrochen und sein Nervensystem — so muß man annehmen — aufs tiefste untergraben. Er sieht Unglück und Ungerechtigkeit nach jeder Seite, einen Ausweg nach keiner. Er will untergehen, aber, wie er überhaupt nach dramatischen Motiven hascht, an der idealsten seiner Leidenschaften, an seiner stürmischen Liebe zu Charlotten. Er will als tragischer Held seine Laufbahn schließen. Napoleon hatte den Werther nicht wie ein Psycholog, sondern, wie Goethe sehr richtig bemerkt, wie ein „Criminalrichter seine Acten“ studirt. Der Einwurf Napoleon's, da er aus solchem Munde kam, machte den Dichter zwar anfangs stutzig, aber auch nur für einen Augenblick; er ging mit sich und seiner Dichtung zurathe und fand bald, daß er die Entwicklung im „Werther“ vor seinem eigenen dichterischen Instinct rechtfertigen könne; er ließ das Buch, wie es war. Napoleon's Einwurf ließ er aber bei alle Dem als die Argumentation eines scharfsinnigen „Criminalrichters“ zu Recht bestehen. \*)

Der „Werther“ fand bald, nicht von Deutschland, sondern von Frankreich aus, den Weg über den Kanal nach England. Im Jahr 1779 erschien zu London „The sorrows of Werther, a German story“. Dieser englische „Werther“ war nicht nach dem deutschen Original, sondern nach irgend einer der bereits bestehenden französischen Uebersetzungen bearbeitet. Dieser Umstand scheint zu

\*) Wenn Wolfgang Menzel, wie J. W. Appell in seiner Schrift bemerkt, in einer frühern Ausgabe seiner „Geschichte der Deutschen“ einmal behauptete, Napoleon habe den „Werther“ am Fuße der Pyramiden gelesen und eine Nation verachtet, die solche Bücher hervorbrenge, so ist dieser Ausdruck wol nur zu jenen etwas lebhafte Behauptungen zu rechnen, zu denen sich unsere neuere Kritik zuweilen hinreißt.

beweisen, daß damals die Kenntniß des Deutschen in England nicht sehr verbreitet war, nicht einmal in dem Grade wie bereits zu jener Zeit in Frankreich. Gegenwärtig würde England nicht mehr nöthig haben, sich die Kenntniß eines deutschen epochemachenden Buchs auf dem Umwege über Paris zu verschaffen. Obgleich also diese früheste englische Uebersetzung nicht aus der deutschen Quelle geschöpft war, so scheint Goethe selbst doch durch sie mehr als durch die französische befriedigt worden zu sein. Er schreibt darüber an Frau von Stein 1785:

Das Englische gefällt mir gar wohl; was ich gelesen habe, ist herzlich, verständig und geschmackvoll. Wenn es aus dem Deutschen übersetzt wäre, könnte ich noch mehr daraus lernen. Mir war es gar anmuthig, meine Gedanken in der Sprache meiner Lehrer zu lesen.

Diese Bemerkung ist deshalb interessant, weil Goethe darin gesteht, bei den Engländern und nicht bei den Franzosen, nicht etwa bei Rousseau, mit dessen „Neuer Héloïse“ man den „Werther“ gern in Verbindung bringt, in die Schule gegangen zu sein, nur daß er seine Lehre sehr bald einholte und selbst überholte. Die Engländer lernten denn auch später von Goethe; selbst Walter Scott, der den „Göz von Berlichingen“ übersetzte und sich an dieser Dichtung zu eigenen Productionen kräftigte, holte sich bei ihm Lehre und Unterricht. Das Wertherfieber fing nun auch in England an zu grassiren. Annalia Pickering brachte Werther's Herzensgeständnisse (London 1788) in Verse; ein Ungenannter ließ ein Gedicht „Werther to Charlotte“ und Anna Francis ein Scänstück dazu: „Charlotte to Werther“, erscheinen, und Lady Wallace verfertigte eine jammervolle Dichtung: „The ghost of Werther, in a letter to a friend.“ Das weiße Aufsehen erregte ein Nachwerk, dessen englischer Titel uns nicht gegenwärtig ist, das jedoch 1788 in London auch französisch erschien unter dem Titel: „Lettres de Charlotte pendant sa liaison avec Werther, traduites de l'anglais, avec un extrait d'Eléonore, autre ouvrage anglais, contenant les premières aventures de Werther.“ Es bestehen hiervon sogar zwei deutsche Uebersetzungen, wovon die eine spätere erst 1826 in Trier unter dem Titel erschien: „Lottens Geständnisse in Briefen an eine vertraute Freundin, vor und nach Werther's Tode geschrieben. Aus dem Englischen, nach der fünften amerikanischen Ausgabe von L. Gall.“ Beigegeben sind Lottens „höchst ähnliches“ Bildniß nach einem Familiengemälde und ein Facsimile ihrer Handschrift nach einem Erinnerungsbuche! So bemächtigte sich auch die gewöhnliche buchhändlerische und literarische Speculation des Werthermysteriums, um die Leichtgläubigkeit des Publicums auszubeuten. In England selbst erschienen gleich nach dem Bekanntwerden des „Werther“ verschiedene auf die Wertherdichtung bezügliche Kupferstücke, wovon wenigstens von dem ungewöhnlichen Antheil zeugen, den der Roman dort erregt hatte, darunter 1775 eine Ansicht von Wahlheim mit des Schulmeisters Tochter und ihren Kindern, „drawn by Werther“. Im Jahre 1800 kam eine neue englische Uebersetzung: „The sorrows of



Baron Goethe“ heraus, laut einer Angabe auf dem Titel die erste, welche nach dem deutschen Original verfaßt wurde, jedoch abermals mit der falschen Titelübersetzung „sorrows“ statt sufferings, und 1821 eine Schrift vom Major Bell: „Letters from Wetzlar, written in 1817“, mit Goethe's Porträt im Alter von 23 Jahren. Für die Bühne bearbeitete F. Reynolds den Stoff zu einem Mysterium, dessen Inhalt Alexander Büchner in seiner seeben erschienenen „Geschichte der englischen Poesie“ kurz angibt. Lotte bricht am Schlusse über der Leiche Werther's, den sie vom Beginne des ersten Acts an schwärmerisch liebt, in Wahnsinn aus. Die beiden Liebenden sind so exaltirt und so nervenschwach zugleich, daß sie fast durchschnittlich zu Ende jeder Scene, in der sie auftreten, zu Boden fallen. Das Pathos erreicht gleich zu Anfang eine Höhe, die sich kaum überbieten läßt und im Fortgange doch überboten wird. Büchner führt zum Beweise aus dem ersten Act folgenden leidenschaftlichen Ausbruch Werther's an:

Sag' mir, daß Trug in deinem Lächeln lockt,  
Sag' mir, Verderben wohnt in deinem Auge,  
Sag' mir, Anfechtung hängt auf deiner Zunge,  
Doch werd' ich lieben, werde glücklich sein.  
Doch heißest du mich deine Form vermeiden,  
Ist Todeschrecken, Höllequal mir nichts. \*)

Im Garten des Orfanotrofio zu Verona zeigt man einen feineren Waschtrog oder etwas dem Aehnlichen als den angeblichen Sarkophag der Julia Capuletti und in einem Wirthschaftsgarten des Dorfes Garbenheim einen Erdbausen als Werther's Grab. Die englischen Touristen, meist bis zur Kindlichkeit leichtgläubig, pflegen zu diesem angeblichen Grabhügel, den nur die Speculation eines Wirths geschaffen hat, zu wallfahrten und ihn mit tiefster Andacht zu betrachten; und es ist bei diesen Besuchen, zuweilen zu höchst drolligen Scenen gekommen. Eine solche erzählte der durch seine historischen Forschungen bekannte ehemalige Stadtgerichtsdirector zu Wexlar, Paul Wigand, in Lewald's „Europa“ für 1839. Vier Engländer mit einem deutschen Begleiter ließen sich 1838 den vermeinten Grabhügel zeigen, umgingen ihn schweigend und feierlich und foderten fünf Flaschen Wein mit fünf Gläsern. Diese wurden gefüllt und unter freier Luft, dem Andenken Werther's geweihten Trinksprüche geleert, der Rest der Flaschen aber auf das Grab gegossen. Hierauf zogen sie fünf blanke Dolche hervor, stellten sich im Kreise um den Hügel und einer hielt eine Rede in englischer Sprache. Im Wirthshause selbst wäre es aber später beinahe zu einer Rauferei gekommen, denn als ein skeptischer Bergmann sich erlaubte, zu äußern, er werde nächstens auf dieser Stelle schürfen und dann sehen, was sich etwa noch vorfände, so zogen die

Fünf ihre Dolche und geriethen über diese Barbarei so in Zorn, daß der Bergmann für gerathen hielt, sich schleunig zu entfernen. Man kann diese groteske Geschichte wie auch andere in Appell's Buche ausführlicher nachlesen.

Wir übergehen die Uebersetzungen des „Werther“ in andere europäische Sprachen wie die zahlreichen Nachbildungen, die er auch im Auslande hervorgerufen hat, da wir unsere Betrachtung nicht allzu sehr mit Titeln und Jahreszahlen beschweren möchten. Daß diese Theilnahme für diesen Roman „sans égal et sans pareil“, wie Frau von Staël ihn nannte, noch nicht erloschen ist, zeigt sich an der entgegenkommenden Wärme, womit der Goethe-Kestner'sche Briefwechsel und die darin enthaltenen, den persönlichen Antheil Goethe's betreffenden Enthüllungen auch im Auslande aufgenommen worden sind. Die englischen Journale haben ausführliche Artikel darüber gebracht; Frankreich hat sich auf Journalauszüge nicht beschränkt; Pöley hat den Briefwechsel vollständig übersezt, Armand Baschet ihn einem Buche „Les origines de Werther“ zugrunde gelegt und Louis Enault das Wesentlichste daraus für die biographischen Notizen benutzt, womit er seine als trefflich gerühmte Uebersetzung des „Werther“ einleitet. Daß eine neue Uebersetzung, so kurz nach der gelungenen von Pierre Leroux, für nicht überflüssig erachtet wurde, zeugt allein schon für die Jugendfrische, die sich das Buch bewahrt hat, wie für die Anziehungskraft, die es noch heutzutage auf die Gemüther ausübt. Und doch leben wir nicht mehr im Zeitalter des Wertherfiebers, und die Sentimentalität der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist eher in ihr Gegentheil umgeschlagen. Wir wollen uns über dieses Räthsel hier für unsere Person nicht weiter auslassen, sondern einigen geistreichen französischen Kritikern das Wort vergönnen.

Der treffliche Emile Montégut sagt in seinem betreffenden, „Types modernes en littérature“ überschriebenen Artikel der „Revue des deux mondes“:

Ich habe den „Werther“ zu wiederholten malen gelesen, und niemals, ohne tief von ihm ergriffen worden zu sein. Ich habe ihn in einem Alter gelesen, wo man sich von Allem hinreißen läßt, ohne noch etwas erfahren zu haben. Ich habe ihn in einem Alter gelesen, wo man schon zu Vieles durchgeföhlt hat, um leicht ergriffen zu werden, und immer hat der Held im blauen Frack und der Rantingweste dieselbe Anziehungskraft auf mich geäußert. Ich habe für viele Gedicht- und Romanhelden geschwärmt, und sie sind wie weggelöscht aus meinem Geiste; ich muß gestehen, daß ich der betrogene Narr vieler poetischer Erfindungen und alter bewunderter Geschichten war; ganz anders aber verhält es sich mit Werther, und jegliches mal, wo ich die Erzählung von seinem beklagenswerthen Geschick wieder vornehme, fühle ich meine Liebe zu ihm von neuem erwachen. . . . Werther ist unter den poetischen Figuren neuerer Zeit diejenige, die ich am meisten liebe; sie ist nicht die großartigste, aber die rührendste.

Sainte-Beuve beginnt seinen Artikel in der „Revue contemporaine“ mit den Worten:

„Werther“ gehört zu der Zahl derjenigen Bücher, welche den größten Einfluß geübt und am meisten, in welchem Lande es auch sei, die Reugier rege gemacht haben.

\*) Auch in Italien ist die Werthergeschichte dramatisirt und auf die Bühne gebracht worden. Hier sah 1803 ein Werther auf einer Volkstbühne der Arena in Rom unter freiem Himmel spielen und schildert dies Erlebnis mit guler Laune in seinem „Reisegebißt eines Kranken“. Wir wissen nicht, ob dies dasselbe Stück war, welches der Avocat Antonio Simon Sografi unter dem Titel „Carlotta e Werther“ verfertigt hat.

Edmond Taigmy leitet ähnlich seinen Bericht im „*Athenaeum français*“ folgendergestalt ein:

Es gibt nicht viele Bücher, welche, ohne durch ihren Titel oder ihre Form in der Geschichte der Literatur in erster Reihe zu stehen, doch das so seltene Vorrecht genießen, lange Zeit zu leben, indem sie sich, trotz ihres alten Datums, jenen Zug von Jugend und Reueit bewahrt haben, welcher nur den wahrhaft schönen Schöpfungen eigen ist. Das sind die Bücher, welche, ganz abgesehen von ihrem eigenthümlichen Werth, das Verdienst haben, daß sie den unverlöschlichen Stempel ihrer Autoren tragen; es sind keine aus der Feder des Autors gleichgültig gefallen Blätter, keine Werke, die man unpersönliche nennen möchte. Sie sind vielmehr der Ausdruck eines großen Gedankens, meistens der Aufschrei einer Seele, welche ringt unter der Herrschaft mächtiger Leidenschaften und welche den eine ganze Generation bewegenden Herzensbedürfnissen und Gefühlen einen berechneten Ausdruck leihen. Daher wird das Andenken Rousseau's, Goethe's, Chateaubriand's, Byron's stets von der „*Reuen Héloïse*“, von „*Werther*“, von „*René*“ oder „*Manfred*“ (warum nicht lieber „*Childe Harold*“?) unzertrennbar bleiben.

Taigmy meint am Schlusse seines Berichts sehr naiv: als Goethe, nachdem er der große Goethe und Excellenz geworden, seine Lore als Matrone mit grauen Haaren und als Mutter von 12 Kindern wiedererblickt habe, da hätte er nicht bedauern dürfen, schnell von Weplar abgeriſt zu sein, statt sich wie der arme Jerusalem das Leben zu nehmen, um sich von seinen Herzensqualen zu befreien. Ja, wenn jeder junge Mensch an die zukünftigen grauen Haare seiner Geliebten dächte und noch an so manches Andere, dann würde es mit allem Todtschießen aus unglücklicher Liebe wol überhaupt ein Ende haben.

Emile Montégut spricht davon, wie lieb er den Mann mit dem blauen Frack und der gelben Weste habe. Das bringt uns zum Schluß auf noch ein Capitel, das wir in aller Kürze abthun wollen. Die modernen Romanschriftsteller lieben es, aus Mangel an Phantasie oder weil sie bei ihren Lesern keine Phantasie voraussetzen, ihre Helden und Heldinnen zu beschreiben, nicht nur wie ihr Gesicht vom Ohrläppchen bis zur Nasenspitze aussieht, sondern zugleich wie sie vom Kopfe bis zur Zehe gekleidet sind. Kein Modeschneider, kein Theatercostümier könnte darin, mehr Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit an den Tag legen. Goethe, der ein Dichter und kein Romanschreiber war, läßt darin der Phantasie des Lesers freien Spielraum; der Leser kann sich z. B. Lotte denken wie er will, mit einer griechischen Nase oder einem Stumpfnäschen, mit einem länglichen oder runden Gesicht; Goethe deutet ihre Liebeshwürdigkeit mit wenigen Strichen nur an, die der Leser ausfüllen mag. Auch auf das Costüm seiner Personen läßt er sich wenig ein; das thut ja zur innern Entwicklung nichts; im Gegentheil, es würde den Leser nur davon abziehen. Ebenso deutet er die landschaftlichen und architektonischen Hintergründe meist nur in allgemeinen großen Zügen an; er rückt uns nicht jeden Balken und jedes zerbrochene Fenster und jeden zerborstenen Dachziegel vor die Augen, womit man eben nur dem Architekturmalers ins Handwerk pfuscht und die von Lessing, den man sonst ja immer im Munde

führt, zwischen den verschiedenen Künsten gezogenen Grenzen vermischt und überschreitet. Aber der blaue Frack und die gelbe Weste waren historische Thatsache, und dieses Werthercostüm vergißt man schon darum nicht, weil es uns erst bei der Katastrophe ins Auge fällt, weil es Goethe vermieden hat, seinen Helden im Verlaufe des Romans so und so viel mal an- und umzuwechseln. Auch in solchen kleinen Zügen verräth sich der Meister, der wahre Dichter.

Noch bei Lebzeiten Goethe's schrieb Thomas Carle die Worte nieder: „*Werther*“, dieses wundervolle Werk sei in der That als der Urahn alles Dessen zu betrachten, was seitdem in der Literatur populär geworden, sei nirgend, ausgenommen in seinem Vaterlande und vor allem in dem Geiste seines berühmten Autors, nicht gänzlich veraltet. Allerdings mag der „*Werther*“ gerade in seinem Heimatlande in den Hintergrund gedrängt erscheinen, gegen den er sich aber durch seine Fortenglut in einer Weise absetzt, daß andere Werke, die sich seitdem in den Vordergrund zu drängen suchten, vielleicht eine künstlichere Anlage, aber in Betreff des energischen Colorits und der innern Wahrheit diesem Seelengemälde gegenüber doch immer etwas Blasses und Mattes haben.

Hermann Marggraf.

Die Familie. Von W. H. Niehl. Erster und zweiter unveränderter Abdruck. — A. u. d. L.: Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Selten ist wol der Wunsch eines Autors so reich in Erfüllung gegangen als der von dem genannten Verfasser in der Vorrede ausgesprochene (S. ix):

Abgesehen von den wissenschaftlichen Lesern möchte ich mit namentlich für die „*Familie*“ auch noch einen Lesers anderer Art. Ich möchte, daß das Buch auch als ein kleines Kunstwerk erfunden würde — nennt es meinetwegen ein Bild vom deutschen Hause — und so als Hausbuch sich einbürgert in dieser und jener Familie, namentlich auch bei deutschen Frauen.

Es gibt fast kein Organ der Presse bis herab zu dem winzigsten Localblättchen, das nicht in ausführlicher Besprechung Notiz von dem Buche genommen und Bruchstücke aus demselben für das Feuilleton erlehnt hätte. Und daß dies, wenn auch nicht der vornehmste, so doch der bequemste Weg sei, ein Buch in alle Kreise einzuführen, wird Niemand leugnen. Der wer in dieser Weise von dem reichen Inhalt nur etwas gekostet hat, der sehnt sich nach Mehr, wenn der Jüngere gereicht ist, der will die ganze Hand. Recensent kann das aus seinem Kreise bestätigen und ähnlich wird es noch Vielen ergehen. Aber wo liegt denn eigentlich der Zauber des Buchs, was hat es denn so Wunderbares an sich, daß wir, wie wir es nur oberflächlich durchgesehen, sein und des Verfassers Freund werden? Lassen wir dem Lesern hierauf die Antwort geben. S. ix heißt es:

In bangen Tagen häuslicher Angst und Sorge hat mich die Bearbeitung gerade dieses Gegenstandes, der ja so ganz besonders im deutschen Gemüth anklingt, getrübt und muthig erhalten. Vielleicht fühlen es einige Leser vorab dem zweiten Theile an, daß dieses Buch dem Autor während des Schaffens wie zu einem Trostgedicht wurde, und wol gar unter ähnlichen Umständen eine annähernd ähnliche Wirkung des Buchs.

Darum also, weil in diesem Buche dem deutschen Volk der innerste Kern seines Seins und Werdens, das Geheimnis seiner nationalen Eigenthümlichkeit so meisterhaft erschlossen ist, wie es bisher noch wenig geschehen, muß und wird eben dieser Theil eines umfangreichen Werks eine Art Volksbuch werden; und weil es die wichtigsten Probleme der Gegenwart in concreter Lebendigkeit an der Wurzel faßt und eine Lösung derselben für eine bestimmte Volkspersönlichkeit anstrebt, weil es über Kunst und Wissenschaft, häusliches und sociales Leben sich mit einer Schärfe, Originalität und Wärme verbreitet, die nur von der Belesenheit des Verfassers übertroffen werden kann, fesselt es den Gebildeten und Gelehrten in denselben und wol noch höherer Rasse, wie den gewöhnlichen Mann, der es mit seiner Gefühlsmüdigkeit fast wie eine Sonntagslecture zur Hand nehmen kann. Festsetzend durch die Form, hinreißend, ja bestrichend durch den Inhalt, verjöhnt es selbst da mit dem Verfasser, wo wir seinen Ansichten entgegentreten zu müssen glauben.

Daß es schwierig ist, von einem in sich künstlerisch so abgerundeten Werke einzelne Partien als Proben aufzuweisen, versteht sich von selbst, und dieselbe Verlegenheit entsteht, wenn man es versucht, den Gedankengang des Verfassers so kurz und verständlich, wie es in einer Recension vorausgesetzt wird, darzulegen. Die Quintessenz der Vorträgen des Buchs, die Recensent zu Gesicht gekommen sind, war eben deswegen immer die: Gehet hin und lest. Der Verfasser selbst kann uns hier wieder den besten Aufschluß geben. Es bildet nämlich die vorerwähnte Schrift den Schlussstein, d. h. den dritten Band von des Verfassers „Naturgeschichte des Volks“, deren erster, „Land und Leute“, die individuellsten Untersuchungen über die einzelnen Stammespersönlichkeiten in den deutschen Gauen enthält, während der zweite Theil, „Die bürgerliche Gesellschaft“, zum Allgemeinen übergehend, aus den örtlichen Anschauungen auf die einheitlichen Grundlagen der großen socialen Volksgruppen der ganzen deutschen Nation zu schließen sucht. \*) Der Verfasser erläutert:

Kun wird man fragen, warum ich denn bei den vorliegenden drei Bänden den Stil nicht geradezu umgekehrt habe und also der innern Logik der Sache gemäß zuerst die „Familie“ geschrieben, dann die „bürgerliche Gesellschaft“ und zuletzt meine Methode in „Land und Leute“ gerechtfertigt und auf die bestehenden deutschen Zustände angewandt? Darauf habe ich zu erwidern: Erstlich ist das ganze Werk nicht nach einem vorbestimmten symmetrischen Plane gemacht worden, sondern es ist binnen Jahr und Tag mit dem Verfasser gewachsen. Das System lag in dem Bewusstsein des Verfassers, aber nicht um es System darzustellen, schrieb er die drei Bücher, sondern um Thatsachen, in denen sein System verborgen liegt, reden

zu lassen für die Art der politischen Forschung und Erkenntnis, welche nun einmal mit seiner ganzen Persönlichkeit unaussprechbar verwoben ist. So bearbeitete er also die drei großen Stoffe in der Reihenfolge, wie sie ihm durch das persönliche Bedürfnis, sich dieser Dinge quiet zu machen, eingegeben ward, nicht nach einem vorbestimmten systematischen Gesamtplan.

Durch diese Methode, die allerdings an plastischer Anschaulichkeit viel vor der schulmäßigen Systemmacherei voraus hat, ist aber trotz alle Dem etwas Memoirenhaftes, Fragmentarisches in das Buch gekommen, was noch störender für die innere Einheit wäre, wenn sich nicht über dem Ganzen ein gewisser musikalischer Duft lagerte (der Verfasser hat bekanntlich auch ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch: „Musikalische Charakterköpfe“, geschrieben). Weniger in dem Stoff als in der Art der Behandlung liegt deshalb das Gewinnende des Buchs, das sich liest wie ein geistreiches Tagebuch. Das Epochenmachende desselben liegt aber darin, daß es die Lehre von der Familie, welche bisher nur als Familienrecht in der Staatswissenschaft figurirte, zu einem selbständigen Wissenschaftszweige, einer socialen Disciplin, einem Theile der Volkskunde erhoben und somit für die Staatskunst gewissermaßen erobert hat. Gegenüber jener alten nivellirenden Abstraction, die die Familie lediglich in das Rechtssystem und nur so viel davon aufnahm, als zur Begründung einer äußern Rechtsordnung nöthig war, wird hier der Gegensatz der Geschlechter nach seiner socialpolitischen Seite untersucht und in die Gesamtlehre von den politischen Stoffen als die eine Hälfte aufgenommen. Eine derartige Behandlung führt nothwendig auf den Punkt, wo die Gesellschaftskunde in die Anthropologie hinübergreift, wo der natürliche Gegensatz der menschlichen Geschlechter ein naturwissenschaftlicher wird, wo der Anatom für uns den Beweis antritt, daß die Ungleichartigkeit der ursprünglichen Gliederung des Menschengeschlechtes Naturgesetz sei. Die Socialisten, indem sie zu Untersuchungen über das Proletariat zwangen, haben damit freilich auch schon die Bedeutung von Mann und Frau zu einem wissenschaftlichen Vorwurf für die sociale Doctrin erobert, aber bloß um die Ungleichheit beider Geschlechter zu leugnen.

Mit derartigen Betrachtungen empfängt uns das erste Capitel des ersten Bandes („Mann und Weib“) der Schrift, das auf 22 Seiten „Die sociale Ungleichheit als Naturgesetz“ behandelt. Hier beschäftigt den Verfasser der Gegensatz von Mann und Weib noch in seiner Allgemeinheit. Und da erscheint ihm jene doppelte Naturmacht in demselben verborgen, die in der Hauptgliederung der Gesellschaft schon bestimmter zurage tritt: eine Macht des socialen Behaltens und der socialen Bewegung. Der Mann gibt dem Hause und der Familie Namen und äußere Gestaltung, durch die Frau aber werden die Sitten des Hauses erst lebendig. Darum besteht der nationale Beruf der Frau in der Bewahrung des instinctiven Lebens des Volks; der politische Volkscharakter ruht in seiner letzten Instanz bei dem Weibe, die politische That bei dem Mann. Auf den

\*) Vgl. über die ersten beiden Bände von Niebl's „Naturgeschichte des Volks“ in Nr. 26 d. ZL f. 1864. D. Red.

untersten Stufen der Gesellschaft ist die Charakterfigur von Mann und Weib noch nicht in ihren vollen, bestimmten Umrissen herausgezeichnet. Das Gegenbild wird erst fertig mit der steigenden Gesittung. Denn die echte Civilisation sondert und gliedert, die schlechte ebnet aus. Darzustellen, wie die Gesittung zu einer immer tiefern Ausprägung des Charakteristischen bei beiden Geschlechtern führen muß, ist die Aufgabe des zweiten Capitels: „Die Scheidung der Geschlechter im Prozesse des Culturlebens.“ Die Folgerung daraus, daß das Streben, den Frauen den gleichen Beruf mit den Männern zu überweisen, keine That des Fortschritts, sondern der wahrhaften Reaction, der Rückkehr zur ursprünglichen Noth wäre, leitet zu dem folgenden Capitel: „Ueber die Emancipierung von den Frauen“, der gelungensten Partie des Buchs, an welches sich in einem vierten Capitel „Zur Nuzanwendung“, zugleich Schluß des ersten Bandes, reiht.

Der zweite Band „Haus und Familie“ entwickelt im ersten Capitel „Die Idee der Familie“, im zweiten „Das ganze Haus“, im dritten „Die Familie und die bürgerliche Baukunst“, im vierten „Verleugnung und Bekenntniß des Hauses“, im fünften „Die Familie und der gesellige Kreis“ und im letzten Das, was uns nun noththut „zum Wiederaufbau des Hauses“.

Wollten wir dem Verfasser referirend und beurtheilend in diesem reichen Gebiete schrittweise folgen, es würde uns weit über die d. Bl. gesteckten Grenzen führen, und wir glauben deshalb dem Charakter derselben, als Blättern für literarische Unterhaltung, am zweckmäßigsten zu entsprechen, wenn wir einzelne beachtenswerthe Partien zur Charakteristik des Verfassers und seiner Tendenz herausheben. Das Buch schildert nicht die Familie, sondern es zeigt ihren Halt und Zusammenhang mit den Sitten, der Kunst, Literatur, Architektur, kurz mit dem ganzen geistigen und materiellen Leben des Volks und die Nothwendigkeit der Regeneration der Familie durch eine Umkehr des Gesamtlebens, durch Abstreifung der fremden Elemente und Wiederaufbau eines specifisch deutschen oder vielmehr germanischen Hauses.

Greifen wir ein Capitel heraus, Denen gewidmet, in deren Hand der Verfasser das Buch so gern sehen möchte. Vorher jedoch noch eine Bemerkung. Wenn in des Verfassers Sinne die gute alte Zeit in Haus und Herd repräsentirt würde, er selbst wäre sicher einer der Ersten, der sich den Vorwurf machen müßte, den er den Socialisten ins Gesicht schleudert, den der praktischen Unausführbarkeit. Das Haus und die Sitte des Hauses sind versunken, das ist wahr, aber wie sie nicht die einzigen Bildner des gesellschaftlichen Lebens sind, sondern vielmehr unter dessen Einflüssen werden und vergehen, so darf der Socialpolitiker die Familie allein nicht verantwortlich machen für die geistige und körperliche Noth der Gegenwart, darf sie nicht über die Bedeutung eines Factors der bürgerlichen Gesellschaft hinausdrängen. Und das eben thut der Verfasser zur Ungebühr. Die Zeiten der Blüte des Spießbürgertums — und das bildet sich immer da, wo die Macht der Familie zur Ungebühr aus-

gebeht wird — war den Deutschen zugleich eine Periode der größten Spaltung, und Hunger und Elend gab es vielleicht gerade dann zumeist, wenn der Patriarchalismus des deutschen Hauses im schönsten Flor stand. Darum ist uns auch der Verfasser den Beweis, daß es um das öffentliche Leben Deutschlands noch besser gestanden habe, als das Leben sich auf den häuslichen Herd beschränkte, schuldig geblieben. Er zeigt uns nur die Licht-, nicht die Lehrseite des Bildes. Die Aristokratie des Hauses war nicht möglich ohne ihren Antipoden, die Leibeigenschaft, sie hat den Feudalismus und dieser unsere modernen Zustände ins Leben gerufen. War denn das Leben der Griechen etwa unglücklich, weil ihr Hausleben im Staatsgange aufging? Beginnen sollen wir allerdings die Besserung mit uns selbst, mit dem eigenen Familienkreis — können wir aber den Fuß über die Schwelle setzen, ohne uns zu bekennen: die Macht, allein fähig die Gesellschaft umzugestalten, ist nicht die Sitte des Hauses und wäre sie noch so keusch und heilig? Die Strömung des Zeitalters überflutet die vereinzelten Bestrebungen. Dieser Geist ist zwar im Grunde „der Herren eigener Geist“, aber diese Herren bestehen nicht bloß aus sesshaften Hausvätern deutscher Nation. Wir wollen den Gedanken nicht weiter fortspinnen, mochten aber diese Andeutungen umso weniger unterdrücken, als sie — unbeschadet des Werths des Buchs — nur das Mißliche, wenn man will, das Gefährliche andeuten, das eine Richtung, auf die Spitze der Einseitigkeit getrieben, nothwendig mit sich führen muß. Es würde sich, sollte Alles so ganz nach dem Wunsche des Verfassers ins Leben treten, wahrscheinlich ein Puritanenthum breit machen, das, in seinen Folgen erweisen, nicht den unschuldigen Charakter der Sprachreinigungsversuche haben würde. Möge uns der Verfasser nicht mißverstehen oder gar einer oberflächlichen Betrachtung seiner Erörterungen zeihen. Wir wissen wohl, daß er selbst das Unglück der einseitigen Richtungen des öffentlichen und Privatlebens in den deutschen Gauen mit Rißtand gezeichnet; wir sind mit ihm darüber einverstanden, daß unser Haus und in Folge dessen Gesellschaft und Staat an etwas Gemachtem, Uebertünchtem krankt, daß an Stelle der Sitte die Mode getreten, daß wir den Begriff des Hauses als einer socialen Gesamtpersönlichkeit verloren und uns einer jammervollen Verarmung hingegeben haben; daß mit dem Familienbewußtsein auch die Familienbände sich gelockert haben; wir finden aber das Heilmittel nicht in der Familie allein, sondern vorzüglich in dem sittlichen Culturbewußtsein, das gewiß bald der einseitig materiellen Entwicklung ein Ziel setzen wird. Hat diese Zeit des Uebergangs, der unverföhnten Gegensätze ihre Geburtswehen hinter sich, so folgt der Wiederaufbau des Hauses von selbst. Die Familienlosigkeit ist das Unglück, nicht, wie der Verfasser glaubt, die Schuld der Individuen von heute; geht man einen andern Boden, und die Familie und mit der Familie auch der Familiensegen ist da, auch ohne das alte deutsche Haus mit Erker und Spinnstube. Die moderne Wohnkaserne mit ihren unseligen Anhängseln wird dann —

den kleinern Städten und auf dem Lande wenigstens — dem behaglichen Asyl zufriedener Menschen Platz machen. Die Voraussetzung ist aber — und da treffen wir mit dem Verfasser zusammen — die Brechung der Staatsomnipotenz durch die freigewordene Persönlichkeit, wie es schon in England, wo die germanische Familie sich in der extremsten Zuspitzung erhalten, der Fall. Und ohne dies — nulla salus! Wo eine äußere Gewalt die Sitte in die Hand nimmt, kann diese sich nicht frei gestalten, kann die Familie nicht in das öffentliche Leben hineinwachsen.

Geben wir nun unsern Lesern einige Goldkörner aus der Schrift, zugleich als Probe des künstlerisch abgerundeten Stils (S. 52):

In unsern Tagen ist es vorwiegend die Kunst und die schöne Literatur, worin eine große Gruppe von Frauen auf die Zeitstimmung Einfluß übt. Immer deutet aber auch hier das massenhafte Hervorströmen geistig productiver Frauen und die Veräppelung der weiblichen Schöngelüste auf eine Periode des politischen Stillstandes. Die Geschichte unsers politischen Elends läuft parallel mit unserer Geschichte der Blaustrümpfe. Wo aber das öffentliche Leben einen kräftigen neuen Aufschwung nimmt, da sind allezeit die Frauen in den Frieden des Hauses zurückgetreten. Ein wahnsinniger Cultus der Sängertinnen bezeichnet die Zeit der Karlsbader Beschlüsse. In den schwülen, matten Tagen nach der Julirevolution stießen wir auf eine ganze Schar von Schriftstellerinnen, welche das Junge Deutschland mit einem Zwiebackfüßlein aufziehen halfen. Bettina's „Schwebetreligion“ und die „Gedankenatomistik“ der Rachel würden zu einer andern Zeit schwerlich so begeisterte Bewunderer, selbst in Berlin nicht, gefunden haben. Nur an dem unheimlichen, nebligen Vorabend der Februarrevolution konnte es noch kärm erregen, daß etliche Frauen von deutschen Namen und französischer Art mit der „Emancipation“ gleichsam auf den Messen haupften gingen, indem sie dem ganzen deutschen Publicum zeigten, wie eine emancipirte Frau ist, trinkt, raucht und mit der Polizei Skandal hat.

Die Zeit der sprachgelehrten Frauen im 15. und 16. Jahrhundert ist zugleich eine Zeit der sprachgelehrten Wunderkinder gewesen, gerade so wie jetzt das künstlerische Dilettantenthum bei den Frauen mit den künstlerischen Wunderkindern zusammenfällt. Melancthon schrieb bekanntlich, als er 15 Jahre alt war, seine griechische Grammatik und hielt im sechzehnten als Magister Vorlesungen über die Philosophie des Aristoteles. Andreas Canter aus Gröningen legte schon vor dem zehnten Jahre die heilige Schrift öffentlich aus, ward im zehnten Jahre beider Rechte Doctor und disputirte öffentlich vor Kaiser Friedrich III., der ihn nach Wien berief. Das geht noch über die Milanollos. Wie aber heutzutage das künstlerische Virtuosenthum mißanthropisch in der Luft der Zeit schwebt, daß ja auch heuer zehnjährige Blüthen schon Verse machen, so schön, so glatt wie Platen und Rückert — so erging es damals mit dem sprachgelehrten Virtuosenthum. Dringt nun ein solches Mißma einmal so gründlich durch, daß die Frauen massenhaft davon berührt werden, dann müssen zuletzt selbst auch noch die Kinder daran, und wo die Blaustrümpfe epidemisch auftreten, da kommen alsbald auch einige Wunderkinder nach. Es ist dann aber auch hohe Zeit, daß man die Luft reinige.

S. 73:

Die feinste Schule der Galanterie an den provenzalischen Liebeshöfen stellte geradezu den Satz auf, daß sich Liebe mit dem Ehestande nicht vertrage. Man schloß dem entsprechend Liebesbündnisse, die keineswegs Ehebündnisse waren oder werden sollten, unter großen Feierlichkeiten und ließ sie selbst vom Priester einsegnen. Das Schauspiel dieser Liebeshöfe, nur in andern Costüm, wiederholt sich in der Zeit Ludwig's XIV., wo überhaupt in so vielen Stücken ein letztes Aufleuchten mit-

telalterlichen Gepränges erscheint und nicht bedeutungslos der Brustharnisch immer noch neben der Perücke getragen wird. Außerst klar sehen wir in der Geschichte der Frauen dieser Zeit, wie die Ueberweiblichkeit ausgebrütet wird, wie sie sich entwickelt und zuletzt das ganze französische Culturleben umstrickt, das ganze öffentliche Leben verflucht und verdorbt. Zuerst nehmen wir da wahr, daß die Frauen empfindsam werden, überfein; die Ehe und das Haus sind ihnen zu plumpe Dinge, sie frischen jene Idee mittelalterlicher Liebeshöfe wieder auf, daß die Liebe mit dem Augenblick der Hochzeit aufhöre. Dann werden wirkliche neue Liebeshöfe im Rococogeschmack gegründet. Die feine Dame hält große Cour in ihrem festlich geschmückten Alkoven, wobei allerlei Possitten nachgedrückt werden. Der Alkoven wird zu einem förmlichen Tempel des Minnecultus, und der Herr, welcher dort als Hofmarschall die Etikette handhabt, führt den wunderlichen Ehrennamen eines „Alkovisten“. Die Unterhaltung muß sich in verfeinerten, überweiblichen Redeweisen bewegen; plumpe Wörter, wie „Ehestand“, „sich verheirathen“ u. dgl., vermeidet man gänzlich. Man sagt statt des letztern „donner dans l'amour permis“, wie man statt „tanzen“ sagt: „Liebesrunen mit den Weinen zeichnen“ (tracer des chiffres d'amour.) Von solchen verzwickten Redewendungen sind Hunderte in der Schriftsprache sitzen geblieben und haben die kräftige und gesunde volksthümliche Redeweise verdrängt. So wird also schon der Genius der Sprache weiblicher durch die überweiblichen Frauen. Bei dieser Sprachverbesserung sind aber die feinen Damen nicht stehen geblieben. Weil sie im Hause nichts mehr zu thun hatten, so warfen sie sich zuerst auf die schöngelüste Literatur. Die ganze marklose Schönheit des 18. Jahrhunderts ist weiblichen Ursprungs. In den Salons des Hôtel Rambouillet wird ein Forum für die schöne Literatur eröffnet, viele Poeten sind schon so gefesselt von den weiblichen Einflüssen, daß sie ihre Werke vor diesen Gerichtshof bringen. Die Frauen selbst werden schöpferisch und übertragen die verzwickte Einsamkeit ihres Minnecultus im Alkoven in die Literatur. Dann werfen sie sich auf wissenschaftlichen und religiösen Dilettantismus. Das ganze Geistesleben des Zeitalters Ludwig's XIV. kommt unter den Pantoffel. Fürchtbar rasch geht es nun auf der einmal betretenen abschüssigen Bahn in die Tiefe. Ludwig selbst, der sich anfangs streng gegen weibliche Einflüsse abzuschließen trachtete, erhält nachgerade ein vollständiges Kartenspiel von vier Perzonsköniginnen. Das Frauenregiment dringt nun auch zur Politik vor. In der Mitte des 17. Jahrhunderts war die Galanterie der überweiblichen Frauen noch ein harmloses Spiel gewesen. Die Dame des Salons, wie wir sagen würden, oder, wie man damals hätte sagen müssen, die Dame des Alkovens, empfing zwar ihren glänzenden Eirkel nach höflicher Sitte im Bette liegend, allein der „Alkovist“ machte dabei nicht nur die Sonneurs, er war auch ein Ehrenwächter. Das änderte sich rasch, und der Alkoven sah im Anfang des 18. Jahrhunderts ganz andere Minnecultus. Mit den häuslichen Sitten wird das Weib auch allemal der Sittlichkeit ledig. Und so ist denn die letzte Folge jener Ueberweiblichkeit, jenes Uebergreifens der Frauen in Kunst und Literatur, in religiöses und politisches Volksleben ein Abgrund von sittlicher Fäulniß. Mit der Frivolität geht bald die religiöse Heuchelei, verschwommene pietistische Schönseligkeit Hand in Hand und die Büsserinnen selbst unterwählen den sittlichen Ernst des religiösen Geistes. Molire, der nur die bessern, unschuldigen Zeiten dieses Weiberregiments erlebte, hat in seinen „Gelehrten Frauen“ bereits prophetische Bilder in die Zukunft solchen Treibens geworfen. Die Moral der „Gelehrten Frauen“ ist die Emancipirung von den Frauen. Es ist darum ganz zeitgemäß, daß uns unlängst Adolf Laun in Oldenburg diese Warnungscomödie gesondert übersetzt und mit einer lehrreichen Einleitung „Ueber das Preciosenthum im 17. Jahrhundert“ herausgegeben hat. Denn die Einflüsse der Ueberweiblichkeit dringen wieder unmerklich in alle Poren unsers Culturlebens ein. Die Folgen lassen sich bereits leise ver-

spüren. Vor einem weitem Fortschreiten auf dieser Bahn aber möge uns der Himmel bewahren, sowol um der Würde des Frauen wie um der Würde der Männer willen!

Mögen diese Proben, die wir, dem Zweck dieser Blätter entsprechend, für die Gebildeten, namentlich, wie es der Verfasser wünscht, die Frauen, als Beweis der gründlichen und geistreichen Behandlung hervorgehoben, genügen. Aber auch Bürger und Bauer beiderlei Geschlechts finden in dem Buche Belehrung und Unterhaltung in seltener Fülle vereint. 67.

### Die Pyrenäen und ihre Bewohner.

Aus den Pyrenäen. Von Claire von Glümer. Zwei Theile. Dessau, Gebr. Knap. 1854. 8. 2 Bde. 15 Kgr.

Die erhabene Gebirgswelt der Pyrenäen war bis zum Jahre 1824 in Deutschland so gut wie unbekannt. In diesem Jahre gab der Verfasser des Nachfolgenden unter dem Titel „Büge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen“ die erste umfassende Schilderung des Gebirgs in deutscher Sprache heraus; er verfolgte hierbei sowol eine wissenschaftliche als eine malerische Tendenz. Seitdem sind mancherlei Gemälde der Pyrenäen oder doch einzelner Partien derselben erschienen<sup>\*)</sup>; eine wissenschaftliche Arbeit über diese merkwürdige Bergwelt aber ist, trotz der von Heidelberg unter Anführung eines namhaften Geologen vor 20 Jahren unternommenen Excursion junger Naturkundiger, noch immer im Rückstande.

Auch der Verfasserin des vorliegenden Buchs liegt ein wissenschaftliches Gemälde der Pyrenäen fern; sie hält sich vielmehr nur an das Pittoreske und Sittenschildernde der Aufgabe, folgt nur den großen Heerwegen zu den nächsten Glanzpunkten dieser Natur, die seit dem Jahre 1824 allerdings nicht wenig an Bequemlichkeit gewonnen haben, und läßt den geologischen und naturhistorischen Stoff des Gegenstandes zur Seite liegen. Nichtsdestoweniger hat der Schreiber dieser Zeilen, der die Pyrenäen als sein Taufkind betrachtet und alle Zärtlichkeit eines Pflegervaters für sie hegt, seine Freude an einem Gemälde gehabt, das ihm theuere Jugenderinnerungen wahr und lebendig wieder vor die Seele führte. Die Verfasserin versteht den Reiz dieser alten urföhen Natur und weiß ihn kunstlos und treffend zu schildern. Sie versenkt sich mit Liebe in diese Felsgründe, steht mit staunender Bewunderung vor diesen merkwürdigen Felsamphitheatern (Oulen), die diesem Gebirge eigenthümlich sind, betrachtet mit schauernder Empfindung diese tiefgegrabenen, einsamen Bergseen und läßt sich von dem Reiz uralter Haine und mächtiger Wälder hinreißen. Was kann man mehr von ihr verlangen? Als Frau aber hat sie vorzüglich feinen Sinn für die Sitten der Familie, für das Leben des Hauses und Mitgefühl für seine Geschichten und Sagen und erzählt uns deren von der lieblichsten Art. Auch Lieder und Gesänge dieses einzigen gesangreichen Volkstums in dem liederstummsten Frankreich, alte Geschichten, Märchen und Sagen desselben theilt sie in durchaus anmuthiger Form und in Menge mit. So kann ihrem Buche, ist es auch kein studienreiches zu nennen, doch weder unser noch der Beifall eines größern Leserkreises fehlen.

Der erste Theil enthält allerdings wenig mehr als den Bericht über eine Wintervallgiatur in Pau, wo es an einer zahlreichen Fremdencolonie niemals fehlt; aber auch diese Partie gewährt eine mannichfaltige und gefällige Lectüre. Sinn und Vorliebe für die Eigenthümlichkeiten des bärner Volkstums, die sich trotz aller Rivelirungsversuche des revolutionären Frankreich noch immer kenntlich machen, befähigen die Verfasserin zu anmuthigster Sittenschilderung, zur effectvollen Darstellung

kleiner Bilder und Scenen, die uns fesseln und erfreuen und in welchen der eigenthümliche Frohsinn, die immer rege Gesangs- und Lust der Bevölkerung gefälligen Ausdruck findet. Im Specialissimum dieses Stammes ist die Spotsucht in ihren Antworten, welche fast immer den Fragen antworten, keine Unwissenheit lächerlich zu machen suchen. Man bemerkt etwas Aehnliches bei den Tirolern, mit welchen die Bärner überhaupt viel verwandte Anlagen zeigen. Das Familienleben stellt sich zwar ziemlich kalt und berechnet dar, da die Ehen meist nach Convenienz geschlossen werden; aber bei der vorherrschenden Lust am Heitern und Frohen fehlt doch weder Anstand noch Wärme des Gefühls. Der Katholicismus, so finster am Südhange dieser Berge, hat auf das aufgeweckte Gemüth dieses Volkstums seine geistbannende Wirkung nicht erstrecken können; kindliche, aber heitere Gläubigkeit ist Alles, was er erlangt hat, sein verdüsternder Einfluß ist nicht über die Berge gebrungen. Der Bärner ist wie der Tiroler ein Naturkind geblieben, und es wiederholt sich auch hier wieder die mehrfach beobachtete Erscheinung, daß auf der Südseite der Gebirge meistens eine Bevölkerung angetroffen wird, die an geistigem Vermögen, intelligenter Auffassung des Lebens und Lebensfrohsinn dem Nachbar auf der Nordseite entschieden nachsteht; ein Unterschied, auf den die Verschiedenheit der Abstammung gewiß weniger als das klimatische Verhältniß von Einfluß ist. So hat der Bärner mit seiner liebenswürdigen Sitte, seinem Sinn für Reinlichkeit und Puß, seiner Mänsch- und Gesangslust auch seine alte Sprache sich erhalten, die in festen Formen ausgeprägt einerseits von dem Franzosen, andererseits von dem Aragonier und Navarresen ihn bestimmt unterscheidet. Diese Sprache, vor 100 Jahren noch Gemüth- und Kirchensprache, weich und volltönig, bilderreich und weise, erinnert an die alte Langue d'oc, ohne mit ihr identisch zu sein, und bewahrt Legenden und Gesänge aus sehr alter Zeit fest und treu. Noch heute singt das Volk alte Lieder vom König Phébus, dem sagen- und sangesreichen Großvater des Bärners, d. h. König Heinrich's IV. Das folgende wird ihm zugeschrieben:

Acquères montanes, que tan hautes sont  
M'empochen de veder los amos eun sont.  
Acquères montanes que s'abacheran  
Los mis amoures que percheran.

Der Gedanke: Die Berge werden sich neigen, daß ich mein Liebchen sehen kann, macht wirklich auf Poesie Anspruch. Noch ältere Lieder. 3. B.

Mai, Mai, Mai, mariden mia gan  
Que lou son glu petto battucaya...

hörte der Referent in allen Thälern und auf allen Höhen an. Von jenem König Phébus aber — der Sonne von Bearn — erzählt die Verfasserin durch den Mund des alten Schafstücker's von Orthez köstliche Geschichten, reizende Volksthegen.

Nachdem sie in diesem ersten Theile nur die nächsten Umgebungen von Pau geschildert und ihre anmuthigen Streifzüge bis Cautelets erstreckt hat, bringt sie mit dem zweiten Theile weiter in die Einschnitte des Gebirgs ein und gelangt nun zu den eigentlichen pittoresken Partien desselben, in das Bessathal, nach Barège, dem Thal von Campan, dem Port de Bonaque, dem Seculejosef, nach Héas und dem unvergleichlichen Circus von Savarnie. Hier erhebt sich ihr Stil an der Höhe ergreifender Schauspiele und ihre Darstellung wächst mit der Höhe der Berge und der Grösse ihrer Scenerie. Dem überwältigenden Anblick des Circus von Savarnie schildert sie gut in folgenden Zügen: „Noch diese letzte Höhe — und vor uns lag das Riesentheater; ein weites trichterförmiges, in Tiefe sinkendes Becken, zu dem sich die Bergströme durch Schotter- und Gletscher Bahn brechen. Bewundernd muß der Blick die großartigen Mauern, Kuppeln, Regal und Giebel des Harbors: eine Felswand von 1400 (richtiger 1800) Fuß Höhe schließt halbmondförmig den Circus ein; darüber lagen wie ungeheure Stufen eines Amphitheatrs Schichten von

\*) 3. B. in der jüngst erschienenen Schrift von R. v. Brandes „Ausflug in die Pyrenäen und Erksteigung des Montperdu im Sommer 1854.“ (Wgl. Nr. 21 d. Bl.) D. Red.



Schnee und Eis, aus denen wunderbar zerklüftet Thürme, Säulen, Kegel, Würfel sich erheben, und aus den Schneestufen stürzen zehn oder zwölf Ströme in das untere Becken, das sie als Oase von Pau weiterfendet. Was thront auf diesen Bergen? Ist es das Schaffen oder das Zerstoren der Natur? Wie schrumpft unser Hochmuth hier in Nichts zusammen! Wie arm ist das Wort vor dieser Herrlichkeit, dieser Einfachheit und Majestät! Der graue Fels mit dem Mantel von Schnee und den blinkenden Wasserstrahlen ist schöner bekleidet als Salomo in aller seiner Herrlichkeit u. s. w.“\*)

Von hier ab wendet sich die Verfasserin dem Baskenlande zu, dem einige ihrer gelungensten Schilderungen gewidmet sind. Die Küstenwanderung im behaglichen Cacolet (dem über das Maulthier gehängten Doppelkorb) unter der schönen frühlichen Strandbevölkerung, der Besuch von Biarritz, St. Jean de Luz, der alten Hafenstadt Rodez, welche die kühnen Seefahrer nach Norden und Westen ausfandte, die vor Columbus Amerika und Island sahen, die Wanderung ins Innere nach Ustarritz, Tourgonin und bis an die stille Bidasoa und den spanischen Grenzpaß sind mit allem dem naiven Reiz geschildert, den diese sanfte, alle Erregung der Seele stillende Landschaft vor dem Fremden entfaltet. Ustarritz vollends ist das wahre Palombrosa dieser Gebirgswelt, in stiller Heiligkeit zauberischer Paine vergraben. Der Volksstamm der Basken, dieses trotz aller Mühen ungelöste Räthsel der Ethnographie, dieser undefinirbare Rest einer europäischen Urbevölkerung, älter als die Einwanderung der Pelasger und Celtiberier, dieser letzte blühende Zweig eines völlig abgestorbenen Racenbaums der Menschen, wird in seiner liebenswürdigen und merkwürdigen Eigenthümlichkeit von der Verfasserin richtig gewürdigt. Man weiß, daß A. von Humboldt mitten im Lande der Basken lange und anhaltende Studien darauf verwandte, Anknüpfungspunkte für die Geschichte der Ursprünge der Basken zu entdecken. Er fand nichts Entscheidendes und mußte sich damit genügen lassen, einen sprachlichen Zusammenhang mit Völkern Amerikas als wahrscheinlich nachzuweisen. Nach ihm hat auch der Geschreiber dieses sechs Wochen in dem heimlichen Ustarritz mit gleichen Studien beschäftigt zugebracht, ohne dem Ziele viel näher zu kommen. Das Problem scheint eben unlösbar zu sein. Der Baske selbst sagt nur: die Basken Sprache (das Basconza) hat Gott gemacht; darum nennt sie Alles beim rechten Namen; alle übrigen Sprachen, Französisch, Catalonisch, Spanisch, sind Erfindungen von Menschen, die gesündigt haben und keine Einsicht besitzen, und damit jodelt er seine wilden Lüne in langgezogenen Melodien in die Welt hinaus:

Eoa malitia orai nio,  
Nahimeque yaquin curpo yanic,  
Cere, cerebillan orrela tristataric?

Freundin, sprich, warum ist  
Dein Muth nicht hell wie sonst,  
Was ist's, das dich so traurig macht?

Die bekannten Liebesgrotten am Strande von Biarritz und die Geschichte der Zauberin Margot und des Ritters von der verfunkenen Drangeninsel füllen ein anmuthiges Capitel: im Lande der Basken erhalten sich sinnvolle Sagen neben dem uralten Muchicotang und noch älteren mythologischen Namen und Beziehungen; den Dienst des Mondes (Marquia) mag das Volk von den Phöniziern (Astarte) angenommen haben. Der Geist der Vorzeit ist tief im Herzen noch nicht erloschen; er hat sich mit dem Katholicismus gemischt, ohne von ihm völlig verdrängt zu sein. Erntefest und Gottesackerfeier enthalten noch heute in Namen und Gesängen mannichfaltige Anklänge an eine uralte Vergangenheit. Der Schleier, der diese bedeckt, scheint nie gelüftet werden zu sollen; alte Schriftstücke hat das Volk nicht bewahrt und seine eigenen Traditionen verlieren sich in einen märchenhaften, poetischen Nebel, der keinen sichern

Standpunkt fassen läßt. Eine entfernte Verwandtschaft mit den Iren mag vorhanden sein; allein nachweisbar ist sie weder in der Sprache noch im alten Volksglauben. Cantabrer und Iren (Celten und Celtiberier) waren gewiß verwandt; aber die Basken sind älter als beide und mögen nur bei ihrer allmähigen Verdrängung von ihnen angenommen haben. Und auch dies nur in sehr geringem Maße und ohne Eintrag für den ursprünglichen Geist ihrer räthselhaften, mit keiner andern vergleichbaren und höchst bildsamen Sprache. — Die Verfasserin ergründet dies Räthsel natürlich auch nicht, allein sie hat ein reizendes, überaus gefälliges Buch geschrieben, das wir unserm Leserkreise mit allem Grund empfehlen können.

W. von Lüdemann.

### Ungarische Poesie.

1. Ungarische Dichtungen von Adolf Dur. Presburg, Krapp. 1854. 18. 16 Kgr.
2. Dichtungen von Garay. Aus dem Ungarischen überfetzt durch Kertbeny. Pest, Emich. 1854. 16. 10 Kgr.
3. Lieder aus Ungarn. Mit einem Nachwort an die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Von Karl Schröter. Berlin, Verbig. 1854. Gr. 16. 7½ Kgr.

Das deutsche Publicum verdankt Dur die erste Bekanntschaft mit dem genialsten und nationalsten ungarischen Dichter der Neuzeit („Petöfi's Gedichte. Deutsch von A. Dur.“ Wien 1846), dem Kertbeny's rastlose Bemühungen wie die Uebersetzungen von Vass und Benkő, von Buchheim und Falke, von Szarvady und Hartmann seitdem fast Bürgerrecht in der deutschen Literatur errungen haben. Aus Petöfi's ungedrucktem Nachlaß werden uns hier abermals 15 Gedichte mitgetheilt, welche sich seinen bisher bekannt gewordenen Leistungen würdig anschließen; namentlich tragen „An Michael Tompa“ und „Dolord Istók“ ganz das Gepräge des geist- und gemüthvollen Meisters. Wie weit die „Kürzungen, welche der Kritik das Nachrichtenamt an üppigen Auswüchsen ersparen sollen“, getrieben wurden, vermögen wir nicht zu beurtheilen, da uns die handschriftlichen Originalien fehlen; wenigstens läßt der innere Zusammenhang der Gedichte keine fühlbare Verstümmelung hervortreten. Die Uebersetzung zeigt von Feis und Gewandtheit und vermag selbst ungarische Leser für das mangelnde Original zu entschädigen. Umso mehr müssen wir es bedauern, Dur seine Uebersegerfertigkeit an Werthlossem vergeuden zu sehen, wie dies in der zweiten Hälfte der vorliegenden Sammlung geschieht. Einer der Hauptvorzüge der ungarischen Sprache und vielleicht der wesentlichste Grund ihrer raschen Entwicklung während der letzten Jahrzehnte besteht eben in ihrer Dialektlosigkeit: von den Karpaten bis zur Drau, vom Eisernen Thore des zum Waagthal ist sie ein und dieselbe, in den Bauernhütten wie in den Magnatenpalästen, im Alltagsverkehr wie in der Bücherwelt. Szynai hat nichtsdestoweniger vor einigen Jahren den unglücklichen Gedanken gehabt, den Sargon einiger Tausend Ungarn, der „Pálóczen“, zum Volksdialekt zu erheben und Gedichte in dieser Mundart herauszugeben. Dur ist nun auf den noch unglücklicheren Einfall gerathen, uns in deutscher Uebersetzung eine Auswahl dieser „Pálóczenlieder“ aufzutischen. Die Uebersetzung läßt die Werth- und innere Gehaltslosigkeit des Originals nur noch schärfer hervortreten. Diese Lieder dem Deutschen als Musterstücke der ungarischen Poesie zu bieten, scheint uns gerade so taktvoll, als wenn die Franzosen Baron Klesheim's „Schwadahüpfeln“ ihrer Literatur einverleiben. Der Werth solcher Sargondichtungen, falls sie überhaupt einen Werth haben, liegt allein in ihrer Sprache, wodurch sie aber geradezu unübersetzbar werden. Noch lieber als die Pálóczenlieder hätten wir Dur das an der Spitze seines Buchs befindliche Originalgedicht „Vindobona“ erlassen. Zum guten Uebersetzer genügt eine gewisse Anempfindungsfähigkeit und die Formgewandtheit; letztere namentlich hat sich Dur durch fleißiges Studium der Rückert'schen Arbeiten im hinreichenden Maße

\*) Ein genaueres Bild von dieser schönen Naturszene in den Pyrenäen findet der Leser in dem Bute des Referenten.

angeeignet. Zum guten Dichter gehört außerdem noch Genie und Phantasie; von beiden ist in der „Vindobona“ nicht die leiseste Spur zu entdecken.

Kertbeny hat Takt und Selbstkenntnis genug, sich auf das Uebersetzen fremder Gedichte zu beschränken. Nur die Vor- und Nachreden sind sein Geistes-eigenthum und seine Originalität. Eine endlose Epistel an W. Henssen, dem das vorliegende Buch gewidmet, vertritt diesmal die Stelle des Vorworts. Es wird in derselben auf das „Kritikervoll“ weiblich losgezogen und ihm nahezu die Thüre vor der Nase zugeschlagen; Kertbeny will die Gedichte nur als eine „Privatsendung“ betrachtet wissen, „bei deren Lesung dir (Henssen) immerhin einige bekannte und unbekannte Freunde mit über die Achsel sehen mögen, über deren Inhalt das „professional people“ der Kritik jedoch kein Recht besitzt“. Um also keiner Anmaßung oder Aufdringlichkeit schuldig zu werden, wollen wir uns der eingehenden Kritik enthalten und nur kurz bemerken, daß diese neuen Uebersetzungen einen bedeutenden Rückschritt gegen Kertbeny's letztere Arbeiten, wo sich wenigstens Fleiß und Sorgfalt zeigte, bekunden. Wenn das deutsche Publicum aus den (nach J. Erdélyi überetzten) „Erinnerungen an Johann Saray“ erfährt, daß letzterer an das Pult sich setzte, „zu schweigen um Gedichte“, daß er, „Buchstabend ackernd (!) Lieder daraus gelernt“, so wird es von dessen Dichtergenie keine hohe Meinung bekommen, ob es auch von den Erzeugnissen der Saray'schen Muse und vom Dichter selbst heißt:

Dem Sohn (!) der Lieder Solches (!) als schönster Lohn gefällt!  
Wie Vielem (?) noch, wie Vielem (?) wärst du gewesen werth!  
Ein guter Schaffner (!) wärst du, der Himmelsgaben ehrt,  
Um, wie du's würdest (!), zu werden des Ruhmes Fahrenheiß!

Von Saray selbst werden uns fünf Balladen und fünf Gedichte mitgetheilt; zwei der erstern und eins der letztern finden sich bereits in Kertbeny's jüngst erschienenem „Album hundert ungarischer Dichter“ und sind ziemlich gut überetzt, der größere Rest ist im Geiste der eben mitgetheilten Probe ausgeführt. Kertbeny meint in seiner Vorrede: „Wenn man mir einen bedeutenden fremden Dichtergeist in einer Uebersetzung in jüdischem oder deutschböhmischem Jargon vorlegte, so würde ich selbst aus diesem vulgären Nischmasch den ersten Knoten (!) heraus erkennen.“ Falls das deutsche Publicum die gleiche Knotenerkennungsgabe besitzt, wird es wol auch aus der Kertbeny'schen Uebersetzung den Werth der Saray'schen Dichtungen herausfühlen, der im ungarischen Original allerdings ein bedeutender ist. Saray (geb. 1812, gest. 5. November 1853) war eine echt poetische Natur, aber von mehr Gemüth als Phantasie; die Ballade nach Uhländ'schem Vorbilde gelang ihm am besten. Sehr populär war er nicht, weil es ihm hierzu an nationaler Ureigenthümlichkeit und an Genie fehlte, aber in den gebildeten Kreisen wurde er gern gelesen und verdiente es auch. Der harte Kampf um die materielle Existenz, durch welchen er zu journalistischen Lohnarbeiten genöthigt wurde, hemmte die volle Entfaltung seiner Fähigkeiten und warf ihn schon 1849 auf das Krankenlager, wo er nach vierjährigem Leiden und Entbehren verschied. Daß der Name unseres Dichters „merkwürdigerweise gleichlautend mit dem des bekannten spanischen Premierministers aus der Zeit des großen Napoleon ist“, gehört gewiß zu den interessantesten historischen Entdeckungen. Bisher hatte alle Welt in dem Wahne gelebt, daß der spanische Friedensfürst nicht Saray, sondern Godoy geheißen!

Die „Lieder aus Ungarn“ (Nr. 3) bringen nur Eine Uebersetzung (nach Petöfi), sonst durchgehends Originalgedichte des uns bisher unbekannten Verfassers. Das einleitende Lied „Versöhnung“ mit dem Refrain:

Wir haben lang' genug gehaßt  
Und wollen wieder lieben!

wie das „Nachwort an die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich“ ließen uns Tendenzgedichte erwarten, welche die Einigung zwi-

schen den Nationalitäten oder zwischen Ungarn und Oesterreich predigten. Wir finden jedoch nur Reiter- und Pustalieder. Die Reiterlieder (zehn) besingen den Husaren, drehen sich aber fast alle um Einen Punkt: den schweren Abschied des ins Feld ziehenden Kämpfers von seiner geliebten Wilma. Eine Versuchungstendenz konnten wir nicht entdecken, höchstens etwa im Refrain des zehnten Liedes:

Mein treues Herz gehört dir ganz allein,  
Mein junges Leben aber meinem Kaiser!

Eine Phrase von sehr zweifelhafter Loyalität, da der echte Husar mit ganzem Herzen in den Kampf zieht. Die Pustalieder (gleichfalls zehn) feiern natürlich vor allem den Eszts und überhaupt die „armen Burschen“, die echten Söhne der Pusta. Im Vorbeigehen bemerkt, sind diese „szegény legények“ (szegény legehnyek, aber nicht, wie Schröter angibt, szegény legehnyek, was kein Ungar versteht) nicht eigentlich „Räuber“, sondern Pferdebediebe; auch sind nicht die „Karpaten“, sondern im Gegentheil die ungarischen Ebenen ihre Heimat. Wie sich die „Wanderlieder“ auf die Pusta verirrt, begreifen wir nicht, da diese weder eine „Frau Reiterin“ noch einen „Gefellen“ kennt. Von diesen kleinen Verstöken abgesehen, verrathen die Schröter'schen „Lieder“ eine ziemlich richtige Kenntniß des ungarischen Volkslebens und seiner Eigenthümlichkeiten; der Verfasser ist jedenfalls Ungar. Auch an Phantasie und Formgewandtheit fehlt es ihm nicht. Am wenigsten gelungen ist — wie bei Dur die „Vindobona“ — hier das loyalfeinwollende Nachwort mit dem ganz hochzeitscarmenartigen Schluß:

Du gute Kaiserin, hienieden  
Sei dir ein glücklich Loos beschieden,  
Und Freude nun der ganzen Welt!

Das mag höchstens als Verfüßlage der Hunderte von geminten Gratulationen hingehen, mit welchem der österreichische Parnas die kaiserliche Verlobung um die Bette besang. Wenn nur der Verfasser nicht eine so verteuftelte ernste Miene dabei macht! Der Ungar scheint uns nun einmal zum Händlcher absolut verdorben; dieser Zweig der Poesie hat in Ungarn nie absonderlich geblüht.

J. C. Fera.

## Zur Kriegsgeschichte.

Les Polonais à Somo-Sierra en 1808 en Espagne. Révélations et rectifications relatives à l'attaque de Somo-Sierra, décrite dans le IX<sup>me</sup> volume de l'Histoire du Consulat et de l'Empire par M. A. Thiers. Par le colonel Niegoleski, ancien lieutenant des chevau-légers polonais de la garde impériale; chevalier, en 1808, pour Somo-Sierra, et officier de la Légion d'honneur en 1813, officier de la croix de Pologne, virtuti militari, député aux États réunis de Prusse à Berlin. Paris, 1854.

Keine Waffenthat der Reiterei hat zu ihrer Zeit größeres Aufsehen gemacht als der Angriff der Somo-Sierra durch die Polen der Napoleon'schen Kaisergarde; man hat sie den ausführlichsten beigezählt und daraus die Folgerung gezogen, daß eine gute Cavalerie nichts unmöglich sei. In allen Geschichtswerken, in allen kriegshistorischen Darstellungen des Feldzugs von 1808 in Spanien ist diese Thatfache erzählt, aber — wie aus dem vorliegenden Berichte eines Theilnehmers jener berühmten Attacke hervorgeht — überall falsch. Das ist auch ganz natürlich, denn jene Darstellungen sind aus sehr allgemein gehaltenen französischen Quellen geschöpft.

Thiers in seiner „Geschichte des Consolats und Kaiserreichs“ sagt darüber: „Die erste Escadron empfing eine Salve, welche sie in Unordnung brachte, indem sie 30 oder 40 Reiter in die Reihen niederwarf. Aber die Escadrons, welche folgten, über die Verwundeten hinwegsetzend, kamen bis an die Geschütze, ben die Kanoniere nieder und nahmen die 16 Franzosen.“

Diese Darstellung gab dem Obersten Riegolewski, welcher jene Attake mitgemacht, Anlaß zu einer Reclamation. Er berichtete sie in einem Briefe an Thiers, stützte sich auf das Zeugniß des noch lebenden Generals Krasiński, welcher das betreffende Regiment damals in Spanien commandirt hatte, und setzte sich noch mit einem andern frühern Kameraden in briefliche Verbindung, den er nur als General B. bezeichnet, weil er seinen Namen verschweigen muß. „Getrennt durch den Frevler, der Polen zerrissen hat, ist uns nicht einmal vergönnt, von der Vergangenheit zu reden!“ Eine weitläufige Correspondenz war die Folge davon, Thiers gestand seinen Irrthum ein, versprach ihn in dem folgenden Theile seines Werks zu berichtigen, aber diese Berichtigung blieb aus und so veröffentlichte Oberst Riegolewski nicht allein jene Correspondenz, sondern gab auch eine selbstständige kurze Darstellung der berühmten Waffenthat, für welche wir ihm sehr dankbar sind; die Mittheilung der Correspondenz, trotz einzelner interessanter Stellen, hätten wir ihm der häufigen Wiederholungen wegen gern erlassen.

Der Verlauf des Gefechts in der Somo-Sierra ist nun der Wahrheit gemäß folgender gewesen: Von dem polnischen Chevaurlegersregiment der Kaisergarde (also kein Lancierregiment, wie in allen Geschichtsbüchern bis jetzt zu lesen, weil man sich Polen nur als Lanzenreiter denken konnte!) war am Vorabend des Gefechts, den 29. November 1808, die dritte Escadron zum Dienst beim Kaiser commandirt, eskortirte ihn bis Bocequillas, wo sie von den Sägern und Grenadiern abgelöst wurde und zwischen diesem Dorfe und der Somo-Sierra bivouakirte, welche letztere von 13000 Spaniern unter San-Juan Benito besetzt war. Die übrigen drei Escadrons des Regiments waren mit der übrigen Gardecalaverie jenseit Bocequillas geblieben. Ein Infanterieposten bildete am Fuß der Berge die Spitze der Avantgarde.

Am 30. November in aller Morgenfrühe kam der Kaiser zu Pferd in das Bivouac der Vortruppen, recognoscirte das Terrain und saß dann an einem Wachtfeuer ab. Während er sich wärmte, drängte sich ein polnischer Chevaurleger vor, um sich seine Pfeife anzuzünden; die Offiziere wollten ihn abhalten, der Kaiser aber befahl, ihn gewähren zu lassen. Als sie ihm darauf sagten, er möge sich beim Kaiser bedanken, versetzte der Pole, indem er nach der Somo-Sierra zeigte: „Wo zu hier? Dort werde ich mich bedanken!“

„Für Diejenigen“, sagt Oberst Riegolewski, „die, wie wir, Napoleon's Charakter gut gekannt haben, Alles, was er dem Unvorhergesehenen zugestand, hat es nichts Unmögliches, daß die Antwort des Polen vielleicht in seinem Geiste die Idee geweckt hat, eine so ausströmende Tapferkeit auf die Probe zu stellen.“

Die dritte Escadron erhielt Befehl aufzuziehen und stellte sich in Zugcolonne am Fuße der Berge auf der Straße vor dem Graben auf, den die Spanier ausgehoben, um den Zugang zu der Position, die man ohnehin für unbegreiflich hielt, noch mehr zu erschweren. Ein dichter Nebel ließ nicht zwei Schritt weit sehen. Die Escadron hatte fast unter den feindlichen Geschützen Stellung genommen, erhielt eine Kartätschenlage, die keinen Schaden that, und marschirte dann rechts von der Chauffee auf. Bald nachher wurde Lieutenant Riegolewski mit einem Juge, zu welchem er sich die Leute auswählen konnte, zu einer Patrouille commandirt, deren Erzählung ganz interessant zu lesen ist. Bei seiner Rückkehr war die Infanterie schon im Gefecht, um die Spanier von den Seitenhängen des Défilé zu vertreiben. Dies gelang, aber der Paß mußte genommen werden, um die Hauptmacht des Feindes anzugreifen zu können. Ein aufsteigender Engweg zwischen Felswänden, deren Kuppen und Vorsprünge mit Infanterie besetzt waren, bildet er durch seine Krümmungen vier Winkel, in deren jedem vier Geschütze Position genommen, sodas 16 Feuereschilde, in vier Etagen übereinander, den Paß vertheidigten und Alles niederschmettern konnten, was sich auf dem Wege zeigte.

Die Infanterie, welche zum Angriff der Position bestimmt

war, wurde abgewiesen, sie konnte unter dem mörderischen Feuer nicht einmal mit Maschinen den oben erwähnten Graben ausfüllen. Zum Glück war er nicht breit und konnte zu Pferd überprungen werden. Da erhielt die polnische Escadron Befehl zur Attake; sie ging in Colonne zu Bieren vor, ihren Escadronchef Kozietulski an der Spitze. Im vollen Lauf stürzte sie sich in das Défilé, unaufhaltsam, unter dem Geschrei: „En avant! Vive l'empereur!“ Gleich im Anfange der Charge wurde dem Escadronchef das Pferd erschossen, der zweite Rittmeister Dziwanowski stürzte tödtlich verwundet, die Escadron hielt sich nicht auf: in Colonne zu Bieren angeritten, weil der Paß keine breitere Fronte zuließ, vertraute sich Jeder der Schnelligkeit seines Pferdes — das geringste Stutzen nach der ersten Kartätschenladung hätte sie vernichtet, — über die Gestürzten hinweg, unter dem mörderischen Geschütz- und Kleingewehrfeuer jagte Alles bergauf, die taktische Ordnung war natürlich dabei ganz aufgelöst, die Westberittenen gewannen die Spitze; so wurden alle vier Batterien blühschnell nacheinander genommen, die Bedienungsmannschaften niedergehauen — der Paß war erstickt. Nur von einer Escadron, der dritten! Jetzt folgten die übrigen drei, folgte die Infanterie, aber das Gefecht war vorüber, sie hatten keinen einzigen Todten, keinen Verwundeten mehr. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Spanier, das ganze Corps San-Juan Benito's ergriff die Flucht, ohne an Widerstand zu denken, alle Fahnen und Geschütze, 200 Munitionswagen, die Kriegskasse, das Lager und dessen gesamtes Material fielen in die Hände der Sieger. Von allen sieben Offizieren der dritten Escadron erreichte nur Riegolewski unverletzt die vierte Batterie; hier warf er sich mit einigen Reitern auf spanische Infanteristen, welche sich an einem Gebäude noch hielten, dabei wurde sein Pferd erschossen, ihm selbst (so erzählt er) setzten zwei Spanier die Gewehre an den Kopf, er sah das, er hörte die Schüsse krachen, aber sie streiften nur und tödteten ihn nicht, neun Bayonnettschiffe erhielt er noch, sein Paß (Leibgurt) mit dem Gelde wurde ihm abgerissen und er blieb unter dem gefallenem Pferde liegen. Daß die Spanier Zeit zu all Dem gehabt, gibt er auch als Beweis an, daß die andern Truppen der siegreichen Escadron nicht, wie es fälschlich angegeben worden, auf dem Fuße gefolgt sind. Ihr allein gebührt also die Ehre des Tages!

Wie Riegolewski von französischen Voltigeurs gefunden worden, wie der Marschall Bessières, der ihn persönlich gekannt, hinzugekommen und einige Momente später der Kaiser, der ihm sogleich das Kreuz der Ehrenlegion verlieh (es war des Verwundeten Namenstag!), wie er dann im Lazareth zu Buptrago und zu Madrid geheilt worden, ebenso die angehängten Notizen über die Entstehung und Formation dieses Chevaurlegersregiments (das erst 1809 nach der Schlacht von Wagram Lanzen erhielt), sowie seine fernern Schicksale, mögen in der kleinen Schrift selbst nachgelesen werden. Daß der Verfasser in der Vorrede sowohl als im Text, wo sich irgend Gelegenheit bietet, auf das Unglück seines Vaterlandes zu sprechen kommt, wer wollte ihm das verdenken! Wenn er aber sagt: „An der Wiederherstellung Polens zweifeln, heißt an der Gerechtigkeit Gottes zweifeln“, so kann ihm darauf geantwortet werden: „Gott sucht die Sünden der Väter heim bis ins dritte und vierte Glied!“ Wir ehren den Schmerz des Patrioten, aber die Geschichte weiß, daß Polen seinen Untergang selbst verschuldet hat.

54.

## Notizen.

Heinrich Heine in England und Frankreich.

In Philadelphia bei Weitz (London bei Trübner u. Comp.) ist die erste Lieferung einer englischen Uebersetzung von Heinrich Heine's „Reisebildern“ unter dem Titel „Pictures of travel“ erschienen. Die Uebersetzung ist von Charles G. Ireland. Die

„Literary gazette“ bemerkt bei diesem Anlaß ziemlich kurz: „Die Deutschen behaupten allgemein, daß kein lebender Dichter seit Goethe einen so großen Einfluß ausgeübt habe als Heinrich Heine. Bei englischen Lesern ist dieser Einfluß weniger wahrzunehmen, und es ist gut, daß es so ist, da Heine's Dichtungen von sehr zweifelhafter Tendenz sind; doch ist er ohne Frage ein Autor von natürlichem Genie und beweglichem Talent, und diese wortgetreue Uebersetzung ist wohl geeignet, Denen, die mit dem deutschen Lert nicht bekannt sind, eine Idee von seinen Sujets beizubringen.“ Einzelne Verehrer, zu denen, früher wenigstens, John Drenford gehörte, hat Heine wol auch in England, aber zu einer ausgebreiteten Wirkung wird er es unter den Briten zu keiner Zeit bringen, aus Gründen, die Jedem einleuchten, der den literarischen Geschmack und die moralischen Anforderungen Englands kennt. Aber auch in Frankreich stoßen Heine's „Oeuvres complètes“, wovon zwei Bände „De l'Allemagne“ und ein Band „Lutèce“ erschienen sind, auf vielen Widerspruch, und soviel wir wissen, ist es nur die „Revue des deux mondes“, die ihm als ihrem Mitarbeiter fast unbedingten Beifall zollt, obgleich auch sie gelegentlich einige in Baumwolle eingewickelte Bedenken nicht zurückhalten konnte. Auch das „Athenaeum français“ versagt Heine's Talent die gebührende Achtung nicht, aber es bedauert seine Charakterlosigkeit, oder vielmehr es rechtfertigt ihn von dem Vorwurf, Apostat zu sein, denn er habe nie einen Glauben gehabt. Am meisten beschwert es sich über seinen Gang zu persönlichen Ausfällen, Heine's widerlichste Seite, mit der höchstens die damit verbundene Rectheit und Offenheit einigermaßen versöhnt, indem er, was Andere über ihre Nebenmenschen denken oder sich unter vier Augen über sie mittheilen, sofort zu Papier bringt. „Diese Klatschsucht“, heißt es in dem betreffenden, von Leon de Wailly unterzeichneten Artikel des „Athenaeum français“, „ist sehr amüsant für die Galerie und würde es noch mehr sein, wenn die Zuschauer nicht befürchteten, daß auch an sie einmal die Reihe kommen möchte; denn nicht bloß die Männer der Deffentlichkeit sind Heine's Spiebel ausgelegt. In Ermangelung eines Bessern verschmäht er es nicht, seine Schlachtopfer bis in das Heiligthum des Privatlebens zu verfolgen. Wir wissen nicht, wie man dies Verfahren auf Deutsch nennt; im Französischen nennt man dies Persönlichkeiten, und man würde, um sie genügend zu charakterisiren, sogar zu sehr kräftigen Ausdrücken seine Zuflucht nehmen müssen.“ Leon de Wailly sieht sich hiernach veranlaßt zu glauben, daß die Sitten und die Sprache Deutschlands, über die er sich nicht zum Richter aufwerfen wolle, diese Arten von Freisheiten vielleicht gestatteten. Rüssen wir uns so etwas ins Gesicht sagen lassen?

#### Die englische Presse.

Durch eine Regierungsbekanntmachung erfährt man jetzt etwas Genaueres über den Absatz der londoner Journale, soweit er durch die gestempelten Exemplare repräsentirt wird. Von den täglich erscheinenden Blättern setzen ab: „Times“ 58,806, „Morning Advertiser“ 6632, „Daily News“ 5288, „Morning Herald“ 3551, „Morning Post“ 2980, „Morning Chronicle“ 2574, „Sun“ 2423, „Express“ 2879, „Globe“ 3462 und „Standard“ 1249 Exemplare. Der Absatz aller übrigen Zeitungen zusammen genommen beträgt also etwa nur die Hälfte von dem Absatz der „Times“. Dieser Umstand allein schon erklärt den ungeheuern politischen Einfluß dieser Zeitung. Die öffentliche Meinung hat sich diese Tyranin einmal ausgebürdet, und sie kann nun ihren Despotismus nicht los werden, da er durch ein stehendes Heer von nahe 60,000 Abonnenten gestützt wird. Von den Wochenblättern setzen ab: „Illustrated London News“ 130,505, „News of the world“ 110,949, „Lloyds Weekly News“ 96,828, „Weekly Times“ 96,696, „Weekly Dispatch“ 40,049, „Examiner“ 4884, „Economist“ 4173, „Guardian“ 4000, „Critic“ 3750, „Athenaeum“ 3119,

„Spectator“ 2955, „Leader“ 1596, „John Bull“ 1357 und „Literary gazette“ 500 gestempelte Exemplare. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß mehrere dieser Blätter, z. B. das „Athenaeum“, der „Critic“ und die „Literary gazette“, dem „Athenaeum français“ zufolge, auch eine sehr große Zahl nicht gestempelter Exemplare absetzen. Die Auflage des „Athenaeum“ z. B. soll im Ganzen 15,000 Exemplare betragen. Ueber das Wachsthum der britischen Presse überhaupt theilte Simmonds in einer Sitzung der British association einige interessante Notizen mit. Hiernach betrug 1841 in ganz Großbritannien 505, 1851 dagegen bereits 1091 Journale. Im Jahre 1801 wurden 16 Millionen, 1811 24½ Millionen, 1821 25 Millionen, 1831 38¼ Millionen, 1841 60½ Millionen und 1851 beinahe 90 Millionen Exemplare gestempelt. Bei der „Times“ stellt sich verhältnißmäßig eine noch größere Zunahme heraus. Im Jahre 1841 betrug die Zahl der Zeitungen in Schottland 70 und 1851 bereits 117. Die Presse ist für die Autorität und den Einfluß des Parlaments mehr und mehr eine gefährliche Nebenbuhlerin geworden. Die öffentliche Meinung in England wird gegenwärtig vielleicht mehr von den Leitartikeln der als von den Parlamentsrednern bearbeitet, geleitet und bestimmt.

#### Bibliographie.

Ahlfeld, F., Predigten an Sonn- und Festtagen gehalten zu Leipzig. 3te Auflage. 1ster Band. — A. u. d. L.: Bausteine zum Aufbau der Gemeinde. 3te Auflage. 1ster Band. Leipzig, F. Fleischer. Lex.-8. 1 Zhr. 15 Ngr.

Austria. Oesterreichischer Universal-Kalender für das Jahr 1856. 17ter Jahrgang. Mit 20 Bildnissen. Bearbeitet mit Beiträgen astronomisch-mathematischen Inhalts von Salomon. Nebst Beiträgen vermischten Inhalts von mehreren Andern. Wien, Klag. Lex.-8. 1 Zhr. 3½ Ngr.

Bautain, L., Die Moral des Evangeliums im Vergleich mit den verschiedenen philosophischen Moralsystemen. Vorlesungen, gehalten an der theologischen Fakultät der Sorbonne, als Einleitung zu einem Cours der Moralphilosophie. Aus dem Französischen überfetzt von S. M. Gaiser. Tübingen, Lenz. 1856. Gr. 8. 1 Zhr. 15 Ngr.

Bazard, A., Ein Abenteuer in Rußland. Aus dem Französischen von P. Uttsch. Berlin, Fernbach jun. 1854. 8. 15 Ngr.

Beiträge zur christlichen Skonologie der Väter von A. F. .... Innsbruck, Wagner. Gr. 12. 15 Ngr.

Biernacki, R., Die Länder und Völker der Erde. Beschreibt in Reisen und Bildern. Mit 16 colorirten Bildern. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1856. Gr. 8. 3 Zhr.

Boeckh, A., Zur Geschichte der Mondezyklen der Hellenen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 22½ Ngr.

Böhmer, C., Ueber Verfasser und Abfassungsjahr der Johanneischen Apokalypse und zur biblischen Typik. Halle, Anton. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Böttcher, oder was Traktate wirken. Berlin. 3. 3 Ngr.

Bülow, F., Encyclopädie der Staatswissenschaften. In vielfach umgearbeiteter Ausgabe. Leipzig, Kollmann. 1854. Gr. 8. 2 Zhr.

Bunfen, C. C. J., Die Zeichen der Zeit. Worte an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 4tes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1. 1 Zhr. 10 Ngr.

Dahn, F., Harak und Ebeano. Gedicht. Berlin, Schöb. 16. 20 Ngr.

Droßbach, R., Das Wesen der Naturdinge und die Naturgesetze der individuellen Unsterblichkeit. Nürnberg, 4te Aufl. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Erba, die ältere und jüngere nebst dem unsterblichen.

Erzählungen der Skalda übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von R. Zimmermann. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Forschungen der Vernunft in Briefen an denkende Leser. Von F. P. Mit 5 Stein Tafeln. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 2 Thlr.

Franklin, O., Magdeburger Weisthümer für Breslau. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen, insbesondere des Magdeburger Rechts. Breslau, Korn. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Freihold, F., Licht und Schatten. Dichtungen. Frankfurt a. M., Kuchler. 1856. 16. 15 Ngr.

Freiligrath, F., Gedichte. 16te der Miniatur-Ausgaben. 7te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

— Dosselle. Wohlfeile Ausgabe. 2te Auflage. Eben- daselbst. 8. 1 Thlr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1856. 25ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pustsch u. Wö. Gr. 16. 2 Thlr.

Gore, Rammon oder Leiden und Freuden des Reichthums. Aus dem Englischen von D. von Czarnowski. Drei Bände. Leipzig, Sigmund. 1856. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Hackländer, F. W., Ein Winter in Spanien. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Hagenbach, K. R., Vorlesungen über die ältere Kirchengeschichte. 2te Theil. — A. u. d. L.: Die christliche Kirche vom 4. bis zum 6. Jahrhundert. Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Handelmann, H., Geschichte der amerikanischen Kolonisation und Unabhängigkeit. 1ster Band: Die Staaten der weissen und schwarzen Race. Vereinigte Staaten, Hayti, Brasilien. 1ste Lieferung. Kiel, Schwes. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hauff, W., Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte. Pracht-Ausgabe mit vielen Illustrationen gezeichnet von J. Kille und J. Schnorr. 1ste Lieferung. Stuttgart, Neiger. Gr. 4. 16 Ngr.

Hausmann, S. F. L., Salzbrunner Skizzen. Breslau, War u. Comp. Gr. 16. 8 Ngr.

Heflein, B., Der Teufel des Goldes. Sittengemälde aus der höheren und niederen Gesellschaft. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Bieler u. Comp. Gr. 8. à 3 1/2 Ngr.

Höcker, K., Das Rosenthal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Horn, J. C., Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Hornboof, A., Die Familienfehde. Aus dem Englischen von W. C. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Howitt, W., Abenteuer in den Wüdnissen von Australien. Aus dem Englischen von F. Sebald. Berlin, Sante. 1856. 8. 15 Ngr.

Altchristliche Hymnen und Lieder. Aus dem Lateinischen übersetzt von F. Stadelmann. Mit dem Lateinischen Text zur Seite. Augsburg, Kollmann. 12. 15 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. B. Subis. 35ster Jahrgang, für 1856. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1856. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Irving, W., Lebensgeschichte Georg Washington's. Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. à 10 Ngr.

Kosgarten, S. C. L., Wörterbuch der Niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit. 1ster Band. 1ste Lieferung. (a—ai.) Greifswald, Koch. 1856. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Körner, F., Die Natur im Dienst des Menschen. Für die erwachsene Jugend und alle Freunde der Natur dargestellt. 1ter Band. — A. u. d. L.: Das Feuer, seine Wirkungen und deren Benutzung. Leipzig, Schlicht. 1856. Gr. 8. 27 Ngr.

Heffische Liederchronik oder Geschichte von Hessen und bei Rhein aus dem Munde der Dichter von F. Künzel. Friedberg, Scriba. Gr. 16. 9 Ngr.

Rangoldt, F. v., Die Lehre vom Unternehmerrgewinn. Ein Beitrag zur Volkswirtschaftslehre. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Marssh, Die Erbin von Haughton, oder: Das Geheimniß der Mutter. [Fortsetzung von Aubrey.] Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Sussemitz. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Ronod, A., Weibliches Leben. Zwei Vorträge. Aus dem Französischen von F. Sebald. Berlin, T. Enslin. 8. 18 Ngr.

Rant, J., Die Freunde. Roman. 2te durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rosbach, J. J., Vom Geiste der Geschichte der Menschheit. I. — A. u. d. L.: Vier Bücher Geschichte der politischen Oekonomie. Würzburg, Ettinger. 1856. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Rußdorf, C. v., Die Frage der Lebensverlängerung. Drei Vorträge, gehalten vor dem berliner Publikum. Berlin, Schindler. 1856. 16. 10 Ngr.

Schaab, R. A., Diplomatische Geschichte der Juden zu Mainz und dessen Umgebung, mit Berücksichtigung ihres Rechtszustandes in den verschiedenen Epochen. Aus größtentheils ungedruckten Urkunden bearbeitet. Mainz, von Zabern. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schwegler, A., Geschichte der Philosophie im Umriß. Ein Leitfadn zur Uebersicht. 2te verbesserte Auflage. Stuttgart, Granch. 1er. 8. 1 Thlr.

Storm, A., Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten. Berlin, Schindler. 16. 15 Ngr.

Wackernagel, B., Die deutsche Glasma'erei. Geschichtlicher Entwurf mit Belegen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Winkel, F. W., Ludwig der Aeltere, Graf von Sayn zu Wittgenstein, in Erzählung, Brief und Verordnung sein Selbstbiograph. Aus handschriftlichen Tagebüchern und Urkunden dargestellt. Berleburg. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Wunderblume. Dramatisches Märchen. Leipzig, D. Wigand. 16. 6 Ngr.

Wiß, Kathinka, Corallen-Sinken. Mainz, Faber. 8. 1 Thlr.

— Kaiserin Josephine. Nebst einem Anhange anderer Erzählungen. Ebenfalls. Gr. 8. 1 Thlr.

— Schillers Laura, nebst andern Erzählungen und Novellen. Ebenfalls. Gr. 8. 1 Thlr.

— Strohsfeuer. Neue Erzählungen. Ebenfalls. Gr. 8. 1 Thlr.

— Weltpantheon. Eine Festgabe. Ebenfalls. 1856. Gr. 8. 14 Ngr.

### Tagesliteratur.

Ginal, J. R., Sendschreiben an Herrn Dekan Luz in Oertröth über die Gefahren unserer Zeit, die Wiederkunft unsers Herrn und die Ankunft des Antichrist. 2te Auflage. Augsburg, Kollmann. 8. 3 Ngr.

Käuffer, J. C. R., Welches wird der würdigste Dank der Evangelischen Kirche für die Segnungen des Religionsfriedens sein? Predigt bei der Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens am 16ten nach Trinitatis, den 23. September 1855 zu Dresden gehalten. Dresden, Höpner. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Augsburger Religionsfrieden vom 25. September 1555 zur Erinnerung an den 25. September 1855. Berlin. 8. 4 Ngr.

Die preussische Tribüne. Reden preussischer Staatsmänner. Berlin, Hoffstein. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Uhlich, Sehn Jahre in Magdeburg. 1845—1855. Magdeburg. 8. 5 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Wichtiges medicinisches Werk.

**Vollständig** ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### **Watson (Th.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.**

Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **Dr. J. H. Steinau**.

Vier Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Watson's berühmtes Werk, das in England rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich dort wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet, liegt mit dem soeben erschienenen vierten Bande nunmehr auch in seiner deutschen Bearbeitung vollständig vor. Die competentesten Richter in England wie in Deutschland sind darüber einig, dass von allen in der neuern Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet, wie Watson's Werk, und dass dasselbe in jeder Hinsicht von grossem bleibendem Werthe ist.

Bei **H. Chr. Fr. Enslin** in Berlin ist soeben erschienen:

### **Deutscher Liederhort.**

Auswahl  
der vorzüglicheren deutschen Volkslieder der  
Vorzeit und Gegenwart  
mit ihren eigenthümlichen Melodien  
herausgegeben

von  
**Ludwig Erk.**

Eleg. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Das obige Werk ist für die Literatur des Volksliedes die wichtigste Erscheinung der Neuzeit. Der Herausgeber, welcher durch seine bisherigen Leistungen die glänzendsten Beweise seiner Befähigung zu einer derartigen Arbeit geliefert hat, übergibt in obigem Werke eine Blütenlese der deutschen Volkslieder in Verbindung mit den ihnen eigenthümlichen Gangweisen. Je weniger bisher auf diesem Gebiete geleistet ist, um so größer ist das Verdienst, jetzt einen festen Grund für alle Zeiten gelegt zu haben.

Zahlreiche Varianten, kritische und bibliographische Notizen werden namentlich dem Literaturhistoriker willkommen sein. Der Verleger hat es sich zur Ehre gerechnet, das Werk in der glänzendsten Weise auszustatten und durch den billigsten Preisansatz zur weitesten Verbreitung des Werks beizutragen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **H. W. Brockhaus** in Leipzig.

Im Verlage der von **Ebner'schen** Buchhandlung in Nürnberg sind erschienen:

### **Die deutsche komische und humoristische Dichtung**

seit Beginn des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit  
Auswahl aus den Quellen. Mit biographisch-literarischen Notizen von **Ignaz Hub.**

Erster Band: Preis 1 Thlr. 18 Ngr., oder 2 Fl. 40 Kr. N.  
Zweiter Band: " 2 " — " " 3 " 30 " "

### **Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten**

vom Anfang des 16. bis Schluß des 18. Jahrhunderts.  
Auswahl aus den Quellen. Mit biographisch-literarischen Notizen von **Ignaz Hub.**

Erstes Buch, enthaltend die Zeitgenossen der Reformation:  
Seiler von Kaisersberg, Rurner, Brant, Fischart, Luter, Putten, Franck etc. Preis brosch. 25 Ngr., oder 1 Fl. 24 Kr. N.

### **Gedichte**

von **Karl Reichsfelbammer.**

Preis brosch. 1 Thlr., elegant geb. 2 Fl. 42 Kr. N.

### **Dichtungen**

von **Sölll** (f. Hausarchivar und Universitätsprofessor).

Preis brosch. 12 Ngr., elegant geb. 20 Ngr.

### **Der Kaiserdom zu Speyer.**

Ein deutsches Lied von **E. Wohlmuth.**

Preis brosch. 12 Ngr., elegant geb. 20 Ngr.

Im Verlage von **A. W. Unzer** in Königsberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

### **Form und Geist**

der

### **biblisch-hebräischen Poesie**

von

**Dr. Jos. L. Saalschütz,**

Professor der orientalischen Alterthumskunde

Gehestet. Preis 20 Sgr.

Alle Beurtheilungen dieser Schrift — deren erste Abhandlung Manches umstößt, was in den hebräischen Grammatiken bisher als keines Beweises bedürftige Gewissheit galt — vereinigen sich dahin, sie als eine bedeutende Erscheinung, sowie die Wichtigkeit der Gründe, die die Sprache, die Trefflichkeit der Uebersetzungen anzuerkennen.



Erscheint wöchentlich.

— Nr. 47. —

22. November 1855.

**Inhalt:** Zur neuern Geschichte Serbiens. Von Siegfried Rapper. — Revue deutscher und ins Deutsche übersehener Lustspiele. — Berliner literarische Zustände. V. Von Eduard Schmidt. — Das arabische Hohe Lied der Liebe. — Swan Andrejewitsch Krylow. — General Heß. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

## Zur neuern Geschichte Serbiens.

*Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu'à 1850 par Barthélemy Sylvestre Cunibert. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1855. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.*

Unstreitig ist die serbische Revolution, sowol was ihre Anlässe als ihren Verlauf und ihre seitherigen Resultate anbelangt, neben der griechischen und in mancher Beziehung noch mehr als diese einer der weitausgreifendsten Vorgänge des Jahrhunderts. Ihr mit ist das Verdienst zuzuerkennen, unmittelbar nachdem das Osmanenthum in Europa die ersten erschütternden Stöße von außen durch Rußland und Oestreich erfahren, an den morschen Stamm desselben auch von innen und zwar mit Erfolg Art angelegt zu haben. Seit die Herrschaft des Islam durch Serbien und Griechenland auch in ihren Fugen gelockert ist, kann von einem Wiederaufstehen desselben in Europa keine Rede mehr sein. Er ist, diesem Welttheile vom ersten Augenblick an heterogen und durchaus unassimilirbar, nunmehr entschieden dem Untergange geweiht, und wie sehr auch die angestregten Nachentsaltungen gerade der neuesten Gegenwart das thatsächliche Gegentheil hiervon erstreben zu wollen scheinen, das Unausbleibliche wird dadurch nicht abgewendet werden.

In so innigem Zusammenhange nun die Freiheitskämpfe des serbischen Volks mit den östlichen Interessen unsers Welttheils stehen, so wenig besitzen wir bis jetzt, die Arbeit des trefflichen Ranke etwa ausgenommen, eine genugsam erschöpfende und umfassende, auf der Höhe historischer Auffassung stehende Darstellung dieser Vorgänge. Ohne erhebliche Ausnahme Alles, was uns über diesen Gegenstand bisher geboten worden, bewegt sich auf dem Gebiete entweder kritiklos aufgezählter Ereignisse, oder der tendenziösen Streitschrift, oder wol gar der leichtesten Touristik.

Der Grund für diese auffallende, und jedoch vollkommen erklärliche Erscheinung ist ein doppelter. Für's erste hat es den meisten der Schriftsteller, welche diesem Volke und seiner jüngsten Geschichte bisher ihre

Aufmerksamkeit zugewandt, an jenen an sich scheinbar geringfügigen, in Wirklichkeit jedoch höchst unerlässlichen Vorkenntnissen gefehlt, ohne welche es in der That gar nicht möglich ist, die geschichtlichen Ereignisse eines Volks richtig zu verstehen und zu würdigen. Größtentheils mehr durch Zufall oder touristiche Neugierde an die Sache geführt, haben die wenigsten von ihnen den rechten Ernst gehabt oder sich die nöthige Mühe genommen, sich vorerst mit der Sprache, mit den Sitten, mit den Anschauungen des Volks, mit den Eigenthümlichkeiten des Schauplazes bekannt zu machen, dessen Begebenheiten sie zu schildern gedachten. Da jedoch bei dem Dunkel, das über Serbien und seine Bewohner herrscht, dergleichen Studien wirklich nur mit Aufwand an Zeit und Mühe an Ort und Stelle gemacht werden können, und die meisten Schriftsteller größtentheils auf den von ihren Vorgängern gemachten, nicht immer ganz richtigen Mittheilungen weiterbauten, so konnten wol wahrheitsgetreue Ergebnisse nicht zu erwarten sein. Die Literatur des Volks selbst hat andererseits noch keineswegs jenen Grad der Ausbildung erreicht, daß eine auf der Höhe historischer Darstellung stehende Geschichte seiner Freiheitskämpfe von einem nationalen Schriftsteller bisher geliefert werden konnte, ganz abgesehen davon, daß immer noch nicht abgeschlossene Partekämpfe, von denen eine nationale Capacität sich unmöglich fernhalten könnte, eine ruhige, unbefangene Auffassung der Dinge gar nicht zuließen. Für's zweite, und dies dürfte wol der Hauptgrund sein, ist eine Geschichte des serbischen Befreiungskampfs unserer Meinung nach bisher noch gar nicht möglich. Nur um die Aufzeichnung des Geschehenen kann es sich zur Zeit noch handeln. Denn was uns bisher vorliegt, sind nur Anfänge; das Ende ist vorerst noch abzuwarten. Vielleicht daß es eben in unsern Tagen sich abzuspielen angefangen, vielleicht auch noch nicht. Um was es zu thun ist, das ist ein Befreiungskampf des Welttheils von einem fremdartigen, seiner östlichen Entwicklung hinderlichen Elemente, jenem des Osmanenthums. Wenn dieser einmal zu Ende geführt, dann ist das Ganze gegeben, von dem die Freiheitskämpfe in Serbien nur ein Theil,

wiewol ein sehr merkwürdiger und ruhmreicher sind. Dann erst wird ein Ueberblick des Gesammten gestattet, eine historische Auffassung von umfassender Höhe herab gewährt sein, und der berufene Forscher und Darsteller dafür wird nicht ausbleiben.

Cunibert, dessen Buch über Serbien uns in diesem Augenblicke vorliegt und zu diesen Bemerkungen Anlaß gibt, hat diese beiden sehr bedeutenden Gründe, um derenwillen wir zur Stunde noch keine gerechte Geschichte der serbischen Revolutionen besitzen, in seiner Vorrede selbst angedeutet. Was nun den ersten derselben betrifft, so freuen wir uns einmal anerkennen zu dürfen, daß er bei diesem Schriftsteller gänzlich wegfällt. Und es thut dies wahrlich wohl. Serbien ist seit einigen Jahren so zu sagen in die Mode gekommen. Es ist interessant geworden. Der Büchermarkt säumt daher nicht, uns darüber zu unterhalten. Der uneingeweihte Leser, den das Fremdartige anregt, nimmt da auf guten Glauben hin, was ihm vorerzählt wird. Der Sachkundige hingegen weiß wirklich oft nicht, ob er lachen oder sich ärgern soll. Wie viel Irriges, Verkehrtes, geradezu Unwahres macht da seinen Weg durch die Presse in den Ideentkreis der Leser! Cunibert hat Jahre lang in Serbien gelebt und da selbst als Arzt eine Stellung eingenommen, die ihm reichliche Gelegenheit bot, über alles Das gründliche Studien zu machen, was sich den Blicken vieler seiner Vorgänger entzog. Und wie fleißig er diese Gelegenheit benutzte, davon gibt uns fast jede Seite seines Buchs das anerkennenswerthe Zeugniß. Man kann ohne weiteres von ihm sagen, daß er das Land, das Volk, dessen Sprache, Charakter, Sitten, Gedankenkreis und Tendenzen so vollkommen und genau kennt wie wenige Fremde, ein Moment, das ihn allerdings vollkommener berechtigt, uns über alles Dieses Mittheilungen zu machen, als manchen Andern.

Was den zweiten jener oben auseinandergesetzten Gründe betrifft, so ergibt es sich aus dem Gesagten von selbst, wenn wir Cunibert von der Geltung desselben nicht annehmen. Auch was sein Buch uns bringt, ist noch keine Geschichte, und zwar ganz einfach, weil es überhaupt noch keine geben kann. Er selbst deutet dies auch an, indem er es nur einen „geschichtlichen“ Versuch nennt. Wir hingegen glauben dem Werthe des Buchs keinen Abbruch zu thun, wenn wir es in die Reihe der Memoiren stellen. Als Memoiren betrachtet wird es stets eines der schätzenswerthesten Materiale bleiben, das einer künftigen Geschichte Serbiens zugebote stehen wird, und ist es in der That bis jetzt das umfassendste, reichhaltigste und vielseitigste. Cunibert hat einen großen Theil der Personen, die in den serbischen Befreiungskämpfen eine Rolle spielten, nicht nur persönlich gekannt, er ist den hervorragendsten unter ihnen persönlich nahe gestanden und hatte Gelegenheit, sie in ihrem Thun und Trachten zu studiren. Einen großen Theil der Ereignisse hat er miterlebt; „j'ai pris part quelquefois à la direction de ses affaires politiques et à ses reformes“, sagt er in seiner Vorrede. Fügen wir hinzu, daß ihm die Gabe einer klaren, über-

sichtlichen Auseinandersetzung in nicht geringem Grade eigen, so ergibt sich von selbst, daß wir ihn zu den Darstellungen, die sein Buch uns bietet, als vollkommen berechtigt anerkennen müssen. Daß er sich bei diesen letztern nicht immer von aller Parteilichkeit fern zu halten vermocht, wird ihm von unserer Seite, eben weil wir sein Buch bloß vom Standpunkte der Memoiren beurtheilen, nicht zum Vorwurfe gereichen. Der Historiker würde es freilich strenger nehmen. Ist ja eben die subjective Beleuchtung der Personen und Ereignisse das eigentliche Wesen der Memoirliteratur. Was die Geschichte verdammt, in Memoiren darf versucht werden es zu rechtfertigen, sowie auch umgekehrt! Der Sache selbst, dem kolossalen, in allen seinen Theilen interessanten, durch die eigenthümliche Fremdartigkeit der Verhältnisse anziehenden Bilde, das Cunibert vor unsern Augen aufrollt, thut das keinen Abbruch.

Nachdem die Waffen der Zaren und der Kaiser den türkischen Halbmond zu wiederholten malen gedemüthigt, nachdem selbst Belgrad schon ein mal in der türkischen Hände gefallen, an die Pforte aber wieder zurückgegeben worden war, sehen wir Serbien, vergessen und unbeachtet von den benachbarten Christenfürsten, lange noch unter dem Drucke osmanischer Schwelgerei schmachten. Außer der serbischen Raja sehen wir es von verschiedenen Sorten türkischer Krieger, den Jerli, Spahi und bis 1804 den Janitscharen bewohnt, deren Beruf kein anderer zu sein scheint, als, einem müßigen Schlaraffenleben hingegeben, sich die Zeit mit überhand nur erdentlichen Bedrückungen der Raja zu vertreiben. Indes war mit den Jerli und Spahi doch noch anzukommen. Jene, eine Art Landmiliz, bezogen 10 türkische Piafter an monatlichem Sold und ließen sich, da dies keineswegs für sie und ihre Familien anständig, zuweilen sogar herbei, bei den Christen gegen Tagelohn Arbeit zu nehmen. Die Spahi, eine Art irregulärer Cavalerie, etwa 900 Mann stark ein Alai bildend, lebten unter den Befehlen eines Alai-Beg zerstreut im Lande. Für die Kriegsdienste, zu denen sie auf eigenen Kosten verpflichtet waren, wurden sie mit Grund und Boden belehnt und bezogen von der Raja allerlei Gaben an Geld sowohl wie an Naturalien. Ein Cawaschi verwaltete ihre Angelegenheiten und ließ sich zu diesem Behufe, wo immer es ihm beliebte, nieder, und da auf Kosten der Raja zu leben, über die er sich gewöhnlich aus eigener Machtvollkommenheit zum Friedensrichter aufwarf, was so viel sagen will, als daß er sich das Recht herausnahm, über ihr Leben und Gut und unverantwortlichem Ermessen zu verfügen. Indessen muß den Spahi nachgesagt werden, daß sie von ihrem Dasein ziemlich selten übermäßigen Mißbrauch übten. Im Jahre 1804 sogar hielten sie es mit der Raja. Die schlimmsten Gesellen waren die Janitscharen und selbst ihnen die jeden Augenblick wechselnden Befehle des Paschas. Vom Blut aus ein unruhiges Völkchen, waren sie schon vorlängst von der Pforte in die entferntesten Pashaliks des Reichs verwiesen worden und so und

in jenes von Belgrad gekommen. Ihre Eigenmacht ging so weit, daß sie sogar ihre Paschas selbst ernannten.

Wie tief die Raja unter solchen Verhältnissen herabkommen mußte, ist leicht zu ermessen. Elende Hütten, fern den Wegen, in Wäldern und Schluchten sind ihre Wohnung. Ackerbau und Viehzucht wird nicht mehr betrieben, als das unmittelbare leibliche Bedürfnis erheischt. An den Hauptfesten nur sieht man einander. Das Gemeindeleben ist bis zum Schatten erblichen, Kirche und Priesterthum in völligem Verfall. „Was die Türken nicht nehmen, nimmt der Patriarch“, sagt ein serbisches Sprichwort aus jener Zeit, „was der Patriarch übrig läßt, nimmt der Pope.“

So sieht Serbien aus, als Joseph II. der Pforte den Krieg erklärt. Der Uebermuth der Janitscharen, der sich sogar bis auf österreichisches Gebiet erstreckt, wird in der Kriegserklärung mit als einer der Kriegsanklässe genannt. Nichtsdestoweniger läßt der Friede von Sistowa (1791) die Sache beim Alten, und sage man, was man wolle, hier ist es, wo Oestreich es verabsäumt, sich einen dauernden Einfluß zu sichern, und dadurch indirect dem russischen Einflusse den Weg bahnt.

Sogar folgen unter der Verwaltung der Paschas Bekir und Mustapha, der sogenannten „Mutter Serbiens“, einige Jahre der Linderung für die Raja. Die Janitscharen sind nach Bosnien und Albanien verwiesen. Allein der Aufstand eines Abenteurers zu Widdin, des berühmten Paswan-Dglu, verleitet die Pforte zu dem Mißgriff, sie wieder nach Serbien zu berufen, und die alten Gewaltthatigkeiten beginnen von neuem. Ranto Lazarewitsch, Knes von Tamnawa, wird zu Schabaz auf offenem Markte von dem Janitscharen Bego Novljanin niedergemacht. Vergebens sucht Mustapha-Pascha Gerechtigkeit zu üben und läßt, da der Mörder nach Bosnien entflieht, 36 Türken zu Schabaz hinrichten. Bald sieht er sich in seiner Feste zu Belgrad von den Janitscharen selbst belagert, nach fruchtloser Abwehr gefangengenommen und treulos niedergemetzelt.

Nun theilen die Mörder das Sandjaktat unter sich selbst. Vier sogenannte Dahi stehen an ihrer Spitze. Der Sultan, um wenigstens einen Schein seiner Oberherrlichkeit zu retten, sendet ihnen den ehemaligen Janitscharenchef Aga-Passan, den sie selbst begehren, als Pascha. Außer den bisherigen Abgaben hat die Raja nunmehr auch noch den neunten Theil ihrer Erzeugnisse den Janitscharen abzuliefern.

Ein solcher Zustand mußte wol nachgerade unerträglich werden. Man ermannt sich zur Eingabe einer Vorstellung an den Sultan um Abhülfe. Der Großherr, den Dahi gegenüber vollständig ohnmächtig, begnügt sich mit einer Verwarnung dieser letztern. Die Janitscharen, durch die ausgesprochene Ohnmacht ihres Oberherrn nur noch mehr ermutigt, beschließen dem Rajathum ein gründliches Ende zu machen und richten in den ersten Februar Tagen 1804 eine furchtbare Christenverderbung an. Wer sich retten kann, rettet sich, ist in Ruf, der in allen serbischen Dörfern erschallt, und

die Waldestiefen füllen sich von verzweifelnden Flüchtlingen. Bald aber treten drei muthige Männer, Kara-Georg, Janko Katitsch und Wasil Ischarapitsch, an die Spitze der Flüchtigen, man wagt sich wieder in die Thäler hinab, und die Brandsackel in der Hand nehmen die Repressalien und mit ihnen die serbische Revolution ihren Anfang. Bald ist das ganze Land im Aufstand. Vergebens suchen die Janitscharen, da der Strom sich mit wachsender Uebermacht gegen sie heranwälzt, die Sache in Gutem beizulegen, vergebens rufen sie endlich befreundete Krieger aus Macedonien unter Guschanz-Ali's Anführung zum Beistand herbei. Die Raja organisiert sich, Kara-Georg übernimmt die Oberleitung, und die Gegner sehen sich genöthigt, sich vom flachen Lande in die Festungen zurückzuziehen, um hier von den Serben, denen sich Bekir-Pascha mit seinen Truppen anschließt, belagert zu werden. Ohne andern Ausweg, sehen sich die Dahi veranlaßt, die Feste von Belgrad in Guschanz-Ali's Händen zu lassen und nach Ada-Kaleh (Neu-Orfowa) zu Redscheb-Pascha zu flüchten, jedoch nur, um bald darauf nach kurzem, verzweifeltem Widerstande von Serbenhand den Tod zu finden. Der nächste Anlaß der Erhebung ist beseitigt, die Willkür der Janitscharen in ihren Häuptlingen gezüchtigt. Auf dem Flachlande ist kein Türke mehr zu schauen. Der Friede scheint wiedergekehrt und Bekir-Pascha fodert die Aufständischen auf, auseinander zu gehen. Sie gehorchen; allein die Waffen legen sie nicht wieder ab.

Abermals ist der Augenblick für Oestreich gekommen, die Zügel der Bewegung zu ergreifen. Aber auch diesmal versäumt es dies, um Rußland den Vorrang zu lassen. Am Vorabende eines Bruchs mit der Pforte, weiß man von Petersburg aus den Serben den Wink zukommen zu lassen, sich an den Thron des Zaren zu wenden (1805). Einer Deputation, die dahin abgeht, wird die kaiserliche Versicherung der Unterstützung billiger Wünsche seitens Rußlands bei der Pforte. Diese Unterstützung scheint übrigens nicht sehr nachdrücklich gewesen zu sein, denn Alles, was die Pforte verwilligen zu dürfen glaubt, ist die Herstellung des Statusquo zur Zeit Mustapha-Pascha's.

Indessen die Serben, zur Erkenntniß gelangt, daß ein Serbenarm doch noch etwas vermöge, haben nicht sehr Lust, sich hiermit zufrieden zu geben, und machen Anstalten, den begonnenen Kampf fortzusetzen. Eine Heeresmasse von 25,000 Mann, welche die Pforte gegen sie entsendet, zersplittert an dem Widerstande einer Handvoll entschlossener Helden. Kara-Georg nimmt den Titel eines obersten Heerführers und die Bewegung die Form eines offenen Kampfs gegen die Pforte an (1806). Neue Heere, 80,000 Mann stark, rücken gegen Serbien. Zugleich aber erklärt Rußland den Krieg, und die Pforte zieht es vor, dem Aufstande Concessionen zu machen. Serbien soll 700,000 Piafter jährlichen Tributs zahlen, dafür aber sich selbständig verwalten. In Belgrad soll nur ein Pfortencommissar mit einem Gefolge von 150 Köpfen residiren. Das sind die Serben zufrieden. Die

Pforte zögert jedoch, wie immer, in der Erfüllung ihrer Zusage, und die Feindseligkeiten nehmen neuerdings ihren Fortgang. Noch vor Ende des Jahres sind Belgrad und Schabaz in den Händen der Serben. Ein russischer Staatsrath findet sich in Belgrad ein, und vor den Mauern Negotins kämpfen russische Soldaten an der Seite der serbischen Aufständischen. Von da an datirt Rußlands factisches Protectorat über Serbien.

Ein Jahr des Friedens folgt (1808). Man benutzte die Zeit, um sich im Innern zu organisiren. Ein Senat leitet die Verwaltung, in den einzelnen Bezirken (Nahien) werden Behörden eingesetzt. Schulen werden errichtet, aber es wird auch nicht vergessen, Pulver zu bereiten und Kanonen zu gießen. Inzwischen bricht (1809) der Krieg zwischen Rußland und der Pforte neuerdings aus, und Serbien ist bereit, daraus seine Vortheile zu ziehen. Allein der plötzliche Tod des russischen Feldherrn gebietet der Armee Rußlands Halt, noch ehe sie die Donau überschritten, und die Pforte benutzte den Moment, sich vorerst der Serben zu entledigen, und wendet alle ihre Macht gegen diese. Die Niederlage bei Rissa scheint ein Vorspiel entsehligen Gerichts. Da erscheint Fürst Bagration rechtzeitig an der Donau und setzt über den Strom. Serbische Boten eilen zu ihm nach Bukarest, um Beistand bittend. Bald darauf stehen russische Truppen unter General Juccati auf serbischem Boden und Churshid-Pascha muß bis Rissa zurückweichen.

Inzwischen war es im Innern gleichfalls vorwärts gegangen. Kara-Georg's Glückstern zwar war nicht ohne Reider geblieben. Der jähzornige Mann, der stets sein Pistol zur Hand hatte, hatte zudem wol auch zu manchem gerechten Mißvergnügen Anlaß gegeben. Allein unduldsam gegen jeden Widerspruch, hatte er alle Machinationen gegen seine Person mit harter, oft blutiger Hand niederzuhalten gewußt. Nun sah er sich ohne Rivalen und setzte in der Volksversammlung von 1811 den Beschluß durch, daß Niemand ihm nebensubordinirt, Jedermann dagegen ihm und dem Senat untergeordnet sein solle. Ein Ministerium wird errichtet, in das er gerade die einflußreichsten seiner Rivalen beruft, ein Schritt, durch den er, wenn auch Milenko und Dobrinia lieber auswanderten, als annahmen, seine Macht erst recht befestigte.

Im Angesichte dieser Vorgänge fand die Pforte für gut, Serbien gegenüber (1811) ein Project wieder aufzunehmen, das schon Napoleon (1807) zur Sprache gebracht hatte. Es sollte, ähnlich der Moldau und Walachei, unter Oberhoheit der Pforte als souveränes Fürstenthum constituiert werden, Kara-Georg der erste Fürst sein. Schon aber war Rußlands Einfluß in Serbien zu mächtig. Kara-Georg, ein Haubegen wie irgendeiner, aber auch ebenso wenig Staatsmann als irgendeiner, fragte im russischen Hauptquartier an, was er thun solle. Die Antwort, wie zu erwarten stand, war: um keinen Preis darauf eingehen! Dafür ward, als (1812) Rußland mit der Pforte Frieden schloß, in die Tractaten ein Artikel (VIII) aufgenommen, der den Serben neben

einigen unbedeutenden Privilegien — vollständige Annesie zusicherte! Wahrlich, man weiß nicht, soll man mehr die Treulosigkeit Rußlands oder die Leichtgläubigkeit und politische Unselbstständigkeit Georg's verdammen! Aber auch das Wenige, was stipulirt worden, gebot die Pforte nicht zu halten, und als man sich bei Rußland darüber beschwerte, erhielt man den guten Rath, die Waffen abzulegen und sich mit der Pforte zu verständigen, und Kara-Georg, auf die Eingebungen Rußlands wie auf ein Drasel hörend, gehorchte auch hierin. Langwierige Unterhandlungen begannen, die zu keinem Resultat führten, als daß Kara-Georg endlich die Ueberzeugung gewann, daß die Pforte ihre Ansichten in Bezug auf Serbien gänzlich geändert und den achten Artikel des Bukareschter Friedens vollständig vergessen habe. Kara-Georg, dem wie gesagt alles politische Talent abging, fühlte sich unendlich enttäuscht. Eben zog Napoleon aus Rußland. Die Pforte hatte auf Anregung Frankreichs beschlossen, an Oestreich den Krieg zu erklären, um die Allianz dieser Macht mit Rußland und Preußen zu schwächen. Der Weg an die österreichischen Grenzen sollte durch Serbien gehen, dies Land daher vorher vollständig zur Ruhe gebracht sein. Neuerdings mußten die Waffen erhoben werden. Der Kriegsplan, den Kara-Georg jetzt entwarf, zeugt von den hervorragenden militärischen Talenten, die diesem so durchaus ungeschulten Geiste innewohnten. Die Lager sollte man verlassen, in die am besten besetzten Plätze Besatzungen werfen, im Uebrigen das Land und die Grenzen räumen und sich in die Wälder und unzugänglichen Gebirge zurückziehen. Den Kampf mit den Türken sollte man dem Hunger, der Pest und dem hereinbrechenden Winter überlassen. Der böse Genius Georg's aber, Milan Milovanowitsch, mußte diesen Plan zu hintertreiben, und setzte den Beschluß durch, den Türken, die sich rührten, von drei Seiten ins Land zu fallen, im offenen Feld entgegenzugehen (1813). Ein unheilvoller Beschluß, dessen unmittelbare Folge Niederlage um Niederlage war. Alle Augen suchten Kara-Georg, Aller Stimmen riefen nach dem kriegsgewandten, sieggewohnten. Bei der Reserve, die er zu bilden gehabt hätte, sollte er zu finden sein. Allein er war weder da noch dort. Mißmuth über Enttäuschung und Unmuth wegen seines abgelehnten Kriegsplans hatten seine Seele erfüllt, und fast scheint es, als habe er seine Widerstandskraft erfahren lassen wollen, was sie ohne ihn ausrichten vermöchten. Allein des Unglücks wurde mehr, als er gewünscht und selbst geahnt haben mochte. Die Niederlage war allgemein, die Auflösung allenthalben, an es sich halten nicht mehr zu denken. Kara-Georg sah nach Oestreich und die Türken zogen in Belgrad ein. Wie glänzend rechtfertigte sich wenige Wochen darauf Kara-Georg's Plan! Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen, von einer Kriegserklärung der Pforte an Oestreich konnte keine Rede mehr sein. Der Großfürst war ganz kleinlaut nach Stambul zurückgereist, die Russen und deren Führer dem Winter, dem Hunger und dem Sumpffieber überlassend! Noch wäre es jetzt möglich

Zeit gewesen, einen Hauptschlag zu führen. Auf die Nachricht von Kara-Georg's Flucht wird Milosch Obrenowitsch im Lager vor Schabaz zum Heerführer ausgerufen. Allein dieser folgt die Nachricht vom Falle Belgrads und Semendrias auf der Ferse. Das Lager geht auseinander und Jeder sucht sein Heil, wie er kann, die Einen sich nach Desterreich flüchtend, die Andern in die Gebirge. Milosch Obrenowitsch ist unter den letztern.

Schlimmer vielleicht denn je wäre nun den Serben mitgespielt worden. Allein die Erfolge der Wüthen gegen Frankreich empfahlen der Pforte Mäßigung. Mußte sie nicht fürchten, gelegenheitlich etwas unsanft an den Frieden von Bukarescht erinnert zu werden? Eine kleine Schar von Tapfern hatte Milosch bereits um sich gesammelt, in der Weste Ushiga. Die Türken machten ihm den Antrag, sich zu ergeben, und versprochen dafür die Verwaltung einer Nahia ihm zu übertragen mit der Stellung ungefähr, wie sie Kara-Georg bekleidete, und Milosch nimmt an. Er legt seine Waffen zu den Füßen Ali-Aga's nieder und empfängt aus dessen Hand nicht nur sein Schwert zurück, sondern auch den Titel eines Knes von Rudnik. Zugleich legt er das Versprechen ab, die noch übrigen aufständischen Häupter zur Unterwürfigkeit aufzufodern, und hält darin treulich Wort.

Ueberhaupt tritt mit Milosch Obrenowitsch ein ganz neuer Geist in die serbische Revolution: an die Stelle der Waffe die weitaussehende Schlaueit, an die Stelle der Schlachten das klug berechnende Compromiß. Er unterwirft sich den Türken, und zwar ganz einfach, weil er sieht, daß er zur Zeit nichts Besseres thun kann, und weil es ihm doch geschweiter dünkt, sei es auch aus Türkenhand, ein Stückchen Macht zu behalten, an das sich wieder anknüpfen läßt, als gar nichts und noch oben-drein vielleicht geköpft zu werden. Besser ein Stück Brot in der Tasche als ein Braten in der Luft, konnte er zu seinem Wahlspruch nehmen, und wirklich kam er auch damit trefflich fort, wie alle Leute, die so denken. Recht wohl mußte er, daß die Dinge keinen Bestand haben konnten, und ein Stückchen Rechtsboden war dann immer viel werth. In der That auch täuschte er sich nicht. Anfangs zwar behandelte Soliman, der neue Pascha, die Serben mit sehr viel Rücksicht. Bald aber ließ das nach, und die alten Zeiten schienen wiederkehren zu wollen. Man drängt zur neuen Erhebung. Allein Milosch hält die Zeit noch nicht gekommen und hüft sogar den Türken einen Aufstand, der unter Hadshi-Prodan's Leitung gegen seinen Willen ausgebrochen, mit blutiger Hand niederhalten. Die Häupter 15 edler Serben wurden damals auf den Zinnen Belgrads als Warnstichen aufgesteckt.

Allerdings wuchs das Ansehen Milosch's bei der Pforte dadurch sehr. Aber auch der Uebermuth der Türken nahm überhand, und die angesehensten unter den Serben mit ihrem zahlreichen Anhang drängten um so unaufhaltsamer zum Kampf. Sollen neue erfolglose Dursche vermieden werden, so muß sich Milosch entschließen, die Sache der neuen Erhebung zu der seinigen zu

machen, und dies thut er auch; doch läßt er es zugleich seine erste Sorge sein, Alles zu vermeiden, was den Türken den mindesten Verdacht erwecken könnte. Bei Nacht nur dürfen seine Boten reisen, heimlich werden die Berathungen gepflogen. Doch ist der Unmuth der Verschworenen nicht länger zu halten, und in der Passionswoche 1815 zu Jasseniza bricht der Aufstand aus mit der Erschlagung der steuereammelnden Türken auf offener Straße. Wie gern auch Milosch noch gezögert hätte — er hatte seinen Bruder nach Desterreich geschickt, um daselbst sein Vorstenvieh zu verkaufen, und dieser war noch immer mit dem Erlös, dessen er zur Kriegsführung bedurfte (?), nicht zurückgekehrt — er versammelt auf den Palmsonntag in Takowa das Volk, bespricht hier mit den Knesen die nöthigen Maßnahmen und erklärt die Revolution offen. Das Volk, auf die Kunde, strömt bewaffnet von allen Seiten herbei. Aber auch Soliman-Pascha, von dieser plötzlichen Wendung seines Freundes und Begünstigten nicht wenig überrascht, entsendet seine Truppen, und Rudnik, Milosch's Nahia, wird der Schauplatz einer entsetzenverbreitenden Verheerung. Einen Augenblick hält Milosch Alles verloren. Liubiga, sein Weib, ist es, die ihn ermunthigt und, würdig neben der Mutter der Gracchen genannt zu sein, ihn den Kampf wieder aufzunehmen drängt. Von seinem Bruder und einer Handvoll Tapferer begleitet, behauptet er die wichtige Stellung bei Liubitsch und bietet hier den Zerstreuten einen sichern Sammelpunkt. Bald ist das Sabeuser von Belgrad bis Schabaz in seiner Nacht und den nach Desterreich Geflüchteten die Rückkehr ins Vaterland offen. Zwei Kanonen machen dazumal seinen ganzen Artilleriepark aus. Mit diesen unternimmt er es, die Türken in Tschatschak, wo sie sich mittlerweile verschanzt, anzugreifen. Freilich wird er furchtbar geschlagen und verliert sogar seine beiden Kanonen. Allein auch theuer war den Türken ihr Sieg zu stehen gekommen. Ihr Führer war unter den Todten, und am Tage nach erfolgtem Siege befanden sie sich im vollsten Rückzuge. Milosch setzt ihnen nach und bringt nicht nur reiche Beute an Waffen und Munition, sondern außer den zwei wiedereroberten Kanonen auch noch mehrere neueroberte zurück. Die Trümmer der türkischen Armee werfen sich nach Bosnien. Der Pforte aber erstattet Milosch mit der Betheuerung seiner unverbrüchlichen Unterwürfigkeit über das Vorgefallene den Bericht; nicht gegen den Sultan, seinen Herrn und Gebieter, habe das serbische Volk die Waffen erhoben, sondern lediglich gegen die Feinde des Sultans, seine tyrannischen Stellvertreter.

Das klang wol in den Ohren der Pforte nicht übel. Allein trauen mochte sie doch nicht. Zwei Heere alsbald setzten sich gegen Serbien in Bewegung, das eine aus Rumelien unter Maraschli-Pascha, das andere aus Bosnien unter Churschid-Pascha. Gegen diese nun galt es. Aber auch hier trug Milosch den Sieg davon, und zwar mehr durch seine persönliche Klugheit als durch die Waffe. Recht wohl mußte er, daß die beiden Paschas von der Pforte den Auftrag hatten, und zwar in An-

betracht des inzwischen erfolgten Sturzes Napoleon's, mit den Serben um jeden Preis fertig zu werden. Ginge es durch Waffengewalt, gut; ginge es nicht so, dann durch mäßige Concessionen. Zuerst also wandte er sich gegen Churschid. Dieser hatte sein Corps getheilt, war mit einem Theile desselben am linken Ufer der Drina geblieben und hatte den andern unter Ali-Pascha von Nikitsch über die Drina nach der Ebene der Ratschwa gesandt. Bald nach einem furchtbaren Gemetzel war Ali-Pascha Milosch's Gefangener. Ein Sieg, der den Muth der Serben unendlich hob. Man hoffte den Kopf eines Paschas auf einer Lanzenspitze zu schauen. Besser ihn zu verwerthen aber dachte Milosch. Er verstand des Türken Herz durch splendide Gastfreundschaft zu gewinnen, ihn reden zu machen, was er selbst wissen wollte, und sandte ihn schließlich frei mit noch andern Gefangenen in Churschid-Pascha's Lager zurück, jedoch nicht ohne ihm zuvor einen prächtigen Araber, ein reiches Kleid und 500 Piafter Bezahlgeld geschenkt zu haben. Die Folge davon war, daß ihn Churschid-Pascha alsbald zu sich ins Lager einlud, um ein friedliches Abkommen zu besprechen. Gleichzeitig aber kam ihm eine gleiche Aufforderung auch von Maraschli-Pascha zu. Nun galt es erst, recht klug zu sein. Mit Beiden beschloß Milosch zu unterhandeln und dem günstigeren Antrag sich jedenfalls zuzuwenden, denn wieder so war dann ein Stück weiter gewonnen. Zuerst ging er selbst zu Churschid; zu Maraschli sandte er seinen Bruder, um ihn hinzuhalten und Zeit zu gewinnen. Was Churschid verlangte, war Auslieferung aller Waffen vor allem Andern. Nebenbeigelegt, dem Sieger gegenüber eine ebenso bornirte als anmaßende Forderung. Dafür: einige kleine, unbedeutende Concessionen, z. B. die Erlaubniß sich zu kleiden, wie es ihnen beliebt u. dgl. Zwar stellte sich Milosch nicht sehr erbaut, dennoch nahm er an und versicherte, nichts sehnlicher zu wünschen, als zu den Seinen zurückzukehren und sie zu überreden, sich dieser Bedingung zu fügen. Churschid zweifelte daran keineswegs; nur gab er zu verstehen, daß er es vorziehen würde, wenn Milosch die Bedingungen seinem Volke durch jemand Andern zu wissen gäbe und selbst als Geisel bliebe. Nur der Bürgschaft des dankbaren Ali gelang es, das Damoklesschwert, das in diesem Augenblicke sich über Milosch's Haupte niedersenkte, abzuwenden. Frei zog der Serbenführer von dannen, nachdem er sein Wort gegeben, wiederkommen. Nun begab er sich zu Maraschli. Das Wesentliche der Bedingungen, die dieser stellte, war: 7—800 Mann Türken sollen vor Belgrad Lager nehmen, an der Drina die Feindseligkeiten aufhören, übrigens ein jeder seine Stellungen behaupten, die Serben aber eine von dem Pascha selbst empfohlene Deputation nach Stambul senden, damit sie daselbst sich unmittelbar an die Pforte wenden. Jedenfalls waren diese Bedingungen die besten und Milosch seinerseits setzte deren Ausführung sofort ins Werk. Auch Maraschli zögerte nicht Wort zu halten. Nun aber war Churschid weit entfernt, auf Maraschli's Befehle etwas zu geben. Aufgebracht durch Milosch's Wortbruch, ging

er über die Drina. Noch gereizter durch den Verlust des Treffens, sandte er der Pforte einen Bericht zu, wenig geeignet, den serbischen Deputirten daselbst einen schönen Empfang zu bereiten. Glücklicherweise traf gleichzeitig mit den letztern bei der Pforte eine Anfrage seitens Rußlands ein, was es denn mit den Truppensammlungen an der Grenze Serbiens zu bedeuten habe, der sich eine leise Hindeutung auf den Frieden von Bukarescht angeschlossen. Die Folge war vor allem ein Ferman, der den Serben volle Amnestie zugestand. Maraschli hingegen erhielt Vollmacht, mit den Serben alle jene Punkte zu verabreden, die zur endlichen Verabreichung des Landes nöthig schienen; jedoch sollte er so wenig als möglich zugeben, keineswegs über den achten Artikel des Friedens von Bukarescht hinausgehen. Die Nachricht von diesem Erfolge wirkte allgemein günstig. Maraschli ging nach Belgrad und schlug seine Residenz in dem Hause auf, in welchem unter Kara-Georg der Senat tagte. Milosch sollte gleichfalls dahin kommen und in persönlicher Audienz das Friedenswerk begonnen werden. Milosch zögerte zwar lange, endlich aber kam er. Eine interessante Anekdote, die Cunibert bei diesem Anlasse anführt, wollen wir ihm hier nach erzählen. Eine große Anzahl Beglerbegs, Agas und Sim-Paschas war in dem Audienssaale um Maraschli-Pascha versammelt, um der Audienz ein recht großartiges Ansehen zu geben. Langsame Stille, da Milosch, aufs prächtigste angethan, tritt. Aller Augen haften auf dem merkwürdigen Raja. Da hält plötzlich einer der Begs Milosch an seinem Pelze fest. „Dieser Pelz ist mein!“ ruft er aus. „Das ist wol möglich“, meint Milosch. „Er ward in einem Kampfe erbeutet, unter andern Habseligkeiten, da die Türken geschlagen die Flucht ergriffen. Würde ich gewußt haben, daß er dir gehört, ich würde dir ihn zurückgeschickt haben, oder wenigstens so aufmerksam gewesen sein, ihn heute nicht umzunehmen.“ Maraschli, als er dies hörte, lachte erst herzlich, und als der Beg vom Pelze nicht lassen wollte, wandte er sich gegen ihn und sprach: „Edler Beg, laß ihm den Pelz, wenigstens als ein Andenken an deine tapfere Person!“ Und die Audienz nahm in aller Feierlichkeit ihren Fortgang.

Die Bedingungen, über die man übereinkam, waren im Wesentlichen: in allen festen Plätzen und Hauptorten der Rahien sollen ein Russen türkischer- und ein Auserbischerseits ihren Sitz haben und gemeinschaftlich in den Streitfachen zwischen Christen und Türken, dann Christen und Christen Recht sprechen; der Pascha im Einvernehmen mit den Knefen bewilligt die Steuern, nur serbische Beamte heben sie ein; in Belgrad hat ein oberstes Gericht, aus serbischen Mitgliedern zusammen gesetzt, seinen Sitz, dem Pascha jedoch steht das Recht der Begnadigung oder Vollstreckung bei Todesurtheilen zu. Die Gewalt somit findet sich wesentlich zwischen Serben und Türken getheilt, jedenfalls ein vorläufiges Resultat, dessen Erlangung lediglich dem künftigen, gemeinsamen Vorgehen Milosch's zuzuschreiben ist. Hiermit endigt auch die eigentliche kriegerische Laufbahn dieses



Mannes. Das Feld, auf welchem er fortan der Sache seines Volks immer mehr Boden gewinnt, ist einzig und allein jenes der klugen Benutzung der Umstände und Zeitverhältnisse. Am lautersten geht es dabei freilich nicht immer zu. Aber Wilosch hat nur Einen Zweck: die Consolidirung des Erworbenen und dessen möglichste Erweiterung. Jeder Zoll Boden, den er gewinnen kann, ist ihm willkommen. Ein Zoll und noch einer sind zwei, denkt er. Dabei ist sein Sinn, fern von altem Utopischen, stets auf das Praktische gerichtet. Er ist ein guter Staatswirth, aber auch ein guter Hauswirth, der sein Schäfchen ins Trockne zu bringen weiß, sodaß er, als er endlich einer mächtigen Gegenpartei weichen und Land und Fürstentum verlassen muß, für seine und der Seinigen Existenz weiter keine Sorgen zu haben braucht. — Allein das Alles rathen wir dem Leser lieber in Guntbert's Buche, das die Vorgänge in Serbien bis zum Jahre 1850 verfolgt und uns auch noch mit der Regierung des gegenwärtigen Fürsten, des Sohnes des unglücklichen Kara-Georg, bekannt macht, selbst nachzulesen. Was wir geben könnten, wäre doch nur eine äußerst flüchtige Skizze, der das reiche Farbenpiel, das Interessanteste eben und Anziehendste, abginge.

**Giegfried Rapper.**

### Revue deutscher und ins Deutsche übersehener Lustspiele.

I. Meister Andrea. Lustspiel in zwei Aufzügen von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1855. 8. 24 Ngr.

Meister Andrea, der wohlgeschickte Bildschnitzer von Florenz, hat zwar für die verschiedenen Weinsorten ein sehr ausgiebiges Gedächtniß, allein im Uebrigen ist er einer der vollkommensten Confusionsräthe, und selbst das Kreidestrichregister auf einem Ärmel läßt ihn vergessen, daß er seine Freunde und Bekannten zu einem Schweinekopfschmause in sein Haus geladen hat. Während er nun, statt diese häuslich zu erwarten, in der Tavernen sich zu stärken beflissen ist, fassen die düpitten Gäste den Entschluß, sich gründlich an dem armen Berstreuten zu rächen, sodaß ihm die Strafe nicht sobald aus dem Gedächtniß schwinden solle. Einer von ihnen steigt in des ungezogenen Gastgebers Haus und nimmt dessen Stelle ein, indem die andern sich in der Nähe halten, um dem Confusionarius bei seiner Heimkehr vollends die Phantasie zu verdrehen und ihn lauben zu machen, er sei gar nicht Andrea, sondern der Kapellmeister Matteo. Unser Bildschnitzer hat inzwischen in seiner Tavernen einen sehr ärgerlichen Auftritt mit wandernden Musikern gehabt, und da er denn schon an und für sich eine unbewindliche Abneigung gegen die edle Konkunft hegt, auch ein gar hypochondrischer, einsam vergrittener Kauz ist, so wundert er mit seinem dicken melancholischen Wänstlein trübselig im Hause, im weichen Pfüde den gehaltenen Berger zu vertrauen. Aber da bricht nun die Kemeß über den Armen herein, und den lauernden Späßvögeln gelingt es endlich, den zerstreuten Meister in den Wahn hineinzureden, er sei nicht er selbst, sondern der Kapellmeister Matteo. Des Letztern Bruder Pandolfo führt nun den arg Betrogenen in sein und Matteo's Haus, welcher Letztere sich auf einer musikalischen eise befindet, lügt dem Pseudo-Matteo ein, daß er an einem nger. Fieber krank gewesen und darum noch so geisteswirth, und gebietet, damit der Scherz nicht sobald ende, der reidenden Malgherita, der Mündel des wirklichen Matteo, gegen n Signor Andrea durchaus so sich zu betragen wie gegen ih-

ren Vormund. Daraus aber erwächst den Signori Matteo und Pandolfo ein arger Streich; denn Ersterer hat beschloffen, daß Malgherita nie heirathen solle, es sei denn ihn selbst, weil sie das gestrichene G so sänge, daß er sie für seine Compositionen nicht entbehren könne, und nun benutzen Malgherita und ihr Liebhaber Leonetto diesen Umstand aufs Klügste. Bruder Cypranus befindet sich nämlich im Hause, um dem Pseudo-Matteo den bösen Geist auszutreiben, und wie denn die Lieben den den gutmüthigen Andrea mit leichter Mühe beschwozen, daß er sie einander vermähle, so vollzieht der Kleriker, der seinerseits Andrea für Matteo hält und halten muß, die Trauung, sodaß, als der wirkliche Kapellmeister zurückkehrt, gegen diesen Act nichts mehr einzuwenden ist. Andrea schlüpft natürlich mit Freuden nach einigem Zörn über die Späßvögel wieder in seine alte Haut und auch Signor Matteo beruhigt sich, da ihm der tonliebende Herzog von Mantua seine Sängerin Rosina zur Disposition stellt, welche die G-Triller des Maestro gar im dreifach gestrichenen H singt.

Es sind in diesem Schwanke mannichfach ergötzliche Scenen und doch will der Totaleindruck kein rechtliches und freies Lustgefühl aufkommen lassen. Wir sollen — so will es Geibel — im Meister Andrea einen Kranken erkennen, welcher von jenen Späßvögeln gleichsam in die Cur genommen, von seinen hypochondrischen Einseitigkeiten geheilt und so wieder zu seiner ursprünglichen gesunden Natur zurückgeführt werde. Geibel sagt das in seinem dramaturgischen Nachwort zur vorliegenden Dichtung sehr schön und geistreich; aber im Kunstwerke selbst wollen doch alle diese interessanten Momente gar nicht recht zur Geltung kommen; wir sehen darin einen zwar beschränkten, aber doch redlichen und ehrlichen Gefellen auf eine sittlich ganz unverantwortliche, ja geradezu unmenschliche Weise am Karrenseil herumgeführt werden, dessen unbedingte Zerstreutheit durchaus keinen genügenden Grund zu solchem Strafacte bietet, und müssen von vornherein bei dem ganzen gefährlichen Experimente eher eine tragische als eine humoristische Wirkung erwarten, ja uns geradehin — und das wäre das Natürlichste gewesen — auf den völligen Wahnsinn des armen Opfers gefaßt machen. Die Konsequenzen, die Geibel aus jenem Experimente zieht, sind rein willkürlicher Art, und wenn auch im Lustspiele der Zufall ein sehr großes Recht hat, so darf das doch namentlich in einer tiefer intendirten Komödie, wie die vorliegende sein will, nur in einer Weise geltend gemacht werden, welche die künstlerische Motivirung nicht aufhebt. Das aber ist hier der Fall und darum hinterläßt das ganze Experiment einen so peinlichen, ängstlichen Eindruck: das ist eine der Intention zuliebe gemachte raffinierte Konsequenz, und der sittliche Eindruck, welcher damit bezweckt ist, löst sich auf, ja verkehrt sich in sein Gegentheil, weil er nicht aus der Situation und aus den Charakteren selbst herauswächst, sondern vom Dichter bloß decretirt wird. Und so bringt eben der an sich heitere Schluß keine Freude ins Gemüth, weil er an die vorangegangenen Begebenheiten nur angehängt ist. Der natürliche Fluß, das ist es, was diesem Lustspiele mangelt, welches nur ein künstliches Wasserlein ist, das durch allerlei Druckwerke und Maschinerien fortgeleitet und in Gang erhalten wird. Im Einzelnen hingegen bringt Geibel so viel Anziehendes, Reizendes, Frisches, Geistreiches, steigert seinen Dialog nicht selten zu einem so feinen Schliß und weiß sich in den verschiedenen Charakteren so frisch und lebendig zu halten, daß man wünschen muß, es möge das vorliegende Bändchen nicht die letzte Umarbeitung seiner Fabel sein. Vor allem scheint es nöthig, den Meister Andrea von Anfang an bedeutend weniger an unser Mitleid appelliren, ihn vielmehr irgend etwas verschulden zu lassen, das uns in den Stand setzt, ihm die folgende Strafe zu gönnen und von derselben seine Besserung und Heilung zu erwarten; sodann müßte diese Läuterung selbst in ihren einzelnen Phasen sich thatsächlicher und darum glaubhafter entwickeln, damit wir uns stets im Gefühle der organisch fortschreitenden Dichtung befinden und nicht immerfort den Dichter verspüren,

der, alle poetische Fäufung vernichtend, an seinen Menschen und Begebenheiten zerrt und fädelt. Es mag sein, daß ein künstlerisch gewandtes und geistvoll beflügeltes Spiel das Auditorium über unsere Bedenken im Momente der Darstellung hinwegreißt; allein dann hat eben der Schauspieler den Dichter verbessert und die Schwächen des Kunstwerks mit dem Glanze seines Talents übergossen. Das ist das Gefährliche der meisterhaften Darstellung einer Dichtung für den Dichter, daß sie ihn so leicht blind macht gegen die Gebrechen derselben. \*)

2. Bühnenspiele für das deutsche Theater von A. Bahn. Erster bis dritter Band. Berlin, Cassar. 1854. 8. 3 Thlr.

3. Lustspiele von Rudolf Genée. Erstes Bändchen. Berlin, Cassar. 1853. 8. 20 Ngr.

Es ist leider nur zu oft der Fall, daß Stücke, besonders Lustspiele und Poffen, von günstigen Stimmungen im Publicum, von einigen gelungenen Couplets, von gerngesehenen Schauspielern und von einem einmal in der Masse beliebten Autornamen getragen, auf der Bühne ein Glück machen, dessen sie sich bei eingehender Prüfung ihres Werthes in keiner Art würdig erweisen. Diese eben nicht sehr erfreuliche Erfahrung bestätigen auch die vorliegenden Bändchen Bahn'scher und Genée'scher Schwänke, von welchen sieben Stücken nur drei einigermaßen vor der Kritik bestehen. Die Bahn'schen Arbeiten: „Wenn Einen der Schuh drückt“, „Eine komische Geschichte“, und „Ein Mann wie viele“, sind eben Artikel wie viele, die, auf den nackten Zeitvertreib und die allgeringste Lust zielen, zur Kategorie der sogenannten Lückenbüsser des Repertoires gehören und kladderadatschmäßig zusammengeklüfft sind. Für die Kritik, die kein bloßer Anschlagzettel der Tagesamusements sein will, ist das jedenfalls kein Gegenstand tieferer Besprechung und sie erfüllt vollkommen ihre Pflicht, wenn sie derartige Dmge einfach registriert und den Verfasser oder Bearbeiter, dessen gleichfalls in dieser Sammlung befindliches Lustspiel „Buch III, Capitel I“ in d. Bl. bereits mit Anerkennung besprochen wurde, wiederholt recht ernstlich ermahnt, dem Leichtsinne und der Oberflächlichkeit seines Producirens, einer Manier, die schließlich zum gewöhnlichsten Handwerke führt, kräftig zu entsagen und sich höhere Ziele zu stellen, als den bloßen Zeitvertreiber für die Gedankenlosigkeit zu spielen. Es mag sein, daß das letztere Geschäft für den Geldbeutel ein sehr lucratives ist; daß aber der innere Mensch dabei seine Persönlichkeit einbüßt und allen innern Halt verliert, lehrt mehr denn eine trübselige Erfahrung.

Nicht viel Besseres läßt sich von den Genée'schen Lustspielen berichten, die derselben Mittelmäßigkeit fröhnen, wiewol der Verfasser mehr wirkliche Produktionskraft als der vorige Autor zu haben scheint, was sich in den „Gefandserrektionen“, die, obwohl zu lang gedehnt, dennoch wirklich komisch sind, entschieden äußert. Dagegen vermögen wir in seinem Schwanke „Durch“, zwar manche ergögliche Einzelheit, keineswegs aber eine Spur von dem „drahtischen, übermüthigen Humore“ zu entdecken, den eine gewisse Kritik darin erblicken wollte. Ueberhaupt ist es im höchsten Grade widerlich, was man gegenwärtig nicht Alles mit dem geduldbigen Worte „Humor“ bezeichnet. Jeder schale Witz, jede frivole Zweideutigkeit, jede abgeschmackte Phrasenbalgerei, kurz Alles, was nur einem für seine Dreier unter allen Umständen sich „ungeheuer“ amüsiren wollenden Sonntagsauditorium Spaß macht, das beklatscht eine gewisse theatralische Vergötterungscompagnie als Humor und überschlägt sich ordentlich wie gut abgerichtete Pudel in Befähigung der überschwänglichsten epitheta ornamantia. Wenn man das mit anhört, so sollte man glauben, der Humor ließe bei uns auf allen Gassen und die Leute wüßten sich, wie

die Schwaben vor den Mäusen, vor lauter Humor gar nicht zu lassen. Und so beliebt ist dies langwältige Wort, daß nicht wol einer etwas vornimmt und treibt — vom Kammerdeputirten und Kammerjunker bis zum Kammerdiener und Kammerjäger — er will sein Geschäft mit Humor treiben. Armer Humor! dir geht es wie den jungen Hunden, die das Vergnügen haben, den lieblosen Händen der Kinder anvertraut zu sein, oder wie den jungen Affen in den zärtlichkeitswüthigen Armen ihrer chères mamans: man hätschelt und schmeichelt dich zum Krüppel, „und das ist der Humor davon!“ Denn daß der echte Humor nicht die Trivialität, nicht die Prosa des Lustgefühls, sondern die Idealität, die Poesie desselben ist, was kümmern sich unsere dramatischen Affenmütter um solche „längst antiquirte“ Ansichten? Was haben sie damit zu schaffen, daß im Gebiete der heitern Muse selbst das wirklich Geistreiche erst dann Humor wird, wenn es auch poetisch und künstlerisch geistreich ist, und daß der Humor trotz aller äußerlichen Verneinung die ideale Welt in seiner durchaus bämischen Natur nur um so positiver befaßt? Was haben mit dem Allem unsere dramatischen Affenmütter zu schaffen? So viel Studium, so viel Arbeit und Mühe — wobei noch obenein eine sehr starke Dosis Talent höchst unverschämterweise gefordert wird — solche herculische Strapazen verträgt ihre überaus zärtliche Natur in keiner Weise: ihre Schwindsucht geht lieber auf Pump beim gefälligen Nachbar Franzmann und läßt sich ihre Schulden mit deutschen Thalern glänzend bezahlen: „i Geschäft bring's mal so mit sich!“ In der That, ein sehr rentabler Humor in unserer Zeit der fallenden „Papiere“. Doch wir wollen auch nicht ungerecht sein: so widerwärtig diese moderne Humorpharforcejagd immerhin ist, ihr liegt doch jedenfalls der dunkle Trieb der Allgemeinheit zugrunde, daß an der Hand des Dichters und Schauspielers aus der feriden, religiösen und politischen Rebelldüste und Wollenfinsterniß der Gegenwart ein wenig in die Sonne führen zu lassen und sich im warmen Scheine derselben von dem krankhaften Friesel zu befreien, es ist mit einem Worte ein instinctmäßiges Gesundheitserperiment. Wenn da nun die rechten Verge berührt zugreifen und die echte Arznei zur Anwendung brächten; wenn man wirklich wahrhaftigen, frischen, kerngesunden Humor den Patienten in kräftigen Dosen reichte; es würde das Medicament sehr bald als treffliches Universalmittel anerkannt und kein Begehren mehr getragen werden nach den Larven unserer neuesten Poffen- und Baudervilleapotheken. Aber deutsch muß man dabei zuwerke gehen. Wie wäre es z. B. — hätte dieses z. B. vertriebt sich demüthig unser Respekt vor gewissen ästhetischen Rhabamantien mit dem selbstthätigsten Privilegium de non appellando — wie wäre es also z. B., wenn man geradezu wieder zu unserm alten ehrlichen, gutmüthigen pfiffigen Handwurst griffe? War doch der brave Burke schon ein mal das Gefäß, in welches unser armes gemüthbedrängtes Volk unter und nach den Gräueln des Dreißigjährigen Krieges bis ins 16. Jahrhundert hinein seinen Unmuth über den Dreck, unter welchem es seufzte, ausgießen, in welchem es sich nicht genießen und auch einmal den Richter spielen durfte. Fröhlich die Karrenjache muß er ausziehen, von der Raste sich befreien und zur Mannichfaltigkeit des individuellen und nationalen Lebens sich emancipiren. Nun — nichts für ungut, ihr ihr gestrengen Herren Kunstästhetiker — es war nur so eine leise gedene Lessinggrille, die wir unter so entschuldigend vielen anderen Worten gelassenen Grillen doch auch einmal ganz schamlos anbringen wollten. Das aber müssen wir in dieser Sache noch bekennen: wir haben manchmal in den Marionettentheater und Kasperletheater Dinge gehört, die, weiß es Gott! er viel größeres Recht hatten, sich Humor zu nennen, als die „drahtische und übermüthige Humor“ der meisten unserer modernen sogenannten Lustspielbichter.

Das „Kloster von Rameng“ endlich, mit welchem Genée das in Rede stehende Bändchen seiner Lustspiele beginnt, ist eine ganz werthlose Komödie, wo Friedrich der Große als spiritus

\*) Bei den Darstellungen dieses Lustspiels scheinen aber dessen innere Gebrechen erst recht hervorzutreten, worüber man unter anderem die weiter unten folgenden Mittheilungen aus Berlin vergleichen möge. D. Red.

familiar einer abgeschmackten Dorflichei auftritt und schließlich den gutmüthigen Onkel spielt, der die verliebten Herzen zueinander gibt, nachdem er den mißliebigen Störenfried des Jodels tüchtig gefoppt und geprellt und zwischendurch mehrere sehr selbungsreiche Regierungsmaximen und philosophische Sentenzen zum Besten gegeben hat. Das ist denn doch wahrlich eine entschiedene Blasphemie, gegen welche sich jedes gesunde historische und patriotische Gefühl mit Empörung auflehnt. Mit einem Genius wie Friedrich ein solch triviales Possenspiel zu treiben, als wenn es der dumme Junge von Reifen wäre, heißt das historische Nationalbewußtsein eines Volks für eine kindische Spielerei erachten und Behe dem Dichten, der das thut: er hat seine eigene Würde verloren!

4. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. B. Gubig. Bierunddreißigster Jahrgang für 1855. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1855. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In dem vorliegenden Bande des „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ folgt dem Birch-Pfeiffer'schen Nährstüdt „Im Walde“, dessen Hauptknauffest in einer ganz gemeinen Prügelszene besteht, das Balthersche Schauspiel „Die Amerikanerin“, eine achtbare Arbeit, welcher zwar der Sonnenglanz schöpferischer Phantasie mangelt, die aber klar, verständig und besonnen wohlgezeichnete Charaktere in Conflict bringt und in ihrem Autor Talent für das Lustspiel offenbar erkennen läßt. Wäre das dritte Stückchen dieser Sammlung: „Verschiedene Wege“, von Gubig weniger sentimental und etwas tiefer fundirt, so dürfte man es ein gutes und wirksames Lustspiel nennen. Der Gedanke, das literarische Buschleppertum unserer Tage zu geißeln und die Nüchternheit eines realpraktischen Wesens und Berufs dieser faulen Lungerei gegenüber zu ehren, ist gerade jetzt mehr denn je berechtigt und bietet einen recht eigentlichen Stoff für eine feine Sitten- und Charakterkomödie; allein es müssen dann die Gestalten und die Begebenheit nicht so oberhin von der glatten Fläche weggegriffen werden, wie hier geschehen, sondern Charaktere und Handlung sind im tiefsten Zusammenhange mit den Richtungen und Kämpfen der Zeit aus dem Kerne heraus zu begreifen, und eine ethische Gerechtigkeit muß versöhnend über dem Ganzen walten. Daß der Repist dieses Lustspiels, der Journalist Uhlfeldt, ein ganz gemeiner, abgefeimter Schuft, so urpöliglich zu Kreuze kriecht, daß der hohle Dilettant Hildebert wieder Referendarus wird, darin offenbart sich eine Laune des Autors, kein höheres sittliches Gesetz. Und die Persönlichkeit des jungen Naturforschers Arnold, welche den soliden Geist moderner Wissenschaft repräsentiren und der rechte in die Augen springende Gegensatz von Uhlfeldt sein soll, wie schwach und matt ist dieses personifizierte pater peccavi! wie phyliströs und völlig undramatisch! Aber in seinen Weibern ist der Verfasser recht glücklich gewesen: Agathe und Klara sind warme, liebliche, echt weibliche Gestalten, an welchen einem das Herz ausgeht und erfreucht wird; nicht minder lebendig und charakteristisch ist die Landrätthin Drinbach, Florentine, das belletristische Weltbärgchen, und die alte ehrliche Martha, die ihren Herren deshalb auszankt, um mit Geld von ihm beschwichtigt zu werden und dieses dann seinem von ihm verstoßenen Schweftersohn, dem Dr. Arnold, in seine leere Börse als geheime Unterstützung seines Ohms fließen zu lassen. Der alte Medicinalrath Theben, der praktische, thätige, derbe Mann mit dem Herzen voll Liebe und Rechtsschaffenheit und mit dem Leisen Anflug von Sarkasmus, und die höchst komische Gestalt des Armenpflegers Kieker, welcher so tief in über-schwängliche Gefühlsmomente versunken ist, daß er vor lauter Nührungen in sich selbst ein Erzegoist geworden, während er sich für ein Opferlamm der Herzensgüte hält — das sind durchaus tüchtige und glückliche Figuren, die lebhaft bedauern lassen, daß Gubig sie nicht besser zu verwerten, sie nicht aus der Tiefe des Gedankens, den er in seinem Stücke nur so antippt, entwickelt hat.

Das vierte Drama des vorliegenden Jahrbuch: „Coligny“, von einem Ungenannten, bekundet ein ganz unzweifelhaftes poetisches und dramatisches Talent, das mit warmen und leuchtenden Farben malt und ohne alle Schwächlichkeit kräftig gestaltet und liebevoll schafft. Diese Dichtung quillt aus der Fülle eines echten Dichtergemüths: da ist Leben, Glut, Wahrheit, Poesie. Die hohe und edle Gestalt Coligny's, der da fällt, weil er zu viel und zu sehr vertraute, sodas sich hier eine Tragödie des allzu rückhaltlosen Vertrauens abspielt, Heinrich IV., der ritterliche Navarresenkönig, Karl IX., das schwache Werkzeug in der Hand des Verhängnisses und seiner Mutter, die unser Poet mit scharfen Bügen als ein dämonisches Wesen, als den Blutengel des Verhängnisses schildert, Guise, der tüchtige Mörder, und zwischen all diesen wildbewegten, stürmisch unter- und gegeneinander getriebenen Gestalten von dem düstern Hintergrund des Fanatismus sich lichtvoll abhebend, zu den Füßen des greisen Admirals, der wie ein Stern der Menschheit über dem Gewirre schwebt, das liebliche, hochmenschenlich-poetische Paar Taligni und Luise, daneben die milde und sanfte Gestalt des königlichen Leibarztes Dupuis, der auf die Frage, ob er Katholik oder Hugenott sei, erhaben antwortet: „Ich bin ein Christ“, ein Bürger der Zeiten, die da kommen, zu dem der unglückselige König Karl, als sein Schuldbewußtsein ihn niedererschmettert, sich rettet mit dem Seufzer: „Gott sei Dank, da ist ein Mensch!“ — welche Fülle der Gestaltung! welcher Reichtum der Charakteristik! welche dramatische und tragische Entwicklung der Handlung! Die Hand eines geschickten Dramaturgen oder Regisseurs, am besten des Dichters selbst, kann durch besonnene Kürzung dieses schönen Drama mit leichter Mühe bühnengerecht machen, und es wäre lebhaft zu bedauern, wenn der ins Kirchlich-Politische greifende Stoff der Dichtung die Aufführung behinderte.

Die „Gräfin von Rochepierre“, eine Lustspiel-Figge des Grafen Rehlinger, schließt den vorliegenden Band des „Jahrbuch“ mit einer zwar nicht neuen, aber immerhin ergötzlichen Situation, deren weitere Ausarbeitung dem Verfasser wol zu rathen wäre. Das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ von F. B. Gubig hat in seinen 34 Jahrgängen nun schon so manches treffliche und tüchtige Bühnenstück gebracht und ist eine fast ehrwürdige Tradition geworden, sodas wir den Wunsch nicht unterdrücken können, es möchte durch unbeirrteste Verfolgung eines scharfern Princip's, einer ganz entschiedenen Tendenz sich einen umfassenden und dauernden Einfluß auf die dramatischen und bühnlichen Verhältnisse Deutschlands erwerben. Dies könnte in dreifacher Weise geschehen, indem das „Jahrbuch“ entweder nur das anerkannt Trefflichste neuerer deutscher Dramendichtung brächte, oder lediglich solche Stücke, die allein wegen auferküntlicher Bedenken von der öffentlichen Darstellung ausgeschlossen sind, oder endlich Arbeiten talentvoller Anfänger, welche, weil nicht bühnengerecht, unausgeführt blieben. Ein ähnlicher Vorschlag ist unsers Erinnerns schon früher in den leider eingegangenen, von unserm Rötcher so trefflich und geistvoll geleiteten „Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur“ ausgesprochen worden, und es ist nicht zu zweifeln, daß, wenn das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ dieses Vorschlags sich bemächtigen wollte, ihm dadurch ein durchgreifender Einfluß auf die dramatische Production zum Heile derselben erwachsen würde.

5. Kleinigkeiten. Lustspiel in vier Aufzügen von Moriz Giltisch. Sena, Hochhausen. 1854. 8. 20 Ngr.

Ueberall Kleinigkeiten und nichts als Kleinigkeiten, die aber mit einem Zauberfluge zu Großheiten werden, sowie das liebe Ich von ihnen tangirt wird. Dieser praktische Satz soll sich im vorliegenden Lustspielchen dramatisiren, gewiß ein glücklicher und lohnender Komödienstoff; aber Giltisch hat, statt sich an seinen Gedanken zu halten und all die mannichfach komischen Situationen, die aus ihm hervorgehen und die an sich selbst und Andern zu beobachten man tägliche Gelegenheit hat, sich natürlich aus der Hauptsituation entwickeln zu lassen, seinen guten und gesunden Stoff sich verflüchtelt und, wo so viel Reales und Wahres sich ihm bot, Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Entferntes herbei geholt, bis

Gefäßes herangezogen. Um nur so sein Thema zu erschöpfen, nur ja nichts darin zu vergessen, hat er allerlei abgelegene Möglichkeiten und Begrenztheiten durchgehessen und, was rings um ihn munde und blühte, übergegangen; er hat den Wald vor Bäumen nicht gesehen und mit einer so störenden Trägheit und Hast, mit einer so indiscreten Unschlüssigkeit sein Ziel verfolgt, daß er trotz mancher karischen Einzelheit es bis zum Humor in keiner Art gebracht hat. Darum will kein richtiges Behagen aus diesen Vorgängen und Persönlichkeiten sich entwickeln, weil sie es nicht in sich tragen, weil der Autor mit ihnen nur Schachzüge thut, weil sie kein wirkliches Leben und keine rechte menschliche Wahrheit bestrahlen. Dem Verfasser mag das selbst nicht verborgen geblieben sein, denn er versucht manchmal mit einer Art Gewaltthat einen natürlichen und freien Ton aufzuschlagen; aber dann wird er leider roh und ungeschicklich, oder ist die Persönlichkeit des verstorbenen und halbverrückten Förstersohnes mehr als ein ungeschlagener Flögel, sind die Stemen, die derselbe in nota bene seiner Gesellschaft spielt und die diese mit ihm spielt und von ihm duftet, etwas Anderes als Kneipenwirtschaft bis zum Ekel? Und welch ein platter, wih- und pointelloser Schluß, der ohne allen Zusammenhang mit der übrigen Handlung nur ebenso draufgepöpst ist, wie der Papen ins Kraß, nicht wachsend von innen heraus, sondern von außen mit Willkür hineingetrieben. Giltig ist gewiß nicht ohne Begabung für das leichtere Lustspiel; aber er muß sich in seinem Kreise erst frei und natürlich bewegen lernen.

6. Das Wunder. Eine Komödie in vier Acten von Adolph Senée. Berlin, Desser. 1854. 8. 20 Ngr.

Dieser Schwanke unterliegt insofern demselben Tadel wie der vorige, als auch hier die äußerst günstige Situation keineswegs gründlich und geschickt benutzt worden ist. Der Autor hat jene Charakterlosigkeit dramatisch abstrafen wollen, welche die Wahrheit nicht zu ertragen vermag und aus Feigheit an Schein und Schwindel sich verkauft, so daß sie der Spielball jedes Schalks wird, der auf diese Schwäche und Erbarmlichkeit zu speculiren versteht. Es ist also eine durchaus sittliche Wirkung mit diesem Stücke erstrebt, aber nicht erreicht; denn der ganze Schwindel des Schalks von Leinweber, der dem Könige ein Tuch zu weben verspricht, das nur Der nicht sähe, der seines vermeintlichen Vaters Sohn nicht sei, wo denn der König und seine Schranzen, welche das gar nicht vorhandene Tuch nicht sehen, aus Furcht, der Leinweber könnte doch ein Saubere sein und Recht haben, so thun, als ob sie es sähen, und dadurch heillose Verwirrung erzeugen, die endlich die furchtlose Rechtschaffenheit der Königin und des Königssohnes glücklich löst — dieser ganze Schwindel, meinen wir, beruht viel zu sehr auf rein äußerlichen Zufälligkeiten und drückt, so wie er hier auftritt, die Beschwindelten zu tief in Dummheit und Hirnlosigkeit herab, als daß dabei noch etwas Interesse an ihrer Persönlichkeit verbliebe, und das muß doch, mindestens dem Könige gegenüber, einigermaßen vorhanden sein, wenn die dadurch an dieser Gestalt bewirkte sittliche Reinigung unsern Antheil erwecken soll. Das Märchen ist zu plump zur Erscheinung gebracht; die Persönlichkeiten, welche sich durch dasselbe in seinen vom Autor beliebigen Manifestationen verenden und einschüchtern lassen, vernichten sich dadurch unwiederbringlich in unserer Achtung. Senée mußte die Experimente des Leinwebers feiner und schlauser auftreten lassen, sie dem Zuschauer und Leser selbst etwas glaublich darstellen. Das wäre eben eine künstlerische Aufgabe gewesen; aber freilich, Senée hat weißt sehr glückliche Einfälle, nur keine rechte liebevolle Ausdauer, sie gründlich auszuarbeiten und auszufüllen; sein glückliches Talent könnte bei ernstern Fleiße in der Komödie so Nützliches leisten — warum steht er sich selbst so im Wege und ist sein eigener Dummthum?

7. Ueberall Besitzen. Schwanke in einem Act. Neue Bearbeitung von Joseph Wandelschagen. Hamburg, Verensohn. 1853. Gr. 8. 6 Ngr.

8. Nr. 22 oder 2, 12, 47. Socialstudien in einem Aufzuge von J. D. David. Zweite Auflage, vermehrt durch einige bisher ungedruckte Arbeiten. Hamburg, Meyer. 1853. 16. 6 Ngr.

Diese beiden Schwanke, die offenbar eben nur Schmalz sein wollen, sind recht geeignet für Sammentheater und kleine Vorstadttheater; in das Gebiet derjenigen Literatur, die literarische Ziele mit Bewußtsein verfolgt, gehören sie nicht, wenn sie auch gar nicht gehören, und so haben wir nicht eigentlich über sie zu urtheilen. An dem angegebenen Orte werden sie wegen ihrer Unwahrscheinlichkeiten oder vielleicht gerade um desswillen gewiß Beifall finden und damit ihren Zweck erreichen.

9. Die gelehrten Frauen. Lustspiel in fünf Aufzügen nach Mollière, mit Einleitung und Noten von Adolph Laun. Bremen, Schönmann. 1854. 8. 15 Ngr.

Unter denjenigen Franzosen, die trotz ausgeprägter Nationalität allgemein Nützliches und Dauerndes geschaffen haben, steht Mollière unstreitig obenan, und Laun hat ein volles Recht, gerade auf diese urgeniale Persönlichkeit hinzuweisen und den Studium derselben mit Liebe sich hinzugeben. Allein hier wäre eben zu wünschen, daß der Autor für seine Uebersetzungen gerade die Stücke gewählt hätte, welche von ganz besonders allgemein gültigem und dauerndem Gehalte sind, und wenigstens zunächst nicht ein solches, von welchem dies nur bedingungsweise zu sagen ist. Denn wenn auch die Blaudrumpferi unserer Tage aus denselben Quellen fließt als jenes französische „Precieusesurhum“, so gestalten sich ihre Erscheinungen und der ganze Habitus doch durchaus anders, und die Zustände der in den „Gelehrten Frauen“ geschilderten Verhältnisse sind viel weniger bekannt, als daß sie auf unserer Bühne — und das Theater scheint Laun besonders vor Augen gehabt zu haben — gedruckt und verstanden werden würden. Sollen sie das, so mußten die „Femmes savantes“ nicht bloß übertragen, sie mußten gründlich und sorgfältig bearbeitet werden; Laun hat nur das erstere gethan, obwohl ihm dies höchst anmuthig und gewandt mit gräßlicher Ueberwindung fast aller Schwierigkeiten im Wege zu richten gelungen ist. Die Uebersetzung, die er geliefert, ist trefflich, und wir zweifeln nicht, daß es seine Bearbeitung der Umarbeitung auch gewesen sein würde. Denn Laun kommt seinem Talente durch das gründlichste Studium seines Stoffes zu Hülfe und umfaßt das ganze Jahrhundert dieses glänzenden Genies im Ganzen wie im Detail mit gründlichster Aufmerksamkeit. Sehr interessant sind in dieser Beziehung die Einleitung und die Noten, welche unser Autor seiner Uebersetzung beigelegt hat.

10. Freude macht Angst. Lustspiel in einem Act, nach den Französischen der Frau Emile de Girardin, übertragen von W. Bachmann. Berlin, Desser. 1854. 8. 10 Ngr.

Die Idee zu diesem Stüchchen ist aus dem Leben gegriffen und in gewisser Art originell; aber die Behandlung ist gar zu larmoyant, gar zu vorstadttheatralisch und abschüssig und der Schluß des Ganzen durchaus unbefriedigend, eben untheilweise gelöst. Die Uebersetzung kann sorgsam und correct genannt werden.

11. Ein Tag im Gasthose. Lustspiel in fünf Acten von Heinrich Kuperti. Bremen, Kühnemann u. Comp. 1854. 16. 10 Ngr.

Der junge Herr von Rosen begibt sich aus Verweilung über eine ihm von seiner Geliebten zugesagte Schenkung und aus Furcht wegen demokratischer Studentenrevue von hoher Polizei beim Ohr genommen zu werden, auf dem Wege nach Amerika und wird von seiner trostlosen Braut und ihrer Freundin nebst Kammermädchen verfolgt. In Bremerhaven findet denn die Braut nach einigen Capricios den unglücklichen Gatte, die Freundin einen Oligarchen, die Joke den

Gefühls und alle drei kommen glücklich unter die Haube. Das ist der sehr einfache und harmlose Fabel dieses Stücks, die aber allerliebst — und dem Lesende des Autors zu hohem Lobe gereicht — mit sehr wenigen Mitteln spannend und anziehend durchgeführt wird. Ein reines, unumterres Begehren, eine merckwürdige Heiterkeit belebt das Lustspiel vom ersten bis letzten Verse, und eine ungefügte und anmutige Poesie gibt demselben eine eigenthümliche Reize. Die Charakteristik ist meist vortrefflich, die Sprache klar und, wo es sich eignet, schmunzvoll, aber ohne allen leeren Pomp, und gleich die ersten Verse führen kräftig und unmittelbar in die Situation und Zustandslosigkeit des Stücks hinein, dessen Gang nie erlahmt, was bei fünf ziemlich umfangreichen Acten und bei der überaus einfachen Fabel gewiß kein kleines Verdienst des Autors heraushebt, der auch in der Form seiner Arbeit alles Lob verdient. Einige Zusammenschiebung und einige Schärfung der etwas maten Motive zu Rosen's Flucht wäre für die Aufführung zu raten, die dem heitern Stücken aufzuhelfen zu wünschen ist. Wir haben wenig poetische Lustspiele: Ruperti scheint ganz angethan, in diesem Gache Lüstiges zu leisten, und wir wollen ihn darauf ernstlich und mit beglückender Anerkennung seines schönen Talents hingewiesen haben.

19. Gift. Lustspiel in zwei Acten und in Versen nach Emile Augier von A. Erhard. Leipzig, Wagner. 1855. 8. 16 Rgr.

Die unbedeutende Fabel dieses Stücks, welche einen jungen griechischen Waise durch eine weibliche Unschuld vom Branden retten läßt, ist doch wahrlich nur geschrieben, damit die beiden alten Tongenichte Paris und Kleon sich gegenseitig lächerlich machen und blamiren können. Und das letztere geschieht eben nicht auf die anziehendste Weise, vielmehr recht plump, recht gemein, recht im Stil der gewöhnlichen Kladderadatschkomik. Vergleichen brauchte Erhard nicht erst zu überlegen, lieber haben wir solches Zeug auch und nicht wenig; aber daß Erhard ein guter und gewandter Uebersetzer ist, darf ihm nachgesehen werden.

20. Zerthum und Liebe. Lustspiel in vier Acten von F. Buffe. Bremen, Straß. 1855. 8. 10 Rgr.

Diese nach spanischen Mustern gearbeitete Verkleidungskomödie, welche sich zuweilen zu einer gewinnenden Innigkeit der Empfindung erhebt und auch ab und zu den komischen Ton glücklich zu treffen weiß, ist doch viel zu romanhaft concepit und behandelt, ergeht sich in viel zu abgebrauchten Motiven und beleckigt das Ohr zu oft durch schlechte, ja ganz falsche Verse, als daß man sich an dem Ganzen poetisch und humoristisch erbauen könnte. Man hat vielmehr davon den Eindruck wie von einer nicht eben gelungenen Uebersetzung, und die Ver- und Entwicklungen des Stücks sind so sehr bloße Maschinerie, daß man unwillkürlich an Puppen- und Automatenkomödien erinnert wird. Buffe muß sich freier und selbständiger bewegen lernen und in seine Menschen und Handlungen mehr Wahrheit und Tiefe legen, wenn er nicht sehr bald am Ende seiner Productionen stehen will; alles Gemachte hat keine Zukunft.

## Berliner literarische Zustände.

### V.

Meine erste Pflicht soll es heute sein, eine Immortelle von Freundschaft auf das in den freien Bergen Helvetiens geschaufelte Grab zu legen, das in sich einen Mann umfaßt, den die Presse besonders ehren und beweinen muß. Ich meine Friedrich Paalgow, den Mitarbeiter der „Nationalzeitung“, welcher in den letzten Tagen des September zu Warau dahingefahren. Sieben Jahre lang hat dieser biedere und edle Geist mit seinen ausgezeichneten Kenntnissen der „Nationalzeitung“ gebient, ihm und seinen gediegenen, oft bewundern

swürdigen verbandt sie zumiß, was sie ist, was sie gilt. Ich will nicht hoffen, daß der „Nationalzeitung“ jezt Reiner werden sollte, nachdem sie ihn verloren hat; ich glaube, daß sie niemals vergessen wird, wie Paalgow — es ist schwerlich zu viel gesagt — die „Nationalzeitung“ gehoben und gerettet und der ganzen demokratischen Partei in Preußen Basis, Princip und Zusammenhang verliehen hat. Die Journalisten in Deutschland theilen fast alle Paalgow's Loos; wie bedeutend sie auch sein mögen — man kennt sie nicht! Die deutschen Journalisten belehren und predigen und bilden jeden Tag; aber man kennt sie nicht und ehrliche Menschen zucken zuweilen noch die Achseln voll Misachtung, wenn man von „Zeitungschreibern“ spricht. Und wie bilden sie durch die Presse, deren Sklaven sie sind! Und doch sind sie es, welche für die Aufklärung des Volks sorgen, wenn ihre Artikel vielleicht auch nur dem Bedürfnisse entsprechen, zu leben an jedem Morgen und zu sterben an jedem Abend: quae locus miseris tam diu cupido? So wußten es auch nur Wenige, daß Paalgow, ein bescheidenes und unermüdblich fleißiger Mann, jene Zeitartikel der „Nationalzeitung“ schrieb, die trotz ihrer oft ermüdenden Länge gebiegenes Gold des Geistes waren und von welchen z. B. die mit der Devise: „Keine Denkschrift, aber eine Schrift zum Denken“, die Verdienste Göttaubriand'scher Broschüren besaßen. Jetzt ist dieser unermüdblich thätige Geist todt; er ist wirklich todt, denn er ist schon vergessen, wenn man auch schrieb, er werde unvergesslich bleiben: er war ja nur ein Journalist! Aber mindestens soll die Presse ihre Helden ehren, wie sie es vermag; denn sie hat Ursache, diese Wenigen in Gold zu fassen; indem sie ihre vornehmsten Geister ehrt, ehrt sie sich selbst am meisten. Die Journalistik, dies große intelligenteste Schulhaus, die Presse, diese öffentliche und mächtige Lehrerin, bedarf der Energie und Weisung; sie ist es, die belehrt, und Alle, die mit dem Pinsel, dem Griffel oder der Feder malen, macht nur sie berühmt und groß. Um deshalb auch Ihre einem Journalisten, der der ganzen Presse zu früh entrissen wurde! —

Um von diesem tragischen Falle zu etwas Heiterem überzugehen, erlauben Sie mir wol nur drei Urtheile der berliner Kritik über die neueste Aufführung der Mozart'schen Oper „Idomeneus“ anzuführen; daraus werden Sie sehen, welchen verschiedenen Begriffen sie in ihrer Aesthetik unterworfen ist. Die „Vossische Zeitung“ verehrt diese Oper, nennt das Werk ein edles, erhabenes und dessen Aufführung in Bezug auf das Orchester eine hoch ausgezeichnete. Hellbad sah überdies das Haus voll besetzt. Koffka nennt diese Oper in der „Montagspost“ einen antiquarischen Versuch Mozart's, der nur geeignet sei, auf Provinzialbühnen und in Privatconcerten gegeben zu werden. Das Haus war bei ihm schlecht besetzt. Die „Kreuzzeitung“ endlich mit Hans von Bülow, der bei seinem ersten Kritikdebit gleich versicherte, daß er alle Musikanten zweiten Rangs erlaube, ihn mit Dilettanten zu ihren Concerten zu verschonen, sagt, daß „Idomeneus“ über die Bühne „geschlichen“ sei, und nennt dabei Hellbad, man weiß nicht weshalb, einen Spontinoverbrecher und sein Lob ein unehrliches Preislied des „Idomeneus“; schließlich ist er sogar so angeekelt von der Execution des Orchesters, daß er gesperrt ausruft: „Ist denn kein Spontini da, um die Opern Gluck's und Mozart's wieder zu Ehren zu bringen und das alte musikalische Drama wieder in seine Würde einzusetzen?“ Indessen kann man wol hierbei fragen, wem das vertrauende Publikum glauben und wie man überhaupt da über die Kritik urtheilen soll. Ueberhaupt könnte man einer gewissen Sorte der berliner Tagespresse einen Leichenstein mit der Inschrift setzen, welche sich auf dem Grabmal einer Schriftstellerin befand:

Hier liegt die Frau, die, eh' sie starb,  
Zehntausend Ries Papier verbrat.

Ich komme jetzt zu der Aufführung von Emanuel Schell's „Meister Andrea“, dem bedeutendsten dramatischen Ereigniß der Hofbühne. Die berliner Kritik ist — ich will ihre guten Seiten nicht unterschätzen — ausgezeichnet, sobald es sich darum

handelt, ein Theaterstück schlecht zu machen, welches auf der Hofbühne aufgeführt wird. Sie ist entweder so erbittert gegen die Intendanz oder wirklich schon von zu classischem Geiste besetzt, als daß sie umhin könnte, jedesmal entschieden gegen eine Novität auf der königlichen Bühne Fronte zu machen; es ist förmlich, als wenn sie sich voll Hunger darauf stürzte, um sie zu verschlucken. Ich bin überzeugt, daß selbst ausgezeichnete Novitäten von ihr entschieden getadelt würden, weil es einmal so Stil und Sitte gegen die königliche Intendanz geworden ist. Deswegen konnte auch Jeder im Voraus wissen, daß Seibel's „Reisler Andrea“ kein anderes Schicksal aus Princip erleiden würde. In diesem Falle hatte die Kritik jedoch Recht; denn dies Stück unsers modernen Lyrikers ist in der That ein höchst schwaches Product, in welchem sich kaum eine Spur dramatischer Begabung verräth. Emanuel Seibel wird unserer Meinung nach wohlthun, nach dem dramatischen Lorbeer nicht weiter zu verlangen. Indes sehe ich mich bewogen, einer in einem auswärtigen Journal aufgestellten Behauptung entgegenzutreten, wonach die ungünstige Aufnahme des Stücks in Berlin nicht bloß den Mängeln des Stücks, sondern auch der ungenügenden Aufführung zuzuschreiben sei. Von Seiten des ganzen Personals und namentlich von Seiten Kott's wurde vielmehr mit großer Bravour gespielt, so gut, wie es für ein solches Stück nur immer möglich war. Ich bin demnach auch überzeugt, daß das am Schluß stark vernehmbare Rischen und Pfeifen nur aus Achtung vor den Leistungen Kott's und der übrigen Schauspieler verstummte. Aber einem Publikum wie dem Berliner aufreden zu wollen, daß ein vernünftiger Mensch sich durch seine Freunde zu der Uebergewinnung bringen lassen werde, er sei nicht der Bildschnitzer Andrea, sondern der Musiker Matteo — dazu brächte es keine schauspielerische Göttertruppe, viel weniger die gut menschliche des Berliner Hoftheaters. Seibel hätte seinem Stücke bei weitem mehr Werth und Erfolg gegeben, wenn er den Bildschnitzer Andrea scheinbar auf den Schmerz seiner Freunde eingehen ließ und so am Ende sie selbst prellte; indem er aber etwas Großes und Hohes hineinlegen wollte, hat er daraus etwas Lächerliches gemacht und das muß für einen Dichter, besonders einen Lyriker — furchtbar sein!

Wenn, um noch ein mal auf diese zurückzukommen, sich einerseits die berliner Tagesliteratur in einem ewigen und schiefgelaufenen Kreisgang bewegt, so ist es derselbe Fall mit einem großen Theil des berliner Lesepublicums. Fast nirgends mehr als unter diesem weissen Volke der „nordischen Metropole der Intelligenz“ ist jene Ansicht eingebürgert, wonach der Schriftstellerstand von heute, wie der Schauspielerstand von vor hundert Jahren, mit Misachtung beehrt wird. Die allgemeine Ansicht über die Schriftsteller ist folgende und ich rufe sie alle zu Bürgen dieser Behauptung auf: entweder sind die Schriftsteller Gelehrte oder sie sind gewöhnliche Scribenten; die erste Kategorie ist pedantisch, mürrisch und Welt und Menschen positiv feind; die zweite Classe besteht ausschließlich aus zügellosen Leuten, übermüthigen und herzlosen Demagogen, die zu Allem fähig sind. Diese schmeichelhafte Vorstellung quält außer dem intelligenten berliner Lesepublicum auch den größten Theil des deutschen Volks. In England und Frankreich ist die Literatur populär und eine der lieblichsten Blumen, die die Nationen sich zu pflanzen zur Aufgabe gemacht; in Deutschland, jenem Lande der höchsten Intelligenz, ist die Literatur ein notwendiges Uebel, etwa eine Biene, auf welche man geht, um sich Futter für das liebe Vieh zu holen. In Berlin, wie auch sonst so ziemlich überall in Deutschland, ergötzt sich die Masse meist nur an dem Stadtsclatsch und an lokalen Scandalgeschichten, in deren Fabrication gewisse berliner Blätter, diese Spiegel der Intelligenz, Unerreichtes leisten und eine Anerkennung verdienen, die ihnen die Mühe ihrer geistigen Anstrengung belohnt. Außer diesem Vergnügen des Lesepublicums sucht es seine geistige Nahrung in den 60 Leihbibliotheken der Residenz, welche mit den Uebersetzungen französischer Romane ausgestattet deutsche

Originalromane nicht eher kaufen, als bis sie dieselben für 25—30 Procent beschaffen können. Da nun die berliner Lesewelt Bücher, selbst von Koryphäen der deutschen Literatur verfaßt, zu kaufen für einen Lurus hält, der noch über ein Champagnerfrühstück in irgend einem eleganten Keller geht, so sah ihr die deutschen Romane gänzlich unbekannt, bis sie wegen Mangels übersehter (und wie übersehter!) ausländischer Romane vom Leihbibliothekar mit Widerstreben ein Product eines deutschen Schriftstellers erhalten, von welchem sie im Voraus die Meinung haben, daß sein Buch nicht mit dem eines französischen Autors, etwa Paul de Kock oder Sue oder Dumas, in Vergleich zu bringen sei. Dies Bild ist allerdings sehr traurig, aber Jeder, der irgendwie Beobachtungen darüber angestellt, wird es leider bestätigt finden.

Edward Schmidt.

### Das arabische Hohe Lied der Liebe.

Das arabische Hohe Lied der Liebe, d. i. Ibnol Faridh's *Lilâh*, in Text und Uebersetzung zum ersten male zur ersten Sclarsfeier der k. k. orientalischen Akademie herausgegeben von Hammer-Purgstall. Wien, Hof- und Staatsdruckerei. 1854. 4. 3 Bde. 10 Rgr.

Dies ist eines der glänzendsten Werke, welche aus der berühmten Druckerei hervorgegangen sind, ein wahres Meisterwerk, welches schon durch die äußere Pracht, mit welcher es ausgestattet ist, das Augenmerk auf sich zieht.

Es enthält ein im arabischen Text und in gereimter Uebersetzung mitgetheiltes mystisches Gedicht des größten mystischen Dichters der Araber, des Omar Ibn-el-Faridh, von dessen Dichtungen dem europäischen Publicum bisher sehr wenige bekannt geworden sind, und so verdient das Buch schon durch die Neuheit seines Inhalts eine größere Beachtung.

Der berühmte Herausgeber macht in der Vorrede auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam, mit denen das tiefere Verständniß mohammedanisch-mystischer Werke für Kundige und Richtkundige verbunden ist. Es bedarf für letzteres eine so gründlichen Kenntniß des ganzen Kreises der religiösen Ideen, wie sie sich innerhalb des Islam ausgebildet haben, daß erläuternde Anmerkungen entweder durch ihre Weitläufigkeit dem ästhetischen Genuß Eintrag thun, oder wegen ihrer Kürze ihren Zweck verfehlen müssen.

Aus diesen Gründen wird wol das Verständniß auch des vorliegenden Werks dem größern Leserkreis mehr oder weniger verschlossen bleiben. Vielleicht aber, daß der Versuch, den Inhalt desselben in allgemeinen Umrissen für schildern, den einen Leser d. Bl. veranlaßt, sich mit der großen Erbscheinung des Mysticismus vertrauter zu machen.

Der Grundgedanke aller Mystik ist der, daß der Mensch ursprünglich eins mit der Gottheit, als solcher von dem Sorgen losgerissen zu ihm zurückkehren und mit ihm sich wieder vereinen muß. Der einzig mögliche Weg, welcher zu diesen Zielen führt, ist die Liebe, die ihn mit Gewalt zu dem Unendlichen hingieht, sobald er dem Falter gleicht, welchen der Schein des nächsten Lichts anlockt. Die Befolgung der göttlichen Befehle ist hierbei nur eine niedere Stufe der Vervollkommenung, aber es ist eine nothwendige, von der ein Schritt aufwärts zu dem Glauben führt, aus dem sich wieder jenes mächtigste Gefühl der Sehnsucht und der heißesten Liebe entwickelt, das nur in dem Gedanken an ihren Gegenstand, in dem Schmerz über die Trennung von ihm und der nie sinkenden Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit ihm seine Befriedigung findet.

Daß bei dieser Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu Gott der Phantasie natürlich der freieste Spielraum gelassen ist, läßt sich leicht denken. Je weniger pedantisch sie sich in die Form hält, die für sie ja eben nur Form ist, desto weniger scheut sie sich, dies Verhältniß sich unter den sinnlichen Formen klarer zu machen, da für sie ja natürlich die Sinnlichkeit



nur ein Symbol oder Abglanz der ätherischen Gottesliebe ist. So wird die Gottheit der Bräutigam der bräutlich sich sehnen- den Seele, die keinen andern Wunsch kennt, als mit ihm sich in Eins zu verschmelzen.

Diese Liebe feiert Omar Ibn-el-Faridh in dem hier vorliegenden Gedicht. Für ihn ist die Gottheit das Urbild aller Schönheit, er denkt sie sich als die Braut der menschlichen Seele, deren Schönheit auch ihn mächtig angezogen hat. Aber er lebt getrennt von ihr, wie ein Bräutigam getrennt von seiner Braut, welche mit ihrem Stamme fortgezogen ist und ihm nur den Schmerz der Trennung und Sehnsucht zurückgelassen hat. Vergebens hat er getrachtet, den innern Kampf seines Herzens zu überwinden, aber

Die Ährn' schwagt aus die Luft, der Brand des Herzens Weh,  
Denn dies die Uebel sind, woran zu Grund ich geh'.

In Ährnen ich erkrank', wenn nicht der Guss der Thränen wäre,  
Und der verdorrte Muth, wenn nicht die Thräne wäre.

Und so bemerkt der Lebensbuhler seinen Kummer:

Er legt sein Ohr ans Herz, wie Raufwurf, der vielhörig.

Und weiß auch ohne Aug', was in demselben körgt.

Und durch ihn erfahren die Stammesgenossen das Geheimniß seines innern Schmerzes. Vergeblich wäre es, bei ihnen Trost und Linderung zu suchen, da sie ja die Tiefe seiner Schmerzen nicht verstehen, und so kann er nur auf den Tod, den Bringer der Heilung, warten:

Was du an Gram mir gibst, jäh' ich zu den Geschenken.

In Lösung unsres Wunds ist nimmermehr zu denken.

Was mir auch widerfährt von dir an Qual und Plagen,

Ich werde danken dir, hatt' ich mich zu betlagen,

Und wenn die Qualen auch die Gnaden überkegen.

So werd' ich dankbar mich für deine Lieb' erzeigen.

Was mir von dir zukommt an Unglück und an Peinen,

Wird hatt' Herzweiffelung als Kleid der Schuld erscheinen;

Was Gutes ich erfuhr, ward mir von Ewigkeit,

Das Böse ist ein Werk des Sklaven in der Zeit.

Wer dich mich tadelst, will zum Irrthum mich verleiten

Und nur aus Eifersucht mir falschen Pfad bereiten.

Mit solchen Betrachtungen tröstet sich der Liebende dem Bösen in der Welt gegenüber, das ihn immer wieder von dem Gegenstande seiner Sehnsucht abziehen sucht, dessen Schönheit allein ihm Stärke zum Dulden gibt und dessen Reiz so mächtig ist, daß man nicht etwa bloß Freundschaft gegen ihn fühlen kann, sondern daß der Drang heißester Liebe das Herz zu ihm hingieht.

Wenn anderer Gedank' als du mir wäre werth.

So wäre ich dadurch abtrünnig schon erklärt.

Denn mir ist dies Befehl: thu', was du willst, mit mir,

Denn ich verlange nur nach dir und nichts von dir.

Der letzte Schwur ist der: bei unsrer festen Liebe!

Nichts misstet und nichts trübt die gegenseit'gen Liebe.

Diese Verbindung der jetzt von der Gottheit getrennten Seele ist eine uranfängliche, darum kann der Schmerz auch nur in der Wiedervereinigung mit ihr seine Heilung finden und der Liebende nichts als den Tod aus Liebe suchen:

Der Tod aus Liebe ist mein einziges Verlangen.

Auch ohne den Genuß sei mir das Sterben werth.

Wenn meine Liebe sich dadurch für dich bewährt.

Gedör' ich dir nicht an, so seh' ich Ruhm darin.

Nur im Verdacht, daß ich dein Liebender, zu sein.

Die Drohung mit dem Tod, sie macht mich nicht zittern.

Sie mag die Andern mit Furcht und Graus erschauern.

Wenn mir der Tod, den du verheißest, widerfährt.

So wird erhöht nur mein Preis und in'rer Werth.

Ich sperre heraus den längst beschloss'nen Tod.

In Dem, was du bestimmst, thut der Wersuch nicht noth.

Je heftiger den Liebenden seine Stammesgenossen wegen seiner thörichten Liebe schmähen, je bitterer er deshalb verpöthet und verhöhnt wird, desto enger schließt er sich im Geiste an

den Gegenstand seiner Sehnsucht an, desto heißer wird die Liebe zu ihm:

Es würde ohne Schmach die Liebe mir nicht schmerzen

Und ohne Liebe sich die Ehr' vor mir verkehren.

Der Irrsinn ist mein Schmach, den die Natur verschmäht,

Und meine Ehre in Erniedrigung bekehrt.

Ungleich schwerer aber als dieser Kampf gegen den weltlichen Sinn der Umgebungen ist der gegen die eigene Sinnlichkeit, welche irdische Schönheit so leicht mit überirdischer verwechselt und über dem sinnlich Wahrnehmbaren das Unsichtbare vergißt. Jedoch auch aus ihm geht der wahrhaft Liebende siegreich hervor, indem er sich immer des wahren Gegenstandes seiner Liebe bewußt zu bleiben sucht und sich vergewissert, daß diese höhere Liebe ihm von Ewigkeit an gegeben wurde:

Die Liebe wurde mir geschenkt von Ewigkeit,

Am Tage des Vertrags, vor dem Beginn der Zeit.

Die Liebe kam mir nicht durch's Ohr, nicht durch den Blick,

Nicht durch Erwerb und durch natürliches Geschick.

Mir ward vor meinem Sein die Liebe zugesprochen,

Und trunken war ich schon, eh' als ich noch geboren.

Darum kann und muß er dieser Liebe auch getrost Alles opfern, was ihn an der Wiedervereinigung mit ihrem Gegenstande hindern könnte; zuerst den eigenen Willen, der in dem der Geliebten vollkommen aufgehen muß, dann die Liebe zu äußerem Schmach, der ja nur ein schwacher Abglanz ihrer Schönheit sein kann, und jede sinnliche Begierde. So unterscheidet sich diese höhere Liebe von allen andern Arten der Liebe, wie heiß und treu sie auch gewesen sein mögen, weil hier doch immer ein sinnliches Element vorzuherrschen hat. Die ersten Bedingungen zu dieser höhern Stufe sind Enthaltensamkeit von allem Bösen, Befolgung aller Gebote der geoffenbarten Religionsbücher und die gewisse Ueberzeugung, daß die ganze sinnlich wahrnehmbare Natur nur der Ausfluß des Wesens Gottes, des Beschreibungslosen, des Allsymbolischen, sei.

Hier schaltet der Dichter ein Gedicht zum Preise der Schönheit ein, welchem er die Weisung, daß Alles, was er von der Schönheit sage, nur allegorisch sei und sich also auf die Gottheit beziehe, vorausschickt. Einige Verse daraus mögen als Beweis dafür dienen, zu welcher Höhe sich Omar Ibn-el-Faridh hier erhebt:

Zu sterben nur für sie, das ist das wahre Leben,

Und sterb' ich nicht, so leb' dem Kummer ich ergeben

O Herzenblut, das schmelzt durch Sehnsucht und durch Liebe,

O Seelenbrand, der fließt in Gluthen meiner Triebe!

Ein jedes Land, worin mein Auge sie erblickt,

Erscheint als Rettung mir geiztet und geschmückt. . .

Das Haus von ihr bewohnt ist mein Jerusalem,

Erfrischung meinem Herz, die ihm nur angethan. . .

Mein Tag ist Abend ganz, an dem es milde weht.

Wenn ich erwidere das Wehen mit Gebet.

Die Nacht ist Zauberel, wann in derselben gehen

Die sanften Däse, die im Abendwinde wehen:

Und wach' ich eine Nacht, so ist der ganze Mond

Für mich des Schicksals Nacht, weil ihr Besuch mich lohnt.

Alle Freuden und Feste der Welt sind nur Symbole des Genußes, den das Beisammensein mit ihr bringt. So die Freuden des Bechers, des Tanzes u. s. w., wie überhaupt alle Erscheinungen in der Welt nur Abspiegelungen des Wesens der Gottheit sind, welche Alles durchdringt und Alles umfaßt. Wenn das Kleid des Leibes fällt und der Schleier, in den sich die Gottheit gehüllt, gelüftet wird, dann muß der wahre Mystiker eins mit ihr werden:

Was ich bezeuge, ist mein eig'nes Dasein nur.

Was mich bezeuget, ist die eigene Natur.

In dem Gebete hört' ich meinen eig'nen Namen.

Die Sinne abgespannt den Flug, den höchsten, nahmen.

Indem die Elfter ich an ihrem Leib erwarmt,  
Hab' ich mein eignes Ich an ihrem Ich umarmt.

Wie groß auch die Verschiedenheit der Namen und Eigenschaften ist, in welchen und durch welche die Gottheit sich offenbart, so wird und muß doch für den Mystiker diese Verschiedenheit verschwinden, weil er in allen Verschiedenheiten nur die „Eine“ erkennt, gleichwie wir für ihn alle Sinne nur „Einer“ sind, nämlich der, durch welchen er das Wesen der Gottheit, d. h. sich selbst erkennt und erfährt.

Was durch Zusammensetzung hier den Sinn entzündet,  
Wird durch die Formeln nur der Sinne ausgeschmückt,  
Und jeder inn're Sinn, der sich zu äußern strebt,  
Wird durch Gestalt des Leibs geformt und belehrt.  
Das, was der Geist erhält durch Scharfsinn und Verstand,  
Bleibt dem Erkennenden des Sinnes unbekannt. . . .  
Erkenn' den innern Sinn, wenn noch so mannichfalt  
Des äußeren Figur und Form und Gestalt. . . .  
Glaubst du, daß außer dir der Freund der Wächter sei.  
Der dir im Schlafe spricht von Weisen mancherlei?  
Die eigne Seele ist's, die von sich abgezogen,  
Von dieser Welt hinauf in höhere gezogen,  
Die aufgeschwungen sich in das geheime Land,  
Den wunderfesten Sinn herabdringt dem Verstand. . . .  
Die Wissenschaft ist die nicht außer dir gekommen,  
Was du davon bemerkt, hast aus dir selbst genommen.

So müssen sich alle Thätigkeiten, alle Künste und Handlungen dem Mystiker als Erscheinungsformen eines Wesens erweisen:

Das, was du hier geseh'n, ist Eine Handlung nur,  
In mannichfacher Form verdeckt von der Natur.  
Bleibst du der Föhrung weg, so schalt du Axt und Meißel,  
Die Formen zeigen sich dir all' in Einem Licht.

Wie hinter all den verschiedenen Erscheinungen in der Welt nur Ein Sinn verborgen ist, so liegt auch in den verschiedenen Arten Gott zu berechnen nur Eine Religion:

Nicht alle Böhler sind's, die in der Anstalt schwanken,  
Nicht jede Sekte tritt im Felde des Gewankens.  
Der Sonnensteiner liebt das Licht der Sonn' am Morgen,  
Und er verehrt sie, wenn im Westen sie geboren.  
Des Magiers Feuer war (so ist's auf uns gekommen)  
Durch mehr als tausend Jahr auf dem Altar entglommen.  
Sie wollten doch nur mich und keinen Andern noch,  
Und äußerten sich's nicht, so war's die Absicht doch.  
Sie sahen nur mein Licht, im Feuer sahen's sie,  
Und wurden irreführt durch Strahlenharmonie.  
Ich würde sagen es, wenn nicht des Keuf'ren Schleier  
Erschöpflichen Gebots verböt' zu sprechen freier.

So muß die Betrachtung aller Erscheinungen der Außenwelt sowohl als der Welt im Innern des eigenen Herzens den Mystiker auf die Gottheit hinführen, die sich in ihnen deutlich geoffenbart hat. Hat doch Gott selbst auf David's Frage, zu welchem Endzweck er die Welt geschaffen, nach dem Berichte der moschammedanischen Uebersetzung geantwortet: „Ich war ein verborgener Schatz und wollte erkannt werden, so habe ich die Schöpfung erschaffen, damit ich erkannt würde.“ Der Dichter hat diesen Zweck zeitig genug erkannt und ist so zu der Erkenntniß gelangt, zu welcher die mystische Betrachtung der Welt führen muß:

Von seinem Lichte wird die Leuchte angefaßt,  
Die meinen Abend gleich dem hellen Morgen macht.  
Es war in ihm mein Sein, ich sah es anders nicht,  
Ich sah in ihm mich selbst, mein Antheil ward das Licht.  
Ich war im heiligen Thal, ich zog die Schuhe aus,  
Dem Rufen folgte ich mit Ehrentkleid ins Haus.  
Ich sah mein eignes Licht und ward dadurch geklirt,  
Genügend ist der Glanz, den du dir selbst bereist.

Und im Bewußtsein dieses errückten Stücks ruft er am Schluß seines Gedichts aus:

Auf! Auf! zur ersten Versammlung der Erlehten,  
In welcher kleine Kinder sind die grauen Väter!

## Iwan Andrejewitsch Krylow.

Neben den russischen Dichtern von Karamzin bis Puschkin nimmt Iwan Andrejewitsch Krylow eine eigenständige Stellung ein. Zwar sind seine Lustspiele vergessen und seine Prosa wie seine Verse zeigten nur ein mittelmäßiges Talent an, gleichwol war er ein großer Dichter, dessen Genius sich am nicht besten konnte, er war der erste nationale Dichter Rußlands. Die meisten der Dichter, welche vor Krylow wirkten und glänzten, gehörten dem hohen geistlichen und socialen Stand an; Murawiew war Geheimrath und Senator, Dmitriew S.-stizminister, Dzewow Generalmajor. Krylow dagegen war der Sohn eines armen Offiziers, der zeitig starb und ihn, einen elbährigen Knaben, mit seiner Mutter in der düsternsten Lage hinterließ. Gleichwol suchte diese eine Gelegenheit, ihn das französische zu lassen, und der junge Krylow las als bald neben dieser Beschäftigung eine alte Reihe Bücher durch, die ihm sein Vater hinterlassen hatte und die ihn für das Theater auf seine Lebenszeit begeisterte. Mit 15 Jahren schrieb er bereits eine Oper. Die Noth zwang ihn, mit dem zwanzigsten Jahre eine Copistenstelle zu suchen, bis seine Mutter mit ihm nach Petersburg zog, wo sie auf mehr Unterstützung hoffte.

Trotz der drückenden Sorgen war dieses Leben für Krylow nur vorthellhaft gewesen, indem es ihn völlig vor ausländischer Berührung bewahrte und ihn zum wahren nationalen Dichterdichter befähigte.

Als Krylow nach Petersburg kam, 1792, war man gerade mit der Gründung eines öffentlichen Nationaltheaters beschäftigt. Seine dramatische Reigung erhielt hierdurch noch mehr Stoff, und als er durch eine wohlwollende Hand, durch Kriegerin, mit dem damaligen berühmten und sehr gebildeten Schauspielers Dmitriewsky bekannt und später, trotz der Verschiedenheit des Alters, eng befreundet ward, so säumte er nicht, diesem eine Tragödie „Cleopatra“ vorzulegen. Dmitriewsky ließ ihn, so zu vernehmen. Nicht besser ging es einer zweiten, „Telmela“. Krylow vergaß darüber seine öffentliche Anstellung und widmete sich zwölf Jahre lang nur dem Drama. Einige seiner Stücke wurden aufgeführt, allein ohne sonderlichen Erfolg. Da fiel er auf den Gedanken, eine Buchdruckerei und ein Journal zu gründen. In Gemeinschaft mit einem alten Capitän der Garde gab er die „Geisterpost“ heraus. Damals ließ man Geister auftreten, weil diese freier sprechen durften; allein der Gedanke begann bereits zu veralten. Gleichwol erregte die Kühnheit, Leichtigkeit, die tiefe, geistreiche Satire des jungen Publicisten Aufmerksamkeit, besonders als er gegen die „Salamanie“ seine satirische Laune richtete.

Das Journal lebte nur ein Jahr lang, dann folgte ihm ein anderes unter dem Titel „Der Zuschauer“. Krylow hatte sich hier die Aufgabe, die Laster seiner Zeit in den geschäftigen Farben zu schildern; auch dies war im 18. Jahrhundert nicht Neues in Rußland, indes zeichneten sich seine Ergänzungen durch ihre Feinheit und ihre politische Tendenz aus. So handelt z. B. „Der Caib“ von einem Fürsten, der sich bis in den Tod langweilt und darüber trost- und rathlos ist. Er sieht er also wie gewöhnlich in düsterer Laune da, als er seiner Angorakage in einem Anfall von Gutmüthigkeit die allerliebste Maus rettet. Diese verwandelt sich alsbald in die schöne Fee, die ihm zum Danke rath, er solle, um seine Tage weile zu vertreiben, heimlich seine Staaten verlassen und im Wesen suchen, das ihn zugleich liebe und hasse. Die Waise des Fürsten gibt zu mancherlei Ergötzlichkeiten Anlaß. Die Döbling z. B. schlägt ihm vor, er möge statt seiner eine Wapppuppe auf den Thron setzen, da würden seine Unterthanen den

ten, er sage wie gewöhnlich in mütterlicher Laune da. Auf der Reise sammelt der Gaib manche Erfahrungen, die ihn über seine Regentpflichten aufklären, bis er sich in ein Mädchen verliebt, das seine Reizung erwidert; aber sie theilt ihm mit, daß sie die Tochter eines Verbannten sei, der ungerecht von den Ministern des Gaib verfolgt werde. „Da mußt du also den Gaib hassen!“ fragt er sie. „Bis in den Tod“, ist ihre Antwort. „Und mich, mich liebst du“. „Du weißt es, von ganzem Herzen.“ Das Ende ist natürlich. Der Fürst kehrt zurück, die Längeweile ist verschwunden und er regiert fortan als guter Regent. Darin ist nichts Neues, allein man muß erwägen, daß Krylow in Rußland und im vorigen Jahrhundert schrieb.

Nach dem „Zuschauer“ schuf Krylow den „Mercur von Petersburg“, der jedoch auch nur ein Jahr dauerte. Sein unruhiger Geist versuchte sich in Allem. Nach der Tragödie, dem Journal, der Satire, den gereimten Oden Lomonossow's schrieb er Lustspiele, die aber keinen Anklang fanden, und große Oden, wie Bergatinn, aber ohne Begeisterung. Gleichwohl ward er ausgezeichnet. Er besaß ein bedeutendes Talent auf der Geige, man suchte ihn, er war bei jedem Feste. Zu diesen Zerstreutungen kam endlich noch das Spiel, sodaß Alexander einmal sagte: „Mir ist es nicht leid um das Geld, das Krylow verliert, sondern daß er sein Talent verliert.“

Sechs Jahr verbrachte Krylow in diesem zerstreuten Leben. Endlich raffte er sich zusammen, suchte den Staatsdienst wieder auf und erhielt durch die Protection der Kaiserin Maria Fedorowna, der Mutter des Kaisers Nikolaus, eine Stelle bei dem Militärgouverneur von Riga, dem Fürsten Saligin. Hier blieb er drei Jahre lang und nürzte das Kangleben mitunter mit dem Spiel und literarischen Beschäftigungen. Dann trieb ihn sein unruhiger Geist, die Entlassung zu nehmen. Der Fürst Saligin, der zu gleicher Zeit sich auf seine Güter zurückzog, schlug ihm vor, er möge ihn begleiten, und Krylow's beweglicher und flottirender Kopf zögerte nicht lange, dies Anerbieten anzunehmen.

Diese Epoche ist entscheidend für das Leben Krylow's. Sein Aufenthalt in der Provinz, der dem lärmenden Leben in der Residenz und dem Geschäftsleben in Riga folgte, brachte die volksthümlichen Eindrücke, die in ihm schlummerten, zum Vorschein und machte ihn zu Dem, was er war.

Die Damenresidenz des russischen Großen befindet sich gewöhnlich patriarchalisch neben der Kirche, inmitten der Besorgung und in der Nähe des Dorfs. Derselbe residirt daselbst mit einem Haufen von Dienern und übt eine unbegrenzte Gastfreundschaft, die in seine „Einsamkeit“ oft 30 Gäste mit mehr als 100 Dienern und noch ein mal so viel Pferden herbeiführt. Ein Hof folgt dem andern, um schon vielleicht am andern Tage wieder einem Haufe Platz zu machen. Unter den alten Grundbesitzern gibt es treffliche Originale, die nur ein mal in Petersburg oder in dem Auslande waren; vielleicht haben sie gar die Campagne von 1812 mitgemacht und wissen dabei viel von ihren Abenteuern zu erzählen. Der glänzende Edelmann, der hohe Würdenträger würde eine solche Gesellschaft mit ihren Einförmigkeiten, ihren Lächerlichkeiten, ihrer Ruhe nicht ertragen. Anders der Dichter, den die Annäherung an den Mann des Bodens, den Bauer, interessirte, den es freute, ihn in seiner Isola aufzusuchen, ihm auf das Feld zu folgen, seine Titten zu studiren, jene naiven und feinen Züge, die die treffliche Natur der „Rußin“ charakterisiren. Krylow verstand es, mit diesen russischen Bauern sich vertraut zu machen, sie zu begreifen, und seine einsamen Wanderungen an der Wolga, durch die etwas melancholischen Ethenen von Saratow offenbarten ihm seine lieben Rußin. Nebenbei unterrichtete er die Kinder seines Wohlthäters Saligin.

Dieses Landleben dauerte drei Jahre, dann kehrte er wieder in die Hauptstadt zurück; auf der Reise dahin ward er in Moskau von seinen literarischen Freunden herzlich begrüßt. Dmitriew gab ihm zwei Habeln Lafontaine's: „Das Mädchen“ und „Die

Eiche und der Rosenkranz“, zum Uebersetzen und ließ dann Krylow's Uebersetzungen im „Zuschauer von Moskau“ abdrucken. Sie hatten einen ungeheuren Erfolg; die Laufbahn Krylow's war endlich gefunden. Er war Habelndichter und doch packte ihn noch ein mal sein Hang zum Theater, sodaß er drei neue Stücke schrieb, die nicht viel mehr werth waren als die andern.

Die Rußen haben von jeher einen Hang zur Satire und zum Epigramm gehabt. Deshalb gab es auch bei ihnen manche Habelndichter. Allein keiner war ein nationaler Dichter gewesen. Dies war erst Krylow, unter dessen Händen Alles russisch ward: Sitten, Gedanken, Borurtheile, Charaktere, Physiognomie, Sprache, Tracht, Alles ist russisch bei ihm; die Leute aus dem Volke, der kleine Adel, die Beamten, die Künstler, die höchsten Personen sind mit einer unnachahmlichen Lebendigkeit geschildert.

Krylow erkannte seinen Beruf erst 1808. Zum dritten male trat er in den Staatsdienst, diesmal mit dem Ehrentitel eines Rath's. Er ließ seine Habeln im „Dramatischen Kurier“ erscheinen und sein Ruf wuchs reißend. Der Director der 1813 eröffneten kaiserlichen Bibliothek, Denin, stellte ihn an und hier machte er die Bekanntschaft des Dichters Snetitsch, mit dem ihn fortan eine unzertrennliche Freundschaft vereinte. Seine etwas zum far niente geneigte Natur fand hier Zeit und Gelegenheit, sich gehen zu lassen, und diese Trägheit ward der Gegenstand zahlloser Anekdoten. Der Kaiser Alexander hatte ihm zu seinem Gehalt als Bibliothekar noch eine Pension von 1000 Thlrn. gegeben und ihn so in den Stand gesetzt, ganz seiner Bequemlichkeit zu leben. Er ward zum Staatsrath und Ritter des St. Wladimirordens ernannt.

Auf diese Weise alterte der Volkedichter allmählig, geliebt und bewundert von Allen, die ihn und seine Habeln kannten. Am 2. Februar 1838 hatte er sein fünfzigstes Jahr erreicht und sein Geburtstag ward glänzend begangen; Jeder, der nur Anspruch auf den Namen eines Schriftstellers, Dichters, Künstlers machte, nahm theil an dem Banket und im Augenblick der Toaste überreichte ihm der Minister des Innern, Graf Uwarow, den Stanislausorden, begleitet von den Glückwünschen des Kaisers. Krylow lebte hierauf noch sieben Jahre und entschlummerte sanft im Jahre 1845. Sein Tod, der christlich war wie sein Leben, erregte allgemeine Theilnahme. Das Volk nahm in Masse an seinem Leichenbegängnisse theil, und wenn ein Fremder gefragt hätte, woher diese Theilnahme rühre, würde ihm die Antwort gegeben worden sein: „Gott hat Rußland getroffen, eins seiner Kinder ist dabeiin gegangen.“

Es mögen hier noch einige Habeln Krylow's, wie sie ihn vollständig charakterisiren, folgen. Vor allem ist es der „Rußin“, der darin auftritt, jene Classe von Landbewohnern, die nur eine kurze Zeit lang in den Städten wohnen, aber den Winter auf dem Dorfe zubringen, wenn es keine Arbeit mehr für sie gibt. Diese zwischen städtischem und ländlichem Leben getheilten Leute glauben noch an übernatürliche Mächte, die gar zu häufig in ihr Leben und Wirken thätig eingreifen. So ist es Gott oder der Teufel, der ihr Glück oder Unglück bereitet, gar nicht zu gedenken des Schuttheiles der Häuser, des spiritus familiaris u. dgl. Auch liebt der Rußin sehr den starken Brantwein; an Fest- und Sonntagen findet man ihn in der Schenke, im „Kabar“, und immer führt er für sich und seine Bekannten einen kleinen Vorrath von Spirituosen bei sich. Schwerlich kann man diesen Rußin lebensstreuer schildern als in der Habel „Die beiden Rußin“.

Abdäus klagt dem Gregor, wie er großes Unglück gehabt und sein eigenes Haus angezündet habe; auf Befragen gesteht er ihm, daß am Weihnachtstest er etwas angetrunken gewesen sei und mit einem Licht habe den Besatzern für ihre Pferde Heu halen wollen. Da wäre ein Funken ins Heu gefallen und das Haus abgebrannt. „Aber dir, wie geht es dir?“ „O Abdäus“, klagt ihm Gregor, „Gott hat mich sehr gequält“, und er erzählt ihm seinerseits, wie er am Weihnachtstest habe in dem Keller Heu halen wollen, da sei er so

etwas angetrunken gewesen und habe, um nichts anzuzünden, das Licht oben gelassen; aber leider habe ihn in der Finsterniß der Teufel die Treppe hinuntergestoßen, so daß er arg zugerichtet worden sei. „Seht, Gewalter“, sagte der Bruder Stephan, „das ist nicht weise von einem Betrunkenen, Licht zu tragen, aber auch nicht weise, im Finstern eine Treppe hinunterzugehen.“

In den „Drei Rußis“ kommen die Drei in ein elendes Dorf und treiben für sich nur mit viel Mühe eine karge Mahlzeit auf. Der Eine merkt wol, daß das zu wenig für drei ist, und sagt zu den Andern: „Brüder, kennt ihr den Thomas? Bei der nächsten Rekrutierung wird er die Stirn rasirt bekommen.“ „Ei, bei welcher Rekrutierung?“ „Kun, man sagt gegen China; unser Vater will einen Tribut an Tsee von China haben.“ Bei diesen Worten verwickeln sich die beiden Andern in ein tiefes politisches Gespräch, und der Ruß verläßt die Zeit nicht, die Mahlzeit allein zu verzehren.

Im „Kastan Trischka's“ bemerkt Trischka, daß sein Kastan entweicht; hurtig nimmt er Schere und Nadel, schneidet etwas von dem Aermel ab und macht die Löcher zu. Aber die Leute lachen ihn aus wegen so kurzer Aermel und er schneidet jetzt wieder ein Stück von unten ab und näht es an die Aermel an, seelenvergnügt, wennschon sein Kastan kürzer ist als ein Camisol. „So machen es Viele mit ihrem Vermögen“, schließt der Fabulist; „sieht man sie in der Nähe, so brüsten sie sich in Trischka's Kastan.“ Krylow meint hiermit jene russischen Großen, die oft, um ein, zwei Winter in Paris zu glänzen, ihre Finanzen zerrütten und die eine Schuld mit der andern tilgen.

Im „Ruß und der Fuchs“ hat ersterer mit dem Fuchs einen Vertrag geschlossen, daß dieser ordentlich ernährt wird, dagegen aber des Ruß Hühnerstall verschont. Eine zeitlang geht das und die Hühner mehrten sich gar sehr; aber einmal fällt der Fuchs doch über sie her und richtet ein großes Blutbad an. „O Diebe!“ ruft der Fabeldichter, „ihr bleibt immer Diebe!“

„Die Ufha Demian's“ ist eine treffliche Satire auf jene guten Speißbürger und ihre zubringliche Gastfreundschaft. Die Ufha ist nämlich eine Art Fischsuppe und spielt eine Hauptrolle bei einem Essen, zu dem Demian seinen Nachbar Phokas eingeladen hat. „Nachbar, mein Licht, ich bitte dich, is.“ „Nachbar, ich bin voll bis an den Hals.“ „Was thut das? noch einen kleinen Teller. . . Höre, die Ufha ist trefflich gemacht, wahrhaftig.“ „Aber ich habe schon drei mal davon zugelangt.“ „Ach, es wird dir ja nicht nachgezählt. Is nur immer aus. Wie dick die Ufha ist! Komm, thue mir den Gefallen, lieber Freund. Da, hier ist eine Brasse, Kaldaunen, ein Stück Sterlet. Wenigstens noch einen Köffel voll.“ Endlich nimmt Phokas noch einen vierten Teller Ufha, sammelt alle Kräfte und leert ihn. „Rein, wie ich die Freunde liebe“, ruft Demian da aus. „Ich verabscheue die ceremoniösen Leute. Komm, mein Lieber, noch einen ganz kleinen Teller!“ . . . Phokas erbleichte bei diesen Worten, und obwol er die Ufha anbetete, nahm er mit beiden Händen Gürtel und Hut und eilte nach Hause. Seit diesem Tage setzte er nie wieder einen Fuß in das Haus seines Nachbarn Demian.

In den „Gottlosen“ wird die Gotteslästerung getroffen. Die Götter flüchten sich um Supiter, da die Gottlosen anrücken. Dieser ermutigt sie, und siehe da, die Götter können den Himmel nicht erreichen, sondern fallen auf die Häupter der Gottlosen zurück.

In den „Blättern und Wurzeln“ küstern die ersten miteinander an einem schönen Frühlingstag und rühmen sich: sie seien die Binde des Hals und der Schmutz des Baums, den sie krönen; was wäre er ohne sie? Unter ihren Bouquets erhdit sich der müde Wanderer an der kühlen Luft, während die Nachtigall beim Beginn des Tags ihre Gesänge im dichten Laube erschallen läßt. Da erhebt sich eine Stimme tief unten an der Erde. „Wer wagt es, uns also zu unterbrechen?“ sagen sie brüß; „wer hat diese Kühnheit, wer ist das da unten, der

seine Stimme zu uns erhebt?“ Die Stimme spricht: „Wir sind es, die Wurzeln, die hier unten in der Verborgenheit leben, euch zu ernähren; warum seid ihr nicht dankbar gegen uns, da wir euch doch ernähren? glänzet, denn das ist euer Loos, aber vergeßt nicht, daß es ohne uns um den Baum und um euch geschehen wäre.“ Man sieht, der russische Dichter ergreift in seiner naiven Weise auch schon etwas davon, „was sich der Wald erzählte“.

Auch politische Fabeln hat uns Krylow hinterlassen. In „Der Wolf in dem Hundestall“ hat er das bekannte Schicksal Napoleon's mit Kutusow angebracht. Der Wolf ist eines Tags statt in den Schafstall in den Hundestall gekommen. Alles wird rebellisch, Alles kommt herbei und der Wolf sieht bald, daß er in einer verzweifelter Lage ist; darum legt er sich auf das Unterhandeln und stellt dem Schäfer vor, daß er es nicht so böse mein, künftigher gar mit ihm und für ihn kämpfen wolle. Allein dieser sagt zu ihm: „Wenn du grau bist, bin ich weiß, und ich kenne des Wolfes Natur, deshalb mache ich mit deinesgleichen nur Frieden, indem ich ihm das Fell zerreiße“, und er überließ ihn den Hunden. Jene Worte soll Kutusow buchstäblich geäußert und damit auf Napoleon's grauen Rod und auf seine eignen weißen Haare angepielt haben.

Krylow glich in seiner Weise dem berühmten Puschkin. Beide waren nationale Dichter. Er schilderte in seinen Fabeln die russische Gesellschaft mit Geist, vielleicht etwas Bosheit, aber immer mit Wahrheit. So gelangte er, obwol ohne Plan, ohne System, ohne bestimmte Partei, zu hohem Ruhme, indem er der Literatur seines Landes die Bahn der Volkspoesie öffnete. \*)

## General Heß.

In Wien erschien unlängst eine nicht sehr umfangreiche Schrift: General Heß. Im Lebensgeschichtlichen Umriss. Wien, Selbsthafter. 1855. Gr. 8. 10 Rgr.

Feldzeugmeister Heß, dem man allgemein in Oesterreich den größten Antheil an den militärischen Operationen und siegreichen Feldschlachten Radetzky's zuschreibt, verdiente es wol, dem deutschen Publicum in Porträtmüß wie in den hauptsächlichsten Momenten seiner militärischen Laufbahn vorgeführt zu werden; leider ist aber der militärische Bestandtheil der Schrift gar zu dürftig ausgefallen und beschränkt sich meist auf einige dem Bedürfniffe einer militärischen Biographie wenig genügende magere Auszüge aus Schlachtabrichten, wie sie seiner Zeit in politischen Zeitungen zu lesen waren. Heinrich Freiherr von Heß wurde 1788 zu Wien geboren, wo sein Vater, aus dem Deutschen Reiche stammend, als k. k. Regierungsrath das Amt eines Chefs über das Studienwesen in Oesterreich bekleidete. Aus seiner militärischen Jugendperiode führen wir an, daß er im 17. Lebensjahre (1805) zum Fähnrich im sechzigsten Infanterieregiment ernannt und bald darauf dem Generalquartiermeisterstabe zur Dienstleistung zugetheilt wurde, daß der Bericht des Erzherzogs Karl über die Schlacht bei Wagram den mittlerweile zum Generalstabe versetzten Oberlieutenant Heß unter Denjenigen nennt, die sich durch Tapferkeit und Befähigung besonders auszeichneten, und daß auch der Bericht über die Schlacht von Leipzig, die ihm das Ritterkreuz

\*) Wie die Zeitungen meldeten, ist vor kurzem diesem russischen Nationaldichter in Petersburg ein Kolossalmonument errichtet worden — sein Standbild in der Umgebung allegorischer Figuren — ein Werk des Bildhauers Baron Klotz. Man sieht Klotz als das Land der Barbarei darzustellen, und wir wollen es nicht gegen diesen Vorwurf nicht weiter in Schutz nehmen; aber auf den Umstand möchten wir doch aufmerksam machen, daß es große Ähnlichkeit zwischen dem Standbilde eines deutschen Dichters oder Schriftstellers und dem Standbilde eines russischen Dichters oder Schriftstellers umgeben ist.

2. Leopoldordens und das 2. russische Vladimirkreuz vierter Klasse eintrug, des damals bereits zum Hauptmann avancierten Hofs rühmend erwähnte. Als Mensch erscheint der Selbstzeugmeister, wie uns weiter in der Schrift versichert wird, ebenso liebenswürdig als anspruchslos. „Von einem Adjutanten gefolgt, meist auch ganz allein“, sagt der anonyme Verfasser, „schlägt er oft mit einem Buche oder mit Papieren unter dem Arme seinen gewohnten Weg aus der Kärnthnerstraße, in welcher er wohnt, in die 2. L. Burg oder zurück ein, und grüßten ihn nicht die Vorübergehenden mit solcher Achtung und Ehrerbietung, ein Fremder würde den berühmten Mann in dieser Einfachheit und Bescheidenheit kaum erkennen.“ Leider wird der Stil der Schrift durch vielen unangehörigen Schwulst verunkelt. Stellen wie folgende: „Wir würden ein so großartiges, rührendes und erhabenes Schauspiel, das selbst Unbedeutendste mächtig ergreift, vergebens in der Geschichte suchen“, oder: „Ein unvergängliches Denkmal — einzig in seiner Art — richtete Nadeßky und Hess dem erstankenen Oesterreich auf, und Klio schrieb darauf: Fünf Tage nur bedurften diese Männer zu ihrem Reisenwerke“ — solche Stellen machen auf den Leser einen Eindruck, der dem von dem Verfasser beabsichtigten ganz entgegenge setzt ist. Namentlich ist die Einleitung ein wahres Knäuel und Rollfeuer solchen Schwulstes.

H. M.

## Notizen.

### Noch etwas über Goethe's „Werther“.

In dem Aufsatze „Goethe's „Werther“ im Auslande“ (Nr. 46) haben wir erwähnt, wie ökonomisch der Dichter im Porträtiren der Personen und selbst Lottens verfahren sei. Manchem wird dabei freilich die Schilderung der Geliebten Werther's bei ihrer ersten Begegnung mit diesem einfallen; aber gerade diese Schilderung dient dazu, unsere Ansicht zu bestätigen. „In dem Dorfcafe“, heißt es an der betreffenden Stelle, „wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit schwarzen Schleifen an Arm und Brust anhatte.“ Später, bei Gelegenheit des Tanzvergnügens, erfahren wir dann noch etwas von ihren „schwarzen Augen“, ihren „lebendigen Lippen“ und „frischen und muntern Wangen“. Daß all das, was wir von der äußern Erscheinung Lottens wissen, und auch das Wenige erfahren wir nur gelegentlich bei Anlässen, die für Werther's Gemüthszustand besonders wichtig waren; Goethe legt sich nicht, wie so mancher moderne Romandichter wol thun würde, sehr überlegt und absichtsvoll hin, um ihre ganze Gestalt, ihr Antlitz, ihr Kostüm wie ein Porträtmaler bis auf die feinsten Fältchen und Zwischenen abzuzeichnen. Lebendige Lippen, frische muntere Wangen, schwarze Haare, das sind ja sehr gewöhnliche Körper Eigenschaften, die Tausenden gemeinsam sind; diese Schilderung ist keine jener Steckbriefsignalements, wie man ihnen so häufig in neuen und namentlich auch englischen Romanen begegnet. Sollte zu individualisiren überläßt Goethe der Phantasie des Lesers. Wie Werther ausgesehen hat, davon erfahren wir gar nichts, bis auf den weltberühmten „blauen Frack“ und die „gelbe Weste“. Werther trug, als er zum ersten male mit Lotte tanzte, einen solchen Frack, der war aber, wie er am 6. September seines Todesjahres schreibt, „gar unscheinbar geworden“, und er ließ sich nun, um das Andenken jenes Tanzabends recht festzuhalten, einen neuen machen, „nanz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag, und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleider dazu“. Dieser Zug ist für den schwärmerischen Werther charakteristisch und von psychologischer Bedeutung und darum allein hat ihn Goethe seinem Seelengemälde eingelegt. Ähnlich verhält es sich mit den Naturschilderungen. Zwar schweigt Werther förmlich in den Schrecken und Reizen der Natur, als wäre er selbst ein Theil von ihr, und die sentimentale Auffassung der Natur schreibt sich namentlich von diesem Romane her; aber in den

Schilderungen, die Goethe ihr entnimmt, verfährt er doch immer mit der weisesten Oekonomie, er gibt nie zu wenig, aber auch nie zu viel. „Lieber!“ schreibt einmal Werther bei einem solchen Anlaß, „ich mag nicht ins Detail gehen; so reizend es war, so einformig würde es in der Erzählung werden.“ Jüngst haben auch die „fliegenden Blätter für Kunst“ auf diese Simplicität und künstlerische Oekonomie im „Werther“ als Geheimnisse des poetischen Schaffens hingewiesen und sie den neuen Romanschriftstellern zum Muster aufgestellt. Was uns am „Werther“ auch jetzt noch entzückt, das ist dieser ununterbrochene einfache, aber stetig anschwellende Strom einer Empfindung, die ebenso voller Geist, wie eines Geistes, der voller Empfindung ist und nichts äußerlich Gemachtes duldet.

### Literarische Neuigkeiten und Theaternotizen aus England.

Dem „Londoner deutschen Journal“ verdanken wir folgende Notizen: Die zweibändige, zum Theil auch auf ungedruckten Quellen beruhende Biographie Goethe's von G. F. Lewes, (deren Erscheinen wir in Nr. 45 d. Bl. als bevorstehend angekündigt), ist soeben bei Kutt in London herausgekommen. Das „Londoner deutsche Journal“ versichert, daß diese Biographie, an welcher Lewes seit zehn Jahren gearbeitet, vollständiger sei als irgend eine selbst in Deutschland bisher erschienene Geschichtsschreibung dieser Art; namentlich neu und geistvoll sei, was über Goethe's Beziehungen zu den Frauen gesagt werde; auch lasse sich aus dieser Biographie, bei der auch das Werk von Mrs. Austin: „Goethe and his contemporaries“, und John Drenford's Uebersetzung von Eckermann's „Gesprächen mit Goethe“ stark benutzt worden, so recht erkennen, wie groß der Einfluß Goethe's auf den englischen Geist gewesen. Katharina Sinclair ließ einen originellen Roman unter dem Titel „Jane Houverie and how she became an old maid“, Dr. Wylie ein Buch „Influence of romanism on trade, justice and knowledge“ und Sheridan Knowles eine Schrift erscheinen, worin er zu beweisen sucht, daß das Evangelium von allen Aposteln gemeinschaftlich verfaßt worden sei. Sheridan Knowles, dieser ehemals so beliebte Lustspieldichter, ist eine eigenthümliche Erscheinung. Ungeliebt von der Anerkennung der britischen Regierung, die ihm (wo geschähe das einem deutschen Lustspieldichter?) im Jahre 1849 zum Lohn für seine Verdienste um Hebung des britischen Dramas eine Pension von 100 Pf. St. ausgesetzt hatte, hat Knowles in seinen alten Tagen seine ganze frühere Laufbahn für nichtig erkannt, ist Geistlicher einer Baptistenkirche geworden und schreibt jetzt über das Neue Testament! Ein merkwürdiges Buch ist das vom Capitän W. Allan, worin er die Möglichkeit zu beweisen sucht, die arabische Wüste in einen schiffbaren Ocean zu verwandeln. Sehr interessant sind Edward Hays unter dem Titel „Ballades of Ireland“ (zwei Bände) gesammelte irische Volksagen und Volkslieder. Für die meisten derselben ist der gründliche Rationalhass bezeichnend, den sie gegen England athmen. In Betreff eines Werks von G. R. Foote: „English roots and the derivation of words from the ancient Anglo-Saxons“ meint das „Londoner deutsche Journal“, daß es auch deutschen Sprachforschern zu empfehlen sei, da sie Vieles von dem Engländer werden lernen können. Im Hayley-Theater macht das Spectakelstück „Der Fall Cemaßopolis“ noch immer volle Häuser, während im Strandtheater eine glückliche Parodie des auf dem Drurylane-Theater aufgeführten Spectakelstücks „Victoris“ so großen Beifall fand, daß der Verfasser dieser Parodie, Collier, mit lebhaftem Enthusiasmus gerufen wurde. Ein bürgerliches Trauerspiel von der Mrs. Lovel: „The beginning and the end“ kam auf dem Haymarket-Theater zur Aufführung und im Olympic-Theater ein neues sehr ergötzliches und auf einer glücklich erfundenen Intrigue beruhendes Stück: „Plot and passion“, mit einer Spionin als Hauptperson, die auf Fouché's Befehl einen politischen Flüchtling durch die Anziehungskraft ihrer Reize nach Paris wieder zurückbringen soll. Beide jung e

Leute verlieben sich natürlich zuletzt ineinander. Auf dem Adelphi-Theater erregt der berühmte irische Schauspieler Hudson wahre Sensation. Auch spricht das „Londoner deutsche Journal“ von der projectirten Errichtung eines deutschen Theaters. Ueberhaupt zeichnet sich diese in London erscheinende deutsche Zeitung durch große Mannichfaltigkeit ihrer kleineren Mittheilungen aus. **H.**

#### Die Memoiren König Joseph's.

Ein interessantes Werk sind die aus den Memoiren des Königs Joseph gezogenen 800 Briefe Napoleon's I. Der Uebersetzer derselben, Adolf Wolff, hat das Verdienst, die nöthigen Erläuterungen dabei gegeben und die Briefe selbst mit Geschick ausgewählt zu haben. Es ist von ungemeinem Interesse, die discretesten Gedanken Napoleon's damit vor sich ausgebreitet zu sehen und erst den zärtlich liebenden Bruder und das besorgte Familienmitglied, dann den ehrgeizigen General, den stolzen Consul, den hartherzigen Kaiser und Autokrat und endlich den weitsehbenden Feldherrn in ungewohnter Sprache sich mittheilen zu hören. Das ganze innere Leben und Denken dieses Mannes, der eine zeitlang Europa beherrschte, spiegelt sich darin ab und unstreitig bietet das gut übersetzte Buch einen unentbehrlichen Commentar zum Verständniß der vielen Napoleon'schen Biographien dar. 70.

#### Bibliographie.

Balmes, J., Vermischte Schriften, religiösen, philosophischen, politischen und literarischen Inhalts. Nach dem Französischen des J. Boreille übersetzt und mit einem Vorwort begleitet von J. Borchst. 1ter Theil. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Bencke, F. W., Physiologische Vorträge. Für Freunde der Naturwissenschaften niedergeschrieben. 1ter Band. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten und 2 Abbildungen in Farbendruck. Didenburg, Schmidt. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Bernhard, G., Des Dichters Tempel. Dichtungen. Leipzig, Kossberg. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Biedermann, F., Epheuranfen. Gedichte. Bremen, Schünemann. 16. 20 Ngr.

Böttger, A., Caneen. Poetische Erzählungen. Leipzig, Falke u. Köpfer. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bräm, A., Züge aus Abraham's Hausleben. Solingen, Pfeiffer. Gr. 12. 5 Ngr.

Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800 bis 1831. Leipzig, Hartung. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eriepen, H., Zwei Bücher von der Kunst zu lieben. Alte Weisheit in neuem Kleid. Leipzig, Barth. 1856. 16. 22 1/2 Ngr.

Elze, K., Englischer Liederschatz aus englischen und amerikanischen Dichtern vorzugsweise des XIX. Jahrhunderts. Mit Nachrichten über die Verfasser. 3te unveränderte Auflage. Leipzig, Haynel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erdmann, J. E., Psychologische Briefe. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Geibel. 1856. 8. 2 Thlr.

Die Frauen und ihr Beruf. Ein Buch der weiblichen Erziehung. In zusammenhängenden Aufsätzen niedergeschrieben von Frauenhand. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 16. 24 Ngr.

Gottfrid von Strassburg, Auswahl aus Tristan als Manuscript für Vorlesungen herausgegeben von K. A. Hahn. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Gottschell's, Seremias, Gesammelte Schriften. 1ter Halbband. Berlin, Springer. 1856. 8. 10 Ngr.

Kinkel, G., Otto der Schöp. Eine rheinische Geschichte

in zwölf Abenteuern. 17te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 26 Ngr.

Lamey, Johann Reuchlin. Eine biographische Skizze. Pforzheim, Klammer. Gr. 8. 10 Ngr.

Langer, A., Der letzte Kaiser. Ein Roman aus dem Wiener Volksleben. Drei Theile. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Lenau, Nicolaus, Gedichte. 1ter Band. 16te Auflage. 2ter Band. 14te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Meißner, A., Gedichte. 7te Auflage. Leipzig, Peritz. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Montépin, E. de, Die Perle des Palais Royal. Aus dem Französischen von Dr. Kresschmar. Zwei Theile. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 24 Ngr.

Moriz, K., Lichtbilder. Novellen und Erzählungen. 1stes Bändchen: „An der Grenze.“ Oppeln, Clar. 1856. 8. 1 Thlr.

Neumann, K. F., Geschichte des englisch-hinrichischen Krieges. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schleich, M. C., Bürger und Junker. Altbürgerliches Charakterbild in 4 Akten. München. 16. 12 Ngr.

Seibert, C. G., Schleiermacher's Lehre von der Beseelung. In ihrem Zusammenhang mit der Schleiermacher'schen Christologie überhaupt, sowie in ihrem Verhältnis zur rationalistischen, altorthodoxen und rein biblischen Lehre dargestellt und beleuchtet. Wiesbaden, Kreidel u. Kiedner. Gr. 8. 8 Ngr.

Stolle, F., Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Dichtungen. Leipzig, Magazin für Literatur. 16. 27 Ngr.

Der Sündenfall und Marienklage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek herausgegeben von O. Schönmann. Hanover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagebuch. 1856. Leipzig, S. Wigand. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Birth, M., Grundzüge der National-Ökonomie. Köln, DuMont-Schuberg. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

#### Tagesliteratur.

Bülow, F., Erörterungen über die Grundsteuerfreiheit und deren Aufhebung im Herzogthum Sachsen-Meiningen. Leipzig, L. D. Weigel. Gr. 8. 20 Ngr.

Hudemann, E. E., Zur Gymnasialreform, besonders mit Bezug auf die Vereinfachung des Gymnasialunterrichts. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 8 Ngr.

Meyer, Grabrede bei der Beerdigung des selig verstorbenen kgl. Oberkonsistorialrathes Herrn Dr. Christian Ernst Nicolaus von Kaiser, gesprochen auf dem Kirchhofe zu München am 5. Oktober 1855. München, Kaiser. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Neues Ministerium! Wer wird Minister? Cassel, Vertram. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Pelz, C., Die deutsche Sprache gegenüber dem Englischen, besonders in Nord-Amerika. Ein Gutachten. New York, Per.-S. 2 1/2 Ngr.

Reichenbach, Freih. v., Köhlerglaube und Ackerweisser. Dem Herrn C. Vogt in Genf zur Antwort. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 Ngr.

Riehm, C., Zeugniß wider die Irrlehre des Herrn Herbert Rau der evangelischen Gemeinde Mannheims vorgelegt Mannheim, Köpfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Seydt, D., Der unschätzbare Friede, der unserer Kirche vor 300 Jahren zu Theil geworden ist. Predigt zur 300jährigen Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens, gehalten am 16ten Trinitatissonntage 1855. Baugen, Pfeiffer. Gr. 8. 3 Ngr.



# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855  
im Verlage von

**J. N. Brockhaus in Leipzig**  
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**N. III**, die Verwendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Nr. I dieses Berichts, die Verwendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. 19, 21—24;  
Nr. II, die Verwendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. 22, 23 und 25 d. Bl.)

55. **Aus den Papieren einer Verborgenen. Zweiter Theil.**  
Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.  
Der erste Theil erschien 1852 in zweiter Auflage und hat gleichen Preis. Das vollständige Werk kostet geheftet 4 Thlr., gebunden 4 Thlr. 20 Ngr.

56. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung. Dreiundzwanzigstes und vierundzwanzigstes Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 5 Ngr.**  
2. Nahrungsmittel und Speisewahl nach Alter, Jahreszeit, Beschäftigung und Körperzustand, von R. Neesam.  
24. **Das Glas**, von J. N. Wagner.

Die früher erschienenen Bändchen enthalten:

1. Unsterblichkeit, von G. Ritter.
2. Der gekürzte Himmel, von J. G. Mädler.
3. Das Mikroskop, von D. Schmidt.
4. Die Bibel, von F. A. D. Boland.
5. Die Krankheiten im Kindesalter, von A. S. Fohl.
6. Die Geschworenenengerichte, von A. Köstlin.
7. Deutschland, von G. A. Daniel.
8. Die Lebensversicherungen, von G. S. Unger.
9. Sonne und Mond, von J. G. Mädler.
10. Das Glanzthum, von W. B. Pfeffer.
11. Das Gold, von H. F. Marchand.
12. Schusswund und Handelsfreiheit, von D. Fabner.
13. Die Künstler unter den Thieren, von A. B. Reichenbach.
14. Die Telegraphie, von L. Vergmann.
15. Schiller. Eine biographische Schilderung von J. W. Schaefer.
16. Die Blumen im Zimmer, von F. Richter von Liebenfels.
17. Die deutsche Pansie, von F. B. Barthold.
18. Benjamin Franklin. Sein Leben, Denken und Wirken. Von G. Bettzsch-Beta.
19. Der Haushalt der Pflanze, von F. Cohn.
20. Kaiser Karl der Große. Ein Geschichtsbild von J. Mauk.
21. Das Planetensystem der Sonne, von J. G. Mädler.
22. Das Knochensystem, von W. A. Volken.

Ausführliche Anzeigen über den Plan des Werkes — eine Reihe trefflicher Volkschriften, von ausgezeichneten Schriftstellern Deutschlands bearbeitet — sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

57. **Bremer (Frederike), Die Heimath in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Neunter Theil. (Schluß.) 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.**

Diese Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und ebenso bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zu Theil wurde. Frederike Bremer schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in Nordamerika und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntnis dieses Landes und seiner Bewohner, jedoch dasselbe nicht blos von den zahlreichen Bekehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitem Kreise gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschien ebendieselbe:  
**Stippen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus**

dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Diese zwanzig Theile, wovon jeder 10 Ngr. kostet, sind auch einzeln unter nachstehenden Titeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. — Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie P. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Sommerreise. Zwei Theile. — Leben im Norden. Morgen- und Nacht.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

58. **Bunten (C. C. J.), Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Erstes und zweites Bändchen. Erstes Bändchen. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.**

Eine für die weltlichen Kreise interessante neue Schrift des berühmten Staatsmanns und Gelehrten, die in Briefen an Arndt, „den bald neunzigjährigen Lehrer unsers Volks“, die wichtigsten Fragen und Interessen der Menschheit und insbesondere des deutschen Volks in würdigen, lebensschaffenden, aber warmen, eindringlichen Worten und in humanem, freiem Sinne bespricht.

„Was bedeuten die Zeichen der Zeit? Ist's Ebbe oder Flut? Gehen wir in Deutschland und in Europa rückwärts oder vorwärts? Wer wird siegen, Kirche oder Staat? Gerechtigkeit oder Nation? Pfaffen- thum oder Volksthum? So haben Tausende und Millionen gefragt seit dem Ende des vorigen und seit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts: schwerlich aber ist dieses Fragen je allgemeiner und angestrichelter gewesen als seit 1848, außer seit 1851.“ Mit diesen Worten beginnen die Briefe und besprechen dann im ersten Bändchen: Ver- einsgeist und Hierarchie; Gewissensfreiheit und Verfolgung; Bischof von Ketteler's Hirtenbrief, Bonifacius, seine Vorgänger und Nachfolger; die Marienpredigt des Bischofs von Strasburg u.; den bairischen Kirchenstreit; den Streit der staatlichen Gesetzgebungen mit dem kanonischen Rechte Roms über Ehe, Erziehung und Vermögen; den Streit der Priesterchaft mit dem Gewissen und die jüngsten Verfolgungen (unter Mittheilung wichtiger Actenstücke über Ceretti und Borgognoni, die neueste österreichische Gesetzgebung über kirchliche Verhältnisse und die jüngste Verfolgung der protestantischen Bäter in Frankreich).

Das zweite Bändchen bespricht in weitem drei Briefen an Arndt besonders die kirchlichen Verhältnisse Preussens.

Von demselben Verfasser erschien früher in gleichem Verlage:

**Hippolytus und seine Zeit.** Anfang und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. 7 Thlr.

Dieses Werk ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfassers die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt.

(Die Fortsetzung folgt.)

**für Philologen und Bibliotheken**  
empfehlen wir folgende, im Laufe dieses Jahres bei uns  
erschienene Werke:

### Scriptorum Graecorum Bibliotheca:

- Vol. 40. **Geographi Graeci Minores.** E codicibus recognovit, prolegomenis, annotatione, indicibus instruxit, tabulis aeri incisus illustravit **Carolus Mullerus.** *Volumen primum.* Mit einem Atlas von 29 Karten unter dem Titel: *Tabulae in Geographos Graecos Minores e Carolo Mullero instructae. Pars prima.* Text in 8. Brosch. Atlas cart. 8 Thlr.
- Vol. 41. **Plutarchi fragmenta et spuria,** cum codicibus consultis et emendavit **Fr. Dübner.** Cum novo indice nominum et rerum in omnia opera Plutarchi (*Plutarchi opera Volumen quintum.*) 8. Brosch. 3 Thlr.
- Vol. 42. **Poetarum Comicorum Graecorum fragmenta** post Augustum Meinecke recognovit et latine transtulit **Fredericus Henricus Bothe.** Accessit index nominum et rerum quem construxit **J. Hunziker.** 8. Brosch. 4 Thlr.
- Vol. 43. **Plotini Enneades cum Marsilii Ficini interpretatione castigata,** iterum ediderunt **Frid. Creuzer** et **G. H. Moser.** Primum accedunt **Porphyrii institutiones Plotinianae** et **Procli Platonici institutiones theologiae et Prisciani Philosophi solutiones.** Ex codice Sangermanensi edidit et annotatione critica instruxit **Fr. Dübner.** 8. Brosch. 4 Thlr.

### Catalogue de la Bibliothèque Impériale de Paris.

#### HISTOIRE DE FRANCE.

8 volumes in-4 de 90 à 100 feuilles. — Chaque volume se vend séparément.

Prix de chaque volume 7 Thlr. 20 Sgr.

Les tomes Ier et II sont en vente. — Ce tome Ier contient, dans le premier chapitre, les *Préliminaires et Généralités*; — dans le second, l'*Histoire par époques ou de plusieurs règnes*. — Le troisième chapitre, consacré à l'*Histoire par règnes*, y est conduit jusqu'à la mort de Louis XII. Ce volume contient 13,606 articles. Pour arriver jusqu'à nos jours, il se continuera dans les volumes suivants.

Viendront ensuite, dans les autres volumes, les *Journaux et publications périodiques*, qu'on a dû rapprocher de l'*Histoire politique*, — l'*Histoire religieuse*, — l'*Histoire des institutions politiques ou Histoire constitutionnelle*, l'*Histoire administrative, diplomatique, militaire, mœurs et coutumes*, l'*Archéologie*, la *Numismatique*, l'*Histoire locale* (provinces, villes, départements, communes, colonies), l'*Histoire nobiliaire, généalogique*, enfin la *Biographie française*.

La méthode adoptée facilite les recherches, et l'on peut affirmer que désormais, quel que soit le sujet que voudra traiter un écrivain, il se trouvera dans des conditions bien autrement favorables que ses prédécesseurs, alors que cette grande quantité de sources leur était si difficile à consulter et même impossible à connaître.

Les tables les plus complètes et les plus variées termineront le catalogue de l'histoire de France: tables des auteurs, tables des personnages cités dans les titres, tables des villes et lieux, théâtres des événements, enfin le résumé complet de toutes les indications utiles.

Paris, 30. October 1855.

**Firmin Didot frères.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. W. Brockhaus** in Leipzig.

Bei **M. Anton** in Halle ist soeben erschienen:  
**Bernhardt, G., Grundriß der Griechischen Literatur.** Zweite Bearbeitung. Zweiter Theil. Erste Abtheilung. Epos, Elegie, Sambaen, Melik. 42 Bogen. Gr. 8. Sch. 3 Thlr.

Der Verleger hat nur hinzuzufügen, daß die zweite Abtheilung noch im Laufe des Jahres 1856 erscheinen werde.  
**Leo, Heinrich, Lehrbuch der Universalgeschichte.** Viertes Band. Das Revolutionszeitalter bis zu Ende des Feldzugs Napoleon's nach Rußland. Dritte zum großen Theile umgearbeitete Auflage. 84 Bogen Gr. 8. 4 Thlr. 12½ Sgr.

Durch die Erscheinung vorliegenden Bandes ist das ganze höchst beachtenswerthe Werk wieder vollständig und im Zusammenhang zu haben.

**Sad, R. S. (Consist. Rath), Katechisationen.** Nicht für Kinder. 8. Sch. 5 Sgr.

Dieses Büchlein gewährt in bündiger, klarer Form die wichtigsten Aufschlüsse über die bedeutendsten Lebensfragen auf kirchlich-religiösem Gebiete als: Bekenntniß, Protestantismus, Union u. s. w.

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Die Bildung des menschlichen Geistes

durch  
Kultur der Verjüngung seines Lebens  
in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation von

**Dr. C. H. Schultz-Schultzenstein,**  
Professor an der Universität in Berlin.

Auch unter dem Titel:

**Neues System der Psychologie.**  
Gr. 8. Brosch. Preis 5 Thlr.

Ausführliche Ankündigungen mit der vollständigen Inhaltsangabe liegen in jeder Buchhandlung zur Einsicht bereit.  
Berlin, im October 1855.

August Hirschwald.

Bei **F. A. Herbig** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Garald und Theano.

Ein Gedicht

von **Felix Dahn.**

Eleg. Miniaturformat geh. 20 Sgr., geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Der Stoff dieses historischen Gedichts ist einer Zeit entnommen, wo Römer- und Germanenthum, Heidenthum und Christenthum große weltgeschichtliche Konflikte hervorriefen; der Verfasser hat ihnen einen ersten und edlen poetischen Ausdruck zu geben gewußt. Friedrich Rückert, dem der Verfasser dies sein Erstlingswerk widmet, hat dasselbe mit freudiger Empfehlung eingeführt. Wir können dem Dichter nur herzlich beistimmen.

(Rec. in der Haude und Spener'schen Zeitung.)

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 48. —

29. November 1855.

**Inhalt:** Heinrich Koenig's neuester Roman und die Gesamtausgabe seiner Schriften. Von Adolf Zeising. — Naturstudien. (Schleiden. Graf von Pfeil. Wigand.) — Aus Wien. — Deutsche Cultur in Rußland. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Heinrich Koenig's neuester Roman und die Gesamtausgabe seiner Schriften.

1. König Jerôme's Carnaval. Geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig. Drei Theile. — A. u. d. L.: Gesammelte Schriften von Heinrich Koenig. Zweiter bis vierter Band. Leipzig, Brochhaus. 1855. 8. 5 Thlr.
2. Regina. Eine Novelle von Heinrich Koenig. Zweite verbesserte Auflage. — A. u. d. L.: Gesammelte Schriften von Heinrich Koenig. Erster Band. Leipzig, Brochhaus. 1854. 8. 1 Thlr.

Eins der sichersten Kennzeichen wirklich poetischer Begabung ist, daß sie für einen eigenthümlichen Stoff stets auch eine neue, besondere, dem Stoff entsprechende Form findet, oder vielmehr, daß sie den zur künstlerischen Verarbeitung ergriffenen Stoff sich gleichsam von selbst gerade so gestalten läßt, wie es zur Darstellung seiner ihm eigensten Natur am angemessensten ist. Ein recht schlagender Beleg dieser Wahrheit ist der uns hier in „König Jerôme's Carnaval“ vorliegende neueste Roman von Heinrich Koenig. Die Hauptaufgabe desselben besteht, wie schon der Titel ausspricht, in einer poetischen Zeichnung jener zwar nur kurzlebigen, aber aus Vorahnung der ihr bevorstehenden Fasten am Fleisch nur umso mehr sich göttlich thuenenden und daher einem recht tollen Carnaval nicht unähnlichen Zeit am Hofe des Königs Jerôme und in einer Wiederbergegenwärtigung der halb geheimen, halb offenen Stimmungen und Gährungen, die damals das deutsche Vaterland und insbesondere die zum Königreich Westfalen zusammengeschweißten Ländergebiete desselben in Bewegung setzten. Wer diese Episode der deutschen Geschichte und die Persönlichkeit, welche die Hauptrolle darin spielt, auch nur nach ihren Hauptgrundzügen kennt, muß fühlen, welche ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten mit einer Darstellung solcher Verhältnisse verbunden sein mußten, wenn dieselbe zugleich der historischen Wahrheit und der poetischen Schönheit genugsam und außerdem den Charakter der Zeit nicht bloß in ihrem Inhalt, sondern auch in ihrer Form abspiegeln sollte.

Schon des eigentlichen Thatächlichen bietet diese Zeit dem Dichter nur wenig. Denn von so weltgeschichtlichem und welterschütterndem Charakter auch die

Ereignisse waren, welche sie herbeiführten, ihr zur Seite gingen und ihr ein Ende machten, so gingen doch aus dem eigentlichen Innern ihrer Lebenssphäre keine Bewegungen und Facta von selbständiger Bedeutung, spannendem Verlauf und wesentlichen Erfolgen hervor, sondern wie sie ihre Entstehung nicht sowohl sich selbst als vielmehr nur dem äußern Nachwort des Imperators verdankte, so blieb sie auch in ihrer Entwicklung und ihrem Ende von äußern Einflüssen und Anstößen abhängig, und das in ihrem eigenen Schooße sich bethätigende Leben enthält daher nicht so gewichtige Conflicte und Lösungen, daß sie der Dichter unmittelbar zum Fundament und Gerüst eines historischen Romans benutzen könnte. Alles was in jener Sphäre geschah, war nicht sowohl ein wirkliches Kämpfen und Handeln, sondern vielmehr ein ziemlich müßiges und resultatloses Reiben und Treiben. Wenn sich überhaupt die Reiche der Napoleoniden als die glücklichen Kinder und Erben der glücklich zu Grabe getragenen Revolution darstellen, die Revolution selbst aber die wenn auch nicht legitime, doch natürliche Tochter der ihr vorangegangenen, in Ludwig XIV. gipfelnden, in Ludwig XV. sich übergipfelnden und in Ludwig XVI. zu Fall kommenden Bourbonenzeit war: so lag am Ende nichts Wunderbares darin, wenn eines jener Endreiche in Physiognomie und Lebensweise der lustigen Großmutter nachartete und die Freuden eines königlichen Lebens um so rascher durchzukosten suchte, als ihm mit den gleichen Neigungen auch die Vorausahnung eines ähnlichen Schicksals angeboren war. „Le roi s'amuse“ war daher der Hauptinbegriff der dieses Reich charakterisirenden Handlungen, soweit sie von der regierenden Gewalt selbst ausgingen, und was das zusammengewürfelte Volk dieses improvisirten Staats betraf, so machte sich auch hier mehr oder minder das „Qualis rex, talis grex“ geltend. Zwar fehlte es nicht an Unzufriedenheit, an Lust zum Widerstande und an schwachen Versuchen, diese Lust zur That werden zu lassen, aber alles Dies kam doch zu keiner kräftigen Entwicklung, man fühlte durch, die Zeit für ein energisches, erfolgreiches Ankämpfen gegen die ausgedrungenen Zustände sei noch nicht da und der Anstoß dazu müsse von

tiefen Motiven und allgemeiner Gesichtspunkten als den specifisch heftigen oder weftfälischen ausgehen, und so wußte man denn vor der Hand nichts Besseres zu thun, als das Leben und Treiben, wie es von oben her geboten ward, mitzumachen, d. h. sich mit zu amüsiren und selbst das Mißvergnügen sich dadurch in ein Amusement zu verwandeln, daß man, soweit es Ort und Gelegenheit erlaubte, über alles Anstößige nach Herzenslust räsönnirte und persiflirte. Alles was daher in jenen Regionen geschah, lief im Wesentlichen auf eine ununterbrochene Kette wechselnder Vergnügungen und Lustbarkeiten hinaus. Man kommt zusammen, man dejeuner, man dinirt, man soupert; man geht ins Theater, macht Promenaden, fliegt auf das Land; man conversirt, muscirt, declamirt, mastirt sich, moquirt sich, bespionirt sich, kurz, genießt das Leben und vor allem die Liebe in allen Formen und Gestalten, dergestalt daß die Krephelephelischen Worte:

Da kannst du seh'n, wie leicht sich's Leben läßt.  
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest —

nirgends so treffend wie hier Anwendung finden, nur daß hier ein solches Leben nicht wie dort „mit wenig Müß und viel Behagen“, sondern umgekehrt mit viel Müß und wenig Behagen geführt wird, weil man denn doch inmitten des Strudels einerseits die Treßlosigkeit, andererseits die Unhaltbarkeit solchen Treibens heraufzufühlen und sich über dies Gefühl nicht besser als mit einem Mißwort hinwegzusetzen weiß.

Daß eine solche Zeit dem Dichter eines historischen Romans keine schon an sich besonders gewichtvollen Facta liefert, ja ihm nicht einmal erlaubt, solche zu erfinden, springt in die Augen. Noch mehr aber wird ihm die poetische Darstellung derselben dadurch erschwert, daß sie, je nachdem man sie von diesem oder jenem Standpunkte aus betrachtet, in so verschiedenem Lichte sich darstellt, daß man nicht weiß, in welchem Grundton, ob in ernstem oder heiterem, tragischem oder komischem, man das Colorit des Gemäldes halten soll. Stellt man sich nämlich auf den Standpunkt der deutschen Nationalität oder den der privaten Sittlichkeit und Züchtigkeit, so liegt in dem Hinblick auf die damaligen Zustände etwas so Depressirendes und selbst mit Entrüstung Erfüllendes, daß man geneigt sein möchte, das Bild in möglichst düsterem Ton zu halten und das Treiben der Zeit mit dem Maßstabe einer poetisch richtenden Remesis zu messen. Sieht man hingegen die Sache mit dem Auge eines völlig unparteiischen Historikers, eines kosmopolitischen Philosophen oder gar eines mit Bonhomie erfüllten Menschenfreundes an, so erscheint Alles in weit mildern und freundlicherem Lichte, man erkennt, daß dem deutschen Volke eine solche Züchtigung und Beschämung nicht schaden konnte, ja daß ein solches Spiel der Fremdherrschaft nothwendig aufgeführt werden mußte, wenn es ihr gegenüber sich selbst wiederfinden und seiner eigenen Kraft und Würde erinnern wollte; und man muß einräumen, daß in und mit dieser Fremdherrschaft neben dem Ver-

werflichen auch viel des Trefflichen und Dankenswerthen zur Geltung gebracht wurde, und daß dieselbe Persönlichkeit, die einerseits so viel Anstoß zu erwecken geeignet war, andererseits wieder so manche Züge der Lieblichkeit und Humanität entfaltete, daß man sich gestimmt fühlt, den Maßstab einer ägoren Beurtheilung fallen zu lassen, und zwar umsomehr, als schon der außerordentliche Gang ihrer Lebensschicksale geeignet ist, manche ihrer Extravaganzen zu entschuldigen. Zu einer tragischen Auffassung eignet sich also der Stoff nicht, weil er zu viel mildernde Nebenmomente enthält und weil er außerdem nicht großartig, nicht gewaltig genug ist. Zu einer rein komischen Auffassung aber ist er darum nicht angethan, weil die Thorheiten und Widersprüche, die er allerdings in reichem Maße enthält, zu ernste Lebens- und Staatsinteressen berühren, als daß man bloß darüber zu lachen vermöchte. Noch weniger aber qualificirt sich der Stoff zu einer Darstellung im Lichte des Reinschönen, weil er weit mehr Erscheinungen bietet, die mit der Idee contrastiren, als solche, die mit ihr im Einklange sind, und weil er uns also das Vollkommene, dessen Erscheinen den Inbegriff alles Schönen ausmacht, nicht auf directem, sondern auf indirectem Wege vergegenwärtigt.

Man könnte nun meinen, ein derartiger Stoff liege überhaupt dem Kreise des Schönen fern, und es sei daher ein Mißgriff des Dichters gewesen, ihn zum Dicht einer Dichtung zu benutzen. Dem ist aber doch nicht so; denn absolut läßt sich dies von keinem Stoffe behaupten und am wenigsten vom gegenwärtigen, der in der großen Anzahl historisch bedeutender oder psychologischer anziehender Persönlichkeiten und in den eigenthümlichen Beziehungen, die hier theils zwischen diesen, theils zwischen den beiden sich in mannichfacher Weise berührenden Nationalitäten bestehen, interessante Elemente genug bietet, welche entweder schon an sich poetisch sind, oder doch von einem Dichter, der es versteht, mit bestem Erfolg in die poetische Beleuchtung gerückt werden können. Es kam also nur darauf an, daß er in die Hände eines solchen Dichters fiel, der all die oben erwähnten Mängel und Mißstände glücklich zu überwinden vermochte und es verstand, ihn gerade von der Seite zu fassen, von welcher er allein dem Reich des Schönen angehört, nämlich als ein Schönes, welches zwischen dem Reinschönen und Komischen in der Mitte liegt und weßhalb, wie ich in meinen „Ästhetischen Forschungen“ nachgewiesen, im Allgemeinen als das „Reizende“ und in seinen besondern Modifikationen als das Unruhige, Interessante und Vikante zu bezeichnen ist. Hierzu war aber von allen uns bekannten Dichtern der Gegenwart kaum einer mehr berufen als Heinrich Heine, in schon in seinen früheren Werken gerade für die Auffassung anziehender und merkwürdiger Individualitäten, in die Darstellung feiner und intricater Lebensbezüge, in für die Handhabung jener gräßlichen Wendungen und überausenden Pointen in Worten und Handlungen, auf denen der Hauptreiz des geselligen Verkehrs und der

Conversation beruht, ein wahrhaft bewunderungswürdiges Talent bekundet hat. Daher ist es ihm denn auch gelungen, den in gar vielem Betracht mislichen und schwierigen Stoff gleichsam spielend zu überwäligen und uns das Leben und Treiben am westfälischen Hof gerade in der Form vorzuführen, die uns sein Wesen am treuesten und lebendigsten abspiegelt, ja die in gewissem Sinne selbst ein Abbild dieses Lebens und Treibens ist, ebenso lose und locker in ihrem Gefüge, ebenso leicht über die schwereren Kämpfe und tiefern Wehen des Lebens hinwegschlüpfend, ebenso unermüdet von Amusement zu Amusement, von Intrigue zu Intrigue hüpfend, aber auch ebenso fein, so gracios, so pointenreich und zugleich ebenso clair - obscur, d. h. durch das schillernde, schleierartige Gewebe den ernstern, dunkeln Hintergrund bald mehr, bald minder deutlich durchschimmern lassend.

In diesem Betracht stellt sich Koenig's neuestes Werk nicht als ein bloßer Roman, sondern als ein in formeller und materieller Beziehung gleich treues Zeitbild dar. Als Roman betrachtet ist er von ziemlich eigenthümlichem, neuem Charakter. Wie man im Gebiet des Dramatischen ein Conversationslustspiel unterscheidet, so kann man ihn in gewissem Sinne einen Conversationsroman nennen, weil wirklich die Conversation das Element ist, in welchem die ganze Geschichte lebt und webt und vor unsern Augen vorüberströmt. Hieraus erhellt schon, daß die eigentliche Fabel des Romans mehr auf innerlichen als äußerlichen Verwickelungen und Entwicklungen beruht. Der Held und Mittelpunkt derselben ist ein junger Doctor der Philosophie, dessen Namen Hermann Zeutleben darauf hindeuten scheint, daß ihn der Verfasser als eine Art Repräsentanten des inmitten der Fremdherrschaft sich entwickelnden deutschen Wesens gedacht wissen will. In der That vereinigt er in sich, als er von Halle in Kassel eintrifft, um dort seine Carrière zu machen, manche der Eigenschaften, die den Deutschen von damals und wol auch noch jetzt charakterisiren. Er ist von einem edeln, sittlichen Streben erfüllt, ist im Besiz vielseitiger Kenntnisse, Talente und Fertigkeiten und hat eine philosophische, dem Idealen zugewandte Richtung; dagegen fehlt ihm noch die eigentliche Lebensklugheit, und trotz der Gewandtheit, mit der sich seine lebenswürdige Persönlichkeit in der Gesellschaft bewegt und mit Leichtigkeit Hergen für sich gewinnt, entbehrt er doch der nöthigen Vorsicht und Einsicht, die für jene Verhältnisse notwendig sind, und seine Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, die bei aller Vaterlandsliebe auch mit einer allzu bereitwilligen Anerkennung und Bewunderung des Fremden verbunden ist, läßt sich mehrfach durch den Schein täuschen, durch die Gelegenheit verführen und selbst in absichtlich ihm gelegte Schlingen verlocken, so daß er sich in verschiedene Verlegenheiten verwickelt und bei den besten Absichten Gefahr läuft, für schlechte Zwecke und schimpfliche Functionen benutzt zu werden. Zwar steht ihm hierbei stets sein guter Genius und ein wahrhaft unverwundliches Glück, das ihm überall warnende, helfende

und fördernde Freunde gewinnt, schützend und rettend zur Seite, ja räumt ihm die Gefahren aus dem Wege, noch ehe sie recht zu solchen geworden; aber gerade dieses Glück wird zur größten Gefahr für ihn und es erweckt in Allen, die mit Ernst an ihm theilnehmen, die Besorgniß, es könne ihn leichtsinnig, eingeblendet, träge, blasirt oder übermüthig machen, und erst als er auch diese Probe bestanden, als er sich in seinen Neigungen immer mehr und mehr geläutert, in seinem Charakter immer mehr und mehr befestigt hat, gelangt er zu demjenigen Glück, in dem er die letzte und höchste Verhülgung findet, zu einem ihm angemessenen Lehramte auf einer deutschen Hochschule und in dem Besiz einer durch echt deutsche Sittlichkeit und Erzene bewährten Hausfrau.

Die Verknüpfung des Zeitbildes mit dem Roman besteht also darin, daß das Treiben am Hofe Ferdinands als eine Art von Schule für den in seiner Anlage zwar mit vielen Vorzügen ausgestatteten, aber noch der Läuterung, Schleiung und Kräftigung bedürftigen deutschen Charakter hingestellt wird. Der Gedanke, die besorgnißvolle Theilnahme für den Helden und die daraus resultirende Spannung, umgekehrt vom gewöhnlichen Wege, gerade dadurch zu steigern, daß der Held allzu beharrlich von jenem verhänglichen Glück verfolgt wird, von dem sich der Gastfreund des Polykrates mit Grausen abwendet und dem Schiller's Weisheit mit Verachtung den Rücken kehrt, ist unstreitig ebenso fein als originell, ob schon Manche, denen das Verständniß hierfür abgeht, gerade hieran Anstoß nehmen und handgreiflichere Gefahren, durch die sich nun einmal die „liebe Albernheit“, wie Tied einmal die Lust an abenteuerlicher Romantik treffend bezeichnet, gern in Angst und Schrecken setzen läßt, vermiffen werden. Nicht so einleuchtend ist es, warum der Autor gerade den Repräsentanten des deutschen Wesens von diesem unverwundlichen und zum großen Theil wirklich unverdienten Glück verfolgt werden läßt; doch dürfte sich vielleicht die feine Ironie dahinter verstecken, daß es die deutsche Natur wirklich mehr dem Glücke als ihrem Verdienste zu verdanken hat, wenn sie aus den ihre Sittlichkeit und Ehre bedrohenden Gefahren jener Fremdherrschaft nicht nur mit heiler Haut, sondern gewipigt und gekräftigt hervorgegangen ist. Leider ist hierin mehr Wahres als Diejenigen, die an die erst später erfolgende Erhebung des deutschen Volks denken, zugeben werden; trotzdem würde es nach meinem Dafürhalten dem Bilde des Helden wesentlich zum Vortheil gereicht haben, wenn ihn der Verfasser wenigstens gegen den Schluß zum Träger irgend einer bedeutenden, die Würde und Tüchtigkeit seines Charakters recht unzweifelhaft bekundenden Handlung gemacht hätte. Allerdings läßt es der Dichter an einer solchen keineswegs ganz fehlen, und der bis zur Rücksichtslosigkeit sich steigende Eifer, mit dem er zuletzt die Befreiung des bei der Dörnberg'schen Empörung theilgenommen und standrechtlich zum Tode verurtheilten Heißer, des Mannes der von ihm geliebten Lina, betreibt und durchführt, zeigt ihn uns in der That als einen Mann, der die heißesten

Wünsche seines Herzens dem Gefühl für Pflicht, Ehre und Freundschaft untergeordnet weiß. Aber vollständig zufriedenzustellen vermag uns hierdurch Hermann noch nicht; eben weil seine Handlung eine reine Pflichterfüllung ist, deren Unterlassung ihn geradezu als pflichtvergessen und ehelos zeigen würde; sodann, weil er damit zwar als Sieger über sich selbst, aber nicht zugleich auch über die ihn umgebenden Verhältnisse erscheint, und endlich weil das Mittel, wodurch er die Handlung zustande bringt, ihn nur in der Situation eines Flehenden, statt in der eines Selbstthätigen erscheinen läßt, und weil sogar Das, was er erfleht, wenn auch durch den Moment entschuldigt, doch vor dem Richterstuhl einer höhern Moral nicht ganz gerechtfertigt werden kann.

Unter den übrigen Personen, die dem Roman als solchem und der Erfindung des Dichters angehören, nimmt nächst Hermann die von ihm geliebte und ihn wieder liebende Lina die hervorragendste Stellung ein, die sich wol der Autor als eine Vertreterin der deutschen Züchtigkeit und Treue gegenüber der französischen Sittenlosigkeit und Frivolität gedacht hat. Um sie in desto glänzenderem Lichte zu zeigen, läßt sie der Verfasser einen doppelten Kampf bestehen, einmal mit den Anfechtungen des Königs, denen gegenüber sie ihre sittliche Entkräftung offen und unverhohlen, selbst mit Durchbrechung der Alles beherrschenden Etikette, an den Tag legt, sodann mit den verborgenen Regungen ihres eigenen Herzens, das sich von ihrem Manne, dem rein verständigen, lebensklugen, in praktischer Thätigkeit aufgehenden Heister, mehr und mehr dem gemüthvollen, zwar noch in Irrungen und Schwankungen begriffenen, aber doch immerfort dem Edeln und Schönen nachstrebenden Hermann zuwendet, aber in diesem Verhältniß ihrem Manne gegenüber nie die Pflichten der Selbstbeherrschung, der Treue und Aufrichtigkeit aus dem Auge verliert. Lina ist eine vom Dichter mit ganz besonderer Liebe und mit allen nur denkbaren weiblichen Reizen und Tugenden ausgestattete Erscheinung und reiht sich würdig den schönen edeln Frauengestalten an, die den frühern Romanen Koenig's zu ganz besonderer Zierde gereichen, wenn auch über sie, was ihre Stellung zu der sie umgebenden Sphäre nothwendig bebingte, nicht ganz jener zarte poetische Duft und Zauber ausgebreitet ist, durch den uns unter Andern seine Regina und seine Fides fesseln, und wenn sie auch durch ihre etwas gefährliche, nach zwei Seiten hin Liebe erweckende und Liebe ausheilende Stellung hier und da einen mehr peinlichen als rein befriedigenden Eindruck macht.

Alle übrigen im Roman bedeutsam hervortretenden Figuren gehören der Geschichte an oder sind wenigstens zu solchen in so nahe Beziehung gebracht, daß sie sich nur als natürliche, nothwendige Accidenzien derselben darstellen. Die Zahl derselben ist eine fast unüberschaubare und kaum dürfte irgend ein Roman eine gleiche Fülle und Mannichfaltigkeit historisch bedeutsamer oder persönlich interessanter Gestalten bieten. Zu den wichtigsten oder bekanntern derselben gehören unter andern auf

deutscher Seite der Finanzminister Hans von Bülow, der französische Gesandte von Reinhardt, der Oberkammerherr von Dörnberg, der Staatsrath und berühmte Geschichtschreiber Johannes von Müller, der Kapellmeister Reichardt, die Reichstagsabgeordneten Nathusius, Riemeyer, Kesteln, Jakobson, die Dichterin Philippine Engelhardt, die Stiftsdame Mariane von Stein, des berühmten preussischen Ministers Schwester, Luise Reichardt, die Oberhofmeisterin Gräfin Antonie, die Gräfin Doochs u. A. und auf französischer Seite außer dem König und seiner Gemahlin der Kriegsminister Morio, der Justizminister Simeon, der Polizeichef Bercagny, der die Herzogenangelegenheiten des Königs verwaltende Kammerherr Ramvillu, die Generale Salha und Du Condras, der Dichter Digaunt-Lebrun, der Kapellmeister Blangini und so noch viele Andere, namentlich die Gemahlinnen oder Lächer der Genannten, Maitressen des Königs u. s. w.

Alle diese Personen, die zum Roman zum Theil in engerer, zum Theil in loserer Beziehung stehen, sind vom Dichter mit der ihm zugebote stehenden Feinheit und Schärfe gezeichnet und zwar in so mannichfaltigen und charakteristischen Situationen und mit Eingehung in so interessante, zum großen Theil wol bisher unbekannt gebliebene Einzelheiten, daß man überall herausfühlt, wie der Dichter nicht nur die sorgfältigsten und umfassendsten Studien zu dieser Arbeit gemacht, sondern nicht Weniges davon noch selbst beobachtet oder aus besonders ergiebigen, wohlunterrichteten Quellen geschöpft hat. Nimmt die Arbeit des Dichters wegen dieses Inhalts, sowie überhaupt wegen der ebenso lebendigen und anschaulichen als subtilen und geistreichen Ausmalung der damaligen Vorgänge und Zustände als Zeitbild und Beitrag zur Geschichte eine fast noch höhere Bedeutung in Anspruch als von Seiten derjenigen Qualitäten, die dem Roman als solchem angehören, so hat doch der Autor auch diesen historischen Elementen höchst interessant und poetisch wirksame Situationen abzugewinnen gewußt. Ein wahres Meisterstück ist in dieser Beziehung die Zeichnung des Polizeichefs Bercagny und des Kriegsministers Morio in den Scenen, wo Hermann zuerst mit ihnen zusammentrifft, und insbesondere in jener, wo Hermann von Bercagny getäuscht und in die Falle gelockt wird, unbewußt und unwillkürlich dem Polizeichef als Spion oder Verräther zu dienen. Auch die Scene, in welcher Hermann auf diesen Trumpf den Gegentwurf ausspielt, ist sehr gut; aber schade ist es, daß der Autor diesen Conflict in der Folge fast ganz fallen läßt oder ihn wenigstens in so harmloser Weise fortsetzt, daß dem Helden kaum Verlegenheiten, geschweige wirklich Gefahren daraus erwachsen. Höchst effectvoll sind ferner nicht wenige der Scenen, die zur Charakteristik Jérôme's dienen, z. B. die, in denen er mit Marinette verkehrt, in der er die Intriguen gegen Bülow zurückweist, in welchen er die Gräfin Antonie oder Lina für sich zu gewinnen sucht, in welcher er nach einem Cabinetstreich im Costüm des „wiedergefundenen Paradieses“ einem zum Tode verurtheilten Deserteur begnadigt u. s. w.



Sind andere Scenen weniger drastisch und minder auf Spannung und Wirkung berechnet, so zeichnen sie sich hingegen durch einen höchst bedeutenden Gedankengehalt aus. Was Koenig überhaupt hierin zu leisten vermag, wie er sich über alle möglichen Gegenstände der Kunst und der Wissenschaft, der Politik und des Lebens mit ebenso viel Tiefe und Scharfsinn als Leichtigkeit und Grazie zu verbreiten weiß, ist zu bekannt und anerkannt, als daß wir noch ein Wort darüber zu verlieren brauchen; es ist also natürlich, daß dieser Roman in dieser Hinsicht ganz besonders reichhaltig und mannichfaltig ist, da sich ja in demselben, wie bereits erwähnt, dem Charakter der Zeit gemäß die ganze Geschichte auf dem Wege der Conversation entwickelt und in ihm so viel bedeutende und geistreiche Persönlichkeiten vom verschiedensten Charakter in Wechselwirkung treten, daß schon hierdurch ein reicher Ideenanstausch notwendig bedingt war. Nicht wenig zur Belebung und Würzung der Unterhaltung tragen hierbei die reichlich eingestreuten Wit- und Wortspiele bei, die theils der Wirklichkeit entlehnt, theils mit bewunderungswürdigem Geschick dem damaligen Zeitgeschmack nachgebildet sind; daneben fehlt es aber auch nicht an sehr ernsten und tiefen Betrachtungen nicht nur über die damaligen Zeitverhältnisse, sondern auch über allgemeine Fragen, z. B. über die Liebe, die Ehe, die Freundschaft u. s. w.

Nicht einen so befriedigenden Eindruck wie diese einzelnen Bestandtheile und Elemente des Romans hat die architektonische Construction derselben zu einem Ganzen auf uns gemacht, wenigstens läßt er sich in dieser Hinsicht mit den früheren Werken Koenig's, namentlich mit „Regina“, den „Clubisten in Mainz“ und „William Shakespeare“ nicht vergleichen. Zwar ein einheitlicher Mittelpunkt, um den sich alle Fäden der Geschichte herumwickeln, fehlt dem Roman nicht, denn dieser Mittelpunkt ist eben Hermann; aber einerseits steht dieses Centrum mit der Peripherie in einem zu äußerlichen, zum Theil mehr zufälligen als notwendigen Verhältnisse, andererseits fehlt den peripherischen Elementen selbst eine wirklich organische Gliederung und übersichtliche Gruppierung. Vom rein ästhetischen Standpunkte erscheint dies allerdings als ein Mangel, für ein Zeitbild aber und in Beziehung zum Stoff betrachtet stellt sich diese Form, wie wir oben näher auseinandergesetzt haben, gerade als sehr charakteristisch dar, und so dürfen wir auch in dieser Beziehung den zahlreichen Freunden Koenig's von diesem seinem neuesten Erzeugniß einen vielseitigen Genuß und einen hohen Grad der Befriedigung versprechen, zumal wenn sie sich im voraus zum Bewußtsein bringen, daß es nur eine natürliche und gesetzmäßige Entwicklung ist, wenn der Dichter und Romanschriftsteller nach und nach dem Historiker und Charakteristiker einen immer größern Platz einräumt.

Indem wir hiermit die Anzeige dieses Romans beschließen, müssen wir noch bemerken, daß er als solcher den zweiten, dritten und vierten Band der „Gesammelten Schriften“ von Heinrich Koenig bildet. Den ersten

Band dieser Gesamtausgabe nimmt „Regina“ ein, die tief empfundene und tief ergreifende Herzengeschichte, die schon bei ihrem ersten Erscheinen Alle, die echte Poesie zu genießen und zu würdigen verstehen, zu wärmster Bewunderung hingerissen hat und die sich auch in dieser neuen, vom Dichter einer zweiten Fülle unterworfenen Auflage sicherlich wieder eine große Anzahl neuer Freunde erringen wird. Eine näher eingehende Besprechung derselben habe ich bereits in Nr. 37 d. Bl. f. 1843 geliefert und kann mich daher hier auf die Andeutung beschränken, daß uns die Dichtung das tragisch-schöne Ende eines jungen edeln Arztes zeichnet, der nach einer wild verlebten Jugend das Glück einer reinen Liebe und die beseligende Macht eines edeln Frauenherzens erst dann kennen lernt, als seine physische Kraft bereits gebrochen ist und ihm von dem zum Vollgenuß sich ihm darbietenden Bonnetbecher nur noch den Dufte zu schlürfen erlaubt. Das Frauenherz, das ihm diese letzte Erquickung und Läuterung seines Wesens gewährt, ist Regina Herz, zwar nur eine Südin und nur dem Namen nach eine Königin, aber eine so echte und so unwiderstehliche, daß sich vielleicht selbst ein König geheiligten Namens vor ihr gebeugt hätte und zur Erkenntniß gekommen wäre, daß ein deutsches Herz doch noch etwas Anderes ist als ein französisches Coeur, selbst wenn Coeur Trumpf und des Königs Leibfarbe ist.

Mit welchen Empfindungen der Dichter selbst die zweite Ausgabe von „Regina“ und den ersten Band seiner „Gesammelten Schriften“ in die Welt sendet, erfahren wir am besten aus dem vom Autor vorausgeschickten Vorwort, welches also lautet:

Es ist eine eigens gemischte Stimmung, in der ich meine „Gesammelten Schriften“ hiermit ankündige. Mitten nämlich in der Ausarbeitung eines neuen Romans, der die nächsten Bände dieser Sammlung bilden soll, begriffen, finde ich mich, so zu sagen, beim Tagewerke des Ausstellens durch die Beschäftigung mit vergangenen Ernten unterbrochen, und das Frohgefühl über geborgene Farben mischt sich unter die Erwartungen arbeitsamer Morgen, die über den wachsenden Palmen aufgehen, und nachdenklicher Abende, die auf den sprossenden Aeahren einschlummern. Und ebenso eigens verbinden sich Gegenwart und Vergangenheit in der vorliegenden Novelle, die den Anfang der Sammlung macht, indem sie in der neuen Auflage zu denselben Frühlingstagen wiedererscheint, in denen sie selbst spielt und vor zwölf Jahren aus verwandten Empfindungen, wie sie in ihr athmen, niedergeschrieben wurde.

Röge sich mit dem Wiedererscheinen dieser Herzengeschichte auch die Gunst der Leser erneuern, mit welcher sie zum ersten mal aufgenommen wurde! Nur im Vertrauen auf solche Gunst habe ich mich zu einer Sammlung meiner Schriften entschlossen, bei welcher begreiflicherweise mehr auf die Zukunft fortbauender, wachsender Theilnahme als auf das augenblickliche Bedürfniß einer neuen Auflage gerechnet wird. Das Bewußtsein Dessen, was ich mit meinen Schriften gewollt und wonach ich mit Ernst getrachtet, würde mir zu einem solchen Unternehmen nicht zureichend erschienen sein. Allerdings galt es mir, ich darf es sagen, um Höheres, als müßigen Lesern über langweilige Stunden hinauszuhehlen, so viel bessere Gesächäfte auch gerade mit solcher Gefälligkeit gemacht werden können. Bielmehr habe ich mir allezeit gern vor Augen gehalten, was Lied mit den treffenden Worten bezeichnet: „Das feste Bestehen auf Wahrheit und Natur, die Freude am großarti-

gen Scherze, die Freiheit der Befinnung, die sich keinen Con-  
venienzen beugt, ein geläutertes Gefühl, das sich durch keinen  
Schwulst blenden läßt, dies, mit einem ernstlichen Streben zu  
einer echten und tief sinnigen Kunst, ist, in höchster Bedeutung  
aufgefaßt, unsere wahre deutsche Natur."

Einem so hochgestellten Ziele kommt natürlich der Einzelne  
nur nach dem Maß der ihm verliehenen Kraft und Ausdauer  
mehr oder weniger nahe. Ich selbst habe mich auf dem mühsa-  
men Wege der Selbstzurechtfindung, der mir durch Lebens-  
hältnisse bestimmt war, wenigstens in der Richtung nach dem-  
selben zu halten gesucht, und seit Heinrich Laube's Trompeten-  
stoß vom 11. Juli 1833 zum ersten Auftreten meiner Schrift  
„Hohe Braut“ (a flourish, enter the King, wie es in den  
Shakespeare'schen Dramen heißt) haben die öffentlichen Stimmen  
der Kritik mir vielfach erfreuliche Beweise ihrer Anerkennung  
meines Bestrebens gegeben. Und was ich dabei besonders in  
Anschlag bringen darf, so waren es in der Regel die Stimmen  
der Jüngern, die nicht einem Altersgenossen, sondern dem Sohn  
einer früheren Generation die Zufriedenheit erweckten, daß er  
im frischen Schritt der Gegenwart marschiere, und obgleich ein  
Kelterer, auf einsamen Wegen Verspäteter, doch nicht danach  
aussähe, den Nachzüglern der strebenden Zeit zuzufallen.

Und nun ich daran gehe, meine Schriften zu sammeln und  
für Alles und Neues die Kunst und Theilnahme der Zukunft  
zu erwarten: soll ich es mir nicht zur Aufmunterung dienen  
lassen, daß sogar die dritte und jüngste Generation mich in  
erster Reihe — wie sie sagen — mit sich fortführt oder freund-  
lich auf ihren Lagen trägt? Ich beziehe mich hierbei auf eine  
mit umfassender Kenntniß, mit Kritik und Geist geschriebene  
Abhandlung: „Der neue deutsche Roman“, im neunten Bande  
des von F. A. Brockhaus herausgegebenen encyclopädischen Werks:  
„Die Gegenwart“, woselbst auch meine bisherigen Productionen  
ihrer Stellung und ihrem Gehalte nach charakterisirt sind; ge-  
denke hier aber dieses Artikels von einem mir nur seinem  
ausgezeichneten Namen nach bekannten Verfasser bloß des Um-  
standes wegen, daß gerade das Rühmlichste, was noch von  
meinen Sachen im Ganzen gesagt worden, von einem unsrerer  
Jüngsten herrührt.

Am Ende aber bringt doch ein Autor auch die beifälli-  
gen Stimmen der öffentlichen Kritik weniger um seiner Selbst-  
befriedigung willen als dafür in Anschlag, daß Urtheile der  
Kenner vor allem auf das lesende Publicum wirken und schät-  
baren Schriften eine Theilnahme erwecken sollen. Auch in die-  
ser Hinsicht darf ich bekennen, daß mir von Wohlwollen des  
Publicums für meine Schriften und selbst für meine Person  
die erfreulichsten Beweise von Zeit zu Zeit zugekommen sind.  
Bin ich nun aber auch nicht so glücklich gewesen, daß meine  
Romane und Novellen zu den verbreitetsten gehören, so läßt  
doch auch der Umstand, daß dieselben sich mehr in einem hö-  
hern, gebildeten Kreise von Lesern halten sollen, wie man sagt,  
für eine Sammlung dieser Schriften die gute Erwartung übrig,  
daß die zuwachsende Bildung der Zeit auch den Kreis der  
Theilnehmenden erweitern werde; wenn freilich auch in andern  
Betracht Autor und Verleger weniger bei Dem gewinnen, wo-  
nach man reichen muß, als was der größeren Menge zwischen  
die Fäße fällt.

Zu den Beweisen von Theilnahme rechne ich auch, daß  
mehrere meiner Schriften wiederholt aufgelegt worden sind und  
andern dies bevorsteht. „Regina“ selbst, die an die Spitze der  
„Gesammelten Schriften“ tritt, erscheint in neuer Gestalt.  
Durch Dasjenige, was sich an ihr verjüngt und theilweise um-  
gewandelt leicht entdecken läßt, will sie zugleich nachweisen, wie  
Ernst es dem Verfasser ist, seinen hochgeschätzten Lesern immer  
Vollendetes darzubieten. Indem aber „Regina“ in ihrer  
Verjüngung auf neues Glück ausgeht, wird man ihr nicht ver-  
argen, wenn sie sich etwas auf Das weiß, was sie von alter  
Kunst hinter sich hat. Zu den angenehmsten Erinnerungen  
aus der Zeit ihres ersten Erscheinens gehört für mich die brief-  
liche Aeußerung eines hochverehrten und in jeder Hinsicht com-

petenten Mannes über den ersten Eindruck, den die Novelle  
auf ihn gemacht hatte. Nach mehr als zehn Jahren wird es  
weber gegen den Briefsteller noch für den Empfänger indis-  
cret erscheinen, wenn die betreffenden Zeilen hier mitgetheilt  
werden, um Denjenigen, denen das Büchlein neu bezeugt, ein  
freundliches Vertrauen zu demselben zu erwecken.

Carnhagen von Cise schrieb aus Berlin am 2. De-  
cember 1842:

„Lassen Sie mich also nur kurz sagen, daß seit lan-  
ger Zeit kein Buch mich so bewegt, gereizt und festgehalten  
hat wie dieses! Ich hätte immer so weiter lesen mögen, durch  
die von Ihnen geschickte und aufgeschlossene Welt immer so  
weiter wandern, zahlreiche Bände hindurch; mir war wohl zu-  
muth, während ich las, der Lebenskreis, in den Sie mich  
geführt, hatte mich ganz aufgenommen. Gleich auf den ersten  
Seiten wehte mich ein Hauch der Wirklichkeit schauerlich an,  
ich fühlte lebendigen Boden, sah durch die Dichtung den tha-  
sächlichen Grund. Sie sind immer am glücklichsten in Be-  
handlung des von Ihnen Erlebten, des Ihnen Nächsten und  
Bekanntesten gewesen; aber diesmal, dünkt mich, haben Sie  
das Höchste geleistet. Wunderbar haben Sie diesen Stoff ver-  
arbeitet, die Folge der Scenen, die Gestaltung der Personen, ihr  
Sprechweise und Costümierung, Alles ist vortrefflich, mit jedem  
Wort und mit besonnenem Maß. Was Ihnen am eigenen  
ist, nach meiner Meinung, ist die sinnvolle Verflechtung des  
Aeußern und Innern, die glückliche Art, wie Sie dem Bild  
und Gleichnisse einen Gedankengehalt zu tragen geben, wie  
Sie für diesen jenes finden. Die Lebensbewegung in Ihrer  
Novelle ist meisterhaft; aber höher noch als dieses reiche  
Verdienst muß ich die Weltbetrachtung schätzen, den ethischen,  
religiösen, psychologischen Kern, die zwischen jenem Leben  
durchblicken. Genug, ich bin entzückt und von Dank für Ihre  
herrliche Gabe durchdrungen. Und es Ihnen zu sagen, Ihnen  
herzlich die Hand dafür zu drücken, ist mir dringendes Be-  
dürfnis!“ u. f. w.

Die so gedruckte, so gesegnete Hand sei hiermit allen  
freundlichen Lesern dargeboten!

Edoif Zeitung.

## Naturstudien.

Schleiden, Graf von Pfeil, Bismarck.

1. Studien. Populäre Vorträge von M. J. Schleiden. Mit  
einer Ansicht der Porta del Popolo in Rom, einer Karte  
und drei lithographirten Tafeln. Leipzig, B. Engelmann.  
1855. Gr. 8. 2 Thlr.

Wer dies Buch zur Hand nimmt, wird sogleich dafür ge-  
wonnen und stark davon gesehlt. Es bietet seinem Leser ein  
Fülle von Stoff, worüber er gern nachdenkt. Es erhebt seinen  
Gegenstand mit starkem Geiste, redet, wo es sein muß, in  
der Sprache, weiß aber auch mit sinniger Feinheit die  
Zeit zu unterhalten und überall lehrhaftlich zu belehren. Es  
besitzt daselbst alle die Eigenschaften, welche das gebildete  
Publicum hochschätzt, und es wird ihm an Preis nicht fehlen.  
Dies Urtheil paßt übrigens für alle bisher bekannt gewordenen  
literarischen Leistungen des Verfassers; derselbe hat sich für  
Berühmtheit gerade durch die meisterhafte Geschicklichkeit popu-  
lär zu schreiben erworben. Schleiden's Verdienst am das Ge-  
führen der Naturwissenschaften in den großen Kreis der ge-  
bildeten Denker ist nicht klein, aber auch allgemein anerkannt  
und gewürdigt. Die vorliegende Schrift entspricht dieser hohen  
Meinung vollkommen, ja sie erhöht dieselbe hauptsächlich  
dadurch, daß sie mit entschiedenem Muthe die Frage stellt  
gegen die bösen Feinde, welche die Naturwissenschaften in der  
Zeit unter ihrem eigenen Dache zu bekämpfen und zu  
kämpfen haben. Man kennt den Verfasser schon als einen

kämpfen, er hat schon manchen Weges aus dem Sattel gehoben. So leicht wird es ihm hier nun nicht werden, indes kommt es hierbei viel weniger auf glänzenden Sieg an, als daß sich die Männer der Wissenschaft nur kampftüchtig auf dem Felde zeigen. Er hat schon eine große Reihe gleichgesinnter neben sich und er kann sich mit gutem Gewissen sagen, daß hier endlich für eine gute Sache gekämpft wird.

Die in dem Werke zur Sprache gebrachten Gegenstände sind an sich betrachtet nicht gerade neu zu nennen, im Gegentheil kommen sie fast alle schon fleißig von Andern behandelt vor, das schadet ihnen aber gar nichts, weil es sich dabei weniger um die Sache als um die Vorführung und um die richtige Beleuchtung derselben handelt. Und hierin ist der Verfasser gar nicht alt, da zeigt er Lebensfrische und Geistesfeuer wie der jüngste Dürer. Auch weiß er überall die neuesten Früchte der Wissenschaften mit einzuflechten, wenn sie gesund und gut sind, und auszureden, wenn sie krank und schlecht sind. Ohnehin besitzt Alles eine so eigenthümliche ansprechende Färbung, daß man gar nicht anders als mit dem lebhaftesten Interesse sich durch das ganze Buch hindurchliest.

Für unsern deutschen Leserkreis schlägt das Herz des Verfassers in hoher Begeisterung. Ihm widmet er sein Buch, an ihn erinnert er sich, so oft er in seinen Betrachtungen zur Poesie erwärmt wird. In der Einleitung, welche zugleich den Zweck der Dedication mit erfüllen soll, spricht der Verfasser aus, warum er seinem Werke den Titel „Studien“ gegeben hat. Das, was hier geboten werde, seien Studien im Sinne eines Malers, welche nicht eigentlich dazu bestimmt wären, zu vollendeten Bildern zu werden. „Freunde“, sagt der Verfasser, „werden, ihre Mängel übersehend, sich gern daran ergötzen, und der Gassfreund, mit dem man die Mappe durchblättert, nimmt nachsichtig die Skizzen an als Erinnerung und als Zeichen des Dankes für freundliche Aufnahme. In diesem Sinne biete ich denn auch Ihnen, lieber Leserkreis, diese Studien an, als Dank für freundlichen Empfang, für schöne bei Ihnen verlebte Tage. Sie dürfen den Maststab ihres Werths nicht aus ihnen selbst schöpfen wollen, sondern nur aus der Wärme des Herzens, welche sie Ihnen bietet. Wenn Sie bei den meisten denken sollten, daß meine Berechtigung etwa der des Landstättlers zum Skizziren einer Madonna gleiche, so habe ich versucht, durch kleine Erläuterungen zwar nicht meine Berechtigung zu erweisen, was unmöglich, aber doch zu zeigen, daß ein ernstes Streben und jedenfalls mehr als oberflächliche Länderei meinen Griffel geführt.“ Diese Bescheidenheit steht dem Verfasser sehr gut, weil er sich in der That auf Gebieten versucht, von denen man bisher noch nicht wußte, daß sie auch für ihn eine wohlverdiente Heimat seien.

Die erste der sieben Vorlesungen, woraus das Werk zusammengefaßt ist, führt die Ueberschrift: „Ueber Fremdenpolizei in der Natur, oder über die Wanderungen in der organischen und unorganischen Welt.“ Der Verfasser macht zunächst auf die wirklichen polizeilichen Beschwerlichkeiten aufmerksam, welche der Naturforscher zu erdulden habe, wenn er seine naturhistorischen Wanderungen etwas über den nächsten Kreis seines Wohnorts hinaus auszudehnen versucht, und sucht dann die Frage zu beantworten, ob eine solche polizeiliche Behinderung des Wanderns auch dem schlichten Gange der freien Natur entspreche, oder ob dieselbe bloß eine Erfindung des Menschen unter Menschen sei. Das Resultat der näheren Prüfung ist ein mit einem Geufzer ausgestoßenes „Tout comme chez nous!“ Der Naturforscher überzeugt sich, daß ein höheres Gesetz, als Menschenwitz hat ausfinden können, den Kampf der Interessen in der Natur wie im Menschenleben leitet. Und als Naturforscher vergißt der Verfasser seinen Jern über die polizeilichen Unannehmlichkeiten, schwingt sich hinauf auf die Zinne, welche fast ist von aller irdischen Engherzigkeit. Er wendet seine Aufmerksamkeit dann dem Winterreiche, Pflanzenreiche und Thierreiche zu, zeigt, wie überall eine Wanderlust der Natur besteht, daß dieselbe aber überall auf Hindernisse stößt, wobei der

Kampf für und gegen den Schutz der Heimat und des Auslandes eine Hauptrolle spielt. Daß bei dieser Gelegenheit auch von polizeilicher Ausweisung in den Naturstaaten die Rede sein werde, läßt sich leicht denken. „Ein interessantes Beispiel solcher völlig von der Erde ausgewiesenen Pflanzen geben uns die ägyptischen Denkmäler an die Hand. Auf den Sculpturen derselben unterscheidet man drei deutlich verschiedene Arten von Georosen; zwei davon wachsen noch jetzt in Aegypten und den benachbarten Ländern, die dritte dagegen ist aus jenen Gegenden vollständig verschwunden und überhaupt in irgend einem Winkel unserer Erde zur Zeit noch nicht wieder entdeckt worden.“ Unsere Cerealien werden als heimatlose Kinder der Natur bezeichnet. Das ist sehr wahr, denn die sorgfältigsten Nachforschungen haben für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Reis und Reis noch keine Urheimat herausfinden können, überall erkennt man sie als eingeführte Culturpflanzen, und die Sagen Geschichte deutet bei allen Völkern darauf hin, daß sie von östlich wohnenden Nachbarn eingeführt worden sind, wobei dann das Plateau von Hochasien der wahrscheinlichste erste Ausgangspunkt wird. Mehr als Wahrscheinlichkeit haben wir hierfür aber nicht, denn Das, was man von diesen Kornarten für ursprünglich wild ausgegeben hat, ist bloß verwildert gewesen. In den Wandetrieb der Pflanzen knüpft der Verfasser den der Thiere, wobei auch wieder der Zug den Westen als der vorherrschende bezeichnet wird. Es werden hier die interessantesten Studien zu einem mit Heiterkeit und Ernst finig durchwebten Ganzen zusammengestellt. „Nach alten Richtungen“, sagt der Verfasser, „durchstreifen die Fische das Meer, bald einzeln, bald in großen Scharen. Die delikate Makrele zieht zum Laichen gen Süden. Die kleine zierliche Sardelle des Mitteländischen Meers reißt im Frühjahr von Westen nach Osten und im Herbst wieder von Osten nach Westen. Der Stör der nordischen Meere streift einzeln bis nach Breslau, Berlin und Stettin. Der Omul oder Wanderlachs des Glomerals geht durch den Jenissei, die Tungusta und Angara bis in den Baital, eine Reise von mehr als 100 Meilen, und schwimmt hier in großen Zügen abwechselnd längs des südlichen und des nördlichen Ufers. In allen nordischen Flüssen drängen sich, in dreieckige Haufen geschart, zur Laichzeit die Lachse, in Asien und Amerika noch jetzt, früher auch wahrscheinlich in Europa, in solcher Menge, daß fast der Strom des Wassers gehemmt wird. Ehe sie ankommen, verläßt der früher aufgetretene Hering die Küste, der in solchen Mengen schwimmt, daß das Bählen nach Millionen noch als ein ungemessenes erscheint. Der echte Hering kommt nicht ins Mittelmeer, und daher kannten ihn auch die Alten nicht. Wann sein Gang zuerst im Großen versucht wurde, ist unbekannt, wo er zu Hause, weiß Niemand anzugeben; jenseit 67° n. Br. kennt man ihn nicht mehr, aber von April bis Juni erscheinen in den nordischen Meeren zwischen Asien und Amerika so gut, wie zwischen dem letztern Welttheile und Europa, von Norden nach Süden wandernd die Heringsschänke von fünf bis sechs Meilen Länge und zwei bis drei Meilen Breite von unbestimmter Tiefe und oft so dicht gedrängt, daß eingeworfene Lansen zwischen ihnen stehen bleiben. Was Haifische und Raubvögel verzehren, weiß man nicht; was an den Küstengegenden gefangen und wagenweise als Döner auf die Felder geführt wird, läßt sich nicht schätzen; was aber jährlich eingefalzen in den Handel kommt, berechnet man auf 1000 Millionen Stück. Auch diese Thiere verändern nicht selten ihre Reiseroute, und manche Heringsschiffahrt hat schon Bankrott gemacht, weil plötzlich auf ihrer Pfistation die erwarteten nordischen Gäste ausblieben. In ähnlicher Weise, um noch ein Beispiel zu erwähnen, erscheint an den Küsten von Kamtschatka und vorzüglich auf den großen Sandbänken von Keufundland und Keuengland der Kahljau.“ Bei dem Ziehen der Vögel verweilt der Verfasser mit besonderer Vorliebe. Von der Wachtel wird erzählt, daß sie auf ihrer jährlichen Wanderung gen Süden nur nothgedrungen sich zum Fliegen vertheilt und dann jedesmal ganz erschöpft auf ihren

Zwischenstationen ankommt. Für die Bewohner Helgoland und Norderneys war der Gang der durchziehenden Wachteln so wichtig, daß selbst der Prediger auf der Kanzel davon Notiz nehmen mußte; er war durch die Bitte des Volks verpflichtet, seine Rede mit den Worten: „Amen, theure Gemeinde! die Wachteln kommen“, abzubrechen. So ist der ganze Vortrag eine bunte Zusammenstellung der Wanderlust und der Wandergefühle der ganzen Natur, wobei überall das Walten einer höhern Hand zum Beleben und Schützen des Ganzen zu erkennen ist. „Vor der emporsteigenden Nacht“, schließt der Verfasser den Aufsatz, „flieht alles Lebendige in stetem Zuge gen Westen der entweichenden Sonne nach. Unter seinen Füßen wankt der Boden; es zerfallen die alten Säulen des Rechts und der Wahrhaftigkeit; immer tiefer dunkelt es von Osten her, und er fragt sich, soll ich dem allgemeinen Zuge des Lebens folgen? soll ich bleiben? Da fällt sein Blick auf einen kleinen grünen Hügel; dort schlummert die Großmutter, auf deren Schooße er die ersten Menschenworte lautete, neben ihr das Kind, das ihn zuerst mit süßem Vaternamen begrüßte; tief bewegt sinkt er nieder; — was auch das Schicksal über ihn verhängt, er bleibt und schützt die Asche seiner Lieben.“

Die zweite Vorlesung handelt „Ueber die Nordpolerpedition“. Ist dieser Gegenstand auch schon recht viel besprochen, so gewinnt derselbe doch ein ganz eigenthümliches Interesse durch die humoristische Färbung, welche ihm der Verfasser bald hier, bald dort einzuflößen weiß. Die Leser werden ganz ohne Vorbereitung gleich mitten in die Sache hineingeführt, durch die Mittheilung eines Gesprächs, welches den 2. Februar 1820 am Bord der *Hekla* im Winterhafen auf der Melvillesinsel unter Parry und seinen Schicksalsgefährten nach einer aufgeführten Komödie gehalten wurde. Man ersieht daraus, was diese kühnen Reisenden zu ertragen hatten und welche Mittel sie anwandten, um heiter zu bleiben und Ausdauer und Muth zu behalten. Mit kurzen historischen Winken wird dann auf die ganze Reihe mißglückter Versuche zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt hingedeutet und zuletzt zur Mittheilung gebracht, daß in unsern Tagen diese Durchfahrt wirklich aufgefunden ist. Hiervon haben in neuester Zeit die öffentlichen Blätter, ganz vorzugsweise aber Gumprecht's „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ schon Einiges mitgetheilt. Die Ehre dieser Entdeckung gehört Capitän McClure, der unter dem Obercommando des Capitän Collinson zu der letzten von der Beringstraße aus nach Franklin suchenden Expedition gehörte. „Da Collinson am weitem Vordringen zweifelte, kehrte er nach Hongkong zum Ueberwintern zurück. Kellert, der Capitän des *Herald*, überbrachte McClure die Ordre zur Rückkehr. Dieser ignorirte den Befehl und verfolgte, die ungeheure Verantwortung auf sich selbst nehmend, seinen Weg nach Nordost. Unter den unsäglichsten Schwierigkeiten und fast in dreijähriger ununterbrochener Lebensgefahr arbeitete er sich durch die drohenden Eismassen zuerst bis an die von ihm entdeckte Prince-of-Walesstraße. An der nördlichen Mündung derselben mußte er von 1850 auf 1851 überwintern. Durch die von hier aus gemachten Untersuchungen wurde es festgestellt, daß die nordwestliche Durchfahrt hiermit in der That entdeckt sei. In die Barrowstraße vorzudringen blieb auch im Sommer 1851 unmöglich. McClure kehrte zurück und fuhr mit endlosen Schwierigkeiten kämpfend an der Westseite der Beringinsel hinunter, bis er von Nordwesten her das schon von Parry gesehene, die Nordküste der Beringinsel bildende Bankland erreichte. Hier wurde er abermals vom Eise eingeschlossen und mußte überwintern. Im April 1852 wurde von hieraus eine Expedition nach der Melvillesinsel unternommen und daselbst in Parry's Winterhafen ein Bericht über die bisherige Fahrt des Investigator niedergelegt. Die Hoffnung, die Reise im Sommer 1852 fortsetzen und vollenden zu können, war vergebens; das Schiff blieb unbeweglich im Eise. Die letzte directe Nachricht datirt vom 5. April 1853. McClure hatte beschloffen, die Hälfte der Mannschaft durch eine Landexpedition nach Eng-

land und zwar über den Nordpazifik zunächst nach Canada zurückzuschicken, mit den Kräftigern seiner Gefährten wollte er noch ein mal überwintern, um so möglich 1854 noch das Schiff selbst zu retten. Kurz ehe die Expedition abging, kam erwartete Hülfe. Die auf der Melvillesinsel niedergelegten Depeschen waren durch den von Osten her kommenden Capitän Kellert, denselben, den McClure vor drei Jahren auf der Beringstraße zuletzt gesehen; gefunden worden. Dieser sandte sogleich eine Landexpedition in Begleitung eines Schiffszugs hinüber, mit dem Befehl, daß McClure sein Schiff zu verlassen habe, falls sich nicht 20. völlig gesunde Matrosen freiwillig zu einer abermaligen Ueberwinterung melden sollten. Nach den letzten Berichten des Capitän Anglesfield scheint es, daß man diese Anweisung befolgt habe, da man den Entrepid, ein Schladampfschiff, mit der Mannschaft des Investigator täglich am südlichen Eingange des Wellingtonkanals erwartete.“ Die Möglichkeit der so lange in Frage gestellten nordwestlichen Durchfahrt ist hiernach also gar nicht mehr zu bezweifeln, indes wird sie wenig oder gar keinen praktischen Werth erhalten können, da die Hindernisse zu ihrer wirklichen Benützung fast immer unübersteiglich groß sind. Der eigentliche Gewinn dieser eigentümlichen Expedition kommt nur der naturwissenschaftlichen Erdkunde zugute.

Die dritte Vorlesung trägt den Titel: „Die Natur der Töne und die Töne der Natur.“ Auch hier legt der Verfasser an den Tag, daß er tiefe Studien im Gebiete der Akustik gemacht habe, daß er die neuesten Forschungen der Physik und Physiologie in dieser Hinsicht genau kenne und daß er Geschick dazu habe, die interessantesten Anwendungen davon auf seinem Hauptgebiete, der Naturgeschichte, zu machen.

Die vierte Vorlesung besitzt die Ueberschrift: „Die Bedeutung der Pflanzen. Gespräch und Rechtfertigung.“ Diese Arbeit hat einen durchweg humoristisch-poetischen Charakter. Die Gegner, gegen welche der Verfasser vorzugsweise zu Felde zieht, sind von Martius, Rechner und Karl Vogt. Jene beiden und ihr zahlreicher Anhang gehen dem Verfasser zu weit in der idealen Befehlung der ganzen Natur. Dieser mit seiner ganzen Gemeinschaft geht ihm noch mehr zu weit in dem Herabziehen der Natur zu einem nackten materialistischen Realismus. Dort werde die Wissenschaft zur Dichtung, hier eine gemeine Feindin aller höhern Weltanschauung, aller heilig gehaltenen Gesetze der geistigen Natur im Menschen. „Was soll ich von Seele und Unsterblichkeit der Pflanzen sprechen“, fragt der Verfasser nach einer im Geiste des ehrwürdigen Friedrich Schlegel gegebenen Einleitung, „von Dingen, die für mich keinen Sinn haben? Und doch läßt sich die Betrachtung noch weit ausspannen, wenn wir nach dem Schrein fragen, der so viele Menschen verführt, in Dingen, welche für die durchgebildete Vernunft so einfach sind, doch so mannichfach und auseinanderlaufend zu irren. Ich sage für die durchgebildete Vernunft, offenbar mit thörichter Eitelkeit mich meiner philosophischen Schule freuend. Es bedarf nicht der philosophischen Untersuchungen, um uns die Sache selbst zu geben, die mit derselben Macht der Ueberzeugung in dem einfachsten, nicht durch jesuitische Spitzfindigkeiten verdorbenen Gemüthe lebt. Was des fast ernsthaften Rathesberges, mit dem ich dir schon meine eigene Einkleidung der Sache vorgetragen habe, soll ich dir auch ganz einfach Schiller's „Wilhelm Tell“ zeigen können, wo in den Worten von Stauffacher's hochherziger Gattin: „Ein Sprung von jener Brücke macht mich frei, eigentlich alles Das gesagt ist, wozu ich oben so viele Worte brauchte. Wo wozu wären die Worte da, wenn sie nicht gebraucht werden sollten?“ Ganz besonders ist ihm die bekannte Schiller'sche Schlussfolge — die Thiere sind heftig, die Pflanzen sind mild — nicht schlechter als die meisten Thiere, folglich auch wir ihnen auch eine Seele zuzugeben — ein Dorn im Auge. — Gegen wie gegen die ganze Teleologie nimmt der Verfasser mit der stärksten Entrüstung das Wort. „Die Reflexion“

ferst kümmerlichen, jeden Augenblick strauchelnden und sich irrenden Verstandes sind wir frech genug dem höchsten, nie irrenden Wesen als die feinigsten untergeschoben. Die eiteln Thoren möchten sich gar zu gern zur Götterhöhe erheben und sich selbst im Glanze der Ewigkeit spiegeln und merken nicht, daß sie das Ewige aus den Augen verlierend nur sein Zerrbild in den Staub ihrer Endlichkeit ziehen." Die ganze Vorlesung ist voll geistiger Würze, die allgemein beherzigt werden sollte.

"Swedenborg und der Aberglaube" ist der Titel der fünften Vorlesung. Sie schließt sich eng an die vorhergehende und bekämpft wie dort mit scharfer Waffe den Aberglauben der Menschen, nimmt entschieden Partei gegen den Hochmuth wissenschaftlicher Anmaßung und leuchtet in das Dunkel der Schwärzwinkel, in denen sich Halbwissen und Betrügerei zu verhehlen gewohnt sind. Das ist ein vortrefflicher Hebel zur Dämpfung des immer noch nicht ganz erstickten Unwesens in der Behandlung und Benützung der Naturwissenschaften. Swedenborg's Leben wird in seinen Grundzügen an die Spitze gestellt, es wird die hohe geistige Begabung dieses wunderbaren Mannes, das Edle und Wahrhafte seines Charakters nicht verschwiegen. Dann deutet der Verfasser auf den innigen Zusammenhang zwischen Nerventhätigkeit und Geistesleben. Die Nerven, sagt er, werden von außen her zur Thätigkeit angeregt und bringen uns die Außenwelt zum innern Bewußtsein. Jede gereizte Nervenfaser zwingt aber auch andere nicht unmittelbar betroffene zur Mitthätigkeit, wodurch wir eine nicht unmittelbar von außen angeregte geistige Thätigkeit entwickeln sehen. Der gesunde Mensch weiß in diesem Wechselverkehre immer die äußere Wirklichkeit von der innern Anregung und Verarbeitung genau zu unterscheiden. Durch krankhafte Zustände wird das Gleichgewicht zwischen Geistes- und Nervenleben oft wunderbar gestört. Es tritt das ein, was wir Sinnesstörung nennen. Der Mensch sieht dann Gegenstände außer sich, die gar nicht wirklich vorhanden sind, er hört Stimmen, von denen der Gesunde keine Ahnung hat, und ebenso täuscht ihn auch der Tastsinn. „Dies", sagt der Verfasser, „war der Fall von Swedenborg. Früh schon durch Jugendeindrücke in eine falsche Bahn gedrängt, denn sein Vater selbst hatte einen großen Hang zur mystischen Theosophie, nährte er diese Richtung durch eifriges theologisches Studiren und unvorsichtiges Grübeln. Sein angestrengter Fleiß, sein Nachwachen, seine beständige geistige Anspannung mußten selbst in seinem eisernen Körper Störungen mancher Art hervorrufen, und die von ihm selbst mit förmlicher Keivetät erzählte Geschichte seiner ersten Vision läßt uns leicht die Veranlassung zu seiner Geisteskrankheit in Störungen der Unterleibsfunctionen erkennen. Spät Abends in einem Gasthose zu London seinen starken Hunger befriedigend, bemerkte er gegen Ende der Mahlzeit einen Rebel vor seinen Augen und sah, daß häßliches Gewürm, Schlangen und Kröten im Zimmer herumkrochen. Bald zerstreute sich die Dunkelheit wieder und er sah in der Ecke des Zimmers mitten in einem glänzend hellen Lichte einen Mann, der ihm mit fürchterlicher Stimme zurief: „Iß nicht so viel!" Dieser selbe Mann, welcher so unerwartet diesem großen Gelehrten diätetische Vorschriften erteilte, gab sich in spätern Visionen als Gott selbst zu erkennen." Damit begann nun Swedenborg's Geisteskrankheit, welche ihn 17 Jahre lang nicht verließ und immer höher und höher zur Sinnesstörung anporrte, bis er zuletzt geistige Wanderungen zu den Himmelskörpern und zu dem Himmel selbst unternahm. Der Anhang gläubiger Schüler fehlte dem großen Gelehrten nicht. Der Verfasser bemüht sich, die charakteristischen Wunderthaten des angestaunten Geistes ganz unparteiisch zur Darstellung und Beurtheilung zu bringen, und verschweigt daher auch die bekannte Geschichte über den in Gothenburg vorhergesagten Brand zu Stockholm nicht, welche Kant die Veranlassung zu einer kleinen Schrift „Träume eines Geistessehers" gegeben hat. Unser Erleiden sieht die ganze Begebenheit als ein Spiel des Zufalls an und theilt ein Beispiel aus seiner eigenen Erfahrung mit,

1855. 48.

um seiner Behauptung noch mehr Wahrscheinlichkeit zu verleihen. „Nach einigen Tagen rauschender Bergnügungen", erzählt der Verfasser aus seiner Jugend, „die für meine damaligen Jahre besonders durch den Mangel des nöthigen Schlafes zu angestrengt waren, fuhr ich Abends spät nach einem entfernten Orte zu Verwandten. Der Kampf zwischen ungewohnter Aufregung des Nervensystems und der den Aufregungen folgenden allgemeinen Ermüdung versetzte mich in den Zustand der Schlaftrunkenheit oder des Halbwachens, in welchem die Phantasie in wilden unregelmäßigen Bildern spielt, die oft eine solche Lebhaftigkeit erreichen, daß die Bilder eine objectivte Wahrheit zu erhalten scheinen. Plötzlich sah ich ganz deutlich vor mir das Haus meiner Tante als einen rauchenden Trümmerhaufen, eine wüste Brandstätte; deutlich erkannte ich die einzelnen beim Löschen beschäftigten Arbeiter, hörte die Befehle der Commandirenden, in allen Einzelheiten vollkommen ausgezeichnet, daß ich mich fast heute noch anheischig machen möchte, die Scene zu malen, wenn mir die technische Fertigkeit dazu eigen wäre. Mit einem lauten Schrei, der mich selbst wieder ermunterte, fuhr ich aus meinem Traumbilde auf und setzte dadurch nicht wenig die mich begleitenden älteren Personen in Angst und Besorgniß. Erwacht indeß, schämte ich mich meiner Phantasiespiele und war nur schwer zur Mittheilung des Grundes meiner Aufregung zu bewegen. Nun brannte zufälligerweise in derselben Nacht und fast in derselben Stunde, in derselben Straße, in welcher meine Tante wohnte, obwohl viele Häuser von ihr entfernt, ein bedeutendes Gebäude ab. Wäre aber die Sache etwa dadurch geheimnißvoller oder wunderbarer geworden, was sie doch so in der That nicht war, wenn das abgebrannte Haus zufällig das meiner Tante gewesen wäre? Ich glaube nein, und damit glaube ich mich der Mühe überheben zu können, noch mehr Worte über die Geschichte des stockholmer Brandes zu verlieren. Wer überhaupt viel träumt, warum sollte bei dem nicht auch einmal etwas von den Träumen wahr werden?"

Die sechste Vorlesung bezieht sich auf „Wallenstein und die Astrologie", die siebente auf „Mondscheinschwärmereien". Hiermit legt der Verfasser an den Tag, daß er auch in der Astronomie zu Hause sei. Er hat sogar der Universität Jena für den 1. Januar 1854 das Horoskop gestellt, als wäre er Zeit- und Fachgenosß des Seni. Die Frage, ob der Mond und die Planeten unsers Sonnensystems von Menschen bewohnt sein können, beantwortet er ganz verneinend und führt dafür sehr triftige Gründe an. Damit werden manche der schönsten Phantasien über die Sterne zu Grabe getragen. Können wir dem Verfasser auch nicht in Allem unbedingt beistimmen, so müssen wir uns doch darüber freuen, daß er diesen Gegenstand mit dem klaren Lichte der wissenschaftlichen Gegenwart ganz vorurtheilsfrei beleuchtet hat.

2. Kometen und Meteore, die Hauptursachen der Erdrevolutionen. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Erde von L. Graf von Pfeil. Berlin, Falkenberg u. Comp. 1854. Gr. 8. 20 Mgr.

Schon wieder eine ganz neue Theorie der Erde. Der Kreis der geognostischen Speculationen ist besonders in unsern Tagen sehr rasch erweitert. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob wir darin ein Heil für die rationale Physik der Erde erkennen sollen oder nicht, nur das läßt sich dabei recht ernsthaft wünschen, daß sich die neuen Theoretiker gewissenhafter erst mit Dem bekannt machen, was vor ihnen die gefeierten Männer der Wissenschaft, was Leibniz, Buffon, Kant, Laplace, Humboldt, Leopold von Buch, Leonhard, Röggerath und Burckhardt davon gesagt und darüber gedacht haben. Ein solches Studium würde manchen jugendlichen Gelehrten vor Anmaßung bewahren, manche unnütze Arbeit verhüten haben.

Die vorliegende literarische Novität ist unserm Alexander von Humboldt gewidmet. Die Worte der Dedication deuten auf eine wahr und tief gefühlte Pietät und auf eine Beschei-

denheit, die den Verfasser ehrt. Damit ist aber der ganze Werth, den wir der Schrift gewähren können, zu Ende. Es thut uns sehr leid, dies sagen zu müssen.

Der Hauptinhalt des Büchchens trägt die Ueberschrift „Wahrheit und Irrthum“. Er zerfällt in zwei ganz verschiedene Theile. Der eine macht sich Hoffnung, den Beweis für die kometische Verlebung unserer Erde so gründlich und überzeugend gegeben zu haben, daß in Zukunft wol kein Geolog mehr daran zweifeln könne. Der andere betrifft die Art und Weise, wie die Thatfache kometischer Verlebung von dem Verfasser zur Erklärung verschiedener Erscheinungen auf der Erde und an den Gestirnen überhaupt benutzt worden ist. Bei diesem zweiten Theile gesteht der Verfasser gern seine Schwäche und ist sehr damit zufrieden, wenn scharfsinnigere und kenntnißreichere Denker das Mangelhafte durch Besseres ersetzen werden. Als Grundlage zu dieser Untersuchung bespricht der Verfasser den wahrscheinlich ursprünglichen Zustand unserer Erde auf folgende Weise: „In Beziehung auf die feste Masse unserer Erde tritt uns zunächst eine Thatfache entgegen, welche seit den ältesten Zeiten beobachtet, vor einem Jahrhundert abgelehnt und als Aberglauben verachtet, zuletzt in ihrer Wirklichkeit anerkannt und in ihrer Natur so viel als möglich ergründet worden ist. Es fallen nämlich von Zeit zu Zeit größere und kleinere, vornehmlich aus Eisen bestehende Körper aus dem Weltraume auf die Erde nieder und vermehren ihr Gewicht, wenigstens nur um ein sehr Geringses. Wir kennen in der ganzen Natur kein Bewegungsmoment, welches die Los-trennung solcher Massen von irgend einem Planeten zu bewirken vermöchte, darum sind wir genöthigt, die Meteoriten als ursprüngliche Weltkörper zu betrachten. Diese Erwägung führt uns zu einem äußerst sonderbaren Schlusse. Dauert das Herabfallen der Meteor Massen auf die Erde während eines sehr langen Zeitraums in gleicher Weise fort, so muß dadurch die Masse der Erde um eine merkbare, dann um eine sehr bedeutende, zuletzt um jede beliebige Größe vermehrt werden. Und umgekehrt, gehen wir in der Dauer der Erde zurück, so sind bloß folgende Fälle möglich. Entweder das Fallen der Meteorsteine hat in früheren Erdperioden nicht stattgefunden, oder die Erde ist ganz jung, als daß ihre Masse durch die Meteorsteine erheblich vermehrt worden sein könnte, oder aber, alles Eisen auf der Erde ist aus Meteorsteinen entstanden, welche im Laufe der Jahrtausende nach und nach auf dieselbe herabgestürzt sind.“ Eine sehr sublimale Logik!

Nachdem die Erde im Sinne des Verfassers aus Meteorsteinen entstanden ist, kommt der Besuch der Kometen, welche durch ihren gewaltigen Anstoß die Oberfläche der Erde formen und dem ganzen Weltkörper Luft und Wasser bringen, damit auf ihm Pflanzen wachsen, Thiere und Menschen leben können.

Dem Buche ist auch eine Karte beigelegt, woraus man selbst durch den Augenschein überzeugt werden kann, wie durch das Anprallen von Kometen die Form der Reuen und der Alten Welt entstanden ist. Der Verfasser hat auch in einem besonderen Anhang die mathematischen Formeln abgeleitet, wonach der Plan berechnet und gezeichnet worden ist.

3. Der Baum. Betrachtungen über Gestalt und Lebensgeschichte der Holzpflanzen. Von Albrecht Wigand. Mit zwei Tafeln Abbildungen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1854. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Eindruck, den dies Buch auf seinen Leser macht, ist gut. Es zeigt die dringend gefühlte Nothwendigkeit zu seinem Entstehen und verspricht viel, aber es befriedigt nicht und ermüdet durch überschüssige Weitläufigkeit. Der Verfasser hat sehr viel Fleiß an den Tag gelegt, aber er hat das Material noch nicht bis zur geistigen Reife verarbeitet. Das Buch soll zugleich den Männern von Fach und dem denkenden großen Publikum genügen; es fragt sich aber, ob es überhaupt wol die Eigenschaft besitzt, irgendwo mit Beifall aufgenommen

zu werden, sobald man sich nicht mit dem guten Willen des Verfassers begnügen will.

Der Verfasser macht den Botanikern in seiner Einleitung den Vorwurf, daß sie bei der Abgrenzung und Charakteristik der verschiedenen Pflanzen bisher fast ausschließlich auf diejenigen Merkmale sich beschränkt hätten, welche sich bei Betrachtung der einzelnen Glieder der Pflanzengestalt ergeben. „Es blieb dabei etwas zurück, welches man sich heute in die engen Schranken eines beschreibenden Ausdrucks zu zwingen, sei es, weil es zu schwierig erschien, einen Ausdruck dafür zu finden, oder weil man es von vornherein als etwas über jeden bestimmten Ausdruck Erhabenes, außer dem Gebiet der Beschreibung Liegendes ansah und deshalb der rein subjectiven Auffassung überließ und zugleich auf eine möglichst unbestimmte Weise als den Habitus, die Tracht, das Gesamtgepräge oder die Physiognomie der Pflanze bezeichnet.“ Das Buch will nun die Möglichkeit an den Tag legen, daß eine solche Pflanzenphysiognomie sich auf absolute Begriffe und mathematische Formen zurückführen lasse. Man findet viele Namen für absolute Begriffe und ebenso viele Namen für mathematische Formen, aber damit ist Alles zu Ende, man müßte sonst noch viele Worte, wo wenige genügt hätten, für etwas nehmen wollen. Auch findet man viel Unklares.

Das ist unser Urtheil über das Buch. Hoffentlich denkt Andern günstiger darüber. Dies wünschen wir hauptsächlich aus Rücksicht auf den großen Fleiß, welchen der Verfasser an den Tag gelegt hat, und aus Rücksicht auf den guten Willen, von welchem der Verfasser bei der Abfassung des Buchs offenbar befeelt gewesen ist.

15

## Aus Wien.

Anfang November 1851.

Wenn auch die Betrachtungen, mit welchen der Kritik über „Wiener Romane“ in Nr. 43 d. Bl. eingeleitet wurde, von Seiten der Redaction schon theilweise ihre Begründung erfahren haben, so dürfte doch ein ausführlicher Protest gegen dieselben gerade von hier aus umförmiger überflüssig erscheinen, da jene Betrachtungen in der That einem in Deutschland und besonders in der Poetenwelt sehr verbreiteten Vorurtheile Ausdruck verleihen. Schon gegen die Charakteristik der beiden deutschen Hauptstädte, als Vertreter von Süd- und Norddeutschland, wird Jeder, der dieselben eben „genau kennt“, Mancherlei einzuwenden haben. Was ferner die Rivalität und Feindseligkeit der verschiedenen deutschen Stämme angeht, kennen wir keineswegs den idealen Aequator als maßgebend betrachten: sie machen sich geltend zwischen allen einzelnen Ländern und Ländern, Provinzen, Kreisen und Ortschaften, und nicht Deutschland allein trinkt daran. Wer in verschiedenen Gegenden Deutschlands gelebt hat, sah gewiß die gleichen Erscheinungen unter allen Verhältnissen sich wiederholen. Die Mehrzahl der „Fremden“ wird stets an allem Ungemessenen Anstoß nehmen und geneigt sein, die von der übrigen abweichende Sprache, Lebensweise, Küche u. s. w. als einen Beweis widerer Kultur hinzustellen. Der Wiener vermisst überall Gassen und Prater und Landpartien, der Dresdener Kettstöße und Baldschischken, der Münchener seinen Bod, der Berliner die Linden und Kroll und die preussischen Uniformen, und wenn der Letztere sich häufig vor Andern unvorthellhaft benimmt, so liegt das daran, daß er sich verpflichtet fühlt, Idemmann seine Ansicht mitzutheilen, während die Wiener mit dem „Raisonnieren“ zu warten pflegen, bis sie unter sich sind. Die Behauptung, daß es einem im Süden gedachten Menschen gelänge, sich an der Spree volle Anerkennung zu verschaffen, entbehrt so sehr des Grundes, daß die harte Beurtheilung derselben in der That unbegründet wirkt. Wir brauchen nur die Namen Palm, Grün, Renau, Bed, Hartmann, Th-



ner u. s. w. zu nennen und dann zu fragen, ob sich unsere österreichischen Poeten wirklich über Mangel an Anerkennung „draußen“ zu beklagen haben? Wenn die Norddeutschen nicht Alles goutiren, was hier in Prosa und Versen zur Welt kommt, wenn sie sich einen Maler wie Gauer mann z. B. nicht als Künstlergröße aufdisputiren lassen wollen, so darf das ihnen wol kaum zum Vorwurfe gereichen. Ohne von einzelnen Erscheinungen Schlüsse zu ziehen auf die größere oder geringere Empfänglichkeit für fremdes Verdienst, wollen wir nur einige Parallelen uns gestalten. Die Localstücke unserer Kestroy, Baumann u. A. wandern auch im Norden von Bühne zu Bühne, und das Publicum läßt sich keine Anstrengung verdrängen, dem fremdartigen Dialekt zu folgen, sich in wiener Verhältnisse hineinzuversetzen; eine norddeutsche Post dagegen, ohne Abänderung und mit Angabe ihres Geburtsorts auf einer wiener Vorstadt Bühne zur Aufführung gebracht, wäre rettungslos verloren; ja sogar die Spielereien des Herrn von Klesheim hat man sich überall gefallen lassen, offenbar doch nur, weil sie „niederösterreichisch“ vorgebracht werden, und man denke man sich — sans comparaison — ein Dichter wie Klaus Groth wollte den Wienern eine plattdeutsche Vorklesung halten! Daß die österreichische Tagespresse in Deutschland so gänzlich ignoriert werden soll, hat uns übertrifft. Uebrigens ist das Verhältnis hier wenig anders. Nur in den größten Städten der österreichischen Hauptstädte findet man neben der ihr altes Bürgerrecht genießenden „Allgemeinen Zeitung“ etwa die Kölnische, eine berliner und höchstens noch eine leipziger, hamburger oder frankfurter Zeitung. Dazu kommt, daß nur sehr wenigen österreichischen Zeitungen eine selbständige Bedeutung zuerkannt werden kann: „Österr. Post“, „Österreichische Zeitung“ (früher „Lloyd“), „Wanderer“, „Krieger Zeitung“, „Fester Lloyd“. Das außer diesen täglich erscheinende Papier hat wol ohne Ausnahme entweder rein locales oder provinzielles Interesse, oder verdankt seine Existenz den Feuilletonromanen, deren viele hiesige Blätter zwei oder drei nebeneinander laufen lassen. Und diese sind freilich nicht geeignet, das etwa gegen österreichische Literatur bestehende Vorurtheil zu beseitigen. Wir stehen nicht an, diesen seit einigen Jahren mit größter Vorliebe gepflegten wiener Romanen eine durchaus schmachverderbliche, ja demoralisirende Wirkung zuzuschreiben. Ihre Anziehungskraft beruht auf wahren, pikanten Begebenheiten, bekannten Namen und Persönlichkeiten; von einem Tage zum andern geschrieben, entbehren sie ebenso des Kunstwerthes als der sittlichen Grundlage, welche gewöhnlich durch banales Moralisiren ersetzt werden soll. Hätte unsere Belletristik keine andern Vertreter aufzuweisen, so sähe es freilich traurig um dieselbe aus; glücklicherweise liegen aus der neuesten Zeit Leistungen von Kompert, Kürnberger, Reissner vor, welche wenigstens von anderm Etzehen Zeugniß liefern. Und eben dieser Leistungen Aufnahme seitens der Kritik hat abermals bewiesen, daß das wirklich Tüchtige wol die gebührende Anerkennung findet, auch wenn es aus Oesterreich stammt.

Eine alte und allgemeine Klage ist, daß dem österreichischen Buchhandel Unternehmungsgeist fehle. Am häufigsten freilich erntet dieselbe aus dem Munde gewisser mit Dampf arbeitender Literaten, welche allmonatlich ein neues Opus colportiren, und sie darf daher mit einigem Misstrauen aufgenommen werden. Thatsache ist es indessen, daß die Mehrzahl der österreichischen Verleger, und darunter gerade die bedeutendern Geschäfte, eine sehr einseitige Thätigkeit entwickelt. Brodverlag, d. h. Schulbücher, Compendien u. dgl. und die oben erwähnte niedrigste Gattung der Belletristik — was sich nicht unter eine dieser beiden Kategorien einreihen läßt, ist fast regelmäßig auf die Hülfе ausländischer Verleger angewiesen. Der nachtheilige Einfluß dieses Zustandes zeigt sich nach verschiedenen Richtungen, und neben den sich dem ersten Blick darbietenden ist namentlich hervorzuheben, daß im Lesepublicum ein leichtfertiges Vorurtheil gegen die im Lande gedruckten Bücher plagegrißen hat und dies wieder den Bestrebungen thätigerer, muthigerer Verleger außerordentlich hindernd in den Weg tritt.

Hier ist eine Aenderung sehr vornehmlich. Damit jedoch das Bild nicht gar zu schwarz erscheine, wollen wir zum Schluß einige neue Erscheinungen namhaft machen, welche in jeder Beziehung als würdige Repräsentanten der einheimischen Literatur bezeichnet werden dürfen: Wolf's „Oesterreich unter Maria Theresia“, Dübisl's längst erwartetes „Idee Romanum“ und eine „Physische Geographie“ von Professor Hummel in Graz. Auch ein Prachtwerk verläßt dieser Tage die Presse, welches in Hinsicht auf luxuriöse Ausstattung kaum seines Gleichen finden möchte. Ein gebundenes Exemplar des mächtig starken Bandchens Gedichte kommt infolge dessen auf 15 Gulden zu stehen, wenn wir nicht irren, und die Gedichte sind von — Sappho!

In keinem Lande der Welt ist die Zahl der ausschließlich theatralischen Interessen gewidmeten Zeitschriften so groß als in Deutschland, doch wird Niemand behaupten, daß die Sache der Kunst durch dieselben wesentlich gefördert wurde. Der Umstand, daß fast alle Theaterzeitungen in erster Reihe Organe und Anzeigblätter der verschiedenen Theatergeschäftsburauen sind, beweist hinlänglich, wie wenig auf das Urtheil derselben zu geben sei. Das Eingehen des Oestrichen „Centralorgan“ war deswegen sehr zu beklagen, und es bleibt zu wünschen, daß die seit Anfang dieses Jahres in Wien erscheinende „Monatsschrift für Theater und Musik“, welche eine ähnliche Richtung verfolgt, kräftigere Unterstützung finden möge. Ist auch der Hauptzweck derselben freimüthige, unparteiische Beleuchtung der Kunstzustände an der Donau, so bleibt doch immer noch Raum für dramaturgische Abhandlungen, Kritik dramatischer Erscheinungen und eine ziemlich ausgedehnte Correspondenz, und muß der Werth der verschiedenen Beiträge auch sehr verschieden beurtheilt werden, so spricht sich doch in allen ein ernstes Streben aus, welches von Allen, die es mit der dramatischen Kunst wohl meinen, Schriftstellern und Publicum, unterstützt zu werden verdient.

## Deutsche Cultur in Rußland.

Deutsche Dichter in Rußland. Studien zur Literaturgeschichte. Von Zeger von Sivers. Berlin, Schroeder. 1855. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

So wenig bekanntlich jemals Rußland der deutschen Politik (sowie von deutscher Politik überhaupt die Rede sein kann) den Hof gemacht hat, außer etwa zu dem Zwecke, sie für sich zu gewinnen und zu seinem eigenen Interesse zu benutzen und abzunutzen, so war der Einfluß deutscher Bildung und Literatur auf Rußland doch zu keiner Zeit ein geringer. Die ältern Dichter Lomonossow und Derzhawin, welche der russischen Kunstpoesie Gesetze und Regeln gaben, lehnten sich ganz an deutsche Vorbilder an; Karamsin, der Begründer der russischen Prosa, war mit deutscher Sprache und Literatur aufs intimste vertraut; Jankowsky (von den Deutschen meist Schukowsky geschrieben) führte Schüler und Bürger in vortrefflichen Uebersetzungen ein und wurde dadurch Stifter der romantischen Schule in Rußland, und in den letzten Decennien haben die meisten jüngern Leute, die nach höherer Bildung trachteten, sich auf deutschen Universitäten gebildet oder wenigstens dabey aus literarischen Quellen ihrem Geiste den Nahrungsstoff deutscher Wissenschaft und Philosophie zugeführt. Besonders ist Moskau der Sitz dieser jüngern Schule, die, was auf den ersten Blick auffallen könnte, sich, außer dem Studium der russischen Wissenschaft, namentlich dem Studium der Hegel'schen Philosophie gewidmet hat. Es ist nun eine eigenthümliche Erscheinung, wie in diesem Sitz des Moskoweriterns alle dem geistigen und politischen Fortschritt angethanen jüngern Leute sich im Namen dieses reinen Moskoweriterns der Masse deutscher Denkfreyheit bedienen, um, wie sie sagen, den zu drückend gewordenen Despotismus des in Petersburg sesshaft gewordenen deutschen Elements und das von ihm angeblich ausgehende, den

Alttrussen verhaßte Polizeisystem zu bekämpfen. Die vielen deutschen Namen, denen der Alttrusse auf allen Gebieten, auf dem der Diplomatie, des Militär-, Verwaltungs- und höheren Unterrichtswesens begegnet, mögen der Klage über Zurücksetzung des nationell russischen Elements wol einen Schein von Berechtigung geben. Auch ist bereits unter der Regierung des vorigen Jaren eine Art Reaction gegen das Ueberwiegen des deutschen Elements in der Verwaltung eingetreten; daß aber diese Reaction jemals dem Einflusse des deutschen Elements auf die leitenden Kreise in Rußland ein Ende machen werde, ist wol schwerlich zu fürchten, da Rußland seinen ganzen Verhältnissen nach die deutsche Intelligenz höchst nothwendig braucht. Zum Theil bezieht es die deutschen Capacitäten, die es verwendet, aus Deutschland selbst, zum größern Theil aus seinen eigenen Ostprovinzen, die, mit Riga, Dorpat und Mitau an der Spitze, als Pflegerinnen deutscher Cultur und Sitte und als Vermittlerinnen zwischen Deutschland und Rußland eine höchst bedeutungsvolle Stellung einnehmen.

Ein Kind dieses deutsch-russischen Gaus, Jegor von Zivers, der selbst unter den deutschen Lyrikern einen bevorzugten Platz einnimmt, hat es in seiner obengenannten umfangreichen Schrift und namentlich in der ausführlichen geschichtlichen Einleitung unternommen, den Einfluß deutscher Bildung und Literatur auf Rußland darzustellen und besonders auch die schon bezeichnete Stellung der deutschrussischen Ostprovinzen Allen, welche sich um die so höchst wichtigen internationalen geistigen Bezüge und um die Interessen der „Weltliteratur“ bekümmern, vor Augen zu führen. Wir können dem Verfasser hierfür nur in hohem Grade dankbar sein.

Die Verwendung deutscher Kräfte für die Cultivirung Rußlands reicht schon in sehr frühe Zeiten hinauf. Bereits zu Anfang des 13. Jahrhunderts hatten bekanntlich deutsche Kaufleute den Handelsweg nach Nowgorod gefunden, und als um 1477 auch das übrige Rußland von dem Joch der Mongolenherrschaft durch Iwan I. Wassiljewitsch befreit war, berief dieser wie später Iwan II. der Grausame zum Bau von Moskau und zur Verbreitung abendländischer Cultur fremde, vornehmlich aber deutsche Baumeister, Handwerker, Manufacturisten, Künstler und Gelehrte, wodurch der erste Schritt deutscher Civilisation in das Herz Rußlands gethan war. Ganz besonders gebührt aber Peter dem Großen das Verdienst, den Einfluß deutscher Cultur innerhalb Rußlands sichergestellt zu haben. Nicht nur eröffnete er durch die Einverleibung der Ostprovinzen in den großen Staatskörper, dem sie, wenigstens nach Zivers' Gutachten, durch ihre geographische Lage unbedingt angehörten, dem innern Rußland ungehinderten Zutritt westeuropäischer Bildung, er berief auch direct aus Deutschland in großer Zahl Werkleute, Bildhauer und Maler, um die Metropole des Nordens aus der Einöde unabsehbarer Wälder hervorzubauern, er besetzte hohe militärische Posten mit deutschen Offizieren, er zog deutsche Bergleute ins Land, um die Metallschätze des Reichs auszubeuten, und schickte junge Russen nach Aenal, um das Deutsche zu erlernen und durch dasselbe Civilisation in seinen Reichen auszubreiten. Auf demselben Wege folgten spätere Herrscherinnen und Herrscher, namentlich Katharina und Alexander fort und machten so deutsche Bildung zu einem integrierenden Theile russischer Cultur. Als die Aufgabe des Deutschen bezeichnet es Zivers zum Schluß seiner Einleitung, fremden Stämmen nicht eine fremde Cultur einzupflanzen, aber die vorhandene gesunde, dem Volke innewohnende Kraft in eigenster Entwicklung zu fördern. „Eingedenk solcher Aufgabe“, sagt der Verfasser, „erhält und pflegt der Deutsche seine Rationalität und die mit ihr verschwisterte Bildung, hängt mit Fähigkeit an seiner Volksthümlichkeit und Sprache. Politische Selbständigkeit und Herrschaft, nach der die Deutschen streben, ward ihnen nicht, aber sie genießen den Ruhm, in humaner Bildung auf erster Stufe zu stehen. Mag der Verlust jener noch so tief und schmerzen, dieser Besitz ehrt und mächtigt uns.“ Der Deutsche findet sich mit diesem Troste überhaupt

sehr leicht ab, zumal wenn er, wie der Livländer und Elfler, einem mächtigen, wenn auch der Sprache nach fremden Staatsgebiete angehört.

Den Hauptbestandtheil des Buchs bilden die von Dichtproben begleiteten Biographien und Charakteristika derjenigen Dichter, welche in Rußland geboren wurden oder einen deutschen oder, sei es auch nur auf Reisen, einen zeitweiligen Aufenthalt darin nahmen. Es befinden sich darunter Namen wie Paul Fleming, Willamow, S. M. R. Lenz, Hamann, Hippel, Herder (der von 1764–69 als Lehrer an der Domschule, dann als Inspector der Peterschule und als Geistlicher in Riga weilte), Friedrich Maximilian von Klinger, Elisabeth von der Rede, Aurelius Fehler, L. H. von Nicolay, August von Kober, Feume, Juliane von Krüdener, Carl Lieb Merkel, Sophie von Knorring, Ernst Raupach, Wilhelm Smets, Janny Jarow, Alexander Freiherr von Sternberg, Minna von Meier, Elisabeth Kulmann, Alexander Fischer, Verfasser der dramatischen Dichtungen „Masaniello“ und „Kaufmann“, der im 1843 in Freiberg in Sachsen das Leben nahm, Richard Wagner, Karl von Holtei, Bodensiedt — eine Versammlung von Dichtern, von denen einige in der Geschichte der deutschen Literatur in erster Reihe stehen, während die Namen der andern doch einen sehr guten Klang oder doch wenigstens überhaupt Klang in Deutschland haben. Auch an originellen und eigenartigen Erscheinungen fehlt es unter ihnen nicht.

Namentlich dankbar sind wir dem Verfasser für seine fröhliche der Antilogie von Ignaz Hub „Die deutschen Dichter der Neuzeit“ entlehnten Notizen über die wunderbare, in jener Jugendblüte verstorbene Elisabeth Kulmann, die fast sämtliche europäische Hauptsprachen, selbst die altslawischen verstand und in mehreren derselben gleichzeitig dichtete, der „Kleine hellstrahlende Nordstern“, wie Jean Paul sie nannte, für die über Carl Lieb Merkel, in welchem der Verfasser einen Vorläufer der Aufklärung, des Rechts und der Wahrheit verehrt, während in Deutschland selbst sein Name nicht gerade große Sympathie erweckt, für die über Sternberg und über Bodensiedt, die Beide sehr ausführlich behandelt sind. Von Werth sind auch die Reminiscenzen an den genialen Lenz, und es war uns aus, aus der Schrift von Zivers zu erfahren, daß aus Lenz' Feder, nachdem er von seinem Irrsinn bis zu einem gewissen Grade wiederhergestellt war, in Moskau, wo er bekanntlich in tiefstem innern und äußern Elend starb, eine kleine Sammlung poetischer Erzählungen in frivolem Wielandschen Schmaße gedruckt worden ist, die Zivers jedoch nicht aufstreifen konnte. Hier wie an andern Stellen polemisiert Zivers gegen Gervinus und nennt ihn „einer Würdigung genialen Schaffens und Arbeits unfähig“. Wenigstens hat Lenz für die Uebersetzung seines Charakters und die Extravaganzen seines ganz außergewöhnlichen Talents durch sein späteres Schicksal schwer gebüßt. Die Literaturgeschichte kennt seinen Namen, sein Geistesbild kennt Niemand. Sehr beachtungswerth scheint uns bei Zivers die Charakteristik Klinger's, der, wenn auch nicht als Dichter, doch als eigenthümlicher Denker der jetzigen Generation bekannt zu sein verdient, als er es ist. Klinger's Anschauungsweise hat etwas fast schreckhaft Düsteres, und gerade dieser Zug ist es auch wol, der ihn geeignet machte, sich den eisenen russischen Verhältnissen anzupassen. Seine Grundansicht war, „daß etwas Teufelisches in der menschlichen Natur ist und daß der Oberherrschafft bemächtigt, sobald es nur kann“. Der, wie er es ein ander mal poetischer ausdrückte: „Zwei ganz entgegengelegte Dinge haufen im Menschen, ein Gott und ein Thier, die sich wechselweise ausspannen und ab lösen; je spannungsfähiger fährt doch der Mensch in den Hauptmomenten nicht; denn wenn der Gott den Jügel ergreift, steigt das Thier vor und hinten auf; fast ihn das Thier, so muß sich der Gott ohnehin gefallen lassen, hinten aufzutreten.“ In den meisten seiner nachdüstern Dichtungen sehen wir das Gute im Kampf gegen das Böse unterliegen, ja das Treffliche selbst dem Verderben werden. Man sieht daraus, daß alle Dichtungen

der modernen französischen Literatur schon früher bei den Deutschen dagewesen sind. Ein Mann von so eigenthümlicher Auffassung, ein Charakter, dem Goethe selbst seine Achtung zollte, ein Dichter, der mit seinem „Sturm und Drang“ gegen Leisewitz, „Julius von Sarent“ den Preis gewann und dessen Drama „Der Spieler“ das Vorbild war, welches Schiller zu seinen „Räubern“ begeisterte, verdiente in der That unserer Generation einmal in einer ausführlichen Darstellung, wie meinen in einer literarhistorischen Monographie, nähergerückt zu werden.

Auch sind wir dem Verfasser dankbar für die Mittheilungen von Notizen aus dem Leben und von Proben der Dichtweise vieler bisher weniger bekannter kur- und livländischer Dichter älterer und jetziger Zeit, da sich unter ihnen oft ganz beachtenswerthe Talente und originelle Charaktere befinden. Unter denen aus früherer Zeit verdient namentlich Karl Gottlieb Graß genannt zu werden, der Sohn eines livländischen Landpredigers, der anfangs selbst Landprediger war, aber seinem Berufe und seiner Neigung zur Kunst folgte, seine Heimat verließ und sich in Paris, in der Schweiz, später aber namentlich in Rom dem Studium der Landschaftsmalerei widmete. Er brachte es hierin auch so weit, daß einige Landschaftsbilder von ihm auf der Ausstellung im Capitol (1809) allgemeine Aufmerksamkeit erregten, ja daß der französische Minister Dugérans Auftrag erhielt, einige derselben für den König von Neapel, Joachim Murat, zu erstehen. Graß aber, eine uneigennützig echte Künstlernatur, schlug die dargebotene Summe aus und überließ seine Bilder seinem Landmanne G. B. von Schroeder für einen weit geringern Preis, weil er sie in seinem Vaterlande aufgestellt wünschte. Sie befinden sich gegenwärtig in dem auf der rigaischen Stadtbibliothek errichteten Kunstmuseum. Graß, der 1814 starb, stand auch mit Schiller in Briefwechsel. Es war uns interessant, aus der Sivers'schen Schrift in Erfahrung zu bringen, daß das allbekannte, zu einem echten Volksliede gewordene und bei Sivers in seinem ursprünglichen Text wieder abgedruckte humoristische Gedicht „Bauer und Maler“ (mit dem Anfange „Rein Herr Maler, will er wol“ u. s. w.) von Graß verfaßt worden ist.

Einige kleine Berichtigungen möchten wir uns noch erlauben. Schon im „Frankfurter Museum“ ist hervorgehoben, daß das bekannte Upland'sche Frühlingslied mit dem Anfange: „O blaue Luft nach trübem Tagen“ in Segor von Sivers' Schrift als ein Gedicht des kurländischen Liederdichters und Liedercomponisten August Heinrich von Weyrauch abgedruckt worden ist. Mit der in der Einleitung genannten mittelalterlichen Universitätsstadt „Boulogne“ ist ohne Zweifel Bologna gemeint. Die in letzter Zeit vielgenannten und namentlich von Edward Devrient beschriebenen oberbairischen Passionsspiele finden nicht in „Nittenwalden im Oberammergau“, sondern in dem im Ammergau gelegenen Dorfe Oberammergau statt. Unter den kurländischen Dichtern fehlt unter andern Karl Hesselberg, dessen poetischer Nachlaß, von dem Pastor Seeberg herausgegeben, 1853 in Mitau erschienen ist. Mit der Ansicht, daß Flemming's Gedichte für unsern Geschmack schon etwas veraltet seien, werden sich wol Wenige einverstanden erklären. Wir fürchten sehr, daß manche gefeierte Lyriker der Gegenwart nicht so lange Farbe halten werden als Paul Flemming.

S. M.

## Notizen.

### Upland'sche Balladen in Nordamerika.

Indem wir zu einem literarischen Zwecke mehrere nordamerikanische Journale durchblättern, stießen wir in der „Democratic review“ für 1846 auf einen Cyclus ins Englische übersetzter Upland'scher Lieder und Balladen. Da diese von William Allen Butler verfaßten rhythmischen Bearbeitungen uns sehr gelungen zu sein scheinen, schwerlich aber in Deutschland bekannt geworden sind, so gestalten wir uns folgende

Uebersetzung von der Ballade „Der Wirthin's Tochterlein“ als einen Beweis von der innigen Verwandtschaft beider Idiome vollständig mitzutheilen:

#### The Landlady's Daughter.

There rode through the country three gallants so fine,  
They came to Frau Wirthin's, who lived by the Rhine.

„Frau Wirthin, and hast thou good ale and good wine?  
And how is that beautiful daughter of thine?“

„My ale and my wine are fresh and clear,  
But my dear little daughter lies dead on her bier.“

And when they were come to the chamber within,  
All cold in her coffin the maiden was seen.

The first, from her face the death-veil he took,  
And looked at her long with a sorrowful look;

„Oh would thou wert living, wert living“ — he said,  
„Henceforth I had loved thee, thou beautiful maid.“

But the second, he covers the face once more,  
Then turns from the sight and weepeth sore;

„Ah! cold as thou liest there on thy bier,  
I have loved thee, fair maiden, for many a year.“

But quickly the third, he raises the veil,  
And kisses her mouth so pale, so pale;

„I always have loved thee, I love thee to-day,  
And I swear I will love thee for ever and aye!“

Die Schlusstrophe von der schönen Ballade „Des Sängers Fluch“ lautet:

Where once the gardens smiled a dreary desert lies, —  
No tree with grateful shadows, no sparkling fountains rise,  
No Legend tells the monarch's name, his fame no lofty verse,  
Forwaken and Forgotten, — this was the Minstrel's Curse!

Voran geht ein Widmungsgebidet Butler's an Upland, worin die Dichtweise des deutschen Pöckers unter Anderm in folgenden Strophen charakterisirt wird:

His is the poetry of sweet expression,  
Of clear unflinching tone, serene and strong;  
Where gentlest thoughts and words in soft procession,  
Move to the even measures of his song.

Delighting ever in his own calm fancies,  
He sees much beauty where most men see nought,  
Looking at Nature with familiar glances,  
And weaving garlands in the groves of Thought.

He sings of Youth, and Hope, and high Endeavor,  
He sings of Love (oh crown of Poetrie!),  
Of Fate, and Sorrow, and the Grave, forever  
The end of strife, the goal of Destiny.

He sings of Fatherland, the minstrel's glory,  
High theme of memory and hope divine,  
Twining its fame with gems of antique story,  
In Suabian songs and legends of the Rhine etc.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit, daß Miß Mary Anne Burt von ihren „Specimens of the choicest lyrical productions of the most celebrated German poets“, die erst jüngst in der „Literary gazette“ sehr warm empfohlen wurden, im nächsten Frühjahr einen zweiten Band erscheinen lassen wird. So schreibt uns ein literarischer Freund aus Zürich, dem jetzigen Aufenthaltsort der englischen Dame. S. M.

\*) Bol Anspielung auf Upland's eigene Worte:

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit,  
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.

Berichtigung zu den „Bemerkungen und Berichtigungen zu den „Hebräischen Melodien“ in Heine's „Romanzero“ in Nr. 39 d. Bl.

Heinrich Heine hat bei seinen Lebzeiten einen Scholiasten gefunden. Da nun das Publicum einmal mit diesen Glossen bekannt gemacht worden ist, so ist es jedenfalls Pflicht, ihm das Richtige darüber zu geben. Daher folgender Nachtrag: Salomo Halevi Akabaz, Verfasser des Sabbathliedes Lecha Dodi lebte nicht in Frankreich, wo gegen 1500 (richtiger 1580) gar keine Juden wohnten, sondern in Palästina. — Ueber Juda Halevi findet man die ausführlichste Auskunft in Abraham Geiger's „Divan des Castilliers Abul-Gassan Juda ha-Levi“ (Breslau, Kern. 1851). — Der „Ausoves-Jontof“ ist nicht das Werk eines Franzosen aus Voreur im 14. Jahrhundert, sondern es sind die Glossen zur Mischnah von Jomtov Lipmann Halevi Heller aus Bellerstein, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Prag und dann an mehreren Orten Polens Rabbiner war, zuletzt in Krakau, an erstem Orte aber dieses seinen Ruf begründende Werk ausarbeitete. Daß der spanische Disputant unter Peter dem Grausamen aus diesem Buche Beweise bringt, ist ein Anachronismus, der dem Aristarch eine Gelegenheit zur Kritik geboten hätte, die ihm nun leider durch seinen Anachronismus entgangen ist. \*)

71.

\*) Der Verfasser des betreffenden Artikels in Nr. 29 sandte uns selbst schon früher nachträglich einige Berichtigungen ein, die wir nicht früher mitgetheilt zu haben umso mehr bedauern, da dadurch eine oder die andere der obigen eingesandten im Wesentlichen unrichtig gemacht worden wäre, wie namentlich die erste. Die Berichtigungen des Verfassers lauteten: S. 117, erste Spalte, Zeile 24 von oben, lies: „Palästina“ statt „Frankreich“. Ebendasselbe zweite Spalte, Zeile 28 von oben, lies: „des Jomtov Lipmann Heller in Prag, welcher nach Steinschneider um 1600 gelebt“, statt „des Moses ben Jomtov“ u. s. w. bis „bildet“.

### Bibliographie.

- Gottshelf, J., Die Frau Pfarrerin. Ein Lebensbild. Berlin, Springer. Br. 8. 27 1/2 Rgr.
- Hagenberg, J. H., Johanna Sebus. Ein Cultur- und Sittensgemälde in Folge des Goethe'schen Heldengedichts. Rerseburg, Garde. 8. 5 Rgr.
- Hoffmann, J. L., Ludwig Ried. Eine literarhistorische Skizze. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1856. Gr. 8. 20 Rgr.
- Holtei, R. v., Gedichte. 4te Auflage. Hannover, Lohse. 1856. Br. 8. 2 Thlr.
- Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin. 6te Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 4 Thlr. 12 Rgr.
- Ille, C., Gedichte. Weimar, Jansen u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.
- Kalender und Tagebuch für das Jahr 1856. Leipzig, G. Wigand. 12. 15 Rgr.
- Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsaß seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von C. W. Gupel. 7te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 1856. 8. 12 Rgr.
- Keller, Henriette Baronin v., Waldemar Bernow, oder: Die Schweftern. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Rgr.
- Kobell, F. v., Gedichte in oberbayerischer Mundart. 5te Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 16. 1 Thlr. 10 Rgr.
- Köppen, F. v., Brangel. Gedicht. Berlin, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr.
- Kruger, J., Geschichte der Ägypter und Iranier vom 13.

bis zum 5. Jahrhundert vor Christus. Frankfurt a. M., Bohnert. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Leoprechting, K., Freih. v., Aus dem Lechstein. In deutschen Sitten- und Sagenkunde. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Maler, Elisa, Wilhelm von Humboldt. Lichtbilder aus seinen Briefen an eine Freundin, Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Meyer, A., Der Jude. Nach der 5ten Auflage des englischen Originals. Allen Freunden des Reiches Gottes dargeboten. Frankfurt a. M., Brömmel. 1856. Gr. 12. 24 Rgr.

Pfaff, J., Schöpfungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des biblischen Schöpfungsberichtes. Mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.

Rau, H., Natur, Welt und Leben. Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, D. Wigand. 1856. Br. 8. 1 Thlr. 20 Rgr.

Reichmann, C., Die Philosophie des wahren Glaubens im Gegensatz der Lüge und des Wahnglaubens. Gedankenspiele der biblischen Wahrheit den Wirren der Zeit gegenüber. Ein evangelisches Christen dargeboten. 1ster Theil. Cassel, Bertram. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Reinbeck, C., Wir sind unsterblich! Unumstößliche Beweise für die Fortdauer des Menschen nach dem Tode und für ein Wiedersehen der vorausgegangenen Lieben im Jenseit. Zum Trost und Beruhigung für Zweifelnde und Trauernde herausgegeben. Leipzig, Pfeife. 1856. 8. 20 Rgr.

Reincke der Fuchs. 5te Auflage. Mit 12 Illustrationen nach Zeichnungen von L. Richter. Leipzig, Gess. Gr. 14. 1 Thlr.

Rudelschel, Die menschlichen Verhältnisse im Lichte des Christenthums und durch Erzählungen dargestellt. Rerseburg, Bauer u. Raspe. 8. 10 Rgr.

Schaefer, J. W., Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur. 2te verbesserte und zum Theil umgearbeitete Auflage. Bremen, Schönmann. Gr. 8. 2 Thlr.

### Tagesliteratur.

Albrecht, J., Das Fischerstechen in Ulm zu Ehren der Versammlung der deutschen Alterthumsforscher abgehalten am 20. September 1855. Eine poetische Schilderung. Ulm, Sch. Käßling. Gr. 8. 3 Rgr.

Ämtlicher Bericht über die am 11., 12. und 13. September 1855 zu Heidelberg abgehaltene 13te Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, errichtet von der hierzu ernannten Commission. Darmstadt, Loh. Gr. 8. 5 Rgr.

Das Bombardement von Sebastopol am 5., 6. und 7. September. Die Erstürmung des Malakoff und die Besetzung Sebastopols am 8. und 9. September 1855. Dargestellt nach offiziellen authentischen Berichten. Hoyerwerda, Gebe. Gr. 8. 5 Rgr.

Hagenberg, J. H., Ob Christ, ob Lärer. Eine spiritistische Parallele, als Gegenstück der Sanderschen Schrift „Die Katastrophe im Orient“. Rerseburg, Garde. Gr. 8. 10 Rgr.

Leuzinger, J., Die Mitwirkung der Landeskirche zur Befreiung der Verbrecher. Ein Vortrag gehalten in der städtischen Gesellschaft zu Zürich am 7. Juni 1855. Zürich, Fink. Gr. 8. 9 Rgr.

Marlo, K., Ueber Maasssysteme und Geld. Cassel, Zepel. Gr. 8. 3 Rgr.

Pesch, C. A., König Ottokar II. und die Befreiung der Stadt Zittau 1255. Ein historischer Vortrag beim 500jährigen Jubiläum der Stadt Zittau, am 20. August 1855 gehalten. Görlitz. Gr. 8. 5 Rgr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2½ Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855

im Verlage von

**J. N. Bachhaus in Leipzig**  
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**N. III**, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

39. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. —** Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden. Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden. Siebenter bis funfzehnter Viertelband. Gr. 8. Jeder Viertelband 10 Ngr. Von dieser Ausgabe erscheinen monatlich drei Viertelbände, je am 10., 20. und 30. jeden Monats, vom Mai 1855 an, sobald sie bis Ende 1856 vollendet ist.

Das bereits Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

60. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Monographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. O. Hed. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder Text und Namen- und Sachregister in Octav.) Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen. Siebente bis funfzehnte Lieferung. Jede Lieferung 12 Ngr.**

Das Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Der Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon (500 Stahlstiche in 10 Abtheilungen nebst erläuterndem Texte von über 100 Bogen), ein ganz selbstständiges höchst lehrreiches und schönes Werk, vollständig erschienen, kann fortwährend auch einzeln, einmal ganz (24 Thlr.) oder theilweis (nach Abtheilungen oder Lieferungen) in allen beliebigen Terminen bezogen werden.

Jede der zehn Abtheilungen ist als ein selbstständiges Werk auch einzeln zu beziehen:

- I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
- II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
- III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
- IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
- V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
- VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
- VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
- X. Gewerbswissenschaft oder Technologie. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Wappen zur Aufbewahrung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

61. **Heinrichs Bachhaus'sches Conversations-Lexikon für den Handgebrauch. (Enthaltend sämtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.) Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften. Dreißigstes bis zweiunddreißigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.**

Das Heinrichs Bachhaus'sche Conversations-Lexikon erscheint in 4 Bänden oder 40 Heften, von denen jedes Heft 5 Ngr. = 4 Gr. = 18 Kr. Kd. kostet.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlichem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

62. **Die Gegenwart. Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Hundertvierundzwanzigstes bis hundertachtundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.**

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis zehnte Band liegen geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des deutschen Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, nähert sich mehr und mehr seinem Abschluß. Nach Vollendung des zehnten Bandes werden nun noch zwei Bände erforderlich sein, um in dem Werke ein vollständiges, abgerundetes Bild unserer Zeitgeschichte hinzustellen, sobald dasselbe im Ganzen zwölf Bände umfassen und ungefähr binnen Jahresfrist in die Hände des Publicums gelangen wird.

Literarische Anzeigen werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

63. **Liebe, Wein und Raucherlei. Persische Lieder nach Dschami's Text zum ersten mal deutsch gegeben von Moriz Widenhauser. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.**

64. **Mediclinisch-chirurgische Encyclopädie für praktische Aerzte. In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von Dr. H. Froesch und Dr. H. Ploss, praktischen Aerzten in Leipzig. Dritter Band. Zweite Lieferung. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.**

Dem praktischen Arzte, der, durch seine Berufstätigkeit vielfach in Anspruch genommen, dem raschen Entwicklungs gange seiner Wissenschaft kaum zu folgen im Stande ist, bietet sich in vorliegendem Werke ein Handbuch dar, welches ihm in lexikalischer Form und in gedrängter Kürze die gesammte praktische Heilkunde nach ihrem gegenwärtigen Zustande vorführt. Er wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, sich in einzelnen Krankheitsfällen über den Zusammenhang und das Wesen der pathologischen Erscheinungen, die exacte Diagnostik und rationale Therapie ohne großen Zeitverlust Rath zu verschaffen. Die Herausgeber übertragen die Bearbeitung der verschiedenen Specialfächer praktischen Aerzten, welche der physiologischen und pathologisch-anatomischen Richtung angehören.

Das Werk erscheint in drei Bänden oder neun Lieferungen zu dem Preise von 1 Thlr. 20 Ngr. für jede Lieferung.

Das bisher Erschienene (Erster Band bis Dritten Bandes zweite Lieferung, Abbinden — Typhus) ist nebst ausführlichem Prospecten in allen Buchhandlungen zu erhalten.

65. **Fortlage (A.), System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Zweiter Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.**

Eine neue, aus langjährigen Studien hervorgegangene Psychologie des bekannten Philosophen, die nicht blos die Philosophen von Bach

sondern auch weitere Kreise interessieren wird, da sie in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist. Das vollständige Werk kostet 5 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

**Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant.** 8. 1852. 2 Thlr. 12 Sgr.

Dieses Werk entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und sachlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren inneren Zusammenhängen, worin sie als die maßgebende

beide Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheint, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergreifen zeigt. In unserer Zeit, in der zur Lösung der stehenden politischen und religiösen Fragen ein Verständniß der Grundsätze unserer größten Denker in weitem Kreise dringend notwendig wird, verdient dieses Werk auch von dem größten Publikum gelesen und studirt zu werden, zumal die Kritik allgemein anerkannt hat, daß es seinem Zwecke vollständig entspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **H. L. Friederichs** in Eberfeld ist soeben erschienen:

## SHAKSPERE'S WERKE.

Mit diesem Stücke beginnt der 2. Band dieses bedeutenden Werkes, der einzigen Shakspeare-Ausgabe, die dem Deutschen die Lectüre des großen Briten in der Originalsprache möglich macht. Der 1. Band, 54 Bogen gr. 8. Form. in eleganter Ausstattung, kostet 4 Thlr. und enthält: Hamlet (24 Sgr.), Othello (22 Sgr.), King Lear (20 Sgr.), Macbeth (18 Sgr.), Timon of Athens (18 Sgr.) und Titus Andronicus (18 Sgr.) Für die Folge wird jedes Stück nur 16 Sgr. kosten und wie bisher auch einzeln zu haben sein.

Herausgegeben und erklärt von Dr. Nic. Delius. 8. Format. 11. Band. 1. Stück: **Romeo and Juliet.** 16 Sgr.

Bunsen's „Die Zeichen der Zeit“ in zweiter Auflage.

Soeben erschien bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Die Zeichen der Zeit.

Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde.

Von

**Christian Carl Josias Bunsen.**

Erstes Bändchen. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart.

**Zwei Bändchen.**

**Zweite Auflage.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Diese Briefe Bunsen's, des berühmten Staatsmanns und Gelehrten, haben in den verschiedensten Kreisen Deutschlands solches Aufsehen erregt, daß bereits wenige Wochen nach ihrem ersten Erscheinen eine zweite Auflage nöthig wurde. Sie werden von Freund und Feind als ein Ereigniß betrachtet und verdienen deshalb von Jedem gelesen zu werden, der an den wichtigsten Fragen der Gegenwart irgend Antheil nimmt.

**Gottschall's deutsche Nationalliteratur. 2 Bände.**

Soeben ist im Verlage von **Trevelandt & Granier** in Breslau vollständig erschienen:

## Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Literaturhistorisch und kritisch dargestellt

von **Rudolph Gottschall.**

Zwei Bände. Gr. 8. 74 Bog. Eleg. brosch. Preis 5 Thlr.

Gottschall's Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts übergeben wir hiermit vollständig dem literarischen Publicum. Das scharfsinnige Urtheil des Verfassers, seine geistreiche, oft eigenthümliche Auffassung literarischer Erscheinungen ist allgemein schon bei dem Erscheinen des ersten Bandes anerkannt worden. Der zweite Band, welcher uns in die Mitte

der Gegenwart führt, wird dieses günstige Urtheil bekräftigen. Scharfe Zeichnung und herrliches Colorit verschmelzen in einer kräftigen, glänzenden Sprache. Man wird durch das Buch erwärmt und belehrt; es ist eine köstliche geistige Unterhaltung. — Das dem zweiten Bande angefügte alphabetische Register über das ganze Werk erleichtert die schnelle Uebersicht des reichhaltigen Stoffes ungemein und liefert den Beweis, daß kaum eine Leistung der Neuzeit auf dem Gebiete der schönen Literatur und Philosophie übergangen ist.

Soeben erschien bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Transkaukasien.

Andeutungen über das Familien- und Gemeindegewesen und die sozialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspiischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen von

**August Freiherrn von Harthausen.**

Erster Theil. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Dieses neueste Werk des berühmten Verfassers der „Studien über die innern Zustände Rußlands“ ist bereits von demselben in englischer Uebersetzung veröffentlicht worden und hat in England die günstigsten Kritiken gefunden (z. B. in der „Times“, „Edinburgh Review“, „Examiner“ etc.). Aus eine französische Bearbeitung wird vorbereitet. Aus dem vorliegenden deutschen Original hat das „Ausland“ bereits einige Bruchstücke mitgetheilt.

Harthausen's „Transkaukasien“ ist eine aus eigener Anschauung geschöpfte geistvolle Schilderung der Gegenden am Kaukasus, der dortigen Völkerschaften: der Armenier, Georgier, Tscherkessen etc., ihrer Zustände und ihres Charakters. Der Verfasser berücksichtigt ebenföhl die hochwichtige Vergangenheit dieser Gegenden — mit den Namen Prometheus, Nimrod, Sargonautzug, Cyrus, Alexander, Pompejus etc. verknüpft — als ihre nicht minder wichtige Gegenwart und Zukunft, so nächst mit dem Namen Schamyl innig verbunden, das politische wie das sociale und geistige Leben.

Der erste Theil des Werks enthält außer zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten ein getreues Portrait des Patriarchen Karfes von Armenien in Stahlstich und zwei Lithographien, Abbildungen der Berge Kasbek und Schkard. Mit dem baldigst erscheinenden zweiten Theile ist das Werk abgeschlossen.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. W. Brockhaus** in Leipzig.



# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 49.

6. December 1855.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Kritisches Kaleidoskop. Von Rudolf Gottschall. — Religiöse Charaktere neuerer Zeit. Von Hermann Watzgraff. — Johann Matthäus Bechstein. — Die Arbeiten der gelehrten und literarischen Gesellschaften in Böhmen. — Nordamerikanische Touristen. — Notizen. — Bibliographie. — Einzelgen.

### Kritisches Kaleidoskop.

Wir sind mit Lessing überzeugt, daß nur aus einer scharfen Sonderung der poetischen Gattungen der Literatur wahres Heil erblühen kann. Nicht bloß Drama, Epos und Lyrik, sondern auch Lied, Ballade, Ode im reinen Stile zu halten, scheint uns die Aufgabe für alle dichterischen Bestrebungen der Gegenwart, denen eine moderne Classicität als Ideal vorschwebt. Nichtsdestoweniger gewährt es der Kritik eine anmuthige Abwechslung, wenn sie einmal ihre strengern Kategorien zu Hause läßt und in die Fülle der Erscheinungen untertaucht, ohne sie nach Gruppen zu sondern und gattungsweise zu analysiren. Dies kritische „Flaniren“, dies Herumschlendern auf dem Büchermarkte, wie auf einem bunten Jahrmarkte, hat den Vorzug, daß man rasch ein Bild gewinnt von der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Stoffe, Formen, Tendenzen, die in der Literatur feilgeboten werden. Man wirft sich einmal ziellos in die Flut, welche aus den geöffneten Schleusen der deutschen Messataloge einherbraust; eine Flut, welche durch die Schuld der deutschen Verleger eine gefährdende Höhe erreicht hat. Wie schwer bricht sich das Gute Bahn durch die Masse des Werthlosen, das ihm den Markt verengt, umso mehr, als dem zahlreichen Angebote die Nachfrage nicht entspricht, indem die Deutschen zwar eine viellesende Nation sind, aber wenig Bücher kaufen und von dem Ehrgeize, auch die moderne Nationalliteratur zu fördern, fast ganz verlassen scheinen. Solange es nicht, wie in England, Frankreich, Schweden, Ehrensache jedes gebildeten Deutschen ist, die Werke aller namhaften Zeitgenossen in seinem Bücherschränke zu haben; solange die Vornehmsten und Reichsten sich mit beschmutzten Leihbibliotheksexemplaren begnügen; solange zu den Weihnachtsgeschenken aufs Gerathewohl,

1855. 40.

höchstens nach dem Maßstab geschmackvoller Einbände und auf die beliebige Empfehlung des Buchhändlers hin eingekauft wird — solange werden der deutsche Buchhandel und die deutsche Literatur nicht durch ihre eigene Kraft floriren, und es wird vieler Stiftungen und Sammlungen bedürfen, um wieder gut zu machen, was durch die deutsche Lässigkeit im Ankaufe von Büchern verdorben ist. Die deutsche Literatur hat eine allzu ätherische Existenz; sie lebt im Munde des Volks und der Gebildeten, aber nicht in ihren Bücherschränken, und man hört eher hundert Citate, ehe ein mal das citirte Werk selbst als redlich erworbenes Privateigenthum zum Vorschein kommt. Eine geschmackvolle und gewählte Privatbibliothek muß zur Zierde jedes gebildeten Hausstandes gehören, das ist der einzige Weg, den Buchhandel und die Literatur in materieller Weise zu heben. Doch wir wollen uns hier nicht weiter auf das praktische Gebiet einlassen, sondern beliebig hineingreifen in die aufgestapelte Büchermasse, wobei uns Manches in die Hände fällt, das aus Mangel an einer ästhetischen Etikette oder aus andern Gründen schon allzu lange im Untersuchungsarrest des kritischen Urtheilspruchs harrt.

Da begrüßen wir zunächst eine altdeutsche Göttersage: „Der Hort der Dichtung“ \*), deren Held Bodan selbst ist, der das heilige Blut des hohen Quasir, den Reich des Gesangs, die ewige Quelle der Dichtung erobern will und auch wirklich durch List zum Ziele gelangt. Wir bewegen uns hier in der altgermanischen Götter- und Mythenwelt, in welcher unser modernes Bewußtsein sich schwer heimisch fühlen wird, so glänzend auch gerade die Resultate der Wissenschaft auf diesem

\*) Der Hort der Dichtung. Eine Göttersage in 16 Gesängen. Leipzig. Brockhaus. 1863. 16. 20 Rgr.

Gebiete sein mögen. Doch die altdeutsche Symbolik hat etwas Unklares, Trübes, Blasses; wir können aus diesen Mythen keinen heitern Sinn herauschälen, es bleibt immer ein unerquicklicher Rest phantastischer Bildung. Der griechische „Hort der Dichtung“, Apoll, seine Mäusen und der kaskadische Quell, ist jedem unbefangenen Sinne klar; das sind heitere Gestalten und Bilder, die sich selbst erläutern. Doch dieser nordische „Reth des Gefangs“, das heilige Blut des hohen Quasir, der von Hjalor und Galor erschlagen worden, das der Riese Surtung in tieffter Kluft vermauert hat und bei welchem Gunnlöda, seine blonde Tochter, wacht und trauert, dieser Aethertrank, der in drei Gefäßen, Obhörvir, Vode und Son, steht, in einem Kessel und zwei Fässern, macht einen wenig poetischen Eindruck. Wozu die drei Gefäße? Wozu der Kessel und die Fässer? Wozu Zahlen und Formen, wenn sie nichts bedeuten? denn als poetisches Bild hat dieser Apparat des Bierbrauers doch geringen Reiz. Das Wodan den Kessel und jedes Faß, zum Schrecken der blonden Gunnlöda, mit einem Zuge leert, zeugt von seiner göttlichen Kraft, wie es von seiner Eist zeugt, mit dem trefflichen Höhrer Rasi ein Loch in den Felsen zu bohren und als Wurm in die Fuge zu schlüpfen. Wir wollen indeß dem Sympathien keines Lesers vorgreifen und bemerken nur, daß die Dichtung selbst in einer außerordentlich gefälligen und gewandten Form abgefaßt ist und im Einzelnen anmuthige Schönheiten darbietet. Schon die Ouverture in Walsalla: „Wodan's Gelübde“, ist voll Schwung und Kraft, lieblich Gunnlöda's Arie im Felsenkeller, ihr Duett mit Wodan: „Der Drotug“, hat einen in kühnen Daktylen anmuthig schwebenden Schwung, und die Stanzas in „Der Rorern Proft“ sind schön gebaut und in klaren Reimen auswendend. Das Ganze macht den Eindruck einer poetischen Studie, die als solche gelungen ist; doch sollten unsere Dichter die altdeutsche Götterwelt den germanistischen Gelehrten überlassen. Die unreifen Gestalten der nordischen Volkspantastie in ihrer wilden Kraft und Rohheit lassen sich einmal schwer auf den Horizont unserer modernen Bildung versetzen; und das ist eine der ersten Anforderungen, die man an einen Dichter unserer Zeit machen muß.

Was R. A. Nienhoff mit seiner thüringischen Sage „Liebenstein“ \*) gewollt hat, ist uns nicht recht klar geworden. Der Dichter der „Hegler Mühle“, einer märkischen Idylle, hat sich hier zur Unzeit auf das romantische Gebiet verirrt. In der etwas herben, uncorrecsten Form dieses Dichters will die mittelalterliche Nachdichtung mit Kapellänen, Feen und Falken nicht recht ankommen. Das ist Alles hundert mal dagesessen, und wenn es einem wieder aufgesetzt wird, verlangt man wenigstens eine ansprechende Form. Der affectirte manierliche Ton, der besonders an einzelnen Stellen durchbricht, macht ebenso wenig einen wohlthuenden Eindruck. J. A. der Held, ein Jüngling mit dem Falken, geht in den

Bald zu jagen; doch vergiftet er des Jagens bald in des Lenzes erster Freude:

Und bei des Finken frohen Schlägen  
Hät' auch des Jünglings Lust sich regen:  
„O habe, Holde meiner Seelen,  
In deinen Finken mich allein!  
Es zog der Lenz mit süßem Nadeln  
In meinem Herzen wieder ein.  
Frau Rinne, Rinne, hilf du mir,  
Ich will's, Frau Rinne, danken dir,  
Ich will von deiner Nacht erzählen.“

So sang er fröhlich durch den Lann,  
Der Strophen zweite hub er an:  
„Du süßer Lenz, was wirkst du klagen,  
Wenn gnädig mir kein warmer Wind,  
Der du in diesen Mundertagen  
Den ganzen Jagen machst gesund?  
Frau Rinne, Rinne, hilf du mir,  
Ich will's, Frau Rinne, danken dir,  
Ich will von deinen Gnaden sagen!“

Dem Dritten hat er keinen Sang,  
Daf' all der halbe Wald ertlang:  
„Frau Rinne, wollest du die mit senden,  
Die recht zu Wunsch ist angethan!  
In rothem Mund und weißen Händen,  
Da liegt mein' Herznoth selig an.  
Frau Rinne, Rinne, hilf du mir,  
Ich will's, Frau Rinne, danken dir,  
Hi, wie wollest' ich nimmer enden!“

Wer dieser Poesie, dieser Nachbildung der Minneder Geschmack abgewinnen kann, der wird auch nicht leicht die Frau Hulda, die ihn „ahn' Angerhaben an Fegensinger“ fortzieht, und den guten Falken, welcher seinen Ritter auf die sonderbaren Eigenthümlichkeiten der geliebten Frau Hulda aufmerksam macht, bis dieser ertrunken von ihrer nackten Schönheit, ins Wasser nachspringt und, nachdem ihm der Loth „durch Wodan“ „nack und warm“ gerieben ist, so weit zum Bannstein kommt, daß er mit seiner ewigen Sehnsucht bis zum Ende des Klausners spielt, der wird auch den Prolog und Epilog, dessen Held der Schlosskaplan ist, vielleicht mit günstigen Augen ansehen, als wir es im Stande sind, die wir diesen mittelalterlichen Jargon für keine Bereicherung des deutschen Stils halten können und überdies von der Ansicht ausgehen, daß die Zeit Haugke's vorüber ist und daß seine verspäteten Epigonen lange nicht den Reiz und die Anmuth erreichen, welche z. B. seine „Lieder“ auszeichnet. Auch scheint es uns ungeschicklich, einen einfachen Balladenstoff, der sich, trotz seiner Nachlässigkeit — denn die Langhauferei ist jetzt im Schwange — in einer lakonischen, gefälligen Form erzählend darstellen würde, zu einer poetischen Erzählung beschwerflich zu machen, von Helden überhaupt so ungewandt geschlungen zu sein, daß man den Zusammenhang des Ganzen fast entziffern muß. Da jenseit wir einen Minnesänger wie Hoffmann von Fallersleben \*) vor, der nicht in affectirter manierlicher Weise radebrecht, sondern nur die alte Weise und

\*) Liebenstein. Eine thüringische Sage von R. A. Nienhoff. Berlin, A. Duncker. 1853. 16. 12 Rgr.

\*) Lieber als Weimar von Hoffmann von Fallersleben. Jena, Novor, Neukirch. 1856. 16. 12 Rgr.

Kuschheit des Empfindens zu treffen sucht. Es ist wahr, der einfache, schlichte Ton der „Lieder aus Weimar“ spricht hier und dort an das Triviale; diese Gefühle, so häufig sie ausgedrückt sind, kommen uns so bekannt vor; wie schwer ist es, Liebes- und Frühlingsempfindungen in der ausgebeuteten Liederform einen neuen Reiz und Schimmer zu verleihen! Dennoch gelingt es dem Verfasser oft, einen Ton anzuschlagen, der unmittelbar und voll aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht, und die Erinnerung an den großen weimarer Liederfürsten Goethe wachzurufen, der auf diesem Gebiete unerreicht dasteht:

Keine Freude war die Rose,  
Über ach! sie blüht nicht mehr:  
Keine Hoffnung ist verschwunden,  
Keine Welt ist freudenvoll.

Für die Freuden fand ich Schmerzen,  
Leiden fand ich für das Glück.  
Keine Rose schwand und ließ mir  
Nichts als Dornen nur zurück.

Rosen bringt der Frühling wieder,  
Aber meine Rose nie.  
Blüht, ihr Mädchen, wie die Rosen!  
Niemals blühet ihr, wie sie.

Dies ist ein lebenswürdiges Lied von musikalischem Schmelz. Ein unbefangener, fröhlicher Sinn, ein heiterer Lebensmuth spricht sich auch in den meisten andern aus. Wie zartgefühlst ist das Lied:

Eine Blum' ist aufgegangen  
In dem iden Erdenreich,  
Und mein Sehnen und Verlangen  
Kreist um sie dem Falter gleich.

Und es hüpfet wie zum Reigen  
Keine Hoffnung wohniglich:  
Glück und Leben ist mein eigen,  
Denn die Blume blüht für mich.

Welche herabische Lebensweisheit athmet uns aus dem Gedicht „Zeitvertreib“ entgegen:

Was sich nicht halten läßt,  
Was uns der Himmel bent,  
Haltet die Stunde fest,  
Wo sich das Herz erfreut.

Sagt, wenn ihr fröhlich seid,  
Daß ihr es lange bleibt!  
Heiß! vertreibt die Zeit,  
Ehe sie euch vertreibt! u. s. w.

Solche heitere niedliche Pointen sind überall durch den weimarer Lieder und auch durch die plauderhaften Hofmann'schen Makamen zerstreut, welche den Schluß des Bändchens bilden. Wir können daher den alten Minnesänger nur willkommen heißen, wenn auch seine Empfindung sich hin und wieder in ausgefahrenen Gleisen bewegt, und empfehlen besonders den deutschen Komponisten diese Sammlung von Liedern, deren einschmeichelnder Tonfall die musikalische Begleitung herausfordert.

Indem wir unser kritisches Kaleidostap schütteln, tritt uns jetzt eine mit dem wandernden Sänger der heitern Minne und Lebenslust selbst contrastirende Erscheinung entgegen. Uns fällt der Roman „Laura“ von

George Sand \*) in die Hände. George Sand und Hoffmann von Fallersleben, welche Gegensätze! Hier die schlichte, einfältige Liebe, die von keinen Vermittelungen des Lebens, von keinen Problemen der Gesellschaft etwas weiß, die wie die Vögel im Walde ihr einfach Empfinden in die Welt hinausflüßt; dort die Anatomie der Liebe, die schärfste Analyse der socialen Verhältnisse, welche sich auf sie beziehen, ein verzerrtes Eindringen in die verborgensten Mystiken des Herzens! Hier der deutsch-biedere Sinn, die Ergebung in das verhängte Lebensloos; dort ein Rütteln an Schütteln an den vorhandenen Institutionen, eine flapsige Auffassung der Welt und doch wieder eine so lebendige Religiosität der Leidenschaft! Bei jedem neuen Werke der George Sand müssen wir die planvolle Einfachheit der Anlage, die künstlerische Durchführung bewundern. Sie besigt eine große Meisterschaft in der feinsten Dialektik des Herzens und weiß daher durch die einfachsten Entwicklungen eine anhaltende Spannung hervorgerufen. Dettlingen sagt in der Vorrede zu diesem Roman:

Die Grundfarbe aller ihrer Werke ist wahr, große, uneigennützigste Liebe und ein unverfälschter Haß gegen den ewigen Feind der wahren, freien, fessellosen Liebe, gegen die Ehe, in der sie, leider nur mit allzu großem Rechte, das Grundübel, den Krebsknoten, die heimlich versteckte Pflanze der menschlichen Gesellschaft erkennt.

Diesen unverfälschten Haß gegen die Ehe können wir gerade in „Laura“ nicht finden. Die Verfasserin schildert zwar eine frühere, wenig glückliche Ehe ihrer Heldin nicht ohne jene aus ihren eigenen Erfahrungen fließende Boreliebe für schroffe Darlegung der Disharmonie, aber sie führt am Schlusse doch ihre Laura in den Hafen einer glücklichen Ehe. Laura ist eine trauernde Witwe, die fast bis zum Irrsinn trauert über den wenig geliebten Gatten. Dieser scheinbare Widerspruch löst sich durch die feinschnittliche Zeichnung des Charakters, auf welchem der Druck der socialen Verhältnisse lastet, dessen unendliche Liebesbedürftigkeit, unterdrückt und unbefriedigt, gleichsam in einen Starrkrampf des Gemüths ausartet. Mit eigenthümlicher Magie weiß George Sand uns eine solche moderne verzauberte Prinzessin zu schildern, die des Erlösers harret, gefesselt und behütet von Riesen und Dämonen, die, wie es einmal in der modernen Welt nicht anders ist, nur Gebilde des eigenen Gemüths sind. Doch unsere Andromeda findet ihren Perseus. In ihrer einsamen Villa, wohin sie sich vom ältlichen Schlosse vor den Belästigungen der Gesellschaft und einer altabergig gefinnenen Mutter gerettet, lernt sie ein junger Edelmann kennen, um den ebenfalls ein gewisses Geheimniß schwebt. Von vermögenden Ältern stammend, ist er dennoch durch seine Liebe zur Kunst bewogen worden, mehrmals öffentlich aufzutreten, ohne indeß auf einen

\*) Laura. Ein Roman von George Sand. Nach der Handschrift des Verfassers aus dem Französischen übersezt von August Scheler. Mit einer Einleitung von E. M. Dettlinger. Neudruck der deutschen Ausgabe. Zwei Bände. Braunschweig, Schöne. 1864. 8. 1 Thlr.

pecuniären Gewinn Anspruch zu machen. Dieser Edelmann entflammt die Liebe und Leidenschaft in Laura's Herzen, deren Entstehung und Wachstum mit psychologischen Meisterschaft geschildert ist. Während bis jetzt der Hauptaccent auf der innern Entwicklung ruht, greifen nun auf einmal die Mächte der äußern Welt in den Fortgang der Handlung ein. Laura's Mutter, die Marquise, tritt mit aller Entschiedenheit dieser Verbindung entgegen, weil der Edelmann sein Wappenschild durch sein öffentliches Auftreten vor dem Publicum besleckt habe. Laura selbst ist noch so weit im Vorurtheile befangen, daß sie dies künstlerische Debüt nur damit entschuldigen kann, daß d'Argères — dies ist der Name des Edelmanns — aufgetreten ist, ohne ein Honorar zu verlangen, und der Kunst gleichsam mit reinen Händen gedient hat. Laura bedarf daher, im Geiste der Verfasserin, noch eines Läuterungsprocesses, um des Geliebten würdig zu werden. Es werden zwei große Hebel der modernen Gesellschaft eingesetzt: die Börse und das Theater. Die Börse, unter Ludwig Napoleon wie unter Ludwig Philipp das Alles verschlingende Ungeheuer des neuen Frankreich, nicht bloß das Barometer der Weltgeschichte, sondern selbst ein nicht unblutiges Schlachtfeld derselben, verschlingt auch das ganze bedeutende Vermögen unferer Helden, das dieser in den Händen eines befreundeten Börsenspeculanten zurückgelassen. Der Zufall will, daß er, um einem Wunsch der Geliebten zu genügen, Tags vorher von einem Freunde ein Nachbargut an sich gekauft und durch den Verlust seines Vermögens unfähig gemacht wird, die eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Was bleibt ihm übrig, als jetzt seine Begabung für die Kunst auch im Interesse des Gelderwerbs auszubenten, als sich bei der pariser Oper als Tenorist engagiren zu lassen? Ein deutscher Tenorist würde freilich etwas längere Zeit brauchen, um sich ein Rittergut zu ersingen, d'Argères bringt es in drei Jahren dazu. Doch der Haupterfolg ist die rasche Belehrung seiner Geliebten, welche nach Paris geilt ist, um den ersten glänzenden Triumph des Künstlers im Theater durch ihre feurige Huldigung zu krönen. So ist die Polemik der Dichterin in diesem Werke weniger gegen die Ehe gerichtet, wie es am Anfang scheinen mag, als gegen sociale Vorurtheile, welche von der Kunst und der Liebe überwunden werden.

Wenden wir uns aus dieser Welt gesellschaftlicher Krisen, aus dieser unruhigen Dialektik des französischen Lebens wieder den friedlichen Gebilden deutscher Phantasie zu, so stoßen wir zunächst auf die beliebten Märchenbüchungen, die bald mit größerm, bald mit geringerm Ansprüche auf poetischen Werth auftreten. Oft weiß man nicht, für welches Publicum diese Märchen geschrieben sind. So ergeht es uns mit den „Märchen“ von Boringen \*), selbsterrundenen Prosamärchen, die für ein Publicum von Erwachsenen zu kindlich sind und

für Kinder wieder etwas zu weitschweifig, zu ausgemakelt. Der naive Ton ist wol meistens gewahrt; aber die Erfindung z. B. in der „Geschichte vom blinden Kathen“ zu willkürlich, in der „Engelschärfe“ zu sentimental. Am besten entworfen und ausgeführt erscheint uns noch das Märchen „In dem Berge“, in welchem wir durch ein lebendig gewordenes Edelsteincabinet geführt werden und die Diamantprinzessinnen, die Saphirkönige, die Rubinkönige, die Erdmännchen, den Giesling und viele andere unterirdische Würdenträger kennen lernen. Auch erfahren wir einiges Nähere über die Entstehung des Silbers, des Goldes, z. B.:

Neben dem großen Silberthor war eine Felsenpalte, da brausete das Wasser herab, zwischen Mühlrädern durch, die gegeneinander gingen, so daß das Wasser ganz in glänzenden Schaum verwandelt wurde. Den Schaum fingen die Silbermännchen auf, ehe er vergehen konnte, und thaten ein weißes Pulver dazu und kneteten ihn in Haß und Eile und hämmerten darauf und warfen ihn von Hand zu Hand, und es war ein Klagen und Reden und Strecken, wunderbar zu sehen, und endlich war das Silber fertig und wurde weggeführt in den Berg.

Ober im Reiche der Goldmännchen:

Es war da ein großer Spiegel in dem Gestirn eingesetzt, der war voller Glanz. Das sind Sonnenstrahlen, sagt der König, die werden hoch oben auf dem Berge, wo eine Spalte ist, mit einem andern Spiegel aufgefangen und werden herabgeleitet in die Erde, von Spiegel zu Spiegel, bis sie in diesen Spiegel fallen; das ist der Hauptspiegel, der ist vom feinsten Bergkrysal, und die Strahlen brennen darin wie Feuer und sind schon ganz dick. Die Goldmännchen standen bereit, und wie die Strahlen aus dem Hauptspiegel hervorstrahlten, wurden sie in kleinen Spiegeln aufgefangen und wurden darin gerüttelt und geschüttelt und ein gelbes Pulver dazu gesch, und dann wurden sie herausgenommen und geknetet und gereckt und gestreck und gingen von Hand zu Hand und kamen in das Hammerwerk, wo sie gehämmert wurden, und endlich war das Gold fertig und wurde fortgeführt in den Berg.

Diese etwas gesuchten Spielereien der Phantasie haben einen schweren Stand in einer Zeit, in welcher die Naturwissenschaften so große volksthümliche Geltung gewonnen und man allgemein darauf bedacht ist, einen klaren Einblick in den Haushalt der Natur und in das Wesen des Bergbaus und aller Gewerbe zu gewinnen. Auf der andern Seite haben diese Märchen in ihrer altreuerzigen Darstellungsweise nicht die Eleganz, welche erforderlich ist, um auf den Toilettentischen schmeckender Damen zu prangen.

Hierzu gehört heutzutage ein poetisches Festkleid, wie es z. B. die „Liane“ von Julius Schanz \*) besitzt. Die „Liane“ ist eine neue Metamorphose der Fouquet'schen „Liane“, ohne die schalkhafte Raiveretät und reizvolle Sinnlichkeit, die Fouquet dieser Gestalt zu geben wußte. Liane, die schönste Nymphe, das Lieblingstind des Wasserfürsten, belauscht ein Liebespaar am Ufer des Sees, und vom Wohlwollen seiner Seligkeit begeistert, tritt sie vor ihren Vater hin:

Laß, Vater, laß mich ziehen,  
Mich treibt es erdenwärts,  
Nimm mir mein ewig Leben,  
Gib mir ein Menschenherz!

\*) Märchen von F. von Boringen. Berlin, Decker. 1864. 16. 1 Theil. 7 1/2 Rgr.

\*) Liane. Eine Märchenbüchung von Julius Schanz. Braunschweig, Richter. 1866. 16. 1 Theil.

Trotz der Warnung des Vaters besteht sie auf ihrer Bitte und erhält auch die Erlaubniß, „ins Reich der Sonne zu ziehen“. Sie geräth zuerst in ein Kloster, wo sie natürlich nichts von Dem findet, was ihre Sehnsucht nach der Erde erweckt hat. Glücklicherweise wird ein schiffbrüchiger Prinz Ajor an den Strand geworfen, von einem Fischer gerettet und von der Klostersnixe gepflegt. Liane liebt ihn; sie verläßt das Kloster; er entfährt sie nach dem Süden in sein Fürstenschloß. Sie leben glücklich und in Freuden, bis der Fürst in den Krieg zieht und dort anderweitige Eroberungen macht. Er nimmt zu einer List seine Zuflucht, indem er als Sterbender an seine Gattin einen wehmüthigen Scheidebrief sendet, während er, wie der Papa Wasserfürst seiner menschengewordenen Tochter enthüllt, in den Armen anderer Geliebten in fremden Landen schwehlt. Darüber läßt uns der Dichter indeß im Unklaren, ob er auch sein Land im Stich läßt und in seinem Leichtsinne so weit geht, über Regierung, Succession u. dgl. nichts zu bestimmen. Doch Politik gehört ein für alle mal nicht in eine Märchenbichtung, und auch ein scheintodter Fürst kann in Märchenlanden ruhig fortregieren. So büßt die Wasserfee den thörichten Wunsch nach einem „Menschenherzen“; sie stirbt aus Gram über die Untreue und den Verrath. Der Papa Wasserfürst aber rächt sie an dem Verräther, indem er ihn in seinen Fluten begräbt. Wir sehen, die Erfindung der Dichtung ist nicht gerade neu und beruht auf beliebten und verbrauchten Combinationen. Desso geschmackvoller ist die Form, die sprachliche Einkleidung. Die Reime und Verse sind tadellos, die Schilderung erhebt sich an einigen Stellen zu dichterischer Schönheit, und es ist nur zu bedauern, daß der Stoff selbst so verbraucht ist.

Der Dichter der „Liane“ macht uns in den „Gedichten von James Henry“ \*) mit einem englischen Poeten bekannt, der sich mit folgenden Versen dem Publicum vorführt:

Du wüßst, o Leser, gewiß mir gerecht sein,  
Du stellst, ich hoffe, meinen Sang  
Nicht mit Longfellow oder Byron,  
Pope oder Dryden in einen Rang.

Ich mag den zweiten Lorber nicht ernten,  
Mir ist die Herzogswürde kein Lohn,  
Diese Hand ist für ein Scepter geschaffen  
Und diese Stirn' für eine Kron'.

Die Bühne hat der Könige vier,  
Das Epos auch hat deren drei,  
Zwei Throne haben der Lyra Meister —  
Zu besteigen den zehnten bin ich so frei.

Dagegen verschwindet freilich Horaz, August Wilhelm Schlegel und Platen, welche doch alle eine starke Ueberzeugung von ihrem dichterischen Werthe in sich trugen. James Henry setzt selbst die Krone auf; doch ist er freilich bis jetzt ein König ohne Land; und weder in England noch in Deutschland hat ihm der „beschränkte

Unterthanenverstand“ eine begeisterte Huldigung gestammelt. Wir erfahren, daß die Hälfte der übersetzten Gedichte bis jetzt noch nicht in der Originalsprache erschienen und also dem englischen Volke noch nicht die vollkommene Gelegenheit geboten ist, einen so secundären Dichter wie Lord Byron gegen James Henry gebührend herabzusetzen.

Trink', o Flieg', in vollen Zügen,  
Ich vergönn' dir dein Vergnügen —

singt unser Dichter (S. 12), und wir stimmen ihm gern bei, auch wenn er singt:

Eins ist groß, das And're kleiner,  
Doch uns Alle schuf nur Einer.

Dagegen sind wir doch anderer Ansicht, wenn er fortfährt:

Und in seinem Auge wiegen  
Menschen schwerer nicht als Fliegen.

Eine gewisse Rangordnung unter den Geschöpfen wird wol auch vor dem Schöpfer gelten. Die Kritik aber muß Unterschiede machen und rechnet z. B. Lord Byron zu den „Menschen“, vor denen sie den Hut abnimmt und James Henry zu den „Fliegen“, denen sie mit der Fliegenklatsche naht. Sie würde diesen ephemeren Dichtungen vielleicht hin und wieder einiges billige Lob zu theil werden lassen, wenn nicht die Jubelouvertüre mit den Pauken und Trompeten des Selbstlobes zu herausfordernd erklungen wäre, als daß man sich nicht gedrungen fühlte, den strengsten Maßstab anzulegen. Julius Schanz bemüht sich in der Vorrede, die verschiedenen Gründe darzulegen, warum James Henry bis jetzt weder in Deutschland noch in England sehr bekannt geworden. Seine Werke sind nicht um des Gewinns willen geschrieben, sondern nur als Geschenke zu erhalten; er hat sich nie herabgelassen, durch Schmeicheleien die Gunst einflussreicher Literaten zu suchen; er hat sich niemals einer politischen Partei angeschlossen, und vierter Grund ist endlich: „daß seine Schreibweise durchaus original ist und er in der Literaturgeschichte der civilisirten Völker mit keinem einzigen Dichter oder Schriftsteller eine Aehnlichkeit hat.“ Dieser letzte Grund würde wol eher dazu dienen, einen Autor berühmt zu machen. Alle diese Gründe sind „wohlfeil wie Brombeeren“, und Schanz hätte sich nicht die Mühe nehmen sollen, sie abzupflücken; denn der Hauptgrund der Unberühmtheit Henry's ist einfach der, daß seine Gedichte zu mittelmäßig sind, um dem Autor Renommée zu verschaffen, selbst wenn er sie für Geld verfaßt, allen einflussreichen Literaten der Erde geschmeichelt und allen politischen Parteien der Reihe nach angehört hätte. Sonderbarkeiten eines poetischen Spleen genügen dazu nicht, ebenso wenig einzelne glückliche Wendungen und gelungene realistische Genrebildchen. Wir wenigstens schenken ihm gern alle Lerchenlieder: „Psitt, psitt, pteril“, alle melancholischen Reflexionen über Schlaf und Wachen, Gewissheit und Ungewissheit, über die „Marionette“ Mensch, alle Romane und Epigramme, wenn wir auch nicht verkennen, daß sich hier und dort mancher originelle Ausdruck einer einfiedlerisch brütenden Stimmung findet, und wenden uns mit Vor-

\*) Gedichte von James Henry. Deutsch von Julius Schanz. Mit dem Porträt des Verfassers. Dresden, Reinhold und Schöne. 1864. 16. 24 Pag.

liebe jenen kleinen technischen oder, nach englischer Wad-  
drucke, philosophischen „Gebirgschen“ zu, in denen der  
Autor Gegenstände des häuslichen Comforts feiert, wie  
z. B. die „Stearinleuchte“:

Der leuchte in dem Bunde meiner Götter  
Soll' der Erfinder des Stearinlichts sein,  
Der mir vergönnt, die langen Winternächte  
Dem Studium zu weih'n, bei einem Licht,  
Das weder flackert, den Geruch beleidigt,  
Noch auch, wenn tausend Meilen oder Jahre  
Entfernt ich schweife, mich von Zeit zu Zeit  
Als wie ein wildes Kind der Mutter Hand  
Zum Pugen oder Reinigen herbeiruft;  
Das hell, geruchlos und beständig brennend,  
Ehrwürdiger als der Talg und wen'ger  
Koschspielig als das Wachs mit Just gewährt,  
Was ich bedarf, und nichts dagegen fodert.

Welche praktische Poesie! Man höre das Loblied auf  
den Kaffee, das wie eine poetische Illustration zu Mo-  
leschott's „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk“  
ausfällt.

Kaffee, Kaffee sei dein Vrant,  
Wenn dir Herz und Seele krank,  
Kaffee stark und unvermischt,  
Der in heißer Kanne zischt.

Gieß' ihn aus — wie schön zu schau'n  
Dieser Springquell hell und braun,  
Wenn er bogenförmig quillt  
Und die weiße Lasse fällt.

Obertass' und Untertass'  
Gälte reich ohn' Unterlaß,  
Nicht beim Weine herrscht mein Wint  
So, als wenn ich Kaffee trink'.

Ist der Kaffee schlecht, so thu'  
Nimm und Zucker reich hinzu,  
Wenn er rein und gut die Schien,  
Laß in seiner Reinheit ihn. — —

Jetzt ist Herz und Geist gesund  
Und es fliegt um's Erdenrund  
Meine Phantasie und lehrst  
Gleich der Biene süß beschwert u. s. w.

Schlecht ergeht es dagegen dem Thee:

Willst du werden schwach und blaß,  
Trinke Thee ohn' Unterlaß,  
Ob er stark sei oder leicht,  
Wald er dir die Wangen bleicht. — —

Trinkst du schon am Morgen Thee,  
Ist den ganzen Tag dir weh,  
Schwach im Magen, windig, schwer  
Und wie voll, obschon er leer u. s. w.

Diese diätetischen Gedichte sind sonderbar genug und  
athmen an einzelnen Stellen einen ganz gesunden Hu-  
mor, so daß man fast auf dem Gedanken kommt, Ja-  
mes Henry habe sich mit seiner poetischen Königswunde  
nur einen Epöc gemacht, um das Publikum zu ver-  
blüffen. Doch das ist in Deutschland nicht so leicht,  
und die Kritik antwortet auf „Puff“ mit „Puffen“.

Wenn James Henry zu praktisch ist, so ist ein an-  
derer Dichter, F. W. Pfefferer<sup>\*)</sup>, dagegen zu abstract,

<sup>\*)</sup> Lieber der unbekannten Gemeinde. Von F. W. Pfefferer.  
Schlag. Weidenb. 1864. 18. 24 Sgr.

wie dies schon im Titel seiner Liebesammlung ange-  
deutet ist. Es ist für die Poesie gleich unvortheilhaft,  
zu solchen hauswirtschaftlichen Details herabzustiegen,  
wie Henry, als daß sie zu den Allgemeinheiten eines wenn  
auch geklärten Glaubens zu erheben und rationalisti-  
sche Reflexionen in Verse zu bringen. Dies gilt insbe-  
sondere von der ersten Sammlung „Gott, Welt und Mensch“,  
in welcher das concrete poetische Leben zu sehr in abge-  
messene Gedankenbestimmungen verflüchtigt ist, wenn auch  
einzelne Stellen an Salci's Kraft und poetischen Ernst  
erinnern. Es ist dem lutherischen Prediger der unbekann-  
ten Gemeinde Ernst mit dem Streben des Mannes  
nach Wahrheit, nach Vollendung, mit dem Vertrauen  
auf die eigene Kraft:

Sich in seiner Kraft bewiesen  
Ist vor Gott das reinste Glück —

mit einer vernünftigen Weltanschauung; aber wenn auch  
die Verse:

Verschanz' nur welche zur Klarheit  
Unser Sehnsucht ihren Lauf,  
Und ein kleinste Körnchen Wahrheit  
Wiegt den Reichtum aller Bilder auf.

als Worte eines Denkers volle Geltung haben, so ist  
doch diese Bilderstürmerei im Munde eines Dichters, dem  
das Bild, wenn auch in anderer Weise, zum Ausdruck  
des Gedankens wird, von zweifelhaftem Werthe. Es  
ist über die erste Sammlung eine gewisse Rückerttheit  
und Farblosigkeit verbreitet, welche, trotz der fliegenden  
Verse und des gewandten sprachlichen Ausdrucks, doch  
zu sehr des Schwungs und der dichterischen Anschau-  
ung entbehrt. Daß dem Dichter indeß auch färbige  
Farben zugebote stehen, beweisen viele Gedichte der bei-  
ten Sammlung: „Natur, Leben und Bewußtsein“, in  
denen der Dichter sich dem Reize der Welt und ihren  
wechselnden Bildern hingibt, z. B. „Walderausgehen“:

Wie mag ich gern den Wald durchschreiten,  
Wo festgebannt die Stämme stehn,  
Wenn über mir aus fernen Weiden  
Des Sturmes Flügel schlage weh'n,  
Der Bäume Gipfel schwanzen rauschend,  
Die Zweige schlagen drohend an —  
Ich aber wandle friedlich laufend  
Und still geborgen meiner Bahn —

oder: „Novembertag“:

Wie fremd ist uns die Welt geworden,  
Verdödet liegen Feld und Wald,  
Was nicht die nächsten Frühe mochen,  
Erstickt des Tages Nebel bald.  
Sind noch die Zweige dort zum Prunk?  
Sind roth die Blätter hier vor Scham?  
O Todtenkranz, da Schlammstrümpfen  
Schon alles Leben Abschied nahm.

Im Ganzen durchweht das Buch ein trübsiger, li-  
licher Geist, und auch das moderne Bewußtsein, ohne welches  
sich kein bedeutender Dichter der Gegenwart stellen kann,  
ist in dem Verfasser lebendig:

Wenn die Vergangenheit Genüge,  
Befriedigung der Seele bringt,  
In frommer Aushung oder Lüge —  
Er freue sich, wenn es gelingt!



Wir aber seh'n in diesen Tagen  
Des Menschengeistes Wunder an,  
Und nicht bekümmert, nehm' freudig wagen  
Wir auch im Glauben uns voran.

Die Welt ist Gottes und die Zeiten,  
Und jede Zeit ist seine Zeit;  
Schon seh'n wir in der Erde Betten  
Ein heil'ges Raub der Ewigkeit,  
Und immer wächst es fort im Wogen,  
Nach Gottes Willen, reich und voll,  
Daß wir lebendig weiter pflanzen,  
Was weiter sich gestalten soll.

Dies Vorausstehen scheint auch den Dichter des Romans in Bildern: „Wollmar“<sup>\*)</sup>, zu befeelen, einer dithyrambischen, fragmentarischen Faustiade; denn sein Held spricht als Maler die Tendenz aus, die neue Zeit mit ihren mächtigen Gedanken und Thaten zu erfassen und zu gestalten, und die Dichtung selbst, mag sie nun in Deutschland, Algier oder Nordamerika spielen, bewegt sich auf dem Boden und in den Kämpfen dieses Jahrhunderts. Doch ist der künstlerische Zusammenhang des Ganzen allzu locker und auch die Form zu zerrissen, um einen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen. Die Dichtung beginnt mit einer Knabenidylle, an welche sich die Darstellung einer jugendlichen Leidenschaft anschließt. Hierauf stürzt sich der Held in den Krieg, als dessen Scene „Algier“ gewählt ist, widmet sich der Kunst, ein Streben, das ihn nebenbei in die Schlingen sinnlicher Leidenschaft verstrickt, sucht in der Neuen Welt Freiheit und Glück und kehrt amerikamüde heim, um nun seine treugebliebene, aber etwas altgewordene Jugendliebe zu freien. In das Ganze sind Reflexionen eingewebt, in denen wie in den Schilderungen oft eine jugendlich stürmische Begeisterung waltet:

Was bist du Glück? Nicht was wir also nennen,  
Konnt' ich im Herzensgrund dafür erkennen.  
Wie Duft und Thau hat dich des Herrn Barmherzigkeit  
Unsichtbar durch die Schöpfung ausgestreut.

Glück ist — Genuß mit Maß, rechtzeitiges Versagen,  
Glück ist — zum fremden Bau den eig'nen Stein zu tragen,  
Glück ist ein zart Gewissen frei und rein,  
Glück ist, gekunden doch kein Knecht zu sein.

Glück ist ein hartes Wollen, rafftes Müssen,  
Bedulbig Fahren bald, bald rafftes Geisteslügen.  
Glück ist ein Renner, der uns Ziel und Tragt,  
Wenn meißernd unsre Hand die Zügel regt!

Glück ist, des Augenblicks tiefinnigste Bedeutung  
Erkennen, fesseln, unterwerfen unsrer Leitung!  
In Liebe, Schmerz, Beruf, dem Wink des Herrn  
Beträubend, von dem Staub sich heben kühn zum Stern.

In Glück, du lebst uns im zerstreuten Guten,  
In süßen Augenblicken, die vorderschluten,  
Im Großen, das wir ach! zu oft verkannt,  
Im Schönen, dem wir blind vorbeigerannt!

Diese wenig beschnittenen Reflexionen, die durch ihre Breite an Kraft verlieren, noch dazu in einer geschmacklosen Form — denn der fast regelmäßige wiederkehrende

Schöpfungsfüller in der zweiten Zeile der Strophe macht einen unnöthigerweise schleppenden Seitensatz — zeigen deutlich, daß es dem Autor bei einer lebendigen Phantasie noch an künstlerischer Beschränkung fehlt. Freilich, mit der geglätteten Form allein ist wenig erreicht, so sehr auch eine nicht unbedeutende Fühl vom Musenfängern mit so äußerlichen Verdiensten sich reif hält für die Ballhalla.

Hierin müssen wir einem jungen Lyriker, Karl Heinrich Preller<sup>\*)</sup>, Recht geben, der in seinen „Polemischen Episteln“ ausruft:

Wisse, Gesell, Poesie ist ein Geist, und im Geist und in Wahrheit

Uebe sie aus, wer's kann. Dichten ist Seher zu sein.

Geist ist Geburt und Gehalt, Form, Zweck und Beruf des Gedichtes;

Laßst du am Geist? windschnell fliehe zum Tempel hinaus!  
Fegt ihn rein von den drastischen Stümpfern, den fleckenden Pinfeln!

Fegt ihn rein! in (?) den Thron hebt den Gedanken allein!  
Dichtung ist Geist. Werth gibt dem Gedicht nur Geist —  
der Gedanke

Groß und gewaltig gedacht, süß und erhaben gesagt.

Preller ist ein Lyriker, der mit lauter Fehdebriefen gegen die neue Lyrik auftritt:

In der Zeit der Epigonen  
Auf dem Labentisch zu thronen,  
Schön geduckt, im Büßerkloß,  
Unter andern Herrn Wutonen  
Hoch, Hochwohl- und Wohlgebohren —  
Welch beneidenswerthes Loos!

Groß ist uns're Zeit. Die Lichter  
Junger hoffnungsvoller Dichter,  
Wie pompös gestirnt sie steh'n!  
Schwer hält's, etwas zu bedeuten,  
Denn vor lauter großen Leuten,  
Fürcht' ich, wird man überseh'n.

Das ist ein etwas starker Anlauf für ein Talent, das sich erst legitimiren soll, und die Kritik hat wohl ein Recht, seine Legitimation auf das strengste zu prüfen. Indes fährt der Dichter nicht schlecht dabei; das Concentrierte, die kräftigen Striche seiner Poesie auch auf dem Gebiete der Empfindung verdienen alle Anerkennung, wenn auch die Form hin und wieder der künstlerischen Fülle ermangelt. Preller gehört zu den poetischen Kraftgeistern, welche glauben, daß das künstlerische Maß ihnen angehört ist, und die deshalb formschöpferisch auftreten können. Seine „Lieder“ erinnern an Heine oder vielmehr an die wenigen Gedichte Heine's, welche nicht mit einer ironischen Dissonanz anstönen. Es gelangen dem Dichter die schlagenden Latonismen der Empfindung, die reiche, innige Vermählung des Bildes und der Stimmung, z. B.:

O sieh, die grauen Wolken  
Schweben am Himmelzelt!  
Wie hüllt sich da in Schwärze  
Trauern die ganze Welt!  
Die Sonne ist verschwunden,  
Die Freude wich von ihr:  
Dämmrige Abschiedstunde  
Wie lang, wie lang seid ihr!

<sup>\*)</sup> Wollmar, ein Roman in Bildern. Leipzig, C. F. Wapen. 1844. 8. 16 Bgg.

<sup>\*)</sup> Romane Lieder und neun polemische Episteln von Karl Heinrich Preller. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1844. 8. 15 Bgg.

D trägt du diese Krübe,  
Seele, die lange Nacht,  
Wenn du nicht wüßtest, es käme  
Schönerer Tage Pracht?  
D trägt du dieses Leben,  
Dies Wechsein von Schmerz und Leid. —  
Ohne hineinzuwoben  
Gedanken der Ewigkeit?

Ober:

Boll glühender Liebeswonne,  
Träumend von Küßen allein,  
Stürmt' ich über die Fluren  
Im gold'nen Morgenschein.  
Da rauschten so lustig die Blüten,  
Die Vögelein hatten nicht Ruh',  
Rittsingen mußt' ich und jauchzen:  
Mein ewiges Lied bist du!

Schwarz hingen Wolken am Himmel,  
Donner murmelten fern,  
Krüb in dem Spätroth barg sich  
Der kimmernde Abendstern.  
Wellende Blüten wehte  
Ein kalter Sturm mir zu,  
Heimlich und stille sang ich:  
Mein ewiges Lied bist du!

Ohne Frage spricht aus dieser Lyrik ein originell kräftiges Talent, das ohne gesuchte Zierlichkeit doch über einen melodischen Tonfall gebietet. Dennoch bricht das Herbe, Scharfe, Polemische oft schon in den Liedern durch, und wir zögern nicht, die Begabung des Dichters für die Satire noch hervorstechender zu finden. Die kleine *Ars poetica*, die der Dichter in neun polemischen Episteln seinen lyrischen Ergüssen angehängt, beweist dies durch schlagende Kraft und schneidende Schärfe. Freilich scheut sich der Dichter ebenso wenig vor paradoxen Behauptungen wie vor „paradoxen“ Hexametern, und wenn er an einer Stelle ausruft:

Metrik, Freund, Quartanern gereicht sie zum nützlichen Spielwert,

Aber der echte Poet brachte sie mit auf die Welt!

so ist zu entgegen, daß wir Manches mit auf die Welt bringen, was dennoch sehr der künstlerischen Ausbildung bedarf, und daß uns in seinen eigenen Dichtungen der heinesirende saloppe Ton oft störend vorkommt. Im Ganzen aber ist die Polemik Preller's gegen die elegante Miniaturlyrik und nichtsagende Formenspielererei gerade in der heutigen Zeit vollkommen berechtigt; denn nur die geistige Bedeutung schafft bedeutende Dichter und unterscheidet die Könige des Parnasses von den Zaunkönigen.

Wir beschließen die bunte Reihe literarischer Erscheinungen, die wir dem Leser vorgeführt, mit den anspruchslosen Novellen einer deutschen Schriftstellerin, welche das keineswegs geringe Verdienst besitzt, in allen ihren Productionen ein gesundes Urtheil zur Geltung zu bringen. Amely Wölte \*) zeichnet uns Männer- und Frauencharaktere in ihren gegenseitigen Beziehungen, nicht ohne eine gewisse Schadenfreude in Bezug auf das „ehe-

liche Glück“, von dem sie uns einige zweideutige Proben vorführt. Schon der „Herr Professor“ in ihrer ersten Novelle ist ein solcher unglücklicher Ehemann, dessen Frau alle erdenklichen Vorzüge und Tugenden besitzt und nur den einen Fehler, daß sie sein geistiges Streben nicht theilt und seine wissenschaftlichen Ergüsse durch allzu genaue wirthschaftliche Berichte zur Unzeit unterbricht. Die Langeweile seiner Häuslichkeit macht den Professor krank, sehr krank; er reißt ins Seebad und macht dort die Bekanntschaft geistreicher Damen, die sein „anderes Ich“ in bedenkllicher Weise in Schatten stellen. Die psychologischen Streiflichter, die auf den Zustand des Professors fallen, sind nicht uninteressant; er hat nicht übel Lust, seine Frau und sein Häufchen Kinder im Strich zu lassen und Meriam, die schöngeistige Badebekanntschaft, zu ehelichen. Diese aber besitzt soviel Achtung vor den Banden der Familie und soviel Edelmann, auf dies Glück zu verzichten und die „aus den Fugen gegangene Ehe wieder einzurenten“. Sie schließt Freundschaft mit der Frau Professorin und bekehrt diese „gute Hausfrau“, welche bisher alle ihre Pflichten treulich zu erfüllen glaubte, indem sie ihr einen Einblick in die geistigen Feinheiten des ehelichen Zusammenlebens eröffnet. Die Frau Professorin fängt auf einmal an, sich für die ägyptischen Pyramiden zu interessieren, die ihren Mann beschäftigen; er ist beglückt durch den unverhofften Antheil an seinen geistigen Bestrebungen; nach nicht langer Zeit gilt die Frau Professorin für eine geistreiche Frau, und der Herr Professor braucht nicht mehr ins Seebad zu reisen, während Meriam's edle Resignation uns auch vor „schöngeistigen Frauen“ und „Badebekanntschaften“ Achtung einflößt. Nicht so glücklich fügt es sich in einer andern Ehe, welche uns die Verfasserin in der Novelle „Das Kind des Proletariats“ schildert. Hier wird ein junges, für die praktische Wohlthätigkeit begeistertes Mädchen durch einen Vertrauten der Innern Mission, einen argen Lactuse, einen Mann der schönen Phrasen und nichtsnutzigen Handlungen, so beraubt, daß sie ihm ihre Hand reicht. Zu spät erkennt sie die ausnehmende Unliebendwürdigkeit und Schlechtigkeit, die sich unter dieser Maske verbirgt. Hier weiß die Verfasserin nur durch den Hinweis auf das Glück der Mutter zu trösten. Die Erzählungsweise der Verfasserin ist schlicht, einfach und verständlich und wirkt oft durch glücklich angeschlagene Töne des Gemüths. „Der Mann“ und „Rosa Harrad“ sind sauber gezeichnete englische Genrebilder; das „Verlorene Taschenbuch“ ist mit einem Geschick entworfen, und nur „Die Ahnfrau“ scheint uns auf allzu unwahrscheinlichen romantischen Motiven zu beruhen, gegen welche sich die Verfasserin zwar polemisirt verhält, die aber in dieser Weise wol nirgends mehr zur Erscheinung kommen.

Ein kurzer Rückblick auf die Figurationen in dem Kaleidoskop zeigt uns Romane in Prosa und Poesie, Märchen für Kinderische und Toilettenische, Mittelalterliche und religiöse Meditationen, altdenkliche Sagen, Poeten, die den Dichter und Dichterin

\*) Männer und Frauen. Novellen von Amely Wölte. Zwei Bände. Dessau, Gedruckt bei K. 1864. 8. 2 Bde. 16 Ngr.

und sich selbst besingen, und andere, die mit polemischen Tendenzepisteln debütiren, kurz, ein bunt durcheinanderschreiendes Tongewirre, zu dem man keinen rechten Schlüssel finden kann. Nach den Jahren 1830 und 1840 war eine Einheit des Stils und der Richtung, ein Kern des literargeschichtlichen Fortschritts sichtbar als in jüngster Zeit, in welcher ein bahnloser Dilettantismus die Oberhand zu gewinnen oder mindestens die Werke der wahrhaft berufenen Stammhalter der Literatur zu überwuchern droht. **Rudolf Gottschalk.**

### Religiöse Charaktere neuerer Zeit.

Es ist in den heutigen Zeiten sehr schwierig, über Personen von religiöser Gesinnung ein billiges Urtheil zu fällen. Denn während die Einen die Welt als einen Sündenpfuhl und ein Sammelthal betrachten, für dessen nächste Zwecke zu leben nicht des Lebens werth sei, lehren und behaupten die Andern, daß nur das Diesseits Anrechte an den Menschen und der Mensch nur Anrechte an das Diesseits habe — eine Lehre, die bei der rohen Masse freilich zu ganz andern Consequenzen führt, als sich ihre Verkündiger träumen lassen mögen. Man nimmt von dieser Seite an, daß jeder religiöse Mensch entweder ein Ignorant oder ein Heuchler, ein Betrüger oder Betrogener sei. Man scheint aber dabei zu vergessen, daß es selbst noch in unserer Zeit Menschen gibt, die fast mit einem besondern Organ für ein religiöses Leben ausgestattet zu sein scheinen. Wahrscheinlich wird jeder unter unsern Lesern einmal, wenn nicht öfter, eine Familie kennengelernt haben, deren übrige Mitglieder durchaus weltlichen Charakters waren und ausschließlich weltliche Zwecke verfolgten, während sich ein oder das andere Mitglied dieser Familie religiösen Schwärmereien geneigt zeigte und unbesümmert um Zurücksetzung und selbst Hohn und Spott ein rein innerliches und erbauliches Leben führte, ebenso wie oft in sonst sehr prosaischen Familien irgendein Mitglied von Kindheit an Spuren einer höchst entschiedenen künstlerischen oder poetischen Anlage verräth und, je nachdem, bald als ein Wunderkind angefaßt und gehätselt, bald als ein unnützer und beschwerlicher Träumer und Sonderling zurückgesetzt und verspottet wird.

Wir leben in einer Zeit einer gründlichen geistigen und moralischen Umwälzung, und nur der Frivole und Egoist werden diese Umwälzung leicht nehmen. Wir treiben einem Ziele zu, das uns Allen noch unbekannt ist; denn wir leben erst in dem Anfange einer Epoche, in der es sich um die Frage handelt, ob das gar nicht mehr allmähliche Verschwinden alles religiösen Bedürfnisses aus den Massen dem Menschengeschlecht zuletzt zum Segen oder zum Unsegen gereichen wird. Dies Experiment soll erst gemacht werden; sein Endresultat entzieht sich unsern Blicken, die nur den Horizont der Gegenwart und auch von diesem immer nur einen Ausschnitt beherrschen. Daß nicht Alles so ist, wie es sein sollte, wissen wir Alle. Es war freilich niemals so auf Erden, wie es hätte sein sollen, und man könnte einwenden, die Welt sei bisher voll von Göttern und doch gottlos gewesen, jetzt sei sie leer von Göttern und sie werde nun gottvoll werden. Wir erklären, uns hierüber kein Urtheil, keine Voraussetzungen anmaßen zu wollen. Denn erst künftige Geschlechter, unsere Enkel und Urenkel werden die Früchte ernten von Dem, was wir gesät haben, und unserm Andenken entweder fluchen oder es segnen.

Das Eine ist aber nicht zu verkennen, daß die Religion, so oft sie auch als Instrument zu unmoralischen und egoistischen Zwecken gemißbraucht wurde, doch wenigstens ein allgemeines Bindemittel zwischen Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering war. Je mehr man Gottesfurcht hatte, umso weniger hatte man vielleicht Menschenfurcht. Man hoffte auf ein Jenseits,

das alle Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten dieser Erde zum Austrag bringen werde. Hierin lag wenigstens ein Trost für die Leidenden, Verfolgten und Unterdrückten, die jetzt ihrem Geschick und ihren wirklichen oder vermeintlichen Unterdrückern nur noch großen können. Noch Goethe ließ seinen Werther sagen: „Ich ehre die Religion, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist.“ Gab es auch Augenblicke, wo der Niedere vor dem Höheren die Augen niederschlagen mußte, so gab es auch Augenblicke, wo dieser Höhere selbst sich gebrungen sah, vor einem Höheren das Auge niederzuschlagen. Die Religion verließ doch den Menschen einen gemeinsamen idealen Inhalt und erfüllte sie mit symbolischen und daher poetischen Vorstellungen; es gibt aber jetzt in gewissen Landstrichen unter hundert Familien vielleicht neunzig, die jedes Bild und jedes Symbol, welche an Gegenstände der Religion und des religiösen Cultus erinnern, wie etwas Bedrückendes fernhalten und sich ihrer schämen. Der Glaube ersetzte früher bei den Massen bis zu einem gewissen Grade das Wissen, das ihnen bisher nur in seinen Abfällen und in vertrackter Gestalt zutheil werden konnte. Ein verunstalteter Glaube ist schlimm, vielleicht ist ein verunstaltetes Wissen noch schlimmer. Der Glaube als Herzenssache ist mehr demokratischer, das Wissen als Sache der Intelligenz mehr aristokratischer Natur. Der Höchsteigste kann nicht mehr glauben als der gemeinste Mann, dieser wird aber niemals soviel wissen können als jener. Wir sprechen hiermit beileibe nicht gegen die gemeinnützigen Anstalten, Wissen unter dem Volke zu verbreiten; das Volk kann in jetziger Zeit nicht genug wissen: aber die ideale Seite, die Angelegenheiten des Herzens und Gemüths dürfen dabei nicht versäumt werden. Soweit wir uns aber im Volk umzusehen Anlaß gehabt haben, stehen wir auf ein sehr rohes, weniger als halbes Wissen und auf einen bedenklichen Mangel an idealer Anschauung und gemüthlicher Bildung, auf manche garstige Leidenschaften, die mehr auf einen heimlichen Herseßungs- als auf einen Amalgamierungsproceß der Gesellschaft hindeuten scheinen. Die Vaterlandsliebe konnte vielleicht das jetzt der Menschheit fehlende ideale Centrum ersetzen; aber bei der Richtung, welche die noch immer machiavellistische Politik und der Charakter und das Streben der Menschen überhaupt genommen haben, glauben wir auch für sie ernstlich besorgt sein zu müssen. Jede politische Partei glaubt jetzt so gut wie jede religiöse im Alleinbesitz der Wahrheit zu sein (oder stellt sich doch so an) und beschuldigt die andere der Niederträchtigkeit, der Ignoranz oder des schändlichsten Egoismus. Eine ideale, allgemeine Vaterlandsliebe kann damit auf die Dauer schwerlich bestehen. Die Politik ist nur zu sehr ein Feld der Speculation, der Berechnung geworden und die Staaten sind zum größten Theil in Finanzanstalten und statistische Handelsbureaux ausgeartet. Für den Augenblick können vielleicht noch Völker, bei denen ein Rest des alten Patriotismus vorhanden ist, durch außergewöhnliche Mittel zu Opfern und zu gemeinsamem Wirken aufgestachelt werden; aber es ist die Frage, wie lange dies bei der atomistischen Richtung des modernen Geistes noch möglich sein wird. Jedenfalls fehlt es unserm Geschlecht auch nach dieser Seite an einem idealen Mittelpunkt, über dessen Mangel uns gewisse stehend gewordene Phrasen unmöglich täuschen können. „Es ist eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit“, hieß es jüngst in einem „Der Materialismus unserer Zeit“ überschriebenen Aufsatz, den die „Deutsche Vierteljahrsschrift“ mittheilte, „daß, während das Leben in seinem Centrum, dem Religiös-Ethischen, schwächer wurde, sich die einzelnen Lebensäußerungen zu einer wunderbaren Vollendung ausgebildet haben. Wir könnten sagen, die Peripherie des Lebens sei vollkommen ausgebildet worden und der Mittelpunkt sei leer geblieben. Je mehr die einzelne Aeußerung mit der Erde unmittelbar zusammenhing, im desto größern Grade trat jene Ausbildung und Emancipation von dem Centrum ein.“ Etwas Aehnliches meinte wol auch Thomas Carlyle, als er schon vor einigen Decennien schrieb: „Der

Wirkpunkt des menschlichen Geistes ist der, wenn man sich unter den Mäuren des Dschagarnathentempels zermalmt fühlt und weiß, daß Dschagarnath keine Gottheit, sondern ein todtes menschliches Ebenbild ist. Nun ist dies Geand speziell gerade das, welches sich des Menschen in unsern Tagen bemächtigt hat. In der That kann man sagen, die Gottheit habe sich von der Erde zurückgezogen, oder sich in den brausenden Staubwirbel einer schwebenden Voca gehüllt, worin die Wenigsten noch ihr Wesen zu erkennen vermögen.“

Wie es dahin kam, das zu erörtern würde einer langen Auseinandersetzung bedürfen. Ohne Zweifel haben Diejenigen, welche die kirchlichen Angelegenheiten verwalteten, selbst das Meiste dazu beigetragen; sie haben nach und nach aus dem Christenthum etwas gemacht, was mit den Lehren seines Stifter in vielen, vielleicht den meisten Punkten in geradem Widerspruch steht. Nach der Idee des Stifter sollte diese Religion eine allgemein menschliche, eine Religion der Liebe und Barmherzigkeit sein; die Priester haben sie in eine Religion des Hasses, der Verfolgung, der Grausamkeit verwandelt. Wenn wir die Annalen der katholischen Kirchengeschichte durchblättern, so schlägt uns daraus ein Blut- und Brandgeruch betäubend entgegen. Der Protestantismus war ein unermeßlicher Fortschritt. Aber die spätern protestantischen Theologen veränderten, sie hielten sich nicht an den Geist, nicht einmal an das Wort, sie klauten am Buchstaben und sankten sich am Buchstaben, die christliche Lehre wurde dogmatisch und hatte die Kraft nicht mehr, das Gemüth zu erheben und zu erbauen; die Kirchenverwaltung nahm bureaukratische Formen an und aller gemeindliche Geist entwich ihr. Die protestantische Kirche zeigte sich im Bunde mit dem von den ersten Christengemeinden verworfenen römischen Recht in manchen deutschen Ländern fortan als eine Hauptstütze der absoluten Herrschaft. Von den Kanzeln wurde gegen die Sünden des Volks geistert; die Großen und Mächtigen aber wurden als solche geschont, welche von den Forderungen christlicher Moral erimirt seien. Daher auch das Selbstbewußtsein, womit die Vorkämpfer des modernen Ultramontanismus darauf hinweisen, wie die katholischen Priester ihre Unabhängigkeit viel mehr gewahrt und sich nicht gleicher Schmeicheleien gegen die weltliche Gewalt schuldig gemacht hätten. Die Staaten selbst ruhnten auf keinem christlichen Grundsatz mehr; die Lehre Christi, daß man auch dem Feinde vergeben müsse, wurde dahin abgeändert, daß man selbst jeden Andersmeinenden bis aufs äußerste verfolgen müsse. Der Stifter der christlichen Religion beabsichtigte keine Völker in Waffenröden, während die meisten modernen Großstaaten hauptsächlich auf das bloß machtmäßige Soldatenthum gegründet sind und Anstalten, die auf gegenseitigen Mord und gegenseitige Zerstörung abzwacken, fast überall im Vordergrunde stehen. Der sein Neues Testament kannte und dessen Lehren mit den Grundsätzen und Liebesfibern verglich, wonach das staatliche und sociale Leben disciplinirt war, rief somit überall auf die schreiendsten Widersprüche zwischen beiden, und Zunahme des religiösen Indifferentismus nach allen Richtungen hin war die nothwendige Folge davon. Der Geist der Religion verflüchtigte sich; nur einige Formen blieben übrig. Einzelne begeisterte Menschen, wie Herder, später Rosengarten und Krummacher, faßten das Christenthum wieder nicht nur von seiner rein menschlichen, sondern auch von seiner so ansprechenden poetischen Seite auf; aber ihr Beispiel fand nur eine geringe Zahl von Nachfolgern; Ergeße und Dogmatik, von der auch der trockene Rationalismus nicht loskam, blieben das Hauptziel fast aller Geistlichen, und mit ihrem sonnenbläulichen Pensum von Raangelreden glaubten sie ihre Aufgabe vollkommen erfüllt zu haben. Wir hatten eine gelehrte Theologie, eine Theologie der von Christus selbst bekämpften „Schriftgelehrten“, keine Volkstheologie.

Wir beschäftigten uns mit dieser Frage, soweit sie uns zugänglich war, nicht zu Zurechtgerathen, nicht um zu lehren und zu war-

men, sondern nur um ein entzückendes, vollständiges Mundstücken vorzugeben und zu zeigen, wie es etwa kam, daß ein theures religiöses Bedürfnis nur noch in verhältnismäßig Wenigen vorhanden ist. Wir haben nur ein Factum feststellen wollen, und wir können dabei unsere Beschränkung nicht unterdrücken, daß die Mittel, die man von jener oder dieser Seite anwendet, um dieses religiöse Bedürfnis wieder hervorzurufen, nicht die besten sind und, zumal da sie mit dem bis in die ferne Zukunft etwas leichtfertigen und der Selbstverleugnung und Hingabe an ein Göttliches nicht sehr fähigen Charakter unsers Volkes wie mit den gewonnenen wissenschaftlichen Resultaten nur zu häufig collidiren, schwerlich zu dem gewünschten Ziele führen werden. Die Gewissens- und Denkfreiheit, mögen ihre Quellen sein, welche sie wollen, sträubt sich gegen alle Dorseksten und Einengung von außen her. Denjenigen aber, die sich einem erbautlichen und religiösen Leben in der Urtheile ihres Gemüths zuneigen, sollten wir — insofern sie selbst gegen Unterdrückung tolerant und insofern sie — die Toleranz nicht vertragen, die wir so selbst wol Alle in so manchen Punkten, der Eine in diesem, der Andere in jenem, für uns in Anspruch zu nehmen nur zu sehr in der Lage sind. Auch bei den wirklich religiösen, die es nicht um äußerer und exclusiver Zwecke willen sind, hat sich, soviel wir wahrnehmen können, jetzt ein neues Christenthum entwickelt, das von äußerem Schematismus nicht wissen will.

Zu den innerlich Religiösen unserer Zeit gehört ein sehr jung verstorbenen Kurländer, Karl Hesselberg, dessen nachgelassene Schriften nebst Biographie Paul Seeberg, früher Pastor zu Schloß in Livland, gegenwärtig in Petersburg, herausgegeben hat. \*) Karl Hesselberg wurde am 1. Februar 1825 im Pasterk Saatenhausen im südlichen Kurland geboren, wo sein Vater Pastor war. Als er etwas über drei Jahre alt war, überfiel ihn ein langwieriges Drüsenleiden; er war unfähig zu gehen oder zu stehen; das Köpfchen hing ihm zur Seite herab, der Körper war so abgezehrt, daß man ihn nicht ohne das tiefste Mitleid ansehen konnte; seine Mutter setzte ihn bald auf das Sopha und umhüllte ihn mit Kissen, bald zog sie ihn im Bälgen und umarmte und sang dabei fromme Lieder. Wie dies häufig bei kindlichen Kindern der Fall ist, entwickelten sich auch bei Karl Hesselberg die geistigen Fähigkeiten sehr rasch, doch blieb die Neigung zu einem innern religiösen Leben bei ihm überwiegen, auch nach seiner allmählichen Genesung. So traf man ihn viel vor seinem Stuhle knieend und hielt ihn für eingeschümmelt; er betete aber. Doch hatte er dabei auch Sinn und Lust für das Historische; Schiller's Tragödien begeisterten ihn und ihm früh verfiel er sich im historischen Drama. Später nahm sein poetisches Talent mehr die Richtung nach dem geistlichen Liede und der religiösen Reflexion. Karl Hesselberg kam zu Dorpat, zeichnete sich durch ein sittlich reines Leben aus, bewies einen eisernen Fleiß, gewann theologische Preise und bestand sein theologisches Examen in so ausgezeichnetem Maße, daß der weltliche Präsident selbst darüber ganz erstaunt war und dem Vater Hesselberg zu solch einem Sohne Glück wünschte. Ein eigenthümliches Geschick wollte es, daß er und Sohn bei einem Besuche im Hause des Pastors. Neben in Schloß an einem und demselben Tage, dem 21. Juli 1850 an der Cholera starben. Karl Hesselberg's literarische Nachlaß besteht aus Fragmenten des historischen Dramas „Edel das Schloß“, einer Reihe tiefschmerzlicher und tiefen religiöser Gedichte religiösen Charakters, worunter sich das „Lied der gelassenen Briefen. Sein inneres Leben bezeugt das Gedicht „Gärtnerin Seele“ mit dem Anfangs

\*) Karl Hesselberg's, eines jungen Theologen, nachgelassene Schriften nebst seiner Biographie. Herausgegeben von Paul Seeberg. Neue Ausgabe. (Neuer Titel zur Ausgabe des „Edel das Schloß“.) Braunschw. 1855. 8. 1 Tpl. 15 Rgr.

Einle. in. Göttingen;  
 Auf. der Blumen im Garten.  
 Der. Gefühle warten;  
 Wahr. die. Frag. darin.  
 Wann. im. stillen. Haus  
 Geh. ein. und. aus,  
 Glück. ist. für. allein. in. der. Stille  
 Durch. die. eigene. unendliche. Güte.

In derselben Gattung nach innen lebender Menschen gehörte Karl Barthel, der Verfasser einer bereits in vierter Auflage erschienenen „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“, Herausgeber der geistlichen Lieder Lenzkegen's wie einer Biographie desselben, des lyrischen Jahrbuch „Harfe und Leier“ (in Gemeinschaft mit Grote) und anderer Schriften. Seinen Nachlaß hat J. B. Hanne, Verfasser der „Zeitpiegelungen“, Karl Barthel's Lebenslauf ist sehr einfach, wie sich eben für solche stille Leute geziemt, die innerhalb ihres Kreises „Irenisch“ Gemüther oder auch „Johannesnaturen“ genannt werden. Barthel's Vater, Friedrich Barthel, ein geschickter Maler und Kupferstecher, wohnte ursprünglich in seiner Vaterstadt Leipzig, überdeckte sich aber nachher auf einen Ruf, des Buchhändlers Friedrich Vieweg nach Braunschweig, wo er später die beiden Prinzen Karl und Wilhelm in den zeichnenden Künsten unterrichtete. Hier wurde ihm am 21. Februar 1817 sein Sohn Karl geboren, den er anfangs selbst in den ihm geläufigen Elementen der alten Sprachen unterrichtete. Karl Barthel kam dann auf das Gymnasium, wo er sich durch Fleiß und Finesse, sinniges Wesen auszeichnete, von hier auf das Collegium Carolinum, und im Jahre 1836 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren. Bis dahin war Karl Barthel ziemlich rationalistisch gebildet gewesen, in Göttingen aber erfuhr er einen völligen Umschwung seiner innersten Denkweise, hauptsächlich durch Lücke dazu angeregt, der ihn auch zu seinen ersten literarischen Versuchen ermunterte, welche für Barthel die Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig zur Folge hatten. Seine Liebe zur Literatur und zum Studium des Althochdeutschen brachte ihn auch mit den Gebrüdern Grimm und mit Geroldus in Verbindung, doch entfernte er sich von der Richtung dieser Literaturforscher mehr und mehr, indem sich ihm immer lebendiger das Gefühl aufdrang, daß (um mit Hanne's Worten zu sprechen) in den Schöpfungen der Kunst und Poesie, wie klar und bewußt sich auch ein höheres Geistesleben darin abbildete, doch nur symbolische Abbildungen jenes tiefsten Mysticismus zu finden seien, dessen volle Entfaltung und Bewirkung allein in der Sphäre des christlichen Glaubens liege<sup>\*)</sup>. Nachdem er mehrere Jahre als Lehrer an einem Erziehungs-Institute in Barmbeim und dann als Hauslehrer in Besterlingen zugebracht hatte, kehrte er 1845 als Candidat der Theologie in seine Vaterstadt Braunschweig zurück, wo er Altschulmeister, einen Leserkreis für christlich-erbauliche Volkschriften leitete, für die Gründung eines dem Gebiete der Innern Mission angehörigen Rettungshauses thätig war und dann später (1850) von einem zahlreichen Publicum gebildeter Leser vorgetragen über deutsche Nationalliteratur in seinem Sinne hielt. Seine erschütterte Gesundheit hinderte ihn daran, als Lehrer der Prediger wirksam zu sein, und bereits am 22. März 1852 erlag er seinem Brustleiden. Sein literarischer Nachlaß enthält „Achtungsbewachten“, Gedichte religiösen Charakters, Apophthegmen, eine biographische Skizze über Thomas von Kempis, Briefe über das Vaterunser und Pauli Epistel an Thymon und eine Anzahl von Predigten. Unter seinen Apophthegmen verdienen sich einzelne bemerkenswerthe, z. B.: „Man hat mehr

Reich. nötig. zum Demuth. als zum. Genuß. Hochmuthig. sind wir von selbst, aber Demuth. kostet unausgesprochenen kappen. Kampf mit unserer selbstgerechten Natur“, oder: „Wir meinen wohl, daß es großer und in die Augen fallender Werthe bedürfe, um unsere Frommigkeit an den Tag zu legen. A. meint Der wahren Frommigkeit sind alle Dinge gleich groß und bedeutend.“ Nicht selten scheint uns das Christ. mit Worten und Gleich. klängen zu weit getrieben, z. B.: „Wer warmherzig ist, der ist dar. herzig“, „Wer Muth. thut, der thut dazu, daß es. baß. oder besser mit ihm wird“, „Wer betet, der bettet sich in Gottes Vaterschoos“, „Das. Laster. ist eine Last“ u. s. w.

An Martin Boos, der seines geistlichen Wirkens in Gallneukirchen wie wegen seiner religiösen Richtung und seines Verkehrs mit Protestanten, wiewol Sailer selbst seine Sache als eine gerechte anerkannte, in Oestreich und Baiern vielfach verfolgt wurde und zwischen 1810 und 1816 im Gefängniß zu Linz schmachtete, erinnert ein von dem Pastor zu Schnadenburg an der Elbe, Friedrich Wilhelm Bodemann, herausgegebenes Schriftchen<sup>\*)</sup>, dessen Ertrag zum Besten der vertriebenen schleswighischen Geistlichen und Lehrer bestimmt ist. Das Büchlein bezeichnet sich selbst als einen Nachtrag zu der ebenfalls von Bodemann im Jahre 1854 herausgegebenen Biographie des Mannes. Wiederholt wurden Martin Boos in Baiern und in Oestreich alle seine Papiere weggenommen, doch entgingen viele derselben den Nachstellungen der Inquisition und wurden von Johannes Goshner im Jahre 1836 in einem größern Werke gesammelt. Aus diesem enthält vorliegendes Schriftchen im Auszuge das Wesentlichste und Lehrreichste, außerdem einige Briefe an und über Boos und einige Stellen aus seinen Tagebüchern. Auch Boos wollte nichts von der Hoffärtigkeit des Priesterstandes wissen, wenn ein Theolog bei seiner Theologie hoffärtig sei, meint er an einer Stelle, so lege er dadurch an den Tag, daß er Christum noch nicht kenne; auch war seine Ansicht, daß der Mensch seinen Verstand verschärfen könne und daß die meisten Gelehrten „Karren“ seien und nichts für das bürgerliche Leben taugten, weil sie immer in die Bücher blickten und nie in die Welt, „besonders in die nicht, die in ihnen ist“. Der hochgelehrte und überfromme Parisier, meint er, wolle sich vom Zimmermann Jesus nicht belehren lassen; darum bleibe ihm die ganze Weisheit verborgen. Manches ist bei Boos recht treffend empfunden und ausgedrückt, z. B. folgender Gedanke: „Die Sünde macht scheu. Ein fehlendes Kind hielt heute einen grünen Ast vor das Gesicht, als ich es im Vorbeigehen fehlend traf. Ich sehe dich doch hinter deinem grünen Ast, sagte ich, du verdeckst dich, du kleiner Adam!“

Wir führen bei dieser Gelegenheit noch beiläufig an, daß der Herausgeber des Boos'schen Nachlasses neuerdings auch das schon oft behandelte Wirken des Pfarrers Dörflin in einer Schrift beschrieben hat, welche mit Dörflin's Bildniß und einer Ansicht seines Pfarrhauses ausgestattet ist.<sup>\*\*)</sup>

Auch an Klaus Harm's werden wir durch eine Schrift erinnert, die wir dem Doctor und Professor der Theologie in Rostock, M. Baumgarten, verdanken.<sup>\*\*\*)</sup> Alle Verehrer und Schüler von Klaus Harm's, der nicht bloß Theolog, der vor allem auch Mensch, Bürger und Patriot war, wollen wir hiermit auf diese Schrift aufmerksam gemacht haben. Die Richtung des Verfassers und seine Stellung zur Theologie und den theologischen Parteien spricht sich am deutlichsten in folgenden Stellen

<sup>\*)</sup> Gesammelte Briefe von, an und über Martin Boos; nebst Auszügen aus seinen Tagebüchern und sonstigem schriftlichen Nachlaß. Ein Nachtrag zu seiner Lebensgeschichte von Friedrich Wilhelm Bodemann. Hannover, Hahn. 1851. 8. 10 Ngr.

<sup>\*\*)</sup> Johann Friedrich Dörflin, Pfarrer in Struthof. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Friedrich Wilhelm Bodemann. Stuttgart, Strunkopf. 1855. 8. 15 Ngr.

<sup>\*\*\*)</sup> Die Denkmale für Klaus Harm's. Von M. Baumgarten. Braunschweig, Schweske u. Sohn. 1855. Gr. 8. 10 Ngr.

<sup>\*)</sup> Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlaß von Karl Barthel. Mit einer biographischen Charakteristik des Verfassers von J. B. Hanne. Halle, Weymann. 1853. 8. 2 Ngr.

len aus: „Allenthalben Parteimengen, die sich gegeneinander unabhängig genug halten, indem immer die eine nur Augen zu haben scheint für die Fehler der andern; aber wie steht es innerhalb der Parteien selbst? Wie blind, selbstgefällig und cliquenartig zeigt sich hier meistens das Leben der Gemeinschaft! Ein wie ungebührliches Uebergewicht pflegen die Führer und Leiter zu üben! Wie fast alle individuelle Freiheit und Bewegung erdrückend und tödtend ist in der Regel die Autorität der angegebenen Stichwörter, der gegebenen Parolen! Hat nicht in unsern kirchlichen und theologischen Parteien die Menschenherrschaft ihren Thron stolzer aufgeschlagen als sonst in dem Leben der Gegenwart? Und trägt nicht die Menschenknechtschaft eben hier einen schmachlicheren Stempel, als wir es anderswo finden?“ Er sagt ein andermal: „Die socialen und politischen Gegensätze verwunden und zerklüften das Leben der Welt an allen Enden, die materiellen und geistigen Nothstände lähmen und drücken allenthalben den festen und fröhlichen Fortgang der menschlichen Dinge, und das Alles angefüllt großer unabsehbarer Verwickelungen und Umwälzungen unter den Staaten und Völkern. Außerdem aber ist über die ungeheure Verlegenheit und Noth des gegenwärtigen Weltzustandes in weiten und bedeutenden Kreisen ein klares Bewußtsein und zum Theil ein schmerzliches Gefühl vorhanden. Wie groß ist hier die Ernte und wie herrlich! Aber es wird auch hier wieder wahr das Wort: „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.“ Denn das erkennt das gegenwärtige Weltbewußtsein sehr scharf und bestimmt, daß dies abstracte und doctrinäre Wesen, dies vorurtheilsvolle und bornirte Absprechen, dies gefühllose und unlebendige Verbalten, dieses dreiste und unpraktische Zufahren, welches die lautesten und einflußreichsten Vertreter der Kirche den großen Erscheinungen und Bewegungen in der Menschheit und Völkernwelt gegenüber an den Tag zu legen pflegen, in keiner Weise geeignet sei, die tiefen Schäden, an denen das Leben der Gegenwart sich verzehrt, zu heilen und zu bessern, sondern im Gegentheil das Uebel nur immer noch ärger zu machen. Und darin hat das Weltbewußtsein in aller Weise Recht.“

Mehr didaktischen und pastoraltheologischen Charakters, aber erstlich aus wirklichen Lebensbeobachtungen hervorgegangen ist eine Schrift, welche die Erfahrungen des „Pfarrers von Reichenau“ beschreibt und seine Ansichten über das praktische Christenthum, wie wir es jetzt brauchen, entwickelt.<sup>\*)</sup> Auch diese Schrift ist im Dienste jenes mehr inwendigen Christenthums geschrieben, das nichts mit der „toten“ Orthoborie gemein haben will. Für die Laien wird darin Theilnahme am Lehramt in Anspruch genommen, jedoch mit der Einsicht, daß ihr Feld dem Hausstand näher als der Gemeinde liege und daß die Lehrthätigkeit der Laien abseiten des Amtes Ueberwachung bedürfe.

Mehr einer frühern theologischen Richtung gehört Wilhelm Nikolaus Freudentheil an, dessen poetischen Nachlaß Johannes Geffken, Prediger zu St.-Michaelis in Hamburg, herausgegeben hat.<sup>\*\*)</sup> Freudentheil, der als Prediger zu St.-Michaelis und als Pastor am Heiligen Geist und Gasthause am 7. März 1853 in Hamburg starb, war Sohn eines Kaufmanns zu Etade und am 5. Juni 1771 geboren. Noch im September 1851 begrüßte er die Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins mit einem Feiergusse und sprach darin seinen Segen über das ihm so theure Hamburg aus. Diese letzte Sammlung seiner Gedichte, wie sie vor uns liegt, hat der Verewigte selbst angeordnet und vorbereitet, und die gegen seine frühere Sammlung (Hamburg 1831) abweichenden Lesarten rühren von der bessern Hand des Verstorbenen selbst her. Die religiö-

<sup>\*)</sup> Aus den Lebensjahren des Pfarrers von Reichenau. Erfahrungen und Studien. Leipzig, Reclam sen. 1866. 8. 16 Ngr.

<sup>\*\*)</sup> Wilhelm Nikolaus Freudentheil's Gedichte. Letzte Sammlung mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von Johannes Geffken. Hamburg, Perleb. 1864. 12. 1 Nbr. 16 Ngr.

sen Lieder und Cantaten, die früher einzeln oder in verschiedenen Büchern zerstreut gedruckt wurden, erscheinen hier zum ersten mal gesammelt. Freudentheil's warmen, aber etwas specifisch hamburgischen Patriotismus bekundet diejenige Partie seiner Gedichte, die, meist an besondere Gelegenheiten anknüpfend, hier unter der Rubrik „Hamburg in Freud und Leid“ zu einem poetischen Denkbuche für Hamburg vereinigt sind. „Humanität in dem Sinne, in welchem Herder dieses Wort ausgeprägt hat (heißt es in der biographischen Vorrede), war der eigentliche Stempel seines Wesens und trat in allen Beziehungen seines Lebens unverkennbar hervor.“

Man kann nicht verkennen, daß auf dem Gebiete des innern Christenthums gegenwärtig eine große und bedeutungsvolle Bewegung herrscht, die zwar in den überwiegenden materiellen Elementen der Zeit ein starkes Hinderniß hat, während dieselben Elemente doch wieder vornehmlich der Boden sind, aus dem sie ihre Nahrung zieht. Denn ein Extrem raft das andere hervor, und gerade in Zeiten wie die unsrige pflegt sich die Zahl Derjenigen zu vermehren, welche sich vor dem betäubenden Lärm der Außenwelt in ihr Inneres zurückziehen. Bei Manchen ist dieser Quietismus freilich nur eine andere Form des allgemeinen Egoismus, der sich eben in seiner Weise befriedigt. Auch liegt die Gefahr nahe, daß diese Richtung eine zu exclusive bleibt, die mit den Hauptfactoren des Rational- und des allgemeinen Weltlebens gar keinen Zusammenhang mehr hat oder, um zur Herrschaft zu gelangen, im starren Absolutismus ihre Stütze sucht und ihm wieder zur Stütze wird. Die für sie charakteristische, wenn auch vielleicht nur scheinbare Demuth gibt ihr außerdem etwas Schleierhaftes, ein etwas markloses und weiches Gepräge, und es ist sehr die Frage, ob starkmüthige Glaubenshelden, wie die Vorkämpfer der Reformation waren, jemals aus ihrem Schooße hervorgehen werden und hervorgehen können.

Hermann Marggraf.

### Johann Matthäus Bechstein.

Wie es gewisse Physiognomien gibt, in denen das Bewußtsein göttlicher Entstammung und höhern Berufs sich so unverkennbar ausdrückt, daß es nur der Hand des treuen und gewissenhaften Nachbildners bedarf, um in jedem Beschaunenden ein Gefühl ästhetischer Befriedigung hervorzurufen, so verhält es sich auch mit diesem oder jenem Menschenleben, welches das Gepräge sittlicher Schönheit und Würde in so deutlichen Zügen an sich trägt, daß es sich, sozusagen, von selbst unter der Hand des Biographen zu einem Kunstwerke gestaltet. Wenn wir in dem einen wie in dem andern Falle bemerken, das ist nicht sowohl die Hand des producirenden Künstlers als vielmehr die der schaffenden Natur. In der Regel findet aber das umgekehrte Verhältniß statt: der ideale Kern und Gehalt, der allerdings jeder individuellen Erscheinung ohne Ausnahme zugrunde liegt, verbirgt sich hinter der äußern Schale, welche nur das geniale Auge des Künstlers zu durchdringen vermag. Dieser geniale Blick ist es daher, welcher den Porträtmaler wie den Biographen erst in die geweihte Sphäre der Kunst emporhebt und ihm jene Bauberkraft verleiht, welche selbst dem anscheinend Stummen eine Sprache gibt und dem schweigen Seelenlos Athem und Begeisterung einhaucht. So ist es daher eine Biographie zur Hand nehmen, bin ich in einem Rechte, wenn ich den Verfasser für das größere oder geringere Maß ästhetischen Genusses, welches mir dieselbe gewährt, verantwortlich mache, und meine Enttäuschung nicht um so unangenehmer, meine Unzufriedenheit um so begründeter fühle, je größer die Erwartungen gewesen sind, die der bloße Name des Autors im voraus rege zu machen geeignet war.

Diese Betrachtungen und Gefühle mußten sich mir bei der Lectüre des Werks:



Dr. Johann Matthäus Bechstein und die Forstakademie Dreifigacker. Ein Doppeldenkmal von Ludwig Bechstein. Weimaringen, Brückner u. Henner. 1855. Lex.-8. 1 Bbl. 15 Rgr.

unwillkürlich aufdrängen. Es ist wahrhaft wunderbar, wie wenig der sonst auf dem Gebiete der schönen Literatur so vortheilhaft bekannte Verfasser seinem Gegenstande ein allgemeineres Interesse abzugewinnen verstanden hat. Man kann freilich nicht in Abrede stellen, daß der behandelte Stoff eigenthümliche Schwierigkeiten darbietet. Johann Matthäus Bechstein, dessen Lebensbild und der Autor gibt, gehört allerdings zu denjenigen Charakteren, die sich am meisten gegen eine ideale Auffassung sträuben. Er ist trotz seines unermüdeten Schaffens und Strebens auf dem Grund und Boden segensreicher praktischer Lebensthätigkeit doch mehr Mann der Wissenschaft als Mann der That, und selbst seine großen und bewundernswürdigen wissenschaftlichen Leistungen verharren stets innerhalb gewisser selbstgezogener Schranken, wo er mit stiller, freundlicher, ämlicher Liebe waltet, aber auch selten das Bedürfnis eines Aufstiegs zu höheren und geistigern Sphären zu fühlen scheint, eine Wahrnehmung, wie man sie oft an den Sängern der Naturwissenschaft, deren ganzes Interesse in dem schlechtthin Wirklichen, in der einzelnen Erscheinung als solcher aufgeht, zu machen Veranlassung hat. Man würde indeß sehr irren, wenn man dem Charakter Bechstein's jeden idealen Gehalt absprechen wollte. Sein Leben als Familienvater, Freund, Lehrer und Beamter bietet vielmehr immer noch eine reiche Fülle von Anknüpfungspunkten dar, welche der Verfasser hätte benutzen können, um das Ganze zu einem wahrhaft lebendigen und geist-erfrischenden Bilde zu gestalten. Welcher schöne Stoff liegt nicht schon in seinem Verhältnisse zu Casmann und in seinem Leben und Wirken in Schnefenthal, das uns der Biograph nur ganz kurz und mehr nach seinen äußern Erscheinungen als nach seinen tiefen, gemüthlichen Interessen schildert! Wie nahe lag nicht die Aufforderung, den Leser genauer in die eigentliche lebensvolle Thätigkeit der Forstakademie Dreifigacker, in die tiefsten sittlichen Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler einzuführen, ihm ein anschauliches Bild von der Organisation des Instituts zu geben und dadurch zur Beleuchtung der Grund- und Kernfrage der Pädagogik, nämlich der Bedingungen zu einer innigen Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis, wesentlich beizutragen! Dies konnte der Leser umsomehr erwarten, da das Werk ja auch die Entwicklungsgeschichte der Akademie geben will. Hätte der Autor diese Aufgabe nach ihrer vollen Bedeutung scharf ins Auge gefaßt, so würde er jedenfalls auch Veranlassung gefunden haben, uns einen tiefern Blick in das Fikleben und in die Verweltung des kleinen Staats mit ihren mannichfaltigen und zum Theil widerstreitenden Interessen werfen zu lassen und dadurch den eigentlichen Grund von dem endlichen Untergange des Instituts zu enträtheln. Statt dessen peiniget uns der Verfasser mit einer langen und langweiligen Chronik trivialer Thatfachen, unter denen sogar abgerissene Wetterbeobachtungen ihren Platz finden müssen, sowie mit endlosen Auszügen aus einer Correspondenz, die sich meistens um ganz speziell wissenschaftliche Gegenstände oder interesselose Privatverhältnisse dreht. Diese geistlose Behandlungsweise hat sogar auf das sittliche Urtheil über einzelne Erscheinungen Einfluß gehabt, wie denn der Verfasser offen sein Bedauern darüber ausspricht, daß die patriotische Begeisterung des Jahres 1813 der Akademie viele ihrer Böhlinge geraubt habe. Unter solchen Umständen ist es daher auch kein Wunder, daß das Ganze wie eine echte Chronik angelegt ist und selbst der Stil des sonst so gewandten Bechstein häufig schleppend und pedantisch erscheint.

Im Uebrigen ist nicht zu verkennen, daß das Buch für den verhältnißmäßig sehr kleinen Kreis eigentlicher Fachmänner, für den Naturhistoriker und insbesondere für den Ornithologen und Entomologen, sowie für den Jäger und Forstmann von großem, wenn auch nicht rein wissenschaftlichem, so doch bibliogra-

phischem und antiquarischem Interesse sein kann, und daß einzelne kleine Partien, wie namentlich die Mittheilungen über den damaligen Stand des Buchhandels und das Verhältniß zwischen Verleger und Schriftsteller, recht unterhaltend sind. Uebrigens scheint das Buch zunächst für diejenigen bestimmt zu sein, die zu Matthäus Bechstein und der Forstakademie in einem unmittelbaren und persönlichen Verhältnisse gestanden haben; allein das Wunderbare bleibt nur, daß ein Mann wie Bechstein, dem die deutsche Literatur soviel wirklich Schönes und Anziehendes verdankt, sich selbst eine so enge Schranke hat ziehen können, ohne von dem Stoffe dazu genöthigt zu werden. 72.

## Die Arbeiten der gelehrten und literarischen Gesellschaften in Böhmen.

Böhmen hat zwei Hauptgesellschaften gelehrter Tendenz, nämlich die sogenannte Böhmisches Mutter (Matica česká) und das Böhmisches Museum (České Museum), welche, wenn auch jede besonders auftretend, doch in ihrer heutigen Organisation aufs engste verbunden sind. Wir wollen in nachfolgenden Zeilen versuchen, die Verhältnisse der beiden näher zu beleuchten und speciell über die Thätigkeit der erstern Auskunft zu geben. Böhmen, wenn auch gewissermaßen vom germanischen Elemente umschlungen, ist in seiner nationalen, d. h. der slawischen geistigen Entwicklung, sowie deren Träger und Stellvertreter, den literarischen Schöpfungen, dem Deutschen, im Allgemeinen wenigstens, fremd, und hierauf bezügliche Erläuterungen dürften deshalb für den Leser, welcher dem Slawenthum sowie dessen Bestrebungen Aufmerksamkeit schenkt, nicht ohne Interesse sein.

Es ist nothwendig zu bemerken, daß außer den eben erwähnten beiden Gesellschaften in Prag seit 1771 noch die Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften besteht, welche als eine Stiftung der Regierung von dieser auch mit den nöthigen Mitteln versehen wird, besondere Privilegien genießt, und deren Mitglieder fast dieselben Rechte haben wie diejenigen, welche der 1846 gegründeten Akademie der Wissenschaften in Wien angehören. Die *Matica* und das Museum sind reine Privat-institute und unter folgenden Umständen ins Leben getreten.

Die seit 1818 bestehende Gesellschaft des Böhmisches Museum trat in Folge einer Aufforderung des damaligen Oberstburggrafen Kolowrat-Liebenstein und zwar zu dem Zweck zusammen, alle in besonderer Beziehung zu Böhmen stehenden historischen und sonstigen Denkmäler zu sammeln, zu untersuchen und zu ordnen. Sie erlangte 1820 die Bestätigung des Monarchen und entwarf darauf ihre Statuten, welche 1822 die kaiserliche Genehmigung erhielten. Von diesem Zeitpunkt an entwickelte sie eine Thätigkeit, welche von den heilsamen Folgen in Bezug auf den Bildungszustand des Landes begleitet war. Analog den Sammlungen zerfällt sie in mehrere Abtheilungen, als: Archiv, Bibliothek, Münzensammlung, Alterthums- und Kunstkabinett, desgleichen in die naturhistorischen Fächer: Zoologie, Botanik, Mineralogie und Paläontologie; die Mitglieder gehören theils der archäologischen, theils der naturwissenschaftlichen Section an, theils beschäftigen sie sich mit Veröffentlichung und Verbreitung guter böhmischer Bücher, und diese Abtheilung eben bildet die sogenannte *Matica*. Der Gedanke zu ihrer Bildung tauchte schon 1821 auf, kam indeß nur langsam zur Reife, und erst als 1830 die Behörde ihre Genehmigung erteilt hatte, traten mehrere Mitglieder des Museums zusammen, welche sich die Hebung der böhmischen Sprache und deren Literatur zur Aufgabe stellten. Unter den Auspicien des Museums erließen sie 1831 eine Ansprache an alle Freunde der böhmischen Literatur, welche sich der Gesellschaft noch nicht angeschlossen hatten, und forderten darin auf, durch freiwillige Beiträge ein Capital zusammenzubringen, das unter dem Namen *Matica česká* zur Herausgabe wissenschaftlicher, ästhetischer, im Allgemeinen nützlicher Bücher verwendet werden sollte.

Die Matica gehört also theilweise mit in das Reich des Museum, steht jedoch andererseits auch wieder unabhängig da und kann über eigene Geldmittel verfügen. Ihre Mitglieder gehören nicht zur Museums-Gesellschaft, und umgekehrt bedingt das Museum nicht den Beitritt zur Matica; nur die Verwaltung der letztern unterliegt in gewisser Hinsicht der Hauptsektion des Museums.

Im ersten Jahre ihres Bestehens zählte die Matica nur 15 Mitglieder, deren eins, der Fürst Rudolf Kinsky, die Summe von 1000 fl. C.-M. zubrachte. Im Jahre 1835 betrug deren Anzahl schon 102 mit 14,954 Thln. Capital, 1840 371 mit 20,416 Thln., 1853 2053 mit 75,682 Thln., und in dem letzten Jahre nahm sie so bedeutend zu, daß jedes durch das Institut gedruckte Buch eine Auflage von 4000 Exemplaren erfordert.

Die Mitglieder selbst gehören den verschiedensten Schichten der Gesellschaft an; man findet darunter die höchsten Beamten sowie den ärmsten Studenten und den Dorfbewohner. In Betreff der literarischen Thätigkeit verfolgt die Matica dreifache Richtung. Sie besorgt: 1) die Herausgabe des „Böhmischen Museum“, einer seit 1827 in der Landessprache erscheinenden Zeitschrift, deren Kosten bis 1832 von der Museums-Gesellschaft, von da an aber von der Matica bestritten wurden. Sie erscheint nun schon 29 Jahre in ununterbrochener Reihenfolge. 2) Sie druckt auf ihre Kosten die ihr von böhmischen Schriftstellern zugesandten und für gut anerkannten Werke, honorirt die Arbeiten und vertheilt sie gleichwie das Museum kostenfrei unter die Mitglieder, welche gegen Erlegung von 50 Thln., zahlbar in fünfjährigen Raten, auf Lebenszeit Anspruchsrechte auf die durch die Matica herausgegebenen Werke erlangen. 3) Sie unterstützt die böhmischen Schriftsteller, wenn diese ihre Arbeiten auf eigene Kosten drucken lassen wollen, theils dadurch, daß sie unter der Bedingung, den Mitgliedern der Gesellschaft das herauszugebende Buch für den halben Ladenpreis abzulassen, die Hälfte der Auslagen trägt, theils dadurch, daß sie den Autoren den Absatz einer gewissen Anzahl von Exemplaren sichert oder ihnen mit Geldmitteln zu Hülfe kommt. Auf diese Art erschien unter Andern Jungmann's großes Werk, das fünf Bände starke böhmische Wörterbuch, das jedes Wort mit aus der alten und neuen Literatur geschöpften Beispielen begleitet, Šafář's „Slawische Alterthümer“ und Palacký's „Geschichte Böhmens“.

In Bezug auf die literarische Thätigkeit der Matica muß noch bemerkt werden, daß das „Böhmische Museum“ nicht die einzige Zeitschrift ist, welche unter ihren Aupicien erscheint; sie gibt seit 1853 unter Redaction der Professoren Purkyně und Krejčí noch außerdem die die Naturwissenschaften vertretende „Živa“ und seit 1854 durch Professor Jap die „Archäologischen Denkwürdigkeiten“ heraus. Beide Blätter gehören in die oben angeführte dritte Rubrik, denn die Mitglieder der Gesellschaft erhalten sie zum halben Ladenpreis.

Aus der kurz und nur in den allgemeinsten Umrissen entworfenen Skizze geht wol zur Genüge hervor, daß die Gesellschaft des Böhmischen Museum und hier wiederum die böhmische Sprache und Literatur pflegende Matica eine der großartigsten literarischen Privatverbindungen ist, welche die österröische Monarchie aufzuweisen hat. Es ist bekannt, daß bis zur Auffindung der Königsberger Handschrift, also bis zum Jahre 1847, die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen die Landessprache und die in ihr auftretenden geistigen Erzeugnisse herrschte; man schrieb und las deutsch. Erst nachdem man den kostbaren Schatz ans Licht gefördert, den goldenen Boden gefunden hatte, der in eine große Begehrtheit führte, von da an erst erregte das böhmische Element im Lande selbst sowol wie auch über dessen Grenzen hinaus Aufmerksamkeit, und denkende Köpfe füllten sich angeregt, die über alle Gebürge verwahrloste geistige Sprache zum Gegenstande ernster Studien zu machen. Man schritt mit Eifer zum Werke, und es bedurfte neben der thätigen Unterstützung Seiten der Matica nur weniger Schritte, um

dem Landesbilden die ihm schuldige Geltung zu erlangen und in ihm Werte zu schaffen, welche der heimischen Kultur mächtig fördern mußten. Mächtig, es ist dies ein in unserm Jahrhundert erstaunenswerthes Phänomen, denn es gibt Zeugnis von Dem, was ein von ausdauernder Arbeitsamkeit getragener, fester Wille zu leisten vermag!

Um dem Leser einen Beweis zu geben, wie viel die Gesellschaft der Matica in einem Zeitraum von 20 Jahren geleistet hat, möge hier eine kurze Aufzählung der bedeutendsten Werke, welche unter ihrer Regide in die Öffentlichkeit getreten sind, eine Stelle finden.

Geschichte. „Synchronistisches Verzeichniß der höchsten Würdenträger des Königreichs Böhmen von den frühesten Zeiten bis auf die heutige“, von Palacký; Šafář's geschichtliche Abtheilung der „Slawischen Alterthümer“; Tomeš's „Geschichte Böhmens“; Tomeš's „Erste Epoche des Menschengeschlechts“; Smetana's „Allgemeine Geschichte“; Palacký's nach Quellen bearbeitete „Geschichte der geschichtlichen Nationen in Böhmen und Mähren“; Tomeš's „Geschichte der Universität Prag“ u. s. w.

Geographie. Jap's „Allgemeine Geographie“; Koron's „Reise ins Gelobte Land“; Šaranc's „Reise nach Palästina“; mehrere Karten des Königreichs Böhmen.

Poesie. Jungmann's Schriften in Poesie und Prosa, so wie dessen „Glonckshaft“ und die Uebersetzung von Růžička's „Paradies lost“; Douš's Uebersetzung von „Romio und Julie“; Šelafow'sky's poetische Werke in sechs Bänden; Šelafow'sky's Uebersetzung des Virgil; Štur's „Ueber die slawischen Schriften und Kechen“ (Arabitionen).

Philologie und Literaturgeschichte. Jungmann's bereits oben erwähntes Wörterbuch, dessen „Geschichte der böhmischen Literatur“ und Auswahl aus derselben von den ältesten Zeiten bis zum 15. Jahrhundert; Šelafow'sky's „Vorlesungen über vergleichende Grammatik der slawischen Sprachen“.

Nicht minder sind im Gebiete der Naturwissenschaften, der Rechtsgelehrsamkeit und der Philosophie viele wichtige und anerkannt gute Werke erschienen.

Das eigentliche Organ der Matica ist das seit 1831 unter dem Titel „Zeitschrift des Böhmischen Museum“ herauskommende gelehrte Journal. Die Redactoren desselben waren Anfangs Šafář und Palacký, dann Bocel und endlich Rehatý. Eigentlich sollte es nicht ausschließlich der Wissenschaft im engen Sinne dienen, verschaffte sich jedoch deshalb, weil es im ganzen Lande eine gewisse geistige Richtung zu geben und einen bedeutenden Einfluß. Unter solchen Umständen mußte die vergangene Herbst verbreitete Nachricht, man wolle im mit dem Eintritt des laufenden Jahres eine populäre Zeitschrift geben, allerdings auffallen und war eben nur darin begründet, die Zeitschrift auch in den Kreis solcher Leser einzuführen, welche an eigentlich gelehrten Abhandlungen kein Interesse nehmen. Wie es scheint, war der Plan nicht so leicht durchzuführen, denn wir finden bis heute deren Richtung in nicht geändert.

Ein Haupthinderniß mochte sich wol darin herausgestellt haben, daß es mit guten populären Schriften schwerer als mit strengwissenschaftlichen, und daß ja, finden sie, die Matica solche immer noch nebenbei veröffentlichen kann, so sie dies beispielsweise mit Rodny's populärer Poesie und Metrik gemacht hat. Man trifft übrigens in „Böhmischen Museum“ nicht selten auf Artikel, die in Bezug auf ihren wissenschaftlichen Werth in den anerkannt besten europäischen Zeitschriften einen ehrenvollen Platz einnehmen könnten.

Es würde für den Leser zu ermüdend sein, wollten wir hier auch nur die bedeutendsten Beiträge aufzählen, welche das „Museum“ nach und nach der Öffentlichkeit übergeben hat; es möge genügen, nur Dasjenige anzuführen, was erwähnenswerthe Redactoren, dem in der gelehrten Welt mit Achtung genannt Šafář verdankt, der, nachdem er von der Leitung zurückgetreten war, das Organ nicht nur am Leben erhalten, sondern

that und Wort unerschöpfte. Ein Streben auf seine Beiträge ist um so interessanter, als diese wenig bekannt sind, denn gerade in den Sprachen, in welchen er die meisten lieferte, fehlte die Zeitschrift noch in einer nur geringen Anzahl von Exemplaren, und diese heute vollständig zu erhalten ist fast ein Ding der Unmöglichkeit.

Gesafsky wandte sich zuerst zur Literaturgeschichte. Seine vielseitige Bildung ließ ihn sofort den engen Kreis der Nationalliteratur, die diesen Namen eigentlich noch gar nicht verdient, überspringen und in die erhabenen Vorüber des klassischen Alterthums hineingreifen. Im Jahre 1830 schrieb er etwas über Aristophanes und übersetzte dann dessen „Vögel“.

Im Gebiete des Slaventhums stellte er sodann eine Geschichte von dessen Literatur zusammen, und es erschienen in dem Zeitraume von 1830 — 48: „Uebersicht der neuesten Literatur der Slawischen Slawen“, „Die polnischen Zeitschriften und Morawischen (Croatischen) Journale“, „Besonderes über die russische Literatur“, „Literarische Bemerkungen aus Slavonien“, „Neue russische Werke“, „Sechs Artikel über die polnische und slawische Literatur“, „Ansbühren der slawischen Literatur in Bulgarien“. Hierzu kommen noch außerdem Ansichten über die wichtigsten historischen Werke, als Palacky's „Böhmische Geschichte“, Bocet's „Diplomatische Coder“, Professor Köppel's „Polnische Geschichte“ u. s. w.

Ein zweites Feld seiner Thätigkeit sind umfangreiche Annoten einzelner Werke, die man genau genommen für selbständige Arbeiten halten muß, weil sie gewöhnlich die Originale ergänzen. Hier sind zu erwähnen: die Analysen von Vuk's kyrilischer Grammatik, des ältesten böhmischen Psalters, des berühmten Evangeliencodex zu Rheims, sowie des glogolitischen des Ersten Clog, des Wörterbuchs der altslawischen Stammwörter von Ritsche u. dgl. m.

Endlich beschäftigte sich Gesafsky auch noch mit der Archäologie und zwar im weitesten Sinne des Wortes. Er suchte die slawischen Alterthümer nicht bloß in den Gräbern und bei den Leuten, sondern zog auch das Leben in den Bereich seiner Forschungen und ließ besonders den Volkskledern ein aufmerksames Ohr. Er war der Erste, welcher die Weisen der Slawen sammelte und veröffentlichte, die von Stefanowicz herausgegebenen serbischen, sowie Milutinowicz's montenegrinische, Wengel von Ollesko's polnische und russische, ferner diejenigen von Wokrich u. A. der Kritik unterwarf. In der alten Geographie und Geschichte begegnet man gleichfalls manchem gemalten Gedanken über das Vorkommen der Slawen in Europa, sowie es auch über die Völker, den Namen und die Lage von Bimeta, auch Swain, Solin und Jomaburg genannt, und über noch manches Andere schrieb. Die slawische Mythologie bereicherte er durch den ausgezeichneten Artikel über die Rusalki (gewisse untergeordnete Götter) und schrieb außerdem noch über Swatob, eine Gottheit der heidnischen Slawen, und über die Statue „Gymnobotog's (des schwarzen Gottes) in Bamberg.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ein Mann wie Gesafsky auch das altslawische Recht in den Kreis seiner Forschungen ziehen mußte, und wirklich hat er auch hier manchen wichtigen Beitrag geliefert. Zuletzt richtete er seine ganze Thätigkeit vornehmlich auf die slawische Philologie, welche in der neuesten Zeit besonders eifrig und in großem Maßstabe betrieben worden ist, und die Frucht seiner Arbeiten legte er in den Schriften: „Ueber die böhmische Rechtschreibung“, „Ueber die lithauische Sprache“, „Wort auf die ersten Anfänge der glogolitischen Literatur“ u. s. w. nieder.

Was wir bisher genannt haben, ist kaum die Hälfte dessen, was ein eifriger Mann der Zeitschrift des böhmischen Museums zugebracht hat; man kann sich einen Begriff von dem in Wahrheit erschaffenem reichlichen und gediegenem Inhalt derselben machen, wenn man erwägt, daß außerdem noch Gelehrte wie Gelasowsky, Dobrowsky, Jungmann, Kollar, Palacky, Presl, Purkinje, Wacker, Winiatycky, Erben, Lomel

und so manche Andere noch mit gleicher Liebe, mit dem regsten Eifer, der größten Ausdauer für dieselbe und dadurch für die Belebung, das Gedeihen vaterländischen Aufschwungs und dessen Träger und Spiegel, für die Nationalliteratur wirkten.

Das schöne Beispiel der geschickten Mäntel fand in anderen Theilen des großen Slawenlandes vielfach Anhang und Nachahmung; überall traueten literarische Verbindungen auf, welche ein dem Vorbilde gleiches Ziel anstrebten. Wir kennen hier die slawische Mäntel in Agrom, die serbische in Pesth, die dalmatische in Görz, die mährische in Brünn und finden in allen reges, jugendfrisches Leben, nicht zu verkennenden geistigen Fortschritt. Nur eine Gesellschaft scheint sich der Thätigkeit vollkommen entschlagen zu haben und keine Lebenszeichen mehr von sich geben zu wollen; es ist diejenige, welche der langen Jahren dort zusammengetreten ist, wo einst trübt dem Schutze mächtiger Könige die Wissenschaften blühten und ihnen im 14. Jahrhunderte bereits einer der größten Wohlthäter aller Zeiten, Kasimir, der Bauernkönig, eine bleibende, reich dotirte Stätte erbaut, nämlich die gelehrte Gesellschaft zu Krakau!

### Nordamerikanische Touristen.

Das wunderliche Völkchen der Yankees sucht gerade nicht in der Legend der Bescheidenheit seine moralische Hauptzierde, wie dies wol auch allgemein bekannt ist. Neue Beweise davon findet man in der Schrift „Bell Smith abroad“, welche einer Dame zugeschrieben wird, deren Gatte einen diplomatischen Posten bekleidet. Es sind Reisebeschreibungen, die namentlich ihren Aufenthalt in Paris betreffen und in denen sie mit Frankreich und den Franzosen ganz unheimlich umspringt. Sie sagt z. B.: „Frankreich ist aus lauter kleinen Gärten verfertigt, und sein Handel und seine Fabriken beschäftigen sich nur mit Dagetecken. Die Geschäfte sind in Frankreich Schlinggeschäfte, die französische Religion ist nur das Scheinbild einer Religion, ja das französische Volk ist nur ein Scheinvolk, welches zwischen Diktatoren und Despotismus hin und wieder vibriert.“ Solche Behauptungen würden von der Mehrheit der englischen Presse früher, selbst zur Zeit der „entente cordiale“ unter Ludwig Philipp, vielleicht beifällig aufgenommen worden sein, doch jetzt sind England und Frankreich bis auf Weiteres ein Herz und eine Seele, und so hat es denn ein londoner Blatt, der „Crutic“, übernommen, für Frankreich den von der nordamerikanischen Dame hingeworfenen Gehändschuh aufzunehmen. Das sei, sagt das londoner Blatt, eine ziemlich ärmliche Weise, über ein Volk abzusprechen, das zwei mal zahlreicher sei als das Nordamerika. Nun, was diesen Unterschied betrifft, so dürfte es sich in nicht gar vielen Decennien vollkommen zu Gunsten Nordamerikas ausgeglichen haben. Die Nordamerikaner fühlen sich eben als ein in riefenhaftem Maßstabe wachsendes Volk, während das französische alle Mühe hat, sich durch künstliche Mittel und selbst nicht ohne die gewaltsamsten Anstrengungen auf seiner jetzigen Höhe zu erhalten. Aber der Nordamerikaner geht noch weiter, sie spricht den Franzosen und namentlich den Französischen sogar das ihnen so bereitwillig zugestandene Vorrecht ab, Muster aller Vortrefflichkeit und Güte zu sein. „Wenn man“, sagt sie, „unter seinem Benehmen diejenige Betrugsgüte versteht, welche sich darin genugsam, Anderen Vergnügen zu bereiten, so paßt dies Wort nicht. Die Franzosen als Volk haben sehr wenig Gemeinnützigkeit. Es gibt allerdings eine gewisse Classe, welche ihren Stolz daran setzt, höflich und wohlgezogen zu erscheinen, und was den Handeltreibenden betrifft, so liegt es in seinem Interesse, fast servil zu sein. Aber außerhalb dieser beiden Kategorien begegnet man in Frankreich den größten Betrug; die es auf Erden gibt.“ Natürlich sind die wahren Muster aller feiner und höflichen Sitten nach der Verfasserin nur in Nordamerika zu finden. Ein jedes selbstbewusstes Volk hat ja jedenfalls, diese Nordamerikaner.

Ein Buch ähnlichen Gepräges ist folgendes, welches in Newyork erschien: „Memoirs of James Gordon Bennett and his times. By a journalist.“ Bennett, ein geborener, aber längst verpantester Schottländer — war früher Redacteur des „Charleston Courier“, begründete dann den „New York Globe“ und später im Jahre 1855 den „New York Herald“. Der Redacteur eines so bedeutenden Blattes ist in Nordamerika unzweifelhaft ein einflussreicher Mann, ob aber deshalb seine Memoiren auch die seiner Zeit sind, möchte billigerweise zu bezweifeln sein. Hat Bennett übrigens seine Memoiren nicht selbst geschrieben, so hat er doch dem Verfasser die Materialien dazu geliefert. Hier eine Probe seiner Kunstansichten: „Ich muß bekennen, daß ich die neuere Kunst weit mehr als die alte bewundere. Alte Gemälde und alte Statuen hatten zu ihrer Zeit ihr Verdienst. Sie bildeten eine bedeutende Stufe des Fortschritts auf dem Wege, den die Kunst zur Vollkommenheit zurücklegte, aber viele alte Gemälde, welche ich gesehen habe, gleichen ganz außerordentlich jenen alten Weinen, von welchen alte Kenner sprechen — alte Humbugs, durch alte Humbugs großgezogen, um die jungen Humbugs zu humbugen.“ Einmal besuchte Bennett auch England und kam auf seiner Reise durch Devonshire, wo er sich unterwegs mit einem feingebildeten Tory über die Vorzüge der beiderseitigen Länder zu unterhalten Gelegenheit hatte. Bennett sagte zu ihm: „Euer Land ist ein schönes Land, es ist vortreflich angebaut, jedes Thal ist ein Garten, jeder kleine Erdbügel ein Paradies, aber Alles in Miniatur. Es ist mir so, als könnte ich, meine Hände aus dieser Kutsche streckend, diese lieblichen Kluren vor dem Richt der Sonne verbergen. Es ist mir so, als ob ein in die Sonne gebängtes Schnupstuch ganz Devonshire in Finsterniß versenken müßte. Es ist ein liebliches, reiches Land, aber ein Kentuckier könnte es in die Hosentasche stecken und sie darüber aufhängen!“ „D“, bemerkte hierauf der gutmüthige Gentleman lachend, „das ist einer von euren Yankeeis; denn ihr Amerikaner übertrifft bei weitem noch die Irländer an abenteuerlichen Vorstellungen und Ausdrücken.“ „Das“, erwiderte Bennett, „kommt von unserm extravaganteren Lande her. Wir sprengen vor dem Frühstück ein Dampfschiff in die Luft, bringen so ein Hundert Menschen ums Leben und setzen uns dann ganz gemüthlich zum Mittagessen.“ Der gute Gentleman wußte auf diese Rodomontade nichts zu erwidern als: „Schrecklich, ach schrecklich! welch eine fürchterliche Verwüstung von Menschenleben!“

Φ. M.

### Notizen.

„Une académie de romanciers en Allemagne.“

Unter dieser Ueberschrift widmet St. René Taillandier der „Deutschen Bibliothek“ in der „Revue des deux mondes“ einen eigenen Artikel, in dessen beachtenswerthen Einleitungsworten es heißt: „Ein beunruhigendes und sich unter allen Literaturen der Gegenwart gleichmäßig zeigendes Symptom ist die Auseinandergefallenheit der intellektuellen Kräfte. Seht euch unter den Völkern, bei denen sich heutzutage die Arbeit des Gedankens concentrirt, seht euch in Deutschland, England und Frankreich um, und ihr werdet denselben Schauspiel beggennen. Wie viel Schriftsteller gibt es wol, die ganz im Besitz ihrer selbst sind und die, ohne nach rechts oder links abzuirren, mit Entschiedenheit einem ihnen bestimmt vorschwebenden Ziele entgegenzustreben wissen. . . . Hiermit hängt zusammen, daß so viele junge Leute nebeneinander aufstehen, einander Concurrenz machen und rasch einer den andern ablösen; manche darunter nehmen einen frohlichen, triumphirenden Anlauf, als wären sie im Begriff, die unsterbliche Lorbeerkrone zu erhaschen; aber plötzlich geht ihnen der Athem aus: der erste Erfolg hat ihre Kräfte erschöpft.“ Diese Klage ist nur zu sehr begründet, und gewiß werden sie die Schriftsteller und Dichter selbst am tiefsten empfinden, nicht das Publicum, das

immer nur Neues begehrt, das von dieser Mannichfaltigkeit und diesem Wechsel der Talente sein Vergnügen hat, das aber jetzt sehr wenig danach fragt, ob ein Dichter sich stufenweise und im Zusammenhange seiner Fähigkeiten und Bestrebungen bis zur Vollendung entwickelt. Es muß eine Lust gewesen sein zu dichten, als das literarische Publicum in Deutschland das Erscheinen der einzelnen Gesänge von Klopstock's „Messias“ kaum erwarten konnte, als jeder Gebildete auf Lessing's oder Herder's Worte wie auf Orakelsprüche lauschte, als jede neue Dichtung Goethe's und Schiller's ein wahrhaft deutsches Ereigniß war! Jetzt fragt das ohnehin in die verschiedensten Coterien zerfallene Publicum kaum noch danach, ob ein deutscher Dichter, und wäre er der namhafteste, plötzlich aufhört, etwas von sich hören zu lassen, es sind ja für ihn zehn andere da. Auch dem alternden Goethe und noch mehr dem älteren stand schon ein gleichgültigeres, kritischeres, blasirtes und zerfahrenes Publicum gegenüber als dem jungen. — Am meisten scheinen übrigens dem Franzosen Hermann Kurz' „Soannenwirth“ („L'aubergiate du soleil“) und Otto Müller's „Charlotte Ackermann“ gefallen zu haben. Aus Vorhat's als treu und elegant gerühmter Uebersetzung der letztern theilt er eine längere Stelle mit und nennt den Roman ein „tableau bien allemand“, ein „oeuvre originale et vraie“, ein Werk ohne Prätensionen und ohne falsche Farben. Es ist das allgemeine Menschenbild, was bei Otto Müller durchschlägt und dem Franzosen gefallen haben mag, weshalb sogar auch der Roman der Innern Mission „Kritia mont Deus“, wenigstens was und soweit es die Durchführung des geistlichen, also ebenfalls allgemein menschlichen und daher in allen Ländern möglichen Conflicts zwischen den beiden Hauptpersonen betrifft, seinen Beifall findet. Romane, wie sie jetzt so häufig in Deutschland geschrieben werden, in welchen die Verfasser entweder Parteifragen oder die Interessen gewisser Stände und Gesellschaftsclassen behandeln, mögen zwar in Deutschland selbst unter den davon betroffenen Parteien und Gesellschaftsclassen ihre Leser und Liebhaber finden, aber dem Auslande werden sie, mit höchst seltenen Ausnahmen, wol immer unverständlich, fremdartig und vor allem ungemüthlich bleiben.

Der gelehrte Stand in Rußland und Deutschland.

In den „Hamburger kritischen Blättern“ begegneten wir vor einiger Zeit den Reiseskizzen eines Anonymus über Deutschland, wie es scheint, eines Russen oder doch Deutsch-Russen. Der Reisende führt bei dieser Gelegenheit ein russisches Sprichwort an, welches lautet: „Ich empfang dich zwar nach deinem Rode, aber entlasse dich nach deinem Verstande“, und er meint dann weiter, in den aristokratischen Circeln Deutschlands heiße es: „Ich empfang dich zwar nach deinem Rode, aber entlasse dich nach deinem Verstande.“ Er wundert sich z. B. über die untergeordnete Rolle, welche die Landgeistlichen in Deutschland in den adeligen Gesellschaften der Gutsherrschaft zu spielen pflegen, während der Pape selbst in den hocharistokratischen Kreisen Rußlands ein hochverehrter Mann sei. Es ist klar, fährt der Reisende dann fort, daß Jeder in einer Gesellschaft verlegen auftreten werde, wenn er sich sagen müsse, daß er nicht als zu ihr gehörend angesehen werde, daß man ihn nur tolerire und sich zu ihm herablasse. Der gebildete Mann geht im Osten mehr als in dem für gebildet ausgezeichneten Deutschland; daher werde auch im Osten auf die Erziehung in den höhern Kreisen mehr gewandt und darin auch mehr geachtet als in Deutschland. In Rußland habe der Gymnasiallehrer den Rang eines Oberlieutenants und der Universitätsprofessor Generalrang, um ihm im allgemeinen bürgerlichen Verkehr Würde und Ansehen zu verleihen. Dies Mittel, Gelehrten in der Gesellschaft zu einer geachteten Stellung zu verhelfen, ist zwar eigenthümlich genug, aber es ist doch eins und nicht selbst in Deutschland, wo der Titel soviel gilt, ohne Zweck wirksam sein.

## Zwei Aussprüche von Charlotte von Schiller.

Wir hatten jüngst Gelegenheit, von Charlotte von Schiller zwei bemerkenswerthe Aussprüche zu lesen. „Ich habe immer ein geheimes Grauen“, schreibt sie einmal, „wenn ich von Popularität sprechen höre. So weit sind wir noch nicht. Bei uns muß der Mensch meistens von den Gelehrten gekannt werden.“ Das schrieb die Gattin desjenigen deutschen Dichters, von dem, und erst jüngst wieder in einem Blatte, behauptet wird, daß er in alle Classen des Volks gedrungen sei. Wir waren niemals dieser Ansicht, insofern man unter Volk auch das Landvolk, die Bevölkerung sehr vieler kleiner Städte, die größere Zahl des Arbeiterstandes und die untern Gesellschafts-schichten begreift und von den Kennern Schiller's namentlich noch die vielen Gebildeten ausschließt, die ihn nicht in seiner Größe, sondern nur in seinen Schwächen begreifen. Es gehört mehr dazu, um Schiller ganz zu würdigen, als seine Gedichte gelesen und einige seiner Dramen auf der Bühne gesehen zu haben. Im April des Jahres 1813 sprach Charlotte von Schiller ferner ihren Wunsch aus, recht bald einmal Rosaden zu sehen zu bekommen, und sie fügte hinzu: „Ich fange an, die rohe Natur immer mehr zu ehren; zur Roheit kommen die Menschen immer wieder zurück, sobald sie sich ihren Leidenschaften preisgeben.“ Ein gewiß überaus merkwürdiger Ausspruch von der Gattin eines Dichters, welcher, wenigstens in seiner spätern Periode, auf dem Gebiete der Dichtung und der Aesthetik recht eigentlich als der Verfechter der Idealität betrachtet werden darf! Der Briefwechsel von Charlotte von Schiller mit Anselm wird übrigens, wie wir hören, von Dünger herausgegeben, demnächst bei F. A. Brockhaus erscheinen, und wir erlauben uns, das Publicum auf diese gewiß im höchsten Grade interessante Publication im voraus aufmerksam zu machen.

F. M.

## Bibliographie.

- Anakreon und andere lyrische Dichter Griechenlands in deutschen Reimen von C. Bürger. Stuttgart, Schweizerbart. 16. 15 Ngr.
- Arsenjew, A., Das Kaiserthum Rußland. Nach der besten Ausgabe des Russischen Originals. Riga, von Bartischer. Gr. 8. 12 Ngr.
- Binder, F., Heldenbilder aus dem dreißigjährigen Krieg. 1tes und 2tes Bändchen. Schaffhausen, Furter. 1856. 8. a 9 Ngr.
- Blumenlese amerikanischer Novellen, Sage- und Reise-festgen. 1ster Band. Göttingen, Wigand. 8. 15 Ngr.
- Braune, K., Die Bergpredigt unsers Herrn Jesu Christi. In Bibelfunden ausgelegt. Altenburg, Pierer. Br. 8. 15 Ngr.
- Büchele, C., Australien in der Gegenwart nach seiner historischen Entwicklung und Beschaffenheit, seinen Einwohnern und Producten, seinen socialen, commerciellen und politischen Verhältnissen geschildert. Stuttgart, Hallberger. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
- Bunsen, E. C. S., Die Reichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 2te Auflage. 2tes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1856. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Buß, J. J., Der heilige Thomas, Erzbischof von Canterbury und Primas von ganz England, und sein Kampf für die Freiheit der Kirche. Mainz, Kupferberg. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.
- Eikel, F., Die Stimmfähigkeit des Menschen und ihre Anordnung für Kunst und Leben. Wien. 1854. Gr. 4. 2 Thlr.
- Enslin, A., Fromm und frei. Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 24 Ngr.
- Fouqué, F. Baron de la Motte, Undine. Eine Erzählung. 9te Auflage mit Holzschnitten nach Zeichnungen von A. 1855. 48.

Müller, ausgeführt von A. Gaber. Berlin, Dümmler. 4. 2 Thlr.

Frauenleben unter den Mormonen. Vieljährige Erlebnisse der kürzlich aus Utah zurückgekehrten Gattin eines Aeltesten der Mormonen. Deutsch von A. Kregschmar. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gasmann, L., Eine Schiller-Feier. Scenischer Prolog in einem Akte. Hamburg, Gasmann. 16. 4 Ngr.

Glabrenner, A., Die verkehrte Welt. Ein komisches Gedicht. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.

Graffearied, C. W. v., Die Einkommensteuer. Ein staatswissenschaftlicher Versuch. Zürich, Schultheiss. Gr. 8. 16 Ngr.

Grimm, F., Gedichte. Leipzig, Serig. 1856. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.

Gutzkow, A., Sopp und Schwert. Lustspiel in fünf Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 20 Ngr.

Harthausen, A. Freih. v., Transkaukasien. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspiischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. 1ster Theil. Mit einem Titelfupfer, zwei Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Henz, Caroline Lee, Marcus Warland oder die Moosquelle. Lebensbild aus dem Süden der Vereinigten Staaten. Aus dem Englischen von F. Wendt. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 15 Ngr.

Hermann der Deutsche. Ein Heldenlied. Bremen, Rüttemann u. Comp. 16. 16 Ngr.

Hitzig, F., Die Grabeschrift des Kochmunazar; untersucht. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 16 Ngr.

Hoffmann, C. L. A., Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreidler in zufälligen Notulaturblättern. 3te Auflage. Zwei Bände. Berlin, Dümmler. Gr. 16. 10 Ngr.

Johns, C. A., Ein Sommer-Ausflug. Aus dem Englischen. Mit 25 Abbildungen. Berlin, Decker. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Jöring, W., Auswahl aus seinen Schriften. Instructiv von H. Ritter und B. Camphausen. Mit dem Bildniß Ritter's. Leipzig, Brockhaus. 1856. Hoch 4. 5 Thlr.

Der Jude von Verona. Historischer Roman aus den Jahren 1846 bis 1849. Aus dem Italienischen überfetzt. Zwei Bände. Schaffhausen, Furter. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Klende, Graf Stolberg. Historischer Roman. Zwei Bände. Breslau, Kern. 8. 3 Thlr.

Knorrn, A., Der letzte Ritt vor Sebasteopol. Episches Gedicht. Paris, Mafer. Gr. 8. 5 Ngr.

Krause, G., Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprachgesellschaften im 17. Jahrhunderte. — A. u. d. L.: Der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erbschrein. Briefe, Devisen und anderweitige Schriftstücke von den Fürsten Ludwig, Christian, August, Johann Casimir und Ernst Gottlieb zu Anhalt; Friedrich Wilhelm Churfürst zu Brandenburg; den Herzögen August, Christian Ludwig und Friedrich Ulrich zu Braunschweig; Wilhelm, Landgraf zu Hessen; Adolph Friedrich, Herzog zu Mecklenburg u. A. Herausgegeben nach den Originalen der Herzoglichen Bibliothek zu Göttingen. Mit Facsimiles. Leipzig, Dyl. Gr. 8. 3 Thlr.

Krüger, S., Bilder aus der Geschichte Bremens, in zusammenhängender Folge dargestellt, nebst einer kurzen geographischen Beschreibung des bremer Staates. Bremen, Rüttemann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Kurz, J. J., Lehrbuch der heiligen Geschichte. Ein Begleiter zum Verständniß des göttlichen Heilsplanes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. 7te verbesserte Auflage. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 26 Ngr.

Lohmann, P., Dramatische Schriften. Ister Theil. Hannover, Helwing. 1856. Gr. 8. 20 Ngr.  
 Marggraff, P., Frig Deutel. Eine Münchhauseniade. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Mengersen, S. B. Graf v., Gedichte. Mainz, Kirchheim. 16. 20 Ngr.

Michelsen, A. L. J., Die Rathsverfassung von Erfurt im Mittelalter. Eine urkundliche Mittheilung. Jena, Frommann. Gr. 4. 10 Ngr.

Reigebaur, S. J., Die Heirath des Markgrafen Carl von Brandenburg mit der Markgräfin Catharina von Salzano. Nach Urkunden in dem Königl. Archive und in Privatarchiven zu Turin zusammengestellt. Breslau, Kern. 1856. 8. 1 Thlr.

Pichler, Louise, Der letzte Hohenstaufe. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Pröhle, P., Unterhargische Sagen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen. Aschersleben, Focke. 1856. 8. 1 Thlr.

Psyche, Ein Märchen aus dem Alterthum. Göttingen, Wigand. 16. 15 Ngr.

Raven, Rathilde, Hermine. Der Briefträger. Zwei Erzählungen. Hannover, Kümpler. 1856. 8. 1 Thlr.

Richter, F., Der Messias-Begriff. Christologische Vorträge zur Vermittelung der bezüglichen Gegensätze. Hamburg, S. J. Richter. 1854. 8. 1 Thlr.

Geistliche Sängerinnen der christlichen Kirche deutscher Nation. Nach den Originaltexten in Verbindung mit mehreren Hymnologen herausgegeben von W. Schircks. 1stes Fest. Halle, Friede. 16. 10 Ngr.

Schaller, S., Leib und Seele. Zur Aufklärung über „Köhlerglauben und Wissenschaft“. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schmidt, S., Weimar und Jena in den Jahren 1794—1806. Supplement zur 1sten Auflage der Geschichte der deutschen National-Literatur im 19. Jahrhundert. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schulze, Clara, Vorträge der unitarisch-christlichen Deistenlehre, zu Gunsten ihrer gehofften Kirche. Rostock, Leopold. Gr. 8. 15 Ngr.

Seifert, P., Die Verarmung, ihre Ursachen und Heilmittel. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 8 Ngr.

Siegfried, S. K., Erziehung und Unterricht im Leben denkwürdiger Männer. Zürich, Höhr. Gr. 8. 13 Ngr.

Springer, A. H., Handbuch der Kunstgeschichte. Zum Gebrauche für Künstler und Studierende und als Führer auf der Reise. Mit einem Vorwort von F. T. Vischer. Mit 93 Illustrationen, einer chromo-lithographischen Tafel und einem kunsthistorischen Wegweiser auf der Reise durch Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich, Niederlande und England. Stuttgart, Rieger. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Stobbe, D., Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts. Drei Abhandlungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Strauß, D. F., Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Mit dem Bildnisse Frischlins. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1856. Gr. 8. 2 Thlr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 3te Folge. 7ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1856. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1856. Herausgegeben von C. Dräxler-Mankred. Mit 6 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Reich, F., Gedichte. Lobenstein. 8. 15 Ngr.

Urklaa, Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache. Mit gegenüberstehender griechischer und lateinischer Version, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtlicher Einleitung von H.

F. Massmann. Zwei Abtheilungen. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Umbreit, J. B. C., Der Brief an die Römer auf dem Grunde des Alten Testaments ausgelegt. Göttingen, F. A. Perthes. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Unter dem Tannenbaum. Eine Weihnachtsgabe für 1855. — A. u. d. L.: Der Weihnachtstfund. Ein Seitenbild aus dem schwäbischen Volksleben von J. Kurz. Frankfurt a. M., Weidinger Sohn u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr.

Wesche, C., Geschichte der kleinen deutschen Höfe. Ister und 2ter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1856. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Verbrecher. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder u. Fünf Bändchen. Leipzig, J. Schulze. Gr. 8. 5 Thlr.

Veronika. Schauspiel in drei Aufzügen von C. A. Re. Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 32. 16 Ngr.

Vogl, S. K., Neue Gedichte, Epigrammatisches und Sprüchliches. Leipzig, Kollmann. 1856. 16. 25 Ngr.

Wartenburg, K., Eine Verlorene. Roman. Leipzig, Kollmann. 1856. 8. 2 Thlr.

Weihe der Poesie auf dem Altare der Religion. Eine Festgabe für denkende Christen. Gewidmet von J. A. Manitius. Dresden, Adler u. Diege. 8. 1 Thlr.

Wiesinger-Kieberbuch. Herausgegeben von S. J. Eschuti. 3te erweiterte und völlig umgearbeitete Auflage. Zürich, Höhr. 8. 13 Ngr.

Wischke, P., Familien-Andachtsbuch zum Gebrauche bei häuslicher Erbauung. Zusammengezogen aus den „Stunden der Andacht“. 2te neu geordnete Auflage. Karau, Saxenländer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

### Tagesliteratur.

Ämtliches Gutachten der theologischen Facultät zu Marburg über die heftige Ketzerei- und Bekennnisfrage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 8 Ngr.

Aub, P., Rede am offenen Grabe des kgl. Rathes und praktischen Arztes Herrn Dr. Hermann Dettinger, gesprochen am 17. Oktober 1855. München, Kaiser. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Dumas, A., Das Brautkleid. Deutsch von P. J. D. Auflage. Stuttgart, Franckh. 16. 6 Ngr.

Kalb, L., So hatte nun die Gemeinde Frieden! Predigt bei der 1ten Säcularfeier des Augsburger Religionsfriedens am 23. September 1855 gehalten. Frankfurt a. M., Brinner. 8. 3 Ngr.

Krummacher, C. W., „Unter allerlei Volk, wo Gott fürchtet und recht thut, der ist Ihm angenehm“. Bekanntmachung dieses apostolischen Ausspruchs in einer Predigt, gehalten am 14. Oktober 1855 zu Duisburg. Duisburg, Erwich. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Lage der Dinge in Kucheffen nach dem Abgang des Ministeriums Hassenpflug. Wer wird nicht Minister? Frankfurt a. M., Aufarth. Gr. 8. 3 Ngr.

Nagel, A., Wie man Freigemeindeprediger wird und wie's Einem als Freigemeindeprediger geht. Remscheid, Nagel. 8. 5 Ngr.

Der entlarvte Prinz Leo Jacob von Armenien, Prinz von Korikos, Prinz von Georgien, Fürst von Lusignan und Fürst von Capan. In Berlin zu finden im Arbeitsbureau. Angestrichene und wahre Biographie, so weit sich dieselbe bis jetzt bestimmen lassen. Eine moderne und complete Räubergeschichte. Berlin, Literatur- und Kunst-Comptoir. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Steinhagen, S. P., Ueber Todesstrafen. Jambou. Heiler. Gr. 8. 2 Ngr.

Tholud, A., Predigt zum Reformations-Feste 1855 in akademischen Gottesdienste zu Halle. gehalten. Halle, Tholudmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.



# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Bericht

über die im Laufe des Jahres 1855

im Verlage von

**F. A. Brockhaus in Leipzig**  
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**N. III.**, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

66. **Gustow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. In 18 Halbbänden zu 10 Ngr. Wierzehnter bis sechszehnter Halbband. 8. Geh.

**Gustow's** großartiges Zeitgemälde, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuen deutschen Literatur, wovon binn noch nicht vier Jahren zwei Auflagen vergriffen wurden, erscheint jetzt in einer vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigeren Preise, in einer wohlfeilen Ausgabe von 18 Halbbänden zu 10 Ngr., die in angemessenen Zwischenräumen ausgegeben werden. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatleser mehr zugänglich gemacht zu sehen.

Das bisher Erschienene ist nebst ausführlicher Ankündigung in allen Buchhandlungen zu erhalten.

67. **Die Lieder des Hafis.** Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** Ersten Bandes zweites Heft. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das erste Heft (1854) hat gleichen Preis.

**Hafis**, der größte Dichter der Perser und der vollendetste Repräsentant der über den ganzen muhammedanischen Orient weiterverbreiteten Schazendichtung, ist durch Hammer, Goethe, Rückert, Platen u. A. in allen Kreisen ein hochgeachteter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlt unserer wissenschaftlichen Literatur noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erhe in Europa gedruckt, wird daher gewiß allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen sein. Durch vollständige Verfassungen und Interpunction des Textes wird das unmittelbare Verständnis des Dichters bedeutend gefördert werden; die hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. In der Vorrede spricht sich der Herausgeber ausführlich hierüber aus. Diese Ausgabe wird in drei Bänden Alles umfassen, was die besten im Oriente selbst gültigen Recensionen des Dichters enthalten. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

In gleichem Verlage erschien früher:

**Ibn-Jemin's Bruchstücke.** Aus dem Persischen von **O. M. Freih. von Schlecht-Wasschrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

**Der Fruchtgarten von Sadi.** Aus dem Persischen auszugswise übertragen durch **O. M. Freih. von Schlecht-Wasschrd.** 8. (Wien.) 1852. 2 Thlr.

**Reisend's Garten der Rosen.** Nach dem Texte und dem arabischen Commentar **Sururi's** aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugabe von **Prof. Dr. F. G. Graf.** 12. 1846. 1 Thlr. 6 Ngr.

**Katha-Sarit-Sagara.** Die Märchensammlung des Sri **Gomadeva Bhata** aus Kashmir. **Sat's** bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von **Prof. Dr. Hermann Brockhaus.** 8. 1850. 8 Thlr.

**Die Märchensammlung des Gomadeva Bhata aus Kashmir.** Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von **Prof. Dr. Hermann Brockhaus.** Zwei Bände. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

**Prabodha-Chandrodaya Krishna-Misra Comedia.** Editio scholastica instruit **Dr. Hm. Brockhaus.** 8. 1845. 2 Thlr. 18 Ngr.

**Vendidad Sade.** Die heiligen Schriften **Zoroaster's** **Regna, Vispered und Vendidad.** Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von **Prof. Dr. Hermann Brockhaus.** 4. 1850. 6 Thlr.

68. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** u. c. Erster Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Dreizehnte Lieferung. (Zwischenbuch — Wahlpredigten.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr. Der erste bis sechste Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammen genommen für ermdigten Preise 20 Thlr. 20 Ngr. Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** u. c., auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammen genommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzelne kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

69. **Koenig (G.), König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. In drei Theilen. Dritter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 5 Thlr.

**Heinrich Koenig**, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschriftsteller, tritt in diesem seinem neuesten Romane im Rahmen der schwachen Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungsreiches Gemälde des Hof- und Lebenslebens unter **König Jerôme** in Kassel: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffes liegt. Alle Anzeichen damaliger Zeit kommen zu Wort, und eine Galerie historischer Personen vertreten die idealen Gesichtspunkte jener schweren, schicksalvollen Tage, deren Zeugen noch nicht ausgeschlossen sind.

Dieser Roman bildet zugleich den 2. — 4. Band der „Gesammelten Schriften“ **Heinrich Koenig's**, die mit der zweiten Auflage der Novelle „**Regina**“ begann, einer durch künstlerische Kunst und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifende Darstellung ausgezeichneten Hergeschichte. Die meisten übrigen Romane **Heinrich Koenig's** erschienen früher in demselben Verlage. „**Berouka.** Eine Zeitgeschichte“ (2 Theile, 1844, 3 Thlr.) bildet ein würdiges Seitenstück zu „**Regina**“. Ebenso die Novelle „**Spiele und Liebe**“ (1849, 1 Thlr. 18 Ngr.). **Koenig's** erster Roman „**Die hohe Braut**“ (2. Auflage, 3 Theile, 1844, 5 Thlr.) hat das Verdrängen der französischen Revolution in die Kreise des sassen Lebens zum geschichtlichen Hintergrund. „**Die Waldenser**“ (2 Theile, 1850, 4 Thlr.) greifen in das Mittelalter zurück und schildern die Verdrängnisse „deutscher“ Waldenser. Der Roman „**Willi am Schatzspeere**“ (2. Auflage, 2 Theile, 1850, 3 Thlr.) hat anerkanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung **Shakespeare's**, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. „**Die Gladiatoren in Mainz**“ (3 Theile, 1847, 5 Thlr.), wo **Koenig's** bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane, sind ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Söhne und Bewegung einer der Gegenwart nachfolgenden und verwandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergibt. Endlich die Schrift „**Kuch eine Jugend**“ (1852, 1 Thlr. 22 Ngr.) enthält in anziehender Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlage von **Gebrüder Kog** in Dessau erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu beziehen:

## Hundert Fabeln.

Nach  
**P. LaChambeaudie.**

Von  
**Ludwig Pfau.**

Eleg. cartonnirt 20 Sgr.

LaChambeaudie, der zwei mal von der pariser Akademie gekrönt wurde und von dessen Fabeln gegenwärtig die zwölfte Auflage erscheint, war bis jetzt in Deutschland nicht einmal dem Namen nach bekannt. In Frankreich sind die ebenso geistreichen als gebiengen Dichtungen dieses Schriftstellers in den Händen von Jung und Alt, und wir glauben daher dem Dank des deutschen Publicums zu verdienen, wenn wir es mit diesem Nachfolger Lafontaine's bekannt machen, der seinen Vorgänger in mancher Beziehung übertrifft. Seine Fabeln sind in Stoff und Anwendung neu und originell und beruhen auf jener echten und großartigen Sittlichkeit, welche der Poesie zugrunde liegt. Sie bemächtigen sich der Ideen und Gegensätze, welche unsere Zeit bewegen, und führen diese in sinnreicher Verkleidung, in der mildernenden Hülle der Fabel dem Leser vor.

Die deutsche Bearbeitung, welche eher eine Nachdichtung als eine Uebersetzung genannt werden muß, übertrifft noch in vielen Stücken das Original, eine Behauptung, welche die Vergleichung der beiderseitigen Texte rechtfertigen mag. Für geeignete Ausstattung hat die Verlags-Handlung das Ihrige gethan.

Soeben wurde von mir versandt und ist in allen Buch- und Antiquarhandlungen des In- und Auslandes gratis zu haben:

**Bibliotheca Jo. Chr. G. Richteri.** — Verzeichniß der von Herrn Dr. Joh. Chr. G. Richter hier hinterlassenen Bibliothek, enthaltend sehr werthvolle Bücher (aus fast allen Fächern der Literatur, namentlich im Gebiete der Literaturwissenschaft, Theologie, Philosophie, Belletristik, vor Allem aber aus dem der klassischen Philologie), Manuscripte, Kupferstiche und Autographen, welche am 4. Februar 1856 u. f. T. hier öffentlich versteigert werden soll.

Diese Bibliothek ist reich an literarischen Seltenheiten, sowie den schönsten und kostbarsten Drucken. Literaturfreunde und Bibliothekvorstände werden umso mehr auf den Katalog aufmerksam gemacht, als in Provinzialstädten dergleichen bedeutende und werthvolle Bibliotheken nur selten zur Auction kommen.

Nordhausen, im November 1855.

**Adolph Büchting.**

**Ältere Auflagen des Conversations-Lexikon** werden von der Verlags-Handlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage umgetauscht. Bei portofreier Einsendung einer ältern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thlr. erfolgt die frankirte Uebersendung der zehnten Auflage, welche im Subscriptionspreise 20 Thlr. kostet.

Ausführlichere Auskunft wird auf portofreie Anfragen von per Verlags-Handlung franco ertheilt.

## Weihnachtsgeschenke.

II. Auflage gebunden und broschirt. Wurde soeben complet!

Bei **Friedr. Rudw. Herbig** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorrätig

**Schmidt, Julian**, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Zweite, durchaus umgearbeitete, um einen Band vermehrte Auflage. Drei Bände. Gr. 8. Eleg. geb. Preis 6 Thlr. 20 Ngr. Geb. 7 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat sich bemüht, was vom Ausbruch der ersten französischen Revolution bis auf unsere Tage in der deutschen Literatur Bedeutendes geleistet ist, in einem Gesamtbilde und mit einer Ausführlichkeit darzustellen, daß auch der minder Kundige daraus eine Vorstellung gewinnen soll. Daneben hat er mit Ernst und Consequenz den wechselnden Erscheinungen gegenüber das sittlich-religiöse Grundprincip des deutschen Lebens vertreten.

Für die Besitzer der ersten Auflage dieses Werkes sind die circa 18 Bogen als ganz neu unter dem Titel „*Deutscher und Franzosen im Jahre 1794—1806*“ besonders abgedruckt und können zum Preise von 1½ Thlr. bezogen werden.

## Festgeschenke.

**Undine.** Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Neunte Auflage. Illustrierte Ausgabe. Mit einer Biographie, Porträt und Facsimile des Dichters. Gr. 8. In eleg. Umschlag 2 Thlr.; in reich vergoldetem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr. 20 Sgr. — Volksausgabe. 8. Geb. 15 Sgr.

„Das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie, durchdrungen von dem Zauber einer begeisterten Natur.“

Schwarz und Kupfer, Begleiter durch die deutsche Natur.

**Kater Murr.** Lebensansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Krämer in zufälligen Notulaturblättern. Herausgegeben von E. C. A. Hoffmann. Dritte Auflage. Zwei Theile. Gr. 16. Eleg. geb. (zusammen 30 Bogen) 10 Sgr.; in engl. Einbande 17½ Sgr. desgleichen mit Goldschnitt 20 Sgr.

Hoffmann's Meisterwerk zu einem beispiellos niedrigen Preise bei eleganter Ausstattung.

**Luise,** Königin von Preußen. Zweite Auflage. 1849. Gr. 8. Geb. 2 Thlr. 10 Sgr. — Volksausgabe. 1851. 8. Geb. 20 Sgr. Bd. 1 Thlr., mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

**Dainos.** Litanische Volkslieder, überaus neu. G. H. F. Hesselmann. Volksausgabe. Eleg. cart. mit Goldschnitt. 1 Thlr. Berlin.

**Ferd. Hammer's Verlagsbuchhandlung.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Weidmann.** — Druck und Verlag von **H. W. Brockhaus** in Leipzig.

# Blätter

für

## literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 50.

13. December 1855.

Inhalt: Thomas Carlyle und seine Schriften. — Wie ein Theaterdirector Millionär wird. — Aus Paris: Zwölfter Band von Thiers' Geschichtswerk; Laboulaye's Geschichte der Vereinigten Staaten; Eine neue „Histoire universelle“; Schriften auf Anlaß der Kunstausstellung; Lamennais' nachgelassene Werke; Literarische Miscellen. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Thomas Carlyle und seine Schriften.

Unter den Schriftstellern der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart nimmt Carlyle eine ebenso hohe als eigenthümliche Stellung ein. Deutschland ist seinen Verdiensten in der englischen Literatur ganz besondern Dank schuldig, da er es vor Allen war, welcher durch genaue Kenntniß der deutschen Literatur und durch die dauernde Liebe zu ihr, Jahrzehnte erst ohne besondern Erfolg, aber endlich mit Glück, Verständigung und Würdigung derselben in England anbahnte und begründete. Dies hat für uns um so größern Werth, als er von der Literatur die höchsten Begriffe hat und an sie die gediegensten Ansprüche macht.

Schriftsteller sind — wie er sagt — ein ewiges Priestertum, welches von einem Zeitalter zum andern die Gottheit immer reiner und tiefer offenbart. . . . In dem wahren literarischen Manne — fügt er hinzu — ist immer etwas Heiliges, mag es anerkannt sein oder nicht: er ist das Licht der Welt, der Priester der Erde, um deren Bewohner wie eine heilige Feuersäule durch ihre dunkle Pilgrimschaft zu führen.

Damit ist im Allgemeinen auch sein Ideal als Schriftsteller gegeben. Es kam ihm durch ein langes Leben und lange unverstandenes und selbst verhöhtes Streben hindurch immer darauf an, öffentlicher Lehrer und Instructor zu sein, die Wahrheit und das Schöne zu erforschen und auszusprechen. Mit naiver, heiliger Ueberzeugung hält er daran fest, daß Alles, was wahr, schön und gut sei, auch gedeihen, gelingen und siegen müsse, daß jeder Mensch, selbst der schlechteste, die Wahrheit liebe und ehre und, willig oder unwillig, sein Leben und seine Handlungen nach ihr richten müsse. Zu lehren, zu zeigen, zu erzwingen, was wahr, gut und schön ist, macht deshalb, nach Carlyle, den eigentlichen Beruf des Schriftstellers aus. Unter Wahrheit versteht er die natürlichen und moralischen Bedingungen, unter welchen Sachen und Personen entstehen, bestehen und vergehen, die Natur- und Gottesgesetze. Die Art und Weise, die Mittel, wie Wahrheit erkannt, gelehrt, gezeigt und lebendig gemacht wird, hat ihre verschiedenen Formen in

1855. 60.

Sprachen, Künsten und Wissenschaften, aber unter allen Bedingungen bleibt es der Beruf des Schriftstellers, sie für seine Zeit in möglichst verständlicher und schöner Form zu offenbaren, um so den möglichst großen Erfolg in Verwirklichung des Wahren und Schönen zu erzielen. Hier besteht er besonders darauf, daß man sich vor allem des Lebens und der Thaten großer, edler Männer der Geschichte bedienen müsse, um in dem lebenden Geschlechte Thatkraft, Feuer und Begeisterung für das Wahre und Schöne zu entzünden, worin er praktisch mit Macaulay übereinstimmte und zusammenwirkte, so verschieden sonst auch beide Männer sind. Daher seine Doctrin der Heroenverehrung, des „Cultus des Genius“, wie sie vor mehreren Jahren ein deutscher Schriftsteller foderte. Dabei inspirirt ihn ein fester Glaube an „das Unsichtbare“, den er auch von Allen fodert, die Geist haben und geben wollen. „Das Unsichtbare“, d. h. die Unendlichkeit des Wahren und Schönen, welches auch die modernen, materiellen Männer der Naturwissenschaften unbilliglich anerkennen, indem sie Ursachen, die sie nicht kennen und die über ihre „Hebel und Schrauben“ hinausliegen, „Kraft“ u. s. w. nennen, die Verehrung alles Hohen und Hehren, „die unendliche Bedeutung der Pflicht“, die Würde und Gotterfülltheit des menschlichen Lebens, der Fluß der Zeit in das Meer des Ewigen, die ewige Fortentwicklung menschlichen Thuns und Denkens, des guten und bösen, das sind im Allgemeinen die allerdings nicht neuen Kategorien, auf welchen sich Carlyle's schriftstellerische reiche Thätigkeit bewegt. Und darin würde eben kein besonderes Verdienst liegen, wenn es in schriftstellerischer Thätigkeit nur eben auf Sachen, auf neue Sachen ankäme. Die Form, der Stil, die Wärme, die Ehrlichkeit und bis ins Greisenalter fortflammende Begeisterung, das sind die Verdienste, welche Carlyle über ganze Heere neuer und pikanter, ideell productiverer Schriftsteller erheben. Wie er eine ganz von dem englischen conventionellen Schnitt abweichende, „auf eigenem Grunde“ stehende Persönlichkeit ist, trat er den Engländern auch seit mehr als 20 Jahren schriftstellerisch als

126

Original gegenüber. In seiner Häuslichkeit, seinem Studirzimmer, seinem Gespräch, in der Art, wie er zwischen chaotischen Massen von Büchern und Papier und Kleidungsstücken studirt und dazu aus einer langen Pfeife raucht, in seiner muskigen Erscheinung erinnert er durchaus an den deutschen Professor und Gelehrten „von Fach“, nur daß er in seiner Wärme und Lebhaftigkeit für alles geistige Leben um ihn herum bis in die weiteste Ferne zugleich auch gegen alle weitem Vergleichen Protest einlegt. Als wesentlich deutsch in seiner Denk-, Dictions- und Dichtungsweise stieß er während der ersten zehn, zwölf Jahre seiner schriftstellerischen Thätigkeit auf Kälte, Unverständnis, schmerzhafte Kritik wegen seiner abstrusen deutschen Tiefe und Ehrlichkeit; oder auf Hohn und Verleumdung, daß gar kein Sinn in seinem unverständlichen Büchern sei. Neuerdings hat man angefangen, ihn ernstlich zu studiren, und versucht, ihn kritisch zu würdigen. Die Bildung, die dazu gehört, ihn zu würdigen, mußte er erst selbst schaffen, wie dies jeder originelle Geist thun muß. Diese Bildung, dieser Geschmack für deutsches Denken und Dichten ist in England von verschiedenen Seiten her angelegt, cultivirt und begünstigt worden, durch nichts und Niemanden aber so gründlich und ehrlich, so ausdauernd und seelenvoll, als durch Carlyle. So sieht man ihn denn auch eine immer anerkanntere Stellung unter den wirklich populären Autoren Englands einnehmen. Die Kritik hat sich öfter Mühe gegeben, ihn zu begreifen und zu würdigen, doch arbeitet sie immer noch daran, ein richtiges Endurtheil herauszubringen. Ein Artikel von John Sterling im „London and Westminster review“ kommt unserer Meinung nach einer richtigen Würdigung am nächsten. Doch ist schwerlich zu hoffen, daß eine so umfang- und inhaltsreiche selbständige Thätigkeit eher in die rechte Stellung kommen werde als nach dem Tode des Autors, wie dies bisher allen „Großen“ in dieser Sphäre passiert ist. Nichtsdestoweniger ist es ganz natürlich und gerecht, daß Zeitgenossen verfassen, Lebende, die in der Breite des Volks anerkannt sind und wirken, zu begreifen und daran zu arbeiten, daß ihnen vor ihrem Tode noch möglichst Gerechtigkeit widerfahre. Wir können uns hier nicht auf die Controversen einlassen, welche in England zwischen seinen Bewunderern und Spöttern lange Zeit lebhaft geführt wurden: unsere Absicht ist nur, von seinen Werken Rechenschaft zu geben und deren Inhalt und Pathos so ehrlich als möglich anzudeuten.

Carlyle fing seine schriftstellerische Thätigkeit 1824 mit Uebersetzung von Goethe's „Wilhelm Meister“ an. Dann arbeitete er drei Jahre an einer großen Anthologie der deutschen Literatur, welche 1828 in vier Bänden unter dem Titel „German romance“ erschien. Sie enthält übersetzte Proben aus den verschiedenen Werken deutscher Dichter mit Commentaren und biographischen Skizzen und ist als der erste würdige Anfang der Vertretung deutscher Poesie in England zu betrachten. Seine ersten Originalarbeiten waren Beiträge für die „Edinburgh review“. Später wurde er einer der produktivsten Mit-

arbeiter an „Fraser's magazine“, „Foreign review“ und gelegentlich „Westminster review“. Eine Sammlung der bedeutendsten dieser Beiträge erschien 1839 in fünf Bänden unter dem Titel „Critical and miscellaneous essays“, eine zweite, vermehrte Auflage davon 1842 und seit der Zeit eine dritte in vier größern Bänden.

Diese Schriften zusammen bilden vielleicht die bedeutendsten Schätze aus den in England wichtigen Monats- und Vierteljahrschriften für die Kenntniß der Entwicklung des geistigen Lebens und des Einflusses, den die deutsche Literatur auf dasselbe gewann. Indem wir sie näher betrachten, wollen wir sie der Bequemlichkeit wegen in literarische Kritiken, sociale und moralische Abhandlungen und kritische Biographien einteilen. Vielleicht überzeugen sie uns, daß das englische Urtheil über dieselben, wie es neuerdings ausgesprochen ward, Carlyle habe in diesem Departement der literarischen Kunst keinen lebenden englischen Schriftsteller über sich, nicht übertrieben sei, obwohl hier Jeder an Macaulay denken wird, dem wir aber nur äußerlich, in dem Zauber seiner Form, eine Ueberlegenheit zugestehen können.

Die literarischen Kritiken bewegen sich größtentheils in begeistelter und gründlicher Abhandlung über deutsche Dichter und Schriftsteller. Es ist, wie gesagt, Carlyle's Hauptverdienst, England zuerst mit der deutschen Literatur umfassend, energig und wirksam bekannt gemacht und die zum Theil ganz albernen Vorurtheile gegen dieselbe zerstört zu haben. Im Jahre 1827 trat er mit seiner ersten Verteidigung der deutschen Literatur hervor. Er ließ alle größern Schriftsteller, welche in den letzten 50 Jahren sich geltend gemacht, Revue passieren, um an ihren Personen und Schriften nachzuweisen, wie grundlos und albern die englischen Vorstellungen von ihnen, von ihrem „Mysticismus“, ihrem „schlechten Geschmack“ und ihrer — „Armuth“ seien. Es hieß damals in England: die deutschen Schriftsteller haben keinen Geschmack, weil sie „arm“ sind. Allerdings haben auch die Engländer viele ihrer besten Dichter verhungern lassen, weil sie „arm“ waren, aber ihnen doch hinreichende Denkmäler gesetzt. Daß sie in barbarischer Rammont-anderei so weit gehen würden, öffentlich den Gedächtniß zu einem Kriterium für den Geist einer ganzen, großen, überlegenen Literatur, zu einem ästhetischen Dogma zu erheben, müßte uns heute unglaublich erscheinen, wenn wir nicht in der edeln Entrüstung Carlyle's gegen dieses Dogma den besten Beweis dafür hätten. Carlyle untersucht dabei das Wesen des Geschmacks selbst und seine Beziehungen zu Reichtum und Rang, zu poetischer Innerlichkeit und der Gabe, Schönheit und Wahrheit zu empfinden und darzustellen. Wir geben hier einen Theil dieser Stelle theils wegen ihres eigenen Werths, theils als eine Probe des Jugendsinns Carlyle's, als er die Eigenthümlichkeiten seiner spätern Jahre noch nicht angenommen. Was die Abhängigkeit des dichterischen Geschmacks von den Zufälligkeiten des Rangs und Reichthums betrifft, so leugnet er die ganze Voraussetzung. Er sagt:

Geschmack muß, wenn er irgend etwas über eine arm- selige Kennerchaft hinaus bedeuten soll, zunächst eine all- gemeine Empfänglichkeit für das Wahre, Schöne und Gute mei- nen, einen Sinn, zu unterscheiden, ein Herz, zu lieben und zu verehren alle Schönheit, Ordnung und Gerechtigkeit, von wo sie auch kommen und in welcher Form und Umgebung sie auch erschei- nen mögen. Sicherlich schließt dies als erste Bedingung durchaus keinen bestimmten Rang im Besitz und in Gesellschaftsklassen ein, wol aber einen sorgfältig und fein ausgestatteten Geist, der sich zur Harmonie mit sich selbst geläutert, zur Schärfe und Rich- tigkeit der Anschauung, entzündet zur Liebe und großherzigen Bewunderung. Ist Cultur dieser Art ausschließlich in höhern, reichern Ständen zu finden? Sie kommt unserer Ansicht nach weniger von außen als von innen — in jedem Lebenskreise. Die Reize der Natur, die Majestät des Menschen, der unendliche Liebreiz der Wahrheit und Tugend verbergen sich nicht dem Auge des Armen, sondern dem Auge des Eitelten, Verdorbenen, Selbstsüchtigen, mag er reich oder arm sein. Das ist unsere Hypothese. Wie steht es mit den Thatfachen? Stehen Eleganz und wahre Empfindung, wie sie der Künstler manifestirt, im Verhältniß zu seinem Reichtume und dem Range seiner Be- kanntschaften? Wir meinen nicht. Bessers Geschmack in der Malerei ist z. B. wahrer und feiner als der Claude Lorrain's? Und war er nicht der ärmste Farbenreiber, äußerlich der niedrigste von Dienstboten? Und wo lag Shakespeare's Renten- rolle? Und welcher großmüthige Peer nahm ihn bei der Hand und entsaltete ihm das „offene Geheimniß“ des Universums, ihn lehrend, was schön sei und was nicht? Die Wahrheit der Sage wird sein, daß bei der Cultur eines echten Dichters, Denkers oder andern Künstlers Rang und Vermögen keinen erclu- siven, nicht einmal besondern Einfluß haben. Für praktische Rät- her, Senatoren, öffentliche Redner, politische Autoren mag dies von Belang sein, aber von diesen sprechen wir hier nicht. Wir sprechen von Männern, welche mitten aus den verlegenen und widerspruchsvollen Elementen ihres Alltagslebens sich zur Har- monie und Weisheit herausbilden und diese Harmonie und Weis- heit ihres Innern Andern offenbaren. Für solch einen Mann sind Vornehmheit und Reichtum nur eine Provinz des mensch- lichen Lebens, nichts mehr. Er wird sie studiren wie andere Formen menschlichen Daseins, um sie gelegentlich zu behandeln, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und Belehrung daraus zu ziehen; aber sein Licht wird kommen von höhern Regionen, oder er wird für immer wandern in Finsterniß. Noch viel weniger können wir auf ihn als einen Nieth- ling blicken und seine Dichter- und Künstlertugend von der Bezahlung abhängig machen. Hinterwiegend ausgestattet aus sei- nem Innern, bedarf er von außen nur wenig: Nahrung, Klei- dung und eine unverletzte Primat kann er sich leicht im rohe- sten Lande verschaffen. Und dazu kann ihm die Welt wenig geben, solange die gütige Erde um ihn und der ewige Him- mel über ihm sind. Ist er arm? Nun, so waren auch Homer und Sokrates arm, so war es Samuel Johnson, so war es John Milton. Sollen wir ihm seine Armuth zum Vorwurf machen und schließen, daß, wie er arm an Geld, er auch werth- los sei? Gott bewahre uns vor der Zeit, wenn auch er Reich- thum und Dichtergroße, Geld und Güte für Synonyma hält. Der Geist des Hammon hat ein großes Reich, aber er kann nicht und soll nicht angebetet werden im Allerheiligsten. So, weiß nicht das Herz jedes wahren Jüngers der Literatur, wie be- schränkt auch seine Sphäre sei, diesen Grundsatz instinctmäßig ab, als weder auf sich noch Andere seines Gleichen anwendbar? Ist es nicht vielmehr gerade richtig, daß, wie d'Alembert sagt, für jeden literarisch schöpferischen Mann, der diesen Namen verdient, Muth und Stichwort Freiheit, Wahrheit und Ar- muth seien, und daß, wenn er die letztere fürchte, er der beiden erstern niemals gewiß sein könne?

Es ist eine Schande für England, das solche noch unsere Begriffe triviale Wahheiten gesagt, kenne

und mit Brissacien belegt werden mußten, daß sie jetzt noch nicht praktische Anwendung finden und Carlyle, der so klar und populär deduciren kann, immer noch bei dem gebildeten Pöbel als „unbegreiflich“ ausgeschrien wird.

Unter den deutschen Dichtern, deren Werke und Per- sönlichkeiten Carlyle durch seine literarischen Kritiken in England eingeführt hat, nehmen Jean Paul, Goethe, Schiller, Werner und Novalis die erste Stelle ein. Sie hat er mit besonderer Ausführlichkeit beleuchtet und mit einer warmen Verehrung empfohlen. Wir finden wol kaum in der ganzen Sphäre der Kritik etwas Gewalt- gereres und Eindringlicheres als diese Carlyle'schen Ab- handlungen. Die zwei Artikel über Jean Paul zaubern den leidenschaftigen Dichter vor uns hin, die ganze Struc- tur seines Geistes und Charakters, sodas uns ein klarer, lebendiger, unvertilgbarer Eindruck bleibt. Er kritisiert nicht mit dem Verstande; er ist lebendig, malerisch, be- reibt in dem ganzen Ernste des Herzens, das Begreifbare und Gefühlte auch Andern mitzutheilen.

In allen seinen kritischen Operationen bekundet er stets die tiefste Sympathie mit seinem Objecte; alle Licht- und Schattierungen des Charakters, den er unter- sucht, alle bedeutenden Facta in seinem Bildungs- gange, die einflussreichsten Zufälle von außen werden herausge- hoben und Alles zusammen zu einem Gemälde voller Interesse und Schönheit abgerundet. Dabei verliert er sich nie in allgemeine Betrachtungen, wie sie etwa auch auf andere Dichter passen könnten, sondern Alles bezieht sich ursprünglich und speciell nur auf die behandelte Indi- vidualität.

Der Dichter, welchen Carlyle mit der höchsten Ver- ehrung am ausführlichsten darzustellen sucht, dem er die erste Stelle unter allen Größen des Jahrhunderts ein- räumt, ist Goethe. Er widmet ihm in seinem *Miscellaneous* nicht weniger als fünf umfangreiche Abhandlungen, größ- tentheils Darstellungen seines Lebens und Charakters, und nur da mit übersehten Proben aus seinen Werken, wo sie zur Illustration der Persönlichkeit dienen. England verdankt fast nur diesen Abhandlungen das Maß der Kenntniß und richtigen Beurtheilung Goethe's, so popu- lär auch der „Faust“ im Original und in zahlreichen Uebersetzungen seitdem geworden sein mag.

Von der Art und Weise, wie Carlyle Goethe auf- faßt und darstellt, finden wir in der Abhandlung, die er über seinen Tod 1832 schrieb, eine charakteristische Probe, die im Allgemeinen und mehr oratorisch enthält, was er anderweitig specificirt und begründet:

Man sagt in der Regel von Goethe, er habe eine neue Epoche in der Literatur hervorgerufen. Das ist richtig: ein neues, poetisches Zeitalter begann mit ihm, dessen Ziel und Tendenz noch immer weit über unsern Gesichtskreis hinausliegt. Das ist richtig und zwar in einem viel tiefern Sinne, als man gemeinhin glauben mag. Wäre der Dichter bloß ein angeneh- mer Sängler, unterhaltend das Ohr des Müßigen, und ein nam- hafter Dichtender, der seinen angenehmen Sang nach neuen Me- lodien fänge, wir würden ihn und seine Leistungen sehr unbedeu- tend finden. Aber dieser Mann war, wie Vielen bereits nicht

unbekannt sein wird, ein Dichter in einem Sinne, wie dieses Geschlecht noch keinen erfahren sah; eine Messgeringung in dieser Generation, an deren Existenz und Möglichkeit man erst glauben lernen muß. Der wahre Poet ist immer, wie in alten Zeiten, der Seher, dessen Auge bevorzugt wird, die göttlichen Geheimnisse des Universums zu erschauen und einige neue Seiten der himmlischen Schrift zu entziffern. Wir nennen ihn deshalb immer noch mit Recht vates, Seher, denn er sieht in das größte aller Geheimnisse hinein, das „offene Geheimniß“; verborgene Dinge werden ihm klar; wie die Zukunft nur eine Phase der Gegenwart und beide Phasen des Ewigen sind. Dabei sind seine Worte wahrhaft prophetische Wahrheit; was er gesprochen, soll That werden. Als Seher ist er auch Der, welcher die Bedürfnisse und Ideale der Zeit erkennt und zum Worte bringt. Niemand hat dies mit solchem umfassenden, tiefen und weiten Blick und in so dichterischer Weise vermocht als Goethe.

In Darstellung von Goethe's Verhältnisse zur Zeit sagt er:

Er war übervoll von dem Skepticismus, der Bitterkeit, Hohlheit und den tausendfältigen Widersprüchen seiner Umgebung, bis es ihm das Herz brechen wollte; aber er kämpfte und überwand und erhob sich siegreich mannichfaltig in Wort und That, um Andern zu zeigen, die nach ihm kämpfen und leiden, wie sie das Gleiche zu vollbringen haben. Ehre Dem, welchem es zuerst gelang, durch das Unwegsame eine Bahn zu brechen. Das ist in der That das Verdienst jedes großen Mannes, ja jedes edeln Menschen, denn Niemand kann auf den Titel edel und groß Anspruch machen, der nicht wagte, als ein Märtyrer, als spiritueller Held sich vom Geiste in einen noch nicht erforschten Abgrund treiben zu lassen für unsere Befreiung und Erlösung. Der Abgrund, in welchen sich Goethe wagte, den er bis ins Tiefste untersuchte, zugänglich und bewohnbar machte, war der größte und gefährlichste von allen, der alle andern einschließt: die ganze zerrissene Existenz des Menschen im Bereiche des Abfalls vom Geiste. Wer auch in diesem Bereiche lebt, wer auch mit Ernst und Hingebung sich bemüht, in diesem Elemente des Wahnsinns weise zu leben, wird gewiß nur zu gut wissen, was dies für ein Unternehmen war, und für den ausgewählten Mann unserer Zeit, der darin kämpfen und siegen konnte, eine um so höhere Verehrung hegen und eine Dankbarkeit, wie sie keinem Andern zukommen mag.

Goethe's Werke helfen

ein glorreicher Bericht, worin Jeder, der sich und die Welt verstehen lernen will, Jeder, der da ringt, aus der Finsternis zu entkommen in das Licht, das Jeder zum Leben bedarf, lange mit steigender Dankbarkeit studiren wird. Die ganze chaotische Zeit, was sie gelitten, erreichte und erstrebte, steht hier klar herausgebildet, erläutert, geläutert und veredelt zu poetischer Wahrheit. . . . Wunderbar, die Ruinen und der zu Asche gewordene Staub der antiken Welt, ihrer Institutionen, Religionen, vergessenen edeln Bestrebungen stehen hier, wieder ins Leben gerufen durch den Athem des Genius, in neuem Zusammenhange und neuer Vereinigung mit der neuen Zeit. Das künstlerische Genie wirkt schöpferisch und bewältigend durch die ganze Masse hindurch. Das Chaos, in welches das 18. Jahrhundert mit seinen wilden Kriegen von Hypokriten und Skeptikern alle Vergangenheit gestürzt hatte, fängt hier wieder an eine neue Welt zu werden. Das Höchste, was von einem geschriebenen Buche jemals gesagt werden konnte, muß von Goethe's Werken gelten: in ihnen athmet eine neue Zeit, die Prophetie und das Beginnen einer neuen Welt. Der Grundstein eines neuen socialen Gebäudes für die Menschheit ist hier gelegt, fest, wie im Anfange, auf Naturfelsen. Wir sehen die sich weit ausdehnenden Spuren eines Grundplans, welchen künftige Jahrhunderte erweitern, verbessern und verwirklichen mögen. Diese Sprache mag Manchem seltsam erscheinen; doch sind es keine leeren Uebertreibungen, sondern Ausdruck eines

Staubens, der nicht mehr von gestern ist. Wenn Goethe vielleicht von einer andern Generation durchdacht und studirt worden sein wird, werden sie nicht mehr befremdlich erscheinen.

Wir sehen hier soviel, daß wir ohne weiteres nachlesen und Citiren uns eine Vorstellung machen können, wie und auf welcher Grundlage Carlyle unsern Goethe verehrt, ihn zu begreifen und den Engländern zugänglich zu machen sucht. Nach unsern kritischen Begriffen ist allerdings viel Phrase und Pathos darin, ohne daß wir die philosophische Grundlage finden, die in Deutschland jeder Privatdocent, welcher über den „Faust“ Vorlesungen hielt und schrieb, haarscharf bis ins Heptenmalteins durchzuführen sich befleißigte; aber was die praktische Wirkung dieser oratorischen Betrachtungs- und kritischen Weise betrifft, kann man wol kaum eine wirksamere nachweisen: Goethe's „Faust“ ist einer der populärsten Schätze des civilisirten England und vielleicht populärer als in Deutschland.

Auf die Kritiken und Charakteristiken anderer deutscher Schriftsteller wollen wir uns hier nicht einlassen, insofern sie nicht ganz wesentlich zur Charakteristik Carlyle's beitragen und nur bestätigen, was wir über ihn im Allgemeinen gesagt haben. Nur in Bezug auf Novalis ein Wort. Man erwähnt ihn in Deutschland heutzutage wol beiläufig mit Achselzucken als einen Schwärmer und Mystiker und rechnet der Bequemlichkeit wegen Carlyle gleich mit dazu, um zu beweisen, welcher höhern Standpunkt man jetzt einnehme, obgleich in Deutschland gerade die durchgebildetsten Philosophen bewiesen haben, daß mehr Wis und Wissenschaft dazu gehört, die wirkliche Wahrheit und Weisheit solcher „Mystiker“ zu begreifen, als sich Philosophen und Gelehrte „von Fach“ träumen lassen. Bei allem Stolz und Ruhme und Reichthume unserer Naturwissenschaften müssen doch gerade die strictesten Männer von Fach auf jeder Seite und in jeder Erklärung zugeben, daß man eigentlich nirgends wisse, wo die Wirkungen, auf welche sie sich als „Gelehrte“ beschränken, ihre „Ursache“ haben, und daß über den Kreis ihres Wissens hinaus noch eben Seiten hin unermessliche und unbegrenzte Gebiete des „Nichtwissens“ liegen. Sie nennen, was sie nicht wissen, „Kraft“ u. s. w., sodas die Kraft der Naturwissenschaften „von Fach“ thatsächlich in „Nichtwissen“ besteht. Wenn sie nun dessenungeachtet über die Bereiche, die bis jetzt über alles Wissen hinausreichen, Urtheile fällen und behaupten: Alles in der Welt ist materiell, und was die Leere Geist nennen, ist auch nur Materie (so für einige sagen: Electricität oder Magnetismus u. s. w.), kann man dies nur eine alberne Annahme nennen. Der Kreis und das Bereich Dessen, was wir bereits wissen, verhält sich zu Dem, was wir noch nicht wissen, wie leicht nur wie ein Sandkörnchen zur ganzen Erde (um im Vergleich sehr klein zu lassen), und doch sagen die Natur von sich, die sich auf einzelnen Theilen dieses Sandkörnchens wichtig machen: Da wir dieses unser Sandkörnchen im Sandfornen genau studirt haben und Versteht darin sind, muß auch Alles, was über dieses Sandkörnchen hinausliegt, ebenso beschaffen, ebenso materiell sein.



und denselben Gesetzen gehorchen, die wir in unserer Existenz gefunden, d. h. zu unserer Bequemlichkeit gemacht haben. Wenn in unserm Sandkornwinkelchen etwas wenig Geist ist wie in unserm Kopfe, kann es nirgends anderswo Geist geben. Das ist der Kern des jetzigen naturwissenschaftlichen Materialismus, dem man das Behagen seiner Geislosigkeit schon gönnen könnte, wenn er sich nicht mit hoffärtiger Anmaßung über Idealkisten, Mystiker, Schwärmer, Gläubige u. s. w. zum Richter aufwürfe. Sie können Gott sei Dank nicht ein Sträubchen von der Strahlenkrone entfernen, welche die Geister umgibt, die da erfahren wollten, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, „schau'n alle Wirkbarkeit und Samen, um nicht mehr nur in Worten zu tramen“, die sie studiren und zu begreifen suchen und sich in Liebe und Verehrung dem Schwärmer hingeben, der in die tiefsten Tiefen und fernsten Fernen der unendlichen Natur zu schauen versuchte und zu schauen verstand.

Die Carlyle'schen „Social and moral essays“ geben sich in zwei Hauptabtheilungen: „Signs of the times“ und „Characteristics“. Erstere, die „Zeichen der Zeit“, wurden schon 1829 geschrieben. Der jugendliche „Idealist“ klagt hier in leidenschaftlicher Beredsamkeit und poetischem Ingrimm über die materielle und utilitarische Richtung der Zeit, zuweilen mit malerischer Wahrheit und im besten Humor.

Unser Zeitalter ist kein heroisches, kein gläubiges, kein philosophisches, kein moralisches. Es ist das Zeitalter der Maschinerie in jedem innerlichen und äußerlichen Sinne des Worts, das Zeitalter, welches mit seiner ganzen ungetheilten Macht die große Kunst, Mittel Zwecken anzupassen, befördert, lehrt und ausübt. Man thut jetzt nichts mehr direct oder mit der Hand, sondern Alles nach Absichten und berechneten Erwägungen und Plänen. Hat irgendein Mann oder eine Gesellschaft von Männern eine Wahrheit auszusprechen, so können sie niemals ohne weiteres damit hervortreten und mit den bloßen natürlichen Organen dazu, sondern sie müssen erst ein öffentliches Meeting berufen, Comités ernennen, Prospekte drucken lassen und herausgeben, ein Festessen genießen, kurz, sie müssen eine Maschinerie dazu konstruiren oder borgen, um vermittels derselben zu sprechen und zu handeln. In ähnlicher Weise hilft dem einzelnen Individuum die natürliche Kraft gar nichts mehr. Kein Mensch bildet sich mehr ein, daß er als einzelnes Individuum und einzelhändig ohne mechanische Hülfe das armseligste Ding machen und durchsetzen könne; er muß eine bestehende Corporation oder Capitalistengesellschaft für sein Interesse gewinnen und sein Feld mit deren Dösen pflügen. Leben in unserer Zeit heißt, sich mit einer Partei vereinigen oder eine machen. Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Alles hängt von Maschinerie ab. Das Uebel liegt nicht sowohl in der Vielfältigkeit und Verwickelung materieller Instrumente, insofern diese als Mittel zu nützlichen und wünschenswerthen Zwecken dienen, sondern in der Thatfache, daß dieselbe mechanische Bequemlichkeit nicht nur unsere Handlungen, sondern auch unsere Gedanken und Gefühle regulirt. Die Menschen sind mechanisch geworden in Haupt und Herz und Hand. Sie haben den Glauben in ihre persönlichen Bestrebungen verloren, in jede natürliche Kraft. Nicht für innere Vervollkommenung, sondern für äußerliche Combinationen und Arrangements, für Institutionen, Constitutionen, für Maschinerie der einen oder der andern Art hoffen und kämpfen sie. Diese Richtung läßt sich in allen großen Manifestationen unserer Zeit nachweisen, in ihrem intellectuellen Aussehen, den Studien, die sie am mei-

sten begünstigt, und in der Art, wie sie dieselben macht und führt; in ihrem praktischen Aussehen, in Politik, Künsten, Religion und Moral; in allen Duellen und Stürmen ihrer geistigen und materiellen Thätigkeit.

Wir sehen, daß er Mechanismen und Maschinerie nicht, insofern sie „nützlichen und wünschenswerthen Zwecken dienen“, verdammt, sondern in ihrer Ueberwucherung des persönlichen, moralischen Manneswerths und des geistigen Lebens. Und so besteht er im Verlaufe des Werks immer ernster und edler und eindringlicher auf praktischer und factischer Anerkennung und Selbstermächtigung der „mechanisch“ von allen Kängeln gepredigten Wahrheit, daß der Mensch in sich selbst nach Vervollkommenung und Vervollkommenung streben, jeder Mann „ein ganzer Mann“ sein und sich Schätze sammeln solle, denen die Diebe nicht nachgraben und die weder Motten noch Rost fressen. Carlyle hofft und sieht schon „in andern Ländern“ das Morgenroth einer bessern Zeit aufsteigen, wenn Maschinerie nicht mehr unser Meister, sondern unser allerunterthänigster Diener sei und der Geist und der persönliche Mannes- und Frauenwerth sich mit Ehren und Freuden wieder als solche zeigen können.

Eine Welt zu reformiren — so schließt er —, eine Nation zu reformiren, wird keinem verständigen Manne einfallen, da alle, außer den Narren, wohl wissen, daß die einzige solide, obgleich viel langsamere Reformation nur daraus hervorgeht, daß Jeder in sich selbst männlich zu beginnen, zu arbeiten und zu vollenden weiß.

Die „Characteristiken“ sind vielen Kritikern lange ein Räthsel gewesen. Auch seine Leser und Freunde wußten nicht immer recht, was sie dazu sagen sollten. Sehen wir zu, was wir herausfinden. Er fängt mit einem medicinischen Aphorismus an: „Der Gesunde weiß nichts von seiner Gesundheit, sondern nur der Kranke.“ Auf Grund dieses Textes kanzelt er die Hauptkrankheit unserer Zeit, die eitle Einbildung auf persönlichen Werth, die „self-consciousness“ herunter. Wie man im gesunden Zustande weiter keine Nothiz von dem Wirken unsers Systems nimmt, so bildet sich auch der gesunde Geist nichts Besonderes auf seine moralischen, intellectuellen und wol gar körperlichen Vorzüge ein. Alles geht seinen natürlichen Weg ohne unser Zutun und bringt Ergebnisse, wie sie sich eben von selbst verstehen. Alle großen und guten Thaten sind deshalb freiwillig, naturwüchsig, keine Berechnung. Deshalb sagt auch Goethe ganz bezeichnend: „Man merkt die Absicht und man wird verstümmt.“ Ja nach Carlyle ist selbst das gesunde Denken unbewußt; das Denken über das Denken, das Reflectiren und „sich Gedanken machen“ sicherlich ein krankhaftes Symptom. Das klingt übertrieben, aber ganz richtig sagt er über die Functionen der Intelligenz: „Das Characteristicum des Richtigen und Rechten ist immer eine gewisse Spontaneität und Unbewußtheit“, und geht so weit zu behaupten: „Des Unrechten sind wir uns immer bewußt, des Rechten nimmer.“ Die Exposition dieser Behauptung ist überraschend, aber confus und voller Widersprüche, wie diese ganze Arbeit, die ihren edeln Inhalt und Zweck gar zu oft durch solche Epigen, wie

die angegebene, verdirbt. Aber voller Reiz bleibt sie doch. Immer schwebt uns, wie ein lichter Geist, die große Wahrheit voran, die er hier sucht und in ihren Spuren überall hin verfolgt, ohne sie selbst finden und von Angesicht zu Angesicht sehen zu können.

Das Genie ist ein Geheimniß für sich selbst; es handelt und schafft aus innerer Fülle der Gesundheit, weil es sein Wesen ist, ohne zu fragen, warum? wie? wozu? ohne sich seines unendlichen göttlichen Inhalts wirklich bewußt zu werden, ohne sich darauf etwas einzubilden. Die Eitelkeit dagegen ist der Lob des Genies, der Fluch und die Lächerlichkeit unserer Zeit, umso mehr, als die „Maschinerie“ keine Helden fabricirt und die Eitelkeit gerade der Purpurmantel des Eigendünkels über innere Leere und Erbärmlichkeit ist.

Dies möchte etwas von der Wahrheit sein, die Carlyle hier verfolgte, aber nicht trifft. Er führt Shakspeare an, „der sich nicht stolz vornimmt, den „Hamlet“ oder den „Sturm“ zu schreiben, sondern ihn schreibt und gar nicht daran denkt, daß darin etwas Ungewöhnliches liegen könne“. Das ist ganz richtig; aber er vergißt hier wohlweislich, seinen Liebling Goethe anzuführen, „den Bewußten und Großen“. Niemand kannte und würdigte sich richtiger als Goethe. Er machte sich nicht selten zum Objecte und studirte und schrieb sich wie einen fremden Helden. Abgesehen von den Epigen, in welche Carlyle hier seine Verdammung der Eitelkeit und die Ehre des bescheidenen, aus innerer Nothwendigkeit und Naivität handelnden und schaffenden Genies hinaufstreift, bleibt das Wesentliche ebenso richtig als kräftig und edel.

Die frühesten Biographien gehören zu Carlyle's merkwürdigsten Productionen. Die hauptsächlichsten illustrierten Persönlichkeiten sind Schiller, Heyne (der Gelehrte), Jean Paul, Diderot, Mirabeau, Graf Cagliostro, Burns, Johnson und Sir Walter Scott. Also eine merkwürdige Auswahl, aus welcher schon allein hervorgeht, wie wunderbar reich und umfassend Carlyle in seiner Sphäre ist. Wie hoch er die Kunst der Biographie stellt, geht schon aus seiner Behauptung hervor, daß man in England, wo die Literatur vielleicht Tausende von Biographien aufweisen kann, außer Boswell's „Leben Johnson's“ keine einzige verdienstliche Biographie habe. Letztere hat ihre Vorzüge in der Genauigkeit von Erinnerungen und der Lebendigkeit von Eindrücken, in der Treue und Sorgfalt der ganzen Erzählung. Carlyle geht nicht auf Miniaturmalerei aus, er zeichnet und malt das ganze innere und äußere Wesen seines Mannes und dringt in seine innersten Gefühle und Gedanken ein, sodaß uns am Ende die dargestellte Persönlichkeit als ein intim Bekanntes vor den Augen des Geistes steht. Er porträirt Seele und Leib mit breitem Pinsel und lebendigem, warmem Ausdruck; er ist graphisch und malerisch. So sind diese Biographien durchweg schöne, abgerundete Kunstwerke von unendlichem Reiz, der umso mehr festhält, als sich in keiner irgendetwas wiederholt und in jeder sich ein abgerundetes, originales Kunstwerk geltend macht. In der That gehörten auch zur Darstellung eines Schiller und Cagliostro, eines Mirabeau und Burns, eines

Johnson und Jean Paul die allerwunderschönsten Bilder und Farben. Ein weiteres Eingehen auf diese Werke würde unsere Darstellung unverhältnißmäßig ausdehnen, sodaß wir uns mit dieser kurzen Hinweisung begnügen müssen, zumal da wir ihnen der Sache nach in dieser Sphäre wieder begegnen.

Sein wunderliches Buch unter dem wunderlichen Titel „Sartor resartus; the life and opinions of Herr Teufelsdröckh“ \*) hat der englischen Kritik und „Lebewelt“ am meisten zu schaffen gemacht und Stoff zu den größten Invectiven gegen den Autor gegeben. Es gab Kritiker, welche darin nichts gefunden als einen „Haufen getronnenen Unsinn“ u. s. w. Erstens war der deutsche Transcendentismus, der unter dem Humor und der Poesie der Sache steht, den Engländern im Allgemeinen ganz unzugänglich, und dann fanden sie es rein narrisch, daß Jemand bei der englischen Art, sich zu kleiden, eine „Philosophie der Kleidung“, als welche sich der Inhalt gibt, schreiben könne. Die Wankmuth erschien es ihnen, unter der Kleidung und in derselben Geschichte der Religion, der Cultur und Civilisation überhaupt finden zu wollen. Ich weiß nicht, ob „Herr Teufelsdröckh“, der Privatdocent auf der berühmten Universität „Weisnichts“, der gewendete Schneider, ins Deutsche übersetzt worden ist, aber er ist ein Mann aus und für Deutschland. Hier wird es genug Privatdocenten geben, die Zeit und Geist haben, ihn in seiner ganzen Fülle und Tiefe zu begreifen und zu würdigen, und so viel allgemeine Bekanntschaft mit den Transcendenten der deutschen Denkweise, daß er sogar in Leibbibliotheken Freunde und Kunden finden wird. „Herr Teufelsdröckh“ ist in seiner Weise ein „Faust“, in welchen ebenfalls eine ganze, reiche, tragische Welt „hineingeheimst“ wird, doch so, daß man sich leichter zurechtfindet als wenigstens im zweiten Theile des „Faust“. Die ganze Zeit mit ihren Verrenkungen, ihren complicirten, modernen Formen von Streben und Thun, ihren wahnsinnigen Zweifeln und dunkeln Idealen, die ganze Confusion und Convulsion des kämpfenden Werdes mit dem tragisch und rücksich gegen seinen Untergang sträubenden Gewordenen und Verlebten, das Ergebniß dieser Gährung: eine herrliche, in der Geschichte beispiellose Wiedergeburt und Läuterung der menschlichen Gesellschaft, Alles findet man reflectirt, verkörpert und ausgearbeitet mit aller Fülle und Grazie, die Philosophie und Poesie allein dem schaffenden und gestaltenden Künstler gewähren können. Unstreitig ist dieses Buch nicht allein Carlyle's schönste und reichste Production, sondern auch eins der interessantesten und gelungensten unsers ganzen Zeitalters. Wer sich die Mühe gegeben, sich genau mit dem Producte bekannt zu machen, ohne durch Mangel an den nöthigen Vorkenntnissen und poetischem Sinne darin behindert worden zu sein, wird diese allgemeinen Worte der

\*) Sartor ist auf Deutsch ein Schneider, resartus = ~~ganz~~ ausgebessert, gewandelt, sodaß „Sartor resartus“ mit „der gewandte“ oder „der gewendete Schneider“ zu übersetzen wäre.

digung noch ziemlich nüchtern finden. Das Werk verdient eine besondere Kritik, die in einer überschüssigen Darstellung des ganzen Wirkens unseres Autors keinen Platz finden würde. Wir erwähnen nur noch, daß wir namentlich ein Loblied auf dieses Buch in einer englischen Sammlung gelesen haben, welche in Wärme und Begeisterung den Carlyle'schen Abhandlungen über Goethe nichts nachgeben mag, sodaß man hoffen darf, man habe auch in England angefangen, „den Haufen geronnenen Unsinns“ etwas genauer zu durchgraben und das Gold darin zu schälen. Dabei bleibt aber für Deutschland immer noch die schöne Pflicht, das wahrhaft deutsch gedachte und empfundene Buch in aller seiner Tiefe und Schönheit würdig und durchaus zu begreifen und zu genießen.

In chronologischer Ordnung folgt jetzt: „Die französische Revolution, eine Geschichte“, die in drei Bänden zuerst 1837 erschien. Unter den vielen Darstellungen dieser Revolution nimmt die von Carlyle eine ganz eigenthümliche originelle Stellung ein. Sie ist ein Epos, ein Drama mit dem übermüthigsten dichterischen Reichthum, ohne den Thatfachen selbst jemals Gewalt anzuthun, sodaß sie zugleich als thatsächlich richtig, als ein historisches Werk gelten kann. Insofern kann man sie mit Schiller's „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ oder dessen „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ vergleichen, nur daß Carlyle seinen Stil und seine Malerei wunderbar den Ereignissen anzupassen weiß, sodaß er tragische Scenen tragisch und komische Episoden mit dem glücklichsten Humor und Spott malt. Das Wilde, Blutige, Leidenschaftliche, Dialektische des ganzen Processes klingt in einem brennenden, leidenschaftlichen, oft unruhigen und zerrissenen Stille wieder, sodaß wir in der eigensinnigen, capriciösen, stark aufgetragenen Malerei gleichwol den ganzen gewaltigen Strom furchtbarer Ereignisse plastisch hervortreten sehen. Seine Passion und sein Talent für Heroismus macht sich hier in Ausmalung und Untersuchung eines Danton, eines Mirabeau auf eine glänzende Weise geltend. Mit Emphase und Begeisterung hebt er jede große und edle That aus dem blutigen Wirrwarr hervor. Manchmal wird er zu phraseologisch, zu poetisch schwülftig, aber nirgends verliert er sich so weit, daß er den Geist der ganzen Tragödie, die Dialektik, welche die Revolution hervortrieb, durcharbeitete und wieder begreift, nicht wiederfinden sollte. Mit prophetischer Feierlichkeit erhebt er sich am Ende seines Werks, um zu richten und zu verkündigen, wie ein Gott, der ganz unparteiisch ist, aber in seinem theologischen Geschmacke sich etwas in seiner Philosophie der Geschichte vergibt. Populär ist das Werk nicht geworden, da es nur Denen genießbar ist, welche mit einer genauen Kenntniß der äußerlichen Facta überhaupt viel sprachliche und ästhetische Bildung und ein Auge „für große, historische Malerei“ verbinden.

Populärer, obwohl in seiner Weise am excentrischsten, ist das brillante, gedankenreiche Werk: „On heroes, hero-worship and the heroic in history“, sechs gedruckte Vorlesungen, die zuerst 1840 in London gehalten wurden.

Carlyle bringt hier zur Büste, was in seinen literarischen Kritiken ausgekiet war, die Herovenerehrung, den „Cultus des Genius“. Unter dem Helden versteht er den Mann von großem, originalem Genies, von überlegener Geisteskraft, von schöpferischer Idee und That, der sein höheres Denken und Thun, seine neuen Schöpfungen seiner und künftiger Zeit als ihr verwirklichtes Ideal, als höhere Stufe in der menschheitlichen Entwicklung entweder geistig oder mit äußerlicher Gewalt aufzudrängen und so den Fortschritt der Menschheit nöthigenfalls zu erzwingen weiß. Diese Helden sind „die Substanz der Geschichte“.

Wie ich es verstehe — sagt er in der Einleitung — ist die Weltgeschichte nichts Anderes als Ausarbeitung dessen, was in den schöpferischen Geistern ihrer Helden arbeitete und schuf. Sie waren die Leiter und Führer, die „Herzöge“, „Koenings“, Könige der Geschichte. Alle Dinge, die wir in der Welt als geschene und Gegenwart sehen, sind die äußerlichen, materiellen Ergebnisse, die praktische Verwirklichung und Verkörperung von Gedanken, die zuerst in den Heroen entstanden und wirkten; die Seele der Weltgeschichte war zuerst ihre Seelengeschichte.

Als erstes und rohestes Beispiel des Helden bringt Carlyle die Centralfigur der Scandinavischen Mythologie, Odin, um zu zeigen, wie ein rohes, uncultivirtes Volk sich sein Ideal und vernünftliche Götlichkeit dachte. Mit psychologischer Schärfe weist er hier nach, wie der wirkliche Held einer Zeit sich zum Mythos und Ideal verflüchtigte, läuterte und vervollkommnte, zum Mythos, Halbgoth und Gott.

Sein zweiter Musterheros ist Mohammed, „der tiefherzige Sohn der Wüste mit strahlenden schwarzen Augen und schweigender, offener, socialer Seele, voll feuriger Gaben, wilder, innerlichster Beredsamkeit, voller Licht aus der Erhabenheit der arabischen Wüste und ihres klaren, schweigenden Sternenhimmels“. Die Rede über Mohammed ist eine brillante Rhapsodie voll schöner, gedankenreicher Malerei, aber auch schwach im wirklichen Verständniß des Mohammedanismus und seines Schöpfers, den er unter Andern dadurch gegen den Vorwurf der „Betrügerei“ zu schützen sucht, daß er sagt, der Mohammedanismus habe doch solange bestanden und sei jetzt noch die Religion von Millionen; das Werk eines Betrügers könne aber schwerlich von solcher Dauer und feurigen Lebenskraft sein, wie sich der Mohammedanismus bewährt habe. Man muß gestehen, solch ein Beweis ist wunderbar, umfomehr, als es in keiner Cultur weniger Betrüger und mehr edelsinnige Menschen gibt und gab, als in der mohammedanischen, als gerade Mohammed die feige, betrügerische Falschheit, welche das christliche Abendland überall so tief entwürdigte, für die ganze Dauer und den Umfang seines Culturkreises auf das gründlichste gebrandmarkt und vertilgt hat. Hier wäre eine brillante Gelegenheit zu excentrischer Rhapsodie für Carlyle gewesen; aber von seinem christlich „toleranten“ Standpunkte, welcher für alle „Andergläubige“ in der Regel schon als die höchste Ehre gilt, sah er hier den Wald vor Bäumen nicht.

Der Heros als Gottheit, Odin, und der Held als Prophet, Mohammed, sind Productionen früherer, uncultivirter Zeiten. In der neuern Zeit tritt vor allem der Dichter als Heros der Culturgeschichte in den Vordergrund.

Als Muster des poetischen Heroenthums werden Dante und Shakspeare geschildert. Außer warmer Beredsamkeit und Charakteristik im Allgemeinen finden wir hier keine besondern Vorzüge vor andern Charakteristiken beider Dichter, nur daß er von Shakspeare, nach seiner Theorie von der Spontaneität und Unbewußtheit genialen Schaffens und guter That überhaupt, bezeichnend bemerkt:

Shakspeare's Kunst ist nicht Künstlichkeit; die höchsten poetischen Schönheiten gehen nicht aus einem Plane, einem Vorfasse hervor. Alles quillt frei hervor aus der Tiefe seines Genius, durch seine große, aufrichtige Seele, die Stimme der Natur. Die spätesten Generationen werden neue Ideen und Bedeutungen in Shakspeare entdecken, neue Aufklärungen über das Wesen des Menschen, neue Harmonien mit der unendlichen Melodie des Universums, neue Verwandtschaften zu höherer, tiefer entwickelter Cultur späterer Zeiten.

Die zweite Form des neuern Heroenthums findet er in dem Lehrer und Reformator des göttlichen Worts, in dem wahren „Priester“, als deren Repräsentanten Luther und John Knox charakterisirt und bewundert werden. Bei seiner enthusiastischen Richtung fand er nicht, daß in der „göttlichen Grobheit“ Luther's auch viel menschliche war.

In Samuel Johnson, Rousseau und Burns findet Carlyle das Heroenthum des Schriftstellers am großartigsten ausgeprägt und personificirt. Männlichkeit, Ausdauer und Aufrichtigkeit in Herz und That werden als die Seele ihrer Thätigkeit bezeichnet und im Uebrigen ganz allgemeine Schilderungen über die Wirksamkeit von Ideen und ihrer Priester gegeben, da die gewählten Persönlichkeiten allerdings nicht speciell und individuell vor allen andern in dieser Sphäre sich hervorthaten.

Die letzte Form und Personification des Heroismus findet er in dem wahren Könige, nachdem er in den frühern Phasen des Heldenthums ebenfalls und recht eigentlich „Königliche“, Männer, die da können und kennen und danach handeln und schaffen, gefunden. Er nimmt den Begriff des Königs natürlich in seiner Ursprünglichkeit und respective Idealität, als den aus dem Volke heraus Gewählten und Erhobenen, weil er am meisten könne, wisse, verstehe und handle, als den Besten, Ehrlichsten, Edelsten. Dieser König von Natur hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, zu herrschen.

Finde mir den wahren König und er hat ohne weiteres das Recht von Gottes Gnaden über mich. Wenn wir eine erträgliche Form hätten, wie wir ihn herausfänden und sein göttliches Recht zur Anerkennung brächten, würden wir genau das specielle Heilmittel gegen alle unsere politischen und socialen Krankheiten gefunden haben.

Das ist kühn und eigensinnig, aber man versöhnt sich gern damit, sowie sogar mit Cromwell und Napoleon, welche nach ihm die einzigen Könige von Natur und Bestimmung waren. Er widmet diesen beiden Kö-

nigsheroen und Heldenidealen seine letzte Verehrung. Es ist bekannt, daß Carlyle's Hauptverdienst darin besteht, den Charakter Cromwell's, unbestimmt um blinde Königs- und Demokratenrückichten, zuerst zur Anerkennung und in sein volles historisches Licht gebracht zu haben. Wir werden sehen, daß er ihm noch ein besonderes Buch widmet. In seinen Vorlesungen hier bekundet er die tiefste, enthusiastische Verehrung für ihn. Mit Ernst und Pathos malt er seine Kämpfe, Anstrengungen und Erfolge; parteilos und edel reinigt er das alte, „von der Parteien Hasenbilde“ von den Verunglimpfungen der Lüge- und Cliguenschreiber und hebt triumphirend die edelsten Heldenzüge seiner Energie und Aufrichtigkeit hervor.

Daß solch ein Mann mit dem Auge zu sehen, mit dem Herzen zu wagen von Stufe zu Stufe, von Sieg zu Sieg steigen mußte, bis der Farmer von Huntingdon der anerkannt stärkste und mächtigste Mann ward, der wahrhafte König von England, bedarf keiner Magie mehr zur Erklärung.

Wir haben uns länger bei diesem Buche aufgehalten, als das Verhältniß seines Umfangs in dieser Darstellung rechtfertigen würde; aber da es die populärste Exposition der speciellsten Eigenthümlichkeit Carlyle's ist, da in seiner „Heldenverehrung“ sein eigentliches politisches und philosophisches System, sofern er überhaupt eins hat, ausgesprochen wird, mußte man um so deutlicher darauf aufmerksam machen, als er in allen seinen spätern Productionen sich darauf bezieht. In der Anerkennung natürlicher und origineller Vorzüge edler und reich ausgestatteter Männer und ihres Berufs von Gottes Gnaden liegt an sich nichts Unvernünftiges. Carlyle wird aber darin eben bloß individuell und prokrustesartig, als er namentlich die Wahrheit der Geschichte verkennt, nach welcher sie mit desto mehr Individuen arbeitet, je allgemeiner und verbreiteter die Civilisation wird. Es gibt namentlich jetzt keine Propheten, Helden, Halbgötter und Carlyle'sche Priester und Könige mehr, weil sich deren Aufgaben und Ideale in unabsehbare civilisirte Massen vertheilen. Es ist auch hier eine „cultivirte Vertheilung der Arbeit“ eingetreten.

In seinem „Chartism“ (1839) und „Past and present“ (1843) untersucht Carlyle die socialen Krankheiten der Gegenwart, besonders Englands. Trauernde, maßlose, jeremiadische Bücher mit voller, tiefer Klage eines edeln Herzens über den Verfall, die Faulheit und die Hypokrisie der englischen „Gesellschaft“, besonders der „guten“, über die verschärfte Fähigkeit der grundbesitzenden Aristokratie zu regieren, die Rammontabgötterei der Fabriklords, den Magencultus und die Geldmacherei der ganzen Nation, die sich in isolirte Häuser und Cliquen abschließt, ohne Glauben, ohne edle Gefinnung, ohne Mannesthum und Aufrichtigkeit, hypokritisch hinter Religion, Wohlthätigkeit, Association und „Compagnie“ lauerner Selbstsucht und Feindseligkeit gegen „Widerder“. Diese Gemälde sind und waren besonders in England nur zu treffend und wirklich; aber sie haben auch getroffen und haben gewirkt, zumal da die beiden Schriftstellerhelden, jeder in seiner Weise, unabhängig und

zum Theil viel energischer und populärer durch Spott, Satire und Humor die Heuchelei und den „Pumbag“ der englischen Gesellschaft bloßstellten und der öffentlichen Schmach und Lächerlichkeit preisgaben. Man machte Carlyle den Vorwurf, daß er keine „Heilmittel“ vorschläge, nachdem er die Diagnose der Krankheiten so tief studirt und enthüllt habe. Er antwortet:

Brüder, ich habe keine Morrison'schen Pillen, die Krankheiten der Gesellschaft zu heilen. Es wäre allerdings viel bequemer, eine Morrison's „Bil“, eine Parlamentsacte als Heilmittel zurechtzubereiten, diese Bil dem Volke einzugeben, sie dadurch ohne weiteres Luthun zu curiren und sie „ihre alten Wege“ gehen zu lassen. Weder Parlament noch der Himmel selbst in seiner reichen Apotheke haben Heilmittel. Die Gesellschaft muß ihre Konsequenzen durchmachen und den Tod sterben, für den kein Kraut gewachsen ist, oder sich selbst, jeder sich selbst, curiren. Rebet wie Männer, statt als Heuchler zu schwagen, unterscheidet ehrlich zwischen Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, zwischen edler Arbeit und Heuchelarbeit, und lerne Jeder namentlich das unendlich Edle, Befestigende und Göttliche der wirklichen That und Arbeit an sich selbst erfahren und an Andern würdigen, so wird Jeder sich selbst curiren lernen, und damit wäre die Gesellschaft curirt.

Das wäre etwa das Positive, die Medicin, die er nicht verschreibt, sondern in jedem einzelnen Individuum als vorhanden nachweist. In „Past and present“ befaßt er namentlich mit besonderer, dithyrambischer Begeisterung die Befestigung der Arbeit, da das Gute und die Freiheit nur That sein können.

Wir kommen jetzt zu Carlyle's erfolgreichstem und verdienstvollstem Werke: „Oliver Cromwell's letters and speeches with elucidations“, das zuerst im December 1845 erschien und schon im folgenden Sommer eine zweite Auflage nöthig machte. Ein dritte, bedeutend vermehrte kam 1850 in vier Bänden heraus und kündigte sich immer noch als bloße „Vorarbeit zu etwas Größerm und Vollendeterem“ an, obgleich der Verfasser, seitdem mit Alter, Schwerhörigkeit und einer gewissen Melancholie und Scheu vor Menschen und Dessenlichkeit ringend, nur schwache Hoffnung gibt, daß er weiter vollenden werde, was er hier begonnen. Uebrigens ist die Hauptarbeit gethan und unter den bedeutendsten Schwierigkeiten und Anstrengungen gelungen. In der Einleitung sagt er:

Diese authentischen Aussprüche und Aeußerungen des Mannes selbst, des wirklichen Oliver, ich habe sie gesammelt von nah und fern, sie herausgeholt aus den faulen Lämpfen der Vergessenheit, worin sie begraben lagen, sie rein gewaschen, oder wenigstens mich bemüht, sie rein zu waschen von den fremden Thorheiten (eine Wäsche mit Lauge, wie ich sie nicht noch ein mal durchmachen möchte); und die Welt soll sie nun sehen in deren eigener Gestalt. Durch meine langjährigen Arbeiten in dieser verpönten Abtheilung der Geschichte, wovon ich dem Leser schon Proben gegeben, wurde es mir immer klarer und klarer, daß dieser Mann Oliver Cromwell ganz so, wie er sich in der Volksvorstellung festgesetzt hat, die wahre Seele der puritanischen Revolution war, ohne welchen dieselbe kaum wirklich historisch geworden wäre, eine Epoche in der Weltgeschichte, daß sie eine wahrhaftige Cromwelliade war. Und ganz gegen den gemeinen Glauben stellte sich heraus, daß er kein Mann der Falschheit war, sondern ein Held der Wahrheit, dessen Worte den wirklichen Geist damaliger Zeit bedeuten. Seine Worte und noch mehr sein Schweigen und seine unbewußten

Instincte werden, wenn man sie genau zwischen seinen Worten heraus entziffert hat, den Fleiß eines ernstes Mannes belohnen. Ehrlicher und ernster Weise wird man unter Anderm den Beweis finden, daß der Charakter Oliver's und die Thatfachen, in denen er wirkte, sich gerade als das Gegentheil des wahnsinnigen Sprechens von „Hypokrisen“ u. s. w., wie das bisher so Mode war, erweisen.

Uebrigens mögen eine solche Masse Documente auffklärend nach den verschiedensten Seiten hin sein. Oliver's Charakter und Oliver's Thaten, hier lesen wir sie, wie sie auch waren. Selbst als falsche müßten diese Worte, als von dem Haupthelden des ganzen Verlaufs der Revolution ausgegangen, am allerersten von Bedeutung für das Verständniß derselben sein. Das sind die Worte, welche jener Mann für die geeignetsten hielt, die Dinge selbst, wie sie sich damals der Vorstellung gaben, darzustellen, die Dinge in ihm und um ihn, deren Geschichte wir kennen lernen wollen. Neue Gedanken und Ereignisse, wie sie sich aus dem Wirbelwinde der Zeit in seine Seele flüchteten, hier sind sie, wie er es für gut befand, sie zu nennen und zu erklären. Seinen Worten und Aussprüchen ins Herz zu sehen, heißt in das wirkliche Herz jener gewaltigen Zeit selbst blicken. Im Ganzen sind wir mit dem geringen Verdienste zufrieden, Cromwell's Briefe und Reden wieder zu etwas leserlichen Zügen herausgewaschen zu haben. Mag das Werk einigen ernstern Lesern nützlich sein. Das Herz jenes großen puritanischen Processes, einmal sichtbar geworden, wenn auch nur im schwachen Zwielfichte der Menschheit, muß eine Masse brutaler Finsterniß um sich herum vertreiben und den Historiker nun viel leichter in den Stand setzen, eine Geschichte desselben zu schreiben.

Das große Verdienst des Werks besteht unter allen Umständen darin, daß man daraus authentisch erfieht, was der Puritanismus des 17. Jahrhunderts eigentlich wollte und war, obgleich man freilich gerade von Carlyle sagen kann, daß sein Blick wunderbarlich verblendet war, wenn er sagt: „Dieser revolutionäre Puritanismus war das letzte Aufglimmen des Göttlichen in England.“ Der englische Puritanismus hat die englische Gesellschaft vielleicht mehr entstellt als aller Materialismus späterer Zeiten.

Im Jahre 1850 erschienen Carlyle's erste „Latter-day pamphlets“, welche die Kritik in Zeitungen und Journalen auf das unbarmherzigste und zum Theil niederträchtig im Herausreißen von Stellen aus dem Zusammenhange verhöhnte und an den Pranger der Lächerlichkeit stellte. „Mit wenig Wis und viel Behagen“ ist nichts leichter, als Pathos, das Erhabene lächerlich zu machen, da beide entgegengesetzte Formen der Poesie nur einen Schritt voneinander liegen. Und Carlyle's Poesie ist hier rhapsodischer, dithyrambischer, wilder und feuriger als je. Logik und Zusammenhang und Beweis sind Sachen des Verstandes: er ist hlos Dichter, Prophet, Wahrsager und gibt, was er herausflößt, als volle, geschaut, offenbarte Wahrheit und Warnung als solche. Und als solche ist sie auch Denen, die Carlyle's frühere Werke gelesen, deutlich genug, da er der Sache nach wiederholt, was er früher ausgeführt. „Die gegenwärtige Zeit“, „Downingstreet“, „Der Eiz der englischen Regierung“, „Parlament“, „Jesuitismus“ u. s. w. (Ueberschriften seiner Pamphlets), Alles beweist die Desorganisation der Gesellschaft und des innern Menschen. „Kritik“

heit, „Eitelkeit und Unbedachtlichkeit“, „allgemeines Mangel“, „Organisation der Arbeit“ und wie sonst die Morrison'schen Universaltheorien heißen, sind ihm unter den bestehenden Verhältnissen nur leere Wortschreierei von Quacksalbern. Dabei weist er alle Fragen, was er nun eigentlich verschreiben wolle, zürnend zurück, denn jede solche Frage beweist, daß man ihn nicht verstanden. Jeder einzelne Mensch muß ein ganzer Mensch werden, ethisch und edel in Wort und That, und wenn nicht ein Held, so doch ein treuer Jünger von Helden, woran ihn jetzt seine ekelhafte Eitelkeit und Selbstsucht hindert — dann braucht die Gesellschaft keine Willen mehr. Das ist nichts Neues, aber auch nichts Unsinnsiges, und da jeder gebildete und empfängliche Mensch für diese Richtung viel Ermutigung und Beförderung von Dichtern und allen Personen, die hier vom tiefsten Grunde eines edeln Sehens etwas zu sagen wissen, brauchen kann, wird er diese Pamphlete mit besonderem Erfolg lesen, um sein Herz zu erweitern, seine Muskeln zu stählen und sein Blut zu erwärmen. Und darauf kommt es in unsern äußerst verständigen Tagen mehr an als auf logische Beweise, daß der Mensch tugendhaft sein müsse, wenn er nicht in seine eigene Hölle kommen wolle.

Wer sich bisher mit dem zürnenden Jesajas und Hagenden Jeremias nicht recht befreunden konnte, muß ihn zuletzt wenigstens als edeln, wahren Freund und Menschen liebgevohten und schätzen. Carlyle's letztes, bis jetzt veröffentlichtes Werk: „Life of John Sterling“, das im Herbst 1851 und zwei Monate später schon in zweiter Auflage erschien, zeigt uns nicht nur den edeln, hochherzigen Freund, sondern auch gelegentlich ihn selbst in seiner eigenthümlichen Persönlichkeit und in seinen treuherzigen, aufrichtigen, warmen Beziehungen zu andern Menschen. John Sterling war wegen besserer Ueberzeugungen von den petrifizirten Satzungen der Kirche abgewichen und zuletzt selbst ausgetreten. Vorantrieb kirchliche Parteifurcht verleitete ihn deshalb öffentlich dermaßen, daß Carlyle als persönlicher Freund es für seine Pflicht hielt, das wahre Bild des Mannes, der ganz nach seinem Ideale, ohne Rücksicht, männlich, aus eigener, freier Ueberzeugung gehandelt, wiederherzustellen. Und so schrieb er dieses „Leben John Sterling's“, eine der schönsten unter allen den zahlreichen Biographien der englischen Literatur. Ob die Welt einer solchen Biographie bedurfte, kann man in Frage stellen, denn Sterling war zwar ein edler, aber unbedeutender Charakter, allein sie hat ihren unschätzbaren Werth für die Biographie Carlyle's, dessen herge und herge Nature sich hier auf das anmuthigste offenbart. Der stürmische Gigant mit seinem leidenschaftlichen Zorn und wilder, vernichtender Verächtlichkeit gegen alles modrige, moderne Leben und Treiben, besänftigt und mildert sich hier zur edelsten Gütlichkeit und schmelzenden Trauer. Gebührend voll ist er am Grabsteine eines edeln Freundes und wehrt mit der größten Sorgfalt jeden Hauch der Verwundung von seinem Andenken ab, indem er die Blumen begießt, die er auf den Grabhügel pflanzte, von

dem stehend sich hebt als dankend geschüttelt durch die schöne, edle Fremdenhand.

Hiermit sind wir in der Sache zu Ende. Dieß spricht wol auch in dieser unangeführten Form für sich. Für Deutschland zeigt sich Carlyle ganz besonders als der Beachtung und Hochachtung werth, da er sehr lang mit Ausdauer und Muth arbeitete und es durchsetzte, die schönsten und der Welt bestimmten Schätze unserer Literatur nach England einzuführen und deren Anerkennung gleichsam zu erzwingen. Den daraus für Deutschland ersprießenden Vortheil kann man nur im geringsten Theil in Thakern, Götzen und Pfennigen nachweisen; der höhere, nicht statistisch darzustellende Bedarf für Männer von Ehre und literarischer Bildung gar keines Nachweises.

Carlyle der Schriftsteller mit seinen Sonderbarkeiten und idealistischen Schwärmereien gibt viel Stoff zu kritischen Aussetzungen, und die „absolute Kritik“ wird wenig Schwierigkeit haben, ihn in ihr beliebtes Nichts aufzulösen; aber Carlyle der Mensch, der Lehrer und Prophet ist und bleibt ein ganzer Mann, wie er nach seinem eigenen Ideale sein muß, wahr, warm, edel, großherzig, männlich, energisch im Haß gegen Unwahrheit und Heuchelei aller Art, energisch in Liebe und Verehrung für alles Gute und Schöne, der Enthusiast des neuen Erlösenden, „Glaubens“, der mit dem officiellen „für wahr halten“ nichts gemein hat. Der Glaube, den er predigt und den er stürmisch von jedem Menschen verlangt, ist die einzig wahre, wirkliche Freiheit: Denken, Thun und Handeln aus einer inneren Ueberzeugung heraus, ohne sich mechanisch von außen bestimmen zu lassen, die Verwirklichung des wahren, edeln menschlichen „Ich“, das seine Freiheit, seinen Selbstgenuss gerade darin findet, daß es sich, gläubig an die Göttlichkeit alles Wahren und Guten, demüthig und zuversichtlich seinem Genius hingibt, ohne sich durch die Maschinerie des Lebens jemals irre oder gar zum Feindler und Knecht entwürdigen zu lassen. Bei einem solchen Kern seiner Schriften überseht man gewiß nicht, was er für individuelle Schrullen und Formationen seiner Ideale und Forderungen an die Menschheit mit unterlaufen lassen mag. Solcher heroischen, energischen, edeln und ethischen Naturen gibt es wahrlich nicht so viele, als daß man einen Mann und Schriftsteller, wie Carlyle, wegen individueller Eigenheiten dürfte beifalligen Hegen lassen oder zugeben, daß sich die modrige, moderne Mittelmäßigkeit und Maschinerie ungestraft lastig über ihn mache. \*)

73.

\*) Das deutsche Problem ist jetzt durch folgendes Unternehmen in Stand gesetzt, sich über Thomas Carlyle näher zu unterrichten: „Thomas Carlyle's ausgewählte Schriften. Deutsch von I. Kappeler“ (Leipzig, D. Wigand, 1856). Es sind bis jetzt zwei Bände erschienen, wovon der erste, außer einer Einleitung, folgende enthält: „Carlyle's Porträt“, „Carlyle's Red“, „Carlyle's Werk“, „Schiller“, „Wiss. Begreifbar“, „Das Dilemma“, „Die deutsche Aufgabe“, „Gottlieb“, „Dilemma“, „Kosmos“ und „Die deutsche Aufgabe“. Letztere sind Selbstübersetzungen aus dem Jahr 1851, denen Carlyle Thomas Goep's vollständiges Werk über die Ursprung und die Zukunft des Menschen und Treiben von Goep



# Wie ein Theaterdirector Millionär wird.

1. Theaterdirector Carl, sein Leben und sein Wirken. Von Franz Gämmerler. Wien, Wallishausser. 1854. Gr. 8. 13 Rgr.
2. Theaterdirector Carl. Sein Leben und Wirken — in München und Wien, mit einer entwickelten Schilderung seines Charakters und seiner Stellung zur Volksbühne. Von Friedrich Kaiser. Zweite Auflage. Wien, Callmayer u. Comp. 1854. 8. 15 Rgr.

„Eine Philosophie der Theatergeschichte würde auch eine Philosophie der Weltgeschichte sein; denn jenseit ist nur Das, was die Weltgeschichte hinter den Thron hat“, sagt Fritz Beutel, eine bisher noch unbekannte Größe, die sich aber fest vorgenommen hat, demnächst wenigstens dem Lesern d. Bl. bekannt zu werden. Fritz Beutel scheint nicht ganz Unrecht zu haben. In der modernen Theatergeschichte wenigstens steht viel mehr von der allgemeinen Geschichte, als man gemeinhin annimmt. Seit die Theaterbretter die Welt bedeuten, ist die Welt selbst mehr und mehr zu einer Bühne geworden, auf welcher es nicht unter so hohl pathetisch, noch öfter aber so possenhaft zugeht wie auf einem Vorstadttheater. Decorationen, Brillantflammen, glänzende Hüter bei Lampenbeleuchtung und wüste Dede bei Tageschein, auf der Bühne selbst vielleicht ein exträrdliches Ensemble und hinter den Coullissen Reiz, Klatsch und Intrigue; die Würde und das Pathos sind mühsam eingebracht, und ohne die Einflüsterungen eines Souffleurs kommt der Held aus der Rolle; neben den Primadonnen und ersten Actrizen, welche im Geheimen die Gaden des Ganzen leiten, sind der Maschinenmeister und der Cassinier die wichtigsten Personen; das Publikum amüsiert sich ungeheuer, oder langweilt sich auch, wie es gerade kommt, und der Theaterdirector? — Nun, der Theaterdirector laßt das Publikum aus und wird Millionär.

Der Theaterdirector Carl wenigstens wurde es. In München schrieb er seiner Zeit Rollen ab und wurde, wenn ihn der Cassinier des sogenannten Herzog-Cartheaters, Namens Held, nicht unterstützt hätte, vielleicht öfter hungrig zu Bett gegangen sein; als er aber starb, besaß er sich im Besitze von zwei Millionen Gulden, etwas drüber oder drunter. Carl hatte seine Rolle besser gespielt als irgendeines seiner Theatermitglieder, und wenn Franz Gämmerler am Schluß seiner Broschüre bewundernd andrückt: „Sagt Alles nur in Wien, sagt, er war ein Mann!“ so versteht es sich im Grunde von selbst, daß man ergänzend hinzusetzt: allerdings ein Mann, d. h. ein Mann, der seinen Vortheil verstand und gut zu speculiren wußte, ein Mann von jener Geschäftsschlauheit, die man in Nordamerika mit „martinez“ bezeichnet. In dieser Bedeutung kann sich auch Phineas Barnum als Mann sehen lassen, nur daß der wiener Theaterdirector in der That nicht die Bonhomie und den gemüthlichen, mit der Welt spielenden Humor des Nordamerikaners besessen zu haben scheint.

Gämmerler, der Verfasser der erstgenannten Broschüre, ist eine gute Haut und bewundert seinen ehemaligen Principat, weil es dieser so herrlich weit gebracht hatte. Er befand sich unter der Truppe, welche der Director Carl von München nach Wien mit hinübernahm, und da er nicht zu den ersten Lichtern

ge:is philosophische Betrachtungen zugrunde gelegt hat. Carl'sche Schrift und behandelt davon andere Zeit als eine innerlich trank, läßt aber Hoffnung auf Genesung durch Selbsthilfe und Selbstkraft her durchblicken. Daß in England einer umfassen den Schrift über Carl'sche aus L. Wallantyne's Feder entgegengesetzt wurde, haben wir schon in Nr. 45 d. Bl. unter London angeführt. Wir erlauben uns übrigens auf den Artikel „Der Held als Schriftsteller“ in Nr. 1 d. Bl. f. 1854 zu verweisen, in welchem wir uns selbst über Carl'sche „Held worship“ (nach der deutschen Bearbeitung von J. Neuberg) und die Art des von ihm proclamirten „Cultus des Genius“ ausführlicher ausgesprochen haben. D. Red.

seiner Kunst geküßt, ließ aber ein braves, bescheidenes, demüthiges Schauspielers war, ging sein Ehrgeiz nicht höher, als durch Carl seine Erfüllung zu haben. Er war diesem desin dankbar, denn Carl hätte ihn ja auch ebenso gut entlassen können, da es noch manchen Gämmerler in der Welt gibt; aber Carl hatte auch seine Brauchbarkeit erkannt und er sah sich gen von Personen umgeben, welche sein Directionstalent bewunderten und dabei keine übermäßigen Ansprüche machten. Gämmerler's Broschüre hat es meist nur mit der Verherrlichung der erhabenen Eigenschaften Carl's zu thun, den er mit Vorliebe den „Napoleon-Carl“ nennt, und so mag, da sie manche lustige Schauspielerschwänke enthält, für das Theatervölkchen größeres Interesse haben als für uns; doch eröffnet sie manche Blicke in des intriganten Erben, woran das Theaterwesen fast durchschnittlich krank. In München handelte es sich namentlich um die Rivalität zwischen dem ersten und zweiten Theater. Der Intendant La Motte drang bei dem Könige Mar darauf, daß das zweite Theater geschlossen werde; da sagte der König: „Dasson schweigen Sie! Ich soll mein liebes Theatertheater schließen, wo ich meine heitersten Stunden verbringe? I Gott bewahre mich! das Theater brauch' ich zur Verdauung.“ Carl hatte von jeher, seitdem er sich mit erst einigermaßen in der intriganten Theaterwelt zurechtgefunden hatte, enormes Glück bei fast allen seinen Unternehmungen, obgleich er aus Eitelkeit seine Erfolge niemals seinem Glück, sondern immer nur seiner Klugheit und seinem Unternehmungsgeist auf Rechnung schrieb. Er wurde unumwundener Director des Theatertheaters mit einem Regierungszuschusse von hiesigen 6000 Fl. und war bald im Stande, sich ein Landhaus in Verlach zu erbauen und prachtvoll zu decoriren. Nach kurzer Zeit seiner Verwaltung beschneit man sein Vermögen schon auf 40,000 Fl. bar, für einen speculativen Kopf wenigstens ein immerhin hübscher Anfang. Indes fehlte es auch an unangenehmen Begegnungen nicht. Unter andern wurde er von einem gewissen Bouleia, pensionirtem ehemaligen Rittmeister in der königlichen Garde-du-Corps, in einem von demselben redigirten Schmutzblätterchen, welches sonderbar genug die „Gepien“ hieß, angegriffen und, als Carl darauf von der Bühne herab mit pikanten Ertemyproben antwortete, vom Bouleia an einem öffentlichen Vergnügungsort gewaltthätig überfallen. Die deutschen Theaterannalen sind bekanntlich an solchen Episoden reicher als die irgendeines andern Volks. Indes trieb es Carl auch danach und hielt sich Alles für erlaubt. So gab er, als München damals einen Professor Wilhelm, als „schmutziger Schmarotzer“, wie Gämmerler berichtet, ein Exemplat des Wages in allen Kassenhäusern und Restaurationen. In einer Landespresse von Reiz: „Das Gefenst auf der Post“, kommt ein Kassenhaus vor, und um dasselbe mit einer recht pikanten Figur auszukaffiren, fiel Carl noch während der Vorstellung auf den Gedanken, dem „Professor der unentdeckten Wissenschaften“, wie man Wilhelm nannte, auf die Bühne zu buhlen. Nach ließ er Wilhelm aus dem Parterre, wo dieser sich täglich mit seinem Foribillet einfand, herausholen und überredete ihn, ihm zu einem Gange, bei dem er unbekannt bleiben wolle, seinen hochkühnen gehen Mantel und Hut auf ein Viertelstündchen zu leihen. Hiermit bekleidet, erschien Carl fünf Minuten später auf der Bühne zum nicht enden wollenden Gelächter des Publicums, während Wilhelm im Parterre stöhnend zu schimpfen und zu toben anfing. Man könnte gegen solche Exzeße im Ganzen weniger einwenden, wenn nicht dieselben Leute, die solchen Schabernack treiben, wieder bei andern Gelegenheiten von der Weiße der Kunst den Mund vollnehmen und ihreünden vom Publikum als Kunststücker betrachten wissen wollten. Wir können Gämmerler nicht mit seinem Principat nach Wien begleiten und die Glucksfälle und geschickten und schlaun Speculationen alle aufzählen, welche Carl zu einem Millionär machten. Dagegen dürfen wir wol seine meiste Theaterunternehmungen bei den meisten unserer Leser als bekannt voraussetzen. Erst nachdem er das prachtvolle Landtheater erbauet, schien ihm das Glück mehr zu lächeln, und

war sein Geschäft damals schon gemacht. Karger hatte er, wie jeder Theaterdirector, obnehm vollauf. Besonders war es der bekannte Schauspieler Wilhelm Kuntz, der ihm im Anfange seiner wiener Periode manche bittere Stunde bereitete, indem er, wie Gummerler erzählt, „nicht selten sans prendre congé von Wien verschwand, um sich andern Orts bewundern zu lassen. Dadurch, daß er ihm einst 1000 fl. Vorschuß gab, um seine trotz seiner namhaften Emolumente zerrütteten Finanzen zu ordnen, ihm ein kostbares Reitpferd schenkte, glaubte Carl den Treulosen durch Dankbarkeit zu fesseln; doch kaum war das Geld verbüßt, das Ros zu Gelde gemacht, so verschwand der Reiter bei stiller Nacht und ließ den verblüfften Creditoren, dem betroffenen Director das Nachsehen.“ Seitdem verschwor Carl das ernste Drama und wandte sich gänzlich der Pöste zu, weil deren Vertreter treuer aushielten als der tragische Held. Die Gummerler'sche Broschüre ist übrigens in einem sehr curiösen Stil geschrieben, wie man aus folgender Stelle, die von einer Theaterprobe handelt, sehen kann: „Die Leute wurden förmlich Schöpsdrehend, schlugen wie blind und toll aufeinander los, und bald war die Bühne ein complettes Chaos, kein Mensch konnte sich mehr vom Plage rühren. Einer trat dem Andern auf die Hüfter an, hier ward gelacht, dort gestickt und vorne riß sich der unglückselige Regisseur die Haare aus.“

Von ganz andern Standpunkt ist das Buch Kaiser's, des bekannten wiener Possendichters, verfaßt. Wir begeben uns sogleich mitten in die Sache. Kaiser behauptet, daß von dem großen Vermögen, welches Carl hinterließ, ihm Restroy allein mindestens den vierten Theil verdient habe. Restroy's Volksstück „Der böse Geist Lumpacibagabundus“ wurde auf dem Theater an der Wien in ununterbrochener Reihenfolge vierzig mal hintereinander gegeben. Und was für einen Lohn hatte Restroy dafür? Ein Honorar von 20 fl. für die erste, siebente, elfte und zwanzigste Aufführung, also im Ganzen 80 fl.! Erst viel später gelang es Restroy, sich auch als Dichter vorthellhaftere Bedingungen zu erzwingen. Kein Wunder, wenn es zwischen Beiden eines Abends während der Vorstellung zu einem Wortwechsel kam, der in Thätlichkeiten auszuarten drohte, wenn sich nicht die übrigen Mitglieder zwischen Beide gestellt und sie auseinander gehalten hätten. Für dieselben Bedingungen arbeitete auch anfangs Kaiser selbst, der freilich damals nur erst Anfänger war. Eins seiner Stücke brachte es auch bis zu 19 Vorstellungen, sodaß Kaiser 60 fl. erhielt; die zwanzigste Vorstellung kam nicht zu Stande, weil Carl ohne Zweifel das für diese Vorstellung ausgesetzte Honorar von weitem 20 Gulden ersparen wollte und das Stück nicht mehr so zog, daß nicht ein anderes Stück in pecuniärer Hinsicht dieselben Dienste zu leisten versprach. Hierauf schloß Kaiser mit Carl einen Vertrag, wornach Ersterer sich verpflichtete, ausschließlich für Carl zu arbeiten, und zwar in jedem Jahre sechs neue, den ganzen Abend ausfüllende Stücke, in dem Zwischenraum von je zwei zu zwei Monaten; diese Stücke mußten dem Director genehm sein, widrigenfalls, oder wenn die Censur eines derselben nicht zuließe, das Stück als nicht geliefert zu betrachten und durch ein neues zu ersetzen war. Im ersten Falle blieb jedoch dem Verfasser das Recht, es einer andern Bühne zu überlassen. Außerdem mußte sich Kaiser verpflichten, alle von Carl angegebenen Aenderungen in seinen Stücken vorzunehmen, auch Umgestaltungen und Veränderungen in andern nicht von ihm verfaßten Stücken, sobald Carl es verlangte, in möglichst kurzer Zeit zu bewerkstelligen. Für alle diese Leistungen erhielt Kaiser, der freilich in diesen Mittheilungen die Offenherzigkeit etwas weit treibt, einen Monatsgehalt von 24 fl.! Es ist begreiflich, daß Kaiser mit einem solchen Gehalt als Schauspielerdirector, der ja zu so manchen Unfallsausgaben gezwungen ist, nicht bestehen konnte, daß er in Schulden und Bucherern in die Hände gerieth, und es schmeckt nach Grausamkeit, wenn Carl von ihm verlangte, in so bedrückten Umständen Pöste zu schreiben. Später wurde freilich der Monatsgehalt auf 40 und dann auf 50 fl. erhöht, was aber

zu dem Ertrag, den die Kaiser'schen Gebe abwarfen, wie zu seiner Arbeit und seinen Nebenleistungen überhaupt in gar keinem Verhältniß stand. Dennoch ließ sich Kaiser wieder auf fünf weitere Jahre binden. Noch schlimmer waren die Contracte mit andern Localdichtern, z. B. mit Klamm. Dieser mußte sich verpflichten, für jeden Tag, welcher über den festgesetzten Termin verginge, ohne daß das bedingene Stück abgeliefert wäre, einen Strafbetrag von 10 fl. Münze zu erlegen, wobei immer noch die Bedingung bestand, daß es auch annehmbar gefunden wurde. Man kann sich denken, wie ein freundschaftliches Verhältniß bei diesen Contracten zwischen Carl und seinen Dichtern bestanden haben muß. Dabei erlaubt er sich die willkürlichsten Aenderungen, verwandelte ernst Partien in possenhafte, strich ganze Scenen und substituirt für männliche Rollen zuweilen weibliche. Aehnliche Verunstaltungen erlaubte er sich freilich auch an ernstern Stücken, die er auf seinem sogenannten „lebendigen Theater“ (mit natürlichen Baumgruppen zum Hintergrunde, wobei er noch Decorationen erspart) aufführte, an der „Jungfrau von Orleans“, an „Kampf“, an Grillparzer's „Der Traum ein Leben“ u. s. w. Sehr häufig geschahen diese Aenderungen nur, um diese oder jene Decoration zu sparen. Auch rühmte sich Carl, seit 28 Jahren kein anderes, mithin auch kein classisches Werk gelesen zu haben, als jene Stücke, die ihm zur Aufführung eingebracht worden. Decorationen, die in frühern Stücken als Obstbäume galten hatten, ließ er aus Sparsamkeit durch Aufmalen einiger Eisenblätter in spätern Stücken in Eisen verwandeln u. s. w. Kurz, es war dies ein Theaterdirector, welchen viele seiner Collegen als ein unübertroffenes Muster verehren und beneiden würden; er hielt sich auch, wie aus einem Paragraphen seines Lehraments hervorgeht, für den ersten und nicht zu übertreffenden Theaterdirector. Kaiser gerieth später mit Carl in öffentlichen Hader und in einen Proceß und kam erst dadurch in eine besser und selbständigere Lage, daß er ein Stück, welches Carl abgewiesen hatte, dem Rivalen Carl's, Pöformy überließ, einem Ehrenmann, dem auch das Verdienst gebührt, zuerst in Wien die Theaterantike eingeführt zu haben. Dieses Stück brachte Kaiser nicht weniger als 1000 fl. ein, also einen reichern Gewinn, als ihm zehn von Carl angenommene und auf seinem Theater aufgeführte Stücke eingebracht haben würden.

Carl's Eitelkeit, der übrigens, was nicht zu verkennen ist, in seiner Jugend gegen die Franzosen gebient hatte, mit Hofer in Mantua saß und wie dieser nahe daran war, erschossen zu werden, zeigte sich auch 1848, wo er in der Uniform eines Nationalgardebataillons herumkolzirte und als Mitglied des Gemeinderaths seine Beredsamkeit zu politischen Zwecken erprobte: — hatte er doch zwei Millionen Gulden zu vertheiligen. Damals steckten auch Scholz und Restroy zu militärischen Zwecken im Bassenroth, und Gummerler erzählt, wie sich ein Menschenknäuel von Tausenden über die Ferdinandsbrücke gewölzt habe, um beide Possenreißer im Bassenroth zu erblicken. Das ist echt wienerisch, und wenn Gummerler meint, daß, wenn man Beide als Parlamentäre in das Lager von Windischgrätz geschickt hätte, Alles mit einem Schuß des Carlstheater geendigt haben würde, so ist auch dieser Scherz wienerisch.

Das Curioseste ist, daß dies Alles unter der Kritik der vielgerühmten deutschen Gemüthlichkeit geht, sowohl die Anbetung der Possenschreiber durch Carl als der Angriff Kaiser's gegen Carl, der von seinen zwei Millionen Gulden bereits in Grabe austritt.

G. M.

### Aus Paris.

Zwölfter Band von Thiers' Geschichtswerk. Laboulaye's Geschichte der Vereinigten Staaten. Eine neue „Histoire universelle“. Schriften aus Anlaß der Kunstausstellung. Lamouraux's nachgelassene Werke. Literarische Mittheilungen.

Paris, Ende November 1865.

Von Thiers' großem Geschichtswerke „Histoire du Consulat et de l'Empire“ ist sechsen der zwölfte Band erschienen. Es wäre überflüssige Mühe, die Manier dieses Schriftstellers, seine Vorzüge und Fehler hier zu erörtern; es genügt zu unserm Zweck, den Inhalt des Bandes in Folgendem anzugeben: die Jahre 1810 und 1811, die Continentalperre, der Streit mit der Kirche, die holländischen Angelegenheiten, der Peninsularkrieg. Es versteht sich von selbst, daß alles Dies mit Klarheit, Sicherheit und mit Hülfe des genauesten Studiums der Documente, von denen eine große Anzahl unbekannt geblieben war, behandelt ist. Beachtenswerth ist besonders die Vorrede. Unter dem Vorwande, Untersuchungen anzustellen über die beste Art Geschichte zu schreiben, verteidigt Thiers in ihr seine eigene Manier mit großem Geschick und nimmt zugleich die Gelegenheit wahr, seine Stellung als Politiker ins beste Licht zu setzen. Er will nicht, daß man glauben solle, er erhebe Napoleon, der von der Revolution abfällig wurde, oder er tadle ihn allzu sehr — aus Groll gegen die Regierung. Er versucht es vielmehr, seine Bewunderung für den Kaiser mit seinen politischen Ansichten zu versöhnen, indem er zwischen beiden eine Grenze zieht. Er wiederholt mehrmals, daß die absolute Gewalt dem Kaiser Alles möglich gemacht habe, selbst seinen eigenen Untergang; doch sagt er, es sei dies weniger ein Vorwurf als ein schmerzliches Gefühl seinerseits. Thiers hätte übrigens wissen können, daß es nicht der absoluten Gewalt bedarf, damit ein französischer Monarch sich selbst den Untergang bereite, und daß es andern nicht besser gegangen ist, die nie ohne den Rath ihrer Minister handelten.

Eine ganz ähnliche verteilte Ermahnung an die gegenwärtige Regierung enthält ein anderes Werk gleichfalls in einer Vorrede, die wie das Thiers'sche Vorwort des Verfassers politische Stellung zu charakterisiren bestimmt ist: Laboulaye's „Histoire politique des Etats-Unis“. Es ist dies eine Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser, durch die damaligen Zeitereignisse veranlaßt, im Jahre 1849 am Collège de France gehalten hat. Diese Vorlesungen fielen in jene denkwürdige Epoche, als die Nationalversammlung sechsen ihre Constitution vollendet hatte und viele schwarzfichtige Propheten dieser Schöpfung gleich an der Wiege das Leichenlied anstimmten. Die Lösung der damaligen Schwierigkeiten schien Laboulaye in der amerikanischen Constitution zu liegen, für die er schon früher lebhafteste Beineigung empfunden hatte; er glaubte: „der Augenblick sei gekommen, in welchen man Frankreich mit Amerika bekannt machen mußte, damit dies große Beispiel ihm während des herannahenden Sturms eine willkommene Hülfe sei.“ Es dürfte erlaubt sein, in dieser Beziehung Laboulaye's Ansicht nicht zu theilen, und wäre selbst, wie Laboulaye glaubt, das System der Vereinigten Staaten das absolute politische Ideal, so sollte man sich doch mehr, als Laboulaye es thut, der von ihm selbst citirten Worte des Sokrates erinnern: „Diejenigen Gesetze sind Athem am zuträglichsten, die Athem ertragen kann.“ Aber wenn man in dieser Beziehung anderer Meinung ist als Laboulaye, so muß man ihm doch zugestehen, daß sein Werk sich durch geschmackvolle Behandlung, durch gründliche Kenntniß und namentlich durch historische Treue auszeichnet. Es ist leider von den drei Bänden des Werks nur der erste (bis zum Jahr 1776) erschienen; der zweite Band soll die Revolution und der dritte und hauptsächlichste die Constitution des Staatenbundes in ihrem Verhältniß zu den Verfassungen der Einzelstaaten wie ihre Beziehungen zu den zahlreichen französischen Constitutionen seit 1791 behandeln. Erst nach Vollendung des Ganzen wird man ein richtiges Urtheil fällen können.

Wir haben noch nicht von der Sammlung von Geschichtswerken gesprochen, die bei Hachette seit einiger Zeit zu erscheinen angefangen haben und deren Leitung dem Professor Dubny anvertraut ist. Diese Sammlung hat den Zweck, das große Publicum mit den neuen Entdeckungen auf dem historischen Gebiet bekannt zu machen, die in den letzten Menschenaltern die bisher für wahr gehaltene „Weltgeschichte“ vollständig umgestaltet haben. Diese große Sammlung soll in drei Abtheilungen zerfallen: „Histoires générales“ (Alterthum, Mittelalter u. s. w.), „Histoires particulières“ (Frankreich, Spanien, Deutschland u. s. w.), „Histoires spéciales“ (Religionen, Literatur, Künste, Wissenschaften, Philosophie, Recht). Die deutsche Heeren's und Ukert'sche Sammlung, der belgische „Trésor historique“, Lardner's „Encyclopédie“ verfolgen ähnliche Zwecke; keine dieser Sammlungen aber ist in einem so großartigen Maßstab und nach einem so regelmäßigen Plane angelegt. Unter den bereits erschienenen Werken zeichnen sich aus: „Römische und griechische Geschichte“ von Dubny, „Geschichte der skandinavischen Staaten“ von Gessroy, „Geschichte Portugals“ von Bouchot, „Geschichte der Araber“ von Sedillot, „Geschichte Italiens“ von Jeller; ein Werk, welches Metternich's berühmten Ausspruch: „L'Italie n'est qu'une expression géographique“, Lügen straft. Diese Werke, schon gedruckt, mit Karten und Planen versehen, werden zu 3—4 Francs der Band verkauft; ihr Erfolg entspricht dieser Wohlfeilheit.

Die Ausstellung ist durch eine glänzende Feierlichkeit beschloffen worden. Ganz abgesehen von der überaus glänzenden Decoration von Seiten des Staats, konnte nichts imponanter sein als die Versammlung, die sich bei dieser Gelegenheit einfand: der Kaiser, die Kaiserin, die Mitglieder aller bedeutenden politischen Körperschaften, die Repräsentanten der Kunst und Industrie der ganzen Welt, die ersten Industriellen und Künstler Europas. Die Rede des Kaisers erregte alle die Aufmerksamkeit, die sie als politische Thatfache verdient, und wurde mit fester und kräftiger Stimme gehalten. Ihr Inhalt ist bekannt und liegt außer der Sphäre dieser Betrachtungen. Hier begnügen wir uns nur auszusprechen, daß die den Fremden zutheil gewordenen Auszeichnungen mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden sind. Man hat nirgends eine Spur jener Intriguen zu finden geglaubt, die bei der Preisvertheilung unter den französischen Künstlern vorgewaltet haben. Der Rang, den diesen die officielle Stimme anweist, entspricht keineswegs dem, den sie in der allgemeinen Meinung einnehmen.

Die Jury ist übrigens nicht allein so unglücklich, mit den Ansichten des Publicums nicht übereinzustimmen; der Kritik widerfährt oft ein Gleiches, zumal wenn sie sich mit Gewalt aufdrängen und alle Diejenigen mit ungebührlichem Hochmuth behandeln will, die ihre Ansichten nicht theilen. Man läßt sich schon eher (wenigstens in Frankreich) Paradoxen gefallen, wenn sie amüsant und „spirituels“ sind, ja nimmt diese selbst mit Beifall auf. So ist es denn Abaut geglückt, mit seinem „Voyage à travers l'exposition des beaux arts“ Erfolg zu ernten. Der Titel, wie das Buch, ist auf Effect berechnet. Man findet in letztem wenig Eigenes und vollkommenen Mangel an Gründlichkeit. Aber die Manier ist pikant, und aus seinen Unterhaltungen mit Künstlern, aus den Kritiken bekannter Autoritäten hat er mit mehr Geschick als Nachdenken sein Werkchen zusammengestellt. Man würde in demselben vergeblich ein unparteiisches Urtheil suchen; sein Ladel und sein Lob sind gleich wenig begründet und gleich maßlos. Den deutschen Künstlern, namentlich den ausgezeichnetsten unter denselben, ist Abaut sehr wenig hold.

Bedeutender und zuverlässiger, wenn auch als Erscheinung viel weniger glänzend, ist das Buch von Andraud, das gleichfalls unter einem bizarren Titel erschienen ist: „Une dernière annexe au Palais de l'Industrie.“ Es ist dies eine Zusammenstellung und Kritik einiger nützlichen Erfindungen, die in der Ausstellung nicht vertreten sind. Der Vorwand des Titels ist von den verschiedenen „annexes“ genommen, die nach und

nach der Ausstellung hinzugefügt worden sind. Dies soll eben der letzte „annexe“ sein. Unter den Gegenständen, die hier in gemeinverständlicher Weise besprochen werden, ist eine neue Methode der Straßenpflasterung, Erfindungen, die den Straßen-transport erleichtern sollen, daguerestypische Wegmessung und manches Andere hervorzuheben. Die tüchtigen wissenschaftlichen Betrachtungen des Verfassers geben dem Werke einen nicht geringen Werth; und nützliche Wahrheiten sind unter der Fiction verborgen.

57.

Bekanntlich erscheint bei Paulin in Paris eine Gesamtausgabe der von Lamennais nachgelassenen Werke unter dem Titel: „Oeuvres posthumes de Lamennais“, deren Redaction von Gorgues besorgt wird. Einen Bestandtheil dieser Ausgabe bildet die soeben herausgekommene Uebersetzung des großen Danteschen Gedichts, und zwar aller drei Abtheilungen: der „Hölle“, des „Fegefeuer“ und des „Paradies“. Lamennais hat diese schwierige Arbeit erst wenige Tage vor seinem Tode beendet. Die dem ersten Bande vorangestellte Einleitung über das Leben, die Sitten und Glaubenssage Dante's soll ebenfalls in hohem Grade interessant sein. Außerdem erwartet man noch folgende von Lamennais nachgelassene Werke: „Mélanges politiques“ und seinen Briefwechsel, auf die man allgemein und in nicht gewöhnlichem Grade gespannt ist. — Die Buchhandlung Gebrüder Richel Levy veranstaltet eine gemischte Bibliothek, die, wie die „Revue des deux mondes“ meint, wegen ihrer Wohlfeilheit — jeder Band kostet nur einen Franc — das Signal zu einer allgemeinen Umwälzung im Buchhandel zu werden droht. Hier Werke von unbestreitbarem Werth oder doch Interesse sind bereits gleichzeitig als Bestandtheile dieser Sammlung erschienen: die „Confidences“ von Lamartine; „La Bohème galante“, letztes Werk des durch sein tragisches Ende bekannten Gérard de Nerval; „Marguerite, ou deux amours“ von der verstorbenen Frau von Strardin, und „Les beaux arts en Europe, revue de l'exposition universelle des beaux arts de 1855“, von Théophile Gautier. — E. Bartholmés, rühmlichst bekannt durch seine „Histoire de l'académie de Prusse“ und ein Werk über Giordano Bruno, gab in zwei Bänden heraus: „Histoire critique des doctrines religieuses de la philosophie moderne.“ Das Werk ist ein Gemälde der europäischen Philosophie seit Leibniz, auf ihre Hauptfrage, die Existenz und Natur Gottes, basiert. Die französische Kritik bezeichnet als den interessantesten Theil diejenige Partie des Werks, welche über die neuere deutsche Philosophie und zwar ebenso wol über ihre Koryphäen Kant, Fichte, Schelling und Hegel als über die Systeme Baader's und Schleiermacher's, Herbart's und Schopenhauer's handelt. Feuerbach's Materialismus wird darin mit Eifer bekämpft. Kaum minder ausführlich als die deutschen Philosophen werden darin die italienischen Vico, Rosmini, Gioberti und Galluppi gewürdigt. — Eine Schrift von speciellem, aber nicht unbedeutendem Interesse ist: „Le Canada sous la domination française“ von L. Dussieux. Der Verfasser, Professor an der Schule von St.-Eyr, hat die Materialien zu seiner Arbeit namentlich in den Archiven des Kriegs- und Marineministeriums gesammelt. — Auch in Frankreich wird es unter den Autoren immer mehr Brauch, zu ihren Productionen Vorreden zu schreiben, in denen sie gegen alles Frühere auf demselben Gebiete zu Felde ziehen, irgendeine angeblich neue, aber bei Licht besehen sehr alte Theorie proclamiren und sich anstellen, als ob von ihrem Product eine neue Aera beginne. Dies thut auch Louis Ulbach zu seinem Romane „Suzanne Duchemin“. Er fodert vom Romane Innerlichkeit und Bewegung, Idee und Handlung — wer fodert das vom Romane nicht? Mit Recht eifert er gegen die excentrischen und wahnsinnigen Leidenschaft, welche den Roman seit einigen Decennien erfüllen; aber auch seine Suzanne steht an einer Leidenschaft, die sie sich nicht zu gestehen wagt und die überhaupt etwas krankhafter Art ist.

Wir haben schon bei mehrfachen Gelegenheiten herüberge-

hoben, wie es in Frankreich die Schläger vorkomme als bei uns, daß Journalisten nach einiger Zeit ihre kritischen Kräfte gesammelt herausgeben. Auch die „Impressions littéraires“ von Louis Ratisbonne, einem Mitarbeiter der „Revue contemporaine“, scheinen zu diesen Sammelchriften zu gehören und enthalten unter Anderm einige kritische Betrachtungen über Heinrich Heine und Stranger, die, wie die „Illustration“ bemerkt, sich gleichermaßen den Freunden wie den Gegnern dieser Dichter zur Lectüre empfehlen. — Ein beachtenswerthes und inhaltreiches Werk ist folgendes von Le Play, Directeur-inspecteur und Generalcommissar der allgemeinen Anstalt: „Les ouvriers européens, études sur les travaux, la vie domestique et la condition morale des populations ouvrières.“ — Ein gewisser F. A. van Dijk, der sich „docteur en lettres et en droit“ nennt, gab heraus: „Considérations sur l'histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'à 1795, principalement concernant les relations extérieures“ (Utrecht und Paris). Der Verfasser ist des Ansichts und sucht nachzuweisen, daß das republikanische Frankreich in seinem Bestreben zu den auswärtigen Mächten von Anfang an die im Wiener Frieden stets im Unrecht gewesen sei. Dabei widerspricht er aber auch der Ansicht Derjenigen, welche behaupten und ihre Behauptung mit Sophismen zu unterstützen suchen, daß die französische Monarchie schon vor 1789 eine gemitte gewesen. Trug oder vielleicht wegen der das französische Nationalgefühl mehrfach verletzenden Ansichten des Verfassers hat sich die französische Presse veranlaßt gefühlt, der Schrift des Holländers einige Beachtung zu schenken.

F. A.

## Notizen.

Wolfgang Musculus und die fahrenden Schützen.

Im Verlag des Rauten Hauses zu Hamburg erschien „Wolfgang Musculus, ein biographischer Versuch von Ludwig Grote.“ Wolfgang Musculus, eigentlich Wolfgang Raskin, wurde am 8. September 1497 zu Dürge geboren, lebte sich zu Luther's Lehre und starb nach mancherlei Schicksalen als theologischer Professor zu Bern am 30. August 1563. Er hinterließ außer Anderm eine Anzahl lateinischer und deutscher geistlicher Gedichte und ist nicht mit dem brandenburgischen Theologen Andreas Musculus, dem Mitarbeiter an der Concordienformel, zu verwechseln. Griechisch lernte er erst im vierzigsten Lebensjahre, wo wir Modernen meist nicht mehr den Eudamuth und die Energie besitzen, zu Dem, was wir etwas lernen haben, noch etwas Neues hinzuzulernen. Außerdem wußte er sich noch das Arabische zueigen, und zwar ohne alle Anleitung. Besonders interessant waren uns in diesem Buch die Mittheilungen aus seiner Jugendzeit, indem er, der arme Knabe, als fahrender Schüler für sein Fortkommen selbst sorgen mußte. Diese fahrenden Schüler theilten sich bekanntlich in „Bachanten“ (Ältere) und in „Schützen“ (jüngere Schützen.) Unterwegs mußten die Schützen für die Bachanten „frischen“ d. h. betteln gehen. In den Städten zogen die Schützen in den Straßen umher, sangen vor den Häusern und „präsentirten“ dann Das, was sie erworben, ihren Bachanten. In manchen größeren Städten, z. B. Breslau, wo sich noch Romantiker's Selbstbiographie gleichzeitig etliche Tausend Bachanten und Schützen auf den verschiedenen Schulen aufhielten, lebten sie häufig in Hülle und Fülle, aber unterwegs um so kümmerlicher, oft tagelang nur von gesammeltem Zwieback, gebrotenen Eiern, Holzapfeln und wilden Birnen. Nachts mußten sie oft unter freiem Himmel zubringen, weil Niemand sie aufnehmen wollte. Im schlimmsten kamen dabei die Schützen zu. Wenn man entdeckte, daß sie irgendetwas von dem Vornehmen für sich bestellten, so mußten sie sich auf die unheimlichsten Schätze gefaßt machen, und wenn sie, vom langen Entbehren ermüdet, nicht mehr fortkommen, so ließ man sie mit einem Stein in die bloßen Wunden, denn sehr oft hatten die Schützen

haben, und mit ihrem Schwerte was es trauet genug befehl.  
Lehrten die Bachanten in ein Dichtershaus ein, um sich gütlich  
zu thun, so schieden sie die Schlingen voraus, die, während jene  
schwebten, sich vielleicht mit einer schimmlichen Brotkrinde be-  
gnügen mußten. Das ganze Wesen nur nach unserm Begriffen  
daß, wißt und abenteuerlich, hätte aber wenigstens das Gute,  
daß die jungen Leute nicht verwirrt und sich eine Cha-  
rakterstärke, eine Widerstandskraft der Nerven und eine Fähi-  
gkeit und Energie im Willen und Vollbringen aneigneten, die  
wir an den Männern jener Zeit bewundern, an den Männern  
nur zu häufig vermessen.

#### Berichtigung.

In dem Artikel „Ungarische Poesie“ in Nr. 46 d. Bl. citirt  
dessen Verfasser, S. E. Poth, eine Stelle aus der an B. Hansen  
in Xbtingen gerichteten Einleitung zur Kertbeny'schen Uebersetzung  
von Szar's Dichtungen, welche Seite xxvi des besprochenen  
Buchs lautet: „so würde ich selbst aus diesem vulgären Dicht-  
maße den wahren Konten herauserkennen.“ Unser Bericht-  
erstatter, um doch einigen Sinn hineinzubringen, machte aus  
„Konten“, freilich etwas willkürlich, „Knoten“. Die Herfel-  
lung des Sinns hätte unser Berichterstatter allerdings beque-  
mer haben können, wenn er den Schluss des Buchs nachgesehen  
hätte, wo es heißt: „Sinnförende Druckfehler: Seite xxvi,  
Seite 25 unter Konten zu lesen Poeten“ u. s. w.

#### Bibliographie.

- Aguiar, G., Marie Henriette Morales. Erzählung.  
Frei bearbeitet und mit einem Vorwort versehen von S. Piga.  
Dresden, Schmidt. 1856. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Alexis, B., Vaterländische Romane. 1—6ter Band.  
Berlin, Barthol. 1856. 8. à 7 1/2 Ngr.
- — — — —. — — — — —. — — — — —. S. 5 Ngr.
- — — — —. — — — — —. — — — — —. S. 5 Ngr.
- — — — —. — — — — —. — — — — —. S. 5 Ngr.
- Arany, S., Gold's Abend. Poetische Erzählung in sechs  
Gesängen. Aus dem Ungarischen, im Vermaße des Originals  
übersetzt von R. Kolbenheyer. Pesth, Gedekast. 1856.  
16. 20 Ngr.
- Die Aufzueckung des Lazarus. Eine Erzählung von ...  
Mit 6 bildlichen Darstellungen im Holzschnitt. Berlin, Ber-  
eins-Buchhandlung. 1856. 8. 16. 15 Ngr.
- Barthelemy, Die Tauride oder: Die Eroberung von  
Sébastopol. Heldens-Gedicht in acht Gesängen. — U. u. v. L.:  
La Tauride ou: la prise de Sébastopol. Poème militaire.  
Berlin, Fandel. 1856. 8. 10 Ngr.
- Bäwerle, A., Balthem. Ein Wiener Kriminalroman.  
5 Theile. Wien, Hartleben. 1856. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
- Bessel, A. und E. Kühlwetter, Das preussische  
Eisenbahngesetz. 1ster Theil. Köln, F. C. Eisen. Gr. 8.  
26-Ngr.
- Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen von G.  
H. Hoffmann. 2te vermehrte Auflage. Magdeburg, Gebr.  
Barnsch. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Bone, P., Sonette. Köln, Du Mont-Schauberg. 12.  
24 Ngr.
- Brock, M. R., Chronologische Tabelle der deutschen  
Literatur. Amsterdam. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 4.  
18 Ngr.
- Brunner, G., Kalligraphen. Gekörntes Reimwerk.  
Regensburg, Manz. 1856. Gr. 16. 13 1/2 Ngr.
- Bungener, G., König und Prediger. Deutsche Ueber-  
setzung des Werkes: „Un sermon sous Louis XIV.“ Bern  
1856. Basel, Georg. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Byron, Lord G. Gordon, Ethelred's Pilgerfahrt.  
Aus dem Englischen im Vermaße des Originals übersetzt von  
A. Büchner. Frankfurt a. M., Reibinger Sohn u. Comp.  
16. 18 Ngr.

- Christiani, W., Das Dörsbuch. Historische Skizze.  
2te Auflage. Bielefeld, Neuber. Br. 8. 10 Ngr.
- Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das  
Jahr 1856. Herausgegeben von S. B. Appell. 41ter  
Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.
- Corradi, A., Waldeben. St. Gallen, Scheitlin u. Jolli-  
fater. 1856. 32. 24 Ngr.
- Dach, Gräfin, Die Gräfin von Boffut. Roman. Aus  
dem Französischen von A. Diezmann. Zwei Theile. Leip-  
zig, Cohn. 1856. 8. 18 Ngr.
- Decker, E., Die Religion in das Licht der Betrachtung  
gestellt. Gießen, Gerber. 1856. Gr. 8. 21 Ngr.
- Deecke, Die Freie und Hanse-Stadt Lübeck. Für  
Fremde und Einheimische beschrieben. 2te durchaus ver-  
besserte Auflage. Mit 4 Ansichten, einem Plane der Stadt  
und einer Karte der Lübeck-Büchener Eisenbahn. Lübeck,  
1854. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Diegel, C., Das System der Staatsanleihen im Zusam-  
menhang der Volkswirtschaft betrachtet. Heidelberg, S. C. B.  
Mohr. Gr. 8. 21 Ngr.
- Drobisch, L., Gedichte ersten und launigen Inhalts.  
Dresden, Klemm. 1856. 8. 22 1/2 Ngr.
- Fachinger, R., Wilhelm II., König der Niederlande,  
Großherzog von Luxemburg. Biographische Skizze nach den  
besten Quellen bearbeitet. Trier, Knap. Gr. 8. 1 Thlr.
- Feuchtersleben, G. Freih. v., Zur Diätetik der Seele.  
1ste Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 1856. 12. 20 Ngr.
- Freitag, G., Sell und Haben. Roman in sechs Büchern.  
Drei Bände. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Engel. 8.  
5 Thlr.
- Genast, B., Dorneschen. Ein Märchen. Weimar,  
Böhlau. 1856. 16. 10 Ngr.
- Gerstner, G., Amerikanische Wald- und Strombilder.  
2te vermehrte Auflage. Leipzig, Arnold. 1856. 8. 2 Thlr.
- Groth's, R., Quilborn. Volksleben in plattdeutschen  
Gedichten dithmarscher Mundart. Ins Hochdeutsche übertragen  
von G. A. Hoffmann. Braunschweig, Vieweg u. Sohn.  
1856. Gr. 16. 1 Thlr.
- Hebbel, K., Erzählungen und Romane. Pesth, Gedek-  
ast. 16. 20 Ngr.
- Hertz, P., König René's Tochter. Lyrisches Drama.  
Aus dem Dänischen übersetzt. 2te Auflage. Oldenburg, Stal-  
ling. 1856. 8. 10 Ngr.
- Hickel, J. E., Österreichische Kaiserlieder. Gedichte.  
Dresden, R. Schaefer. 22. 15 Ngr.
- Höpfner, E. v., Der Krieg von 1806 und 1807. Ein  
Beitrag zur Geschichte der Preussischen Armee nach den Quel-  
len des Kriegs-Archivs bearbeitet. Zwei Theile in vier Bän-  
den. Mit Schlacht- und Gefechts-Planen und Beilagen. 2te  
Auflage. Berlin, Schropp u. Comp. Gr. 8. 8 Thlr.
- Horaz, Satiren und Briefe. In's Deutsche übertragen  
von G. Frölich. Schleswig, Bruhn. 1856. 8. 1 Thlr.  
15 Ngr.
- Hotho, H. G., Die Malerschule Huberts van Kyk  
nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen. Öffentliche  
Vorlesung. 1ster Theil: Geschichte der deutschen Maler-  
ei bis 1450. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.
- Hungari, A., Korwäthen. Eine Sammlung von Para-  
beln zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. Frank-  
furt a. M., Bauerländer. 1856. Br. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
- Jacob, L., Aus der Lehre vom Ganzen. Metaphysische  
Untersuchungen. Berlin, A. Diezandt. Gr. 8. 1 Thlr.
- Jacobi, D., König Erich von Schweden. Trauerspiel in  
fünf Acten. Berlin, Berens-Buchhandlung. 1856. Gr. 16.  
15 Ngr.
- Jordan, B., Die Liebesleugner. Lyrisches Lustspiel.  
Frankfurt a. M., Bauerländer. 16. 26 Ngr.
- Kaiser, C., Geschichte einer konstitutionellen Monarchie,  
oder Geschichte Frankreichs unter Louis Philipp d. i. 1830 —

1848. Nach den besten Werken und authentischen Altstücken dargestellt. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.  
Lachambeaudie, P., Hundert Fabeln von L. Pfau. Dessau, Gebr. Rag. 1856. 16. 20 Ngr.

Lang, L., Unserer Lieben Frauen Preis in Erzählungen, Legenden, Sagen und Gedichten. Zum Gedächtniß des 8. Decembers 1854 herausgegeben. Tübingen, Laupp. 1856. 8. 18 Ngr.

Meier, H., Bilder aus dem Thierreich. Für Schule und Haus. Leipzig, Brandstetter. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Meyer, M., Sagen-Kränzlein aus Tirol. Wien, Hartleben. 1856. 8. 1 Thlr.

Müßling, F. C. F. Freih. v., sonst Weiß genannt, Aus meinem Leben. Zwei Theile in einem Band. 2te mit einem Anhange vermehrte Auflage. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbach, L., Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof. 1ste Abtheilung. — A. u. d. L.: Kaiser Joseph und Maria Theresia. Vier Bände. Berlin, Sanke. 1856. 8. 6 Thlr.

Osterwald, W., König Alfred. Epische Dichtung. Berlin, Besser. 16. 2 Thlr.

Paoli, Betty, Eyrisches und Eyrisches. Pesth, Pechenast. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pertthes, C. L., Das Herbergswesen der Handwerksgefallen. Gotha, F. A. Pertthes. 1856. 8. 6 Ngr.

Pfeiffer, Ida, Reise einer Wienerin in das heilige Land, nämlich: von Wien nach Konstantinopel, Brussa, Beirut, Saffa, Jerusalem u. und zurück über Malta, Sicilien, Neapel, Rom u. Unterommen im März bis Dezember 1842. Nach den Notizen ihrer sorgfältig geführten Tagebücher. 4te verbesserte Auflage. Zwei Bände. Mit einem colorirten Kupfer. Wien, Dirnböck. 1856. 8. 1 Thlr.

Phillips, G., Vermischte Schriften. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1856. Gr. 8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Preßler, H., Ideal und Kritik. Ein humoristisches Genrebild aus der Gegenwart. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr.

Pröhle, H., Friedrich Ludwig Sahn's Leben. Nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse. Berlin, Besser. Gr. 8. 2 Thlr.

Rodenberg, J. v., Waldmüllers Margret. Melodrama in zwei Acten. Hannover, Rümpler. 1856. 16. 15 Ngr.

Saphir, M. G., Wilde Rosen. Neue Auswahl. Wien, Expedition von Saphir's Kalender. 1856. 16. 2 Thlr.

Schenkel, S., Deutsche Dichterhalle des 19. Jahrhunderts. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage herausgegeben von F. C. Paldamus. Drei Bände. Mainz, Kunze. 1856. 8. 3 Thlr. 27 Ngr.

Schlösser, F. C., Dante. Studien. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmig, S. H., Sitten und Sagen, Lieder, Sprichwörter und Räthsel des Eifler Volkes, nebst einem Idiotikon. Mit einer Nachrede von K. Simrod. 1ster Band: Sitten. Trier, Pütz. 1856. 8. 15 Ngr.

Schoemann, G. F., Griechische Alterthümer. 1ster Band: Das Staatswesen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stier, A., Die Worte des Boct. Ein zunächst für Richttheologen bestimmter Auszug aus des Verfassers größtem Werk: „Die Reden des Herrn Jesu.“ 1ste Lieferung. Barmen, Langewische. 1856. Lex. 8. 15 Ngr.

Stifter, A., Die Kärrenburg. Pesth, Pechenast. 16. 24 Ngr.

Strachwitz, M., Graf, Gedichte. Gesamtausgabe. 3te Auflage. Breslau, Trevenant u. Granier. 1856. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Strahlau, B., Klänge aus dem Norden. Gedichte. 2te Auflage. Hannover, Rümpler. Gr. 16. 15 Ngr.

Classisches Theater des Auslandes von Deinhardstein. Wien, Hartleben. 8. 27 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1856. Herausgegeben von J. R. Vogl. 43ster Jahrgang. Mit 16 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leich, F., Gedichte. 2te Ausgabe. Gera, Kämp. 1856. 8. 15 Ngr.

Tholuck, A., Commentar zum Brief an die Römer. 5te neu ausgearbeitete Ausgabe. Halle, Anton. 1856. Gr. 8. 3 Thlr.

Trode, P., Klaas von Brochbörp. Zwei plattdeutsche Gedichte in der Wilsenermarsch-Rundart. Nebst einem Anhange hochdeutscher Gedichte. Hamburg, F. Schubert. 1856. Gr. 12. 18 Ngr.

Trissino's Canzone an Papst Clemens VII. Text und Uebersetzung. Halle, G. Schwetschke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Übersetzung von psalmen, hymnen und kirchengebete aus dem XIV. jahrhundert. Aus der handschrift herausgegeben von E. Janota. Wien. Lex.-8. 15 Ngr.

Vogl, J. R., Aus der Leuse. Bergmännische Dichtungen. Mit Bildern und Eingeweisen. 2te vermehrte Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 1856. 4. 12 Ngr.

— — — Soldaten-Lieder. Mit Bildern und Eingeweisen. 3te vermehrte Auflage. Ebendasselbst. 1856. 4. 16 Ngr.

Walter, H., Am Kamin. Ein Büchlein für Herbst und Winter-Abende. Briesen, Roeder. 16. 20 Ngr.

Zeller, A., Lieder des Leid's. 3te Auflage. Berlin, G. Reimer. 32. 15 Ngr.

Zeller, E., Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 1ster Theil: Allgemeine Einleitung. Vorsokratische Philosophie. 2te völlig umgearbeitete Auflage. 1ste Abtheilung. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 2 Thlr. 9 Ngr.

Zimmermann, R., Ueber das Tragische und die Tragödie. Vorlesungen gehalten zu Prag im Frühjahr 1855. Wien, Braumüller. 1856. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

### Tagesliteratur.

Allgemeine Betrachtungen über die bisherige Kriegsführung und nächste Operationsfrage in der Arm. vom Standpunkte der Strategie und Geschichte aus dargestellt. Ansbach, Juny. Gr. 8. 4 Ngr.

Allich, R., Die große Zukunft der Mission. Festigt am Missionenfest zu Bozterode am 24. Oktober 1855. Dörm, Baumgarten u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Beer, J. van, Der Forten-Douerrainetäts-Kampf vom Ursprunge bis zum Bruch der Wiener Conferenz. Vom historischen Standpunkte aus dargestellt. Berlin, Köhling. 8. 7½ Ngr.

Duttenhofer, Über die Emancipation der Neger. Ein Versuch zur Aufstellung humaner Principien in dieser Frage. Nördlingen, Bock. Gr. 8. 15 Ngr.

Ebrard, A., Die Herrlichkeit des dreieinigen Gottes in dem heiligen Nachtmahl Jesu Christi. Theologisches Schreiben an Herrn General-Superintendent und Ober-Schöndiger Dr. theol. Ernst Sartorius als Erwiderung auf dessen „Meditationen“. Viefeld, Belsagen u. Klafing. Gr. 8. 7½ Ngr.

Propst, S., Oskar oder die neuen Lichtfreunde. St. Gallen, Schellin u. Bollhofer. 1856. 16. 6 Ngr.

Ritgen, H. v., Einige Worte über die Geschichte der Kapelle auf der Wartburg. Eine Festgabe zu deren Wiedereröffnung am 7ten Juni 1855. Darmstadt. Gr. 8. 3½ Ngr.

Wolf, F., Über wissenschaftliche Akademien mit besonderer Beziehung auf die k. österreichische. Wien, Braumüller. 1856. Lex.-8. 7½ Ngr.



# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Vericht

über die im Laufe des Jahres 1855

im Verlage von

**J. N. Brockhaus in Leipzig**  
erschiedenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**N. III**, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Beschluß aus Nr. 49.)

70. **Irving (Washington), Lebensgeschichte Georg Washington's.** Aus dem Englischen von dem Uebersetzer der Werke Prescott's. Erster Band. Erste Lieferung. 8. Geh. 10 Ngr.

Eine neue Biographie Georg Washington's von Washington Irving, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das gewiß auch in Deutschland lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser finden wird.

71. **Maugoni (Alessandro), Die Verlobten.** Eine mairänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aufgefunden und erneuert. Aus dem Italienischen übersetzt von Edward von Bülow. Dritte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 2 Thlr.

Eine Ausgabe auf feinem Papier kostet geheftet 2 Thlr. 20 Ngr., gebunden 3 Thlr. 10 Ngr.

72. **Noback (Ch. und F.), Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.** Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Uanzen aller Staaten und wichtigen Orte. Sechstes Heft. (Melbourne—Persien.) 8. Geh. 12 Ngr.

Radicalität des verheiratheten Erscheinens der Fortsetzung dieses Werks wird auf die auf dem Umschlag des letzten Hefts befindliche Bemerkung des Verfassers verwiesen.

Die erschienenen Hefte sind in allen Buchhandlungen zu erhalten; ein ausführlicher Prospekt befindet sich auf den Umschlägen der beiden ersten Hefte.

73. **Der neue Atlas.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von F. C. Stitz und W. Haring (W. Merz). Dreiundzwanzigster Theil. Neue Folge. Elfter Theil. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der ersten Folge auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Von der neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

74. **Platon's sämtliche Werke.** Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen begleitet von A. Steinhart. Fünftes Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Band 1—4 (1850—54) haben gleichen Preis.

I. **Ion**, oder die Kunst des Redens. — **Stippias** der Große, oder das Schöne. — **Stippias** der Kleine, oder die Rüge. — **Alkibiades** der Erste, oder der angesehene Staatsmann. — **Lykis**, oder die Freunde. — **Charmides**, oder die Besonnenheit. — **Laches**, oder die Tapferkeit. — **Protagoras**, oder die Sophisteneinkünfte. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — **Alkibiades** der Zweite, oder das Gebet.

II. **Euthyphron**, oder der Eidenknecht. — **Menon**, oder die Bürger-tugend und die Erinnerung an ein früheres Dasein. — **Euthyphron**, oder von der Gottheit. — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — **Kriton**, oder Sokrates im Gefängnis. — **Gorgias**, oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedsamkeit. — **Kratylus**, oder die Wortbildung.

III. **Theaitetos**, oder die geistige Entbindungskunst. — **Parmentides**,

oder das Eine. — **Der Sophist**, oder das Traubjagen. — **Der Staatsmann**, oder das wahre Königthum.

IV. **Phaidros**, oder die Kunst der Rede. — Das Gastmahl, oder die Lobreden des Sokrates. — **Phaidon**, oder der Herdende Sokrates. — **Philebos**, oder das Höchste Gut.

V. **Der Staat**, oder: Was ist Gerechtigkeit?

75. **Reichenbach Al. (H. G.), Xenia Orchidacea.** Beiträge zur Kenntniss der Orchideen. Viertes Heft: Tafel XXXI—XL; Text Bogen 10—12. 4. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Orchideen haben seit 25 Jahren in Europa den ersten Rang unter den Gewächshauspflanzen eingenommen. Die zahlreichen Expeditionen zur Aufklärung dieser Pflanzen haben die Zahl der von Linne gesammelten Arten um das 50fache vermehrt, und so groß ist die Schwierigkeit der Kenntniss dieser blühenden Region, daß nur zwei Botaniker leben, welche sich gleichmäßig mit den Orchideen der verschiedensten Gegenden vertraut gemacht haben. Nur durch wissenschaftliche Abbildungen kann das Studium dieser Pflanzen wieder etwas zugänglicher werden. Gewöhnt, jede verbesserte Art zu zeichnen und reich bedacht mit in den Tropen gesammelten Herbarien besitz, der Verfasser einen großen Schatz von Darstellungen dieser merkwürdigen Gewächse. Das Inter-essante beabsichtigt derselbe hiermit zum Gemeingut zu machen.

Das Werk wird in einer beschränkten Anzahl von Decaden erscheinen. Jede Decade bringt 5 besonders schöne und auffallende Formen, deren Blüten gemalt; 15 andere werden schwarz auf den andern fünf Blättern gegeben. Dazu deutscher und lateinischer Text.

Man wird daraus ersehen, wie der Verfasser sowohl alte berühmte Originalsammlungen als die neuesten Reiseergebnisse sich zugänglich machte und der Erfolg wird es immer deutlicher zeigen, daß ein sehr reiches Material zunächst ausgedeutet den entscheidendsten Nutzen für die Erschließung der Orchideen bietet.

76. **Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.** In Bändchen zu 10 Ngr. 8. Cartonirt.

Eine Sammlung beschreibender und unterhaltender Schriften, durch Inhalt und Form zur Reiseliteratur besonders geeignet, gleichzeitig aber von solchem literarischen Werthe, um auch ein späteres Ausdehnen zu verdienen. Ein ausführlicher Prospekt über das ganze Unternehmen, mit Angabe der Schriftsteller, die dabei mitwirken — worunter sich die ausgezeichnetsten Namen befinden —, und der bereits erschienenen Bändchen ist jedem derselben vorgedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben.

Erschienen sind:

1. **Poetisches Reise-Album.** Herausgegeben von Josef Nank.
2. **Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen.** Von Levin Schücking.
3. **Wien in alter und neuer Zeit.** Von F. Gustav Kühne.
4. **Parzibilder.** Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von Heinrich Bröckle.
5. **Von Berlin nach Hamburg.** Nicht Schildereien aus Lübeck und Hamburg. Von Ernst Wilkman.
6. **Die Schlachten bei Leipzig.** Kriegsgemälde von Karl Gustav von Berner. Mit zwei Plänen.

77. **Romeo und Julia.** Tragödie des Shakespeare. Deutsch, von Edmund Lobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

78. **Antigone.** Tragödie des Sophokles. Deutsch, von Edmund Lobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die Uebersetzung der „Sakuntala“ von Eobdanz ist von der Kritik wie vom Publikum so beifällig aufgenommen worden, daß seine neuen Uebersetzungen von Shakespears „Romeo und Julia“ und von der „Antigone“ des Sophokles gleich mit vollem Rechte empfohlen werden können.

Eobdanz hat „Romeo und Julia“, dieses Hohenlied der Liebe — das selbst einen so ruhigen und ernsten Kritiker wie Lessing mit Begeisterung erfüllte und zu dem Auspruche veranlaßte: die Liebe selbst habe es eingegeben und dictirt — mit all seinem Dufte und seiner ursprünglichen Glut wiedergegeben. Von der Schlegel'schen Uebersetzung weicht Eobdanz mannichfach ab und hat mehr auf das Lesen als die Aufführung Rücksicht genommen.

Bei der Deutschdichtung der „Antigone“ des Sophokles war das Hauptbestreben des Uebersetzers vor allem, gebildeten Lesern und Leserinnen einen neuen, soviel wie möglich ungetrübten Genuß dieses Meisterwerks zu verschaffen; das Verständnis wird durch zwei als Anhang mitgetheilte Briefe über „Antigone“ wesentlich gefördert. Hinsichtlich der Bedeutung dieser Dichtung sei folgender Auspruch Hegels angeführt: „Von allem Herrlichen der alten und modernen Welt — ich kenne so ziemlich Alles, und man soll und kann es kennen — erscheint mir die „Antigone“ als das vorzüglichste befriedigendste Kunstwerk.“

Früher erschien ebendieselbe:

**Sakuntala.** Nach dem Indischen des Kalidasa von Edmund Eobdanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr. Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „Sakuntala“, dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihres Gleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Die vorliegende von Eobdanz ist abgesehen für eine ausgezeichnete erklärt worden.

79. **Stael (Anne de), Corinne ou l'Italie.** 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit diesem berühmten Romane hat die Verlagshandlung den Neudruck einer großen Reihe classischer Werke der französischen Literatur eröffnet. Die neuen Ausgaben sollen sich durch correcten Druck, elegante Ausstattung und handliches Format auszeichnen, und vermöge ihrer Billigkeit sich besonders dazu eignen, jene großen Geistesproducte immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Im Format und Ausstattung mit ihnen übereinstimmend, werden sich den französischen Ausgaben Neudrucke englischer und italienischer classischer Werke anschließen, und damit eine Bibliothek der Classiker des Auslandes begründet werden, die in jeder Hinsicht den gesteigerten Anforderungen der Gegenwart an ähnliche Unternehmen entspricht.

80. **Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften.** Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von Rudolf Köpfe. Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der dichterische und literarische Nachlaß Ludwig Tieck's erscheint hier in einer von Prof. Rudolf Köpfe, einem vertrauten Freunde des verstorbenen Dichters, veranstalteten Auswahl. Er enthält: I. Dramatisches (drei abgeschlossene Dichtungen und zwei Bruchstücke), II. episches, III. Novellistisches, IV. Kritisches (darunter namentlich wichtige Bruchstücke des von Tieck beschriebenen Werks über Shakespears). Mit Recht sagt der Herausgeber in dem Vorwort u. A.: „Wer an der Entwicklung dieses reichen und eigenhümlichen Geistes wahren Antheil nimmt, wer die Geschichte unserer Literatur eingehend betrachtet, der wird in diesen Jugenddichtungen voll Pietät dem Dichter ehren, welcher das deutsche Gedengedächtnis abschließt.“

81. **Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Rudolf Köpfe.** Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine liebevolle biographische Schilderung des verstorbenen Dichters, gleichsam ein biographischer Commentar seiner Werke, von Rudolf Köpfe, der namentlich während der letzten Lebensjahre Ludwig Tieck's sein vertrauter Freund war und auch seinen literarischen Nachlaß herausgegeben hat.

## Commissions-Artikel,

[zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.]

**Brosier, Cours pratique et théorique de Langue arabe.** Alger. 1855. In-8. 4 Thlr.

**Éléments de Calligraphie orientale.** Alger. 1855. In-8. 1 Thlr. 5 Ngr.

**Bourgade (M. l'abbé F.), Passage du Coran à l'Evangile faisant suite aux Soirées de Carthage.** et à la clef du Coran. Paris. 1855. In-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

**M. Pallegoix, Description du royaume Thai ou Siam, comprenant la topographie, l'histoire naturelle, mœurs et coutumes etc.** 2 vol. Paris. 1855. In-8. 3 Thlr.

**Carte du royaume de Siam,** dressée, sous la direction de Mgr. Pallegoix, d'après ses itinéraires et divers documents, par Charle. 1854. In plans, noire 15 Ngr., coloriée 1 Thlr. 5 Ngr.

**Pitropios (Jacques G.), L'Eglise Orientale.** Exposé historique de sa séparation et de sa réunion avec celle de Rome. Accord perpétuel de ces deux Eglises dans les dogmes de la Foi. La continuation de leur union. L'apostasie du Clergé de Constantinople de l'Eglise de Rome, sa violation des institutions de l'Eglise orientale, et ses vexations contre les chrétiens de ce rite. Sous moyens praticables pour rétablir l'ordre dans l'Eglise orientale, et arriver par là à l'union générale et à la restauration sociale de tous les chrétiens. Rome. Imprimerie de la Propagande. 1855. In-8. 4 Thlr.

**Ring (M. de), Essai sur la Rigmann-Saga** et sur les trois classes de la société germanique. Paris. 1854. In-12. 1 Thlr. 5 Ngr.

**Antoniewicz (Karola), Wspomnienia Maryjny z roku 1846.** Poznań. 1855. 8. 6 Ngr.

**Monumenti, Annali e Bulletini pubblicati dall' Instituto di corrispondenza archeologica nel 1854.** Volume unico. Roma. 14 Thlr.

**Ticknor (M. G.), Historia de la Literatura española.** Traducida al castellano con adiciones y notas criticas, por D. Pascual de Gayangos y D. Marique de Vedia. Tomo III. Madrid. 1855. En-8. 3 Thlr.

**Biblioteca de autores españoles, desde la formación del lenguaje hasta nuestros dias.** En-8. (In gasepaken Columnen.) Madrid. 1855. Preis des Bandes 5 Thlr.

T. XXX. XXXI. Obras del Padre Juan de Mariana. T. I. II.

T. XXXII. Poetas líricos de los siglos XVI y XVII, colección ordenada por Don Adolfo de Castro. Tomo I.

T. XXXIII. Novelistas posteriores a Cervantes. Tomo segundo, con un Bosquejo histórico sobre la Novela española, escrito por D. Eustaquio Fernández de Navarrete.

T. XXXIV. Comedias escogidas de Frey Lope Félix de Vega Carpio. T. II.

T. XXXV. Romancero y Cancionero sagrados. Colección de Poemas cristianas, morales y divinas, sacadas por D. Justo de Sancha.

## Kataloge.

Auf Verlangen sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten:

1. **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.** Dervollständigt durch einen dritten Nachtrag bis Ende 1854.
2. **Catalogue de Livres relatifs à l'étude de langues orientales.** Verzeichniss von Werken der orientalischen Literaturen, zu beziehen von F. A. Brockhaus in Leipzig. Nebst einem Anhang werthvoller Werke zur Kunde occidentalischer Sprachen und Literaturen.

**Casanova's Memoiren,** französisch und deutsch, zu bedeutend ermäßigten Preisen

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Mémoires de J. Casanova de Seingalt** écrits par lui-même. Edition originale. 12 vols. 12 12 Thlr. (Früher 21 Thlr.)

**Aus den Memoiren des Venetianers Jakob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es selbst in Döhlen niederschrieb.** Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. Zwölf Bände. 12. 12 Thlr. (Früher 31 Thlr. 15 Ngr.)

# Unterhaltungsliteratur in eleganten Ausgaben, zu Festgeschenken geeignet.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig,

in allen Buchhandlungen vorrätig.

**W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin.** Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

**Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin,**

an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von **Elise Maier**. Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Wilhelm von Humboldt**, als Staatsmann und Gelehrter (längst einer der gelehrtesten Namen Deutschlands, ist dem größten Publikum erst durch seine „Briefe an eine Freundin“ (Charlotte Diebe) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt, „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Innigkeit sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefwechseln von Schiller, Goethe und andern Tägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darstellend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichthum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege.“ Die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin“ haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, so daß davon jetzt schon eine sechste Auflage e nöthig geworden.

Dem Interesse, das die „Briefe an eine Freundin“ für W. v. Humboldt erregen, haben die von **Elise Maier** aus diesen und andern Briefen Humboldt's gesammelt und zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen“ es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewonnen und jetzt schon in dritter Auflage vorliegen.

**Aus den Papieren einer Verborgenen.** Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 4 Thlr. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.

Hr. von Bethmann-Hollweg sagt in einem Vorwort zu diesem, der Königin von Preußen gewidmeten, in zweiter vermehrter Auflage erschienenen Werke: „Es ist die Frucht eines Lebens, reich an Freude und Schmerz, wie sie ein liebendes Herz aus der Hand seines Gottes zwar annimmt, aber deshalb nie nicht weniger tief und lebhaft empfindet; wie sie sich hiegelei in einer leichtbewegten Phantasie und den Geist zu tieferem Nachdenken anregen.“

**Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzelne sind zu erhalten:  
Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. — Klara. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie G. Zweite Auflage. — Kleine Erzählungen. — Streit und Liebe. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalecarlien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Sommerreise. Zwei Theile. — Leben im Norden. Morgen-Nachrichten.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

**Giske (H.), Pfarr-Mädchen.** Eine Herzensgeschichte aus unserer Zeit. Zweite durchgesehene Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

„Giske's „Pfarr-Mädchen“ ist von der Kritik wie vom Publikum besonders reichlich aufgenommen worden und wird sich in der vorliegenden zweiten Auflage, in dem beliebten Miniaturformat, gewiß noch zahlreiche neue Freunde erwerben. Von dem Verfasser erschienen ebenfalls die Romane: **Roberte Litzgen.** Ein Roman der Gegenwart. Drei Theile. Zweite vermehrte Auflage. 3 Thlr. 15 Ngr. und **Kleine Welt und große Welt.** Ein Lebensbild. Drei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

**Guthkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritte Auflage. Neun Bände. 8. Geh. Sechs Thaler.

Dieser gestaltenreiche, lebensvolle Roman, ein Zeitgemälde von geschichtlichem und bleibendem Werthe, eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern deutschen Literatur überhaupt, wovon rasch zwei Auflagen vergriffen wurden, ist jetzt in der vom Dichter gründlich revidirten dritten Auflage vollständig erschienen, und zwar zu einem gegen früher fast um die Hälfte billigeren Preise. Durch diese Volksausgabe wird der oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, das berühmte Werk auch dem Privatleser noch mehr zugänglich gemacht zu sehen. Auch elegant gebundene Exemplare des Werks sind (im Preise von 8 Thlr. 20 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

**Hoffmann (C. F. A.), Phantasiestücke in Callot's Manier.** Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von Jean Paul. Vierte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.

Die vierte Auflage der berühmten Hoffmann'schen „Phantasiestücke“, die, von Jean Paul beworben, bei ihrem ersten Erscheinen phänomenartig wirkten, in alle gebildeten Sprachen übersetzt wurden und fortwährend die lebhafteste Theilnahme beim deutschen Publicum finden.

**Manzoni (Alessandro), Die Verlobten.** Eine mailänder Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt von Eduard von Kulow. Dritte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 2 Thlr. — Ausgabe auf feinerem Papier geheftet 2 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 3 Thlr.

Eine bereits in dritter Auflage vorliegende anerkannt treffliche Uebersetzung des berühmtesten italienischen Romans, von dem Goethe äußerte: Der Eindruck beim Lesen sei der Art, daß man von der Fälschung in die Bewunderung falle und von der Bewunderung wieder in die Fälschung; Manzoni's Roman überflüge Alles, was er in dieser Art kenne.

**Rank (J.), Das Hoser-Räthchen.** Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Ausgabe vom „Hoser-Räthchen“, wol der gelungensten und amnuthigsten der böhmischen Vorgeschichten **Josef Rant's**, die zu den besten Erzeugnissen der deutschen Vorgeschichtsliteratur gehören. Die vollständige Ausgabe derselben erschien unter dem Titel:

**Aus dem Böhmerwalde.** Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesamtausgabe. Drei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

Der **Walban**, der bekannte Dichter und Kritiker, stellte die Rant'schen Vorgeschichten den **Ueberbach'schen** an die Seite, indem er unter Anderem sagte: „Beide, **Berthold Ueberbach** und **Josef Rant**, die besten, aber sagen wir es nur heraus, die einzigen Vorgeschichtenschriftsteller unserer Zeit, kennen das Dorf und wirken auf Grund dieser Kenntnis. Gleichwol sind sie wesentlich voneinander verschieden, sie gehen auf verschiedenen Wegen nach verschiedenen Zielen.“

**Reußab (L.), 1812.** Ein historischer Roman. Vierte Auflage. Vier Bände. 12. Geh. 4 Thlr. Geb. 5 Thlr. 10 Ngr.

Die vierte Auflage eines deutschen Romans, dessen Verfasser noch lebt, ist wol der beste Beweis seiner Beliebtheit und seines Wertes. Der Roman schildert bekanntlich die furchtbaren Ereignisse des Jahres 1812, den Feldzug Napoleon's gegen Rußland, und dürfte deshalb gegenwärtig, wo Rußland, wenn auch unter ganz veränderten Verhältnissen, mit dem Westen Europas in Krieg verwickelt ist, erhöhtes Interesse erregen.

Der Roman „1812“ bildet den Anfang von **Gesammelte Schriften** von **Edmund Reußab**. Erste und zweite Folge. Vollständig in zwanzig Bänden. 12. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Hieran schließt sich Reußab's neuestes Werk: **Garten und Wald.** Novellen und vermischte Schriften. Vier Theile. 5 Thlr. 10 Ngr.

**Ernst Schulze.** Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Morggroff. Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine Biographie Ernst Schulze's, der ein Lieblingsdichter des deutschen Volks geworden ist. Dem Verfasser fand ein reichhaltiges Material zugewandt: das eigene Tagebuch des Dichters, aus dem bisher noch nie etwas veröffentlicht wurde, sowie zahlreiche Briefe desselben und werthvolle Mittheilungen seiner Freunde. Ernst Schulze's Nachlass erhalten hierdurch ganz neue Aufschlüsse über den Dichter, namentlich auch über sein Verhältnis zu Heine und deren Schwester Adelheid.

Diese Biographie Ernst Schulze's bildet zugleich den fünften Theil der dritten Auflage seiner „Sämmtlichen poetischen Werke“ (5 Theile, gebunden 6 Thlr., gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.).

**Cöpfer (Rudolf). Gesammelte Schriften.** Vollständige deutsche Ausgabe. Erstes bis siebentes Bändchen. 8. I.—III. **Seufzer Novellen.** 1 Thlr. 15 Ngr. IV.—VII. **Das Pfarrhaus.** 3 Thlr.

Singeln sind unter besondern Titeln zu erhalten:

**Seufzer Novellen.** Deutsche Ausgabe, mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Pracht-Ausgabe. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Kleine Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers (ohne Illustrationen). Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 23 Ngr.

**Die Bibliothek meines Oheims.** Eine Seufzer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe, mit 137 Bildern, in Holzschnitt, von der Hand des Verfassers. 16. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Cöpfer's Novellen sind, wie Scholle von ihnen sagt, „zarte Abspiegungen des inneren Seelenlebens, in denen man nicht selten, überrascht und lächelnd, sich selbst wieder erblickt mit seinen eigenen träumerischen Phantasien, Stimmungen, Verstimnungen und geheimen Selbsttäuschungen, die man Niemand gestehen mag, und für die das Gewandniß auch nicht leicht das richtige Wort findet“.

## Ludwig Tieck's Biographie.

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Ludwig Tieck.

**Erinnerungen aus dem Leben des Dichters**

nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen

von

**Rudolf Köpke.**

Zwei Theile.

12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eine liebevolle biographische Schilderung des verstorbenen Dichters, gleichsam ein biographischer Commentar seiner Werke, von **Rudolf Köpke**, der namentlich während der letzten Lebensjahre Ludwig Tieck's sein vertrauter Freund war und auch soeben seinen literarischen Nachlaß herausgegeben hat.

Letzterer erschien unter dem Titel:

**Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften.** Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von: **Rudolf Köpke.**

Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Leopold Brockhaus.**

**Saintine** (X. B.), **Picciolo.** Miniatur-Ausgabe. Geh. 1/2 Ngr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

Eine elegante Ausgabe der berühmten lieblichen Dichtung, die von der pariser Akademie als ein für die Sittenbildung nützliches Buch gekrönt wurde.

**Staël** (Mme. de), **Corinne, ou l'Italie.** 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 40 Ngr.

Eine neue Ausgabe dieses weltbekannten Romans, des glänzenden Werks der berühmtesten Schriftstellerin der neuern Zeit. Die Verlagsabteilung hat mit demselben den Neudruck einer grösseren Reihe classischer Werke der ausländischen Literatur eröffnet. Die neuen Ausgaben sollen sich durch correcten Druck, elegante Ausstattung und handliches Format auszeichnen, und vermöge ihrer Billigkeit sich besonders dann eignen, jene grossen Geistesprodukte immer weiten Kreisen zugänglich zu machen.

## Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gupkow.** Wöchentlich ein Bogen. 8. Preis vierteljährlich 20 Ngr.

In den drei Jahren ihres Bestehens hat sich diese Wochenchrift mit Gupkow's Leitung zu einer der gebräuchlichsten, interessantesten und gelieferten Zeitschriften Deutschlands entwickelt: sie ist ein Lieblingsbuch des ganzen gebildeten Publicums Deutschlands geworden und hat in Tausenden von Familien fest eingebürgert. Mit dem begonnenen neuen Bande (dem ersten Bande der neuen Folge) erscheint das Blatt in grösserem Format und eleganter Ausstattung. In dieser seiner neuen Gestalt wird dasselbe zu seinen bisherigen zahlreichen Lesern gewiss viel mehr Interesse gewinnen.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, doch findet auch eine Ausgabe im Monatshefte statt. Der Preis beträgt vierteljährlich 20 Ngr. Zustellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die ersten drei Bände der Zeitschrift, die sich ihres weitverbreiteten Rufes halber auch zur Anschaffung in Buchform eignet (gebunden jeder Band 2 Thlr. 4 Ngr., elegant gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.), sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten und empfehlen sich trefflich zu Geschenken.

## Ein Kinderbuch mit Illustrationen von Ludwig Richter.

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Kinderleben.

In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von **M. J. E. Voßberg.**

Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.**

Zweite Auflage. 8. 20 Ngr.

Eine bereits in zweiter Auflage erscheinende Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künstlers **Ludwig Richter** geschmückt: eine Jugendschrift, die allen Vätern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann. Der Preis der zweiten Auflage hat trotz der noch eleganteren Ausstattung (in festem Einband mit verziertem Umschlag und Goldschnitt) billiger gestellt werden können, nämlich statt 1 Thlr. auf 20 Ngr.

Soeben erschien bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Enslin (A.), fromm und frei.

Gedichte. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Gedichte meist religiösen Inhalts von dem in vielen Kreisen schon bekannten und beliebten Dichter **Karl Enslin**, eine Sammlung, die sich den Dichtungen **Leopold Schenck**, **Julius Hammer's** u. A. würdig anreicht, indem sie in friedlicher, versöhnlicher Weise alle religiösen Gegensätze ohne Rücksicht auf eine besondere Confession, zu erheben sucht.

Verantwortlicher Herausgeber: **Leopold Brockhaus.** — Druck und Verlag von **J. W. Brockhaus** in Leipzig.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 51.

20. December 1855.

Inhalt: Bunsen's „Die Zeichen der Zeit“. — Eine Gruppe Lyriker. Von Wolf zum Berge. — Zur Militärliteratur. Von Karl Gustav von Berner. — Die tschechische Bühne in Prag. — Ein Wort über die französische und deutsche schöne Literatur. Von August Hennelberger. — Zur Armuths- und Arbeitsfrage. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

### Bunsen's „Die Zeichen der Zeit“.

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Von Karl Christian Josias Bunsen. Erstes Heftchen. Zwei Bändchen. Erste, zweite und dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1855. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn in einer Zeit, wie die gegenwärtige ist, ein Mann wie Bunsen, ausgezeichnet in den Staats- wie in den religiösen Wissenschaften, es unternimmt, die Zeichen dieser Zeit zu deuten; wenn er dabei besonders sein Vaterland Deutschland ins Auge faßt und sich darüber gegen einen Mann wie Arndt ausspricht, den man den Vater der Deutschen nennen kann: so liegt es auf der Hand, daß ein solches Werk die Aufmerksamkeit aller Denker Europas, besonders Deutschlands auf sich ziehen muß. Zwar sind es vorzugsweise religiöse Fragen, welche Bunsen in seinem Buche seiner Betrachtung unterzieht; aber wer wüßte es nicht, daß die gegenwärtige Weltkrise ihre Quelle und ihren Ausgangspunkt vornehmlich auf dem religiösen Gebiete hat? Kennt wenigstens der Zar nicht den Krieg gegen die Türken und gegen die Westmächte einen heiligen Krieg? Streiten die Mohammedaner Europas, Asiens und Afrikas nicht an der Seite der katholischen Franzosen und der protestantischen Engländer gegen die griechischen Russen? Soll nicht der Siegespreis dieses Krieges die Religionsfreiheit der Türken und Christen des Orients und Abwendung der Gefahr politischer und religiöser Unterdrückung von Europa durch den Despotismus und Fanatismus Russlands sein? Doch gehen wir bei der Reichhaltigkeit unsers Buchs alsbald *mediam in rem*!

Bunsen richtet in den vorliegenden zwei Bändchen zehn Briefe über den christlichen Vereinsgeist und die kirchlichen Richtungen der Gegenwart an C. M. Arndt. Er geht von der Behauptung aus, daß das deutsche Volk gläubiger an die sittliche Weltordnung sei als irgend ein anderes ihm bekanntes,

daß unsere namhaften Männer der Wissenschaft und des Glaubens auch heute noch in den Thatfachen des menschlichen Bewußtseins wie in denen der vor uns liegenden Weltgeschichte die Bekräftigung eines Glaubens der Menschheit an eine sitt-

liche Weltordnung und in den Aussprüchen des Evangeliums die Lehre aller ernstesten und besonnenen Weltbetrachtungen finden.

Als Ausnahme nur betrachtet er die Meinungen Decker, welche an gar keine Weltordnung, sondern nur an Ungefähr glauben, oder diese nur vom Mittelpunkte ihrer eigenen persönlichen oder Standesbelange betrachten. In dieser Ansicht begegnet Bunsen auch unserm Arndt, den ein hohes Greisenalter von nahe an 90 Jahren unter den mannichfachen, zum Theil bekanntlich sehr trüben Erfahrungen darin nicht irre gemacht hat. Bunsen schreibt nun den vorliegenden Brief im Reflex der Einbrücke, welche die Erscheinungen im deutschen Vaterlande bei seiner Rückkehr in dasselbe nach einer fast vierzehnjährigen Abwesenheit in England auf ihn machten. Hier traten ihm nämlich besonders zwei Erscheinungen als allgemeine und bedeutende Zeichen der Zeit entgegen: die naturwüchsige Kraft des Vereinsgeistes und die offenbar sehr gesteigerte Macht der Geistlichkeit oder Hierarchie. Das Vaterland des Vereinswesens ist allerdings England; allein dasselbe ist auch auf das protestantische Deutschland übergegangen; später von Frankreich auch auf das katholische Deutschland. Aber die katholischen Vereine, wo die Laien bloß die geldsteuernden, die Geistlichen aber die leitenden Mitglieder sind, stehen immer noch im Schatten gegen die protestantischen, von denen die Missionsvereine allein jährlich 30 Millionen Thaler zusammenbringen und Millionen Menschen vereinigen. Ebenso unverkennbar ist aber auch die Herrschsucht der Hierarchie, sei es nun im Ultramontanismus oder im Lutheranismus. Zwei andere Zeichen der Zeit erblickte Bunsen in dem immer steigenden Verlangen der Völker nach Gewissensfreiheit und dem der Geistlichkeit nach dem Gegentheil. Die Gewissensfreiheit ist ihm mit Recht der Grund und die Bürgschaft aller Freiheit, weil diese nicht auf Verstandesbegriffen und in der auf sie gegründeten Aufklärung, sondern auf der sittlichen Bildung ruht. Aus dem Fanatismus des Volks kommt religiöse Verfolgung und Unbuddsamkeit nicht; denn das Volk, das katholische wie das evangelische, ver-

langt Gewissensfreiheit. Daher ist die Erscheinung von Religionsverfolgungen die räthselhafteste des Jahrhunderts. Wer hätte am Anfange des 19. Jahrhunderts geglaubt, daß in Frankreich und Tirol, neulichst in Florenz und Prag Religionsverfolgungen vorkommen könnten, daß in dem auf allgemeine Duldung gegründeten russischen Reich Tausende von Protestanten und Millionen armer Griechen durch Trug und Gewalt zur griechischen Kirche würden verführt werden! Unter dem Eindrucke dieser trübten Erfahrungen nahm Bunsen den Hirtenbrief des Bischofs von Mainz, von Ketteler, und die Rede Stahl's über christliche Toleranz zur Hand. Wie fand er sich aber in seinen Erwartungen getäuscht!

Im zweiten Briefe bespricht er daher zur Vorfeier des Bonifacius-Jubelfestes den von Ketteler'schen Hirtenbrief. Die Extravaganzen und Irrthümer desselben hat Niemand schärfer hervorgehoben als Bunsen dies hier thut. In der That, wie schrecklich sind die Ketteler'schen Beschuldigungen des deutschen Volks! Durch die Reformation soll es seinen Beruf für das Reich Gottes verschert, eine heidnische Weltanschauung hervorgerufen, die alte deutsche Tugend und das Gewissen verloren haben, seinem Untergange entgegengehen, ja sogar an der Entstellung der katholischen Welt schuld sein. Bunsen sagt:

Wenn also tausend Stimmen in Italien und Spanien schreien über den elenden Zustand dieser einst so blühenden Länder; wenn tausend Seufzer diesseit und jenseit der Pyrenäen sich erheben über den Verfall der Religion und Sittlichkeit; wenn (nach den neuesten amtlichen Veröffentlichungen, die gerade jetzt ganz Europa mit Entsetzen erfüllen) die Kerker des Kirchenstaats in einem Maße bisher unter Christen und Fürsten übertragenden Maße sich mit den gräßlichsten und schrecklichsten Verbrechern füllen — 21 Vaternörder unter andern — wer anders ist daran schuld als wir, das deutsche Volk?

Dazu kommt, daß derselbe mainzer Bischof Frankreich und Rußland als Garanten des Westfälischen Friedens und des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 gegen Deutschland gleichsam zu den Waffen, wenigstens zum Einschreiten aufruft. Solche Aeußerungen erregen mit Recht Bunsen's und aller wahren Deutschen gerechten Unwillen und rechtfertigen es, wenn derselbe sagt:

Wir überlassen den Freiherren seiner Ehre, dem Bischof seinem Gewissen, den Patrioten seiner deutschen Gesinnung: ich weiß nicht, ob ich sagen darf, den Unterthan seinem Eide, da es heißt, derselbe habe ihn nie geleistet.

Eine tröstlichere Vorfeier suchte Bunsen in der freien Himmelsluft von Gottes Weltgeschichte, in der Geschichte des Volks, aus welchem Bonifacius hervorging. Die Westfriesen in Holland, die Angelsachsen in England und später in Nordamerika erhoben religiöse Duldung zum Grundgesetze ihrer Staaten.

Im dritten Briefe betrachtet Bunsen nun Bonifacius selbst, seine Vorgänger und Nachfolger. Er weist nach, daß Bonifacius nicht der Apostel der Deutschen war, denn diese hatten das Christenthum bereits vor ihm, sondern ein Prediger des Kirchenthums, ein Sendbote Roms. Mit Bonifacius begann die Unterwerfung Deutschlands

unter die römische Hierarchie in Ehe und Schule, Erziehung der Geistlichkeit und Verwaltung des Gemeinvermögens. Bonifacius fand die Bischofswahl schon dem Klerus und den Gemeinden genommen und den Fürsten übergeben. Statt sie nun an die ersten zurückzugeben, überlieferte er sie der Hierarchie und dem Papste. In dieser Einrichtung liegt der Grund aller falschen Decretalen der westlichen Kirche, und dennoch glorificirt (incredibile dictu) der protestantische (!) Professor Leo in Halle den Bonifacius als den Vater der Deutschen und seine Einrichtung der Hierarchie; „und die Universalität, wo er lehrte, wird besonders von künftigen protestantischen Theologen besucht!“ Bonifacius schwur dem Papste den Vasalleneid und ließ sich von ihm senden, wenn er auch sonst ihn ernstlich ermahnte, Roms Laster zu entfernen. Dessenungeachtet wurden damals nicht, wie von Ketteler und die römischen Bischöfe jetzt verlangen, die kirchlichen Verordnungen vom Papste und den Bischöfen, sondern von den Fürsten auf Reichsversammlungen festgesetzt und dann bekannt gemacht. Dasselbe Verhältniß zwischen Staat und Kirche stellten das englische Parlament, die ältere gallitanische Kirche, Joseph II. und Napoleon im Concordat von 1801, noch besser aber in dem von Saintenoble (1813) wieder her.

Im vierten Briefe kommt Bunsen auf die Vortragspredigt des Strasburger Bischofs und auf das Manifest der deutschen Bischofsversammlung zu Bisingen 1848 zu sprechen. Das Bonifaciusfest war beendet; weder in Fulda noch in Mainz hatte sich im geringsten eine Theilnahme des deutschen Volks verspüren lassen. Da wurde die Welt durch die „Neue preussische Zeitung“ auf den Schluß der Predigt des Bischofs von Strasburg zu Mainz aufmerksam gemacht, in welchem derselbe die Versammlung auffodert, für die baldige Beilegung der Engländer zum Papstthum zu beten, und von der Königin Viktoria verlangt, die Liara, welche mit Unrecht auf ihrem Haupte sitze, dem zurückzugeben, dem sie mit Recht gebühre, dem Papste. Bunsen weist nun dem irrenden Prälaten nach, daß die Königin von England ein Liarenrecht gar nicht besitze, sondern mit dem Parlament, worin die Bischöfe sitzen, vereint kirchliche Verordnungen erlasse. Zugleich zeigt er, wie das päpstliche Liarenrecht entstanden. Da nämlich der Papst durch Bonifacius die alten Rechte der Gemeinden bekräftigt, auch die Staatsgewalt zur Anerkennung des alten Rechts der Kirche gebracht, sah er sich nach einer gesetzlichen Basis seiner Oberherrschaft um, und da er diese in den alten Kanonen nicht fand, schmiedete er die falschen Kanonen und Decretalen. Unwürdigerweise bethätigte sich das mainzer Concilium dabei durch einen Nachfolger des Bonifacius. Bunsen sagt Bunsen deshalb:

Da haben wir also als Lügenfälscher denselben Papst, auf welchem nach des halleischen Professors (Leo) Protestation der solcher Segen erblicher Weisheit ruhte, daß wir zum ersten Reichskanzler bis zum Ende des Heiligen römischen Reichs Deutschland vorzugsweise mit weissen Redensarten beglückte und seinem glorieichen Ende zuführen sehen!



Der Betrug der weltlichen Kirche war das bewusste Werk jenes Bonificianischen Erzstifts von der „erblichen Weltlichkeit“; für Rom ausgedacht, ward es jedenfalls von Rom beglaubigt. Und nun folgen Worte, welche man jetzt beim badischen Kirchenstreit mit großen Buchstaben an alle Kirchthüren der oberrheinischen Kirchenprovinz schreiben sollte: „Es ist das Recht dieser falschen Decretalen, welches die Nachfolger und Lobredner des Bonificianus jetzt vorbringen als das göttliche Recht der Bischöfe!“ Niemand darf ungelesen lassen, was Bunsen darüber sagt.

Der Verfasser macht nun die vier Forderungen von Ketteler's namhaft. Er verlangt: 1) das Recht, die Priester zu erziehen und frei anzustellen und über Priester und Laien die kirchliche Disciplin zu üben; 2) katholische Schulen zu besetzen und zu errichten; 3) das religiöse Leben zu leiten, namentlich auch die zu dessen Pflege dienenden Institute und Genossenschaften zu errichten und zu besetzen; 4) das der katholischen Kirche gebührende, durch den Westfälischen Frieden und im Reichsdeputationshauptschluß ausdrücklich garantierte Vermögen auch selbst verwalten zu dürfen. Diese Forderungen sind nur die Quittessenz der Forderungen des deutschen Episcopats auf dem Concilium zu Würzburg 1848. Gemäß der damaligen Verkündigung des Associationsrechts und der Selbständigkeit jeder Religionsgesellschaft im Ordnen ihrer Angelegenheiten verlangten die Bischöfe unbeschränkte Freiheit der Lehre und des Unterrichts, Einrichtung und Leitung eigener Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, d. h. Bestätigung der Universitäten, an deren Stelle sie die bischöflichen Seminare setzen, der Gymnasien, an deren Stelle die Knabenseminare treten sollen, um den abgerichteten Jüngling an erstere abliefern zu können. Vom praktischen Hauptpunkte, dem Kirchenvermögen, sagt das Manifest der Bischöfe: Kirchenvermögen ist das Stiftungsvermögen; einziges Rechtsobject ist die Eine katholische Kirche, unbeschränkter Vorkalter der Bischöfe! Den Beweis dafür will von Ketteler aus dem Reichsdeputationshauptschluß ziehen. Allein dieser sichert nicht den Bischöfen, sondern den Religionen, d. h. den Religionsgesellschaften ihre Fonds und die Domänen der Bischöfe den neuen Landesherren! Und dennoch verlangt von Ketteler die Intervention der Russen und Franzosen in Deutschland und die „Deutsche Volkshalle“ fordert den österreichischen Kaiser zum Einschreiten in Baden auf.

Im fünften Briefe bildet der seit drei Jahren entbrannte badische Kirchenstreit den Gegenstand der Betrachtung. Der Verlauf desselben ist dem Publikum aus den öffentlichen Blättern bekannt. Interessant aber ist es, Bunsen darüber zu hören, und Alenand, der sich darüber ein competentes Urtheil verschaffen will, darf diesen fünften Brief ungelesen lassen. Noch interessanter indes ist Das, was dieser berühmte Staatsmann und Theolog darüber sagt, wie der Streit ohne Schaden für Staat und Kirche beigelegt sei. Die Widerständigkeit des Erzbischofs gegen die Staatsgesetze, seinen Aufsat zum offenen Widerstande der katholischen „Gemeinde“

Badens gegen die Regierung mußte den nothwendigen Schritt des Landes zur Bestrafung übergeben, überhaupt der constitutionelle Gang eingeschlagen und den Kammern ein Gesetz zur offenen Regulirung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat vorgelegt, von dessen Betragen und beschloffen werden. Dies Gesetz mußte sich an Das anschließen, was bisher der römischen Kirche gegenüber in Frankreich und Belgien geltend gewesen. Dort, wo das Kirchenvermögen längst eingezogen und die Geistlichkeit auf ein sehr spärliches Einkommen gesetzt ist, wäre der Erzbischof des Hochverraths schuldig befunden worden. Nach Rom aber durfte sich die badische Regierung nicht wenden, denn der Papst konnte den Erzbischof nicht verdammen, der ganz auf dem Boden des kanonischen Rechts steht. Das Ende des Streits, in welchem die badische Regierung die Fortwähren nicht bloß aller protestantischen Regierungen Deutschlands, sondern aller Staaten ist, die ihre Selbständigkeit und die Rechte ihrer Bürger nicht dem kanonischen Rechte zum Opfer bringen wollen, wird nach Bunsen's Voraussicht allen Regierungen und der Geistlichkeit im Lande selbst ersprißlich sein. Anderes erwartet allerdings die Hierarchie, die in 240 römischen Bischöfen dem freiburger Erzbischofe condolierte. Sie meint, der Papst habe für ihn entschieden, für die Garanten der Friedensschlüsse liege völkerrechtlich eine Verletzung der Verträge vor, folglich müssen, natürlich nach dem orientalischen Kriege, Russen und Franzosen in Deutschland einfallen, wenn die badische Regierung nicht vorher nachgibt oder der österreichische Kaiser seine Pflicht thut.

Der sechste Brief behandelt den Streik der staatlichen Gesetzgebung mit dem kanonischen Rechte Roms über Ehe, Erziehung und Kirchenvermögen. Nach dem vorher Betrachteten ist es bitterer Ernst mit der Erhebung des absoluten Kirchenthums wider den Staat. „Es handelt sich ohne Uebertreibung um die Gesittung und Freiheit der Welt.“ Bunsen weist dies zunächst rückfichtlich der Ehe nach. Nach der ultramontanen Lehre ist es reine Sittlosigkeit des Staats, wenn er die Sittlichkeit der Ehe in ihren rechtlichen Folgen, also die Rechtmäßigkeit der Kinder und das Vermögens- und Erbrecht (d. h. die Stabilität des ganzen Staatslebens) von einem Gelübniß oder einer Erklärung der Brautleute vor staatlichen Behörden und von der Eintragung in staatliche Register abhängig macht. Dagegen erhebt sich das gebildete Bewußtsein der Völker seit drei Jahrhunderten. Die freien Niederländer führten die bürgerliche Trauung für die Nichtreformirten ein; dazu suchte auch Preußen durch das Allgemeine Landrecht zu gelangen, nur daß dieses in dem Fortwähren der Reformirten befangen blieb, daß die geistliche Handlung die Schließung der Ehe machte, statt daß sie diese bloß segnet, da doch die römischen Rechtslehrer selbst zugeben, daß das Mysticum der Ehe erst in der Vollziehung der gelobten Ehe liege. Joseph II. war hierin weniger befangen; Napoleon I. überführte dies Alles folgerichtig durch. Auch der größte englische Staatsmann unserer Zeit, Peel, sahnte der Ein-

führung dieser weisen Einrichtung in England den Weg. Dieselbe ist ganz christlich, denn sie gibt einer religiösen Handlung den Charakter der Freiheit. Die Hierarchie haßt die Civiilehe als das Mittel, wodurch der Staat sich und die Gewissen dem Zwange der Geistlichkeit entzieht. Auch hinsichtlich der Erziehung der katholischen Geistlichkeit war man vor der neuesten Schilderhebung derselben zu einer praktischen Verständigung gelangt. Die katholischen Geistlichen wurden auf Gymnasien und Universitäten national gebildet und das bischöfliche Seminar bildete sie dann klerikal aus. Die Folge davon war, daß die katholischen Studenten, welche unmittelbar nach der französischen Zeit am Niederrhein zum größern Theile den Text der lateinischen Messe kaum lesen, geschweige denn erklären konnten, jetzt mit den evangelischen Studenten in Bonn erfolgreich bei der Bearbeitung wissenschaftlicher Preisaufgaben wettsiefen. „Worum soll das nun auf einmal gottlos sein?“ Weil die ultramontane Partei sonst verzweifelt, die Völker noch länger regieren zu können! Frankreich gibt hierin ein lehrreiches Beispiel. Dort findet man unter den ältern Geistlichen kaum einen des Lateinischen, keinen aber des Griechischen kundigen! In einer bedeutenden Stadt Burgunds mußte die Obrigkeit zur Cholerazeit den sechs oder sieben dort ansässigen protestantischen Familien anrathen, aufs Land zu ziehen, weil der 1848 über und über rothe Pöbel dazu aufgereizt war, sie in der nächsten Nacht als angenehme Opfer für die Heilige Jungfrau in ihren Häusern zu verbrennen! Solche Thatfachen, welche übrigens Bunsen aus dem Schatze seines reichen Wissens überall in seiner Schrift als Belege der von ihm verkündeten Wahrheiten anführt, widerlegen am besten die hohlen Phrasen der ultramontanen Dunkelänner. Die ausschließliche Verwaltung des Kirchenvermögens kann der Staat den Bischöfen auch nicht lassen, wie sie denn in Frankreich und Belgien dieselbe auch nicht haben. Man wird auf Verwaltung durch Laienausschüsse dringen müssen, welche unter der Leitung der Bischöfe mit den Pfarrern die Stiftungsgelder verwalten und Rechnung legen.

Der siebente Brief beschäftigt sich mit dem Streite der Priesterschaft mit dem Gewissen und mit den jüngsten Verfolgungen. Die Weihe zu den diesfälligen Betrachtungen sucht Bunsen in den Aussprüchen der Apostel Petrus und Paulus über die brüderliche Liebe und die christliche Freiheit. Die Verfolgungssucht liegt demnach nicht in der christlichen Religion, sondern in dem selbstfüchtigen Naturprincip der Menschen. Bunsen weist dies aus der Geschichte nach. Wenn namentlich das deutsche Volk verfolgte, so lag die Ursache davon in der Priesterschaft:

Nach langen Kriegen hatte Gewalt der Umstände, theils durch Friedensschlüsse, theils durch absolute Fürstengewalt, theils durch das gesetzliche Recht des freien Staats, das Werk der Gerechtigkeit geheiligt, die religiöse Duldung. Eine große katholische Nation hatte die volle Gewissensfreiheit mit denselben Worten verkündigt wie die Männer der Freiheit jenseit des Meers. Da erhebt sich plötzlich in unsern Tagen wie aus dem

Abgrunde der Dämon hierarchischer Verfolgung — nicht in einer Kirche, sondern fast in allen, aber doch besonders in der Kirche des Bonifacius, und verkündigt Gewissensdruck als Beweis des Glaubens, gegenüber der Duldung, dem Kinde des Verderbens, welche der Unglaube dem Volke gepredigt habe. Ich will Thatfachen erwähnen, welche den Befürchtungen von Millionen entgegenkommen und Religionskrieg und allgemeinen Untergang in Aussicht stellen. Es ist die Luft, wenn auch nicht die Weltzeit von 1611. Nicht die Völker sind unruhig. Das spanische verlangt nicht nach der Inquisition; der Jansenismus der Ultrarufen ist naturwüchsig nicht gegen die Kirche des Abendlandes, sondern gegen die Staatskirche Peter's des Großen und gegen die militärische Synode, welche an die Stühle des Patriarchats getreten. Auch die absoluten Herrscher Europas und ihre Fürstenthümer sind nicht verfolgungsfüchtig. Selbst Nikolaus hatte nicht die grausamen Bekehrungsbefehle gegeben, wegen deren ihn Myriaden vor ihrem Gewissen und vor Gottes Thron anklagen. Es ist die Hierarchie.

Und nun zeigt Bunsen an den neuesten Verfolgungen der Madaiai, Cechetti und Massai in Florenz, wie Rom sich seinen Beistand bezahlen läßt. Leider ist das nach der Verfolgung vor 20 Jahren in Tirol eine neue in Deutschland getreten, die des zur evangelischen Kirche übergetretenen Laienbruders Borginisky in Prag, welchen die dortigen Barmherzigen Brüder in den grausamen Kerker geworfen haben, wo überdies noch ein anderer Bruder dieses Ordens seit 22 Jahren schmachtet, weil er Neigung zum Protestantismus hat blicken lassen. Die Wärme, der heilige Eifer, mit welchem Bunsen diese neuesten Verfolgungen bespricht, müssen ihm alle edeln Herzen gewinnen. Niemand wird diese Zeilen daher ungelesen lassen.

Das zweite Bändchen der Bunsen'schen Schrift beginnt mit einem weltgeschichtlichen Rückblick von Bonifacius bis auf unsere Tage. Bonifacius verfolgt seinen Mikapostel Clemens, welcher nicht ganz seine scholastischen Ansichten theilte. Seine Nachfolger finden im Laufe der Jahrhunderte für ihren Eifer keinen entsprechenden Ausdruck als den Scheiterhaufen. Dominicus wird ein Heiliger, weil er die Ketzer zu verbrennen rath. Achtzehntes Jahrhundert ruft dieselbe Geistlichkeit spanische Truppen nach Deutschland, um deutsche Gemeinden zu verfolgen. Die Lutheraner thun Aehnliches gegen die Reformirten. Dann kämpft der Protestantismus im Dreißigjährigen Kriege mit dem alten Kirchenthum, weil Spanien und Rom den erstern austrotten will. In unsern Tagen tritt die römische Hierarchie nach tiefer Demüthigung wieder als Weltmacht auf. Sie fordert Verfolgung. Die Bevölkerungen verlangen sie nicht; aber fast alle katholischen Fürstenthümer schließen sich an diese hierarchische Macht an, müssen aber die Ausföhrung ihrer Concorde an Verwahrungen knüpfen. Bayonnette schützen den Thron des geistlichen Herrn der Christenheit und doch setzen Fürsten in diesem Kirchenthume eine schützende Macht.

Mit noch größerm Interesse, weil es im Allgemeinen als das Weiterliegende das Winderbekannte ist, wird die gebildete Welt Dasjenige lesen, was Bunsen von dem Zustande der griechischen Kirche, namentlich des Landes sagt. Auch dort erhebt sich der himmlische Sturm gegen alle Duldung, Erziehung, des Volks und

der Geistlichkeit. Kaiser und Papst in Einer Person schreitet dort mit den härtesten Kirchengesetzen gegen die Geistlichkeit vor. Nur die Schätze der reichen Altgläubigen in Moskau retteten diese in diesem Jahre. Die Gegenströmung ist nicht allein der Haß der Völker, sondern auch im Innern der bis zum Wahnsinn gesteigerte Haß der Altgläubigen gegen die Staatskirche Peter's des Großen. Die biblische Richtung in der russischen Kirche unterliegt; seit 1826 ist nicht Eine slavonische Bibel mehr in Rußland gedruckt worden, obgleich die morgenländische Kirche dies erlaubt. Die fremden Missionen, selbst die herrnhutischen unter den Tataren, sind verjagt worden. Nikolaus hat zwar die Schulen von 1400 bis auf 4000 (im ganzen Reiche) vermehrt; aber es sind nur militärische Abrechnungsanstalten und nur die höheren Classen haben in den sehr eingeeengten Gymnasien Zutritt. Dasselbe System der Unterdrückung der Bibel geht unter russischem Einflusse durch alle byzantinischen Kirchen des Morgenlandes, wo indeß das evangelische Bisthum zu Jerusalem und die amerikanischen Missionen segensreich wirken. Auch in Griechenland regt sich ein freier Geist, seitdem sich dies Land von der Herrschaft des Patriarchen von Konstantinopel, dieser Spielpuppe zweier Despoten, frei gemacht hat.

Im Protestantismus zeigt uns Bunsen zuvörderst den Puseyismus in England nur als einen matten Abdruck der römisch-hierarchischen Bestrebungen. Der englische Nationalgeist in Volk und Geistlichkeit läßt ihn nicht zur Kraft kommen. „Alles, was in England rettend auftritt, fehlt in Deutschland bei der lutheranisch-kerikalen Strömung. Erbin des gemüthlichen Pietismus, hat sich diese Partei zum Organ der absoluten Fürstengewalt und der Privilegien des Adels gemacht. Im Volke ist nichts davon, weder in Mecklenburg noch in Pommern und Brandenburg; was so scheint, ist künstlich erregt von Pfarrern.“ Aus dieser überfichtlichen Betrachtung abstrahirt Bunsen sechs einfache Sätze:

1) Der Absolutismus des Staats hat den Absolutismus der Kirche gestärkt, mehr durch dessen Bekämpfung, als durch dessen Begünstigung. 2) Der Protestantismus hat sich nirgends kräftig und volksbildend erwiesen, als wo aus der kirchlichen Reformation sich die bürgerliche Freiheit entwickelte; und zwar nur bei den Reformirten, nirgends bei den Lutheranern. 3) Die bürgerliche Freiheit hat sich nur neben der Gewissensfreiheit lebenskräftig gezeigt. 4) Die Hierarchie verlangt die Gewissensfreiheit nur für sich und bekämpft sie instinctmäßig sich gegenüber. 5) Die Religionsfreiheit hat noch nirgends zur politischen Umwälzung geführt, wol aber ihre Unterdrückung. 6) Unduldsamkeit und Verfolgung haben weder Regierungen noch Völkern Segen gebracht: der größte Fluch aber sind sie für protestantische Regierungen, weil sie einen innern Widerspruch einschließen.

Folgende Fragen treffen den Ultramontanismus vernichtend: Wurzelte das Kirchenthum so tief in den Gemüthern der katholischen Völker, weshalb kann es nur durch unmögliche Concordate und unausführbare Bevorzugungen bestehen? weshalb sich nur halten durch die Macht der Bayonnette und die Beseitigung aller geistlichen Wissenschaft und die Unterdrückung aller freien Rede und Schrift? Der Ultramontanismus kann sich

nicht halten, weil er aus Selbstsucht entsprungen, die Freiheit der Gewissen nicht achtet, ebenso wie sich nicht halten konnten: der Polizeistaat des 18. Jahrhunderts, weil er auf dynastischer Selbstsucht ruhte; die Republik, weil sie aus derselben Selbstsucht hervorging; die Toleranz der Philosophen und Revolutionäre, weil sie des sittlichen Ernstes ermangelte; das Metropolitansystem der gallikanischen Kirche, weil es sich auf Kosten der Gemeinden erhoben hatte; ebenso stand die Reformation still, weil sie die Gemeinde ausbeutete und ihr wahres Princip verleugnete. Daher ist Eins noth: die Gewissensfreiheit! Nicht mehr als stolze Duldung des Irrthums, sondern als gleiche Berechtigung im Gebiete des Gewissens. Das ist die Lehre der neuern und neuesten Geschichte. Ferner heißt es:

Den theologischen Streit der Religionsbekenntnisse kann man getrost der Wissenschaft, dem Glauben und der Weltgeschichte überlassen. Die Entfremdung der Bevölkerung nach den Bekenntnissen hört auf mit den Reibungen. Die Anhänglichkeit an den Staat wird eine allgemeine auf dem Grunde gleichen Rechts. Steigender Wohlstand, Wissenschaft und Kunst bilden die Sittlichkeit auch auf diesem Gebiete menschheitlich und national. Jedes Bekenntniß fühlt sich geehrt in der Achtung vor dem Gewissen des Andern. Ein solcher Staat ist wahrhaft ein christlicher, denn er ist auf christlicher Liebe und auf Ehrfurcht vor der göttlichen Gerechtigkeit gegründet.

Goldene Worte; möchten sie, von unsern Staatsmännern und Theologen beherzigt, sich bald in immer weitern Kreisen erfüllen! „Welch ein Befremden, welcher Schmerz muß also den Freund des Evangeliums, des Vaterlandes, der Freiheit, der Menschheit ergreifen, wenn eine nicht unbedeutende Anzahl besonders jüngerer lutheranischer Pastoren, in Gemeinschaft mit politischen Parteien, den Jesuiten in die Hände arbeitend, auf ganz entgegengesetztem Wege einhergeht.“ Bunsen will über unbedeutende knabenhafte Erscheinungen in Mecklenburg, Hessen und Lippe schweigen; aber schmerzlich sieht er in diesen Reihen einen Mann, von dem er sich früher Besseres versprochen, als anerkanntes Organ der rückläufigen, aber mächtigen politischen und kirchlichen Partei, Stahl; und dies führt ihn im neunten Briefe zur Veröffentlichung seiner Bedenken über die Stahl'sche Lehre von der Toleranz in dessen Rede vom 29. März d. J. Je mehr Stahl in vielen Kreisen als eine Autorität gilt, je mehr seine Diction im Stande ist, die Sinnen durch mystische Dunkelheiten, die Andern durch glänzende Phrasen zu täuschen, um so mehr thut es noth, daß ein Mann wie Bunsen diese Rebellen mit dem Schwerte haarscharfer Consequenz durchhaue und nebelhafter Dialektik das Gewicht unleugbarer Thatfachen entgegensetze. Es auseinanderzusetzen, wie Bunsen dies gethan, würde bei der classischen Schreibart desselben einen Raum verlangen, wie er uns hier nicht vergönnt ist. Wir begnügen uns daher nur darauf aufmerksam zu machen, daß Niemand, der sich über die Lage der evangelischen Kirche in Preußen gründlich unterrichten will, Bunsen's „Zeichen der Zeit“ ungelesen lassen darf, ebenso wenig wie Derjenige, der über die ultramontanen Bestrebungen in Deutschland klar sehen will.

Wie Stahl über Toleranz denkt, kann man daraus schließen, daß er sie ein Kind des Unglaubens, ihre Ahnen die französischen Philosophen und die Revolution nennt. Er meint, sie bestände darin, daß ein Mensch, der nicht an Gott und Christus glaubt, das Recht hätte, ebenso in der Gemeinde zu predigen wie ein gläubiger Geistlicher. Aber er verwechselt den Glauben an Gott und das Heil in Christo mit jenem System der lutheranischen Theologen, nach welchem die Calvinisten Molochs- und Iffodienner sind. Stahl unterscheidet auch zwischen Toleranz und christlicher Toleranz, zwischen persönlicher Gewissensfreiheit und Freiheit der religiösen Vereinigung. Feinlich soll gegen die Sekten nicht eingeschritten werden, aber polizeilich. Dunsen züchtigt diese haarspalternden Distinctionen und führt Stahl ad absurdum. Und doch ist ihm dieser noch „einer der gemäßigsten Männer seiner Partei, die ihn vielleicht bald wie eine ausgepresste Citrone wegwerfen wird“. Im zehnten Briefe legt Dunsen seine Bedenken über Stahl's Lehre von der Kirche, von der Union und von der freien Schriftforschung dar. Dessen Lehre von der Kirche ist ganz katholisch. Anders kann sie uns nicht erscheinen, wenn er sagt: „Die Kirche ist der Schatz aller göttlichen Segnungen, eine Handreichung der Heilighümer von Geschlecht zu Geschlecht. Sie umschloß daher das Verständniß des Wortes Gottes, wie es der Glaube der Christenheit und eine tiefe gläubige theologische Wissenschaft in der Kette der Jahrhunderte herausgebildet hat, und die schönen Gottesdienste, welche andächtiger Sinn von den apostolischen Zeiten her gegründet“ u. s. w. In der That, eine solche Auffassung der Kirche würde in München wol, aber nicht in Erlangen Gnade finden. Darin fanden auch die Befolgten in Florenz und Prag ihren Heldensinn nicht.

Von der Stahl'schen Scholastik steigt Dunsen in die Wirklichkeit und geht an die Betrachtung der brennenden Frage des Tages über die Union in Preußen. Stahl's Lehre ist als Verneinung des Protestantismus eigentlich an sich schon eine Verneinung der Union, also der unirten Landeskirche Preußens. Denn eine Union ist nicht denkbar, wenn das Wesen der Kirche in der Einheit des geschichtlichen Bekenntnisses und der scholastischen Lehre besteht. Denn da jede protestantische Kirchengemeinschaft, die Lutheraner wie die Reformirten, besondere geschichtliche Bekenntnisse haben, so können sie nach dieser Voraussetzung nicht Eine Kirche bilden. Stahl's Union oder Toleranz besteht daher „in der Anerkennung der christlichen Gemeinschaft mit den Abweichenden und in der Treue gegen die Kirche“. Unter den Abweichenden versteht er aber die römische und die reformirte Kirche. Nach Stahl ist die Bekenntnisunion nur eine Ausnahme in Preußen und von Toleranz kann dabei keine Rede sein, denn diese besteht nur unter wirklichen Kirchengemeinschaften; „jene Union aber hebt diese Gemeinschaften auf, tödtet sie“. Hier ist Alles verdreht! Die Union nimmt grundsätzlich keiner Gemeinde ihr Bekenntniß; weder die lutherische noch die reformirte soll

ihren Lehrtypus aufgeben, sondern die Union erklärt nur, daß sie in den wenigen Unterscheidungslehren keinen Grund der gemeindlichen Trennung finde hinsichtlich der Aenderung und Verfassung. Allerdings wird dies am Ende zu einer völligen Vereinigung führen. „Wer will das wehren? Der Papst und Stahl, welche theologische Systeme als geoffenbarte Wahrheiten der Kirche ansehen.“ Stahl's Union ist bloß eine Verständigung der Lutheraner mit den Katholiken und Reformirten auf Grund der Anerkennung der „besondern providentiellen Mission der drei großen Confessionen“. Daß dies nicht die Union Friedrich Wilhelm's III. noch die Friedrich Wilhelm's IV. ist, der die seines Vaters geschützt wissen will, ebenso wenig als die aller wahrhaft religiösen aufgetrübten Protestanten Preußens und ganz Deutschlands, ist klar. Ebenso klar aber ist es, daß der Papst solch Stahl'sche Union ebenfalls nicht will, außer wenn Stahl mit seiner ganzen dem Papstthum verwandten Partei zu demselben übergeht.

Dunsen spricht dann über die Freiheit der Schriftforschung, wie sie die Reformation bekanntlich der Christenheit vindicirte, die aber Rom und neulich Kassel verdammt hat. Sie soll nach Stahl's Ansicht nur „geübt werden in der Gebundenheit durch die Ehrfurcht vor dem Glauben der Jahrhunderte und vor dem Zeugniß der besonders erleuchteten Männer und Zeiten“. Jener Männer also, welche in den Jahrhunderten des Römerthums schrieben, und jener, welche Spener zu Tode ärgerten.

Vom Standpunkte der Wissenschaft wendet sich Dunsen zum Standpunkte des Rechts. Er fragt: Wer ist im Besitze des Rechts? Die Eine unirte Landeskirche Preußens oder der Sonderlutheranismus? Haben wir wirklich Eine Kirche oder drei, und wie verhält sich das Verwaltungssystem des Oberkirchenraths zu Stahl's Grundfätzen? Oder kürzer: Wegen wir zum Ziel Bibelglauben und evangelisches Leben in Einer diesen Glauben bekennenden und dieses Leben üübenden Landeskirche, oder scholastischen Bekenntnisglauben und kirchliche Formen in dreien? Diese Frage entscheidet Dunsen nach den Urkunden, zwei Erlassen Friedrich Wilhelm's III. und zwei Erlassen Friedrich Wilhelm's IV. Wer einen richtigen Begriff von dem wahren Wesen und von den Zwecken der Union haben will, wie sie Preussens Könige wollten und noch wollen, wie sie auch von den aufgeklärten gläubigen Protestanten aller Orten verstanden und angenommen wurde, und wer über das Treiben der Unionsfeinde in Preußen gründlich und klar unterrichtet werden will, der muß das von Dunsen in dieser Schrift S. 178 fg. Gesagte lesen. Klarer und offener hat sich darüber öffentlich noch Niemand ausgesprochen und Dunsen verdienst dafür den Dank der protestantischen Welt, welche mit Aufmerksamkeit und Schmerz den Schritten folgt, welche die retrograde Partei in Preußen that. Zwar hat die letzte Cabinetsordre Friedrich Wilhelm's IV. vom 12. Juli 1853 das Bestehende der Union durch die am 1. Juli zwar kleine, aber mächtige und

unternehmende Partei seitdem ostentativ gehemmt; aber solange die Zusammensetzung der Oberbehörden die jetzige bleibt, wo die sonderlutherische Fraktion überall überwiegt, solange im Oberkirchenrathe, wie Bunsen nachweist, neben einer großen Anzahl Lutheraner und einer minderen von Reformirten nur der einzige ehrwürdige Hirsch die Union, den Consensus repräsentirte, mußte man Sturm ernten, weil man Wind säete. Der Grundgedanke des Königs war, die Union des Vaters aufrechtzuerhalten und eine einheitliche Kirche anzubahnen. Er nahm aber Rücksicht auf die lutherische Beschränktheit, indem er die Bekenntnisse beider Kirchen zu achten befahl. Von einer Conföderation, wie sie die Sonderlutheraner als Ziel aufstellten, war nicht die Rede; auch die Gemeinde dachte nicht daran, daß beide Kirchen sich einiger zankfüchtigen Pastoren und Theologen wegen beföhden könnten. Uebrigens wird diese Lebensfrage in Preußen, da König und Volk auf der Seite des Lichts, der Wissenschaftsfreiheit und des Rechts stehen, im Sinne des Friedens und des Rechts entschieden werden, wenn die Dunkelkammer auch noch einige Zeit fortfahren könnten, die unitirte Kirche zu unterwühlen.

Am Schlusse des Briefs spricht Bunsen seine Hoffnungen hinsichtlich der Zukunft aus. Er weist dem Lichte und der Religionsfreiheit bei Katholiken und Protestanten den endlichen Sieg, Untergang aber den Jesuiten durch sich selbst, da ihr Princip, Tödtung der persönlichen Freiheit, des göttlichen Ebenbildes im Menschen, den Keim des Todes bereits in sich trägt. Wir schließen unsere Besprechung des Bunsen'schen Werks mit der Erklärung, daß seit langer Zeit kein Buch erschienen ist, welches die Zustände der Gegenwart geistreicher, tiefer und klarer in wahrhaft religiösem, christlichem Geiste dargestellt hätte, welches daher der Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt, nicht bloß Deutschlands, würdiger wäre, wie sie denn auch demselben in der That zutheil wird. Beigegeben sind mehrere wichtige Actenstücke und Belege, wodurch das Buch einen noch höhern Werth erhält, als: eine kirchenrechtlich-geschichtliche Darstellung des badischen Kirchenstreits und der „Vorschlag des Professors Wernkönig zum Entwurf eines Gesetzes über die äußern Verhältnisse der Kirche in der oberheinischen Kirchenprovinz“; ferner die Actenstücke über die Verfolgungen der Protestanten in Florenz, Prag und Frankreich, die neueste österreichische Gesetzgebung über kirchliche Verhältnisse. Im zweiten Bändchen die diesfalligen Artikel der preussischen Verfassung von 1850; ein Auszug aus den Verhandlungen des berliner Kirchentags von 1855; vier königliche Cabinetschreiben über die Union; endlich der evangelische Consensus der Generalsynode von 1846. 74.

## Eine Gruppe Lyriker.

1. Gedichte von Hermann Kette. Berlin, Schneider und Comp. 1854. 16. 20 Rgr.

Wir sind gewohnt, an die täglich neu aufschießenden lyrischen Producte einen nur geringen Maßstab zu legen. Leider ist auch dieser Maßstab häufig noch zu groß, indem die Mehrzahl jener Producte von einer kaum glaublichen Nichtigkeit ist. Bei diesem traurigen Zustande der lyrischen Production ihrer Gesamtmasse nach freut man sich, wenn man nur mitunter auf eine Gabe stößt, die man wenigstens zu den erfreulichen Erscheinungen rechnen kann, wie die vorliegende. Große poetische Schönheiten und Tiefe findet man freilich nicht darin, dagegen doch aber ein frisches, naturwüchsiges Wesen, was durch Empfindungsfähigkeit für das Schöne sich vor dem ganz Alltäglichen bewahrt und durch Form und Sprachgewandtheit unterstügt wird. Ist es nicht traurig-komisch, etwas, was man als die ersten nothdürftigsten Erfordernisse für den Lyriker hinzustellen gewohnt ist, jetzt als einen Vorzug rühmen zu müssen? Hätte Kette diese seine Gedichte ruhig liegen lassen und sie einer längern, reifern Selbstkritik und einer schärfern Feile unterworfen, anstatt sie so in die Welt hinauszuschleudern, so würde er sich manchen Kummer erspart und später manches gewichtige Lob eingeerntet haben. Unter den recht ansprechenden Liedern, durch die hier und da auch ein gesunder Humor weht, ist manches, was einer bessern Umgebung werth wäre und unverdient durch eine Anzahl weniger gelungener in den Schatten gestellt wird. Als einen großen Vorzug rühmen wir es noch, daß Kette sich frei von der larmoyanten Liebespoesie gehalten hat, durch die so viele neuere Lyriker unausweichlich werden. Er scheint ein noch ganz gesundes, kerniges Gemüth zu besitzen, was er sich heftentlich bewahren wird. Sein eigentliches Feld ist das Lied. Wir geben eins zur Probe, welches zu der Zahl der bessern gehört.

### Lied für reitende Artilleristen.

Früh Morgens beim Trompstenschall,  
Wir lustigen Reiter bei den Geschützen.  
Zieh'n wir die Pferde aus dem Stall,  
Das Leberzeug glänzt und die Schnallen blitzen,  
Die Thiere grüßen den jungen Tag  
Mit lautem Gewieher und Hufeschlag,  
In den Bügel ein Sprung,  
In den Sattel ein Schwung,  
Und oben sitzt der Artillerist,  
Als ob er festgewachsen ist.

Zum Abschied grüßt manch seines Kind  
Uns lustige Reiter bei den Geschützen.  
Wir zieh'n von dannen mit dem Wind,  
Im Morgenstrahl ferne die Helme blitzen.  
Und blüht den jungen Reitermann  
Der Winter mit vollen Waden an,  
Aus der Flechse ein Hieb  
Und ein Lied an sein Lieb  
Macht Leib und Seele wieder warm,  
Heißt gegen Wetter und Herzensharm.

Ins ernste Leben gucken wir,  
Wie in einen Kasten mit tausend Bildern,  
In Herbergen nehmen wir Quartier  
Mit freundlichen bald, bald traurigen Schildern,  
Die freundlichen halten den Tisch gedeckt  
Und freuen sich, wenn's dem Soldaten schmeckt.  
Bald rufen wir barock:  
„Aufgetrugen, marsch, marsch!“  
Bald strahlende Dirnen, bald ranzige Alten,  
So lebt's sich's und lebt sich's in tausend Gestalten.

Und liegt' ich auf der Scheunenspur,  
Wo das Korn des Lebens wird gedroschen,  
Ist im Guckkasten der Natur  
Die Lampe des Lebens auf immer erloschen,  
Ist nach der Laterna magica  
Der alte Schatten wieder da,  
Kameraden vom Gesäß,  
Mir nach einem Bliz,  
Einen Donner mir nach aus sämtlichen Röhren,  
Den man zwischen Himmel und Erde kann hören!

Wir sprechen es nochmals aus, daß wir das Talent Kette's vollkommen anerkennen. Möge er es wahren und zurathe halten und vor allem es durch tüchtige Studien zu einem höhern Grade von Ausbildung bringen, dann werden seine spätern Leistungen auf einer ganz andern Stufe stehen.

2. Album aus dem Wupperthale. Herausgegeben von J. Richard Seel. Barmen, Langewiesche. 1854. 8. 22½ Rgr.

Die Musenalmanache kommen wieder ziemlich in Aufnahme. Mehrere derselben sind schon in d. Bl. besprochen, und von vorjährigen wird nur der hier genannte noch zurückgeblieben sein.

Es sind sieben Dichter, die sich daran betheiligt haben, und der Herausgeber hat einen Cyklus von sechs Liedern eigener Composition für Gesang und Pianoforte hinzugefügt. Die componirten Lieder sind von Goethe, Reinick und einigen Andern.

Bieten die lyrischen Producte, die den Inhalt des Albums bilden und deren größte Anzahl von H. Reinhart, Emil Ritterhaus, Karl Georg, Karl Siebel und L. Wiese geliefert ist, auch gerade nichts Hervorragendes und besonders Bemerkenswerthes, so findet sich in allen doch ein anerkennungswerthes Streben. Georg möchten wir warnen, sich allzu sehr den Sprüngen seiner Phantasie zu überlassen. Er gibt Proben von Dichtungen, die sich stark an die Freiligrath'schen Phantasiegemälde anlehnen, ohne aber deren üppige Glut zu erreichen, und deshalb nicht so wirksam sein können. Siebel huldigt einer gewissen tendenziösen Poesie, die auch nicht erquicklich ist und die leicht verführt, über das Maß poetischer Schönheit hinauszugehen.

Adolf Schults theilt zwei Bruchstücke eines größern Gedichts mit: „Der Fuß in Senf.“ Sie sind wol die schwächsten Producte der Sammlung. Schults, ein mehr lyrisches Talent, besitzt nicht genug Gestaltungskraft, um zu einer größern Dichtung auszureichen, wie sie der „Fuß“ zu sein scheint. In den Bruchstücken fließt eine breite Geschwätzigkeit auf, hinter der ein Mangel an prägnanter Fassung und Reichthum im Ausdruck versteckt ist. Häufige Wiederholung ein und desselben Wortes oder Satzes ist unschön und ermüdet. J. B. in wenig Versen folgt kurz hintereinander: „Der Klang, der Klang mir fast bekannt“, „Auch dort, auch dort ist Gott gekommen“, „Sie lispelt, lispelt fort in Risten“. Und solche Wiederholungen, oft ganze Verse mehrere male hintereinander, sind zahlreich durch die ganze Dichtung verbreitet.

Friedrich Roeder erzählt einige Märchen in kleiner dramatischer Fassung, theils in Prosa, theils in gereimten Knittelversen, welche lebhaft an die Puppenspiele erinnert. Eine reiche Begabung und Originalität spricht sich in diesen kleinen Sachen aus und wir möchten ihnen den Preis zuerkennen. Die Märchen sind so frisch, in einem so nativen, natürlichen Tone erzählt, und es weht ein so zarter, lieblicher Duft durch sie hindurch, daß man sich ihrer innig erfreuen kann. Ueber die Compositionen, die der Herausgeber dem Album zugefügt, steht uns freilich kein Urtheil zu, indeß scheinen sie uns das Maß des gewöhnlichen Dilettantismus nicht zu überschreiten. Am allerwenigsten hat wol das Flohlied aus dem Faust seinen Zweck erreicht.

3. Uferblumen. Gedichte von P. J. Willagen. Kiel, Schröder u. Comp. 1853. 16. 27½ Rgr.

Liebeslieder, Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterlieder, nicht besser, aber auch eben nicht schlechter wie Hunderte gleichartiger Producte. Wirklichen poetischen Werth suchen wir vergebens, ebenso Originalität, wol aber viele, viele fremde Federn finden wir. In dieser Beziehung besitzen unsere jungen Lyriker überhaupt eine bewunderungswürdige Reizetät. Ob aber in manchen Fällen anstatt dieses Wortes ein anderes schärferes nicht an der Stelle wäre, wollen wir dem Leser zur Erwägung überlassen, indem wir ihm aus diesem Buche folgende Probe geben.

So viel Kästlein, als da spielen.

So viel Kästlein, als da spielen  
Um dein fernes, fernes Haus,  
Als dir Bang' und Busen kühlen,  
Sandt' ich liebend nach dir aus.

Kosten sie auf deinen Wangen  
Und in deinem Lockenhaar:  
Meiner Seele Entzückungen  
Und mein Liebesgruß es war.

Wir geben den Vers des allgemein gesungenen Volksliedes aus der Erinnerung hinzu, um dem Leser augenblicklich die Werthlosigkeit jenes Nachwerks vor die Augen zu führen.

Küßt dir ein Kästlein  
Wangen oder Hände,  
Denke, daß es Seufzer sein.  
Dir ich zu dir sende.  
Tausend schick' ich täglich aus,  
Die da wehen um dein Haus,  
Wenn ich dein gedente.

Ein Cyklus von Balladen steht vorthellhaft gegen jene Lieder ab, und einige davon geben Zeugniß, daß der Dichter Besseres zu leisten vermag. Es fehlt ihnen nur eine tüchtige Durcharbeitung und sorgfältigere Feile. Das sind aber in der Meinung unserer Tageslyriker unnütze Dinge. Wenn es nur geschrieben und gedruckt ist, alles Andere ist gleichgültig.

4. Neuere Gedichte von Vincenz Kusner. Mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers. Wien, Bed. 1853. Gr. 8. 24 Rgr.

Die poetischen Empfindungen und Anschauungen des Dichters tragen durchaus die Physiognomie der Lyriker der letzten klassischen Periode und sind sicher in der Schule jener gebildet. Die Gedichte haben dadurch ein von der heutigen modernen Lyrik ganz verschiedenes Gepräge gewonnen, was sie über die größere Mehrzahl dieser neuern Producte erhebt. Es ist die selbe Einfachheit, Klarheit und Anschaulichkeit in den Gedanken und der Sprache, wie z. B. bei Höltz u. s. w., auch ist die Wahl der Bilder, überhaupt der Stoff ganz in der Art jener rein lyrischen Schöpfungen. Seht den vorliegenden Gedichten auch strenggenommen die Originalität jener ab und stehen sie an Mannichfaltigkeit und poetischer Fülle dennoch nach, so gewinnen sie doch ebenso durch die Lieblichkeit und Anspruchslosigkeit den Leser. Auch ist der Versbau gewandt und ungezwungen, der Reim rein und natürlich.

5. Schwanengesänge berühmter Dichter von Karl Ludwig Kannegiesser. Tübingen, Osiander. 1853. 16. 10 Rgr.

Auch dieses Büchlein gehört zu denen, die in einem höhern Grade die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und das Geiste bei einer Reise durch das Gefilde der heutigen Lyrik als freundliche Oase einen Ruhepunkt gewähren. Die Idee zu dem vorliegenden Gedichten ist kühn und setzt ein völliges Hinleben in die gewählten Dichter, in deren Geiste man selber zu dichten versuchte, voraus. Es sind Pindar, Anakreon, Ovid,



Höf, Dante, Camoens, Ulrich von Hutten. In dem Motto zu „Pindar“ erfahren wir die Absicht des Dichters.

Pindaros, deine Gesänge, womit du die Sieger belohnend  
Selber als Sänger gestieg, schallten die Zeiten hindurch.  
Doch manch anderes Lied noch schufst du; verhallt sind sie alle:  
So wehlagst' ich und sank sinnend in Schlaf und in Traum.  
Nobald hört' ich Erden, hinterherdes! Was ich erlauschte,  
Sollte vermessen ich nach: Pindaros Schwanengesang.

Kannegießer ist schon seit lange als geistreicher und gewandter Uebersetzer bekannt. Seine bedeutende Formgewandtheit bekundet er auch in diesen Gedichten, und die lange Beschäftigung mit den Heroen ausländischer Dichtung hat ihm die Möglichkeit an die Hand gegeben, sich so ganz in den Geist jener zu versetzen. Daß diese Producte als Nachahmungen immer ein Stück hinter den Originalen zurückbleiben, bedarf kaum der Bemerkung; indes erhalten sie durch ihren innern Werth, der an manchen Stellen sich schlagend hervorbringt, doch das Interesse, worauf wir oben schon aufmerksam machten.

Wir fügen noch zwei Bücher hinzu, die theils Prosa, theils Poesie enthalten, in beiden aber sich über das Niveau großer Mittelmäßigkeit nicht erheben:

6. Im Grünen. Naturbilder, Märchen und Arabesken von Wilhelm Oskwald. Berlin, Besser. 1853. 16. 27 Rgr.

7. Tagebuchbemerkungen in Reim und Prosa von Amalie Dietrich. Berlin, Poedel. 1854. 8. 1 Thlr.

von denen jedoch das erstgenannte wiederum über dem letzten steht, vorzüglich soweit die Poesie in beiden reicht.

Oskwald besingt in den Naturbildern: „Aus der Pflanzenwelt“, „Federzeichnungen nach der Natur“, sämtliche einheimische Bäume und viele Straucharten. Die Form ist das Distichon. Manche niedliche Schilderung darin entschädigt indes nicht für den Mangel an Interesse, den das Ganze erweckt. Es bleibt doch nur eine Spielerei, die etwas sehr Gemachtes hat. In den prosaischen Stücken: „Schönbäumchen, ein Waldmärchen“, „Im Sandberge, ein Dorfmärchen“, „Das weiße Aeb, Arabeske“, fehlt auch das Beste, was solchen Sachen, die sich ganz auf das Gebiet phantastischer Romantik begeben haben, einzig und allein noch Reiz verleihen kann, nämlich die Poesie mit ihrem Reichtum und Duft. Die genannten Stücke sind in Erfindung und Ausführung sehr matt und breit erzählt.

Die „Tagebuchbemerkungen“ haben eine Dame zum Verfasser. Trotz aller Rücksicht, die das starke dem schönen Geschlecht schuldig ist, müssen wir doch offen gestehen, daß die verehrte Dame unserer Literatur einen größern Dienst geleistet hätte, wenn sie diese Bemerkungen auf dem Altare ihres Hauses hätte ruhen lassen, denn die Literatur hat keine Bereicherung zum Bessern dadurch erhalten. Lobenswerth ist die Bescheidenheit der Dame, die sich in der Bezeichnung „in Reim und Prosa“ ausdrückt. Sie scheint also selbst schon auf die „Poesie“ Verzicht geleistet zu haben, und ihre Selbstkritik ist nicht allzu scharf, denn die Poesien sind wirklich nicht viel mehr als gereimte Prosa, der über dem Reim freilich sehr häufig der Sinn und das Verständniß verlorengegangen ist. Indes es reimt sich doch! Anstatt weiterer Kritik eine Probe. Ein großes Gedicht „Deutschland und die Deutschen“ beginnt:

Du schönes Land im Mittelpunkt der Erde,  
Du Land der Kraft, die auf sich selbst beruht,  
Fruchtboden du, der stets noch spricht sein Werde:  
Ihr Kette stehst, die ihn das Eure thut

Auf diese größern Stücke „in Reim“ folgt eine Menge „Aphorismen“, von denen die Mehrzahl „in Prosa“ ist, zum Schluß dann auch noch eine Anzahl gereimter. Den Aphorismen fehlen die Gedanken, oder sie sind wenigstens auf Frauenmanier unklar, unvollständig und fast zu Tage gefördert.

1855. 51.

Einige Proben ersetzen auch hier die weitere Kritik und werden völlig genügen zur nähern Kenntniß der ganzen Sammlung, da sie ohne Wahl herausgegriffen sind, nachdem das Suchen nach Bessern vergeblich war: „Seinen ersten Himmel verschläft der Mensch, seinen zweiten verträumt er, seinen dritten veräumt er; Gott allein kann ihn zum Ziele bringen.“ „Verleumdung brennt wie Höllestein, bringt aber auch schadhafte Stellen an uns fort.“ „Freundschaft ist eine Rose ohne Dornen, aber auch ohne Geruch.“

Man sagt, ein Glück kommt nie allein,  
Es mag wol leicht gelangweilt sein?

Der Unterschied.

Wenn präde eine Frau — das ist wol schwer zu tragen,  
Mit einem präden Mann — da kann es jede wagen.

Bettina.

Bettina ist ein Kind, das Männer oft nicht fassen,  
Kein Bunder, wenn die Frau'n das Kind leicht fallen lassen u. s. w.  
Wolff zum Berge.

## Zur Militärliteratur.

Die Cavalerie in der Schlacht an der Moskwa (von den Russen Schlacht bei Borodino genannt) am 7. September 1812. Nebst einigen ausführlicheren Nachrichten über die Leistungen des vierten Cavaleriecorps unter der Anführung des Generals Latour-Maubourg. Von Roth von Schreckenstein. Mit einem Plane. Münster, Regensburg. 1855.

Mit wahrer Freude begrüßen wir hier eine Schrift, welche nicht zeitgemäßer erscheinen konnte. In militärischen Kreisen ist bei den technischen Fortschritten der Feuerwaffen mehrfach die Frage aufgetaucht: Welcher Zukunft geht die Reiterei entgegen? Einseitige Theoretiker, irreführend durch die Resultate der Friedensschießplätze, welche im Felde nirgends Stich halten, haben der Cavalerie für die Zukunft alle Lebensfähigkeit abgesprochen; berauscht vom Dampf der weittragenden Gewehre vergessen sie, andere Elemente, welche aus der unwandelbaren Natur des Kriegs hervorgegangen ebenso unwandelbar wiederkehren, in Rechnung zu ziehen, und betäuben sich selbst gegen die Stimme der erfahrensten, vorurtheilsfreisten Autoritäten — wozu wir unbedenklich Pz. zählen — welche ihnen sagen, daß der Gebrauch der Reiterei gerade durch die neuen Erscheinungen im Kriegswesen, selbst durch die Eisenbahnen, ein noch vielfältiger werden müsse, an eine Entbehrlichkeit oder Verminderung derselben ohne den erheblichsten Nachtheil aber gar nicht zu denken sei. Federkriege sind darüber entstanden, sie führen indeß wie immer zu keinem Resultate. Da ist es denn allein die Erfahrung, welche in höchster Instanz entscheiden wird, und ehe sie gesprochen, müssen wir uns an die That-sachen früherer Kriege halten, um aus ihnen Schlüsse zu ziehen, wie sich unter den neuen Einflüssen die Verhältnisse gegenwärtig etwa gestalten würden.

Ueber den Gebrauch der Reiterei im Großen haben uns leider die letzten Kriege gegen Napoleon auf Seiten der Allirten keine glänzenden Beispiele gegeben; wollen wir darüber aus jener Zeit Belehrung suchen, so müssen wir uns zum Feinde wenden, auf seinen Schlachtfeldern werden wir sie finden. In der erwähnten Streitfrage dürfen wir aber die Belege nicht aus frühern Zeiten nehmen, wo die ganze Taktik eine andere war. In den Kriegen des 18. Jahrhunderts kämpfte die Infanterie in dünnen Linien, statt, wie jetzt, in Colonnen, deren Masse an sich schon materiellen Widerstand leistet; sie hatte mangelhafte Gewehre und schoß sehr schlecht; die Geschützfelder wurden stets in freier Ebene gewählt: Alles vom ungeheuersten Vortheil für eine angreifende Cavalerie. Nun fragen wir: wird die jetzige Verbesserung der Feuerwaffen allein derselben so viel Vortheile rauben, als ihr in den Kriegen seit der Französischen Revolution schon gegen frühere Bei-

130

ten durch die Massenformation der Infanterie und das völlig veränderte Terrain der Gefechtsfelder verlorengegangen waren? Und wenn sie dessenungeachtet seitdem noch so großartige Thatkulte errungen hat, möchten wir daraus eine Bürgschaft für die Zukunft schöpfen, daß sie deren — wenn sie richtig gebraucht wird — noch immer erreichen kann und muß.

Auf den Schlachtfeldern Napoleon's hat der Verfasser der vorliegenden Schrift, damals in königlich sächsischen Diensten, seine Erfahrungen gesammelt; er ist gegenwärtig commandirender General des königlich preussischen siebenten Armee-corps und einer der ausgezeichnetsten Reiterführer des Heers. Was er in jüngster verhängnisvollster Zeit als Befehlshaber in Lrier und dann als Kriegsminister bewirkt, gehört nicht hierher: wir haben es nicht mit der Politik zu thun. Das Motto, welches der Schrift an die Stirn gesetzt worden ist: „*Errando discimus*“, macht dem Verfasser alle Ehre; ihm ist es selbst um die Wahrheit Ernst, er wünscht die Irrthümer, welche noch immer über die einfachsten Verhältnisse des Kriegs walten und durch gewisse Liebhabereien eine Art Kimbus gewonnen haben, aufzuklären. Die Darstellung einer so gewaltigen Kriegsscene als der gewählten bietet dazu die vollkommenste Gelegenheit; in dieser Beziehung sind die hinzugefügten Anmerkungen vom interessantesten Detail, aus eigener Anschauung geschöpft, sehr wichtig; seine Stellung beim Stab der Brigade gab ihm dazu den erforderlichen Gesichtskreis.

Eine kurze Einleitung führt den Leser durch einige Betrachtungen über den russischen Feldzug in die Mitte der Begebenheiten und sucht die verschiedenen Angaben über die Streitkräfte, mit welchen Napoleon gegen Rußland gezogen ist, zu vermitteln und, soweit es möglich, zu berichtigen, namentlich was die Cavalerie betrifft. Es wird nachgewiesen, daß 534 Escadrons vorhanden gewesen sind, wovon 247 zur französischen Armee, 287 den Allirten gehörten; das Großherzogthum Warschau oder vielmehr Polen habe allein 11,200 Mann Cavalerie (so vortreffliche, als sie wol nur selten zu sehen) ins Feld gestellt, die Contingente des Rheinbundes haben 14,700 Mann betragen, und wenn man die preussische Cavalerie mit 3360 Pferden hinzurechnet, seien 18,000 deutsche Reiter (ohne die Drückere) in Rußland eingerückt. Ueberhaupt aber werden die Angaben Chambray's über die französischen Truppen dahin berichtet, daß etwa ein Drittel davon aus den seit der Revolution dem Reiche incorporirten Landschaften genommen, also nicht Franzosen, sondern Italiener, Holländer, Deutsche gewesen sind. Einschließlich der Ersatztruppen und Reservecorps, lautet das Resultat, sind über 600,000 Mann aufgeboten worden, denen die Russen etwa 430,000 Mann entgegenzustellen hatten, und der Verlust in dem riesenhaften Kampfe hat über 800,000 Menschen das Leben gekostet, im Verhältniß der beiden Parteien wie 5:3.

Seiner Aufgabe gemäß geht das Werk über die Cavalerie am meisten ins Detail; es weist die Vertheilung der 83, bereits von 47,000 auf 20,000 Pferde zusammengeschmolzenen Regimenter nach, welche am 7. September vor der Schlacht von Borodino bei der Großen Armee vorhanden waren, und schildert deren Zustand, gegen welche der der russischen vortrefflich zu nennen war, besonders auch, weil dieser Reits die Kosaken den beschwerlichsten Dienst abnehmen. Von jenen 83 Regimentern gehörten zur Garde, die gar nicht in das Gefecht kam, 5; waren bei den Corps vertheilt 29, bildeten 51 die Reservecavalerie, dem Namen nach unter Murat, in vier Corps, wovon das erste (Kansouthy) 13, das zweite (Montbrun) 13, das dritte (Grouchy) 11, das vierte (Latour-Maubourg) 12 Regimenter zählte. Zu dem letztern gehörte die sächsische Kürassierbrigade (unter General von Thielmann), bei welcher der Verfasser stand, daher er sich vorzüglich mit diesem als Augenzeuge beschäftigt.

Die russische Cavalerie war der französischen ähnlich in vier Corps unter Uwarow, Korff, Kreuz und Siewers getheilt, wovon noch zwei Kürassierdivisionen unter Depereadowitsch und Duka kamen; sie bildete also sechs größere Cavaleriemassen.

Diese waren jedoch abgesondert und ziemlich gleichmäßig hinter den Infanteriecorps aufgestellt, sodaß die vier Corps in einer Linie, die beiden Kürassierdivisionen als eine Art Reserve, ebenfalls getrennt, dahinter standen; es fand sich keine Spur von irgendeiner Vorkehrung, um eine gehörige Einheit im Commando herbeizuführen, sodaß im allernächsten Falle jede dieser Cavalerieabtheilungen nur eben noch zu rechter Zeit dem zunächst stehenden Infanteriecorps zu Hülfe kommen konnte.

Napoleon hatte im Gegense die seine Cavalerie anfangs nur in drei größern Massen verwendet und überall auf ein kräftiges Zusammenwirken im voraus Bedacht genommen, wie uns hier durch einen trefflichen Vergleich der beiderseitigen Aufstellungen bewiesen wird. Der Erfolg rechtfertigte die Erwartung; General Siewers mußte nach dem linken Flügel nachstücken und rettete nur, als Latour-Maubourg angriff, die bedrängte Infanterie (bei Semenovskoi); Kreuz unterstützte die bei der Stajewskyschanze und kam ihr später beim Rückzuge zu Hülfe; Duka war oberhalb Semenovskoi der Uebermacht nicht gewachsen; drei Regimenter von Depereadowitsch, schon Vermittags zur Unterstützung dahin detachirt, langten erst zum Abhange des Gefechts an, das mit dem Verluste des Tages endigte; Uwarow, im Verein mit dem Hetman Platow, brachte die kostbare Zeit mit einer Umgehung und einem Plankenangriff zu, welcher der Verteidigungsschlacht keine bessere Wendung zu geben vermochte, und war in dem wichtigsten Augenblicke, als die Stajewskyschanze erobert wurde, nicht zur Hand; Korff endlich kam ebenfalls erst um Mittag vom rechten Flügel an, zu spät, als daß er die Ueberlegenheit der französischen Cavalerie noch hätte ausnützen können.

In ebenso klaren Zügen, wie hier die Mangelhaftigkeit der Verwendung, wird uns das Zusammenhalten der französischen Reiterei dargestellt, von welcher dem Kaiser noch um 9 Uhr 13,350 Pferde als Reserve zur Disposition standen, obgleich das vierte Corps (Latour-Maubourg) der Bewegung von Davoust bereits langsam gefolgt war.

Der in vieler Hinsicht meisterlichen Darstellung, wie die Reiterei in den verschiedenen Momenten der merkwürdigen Schlacht gebraucht worden ist, können wir hier nicht folgen, wir verweisen unsere Leser auf das Werk und empfehlen es auch den jüngern Kameraden von der Cavalerie auf das dringendste, da sie wol selten eine so vollkommene Belehrung über das Wesen und die Bedingungen eines Reitergefechts, von welchem oft noch so dunkle, in romantischen Nebel gehüllte Vorstellungen herrschen, gewinnen dürften und manchen praktischen Wink zu persönlichem Rug und Frommen darin finden. Nur Einiges, was besondere Beachtung verdient, muß noch hervorgehoben werden. So ist die Vereinnahmung der vier reitenden Batterien des vierten Cavaleriecorps (24 Geschütze), welche bisher den einzelnen Brigaden zugetheilt waren, unter dem Befehl eines Stabsoffiziers, um ein kräftiges Zusammenwirken hervorzubringen, gewiß eine Maßregel, welche Anerkennung finden wird; sie ging hier wahrscheinlich von Napoleon selbst aus. Was der Verfasser dabei übererspaltung der reitenden Artillerie, deren voreilige Verwendung und die Unbequemlichkeit derselben für die Cavalierrregimenter bei nöthigen schnellen Rückzuge spricht, möchte nur recht beherzigt werden. Daß Napoleon seiner Reiterei bei Borodino die allerschwerste Aufgabe gestellt, nämlich in der Schlachtorbnung viele Stunden lang und vor den gefährlichsten Attacken im wirksamen Geschützfeuer auszuhalten, ist bekannt —, der Verfasser nennt ein Reitergefecht für Leute, welche gut reitend, gesund und frisch sind, ein wahres Kinderspiel dagegen. Der Verlust der sächsischen Brigade in der Schlacht beweist das; von 60 Offizieren wurden 42 getödtet oder verwundet, von 1000 Mann, die in Reihen noch in Reihe und Glied gehalten, blieben kaum 20 dienstfähige Reiter und Pferde übrig, und bei den wiederholten Attacken auf Infanterie und Cavalerie ist doch nur eine ganz unbedeutende Anzahl in Abgang gekommen. Die gute Führung des Infanteriecorps bei dem endlichen Ueberstreichen der Grannawka.

der Entwicklung jenseit des Bachs und den nun folgenden Attacken von Seiten des Generals Latour-Maubourg (dessen Charakteristik höchst gelungen ist) gibt dem Verfasser Gelegenheit zu gediegenen Bemerkungen, die bei späteren Punkten weiter ausgeführt werden und die volle Kraft der Wahrheit in sich tragen. „Das Lenken und Ausfallen eines Regiments“, heißt es unter Anderm, „bei der Befolgung gehört unter die frommen Wünsche; Leute, welche der rechte Reitermuth befeuert, verfolgen und attackiren den Feind, solange sie können, und Friedrich der Große fand diese Art, den Vortheil wahrzunehmen, ganz in der Ordnung. Wer sich also einbildet, daß man Cavalieregimenter mit der Stimme oder Trompete stets nach Lust und Belieben, wie bei den Friedensmanoeuvres, lenken und dirigiren könne, der hat noch keine Gefechte mitgemacht, bei denen alle Waffengattungen in der Nähe mitwirkten.“ In vielen Schriften ist der Angriff der sächsischen Brigade bei Semenovskoi mit dem von ihr ausgeführten auf die Stajewskij-Schanze verwechselt worden, dieser fand aber, wie hier berichtet wird, erst drei Stunden später statt, während welcher Zeit Latour's Cavalerie dem Feuer der Redoute ausgesetzt blieb und nur ihre Stellung mit Hülsen der vereinigten 24 reitenden Geschüge, welche vorgezogen wurden, behauptete. Zwischen 12 und 3 Uhr ist dann keine größere Unternehmung der Cavalerie vorgefallen; Murat benutzte die letztere vielmehr, gegen alle Regel, zur Ausfüllung des Raums zwischen Semenovskoi und der Kalotscha. Ueber die Vereiniung einer Artilleriemasse von 85 Geschützen links vom Dorfe und die Aufstellung der Cavalerie, die jetzt nur dem Namen nach unter dem Könige von Neapel stand, lesen wir genaue Ermittlungen, durch welche manche oberflächliche und irrtümliche Angaben selbst der sonst besten Werke (Chambray's z. B.) berichtigt werden. Napoleon hatte nun das Letzte, was er außer den Garden noch zur Verfügung zurückgehalten, die Division Elaparde und das zweite Cavalieregiment (Montbrun), zur Eroberung der Stajewskij-Schanze vorrücken lassen. Der Kampf um dieselbe wird lebhaft geschildert und den sächsischen Kürassieren ihre Ehrenthat, die Eroberung der Redoute, durch überzeugende Gründe gewahrt. Die Brigade führte die Attacke in deployirten Regimentern hintereinander aus, wobei sich die Garde-du-Corps links zog und das Regiment Bistrow allmählig demaskirte; ihnen folgte das polnische Kürassierregiment Kalashowski zur Unterstützung und auf einige Distanz die weßfälische Brigade. Trotz des Kartätschen- und Flintenfeuers drang der rechte Flügel der Garde-du-Corps, welchem der Adjutant des Generals von Biedemann, Leutenant von Rindow (später Generalleutnant und Gesandter in Berlin) voraussprengte, durch den flachen Graben über die zerbrochene Brustwehr in die Schanze, deren Besatzung theils durch die Kühle flüchtete, theils an den Geschützen niedergemacht wurde. Französische Kürassiere attackirten von Worobino her die russische Infanterie der äußern Reserve und drangen dann, auch Polen und Westfalen, durch die Kühle mit in das Werk, aber später als die Sachsen. „Sum cuique!“ sagt der Verfasser. Die weiteren Attacken der übrigen Cavalerie auf diesem Punkte des Schlachtfelds und wie weit dabei das gewöhnliche Maß der Anstrengungen längst überschritten war, sind höchst interessant dargestellt. Die russischen Grenadiere gaben ihr Feuer auf 20 Schritt ab, dessenungeachtet sprenkten die Offiziere und ein Theil der Mannschaft durch die Quarrés, aber die größere Masse jagte rechts und links vorbei, sodaß, was umgeritten und nicht niedergehauen worden, bald wieder in geschloffenen, wenn auch ungeordneten Haufen stand und hinter jenen herfsch. Hier wurde die siegreiche Cavalerie plötzlich und überraschend durch die bis dahin intact gehaltenen russische Chevaliergarde und Garde zu Pferd attackirt, und der Strom ging nun, Freund und Feind gemischt, fast wieder bis auf den Punkt zurück, von wo Latour-Maubourg seine Regimenter in Bewegung gesetzt hatte und wo nun die Russen ihr verlor's Kehr machen mußten. Diesem Hin- und Herbewegen folgte, bei äußerster Erschöpfung, wieder Unthätigkeit, auch

das Artilleriefeuer hörte allmählig auf, es fing an zu dunsteln und die Schlacht war zu Ende.

Der Verfasser unterwirft noch den Bericht des Königs von Neapel vom 9. September über den Antheil, welchen die Reitercavalerie an der Schlacht genommen hat, einer genauen Kritik und weist nach, wie dieser Bericht zu einer Menge von Unrichtigkeiten in dem Bulletin vom 10. September Anlaß gegeben hat, aus welchem dieselben in das Werk des Marquis von Chambray und viele spätere Erzählungen übergegangen sind. Möchten doch alle noch lebenden Theilnehmer der großen Kriegsbegebenheiten jener Zeit, welche Mittheilungen als Augenzeugen zu geben haben, nicht damit zurückhalten, um die Kriegsgeschichte — deren Schriftsteller mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen haben als die der Staaten- und Regentengeschichte — allmählig ihrem Ideale zu nähern, das noch immer auch den besten unter ihnen unerreicht vorsteht. Bei es vergönnt, zum Schluß noch folgenden Ausdruck des Verfassers, der den Geist seiner Ansichten am reinsten bekannt, wiederzugeben:

„Das richtige Maß im Aufsparen und Aufopfern der Cavalerie ist wol überhaupt schwer zu treffen; die Untergebenen haben hierin selten ein ganz richtiges Urtheil. Die Verluste bei der Cavalerie sind allerdings, wegen der Schwierigkeit des Entzages, äußerst empfindlich für eine Armee, und die Erhaltung der eingeübten Reiter und Pferde ist unbedingt von der höchsten Wichtigkeit; wer aber Das, was er mit großer Sorgfalt dem Kampfsplatz zuführte und sogar noch auf dem Schlachtfelde (während des Kampfs der Infanterie und Artillerie) eine gewisse Zeit aufsparte, nicht auch zu rechter Zeit, mit vollen Händen, ja mit einer ansehnlichen Art von Verschwendung, zur Erreichung großer Zwecke, auf eine großartige und heroische Weise aufs Spiel zu setzen und aufzuopfern versteht, der verkennet ganz den Werth der Cavalerie.“ Das sind Worte, wie sie den Genius der Reitertaktik nicht klarer bezeichnen können! „Dies Verkennen des Werths“, führt der Verfasser fort, „und die kleinliche Art, mit der man sich mehrfach zum Ausgeben und Aufopfern entschlossen hat, trug jedenfalls viel dazu bei, daß Napoleon bei vielen Gelegenheiten mit seiner Cavalerie mehr ausrichtete als die Allirten mit der ihrigen, obgleich ihre Klünge (die Regimenter) von sehr gutem Schwert und Korn waren und es nicht an sehr unternehmenden Regiments- und Brigadecommandeuren fehlte.“

Eine willkommene Zugabe bildet die detaillierte Schilderung der Organisation der beiden sächsischen Regimenter, wobei manche bezeichnende, mit frischem Soldatenhumor vorgetragene Züge (wie schon vorher im Verlauf des Textes) mitgetheilt werden. Der dem Werke beigelegte Plan gibt die verschiedenen Gefechtsmomente der Schlacht auf die anschaulichste Weise zu erkennen. Das Werk selbst wird von allen Militärs mit dem größten Antheil gelesen werden und ist unbedingt als eine werthvolle Bereicherung kriegsgeschichtlicher Monographien zu bezeichnen. Karl Gustav von Berner.

## Die czechische Bühne zu Prag.

Prag, Ende October 1865.

Die Errichtung eines böhmischen Nationaltheaters zu Prag ist bekanntermaßen seit Jahren der Wunsch der gesammten czechischen Bevölkerung Böhmens. Ein für diesen Zweck zusammengefügtes Comité hat nun in der That durch Subscriptionen, Concerte, Bälle und andere Mittel eine Summe zusammengebracht, die bald zur Realisirung des Project's hinreicht. Eine im vorigen Jahre erfolgte Preisauschreibung für den besten Bauplan des Theaters führte zwar, da fast durchweg unbrauchbare Pläne eingesandt wurden, zu keinem völligen Resultate, dennoch soll der Bau bereits im nächsten Frühjahr in Angriff genommen werden, nachdem der Bauplatz bereits seit längerer Zeit angekauft wurde. Wir zweifeln keinen Augenblick

daran, daß Prag binnen kurzer Zeit das für die böhmische Bühne erforderliche Gebäude besigen wird, ein Gebäude, das gewiß in prachtvollem Stile errichtet, mit allen äußern Erfordernissen eines Theatertempels, mit allem Comfort eines Schaulagers für Unterhaltung ausgestattet sein wird, ja wir sind überzeugt, daß die Theilnahme des Publicums eine gefahrlose Erhaltung des Instituts ermöglichen wird; allein gegen die innere Lebensfähigkeit einer czechischen Bühne, wir meinen gegen die Möglichkeit ihrer künstlerischen Existenz, lassen sich denn doch noch bescheidene Zweifel erheben. Ein Blick in die Verhältnisse der gegenwärtigen czechischen Bühne wird dies näher verdeutlichen. Bis jetzt werden in Prag nur an Sonn- und Feiertagen zwischen 4 und 6 Uhr Nachmittags böhmische Vorstellungen zu niedrigeren Eintrittspreisen als an den Theaterabenden gegeben. Daß in der czechischen Bevölkerung das Bedürfnis einer nationalen Bühne merklich vorhanden ist, beweist der jedesmalige Andrang. Wir finden dieses Bedürfnis um so erklärlicher, als das Theater der einzige Ort ist, in dem sich die slavische Bevölkerung Prags als Nationalität versammelt, der einzige Centralisationspunkt der Nation und zugleich für den Staat ein sehr erwünschter Abzugskanal mancher slavistischer Gelüste, die sonst vielleicht eine andere Richtung bekommen könnten. Allein welcher Kunstgenuss erwartet den Czechen, wir meinen den gebildeten und sehen von der rohen Menge ab, wenn er ins böhmische Theater geht? Zuerst, was wird gespielt? Den größten Theil des Repertoires bilden Uebersetzungen und den größten Theil der Uebersetzungen jene überflüssigten, die deutschen Sommerbühnen bevölkernden wiener Localstoffe. Von bessern deutschen Dramen können wir uns nur der „Griseledis“ von Friedrich Palm und einiger Stücke von Rosenthal erinnern. Schiller's Dramen sind zwar überfetzt, werden aber mit Ausnahme der „Räuber“, die auf der czechischen Bühne den Dienst eines Spectakelstücks thun, nicht gegeben. Goethe haben wir noch nicht auf dem Theaterzettel gesehen \*), und von Shakespeare'schen Stücken lebt nur „Hamlet“ in unserm Gedächtnisse. Originaldramen laufen bei der Direction nur in sehr spärlicher Anzahl ein. Im Laufe des heurigen Jahres wurde nur ein bedeutenderes, der „Demetrius“ von Mikovec, eine sechsactige Bearbeitung der Schiller'schen Fragmente, gegeben. Ein neues Stück des bedeutendsten czechischen Dramatikers, des bekannten Klitšopera, steht noch in Aussicht. Ueber die Opernvorstellungen können wir schweigen, da diese gewöhnlich nur unter Mitwirkung der deutschen Opernmitglieder stattfinden. Soviel über das Was der Vorstellungen auf der czechischen Bühne! Fragen wir nun, wie wird gespielt? Da können wir nur eine noch traurigere Antwort geben. So oft ein Schauspieler von der czechischen Bühne in einem deutschen Stücke beschäftigt ist, herrscht die heiterste Stimmung im Publicum. Es ist aber nicht die undeutsche Aussprache dieser Leute allein, die zum Lachen reizt. Wir wollen es der böhmischen Bühne nicht zum Vorwurf machen, daß der Götterkult des deutschen Theaters den Hamlet im böhmischen, die Soubrette des deutschen die Ophelia, Maria Stuart und wer weiß was noch im böhmischen Theater geben, denn wir können es von diesen Leuten nicht verlangen, daß sie sich in zwei Sprachen gleich künstlerisch bewegen; aber das darf man doch von ihnen als czechischen Künstlern verlangen, daß sie den Bedürfnissen einer modernen Bühne nur einigermaßen zu genügen suchen, was aber keineswegs der Fall ist, und wollten wir an ihre Leistungen auch nur die bescheidensten Ansprüche machen.

Unter solchen Umständen dürften sich der innern Einrichtung des böhmischen Nationaltheaters größere Schwierigkeiten in den Weg stellen als der Einrichtung desselben, denn mit den gegenwärtigen Kräften könnte das neue Institut durchaus nicht

jenen künstlerischen Geist in seinen Räumen erwecken, der einer so prunkvollen Hülle, wie das projectirte Gebäude werden soll, würdig sein dürfte. Ob aber ein bedeutenderer Künstler in Zukunft Lust haben wird ein czechischer Schauspieler zu werden, ist eine Frage, deren Antwort uns die nächste Zukunft geben wird.

## Ein Wort über französische und deutsche schöne Literatur.

Es ist offenkundige Thatsache, daß die französische Literatur über die deutsche in Deutschland selbst gefiegt hat, wenn man den Sieg und die Niederlage nach der Mehrheit der Rinderzahl derjenigen beurtheilen will, die sich als Leser der einen oder der andern mit Vorliebe oder ausschließlich zuneigen. Wer daran zweifeln wollte, dürfte nur den Katalog der ersten besten Leihbibliothek oder meinetwegen auch nicht der ersten besten, sondern einer wirklich guten zur Hand nehmen, um sich zu überzeugen, in welchem beschämenden Verhältnisse die Producte eines Eugène Sue, Paul de Kock, Balzac, Alexandre Dumas und wie sie Alle heißen mögen, die freilich unter sich sehr verschiedenen Vertreter der modernen Literatur Frankreichs, die einheimisch deutschen überwuchert haben.

Schmeichelte sich Jemand mit der Annahme, dieses Verhältniß habe einfach in dem Umstand seinen Grund, daß die deutsche Unterhaltungsliteratur nothwendig theurer und daher schwerer für die Bibliotheken zu beschaffen sei als Uebersetzungen aus dem Französischen, die bei der ungeheuern Concurrenz in diesem Handwerk der Bogen zu vielleicht 10 Sgr. (?) acicliert werden, den könnte eine einfache Anfrage in solchen Bibliotheken, welche auch der Anschaffung deutscher Unterhaltungsschriften sich befleißigen, leicht des Bessern oder vielmehr des Schlechteren belehren. Er würde erfahren, daß von drei Lesern durchschnittlich zwei den französischen Uebersetzungen vor den deutschen Originalen den Vorzug geben.

Und woher nun diese unpatriotische Verleugnung und Hintansetzung des Einheimischen vor dem Fremden? Es ist nicht glaublich, daß die angestammte Verehrung, die der Deutsche vor dem Ausländischen zu empfinden pflegt, so weit gehen sollte, dieses Fremde dem näherliegenden Deutschen auch dann vorzuziehen, wenn es sich um das Amusement auf einsamem Zimmer handelt. Auf einsamem Zimmer. Denn das soll nicht geleugnet werden, daß im öffentlichen Leben, im Verkehr mit Andern jene thörichte Vergötterung des Fremdländischen auch heutzutage noch öfter zutage tritt, als man es bei dem ehrlichen Wachsthum nationalen Sinnes erwarten sollte.

Woher also jene ebenso betrübende als auffallende Erscheinung? Oder sollen wir diese Frage durch die vornehmste Bemerkung erledigen, daß es gleichgültig sei, was die regelmäßigen und zeitweiligen Leser von Unterhaltungsschriften an geistiger Nahrung zu sich nehmen? Gewiß nicht. Denn abgesehen von der Frage, ob es besser sei, daß ein großer Theil des Volks sich an fremden statt an inländischen Quellen den Dreck holt (einer Frage, die dem Deutschgesinnten keine Frage sein kann): wer könnte sich der Wahrnehmung verschließen, daß eine falsche sittlichen oder unsittlichen, bildenden oder verbildenden Einflusses auf einen großen Theil unsers Volks durch diese Lektüre strömt, dessen Beschaffenheit auf die Befähigung, den Willen, die Thatkraft und also die Zukunft der Nation von unberechenbarem Einfluß ist?

Ehe ich auf nähere Untersuchung jener in nationaler und allgemein menschlicher Beziehung nicht bedeutungslosen Frage eingehe, nur noch eine Bemerkung. Ich beschränke die Frage auf die französische Literatur, obgleich vielleicht ebenso viele englische Uebersetzungen in den Händen deutscher Leser sind, und jenes die auffallendere Erscheinung ist. Denn mit der englischen Literatur verknüpfen die deutsche beinahe ebenso viele Punkte, als sich in diesen kammernverwandten Völkern nationale Entwicklungspunkte finden. Sind doch, um nur Eins heranzuziehen,

\*) Der Goethe'sche „Faust“ kam jedoch in einer böhmischen Uebersetzung von J. G. Kolar, die in jeder Hinsicht als ausgezeichnet gerühmt wird, noch im Laufe des November vor getragtem vollem Hause zur Aufführung. D. Red.

Engländer und Deutsche die Einzigen, die einen Begriff von und ein Gefühl für Humor haben! Sind sie doch, wie durch Abkammung, so durch Sitte, Religion und jenen Sinn für Hässlichkeit, der das englische und deutsche Herz für die Heimat schlagen macht, einander geistig eng verbunden! Nichts von alle Dem verknüpft uns mit den Franzosen. Und wenn es daher wohl gesehen mag, daß hier und da eine englische Uebersetzung in uns mit heimathlichem Zauber anklängt, so behalten wir dem Französischen gegenüber stets das Bewußtsein des Fremden und Fremdartigen.

Boher dann dennoch diese Bevorzugung französischer Erzeugnisse vor den einheimischen? Es scheint kaum ein Grund übrigzubleiben, als die vollendete Vortrefflichkeit jener Werke. Und doch wird Jedem, der sich etwas eingehender mit französischer Literatur beschäftigt hat und im Stande ist, Vergleiche zwischen der heutigen Entwicklungsstufe und den früheren anzustellen, der Gedanke sich aufdrängen, daß dieselbe nie weiter von dem Ideal, was man sich bilden kann, nie weiter von absoluter Vollendung entfernt war als gegenwärtig. Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß diese und die folgenden Behauptungen zunächst einzig auf die französischen Originale sich beziehen. Dennoch wird das Meiste, was tadelnd gegen die Originale angeführt wird, in denselben oder noch höherem Grade von den Uebersetzungen gelten. Denn wenn ich diese auch weniger frane, so glaube ich doch schon aus der fabrikartigen Schnelligkeit, mit der sie entstehen und entstehen müssen, da ein Verleger dem andern den Rang abzulaufen strebt, den Schluß machen zu dürfen, daß sie neben den meisten Fehlern der Originale noch ein bedeutendes Contingent eigener zutage tretender Fehler.

Was zunächst die Sprache betrifft, so gibt sich auch dem Ausländer der Verfall und Abfall von dem reinen Französisch der früheren Zeit kund! Nicht genug, daß aus dem Englischen und Deutschen eine Menge einzelner Wörter und Redewendungen eingedrungen sind oder vielmehr mit einer unausstehlichen Kollektheit herbeigezogen werden, auch dem Patois und der pariser Volkssprache hat man einen solchen Einfluß gestattet, daß ein wunderliches Gemisch eleganter Phrasen, volksthümlicher Wendungen und ausländischer Eigenthümlichkeiten unser Ohr bestäubt und verwirrt. Gewiß hatte die alte classische Sprache mit ihrer akademischen Abgeschlossenheit in eine beschränkte Unbeweglichkeit sich versteift und die Gefahr lag nicht fern, es werde dieselbe in todtte Stagnation versinken, wenn nicht irgendwohin ein Ausweg geöffnet werde. Statt aber allmählig die Schranken zu erweitern, hat die romantische Schule auf einmal alle Schleusen aufgezogen: man nimmt die Worte, wo man sie findet, und so ist zwar die alte Tyrannei der Akademie und ihres Wörterbuchs gestürzt, aber an ihre Stelle ist allgemeine Anarchie getreten.

Dagegen sind die französischen Unterhaltungsschriftsteller in dem Ton und der ganzen Haltung ihrer Producte durch und durch die alten Franzosen geblieben, die sich einbilden, noch immer à la tête de la civilisation zu marschiren, denen Paris noch immer la capitale du monde ist und alles außerhalb Paris Liegende barbarisch erscheint. Noch immer ist der Deutsche das Strohblatt wohlfeiler Wiße; läßt doch der sonst so seine Balzac sich die Geschmacklosigkeit auszubilden kommen, in seinem „Cousin Pons“ drei Theile hindurch dadurch komisch und zugleich charakteristisch wirken zu wollen, daß der arme Deutsche stets das b mit dem p u. s. w. verwechseln muß. Diese französische Suffisance und Windbeutelerei spricht sich noch in einem andern Zug sehr deutlich aus. Es ist nämlich bei allem Selbstbewußtsein dennoch durch die Romantiker Mode geworden, sich anzustellen, als ob man Deutsch verstände; ja in Dumas' „Monte Christo“ wird neben dem Deutschen und Englischen sogar griechisch gesprochen. Natürlich aber haben diese Herren keine Zeit, sich mit einer ausländischen Sprache ernstlich zu beschäftigen, sie begnügen sich daher, irgendwo aufgeschnappte Worte und Redensarten pure in ihre Worte aufzunehmen, wobei denn

manches ergötliche quid pro quo mitunterläuft und die nominativische Bezeichnung eines Mannes als mein Herr Bonnatode de Breme noch zu den leichtern Sünden gehört. In Bezug auf die deutsche Literatur, mit deren Kenntniß ebenfalls kollektirt wird, gilt den meisten noch unser guter Callot-Hoffmann als Hauptrepräsentant, und wie selbst dieser verballhornet wird, dafür geben die „Mille et un fantômes“, die ordinär prosaischen Gespenstergeschichten, die man sich denken kann, Aufschluß. Die von nationaler Eitelkeit verblendete Raivetät ist in der That ohne Grenzen; setzt doch in der famosen Vorrede zu „Cromwell“, in welcher bewiesen wird, daß das Hässliche das Schöne ist, Victor Hugo ganz unbefangenen Voltaire und La Harpe neben Aristoteles wie gleichberechtigte Größen und ignoriert Aristophanes, wo es sich um historische Entwicklung der Begriffe Tragisch und Komisch handelt. Aber auch in Frankreich selbst, möchte ich behaupten, wird die Schilderung und Charakteristik in dem Maße schwächer, als sie sich von dem diesem neufranzösischen Roman eigenthümlichen Terrain, von der haute volée und dem großstädtischen Proletariat, d. h. mit andern Worten von Paris entfernt. Nach meinem Gefühl genügt es z. B. selbst George Sand's sein sollende Dorfgeschichte „La mare du diable“ von allem Duft und Reiz, der für uns Deutsche in solchen Stoffen liegt, entblößt, eine Dorfgeschichte nach pariser Zuschnitt.

Und die Idee, die mit wenigen Ausnahmen durch alle diese modernen französischen Geschichten sich hindurchzieht? oder, wie man sonst sagte, die Moral daraus? Wahrlich, wenn man hieraus auf die sittliche Lage des französischen Volks einen Schluß machen wollte, man müßte an seiner Zukunft verzweifeln. So denke dabei nicht zunächst an die lästernen Schilderungen eines Paul de Kock, die französische Literatur hat dergleichen in ihren frühern Zeiten bei Crébillon u. A. bei weitem stärker gehabt und bei weitem nicht so gutmüthig. Was ich meine, ist der durchgehende Zug der Opposition nicht nur gegen alles Religiöse, sondern gegen die Sittlichkeit selbst, eine Opposition, die um so gefährlicher und unheilverkündender ist, als ihre Vertreter theilweise schon das Bewußtsein ihres Sagens gegen das Sittengesetz vollständig verloren haben. So ist, um nur eine und freilich eine sehr hervortretende Seite dieses Zwiespalts aufzudecken, der Glaube an die Heiligkeit der Ehe durch allabendlich gegebene Komödien und immer wieder dieses Thema anschlagende Novellen und Romane dergestalt verschwunden, daß ich wette, neun Zehntel seiner französischen Leser finden es vollständig in der Ordnung, wenn in „Les trois mousquetaires“ der Eine von seiner pure et sincère amour für die Frau eines Andern spricht. Diese Polemik gegen die Ehe, die Grundlage der menschlichen Gesellschaft, ist so vollständig durchgedrungen, daß die Abweichung von der in dieser Beziehung durch die sittliche Idee vorgeschriebenen Regel gar nicht mehr als Abweichung empfunden wird, sondern beinahe für den normalen Zustand gilt. Noch viel vergiftender wirkt die Hypokrisie einzelner Autoren, die sich in ihren Producten heuchlerisch auf die Seite der Tugend nur deshalb stellen, um sie um so ungeheurer mit scheinbarem Bedauern der Lächerlichkeit preisgeben zu können.

Demnach scheint allerdings die französische Unterhaltungsliteratur von absoluter Vollkommenheit weit entfernt zu sein. Aber einen Vorzug hat sie doch entschieden vor der deutschen voraus und dieser sichert ihr den Vorzug in den Augen der meisten Leser: sie unterhält durch Thatsachen, die deutsche verliert sich in Speculationen und Reflexionen. Ich bin weit entfernt, unsere Belletristen der Mehrzahl nach für große Philosophen zu halten; aber daß beinahe alle mehr oder weniger dem gedanklichen Element, wie man sich ja wol jetzt ausdrückt, huldigen und darüber Erfindung und Thatsachen vernachlässigen, läßt sich gewiß nicht verkennen. Zuerst kommt dem Deutschen die Idee, die er darstellen will und die er in der zu erzählenden Fabel das verhältnißmäßig ziemlich gleichgültige Gewand zieht. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Manier des

Componirens sich bis auf Lieder, ja auf Goethe selbst zurückführen läßt, wobei sich von selbst versteht, daß ein Goethe und auch ein Lied andere Ideen zur Darstellung wählt und dann auch anders darstellt als die meisten unserer Epigonen; die Bevorzugung aber der Idee vor der Fabel bleibt mutatis mutandis dieselbe. Dadurch entstehen nun je nach dem Grade des Geistes und der Bildung des Dichtenden mehr oder minder geistreiche psychologische und objectiv philosophische Betrachtungen, Entwicklungen, Gedankenverbindungen. Aber ist es denn Das, was der Leser solcher Schriften sucht? Ja, ist es nur Das, was das ästhetische Gesetz vorschreibt? Der eine wie der andere verlangt von dem Roman Interesse und Spannung, bewirkt durch thätige Entwicklung von Charakteren, die unsere Theilnahme erwecken, und Vorführung ergreifender, packender Ereignisse. Wie viel finden wir denn hiervon in unsern deutschen Romanen, die es auf Darstellung einer Idee angelegt haben? Wie ganz anders bei den Franzosen! Der französische Roman — einzelne Ausnahmen abgerechnet — kümmert sich den Kufus um Ideen und dergleichen Hirlefang; ich glaube, in den 300 Bänden von Alexandre Dumas, oder wie viel es ihrer sind, ist keine einzige Idee enthalten. Aber welch eine Fülle von Personen, Charakteren, Ereignissen, Thatfachen! Man mag von A. Dumas denken wie man will, aber wahrhaftig, man muß erstaunen, wenn man die unendliche Reihenfolge halb und halb zusammenhängender Erzählungen überschaut, von der „Les trois mousquetaires“, „Joseph Balsamo“, „Le collier de la reine“, „Le vicomte de Bragelonne“, „Le chevalier de Maison-Rouge“ u. s. w. nur einzelne Glieder sind. Welch ein Reichthum der Erfindung! Die stete Neuheit packt auch den widerwilligen Leser immer wieder von neuem. Freilich sind die Erfindungen oft der abenteuerlichsten Art! Aber wenn wir in dem alten Schloß am Mittelmeer den jungen Gefangenen, der sich todt stellt, um in einem Sack ins Meer geworfen zu werden und so die Freiheit zu erlangen, in dem Moment, wo er einige Hundert Fuß in einem Sack hinunterstürzt, die Geistesgegenwart bewahren sehen, mit einem mitgebrachten Messer das Gewicht vom Sack abzuschneiden und sich so zu retten, so ist das zwar unaussprechlich komisch, aber wir kommen zu dieser Empfindung erst, nachdem Alles vorüber ist, da uns vorher der Schriftsteller durch die Anschaulichkeit und Lebendigkeit seiner Darstellung fesselte. So groß ist die Macht der Neuheit, selbst wo sie an Unsinn streift! Andere von diesen modernen französischen Schriftstellern, wie Eugen Sue, verirren sich mit ihren Erfindungen in das Gebiet des Gräßlichen. Diebe und Vorketten sind die Helden der „Mystères de Paris“; in dem „Ewigen Juden“ wüthet der Dichter nach einem von vornherein feststehenden Mordhysterie, und trotz der immer neuen Variationen der Todesarten ermüdet zuletzt diese unaufhörliche Schlächtereier. Aber wenn man auch die Erfindung übertreiben kann, so setzt daraus nicht, daß sie nicht an sich ein sehr schönes Ding sei und wol werth des Schweißes der Edlen. Thatfachen, Beobachtungen der Wirklichkeit, Charakterentwicklung im Handeln — diese drei mögen unsere deutschen Romanschreiber mehr, als sie bisher gethan, erstreben und den nebelnden und schwebelnden Speculationen Ballet sagen. Auch hier ist die Theilung der Arbeit gut: Erfindung von schönen Gestalten und ergreifenden Verhältnissen dem Dichter, aber Erfindung speculativer Wahrheit dem Philosophen.

Kugust Hennelberger.

### Zur Armuths- und Arbeitsfrage.

Wenn man den Versicherungen mancher Jünger der nationalökonomischen Schule Glauben beimeessen wollte, so würde alles Gerede von Nothstand, Armuth und Proletariat nur in das Gebiet der Sage und des Märchens zu verweisen sein, trotz des in manchen Landstrichen permanent gewordenen haarsträubenden Nothstands und selbst Hungertypus, trotz der häufigen Hungermorde, trotz der sich auf einer empfindlichen Höhe

haltenden Preise der nothwendigsten Lebensmittel, trotz der unaufhörlichen Nothrufe in den Zeitungen, trotz der in manchen Gegenden sichtlich hervortretenden physischen Verelendung der Bewohner, deren Ausblick wol schwerlich jenes Entsetzen auslösen dürfte, welches die alten Römer bei dem bloßen Anblick der Eimbern, Leutenen und Germanen empfanden, trotz der Sammlungen, welche die Börsen der Wohlhabenden unwillig in Anspruch nehmen, trotz der Drängungen, von denen die Regierungen und Behörden in Betreff dieser Frage fortwährend gequält werden. Was eine gewisse Bevölkerungsschicht betrifft, so behauptet man zwar wol nicht mit Unrecht, daß sie, äußerlich genommen, um Vieles comfortabler lebe als die entsprechende Classe in früheren Zeiten, aber man sollte auch nicht vergessen, unter welchen fortwährenden, oft aufreibenden Kämpfen und mit welchen Mitteln dieser äußere Genuß von Bequemlichkeit und Wohlsein häufig aufrechterhalten wird und wie viel Procent die Gerichtsdienere, Executoren, Advocaten, Geldverleiher und Reishäuser von diesen Existenzen ziehen, die vielleicht eine glänzende Fassade über sich, aber einen hohlen Boden unter sich haben. Wäre es aber auch wirklich der Fall, daß in früheren Zeiten die Noth noch furchtbarer gewesen, so könnte aus dieser Gedanke über den jetzt herrschenden Nothstand doch doch wenig trösten, als die Furcht vor der Cholera dadurch gehilt werden könnte, wenn man den Leuten sagt, der Schwarze Tod und die pestartigen Epidemien in früheren Jahrhunderten seien ja noch unendlich mörderischer gewesen. Das Uebel, woran ich heute leide, bleibt ein Uebel, mögen früher auch Millionen noch härter daran gelitten haben. Jedenfalls glauben wir, daß Armenpfleger, Armenärzte und Armenadvocaten uns über diese Frage genügende Aufklärung verschaffen können als solche nationalökonomische Gelehrte, die mit den nothleidenden Classen gar nicht in Berührung kommen und ihre Kenntniß der Zeit vorzugsweise aus statistischen immer unvollkommen bleibenden Tabellen schöpfen, welche in mancher Hinsicht wol ausgezeichnete Dienste leisten, aber auch nur zu oft zu bedauerlichen Irthümern verleiten. In dieser Hinsicht hat auch Gukow in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ von manchen treffende und beachtenswerthe Worte gesprochen.

Wir wurden zu diesen Bemerkungen durch eine Schrift veranlaßt, welche unter dem Titel erschien: „Das Evangelium an die Armen. Fünfzehn Reden von Heinrich Becker“ (Winterthur 1854). Der Verfasser ist Pfarrer in der Schweiz und hielt diese Predigten vom Herbst des Jahres 1852 bis zum Sommer 1853 vor einer Gemeinde, die fast bloß aus Armen, oft „unglaublich Armen“ bestand. Becker wendet sich darin nur an Herz und Gemüth und hält sich grundsätzlich von jeder theologischen Gelehrtheit, dogmatischen Subtilität und aller kunstvollen Rhetorik fern. Er sucht in seinen Vorträgen seine Gemeinde auf die Hülfsmittel oder doch die Linderungsmittel hinzuweisen, welche im Bereiche des Armen selbst liegen. Aber da nirgends der einzelne Arm sich bestehen könne, und da alle Classen in der menschlichen Gesellschaft innig miteinander verbunden seien, so begehrt er auch von den Reichen, daß sie die Armuth kennenzulernen suchen, um ihr künftige Hülfen bieten zu können. „Unmöglich müßte es sein“, sagt er in der Vorrede, „nur den sonst schon Bedrückten mahnen zu wollen, nur ihn zu tadeln als Den, der einzig Schuld an seinem Elende sei — ungerecht und unweis. Wenn es Ernst ist, mitzubauen an der Brücke zwischen Reich und Arm, welche die Zeit bald gebieterisch fodert, der muß wir sein, daß Alle an der trennenden Kluft, die schon zahllose Opfer verschlungen hat, schuld sind, und daß Alle sie müssen schließen und überwölben helfen.“ Als Seitenstück seines „Evangelium an die Armen“ stellt uns der Pfarrer Becker auch ein „Evangelium an die Reichen“ in Aussicht.

Eine dieselbe düstere Frage betreffende Schrift von dem praktischen Arzt Leopold Becker: „Armuth und Arbeit“ (Hpt. Nr. 36 d. Bl.), die von den volkswirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands im Allgemeinen ziemlich wegworfene Ansicht



worden ist, hat inzwischen in ausländischen Blättern und namentlich im „Journal des économistes“ Beachtung gefunden. Das genannte Journal sagt: „Besser, gehört zu der humoristischen Schule, zu jenem Jean Paul Richter'schen Kreise, welcher die originellsten, aber auch dunkelsten Schriften des gelehrten Deutschland hervorgebracht hat. . . . Im Ganzen, und obgleich wir die praktischen Folgerungen Besser's für unanwendbar halten, müssen wir doch anerkennen, daß er seinen Gegenstand unter einem neuen, der Beachtung würdigen Gesichtspunkt aufgefaßt hat. Er begnügt sich nicht damit, das Uebel, für das er Hülfen bringen möchte, zu analysiren, er spürt auch mit einem seltenen Scharfblick dessen wahre Ursachen auf und zeigt, wie es sich von Stufe zu Stufe entwickelt hat; er gibt im Vorbeigehen Nachsicht von allen Gemeinplätzen, womit sich im Betreff des Pauperismus die officielle und nicht offizielle Philanthropie unserer Zeit begnügt, wie von allen Illusionen, denen sie sich gefangen gibt; endlich erörtert er die Resultate seiner Untersuchungen und Studien mit einer Aufrichtigkeit und einer Originalität der Sprache, welche die Lectüre zu einer sehr fesselnden machen würden, wäre nur die Art seiner Beweisführung eine natürlichere und weniger geschraubte und gedrechselte, hätte er, der so originell zu denken und sich auszudrücken weiß, zu gleicher Zeit nur verstanden, seine leitenden Principien mehr logisch und einfach anzuordnen und zu verbinden.“ Mit den praktischen Vorschlägen Besser's ist der Verfasser des Artikels im „Journal des économistes“, wie schon oben bemerkt, nicht einverstanden; sie scheinen ihm mit dem mehr demokratischen Geiste unserer Zeit zu sehr im Widerspruch zu stehen. P. M.

### Notizen.

#### George Sand und die französische Kritik.

Die französische Kritik sucht jetzt augenscheinlich nach andern Gesetzen, als diejenigen waren, auf denen sie vor dem Jahre 1848 beruhte. Man will nicht mehr den blendenden Schein, man will die Wahrheit. Die geistreich schillernde Phrase hat aufgehört zu herrschen; solide Grundzüge, die auch für das praktische Leben Frucht abwerfen, treten immer mehr an die Stelle des bloßen Esprit, der mit sich selbst kokettirte. Es ist aber auch nicht die bloße Geschäftsmoral, die bloß bürgerliche Solidität im Handel und Wandel, im Verdienen und Erwerben, welche man an die Spitze stellt, sondern eine höhere, idealere Moral, ohne die es mit jener immer kümmerlich und windig aussehn wird. Dieses Streben zeigt sich jetzt in allen ehrthastern französischen Journalen, im „Athenaeum français“ wie in der „Revue de Paris“, in der „Revue contemporaine“ wie in der „Revue des deux mondes“. Die letztere brachte jüngst über das neueste Drama von George Sand: „Maitre Kavilla“, einige Bemerkungen aus Majade's Feder, die angeführt zu werden verdienen. „Wenn die obersten Gesetze (Majade versteht darunter die Gesetze der Moral, des gesunden Menschenverstandes und selbst des gesunden Geschmacks) in unserer Zeit bis zu dem Grade geherrscht hätten, um ein genügender Jügel zu sein, so würde George Sand ohne Zweifel nicht Das geschrieben haben, was sie die „Geschichte meines Lebens“ genannt hat, sie würde alle jene berechneten und wohlauflaffenden Bekenntnisse, die weder Geschichte noch Roman sind und eine der traurigsten Verirrungen unserer Literatur bleiben, in anständigem Dunkel gelassen haben. Wenn der Geschmack, ein ernster und gerechter Geschmack, bei ihr Gehör fände, so würde sie die Zahl ihrer dramatischen Producte nicht so vermehren und sie noch weniger in Vorreden commentiren, in denen sie zu gleicher Zeit sich selbst als Verfasserin und die Komödianten, die ihre Schilde verfürzen, bis zum Himmel erhebt. Das Drama von George Sand erscheint vielleicht durch das Vorwort noch caricirter als an sich selbst. Es kommt heutzutage häufig vor, daß gewisse Talente dahin gelangen, mit der Wichtigkeit ihrer Werke

ein Uebermaß von Anmaßung zu verbinden. Ebenso oft kommt es vor, daß in manchen Geistern die selbstsamste Verwirrung aller Ideen und Begriffe sich bemerkbar macht. „Maitre Kavilla“ und das Vorwort dazu leisten in dieser Beziehung Alles, was man sich als möglich immer nur einbilden kann.“ Wie viel Worte und verlausulirte Umschreibungen würde man zu der Zeit, als in Frankreich noch die Espritphrase vorherrschte, gemacht haben, um ungefähr Das zu sagen, was Majade in dieser Stelle klar und einfach gesagt hat! Damals wäre es freilich ein unverzeihliches Verbrechen gewesen, über eine Schriftstellerin von den Tendenzen von George Sand ein solches Urtheil zu fällen.

#### Die ungarischen Dichter Börösmarty und Gaal.

Der von seinen Landsleuten hochgeachtete, jüngst verstorbene ungarische Dichter Börösmarty wird uns durch eine im Recueil des „Pesther Lloyd“ enthaltene Notiz; abermals in Erinnerung gebracht.\*) Der Verfasser derselben, Adolf Dur, erblidet etwas Eigenthümliches in dem Zufall, „daß eben in den Tagen, in welchen der sterbliche Theil des Dichters seinem Ende nahte, an zwei verschiedenen fernen Punkten von Ungarn poetischen Schöpfungen und Federn die Rede war: in Paris im „Athenaeum français“ und in Leipzig in den „Blättern für literarische Unterhaltung“. (Der Verfasser der Notiz meint hier den Artikel „Ungarische Poesie“ von S. G. Löwen in Nr. 46.) Es ist, wie weiter bemerkt wird, an Adolf Dur in der „Magyar Sajto“ die Aufforderung gerichtet worden, die Börösmarty'schen Dichtungen deutsch zu bearbeiten; und Adolf Dur erklärt, daß diese Aufforderung mit seinen schon früher gefaßten Absichten völlig übereinstimme. Er gedenke diese Absicht auch auszuführen, „mit der Eile, zu der das Interesse dränge, und mit der Beile, die das Gelingen erheische“. Der Notiz geht ein von Adolf Dur sehr gut deutsch wiedergegebenes Liedchen von Börösmarty: „Das treue Liebchen“, voran, aus dem wir zu erkennen glauben, daß Börösmarty sich ohne Zweifel auch an der Weise des deutschen Liedes gebildet hat; das Lied erinnert an diejenige Satzung, welche durch Körner's „Der Ritter zieht zum blut'gen Kampf hinaus“ oder durch F. Löwe's „Fahnenmacht“ vertreten ist, und A. Dur hat ganz Recht darauf aufmerksam zu machen, wie dieses Lied Börösmarty's sich London'stern ganz besonders empfehle. Gewisse deutsche Dichter, und nicht bloß ungarische, könnten sich übrigens gesagt sein lassen, was Börösmarty ihnen in einem andern Gedichte zuruft:

Und gibt es einen Säuber  
Auf dieser weiten Erde,  
Der mehr den Tod verbiebt.  
Als wer in bloßen, schlechten  
Und plinkfür'gen Versen  
Von Liebe wagt zu singen!

Die ungarische Literatur hat übrigens im Laufe des November noch einen andern empfindlichen Verlust erlitten durch den Tod Gaal's, der zu den Forschungen im Gebiete der ungarischen Märchendichtung die erste Anregung gab, und zwar durch seine bereits 1822 in Wien erschienenen „Märchen der Magyaren“. Im Jahre 1820 gab er deutsche Uebersetzungen von ungarischen Dramen in Brünn unter dem Titel „Theater der Magyaren“ und im Jahre 1830 ein „Sprichwörterbuch in sechs Sprachen“ heraus. Er schrieb sowohl in deutscher als ungarischer Sprache. Gaal wurde 1783 in Pressburg geboren und verbrachte den größten Theil seines Lebens in Wien, wo er auch am 6. November starb. P. M.

\*) Wer sich über Börösmarty's Schriften und Leben näher unterrichten will, findet die nothwendigen Notizen über ihn im 15. Bande des „Conversations-Lexikon“ und soeben erst einiges Nähere in der „Allrheint Zeitung“, Nr. 49, die zugleich sein Porträt brachte.

## Bibliographie.

Arnold's, S., sämtliche geistliche Lieder mit einer reichen Auswahl aus den freieren Dichtungen und einem Lebens-Abriß desselben, ein Beitrag zur christlichen Hymnologie und Musik, herausgegeben von K. C. E. Hermann. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1856. 8. 1 Thlr.

Balzer, F., Aus den Bergen. Lieder. Zürich, Drell, Hügli u. Comp. 1856. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bernhardi, A. v., Denkwürdigkeiten des kaiserlich russischen Generals von der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. 1ster und 2ter Band. Leipzig, D. Wigand. 1856. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Blumenkranz religiöser Poesien aus Sprachen des Südens Uebersetzt im Verstande der Originale von C. B. Schütter. Paderborn, Schöningh. 8. 21 Ngr.

Brehm, A. C., Reisezeichnungen aus Nord-Ost-Afrika oder den unter ägyptischer Herrschaft stehenden Ländern Ägypten, Nubien, Sennar, Kafferes und Kordofan gesammelt auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen. Drei Theile. Jena, Mauke. Gr. 8. 4 Thlr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein-verständlicher Darstellung. 3te vermehrte und mit einem zweiten Vorwort versehene Auflage. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr.

Buddeus, L., Der Stern der Wartburg oder Junker Jörg auf Wartburg und sein Schülgen. Historische Erzählung aus Thüringen. Gotha, Müller. 1856. 8. 22 1/2 Ngr.

Bumüller, J., Geschichte der neuesten Zeit. 1815—1855. 2te Auflage. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 20 Ngr.

Buse, A., Paulin, Bischof von Nola, und seine Zeit (350—450). Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 25 1/2 Ngr.

Carriere, M., Wilhelm von Kaulbach's Shakspeare-Galerie erläutert. 2tes Heft: Allgemeine Einleitung, Macbeth. Berlin, Nicolai. 1856. Gr. 4. 10 Ngr.

Carus, A. G., Sicilien und Neapel. Tagebuch einer Reise während des Winters 1853—1854 im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Georg, Herzogs zu Sachsen. Würzen, Verlags-Comptoir. 1856. 8. 2 Thlr.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von K. Streckfuß. 3te Ausgabe letzter Hand. 4te Auflage. Braunschweig, Schwesche u. Sohn. 1856. 8. 2 Thlr.

Denkwürdigkeiten eines Conspiranten (Lorenzo Benoni). Mit merkwürdigen Aufschlüssen über die geheimen Bündnisse der Carbonari, des jungen Italiens, über Mazzini, Cesare, Giovanni und Camillo Rusini, Prinz Urbino u. Nach dem Französischen von F. Kreib. v. Biedenfeld. Zwei Bände. Weimar, Voigt. 1856. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dopf, A., Neue Original-Fabeln und erzählende Dichtungen. Berlin, S. Abelsdorff. 1856. 8. 10 Ngr.

Düringsfeld, J. d. v., Lieder aus Toscana. Dresden, K. Schaefer. 32. 15 Ngr.

Dr. Carl Einert, namentlich in seinen Beziehungen zu der jüngsten Entwicklung des deutschen Wechselrechts dargestellt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 18 Ngr.

Erter, R. A., Das ewige Leben. Wahrheit in Dichtung. Zerbst, Römer. 8. 7 1/2 Ngr.

Forster, C. v., Die Rückkehr zur Ordnung. Vom Königthum zum Kaiserthum. Politische und philosophische Studien. Aus dem Französischen von C. Gräfe. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich der Große und sein Heer. Cyclicus von Krieges- und Sieges-Bildern in bequemer Dichtung von einem Preussischen Husaren der Jahre 1813 und 1814. Herausgegeben von L. Hlß. Magdeburg, Duednow. 8. 15 Ngr.

Gatty, Mrs. A., Parabeln aus dem Leben der Natur. Aus dem Englischen. Leipzig, Arnold. 1856. 16. 10 Ngr.

Gaudy, F. v., Aus dem Oberland. Miniaturen. Berlin, Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. 16. 15 Ngr.

Geibel, C., Gedichte. 39ste und 40ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Geiger, A., Leon da Modena, Rabbiner zu Venedig [1571—1648], und seine Stellung zur Kabbalah, zum Judentum und zum Christenthume. Breslau, Kern. 1856. Gr. 8. 18 Ngr.

Kannegießer, K. L., Schwänke in Knittelversen. Berlin. 1856. 8. 7 1/2 Ngr.

Klein, Pauline, Aus der Blumenwelt. 2te Auflage. Leipzig, Brandstetter. 1856. 16. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Körner, F., Charaktergemälde aus dem Geschichts- und Kulturleben des deutschen Volkes. 1stes Bändchen. — A. u. d. L.: Die Gründung des deutschen Reiches durch die Karvinger und Karolinger. Leipzig, Brandstetter. 1856. Gr. 8. 21 Ngr.

Kegges, S. F., Sultan Selim der Dritte oder: Der Janitscharen-Aufstand. Ein historisches Schauspiel in fünf Akten. Augsburg, v. Senisch u. Stage. 8. 15 Ngr.

Dischhausen, L., Geschichte der Mormonen oder Jüngsten Tages-Heiligen in Nordamerika. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Perthes, C. L., Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet. 1ster und 2ter Band. 3te Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Schirges, G., Die zweite Welt-Ausstellung, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Industrie. Briefe aus Paris. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 1 Thlr.

Simon, L., Aus dem Exil. Zwei Bände. Gießen, Richter. Gr. 8. 3 Thlr.

Schmidt, J., Keimende Fuchs. Erzählt für Alt und Jung. Mit 64 Illustrationen von G. Bartsch. Berlin, Mohr u. Comp. 1856. Gr. 8. 1 Thlr.

Wachenhufen, H., Byzantinische Nächte. Türkische Lager- und Reisebeschichten. Mit Illustrationen von C. Wachenhufen. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 10 Ngr.

Wiseman, Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offenbarung. Zwölf Vorträge, gehalten zu Rom. In deutscher Uebersetzung herausgegeben von D. Hanenberg. Nach der neuesten Auflage des Originals verbessert und vermehrt von B. Weinhardt. Mit einer illuminierten ethnographischen Karte der alten Welt und 4 Tafeln. Regensburg, Manz. 1856. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

## Lageeliteratur.

Arndt, F., Die vier Temperamente. Betrachtungen über Evangelium Lucä Kapitel IX., Vers 51—62 in der Trinitatiszeit 1839 gehalten. 2te Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.

Erasmus, F., Der Selbstmord eine Thorheit und ein Verbrechen. Zwei Predigten vor der Militairgemeinde zu Magdeburg am 3. und 5. Sonntage nach Epiphania 1854 gehalten und mit einem Nachwort zur Warnung und zum Trost für Jedermann herausgegeben. 2te Auflage. Erfurt. 8. 3 Ngr.

Einhardt, J. H., Der Begriff der Bildung mit besonderer Rücksicht auf die höhere Schulbildung der Gegenwart. Bromberg, Rittler. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Getreid-Magazine und Erwigelder für das Land. Danneworth, Beith. 8. 2 Ngr.

Hansen, C., Ueber die Anlage eines Seehafens an der Westküste als Ausgangspunkt für die Eisenbahnlinien der dänischen Halbinsel. Mit Karten und Plänen. Kopenhagen. Gr. 8. 16 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2¼ Ngr.)

## Gedichte in eleganten Ausgaben, zu Festgeschenken geeignet.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig,  
in allen Buchhandlungen vorrätig.

**Album** der neuern deutschen Lyrik. Zwei Theile.  
3. Auflage. Miniatur-Ausgabe. 1856.  
Gebunden 2 Thlr.

**Bauernfeld**, Gedichte. 8. 1852. Geh. 1 Thlr.  
20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

**Béranger**, Chansons. Nouvelle édition. Mi-  
niatur-Ausgabe. 1852. Geh. 4 Thlr.  
15 Ngr. Geb. 2 Thlr.

**Dobrik**, Gedichte. 8. 1851. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.  
Geb. 2 Thlr.

**Byron**, Der Korsar. Aus dem Englischen überf. von  
Friederike Friedmann. Miniatur-Ausgabe.  
1852. Geb. 20 Ngr.

**Der Staur.** — Hebräische Gesänge. Aus dem  
Englischen überf. von Friederike Friedmann.  
Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.  
**Rain.** Ein Mysterium. — **Mageppa.** Aus dem  
Englischen überf. von Friederike Friedmann.  
Miniatur-Ausgabe. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

**Dichtungen** von Moore und Byron. In deutscher Ueber-  
setzung mit gegenübergedrucktem Original.  
Miniatur-Ausgabe. 1852. Geb. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

**Liebe, Wein und Mancherlei.** Versuche  
nach Dschami's Text zum ersten mal deutsch gegeben von  
Moritz Wackerhauser. 8. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

**Enslin**, Fromm und frei. Gedichte. Miniatur-Aus-  
gabe. 1856. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

**Ernst Förster**, Gedichte. 8. 1854. Geh. 24 Ngr.  
Geb. 1 Thlr.

**Gottfried von Straßburg**, Tristan und  
Isolde. Übers. von Karl Simrock. Zwei Theile. 8. 1855. Geh.  
3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

**Guschkow**, Ariel Acosta. Miniatur-Ausgabe. 1852.  
Geb. 24 Ngr.  
**Jopf und Schwert.** Lustspiel in fünf Auf-  
zügen. Miniatur-Ausgabe. 1856. Geh.  
20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

**Hammer**, Schau um dich und Schau in dich. Dich-  
tungen. Miniatur-Ausgabe. Fünfte  
Ausgabe. 1856. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.  
**In allen guten Stunden.** Dichtungen.  
Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 1 Thlr.  
6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.  
1855. 51.

**Hessmer**, Lieder der unbekannten Gemeinde. Mi-  
niatur-Ausgabe. 1854. Geh. 24 Ngr.  
Geb. 1 Thlr.

**Horn**, Die Pilgersfahrt der Rose. Dichtung. Minia-  
tur-Ausgabe. Dritte Auflage. 1852. Geh.  
20 Ngr. Geb. 24 Ngr.  
**Die Lilie vom See.** Dichtung. Miniatur-  
Ausgabe. 1853. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.  
**Magdala.** Dichtung. 8. 1855. Geh. 1 Thlr.  
Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Der Hort der Dichtung.** Eine Göttersage in  
sechzehn Gesängen.  
Miniatur-Ausgabe. 1853. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

**Die Jobstade.** Ein grotesk-komisches Heldengedicht in  
drei Theilen von Dr. C. A. Kortum.  
Siebente Auflage. 8. 1854. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

**Jordan**, Demiurgos. Ein Mysterium. Drei Theile.  
8. 1854. Geh. 6 Thlr.

**Kalidasa**, Sakuntala. Nach dem Indischen von Ed-  
mund Lohedanz. Miniatur-Ausgabe.  
1854. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

**Wilhelm Müller**, Gedichte. Zwei Theile. Mi-  
niatur-Ausgabe. Dritte  
Ausgabe. 1850. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 16 Ngr.

**Nacine's** Phädra deutsch von Adolf Röttger. Minia-  
tur-Ausgabe. 1853. Geh. 16 Ngr. Geb.  
22 Ngr.

**Schults**, Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyclus.  
8. 1853. Geh. 18 Ngr. Geb. 28 Ngr.

**Schulze**, Sammtliche poetische Werke. Dritte Auf-  
lage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf  
Theile. 8. 1855. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr. 20 Ngr.  
**Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht.  
Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage.  
1854. Geh. 1 Thlr.  
Octav-Ausgabe. Achte Auflage. 1852.  
Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.  
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.  
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.  
**Cécille.** Romantisches Gedicht in zwanzig Ge-  
sängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auf-  
lage. Zwei Theile. 1849. Geh. 3 Thlr.  
**Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. Dritte  
Ausgabe. 1852. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Shakspeare, Romeo und Julia.** Tragödie. Deutsch von Edmund Cöbedanz. Miniatur-Ausgabe. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

**Sophokles, Antigone.** Tragödie. Deutsch von Edmund Cöbedanz. Miniatur-Ausgabe. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

**Sturm, Gedichte.** Zweite Auflage. S. 1854. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.  
**Fromme Lieder.** Zweite Auflage. S. 1855. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.  
**Zwei Rosen oder Das Hohe Lied der Liebe.** Miniatur-Ausgabe. 1854. Geh. 12 Ngr. Geb. 16 Ngr.

**Walter Scott, Die Jungfrau vom See.** Ac. mantisches Gedicht. Aus dem Englischen überfetzt von Friederike Friedmann. Miniatur-Ausgabe. 1853. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Volkslieder der Serben.** Metrisch überfetzt und historisch eingeleitet von Talaj. Neue umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Theile. S. 1853. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

**Die Gesänge der Serben.** Von Siegfried Kapper. Zwei Theile. S. 1853. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

## Literarische Festgeschenke.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien soeben und ist in sämmtlichen Buchhandlungen vorrätzig:

### Schaefer, Dr. J. W., Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur.

Zweite, verbesserte und zum Theil umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 1/4 Thlr.

Schon über die erste Bearbeitung dieses Handbuchs sprach sich das Urtheil namhafter kritischer Blätter dahin aus, daß es ein Product sehr gründlicher Studien sei und der Verfasser in hohem Grade das Talent bewährt habe, einen höchst complicirten Stoff übersichtlich anzuordnen und in gefälliger Sprache so darzustellen, daß dieses Werk ein unentbehrliches Hülfsmittel für den Lehrer der deutschen Literaturgeschichte sei. Die neue Auflage ist durchgehends mit Benützung der neuesten Forschungen berichtigt; mehrere Abschnitte sind völlig umgearbeitet.

Unterzeichnete hat, um den Ankauf dieses Buchs zu erleichtern, den Preis dieser neuen Auflage um ein Bedeutendes ermäßigt, und glaubt deshalb um so mehr auf eine allgemeine Beachtung zählen zu dürfen.

Früher erschien in demselben Verlage:

## Goethe's Leben

von

Dr. J. W. Schaefer.

Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Bremen, im November 1855.

C. Schünemann's Verlag.

## Ludwig Tieck's literarischer Nachlaß.

Bei J. W. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Ludwig Tieck's

### nachgelassene Schriften.

Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Zwei Bände. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der dichterische und literarische Nachlaß Ludwig Tieck's erscheint hier in einer von Prof. Rudolf Köpke, einem vertrauten Freunde des verstorbenen Dichters, veranstalteten Auswahl. Er enthält: I. Dramatisches (drei abgeschlossene Dichtungen und zwei Bruchstücke), II. Lyrisches, III. Novellistisches, IV. Kritisches (darunter namentlich wichtige Bruchstücke des von Tieck beabsichtigten Werks über Shakspeare). Mit Recht sagt der Herausgeber in dem Vorwort u. A.: „Wer an der Entwicklung dieses reichen und eigenthümlichen Geistes wahren Antheil nimmt, wer die Geschichte unserer Literatur eingehend betrachtet, der wird in diesen Jugendschöpfungen voll Pietät den Dichter ehren, welcher das deutsche Siebengehirn abschließt.“

Von dem Herausgeber erschien gleichzeitig eine treffliche biographische Schilderung Ludwig Tieck's unter dem Titel:

**Ludwig Tieck.** Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Rudolf Köpke. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Früher erschien in demselben Verlage:

**Kritische Schriften von Ludwig Tieck.** Zum ersten mal gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Vier Bände. 12. 6 Thlr.

Die kritischen Leistungen Tieck's, sowohl die seiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals gesammelt erschienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweise selbst nicht unter seinem Namen bekannt, sondern unter andern Autoren zugeschrieben. Es wird daher diese Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfassers von hohem Interesse sein. Der dritte und vierte Band auch unter dem besondern Titel „Dramaturgische Blätter“ (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, nach Tieck's Wunsch von Eduard Devrient geordnet, enthalten nicht nur die „Dramaturgischen Blätter“, welche 1826 bereits gesammelt erschienen, sondern auch spätere geschriebene, theils wenig bekannt gewordene, theils gar nicht publicirte. Diese letztern sind für die Historiker der frühern Ausgabe der „Dramaturgischen Blätter“ (zwei Bändchen, 1826), in einem dritten Bändchen (1 Thlr.) besonders zusammengestellt.

# Illustrierte Prachtausgaben,

zu Festgeschenken geeignet.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig,

in allen Buchhandlungen zu erhalten.

## Bilder-Atlas

zum

### Conversations-Lexikon.

Monographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von

**J. A. Heck.**

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, sowie ein erläuternder Text und Namen- und Sachregister in Octav.)

Dritte Ausgabe in 60 Lieferungen zu 12 Ngr.

Preis des ganzen Werks 24 Thlr., cartonnirt 26 Thlr., Pracht-Ausgabe, gebunden 32 Thlr. 10 Ngr.

Der Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon, ein ganz selbständiges, höchst reiches und schönes Werk, kann fortwährend auf einmal vollständig oder allmählig bezogen werden. Jede der dasselbe bildenden zehn Abtheilungen ist nebst dem betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln einzeln zu nachstehenden Preisen zu beziehen:

- I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
- II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
- III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
- IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
- V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
- VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
- VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
- X. Gewerbswissenschaft oder Technologie. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Wappen zur Aufzählung der Stahlstiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

**Ernst Schulze.**

## Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht.

Pracht-Ausgabe mit Kupfern, in Kalbleder gebunden, mit Goldschnitt, 3 Thlr.

Miniatur-Ausgabe. Fünfte Auflage. Geb. 1 Thlr.

Octav-Ausgabe. Achte Auflage. Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr., Ausgabe mit Kupfern, geb. 2 Thlr.

Von Ernst Schulze erschienen ferner in demselben Verlage:

**Sämmtliche poetische Werke.** Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Dichters. Fünf Theile. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr. 20 Ngr.

Der fünfte Theil auch unter dem Titel:

**Ernst Schulze.** Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert von Hermann Marggraff. Mit dem Bildniß Ernst Schulze's. 8. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

**Cäcilie.** Romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Zwei Theile. Gebunden 3 Thlr.

**Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

## Die Frauen der Bibel.

In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste bis dritte Folge. Mit 56 Stahlstichen. 4. Jede Folge geheftet 5 Thlr.; cartonnirt mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Erste Folge:

Eva; Hagar; Rebekka; Rachel; Joseph's Frau; Pharaos Tochter; Ruth; Debora; Joseph's Tochter; Delila; Hanna; Samuel's Mutter; Abigail; Die Königin von Saba; Jephtha's Tochter; Athalia; Sara, des jungen Tobias Frau; Judith; Susanna; Esther; Die Mutter der Hebräer.

Zweite Folge:

Sarah; Sippora; Mirjam (Maria), die Schwester Moys; Rahab; Das Weib des Leviten von Ephraim; Die Herrin von Sodom; Michal; Bathseba; Die Samaritanin; Anna, Mutter Maria's; Elisabeth; Salome, Tochter des Herodias; Die Samaritanin; Das samaritanische Weib; Die Erbrecherin; Martha; Maria Magdalena; Maria, die Mutter des Herrn.

Dritte Folge unter dem Titel:

## Die heiligen Frauen.

Die heilige Agnes; Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen; Genoveva, die Schutzheilige von Paris; Die heilige Paula; Die heilige Bathilde, Königin von Frankreich; Die heilige Felicitas; Die heilige Maria aus Aegypten; Die heilige Monika; Die heilige Klothilde, Königin von Frankreich; Die heilige Margaretha; Die heilige Clara; Die heilige Johanna von Chantal; Die heilige Rosa; Die heilige Justina; Die heilige Theresia; Die heilige Cecilia; Die heilige Katharina; Die heilige Theresia.

Bei Bearbeitung des Textes war es die Aufgabe des Herausgebers, in möglichst ursprünglicher, an die Bibel sich anschließender Darstellung die Charakterbilder biblischer Frauen zu zeichnen. Nichts hineinzufragen und Nichts hinzuzunehmen. Die Stahlstiche, welche zu den ausgezeichnetsten Leistungen moderner Kunst gehören, liefern dazu einen lebendigen Commentar und werden jeden Beschauer für die herrlichen sinnigen Frauengestalten einer alten ehrwürdigen Zeit begeistern.

## Washington Irving.

Auswahl aus seinen Schriften. Illustriert von Henry Ritter und Wilhelm Camphausen. Mit dem Bildniß Henry Ritter's. 4. Geb. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr.

Selections from the Works of

## Washington Irving.

Illustrated by Henry Ritter and William Camphausen. With the Portrait of Henry Ritter. 4. Geb. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr.

Eine Auswahl der gedruckten Stichen Washington Irving's mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen der beiden trefflichen Düsseldorf'schen Künstler Henry Ritter und William Camphausen, von denen der Erstere das Unternehmen begründete, aber vor der Beendigung leider der Kunst entzogen wurde, der Zweite nach dem Wunsche seines Freundes das Werk beendete: ein auch typographisch und xilographisch (in der Xilographischen Anstalt von C. Kerschmar) geschmackvoll und reich ausgestattetes Prachtwerk, das eine Herde jedes Salons bilden wird.

Das Werk erschien gleichzeitig in einer deutschen und einer englischen Ausgabe.

## Neue Shakspeare-Galerie.

Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken.

In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. Geb. 12 Thlr., geb. mit Goldschnitt 13 Thlr.

Miranda; Julia; Silvia; Frau Fluth; Frau Page; Anne Page; Olivia; Maria; Viola; Isabella; Marianna; Beatrice; Hero; Titania; Prinzessin von Frankreich; Jessica; Portia; Rosalinde; Celia; Kathchen; Helena; Katharina; Mopsa; Perdita;

Lady Macbeth; Constanze; Lady Percy; Prinzessin Katharina von Frankreich; Johanna d'Arc; Margarethe; Königin Margarethe; Lady Grey; Lady Anna; Anna Bullen; Königin Katharina; Cressida; Virgilia; Portia, das Weib des Braten; Cleopatra; Imogen; Lavinia; Cordelia; Julia; Ophelia; Desdemona.

Diese Neue Shakspeare-Galerie, die Mädchen und Frauen in des Dichters dramatischen Werken vorführend, enthält 45 Bilder, in Stahlstich von englischen Künstlern ausgeführt, begleitet von einem Texte, welcher in wenigen Zügen den Leser an die Hauptmomente des Stückes erinnernd, zugleich die dargestellten Charaktere besonders hervortreten lässt. Die Einleitung gibt eine Uebersicht dieser verschiedenen Schöpfungen des Dichters.

## B e r i c h t

über

### Carl B. Lorch's Hausbibliothek.

32 Seiten. 8. Brosch.

Ein ausführlicher Bericht über die in dieser Sammlung enthaltenen Werke aus dem Gebiete der Geschichte, der Länder- und Völkerkunde und Naturwissenschaft, wovon viele sich besonders zu Festgeschenken, Prämienbüchern u. s. w. eignen, nebenbei auch durch ihren außerordentlich billigen Preis sich empfehlen, indem ein Band von dem Inhalte wie zwei bis drei gewöhnliche Octavbände nur einen Thaler kostet, ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes gratis zu beziehen.

Leipzig, 7. December 1855.

Carl B. Lorch.

Erheben ist in der Allgemeinen deutschen Verlags-Anstalt in Berlin erschienen:

### Die Rückkehr zur Ordnung

von

Karl von Forster.

Eleg. geb. Gr. 8. 22 Bogen. Preis 1½ Thlr.

Eingeführt durch ein die Ansichten des Herrn Verfassers anerkennendes Allerhöchstes Schreiben Sr. Majestät des Königs von Preußen, sowie durch eine Unterredung des Fürsten von Metternich mit dem Verfasser in gleichem Sinne, wird dies Werk ein ungewöhnliches Aufsehen erregen.

Bei J. W. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

### Album der neuern deutschen Lyrik.

Zweite Auflage. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Gebunden (in einem Band) 2 Thlr.

Dieses Album bietet in geschmackvollster Auswahl (aus etwa 25,000 gedruckten Gedichten) das Beste der neuern deutschen Lyrik, vorzugsweise der nach Goethe'schen Zeit. Der Herausgeber, Dr. D. Eichert, sagt in seinem Vorwort: „Das Beste sollte hier dargeboten werden, wozu der deutsche Genius während der letzten Decennien unsere Dichter angeregt hat; es sollte eine Sammlung entstehen, mit der wir uns auch vor dem Auslande können zeigen lassen.“ Die äußere Ausstattung ist vorzüglich, der Preis sehr mäßig und dieses Album eignet sich somit in jeder Weise besonders zu Geschenken.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. W. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

### Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations. Par le Baron Ferdinand de Cussy.

Tome premier: In-8. Geb. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ein besonders für alle Handelsconsule wichtiges Werk über das Seerecht, in der gegenwärtigen Zeit von erhöhter Wichtigkeit.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—, Règlements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique: fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 5 vol. In-8. 14 Thlr.

Ein sechster Band hierzu erscheint demnächst.

### Wilhelm Müller's Gedichte.

Im Verlage von J. W. Brockhaus in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Gedichte

von

Wilhelm Müller.

Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geb. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 16 Ngr.

Wilhelm Müller ist unstreitig einer der trefflichsten und lieblichsten deutschen Liederdichter, ausgezeichnet durch Innigkeit und Wahrheit der Empfindung, Frische der Lebensansicht und wunderbare Melodie der Sprache. Viele seiner Gedichte sind bekanntlich mehrfach componirt.

Diese neue elegante Ausgabe seiner „Gedichte“ stellt in seiner Sammlung der deutschen Dichterwerke fest.



Erscheint wöchentlich.

Nr. 52.

27. December 1855.

Inhalt: Wiener Romane. Zweiter und letzter Artikel. Von Emanuel Kaulf. — Königin Luise von Preußen. — Gedanken die sich eine walachische Prinzessin über Europa macht. — Londoner Curiositäten. — Zur Kritik der Kritik. — Notizen. — Bibliographie. — Tagesgen.

### Wiener Romane.

Zweiter und letzter Artikel. \*)

Meist als bei jeder andern Dichtung handelt es sich beim Roman um Wahrheit. Im letzten Hintergrund dieser speciellen Forderung liegt es versteckt, weshalb Hauff so leichtes Spiel hatte, den fäselnden H. Clauren, den Typus so vieler Romanfabrikanten, zu persifliren. Schade, daß der talentvolle Hauff in erster Mannesreise verblieb! er hätte heute viel zu thun. Es gibt zur Stunde nicht nur einen H. Clauren II. und H. Clauren III. sondern vielleicht sogar einen H. Clauren LX.; denn fast jede größere deutsche Stadt besißt in Proteusgestalt den ihrigen. Der Büchermarkt wird überschwemmt von Romanlieferanten, die es sich vorgenommen zu haben scheinen, die zahllosen Kritiker, diese Bucherer mit den Gefühlen, an Thätigkeit noch zu übertreffen. Die allgemeine Annahme, der Roman habe es mit der Wirklichkeit zu thun, habe die Menschheit zu charakterisiren oder wenigstens doch Menschen, Charaktere zu schildern, verführt junge Männer, die den ersten Flaum auf der Lippe sitzen haben, aber nach ihrer höchst eigenem Meinung sehr reich an Weltkenntniß sind, sich auf diesem Felde zu versuchen. Was soll da zutage kommen? Wenn wir nicht irren, so hat Jean Paul den treffenden Ausspruch gethan: Es sollte Niemand vor dem dreißigsten Jahre einen Roman schreiben; das genirt jedoch unsere frühreifen Literaturhelden nicht; es wird fast darauf losgeschrieben, und erblicken ein paar dickleibige Wälzer nach schwerer Zangen- geburt das Licht der Welt, so müssen die Leihbibliotheken Gewatter stehen mit 50 Procent Nachlaß der Lauskosten. Die Wirklichkeit copiren heißt noch lange nicht einen Roman machen, der, soll er halbwegs etwas taugen, eine Darstellung fingirter Begebenheiten sein muß, und dieser Fiction die höchste Wahrscheinlichkeit zu verleihen, darin eben besteht die Kunst. Ein Beduten- maler ist noch kein Landschafter; der letztere adelt die Natur im Bilde noch ein mal auf. Mag auch dem Materialismus von einer Partei jetzt noch so sehr das Wort

geredet werden, er ist so gut einseitig als mondschein- blasser Idealismus; doch mitten durch geht die goldene Straße der Kunst, deren Macht allein in ihrer Allsei- tigkeit ruht — in ihrem *Εν καὶ Παν!* Die Schrift- steller der Jetztzeit huldigen einem Extrem, wie jene der Vorperiode sich dem andern in die Arme stürzten; beide zu verknüpfen und verschmelzend zu versöhnen, gelang nur einigen bevorzugten Geistern. Man hat sich über die spätern Goethe'schen Romane, insbesondere über „Wil- helm Meister's Lehrjahre“ sehr scharf, ja sogar gering- schätzend ausgesprochen, und man käme doch in Verle- genheit, unsern jungen Scribenten bessere Muster zu empfehlen, man wollte sie denn à tout prix zu Walter Scott, dem Vater des modernen Romans, in die Schule schicken. Welche außerordentliche Kenntniß der mensch- lichen Natur, vorzüglich des weiblichen Herzens, von der halb kindlichen Rignon bis hinauf zur männlich-ernsten Therese, hat Goethe in diesen Büchern niedergelegt! Sie sind ein immerfort lebendig quellender Schatz, wogegen die materialistische Dürre und praktische Trockenheit un- serer Romanautoren sehr grell absteht; die Herren haben Goethe nicht einmal „abgeguckt, wie er sich räu- pert und wie er spuckt“. Nichtsdestoweniger glaubt jeder auch mit seinem Buche einen „Wilhelm Meister“ gelie- fert zu haben, wenn er dem Publicum einen „Wilhelm Schüler“ vorführt. Dieses verlangt, durch französische Lectüre verwöhnt, meist bloß Nervenkitzel, momentane Auf- regung, Spannung, ob auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, darauf kommt es ihm nicht an. Die Zeit soll mit so einem Roman todtgeschlagen werden; erfüllt er diese Bedingung, so ist das große Publicum befriedigt. Die engen, trau- ten Verhältnisse zwischen Schriftstellern und ihren Les- kreisen, die in verrauschten Perioden selbst einen Anstrich von Pietät hatten, lockern sich in unsern frivolen Tagen immer mehr und mehr auf. Die Mehrzahl der Autoren betrachtet das Publicum als seine Melkkuh, die egoistisch so lange benutzt wird, als sie Milch gibt; einige ver- stehen es sogar recht gut, Butter zu machen. Auf kei- nem Gebiete zeigt sich dies so deutlich wie auf dem des Romans; jede Hauptstadt und jedes Residenzchen weist

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 43 d. Bl.  
1855. 52.

D. Red.

in dieser Beziehung ihre Speculanten auf, die den dort herrschenden Localgeschmack fabrikmäßig ausbeuten. Ihre Börsehallen sind die Lustschlösser der durch falsche Erziehung in die Irre gelockten weiblichen Phantasie, ihren Curszettel machen die blasierten Gemüther; je mehr Langeweile in gepolsterten Sophasen, desto höher steigen die Actien. Es wird nächstens eine Sündflut von Romanen losbrechen; der Himmel gebe es, daß dann keine Arche Noah bei der Hand ist! denn wenn von jeder Gattung nur ein einziges Exemplar auf die Nachwelt kommt und sich polyppenartig fortpflanzt, so müssen die spätern Generationen einen matten Begriff von ihren Vorfahren bekommen. Wir belächeln die langen Cramer- und Spieß-Jöpfe und bedenken nicht, daß man über die Eugène Sue-Manie und über die Mystères-Passionen vielleicht einst noch mehr spötteln wird — und nicht ohne Ursache. Der Stil der Renaissance, der sich seiner Zeit bei den Völkern Westeuropas einbürgerte, war doch noch wenigstens bei allen Mängeln ein Stil; blicken wir in den Spiegel der Gegenwart, wer nimmt den literarischen Thron ein? Jetzt regiert die absolute Stillosigkeit, denn die Listeleien in der Form, welche in der jüngsten Zeit in der Prosa Mode geworden, können nicht in Anbetracht kommen. Wo findet man heutzutage eine männliche, kerngesehene Prosa, wie sie ein Goethe, ein Lessing, ein Heinrich von Kleist geschrieben? In der Prosa zeigt sich der Charakter eines Mannes weit mehr als in versificirten Producten. Unsere prosaischen Schriftsteller scheinen dies nicht zu berücksichtigen; sie beten meist die modernen französischen Vorbilder gögenhaft an. Von den Ufern der Seine ist nur selten etwas Gutes gekommen. Wenn ihr durchaus nachahmen wollt, so geht lieber bei der englischen Romanliteratur in die Lehre, der man ihre treffliche Seite nicht absprechen kann; das Gerathenste wäre freilich, sich auf die eigene deutsche Zunge zu verlassen. Zehn mal besser, ein Localschriftsteller ergeht sich in Provinzialismen, als er zwängt seine Redeweise halb in einen pariser Frack, halb in einen Mackintosh. Die menschliche Sprache ist etwas so einfach Natürliches und doch auch so complicirt Wunderbares, daß sich jeder männliche Geist schämen sollte, damit unästhetischen Frevel zu treiben. Man sollte sich hüten, den Genius seiner Muttersprache zu beleidigen. Die Novellisten von heute schlagen ihm täglich ins Gesicht. Doch genug! Segen wir die Besprechung jener Reihe von Romanen fort, die wir unlängst in unserm ersten Artikel begonnen. Wir knüpfen mit folgendem an:

1. Aus den Geheimnissen eines wiener Advocaten. Wahrheit und Dichtung von Otto Horn (Adolf Bäuerle). Drei Bände. Wien, Jasper's Witwe und Hügel. 1854. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Eine Historie à la Caspar Hauser. Diese wenigen Worte genügen, um dem Leser die Haupthandlung zu bezeichnen; vier andere Criminalgeschichten sind darin verflochten; es wird gestohlen, geraubt und gemordet, kurz, die Nachseite der modernen Gesellschaft mit grellen

Faceln theatralisch beleuchtet. Die Brutalität der Familie Krapmann überschreitet alle ästhetische Gränzen; das Laster muß mit einer gewissen Größe, mit lunatischem Nimbus auftreten, wenn es den Leser fesseln soll. Gemeine, niedrige Creaturen eiteln bloß an. Ungenügend ist Frau Krapmann vom Verfasser in der Hergangsscene, mit der das Skelet der ganzen Erzählung sich oder fällt, höchst fehlerhaft hingestellt worden. Sie durfte um keinen Preis zugeben, daß man im „Schreibzimmer“, wo der unglückliche Knabe wie ein wildes Thier in dunkeln Kästen gefangen gehalten wurde, mit dem fremden Gaste das Souper einnehme. Die Tafel mit wenigen Bedecken durch die stinken Garçons des Hôtels in einem andern Gemache rangiren zu lassen, wäre der Wert von zehn Minuten gewesen, also eine sehr geringe Mühe für den Gewinn der Sicherheit, das große Brechen werde dadurch unentdeckt bleiben. Frauen nehmen sich gelegentlich unter peinlichen, drohenden Umständen weit schlauer als Männer. Wie wollte es der Verfasser also entschuldigen, daß ein Weib, das wir diese Krapmann mit allen Salben geschmiert ist, um uns eines volksthümlichen Ausdrucks zu bedienen, sich so einfältig benimmt? Die ganze Situation ist an den Haaren herbeigezogen, ist gemacht, es fehlt ihr alle innere Wahrheit. Krapmann in seiner genussüchtigen Gemeinheit spielt dabei noch die beste Figur; seine Lieblings-sentenz: „Da geh' ich auch mit!“ als seine geliebte „Mali“ ins Zuchthaus kommt, macht gute Wirkung; jedoch derlei Kleinigkeiten entschädigen nicht für grobe Mißgriffe. Auch Arthur, der arme Knabe, ist verzeichnet, der kindliche Ton nicht getroffen; er soll um nur ein einziges Beispiel zu geben, als ihn Albert reichlich mit Spielzeug beschenkt: „Ach, so Viel und so Schönes! Dazu benötige ich ja einen ganzen Tag nur um Alles zu betrachten!“ Wo stellt ein Kind in der ersten Freude solche Reflexionen an? Das kommt ihm gewiß nicht in den Sinn, sondern es fängt mit der Reiterei und Kanonen zu spielen an. Uebrigens ist die Charakterzeichnung, wenige Ausnahmen abgerechnet, durchgehends sehr schwach. Die langen Verhandlungen über das gestohlene Testament sind ermüdend; die beiden Hallunken Hans und Klagebaum geriren sich als zu alberne Tröpfe, als daß sich der Leser für sie interessieren könnte. Der Gang der Erzählung ist nicht einfach genug, man wird immer in neue häßliche Geschichten verwickelt, ohne mit den frühern zum Abschlusse kommen zu sein. Diesen verwickelten Stoff hätte nur eine sehr energische Entfaltung der Leidenschaft retten können, aber in dieser Hinsicht ist der Verfasser lahm. Daß mit den Grafen Walewsky in derselben Viertelstunde auch zwei Spighuben, die sich an dem Raube betheiligen, bei Otto aus verschiedenen Weltgegenden eintreffen, ist eine große Unwahrscheinlichkeit, die sehr gut motivirt sein müßte, wenn ihr der Leser volle Berechtigung zuschreiben sollte. Der Verfasser läßt sehr gern jene Personen, die er just braucht, sans gêne durch die nächste Thüre eintreten — dies mahnt stark an gewisse schlechte Erzählungen.

wo der Rothnagel stets in der rechten Minute erscheint. Ueberblicken wir das Ganze, so drängen sich uns viele Wiederholungen auf, welche die Haupthandlung schlep- pend machen; wir vermiffen die künstlerische Anordnung; häufig gleichen diese Capitel flüchtig aneinander gereihten Skizzenbildern. Die Moralphredigt am Schluffe ist ge- radezu läppisch, weil sie dem Leser nicht soviel Verstand jutraut, aus den criminalschwängern Prämiffen selbst die ominösen Consequenzen zu ziehen.

2. *Wien vor zwanzig Jahren, oder: Baron Rothschild und die Tischlerstöchter. Roman von Adolf Bäuerle. Zwei Theile. Pesth, Hartleben. 1855. 8. 1 Thlr.*

Der an sich nicht uninteressante Stoff hätte sich für ein Lustspiel geeignet, jedoch für einen Roman paßt er nicht. Der Grundgedanke ist folgender: Marie Schindler, die Tochter eines reichen Tischlermeisters in Wien, ist in den armen, jedoch äußerst geschickten Gesellen Georg ver- liebt, welche Neigung der Vater mißbilligt. Marie wen- det sich auf seine Weise an Baron Rothschild, der sich des hübschen Kindes annimmt und die Rolle des Ver- mittlers spielt. Der starkköpfige Alte, ganz jene ste- reotyp gewordene Figur, die Schauspieler unter sich den „Polterer“ nennen, gibt nach Verwickelungen und In- terventionen endlich nach, und das „sie kriegen sich“ rechtfertigt wol unsere Meinung, die ganze Sache auf die Bretter verwiesen zu haben. Der Verfasser, selbst fühlend, daß der Stoff zu leer sei für einen zweibän- digen Roman, verflocht eine Vorgeschichte mit aben- teuerlicher Zugabe darein, die der Leser, er weiß nicht wie, warum und weshalb, mit in den Kauf bekommt. Von einem solchen Manne, wie dieser Mörder, ist es sehr kleinlich, sich so oft von der Kartenschlägerin seine Zukunft prophezeien zu lassen. Ein mal möchte es hin- gehen, denn Jeder hat seine Augenblicke, wo ihn das Räthsel seines Geschicks zu lüften gelüftet; aber in dieser Art dürfte nur ein abergläubisches Weib zuwerke gehen. Der plötzliche Abbruch des Capitel, worin ihm ein un- günstiges Horoskop gestellt wird, ist ein armseliger Roth- behelf des Verfassers, die Neugierde des Lesers zu span- nen; weshalb ließ Bäuerle auf 1, 29 nicht gleich 1, 79 folgen, die den Schluß dazu bildet? Er wird uns schwer- lich auf diese Gewissensfrage Rede stehen können; denn es ist kein vernünftiger Grund denkbar, eine mitten im Zuge laufende Handlung plötzlich zu unterbrechen — ein französischer Theatrecoup, aber leider mangelt ihm selbst der Knalleffect. Im weitem Verlaufe verliert der Roman plöz- lich seine Haltung, die bis dahin eine ganz ernste ist und nun in eine burlesk-komische überschnappt; denn obgleich früher schon Therese in ihrer Verkleidung an eine Localpossefigur erinnert, so fehlt ihr doch die Wei- mischung des komischen Elements. Wie also der Dichter Castelli hier plötzlich zu der Ehre kommt, den Hanswurst zu spielen, darüber hat sich wol der Verfasser keine Rech- schaft gegeben. Daß sich Graf Pahlmann, gleich Rothschild, des armen Tischlergesellen annimmt, ist eine jener Wieder- holungen, die zur Monotonie des Ganzen das Ihrige beitra- gen. So hätte sich auch der Autor die oftmalige Versicherung,

Baron Rothschild sei ein edler Mensch, ersparen können, der Leser erkennt dies ja zur Genüge aus seinen Thaten; übrigens ist es weltbekannt, daß der Chef des wiener Hauses an Generosität seine sämmtlichen Verwandten weit übertraf. Den possierlichsten Witz des ganzen Werkes macht jener Jude, der sich zudringlich bei Rothschild unter dem Namen „der Schwager von unserm Herr- gott“ durch den Kammerdiener anmelden ließ. Roth- schild stuzte natürlich, gab jedoch zur Antwort: „Den Schwager von unserm Herrgott darf ich nicht warten lassen“, und stellte den Eintretenden zur Rede, wie er dazu komme, sich diesen sonderbaren Titel beizulegen. Der Sohn Abraham's entgegnete: „Wie so ich der Schwager bin, Herr Baron, das werde ich Ihnen erklären. Es waren zwei Schwestern; die eine hab' ich genommen, die andere hat Gott genommen, daher bin ich sein Schwager!“ Baron Rothschild war entrüstet über dieses Bonmot und wies das Geschäft, das ihm der Jude an- trug, zurück. Dieser Roman dürfte sich seiner starken Localfärbung wegen kaum über die Mauern Wiens hin- aus verbreiten.

3. *Die Enkelin des Freimanns. Roman aus dem Jahre 1772 in Wien von Adolf Bäuerle. Drei Theile. Pesth, Hartleben. 1855. 8. 1 Thlr.*

Diese Galkenvogelhistorie, an die Schauergeschichten Delarosa's erinnernd, spielt in den letzten finstern Zeiten kurz vor Abschaffung der Tortur in Wien, die in Berlin bereits 20 Jahre eher aus dem Gerichtswesen verbannt wurde. Die Leserin bringe daher starke Nerven mit. Es wird einem ganz mittelalterlich zumuthet, wenn der Verfasser die Folterknechte agiren läßt, obwohl keineswegs der historische Geist des Mittelalters über diesen spieß- bürgerlichen Gestalten und hartherzigen Gerichtssträßen schwebt. Der Held dieser Geschichte, ein Dieb, Gauner, Fälscher und Bandit, ein zweiter Cartouche, Namens Zeiningen, ist der Bräutigam der schönen, sanften und tugendhaften Agnes, des Freimanns Enkelin, die sich mit Abscheu von ihm wendet, als sie zufällig entdeckt, daß er ein Verbrecher ist. Sie wird auf den Verdacht hin, mit dem Verüchtigten in Verbindung zu stehen, gefänglich eingezogen; man ist ihr zur Flucht behülflich. Agnes erkrankt nach allen Schrecken, die sie überkommen, und verliebt sich in den jungen hübschen Arzt. Als der Freimann seine Enkelin hierüber zur Rede stellt, läßt sie der Verfasser wie die feinste Salondame lächerlich genug antworten: „Dann muß ich seine Delicateffe be- wundern, da er nicht mit einer Silbe von Liebe mit mir sprach.“ Wenn die Henkerstöchter 1772 so fein und zierlich gesprochen haben, dann ist es nicht zu begreifen, daß es in jener Zeit noch keine Blaustrümpfe gab. Der Verfasser ergeht sich in Tiraden über den Aberglauben, der die Tochter brandmarkte wegen des verächtlichen Ge- werbes, was Vater und Vorfahren betrieben; daß dies Alles rein überflüssig ist, brauchen wir wol nicht zu sagen, denn jeder Leser würde einen Eid darauf ab- legen, daß der Doctor am Schluffe die Enkelin des Freimanns heirathet. Zeiningen, hart verfolgt in der

Stadt, sieht sich genöthigt, den Schauplatz seiner Thaten in die Umgegend Wiens zu verlegen. Es umscharte ihn da bald eine Horde von Gesindel, welche die Landstraße unsicher machte, was die Justiz bewog, den Thurm von Mödling 1771 zu einem großen Gefängniß einzurichten. Die Scenen darin und Fluchtschilderungen nebst der cynischen, jedoch originellen Figur des Schergen am Schlusse des zweiten Theils sind das Beste des ganzen Romans, dessen wichtigste Daten aus Schweighofer's Schriften entlehnt worden sind, was der Verfasser selbst anzugeben für nöthig erachtete. Dieser Schweighofer spielt nächst Zeininger die bedeutendste Rolle. Selbst Verbrecher, wurde er vom Kaiser Joseph II. begnadigt, welchen Herrscher der Verfasser gelegentlich in Episoden auftreten läßt, wovon jedoch jene im „Gatterhölzl“, unsern des Lustschlosses Schönbrunn, auch nicht im geringsten mit der Handlung des Romans im Zusammenhange steht und daher hier nicht am Plage ist. So bezeichnend diese Anekdote ist, so fällt sie doch auch für Joseph's edeln Charakter wie aus den Wolken, abgesehen davon, daß sie, fünf Druckseiten lang, vom Verfasser viel zu weitläufig erzählt wurde. Zeininger ging endlich in die Falle und seine Hinrichtung erfolgte in Wien am 5. December 1772. Also auch hier, wie in den vorigen Romanen, dieselben Hebel: Diebstahl, Mord und Todesschlag, Fluchtversuche und Criminalarrest. Der Verfasser hat wenig Erfindungsgabe. Die Dialoge haben häufig denselben ordinären Zuschnitt, wie ihn nur die Localposse der niedrigsten Sorte erträgt — wohin man blickt, Stillosigkeit! Der Stoff wankt gleichsam dem Verfasser unter der Feder, er wird vom Stoffe fortgetrieben, er treibt ihn nicht. Daher weiß er sich oft nicht anders zu helfen, als sich hinter Unwahrscheinlichkeiten zu verschanzten. Er hat mit seinem „Ferdinand Raimund“ und seiner „Therese Krones“, wenigstens dem wiener Publicum gegenüber, ein paar glückliche Würfe gethan und ließ sich dadurch zu sehr rascher neuer Production verleiten, jedoch dreibändige Romane schüttelt man nicht aus dem Kermel. Die Nemesis ereilte ihn bald: es spricht sich in diesen drei Romanen, die wir heute beurtheilt, eine große Geistesarmuth aus; sie dürften kaum von den untern Schichten der wiener Bourgeoisie als Lectüre acceptirt werden. Diese Bücher müßte der Verfasser durchweg erst zu einer höhern, klarern Einheit verarbeiten, in dieser Gestalt sind sie unreif, Rohproducten gleichend. Sollte der Verfasser diese kritischen Andeutungen in der Zukunft nicht beherzigen wollen, so rathen wir ihm, sich das Geschäft etwas grösser zu erleichtern und in den Umgebungen Wiens eine Romanfabrik zu errichten und à la Dumas mit Zuziehung jugendlicher Kräfte unter seiner Firma die Waare ballenweise in die Donauresidenz hineinzuschleudern.

4. Die beiden Gräfel. Roman von Eduard Breier. Zwei Bände. Wien, Jasper's Witwe und Hügel. 1855. 8. 1 Hfr. 22 1/2 Ngr.

Wenn nicht alle Spuren trügen, so ist dieser Roman aus einer noch jugendlichen Feder geflossen; es ist uns zwar bekannt, daß der Verfasser bereits mehrere Werke

publicirte — immerhin, „Die beiden Gräfel“ können vielleicht ein paar Jahre, wenigstens ihr erster Entwurf, im Pulse geschlummert haben. Wir sagten aus einer jugendlichen Feder, weil so Manches vorkommt, was ein Mann von reiferer Erfahrung gewiß nicht niedergeschrieben hätte. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Die lächerliche Apostrophe an den Leser im 15. Capitel des zweiten Bandes verräth, auch hinweggesehen über den plötzlich flüchtige werdenden Eigendünkel des Autors, der sich darin nicht wenig in den Vordergrund drängt, eine Lachlosigkeit, die einzig in ihrer Art ist. Wenn Jemand im Kinderkreise ein Märchen erzählt und die Kleinen ganz Ohr, wie versteinert vor Erstaunen ob der unglaublichen Dinge, dasigen, dürfte man sich den Scherz erlauben, plötzlich innezuhalten und auszurufen: „Nast einmal auf! Was jetzt kommt, das erwartet sich Keiner unter euch!“ Wie aber Jemand einen Leserkreis, also erwachsene Personen, so kindisch zu behandeln wagen kann, das, gestehen wir offen, ist uns in einem Roman, außer bei Eduard Breier, noch nicht vorgekommen. Die Stelle: „Ich bedauere, diese Vermuthung von 90000 Leben mit Einem Federstriche zerstören zu müssen“, ist der Gipfelpunkt dieser unvergleichlichen Anrede. Das sieht Jch kann in der Lyrik genug glänzen und mit sich selbst liebäugeln im Spiegel der Waldquelle, in der epischen Dichtung macht sich der Prinz Ego stets lächerlich. Was die zumeist hervorragende Gestalt, den Räuberhauptmann Gräfel, anbelangt, so hat der Verfasser mit ihm einen argen Mißgriff gethan; denn wenn er dem Leser erzählt, daß der jüngere Gräfel der „Karl Moor Destreichs“ seiner Zeit genannt wurde, so erwartet man auch, ihn etwas Ungewöhnliches, etwas Grostes an der Spitze seiner Bande thun zu sehen. Dieser Gräfel hat aber auch nicht eine Ader von Karl Moor an sich. Neben Leuten Geld abrackern und es an Arme vertheilen beweist zwar an einem Räuber einen gewissen Gedank, eine noble Uneigennützigkeit, jedoch eine große That ist dies noch lange nicht — es erinnert an den heiligen Crispinus, der den Reichen Geld stahl, dafür Leder kaufte und daraus armen Leuten Stiefel verfertigte. Gewöhnlich spricht der Verfasser sehr civilisirt für seinen Räuberhauptmann; so legt er ihm z. B. folgende Worte in den Mund: „Wenn ich das Unglück haben sollte, in die Hände der Justiz zu kommen“, ist dies die Sprache eines Räubers? Das wird uns Breier doch nicht weismachen wollen. Es wimmelt von solchen psychologischen Unrichtigkeiten. Der Verfasser entschuldige sich nicht mit ähnlichen Stellen bei Schiller und Grillparzer; sowohl „Die Räuber“ des Erstern als auch „Die Ahnfrau“ des Letztern sind jugendlich unreife Producte; wenn Jemand noch zehn mal ausrufe: „Ich bin der Räuber Jaron!“ kein Mensch würde ihm das glauben, weil er eben in Charakterzeichnung noch kein Räuber ist. Das wirkliche Leben in Wäldern und Schlachten bildet seine Form anders, und das Risiko, stets nur für den Augenblick zu leben, macht die Junge ebenso toll als die Hand in den Dolch rückt. Man ist bei diesem Mißgriff des Breier

fassers hinsichtlich seines Helden umsomehr überrascht, da er den richtigen Ton bei einigen Nebengehalten sehr glücklich zu treffen wußte; der „*Rottinger Michael*“ und der alte „*Sfähler*“ sind darunter die besten; wir können aber nach dem bereits Gesagten kaum den Verdacht ausdrücken, der Verfasser habe sie in den guten Quellen, die ihm zugebote standen, schon so fertig gefunden; denn sie bilden mit den übrigen Freiburschen einen in die Augen springenden Contrast. Das hinterlistige, schlechende Wesen des alten Grafel ist dem Verfasser weit besser gelungen als die kühne, männliche Offenheit des jungen. Diesem Räuberhauptmann fehlt es an plastischer Gestaltung, es concentrirt sich nicht die Macht der agirenden Rote in ihm, er tritt zu oft bloß als Held einer Anekdote auf, die in dem Werke zu stark vertreten ist. Ein zweiter großer Fehler, in welchen der Autor verfiel, ist die zwecklose Einführung eines Abenteurers, der sich für Ludwig XVII. von Frankreich hält, eine Persönlichkeit, die in diesen Roman paßt wie die Faust aufs Auge. Die Breite und Ausführlichkeit des Details dabei gibt dem Werke eine historische Färbung, die ebenso schnell wieder verduftet; es nimmt da einen größeren Anlauf, um die Masse des historischen Romans fallen zu lassen, worüber sich der Leser umsomehr getäuscht fühlt, als der Verfasser plötzlich seinen Pseudopräntenden taschenspielerartig verschwinden läßt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nicht weiß, wie er ihn weiter führen könnte. Die Rote hierüber ist nicht genügend; der Schluß derselben lautet (II, 166):

Die Gründe, welche mich zur Einführung der Episode von Ludwig XVII. veranlaßten, waren erstens: um eine bis jetzt wenig bekannte gleichzeitige Thatfache in die Handlung meines Buchs zu verweben, und zweitens, um durch diese Episode einen Frauencharakter einzuführen, der, wie durch die mündliche Tradition hinlänglich bekannt ist, das Reg. Stricken half, welches über Grafel's Haupt zusammenschlagen sollte.

Der erste dieser Gründe ist sehr schwach; da wäre sicherlich noch manche pikante „gleichzeitige Thatfache“ zu finden gewesen, die man nach der Ansicht des Verfassers auch in diesen Räuberroman einfließen durfte. Und was den zweiten Grund betrifft, so unterschreibt sich damit der Verfasser selbst das Zeugniß der Unbehülflichkeit; wenn es solcher Umschweife bedarf, um eine Dame, die nur als Nebenperson figurirt — denn sie ist an der Gefangennehmung Grafel's bloß durch zweite Hand beteiligt — in einer Erzählung auftreten zu lassen, da müßten alle Novellisten mit der reichsten Phantasie Bankrott machen.

Wir wollen nun nach dieser strengen Rüge auch die guten Seiten des Buchs aufdecken. Gleich die Exposition ist sehr spannend. Der Knabe Grafel im Gegensatz zum spätern Manne, seine Schlaueit während des Diebstahls der Briestafel, das Erwachen seiner Reugierde, der Eindruck den die Erlebnisse dieser Probenacht auf seine ganze Zukunft machen, die Unterschlagung des Frauenporträts: alle diese Momente sind gradatim gut skizzirt und mitunter vorzüglich ausgemalt. Am die „*Leichmühle*“ verbreitet sich ganz einfach ein geheimnißvoller Nimbus, der für den Leser einen eigenen Reiz

hat. Die Episode I, 98—101 zeichnet sich durch Originalität aus. In dem Capitel „*Beim Hühriegel in Unter-Navelsbach*“ wird in frisch lebendiger Weise der volkstümliche Ton dieser munteren, kräftigen Gebirgsburschen vortrefflich angeschlagen. „*Der Marquis Gabriel L'Espine und der alte Grafel*“ und die folgenden Capitel bis zur wichtigen Entdeckung, daß in der Gruft von Schloß Hohenstein in dem Doppelfarge nicht Gabriel's Mutter, sondern eine Wachs puppe beerdigt liegt, gehören zu den besten des ganzen trotz aller Mängel noch fesselnden Romans. Nicht minder gelungen ist die Schilderung „*Der Ueberfall*“ bis zur Rettung des alten Räubers durch den Wolfsbund Ros, die so köstlich ist, daß sie aus dem Leben gegriffen zu sein scheint. Im Allgemeinen ist der erste Band viel besser als der zweite, obwohl auch hier vereinzelt noch Schönes auftaucht, z. B. das Capitel „*Liebe in der Hirtenhütte*“ und „*Wo steckt der Grafel?*“, worin der absichtslose Selbstmord des rathgerigen Jägers die seltsame Situation des Helden durch einen ausgezeichneten, unerwarteten Knalleffect, nämlich durch das gut motivirte Losgehen der Büchse zur Befriedigung des Lesers abschließt. Der Gerichtsdiener Fabian Brenntaler, der in seinem Amtseifer in Jedem einen verkappten Grafel entdeckt, ist eine gute humoristische Silhouette, auch gehört Mayer, der durch eine in der That ganz außerordentliche List den Räuberhauptmann ins Netz lockt, zu den gelungenen Gestalten. Der Augenblick selbst, wie ihm der überwundene Grafel mit dem Ausdruck der höchsten Verachtung für seine dem Räuber bewiesene Treulosigkeit ins Gesicht speit, könnte nicht charakteristischer wiedergegeben werden. Der ganze Stoff ist sehr dankbar für den Autor; es lohnte sich der Mühe, daß er mit Berücksichtigung der aufgedeckten Mängel zu einer Umarbeitung schritt, wobei er zu gleicher Zeit die zahlreichen Unebenheiten des Stils zu glätten die beste Gelegenheit hätte. Es ist dem Verfasser durchaus nicht Talent abzusprechen; nur die Anerkennung desselben bestimmte uns, sein Werk einer etwas ausführlicheren Beurtheilung zu unterziehen. Wir wünschen und hoffen, daß die Lehre gute Früchte trage.

5. Die Industriellen. Roman von Adolf Ritter von Tschabuschnigg. Zwei Theile. Zwickau, Gebrüder Thost. 1854. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser stellte sich die Aufgabe, den Kampf zwischen den Besitzenden und dem Proletariat, zwischen Capital und Arbeit zu beleuchten. Allen sozialen Fragen gegenüber ist das Papier besonders geduldig; es ist auf diesem Gebiete mitunter der größte Unsinn zutage gefördert worden, den Männer vom Fach, Nationalökonomien, Fabrikdirectoren u. s. w., achselzuckend belächeln. Diese Beglückungstheorien scheitern stets am menschlichen Egoismus, der älter ist als alle Culturinstitute, dessen Wurzeln noch kein Religionsystem vom Ganges an bis zum Amazonasstrom zu heben vermochte. Die Leidenschaften sind die Erzfeinde des Socialismus. Daß die praktische Anwendung der Dampfkraft, welche so viele Menschenhände entbehrlich macht, die Schwierigkeit der Lösung

erhöht, daß alle jene von der Hand in den Mund Lebenden dennoch täglich um Brot schreien, das ist schon hundert und hundert mal gesagt worden; der Verfasser erzählt es jedoch im seligen Vollbewußtsein seiner Autorschaft in Kasterlangen, endlosen Tiraden, als ob er der Erste wäre, dem der glückliche Gedanke gekommen, über dieses Thema zu schreiben. Was kümmert uns das, ob dort oder da ein Fabrikherr dieses oder jenes menschliche oder unmenschliche Princip verfolgt! Das ändert an der Sache gar nichts. Die Lösung der Frage wird nie von einem Privatmann ausgehen, denn sie ist die Aufgabe des modernen Staats. Jeder Autor, der diesen wichtigen Gegenstand nicht aus dem eben angedeuteten Gesichtspunkte betrachtet und schriftstellerisch behandelt, drischt leeres Stroh. Der Verfasser scheint die Werke Wilhelm von Humboldt's nicht zu kennen, nicht zu wissen, daß er in seiner geistreichen Schrift: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“, „die Energie die erste und einzige Tugend des Menschen“ nennt und hiermit „die Trägheit als das eigentlich böse Princip in der menschlichen Natur“ bezeichnet. Wäre dem Verfasser diese einzige inhaltsschwere Sentenz des berühmten Mannes bekannt gewesen, so, glauben wir, hätte er nicht die Courage gehabt, seine „Industriellen“ zu veröffentlichen. Sein Roman ist ein werthloses Nachwerk, wie die sociale Literatur Deutschlands leider genug aufzuweisen hat, faß- und kraftlos, schal, nichtsagend. Diese Personen ziehen an uns vorüber wie steifbeinige Marionetten, welche die Finger Eschabusnigg's in Bewegung setzen; da ist kein Fleisch und kein Blut, nur hohles Puppenwesen. „Oho, schöne Furie!“ oder: „Willst du hinaus, alte Nege!“ kann man auch einer Marionette zurufen, die der Leser deshalb noch für keine Furie halten wird. Die Introduction ist so über allen Begriff langweilig, daß eine Promenade durch die Lüneburger Heide dagegen für paradiesisches Lustwandeln gelten könnte; die Fortentwicklung und das eingeschachtelte Liebesverhältnis entschädigt dafür nicht im geringsten und der Schluß ist widrig für Männer, ekelhaft für Frauen; beinahe durchweg dominiert die hohle Phrase. Wir empfehlen diesen Roman allen Denen, deren Gesundheitszustand durch schlaflose Nächte getrübt wird, als unfehlbares Heilmittel.

Wir beschließen die Reihe österreichischer Romane, deren Lectüre diesmal wenig Erquickliches bot, mit dem sehr pikant betitelten:

6. Satan in Wien. Ein Roman von Theodor Scheibe. Drei Theile. Pesth, Hartleben. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Kr.

Ein Titel, der so manches junge Gemüth locken wird, das Buch in die Hand zu nehmen, um es groß enttäuscht beiseite zu legen; denn der alte Fürst der Finsterniß zeigt sich nicht einmal incognito darin. Selbst der Teufel wird heutzutage bequem — er läßt sich durch eine Bande Gauner, Hallunken und Mörder repräsentiren, die ihm just nicht viel Ehre machen. Das dämonische Element hat für den Autor selbst stets eine

Falle in Bereitschaft; mangelt ihm die Kraft, die herausbeschworbenen Dämonen im Kreise der Wahrscheinlichkeit zu erhalten, so wachsen ihm die Schwärzfüßler über den Kopf und verzehren ihn solange, bis er in der Limbe sitzt. Der einzige Richard III. von Shakespeare genügt, um alle jene bestienartigen Phantasieungeheuer Victor Hugo's und seiner Schule ins Bodsthorz zu jagen, weil Richard ein menschlicher Teufel ist ohne Hörner und Klauen. Die erste Hälfte von Scheibe's Roman ist eine Colonie von Unwahrscheinlichkeiten. Der Leser wird wohl nicht das Bedürfnis fühlen, sich in dieser Colonie förmlich anzusiedeln, daher wollen wir, nur um unsern Anspruch zu rechtfertigen, ein paar Streifzüge machen. Die „Sechschimmeltathi“, ein leichtsinniges, ausgelassenes Weibsbild, dem dieser Spizname beigelegt wurde, „weil sie sich einmal scherzhaft geäußert, daß sie keinen andern Liebhaber annehmen würde als einen solchen, der mit sechs Schimmeln gefahren käme“, weist mit schallendem Gelächter alle Vorstellungen, die ihr Feind macht, um sie dem Wege der Besserung zuzuführen, in der Exposition des Romans in einer Weise ab, daß sie der Leser für eine tiefgesunkene, verworfene Creatur halten muß. Der Verfasser jedoch genirt sich nicht, seine „Sechschimmeltathi“ im dritten Theile als edeln Charakter hinzustellen und sie als intime Freundin eines sehr sitzamen, in jeder Beziehung vortrefflichen Mädchens einzuführen. Daß die Baronesse „Welle“ mit einem Henker fortwährend auf vertrautem Fuße lebe, mögen Andere glauben als wir. Hat sie sich auch mit ihm zur Hinwegräumung von Kindern, deren Dasein ihr eine bedeutende Erbschaft entziehen würde, verbrecherischerweise verbündet, so meinen wir doch, sie sollte so viel Klugheit besitzen, mit diesem Ausbund von Gemeinheit keine nähere Bekanntschaft zu schließen. Wären jene Kinder ihrer eigenen, so hätte sich vielleicht mit der größten Vorsicht die Sache motiviren lassen; dies jedoch ist nicht der Fall. Eine ganze Kette von Unwahrscheinlichkeiten umgibt den jugendlichen Helden des Romans, „Gustl“; er ist das Haupt einer jener weitverzweigten Gaunerbanden, die man in Wien „Haderbuben“ nennt. Seine Leute geben ihm den Spiznamen „der Werfer“. Der Verfasser bemerkt ausdrücklich von ihm, daß er weder lesen noch schreiben könne. Nach allen Hallunkereien, die er betrieht verübt, erscheint er in Baron Rader's Salon. Wenn der Verfasser auch so vorsichtig war, Gustl sich lästlich benehmen zu lassen und sich durch eine extemporierte Kaspar-Hauseriade vor der Gesellschaft zu entschuldigen, so verwickelt Scheibe doch höchst unbedachtlos seinen Helden in ein Liebesverhältnis mit der Gräfin Corallie, welche, wie sich später offenbart, in politische Intrigen 1848 stark verwickelt war. Alle sich auf dieses cavalierräthige Auftreten des Haderbuben beziehenden Capitel entbehren total der psychologischen Wahrheit; denn ein Mensch, der gar keine Bildung hat, kann unmöglich inmitten der feinen Welt eine so schwierige Rolle durchführen wie die ihm vom Verfasser zugedachte; dazu gehört ein sehr routinirter Schauspieler. Der „Werfer“ ist



mit Ausnahme jener Scenen, wo er im Kreise der Haderbuben agirt, eine gänzlich verzeichnete Gestalt. Uebrigens ist es albern, daß sich dieser abgefärbte Spitzbube von der Gräfin Corallie eine so plumpe Nase drehen läßt, und wieder von ihrer Seite höchst unwahrscheinlich, daß sie nicht wissen sollte, sich vor einem Blinden, der einen Nordversuch gegen sie beabsichtigt, zu rechter Zeit zu flüchten, oder wenigstens eine Klingelschnur zu ziehen, um den Beistand ihrer Dienerschaft in Anspruch zu nehmen. Nicht minder unwahr ist bei der Schilderung des Kasseneinbruchs die Stelle: „Als sich die Einbrecher wieder im äußern Zimmer befanden, setzten sie sich mit größter Kaltblütigkeit zu dem Tisch und zählten die gestohlenen Bantnoten.“ Diebe sind schlau und machen sich aus dem Staube; der Ort der That ist für sie immer der gefährlichste — dem Verfasser jedoch beliebt es, die Gauner ein drei Seiten langes Gespräch halten zu lassen, bis es endlich einem durch den Sinn fährt, in nachlässiger Prosa auszuruhen: „Kommt doch uns Himmelswillen von dem unseligen Orte fort! Der Teufel könnte sein Spiel treiben und wir hier ertappt werden!“ Der Verfasser ist nicht einmal im Stande, Nebenfiguren in seinem localen Sittengemälde zu skizziren, daher nimmt es uns nicht Wunder, wenn seine Hauptpersonen Fiasco machen. Das Buch wimmelt von österreichischen Provinzialismen, mitunter der gemeinsten Sorte. Scheibe sollte überhaupt erst Deutsch lernen, ehe er sich wieder mit dem Gedanken trägt, einen Roman zu schreiben. Z. B. sagt er: „mit deinem Herz von Marzipan“; „wegen so einem ordinären Mehlsack.“ „Ober“ ist kein legitimes deutsches Wort; nur Dichter dürfen sich statt „über“ „ob“ zu sagen erlauben; Scheibe erzählt mit einer Gelassenheit, die Aderung mindestens ein dreitägiges Fieber zugezogen hätte: „Dieser Keller stammt aus alter Zeit; soviel ich hörte, hat sich dereinst ober demselben ein Schloß befunden, das bei der Belagerung der Türken verbrannt wurde.“ Genug! Das fehlte noch, daß die Kritik das Amt des Schullehrers übernehmen müßte. Die einzige gute Seite, die wir an diesem Werke entdeckten, ist die, daß der Verfasser einen gewissen Sinn für Vertilcktheit hat: — die Phrenologen nennen ihn bekanntlich geradezu den „Ortsinn“. Nicht nur bei der Ueberrumpelung der Diebsbande in ihrer Kneipe durch die Polizei und in dem Capitel „Der Werfer in der Klemme“, wo die Flucht des Gaunerhaupteplings über Leiter und Dachgiebel u. s. w. gelungen geschildert wird, weiß Scheibe den Leser mit der Localität sehr vertraut zu machen, auch in den Capiteln „Der Verrath“ und „Im Keller“ tritt diese Begabung des Verfassers vortheilhaft ans Licht. Ueberhaupt scheint er sich die schwächern Romane Adolf Bäuerle's zum Vorbild genommen zu haben, denn auch bei ihm dominirt, wie in allen von uns besprochenen wiener Romanen, Gift und Dold. Es hat seine bedenkliche Seite, die tiefersehenden Volksclassen mit solcher Lectüre zu füttern; da es jedoch jetzt ein Factum ist, daß jene Schichten der wiener Gesellschaft dieser Ge-

schmackrichtung huldigen, so bleibt es für ernstere Denker keine uninteressante Aufgabe, den Elementen nachzuspüren, in denen nach und nach das punctum saliens der dämonischen Lebensanschauung sich zum Embryo heranzubildete. Die Zeiten scheinen vorüber zu sein, „als man glaubte, der Himmel müß' haben ein Loch bekommen, wodurch die Freuden mengenweis' in die Wienstadt gefallen!“ — wie der originelle Abraham a Santa Clara in seinem „Wert's Wien!“ sagt; freilich rief er auch seiner Zeit von der Kanzel zu: „Was ist die Welt anderst als ein verguldeter Misthaufen!“ — vielleicht lief er, wenn er jetzt eine Predigt zu halten hätte, das Epitheton weg. Es ist kein Zeichen der Zeit so klein, daß man nicht darüber ein Buch machen könnte; vermuthlich stellen sich deshalb die Leute das Büchermachen so leicht vor und gehen damit — aufs Eis!

Wir benutzen noch die günstige Gelegenheit, die sich wie von selbst darbietet, auf einen gegen uns gerichteten Angriff des wiener Correspondenten in Nr. 48 d. Bl. ein paar Gegenhiebe zu machen. Was wir in unserm frühern Artikel über die theilweise Nichtanerkennung österreichischer Dichtergezeugnisse im deutschen Norden bemerkten, beruht nach ihm auf „einem in der Poetenwelt sehr verbreiteten Vorurtheil“; er scheint nicht zu wissen, daß diese häufig wahrnehmbare Nichtanerkennung zumeist aus der gänzlich verschiedenen Weltanschauung des Protestantismus consequent hervowächst. Es gibt genug junge österreichische Springinsfeld, die vierzehn Tage oder drei Wochen mit extrafeiner Nase über die Grenze „schmecken“ und dann in der Donauresidenz über ganz Norddeutschland aufs abschreckendste bramarbasiren. Wer sich über ein ganzes Land ein Urtheil zu fällen erlaubt, der muß jahrelang der Streif- und Querzüge darin viele gemacht haben, wenn er nicht ins Blaue schießen will. Die meisten Bewohner katholischer Bezirke kennen den Protestantismus in seiner vollen weltgeschichtlichen Bedeutung beinahe gar nicht. Ohne hier eine Lanze für denselben einlegen zu wollen, glauben wir, jeder Unparteiische werde ihm nicht das Verdienst bestreiten, daß auf seinem Gebiete in der Masse die Zahl lichter Köpfe bedeutend größer sei als in katholischen Ländern. Dies nicht zuzugeben, ist eine jener österreichischen Grillen oder „Mucken“, die aus verblendeter Vaterlandsliebe hervorgehen. Oestreich hat seine Vorzüge, Deutschland wieder andere, wie eben jedes Land die seinen. Wer nicht durch die Brille nationaler Befangenheit sieht, der allein sieht das Wahre. Jeder hat sein Vaterland am liebsten, das ist eine uralte Erfahrung; deshalb darf man jedoch nie so weit gehen, die Lichtseite eines andern Volkszweigs zu verkennen. Wir sind nicht so stolz zu glauben, daß unsere Benizkeit nicht auch, gleich allen Sterblichen, dem errare humanum est zuweilen den schuldigen Tribut zolle; doch wer uns eines Irrthums überweisen will, der muß mit stichhaltigen Vernunftgründen den Angriff einleiten, muß uns überzeugen, daß unsere zehnjährigen Erlebnisse im Norden uns dennoch getäuscht haben. Wir sprachen uns in der

Einleitung des ersten Artikels unsers Aufsatzes „Wiener Romane“ nicht so allgemein, nicht so unbestimmt aus, als es der Anonymus darzuthun versucht, im Gegentheile, wir drücken uns stellenweise sehr speciell aus und zogen jene vier Namen nicht zufällig, sondern absichtlich als der Urne süddeutscher Notabilitäten. Um den dort gefällten Ausdruck zu bekräftigen, ersuchen wir den Unbekannten, nur beispielsweise Solger's Urtheil über Grillparzer in den „Nachgelassenen Schriften“ zu lesen; hoffentlich wird er dann einen Vorgeschmack bekommen, wie über österreichische Dichter so häufig in Norddeutschland geurtheilt wird, wenn man dem Dichterkönig der Donau-residenz so arg mißspielt. Wenn uns der Anonymus dagegen die Namen Friedrich Halm, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Beck, Hartmann und Reissner mit der Bemerkung anführt, daß sie „sich an der Spree volle Anerkennung verschaffen“, so muß hierbei, unserer Ansicht nach, mit Ausnahme Friedrich Halm's, der ja auch nicht im Norden sich des größten Rufs erfreut, bei den übrigen genannten Poeten in einer und derselben Person der Lyriker vom politischen Dichter scharf unterschieden werden. Es ist jeder als Sänger der Freiheit und des Fortschritts in Norddeutschland hoch angesehen; sein Ruhm als Lyriker aber ohne diesen politischen Nimbus würde wahrscheinlich an der Spree zu einem Rühmchen zusammenschrumpfen. Hätte selbst der von jedem Dichtreicher mit vollem Rechte gefeierte Nikolaus Lenau nicht seine „Polenlieder“ und seine „Albigenser“ geschrieben, er hätte wahrscheinlich Kritiken à la Solger wie Grillparzer erlebt. Auf die Bemerkung des wiener Correspondenten über Sauermann diene als Antwort, daß Landseer, eine der größten Kunstnotabilitäten Englands, Sauermann's seltenes Talent in ungewöhnlich glänzender Weise anerkannt hat. Was die Note der Redaction in Nr. 43 betrifft, auf die sich der wiener Correspondent beruft, so erlauben wir uns auf die Bemerkung: „eine Gemüthlichkeit, die sich ihrer als Gemüthlichkeit bewußt sei, sei keine rechte Gemüthlichkeit“, zu entgegnen, daß sich der Dichtreicher dieser Gemüthlichkeit nicht in der Heimat, sondern erst in der Fremde bewußt wird. Man vermisse erst dann etwas Gewohntes und stelle darüber Reflexionen an, wenn man aus dem Kreise der Gewohnheiten herausgerissen wird. Mit unserer Bemerkung in Betreff des „idealen Aequators“ haben wir bildlich nichts Anderes andeuten wollen, als daß Jedermann, wenn er nicht wie ein Kaffee durch die Welt reist, beim Ueberschritt der Grenze aus einem katholischen Land in ein protestantisches nicht bloß auf dem Gebiete der Religion, sondern auch der Politik, Wissenschaft und Kunst viel Fremdartiges erblickt. Wer nicht blind ist, findet den Schlüssel dazu vornehmlich in der Differenz zwischen der katholischen und protestantischen Weltanschauung. Wir glauben dies deutlich und klar genug ausgedrückt zu haben durch jene Worte in der Einleitung, die sich auf Luther beziehen.

Emmanuel Raulf.

## Königin Luise von Preußen.

1. Luise, Königin von Preußen. Eine Biographie. Mit Portrait. Kassel, Badr. 1853. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
2. Königin Luise. Ein Preußenbuch. Langensalza, Klingshamer. 1855. Gr. 8. 1 Thlr 7 1/2 Ngr.

Wenn wir der beiden Schriften, deren Titel wir oben verzeichnet haben, hier Erwähnung thun, und zwar der ersten biographischen in ausführlicher Weise, so geschieht dies, weil es sich bei der Kennung des Namens der Königin Luise für den echten Preußen nicht bloß um das Andenken an eine Frau und Königin handelt, die er in beiden Eigenschaften als Musterbild verehrt, sondern die ihm auch zu einem formlichen Symbol preussischer Vaterlandsliebe sowol als deutscher Nationalgesinnung geworden ist. Wir lassen zuvörderst einen Bericht erstatter über das erwähnte Buch das Wort ergreifen.

Es bedarf eigentlich keines neuen Buchs, um die Erinnerung an die Königin Luise in Preußen von neuem zu erwecken. Das Volk, dem diese seltene Fürstin ihre Liebe zuwendete, ist von ungemein treuem Gedächtniß, ja es wäre wol der Mühe einer nähern Untersuchung werth, die Ursachen zu erforschen, warum gerade in Preußen das Andenken treuer Fürsten länger als irgendwo sonst im Volke fortlebt, in dem Volke, dem man oft den Vorwurf der Gemüthlosigkeit machen hört und bei dem man eine überwiegende Herrschaft des kalten Verstandes anzunehmen geneigt ist. Während in dem heißblütigen Spanien, in Frankreich, zum Theil selbst Süddeutschland, ja in England selbst eine oder zwei Generationen hinreichen, das Gedächtniß der besten Herrscher in volle Vergessenheit zu versenken, gedenkt der Bewohner der Mark, der Preusse, der Pommer noch immer seines Großen Kurfürsten in lebhafter, bildlicher Vorstellung, hängt sein Portrait an einem Ehrenplatz im Hause auf und spricht von seinem Regimente. Die Frauen vollends, die Königinnen, behaupten, wenn wir die jungfräuliche Elisabeth von England etwa ausnehmen, im Gedächtniß der Völker nur selten eine Stelle, indeß man in Preußen der klugen Kurfürstin Sophie Charlotte und Dorothea, der Gemahlin des großen Königs und der „engelgleichen“ Königin Luise noch lebendig gedenkt. Wir haben das Wort ausgesprochen! Engelgleich ist in der That der richtige Ausdruck zur Bezeichnung des Lebens der Königin Luise, engelgleich in den Tagen des Glücks durch den reichen Schatz ihres Gemüths an Liebe und Mitgefühl, und engelgleich in den Tagen schwerer Prüfung durch frommes Dulden, Gottergebenheit und mildes Verzeihen fremder Schuld. Ein so zarter Sinn wie der Luise's, wie unendlich viel muß er in den Leidensjahren 1806 und 1807 zu tragen gehabt haben! Wie muß ihr Gottvertrauen versucht worden sein! Wer kann dessen ohne Behmuth und Mißgefühl gedenken! Dies ist es, die Mitleidenheit der Fürstin und des Volks, was ihr Andenken bei dem Letztern so lang in frischer Lebendigkeit erhält.

Doch kehren wir zu unserm Buche zurück. Der Verfasser ist ein warmer Patriot, der von sich selbst sagt, daß ihm die Erkenntniß des deutschen Werths im Auslande gekommen sei, wie Heine denn versicherte, daß der deutsche Patriotismus stets an der Landesgrenze anfangen. Genug, die Gabe des Verfassers ist dankenswerth, obgleich sie weder schwer noch sehr neu ist. Besondere Quellen für die Lebensdarstellung der Königin Luise scheinen ihm nicht eröffnet worden zu sein, und wer Epler's „Leben Friedrich Wilhelm's III.“ kennt, findet nicht eben viel Neues und Unbekanntes in der vorliegenden Biographie. Ein schönes Bildniß der Fürstin, die zu ihrer Zeit für eine der Schönsten ihres Geschlechts galt, schmückt den Band. Sodann sind für die Jugendjahre und die Erziehungsgeschichte der Königin allerdings einige neue, doch nicht eben erhebliche

Thatsachen beigebracht. Luise verdankte hiernach der trefflichen Erziehung ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, einer für ihre Zeit hochgebildeten Frau, unendlich viel, vor allem ihre volle Weiblichkeit und ihr Genüge in kleinen, beschränkten Verhältnissen. Mit dieser würdevollen Gesellschaftlerin ihrer Mutter, die sie schon in ihrem sechsten Jahre verlor, brachte sie einen Theil ihrer Kindheit in Darmstadt und Strassburg zu, wuchs zu so glänzender Erscheinung auf, daß sie mit ihrem beiden nicht minder reizenden Schwestern die Grazietrias bildete, welcher Jean Paul den „Tifan“ widmete, lernte in Frankfurt 1793 ihren nachherigen Gemahl, den Kronprinzen von Preußen, kennen und vermählte sich demselben am 24. October 1793 in Berlin, wohin der König und die Prinzen aus dem Feldzuge von 1793 zurückgekehrt waren. Goethe denkt der beiden fürstlichen Bräute, denn auch die Schwester Luise's war dem Prinzen Louis von Preußen verlobt, im Lager von Bodenheim, im Tagebuch der Belagerung von Mainz und sagt, daß der Einbruch dieser „himmlischen Erscheinungen“ ihm nie verfließen werde. Wir übergehen die drei Jahre hohen Glücks in der Zurückgezogenheit des jungen Paares zu Dornenburg; die Züge unendlicher Güte und Milde, durch welche Luise schnell alle Herzen gewann; die Scherze, die Redereien und den kleinen Krieg mit ihrer Oberhofmeisterin von Voß, deren strenge Eiferempfehle täglich in lieblichster Weise durchbrochen wurden; die Feste der Thronbesteigung, die soviel stilles Glück unterbrachen; die Züge voll Milde und Wohlwollen auf den Huldigungsreisen nach Königsberg, Warschau und Breslau; die vermittelnde Güte Luise's gegen die Krüger des gestürzten Systems; ihre Freude über den Gatten, den Erwählten ihres Herzens, der sich als ein so treuer und begabter Fürst ankündigte; den heitern Aufenthalt in Schlesien, die hohe Mutterfreude an ihren Kindern — um zu den Jahren der Prüfung zu eilen, wo sich die hohe Seele der Königin voll und ganz entfalten sollte.

Der Verfasser gibt zunächst ein anziehendes Gemälde der wahrhaft fatalistischen Verwickelungen, welche Preußen 1806, allein und ohne Ausrüstung, mit dem übermächtigen Sieger von Austerlitz in Kampf auf Tod und Leben verwickelten, malt uns den Unglücksstag von Auerstedt und Jena und dessen beispiellose Folgen, den Verrath, den Gall der Festungen, die Flucht des Königs nach Preußen. Wir sehen alle diese Dinge, obwohl sie uns in jeder neuen Darstellung immer wieder mit tragischem Schrecken erfüllen, als bekannt voraus und halten uns nur an die persönlichen Erlebnisse der Frau, die ein Tag um alle ihre Hoffnungen brachte und die uns hier, einer zweiten Niobe gleich, mit Bewunderung erfüllt. Bekanntlich war die Königin ihrem Gemahl in das Feldlager gefolgt; hier schon ergriff eine bange Vorahnung ihre Seele, sie sah das Unglück kommen! Man zwang sie, sich von ihrem Gemahl zu trennen, und sie sah ihn erst in Küstrin wieder, nachdem der Schlag geschehen war. Ihr Herz litt unsäglich unter den Trauerbotschaften, die sich hier und in Graudenz Stunde für Stunde folgten; der Fall von Magdeburg, wo sich 22,000 Mann mit 20 Generalen an Murat's Husaren ergaben, sodaß Napoleon ihm schreiben konnte: „Da Ihre Plänkterer Festungen erobern, so habe ich nichts zu thun, als mein Geniecorps abzuschaffen und meine Geschütze einzufschmelzen“; die Uebergabe von Stettin und Küstrin an die Worpösten Davoust's würden ihre starke Seele erdrückt haben, hätte diese nicht in frommer Ergebung und in einzelnen Zügen treuer Volksliebe Kraft gefunden, dem unerhörten Schlage zu widerstehen. In Graudenz trat ein solcher erhebender Strahl in ihre Seele. Zwei Bauern eute, Mann und Frau, wurden auf ihr Verlangen dem Königspaar gemeldet. Der Mann brachte ein Geschenk von 1000 Stück Friedwiesbrot, die Frau einen Korb mit frischer Butter. Der Mann, Abraham Michel, sagte zum König: „Meine getreuen mennonitischen Unterthanen in Preußen haben mit Schmerz gehört, wie groß die Noth ist, die Gott über dein

1855. 52.

Haus verhängt hat. Darum sind unsere Gemeinden zusammengetreten und haben willig diese Kleinigkeit zusammengbracht. Nimm diese Gabe wohlwollend auf, indeß wir für dich beten.“ Die Frau aber sprach zur Königin: „Man sagt uns, daß unsere gnädige Frau Königin und ihre jungen Prinzen gute frische Butter sehr lieben, und da bringe ich denn solche aus meiner eigenen Wirthschaft.“ Mit thronendem Auge nahm die Königin ihr Umschlagetuch ab und gab es der Bäuerin, indeß der König über den Empfang des Geldes quittirte.

Es ist bekannt, daß Napoleon in dem Wahn stand, die Königin von Preußen hasse ihn und stehe an der Spitze der Partei, die den Krieg gegen ihn sich zum Ziel gesetzt habe, und es ist nicht minder bekannt, zu welchen gehässigen Verleumdungen dieser Wahn ihn herabstiegen ließ. In Graudenz wurde Luise von diesen unwürdigen Angriffen auf ihre Ehre unterrichtet; sie ertrug auch dies, aber hier war es, wo sie Goethe's tief empfundene Worte in ihr Tagebuch schrieb:

Wer nie sein Brot mit Thödnern aß,  
Wer nie die kummervollen Nächte  
Auf seinem Bette weinend saß,  
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Mit diesem Haß der Königin gegen den Zertrümmerer ihres Lebensglücks hing es indeß so zusammen, daß sie sich allerdings des Widerspruchs zwischen ihm und sich selbst bewußt war, daß jedoch in einer Seele, wie die Luise's war, der Haß keinen Raum findet. Sie selbst schrieb darüber ungefähr folgendes: „Ich bewundere das Genie dieses Mannes, allein lieben kann ich ihn nicht; Alles, was er unternimmt, scheint mir gar zu sehr nur um seiner selbst willen zu geschehen“ u. s. w. Und nach diesem Allem vergegenwärtigte sich der Leser die Situation der Königin, als sie nun, von den Anforderungen ihrer Umgebung überwältigt, sich nach hartem Kampfe entschloß, diesen Mann zu sehen, der ihr in Allem, was ein Weib erdulden kann, so unsäglich wehgethan hatte. „Welche Ueberwindung es mich kostet“, schrieb sie in ihr Tagebuch, „daß weiß mein Gott“, und fürwahr, es liegt etwas von antik-tragischem Schmerz in dieser Ueberwindung. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser psychologisch und historisch anziehenden Zusammenkunft der reinsten, königlichsten Frau mit dem Ueberwinder der Welt, der, falsch und eigenkürlich, wie er war, in sittlicher Beziehung offenbar tief unter diesem seinem Opfer stand und, wie man aus seinem Verhalten annehmen muß, offenbar ein inneres Bewußtsein dieser tiefen Stellung hatte. Die Königin kam am 4. Juli Abends in Pietzschöyhn, einem Dorfe jenseit Elbst, an, wo der König wohnte. Sobald die Königin in Elbst eintraf, empfing sie den Besuch Napoleon's. Trotz der tiefen Wunde, welche er dem Herzen der Königin geschlagen, wußte sie auch hier die Würde der Fürstin wie die der Frau zu wahren. Hiervon schreibt davon: „Die Stärke des Geistes dieser Frau machte sich in der Unterhaltung bald fühlbar, sodaß Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde, obwohl er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte.“ Als Napoleon die taktlose Frage that — wir wissen, daß er gegen Frauen fast immer taktlos sprach —: „Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir nur anfangen?“ wies Luise diese Frage mit den schönen Worten zurück: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“ Hatte Napoleon beim Beginn der Unterredung zu dem Könige gesagt: „Ich bewundere die Größe und Stärke ihrer Seele, Sire, bei so vielem und großem Unglück“, so konnte er jetzt in Bezug auf die Königin eingestehen: „Ich wußte, daß ich eine schöne Königin sehen würde, aber ich habe zugleich die interessanteste Frau gefunden.“ Bei Luise wollte Napoleon den König über die Aufopferung alter, ihm lange angehöriger Provinzen trösten. Friedrich Wilhelm entgegnete ihm: Ihn sei das leicht zu sagen, denn er wisse nicht, was es heiße, angestammte Länder ver-

133

lieren, in denen die theuersten Jugenderinnerungen wurzeln, die man wie seine Biege nie vergessen könne. „Was Biege“, rief Napoleon spöttisch. „Wenn das Kind ein Mann ist, hat es keine Zeit, an seine Biege zu denken.“ Der König antwortete ernst und offen: „Doch, Eure, doch; ein Mann von Herz erinnert sich seiner Biege dankbar.“ — „Der Kaiser Alexander hat ein Mittel, Sie zu entschädigen“, sagte Napoleon; „er kann Ihnen ja seine Verwandten von Mecklenburg und Oldenburg opfern, Ihnen den König von Schweden überlassen, der von Pommern einen so schlechten Gebrauch macht — ich werde nichts dagegen haben.“ Allein Friedrich Wilhelm trug kein Gellüste nach fremdem Gut; er wies alle solche Anfordernungen zurück. Bei der ganzen Zusammenkunft in Tilsit ist es sichtbar, daß die ruhige Würde des Unglücks, wie sie der König festhielt, dem übermüthigen Sieger peinlich war, ihm imponirte, ihn ärgerte und zu um so härteren Bedingungen des Friedens aufreizte. Auch Thiers räumt dies ein, und gewiß ist, daß, während deutsche Regenten dem Sieger die Hand geküßt und ein deutscher Herzog sogar auf die Frage Napoleon's, wie groß sein Herzogthum sei, die jammervolle Antwort gegeben hatte: „So groß als Ew. Kaiserliche Majestät befehlen“, Friedrich Wilhelm seine Fürstenwürde auch im tiefsten Nachtverfall behauptete und keine Erniedrigung an sich herantreten ließ, sobald Napoleon mit scheuem Auge zu dem unglücklichen, aber im Unglück erhabenen Fürsten und mit innerm Aerger zugleich emporsah.

Am 8. Juli, drei Tage nach der ersten Zusammenkunft, verließ die Königin Tilsit und es wurde beschlossen, nachdem die Königin noch die Einladung zur Abendtafel bei Napoleon mit höchstem Widerstreben angenommen und Duroc in Napoleon's Namen bei ihr Abschied genommen, daß sich die beiden Gegner nicht wiedersehen sollten. Bald zeigte sich nun auch, daß Alles, was Napoleon der Königin gesagt, nur höfliche Phrasen waren, die ihn zu nichts verpflichteten. Das Opfer war umsonst gebracht, und mehr als die Hälfte des Reichs ging im Frieden von Tilsit (9. Juli) verloren. Nicht für immer! Aber freilich, den Tag der Erstattung sollte die edle Dulderin nicht erleben!

Aus der nächstfolgenden Zeit erhalten wir eine Reihe anziehender Briefe der Königin an ihren Vater, die ihre tiefe Trauer über das Unglück des Landes, aber auch ihre feste Hoffnung besserer Tage und vor allem die Größe ihres Herzens und die Klarheit ihres Geistes bekunden. Einmal nur schreibt sie: „Ach, mein Gott, warum hast du uns verlassen!“ Dann aber meldet sie sogleich: „Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder das Licht auf.“ Und sie fand die gehoffte Stütze in ihm. „Ich beschwöre Sie“, schrieb sie ihm, „haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten. Der König hält gewiß sein Wort. Beyme kommt fort, wenn auch erst in Berlin. So lange geben Sie nach, daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie, um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen — Geduld!“ Später bricht ihre Hoffnung den vernichtenden Forderungen des Gegners gegenüber abermals zusammen. „Meine Zukunft“, schreibt sie, „ist die allertrübste. Wenn wir nur Berlin behalten — Ach Gott, wohin ist es mit uns gekommen? Verlassen aus Schwachheit, verfolgt durch Uebermuth, geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen!“ Das königliche Paar veräußerte seine Kostbarkeiten. In Königsberg waltete ein streng bürgerlicher Haushalt; das Ersparte wurde zu Wohlthaten verwendet — was Wunder, daß Luise's Andenken im Volke fortlebt! In Königsberg las und schrieb sie viel; ihr Umgang setzte sich meist aus Denkern und Gelehrten zusammen, Borowsky, Cüvern, Schefner leiteten ihre ernstesten Geschichtsstudien und vor Allen stand der Letzte, ein rauher, aber scharfsinniger und gerader Denker, ihr nahe. Ihre Freude war die treue Liebe des Königs, von dem sie schreibt: „Der König ist herzlich und besser als je für mich: ein großes Glück, eine

große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe.“ Ueber die Charaktere ihrer Kinder, die Erziehungsprincipien, die sie annahm, und die Hoffnungen für die Zukunft, die sie auf Luise baut, ergeht sie sich in einem langen Schreiben an ihren Vater, und dieser Brief ist köstlich durch die Tiefe, die Wahrheit, die Reinheit des Gemüths, in dem er entstand, wie durch die Schärfe der Einsicht, die in den jungen Seelen ihrer Kinder ihre ganze Zukunft wie in einem Spiegel voraus erkennen. Der Ernst ihrer Studien hatte sie sehr wesentlich gefördert; ihre Frömmigkeit war dieselbe geblieben, der Grundlage nach, nur entwickelter, freimüthiger war sie geworden. Sie schrieb davon: „Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Eigel. Wie deutlich find mir nun meine Gefühle, meine Begier geworden. Es ist Gottes Segen!“

In diesem Bewußtsein, daß auch das Unglück ein Segen Gottes sei, riß sich Luise von dem ihr liebgewordenen Aufenthalt in der Pippel'schen kleinen Villa bei Königsberg und aus dem ihr theuern Umgang, dem alle königliche Existenz fern war, los. An einem schönen Wintertage kehrte sie nach Berlin zurück, von endlosem Volksjubel begrüßt. „Es ist endlich ein Heimweh, was mich hierher trieb“, schrieb sie. Aber die Trennung sollte bald eine noch längere werden. Die lange Pein der vergangenen Epoche hatte ihre Gesundheit geknickt: sie kränkelte viel. Die Pflege ihrer kranken Tochter Luise warf sie auf ein Krankenlager; Brustkrampf stellte sich ein. In Potsdam und Pareß genas sie zwar scheinbar; aber die Reise nach Strelitz (im Januar 1810) und eine bald darauf folgende Erkältung warfen sie nieder. Im väterlichen Hause erklärte sie sich noch ein mal für ganz glücklich und schrieb am 28. Juni ihre letzten Worte: „Mon cher père! Je suis bien heureuse comme votre fille et l'épouse du meilleur des époux!“ Dann nahm ihre Krankheit einen bedenklichen Lauf. Die Leibärzte, der König, die Prinzen kamen an; die Leiden hatten noch die Freude, sie zu sehen, ihre Liebe zu empfinden — dann entschlief sie am 19. Juli, mit den Worten: „Ich, mach' es kurz!“

Schon die Griechen wußten, daß die Größe des Mannes in Thaten, die Größe des Weibes im Dulden sich offenbart; in der Geschichte seltener Frauen nimmt daher Luise von Preußen einen der ersten Plätze ein. Spricht dies Buch nun auch mehr zu dem Mitgefühl der Frauen und setzt es in seinen Lesern auch die Sympathie für die Gefühle des preussischen Volks in den Leidensjahren 1806—10 voraus, so ist es noch doch, sowohl als historischer Beitrag für diese Epoche der Prüfung und Umwandlung eines Volks, wie als biographisches Denkmal für eine der edelsten Frauen unserer Zeit, der Empfehlung und ausführlicheren Besprechung würdig erschienen.  
2.

Wir haben dem ältern Buche und der Prosa den Porträt gelassen, wir lassen die Muse jüngern Datums folgen. Der Verfasser des Buchs „Königin Luise“ hat sich nicht genannt: jedenfalls ist er ein Preuze von sehr reinem Wasser; ob er in manchen Kreisen als Preuze von allerreinstem Wasser angesehen werden dürfte, möchten wir nicht bejahen, da er wenigstens nicht auf die Rehabilitation vergangener Zustände dringt und die Ursache zu dem Falle Preußens im Jahre 1806 in den damaligen verrotteten Staats- und Militärrichtungen erblickt. Dies geht wenigstens aus dem Gedichte „Preußens Sündenfall“ hervor, in welchem der Verfasser einen „Mann im heligen Gewande“, unter dem man sich wol den ehrwürdigen Parnass denken darf, so zum König sprechen läßt:

Mein König, gib dem Herrn die Ehre:  
Du sahst das Bild von deinem Herrn.  
Ein Haupt von reiner Goldader  
Das bist du selbst, mein Landesherr.  
Und Arm und Brust im Silbertrah'e  
Sind deine stolzen Generale.

Die Leiden und das Leid von Erz;  
 Das sind die Jünger ohne Herr,  
 Zuletzt des Heeres Wein und Fuß,  
 Von Thron zumal und Kräftigung,  
 Ist dein gedung'ner Kriegerhand  
 Aus eig'nem und aus fremdem Land.

Mein König, all dein Heergetümmel  
 Das hatte keinen Gott im Himmel,  
 Drum war's wie Wüstenland zertröben,  
 Als sich ein Sturm darob erhob;  
 Drum ist der Feind in drissen Landen  
 Und wurdest du so tief zusehnden.

Sonst aber weht die glühendste Begeisterung für Preußen und sein Königshaus, namentlich aber für die Königin Luise, und ein ebenso glühender Haß gegen Napoleon und die Werkzeuge seines Uebermuths durch seine Verse; dabei steht er auf dem Boden der Religion und predigt das Kreuz gegen die glaubenslosen Poeten der Gegenwart:

Die Harfen sind verstummt in diesen Tagen.  
 Die Dichter keh'n am Saitenspiel der Zeiten  
 Vor Babels Thron bei Kalksagelagen.  
 Da nehme ich die Harfe aus den Weiden  
 Und will die Saiten Zion's wieder schlagen.  
 Mich ruft zum Liede meines Volkes Leiden  
 Und unsrer babeltrunk'nen Dichtermenge  
 Sing' ich ein Wulstlied in die Waalsgefänge.

Der Dichter feiert das Leben Luise's in seinen einzelnen Phasen und Momenten und hat seine meist balladenähnlichen Gedichte unter folgender, sich durch ihren Titel selbst erklärende Abtheilungen gebracht: „Myrtenkranz“, „Rosenkranz“, „Dornenkranz“, „Palmenkranz“. Durch gemüthvoll genueartige Darstellung weiß er uns oft in recht glücklicher Weise das häusliche Leben des Königspaares menschlich näherzutreten, wie in den Gedichten „Vaterfreude“, „Die Kinderstube“ u. s. w., hier und da, wie in dem Gedichte „Der Leichenkaiser“, erhebt er sich stellenweise zu energischer Malerei, während er in manchen episodischen Gedichten, wie in dem über Keumann, den Commandanten von Kosel, mit dem wiederkehrenden Refrain „Der alte Preusse Keumann“ recht gut den eigentlichen Volkston trifft. Diese nicht durchweg mit genügender Sorgfalt durchgearbeiteten Gedichte bieten freilich, namentlich wo sie einen zu salbungsvollen und überschwänglichen Ton anstimmten, auch manche schwache Seiten, die sich leicht angreifen ließen; wir verzichten jedoch darauf, da uns des Verfassers Begeisterung ungekünstelt zu sein scheint und es gegenwärtig nicht eben Viele gibt, die einer ungetrübten Begeisterung fähig wären, freilich vielleicht noch weniger Persönlichkeiten und Zustände, für die man sich aufrichtig und sans phrase zu begeistern vermöchte. \*)

G. M.

\*) In einer andern Offenbarung des preussisch-lyrischen Patriotismus: „Preussens Erhebung. Ein vaterländisches Gedicht von Herder Köppen“ (Berlin 1833), wird begreiflicherweise ebenfalls der Königin Luise als hehren Vorbilds der deutschen Frauen gedacht, nebenbei auch des Friedenscongresses, von dem es in dieser übrigens nicht ohne Frische geschriebenen Dichtung heißt:

Dort auch am grünen Tische hinter Antefässern sitzt  
 Das Corp der Federhelden, erbiht sich, schwiigt und spitzt  
 Die stumpf geschrieb'nen Federn, womit man just nicht eist;  
 Der Erisapfel Deutschland wird wieder einmal getheilt u. s. w.

## Gedanken die sich eine walachische Prinzessin über Europa macht.

Die Erinnerung unsers berliner Correspondenten an den verstorbenen J. Paalzow in Nr. 47 d. Bl. bringt uns eine Schrift ins Gedächtniß, die ein Document seines Geistes enthält; es sind die

Denkerbriefe vom walachischen Donauufer von Prinzessin Aurelie Ghika. In deutscher Sprache herausgegeben, nebst einem ungefügten Briefe an die Verfasserin von Friedrich Paalzow. Berlin, Besser. 1854. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Verfasserin dieser Briefe, deren französischer Titel „Lettres d'un penseur des bords du Danube“ lautet, ist bekanntlich die Gemahlin des Prinzen (Beizade) Gregor Ghika, Kessen jenes Alexander Ghika, welcher bis 1842 die Walachei als Hospodar regierte. Sie ist eine geborene Französin, Tochter des Obersten de Soubiran aus Lectoure in der Gascogne. Ihre Briefe sind deshalb von einiger Bedeutung, weil sie uns zeigen, wie diese halb orientalisirte Französin über die Lage Europas denkt, und hieraus geschlossen werden darf, daß auch die halb frangisirten orientalischen Großen, mit denen sie verkehrt, ohne Zweifel gerade ebenso denken. Hiernach ist das ganze Europa in seinem gegenwärtigen Zustande etwa weiter nichts als ein verfaulender Leichnam in einem verfaulten Sarge. Das Ende der jetzt beginnenden gesellschaftlichen Erneuerung, meint sie, würden wir nicht erblicken, und sie fährt fort: „Wir werden sie in ihrem Zerstörungswerk Trümmer auf Trümmer häufen und auf das Chaos losgehen sehen, aus dem vielleicht der Lichtstrahl einer neuen Welt hervorbrechen wird, um dann im Glanze der Unschuld den Rasen unserer Gräber zu umspielen.... Familie, Religion und Kunst werden fallen wie die Tempelsäulen der Gesellschaft, aber sie werden diese selbst in ihrem Sturze begraben und man wird auf diesen Ruinen umherschweifen sehen jene verirrtten Banden von Menschen, die weder Bande noch Pflichten kennen“ u. s. w. Den Socialismus, den die Verfasserin noch mehr verabscheut als fürchtet, legt sie, wunderbar genug, bald deutschen Träumereien, bald der französischen Bourgeoisie zur Last; sie nennt diese Bourgeoisie „schmuzig, geizig unter der Maske schlauer Barmherzigkeit, aufgeblassen“, nennt sie als Bindemittel eine Schutzwehr der Staaten, dagegen deren Untergang, wenn sie zur Regierung komme, sie stehe vom Volke noch weiter ab als der Adel u. s. w. Unsere jungen Leute haben nach ihrer Ansicht mit 18 Jahren alle Symptome des Greisenalters; „sie leugnen Alles, was sie nicht mit der Hand begreifen, und sie brandmarken mit der Verachtung der Unwissenheit Alles, was nicht die Form, ja ich möchte sagen die Grazie ihres Lasters hat.“ „Von unsern Werken“, meint sie, „wird wenig übrigbleiben; Vieles ist schon veraltet, das Uebrige werden die Veränderungen unsers gesellschaftlichen Zustandes hinwegspülen.“ Sie erblickt nämlich in der modernen Literatur nichts als eine ungeheure Dede und Leere. Eine wahrhafte Vaterlandsliebe gibt es nicht mehr, „nur unbärtige Rhetoren besingen sie noch, eine andere Liebe ist an ihre Stelle getreten, eine höchst persönliche und die ihre Wurzeln in dem frischen Fleisch der Gegenwart hat, die Selbstliebe“. Das sind freilich trübe Ansichten und Ausichten! Aber es lebt und quillt doch von Geist, Frische, Kraft und Muth in ihren Briefen; wie wird nun die Dame über den zwar gut gemeinten, aber mit blasirter Weisheit erfüllten, geizierten und gekünstelten „unverfügten Brief“ des Uebersetzers gelächelt haben, falls ihr Jemand dieses verzuickte und dabei anspruchs-volle berliner Biscuitdeutsch verständlich gemacht haben sollte, wie wird sie gelächelt haben über die Stelle: „Wir Preußen haben einen entschiedenen Charaktertypus; wir sind blüthige, rasche, offene, frische Menschen, ohne recht geschmeidige Liebenswürdigkeit, zu steifnackig, um kriechend unterthänig zu sein, gesund genug, um froh die Lebensfreuden zu genießen, zu ernst, um reine Vergnüglinge zu werden, so etwas geradezu und ge-

radet, und darum seine Gesellschaft nicht. Wir haben nicht das Studium und entsprechen nicht der Ira. Wir haben so eine Harnatur, wie Horaz sie beschreibt" u. s. w. Wie wird sie gelächelt haben über diese Bravade, die sie nicht einmal perorirt hat, denn sie läßt gerade Preußen, „das republikanisch sei trotz seines Königthums“, Preußen, in welchem Friedrich's des Großen „fruchtbarer Männlichkeit einen Keim lebensvoller Kräfte hinterlassen habe, welcher der gegenwärtigen Generation keine Ruhe gönne“, in ihren Briefen Gerichtigkeit vollauf widerfahren. **S. M.**

### Curiositäten von London.

Curiosities of London. By J. Timbs. London 1855.

In dem Titel dieses Buchs liegt eigentlich ein Pleonasmus. London ist selbst „Curiosität“ unter den Hauptstädten der Welt. Es ist, wie England selbst, das uns von der deutschen Kathederweisheit so oft als Norm und nachahmungswertes Muster hingestellt worden ist, Ausnahme, nicht Regel. Die größte Stadt der Welt, entbehrt es doch der gewöhnlichsten Vorzüge anderer großer Städte. Es ist nur quantitativ, nicht intensiv groß. Emma Rindorf in ihren geistreichen Reisen „Aus London“ (Berlin 1855) hat Recht: es liegt etwas Stupendes, „Verdummendes“ in diesem Anwachsen von London. Trotz aller seiner Größe ist es doch keine „große Stadt“ im continentalen Sinne.

Um dies zu sein, dazu fehlt ihm vor allem der Mittelpunkt. Wie es in Städten aussieht, deren Verwaltung eine Municipalfreiheit leitet, welche sich überlebt hat, davon legt die immer unerträglicher und gefährlicher werdende Verschaffenheit der Themse und das Aussehen der Straßen der londoner Altstadt („City“) genügendes Zeugniß ab.

Wenn wir deshalb einen so sorgfältigen und mit dem Material einer so reichen Erfahrung zusammengestellten Guide wie die vorliegenden „Curiosities of London“ von J. Timbs (dem Subeditor der „Illustrated London News“) zur Hand nehmen, so darf es uns zunächst nicht Wunder nehmen, wenn wir in diesen londoner „Wundern“ nicht die geringste Spur von Gruppierung finden, wenn die Ordnung nur eine alphabetische ist und nach der Willkür des Buchbinderregiments (wie charakteristisch ist dies nicht für englische Zustände überhaupt!) die „almshouses“ (Spitäler für alte, invalide Personen) fast in erster Reihe aufzuführen. Aber wenn anders die torjisch-protectionistische Presse nicht übertreibt, so bestimmt sich jedes Anwachsen Londons, wie das aller europäischen Hauptstädte, nach der zunehmenden Verarmung und Demoralisation des Landes, und da London von dergleichen Instituten, als da sind: Spitäler von allen Arten, Besserungs-, Bucht-, Findel- und Rettungshäuser, wie von einem Kranze von Forts umzogen ist, so hat die alphabetische Ordnung unkränzig hier den wahren Sinn der Stadt getroffen.

Timbs hat kein Buch für die Unterhaltung, sondern ein brauchbares Buch für Notizen und zum Nachschlagen, so zu sagen ein Dictionnaire von London geschrieben. Vor Knight's großer „Encyclopädie“ hat es den Vorzug größerer Bequemlichkeit und Uebersichtlichkeit, theilweise auch sorgfältigerer Studien und einer interessanteren Auswahl voraus. Da ist kein Plag, keine alte Kirche von Bedeutung, kein Club- oder Kaffeehaus von einigermaßen bekanntem Namen, dessen Geschichte nicht erzählt wäre. Das Dichterwort

Steins, redet ein Wort, o spricht, ihr hohen Paläste!

ist hier zur Wahrheit geworden. Unter Anderem weiß uns der Verfasser die Geschichte von etwa 36 londoner Clubs zu erzählen. Der Verfasser sagt in den einleitenden Bemerkungen zu diesem Capitel: „Man hat bemerkt, daß der Club eine ebenso große Revolution in der Constitution unserer Gesellschaft bewirkt, wie er bereits eine in der architektonischen Erscheinung unserer Straßen hervorgebracht. Im Jahre 1800 existirten

nur folgende: White's, dessen Entstehung in Hogarth's Zeit zurückdatirt; Brooks', Boobier's, der Cocoa-Tree, Graham's Club u. a.; zur Zeit zählt London über 30 Clubs, deren jeder ein stattliches, wohlge eingerichtetes Haus besitzt. Durch diese Clubs hat sich die Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Lebens in wunderbarer Weise vermehrt, während die Ausgaben sich beträchtlich vermindert haben, und Mitglieder dieser Gesellschaften können für ein paar Pfund Sterling des Jahres Annehmlichkeiten genießen, welche sonst kaum für das größte Vermögen erreichbar sind.“ Die Zahl der Mitglieder in diesen Clubs beschränkt sich auf 500—1500; das Eintrittsgeld besteht in der Summe von 9 Pf. St. 9 Sh. bis 32 Pf. St. 11 Sh., jährliche Beiträge von 5 Pf. St. 5 Sh. bis 12 Pf. St. 12 Sh.“ **A.**

### Zur Kritik der Kritik.

Wir stehen — es ist freilich schon über ein halbes Jahr her — in Prag „Deutschem Museum“ auf folgende sehr wichtige Bemerkung: „Die deutsche Journalistik ist desorganisiert; unsere Journale — wir reden von Journalen, nicht von politischen Zeitungen, die schon durch den Widerspruch der politischen Principien theilweise genähigt sind, voneinander Rath zu nehmen — ignoriren einander; jedes geberdet sich, als wäre es allein auf der Welt, und vermeidet ängstlich, seiner Collegen zu erwähnen; Austausch der Ansichten, gegenseitiges Besuchen und Anregen, Rede und Gegerede sind antiquirt Ding, über die sich unsere Journalistik weit erhaben hält. Ist das bloß eine Folge des verminderten literarischen Interesses überhaupt? Liegt es daran, daß der andrängende Prater gegenüber die theoretischen Gegensätze ihre Bedeutung überhaupt verloren haben? Sind diese Blätter so schrecklich eckig, wenn sie es so schwer mit ihrer Aufgabe, daß sie für Das, was neben ihnen geschieht, gar kein Auge mehr haben? Oder ist es vielleicht der leidige Fluß der Concurrrenz, ignorirt man die Mitbewerber absichtlich, um die Handvoll Leser zu nicht dem zu erinnern, daß hinter dem Berge auch noch Leute wohnen und daß man nicht das einzige Blatt ist, welches ausschließlich seine Draht verkündigt?“ Dies stimmt ganz zu unsern eigenen Ansichten, wenn wir in dem Vorface „Die Kraft und die produktiven Talente“ (Nr. 1 d. Bl.) gelegentlich bemerken: „Freilich würden die Leiter der Kritik in Deutschland eine ganz andere Stellung einnehmen, wenn sie mehr zueinander hielten, wenn sie weniger einander ignorirten und mehr eher auf den andern Bezug nähmen, wenn sie sich als Teilnehmer an einer gemeinsam zu verteidigenden Festung betrachteten, die so konstruirt sind, daß jedes das andere mit vertheidigt. Aber mit dem von Deutschen eigenen individualistischen Egoismus und der Eitelkeit, allein Recht zu haben, sucht man seinen Club in einer isolirten Stellung, inmitten seines Reinen Publiums“ u. s. w. Freilich könnte man sagen, dieser Zustand beweist wenigstens, daß die Claque- und Cotierewirtschaft aufgehört habe, und sei dem früheren, wo diese oder jene Journalist wie ein Rattenkönig mit vielen Schwänzen und nur einem Kopf zusammenhängen, bei weitem vorzuziehen. Indes ist diese Behauptung nur scheinbar. Das Claque- und Cotierewesen, das Propaganda machen für diesen oder jenen Autor hat sich namentlich in die Feuilletons und Correspondenzen gewisser politischer Zeitungen zurückgezogen. Es gibt Zeitungen, in welchen man immer noch bei jedem kleinsten Anlaß gewisse Namen gefielet, die übrigen systematisch ignorirt sieht, und mancher Autor, der vielleicht früher in einer Zeitung beachtet wurde, mag sich zu Recht verwundern, wenn plötzlich, nachdem eine Veränderung in der Redaction oder auch in den allgemeinen literarischen Stellungen vorgegangen, sein Name für immer aus den Ohren

\*) Dieses ist sehr cum grano salis zu verstehen. Einmal ist es namentlich für den Fremden, so leicht nicht, Mitglieder eines Clubs zu werden. Dann ist es auch mit den paar Pfunden nicht ganz



ten dieser Zeitung verschwinden zu sein scheint. Allerdings kommt auch dies schon bei gewissen politischen Organen nach, wenn diese oder jene Schriftsteller mit nie schlukender Sicherheit darauf rechnen können, von ihnen aufs Gerate-ge-tastelt oder grob und häßlich abgefertigt zu werden, mögen sie ihm und seinen, was sie wollen.

Schließlich hat es mit der von Prutz ausgesprochenen Klage seine vollkommene Richtigkeit. Die literarische Kritik würde ohne Zweifel gediehrter und einflussreicher dastehen, wenn sich die Journale wenigstens über einige der Hauptprincipien verständigen könnten, aufeinander mehr Bezug nähmen und, wo es zu einem nicht immer zu vermeidenden „Kreuzverleugern“ der „Kritik“ kommt, sich nicht sofort zu einer geschäftigen, böseartigen und persönlichen Polemik erwidern. Zu diesem Zwecke müßte freilich, damit mehr Uebereinstimmung erzielt werde, die Kritik, wo es sich nicht um das Zurückweisen nachweisbarer schwächerer und verderblicher Tendenzen und Grundsätze und geistloser maßloser Prostitutionen handelt, mehr im Geiste wahrer und billiger Humanität geübt werden und sich weniger darin gefallen, entweder mit absichtlicher Blindheit gegen vorhandene Mängel dieses oder jenes Blatt bis zum Himmel zu erheben oder mit absichtlicher Verkenntnis des Bessern einfach „totzuschlagen“, „schlechtzumachen“, „herunterzureißen“, oder wie sonst diese gewöhnlichen deutschen Ausdrücke heißen mögen; sie sollte mit einem Worte mehr den ernsten Richter als den blutigen Nachrichter spielen. Freilich hat sich sogar ein Theil des Publicums daran gewöhnt, nur das inhumane, Scandal-machende Urtheil für Kritik zu halten. Als ob die wirkliche Kritik ohne Humanität gedacht werden könnte! Die Kritik ist leider oft genug in dem Fall, nachgedrungenenweise den Stab über sich schwingen zu müssen — möge sie ihn wenigstens nicht zum Corporalstock werden lassen!

## Notizen.

### National-Literatur und Volk.

Wir erhielten von einem preussischen Gymnasiallehrer, der, wie er schreibt, „seine dreißig Perimeter schon ein Vierteljahrhundert mit „National-Literaturgeschichte“ quält“, eine Zuschrift, worin derselbe, an unsern Artikel „Literatur und Volk“ in Nr. 38 d. Bl. anknüpfend und ihm seine Zustimmung gebend, sein Herz in einigen halb humoristischen Bemerkungen zu erheitern sucht. Einige Bemerkungen des Schulmanns scheinen uns immerhin werth, mitgetheilt zu werden.

Also „Literatur und Volk“, ja „Volk“, „Volk“ und „Literatur“! oder gar „National-Literatur“! Da kann ich schon die erste Stunde nicht über dieses Wort weg. Heißt die „Barbarei“ von „Nation“ und „National“ Volk und volkstümlich oder nicht? Was in aller Welt soll es denn sonst heißen? Ich werde dabei immer unwillkürlich an „Nationalgarde“, „Nationalasocarde“, „Nationalversammlung“ und anderes „Nationales“ erinnert. Und wer ist denn das „Volk“? Etwa Die, welche alle Mythologien der Welt und dazu alle terminos technicos auswendiggelernt haben? Und ist Das „volkstümlich“, zu dessen Verständnis man die Wörterbücher aller lebenden und aller toten Sprachen und obenbein alle Conversations-Lexica nachschlagen muß? O wunderliches Volk, das einige Hunderte zählt und die Hunderttausende Nullen sein läßt! Ja, ich erlaube mir das „Volk“, die „Nation“, auf den Gassen und Straßen, in Backstuben, auf Feldern und in Wäldern, ja in Kohlen-gruben (ich bin hier denselben sehr nahe!) zu suchen; ich werfe ihn auf das Volk in Ainseln und noch mehr auf Jahrmärkten und nun: was heißt das „National-Literatur“? etwa:

Der Parley, welchen Swift und Pope und Prior lobten,  
Ward in den Gefesseln durch Ainseln Wald erhoben.

„Wie, Parley?“ fragt erhaunt Britanniens Bathyl u. s. w.

oder:

Ich sehe dich beim Schutmann;  
Ich sehe dich in Jodeln Wachen;  
Du Parleyhude land' ich an u. s. w.

Das war Hagedorn (wahrscheinlich keiner der Schlimmsten aus der „National-Literatur“), und ich wollte schon den Anfang der „Alpen“ von Haller mit „Königsberg“ (4. B.), „Parsifal-Zapfen“ (5. B.), „Sundin's Rest“ und „Verden aus Smaragd“ (6. B.) beschreiben, als mir noch rechtzeitig einfiel, daß ich Sie ja nicht quälen wollte. Hoffentlich werden Sie mich ja nicht mißverstehen, wenn auch vielleicht nicht ganz verstehen. Ebenso wenig kann ich aus gegentheiligen Grunde über „Lull Eulenspiegel“, „Robinson“ und „Sellers's „Fabeln“ (3. B.) wegdummeln; da drängen sich mir die unzähligen „Ausgaben“ unabweisbar auf.

Bis hierher der Schutmann. Allerdings darf man nicht vergessen, daß, wenn man für „deutsche National-Literatur“ etwa deutsche „Volk“ oder gar „volkstümliche“ Literatur setzen wollte, dies eben ein ganz anderer Begriff wäre, aus dessen Sphäre gerade unsere berühmtesten Dichter und Schriftsteller herausfallen würden — ein Umstand, der allerdings zu denken gibt.

### Die Augusteisch-cäsarische Aera in Frankreich.

Die Anhänger des jetzigen Regierungssystems in Frankreich haben bekanntlich die Marotte, Parallelen zwischen Frankreich und dem alten Rom zu ziehen und zu dem Schlusse zu kommen, daß nach den jahrelangen inneren Zerwürfissen, Parteikämpfen, Schlägereien und tumultuarischen Zänkereien in Rath- und Volksversammlungen hier wie dort ein cäsarisches Regiment nötig geworden sei. Wir wollen dies zugeben, obgleich wir um die Folgerungen, die aus diesem Vorderlass fließen würden, die Franzosen wahrlich nicht beneiden; denn wir könnten, bei Licht besehen, darin doch nur ein Eingeständnis eigener Ohnmacht, Rathlosigkeit, ja Abgelehtheit erblicken. Es gehört etwas dazu, sich für den jedenfalls klugen und gewandten Kaiser Octavianus Augustus in Begeisterung zu setzen, namentlich wenn man sich der Zeiten erinnert, die unmittelbar dem allerdings glänzenden Augusteischen Zeitalter folgten. Und ob gerade jetzt Frankreich in einer Augusteischen Aera lebt, dürfte von Manchen bezweifelt werden, zumal da nach der Versicherung Anderer Frankreich diese Aera bereits unter Ludwig XIV., nach Andern unter dem ersten Napoleon gehabt hat, obgleich die Horaz, Virgil u. s. w. dieser Aera fehlten und außer der Erinnerung an eine Reihe glorieußer Feldzüge, die aber mit allgemeiner Niederlage endeten, von der neuromischen Herrschaft der Franzosen nichts übriggeblieben ist. Zu diesen Bemerkungen veranlaßten uns zwei Artikel in der jetzt Regierungsorgan gewordenen „Revue contemporaine“, von denen der eine, vom Staatsrath Troplong verfaßt, die Ueberschrift „De la chute de la republique romaine“ trug, der andere: „Le siècle d'Auguste“, von Evariste Davour, Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, erst in einer der letztern Nummern begonnen hat. Diese latinisirende und romanisirende Tendenz, die unter den Verfechtern des jetzigen Systems vorwaltet, ist der germanisch-englischen mit ihren Principien freier Entwicklung, welcher die meisten wirklich freisinnigen anhängen, sehr entgegengesetzt und wir würden in der That üble Folgen für Frankreich fürchten, wenn sie für die Dauer herrschend würde. Wenn Davour sagt, nur an das Alterthum müsse man sich wenden, um eine Grundlage fester, sicherer, gesunder, der Mode nicht unterworfenen Ideen zu gewinnen, so ist dies bis zu einem gewissen Grade allerdings richtig, nur müssen wir diesen Rath sehr bedenklich finden, wenn wir zu diesem Zweck gerade an das Cäsarische Zeitalter verweisen werden. Es hilft dem Verfasser auch nichts, wenn er sich nachzuweisen bemüht, wie Napoleon I. gerade die Waffen-

\*) Die Freiligrath'sche Schule würde aus dem „National-Literaturhistorie-Gymnasiallehrer“ noch eine ganz andere Ausbeute zu seinem Zwecke gewährt haben.

schaften zu einem Hauptattribut des Kaiserreichs proclamiert habe. Gesetze, wie weit sie zu gehen hätten, schrieb er ihnen allerdings vor; er disciplinierte sie militärisch und polizeilich. Manche 'Parallele Davour' dürfte übrigens an gewisser Stelle vielleicht in nicht ganz freundlichem Sinne gedeutet werden, z. B. wenn er in Octavian dem Kaiser zwar einen gerechten, milden, versöhnlichen, großmüthigen Wiederhersteller der Ruhe und der Reichwohlthat, einen Vändiger der Aufstände, der Verschwörungen, der tumultuarischen Rednerbühne und sogar, was gewiss alles Mögliche sagen will, den Wiederbringer einer wahren und allein fruchtbringenden Freiheit erblickt, aber in dem Triumvir Octavian einen ehrgeizigen, leidenschaftlichen, erbarmungslosen Menschen erkennt, dem jedes Mittel recht gewesen, das ihm zur Befriedigung seines Ehrgeizes gedient habe.

G. M.

## Bibliographie.

- Album der neueren deutschen Lyrik. 2te Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1856. 16. 2 Thlr.
- Apel, L., Gesammelte dramatische Werke. 1ster Band: Räthelstücken. Junge Männer und alte Weiber. Der Hausarzt. Leipzig, D. Wigand. 1856. 8. 1 Thlr.
- Auswahl geistlicher Lieder für Privaterbauung. Herausgegeben von M. Jacobi. Bonn, Marcus. 1856. 8. 20 Ngr.
- Besser, W. F., Martinus von Tours. Ein Lebensbild aus der alten Kirche. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1856. 32. 4 1/2 Ngr.
- Bibliothek der Gegenwart. 1ster Band. Leipzig, Cordt. Gr. 8. 1 Thlr.
- Ein Blumenstrauß. Gebunden für Frauen und Jungfrauen von Frauenhand. Jena, Nauck. 1856. 16. 18 Ngr.
- Boas, C., Schiller's Jugendjahre. Herausgegeben von W. v. Maltzahn. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse Schiller's nach einer Originalsilhouette. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 2 Thlr.
- Boz, Klein Dorrit. Aus dem Englischen von J. Seybt. 1ster Band. Fünf Lieferungen. Leipzig, Wiedemann. 1856. 8. 1 Thlr.
- Caroline Louise, Baruch von Spinoza. Drama in fünf Aufzügen. Berlin, Schneider u. Comp. Br. 8. 20 Ngr.
- Cruickshank, B., Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste Afrika's. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.
- Curt Dörmann, Aus voller Seele. Gedichte. Dresden, Adler u. Diege. 1856. Br. 8. 20 Ngr.
- Deslys, C., Ein Juave. Deutsch von A. Kresschmar. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
- Döll, A., Die gewerbliche Assoziation. Ein Beitrag zur Lösung der Arbeitsfrage. Geprägte Preisschrift. Dresden, Klemm. 1856. Gr. 8. 10 Ngr.
- Dramen aus und nach dem Spanischen. Von F. Braunsfeld. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Dudum, D., Fester Briefe über Literatur, Kunst, Theater und gesellschaftliches Leben. 1ste Lieferung. Pest, Edelmann. 1856. Gr. 12. 15 Ngr.
- Durch Belschland. Reisgedanken und Gedankenreisen aus der Brieftasche eines Candidaten. Stuttgart, C. S. Lesching. 1856. Br. 8. 15 Ngr.
- Fechner, G. L., Professor Schleiden und der Mond. Leipzig, Gumpprecht. 1856. 8. 2 Thlr.
- Feuerbach, A., Der vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.
- Frohschammer, L., Menschenseele und Psychologie. Eine Streitschrift gegen Professor Carl Vogt in Genf. München, Literarisch-künstlerische Anstalt. Gr. 8. 22 Ngr.

Geffcken, J., Der Bildesenthusiasmus des 15. Jahrhunderts und die catechetischen Hauptstücke in dieser Zeit bis auf Luther, mitgetheilt und erläutert. I. Die zehn Gebote, mit 12 Bildtafeln nach Cod. Heidelb. 438. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 4. 2 Thlr.

Göler, Frh. A. v., Treffen bei Ruppina nebst Beschreibung einiger andern Stellen in Rüstoms Herrschaften und Kriegführung Cäsars. Ein Nachtrag zu „die Kämpfe bei Pyrrhismus und Pharsalus“. Mit einer Tafel. Karlsruhe, Müller. Lex.-8. 8 Ngr.

Groth's, R., Quicksborn. Aus dem Plattdeutschen übertragen von C. J. Gotha, Scheube. 1856. 16. 1 Thlr.

Hebbel, H., Gyges und sein Ring. Eine Tragödie in fünf Acten. Wien, Lendler u. Comp. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hurter, F. v., Aus dem Leben des hochwürdigen Herrn Aristaces Azaria, Doctors der Theologie, Generalabtes der Mochitharisten-Congregation, Erzbischofs von Casarea. S. k. apost. Maj. wirkl. Geh. Rathes etc. Wien, Mochitharisten-Congregations-Buchhandlung. Lex.-8. 1 Thlr.

In einsamen Stunden. Erbauliches und Beschauliches in Liedern. 2te Auflage. Berlin, Suttentag. 1856. 16. 1 Thlr.

Klose, C. S., Bruch an der Leinwand vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf die gegenwärtige Zeit und seine Werthwürdigkeiten. Wien, Grandel u. Meyer. 8. 12 Ngr.

Koch, C. P. de, Frau von Konstantin oder wie die That so der Lohn. Aus dem Französischen von L. Fort. Drei Theile. Leipzig, Einhorn. 1856. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ludwig, K., Aus dem Mutterherzen. Jena, Nauck. 1856. 16. 15 Ngr.

Maurer, K., Die Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christenthume, in ihrem geschichtlichen Verlaufe quellenmäßig geschildert. 1ster Band. München, Kaiser. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Maury, M. F., Die physische Geographie des Meeres. Deutsch bearbeitet von C. Boettger. Mit 5 Holzschnitten und 6 grösseren lithographirten Karten. Leipzig, G. Mayer. 1856. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Meißner, A., Zizka. Gesänge. 6te unveränderte Auflage. Leipzig, Herbig. 16. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Meyer, R., Erzählungen aus dem Ries. Berlin, Springer. 1856. Br. 8. 2 Thlr.

Deutscher Rusenalmanach. Herausgegeben von C. Schab. Mit dem Bildniß C. F. Scherenbergs und einer Rusenbeilage von F. Liegt. 6ter Jahrgang. Würzburg, Stadel. 1856. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Nach Constantinopel und Brussa. Ferien-Reise eines Preussischen Juristen. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neumeister, L., Adam Schwobe und Niklas von Lichthausen oder die Erstürmung des Falkenstein. Eine romantische Erzählung aus dem Zeitalter der schlesischen Ritter- und Rottenburgen. 1ste und 2te Lieferung. Reusatz, Deser. 1856. 8. à 2 Ngr.

## Tagesliteratur.

Das gute Recht der reformirten Kirche in Kurpfalz. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Rein, K., Worte erster Liebe über den Katechismus der Kirche der Zukunft dargebracht dessen Verfasser und seinen Lesern. Karlsruhe, Gutsch. Gr. 8. 3 Ngr.

Roß, C. L., Wie die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum der religiösen Jugend-Bildung förderlich sein könne. Ein Vortrag am Ende des Schuljahres zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät, des Königs Wilhelm von Württemberg. Stuttgart, F. Steinkopf. Gr. 8. 4 Ngr.

# Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.)

## Deutsche Allgemeine Zeitung.

Den erhöhten Anforderungen, die in der jetzigen Zeit an die größern politischen Blätter Deutschlands gestellt werden, sucht die Deutsche Allgemeine Zeitung in jeder Weise zu entsprechen. Sie hat zahlreiche und zuverlässige eigene Correspondenten an allen Hauptpunkten Europas, namentlich auch an den verschiedenen bei den gegenwärtigen Ereignissen besonders wichtigen Orten. Ihre Leitartikel suchen den Leser über die politischen Angelegenheiten zu unterrichten und zugleich die Aufgabe der unabhängigen patriotischen Presse nach Kräften zu erfüllen. Den sächsischen Angelegenheiten wird in Leitartikeln und Correspondenzen große Aufmerksamkeit gewidmet. Wichtige Nachrichten, auch die Börsencurse von London, Paris, Wien, Berlin u., erhält die Zeitung durch telegraphische Depeschen. Die Interessen des Handels und der Industrie finden sorgfältige Beachtung. Ein Feuilleton gibt zahlreiche Originalmittheilungen und kurze Notizen über Theater, Kunst, Literatur u. s. w.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, mit Ausnahme des Montags, täglich in einem ganzen Bogen. Das vierteljährliche Abonnement beträgt 1 Thlr. 15 Ngr. Inserate finden durch die Zeitung die weiteste Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Bestellungen auf das mit dem 1. Januar 1856 beginnende neue Abonnement werden von allen Postämtern des In- und Auslandes, in Leipzig von der Expedition der Zeitung angenommen und baldigst erbeten.

Leipzig, im December 1855.

J. A. Brockhaus.

### Gustow'sche Dramen in Miniatur-Ausgaben.

In Miniatur-Ausgaben erschienen bei J. A. Brockhaus in Leipzig und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

#### Hopf und Schwert

Lustspiel in fünf Aufzügen von Karl Gustow.

Geb. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

#### Uriel Acosta.

Trauerspiel von Karl Gustow.

Geb. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Den zahlreichen Freunden dieser Dramen wird es erwünscht sein, dieselben hiermit in eleganter Ausstattung den Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter angereicht zu sehen.

Die Dramatischen Werke Gustow's, wovon acht Bände erschienen (jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr., die meisten Stücke auch einzeln in besondern Ausgaben), enthalten, zum Theil in zweiten und dritten Auflagen: I. Richard Savage. Werner. — II. Pafful. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Hopf und Schwert. — IV. Pugatschew. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Bullenweber. — VII. Liesli. Der Königsleutnant. — VIII. Dittfried. Fremdes Glück. Lenz und Böhne.

### Illustrirte Prachtausgabe von Washington Irving.

Soeben erschien bei J. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Washington Irving. Auswahl aus seinen Schriften. Illustrirt von Henry Ritter und Wilhelm Camphausen. Mit dem Bildniß Henry Ritter's. 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

Selections from the Works of Washington Irving. Illustrated by Henry Ritter and William Camphausen. With the Portrait of Henry Ritter. 4. Geheftet 5 Thlr. Gebunden 6 Thlr.

Eine Auswahl der geistvollsten Skizzen Washington Irving's mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen der beiden trefflichen hüsseldorfer Künstler Henry Ritter und Wilhelm Camphausen, von denen der Erstere das Unternehmen begründete, aber vor der Beendigung leider der Kunst entzogen wurde, der Zweite nach dem Wunsche seines Freundes das Werk beendete: ein auch typographisch und xylographisch (in der xylographischen Anstalt von C. Kerschmar) geschmackvoll und reich ausgestattetes Prachtwerk, das eine Zierde jedes Salons bilden wird.

Das Werk erschien gleichzeitig in einer deutschen und einer englischen Ausgabe.

## Wilhelm von Humboldt.

Im Verlage von **J. W. Neumann** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

### W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

**Lichtstrahlen** aus W. von Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Bolzogen, Schiller, G. Forster und J. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Maler**. Dritte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längst einer der gefeiertsten Namen Deutschlands, ist dem größten Publicum erst durch seine „Briefe an eine Freundin“ (Charlotte Diede) werth und theuer geworden: ein Briefwechsel, der, wie sich ein bekannter Kritiker ausdrückt „einzig in seiner Art dasteht, mit dessen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichtum sich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollsten Documenten der classischen Periode unserer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachlässen von Schiller, Goethe und andern Trägern derselben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anschauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeschichte der Deutschen eine der höchsten Ehrenstellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erscheint in diesem Briefwechsel mit den höchsten Tugenden des Privatlebens geschmückt, für die Jugend ein Muster zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe seines Geistes und der Reichtum seines Herzens finden auf jedem Blatte dieses Briefwechsels die schönsten Belege.“ Die „Briefe Wilhelm von Humboldt's an eine Freundin“ haben sich auch rasch in der deutschen Lesewelt eingebürgert, sodaß davon jetzt schon eine sechste Auflage nöthig geworden.

Dem Interesse, das die „Briefe an eine Freundin“ für W. v. Humboldt erregten, haben die von **Elisa Maler** aus diesen und andern Briefen Humboldt's geschickt zusammengestellten und von einer sehr gelungenen Biographie desselben begleiteten „Lichtstrahlen“ es zu danken, daß auch sie schnell Freunde gewannen und jetzt schon in dritter Auflage vorliegen.

Oben ist in der Allgemeinen deutschen Verlags-Anstalt in Berlin erschienen:

## Aus dem Oberland

von

fr. v. Gaudy.

Prachtvoll gebundene Miniatur-Ausgabe. 27 Sgr. Geh. 15 Sgr.

Diese reizenden Erzählungen aus den Bergen des Salzkammerguts und Tirols enthalten: Gold-Rathi am Achensee. — Die Rettenbacher Alm. — Gasperein Badetreiben. — Beim Straubinger. — Auf dem Sammlerhagl. — Der Pfarrer von Admont. — Zwischen Ziller und Salzach. — Dürrenboden-Hüte. — Am Krinkl-Fall. — St. Anna-Tag.

Das Register zum Jahrgang 1855 wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Neumann. — Druck und Verlag von J. W. Neumann in Leipzig.

Vollständig erschien bei **J. W. Neumann** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bremer (Frederike),

## Die Heimat in der Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Aus dem Schwedischen. Neun Theile. 12. Geh. 3 Thlr.

Diese Schrift der bekannten schwedischen Schriftstellerin hat in Schweden, England und Nordamerika die größte Aufmerksamkeit erregt und bereits auch in Deutschland dieselbe allgemeine Theilnahme gefunden, die hier allen Schriften der Verfasserin zu Theil wurde. Frederike Bremer schildert in diesem Werk ihren zweijährigen Aufenthalt in Nordamerika und liefert darin die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner, sodaß dasselbe nicht bloß von den zahlreichen Verehrern der Bremer'schen Schriften, sondern in noch weitern Kreisen gelesen zu werden verdient.

Von der Verfasserin erschienen früher in demselben Verlage: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster bis zwanzigster Theil. 12. Jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Wälder des Präsidenten. Vierte Auflage. — Wina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie J. Zweite Auflage. — Aeltere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Palästina. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Sommerreise. Zwei Theile. — Leben im Norden. Morgen-Wachen.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

Bei **J. W. Neumann** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Fortlage (Karl), System der Psychologie

als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine neue, aus langjährigen Studien hervorgegangene Psychologie des bekannten Philosophen, die nicht bloß die Philosophen von Fach, sondern auch weitere Kreise interessieren wird, da sie in allgemein verständlicher Sprache geschrieben ist.

Von demselben Verfasser erschien im gleichen Verlage:

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. 8. 1852. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk entwickelt mit besonderer Rücksichtnahme auf die Interessen der Gegenwart in einer gedrängten, sachlichen und faßlich durchsichtigen Form die Systeme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zusammenhängen, worin es als die maßgebende Triebfeder der fortschreitenden geistigen Bewegung erscheinen, von welcher die Gegenwart sich in allen Gebieten des Lebens und Wissens ergreifen zeigt. In unserer Zeit, in der zur Lösung der abschwebenden politischen und religiösen Fragen ein Verständnis der Grundzüge unserer großen Denker in weitem Kreise dringend notwendig wird, verdient dieses Werk auch von dem größten Publicum gelesen und nicht zu werden, zumal die Kritik allgemein anerkannt hat, daß es seinem Zweck vollständig entspricht.

# Register.

- Abel, D., Theodat, König der Ostgothen. 405.  
 Abgar, D., Lieder. 682.  
 Adler-Mesnard. La littérature allemande au 19<sup>me</sup> siècle. 422.  
 Albrecht, K., Gedichte. 754.  
 Album. Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller. Herausgegeben von J. L. Kober. 349.  
 Album aus dem Wuppertale. Herausgegeben von Richard Seel. 936.  
 Allgemeine deutsche Volksbibliothek. 620.  
 Alterthümer und Kunstdenkmale des bairischen Herrscherhauses. 74.  
 Amerikanische Romane. 21.  
 Andersson, R. J., Eine Weltumsegelung mit der schwedischen Kriegsfregatte Eugénie. 217.  
 Anfänge. Zwei Bände. 252.  
 Anna Askewa, eine protestantische Märtyrerin. 442.  
 Anthologien. 630.  
 Anton, D., Gedankenblige. 753.  
 Aphorismen über die Liebe. Von einem Geiste. 260.  
 Appell, J. B., Goethe's Werther und seine Zeit. 532.  
 Armuths- und Arbeitsfrage betreffend. 942.  
 Arnd, E., Geschichte der letzten 40 Jahre. Supplement zu J. F. Beder's Weltgeschichte. 481.  
 Athen, die Universität. 665.  
 d'Aubigné's, A., Denkwürdigkeiten. 281.  
 Aufagen, neue, von Büchern. 662.  
 Augusteisch-cäsarische Aera in Frankreich. 961.  
 d'Aunet, Léonie, Voyage d'une femme au Spitzberg. 761.  
 Aus Amerika. 296.  
 Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. 613.  
 Aus dem Tagebuche des Rittmeisters von Colomb. Streifzüge 1813 und 1814. 420.  
 Aus dem Tagebuche eines österreichischen Adjutanten. 480.  
 Aus den Lehrjahren des Pfarrers von Reichenau. 900.  
 Aus einer alten Kiste. Originalbriefe, Handschriften und Documente aus dem Nachlasse eines bekannten Mannes. 548.  
 Ausgrabungen in Griechenland. 666.  
 Aus grünen Zweigen. Gedichte von \*\*\*. 751.  
 Australische Journalistik. 113.  
 Babylon, seine Ruinen. 423.  
 Bachmann, B., Freude macht Angst. Lustspiel nach der Frau Emile de Girardin. 862.  
 Bahn, A., Bühnenspiele. 860.  
 Barante, de, Histoire de la Convention Nationale. 205.  
 Barnum, P. F., The life of. 109.  
 Barnum der Kaufmann, Journalist und Karitätenmann. Deutsch von A. Krehshmar. 265.  
 Barth, Karl. 47.  
 — G. G., Bilder aus dem innern Leben. 233.  
 Bartholmes, C., Histoire critique des doctrines religieuses de la philosophie moderne. 922.  
 Baschet, A., Les origines de Werther. 837.  
 Baskerville, A., The poetry of Germany. 40.  
 Bastiat, F., Sur le libre échange. 500.  
 Bäuerle, A. (Dito Fern), Ferdinand Raimund. 783.  
 — Theresie Krones. 787.  
 Bäuerle, A., Aus den Geheimnissen eines wiener Advocaten. 950.  
 — Wien vor zwanzig Jahren, oder: Baron Rothschild und die Lischlerstöchter. 951.  
 — Die Entlein des Freimanns. 951.  
 Baumgarten, R., Ein Denkmal für Klaus Harms. 899.  
 Baumgarten-Crusius, A., Leben des Rectors und ersten Professors der königlich sächsischen Landesschule zu Meissen, Dr. Detlev Karl Wilhelm Baumgarten-Crusius. 201.  
 Baumgartner, J., Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—50. 577.  
 Bechstein, L., Fahrten eines Rusikanten. Zweite Auflage. 778.  
 — Wartburg-Bibliothek. 795.  
 — Dr. Johann Matthäus Bechstein und die Forstakademie Dreifligacker. 901.  
 Beck, F., Theophrast. 644.  
 Becker, A., Jung Friedel der Spielmann. 153.  
 Beer, H., Dichtungen. 699.  
 Behr, Royer de, Traité élémentaire d'économie politique. 649.  
 Beigle, H., Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. 357.  
 Bell Smith abroad. 903.  
 Berger, J. G., Gedichte. 688.  
 Berichtigung einer Miscelle über Hippolyt. 521.  
 — in Betreff der „Scènes des camps“. 594.  
 Berliner literarische Zustände. 279. 418. 607. 738. 863.  
 Besser, L., Die Naturgeschichte der Arbeit. A. u. d. L.: Armuth oder Arbeit. 649. 942.

- Deuberger, B. J., Spätherbstblüten. 457.  
 Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des österreichischen Kaiserstaats. 475.  
 Vibra, E. v., Reise in Südamerika. 556.  
 Bilder und Klänge aus Rudolfsstadt. 459.  
 Birch, Chr., Marguerita. 37.  
 Bladert, J. G., Olybester und Herr von Polymar. 186.  
 Blätter für literarische Unterhaltung, in Angelegenheit derselben. 282.  
 Blessington, Gräfin, Memoiren derselben. 387.  
 Bliss, H., Robespierre, a tragedy. 39.  
 Blüten aus dem Treibhause der Kritik. 41.  
 Bodemann, F. B., Gesammelte Briefe von, an und über Martin Boos 399.  
 — Johann Friedrich Oberlin, Pfarrer in Steinhilf. 899.  
 Boden, A., Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands während der letzten Jahrzehnte. 810.  
 Bodensiedt, F., Alexander Puschkin's poetische Werke, aus dem Russischen übersetzt. 465.  
 Böhmert, K. B., Briefe zweier Handwerker. 649.  
 Böhmisches Literatur. 714.  
 Böhmisches literarische und gelehrte Gesellschaften. 901.  
 Böhm, A. B., Gotthold Ephraim Lessing's Protestantismus. 731.  
 Bölle, Amely, Männer und Weiber. 896.  
 Bolk, A., Lied vom Heerzjunge Igor's gegen die Polowzer. 740.  
 Boner, Ch., Cain. 386.  
 Bornstedt, Ruise von, Gedichte. 751.  
 Böttger, A., Gedichte. 755.  
 Brachvogel, A. C., Seelenwanderung. Episches Gedicht. 214.  
 Brandes, J. R., Ausflug in die Pyrenäen und Erstigung des Montperdu. 389.  
 Braniß, G. J., Ueber die Würde der Philosophie und ihr Recht im Leben der Zeit. 57.  
 Braun, C., Vorschule der Kunstmythologie. 765.  
 — J., Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur. 765.  
 Breier, C., Die beiden Gräsel. 952.  
 Bremer, Frederike, Die Primat in der Neuen Welt. 589.  
 Brendel, F., Die Musik der Gegenwart und die Gesamtkunst der Zukunft. 52.  
 Brigham Young, eine Kanzenrede desselben. 521.  
 Bright, La vérité sur la question d'Orient. 77.  
 Brodthaus' Reisebibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe. 386.  
 Brugsch, F., Wanderung nach den Ruinenhöfen in Aegypten. 405.  
 Bruhn, G. J., Der Skalde. 534.  
 Brunn, J., Geschichte der griechischen Künstler. 765.  
 Brummer, C., Woher? Wohin? 265.  
 Büchner, L., Kraft und Stoff. 791.  
 Bubbeus, A., Schweizerland. 577.  
 Bühnenpoesie und Bühnenkritik. 70.  
 Bunsen, K. Chr. J., Hippolytus und seine Zeit. 301.  
 — Die Zeichen der Zeit. 929.  
 Burckhardt, J., Der Cicerone. 502.  
 Burow, Julie, Bilder aus dem Leben. 404.  
 Busse, F., Irrthum und Liebe. 863.  
 du Camp, M., Chants modernes. 501.  
 664.  
 Canno, Maria, Gedichte. 384.  
 Carl, der Theaterdirector, und die Schriften von Gämmerler und Kaiser über ihn. 919.  
 Carlyle, Th., und seine Schriften. 909.  
 Carriere, M., Das Wesen und die Formen der Poesie. 61.  
 Caspari, K. J., Erzählungen für das deutsche Volk. 620.  
 Chappuis, B. von, Des Invaliden Tagebuch. 91.  
 Chardon's Relations de voyages. 441.  
 Cherruel, Dictionnaire historique des institutions, moeurs et coutumes de la France. 500.  
 Cholevius, K. L., Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 241.  
 Claudius, Matthias. 536.  
 Clement, B., Gedichte. 457.  
 Clever, A., Gedichte. 127.  
 Congreve, R., The Roman Empire of the West. 478.  
 Conscience, J., Die Dorfplage. 503.  
 Conversations-Lexikon, das, und seine Nebenwerke. 588.  
 Constance, Dichtungen. 699.  
 Constant, B., Semmen. 826.  
 Cortambert's Karte der Berühmtheiten Frankreichs. 399.  
 Crab, Th., Junge Röven. 386.  
 Crone, J., Sagen des Haselthals. 534.  
 Cunibert, B. S., Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu'à 1850. 853.  
 Currer Bell. 387.  
 Czechische Bühne, die, zu Prag. 929.  
 Dante, ein dänisches Trauerspiel. 438.  
 Dangel, Th. B., Gotthold Ephraim Lessing. 731.  
 Danziger Chronik Caspar Weinreich's. 492.  
 Das Einkommen des Arbeiters vom nationalökonomischen Standpunkt. 649.  
 Das weiße Buch. Dichtungen eines Laien. 914.  
 David, J. J., Nr. 23 oder 9, 12, 47. Localwanderer. Zweite Auflage. 869.  
 Der Held der Dichtung. Eine Oetter-sage in 16 Gesängen. 869.  
 Der Jugendbund. Schauspiel von J. L. 569.  
 Deutsche, Leben und Leiden derselben im fernem Osten. 91.  
 Deutsche Kultur in Russland. 853.  
 Deutsche Dichtungen in der Beleuchtung englischer Kritik. 425.  
 Deutsche Dramen, neuere, das Athenaeum français über dieselben. 609.  
 Deutsche Journalistik. 814.  
 Deutsche Kunstwerke, Ausstellung derselben in Paris und Urtheile der französischen Kritik über dieselben. 776.  
 Deutsche Literatur und Kunst in Frankreich. 421.  
 Deutsche Literatur und Philosophie in Italien. 645.  
 Deutsche Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen. 405.  
 Deutsche Zeitschriften in London. 761.  
 Die Herzogin von Ahlden, Stammutter der königlichen Häuser Hannover und Preußen. 25.  
 Dieterici, K., Joseph, ein idyllisch-episches Gedicht. 459.  
 Dietrich, Amalie, Tagebuchbemerkungen in Reim und Prosa. 937.  
 Diezmann, A., Friedrich von Schiller's Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse. 162.  
 — Aus Weimars Glanzzeit. 399.  
 Dramaturgische Notizen. 537.  
 Dreyer, Johann Matthias. 570. 702.  
 Dumas, A., Reiseerinnerungen aus der Schweiz. 577.  
 Dumas des Jüngern Demi-monde. 33.  
 Dünker, J., Goethe's Götter und Götter. 521.  
 — Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenia. 531.  
 — Goethe's Iaffo. 531.  
 — Goethe's Prometheus und Pandora. 521.  
 Dupin's Memoiren. 351.  
 Durck, G. R., Aesthetik der christlichen bildenden Kunst des Mittelalters in Deutschland. 189.  
 Dur, A., Ungarische Dichtungen. 847.  
 Eckart, F., Der gute Hirt. 385.  
 Edwygrau, Historische Gedichte. 132.  
 Eichhorn, A., Der ermeländische Bischof und Cardinal Stanislaus Hofius. 35.  
 Eigennamen, zur Orthographie derselben. 741.  
 Ein Besuch bei Schamyl. Brief aus Preußen. 610.  
 Ein empfindsamer Besuch im Jovidenhöl zu Paris. Vom Verfasser von „Frankreich unter dem Kaiser Napoleon.“ 324.  
 Ein Schriftstellerleben. Reise der Verfasserin von „Gedwies-Castle.“ 35.  
 Eine Reise um die Welt, von Osten nach Osten, durch Sibirien und des Ost und Atlantische Meer. 355.  
 Enault, L., Goethe. Werther. 81.  
 Englisch und Deutsch. 139.  
 Englische Presse, ihr Absatz und ihr Verhältniß. 860.  
 Eschholz, F. von, Schauspieler. 864.  
 Etchö, Baron J., Der Einfluß der schwedischen Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat. 429.



- Erbauliches und Beschauliches aus dem Nachlasse von Karl Barthel. Mit einer biographischen Charakteristik des Verfassers von J. W. Hanne. 889.
- Erhard, A., Ditt. Lustspiel nach E. Augier. 863.
- Erinnerungen aus den Feldzügen 1806—15. Aus den hinterlassenen Papieren eines Militärarztes. 279.
- Erzählungen aus dem Volksmunde. 620.
- Essnische Cultur- und Literaturzustände. 793.
- Evangelischer Verein, Publicationen desselben. 57.
- Fairy tales. By the countess d'Aulnoy. Translated by J. Planché. 630.
- Faucher, Leon. 76.
- Faust und Hamlet, Blätter an Barnhagen von Enke zu seinem 70. Geburtstage. 405.
- Fettinger, F., Leierklänge. 90.
- Feuerbach, Anselm, Nachgelassene Schriften. 337.
- Fischer, J. C., Gedichte. 214.
- Kuno, contra Schenkel. 45.
- Flemmich, F., Klänge der Kindheit und Jugend. 698.
- „Fliegende Blätter für Musik“, die, gegen E. Hanslick. 666.
- Förster, Georg. 169.
- Förster, E., Körner. 699.
- Fos, R., Geschichte des deutschen Volks. Eine Erläuterung zu R. F. Hermann's 15 großen Bildern unter gleichem Titel. 431.
- Franz, H., Johannes Fuß. 153.
- Französische und deutsche schöne Literatur. 940.
- Frauen, ihre Stellung. 282. 705.
- Frauen, die Schriftstellerinnen, und der Humor. 187.
- Frauenstäd, J., Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 685.
- Freese, P., Die Prinzessin von Ahlden oder die Prophezeiungen. 255.
- Freiburger, E., Ein Kunstgespräch in Versen. 75.
- Freiheitskampf, griechischer, als Stoff für einen Roman. 833.
- Freudentheil's, W. K., Gedichte, herausgegeben von J. Geßken. 900.
- Freitag, S., Soll und Haben. 445.
- Friedmann, Friederike. 139.
- Fromment's Genfer Chronik. 442.
- Fünfzig Jahre Stillleben im Drange der Zeit und der Geschäfte. Poetische Aufzeichnungen eines greisen Hof- und Staatsmannes. 754.
- Furtwängler, M., Die Idee des Todes in den Mythen und Kunstdenkmälern der Griechen. 765.
- Galen, Philipp, Fritz Stilling. 517.
- Harde an Kant. 478.
- Hedenkbuch an Friedrich Schiller. 389.
- Heibel, E., Meister Andrea. 859.
- Heisler, A., Geschichte der neuesten Zeit bis 1854. 481.
- Gelahrter Stand, seine Stellung in Ausland und in Deutschland. 904.
- Gellertbuch. Herausgegeben von F. Rammann. 477.
- Genée, R., Lustspiele. 860.
- Das Wunder. 862.
- Gennadios, Georg. 665.
- George, E., Gemüth und Welt. 127.
- Gérard de Nerval. 257. 422.
- Germany during the insurrections of 1848. 111.
- Gerwinus, G. C., Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen. 597.
- englische und französische Stimmen über ihn. 834.
- Ghika, Prinzessin Aurelia, Denkerbriefe vom walachischen Donauufer. 959.
- Giltsich, M., Kleinigkeiten. Lustspiel. 861.
- Girard, P., Die norddeutsche Ebene. 789.
- Giske, R., Johannes Mathenow. 602.
- Pfarr-Röschen, englisch. 298.
- Glümer, Claire von, Aus den Pyrenäen. 846.
- Gobineau über den Untergang der Völker. 22.
- Goethe's Zauberlehrling und Braut von Korinth. 574.
- Farbenlehre, verteidigt durch Arthur Schopenhauer. 674.
- Werther im Auslande. 837.
- Zur Charakteristik desselben. 869.
- Goethe-Kestner'scher Briefwechsel. Dritter Artikel. 285.
- Goldene Grün, das, bei Goethe und Schiller. 367.
- Goldschmidt, Skizzen aus der Mappe eines Arztes. 294.
- Görz, Graf von, Reise um die Welt in den Jahren 1844—47. 217.
- Götschel, E. F., Der Grob-Teppich in Greifswald. Ein Bild aus dem 17. Jahrhundert zur Erinnerung an das 16. 405.
- Gothische Briefe von \*\*\*. 74.
- Gotthelf, Seremias, Erlebnisse eines Schuldenbauers. 158.
- Gottschall, R., Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erster Band. 633.
- Grassunder, A., Ueber Kunst. 189.
- Grammont, R. G., The history of the chartist movement. 221.
- Greenwood, Grace, Haps and mishaps of a tour in Europe. 110.
- Griechische Kunst und Mythologie. 765.
- Gries, Johann Diederich. 613.
- Grillparzer's Sappho und der Fächer von Ravenna in England und Frankreich. 128.
- Große, M., Bernhard von Weimar. 251.
- Grün, A., La vie publique de Montaigne. 441.
- Grünhagen, E., Adalbert, Bischof von Hamburg, und die Idee eines nordischen Patriarchats. 57.
- Gruppe, D. F., Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland. 801.
- Gruson, L., Blide in das Universum. 178.
- Guhrauer, G. E., Gotthold Ephraim Lessing's Leben in der Periode vollendeter Reife. 731.
- Guizot, der ältere und jüngere, schriftstellerische Thätigkeit derselben. 352.
- Gundling, J., Federzeichnungen aus den Feldlagern bei Boulogne und Krakau im Jahre 1854. 556.
- Günther's (E.) Uebersetzung des Horaz. 261.
- Guskow, R., Lenz und Söhne. 505.
- Die Diakonissin. 507.
- Hagen, A., Norica, zweite Auflage. 405.
- R., Deutsche Geschichte von Rudolf von Habsburg bis auf die neueste Zeit. 481.
- Hallberg, Emilia Emma von, Waldmärchen und Balladen. 681.
- Hamburg sonst und jetzt. 318.
- Hammer-Purgstall, Das arabische hohe Lied der Liebe. 864.
- Handelmann, Die letzten Zeiten hanfischer Uebermacht im skandinavischen Norden. 106.
- Hante, Henriette, Mein Wintergarten. 599.
- Hansal, R., Neueste Briefe aus Charium in Centralafrika. 815.
- Hanslick, E., Vom Musikalisch-Schönen. 277.
- Harting, P., Skizzen aus der Natur. 295.
- Hartmann, A., Kiltabendgeschichten. 619.
- J. C., Meinetz Kuch. 405.
- Hartung, F. A., Ungelehrte Erklärung des Goethe'schen Faust. 532.
- Häusser, L., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. 431.
- Hebbel, F., Agnes Bernauer. 411.
- Hegewisch, F. P., Denkschrift zu seiner Jubelfeier. 369.
- Heine, H., in der Beleuchtung der französischen und englischen Kritik. 76. 849.
- Die Archives du judaisme über ihn. 150.
- Die französische Ausgabe seiner Werke. 259.
- Heine's Romanzero, Bemerkungen und Berichtigungen dazu. 717.
- Berichtigungen zu diesen Berichtigungen. 886.
- Heinsius, J., Kaiser Heinrich IV. 607.
- Helfer, S. A., Fuß und Hieronymus. 331.
- Henze, A., Die Handschriften der deutschen Dichter und Dichterinnen. 165.
- Herder als vaterländischer Dichter. 149.
- Natalie von, Gedichte. 752.
- Hering, Elisa, Gedichte. 127.
- Hess, der Feldzeugmeister. 868.
- Hessmer, F. M., Lieder der unbekannten Gemeinde. 894.
- Heise, P., Melager. 413.

- Hinrichs, F., Richard Wagner und die neuere Musik. 52.
- Hirsch, S., Das Handwerk und die Künfte in der christlichen Gesellschaft, vornehmlich in Deutschland. 649.
- Hoeppel, Chr., Sakontala. 21.
- Höfer, C., Aus dem Volk. 619.
- Aus alter und neuer Zeit. 619.
- Hoffmann, B. von, Lieder des Herzens. 693.
- von Kallerkleben, Lieder aus Weimar. 890.
- Hohenhausen, Elise von, Die Marquesas-Insel. 56.
- Holländische Literatur. 666.
- Holtei, K. von, Ein Schneider. 409.
- Der Oberrichter Bote. 409.
- Hölty, Dramatisches Gedicht in drei Acten von einem Hammelburger. 249.
- Horn, M., Magdala. 680.
- Humboldt, A. von, Kleinere Schriften. 173.
- Humor, der deutsche, und das Ausland. 461.
- Hutterus, J. M., Die Montenegriner. 416.
- Huzar, E., La fin du monde par la science. 761.
- Jacobi, Otto (vom Ravensberg), Gedichte. 699.
- Jahn, D., Beschreibung der Basensammlung König Ludwig's in der Pinakothek zu München. 765.
- Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubig. 34. Jahrgang. 861.
- Janssen, J., Wibald von Stablo und Korvei, Abt, Staatsmann und Gelehrter. 367.
- Jasmond, J. von, Actenstücke zur orientalischen Frage. 405.
- Jean Paul. 522.
- Indische Dichtkunst. 20.
- Industrie, die, als welt herrschende Macht. 237.
- Johannes, Dekar Romailarg, Strandlieder. 608.
- Johnston's Chemie des täglichen Lebens. 293.
- Jones, E., The battle-day and other poems. 779.
- T. P., Firmilian, or the student of Badajoz. 39.
- Jordan, B., Demiurgos. Ein Mysterium. 343.
- Joseph's, des Königs, Memoiren. 870.
- Journal du Marquis de Dongeau. 500.
- Journalistik, populär-belletristische und populär-wissenschaftliche. 22.
- Irving, W., Chronicles of Wolfert's Roost. 317.
- Jung, A., Goethe's Wanderjahre. 531.
- und Hugo Deibermann. 631.
- G., Geschichte der Frauen. 705.
- Jungbuhn, F., Sava. 177.
- Kamp, B. von, Der Dienst der Infanterie bei der Vertheidigung der Festungen. 809.
- Kannegiesser, K. L., Schwanengesänge berühmter Dichter. 936.
- Kapp, Fr., Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten. 554.
- Keller, E. F., Die Drangsale des nassauischen Volks und der angrenzenden Nachbarländer in den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. 231.
- G., Der grüne Heinrich. 669.
- Kertbeny, K., Ungarische Bibliographie. 94.
- Dichtungen von Saray. Aus dem Ungarischen übersetzt. 847.
- Ungarische Malerrevue. 796.
- Kesner, G., Les chants de l'armée française. 501.
- Kette, F., Gedichte. 935.
- Keyser, L. E., J. G. F. Cannabich in seinem Leben und in seiner literarischen Wirksamkeit. 201.
- Kirchmann, P. F., Geschichte der Arbeit und Cultur. 649.
- Klein-Bathalla. 534.
- Klemm, G., Die Frauen. 705.
- Kleude, Der Parnas zu Braunschweig. 314.
- F., Die Schöpfungstage. 375.
- Sonntagsbriefe eines Naturforschers an seine religiöse Freundin. 685.
- Knigge, Freiherr von. 525.
- Know-Nothingismus, der. 296. 370.
- Koch, Rosalie, Stillleben oder: Der Segen einer religiösen Erziehung. 590.
- Koenig, F., König Jérôme's Carnaval. 873.
- Regina. Zweite Auflage. 873.
- Königin Luise. Ein Preußenbuch. 956.
- Königsberger literarische Zustände. 514.
- Kompert, L., Am Pflug. 830.
- Köpert, F., Junge Blätter. 699.
- Köppen, F., Preußens Erhebung. 959.
- Koromilas, des Griechen, Buchdruckerei. 741.
- Kritik, die, und die producirenden Talente. 1.
- Fliegende Gedanken darüber. 222.
- zur Kritik derselben. 960.
- die, und „Soll und Haben“. 662.
- Kritiker, die, und das Publicum. 112.
- Kruse, F., Der Wettlauf. 249.
- Krylow, Swan Andrejewitsch. 866.
- Kühne, F. G., Die Freimaurer. 101.
- Künstler, W., Dorfgeheimnisse aus dem nordöstlichen Thüringen. 620.
- Kugler, F., Geschichte der Baukunst. 74.
- Kurz, Hermann, Der Sonnenwirth. 469.
- Laboulaye, Histoire politique des États-Unis. 921.
- Lamennais, Oeuvres posthumes. 922.
- Lancizolle, L., Ueber Goethe's Verhältnis zu Religion und Christenthum. 795.
- Langenn, F. A. von, Christoph von Carlowitz. 757.
- Lappenberg, S. M., Dr. Thomas Murner's Hellspiegel. 186.
- Laubach, Th., Gedankenbilder. 88.
- Laube, F., Prinz Friedrich. 414.
- Laun, A., Der Lärche, Lustspiel im Rollire. 610.
- Die gelehrten Frauen, nach Molière. 862.
- Lecker, Emilie, Poetische Kränze. 751.
- Lebberhose, K. F., Friedrich Schlegel. Ein Leben aus der Reformationszeit. 195.
- Leech, J., Pictures of life and character. 221.
- Lehmann's „Goethe's Liebe und Liebesgedichte“, englisches Urtheil darüber. 262.
- Leinburg, G. von, Esaias Legniet's Frithiofsage. 610.
- Leiß, L., Gedichte. 386.
- Leutner, Joseph Friedrich. 721.
- Lerchenfeld, G. Freiherr von, Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph I. 41.
- Lessing-Literatur. 731.
- Lettres du maréchal de St.-Arnaud. 629.
- Lewald, Fanny, Adele. 749.
- Lewes, G. H., The life and works of Goethe. 832.
- Lindner, E. D., Die erste stehende deutsche Oper. 475.
- Lingg, F., Gedichte. 225.
- Literarische Neuigkeiten und Theateranzeigen aus England. 869.
- Literatur und Volk. 716.
- Lobedanz, C., Sakuntala. Nach dem Indischen des Kalidasa. 21.
- Eine Laube aus der Urke Noah. 90.
- Löhn, Anna, Giovanna. 459.
- Lonard, A., Zeitlosen. 699.
- London, aus. 38. 109. 220. 316. 386. 476. 629. 700. 831.
- Longfellow, F. W., Der spanische Student. 250.
- Ludwig, F., Die deutschen Kaiser in erziehenden Dichtungen zu den Gemälden des frankfurter Kaiserfests. 73.
- Der Chronist Friedrich Lutz. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 335.
- Lucas, F. W., Dichtergärten aus dem Buppertthale. 534.
- Ludwig, F., Die Unsterblichkeit. 698.
- Luise, Königin von Preußen. 856.
- Lyrische Kleinigkeiten. Von ... 214.
- Macdonald, W. B., Ten Scottish songs rendered into German. 225.
- Magnetismus- und Odsmagnetismus. 81.
- Marggraf, F., Ernst Schulte. In seinen Tagebüchern und Briefen, wie nach Mittheilungen seiner Freunde. 321.
- Marr, A. B., Die Musik des 19. Jahrhunderts und ihre Pflege. 474.
- Mähly, S., Kathäde. 214.
- Mäurer, G., Blüten aus dem Thierpark. 682.

- Reiter, C., Indisches Liederbuch. 21.  
Reisner, A., Der Pfarrer von Grafenried. 695.  
Memoirs of James Gordon Bennett and his times. By a journalist. 904.  
Rendelssohn, J., Ueberall Jesuiten. 862.  
Renger, R., Josephs. 249.  
Renzel, R. A., Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation. 481.  
— W., Geschichte Europas vom Beginne der französischen Revolution bis zum Wiener Congress. 481.  
Reimer, J. A., Ueber den Ursprung, die Bedeutung und Entwicklung der Basilika. 189.  
Reyer-Ahrens, C., Die Bergkrankheit. 296.  
Reyer, S., Physik der Schweiz. 577.  
Rezzosanti. 368.  
Richels, R., Der kirchliche Standpunkt in der Naturforschung. 685.  
Michelsen, E. H., Modern jesuitism. 558.  
Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde. 133.  
Militärischer Geist der Völker, Napoleon und Cathcart über denselben. 113.  
Rindow, J., Ueber die rhythmische Metrik in der deutschen Sprache. 796.  
Ristellen. 129.  
Mitchell, J., Jail journal, or five years in British prisons. 220.  
Rohr, S. S., Epigramme. 385.  
Rohlfott, S., Georg Forster, der Naturforscher des Volks. 170.  
Roltke, M., Ein Frühling. 457.  
— Ein Frühling. Dritte neu gesichtete Auflage. 457.  
Montrenil, de, Dictionnaire des chancelleries diplomatiques et consulaires. 812.  
Moreud, apokrypher Walter Scott'scher Roman. 75. 317. 477.  
Morgan (Lady), The life and times of Salvalor Rosa. 828.  
Müller, C., Elisabeth. Ein erzählendes Gedicht. 534.  
— R., Ansichten der Natur aus allen Reichen und Zonen. 373.  
— M., Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the seat of war in the East. 149.  
— D., Der Tannenschütz. 55.  
— Charlotte Ackermann, ins Französische übersetzt. 76.  
— W., Düsseldorf's Künstler aus den letzten 25 Jahren. 189.  
— Das Rheinbuch. 405.  
Münchener Kunst, ein Dritte über dieselbe. 114.  
Münchhausen, eine französische. 424.  
Musculus, Wolfgang, und die fahrenden Schüler. 922.  
Muse, die zehnte. 762.  
Museumsmagazin, Deutscher, von Chr. Schad. 288.  
— von D. G. Gruppe. 288.  
Nachkommen, die, der Maria Stuart. 761.  
Näf, Heinrich, von Kappel. Ein Dichter leben. 721.  
Nationalliteratur und Volk. 961.  
Neubürger, C., Gedichte. 534.  
Neugriechische Literatur. 148. 591.  
Neumeister, R., Herodes der Große. 250.  
Newman, F. W., The odes of Horace translated in unrhymed metres. 261.  
Newman, S. H., Die Lürken in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Christenheit. 203.  
Niegolewski, Les Polonais à Somosierra en 1808 en Espagne. 848.  
Nirndorf, Emma, Aus dem heutigen Paris. 332.  
— R. A., Liebenstein. 890.  
Nisfche, A. von, Sänge und Klänge. 534.  
Nisfche, R., Lyrische Klänge. 90.  
Noctes Ambrosianae. 831.  
Nordheim, H., Lieder und Sprüche. 753.  
Norton, Karoline, Die Frauen in England unter dem Geleite unsers Jahrhunderts. 705.  
Noth, die, als zehnte Muse. 592.  
Nouvelle Biographie générale. 760.  
Novae epistolae clarorum virorum ad Dominum de Mixta Colanda in cathedra dulcis desipientem et in loco misae. 610.  
Dehlenschläger, Adam, französische Schrift über ihn. 558.  
Dettinger, C. M., Blutende Lieder. 89.  
— Die Frauen der Französischen Revolution. 147.  
— König Jérôme Napoleon und sein Capri. 180.  
Dlshausen, Th., Das Wiffisspithal. 553.  
Dörmwald, W., Im Grünen. 937.  
Dittlie, Ein Diplomat. 54.  
Paalzon, Frau von. 525.  
Palleste, C., König Ronmouth. 418.  
Palmblad, G. W., Aurora Königsmark und ihre Verwandten. 25.  
Paris, aus. 75. 144. 257. 351. 421. 440. 500. 571. 664. 759. 812. 921.  
Passavant, S. D., Die christliche Kunst in Spanien. 189.  
Peip, A., Christus und die Kunst. 189.  
Pfaff, Chr. H., Lebenserinnerungen. 265.  
Pfeifer, S., Gedichte. 91.  
Pfeil, Graf von, Kometen und Meteor. 881.  
Physiologie, die streitenden Parteien in derselben. 685.  
Pichler, A., Gedichte. 753.  
Pieper, W., Gedichte. 383.  
Poley, Goethe et Werther. 837.  
Politischer Weltspiegel. 369.  
Polnische Literatur. 202.  
Polstoragky, der Bibliophile. 425.  
Preller, R. H., Reunzig Lieder und neun polemische Episteln. 895.  
— L., Griechische Mythologie. 765.  
Preyer, S. R., Die Eulioten. 249.  
Prug, R., Das Engelchen. 541.  
— Felix. 541.  
— Der Musikantenthurm. 541.  
— Neue Schriften. 745.  
Psyche. Ein Märchen aus dem Alterthum. 610.  
Puschkin, Alexander. 465.  
Quandt, J. G. von, Erzählungen des Herrn Kauz. 702.  
Raff, J., Die Wagner-Frage. 473.  
Rama Aven, Chr., Vier Geheimrath-Minister. 609.  
Raumer, F. von, Historisches Taschenbuch. Dritte Folge. Sechster Jahrgang. 124.  
— Vermischte Schriften. 561.  
Realistisches Princip im Roman. 573.  
Recensenten und Autoren. 478.  
Reden und Trinksprüche Sr. Majestät Friedrich Wilhelm's IV. 405.  
Reich, L., Wanderblüten aus dem Gedichtbuche eines Malers. 750.  
Reichenbach, R. von, Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Dode. 817.  
— D., Beiträge zur Kritik der Staatswirtschaft. 649.  
Reichlin-Weldeg, R. A. Freiherr von, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus und seine Zeit. 198.  
Reimann, C. J., Das Naturleben des Vaterlandes. 377.  
Reinhold, C., Gedichte. 457.  
Reisehandbücher, französische. 813.  
Reither, R., Aus dem Haus. 384. 457.  
Religiöse Charaktere neuerer Zeit. 897.  
Reißstab, L., Garten und Wald. 805.  
Reitberg, R. von, Münzbergs Kunstleben in seinen Denkmälern dargestellt. 189.  
Reumont, A., Beiträge zur italienischen Geschichte. 795.  
Ribet, Enthüllungen. Neues System der physischen Astronomie. 294.  
Richelot, H., Histoire de la réforme commerciale en Angleterre. 760.  
Riehl, W. H., Die Familie. 842.  
Rosenberg, Julius von, König Harald's Totenfeier. 459.  
Rogge, F. W., Musodoron. 756.  
Rolle, H., Heldenbilder und Sagen. 753.  
Romanische Literatur Siciliens, Blick in dieselbe. 6.  
Romberg, J. A., Aus allen Wissenschaften das Interessanteste. 502.  
Roquette, Otto, Das Hünengrab. 749.  
Roscher, W., Die Grundlagen der Nationalökonomie. A. u. d. X. System der Volkswirtschaft. 649.  
Rosenfranz, G. J., Graf Johann von Spord, f. f. General der Cavalerie. 405.  
— R., Aus einem Tagebuche. 459.  
— Aesthetik des Häßlichen. 81.

- Kopfmüller, E. A., Reisetinnerungen aus Spanien. 275.
- Rostoptchine (le comte Théodore), Notice littéraire et bibliographique sur ses ouvrages. 145.
- Royal literary fund, der, und andere literarische Unterstützungsvereine in England. 316.
- Rüstow, B., Untersuchungen über die Organisation der Heere. 182.
- Ruge, A., New Germany. 630.
- Ruperti, F., Ein Tag im Gasthose. 862.
- Russische Literatur. 424.
- Sand, George, ihre Selbstbiographie und das persönliche Element in der Literatur. 758.
- als dramatische Schriftstellerin. 835.
- Französische Urtheile über sie. 943.
- Sartorius, A., Aus der Geschichte und dem Familienleben. 181.
- Saupe, E. S., Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln. 166.
- Schiller's Leben und Werke in chronologischen Tafeln. 166.
- Sauter, Ferdinand. 421. 721.
- Schadow, B. von, Der moderne Vasari. 144.
- Schäfer, G., 'Ερμηνεία της ζωγραφικῆς. 74.
- Gotthold, Theonia. 503.
- Schäfer, A., Dort und Hier. 752.
- Schaff, Ph., Geschichte der apostolischen Kirche. 93.
- America. Die politischen, socialen und kirchlich-religiösen Zustände der Vereinigten Staaten. 555.
- Schanz, J., Rinde. 892.
- Gedichte von James Henry. 893.
- Scharling, E. A., Fénelon's Briefe an die Gräfin Grumont. 610.
- Schabler, M., Die Wandgemälde Wilhelm von Kaulbach's im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin. 74.
- Schauspielfunst, die neuere, betreffend. 574.
- Scheibe, Th., Satan in Wien. 954.
- Scheler, A., Laura. Ein Roman von George Sand. 891.
- Schellenberg, F., Erinnerungen. 90.
- Scherr, J., Dichterkönige. 796.
- Scheubner, R. F. G., Parfentöne. 698.
- Schiller als Aesthetiker. 42.
- und die Jugend seiner Zeit. 262.
- Charlotte von, zwei Aussprüche derselben. 905.
- Schillerfeste und Schillerliteratur. 388.
- Schillerstiftung, die dresdener. 354.
- Schleiden, M. S., Studien. 878.
- Schloenbach, A., Weltseele. 679.
- Schmid, A., Christoph Willibald Ritter von Gluck. 717.
- Chr. von, Erinnerungen aus meinem Leben. 265.
- F. H., Dramatische Schriften. 251.
- Schmidt, E., Schilderungen aus der Schweiz. 577.
- Schöndler, F., Die Chemie der Gegenwart. 291.
- Schopenhauer, A., Ueber das Sehen und die Farben. 675.
- Schopenhauer'sche Philosophie. 593.
- Schrader, J., Elegien. 386.
- Kaiser Heinrich IV. 606.
- Schredenslein, Roth von, Die Cavalerie in der Schlacht an der Moskwa am 7. Sept. 1812. 937.
- Schröter, R., Lieder aus Ungarn. 847.
- Schubert, G. F. von, Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. 265.
- Schüding, L., Ein Redekampf in Florenz. 415.
- Schulze-(Deligsch), Associationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter. 649.
- Schulze, Ernst. 321.
- Schwarz, R., Gotthold Ephraim Lessing als Theolog dargestellt. 731.
- Schweiz, neue Werke über dieselbe. 577.
- Schwerin, Franziska Gräfin, Alphabet des Lebens. 214. 385.
- Scènes des camps et des bivouacs hongrois pendant la campagne de 1848—49. 439.
- Seeberg, P., Karl Hesselberg's, eines jungen Theologen, nachgelassene Schriften nebst seiner Biographie. 898.
- Seemann, B., Reise um die Welt und drei Fahrten nach dem nördlichen Polarmeere zur Auffuchung Sir John Franklin's. 217.
- Severus, Die Schweiz und ihre Vergangenheit und Gegenwart. 577.
- Siebold, E. R. S. von, Des D. Junius Juvenalis sechste Satire. 261.
- Siegel, E., Gedichte. 127.
- Sivers, S. von, Deutsche Dichter in Russland. 883.
- Slawische Literatur. 740.
- Smil von Pardubitz, „Der neue Rath“. 310. 406.
- Sonthheim, Friedrich von, Geschichte der Liebe. 280.
- Spieß, A., Goethe's Leben und Dichtungen. 531.
- Sprichwörter der Krim'schen Tataren. 67.
- Stadelmann, H., Varia Variorum Carmina latinis modis aptata. 262.
- Stahr, A., Lirso. 765.
- Stallo, J. B., Thomas Jefferson. 796.
- Starklof, L., Durch die Alpen. 577.
- Steinhausen, S. F., Lilien und Rosen. 698.
- Stern, A., Sangkönig Piarne. 754.
- Strub, L., Novellen von J. F. Lentner. Mit einem Lebensabriß des Verfassers. 721.
- Stiebel sen., Die Schietsgrenzen der Naturwissenschaften. 685.
- Stirling, W., Velasquez and his works. 828.
- Störtebeker-Oge. 281.
- Strauß, B. von, Robert der Laufel. 565.
- Strodtmann, A., Lethae. 752.
- Stromberger, E. B., Geistliche Dichtungen evangelischer Frauen. 583.
- Sybel, F. von, Geschichte der Revolutionzeit von 1789—95. 481.
- Tallandier über die Romane der deutschen Bibliothek. 904.
- Taschenbücher, deutsche. Erster Artikel. 97. Zweiter Artikel. 287.
- Teichlein, A., Ludwig Gallat und die Malerei in Deutschland. 189.
- Tennyson, A., Maud, and other poems. 700.
- Theologische Beweisführung, eine, aus dem Jahre 1775. 261.
- Thiers, A., Histoire du Consulat et de l'Empire. Vol. XII. 921.
- Thiersch, F. W. S., Erinnerungen an Emil August von Schaben. 380.
- Thierry, A., Erzählungen aus den merovingischen Zeiten. 502.
- Tiedemann, D., Ein Jesuit. 19.
- Aus der Welt des Herzens. 366.
- Tietz, F., Bunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin und anderswoher. 265.
- Timbs, J., Curiosities of London. 908.
- Traun, Julius von der, Die Gründung von Kloster-Neuburg. 153.
- Gedichte von Ferdinand Sauter. Mit des Dichters Lebensstizze aus dessen Nachlaß herausgegeben. 721.
- Trautmann, F., Die gute alte Zeit. Münchner Geschichten. 620.
- Treiber, F., Zwei humoristische Vorträge. 610.
- Tschubuschnigg, A. Ritter von, Die Industriellen. 953.
- Türke, A., Sickingen. Eine Landstreckengeschichte. 153.
- Die Portenser. 246.
- Johanna Gray. 603.
- Turiner Presse, die. 318.
- Turgenjew, S., und sein französischer Uebersetzer. 41.
- Aus dem Tagebuche eines Jägers. 182.
- Ullenspiegel. 185.
- Ubicini, La Turquie actuelle. 446.
- Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Englische. 39.
- Uhländ'sche Balladen in Nordamerika. 885.
- Ulrici, F., Ueber die verschiedene Auffassung des Madonnaideals. 189.
- Ungarische Malerei. 796.
- Ungarische Poesie. 847.
- Unger, S., Die Ehe in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung. 705.
- Unsterblichkeit, literarische. 922.
- Unterstützungsgesellschaften, literarische, in England, Frankreich und Deutschland. 519.
- Valentiner, Monologe. 583.
- Venedey, J., Die Pataria. 503.

- Véra, A., Introduction à la philosophie du Hegel. 760.
- Verde-Delisle, De la dégénérence physique et morale de l'espèce humaine déterminée par le vaccin. 740.
- Véron, Mémoires d'un bourgeois de Paris. 259.
- Victoires et revers des Français. 813.
- Vieuvet, Promenade philosophique au Père-Lachaise. 760.
- Villemain's Memoiren. 352.
- Villemain, Discours et mélanges littéraires. 664.
- Vincke, G. Freiherr, Bilder aus Italien. 277.
- Vörösmarty und Gaal. 943.
- Vogel, A., Rotherius von Verona und das 10. Jahrhundert. 367.
- Vogt, R., Köhlerglaube und Wissenschaft. 685.
- Voigtmann, Etymologische Studien. 796.
- Volkmar, Ein Roman in Bildern. 895.
- Volkskalender für das Jahr 1855. 401.
- Volkswirtschaftliche Literatur. 649.
- Vom Rhein zum Montblanc. Zwei Theile. 577.
- Wagner, A., Naturwissenschaft und Bibel. 685.
- Wagner, R., Menschenschöpfung und Seelensubstanz. 685.
- Ueber Wissen und Glauben. 685.
- Wachsmuth, W., Geschichte der politischen Parteien alter und neuer Zeit. 508.
- Wackernagel, B., Sevilla. 277.
- Waldau, Max, und sein Schwanengesang. 117.
- Ueber sein Leben und seinen Tod. 166.
- Weber, E. W., Der Freundschaftsbund Schiller's und Goethe's. 164.
- H., Das Evangelium an die Armen. 942.
- R. R. Freiherr von, Ein Ausflug nach dem französischen Nordafrika. 814.
- Weilen, J., Phantasien und Lieder. 385.
- Weill, A., Vies des grands hommes d'Allemagne. 422.
- Mystère de la création. 422.
- Weiß, L., Streifzüge in das Gebiet der Nationalökonomie. 649.
- Wenzig, J., Der neue Rath des Emil von Pardubic. 795.
- Weyhe, A. von, Haideblüten. 214.
- Wiener Literatur- und Theaterzustände. 627. 882.
- Wiener Romane. Erster Artikel. 781.
- Zweiter Artikel. 949.
- Wiedebe, S. von, Erzählungen eines österreichischen Veteranen. 715.
- Wigand, A., Der Baum. 882.
- Willagen, P. S., Uferblumen. 936.
- Willkomm, C., Die Familie Ammer. 658.
- Winkworth, Catherine, Lyra Germanica. 796.
- Wiseman, Cardinal von, Vermischte Schriften. 203.
- Wislicenus, G. A., Aus Amerika. 553.
- Wolfgang Kenzel und Ernst Schulze. 557.
- Wöringen, F. von, Märchen. 892.
- Wüstemann, E. F., Unterhaltungen aus der Alten Welt für Garten- und Blumenfreunde. 378.
- Wuttke über Hammer-Purgstall's Literaturgeschichte der Araber und die Kosmographie des Alhifos. 165.
- Ziegler, R., Grabbe's Leben und Charakter. 393.
- Zimmermann, H. Th., Geschichte der Deutschen von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 481.
- Zingerle, J. B., Gebichte. 91.
- Zuaven, die. 683.
- Zusner, B., Neuere Gedichte. 936.

Druck von G. W. Brockhaus in Leipzig.











